Volksbücher.

1.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Geſchichte
von
Griſeldis
und dem
Markgrafen Walther.

Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe.

Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Bayerische
Staatsbibliothek

Bayeriſche
Staatsbibliothek

Geſchichte
von
Griſeldis und dem Markgrafen Walther.

Erſtes Kapitel.

Des Markgrafen Walther Herrſchaft, Weſen und Widerwillen gegen
den Eheſtand.

Am Berge Viſo im Lande Piemont im oberen Italien ent-
pringt der Fluß Po, den ſchon der römiſche Dichter Virgil als
en König der Flüſſe rühmte. Denn, obſchon anfangs klein und
nbedeutend, wird derſelbe doch durch die vielen Gewäſſer, welche
ch in ihn ergießen, ein gar ſtattlicher Strom, bis er ſich durch
ehre Mündungen in den Meerbuſen von Venedig ergießt. Die
andſchaften, welche der Po durchſtrömt ſind überaus ſchön und
eblich. Ueppig grünende Wieſen wechſeln mit anmuthigen
ergen und ſchattigen Wäldern, und wohlgebaute Städte, Dörfer
nd Schlöſſer ſind hier von Altersher gegründet. Unter den
ndſchaften der Gegend zeichnete ſich ſchon in frühen Zeiten die
on Saluzzo aus. Adlige Herren, Ritter und Grafen hatten
er reiche Beſitzungen, am mächtigſten aber unter ihnen war
arkgraf Walther, welchem die übrigen alle als ihrem Herrn
nd Fürſten unterthan waren. Seine vornehme Abkunft und
ne vortrefflichen Tugenden machten ihn dieſes Vorzuges würdig.
r war ein ſtattlicher und ſchöner Herr, lebte, geſegnet mit
aft und Geſundheit und im blühenden männlichen Alter ſtehend,

in Luſt und Freuden, war aber dabei fromm, gottesfürchtig und aller Ehren werth. Zumeiſt liebte er die Jagd und andere männliche Vergnügungen, denn nichts dünkte ihm eines Mannes unwürdiger als träge Ruhe. Dem Eheſtand war er daher wenig geneigt, denn er glaubte der Mann werde durch ihn verweichlicht, und ſein ſtolz muthiger Sinn empörte ſich, wenn er ſah, daß gar häufig im Leben die Ehefrau ihren Mann beherrſche, und ſich vorſtellte, daß ihm ein Aehnliches begegnen könne. Alſo lebte Markgraf Walther unverehelicht und ſchien auch künftig in dieſem Stande verharren zu wollen.

Zweites Kapitel.

Der Markgraf wird von ſeinen Unterthanen gebeten eine Gemahlin zu nehmen.

Die Unterthanen des Markgrafen, welche ihren Herrn liebten, waren über ſein unverehelichtes Leben ſehr bekümmert, und nachdem ſie es lange ſchweigend angeſehen, wurden ſie endlich ungeduldig. Die Vornehmſten unter ihnen vereinigten ſich, faßten ein Herz, kamen nach Saluzzo und begehrten mit ihrem Herrn zu reden, weil ſie eine wichtige Angelegenheit bei ihm anzubringen hätten. Die Zahl der Kommenden war groß und Markgraf Walther war einen Augenblick in Zweifel ob ſie Gutes oder Uebles gegen ihn im Sinne hätten. Weil er ſelbſt aber ihnen niemals Uebles zugefügt, und ſtets nur das Wohlergehen ſeiner Unterthanen im Sinne gehabt und gefördert hatte, ſo ließ er ſie in ſeinen fürſtlichen Saal geleiten und trat feſten und heitern Muthes mitten unter ſie. Ehrfurchtsvoll ward er begrüßt und nachdem er ſie in Güte und Freundlichkeit gefragt, was ihr Begehren ſei, ſprach einer der vornehmſten und muthigſten etwa folgende Worte: „Eure große Gnade und Nachſicht, hochgeborner gnädiger Herr, geben uns, Euren Unterthanen, Muth und freudige Zuverſicht, daß wir ſo oft, als die Noth es gebietet, vor Euer Gnaden zu treten, und mit Euch zu ſprechen wagen. Jetzt aber ſind wir hier vor Euch erſchienen, nicht ein Jeder in einer andern, nur ihn betreffenden Angelegenheit, ſondern Alle für Einen und Einer für Alle, und wagen Euch eine unterthänige Bitte und Meinung vorzutragen. Euer Gnaden Rede, Wille und That ſind, wie Solches recht und geziemend, von uns, Euren Unterthanen, ſtets gut geheißen worden und gewiß ſind wir wegen unſeres tugendhaften und löblichen Landesherrn glücklich zu preiſen. Für die glücklichſten Menſchen in ganz Welſchland würden wir uns aber erachten, wenn Euer Gnaden einer Bitte Gehör gäben, die wir jetzt in Gehorſam und Unterthänigkeit Euch vorzutragen wagen. Ihr wißt, gnädiger Herr, wie ſchnell und flüchtig dieſes Leben dahinſchwindet. Die ſchönſte und kräftigſte Blüthe des Alters, wie ſich Euer Gnaden zur Zeit derſelben erfreuen, verwelkt allmählig, und unverſehens ſchleicht das graue und ſchwache Alter heran. Auch hat weder Jung noch Alt einen Bürgen für den Tod. Der Tod iſt uns Allen gewiß, und ungewiß iſt nur Tag und Stunde, wann er kommt. Solches bedenkend bitten wir, Euer Gnaden wollen ſich nach Gottes Ordnung in den Stand der heiligen Ehe begeben und zwar je eher je lieber Solches ins Werk ſetzen. Wenn Ihr nun, gnädiger Herr, auf unſere unterthänige Bitte einzugehen geneigt ſeid, ſo wollen wir mit Eurer Erlaubniß in allen Ländern uns umſehen nach einer durch vornehme Geburt, Reichthum und Tugend Eurer würdigen Braut und künftigen Gemahlin. Alsdann wird es die göttliche Gnade fügen, daß Euer Gnaden nicht ohne einen Leibeserben bleiben, welcher dermaleinſt weiſe und gnädig über unſere Kinder herrſchen möge, ebenſo wie Ihr über uns herrſchet.“

Drittes Kapitel.

Der Markgraf verſpricht ſich in den Eheſtand zu begeben.

Markgraf Walther hatte dieſe Rede bis zu Ende angehört und war durch die in ihr ſich kundgebende Liebe, Treue und Vorſorge ſeiner Unterthanen alſo gerührt worden, daß ihm Thränen in die Augen ſtanden. Nachdem er noch eine Weile geſchwiegen und ſich beſonnen, ſagte er endlich: „Liebe Herren und Freunde, Ihr nöthigt mich zu thun, woran ich bis jetzt niemals gedacht habe. Lieber allerdings wäre ich unvermählt geblieben um frei zu ſein und mancherlei Widerwärtigkeiten zu vermeiden, welche der Eheſtand mit ſich zu bringen pflegt: aber ſo Vieler treugemeintem Willen und weiſen Rath vermag ich nicht zu widerſtreben. Der Mühe mir eine Braut zu ſuchen, will ich Euch jedoch überheben, indem ich Solches mir ſelbſt und dem gütigen Himmel vorbehalten. Alles was wir Menſchen haben und beſitzen quillet ja aus Gottes Gnade und Vorſorge. Er iſt der unerſchöpfliche Brunnquell alles Guten, Ihm will ich denn auch meinen Eheſtand, mein Glück, ja Leib und Leben anheimſtellen. Er wird mir finden, zuführen und beſcheeren, was mir, meinem Geſchlecht und dem ganzen Lande Heil und Seegen bringend ſein wird. Ich will alſo nach Eurem Wunſch und Willen eine Gemahlin nehmen und zwar eher als Ihr verhofft habt. Dagegen ſollt Ihr mir geloben, daß Ihr die Frau, welche ich mit des Himmels Leitung erwähle, wer ſie auch ſei, als meine Gemahlin und als Eure Herrin anerkennen und ehren wollt. Denn was mir gefällt und gut genug iſt, daß ſoll auch Euch gefallen und genügen.“

Die verſammelten Herren waren über die Rede ihres Fürſten hocherfreut und verſprachen feierlich, wie er verlangt, daß ſie der Frau, welche er zu ſeiner Gemahlin wählen würde, als ihrer Herrin treu, hold und unterthänig ſein, und gegen ihre Erwählung niemals eine Widerrede erheben würden. So ſchieden ſie fröhlichen Herzens und harrten der Wahl des Markgrafen.

Viertes Kapitel.

Markgraf Walther läßt das Hochzeitfeſt bereiten, obſchon keine Braut da iſt.

Im ganzen Lande hatte die Nachricht von des Markgrafen Entſchluße Freude und Erwartung erregt. Der Graf aber ſchloß ſich ein und dachte über ſeine Wahl nach. Da meinte er, wenn er ein armes und tugendhaftes Mädchen zu ſeiner Gemahlin nähme, ſo würde ſie ihm am eheſten in allen Dingen gehorſam und ſeine Freiheit am wenigſten durch ſie beſchränkt ſein. Hierauf ließ er in ſeinem Schloſſe Alles aufs Herrlichſte einrichten. Vorräthe an Speiſe und Trank wurden in Maſſe aufgehäuft und der Tag, an welchem die Hochzeit gehalten werden ſollte wurde feſtgeſetzt und bekannt gemacht. Prachtvolle Gewänder und koſtbarer Schmuck für die Braut wurden herbeigeſchafft und zur Hochzeit alle Edlen des Landes und die vornehmſten Bürger der Städte geladen. Der Hochzeittag und die zahlreichen Gäſte waren erſchienen, aber keine Braut. Die Erwartung war aufs Höchſte geſtiegen. Schon glaubte Mancher, der Graf habe es nur auf eine Täuſchung abgeſehen; da befahl derſelbe, die vornehmſten Herren und Diener ſollten ſich zum Brautzuge rüſten. Mit hochzeitlichen Kleidern geſchmückt ritt der Markgraf voraus; edle Damen ſaßen in Wagen und hielten die Brautgeſchenke. Den ſtattlichen Zug ſchloſſen die berittenen Herren und Diener.

Fünftes Kapitel.

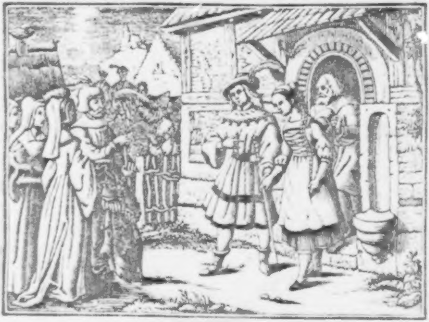
Markgraf Walther findet Griſeldis.

In der Nähe von Saluzzo war ein kleines Dorf, und in ihm der ärmſte Bauer ein Mann, Namens Janicula. Derſelbe hatte eine Tochter, Griſeldis, welche eben ſo ſchön als arm war. Sie hatte einen ſchlanken Wuchs und ein liebliches Angeſicht, ihr Benehmen war ſittſam und beſcheiden. Bei magrer Koſt auferzogen kannte ſie keine Art von Hoffahrt; ſie hütete das Vieh auf dem Felde, beſorgte die kleine Wirthſchaft ihrer Eltern und ſpann noch tief in die Nacht hinein. Sie ehrte und liebte ihre Eltern und wurde von ihnen herzlich wieder geliebt. In das Dorf, in welchem dieſes Mädchen lebte, kam nun der hochzeitliche Zug. Jung und Alt lief herbei ihn anzuſtaunen. Griſeldis war beim Brunnen, Waſſer zu holen, als ſie den Zug von Weitem erblickte. Schnell eilte ſie mit ihren Krügen nach Hauſe und ſchaute dann verſchämt und beſcheiden durch die halbgeöffnete Thür nach dem ſtattlichen Zuge, denn ſie hatte ſo Prächtiges in ihrem Leben noch nicht geſehen. Markgraf Walther war früher auf ſeinen Jagdzügen ſchon oft durch das Dorf geritten und hatte auch Griſeldis geſehen, und über ihre Schönheit, ihr ſittiges Weſen, ihr edles Benehmen ſich gefreut. Als nun der Hochzeitzug vor Janiculas Hütte angekommen war, hielt der Markgraf ſein Roß an, grüßte Griſeldis und fragte ſie: „Griſeldis, wo iſt dein Vater?“ So erſchrocken war die Jungfrau, die zum erſtenmal von einem ſo vornehmen Herrn angeredet wurde, daß hohe Röthe ihr Angeſicht überlief und ſie kaum zu antworten vermochte. Doch ſammelte ſie ſich und ſprach ſich ehrerbietig verneigend: „Er iſt daheim gnädiger Herr!“ „So rufe ihn zu mir heraus!“ ſagte der Graf.

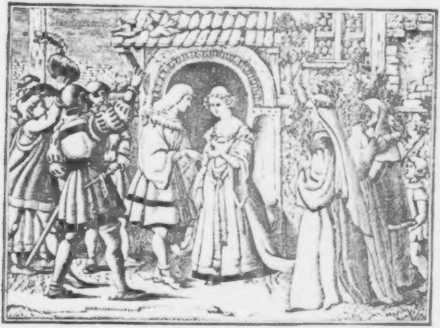
Sechstes Kapitel.

Markgraf Walther wirbt um Griſeldis und vermählt ſich mit ihr.

Griſeldis that wie ihr befohlen worden und als Janicula zagend und zitternd herausgekommen war, nahm ihn der Markgraf bei der Hand, führte ihn ein Weniges bei Seite und ſprach: ,,Ich weiß, mein lieber Janicula, daß Du mein treuer Unterthan biſt und mich als Deinen Herrn lieb haſt, auch in allen Dingen mir gehorſam ſein wirſt. Doch muß ich über Eines Deinen Willen vernehmen: ob Du mich zu Deinem Eidam nehmen und Deine einzige liebe Tochter mir zur Gemahlin geben willſt?'' Der Greis war über dieſe Anrede ſo erſchrocken und erſtarrt, daß er kein Wort zu finden vermochte. Erſt als ihn der Graf wiederholt angeredet, antwortete er unter Zittern: ,,Gnädiger Herr, Ihr mögt immerhin einen armen und niedrigen Mann, wie ich bin, verſpotten.'' ,,Ich ſpotte nicht,'' erwiderte der Graf, ,,und erkläre Du Dich kurz durch Ja oder Nein!'' Da ſprach Janicula: ,,Ich darf, gnädiger Herr, nicht Anderes wollen, als was Ihr begehret.'' ,,So gehen wir in das Haus,'' ſagte der Markgraf, ,,um Deiner Tochter Meinung zu hören!'' Die vornehmen Herren und Damen verwunderten ſich als ſie den Grafen in des armen Landmanns Hütte gehen ſahen, noch mehr aber erſtaunte Griſeldis, als der vornehme, reich gekleidete Herr vor ſie trat, ihre Hand erfaßte und ſprach: ,,Griſeldis, es iſt mein und Deines Vaters Wille, daß Du mein Weib werdeſt und ich zweifle nicht, daß Du mir und Deinem Vater gehorchen werdeſt. Doch habe ich noch eine Frage an Dich, die Du wohl bedenken und mir aufrichtig beantworten mögeſt. Wenn wir durch Gottes Gnade vermählt ſein werden, welches noch an dieſem heutigen Tage geſchehen ſoll, willſt Du mir dann gehorſam ſein in allen Dingen, ſo daß Du keinen andern Willen habeſt als den meinen, daß Du weder in Worten noch in Gedanken mir jemals widerſprecheſt, was ich auch vornehmen möge?“ Griſeldis hatte faſt die Beſinnung verloren, ſie wußte nicht ob ſie wache oder träume; es dauerte lange ehe ſie Worte fand. Endlich neigte ſie ſich demüthig und gab dieſe Antwort. „Gnädiger Herr, ich weiß mich der Ehre Eure Gemahlin zu ſein wohl unwürdig, doch muß ich es für mein Glück erachten und darf Euer Gnaden weder hierin noch ſonſt entgegen ſein. So will ich denn in allen Dingen Euch gehorſam ſein; und ſolltet Ihr auch meinen Tod befehlen, ich werde Euch nicht widerſprechen.“ Freudig rief der Graf: „Wohl Griſeldis!“ nahm ihre Hand und führte ſie hinaus, wo ſein Gefolge und alles Volk, das dem Zuge gefolgt, verſammelt war.



„Sehet,“ ſprach er, „dieſe Jungfrau ſoll meine Gemahlin und Eure Herrin werden und wie Ihr mich liebt und ehret, ſo ſollt Ihr auch ſie lieben und ehren, ja noch viel mehr!'' Jetzt winkte der Graf den edlen Frauen, welche mit ihm gekommen waren und die Brautgeſchenke trugen, und befahl ihnen wie ſie thun ſollten. Alsbald ſchloſſen dieſelben einen Kreis um Griſeldis, entkleideten ſie ihrer ärmlichen Gewänder und legten ihr die koſtbaren Kleider und den Schmuck von Perlen, Gold und Edelſteinen an, wie ſolches Alles der Graf für ſeine Braut hatte fertigen laſſen. Aus dem Kreiſe der Frauen trat die geſchmückte Jungfrau hervor, nicht mehr einer Bäuerin ſondern einer Gräfin gleichend, und der Markgraf begrüßte ſie als ſeine Braut und verlobte ſich mit ihr, indem er einen koſtbaren Ring an ihren Finger ſteckte. Alle Anweſenden waren Zeuge, prieſen und bewunderten die



Schönheit der Jungfrau, welche ihre Jugendgeſpielen in den herrlichen Gewändern kaum wiedererkannten. Graf Walther hob ſeine

Braut auf ein ſchneeweißes Pferd und zog zurück nach dem Schloſſe zu Saluzzo. Zahlreiches Volk begleitete den Zug, jubelte und rief: „Es lebe Griſeldis!“ Noch an demſelben Tage ward die Vermählung vollzogen.

Siebentes Kapitel.

Griſeldis Verhalten und Entbindung von einem Töchterlein.

Griſeldis dankte Gott demüthig für die Gnaden und Ehren, mit denen er ſie überſchüttet. Obgleich ſie ihre frühere Demuth und Beſcheidenheit nicht ablegte, ſo war es doch wunderbar zu ſchauen, wie wohl ſie ſich in ihrem neuen vornehmen Stande zu benehmen wußte. Niemand merkte es ihr an, daß ſie in einer Bauernhütte aufgewachſen war, viel eher hätte man ſie für eine Königstochter gehalten. Alle, Vornehme und Geringe, ehrten und liebten ſie, ihr Gemahl aber war durch ihren Beſitz überaus glücklich. Sie liebten einander in Frieden und Freude, und waren ihren Unterthanen ein würdiges Beiſpiel.

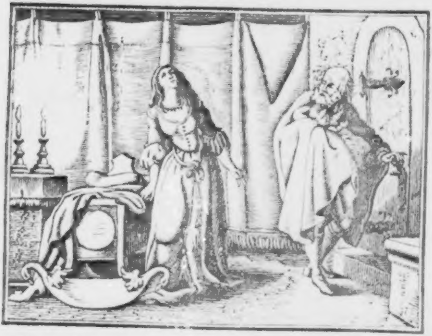
Noch war kein Jahr verfloſſen, da fühlte ſich Griſeldis geſegneten Leibes. Herr und Unterthanen waren begierig, was ihnen Gott beſcheeren würde. Sie gebar ein wohlgeſtaltetes und überaus ſchönes Töchterlein, und obſchon die Unterthanen mehr noch ein Knäblein gewünſcht hatten, ſo waren ſie doch auch über das Mädchen erfreut und dankten Gott, weiteren Segen verhoffend.

Achtes Kapitel.

Markgraf Walther legt Griſeldis die erſte Prüfung auf.

Graf Walther liebte ſeine Gemahlin nicht minder als vorher, aber er meinte, daß nun wohl die Zeit gekommen ſei, die Treue und den Gehorſam, den ihm Griſeldis gelobt, zu prüfen, und weil er gewiß war, daß ſie die Prüfung beſtehen würde, ſo dachte er durch dieſelbe ſie nur noch mehr in Aller Verehrung zu befeſtigen. Aus dieſem Grunde ſtellte er ſich wenig erfreut über die Geburt des Töchterleins; Griſeldis aber ſuchte durch vermehrte Freundlichkeit und durch Eifer ihm zu dienen ſeine Huld wiederzugewinnen. Nachdem jedoch das Kind entwöhnt war, ließ der Graf Griſeldis vor ſich kommen, empfing ſie mit finſterem Geſicht und redete zu ihr mit rauhen Worten: „Du weißt, Griſeldis, wo Du her biſt, in welcher Geſtalt ich Dich aufgenommen, und unter welcher Bedingung ich Dich zu meiner Gemahlin erhoben. Ich habe Dich geliebt und vor den Meinen in Ehren gehalten, und ſo ſoll auch ferner geſchehen. Nachdem Du mir aber eine Tochter geboren haſt, hat ſich die Geſinnung der mir untergeordneten Grafen und Herren gegen Dich und mich verändert. Sie ſprechen öffentlich aus, daß ſie dieſer meiner Erbin, weil ſie ein Weib und eines ſchlechten Bauers Enkeltochter ſei, nimmermehr gehorchen würden. Ich will, daß Friede und Eintracht in meinem Lande ſei und Du wirſt mir gehorſam ſein, wie Du verſprochen haſt. Dieß ſage ich Dir, damit Du meines Willens gewärtig ſeiſt!“ Griſeldis war ihrem Herrn ruhig entgegen getreten, als er ſie mit zürnendem Geſicht empfing und hatte ohne ein Zeichen des Widerwillens ſeine Rede vernommen. Jetzt gab ſie unerſchrocken und ſanft zur Antwort: „Du biſt mein gnädiger Herr, mein Herr und Herr meines Kindes; unſer Leib und Leben ſteht in Deiner Hand; ſo thue denn mit uns, was Dir gut dünkt. Nichts begehre ich zu beſitzen und nichts befürchte ich zu verlieren, als Deine Liebe und Gnade. So feſt habe ich Dich in mein Gemüth und Herz verſchloſſen, und alſo liebe ich Dich, daß nicht der Tod, keine Zeit und kein Unfall Dich mir entreißen ſoll.“ Graf Walther war im Innerſten gerührt und ſehr erfreut über dieſe Antwort; aber er zwang ſich und verließ Griſeldis ernſten und trüben Geſichtes.

Walther hatte einen treuen Diener, den er auch ſonſt in wichtigen Geſchäften brauchte; dem befahl er in der nächſten Nacht zu Griſeldis zu gehen und ihr das Kind zu nehmen, auch ihr zu ſagen, daß er, der Graf, ihm geboten habe es mit ſich zu nehmen und umbringen zu laſſen. Dabei ſollte er genau Acht haben, wie Griſeldis ſich benehmen würde und ihm Alles was ſie ſagen und thun würde, hinterbringen. Der Diener war ſehr erſchrocken und rief: „Ach Herr, was habt ihr vor! was hat das arme Kindlein gethan, daß Ihr es umbringen wollet und was ſeine Mutter, daß Ihr ſie ſo ſchwer betrübet! Schonet des unſchuldigen Lammes, vergießet nicht Euer eigenes Blut.“ Der Graf aber ward zornig und befahl ihm zu gehorchen. Da ging der Diener tief betrübt zu Griſeldis und redete ſie unter Jammern und Weinen an: „Gnädigſte Frau, verzeiht mir um Gottes willen und rechnet mir nicht zu, was ich vollbringen muß. Ihr wiſſet, der Diener darf nicht fragen nach dem was Recht oder Unrecht, ſondern muß thun, wie ſein Herr ihm befiehlt, der über ſein Leib und Leben zu gebieten hat. Unſer Herr hat mir befohlen das Kindlein zu nehmen und es —“ weiter vermochte der gute Diener nicht zu reden, denn Thränen erſtickten ſeine Stimme. Griſeldis aber merkte wohl, was mit ihrem lieben Kindlein geſchehen ſolle und daß es auf ſein unſchuldiges Leben abgeſehen ſei. Dennoch erhob ſie kein Klagen und Murren, kein Seufzer entging ihr, ſondern ſie nahm das Kindlein in ihre Arme, herzte und küßte es noch einmal und ſegnete es, bezeichnete es mit dem Zeichen des Kreuzes und gab es dem Diener. „Es gehört meinem Herrn,“ ſprach ſie, „nimm es und thue wie Dir befohlen iſt. Nur dieſes Eine bitte ich Dich, laß das entſeelte Körperchen nicht den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube werden, es müßte Dir denn auch dieſes befohlen ſein.“ Der Diener nahm das Kind und konnte ſich vor Weinen nicht faſſen. Griſeldis aber rief: „Gehe, trage das liebe Englein ſchnell hinweg, ich befehle es mit Leib und Seele in den Willen des allmächtigen Gottes!“



Nun ging der Diener mit dem Kindlein zum Markgrafen und berichtete ihm genau, wie er es von Griſeldis erhalten habe. Der Graf war gerührt und erſchüttert von der Treue ſeiner Gemahlin und bewunderte ſie in ſeinem Herzen, ließ aber dennoch von ſeinem Vorſatze nicht ab. Er ließ das Kind ſorgfältig einhüllen und gab es dem treuen und verſchwiegenen Diener und befahl ihm mit demſelben alsbald und in aller Eile gen Bologna zu eilen. Dort nämlich war des Markgrafen Schweſter an einen vornehmen und mächtigen Grafen vermählt; der überſchickte er das Kind und bat ſie in einem Briefe es ſorgfältig und ſeinem Stande gemäß aufzuziehen, aber jedermann zu verſchweigen, von wem ſie es erhalten habe. Der Diener war froh, daß ſein trauriges Geſchäft ſolch einen guten Ausgang nehme und vollzog den Befehl ſeines Herrn mit freudigem Eifer; die Gräfin aber nahm das Kind und erzog es wie eine Mutter.

Griſeldis erfuhr nicht, was mit ihrem Kinde vorgegangen ſei, aber obgleich ſie innerlich tief betrübt war, ſo ließ ſie doch ihrem Gemahl in Worten und Geberden nichts merken. Auch liebte ſie ihn ſo innig wie vorher und war freundlich und liebreich gegen ihn, ohne des Kindes jemals mit einem Worte zu erwähnen. Walther liebte ſie und verehrte ſie darum noch mehr wie früher.

Neuntes Kapitel.

Griſeldis gebiert ein Knäblein und muß die zweite Prüfung beſtehen.

Vier Jahre waren vergangen, da ward Griſeldis abermals geſegnet und gebar zur Freude des Vaters und aller Freunde und Unterthanen einen wohlgebildeten kräftigen Knaben. Der Markgraf aber beſchloß das treue Weib abermals einer Verſuchung zu unterwerfen, und Griſeldis kam wider ihr Verhoffen in noch größeres Leid als das erſte Mal. Als nämlich der Knabe entwöhnt und bereits zwei Jahr alt geworden war, ſprach der Graf zu Griſeldis: „Du haſt ſchon gehört, wie meine Verwandten und meine Unterthanen unſer beider Eheſtand mit feindlichen Blicken betrachten, zumal ſeit Gott denſelben mit Kindern geſegnet hat. Sie ſagen ganz unverholen und mir ins Geſicht, daß ſie nimmermehr zugeben würden, daß ein Bauer, des Janicula Enkel, einſt über dieſes Land herrſche. Will ich nun einen Aufſtand vermeiden und Ruhe und Frieden erhalten, ſo muß ich, wie ſehr Solches auch mein Herz kränket, mit unſerm Knäblein verfahren wie vor etlichen Jahren mit dem Töchterlein geſchehen iſt. Dieſes habe ich Dir vorher anzeigen wollen, damit Du Dich geduldig in das Nothwendige ſchickeſt und nicht von allzuheftigem Trauern befallen werdeſt.“ Griſeldis erſchrack zwar in innerſter Seele, dennoch wußte ſie ſich zu faſſen um auf keine Weiſe den ihrem Gemahl angelobten Gehorſam zu brechen. „Ich habe mich, mein Herr und Gemahl,“ ſagte ſie, „ſchon vordem erklärt und wiederhole jetzt, daß mir Alles Recht ſein ſolle, was Dir Recht zu ſein bedünket. Ich habe gegen Deinen Willen keinen eigenen und ſtehe ſammt meinem Kinde in Deiner Hand. Befiehl nur auch mir zu ſterben, ſo will ich gar gern gehorchen, und der Tod ſoll nimmer ſo bitter ſein, daß er meine Liebe und meinen Gehorſam gegen Dich, meinen lieben Herrn, zu brechen im Stande ſei.“ Das Herz wendete ſich dem Markgrafen um, er verließ aber Griſeldis mit finſterem Blick, ging in ſeine Kammer und weinte heftig. Doch meinte er das Angefangene zur Ehre ſeines lieben Weibes zu Ende führen zu müſſen und ſendete darum des Nachts den Diener, deſſen er ſich auch das erſte Mal bedienet, um das Knäblein zu holen. Dies Mal ging der Diener leichteren Herzens, ſtellte ſich aber doch ſehr betrübt an, bat für ſeine Perſon um Vergebung und forderte den Knaben. Griſeldis war abermals ruhig und ergeben, betete über ihr Kindlein, ſegnete und küßte es und gab es dem Diener, nachdem ſie es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet. Auch bat ſie den Diener wiederum, den Leichnam des lieben Knäbleins nicht den Thieren zum Raube zu laſſen, ſondern ihn chriſtlich zur Erde zu beſtatten. Die Ergebenheit und Standhaftigkeit der Gräfin ergriff den Diener ſo gewaltig, daß er vor Mitleid heftig weinte und zu ſeinem Herrn ging, dem er die Tugend der edlen Frau aufs Eindringlichſte ſchilderte. Auch der Graf konnte ſich der Thränen nicht erwehren, ſchickte aber doch das Knäblein mit einem Briefe zu ſeiner Schweſter nach Bologna, die ihm willig Folge leiſtete, und die Kinder ſorgſam aufzog, begierig was ihr Bruder, der Markgraf, weiter mit ihnen vorhabe.

Dieſer beobachtete ſeine Gemahlin noch ſorgfältiger wie vorher, nahm auch Gelegenheit öfter mit ihr über ihre lieben Kindlein zu reden, aber obgleich dieſelbe in ihrem Innern die unglücklichen Kleinen herzlich beklagte, wollte ſie doch durch Seufzer und Klagen ihrem lieben Ehegemahl, der ſich auch ſonſt in allen Dingen liebreich und freundlich gegen ſie erwieß, das Leben nicht erſchweren. Der Graf ſah wohl, daß Griſeldis keinen Widerwillen gegen ihn in ihrem Herzen trage und von Tag zu Tag nur noch mehr in Treue und Gehorſam ihn liebte.

Zehntes Kapitel.

Markgraf Walther ſinnt auf noch ſchärfere Prüfungen.

Obwohl nun der Graf Walther in ſeinem Herzen von der Beſtändigkeit und Treue ſeiner Gemahlin völlig überzeugt war, ſo dachte er doch noch nicht daran, ihre Schmerzen in Freude zu verwandeln, ſondern nahm ſich vielmehr vor, um alle Welt zu gleicher Bewundrung und Verehrung gegen Griſeldis zu bringen, noch viel härtere Proben ihr aufzuerlegen. Seine Unterthanen hatten das Schickſal Griſeldens und ihrer Kinder nicht mit gleichgültigen Augen betrachtet, ſondern indem ſie wie Griſeldis nicht anders wußten, als daß der Graf ſeine Kinder habe tödten laſſen, bedauerten ſie die unſchuldigen Lämmer und das unglückliche Weib von ganzem Herzen, und neigten ſich mit ihrer Liebe von dem Markgrafen ab. Sie ſchalten ihn hart wegen ſeines grauſamen Verfahrens und verſahen ſich ſelbſt wenig Gutes von ihm. Bald verbreitete ſich das Gerücht, der Graf liebe ſeine Gemahlin nicht mehr und ſchäme ſich ihrer wegen ihrer geringen Abkunft, denke auch daran, ſie ganz zu verſtoßen und ſich eine andere, durch Herkunft und Reichthum ihm ebenbürtige Gemahlin zu ſuchen. Der Graf kannte die Geſinnungen und Reden ſeiner Unterthanen ſehr wohl, ſagte aber nichts um ſie zu widerlegen und hinderte auch nicht daß ſie Griſeldis zu Ohren kämen, ſondern veranſtaltete ſogar ſelbſt, daß ſie jene Gerüchte erfuhr. Das treue Weib aber ließ ſich nicht irre machen und hing an ihrem Gemahl in unerſchütterlicher Liebe wie vordem, denn ſie wußte, daß das Härteſte, was ihr widerfahren könne, der Tod ſei, den ſie für ihres theuren Gatten Glück zu erleiden allezeit bereit war.

Der Graf aber ſendete einen vornehmen Boten aus und ließ das Gerücht verbreiten, daß derſelbe mit einem Briefe nach Rom gehe, um bei dem heiligen Vater anzuhalten, daß es dem Grafen erlaubt ſein möge, um Aufruhr unter ſeinen Unterthanen zu vermeiden, ſeine jetzige Gemahlin zu entlaſſen und ſich anderweit ſtandesgemäß zu verehelichen. Der Bote ging aber anderswohin und kehrte nach einigen Monaten zurück, indem er aller Orten ausbreitete, der Papſt habe ſeine Bewilligung zur Scheidung von Griſeldis ertheilet. Solches Gerücht verbreitete ſich nun ſchnell im ganzen Lande und verurſachte bei vornehmen und geringen Leuten Unwillen und Gerede. Auch vor Griſeldis kam daſſelbe und dieſe ward aufs Tiefſte erſchüttert, ergab ſich aber frommen und demüthigen Sinnes in den Willen Gottes, dem ſie ihre ganze Angelegenheit empfahl.

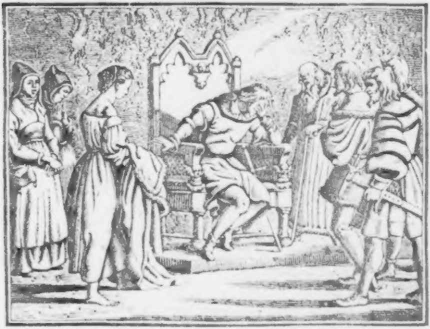
Elftes Kapitel.

Griſeldis wird zum dritten Mal geprüfet, indem ſie ihr Gemahl von ſich weiſet.

Graf Walther ließ ein feſtliches Mahl anrichten und ladete zu demſelben die vornehmſten unter ſeinen Hofleuten. Während des Mahles nun ſetzte er ihnen auseinander, wie er geſonnen ſei mit des heiligen Vaters Bewilligung ſeine Gemahlin Griſeldis von ſich zu ſchicken und eine andere an Stand und Reichthum ihm gleiche Gattin zu nehmen. Hierauf ließ er

Griſeldis rufen und ſie in den Saal vor die verſammelten Herren führen. Sie hatte ſchon vernommen was ihr bevorſtehe, und war in ihrem Herzen voller Leids und Jammers, faßte ſich jedoch ſtarkmüthig zuſammen, und neigte ſich, als ſie in den Saal trat, ruhigen Angeſichtes ſittſam vor ſämmtlichen Herren. ,,Meine liebe Griſeldis,'' redete ſie der Graf an, ,,ich habe bisher mit Dir in einem glücklichen Eheſtande gelebt, habe niemals wider Deine Sitten und Dein Betragen Klage zu führen gehabt, und bin auch mit Deiner Liebe und Deinem Gehorſam gar wohl zufrieden. Aber dennoch iſt es des Schickſals Wille, daß ich mich jetzt von Dir trenne, denn die Meinen und der heilige Vater in Rom wollen und ſtimmen mit mir überein, daß ich mich von Dir, die Du eines Bauern Kind biſt und mit der mir nicht geziemet in ehelicher Gemeinſchaft zu leben, trenne und eine andere, meiner würdige Gemahlin nehme. Darum Griſeldis räume der andern, welche ſchon auf dem Wege hieher iſt, das Haus, gehe hin wo Du hergekommen und nimm mit Dir, was Du mitgebracht.''

Griſeldis neigte ſich demüthig und ſprach ohne Zorn im Antlitz und ohne Widerwillen im Ton ihrer Stimme: ,,Gnädiger Herr, wohl habe ich allezeit gewußt und erkannt, daß meine Niedrigkeit und Armuth zu Eurer Hoheit ſich nicht ſchicke, und habe mich niemals mehr als werth gehalten, Eure unterthänige Magd zu ſein. Wenn ihr mich nun hier an Eurer Hofſtatt als eine Fürſtin geſtellt und geachtet wider mein Verdienſt und Würdigkeit, ſo ſage ich Euch für Ehr und Liebe, die Ihr mir gnädig bezeuget, herzinnigen Dank, bin aber übrigens bereit auf Euer Gnaden Befehl in meines Vaters Hütte zurückzukehren. Wo ich meine Kindheit und meine Jugend zugebracht, da will ich auch nach Gottes Willen den Reſt meines Lebens und mein Alter verbringen und ſterben. Ich achte mich immer noch für ein glückſeliges Weib, weil ihr mich gewürdigt habt Euer eheliches Gemahl zu ſein, und hoffe auch in meiner Armuth und Niedrigkeit mich doch alſo zu halten, daß ich Euch niemals zur Schande gereiche. Vor Gott und meinem Gewiſſen bezeuge ich, daß ich Eurer neuen vornehmen Braut willig und gern weiche, und wünſche ihr und Euch von ganzem Herzen Glück, Heil und Seegen. Wenn nun aber Euer Gnaden befehlen, daß ich das mit mir nehmen ſoll, was ich aus meines Vaters Hauſe mitgebracht, ſo habe ich nicht vergeſſen, daß ich meiner eigenen Kleidung entblößt worden, und mit Eurem Eigenthum bekleidet hierher gekommen bin. Was ich von dem Meinigen mit hierhergebracht, iſt nichts geweſen als ein reiner unbefleckter jungfräulicher Leib, ein treues Herz und ein gehorſames Gemüth.“ Hierauf zog Griſeldis ihr koſtbares Oberkleid aus, und legte ihren Schmuck ab, zog auch den Trauring vom Finger und behielt nichts als ihr ſchlichtes Unterkleid.



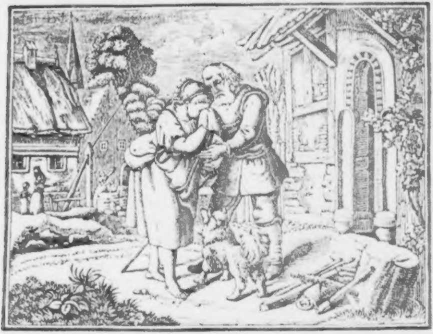
„Nehmet, ſagte ſie zum Grafen, alles was ich vor Euch Schönes und Herrliches empfangen habe. Nackt bin ich aus meines Vaters Haus gegangen, und nackt will ich dahin zurackkehren. Doch bitte ich Euch unterthänigſt, da Ihr mir meine Jugend und meinen jungfräulichen ungetrübten Sinn nicht wieder zu geben vermöget, ſo wollet Ihr erlauben, daß ich ſtatt deſſen dieſes linnene Gewand von hier mitnehme, damit der Leib, welcher Eure Kinder geboren hat, nicht in unehrbarer Blöße vor Euren Unterthanen erſcheine, wenn ich von hinnen gehe.“

Der Markgraf konnte die Rührung, welche des edlen Weibes Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit in ihm erregten, nicht zurückhalten, er weinte heftig und wendete ſich ſeinen Schmerz zu verbergen, ab. Alle Anweſenden waren von Mitleid ergriffen und empört über des Grafen harten Sinn, ſo daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Griſeldis aber, da ſie ſah, daß ſie der Graf keines Blickes mehr würdigte, ging ſchweigend von hinnen.

Zwölftes Kapitel.

Griſeldis kehrt zu ihrem Vater zurück und tröſtet ihn.

Griſeldis kam vor ihres Vaters Hütte, nicht weinend und ſcheltend, ſondern ſtill und heiter und bat den alten Janicula er möge ſie wieder aufnehmen in ſein Haus und in ſeine Arbeit, denn ihr Gemahl habe ſie von ſich geſchickt um eine vornehmere Frau zu nehmen. Der alte Mann hatte dem allzuraſchen Glücke ſeiner Tochter nie getraut und ſtets ein trauriges Ende dieſer unverdienten Herrlichkeit befürchtet. Er hatte ſeiner Tochter ärmliche Kleidung, die ihr die vornehmen Damen am Tage der Hochzeit ausgezogen, ſorgſam aufgehoben; als er nun ſah, wie ſeine Tochter faſt nackend und blos daher kam, holte er alsbald ihre Bauernkleider herbei um ſie mit denſelben zu bedecken. Er ſchloß ſie jammernd in ſeine Arme und klagte laut den Urheber ihres jetzigen Elends an.



Griſeldis aber ſprach: „Bedenket lieber Vater, daß dieſes Alles Gott gefügt und gethan hat, und klagt nicht wider den Markgrafen unſern Herrn, denn uns ſtehet nicht zu mit unſerer Obrigkeit zu rechten. Der Himmel wird uns nicht verlaſſen, denn, bin ich ſchon keine reiche und mächtige Gräfin mehr, ſo will ich doch nie aufhören als eine fromme Chriſtin nach der Gnade Gottes zu ſtreben.“

—

Dreizehntes Kapitel.

Markgraf Walther bereitet ein Hochzeitfeſt und ruft **Griſeldis**, daß ſie bei demſelben diene.

Während Griſeldis in Demuth und ohne Klage bei ihrem Vater wohnte, ſehnte ſich Graf Walther gar ſehr nach ſeiner Gemahlin, die er über Alles liebte. Eilig ſendete er einen Boten an ſeinen Schwager, den Grafen in Bologna, und deſſen Gemahlin, ſeine Schweſter, und ließ ſie inſtändig bitten, ſie möchten ſich doch eilig mit ſeinen Kindern zu ihm nach Saluzzo auf den Weg begeben. Dabei ließ er das Gerücht verbreiten die neue vornehme Braut ſei ſchon unterweges und ordnete Alles wie zur feſtlichen Hochzeit. Nachdem die geladenen Hochzeitgäſte erſchienen und auf den nächſten Tag die Ankunft des Grafen aus Bologna angeſagt war, ließ der Markgraf Griſeldis aus ihrem Dorfe nach dem Schloſſe holen und ſagte zu ihr. „Griſeldis es wird morgen, ſo Gott will meine neue Braut mit einem großen und ſtattlichen Gefolge hier eintreffen, und darauf ſoll die Hochzeit gehalten werden. Nun möchte ich, daß die Braut und wer von edlen Frauen und Herren ſie begleitet, wohl und geziemend empfangen, auch daß über das Feſt und die Einrichtungen im Schloſſe gehörige Aufſicht gehalten werde. Du kenneſt aber meinen Sinn, wie ich wünſche daß Alles geſchehe und gethan werde, weißt auch Rath überall im Schloſſe, daher geht an Dich mein Begehren, Du wolleſt Dich der Sorge für das Feſt und die Fremden willig und fleiſſig unterziehen. Was Deine Kleidung betrifft, ſo magſt Du erſcheinen, wie es dein Stand und Vermögen mit ſich bringen.“ Griſeldis verſprach zu thun, wie er befohlen, und beſorgte auch Alles gar treulich, indem ſie anordnete wie Alles geſchehen ſollte, und wo es nöthig war, ſelbſt mit Hand anlegte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Gäſte kommen an und Griſeldis muß ihre eigene Tochter als des Markgrafen Braut begrüßen.

Am andern Tage um Mittagzeit kamen die fremden Gäſte in einem herrlichen Zuge an. Aller Augen ſahen nach der jungen geſchmückten Braut, welche alſo ſchön und lieblich war, daß man eine zartere und reizendere Jungfrau ſich nicht vorſtellen kann. Sie ſaß mit ihrem Bruder in einem prächtigen Wagen, und mancher war, der es dem Markgrafen nicht verdenken mochte, daß er dieſe junge, ſchöne und dabei reiche und vornehme Jungfrau anſtatt Griſeldens erwählt hatte. Griſeldis indeß wartete des ihr übertragenen Amtes, begrüßte und empfing die Braut, ſo wie jeden der Ankommenden. Hatte ſie auch nur ein ſchlechtes Bauernkleid an, ſo erſchien ſie doch in ihrem Benehmen gar vornehm, wußte Alle und Jeden mit ſittigen Reden zu empfangen, die wohl bereiteten Gemächer anzuweiſen und nachher das Mahl zu ordnen und für die Bewirthung der Gäſte zu ſorgen. Dieſe wunderten ſich über den zierlichen Anſtand, den hohen Verſtand und die ſinnigen Reden der Frau in der ärmlichen Kleidung und wußten nicht, was ſie denken ſollten. Der Markgraf ſetzte ſich mit koſtbaren Gewändern prachtvoll geſchmückt und mit dem ihm eigenen königlichen Anſtand zu den übrigen Grafen und Herren zu Tiſch, und Griſeldis wartete mit den andern Dienern und Dienerinnen auf, unter denen ſie am geſchäftigſten war.

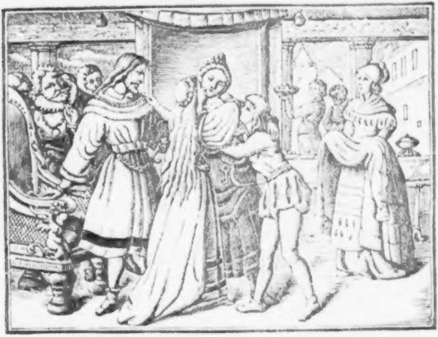
Bald hatte ſich die Luſt beim fröhlichen Mahl aller Herzen bemächtigt, da rief Markgraf Walther: „Griſeldis!“ und ſie antwortete: „Was befehlt Ihr, gnädiger Herr?“— „Wie gefällt Dir dieſe meine Braut, Griſeldis? fragte er, iſt ſie auch ſchön und geſchmückt genug für mich? Gefallen Dir ihre Sitten und Geberden?“ Griſeldis blickte ihn erſt mit Ernſt an, doch wußte ſie bald über ihr Angeſicht ein heiteres Lächeln zu verbreiten. „Gnädiger Herr, ſagte ſie, ich glaube nicht, daß ein ſchöneres Fräulein zu finden iſt, als dieſe Euer Gnaden Braut und künftige Gemahlin, auch hoffe ich, daß die Schönheit ihres Herzens und Geiſtes der Schönheit ihres Angeſichts und ihrer Geſtalt entſprechen werde. So werden denn Euer Gnaden hoffentlich mit ihr eine liebreiche, friedliche und geſegnete Ehe führen, welches ich Euch Grund meines Herzens und meiner Seele wünſche. Nur Dieſes will ich Euer Gnaden unterthänig bitten: Ihr wollet das zarte Fräulein nicht auf ſo gar harte Proben der Geduld, der Treue und des Gehorſams ſtellen, als Ihr Eurer vorigen Gemahlin gethan. Bedenket daß dieſe zärtlicher und herrlicher erzogen iſt, und darum auch weniger Schmerz und Unglück zu ertragen gelernt hat. Sie möchte gar leicht erliegen, wenn ſie allzuviel zu dulden hätte.“

Funfzehntes Kapitel.

Nachdem Griſeldis alle Proben mit großer Tugend überſtanden, kommt ſie endlich wieder zu Glück und Ehren, und lebt mit ihrem Gemahl und ihren Kindern in treuer Liebe bis an den Tod.

Da war Graf Walther ganz erſtarret über die Sanftmuth, Geduld und Beſtändigkeit ſeines herzlieben Weibes, und beſchloß zur Stunde ihrem Gram und Schmerz, den ſie ſo lange ohne Widerrede und Bitterkeit getragen ein Ende zu machen. Darum ſprach er alsbald: „Meine liebe Griſeldis, ich geſtehe gern und freudig, daß ich Deine Treue und Deinen Gehorſam ſcharf, wohl alzuſcharf geprüfet habe, daß ich ſie aber auch weit herrlicher und beſtändiger denn das köſtlichſte Gold befunden habe. Wo lebet der Mann in der ganzen weiten Welt, der ſich rühmen könnte, ein ſo treues gehorſames Weib zu haben, wie ich!“ Damit ſchloß er ſie mit beiden Armen an ſein

Herz und ſprach: „Niemals iſt ein anderes Weib liebend von mir umfangen worden denn Du, und ich begehre auch bis an mein Ende keine andere, denn allein Dich; Dich, die Du mein herzliebſtes Weib biſt, und mit Gottes Hilfe noch lange bleiben ſollſt. Sieh, dieſe Jungfrau, welche Du für meine Braut gehalten, iſt Deine und meine Tochter, und dieſer ihr Bruder iſt Dein und mein Sohn. Sie ſind es, die ich Dir nehmen ließ; ich habe ſie nicht tödten, ſondern Dir und mir zur Freude und zum Troſt ſorgſam erziehen laſſen!“ Griſeldis war zu Muth wie an dem Tage, da ſie den Grafen zum erſtenmahl ſah und er ſie fragte, ob ſie ſeine Gemahlin ſein wolle. Sie wußte nicht ob ſie wache oder träume, und es dauerte lange ehe ſie ſich zu faſſen vermochte. Da umarmte ſie erſt herzinnig ihren lieben Gemahl, der ſie niemals aufgehört hatte zu lieben, und dann ihre Kinder, um welche ſie ſo bittre Schmerzen



getragen hatte. Dabei ſprach ſie kein Wort, ſondern die hellen Thränen liefen ihr nur ohne Unterlaß über die Wangen.

Endlich rief ſie aus mit gen Himmel gerichteten Augen: ,,Herr nun will ich in Freuden ſterben, da ich meine geliebten Kinder wiedergeſehen und erfahren, daß das Herz meines Gatten ſich nimmer von mir abgewendet. Geprieſen ſei die göttliche Gnade die mir dieſe herrlichen Güter bewahrt und erhalten und mir zur Freude meines Herzens wiedergegeben hat!'' Indeß hatte der Graf Griſeldens köſtliche Kleider wieder herbeibringen laſſen, und wiederum wie einſt vor der Hütte ihres Vaters ſchloſſen die Edelfrauen einen Kreis um Griſeldis und legten ihr ſtatt des Bauernkittels die prächtigen Gewänder an. Aller Anweſenden Herzen waren voll Freude und Jubels; der Graf aber nahm Griſeldis Hand, und ſprach laut vor der ganzen Verſammlung: ,,Meine liebe, theure Griſeldis, ich ſchwöre Dir vor Gott und allen Anweſenden, daß alles, was ich mit Dir vorgenommen nicht aus Uebermuth, und böſem Willen, ſondern einzig darum in beſter Meinung geſchehen iſt, daß alle Welt Deine engliſche Geduld und Deine hohen Tugenden erfahren ſolle, und daß Niemand zweifle, daß Du in dieſem Lande nicht nur durch mich zur vornehmſten Frau erhoben, ſondern auch durch Dich ſelbſt die edelſte von allen ſeiſt. Nun iſt es geſchehen und Deine Tugend hat ſich glorreich bewährt. Niemand kann an Dir zweifeln, und ich ſelbſt werde Dich fortan nie mehr auf die Probe ſtellen, ſondern in treuer aufrichtiger Liebe bei Dir ſein, bis der Tod uns trennet. Das Hochzeitfeſt iſt aber einmal bereitet und ſo laß uns denn noch einmal vor Gottes heiligem Angeſicht unſer Gelübde der Liebe und Treue wiederholen.'' Darauf ſteckte er ihr den Trauring wieder an den Finger und verſprach ſich mit ihr aufs Neue. Der Prieſter ſegnete ſie, und alle Anweſenden wünſchten dem Paare Glück. Das Hochzeitfeſt ward mit lauter Freude begangen, noch freudiger als das erſt mal, denn Alle freuten ſich, daß die von ihnen faſt wie eine Heilige verehrte und geliebte Griſeldis wieder zu Glück und Ehren gekommen war. Die aber den Grafen um ſeiner Härte willen abgeneigt geweſen waren, verziehen ihm, da ſie ſahen, daß Alles nur geſchehen ſei, um Griſeldis und ſeine mit ihr erzeugten Kinder noch feſter in Aller Anerkennung zu ſtellen. Keiner ſollte vergeſſen ſein, und ſo ließ der Markgraf auch den alten Janicula aus ſeiner Hütte holen, ſtellte ihn als ſeinen werthen Schwiegervater den Gäſten vor, ließ ihn mit köſtlichen Gewändern ſchmücken, und gab ihm Wohnung im Schloſſe.

Janicula blieb bei ſeinen Kindern und Enkeln bis zu ſeinem Tode, und wurde von dem Grafen wie ein leiblicher Vater geehrt und gepflegt. Griſeldis Tochter heirathete nachmals einen mächtigen Grafen, und nachdem Walther und Griſeldis noch viele Jahre in trauter Einigkeit, ſüßer Liebe und hohen Ehren gelebt, hinterließ der Markgraf, dem ſein treues Weib bald nachfolgte, die ſchöne Grafſchaft und reiche Güter ſeinem Sohne.

Geſchichte

von der

Ghismonda, Tochter des Fürſten zu Salerno,

heimlicher Liebe und traurigem Ende.

Tancred, der Fürſt von Salerno, hatte ein einziges Kind, eine überaus ſchöne Tochter, welche er ſo zärtlich liebte, daß er ſich auf keine Weiſe von ihr trennen wollte, und die er daher auch da noch nicht verheirathete, als ſie ſchon mehre Jahre die Zeit der Mannbarkeit überſchritten hatte. Endlich vermählte er ſie zwar einem Sohne des Herzogs von Capua, aber nach einer kurzen fröhlichen Ehe, wurde ſie Wittwe, und kehrte an den Hof ihres Vaters zurück. Ghismonda war nicht allein ſo ſchön als jemals ein Weib geweſen iſt, ſondern dabei noch jung, entſchloſſen und klüger, als einem Frauenzimmer wohl zuträglich ſein mag. Als ſie nun bei ihrem zärtlichen Vater in Ueberfluß und Bequemlichkeit ihrem hohen Range gemäß lebte, und inne wurde, daß der Vater vor großer Liebe ſie nicht wieder zu verheirathen gedachte, obſchon ſich angeſehene Fürſten und Herren um ihre Hand bemühten, ſo beſchloß ſie heimlich einem würdigen Geliebten, wenn ſie einen ſolchen fände, ſich zu ergeben. Indem ſie nun die vielen adelichen und nicht adelichen Männer, die am Hofe ihres Vaters lebten, ihr Betragen und ihre Sitten beobachtete, gefiel ihr vor Allen ein junger Diener ihres Vaters, Namens Guiscardo, der zwar nur von niederer Abkunft, aber nach ſeinen Eigenſchaften und feinen Sitten mehr als alle Uebrigen adelich zu nennen war. In der Gemüthsſtimmung, in welcher ſich Ghismonda befand, faßte ſie nun zu dieſem Jünglinge eine leidenſchaftliche Liebe, die um ſo mehr wuchs, je öfter ſie ihn ſah, und je mehr ſie ſein edles Weſen beobachtete. Niemand bemerkte dieſe Liebe, nur Guiscardo errieth das Herz der Fürſtin, und wagte nun auch ſie zum einzigen Gegenſtande aller ſeiner Gedanken und Wünſche zu machen. Während nun Beide einander auf ſolche Weiſe heimlich liebten, und die junge Dame nach nichts ſo ſehr als nach einer Zuſammenkunft mit ihm verlangte, aber doch das Geheimniß ihrer Liebe Niemandem anvertrauen mochte, erſann ſie eine Liſt, um Guiscardo anzuzeigen, wie und wo er mit ihr zuſammentreffen könne. Sie ſchrieb nämlich einen Brief an ihren Geliebten, welchen ſie in die Höhlung eines Rohres verbarg, das ſie dem Guiscardo ſcherzend mit den Worten übergab: „daraus magſt du heute Abend deiner Magd ein Blaſerohr zum Feueranzünden machen.“ Guiscardo nahm das Rohr, indem er wohl errieth, daß ſie es ihm nicht ohne Abſicht gäbe. Er eilte alsbald in ſeine Wohnung und unterſuchte das Rohr. Als er nun ihren Brief gefunden und geleſen, auch die darin enthaltenen Vorſchläge wohl in ſich aufgenommen hatte, war er über Alles glücklich und begann ſogleich ins Werk zu richten, was nöthig war, um auf die im Briefe angegebene Weiſe des folgenden Tages zu ihr zu gelangen.

Dicht bei dem fürſtlichen Schloſſe war ſchon vor undenklichen Zeiten eine Höhle in den Felſen gehauen worden, welche nur durch ein in den Felſen getriebenes Luftloch einiges Licht erhielt. Da man aber die Höhle vernachläſſigt hatte, ſo waren Dornen und Geſträuche aufgeſchoſſen und verbargen das Luftloch faſt gänzlich. In dieſe Höhle nun gelangte man durch eine geheime Treppe aus einem der Zimmer, welche die Fürſtin im Erdgeſchoß des Pallaſtes bewohnte. Der Eingang zur Treppe war jedoch von einer ſtarken Thür verſchloſſen; auch hatte dieſe Treppe ſeit undenklichen Zeiten niemand betreten, ſo daß ſie dem Gedächtniſſe aller Schloßbewohner entſchwunden war, und kaum einer ſich erinnerte, daß ſie noch vorhanden ſei. Das Auge der Liebe findet aber auch das Verborgenſte auf, und ſo hatte ſich Ghismonda der Treppe gar wohl erinnert. Heimlich, damit Niemand Argwohn ſchöpfe, hatte ſie Tage lang mit den Werkzeugen, deren ſie habhaft werden konnte, allein ſich abgemüht, die Thüre zu öffnen; war dann in die Höhle gegangen, hatte jenes Luftloch bemerkt und dem Guiscardo geſchrieben, er möge durch daſſelbe in die Höhle zu kommen ſuchen. Dabei hatte ſie nicht vergeſſen zu bemerken, wie tief es ungefähr von der Oeffnung bis zu dem Boden ſein möchte. Guiscardo ſtellte nun eilig einen Strick mit Knoten und Schleifen her, um an ihm herabzuſteigen, zog auch einen ledernen Koller an, um vor den Dornen geſchützt zu ſein, und ſuchte dann in der nächſten Nacht heimlich jenes Luftloch auf. Nachdem er es gefunden, befeſtigte er das eine Ende des Strickes an einen naheſtehenden Baumſtamm, ließ ſich in die Höhle hinab und erwartete die Geliebte. Ghismonda ſtellte ſich am folgenden Tage, als ob ſie unwohl wäre und ſchlafen wolle. Sie ſchickte ihre Geſellſchafterinnen fort, verriegelte die Zimmerthür und eilte in die Höhle, in welcher ihr geliebter Guiscardo ſie erwartete. Mit jugendlichem Entzücken ſanken ſich die Liebenden in die Arme und gingen dann in das Zimmer, wo ſie den größten Theil des Tages unter Küſſen, Plaudern und zärtlichen Umarmungen verbrachten.

Als ſie darauf verabredet hatten, wie ſie ihre Liebe fernerhin geheim halten wollten, kehrte Guiscardo in die Höhle zurück, und die junge Dame ſuchte, nachdem ſie die Thür verſchloſſen hatte, ihre Geſellſchafterinnen wieder auf. Guiscardo aber kletterte die folgende Nacht an ſeinem Stricke empor, kroch durch das Luftloch wieder hinaus und ging nach Hauſe. Noch oft kehrte Guiscardo auf dem einmal betretenen Wege zu ſeiner Geliebten zurück. Endlich aber verwandelte das Schickſal, das den Liebenden ſo lange und ſo große Freuden nicht gönnte, durch ein trauriges Ereigniß ihre Glückſeligkeit in Jammer und Elend.

Tancred pflegte zuweilen allein in das Zimmer ſeiner Tochter zu kommen, um über mancherlei mit ihr zu ſprechen und dann wieder zu gehen. So kam er denn auch eines Tages nach Tiſche, als Ghismonda mit ihren Geſellſchafterinnen im Garten verweilte, in ihr Zimmer, ohne daß ihn Jemand bemerkt hätte. Als der Fürſt ſeine Tochter nicht fand, gedachte er ſie ruhig zu erwarten, und da er ſich müde fühlte, ſetzte er ſich in eine Ecke zu Füßen von Ghismondas Bett und zog den Vorhang, der daſſelbe umgab, über ſich. Bald war er entſchlummert. Indeß verließ Ghismonda, die zu ihrem Unglück eben an jenem Tage den Guiscardo zu ſich beſchieden hatte, ihre zwei Geſellſchafterinnen, kehrte leiſe in ihr Zimmer zurück, verſchloß es hinter ſich, und öffnete, ohne zu bemerken daß Jemand da ſei, dem Guiscardo, der ſie bereits erwartete, die Thüre. Während Beide nun ihrer Gewohnheit nach mit einander koſten und ſcherzten, erwachte Tancred und ſah und hörte, in welchem zärtlichen Verhältniſſe Guiscardo und Ghismonda mit einander lebten. Tief ergrimmt, wollte er erſt ſeinen Zorn ſogleich gegen ſie ausſchütten, dann aber zog er es als ein alter und beſonnener Mann vor, zu ſchweigen, und wo möglich verborgen zu bleiben, um ſpäter mit größerer Ueberlegung und geringerer Schande für ſich ſelbſt, das auszuführen, was zu thun ihm bereits dunkel vorſchwebte. Die beiden Liebenden blieben nach gewohnter Weiſe lange Zeit bei einander, ohne Tancred zu bemerken. Endlich ſtanden ſie auf, Guiscardo kehrte in die Höhle zurück, und die Fürſtin verließ das Zimmer. Darauf ließ ſich Tancred, obgleich er ſchon alt war, aus einem Fenſter des Zimmers in den Garten hinunter, und erreichte, ohne von Jemand beobachtet worden zu ſein, mit Zorn und Kummer im Herzen, ſein Zimmer. In der folgenden Nacht wurde Guiscardo auf Befehl des Fürſten, als er am die Zeit des erſten Schlafes aus jenem Luftloche ſchlüpfen wollte, von zwei Reiſigen gefangen und heimlich vor Tancred geführt. Als dieſer ihn anſichtig wurde, ſagte er ihm, faſt bis zu Thränen erſchüttert: „Guiscardo, meine Güte gegen Dich hat den Schimpf und die Schande nicht verdient, die Du mir, wie ich heute mit eignen Augen geſehen, in meinem heiligſten Eigenthume angethan haſt.“ Guiscardo antwortete ihm auf dieſe Worte weiter nichts, als: „Liebe vermag um Vieles mehr, als Ihr und ich.“ Darauf befahl Tancred, das Guiscardo in aller Stille in einem benachbarten Zimmer bewacht werde; und ging ſelbſt, nachdem er viel über ſein Vorhaben nachgedacht hatte, am andern Tage in das Gemach ſeiner Tochter, die von dem, was indeß vorgefallen war, keine Ahnung hatte. Er ließ Ghismonda rufen, ſchloß ſich mit ihr ein, und ſagte dann unter Thränen: „Ghismonda, ich glaubte Deiner Tugend und Ehrbarkeit ſo gewiß zu ſein, daß ich Niemand, wer es auch geweſen wäre, geglaubt hätte, wenn er mir das berichtet hätte, was ich leider mit eigenen Augen habe ſehen müſſen. Niemals hätte ich geglaubt, daß Du daran nur denken konnteſt, Dich einem Manne, der nicht Dein Gemahl wäre, zu ergeben, geſchweige denn, daß Du fähig wäreſt, es wirklich zu thun. Daß es nun dennoch geſchehen iſt, wird mir den kurzen Reſt von Leben, den mein Alter mich noch erwarten läßt, auf immer verbittern. Mußteſt Du aber einmal zu ſolcher Sittenloſigkeit herabſinken, — wollte Gott Du hätteſt Dir doch wenigſtens einen Geliebten erwählt, der durch Stand und Herkunft Deiner angemeſſen geweſen wäre. So aber haſt Du Dir unter ſo Vielen, die an meinem Hofe leben, Guiscardo, einen Menſchen vom niedrigſten Stande, der an unſerm Hofe ſo zu ſagen aus bloßem Erbarmen bis auf den heutigen Tag ernährt worden iſt, erwählt, und mich dadurch in den tiefſten Kummer geſtürzt, da ich nicht weiß, was ich nach dem was geſchehen mit Dir thun ſoll. Guiscardo habe ich dieſe Nacht, als er aus der Oeffnung der Höhle ſchlüpfte, feſtnehmen laſſen, und halte ihn gefangen; mein Beſchluß über ihn iſt gefaßt. Was aber aus Dir werden ſoll, mag Gott wiſſen, denn ich weiß es nicht. Meine Liebe, die ich von jeher zärtlicher für Dich empfunden habe, als irgend ein Vater für ſeine Tochter, kämpft mit meinem gerechten Zorn über Deine verbrecheriſche Thorheit. Jene will, daß ich Dir vergebe, dieſer aber nöthigt mich wider meine Natur, Dich hart zu züchtigen. Ehe ich mich jedoch entſchließe, will ich hören, was Du ſelber über das Geſchehene zu ſagen haſt.“ Nachdem Tancred dieſe Worte geſprochen, neigte er das Haupt, und weinte ſo heftig wie ein Kind nach harten Schlägen.

Ghismonda hatte bei den Reden ihres Vaters unbeſchreiblichen Schmerz empfunden. Sie ſah, daß nicht allein ihre geheime Liebe entdeckt, ſondern auch ihr Guiscardo gefangen ſei. Mehr als einmal war ſie nahe daran geweſen, ihrem Schmerze nach Art der meiſten Weiber in Thränen und lautem Wehklagen Luft zu machen; aber ſie beſiegte dieſe Schwäche, behielt die Züge ihres Geſichts mit wunderbarer Feſtigkeit in ihrer Gewalt, und nahm ſich, in der Meinung, daß ihr Guiscardo bereits umgebracht ſei, vor, lieber ihr Leben zu laſſen, als die geringſte Bitte für ſich zu thun. Sie antwortete daher ihrem Vater nicht wie ein betrübtes, und eines Vergehens angeklagtes Weib, ſondern feſt und unbekümmert, mit trockenen Augen und ſicheren, unveränderten Zügen: „Tancred, ich bin weder geſonnen zu läugnen, noch zu bitten; denn das eine würde mir nichts nützen, und das andere ſoll es nicht. Ich werde nichts thun, um Dich zum Mitleid gegen mich zu ſtimmen. Vielmehr bin ich entſchloſſen, zuerſt die Wahrheit zu geſtehen, und meine Ehre mit Gründen zu vertheidigen, dann aber durch Thaten zu zeigen, daß ich nicht als ein ſchwaches Weib mich übereilt, ſondern was ich gethan, aus voller Ueberzeugung vollzogen habe. Es iſt wahr, daß ich Guiscardo geliebt habe, ihn noch liebe, und ihn, nicht nur ſo lange ich noch am Leben bleibe, was nicht lange währen wird, ſondern auch nach dem Tode, wenn dieſes möglich iſt, zu lieben nie aufhören werde. Zu dieſer Liebe hat mich nicht weibliche Schwäche, ſondern Deine Saumſeligkeit, mich zu verheirathen, und mehr noch als dieſes die Vortrefflichkeit jenes Jünglings bewegen. Da Du ſelber, Tancred, von Fleiſch und Blut biſt, ſo mußteſt Du wiſſen, daß auch Deine Tochter aus Fleiſch und Blut und nicht aus Eiſen oder Stein beſteht; Du mußteſt Dich erinnern, und mußt es noch heute thun, obwohl Du jetzt alt geworden biſt, in welcher Art und mit welcher Kraft die Geſetze der Natur die Jugend beſtürmen; und wenn Du gleich als Mann einen Theil Deiner beſten Jahre in Waffenübungen verbracht haſt, ſo konnte Dir doch nicht unbekannt ſein, was Muße und Ueberfluß über Bejahrte, noch weit mehr aber über junge Leute vermögen. Ich habe dem Triebe meiner Jugend, den Verlockungen meines Standes nicht zu widerſtehen vermocht; aber wahrlich, ich bot alle meine Kräfte auf, ſoweit ich es im Stande wäre, durch den Fehltritt, zu dem die Natur mich nöthigte, weder Dir noch mir Schande zu bereiten. Die Liebe lehrte mich ſo verborgene Wege finden, daß ich zum Ziele meiner Wünſche gelangte, ohne daß Jemand etwas davon gewahr geworden wäre. Dies Alles läugne ich Dir nicht, wer Dir auch jene Kunde hinterbracht hat, oder wie Du ſonſt das Geſchehene erfahren haſt. Uebrigens habe ich dem Guiscardo mich nicht, als ein ſittenloſes Weib, von ungefähr ergeben; nein, ich habe ihn nach ſorgfältiger Ueberlegung vor vielen Andern erwählt, ihn mit umſichtiger Sorgfalt zu mir eingeführt, und, mit bedächtiger Ausdauer von beiden Seiten, mich lange der Erfüllung meiner Wünſche gefreut. Daß ich eben ihn und keinen Andern mir auserſehen, machſt Du mir auch beſonders zum Vorwurf, denn Du ſageſt, ich hätte mich mit einem Menſchen geringen Standes eingelaſſen, als ob Du mir nicht gezürnt haben würdeſt, wenn ich mir einen Edelmann zu gleichem Umgange gewählt hätte. Mit dieſer Anklage, Tancred, triffſt Du nicht mich, ſondern allein das Schickſal, welches nur allzuoft die Unwürdigen erhebt und die Würdigſten in der Tiefe läßt. Bedenke, Tancred, wir Menſchen beſtehen Alle gleichermaßen aus demſelben Stoffe, und Gott hat uns Allen von demſelben Geiſte gegeben. Nur die Tugend hat unter die gleichgebornen Menſchen einen Unterſchied gebracht. Die, welche die Tugend in höherem Grade übten, wurden Edle genannt, und ſo den Uebrigen vorgezogen. Allerdings haben ſpäter verkehrte Gebräuche dieſes Grundgeſetz verhüllt, aber es iſt darum nicht aufgehoben. Allezeit wird derjenige unwiderlegbar ſeinen Adel beweiſen, der tugendhaft handelt, und wer ihn dann anders nennt, der ladet auf ſich ſelbſt einen Makel, und nicht auf den, welchen er mit einem falſchen Namen nennet. Sieh Dich unter allen Deinen Edelleuten um, prüfe ihre Eigenſchaften, ihre Sitten, ihr Betragen, und ſtelle ihnen Guiscardo mit den ſeinigen gegenüber; willſt Du dann leidenſchaftslos richten, ſo mußt Du ihn hochadlich, Deine Edelleute alle aber gemein nennen. Was übrigens Guiscardos Tugend und ſeinen Werth betrifft, ſo habe ich mich in Hinſicht ihrer auf Niemandes Urtheil, als auf Deine Worte verlaſſen. Wer lobte ihn wohl je ſo lebhaft, als Du ihn wegen alles deſſen geprieſen haſt, was an einem wackern Manne des Lobes werth iſt? Und wahrlich, Du thateſt nicht unrecht daran, denn Du haſt ihm keinen Lobſpruch ertheilt, den er nicht durch die That viel herrlicher vor meinen Augen gerechtfertiget hätte, als Deine Reden es auszudrücken vermochten. Hätte ich mich aber hierbei dennoch irgendwie getäuſcht, ſo wäreſt Du es geweſen, der mich dazu veranlaßt hätte. Willſt Du nun noch ſagen, ich habe mich mit einem gemeinen Menſchen eingelaſſen? Gewiß, Du ſprächeſt die Unwahrheit, widerſprächeſt Dir ſelbſt. Sagteſt Du aber vielleicht: „mit einem armen Menſchen,“ ſo könnte man Dir allerdings zu Deiner Unehre zugeben, daß Du einen trefflichen Mann in Deinen Dienſten nicht beſſer gefördert haſt; doch Armuth beraubt Niemand des Adels, ſondern nur des Beſitzes. Viele Könige, viele große Fürſten ſind arm geweſen, und Viele, die hinter dem Pfluge gehen, oder das Vieh hüten, waren und ſind überreich. Darüber endlich: was Du mit mir machen ſolleſt, brauchſt Du keine Sorgen und Zweifel zu hegen. Biſt Du in Deinem ſpäten Alter geſonnen, zu thun, was Du in Deiner Jugend nicht pflegteſt, willſt Du hart und grauſam verfahren, ſo übe an mir, als der erſten Urſache dieſes Vergehens, wenn meine That ein Vergehen zu nennen iſt, immerhin alle Deine Härte, denn ich bin entſchloſſen, mit keinem Worte Deine Milde in Anſpruch zu nehmen. Ja, ich betheuere Dir, was Du an Guiscardo gethan haſt oder thun wirſt, das werde ich mit eigenen Händen an mir ſelbſt vollziehn, wenn Du mir nicht zuvorkommſt. Wohlan, Tancred, weine, wenn Du willſt, gleich Weibern, und verſchließe, wenn Du glaubſt, daß wir es verdient haben, dem Mitleiden Dein Herz. Tödte uns mit Einem Schlage.“

Der Fürſt erkannte in dieſer Rede die Seelengröße ſeiner Tochter, glaubte aber dennoch, ſie werde dasjenige nicht ausführen, was ſie mit ihren letzten Worten angedeutet hatte. Er beſchloß daher, zwar an ihr ſelbſt keine Strafe und Rache zu vollziehen, wohl aber ihre glühende Liebe durch andere Schläge abzukühlen. Er befahl den beiden Wächtern Guiscardos, dieſen in der nächſten Nacht ohne alles Geräuſch zu erdroſſeln, ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen, und daſſelbe ihm, dem Fürſten, zu bringen. Die Wächter thaten genau, wie ihnen befohlen war: der Fürſt aber ließ ſich am andern Tage eine große und ſchöne goldene Schale reichen, that in dieſe Guiscardos Herz, und ſchickte es ſeiner Tochter durch einen vertrauten Diener, dem er auftrug, wenn er die Schale übergäbe, zu ſagen: „Das ſchickt Dir Dein Vater, um Dir an dem, was Du am meiſten liebſt, eben ſo viel Freude zu bereiten, als Du ihm an dem gewährt haſt, was er am liebſten hatte.“

Ghismonda hatte ſich indeſſen, gleich nachdem ihr Vater ſie verlaſſen, unerſchüttert in ihrem ſchrecklichen Vorſatze, giftige Wurzeln und Kräuter bringen laſſen, dieſe abgekocht, und ein Waſſer bereitet, das ſie zur Hand haben wollte, ſobald, was ſie fürchtete, geſchähe. Als nun der Diener mit dem Geſchenke und den Worten des Fürſten erſchien, nahm ſie mit unverändertem Geſichte die Schale, deckte ſie auf und wußte alsbald, als ſie das Herz erblickte, es ſei Guiscardos Herz. Deßhalb blickte ſie zu dem Diener auf und ſagte: „Wahrlich einem Herzen wie dieſes ziemte kein geringeres Grab, als ein goldenes. Darin hat mein Vater verſtändig gehandelt.“ Und nach dieſen Worten führte ſie es zum Munde, küßte es und ſagte: „Mein Vater hat mir von jeher und bis zu dieſem letzten Augenblicke meines Lebens in allen Dingen die zärtlichſte Liebe bewieſen, jetzt aber thut er es mehr als je zuvor. Beſtelle ihm dafür den letzten Dank, den ich ihm jemals ſagen werde.“

Hierauf wendete ſie ſich wieder zur Schale, die ſie noch feſt in den Händen hielt, blickte unverwandt das geliebte Herz an, und ſprach: „O geliebteſter Wohnort aller meiner Freuden, Fluch über die Grauſamkeit deſſen, der Schuld daran iſt, daß ich Dich mit körperlichen Augen ſehe. Genügte es mir doch, mit den Augen des Geiſtes Dich immerdar zu ſchauen. Dein Lauf iſt nun vollendet; Du haſt vollbracht, was das Schickſal Dir beſtimmt hatte. Das Ziel das Du erreicht, iſt das Ziel eines Jeden. Elend und Sorge dieſer Welt haſt Du überwunden, und Dein bitterſter Feind ſelbſt hat Dir ein Grab gegeben, wie es Deinem Werthe geziemt. Zu Deiner Beſtattung fehlen nur noch die Thränen derjenigen, die Du im Leben ſo zärtlich geliebt haſt.

Gott wollte ſie Dir nicht entziehen und ſo gab Er ſelbſt meinem grauſamen Vater ein, Dich mir zu ſenden. So ſollen Dir denn reichliche Thränen zu Theil werden, obſchon es mein Vorſatz war, trocknen Auges zu ſterben. Habe ich meine Thränen Dir geopfert, dann will ich eilig dafür ſorgen, und Du ſelbſt, Du ſelbſt ſollſt mir beiſtehen, daß alsbald meine Seele mit derjenigen vereinigt werde, der Du ſelbſt, liebes Herz, einſt zum Wohnſitze gedient. Mit ihr will ich das unbekannte Land betreten; wo fänd ich einen liebern und ſicherern Gefährten. O, meine Ahnung wird mich nicht täuſchen, die Seele meines ſüßen Freundes weilt noch hier, ſchaut noch einmal auf dieſen Schauplatz unſerer Freuden. Sie erwartet meine Seele die mit unausſprechlicher Zärtlichkeit ihr anhängt!“ Nachdem ſie alſo geſprochen, begann ſie nicht nach Art der Frauen laut zu klagen, ſondern über die Schale geneigt, bedeckte ſie mit tauſend Küſſen das todte Herz, und aus ihren Augen ergoß ſich ein ſolcher Strom von Thränen, daß es wunderbar zu ſehen war, und nicht anders ſchien, als ob in ihrem Haupte ein Waſſerquell wäre. Ihre Geſellſchafterinnen, die um ſie herſtanden, begriffen weder, was das für ein Herz ſei, noch, was die Worte der Dame zu bedeuten hätten. Aber alle weinten aus Mitleid mit, fragten ſie theilnehmend aber vergebens nach der Urſache ihrer Thränen, und mühten ſich vergebens ſie zu tröſten. Ghismonda aber richtete ihr Haupt, als ſie genug geweint, wieder auf, trocknete die Augen und ſagte: „O, vielgeliebtes Herz, nun ſind alle meine Pflichten gegen Dich vollendet, und mir bleibt nichts weiter zu thun übrig, als daß meine Seele eile, um ſich mit der Deinen zu verbinden.“ Und mit dieſen Worten ließ ſie ſich die Flaſche reichen, die das Waſſer enthielt, das ſie am Tage zuvor bereitet, ſchüttete es in die Schale, in der das von ihren vielen Thränen gebadete Herz lag, ſetzte die Schale ruhig und ohne ein Zeichen von Entſetzen an den Mund und trank ſie völlig leer. Dann aber beſtieg ſie, die Schale in der Hand, ihr Lager, nahm die anſtändigſte Lage an, die ſie ihrem Körper zu geben wußte, drückte das todte Herz des Geliebten an ihr noch lebendes, und erwartete ſo lautlos den Tod.

Ghismondas Geſellſchafterinnen, ob ſie gleich nicht wußten, was für ein Waſſer Ghismonda getrunken, hatten indeß alles was ſich zugetragen, an Tancred berichtet. Von dunkler Ahnung getrieben, eilte dieſer in das Zimmer ſeiner Tochter und trat in dem Augenblicke ein, wo ſie ſich niedergelegt hatte. Nun es zu ſpät war, ſprach er ihr mit ſüßen Worten Troſt zu, und begann, als er erkannte, wie weit es mit ihr gekommen war, bitterlich zu weinen. Ghismonda aber ſagte zu ihm: „Tancred, ſpare dieſe Thränen auf ein anderes Unglück, das Du nicht, wie dieſes, ſelbſt herbeigeführt haſt, und verſchwende ſie nicht um mich, die ich ihrer nicht begehre. Du haſt es ſelbſt gewollt, warum weineſt Du? Iſt aber noch eine Spur der Liebe, die Du für mich empfandeſt, in Dir, ſo gewähre mir dieſe letzte Bitte. Du haſt nicht geduldet daß ich in ſtiller Heimlichkeit mit Guiscardo lebte, — ſo gönne uns wenigſtens im Tode Vereinigung vor aller Welt Augen. Wohin Du auch ſeinen Leib haſt werfen laſſen, — ſorge, daß eben da auch mein Leichnam ruhe.“ Die Thränen geſtatteten dem Fürſten nicht zu antworten. Ghismonda aber fühlte, daß ihr Ende gekommen ſei, drückte noch einmal das todte Herz an die Bruſt und ſagte: „Lebt mit Gott, ich ſcheide.“ Da umhüllten ſich ihre Augen, ihre Sinne ſchwanden, und ſie ſchied aus dieſer Welt des Elends. Tancred bereute ſeine Grauſamkeit zu ſpät mit vielen Thränen. Er ließ die beiden Leichname ehrenvoll in einem und demſelben Grabmale beſtatten.

Geſchichte

von

Coſtanza und Martuccio

welche nach langen Leiden ſich endlich glücklich wiederfinden.

In der Nähe von Sicilien liegt eine kleine Inſel Namens Lipari. Hier lebte eine überaus ſchöne Jungfrau, Coſtanza genannt, die Tochter angeſehener Eltern. In ſie verliebte ſich ein junger Menſch, Namens Martuccio Gomito, der von edler Bildung, ehrbaren Sitten und ausgezeichnet in ſeinem Gewerbe war; Coſtanza erwiderte dieſe Flamme, ſo daß ihr nicht wohl war, wenn ſie ihn nicht ſah. Martuccio wünſchte nichts ſehnlicher als ſie zur Frau zu beſitzen und ließ daher bei ihrem Vater um ſie werben, erhielt aber die Antwort, er ſei zu arm, um ſie erlangen zu können. Der Jüngling, tief gekränkt, daß er wegen ſeiner Armuth verſchmäht werde, ſchwur nun ſeinen Freunden und Angehörigen, er wolle nicht anders, denn reich nach Lipari zurückkehren. Hierauf verließ er die Inſel, nahm als Seeräuber Dienſte und kreuzte an der Küſte der Barbarei indem er alle Schiffe beraubte, deren er Herr zu werden vermochte. Das Glück war ihm günſtig, aber er wußte ſeinem Gewinn nicht bei Zeiten Maß und Ziel zu ſetzen. Er ſelbſt, ſo wie ſeine Genoſſen begnügten ſich nicht mit den bereits erbeuteten Schätzen, ſondern wollten immer noch reicher werden und ſo kam es denn endlich, daß Martuccio von einigen ſaraceniſchen Schiffen nach langer Vertheidigung beſiegt, gefangen und beraubt, der gröſste Theil ſeiner Gefährten aber von den Saracenen erſchlagen wurde. Sein Schiff wurde verſenkt, er ſelbſt nach Tunis geführt, und hier in den Kerker geworfen, wo er ſeines Elends kein Ende ſah.

Mehr als Ein Seefahrer brachte nach Lipari die Nachricht, daß Alle, welche mit Martuccio auf dem Schiffe geweſen wären, im Meere ihren Tod gefunden hätten. Auch die Jungfrau, welche ſchon über die Abreiſe des Martuccio ohne Maß betrübt war, hörte die Trauerbotſchaft und daß er mit den Uebrigen untergegangen ſei. Nachdem ſie lange um ihn geweint, beſchloß ſie ihn nicht zu überleben. Sie vermochte es aber nicht über ſich, ſich ſelbſt Gewalt anzuthun, und überlegte daher, wie ſie auf irgend eine Weiſe ohne Hand an ſich zu legen, ihren unvermeidlichen Tod herbei führen könne. In einer Nacht verließ ſie ſtill das Haus ihres Vaters, ging zu dem Hafen hinab, und fand, etwas von den übrigen Fahrzeugen entfernt, eine kleine Fiſcherbarke, welche, weil ſie ſo eben erſt von ihrem Beſitzer verlaſſen worden war, noch mit Maſt, Segel und Rudern ausgerüſtet war. Ohne Zaudern ſprang Coſtanza in die Barke und ruderte eine Strecke ins Meer hinaus, denn wie faſt alle Frauen der Inſel, war ſie in Führung des Ruders nicht unerfahren. Als ſie ein gutes Stück von der Küſte entfernt war, zog ſie das Segel auf, warf Ruder und Steuer weg und überließ ſich dem Winde, indem ſie meinte, die Barke ohne Ladung und Lenker werde nothwendig entweder vom Winde umgeſtürzt, oder an irgend einer Klippe zerſchmettert werden, ſo daß ſie, ſelbſt wenn ſie wollte, dem Tode nicht entrinnen könnte und durchaus untergehen müßte. Darauf hüllte ſie ihr Haupt in einen Mantel und legte ſich weinend auf den Boden der Barke nieder. Es ereignete ſich aber ganz Anderes, als das unglückliche Mädchen erwartet hatte. Es wehte ein gelinder Nordwind, das Meer warf keine hohen Wellen und ſo ſegelte das Schiff nur leiſe ſchwankend ohne

Unfall die Nacht und den nächſten Tag über den weiten Ocean, weithin, wohl noch hundert Meilen über Tunis hinaus, nach einer Küſte hin, welche nahe bei Suſa ſich ausdehnt. Die Jungfrau lag faſt regungslos im Kahne, ganz in ihren Schmerz verſunken, in den Tod ergeben, ohne auch nur einmal das Haupt zu erheben.

Die Barke ſtieß endlich an das Ufer und hier war zufällig eine arme Frau damit beſchäftigt, die Netze ihrer Fiſcher von der Sonne weg zu nehmen; die Frau erblickte die Barke und wunderte ſich, daß die Schiffer ſie ſo mit vollem Segel gegen das Land ſtoßen ließen, und in der Meinung, die Fiſcher in dem Kahne möchten wohl ſchlafen, ging ſie herzu. Hier fand ſie nun Niemand, als die Jungfrau, welche entſchlummert war und ſo feſt ſchlief, daß die Frau mehrmals rufen mußte, ehe ſie erwachte. An der Kleidung ſah die Frau, daß die Jungfrau eine Chriſtin ſei, und daher redete ſie dieſelbe, welche endlich zur Beſinnung gekommen war in lateiniſcher Sprache an und fragte ſie, wie es käme, daß ſie auf dieſer Barke ſo allein hier anlande. Coſtanza, die lateiniſche Rede vernehmend, fürchtete ſchon, daß vielleicht der Wind ſich gewendet und ſie nach Lipari zurückgeführt haben möchte, ſprang empor und ſchaute um ſich. Da ſie aber die Gegend nicht erkannte und ſich doch auf feſtem Lande ſah, fragte ſie die Frau, wo ſie ſich befände. Dieſe nun antwortete ihr: „Meine Tochter, nahe bei Suſa in der Barbarei biſt du.“ Nun brach die Jungfrau in laute Klagen aus, darum, daß Gott ihr den Tod nicht gewährt habe. Sie fürchtete, ihre Ehre möchte irgend wie in Gefahr gerathen, und da ſie nicht wußte, was ſie nun beginnen ſolle, ſetzte ſie ſich neben ihre Barke nieder und begann ſich in Thränen zu ergießen. Als die arme Frau dies ſah, ergriff ſie herzliches Mitleid mit der Weinenden. Sie tröſtete die Jungfrau und bat ſie ſo lange, bis ſie ihr in ihre Hütte folgte. Hier bewog ſie das immer noch weinende Mädchen endlich durch Liebkoſungen, daß ſie ihr erzählte, wie ſie hierher gekommen ſei. Als nun die gute Alte vernahm, die Jungfrau ſei noch nüchtern, ſo reichte ſie ihr von ihrem harten Brote, einige Fiſche und Waſſer, und nöthigte ſie mit vielen Bitten Etwas zu eſſen. Durch Speiſe und Trank einigermaßen erkräftigt, erkundigte ſich Coſtanza, wer die gute Frau ſei, die ſie ſo wohlwollend aufgenommen und wunderte ſich, wie es komme, daß dieſelbe der lateiniſchen Sprache mächtig ſei. Die Frau erzählte nun, ſie ſtamme aus Trapani, heiße Carapreſa, und ſei hier im Dienſte bei chriſtlichen Fiſchern. Als die Jungfrau Carapreſa ſo reden hörte, fing ſie an, obgleich ſie noch immer ſehr betrübt war, einigermaſſen Muth zu ſchöpfen. Sie wußte nicht warum, aber der Name Carapreſa, welcher etwa ſoviel wie „guter Fang“ bedeutet, erſchien ihr wie ein gutes Zeichen; ſie begann einigermaßen Hoffnung zu ſchöpfen und konnte ſich doch eigentlich keine Rechenſchaft darüber geben, was ihr in ihrer betrübten Lage noch zu hoffen möglich wäre. Ohne zu ſagen, wer ſie wäre und woher ſie komme, beſchwor ſie die gute Frau, Mitleid mit ihrer Jugend zu haben und ihr um Gotteswillen einen Rath zu geben, wie ſie vermeiden könne, daß ihr nicht irgend etwas Schmachvolles begegne. Carapreſa, Dies hörend, verließ Jene einige Augenblicke, raffte ſchnell ihre Netze zuſammen und kehrte dann eilig zurück, hüllte die Jungfrau in ihren eigenen Mantel und führte ſie nach Suſa. Hier ſagte ſie ihr: „Coſtanza, ich will Dich jetzt zu einer vortrefflichen ſaraceniſchen Frau führen, die ich kenne, weil ich häufig kleine Dienſte für ſie verrichte und die eine bejahrte und ſehr wohlwollende Perſon iſt. Dieſer werde ich Dich empfehlen und ich bin überzeugt, daß ſie Dich gern aufnehmen und Dich wie eine Tochter halten wird. Du mußt Dich, während Du bei ihr biſt, ſo viel Du kannſt bemühen, durch Dienſte ihre Gunſt zu gewinnen, bis Gott Dir ein beſſeres Loos ſchickt.“ — Was Carapreſa geſagt, führte ſie ſogleich aus. Die Dame, welche bereits bei

Jahren war, hörte ſie an, ſchaute der Jungfrau ins Antlitz und fing an zu weinen; dann umarmte ſie dieſelbe, küßte ſie auf die Stirn und führte ſie bei der Hand in ihr Haus, in welchem ſie mit etlichen andern Frauen, doch ohne irgend ein männliches Weſen, wohnte. Alle dieſe Frauen beſchäftigten ſich mit verſchiedenen Handarbeiten aus Seide, Palmblättern und Leder. Bald hatte ſich Coſtanza in dieſe Art von Arbeit gefunden und ſtand nun ihrer Wohlthäterin nach Kräften bei. Sie war geſchickt und fleißig und gelangte daher bald zu ſolcher Gunſt und Liebe bei der alten Frau und ihren Genoſſinnen, daß es faſt wunderbar war, und in kurzer Zeit hatte ſie ſich auch die Sprache des Landes zu eigen gemacht.

Während nun die Jungfrau auf dieſe Weiſe in Suſa verweilte und in ihrer Heimath als todt betrauert wurde, geſchah es, daß, zur Zeit als Mulei Abdallah König in Tunis war, ein junger Mann von hoher Familie und großem Anſehen zu Granada Anſprüche auf das Königreich Tunis erhob, und nachdem er ein großes Heer geworben, in das Land fiel, um den König von Tunis zu verjagen. Von dieſen Vorfällen hörte in ſeinem Gefängniß Martuccio Gomito, der das Barbareskiſche gar wohl verſtand. Er hörte auch, daß der König nicht ohne Sorge um den Ausgang ſei und große Vorbereitungen zu ſeiner Vertheidigung treffe, und ſagte zu einem der Wächter der Gefängniſſe: „Wenn ich den König ſprechen könnte, ſo glaube ich, ihm einen Rath geben zu können, der ihm den Sieg in dieſem Kampfe ſichern würde?“

Der Wächter theilte dieſe Rede ſeinem Herrn mit, der ſie alsbald dem Könige hinterbrachte. Nun befahl der König, den Martuccio vor ihn zu führen, und fragte ihn, welchen Rath er ihm zu geben vermöge. Martuccio aber antwortete: „Wenn ich, o Herr, früher, ehe ich hierher in Euer Land kam, Eure Art zu kämpfen richtig beobachtet habe, ſo ſcheint mir, daß ihr Euch vorzugsweiſe der Bogenſchützen bedient. Wenn man daher ein Mittel finden könnte, daß es den Schützen Eures Gegners an Geſchoſſen fehlte, während die Eurigen Ueberfluß an denſelben hätten, ſo meine ich, daß ihr in dem Kampfe ſiegen müßtet.“ Hierauf entgegnete der König: „Ohne Zweifel glaube ich, wenn Dies geſchehen könnte, Sieger zu bleiben.“ „Dies aber, o Herr, ſagte nun Martuccio, läßt ſich machen, wenn ihr wollt, und vernehmet, wie! Laßt an die Bogen Eurer Schützen dünnere Sehnen befeſtigen, als diejenigen ſind, deren man ſich gewöhnlich bedient, und paßt ihnen Pfeile an, deren Kämme ſo eng ſind, daß ſie nur für dieſe dünnen Sehnen brauchbar ſind. Dies aber muß ſo heimlich geſchehen, daß Euer Gegner es nicht erfährt, weil er ſonſt ein Gegenmittel finden würde. Die Urſache, weßhalb ich Euch dieſen Rath gebe, iſt folgende: Wenn die Schützen Eures Gegners ihre Geſchoſſe verſendet haben werden und die Euren die ihrigen, ſo werden, bei fortdauerndem Kampf, wie Dieſes ſtets zu geſchehen pflegt, die Feinde Eure Pfeile aufſammeln müſſen, wie die unſrigen die feindlichen Pfeile. Dann aber wird der Feind von unſern Geſchoſſen keinen Gebrauch machen können, weil die engen Kämme für die ſtarken Sehnen nicht paſſen werden, während Eure Schützen der feindlichen Pfeile ſehr wohl ſich bedienen können, denn die dünne Sehne nimmt den Pfeil mit weitem Kamme ganz wohl auf. Die Unſern werden folglich an Geſchoſſen Ueberfluß haben, während der Feind Mangel an ihnen leidet.“

Der König war ein verſtändiger Mann und ſah daher den klugen Rath des Martuccio wohl ein. Er befolgte denſelben und gewann die Schlacht. Martuccio aber ward nicht nur frei, ſondern erfreute ſich fortan der Gunſt des Königes ſo, daß er zu Macht, Anſehn und Reichthum gelangte.

Im ganzen Lande ſprach man von dieſen Ereigniſſen und ſo erfuhr ſie auch Coſtanza. Sie erfuhr damit zugleich, daß ihr

Martuccio Gomito, den ſie ſo lange als todt beweint hatte, noch lebe. Die Liebe in ihrem Herzen flammte von Neuem hoch auf und die erſtorbene Hoffnung gewann neues Leben. Sie eröffnete nun der Dame, bei der ſie wohnte, ihr ganzes Geſchick und ſagte ihr, wie ſie nach Tunis gehen wolle, um ſich mit ihren Augen von der Wahrheit deſſen zu überzeugen, was ihr Ohr ſo freudig überraſcht und die lebhafteſte Sehnſucht in ihr rege gemacht hatte. Die edle Frau lobte ihren Entſchluß, und, als wäre ſie ihre Mutter, beſtieg ſie eine Barke mit ihr und reiſte mit ihr nach Tunis, wo ſie mit Coſtanza bei einer Verwandtin gaſtliche und ehrenvolle Aufnahme fand. Carapreſa, welche ſie begleitet hatte, wurde nun ausgeſchikt, um zu erkunden, was ſie von Martuccio hören könne. Sie vernahm, wie er groß und reich geworden, und brachte dieſe Kunde zurück. Die edle Frau ließ es ſich nun nicht nehmen, diejenige zu ſein, welche dem Martuccio hinterbrächte, daß ſeine Coſtanza um ſeinetwillen hierher gekommen ſei, und ſo begab ſie ſich zu ihm und ſprach: „Martuccio, in meinem Hauſe iſt einer Deiner Diener aus Lipari angelangt, und möchte Dich gern insgeheim ſprechen; und um mich nicht Andern anvertrauen zu müſſen, komme ich ſelbſt, Dir Dieſes zu melden.“

Martuccio dankte und begleitete ſie nach ihrer Wohnung. Als nun Coſtanza den Geliebten erblickte, war ſie nahe daran, vor Entzücken zu ſterben; ſie konnte ſich nicht halten, und mit offenen Armen ihm an den Hals ſtürzend umſchlang ſie ihn, während ſie vor Freude des Wiederſehens und vor Wehmuth über die vergangenen Leiden weinte und ſchluchzte. Martuccio ſah die Jungfrau und ſtand einen Augenblick in freudigem Erſtaunen; dann ſagte er ſeufzend: „O meine Coſtanza, Du lebſt? Vor langer Zeit ſchon hörte ich, Du ſeiſt verloren, und in unſer Heimath wußte man nichts von Dir.“ Und nachdem er Dies geſagt, umarmte er ſie innig, weinte und küßte ſie.

Nachdem Coſtanza ihrem Geliebten alle ihre Abenteuer erählt und beide ſich des Wiederſehens gefreut hatten, ging Maruccio zu dem Könige und erzählte ihm ſeine und Coſtanzas Schickale, bat ihn auch um die Erlaubniß, ſie nach dem Geſetze ſeiner Religion ehelichen zu dürfen. Der König entließ ihn mit reichen Geſchenken, welche Martuccio mit der guten Frau theilte, ſeine Geliebte ſo freundlich beherbergt hatte. Hierauf ging das glückliche Paar, begleitet von Carapreſa, zu Schiff nach Lipari, wo ſie mit unbeſchreiblichem Jubel empfangen wurden. Martuccio gab ein prachtvolles Hochzeitfeſt und lebte mit ſeiner Coſtanza noch lange in friedlicher Ruhe und herzlicher Liebe.

Geſchichte

von der

Dame von Rouſſillon,

welche ihres Geliebten Herz zu eſſen erhält und ſich den Tod gibt.

Einſt lebten in der Provence zwei edle Ritter, welche beide große Güter beſaßen und über viele Leute zu gebieten hatten. Der eine hieß Herr Wilhelm von Rouſſillon, der andere Herr Wilhelm von Cabeſtaing. Beide verſtanden mit Geſchick und Tapferkeit die Waffen zu führen und ſo kam es denn, daß ſie einander gegenſeitig gewogen waren, miteinander zu jedem Turniere, Lanzenrennen, oder ſonſtigem Waffenſpiele zogen und dabei ſtets gleiche Rüſtung trugen. Obgleich nun Jeder von ihnen beiden ein eigenes Schloß bewohnte, und ihre Schlöſſer wohl zehn Meilen aus einander lagen, ſo waren ſie doch viel auch auf ihren Schlöſſern zuſammen. Herr Wilhelm von Cabeſtaing faßte, ohne ſeine Freundſchaft und Waffenbrüderſchaft mit Herrn Wilhelm von Rouſſillon zu berückſichtigen, eine heftige Liebe zu der ſchönen und liebenswürdigen Gemahlin deſſelben. Auch wußte er dieſe Liebe in ſeinem Betragen auf mancherlei Weiſe der Dame an den Tag zu legen, ſo, daß dieſe ſeine Gefühle errieth. Da ſie nun wußte, welch ein wackerer Ritter er wäre, ſo fand ſie auch an ihm Gefallen, ja faßte endlich ſolch eine Liebe zu ihm, daß ſie ihn über Alles begehrte und hochhielt und nur darauf wartete, daß er ſeine Gefühle gegen ſie ausſpräche. Hierzu hatte der Ritter bald Gelegenheit gefunden, und von nun an kamen ſie in großer gegenſeitiger Liebe öfter zuſammen. Weil ſie aber nicht mit hinlänglicher Vorſicht verfuhren, wurde Herr von Rouſſillon ihr Einverſtändniß gewahr und gerieth darüber in ſolchen Zorn, daß ſich ſeine frühere Freundſchaft zu Cabeſtaing in tödtlichen Haß verkehrte. Er wußte ſeinen Groll beſſer zu verhehlen, als das liebende Paar ſeine Liebe, und beſchloß, ſeinen Waffengefährten umzubringen.

Um dieſe Zeit wurde in Frankreich ein großes Turnier angeſagt. Rouſſillon gab dem Cabeſtaing ſogleich Nachricht davon und forderte ihn auf, wenn es ihm genehm wäre, zu ihm zu kommen, damit ſie ſich gemeinſchaftlich berathen könnten, ob und wie ſie jenes Turnier beſuchen wollten. Cabeſtaing antwortete voller Freude, er werde den folgenden Tag zum Abendeſſen kommen. Rouſſillon aber meinte, nun ſei die rechte Zeit gekommen, wo er ſeine Rache ausüben könne. Er legte daher des andern Tages ſeine Waffen an und ritt mit einigen ſeiner Diener etwa eine Meile weit von ſeiner Burg, wo er ſich an einer Stelle, an der Cabeſtaing vorüber mußte, im Gebüſche verbarg. Er hatte ſchon eine lange Weile gewartet, als er Cabeſtaing, der ſich von ihm nichts Arges verſah, ungeharniſcht mit zwei gleichfalls ungeharniſchten Dienern des Weges kommen ſah. Kaum war Cabeſtaing an der Stelle, wo ſich

Rouſſillon befand, als dieſer meuchlings und wüthend unter dem Rufe: „Du biſt des Todes!“ mit vorgeſtreckter Lanze ihn anfiel, und ſogleich ſeine Bruſt durchbohrte. So fiel Cabeſtaing ohne das Schwert zu ſeiner Vertheidigung gezogen zu haben und ſtarb nach wenigen Augenblicken, ohne daß er im Stande geweſen wäre, nur noch ein Wort vorzubringen. Seine Begleiter waren, bevor ſie noch erkannt, von wem ſie angefallen wurden, eiligſt nach der Burg ihres Herrn entflohen. Rouſſillon aber ſtieg vom Pferde, öffnete dem Cabeſtaing mit einem Meſſer die Bruſt, und riß ihm mit eignen Händen das Herz heraus. Er wickelte es in ein Lanzenfähnchen und ließ es ſich von einem der Diener nachtragen. Hierauf ritt er, da bereits die Nacht einbrach, nach ſeiner Burg zurück und ſchärfte unterweges ſeinen Dienern ein, daß keiner wagen ſolle, ein Wort von dem, was vorgefallen, zu ſagen.

Sehnſüchtig hatte die Dame auf Cabeſtaing gewartet, denn ſie hatte gehört, daß er zum Abendeſſen erſcheinen wollte. Als nun ihr Gemahl allein heimkehrte, wunderte ſie ſich und ſagte zu ihm: „Wie kommt es, Herr, daß Cabeſtaing noch nicht hier iſt?“ Der Ritter erwiderte: „Frau, er hat mich wiſſen laſſen, daß er vor Morgen nicht kommen kann!“ Ueber dieſe Worte wurde die Dame verſtimmt. Indeſſen hatte Rouſſillon, als er kaum vom Pferde geſtiegen war, den Koch rufen laſſen, und ſagte nun zu ihm: „Nimm dies Eberherz, und bereite es zum beſten und wohlſchmeckendſten Gericht, das Du kennſt, und laſſe es dann in einer ſilbernen Schale auftragen.“ Der Koch nahm das Herz, zerhackte es und bereitete es mit vielem köſtlichen Gewürze zu einer überaus wohlſchmeckenden Speiſe. Als es Zeit war, ſetzte ſich Herr von Rouſſillon mit ſeiner Gemahlin zu Tiſche. Die Speiſen wurden aufgetragen; das Verbrechen aber, das der Ritter zu begehen vorhatte, beſchäftigte ſo ſehr ſeine Gedanken, daß er nur wenig aß. Endlich ſchickte der

Koch die Speiſe in der ſilbernen Schüſſel. Herr von Rouſſillon ließ die Speiſe vor die Dame ſetzen und empfahl ſie ihr als vorzüglich. Er ſelbſt, ſagte er, habe dieſen Abend keine Eßluſt. Die Dame, der es nicht an Eßluſt fehlte, koſtete das Gericht und verzehrte es, da ſie es wohlſchmeckend fand, völlig. Als der Ritter ſah, ſeine Gemahlin habe die Schüſſel geleert, ſagte er: „Frau, was haltet ihr von der Speiſe?“ „Beim Himmel, Herr,“ erwiderte die Dame, „ſie hat mir gut geſchmeckt.“ „Das glaube ich Euch,“ ſagte der Ritter, „ſo wahr mir Gott helfe, und finde es ganz natürlich, daß dasjenige, was lebend vor allem Andern Eure Luſt war, auch nun, da es todt iſt, Euch zur Luſt gereicht!“ Die Dame überlegte dieſe Worte einen Augenblick, dann aber fragte ſie: „Was war es, das Ihr mir zu eſſen gegeben.“ „Bei Gott,“ entgegnete der Ritter, „was Ihr gegeſſen, war das Herz des Herrn Wilhelm von Cabeſtaing, welches Ihr als ein treuloſes Weib geliebt habt. Zweifelt nicht, es war ſein Herz; denn ich habe es ihm ſelbſt mit dieſen meinen Händen aus dem Leibe geriſſen.“

Die Dame erſtarrte vor Schmerz über den grauſamen Tod des Mannes, den ſie über Alles liebte, vor Grauen, daß ſie ſein Herz gegeſſen. Nachdem ſie ſich aber einigermaßen geſammelt, ſagte ſie: „Ihr habt ehrlos und ſchändlich gehandelt; denn, wenn ich, ohne von Cabeſtaing gezwungen zu ſein, ihn zum Gebieter über meine Neigungen erwählt, und dadurch Eure Ehre verletzt hatte, ſo durfte nur mich, nicht ihn Strafe treffen. Nun aber da ich eine ſo edle Speiſe genoſſen, wie das Herz des Herrn Wilhelm von Cabeſtaing, den an Tapferkeit und an adligen Sitten kein andrer Ritter übertraf, ſo möge es Gott verhüten, daß jemals noch eine andere Speiſe über meine Lippen gehe.“ Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, und ſtürzte ſich, ohne einen Augenblick zu zögern, rücklings aus einem hinter ihr befindlichen Fenſter. Das Fenſter war hoch über dem

Boden, und daher blieb die Dame von dem Sturze nicht allein auf der Stelle todt, ſondern ihr Körper war auch faſt gänzlich zerſchmettert. Herr Wilhelm von Rouſſillon, erſchüttert von dieſem Anblick, ſah nun wohl ein, daß er in ſeinem Zorn zu weit gegangen ſei und Uebles gethan habe. Er fürchtete die Rache des Volks und des Grafen von Provence, ließ daher die Pferde ſatteln und entfloh.

Schon am nächſten Tage wurde bekannt: was geſchehen war. Die Leute vom Schloſſe des Herrn Wilhelm von Cabeſtaing und die von dem Schloße der Dame hoben unter unzähligen Thränen und Wehklagen die beiden Leichen auf, und beſtatteten ſie in der Burgcapelle der Dame in eine gemeinſchaftliche Gruft.

Verſe über der Gruft nannten die Namen der hier Begrabenen, ſo wie Art und Urſache ihres betrübten Endes.

Geſchichte
von
Girolamo und Salveſtra,
welche im Leben geſchieden durch Liebe im Tode vereinigt wurden.

In Florenz lebte einſt ein reicher Kaufmann, Namens Leonardo Sighieri, der bei ſeinem Tode einen noch unmündigen Sohn, Girolamo oder Hieronymus genannt, hinterließ. Die Vormünder des Knaben verwalteten gemeinſchaftlich mit deſſen Mutter ſeine Vermögensangelegenheiten treu und redlich und ſorgten für ſeine Erziehung. Girolamo ging, wie Kinder pflegen, mit den Kindern der Nachbarn viel um, wurde aber mit keinem ſo innig vertraut, als mit der Tochter eines Schneiders, welche mit ihm von gleichem Alter war. Aus der kindlichen Freundſchaft erwuchs, als die jungen Leute älter wurden, eine ſo zärtliche Liebe, daß Girolamo ſich nicht wohl und glücklich fühlte, als wenn er mit dem Mädchen zuſammen war, das ihrerſeits ſeine herzliche Zuneigung in gleichem Maaße erwiderte. Der Mutter des Knaben gefiel dieſe Zuneigung keineswegs und Girolamo hatte deßwegen von ihr häufig eine harte Behandlung zu erdulden. Alle Reden und Strafen der Mutter fruchteten indeß nichts und ſo wendete ſich dieſe denn endlich an die Vormünder ihres Sohnes. Ihr und ihres Sohnes großer Reichthum hatte ſie zu der thörichten Meinung verführt, daß ſie mit demſelben Alles, und, wie das Sprichwort ſagt, wohl auch einen Mohren weiß zu waſchen vermöge. Sie ſchlug den Vormündern vor, ihren Sohn auf einige Zeit in eine ferne Gegend zu ſchicken, wo er ſeine thörichte Liebe wohl vergeſſen werde. Die Vormünder gingen auf den Vorſchlag der Mutter ein, und ließen den Knaben zu ſich rufen. Einer unter ihnen redete ihn mit freundlichen Worten an: „Mein Sohn, Du kommſt nun allmählig in die Jahre, in iwelchen es ſich für Dich geziemet, daß Du in Deinen Angelegenheiten ſelbſt nach dem Rechten ſehen lerneſt. Daher würde es für Dich vortheilhaft und uns angenehm ſein, wenn Du einige Zeit in Paris verweilteſt, wo die Handlung, welche Dir Dein Vater hinterlaſſen hat und welche Du ſelbſt ſpäter übernehmen ſollſt, ausgedehnte Geſchäftsverbindungen hat. In Paris, dieſer größen und weltberühmten Stadt, wirſt Du auch mehr als hier Gelegenheit finden Dich auszubilden, namentlich, was einem jungen Menſchen überaus wohlanſteht und ihm zur beſten Empfehlung dient, Dir gute Sitten und ein feines Betragen anzueignen. Du findeſt dort in Menge große Herren, Barone und Edelleute, welche Du Dir hierin zum Muſter nehmen kannſt. Wenn Du Dich auf dieſe Weiſe zu Deinem Vortheil ausgebildet haſt, ſo kannſt Du hierher in Deine Vaterſtadt zurückkehren.“ Der Knabe hatte der Rede aufmerkſam zugehört, antwortete aber mit kurzen Worten, daß er von alle dem nichts thun wolle, denn er denke ſo gut wie ein Andrer ruhig in Florenz bleiben zu können. Obgleich nun die wohlwollenden Männer Alles anwendeten Girolamo zu einer andern Anſicht zu beſtimmen, ſo gelang es ihnen doch nicht ihre Abſicht zu erreichen, und ſie ſahen ſich daher genöthigt ſeine Mutter von der entſchiedenen Abneigung des Knaben zu unterrichten.

Die Mutter machte ihm nun, weniger wegen ſeiner Abneigung nach Paris zu gehen, als wegen ſeiner Liebe zu dem armen Mädchen, heftige Vorwürfe. Dann aber verſuchte ſie, ihn durch freundliche Reden umzuſtimmen, und drang mit ſchmeichelnden und zärtlichen Worten in ihn, er möge doch aus Liebe zu ihr, ſeiner Mutter, den Vormündern gehorchen. Auf dieſe Weiſe brachte ſie es endlich dahin, daß er ſich bereit erklärte, Ein Jahr, aber nicht länger, in Paris ſich aufhalten zu wollen. Ohne ſeine heftige Liebe zu Salveſtra aufzugeben, reiſte alſo Girolamo nach Paris und hier wußte man ihn ſo lange von Tag zu Tag hinzuhalten, daß zwei Jahre vergingen, ehe er nach Florenz zurückkehrte. Die Liebe in ſeinem Herzen war nicht erloſchen, vielmehr war ſie glühender als je zuvor. Als er ſich aber nach ſeiner Salveſtra erkundigte, erfuhr er, daß ſie an einen Bürger, einen Zeltmacher, verheirathet wäre. Er grämte ſich tief, und konnte, obſchon er einſah, daß für ihn jede Hoffnung auf den Beſitz der Geliebten verloren wäre, doch ſeine Liebe nicht aufgeben. Wie verliebte Jünglinge pflegen, ging er nun häufig vor ihrem Hauſe vorüber, in dem feſten Vertrauen, ſie werde auch noch eben ſo ſehr an ihm, wie er an ihr hangen. Hierin aber irrte er ſich. Salveſtra war in ihren neuen Verhältniſſen dem einſt ſo heiß von ihr geliebten Jünglinge völlig fremd geworden, wenigſtens drückte ſich dieſes in ihrem Benehmen gegen ihn aus. Girolamo merkte dieß wohl und ſein Kummer wurde nur noch heftiger. So ſchwach war ſein Herz, daß er es nicht aufgab Alles zu thun um die Neigung Salveſtras ſich wieder zu erwerben.

All ſeine Mühe war umſonſt und nun faßte der Unglückliche den unklugen Entſchluß, wenigſtens noch einmal, und wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte, mit der Geliebten zu ſprechen. Er erkundigte ſich daher bei einem Nachbar genau nach der inneren Einrichtung des Hauſes, in welchem Salveſtra wohnte und als es Abend geworden war, Salveſtra aber mit ihren Manne ausgegangen war um Freunde zu beſuchen, ſchlich er ſich in das Haus. Unbemerkt kam er bis an das Schlafzimmer der Eheleute und verſteckte ſich hier hinter einigen Stücken Zeltleinewand, welche ausgebreitet dalagen. Hier harrte Girolamo bis Salveſtra und ihr Mann nach Hauſe zurückgekehrt, zur Ruhe gegangen und, wie er vermuthen konnte, eingeſchlafen waren. Dann ſchlich er ſich zu Salveſtras Bett, legte die Hand auf ihre Bruſt und fragte leiſe: „Geliebtes Herz, ſchläfſt Du ſchon?“ Salveſtra wachte auf, erſchrak heftig und wollte nach Hilfe rufen. Er aber ſagte eilig: „Rufe nicht, um Gottes willen, ich bin ja Dein Girolamo!“ Da erwiderte die Frau unter heftigem Zittern: „Um des Himmels willen, Girolamo, gehe wieder fort. Die Zeit iſt vorbei, wo wir als Kinder uns lieben durften! Du weißt, daß ich verheirathet bin, und da wäre es ſchändlich und ſittenlos, wenn ich noch einem Andern mein Herz zuwenden wollte als meinem Manne. Darum bitte ich Dich um der göttlichen Barmherzigkeit willen, daß Du fortgeheſt. Bedenke welch ein Unglück entſtehen könnte, wenn mein Mann Dich hörte, und das Geringſte wäre, daß meine Ruhe, mein häuslicher Frieden auf immer verloren wäre. Jetzt bin ich glücklich: ich achte und liebe meinen Mann um der

Liebe und Sorgfalt willen, welche er gegen mich hegt. Zerſtöre nicht mein Glück, ſondern gehe!“

Vergebens erinnerte ſie Girolamo an ihre frühere Liebe, vergebens flehte und beſchwor er ſie; Salveſtra wankte nicht in ihrer ehelichen Treue und Girolamo ſah endlich ein, daß er ſie zu nichts würde bewegen können. Da ſchilderte er ihr denn endlich, wie heiß und treu er ſie geliebt habe, und wie er nun nichts mehr begehre als den Tod für ſeine große und unwandelbare Liebe. So möge ſie ihm nur dieß Eine geſtatten, daß ſie ihn auf wenige Augenblicke vergönne an ihrer Seite zu ruhen, denn er ſei vor Kälte ſo erſtarrt, daß er nicht vermöge von hinnen zu gehen. Zugleich ſchwur er ihr hoch und theuer, er wolle kein Wort zu ihr reden noch ſie berühren, und wolle alsbald wieder gehen, wenn die Wärme neues Leben in ſeinen erſtarrten Gliedern erweckt haben würde. Salveſtra hegte mit dem einſt ſo heiß von ihr geliebten Jünglinge doch einiges Mitleid und ſo gewährte ſie ſeine Bitte unter den von ihm ſelbſt ausgeſprochenen Bedingungen.

Girolamo legte ſich alſo neben ſeine geliebte Salveſtra, aber er berührte ſie nicht und redete auch kein Wort weiter. Er dachte ſtill an ſeine unendliche Liebe, an Salveſtras Grauſamkeit, an die Vernichtung aller ſeiner Hoffnungen und beſchloß endlich nicht länger leben zu wollen. Des Menſchen Wille iſt wunderbar mächtig; Girolamo hielt ſeine Lebensgeiſter auf, preßte die Hände zuſammen und verſchied lautlos an Salveſtras Seite.

Die Jungfrau wunderte ſich im Stillen, daß Girolamo ſo regungslos dalag, aber bald erwachte in ihr die Sorge, ihr Mann könne erwachen und ſo redete ſie Jenen an: „Nun Girolamo, warum erhebſt Du Dich noch nicht und geheſt!“ Aber Girolamo antwortete nicht. Sie meinte er ſei eingeſchlafen, ſtreckte die Hand nach ihm aus und ſtieß ihn an, damit er aufwache; aber ſie fühlte, daß er kalt wie Eis ſei. Sie glaubte ſich getäuſcht zu haben, berührte ihn nochmals und nochmals, und gelangte endlich zu der ſchrecklichen Ueberzeugung, daß er todt ſei. Angſt und Entſetzen bemächtigten ſich ihrer. Sie wußte nicht, was ſie beginnen ſollte. Sie mußte ihren Mann von dem Vorfall unterrichten, aber wie konnte ſie es ohne einen ſie entehrenden Verdacht in ihm zu erregen. Nach langer Ueberlegung hatte ſie endlich einen Entſchluß gefaßt. Sie weckte ihren Mann und erzählte ihm den ganzen Vorfall, aber ſo, als wenn er nicht ihr, ſondern einer Andern begegnet ſei. Endlich aber fragte ſie ihn, was er thun würde, wenn ſich bei ihnen etwas Aehnliches ereignet hätte. Der Mann meinte, in einem ſolchen Falle müſſe man den todten Körper in der Stille bis zu ſeiner Wohnung ſchaffen und ihn dort niederlegen, ohne weiter gegen die Frau, welche ſeiner Ueberzeugung nach keinen Fehler begangen habe, Groll zu hegen. „Nun,“ erwiderte hierauf Salveſtra, „ſo laß uns thun, wie du geſagt haſt;“ und damit nahm ſie ſeine Hand und legte ſie auf den Leichnam des Jünglings. Erſchrocken ſprang den Mann auf, machte ſchnell Licht, überzeugte ſich nochmals von dem Tode des Jünglings und ohne noch weiter ſeiner Frau Vorwürfe zu machen, hüllte er die Leiche ein, lud ſie auf ſeine Schultern und trug ſie bis vor das Haus, in welchem Girolamo gewohnt hatte. Hier legte er ſie an der Thüre nieder und kehrte nach Hauſe zurück.

Als es Morgen geworden war, fand man den Leichnam, den man alsbald als Girolamo erkannte. Man brachte ihn in das Haus, wo ſich ein großes Wehklagen, beſonders von Seiten der unglücklichen Mutter erhob. Man glaubte zuerſt der Jüngling ſei ermordet worden. Nachdem man aber den Körper ſorgfältig unterſucht und nirgends eine Wunde oder eine Preſſung entdeckt hatte, ſo erklärten die herbeigerufenen Aerzte, kein Menſch, ſondern der Gram müßte ihn getödtet haben. So war es auch wirklich. Der Sitte des Landes und dem Reichthume des Verſtorbenen gemäß wurde der Leichnam in eine Kirche gebracht, und hier öffentlich ausgeſtellt. An dem Sarge ſaßen die Mutter und andere dem theuren Jünglinge verwandte Frauen und beklagten mit heißen Thränen ſeinen frühzeitigen Verluſt.

Während Dieſes geſchah, ſagte der Mann, in deſſen Hauſe Girolamo geſtorben war, zu ſeiner Frau: ,,Komm, Salveſtra, lege Deinen Mantel um; wir wollen nach der Kirche gehen, in welche ſie Girolamo getragen haben. Begib Du Dich unter die Frauen und höre, was von ihnen über den Vorfall geſprochen wird. Ich will mich dagegen unter die Männer miſchen. Wir müſſen doch erfahren, ob etwa über uns ein Gerede unter den Leuten geht.''

Dieſer Vorſchlag gefiel Salveſtra, denn das unglückliche Ende Girolamos, welches offenbar nur durch die Heftigkeit ſeiner Liebe zu ihr herbeigeführt worden war, hatte die mit Gewalt und durch das Pflichtgefühl in ihr unterdrückte Neigung mächtig wieder in ihrem Herzen hervorgerufen. Sie ſehnte ſich noch einmal den Leichnam des geliebten Jünglings zu ſehen. Die Gewalt der Liebe iſt wunderbar und geheimnißvoll; das Herz Salveſtras, welches das Glück Girolamos nicht zu öffnen vermocht hatte, war von deſſen Unglück gerührt und gebrochen worden. Als nun das bleiche Antlitz des geliebten Freundes vor ihr dalag, da ſchlugen die Flammen der Liebe in dem Herzen Salveſtras wieder hellodernd empor. Sie verhüllte ſich ganz in ihren Mantel, damit man ihre hervorſtürzenden Thränen nicht gewahre und drängte ſich durch die umſtehenden Leute, bis ſie dicht vor der Leiche ſtand. Mit einem lauten Schrei fiel ſie nieder auf das Geſicht des todten Jünglings. Aber keine Thräne aus ihrem Auge benetzte das Antlitz ihres Freundes, denn kaum hatte ſie daſſelbe berührt, ſo endete derſelbe Schmerz auch ihr Leben, welcher vorher Girolamo getödtet hatte. Die Frauen, welche die Leiche des Jünglings zunächſt umgaben, hatten Salveſtra nicht erkannt, ahnten auch nicht, daß ihr Leben bereits entflohen ſei. Sie ſprachen ihr Troſt zu und ermahnten ſie, aufzuſtehen. Als ſie aber nicht Folge leiſtete, wollten ſie dieſelbe emporheben. Sie fühlten nun, daß ſie regungslos ſei, erkannten, daß ſie Saleſtra und daß ſie tod ſei. Da erhob ſich neues verdoppeltes Wehklagen und Jammern unter allen den gegenwärtigen Frauen. Bald ward dadurch die Nachricht von dem neuen Unfall vor das Thor der Kirche gebracht, wo die Männer verſammelt waren und wo ſie auch Salveſtras Mann erfuhr. Dieſer weinte heftig und lange und hörte auf keinen Zuſpruch und Troſt. Hierauf aber erzählte er unverholen, was ſich die vorhergehende Nacht in ſeinem Hauſe begeben habe. Die allgemeine Theilnahme und Klage wurde dadurch nur noch erhöht.

Salveſtras Leichnam ward geſchmückt wie man die Todten zu ſchmücken pflegt und dann neben den Jüngling auf daſſelbe Lager mit ihm gelegt. So ſtanden die Leichen noch mehre Tage in jener Kirche, dann aber wurden ſie zuſammen in demſelben Begräbniſſe beigeſetzt. Die im Leben die Liebe nicht vereinigt hatte, verband der Tod mit unauflöslichen Banden.

Geſchichte

von der

Liſabetta,

welche durch einen Traum von der Ermordung des Geliebten unterrichtet wird, und ſich zu Tode grämt.

Zu Meſſina lebten drei Brüder als Kaufleute, welche von ihrem Vater viele Reichthümer geerbt hatten und eine junge, ſchöne und gut erzogene Schweſter, Namens Liſabetta beſaßen, welche noch unverheirathet war. In einem ihrer Kaufläden war ein junger Mann aus Piſa angeſtellt, dem ſie alle ihre Geſchäfte anvertraut hatten, welche er auch zu ihrem Vortheil und zu ihrer Zufriedenheit beſorgte. Dieſer Jüngling war von einnehmender Geſtalt und gefälligen Sitten, daher es denn nicht zu verwundern war, daß Liſabetta, welche ihn täglich ſah und beobachtete, eine heftige Liebe zu ihm faßte. Lorenzo bemerkte kaum, daß er dem jungen und liebenswürdigen Mädchen nicht gleichgültig ſei, als er ſeine ganze Neigung ihr zuwendete. Bald hatte ſich eine ſchickliche Gelegenheit gefunden, bei welcher ſich die Liebenden gegenſeitig ihr Herz offenbarten.

Von nun an kamen die jungen Leute öfters zuſammen um ſich von ihrer Liebe und Zärtlichkeit zu unterhalten. Aber leider waren ſie ſo wenig vorſichtig bei dieſen Zuſammenkünften, daß Liſabettas älteſter Bruder hinter das Geheimniß ihrer Liebe kam. Da Lorenzo ein armer Menſch war, ſo hätten ihm die Brüder nimmermehr ihre Schweſter zur Gattin gegeben. Dieſes wußten die Liebenden wohl nnd hatten ſich daher gehütet jenen ihre Gefühle mitzutheilen. Als nun der älteſte Bruder bemerkt hatte, daß Liſabetta in Lorenzos Zimmer geſchlichen war, hütete er ſich irgend einen Lärm oder Aufſehen zu machen, durch welchen nur ſeiner Schweſter und ſeine eigene Ehre verletzt worden wäre. Er berief aber zu gelegener Zeit ſeine Brüder zu ſich und beredete mit ihnen, was unter dieſen Umſtänden zu thun ſei, und und nach langer Ueberlegung wurde beſchloſſen, daß ſich die drei Brüder ſo anſtellen ſollten, als wenn ſie gar nichts von Liſabettas Neigung bemerkt hätten, bis ſich eine Gelegenheit finden werde, den Schimpf, welchen ihrer Meinung nach Lorenzo ihrer Familie anthue, von ſich zuentfernen, ehe er zu irgend einem Nachtheil oder zu einer Gefahr ausgeſchlagen wäre.

Dieſen Beſchluß führten ſie auch geſchickt aus. Wie bisher, waren ſie freundlich gegen Lorenzo, plauderten und ſcherzten mit ihm und forderten ihn eines Tages auf mit ihnen eine Vergnügungsreiſe auf das Land zu machen. Wie ſie nun mit ihm an einen einſamen und entlegenen Ort gekommen waren, glaubten ſie, die erwünſchte Gelegenheit ſei gekommen und brachten Lorenzo, der an keinen Verrath gedacht hatte, um und verſcharrten ſeinen Körper. Niemand hatte von dem Vorgange Etwas bemerkt. Nachdem die drei Brüder nach Meſſina zurückgekehrt waren, gaben ſie vor, ſie hätten den Lorenzo in ihren Geſchäften auf Reiſen geſchickt und dieſes Vorgeben wurde von Niemand bezweifelt, denn Lorenzo war ſchon öfters in den Geſchäften der Handlung verreiſt geweſen.

Als jedoch Lorenzo gar nicht wiederkam, und Liſabetta, welche über ſeine lange Abweſenheit ſchmerzlich betrübt war, ſich oft und angelegentlich nach ihm erkundigte, erwiderte ihr eines Tages einer ihrer Brüder, den ſie mit Fragen beſtürmte: „Was ſoll das heiſſen? Was geht Dich Lorenzo an, daß Du ſo viel nach ihm fragſt? Wenn Du noch einmal fragſt, ſo wirſt Du eine Antwort erfahren, wie Du ſie verdienſt!“ Liſabetta war durch dieſe Antwort erſchreckt und betrübt. Bange Ahnungen, von denen ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte bemächtigten ſich ihrer. Nach Lorenzo zu fragen, wagte ſie nicht mehr, aber wenn ſie des Nachts einſam auf ihrem Lager ruhte, rief ſie ſeinen Namen mit wehmüthiger Zärtlichkeit, bat ihn, er möge doch endlich kommen und klagte heftig unter heißen Thränen über ſeine lange Abweſenheit.

Liſabetta hatte alle ihre frühere Heiterkeit verloren und erwartete von Tag zu Tag ſehnſüchtiger den Geliebten. Eine Nacht hatte ſie beſonders lange um Lorenzo geklagt und war endlich unter Weinen entſchlummert. Da erſchien ihr im Traume Lorenzos Geſtalt, bleich und zerſtört in ſchmuzigen und zerriſſenen Kleidern, und es war ihr, als ob die Geſtalt zu ihr redete: „Ach Liſabetta, Du rufeſt ohn Unterlaß meinen Namen, grämſt Dich über mein Außenbleiben und klagſt mich mit Deinen Thränen an. Wiſſe denn, daß ich niemals wiederzukehren vermag, denn an dem Tage, da Du mich zum letzten Male ſaheſt, haben mich Deine Brüder ermordet.“ Hierauf bezeichnete ihr die Geſtalt noch, wo die Brüder den Leichnam verſcharrt hätten, und ſagte, Liſabetta möge nie mehr nach Lorenzo rufen oder ihn erwarten; darauf verſchwand ſie. Alsbald erwachte die Jungfrau, weinte bitterlich über das, was ſie gehört und geſehen hatte und maß Allem vollen Glauben bei.

Als es Morgen geworden war, hatte Liſabetta nicht den Muth, ihren Brüdern von der Erſcheinung zu ſagen: aber ſie beſchloß an den Ort zu gehen, der ihr bezeichnet worden war, um ſich zu uberzeugen, ob, was ſie im Traume gehört, Wahrheit ſei. In dieſer Abſicht erbat ſie ſich von ihren Brüdern die Erlaubniß, in Begleitung eines Mädchens, die früher bei ihr in Dienſten geweſen war und um Liſabettas Liebesgeheimniſſe wußte, zu ihrem Vergnügen einen Spaziergang vor die Stadt machen zu dürfen. Mit dieſem Mädchen nun ging Liſabetta an die Stelle, welche ihr im Traume bezeichnet worden war, und grub nach, da wo ſie nach Wegſchaffung einiger dürren Blätter, die den Boden bedeckten, die Erde am lockerſten fand. Sie hatte noch nicht lange gegraben, als ſie den noch völlig erhaltenen und kenntlichen Körper ihres unglücklichen Geliebten fand, und dadurch zu der ſchrecklichen Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit ihres Traumgeſichtes gelangte. Wie tief betrübt und erſchüttert Liſabetta auch war, ſo ſah ſie doch wohl ein, daß ſie an dieſem Orte ihrem Schmerz und ihren Thränen nicht freien Lauf laſſen dürfe. Gern hätte ſie den ganzen Leichnam mitgenommen, um ihm ein anſtändiges Grab zu geben, aber auch dieß ſah ſie als unmöglich ein. Dennoch wollte ſie ſich von dem lieben Korper nicht ganz trennen und entſchloß ſich daher, obgleich ſie innerlich zurückſchauderte, mit einem Meſſer ſo gut es ging das Haupt des Geliebten von dem Rumpfe zu trennen. Sie hüllte das Haupt in ein Tuch, bedeckte den übrigen Körper wieder mit Erde und ging mit der Dienerin, welche das Tuch mit dem Haupte trug, nach der Stadt zurück. Unbemerkt gelangte ſie bis in ihr Zimmer; wo ſie ſich bitterlich weinend über das geliebte Haupt neigte, das ſie mit ihren Thränen völlig abwuſch und mit tauſend Küſſen bedeckte. Hierauf umwand ſie es mit einem ſauberen Tuche, legte es in einen ſchönen Blumentopf, überſchüttete es mit Erde, und pflanzte einige ſchöne Stauden ſalernitaniſches Baſilikum in die Erde, und begoß dieſe nicht anders, als mit Roſen- oder Orangenwaſſer, oder mit ihren Thränen. Faſt immer ſaß ſie bei dem Blumentopf und betrachtete das Gefäß, das ihres Lorenzos Haupt verborgen hielt, mit inniger Sehnſucht. Hatte ſie es lange ſo angeſchaut, ſo umfaßte ſie es und weinte über daſſelbe hingebeugt, bis das ganze Baſilikum mit ihren Thränen begoſſen war. Durch die lange und ſorgfältige Pflege und durch die Fruchtbarkeit, die der verweſende Kopf dem Erdreiche mittheilte, wurde die Pflanze wunderbar ſchön, und verbreitete einen köſtlichen Duft.

Da Liſabetta in dieſem ihren Thun nicht nachließ, ſo wurden endlich die Nachbarn aufmerkſam auf ſie und bemerkten Alles, was ſie in ihrer Betrübniß that. Von den Nachbarn erfuhren es die Brüder, welche längſt bemerkt hatten, daß ihrer Schweſter Schönheit und Jugendfriſche dahinſchwand, und daß ihre Augen glanzlos in ihrem Kopfe ruhten. Als nun die Brüder gehört hatten, was Liſabetta täglich mit dem Blumentopfe vornahm, ſchalten ſie dieſelbe einigemal hart wegen ihres Benehmens und ließen ihr endlich als ihre Reden fruchtlos blieben, den Blumentopf heimlich wegnehmen. Als ihn Liſabetta vermißte, verlangte ſie heftig und dringend nach ihm und als ihre Bitten umſonſt waren, ſo verfiel ſie nach heftigem Weinen und Klagen in eine ſchwere Krankheit, in welcher ſie auch nach nichts als nach ihrem Blumentopfe begehrte. Da wurden die Brüder aufmerkſam auf das Gefäß und kamen darauf ſeinen Inhalt zu unterſuchen. Sie ſchütteten die Erde aus und fanden das Tuch und in ihm den Kopf, den ſie an dem noch unverſehrten krauſen Haarwuchs für den des Lorenzo erkannten. Sie erſchraken gewaltig, fürchteten, ihre Miſſethat möchte entdeckt werden und verließen daher, nachdem ſie den Kopf heimlich vergraben hatten, eilig die Stadt Meſſina. Ihre Geſchäfte hatten ſie, ſo gut ſich dieſes in der Eile thun ließ, geordnet und ſo begaben ſie ſich nach Neapel, wo ſie ſicher zu ſein glaubten. Liſabetta hörte indeß nicht auf zu weinen und ſehnſüchtig ihren Blumentopf zu begehren, bis ſie unter Thränen ihren Geiſt aufgab. So nahm dieſe Liebe ein trauriges Ende, und erſt ſpäter wurde die ganze Begebenheit bekannt.

Geſchichte

von

Federigo,

der nach Aufopferung aller ſeiner Reichthümer ſeiner Geliebten endlich
die letzte Freude ſeines Lebens darbringt und dadurch jene
zur Gattin gewinnt.

Es lebte einſt zu Florenz ein durch gefällige Sitten und ritterliche Tugenden ausgezeichneter Jüngling, Namens Federigo oder Friedrich, aus dem Hauſe der Alberighi, welcher zu einer edlen und ſchönen Frau, Madonna Giovanna oder Johanna, die zu Florenz als die ſchönſte und liebenswürdigſte Frau galt, eine heftige Neigung faßte. Um ſich ihr angenehm zu machen, gab er herrliche Feſte, Rennen und Turniere und verſchwendete dabei mehr, als ſeine Vermögensumſtände ihm erlaubten. Giovanna aber war eben ſo tugendhaft als ſchön und gewährte daher dem verſchwenderiſchen Jüngling auch nicht die geringſte Gunſt. Federigo hatte es durch ſeine unüberlegte Prunkſucht, durch die er vergebens Liebe zu erringen gehofft hatte, bald ſo weit gebracht, daß ihm von ſeinen Reichthümern nichts übrig geblieben war, als eine kleine Landbeſitzung, die ihm nur ein ſehr kärgliches Auskommen ſicherte, und einen überaus ſchönen und edlen Falken. Seine Liebe war mit ſeinen Reichthümern nicht geſchwunden, aber ſeine Armuth nöthigte ihn, auf ſeinem Gütchen zu leben und das einzige Vergnügen, was er ſich hier zuweilen machen konnte, beſtand darin, daß er mit ſeinem trefflich abgerichteten Falken auf die Jagd ging. Indeſſen war Giovannas Gatte erkrankt und geſtorben, nachdem er durch ein Teſtament ſeinen einzigen Sohn und, wenn dieſer ohne Leibeserben ſterben ſollte, ſeine Gemahlin Giovanna zum Erben eingeſetzt hatte. Giovanna begab ſich, nachdem ſie ſo jung ſchon Wittwe geworden war, mit ihrem Sohne auf ein ihr gehöriges Landgut, welches zufällig ganz in der Nähe von demjenigen lag, welches Federigo gehörte. Da der bereits zum Jünglinge heranreifende Knabe großes Wohlgefallen am Vogelfange fand, ſo machte er im Felde bald die Bekanntſchaft Federigos und fand beſonders an deſſen Falken ein überaus großes Wohlgefallen. Er wünſchte ſehr, dieſes edle Thier zu beſitzen; da er aber bemerkte, daß daſſelbe dem Federigo über Alles theuer war, ſo hatte er nicht den Muth, es von demſelben zu verlangen. Plötzlich erkrankte der Knabe und ſeine hierüber unausſprechlich betrübte Mutter pflegte ihn mit der größten Sorgfalt und Liebe. Da ſie begierig war, ihn in ſeiner Krankheit durch irgend eine Freude aufzuheitern, ſo fragte ſie ihn wiederholt, ob es denn nichts gebe, was er zu beſitzen wünſche, ſie wolle es ihm verſchaffen, wenn es ihr irgend möglich wäre. Da erwiderte der Knabe endlich: „Ach, liebe Mutter, wenn Du mir des Federigo Falken verſchaffen könnteſt, ſo würde ich bald geſund werden.“ Giovanna wurde durch dieſe Bitte ihres Sohnes in tiefes Nachdenken verſetzt. Sie überlegte, wie heftig Federigo ſie geliebt habe und wie er aus Liebe zu ihr ſein ganzes großes Vermögen verſchwendet und doch nie auch nur einen freundlichen Blick von ihr erlangt habe. Wie, dachte ſie, ſoll ich ihm auch dieſe letzte Lebensfreude, die ihm noch übrig geblieben iſt, abverlangen, dieſen Falken, der, wie es heißt, einer der ſchönſten iſt, die jemals geflogen ſind. So überlegte Giovanna lange, endlich aber ſiegte in ihr die Liebe zu ihrem Kinde und ſie beſchloß, ſelbſt zu Federigo zu gehen und ihm ihre Bitte vorzutragen. ,,Sei getroſt, mein Sohn!'' ſagte ſie, ,,Dein Wunſch wird erfüllt werden; ich werde Dir morgen den Falken holen.'' Der Knabe freute ſich und ſchien noch an dieſem Tage Spuren von Beſſerung zu zeigen.

In Begleitung einer andern Frau ging nun Giovanna am nächſten Morgen aus und kam, wie zufällig auf einem Spaziergange, zu dem kleinen Hauſe Federigos. Sie fragte nach ihm und Federigo, welcher im Garten arbeitete, kam alsbald freudig herbeigeeilt, als er die Stimme der noch immer geliebten Frau hörte. Sittſam trat ihm Giovanna entgegen und erwiderte ſeinen ehrerbietigen Gruß. ,,Ich komme, Federigo,'' ſagte ſie darauf, ,,um Euch einigermaßen für den Kummer zu entſchädigen, den ich ohne Abſicht Euch zugefügt habe. Wenn Euch nämlich meine Erſcheinung noch angenehm iſt, ſo will ich mit meiner Gefährtin dieſen Morgen bei Euch frühſtücken.'' Beſcheiden erwiderte Federigo: ,,Ich habe keine Entſchädigung von Euch zu fordern, Madonna, vielmehr bin ich Euer Schuldner für alles, was etwa Gutes an mir iſt, denn durch Euer Verdienſt und durch die Liebe, die ich für Euch hegte, bin ich zu demſelben gelangt. Daß ihr mich jetzt und hier mit Eurer Gegenwart ehret, iſt mir mehr werth, als wenn mir noch einmal vergönnt wäre, alles aufzuwenden, was ich früher verſchwendet habe. Aber freilich, Ihr werdet einen gar armen Wirth an mir finden.''

Hierauf führte Federigo die Damen in ſeinen Garten und bat ſie, wegen ſeiner Armuth erröthend, ſie möchten hier ihn erwarten, bis er das kleine Mahl, das er ihnen vorſetzen könne, beſorgt habe. Als ſich aber Federigo umſah, was er ſeinen Gäſten vorſetzen ſolle, empfand er zum erſtenmal den tiefſten Schmerz über ſeine Armuth. Ach, er, der einſt ſo unzählige Menſchen bewirthet hatte, fand jetzt nichts Köſtliches, was er der Dame ſeines Herzens vorſetzen konnte, und beſaß weder Geld, noch auch irgend ein Pfand, um es herbeiſchaffen zu können.

Er verwünſchte ſein Unglück: da fiel in ſeiner Angſt und Noth lötzlich ſein Auge auf die einzige Koſtbarkeit, die ihm noch ge- lieben war, — auf den ſchönen Falken, der in dem Vorſaale uhig auf ſeiner Stange ſaß. Er ſah kein anderes Mittel, wür- ig die geliebte Frau zu bewirthen, der Falke war feiſt und wohl- enährt — und ſo ergriff er ihn ſchnell, erwürgte ihn und gab hn der Magd, um ihn zu rupfen und ſorgfältig zu braten. Hierauf wurde der Tiſch mit einem weiſſen Tuche bedeckt, der Falke aufgetragen und mit freudigem Antlitz eilte Federigo zu der Dame und ſagte ihr: der Imbiß ſei bereitet, ſo gut als er ihn u ſchaffen vermocht habe. Sie gingen herein: Federigo bediente ie Dame mit großer Sorgfalt und der gute Falke wurde ver- ehrt. Nachdem ſich Giovanna hierauf noch einige Zeit mit dem Ritter freundlich unterhalten hatte, glaubte ſie, es ſei nun Zeit, ie Bitte, um deren Willen ſie gekommen war, anzubringen. „Wenn Du,“ ſagte ſie, „Federigo, Deines frühern Lebens und meiner Zurückhaltung gegen Dich gedenkſt, ſo wirſt Du über meine Dreiſtigkeit erſtaunen, ſobald ich Dir ſage, warum ch hierher gekommen bin. Hätteſt Du aber Kinder, ſo würdeſt Du wiſſen, wie groß die Gewalt der Liebe zu ihnen iſt, und ich würde hoffen, daß Du die Bitte, welche ich an Dich wage, entſchuldigen werdeſt. Obſchon Du nun das Gefühl, dem ich gehorchen muß, nicht kenneſt, ſo bitte ich Dich doch, gegen meine eigene Ueberzeugung, gegen Pflicht und Herkommen, um ein Geſchenk, welches Dir überaus theuer iſt. Ach, ich begehre von Dir die einzige Freude, die einzige Luſt, den einzigen Troſt, den das feindliche Geſchick Dir übrig gelaſſen hat, — Deinen Falken, Federigo, nach welchem mein Sohn ſo heftiges Verlangen trägt, daß ich glaube, es hängt von denſelben die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, ja ſeine Rettung vom Tode ab. Darum bitte ich Dich, nicht bei Deiner Liebe, welche Dich zu nichts verpflichten ſoll, ſondern, bei Deiner edlen Geſinnung:

es möge Dir gefallen, mir Deinen Falken zu ſchenken, damit ich durch dieſe Gabe meinen Sohn rette und ihn für immer Dir verpflichte.“

Als nun Federigo das Begehren der Dame vernahm und ſah, daß er daſſelbe zu erfüllen nicht vermöge, begann er in ihrer Gegenwart heftig zu weinen und vermochte kein Wort zu ſprechen. Giovanna glaubte, der Schmerz, ſein letztes und liebſtes Kleinod zu verlieren, preſſe dem Ritter die Thränen aus und war im Begriff ihre Bitte zurückzunehmen. Federigo aber bezwang endlich ſeinen Schmerz und ſagte: ,,Madonna, ſeit es Gott gefallen hat, mein Herz in Liebe gegen Euch zu entzünden, habe ich vielfach die Ungunſt des Glückes erfahren müſſen, aber niemals habe ich einen ſo tiefen und heftigen Schmerz erfahren, als jetzt, — einen Schmerz, den ich niemals werde vergeſſen können. Ach, als ich reich war, würdigtet Ihr mich keines Blickes und nun kommt ihr in meine arme Hütte, um ein ſo geringes Geſchenk von mir zu begehren, das Euch gewähren zu können, mein grauſames Schickſal mir verweigert. Als Ihr mir geſagt hattet, daß Ihr mich würdigen wolltet, bei mir den Imbiß einzunehmen, glaubte ich, Euch das beſte vorſetzen zu müſſen, was ich beſäße. Ich hatte nichts ſchöneres und koſtbareres, als meinen Falken— Ihr habt ihn dieſen Morgen auf Eurem Teller gehabt. Ich war ſo glücklich, daß ich Euch mein Liebſtes hatte darbringen können und nun, da Ihr ihn lebend zu beſitzen wünſchet, bin ich ſo tief unglücklich, daß ich mich niemals werde beruhigen können.“ Nach dieſen Worten ließ Federigo Federn, Klauen und Schnabel des Vogels bringen und zeigte ſie der Dame.

Giovanna war gerührt und bewunderte die Größe der Seele, welche durch die Armuth nicht verringert worden war; aber in Worten tadelte ſie den Ritter, daß er, um eine Dame zu ſpeiſen, ein ſo edles Thier getödtet habe. Beſorgt um die Geneſung ihres Sohnes, dem ſie nun nicht Wort zu halten vermochte, kehrte ſie in ihre Wohnung zurück. Der Knabe lebte nur noch wenige Tage, dann ſah ihn ſeine Mutter mit unausſprechlichem Schmerze verſcheiden. Eine Zeit lang blieb Giovanna in Gram und Thränen verſenkt, dann aber drängten ihre Brüder, die ſie dem Leben und der Freude wiedergeben wollten, in ſie, ſich wieder zu verheirathen, da ſie noch jung ſei und ſich im Beſitz eines ſo großen Vermögens befände. Obſchon nun Giovanna ſich nicht mit ſolchen Gedanken beſchäftigt hatte, ſo dachte ſie doch an Federigos hochherzige Geſinnung und treue Liebe, an ihn, der nicht nur ſeine ganzen Reichthümer, ſondern noch zuletzt in ſeiner Armuth ſein Liebſtes und Beſtes geopfert hatte, um ihr eine Ehre zu erzeigen, und darum ſagte ſie zu ihren Brüdern: „Zwar bliebe ich gern, wie ich bin, wenn Ihr aber wollt, daß ich mich nochmals vermähle, ſo werde ich gewiß niemals einen Andern zum Gatten wählen, als Federigo.“ Die Brüder verſpotteten ſie, daß ſie einen Mann begehre, der nichts auf der Welt ſein nenne. Aber Giovanna antwortete ihnen: „Wohl weiß ich, daß Federigo arm iſt; aber ich will lieber einen Mann, dem Reichthum fehlt, als Reichthum, dem ein Mann fehlt.“ Die Brüder wußten, daß Federigo, obſchon arm, doch ein edler und ehrenwerther Ritter ſei und da ſie nun ſahen, daß Giovanna ihn liebe, ſo gönnten ſie ihm die Schweſter mit allen ihren Reichthümern. Federigo aber war glücklich im Beſitz der vortrefflichen und tugendhaften Frau, die er ſo innig liebte; verwaltete, durch ſein früheres Mißgeſchick klug geworden, ihre Reichthümer mit weiſer Sparſamkeit und lebte mit ihr froh und zufrieden bis an das Ende ſeiner Tage.

Der Herausgeber an die Leser.

Die vorſtehenden Geſchichten ſind zum Theil ſchon in dem alten Volksbuche: „Schöne anmuthige Hiſtorien von Marggraf Walthern, darinnen deſſen Leben und Wandel, und was ſich mit ihm zugetragen, dem Leſer kürzlich vor Augen geſtellt wird“ — enthalten, zum Theil aber erſt aus einem alten italieniſchen Werke, in welchem auch jene Erzählungen ſtehen, entnommen worden. Sie alle ſind keineswegs als Beiſpiele zur Nachahmung hingeſtellt, ſondern der Leſer möge aus ihnen entnehmen, wie ſchwach einerſeits das menſchliche Herz ſei und wie ſtark andererſeits, um Schmerz, Qual, ſogar Verachtung und Tod aus Liebe ſtandhaft zu ertragen, und möge dann erſt ſorgfältig ſcheiden, was er ſich zum Muſter zu nehmen habe und was zu vermeiden.

Von dem Herausgeber und bei dem Verleger dieſer Volksbücher erſcheinen auch alle übrigen älteren Volksbücher (zunächſt die Schildbürger, Meluſine, Magelone, Kaiſer Octavianus, die Haimonskinder, Fortunatus, Herzog Ernſt, Rieſengeſchichte, Heinrich der Löwe, der hörnene Siegfried, Helena, Genoveva, Hirlanda, die ſieben weiſen Meiſter, Dr. Fauſt, das Schloß in der Höhle Xaxa, Joachim und Anna, Fierabras, Triſtan und Iſalde, Pontus u. v. a.) ſo wie erſt jetzt zuſammengeſtellte (als Lieder in Luſt und Leid, Heldenlieder, Trinklieder, Kriegslieder, von denen jedes eine Sammlung der ſchönſten älteren und neueren Lieder enthält, ferner Märchen, Fabeln u. ſ. w.). Jedes dieſer Volksbücher iſt mit ſchönen Holzſchnitten geziert und wird für 25 Pfennig verkauft.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Leipzig, Otto Wigand's Buchdruckerei.

[illegible] Volksbücher

1528 $\frac{c}{2}$

Volksbücher.

2.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Alte und neue
Lieder
in
Leid und Luſt.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

[illegible]

Familien-Gemälde.

Mein Herr Maler, will er wohl
Uns abkonterfeien?
Mich den reichen Bauer Troll
Und mein Weib Mareien;
Jochen meinen ältſten Sohn,
Meine Töchter kennt er ſchon,
Greten, Urſeln, Trinen,
Haben hübſche Mienen.

Mal' er mir das ganze Dorf
Und die Kirche drinnen,
Michel fährt ein Fuder Torf,
Viele Weiber ſpinnen.

Hart am Kirchhof liegt das Haus,
Wo wir gehen ein und aus,
Drauf ſteht renovatum,
Jahreszahl und Datum.

In der Kirch' muß Sonntag ſein,
Wir kommunizIren.
Draußen pflügt mein Sohn am Rain
Mit vier ſtarken Stieren.
Wie am Werktag mal' er da,
Und in voller Arbeit ja,
Meine Töchter alle
Okkupirt im Stalle.

Mal' er, wie mir Hans das Heu
Auf den Heuſtall bringet
Und „Wach' auf mein Herz" dabei
Brummend vor ſich ſinget.
Auf dem Feld von Waizen voll
Muß mein Sohn ſtudiren,
Wie viel ich am Scheffel wohl
Könnte profitiren.

Bunte Farben lieb' ich, traun!
Sonderlich das Rothe;
Mach' er mich ein wenig braun,
Wie das Braun am Brote.
Meinem Weib, vergeß er's nicht,
Mal' er ein kreidweiß Geſicht,
Unſern dreien Rangen
Kirſchenrothe Wangen.

Spar' er ja die Farben nicht,
Handhoch aufgetragen!
Da er jetzt zween Thaler kriegt,
Hat er nicht zu klagen.
Auch die Tafel wird ja klein,
Nur zwölf Schuh breit ſoll ſie ſein.
Bald hätt' ich's vergeſſen,
Er kann bei uns eſſen.

Das Schalkslied.

Weine, weine, weine nur nicht,
Ich will dich lieben, doch heute nicht,
Ich will dich ehren, ſo viel ich kann,
Aber's Nehmen, 's Nehmen,
's Nehmen ſteht mir nicht an.

Glaube, glaube, glaube nur feſt,
Daß dich mein' Treue niemals verläßt,
Allzeit beſtändig, niemals abwendig
Will ich treu ſein,
Aber gebunden, das geh ich nicht ein.

Hoffe, hoffe, hoffe mein Kind,
Daß meine Worte aufrichtig ſind
Ich thu dir ſchwören
Bei meiner Ehren,
Daß ich treu bin;
Aber's Heirathen, 's Heirathen,
Aber's Heirathen iſt nie mein Sinn.

Zigeunerlied.

Gib, blanker Bruder, gib mir Wein,
Und laß die Hand mich ſehn,
So will ich wahrhaft prophezeihn,
Was ſicher wird geſchehn.
Merk auf, es iſt ein hohes Wort,
Und liegt viel Weisheit drin:
Sind vier und zwanzig Stunden fort,
So iſt ein Tag dahin.

Sobald es Nacht geworden iſt,
Sind alle Katzen grau,
Und wenn der Mann ſein Weibchen küßt,
So küßt er ſeine Frau.
Ein jedes Paar das taufen ließ,
Kennt ſich neun Monat ſchon,
Und wen man nach dem Vater hieß,
Der war des Vaters Sohn.

So oft man viele Trauben lieſt,
Geräth die Leſe gut,
Und wer der Frau Pantoffel küßt,
Der hat nicht mehr den Hut.
Der dich um eine Wohlthat bat,
Der war ein armer Tropf,
Und der den ganzen Ochſen hat,
Hat auch den Ochſenkopf.

Darf man nicht hungern, ſo hat man
Zum wenigſten noch Brod,
Und wer noch Mädchen küſſen kann,
Iſt dasmal noch nicht todt.
Wenn in der Nuß das Kernchen fehlt,
Iſt ſie vermuthlich hohl.
Der, den das kalte Fieber quält,
Befindet ſich nicht wohl.

Wenn aus dem Hähnchen nichts mehr brauſt,
Iſt oft ein leeres Faß;
Und wo ein Dieb was weggemauſt,
Vermißt man meiſtens was.
Wer vor der Nadelſpitze flieht,
Bleibt nicht vor'm Degen ſtehn,
Und wer dem Affen ähnlich ſieht,
Wird nie beſonders ſchön.

Von Schüſſeln, wo die Speiſe fehlt,
Wird leichtlich keiner ſatt,
Und wer das Land zum Wohnſitz wählt,
Der wohnt nicht in der Stadt.
Bauſt du von Brettern dir ein Haus,
So haſt du keins von Stein,
Und iſt des Sängers Liedlein aus,
Wird's wohl zu Ende ſein.

Leichter Sinn.

Drei Wochen vor Oſtern, da geht der Schnee weg,
Dann heirath't mein Schätzchen, dann hab' ich 'nen Dreck.

Treu hab' ich geliebet, was hab' ich davon?
Mein Schätzchen betrübet, das hab' ich zum Lohn!

Was hilft mir mein Graſen, wenn's Sichel nicht ſchneidt;
Was hilft mir mein Schätzchen, wenn's bei mir nicht bleibt.

Bald graſ' ich am Acker, bald graſ' ich am Rain,
Bald hab' ich ein Schätzchen, bald hab' ich auch kein'n.

Drei Roſen im Garten, drei Mädlein im Wald,
Den Sommer iſt's lieblich, den Winter iſt's kalt.

Ein altes Paar Ochſen, ein' ſchwarzbraune Kuh
Das gibt mir mein Vater, wenn ich heirathen thu.

Gibt er ſie mir nicht, ſo heirath' ich nicht,
So bleib' ich beim Schätzchen und ſag' es ihm nicht.

Hab Hafer gedroſchen, hab Linſen geſä't,
Hab manches ſchön Mädel im Tanze gedreht.

Im Wirthshauſe drüben, da ſtehet ein Tiſch,
Da rappeln die Gläſer, da trinken wir friſch.

In Ungarn, in Polen geht's luſtig darzu,
Da tanzen die Jungfern, da klappern die Schuh.

Das iſt alles Eins.

Wer ein Geld hat, der muß auch ſterb'n,
Und wer keins hat, muß ja ſo verderb'n.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann ein Weib hab'n,
Und der keins hat, kann von Glück ſag'n.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, ſteigert auch mit,
Und der keins hat, zahlt den Zins nit.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, der kann ſpekulir'n,
Und der keins hat, der kann nichts verlier'n,
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, der kann grob ſein,
Und der kein's hat, der kann's auch ſein.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, führt ſein Weib aus,
Wenn er keins hat, führt's ein Andrer aus.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann Schlittaſchen geb'n,
Und der keins hat, wadt im Schnee daneb'n.
Das iſt alles Ein's, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann in's Theater fahr'n,
Und der keins hat, macht ſich z'Haus 'nen Narr'n.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins,

Wer ein Geld hat, der ißt Ananas,
Und der keins hat, ißt 'nen Primſen-Kas.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann auf d' Börſe gehn,
Und der keins hat, kann im Leihhaus ſtehn.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann an Wein ſich lab'n,
Doch auch ohne Geld kann 'nen Rauſch man hab'n.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Mancher Leckerbiſſen kann den Magen verderb'n,
Doch an Erdäpfeln wird g'wiß keiner ſterb'n.
Das iſt alles Eins, das iſt alles Eins.
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Kukkaſtenlied.

Raritete ſeyn ßu ſehn,
Schöne Raritete!
Soll ſick aufmarſchiere ſehn
In die gruße Städte
Offizier und Muſketier,
Schwarz Huſarn und Grenadier:
Lauter ſchöne Leute!

Raritete ſeyn ßu ſehn,
Allzu rare Saken!
Wie die Leut' auf Köpfe gehn,
Und ſick luſtick maken:
Krumm und lahm und groß und klein,
Schöngeputzte Männerlein:
Präcktick an ßu ſchaue!

Eine gruße Danßeplaß,
Mit viel Muſikante,
Jeder da nimmt ſeine Schaß
'ok verknükt ßu 'ante,
Tanſt und ſprinkt, und kukt und lackt,
Daß davon der Boden knackt:
Wird mir angſt und bange.

Raritete ſeyn ßu ſehn,
Auch das Paradieſel,
Ev' und Adam drinne gehn,

Munter wie ein Wieſel;
Und der Engel mit dem Schwert,
Wie er beide laufe lehrt!
Gruße Raritete!

Auk die Arke Noah ſoll
Sick hier präſentire.
Kribbli, wibbli, alles voll
Von vierfüßke Thiere;
Paar und Paar marſchier ſick ein,
Auk ßuleſt die auf zwei Bein:
Die Familie Noah.

Wie Madame Potiphar
Joſeph will verführe,
Da ſie ihm gar 'eſtik droht,
Daß er ſie ſcharmiere;
Aber Joſeph eſchappir,
Läßt die Rockeärmel ihr, —
Heut ßu Tag geht's anders!

Moſes ſchwimmt durch's rothe Meer
Mit die Iſraelite,
Aber Pharao hinter her
Mit der ganze Schwiete;
Er will ihn gehaſchet ha'n,
Und erſäuft mit Roß und Mann:
Iſt gar ſchön ßu ſehen!

Seht die gruße Goliath
Mit die Spieße, leider!

Und der kleine David hat
Nicks als eine Schleuder:
„Komm heraus du Hunſefott!“
Da räckt David ſeinen Spott,
Schmeißt die Kerl zu Boden.

David ſpielt vor Könick Saul
Auf der Harfe ſüße,
Aber Könick Saul nit faul
Greifet nach dem Spieße,
Will ihn nakel an der Wand:
O die gruße Unverſtand
Thut mick ſehr krepire.

Abſalom, der arme Tropf,
Blieb am Eickbaum bummle,
Hätt' er ein Perück gehabt,
Konnt' er ſick neck tummle;
Aber, ach! der arme Schurk!
Joab ſtak ihn durk und durk;
Mack nit mit ihm tauſche!

Ei, du ſchöne Bathſeba,
Biſt gar ſehr in Nöthen!
Huſch, iſt Könick David da,
Ihre Majäſteten;
Sie muß ſolken in der Still
Alle Schritte, wie er will,
Die Amur ßu macke.

Ei, wie krickt Philiſter=Bein
Solke lange Hacke!
Herr von Simſon hinterdrein,
Klopft ſie auf die Nacke;
Mit der Eſels=Kinnebacl
Gibt er ihne Schlack auf Schlack,
Daß ſie purzle, käkle.

Kopf im Sack und Sack im Kopf,
Mamſel Judith ſchicket,
Sack im Kopf und Kopf im Sack,
Wie man hier erblicket.
Kurios Poſſirlickeit!
Kommt ſu mir, ihr lieben Leut,
Jeder gibt ein Gröſchel:
Sollt in Kaſte tuke!

Michel.

Ich weiß nicht, ob ich darf trauen
Michel meinem großen Knecht;
Denn ich merk', bei meiner Frauen
Iſt der Schlingel eben recht.
Sie ſetzt ihm oft mein Mützchen auf,
Und küßt ihn noch wohl oben drauf. — –
Das ſind freilich ganz unſchuldige Späße; indeſſen
Taugt's doch nicht und iſt nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Wenn ſie bleichet in dem Garten,
Oder Zeug gewaſchen rein,
Muß ihr Michel ſtets aufwarten,
Und allzeit der nächſte ſein.
Das kränket mich in's Herz hinein,
Daß Michel ſoll mein Schwager ſein.

Ich habe zwar ſonſt gegen ſeine Schwagerſchaft nichts auszuſetzen, denn er iſt ein tüchtiger Kerl; indeſſen

Taugt's doch nicht und iſt nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Als ich neulich von der Reiſe
Kam um ſpäte Mitternacht,
Hatte ſich nach alter Weiſe
Michel zu der Frau gemacht;
Und als ich wollt' hinein zu ihr,
Stand Michel vor der Kammerthür.

Der Teufel kann wiſſen, ob der Kerl heraus oder hinein wollte: indeſſen

Taugt's doch nicht und iſt nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Wenn der Pfarrer ſie im Guten
Nicht auf andre Wege bringt,
Wird man's ſehn und nicht vermuthen,
Was für Unheil draus entſpringt;
Und eh' ſie ſich's 'mal werden verſehn,
So werd' ich vor der Kammerthür ſtehn,

Und werde ſagen: Kinder, um Gotteswillen, laßt doch die dummen Streiche bleiben, denn es

Taugt doch nicht und iſt nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Merkt euch das, ihr Junggeſellen,
Die ihr einſt heirathen wollt:
Michel pflegt ſich einzuſtellen,
Iſt ihm nur die Frau erſt hold;
Drum nehmt euch einen ſolchen Knecht,
Der krumm und bucklich, ſchief und ſchlecht.

Ich will grade nicht ſagen, daß ſolche Knechte zur Arbeit die beſten ſind; indeſſen

Taugt's doch nicht und iſt nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Das Fräulein und der Gärtaer.

„Guten Tag, Herr Gärtnersmann,
Haben Sie Lavendel,
Rosmarin und Thymian,
Und ein wenig Quendel?“ —

Fräulein, ja das haben wir
Draußen in dem Garten,
Wollen Sie ſo gütig ſein
Und ein wenig warten?

Burſche! hol den Seſſel her
Mit den goldnen Spitzen!
Fräulein wird doch müde ſein
Und ein wenig ſitzen.

Burſche! geh in Garten 'naus,
Hol' ein wenig Quendel:
Nimm dich aber wohl in Acht,
Daß nit tappſt in's Ländel.

Der Zitterſpieler.

Peter, der die Zitter ſpielt,
Sang vor ſeiner Schönen,
Was er hoffte, wünſcht' und fühlt',
Hier in ſanften Tönen,
La, la, la, la, la, la. :,:

Find' ich einmal dich allein,
Wie will ich dich küſſen,
Doch, das bitt ich dich gar fein,
Laß es niemand wiſſen.
La, la, :,:

Mädchen-Engel, ſchön und gut,
Wenn ich dich erzürne,
Aber mein Verzeihen ruht
Ja auf deiner Stirne.
La, la, :,:

Darum ſei es kühn gewagt,
Höre, wie ich's meine,
Jüngſtens hat man mir geſagt,
Du ſchliefſt ganz alleine.
La, la, :,:

Aber Furcht und Grauen kann
Deine Ruh verſcheuchen;
Nimm mich zur Geſellſchaft an,
So ſoll beides weichen.
La, la. :,:

Welch ein Glück bei dir zu ſein,
Reizende Jeanette!
Komm, mein Schiffchen wartet dein,
So wie Tiſch und Bette.
La, la, :,:

Schöner als das ſchönſte Kind,
Das der Lenz geboren,
Zärtlich, treu und gut geſinnt,
Ganz zur Lieb' erkoren.
La, la, :,:

Sieh, wie ich voll Sehnſucht hier
Und voll Angſt mich quäle
O! entriegle deine Thür,
Gute, liebe Seele. —
La, la, :,:

Freund, ach wie gefiel ſie mir,
Da ich ſie genommen;
Jetzund aber hat ſie dir
Einen Kropf bekommen.
La, la, :,:

Nun ich gehe, willſt auch du
Eine Gattin wählen,
O! ſo kann ich dir hierzu
Meine Frau empfehlen.
La, la, la, la, la, la. :,:

Schneiderlied.

Die Schneider gaben ein Gaſtgebot
Und waren alle froh;
Da aßen ihrer neune,
Ja neunmal neunzig neune,
Einen halben gebratenen Floh.

Und als ſie nun gegeſſen,
Da waren ſie voller Durſt;
Da tranken ihrer neune,
Ja neunmal neunzig neune,
Aus einem Fingerhut.

Und als ſie nun getrunken,
Da waren ſie voller Tanz;
Da tanzten ihrer neune,

Ja neunmal neunzig neune,
Auf einem Kartenblatt.

Und als ſie nun getanzet,
Da waren ſie voller Schlafs ;
Da ſchliefen ihrer neune,
Ja neunmal neunzig neune,
Auf einem Halmen Stroh.

Und als ſie nun ſo ſchliefen,
Da raſchelt eine Maus ;
Da ſprangen ihrer neune,
Ja neunmal neunzig neune,
Zum Schlüſſelloch hinaus.

Der Flug der Liebe.

Wenn ich ein Vöglein wär.
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

's gibt keine Stund' der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht,
Und an dich denkt,
Daß du mir tauſend mal
Dein Herz geſchenkt.

Liebesgruß aus der Ferne.

Sind wir geſchieden,
Und ich muß leben ohne dich,
Gib dich zufrieden,
Du biſt mein einz'ges Licht.
Bleib mir beſtändig,
Treu, unabwendig:
Mein letzter Tropfen Blut,
Sei dir, mein Engel, gut.

Ich will indeſſen,
Mein Engel und mein Kind,
Dein nicht vergeſſen,
Du liegſt mir in dem Sinn.
Die Zeit wird's fügen,
Daß mein Vergnügen
Nach überſtand'ner Pein
Wird deſto größer ſein.

Weht, weht, ihr Winde,
Und bringt mir einen Gruß,
Von meinem ſchönſten Kinde,
Um das ich trauern muß.
Küßt ihr die Wangen,
Sagt mein Verlangen,
Bringt ihr die Botſchaft mein:
Ich leb' und ſterbe dein.

Flieht, flieht, ihr Lerchen,
Ueber Berg und über Thal,
Grüßt meine Schönſte
Viel hunderttauſendmal;
Flieht in den Garten,
Thut meiner warten,
Allwo die Treue blüht,
Ich leb' und ſterb' vergnügt.

Der Tannenbaum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu ſind deine Blätter
Du grünſt nicht nur zur Sommerzeit,
Im Winter auch, wenn's friert und ſchneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu ſind deine Blätter!

O Mädelein, o Mädelein, wie falſch iſt dein Gemüthe!
Du ſchwurſt mir Treu' in meinem Glück,
Nun arm ich bin, gehſt du zurück.
O Mädelein, o Mädelein, wie falſch iſt dein Gemüthe.

Die Nachtigall, die Nachtigall, nahmſt du dir zum Exempel!
Sie bleibt ſo lang' der Sommer lacht,
Im Herbſt ſie ſich von dannen macht.
Die Nachtigall, die Nachtigall, nahmſt du dir zum Exempel!

Der Bach im Thal, der Bach im Thal, iſt deiner Falſchheit Spiegel!

Er ſtrömt allein, wenn Regen fließt,
Bei Dürr' er bald den Quell verſchließt.
Der Bach im Thal, der Bach im Thal, iſt deiner Falſchheit Spiegel!

Laß rauſchen Lieb', laß rauſchen.

Ich hört' ein Sichlein rauſchen,
Wohl rauſchen durch das Korn;
Ich hört' ein Mägdlein klagen,
Sie hätt' die Lieb' verlor'n.

Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen,
Ich acht' nicht, wie es geh',
Ich thät mein' Lieb' vertauſchen
In Veilchen und in Klee.

Du haſt ein Mägdlein worben
In Veilchen und in Klee,
So ſteh' ich hier alleine,
Thut meinem Herzen weh.

Ich hör' ein Hirſchlein rauſchen,
Wohl rauſchen durch den Wald,
Ich hör' mein Liebchen klagen,
Die Lieb' verrauſch' ſo bald.

Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen,
Ich weiß nicht, wie mir wird;
Die Bächlein immer rauſchen,
Und keines ſich verirrt.

Die Hoffnung.

Wenn die Hoffnung nicht wär',
So lebt' ich nicht mehr,
Denn die Hoffnung allein
Kann lindern die Pein.
Und wie ging es denn hin, und wie ging es denn her
Wenn die Hoffnung nicht wär'!

Wenn Sturm und auch Wind
Den Schiffmann greift an,
Und ſo denkt er dabei,
Daß die Hoffnung noch ſei.
Und wie ging es denn hin, und wie ging es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'!

Ich will ja gern ſterben,
Den Himmel erwerben,
Und ſo denk' ich dabei,
Daß die Hoffnung noch ſei.
Und wie ging es denn hin, und wie ging es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'!

Im Winter muß man
Große Kälte ausſtahn,
Und im Sommer da iſt's
Eine grauſige Hitz'.
Und wie ging es denn hin, und wie ging es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'!

In der Fremde.

Kommt ein Vöglein geflogen, ſetzt ſich nieder auf mein'n Fuß,
Hat 'nen Zettel im Guſchel, und vom Dirnel 'nen Gruß.

Und ein Büchſel zum Schießen und ein Straußring zum Schla'n,
Und ein Dirnel zum Lieben muß ein flotter Burſch ha'n.

Haſt mich allzeit vertröſtet auf die Sommerezeit,
Und der Sommer iſt kommen und mein Schätzel iſt weit.

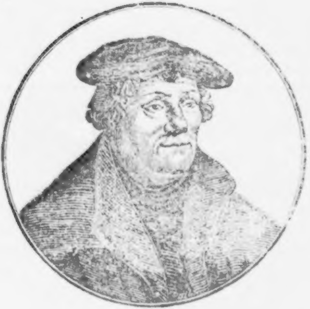
Daheim iſt mein Schätzel, und in der Fremd' bin ich hier,
Und es fragt halt kein Kätzel und kein Hundel nach mir.

Lieb' Vöglein, flieg weiter, nimm 'nen Gruß mit und Kuß,
Denn ich kann dich nicht begleiten, weil ich hier bleiben muß!

Botſchaft.

Wann du zu mein'm Schätzel kommſt,
Sag': Ich ließ' ſie grüßen;
Wann ſie fraget, wie mir's geht?
Sag': auf beiden Füßen.

Wann ſie fraget, ob ich krank?
Sag': ich ſei geſtorben;
Wann ſie an zu weinen fangt
Sag': Ich käme morgen.



Weihnachtslied für Kinder.

Von Luther.

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mähr.
Der guten Mähr bring' ich ſo viel,
Davon ich ſing'n und ſagen will.

Euch iſt das Kindlein heut gebor'n
Von einer Jungfrau auserkor'n,
Ein Kindelein ſo zart und fein;
Das ſoll eu'r Freud' und Wonne ſein.

Es iſt der Herr Chriſt unſer Gott,
Der will euch führ'n aus aller Noth.

Er will eu'r Heiland ſelber ſein,
Von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch alle Seligkeit
Die Gott der Vater hat bereit,
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewigleich.

So merket nun das Zeichen recht,
Die Krippen, Windelein ſo ſchlecht.
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

Deß laßt uns Alle fröhlich ſein,
Und mit den Hirten gehn hinein,
Zu ſehn, was Gott uns hat beſcheert,
Mit ſeinem lieben Sohn verehrt.

Merk auf mein Herz, und ſieh dort hin,
Was liegt doch in dem Krippelin?
Weß iſt das ſchöne Kindelein?
Es iſt das liebe Jeſulein.

Sei hoch willkomm, du edler Gaſt!
Den Sünder nicht verſchmähet haſt,
Und kommſt in's Elend her zu mir:
Wie ſoll ich immer danken dir?

Ach Herr, du Schöpfer aller Ding',
Wie biſt du worden ſo gering,

Daß du da liegſt auf dürrem Gras,
Davon ein Rind und Eſel aß?

Und wär' die Welt vielmal ſo weit,
Von Edelſtein und Gold bereit:
So wär' ſie doch dir viel zu klein,
Zu ſein ein enges Wiegelein.

Der Sammet und die Seiden dein,
Das iſt grob Heu und Windelein.
Darauf du, König ſo groß und reich,
Herprangſt, als wär's dein Himmelreich.

Daß hat alſo gefallen dir,
Die Wahrheit anzuzeigen mir,
Wie aller Welt, Macht, Ehr' und Gut
Vor dir nichts gilt, nichts hilft noch thut.

Ach mein herzliebes Jeſulein,
Mach' dir ein rein ſanft Bettelein,
Zu ruhn in meines Herzens Schrein,
Daß nimmer ich vergeſſe dein.

Davon ich allzeit fröhlich ſei,
Zu ſpringen, ſingen immer frei
Das rechte Suſaninne ſchon,
Mit Herzensluſt den ſüßen Ton.

Lob, Ehr' ſei Gott im höchſten Thron,
Der uns ſchenkt ſeinen ein'gen Sohn!
Deß freuen ſich der Engel Schaar,
Und ſingen uns ſolch's neues Jahr.

Vergnügſamkeit.

Von Opitz.

Wohl dem, der weit von hohen Dingen,
Den Fuß ſtellt auf der Einfalt Bahn;
Wer ſeinen Muth zu hoch will ſchwingen,
Der ſtößt gar leichtlich oben an.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des ſtarken Donners mehr berührt;
Wer weit will, fällt oft aus den Wegen,
Und wird durch ſeinen Stolz verführt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Auf großer See ſind große Wellen,
Viel Klippen, Sturm und harter Wind;
Wer klug iſt bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern ſind.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

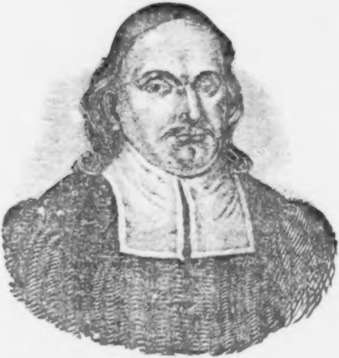
Hat Phyllis gleich nicht Gold und Schätze
So hat ſie doch was mir gefällt;
Womit ich mein Gemüth ergetze,
Wird nicht erkauft um Gut und Geld.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Man ſteht bei reicher Leute Pforte
Sehr oft und kömmt doch ſelten ein;
Bei ihr bedarf es nicht der Worte,
Was ihr iſt, iſt nicht minder mein.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Glänzt ſie gleich nicht mit theuren Sachen,
So glänzt doch ihrer Augen Licht;
Gar Viel' muß Hoffahrt ſchöne machen,
Ihr ſchlichter Schein betrügt mich nicht.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Iſt ſie gleich nicht von hohem Stande,
So iſt ſie dennoch aus der Welt;
Hat ſie gleich keinen Sitz im Lande,
Sie ſelbſt iſt mir ein weites Feld.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Wer will, mag in die Lüfte fliegen,
Mein Ziel erſtreckt ſich nicht ſo weit;
Ich laſſe mich an dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut,
Und lobe billig meinen Sinn,
Und meine ſchöne Schäferin.



Frauenlob.

Von Paul Gerhard.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und ſich ſtets in der Tugend übt,
Iſt vielmehr Lob's und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd'.

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlaſſen ſich auf ihre Treu.
Sein Haus iſt voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes und kein Leid,
Durchſüßet ſeine Lebenszeit,

Sie nimmt ſich ſeines Kummers an
Mit Troſt und Rath, ſo gut ſie kann.

Die Woll' und Flachs ſind ihre Luſt,
Was hierzu dient, iſt ihr bewußt,
Ihr Händlein greifet ſelbſt mit zu,
Hat öfters Müh und ſelten Ruh.

Sie iſt ein Schifflein auf dem Meer,
Wenn dieſes kommt, ſo kommt's nicht leer;
So ſchafft auch ſie aus allem Ort,
Und ſetzet ihre Nahrung fort.

Sie ſchläft mit Sorg', iſt früh heraus,
Gibt Futter, wo ſie ſoll, im Haus,
Und ſpeiſt die Dirnen, deren Hand
Zu ihren Dienſten iſt gewandt.

Sie gürtet ihre Lenden feſt,
Und ſtrecket ihre Arm' auf's beſt',
Iſt froh, wenn wohl von Statten geht,
Worauf ihr Sinn und Herze ſteht.

Wenn andre löſchen Feu'r und Licht,
Verlöſcht doch ihre Leuchte nicht;
Ihr Herze wachet Tag und Nacht
Zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.

Sie nimmt den Rocken, ſetzt ſich hin,
Und ſchämt ſich nicht, daß ſie ihn ſpinn',

Ihr Finger faßt die Spindel wohl,
Und macht ſie ſchnell mit Garne voll.

Sie hört gar leicht des Armen Bitt'
Iſt gütig, theilet gerne mit;
Ihr Haus und alles Hausgeſind,
Iſt wohl verwahret vor Schnee und Wind

Sie näht, ſie ſtrickt, ſie wirkt mit Fleiß
Macht Decken nach der Künſtler Weiſ',
Hält ſich ſelbſt ſauber; weiße Seid',
Und Purpurfarbe iſt ihr Kleid.

Ihr Mann iſt in der Stadt berühmt,
Beſtellt ſein Amt, wie ſich's geziemt.
Er geht, ſteht und ſitzt eben an,
Und was er thut, iſt wohlgethan.

Ihr Schmuck iſt, daß ſie reinlich iſt
Ihr' Ehr' iſt, daß ſie iſt gerüſt'
Mit Fleiße, der gewiß zuletzt
Den, der ihn liebet, doch ergötzt

Sie öffnet ihren weiſen Mund,
Thut Kindern und Geſinde kund
Des Höchſten Wort, und lehrt ſie fein
Fromm, ehrbar und gehorſam ſein.

Sie ſchauet, wie's im Hauſe geht,
Und wie es hier und dorten ſteht;
Sie ißt ihr Brod, und ſagt dabei
Wie ſo groß Unrecht Faulheit ſei.

Die Söhne, die ihr Gott beſchert,
Die halten ſie hoch, lieb und werth;
Ihr Mann der lobt ſie ſpät und früh
Und preiſet ſelig ſich und ſie.

Viel Töchter bringen Geld und Gut,
Sind zart an Leib und ſtolz an Muth;
Du aber, meine Kron' und Zier,
Gehſt wahrlich ihnen allen für.

Was hilft der äußerliche Schein?
Was iſt's doch, ſchön und lieblich ſein?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und ſcheut,
Das ſoll man loben weit und breit.

Die Werke, die ſie hier verricht',
Sind wie ein ſchönes helles Licht,
Sie dringen bis zur Himmelspfort'
Und werden leuchten hier und dort.

Vertrauen auf Gott.

Von Paul Gerhard

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'ſten Pflege
Deß, der der den Himmel lenkt
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's ſoll wohlergehn,
Auf ſein Werk mußt du ſchauen,
Wenn dein Werk ſoll beſtehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſt eigner Pein
Läßt Gott ſich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten ſein.

Dein' ew'ge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und ſieht,
Was gut ſei oder ſchade
Dem ſterblichen Geblüt:
Und was du dann erleſen,
Das treibſt du, ſtarker Held,
Und bringſt zum Stand und Weſen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' haſt du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, willſt thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerſtehn,
So wird doch ohne Zweifel

Gott nicht zurücke gehn;
Was er ſich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und ſei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Wo dich der Kummer plagt,
Mit großer Gnade rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirſt du ſchon erblicken
Die Sonn' der ſchönſten Freud'!

Auf! auf! gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Biſt du doch nicht Regente,
Der Alles führen ſoll;
Gott ſitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß du nur walten,
Er iſt ein weiſer Fürſt,
Und wird ſich ſo verhalten,
Daß du dich wundern wirſt,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath,

Die Sach' hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit ſeinem Troſt verziehn,
Und thun an ſeinem Theile,
Als hätt in ſeinem Sinn
Er deiner ſich begeben,
Und ſollſt du für und für
In Angſt und Nöthen ſchweben,
Frag' er doch nichts nach dir.

Wird's aber ſich befinden,
Daß du ihm treu verbleibſt,
So wird er dich entbinden,
Da du's am mind'ſten gläubſt.
Er wird dein Herze löſen
Von der ſo ſchweren Laſt,
Die du zu keinem Böſen
Bisher getragen haſt.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du haſt und trägſt davon
Mit Ruhm und Dankgeſchreie
Den Sieg und Ehrenkron,
Gott gibt dir ſelbſt die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du ſingſt Freudenpſalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende
Mit aller unſrer Noth,
Reich' uns die Vaterhände
Und laß bis in den Tod,
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen ſein;
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Gewalt der Liebe.

Von Gryphius.

Meine Lieb' iſt's, die nichts zwinget,
Ob der Erden Abgrund kracht,
Ob durch ſchwarze Lüfte dringet
Der entbrannten Strahlen Macht.
Keiner Thaten Wunderwerke
Dämpfen treuer Liebe Stärke.

Spannt der Tod ſchon ſeinen Bogen
Steckt er Trauerfackeln an,
Sie hat ihre Sehn' gezogen,
Der nichts widerſtehen kann.
Ihre Glut brennt, wann wir Erden
Und zur Handvoll Aſchen werden.

Wenn die Hölle ſich erſchüttert,
Und mit Ach urd Folter ſchreckt,
Und der Angſten Angſt ſich wittert,
Wird ihr Eifer mehr entſteckt. (entzündet)

Lieb' iſt nichts, denn Glut und Flammen,
Wie Gott, Licht und Feu'r zuſammen.

Laßt die ſtolzen Wellen toben,
Schäumt, ihr Meere! brauſt und ſchmeißt,
Wenn der ſtrenge Nord von oben
In des Salzes Fluten reißt;
Wird doch Wind- und Waſſerskämpfen
Nicht den Brand der Liebe dämpfen.

Lieb' iſt, der nichts gleich zu ſchätzen,
Wenn man alles Gold der Welt,
Gleich wollt' auf die Wage ſetzen:
Lieb' iſt, die den Ausſchlag hält.
Lieb' iſt, trotz der Silberhaufen,
Nur durch Liebe zu erkaufen.

Liebeserklärung eines Helden.

Von Gryphius

Bisher hat ſich der Kreis der Erden
Ob meiner muntern Fauſt entſetzt,
Weil mich nur Blut und Tod ergetzt.
Wer noch in's Licht gebracht ſoll werden,
Wird, ſind gleich tauſend Jahr verſchwunden,
Mit Schrecken hören, was für Wunden
Mein ſtarker Arm zur Beut' austheilte,
Mein Arm, dem es nicht nicht einmal feilte. (fehlte)

Die mit beſteinten Kronen prangen,
Die ſchätzen ſich für mehr denn groß;
Wenn ihr hoch aufgeführtes Schloß

Könnt' jemals mein Geſicht erlangen;
Sie hielten, wenn ich nur erſchienen,
Für Ehr und Wonne, mir zu dienen.
Wenn ich die Kling' je hab' erſchüttert,
Hat der bereiſte Nord gezittert.

Mich hat nicht Stahl, nicht Glut gehemmet
Ich hab' in Flammen, Dampf und Tod,
Das Roß, erhitzt von Staub und Koth,
In meiner Feinde Blut geſchwemmet;
Stand oft mit Leichen ganz umſchanzet,
Wenn man Karthaunen auf mich pflanzet'
Und lachte, wenn mit funfzig Heeren
Man mich allein nicht könnt' erwehren.

Nun aber, nun bin ich beſtricket,
Mein Herz brennt wie Veſuvus pflegt,
Wenn er mit Flammen um ſich ſchlägt,
Nun ich dich, ſchönes Bild, erblicket.
O Göttin, der man nichts kann gleichen,
Umkränze meine Siegeszeichen.
Nimm an, das Opfer, das ich bringe,
Vergönne mir, wonach ich ringe!

Ach, Süße, neige dein Geſichte
Auf den, der vor dir niederfällt!
Es ſieht nach mir die große Welt,
Ich ſehe nur nach deinem Lichte.
Man wird nicht ſo viel Lorbeer'n finden,
Als nöthig, um mein Haupt zu winden;
Doch will ich ihren Schmuck verhöhnen,
Wenn du mich willſt mit Myrten krönen.

Der Tod.

Von Leſſing.

Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Geſtern, bei dem Saft der Trauben, —
Bildet euch mein Schrecken ein! —
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
„Fort! du theurer Bacchusknecht!
„Fort, du haſt genug gezecht!“

„„Lieber Tod,““ ſprach ich mit Thränen,
„„Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh, da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod, verſchone mich?““

Lächelnd greift er nach dem Glaſe;
Lächelnd trank er's auf der Baſe,
Auf der Peſt Geſundheit leer;
Lächelnd ſetzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er ſchnell ſein Droh'n erneuet:
„Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkſt du," ſpricht er, „los zu ſein?"

„„Tod!"" bat ich, „„ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür."" —

„Gut, wenn das iſt, magſt du leben!"
Ruft er. „Nur ſei mir ergeben.
Lebe, bis du ſatt geküßt
Und des Trinkens müde biſt." —

O wie ſchön klingt dies den Ohren!
Tod, du haſt mich neugeboren!
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben!
Ewig! denn beim Gott der Reben,
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreu'n!

Die Küſſe.

Von Leſſing.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit dem Küſſen nur noch ſpielt
Und bei dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet,
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Leſbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß!

Männerkeuſchheit.

Von Bürger.

Wer nie in ſchnöder Wolluſt Schooß
Die Fülle der Geſundheit goß,
Dem ſteht ein ſtolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!

Denn er gedeiht und ſproßt empor
Wie auf der Wieſ' ein ſchlankes Rohr;
Und lebt und webt der Gottheit voll,
An Kraft und Schönheit ein Apoll.

Die Götterkraft, die ihn durchfleußt,
Beflügelt ſeinen Feuergeiſt.
Und treibt aus kalter Dämmerung
Gen Himmel ſeinen Adlerſchwung.

Dort taucht er ſich in's Sonnenmeer,
Und Klarheit ſtrömet um ihn her.
Dann wandelt ſein erhellter Sinn
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchſpäht, und wägt, und mißt,
Was ſchön, was groß und herrlich iſt,
Und ſtellt es dar in Red' und Sang,
Voll Harmonie, wie Himmelsklang.

O ſchaut, wie er voll Majeſtät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und ſteht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein kryſtallner Schattenquell.
Sein Antlitz ſtrahlt, wie Morgenroth;
Auf Naſ' und Stirn herrſcht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch ſeinen Arm vollführt.
Denn er ſchnellt aus, wie Federſtahl;
Sein Schwerthieb iſt ein Wetterſtrahl.

Das Roß fühlt ſeines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roß, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß, und horch! es ſtöhnt.

Er geht und ſteht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut.
Und dennoch ſchaut, wo er ſich zeigt,
O ſchaut, wie ihm ſich Alles neigt!

Die edelſten der Jungfrau'n blüh'n,
Sie blüh'n und duften nur für ihn.
O Glückliche, die er erkieſt!
O Selige, die ſein genießt!

Die Fülle ſeines Lebens glänzt
Wie Wein, von Roſen rund umkränzt.
Sein glücklich Weib, an ſeiner Bruſt,
Berauſcht ſich draus zu Lieb' und Luſt.

Frohlockend blickt ſie rund umher:
„Wo ſind der Männer mehr, wie Er?“

Fleuch, Zärtling, fleuch! Sie ſpottet dein.
Nur er nimmt Bett und Buſen ein.

Sie ſteht und fodert auf umher:
„Wo iſt, wo iſt ein Mann wie Er?“
Sie, ihm allein getreu und hold,
Erkauft kein Fürſt mit Ehr' und Gold.

Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Und ſie mit Blumen ſchwanger geht:
So ſegnet Gott durch ihn ſein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib,

Die alle blüh'n, wie Sie und Er;
Sie blüh'n und duften um ihn her,
Und wachſen auf, ein Zederwald,
Voll Vaterkraft und Wohlgeſtalt. —

So glänzt der Lohn, den der genießt,
So das Geſchlecht, das dem entſprießt,
Der nie in ſchnöder Wolluſt Schooß
Die Fülle der Geſundheit goß.

Täglich zu ſingen.

Von Claudius.

Ich danke Gott, und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menſchlich Antliz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann ſehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe iſt,
Als wenn wir Kinder kamen
Und ſahen, was der heil'ge Chriſt
Beſcheeret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geſchmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieſer Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und Vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all' das Geld und all' das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Geſundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die ſind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!

Drum will ich mich nicht groß kaſtei'n
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie ſollt' er's mir nicht geben!

Ein Lied hinter'm Ofen zu ſingen.

Von Claudius.

Der Winter iſt ein rechter Mann,
Kernfeſt und auf die Dauer;
Sein Fleiſch fühlt ſich wie Eiſen an,
Und ſcheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann geſund, iſt er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtſchweiß noch Vapeurs,
Und ſchläft im kalten Zimmer.

Er zieht ſein Hemd im Freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und ſpottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelſang
Weiß er ſich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchſe bellen ſehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Froſt zerbricht
Und Teich und Seeen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt ſich lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da iſt er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, ſtehen wir
Und ſehn ihn an und frieren.

Der Frühling am erſten Maimorgen.

Von Claudius.

Heute will ich fröhlich, fröhlich ſein,
Keine Weiſ' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude ſchrei'n,
Und der König ſoll mir das nicht wehren;

Denn er kommt mit ſeiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,

Einen Blumenkranz um Bruſt und Haar,
Und auf ſeiner Schulter Nachtigallen;

Und ſein Antlitz iſt ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen –
Ha! mein Thyrſus ſei ein Knospenreis,
Und ſo tauml' ich meinem Freund' entgegen.

Die Schiffahrt.

Von Overbeck.

Das waren mir ſelige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich! –
O, wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende,
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren, wir fuhren auf Wellen,
Da ſprangen die Waſſer, die hellen,
Die ſilbernen Fiſche herauf;
Wir fuhren und fuhren durch Auen,
Da ließen die Blümchen ſich ſchauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir ſpielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen
Und hatten des Scherzes nicht Raſt;
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir Alle begannen zu ſingen,
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir ſelige Tage!
O! Herzenserwählte, o! ſage:
Sie waren ſo ſelig auch mir!
Dann ſuch' ich das Schiffchen mir wieder.
Und ſetze mich neben dir nieder
Und ſchiffe durch's Leben mit dir!

Aufmunterung zur Freude.

Von Hölty.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen
Die Stirn in düſtre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege ſtehn.

Noch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle;
Noch iſt die Laube kühl und grün;
Noch ſcheint der liebe Mond ſo helle,
Wie er durch Adams Bäume ſchien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menſchen krankes Herz geſund;
Noch ſchmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

Noch tönt der Buſch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;

Noch ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
Selbſt in zerrißne Seelen Ruh!

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

Lebenspflichten.

Von Hölty.

Roſen auf den Weg geſtreut
Und des Harms vergeſſen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemeſſen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf ſeinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht ſie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Laſſet keine Nachtigall
Unbehorcht verſtummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal

Unbelauſcht entſummen.
Schmeckt, ſo lang es Gott erlaubt,
Kuß und ſüße Trauben;
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kommt, auch ſie zu rauben.

Unſerm ſchlummernden Gebein,
Von dem Tod umdüſtert,
Duftet nicht der Roſenhain,
Der am Grabe flüſtert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angeſtoßner Becher,
Noch der frohe Rundgeſang
Weinbelaubter Zecher.

Troſt.

Von Novalis.

Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer
Und ſchwere, bitt're Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunter zieht; —

Es iſt, als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm;
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm. —

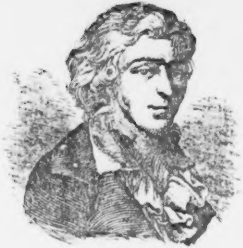
Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einſt, wie dir, zu Muth;
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb,
Das ſelbſt für die, die ihm am weh'ſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt du ſeine Lieb' und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lag
Ihn zärtlich in die Arme zieh'n.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein.

Was du verlor'ſt, hat er gefunden;
Du triffſt bei ihm, was du geliebt;
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.



Würde der Frauen.

Von Schiller.

Ehret die Frauen! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unſtät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenſchaft.

Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird ſein Herz geſtillt:
Raſtlos durch entlegne Sterne
Jagt er ſeines Traumes Bild

Aber mit zauberiſch feſſelndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter beſcheidener Hütte
Sind ſie geblieben mit ſchamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich iſt des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Raſt und Aufenthalt.
Was er ſchuf, zerſtört er wieder,
Nimmer ruht der Wünſche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und ſich erneut.

Aber zufrieden mit ſtillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blum
Nähren ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wiſſens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und ſtolz, ſich ſelbſt genügend
Kennt des Mannes kalte Bruſt,

Herzlich an ein Herz ſich ſchmiegend,
Nicht der Liebe Götterluſt,
Kennet nicht den Tauſch der Seelen,
Nicht in Thränen ſchmilzt er hin;
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.

Aber wie, leiſe vom Zephyr erſchüttert,
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Alſo die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängſtigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Buſen, es ſtrahlen
Perlend die Augen von himmliſchem Thau.

In der Männer Herſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweiſt der Scythe,
Und der Perſer wird zum Knecht.
Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen,
Und vereinen, was ewig ſich flieht.

Das Lied von der Glocke.

Von Schiller.

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Friſch, Geſellen! ſeid zur Hand
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort;
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt;
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Doch recht trocken laßt es ſein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,

Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenſtube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängniß bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blaſen ſeh' ich ſpringen;
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß.
Laßt's mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß
Auch von Schaume rein
Muß die Miſchung ſein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes-Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchooße

Die ſchwarzen und die heitern Looſe;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.
Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe
Er ſtürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn.
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn,
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und iſt von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönſte ſucht er auf den Fluren
Womit er ſeine Liebe ſchmückt.
O! zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit,
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
Dieſes Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglaſt erſcheinen,

Wird's zum Guſſe zeitig ſein.
Jetzt, Geſellen, friſch!
Prüft mir das Gemiſch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach! des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebens-Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.
Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben,
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,

Das Glück zu erjagen.
Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe,
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn,
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauſes weitſchauendem Giebel
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Siehet der Pfoſten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:

Feſt, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket iſt der Bruch;
Doch bevor wir's laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
Verdankt er dieſer Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn ſie losgelaſſen,
Wachſend ohne Widerſtand,
Durch die volkbelebten Gaſſen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand.

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
Das iſt Sturm!
Roth, wie Blut,
Iſt der Himmel,
Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!

Flackernd ſteigt die Feuerſäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächſt es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell iſt die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Waſſerwogen.

Heulend kommt der Sturm geflogen,

Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte ſie im Wehen
Mit ſich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß! —
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke,
Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' iſt's aufgenommen,
Glücklich iſt die Form gefüllt;
Wird's auch ſchön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunſt vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zerſprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil ſchon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sä'mann ſeine Saat,
Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Loos.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin iſt's, die theure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,

Die ſie blühend ihm gebar,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt –
Ach! des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſt auf immerdar,
Denn ſie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauſes Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke ſich verkühlet,
Laßt die ſtrenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel ſpielet,
Mag ſich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Burſch die Veſper ſchlagen;
Meiſter muß ſich immer plagen.

Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimat-Hütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgeſtirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,

Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden ſtiller;
Um des Lichts geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Geſetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,
Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen

Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!
Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Abſicht hat's erfüllt,
Daß ſich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, ſchwingt
Bis der Mantel ſpringt!
Wenn die Glock' ſoll auferſtehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz ſich ſelbſt befreit!
Blind wüthend, mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſtne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh', wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen

Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden,
Und äſchert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülſe, blank und eben,
Schält ſich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Geſellen alle, ſchließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen,
Concordia ſoll ihr Name ſein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.

Und dies ſei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben

Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, ſchweben,
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme ſein von oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und ſtündlich mit den ſchnellen Schwingen
Berühr' im Fluge ſie die Zeit.
Dem Schickſal leihe ſie die Zunge;
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft
Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt ſich, ſchwebt!
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute.

Reiterlied.

Von Schiller.

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte,
Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen!
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut'
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erſtreben;
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte!
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß;
Ungeladen kommt er zum Feſte.
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold:
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Warum weint die Dirn' und zergrämt ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt:
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verdüftet.
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

Die Worte des Glaubens.

Von Schiller.

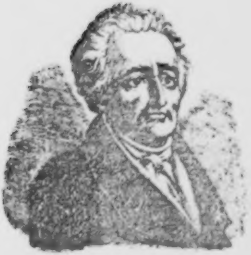
Drei Worte nenn' ich euch, inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von außen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt' er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke;
Und ob Alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.



An den Mond.

Von Göthe.

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit.

Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß,
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh,
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodieen zu,

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Der Rattenfänger.

Von Göthe.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiſ'te Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat;
Und wären's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſel mit im Spiele;
Von allen ſäub'r ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gut gelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die gold'nen Mährchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo blöde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebebang
Bei Zauberſaiten und Geſang.

Schäfers Klagelied.

Von Göthe.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll.
Ich breche ſie ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch Alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Willkommen und Abſchied.

Von Göthe.

Es ſchlug mein Herz; geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Rieſe da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Jägers Abendlied.

Von Göthe.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und mild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geſchehn.

Wahrer Genuß.

Von Göthe.

Umſonſt daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schoß mit Golde füllſt;
Der Liebe Freuden laß dir ſchenken,
Wenn du ſie wahr empfinden willſt.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir:
Doch willſt du dir ein Mädchen kaufen,
So geh' und gib dich ſelbſt dafür.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, ſchränke ſelbſt dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden ſein.
Laß nur für Eine dich entzünden;
Und iſt ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden ſoll.

Empfinde, Jüngling! und dann wähle
Ein Mädchen dir, ſie wähle dich,
Von Körper ſchön, und ſchön von Seele,
Und dann biſt du beglückt, wie ich.
Ich, der ich dieſe Kunſt verſtehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der ſchönſten Ehe
Allein des Prieſters Segen fehlt.

Für nichts beſorgt als meine Freude,
Für mich nur ſchön zu ſein bemüht,
Wollüſtig nur an meiner Seite,
Und ſittſam, wenn die Welt ſie ſieht;
Daß unſrer Gluth die Zeit nicht ſchade,
Räumt ſie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunſt bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar ſein.

Ich bin genügſam und genieße
Schon da, wenn ſie mir zärtlich lacht,
Wenn ſie bei Tiſch des Liebſten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den ſie angebiſſen,
Das Glas, woraus ſie trank, mir reicht,
Und mir bei halbgeraubten Küſſen
Den ſonſt verdeckten Buſen zeigt.

Und wenn in ſtillgeſell'ger Stunde
Sie einſt mit mir von Liebe ſpricht,
Wünſch' ich nur Worte von dem Munde
Nur Worte, Küſſe wünſch' ich nicht.
Welch ein Verſtand der ſie beſeelet,
Mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie iſt vollkommen, und ſie fehlet
Darin allein, daß ſie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnſucht mich an ihre Bruſt.
Sieh, Jüngling! dieſes heißt genießen,

Sei klug und ſuche dieſe Luſt.
Der Tod führt einſt von ihrer Seite
Dich auf zum engliſchen Geſang,
Dich zu des Paradieſes Freude,
Und du fühlſt keinen Uebergang.

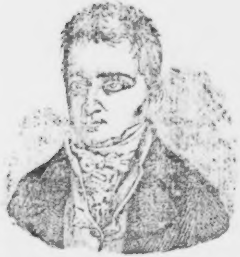
Heidenröslein.

Von Göthe.

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell, es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.



Zuverſicht.

Von Tieck.

Wohlauf! es ruft der Sonnenſchein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig ſtehn,
Gar luſtig rauſcht er fort;
Hörſt du des Windes muntres Wehn?
Er brauſt von Ort zu Ort.

Es reiſt der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und Menſch, du ſitzeſt ſtets daheim
Und ſehnſt dich nach der Fern';
Sei friſch und wandle durch den Hain
Und ſieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht!
So geh und ſuch' es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht —
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen ſein und Bangigkeit!
Iſt doch der Himmel blau;
Es wechſelt Freude ſtets mit Leid
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich ſchließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jeglich Herz bekommt das Sein',
Wenn es nur emſig ſucht.

Einſamkeit.

Von Tieck.

Der iſt nicht einſam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlaſſen von den Freunden und der Welt,
Wenn er die heiße Angſt in Trauer kühlet
Und des Verluſtes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn ſpielet
Und Zukunft ihren Spiegel vor ihn ſtellt:
Dem ſind die Schmerzen Freunde, wie die Thränen
Und er genießt ſich ſelbſt im ſtillen Sehnen.

Doch wenn das Herz entfremdet fühlt die Lieben,
Durch Mißverſtändniß von ihm abgewandt,
Dann muß der Menſch ſich inniglich betrüben,
Dann wandert er aus ſeinem Vaterland,
Und keine Stätt' iſt ihm, kein Heil geblieben;
Er iſt von Tempel, Weib und Kind verbannt,
Wohin er ſchaut, iſt ihm die Welt getrennt,
Und feindlich dräut ihm ſelbſt das Element.

Dann fühlt das Herz den Todesdruck der Schwere,
Und um ſich ausgeſtorben die Natur;
Rings Einſamkeit und dunkle wüſte Leere
Zieht ſich durch Thal und Wald und grüne Flur;
Die Freunde waren, ſtehn im Feindesheere;
Der wilde Haß verfolget ſeine Spur;
Die inn're Liebe ſtrebt emporzuflammen,
Doch drückt die ſchwarze Nacht das Licht zuſammen.

Dann bin ich fern im Tode feſt verſchloſſen;
Ich höre keinen Ton, der zu mir dringt,
Und Freud' und Schmerz ſind aus der Bruſt gefloſſen,
Die in ſich ſelbſt in tiefſten Aengſten ringt;
Auch kein Erinnern deß, was ſie genoſſen,
In ihrer tauben Leere wiederklingt;
Und höhnend ruft der inn're böſe Feind:
Genüge dir, ſo wie du ſonſt gemeint!

Ich bin gefangen, ſeufzt die arme Seele,
Bedarf wohl deren, welche mich verſtehn;
Doch wenn ich mich ſo ſtumm verlaſſen quäle,
So muß ich in mir ſelbſt zu Grunde gehn.

Was frommt es, wenn ich dir den Wunſch verhehle?
Ich muß mein Licht in andern Augen ſehn!
Mit jenen eins, bin ich von dir befreiet,
Mit mir allein, bin ich mir ſelbſt entzweiet.

Mit ihnen ſeh ich, die mir abwärts neigen,
Die von der todten Welt ſich ſchon geſchieden,
Und die ich ſelig fühlte ſtets mein eigen;
Von Wald und Flur und Thal bin ich vermieden,
Die Blumen wollen ſich nicht freundlich zeigen,
Die Sterne gönnen mir nicht mehr den Frieden;
Natur, die heil'ge, zieht ſich weit zurücke,
Ich flehe wohl, ſie ſieht nicht meine Blicke.

Das Unſichtbare, das ich in mir hegte,
Die alte Zeit, die Liebe zu dem Hohen,
Der Glaub' an Kunſt, den ich ſo innig pflegte,
Iſt Alles mit der Liebe weit entflohen;
Was herzlich ſich mir an die Seele legte,
Wird ſichtbarlich und will mir furchtbar drohen;
O Jammer! was ich ewig ſtets genannt,
Steht wild und zeitlich vor mir hingebannt!

Verſteinert ſieht es ſtarr mir in die Blicke,
Was geiſterſüß die Seele füllend ſtillte;
In Steinen liegt umher mein kindlich Glücke,
Was ſonſt in ſchnellen Blitzen ſich enthüllte;
Die liebſten Kinder können nicht zurücke,
Das Mutterherz verſtummt, und an dem Bilde
Erſtarrt es ſelbſt und wird zu wildem Stein;
Die tiefe Trau'r ſinkt in ſich ſelbſt hinein.

Wenn dann die Seele hat den Fels empfunden,
Druckt ſie durch alle Sinnen, wie ſie zürne.
Im Herzen werden Schmerzen dann entbunden,
Die Augen ſaugen Fluthen aus der Stirne,
Und in den Thränen bluten alle Wunden;
Voll Mitleid neigen wieder die Geſtirne;
In ew'gen Schmerz verſtummet das Verheerende,
Es löſcht der Strom das Feuer, das verzehrende.
Belebt die Ewigkeit ſich, die verklärende.

Des Knaben Berglied.

Von Uhland.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlöſſer all' herab.
Die Sonne ſtrahlt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus;
Er brauſt vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Bliß und Donner unter mir,
So ſteh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und ſchwing' mein Schwert, und ſing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Lied eines Armen.

Von Uhland.

Ich bin ſo gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes ſein.

In meiner lieben Aeltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer iſt mein Theil,
Seit ſie begraben ſind.

Der Reichen Gärten ſeh' ich blüh'n,
Ich ſeh' die goldne Saat!
Mein iſt der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit ſtillem Weh
In froher Menſchen Schwarm,
Und wünſche Jedem guten Tag,
So herzlich und ſo warm.

O reicher Gott! du ließeſt doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein ſüßer Troſt für alle Welt
Ergießt ſich himmelher.

Noch ſteigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgeſang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einſt öffnet jedem Guten ſich
Dein hoher Freudenſaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und ſetze mich an's Mahl.

Einkehr.

Von Uhland.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Tragiſche Geſchichte.

Von Chamiſſo.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing;
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, ſo iſt's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink ſich umgedreht,
Und wie es ſtund, es annoch ſteht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er ſchnell ſich anders 'rum,
's wird aber noch nicht beſſer drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

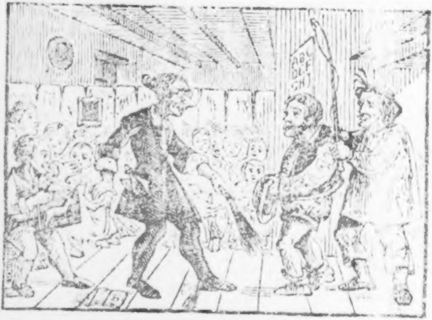
Er dreht ſich wie ein Kreiſel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und ſeht, er dreht ſich immer noch
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Inhalt.

Seite
amilien-Gemälde 3
as Schalkslied 5
geunerlied 6
ichter Sinn 8
as iſt alles Eins 9
lkkaſtenlied 11
ichel 14
as Fräulein und der Gärtner 16
er Zitterſpieler 17
chneiderlied 19
er Flug der Liebe 21
ebesgruß aus der Ferne 22
er Tannenbaum 23
ß rauſchen, Lieb, laß rauſchen 24
ie Hoffnung 25
n der Fremde 26
otſchaft 26
eihnachtslied für Kinder. Von Luther 27
ergnügſamkeit. Von Opitz 30
rauenlob. Von Paul Gerhard 32
ertrauen auf Gott. Von Paul Gerhard 35
ewalt der Liebe. Von Gryphius 39
ebeserklärung eines Helden. Von Gryphius 40
er Tod. Von Leſſing 42
ie Küſſe. Von Leſſing 44
ännerkeuſchheit. Von Bürger 45
äglich zu ſingen. Von Claudius 47

Seite
Ein Lied hinter'm Ofen zu ſingen. Von Claudius 49
Der Frühling am erſten Maimorgen. Von Claudius 50
Die Schiffahrt. Von Overbeck 51
Aufmunterung zur Freude. Von Hölty 52
Lebenspflichten. Von Hölty 53
Troſt. Von Novalis 54
Würde der Frauen. Von Schiller 56
Das Lied von der Glocke. Von Schiller 59
Reiterlied. Von Schiller 74
Die Worte des Glaubens. Von Schiller 75
An den Mond. Von Göthe 77
Der Rattenfänger. Von Göthe 79
Schäfers Klagelied. Von Göthe 80
Willkommen und Abſchied. Von Göthe 81
Jägers Abendlied. Von Göthe 82
Wahrer Genuß. Von Göthe 83
Heidenröslein. Von Göthe 85
Zuverſicht. Von Tieck 86
Einſamkeit. Von Tieck 87
Des Knaben Berglied. Von Uhland 90
Lied eines Armen. Von Uhland 91
Einkehr. Von Uhland 92
Tragiſche Geſchichte. Von Chamiſſo 93



Wie ein Schildbürger ſein Söhnlein zur Schule bringt

Von dieſen Volksbüchern, deren jedes für

2 Groſchen

verkauft wird, ſind bereits erſchienen:

Geſchichte von Griſeldis und dem Markgrafen Walt
Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe.

Der Schildbürger wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten.

Geſchichte von der edlen und ſchönen Meluſina ꝛc.

In der Folge erſcheinen: Magelona, Kaiſer Octavianus, die Haimonskinder, Fortunatus, Herzog Ernſt, Rieſengeſchichte, Heinrich der Löwe, der hörnene Siegfried, Helena, Genoveva, Hirlanda, die ſieben weiſen Meiſter, Dr. Fauſt, das Schloß in der Höhle Xara, Joachim und Anna, — Fierabras, Triſtan und Iſolde, Pontus, — Heldenlieder, Trinklieder, Kriegslieder, — Märchen, Fabeln u. ſ. w.

④ +

[illegible]

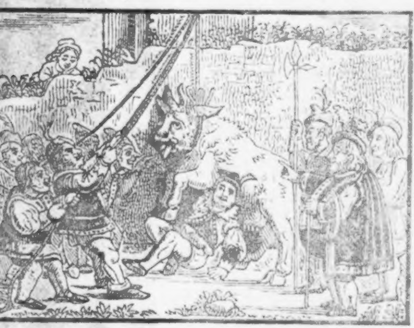
2/-

[illegible] 1523–69 [illegible]

Volksbücher.

4.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Der

Schildbürger

derſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene
Geſchichten und Thaten.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

351

Bayerische
Staatsbibliothek
München

…ische
Sta… …othek

Der
Schildbürger

underſeltſame, abentheuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene
Geſchichten und Thaten.

Vorrede an den Leſer
oder
der Schildbürger erſter Theil.

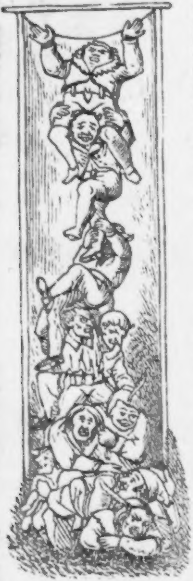
Nicht ohne Grund mag man ſich verwundern, warum die
er vorliegende Hiſtorie von den berühmten Schildbürgern bis
tzt ſo lange unbekannt geblieben iſt, da doch ſonſt nichts ver=
orgen zu bleiben pflegt, was es etwa Denkwürdiges aufzuzeich=
en gibt. Wer trägt aber die Schuld von dieſer Nachläſſigkeit?
icht die Schildbürger ſelbſt, denn dieſe haben wegen ihrer über=
us wichtigen Geſchäfte und wegen ihres tiefen Nachdenkens
n das Schreiben und Aufzeichnen aller ihren Thaten keines=
eges denken können. Mit Hilfe ihres ſcharfen Verſtandes
aben ſie jegliche Arbeit, um nur mit dem Vielen, was ſie
orhatten, fertig werden zu können, ungemein kurz und vor=
eilhaft auszurichten gewußt. Nicht mit Buchſtaben, ſondern
it andern tiefbedeutungsvollen Zeichen, ſtellten ſie die Thaten
rer Altvordern auf deren Grabſteinen dar. Sie verfertigten
er dieſe Grabſteine aus Lehm und zeichneten die Thaten ihrer

Väter mit den Fingern in dieſelben, woraus man denn allerdings auf die Schärfe ihres Verſtandes einen Schluß machen kann, denn hätten ſie nicht mit ihren zarten Fingerlein den Lehm bearbeitet, ſo lange er noch weich war, ſo würden ſie nachmals mit dem harten Steine gar viel Arbeit und Noth gehabt haben um die Zeichen auf ihn einzutragen. Ueberdieß waren aber auch die Schildbürger nicht ſo ſchwachen Gedächtnißes und hinfälligen Verſtandes, wie Mancher von uns; ſondern was ein Schildbürger von ſeinen Kindeskindern erzählen gehört, das konnte er noch etliche hundert Jahre hernach ſeinen Vorfahren Wort für Wort alſo genau erzählen, als ob er es ſchon vor Erſchaffung der Welt gehört hätte. Demnach haben die Schildbürger ihre Sachen ſo heimlich gehalten, daß Niemand auf der Welt ſie hat von ihnen erfahren können. Endlich aber hat der König von Nirgendsland, auch ein gar ſcharfſinniger Herr, von den Schildbürgern geträumet und alsbald drei ſeiner vornehmſten Räthe, von denen der eine ein Schleifer, der zweite ein Hechſelſchneider und der dritte ein Schlottfeger war, vor ſich kommen laſſen. Dieſen dreien nun befahl der König auszuziehen durch aller Herren Länder, bekannte und unbekannte, und nicht eher zu raſten, bis daß ſie drei Andere fänden, die an Höhe nud Breite des Verſtandes ihnen gleichen würden. So gingen denn jene drei ohne Weiteres fort und nahmen ein Jeglicher ſein Handwerkzeug auf den Rücken. Nach langen Reiſen geſchah es, daß ſie endlich nach Schildburg hinter Utopia in kalekutiſchen Landen kamen. Wie ſie nun hier einwanderten, da war es eben daran, daß der Schultheiß oder Bürgermeiſter, Namens Seufried Lödel, mit den Rathsherren zu Rathe ging. Es waren aber noch nicht alle verſammelt, und darum ſetzte der Bürgermeiſter, welcher ſonſt die Schweine der Gemeinde gehüthet hatte, ſein Sauhorn an den Mund und bließ in ſeinem Unmuth alſo, daß er ganz ſchwarz im Geſicht ward. Die Rathsherren aber verſtanden den Ruf und liefen ſo eilig herbei, daß ſie ſich faſt zu Tode gelaufen hätten. Daran hatte der Bürgermeiſter ein Wohlgefallen, warf ſich in die Bruſt und ſprach: „Alſo muß man Euch Herrn herbeirufen, Ihr Flegel!“ Um dieſelbe Zeit aber fuhren die Schweine aus, welche der Bürgermeiſter, derweil er Rathes pflegte, von ſeinem Vize-Sauhirten regieren ließ. Da nun die Schweine an dem Rathhauſe vorübergingen, rieben ſie ſich an demſelben, daß es von unten bis oben erſchüttert ward. Die verſammelten Herren waren nicht wenig beſtürzt, bedenkend, das Rathhaus könne von ſolcher Erſchütterung zuſammenſtürzen; aber der Bürgermeiſter befahl alsbald, daß ſich an jede der Ecken des Hauſes ein Theil der Rathsherren ſtelle. Dieſe nun haben mit ihren Hüten in Ermangelung von Stecken die Schweine abgehalten, daß ſie ſich nicht am Rathhauſe rieben und gemeinem Weſen keinen Schaden fügten *). Die Schweine nun gingen vorüber und darnach die Rathsherren zu Rathe. Da aber das Rathhaus keine Stiege hatte, ſo ſtand des Bürgermeiſters Knecht allbereits oben und ließ ein Seil herunter, daran ein ſtarker Knebel befeſtigt war. Auf dieſen Knebel ſetzte ſich ein Rathsherr nach dem andern und wurde von dem Knecht an einer Rolle hinaufgewunden. Als Solches die fremden Abgeſandten gewahrten, ſtanden ſie offnen Mundes und vergaßen denſelben wieder zuzumachen, denn ſie wunderten ſich über alle Maßen,

---

*) Es iſt nicht zu verwundern, wenn die Schildbürger, nachdem ihr Bürgermeiſter alſo durch ſeinen ſchnellen und weiſen Befehl zur Zeit der Noth das Rathhaus und damit das Vaterland gerettet, einmüthig beſchloßen haben, daß er fortan den Titel eines „Vaters des Vaterlandes“ führen, auch einen Ehrenkranz tragen ſolle. Da nun in ihrem Lande keine Lorbeern wuchſen, ſo nahmen ſie des edlen Salzkrautes, welches bei ihnen in hohen Ehren gehalten wurde, jetzt aber Neſſel genannt wird, flochten daraus einen Kranz und ſetzten ihn ihrem Bürgermeiſter auf das Haupt. Der aber, rieb ſich die Stirn, vergoß Thränen der Rührung und rief: „Ei wie heiß brennet die Stirn des Siegers unter dem Kranze der Unſterblichkeit.“

wie weislich Alles geordnet ſei. Nun meinten ſie ihres Gleichen gefunden zu haben. Doch, damit ſie zuvor etwas von Jener Weisheit erlernten, ehe ſie den Bürgermeiſter anredeten, ſind ſie erſt auf den Kirchhof gegangen und haben allda die Grabſteine beſehen. Sie ſahen die zierliche Arbeit auf denſelben und entdeckten auch nach langem Nachdenken, daß auf eines Jeden Grabſtein kürzlich verzeichnet war, worin derſelbe ſich ausgezeichnet habe. Wo eine Miſtgabel eingezeichnet war, da lag einer, der ſich auf Miſt wohl verſtanden hatte u. ſ. w. Hierauf haben ſich die Abgeſandten zum Rathhaus verfügt und Audienz bei dem Bürgermeiſter begehrt: welche ihnen nach langem Bedenken unterthäniglich vergönnt worden. Alſo ſind ſie nach einander auf den Knebel geſetzt und hinaufgezogen worden. Der Schleifer führte das Wort und ſprach nach vielen Reverenzen: „Wir drei Geſandten, ich, kunſtreicher Meſſer-, Scheeren-, Beil-Schleifer mit meinem runden Schleifſtein, und mein Geſell, hinten aufgerückter und vorn niedergebückter Stroh- oder Hechſelſchneider, ſammt dem auch hochmögenden und unverzagten Schlottfeger, kommen aus fernen Landen zu Euch, Herr Seufried, der ſein Säuhorn ſtark blaſen kann, und der ſeine Säugeißel ſchwang von Aufgang zu Niedergang, unter und zwiſchen den Säuſiſten —“ Als er aber weiter reden wollte, überwog ihn der Schleifſtein, daß er hinter ſich zurück hinabfiel und that einen ſo harten Fall, daß er des Redens vergaß. Als er ſich aber wiederum ein wenig ermuntert, baten ihn die Schildbürger, er möge in ſeiner angefangenen Rede fortfahren. Er aber konnte ſich nicht regen: da merkten ſie, daß er eine Rippe entzwei gefallen hätte. Deßwegen fanden ſie geſchwind einen Rath, wie ihm möchte geholfen werden, knebelten ihn wiederum hinauf und ließen ihn dann noch einmal herunterfallen: alſo fiel er die Rippe wiederum zu rechte. Da ermahnten ſie ihn abermals, er ſolle in ſeiner Rede fortfahren. Er aber antwortete: „Ach:



ſie iſt mir in ſolchem Schrecken entfallen!" Da liefen ſie Alle heim und holten Schaufeln, Hacken, Karſte, und Alles, was ſie von Werkzeugen hatten, und fingen an zu graben an dem Orte, da der Schleifer gefallen war, auf daß ſie ſeine Rede, die ihm entfallen war, wieder finden möchten. Nachdem ſie aber viele Klaftern tief gegraben, haben ſie doch nichts gefunden. Es that ihnen wehe, daß ſie umſonſt ſollten gearbeitet haben, da fiel ihnen in ihrer Klugheit zur rechten Zeit ein, daß man das Loch zu etwas anderem brauchen könnte und beſchloßen nach emſiger Berechnung einen Brunen aus dem Loche zu machen. Da ſie aber nicht wiſſen konnten, wie tief der Brunnen werden würde, haben ſie eine Stange über das Loch gelegt, daran hat ſich ein Rathsherr mit beiden Händen angehängt, an deſſelben Fuß hat ſich ein anderer gehängt, und ſo fort immer Einer an des Andern Fuß. Als es aber endlich dem oberſten zu ſchwer werden wollte, rief er den an ſeinen Beinen Hängenden zu: „Ihr lieben Nachbarn, haltet Euch feſt, ich muß einmal in die Hände ſpucken!" Damit ließ er die Stange fahren, ſo daß Alle über einen Haufen fielen. Daraus mag man entnehmen, daß auch kluge Leute einmal fehlen können. Endlich hielten ſie auch Rath: wo ſie mit der ausgegrabenen Erde hinſollten? Und nach langem Umfragen hat einer den Rath gegeben, man ſolle ein Loch machen und die Erde hinein führen. Die Andern haben einander angeſehen und der Sache etwas weiter nachgedacht; endlich hat einer angefangen: „Wo ſollen wir aber hin mit dem Erdhaufen, welchen wir aus dem neuen Loche graben werden?“ „Ei, antwortete der erſte, ſeid Ihr nicht große Narren! Man muß das Loch ſo groß machen, daß beide Erdhaufen hineingehen.“ Da dies die drei Abgeſandten hörten, wollten ſie nicht länger allda verharren, ſondern ſind ganz ſchamroth wiederum davon gezogen; denn ſie ſahen wohl, daß ſie mit ihrem Verſtand viel zu gering wären gegen ſolche Leute. Sie ſind alſo wiederum zu ihrem Könige gekommen und haben ihm Bericht erſtattet, was ſie in kalekutiſchen Landen vernommen, beides, aus Hörenſagen, und dann aus Nachſinnen mit ihrem breiten Verſtande. Auch haben ſie verheißen, ſie wollten noch einmal hinziehen, um mehr zu erkunden, zuvor aber Sorge tragen, daß ſie mehr Verſtand mit ſich brächten, um der Schildbürger Weisheit recht würdigen zu können.

Der Schildbürger zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Vom Urſprunge, Herkommen und Namen der Schildbürger.

Es haben die Alten vor viel hundert Jahren dieſen herrlichen Spruch, welcher auch noch zu dieſen unſern Zeiten als wahrhaft ſich erweiſet, gehabt und geſprochen:

Wie Mann und Weib geartet ſind,
So iſt gemeinlich auch das Kind:
Sind ſie mit Tugenden begabt,
An Kindern ihr deßgleichen habt.
Kein guter Baum gibt böſe Frucht,
Der Mutter nach ſchlägt gern die Zucht.
Hat auch der Adler, hoch von Muth,
Furchtſame Tauben je gebrut't?
Doch merk mich recht, merk mich mit Fleiß:
Was man nicht wäſcht, wird ſelten weiß.

Eben Dieſes kann von den Schildbürgern, welche hinter Utopia in dem Königreiche Kalekut wohnten, mit großem Ruhm und gutem Fug geſagt werden. Denn auch ſie waren in ihrer lieben Voraltern Fußſtapfen getreten und mit nichten abgewichen: bis ſie die große Noth, die kein Geſetz kennt, ſowie die Erhaltung und Förderung des lieben Vaterlands und gemeinen Nutzens, dem man alle Treue voraus zu leiſten ſchuldig, genöthigt hat, einen andern Weg einzuſchlagen, wie Deſſen ſogleich Meldung gethan werden ſoll.

Leider ſind die Chroniken und Geſchichtsbücher der berühmten Schildbürger bei dem großen Brande, der ihren Ort betroffen, mit untergegangen. Wenn wir jedoch denjenigen Glauben beimeſſen, was die Sage von ihnen berichtet, (welches nicht allzeit leer und nichtig, ſondern gemeinlich wo nicht ganz, doch zum Theil wahr iſt) ſo werden wir finden, daß ihre erſten Voraltern aus Griechenland gekommen ſind, und von den weltberühmten weiſen Meiſtern abſtammten, durch welches denn, laut oben gemeldeten Spruches, auch ihre edle Art und hohe Weisheit hinlänglich beſtätigt wird. Da nun bekannt genug iſt, daß die Griechen gegen ihres Landes Wohlthäter und ſo zu ſagen Väter des Vaterlandes ſich meiſtens undankbar erzeiget, ſo daß ſie dieſelben des Landes verwieſen, wo nicht gar getödtet haben, ſo kann man leichtlich entnehmen, daß auch auf ähnliche Weiſe der Stammvater der Schildbürger habe ins Elend wandern müſſen. Daß ſelbiger nicht der Schlechteſten einer geweſen, dafür leget zumeiſt das von ihm hinterlaſſene Werk Zeugniß ab, denn an den Schildbürgern, ſeinen Kindern, hat es ſich bezeuget, was der oben angeführte Spruch beſagt und auch in dem Sprichwort enthalten iſt: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Die Schildbürger ſchlugen ihrem Vater nach an Weisheit und Verſtand. Weiter aber ſagt auch ein Sprichwort: Schaden macht klug, und eine Katze, die ſich einmal gebrannt, ſcheuet das Feuer; und ſo haben denn die Schildbürger in ihrer Weisheit ſich wohl vorgeſehen, daß ſie nicht abermal des Landes und der Heimath dadurch verluſtig gingen, daß ſie für anderer Leute Nutzen ſich aufopferten, wie ſolches Alles der günſtige Leſer im Folgenden erſehen wird.

Zweites Kapitel.

Von der Schildbürger großer Weisheit und hohem Verſtande; wie ſie daher von Fürſten und Herrn viel von Hauſe abgefodert und beſchickt wurden, aber daheim in Schaden geriethen.

Da der Schildbürger Vater ein ſo hoch berühmter und weiſer Mann geweſen, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, daß er ſeinen Kindern auch eine vortreffliche Zucht und Erziehung gegeben haben werde. Solche Erziehung hat in ihrer eigenen Natur einen gar guten Grund und Boden gefunden, und alſo iſt es denn gekommen, daß die Schildbürger mit allen Gaben und Tugenden, vornämlich mit Weisheit, auf das äußerſte und höchſte alſo begabet und gezieret, ja überſchüttet wurden, daß ihnen damalen in der Welt, ſo groß und weit dieſelbe auch iſt, Niemand vorzuſehen oder vielmehr zu vergleichen geweſen iſt. Denn die weiſen Leute waren zu derſelben Zeit gar ſparſam und nicht ſo gemein, wie ſie jetzt unter uns ſind, da Jeder weiſe ſein und für klug gehalten werden will. Der Ruhm und das Lob von der Schildbürger hohem Verſtand und vortrefflicher Weisheit erſcholl bald durch alle Lande und ward Fürſten und Herren bekannt; wie denn ein ſo herrliches Licht ſich nicht leicht verbergen läßt, ſondern allzeit hervorleuchtet und ſeine Strahlen von ſich wirft. Demnach geſchah es denn, daß oftmals aus ferngelegenen Orten, von Kaiſern, Königen, Fürſten, Herren und Städten ſtattliche Botſchaften zu den Schildbürgern abgefertigt wurden, um bei ihrer Weisheit in zweifelhaften Sachen Rathes zu erholen. Man fand auch immer, daß die treuen Rathſchläge, ſo ſie gegeben, nie ohne beſonderen Nutzen verblieben, wenn man dieſelben befolgte und ihnen nachlebte. Solches brachte ihnen erſt rechtes Lob und ſchaffte ihnen einen großen Namen durch die ganze Welt. Oefters wurden ſie auch reich beſchenkt und geehrt, mit Gold, Silber, [illegible]ſteinen und andern köſtlichen Sachen und Kleinodien, d[illegible] Weisheit ward damals weit höher geſchätzet, als jetzt, wo die Narren hervorgezogen und obenan, oder auch gar allein an der Herren Tafeln geſetzt, die Weiſen aber gering geſchätzt, wo nicht gar verachtet und verſtoßen werden. Jene köſtlichen Gaben ſchätzten aber die Schildbürger als weiſe und verſtändige Leute gering, indem ſie meinten, daß die Weisheit mit keinem Gut noch Gelde zu bezahlen ſei, weil ſie das andere Alles um ſo viel übertreffe, als die helle, lichte Sonne mit ihrer Klarheit den Mond, der erſt durch ſie ſein Licht empfängt, übertrifft.

Der Höchſt' nach Gott der Weiſe iſt.
  Dem Gut gebricht zu keiner Friſt;
Iſt reich, frei, ſchön und wird geehrt,
  Trotz einem König, der's ihm wehrt.

Endlich kam es ſoweit, daß von Fürſten und Herren, die ihrer auf keine Weiſe entrathen konnten, jeder begehrte, der Schildbürger einen ſelber perſönlich bei ſich am Hofe und an der Tafel zu haben, damit ihm derſelbe täglich und in allen Dingen mit ſeinem Rathe beiſtehen möge, und ſo aus ihm wie aus einem Brunnen der Weisheit geſchöpft werden könne. Darin handelten die Fürſten ſehr klug, denn, was mag einem Fürſten wohl mehr zur Zier und Ehre gereichen als die Weisheit, das herrlichſte Gut, deſſen der Menſch im Leben theilhaft werden kann. Die Geſellſchaft der Weiſen iſt Jedermann Nutz, den Fürſten aber um ſo mehr, je höher ſie geſtellt ſind.

Es wurde nun bald Dieſer bald Jener von den Schildbürgern beſchickt und in ferne Länder gefordert und da zu ſelbiger Zeit noch nicht, wie jetzt, Hunderte auf ein Amt, ihre Weisheit anzubringen, in Hunger und Elend warteten, ſo kam es in kurzer Zeit dahin, daß faſt Keiner mehr daheim war, ſondern Alle von Haus abweſend waren. So mußten denn die Weiber an der Männer Statt ſtehen und für ſie Alles verweſen und verſehen, den Feldbau, das Vieh und Anderes, das ſonſten einem Manne zuſtehet. Wiewohl nun Solches die Weiber nicht eben ungern thun mochten, in der Hoffnung, dadurch das Hausregiment zu erhalten, ſo geſchah es doch auch damals, wie es noch heut zu geſchehen pflegt: daß Weiber-Arbeit und Gewinn gegen den, ſo die Männer arbeiten und gewinnen, ſehr gering iſt. Solches dienet aber den Weibern keineswegs zur Verachtung, ſondern dienet nur dazu, daß man einen Unterſchied mache zwiſchen dem, was der Männer und was der Weiber Geſchäft iſt. Alle Männer der Welt konnten zuſammen nicht ein Kindlein gebären, ſie müßten es denn etwa ausbrüten, wie Jener, der ſich auf einen Käſe ſetzte, um ein Kalb auszubrüten; aber auch gar viele Weiber würden nöthig ſein, um eine Feſtung zu erobern. — Als die Schildbürgerinnen ihrer Männer Geſchäfte verſahen, ward das Feld nur ſchlecht bebaut, und die Früchte des Feldes fingen an abzunehmen, denn der Herrn Fußtritte.

welche allein den Acker recht düngen, wurden nicht geſpürt. Das Vieh, welches ſonſt durch des Herrn Auge recht fett wird, ward mager, verwildet und unnütz; alles Werkzeug und Geſchirre wurde wandelbar, nichts verbeſſert und erſetzt, und was das Aergſte war, das Geſinde, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorſam und wollten nicht Gutes mehr thun, denn ſie wollten ſelbſt Herr ſein an der Auswärtigen Stelle.

Des Herren Tritt den Acker düngt,
Des Herren Aug' das Vieh verjüngt;
Des Herren Gegenwärtigkeit
Hält in Gehorſam Knecht und Maid:
Wo nicht der Herr kommt ſelber hin,
Iſt ſchlecht gewißlich der Gewinn.

Die Schildbürger alſo, welche in guter Meinung Jedermann mit ihrer Weisheit nützlich zu ſein bemüht waren, nicht um Goldes willen, ſondern wegen der gemeinen Wohlfahrt, geriethen dadurch ſelbſt in verderblichen Schaden und es ging ihnen nicht anders, denn Jenen, von denen es heißt:

Wer Andrer Händel ſcheidet,
Am erſten Schaden leidet.
Getreuer Dienſt bringt böſen Lohn,
Undank, ſonſt nichts, trägt man davon.

Drittes Kapitel.

Wie die Weiber zu Schilda Rath faſſen, ihre Männer wiederum heim zu fordern, und deßhalb ein Schreiben an ſie abgeben laſſen.

Der Mann kann nicht ohne das Weib ſein, das Weib nicht ohne den Mann. Denn, wo kein Mann iſt, da iſt auch kein Herr; wo kein Herr iſt, da iſt auch keine Furcht; wo keine Furcht iſt, da thut Jedes, was es will; wo Jedes thut, was es will, da folgt ſelten Eines des Andern Rath; wo Keins dem Andern folget, da wird ſelten etwas Rechtes draus. Es muß ja allzeit

Eines dem Andern die Hand reichen und ihm die Arbeit abnehmen, damit ſie gefördert werde, wie wir ſolches an den großen Fabriken und Werkſtätten erſehen können, die einzig auf ſolche Weiſe ſo viele und vortreffliche Dinge zu Stande bringen. Andererſeits, wo kein Weib iſt, da hat der Mann keine Hauswirthſchaft; wo aber keine Hauswirthſchaft iſt, da taugt auch nirgends die Staatswirthſchaft.

Wo ein Mann iſt, aber kein Weib,
Daſelbſt iſt ein Haupt ohne Leib:
Und wo ein Weib iſt ohne Mann,
Da iſt der Leib, kein Haupt daran.

Daher, weil Keines ohne das Andere etwas Ganzes und Rechtes iſt und Eins ohne das Andere nicht beſtehen kann, geſchieht es, daß Mann und Weib einander begehren und ſuchen und beiſammen wohnen, obſchon nicht Alle einträglich bei einander bleiben mögen. Solches Alles ſahen die Weiber der Schildbürger allmählig, je mehr ſie in Schaden kamen, ein, und kam daher die ganze weibliche Gemeinde, welche indeſſen das Regiment führen und die Aemter verwalten mußte, zuſammen, den gemeinen Nutzen und deſſelben Wohlſtand und Wohlfahrt zu beherzigen und dem ferneren Schaden zu ſteuern und zu wahren, daß ihrer Güter und Gewerbe Abgang, ja ihrer Aller endliches Verderben und Untergang abgewehret und verhütet werde. Nach langem Bedenken und vielem Geſchwätz wurden ſie endlich einig, daß ſie ihre Männer wieder abfordern und heimberufen wollten. Solche Raths-Erkenntniß ins Werk zu richten, ließen ſie folgendermaßen einen Brief ſtellen und ſchreiben und ſchickten denſelbigen an alle Orte und Enden, wo ſie wußten, daß ihre Männer waren:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schildburg, entbieten Euch, unſern getreuen, herzlieben Ehemännern, ſämmtlich und ſonderlich unſern Gruß, und fügen hiermit zu wiſſen, demnach (Gott Lob und Dank) unſer ganzes Geſchlecht mit höchſter Weisheit und Verſtand ſolchermaßen begabet und vor Andern geſegnet, daß auch weitgelegene Fürſten und Herren ſolche nicht allein zu hören, ſondern auch derſelbigen ſich in vorfallenden Geſchäften zu bedienen ſonderliches Begehren tragen und deßhalb Euch Alle zu ſich von Haus und Hofe, von Weibern und Kindern abfordern und hernach lange Zeit bei ſich behalten; da denn zu beſorgen, daß ſie Euch irgend mit Gaben und Verheiſſungen alſo beſtricken, daß Ihr gar nicht mehr abkommen könnet, ſondern in der Fremde, fern von Haus und Hof, fern von uns und Euren lieben Kindern, fern von allem, was Euch lieb iſt und angenehm, Euer Leben zubringen und beſchließen müſſet; inzwiſchen aber unſern Sachen zu Hauſe weder gerathen noch geholfen iſt, dieweil alle Ding in Abgang gerathen, das Feld, aus welchem wir unſre Nahrung haben, aus Mangel des Bauens verderbt, das Vieh verwildert, das Geſinde ungehorſam wird, die Kinder muthwillig werden; daß wir anderen Ungemaches, ſo aus Eurem Abweſen entſteht, als welches Ihr nach Eurer Weisheit und hohem Verſtande ſelbſt erachten könnet, geſchweigen, und auch deſſen nicht gedenken, daß unſer Geſchlecht der Schildbürger, welches nun ſo viele Jahre lang gewähret, dadurch in Abgang kommet und aus Verwilderung der Hauswirthſchaften zuletzt ganz ab- und untergehet: Alſo haben wir, in Betrachtung dieſer und anderer Urſachen, nicht können unterlaſſen, wie wir denn auch zu thun ſchuldig, Euch hiermit Eures Berufs und Amts zu erinnern und wiederum heim zu mahnen.“

„Welches dann Ihr um ſoviel deſto mehr und eher annehmen und thun werdet, in Betrachtung und Zu-Herzen-Führung, wie ſogar unbilligerweiſe wir armen Weiber von Euch, die Ihr uns, nach Eurem Zuſagen und Verſprechen, Treue und Glauben zu halten und zu leiſten ſchuldig und verbunden, nunmehr eine lange

Zeit ſo ganz verlaſſen geweſen, gleichſam als hätten wir mit einander nichts jemalen weder zu ſchicken noch zu ſchaffen gehabt, die wir doch Euer eigen Fleiſch und Blut unter unſern Herzen getragen haben. Fürwahr, das Glück iſt kugelig und wandelbar, verkehrt ſich bald. Habt Ihr nie gehört dieſen alten Spruch?“

„Jungfrauen Lieb und Roſenblätter,
Der Herren Gunſt, Aprillenwetter,
falſch Würfel und ein Kartenſpiel
Verkehren ſich bald, wers glauben will.“

„Vermeinet Ihr, daß der Fürſten und Herren Gunſt beſtändig und allzeit gegen Euch gleich werde geneiget ſein! Die alten Hunde, wenn ſie ſich mit Jagen abgearbeitet und ausgedienet haben, pflegt der Jäger an den nächſten Baum aufzuhenken und belohnet ſo ihre treuen Dienſte. Wie viel beſſer und nützlicher, ja rühmlicher und löblicher wäre es Euch, wenn Ihr daheim zu Haus, Eure eignen Sachen und Händel wahrend und wartend, in guter Freiheit, Ruhm und Frieden lebtet, der Früchte Eurer Güter genöſſet und Euch mit Euern Weibern und Kindern, Freunden und Verwandten erfreutet, nicht beſorgend, daß Jemand Euch von ſolcher Freiheit, die höher als alles Gold und Geld zu ſchätzen, dränge und verſtoße! Und obſchon gewiß iſt, daß man fremden Leuten dienen und helfen ſoll und muß, ſo könnet Ihr ſolches wohl thun und dennoch zu Hauſe und bei den Euren bleiben. Wer Euer bedarf, der wird Euch wohl ſuchen und finden, oder es thut ihm nicht ſonderlich noth.“

„Solches Alles werdet Ihr, liebe Männer, viel beſſer betrachten und erwägen, als wir es ſchreiben wollen: daß nämlich die Sachen vorbemeldetermaßen beſchaffen, ja daß noch viel mehr wichtige und dringende Urſachen, deren wir allhier geſchweigen, Euch zur Heimkehr bewegen und treiben ſollen. Hiermit wollen wir, daß dieſer Brief beſchloſſen ſei, in Hoffnung, dieſe unſre Erinnerung und Ermahnung werde von Euch ſo aufgenommen werden, daß Ihr Euch alſobald und unverzüglich aufmachen und heimkehren werdet. Beſchloſſen und gegeben zu Schilda, mit Eurem Siegel, welches Euch und mit nichten uns Weibern zu verwahren ſtünde, verſiegelt und verwahret auf Jahr und Tag ꝛc.“

Viertes Kapitel.

Wie die Männer nach empfangenem Schreiben wieder heimkehren, und wie ſie von ihren Weibern empfangen werden.

Sobald den Männern das gemeldete Schreiben behändigt worden und ſie daſſelbe geleſen hatten, ward ihnen alſobald ihr Herz gerührt, alſo, daß ſie in ſich ſchlugen, und in Betracht, daß dem ſo ſei, wie die Weiber geſchrieben, heimzukehren beſchloſſen. Darum begehrten ſie alsbald von ihren Herren einen gnädigen Urlaub, der ihnen denn auch, wiewohl ungern, in Gnaden ertheilet wurde. Doch mußten ſie verſprechen, wenn man ferner ihrer Weisheit bedürfen würde, mit ſelbiger zu Dienſt ſein zu wollen. Alſo kamen die Schildbürger, nachdem ſie lange genug ausgeweſen, wiederum heim, reichlich und wohl begabt mit Geld und Gut, ſo ſie von Fürſten und Herren für ihre treuen Dienſte erhalten hatten. Sie fanden aber bei ihrer Wiederkunft ſolche Verwirrung und Unordnung in allen Sachen, daß ſie ſich, wie weiſe ſie auch waren, nicht genug verwundern konnten: wie während der kurzen Zeit ihrer Abweſenheit ſich ſo Vieles hätte verkehren können. Aber Rom, ſo in vielen Jahren kaum gebauet worden, kann wohl in einem Tage gebrochen und zerſtöret werden! — Der Schildbürger Weiber empfingen ihre Männer verſchieden, jenachdem ſie geartet waren, einige ganz freundlich und liebreich, wie es einem guten Weibe gar wohl anſteht, andere aber mit Zetern, Geſchrei und Vorwürfen, wie ſolches letztere denn leider in unſern Zeiten immer mehr in Gebrauch gekommen, obſchon es den Weibern keinerlei Vortheil bringt, indem ſie ihre Männer damit nur unwillig und widerwärtig gegen ſich machen. Es wurde aber zu Schilda ein allgemeines Freudenfeſt angeſtellt, zu welchem Männer und Frauen zuſammen kamen, und die Männer mußten von ihren Frauen, die ſich gar klug und weiſe zu ſein dünkten, nachdem ſie den Männern ihr Recht bewieſen, mancherlei Vermahnung hören: daß ſie mit Fleiß und Eifer gut machen möchten, was ſie daheim verſäumet hätten, welches ſie denn auch getreulich zu thun verſprachen. Auf Solches traten die Schildbürger zuſammen, Rath zu faſſen: Was doch zu thun ſei, damit ſie von auswärtigen Herren nicht fernerhin, wie bisher, gefordert und abberufen würden, ſondern bei dem Ihren ruhig bleiben und demſelbigen in allem Frieden vorſtehen könnten? Da es aber damalen ſchon ſpät am Tage und der Handel ſehr wichtig war, beſchloſſen ſie, daß man künftigen Tages zuſammenkommen, von den Sachen ernſtlich handeln und was zu thun wäre, endlich beſchließen ſolle. Alſo gingen die Schildbürger, nachdem ſie mit weiſen Reden, welche ſüßer und lieblicher, als Honig ſind, und bei einer Mahlzeit ſchöner als Gold und Silber ſtehen, deßgleichen auch mit Speiſe und Trank, (aber nicht mehr als nöthig, denn die Weiſen übernehmen ſich nicht im Eſſen und Trinken, wie die Thoren), ſich genügſamlich ergötzt hatten, ein jeder in ſein Haus und begab ſich wer nicht länger wachen wollte, zu Bett, ſo gut er es fand.

Fünftes Kapitel.

Wie die weiſen Schildbürger Rath hielten und ſich eine närriſche Weiſe anzunehmen endlich entſchloſſen.

Folgenden Tages verfügten ſich die weiſen Herren, Rath zu halten, unter die Linden, denn daſelbſt pflegten ſie ſich allzeit zu verſammeln und Gemeinde zu halten, ſo oft ſolches gemeine Nothdurft erforderte und es Sommer war. Im Winter aber war Rathhaus und Wirthshaus Ein Haus und der Sitz hinterm Ofen der Richterſtuhl. Als ſich nun der Schultheiß mit ſeinen Geſchworenen zu Gericht niedergeſetzt hatten, verrichteten ſie in kurzer Zeit viele ſtreitige und ſpännige Sachen, die ſich in Zeit ihrer Abweſenheit angeſponnen hatten. Nachdem das Gericht aufgeſtanden, wurden die von der Gemeinde auch dazu genommen und der Haupthandel, darum ſie gemeinlich zuſammen berufen worden, ſolchergeſtalt vorgelegt: Welcher Rath zu faſſen ſei, damit ſie nicht mehr alſo von Hauſe abgefordert würden, ſondern bei dem Ihren bleiben und deſſelben warten könnten? — Als beſonnene Männer hielten ſie vorerſt den Schaden, der ihnen aus ihrer Abweſenheit erwachſen, gegen den Nutzen, den ſie von ausländiſchen Herren, welchen ſie gedient, empfangen, und befanden, daß der Nutzen den Schaden beiweitem nicht könnte verbeſſern und erſetzen. Darum ward eine Umfrage gethan: Welchen Rath ein Jeglicher zu geben vermöge? Da hätte einer hören ſollen die weiſen und hochverſtändigen Rathſchläge, ſo wegen vorgelegter Frage von allen Seiten her fielen und klüglich vorgebracht wurden. Etliche meinten: man ſolle ſich fremder Herren eben gar nicht mehr annehmen, ſich ihrer Gemeinſchaft abthun und entſchlagen, um wichtiger Urſachen willen, welche dieſes Orts anzuführen, viel zu weitläufig. Andere achteten: beſſer wäre, daß man ſich wohl ihrer nicht ganz und gar auf einmal entſchlüge und abthäte, ſondern man ſollte ihnen ſo ſchlechtlich antworten und ſo kalte Rathſchläge geben, daß ſie von ſelbſt abſtänden und ſie unbeſucht und unbekümmert ließen. Andere riethen anders, aber allzeit fand ſich ein Umſtand, welcher ſich einwenden ließ, und einen endlichen Beſchluß zu faſſen verhinderte. Letztlich trat ein alter Schildbürger auf, der brachte ſein Bedenken folgenden Inhalts vor: Sintemal ihrer aller hohe Weisheit und großer Verſtand die einige Urſache wäre, um welcher willen ſie von Hauſe abgefordert und beſchickt würden, woraus ihnen dann viel Schaden in ihrem Hausweſen erwüchſe, ſo dünke ihm klärlich ſich heraus zu ſtellen, daß, ſo wie die Weisheit ſie bisher beſchädigt, Gegentheils die Thorheit oder Narrheit ſie beſchirmen würde, wider die, ſo ſie bis dahin von Hauſe abgefordert hätten. Wie man ſie zuvor ihrer Weisheit halber abgefordert hätte; alſo würde man ſie der Thorheit wegen daheim laſſen. Deßwegen ſei ſeine Meinung, daß ſie Alle einfältiglich, Niemand ausgeſchloſſen, weder Weiber, noch Kinder, noch Junge, noch Alte, die allerwunderbar=narr=ſeltſam=abentheuerlichſten Poſſen anfangen und reißen ſollten, ſo immer möglich zu erſinnen und zu erdenken, und was einem Jeden Närriſches zu Sinn käme, das ſollte er thun. Dabei würde ihnen aber ihre Weisheit ſelbſt gar wohl zu Statten kommen. Denn man ſpreche ja gemeinlich: wenn es darum zu thun ſei, daß einer einen Narren ſpielen ſolle, etwa in einer Komödie, ſo ſei keiner tauglicher es zu thun, als eben der Weiſeſte und Geſchickteſte. „Es iſt ja nicht eine geringe Kunſt, einen Narren recht ſpielen und vorſtellen können. Wohl oft geſchieht, daß, wer ſolches unternimmt, aber die rechten Kniffe nicht weiß, gar wirklich zum Thoren wird und ein Narr bleibt ſein Lebelang, weil der Kukuk behält ſeinen Geſang, die Glocke ihren Klang, und der Krebs ſeinen Gang.“ Solcher Rath und Meinung ward von allen Schildbürgern mit höchſtem Fleiß und Ernſt erwäget und deßhalb manche Umfrage gethan. Denn weil der Handel ſehr wichtig und ſchwer, und ihrer Aller Heil und Wohlfahrt daran gelegen war, ſo wollten ſie ſich auf keine Weiſe in ihrem Beſchluß übereilen. Nachdem aber befunden worden, daß aus jenem Rath ihnen nichts Nachtheiliges erwachſen könne, ſo ward mit einhelligem Urtheil erkannt und beſchloſſen, ſolcher Meinung in allen ihren Artikeln und Punkten aufs ernſtfleißigſte nachzuſetzen und dieſelbe aufs erſte ins Werk zu richten. — Hiermit ing die Gemeinde von einander, nachdem ſie noch die Abrede ge- ommen hatten, daß ein Jeder ſich beſinnen ſollte, was fürs erſte u thun wäre, oder bei welchem Zipfel man die Narrenkappe rgreifen ſollte.

Sechstes Kapitel.

ie die Schildbürger Rathes einig wurden, ein neues Rathhaus zu bauen und was ſich damit begeben hat.

Als hernach folgenden Tages abermals die Gemeinde zu- ammenberufen und Rath gehalten wurde, was ſie ihrer Thor- eit für einen löblichen, namhaften Anfang geben wollten, ward nancherlei Rath angehört und gebilligt, abgeſtimmt und beſchloſ- en: Demnach ſie nun ferner ein ander Regiment, Weben und eben an ſich zu nehmen und zu beſtellen bedacht und geſon- en wären, ſo ſollte man zu einem guten glückhaften An- ang erſtlich ein neues Rathhaus, ſo ihre Narrheit ertragen nd leiden könnte, mit gemeiner Hülfe und Koſten bauen und ufrichten. — Die Schildbürger wußten gar wohl, daß ſol- her ihr Rathſchluß noch eben kein ſonderliches Zeichen ihrer euerrichteten Narrheit ſei, doch gedachten ſie die Narrheit üglich nicht mit einmal zu Hauf, ſondern nach und nach her- orzulaſſen, vermeinten auch, wie der alte Poet ſagt:

Seht, es kreiſt der Berg, o Graus,
Er gebähret — eine Maus!

lſo werde ihre hocherhabene Weisheit, je größer ſie ſich anſtelle, eſto eher das Mäuslein der Narrheit glücklich zur Welt brin- en. — Als nun Alles abgeredet und geordnet war, ſo zu inem ſolchen wichtigen Werk nothwendiglich erfordert wird, be- and ſich's, daß eben nichts fehlte den Bau friſch zu beginnen, ls ein Pfeifer oder Geiger, der mit ſeinem lieblichen Geſang nd Klang Holz und Steine gelocket hätte, daß ſie ſelber herbeigelaufen wären und ſich fein ordentlich, wie zu einem ſolchen Bau nothwendig, auf einander gelegt hätten. Wie denn bei den alten Scribenten geleſen wird von dem Orpheus: daß, wann er auf ſeiner Harfe geſpielet, ſo ſeien ihm, ſeinen lieblichen Geſang zu hören, nicht nur die Vögel und wilden Thiere, ſondern auch die Bäume und ganze Wälder, ja ganze Berge nachgezogen; ſogar große Waſſerflüſſe habe er beweget, daß ſie ſtill geſtanden, ihm zugehöret und ſich an ſeinem Geſang ergötzet und erquicket hätten. Dergleichen lieſet man auch vom Amphion: derſelbe hat mit dem lieblichen Klange ſeiner Harfe zu wege gebracht, daß ihm die Steine nachgezogen ſind, ſich fein ordentlich auf einander gefügt und ſo die Ringmauer der Stadt Theben in Böotia zu Stande gebracht haben. Solchen Geiger oder Spielmann wünſchten ſich die Schildbürger, ließen auch deßwegen einen Aufruf ergehen und ſtellten Verſuche an, konnten aber keinen finden, und entſchloſſen ſich alſo nothgedrungen, ſelbſt gemeinſchaftlich Hand ans Werk zu legen.

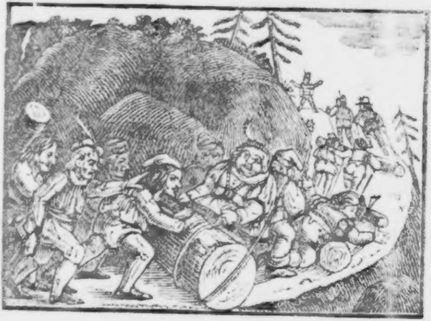
Siebentes Kapitel.

Wie die Schildbürger das Bauholz zu ihrem neuen Rathhaus fällen, und es mit großer Arbeit über den Berg und wieder hinauf bringen.

Da der Schildbürger Weisheit nur allgemach wie ein Licht ausgehen ſollte, ſo waren ſie noch ſo klug, daß ſie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müſſe, ehe man einen Bau anfangen könne. Rechte Narren würden ohne Holz, Stein, Kalk und Sand zu bauen unternommen haben. Die Schildbürger aber zogen ſämmtlich und einmüthiglich mit einander in das Holz, das jenſeit des Berges in einem Thale lag und fingen an das Bauholz zu fällen und in Balken zuzurichten nach ihres Baumeiſters Rath und Angabe. Nachdem nun die Balken fertig waren, wünſchten ſie allzumal, daß ſie eine Armbruſt hätten, auf der ſie es konnten heimſchießen, der Meinung, ſie würden durch ſolches Mittel unſäglicher Mühe und Arbeit überhoben werden. Aber,

Der Hätt- ich und der Wollt- ich,
Deßgleichen auch der Sollt- ich,
Sind Brüder geweſen alle;
Gewannen doch nichts zumale;
Hätt- ich und Wollt- ich wenig hatten,
Weil Sollt- ichs Brüder gar nichts thaten.

Darum mußten die Schildbürger die Arbeit ſelber verrichten und machten ſich hinter die großen Bauhölzer und brachten ſie mit ſaurer Arbeit zuletzt den Berg herauf und jenſeit alle bis auf Eines wieder hinab. Auch dieſes letzte brachten ſie den Berg herauf, und auf der andern Seite hinunter. Als ſie aber in Mitten des abſchüſſigen Berges ſind, entgeht ihnen der Baum, daß ſie ihn nicht mehr halten können und fängt an ſelber ſein allgemach den Berg hinab zu laufen, bis er zu den andern Hölzern hinkömmt, wo er ſtille liegt, wie ein anderer Stock. Solchem Verſtand dieſes groben Holzes ſahen die Schildbürger bis zum Ende zu und verwunderten ſich höchlich darüber. — ,,Nun ſind wir Alle, ſprach ein Schildbürger, ja große Narren, daß wir ſo große Mühe und Arbeit gehabt, ehe wir die Bäume den Berg hinab gebracht: und iſt unſer Keiner ſo witzig geweſen, daß er gedacht hätte, dieſe Bäume könnten ſelber beſſer hinab gehen, denn wir ſie hinab ſchleifen und tragen. Aber mit unſerm ſelbſteignen Schaden müſſen wir Narren klug werden.'' — ,,Dieſem (ſagte ein anderer Schildbürger) iſt Raths zu ſchaffen und zu helfen, ehe eine blinde Katze ein Auge aufthut. Wer ſie hinab gebracht, kann ſie auch wieder herauf bringen. Nun wohlan, laſſet uns Hand ans Werk legen und die Hölzer alle wieder den Berg herauf tragen, damit ſie ſelber hinunter gehen können und wir es alsdann leichter und zugleich unſre Luſt haben.'' Solcher Rath gefiel ihnen allen über die Maßen wohl und ſie freuten ſich, daß ſie von ihrer angelegten Thorheit und angenommenen Narrheit eine ſo treffliche erſte Probe ablegen konnten. Darum machten ſie ſich wieder an die Hölzer, thaten den Rücken dahinter; und hatten ſie zuvor, als ſie ſolche den Berg hinab gebracht, unſägliche Mühe und unglaubliche Arbeit gehabt, ſo hatte ſie ſolche jetzt gewißlich dreifach mehr, ehe ſie die Stämme wieder hinauf brachten; denn ſchon zuvor hatten ſie ſich alſo abgearbeitet und abgemattet, daß ſie kaum mehr vermochten. Aber mit Heben, Lüpfen, Schieben, Treiben, Stoßen, Rollen, Walzen, Schleifen, Tragen, Schürgen, Rutſchen, Ziehen, Zerren, Kehren, Stellen, Stemmen, Winden und Wenden, vor ſich, hinter ſich, über ſich, unter ſich, rechts und links, in die Breite, in die Länge, in die Höhe, brachten



ſie endlich doch die Hölzer wieder zu oberſt auf den Berg: ohne das Eine nicht, welches ſie nur halb hinauf zogen, weil es ſchon zuvor halb hinabgelaufen war. Nachdem ſie aber eine Weile verſchnaufet, ließen ſie die Bauhölzer den Berg fein allgemach hinab rollen, je eines nach dem andern, und ſtanden ſelbſt oben, ſahen zu und ließen es ſich wohlgefallen. Hiemit wurde ihr Herz und Muth zufrieden geſetzt, und das erſte Muſter oder Probeſtück ihrer Narrheit gegeben. Welcher Urſache halber, weil es ihnen das erſtemal ſo wohl gelungen, ſie ganz fröhlich heim zogen, ins Wirthshaus gingen und, weil ſie ein gemeines Werk gethan, auch auf gemeine Unkoſten wacker aßen und tranken. Denn

Nur der ſoll das gemeine Gut
Verzehren, der's Gemein-Werk thut.
Wo aber ſolch Gut wird verzehrt
Von denen, die es nicht gemehrt,
Vielminder helfen es erhalten,
Wie ſollt' da nicht all's Unglück walten?

Achtes Kapitel.

Wie die Schildbürger ihr Rathhaus aufgeführt und die Fenſter vergeſſen haben.

Nachdem das Bauholz erſt gehörig gezimmert worden, auch Steine, Sand, Kalk und was ſonſt zum Bauen erforderlich, vorhanden war, fingen die Schildbürger ihren Bau einhelliglich mit großem Eifer an. In wenigen Tagen waren auch die drei Hauptmauern (denn ſie wollten etwas Beſonderes und das Haus dreieckig haben) aus dem Grunde geführet und vollendet. An Einer Seite hatten ſie ein großes Thor gelaſſen, um das Heu hinein zu führen, welches Gemeingut war und welches ſie daher gemeinſam zu vertrinken pflegten. Darauf machten ſie ſich an das

Dach, welches nach des Baues dreien Ecken abgetheilt wurde, ſetzten den Stuhl deſſelben auf ſeine Mauern und vermeinten hiemit das ganze Werk bis auf das Decken vollendet zu haben. Abermals alſo war ein gemeines Werk vollbracht und gingen ſie daher wieder in das Wirthshaus, auf gemeine Koſten einen guten Trunk zu thun. Das Dach vermeinten ſie nächſten Tages zu decken und damit wieder ein Gemein-Werk und nachher ein Gemein-Eſſen zu verrichten. — Als nun des folgenden Tages mit der Glocke das Zeichen gegeben worden, kamen ſie wieder zuſammen, ſtiegen auf den Dachſtuhl und fingen an, das Rathhaus einzudecken. Zu ſolchem Werk ſtunden ſie Alle nach einander: Etliche zu oberſt auf dem Dache, Andere weiter hinab auf den Latten; Etliche zu oberſt auf der Leiter, Andere weiter hinunter; Etliche auf der Erde zunächſt an der Leiter, Andere weiter von ihnen, und alſo fort bis zum Ziegelhauſen, welcher eines guten Steinwurfes weit vom Rathhaus geweſen. Solchergeſtalt ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom erſten, der ihn aufhub, bis zum letzten, der ihn erſt auf ſeine Statt legte, damit ein Dach daraus würde. Damit ſie ſich aber in der Arbeit nicht übernähmen, hatten ſie Anordnung getroffen, daß zu gewiſſer Stunde die Glocke geläutet wurde, zum Zeichen des Abzuges von dem Werke und des Einzuges ins Wirthshaus. Deßhalb als der, ſo der nächſte beim Ziegelhauſen war, den erſten Glockenſchlag gehört hatte, ließ er den Ziegel, den er ſchon aufgehoben, wieder fallen, und — laufeſt du nicht, ſo gewinneſt du nichts! — dem Wirthshaus zu! Deßgleichen thaten auch die andern Alle, bis auf den letzten; liefen Alle einander nach, wie die Schneegänſe, wenn ſie fliegen, damit ſich keiner etwa um einen Trunk verſäumte. Da geſchah es, daß die, ſo zum letzten aus Werk gekommen waren, die erſten im Wirthshaus und die oberſten hinterm Tiſch wurden. Dieſelben waren ſo auch wieder die letzten, wenn es wieder an die Arbeit ging: denn da ſie zu oberſt am Tiſche ſaßen, ſo konnten ſie nicht hervor, bis daß die unten ſitzenden fort waren. — Nach vollendetem Werk wollten die Schildbürger in ihr Rathhaus gehen, dasſelbige in aller Narren Ehre einzuweihen, und dann zu verſuchen, wie es ſich das erſtemal würde darinnen rathen laſſen. Aber als ſie in aller Ehrbarkeit eingetreten waren, — ei, ſchau, guck, ſieh, lug, — da war es ganz und gar finſter, und ſo finſter, daß Einer den Andern kaum hören konnte. Da erſchracken die Schildbürger gar über die Maßen und ſannen lange und ernſtlich nach, was ſie doch etwa am Baue möchten verſehen haben. Sie gingen zu ihrem Heuthor wieder hinaus, zu beſehen, wo der Mangel wäre; befunden aber die drei Mauern ganz und das Dach fein ordentlich darauf ſtehen, alſo, daß draußen, wo Licht genug war, nichts mangelte. Sie gingen aber auch wieder hinein, auch inwendig zu beſehen, wo doch der Mangel wäre, und konnten hier noch viel weniger einen ſolchen entdecken wegen Mangel des Lichts. Was ſage ich nun viel? Die Urſache war ihnen unbekannt, konnten ſelbige nicht finden, noch errathen, wie ſehr ſie auch ihre närriſchen Köpfe darob zerbrachen. Darum ſie in großen Aengſten ſtunden und zur Förderung der Sachen einen gemeinen Rathstag anſchlugen.

Neuntes Kapitel.

Wie die Schildbürger rathſchlagen, das Licht in ihr Rathhaus zu tragen.

Als nun der beſtimmte Rathstag gekommen, erſchienen die Schildbürger fleißig, alſo, daß Keiner ausblieb und ſetzten ſich. Es hat aber Jeder einen angezündeten Lichtſpahn mit ſich gebracht und denſelben, nachdem er ſich niedergeſetzt, auf ſeinen Hut geſteckt, damit ſie in dem finſtern Rathhaus einander ſähen und der Bürgermeiſter einem Jeden in der Umfrage Namen und Titel geben könnte. Da nun die gemeine Umfrage gethan wurde, wurden vielerlei Meinungen vorgebracht, wie in zweifeligen Händeln zu geſchehen pflegt. Als ſie nun aber faſt Willens waren, den Bau von Neuem und mit größerer Sorgfalt zu beginnen, trat Einer auf, der vordem der Weiſeſte geweſen war und darum jetzt auch als der Thörichtſte ſich hervorthun wollte, und ſprach: Er habe früher während ſeiner Weisheit oftmals gehört, daß man durch Exempel und Beiſpiel viel lehren, lernen und begreifen könne; daher wolle er jetzt eine Geſchichte erzählen, ſo ſich mit ſeiner lieben Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frauen begeben und zugetragen habe. „Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, Nichtwer geheißen, hörte einſt von Einem, daß er ſagte: „„Ei, wie ſind die Rebhühner ſo gut!““ — „„Haſt Du ſie denn gegeſſen, ſprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß Du es ſo wohl weißt?““ — „„Nein, ſagte der Andere, aber es hat mirs Einer vor funfzig Jahren geſagt, deſſen Großmutter Großvater ſie in ſeiner Jugend hat ſehen von einem Edelmann eſſen.““ Aus Anlaß ſolcher Rede ſtieß meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein unwiderſtehlich Gelüſt auf, daß er gern etwas Gutes eſſen möchte, und ſagte deßhalb zu ſeinem Weibe, Niemanda geheißen: ſie ſolle ihm Küchlein backen; denn da er Rebhühner nicht haben konnte, ſo wußte er nichts Beſſers, als Küchlein. Sie aber entſchuldigte ſich: weil ſie weder Schmalz noch Butter habe, könne ſie ihm dießmal keine Küchlein backen und bat ihn Geduld zu haben. Aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn hatte hiemit ſein Gelüſt nicht gebüßet und ſagte daher zu ſeiner Frau, wenn ſie nicht Schmalz und Butter habe, das Hühnlein zu backen, ſo ſolle ſie es mit Waſſer verſuchen. „„Es geht nicht mit Waſſer, mein Nichtwer, ſprach die Frau Niemanda: ich ſelbſt hätte längſt wohl Küchlein gegeſſen, wenn man es mit Waſſer backen könnte.““ „„Du weißt es nicht, ſprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, weil Du es niemals verſucht haſt. Verſuche es erſtlich und ſo es nicht gerathen will, dann erſt magſt Du ſprechen: es geht nicht.““ Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau, um Ruhe zu haben, rührte nach ihres Mannes Begehren einen Küchleinteig an, ſetzte eine Pfanne mit Waſſer übers Feuer, und that den Teig hinein. Der Teig aber wollte nicht zuſammen backen, ſondern zerfloß im Waſſer, ſo daß ein dünner Brei, aber kein Kuchen zu Stande kam. Meiner Großmutter Großvaters ſeligen Bruders Sohn ſtand dabei, hielt einen Teller hin und freute ſich, wie er das erſtgebackene Küchlein warm aus der Pfanne eſſen werde, ward aber betrogen. „„Potz tauſend! ſchäme Dich, ſprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn Frau, ſieh, habe ich Dir nicht geſagt, es geht nicht? Allzeit willſt Du recht haben und verſtehſt doch keinen Deut davon, wie man Küchlein backen ſoll.““ „„Schweige, meine Niemanda, ſprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, und laſſe Dich's nicht gereuen, daß Du es verſucht haſt. Man verſucht ein Ding auf vielerlei Weiſe, bis es zuletzt geräth. Es wäre doch eine feine und nützliche Kunſt geweſen, wenn es gerathen wäre.““ — Um nun, ſprach der obgemeldete Schildbürger, dieſe Geſchichte auf unſer Vorhaben zu beziehen: wer weiß, ob das Licht und der Tag ſich nicht in einem Sacke tragen ließe, gleich wie das Waſſer in einem Eimer getragen wird? Unſer Keiner hat es jemal verſucht: darum, wo es Euch gefällt, ſo wollen wir den Verſuch machen. Geräth es, ſo haben wir eine feine und wichtige Kunſt entdeckt und werden als Erfinder derſelben großen Ruhm einernten. Geht es aber nicht an, ſo iſt es doch zu unſerm Vorhaben der Narrheit wegen ganz dienlich und bequem.“ Dieſer Rath gefiel allen Schildbürgern ſo ſehr, daß ſie beſchloſſen, ihm in aller Eile nachzukommen. Daher kamen ſie nach Mittag, als die Sonne am beſten ſchien, bei dem Eide gemahnt, Alle vor das neue Rathhaus, Jeder mit einem Geſchirre, mit dem er vermeinte den Tag zu faſſen und heim zu tragen. Etliche brachten auch mit ſich Picken, Schaufeln, Karſte, Gabeln und Anderes, um das Einfangen des Lichtes ja auf alle Weiſe verſuchen zu können. Sobald nun die Glocke Eins geſchlagen, konnte man Wunder ſehen, wie Alle anfingen zu arbeiten. Etliche hatten lange Säcke, ließen die Sonne darein ſcheinen bis auf den Boden, knüpften ſie dann eilends zu und liefen damit ins Haus, den Tag auszuſchütten. Ja, ſie beredeten ſich ſelbſt, ſie trügen an den Säcken viel ſchwerer, als zuvor, da ſie leer geweſen. Andere thaten eben deßgleichen mit andern verdeckten Gefäßen, als Häfen, Keſſeln, Zubern und was dergleichen iſt. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der Andre mit einer Schaufel; Etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers darf beſonders nicht vergeſſen werden, welcher vermeinte, den Tag mit einer Mausfalle zu fangen und alſo mit Liſt zu bezwingen und ins Haus zu bringen. So lange die Sonne ſchien, arbeiteten ſie mit ſolchem Eifer und Ernſt, daß ſie Alle ermüdeten und von Hitze ſchier verlechzten und erlagen. Als ſie aber ſo wenig ausrichteten wie einſt jene Rieſen, welche die Berge auf einander ſetzten, um den Himmel zu ſtürmen, ſo tröſteten ſie ſich endlich mit den Worten: ,,Nun, es wäre doch eine feine Kunſt geweſen, wenn es gerathen wäre.'' Alſo zogen ſie ab und hatten demnach ſo viel gewonnen, daß ſie durften auf gemeine Unkoſten ins Wirthshaus gehen und ſich wieder erquicken und erlaben.

Zehntes Kapitel.

Wie ein durchreiſender Landſtreicher den Schildbürgern Rath gab, den Tag in ihr Rathhaus zu bringen und ſie betrog.

Wie die Schildbürger gemeldeter Maßen an ihrer Arbeit geweſen, reiſte von Ungefähr ein fremder Wandersmann daſelbſt vorüber, der ſtand ſtill, ſah ihnen lange zu, ſperrte den Mund auf und wäre auch bald zu einem Schildbürger geworden. Des Abends aber in der Herberge fragte er, warum ſie alſo an der Sonne gearbeitet hätten? Da ward ihm durch die herumſtehenden Schildbürger bald geſagt, daß es geſchehen, um zu verſuchen, ob ſie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathhaus tragen könnten. Der fremde Geſell war ein loſer Vogel und dachte daher, hier laſſe ſich wohl ein Geſchäft machen. Er fragte deßhalb: ob ſie mit ihrer Arbeit Etwas ausgerichtet hätten? ,,Nicht ein Deutlein,'' ſagten die Schildbürger. ,,Das kommt daher,'' ſagte der Geſell, ,,daß Ihr die Sache nicht auf ſolche Weiſe angegriffen, wie ich Euch wohl rathen konnte.'' Da ſie Dieſes hörten, wurden ſie froh über die Maßen und verhießen ihm im Namen aller Schildbürger ein ſtattliches Ehrengeſchenk, wenn er ihnen ſeinen Rath mittheilte. Solches verſprach er ihnen auf morgen zu leiſten. Da hießen ſie ihn guter Dinge ſein und befahlen dem Wirth, ihm tapfer aufzutragen und einzuſchenken und was er verzehre auf Gemeinde-Rechnung zu ſchreiben. Als folgends die liebe Sonne den Schildbürgern den hellen, lichten Tag wieder gebracht hatte, führten ſie den Geſellen zum Rathhaus und beſahen es mit allem Fleiß, oben und unten, hinten und vorn, innen und außen. Nachdem nun der fremde Künſtler mit ſeiner Schalkheit Raths gepfleget, was zu thun wäre, hieß er die Schildbürger auf das Dach ſteigen und die Ziegel wieder abheben; welches bald geſchehen. ,,Nun habt Ihr, ſprach er, den Tag in Eurem Rathhauſe; den möget Ihr darinnen laſſen, ſo lange Euch gefällig;

wenn er Euch beſchwerlich wird, ſo könnt Ihr ihn wohl wiederum heraus jagen.“ Aber ſie verſtanden es nicht, daß er gemeint, ſie ſollten das Dach nicht wieder darauf decken, ſonſt würde es wiederum finſter werden, wie es zuvor geweſen: dachten gar nicht an die Zukunft, ſaßen zuſammen und hielten den ganzen Sommer Rath in dem lichtgewordenen Rathhauſe. Sie verehrten dem Künſtler aus dem gemeinen Säckel auch ein Anſehnliches und ließen ihn mit großem Dank davon ziehen. Der feine Geſell that, wie ein anderer guter Schlucker auch gethan hätte, nahm das Ehrengeſchenk an, zählte nicht lange, ſondern zog hinweg, ſchaute auch oft hinter ſich, ob ihm nicht etwa Einer nachlieſe, um ihm das Geld wieder abzunehmen. Es weiß auch noch heutigen Tags Niemand, wer oder woher er geweſen, oder wohin er gekommen ſei. Nur Dieſes ſagten die Schildbürger über ihn aus, daß ſie ihn am Rücken das letztemal geſehen hätten.

Elftes Kapitel.

Wie die Schildbürger der Urſache der Finſterniß in ihrem Rathhaus innewerden und ſelbige abſchaffen.

Die Schildbürger freute ihr neues Rathhaus über alle Maßen; den ganzen Sommer lang hielten ſie Rath darinnen und handelten von wichtigen Sachen, den gemeinen Nutzen, das Vaterland und deſſen Verbeſſerung anlangend. Sie hatten auch ſolches Glück, daß es denſelben ganzen Sommer, wenn ſie im Rath geſeſſen, nie geregnet hat. Aber der Sommer verlor allgemach ſein liebliches Antlitz und der Winter kam mit ſeinem häßlichen Schnabel hervor und brachte mit ſich Regen, Schnee und Wind. Da merkten denn die Schildbürger, als ſie zu Rath ſaßen und ihnen die Schneeflocken auf die Naſe fielen, daß es wohl möchte gerathen ſein, wenn ſie ihrem Rathhaus wieder einen Hut aufſetzen, der ihnen Allen mit zu Statten käme. Alſo deckten ſie das Dach des Rathhauſes zu und meinten den Winter an einem guten Ofen darin ſo warm zu ſitzen, wie ſie während des Sommers im lieben Sonnenſchein geſeſſen hatten. Als aber das Dach wieder eingedeckt war und ſie ins Rathhaus gehen wollten, ſiehe zu, da war es leider wieder eben ſo dunkel und finſter darinnen, als es geweſen, ehe ſie von dem Wanderer die Tag-ins-Haus-zu-tragen-Erſparungs-Kunſt-Erfindung gelernt hatten; da ſie dann erſt merkten, daß ſie von ihm nicht ins Licht, ſondern hinters Licht geführt worden waren. Doch zu geſchehenen Dingen mußten ſie gute Miene machen, denn, wenn das Geld hinweg, ſo iſt es zu ſpät, den Beutel zuzuziehen. Alſo ergaben ſie ſich in ihr Schickſal und ſaßen wieder mit ihren Lichtſpähnen auf den Hüten zuſammen und hielten ſehr geſchwind einen engen Rath darüber, der ſich weit in den Tag hinein verzog. Als nun die Umfrage von Einem an den Andern ging, kam ſie zuletzt an Einen, der ſich nicht der ungeſchickteſten Einer zu ſein dünkte. Derſelbe ſtund auf und ſagte: er rathe eben das, ſo ſein Vetter rathen werde; ging alſo mit Verlaub hinaus von der Verſammlung, vielleicht ſich zu räuſpern oder um einer andern noch wichtigern Urſache willen. Indem er nun in der Finſterniß an der Wand (denn ſein Lichtſpahn war ihm erloſchen) hin und her tappte, wird er ungefähr eines kleinen Riſſes oder Spaltes in der Mauer, die nicht recht zugemauert geweſen, gewahr, dadurch er ſeinen ſchönen Bart einigermaßen ſehen konnte. Da erinnert er ſich plötzlich mit einem tiefen Seufzer ſeiner früheren Weisheit, tritt wieder hinein und ſpricht: ,,Na, alſo, Ihr lieben Nachbarn, mit Verſaub, ein Wort zu reden.'' Als ihm ſolches vergönnt wurde, ſprach er ferner alſo: ,,Na, ſind wir aber nicht doppelt dreifache Narren? Gar recht hat es ſich an uns bezeuget was das Sprichwort ſagt: Gewohnheit wird zur andern Natur. Wir haben uns einer närriſchen Weiſe angenommen, die wir doch von Natur her allzeit weiſe und verſtändige Leute geweſen: und nun, ſiehe, die angenommene Weiſe hat die alte Weisheit gänzlich verdränget und iſt uns dermaßen über den Kopf gewachſen, daß wir wohl nimmermehr wieder klug und weiſe werden mögen. Wir quälen uns immerfort mit unſerem Rathhauſe, Haben Koſten darum und kommen in Spott und Verachtung, weil wir den Mangel nicht finden und verbeſſern können; und unſer Keiner iſt jemals ſo witzig geweſen, daß er hätte geſehen, daß wir an dem Hauſe keine Fenſter gemacht haben, durch welche das Licht hereinfallen möchte. Das iſt doch gar zu arg, zumal im Anfang unſerer Thorheit, in die wir nicht mit einmal ſo plump hineinfallen ſollten, daß wir noch närriſcher ſind als ein rechter geborner Narr.“ Ob dieſer Rede erſchracken die Andern alle, nicht anders, als ob ſie vor den Kopf geſchlagen worden wären und verſtummten, wie die blinden Götzen. Sie ſahen aber auch einander an und ſchämten ſich Einer vor dem Andern ſolches großen Unverſtandes und gar zu grober Narrheit. Darum fingen ſie alsbald an, ohne noch erſt die Umfrage abzuwarten, aller Orten die Mauer durchzubrechen: und war kein Schildbürger unter allen, der da nicht hätte wollen ein eigenes Loch haben, von dem er könnte ſagen: „dieß iſt mein Loch!“ Alſo kam endlich das Rathhaus zu Stande, bis auf den innern Ausbau, von dem ſogleich Meldung geſchehen ſoll.

Zwölftes Kapitel.

Wie die Schildbürger in ihrem Rathhaus den Ausbau gemacht, und des Stubenofens vergeſſen haben.

Nachdem ſie nun endlich Licht im Rathhaus und ein Jeder ſein eigen ſein gut Loch hatte, fingen ſie an, den Ausbau des

Hauſes vorzunehmen und die Gemächer abzuſchlagen. **Unter allen Gemächern machten** ſie ſonderlich drei Stuben: die Witzſtube, die Schwitzſtube und die Bedenkſtube, welche zuvörderſt ausgebaut ſein mußten, damit die Schildbürger, wenn ſie von wichtigen Sachen rathſchlagen ſollten, nicht gehindert würden. Ward alſo das ganze dreieckige Rathhaus aufs Trefflichſte ausgebaut und nachher in aller Narren Ehre eingeweiht. — Als ſie aber hierauf, während es kalt geworden war, einen Rathstag haben und Gericht halten wollten und Jeder (um dem Gemeindegut nicht allzuviel zuzumuthen) ein Scheit Holz, die Stube zu wärmen, mit ſich gebracht hatte: ſiehe, da hatten ſie des Ofens vergeſſen, auch nicht Raum gelaſſen, wo man einen hinſetzen könnte. Darüber erſchracken ſie abermals bei ſich ſelbſt heftig, und zogen den neuen Unfall in Bedenken und Erwägung und fielen in mancherlei Meinungen. Etliche vermeinten, man ſollte ihn hinter die Thüre ſetzen, wo er am allerwenigſten ſtören würde. Aber ſolches wollte den Andern nicht gefallen: weil der Bürgermeiſter hinterm Ofen ſeinen Sitz haben mußte und es ſpöttlich wäre, wenn er hinter der Thüre ſäße. Zuletzt, nachdem ſie die Sache lang hin und her gewogen und alle Oerter beſehen und bedacht hatten, rieth endlich Einer, man ſollte den Ofen vors Fenſter hinaus ſetzen und, wenn es noth thäte, daß eine Stimme den Ausſchlag gäbe, könnte er bei Abzählung der Stimmen auch mitgezählt werden; denn, rede er ſchon nichts zu den Sachen, ſo ſei er doch auch nicht dawider. Der Bürgermeiſter aber ſolle wie bisher, damit ihm ſeine Weisheit nicht einfriere, den nächſten Platz beim Ofen erhalten. Dieſem Rath ward von allen Bänken her einhälliglicher Beifall gegeben. Ein alter Aber-Narr unter ihnen, welcher länger Narr geweſen als die Andern, wendete jedoch ein: ,,Aber, ſprach er, ich will der Stiegen geſchweigen, welche aber jeden Falls würden zum Ofen zu machen ſein; aber dieß geht hin: aber die Hitze, welche aber ſonſt in die

Stube gehört, wird aber alle zum Ofen ausfahren, auf dieſe Weiſe aber verloren gehen, aber uns nicht zu Gute kommen.“ „Du geheſt in den Aberwitz, wie man ſpricht,“ ſagte ein Anderer hierauf zum Aber=Narren, „eben als gehe, wie man ſpricht, die Hitze, welche, wie man ſprechen möchte, in der Küchen zum Ofenloch ausſchlägt, auch in die Stube, möchte man ſprechen. Damit aber, wie man ſpricht, nichts zu Unnutz abgehe, wie man ſpricht, und Du deßhalb ohne Sorge ſeieſt, als man ſpricht, ſo hab ich daheim ein altes Haſengarn, wie man ſprechen möchte, das will ich der ganzen Gemeinde zum Beſten geben, wie man ſpricht, meiner dabei zu gedenken, wie man ſpricht, das wollen wir vor das Ofenthürlein henken, wie man ſpricht, die Hitze in dem Ofen zu behalten, wie man ſpricht.“ Für ſolchen wohlbeſchlagenen Rath ward der Schildbürger hoch geprieſen und für ſeine Freigebigkeit ihm höchlich gedankt. Es ward auch ihm und allen ſeinen Nachkommen der nächſte Sitz hinterm Ofen bei der Aepfelkachel zuerkannt. Alſo ward zuletzt der ganze Handel beſchloſſen, der Ofen gemacht und das Rathhaus vollendet.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Acker mit Salz beſäet, daß es wachſen ſollte, und was ſich damit zugetragen.

Wie nun das Rathhaus vollführt und mit Narren wohl beſetzt war, fingen ſie an, alle Tage zuſammen zu kommen und ſich für allgemeines Beſtes zu bekümmern und zu zermartern. Nun traf es ſich, daß ihnen damals wegen ſchwebender Kriegsläufe das Salz, ſo ſie aus andern Gegenden bezogen, abgeſchnitten war, daß ſie großen Mangel daran litten, und darum zogen ſie in Ueberlegung, wie man der Sache abhelfen könne.

Da wurden nun mancherlei Mittel und Wege vorgeſchlagen und bedacht. Endlich wurden ſie Raths einig und beſchloſſen einhälliglich: Sintemal kund und offenbar ſei, daß der Zucker, welcher dem Salz nicht unähnlich, auch wachſe, ſo müſſe ja folgen, daß das Salz gleichermaßen auf dem Feld wachſe. Daher ſei bei bewandten Umſtänden kein beſſerer Rath zu erfinden, als, daß man ein großes Stück Feldes, ſo der Gemeinde gehöre, wohl pflüge und egge und alsdann das Salz in Gottes Namen darein ſäe; ſo würden ſie für die Folge ihr eigenes Salz haben und dürften nicht Andern darum nachlaufen und ihnen gute Worte geben. — Solcher Rathsbeſchluß ward nun auch wirklich und emſig in Ausführung gebracht: beſter Hoffnung, ſie würden nicht nur ferner der Salznoth enthoben ſein, ſondern auch noch großen Gewinn durch Handel mit dem ſelbſterzeugten Salze zu Wege bringen. In ſolchem Vertrauen haben ſie auch deſto fleißiger Sorge um den Acker getragen, an jede ſeiner vier Ecken Hüter geſetzt, Jeden mit einem langen Blaſerohr in der Hand, die Vögel, wenn ſie das geſäete Salz, wie andere Saamen, vielleicht aufleſen wollten, zu erſchießen. Es währte nicht lange, da begann der Acker aufs allerſchönſte zu grünen, worüber die Schildbürger unſägliche Freude hatten. Sie meinten, nun ſei es ihnen doch einmal gerathen und gingen alle Tage hinaus, zu beſehen, wie das Salz wüchſe und beredeten ſich ſelber, ſie hörten es wachſen, wie Jener das Gras. Und je mehr es wuchs, je mehr wuchs auch in ihnen die Hoffnung: und es war Keiner unter ihnen Allen, welcher nicht ſchon allbereits in ſeinem Sinne einen ganzen Scheffel Salz gegeſſen hätte. Damit nun das heranwachſende Salz nicht zertreten oder ſonſt beſchädigt würde, ſtellten ſie noch mehr Hüter bei dem Acker an und befahlen ihnen, wenn etwa eine Kuh, Pferd, Geiß oder Schaf auf den Acker käme, ſo ſollten ſie ſelbige mit Stoßen, Treiben, Jagen, Schlagen, Pufſen, Klopfen, Zwicken, Scheuchen, wie ſie nur immer konnten, angreifen und abwehren, ſich ſelbſt aber wohl hüten, den Acker zu beſchädigen; welches die Hüter ganz getreulich und bei ihrem Eide zu leiſten verſprachen.

Vierzehntes Kapitel.

Wie etliches Vieh auf den Salzacker gekommen, und wie ſelbiges fortgetrieben worden iſt.

Die Hüter mochten nun wohl guten Willen haben des Ackers zu wahren, aber es heißt: der Geiſt iſt willig und das Fleiſch iſt ſchwach. Mochten nun die Hüter in Folge ihres ſchwachen Fleiſches geſchlafen haben, oder wie es ſonſt immer gekommen ſein mag, genug es kam viel fremdes, unvernünftiges Vieh auf den ſo wohl gebauten und beſäeten Salzacker, ſchändete und zertrat ihn, daß es Schade war, beides, um das herrliche Salz, ſo daſelbſt verſäet worden und um das, ſo noch hätte wachſen ſollen. Die Hüter hatten nun, wie ſie ſich die Augen rieben und des Viehes inne wurden, einen grauſamen Schrecken, liefen in Angſt wider einander und wußten nicht, was nun zu thun ſei, denn ſo viel ſahen ſie gar wohl ein, daß der Schaden nur noch größer werden würde, wenn ſie ſelber noch auf dem Acker zu dem Vieh ſich geſellten, um es heraus zu jagen. Letztlich entſchloſſen ſie ſich, ſo ſchwer es ihnen auch fiel, betrübten Antlitzes und ſchuldbewußten Herzens gen Schilda zu gehen und einem weiſen Rathe den böſen Fall vorzutragen. Bürgermeiſter und Rath geriethen gleichfalls in großen Schrecken und Verlegenheit und hielten daher eine Umfrage: Was geſchehen ſolle, damit das Vieh ihrem Salz nicht weiteren Schaden füge und doch die Hüter nicht dem Vieh, wenn ſie es heraustrieben, das Salz zertreten hülfen. Als nun dieſer ſchwere Handel lange hin und her erwogen, bedacht, beſprochen, für und wider geredet worden war, beſchloſſen ſie letztlich, nachdem ihnen faſt die Köpfe von tiefſinnigem Denken geborſten wären: Es ſollten ihrer vier von dem Hochweiſen Rathe, vor welchen die Thiere ſich mehr, als vor ſchlechten Leuten ſcheuen würden, den Oberſten unter den Hütern auf eine Hürde ſetzen, ihm eine lange Ruthe oder Gerte in die Hand geben und ihn zu dem leidigen, loſen Vieh in dem Salzacker herumtragen, bis er es herausgetrieben hätte: keiner aber der Hüter ſolle auf den Acker gehen, damit durch ihn kein Schaden, welchen abzuwenden er geſchworen, geſchähe. Solchen gnädigen Urtheils waren die Hüter wohl zufrieden und der Oberſte unter ihnen dünkte ſich nicht weniger denn ein vornehmer Herr und Fürſt, als ihn die Rathsherren auf die Hürde ſetzten und ihn im Salzfelde herumtrugen, bis er mit ſeinem Scepter den Feind des Vaterlandes in die Flucht geſchlagen hatte. Die Vier, welche den Hüter trugen, fügten mit ihren Füßen dem Salzacker keinen Schaden, denn ſie waren Mitglieder des weiſen Rathes, der Gemeindegut wohl treten mag, ohne daß dem gemeinen Beſten ein Schaden daraus erwüchſe. Wollte wenigſtens Solches nicht geſagt haben.

Funfzehntes Kapitel.

Wie das Salz gewachſen und reif geworden und es die Schildbürger nicht abſchneiden konnten.

Das Salzkraut wuchs, blühte und reifte, nicht anders, als ob es Unkraut geweſen wäre, von welchem man ſagt: daß es auf keine Weiſe verderbe. Indeſſen begab ſichs, daß Einer von der Gemeinde zu Schildburg eine Anwandlung bekam, welche ihm und andern Schildbürgern wohl täglich zu widerfahren pflegte. Dabei erinnerte er ſich ſeiner vorigen Weisheit, welche nicht ſo leichtlich zu dämmen und zu erſticken geweſen, ſondern allzeit, wie ein alter Weidenbaum, wenn er verſtümmelt wird, wieder ausgeſchlagen hat. Er bedachte in ſeinem Herzen, daß es ſich doch gar wohl zieme, daß ein Bürger jeden Schatz dem gemeinen Beſten opfre und darbringe, aus dem für dieſen ein Nutzen erwachſen könne und welcher ihm ſelbſt zur Laſt falle. Auch erinnerte er ſich des Mannes, welcher das Haſengarn hergegeben hatte, um am Gemeindeofen, den die Schildbürger vor das Fenſter ihres Rathhauſes geſetzt hatten, die Wärme aufzufangen — er erinnerte ſich, wie man jenen Mann um ſolcher Gabe willen hochgeehrt hatte und wünſchte nicht ſchlechter befunden zu werden. Nun war zwar Dasjenige, welches unſer Bürger, wie er in ſich verſpürte, gemeinem Beſten zu opfern im Stande war, nicht eben etwas ſehr Köſtliches und Seltenes, aber von der Art, daß Jeder es gar hoch zu ſchätzen verſtehet, welcher jemals einen Acker beſeſſen und von ſeiner Ausſaat eine gute Ernte verhofft hat. Er wußte auch, wie ſeine weiſen Mitbürger nicht die Gabe ſelbſt anſähen, ſondern auf die Geſinnung achteten, mit welcher ſie dargebracht würde. So lief denn der fromme Schildbürger in ſeinem Eifer für gemeines Beſtes eilig, denn es drängte ihn heftig ſeine Gabe anzubringen, und in tauſend Aengſten dieſelbe möge ihm unterweges etwa verloren gehen, nach dem Salzacker, brachte auch das Kleinod glücklich bis hin und ſetzte es hier zu ſeines Namens Gedächtniß nieder. Dabei nun geſchah es, daß er in ſeinem Eifer einige Blätter des ſchönen Salzkrautes faßte und damit einem Orte zu nahe kam, an welchem er ſehr empfindlich war. Da brannte und biß ihn das Salzkraut dermaßen, daß er hellauf ſchrie und in einigen gewaltigen Sätzen von dem Acker ſprang. Bald aber beſann ſich der kluge Mann, gedachte, was dieſes für Kraut ſei, und daß es eben nur ſeiner vortrefflichen ſalzigen Eigenſchaften wegen ihm alſo weh gethan habe, indem es ſo weit ſei, daß es zu reifen beginne. Da konnte er ſeiner Freude kein Maß und Ziel, lief ſo ſchnell, als er nur vermochte in die Stadt (denn ſeit die Schildbürger ſich zur Narrheit bequemt und entſchloſſen hatten, durfte Keiner bei Leibes- und Lebensſtrafe Schilda ein Dorf nennen) und läutete die Sturmglocke. Da ſtürzten die Schildbürger ſämmtlich aus ihren Häuſern und liefen zum Rathhauſe. Hier verkündete ihnen der fromme Mitbürger, was er für gemeines Wohl gethan, zeigte ihnen die Wunde, ſo er dabei davon getragen und meldete ihnen letztlich, das Salz, das ſo ſcharf geworden, ſei nunmehr im Reifen begriffen und möge ſich ſelbſt ein Jeglicher hiervon überzeugen. — Als nun die Schildbürger ſolche frohe Nachricht vernommen, waren ſie über alle Beſchreibung glücklich und machten ſich alsbald, den Bürgermeiſter an der Spitze, auf und gingen hinaus auf den Salzacker. Hier aber thaten ſie Alle, wie ihr frommer Mitbürger zuvor gethan und erprobten ein Jeglicher an ſeinem eigenen Leibe die Kraft des reifenden Salzes. Als ſie nun dieſelbe ſpürten, wurden ſie ſehr froh, alſo, daß ihrer Keiner geweſen, welcher nicht ſchon bereits in ſeinem Sinne ein mächtiger Salzherr geweſen wäre. — Als aber die Zeit nahe herbei gekommen, daß man das aufgewachſene Salz, damit es nicht ausfalle, abſchneiden und einſammeln ſollte, rüſteten ſie ſich Alle und bereiteten Alles aufs beſte und fleißigſte, was zu ſolchem wichtigen Werk nothwendig ſchien. Etliche kamen mit Sicheln, das Salz abzuſchneiden: Andere hatten Pferde und Wagen mit ſich gebracht, es heimzuführen; etliche Flegel aber hatten ihre Flegel gerüſtet und hingebracht, das Salz auszudreſchen. Wie ſie aber Hand anlegen und ihr gewachſen Salz abſchneiden wollen, ſiehe, da war es alſo ſcharf, herb und hitzig, daß es ihnen die Hände überall verbrannte und verwüſtete. Auch mochten ſie nicht Handſchuhe anziehen; denn, weil es Sommer und ſehr heiß war, ſo glaubten ſie, man würde ſie verſpotten, wenn ſie Handſchuhe anlegten.

Etliche waren der Meinung, man ſollte das Salz mähen, wie das Gras; das widerriethen Andere, weil zu beſorgen ſtehe, daß dabei der Samen ausfalle. Andere vermeinten, es wäre wohl gut, wenn man es mit einer Armbruſt abſchießen könnte: weil ſie aber keine Schützen unter ihnen hatten, und beſorgten, wenn ſie nach fremden Schützen ſchickten, ſo möchte ihre Kunſt das Salz zu bauen verrathen werden, ſo unterließen ſie Solches auch. Die Schildbürger konnten eben ihr Salz nicht fortbringen und mußten es auf dem Felde ſtehen laſſen, bis daß ſie einen Rath fänden, wie es anzugreifen wäre. Haben ſie aber zuvor wenig Salz gehabt, ſo hatten ſie jetzt noch weniger; denn, was ſie nicht verbraucht, das hatten ſie verſäet. Darum litten ſie übergroßen Mangel an Salz; beſonders aber am Salz der Weisheit, welches bei ihnen ganz dumm geworden war. Leider war damals Keiner unter ihnen, der die Kunſt verſtanden hätte, den Schnee des Winters hinterm Ofen zu dörren und für Salz zu brauchen. Gar Mancher weiß ſich jetziger Zeit mit dieſer Kunſt zu helfen und ſalzet ſeinen Witz mit ſolchem Salze, wovon derſelbe denn freilich etwas wäſſerig zu werden pflegt. Was ſage ich aber viel? Der Schildbürger Keiner konnte wiſſen, warum ihr Salz alſo ſcharf wäre. Sie dachten, das Feld wäre vielleicht nicht recht gebaut geweſen, zu wenig oder zu viel und wollten daher weitere Verſuche anſtellen und abwarten. — Wäreſt Du lieber Leſer damals mit mir nach Schilda gekommen, ſo hätteſt Du wohl gefunden, daß ihr Salzkraut, welches ſo erſtaunliche Wirkung gethan, nichts Anderes denn Neſſeln geweſen. Aber ich wenigſtens hätte mich gar wohl gehütet, Solches den Schildbürgern zu hinterbringen, denn ſchon damals war es wie jetzt: Niemand mag es leiden, daß ein Eſel den andern Langohr nennet.

Sechszehntes Kapitel.

Wie der Kaiſer in Utopia den Schildbürgern ſeine Ankunft zu ihnen kund gethan, und ſie in Eile einen Bürgermeiſter wählten.

Der Schildbürger erſte Weisheit war zwar weit und breit durch die ganze Welt bekannt worden, alſo, daß Jedermann davon zu ſagen wußte, doch geſchah Dieſes in langer Zeit. Aber das Geſchrei von ihrer Thorheit, welche ſie angenommen, erſcholl in kurzer Zeit noch weiter, alſo, daß bald Niemand geweſen, der da nicht gewußt hätte, was ſich bei ihnen zugetragen. Solches aber wird nicht wunderbar erſcheinen, wenn wir Menſchen uns ſelber recht erkennen. Weil wir nämlich Alle thöricht geworden ſind und die rechte Weisheit muthwilliger Weiſe verloren haben, ſo pflegen wir allzeit mehr der Narrheit nachzufragen und der Thorheit nachzuforſchen, als der Weisheit. Wie nun der Kaiſer in Utopia Reichsgeſchäfte halber in ſeinem Lande umherreiſte, ward ihm viel geſagt von denen zu Schilda und von ihren ſeltſamen, abenteuerlichen, närriſchen Poſſen. Darüber verwunderte ſich der Kaiſer ſehr, und um ſo mehr, weil auch er zuvor ihrer Weisheit in wichtigen Sachen ſich bedienet hatte, und beſchloß, dieweil er ohnedieß verziehen mußte, bis die Stände des Reichs, ſo er berufen, verſammelt wären, ſelbſt zu den Schildbürgern zu reiſen und zuzuſehen, wie die Sachen ſich verhielten. Nicht immer, meinte der Herr Kaiſer, ſei dem Gerüchte zu trauen, indem es oft kleine Dinge zu großen mache. Solches hatte auch Jener erprobt, der ſeiner Frau unter der Bedingung, daß ſie es keinem Menſchen wiederſage, erzählte, der Nachbar habe ein Ei gelegt. Da ging das Ei, immer unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, aus einer Gevatterin Mund in den der andern und mehrte ſich dabei ſo erſtaunlich, daß der Nachbar, ehe es Nacht geworden war, mehr als ein Dutzend Eier gelegt hatte. — Der Kaiſer fertigte alsbald ſeine Geſandten zu den Schildbürgern ab, ſie von ſeiner Ankunft zu unterrichten, damit ſie ſich auf dieſelbe gehörig vorbereiten könnten. Er ließ ihnen auch zugleich anzeigen (ohne Zweifel, um ſie zu verſuchen, ob ſie rechte und ächte Narren wären), er wolle ſie bei allen ihren von Alters hergebrachten Privilegien, Freiheiten und Gnaden nicht nur ſchirmen und handhaben, ſondern auch, wo es die Nothdurft alſo erfordere, noch ferner befreien und begnadigen, wenn ſie ihm auf ſeine Rede, mit der er ſie zuerſt begrüßen werde, alſo antworten könnten, daß ſein Gruß und ihre Antwort ſich auf einander reimten. Darauf ſollten ſie bedacht ſein und ihm, wenn er käme, halb geritten und halb gegangen zum Empfange entgegen ziehen. Die armen Schildbürger erſchracken über dieſe Botſchaft nicht weniger, als wenn eine miauende Katze einem Kürſchner, oder eine meckernde Geiß einem Schneider unverſehens begegnet. Die Schildbürger nämlich wußten gar wohl, daß Fürſten, obgleich ihre Augen nicht größer ſind, als die anderer Leute, viel weiter als Andere ſehen, wie ſie auch mit ihren Armen viel weiter, ja durch ein ganzes Land hin zu greifen vermögen. Darum wurden ſie voller Angſt und Sorgens, der Kaiſer möchte finden, daß ihre Narrheit nicht eine gute angeborne, ſondern eine ſchlechte angenommene ſei und möchte ſie darum nicht nur tadeln und ſtrafen, ſondern wohl gar zwingen wieder zu ihrer früheren, für ſie ſelbſt ſo nachtheiligen Weisheit zurückzukehren. Damit hatten ſie auch wohl nicht Unrecht, denn allerdings iſt es Strafens werth, wenn ſich Einer ſelber zum Narren und dadurch für allgemeinen Nutzen untauglich macht. Haſt Du aber weislich abgewartet, bis Dich der Andere durch Hacken, Sägen, Zwängen, Bohren ſelbſt zum Narren zurechtgezimmert; dann kannſt Du ohne Furcht und Scheu die Narrheit walten laſſen und es bringt Dir keine Unehre, wenn der Andere Dich einen Narren ſchilt und wäre er auch ein vornehmerer Narr als Du. In ihrem Schrecken ſuchten die armen Schildbürger bei ihrer alten hingelegten Weisheit Rath und Hülfe: da ſie denn auch alsbald funden, was zu thun wäre. Darum ordneten ſie Alles, ſo nöthig, im Stall für die Pferde und in der Küche für den Kaiſer aufs fleiſſigſte, damit nichts vergeſſen, und der Kaiſer auf das ſtattlichſte in ihrer Stadt empfangen würde. — Da nun aber eine Heerde Schweine ohne Hirten eben ſo wenig anfangen kann, als ein Leib ohne Haupt, und ihr bisheriger Bürgermeiſter vor lauter Eifer ganz zum Narren und dadurch zu ſeinem Amte untauglich geworden war, — da ſie ferner mit ihrem hohen Verſtande einſahen, daß jede Heerde von Schöpſen nothwendig einen Leithammel haben müſſe; ſo gingen ſie zu Rath, wer unter ihnen zum neuen Bürgermeiſter erwählet werden ſollte. Damit aber über die hohe Stelle nicht Neid und Mißgunſt unter ihnen entſtände, ſie mit ihrem neuen Bürgermeiſter auch wirklich ſo beſtellt wären, als es die obwaltenden Umſtände erforderten; ſo ward einmüthiglich berathen und beſchloſſen: Sintemal man dem Kaiſer auf ſein erſtes Wort reimweiſe antworten müſſe, ſo wolle das Beſte ſein, daß derjenige Bürgermeiſter werde, welcher auf folgenden Tag den beſten Reim vorzubringen vermögen würde. Solches ſollten ſie wohl bedenken und die Nacht über beſchlafen. Alſo gingen die Schildbürger von einander und war Keiner unter ihnen, welcher nicht gedacht hätte, Bürgermeiſter zu werden. Sie zerdisputirten und zerſtudirten ſich die ganze liebe lange Nacht, daß ſie Morgens kaum wußten, wo ihnen der Kopf ſtünde. — Nun war der Schweinhirt zu Schilda zwar bisher auch ſchon ein regierender Herr geweſen und hatte mit großer Kraft und vielem Eifer ſeine borſtigen Unterthanen in Zucht und Ordnung gehalten, auch bei ſolcher Verfaſſung, daß männiglich zu Schilda ſeine hohen Tugenden gar ſehr bewunderte; jetzt aber wäre er gern, wie es heißt, vom Eſel auf das Pferd geſtiegen und hätte gern ein höher Regiment angetreten. Darum lag er in ſeinem Bett, zermarterte ſich mit ſchweren Gedanken und wäre gern des Reimes ledig geweſen. Wie er ſich nun ſo hin und her warf, ſtieß er mehremal an ſeine Ehehälfte, ſo daß dieſe erwachte, und mit einem Theil der einſt von den Schildbürgern über Bord geworfenen Weisheit, den ſie zum Hausgebrauch noch ſorglich aufbewahrt hielt, merkte ſie wohl, daß ihrem geſtrengen Herrn und Gemahl es irgendwo fehle und fragte ihn daher: was ihm ſei und ob ſie ihm etwa rathen und helfen könne? Aber er wollte es ihr nicht ſagen, weil er meinte, daß es unziemlich ſei aus dem Rathe zu ſchwatzen. Wie aber die Frau gar erſt merkte, daß es eine Heimlichkeit wäre, da ließ ſie mit Bitten, Schelten, Schmeicheln, Drohen nicht eher nach, bis ihr Gemahl ihr verrieth, daß er damit umgehe, Bürgermeiſter zu werden und ihr anſagte, welche Probe er darum zu beſtehen habe. Da ſie Solches gehöret, wäre ſie eben ſo gern Frau Bürgermeiſterin geweſen, als ihr Mann Bürgermeiſter, und fand daher bald, wie zu thun ſei. „Ach mein lieber Mann, ſprach ſie, laß Dir um dieſer Urſache willen kein graues Haar wachſen. Was willſt Du mir geben, wenn ich Dich einen Reim lehre, durch welchen Du Bürgermeiſter wirſt?" „Wenn Du das thuſt, ſprach der Schweinhirt, und ich Bürgermeiſter werde, ſo will ich Dir einen ſchönen neuen Pelz kaufen." Die Frau, welche ſich in ihrem Sinne bereits als Frau Bürgermeiſterin dünkte, war des Handels wohl zufrieden und ſprach ihrem Ehegeſpons daher folgenden Reim vor:

„Ihr lieben Herrn, ich tret herein,
Meine Hausfrau heißet Katharein,
Iſt ſchöner als mein ſchönſtes Schwein,
Und trinkt gern guten kühlen Wein."

Dieſen Reim ſprach ſie ihm neunundneunzigmal vor und er eben ſo oft ihr nach, bis er endlich vermeinte, er hätte ihn ganz begriffen und gefaßt. Die ganze Nacht aber würgte er noch an ihm im Stillen, bis daß endlich der Tag anbrach, den er kaum erwarten konnte. Wie mit dem Schweinhirten, ſo ging es aber auch mit allen andern Schildbürgern. Sie hatten Alle eine elende Nacht gehabt und von vielem Nachdenken dicke Köpfe bekommen. Da aber, wenn es ans Reimen geht, Jeder ſich für einen großen Dichter (damals wie heut zu Tage) hält, ſo war auch Keiner unter Allen, der nicht eine Nacht Bürgermeiſter zu ſein geträumt hätte. Als nun der angeſetzte Tag erſchienen, an welchem Ein Edler und Wohlweiſer Rath zuſammen kam und zu der Wahl eines Bürgermeiſters ſchreiten und greifen ſollte; da ſollte Einer Wunder über alle Wunder gehört haben, was zierlicher und manierlicher, wohlgeſchloſſener und ſchöngegoſſener Reime damals vorgebracht wurden, alſo, daß es wohl höchlich zu verwundern geweſen, woher ihnen Allen ſolche Kunſt gekommen ſei, wenn ſie nicht etwa bei ihrer alten zurückgelegten Weisheit ſich Raths erholt hatten, und es iſt immer Schade, daß die gemeldeten Reime nicht alle aufgefangen und in Schriften niedergelegt worden ſind und wir uns daher dieſer nachfolgenden, ſo noch vorhanden, tröſten und behelfen müſſen. — Der Vierte (denn die andern Reime ſind verloren) trat herein und reimte, nach gethaner Reverenz, alſo:

„Ich bin ein rechtſchaffener Bauer
Und lehne meinen Spieß an die Wand."

„Oho! ſprach der Fünfte, kannſt Du es nicht beſſer? Laß mich Bürgermeiſter werden. Höret:

„Ich heiße Meiſter Hildebrand,
Und lehne meinen Spieß wohl an die Mauer."

„Ei, ja, ſprach der Siebente (denn der Sechſte fehlet in unſerer Urſchrift), Du müßteſt eben Bürgermeiſter ſein! Wie wär's wenn ich es beſſer machte und Dich abſtäche? Merkt auf:

„Ich bin genannt der Hänslein Stolz,
Und führ einen Wagen mit Scheitern."

„Wie wäre Dieſer, ſagte der Achte, ſo gern Bürgermeiſter, wenn er es nur werden könnte! Aber iſt es möglich, daß ich es werden kann, ſo ſoll es Jenem nicht werden. Vernehmt:

„Man ſagt, ich hab einen ſchweren Kopf,
Und ſei ein arger loſer Schelm."

„Noch hat mir es keiner vorgethan, ſprach der Dreizehnte: merkt auf, was ich will ſagen:

„Wer nicht wohl kann reimen und renken,
Den ſollt man an den Galgen knüpfen."

„Beiſeite mit allen dieſen Reimen, beiſeite! ſprach der Vierzehnte. Ich ſetze einen guten Ziegenkäs, daß ich Bürgermeiſter werde; wer will wetten?

„Ihr Herrn, ich möcht gern Schultheiß ſein,
Darum bin ich zu Euch kommen hierher."

Viele andere Reime wurden da noch vorgebracht, welche aber der Unſterblichkeit leider verloren gegangen. Während ſich aber die Gemeldeten alſo und noch viele Andere hören und vernehmen ließen, ſtand der arme Schweinhirt in höchſten Aengſten nicht weit davon, immer fürchtend, daß nicht etwa ein Anderer ſeinen Reim vorbrächte, dadurch Bürgermeiſter würde und ihn damit zu Schanden machte. Und ſo oft der Andern Einer nur ein einziges Wörtlein ſagte, welches auch in ſeinem Reim (den er ohne Unterlaß um ihn nicht zu vergeſſen zwiſchen den Zähnen wälzte) vorkam, erſchrack er ſolcher Geſtalt, daß ihm das Herz immer tiefer herunter fiel. Da nun endlich die Reihe auch an ihn kam, daß er reimen ſollte, trat er hervor und ſprach:

„Ihr lieben Herrn ich tret hieher,
Meine Hausfrau die heißt Katharein,
Iſt ſchöner als die ſchönſte Sau,
Und trinkt gern guten kühlen Moſt."

„Ei, hört, das klingt nach Etwas, das möchts thun!" ſprachen die Rathsherrn. Da nun die Umfrage gethan wurde, fiel das Urtheil auf den Schweinhirten, der ward einmüthiglich zum Bürgermeiſter erwählet und angenommen. Denn ſie meinten, der würde dem Kaiſer wohl reimweiſe antworten und gute Geſellſchaft leiſten können. Ueberdieß habe er ſchon einer Gemeinde vorgeſtanden und noch dazu einer gar widerſpenſtigen, verſtehe alſo das Regieren. Der Schweinhirt aber nahm die hohe Würde gar gern an und erfuhr zugleich, wie weit Glück und Unglück von einander wären. Nämlich nur ſo weit, als Tag und Nacht. Denn er, der die vergangene Nacht noch ein Schweinhirt geweſen, war jetzt ein gewaltiger Bürgermeiſter zu Schilda.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie der Bürgermeiſter zu Schilda ins Bad ging und was ſich daſelbſt mit ihm zutrug.

Die Ehre und Würde des Bürgermeiſteramtes that dem Schweinhirten ſo wohl, daß er ſich ſtets damit kitzelte und wohl zehnmal in einer Stunde zu ſeiner Frau ſagte: „Gelt Frau, es iſt mir einmal gerathen!“ Nun gedachte er, er müßte nothwendiglich den Schweiß, Staub und Schmutz von ſich abwaſchen, der ihm noch aus ſeinem früheren Stande anhaftete und mit dem neuen Stande auch ſo zu ſagen einen neuen Menſchen anlegen in Gebärden, Reden, Kleidung und allem Andern, wie es ſich zieme. Nach anderer vornehmen Herren Weiſe reiſte alſo unſer Bürgermeiſter, nachdem er ſein hohes Amt angetreten, in ein Bad. Und als ihm unterweges ein Anderer, welcher vor etlichen Jahren die Schweine mit ihm gehütet, begegnete und ihn, unkundig deſſen was ſich zu Schilda Großes begeben, als ſeinen guten Geſellen mit Du anredete ſagte der Bürgermeiſter:

„Du ſollſt Uns jetzt nicht mehr duzen, denn Wir ſind nicht mehr, der Wir zuvor waren; Wir ſind dermalen Unſer Herr, der Bürgermeiſter zu Schilda.“ — „Potz tauſend! ſagte der Andere, das habe ich nicht gewußt, mein Herr Bürgermeiſter, verzeihet mir. Glück zu Euerm Regiment gegen E. W. Unterthanen!“ — „Dank, ſagte mein Herr der Bürgermeiſter: es iſt ein ungezogen Volk die zu Schilda. Die andern Bürgermeiſter, Unſere Vorfahren im Ehren-Regiment, haben ſie machen laſſen, was ſie nur immer gewollt: wodurch viel Unordnung eingeſchlichen. Wir müſſen die Sache jetzt wenden, mit ſo großer Mühe und Arbeit, daß Wir nicht ſchlafen können, und Uns der Kopf darüber zerbricht. Aber Wir wollen eine Ordnung unter ſie bringen oder nicht ihr Meiſter ſein.“ — Alſo zog mein Herr Bürgermeiſter fort und kam in das Bad. Daſelbſt ſtellte er ſich gar tiefſinnig, ſaß in ſehr ſchweren Gedanken, zählte indeß ſeine Finger ab, redete mit ſich ſelbſt und ſonſt mit Niemand: alſo daß ſich die, ſo ihn zuvor gekannt, über ſolche jähe Veränderung verwunderten, und meinten, er wäre vielleicht melancholiſch. Sie wußten aber nicht, daß er regierender Bürgermeiſter wäre und ihm die Ehre alſo wehe thät. Indeſſen fragte er Einen, ſo zunächſt bei ihm geſeſſen: ob dieſes die Bank ſei, auf welcher die regierenden Herren zu ſitzen pflegten? und erhielt zur Antwort: Ja! „Wie habe ichs denn ſo fein getroffen! ſagte der Bürgermeiſter. Ich glaube, die Bank hat es mir angemerkt, daß ich zu Schilda Bürgermeiſter bin.“ — Wie er nun lange alſo ſitzet und tapfer ſchwitzet, ſo kommt der Bader zu ihm und ſagt: „Guter Freund, habt Ihr den Kopf gewaſchen und Euch reiben laſſen? Iſt es noch nicht geſchehen, ſo will ich Lauge herlangen und Euch abreiben.“ Der Bürgermeiſter, ſo in tiefen Gedanken geſchwitzet, antwortet: „Lieber Bader, ich weiß wahrlich nicht eigentlich, ob ich ſchon gerieben bin, oder nicht. Denn Unſer Einer hat ſo viel zu ſinnen, zu gedenken und zu trachten, damit der gemeine Nutzen nicht irgend Schaden leide und Gericht und Recht gehandhabet und gefördert werde, daß Wir ſolcher ſchlechten Dinge nicht wahrnehmen. Und ſonderlich ich, der ich dahin ſinnen und trachten ſoll und muß, wie ich dem Kaiſer reimweiſe antworte. Denn, verſtehe mich recht, ich bin der Bürgermeiſter von Schilda.“ Als ſie Solches vernahmen, fingen die andern Alle, welche im Bade waren, gar unmanierlich zu lachen an, ließen ihn aber doch bei ſeinen Ehren und noch Eines darauf ſchwitzen.

Achtzehntes Kapitel.

Wie der Bürgermeiſter ſeiner Bürgermeiſterin einen neuen Pelz kaufet und was ihm dabei widerfahren.

Unſere gnädige Frau, die Bürgermeiſterin, hatte, wie auch billig, nicht vergeſſen, an ihren verheißenen Pelz oft zu erinnern. Dem Herrn Bürgermeiſter aber wollte es geziemen, daß er, der zu einem Förderer der Gerechtigkeit beſtellet war, ſein Verheißen halte, und ſeiner Frauen das, ſo ihr von Rechtswegen gebührte, nicht vorenthalte. Als daher der Herr Bürgermeiſter im Bade war, gedachte er des ſeiner Gemahlin gegebenen Verſprechens. Daher wendete er ſich an einen Mann, den er im Thore der Stadt hatte ſtehen ſehen und fragte ihn nach einem Kürſchner, wurde auch bald von ihm an den rechten Mann gewieſen. Inzwiſchen fragte mein geſtrenger Herr Bürgermeiſter den Thorwart weiter: ob jener Kürſchner auch Derjenige ſei, bei welchem die Frauen der Bürgermeiſter ihre Pelze kauften? denn er ſei Bürgermeiſter zu Schilda geworden. Da verſmerkte erſt der Thorwärter, mit wem er es zu thun habe, und wies ihn an das äußerſte Ende der Stadt zu einem Kübler, der als ein luſtiger Vogel bekannt war: bei dem ſollte er nach Bürgermeiſterpelzen fragen. Der geſtrenge Herr Bürgermeiſter ging in aller Ehrbarkeit, wohin er gewieſen worden war, und fragte bei dem Kübler nach Bürgermeiſterpelzen: er ſei der Bürgermeiſter zu Schilda. Der Kübler merkte bald, wie viel es geſchlagen habe und ſagte deßhalb zu ihm: es ſei ihm ſehr leid, daß er ſeine Wohledeln nicht fordern und, wie er gern wollte, verſehen könne, denn er habe eben den Tag zuvor, der ein Markttag geweſen, alle, die er gehabt, hinweg gegeben. Damit ihm aber geholfen würde, weiſt er ihn in eine andere Vorſtadt zu einem Wagner, dort, verhoffe er, werde der Herr Bürgermeiſter Pelze finden nach ſeinem Begehren. Dieſer nun kam zum Wagner und fraget, ob er keine Pelze hätte? er wäre der Bürgermeiſter von Schilda. Der Wagner, der auch ein Spottvogel war, weiſt ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Organiſten, der Organiſt zu einem Studenten, der Student zu einem Buchbinder, der Buchbinder zu einem Fiſcher, der Fiſcher zu einer alten Vettel, die alte Vettel zu den Druckergeſellen, die Druckergeſellen zum Buchhändler, der Buchhändler zu einem Lebküchler: da finde er ſie, ſchön zum Auffreſſen, wie er ſie nur haben wollte. Als mein Herr der Bürgermeiſter auch hier nach Pelzen gefraget hatte, antwortete ihm der Lebküchler: er habe zwar dießmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, ſo werde er ihm von Lebkuchen einen anmeſſen, zuſchneiden und backen: den könne er, wenn er ſeinem Weibe nicht gefiele, mit ihr eſſen, alle Morgen einen Biſſen davon. Deſſen bedankt ſich der Herr Bürgermeiſter aufs höchſte, ſagt jedoch: er wäre nun ſo lange nach dem Pelz herum gelaufen, daß er zu warten nicht Zeit genug habe: er müſſe wieder heim ſein Amt zu verrichten, denn er ſei Bürgermeiſter zu Schilda. Der Lebküchler, der etwas minder gottlos war, als die Vorgemeldeten, und gedachte, der

Herr Bürgermeiſter wäre lange genug für ſeine Narrheit herum gelaufen, erbarmte ſich endlich über ſeine Einfalt und zeigte ihm einen rechten Kürſchner, bei welchem er Pelze aller Gattung, wie er ſie nur begehrte, fand. — Der Kürſchner fragte ihn bald: wie groß und lang der Pelz ſein ſolle? „Paßt ihn nur mir an, ſagte der Herr Bürgermeiſter, dann wird er meiner Frau auch gerecht ſein, denn mein Hut paßt ihr auch!“ — So wurde denn für die Frau Bürgermeiſterin ein gar ſtattlicher Pelz gekauft, und als ihr Herr Gemahl heimkehrte, empfing ſie beide, den Pelz aber noch mehr als den Herrn Bürgermeiſter, mit tauſend Freuden. Der Pelz wurde oben und unten, vorn und hinten, außen und innen betrachtet und gemuſtert, auch anprobirt und approbirt oder gutgeheißen. Nachher aber begehrte der Herr Bürgermeiſter, ſeine Frau ſolle ihm Küchlein backen: ſo wolle er eine Wurſt dazu geben und ein Maaß Wein bezahlen. Die Frau machte ihm Küchlein, ſo gut als ſie ſich nur für einen Bürgermeiſter ziemen, und darnach aßen ſie und thaten je zuweilen einen Schluck aus dem Weinkruge. Die Frau Bürgermeiſterin hätte gern öfter getrunken, mußte ſich jedoch vor ihrem Herrn dem Bürgermeiſter etwas ſchämen. Darum erdachte ſie folgende Liſt. „Du glaubſt nicht, ſagte ſie, wie mich dieſer Pelz freuet!“ — „Iſt es wahr?“ ſagte er. „Ja, ſagte ſie, wenn es nicht wahr iſt, ſo möge mich dieſer Trunk verderben.“ Hiermit trank ſie einen guten Schluck. Bald ſagte ſie wieder: „Unſers Nachbarn Knecht hat unſre Magd zur Liebſten.“ — „Ei, ſagte der Bürgermeiſter, iſt es möglich?“ — „Ja, ſagte die Bürgermeiſterin, wenn es nicht wahr iſt, ſo ſtoße mir dieſer Trunk das Herz ab.“ Hiemit gab ſie der Flaſche einen Druck. Abermals ſagte ſie: „Unſere Grete und Klauſens Tochter haben einander geſchlagen.“ — „Ei, ſagte der Bürgermeiſter, was ſagſt Du?“ — „Ja, ſagte ſie, wenn es nicht wahr iſt, ſoll dieſer Trunk Gift in mir werden.“ Hiebei that ſie noch einen recht herzhaften Schluck. Solches trieb ſie ſo lange, bis ſie dem Kruge auf den Boden geſchaut hatte und auf den Grund gekommen war.

Neunzehntes Kapitel.

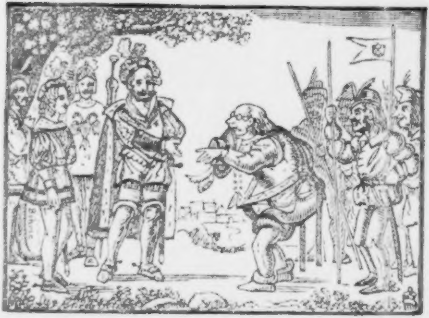
Wie die Frau Bürgermeiſterin mit ihrem neuen Pelze zur Kirche ſtolzirte, die Predigt zu hören, und was ſich da begeben.

Die folgende ganze lange Nacht lag ſeiner W. E. Frau, die neue Bürgermeiſterin, in ſchweren, tiefſinnigen Gedanken, wie ſie doch den neugewaſchenen Pelz anlegen und darinnen prangen möchte, damit ſie ihres Mannes Würde nicht verletze noch verkleinere, wenn ſie ſich nicht ſo gravitätiſch, als ſich einer Bürgermeiſterin gebühret, gebährdete. Die gute Frau fürchtete immer, die Nacht währe zu lange und es würde nimmer der Tag kommen, an dem man ihren Pelz ſehen könne, und war daher um ſo erfreuter als ſie endlich den lieben Tag hereinbrechen ſah. Sobald nur der Morgen grauete, ſtand ſie auf und fing an ſich zu putzen. Es war nämlich Sonntag und darum vermeinte die kluge Frau, weil die Nachbarn alle in der Kirche bei einander verſammelt wären, ſich allda beſchauen zu laſſen. So nämlich hatte ſie es bequem und brauchte nicht von Haus zu Haus und von einem Stalle zum andern zu gehen, um ſich beſehen zu laſſen, welches gar zuviel Zeit gekoſtet haben würde. Sie war aber mit der Sorge um ihre Reize und den neuen Pelz ſo beſchäftigt, daß ſie das Läuten in die Predigt nicht vernahm, und als ſie zuletzt, nicht ohne große Mühe und Arbeit, fertig geworden war, und den Herrn Bürgermeiſter, welcher vor ihr ſtand und den Spiegel hielt, wohl hundertmal gefraget hatte: ob ſie von hinten und von vorn alſo ausſehe, wie ſich eine Frau Bürgermeiſterin ausnehmen müſſe? und er Ja dazu geſagt hatte, ging ſie an ihres geſtrengen Herrn Gemahles Seite aus dem Hauſe der Kirche zu. Sicherlich hat ſie über die Gaſſen hergepranget, wie eine Geiß an einem Strick. — Nun weiß ich nicht, welches Schuld geweſen: ob meine geſtrenge Frau die Bürgermeiſterin zu lange geſchlafen, oder ob der Meßner zu früh geläutet, oder ob der Prediger zu ſchlecht ſtudirt und alſo ihm die Predigt allzukurz geweſen ſei: genug, als ſie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hinein gerauſcht kam, war eben die Predigt aus, alſo, daß Jedermann aufſtand. Die gute Frau deutete Solches aber anders, indem ſie vermeinte: weil ihr Mann der Herr Bürgermeiſter und ſie deßhalb die Frau Bürgermeiſterin wäre, überdieß auch einen nagelneuen Pelz anhätte, ſo ſtände die ganze Gemeinde nur ihr und ihrem Pelze zu Ehren auf. Sie ſprach deßhalb gar ſittlich und tugendlich, ſich auf beide Seiten kehrend: „Liebe Nachbarn, ich bitte, wollet ſitzen bleiben: denn ich gedenke der Tage noch gar wohl, da ich eben ſo arm und war und eben ſo zerlumpt und zerriſſen einherging wie Ihr; darum, liebe Nachbarn, nehmet immer wieder Platz.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie der Kaiſer von Denen in Schilda empfangen worden.

Schon vorhin iſt gemeldet worden, wie der Kaiſer den Schildbürgern durch ſeinen Geſandten entbieten ließ: wenn ſie ihm auf die erſten Worte, ſo er zu ihnen ſprechen würde, reimweiſe antworten könnten, und ihm halb geritten und halb gegangen entgegen kämen, ſo wollte er ihnen ihr altes Herkommen beſtätigen und noch viel mehr Freiheiten dazu geben. Darüber nun kam die Gemeinde zuſammen und hielt fleißig Rath, wie der Sache zu begegnen ſei. Sie hatten aber die Trage in zwei Theile abgetheilet, damit ſie deſto beſſer mit ihr zu Recht kommen möchten. Sie handelten erſtlich davon, wie man dem Kaiſer reimweiſe antworten ſollte; darnach, welchermaßen ſie ihm halb geritten und halb gegangen entgegen ziehen und ihn empfangen ſollten. Was nun das Erſte betraf, ſo ward abgerathen und beſchloſſen: ſie wollten dem Kaiſer zuvorkommen und es alſo anſtellen, daß die erſten Worte, die er zu ihnen redete, gewiſſe von ihnen vorausbeſtimmte ſein müßten. Ehe er nämlich noch ſie angeredet, ſolle der Bürgermeiſter zum Kaiſer ſprechen: Herr Kaiſer, ſeid uns willkommen. Hierauf meinten ſie, müſſe der Kaiſer nothwendig antworten: und Du mir auch. Geſchähe dieß aber, ſo hätten ſie gewonnen Spiel, denn der Bürgermeiſter dürfte dann nur ſagen: der witzigſte unter uns iſt ein Gauch! ſo hätte er mit einem trefflichen Reime des Kaiſers Begehr erfüllet. — Ueber das Zweite aber: wie man dem Kaiſer ſollte entgegen ziehen? fielen unter andern ſonderlich dieſe Meinungen. Etliche meinten: man ſollte ſich in zwei gleiche Haafen abtheilen und der eine Hauſe reiten, der andere zu Fuß gehen, je ein Reiter und ein Fußgänger in einem Gliede. Andere vermeinten: es ſollte ein Jeder den einen Fuß im Steigbügel haben und alſo mit ihm reiten, mit dem andern Fuß aber auf dem Boden gehen: dieß wäre ja halb geritten und halb gegangen. Noch Andere endlich waren der Meinung, daß man dem Kaiſer ſollte auf hölzernen Pferden entgegen reiten; denn davon pflege man im Sprichwort zu ſagen: Steckenreiten iſt halb gegangen. Zudem ſo ſeien ſolche Pferde auch fertiger, hurtiger, muſterlicher, leicht gezäumet und geſtriegelt und ganz nach des Reiters Sinne zugeritten, ſo, daß ſie auf dieſe Weiſe einen gar ſtattlichen Zug vorſtellen würden. Dieſer letzten Meinung ward von allen Theilen Beifall gegeben, und beſchloſſen, daß ſich Jeder mit einem Roß bereit halten ſolle: welches denn fleißig geſchehen. Denn es war keiner ſo arm, daß er ſich nicht ein ſchönes weißes, graues, braunes, ſchwarzes, rothes oder geſprenkeltes Pferd, je nachdem er gern beritten geweſen wäre, angeſchafft hätte. Mit dieſen ihren Roſſen nun kamen ſie täglich zuſammen, tummelten und bändigten ſie und richteten ſie ſo aufs trefflichſte ab. Als aber der angeſetzte Tag herbeigekommen war und der Kaiſer mit ſeinem Hofſtaate heranrückte, ſprengten die Schildbürger auf ihren Steckenpferden hinaus, ihm entgegen. Wie ſie jedoch ein Stück Weges hinaus geritten waren, da wurde dem Herrn Bürgermeiſter, welcher den erſten Angriff auf den Kaiſer machen ſollte, zu Muthe, wie manchem braven Helden, wenn er dem Feinde entgegen reiten muß. Er wollte aber ſeinem Herzen Erleichterung verſchaffen, ſprengte deßhalb hinter einen Steinhaufen, der am Wege ſtand, ſchwang ſich vom Pferde und band daſſelbe an eine Weide. Noch hatte aber der Herr Bürgermeiſter ſich nicht ganz von ſeinem Schrecken wieder hergeſtellt, ſiehe da kam der Kaiſer mit ſeinem Gefolge heran und die Ritter von Schilda ſahen ſich bänglich nach ihrem Anführer und Wortführer, dem Bürgermeiſter um. Dieſer lugte etwas über den Steinhaufen, ſah die Angſt ſeiner Heerde und ſah auch den Kaiſer, alle Freiheiten ſeiner Stadt ſtanden auf dem Spiele, da faßte er ſich ſchnell ein Herz, ſprang hervor und packte mit der einen Hand ſeine vorher gelüfteten Kleider zuſammen und reichte die andere dem Kaiſer zum Willkommen entgegen. Zur rechten Zeit noch fiel es ihm ein, daß es ſich zieme den Hut vor dem Kaiſer abzunehmen, aber in welcher Hand ſollte er ihn halten?— doch ſein feiner Verſtand wußte ſich alsbald zu helfen, indem er den Filzhut zwiſchen die Zähne faßte. Mit der linken Hand alſo ſorgte der Herr Bürgermeiſter, daß ſein Herz nicht gar zur Erde fiel und die rechte reichte er dem Kaiſer dar, zwiſchen Hut und Zähnen aber murmelte er: „Nun ſeid uns willkommen auf unſerem Grund und Boden, veſter Junker Kaiſer!“



Der Kaiſer erkannte bald an den Federn, was es für Vögel wären und daß das Geſchrei von der Schildbürger Thorheit nicht nichtig und leer wäre, reichte daher dem Bürgermeiſter auch die Hand und ſprach: „Hab Dank, mein lieber Bürgermeiſter, ſeid willkommen auch.“ Da ſollte nun der Bürgermeiſter reimweiſe antworten, wie zuvor unter ihnen war beſchloſſen worden, aber er wollte ſichs erſt noch einmal bedenken, damit er ſich nicht etwa verſchnappe. Wie er nun ſo bedachte und ſchwieg, meinte ein anderer Schildbürger, der Bürgermeiſter habe den Spruch vergeſſen, wollte daher dem gemeinen Beſten, ehe die Gelegenheit entwiſche, zu Hilfe kommen und brachte alſo den Reim vor: „der Schultheiß iſt ein rechter Narr.“ Zwar ſollte er nach der Verabredung ſagen: der Witzigſte unter uns iſt ein Gauch; aber er meinte: Gauch und Narr wären ja Eins, und der Witzigſte unter ihnen ſei doch allemal der

Bürgermeiſter und müſſe er ihn daher Ehren halber wohl nennen. War alſo der Schildbürger ſo klug, wie gar Viele, welche ſich jetziger Zeit im Erklären der Schriften klug dünken und vermeinen, an den Worten ſei wenig gelegen, wenn nur eben der Sinn herauskomme. — Alſo ward der Kaiſer empfangen und die ritterlichen Schildbürger ritten vor ihm her bis gen Schilda, wo ſie ihn aufs Neue empfingen. Denn der Bürgermeiſter ſaß ab von ſeinem hölzernen Roß, ſtieg auf einen Düngerhaufen und reichte dem Kaiſer nochmals die Hand. Es ſagte aber der Kaiſer zu ihm: „Was thuſt Du hier auf dem Dünger?“ — „Ach, veſter Junker Kaiſer, antwortete der Bürgermeiſter, ich armer Teufel bin nicht werth, daß mich der Erdboden vor Euch trage.“ — Hierauf führten ſie den Kaiſer in ſein Logament, dazu ſie das Rathhaus eingerichtet hatten. Sie erzählten ihm auch alle Geſchichten, ſo ſich damit zugetragen; daran er ein gnädigſtes kurzweiligſtes Wohlgefallen gefunden hat. Auch zeigten ſie ihm, um ihn, bis das Eſſen fertig wäre, zu unterhalten, die Geſchichte mit dem Salzgewächs an, mit unterthänigſter Bitte und Begehren, wofern ihnen ſolche Kunſt gerathen ſollte, ſie darüber gnädiglich zu privilegiren und zu befreien, damit nicht Jemand ihnen ſolche nachthue, ihnen zu unwiederbringlichem Schaden, wie er, der Junker Kaiſer, ſelber wohl erachten könne. Der Kaiſer aber war ihnen gar huldreich geſinnet und in ihrer nicht unziemlich vorgebrachten Bitte zu Willen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die zu Schilda dem Kaiſer einen großen Hafen mit Senf verehren.

Nun ſtunden abermals die Schildbürger in Zweifel und in großen Aengſten: was man dem Kaiſer als Ehrengeſchenk darbringen ſollte? denn ſie wollten ihm auf dieſe Weiſe ihre unterthänige Huldigung darbringen. Sie gedachten aber bei ſich: ſollten ſie ihm Silber oder Gold ſchenken, das ſei bei ihnen ſehr theuer, auch habe er deſſelben ſonſt die Fülle; ſollten ſie ihm aber eßbare Dinge ſchenken, als Kraut, Rüben, Speck, Bohnen, Gerſte u. ſ. w., deſſen bedürfe er nicht, denn er ſei ohnedem ihr Gaſt; wie er denn allenthalben Gaſt ſei, wo er nur hin komme. Endlich vereinbarten ſie ſich, ihm einen großen Hafen mit ſaurem Senf zu verehren: den könne er brauchen, um ſich das Eſſen damit ſchmackhaft zu machen. Alſo ließen ſie den Senf alsbald anrühren und in einem nagelneuen Hafen vorrichten; denſelben trugen zwei Bürger an einer Stange vor den Kaiſer, der Bürgermeiſter aber hielt die Rede und ſprach wie folgt: „Veſter Junker Senf, da verehren wir Euch dieſen Kaiſer und bitten, Ihr wollet ihn für gut und zu Dank annehmen.“ Als der Kaiſer ſolche ſtattliche Rede hörte, lachte er und zog ſeinen Hut ab, ſich zu bedanken. Aber der Bürgermeiſter fiel ihm in die Rede, ſagend: „Setzet auf, Junker Kaiſer, bedecket Euch!“ — „Setze Du auch auf!“ ſagte der Kaiſer zum Bürgermeiſter. „Nun ſo wollen wir, antwortete der Bürgermeiſter dem Kaiſer, zugleich mit einander aufſetzen.“ Als aber die Träger den Hafen niederſtellen wollen, weiß ich nicht, wie ſie ihm gethan: ſie ſetzen ihn ſo hart nieder, daß er zu Stücken bricht und all der ſchöne Senf auf der Erde liegt. „Nun hab Euch St. Veits Plage, ſagte der Bürgermeiſter ganz erzürnt, Ihr Buben, Ihr Schelme, Ihr Diebe, Ihr Mörder, Ihr Ketzer, Ihr Landesverräther! Könnt Ihr nicht Acht haben, Ihr Böswichter! Ach, ach, Junker Kaiſer, was iſt es für ein trefflicher Senf geweſen! Ueber vier Häuſer konnte man ihn riechen und nun liegt er hier im Dreck. Ach, verſuchet ihn nur, Junker Kaiſer!“ Hiemit fuhr er mit der Hand in den Senf und wollte dem Kaiſer von demſelben zu koſten geben. Aber der Kaiſer wollte nicht koſten, ſondern ſprach: er rieche ſchon, daß er ſehr gut geweſen wäre und daure ihn der Schaden: doch wolle er den guten Willen zu Dank annehmen. „Das thut, Junker Kaiſer, ſprach der Bürgermeiſter, damit werdet Ihr uns einen Gefallen thun.“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie der Bürgermeiſter mit dem Kaiſer den Imbiß genommen und was ſich allda für Reden verlaufen haben.

Es hatte der Kaiſer den Bürgermeiſter und ſeine Unterthanen geladen, bei ihm die Mahlzeit zu nehmen: und der Bürgermeiſter hatte ſich herabgelaſſen die Einladung anzunehmen. Als ſie nun zu Tiſche ſaßen, und zwar der Herr Bürgermeiſter als vornehmſter Gaſt, wie ſich gebührt, zu oberſt, fielen mancherlei zierliche Reden vor, von ſehr hohen und wichtigen Sachen, welche hier zu erzählen viel zu lang ſein würde, daher nur etliche angeführt werden mögen. Der Bürgermeiſter betrachtete des Kaiſers Sohn, der an einem andern Tiſche ſaß, fleißig und genau. Das merkte der Kaiſer und ſprach daher zu ihm: „Was meinſt Du zu dem?“ Der Bürgermeiſter antwortete: „Junker Kaiſer, iſt es nicht Euer Sohn?“ — „Ja,“ antwortete der Kaiſer. „Fürwahr, ſprach der Bürgermeiſter, ich habe es ihm an der Naſe angeſehen. Aber ſagt mir, hat er noch kein Weib?“ — „Nein, ſagte der Kaiſer, er hat noch keine: weißt Du nicht etwa eine, die für ihn wäre?“ — „Ich wüßte wohl eine, ſprach der Bürgermeiſter, aber es müßte im Stillen zugehen und ich nicht verrathen werden. Es iſt ein feines handfeſtes Weibsbild. Wenn ſie der Junker Kaiſer nur einmal ſehen ſollte, wie ſie alle Morgen im Miſt bis über die Knie ſtehet und arbeitet, ich weiß — Ihr würdet auch Euer Wohlgefallen an ihr haben.“ — „Wie wäre es denn zu machen? ſagte der Kaiſer, wie meinſt Du, daß wir es angreifen ſollen?“ — „Was gebt Ihr drum, Junker Kaiſer, ſprach der Bürgermeiſter, ſo will ich es Euch ſagen? Ha! (hierauf that er einen guten Trunk und fuhr dann fort:) wenn Ihr mir ein Paar Hoſen geben wollt und meiner Frau ein Paar ſchöne rothe Strümpfe, wie die Störche haben, ſo will ichs machen, daß er ſie zu ſehen bekommt und daß ſie ihn nimmt!“ Der Kaiſer verſprach dem Bürgermeiſter, was er verlangt hatte, und ſo war der Handel geſchloſſen: doch mußte der Kaiſer noch Stillſchweigen verſprechen. „Denn, ſagte der Bürgermeiſter, wenn es die andern Burſche erführen, ſo würde bald Einer kommen und Euren Sohn ausſtechen. Doch ich möchte wohl wiſſen, ſprach der geſtrenge Herr Bürgermeiſter ferner, was Euer Sohn, Junker Kaiſer, für eine Handtierung triebe, damit ich ihren Aeltern Meldung davon thun könnte. So würde die Sache einen deſto beſſern Fortgang haben, Junker Kaiſer.“ — „Nichts hat er gelernt, ſprach der Kaiſer: was meinſt Du aber, das er noch lernen könne? er iſt noch jung und ſtark: wozu meinſt Du, daß er tauglich wäre? Oder was treibt der Jungfrau Vater, ob er dieſem vielleicht beiſtehen könnte?“ — „Es iſt wohl wahr, Junker Kaiſer, ſprach der Bürgermeiſter, er hat noch einen jungen ſtarken Rücken: es iſt aber zu beſorgen, daß ihm nicht etwa ein faul Schelmenbein darinnen gewachſen ſei; denn das pflegt gern zu geſchehen, wenn die Kinder alſo auf der Bärenhaut erzogen werden. Darum wird wohl ſobald nichts aus der Hochzeit, weil er nichts gelernt hat. Wollt Ihr ihn aber ein halb Jahr bei dem Vater der Jungfer als Knecht verdingen, ſo wird ſich zeigen, wie ihm die Arbeit ſchmeckt und wie er ſich anſtellt. Dann iſt immer noch Zeit weiter zu handeln, Junker Kaiſer.“ — „Wer iſt aber, ſprach der Kaiſer, der Jungfrau Vater?“ — „Das will ich Euch ſagen, ſagte der Bürgermeiſter, wenn ich getrunken habe (da that der Bürgermeiſter von Schilda abermals einen guten Trunk), doch heimlich in ein Ohr, damit es Niemand höre.“ Als ihm nun der Kaiſer ein Ohr geneigt, ſagte er: „Es iſt der Schweinhirt allhier, welchem Wir erſt vorgeſtern zu dieſem Amte geholfen haben, nachdem Wir ſelbſt es niedergelegt, und von welchem Wir hoffen, weil er ein feiner, beſcheidener und braver Mann iſt, er werde noch dermalen einſt auch Bürgermeiſter werden; wie denn auch ich aus einem Schweinhirten zu ſolchen Ehren erhoben worden bin. So iſt auch ſeine Tochter ein gar ſtattlich, flinkes Weibsbild, und wäre gar wohl für Euern Sohn, wenn er etwas Tüchtiges lernen wollte, damit er ſpäter ſein Brot verdienen und Weib und Kind ernähren könnte, Junker Kaiſer.'' Der Kaiſer dankte dem Herrn Bürgermeiſter für ſein freundliches Anerbieten und ſagte, er wolle die Sache ferner in Ueberlegung ziehen und ihn ſeinen Entſchluß ſchriftlich wiſſen laſſen; welches noch geſchehen ſoll.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die Schildbürger den Kaiſer zu Gaſt gebeten und ihm eine ſaure Buttermilch vorgeſetzt, auch was ſich dabei zugetragen.

Als nun die Schildbürger mit dem Kaiſer die Mahlzeit eingenommen und obgemeldete Reden ſich verlaufen hatten, trat der Bürgermeiſter vor den Kaiſer und ſprach in ſeinem und der ganzen Gemeinde, als ſeiner Unterthanen, Namen, ungefähr folgendermaßen: ,,Ehrſamer Junker Kaiſer, wir haben Euch das Eure verzehrt und vertrunken, darum iſt es billig, daß wir Euch auch wiederum etwas nach unſerm Vermögen erzeigen. Daher bitten wir Euch, Junker Kaiſer, uns nicht zu verſchmähen, zu uns zu kommen und einen Abendtrunk mit uns zu thun. Da ſollt Ihr unſer Gaſt ſein und wollen wir guter Dinge mit einander ſein; doch müßt Ihr vorlieb nehmen, Junker Kaiſer.'' — Der Kaiſer, welchem die Schwänke und Poſſen wohlgefielen, war willig, um der Kurzweil willen; doch mit dem Beſcheid, daß ſie ihn mit dem Trinken nicht nöthigen wollten. ,,Seid ohne Sorge, Junker Kaiſer, ſagte der Bürgermeiſter, wir wollens gnädig mit Euch machen!'' Alſo kam der Kaiſer, nachdem er die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein genommen (darunter die Kanzel, welche ſie für ihren Pfarrer hatten bauen und ringsum mit Eiſen beſchlagen laſſen, damit ſie die Kraft ſeiner Rede auszuhalten vermöge), — zu den Schildbürgern zur Abendmahlzeit. Mancherlei köſtliche und ſeltene Gerichte wurden da aufgetragen, als Erbſen, Linſen, Hirſebrei; das beſte von allen aber war das letzte, nämlich eine friſche, kalte, ſaure, weiße Buttermilch. Nun hatten ſie den Kaiſer hinter den Tiſch geſetzt und der Bürgermeiſter ſaß neben ihm und leiſtete ihm Geſellſchaft; die übrigen Schildbürger aber ſtanden rings um den Tiſch herum. An einem andern Tiſche ſaß des Kaiſers Sohn, dem ſie zur Geſellſchaft etliche junge Burſche zugegeben hatten. Sie hatten aber zweierlei Brot in die Milch gebrockt: vor des Kaiſers Ort hatten ſie weiße Semmelwecken eingeworfen; vor der Andern Ort lag ſchwarz Brot. Indem ſie alſo Alle aus Einer Schüſſel eſſen, der Junker Kaiſer das weiße, die Schildbürger aber das Haberbrot, ach Unglück! da erwiſchet ungefähr ein Schildbürger einen Brocken von dem weißen Brot und ſchiebt ihn in den Mund. Wie ſolches der Herr Bürgermeiſter ſah, entbrannte er in gerechtem Zorn und ſchlug den Tölpel, der eben wieder in die Schüſſel fahren wollte, auf die Hand und ſagte: „Sollſt Du des Junker Kaiſers Brot eſſen?'' Der Flegel erſchrack ſehr und weil er denſelbigen Biſſen noch ganz in dem Mund hatte, zog er ihn fein wieder heraus, legte ihn in die Schüſſel und ſtieß ihn heimlich vor des Kaiſers Ort. Der Kaiſer ſah es aber, wiſchte daher ſeinen Löffel und ſchenkte den Schildbürgern die noch übrige Milch ſammt dem Weißbrot darin: welche die Verehrung zu großem Dank annahmen, die Milch mit einander vollends verzehrten und des Junker Kaiſers Freigebigkeit lobten.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie der Kaiſer begehrte, die Bauern ſollten ein Urtheil über einen todten Wolf fällen, und wie daſſelbe ausfiel.

Der Kaiſer verwunderte ſich über der Schildbürger närriſche Poſſen, und wußte nicht, wie er es verſtehen und auslegen ſollte, daß ſie zuvor wegen großen Verſtandes und Weisheit ſo berühmt geweſen, und jetzt ſo grobe Narrheiten und poſſirliche Poſſen riſſen. Er wollte daher recht erfahren, ob ihnen mit ihrer Thorheit auch Ernſt wäre, oder ob ſie dieſelbe nur gefliſſentlich angelegt hätten. Daher gab er ihnen, ſolches zu erfahren, eine Frage auf, darüber ſie zu Gericht ſitzen und ihm ihres Raths Abſchied ſagen ſollten. Die Frage aber war dieſe: Als er neulich bei ihrer Stadt durch den Wald gereiſt, habe er einen todten Wolf, welcher geſtorben geweſen, gefunden: da ſollten ſie ihm nun ſagen, welches die Urſache ſeines Todes geweſen ſein möchte? Als hierüber das Gericht beſetzt und der Kaiſer durch ſeinen, nach Recht erlaubten Fürſprecher die Frage hatte vorbringen laſſen, fielen endlich viererlei Meinungen, deren jede ihren Anhang hatte. Die erſte ſagte: der Wolf wäre in der großen Kälte und tiefem Schnee baarfuß gegangen, habe ihm deßwegen die Kälte alſo zum Herzen geſchlagen und ihn ſo hart angegriffen, daß er davon habe ſterben müſſen. Die andere Meinung vermeinte: ſeit einmal der Wolf mehr zu Fuß gelaufen, denn aber geritten wäre, ſei er vielleicht gejagt worden, und als er nicht mehr Athem gehabt, ſei er erſtickt. Das dritte Urtheil war dieſes: der grauſam große Schmerz und Wehthun, den er gehabt, habe ihn ums Leben gebracht; denn ihm ſei alle ſeine Tage niemals ſo wehe geweſen, als eben in der Stunde, da er geſtorben. In des Bürgermeiſters Kopf ſteckte das vierte Urtheil, das lautete zu Deutſch alſo: „Wir ſind, liebe Nachbarn, an unſerem Viehe wohl inne worden, woran der Wolf geſtorben ſei: denn wir haben deſſen gar viel verloren welches er alles gefreſſen hat. Nun iſt es wohl zu erachten demnach er keine Haushaltung gehabt und Niemand, der ſei gewartet, weder verheirathet geweſen noch eine Kellnerin gehalten, er habe mehr rohes Fleiſch gegeſſen, denn geſottenes gebackenes oder gebratenes. So ſind die alten Kühe, welche e je zur Zeit oft Hungers halber hat freſſen müſſen, auch nich allwegen für ſeinen Magen zu verdauen geweſen, zumal in vergangener großer Kälte. Zudem hat er Alles verzehrt, was e nur hat bekommen können, auch das geſtorbene Vieh; denn meinem Gevatter, ſagte der Bürgermeiſter, ſtarb kürzlich eine alte Kuh, die war ſiech: die hat er auch alſo roh in dieſer Kälte verſchluckt (er hätte ſie doch wenigſtens in eine Paſtete backen laſſen ſollen) und kalt Waſſer darauf geſoffen, das habe ihm nun den Magen erkältet und verdorben und ſich daher viel Schleims und Unraths ihm an die Leber gehängt, daher ihm großes Grimmen und Wehtage entſtanden. Sollte es denn ein Wunder ſein, daß er endlich daran geſtorben iſt? Sogar unſer Einer, der Wir doch Bürgermeiſter zu Schilda ſind und viel zu vertragen vermögen, müßte wohl daran erwürgen.“ Auf dieſe Rede ward eine Umfrage gethan und einhälliglich beſchloſſen: der Bürgermeiſter hätte die beſte Urſache angezeigt: welches denn noch zum Ueberfluß an des todten Wolfs Zähnen zu ſehen wäre, weil ſie alſo weiß ſeien, die doch ſonſt ob der heißen Speiſe pflegen ſchwarz zu werden. Solche ihre Rathserkenntniß ließ der Edle und Wohlweiſe Rath an den Kaiſer gelangen, welcher ſprach: ſie hätten recht und wohl hierinnen geurtheilt, wäre davon nicht zu appelliren.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die Schildbürger eine Bitte an den Kaiſer thäten und dieſelbige gewährt wurde.

Nachdem aber der Kaiſer länger bei ihnen geblieben, denn er willens geweſen, kam endlich die Zeit, daß er wieder von ihnen abſcheiden und des Reichs Geſchäfte verrichten ſollte. Er fügte ihnen ſolches zu wiſſen, mit Erbietung: hätten ſie etwa Beſchwerden, das ſollten ſie ihm anzeigen, ſo wollte er Fürſehung thun, daß ſie einen Gnädigſten Herrn an ihm hätten. Darüber freuten ſich die Schildbürger nicht wenig und ließen ihm daher durch ihren Bürgermeiſter, im Namen und von wegen Eines Edlen und Wohlweiſen Raths ihr Begehren folgendermaßen vortragen: Demnach ſie vor Zeiten von fremdausländiſchen Fürſten und Herren viel und oftmals beſchickt und von Haus abgefordert worden ſeien, aber inzwiſchen an dem Ihren großen Schaden und Verſäumniß erlitten hätten; ſeien ſie aus obvermeldeter Urſache veranlaſſet und gezwungen worden, großem Ungemach vorzukommen und, hochſchädlichen Abgang ihrer Güter zu vermeiden, ſolche närriſche Weiſe an ſich zu nehmen: ob man ſie etwa des Abforderns erließe und ſie bei Haus und Hof bleiben möchten. Und dieweil ſie geſpüret und befunden, daß ihnen ſolches bißher erſprießlich und nützlich geweſen, daher bedacht, alſo fortzufahren, aber ſich beſorgen müßten, weil die Welt boshaft, daß ſie an ſolchem ihren Vorhaben möchten aufgehalten, verhindert, verlacht und verhöhnet werden, wie denn heutiges Tages kein Narr ſicher ſei, daß ihn nicht Jedermann für einen Narren halten wolle: als lange ihr E. W. Bitte und Begehren an den Junker Kaiſer, ſolch ihr Vorhaben nicht nur zu beſtätigen, ſondern ſie auch ſoweit zu befreien, daß ſie von Männiglichen daran ungehindert, unbekümmert und unvexiret ſein ſollen u. ſ. w. — Als der Kaiſer ſolche ihre Bitte angehöret und ganz ziemlich zu ſein erachtete, erlaubte er es ihnen gnädiglich, verſicherte ſie auch noch darüber mit dazu gehörigen Sigillen und Briefen, deren Auszug hiernach folget. Alſo zog der Kaiſer, nachdem er ſeine Kurzweile genug gehabt, hinweg: da denn die Schildbürger ihn mit ihrer oben bemeldeten Ritterſchaft geleiteten; für welches der Kaiſer ihnen eine gute Verehrung geben und danken ließ.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Auszug des Freiheitsbriefes, welchen die Schildbürger bei dem Kaiſer ausgewirkt haben.

Wir ꝛc. Kaiſer ꝛc. fügen hiemit zu wiſſen und thun kund Männiglichen, daß vor Uns in aller Unterthänigkeit erſchienen ſind Unſere Lieben und Getreuen, Bürgermeiſter und ganze Gemeinde zu Schilda, und Uns bittweiſe vorgebracht: Demnach ſie Raths worden, um Beſſerung ihres Nutzens willen ein neues Leben fürderhin anzufangen, inmaßen ſie Uns deſſen berichtet und verſtändigt, und aber zu ſolch ihrem Vorhaben ihnen Unſere Kaiſerliche Gnaden und Privilegia hochnothwendig ſein wollen: als wollen ſie Uns auf das dringendlichſte darum angeſuchet haben, mit Bitte, ihnen ihr Vorhaben zu beſtätigen und genugſamlich zu verwahren. Solche ihre Bitte haben Wir als ziemlich geachtet, und demnach Wir Männiglichen zu dienen, Schaden zu wenden und Nutzen zu fördern, bereit ſein ſollen: ſo ſetzen Wir und wollen, daß jetzt obvermeldete Schildbürger, Unſere lieben, getreuen und kurzweiligen Unterthanen, in ſolchem ihrem Vorhaben und neuer Weiſe zu leben fürderhin alſo fortfahren und daran von Niemand gehindert werden ſollen, weder mit Worten noch mit Werken, ohne Gefährde, auf keine Weiſe noch Wege: bei Vermeidung Unſer und des Reichs Ungnade und Strafe, Jedem kund und zu wiſſen, der gefährlicher Weiſe darwider fahren möchte. Auch haben Wir ihnen zum Ueberfluß, angeſehen alle ihre kurzweiligen Dienſte und Gefallen, ſo ſie Uns während Unſerer Anweſenheit erzeigt und geleiſtet, dieſe Gnade und Freiheit gethan, wollen ſie auch von Männiglichen gehalten haben, daß ſie nämlich darum, was ſie je anfangen und treiben werden, oder auch ſchon getrieben haben, von Keinem, wer er auch iſt, hohen und niederen Standes, ſollen angetaſtet, verlacht, verachtet, ausgepfiffen, ausgepocht, gehöhnet oder vexiret werden, weder ins Angeſicht noch im Rücken, weder mit Worten noch mit Werken, in keine Weiſe noch Wege, bei Vermeidung abermals Unſer und des Reichs Ungnade und unnachläſſiger Pön und Strafe, hernach vermeldet. Wir wollen auch endlich und ſetzen, daß Unſere Lieben und Getreuen, der Bürgermeiſter und die ganze Gemeinde zu Schilda, ihrem Begehren nach, inner und außer dem Utopiſchen Reich, Unſers kurzweiligen Rathes ſein und bleiben ſollen, zu ewigen Zeiten, in allen Orten und in was Form, Weiſe und Weg ihnen gelieben und gefällig ſein wird, von Männiglichem daran Ungehindert und unangefochten, bei Pön und Strafe einer Narrenkappe, daran eine, zwei, drei oder mehr Schellen gehangen, je nach Größe der Ueberfahrung und Schuld, welche dem Uebertreter, ſo oft und dick er darauf ergriffen wird, aufgeſetzt und nicht eher wieder abgenommen werden ſoll, bis er ſich mit dem Beleidigten vertragen und noch zum Ueberfluß zween Gülden bei einem Wirth zur Strafe verzehrt habe. Solches iſt Unſer Wille und endliche Meinung, welcher zu Urkund Wir ihnen dieſer unſer Kaiſerlichen Bullen Auszug vergönnet und erlaubt haben. So geſchehen im Jahre ꝛc.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die Schildbürger des Kaiſers Letze verzehreten, ihre Füße verwechſelten und dieſelben nicht mehr zu unterſcheiden vermochten, doch zuletzt Jeder die ſeinen wiederfand.

Nachdem nun der Kaiſer hinweg geweſen und denen zu Schilda eine gute Letze hinterlaſſen hatte, wurden ſie Raths, dieſelbige auf einem Dorfe, ehe ſie wieder heimkehrten, zu verzehren. Alſo ſprengten ſie mit ihren Steckenpferden in das nächſte Dorf und zechten nach Kräften. Und als ſie ſatt und trunken waren und dennoch Etwas zum Beſten vorhanden war, welches auch mußte verzecht ſein, kam ſie ein Gelüſt an, auf eine grüne luſtige Aue hinaus zu ſpazieren und gleich andern vornehmen Herren ſo lange mit Spazierengehen ſich zu erluſtigen, bis ſie eine andere Mahlzeit zu verzehren im Stande wären. Alſo gingen ſie hinaus, vergaßen auch nicht, einige gute Fläſchen Weins mitzunehmen, damit in ſolcher Hitze der Magen ihnen nicht ausdörre und etwa platze, daß er ferner keinen Wein mehr zu halten vermöge, und lagerten ſich in das grüne Gras, zechten bis zum Abend und waren überaus guter Dinge. Weil ſie aber im Zechen die Beine durcheinander geſchränkt hatten und nicht gar gut mehr die Farbe ihrer Beinkleider zu unterſcheiden vermochten, ſo konnte, als ſie ſich zum Heimgehen anſchickten, Keiner ſeine Beine von denen der Andern unterſcheiden. Sie ſaßen alſo da, guckten je Einer den Andern an und fürchtete Jeder, ein Anderer nähme ihm ſeine Füße, oder er einem Andern ſeine Beine: waren folglich in großer Angſt. Da ſie nun einander alſo angafften und nicht wußten, was hier zu thun ſei, ſieh, da ritt Einer ungefähr vorüber auf einem Pferde (nicht etwa auf einem Eſel), den riefen ſie herzu und klagten ihm ihren Jammer, mit Bitte, könne er Etwas dadurch ihrer Jeder ſeine Füße wiederum bekomme, ſo möge ers brauchen und nicht ſparen; ſie wollten es ihm auch nebſt größter

Dankſagung wohl bezahlen. Er ſprach: das könne er wohl; ſtieg ab und ſchnitt ſich einen gehörigen Prügel von einer Weide. Hiernach aber tritt er unter die ehrbaren Schildbürger und fängt an dem Erſten Beſten auf die Beine zu ſchlagen: und welchen er traf, der ſprang geſchwind auf und hatte ſeine Beine wieder, denn der fremde Geſell hatte ſie ihm gefunden. — Nachdem ſo Einer nach dem Andern aufgeſprungen, da blieb zuletzt nur noch ein Einziger ſitzen, der rief gar kläglich: „Lieber Herr, ſoll ich meine Beine nicht auch haben? wollt Ihr das Geld nicht an mir auch verdienen? oder ſind etwa dieſe mein?“ Jener aber ſprach: „Wart, wir wollen ſehen!“ und gab ihm hiemit einen Hieb, daß es flammte. Alſo ſprang dieſer Letzte auch auf: und hatten alſo die Schildbürger Jeder ſeine Füße wieder bekommen, waren froh, ſchenkten dem Manne aus Dankbarkeit, was ſie bei ſich hatten, zogen heim und gedachten ein andermal beſſer auf ihrer Hut zu ſein.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

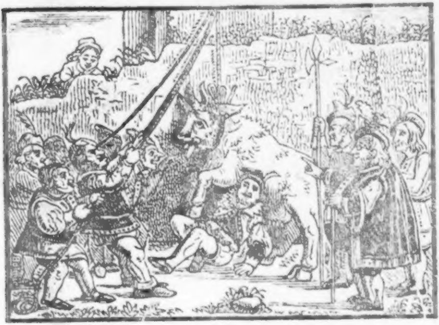
Wie zwei Schildbürger mit einander die Häuſer vertauſchen.

Den Schildbürgern war ihre privilegirte Narrheit ſo wohl gediehen, daß ſie fortan nichts weder denken noch thun konnten, was nicht eitel närriſch geweſen wäre. So waren zwei unter ihnen, die hatten etwa gehört, daß die Leute zu Zeiten mit Tauſch viel gewonnen hätten, und gedachten daher, ſie wollten ihr Heil auch an einander verſuchen und wagen. Daher nun werden ſie Eins, um ihre Häuſer mit einander zu tauſchen. Solches aber geſchah beim Wein, als ſie des Kaiſers Letze verzechten. Wie denn ſolche Sachen gern zu geſchehen pflegen, wenn der Wein iſt eingeſchlichen und der Witz iſt ausgewichen. Als nun Jeder dem Andern ſein Haus einräumen ſollte, brach der Eine, welcher zu oberſt im Flecken Schilda wohnte, ſein Haus ab, packte es auf etliche Wagen (denn dazumal hatten die Bauern und Bürgerleute noch nicht ſo große Paläſte, als ſie jetzt haben) und führte es ſo ſtückweiſe hinab. Der Andere aber, welcher zu unterſt in Schilda wohnte, brachte eben ſo ſein Haus hinauf. Auf dieſe Weiſe hatten ſie einander den Tauſch gehalten und geliefert und glaubten Jeder nicht wenig dabei gewonnen zu haben.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die Schildbürger das Gras auf einer alten Mauer durch ihr Vieh wollen abweiden laſſen.

Die Schildbürger waren ernſthaft in ihrem Thun, ſonderlich in Betrachtung des gemeinen Nutzes, damit derſelbe allenthalben aufginge und zunähme und nirgend Schaden litte. Einſtmals gingen ſie hinaus, eine alte Mauer zu beſehen, welche von einem alten Gebäude noch überblieben war: ob ſie die Steine vielleicht nützlich verwenden könnten. Nun war auf der Mauer ſchön langes Gras gewachſen, das bedauerten die Schildbürger, daß es verloren ſein ſollte und Niemand zu Nutzen kommen. Sie hielten daher einen Rath: wie man es wohl verwenden möge? Da fielen nun vielerlei Meinungen: die Einen vermeinten, man ſollte es abmähen; aber Niemand wollte ſich eines Solchen unterſtehen und ſich auf die Mauer wagen. Andere vermeinten, wenn Schützen unter ihnen wären, ſo wäre am Beſten, daß man es mit einem Pfeil abſchöſſe. Endlich that der Bürgermeiſter ſeinen Mund auf und rieth, man ſollte das Vieh darauf gehen laſſen, das würde es abfreſſen, ſo dürfte man es weder abmähen noch abſchießen. Solchem Rath, als dem beſten, fiel die ganze Gemeinde zu, und zur Dankſagung ward ferner erkannt, des Bürgermeiſters Kuh ſollte zuerſt des guten Raths genießen; welches der Bürgermeiſter dankbar in ſeiner Kuh Namen annahm. Sie machten alſo der Kuh ein ſtarkes Seil mit einer Schlinge um den Hals, warfen es über die Mauer und fingen am andern Ende an zu ziehen. Als aber die Schlinge ſich zuzog, fing die Kuh an zu erwürgen, und wie ſie faſt hinauf war, ſtreckte ſie die Zunge heraus. Solches ſah ein Schildbürger, der ſchrie: „Zieht, zieht! Leib und Seele hanget an einander.“— „Zieht noch einmal, zieht! ſprach der Bürgermeiſter; ſie hat das Gras ſchon geſchmeckt und die Zunge darnach ausgeſtreckt. Zieht, zieht! ſie iſt bald droben. Sie iſt ſo tölpiſch und ungeſchickt, daß ſie ſich ſelber nicht helfen kann: es ſollte ſie Euer Einer vollends hinauf ſtoßen.“



Aber es war vergebens, die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinauf bringen. Sie ließen ſie alſo wieder herab: da war ſie todt. So hatten ſie an ihr ein rechtes Gemeindeeſſen für gemeinſam verrichtete Arbeit und durfte der Bürgermeiſter dabei als Gaſtgeber nicht fehlen.

Dreißigſtes Kapitel.

Von einer Schildbürgerin, welche mit Eiern zu Markte ging, ihres künftigen Glücks Rechnung machte und wie es ihr ergangen.

Es iſt ein altes, aber gemeines Sprichwort, welches ſagt:

Das Hoffen und das lange Harren
Gewißlich Manchen macht zum Narren.
Wer ohne Wirth die Zech will machen,
Der rathet übel ſeinen Sachen.

Alſo ging es jener Frau zu Schilda auch, welche nur eine einzige Henne hatte, die ihr alle Tage ein Ei legte. Die Frau ſammelte die Eier, bis ſie deren ſo viele zu haben vermeinte, daß ſie drei Groſchen aus ihnen löſen konnte. Dann that ſie die Eier in ein Korblein und zog zu Markte. Unterweges, als ſie ſo allein ging, fielen ihr allerlei Gedanken ein; unter andern gedachte ſie auch an ihre Waare, die ſie auf dem Kopfe trug, redete lange mit ſich ſelber, den ganzen Weg durch, und machte folgende Rechnung. „Siehe, ſagte ſie bei ſich ſelber, du löſeſt am Markt drei Groſchen. Was willſt du damit thun? du willſt damit zwei Legehennen kaufen. Dieſelben zwei, ſammt der, die du haſt, legen dir in ſo und ſo viel Tagen ſo viel Eier. Dieſe verkaufſt du und ſchaffeſt dir noch drei Hennen an; das Uebrige iſt ſchon Gewinn. Alſo haſt du ſechs Hennen: die legen dir in einem Monat ſo viel Eier; die willſt du verkaufen (kannſt dennoch wohl unterweilen ein halbes eſſen) und das Geld zuſammenlegen. Alſo kannſt du Nutzen haben von den Hennen: die alten, ſo nicht mehr legen, verkaufſt du, iſt Eins; die jungen legen dir Eier, iſt das Andere; ſie brüten dir Junge aus, die du zum Theil ziehen und den Haufen mehren, zum Theil verkaufen und Geld daraus machen kannſt, iſt das Dritte; auch kannſt du ſie rupfen, wie die Gänſe, iſt das Vierte. Aus dem zuſammengelegten Gelde willſt du darnach etliche Gänſe kaufen, die tragen dir auch Nutzen, mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. Alſo haſt du Nutzen von Hennen und Gänſen und kömmſt in acht Tagen ſo und ſo weit. Nach ſolchem willſt du eine Geiß kaufen, die gibt dir Milch und junge Zicklein. Alſo haſt du: junge und alte Hühner, junge und alte Gänſe, Eier, Federn, Milch, Zicklein und Wolle; denn du willſt verſuchen, ob ſich die Geiß vielleicht ſcheeren laſſe. Nach ſolchem willſt du eine Schweinmutter kaufen, ſo haſt du Nutzen zu vorigem Nutzen, mit jungen Ferkeln, Speck, Würſten und anderm. Nach ſolchem willſt du eine Kuh kaufen, die gibt dir Milch, Kälber und Dünger. Was willſt du mit dem Dünger thun, ſo du keinen Acker haſt? Du willſt einen Acker kaufen, der gibt dir Korn, daß du keins mehr kaufen darfſt. Darnach willſt du Roſſe kaufen und Knechte dingen, die dir dein Vieh verſehen und den Acker bauen. Darnach willſt du Schafe kaufen. Darnach willſt du dein Haus größer machen, damit du noch an Andere vermiethen kannſt. Darnach willſt du mehr Güter kaufen. Alſo kann es nicht fehlen. Denn du haſt Nutzen: von jungen und alten Hühnern und Hähnen, von jungen und alten Gänſen, von Eiern, von Geißmilch, Wolle, von jungen Zicklein und Lämmern, von Schweinen, von Kühen (denen du auch etwa die Hörner abſägen und den Meſſerſchmieden zu kaufen geben willſt), von Kälbern, von Aeckern, von Wieſen, von Hauszins und anderm. Darnach willſt du einen jungen Mann nehmen, mit dem willſt du in Freuden leben und eine Gnädige Frau ſein. O, wie willſt du dir ſo wohl ſein laſſen und Keinem ein gut Wort geben! Juchhe, Juchhei, Juchhoppſas!“ Mit ſolchen Gedanken verſtieg ſich die gute Frau ſo tief, daß ſie nicht mehr wußte, was außer und auf ihrem Kopfe war und war faſt einem Trunkenen gleich: darum, als ſie: Juchhoppſas! ſchrie, wollte ſie auch einen Arm dazu aufwerfen und einen

Sprung thun: aber o weh! da ſtieß ſie mit dem Arm gegen den Korb mit den Eiern, daß er herunter fiel und die Eier alle zerbrachen. Hiemit lag alle ihre Gnädige-Frauenſchaft im —.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Wie die zu Schilda eine lange Wurſt machten
und ſie nicht kochen konnten.

Es hatte ein Schildbürger ein tüchtiges Schwein, das wollte er behalten und mäſten. Das Schwein aber kam in eines andern Bürgers Scheuer und fraß in Folge des Triebes, welcher Hunger genannt wird, ein gutes Theil Hafer. Der Schildbürger, den der Schaden getroffen, nahm das Schwein beim Ohr, führte es vor einen E. W. Rath und wurde klagbar wider daſſelbe. Der Rath berief die Gemeinde und von dieſer wurde das Schwein als ein Dieb einſtimmig vom Leben zum Tode verurtheilt. Nachdem nun im hochnothpeinlichen Halsgericht Zeter! geſchrien und der Stab über das Schwein gebrochen worden war, wurde es alsbald mit dem Meſſer, wie das Recht mit ſich gebracht hatte, vom Leben zum Tode gerichtet, und fiel alles ſein Hab und Gut, Haut und Haar, den Richtern heim, es zu verfreſſen. Denn dieweil es mit Freſſen das Leben verwirkt, wäre auch billig, daß es mit gleicher Strafe geſtraft und auch gefreſſen würde. Nun wollten die Schildbürger Alles zu gemeinem Nutzen ziehen und damit nichts zu unnütz abginge, auch Würſte machen. Sie nahmen daher das Gedärm des Schweines, wuſchen es aus und füllten es, ſo lang es war, mit Speck, Blut, Leber, Lungen, Hirn, kleinen Beinlein und anderm, was man zu einer Wurſt zu nehmen pflegt, und machten eine einzige Wurſt, die war ſo lang als der ganze Darm. — Als nun der Tag kam, daß ſie das

Urtheil vollenden und das Schwein auffreſſen ſollten, da ſollte die lange Wurſt zum Voreſſen dienen. Sie konnten aber keinen Hafen finden, welcher lang genug geweſen wäre, um die Wurſt der Länge nach in ihm zu kochen; denn ſie waren der Meinung, der Hafen müßte ſo lang ſein, als die Wurſt; wußten alſo nicht, was zu thun wäre. Denn es wollte auch kein Topfer oder Hafner unternehmen, einen ſo langen Hafen zu machen. In ſolchem Zweifel und Unmuth geht der Schildbürger einer durch das Dorf hinab, und als er bei etlichen Gänſen vorbei gehet, fingen dieſelben an zu ſchreien: Gigag, gigag! Der Schildbürger aber verſtand: zwiefach, zwiefach! war überaus froh und lief zur Gemeinde, die noch der Wurſt wegen Rath hielt, zurück und ſprach: Es ſei ihnen Allen wohl eine Schande, daß ſie erſt jetzt von den Gänſen lernen müßten, daß man die Wurſt müſſe zwiefach in den Hafen thun. Als die Gemeinde ſolches gehört, nahmen ſie es ferner zu bedenken und ward allda geſchloſſen (denn ſie waren gute Technici): könne man die Wurſt zwiefach ochen, ſo laſſe ſie ſich auch dreifach kochen (denn was ſich weie, das dreie ſich auch gerne), deßwegen auch vierfach und noch mehrfach. Alſo legten ſie die Wurſt ſo oftfach zuſammen, bis ſie in einen gemeinen Hafen gelegt werden konnte (denn ſie konnte nicht ſelber hinein ſpringen). Sie ward alſo gekocht und ausgetheilt und Jedem ein Stück davon gegeben, welches hm drei Mal um das Maul ging. Denn es mußte Jeder den einen Zipfel von der Wurſt ins Maul nehmen und heben, mit dem andern Theil fuhren ſie um den Kopf und wenn ſie das dritte Mal zum Maul kamen, ſo biß er es ab: das war alsdann ein Theil. Davon iſt das Sprichwort noch heut zu Tage vorhanden, daß die Schildbürger ſprechen: Man muß dir eine Wurſt braten, die dir drei Mal ums Maul geht.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Mühlſtein gruben und Einer mit demſelben hinweg lief.

Es hatten die Schildbürger eine Mühle gebaut, zu welche ſie mit allgemeinem Werk auf einem hohen Berg in einer Steingrube einen Stein gehauen und den mit großer Mühe und Arbei den Berg herab gebracht. Als ſie ihn drunten hatten, fiel ihne ein, wie ſie die Bauhölzer, ſo ſie zu ihrem Rathhaus gebraucht ſo leicht den Berg hinab gebracht, als ſie dieſelben ſelbſt de Berg hinab laufen ließen, und ſagten daher unter einander „Geſchwind laßt uns unſre ſchwere ſaure Arbeit, die wir uns unnöthiger Weiſe gemacht, wieder einbringen, indem wir de Stein wieder hinauf tragen und ihn ſelbſt den Berg herab laufe laſſen, wie wir auch mit unſerm Bauholz gethan haben.“ — Solches gefiel ihnen Allen. Sie trugen alſo den Stein mit vie größerer Mühe wieder auf den Berg; und wie ſie ihn eben wieder hinabſtoßen wollten, ſprach Einer unter ihnen: „Wie wolle wir aber wiſſen, wo er hin gelaufen ſei? wer will es uns unte ſagen?“ „Ei, ſagte der Bürgermeiſter, welcher den Rath gegeben hatte, dieſem iſt leichtlich zu helfen: denn es muß ſic Einer von uns in dieß Loch ſtecken (wie denn die Mühlſteine i der Mitte ein großes Loch haben) und mit hinab laufen.“ Da ward nun für gut angeſehen und alſobald Einer erwählt, welche den Kopf in das Loch geſteckt und mit dem Stein den Berg hinab gelaufen iſt. Nun war zu unterſt am Berg ein tiefer Fiſchweiher, in den fiel der Stein ſammt dem Tropfe, alſo daß di Schildbürger beide, den Stein und den Mann, verloren, und Keiner wußte, wo ſie hingekommen ſein mochten. Daher fie ein Argwohn auf den Geſellen, welcher mit dem Stein gelaufen, als wäre derſelbe mit dem Mühlſtein entlaufen und wollte ihnen alſo das Ihre entfremden. Die Schildbürger ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken öffentlich Briefe anſchlagen: Wo Einer kommen würde mit einem Mühlſtein am Halſe, den ſollte man einziehen und ihm, als einem, der gemeines Gut geſtohlen, ſein Recht ergehen laſſen. Aber der arme Teufel lag im Weiher und war todt. Er hätte wohl gar gern den böſen Halskragen wieder hergegeben, aber der hatte ihn ſo tief hinuntergezogen, daß er, nachdem er genug Waſſer getrunken, ja mehr, als ihm gut war, zu Tode ſtarb und noch heutiges Tags todt iſt und todt bleiben will, ſoll und muß.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Die Schildbürger haben Mitleid mit einem armen Nußbaum und was ſie mit ihm vorgenommen haben.

Nicht ferne von Schilda floß ein Waſſer vorüber, an deſſen Ufer ein großer Nußbaum ſtand. Von dieſem hing ein großer Aſt hinab bis über das Waſſer, und es fehlte wenig, daß er es berührte. Die Schildbürger bemerkten dieſes, und weil ſie einfältige, liebe, fromme Leute waren, dergleichen man heutigen Tags wenige findet, ſo hatten ſie herzliches Erbarmen über den guten Nußbaum und großes Mitleiden mit ihm. Sie gingen deßhalb zu Rath: was doch dem guten Nußbaum fehlen möge, daß er ſich alſo zum Waſſer neige? Als nun hierüber mancherlei Meinungen fielen, ſagte zuletzt der Herr Bürgermeiſter: Ob ſie nicht närriſche Leute wären? Sie ſähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Ort ſtände und ſich darum auf das Waſſer neige, weil er gerne trinken wollte. Er meine auch nicht anders, denn daß jener ſich herunter neigende Aſt des Baumes Schnabel wäre, welchen er nach dem Trunk ausſtrecke. Die Schildbürger faßten kurzen Rath, gedachten ein

Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn ſie ihm zu trinken gäben und legten deßhalb ein großes Seil oben an den Baum, ſtellten ſich jenſeit des Waſſers und zogen den Baum mit Gewalt herab, damit er ſich an dem Waſſer erlaben könne. Als ſie ihn faſt ganz bei dem Waſſer hatten, befahlen ſie Einem, auf den Baum zu ſteigen und ihm den Schnabel vollends in das Waſſer zu tunken. Indem nun derſelbe hinauf ſteiget und den Aſt hinunter in das Waſſer tunket, ſo reißt das Seil und der Baum ſchnellt wieder über ſich und ſchlägt mit einem harten Aſt dem Manne den Kopf ab, welcher in das Waſſer fiel, ſo daß ihn die Schildbürger nicht ſahen: der Körper aber fiel vom Baum herab und hatte keinen Kopf mehr. — Darüber erſchracken Alle gewaltig, beſetzten auf der Stelle das Gericht und fragten um: Ob der Todte auch einen Kopf gehabt hätte, da er auf den Baum geſtiegen ſei? Aber es konnte ſolches Keiner von ihnen ſagen. Der Bürgermeiſter ſagte, er ſei überzeugt, er hätte keinen gehabt, als er mit ihnen hinaus gegangen: denn er habe ihm drei oder vier Mal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. Daraus er denn ſchließe: Habe er nichts gehört, ſo habe er auch keine Ohren gehabt; habe er keine Ohren gehabt, ſo habe er auch keinen Kopf gehabt; denn die Ohren müßten ja am Kopfe ſtehen. Doch wiſſe er es nicht ſo ganz eigentlich: darum wäre ſein Rath, man ſollte Jemand heim zu ſeinem Weibe ſchicken und ſie fragen laſſen: ob ihr Mann auch heute Morgens den Kopf gehabt hätte, als er aufgeſtanden und mit ihnen hinaus gegangen ſei? Die Frau ſagte: ſie wiſſe es nicht: aber das ſei ihr noch wohl bewußt, als ſie verſchienenen Samstag ihn geſtriegelt, da habe er den Kopf noch gehabt; ſeitdem habe ſie nicht Acht auf ſeinen Kopf gehabt. „Dort an jener Wand, ſagte ſie, hängt ſein alter Hut: wenn der Kopf nicht darin ſteckt, ſo wird er ihn wohl mit ſich hinaus genommen, oder ihn anderswo hingelegt haben, was ich nicht weiß.“ Alſo ſahen ſie unter den Hut an der Wand; aber da war nichts; und noch heute weiß Niemand zu ſagen, ob der Schildbürger den Kopf mit hinaus genommen habe oder nicht; Einige aber haben auch behaupten wollen, daß er niemals einen gehabt habe.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Wie ein Schildbürger ſeines Pferdes ſchonte, aber daſſelbe verlor, indem er begehrte, der Schildbürger Ehre zu erretten.

Ein Schildbürger, welcher ein Müller war, hatte gehört, daß man Niemand zu viel zumuthen und Keinem mehr, als er ertragen möge, aufladen ſolle. Deßhalb pflegte er allezeit, wenn er Mehl aus der Mühle zu führen hatte, auf ſein Pferd ſich zu ſetzen und den Mehlſack ſelbſt auf den Rücken zu nehmen, damit er das arme Thier nicht zu viel beſchwerte. Einſt ritt der fromme Müller in dieſer Weiſe über Land und hörte zwei Kukuke mit einander einen Wettgeſang anſtimmen. Der eine Kukuk, welcher auf einem Baume ſaß, der noch auf Schildaſchem Gebiete ſtand, blieb gegen den andern, welcher auf fremdem Lande war, zurück; das hörte der Schildbürger und meinte, es ſei doch nicht Recht, wenn er ſeinem Mitbürger in dem Wettſtreite nicht beiſtände. Er ſtieg daher vom Pferde, warf ſeinen Sack hin und kletterte auf den Baum. Nun half er dem ſchildburgiſchen Kukuk wacker ſchreien und gab nicht eher nach, bis daß der fremde Kukuk ſich überwunden gab und davon flog. Indeſſen war aber ein Wolf gekommen und hatte des frommen Mannes Pferd zerriſſen. Der Müller mußte alſo, wie man ſagt, auf Schuſters Rappen nach Hauſe traben. Sobald er aber heimgekommen, erzählt er E. W., was er von wegen des gemeinen Nutzens für Ehre und Ruhm eingelegt habe, indem er ihrem Kukuk gegen den fremden Hülfe und Beiſtand geleiſtet.

Dagegen aber habe er einen kleinen Schaden erlitten: denn während er im größten Ernſt und Treffen mit dem fremden Kukuk geweſen, habe ihm ein Wolf ſein Roß gefreſſen. Solches wolle er ihnen alſo guter Meinung angezeigt haben: ob ſie ihm zu einem andern Pferd behülflich ſein wollten. Als der Bürgermeiſter und die Gemeinde ihres Mitbürgers Rede vernommen, haben ſie unbillig geachtet, daß er, der ſo fleißig und ernſtlich der ganzen Gemeinde Ehre und Namen bedacht hätte, darob Schaden leiden ſollte; und beſchloſſen daher, daß ihm aus dem gemeinen Säckel ein anderes Roß gekauft und noch eine Verehrung dazu gegeben werden ſolle. Welches auch geſchehen.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Die Schildbürger verbergen ihre Glocke in den See.

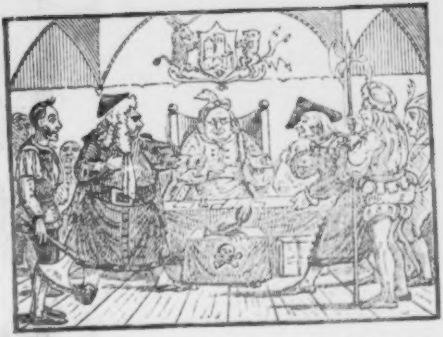
Es brach aber in utopiſchen Landen ein Krieg aus und die Schildbürger fürchteten daher für Hab und Gut, daß es ihnen von den Feinden geraubt und weggeführt werden könne. Sonderlich aber ſorgten ſie um eine Glocke, welche auf ihrem Rathhaus hing: man möge ſie wegnehmen, um Kanonen daraus zu gießen. Alſo wurden ſie nach langem Rathſchlagen eins, dieſelbe bis zu Ende des Krieges in den See zu verſenken und ſie alsdann, wenn der Krieg vorüber wäre, wieder heraus zu ziehen und wieder aufzuhängen. Sie trugen daher die Glocke in ein Schiff und fuhren hinaus auf den See. — Als ſie aber die Glocke hineingeworfen hatten, ſagte Einer: „Wie wollen wir aber nachher den Ort wiederfinden, wo wir ſie ausgeworfen haben.“ „Da laſſe Dir, ſprach der Bürgermeiſter, kein graues Haar darüber wachſen;“ trat hinzu und ſchnitt mit einem Meſſer einen Kerb in das Schiff, an dem Ort, da ſie die Glocke hinausgeworfen, ſprechend: „Hier bei dieſem Schnitt wollen wir ſie wieder finden.“ Alle bewunderten des Bürgermeiſters hohe Weisheit; als aber der Krieg vorüber war, fuhren ſie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen, und fanden den Kerbſchnitt an dem Schiffe wohl, aber die Glocke konnten ſie nicht finden. Da waren ſie nicht wenig verwundert und erſchrocken und ſchloſſen endlich, der Feind müſſe ſie doch wohl heimlich weggeholt haben und ein Fiſch möge es ihm geſagt haben, daß hier die Glocke verborgen ſei.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Eine merkliche Geſchichte, ſo ſich mit einem Krebs zu Schilda zugetragen.

Ein unſchuldiger armer Krebs hat ſich einſtmals verirret, meinte in ein Loch zu kriechen und kam zu ſeinem Unglück gen Schilda. Als ihn nun Etliche geſehen hatten, daß er ſo viele Füße habe, hinter ſich und vor ſich gehen konnte, und was dergleichen Tugenden mehr ein ehrlicher, redlicher Krebs an ſich hat, ſo erſchracken ſie über die Maßen, denn ſie hatten noch nie ein ſolches Unthier geſehen. Sie zogen alſo eilig an der Sturmglocke und alle Schildbürger kamen zuſammen gelaufen, betrachteten das Ungeheuer und hielten Rath: was es doch ſein möchte? Niemand konnte es ſagen, bis endlich der Bürgermeiſter ſagte: es werde gewißlich ein Schneider ſein, weil er zwei Scheeren bei ſich habe. Solches zu erkunden, legten ihm die Schildbürger ein Stück Tuch vor, worauf der Krebs hin und her kroch; da ſchnitt ihm Einer mit der Scheere hinten nach, denn ſie vermeinten nicht anders, denn der Krebs, als ein rechtgeſchaffener Meiſterſchneider, entwerfe das Muſter eines neuen Kleides, welches ſie als eine neue Mode gar gern getragen hätten. Aber ſie zerſchnitten das Tuch alſo, daß es zu nichts mehr zu brauchen war. Als ſie nun geſehen, daß der Krebs von der Schneiderei wenig oder nichts verſtehe, da trat

Einer unter ihnen auf und ſprach: Er habe einen ſehr wohl erfahrnen Sohn, der ſei in drei Tagen zwei Meilen Weges weit und breit gewandert, habe viel geſehen und erfahren; er zweifle nicht daran, er werde dergleichen Thiere mehr geſehen haben und wiſſen, was es ſei. Alſo ward der Sohn gerufen; derſelbe beſah das Thier lange, hinten und vorn, und wußte nicht, wo er es angreifen ſollte, oder wo es den Kopf habe. Denn da doch Männiglich der Naſe nach zu gehen pflegt, die Naſe aber am Kopfe ſitzt, ſo war es augenſcheinlich, daß der Krebs, der ſo gut rückwärts wie vorwärts lief, auch hinten wie vorn einen Kopf habe. Endlich aber ſprach der weitgereiſte Herr Sohn: ,,Nun habe ich doch meine Tage hin und her viel Wunders geſehen, aber deßgleichen iſt mir nicht vorgekommen. Doch wenn ich ſagen ſoll, was es für ein Thier ſei, ſo ſpreche ich nach meinem hohen Verſtande: wenn es nicht eine Taube iſt, oder ein Storch, ſo iſt es gewißlich ein Hirſch; unter dieſen dreien muß es eins ſein.'' — Die Schildbürger wußten jetzt eben ſo viel, als vorher; und als Einer den Krebs angreifen wollte, erwiſchte ihn dieſer mit der Scheere dermaßen, daß der Schildbürger anfing kläglich um Hilfe zu rufen und zu ſchreien: ,,Es iſt ein Mörder, ein Mörder!'' Als ſolches die Andern geſehen, hatten ſie ſchon genug: beſetzten daher alsbald, gleich, ohne Verzug, von Stunde an, auf der Stätte eilends allda, am ſelbigen Ort, auf dem Platz, da der Schildbürger gebiſſen worden war, das Gericht und ließen ein Urtheil über den Krebs ergehen; das lautete ungefähr ſolchermaßen: Sintemal Niemand wiſſe, was dieſes für ein Thier ſei und aber ſich es befinde, dieweil es ſie betrogen, indem es ſich für einen Scheider ausgegeben und doch nicht ſei, daß es ein leutebetrügendes und ſchädliches Thier ſei, ja ein Mörder: ſo erkennen ſie, daß es ſolle gerichtet und als ein Leutebetrüger und Mörder mit dem Waſſer vom Leben zum Tode gefordert werden. — Solches



Urtheil zu vollſtrecken, ward Einem unter ihnen Auftrag gegeben. Derſelbe nahm den Krebs auf ein Bret, trug ihn dem Waſſer zu und die ganze Gemeinde begleitete ihn. Da ward der Krebs im Beiſein und Zuſehen ſämmtlicher Schildbürger ins Waſſer verſenket. Als aber der Krebs in das Waſſer gekommen, zappelte er und kroch hinter ſich. Solches erſahen die Schildbürger, und Etliche, welche zartfühlenden Herzens waren, huben an zu weinen und ſprachen: ,,Ei ſehet, das möge ſich Jeder zu Herzen nehmen und ein rechtſchaffen Leben führen: ſehet, wie thut der Tod ſo weh!''

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Wie die Schildbürger dem Kaiſer Volk zuſchicken und wie es ihrer Soldaten einem erging.

Das Geſchrei von dem Kriege, um deſſen willen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See verſenkten, war nicht ſo gar nichtig, daß ſie nicht auch darunter zu leiden gehabt hätten; denn innerhalb weniger Tage kam Befehl an ſie, etliche Knechte zur Beſatzung in die Hauptſtadt zu ſchicken; welches ſie auch gethan. Es wäre viel zu weitläufig zu berichten, was Wunder und Heldenthaten alles unſere Schildbürger in dieſem Kriege verrichtet. Von einem Dutzend, ſo ausgezogen waren, kehrten nur zwölf in die Heimath zurück, die Andern alle waren auf dem Bette der Ehre geblieben; dieſe zwölf jedoch waren wohl auch gefallen, aber auch wieder aufgeſtanden. Vornehmlich hatte ſich Einer durch ritterliche Thaten hervorgethan. Derſelbe machte mit noch einigen andern Helden einmal einen gewaltigen Streifzug gegen die Hühner und Gänſe in Feindes Land, welche gerechtermaßen auch als Feinde zu betrachten waren, und hatte ihnen Allen den Tod geſchworen. Nun hatte der gemeldete Schildbürger kurz zuvor ein Panzerſtück, einer Hand breit, gefunden und es dem Schneider gegeben, der ihm ſeine ſchildbürgiſche Nationaluniform verfertigen ſollte, mit dem Bedeuten, er ſolle es ihm gerade vor das Herz in das Kleid nähen, damit es ihn vor den feindlichen Stößen ſchirme. Als nun dieſer Schildbürger jenen Streifzug machte und eben ein ſtattliches Huhn verfolgte, welches vor ſeinem Heldenmuthe die Flucht ergriffen hatte, ſiehe da liefen die Bauern mit Spießen und Dreſchflegeln herbei und einer derſelben kam ihm ſo nah, daß er, als der Schildbürger ſeinem Feinde nach (denn es iſt nur Verläumdung, wenn Einige vermeinen, er ſei vor den Bauern gelaufen: vielmehr war er in hitziger Verfolgung des feindlichen Huhnes begriffen) über einen Zaun ſprang und hängen blieb, ihm genau nach der Mitte des Leibes hinterliſtig mit dem Spieße ſtach. Aber, o Wunder, der Spieß ſprang ab und dem Schildbürger wurde durch den Stoß nur vollends über den Zaun geholfen. Unſer Held aber, der Meinung, er habe eine tödtliche Wunde im Kampfe fürs Vaterland davongetragen, lief eilend der Stadt zu, um ſich verbinden zu laſſen, ſo daß ihn der Bauern keiner einzuholen vermochte. Der Held aber unterſuchte ſich und fand ſich unverwundet; er beſah auch das Kleidungsſtück, da, wo ihn des Bauern Stich getroffen, und fand am rechten Fleck unter dem Futter das Panzerſtück. Da rief er frohgemuth: ,,Ei, nun lohne Gott dem klugen Schneider, der mir dieß Kleid gemacht: wie hat er ſo wohl gewußt, beſſer als ich ſelber, wo ein braver Schildbürger das Herz trägt!''

Achtunddreißigſtes Kapitel.

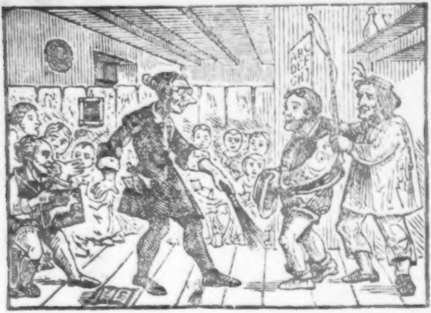
Von einem Reiter zu Schilda.

Als die Schildbürger in den Krieg zogen, da ſetzten ſich auch Einige zu Pferde, auf wirkliche Pferde mit vier Beinen, nicht auf die Steckenpferde, auf denen ſie dem Kaiſer entgegen geritten waren, denn ſie meinten, im Kriege ſei es beſſer, wenn man ſechs Beine im Nothfalle zu Dienſten hätte, als wenn Roß und Reiter zuſammen mit zweien ſich begnügen müßten. Wie ſie nun ſo ritten, war Einer unter ihnen, der ſtieg ab, ſobald die Uebrigen abſtiegen, wartete aber jedesmal bis zuletzt, wenn die Andern ſich wieder aufſetzten. Als ihn nun Einer, dem es aufgefallen war, fragte, warum er ſolches thue, antwortete er: er habe ein gar zartes Gewiſſen und wolle Keinen um das Seine bringen; damit es ihm nun nicht etwa begegne, daß er ſich unverſehens auf eines Andern Pferd ſetze, ſo warte er allemal, bis die Andern alle aufgeſtiegen wären; das Pferd, welches zuletzt übrig bleibe, ſei dann ſicher das ſeine. — Später kam die Schaar der ritterlichen Schildbürger durch ein Dorf, und ſie mußten ſich wohl gar ſtattlich ausnehmen, denn die ganze Schuljugend lief hinter ihnen drein, ſchrie und warf mit Steinen von hinten nach den Pferden, daß dieſe gar luſtige Sprünge machten. Die Schildbürger merkten aber nicht, was die Buben thaten, denn ſie pflegten die Augen vorn über der Naſe und nicht hinten am Rücken zu tragen, und meinten ihre Pferde ſtäche der Hafer; hätten ſonſt wohl eine gräuliche Schlacht gegen die frevlen Burſchen geliefert. Unverſehens aber traf ein Stein jenen Schildbürger, deſſen Gewiſſenhaftigkeit ſo groß war, hinten an den Kopf. Alsbald ſprang er vom Roſſe und bat einen Andern, der neben ihm ritt und ein längerer Mann als er war, er möge ſein Pferd mit dem ſeinen vertauſchen. Warum? fragte der Andere. „Ei, ſieh, ſagte Jener, es iſt ein muthwilliges Thier, und ſchlug ſo eben hinten aus, daß es mich hart an den Kopf getroffen hat. Du biſt größer als ich, bis zu Dir wird es nicht hinaufreichen.“

Neununddreißigſtes Kapitel.

Wie ein Schildbürger ſeinen Sohn in die Schule führte und was ſich daſelbſt verlief.

Demnach man aber die Jugend keineswegs verſäumen, ſondern zeitig, als einen jungen Baum, biegen und lehren ſoll: alſo wollte ein namhafter Schildbürger auch ſeinen Sohn ſeine Jugend wohl anlegen laſſen. Deßhalb nahm er ihn mit ſich, führte ihn bei der Hand in eine Stadt, wo eine berühmte Schule war, und brachte ihn vor den Schulmeiſter. Der fragte ihn unter Anderm: ob er noch nichts könne? „Nein,“ ſagte der Vater. „Wie alt iſt er?“ fragte der Schulmeiſter. „Er iſt erſt 30 Jahre alt,“ ſagte der Vater. „Iſt er ſo alt, ſagte der Schulmeiſter, und hat noch nichts gelernt?“ — „Weiß der Knüttel, ſagte der Vater, was ſollte Einer in dreißig Jahren lernen? Ich bin nun fünfundſechzig Jahre und Einen Tag alt und habe immer noch nichts gelernt!“ Sie traten indeß in die Schulſtube, wo der Schulmeiſter eben einen Jungen wacker geſtrichen hatte; denn er ſagte, es ſtehe im Homeros: „Wer nicht geſchlagen wird, der wird auch nicht erzogen!“ Darum hatte der Schulmeiſter eine gar neue und bequeme Erziehungsweiſe eingeführt und ſchlug brav mit ſeiner Ruthe unter die Jungen, ſo wurden ſie auch brav erzogen. Der Schulmeiſter hatte eben noch die Zuchtruthe in der Hand; da ſagte der alte Schildbürger zu ihm: „Herr, Ihr müßt es kurz machen, denn ich habe nicht lange Zeit. Viel braucht mein Junge eben nicht zu lernen,



wenn er nur etwa ſo viel weiß wie Ihr, ſo reicht es ſchon aus. Ich gehe jetzt zur Schmiede und laſſe meinem Pferde ein Eiſen anſchlagen, wenn ich dann wiederkomme, ſo wird der Junge wohl fertig ſein und Ihr ſollt ein gutes Stück Geld haben, daß Ihr einen Krug Bier dafür trinken könnet!'' — ,,Ei, rief der Schulmeiſter, das gehet nicht ſo ſchnell. Wenn ich ihn auch die ganze Zeit über nach Leibeskräften bearbeitete, ſo würde er bis dahin doch noch nicht fertig ſein.'' Da nahm der Vater ſein Söhnlein bei der Hand und führte es wieder zur Mutter heim.

Vierzigſtes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Maushund und hiemit ihr endliches Verderben kaufen.

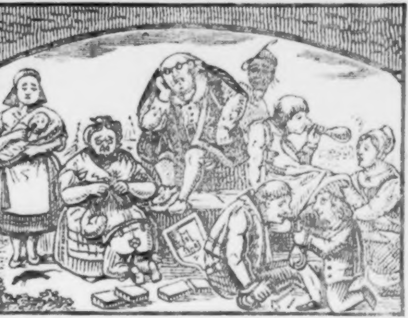
Nun hatten die zu Schilda keine Katzen, wohl aber ſo viele Mäuſe, daß ihnen auch im Brodkorbe nichts ſicher war: was ſie nur neben ſich ſtellten, das ward ihnen gefreſſen oder zernagt. Sie konnten auch keinen Rath finden, wie ſie der Mäuſe ledig würden. Es begab ſich aber auf einige Zeit, daß ein Wandersmann durch Schilda zog, der trug eine Katze auf dem Arm und kehrte bei dem Wirthe ein. Der Wirth fragte ihn: was doch dieſes für ein Thier ſei? Er ſprach: es ſei ein Maushund. Nun waren die Mäuſe zu Schilda dort ſo heimiſch und zahm, daß ſie auch vor den Leuten nicht mehr flohen, ſondern bei Tag ohne alle Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen, dieſe erlegte alsbald, in Beiſein des Wirths, eine große Anzahl von Mäuſen. — Als Solches der Gemeinde durch den Wirth angezeigt ward, fragten ſie den Mann; ob ihm der Maushund feil wäre? ſie wollten ihm den wohl bezahlen. Er antwortete: er ſei ihm zwar nicht feil; weil ſie aber ſeiner ſo bedürftig wären, ſo wolle er ihnen dieſelben abaſſen, wenn ſie ihm, was recht ſei, dafür geben wollten. Er forderte aber hundert Gulden. Die Schildbürger waren froh, aß er nicht mehr gefordert hätte, wurden mit ihm des Kaufs ins und zahlten das Geld aus dem Gemeindeſäckel. Alſo ward er Kauf gemacht und der Fremde trug ihnen den Maushund n das Rathhaus, wo ſie ihr Getreide liegen hatten und wo uch die meiſten Mäuſe waren. Der Wanderer zog eilends mit em Geld hinweg, fürchtete ſich, daß Jene nicht etwa der Kauf gereue und ſie ihm das Geld wieder nehmen möchten und m Gehen ſah er oft hinter ſich, ob ihm nicht Jemand nacheile. Nun hatten die Schildbürger vergeſſen zu fragen, was der Maushund eſſe: darum ſchickten ſie dem Wandersmann in Eile Einen nach, der ihn deßhalb fragen ſollte. Als jener aber ſah, aß ihm Jemand nacheilte, lief er deſto ſchneller: ſo, daß der lbgeſandte ihn nicht ereilen konnte. Dieſer ſchrie ihm daher on ferne zu: ,,Was ißt er? was ißt er?'' Jener antwortete: ,Was man ihm beut! was man ihm beut!'' Der Schildbür- er hatte verſtanden: Vieh und Leut, Vieh und Leut; und ehrte daher eilig in großem Schrecken heim und zeigte ſolches einen gnädigen Herren an. Dieſe erſchracken darob ſehr und prachen: ,,Wehe, wenn der Maushund keine Mäuſe mehr zu reſſen hat, ſo wird er unſer Vieh freſſen und zuletzt uns ſelbſt, b wir ihn ſchon mit unſerm guten Gelde gekauf haben.'' Sie ielten daher einen Rath, die Katze zu tödten: aber Keiner ollte ſie angreifen: darum wurden ſie Raths, ſie in dem Rathhauſe mit Feuer zu verbrennen: denn es wäre beſſer einen eringeren Schaden zu tragen, als daß ſie Alle um Leib und eben kämen. Alſo zündeten ſie das Rathhaus an. Da aber ie Katze das Feuer merkte, ſprang ſie zu einem Fenſter aus, am davon und floh in ein anderes Haus; das Rathhaus aber rannte bis auf den Boden nieder. Niemand war je mehr in lengſten, als die Schildbürger, die den Maushund nicht los werden konnten. Sie hielten daher ferner Rath, kauften das Haus, in welchem die Katze war, an ſich und zündeten es auch an. Aber die Katze entſprang auf das Dach, ſaß da eine Weile und ſtrich ſich, wie ihre Gewohnheit war, mit der Pfote über den Kopf. Das verſtunden die Bauern, als wenn die Katze eine Hand aufhübe und einen fürchterlichen Eid ſchwöre, daß ſie Solches nicht wollte ungerochen laſſen. Da wollte Einer, der ein rechter Held war und das Herz auf dem rechten Flecke hatte, mit einem langen Spieß nach der Katze ſtechen, ſie aber ſprang auf den Spieß und kam an ihm herabgelaufen. Den Helden und die ganze Gemeinde ergriff ein entſetzlicher Schrecken, ſo daß ſie davonliefen und das Feuer brennen ließen. Weil aber dem Feuer Niemand wehrte, noch Jemand zum Löſchen herbei kam, ſo brannte die ganze Stadt nieder und kam gleichwohl die Katze davon: die Schildbürger aber waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damalen verbrannte auch ihre Kanzlei: alſo, daß von ihren Geſchichten nichts Ordentliches mehr verzeichnet zu finden iſt.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Wie die Schildbürger rathſchlugen, andere Wohnungen zu ſuchen und alle hinweg zogen.

Die Schildbürger waren voller Angſt und wußten nicht, was nun zu thun ſei. Ihre Häuſer waren verbrannt, Hab und Gut verloren. Neu ſich anzubauen wagten ſie nicht, denn der fürchterliche blutdürſtige Maushund hatte einen theuern Eid geſchworen, ſich zu rächen, würde alſo ſicher wieder gekommen ſein und ſie, die nur mit Mühe dem Tode entronnen waren, noch Alle umgebracht haben. So fanden ſie denn keinen beſſern Rath, als daß ſie eine andere Heimath und andere

hnungen ſuchten, wo ſie vor dem Maushunde geborgen und
r wohnen möchten. Traurend ſaßen ſie noch eine Weile
ammen und thaten den letzten Trunk auf Gemeindekoſten,
Säckel und Flaſchen leer waren. Da erhob ſich Jammern
Wehklagen und Manchem brachen die Beine, daß er weder
en noch ſtehen konnte. Der Bürgermeiſter ſaß aber da auf
m Stein, und hatte keinen Trunk gethan, und weinte über
ilda. Was er dachte, weiß Niemand zu ſagen, auch nicht ob er



er aufgeſtanden iſt. Die Andern alle aber verließen ihr Vater-
und zogen von einander, der Eine hierhin mit Weib und Kind,
Andere dahin, ließen ſich an vielen Orten nieder und breiteten
Zucht weit und breit aus. — Ihre Kinder und Kindes-
er findet man ſeitdem in aller Herren Länder. Nicht anders
ſie verbreitet, als wie die Juden, aber mit dem Unter-

ſchiede, daß ſie nicht wie dieſe verachtet und geplagt, noch in bürgerlichen Rechten beſchränkt werden; ſondern ſie werden hoch und theuer gehalten, ſind die Beliebteſten allerwärts und gelangen zu Aemtern und Ehren. Nicht nur aber ihr Geſchlecht, ſondern mehr noch ihre Art und Weiſe hat ſich ausgebreitet über alle Lande. Man möchte ſich oft wundern, wo doch herkomme alle die Narrheit und Thorheit, welche aller Orten getrieben wird, wüßte man nicht, daß ſie die Schildbürger mitgebracht und ausgebreitet haben.

Aus dem Allen aber mag man ſehen und lernen, welch ein gefährlich Ding es iſt um Narrheit und Thorheit; wie ſobald Einer, ſo ſich ihrer annimmt, darüber zum Schildbürger werde und ſich nicht anders damit beſudle, als wenn er Koth angerührt hätte. Männiglich möge Solches zur Warnung dienen, damit er ſich, als vor einem lachenden Gift davor zu hüten wiſſe.

Wen Gott hat weiſ' und klug gemacht,
Der ſei zu bleiben es bedacht.
Wer ſelber ſich zum Narren macht,
Der wird, wie billig, ausgelacht.
Wart', bis das Alter kommt heran.
Du wirſt genug noch thöricht dann.

In allen Buchhandlungen ſind nachſtehende **Volksbücher** u haben:

Geſchichte von **Griſeldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Luſt.** (Enthält 50 usgezeichnet ſchöne Lieder.) 2 Gr.

Geſchichte von der **edlen und ſchönen Meluſina,** welche in Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war. 2 Gr.

Geſchichte von der ſchönen **Magelona** und dem Ritter **Peter** nit den ſilbernen Schlüſſeln. 2 Gr.

Geſchichte vom **Kaiſer Octavianus,** welcher ſein Ehgenahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt und endlich iedergefunden hat. 2 Gr.

RITSCH. sc.

Jedes dieſer **Volksbücher** iſt mit ſchönen Holzſchnitten gezieret und wird für

2 Groſchen

verkauſt.

Außer den umſtehend angezeigten erſcheinen noch ſolgende Volksbücher:

Die **Haimonskinder**, **Fortunatus**, **Herzog Ernſt**, **Rieſengeſchichte**, **Heinrich der Löwe**, der **hörnene Siegfried**, **Helena**, **Genoveva**, **Hirlanda**, die **ſieben weiſen Meiſter**, Dr. **Fauſt**, das **Schloß in der Höhle Xaxa**, **Joachim und Anna**, — **Fierrabras**, **Triſtan und Iſalde Pontus**, — **Heldenlieder**, **Trinklieder**, **Kriegslieder**, **Märchen**, **Fabeln** u. ſ. w.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

4 B.

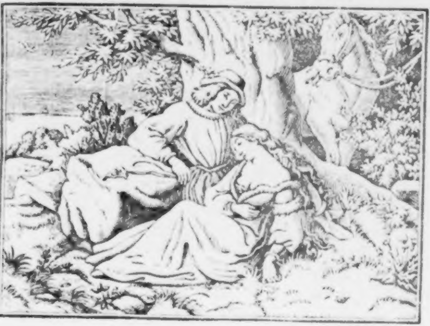
Staatsbibliothek München

[illegible]

Volksbücher.

5.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geſchichte
von der
# ſchönen Magelone
und dem
# itter Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Geſchichte

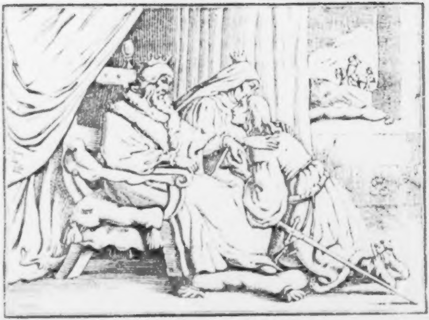
von der

ſchönen Magelone und dem Ritter Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln

---

Ritter Peter hört von der ſchönen Magelone und ziehet gen Neapel.

Das ſchöne Land Provence, welches gegenwärtig einen Theil Frankreichs bildet, wurde vor mehren Jahrhunderten von eigenen reichen und vornehmen Grafen beherrſcht. Einer dieſer Grafen hatte mit ſeiner Gemahlin einen einzigen Sohn, welcher Peter hieß und den die Eltern über Alles liebten, weil er nicht nur ſchön von Anſehn und kräftig von Geſtalt, ſondern auch klug, tugendhaft und tapferen Sinnes war. Nicht nur daheim, ſondern überall, wo man den mächtigen Grafen von Provence kannte, ſprach man auch von ſeinem hoffnungsvollen Sohne, dem jungen Ritter Peter. Seine künftigen Unterthanen liebten und verehrten ihn und ſelbſt die Ritter, welche er in Turnieren und ritterlichen Spielen überwand, mochten ihm nichts Uebles nachreden, denn trotz ſeiner Siege blieb er immer beſcheiden und zuvorkommend. — Einſt gab der Graf von Provence ein großes Turnier, zu welchem alle Barone und Edlen ſeines Landes und wer von rühmlichen Rittern noch ſonſt zugegen ſein mochte, eingeladen wurden. Muth, Kraft und Gewandtheit machten den Ritter Peter zum Sieger über alle die berühmten Herren, welche es mit ihm im Kampfe verſuchten, ſo daß ihm mit Recht der erſte Kampfpreis zuerkannt wurde. Hocherfreut über die ihm durch ſeinen Sohn widerfahrene Ehre, ließ der Graf von Provence glänzende Feſte anrichten. Saßen nun die Ritter bei gefüllten Pokalen zuſammen, ſo erzählten ſie von allerlei ritterlichen Unternehmungen und diejenigen welche auf Reiſen weit umhergekommen waren, meldeten von den Abenteuern, welche ſie beſtanden, von den mannhaften Rittern, welche ſie kennen gelernt und von den Frauen, deren Schönheit ſie bewundert hatten. Da rief ein Ritter laut, die ſchönſte und minniglichſte aller Frauen ſei doch die Prinzeſſin Magelone, die Tochter des Königs von Neapel, von wo er ſelbſt eben zurückkehre. Wie ſolches Peter vernahm, horchte er gar hoch auf und freute ſich, daß der fremde Ritter ſeines Lobens und Rühmens kein Ende finden konnte, denn er hatte auch ſonſt ſchon von der Schönheit Magelonens gehört und ſein Herz, welches ſich noch keiner Frau in Liebe zugewendet hatte, ſchlug jedesmal laut auf, wenn er das Lob der unbekannten Prinzeſſin vernahm. Peter war ſich ſeiner Liebe zu der geprieſenen Schönheit nicht bewußt, aber allen edlen Gemüthern iſt es eigen, daß ſie für das Höchſte und Beſte ſich ſeiner würdig zu machen entbrennen, wenn ſie auch aus Beſcheidenheit ihre Wünſche keinem Andern, ja kaum ſich ſelbſt geſtehen. So ſagte denn auch Peter kein Wort, als der fremde Ritter ſich endlich alſo an ihn wendete: ,,Wohl iſt der ſeligſte Mann, wer einſt dieſer ſchönen und edlen Frau Herz und Hand gewinnt. Wahrlich, Herr Ritter, wär ich jung, reich und vornehm wie Ihr, der Ihr auch an Tapferkeit die Beſten übertrefft, ich machte mich auf und zöge gen Neapel und die ſchönſte Frau der Erde und das herrliche Königreich Neapel dazu müßten mein eigen werden!'' Peter erwiderte kein Wort, aber ſein Antlitz überflog eine dunkle Röthe und in ſeinem Herzen rief eine muthige Stimme: ,,ich will!'' — Der Graf von Provence ſaß bei ſeiner Gemahlin, da trat ihr Sohn Peter herein und ließ ſich auf ein Knie vor ihnen nieder. ,,Gnädige Eltern, ſprach er, vernehmet meine unterthänige Bitte. Dankbar erkenne ich, wie unſägliches Gutes Ihr an mir von Kindheit auf gethan habt: aber es drängt mich unwiderſtehlich in ferne und fremde Lande zu ziehen, wie ſolches auch andere Ritter und Herren meines Standes thun. Dort werde ich manche nützliche und heilſame Lehre gewinnen, und werde mir ſelbſt und Euch durch tapferes und ritterliches Betragen Ruhm und Ehre erwerben. Gebt mir Euren Segen und laſſet mich ziehen!“ Als der Graf und die Gräfin die Rede ihres theuren einzigen Sohnes vernahmen, wurden ſie tief betrübt. „Ach mein lieber Sohn Peter,“ rief endlich der alte Graf, „bedenke doch, daß Du unſer einziges Kind, Hoffnung und Troſt unſers Alters biſt, und daß auf Dir die Erhaltung unſeres Hauſes in der Herrſchaft beruht!“ — „Was willſt Du, lieber Sohn,“ fuhr die Mutter fort, „in der Fremde ſuchen? Schönheit, Reichthum, Ehre, Adel, Wiſſenſchaft haſt Du daheim, wie irgend ein Fürſt in der Welt: Dein Ruhm iſt verbreitet weit über die Grenzen des ſchönen Landes, welches Dein Eigenthum iſt, — o ſo bleibe doch bei uns! Sieh, ich flehe Dich herzlich, ich, Deine Mutter! ſprich ferner nicht von Scheiden!“ – Peter liebte ſeine Eltern herzinnig und ſo konnte er auf ſo liebevolle Bitten nichts erwidern. Er gehorchte, aber ſein freudiger Sinn war gebrochen, und obgleich er gegen ſeine Eltern ſich nach wie vor freundlich und dankbar erwies, ſo mußten ſie ihm doch bald anmerken, daß er an Waffen und ritterlichen Uebungen keine Luſt mehr hatte, ſondern ſtill, in ſich gekehrt und traurig war. Da beſchloſſen die Eltern, um dem theuren Sohne den muthigen friſchen Sinn wiederzugeben, ihn immerhin reiſen zu laſſen. Der Vater ſprach: „Ziehe hin, mein Sohn, wie Dein Herz Dich leitet. Wandle in Gottesfurcht und Frömmigkeit, bewahre Deine ritterliche Ehre.“ Die Mutter umarmte ihren Sohn und ſchenkte ihm drei Ringe, von denen immer einer koſtbarer und ſchöner als der andere



war. „Gedenk an uns,“ rief ſie: „ſuche gute Geſellſchaft und meide die böſe; kehre bald heim zur Freude Deiner Eltern!“ — Mit vom Abſchied ſchwerem Herzen, doch muthigen Sinnes der Zukunft entgegenblickend, reich ausgeſtattet mit Geld, Koſtbarkeiten und ſtattlichen Waffen, aber nur von einem Knappen begleitet, ritt Herr Peter von dannen, hin nach Neapel.

Peter kommt nach Neapel, beſteht mit Ehren und lernt die ſchöne Magelone kennen.

Still und ohne Prunk hielt Herr Peter ſeinen Einzug in Neapel, denn er hatte ſich vorgenommen, unerkannt zu bleiben. Glück und Ehre hoffte er allerdings zu erringen, aber er wollte ſie nicht ſeinem Namen und ſeiner vornehmen Geburt, ſondern ſeiner Tapferkeit und ſeinen ſonſtigen Vorzügen zu verdanken haben. Er bezog daher eine gewöhnliche Herberge auf dem

Fürſtenplatze und blieb unter der Menge von fremden Rittern, welche der Glanz des Hofes von Neapel aus allen Gegenden herbeigezogen hatte, unerkannt und unbemerkt. Peter erkundigte ſich indeß bei dem Wirthe der Herberge ſorgfältig nach allem was ihm zu wiſſen nöthig war, ſonderlich nach den Einrichtungen des königlichen Hofes und nach den an ihm herrſchenden Sitten und Gewohnheiten. Der Wirth gab ihm über Alles Beſcheid und erzählte ihm zugleich zu ſeiner nicht geringen Freude, daß ſchon auf den nächſten Sonntag ein glänzendes Turnier oder Luſtrennen angeſagt ſei, zu Ehren eines vornehmen fremden Ritters, des Herrn Heinrich von Carpona, der vor Kurzem mit beſondern Empfehlungen bei Hofe angekommen ſei. Auf weiteres Befragen ſagte ihm dann der Wirth noch, daß auch andere fremde kampfluſtige Ritter auf die Bahn gelaſſen würden, wenn ſie nur in gehöriger Rüſtung erſchienen. — Herr Peter rüſtete alsbald ſich und ſein Streitroß aufs Vollſtändigſte und ließ namentlich auf ſeinem Helm ſo wie auf den Decken ſeines Pferdes je zwei ſilberne Schlüſſel anbringen. Solches that er zu Ehren des heiligen Apoſtel Petrus, deſſen Namen er führte, und nannte ſich von nun an: den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln. Als der Sonntag-Morgen angebrochen war, machte ſich Peter früh auf und ging andächtigen Sinnes den Beiſtand des Himmels erflehend zur Meſſe in die Hofkirche. Nachdem er ſein Gebet verrichtet hatte, blickte er auf und ſiehe da erſchien zum erſten Male ſeinen Augen Magelone, die königliche Prinzeſſin, welche auch in die Kirche zur Meſſe gekommen war. Noch viel herrlicher und ſchöner kam ſie ihm vor, als er ſie bisher in ſeinen Träumen erblickt hatte, und die Liebe, welche bisher in ſeinem Herzen nur in verborgener Glut geglimmt hatte, ſchlug zu lichten Flammen empor. Er konnte nun kaum die Zeit erwarten, bis das Turnier ſeinen Anfang nahm. Endlich ſchlug die heiß erſehnte Stunde. Die Bahn ward eröffnet, der König, ſeine Gemahlin und Magelone, die ſchöne Prinzeſſin, welche Aller Augen auf ſich zog, erſchienen mit zahlreichem Gefolge auf der für ſie errichteten Bühne. Ritter Peter ritt mit ſeinen Knappen herbei, da er aber als ein unbekannter, fremder Ritter auftrat, ſo ſtellte er ſich zuletzt unter die in großer Anzahl verſammelten ſtreitluſtigen Ritter. Die Trompeten erſchallten und ein Herold trat hervor, der rief auf Befehl des Königs: Wer geſonnen ſei und Muth habe, mit dem tapfern Herrn Heinrich von Carpona zu Ehren der anweſenden Frauen und Jungfrauen eine Lanze zu brechen, der ſolle ſich bereit halten. Alsbald erſchien auch Carpona in den Schranken, und gegen ihn ritt ein Ritter von dem königlichen Hofgeſinde. Die beiden rennten zuſammen und der Neapolitaner ward ſogleich aus dem Sattel gehoben, im Fall aber warf er die Lanze von ſich und dieſe gerieth dem Pferde des Ritters Heinrich zwiſchen die Beine, ſo daß das Pferd mit ſeinem Reiter niederſtürzte. Die Freunde des Neapolitaners erhoben nun ein Freudengeſchrei und die Kampfrichter, welche dem fremden Herrn den Sieg mißgönnen mochten, fällten das unrechte Urtheil: Carpona ſei ſo gut gefallen und überwunden als der neapolitaniſche Ritter. Das verdroß den edlen Herrn von Carpona ſo ſehr, daß er nicht weiter kämpfen wollte, ſondern ſogleich die Schranken verließ, während der übermüthige Höfling, als wär er der Sieger, zurückblieb. Das ungerechte Urtheil hatte alle anweſende Ritter gekränkt, am meiſten aber Herrn Peter. Wie nun der Herold die Aufforderung that, mit dem zurückgebliebenen Ritter zu kämpfen, da ſprengte Peter mit verhängtem Zügel in die Schranken, und ſo gewaltig war ſein Anlauf, daß ſein Gegner, ſammt ſeinem Roſſe in den Sand geworfen wurde. Da ertönte lauter Beifallruf von allen Seiten. Jeder bewunderte und pries die Tapferkeit des Ritters mit den ſilbernen Schlüſſeln und der König ſendete einen Herold an ihn ab und ließ nach ſeinem Stand und Namen fragen. Ritter Peter aber antwortete dem Herold: „Sage dem König Deinem Herrn, ſeine Majeſtät möge mir gnädigſt erlauben, daß ich meinen Namen annoch vor ihm verſchweige, denn ein theures Gelübde verbinde mich, eine Zeitlang Jedermann zu verhehlen, wie ich heiße. Sage übrigens dem Herrn Könige, daß ich ein armer Ritter aus Frankreich ſei, und begierig einigen Ruhm und Ehre bei Jedermann, ſonderlich aber bei edlen Frauen und Jungfrauen zu erwerben.“ — Der König begnügte ſich bei dieſer Antwort und da er wohl vermuthete, daß ein ſo edler und tapferer Ritter keinen unehrenhaften Grund haben könne, ſeinen Namen zu verheimlichen, ſo bewunderte er ihn im Stillen wegen ſeiner großen Beſcheidenheit. Das Turnier nahm nun ſeinen Fortgang und Peter blieb noch lange auf der Bahn, denn keiner der vielen Ritter, welche nach der Ehre ſich mit ihm zu meſſen geizten, konnte ihn bewältigen. So ward ihm denn endlich vom König und von allen Anweſenden die Ehre und der Preis des Turniers öffentlich zuerkannt. Frauen und Jungfrauen prieſen unter einander und noch mehr in ihren Herzen die männlichen Tugenden des edlen Ritters und ſonderlich auf die ſchöne Prinzeſſin Magelone hatte ſeine edle Geſtalt und ſtattliche Haltung einen tiefen Eindruck gemacht, obſchon ſie ihn noch nicht in der Nähe geſehen hatte. Unter dem Beifallsruf der verſammelten Menge und begleitet von einer großen Anzahl von Rittern, die ſich um ſeine Freundſchaft bemühten, zog Herr Peter vom Kampfplatze nach ſeiner Herberge. Beſonders ſchloß ſich Herr Heinrich von Carpona an ihn an, begleitete ihn nach der Herberge, leerte noch manchen Becher mit ihm und blieb fortan in treuer Freundſchaft ihm zugethan.

Ritter Peter wird mit der Prinzeſſin Magelone näher bekannt.

Nun folgten am Hofe die Turniere ſchnell auf einander und immer mehr Ritter wurden durch die feſtlichen Spiele herbeigezogen. Nicht nur liebte der König von Neapel ſelbſt die ritterlichen Wettkämpfe, ſondern auch ſeine Tochter Magelone lag ihm an, dieſelben zu veranſtalten. Den Grund, aus dem ſie ſo großes Wohlgefallen an denſelben fand, hatte ſie ſich zwar ſelbſt noch nicht eingeſtanden, aber es war kein anderer als der, daß ſie Gelegenheit ſuchte, den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln zu ſehen und ſeine Tapferkeit zu bewundern. Wenn die Roſſe ſchnaubten, die Schilde klirrten und die Lanzen krachten, und der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln ſiegreich ſeinen Gegner aus dem Sattel brachte, dann erglühte ihr reizendes Angeſicht in dunkler Röthe. Auch der König ließ mit immer wachſendem Wohlwollen ſein Auge auf dem trefflichen Jünglinge ruhen, welcher in edlem Anſtand und ritterlicher Tugend nicht ſeines Gleichen hatte. Er beſchloß daher, dem Ritter, deſſen edle Abkunft er vermuthete, obſchon er ſeinen Namen nicht kannte, fernerhin mehr Ehre zu erzeigen, als bisher geſchehen war. Als daher die Feſtlichkeiten zu Ende waren, ſchickte der König einen ſeiner Diener in die Herberge und ließ den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln an ſeine Tafel einladen. Da jubelte es in deſſen Herzen hoch auf, denn er durfte doch nun hoffen, das ſchöne Frauenbild, welches er ſo hoch verehrte, endlich einmal in der Nähe zu ſehen. Als daher die Stunde des Mahles gekommen war, da ließ Herr Peter nicht auf ſich warten und ſo günſtig war ihm ſein Geſchick, daß er bei Tafel der ſchönen Prinzeſſin gegenüber zu ſitzen kam. Köſtliche ausländiſche Gerichte und herrliche Weine wurden aufgetragen, aber der Ritter achtete deſſen wenig, ſondern vergaß Eſſen und Trinken, indem ſein Auge und ſein Geiſt unabläſſig mit der liebenswürdigen Dame beſchäftigt waren. Seine Augen ſagten ihm, daß es auf Erden kein ſchöneres Weib geben könne als Magelone, und ſein einziger Gedanke war unabläſſig der Eine: „Glückſelig iſt der Mann, dem einſt dieſer holden Jungfrau Liebe zu Theil wird!“ Dabei dachte er nicht an ſich, denn ſo hoch ſchien ihm das Glück von Magelonens Liebe zu ſein, daß er nicht zu hoffen wagte, daß es ihm jemals zu Theil werden könne. Obſchon nun ſein Inneres alſo aufgeregt war, war Peter doch, als ein gebildeter und ſittiger Ritter, gar wohl bedacht, daß er dem Könige, der ſich mehr als einmal mit huldreichen Anreden und Fragen an ihn wendete, klug und wie es ſich geziemte antwortete; und die Hoflinge ſahen, daß er ebenſo ſehr in zierlichen Reden und Sitten wie im Waffenkampfe Allen den Vorrang ſtreitig machte. Nachdem ſie geſpeiſt hatten, wurden im königlichen Saal allerlei unterhaltende Spiele vorgenommen. Der König zog ſich zurück und Ritter Peter benutzte eine ſchickliche Gelegenheit der holden Magelone ſich zu nähern. Doch hätte er nicht den Muth gehabt ſie anzureden, wenn ſie ihm nicht überaus huldvoll entgegen getreten wäre und ihn mit der Bitte angeredet hätte, daß er doch fernerhin öfter am Hofe ihres Herrn Vaters erſcheinen möge, denn der König, ſo wie alle, die zu ſeinem Hauſe und Hofſtaate gehörten, ehrten ihn hoch wegen ſeiner Tapferkeit, Beſcheidenheit und edlen Weſens. Peters Augen ſtrahlten vor Freude und er drückte der edlen Jungfrau mit ſchicklichen Worten ſeinen Dank aus für die allzugroße Ehre, die ſie ihm widerfahren laſſe; doch verſpreche er, daß es ſein einziges Streben ſein ſolle, ſich derſelben einigermaßen würdig zu machen. Sie wechſelten nur wenige Worte mit einander, als die Königin Mutter der Prinzeſſin rief, um mit ihr den Saal zu verlaſſen. Da ſagte Magelone nur noch: „Haltet ja Wort, Herr Ritter, und beſuchet uns oft. Ich möchte von Euch noch Manches über die Sitten Eurer Heimath erfahren, ſowie von den Schönheiten der Länder, welche Ihr geſehen habt.“ Dabei neigte ſie ſich gegen ihn und ſah ihn mit einem ſo freundlichen Blicke an, daß ſein Herz noch tiefer verwundet wurde, als es ſchon vorher war. Nicht lange darauf kehrte der König zurück und redete mit den Herren, die an ſeinem Hofe zugegen waren.

Bald wendete er ſich auch an den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln, lobte ihn höchlich und erſuchte ihn freundlich, er möge ihm doch nunmehr ſeinen Stand und Namen zu erkennen geben. Peter aber wies mit ehrerbietigen doch ſtandhaften Worten das Anliegen des Königs zurück und erklärte abermals, daß er nichts als ein armer franzöſiſcher Edelmann ſei, welcher durch die Welt ziehe, um dieſe kennen zu lernen und ſich im Ritterthum zu üben, auch, wo ſich Gelegenheit biete, einige Ehre zu erwerben. Der König konnte nicht umhin, die Beſcheidenheit und Standhaftigkeit des Ritters zu bewundern und weit entfernt, ſich durch deſſen Weigerung beleidigt zu fühlen, entließ er ihn vielmehr in aller Güte und Freundlichkeit. Der Ritter ging mit den übrigen Herren vom Hofe und kehrte glücklichen Herzens in ſeine Herberge zurück.

Peter und Magelone werden ſich ihrer Liebe bewußt.

Peter war kaum in ſeiner Wohnung angekommen, als er ſich ganz einſam und im Dunkeln in ſeine Kammer ſetzte, um noch einmal in der Erinnerung das Glück des verfloſſenen Tages zu genießen. Nicht die Ehre, welche ihm an dem königlichen Hofe zu Theil geworden war, bewegte ſein Gemüth; ſondern einzig und allein die holde Jungfrau, in deren Augen er heut zum erſtenmal geſchaut und deren reine ſchöne Seele er in den untadelhaften Zügen ihres reizenden Antlitzes erkannt zu haben glaubte. Wie ein Blitz fuhr da durch ſeinen Kopf der Gedanke: „O könnte ſie dein werden — und ſie kann, muß und wird dein ſein, wenn ſie dich liebt! Vielleicht! Vielleicht!“ — — Auch Magelone ſuchte die Einſamkeit ihrer Gemächer und wie er an ſie, ſo dachte ſie an ihn. Aber nicht nur die Ungewißheit, ob er ſie liebe, quälte ſie, ſondern überdies noch der Gedanke, von welcher Abkunft er ſein möge. Nimmer konnte ſie glauben, daß er ſo niedern Standes ſei, wie er vorgab, denn ſeine edten Sitten, ſein gewandtes und ſicheres Benehmen am Hofe des Koniges ſprachen überzeugender für ſeine vornehme Geburt als ſein Mund. Zwar fühlte ſie, daß ſie ihn nicht inniger lieben würde, wenn er ein Konigsſohn, als wenn er wirklich nur ein armer fahrender Ritter wäre; aber nur, wenn er der Sohn eines vornehmen Hauſes war, durfte ſie als ein ſittſames Mädchen ihr Herz in Liebe ihm zuwenden, denn nur dann durfte ſie hoffen, daß ihr königlicher Vater in eine Vermählung mit ihm willigen werde. Schon mehre Tage hatte ſich die Prinzeſſin mit ihrer Liebe und mit ihrer Sorge getragen, als ſie fühlte, daß es ihr unmöglich ſei, länger allein und rathlos dieſen Zuſtand zu ertragen. Da gedachte ſie an ihre treue Amme, die ſie von Jugend auf gepflegt und geliebt hatte, und welcher ſie Alles anvertrauen zu dürfen glaubte, und beſchloß, welche Ueberwindung es auch koſten möchte, ihr das Geheimniß ihres Herzens mitzutheilen, um Rath und Beiſtand bei ihr zu finden. Als ſich nun Magelone eines Tages allein mit ihrer guten Amme ſah, redete ſie dieſelbe mit herzlichen Worten an: ,,Liebe Amme, all mein Lebtag haſt Du mir Liebe und Treue erwieſen und ich weiß Niemand, auf welchen ich ſo all mein Zutrauen ſetzte als auf Dich. So will ich Dir denn auch jetzt etwas anvertrauen, was Du vor aller Welt geheim halten mußt, und wenn Du dieſes thuſt und mir mit Deinem treuen Rathe beiſtehſt, ſo werde ich Dir ſolches niemals vergeſſen!'' — ,,,,Ach, liebes Kind, erwiderte die Amme, Alles will ich für Dich thun, was zu Deinem Wohle gereicht, und müßte ich ſchon darüber ſterben, darum öffne mir ohne Argwohn Dein Herz!'''' — Da faßte die ſchöne Magelone Muth und fuhr zutraulich fort: ,,Sag, liebe Amme, haſt Du den jungen Ritter geſehen, welcher in den Turnieren geſiegt hat und den ſie den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln nennen? — Er iſts, — an ihm hängt mein Herz, daß ich vor ewigem Denken an ihn nicht eſſen, trinken und ſchlaſen kann. Ach, allerliebſte Amme, könnteſt Du mir nur die Gewißheit verſchaffen, daß er von vornehmer Geburt wäre, ſo wollte ich alle meine Hoffnung auf ihn ſetzen, daß er mein Gemahl würde. Denn ſieh, da ich ihn ſo ſehr und wahrhaft liebe, ſo muß er mich wohl wieder lieben. Rathe mir, liebe Amme, ſieh, ob Du ſeine Herkunft erfahren kannſt und ob er —'' Ueber dieſe Rede war die Amme heftig erſchrocken. Sie wußte lange nicht was ſie ſagen ſollte und erwiderte endlich: ,,,,Liebes Kind, was ſagſt Du! Wiſſe, Dein hoher Stand macht Dich würdig die Gemahlin des vornehmſten Fürſten der Erde zu werden, und er müßte ſich noch glücklich preiſen! Und nun hängſt Du Dein Herz an einen fremden unbekannten Ritter, einen Abenteurer, — o bedenke, theures Kind, was Du thuſt: willſt Du Spott und Schande auf Dich ziehn und den Zorn Deines königlichen Vaters? Ich bitte Dich um Alles, verbanne dieſe Gedanken aus Deinem Herzen!'''' — Obſchon nun Magelone mit ihrem eigenen Verſtande einſehen mußte, daß die Amme Recht habe, ſo war ſie doch über die Rede derſelben tief betrübt, denn die Liebe hatte bereits ſo ſehr ſich ihres Herzens bemächtigt, daß ſie der abmahnenden Stimme des Verſtandes kein Gehör ſchenkte. ,,Ach! rief ſie aus, iſt das die Liebe, welche Du für mich hegeſt? Den Tod willſt Du mir geben, mich elend umkommen laſſen in der Krankheit, die mich ergriffen, ohne auch nur Einen Schritt zu thun, um mir die Arzenei zu holen, welche allein mich zu retten vermag! Was will ich denn von Dir? Iſt es etwa ein Unrecht, daraus mir oder meinen lieben Eltern ein Unglück erwachſen könnte? Nichts ſollſt Du thun als nach ſeinem Stand und Namen Dich erkundigen. Nun thue wie Du willſt, Du haſt die Wahl. Gehorchſt Du meinen Bitten, ſo werde ich gerettet ſein; beharrſt Du bei Deiner Weigerung, ſo wirſt Du bald vor Deinen Augen in Kummer und Schmerz mich elend vergehen ſehen.'' Nachdem ſie ſo geſprochen, ſank die Jungfrau ohnmächtig auf ihr Lager hin, kam aber nach einiger Zeit wieder zu ſich und fuhr mit gleichem Eifer fort: ,,O glaube nur, liebe Amme, daß er, der ſo reich an allen Tugenden und zierlichen Sitten, nimmer von geringem Stande ſein kann! Das iſt es auch, warum er ſeinen Namen nicht nennen will. Er will Ruhm und Ehre nicht ſeiner vornehmen Geburt, ſondern allein ſeiner Tapferkeit zu verdanken haben. Geh, geh, liebe Amme, frage ihn nur in meinem Auftrage nach ſeinem Namen und Stande und er wird ihn nicht geheim halten!'' Als nun die gute Amme ſah, wie groß die Liebe ſei, welche Magelone zu dem Ritter in ihrem Herzen trug, auch die hohen Tugenden bedachte, welche denſelben ſchmückten, wie Jedermann wußte, ſo vermochte ſie nicht länger Widerſtand zu leiſten, tröſtete daher die Jungfrau und verſprach ihr, ſie wolle alles thun, was ſie vermöge, um zu erfahren, was jene wünſche.

Der Ritter Peter und die ſchöne Magelone erfahren durch die Amme von ihrer gegenſeitigen Liebe.

Am nächſten Morgen ging die Amme nach der Kirche, denn ſie wußte, daß der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln in ihr ſeine Morgenandacht zu verrichten pflegte. Wie die Amme in die Kirche getreten war, erblickte ſie auch alsbald den Ritter, ging hin und kniete neben ihm nieder, ihr Gebet zu verrichten. Peter hatte aber die Frau ſchon am königlichen Hofe erblickt und wußte, daß ſie die Amme der ſchönen Magelone ſei. Als ſie daher vom Gebet aufſtand und fortgehen wollte, erhob auch er ſich und redete ſie an. Die Amme aber ſagte nach einigen Zwiſchenreden zu ihm: ,,Herr Ritter, Jedermann wundert ſich, daß Ihr, nachdem Ihr zu Neapel ſo viel Ruhm und Ehre geerntet, noch immer Euren Namen und Stand geheim haltet. Ich weiß gewiß, daß der König und die Königin, vorzüglich aber die ſchöne Magelone ſich ſehr freuen würden, wenn ſie erfahren konnten, Wer und von Wannen Ihr ſeid. Gewiß, Ihr thätet der Prinzeſſin einen großen Gefallen, wenn Ihr Euch zu erkennen gäbet!" Als Peter dieſe Worte vernommen hatte, da ſtand er eine Weile ganz ſtill und ſchaute nachdenklich vor ſich hin, allmählig aber ſtieg eine hohe Röthe in ſein Antlitz, und ſein Herz begann mächtig zu ſchlagen, denn es ſprach in ihm eine Stimme: ſie liebt dich! Endlich aber gab er der Amme dieſe Antwort: „Liebe Frau, ſeit ich meine Heimath verlaſſen, habe ich mich vor Niemand zu erkennen gegeben. Aber, wahrlich, es lebt Niemand in der Welt, dem ich ſo gern gehorſam mich erweiſen möchte, als Eurer ſchönen Gebieterin: darum, wenn ſie mich würdig hält nach meinem Namen ernſtlich zu fragen, ſo ſaget ihr, daß mein Geſchlecht groß und hoch geachtet iſt. Saget ihr überdies in meinem Namen, daß ich ſie unterthänig bitte, hieran ſich genügen zu laſſen. Euch aber erſuche ich, Ihr wollet dieſes von meiner geringen Habe als ein Andenken mit Euch nehmen!" Bei dieſen Worten übergab e der Amme einen von den drei köſtlichen Ringen, welche ſeine Mutter ihm mitgegeben hatte, als er von ihr Abſchied nahm. — Hierauf ging die Amme von dannen und eilte fröhlich dem königlichen Schloſſe zu. Seine beſcheidenen und edlen Reden hatten ihr gar wohl gefallen und ſie glaubte nun ſelbſt, was er ihr ja auch ausdrücklich verſichert hatte, daß er von angeſehenem Geſchlechte ſei. — Magelone ſaß in ihrem Gemach und harrte mit großer Sehnſucht auf die Rückkehr der Amme. Als dieſe nun in die Thür trat, hielt ſie ſogleich der Prinzeſſin den Ring entgegen und meldete ihr alles, was ſie mit dem Ritter geredet hatte. Magelone ergriff freudig den Ring, betrachtete ihn und rief: „Siehſt Du, liebe Amme, wie ich Recht gehabt habe, daß er nothwendig von vornehmem Geſchlecht ſein müſſe! Schau doch nur dieſen Ring an! Meinſt Du, daß ein armer und niedriger Ritter ein ſo köſtliches Kleinod wegzugeben vermöge? O, wie glücklich wird meine Liebe mich machen! Nie, nie ſoll ein anderer Gedanke und Wunſch in mein Herz kommen, als ihn zu beſitzen und einzig ihn zu lieben und zu begehren. Als ich ihn das erſte Mal erblickt habe, da ſchon hat ſich mein Herz ihm ergeben. Und nun weiß ich auch, Amme, daß er einzig um meinetwillen hierher nach Neapel gekommen iſt. Ich bitte Dich aber, überlaß mir dieſen Ring und nimm Dir dafür von allen meinen Schmuckſachen, was Dir gefällt!“ Die Amme überließ ihr den Ring gern; als nun aber Magelone weiter verlangte, ſie ſolle hingehen und dem Ritter ihr ganzes Gemüth entdecken und wie ſie ihn über Alles liebe, da erſchrack die gute Frau heftig und bat die Prinzeſſin, ſie möge doch nicht Zucht und Sitte vergeſſen und mit ihrer Liebe einem fremden unbekannten Ritter ſich in die Arme werfen. Magelone aber rief mit bewegter Stimme: „O, Amme, nenne ihn nie mehr gegen mich einen Fremden, denn wiſſe, daß auf der ganzen Erde Niemand lebt, der mir näher ſtände und den ich inniger liebte, als ihn!“ Als die Amme ſah, wie der Jungfrau Gemüth ergriffen und bewegt war, wollte ſie nicht dawider reden und ſagte daher nur: „Theures Kind, ich denke ja allein auf Dein Beſtes und daß Deine Ehre bewahrt werde. Dieſe wird aber, glaube mir, durch alles verletzt, was wider die Regel und unüberlegt geſchieht. Ich zweifle ſo wenig an Deiner Liebe wie daran, daß der edle Ritter dieſer Liebe werth ſei; doch nur wenn Zucht und Ehre ſtreng von Dir im Auge gehalten wird, kann dieſe Liebe zu Deinem Beſten ausſchlagen. Hierin will ich Dir auch mit Rath und Hilfe getreulich beiſtehn, und ich hoffe zu Gott, daß er Alles zum Beſten lenken wird!“ Dieſe Reden vermochten Magelonen einigermaßen zu beruhigen. Sie ſteckte den Ring an ihren Finger, ging in ihr Bette, drückte den Ring mehr als einmal an ihre Lippen, unter herzlichen Seufzern des theuren Ritters gedenkend, und entſchlief endlich in ſanftem Schlummer. Da hatte ſie ein Traumgeſicht, als wäre ſie mit dem Ritter allein zuſammen in einem luſtigen Garten, und ſie wandelte neben ihm und ſagte zu ihm: „Ich bitte Euch freundlich, Herr Ritter, um der Liebe willen, die ich zu Euch trage, ſagt mir, welches Geſchlechts und von wannen Ihr ſeid?" Weiter träumte ihr dann, daß der Ritter ſie bäte, ſie möge nicht weiter darnach fragen, denn ſie ſolle es gewiß in Kurzem erfahren, und zugleich nähme er einen Ring vom Finger und gäbe ihr den. Sie meinte den Ring ganz deutlich zu ſehen und zu fühlen, und er war noch weit herrlicher als der, welchen ſie von der Amme erhalten hatte. Hierauf waren ſie noch lange in großen Freuden bei einander. So in ſüßen Träumen befangen lag die ſchöne Magelone bis zum andern Morgen, da ſchlug ſie die Augen auf und erzählte der Amme ihren Traum, welche daraus erkannte, daß Magelone ihr ganzes Herz dem Ritter zugewendet habe, und fortan jeden Gedanken daran aufgab ſie fernerhin in ihrer Liebe zu ſtören. — Herr Peter wendete indeß allen Fleiß an, die Amme wiederzuſehen, und da auch die Amme ihm zu begegnen begehrte, ſo währte es nicht lange, daß ſie einander in der Kirche wieder anſichtig wurden. Der Ritter gab ihr ein Zeichen, daß er ſie zu ſprechen begehre, und ſo trat ſie zu ihm und ſagte ihm leiſe, wie über den Ring, den ſie von dem Ritter erhalten habe, Magelone ſich gefreut und ſie aufgefordert habe ihn ihr abzutreten. „Liebe Frau, ſagte dagegen der Ritter: jenen Ring habe ich Euch gegeben, nicht der holden Prinzeſſin, denn ich weiß gar wohl, daß eine ſolche Gabe viel zu gering iſt, um einer ſo großen Fürſtin würdig zu ſein. Alles jedoch was ich beſitze, Leib und Gut will ich ihr zu eigen geben. Wiſſet nur, daß ihre unvergleichliche Schönheit alſo mein Herz getroffen hat, daß ich ohne ihre Gunſt nicht ferner leben kann und mag, ja daß ich mich für den allerunglücklichſten Ritter auf der ganzen Welt halte. Saget ihr dieß, ich bitte Euch darum, denn ich weiß gewiß, daß die Prinzeſſin keine treuere und vertrautere Freundin hat, als Euch!“ Die Amme war auf dieſe Erklärung ſchon gefaßt geweſen und ſagte nun dagegen: „Alles, Herr Ritter, was Ihr befehlet, will ich thun und meiner Gebieterin es redlich anzeigen, kann Euch auch Hoffnung auf eine günſtige Antwort geben. Zuvor aber möchte ich wiſſen, wie Eure Liebe gemeint ſei: — denn iſt ſie thöricht und unedel, ſo bitte ich Euch, daß Ihr nie mehr von derſelben ein Wort verlauten laſſet!“ Da ſprach der Ritter mit edlem Anſtand: „Frau, ich will eines böſen unglücklichen Todes ſterben, wenn ich jemals an eine ſolche Liebe oder vielmehr Schande gedacht habe. Es iſt eine ehrliche, treue, aufrichtige Liebe, mit der ich ſie als eine reine Jungfrau lieben und ihr in Zucht und Ehren dienen will.“ Die Amme war mit dieſer Betheurung gar wohl zufrieden, fragte jedoch weiter: „So Ihr nun gelobt, mit getreuer Liebe lieben zu wollen, warum verhehlet Ihr noch immer Euren Namen und Euer Geſchlecht? Wenn Ihr nachweiſen konnet, daß Ihr von hochadeligen Eltern entſproſſen ſeid, ſo konnte wohl mit Gottes Hilfe die Ehe zwiſchen Euch zu Stande kommen; denn ich weiß, Ihr liebet einander von ganzem Herzen!“ Als Peter dies hörte, da flammte die Liebe hoch auf in ſeinem Herzen. „Ich bitte Euch, rief er, liebe Amme, ſchaffet, daß ich mit der Jungfrau eine Unterredung habe, da will ich ihr meine Herkunft und Alles offenbaren, was ſie von mir zu wiſſen begehret!“ Als ihm auch dieſes die Amme zuſagte, da gab ihr der Ritter den zweiten Ring für Magelone und ſchied mit vergnügtem Herzen. — Die Amme eilte alsbald zur ſchönen Magelone, welche auf ihrem Ruhebette lag und vor allzugroßer Liebe ganz krank geworden war. Kaum aber erblickte ſie die Amme, da ſprang ſie auf und rief: „Sei willkommen, liebe Freundin; aber wehe mir, wenn Du nicht gute Botſchaft bringſt von ihm, den meine Seele liebt. Ach, gib mir einen Rath, daß ich ihn ſehen und ſprechen mag, ſonſt muß ich ſterben!“ — „ „Faſſe Muth, liebes Kind, ſagte die Amme, ich komme mit guter Zeitung!“ “ Da fiel ihr Magelone um den Hals, herzte und küßte ſie. Die Amme aber erzählte, wie ſie mit dem Ritter geſprochen. „Glaube mir, fuhr ſie fort, wenn Du ſeinetwegen große Schmerzen erfährſt, ſo duldet er um Deinetwegen nicht geringer. Aber ich freue mich, daß Eure beiderſeitige Liebe bei aller Heftigkeit getreu, züchtig und ehrlich iſt. Töchterchen, ich ſage Dir, nie iſt mir noch ein Ritter vorgekommen, der ſo weiſe geredet. Nun aber will er heimlich eine Unterredung mit Euch haben, um Euch ſeinen Namen und Stand zu entdecken; überdieß noch, ſo bittet er Euch, Ihr wollet dieſen Ring von ihm annehmen.“ Während die Amme ſprach, horchte die ſchöne Magelone gar aufmerkſam zu und ſchlug die Augen nieder, während ihre Wangen ſich rötheten. Als aber die Amme des Ringes erwähnte, da flammte ihr ganzes Antlitz in Freude; ſie blickte ſchnell auf, ergriff den Ring, betrachtete ihn und rief: „Wahrhaftig, ſieh Amme, es iſt derſelbe Ring, den ich jüngſt im Traume erblickt habe. Ja, mein Herz hat wahr geredet und wird mich auch ferner nicht belügen. Nun glaube ich feſt, daß der Ritter mein Gemahl werden wird, und Du, Amme, ich bitte Dich, denke auf Mittel, daß ich ihn recht bald ſehen und mit ihm reden kann.“ Das verſprach die Amme, und Magelone war fröhlich, hüpfte und jubelte wie ein Kind, betrachtete ihre zwei Ringe, ſteckte ſie bald an dieſen Finger, bald an jenen, bedeckte ſie dann wieder mit Küſſen und dankte dabei Gott in ihrem Herzen, daß er ihr dieſe Seligkeit der Liebe gegeben habe. —

Als am nächſten Morgen der Ritter Peter die Amme erblickte, eilte er zu ihr hin und fragte ſie nach der ſchönen Magelone und ob er bei ihr in Gnaden ſtehe. „Edler Ritter, erwiderte die Amme, ich ſage Euch, daß dermalen kein Ritter lebt von Malen, welche den Harniſch führen und Ritterſpiel üben, deſſen Glück dem Eurigen gleich käme. Eine gute Stunde hat Euch in dieſes Land gebracht und mit Eurer Tapferkeit habt Ihr die ſchönſte Jungfrau der Erde gewonnen: denn wiſſet, daß die Prinzeſſin herzliches Verlangen trägt Euch zu ſehen und freundlich mit Euch zu reden. Ich will mich dem auch nicht widerſetzen, doch müßt Ihr mir zuvor bei Treu und Glauben eines echten Edelmannes geloben, daß Eure Liebe alſo in Zucht und Ehre beſchaffen iſt, wie Eurem und der Prinzeſſin hohem Stande geziemet.“ Da kniete der Ritter vor der Frau auf die Erde nieder, und ſchwur ihr einen theuren Eid vor Gott ſeinem Schöpfer, daß er mit dieſer Liebe nichts anderes zu erlangen begehre als das heilige Sakrament der Ehe, und daß ohnedieß Gott in dieſer Welt ihm nimmermehr helfen möge. Nun reichte ihm die Amme die Hand, daß er aufſtehen ſollte und ſprach: „Wohlan, ſo kommet morgen Nachmittags durch das kleine Pförtchen unſeres Gartens zu meiner ſchönen Gebieterin in ihre Kammer, in welcher Ihr ſie mit mir allein finden werdet. Dann werde auch ich die Kammer verlaſſen, auf daß Ihr Euch Beide allein mit einander bereden und Eurer Herzen Anliegen einander erzählen könnet.“ Fröhlicher Hoffnung voll ſchied der Ritter von der Amme.

Peter kommt mit der ſchönen Magelone heimlich zuſammen.

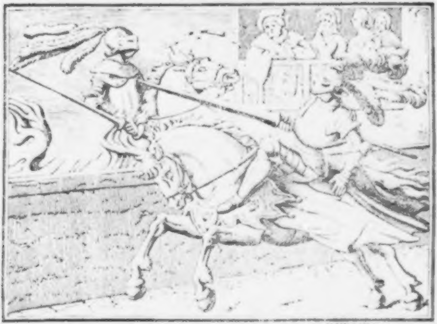
Des folgenden Tages konnte Herr Peter die verabredete Stunde kaum erwarten. Kaum erſchien ſie, ſo ſtand er auch an dem Pförtchen, welches er offen fand. Er eilte durch den Garten und erreichte mit klopfendem Herzen den Pallaſt und die Kammer ſeiner Geliebten. Hier fand er die ſchöne Magelone allein mit der Amme, und wie ſie ſeiner anſichtig wurde, ſo ward ihr Antlitz ſo roth wie eine Roſe, und dabei zitterte ſie und wäre ihm ſicher entgegen und an den Hals geflogen, wenn nicht die edlen Sitten ſie zurückgehalten hätten, welche in einem gebildeten Herzen ſtets die Obmacht über die Leidenſchaft behalten. Aber ihr Herz hüpfte vor Freude in ihrem Leibe, als ſie den theuren Ritter ſah, und die Liebe, welche ſie mit keinem Laut verrieth, leuchtete aus ihrem Antlitz und ſtrahlte aus ihren lieblichen holdſeligen Augen. Auch der Ritter hatte ſeine Farbe gewandelt, als er nun die Geliebte alſo vor ſich erblickte, wie ihn ſeine kühnſten Wünſche niemals hatten hoffen laſſen. Er ſuchte lange Zeit vergebens nach ſchicklichen Worten, mit denen er ſie anreden ſollte: dabei war ihm zu Muthe, als einem, der nicht weiß, ob er auf der Erde ſteht, oder in den Lüften ſchwebt, ob er wacht oder träumt. Er kniete demnach vor ihr nieder, neigte das Haupt zur Erde und ſprach: ,,Hochgeborne Fürſtin, Gott der Allmächtige verleihe Euch Ehre und Alles was Euer Herz begehrt!'' Magelone nun faßte ſeine Hand, neigte ſich ein wenig zu ihm hernieder und ſprach mit leiſer Stimme: ,,Seid mir willkommen, edler Ritter!'' Hierauf hob ſie den Ritter auf, ſetzte ſich und hieß ihn neben ihr Platz nehmen; die Amme aber verließ das Gemach. Die Jungfrau redete ihn nun mit niedergeſchlagenen Augen an: ,,Ich weiß ſehr wohl, ſagte ſie, daß es einem jungen Mädchen, wie ich bin, wenig ziemt, mit einem Ritter eine heimliche Unterredung zu haben: aber ich habe in meinem Innern Euer adliges und redliches Gemüth bedacht, und dadurch die Sicherheit und den Muth erlangt, dem Verlangen meines Herzens nachzugeben. Wiſſet nur, daß ſchon damals, als meine Augen Euch zum erſtenmal erblickten, mein Herz alles Gute Euch wünſchte, und daß nun kein Menſch auf Erden lebt, dem ich wohlwollender geſinnt wäre, als Euch. Dieß, edler Ritter, iſt auch der Grund, warum ich wünſche und, wie Ihr wohl ſelbſt einſehen werdet, begierig ſein muß zu erfahren, wer Ihr ſeid, aus welchem Lande entſproſſen und warum Ihr hieher gekommen ſeid.'' Freudig ſtand der Ritter auf und ſagte: ,,Dank ſei Euch, gnädigſte Prinzeſſin, für die Freundlichkeit, mit welcher Ihr Euer Gemüth mir zugewendet, obſchon keine Tugend in mir iſt, die mir einen Anſpruch auf Eure Huld gibt. Gewiß iſt es billig, daß Ihr Alles erfahret, was ich bisher vor Jedermann geheim gehalten habe; doch weil mein Vorſatz iſt, auch fernerhin noch unbekannt zu bleiben, ſo muß ich Euch bitten, was Ihr von mir erfahret, vor aller Welt zu verſchweigen. Wiſſet denn, edle Fürſtin, ich bin der einzige Sohn des Grafen von Provence, welcher ein Oheim des Königs von Frankreich iſt. Ich bin einzig darum aus meinem Vaterlande hierher gezogen, um Eure Liebe zu gewinnen: denn ich hörte ſagen, es gäbe keine ſchönere Fürſtin, denn Ihr, und wahrlich das Gerücht hat wahr geredet. Nicht darum bin ich hierher gekommen, um mit edlen Rittern Gemeinſchaft zu pflegen und mit ihnen um den Preis zu kämpfen, denn ich weiß gar wohl, daß Viele in allen Dingen geſchickter ſind als ich: ſo keck war ich, daß ich, obſchon der Geringſten einer, mir doch in meinem übermüthigen Herzen vorſetzte, Eure Gunſt und Liebe zu erringen, und wenn mir ſonſt ein Sieg über edle Ritter gelungen iſt, ſo habe ich ſolches einzig dem hohen Muthe zu verdanken, den Euer Anblick und die Liebe mir eingeflößt haben. Solches iſt die ganze Wahrheit, welche Ihr von mir zu erfahren verlanget. In meinem Herzen aber iſt beſchloſſen, Niemand zu lieben, denn Euch, bis an meinen Tod.“ Hierauf nun erwiderte Magelone: „Mein edler Ritter und Herr, ich danke dem gnädigen Gott, der uns einen ſo glücklichen Tag gegeben hat. Ich achte mich für das glücklichſte Weſen, daß ich einen ſo edlen Menſchen gefunden habe, welcher an Hoheit des Geſchlechts, Tapferkeit, Zucht und Weisheit nicht ſeines Gleichen hat. Wahrlich, was Ihr gethan habt, um mein Wohlwollen zu erringen, das ſollt Ihr nicht vergebens gethan haben. Nachdem Ihr mir Euer Herz und Gemüth enthüllet, ſo iſt es billig, daß ich vor Euch ein Gleiches thue. Darum, theurer Ritter, nehmet mich hin, ja, ich bin ganz und gar die Eure. Ihr ſollt der Herr und Meiſter meines Herzens ſein und nichts weiter bitte ich von Euch, als daß Ihr unſere Liebe bis zur Zeit unſeres öffentlichen Verlöbniſſes geheim haltet. Glaubet, ich werde lieber den Tod erleiden, als je mich ſelbſt und mein Herz einem Anderen ergeben.“ Bei dieſen Worten nahm Magelone eine goldene Kette mit einem köſtlichen Schloß von ihrem Halſe und fuhr fort: „Nehmet, geliebter Freund und Bräutigam, mit dieſer Kette den Beſitz meines Lebens, und ich gelobe Euch treulich, wie einem Königskinde geziemt, keinen Andern zu ehelichen, denn Euch.“ Nachdem ſie dieſe Worte geſprochen, umfing ſie ihn freundlich mit ihren Armen; Peter aber ſank vor ihr ins Knie, dankte ihr, ſprach ihr ſich ganz und für immer zu eigen und ſteckte an ihren Finger den dritten und köſtlichſten Ring, den er beim Abſchied von ſeiner Mutter erhalten hatte. Magelone neigte ſich zu ihm hernieder, Peter umfing ſie, drückte auf ihre Lippen den erſten Kuß und begrüßte ſie als ſeine heiß geliebte Braut. Hierauf riefen ſie die Amme zurück, und Peter nahm herzlichen Abſchied von ſeiner ſchönen Verlobten und ging glückſeligen Herzens nach ſeiner Herberge. Magelone verbarg vor aller Welt das Glück ihrer Liebe; nur mit der guten Amme ſprach ſie von Nichts anderem als von ihrem Geliebten. Die Amme dagegen warnte und ermahnte ſie, nicht leichtſinnig in ihrer Liebe zu ſein und ſie vor allen ihren Umgebungen zu verbergen. Sie ſtellte ihr vor, daß eine unzeitige Offenbarung ihres Geheimniſſes ihr ſelbſt Beſchämung und den Unwillen ihrer Eltern zuziehen würde, den Ritter vielleicht gar in Verderben und Tod ſtürzen könnte, und auch ihr, der Amme harte Strafe zuziehen würde. Magelone verſprach der Amme, ihr in Allem gehorſam zu ſein. „Bemerkſt Du, ſagte ſie, etwas an mir, was Dir thöricht oder unziemlich erſcheint, ſo gib es mir zu verſtehen. Wenn wir Beide aber allein zuſammen ſind, ſo laß mich immer von dem liebſten aller Menſchen zu Dir ſprechen, dann vergeht mir etwas ſchneller die lange Zeit, welche ich leider ohne ihn zubringen muß.“ — Der Ritter dachte in ſeiner Behauſung fortwährend nur an ſeiner holden Geliebten Schönheit und Freundlichkeit, und aus Sehnſucht ſie zu ſehen ging er eher wieder an den königlichen Hof als er vorher willens geweſen war. Hier aber hielt er ſich beſcheiden und zurückgezogen, wodurch er nicht nur dem Könige und den Großen an ſeinem Hofe, ſondern auch dem gemeinen Hofgeſinde um ſo lieber und angenehmer wurde. Nur wenn ihn Niemand beobachtete, richtete er ſeine Blicke auf die reizende Prinzeſſin und ſättigte ſeine hungrigen Augen an ihrem Anblick, und oft begegneten ſich dann ihre Blicke und es fand ein geheimes Verſtändniß unter ihnen ſtatt, obgleich ſie kein Wort mit einander redeten und Niemand von demſelben eine Ahnung hatte. Zuweilen jedoch erhielt der Ritter von dem Könige oder von der Königin den Befehl, ihrer Tochter aufzuwarten, und dann nahte er ſich ihr klopfenden Herzens, aber unbefangenen Weſens, und holdes Geſpräch entzückte ihre Seelen.

Ritter Peter erwirbt auf einem Turnier hohe Ehre.

In der Normandie lebte zu jener Zeit ein reicher und edler Ritter; derſelbe war ſeiner Macht und ſeiner Tugenden wegen weit und breit berühmt und hieß Herr Friedrich von der Krone. Er hatte vormals auch die ſchöne Magelone geſehen und bewundert, eine heimliche Liebe gegen ſie gefaßt und dachte nunmehr etwas zu thun, wodurch er ihre Augen auf ſich zöge, ihren Beifall und vielleicht ihre Liebe gewönne. Darum nahm er ſich vor, in der Stadt Neapolis Ritterſpiel zu treiben und gedachte hier zu Ehren des ſchönen Königskindes Lanzen zu brechen und mit ſeiner Stärke und Gewandtheit den Preis zu erringen. In ſolcher Abſicht wandte ſich Herr Friedrich von der Krone an den König von

Frankreich, deßgleichen an den von Neapel, und bat, zu Neapel ein Turnier anſagen zu dürfen, und darauf ward in Frankreich und allen Landen ausgerufen: Welche Ritter Luſt hätten, Lanzen zu brechen aus Liebe zu Frauen und Jungfrauen, die ſollten auf den Tag Mariens Geburt zu Neapolis erſcheinen: daſelbſt würde ſich zeigen, welcher Art ihre Liebe ſei. — Solche Aufforderung bewog viele edle Herren und Fürſten, die kamen aus Italien, Frankreich, England und Deutſchland, und unter ihnen erſchien auch Jakob, der ein Bruder des Grafen von Provence und des Ritters Peter Ohm war. Er erkannte aber den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln nicht. Auch Herr Friedrich von der Krone und Herr Heinrich von Carpona blieben nicht aus, und der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln harrte ohnedem an dem Platze. — — Nachdem die verſammelten Fürſten und Herren ſechs Tage in der Stadt ſtill gelegen, erſchien der ausgeſchriebene Tag. Sie machten ſich bei Zeiten auf, hörten die Meſſe in frommer Andacht und rüſteten ſich dann, ein Jeglicher ſo ſtattlich, als er nur immer vermochte. Als ſie auf dem Platze ankamen, da das Stechen gehalten werden ſollte, erblickten ſie auf den Schaubühnen den König und die Königin und Magelone neben vielen andern reich geſchmückten Frauen und Jungfrauen. Es war ein gar lieblicher Kranz holder Schönheit: aber unter all den reizenden Frauen ſtrahlte Magelone hervor wie ein Demant unter den übrigen Edelſteinen. Den Rittern ſchlug das Herz in Kampfluſt und gar vielen auch in Liebe zu dem holdſeligen Königskinde, alle aber harrten, wann der König den Befehl zum Beginne des Stechens geben würde. Oben an hielt zu Roß Her Friedrich von der Krone und nach ihm folgten die übrigen Ritter nach Stand und Würden, ganz zuletzt aber ſaß auf ſeinem guten Pferde Herr Peter von Provence, den Niemand kannte, als die Eine, von der auch allein er gekannt ſein wollte; und obgleich er der letzte und unſcheinbarſte unter allen den prachtvoll geſchmückten Rittern war, ſo ruhte das Auge der ſchönen Magelone doch einzig auf ihm. Nun gab der König den Befehl, daß der Herold ausrufe, daß das Turnier geſchehen ſolle, ohne Falſchheit und Feindſchaft, doch auch ohne Scheu vor dem Gegner, und Herr Friedrich von der Krone ritt vor und rief laut: „An dieſem Tage will ich meine Kraft und Ritterlichkeit beweiſen gegen Jedermann, der es mit mir aufnimmt zu Ehren der edlen und allerſchönſten Prinzeſſin Magelone!“ Da ritt zuerſt wider ihn Herr Heinrich, ein ſchöner ſtattlicher Ritter und des Königs von England Sohn: der dachte auch die Huld der ſchönen Magelone zu gewinnen. Als ſie auf einander ſtießen, trafen ſie ſich ſo gut und ſtritten ſo mannhaft, daß Beider Lanzen auf der Bruſt des Gegners zerſplitterten. Nachher ritt Herr Lanzelot von Valois, auch aus einem berühmten Geſchlecht, auf die Bahn. Der war ein ſtarker Ritter und ſtach Herrn Friedrich von der Krone gleich auf den erſten Anlauf aus dem Sattel, daß er von dem Platze weichen mußte. Nun ſprengte der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln herbei, um gegen Lanzelot zu ſtreiten, denn er konnte ſein ruhmbegieriges Herz nicht länger bezähmen. Die Zwei trafen ſich ſo hart und ſaßen doch beide ſo feſt im Sattel, daß beider Roſſe zuſammenſtürzten. Da befahl der König, daß ſie die Pferde wechſeln und noch einmal rennen ſollten, der ſchönen Magelone aber waren vor Schreck faſt die Sinne vergangen, als ſie ihres Ritters Roß ſtürzen ſah, und nun bangte ihr alſo vor dem neuen Anlauf, daß ſie kaum hinzuſehen wagte. Herr Peter aber nahm all ſeine Kraft zuſammen und konnte dießmal wider Herrn Lanzelot mit ſolcher Gewalt, daß dieſem ein Arm zerbrochen ward und er für todt auf die Erde fiel. Da mußten ihn die Seinen auf einer Bahre nach ſeiner Herberge tragen. Nun faßte Magelone friſchen Muth, obgleich ihr der Fall des tapfern Ritters nicht weniger weh that als Herrn Peter. Es ſtellte ſich aber wider dieſen Herr Jakob von Provence, den

Peter gar wohl erkannt hatte, der aber ihn nicht kannte. Als nun der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln ſah, daß ſich ſeines Vaters Bruder wider ihn zu ſtreiten rüſte, da rief er dem Herold: „Bittet, ſprach er, den Ritter, er möge nicht wider mich auftreten, denn er hat mir einſt einen Dienſt in der Ritterſchaft erwieſen, deßwegen ich nicht die Waffen gegen ihn tragen will; — wenn er mich mit dem Kampfe verſchont, ſo bekenne ich gern, daß er ein beſſerer Ritter ſei, als ich.“ Herr Jakob nahm die Rede übel auf und meinte, der unbekannte Ritter wolle ſeiner ſpotten. Er war aber ein tüchtiger Ritter und war derſelbe, welcher vormals Herrn Peter ſelbſt zum Ritter geſchlagen hatte; aus dieſem Grunde ſcheute ſich auch Peter wider ihn zu kämpfen. „Saget dem Ritter, antwortete er daher dem Herold, wenn ich ihm einen Dienſt erwieſen, ſo ſolle er um ſo mehr mit mir ſtreiten, denn ich ſehe und habe es auch ſonſt gehört, daß er ein tapferer Ritter ſei. Aber wahrhaftig, ich glaube, daß es ihm an Kraft und Muth gebricht, mich zu beſtehen!“ Als nun der Herold an Peter dieſe Botſchaft brachte, mußte derſelbe ſich wohl zum Kampfe entſchließen, um nicht für feig gehalten zu werden. Wie ſie aber gegen einander ritten, da nahm Peter ſeine Lanze hoch und rückwärts, alſo daß er ſeinen Ohm nicht traf. Der aber fehlte ihn nicht, ſondern traf den Ritter mitten auf die Bruſt, daß ſein Speer in Splittern brach und er ſelbſt von dem heftigen Anprall aus dem Sattel kam. Peter dagegen wankte nicht im Sattel, ſondern ſprengte vorbei, als ob es nur eine leichte Flamme wäre, die gegen ſeinen Harniſch leckte. Der König und alle Zuſchauer ſahen wohl, daß der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln nur aus Höflichkeit ſeines Gegners geſchont hatte, wußten aber nicht, warum dieß geſchehe, nur Magelone kannte die Urſache. Als nun die Beiden zum zweitenmal gegen einander ritten, nahm Herr Jakob alle Kraft zuſammen, Peter aber that wie das erſte Mal, und mit ſo großer Kraft traf dießmal Jakob die Bruſt ſei-



nes Gegners, daß er ſelbſt über den Stoß vom Pferde fiel. Peter hatte ſich auch dießmal nicht im Sitze gerührt, ſo daß Jedermann ſeine Stärke bewunderte und lobte und Herr Jakob von Provence ſelbſt, alſo daß er nicht weiter gegen Peter kämpfte ſondern aus der Bahn ritt. Nun traten noch viele Ritter auf, die ſchonte der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln nicht, ſondern hob einen nach dem andern aus dem Sattel. Zuletzt hielt er allein auf dem Platze und war keiner mehr, der es mit ihm wagen wollte; da ſchlug er ſein Viſir auf und ritt vor den König. Dieſer aber ließ durch den Herold den Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln als Sieger im Turnier ausrufen, trat ihm entgegen, nachdem er vom Roſſe geſtiegen, umarmte ihn und ſprach: „Lieber Freund, ich danke Euch für die Ehre, welche Ihr mir heute erwieſen habt, denn nunmehr darf ich mich wohl rühmen, daß es keinen Fürſten der Erde gibt, welcher wie ich einen Ritter an ſeinem Hofe hat, der ſo reich an Sitte, Ehre und Tapferkeit iſt. Ihr habt durch Eure Thaten höhern Ruhm erlangt, als ich auszuſprechen vermag, und Gott möge Euch Alles gewähren, darnach Euer Herz verlangt, denn Ihr ſeid ſicher deſſen würdig!“ Hierauf führte der König den Ritter zu den Frauen und dieſer hörte ſein Lob aus der Königin und der ſchönen Magelone Munde und empfing von Allen Preis und Dank. Am Hofe und überall war ſeitdem Herr Peter gar wohl gelitten und noch mehr geehret denn vorher. Obſchon er nur für einen armen und unanſehnlichen Edelmann ſich ausgab, ſo war doch keiner unter den vornehmen Herren zu Neapel, der ſich nicht zur Ehre gerechnet hätte, mit ihm Kameradſchaft zu halten. Dabei war er ein gar ſchöner junger Geſell, und wer ihn ſah, mußte ſeine Freude an ihm haben. Sein Wuchs war lang und edel, ſein Haar lokkig und blond wie Gold, ſeine Augen waren klar und freundlich gegen Jedermann. — Der König that der verſammelten Ritterſchaft, ſonderlich aber dem Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln noch mancherlei Ehre an; auch der Verwundeten wurde nicht vergeſſen. Nachdem die Herren noch fünfzehn Tage in Freude und Wohlleben beim königlichen Hofe zu Neapel geblieben waren, ſchieden ſie endlich und gingen hierhin und dahin, jeder nach ſeinem Lande und verbreiteten überall den Ruhm des ehrenwerthen, aber unbekannten Ritters, der ſie Alle ſo mannhaft beſtanden hatte. Auch Herr Jakob von Provence ritt von dannen und hatte ſeinen Neffen nicht erkannt. — Die ſchöne Magelone hatte die Zeit über viel Freude gehabt, denn von allen Seiten ſchallte ihr ja das Lob ihres edlen Geliebten entgegen; doch hatte ſie niemals weder durch ein Wort noch durch einen Blick verrathen, welche Gefühle ſie zu dem jungen Ritter im Buſen trug.

Der Ritter Peter entführet die ſchöne Magelone.

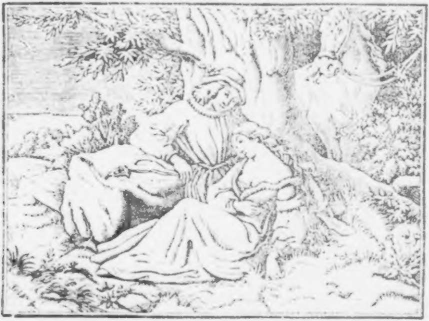
Als die Feſtlichkeiten aber vorüber waren, da war die holde Jungfrau deſſen herzlich froh, denn nun durfte ſie hoffen, den theuren Mann recht bald einmal wieder in trautem Beiſammenſein zu beſitzen, denn ſo lange die vielen Fremden am königlichen Hofe zugegen waren, hatten die Liebenden keine heimliche Zuſammenkunft haben können. Als nun Peter das erſte Mal wieder bei ſeiner lieben Braut in ihrer Kammer war, und ſie mit ſüßen Reden und noch ſüßeren Küſſen ſich ihre Liebe bezeugt hatten, dachte er daran, ſie auf eine Probe zu ſtellen und ſprach: ,,Edelſte, ſchönſte, herzliebſte Magelone, Ihr wiſſet, wie lange ich nun ſchon um Euretwillen fern von meinen lieben Eltern und von meiner Heimath mich aufgehalten habe. Die Meinen haben niemals einige Kunde von mir erlangt und mögen darüber in Angſt und Kummer ſein, welches ſie auf keine Weiſe um mich verdient haben; darum, ſo bitte ich Euch, allerliebſte Braut, da Ihr die einzige Urſache meines Aufenthalts ſeid, Ihr wollet mir die Erlaubniß nicht verſagen, mit Nächſtem einmal nach Hauſe zu reiten und nach den Meinen zu ſehen!'' — Wie nun die ſchöne Magelone dieſe Rede ihres Ritters vernahm, da antwortete ſie erſt gar nicht, aber es liefen ihr die hellen Thränen über ihr holdes Angeſicht. Nach vielem Schluchzen und Seufzen ſagte ſie endlich: ,,Ja, ziehet nur hin, denn es iſt wahr, daß Ihr Vater und Mutter Gehorſam beweiſen müßt. Aber deſſen bin ich tief betrübt, daß Ihr mich, Eure Geliebte, hier zurücklaſſen wollt, da ich doch ohne Euch nimmermehr Raſt und Ruhe in dieſer Welt haben kann. Ziehet hin und laſſet mich in meinem Elende zurück: Ihr werdet bald genug die Kunde von meinem Tode erfahren!'' Da ward Peters Herz tief erſchüttert, daß er faſt auch zu weinen begann, aber er tröſtete ſie mit milden Worten: ,,Ach, Magelone, geliebtes Herz, weine nicht länger und laß dein Herzleid fahren. Du weißt ja, daß ich viel lieber den

Tod erleiden als von Dir laſſen werde: — willſt Du aber mit mir von hinnen ziehen, ſo ſei auch verſichert, daß ich in Zucht und Ehren Dich führen und in meiner Heimath zu meinem lieben Gemahl Dich machen werde.“ Da ſie dieß hörte, wurde Magelone voller Freuden, umfing ihren Geliebten mit großer Zärtlichkeit und rief: „Ja, ja, lieber Peter, laß uns bald in aller Heimlichkeit entweichen: denn wiſſe nur, was ich bisher Dir verſchwiegen habe, weil ich Dich nicht in Angſt und Zorn bringen wollte und weil ich kein anderes Mittel ſah, die Deine zu werden, als nur die Flucht, und doch nicht wußte, ob Du mich mit Dir nehmen wollteſt. Wiſſe, daß mein Vater mir ſeinen Willen angeſagt hat, und er entſchloſſen iſt mich nächſtens mit Herrn Heinrich von Carpona zu vermählen.“ Peter erſchrak heftig, als er vernahm, wie ihm ſeine allerliebſte Liebe und damit ſeines Lebens Seligkeit entriſſen werden ſollte, und beſchloß nun alsbald wahr zu machen, was er vorhin nur als eine Verſuchung der Liebe Magelonens ausgeſprochen hatte. Die Liebenden beredeten, daß ſie am dritten Tage, früh am Morgen, wenn noch alle Welt in tiefen Schlaf verſunken läge, mit einander Neapel verlaſſen wollten. Peter verſprach für allen ihnen nöthigen Reiſebedarf zu ſorgen und ſie mit ſtarken Pferden an der Gartenthüre zu erwarten. — Nachdem der Ritter ſie verlaſſen hatte, harrte die ſchöne Magelone im Stillen in großer Angſt und Sehnſucht auf den Morgen des dritten Tages; denn ſie wußte wohl, daß, wenn ihr Vater ihren Plan erführe oder gar ſie auf der Flucht ergriffe, ſo würde er in ſeinem Zorne weder ihr Leben noch das des geliebten Ritters ſchonen. Sie bereitete ſich heimlich zur Reiſe vor und entdeckte ſich Niemand, ſelbſt ihrer Amme nicht, denn ſie fürchtete, daß dieſe unter keiner Bedingung in ihre Flucht willigen würde, und wollte dieſe ihr ſo treue Frau auch nicht mit in die Gefahr ziehen, der ſie ſelbſt um der Liebe willen kühn ſich ausſetzte. Bald nach Mitternacht erſchien Peter mit drei ſtarken und wohlbeſchlagenen Pferden an dem Gartenpförtchen, auch ohne alle Begleitung, damit Niemand an ihm zum Verräther werden könne. Das eine Pferd hatte er mit Speiſe und Getränk und was ihnen etwa zur Bequemlichkeit nöthig wäre, auf zwei Tage beladen, damit ſie vor dieſer Zeit nicht nöthig hätten, irgendwo einzukehren. Als die ſchöne Magelone das verabredete Zeichen hörte, auf welches ſie mit banger Sehnſucht harrte, eilte ſie herab und nahm nichts mit als ihre nothdürftigſten Sachen und was ſie an werthvollem Schmuck, Gold und Silber beſaß. Peter hielt für ſie einen zierlichen, ſehr leicht und ſchnell gehenden Zelter bereit, auf den ſie ſich mit ſeiner Hilfe ſchwang; der Ritter ſelbſt ſetzte ſich auf ſein ſtattliches Streitroß und hielt das Packpferd am Zügel, und ſo ritten ſie eilend durch die ſtille und dunkle Nacht bis an den Morgen, wo ſie bereits die dicken und ſchattigen Waldungen erreicht hatten, welche ſich längs der Meeresküſte hinzogen. Hier hofften ſie Niemand zu begegnen und auch von den ihnen Nacheilenden nicht gefunden zu werden. Nachdem ſie tief in den Wald hinein gekommen waren und Peter der ſchönen Magelone anſah, daß ihr die Kräfte ausgingen, machte er an einem mit üppigem Graſe bewachſenen Platze Halt, hob ſeine Geliebte vom Sattel und band die Pferde an Bäume an, unter denen ſie reichliches Futter fanden. Darauf ſetzte er ſich zu ſeiner holden Braut ins Gras und redete mit ihr von ſeiner Liebe, um ſie aufzuheitern, denn ſie war ſtill und ſchwermüthig, und wendete ſich endlich mit ihr in herzlichem Gebet an Gott, daß er ihnen ferner gnädig ſein und ſie beſchirmen möge. Nicht lange darauf wurde Magelone müde, weil ſie die ganze Nacht und aus Erwartung auch die vorhergehenden Nächte kein Auge zugethan hatte, und ſie ſank mit ihrem Haupt in Peters Schooß und war bald in ſanften Schlummer verſunken, während Peter wachte und ſie behütete. — Als der Tag angebrochen war, ging zu Neapel im königlichen Schloſſe die Amme in die Kammer ihrer jungen Gebieterin: als ſie dieſelbe nicht fand, meinte ſie, daß ſie noch zu Bette liege und ſchliefe. Sie harrte daher noch eine lange Weile und trat endlich ans Bett, um die ſchöne Magelone zu wecken. Ach, wie erſchrak aber die gute Frau, als ſie nun ſah, daß das Bett leer war und auch die ganze Nacht Niemand in ihm gelegen hatte, denn es war noch friſch und unbenutzt. Die Amme dachte ſogleich daran, daß der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln mit der Prinzeſſin entflohen ſei. Sie lief daher eilend nach Peters Herberge, fragte nach ihm und hörte, daß er des Nachts mit ſeinen Pferden von dannen geritten ſei. Da wurde ihre Angſt zur Gewißheit, ſie hub an zu jammern, als ob ihr der Tod bevorſtehe und ging ſogleich zur Königin, welcher ſie unter heftigen Thränen anzeigte, daß Magelone nicht in ihren Bette gelegen und auch ſonſt nirgends zu finden ſei. Die Königin eilte in Schreck, Angſt und Zorn nach den Gemächern der Prinzeſſin und in den Garten, überdem kam auch der König herbei und erfuhr, was vorgefallen wäre. Bald nachher meldete ein Kammerdiener, daß der Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln dieſe Nacht davon geritten ſei, ohne von irgend Jemand Abſchied zu nehmen oder zu hinterlaſſen, wohin er ſich wende. Da ſchöpfte der König alsbald Verdacht, daß der Ritter die Prinzeſſin entführt habe und wollte das Verſchwinden ſeiner Tochter nicht länger geheim halten. Er bot ſogleich ſeine ganze Macht auf, ſendete nach allen Richtungen berittene und bewaffnete Leute aus mit dem Befehl, den Ritter, wenn ſie ihn träfen, gefangen zu nehmen und nach Neapel zu bringen, denn er wolle ihn ſtrafen, daß alle Welt davon reden ſolle. Demjenigen, der den Ritter finge und der die ſchöne Magelone aus ſeiner Hand befreite, verſprach er eine große Belohnung. Die Boten ritten eilend ab, der König aber und die Königin ſaßen in großem Unmuth und heftigem Schmerz zuſammen. Die Königin wollte vor

Jammer faſt vergehen und ſchrie überlaut: der König aber ließ die Amme vor ſich fordern und rief ihr entgegen: „Verrätheriſches Weib, Du mußt um die Sache wiſſen, darum geſtehe willig, ehe ich Dich durch Qualen zum Geſtändniſſe zwinge!“ Die Amme aber fiel ihm jammernd zu Füßen und ſprach: „Gnädigſter Herr, wenn Ihr einige Schuld an mir findet in dieſem Unglück, ſo möget Ihr mich des grauſamſten Todes ſterben laſſen. Ich habe vielmehr ſogleich der Frau Königin Nachricht gegeben, wie ich der Prinzeſſin Abweſenheit bemerkt habe!“ — Als der König ihren Jammer ſah und zugleich die Liebe und Sorgfalt bedachte, welche das treue Weib ſeinem Kinde allzeit hatte angedeihen laſſen, konnte er nicht anders als ihren Worten Glauben ſchenken. Zugleich mußte er aber auch faſt alle Hoffnung aufgeben ſeine Tochter jemals wieder zu ſehen: und obſchon er immer neue Boten ausſendete und ſeiner Gemahlin guten Troſt zuſprach, ſo war er in ſeinem Herzen doch tief bekümmert, ging in ſein Gemach, aß und trank nicht den ganzen Tag und ten ließ auch Niemand vor ſich. — In den folgenden Tagen kehr- die ausgeſendeten Boten heim, einer nach dem andern, und keiner hatte auch nur eine Spur weder von der Prinzeſſin noch von dem Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln entdeckt. Mit jedem rückkehrenden Boten mehrte ſich im Schloſſe zu Neapel Trauer und Angſt, und als auch der letzte Bote ſo troſtlos wie die frühern ankam, da war die Wehklage und der Zorn des Königs groß und der Jammer breitete ſich auch über die ganze Stadt, ja über das ganze Land aus: denn die ſchöne Magelone war von Allen geliebt und war als der ſchönſte Schmuck und das edelſte Kleinod von jeglichem Unterthan des Königs von Neapel mit Stolz und Verehrung betrachtet worden. Der König ließ eine Zeit lang ſeinem Zorn und die Königin ihren Thränen freien Lauf, dann aber verſanken Beide in eine ſtumme Trauer, und an dem vorher ſo luſtigen Hofe von Neapel war es ſeitdem ganz ſtill und einſam.

Der Ritter Peter verlieret ſeine geliebte Magelone und geräth in die Gefangenſchaft.

Die ſchöne Magelone hatte das Haupt in den Schooß des theuren Ritters gelegt und ruhte im grünen ſchattigen Walde in ſanftem Schlummer. Herr Peter aber hatte kein Auge zugethan und war ihm doch nicht anders zu Muth als ob er einen wunderlieblichen Traum träumte. Seine Augen ruhten auf dem roſigen Antlitz der holden Jungfrau, und da ihre Augen geſchloſſen waren, ſo wagte er recht dreiſt und unverwandt, wie er bisher noch niemals gethan, ihre wunderbare Schönheit zu betrachten. Ihr rother Mund lächelte ihm entgegen und er fühlte, wenn er ſich ein wenig über ſie neigte, das Wehen ihres Athems. Gern hätte er einen Kuß auf die purpurnen Lippen gewagt, aber er fürchtete die Geliebte in ihrem erquickenden Schlummer zu ſtören. Die zarten, durchſchimmernden Nüſtern der zartgebogenen Naſe, welche ihre königliche Abkunft zu verrathen ſchien, bebten indem ſie athmete. Die geſchloſſenen Augenlieder waren wie mit einem leichten ſeidenen Flor mit den langen dünnen Wimpern beſetzt, und die ſtolz gewölbten Augenbraunen begrenzten eine freie edelgeformte Stirn, über welche ihr goldenes Haupthaar in freien Locken zu beiden Seiten herniederwallte. Alles dieſes ſah der liebende Ritter unverwandten Blickes, ſeine Wangen glühten, ſein Herz ſchlug laut und hob ihm die Bruſt. Auch Magelonens Buſen wogte jetzt mächtiger auf, ihr Mund hauchte einen leiſen Seufzer, doch ſie erwachte nicht; dem Ritter aber, welcher kein Auge verwendete, kam es vor, als ob der Schlummernden das enge Gewand den Athem benähme, denn die hochaufwogende Bruſt ſchien ihre Hülle zerſprengen zu wollen und die Schleife, welche das Gewand oben am Halſe verſchloß, zog ſich enger zuſammen. Unwillkührlich faßte Peter das eine Ende des Bandes, es gab leicht nach, die Schleife zog ſich auf, und Magelonens blendend weißer Buſen drängte ſogleich das Gewand zurück, welches ihn beengt hatte, ſo daß die Jungfrau im Schlummer freier aufathmete. Aber dem Ritter wurde im eigenen Buſen nur noch enger, wie er den Buſen der Geliebten frei vor ſeinen Blicken auf- und niederwogen ſah. Da bemerkte er auf der Herzgrube derſelben einen rothen Zindel. Neugierig, was er enthalten möge, nahte er demſelben mit ſeiner Hand und nahm ihn leiſe hinweg. Er wickelte ihn auf und ſand in ihm jene drei Ringe, welche ihm ſeine Mutter beim Scheiden gegeben und die er nachher ſeiner lieben Geliebten gegeben hatte. Er ſah nun in der Sorgfalt, mit welcher Magelone dieſelben bewahrt hatte, ein neues Zeichen ihrer Liebe, gedachte, wie ſie ihm vertrauend Vater und Mutter, Reich und Reichthum verlaſſen hatte, und wurde von einem unbeſchreiblichen Gefühl der Rührung und inbrünſtigſten Liebe ergriffen. Er hatte den rothen Zindel mit den Ringen neben ſich auf einen Stein gelegt, und gedachte ſeiner nicht wei-



ter, ſondern gedachte nur ſeiner Liebe, ſchaute auf die in ihren blühenden Reizen auf ſeinem Schooße ruhende Geliebte und gelobte ihr in ſeinem Herzen ewige Liebe und unerſchütterliche Treue. Er träumte von dem Glück, welches er daheim im ſchönen Lande Provence in den Armen des holdſeligen Weibes finden würde, von der Freude ſeiner Eltern — ſein Geiſt flog über die Gegenwart in eine glückſelige Zukunft. Aber Gott wollte ſein Herz noch prüfen, ehe er ein ſo ſüßes Glück ihm zu Theil werden ließ, und Peter mußte erfahren, daß es das Schickſal des Sterblichen iſt, die größte Freude alsbald in um ſo größere Traurigkeit übergehen zu ſehen. Ein Raubvogel kreiſete über den beiden in Traum verſunkenen Liebenden, erſchaute den rothen Zindel, der ihm das Anſehn eines Stückes Fleiſch haben mochte, ſchoß plötzlich herab, faßte den Zindel mit ſeinen Klauen und erhob ſich mit ihm in die Lüfte, ehe ihm der aufgeſchreckte Ritter zu wehren vermochte. Peter blickte ihm nach, ſah in ſeinen Klauen den rothen Zindel mit den Ringen, und ſah auch, wie ſich der Vogel in einiger Entfernung mit ſeiner Beute niederließ. Peter gedachte ſogleich, wie es Magelone beim Erwachen betrüben würde, wenn ſie die Ringe vermißte, und hoffte, ſie dem Vogel, der bald ſeinen Irrthum inne werden müßte, noch abjagen zu können. Er ſchob alſo der ſchönen Magelone ſanft ſeinen Mantel unter das Haupt und erhob ſich leiſe, um den Vogel zu verfolgen. Schnell hatte er einige Steine aufgeleſen, mit welchen er nach dem Vogel warf, hoffend, derſelbe würde auffliegen und ſeine Beute zurücklaſſen. Der Vogel flog auch auf, aber er führte die Beute mit ſich. Nach einer kleinen Weile ließ er ſich wieder nieder, der Ritter kam ihm wieder nach, warf wieder und der Räuber entfloh aufs Neue, ohne den Raub fallen zu laſſen. Dieſes Spiel wiederholte ſich mehre Mal, es war als ob der Vogel den Ritter necke. Dieſer war indeß durch die Verfolgung und die Vereitelung ſeines Wunſches hitzig geworden und dachte nicht daran, daß ihn der Vogel immer weiter von dem Platze verlockte, wo er ſeine Geliebte ſchlummernd zurückgelaſſen hatte. Die Waldung wurde licht, einzelne Felsmaſſen erhoben ſich zwiſchen den Bäumen, Peter ſtand an dem Meere, in welches das Land in ſteilen unfruchtbaren Klippen ſich hinabſenkte. Da ſah er den Vogel über ſich auf einem hohen über die Küſte nach dem Meere ſich hinaus lehnenden Felſen ſitzen. Er that ſchnell einen kräftigen wohlgezielten Wurf nach dem Vogel, dieſer erhob ſich und ließ den Zindel fallen. Peter ſah ihn fallen, aber er konnte nicht unterſcheiden, ob er auf den Felſen oder in das Waſſer gefallen wäre; eilend kletterte er daher den Felſen hinan, hier war der Zindel nicht; er lehnte ſich über den Vorſprung, und ſieh, auf dem Meere, welches unter dem Felſen nur leichte Wellen zu ſchlagen ſchien, ſchwamm der rothe Zindel mit den Ringen. Peter ſann nach, wie er ihn erreichen könne. Er ſpähte längs der Küſte, ob er von einem niedrigern Orte aus mit einer Stange ihn erreichen möge, da erblickte er in einer weiteren Entfernung einen Kahn. Er eilte hin, das Schifflein war klein und ſchlecht, ohne Segel und Ruder; aber ſchnell hatte er mit ſeinem Schwerte einen jungen Baum gefällt und zugehauen, deſſen er ſich als Ruder bedienen wollte. Den Strick, mit welchem das Fahrzeug befeſtigt war, ſchnitt er durch und ſprang keck in den Kahn. Die Brandung war hier ſtärker als dort, wo der Vogel den Zindel hatte fallen laſſen. Die Wogen des Meeres gingen zwar nicht hoch, aber ſie ſchlugen an der Küſte an und wurden von dieſer mit Gewalt zurückgeworfen. Durch einige kräftige Ruderſtöße hatte ſich der Ritter mit ſeinem Kahn von der Küſte entfernt; als er jetzt aber wieder ſich ihr nähern wollte, um unter jenen Felſen zu kommen, warfen ihn die rückſtrömenden Wellen zurück. Er kämpfte einige Zeit mit den Wogen, da erhob ſich plötzlich ein Wind, welcher von der Küſte nach dem Meere zu blies, die Angſt vermehrte Peters Kraft und Anſtrengung, aber er ſtrengte ſich vergebens an. Plötzlich entgleitet ihm, der ungewohnt und ungeübt in der Arbeit des Schiffers iſt, das Ruder, und Wind und Wogen führen ihn hilflos fort, immer weiter hinaus in die weite offne See, und bald war die Küſte ſeinen Augen entſchwunden. Der Ritter hatte, als ihm das Ruder entglitt, nur einen Schrei des Entſetzens ausgeſtoßen, dann war er in die Knie geſunken und nach der Küſte hinſtarrend ſchien ihm alle Beſinnung entſchwunden zu ſein. Als ihm das Bewußtſein zurückkehrte, da war ſein erſter Gedanke, daß er ſich ins Meer ſtürzen und damit ſeinem elenden Leben ein Ende machen wollte. Dann gedachte er Magelonens, ſtellte ſich ihre Noth, Angſt, Verzweiflung, ihre hilfloſe Lage, ihren Tod vor — ja, was noch gräßlicher war, er gedachte daran, wie ſie ihn für einen ſchändlichen Böſewicht und Verräther, der ſie treulos verlaſſen hätte, halten müſſe, wie ſie noch im Tode ihm fluchen würde, daß er für ihre Liebe ihr das Verderben gegeben hätte. ,,Nein, ich will mich nicht umbringen, rief er, das wäre ein zu ſchneller, ein zu guter Tod für mich; in dieſem elenden Kahn will ich liegen, will alle Entſetzen des Todes durchempfinden, mit den Qualen der Verzweiflung über den ſchändlichen Leichtſinn mich martern, mit welchem ich das beſte, edelſte, theuerſte Weſen dem Verderben Preis gegeben habe, bis die Wogen oder eine Klippe das Fahrzeug zertrümmert. Ha, was ſoll ich den Tod noch ſuchen, hat er mich doch ſchon! Er ſpielt nur noch mit mir, ehe er mich verſchlingt. O Magelone, Magelone, theure ſüße Geliebte, daß ich Dich verderbt habe! Wehe mir, ja ich bin ein Miſſethäter und verdiene den Tod, denn ich habe Dich verlockt, daß Du die Deinen verließeſt, die Dich liebten und pflegten. Aber ich will ja gern ſterben, wenn Du nur geretteſt würdeſt. O allmächtiger, barmherziger Gott, erbarme Dich der Unſchuldigen, laß ſie nicht umkommen im Elend und errette ſie! Herr, Du weißt es, daß unſere Liebe rein und tugendhaft war, Du kennſt die Unſchuld ihrer Seele, ſo laß mich umkommen, damit ich die Schuld meines ſündigen Leichtſinnes trage; aber erbarme Dich Magelonens, reiche ihr Deine rettende Hand und führe ſie unverſehrt zurück zu den Ihren!“

Peter geräth in Gefangenſchaft und wird zum Sultan von Babylon gebracht.

Der unglückliche Peter ſaß troſtlos in ſeinem leichten Schiffchen und die Wogen und Winde ſpielten mit demſelben wie mit einem Balle. Anfangs war er bei jedem heftigen Stoße zuſammengeſchreckt, allmählig aber war er in eine gleichgültige Ruhe verſunken, denn der Tod ſchien ihm gewiß und er betrachtete denſelben als einen Erlöſer aus den Qualen, die er um ſeinen Leichtſinn ausſtand. Der gebrechliche Nachen ließ an mehren Stellen das Waſſer durch und dieſes erfüllte bereits den größten Theil deſſelben. Die Sonne ſtieg zum Mittag empor und Peter litt unſäglich von ihrer Hitze und von Durſt, den er, rings von Waſſer umgeben, doch nicht zu löſchen vermochte, weil das Meerwaſſer ungenießbar iſt und den Durſt nur noch vermehrt. Endlich neigte ſich die Sonne zum Abende, da ſah er die Segel eines Schiffes am Horizont auftauchen und bald erblickte er das ganze Schiff, welches immer näher und näher an ihn herankam. Er machte aber kein Zeichen, um die Mannſchaft des Schiffes zu ſeiner Rettung anzurufen, denn er war bereits mehr todt als lebendig und hatte weder Hoffnung noch Wunſch zum Leben mehr. Das Schiff war ein Raubſchiff der Mohren und die Leute auf demſelben wurden auch des kleinen Fahrzeuges gewahr, bei welchem ſie vorbeiſegelten. Sie machten ihren Anführer auf daſſelbe aufmerkſam und obgleich dieſer ſich keine Beute von dem elenden Kahne verſprechen konnte, ſo befahl derſelbe doch mehr aus Mitleid, denn aus Raubſucht, ein Boot nach demſelben abzuſchicken. Die Matroſen kamen heran, nahmen Peter, welcher Alles mit ſich geſchehen ließ, aus dem Nachen und brachten ihn auf das Raubſchiff. Hier legten ſie ihn auf das Verdeck, wo er lange regungslos liegen blieb. Indeß trat der Befehlshaber zu ihm, betrachtete ihn und fand, daß er ein ſchöner kräftiger Mann ſei und erkannte aus ſeiner Kleidung, daß er auch nicht von gemeiner Herkunft ſein könne. Er beſchloß alſo ihn dem Sultan zum Geſchenk zu übergeben und befahl ſeinen Leuten, Sorge für ihn zu tragen. Peter war allmählig zur Beſinnung zurückgekehrt, aß auch und trank was man ihm vorſetzte, ſprach aber kein Wort, theils aus Schmerz über ſein elendes Schickſal, theils weil er aus der fremden Sprache der Mannſchaft ſchloß, daß ſie ihn doch nicht verſtehen würde. Das Schiff hatte ſchon große Beute auf dem Meere gemacht und ſegelte geradezu nach Alexandrien. Hier überlieferte der Schiffspatron den geſetzlichen Theil ſeiner Beute an den Sultan von Babylon und gab demſelben auch den Ritter Peter zum Geſchenk. Dem Sultan gefiel der junge ſtattliche Mann ſehr wohl und da er um den Hals die ſchöne goldene Kette trug, welche ihm ſeine liebe Magelone bei ihrer Verlobung geſchenkt hatte, ſo errieth der Sultan ſeine edle Abkunft. Er blickte ihn daher freundlich an und ließ ihn durch ſeinen Dolmetſcher fragen, ob er verſtehen würde, bei Tiſche zu dienen. Peter bejahte die Frage, damit er nicht unter die gemeinen Sklaven geworfen und zu entehrenden Dienſten gezwungen würde, und der Sultan befahl nun, daß er in den muſelmänniſchen Sitten, wie ſolche bei Tafel beobachtet wurden, unterrichtet werde. Dieß geſchah und Peter machte ſolche Fortſchritte und wußte dem Sultan, der ein ehrwürdiger und gegen alle ſeine Sklaven ſehr gütiger Herr war, ſo wohl zu dienen, daß derſelbe ihn bald ſein Wohlwollen ſchenkte. Ja, die edlen Sitten des Ritters gewannen endlich ſo ſehr das Herz des Sultans, daß dieſer jenen wie einen Sohn liebte und mehr als einen ſolchen, denn als einen Sklaven behandelte. Peter hatte in kurzer Zeit auch die türkiſche und die griechiſche Sprache gelernt, und war gegen Alle am Hofe des Sultans lebende, Hohe ſowohl als Niedere, ſo freundlich, zuvorkommend und beſcheiden, daß ſie ihn ſehr lieb hatten und ihm auch die Gunſt ihres Herrn gar wohl gönnten. Alle Liebe und Ehre, die ihm am Hofe des Sultans von Babylon zu Theil wurde, konnte indeß Peters Herz nicht fröhlich machen und von ſeinem Grame befreien. Unaufhörlich dachte er an ſeine theure Magelone und oftmals ſprach er in ſeinem Herzen den Wunſch aus: Ach wäreſt du lieber im Meere ertrunken, ſo wäreſt du doch nun deiner Schmerzen und deiner Sorgen ledig. Um indeß ſeine gegenwärtige Lage nicht noch trauriger zu machen, hütete er ſich wohl, ſeinen Herrn und ſeine übrige Umgebung ſeinen Schmerz ſehen oder empfinden zu laſſen, und indem er alle Hoffnung auf ein irdiſches Wiederſehen ſeiner lieben Geliebten längſt aufgegeben hatte, betete er nur noch zu Gott, daß er ihn möge als einen Chriſtenmenſchen ſterben und ihn vor ſeinem Tode des Genuſſes der heiligen Sakramente theilhaft werden laſſen.

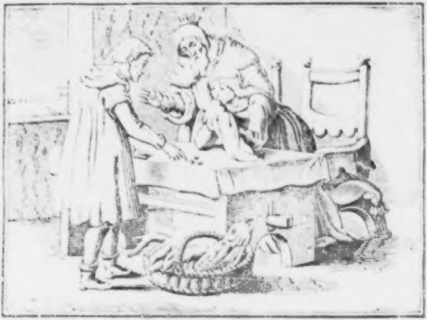
Was ſich indeß mit der ſchönen Magelone zugetragen.

Die ſchöne Magelone ſchlief noch lange in dem grünen Walde, denn ſie war von dem Ritte und den vorhergehenden Nachtwachen gar müde und meinte noch immer in dem Schooße ihres theuren Geliebten ſicher zu ruhen. Endlich aber erwachte ſie, ſchlug die Augen auf und mit den Armen emporlangend ſprach ſie: „Vergebt mir, mein liebſter Freund, daß ich ſo lange geſchlafen, jetzt fühle ich mich recht geſtärkt — aber Ihr ſchweigt — lieber Geliebter, zürneſt Du Deiner Magelone?“ Als auch hierauf keine Antwort erfolgte, richtete ſie ſich auf, blickte um ſich, ſah, daß ſie allein war und ſprang ſchnell empor. Sie ſchaute rings umher, ſpähte durch die Zweige, horchte, ob ſie nicht vielleicht aus der Ferne ſeinen Fußtritt vernähme, umſonſt: ſie rief endlich immer lauter und ängſtlicher: ,,Peter! Peter!'' aber es wollte ihr Niemand antworten. Ach, es wäre kein Wunder geweſen, wenn ſie die Beſinnung gänzlich verloren hatte, als ſie inne wurde, daß ſie ſo ganz einſam und verlaſſen war, und den Geliebten, für welchen ſie Vater und Mutter und Glück und Wohlſtand verlaſſen hatte, nirgends weder ſah noch hörte. Sie fing aber an zu weinen, daß ihr die heißen Thränen ohne Unterlaß über das ſchöne Angeſicht herablieſen, und ging klagend und rufend durch den Wald, bald rechts bald links, bis ihre Stimme heiſer wurde und ihr das Haupt vor Jammern zu ſchmerzen anfing und ſie endlich ohnmächtig hinſank. Sie lag eine lange Zeit, bis ſie wieder einigermaßen zu ſich kam und nun eine neue herzzerreißende Klage anhub: ,,Peter, rief ſie, ach mein herzlieber Peter, Du mein Troſt und meine Hoffnung, ſo habe ich Dich denn wirklich verloren? Warum haſt Du mich verlaſſen und haſt mich in Noth und Elend gebracht! Ach, Du wußteſt ja, daß ich ohne Dich im ſchönen Hauſe meines Vaters nicht leben mochte, meinſt Du denn, ich werde hier in dieſer Wildniß ohne Dich leben können, in dieſer Wüſte, darin nicht Menſchen, ſondern nur reißende Thiere leben? Ach, ich muß eines jämmerlichen Todes ſterben! Was habe ich Dir zu Leide gethan, treuloſer Geliebter, daß Du mich alſo in Angſt und Noth bringſt? Habe ich ein Unrecht begangen, als ich mit Dir von meinen guten Eltern entfloh und Dir mein Herz allzu offen entdeckte, ach, ſo iſt es doch nur geſchehen, weil ich in allzu großer Liebe an Dir hing. Peter, Peter, wo iſt Deine Liebe, wo ſind Deine Schwüre geblieben! Wehe, Du biſt der ſchändlichſte Menſch, den je ein Weib geboren, wenn Du mir alſo meine Liebe lohneſt — und doch, wie wäre es möglich, mein Herz kennt keine Falſchheit und keine Bosheit in Deinem edlen Gemüthe! Nein, nimmer biſt Du mit Wiſſen und Willen von mir gegangen, nicht Du haſt Dein Gelübde, Liebe und Treue gebrochen, ſondern ich, die ich in der Angſt meines Herzens Dich geſchmäht habe! Ach, darüber iſt mein Herz betrübt bis in den Tod. Welch ein Unglück hat uns geſchieden? Peter, theurer Gemahl, biſt Du todt und ich muß noch leben! Wehe mir, daß ich ſo unglücklich bin, wie noch nie ein armes, verlaſſenes Mädchen geweſen! O barmherziger Gott, bewahre mir Sinn und Verſtand, daß ich nicht Leib und Seele zumal verliere, und laß mich noch einmal das holde Angeſicht meines Bräutigams ſehen, ehe denn ich ſterbe!‘‘ Dieſes und noch vieles Anderes ſprach die ſchöne Magelone zu ſich ſelbſt in ihrem Jammer, lief dabei händeringend und verzweifelnd durch den Wald und ſtand wieder ſtill und horchte mit zurückgehaltenem Athem und pochendem Herzen, ob ſie nichts im Gebüſche rauſchen höre und ob ſie nicht ſeine Stimme vernähme. Sie hatte bemerkt, daß die Schleife ihres Buſens gelüſtet, und daß die drei Ringe, mit denen Peter ihr ſeine Liebe gelobt hatte, entwendet waren, und dieß brachte ſie zu dem ſchrecklichen Gedanken, daß er ſie ſchändlich verlaſſen habe; dagegen aber bedachte ſie wieder ſeine innige Liebe, ſeine reinen Sitten, ſein aufrichtiges Gemüth, und jeder Zweifel an ſeine Treue war alsbald wieder verſchwunden. Den ſchrecklichen Widerſpruch, der ihr Herz grauſam zerriß, vermochte ihr Verſtand nicht zu löſen. Sie ſtieg auf einen hohen Baum, um zu ſehen, ob ſie nicht in der Ferne eine Spur von dem Geliebten erblicken könne, aber ſie ſah nichts rings umher, als eine öde Wüſte, und in der Ferne das weite, tiefe Meer. Den ganzen Tag blieb ſie traurig und dachte nicht an Eſſen und Trinken, als aber die Nacht herbeigekommen war, da ſuchte ſie einen großen ſtarken Baum und ſtieg auf denſelben mit großer Mühe, und dann ſetzte ſie ſich in die Aeſte und weinte ſtill vor ſich hin die ganze Nacht. Wenn ſie auch vor gar großer Müdigkeit einmal der Schlaf anwandelte, ſo ſchreckte ſie doch der Gedanke an ihr Elend und die Furcht vor den wilden Thieren des Waldes ſogleich wieder auf. Nachdem ſie ſich aber gegen Morgen ein wenig beruhiget hatte, dachte ſie weiter über ihr Schickſal nach. Sie ſah ein, daß ſie nicht mehr nach Hauſe zu ihren Eltern zurückkehren konnte, denn ſie fürchtete den Zorn ihres ſtrengen Vaters. Endlich beſchloß ſie, daß ſie in die weite Welt gehen wollte, um ihren Geliebten aufzuſuchen. Sobald daher der Tag angebrochen war, verließ ſie den Baum und kehrte zu dem Orte zurück, wo ſie Peter verlaſſen hatte. Sie fand die Pferde noch angebunden, löſte ihnen unter Weinen die Feſſeln, ſtreichelte ſie und ſprach: ,,Weil euer Herr verloren iſt, und wir nun in der weiten Welt einander ſuchen, ſo möget auch ihr hinlaufen, wohin ihr wollt!'' Bei dieſen Worten zog ſie ihnen die Zäume herunter und ließ ſie laufen, wohin ſie wollten. Sie ſelbſt aber ging zu Fuß lange im Walde fort und kam endlich auf eine Heerſtraße, die führte gen Rom. Daneben lag aber eine Anhöhe, von welcher man die Straße weithin überſehen konnte, und Magelone ſtieg auf dieſelbe and wartete, ob ein Wanderer käme. Nach einer langen Zeit kam eine arme Pilgerin, und weil Magelone ſo einſam und verlaſſen war, und überdieß auch Hunger und Durſt anfingen ſie zu quälen, ſtieg ſie von dem Hügel herunter, ging der Pilgerin entgegen und fragte ſie, wohin dieſe Straße führe, denn ſie habe ſich im Walde verirrt und könne den Heimweg nicht finden. Da ſagte ihr die Frau, daß die Straße gerade nach Rom führe, woher ſie ſelbſt von einer Wallfahrt zurückkehre, und als Magelone die Pilgerin bat, daß ſie ihr möge ein Weniges zu eſſen und zu trinken geben, theilte ihr jene von ihrem Brot mit und ließ ſie aus ihrer Flaſche trinken. Hierauf bat die ſchöne Magelone die Pilgerin, ſie möge ihr den Pilgerrock und ihre übrigen Kleider geben und dafür das ſchöne Gewand nehmen, was ſie ſelbſt trüge. Die Pilgerin meinte, eine ſo ſchöne und reich gekleidete Jungfrau habe ihre armſelige Kleidung wohl nicht nöthig und werde auch nicht allein in dem

Walde ſich aufhalten, glaubte alſo, Magelone wolle ihrer ſpotten und ſagte: „Gnädige Frau, Ihr ſeid freilich herrlich geſchmückt, aber darum ſolltet Ihr nicht Derer ſpotten, welche um Chriſti willen ein ſchlechtes Gewand anlegen. Der köſtliche Rock, welchen Ihr traget, der zieret nur den Leib, aber der Rock, den ich trage, der ſoll, wie ich hoffe, meine Seele zieren!“ Dagegen ſagte nun Magelone: „Liebe Schweſter, ich bitte Dich herzlich, meine Rede nicht übel zu deuten, denn ich habe Deiner nicht geſpottet, ſondern es ehrlich gemeint und biete Dir einen redlichen Tauſch an.“ Da merkte die Pilgerin, daß die ſchöne Dame von Herzensgrund redete, und wie ſehr ſie auch noch über deren Begehr ſich wunderte, ſo fragte ſie doch nicht weiter, ſondern zog ihr Pilgerkleid aus und gab daſſelbe Magelonen, welche ihr für daſſelbe ihr ſchönes Gewand gab. Magelone aber zog das ſchlechte Pilgerkleid an, färbte ſich das Geſicht mit dem Saft einer Pflanze gelblich und rückte den Hut tief in die Augen, ſo daß man ſie auf keine Weiſe erkennen konnte. Hierauf ging ſie immer auf der Heerſtraße fort, bis ſie endlich nach Rom kam. Hier ging ſie alsbald mit frommer Andacht in die St. Peterskirche und kniete vor dem Hochaltar nieder, indem ſie ſich im herzlichen Gebet und unter bitteren Zähren an Gott wendete, daß er ihrem geliebten Peter und ihr ſelbſt mit ſeiner Gnade beiſtehen wolle. Wie ſie ſich nun aber wieder zu dem Dome heraus begeben wollte, um ſich nach einer Herberge umzuthun, ſiehe, da begegnete ihr zu großem Schrecken ihrer Mutter Bruder. Dieſer trat eben mit großem Gepränge und zahlreichem Gefolge in die Kirche, und war auch ausgezogen, um ſeine entflohene Nichte zu ſuchen. Weil ſie aber die ſchlechten Pilgerkleider anhatte, ſo erkannte ſie ihr Ohm nicht, ja es wurde auch weder er ſelbſt, noch irgend Einer aus ſeiner Begleitung auf die Pilgerin aufmerkſam. Nachdem Magelone die Kirche glücklich verlaſſen hatte, ging ſie in ein Spital, welches zu Rom für arme Pilger eingerichtet war, und meldete ſich daſelbſt, fand auch während fünfzehn Tagen gaſtfreie Aufnahme. Jeden Tag ging ſie in die Peterskirche und flehte in tiefer Trauer zu dem allmächtigen Gott um Erhörung ihres Wunſche. Hierauf nun gedachte ſie gen Frankreich in das Land Provence zu gehen, denn hier hoffte ſie am eheſten von ihrem Geliebten einige Kunde zu erlangen, vermeinte auch, daß, wenn er noch am Leben wäre, er wohl am erſten zu ſeinen lieben Eltern heimkehren würde. So begab ſie ſich denn wieder auf die Reiſe und wanderte unter großer Mühſal durch ganz Italien, bis ſie zu der großen und ſchönen Stadt Genua kam. Dort erkundigte ſie ſich ſogleich nach dem Wege, welcher am nächſten zum Hafen führte, und in dieſem fand ſie denn auch glücklich ein Schiff, welches im Begriffe ſtand nach Aiguesmortes in der Provence zu ſegeln und mit dem ſie daher die Reiſe dahin machen konnte. Ohne Gefährde kam ſie in Aiguesmortes an und empfand, als ſie das Land betrat, zum erſtenmal wieder ſeit ihrer großen Trübſal ein Gefühl von Freude, denn es that ihrem Herzen wohl, nun doch wenigſtens in dem Vaterlande ihres theuren Geliebten zu ſein.

Die ſchöne Magelone läßt ſich im Lande Provence nieder, dienet den Kranken und lernt die Eltern ihres geliebten Ritters kenne

In Aiguesmortes fand Magelone ein gaſtliches Unterkommen bei einer frommen Frau, welche ſich ihrer Jugend und Schönheit mitleidig annahm, ihr zu eſſen und zu trinken gab und ihr ein gutes Nachtlager bereitete. Die alte Frau erkundigte ſich bei der ſchönen Magelone nach Mancherlei, was ſie zu Rom und ſonſt auf ihrer Wallfahrt geſehen hatte, worüber ihr dieſe auch bereitwillig und freundlich Auskunft ertheilte. Dagegen fragte nun aber auch die Jungfrau nach dem Lande Provence und dem Grafen, welcher über daſſelbe herrſchte. Da erzählte denn die Frau nichts als Gutes von dem edlen Grafen, daß er ein vornehmer und mächtiger Herr ſei, mit ſeinen Nachbarn in gutem Frieden lebe und auch in ſeinem eigenen Lande auf Ordnung ſehe, und daß noch niemals ein Menſch erfahren habe, daß er einem ſeiner Unterthanen oder wer ſich ſonſt in ſeinen Schutz begeben, ein Unrecht widerfahren laſſen. Er ſowohl als die Gräfin, ſeine Gemahlin, ſeien fromm und mildthätig und nähmen ſich der Armuth an. Sie ſeien dermalen aber noch ſehr betrübt und traurig um ihres Sohnes willen, welcher Peter heiße und der edelſte Ritter von der Welt ſei. Derſelbe ſei vor zwei Jahren fortgezogen, um ritterlichen Spielen und Ehren nachzugehen, und ſei nicht wieder heimgekehrt, wiſſe auch Niemand, was aus ihm geworden ſei. Als die ſchöne Magelone ſolches von der frommen Frau hörte, mußte ſie alſo weinen, daß ſie laut aufſchluchzte; die Frau aber meinte, es geſchehe dieſes aus Mitleiden mit den alten Eltern des Grafen, und gewann die fremde Pilgerin, weil ſie ſo mitleidigen Herzens war, nur noch lieber. — Nachdem ſich die ſchöne Magelone zu Bett begeben hatte, bedachte ſie noch, was ſie fernerhin vornehmen wollte. Die ſchwache Hoffnung, welche zuweilen troſtreich ihr Herz beſchlichen hatte, daß ihr lieber Geliebter vielleicht ſchon zu ſeinen Eltern heimgekehrt ſein möge, war ihr nun auch zerſtöret worden, und ſie beſchloß daher nach einigem Nachſinnen, daß ſie einen Ort im Lande Provence ſuchen wolle, an welchem ſie Gott täglich dienen und in ſicherer Zucht ein gottgefälliges Leben führen könne. Sie erkundigte ſich alſo am nächſten Morgen bei der guten Frau, welche ſie gaſtlich aufgenommen hatte, und erfuhr von derſelben, daß gar nicht weit in dem Hafen, welcher der Heiden Port geheißen war, eine kleine Inſel liege, dahin aus aller Herren Ländern die Kaufleute mit ihren Waaren kämen und wohin ſich auch viele arme und kranke Leute begäben, weil die Luft auf der Inſel für ſehr geſund und heilſam gelte. Die ſchöne Magelone fuhr ſogleich auf einem Kahne nach dieſer Inſel, und da ſie ihr wohl gefiel, ſo beſchloß ſie auf derſelben ſich niederzulaſſen. Sie hatte aber noch die Schätze bei ſich, welche ſie bei ihrer Entweichung von Neapel mit ſich genommen hatte. Dieſe waren bisher von ihr ſorgfältig verborgen gehalten worden, nun aber holte ſie dieſelben hervor und erbaute mit ihnen ein kleines Kirchlein zu Ehren des heiligen Apoſtels Petrus und im Andenken an ihren theuren Bräutigam. Daneben errichtete ſie noch ein Spital, in welchem ſie die Armen und Kranken aufnahm und ihrer mit großer Sorgfalt und chriſtlicher Liebe ſelbſt wartete. Dabei führte ſie ein ſehr ſtrenges, allein dem Gottesdienſte und der Menſchenliebe gewidmetes Leben, ſo daß bald alle Leute auf der Inſel ihr nur den Namen der heiligen Pilgerin gaben. Das Kirchlein zu St. Peter mit ſeinem Spital wurde bald weit und breit bekannt und bekam von vielen Seiten Opfer und Schenkungen. Zuletzt erfuhren auch der Graf und die Gräfin von Provence von der milden Stiftung auf der kleinen Inſel im Port der Heiden, und kamen eines Tages dahin, um im Kirchlein St. Peters ihre Andacht zu verrichten und das Spital mit einer milden Gabe zu bedenken. Die fremde Pilgerin ging aber dem gräflichen Paare, nachdem ſie deſſen Ankunft erfahren hatte, entgegen und begrüßte ſie mit großer Ehrfurcht, und da dieſelben ſchon von ihr als einer heiligen Frau gehört hatten, ſo wurde ſie von ihnen ſehr huldreich aufgenommen. Beſonders ließ ſich die Gräfin mit Magelonen ein, und da ſie ihre edlen Sitten und ihre vornehme Bildung gar wohl bemerkte, ſo faßte ſie ein großes Zutrauen zu ihr, ſprach mit ihr über Mancherlei und endlich auch von dem großen Herzeleid, welches ſie um Peter, ihren verlorenen Sohn, trüge, und dabei fing ſie heftig zu weinen an. Die ſchöne Magelone ſuchte die Gräfin zu tröſten, obwohl ihr ſelbſt die Thränen aus den Augen tröpfelten und ſie des Troſtes wohl noch gar viel mehr bedürftig war. Wie ſie aber ſo ſanft und mitleidvoll redete, da wurde das Gemüth der Gräfin in etwas beruhigt und dieſelbe fand an den Reden der heiligen und ſchönen Jungfrau großes Wohlgefallen, ſagte ihr daher auch, wenn ſie für ihr Spital etwas bedürfe, ſo möge ſie es doch ja ſagen, es ſolle ihr ſicher zu Theil werden. Als aber die Gräfin mit ihrem Gemahl ſchied, da wendete ſie ſich noch beſonders zu Magelone und bat, ſie möge doch für ihren Sohn Peter fleißig zu Gott beten, welches ihr denn auch die Jungfrau redlich zu thun verſprach, und hat es auch niemals vergeſſen, noch iſt es ihr läſtig geworden. — Das Trübſal der gräflichen Eltern und der ſchönen Magelone ſollte aber immer noch größer werden. Es begab ſich nämlich auf einen Tag, da fingen die Fiſcher der Inſel, als ſie im Meere auf den Fiſchfang aus waren, einen ſchönen und großen Fiſch, welchen man Meerwolf nennt, und trugen denſelben zum Grafen von Provence als eine Verehrung. Ein Diener trug den Fiſch und übergab ihn den Köchen. Dieſe ſchnitten ihm den Bauch auf, um ihn zuzubereiten, und fanden in ſeinem Leibe einen rothen Zindel. Alsbald eilte einer der Köche mit dem Fiſch und dem Zindel zu der Gräfin, welche bei ihrem Gemahl war, und zeigte ihr das wunderliche Ding. Die Gräfin wickelte den Zindel auf, und ſiehe, da enthält derſelbe jene drei Ringe, welche ſie ihrem Sohne Peter mitgegeben hatte, als er ſie verließ und in die Ferne zog. Als ſie die Ringe erkannt hatte, da fing ſie an bitterlich zu weinen und rief: „Ach, allmächtiger Gott, nun haſt Du mir ein ſicheres Zeichen gegeben, daß mein lieber Sohn Peter todt iſt! Nun muß ich alle Hoffnung fahren laſſen!“ Der Graf ſtand bei ihr, betrachtete auch die Ringe und weinte, daß ihm die hellen Zähren in den Bart liefen. Nachher aber gab er ſeinen Dienern Befehl, daß ſie die koſtlichen Teppiche, mit denen die Wände in ſeinem Pallaſte behangen waren, hinwegnehmen und ſchwarze Tücher an ihre Stelle hängen ſollten, denn Peter war ſein einziges Kind geweſen. Die



Unterthanen des Grafen von Provence, welche ihren alten Herrn herzlich lieb hatten, als ſie ſahen, was im Pallaſte ſich ereignete und die Urſache erfuhren, trauerten mit, und war überall groſes Herzeleid. — Die Grafin aber gedachte des milden Troſtes, den ihr die heilige Pilgerin auf der Inſel in der Heiden Port zugeſprochen hatte, wollte ihr Herz gegen ſie ausſchütten und begab ſich zu ihr auf die Inſel. Zuerſt ging ſie hier in das Kirchlein zu St. Peter und betete, dann trat ſie in das Spital, nahm die ſchöne Magelone bei der Hand, führte ſie in einen Betſtuhl und erzählte ihr mit groſen Schmerzen und heiſſen Thränen, was ſich zugetragen und wie ſie keine Hoffnung mehr hegen dürfe, ihren lieben Sohn noch jemals in dieſer Welt wiederzuſehen. Als die ſchöne Magelone dieſe Kunde vernahm, da fing auch ſie an bitterlich zu weinen und konnte ſich lange gar nicht faſſen, endlich aber wendete ſie ſich an die

Gräfin mit der Bitte, ihr doch die Ringe zu zeigen, wenn ſie dieſelben vielleicht mit ſich gebracht habe. Unter herzlichen Seufzern holte die Gräfin die Ringe hervor und reichte ſie Magelonen hin. Da mußte dies treue Herz nun freilich ſehen, daß es ihres theuren Peters Ringe wirklich wären und daß auch ſie daher an ſeinem Tode nicht länger zweifeln dürfe. Ach, es wäre wohl kein Wunder geweſen, wenn ihr vor heftigem Schmerz das Herz im Leibe gebrochen wäre. Ihr frommer Wandel im Spital hatte ſie aber im Dulden und im Gottvertrauen geſtärkt, ſo daß ſie mit Faſſung zu ſprechen vermochte: „Gnädige Frau, bekümmert Euch nicht allzuſehr um Dinge, die, wenn auch wahrſcheinlich, doch immer noch ungewiß ſind. Mögen dieſes auch wohl die Ringe ſein, die Ihr Eurem lieben Sohne Peter gegeben habt, bedenkt, daß es doch möglich iſt, daß ihm dieſelben abhanden gekommen ſind, oder daß er dieſelben einer andern Perſon gegeben hat. Mäßiget Eure Schmerzen und thut dieſes auch ſonderlich um Eures Herrn Gemahles willen, denn Eure Betrübniß macht auch ihn traurig, ſo daß er nicht nur um den verlorenen Sohn, ſondern überdieß auch noch um Euch Leid zu tragen hat. Wendet Euch vielmehr, theure Gräfin, zu Gott dem Allmächtigen und flehet ihn an um Troſt und Hilfe!“ Alſo redete Magelone, um die Gräfin zu tröſten; als ſie aber wieder allein war, da eilte ſie in die Kirche, fiel nieder vor dem Altar und die Thränen ſtrömten über ihr Angeſicht. Lange hatte ſie ſo gelegen, da rief ſie endlich aus: „Herr, allbarmherziger Gott, wenn er noch lebt, ſo führe ihn wohlbewahrt und glücklich heim zu den Seinen; wenn er aber todt iſt, ſo erbarme Dich gnädig ſeiner Seele und nimm auch mich bald von hinnen, daß ich mit ihm durch Deine gnädige Vaterhand wieder vereinigt werde!“

Peter gewinnt ſeine Freiheit wieder, kommt aber in neues Ungemach.

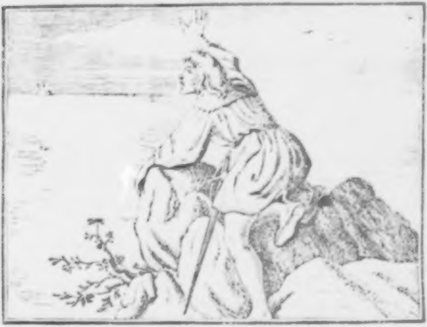
Indeß ſich Solches mit der ſchönen Magelone zutrug, lebte Peter noch immer am Hofe des Sultans zu Babylon und wurde von demſelben geliebt alſo, als wenn er deſſen eigener Sohn geweſen wäre. Er wurde von ihm nicht mehr als ein Knecht gehalten, ſondern der Sultan behielt ihn nur in ſeiner Nähe, damit er ſich in allen Dingen ſeines weiſen Rathes bedienen und damit er jede Freude mit ihm theilen könne. Peters Sinn und Herz war aber nimmer zur Freude geſtimmt, wenn er ſich auch ſeinem Herrn zu Liebe verleugnete, ſondern er gedachte immer nur der armen Magelone, von welcher er keine Nachricht erlangen konnte, und ſeiner Eltern, von denen er eben ſo wenig einige Kunde erhielt. Einſtmals gab der Sultan ein großes Feſt, war überaus fröhlich und theilte große Gaben aus. Da gedachte Peter der Huld, welche er von demſelben erlangt, und daß er ihm vielleicht auch gewähren würde, warum er ihn bäte. Er warf ſich alſo vor dem Sultan auf die Knie und ſprach: „Herr! ich bin nun ſo lange an Eurem Hofe geweſen und Ihr habt mich gnädig angeſehn und mir erlaubt, wichtige Dinge Euch vorzutragen und anderer Leute Angelegenheiten vor Euch zu betreiben; für mich ſelbſt aber habe ich noch niemals Etwas erbeten oder begehrt. Jetzt nun wage ich Euch um Etwas zu bitten für mich ſelbſt und bitte Euch im Voraus unterthänig, Ihr wollet mir Eure Gnade auch hierin nicht entziehen und mir es nicht verweigern!“ Wie ihn der Sultan ſo demüthig bitten ſah, antwortete er ihm freundlich: „Lieber Peter, ſo ich Dir gewährt habe, was Du um anderer Leute willen von mir begehrt haſt, wie vielmehr werde ich Dir fröhlichen Herzens gewähren, was Du nicht für einen Andern, ſondern für Dich ſelbſt bitteſt!“ Als ihm nun aber Peter ſeinen Wunſch vortrug, daß er Vater und Mutter in ſeiner Heimath beſuchen dürfe, da wurde der

Sultan unwillig und ſprach: ,,Mein Freund, warum denkſt Du doch daran, mich zu verlaſſen, da Du es doch nirgends in der Welt wieder ſo gut findeſt, wie bei mir. Sieh, Du weißt, daß ich Dich liebe und daß ich reich und mächtig bin, und ich will Gutes an Dir thun und Dich zum allermächtigſten Mann in meinem ganzen Lande machen!'' Aber Peter ließ nicht nach, ihn flehentlich zu bitten, da ſprach endlich der Sultan: ,,Nun, weil ich Dir verſprochen habe, Deine Bitte zu gewähren, ſo ſolls auch geſchehen, wenn Du darauf beharrſt: aber verſprich auch Du mir dagegen, daß Du wieder zu mir zurückkehren willſt, wenn Du Deine Eltern beſucht haſt.'' Das verſprach ihm Peter und darauf ließ der Sultan einen Befehl ausfertigen durch ſein ganzes Reich, wo Peter hinkomme im Mohrenlande, da ſolle man ihn halten, wie wenn er der Sultan ſelber wäre, und ſolle ihm in Allem behülflich ſein, was er begehren werde. Dazu gab ihm der Sultan eine große Menge Goldes und Silbers und anderer köſtlicher Kleinode zum Geſchenke mit. So ſchied denn Peter mit großer Dankbarkeit von ſeinem guten Herrn und es waren Viele, die ihn lieb hatten und mit großer Wehmuth von ihm Abſchied nahmen. Es währte nicht lange, da kam er nach Alexandria, wo er den Brief des Sultans dem Statthalter zeigte, von demſelben mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen und in eine prachtvolle Herberge gebracht wurde. Hier kaufte nun Peter Alles ein, was er zur Seereiſe brauchte, und ließ auch vierzehn Fäſſer machen, die füllte er oben und unten mit Salz, in die Mitte aber that er ſeine Schätze. Nachdem auf dieſe Weiſe Alles bereit war, ging er an das Meer und fand auch alsbald ein Schiff, welches nach der Provence reiſte. Nachdem er mit dem Herrn des Schiffes wegen des Lohnes einig geworden war, ließ er ſein Gepäck nach dem Schiffe bringen, der Schiffsherr aber lachte, als er die Fäſſer mit dem Salz herbeibringen ſah. ,,Die könnet Ihr nur immer hier laſſen, ſprach er, denn in der

Provence ſindet Ihr des Salzes genug für geringen Preis, und wenn Ihr etwa dieſes hier in jenem Lande zu verkaufen dächtet, ſo würdet Ihr nur Schaden davon haben!“ Peter aber antwortete ihm, daß er die Fracht, wie ſichs gehöre, bezahlen wolle, und ſo war es der Schiffsherr wohl zufrieden, obgleich er den Fremden in ſeinem Herzen einen Thoren ſchalt. Schon in der nächſten Nacht erhob ſich ein günſtiger Wind, die Schiffsleute zogen die Segel auf, lichteten die Anker und fuhren fröhlich von dannen. Sie waren einige Zeit gefahren, da kamen ſie zu einer kleinen Inſel, die hieß Sagona, und da ſie wußten, daß auf derſelben köſtliches Waſſer ſei, ſo landeten ſie an und füllten ihre Fäſſer. Auch Peter ging an das Land und wandelte auf der Inſel umher; er fand herrliche Brünnlein und ſchöne duftige Blumen im grünen Graſe. Er freute ſich der Heimkehr, lagerte ſich in den Schatten eines Baumes und vergaß eines Theiles ſeiner Leiden. Er gedachte auch ſeiner geliebten Magelone mit großer Trauer, doch glimmte ein Fünkchen von Hoffnung in ſeinem Herzen. Indeß er ſolchen Gedanken nachhing, kam allmählig der Schlaf über ihn, dem er ſich auch willig und ſorglos überließ. Bald hatte ſich aber ein friſcher Wind erhoben, und der Schiffsherr, welcher ihn nicht unbenutzt laſſen wollte, ließ ausrufen, daß ſich Jedermann zu Schiff begeben ſollte. Als die Mannſchaft vor der Abfahrt gemuſtert wurde, da fehlte Niemand als Peter, und der Schiffsherr ließ am Strande nach ihm ſuchen und rufen. Die Leute fanden ihn aber nicht, und obgleich ſie laut in das Gebüſch hinein riefen, ſo hörte ſie Peter doch nicht, denn ſein Schlaf war zu feſt. Da wollte der Schiffspatron nicht länger warten, um nicht den Wind zu verſäumen, befahl die Segel zu ſpannen und fuhr von dannen, während Peter ſchlafend liegen blieb. — Das Schiff legte nicht eher wieder an, bis es in den Port der Heiden am Lande Provence kam, da landeten ſie an der Inſel, wie die Schiffer zu thun pflegten. Als ſie nun ausluden, fanden ſie auch die vierzehn Fäſſer mit Salz, und der Schiffsherr ſprach: „Was ſollen wir mit dem Salze thun, welches dem Edelmann gehört, den wir auf der Inſel Sagona verloren haben und der ſein Schiffsgeld ehrlich bezahlt hat?“ Da nun Einige von der Mannſchaft krank waren und in das Spital St. Peters auf der Inſel gebracht werden ſollten, da beſchloß der Schiffsherr, die vierzehn Fäſſer dem Spital als eine Verehrung zu übergeben, da meinte er, werde das fremde Gut, das ihm ſelber nicht zukomme, aufs Gottgefälligſte verwendet werden. Der Schiffsherr ging alſo zu der Vorſteherin des Spitals, welche die ſchöne Magelone war, übergab ihr die Fäſſer und ſagte: „Der, dem ſie gehören, iſt uns auf der Reiſe verloren gegangen, darum übergebe ich ſein Gut dem Hoſpital als eine fromme Stiftung und Ihr möget dafür für die Seele des Verlorenen Gott um Gnade bitten.“ — Als es einige Zeit nachher dem Hoſpital an Salz fehlte, da befahl Magelone, daß man eines der Fäſſer aufſchlagen ſolle, und da fanden ſie nun in der Mitte deſſelben einen Theil der verborgenen Schätze. Magelone erſchrak heftig, als ſie dieſe Entdeckung machte, und ließ alsbald auch die andern Fäſſer offnen und fand in allen Gold, Silber und Edelgeſtein, wie in dem erſten. Da ſagte ſie bei ſich ſelbſt: „Ach Du unglücklicher Menſch, wer biſt Du geweſen? Gott der Allmächtige möge ſich Deiner Seele erbarmen!“ Magelone die arme Pilgerin war auf ſolche Weiſe in den Beſitz eines großen Schatzes gekommen, ſie gedachte aber nun daran, wie ſie denſelben auf eine Art anlege, daß daraus der Seele des Verſtorbenen einiger Gewinn werde, denn ſie wußte nicht anders, als daß der frühere Beſitzer dieſer Reichthümer in dem Meere ſeinen Tod gefunden habe. Demnach ließ ſie alsbald Maurer und andere Werkleute kommen und befahl, daß ſie die Kirche St. Peters und das Spital größer bauen ſollten, auch ließ ſie täglich für die Seele des Verſtorbenen, deſſen Schätze ſie zu einem ſo heiligen Zwecke verwendete, von einem Prieſter Meſſe leſen. Alles Volk wunderte ſich über die Erweiterungen und Verſchönerungen, welche mit dem Spital St. Peters vorgenommen wurden, und kamen herbei, ſie zu ſehen. Auch der Graf und die Gräfin von Provence kamen, beſuchten die Kirche mit großer Andacht und holten ſich Troſt bei der frommen Pilgerin, welche ihnen Hoffnung zuſprach, während ſie doch ſelbſt Alles, Vater, Mutter, Königreich und was das Schmerzlichſte, ihren theuren Bräutigam verloren hatte und ohne Hoffnung betrauerte.

Peter erfähret noch große Trübſal, kehrt aber endlich in ſeine Heimath zurück.

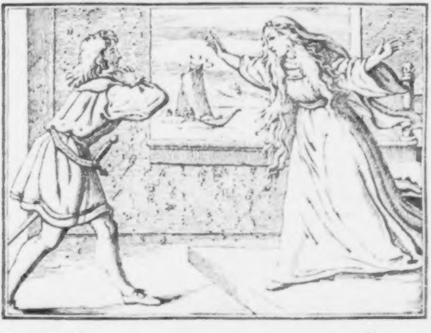
Peter hatte auf der grünen Inſel Sagona noch lange Zeit geſchlafen, und da er endlich erwachte und die Augen aufſchlug, war es Nacht. Er erſchrak heftig, ſprang auf und eilte nach dem Strande, dahin, wo er das Schiff am vergangenen Tage verlaſſen hatte. Da es dunkel war, ſo meinte er deßwegen das Schiff nicht auffinden zu können, und er rief daher mit lauter Stimme; aber kein Menſch gab ihm Antwort. Da wurde er inne, daß er einſam und verlaſſen auf der Inſel zurückgeblieben ſei und daß ihm alle ſeine Hoffnungen mit ſeinen Schätzen entführt wären. Er warf ſich auf die Erde und ſchrie laut in ſeinem Schmerze: „O barmherziger Gott, wie lange ſoll ich noch aushalten in Angſt und Noth! Warum läßt Du mich nicht ſterben, da ich doch endlich verderben muß und ſchon Alles verloren habe, was meinem Herzen werth und theuer war. War es nicht genug, daß ich meine liebe Geliebte, die ſchöne Magelone verlieren, daß ich unter den Heiden als ein Sklave leben mußte! Gott, wodurch habe ich alſo Deinen Zorn erregt, daß Du ihn nimmer von mir nehmen willſt! Nicht einmal Vater nd Mutter darf ich tröſten, ſondern muß hier in dieſer Wüſte mkommen, wo nicht einmal ein Menſch iſt, der meine Klagen ernehme!“ Alſo klagte der arme Menſch, und es wurde Tag und abermals Nacht und er hatte ſeiner Klagen noch ein Ende gefunden und lag auf dem heißen Sande am Meeresfer, aß und trank nicht. Endlich am dritten Tage erhob er ich und lief nun rings um die Inſel, ſuchte die höchſte ins Meer hinausragende Klippe und ſaß auf derſelben, in die weite See hinausſtarrend, ob er kein Fahrzeug entdecke, das er durch Winken und Schreien zu ſeiner Rettung auffordern könne. Seine



Mühe war vergebens und er ſank endlich vor Müdigkeit, Hunger und Durſt ohnmächtig auf den Felſen hin. — Aber Gott wollte ſich ſeiner erbarmen und fügte es, daß ein Fiſchernachen m der Inſel landete, um Waſſer einzunehmen, und einige Schiffer, welche deßhalb auf das Land gekommen waren, ſahen den Unglücklichen auf dem Felſen liegen. Sie meinten erſt, er wäre todt, gingen aber doch hinzu und fanden, daß noch Leben in ihm ſei. Mitleidig hoben ſie ihn auf, flößten ihm ſtärkendes Getränk ein und brachten ihn mit vieler Mühe wieder zu ſich ſelbſt. Hierauf legten ſie ihn in ihr Schiffchen und fuhren mit ihm nach einer Stadt, die lag auf einer andern Inſel und in ihr war ein Spital. Nachdem ſie den todtkranken Fremden dem Spitalmeiſter übergeben und ihn ſeiner Pflege empfohlen hatten, fuhren ſie wieder fort. Peter war ſehr krank und lag in dem Spital faſt ein ganzes Jahr lang und konnte immer nicht geſunden, obgleich er gar wohl gepflegt wurde, weil der Gram an ſeinem Herzen nagte. Endlich war er ſo weit wieder hergeſtellt, daß er an ſchönen Tagen mit großer Mühe am Meeresſtrande hin- und herwandeln konnte. Er betrachtete dann wohl die fremden Schiffe, welche vor Anker lagen, und dachte in ſchwerer Betrübniß an ſeine Heimath. Da hörte er eines Tages, daß die Leute von einem der Schiffe unter einander in der Sprache ſeines Vaterlandes redeten, und ſein ganzer Leib erbebte in Freude, als er dieſe wohlbekannten Laute vernahm. Er trat zu ihnen und redete ſie mit der Frage an, wann ſie wieder nach Frankreich zurückzuſegeln gedächten? In zwei Tagen etwa, war ihre Antwort. Nun eilte Peter ſo ſchnell als er vermochte zu dem Patron des Schiffes und bat ihn um Gotteswillen, er möge ihn mit nach Frankreich nehmen, denn er ſei dort zu Hauſe und habe lange hier in der Fremde krank gelegen. Der Patron des Schiffes hatte ein mitleidiges Herz, und da der Fremde überdieß ſein Landsmann und, wie man ihm wohl anſah, krank war, ſo ſagte er ihm, daß er ihn gern mitnehmen wolle, ohne Frachtgeld zu verlangen, nur müſſe er ſich gefallen laſſen, mit ihm dahin zu fahren, wohin das Schiff beſtimmt ſei, es gehe aber nach dem Heidenport in Provence. Peter war dieſes gar gern zufrieden und ſein Herz ſchlug ihm mächtig in der

Bruſt. Er bedankte ſich alſo in dem Spital, flehte Gott in herzlichem Gebet, daß er nun doch endlich ſeiner langen Trübſal ein gnädiges Ende machen wolle, und ſetzte ſich wohlgemuth, obgleich noch krank und ſchwach in das Schiff. Die Schiffsgeſellen ſprachen unterweges von Dieſem und Jenem und auch oft von dem Lande, nach welchem ſie hin wollten. Da hörte er ſie einſtens ein großes Rühmen machen von dem Spital und der ſchönen Kirche St. Peters, und als er fragte, wo denn dieſes Spital und dieſe Kirche liege, antworteten ihm die Geſellen: ,,Da, wo wir hinfahren, auf der Inſel im Heidenport! Eine fremde Pilgerin hat ſie erbauet, erſt klein und armſelig, dann mit Hilfe vieler milder Gaben und unbekannter Reichthümer groß und prachtvoll. Gott hat die fromme Stiftung geſegnet und thut große Zeichen an den Kranken, welche ſich dahin begeben. Herr, dort ſolltet auch Ihr einige Zeit bleiben und für Eure Geneſung ein Gelübde thun, es würde Euch ſicher geholfen werden.'' Peter bedachte die Rede ſeiner Gefährten in ſeinem Herzen, und da es ihm weh that, ſo elend und krank vor ſeine Eltern zu treten, zumal er nicht wußte, wie er ſie finden würde und er mit ſo ſtolzen Hoffnungen von ihnen gegangen war; ſo gelobte er bei ſich ſelbſt, einen Monat lang in dem Spital zu bleiben, ehe er Vater und Mutter aufſuchte, bis er vollends geneſen wäre und wieder ein friſches Ausſehen erlangt hätte. Zugleich rief ihn eine Stimme in ſeinem Herzen nach dem Spital, denn ohne daß er ſich darüber Rechenſchaft zu geben vermochte, war es ihm, als wenn ihm dort eine Kunde von ſeiner theuren Magelone zu Theil werden ſollte, obſchon er auch wieder glaubte, daß dieſelbe längſt in Kummer und Elend geſtorben wäre. Sie ſchifften nun ohne Gefährde dahin und landeten bald an der Inſel in der Heiden Port. — Peter ſagte dem Schiffsherrn ſeinen herzlichen Dank und eilte alsbald in die Kirche zu St. Peter. Dort fiel er auf ſeine Knie und dankte dem allmächtigen Gott, daß er ihn aus ſo großen und vielen Fährlichkeiten gerettet und ſicher in die liebe Heimath zurückgeführt habe. Darauf ging er in das Spital und bat als ein Kranker um Aufnahme, damit er ſeine völlige Geneſung abwarte und ſein Gelübde erfülle. Als nun Magelone, die fromme Pilgerin, in dem Spital herumging, um die Kranken zu beſuchen, da erblickte ſie auch den Fremden, der vor Kurzem erſt angekommen war. Sie trat zu ihm, wuſch ihm das müde Haupt, bereitete ihm ein Fußbad, brachte ihm zu eſſen und breitete ihm ſchöne weiße Tücher unter, ſagte ihm auch, daß er erhalten ſolle, was er wünſche und begehre, damit er recht bald wieder zu ſeiner Geſundheit gelange. Magelone hatte ihn aber nicht genauer angeſehen als alle die übrigen Kranken und hatte ihn darum auch nicht erkannt, zumal da er von Gram und Krankheit ganz mager und entſtellt worden war. Sein eigenes Auge aber war von Mattigkeit und Krankheit ſo getrübt, daß er ſeine theure Geliebte nicht erkannt hatte, auch war ſie verſchleiert und ging wie immer in der Tracht einer Pilgerin. Peter ruhte nun in dem Spital aus, und da ſein Gemüth ruhiger geworden war, ſo kam er bei der guten Pflege und überdieß von ſüßer Hoffnung genährt, bald wieder zu Kräften. Magelone war ſo ſorglich um ihn bemüht, daß er oftmals zu ſich ſelbſt ſprach: „Wahrlich, dieſe Frau verdienet wohl den Namen einer Heiligen.“ Eines Tages dachte er mit recht herzlicher Liebe an ſeine holdſelige Geliebte, daß ihm das Herz in heftiger Sehnſucht nach ihr entbrannte und er einen lauten Seufzer ausſtieß. Magelone war eben im Gemach, denn ſie pflegte fortwährend von einem Kranken zum andern zu gehen, und da ſie meinte, daß der Fremde ein leibliches Anliegen habe, ſo trat ſie zu ſeinem Bette und fragte ihn: „Was fehlt Euch, guter Mann? Wenn Ihr einen Wunſch habt, ſo ſprecht ihn nur immerhin aus, denn er ſoll Euch gewährt werden, wenn die Erfüllung irgend in meinen Kräften ſteht!“ Peter erwiderte:

„Ich danke Euch, edle Frau, mir fehlet eben nichts und ich begehre auch nichts. Mir geſchieht nur wie allen Kranken und Bekümmerten, ſo oft ſie ernſtlich an ihr Unglück denken, wird ihnen das Herz ſchwer, daß ſie ſeufzen.“ Da gedachte die fromme Pilgerin, daß es ja auch in ihrem heiligen Berufe liege, den Unglücklichen Troſt zuzuſprechen, und daß es ihr ſchon oft gelungen ſei, ein betrübtes Gemüth durch herzliche Zuſprache aufzurichten. Darum bat ſie ihn mit freundlichen Worten, er möge ihr ſein Trübſal entdecken. Ihre Stimme klang dem unglücklichen Peter ſo ſüß und ihre Bitte brachte ſie ſo herzlich vor, daß Peter beſchloß, der guten Frau ſein Unglück mitzutheilen. Er nannte aber Niemand bei Namen und erzählte ihr ungefähr wie folgt: „Es lebte ein Sohn reicher und vornehmer Eltern, der hörte von einer überaus ſchönen und tugendhaften Jungfrau in einem fernen fremden Lande; verließ daher Vater und Mutter und zog dahin, wo er die Jungfrau zu ſehen hoffte. Gott machte ihn auch alſo glücklich, daß er die Liebe der holden Jungfrau erlangte. Der junge Mann aber verſprach ſich heimlich mit ſeiner Geliebten und führte ſie ohne Jemandes Mitwiſſen fort von Vater und Mutter. Aber in einem großen Walde verließ er die Jungfrau, während ſie ſchlief, um einem Vogel nachzugehen, der ihr ein Kleinod geraubt hatte, verirrte ſich, fiel in die Hände von Seeräubern und wurde in die Sklaverei verkauft.“ — Peter erzählte auf dieſe Weiſe der Pilgerin ſeine ganze Geſchichte bis zu der Zeit, zu welcher er in das Spital gekommen war. Während er ſprach, war die ſchöne Magelone bald aufmerkſam geworden, ſie betrachtete ihn, während er ſprach und dabei ohne aufzublicken die Augen niederſchlug, aufmerkſam, erkannte die geliebten Züge ihres theuren Ritters, erkannte auch alle ſeine Geberden wieder, und ein großer Strom von Thränen lief über ihr Geſicht. Aber da ſeine Geſchichte lange währte, ſo hatte ſie Zeit ſich zu ſammeln, bedachte, daß, da er immer noch ſo krank und ſchwach ſei, ſo könne ihm die plötzliche Freude ſchaden, und bezwang daher ihre eigenen Gefühle. Nachdem er aber geendet hatte, redete ſie ihm auf das freundlichſte zu: ,,Lieber, guter Freund, faſſet Muth und tröſtet Euch. Wendet Euch in herzlichem Gebet zu dem allmächtigen und gnädigen Gott und glaubet feſt, daß er Euch nicht verlaſſen wird, wenn Ihr ihn anrufet. Er hat Euch in ſo großer Noth beigeſtanden und Euch errettet, und ſo wird er auch Eure unſchuldige Geliebte nicht haben verderben laſſen. Gewiß, lieber Menſch, mir ſagt eine Stimme in meinem Herzen, Ihr werdet Eure Braut, welche Ihr ſo herzlich und treu geliebt habt, wieder bekommen!'' Wie Peter dieſe holde Tröſtung vernahm, da erquickten ihn die ſanften Worte ſo, daß es ganz licht in ſeiner Seele wurde. Er erhob ſich auf ſeinem Lager und wollte ihr danken. Magelone aber eilte ſchnell aus dem Gemach und ging in die Kirche. Hier warf ſie ſich nieder vor dem Altar, wo ſie ſo oft ihren Kummer ausgeweint hatte, und weinte ſich ſatt in Freudenthränen. Ihr Herz betete ſtill und dankte Gott inbrünſtig. Endlich erhob ſie ſich wieder, ließ ihre Dienerin kommen und befahl ihr, königliche Kleider für ſie zu bereiten und ihr Frauengemach, welches bisher nur ärmlich wie eine Kloſterzelle eingerichtet war, aufs Herrlichſte und Köſtlichſte mit königlicher Pracht zu ſchmücken. Nachdem dieſes Alles ausgeführt worden war, ging Magelone wieder als Krankenpflegerin zu Peter, der indeß faſt ganz ſeine frühere Friſche wieder erlangt hatte, und ſagte zu ihm: ,,Kommt mit mir, lieber Freund, ich habe Euch ein Bad anrichten laſſen, das Euch wunderbar ſtärken wird, und ich habe zu Gott die fröhliche Zuverſicht, daß er Euch friſch und geſund machen wird.'' Sie führte ihn hierauf in ihre Kammer und hieß ihn hier niederſetzen und warten, bis ſie ihn würde rufen laſſen. Dann ging ſie ſelbſt in das Gemach, welches ſie ſo herrlich hatte ausſchmücken laſſen, und legte die königlichen Gewänder an. Sie nahm aber über das Geſicht einen weißen Schleier und unter demſelben hatte ſie ihr langes goldgelbes Haar in ſchöne Locken geordnet. Darauf ließ ſie Peter zu ſich herein rufen und ſprach zu ihm: ,,Edler Ritter, Graf Peter von Provence, ſeid fröhlich und wohlgemuth! Die Ihr hier vor Euch ſehet iſt Niemand anderes als Eure treue Magelone, um die Ihr ſo viel Trübſal erduldet habt! Aber ich habe nicht weniger um Euch gelitten. Ja, ich bin es, die Ihr ſchlafend im wilden Holze verließet: Ihr ſeid es, der mich aus meines Vaters, des Königs von Neapolis, Hauſe geführet hat. Ich bin es, der Ihr Herz und Hand gelobt habt; ich bin es, die Euch dieſe goldene Kette um den Hals gehängt; ich bin es, der Ihr die drei koſtbaren Ringe geſchenkt habt, die uns vereinigt und dann auch getrennet haben. Ja, ſehet her und prüfet mein Angeſicht, ob ich es bin, nach der Ihr von



Herzen ſo lange begehret habt.'' Der Ritter war vor freudigem Schreck ganz erſtarret, die ſchöne Magelone aber warf ihren Schleier zurück, daß ihr ſchönes Haupthaar wie ein Strom Goldes hernieder wallte. Da erkannte Peter von Provence ſeine ſchöne Braut, erkannte, daß ſie es wirklich war, die er ſo lange geſucht und als todt betrauert hatte. Mit weit ausgebreiteten Armen ſtürzte er ihr entgegen und ſie ihm, und fielen einander um den Hals und preßten einander lange an das Herz und küßten ſich auf den Mund und küßten ſich wieder und wieder aus herzlicher Liebe. Sie weinten aber Beide und vermochten kein Wort zu ſprechen. Nachher aber ſetzten ſie ſich neben einander nieder, erzählten einander von ihrem Unglück, von ihrer Sehnſucht, von ihrem jetzigen Glück, weinten und lachten, klagten und jubelten, und konnten kein Ende finden des Erzählens und Küſſens.

Die Freude kehret zurück in das Schloß des Grafen von Provence und Peter wird mit der ſchönen Magelone vermählet.

Nachdem Peter ſein Gelübde erfüllet und einen ganzen Monat in dem Spital geblieben war, während der Zeit auch durch die Pflege der ſchönen Magelone und durch die Freude des unverhofften Wiederſehens ſeine Geſundheit, Kraft und Schönheit völlig wieder erlangt hatte, zog Magelone wieder ihre Pilgerkleider an, wie ſie ſolche im Spital zu tragen gewohnt war, beurlaubte ſich bei ihrem theuren Freunde und fuhr zu dem Grafen und der Gräfin von Provence. Dieſe empfingen ſie gar liebreich, denn ſie ſchätzten ſie um ihres heiligen Wandels und ihrer edlen und ſanften Sitten willen ſehr hoch und liebten ſie herzlich. Magelone aber ſprach zu ihnen: ,,Gnädiger Herr, gnädige Frau! Ich komme zu Euch mit einer freudigen Botſchaft, welche mir vorige Nacht durch ein himmliſches Geſicht zu Theil geworden iſt. Es iſt mir nämlich ein Engel vom Himmel erſchienen, welcher an ſeiner Hand einen jungen ſtattlichen Ritter führte und zu mir ſprach: „„Siehe hier Denjenigen, um welchen Dein Herr und Deine Frau, ſo wie Du ſelbſt, Gott ſo lange gebeten!““ Ich bin nun mit dieſer fröhlichen Botſchaft zu Euch geeilet, denn ich weiß ja gar wohl, wie ſehr Ihr um Euren geliebten Sohn betrübt ſeid. Nun aber weiß ich gewiß und bitte auch Euch, dem himmliſchen Geſicht zu vertrauen, daß Ihr ihn in kurzer Zeit friſch und geſund wiederſehen werdet. Laſſet daher nur alsbald die ſchwarzen Teppiche von den Wänden nehmen und Freudentücher an ihre Stelle hängen!“ Obgleich nun der Graf und die Gräfin nicht an die Rückkunft ihres theuren Sohnes glauben konnten, ſo kam doch durch der heiligen Pilgerin fröhliche Zuverſicht ein Schimmer von Hoffnung in ihre Herzen, und ihr zu Gefallen ließen ſie die ſchwarzen Trauerteppiche hinwegnehmen. Magelone ließ ſich aber nicht durch ihre freundlichen Bitten, das Mahl mit ihnen zu theilen, länger aufhalten, ſondern voll liebender Sehnſucht eilte ſie wieder zu ihrem Geliebten zurück, indem ſie gegen die Gräfin Geſchäfte vorſchützte. Dagegen bat ſie den Grafen und die Gräfin, auf den nächſten Sonntag bei ihr in der Kirche zu St. Peters erſcheinen zu wollen, denn ſie hege zu Gott dem Allmächtigen die fröhliche Zuverſicht, daß er ihr Herz erfreuen würde, ehe ſie wieder die Inſel verließen. Sie ſagten es auch der Pilgerin zu, daß ſie kommen würden. Als Magelone zu ihrem Bräutigam zurückgekehrt war, der mit großer Begierde ihrer harrte, erzählte ſie ihm, was ſie ausgerichtet hätte und ſagte ihm, daß er ſich zum Sonntag bereit halten möge, ſeine lieben Eltern wiederzuſehen. Wie nun der Sonntag erſchienen war, da machte ſich das gräfliche Paar auch wirklich mit großem Gefolge auf und kam nach St. Peter. Nachdem ſie hier die Meſſe gehört hatten, trat die Pilgerin zu dem Grafen und der Gräfin und ſagte ihnen, daß ſie ihnen in Geheim etwas mitzutheilen habe und ſie deßwegen unterthänig bäte, mit ihr in ihre Kammer zu kommen, welches ſie auch gern thaten. Als ſie nun hier eingetreten waren, ſprach die Pilgerin: „Wenn in dieſem Augenblicke Euer Sohn vor Euch träte, würdet Ihr ihn erkennen?“ Und in dem Augenblicke, daß jene „Ja“ ſagten, trat Peter aus einer Nebenthür in die Kammer und fiel vor ſeinen lieben Eltern auf die Kniee nieder. Da ſahen ſie ihn an und erkannten ihn ſogleich und fielen ihm mit einem Freudenruf um den Hals. Das Gerücht aber, daß des Grafen Sohn zurückgekehrt ſei, verbreitete ſich ſchnell auch unter dem Gefolge des Grafen, und Vornehme und Geringe drängten herein und jubelten und begrüßten ihn. Alle waren fröhlich und Peter ſaß bei ſeinen Eltern und konnte ihnen nicht genug von ſeinen Schickſalen erzählen. Indeß war die ſchöne Magelone in ein anderes Gemach gegangen und hatte köſtliche Kleider angelegt. Im königlichen Schmucke trat ſie nun herein, und der Graf und die Gräfin waren verwundert, wo doch die wunderſchöne Jungfrau herkäme, deren Angeſicht ſie noch niemals erblickt hätten. Der Ritter Peter aber ging auf ſie zu, begrüßte ſie und küßte ſie vor den Augen ſeiner Eltern und aller Anweſenden, welche voll Staunens hinſchauten. Peter aber nahm die ſchöne Jungfrau bei der Hand, führte ſie vor ſeine Eltern und ſprach: „Gnädige Eltern! ſehet dieſe Jungfrau, ſie iſt es, um derentwillen ich von Euch gezogen bin und um derentwillen ich ſo viel Trübſal erlitten habe: wiſſet aber auch, daß ſie die Tochter des Königs von Neapolis iſt!“ Da traten der Graf und die Gräfin von Provence zu der ſchönen Magelone hin, umarmten ſie zärtlich und dankten Gott, der Alles zu einem ſo glücklichen Ziele geführt. — Peter und Magelone mußten nun den Grafen nach ſeinem Schloſſe begleiten und bald kam auf das Gerücht von Peters Heimkehr Alles aus dem Lande herbeigeſtrömt. Es war wieder ein fröhliches Leben am Hofe des Grafen von Provence, der Adel turnierte und die Uebrigen tanzten, Alle aber waren fröhlichen Herzens. Nachdem aber die gräflichen Eltern Alles erfahren hatten, was mit Peter und Magelone bis dahin vorgegangen war, da nahm der Graf ſeinen Sohn, fuhr mit ihm nach der Inſel und führte ihn in die Kirche zu St. Peter, ein Gleiches that die Gräfin mit der ſchönen Magelone. Da knieten Alle nieder und dankten Gott dem Allmächtigen mit herzlichem Gebet, und nachdem ſie ſich wieder erhoben, ſprach der Graf, ohne daß ihn Peter darum gebeten hätte: „Mein Sohn, ich will, daß Du dieſe Jungfrau, welche Deinetwegen ſo viel erduldet hat, zur Ehe nehmeſt!“ Da fiel ihm Peter um den Hals und dankte ihm herzlich. Der Biſchof aber trat auf den Altar und vollzog die Trauung. Die Gräfin gab ihrem Sohn den ſchönſten der drei Ringe, welche im Bauche des Fiſches wiedergefunden worden waren, worüber dieſer ganz verwundert war. Er ſteckte ihn aber ſeiner lieben Gemahlin an den Finger, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Die Hochzeit währte vierzehn Tage in großer Fröhlichkeit, worauf die Gäſte glückwünſchend von dannen zogen. Indeß war auch vom Grafen von Provence ein eigenes Schiff an den König von Neapolis abgeſendet worden, welches einen Brief überbrachte mit der fröhlichen Kunde von dem Wiederfinden ſeiner Tochter und in welchem er nach ausführlichem Bericht über die Schickſale der ſchönen Magelone um Vergebung und Segen zu der geſchloſſenen Verbindung gebeten wurde. Der König war herzlich froh, daß ſein liebes Kind noch lebte, hatte ihr ihren Fehltritt längſt vergeben und freute ſich, daß der tapfere und ſittige Ritter mit den ſilbernen Schlüſſeln einer ſo vornehmen und angeſehenen Familie angehörte. — Der alte Graf von Provence und ſeine Gemahlin lebten noch manches Jahr in trauter Fröhlichkeit mit ihren lieben Kindern. — Peter und Magelone aber führten ein langes und glückliches Leben und zeugten einen Sohn, der wurde ein ſchöner ſtattlicher Ritter, und als er erwachſen war, ein König von Neapolis und Graf von Provence.

Als Peter und Magelone kurz nach einander in hoher Alter geſtorben waren, da wurden ihre Leichname einbalſamirt und in St. Peter auf der Inſel beigeſetzt, und noch heutigen Tages ſieht man die Kirche und das Spital, welche weit in das Meer hinaus ſchauen.

In allen Buchhandlungen ſind nachſtehende **Volksbücher** zu haben:

Geſchichte von **Griſeldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Luſt.** (Enthält 50 ausgezeichnet ſchöne Lieder.) 2 Gr.

Geſchichte von der **edlen und ſchönen Meluſina,** welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten. 2 Gr.

Geſchichte vom **Kaiſer Octavianus,** welcher ſein Ehgemahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt und endlich wiedergefunden hat. 2 Gr.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

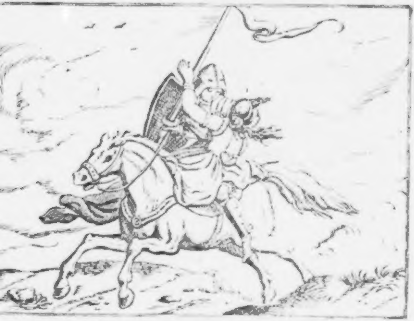
gr. 11
[illegible] /6

1525 [illegible]

Volksbücher.

6.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geſchichte

vom

Kaiſer Octavianus,

cher ſein Ehgemahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt
und endlich wieder gefunden hat.

Leipzig, bei Otto Wigand.

[illegible]
[illegible]

Geſchichte

vom

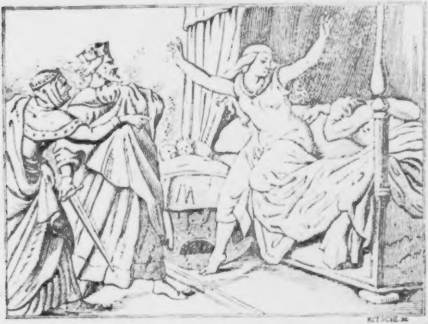
Kaiſer Octavianus,

welcher ſein Ehgemahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt
und endlich wieder gefunden hat.

Des Kaiſers Octavianus glücklicher Eheſtand und trauriges Ende deſſelben.

Als der König Dagobert in Frankreich regierte, war zu Rom ein gewaltiger und unüberwindlicher Kaiſer, der hieß Octavianus. Derſelbe hatte eine Gemahlin, welche als die ſchönſte und klügſte Frau geprieſen wurde. In aller Menſchen Augen erſchien ſie lieblich und tugendſam und ihres Lobes war alles Volk im ganzen römiſchen Reiche voll. Der Kaiſer lebte mit ſeiner vortrefflichen Gemahlin in außerordentlicher Liebe und Einigkeit. Dennoch waren ſie nicht ganz glücklich, denn der Himmel hatte ihre Ehe mit keinen Kindern geſegnet, und obſchon der Kaiſer ſeiner ſchönen Gemahlin darüber keine Vorwürfe machte, ſo waren doch Beide deßwegen häufig in Traurigkeit. Endlich aber ſchien das Glück dieſer Ehe ganz vollkommen werden zu wollen, denn die Kaiſerin wurde geſegneten Leibes und gebar, als es ſo weit war, zwei überaus ſchöne Knaben. Alle Welt war über dieſen Glücksfall voller Freuden, nur die Mutter des Kaiſers nicht. Dieſe war ein böſes und hinterliſtiges Weib und verfolgte die Gemahlin ihres Sohnes mit giftigem Haſſe. Darum gedachte ſie die Mutter ſammt ihren Kindlein zu verderben und begann damit, Zwietracht zwiſchen dem Kaiſer und ſeiner Gemahlin zu ſtiften. Sie trat vor den Kaiſer und ſprach: „Lieber Sohn, wie wäre es doch möglich, daß ein Weib zwei Kinder zur Welt gebähre, wenn ſie nicht auch mit zwei Männern zu thun gehabt hätte.“ Als aber der Kaiſer ſolchen böſen Reden kein Gehör ſchenkte, ging ſie in die Kammer der Kaiſerin und machte dieſer arge Vorwürfe, wie ſie an dem Kaiſer, ihrem Gemahl, treulos geworden ſei, und würde wohl der zarten Knäblein ſich bemächtigt und ſie erwürgt haben, wenn nicht die Frauen der Kaiſerin ſolches verhindert hätten. Die böſe Frau aber ſtand von ihrem Plane nicht ab, ſondern ſann nur um ſo mehr, wie ſie die Kaiſerin und ihre Kinder verderben möge Nachdem ſie einige Tage vorüber gelaſſen, trat ſie wieder vor den Kaiſer und redete ihn noch heftiger an als das erſtemal: „Sohn, rief ſie, ich klage Euer ſchändliches ehebrecheriſches Weib vor Euch an, wie iſt es doch möglich, daß Ihr alſo blind ſeid gegen ihre Miſſethat!“ Der Kaiſer hörte und ſah den Zorn und die Wuth ſeiner Mutter und fragte ſie, um welcher Urſache willen ſie alſo aufgebracht gegen ſeine Gemahlin ſei? Da antwortete das arge Weib: „Lieber Sohn, die Sinne vergehen mir faſt, wenn ich bedenke, welchen ſchändlichen Schimpf Dein gottloſes Weib Dir anthut. So ſchön ihr Leib iſt, der Deine Sinne gefangen hält, ſo ſcheußlich iſt ihre Seele. Sieh, nicht genug hatte ſie an den Liebkoſungen ihres keuſchen Gemahles, und üppiger Begierden voll, zog ſie freche Buhler an ſich. Nun hat der Himmel ſelbſt ihre Schande offenbar gemacht, daß ſie, die in Jahren, ſeit Ihr ſie Eurer Umarmung gewürdigt habt, kein Kind geboren, plötzlich zwei Baſtarde zur Welt bringt. Euch, mich, den Thron, das ganze Reich hat ſie mit der üppigen Frucht ihrer frechen Sünde beſchimpft, und Ihr, befangen in thörichter Verblendung, wollet nicht ſehen die Schande, welche ſich vor den Augen keines Menſchen verbirgt, tragt geduldig Spott und Schande!“ Der Kaiſer, welcher allzu ſchwachen Gemüthes war, kämpfte in ſich, ob er der innigen Liebe, die er zu ſeiner ſchönen Gemahlin in ſeinem Herzen trug, vertrauen, oder den böſen Einflüſterungen ſeiner Mutter Gehör ſchenken ſollte, und anſtatt dieſer mit harten Worten zu entgegnen, antwortete er ihr endlich, obſchon er niemals irgend eine Wandelbarkeit in der Liebe und Treue ſeiner Gemahlin bemerkt hatte: „Wartet, Mutter, bis meine Frau ihr Kindbett überſtanden hat, dann will ich ſcharf unterſuchen, ob Eure Klagen gerecht ſind, und ſo es der Fall iſt, zweifelt nicht, daß ich mit gerechter Strafe die Verbrecherin treffen werde.“ — Nachdem ſie die Zeit ihres Kindbettes überſtanden hatte, war die Kaiſerin fröhlich und glücklich bei ihren Kindern und ahnte nichts von dem Verrathe, welcher gegen ſie im Werke war. Der Kaiſer kam aber zu ihr und ſagte: „Ich will dieſe Nacht im Dome St. Peters wachen und Gott dem Herrn danken, der Euch in Eurer Noth beigeſtanden und Euch die Gefahren des Kindbettes hat glücklich überſtehen laſſen.“ Die Kaiſerin war das wohl zufrieden, denn ihr Herz war aller Frömmigkeit zugethan. Darum brachte ſie heiteren Sinnes ihre Kindlein zu Bett und legte ſich dann ſelbſt auf ihr Lager, wo ſie auch alsbald in einen ruhigen und feſten Schlaf ſank. Die Mutter des Kaiſers aber hatte ſich herbeigeſchlichen, und als ſie ſah, daß die Kaiſerin die Augen geſchloſſen hatte, ging ſie fort und rief einen Diener des Kaiſers, deſſen eigennütziges und treuloſes Gemüth ſie durchſchaut hatte und den ſie zu ihrem ſchändlichen Plan zu benutzen dachte; zu dem ſprach ſie: „Du haſt ſowohl Deinem Herrn als mir Gehorſam gelobt, ſo höre denn, was ich Dir befehle und vollführe es; Du ſollſt für Deinen Dienſt auch reichlichen Lohn erhalten.“ Der Diener gelobte Alles zu thun, was ihm befohlen würde, und die Mutter des Kaiſers nahm ihn bei der Hand und führte ihn ſchweigend in die Kammer, in welcher die Kaiſerin lag und ſchlief. Hier nun befahl ſie dem Diener, ſich zu entkleiden und ſich neben die Kaiſerin zu legen. Der Diener wußte nicht, was dieſes zu bedeuten habe, merkte aber wohl, daß eine Schändlichkeit gegen ſeine Gebieterin im Werke ſei und ſagte daher: „Gnädige Frau, ſolches darf ich ja nimmermehr wagen, denn ich würde Unrecht an meinem Herrn begehen und Leib und Leben darüber verlieren müſſen!“ Die böſe Frau aber ſagte dagegen: „Schweig, Du Thor, und thue, was ich Dir befehle. Wie ich Macht habe, dieſen Befehl Dir zu geben, habe ich auch Macht, Dich zu ſchützen. Ich ſage Dir, es ſoll Dir kein Haar gekrümmt werden über das, was Du auch beginnen mögeſt, ſondern reiche Schätze ſollen Dir zu Theil werden.“ Aus eitler Gewinnſucht ließ ſich der Diener bethören und that endlich, wie ihm befohlen worden, zitterte aber vor Angſt am ganzen Leibe, wagte kaum zu athmen, noch weniger die Kaiſerin zu berühren. Die Mutter des Kaiſers war indeß fortgegangen, hatte ſorgfältig die Kammer hinter ſich verſchloſſen und lief eilend zum Kaiſer. „Kommt, mein Sohn, rief ſie ihm zu, und überzeugt Euch heut mit eigenen Augen von Eurer Schande und von der Wahrheit der Anklage, die ich gegen Euer ſchändliches buhleriſches Weib erhoben habe.“ Der Kaiſer war ſo beſtürzt, daß er kein Wort zu ſprechen vermochte, ſondern nur ſein blankes Schwert ergriff und ſeiner Mutter folgte. Die Füße wankten ihm, als er das Schlafgemach ſeiner Gemahlin betrat, welche noch im argloſen Schlummer ruhte. Der Schelm aber, welcher neben ihr lag, ſtellte ſich vor arger Angſt, als ob auch er ſchliefe. Wie nun der Kaiſer herantrat, da war das Erſte, daß er den Arm aufhob, um ſeine Frau im Zorn zu ermorden, aber er beſann ſich einen Augenblick, als er ihren ruhigen Schlummer gewahrte. Da flüſterte ihm ſeine Mutter zu: „Was zaudert Ihr? Sohn! Wollt Ihr auch Euren Augen nicht trauen? Warum haltet Ihr Euren Arm zurück, Gerechtigkeit zu üben?“ —

Da verſetzte der Kaiſer in großem Zorn: „Ich will ſie nicht im Schlaf ermorden und mich dadurch eines eben ſo großen Verbrechens ſchuldig machen als das iſt, welches ſie gegen mich vollbracht hat!“ Indeß hatte die unglückliche Kaiſerin einen ſchweren Traum gehabt. Es kam ihr vor, als ob ein grimmiger Löwe über ſie herfalle und ihren Schleier zerriß, dann aber ihre Kinder faßte und ſie von dannen führte. Da fing ſie laut an zu ſchreien: „Gott, meine Kinder! wer errettet uns von dem ſtarken Löwen?“ Indem ſie ſo ſchrie, gingen ihr die Augen auf und ſie ſah den Kaiſer mit dem nackten Schwerte vor ſich ſtehen, ſah auch alsbald den Diener an ihrer Seite, ſprang auf und ſchrie mit heller Stimme: „Ewiger Gott! wer hat mir ſolche Verrätherei zugerichtet? Wer iſt dieſer Menſch! Ich habe ihn nie geſehen!“ — „Ach, liebe Frau, ſagte die falſche Mutter des Kaiſers, ſehet doch nur recht zu, es iſt ja Euer

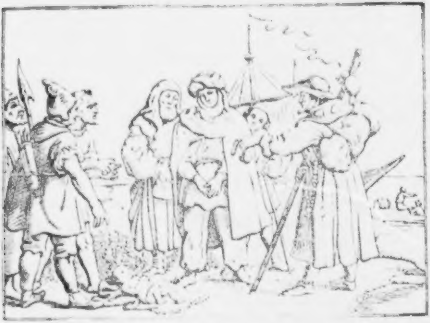


lieber Buhle, den Ihr ſo lange lieb gehabt und den Ihr auch heut habt rufen laſſen, weil Ihr wußtet, daß der Kaiſer ſich für ſein Eheglück bei St. Peter bedanke. Aber mein Herr und Sohn iſt Deiner Schändlichkeit längſt inne geworden, du Schälkin, und dein Leugnen iſt vergebens! Abſcheuliche Metze, Deine Sünde iſt endlich an den Tag gekommen!“ Die Kaiſerin ſchrie in ihrer Angſt zu Gott und ſchwur mit lauter Stimme, daß ſie unſchuldig und ſchändlich verrathen ſei. Der Kaiſer aber wäre lieber todt geweſen, wenn er dieſe Schande nicht mit eigenen Augen geſehen hätte, und ſagte nur: „Wer findet einen Buben bei ſeinem Weibe liegen und ſoll nicht glauben, daß ſie an ihm treulos geworden ſei!“ Die Kaiſerin vermochte kein Wort mehr zu ſprechen und fuhr daher nur fort heftig zu weinen. Der Kaiſer aber wurde ergrimmt und ſprach: „Frau, Euer Weinen hilft Euch nichts, denn ich habe Eure Untreue mit eigenen Augen geſehen.“ Alsbald rief er Ritterſchaft und Diener und ſprach zu ihnen: „Ihr ſehet, werthe Herren, die unehrliche That, deren meine Frau gegen mich ſich ſchuldig gemacht hat.“ Hierauf befahl er den Dienern, daß ſie die Frau mit ihren Kindern nähmen und in das tiefſte Gefängniß würfen. Als ſich nun der Kaiſer mit dem falſchen Knecht, welcher im Bette gelegen hatte, allein ſah, kam ihm ein ſolcher Zorn an, daß er demſelben ohne Verhör und Verantwortung das Haupt mit dem Schwerte ſpaltete Am andern Morgen ward der Leichnam hinausgeſchleift und an den Galgen gehenkt. Hierauf ordnete der Kaiſer einen Rath an, was mit der Kaiſerin und den Kindern geſchehen ſollte; er gedachte aber ſie alle Drei verbrennen zu laſſen. Nachdem nun die Räthe verſammelt waren, beſchwerte er ſich bei denſelben wegen des Schimpfes und der Schande, ſo ihm die Kaiſerin angethan hätte, und forderte ſie auf, ein Urtheil über dieſe zu ſprechen, wie es ihr von Rechtswegen zukomme. Die Herren und Räthe ſahen aber einander an und wagte keiner zuerſt ſeine Meinung zu ſagen. Endlich aber that es der Aelteſte, welcher auch mehr als die übrigen auf der Kaiſerin Thun und Laſſen Acht gehabt hatte; derſelbe ſprach: „Gnädiger Herr, Ihr begehret von uns, daß wir die Kaiſerin verurtheilen ſollen, und doch iſt die That noch nicht bezeugt. Auch ſtehet die Beklagte nicht vor uns, daß wir ihre Verantwortung anhören könnten. Denn es wäre wohl möglich, daß die Sache durch Verrätherei veranſtaltet worden wäre.“ — Ein anderer erklärte ſich nun auch und ſprach: „Ich bitte Euch, gnädigſter Herr, Ihr wollet des Eides gedenken, welchen Ihr der Kaiſerin geſchworen habt, als Ihr dieſelbe zur Ehe begehrtet: daß Ihr ihren Leib ſchirmen und bewahren wolltet, wie Euren eigenen. Nun iſt die That nicht bezeugt und wiſſen wir nicht, ob nicht Neid und Verrath im Spiele ſind. Darum, Herr Kaiſer, ſehet zu, daß Ihr keine Treuloſigkeit an Eurer Frau begehet und Euren Eid nicht brechet.“ Alle Räthe pflichteten dieſer Meinung bei und der Kaiſer ließ die Verſammlung aus einander gehen, indem er ſelbſt ganz unſchlüſſig geworden war. Eines Theiles nämlich mußte er zugeben, daß ſeine Räthe Recht hätten, während er anderen Theiles nicht umhin konnte, nach dem was er mit eigenen Augen geſehen hatte, ſeine Gemahlin für unbedingt ſchuldig zu erkennen. — Die arme Frau, welche mit ihren Kindlein im Kerker lag, küßte die lieben Kleinen und ſeufzte: „Liebe Kinder, was haben wir unſerem Gott gethan, daß wir ſo unſchuldig ſterben müſſen?“ Solche Klage führte ſie Tag und Nacht. — Nachdem aber drei Tage vorüber waren, begehrte der Kaiſer abermals von ſeinen verſammelten Räthen, daß ſie wider die Kaiſerin das Urtheil ſprächen. Als die Räthe ſeinen Ernſt erblickten, antworteten ſie einmüthig: „Allergnädigſter Herr Kaiſer, bedenket wohl, was Ihr thut. Wir können die fromme Kaiſerin auf keine Weiſe verurtheilen, und haben nichts wider ſie gefunden; ſehet zu, daß Ihr nicht meineidig an ihr werdet. Wollet Ihr aber unſern Rath, ſo iſt es dieſer, daß Ihr Euch nicht durch falſchen Schein betrügen laſſet, der Unſchuldigen Frieden gönnet und die beiden Knaben auferziehet, bis ſie den Harniſch zu tragen vermögen, da ſich denn zeigen wird, welcher Art ſie ſind.“ Der Kaiſer dachte lange über dieſe Rede nach, denn er hatte ſeine Gemahlin ſehr lieb gehabt. Doch kam ihm wieder der Diener in den Sinn, von welchem er glaubte, daß ſie ſo lange Buhlſchaft mit ihm getrieben hatte, daher er die Kinder nicht als die ſeinen erkennen mochte. In ſeiner Rathloſigkeit ging er zu ſeiner Mutter; dieſe aber ſagte, die Räthe ſeien meineidige Böſewichter und es zieme ihm um ſeiner kaiſerlichen Ehre willen nicht anders, als daß er die Mutter ſammt ihren Kindern verbrennen laſſe. Der Kaiſer ging wieder in den Rath, und als die Räthe nun ſahen, daß ihr Herr ſich nicht erweichen und erbitten laſſe, gaben ſie endlich nach, um nicht ſelbſt auch ſeinen Zorn empfinden zu müſſen. — Darauf wurde ein großes Feuer vor der Stadt Rom angezündet und dreißig Knechte erhielten den Befehl die Kaiſerin mit ihren Kindern aus dem Gefängniß abzuholen und vor die Stadt hinaus zu führen. Vornehme und Geringe, Junge und Alte, Alle, welche es mit anſahen, hatten mit der edlen und frommen Frau und den zwei unſchuldigen und hilfloſen Kindlein ein herzliches Mitleiden, denn es war Keiner, welcher ſie für ſchuldig gehalten hätte. Wie nun die arme Kaiſerin von den Knechten herangebracht wurde und von fern das Feuer auflodern ſah, ſprach ſie: „Liebe Männer, ſaget mir um Gottes willen, was mit mir und meinen Kindern geſchehen ſoll.“ Da erwiderte einer der Knechte: „Ach, wehe mir, daß ich es Euch ſagen ſoll. Aber da Ihr es doch erfahren müßt, ſo wiſſet nur, daß der Herr Kaiſer vor der Stadt ein großes Feuer hat anmachen laſſen, und uns befohlen hat, Euch ſammt Euren Kindern in demſelben zu verbrennen.“ Wie dieß die Kaiſerin vernahm, vergingen ihr rer Schreck faſt die Sinne, doch faßte ſie ſich alsbald wieder, wendete ſich zum Gebet und ſprach: „Allmächtiger Gott, um welcher unbekannten Miſſethat willen habe ich dieſes verdienet? Doch ſo es dein Wille iſt, ſo will ich mich darein ergeben!“ So kam ſie denn unter Weinen und Gebet vor den Kaiſer und die um ihn verſammelten Herren. Dieſe hatten ein großes Mitleiden mit ihr; der Kaiſer aber, als er ihrer anſichtig geworden war, befahl, daß ſie alsbald ſammt ihren Kindern ins Feuer geworfen werde, weil ſie an ihm wortbrüchig geworden und ſchändlich gehandelt habe. Dabei wollte ihm jedoch ſchier das Herz im Leibe berſten, denn er hatte ſie ſehr lieb gehabt. Die arme gefangene Kaiſerin aber fiel vor ihm in die Knie und rief: „Gnädiger Herr und Kaiſer, Gott im Himmel iſt mein Zeuge, daß ich nie in meinem Leben übel an Euch gethan habe und daß Ihr mich und dieſe meine Kinder eines unverdienten Todes ſterben laſſet. Möge Gott dem vergeben, der mich ſo ſchändlich verleumdet und verrathen hat, daß Ihr des theuren Eides gänzlich vergeſſen habt, den Ihr mir geſchworen, als Ihr mich zu Eurer Gemahlin annahmet. Herr, gedenket Eures Eides und erbarmet Euch dieſer unſchuldigen Kindlein, auf daß Ihr nicht an Eurem eigenen Blute zum Verderber werdet.“ Alle Menſchen, welche zugegen waren, fingen an zu weinen, beſonders aber die Armen, welchen die Kaiſerin täglich reichliches Almoſen geſpendet hatte. Der Kaiſer aber ſah ſeine Gemahlin gar traurig an, als er ſie ſo kläglich weinen und doch ſo bereit zum Tode ſah. Dazu jammerten ihn auch die unſchuldigen Kinder, und er war in großer Beſtürzung, denn er gedachte, ob er nicht dennoch vielleicht Unrecht haben könne. Des Kaiſers Mutter aber ſchrie mit lauter Stimme: „Was zögert Ihr, mein Sohn und Kaiſer? Laſſet ſie mit ihrer Sündenbrut mitten ins Feuer werfen vor allem Volke, denn ſie hat es mit ihrem ſchändlichen Leben gar wohl verdient!“ Da antwortete ihr aber der Kaiſer:

„Ihr habt Unrecht, Mutter. Denn wiſſet, als ich ſie zur Ehe nahm, da habe ich ihr einen theuren Eid geſchworen, ihr Leib und Leben zu ſchirmen. Dieſen Schwur will ich ihr halten und ſie ſoll nicht verbrannt werden.“ Alſo wurde die Frau durch den Eid des Kaiſers gerettet, und dieſer ſagte zu ihr: „Stehet auf, Weib! weil ich Euch ſolches geſchworen, will ich mich nun auch Eurer erbarmen, obwohl Ihr es nicht um mich verdient habt. Verlaſſet eilend mein Reich und laſſet Euch nimmer in demſelben blicken, denn ich ſage Euch, ſo Ihr jemals in demſelben betroffen werdet, ſo laſſe ich Euch alsbald wahrhaftig verbrennen!“ Auf dieſe Worte erholte ſich die fromme Kaiſerin ein Weniges von ihrer großen Angſt und ſprach: „Wenn es denn ſein muß, Herr, daß ich für immer aus Euren Augen ſcheide, ſo bitte ich Euch noch, Ihr wollet einem ehrenwerthen Mann befehlen, daß er mich hinausbringe bis in die unbewohnten Gegenden, auf daß ich unterweges nicht verunehrt werde. Aber, Herr, wiſſet, daß ich niemals etwas begangen habe, wodurch Eure und meine Ehre verletzt worden wäre, wenn ich auch nicht anzugeben vermag, wie und von wem dieſe Schändlichkeit an mir begangen worden iſt.“ Aber der Kaiſer wollte ſie nicht weiter hören, wendete ſich und konnte auch vor heftigem Weinen kein Wort weiter reden. Seine Gemahlin fiel ohnmächtig zur Erde, aber die edlen Frauen, welche in der Nähe waren, hoben ſie auf, und nachdem ſie wieder zu ſich gekommen war, nahm ſie ihre zwei Kinder auf den Arm und ſchickte ſich zur Reiſe an. Der Kaiſer ließ ihr ein ſtarkes wohlgeſatteltes Pferd vorführen und ihr hundert Kronen zur Zehrung reichen; fünf fromme und mitleidige Ritter erhielten den Auftrag, ſie aus dem Lande zu führen, nachdem ſie eidlich gelobt hatten, ſie in einen öden Wald an der Grenze des Reiches zu bringen, in welchem wilde Thiere und Räuber hauſten, und ſie hier ihrem Schickſal zu überlaſſen. — Nachdem ſie nun in jenem Walde angekommen waren, ſchieden die Ritter unter Thränen von der edlen Frau und befahlen ſie in den Schutz Gottes. Die Kaiſerin dankte ihnen herzlich für ihr gutes Geleit und ſprach: „Bringet meinem Herrn, dem Kaiſer, einen freundlichen Gruß von mir und ſagt ihm, daß er mich nun nimmer wiederſehen werde. Saget ihm auch, daß ich ſeine zwei Söhne, welche wahrlich ſein Fleiſch und Blut ſind, mit mir trage, und daß ich ſie tugendlich erziehen will, ſo Gott mich behütet!“

Die Kaiſerin und ihre Kinder kommen in Gefahr und werden von einander getrennt.

Nachdem die Kaiſerin von den Rittern verlaſſen worden war, verfiel ſie in eine tiefe Schwermuth, zog, einzig mit ihrem Kummer beſchäftigt, fort, und hatte bald jede Spur eines gebahnten Weges verloren. Endlich fand ſie einen nur wenig betretenen Fußpfad, ritt auf demſelben fort und kam zu einem hohen Felſen, aus dem ein ſchöner Brunnen entſprang, deſſen Waſſer war lauter wie Kryſtall, und neben ihm ſtand ein Baum, der duftete ſo lieblich wie Balſam. Die Kaiſerin hielt alsbald an, ſtieg vom Pferde und legte ihre Kinder unter dem Baum ins Gras. Darauf nahm ſie dem Pferde den Zaum aus dem Maule und ließ es von den duftenden Kräutern ſich nähren, welche dicht im Walde ſtanden. Eine Weile ſpähete ſie nun um ſich, ob ſie nirgends eines Menſchen gewahre, aber da Alles ſtill und todt war, ſo verſank ſie bald in tiefe Kümmerniß. Der Anblick ihrer lieben Kindlein heiterte ſie ein wenig wieder auf, ſie ſpielte mit ihnen, ſchmückte ſie mit ſchönen Blumen und labte ſich ſelbſt darauf mit einem Trunk von dem köſtlichen Waſſer, welches aus dem Felſen ſprang. Auch von den Speiſen, die ihr noch aus der kaiſerlichen Küche mitgegeben worden waren, genoß ſie ein Weniges. Jetzt aber ſaß ſie da und überſann ihr großes Leid, und nach einer Weile wurde ſie ſo müde von der Reiſe und von der gar großen Trauer, daß ihr allgemach die Augen zufielen und ſie entſchlief. Es hielten ſich aber in dem Walde viele wilde Thiere auf, und daher währte es nicht lange, nachdem die Kaiſerin in Schlaf geſunken war, da kam von ungefähr ein großer und ſtarker Affe, der ſah, wie die beiden Kindlein neben ihrer Mutter lagen und lieblich ſchlummerten. Es wandelte ihn daher die Luſt an, eins von den Kindlein zu beſitzen, und er ſchlich ſich alſo leiſe heran, faßte geſchwind den einen Knaben und lief mit ihm eilend durch den Wald, bis er zu einem grünen Platze kam. Hier ſetzte er ſich mit dem Kinde nieder, betrachtete es eine Weile von allen Seiten und begann es endlich aus den Windeln zu wickeln, in welche daſſelbe gehüllt war. Nachdem es nun ganz nackend vor ihm lag, ſetzte er ſich mit ihm in das Gras, grinſte es freundlich an und blökte die Zähne. Er nahm es in die Arme, herzte es und that überhaupt mit ihm wie eine Mutter mit ihrem Kinde, in der Hoffnung, daß es ihm freundlich entgegenlächeln ſollte. Dem Kinde ſchien indeß das grinſende Geſicht des Affen wenig zu gefallen, denn es begann heftig zu weinen und laut zu ſchreien. Gott aber, welcher des Kindes Leben bewahren wollte, fügte es, daß zu derſelben Zeit ein tapferer und edler Ritter mit ſeinen Dienern ſich im Walde verirrt hatte. Der Ritter kam durch den Wald geritten und einige ſeiner Knechte trabten voraus, daß ſie ihm Bahn machten, nach dem Wege ſpürten und vor Mördern und wilden Thieren ihn ſchirmten. Wie nun der Ritter den Affen gewahr ward und ſah, daß er ein nacktes Kindlein in ſeinen Armen trug, ſprengte er alsbald mit ſeinem Pferde zu ihm heran, zog ſein Schwert und rief mit lauter Stimme: ,,Ei, Meiſter Affe, laß das Kind liegen, denn du darfſt daſſelbe nicht mit dir nehmen!'' Wie aber der Affe den Ritter herankommen ſah, legte er eilig das Kind in das Gras und ſprang mit einem grauſigen Satze dem Ritter entgegen, packte ihn am Rock, um ihn vom Pferde zu reißen, und riß ihm ein großes Stück von ſeinem Kleide ab. Der Ritter aber war ein beherzter und ſtarker Mann und traf mit ſeinem Schwerte den Affen ſo gut, daß demſelben der rechte Arm vom Leibe flog. Vor Schmerz und Wuth ſprang der Affe als ein unſinniges Thier wohl zehn Schuh hoch in die Höhe. Das Pferd des Ritters ward ſcheu und ſchlug mit ſeinen Hinterfüßen gar wüthend um ſich, traf den Affen hart an die Seite und bewirkte dadurch, daß ſich derſelbe ſchreiend auf dem Boden hin und her wälzte. Jetzt ſprang der Ritter behend auf die Füße, hieb dem Affen den Kopf ab, nahm das Kind vom Raſen, wickelte es ſo gut er konnte in ſeinen Mantel und ſaß wieder auf ſein Pferd. Nachdem er ſeine Diener eingeholt hatte, erzählte er ihnen die Begebenheit und zeigte ihnen das Kind, worüber dieſelben nicht wenig verwundert waren. Sie ritten zuſammen weiter durch den Wald und wußten nicht, wohin ſie endlich gelangen würden. Nach einiger Zeit geriethen ſie unter eine Rotte von Mördern und Dieben, die hatten an ſelbigem Orte ſchon manchen braven Mann beraubt und erſchlagen. Als ſich nun der Ritter rings von den Mördern umgeben ſah, ſchrie er zu Gott um Beiſtand, ſchonte ſeines Schwertes nicht und antwortete ihnen mannhaft auf ihre harten Schläge. Dem Einen ſchlug er das Haupt ab, daß es zur Erde fiel, und die Andern machte er ſo wund, daß ſie ihre Waffen laſſen mußten. Es waren aber noch ſechs Mörder übrig, die ſchrien dem Ritter zu, er ſolle einhalten und das Kind zur Erde legen, denn ſicher habe er daſſelbe einem mächtigen Fürſten geſtohlen. Da rief der Ritter: ,,Nein, Ihr Böſewichter! Wollt Ihr die Wahrheit hören, ſo wiſſet, daß ich das Kind einem Affen abgenommen habe, den Ihr noch todt im Walde finden könnet!'' Nun glaubten die Räuber noch viel mehr, daß Jener das Kind eines vornehmen Herrn geraubt habe, weil er eine ſo alberne Lüge vorbringe, und ſprengten aufs Neue wider ihn ein, wollten eher ſterben als von dem Kinde ablaſſen; und alſo ſahen ſich der Ritter und ſeine Diener endlich genöthigt, das Kind zurückzulaſſen, ihren Pferden die Sporen zu geben und davon zu reiten. Die Mörder verfolgten ſie eine Weile, konnten ſie aber nicht einholen und kehrten daher zurück zu dem Kinde. Sie warfen das Loos, welcher von ihnen das Kind tragen ſolle, und das Loos fiel auf den Vornehmſten der Räuber. Derſelbe trug das Kind, bis es ihm zu ſchwer ward; alsdann ſagte er zu ſeinen Geſellen: „Freunde, gebet einen Rath, was wir mit dem Kinde anfangen ſollen? Seine Schönheit zeigt, daß es nicht von niederer Herkunft iſt. Ich meine, wir ſollen es bis an das Geſtade des Meeres bringen und es dort verkaufen. Dahin kommen Kaufleute aus Frankreich und vielen anderen Ländern, denen vielleicht das Kind um ſeiner Schönheit willen wohlgefällt und die es uns gut bezahlen.“ — Während nun die Räuber nach dem Meeresſtrande zu gehen, finden ſie unterweges den Affen todt liegen, von welchem ihnen der Ritter geſagt hatte. „Wahrhaftig, ſagte da einer zum andern, der Ritter hat die Wahrheit geſprochen und hat das Kind ritterlich erlöſt und erobert.“ Als ſie nun nachher zu dem Geſtade kamen, wurden ſie beld von einigen Kaufleuten bemerkt, die traten zu ihnen und fragten: ob ihnen das Kind feil ſei. Die Mörder ſagten: „Ja, eben deßwegen bringen wir es hierher.“ — „Wohlan, ſprach ein Kaufmann, wie hoch haltet Ihr es?“ — Die Mörder ſagten: „Es kann auf der ganzen Erde kein ſchöner Kind gefunden werden; daher, wenn es Euch Ernſt um den Handel iſt, ſo möget Ihr es um vierzig Pfund nehmen.“ Dieſer Preis dünkte den Kaufleuten zu hoch: „Behaltet es nur, ſagten ſie, Ihr habt es ja doch aus eines redlichen Mannes Hauſe geſtohlen.“ — „Nein, ſagten dagegen die Räuber, wir haben es einem Ritter abgenommen, der das Kind von einem Affen erlöſt und den Affen erſchlagen hat.“ — „Liebe Herren, ſagten darauf die Kaufleute, wollet Ihr es für zehn Pfund laſſen, damit iſt es unſer Ernſt. Bedenkt es, der erſte Kauf iſt der beſte!'' Um ſo geringen Preis wollten die Mörder das Kind nicht geben. Es war aber mit jenen Kaufleuten ein frommer Pilger, welcher Clemens hieß. Der ſah das Kind an und fand es überaus ſchön: dachte, es möge wohl adliger Abkunft ſein. Er faßte zu dem Kinde eine ſolche Liebe, daß er nach wenigen Worten mit den Räubern einig wurde und ihnen dreißig Kronen für daſſelbe gab. Die Kaufleute, welche dabei ſtanden, ſpotteten des Clemens und ſagten: ,,Wahrlich, Ihr ſcheint des Geldes und Goldes im Ueberfluß zu haben, daß Ihr ſo theuer einkauft!'' Clemens aber achtete auf ſolche ſpöttliche Reden nicht. Nachdem aber das Schiff, mit welchem er und die Kaufleute reiſten, dahin gelangt war, wohin es beſtimmt geweſen, und Clemens wie die übrigen Pilger zu Fuß weiter reiſen mußte, und er den Knaben auf dem Rücken trug, da wollte ihn der Kauf ge-



reuen, den er gemacht hatte. ,,Was bin ich doch für ein thörichter Mann, redete er zu ſich ſelbſt, daß ich mir dieſe Mühe aufgeladen und ein Kind erkauft habe, das ich nun an meinem Halſe ſchleppen muß.'' Dann aber dachte er wieder: ,,Gott hat mir das Kind beſcheeret, darum will ich mich ſeiner annehmen. Habe ich doch daheim nur ein einziges Söhnlein bei meinem Weibe gelaſſen, und wer weiß, ob es noch am Leben iſt. Das Kindlein hier iſt ſo hübſch und an Geld und Gut fehlt es mir nicht, um es aufzuziehen: ſo mag es denn ſein!'' Darauf nahm er das Kind herum, gab ihm einen herzlichen Kuß, hing es wieder auf ſeinen Rücken und zog ſeines Weges durch Frankreich. Als ihm jedoch endlich das Kind gar zu läſtig auf ſeinem Rücken wurde, da kaufte er demſelben einen Eſel und miethete ihm eine Wärterin: die nahm das Kind in den Arm und ſetzte ſich auf den Eſel, und ſo wanderte Clemens wie ein Zigeuner gen Paris, hatte Tag und Nacht keine Ruhe, bis er daſelbſt anlangte. Nachbarn und Freunde, die ihm begegneten, empfingen ihn gar herzlich, wunderten ſich aber über das Kind und fragten, woher er es bringe? Da antwortete Clemens: ,,Ich habe es jenſeit des Meeres erobert. Seine Mutter iſt unterweges geſtorben und ſo mußte ich dieſe Frau annehmen, obſchon ſie aus einem anderen Lande iſt als das Kind. Ja, wäre ſeine Mutter geſund geblieben, die hätte ich wohl lieber mitgebracht, als dieſe Alte!'' Dieß ſprach Clemens lachenden Mundes und zog weiter nach der Vorſtadt St. Germain, wo er ſein Haus hatte. Da wurde ihm von ſeiner Hausfrau große Ehre erwieſen und dieſelbe meinte, das Kind, welches ſo ſchön war, möge ihrem Manne von einem vornehmen Herrn in Frankreich zur Erziehung übergeben ſein. Als eine kluge Frau forſchte ſie auch der Sache nicht weiter nach, ſondern ſie lebten mit einander in aller Freundſchaft, ließen das Kind taufen, nannten es Florens und erzogen es in Zucht und Tugend. Florens ward überaus ſchön und holdſelig, wuchs luſtig heran und wurde in kurzer Zeit ſtark und männlich. Aber für jetzt ſei genug von ihm berichtet. — Es wurde erzählt, wie die Kaiſerin bei dem Brunnen eingeſchlafen war, als ihr das eine ihrer Kinder von dem Affen geſtohlen wurde. Sie ſchlief noch, als eine Löwin durch den Wald daher gelaufen kam und das andere Kindlein gewahrte, welches ſanft bei ſeiner Mutter ſchlief. Die Löwin ſchlich ſich ſogleich näher und nahm das Kind in den Rachen, um es ſeinen Jungen als Nahrung zu bringen. Als nun die Löwin das Kind mit den Zähnen gepackt hatte, erwachte die Kaiſerin und ſah, wie das reißende Thier eines ihrer Kinder davon trug, und daß auch das andere Kind nicht mehr da war. Sie meinte, dieſes ſei ſchon von der Löwin gefreſſen worden, und nun werde ſie auch das andere zerreißen. Darum fing ſie an jämmerlich zu weinen, ſchrie zu Gott, lief dann zu dem Pferde, welches noch weidete, und legte ihm den Zaum an. Sie ſetzte ſich auf das Pferd, indem ſie einen Schwur that, daß ſie nicht eher raſten wolle, bis ſie die Löwin gefunden und Rache an ihr genommen hätte. Die Löwin aber lief vor der Kaiſerin her und ließ damit nicht nach, bis der Wald zu Ende war. Sie lief ſo ſchnell, daß ihr die Kaiſerin nicht zu folgen vermochte, ſondern ſie aus den Augen verlor. Doch das wilde Thier wurde auch ſeiner Beute nicht froh, denn als es den Wald verlaſſen hatte, ward es von einem ſtarken Greif erblickt, welches ein überaus großer und gewaltiger Raubvogel iſt. Der Greif fuhr mit aller Stärke auf die Löwin herunter und packte ſie ſammt dem Kinde ſo gewaltig mit ſeinen Klauen, daß die Löwin ſich nicht zu regen vermochte. Der Vogel Greif ſchlug alsbald mächtig mit ſeinen Flügeln, erhob ſich hoch in die Luft und flog weit über Berg und Thal, Wald und Waſſer, und ließ ſich endlich auf einer weit draußen im Meer liegenden Inſel nieder. Gott behütete aber das Kind, ſo daß es die Löwin nicht fallen ließ, ſondern es immer, ohne ihm ein Leid zuzufügen, in ihrem Rachen behielt, bis der Greif ſie auf die Erde niederſetzte. So wie jedoch der Löwe den Boden unter ſeinen Füßen fühlte, legte er ſogleich das Kind in den Sand und packte den Greif mit grimmigem Zorne ſo grauſam ſtark am Fuße, daß ihm derſelbe ſogleich entzwei brach und das Ungethüm vor Schmerz zur Erde niederfiel. Zwar wehrte es ſich mit ſeinen Flügeln und ſeinem Schnabel ſo gut es konnte und als ein ergrimmtes Thier gegen den Löwen: aber es half ihm nichts, denn der Löwe fiel mit Haſt über den Greif und zerriß ihn alſo daß er des Stärkeren Speiſe ward. Nachdem ſich die Löwin an dem Fleiſche des Greifen erſättigt hatte, legte ſie ſich nieder zu dem Kinde, als ob ſie bei ihren jungen Löwen läge. Da nun das Kindlein das Euter der Löwin erreichte und merkte, daß es voll von Milch wäre, begann es ſogleich zu ſaugen, und als die Löwin dieß gewahrte, drückte ſie ihre Bruſt ſanft gegen das Mündlein des Kindes, damit es deſto beſſer ſaugen möge. So ward das Kindlein genährt; denn Gott wollte daſſelbe nicht verderben laſſen. Die Löwin grub darnach mit ihren ſcharfen Klauen eine tiefe Grube, nahm das Kind und legte es in dieſelbe, nachdem ſie Reiſer und Moos zu einem weichen Bett zuſammengetragen hatte. Die Löwin blieb bei dem Kinde acht Tage und Nächte, leckte daſſelbe mit ihrer Zunge, damit es geſäubert werde, wärmte es mit ihrem Leibe, ließ es an ihrem Euter trinken, ſo oft es wollte, und wenn das treue Thier hungrig war, ſo fraß es von dem Fleiſche des Greifen.

Die Kaiſerin erlangt eines ihrer Kinder wieder und kommt mit demſelben nach der heiligen Stadt Jeruſalem.

Durch Gottes gnädige Fügung traf es ſich, daß Schiffer wegen eines widrigen Windes mit ihrem Schiff an der Küſte anlanden mußten, an welcher die Kaiſerin angſtvoll hin und her lief und ihr liebes Kind und die Löwin ſuchte. Als die Kaiſerin das Geſchrei der Schiffsleute, welche vor Anker gingen, vernahm, eilte ſie herbei und ſah, daß einige Pilger aus dem Schiff an das Land ſtiegen. Da erkannte ſie, daß die Seefahrer Chriſtenleute wären, faßte alſo Vertrauen und kam näher. „Liebe Herren, redete ſie dieſelben an, ſaget mir, wo ihr hin zu reiſen gedenket? Ich komme aus fernen Landen und bin eine arme Frau, welche ſich in dem großen Walde verirrt hat und weiß nicht, wo in der Welt ich bin und wo ich hinaus ſoll!“ — „Frau, ſagten dagegen die Leute aus dem Schiffe, wir wollen nach dem heiligen Lande fahren, wo unſer Herr und Heiland für unſer Heil geſtorben und nachher aus dem Grabe erſtanden iſt. Wenn uns der Wind wieder günſtig ſein wird, ſo hören wir nicht auf zu ſchiffen, bis daß wir nach Jeruſalem kommen.“ Wie dieß die Kaiſerin hörte, da bat ſie inſtändig, die Schiffer möchten ſie doch mit in das heilige Land nehmen, und bat ſo lange, bis der Patron des Schiffes ihr erlaubte, auf die Galeere zu kommen, und nachdem ſich das Ungeſtüm des Meeres gelegt hatte und ein günſtiger Wind blies, ſpannten ſie die Segel aus und fuhren weiter. Unterweges benahm ſich die edle Frau ſo mild und tugendhaft, daß ihr die Schiffsleute bald alle herzlich zugethan waren und mit aufrichtigem Mitleid in ſie drangen, daß ſie ihnen ſage, wer ſie wäre und wie ſie in jene wilde Gegend gekommen ſei. Die Kaiſerin aber hatte ihnen kein Hehl, ſondern ſagte ihnen aufrichtig Alles, ihren Stand und Namen und wie es ihr ſo traurig ergangen ſei. Nachdem ſie ihre Erzählung geendet hatte, da war keiner unter den Schiffsleuten, welcher nicht ein tiefes Mitleid und eine heilige Achtung bei ihrem unverdienten Unglück empfunden hätte. — Nachdem ſie wiederum eine gute Weile geſchifft waren, da kamen ſie in die Nähe der Inſel, auf welcher ſich der Vogel Greif mit der Löwin und dem Kinde niedergelaſſen hatte. Es erhob ſich abermals ein widriger Wind und zwang die Schiffer, an der Inſel vor Anker zu gehen.

Unter den Pilgern aber befanden ſich einige beherzte Leute, die betraten das Land, um ſich umzuſehen. Nachdem ſie lange umhergewandelt waren, kamen ſie vor eine Höhle, und wie ſie hinein blickten, ſahen ſie die Löwin, welche eben ſchlief. Sie ſahen auch das ſchöne Kind in der Höhle liegen und hatten ſich von Schreck und Staunen noch kaum erholt, da erwachte das Thier und ſprang mit einem gräßlichen Satze auf. Die Pilger liefen alsbald davon und entkamen mit Mühe und Noth dem wilden Thiere, welches ſie verfolgte. Wie nun die andern Pilger ſie ſo eilig und voller Angſt nach dem Schiffe kommen ſahen, fragten ſie, was ihnen wäre: jene aber erzählten, wie ſie das Kind und die Löwin erblickt hätten, und jammerten, daß ſie das Kindlein nicht hätten erretten können. ,,Denn, ſagten ſie, wenn auch die alte Löwin das Leben des Kindes ſchont, ſo wird doch die Zeit kommen, wo ſie Junge wirft, und dieſe werden das Kindlein zerreißen.'' Als nun die Sage von dem, was die Pilger erlebt hatten, auf dem Schiff umging, kam ſie auch vor die Kaiſerin. Da drängte ſich dieſelbe alsbald vor und rief: ,,Ach, liebe Männer, Gott ſei geprieſen, daß ich dieſe Mähr vernehme: denn wahrlich, es iſt mein Kind, welches die Löwin davon getragen! Darum laſſet mich zu meinem Kinde!'' Die Pilger ſtellten der Frau vor, wie gewiß die Löwin ſie anfallen und zerreißen werde. ,,Warum wollt Ihr in Euren Tod gehen, ſprachen ſie, erbarmet Euch über Euch ſelbſt und gebet das Kindlein auf. Es iſt beſſer, daß Ein Menſch umkomme, als daß ihrer zwei verderben!'' Die Kaiſerin aber ließ ſich von ihrem Entſchluß nicht abbringen, darum ſagten endlich die Pilger: ,,Nun, wenn es Euch denn alſo hart im Sinne liegt, ſo gehet zuvor noch zu dem Prieſter, den Ihr dort ſitzen ſehet, und beichtet ihm, denn Ihr gehet dem Tod in den Rachen, und bittet Gott, daß er Euch helfen möge!'' Die Kaiſerin ging zum Prieſter, kniete nieder vor ihm, beichtete und empfing ſeinen

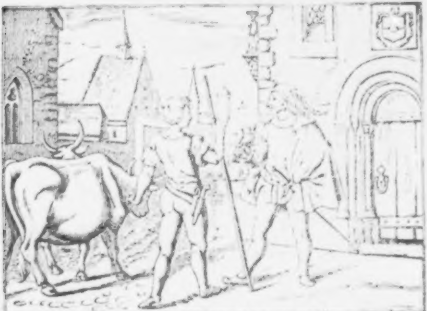
Segen. Hierauf wendete ſie ſich zu den Pilgern und bat ſie, eine Weile zu warten, ob ſie wiederkäme, und trat getroſt an das Land. Nicht lange, ſo kam ſie zu der Höhle, welche ihr die Pilger bezeichnet hatten, und ſah ihr Kind, wie es lachend mit der Löwin ſpielte. Da dieſes die Frau ſah, erſchrak ſie, ſank nieder auf ihre Knie, begann die Löwin zu beſchwören und ſprach: „Ich ſage Dir bei Gott dem Allmächtigen und bei ſeinem Sohne, welcher am Kreuz für mich geſtorben iſt, daß Du keine Macht und Gewalt über mich haſt!" Kaum hatte die fromme Kaiſerin dieſe Worte geſprochen, ſieh, da zog die Löwin den Schweif zu ſich, gebärdete ſich wie ein zahmes gehorſames Hausthier und legte das Kind vor ſich auf den Boden. Nun trat die Kaiſerin ohne Furcht in die Höhle, nahm das Kind auf, umarmte es, küßte es mehr als einmal und trug es endlich in ihren Armen fort nach dem Schiffe. Die Löwin, welche ſich ihres Kindes beraubt ſah, folgte traurig der Kaiſerin, und als dieſe zu dem Schiffe kam, wollte ſie ihr auch dahin folgen. Die Pilger aber fürchteten ſich ſehr vor dem ſtarken Thiere, wollten ſich zur Wehr gegen daſſelbe ſetzen und auch die Kaiſerin nicht auf die Galeere laſſen. Die Kaiſerin bat aber und redete ihnen zu, ſo daß wenigſtens ſie auf das Schiff gelaſſen wurde. Sobald die Frau mit dem Kinde aber das Schiff betreten hatte, ſtießen die Schiffer eilig vom Lande, und waren damit ſo ſchnell, daß die Löwin, als ſie auch auf das Schiff ſpringen wollte, fehlte und ins Waſſer fiel. Dennoch ließ das Thier nicht nach, ſondern ſchwamm immer neben dem Schiffe her. Die Schiffer ſpannten alle Segel auf, um dem Thiere zu enteilen, aber es war vergebens, denn mit ihren ſpitzen Klauen und ſcharfen Zähnen klammerte ſich die Löwin an das Schiff und ſuchte mehremal durch einen Sprung hinauf zu kommen, welches ihr endlich auch wirklich gelang. Da ſchrien die Pilger vor Entſetzen und meinte jeder, daß er ſterben müſſe. „Schützet uns vor dem Löwen, riefen ſie der Frau zu, ſonſt werfen wir Euch ſammt dem Kinde über Bord!“ — „Fürchtet Euch nicht, ſagte dagegen die Kaiſerin, ſie wird keinem von Euch ein Leides thun.“ Die Löwin ging auch wirklich wie ein zahmer Hund mitten durch die Pilger hindurch, ohne einen zu verletzen, bis ſie zu der Kaiſerin kam. Dieſe hatte das Kind auf dem Arme und die Löwin hob nach demſelben den Kopf empor, als ob ſie es liebkoſen wollte: dann aber legte ſie ſich der Kaiſerin zu Füßen und wollte dieſelbe nicht wieder verlaſſen. Die Kaiſerin aber gewann das edle Thier ſehr lieb und trug für daſſelbe Sorge, indem ſie ihm zu eſſen und zu trinken gab. Dagegen war aber auch die Löwin der Kaiſerin treu ergeben und beſchützte ſie auf der ganzen Reiſe gegen jede Unbill. Es waren nämlich auch einige ſchlechte Leute unter dem Schiffsvolk, und als einer derſelben einſtmals wagte der Kaiſerin unziemlich zu begegnen, da ſprang die Löwin auf, packte ihn mit ihren ſpitzen Klauen und ſcharfen Zähnen und zerriß ihn ſogleich in vier Stücke. Die Schiffsleute, welche dem Wunderwerke zuſahen, ſagten einmüthig, dem frechen Buben ſei recht geſchehen, und warfen den zerriſſenen Leichnam in die See. Von da an wagte Keiner der Kaiſerin ein Leid zuzufügen, ſondern Alle erwieſen ihr die größte Ehre. Als nun die Galeere bei dem gelobten Lande ankam, da trat die Kaiſerin mit ihrem Kind aus dem Schiffe und die Löwin ſprang ihr nach. Darauf ſegnete jene die Pilger und die Schiffsleute und gab ihnen reichlichen Lohn. Dieſe ſagten ihr dafür Dank, brachten ihr Pferd aus dem Schiffe und halfen ihr hinauf. So ritt die Kaiſerin, ihr Kind im Arme haltend, noch in derſelben Nacht weiter, und die übrigen Pilger folgten ihr von ferne, alſo daß ſie am nächſten Morgen in die Stadt Jeruſalem kamen. Die fromme Kaiſerin ging ſogleich nach dem Tempel Gottes und betete an dem heiligen Grabe, dahinein der Leichnam unſers Herrn Jeſus gelegt worden war, und aus welchem derſelbe nachher lebendig wieder auferſtanden war. Alsdann legte ſie ihr Kind auf den Altar, nahm einiges Geld aus dem Säckel und legte auch dieſes auf den Altar, gleichſam als ob ſie ſagte: „Gelobt ſei Gott, denn ich habe mein Kind wieder erkauft und erlöſet.“ Darnach betete ſie abermals fleißig und flehte zu Gott, daß er ihren lieben Herrn, den Kaiſer Octavianus, friedſam, glücklich und in Geſundheit wolle leben laſſen, denn ſie hoffe nicht mehr, ihn jemals wiederzuſehen. Nach dieſem Gebet verließ ſie den Tempel, ſtieg wieder auf ihr Pferd und ritt durch die Stadt Jeruſalem. Die Löwin aber war während der Stadt keines Fußbreits von ihr und dem Kinde gewichen, war auch mit in dem Tempel geweſen und ging jetzt, während die Kaiſerin durch die Stadt ritt, hinter ihrem Pferde her. Da kam allen Leuten, welche ſie ſahen, große Furcht an und ſie wunderten ſich. Nach einer Weile begegnete der Kaiſerin ein fremder Edelmann, den redete ſie freundlich um Herberge an, denn ſie ſah ihm wohl an, daß er ein frommer, tugendreicher und edler Mann war. Der Edelmann nahm ſie gern und wie es ihr geziemte in ſeinem Hauſe auf und gab Befehl, daß ſeine Diener ſie pflegen und ihr gehorſam ſein ſollten wie ihm ſelbſt und ſeiner Hausfrau. Solches nahm die Kaiſerin mit großem Dank an und blieb lange Zeit bei dem Edelmann mit ihrem Kinde und der Löwin, welche ſo zahm war, daß ſie Niemand etwas zu Leide that. Das Söhnlein der Kaiſerin gedieh und ward von derſelben um ſeiner wunderbaren Entführung und Rettung willen Leo geheißen, welches ſoviel als „Löwe“ bedeutet.

Wie Florens von ſeinem Pflegevater Clemens erzogen wird und demſelben wenig Freude macht.

Es iſt erzählt worden, wie der andere Sohn der Kaiſerin von dem frommen Pilger Clemens nach Paris gebracht worden war und daſelbſt in der heiligen Taufe den Namen Florens erhielt. Derſelbe ward nun tugendlich erzogen, ſo daß Jedermann ſein Wohlgefallen daran hatte. Clemens kleidete den Knaben und hielt ihn wie ſeinen eigenen Sohn, welcher den Namen Claudius hatte. So oft die beiden Knaben in ihren ſaubern Kleidern durch die Straßen gingen, ſagten die Leute hinter ihnen: „Sehet die ſchönen Knaben; ſelig iſt der Vater, der ſo wohlgezogene Kinder hat!“ Weil Florens erſt ſieben Wochen alt geweſen war, als er von dem Affen ſeiner Mutter entwendet wurde, ſo wußte er nicht anders als daß Claudius ſein Bruder und Clemens ſein leiblicher Vater wäre. Er wurde jedoch größer und ſtattlicher als ſein Bruder Claudius, und auch unter den Nachbarskindern war keines, das ſich ihm hätte vergleichen können. Jedermann bewunderte ſeine Schönheit und Stärke, denn er glich an Geſtalt und Gebärden ganz ſeinem Vater, dem Kaiſer Octavianus. Daher ſagten auch die Nachbarn oft, wenn ſie ihn geſehen hatten: „Wahrlich, der Knabe iſt kein natürlicher Sohn des Nachbar Clemens, ſondern von irgend einem großen und vornehmen Herrn hat er ihn heimlich entführt.“ Die Frau des Clemens bekam ſolche Reden gar oft zu hören, doch ſchwieg ſie allzeit ſtill zu denſelben, denn ſie hatte den Florens ſo lieb wie ihren eigenen Sohn. Die beiden Knaben waren ſo weit herangewachſen, daß ſie beide tüchtig waren ein Handwerk zu lernen, obſchon Florens allewege ſtärker als Claudius war. Clemens nahm daher ſeine Frau bei Seite und berieth ſich mit ihr, wozu er die beiden Knaben beſtimmen ſollte, damit ſie ſpäter ſich auf ehrliche Weiſe ernähren konnten. Da ſagte die Frau zu ihm: „Lieber Hauswirth! unſer Sohn Claudius hat wenig Kräfte und iſt darum zu keiner ſchweren Arbeit zu gebrauchen: darum wäre meine Meinung, Du thäteſt ihn zu einem Wechsler und gäbſt ihm was Du an Geld haſt, damit er es im Handel umtreibe. So mag er, wenn er klug iſt, ein reicher und berühmter Herr werden. Unſer anderer Sohn

Florens, der, meine ich, wird ein tüchtiger Fleiſcher werden, denn er iſt ſtark und wird ohne Mühe Rinder und anderes Vieh ſchlachten. Sieh, lieber Clemens, ſo werden unſere beiden Söhne wohl verſorgt ſein.“ — „Fürwahr, Frau, ſprach dagegen Clemens, ich glaube daß Dein Rath klug iſt und ich werde ihm folgen!“ Alsbald rief er ſeine beiden Söhne und ſagte zu ihnen: „Lieben Söhne, Ihr ſollt meinem Rathe folgen und thun wie gehorſamen Kindern geziemt.“ Dann nahm er zuerſt ſeinen Sohn Claudius vor und ſagte zu ihm: „Lieber Sohn, merke was ich Dir ſage. Du ſollſt morgen früh zu einem Wechsler gehen, um von ihm zu lernen, wie man Geld und Münze wechſelt, damit Du ein rechter Handelsmann werdeſt.“ — „Von Herzen gern, Herr Vater, ſagte Claudius, will ich nach Eurem Willen thun; aber es wäre mir lieb, wenn Ihr mir auch meinen Bruder Florens mitgeben wolltet, damit er ein Wechsler würde wie ich.“ — „Laß den, mein lieber Sohn, ſagte Clemens, der Florens ſoll eine andere Handthierung betreiben, bei der ihm gute und fette Biſſen in den Mund kommen mögen; Du ſiehſt ja, welch ein ſtarker Burſche er iſt, und ich denke, der wird ein gemäſtet Schwein wohl auf ſeinen breiten Rücken nehmen mögen!“ Nachdem er ſo den Claudius zufrieden geſtellt hatte, rief er den Florens vor ſich. „Florens, mein lieber Sohn, ſagte er, ſei ohne Furcht; Du weißt, daß ich Dir gewogen bin und Dich lieb habe, darum will ich Dich auch in ein gutes Handwerk thun. Morgen, wenn Du aufgeſtanden biſt, werde ich Dir Geld geben, damit ſollſt Du zu einem Fleiſcher gehen und es ihm geben, damit er Dich ſein Geſchäft lehre. He, Junge, das wird etwas für Dich ſein, denn Du haſt tüchtige Glieder, und ich glaube, wenn Du einen Ochſen einmal bei den Hörnern erwiſcht haſt, ſo läßt Du ihn nicht gehen, wie ſtark er auch iſt. Dahinten im Stalle ſtehen zwei gute feiſte Rinder, die ſollſt Du morgen nach dem Schlachthauſe treiben, da wird Dir Dein Meiſter zeigen, wie Du ſie ſchlachten ſollſt. Hernach nimm ſie auf Deinen Nacken und trage ſie an den Ort, wo Du ſie verhauen und verkaufen mußt. Da ſieh zu, ſei fleißig und geſchickt mit der Wage, und thue Niemand Unrecht, ſo wirſt Du aus Einem Pfennig drei machen und Geld genug bekommen.'' Florens war bereit Alles zu thun, was ſeinem Vater gefiel. — Als nun der Tag anbrach, ſtand der alte Clemens auf, weckte ſeinen Sohn Claudius, gab ihm viel Gut an Geld und Gold und ſchickte ihn auf die Wechſelbank, damit er wechſeln und gewinnen ſollte. Hierauf weckte er auch ſeinen andern Sohn Florens, band zwei feiſte Ochſen mit den Hörnern an einander und gab ſie ihm, daß er ſie nach der Schlachtbank treibe. Wie nun Florens dort ankam, da begegnete er einem Fleiſcherknecht, den fragte er nach dem Meiſter Gumbrecht, denn dieſer ſollte ihn das Handwerk lehren. Wie der Knecht den Florens mit den beiden feiſten Ochſen vor ſich ſtehen ſah, da fragte er ihn: ,,Was willſt Du doch von dem Meiſter? Wie es ſcheint, willſt Du auch gern ein Fleiſcher werden?'' Florens antwortete ihm: ,,Ja, warum nicht? Mein Vater iſt wohl reich, daß er gut für mich ſorgen wird und ich immer Rinder, Schweine, Hammel und Schafe genug werde zu ſchlachten haben. Daher will ich das Handwerk lernen, denn mein Vater ſagt, ich würde drei Pfennige mit Einem gewinnen und gute Biſſen eſſen, wie die Fleiſcher gewöhnlich thun und dazu guten rothen und weißen Wein trinken.'' Wie ihn der Fleiſcherknecht ſo reden hörte, ſchlug er eine helle Lache auf and trieb ſeinen Spott mit ihm. ,,Dich hat der Teufel hergeführt, ſprach er, daß Du ein Fleiſcher werden willſt. Wart, Du ſollſt die Schlachtbank nicht zu ſehen bekommen! Scheer Dich fort in des Teufels Namen, Du Lump, willſt mit dem Handwerke Narrheit treiben! Pack Dich mit Deinen Ochſen, ehe ich Dir den Kopf zerſchlage!'' Da dachte Florens bei ſich: ,,Auf ſolche Weiſe komme ich nicht ins Schlachthaus;

ich will gehen und meinen Vater mitbringen, der wird mir ſchon einen Meiſter verſchaffen.'' Er trieb alſo ſeine Rinder wieder nach Hauſe zu. Unterweges aber ſah er einen Edelmann, welcher auf der Fauſt einen überaus ſchönen Sperber trug, wie ihn die vornehmen Herren zur Jagd gebrauchen, der hatte an den Füßen glänzende, hellklingende Schellen. Der Vogel gefiel dem Florens gar wohl und darum redete er den Edelmann an und fragte ihn, ob ihm der Sperber nicht feil ſei, er wolle ihm darum geben was er begehren würde. Da ward der Edelmann zornig, denn er meinte, Florens wolle ihn verſpotten, weil der Junge ihm gar nicht darnach ausſah, als ob er den Vogel zu bezahlen vermöge. ,,Ja, Du Bettelbub, ſagte er daher, es thut mir eben Noth, ihn Dir zu verkaufen! Führe Du Deine Ochſen ins Schlachthaus und ſchinde ſie, dann verhandle das Fleiſch, das wird Dir mehr nütz ſein, als einen Sperber kaufen.'' —



„Ach mein lieber Herr, redete Florens dagegen, das Rinderſchlachten iſt nun einmal meine Hantierung nicht, damit mag es nicht gehen. Darum überlaſſet mir nur Euren Sperber, ich kann und werde ihn Euch wahrlich ehrlich bezahlen!“ Da ſah der Edelmann Florens an und dachte: „Laß doch ſehen, was der Junge machen will. Nun, ſagte er, Du ſollſt den Sperber haben, aber nicht anders denn um deine beiden Rinder, und auch dafür nicht gern, denn ich behielte ihn lieber ſelbſt.“ Florens aber war in ſeinem Herzen ſehr froh, dachte, wenn der ſchöne Vogel nicht mehr werth iſt als die beiden Rinder, das iſt nicht viel, und ſo muß er mein werden. So wurden ſie des Kaufes einig und Florens nahm den Sperber, der Edelmann aber trieb die Rinder in ſein Haus, lachte innerlich und dachte: „Nun iſt aus dem Waidmann ein Viehtreiber geworden.“ Florens dagegen trug den ſtattlichen Vogel auf ſeiner Hand und ſprach zu ſich ſelbſt: „Wahrlich, heut bin ich zu einer glücklichen Stunde aufgeſtanden, da mir ein ſo vortrefflicher Tauſch gelungen iſt; denn der Vogel iſt mehr als hundert Mark Silbers werth. Ei, wie wird mein Vater fröhlich werden, wenn er mich kommen ſieht mit dem ſchönen Federſpiel, das ich wie ein rechter Edelmann auf der Hand trage.“ Die Bürger, welche dem Tauſche zugeſehen hatten, lachten über Florens und verſpotteten ihn, der aber ließ ſich das wenig anfechten, denn er hatte ſeine Luſt an dem Vogel, und als er bei ſeines Vaters Haus kam, da jauchzte er laut auf vor Freuden. Der Vater Clemens ſaß vor der Thür auf einer Bank, ſtützte ſich auf einen Stecken und dachte über das Schickſal ſeiner beiden Sohne nach. Mein Sohn Florens, dachte er bei ſich, hat nun wohl die Rinder geſchlachtet, und dieſen Nachmittag wird er das Fleiſch verkaufen und Geld löſen. Wills Gott, ſo ſchickt er ſich in ſein Handwerk und lernt brav. Indeß er nun ſo in Gedanken ſitzt, blickt er von ungefähr auf und ſieht ſeinen Sohn Florens mit dem Vogel daher kommen. „Florens, rief er ihm entgegen, was iſt das für ein Vogel? Wo kommſt Du her? Wo ſind die zwei Rinder?“ — „Ei hört nur, Vater, ſagte Florens dagegen, ich habe die beiden Rinder um den Vogel gegeben, ſo ein ſchönes Thier habt Ihr Euer Lebtag nicht geſehen! Freut Euch, daß ich mit Euren Rindern einen ſo herrlichen Gewinn gemacht habe!“ — „Junge, ſagte Clemens, ich glaube, Du haſt den Verſtand verloren!“ — „Bei Gott, ſagte Florens, ich habe den Vogel für die Rinder bekommen. Aber ſagt, Vater, wo wir den Sperber aufheben? Ich meine, in Eurer Kammer wäre er am beſten verſorgt, da würde ihm kein Leid widerfahren!“ — Als ſich nun Clemens überzeugte, daß Florens wirklich ſolchen ſaubern Kauf gemacht hatte, da hätte er vor Schreck und Zorn faſt die Sinne verloren und ſagte zu Florens: „Bei Gott, Bube, wenn ich meiner nicht ſchonen müßte, ſo zerſchlüge ich Dir mit dieſem Stecken die Rippen und den Kopf. Du Narr! Was bringſt Du mir ſolches Handelsgut ins Haus — bin ich denn ein Waidmann?“ — „Ach, lieber Vater, ſagte nun Florens ganz betrübt, ſeht doch nur ſeine Federn, welch ein ſchöner Vogel das iſt. Wahrlich, Ihr habt Unrecht und ſeid zornig ohne Noth, denn der Vogel iſt eines großen Schatzes werth!“ Ueber die Thorheit des Burſchen und vor Ingrimm hätte Clemens lachen mögen, faßte ſich jedoch und ſprach: „Nun, geh und verſorge den Vogel wohl, und wenn Du ſeiner gut warteſt, ſo wird er Dich ſchnell reich machen; aber Du ſollſt nicht mehr zu eſſen haben, als was Dir der Vogel einbringt, damit Du merkeſt, welchen Nutzen er Dir bringe.“ Nachdem ſich nun des Vater Clemens Zorn ein Wenig gelegt hatte, erzählte ihm Florens ganz einfältig und treuherzig, wie es ihm bei dem Schlachthauſe ergangen war; da vergab er ihm in ſeinem Herzen den Fehler und dachte, der Burſche ſoll nicht mehr nach den Fleiſchbänken gehen, ſondern ich will ihn auch auf die Wechſelbank ſchicken, vielleicht, daß es dort beſſer mit ihm geht. — Bald darauf kam ſein Sohn Claudius von dem Wechsler, der hatte ſein Geſchäft gleich am erſten Tage gut gemacht und wußte noch von dem Vogel nichts. Clemens aber nahm hernach den Claudius bei Seite und ſagte zu ihm: „Sei ſo gut, lieber Sohn, und nimm Deinen Bruder Florens mit zu dem Wechsler, denn ich glaube, auf dem Schlachthauſe wird er nicht Gutes thun.“ Das nahm Claudius gern an und meinte, wenn ihm Florens nur folgen wolle, ſo werde er ſein Beſtes an ihm thun. — „Ich hoffe, ſagte Clemens, daß er Dir folgen ſoll. Florens iſt ſtark und es wird ihm leicht werden, Dir Morgens und Abends den Geldſack nachzutragen.“ — Florens ſchickte ſich eine Zeit lang auf der Wechſelbank recht gut an, indem ihn ſein Bruder die verſchiedenen Münzen kennen lehrte und ihn lehrte, wie man eine nach der andern berechne. So trieb er es einen Monat lang und der Vater Clemens hoffte ſchon, daß die Sache gut werden könne. Des Morgens ging Claudius nach der Börſe, beſtellte die Bank und bereitete den Sitz zu. Nicht lange nachher kam Florens mit dem Geldſack und wartete bei ſeinem Bruder, bis ſie wieder zuſammen nach Hauſe gingen. Nachdem dieß einige Zeit gewährt hatte, begab es ſich auf einen Tag, als Florens wieder den Sack mit dem Gelde trug, in welchem ſich wohl an 600 Pfund Münze befanden, daß ihm in der Nähe der Brücke ein ſchöner Hengſt begegnete, der war ſtattlich aufgezäumt und wurde zum Verkauf geritten. Florens ging ſeines Weges und trug den Geldſack auf dem Rücken; als er das ſchöne Roß gewahrte, da blieb er ſtehen, ſchaute es verwundert an und dachte in ſeinem Herzen: „Ach, wie ſelig iſt, wer ein ſo edles Thier beſitzt und es zu brauchen verſteht! Du haſt Geld genug in dem Sacke, welches Niemand nütze iſt. Mein Vater Clemens hat es allezeit in der Truhe liegen und Niemand wird des Beſitzes froh; ja, wenn mir der Kaufmann das ſchöne

Roß für das Geld geben wollte!“ Alsbald trat er auch zu dem Händler heran, grüßte ihn und ſagte: „Sagt, lieber Herr, iſt Euch das Thier feil? Ich habe Geldes genug hier in meinem Sacke, darum ſagt mir mit Einem Worte, um wieviel Ihr das Pferd geben wollt?“ Da antwortete der Roßkamm: „Wenn Du das Roß haben willſt, ſo kann ich Dir es nicht unter dreißig Pfund Münze ablaſſen; es iſt jung und ſtark und läuft vortrefflich.“ Das dünkte dem Florens gar zu wenig gefordert für ein ſo ſtattliches Thier und voller Freuden antwortete er dem Händler: „Ei Herr, ich meine Ihr thut Euch Schaden, wenn Ihr mir das ſchöne Pferd ſo wohlfeilen Kaufes überlaſſet; daher will ich Euch vierzig geben, damit Ihr nicht ſagen könnt, ich hätte Euch übervortheilt.“ — „Großen Dank, Junker!“ ſagte der Kaufmann und lachte ihn innerlich weidlich aus. Florens aber nahm ſeinen Sack herunter und ließ den Kaufmann die vierzig Pfund abzählen, indeß er ſeinen Kauf mit freudigen Blicken betrachtete. Hierauf gab ihm der Roßtäuſcher den Zugel des Roſſes in die Hand, grüßte ihn gar höflich und ging nach ſeiner Wohnung. Florens ſchwang ſich muthig auf ſein Pferd und ritt, ſo ſchnell es laufen mochte, nach ſeines Vaters Hauſe, ſah ſich auch mehr als einmal um, denn er fürchtete immer, der Händler möchte ihm nachreiten und das Pferd zurückfordern, weil er es ihm zu wohlfeil gelaſſen hätte. — Indeß ſaß Clemens über Tiſch bei ſeiner Hausfrau, welche in allen Dingen fromm und gerecht war und den Florens ſo lieb hatte, wie ihren eigenen Sohn Claudius. Deswegen wurde ſie auch von allen Nachbarn als klug und vorſichtig gar wohl gelitten. Da kam Florens mit dem Pferde vor das Haus geſprengt. Clemens ſah hin, erkannte den Florens und rief ihm verwundert zu: „Ei Sohn, wer hat Dir das große Roß gegeben?“ — „Vater, ſagte dieſer dagegen, freut Euch, ich habe das ſchöne Thier für 40 Pfund gekauft von dem Gelde, welches ich nach der Wechſelbank tragen ſollte

Seht, was es für Augen hat und wie es laufen kann! Hundert Pfund wären nicht zu viel geweſen!“ Wie Clemens das hörte, ſank er vor Zorn vom Tiſche zurück und verwünſchte ſich, daß er den Buben mit ſich über Meer genommen hatte, denn nun ſah er, daß ihn derſelbe noch an den Bettelſtab bringen würde. Dann ſprang er vom Tiſche auf, packte den Florens mit beiden Händen bei den Haaren, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. Er hätte ihn wohl gar todt geſchlagen, wenn nicht die brave Hausfrau dazwiſchen gekommen wäre, ihn zurückgehalten und flehentlich gebeten hätte, daß er des Sohnes ſchonen möge. Dann nahm ſie ihn, der noch vor Zorn am ganzen Leibe zitterte, machte ihm ſanfte Vorwürfe und ſagte: „Dein Sohn hat doch noch nichts begangen, was nicht adelig geweſen wäre, und wer weiß — ſetzte ſie leiſe hinzu — von welcher Geburt er iſt, darum ihn die Luſt zum ritterlichen Gewerbe verführt.“ Da reute es den Vater Clemens, daß er ihn ſo hart geſchlagen hatte, und als Florens ſah, daß jener etwas milder geworden war, trat er herzu und ſagte ganz demüthig: „Lieber Vater, ich bin Euer Kind, darum ſchlaget mich nur ſo oft und ſo viel Ihr wollet. Aber ſeht nur den Hengſt an, iſt er denn nicht ein ſtarkes geſundes Pferd? Ich hoffe, er wird uns noch gute Dienſte thun.“ — Da Clemens nun merkte, daß ſein Sohn nicht aufhören konnte von dem Pferde zu ſprechen, gedachte er der Rede ſeiner Hausfrau, verſchmerzte den Verluſt und hieß den Florens an den Tiſch ſetzen und eſſen. Indem kam auch Claudius nach Hauſe; der hatte den ganzen Morgen auf der Wechſelbank geſeſſen und das Geld erwartet. Wie er nun ſeinen Bruder an dem Tiſche ſitzen und eſſen ſieht, wird er zornig und ſagt zu ſeinem Vater: „Vater, warum thut Ihr dieß an mir, daß Ihr mich den ganzen Morgen unthätig auf der Wechſelbank ſitzen laſſet? Warum ſchickt Ihr mir das Geld nicht, und ſitzt hier bei dem Burſchen, der Euch mit den beiden feiſten Rindern ſchon ſo großen Schaden angerichtet hat?“ Als er hierauf auch das Pferd auf dem Hofe ſtehen ſah, fragte er verdrießlich: „Wo kommt denn das grauſame Thier her?“ Da erzählte ihm der Vater unter vielen Seufzern die ganze Begebenheit und ſetzte hinzu: „Ich mag mit dem Roſſe nichts zu thun haben, mag es abwarten wer will, meinetwegen kann es Hungers ſterben.“ — „Es geſchieht Euch recht, ſprach ſein Sohn Claudius, der Bube wird Euch noch gar verderben und es wäre beſſer daß er niemals geboren worden! Ich werde ſeines Pferdes auch nicht warten: wenn das Thier den Kopf aufhebt, ſo meine ich, es wolle mich freſſen.“ „Thut was Ihr wollt, ſagte Florens, ich will ſchon für das Thier ſorgen!“ Und damit nahm er es beim Zügel, zog es in den Stall, gab ihm Heu und Hafer genug und machte ihm eine gute Streu. Am nächſten Morgen ließ er den Claudius allein mit dem Geldſack nach der Börſe ziehen, ging in den Stall, ſtriegelte ſein Pferd, ſattelte und zäumte es, labte ſeine Augen an ihm und dachte: „Es iſt doch viel mehr werth, als ich dafür gegeben habe.“ Dann ſchwang er ſich auf und drückte ihm die Sporen in die Seiten, daß es einen Satz nach dem andern machte und ſeine ganze Stärke zeigte. Es ſtand dem Jüngling das Reiten ſo wohl und adlig an, daß wer ihn ſah, ſeine Luſt an ihm hatte und ihn lobte. Als das Pferd müde zu werden anfing, ritt er es wieder nach Hauſe, führte es herum und fütterte es dann im Stalle. Dabei betrachtete er es immer und dachte bei ſich: „Könnte mir nicht das Roß noch einmal zu Statten kommen? denn ich möchte gar gern Waffen tragen und ein Reitpferd wird mir dann nicht übel anſtehen!“

Die Heiden kommen mit großer Macht vor Paris.

Zur Zeit da Dagobert ein löblicher König in Frankreich war, hatten die Heiden noch nicht lange das Land verlaſſen, welches ſie eine Zeit lang inne gehabt und dann im Kriege wieder verloren hatten. Die Stadt Paris war von ihnen an vielen Orten verwüſtet worden, aber allgemach hatte ſich das Volk wieder gemehrt, und Paris, als die Hauptſtadt des Landes, ward unter Dagoberts Regierung groß und herrlich, auch feſt und ſicher gebaut, und da, wo vorhin ein wüſter Platz geweſen war, da ließ der König dem heiligen Dionyſius zu Ehren ein herrliches Münſter aufführen nahe bei Paris. Die Ungläubigen konnten noch immer nicht davon laſſen, ſich als die Herren von Frankreich zu betrachten, und ſo entſpann ſich zwiſchen ihnen und dem König Dagobert ein neuer Krieg. Es ſaßen nämlich die Oberſten der Heiden und Türken beiſammen, hielten einen Rath und beklagten ſich bei dem Sultan von Babylon, welcher aller Heiden Herr war, daß das franzöſiſche Volk ſich unterfangen habe, bei Paris einen Tempel zu bauen wider den wahren Gott Mahomets, wie ſie denn auch überhaupt meineidiger Weiſe vom heidniſchen Glauben abgefallen wären. Als der Sultan ſolche Rede vernahm, da tröſtete er ſie mit den Worten: ,,Wohlan, meine lieben Herren, ich will Frankreich mit meiner Gewalt von Grund aus zerſtören und den, welcher ſich König von Frankreich nennt, an den Galgen henken und verbrennen laſſen!'' Hierauf ließ der Sultan in alle heidniſche Königreiche ein Aufgebot ergehen, daß ſie mit ihrer Macht zu ihm ſtoßen und mit ihm Frankreich zerſtören ſollten. Da kamen zuſammen die Könige aus Arabien und Perſien mit großer Macht, und der König der Rieſen mit dreißigtauſend Mann. Auch die Könige aus Aethiopien, Merach und Krypte blieben nicht aus und brachten mit ſich zwanzigtauſend Mann. Ueberhaupt war kein Heide oder Türke, der nicht gern und willig vor dem Sultan erſchienen wäre. So kam auch des Sultans Bruder, der Admiral aus Perſien, und hatte einen großen Haufen bei ſich alſo daß auf das Aufgebot des Sultans in dreißig Tagen an hunderttauſend Mann zu Roß und zu Fuß zuſammengekommen waren. Einem jeden der Könige, wie er ankam, zog der Sultan entgegen, empfing ihn freundlich und hieß ihn willkommen. Unter allen der Mächtigſte war aber der Rieſenkönig, der begehrte mit dem Sultan zu reden und ſagte zu ihm: „Herr und König von Babylon, es iſt unſer Aller Begehr, Ihr wollet ſo ſchnell als möglich ins Werk ſetzen, was Euer Vorhaben iſt. Laſſet Schiffe und Galeeren ausrüſten und wohl beſchlagen und darauf alles Volk nach Venedig überſetzen. Denn ich gelobe Euch beim Gotte Mahomets und meiner Treue, daß, ſo ich über das Meer komme und den König Dagobert treffe, ſo werde ich ihn mit dieſen meinen eigenen Händen erwürgen, und will mich nicht eher ſchlafen legen, bis daß ich mit meinem Heerhaufen in Paris eingezogen bin, daſelbſt Haus und Hof gehalten und ganz Frankreich bezwungen habe. Das Land aber ſoll Euch gegeben ſein, König von Babylon!“ Dieſer muthigen Rede war der Sultan ſehr froh und er dankte dem Rieſenkönig wegen ſeines hohen Erbietens. Er hatte keine Ruhe mehr, bis die Schiffe zugerüſtet und mit Erz wohl beſchlagen waren, zweitauſend an der Zahl. Dann ordnete er die Wachen in ſeinem Lande und ſchickte ſich zur Abfahrt an. — Der Sultan hatte zwanzig Weiber und mit ihnen dreißig ſtarke Söhne und einige Töchter gezeugt. Unter dieſen war ihm aber vor allen ſeinen Kindern Eine lieb, die war eine überaus ſchöne Jungfrau, und ſo ſchön, daß man meinte, es ſei in der ganzen Heidenwelt kein holdſeligeres Mädchen geboren. Ihr Leib war zierlich und edel gewachſen, ihr Mündlein war roth wie Rubin, ihr Hals weiß wie Milch und ihr Angeſicht ſchimmerte lieblich wie eine Roſe. Dazu hatte ſie durchſichtige Aeuglein, die waren ſo klar wie Falkenaugen, ja nichts an ihrem ganzen Leibe war zu finden, das nicht untadelhaft und vollkommen geweſen wäre, und ſo wäre ſie wohl der ſchönen Helena aus Griechenland zu vergleichen geweſen, um deren Schönheit willen einſt der trojaniſche Krieg entbrannt iſt. Ihr Haar glich an Glanz und Farbe dem gelben Dukatengolde und ſie wußte es gar zierlich aufzubinden. Gold, Perlen und Edelgeſtein glänzten ihr an Haupt und Hals und ihre Gebarden waren überaus holdſelig. Dieſe Jungfrau, welche Marcebilla hieß, trat vor ihren Vater, den Sultan von Babylon, und bat ihn mit freundlicher holdſeliger Rede, er möge ihr vergonnen, mit ihm über Meer zu fahren, denn ſie hatte ein großes Verlangen Frankreich zu ſehen. Auch ſagte ſie: „Da Ihr Willens ſeid mich zu vermählen, ſo werde ich ſehen, wenn Ihr mich mit gen Frankreich nehmet, welcher König ſtreitbar iſt: denn wahrlich dem allein, welcher am ritterlichſten ſtreitet, werde ich Liebe und Gunſt zuwenden und ihn zum Gemahl nehmen. Rächet den Schaden, den Euch Frankreich gethan hat, und wenn es Euch gefällig iſt, ſo ſchenket mir das Haupt des Königs Dagobert.“ — „Ja, beim Mahomet, Du ſollſt es haben und mit mir ziehen!“ erwiderte der Sultan und darauf ging er mit allen Fürſten und Herren zu Schiff. Es beſtieg aber der Sultan mit ſeiner ſchönen Tochter und mit den dreißig gekrönten Fürſten, welche ihn begleiteten, keine gewöhnliche Galeere, ſondern einen herrlichen Dreimaſter, auf dem ſtanden vier Adler aus klarem, lauterem arabiſchen Golde, welche ihre Köpfe und Schnäbel gegen Frankreich kehrten. Auf dieſem Schiffe ſaß der Sultan von Babylon und ihm zur Seite ſeine Tochter Marcebilla. Der Wind wehte günſtig und füllte die Segel, dazu arbeiteten die Ruderer ohne Unterlaß, ſo daß ſie nach wenigen Tagen bei Venedig vor Anker gingen. Die Heiden hatten den Plan zu dem Kriege, welchen ſie führen wollten, im Voraus ſorgfältig entworfen; und dem gemäß ſchlugen ſie ihr Lager in Venedig auf und verwüſteten einen Monat lang alles umliegende Land mit Sengen und Brennen. Wie Drachen ritten ſie durch Städte und Dörfer, ſchonten weder Weib noch Kind.

weder Alt noch Jung, und ließen auf ihrem ganzen Wege an Häuſern und Kirchen keinen Stein auf dem andern. Da geriethen die Fürſten und Herren der Chriſtenheit, ſo viele ihrer in der Umgegend hauſten, in große Noth und gaben ſich in den Schutz des Königs von Frankreich. Es entſtand eine große Flucht und durch dieſe erfuhr König Dagobert zuerſt von dem Einfalle der Heiden. Als die flüchtigen Fürſten ankamen, trafen ſie den frommen Dagobert über dem Bau des ſchönen Münſters zu St. Dionys und ſprachen zu ihm: „Seid von uns gewarnt, Herr König, und verſehet Euch wohl mit Kriegsvorrath, denn die Zahl der heidniſchen und türkiſchen Feinde iſt ſehr groß. So Eure Macht nicht gut beſtellt iſt, ſo ſind wir Alle verrathen und verloren!“ Darauf gaben ſie ihm noch nähere Kunde von all den gewaltigen Streitkräften, welche gegen Frankreich aufgeboten worden waren. Der König war zwar auf ſolchen feindlichen Anfall keineswegs vorbereitet, doch faßte er ſich bald und wendete ſich mit chriſtlicher Zuverſicht an ſeinen Schutzpatron und ſprach: „Heiliger Dionys! beſchirme Dein Frankreich vor allem Unglück! Wenn die Türken und Heiden Herr über uns werden, ſo wird Dein Münſter nimmer Dir zu Ehren vollendet werden; die Ungläubigen werden dieſe heiligen Mauern niederwerfen oder ſie zu einem ſchändlichen Götzentempel entweihen. Darum, heiliger Dionys, beſchirme Deine Stadt Paris!“ Hierauf ſchickte der König Dagobert ſeine Boten aus an alle Herren der Chriſtenheit, vornehmlich aber an den römiſchen Kaiſer Octavianus, die überbrachten an alle Fürſten die Bitte, ſie möchten um Gottes willen mit ihrer Heeresmacht bei Paris zuſammenkommen, auf daß ihm und ihnen geholfen werde. Nicht lange, ſo erhielt der König gute Botſchaft und freundliche Zuſage, und indeß er ſich ſelbſt mit den Seinen rüſtete, trafen ſeine Bundesgenoſſen einer nach dem andern ein. Es kam aber über Meer der König von Holland und führete vierzehntauſend Mann: der König aus

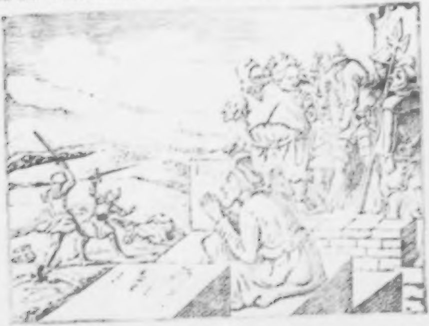
Irland kam mit fünfzehntauſend Mann, lauter beherzte Leute, und der König von England führte eine Macht, ſo nicht zu beſchreiben iſt. König Dagobert ritt ihnen mit großer Pracht entgegen und dankte ihnen aufs freundlichſte für ihre Hilfe. Es lagerte ſich jeder König vor einem andern Thore, und als die Heiden allmählig näher kamen und nicht fern von der Stadt ihr Lager aufſchlugen, da fiel ſchon hier und da ein Treffen vor, noch ehe König Dagobert die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Die Chriſten waren ſehr ſtreitluſtig und ſprachen einer zum andern: „Wollte Gott, König Dagobert geſtattete es uns, ſo würden wir bald unſern Muth an den Türkenhunden kühlen.“ Es kam auch endlich der mächtige Kaiſer Octavianus mit ſeinen Römern auf einem andern Wege gar ſtark herangezogen bis an die Stadt Paris. Faſt wäre er zu ſpät gekommen, denn die Heiden waren ſchon weit in Frankreich vorgedrungen, doch kam er ihnen noch immer zu früh. Der Kaiſer Octavianus hatte aber ſeiner Frau und ſeiner Kinder immer noch nicht vergeſſen, ſondern er dachte gar oft an ſie und konnte ſich dabei niemals der Thränen erwehren. Er war nun willig nach der Stadt Paris gezogen, denn er dachte ſich hier ſeines Leides einigermaßen entſchlagen zu können. Wie er nun ſah, daß alle Könige mit ihren Heeren außerhalb der Stadt ihr Lager aufgeſchlagen hatten und vor den Thoren ſelbſt kein Platz mehr war, ſo lagerte er ſich mit den Seinen in der Vorſtadt St. Germain. Als der König von Frankreich erfahren hatte, daß Kaiſer Octavianus wohlgerüſtet mit dreizehntauſend Kriegern gekommen ſei und vor St. Germain das Lager bezogen habe, ſo ritt er zu ihm mit großer Pracht in ſein Zelt und bat ihn freundlich, er wolle in ſeinem eigenen Palaſt zu Paris ſeine Herberge nehmen. Der Kaiſer dankte ihm aufs höflichſte und ſagte ihm, daß er dieſe erſte Nacht bei ſeinem Volke im Lager bleiben wolle. Wie nun hierauf der Kaiſer mit dem Könige Dagobert durch das Lager ritt, da ſah er ein ſtattliches Haus, wie es ein gleiches nicht in der Vorſtadt St. Germain gab, und fragte den König: ,,Sagt mir, Herr König, weß iſt das große und ſchöne Haus, was da vor uns ſtehet? Seine Mauern ſind hoch und ſtark, und der es gebaut, hat ſich die Arbeit nicht verdrießen laſſen, ſondern viel Kunſt und Fleiß darauf verwendet. Ohne Zweifel iſt der Hausherr, welcher es bewohnt, hoch angeſehen!'' — ,,Nein, wahrlich, das iſt er nicht! ſprach der König: das Haus gehört einem meiner Bürger, Clemens mit Namen: aber er iſt ein verſtändiger Mann, der durch ſeine Klugheit, viel Sorgen und Mühen endlich zu ſolcher Wohlhabenheit gediehen iſt. Er iſt vor Jahren über Meer geweſen und da hat er ein fremdes Kind mit ſich gebracht, aus dem iſt ein ſo ſchöner und adliger Jüngling geworden, wie man kaum Einen in Paris ſehen kann!'' — Als dieß der Kaiſer Octavianus vernahm, da entfuhr ihm ein Seufzer um den andern, ſo daß er ſich des Weinens kaum enthalten konnte. König Dagobert merkte ſeine Bekümmerniß und fragte ihn freundlich, was ihm doch auf dem Herzen liege. Da hielt der Kaiſer Octavianus nicht länger zurück, ſondern erzählte aufrichtig, wie es ihm mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern ergangen ſei. Der König Dagobert ſchüttelte ſein Haupt und ſtrafte den Kaiſer mit weiſen Worten, daß er ſo raſch gehandelt und ſich nicht genauer nach der Sache erkundigt habe. Auch verſchwieg er ihm nicht den Verdacht, den er hege, daß nämlich des Kaiſers Mutter die Urheberin all dieſes Uebels ſei. ,,Wenn aber Eure Frau und Eure Kinder noch leben, fügte er hinzu, ſo getröſtet Euch Gottes, der ſtark genug iſt ſie zu ſchirmen und wohl auch Eure Unluſt noch in Freude zu verkehren vermag!'' Hierauf beurlaubte ſich der König Dagobert bei dem Kaiſer und ritt nach ſeiner Stadt Paris zurück. Der Kaiſer Octavianus aber blieb mit großem Kummer in St. Germain. — Die Türken und Heiden zogen indeß immer mehr Heeresmacht an ſich und verderbten auf ihrem Durchmarſch das ganze Land. Vor der großen Heerſchaar zog ein Haufe von zehntauſend Mann voraus, die hatten kein Erbarmen mit den Chriſten, ſondern ſchlugen Mann und Weib und ſelbſt die unſchuldigen Kindlein zu Tode. Dann erhob ſich Heulen und Jammern im ganzen Lande, und in den erſten Tagen des Aprilmonats kam dieſe Vorſchaar vor die Mauern von Paris und ſchlug daſelbſt ihr Lager auf. Nicht lange nachher kam auch der Sultan von Babylon. Er war aber in eitel Gold gekleidet; auf der Bruſt ſeines Roſſes hing ein güldenes Kleinod mit Demanten und Rubinen beſetzt; ſein Bart war weiß wie Schnee und ſo lang, daß er bis an den Sattelknopf reichte; ſein Haupt trug er gar ſtolz empor und goldene Knöpfe zierten daſſelbe; er hatte große Augen und einen ſtattlichen Wuchs, ſo daß man nicht leicht einen Mann ſeines Gleichen finden mochte. Sein Pferd hatte auf der Stirn ein gekrümmtes Horn, aus lauterem Golde geſchmiedet. Neben dem Sultan ritt ſeine Tochter Marcebilla, die war aufs Köſtlichſte gekleidet und mit Kleinodien geſchmückt. An der Stirn ihres Pferdes hing eine goldne Sonne, mit einem Rubin, einem Smaragd und einem Demant und vielen Perlen des Morgenlandes ſchön verziert. Schöne Jungfrauen, Töchter von Königen und Herren, ritten, dreihundert an der Zahl, vor und nach ihr, die wären manches guten Geſellen Freude geweſen. Auch den Gott Mahomets führte der Sultan auf einem vergoldeten Wagen mit ſich und betete ihn täglich auf ſeinen Knieen an. Alſo war er Tag und Nacht geritten, um ſo eher den König von Frankreich zu begrüßen, und nun war er endlich vor Paris erſchienen und ließ ſein Zelt ſo prachtvoll aufſchlagen, daß es wohl höher zu achten war als manches Fürſtenthum. Er übernachtete in demſelben mit ſeiner vornehmſten Ritterſchaft, ſtellte aber ſorgfältig Wachen aus und ſchickte Kundſchafter aus, um das chriſtliche Heerlager auszuforſchen. Dieſe kamen zurück und meldeten dem Sultan, daß ſie die Chriſten alle in guter Ordnung, auch Thore und Mauern wohl beſetzt gefunden hätten: das Heer derſelben aber ſei ſo gewaltig, daß es unmöglich geweſen wäre, die Zahl der Krieger zu erkunden. Es war aber bei dem Sultan eben der Rieſenkönig zugegen, der ward ſehr zornig über ihre Rede und ſprach zu dem Sultan: „Ich will nicht Ruhe haben, bis dieſe Stadt ſammt dem ganzen franzöſiſchen Lande zerſtört iſt, ſo daß kein Stein auf dem andern bleibt!“ Viele Türken aber, die auch jene Botſchaft vernommen hatten, entſetzten ſich vor den Chriſten und meinten heimlich in ihren Herzen: „Ach, wenn wir doch zu Hauſe geblieben wären.“ Nachdem die Boten wieder waren entlaſſen worden, da kam die Jungfrau Marcebilla vor ihren Vater und bat ihn mit holdſeligen Worten, daß er ihr vergönnen möge vor die Stadt Paris zu reiten, weil ſie große Luſt habe dieſelbe von Nahem zu ſehen. Der Sultan erlaubte es ihr auch, befahl ſie jedoch in den Schutz des Rieſenkönigs, worüber dieſer nicht wenig erfreut war, denn er fand auf dieſe Weiſe eine Gelegenheit ſich bei dem Sultan in Gunſt zu ſetzen, und überdieß war er der Jungfrau von Herzen hold und zugethan. Den Franzoſen und ihren Verbündeten ging der Muth nicht aus, als ſie die Ungläubigen ſo nahe an die Stadt Paris rücken ſahen, und ſie ſchwuren zuſammen, daß ſie ſich alsbald mit ihnen meſſen wollten. Da ſprach der König von Spanien: „Ich will den erſten Angriff thun:“ und Octavianus der Römer Kaiſer rief: „Ich will Mann für Mann wider den Sultan ſtreiten!“ und deßgleichen gelobten auch die Könige von England und Schottland zu thun. Ein Jeglicher aber wappnete ſich und rüſtete ſich zur Schlacht.

Florens ſtreitet wider den Rieſen und erlegt ihn.

Während ſich König Dagobert und die übrigen Könige ſammt allem Volke zur Schlacht gegen die Heiden vorbereiteten, kam ein ungeſtalteter Bote aus dem heidniſchen Lager, der hatte auf dem Rücken einen großen Höcker und ſeine Augen ſtanden eine Hand breit auseinander. Dazu hatte er noch krumme Schenkel, eine plattgedrückte Naſe, einen dicken Kopf und war über alle Maßen häßlich anzuſehen. In ſeiner Hand trug er ſtatt einer Peitſche ein Seil mit ſcharfen Knöpfen, mit dem ſchlug er ſein Pferd zwiſchen die Rippen. Wie ihn alſo einige Franzoſen daher kommen ſahen, liefen ſie alsbald in ſeine Nähe und ſtaunten ihn an wie ein Meerwunder. Der häßliche Kerl aber ritt durch die franzöſiſchen Heerhaufen und ſchrie mit gellender Stimme: ,,Wo iſt Dagobert, König von Frankreich, welcher Ehre und Ruhm in der Stadt Paris behauptet? Ich bringe ihm Botſchaft von meiner gnädigen Herrin, der Tochter des mächtigen Sultan von Babylon, und habe mit ihm zu reden.'' Da dieß die Franzoſen hörten, wunderten ſie ſich alle, daß ein ſo haariger häßlicher Kerl zum Boten erkieſt ſei; führten ihn aber doch vor den König, damit ſie hörten, was ſein Anbringen wäre. Als nun aber der mißgeſtaltete Menſch vor den König kam, kniete er nieder und ſprach mit gellender Stimme zum König und allen anweſenden Herren: ,,Merket auf, Herr König in Frankreich! Meine gnädigſte Herrin Marcebilla, Prinzeſſin von Babylon, entbeut Euch, daß ſie gekommen ſei, Euch und das Eurige zu verderben. Darum hat ſie das Land verwüſtet und jetzt ihr Lager vor dem Thore von Paris, auf dem Berge aufgeſchlagen, welcher Montmartre genannt wird; läßt Euch auch fragen, ob Ihr gemuthet ſeid die Stadt Paris zu beſchirmen, oder ob Ihr gutwillig Euch ergeben wollet? Weiter entbeut ſie Euch, daß morgen zur rechten Tageszeit ihr Geliebter vor der Stadt Paris erſcheinen wird im Panzer und mit Schild und Speer, wie es einem Streiter geziemt, und derſelbe bereit iſt mit dem mannlichſten Ritter zu kämpfen, den Ihr unter Euch finden möget. So Ihr aber keinen unter Eurer Ritterſchaft findet, der es mit ihm wagt, ſo wird der Kämpfer meiner gnädigſten Frau doch nicht unbeſtritten von Paris abziehen, ſondern morgenden Tages wird die Stadt Paris von ihm beſtürmt werden. Darum, Herr König, bedenket Euch kurz, was Ihr zu thun gedenket!“ Darauf erwiderte der König: „Lieber Freund, ſo der Liebhaber Deiner Herrin Luſt zu ſtreiten hat, ſo ſoll ihm dieß wohl gewährt werden, und mag er ſich morgenden Tages zur rechten Stunde auf dem Kampfplatz einfinden.“ Da ſagte der Bote dem Könige großen Dank, fügte aber noch hinzu: „Doch wahrlich, es wird Euch gereuen, denn ehe ein Monat vergangen iſt, wird meiner Herrin Liebling Eure königliche Krone auf ſeinem Haupte tragen und Euer Volk getilgt und ausgerottet haben!“ Mit ſolchen Worten ſchied er vom Könige, ritt eilend zurück zu der Tochter des Königs von Babylon und meldete ihr was er mit ſeiner Botſchaft ausgerichtet habe. Als ſolches der Rieſenkönig vernahm, da wußte er ſich kaum zu laſſen vor Freude und verhieß der Jungfrau, daß er am nächſten Morgen ſicher vor der Stadt Paris erſcheinen und allen Franzoſen Fehde anſagen wolle; ja, wen er in ſeine Gewalt bekäme, den wolle er mit ſeinen Händen in Stücke zerreißen. Dieß gefiel der Jungfrau und ſie lobte ihn um ſeiner muthigen Rede willen. Am andern Tage vor Sonnenaufgang wappnete ſich der Rieſenkönig vom Kopf bis zu den Füßen, nahm aber weder Spieß, noch Speer, noch Hellebarde, ſondern allein ſein gewaltiges Heidenſchwert. Auch wollte er auf kein Roß ſitzen, ſondern frei und ledig zu Fuß gehen, denn er war bei zwölf Schuh lang. Nachdem er ſeine Rüſtung angethan, trat er vor die Jungfrau, beurlaubte ſich und ging geraden Weges nach Paris zu. Wie er vor die Stadt gekommen war, da zog er ſein Schwert heraus und ſchrie mit lauter Stimme: „Ich ſtreite, ich ſtreite für meine Herzallerliebſte. Wer da Luſt hat, der komme, ſo will ich ſein nicht fehlen!“ Wie die in Paris ſolches Geſchrei vernahmen, da lieſen ſie eilend auf die Mauern, und als ſie den entſetzlichen Rieſen gewahrten, erſchracken ſie über alle Maßen und wagte ſich Keiner vor die Mauer hinaus. Auch König Dagobert wurde nicht freudig zu Muth, wie ihm der Rieſenkönig gezeigt wurde. „Heiliger Dionyſius, rief er, ſchirme Dein Münſter und bitte Gott für uns, auf daß uns die Ungläubigen nicht verderben.“ Es war aber kein Fürſt noch Herr, der es wagen wollte mit dem Rieſen zu ſtreiten, bis ein junger edler Ritter aus Frankreich vortrat und ſprach: „Fürwahr, wir ſind nicht eines faulen Apfels werth, wenn Keiner unter uns iſt, der Herz hat dieſen Feind zu beſtehen! Bringet mir Harniſch, Schild und Speer, Stiefel und Sporen, zumeiſt jedoch mein Pferd und mein Schwert; denn ich habe Luſt mit dem Rieſen zu ſtreiten!“ Da ward der Ritter in Eile gewappnet und hatte ein gutes Roß, das er beſtieg. Er nahm ſeinen Speer in die Hand und ritt, ſich zu verſuchen, einigemal die Gaſſe auf und ab, dann beurlaubte er ſich bei dem Könige, der große Freude an ihm hatte, und das Stadtthor ward ihm aufgethan. — Als nun der junge Held auf dem freien Felde war, da ritt er alsbald auf dem kürzeſten Wege nach dem Rieſen hin. Die Franzoſen lagen auf den Zinnen der Mauer und wollten ſehen wie er ſich helfen würde. Wie der Rieſe den chriſtlichen Ritter erſah, wurde er faſt zornig, denn er achtete es für einen Spott, daß er mit einem ſo kleinen Männlein ſtreiten ſollte. Doch der Ritter rannte muthig wider den Rieſen und ſtach ihm durch dem Panzer. Aber der Speer drang nicht in den Leib des Rieſen und dieſer ſtand unerſchütterlich wie ein Thurm. Dabei war er nicht träg, ſondern erſah ſich ſeines Vortheils und that eh ſichs der Ritter verſah einen ſolchen Griff nach ihm, daß er ihn am Halſe erwiſchte, ihn aus dem Sattel hob, wie eine Feder auf ſeine Achſel legte und mit ihm gemächlich dem heidniſchen Lager zuſchritt. Da lag der Ritter auf der Schulter des Rieſen und konnte ſich nicht rühren, ſo feſt hatte ihn der Rieſe. Aber in ſeinem Herzen ſchrie er zu Gott und allen Heiligen um Hilfe, denn ihm war nicht anders als ob ihn der lebendige Teufel gepackt hätte und trüge ihn geraden Weges der Hölle zu. Der Rieſe eilte zu ſeiner Herzliebſten, der ſchönen Jungfrau Marcebilla. Er wurde von ihr gar freundlich empfangen, und nachdem er ſie mit gefälligen Worten begrüßt, ſetzte er ſeinen Gefangenen vor ihr auf den Boden und gab ihn der Jungfrau zum Geſchenk. Der junge Ritter aber meinte nicht anders, als daß er nun auf der Stelle werde ſterben müſſen. Doch die Königstochter hatte Erbarmen mit ihm, denn im Grund ihrer Seele war ſie den Chriſten nicht feind; ſie drang aber mit ſtrengen Worten in ihn, daß er geſtehen ſolle, warum gerade er, ein alſo kleiner Mann, wider den Rieſen zum Streit gezogen ſei. Da erzählte ihr derſelbe denn, wie es gekommen war, und kniete dann ehrerbietig vor der Prinzeſſin nieder. Dieſe bewunderte ſeine Kühnheit, hieß ihn den Panzer von ſich legen und ſich gütlich thun. Da meinte der Ritter erſt recht, daß es ihm nun an das Leben gehen werde; doch es ward ein gutes Mahl aufgetragen und um ſeinen ritterlichen Muth zu ehren, hieß ihn die Fürſtin zu Tiſche ſetzen und fröhlich ſein. Nun merkte er wohl, daß ihm die Jungfrau das Leben ſchenken wollte und dankte ihr, indem ihm die Thränen in die Augen traten. Es ward aber ein prächtiges Nachtmahl mit großer Freude und Frohlocken gefeiert, um des Sieges willen, welchen der Rieſenkönig im Felde gewonnen hatte. Des folgenden Morgens grüßte die Jungfrau ihren Liebſten und der Rieſenkönig bat ſie mit zierlichen Worten um einen Kuß, als erſtes Zeichen ihrer Liebe. Die Jungfrau aber wies ihn zurück, indem ſie ſagte: „Ja, ſo Ihr mir den König von Frankreich bringet, wie Ihr mir dieſen Ritter gebracht habt, dann werde ich Euch einen freundlichen Kuß geben.“ Ueber ſolches Verſprechen freute ſich der Rieſe hoch, neigte ſich tief vor der Dame ſeines Herzens und wappnete ſich dann abermals zum Streite. Nicht lange nachher erſcholl ſeine gewaltige Stimme dicht vor dem Thore von Paris: „Hier ſteh ich bereit alle Stunden zum Streit, geſandt von Marcebilla, meiner Geliebten! Höre mich, König Dagobert, denn Dir ſoll es übel ergehen, ſo Du Deine Stadt Paris nicht in unſere Hände gibſt! Du wirſt keinen Ritter mehr finden, der mit mir ſtreiten mag!“ — Es waren auch wirklich alle Fürſten und Herren zu Paris ſo erſchrocken, daß keiner Luſt empfand, es wider den Rieſen zu wagen. Dagobert, der fromme König, ſchaute um ſich und ſprach: „Nun denn, ſo wappnet mich behend, denn ich ſelbſt will Leib und Leben gegen dieſen teufliſchen Rieſen wagen und mit Gottes Hilfe ihn umbringen: wo nicht, ſo mag er mich zu Tode ſchlagen! Heiliger Dionys, du wirſt nicht dulden, daß Dein Münſter unvollendet bleibe, darum komme Du mir zu Hilfe.“ — Wie der Kaiſer Octavianus dieſe Worte hörte, da ſprach er zu Dagobert: „Das wolle Gott nicht, daß Ihr ſelbſt mit dem Rieſen kämpfet, vielmehr erlaubt, daß ich hingebe und den Kampf wage!“ Das wollte wieder der König von Frankreich nicht geſtatten und ſo ſtritten ſie mit einander um die Ehre des Kampfes. — Während ſolches geſchah ging der Bürger Clemens durch die Straßen von Paris und hinter ihm anſtatt eines Dieners ſein Sohn Florens. Da ſahen ſie nun die Fürſten auf dem Balkon des Schloſſes gar traurig bei einander ſtehen und Florens fragte ſeinen Vater, worüber jene ſo bekümmert wären. „Ach lieber Sohn, ſagte Clemens, Du weißt ja, daß die Ungläubigen vor Paris liegen. Nun iſt unter ihnen ein mächtiger Rieſenkönig, der Liebhaber der Tochter des Königs von Babylon, der fordert männiglich zum Kampf heraus. Es will ſich aber Keiner an ihn wagen, weder Herr, noch Ritter, noch Knecht, denn er hat ganz plötzlich einen mannlichen Ritter überwunden, als ob er ein neugebornes Kindlein geweſen wäre

Darüber ſind die Fürſten ſo erſchrocken: denn wäre nur der Rieſe beſiegt, ſo möchten die übrigen Heiden bald aus dem Lande geſchlagen werden.“ — „Wie? ſprach Florens, hat denn der Rieſe den Ritter gefreſſen?“ — „O nein, entgegnete Clemens, er nahm ihn ſammt ſeinem Panzer auf die Achſel und trug ihn ſo nach dem Zelte der Jungfrau.“ — „Ei, rief der Jüngling, wenn mir doch ſolches widerfuhre, das ſollte mich wenig ſchrecken! Mit Jungfrauen iſt gut handeln!“ — „Lieber Sohn, erwiderte der Vater, Du biſt wohl ein wackrer und friſcher Junge; aber denke nur wie ſtark und groß der Rieſe iſt. Es iſt wohl kein Wunder, wenn die Fürſten bekümmert ſind.“ — Nun begann Florens ſeinen Vater inſtändig zu bitten, daß er ihn möge ſeine Stärke verſuchen und mit dem Rieſen ſtreiten laſſen. „Hab ich doch, ſprach er, einmal ein Pferd, welches mich theuer genug zu ſtehen kommt!“ Clemens redete lange und nach allen ſeinen Kräften dem Jüngling ſein tollkühnes Vorhaben aus, dieſer aber drohte endlich, daß er ſo wie er ſtänd, ohne Waffen, ſich an den Rieſen machen wolle. Da ward der Vater zornig und rief: „Nun ſo fahr hin und lebe nach Deinem Willen! Wenn Du aber meinem Rathe folgteſt, ſo bliebſt Du daheim und ließeſt den Rieſen in Frieden. Ich kann Dir keinen ſchönen und feſten Harniſch geben. Einen alten Krebs habe ich, den hat der Roſt zerfreſſen und die Armſchienen ſind voller Schmutz. Seit dreißig Jahren habe ich kein Waffenſtück mehr auf dem Leibe gehabt und mein Spieß iſt krumm und ſchwarz von Rauch. Ich bin lieber hinter dem Ofen geſeſſen als zu Feld gezogen, denn Harniſchtragen bringt ſelten Nutzen, wohl aber viele Schläge!“ — „Vater, ſagte Florens dagegen, das ſchadet Alles nichts; gebt mir nur das alte Eiſen wie es iſt. So roſtig Eure Waffen auch ſind; ich will ſchon Ehre mit ihnen einlegen. Und wenn ich auch ſchöne glänzende Waffen dafür kriegen könnte, die alten wären mir lieber.“ — „Nun, ſo will ich Dir die roſtige Rüſtung holen, ſagte Clemens verdrießlich, ich weiß ja, daß Du damit nur ausgelacht wirſt. Aber Gott der Allmächtige möge Deine Seele bewahren, wenn Du auf Deiner Tollheit beſtehſt.“ — Nun war Florens vergnügt und ſtak gar bald in dem roſtigen Harniſch. Vater Clemens ſetzte ihm den alten Helm auf, der war inwendig voller Spinnweben und von außen ganz ſchwarz; Mäuſe und Ratten hatten lange in ihm geniſtet. Auch das Schwert gab er ihm, das hatte dreißig Jahre nicht die Scheide verlaſſen und war ſo eingeroſtet, daß es ſich nicht wollte herausziehen laſſen. Da nahm es Clemens beim Kreuz und ſein anderer Sohn Claudius faßte die Scheide, und zogen ſo hart, daß endlich Beide rücklings ſich niederſetzten und hatte Clemens das Schwert und Claudius die Scheide in der Hand behalten. Die Beiden hätten lieber geweint als gelacht, dem Florens aber gefiel es, daß er ſcherzend zum Vater Clemens ſagte: „Wahrlich, Vater, Ihr habt ſchon lange keinen Zuckfrevel bezahlt, das merkt man Eurem Schwerte an!“ Clemens ſagte dagegen: „Weißt Du was, mein Sohn, hänge das Schwert lieber ohne die Scheide um, dann brauchſt Du beim Ausziehen nicht auf den Rücken zu fallen.“ So wechſelten ſie Scherzreden mit einander, dann aber brachte Clemens dem Florens das Roß, welches dieſer mit ſeines Vaters Gelde erſtanden hatte. Das Pferd war ſtattlich anzuſchauen, wohl geſattelt und gezäumt: da lachte dem Florens das Herz im Leibe, als er das edle Thier erſchaute, ſchwang ſich hinauf und rief: „Wo iſt der Rieſenkönig? Nun gebt mir nur noch den Speer.“ Da brachte ihn Vater Clemens herbei, er ſah aber gar kläglich aus, denn er hatte ſeit langen Jahren als Hühnerſteige Dienſt gethan. „Nun, fahr wohl, lieber Sohn! ſprach Clemens: Gott möge Dir Gnade verleihen, daß Du Ehre einlegſt an dieſem Tage. Ich will Dich bis zum Stadtthor begleiten und auf der Zinne Acht haben, wie es mit Dir geht Je tüchtigere Streiche Du dem Rieſen verſetzeſt, deſto mehr wirſt Du mir lieb ſein!“ — „Vater, ſagte Florens, ich will Euren Willen thun, ſo ichs vermag. Noch an dieſem heutigen Tage ſoll König Dagobert des Rieſen Haupt erhalten.“ Hierauf nahm Florens auch von ſeiner guten Pflegemutter Abſchied, welche herzliche Thränen um ihn weinte, und von ſeinem Bruder Claudius. In ſeiner roſtigen Rüſtung ritt er durch die Straßen von Paris und Clemens ging neben ihm. Die Bürger aber, welche ihm begegneten, blieben ſtehen und ſpotteten ſeiner. „Ei ſeht, rief einer, welch ein ſtattlicher Ritter, wie ſauber ſeine Rüſtung iſt und wie ſie ſo luſtig in der Sonne flammt!“ — „Laſſet ihn nur reiten, ſagte ein anderer, der wird uns großen Nutzen ſchaffen. Wenn den die Heiden ſehen, kriegen ſie einen ſolchen Schreck, daß alle davon laufen.“ — „Was wettet Ihr, rief ein dritter, der will wider den Rieſen ſtreiten und des Königs von Babylon Tochter freien.“ Die Fürſten und Herren hatten nicht weniger ihr Geſpött mit ihm, Florens aber ſtellte ſich als ob er nichts hörte und ritt ruhig fort bis zum Thore. Zu derſelbigen Stunde war der Rieſenkonig abermals vor das Thor gekommen und hub zu ſchreien an: „Ihr Pariſer, Ihr Baſtarde, wollet Ihr nicht das Thor aufthun? Es ſoll Euch wahrlich übel ergehen, denn Ihr müßt alle von meiner Hand ſterben und Euer Gott vermag nichts dawider. Euren König Dagobert werde ich an den Galgen henken, und was nicht umkommt, das ſoll ſchmählich von Stadt und Land gejagt werden und nimmermehr wiederkommen!“ Die Wächter auf den Thoren hörten das freche Schreien und zeigten es den Fürſten und Herren an, welche ſich nicht wenig darüber entſetzten. Florens aber, wie er des Rieſen Geſchrei vernahm, hatte keine Ruhe mehr, und die Wächter mußten ihm das Thor aufthun und ihn hinaus laſſen. Da liefen nun die Bürger von Paris auf die Mauern, denn ſie merkten jetzt, daß der roſtige Ritter wirklich nichts Andres im Sinne habe als mit dem Rieſen zu ſtreiten. Es ſetzte ſich aber auch der gute alte Clemens auf die Mauerzinne, um ſeinen Sohn ſehen zu können, und rief noch ſeinen Segen auf ihn herab. Florens ſprengte aber ſchon gegen den Rieſen zu, und als dieſer ihn kommen ſah, da rief er ihm entgegen: „Fürwahr, Du glänzender Ritter, Du magſt dem billig Dank ſagen, der Dich gewappnet hat. Beim Gotte Mahomets, Dein Harniſch und Deine Rüſtung ſind luſtig anzuſehen, ich meine, Du haſt wohl eine Pfütze zur Rüſtkammer. Was willſt Du? Warum kommſt Du hierher? Du biſt doch nicht mit mir zu ſtreiten gemeint? Kehr um, alter Degen, und ſage Deinem Könige Dagobert, er ſolle ſelber kommen, mit mir zu ſtreiten. Mit einem ſo verroſteten Ritter zu kämpfen brächte mir Schande!“ Als er dieſe ſchimpflichen Worte vernahm, zitterte Florens vor Zorn und ſprach zum Rieſen: „Hei, ſpotte nur, Du ungeſchlachter Wicht, Du ſollſt bald ſüße Worte machen! Dein Haupt will ich dem König Dagobert übergeben, kein anderes Geſchenk verlang ich von Dir!“ Nach dieſem rannte Florens mit ſeinem guten Pferde gegen den Rieſen und ſprach ein leiſes Gebet. Da ſtand ihm Gott in ſeinem erſten Ritte bei, daß er den Rieſen mit dem Speer auf den Boden rannte. Er hatte ihn durch und durch geſtochen, daß ihm der Spieß eine Klafter lang aus dem Rücken ragte. Das Blut ſchoß zur Erde wie Waſſer aus einem Röhrbrunnen und der Rieſe war mit ſeinem eigenen Blute beſudelt bis an die Ferſen. Wie der alte Clemens auf der Mauer jenen Stoß ſah, da dankte er Gott mit großen Freuden und ſprach: „Geſegnet ſei die Stunde, in der ich Dich über Meer getragen habe!“ Der Rieſenkönig ſchäumte vor Zorn über den böſen Stoß, lag auf der Erde und holte mit ſeinem gewaltigen Schwerte aus. Florens aber gedachte des Ritters, den der Rieſe hinweggetragen hatte, und auf daß es ihm nicht eben ſo gehe, wich er ein wenig mit ſeinem Pferd auf die Seite und faßte des Rieſen

Streich mit ſeinem roſtigen Schwerte auf, welches er nicht zu ziehen brauchte, da es ihm ohne Scheide an der Seite hing. Dann holte auch er zu einem Streiche aus und traf ſo gut und ſtark, daß er dem Rieſen den linken Arm abſchlug, daß derſelbe auf die Erde fiel. Den Streich ſah Clemens abermals und ſchrie: ,,Gott ſtärke Dich! Mein Herz freut ſich, wenn es Dich anſieht! Glückſelige Stunde, wo ich mir dieſen Sohn gekauft! Wahrlich, das Geld, welches Du um das Pferd gegeben, das haſt Du wohl angelegt! Deines roſtigen Harniſches wird kein Franzoſe mehr ſpotten! Schlag ihm den andern Arm auch entzwei, mein Sohn, daß er ſich in den Tod geben muß!'' Florens hörte das Geſchrei und ſah wie Alle mit ſeinem Vater voller Freuden waren, die auf der Mauer ſtanden. Den Rieſen grämte ſein Arm und er ſprach in großem Zorn: ,,Du Böſewicht haſt mit Deinem roſtigen Schwerte mir einen übeln Schlag verſetzt und mich ſchwer beſchädigt. Meine aber nur nicht, daß Du mich überwunden habeſt. Nein, beim Gotte Mahomets, und wenn fünf ſtarke Ritter Dir zur Seite ſtanden, ſie müßten alle mit Dir ſterben!'' — Florens rief dagegen: ,,Du lügſt! Mit mir iſt der lebendige Gott!'' Dabei nahm er ſein Schwert in beide Hände und that auf den Rieſen einen harten Streich, davon ihm der Helm vom Kopfe fiel. Der Rieſe aber war auch nicht unbehend, er packte den Florens bei ſeinem Schilde und gedachte ihn damit an ſich zu ziehen. Florens aber ließ den Schild fahren, daß ihn der Rieſe in der Hand behielt. Der ſchleuderte den Schild hoch in die Luft, daß ihn Florens nie wieder bekäme, und ſchlug darauf ernſtlich auf dieſen ein. Er traf ihn auch mit der Fauſt ſo auf den Schenkel, daß Florens faſt rücklings vom Pferde geſtürzt wäre, doch kam er alsbald wieder in den Steigbügel. Clemens auf der Mauer hatte das Alles geſehen und ſchrie nun in großer Angſt: ,,Mein Sohn Florens, ich glaube Du ſchläfſt. Erwache von Deinem Schlummer, denn wenn Du von dem Rieſen überwunden wirſt, ſo iſt ganz Frankreich verloren!“ Florens hörte das Geſchrei ſeines Vaters und machte ſich mit ſeinem Schwerte wiederum an den Rieſen. Er verſetzte ihm einen ſolchen Streich auf die Schulter, daß ein großes Stück des harten cappadociſchen Leders, in welches der Rieſe gekleidet war, zur Erde fiel ſammt einem Stück von des Rieſen eigenem Fleiſche. Das Blut lief zu Boden, als ob ein Stier geſchlachtet worden wäre, und wie der Rieſenkönig ſein Blut ſo fließen ſah, da wäre er lieber bei der ſchönen Jungfrau Marcebilla geweſen, denn er empfand Einen über ſich, der war ſein Meiſter, und ſolchen hatten ſeine Augen noch nie geſehen. Bald aber erholte er ſich von ſeinem Entſetzen und eilte mit großem Grimm auf Florens zu. Dieſer wich einige Schritt hinter ſich, doch der Rieſe verfolgte ihn, ſchlug und traf ſein Roß zwar nur mit dem flachen Schwerte, doch ſo, daß es taumelnd zur Erde ſtürzte. Florens lag dem Roß auf dem Rücken, ſäumte nicht lange, ſondern ſprang herab auf ſeine Füße. Es kam ihm jedoch eine Sorge an, daß er den gewaltigen Rieſen im Kampfe zu Fuß nicht werde beſtehen können. Die Ritter, welche auf der Mauer ſtanden und zuſahen, ſchrieen alle mit Einer Stimme: „O du ſtarker Gott, komm unſerm jungen Ritter zu Hilfe, daß er den grimmen Verfolger Deiner Chriſtenheit überwinden möge!“ Der alte Clemens hob ſeine Hände empor und betete. Dem Rieſen machte das Angſtgeſchrei auf der Mauer wieder Muth, daher trat er auf Florens zu und ſagte ihm: „Nun iſt Deine letzte Stunde gekommen. An dieſem Tage will ich Frankreich in Dir überwinden. Obſchon Du mir einen Arm abgeſchlagen haſt, ſo ſoll es mir doch nicht ſchaden, denn ich habe einen Arzt, der weiß auch ſolche Wunden wieder zu heilen.“ Florens dagegen ſprach: „Ich habe noch viel beſſere Hilfe bei mir. Mit mir iſt der lebendige Gott und ſeine Gnade! Obwohl Du mir den Schild genommen haſt, ſo ſollſt Du mich doch nicht überwinden.“ — „Laß ſehen, ſchrie der Rieſe, wie ſtark Dein Gott iſt!“ Dabei ſchlug er ſo gräßlich mit ſeinem großen Schwert auf Florens los, als wollte er ihn mit Einem Streich von einander hauen. Florens aber war



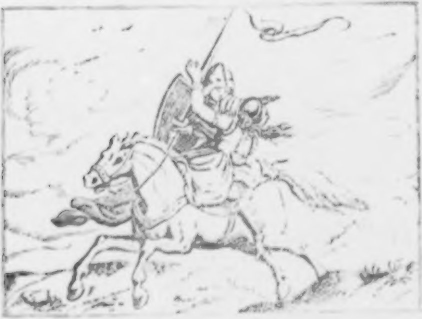
viel zu behend, ſprang aus dem Streich und wehrte ſich ſo ritterlich, daß ihm der Rieſe keinen Schaden zu thun vermochte. Der ward in der Hitze des Kampfes immer wilder; überſah endlich die Schanze, an der ſie fochten, ſtrauchelte über einen Stock und that einen ſo harten Fall, daß der Boden erzitterte. Schnell nahm Florens ſeinen Vortheil wahr, ſprang mit ſeinem alten Schwerte herbei und gab dem Rieſen alſo harte Schläge, daß er endlich ſterbend gar kläglich um Gnade flehte. Aber Florens ſagte: „Gott allein ſei die Ehre! ihm, der mir geholfen hat; darum, Du falſcher Heide, mußt Du ſterben!“ und mit dieſen Worten hieb er dem Rieſen das Haupt vom Rumpf und ſagte: „Dieß Haupt ſoll ein Ehrengeſchenk für meinen König Dagobert ſein!“ Das Haupt war aber ſo groß, daß es Florens mit aller ſeiner Stärke kaum an ſeinen Sattelknopf zu binden vermochte. Während des Kampfes war ſein Roß von dem Stoße wieder geneſen und aufgeſtanden. — Clemens und Alle, die auf der Mauer waren, dankten Gott mit lauter Freude, daß er dem Florens ſo viel Gnade verliehen. Sie ſprangen von der Mauer und eilten zum Thore hinaus ihm entgegen, denn ſie glaubten nicht anders als daß der junge Ritter zur Stunde mit ihnen in die Stadt reiten würde. Florens aber hatte noch ein andres Begehren. Er gab denen, die ihm entgegen gekommen waren, das Haupt des Rieſen und befahl ihnen, daſſelbe dem König Dagobert zum Geſchenk zu bringen: ihn ſelbſt aber mußten ſie ſeines Weges reiten laſſen. So ging denn ſein Vater Clemens mit den andern Franzoſen in die Stadt zurück und brachte dem König Dagobert das Haupt des Rieſen. Derſelbe konnte des Staunens und der Freude kein Ende finden.

Florens ſuchet die Prinzeſſin Marcebilla auf und gewinnt ihre Liebe.

So wie Florens allein auf dem Felde war, that er ſich ſelbſt einen Schwur, nimmermehr nach Paris zurückzukehren, er hätte denn des Königs Tochter aus Babylon geſehen. Er hatte ſo viel von ihrer wunderbaren Schönheit gehört, daß er gar keine Ruhe hatte, bis er ihres Anblickes theilhaft würde. Darum hörte er nicht auf zu reiten, bis er zu dem Berge Montmartre kam, wo das Lager der Jungfrauen in Zelten aufgeſchlagen ſtand. Die Heiden ſahen aber den Florens auf ſie zu geritten kommen, und redeten unter einander: „Sehet doch zu, was will dieſer trefflich gerüſtete, roſtige Ritter? Beim Gotte Mahomets, ſein Harniſch glänzt ſehr, obwohl zumeiſt von Roſt! Sehet wie ſchön ſein Speer bemalet iſt: freilich hat es niemand gethan als der Rauch. Auch ſein Schild iſt trefflich aufgeputzt und ſein Schwert bedarf keiner Scheide, denn der Roſt iſt ihm.

ein genügender Ueberzug. Wahrhaftig, ſeine Rüſtung zeigt etwas Vornehmes an; laßt uns ihn gefangen nehmen und ihn mit ſammt ſeiner Bekleidung dem Rieſenkönig übergeben, ſo wird ihn dieſer gewiß zu unſerm Hauptmann machen, denn ſeine Rüſtung zeigt an, daß er ein vortrefflicher Held iſt.'' Ohne es zu ahnen, redeten die Heiden die Wahrheit. Florens ritt inzwiſchen auf das Zelt der ſchönen Marcebilla zu, welche ſich gerade mit ihren Jungfrauen vor dem Zelt im Grünen erging, denn ſie hatte ihr Lager an einem luſtigen Orte aufſchlagen laſſen. Auf der einen Seite deſſelben war ein kleines dichtbelaubtes Wäldchen, in welchem die Nachtigallen bei Tag und bei Nacht gar lieblich ſangen; auch waren grüne Matten da, mit bunten Blumen ſchön verziert, allwo die Jungfrauen Blümlein brachen und manchen Kranz daraus wanden. Auch Marcebilla hatte einen Kranz gewunden und dachte denſelben dem Rieſenkönige zu geben, wenn er vom ſiegreichen Streite nach Hauſe käme. Auf der andern Seite des Lagers floß das raſche Waſſer der Seine, welche ein ſtattlicher Fluß bei Paris iſt, ſo daß man keinen anmuthigeren Platz zu lagern hätte wählen können. Die Jungfrau Marcebilla ſelbſt war köſtlich gezieret: ſie hatte ein grünes Seidenkleid an, welches zu Alexandrien in Aegypten verfertigt und mit lauterm klaren Golde verbrämt war. Ihr Haar war nach der Sitte des Morgenlandes mit edlen Steinen geſchmückt, in denen ſich die Sonne hell ſpiegelte und die einen ſolchen Glanz von ſich gaben, daß Florens von ferne glaubte, der Glanz käme von den Waffen der Heiden, welche zur Huth der Jungfrauen dahin abgeordnet wären. Darüber erſchrak er anfangs ein wenig; doch das brennende Verlangen, das er nach der unbekannten Jungfrau trug, gab ihm alsbald wieder Muth, daß er vorwärts und auf der Prinzeſſin Lager zu eilte. Als die Jungfrau aufblickte und einen Ritter von ferne ſo ernſtlich auf ihr Zelt zu reiten ſah, verwunderte ſie ſich über dieſen unerwarteten Anblick und mit ihr alle ihre Jungfrauen. Dieſe trieben aber ihr großes Geſpött mit der roſtigen Rüſtung des Fremden und am meiſten ſpottete ſeiner die Jungfrau Marcebilla ſelbſt und endlich ſagte ſie lachend: „Ich glaube gar, er hat unſern Helden, den Rieſenkönig getödtet, denn ſein Schwert iſt noch voll Blutes, wenn es nicht Roſt iſt.“ Da hub eine andere Jungfrau, welche nach der Fürſtin die Erſte war, um dieſer zu gefallen ganz feierlich an: „Fürwahr, Prinzeſſin, Ihr habt Unrecht, des roſtigen Ritters ſo zu ſpotten! So wahr mir der Gott Mahomets helfe, mein Blut fängt an ſeinethalb ſich zu bewegen, und das iſt kein Wunder, denn er iſt gar zu ſchmuck und ſchön! Ach könnte ich ihn doch mit meinen Armen umfangen, wie wollte ich ſeine verroſtete Schönheit herzen!“ Und noch war des Spottes nicht genug, denn eine andere Jungfrau ſtand auf und ſprach: „Laßt ihn doch zufrieden mit Eurem Spotten. Der roſtige Ritter iſt meiner Augen Troſt, und ſobald ich mit ihm reden kann, ſoll er mein Buhle werden!“ So ſpotteten ſie um die Wette; aber Florens wußte nicht davon, ſondern trabte nur ernſtlich auf das Zelt der Jungfrau zu und dachte: „Ich will auf dieſer Reiſe Leib und Leben wagen, und ſo ich nicht einen Kuß von des Sultans Tochter erlange, ſo kehre ich nimmermehr nach Paris zurück!“ Marcebilla ſtand vor ihrem Zelte ſtill und war begierig, was der roſtige Ritter begehren würde. Florens aber benahm ſich wie Einer, der ſich auf derlei Händel wohl verſteht, und that als ob er ihrer nicht achtete, bis er ſie überraſchen zu können hoffte. Da wandte er plötzlich ſein wohl abgerichtetes Pferd, faßte die Prinzeſſin beim Arme und ſchwang ſie mit großer Gewandtheit zu ſich auf den Sattel. Nachdem er ſie aber einmal auf ſein Roß hatte, da drückte er ſie an ſeine Bruſt und gab ihr manchen Kuß, denn der Pfeil der Liebe hatte ſein Herz getroffen. Zugleich ritt er mit ihr eilend davon. Der Fürſtin Marcebilla war kläglich zu

Muthe. Sie wußte nicht, wer ihr Räuber ſei, ob Chriſt oder Heide, und rief jammernd: „O Gott Mahomets, iſt denn kein frommer Held da, der mir zu Hilfe kommt? Ach, mein Vater, ich werde Dich nimmer wiederſehen!“ Auf ihr und der übrigen Jungfrauen Hilfegeſchrei eilten Heiden und Türken herbei, ſchwangen ſich ſchnell auf ihre Pferde und jagten dem Ritter mit ihren Spießen und krummen Säbeln eilig nach, um ihm die Jungfrau wieder abzunehmen. Florens aber gab die Hoffnung nicht auf, mit Hilfe ſeines guten Roſſes ihnen zu entkommen. Er ſetzte die Jungfrau vor ſich auf den Sattel zur Rechten und indem er ſie vielmal küßte, rief er: „Billig ſoll der fröhlich



ſein, der einen ſolchen Schatz erbeutet hat. Aber bekümmert Ihr Euch nicht ſo ſchwer, holde Jungfrau! Seid fröhlich mit mir, denn Ihr ſeid der Troſt und das Leben meines Lebens und in kurzer Zeit werdet Ihr mein Ehgemahl ſein!“ Die Jungfrau ſchwieg ſtill und ſeufzte nur manchmal auf. Jetzt hatten ihn die Heiden faſt eingeholt und Florens ſah, daß er ſich zur Wehr ſetzen müſſe. Die Heiden ſchrieen ihm laut zu: „Ei du Böſewicht, halte ſtill und laß des Sultans Tochter zurück, wenn Du nicht von unſern Händen ſterben willſt!“ Florens merkte wohl, daß er die Jungfrau nicht behalten konnte, wurde daher ganz traurig, küßte ſie noch zweimal inbrünſtig und behielt, da ſie ſich ſträubte, einen Aermel ihres ſchönen Gewandes in ſeinen Händen; dann ließ er ſie mit großem Herzleid vom Sattel auf die Erde gleiten. „Lieber wollte ich, ſagte er noch, alles Andre was ich habe verlieren, denn Euch; das aber ſei Euch gelobt: in kurzer Zeit will ich wieder bei Euch ſein und mein ganzes Leben lang ſollt Ihr dann meine Herzgeliebte bleiben. Denn wiſſet, daß ich Euch ritterlich dem Rieſenkönig, Eurem Buhlen, abgeſtritten habe! Von mir erſchlagen liegt er auf dem Felde vor Paris und ſein Haupt habe ich dem Könige Dagobert geſchenkt. Vor ſeiner Werbung werdet Ihr fortan Ruhe haben!“ Die Jungfrau hörte wohl die freundlichen Worte des Ritters, aber ſie ſchrie unaufhörlich um Hülfe. Bald hielten mehr denn hundert Heiden den tapfern Florens umringt und drangen alle mit großem Geſchrei grimmig auf ihn ein. Da feierte er auch nicht und fuhr mit ſeinem roſtigen Schwert unter ſie, daß mancher zu Boden fiel und viele riefen: „Das iſt kein Menſch, ſondern ein lebendiger Teufel aus der Hölle!“ Dieſe Worte hörten zwei Könige aus der Heidenſchaft und fragten: „Wo iſt der grauſame Teufel, daß wir ihm ſeinen Sold bezahlen!“ — „Hier bin ich!“ rief Florens und ſchlug ſich alsbald mit ihnen, daß ſie Beide zu Boden fielen und ein Jammern unter den Heiden entſtand. Da wollte der Admiral aus Perſien den Schaden rächen und rannte mit ſeinem Speer gegen Florens, um ihn zu durchbohren. Aber Florens traf ihn mit ſeinem räuchrigen Spieß eben, ſo daß er ſeine Waffen fallen ließ. Schnell warf Florens den Spieß von ſich, ergriff ſein Schwert ohne Scheide und hieb dem Admiral mit Einem Streiche, die Hirnſchale entzwei, daß er zu Boden fiel und todt auf der Erde lag. So hatte Florens nach einander zwölf Heiden erſchlagen, als ihrer aber immer mehr wurden, da mußte er ſich wohl endlich zur Flucht wenden. Wie er nun vor den Heiden floh, da ſah er ſeinen Vater Clemens mit zweihundert wohlgerüſteten Franzoſen, welche der König Dagobert ihm zur Hilfe geſchickt hatte, daherreiten; und gewiß hätten ihn die Heiden auf der Flucht noch ereilt und umgebracht, wenn der Vater Clemens nicht gekommen wäre. Nun wendete ſich Florens wieder gegen die Heiden und mit den zweihundert Franzoſen ſchlug er die Feinde und jagte ſie in die Flucht. Die Jungfrau Marcebilla hatte ſich ſchon in ihre Zelte gerettet, ſonſt wäre ſie gen Paris geführt worden. Die Türken und Heiden, welche den Ritter verfolgt hatten, mußten ſämmtlich ihre Hälſe hergeben, bis auf zwei, die ließen die Chriſten übrig, damit ſie dem Sultan die Niederlage verkündigen konnten. In Clemens aber, ſo alt er auch geweſen, war ein rechter Kriegsgeiſt gefahren, daß er von Allen das Beſte gethan hatte, und wär es ſeinem Rathe nach gegangen, ſo wären die Franzoſen bis Montmartre geritten, wo die Jungfrau Marcebilla ihr Lager hatte. Florens aber wollte dieß ſeinem Vater nicht zugeben, weil die Heiden dort ihrer dreitauſend wären: ,,und doch, ſetzte er hinzu, wenn ich meinem Pferde trauen dürfte, ſo wollten wir die Sache verſuchen!'' Denn ſie waren Alle freudig und beherzt. Während ſie ſich noch ſo beriethen, kam ihnen Kundſchaft, daß die Feinde durch den unerwarteten Angriff in großer Beſtürzung wären und ſchon auf die Flucht dächten. Da beriethen ſich Florens und ſein Vater nicht lange mehr, ſondern rannten auf die Türken los und nöthigten ſie Panzer und Gewehr im Stich zu laſſen und gen Dampmartin in das Hauptlager des Sultans zu flüchten. Auf der Flucht erſchlugen die Franzoſen an zweitauſend Mann, plünderten das Vorlager der Heiden und führten an ſechstauſend Mark Goldes als Beute nach Paris. Das reiſige Volk konnte dem Florens nicht genug Ehre erweiſen; die Ungläubigen aber ſprachen: „Heut hat uns der Gott Mahomets gänzlich verlaſſen und wenn er uns nicht beſſeres Glück gibt, ſo müſſen wir mitten im Chriſtenlande umkommen!“ In großem Schrecken kamen ſie nach Dammartin vor den Sultan und klagten ihm ihre Noth. Der Sultan ſprach: „Seid ohne Furcht, ich habe in meinem Lager noch fünfundzwanzig Könige und Geld und Mundvorrath auf volle vier Jahre.“ Wie ſie ihm nun aber weiter den Tod des Rieſenköniges und die Begebenheit mit ſeiner Tochter Marcebilla berichteten, da fiel der Sultan von Babylon vor Zorn und Kummer zu Boden. Als er wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, da ſchwur er bei ſeiner königlichen Krone, er wolle das ganze Land Frankreich verwüſten, alle Franzoſen niedermachen und den König Dagobert elendiglich umbringen. Während er noch ſprach, kam ſeine Tochter Marcebilla mit allen ihren Jungfrauen auf der Flucht daher geritten. Sie ward vom Pferde gehoben, kniete mit weinenden Augen vor ihrem Vater nieder und grüßte ihn mit klagenden Worten. Der Sultan hob ſie auf und tröſtete ſie: „Laß ab, liebe Tochter, ſagte er, von Deiner Bekümmerniß: es ſoll ſicher nach Deinem Willen geſchehen. Der Chriſt, welcher Deinen Geliebten getödtet hat, ſoll eines böſen Todes ſterben: ich werde ihn zu Aſche verbrennen laſſen! Jetzt aber gehe mit Deinen Jungfrauen in Dein Zelt: erhole Dich und pflege des Schlafes!“ — „Euer Wille geſchehe, mein Vater! ſprach die Jungfrau: aber mein Verlangen ſteht heftig nach den Chriſten, daß ihr Muthwille nicht ungerächt bleibe, und wäre es nur, weil der roſtige Ritter unter ihnen iſt, der mich faſt eine Meile Weges entführt hat und mich ohne Erbarmen nach Paris gebracht hätte, wenn nicht große Macht unterweges geweſen wäre!'' Hiermit nahm ſie Urlaub von ihrem Vater und ging mit ihren Geſpielen in ihr Zelt. Hier ward die Jungfrau gar ſanft gebettet: lag aber doch hart und übel auf ihren weichen Kiſſen und hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Den lieblichen Kuß, den ihr Florens gegeben hatte, den konnte ſie nimmermehr vergeſſen. Ihr ganzes Herz war von Liebe zu ihm entzündet, und wenn ſie vor dem Einſchlafen mit ihren Jungfrauen von andern Dingen reden wollte, ſo nannte ſie unverſehens den roſtigen Ritter. ,,O Gott Mahomets, ſprach ſie da zu ſich ſelbſt, wie iſt mir zu helfen! Ich bin krank und habe Leides die Fülle! Unglücklich war die Stunde, in der ich den roſtigen Ritter das erſtemal geſehen habe, noch viel unglücklicher der Augenblick, in dem er mir den erſten Kuß gab! Es war ein Kuß, der brannte auf meinen Lippen und tief in mein Inneres hinein, als wollte er mich tödten. Als er mich auf ſein Roß hob, wie war da ſeine Gebärde ſo fürſtlich, männlich und mächtig! Gott Mahomets, warum haſt Du ihn nicht in Deinem Glauben geboren werden laſſen! Und ach, wenn er hier zugegen wäre, ich könnte ihm meine Liebe nicht verſagen! Kein andrer Chriſtenmann ſoll je in meine Nähe kommen; aber dieſer Ritter, wenn er Dich, Gott Mahomets, anbeten lernt, muß mir zu Theil werden!'' Als Marcebilla am andern Morgen vom Lager erſtanden war, da fühlte ſie ſich ſo ſchwach, daß ſie die Dienerin rief und ſich das Lager noch einmal bereiten ließ. Dann legte ſie ſich wieder nieder, konnte aber keine Ruhe finden und legte ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite, und gebärdete ſich, daß es zum Erbarmen war. Sie konnte es auch nicht lange im Bette aushalten, erhob ſich wieder und hatte keine Ruhe. Die Jungfrauen, welche ſolches mit anſahen, konnten endlich nicht mehr dazu ſchweigen. ,,Liebe Herrin, ſprachen ſie, was liegt Euch ſo ſchwer auf der Seele, mit welcher Krankheit ſeid Ihr beladen?'' — ,,Ach, ich weiß es ſelbſt nicht! erwiderte

Marcebilla: und wenn ich es wüßte, ſo darf ich es doch Euch nicht eröffnen.“ Da drangen die Geſpielinnen nur um ſo mehr in ſie; und endlich nach langen Bitten erzählte ſie ihnen die Urſache ihrer Krankheit. „Wiſſet, liebe Freundinnen, ſagte ſie, der roſtige Ritter, der ſo häßlich gewaffnet nach Montmartre kam, der hat mich in ſolche Pein gebracht, die mich Tag und Nacht betrübt, denn er hat den Pfeil der Liebe mir mitten durchs Herz geſchoſſen, ſo daß ich ihn nimmermehr vergeſſen und nimmermehr Freude haben kann, als bis ich ihn mit meinen Armen umfangen habe. Wenn dieſes aber geſchehen iſt, ſo darf er nicht von mir gehen, bis er meinen Willen gethan und den Gott Mahomets angebetet hat. Thut er dieß nicht, ſo ſoll man ihn verbrennen oder ſchimpflich an den Galgen henken!“ Auf dieſe Rede antwortete ihr eine von den Jungfrauen, die war des Königs von Aſia Atymedes Tochter: „Edle Jungfrau, was kümmert ſich Euer Herz um einen ſolchen armen, vielleicht unedlen Ritter? Könnt Ihr doch aus ſeiner roſtigen Rüſtung entnehmen, weß Adels und Standes er ſein mag. Ueberdieß iſt er ein Chriſt und unſerm Glauben aufſätzig; darum iſt mein Rath: ſchlaget ihn Euch aus dem Sinn. Euer Vater hat noch manchen Königsſohn am Hofe, ſo daß er Euch wohl Eurer Würde gemäß vermählen kann. Wollet alſo des Ritters vergeſſen!“ — „Ach, erwiderte Marcebilla, wie kann man deſſen vergeſſen, was das Herz am liebſten hat! Auch kann er nicht von niederer Geburt ſein; ſeine adligen Gebärden, ſein holdes Geſpräch zeigen an, daß er hohem Stamme entſproſſen iſt, ſo roſtig er auch einhergeritten kam. Ja, wiſſet nur, wenn er mir nicht zu Theil werden kann, ſo werde ich darüber mein Leben verlieren!“ Alſo führte ſie ſeufzend ihre Klagen fort und ihre Jungfrauen vermochten nicht ſie zu tröſten.

Florens wird zum Ritter geſchlagen.

Nach dem Siege über die Heiden zog Clemens mit den Franzoſen freudig und mit reicher Beute in die Stadt Paris ein. Dem Florens ward ſein roſtiges Schwert vorangetragen. Fürſten und Herren ritten ihm mit großen Ehren entgegen. Alle Welt begehrte den tapfern Ritter zu ſehen und gab ihm das Geleit bis in des Königs Dagobert Palaſt. Als aber Florens und die Ritter ſich anſchickten von ihren Roſſen abzuſitzen, da eilte ihnen der Kaiſer Octavianus entgegen und half dem Helden Florens aus den Steigbügeln, und wußte nicht, daß es ſein eigener Sohn war, dem er ſolches that. Nachdem Florens abgeſtiegen war, nahm er ſein roſtiges Schwert und wurde von ſammtlichen Furſten in den Palaſt des Königs geleitet. Hier trat er vor den König Dagobert, kniete nieder und ſprach: „Allergnadigſter Herr, mein Vater Clemens hat Euch des Rieſen Haupt übergeben und hier bringe ich das roſtige Schwert, mit dem ich die Gabe erobert habe. Es gehöret Euch, wie Euch das Haupt des Gefallenen gehört.“ Da ſah der König Dagobert mit Ernſt dem Florens ins Angeſicht, dankte ihm mit lauter Stimme und hieß ihn aufſtehen und an ſeine Seite ſitzen. Dieß ſchlug Florens dem König in aller Ehrerbietung ab, indem er ſprach: „Nein, es ziemet mir nicht neben einem Könige zu ſitzen!“ Aber Dagobert nöthigte ihn und ſagte: „Du haſt es verdient und morgen zur rechten Zeit will ich Dich zum Ritter ſchlagen; dann ſollſt Du bei mir wohnen und großes Gut von mir empfangen. Wenn ich in der Schlacht bin, ſo ſollſt Du bei mir ſtehen und meinen Königsſtab vor mir hertragen!“ Als der alte Clemens den König ſo reden hörte, konnte er ſich nicht halten, Einſpruch zu thun und rief dazwiſchen: „Ach, Herr König, laſſet meinen Sohn Florens zufrieden! Es iſt nicht mein Wille, daß er zum Ritter geſchlagen werde, denn alsdann wird er nicht mehr bei mir daheim bleiben. In alle Scharmützel wird er reiten und vielleicht auch ſelbſt geſchlagen werden, daß ſich mein Herz um ihn kümmert. Mein Wunſch und Wohlgefallen iſt, daß er ein Wechſler werde, das iſt auch eine Hantierung, die Nutzen und Gewinn bringt!“ Darauf ſprach Florens: „Lieber Vater, wenn es des Königs gnädiger Wille iſt, daß ich ein Ritter werden ſoll, ſo laſſet es Euch wohlgefallen und ſaget dem Könige Dank dafür!“ Da warf ſich Clemens auf ſeine Kniee und ſprach: „Herr König, meinem Sohne geſchehe nach Eurer Majeſtät Gefallen! Doch ich bitte Euch, laſſet nicht zu viel dabei aufgehen; denn, ach, Ihr wiſſet nicht, wie viel mich dieſer Sohn bis auf dieſen Tag ſchon gekoſtet hat!“ Der König Dagobert mußte lachen und ſagte: „Florens, es iſt mein königlicher Wille, daß Du morgen zum Ritter geſchlagen werdeſt!“ — Hierauf ließ der König das Haupt des Rieſen auf eine Stange ſtecken und dieſe mitten in der Stadt auf einem weiten Platze aufſtellen, damit alle Menſchen das Wunder ſehen konnten, welches geſchehen war; und als es wieder Morgen geworden war, wurden Fürſten und Herren zuſammengeladen, um dem Ritterſchlage beizuwohnen. Da kam zuerſt Kaiſer Octavianus, den eine beſondere Zuneigung zu Florens trieb. Er wußte nicht wie ihm war, aber ſo oft er den Jüngling anſah, mußte er an Weib und Kinder denken und er konnte ſich nicht halten, daß er zu ihm ging, ihn umarmte und küßte. Nächſt ihm waren der König von Spanien und der von Irland befliſſen dem Florens gar eifrig zu dienen, und auch der Fürſt von Oeſtreich und ſonſt viele Herren erwieſen ihm große Ehre. Nun wurden ihm Rücken- und Bruſtharniſch mit goldenen Spangen köſtlich geziert; der Kaiſer Octavianus legte ihm Armzeug und Beinſchienen an, der Fürſt aus Oeſtreich ſetzte ihm den Helm auf, der mit goldenen Knöpfen herrlich geziert war. Zuletzt ſteckte ihm der König von Frankreich einen goldenen Ring an den Finger und ſprach: „Der Gott, der alle Dinge erſchaffen hat.

der wolle Euch erleuchten und beſchirmen, daß Ihr im ritterlichen Stande mit Ehren und Geſundheit verharren möget!'' Clemens hatte ruhig gewartet, bis dieſe Dinge zu Ende ſein würden, als er jedoch ſah, daß ſein Sohn noch keine Sporen hatte, ſprach er in ſeiner Einfalt: ,,Fürwahr, gnädiger Herr König, ich will meinem Sohne Florens die Sporen anlegen!'' Der König ſprach lachenden Mundes: ,,Clemens, wenn dieß denn einmal Euer Wille iſt, ſo muß ich mir es auch wohl gefallen laſſen!'' Da kniete Clemens nieder und wollte ſeinem Sohne die Sporen, die aus gutem Golde waren, umthun; aber der gute Mann hatte vergeſſen, wie man ſie anlegen müſſe und zog ſie ihm alſo verkehrt an. Wie es aber lange nicht gehen wollte, da wurde er zornig und ſprach: ,,Ich weiß nicht, welcher an den rechten Fuß gehört, denn ſie ſind beide auf Eine Form gemacht. Auch hab ich in dreißig Jahren und drüber keine Sporen angelegt und den Heiden bin ich geſtern ohne Sporen entgegen geritten. Der Böſe hat es mir eingegeben, daß ich mich des Dinges jetzt unterfangen habe.'' Darüber mußten Fürſten und Herren und auch der neue Ritter Florens herzlich lachen. Clemens bemühte ſich indeß ſo lange, bis es ihm endlich gelang, und nun mußte Florens ſich aufrichten und ward von allen Fürſten und Herren beſchauet und gelobt. — Hierauf ließ der König Dagobert in einem ſchönen Garten einen Pfahl aufrichten, an dem wurden zwei ſtarke Panzer und zwei mächtige Schilde befeſtigt, und dorthin wurde Florens in großem Triumphe geführt. Mancher Fürſt und Herr, Ritter und Knecht ritten ihm nach. Der König aber ſprach zu ihm: ,,Florens, mein werther Freund, Ihr ſollt den alten Brauch Frankreichs halten und als ein Ritter mit Eurem Speer wider den Pfahl rennen!'' Der alte Clemens aber, der nahe dabei ſtand, ſprach: ,,Gnädiger König, mit Verlaub, das iſt ein närriſcher Brauch in Frankreich; es wäre viel nützer, der Stich wäre auf einen Heiden gerichtet, als auf einen Panzer!“ Die Fürſten und Herren lachten über dieſe einfältige Rede und Florens ſprach: „Lieber Vater, ſeid zufrieden! Zu einer andern Zeit wollen wir auch nach den Heiden ſtechen; dießmal aber will ich des Königs Willen vollbringen, denn ich ſoll ſein Ritter ſein.“ — „So gebe Gott Dir Glück und Heil, erwiderte Clemens, daß Du den Panzer erlegeſt!“ Florens tummelte ſein Roß und raunte ſo ritterlich wider den Pfahl, daß er die zwei ſtarken Panzer und die zwei neuen Schilde durchrannte, daß ſie in Stücken zu Boden fielen. Da rief das Volk, welches zuſchaute: „Gott gebe dem ſtarken Ritter Glück und Heil! Gewiß iſt er aus königlichem Geſchlecht geboren! Vor Allen auf Erden ſoll ihn König Dagobert an ſeinem Hofe hochhalten; denn ſo er nur noch kurze Zeit lebt, wird er uns alle Heiden aus dem Lande jagen!“ Das glückhafte Rennen des neuen Ritters machte dem Könige Dagobert große Freude, und er ging auf Florens zu und reichte ihm aus herzlicher Liebe die Hand, desgleichen that auch der Kaiſer Octavianus, denn dieſem war Niemand lieber als Florens. Darauf führte ihn der König wieder in ſeinen Palaſt und Clemens folgte ihnen nach, denn er wollte ſich ſeines Sohnes überall freuen. Es war aber im Schloſſe ein koſtliches Mahl bereitet und Fürſten und Herren waren zum Schmauſe geladen. Saitenſpieler, Geiger und Lautenſchläger, Trommler und Trompeter waren aufgeſtellt und ſpielten um guten Lohn koſtliche Stücke auf. Da ward dem alten Clemens gar bang zu Muth und dünkte es ihn allzuviel, denn er dachte an die Rinder und das Roß und meinte, er werde auch heut am Ende für ſeinen Sohn die Zeche bezahlen müſſen; und weil er nicht wußte, wie es Brauch am Hofe war, ſo holte er einen Stecken und ſchlug auf die Spielleute los, indem er rief: „Ihr Lotterbuben, wollt Ihr auch ſchmarotzen? Seht Ihr nicht, daß mein Sohn ohnedieß zu viel aufgeben läßt und mich zum Bettler macht?“ Da die Muſikanten ſahen, wie ungebärdig Clemens ſich anſtellte, fürchteten ſie, es möchten noch Mehre mit Prügeln nachfolgen und flohen deßwegen mit leeren Magen zum königlichen Schloſſe hinaus und waren übel zufrieden. Wie Florens von dieſem Handel Kunde erhielt, ſchämte er ſich für ſeinen Vater, rief ihn zu ſich und ſprach: ,,Vater, was denket Ihr doch, daß Ihr ſo grobe Thorheit begehet, und die Spielleute, welche mir zu Ehren erſchienen ſind und den Fürſten und Herren, ſo wie allen Jungfrauen Freude und Kurzweil bereiten ſollen, ſo ſchmählich vom Hofe gejagt und ihnen ihre Inſtrumente zerſchlagen habt? Wahrhaftig, ſie müſſen ihnen doppelt wieder bezahlt werden!'' Da erſchrak Clemens und ſagte: ,,Ach, mein lieber Sohn, ich habe es nicht recht verſtanden. Ich meinte, ſie wären nur des Schmarotzens wegen gekommen; wenn es aber der Fürſten und Herren Wille iſt, ſo werde ich ſie eilends wieder holen.'' Alsbald lief auch der Alte zum Palaſte hinaus und den Spielleuten nach. Wie ihn aber dieſe mit dem Stecken in der Hand daher rennen ſahen, liefen ſie noch viel mehr, und je heftiger Clemens ihnen nachſchrie, deſto eifriger liefen ſie, ſo daß er ſie nicht einzuholen vermochte. Im Saale entſtand über dieſes Alles ein lautes Gelächter und die ſchönen Jungfrauen mußten ungetanzt nach Hauſe kehren. — Nun nahm der Kaiſer Octavianus des Augenblickes wahr, faßte den Ritter an der Hand, hieß ihn neben ſich niederſitzen und ſprach zu ihm: ,,Lieber Florens, ſaget mir die lautere Wahrheit: iſt der alte Clemens Euer rechter Vater von Geburt?'' — ,,Erhabener Kaiſer, erwiderte Florens, darüber kann ich Euch keine gewiſſe Auskunft geben, denn ich weiß nur, daß er mir ſo lieb iſt, als ob er mein rechter Vater wäre. Jedoch iſt es wahr, daß ſeine Hausfrau anderen Leuten geſagt hat, er habe mich am Geſtade des Meeres gefunden und einen guten Theil des Weges auf ſeinem Rücken getragen und dann auf einem Eſel vollends nach Paris gebracht. Dann hat er mich in St. Germain als ſein Kind auferzogen bis auf dieſe Stunde. Ob ſie recht hat, oder mich nur verleugnen will, das weiß ich nicht. Mir aber wird es bei Euch, Herr Kaiſer, ſo wohl zu Muth, als ob Ihr mein rechter Vater wäret, denn ich weiß keinen Menſchen auf Erden, den ich lieber ſähe, als Eure kaiſerliche Majeſtät.“ — „Habt Ihr Eure rechte Mutter gekannt?“ fragte der Kaiſer. „Ich habe ſie, erwiderte Florens, mit Wiſſen nie geſehen.“ Da erkannte der Kaiſer Octavianus, daß Florens ſein leiblicher Sohn ſei. Das Herz im Leibe wollte ihm zerſpringen und doch mochte er ſeine eigene Miſſethat nicht offenbaren, aber faſt wäre ihm das Wort entfahren: „Ja, Du biſt mein rechter Sohn: die Stimme der Natur iſt es, die aus Dir redet.“ Doch er ſchluckte die Rede noch nieder und ſo blieb die Sache ſtehen. Inzwiſchen wurde das Mahl aufgetragen und Jedermann ſetzte ſich zu Tiſche, und der köſtlichen Speiſen wollte kein Ende werden. — Der alte Clemens war beſtellt, die Pforte zu hüten. Es war ihm aber noch immer bange, daß er am Ende die ganze Zeche bezahlen müßte. Darum ſann er darauf, wie er ſich eines Unterpfandes verſichern könnte. Als nun das Mahl vorüber war und die Fürſten vom Tiſche aufſtanden und jeder ſein Oberkleid ſuchte, es anzulegen und Abſchied zu nehmen, fand keiner das ſeinige, und die Diener, welche darum befragt wurden, vermochten keine Auskunft zu geben. Es hatte ſich aber Clemens der Kleider, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, bemächtigt und ſie verborgen. Die Fürſten lachten und ſagten: „Merkt auf, was daraus werden wird. Solches iſt uns noch niemals geſchehen!“ Clemens aber ſtand nicht ferne und hörte das Gemurmel. Da lachte er in die Fauſt und dachte bei ſich ſelbſt: „So fängt man die Mäuſe! Hätt ich die Kleider nicht weggenommen, ſie wären wahrhaftig fortgegangen und hätte Keiner einen Pfennig bezahlt!“ Endlich aber, als die Herren anfingen ſich laut zu beſchweren, ſprach Clemens mit lauter Stimme: „Liebe Herren, ſeid unbeſorgt, ich habe die Kleider aufgehoben und ſie ſind unverloren. Aber das ſage ich Euch, Ihr werdet ſie nicht erhalten, Ihr habt denn zuvor die Zeche bezahlt! Ha, meinet Ihr, ich werde Euch ſo heimſchleichen laſſen?“ Als Florens dieß hörte, wurde er zornig und wußte doch nicht, wie er die Sache zurecht ſetzen ſollte; er ſchämte ſich vor den Fürſten und wollte doch auch ſeinem Vater keine Schmach anthun, denn er hatte ihn ſehr lieb. So zornig er auch war, ſo ſprach er endlich doch lachenden Mundes: „Lieber Vater, gebt uns die Kleider wieder!“ — „Nein, wahrhaftig nicht, verſetzte Clemens, ſie haben denn zuvor bei Heller und Pfennig bezahlt, was an Unkoſten aufgegangen iſt.“ Da mußten Alle, die es hörten, lachen, und Florens ſtellte den Alten damit zufrieden, daß er ſich bei ihm mit ſeinem Pferde verbürgte. Darauf erhielten die Herren ein Jeder das Seinige und ſchieden unter fröhlichem Gelächter von einander.

Florens ſieht die ſchöne Marcebilla wieder.

Der Tag war verfloſſen und die Nacht herbeigekommen; doch Florens konnte nicht ſchlafen, denn er dachte ohne Unterlaß daran, wie er den Sultan in ſeinem Feldlager ſehen könnte, und nicht den Sultan allein, ſondern auch deſſen ſchöne Tochter Marcebilla. Das brennende Feuer der Liebe flammte in ſeinem Herzen, und nach langem Hin- und Herdenken hielt er es nicht länger in ſeinem Bette aus. Mitten in der Nacht ſtand er auf, rief ſeinem Kämmerling, hieß ihm Harniſch, Armzeug, Kragen, Helm und Schwert und was ſonſt zur Rüſtung gehört, bringen, wappnete ſich und befahl dem Diener, ſein Roß zu ſatteln. Während ſich Florens nun wappnete, fragte ihn der Kämmerling, wohin er zu reiten gedächte. Doch Florens gab ihm weiter keine Antwort, als: er ſolle unbekümmert um ihn ſein, denn er werde bald wiederkommen. Dann ſetzte er ſich zu Pferde und ritt um Mitternacht durch die langen Gaſſen von Paris bis ans Thor. Als er an die Pforte kam, weckte er den Thürhüter und ſprach: „Guter Freund, öffne mir die Pforte, denn ich habe ein Geſchäft zu verrichten, welches Dir und allen Franzoſen zu Gute kommen ſoll.“ Da ſagte der Thürhüter: „Lieber Junker, es kann nicht ſein, denn es iſt mir von unſerm Herrn dem Könige bei Verluſt meines Lebens verboten.“ — „Ach, ſprach Florens, es ſoll Dir kein Ungemach daraus erwachſen; glaube mir, es wird Dir vom Könige wohl belohnt werden.“ Und nun redete er dem Wächter ſo freundlich mit Gelde zu, daß dieſer ihm endlich heimlich das Thor aufſchloß und ihn hinaus ließ. Hierauf ritt Florens fröhlich fort und legte noch vor Tage die fünf Meilen bis in das Feldlager des Sultans zurück. Als der Tag anbrach, war er nicht mehr fern von den heidniſchen Zelten. Dieſe waren alle köſtlich zubereitet, aber das Zelt des Sultans übertraf alle andere, denn es war mit Gold und Edelſteinen bedeckt und gab einen hellen Schein von ſich. Aus den Zelten der Heiden ertönten Pfeifen, Trompeten und Poſaunen und ein gräuliches Geſchrei, davor ſich Florens einen Augenblick entſetzte. Doch alsbald gedachte er wieder ſeiner vorigen Thaten und des Kampfes mit dem Rieſenkönige, ermannte ſich als ein Held und ſprach zu ſich ſelbſt: „Es gehe wie es will, noch heute muß ich den Sultan in ſeinem Lager ſehen und mit ihm reden und ihm ſagen, was mein Vorhaben gegen ihn iſt.“ Als er jedoch nun die große Menge der Heiden ſah, da wurde er wieder unſchlüſſig. „Soll ich mit ihnen ſtreiten, dachte er, ſo ſind ihrer zu viele, als daß ich nicht erliegen müßte; ſoll ich meinem Roſſe die Sporen geben, ſo haben ſie ſo raſche Pferde, daß ich nicht entrinne.“ Indeſſen ſtieg er vom Pferde, hieb einen Zweig von einem Oelbaume und hing ſich den vor die Bruſt. Dann beſtieg er ſein Roß wieder und dachte ſich für einen Boten auszugeben, der mit dem Sultan zu unterhandeln hätte. So befahl er ſich denn dem allmächtigen Gotte und ritt auf das feindliche Lager zu. Einige gewaffnete Heiden ſahen ihn kommen, und als ſie in ihm einen Chriſten erkannten, rannten ſie auf ihn zu, in der Abſicht, ihn niederzuhauen. Wie ſie nun aber den Oelzweig auf ſeiner Bruſt gewahrten, welcher auch bei den Heiden ein Zeichen des Friedens iſt, wagten ſie nicht ihm ein Leid zuzufügen, denn ſie hielten ihn für einen Abgeſandten und dachten, er habe vielleicht dem Sultan eine gute Botſchaft vom Könige von Frankreich zu überbringen. Florens ritt alſo ungekränkt fort, bis er an das Zelt des Sultans kam, da ſtieg er ab, band ſein Pferd an einen Baum und trat ritterlich hinein. Der Sultan ſaß in großer Majeſtät auf einem Stuhle, welcher köſtlich und mit golddurchwirkten Tüchern behängt und geziert war, ſo daß man mit dem Schmucke dieſes Zeltes ein ganzes Fürſtenthum hätte bezahlen können. Um den Sultan ſaßen im Kreiſe ſechszehn Könige. Florens war erſtaunt über die Pracht und Macht, welche ſich vor ſeinen Blicken aufthat, doch faßte er ſich bald, zog den Helm ab, um verſtändlicher reden zu können, und ſprach mit männlichem Stolz zu dem Sultan: ,,Der Gott, welcher von dem Himmel herabgekommen iſt und an dem Kreuze den Tod für die Menſchen gelitten hat, der iſt es, welcher dem frommen Könige Dagobert täglich mehr Macht und Stärke verleiht und alle ſeine Feinde zerſtören will, zuvörderſt Dich, Sultan und König von Babylon; es ſei denn, daß Du den Befehl des Königs von Frankreich hören wolleſt, welcher alſo lautet: Du ſollſt vor allen Dingen vor ſeiner königlichen Krone erſcheinen und von ihr Gnade erbitten, weil Du den Frevel gewagt haſt, über Meer in unſer Land zu kommen. Thuſt Du dieſes nicht, ſo kehreſt Du mit Deinem Volke nimmermehr in die Heimath, Dein Haupt muß Dir von den Schultern gehauen werden. Hiernach magſt Du Dich richten, und welche Antwort Du zu geben haſt, das weißt Du jetzt!'' Ueber dieſe verwegene Rede war der Sultan faſt von Sinnen gekommen; darum ergriff er ein ſcharfes Meſſer und warf daſſelbe nach Florens. Doch dieſer wich dem Wurfe behend aus und das Meſſer fuhr drei Finger tief in einen Pfoſten, an welchem das Zelt geſpannt war. Florens war über dieſen Wurf nicht wenig verdroſſen, doch auch den Sultan reute alsbald was er gethan hatte, weil Florens als ein Bote vor ſeinen Augen war. Darum ſagte er: ,,Bei dem Gotte Mahomets, der die Welt erſchaffen hat, wenn Du kein Bote wäreſt, ſo müßte Dein Leib in Stücke gehauen werden. So aber ſoll Dir nichts geſchehen und habe ich mich mit dem Wurf übereilt. Doch es ſoll Dein Schade nicht ſein. Nimm dieſen Beutel mit vierhundert Dukaten, kehre zurück zu Deinem Könige Dagobert und ſag ihm meine Antwort: Wenn er unſern Gott Mahomets nicht anbeten und ihm dienen will, ſo werde ich nicht übers Meer zurückkehren und mein Herz wird keine Ruhe haben, bis ich ihn getödtet und das Land mir unterthänig gemacht habe.'' — Als der Sultan aber ſeine Rede geendet hatte, da trat ſeine Tochter Marcebilla von ſchönen Jungfrauen geleitet in das Zelt und grüßte ihren Vater freundlich mit tiefer Beugung. Der Sultan, ſammt den Königen die bei ihm ſaßen, ſtand auf und empfing ſeine Tochter gar gnädig. Darauf mußte ſie zu ihrem Vater auf das Polſter ſitzen und er mit allen Fürſten erfreute ſich ihres holden Geſpräches und ihrer unausſprechlichen Schönheit. Sie war in ein Gewand von karmoiſinrothem Sammet gekleidet, welches mit goldnen Blumen durchſäet und mit Perlen und Edelſteinen herrlich geſtickt war; ſo daß ihre Geſtalt durch das ganze Zelt einen lichten Schein warf. Als Florens ſie ſah, da verlor er Kraft und Beſinnung, und als Marcebillas Auge auf ihn fiel, da wich alle Farbe von ihrem Antlitz, denn ſie hatte ihn ſogleich wieder erkannt. Doch blickte ſie Florens mit lieblichen Augen an und begann mit verſtellten Worten zu ihm zu ſprechen: ,,Sag an, Du Chriſtenmann, kennſt Du nicht einen Ritter an dem Hofe des Königs von Frankreich, welcher in einem roſtigen Harniſch den Rieſenkonig vor den Mauern von Paris zu Tode geſchlagen hat? Mein Verlangen ihn zu ſehen iſt groß; fürwahr nicht aus Liebe, die ich zu ihm trage; ſondern wenn ich ihn in meiner Gewalt hätte, zur ſelben Stunde müßte er verbrannt werden, weil er mir meinen Buhlen, den Rieſenkonig, erſchlagen hat!“ Unter dieſen Reden aber blickte ſie den Ritter verſtohlen ſo lieblich an, daß er daraus gar wohl den geheimen Sinn ihrer Rede entnehmen konnte, und unter großem Seufzen fuhr ſie fort: „O daß ich jenen Ritter, welcher mein Räuber iſt, hier hätte; er müßte meinem täglichen Seufzen ein Ende machen. Ich leide große Qual von dem Kuſſe, welchen er mir gegeben hat. Daß ich nicht Rache an ihm nehmen kann, das bringt mir große Pein!“ Der Sultan und die Könige verſtanden ihre Rede nicht, aber Florens verſtand ſie gar wohl. Daher erwiderte er mit Ehrerbietung: „Ja, gnädigſte Fürſtin, ich kenne jenen Ritter ſehr wohl. Er iſt meiner Länge und hat meinen Gang, im Rennen und Stechen kann man uns nicht unterſcheiden, ſo gleich ſind unſre Gebärden. Auch iſt er ein getreuer Mehrer der Chriſtenheit und Zerſtörer der Abgötterei; und wenn ihm Leides von Euch geſchähe, ſo thätet Ihr ihm ſehr unrecht, denn ich weiß, daß er Euch von Herzen zugethan iſt. Zum Zeichen führt der Ritter auf ſeinem Helm den rechten Aermel, den er Euch entriſſen hat, als Ihr mit ihm zu Pferde ſaßet, damit Ihr ſtets an ihn gedenket, wo Ihr ihn auch in der Schlachtordnung erblicken möget.“ Nun erkannte die Jungfrau Marcebilla erſt recht gewiß, daß es der Ritter Florens war, der mit ihr ſprach, und hätte gern noch länger mit ihm geredet, wenn ſie ſich nicht vor ihrem Vater gefürchtet hätte. Florens aber neigte ſich, ging aus dem Zelt und ſetzte ſich auf ſein Roß. Dann aber rief er zum Zelt hinein noch dem Sultan zu: „Ich fahre dießmal wieder davon: aber Du haſt unredlich nach mir mit dem Meſſer geworfen. Darum ſei Dir geſagt, in kurzer Zeit ſoll es Dich reuen: Dein Leben ſteht auf der Spitze meines Speers!'' — ,,Was ſagſt Du, ſchändlicher Bube, rief der Sultan: Du gibſt Dich für einen Boten aus und verräthſt Dich durch ſchnöde Drohworte!'' Und mit lauter Stimme rief er: ,,Lieben Könige und Herren, ſchlaget den Schelm zu Tode!'' Als dieß die Türken und Heiden vernahmen, rannten ſie dem Ritter nach mit Bogen und Pfeilen, ſchoſſen nach ihm und wollten ihn umbringen. Florens aber wendete ſein Pferd, zog ſein Schwert und ſchlug unter ſie, daß bald zwei Könige todt auf dem Boden lagen und drei andre Heiden lahm gehauen wurden. Doch ward ihm ſein Roß verwundet und er erwehrte ſich ihrer mit Mühe. Dreihundert waren hinter ihm drein; der Vorderſte war der König Alamphatin, der hoffte den Ritter gewiß zu treffen und rief: ,,Halt ſtille, Du Baſtard, denn von meiner Hand mußt Du ſterben!'' Florens aber, welcher um ein Stück voraus war, wendete ſich und ſah, daß der König allein ihm gefolgt war. Alsbald legte er ſeinen Speer ein, ſein Gegner war auch gerüſtet und ſo rannten ſie ohne viele Worte ritterlich gegen einander und trafen Beide ſo gut, daß ihre Speere in Stücken ſprangen und himmelauf flogen. Florens betrübte ſich, daß er keinen Speer mehr hatte: doch zückten Beide eilig ihre Schwerter und ſtritten ritterlich. Endlich gelang dem Florens ein Streich, daß er dem König durch den Helm in die Hirnſchale hieb und ihm das Haupt zerſpaltete, daß er vom Roſſe ſtürzte. Da hielt ſich Florens nicht weiter auf, ſondern tauſchte nur des Königs geſundes Pferd gegen ſein wundes. Auf jenem rannte er nun ſo ſchnell er vermochte der Stadt Paris zu. Sein wundes Pferd wollte ihn aber doch nicht verlaſſen, ſondern lief ihm nach unausgeſetzt bis zum Thore. Als die Heiden zu dem Platze kamen, auf welchem der König Alamphatin todt in ſeinem Blute lag, da trugen ſie großes Leid um denſelben und mochte Keiner den Florens weiter verfolgen, denn er hatte ihnen einen großen Vorſprung abgewonnen. Sie nahmen den todten König und trugen ihn nach heidniſcher Sitte unter lautem Wehklagen nach dem Lager. Darauf meldeten ſie dem Sultan Alles, was mit dem Boten geſchehen war, und daß er auf des erſchlagenen Königs Roſſe davon geritten ſei, welches mehr Silbers werth ſei als es wiege. Wie dieß der Sultan hörte, wurde er ganz raſend, lief mit einem Prügel nach ſeinem Götzen, ſchlug ihm vier harte Streiche auf den Kopf und ſchrie: ,,O du böſer Gott Mahomets, Du biſt keines todten Hundes werth, daß Du den Baſtard entrinnen und den König, meinen Freund und Bruder, haſt erſchlagen laſſen!'' Darauf verſammelte er alles Volk, zeigte ihm an, wie viel Schaden Florens angerichtet habe, und ſprach: ,,Freunde, rüſtet Euch Alle zur Wehr, denn die Stadt Paris muß zerſtöret werden. Achtzig tauſend Mann will ich hinſchicken, und kommen der König Dagobert und ſein Bote in meine Gewalt, ſo müſſen ſie eines grauſamen Todes ſterben.'' Wie die Jungfrau Marcebilla aus der Rede ihres Vaters vernahm, daß der König Alamphatin umgekommen, dem Florens aber kein Leid widerfahren ſei, freute ſie ſich und bat den Gott Mahomets, daß er ihn ferner beſchirmen möge. Indeß die Türken ſich rüſteten, war Florens wohlbehalten an das Thor von Paris gelangt, und als er hineinritt, grüßte er den Thorwächter freundlich, ſchenkte ihm das wunde Roß und ſprach: ,,Es ſchadet nicht, daß es wund iſt; es wird bald wieder heil ſein und dann iſt es immer noch funfzig Kronen werth.'' Der Thorwächter bog ſein Knie und dankte ihm mit demüthigen Worten: ,,So oft Ihr kommt, lieber Herr, ſprach er, ſoll Euch das Thor von mir willig aufgethan werden!'' Von Stund an verbreitete ſich auch die Kunde in der Stadt, daß Florens wiedergekommen ſei, deſſen Jung und Alt froh wurden, denn man hatte ihn ſchon mit Schmerzen vermißt. Florens ritt wieder durch die langen Gaſſen zurück zu dem Palaſte des Königs Dagobert, und wurde von dieſem ſo freundlich empfangen, wie er es verdiente.

Florens ſtreitet wider die Heiden und ſieht die Jungfrau Marcebilla abermals. Clemens raubt das Roß Pontifer.

Der Sultan that wie er geſchworen hatte, indem er all ſein Kriegsvolk vor Paris ſchickte, um es aufs Härteſte zu belagern. Es lagen die Heiden auf drei Seiten vor der Stadt, hatten den Bauern das Vieh weggetrieben, die Dörfer verbrannt und die armen Leute todtgeſchlagen. Dagegen hatte auch der König Dagobert alle ſeine Leute zur Schlachtordnung aufgeboten und Florens war der Erſte, welcher trefflich bewaffnet auf des Königs Alamphatin Roſſe ſitzend ſich einſtellte. So zogen die Franzoſen muthig aus der Stadt und hatten zuſammen einen Eid geſchworen, daß Keiner von des Andern Seite weichen wolle. Sie griffen die Heiden im Sturm an und war kein Chriſtenfürſt, welcher nicht ritterlich in den Kampf gegangen wäre. Vor Allen aber war der König von Frankreich ein muthiger Kämpfer; alle Streiche, die er ſchlug, ſaßen feſt, ſei es auf Mann oder Roß. Auch Kaiſer Octavianus wollte nicht ſaumen, er rannte mit ſeinem Speer durch die Heiden, machte großen Raum und leerte manchen Sattel. Der Herzog von Oeſtreich, der König von Spanien und andere Fürſten brachten viele Feinde ums Leben. Keiner aber war über Florens; vor dem mochte kein feindlicher Held Stand halten, ſondern ſie flohen, wie er nur gegen ſie rannte. Dennoch wollten die Heiden nicht abziehen, ſondern ſchlugen ſich alſo männlich um den Sieg, daß zuletzt König Dagobert von ihnen umringt ward. Da traf ihn manch harter Streich, doch ſein Harniſch war gut und er fehlte ihrer auch nicht. Zuletzt ward ſein Roß unter ihm erſtochen und als er auf der Erde war, da ſchlug er wie ein Löwe um ſich. Als er jedoch endlich müde ward, rief er zuletzt in der höchſten Noth: „Ach Gott und du heiliger Dionyſius!“ Dieſen Ruf hörte Florens, welcher nicht weit von dem Könige war, erkannte des Königs Stimme und drang ſo gut er vermochte zu ihm, indem er eine weite Gaſſe vor ſich her machte. Der Erſte, den er zu Boden ſtach, war der König von Perſien; deſſen Roß nahm er und ſetzte den König von Frankreich darauf, ſprechend: „Seid unerſchrocken, Herr, wir wollen unſere Feinde bald dämpfen!“ Nun fing die Schlacht erſt recht von Neuem an und wurde auf beiden Seiten viel Blut vergoſſen. Endlich hielten die Heiden den Anlauf nicht länger aus, ſondern fingen an zu fliehen, und Florens mit den Fürſten ſetzten ihnen nach auf zwei Meilen Weges und erſtachen auf der Flucht über fünftauſend Heiden. Mancher lag lahm gehauen, mancher halbtodt vor der Stadt Paris; Aecker und Wieſen waren mit Todten bedeckt und das Blut floß in Bächen. Am Ende waren von den Heiden an dreißig tauſend erſchlagen. Der König Dagobert mit ſeinem Volke zog wieder ein in Paris und lobte Gott, während die Heiden in das Lager von Dampmartin zu ihrem Sultan zogen und ihm klagten, was geſchehen war. Da ſprach der Sultan: „Bei unſerm Gotte, der Tod unſers Volkes darf nicht ohne Rache bleiben: ſeid zum Streite gerüſtet; vierzig tauſend tapfere Streiter vermag ich noch: die müſſen zum zweitenmale die Stadt belagern!“ Dann rief er ſieben Könige, die ihm übrig waren, und übergab ihnen dieſes Heer; dabei ſchwur er, daß, wenn er den Boten bekäme, ſo wolle er ihn durch vier ſtarke Pferde in Stücke reißen laſſen. Dieſe Drohung hörte die Jungfrau Marcebilla wohl und betete ins Geheim zu ihrem Gotte, daß er den Ritter nicht in die Hände ihres Vaters möge kommen laſſen; zum Sultan aber ſprach ſie: „Möchte uns doch der Lotterbube zur Beute werden, denn er hat mir den Rieſenkönig umgebracht! Darum, Vater, wenn Ihr meinem

Rathe folgen wolltet, ſo glaube ich zu vermögen, ihn in Eure Gewalt zu bringen!'' — ,,Wie ſollte das möglich ſein, liebe Tochter?'' fragte ſie der Sultan. — ,,Ich will es Euch ſagen, erwiderte die Jungfrau. Laſſet mich mit meinen Geſpielinnen ſammt Zelten und Rüſtung mit den ſieben Königen vor Paris ziehen, dann will ich am Geſtade des Seineufers mein Lager aufſchlagen. Sobald nun jener Böſewicht meine Ankunft erfahren hat, wird er zu mir kommen, das weiß ich gewiß. Dann ſollen ihn meine Ritter in Stücke reißen und ſein Haupt Euch zum Geſchenke bringen.'' — ,,Wohl geredet, ſchöne Tochter, ſprach der Sultan; Eurem Rathe ſoll in allen Stücken gefolgt werden!'' — Nun zogen die Heiden nochmals mit vierzigtauſend Mann vor Paris, ſchrieen und heulten, daß die ganze Gegend erzitterte. Die in der Stadt waren aber gefaßt, liefen auf die Mauer, ſchoſſen Pfeile und warfen Steine auf die ausſtürmenden Heiden. Am Ufer des Seinefluſſes hatte Marcebilla ihr Lager aufgeſchlagen und ſpähte umher, ob ſie den Florens erblickte. Dieſer wußte nicht von ihr, war zu Hauſe, rüſtete ſich eilends und wollte aus der Stadt unter die Heiden fahren. Da kam ein edler, ihm vertrauter Ritter zu ihm und ſprach: ,,Wiſſet, edler Ritter Florens, die Prinzeſſin, welche Euch ſo wohl gefällt, hat ſammt ihren Jungfrauen ihr Lager am Ufer des Fluſſes errichtet.'' Da ward Florens von Liebe entzündet und ſprach: ,,Morgen, lieber Ritter, erhaltet Ihr zum Lohn für dieſe Nachricht eine Rüſtung!'' — und ſo entließ er ihn. Am nächſten Tage ließ Florens den Ritter waffnen, rüſtete ſich ſelbſt und machte ſich dann mit ihm unverweilt auf den Weg nach der Seine. Da erblickte Florens in der Ferne ſeine geliebte Marcebilla und auch ſie erkannte ihren Ritter, denn an dem Helm trug er den Aermel, den er ihr einſt genommen hatte. Blut und Farbe verließ ſie bei dieſem Anblick und ihre Jungfrauen fragten ſie ängſtlich, was ihr wäre. Da ſagte ſie ihnen abermals die Urſache und ihre

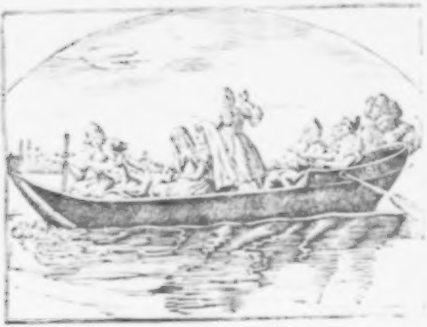
Geſpielinnen riefen einſtimmig: „Wir wollen Euch nicht verrathen; rufet ihn nur getroſt herbei. Wir Alle wollen Leib und Leben für Euch laſſen; darum ſeid guter Dinge, denn ſo Ihr noch bei ihm in Huld ſeid, wird er von ſelbſt kommen, ſo aber die Liebe in ihm verblichen iſt, hilft all Euer Trauern nicht.“ Nachdem ſich die Jungfrau Marcebilla lange bedacht hatte, ſandte ſie endlich dem edlen Florens eine ihrer Freundinnen entgegen, die ihn von ihrer Nähe unterrichten ſollte. Wie aber Florens die Botin nur von ferne erblickte, da hatte er keine Ruhe mehr, ſprang mit Helm und Harniſch angethan zu Roß in den Seinefluß, durchſchwamm ihn und war bald auf dem andern Ufer, wo die Zelte der Jungfrauen ſtanden. Hier wandelte Marcebilla am Geſtade und begrüßte, wie ſie ihn ſah, ihren Geliebten mit holder Gebärde und ſprach: „Gelobt ſei mein Gott, daß er Euch zu mir hierher geführt hat! Welche Gefahr habt Ihr ausgeſtanden! Ihr habt mir zu Liebe den Wellen getrotzt!“ — „Schöne Jungfrau, erwiderte Florens, die Liebe zu Euch hat mich durch das Waſſer getragen; wenn Euer Angeſicht mich beſcheinet, ſo kann mir nichts mißlingen!“ — „Lieber Ritter, ſprach Marcebilla, wie große Schmerzen habe ich um unſerer Liebe willen erduldet; jetzt aber, wo Euer Licht mir leuchtet, bin ich geſund geworden.“ Hierauf reichte ſie ihm die Hand und führte ihn in ihr Zelt. Dort loſte der Ritter Helm und Harniſch und gab der Jungfrau einen Kuß um den andern. Da bekehrte ſie der Ritter zum wahren Glauben, ſo daß ſie den Gott Mahomets abſchwur, wogegen ihr der Ritter gelobte ſie von hinnen zu bringen. Darauf ſprach Florens: „Hierzu weiß ich keinen andern Weg, geliebte Jungfrau, als daß ich Euren Vater, den König von Babylon, zum Gefangenen mache; alsdann müßt auch Ihr mir ſicher zu Theil werden.“ — „Geliebter Ritter Florens, entgegnete Marcebilla, kein Menſch auf Erden vermag meinen Vater zu fangen; er müßte denn von ſeinem guten Roſſe Pontifer verlaſſen werden, das er nicht um die halbe Welt hingäbe. Daſſelbe iſt ſchnell wie der Wind und ſo ſtark, daß es zwei Reiter auf einmal in den Kampf zu tragen vermag. Durch das Waſſer ſchwimmt es wie ein Fiſch durchs Meer: ſeines Gleichen iſt niemals geſehen worden.“ Florens ward von Verlangen nach dem Roſſe entzündet und fragte eilig: „Was für eine Farbe hat das Roß Pontifer?“ — „Es iſt ganz weiß, erwiderte die Jungfrau, den Kopf trägt es allzeit aufrecht wie ein Löwe, mitten auf ſeiner Stirn hat es aber ein ſcharfes ſpitzes Horn, wie ein Scheermeſſer ſo ſcharf, und was es damit trifft, das muß Alles zu Grunde gehen.“ — Nun war faſt eine Stunde vergangen mit Weiber Geſpräch, und Florens ſagte: „Es iſt Zeit, Geliebte, daß ich von Euch ſcheide. Aber mich verlangt zu wiſſen, wann ich Euch nach Paris bringen darf.“ — „Ich will Euch eine Liſt angeben, ſprach Marcebilla, vielleicht dient ſie mich fortzuſchaffen. Wenn es dazu kommt, daß mein Vater dem Könige von Frankreich eine Schlacht liefert, was nicht mehr lange anſtehen kann, und wenn nun alles Volk im Kampfe durch einander eilt, dann verlieret Euch, ſobald Ihr meinen Vater am ernſtlichſten kämpfen ſehet, aus dem Streite und begebet Euch, aber ja recht unbemerkt, zu mir. Mein Vater ahnet wohl unſre Liebe, aber er glaubt nicht an ſie, weil wir zweierlei Götter haben. Würde er ihrer gewiß, ſo glaubet mir, vier und fünfzigtauſend Mann würden ihm nicht zu viel ſein, mich zu hüten. Habet alſo wohl Acht, daß Ihr von Niemand geſehen werdet. Ehe Ihr aber in die Schlacht reitet, beſtellt ein Schiff, und ſobald die Schlacht anfängt, ſoll der Fährmann nicht ſäumen das Schiff zu mir heraufzuführen. In daſſelbe will ich meinen Schatz und alle meine Kleinodien tragen laſſen, dann will ich mit meinen Jungfrauen und mit Euch mich auf das Schiff ſetzen und ſo wollen wir nach Paris fahren. Dies iſt das Mittel, wie Ihr mich hinwegbringen könnet.“ Florens freute ſich über den ſinnreichen Einfall ſeiner Geliebten. „Ihr habt den rechten Weg gefunden, rief er, ich will ihm nachkommen!“ Darauf drückten ſie Lippen an Lippen und Herz an Herz; dann legte Florens den Panzer wieder an und befahl ſeine Geliebte in den Schutz des allmächtigen Gottes. „O Du Leben meines jungen Lebens! antwortete ihm Marcebilla, ich weiß nicht, wann ich Dich wiederſehen werde, aber laß mein Herz in dem Deinen beſchloſſen ſein. Keinem Manne will ich unterthänig ſein als Dir!“ — So ſchied Florens, ſchwamm wieder über das Waſſer und fand dort den Ritter, der mit ihm gezogen war und ſeiner wartete. Kaum waren ſie zuſammengekommen, als Florens einen Türken ſah, welcher muthig daher geritten kam und unter großem Geſchrei mit ihm zu kämpfen begehrte. Florens war nicht ſäumig; er legte den Speer ein und rannte auf den Türken, daß er zu Boden fiel und ein Bein zerbrach. „Geſchwind, ſprach Florens zu ſeinem Begleiter, ſetzet Euch auf des Heiden Pferd; es iſt viel ſtärker als das Eure, ſo kommen wir ſchneller davon. Aber kaum war dies geſchehen, ſo ſahen ſich die Beiden von einer wilden Heidenſchaar umgeben. Doch ſchlugen ſie ſich ritterlich mit ihren ſcharfen Schwertern, daß die Heiden wie der Schnee niederfallen mußten. Da erſtach auch der andere Ritter den Admiral von Perſien, daß ihm das Eingeweide, als er vom Pferde ſank, auf die Erde fiel; und ſo ſchlugen ſie ſich endlich durch und gelangten fröhlich nach Paris. Dem Könige Dagobert war bald hinterbracht worden, was der Ritter Florens unternommen hatte. Da beſchickte er ihn und fragte ihn: „Nun, Florens, ſaget an, was macht die Jungfrau Marcebilla? Wahrlich, Ihr traget eine große Gunſt zu ihr, daß Euch das Seinewaſſer nicht zu kalt zum Bade war. Um ihretwillen werdet Ihr, däucht mir, noch manchen Heiden daniederſtrecken!“ Da ſprach Florens mit lachendem Munde:

„Ja, es möchte ſo geſchehen, mein Herr und König, denn meine Hoffnung auf Erden ſtehet allein zu ihr.“ Und nun beurlaubte ſich Florens mit gebogenem Knie von dem König Dagobert und ritt zu ſeinem Pflegevater Clemens. Dieſem erzählte er als ein guter Sohn Alles, was ſich begeben hatte, und verſchwieg ihm ſeine Liebe zu Marcebilla nicht, und wie er ſie mit ihrem Willen bald nach Paris bringen werde. Auch berichtete er ihm von dem köſtlichen Pferde, Pontifer genannt, und deſſen ſonderlichen Eigenſchaften. „Was hat das Roß für Farbe?“ fragte Clemens. — „Es iſt ganz weiß wie ein Schwan, ſagte Florens, und an der Stirn hat es ein langes Horn, ſcharf wie ein Scheermeſſer.“ — „Um Gott, ſprach Clemens, da iſt es wohl ungezäumt und furchtbar anzufaſſen! — aber ich will ſchon ſeiner Meiſter werden.“ Florens mußte lachen und hielt des alten Mannes Rede für einen Scherz. Aber Clemens ließ ſich von ſeinem Weibe den Pilgermantel und Hut reichen, womit er am heiligen Grabe geweſen war. Er warf den Mantel zur Hälfte über ſich und machte ſein Angeſicht mit einer Salbe ſchwarz wie eine Kohle; einen kohlſchwarzen langen Bart hatte er ſchon vorher. So entſtellt ſah er einem Heiden nicht unähnlich, und wer ihn ſah, dem kam das Lachen an. Darnach nahm Clemens ſeinen Pilgerſtab in die Hand und ſprach zu Florens und zu ſeiner Hausfrau: „Nun gehabet Euch wohl mit einander: ich will nicht wiederkehren, ich habe denn das köſtliche Roß Pontifer gewonnen!“ Das ganze Hausgeſinde hatte ſeine Freude darüber, daß der alte Mann noch ſo leichtſinnig war; doch glaubten ſie nicht, daß es ihm gerathen würde. Und ſo hinkte er davon. — Es dauerte nicht lange, ſo kam der alte Clemens unter die Heiden, und er grüßte Jeden, dem er begegnete, treuherzig bei dem Gotte Mahomets. Clemens verſtand nämlich die heidniſche Sprache ganz gut, weil er lange über Meer geweſen war, und die Heiden dankten ihm wieder eim Gotte Mahomets, denn ſie dachten, er ſei ein heidniſcher Pilgersmann. So kam er ungefährdet bis Dampmartin, wo der Sultan ſein Lager hatte. Er hatte aber zuvor wohl bedacht, was er mit dem Sultan reden wollte. Wie er nun in das königliche Zelt trat, zog er ſeinen Hut demüthiglich ab, grüßte den Sultan und ſprach: „Der Gott Mahomets, welcher Tag und Nacht geſchaffen hat und den Bäumen und allen Kräutern Blüthe gibt, wolle den großmächtigen Sultan von Babylon ſegnen! Großmüthiger König, um Eurer Majeſtät willen bin ich dieſen weiten Weg gereiſt und mit großer Mühe in Euer Lager aus der fernen Heimath gekommen, etwas zu ſchaffen, das meinem Herrn angenehm wäre.“ Dieſer dankte dem alten Clemens und ſprach: „Sag an, mein Pilger, wie lebt man in unſrem Lande? Sagt man davon, welch großen Schaden ich erlitten habe? Ich habe manchen Heiden verloren, vor allen den Rieſenkönig: darüber werde ich noch zornig! Aber er ſoll gerächt werden, bei Mahomet! Nun ſag an, Pilger, was bringſt Du Neues?“ — „Allergnädigſter Herr, ſagte Clemens, ich will es Euch nicht vorenthalten: als ich aus unſrem Lande zog, betete Jedermann zum Gotte Mahomets, daß er es Euch nicht mißlingen laſſen möge, ſondern Euch die Macht gebe, Frankreich zu verderben und Euch glücklich wieder heimbringe.“ Der Sultan ſprach: „Wohl, ich will nicht weichen, Frankreich ſei denn zuvor verloren. Aber ſage mir, Pilger, was iſt Deine Hantierung?“ Clemens antwortete ihm: „Herr, ich bin ein erfahrener Meiſter über alle Pferde; kein Pferd iſt ſo groß oder wild, von dem ich nicht ſagen könnte, wie alt es iſt und wie lange es noch leben wird; es wäre denn, daß ich nicht darauf zu ſitzen käme; aber ſobald ich darauf ſitze, ſo kann ich es Euch ſagen.“ — „Du biſt wahrlich ein geſchickter Meiſter, ſagte der Sultan darauf, und ich freue mich Deiner Ankunft. Denn ich habe ein Roß, das mir ſehr lieb iſt, das ſollſt Du mir beſehen, denn es gibt ſeines Gleichen nicht auf Erden." — „Großmächtiger König, ſagte Clemens, ſo gewiß ich Euch täglich gehorſam bin, ſo gewiß will ich Euch die Wahrheit über des Roſſes Leben ſagen, ſobald ich auf ſeinem Rücken ſitze." — Da gebot der Sultan, daß man eilig ſein Pferd vor ihn bringen ſollte. Dieſes war mit zwei ſilbernen Ketten angelegt und mit einem Zaum von ſchönem rothen Sammt aufgezäumt, darin lag ein Gebiß von reinem Silber und ſilberne Spangen daran. Auf der Seite war das Gebiß köſtlich mit Gold eingelegt und mit manchem edlen Steine beſetzt. So wurde das Roß Pontifer vor den Sultan geführt und von ihm und allem Volke mit Luſt betrachtet. Als Clemens das Roß anſah, ward er im Herzen betrübt; beſonders das ſcharfe Horn an der Stirne wollte ihm gar nicht gefallen, und überhaupt war das Pferd übermächtig und furchtbar anzuſehen. Da kehrte ſich Clemens um, neigte ſein Haupt und den Pilgerſtab und rief den wahren Gott ernſtlich an, daß er ihm ſein Vorhaben gelingen laſſen möge. „Nun, alter Vater, ſprach der Sultan vergnügt, wie gefällt Dir das Pferd? Sage mir etwas von ſeiner Art und Tugend!" — „Ja, Herr Sultan, ſagte Clemens, ſobald ich darauf ſitze; eher kann ich es nicht anzeigen!" Der Sultan ſprach: „Nun ſo lege Sporen an, und man ſattle Dir das Roß!" So wurde das Pferd Pontifer geſattelt, die Steigbügel ſorgfältig umgehängt und das Thier in ſeiner köſtlichen Ausrüſtung vor den Sultan geführt. Je länger dieſer das Pferd anſah, deſto größere Freude hatte er an ihm und ſagte zu ſeinen Fürſten: „Habt Ihr auch Euer Lebtage ein ſo ſchönes und ſtarkes Thier geſehen? Es iſt wohl werth, daß es der Alte beſchaue!" und nun befahl er dem Clemens aufzuſitzen. Dieſer warf Pilgermantel und Hut vor dem Sultan auf die Erde, legte ſich die Sporen an, und wollte, ſeinen Pilgerſtab in der Hand, das Roß beſteigen; dieſes aber ſtellte ſich ſehr ungebärdig, als es einen fremden Reiter auf den Rücken nehmen ſollte; es ſchlug ihn mit den Hinterfüßen ſo hart, daß er zwei Ellen weit rückwärts geſtreckt ward. Da hätte einer den Sultan und ſein Volk ſollen lachen ſehen! Man mußte dem Alten wieder aufhelfen; als er aber wieder auf ſeinen Füßen ſtand, lachte auch er unter Weinen, gab dem Roß ein paar Streiche mit ſeinem Stab, nahm es am Zaum und führte es ſo lange im Kreiſe herum, bis es ihm gelang, ſich hinaufzuſchwingen. So wie er die Füße im Bügel, den Zaum feſt in den Händen hielt, ſprach er vom Pferde herab zum Sultan: „Fürſichtiger Sultan von Babylon, Euch ſei mein Pilgermantel und Hut um das Roß Pontifer geſchenkt, und damit Gott befohlen, denn ich will den nächſten Weg nach Paris reiten!“ — Mit dieſen Worten gab Clemens dem Roß beide Sporen, da hub es an zu laufen, nicht anders als wie ein Vogel durch die Lüfte zieht. Jetzt erſt merkte der Sultan, daß er ſchmählich um ſein Pferd betrogen ſei, und fiel vor Zorn und Schrecken wie todt zu Boden. Als er wieder zur Beſinnung kam, verſprach er dem, der es ereilen würde, hundert Mark Silbers. Da jagten ihm Viele nach, aber es war vergebens: ehe ſie nur auf ihre Pferde kamen, war Clemens ſchon weit davon und pries ſeinen Gott, daß er ihm ſo glücklich davon geholfen. Zuletzt kamen ſie ihm näher, und er ſah von weitem den Staub in den Lüften. Da eilte er nur um ſo mehr und wäre noch zu rechter Zeit in die Stadt gekommen, wenn das Thor nicht verſchloſſen geweſen wäre. Nun waren aber die Heiden ſo nahe, daß er ſchon ihre Flüche vernehmen konnte. Clemens ſchrie kläglich nach dem Thorwärter: „Ach, thut mir doch das Thor auf, ich habe des Sultans gutes Roß. Wenn Ihr mich nicht gleich einlaſſet, muß ich ſterben!“ Zum Glück hörte Florens, der eben auf der Mauer war, ſeines Vaters Stimme und ließ ihm das Thor öffnen. Nun ſchlüpfte er hinein, aber die Türken waren ſo nahe, daß ſie ihn um ein Kleines noch erwiſcht hätten. Das Thor ward hinter ihm zugeſchloſſen; Clemens ritt vor ſeinen Sohn, ſtieg ab und ſprach: „Hier iſt das köſtliche Roß Pontifer, das meine Kunſt dem Sultan abgewonnen: Dir ſei es geſchenkt, mein Sohn Florens!“ Darüber verwunderte ſich Florens und dankte ſeinem Vater von Herzen. Er ſchwang ſich auf das herrliche Roß und tummelte es auf einem offenen Platze der Stadt vor vielen Zuſchauern, darunter mancher Herr und Edler war. König Dagobert und Kaiſer Octavianus kamen auch herbei und hatten auch ihre Luſt an dem Roſſe Pontifer. Als Florens ſah, daß dem Könige das Pferd beſonders in die Augen leuchtete, ſtieg er ab, faßte es beim Zaum und führte es dem König als ein Geſchenk zu. Dafür ſchenkte der König Dagobert dem Ritter Florens zwei Herrſchaften mit ſchönen Schlöſſern in ſeinem Lande, und Clemens ging auch nicht leer aus für ſeine Arbeit. In Paris wurde ein herrliches Feſt gehalten: aber der Sultan von Babylon zerſchlug ſeine Götzen im Grimm und beſchloß Paris zum drittenmal zu belagern.

Florens entführt die Jungfrau Marcebilla, fällt aber ſammt dem Kaiſer Octavianus den Heiden in die Hände.

Bald lagen die Heiden Zelt an Zelt vor der Stadt. Auf des Sultans hohem Gezelte ſtand ein Adler, der war vom feinſten Gold und kehrte ſeinen Schnabel der Stadt Paris entgegen, als wollte der Sultan damit ihre Zerſtörung andeuten. Diesmal rüſteten ſich die Feinde zum Sturm, und mehr denn zweitauſend Heiden zogen mit Aexten, Hellebarden und langen Spießen heran. Aber auch Ritterſchaft und Volk in Paris waren wohl gerüſtet, und das Thor that ſich auf, das Chriſtenheer hinauszulaſſen. Das Erſte, was der Sultan erblickte, war ſein gutes Roß Pontifer, auf welchem der König Dagobert vor allem Volke daher ritt. Darüber kam er vor Wuth faſt von

Sinnen, und rannte mit ſolchem Grimm auf den König ein, aß er ihn faſt durchbohrt hätte. Doch ſchirmte Gott den guten König: denn das Speereiſen ſprang auf ſeinem Harniſch ab, o daß der Sultan voll Zornes wurde. Nun legte auch Dagobert ſeinen Speer ein und rannte gegen den Sultan mit ſolcher Stärke, daß dieſer wohl empfand, mit wem er es zu thun hatte. Ehe es aber zum vollen Zweikampfe kam, verwundete des Sultans eigenes Roß dieſen mit ſeinem ſcharfen Horne ſo ſchwer, daß er von ſeinem Pferde herab und zu Boden ſank. Dagobert zog ſein Schwert und wollte dem Gefallenen das Haupt abſchlagen, aber fünfhundert Heiden kamen ihrem Sultan zu Hilfe, wehrten die Streiche von ihm ab und halfen ihm wieder auf das Pferd. Nun wurde das Schlachtgetümmel erſt recht allgemein. — Da gedachte Florens an Marcebillas Rath, ſchlich ſich, nachdem er aufs Tapferſte geſtritten, heimlich aus der Schlachtordnung und begab ſich in den Rücken der Stadt Paris, wo ein trefflich beſtelltes Schiff ſeiner wartete, ſo daß er bald zu ſeiner Geliebten kam, welche ſein ſehnlich harrte. Sie fielen einander um den Hals und küßten ſich mehr denn hundertmal. Derweil wurde alles Gut und Kleinod der Fürſtin auf das Schiff gebracht, und Florens und Marcebilla ſammt allen ihren Jungfrauen ſäumten nicht lange, ſondern traten in das Schiff und fuhren auf Paris zu. Gar froh und kurzweilig ſaßen die Zwei bei einander und eins erzählte dem andern die Schmerzen, die ſie erduldet hatten, bis ſie zuſammengekommen. Auch unterrichtete Florens die Jungfrau im chriſtlichen Glauben. Die Zeit verflog ihnen, und es fuhren die Schiffsleute eilig, ſo daß ſie bald in der Stadt ankamen. Dort führte Florens ſeine Geliebte mit ihren Jungfrauen in das Haus ſeines Vaters Clemens, und beſtellte ihr zwanzig Edelknaben, die ihrer warten ſollten, dann führte er ſie in ihre Kammer und nahm Urlaub von ihr, um die Schlacht zu vollbringen. Marcebilla aber befahl ihm mit gro-



ſtem Seufzen dem wahren, allmächtigen Gotte, denn von dem Gotte Mahomets wollte ſie nichts mehr hören. — Florens ritt indeſſen mit großen Freuden wieder in die Schlacht, und war leichten Sinnes, als einer, der ſeine Beute ſchon empfangen und in der Kammer geborgen hatte. Im Treffen begegnete er bald einem Könige, der auch damals bei dem Sultan geweſen, als Florens die Botſchaft ausrichtete, den rannte er mit ſammt ſeinem Pferde zu Boden, daß er das Genick brach. Dann ſtürzte er ſich immer tiefer in die Haufen und brachte viele Heiden um, bis er zu tief unter ſie kam und zuletzt umringt wurde. Da vergalt ihm König Dagobert und kam ihm zu Hilfe. Auf einer andern Seite des Schlachtfeldes rannten der Kaiſer Octavianus und der Sultan gegen einander; der Speer des Kaiſers prallte an dem Harniſch des Sultans ab und dieſer ſchrie ſeinem Heidenvolk zu: „Wird der ſchändliche Verräther nicht

Euch gefangen, ſo bin ich Euch nimmermehr günſtig!“
drangen alle Heiden auf den Kaiſer ein; ſein Pferd wurde
unter dem Leibe erſtochen; da ward er ſehr traurig,
lte ſich aber dennoch nicht gefangen geben, ſondern brachte
manchen Heiden um. Aber jetzt konnte er ſich nicht länger
r wehren; ſein Helm war zerſchlagen, ſein Leib verwundet
all ſein Volk war ferne von ihm. Nur Florens erſah des
iſers Noth im wüſten Getümmel, eilte zu ihm und verließ ihn
ht, und keiner ſeiner Streiche fehlte. Als die Heiden den
aden empfanden, da wollte jeder den Todesſtreich auf Flo-
ns führen; ſein Roß ward unter ihm erſtochen, daß er auf
Erde fiel. Doch erhob er ſich bald wieder und focht wie ein
immiger Löwe. Zuletzt aber wurden ſie müde und mußten ſich
ide, der Kaiſer und Florens, den Heiden gefangen geben,
nd ſo wurden dieſe Zwei vor den Sultan geführt und ſeiner Ge-
alt überantwortet. Der grimmige Sultan gebot, ſie hart zu
inden und abzuführen in ſein Gezelt. Florens war ſehr betrübt;
dachte nur an die ſchöne Marcebilla, und wiewohl er ſich
es Lebens ganz verzieh, ſo betete er doch heimlich zu Gott um
Errettung. Eben ſo that auch der Kaiſer Octavianus. Die
Heiden aber ſchnürten ſie ſo feſt, daß die Stricke hart in das
Fleiſch gingen. So kamen ſie in Banden zu des Sultans Zelt.
— Vergebens ſuchte der König Dagobert in der Schlacht nach
ſeinen beiden Freunden; Niemand wußte von ihnen zu ſagen.
Da ward er traurig und ergrimmt und ſchwur die Heiden zu verderben. Aber ihrer waren zehn gegen einen Chriſten, ſo daß die
Franzoſen immer härter ins Gedränge kamen und es nahe an
der Flucht war. Dagobert ſtellte ſich an die Spitze der Seinigen
und die Krone Frankreichs funkelte auf ſeinem Haupte. Er betete und ſchrie gen Himmel: „Heiliger Dionys! Schirme die
Krone Frankreichs, daß ſie nicht vertilget werde!“ In dieſer
Noth ſandte Gott den Chriſten eine wunderbare Hilfe. Denn er

ſtellte den Heiden ein Blendwerk vor die Augen, als wenn bei Montmartre in das Lager der Chriſten ein fremdes Volk den Franzoſen zu Hilfe gekommen wäre, alle mit weißen Kleidern angethan, ihrer mehr denn zwanzigtauſend. Der König Dagobert aber hörte eine Stimme vom Himmel: „König von Frankreich, ſei unverzagt, die weißen Ritter werden Dir zu Hilfe kommen.“ Jetzt faßte ſich Dagobert wieder ein Herz und rief den Seinen zu, ſie ſollten tapfer auf die Heiden ſchlagen, damit ſie des Streites müde würden. Zugleich rückten die weißen Ritter, die Gott geſandt hatte, von hinten gegen die Schlachtordnung der Feinde an, und der Anblick dieſer neuen Heerſchaaren verwirrte ihre Reihen, daß ſie ſich in Unordnung zuſammendrängten und an zweitauſend von den Franzoſen erſchlagen wurden. Dieſer Streit gefiel dem Sultan nicht wohl. „Verwünſcht ſei die Stunde, ſagte er zu ſeinem Volke, wo ich nach Frankreich gekommen bin! Laßt uns fliehen, die weißen Ritter werden uns Alle umbringen!“ So kehrten die Türken um und ergriffen die Flucht. Da ſchlugen die Franzoſen unter ſie, daß Aecker und Wieſen mit Leichnamen bedeckt wurden und ein gleiches Gemetzel in Frankreich noch nicht geſehen worden war. Noch auf der Flucht erhielt der Sultan die Nachricht, daß ſeine Tochter Marcebilla gen Paris geführt worden ſei. Da brach er in ein lautes Jammergeſchrei aus; und als er in ſein Zelt gekommen war, trat er mit dem Schwert vor ſeinen Götzen, der da ſtand herrlich mit Gold und Silber geſchmückt, und hieb ihm das Haupt ab und ſteckte es in einen Sack. Man wußte nicht, ob es aus Zorn geſchah, oder um es vor den verfolgenden Chriſten zu retten. Zugleich ſprach er: „Liebe Herren und gute Freunde, es wird wahrlich Noth thun, daß wir uns bald von hinnen machen: ſehet zu, daß die zwei gefangenen Böſewichter wohl verwahrt werden, führet ſie über das Meer mit in unſer Land. Kein Silber und kein Gold, ja nicht das Gut aller Welt nehme ch für ſie. Vier Pferde ſollen ſie unter den Galgen ſchleifen, ort will ich ſie ſelbſt in Stücke hauen.“ Octavianus und Floens wurden bald inne, was man mit ihnen vorhabe. Schimpfich mit Seilen und Stricken gebunden, wurden ſie von dem liehenden Heere der Heiden mit fortgeführt. Bei Dagobert und ſeinen Schaaren war laute Klage um ſie, denn Niemand wußte, vo ſie hingekommen waren.

Lion kommt in Jeruſalem zu Ehren und ziehet auch gegen die Heiden.

Nachdem, wie gemeldet worden, die verſtoßene Kaiſerin zu Jeruſalem bei dem redlichen Edelmann Herberge gemacht hatte, nahm ſich derſelbe ihres Sohnes Leo an und erzog ihn ritterlich. Alle Welt hatte den Knaben lieb, er wurde mannlich und ſtark und war ſchön und wohl erzogen. Seiner Mutter erwies er große Ehre und treuen Gehorſam, darum ward er von Jedermann geprieſen. Es geſchah aber um dieſe Zeit, daß der türkiſche Kaiſer wider den König von Akron Krieg führte und mächtig zu Felde lag. Von ungefähr kam der junge Fürſt Leo an den Hof dieſes Königes und begehrte in ſeine Dienſte zu treten. Der ſchöne und ſtarke Jüngling gefiel dem Könige, ward willig angenommen und erhielt einen guten Harniſch ſammt voller Rüſtung zum Geſchenke. Die treue Löwin, nach welcher der Knabe war geheißen worden, war nimmer von ihm gewichen, und ſo zog ſie auch mit ihm in dieſen Krieg. Als die beiden Heerhaufen zuſammenkamen, ſchlugen ſie ſich ritterlich. Leo focht mitten unter den Heiden und ſeine Löwin half ihm ſtreiten; er erſchlug und ſie erwürgte viele Feinde. Zuletzt, es kurz zu ſagen, flohen die Feinde. Der türkiſche Kaiſer wurde gefangen und ihm das Haupt abgeſchlagen. Der König von Akron, der die Heldenthaten des jungen Leo mit angeſehen hatte, ließ ihn rufen und fragte nach ſeiner Geburt. Der Jüngling erzählte dem Könige was er von ſeiner Mutter gehört hatte.

Sogleich wurde nach der Mutter geſandt, welche bald vor des Königes Angeſicht erſchien. Da ſprach der König zu ihr: „Würdige Frau, iſt's Euch nicht zuwider, ſo ſagt mir, von welchem Geſchlecht Ihr ſeid.“ Da ſprach die Kaiſerin: „Herr König, mein Gemahl iſt Octavianus, der Kaiſer zu Rom.“ Und damit erzählte ſie ihre Verfolgung und ihr ganzes Geſchick. Als der König dieſes vernahm, ward er erſtaunt und betrübt, und ſprach: „Wahrlich, erlauchte Frau! Ihr habt Unrecht gethan, daß Ihr ſo manches Jahr in meinem Lande gewohnt habt, ohne es mir zu wiſſen zu thun. Gewiß, ich hätte Euch nicht ſo lange im Elende gelaſſen. Nun aber ſeid fröhlich: was ich habe und vermag, das will ich mit Euch theilen!“ Die Kaiſerin dankte dem Könige von Herzen, und während ſie mit einander redeten, kam Leo zu dem Könige und ſprach zu ihm: „Unüberwindlicher König, meine Bitte an Euch lautet, daß Ihr mir Eure Gnade zuwenden und mich aus Euren Dienſten entlaſſen wollet. Ihr wiſſet durch mich und meine Mutter, wie unſchuldig ich enterbt worden bin. Darum iſt mein Vorhaben, zu dem Könige von Frankreich über Meer zu fahren. Er iſt ein Freund des Kaiſers, und ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er ſeinen Einfluß darauf verwenden wird, meine Mutter in ihre Würde und ihre Ehre wieder einzuſetzen.“ Der König antwortete dem Jünglinge Leo: „Eure Bitte iſt ganz billig und ſoll Euch gewähret werden ſchon um der großen Hilfe willen, die Ihr mir gegen die Türken geleiſtet habt. Deswegen ſollt Ihr auch von mir eine ehrliche Summe Goldes zum Geſchenk erhalten und tauſend gewappnete und wohlgerüſtete Ritter, die Ihr von dem Gelde ernähren möget.“ Die Kaiſerin und ihr Sohn dankten dem Könige von Akron aus gerührtem Herzen, machten ſich mit ihren Rittern auf, ritten durch das Land und fuhren über das Meer. Sie langten in kurzer Zeit in der Lombardei an. Dort begegnete ihnen ein junger Ritter, der aus Frankreich gebürtig war. Die-

n grüßte der Jüngling Leo und ſprach: ,,Lieber Freund,
rnet nicht, ich muß Euch eins fragen. Aus Eurer Kleidung
ſehe ich, daß Ihr aus Frankreich gebürtig ſeid.'' Der Ritter
twortete: ,,Wahrlich, Ihr habt recht geſehen. Es ſind noch
cht vier Tage vergangen, daß ich in der Stadt Paris bei dem
önige war.'' Als Leo dies hörte, fragte er ihn, ob der Kö-
g Dagobert zu Paris Hof halte und wie es ihm gehe, ob er friſch
d geſund ſei.'' Der Ritter ſah den Leo an und ſprach:
Fürwahr, Herr, ich glaube, Ihr ſpottet mein mit Eurer
rage! Wißt Ihr denn nicht, daß die Heiden in Frankreich ein-
fallen ſind und faſt das ganze Land verwüſtet haben? Ob-
eich große Fürſten und Herren dem Könige zu Hilfe kamen,
konnten ſie den Heiden doch nicht genug widerſtehen, denn ſie
aren mehr als zweimalhunderttauſend Mann ſtark. Ich glaube
swegen, eine gute Belohnung könnte Euch nicht fehlen, wenn
hr dem bedrängten Könige mit Euren Reiſigen zu Hilfe ziehen
olltet, denn alle ſeine Bundesgenoſſen müſſen vor den Heiden
eichen.'' Die Kaiſerin und ihr Sohn dankten dem Ritter für
ine Nachricht und Leo ſprach zu ſeinen Rittern: ,,Seid
ohlgemuth, liebe Freunde! das Glück trifft uns, daß wir in
n Sold des Königes von Frankreich kommen.'' Und zu
iner Mutter: ,,Seid fröhlich, liebe Frau Mutter, in kur-
r Zeit ſollt Ihr zu Rom als gewaltige Kaiſerin gekrönt wer-
n!'' Sie waren noch nicht lange unterwegs, als die Kai-
in von ferne eine große Staubwolke ſich erheben ſah, wie
von Kriegsleuten und Roſſen kommt. ,,Lieben Freunde,
rach ſie zu ihrem Sohn und ſeinen Rittern, das dürften
ohl die Heiden ſein, von denen uns geſagt iſt, daß ſie
s ganze Frankreich verderbt haben. Laßt uns ſchnell
ne Schlachtordnung bilden, damit Ihr, wenn es von Nöthen
, ritterlich wider ſie ſtreiten möget.'' Dies thaten die Ritter,
d noch waren ſie nicht weit geritten, als ſie auf viele tauſend

Türken und Heiden zu Roß und zu Fuße fließen. Unter ihnen befand ſich auch der Sultan; er war mit ſeinem ganzen Volke, nach jener dritten Schlacht vor Paris, auf der Flucht und im Begriffe nach Babylon zurückzukehren. Auch führten ſie zwei Gefangene hart gebunden mit ſich, der eine war der Kaiſer Octavianus, der andere der Ritter Florens; ſie waren wie Jagdhunde mit Stricken zuſammengeknebelt und wurden ſchimpflich mit Prügeln getrieben. Beide ſprachen klagend einer zu dem andern: „O frommer König Dagobert, Gott wolle Deiner pflegen, denn Du und wir werden einander nimmer ſehen, aber doch ſei Gott gelobt, daß die Heiden von uns Chriſten überwunden ſind!“ Auf der andern Seite führte der Sultan große Klage wegen ſeiner Tochter Marcebilla, die von den Franzoſen nach Paris entführt worden war. — Inzwiſchen rückte Leo mit ſeinen Rittern ſo nahe auf die Heiden, daß er erkannte, welch ein Volk es wäre, und ſah, daß ſie auf der Flucht und noch ganz müde und athemlos waren. Auch ſah er den Sultan, der zwar das königliche Diadem auf dem Haupte trug, aber ſo traurig ausſah, nicht als ob er von einem Schmauſe aus Frankreich käme. Darum ſprach Leo zu den Seinigen: „Seid unerſchrocken! es ſind die Heiden, die gegen das Chriſtenblut toben! Seht, dort führen ſie zwei vornehme Gefangene; die werden hart von ihnen geſchlagen! Es ſind Fürſten; laßt ſehen, wo es hinaus will!“ Seine Genoſſen erklärten ſich bereit in Allem ſeinem Willen zu folgen. Die Löwin aber, die immer bei dem edlen Jünglinge Leo war, begann mit ihren Klauen in der Erde zu ſcharren, als wollte ſie andeuten, daß ſie bereit ſei zu kämpfen und unter den Heiden zu wüthen. Davon gewann die ganze Ritterſchaar ein fröhliches Herz. „Seid getroſt, rief der Jüngling ſeiner Mutter zu, wir wollen ſie ſo empfangen, daß ihrer Keiner am Leben bleibe außer ihre zwei Gefangenen!“ Mit dieſen Worten führte er ſie an einen ſichern Platz, bis das

Treffen vorüber wäre. Dann fiel er mit ſeinen Rittern unter die Heiden, die keines Anfalls gewärtig waren, und erſchlug ihrer in kurzer Zeit die Hälfte derſelben. Auch die ungeheure Löwin machte eine weite Gaſſe um ſich und zerriß manchen Türken und Heiden. Und als ſie gar von einem Feinde wund geſchlagen worden war, wurde ſie noch viel grimmiger und ſtürzte ſo tief unter ſie, daß ſie endlich den Sultan erreichte, ihn mit großem Ungeſtüm anfiel und zu Boden warf. Ja, ſie hätte ihn in Stücken geriſſen, wenn nicht Leo dazu gekommen wäre. Dieſer merkte bald an Tracht und Haltung des Niedergeworfenen, daß er ein Oberſter der Heiden ſei, und wehrte der Wuth des Thieres. Doch ſtellte er ſich, als wollte er dem zu Boden Liegenden das Haupt abſchlagen, bis der Sultan um Gnade flehte, ſein Schwert als Gefangener darreichte, großen Tribut zu bezahlen verſprach, und am Ende gar ſeinen heidniſchen Glauben abſchwur. Darüber war Leo ſehr erfreut und ſagte ihm ſein Leben zu. Doch wurde er hart gebunden und ſo an einem Strick vor die Kaiſerin geführt. Inzwiſchen hatten die edlen Ritter und die Löwin auch die übrigen Heiden vollends erlegt, ſo daß nur wenige einzeln entkommen waren.

Kaiſer Octavianus erkennt ſeine Gemahlin und ſeine Söhne. Florens wird mit Marcebilla vermählt.

Die Schlacht war vorüber und Alle ruhten vom heißen Kampf aus. Da trat Leo zu den beiden Gefangenen, dem Kaiſer und Florens, und ſprach: „Liebe Herren, ſagt mir die Wahrheit, von wannen Ihr ſtammt, denn ich bins, der Euch erlöſen will.“ Der Kaiſer freute ſich und antwortete: „Wir wollen Euch die Wahrheit nicht verhehlen, werther Ritter: ich bin der römiſche Kaiſer und werde Octavianus genannt, und dieſer mein Genoſſe hier heißt Florens und iſt wahrlich ein rechter Held. Wir ſind von den Heiden während der Schlacht gefangen worden, und jetzt wollen wir gern

Eure Gefangenen ſein und ganz nach Eurem Willen thun. Aber wenn es Euch gefällt, ſo überliefert uns nur dem Könige Dagobert von Frankreich, der wird Euch ſo begaben, daß Ihr nimmermehr in Armuth kommen möget." Als der Jüngling Leo dieſe Rede hörte, konnte er vor großer Freude nicht mehr reden, denn er erkannte in dem Kaiſer ſeinen leiblichen Vater. Darum lobte er Gott, daß er ihn auf dieſe Weiſe ſeinen Vater hatte fangen laſſen und fragte den Kaiſer: „Mein lieber Herr! ſaget mir, habt Ihr jemals eine Gemahlin gehabt?" — „Ja, lieber Freund, erwiederte Octavianus, von ihretwegen bin ich der allertraurigſte Menſch auf Erden. Ich glaube gewiß, daß alles Uebel und alle Schande, die ich bis auf dieſen Tag erlitten habe, meiner Sünden Schuld iſt, weil ich an meiner unſchuldigen Gemahlin ſo freventlich gehandelt habe." — „Was habt Ihr denn Unbilliges an ihr gethan?" fragte Leo, als wüßte er von nichts. — „Ach, erwiederte der Kaiſer, die Frau war fromm gegen mich und Jedermann und ich hatte ſie auch lieb. Aber durch eine große Verrätherei, welche gegen ſie erdacht wurde, habe ich ſie aus meinem Lande verbannt und ins Elend geſchickt. Aber wahrlich, es hat mich ſeitdem bitter gereut, und ich habe keine gute Stunde mehr gehabt von jenem Augenblick an." Es erzählte aber der Kaiſer dem Jünglinge Leo alles Stück für Stück, was ſich mit ſeiner Gemahlin begeben; da fragte dieſer noch weiter: „Lieber Herr und Kaiſer, wie heißt denn Euer Genoſſe?" — „Dieſer, ſprach Octavianus, wird Florens genannt, wie ich Euch ſchon geſagt habe; aber es iſt wunderbar, meiner Lebtage habe ich keine zwei Männer geſehen, die einander von Antlitz und Gebärde ſo ähnlich ſehen wie Ihr. Man ſollte meinen, daß Ihr leibliche Brüder ſeid!" — Kaum konnte ſich Leo länger halten: „Herr Kaiſer, ſprach er, wenn Eurer Majeſtät Gemahlin Euch vor die Augen geſtellt wird, vermeinet Ihr ſie zu erkennen?" — „Fürwahr, ſehr wohl, erwiederte der Kaiſer; aber, Gott erbarms, ich bin wohl ſicher, daß ich ſie nie mehr ſehen werde.“ Da nahm Leo den Kaiſer bei der Hand und ſprach zu ihm: „Folget mir nach, beide Herren!“ Und nun führte er ſie dem Orte zu, wo er ſeine Mutter vor der Schlacht geborgen hatte. Sobald die Kaiſerin von ferne ihren Gemahl ſah, erkannte ſie ihn, und als ſie ihn anſah, mußte ſie vor Freuden weinen. Wie nun alle Drei vor ſie gekommen waren, ſprach Leo zu dem Kaiſer: „Lieber Herr! ſehet dieſe Frau an, ob es nicht die ſei, die Ihr, wie Ihr mir geſagt, aus Eurem Lande verbannt und verſtoßen habt?“ Octavianus durfte die edle Frau nicht lange anſehen; er erkannte ſie alsbald, empfing ſie mit weinenden Augen und nahm ſie in ſeine Arme. Sie ſelbſt fiel dem Kaiſer, ihrem Herrn und lieben Gemahl, deſſen ſie ſo lange beraubt geweſen war, unter lautem Schluchzen um den Hals und küßte ihn mit liebevollem Seufzen mehr denn hundertmal. Da mochte man große Freude ſehen. Der Kaiſer bat ſie voll Scham um Verzeihung; er erzählte ihr Alles, was ſich mit ſeiner Mutter begeben, und ſagte ihr feierlich zu, daß er ihr in Kurzem zu Rom die Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzen wolle. Dann fragte der Kaiſer die fromme Frau weiter, ob der Jüngling Leo, der ihn gefangen und erlöſt habe, ihr Sohn ſei? „So wahr wir hier beiſammen ſtehen, iſt er Euer und mein Sohn, ſagte ſie; Gott hat es gefügt, daß er ein ſo beherzter Mann geworden iſt. Aber wegen meines andern Sohnes bin ich ſehr bekümmert; denn ich habe ihn elendiglich verloren!“ Der Kaiſer fiel ſeinem Sohne Leo um den Hals und gab ihm vor großer Liebe einen Kuß um den andern. Die Kaiſerin aber ſah nur immer den Ritter Florens an und fragte ihn: „Lieber junger Ritter, ſagt mir, von wannen ſeid Ihr? Denn wahrlich, Ihr und mein lieber Sohn Leo ſeid einander gar ähnlich von Angeſicht und Gebärden!“ Florens ſprach: „Gnädige Frau, wo ich geboren bin, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß mich ein Bürger zu Paris gütig erzogen hat. Dieſer ſprach zu mir bald, er habe mich gezeugt, bald, er habe mich am Meeresgeſtade gekauft.“ Die Kaiſerin fing an zu erkennen, daß Florens ihr anderer Sohn ſein müſſe; ihr Blut kam in heiße Regung und ſie ſprach ſchnell: „Junger Ritter, ich glaube, daß ich Euch unter dem Herzen getragen habe, daß ich Eure Mutter und der Kaiſer Euer Vater ſei. Gott gebe, daß der Bürger von Paris Euch gefunden oder gekauft habe. Doch, um die Wahrheit zu erfahren, laßt uns mit einander zu König Dagobert nach Paris ziehen!“ Alle waren in großer Freude und Erwartung, und ſo rückte der ganze Heerhaufe, Kaiſer Octavianus und die Kaiſerin, Florens und Leo, ſammt allen Rittern nach Paris. Doch war die glückliche Botſchaft von der Erlöſung des Kaiſers und des Ritters noch vorher bei König Dagobert angelangt. Der dankte Gott mit heller Stimme, denn er hatte ſie für todt verloren gegeben. Auch Marcebilla erhielt einen Brief von ihrem Geliebten, und wußte nicht, wie ſie vor Freuden ſich gebärden ſollte. Und bald darauf kamen Alle mit einander an, und der König mit allen Rittern und Edlen war ihnen vor das Thor entgegen gezogen. Da mußte vor allen Uebrigen Marcebilla ihren Florens umhalſen und küſſen; aber reden konnte ſie nicht zu ihm. Alles Blut war ihr vor großer Freude zu dem Herzen gelaufen. Als ſie wieder zu ſich kam, ſprach ſie: „Ach du Troſt meines Lebens, ſei willkommen; warum haſt Du mich ſo lange verlaſſen?“ Florens aber ſprach nichts, ſondern küßte ſie nur. Und nun ritten ſie Alle, Kaiſer Octavianus und ſeine Söhne Florens und Leo und die fromme Kaiſerin mit dem ganzen Gefolge ein in Paris. — Hier wurde der Sultan von dem jungen Fürſten Leo ſogleich dem König Dagobert ausgeliefert. Aber ihm geſchah kein Leid. An einem und demſelben Tage wurden er und ſeine Tochter Marcebilla durch den Biſchof von Paris getauft und der edle Florens mit ſeiner Geliebten zur Kirche geführt und vermählt. Es war eine gute Ehe, denn die Geſchichte meldet, daß ſie mit keinem Worte je gegen einander gezürnt haben. Dem Sultan wies der

König von Frankreich eine eigne Landſchaft an, doch mußte er ſeine Wohnung an dem Hofe des Königs haben. Der Chriſtenglaube machte ihn fromm und ſanft und durch ſeinen hohen Geiſt wurde er des Königs oberſter Rath in allen wichtigen Dingen. — Jetzt ſchickte König Dagobert auch zu dem Bürger Clemens, welcher den Fürſten Florens ſo lange erzogen hatte. Dieſer war gar wohlgemuth, daß ſein Pflegeſohn wieder erlöſt worden war. Als aber König Dagobert die Drei, den Kaiſer Octavianus, den Ritter Florens und den jungen Leo ernſtlich ins Auge faßte, da konnte er nach langem Anſchaun nicht mehr zweifeln, daß beide Jünglinge Brüder ſeien und Octavianus beider Brüder Vater ſei. Daher rief er den guten Clemens nahe zu ſich und ſprach: „Clemens, höret mir zu, ich habe etwas mit Euch zu reden. Bei dem Eide, den Ihr mir als guter Unterthan zugeſchworen habt, ſagt mir, iſt der Jüngling Euer leiblicher Sohn?“ Clemens erſchrak vor dem Ernſte des Königs und erzählte wie er den Knaben erkauft habe, ohne einen einzigen Umſtand zu verſchweigen. Sobald die Kaiſerin die Rede vernahm, rief ſie: „Ja, es iſt wahrlich mein Sohn; er iſt mir in dem wilden Walde geſtohlen worden!“ Sie lief auf Florens zu und küßte ihn klopfenden Herzens. Dem Kaiſer, als er ſeine liebe Gemahlin und die Kinder wieder gefunden hatte, gingen die Augen über. Der König von Frankreich nahte ſich ihm und bezeigte ihm ſeine große Freude. Da ſprach Kaiſer Octavianus: „Ja, es iſt mir eine große Gottesgabe, die mir armen Sünder zu Theil geworden iſt, darum nehmet es nicht übel auf, lieber König und Bruder, wenn ich mit meinem Weib und meinen Söhnen wieder nach Rom ziehe.“ Aber Dagobert bat ihn ernſtlich, ihm doch ſeinen lieben Sohn Florens zu laſſen, weil er ihn mit einer Landſchaft in Frankreich begaben wolle, ſo daß der Kaiſer es nicht abſchlagen konnte. Die Abreiſe des Kaiſers ſtand wohl noch zehn Tage an, während welcher der König mit ſeinen Großen allerlei Feſtlichkeiten anſtellte. Am eilften Tage verließ der Kaiſer die Stadt Paris, und der König, Florens und ſämmtliche Ritter gaben ihm das Geleite. Die Römer empfingen den Kaiſer Octavianus köſtlich, und als der Kaiſer in ſeiner Stadt angekommen war, ſetzte er der Kaiſerin eine köſtliche Krone auf das Haupt und die fromme Frau vergaß ihres vorigen Leides und wurde hoch erfreut. — Darnach fragte der Kaiſer, wo ſeine Mutter ſei. Das Hofgeſinde ſprach: „Eure Mutter iſt während Eurer Abweſenheit geſtorben, aber faſt unchriſtlich. Vor ihrem Ende iſt ſie taub und wahnſinnig geworden und wollte alle Leute lebendig auffreſſen. Zuletzt mußte man ſie an eine ſtarke Kette legen; ſo trug ſie die Schuld ihrer Sünden, bis ſie ihren Geiſt aufgab.“ Der Kaiſer war froh, daß er ſeine Mutter nicht beſtrafen durfte. Er wandte ſich zu fröhlicheren Dingen und ſchlug ſeinen lieben Sohn Leo zum Ritter, und alles Volk hatte große Freude.

Leo turniret in Spanien und gewinnt des Königs Tochter Roſamunde.

Da begab es ſich, daß der König von Spanien ein Turnier ausſchrieb an alle Könige und Fürſtenhöfe, alſo, daß, wo ein tapferer Ritter wäre, der ſeine Kraft und Mannheit verſuchen wollte, derſelbe ſich in der ſpaniſchen Stadt Valencia einfinden ſollte: da würde ein Jeder ſeines Gleichen finden. Als dies vor die Ohren des edlen Ritters Leo kam, ſäumte er nicht lange. Er gebot einigen ſeiner Ritter, ſich auf das Turnier zu rüſten, erbat ſich von ſeinem Vater die Erlaubniß zu reiſen und zog mit zweihundert wohlgewaffneten Rittern nach Valencia. Hier blieben ſie acht Tage ſtille liegen und ruhten, bis alle Ritterſchaft zuſammengekommen war. Dann ließ der König von Spanien einen ſchönen Turnierplatz zurichten und öffentlich ausrufen: Wo ein Ritter wäre, der turnieren möchte um einen Kranz, den des Königs Tochter Roſamunde ſelbſt gewunden, der ſolle ſich des andern Tags zu guter Zeit auf den Platz verfügen. — Als der Ritter Leo dieſes hörte, konnte er kaum erwarten, bis die Sonne aufging, und ließ ſich ſchon vor Tag ſeine Rüſtung bringen. Dieſe war gut und ſchön gefertigt: vorn auf der Bruſt war ſie mit feinem arabiſchen Golde zuſammengeſchmelzt und mit viel köſtlichen Edelſteinen beſetzt. Auf ſeinem Helm führte er einen Löwen aus klarem Golde, der trug ein Wickelkind im Rachen. Sobald er nebſt allen ſeinen Begleitern fertig war, begab er ſich den nächſten Weg auf den Kampfplatz. Hier fand er manchen kühnen Ritter; doch war keiner ſo wohl gerüſtet wie er, daher wurde er auch von allen Anweſenden mit Neugierde betrachtet. Wie nun die Zeit kam, daß man zuſammentreffen ſollte, theilten ſich die Ritter in zwei Haufen; aber Leos Begleiter trennten ſich nicht von ihrem Herrn; ſie legten ihre Lanzen ein und rannten alleweg mit ihm, und das ſo gewaltig, daß mancher von den Gegnern den Sattel räumen mußte. Auch Leo ſäumte nicht, und warf Alle zu Boden, die ihm vorkamen. Die Königstochter Roſamunde lag auf den Zinnen mit ihren Jungfrauen und ſchaute dem Kampfe zu. Wie ſie nun den Jüngling ſo ritterlich ſtreiten ſah, hätte ſie gern gewußt, wer der Ritter ſei, der einen goldenen Löwen auf dem Helme hatte. Nachdem nun das Turnier vorüber war, das bei fünf Stunden gewährt hatte, und Jedermann wieder in ſeine Herberge gezogen war, auch Leo ſich wieder entwaffnet hatte, begab er ſich mit ſeiner Geſellſchaft ſofort zu dem Könige von Spanien und wurde von dieſem gar höflich empfangen. Und als es Zeit war zu Tiſche zu ſitzen und alle Ritterſchaft zugegen war; ſiehe, da trat Roſamunde mit ihren Jungfrauen in den Saal, köſtlich geziert. Auf dem Haupte trug ſie eine goldene Krone und auf der Krone das Kränzlein. Und als ſie in dem Königsſaale vor ihrem Vater ſtand, hub dieſer an und ſprach: „Liebe Herren und Ritter, der Kranz, der dem Tapferſten unter Euch gehört, iſt hier vor Euch. Fragt Ihr aber, wer der ſei, ſo iſt mein Bedünken, daß der Ritter, der einen goldnen Löwen auf dem Helme führt, der würdigſte ſei, ihn zu tragen. Welcher nun derſelbe iſt, der melde ſich, daß ihm die gebührende Ehre geſchehe.“ Leo ſtand hinten in der Tiefe unter den andern Rittern, und ſcheute ſich, ſelbſt ſeinen Namen zu nennen. Als aber der König immer ernſtlicher nach dem Ritter fragte, trat einer von Leos Genoſſen hervor, deutete auf den Fürſten und ſprach: „Hier ſtehet der, nach dem Ihr fraget.“ So mußte Leo hervortreten und ſich dem Könige zeigen. Die ſchöne Roſamunde nahm den Kranz von ihrem Haupte und ſetzte ihn dem Jüngling Leo mit den Worten auf: „Edler Ritter, dieſes Kränzlein mögt Ihr wohl in Ehren tragen, denn Ihr habt wahrlich ritterlich gefochten!“ Leo dankte ihr mit einer tiefen Verbeugung und trat wieder zurück zu ſeinen Kampfgenoſſen. Alsdann begann das Mahl und der Jüngling wurde neben Roſamunde geſetzt. Die Beiden vergaßen aber des Eſſens und vertrieben die ganze Zeit mit freundlichem Geſpräche, und unter ihren Worten entzündete ſich das unauslöſchliche Feuer der Liebe, ſo daß ſie am Ende verſtummten und keines mit dem andern mehr reden konnte, ſondern daß ſie nur Seufzer ausſtießen. Der alte König von Spanien merkte dieſes; er fragte deswegen heimlich: wer denn der Ritter Leo wäre? Als ihm darauf die Antwort geworden, daß er des römiſchen Kaiſers Octavianus Sohn ſei, verwunderte ſich der König deſſen und war im Herzen ſehr darüber erfreut. So wie man von der Tafel aufgeſtanden war, führte er ſeine Tochter Roſamunde und den Ritter Leo in ſeine Kammer und ſprach zu dieſem: „Lieber Herr und guter Freund, wir haben wohl vermerkt, daß Ihr und meine Tochter große Liebe zuſammen traget. Wenn es Euch nun beliebt, ſo will ich Euch meine Tochter zum ehlichen Gemahl geben.“ Er antwortete: „Gnädigſter Herr, ich bin allezeit geneigt, Euren königlichen Willen zu thun, wievielmehr dieſesmal!“ Auf ſolches zog der König ſeinen eigenen Ring von der Hand und verlobte Leo mit Roſamunde; und bald darauf wurde eine köſtliche

Hochzeit gehalten, worauf der Ritter Urlaub nahm und mit ſeiner jungen Gemahlin und den zweihundert Rittern wieder nach Rom fuhr, wo er von ſeinem Vater, dem Kaiſer, gar wohl empfangen wurde.

Florens wird ein König in England und regiert weislich bis an ſeinen Tod.

Florens hatte dem Könige von Frankreich drei Jahre lang gedient, und war nun ſchon ein Jahr drüber bei ihm, ſeitdem ſein Vater wieder zu Rom hauſte; da kamen im vierten Jahre die Großen von England zu dem König Dagobert und beklagten ſich, daß ihr König geſtorben ſei und keinen Erben hinterlaſſen habe, der die Krone übernehmen könne. Sie baten ihn mit Ernſt, er möchte ihnen einen König wählen, der ſie regiere und wider ihre Feinde beſchirme. Darauf ſprach Dagobert: „Bei der Treue, die ich Gott ſchuldig bin, ich wüßte keinen auf Erden, der dies füglicher ſein könnte als Florens, welcher ein Sohn des römiſchen Kaiſers Octavianus iſt. Denn wenn nicht erſtlich Gott und dann Er geweſen wäre, ſo hätten die Ungläubigen mein Land erobert. Darum, liebe Herren, einen beſſern Rath kann ich Euch nicht geben.“ Die engliſchen Fürſten waren dieſes Raths ſehr zufrieden, denn ſie hatten von Florens, ſeinen Tugenden und männlichen Thaten ſchon Vieles reden hören. Dagobert meldete ſeinem Freunde Florens die Sache und dieſer nahm das Königreich mit gutem Willen an. So ward er im Triumph in das Münſter des heiligen Dionys geführt und vom Könige Dagobert zu einem König in England gekrönt. — Als nun Florens nach England zog, wollte er ſeinen lieben Pflegevater Clemens, deſſen Hausfrau und ſeinen vermeinten Bruder Claudius nicht hinter ſich laſſen, ſondern ſie mußten alle Drei mit ihm nach England ziehen. So machten ſie ſich auf, zogen durch Brabant, ſetzten ſich auf das Meer und ſchifften gen England; und bald waren ſie in der Hauptſtadt London. Hier wurden Florens und Marcebilla ſammt dem Könige Dagobert, der ihn begleitet hatte, von England feierlich empfangen. Dem Florens wurde das Geſetz von England vorgeleſen, daſſelbe zu halten, wie es einem frommen Könige gebührt; und Florens that einen willigen Schwur. Dagegen ſegnete König Dagobert ſie Alle und ſchied von dannen. Der König Florens, dem Gott allezeit beiſtand, regierte ſein Volk weislich und es gehorchte ihm in Ehrfurcht und Liebe. Auch wurde ihm und ſeiner Gemahlin Marcebilla ein ſchöner Sohn beſcheert, welchen ſie Wilhelm nannten. Dieſer wuchs in allen Tugenden auf und wurde von allen Menſchen in Ehren gehalten. Nach langen Jahren ſtarben Florens und ſeine geliebte Marcebilla kurz nach einander, und Wilhelm ward zum König in England gekrönt. Auch dieſer hielt gut Recht, achtete den Armen wie den Reichen und war ſeinem Volke ſehr lieb. – Dieſes iſt die Geſchichte vom Kaiſer Octavianus und ſeinen zwei Söhnen.

In allen Buchhandlungen ſind nachſtehende **Volksbücher** zu haben:

Geſchichte von **Griſeldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe. 2 Gr.

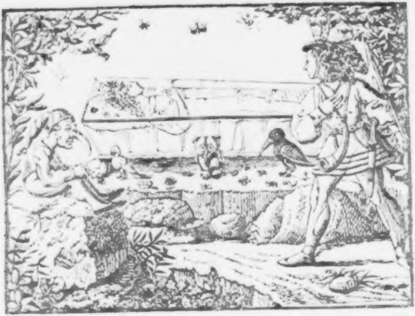
Alte und neue **Lieder in Leid und Luſt.** (Enthält 50 ausgezeichnet ſchöne Lieder.) 2 Gr.

Geſchichte von der **edlen und ſchönen Meluſina,** welche ein Meerwunder und des Königs Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten. 2 Gr.

Geſchichte von der **ſchönen Magelone** und dem Ritter **Peter** mit den ſilbernen Schlüſſeln. 2 Gr.

Die Geſchichte von den **ſieben Schwaben.** 2 Gr.



Jedes dieſer Volksbücher iſt mit ſchönen Holzſchnitten gezieret und wird für

2 Groſchen

verkauft.

Außer den umſtehend angezeigten erſcheinen noch folgende Volksbücher:

Die **Haimonskinder**, **Fortunatus**, **Herzog Ernſt**, **Rieſengeſchichte**, **Heinrich der Löwe**, der **hörnene Siegfried**, **Helena**, **Genoveva**, **Hirlanda**, die **ſieben weiſen Meiſter**, Dr. **Fauſt**, das **Schloß in der Höhle Xaxa**, **Joachim und Anna**, **Eulenſpiegel**, **Salomon und Markolf**, — **Fierrabras**, **Triſtan und Iſalde**, **Pontus**, — **Heldenlieder**, **Trinklieder**, **Kriegslieder**, — **Märchen**, **Fabeln** u. ſ. w.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

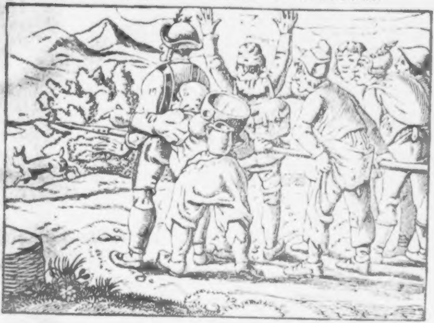
[illegible]
[illegible]
[illegible] 4

Vio. germ. [illegible] bücher

Volksbücher.

7.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geſchichte

von den

ſieben Schwaben.

Nebſt einigen ſchwäbiſchen Volksliedern.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand

371

[illegible]

Geſchichte
von den
# ſieben Schwaben.

Wie die ſieben Schwaben nach Augsburg kommen und ſich allda Waffen holen.

Als man zählte nach Chriſti Geburt eintauſend und etliche
ndert Jahr, da begab ſichs, daß die ſieben Schwaben in die
ltberühmte Stadt Augsburg einzogen; und ſie gingen ſogleich
dem geſchickteſten Meiſter allda, um ſich Waffen machen zu
ſen; denn ſie gedachten das Ungeheuer zu erlegen, welches
ſelbigen Zeit in der Gegend des Bodenſees übel hauſte und
s ganze Schwabenland in Furcht und Schrecken ſetzte. Der
eiſter führte ſie in ſeine Waffenkammer, wo ſich Jeder einen
ieß oder ſonſt was auswählen könnte, was ihm anſtand.
ygoſt! ſagte der Allgäuer, ſind das auch Spieße? So einer
r mir juſt recht zu einem Zahnſtürer. Meiſter, nehmt für mich
gleich einen Wiesbaum von ſieben Mannslängen.“ — „Potz
tz, ſagte der Blitzſchwab, Allgäuer, progle Dich nicht allzu-
r.“ Der Allgäuer ſah den mit grimmigen Augen an, als

wollte er ihn damit durchbohren. „Eigentlich haſt Du Recht, Männle! ſagte der Blitzſchwab und ſtreichelte ihm den Kautzen; und ich merke Deine Meinung, ſagte er: Wie alle Sieben für Einen, ſo für alle Sieben nur Einen.“ Der Allgäuer verſtand ihn nicht, ſagte aber: „Ja“; und den Andern wars auch recht. Und ſo ward denn ein Spieß von ſieben Mannslängen beſtellt, und in einer Stunde war er fertig. — Ehe ſie aber die Werkſtatt verließen, kaufte ſich Jeder noch etwas Apartes, der Knöpfleſchwab einen Bratſpieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler Sporen für ſeine Stiefel — „ſie ſeien nicht nur gut zum Reiten, ſagte er, ſondern auch zum Hintenausſchlagen.“ — Der Seehaas aber wählte einen Harniſch, ſagend: „Vorſicht ſei zu allen Dingen nütz; des Guten könne man nicht zu viel thun; und nutze es nichts, ſo ſchade es auch nichts.“ Der Spiegelſchwab gab ihm Recht und ſagte: „Auch er wolle einen tragen, aber nicht vorn auf der Bruſt, ſondern hinten auf dem Hintern.“ Der Seehaas meinte, der Geſelle wolle ihn foppen; Jene [illegible]er ſagte: „Merks Hab ich Muth und geh ich vorwärts, ſo brauch ich keinen Harniſch; gehts aber rückwärts, und fällt mir der Muth anderswohin, ſo iſt dann der Harniſch am rechten Platz.“ Und ſo ließ er ſich denn den Harniſch zurecht machen, der, recht zu ſagen, ein Barbiererbecken war aus der Rumpelkammer des Meiſters. Und nachdem die ſieben Schwaben, wie ehrliche Leute, Alles richtig bis auf Heller und Pfennig bezahlt, auch als gute Chriſten bei St. Ulrich eine heilige Meſſe gehört, und zuletzt noch beim Metzger am Gögginger Thor gute Augsburger Würſte eingekauft hatten, ſo zogen ſie zum Thor hinaus und ihres Weges weiter.

Wie die ſieben Schwaben weiter ziehen, und welchen Weg ſie einſchlagen.

Der Allgäuer, der an der Spitze ging, ſtimmte ſein Poſthörnle an und blies ein Trompeterſtückle: hinter ihm kam der Seehaas und dann der Neſtelſchwab, der ihm ſeinen Bündel auf dem Buckel trug; drauf folgte der Blitzſchwab, der ſang: „Es geht ein Butzemann im Reich herum, Didum, Bidi, Bum.“ Dann kam der Spiegelſchwab, und ganz hintennach grattelte und pfnauſte der Knöpfleſchwab mit ſeinen Häfen und Pfannen. Und ſie trugen zuſammen, Mann für Mann, den Spieß, und ſahen ſchier aus wie ein Wiedle geſpießter Lerchen. — Sie waren aber ſchon eine ziemliche Weile gegangen, da fiels ihnen erſt ein, zu überlegen, welchen Weg ſie einſchlagen ſollten nach dem Bodenſee, wo das Ungeheuer hauſte, das zu erlegen war. Der Allgäuer meinte, ſie ſollten der Wertach nachgehen, dann kämen ſie ans Gebirg, und dann könnten ſie nimmer fehlen. Der Gelbfüßler aber ſagte: „Ueber das Gebirg ſei es ein Umweg; ſie ſollten ihm folgen bis an den Neckar; der Neckar ließe in den Rheinund der Rhein in den Bodenſee.“ — „Potz Blitz! ſagte der Blitzſchwab, ein braver Mann geht gradaus.“ Und die Andern lobten ihn deshalb, und ſie beſchloſſen gradaus u gehen, zwiſchen Göggingen und Pferſen durch, und weiter. Und ſo wateten ſie denn durch die Wertach, weil die Brücke abeiten lag, und gingen weiter über Stock und Stein, über Wieen und Felder, durch Wüſten und Wälder, Berg auf Berg b, bis ſie an Ort und Stelle kamen.

Wie die ſieben Schwaben von einer Zigeunerin ſich wahrſagen laſſen.

Die ſieben Schwaben hatten aber auf dem Wege dahin noch viele Abenteuer zu **beſtehen**, woran ſicher die Zigeunerin ſchuld war, die alte Hex. Die ſaß nämlich außerhalb Kriegshaber an einer Staude am Weg und kochte ein wunderliches Zeug durch einander. „Knöpfle ſinds einmal nicht,“ ſagte der Knöpfleſchwab, als er in den Keſſel hineinguckte; und der Blitzſchwab meinte gar, er ſehe auf der ſchwarzbraunen Brühe ſtatt Pfeffer und Schmalz Mausdreck und Krötenaugen ſchwimmen, ſo daß es ihm faſt den Magen im Leibe umkehrte. Der Spiegelſchwab aber ging auf die Zigeunerin zu und ſagte: „Alte Trampel! Du mußt mir wahrſagen.“ Die beſah ihm die Hand und ſagte:

Wer Weiberjoch auf ſich muß tragen,
Hat wohl von großer Noth zu ſagen.

„Die Blunder redet wahr,“ ſagte der Spiegelſchwab und ſchob den Gelbfüßler hin. Dem lugte ſie auch in die Hand und ſagte:

Einem, der iſt übermannt,
Dem iſt das Fliehen keine Schand.

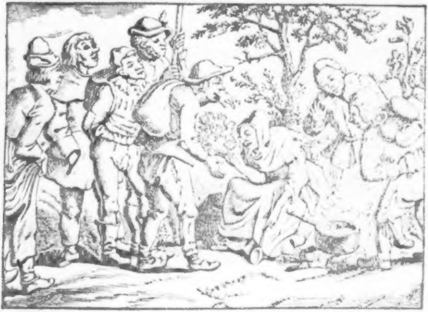
„Die ſtichelt auf meine Stiefele, dachte er, und ſie weiß, daß ich laufen kann.“ Da die beiden Geſellen mit der Wahrſagerin zufrieden zu ſein ſchienen, ſo folgten auch die Andern. Und zum Seehaaſen ſagte ſie:

Ein Ding man leget Manchem vor,
Wenn man es thät, der wär ein Thor.

Zum Knöpfleſchwaben ſagte ſie:

Was man erſpart an ſeinem Mund,
Das frißt die Katze oder Hund.

Zum Neſtelſchwaben ſagte ſie:



Den Eſel kennt man an den Ohren,
An der Red Weiſe und Thoren.

Zum Allgäuer ſagte ſie:

Der Wagen wird nicht wohl geführt,
Wenn Ochſen ungleich angeſchirrt.

„Bygoſt! ſagte der Allgäuer, das hab ich ſelber ſchon oft erfahren, wenn ich hab Miſt ausgeführt. Die Hex ſieht einem, wägerle! durch das Herz.“ Der Blitzſchwab aber, der tiefer in den Hafen geguckt, wollte mit der Heidin nichts zu ſchaffen haben, ſondern ſtieß ihr vielmehr den Keſſel um und ins Feuer, ſo daß dieſes mit Praſſeln auseinander gefahren und ausgelöſchen iſt. Die Zigeunerin aber, voller Zorn, rief ihm mit ſchätternder Stimme nach:

Jungfrau Lieb iſt fahrend Hab,
Heut „Herzliebſter,“ morgen „Schabab.“

Und ſo konnten denn die ſieben Schwaben ihrem Schickſal nicht entgehen.

In dieſem und den andern Kapiteln wird erzählt, was ſich vor der Hand mit den ſieben Schwaben zugetragen hat.

Es iſt aber an der Zeit, daß ich Dich, günſtiger Leſer! mit den Helden dieſer Geſchichte näher bekannt mache, und was Dir ſonſt zu wiſſen nöthig iſt, aufrichtig erzähle. Vernimm alſo, daß der Seehaas ausgegangen iſt — — — Du mußt aber wiſſen, daß dieß ein Schimpfname für ihn geworden ſeit der Zeit, als die ſieben Schwaben ihr Abenteuer gehabt, von welchem Du, wenn Du Geduld haſt, am Ende hören wirſt; er iſt aber zu Ueberlingen am Bodenſee zuerſt Eſchhay, dann Bannwart geweſen. Der traf unweit Freiburg im Breisgau den Neſtelſchwaben an, hinter einem Zaun, wo er etwas zu thun hatte, was der ſo eben gethan hatte. Und ſie machten ſogleich Bekanntſchaft, wie ehrliche Schwaben zu thun pflegen. Der Seehaas fragte ihn, was er für ein Landsmann ſei. Jener ſagte, er ſei kein Landsmann, ſondern nur ein Mähnbub bei jenem Bauern, der dort den Acker pflüge. Da merkte der Seehaas ſogleich, mit wem ers zu thun habe; und ſo ein Dummrian war ihm gerad recht. Er that ihm daher den Vorſchlag, er ſolle mit ihm kommen als ſein Knecht, der ihm den Bündel trage; und wenn er etwas erzähle, ſo ſolle er nichts ſagen, als daß es wahr ſei. Jener ſagte, er wiſſe aber nicht, was wahr ſei oder nicht wahr.

Drauf der Seehaas: „Merk, Bauernlümmel, Hott bedeutet wahr, Wiſt nicht wahr.“ So verſtehe ers, ſagte Jener, und er wolle mit ihm gehen und ihm um einen Batzen Wochenlohn ſeinen Bündel tragen durch die ganze Welt und weiter. — Und die Geſchichte weiß noch bis heutigs Tags nicht anzugeben, was dieſer Menſch für ein Landsmann geweſen, ob ein Schwab oder ein Schweizer oder ein Pfälzer, oder ſonſt einer aus dem deutſchen Reich; denn er redete in allen Landesſprachen, und in keiner recht. Er wird aber der Neſtelſchwab darum genannt, weil er, ſtatt der Knöpfe, Neſteln hatte an Janker und Hoſen; und da die meiſte Zeit eine und die andere zerriſſen war, beſonders an den Hoſen, ſo mußte er immer nachhelfen mit der einen Hand, was ihm dann ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, daß er auch dann ſo that, wann er nicht hätte alſo thun dürfen. Beide zogen aber weiter und kamen zum Gelbfüßler, der in Bopfingen anſäſſig war.

Vom Gelbfüßler, und was ſich weiter begeben.

Man erzählt, daß, als die von Bopfingen ihrem Herzog die jährliche Abgabe, die in Eiern beſtanden, einſtmals geben wollten, hätten ſie die Eier in einen Krättenwagen gethan, und damit recht viele hineingingen, mit den Füßen eingetreten, was denn ihrer Ehrlichkeit keine Schande macht. — Daher haben ſie denn Alle, die aus jener Gegend ſind, in böſer Leute Mund den Namen Gelbfüßler erhalten. Zu einem von dieſen, der Bopfinger Bote war, kam nun der Seehaas und erzählte ihm: Wie daß in dem großen Wald am Bodenſee ein fürchterliches Thier hauſe, welches Land und Leuten großen Schaden thue. Beſchreiben könne er es ihm gar nicht; aber es ſei ſo groß wie eine wilde Katz, doch weit ſcheußlicher und grauerlicher anzuſehen: und Augen habe es im Kopf, ſo groß wie Goldgulden, die funkelten nicht anders als wie das hölliſche Feuer: und Ohren habe es — — „Nicht wahr, Landsmann?“ „Wiſt!“ ſagte der Neſtelſchwab. „Hott!“ ſagte der Seehaas. „'s iſt wägerle wahr,“ ſagte der Neſtelſchwab. Und Jener fuhr fort: Er beſchwöre daher den Landsmann um des gemeinen Beſten willen, er möge ihm zu Rath und That ſein, und ihm getreuliche Geſpanen zu werben ſuchen aus allen ſchwäbiſchen Gauen. Der Gelbfüßler ſagte: „Fechten könne er zwar nicht: aber ſeis mit dem Laufen gethan, ſo könne er den Teufel auf dem freien Feld fangen.“ Da der Seehaas ſagte, ſo einen Mann könne er brauchen, ſo ſchlug der Gelbfüßler ein und ſagte: „Er müſſe nur noch ſeine Stiefele anziehn und ſein Ränzle packen.“ Als dieß geſchehen, ſo zogen ſie weiter. Anfangs waren ſie uneins, wohin ſie ſich wenden ſollten, ob gegen das Ries oder die Donau. „Im Ries, ſagte der Gelbfüßler, gebe es wohl viele Gänſe, hab er gehört, aber er wiſſe nicht, ob es auch Menſchen dort gebe.“ Der Seehaas aber meinte: „Das Sehen koſte nichts: und erfahren wirs nicht neu, ſagte er, ſo erfahren wirs doch alt.“ Und damit gingen ſie nach dem Ries.

Vom Knöpfleſchwaben, und was ſich weiter zugetragen.

In dem geſegneten Schwabenland, beſonders in jener Gegend, wovon ſo eben Meldung geſchehen, beſteht die löbliche Gewohnheit, daß man täglichs Tags fünf Mal ißt, und zwar fünf Mal Suppe und zwei Mal dazu Knöpfle oder Spätzle, daher denn die Leute dort in der Umgegend auch Suppen- oder Knöpfleſchwaben genannt werden; und man ſagt, daß ſie zwei Magen hätten, aber kein Herz. — Der Seehaas brachte alſo ſeine Werbung an und ſagte: „Wie daß in dem großen Wald am Bodenſee ein fürchterliches Thier hauſe, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Augen habe es im Kopf, feurige, die ſo groß wären wie ein Salzbüchsle." „Hott!" ſagte der Neſtelſchwab; aber der Gelbfüßler ſtieß dem Seehaaſen in die Rippen, vermeinend, er ſolle nicht ſo lügen. Der aber ließ ſich nicht irr machen, ſondern fuhr fort zu erzählen: „Das Ungeheuer wachſe zuſehends, je länger man es anluge, und werde ſo groß wie ein Pudelhund. Er bitte ihn alſo um der Landsmannſchaft willen, er möchte ihm zu Rath und That ſein, und ihm beihelfen tüchtige Geſellen zu werben." Der Knöpfleſchwab ſagte: „Fechten ſei zwar ſeine Leidenſchaft nicht; aber wenn ſie einen brauchten, um ihnen Knöpfle zu kochen, ſo gebe er mit los auf das Abenteuer." Als ſie Handels einig wurden, packte der Knöpfleſchwab Häfen und Pfannen auf und zog mit ihnen weiter. Und ſie wendeten ſich nun nach dem Lechfeld zum Blitzſchwaben, den ſie zu Meitingen im Wirthshaus bei einem Maßle weißen Gerſtenbiers trafen.

Vom Blitzſchwaben, und was ſich ſonſt ereignet.

Nachdem ſich die Landsleute das „Gſegn Gott!" und „Dank Gott!" zugetrunken hatten, fing der Seehaas an zu erzählen, ſagend: „Wie daß in dem großen Wald am Bodenſee ein fürchterliches Thier hauſe, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Es ſei ſo groß wie ein Maſtochs, und habe Augen im Kopf wie die Mondſcheibe; und das Thier wachſe zuſehends, je länger man es anluge." „Potz Blitz, ſagte der Blitzſchwab, das möcht ich einmal ſehen: ich ließe mirs, beim Teufel! einen Dreibätzner koſten." Der Seehaas ſagte: „Er könne es umſonſt ſehen, er ſolle nur mitkommen und ihm und ſeinen Geſellen zu Rath und That ſtehen beim Abenteuer.“ Darauf der Blitzſchwab: „Fechten ſei zwar ſein Handwerk nicht, aber ſchimpfen könne er wie ein Rohrſpatz, und fluchen wie ein Heid.“ Der Seehaas meinte, man wiſſe nicht, wozu ein Ding gut ſein könne, und er ſolle nur mitkommen. Jener ſchlug ein, nachdem er noch ein Känntle Branntwein zu ſich genommen, um, wie er ſagte, die Magenwinde zu vertheilen, die das vermaledeite Bier mache. Dabei ſang er — denn er war ein luſtiger Vogel, was man ihm ſogleich abmerkte — das Liedlein:

Wo ſoll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein?
Wie ſoll ich mich ernähren,
Mein Gut iſt viel zu klein;

Wie wir ein Weſen han,
So muß ich bald daran,
Was ich heut ſoll verzehren,
Iſt geſtern ſchon verthan.

Und drauf zogen die Geſellen weiter und kamen zum Spiegelſchwaben, der in Memmingen zu Haus war.

Vom Spiegelſchwaben und dem Allgäuer, und was ferner geſchehen.

Zu derſelbigen Zeit waren die Fazinetle noch nicht Brauch, und daher ſchlenzten Einige das Ding gleich von ſich weg, was jetzt die vornehmen Leute in den Sack ſtecken; andere ſchmierten es unter die Uechſe oder zwiſchen die Grattel, wo es ſich wieder von ſelbſt abwetzte; Andere dagegen, wie der Spiegelſchwab, putzten es an den Vorderärmel, wo es ſich zum Spiegel anſetzte und beim Sonnenſchein glitzte. Zu dieſem kam der Seehaas mit ſeinen Geſpanen und ſtellte ihm das Anliegen vor, erzählend, „wie daß am See droben ein Ungeheuer hauſe, ſo groß wie ein Trampelthier, mit Augen wie Mühlſteine; und er bitte daher, er möge um des gemeinen Beſten willen zu Rath und That ſtehen.“ Der Spiegelſchwab ſagte: „Rath könne er geben, aber mit der That ſehe es ſchlecht aus, indem er nicht einmal ſein Weib meiſtern könne, die freilich ſieben Häute habe, wie eine Memminger Zwiefel.“ (Und hat alſo die Zigeunerin Recht gehabt.) „Er wiſſe aber einen, der es mit dem Teufel ſelbſt aufnehme: das ſei der Allgäuer.“ — Zu dem gingen ſie nun mit einander, und der war gleich bereit, obwohl der Seehaas ihm das Ungeheuer noch viel ſchrecklicher vorſtellte als den Andern, indem er ſagte: „Es ſei ſo groß wie ein Haus, und habe Augen im Kopf wie Mühlräder, die im Um- und Ungehen Feuer auswürfen.“ — „Bygoſt! ſagte der Allgäuer, es wird halt denneſt nur ein Vieh ſein; und der Menſch iſt ſtärker mit Gottes Hilfe, als alles Gethier auf Erden.“ — „Ja, ſagte der Seehaas, und es geht ein Sprüchwort: Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben nicht.“ Durch dieſe Reden bekamen die Uebrigen noch einmal ſo viel Muth, und ſie gaben ſich Alle getreulich die Hand, daß ſie einander beiſtehen wollten als Freunde und Landsleute in allen Gefahren und Nöthen Leibs und der Seele. Und ſo beſchloſſen denn die ſieben Schwaben mit einander zuerſt nach Augsburg zu gehen, wie ſchon oben erzählt worden, um, wie es tapfern Chriſtenmenſchen geziemt, ſich vor allem mit Streitzeug zu verſehen.

Wie die ſieben Schwaben auf einen Bären ſtoßen, und was ſie dazu ſagen.

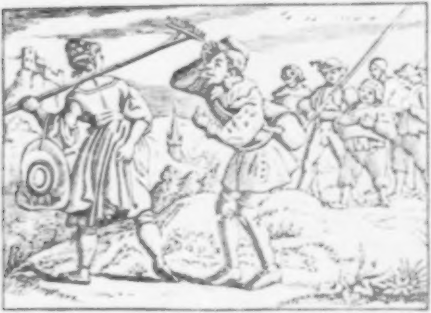
Wir wollen aber die ſieben Schwaben auf ihrem Weg einholen, und da treffen wir ſie, vier bis fünf Stunden außer Augsburg, in einem Hohlweg, den ſie eben durchziehen. Und ſieh da! ein großmächtiger Bär liegt da am Weg, und der Allgäuer bemerkt ihn nicht eher, bis er faſt mit der Naſe auf ihn fällt. Der ſchreit was er kann: „Ein Bär! ein Bär!“ und ſtößt den Spieß aus Leibeskräften gegen das Thier. Doch das rührte ſich nicht mehr, denn es war maustodt. Drob erfreut, ſchaut der Allgäuer um und ſieht die Geſellen alle auf dem Boden liegen, und, vermeinend, ſie ſeien auch todt und er habe ſie hinterrucks mit dem Spieß erſtochen, fing er laut an zu lamentiren. Die aber waren, man weiß nicht, ob aus Schrecken, oder weil ſie den Spieß zu feſt gehalten, zu Boden gefallen: und als ſie hörten, daß der Bär todt ſei, ſtanden ſie friſch und geſund wieder auf und ſtellten ſich um den Bären herum, und der eine rupfte ihn beim Pelz und der andere ſteckte gar ſeine Hand in den Rachen, und kein einziger fürchtete ſich mehr vor ihm. Und als ſie den Bären näher unterſuchten und kein Loch an ihm fanden, als das, was er ſchon bei ſeinen Lebzeiten gehabt, ſo merkten ſie wohl, daß er nicht erſtochen ſei, ſondern verreckt: und der Spiegelſchwab warf die Frage auf: woran er wohl geſtorben ſein mag. Der Knöpfleſchwab ſagte: „woran denn ſonſt als am Hunger.“ — „Nein, ſagte der Gelbfüßler, aus Kälte.“ Und ſo hatte denn Jeder ſeine aparte Meinung, wie die Schildbürger ob des todten Wolfes. Errathen aber hats wohl nur der Spiegelſchwab, der pfiffigſte unter ihnen, welcher ſagte: „er ſei, wo nicht an Wehtagen, doch am Tod geſtorben.“ Hierauf hielten ſie Rath, was ſie mit dem Luder anfangen wollten, und nach langem Hin- und Herreden beſchloſſen ſie ihm die Haut abzuziehen; die ſollte einſt demjenigen zu Theil werden, der ſich beym Abenteuer am männlichſten halten werde. Das Aas wollten ſie liegen laſſen. „So mögen ihn die Schafe freſſen, wie er zuvor die Schafe gefreſſen,“ ſagte einer, ich weiß nicht mehr, was für einer.

Wie die ſieben Schwaben in den Stauden ſtecken bleiben.

Als die ſieben Schwaben tiefer in die Stauden kamen, blieben ſie darin ſtecken. Der Wald wurde nämlich immer dichter und dichter; und einſtmals, als der Allgäuer vor einem Baum ſtand, ſagte er: „Bygoſt! durch muß ich:“ und druckte und beugte den Spieß ſo gewaltig ſeitwärts, daß der Knöpfleſchwab zwiſchen einem Baum und dem Spieß eingeklemmt wurde, und ſie Alle weder vor- noch rückwärts konnten. Und iſt alſo wahr geworden, was die Zigeunerin prophezeiht hatte: „Der Wagen wird nicht wohl geführt, wenn ungleich Ochſen angeſchirrt.“ Die Geſellen wollten zwar ihren Kumpan wieder losmachen: da ſie aber aus allzugroßem Eifer an dem Leichnam zogen, der eine nach oben, der andere nach unten, und links und rechts zu gleicher Zeit, ſo ging eben das Ding nicht vorwärts und ſie hatten ihn faſt geviertheilt. Endlich beſann ſich der Allgäuer und rief: „Bygoſt! ich müßte des Teufels ſeyn, wenn mir Gott nicht hülfe!“ Und er ſagte: „Bot Blitz!“ und packte den Baum, der den armen Schächer einzwängte, und riß ihn mit Einem Riß, daß es krachte, wurzelaus, ſo daß der Knöpfleſchwab, halb entſeelt, losſchnellte, und hinpflumpfte, als wär er in den Boden eingerammelt. Da bekamen die Geſellen erſt rechten Reſpekt vor dem Allgäuer, den ſie ſonſt für tappet und talket halten mochten. Und der günſtige Leſer, welcher das Stücklein nicht glauben will, kann ſelbſt nachſehen auf dem Platz, wo der Baum noch liegt bis auf den heutigen Tag.

Wie die ſieben Schwaben einem Mägdlein begegnen, und wie der Blitzſchwab von ihr auf die Kirbe geladen wird.

In der Gegend von Schwabeck begegnete den ſieben Schwaben auf dem Feld eine ſchöne Bauerntochter, die ihnen Allen ſogleich ins Aug ſtach, dem Blitzſchwaben aber am meiſten. Das Töchterle ſagte züchtiglich und andächtiglich: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ und ſie antworteten alleſammt: „In Ewigkeit, Amen.“ Wie man denn zur ſelbigen Zeit in ganz Schwabenland nichts als gute Chriſtenmenſchen antraf, und noch keine Freimaurer, wovon nun alle Stauden voll ſtecken, wie in der ganzen übrigen Welt. „Potz Blitz! ſagte der Blitzſchwab; das Mädle muß ich ſtellen und anreden.“ Und er ging auf ſie zu und fragte ſie: wie ſie heiße? Sie antwortete: „Käther, und ſie ſei aus der Grafſchaft Schwabeck.“ Und dabei lugte ſie ihm freundlich ins Geſicht; denn der Blitzſchwab war kein unübler Kerl. Der fragte: „ob ſie ihn nicht heuren möchte?“ Das Mädle lachte und ſagte: „Ja, wenn einmal die Mannsleute ſo ſäßig wären, wie die Pfeffernüſſe.“ Jener ſagte: „Sie ſollte ihm nur gleich ein Schmätzle geben ſtatt dem Drangeld.“ Die Jungfer aber ſagte: „Eine Ohrfeige ſei ihr feil, aber kein Kuß.“ Mein Schwab merkte wohl, daß das nicht ihr Ernſt ſei, und er nahm ſie bei der Hand, was Jene zuließ, und er fragte: „ob er denn gar keine Hoffnung habe, wenn er wieder käme?“ und er ſchmeichelte ihr und ſtreichelte ſie, und nannte ſie Schatzhauſer, und Herzkäferle, und Skapulierlämmle, und ſchwätzte allerhand närriſches Zeug, wie denn verliebte Leute zu thun pflegen. Das Mädle hatte aber endlich genug, und ſie ſagte: „Er ſoll ihr auf die Kirbe kommen,“ und ging fort, lugte aber nochmal um und ſagte: „Nichts für ungut.“ Und ſo wurde denn der Blitzſchwab brav heimgeſchickt, und es war zwar grob, was ſie geſagt, aber gut. Und die Geſellen ſtimm-



ten darin alle überein, daß ſie eine wunderſchöne Tochter ſei, wie es denn die ſchwäbiſchen Mädle alle ſind, ausgenommen die wüſten. Der Allgäuer ſelbſt ſagte: „Bygoſt! wenn das Föhle aus dem Allgäu wäre, ich wüßt nicht, was ich thät.“ Dem Blitzſchwaben aber wollte ſeit der Zeit die Käther aus der Grafſchaft Schwabeck nicht mehr aus dem Kopf, und er nahm ſich feſtiglich vor, er wolle ihr auf die Kirbe kommen.

Wart e biſſele.
Beit e biſſele.
Sitz e biſſele nieder.
Und wenn du e biſſele gſeſſen biſt,
So komm und ſags dann wieder.

Wie die ſieben Schwaben einem Baiern begegnen, und wie ſie ihn heimſchicken.

Außerhalb Mindelheim — das Neſt ließen ſie abſeiten liegen, fürchtend, die Mindelheimer möchten Furcht vor ihnen bekommen, wie vor dem feindlichen Reiter, der ganz allein ihre Stadt eingenommen — bei Aurbach begegnete ihnen ein Baier, dem ſies ſogleich an ſeinem Häs anſahen, was er für ein Landsmann ſei. Er war ein Bräu aus München, und hatte Säu ins Reich getrieben und dafür Hopfen eingehandelt in Memmingen. Der blieb am Weg ſtehen und ließ die Spießmänner an ſich vorbeigehen, und hatte Luſt, ſie auszulachen. Der Blitzſchwab fragte ihn: „Was er ſo luge? ob er nie einen Schwaben geſehen habe?“ „O ja, ſagte der Baier, bei mir daheim in der Kuchel gibts zu Tauſende.“ „Potz Blitz, Malefiz!“ ſagte der Blitzſchwab und ging auf den Baiern zu, der ein Hebenkerl war und dem der Blitzſchwab kümmerlich bis an den Nabel reichte. Und eh ſichs der Baier verſah, ſprang der Schwab an ihm in die Höh und gab ihm eine ſolche meiſterliche Ohrfeige, daß ihm das Feuer aus den Augen ſchoß und die Ohren vom Schlag ſausten. Der Baier aber, nicht faul, langte mit dem Arm weitmächtig aus, um dem Schwäblein auch eine zu verſetzen; und es wär auch eine Watſche geweſen, an die er ſein Lebtag gedacht hätte. Aber weil der Schwab eben ſo geſchwind wieder auf dem Boden war, wie in der Luft, ſo ſchlug Jener in den Wind hinein, ſo daß er ſich umdrehte, wie ein Triller, und ſtolperte und fiel. Jetzt gings über ihn her: der Blitzſchwab packte ihn an der Gurgel; die Andern hielten ihn an Händen und Füßen und trommelten auf ihn los. Er wäre aber doch ihrer Herr geworden und hätte ſie ſämmtlich in die Höhe geſchupft, wie Pfülben, wenn nicht endlich auch der Allgäuer wie ein Maltersack auf ihn gefallen wäre, der ihn deckte. Er werde ihm das Licht ausblaſen, wenn er ihnen den Schimpf nicht abbitten thät. Der Baier mußte es denn wohl thun, und ſo ließen ſie ihn gehen. Als er aber nach München zurück gekommen, ließ er an ſein Haus, auf dem Anger, die ſieben Schwaben malen zum ewigen Gedächtniß, allwo ſie noch heutiges Tags zu ſehen ſind.

Das Kapitel vom Waldbruder.

Wie ſie denn weiter gezogen in die Kreuz und Quer, ſo kamen ſie von ungefähr zur Klauſe eines Waldbruders. Der ſaß ſo eben vor ſeiner Zelle, in einem Buche leſend. Sie riefen ihn an und baten ihn, mit herabgezogenem Käpple, wies Chriſtenmenſchen geziemt, er möchte ihnen den rechten Weg weiſen. Das Buch aber, worin der Klausner las, war ein Traktätlein contra facetias, das heißt zu Deutſch: gegen die Fachſen. Und ſo wird ſich denn der chriſtliche Leſer nicht wundern über die Rede, womit der fromme Mann die guten Sieben anließ: denn vor ihm ſtand nun ja, wie ihm dauchte, das lebendige Konterfei von Fachſenmachern. „Den Weg ſoll ich Euch weiſen, Ihr Landfahrer? (hub er an) Wartet! die Schellen will ich Euch ſtimmen, Ihr Schalksnarren! die Federn will ich Euch beſchneiden, ihr Fatzvögel! den Grind will ich Euch einäſchern, Ihr Faſnachtsbutzen!“ — Der Seehaas unterbrach ſeine Rede, ſprechend: „Wie daß in dem großen Wald am Bodenſee ein fürchterliches Ungeheuer hauſe...“ Der Klausner ließ ihn aber nicht ausreden, ſondern rief: „Herrgott im Himmel! was für Höll-Lumpen haſt du auf Erden! Da ziehen ſieben Kalfakter mit Einmal herum im Reich, zu Schand und Spott des Schwabenlandes und der Chriſtenheit! Gibts denn nichts Nützliches mehr zu thun in der Welt für ſolche Schlingel, die Ihr ſeyd?

Gibts keine Haſen mehr zu binden, keine Pfannen zu flicken, keine Scheeren zu ſchleifen? Schert Euch fort, Ihr Scheurenpurzler! In den Stock mit Euch, in die Geige, an den Galgenbaum, Ihr Vaganten, Ihr Lyranten, Ihr Komödianten!'' ,,Potz Blitz!'' ſagte der Allgäuer, und ,,Bygoſt!'' der Blitzſchwab, vor lauter Staunen und Starren. Jener aber machte Rechtsum mit dem Wiesbaum und zog die Sechſe nach; und der Blitzſchwab ſtimmte ſeine Fiedel, und fing an ein Liedlein zu ſingen, ſo daß von dem weitern Schelten des Waldbruders nichts mehr zu vernehmen war.

Nutzanwendung des Autoris.

Vielleicht, günſtiger Leſer, wird es meinem Büchlein von den Abenteuern der ſieben Schwaben auch alſo ergehen, wie es den ſieben Schwaben ſelbſt ergangen; und daß irgend ein Sitten- und Splitterrichter es anſchnurren möchte und verdammen als ein eitles Gedicht voller nichtsnutziger, ja ehrenrühriger Fachſen... Günſtiger Leſer! ſag ihm dann: es gebe in der weiten Gotteswelt nicht nur fleißige Immen und geſchäftige Ameiſen, ſondern auch Maivögelein, luſtige; und man wiſſe nicht, ob und wozu die letztern nicht auch nutz ſeien. Mein Büchlein aber — ſag ihm das — wolle Niemanden ärgern, ſondern vielmehr Jedermann ergötzen; und wem es nicht gefallen wolle, der könne es ja abweiſen von ſeiner Thür. Die Schwalbe ziehe auch luſtig durch die Welt, und heime ſich ein, wo man ſie eben dulde, und bringe kein Unglück den Leuten ins Haus. Sie irre nicht einmal die Meiſe, die geſchäftig das Rädlein treibt am Käfig, achte aber auch nicht der Nachteule, die in dem finſtern Loche ſitzt mit ihren glotzenden Augen.

Welches Lied der Blitzſchwab geſungen:

„Guten Morgen, Spielmann,
Wo bleibſt du ſo lang?“
Da drunten, da droben,
Da tanzen die Schwaben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da kommen die Weiber
Mit Sichel und Scheiben,
Und wollen den Schwaben
Das Tanzen vertreiben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben
Und fallen in Graben,
Da ſprechen di. Schwaben:
Liegt ein Spielmann begraben,
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben,
Die Weiber nachtraben,
Bis über die Grenze,
Mit Sichel und Senſe:
„Guten Morgen Spielleut
Nun ſchneidet das Korn.“

Wie der Blitzſchwab Händel bekommt mit dem Spiegelſchwaben und wie ſie wieder gut Freund geworden.

Es war ſchon Nacht, als die ſieben Schwaben ins Freie und auf die Landſtraße kamen. Und der Mond ging ſo eben auf. Da ſagte der Spiegelſchwab: „Jetzt haben wirs gewonnen, Memmingen iſt nicht mehr weit.“ Der Blitzſchwab fragte ihn: „wie er das wiſſen könne?“ — „Werd ja doch den Memminger Mann (Mond) kennen?“ — „Potz Blitz, wie blitzdumm!“ ſagte der Blitzſchwab. Dieß kaum geſagt, hatte er ſchon ſeine Dachtel vom Spiegelſchwaben, der Alles leiden mochte, nur nicht daß man ihn für dumm halten ſollte. „Daß Dir der Blitz ins Maul platz, ſchrie der Blitzſchwab, du Lalle, du Ginkel, du Takel, du Kog!“ und ſo gings eine ganze Litanei durch. Der Spiegelſchwab wurde auch immer wilder, und ſo kamen ſie denn einander in die Haare und rauften ſich ab wie zwei Metzgerhunde. Da bat der Seehaas den Allgäuer, er ſollte Frieden machen. Der ließ ſich nicht lang bitten, ſondern packte ſogleich den Blitzſchwaben am Hoſenbändel und hielt ihn in der Luft wie einen Froſch, und er mochte zappeln wie er wollte. Inzwiſchen ließ der Spiegelſchwab nicht nach, dem Blitzſchwaben aufs Brät zu klopfen; und daher packte denn der Allgäuer ihn auch mit der Linken, und hielt ihn am Leible, unter der Gurgel, ſo keif und feſt, daß er bockſtarr da ſtand und nicht mukſen konnte. „Bygoſt! ſagte er, ich will Euch Hores Mores lernen, Ihr donnerſchlächtige Strohlkerle.“ Und er ſchüttelte den Einen und droſſelte den Andern immer ärger und ärger, bis ſie endlich einander das Wort gegeben, daß ſie wieder gut Freund ſein wollten. Und das ſind ſie denn auch geblieben von der Zeit an bis in ihren Tod.

Was für eine Gefahr dem Spiegelſchwaben gedroht, und wie er ſich daraus errettet.

„Durch Memmingen gehen wir nicht, obwohl drin gute digene Würſte zu haben ſind,“ ſagte der Spiegelſchwab. Und als man ihn fragte: warum? ſo ſagte er: „darum: und er müſſe ſich doch wohl am beſten auswiſſen.“ „Seis, ſagte der Neſtelſchwab, wir konnen ja um die Mauern herum und dann zum andern Thor hinaus.“ Die ſieben Schwaben gingen alſo um die Mauer herum durch die Hopfengärten. Aber da hat ſichs denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Menſch ſeinem Schickſal nicht entgehen konne. Denn ehe ſichs der Spiegelſchwab verſehen, ſprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und ſchrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: „Biſt Du endlich wiederum da, Du Schlingel? Wo biſt Du ſo lange Zeit herum kalfaktert, Du Galgenſtrick?“ Der Spiegelſchwab erkannte in ihr ſogleich ſeine liebe Ehhälfte, und er rief: „Helft mir, alle Heiligen! der Teufel iſt los!“ und huſchte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangſt fiel ihm eine Liſt ein. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte, als das Bärenfell: das that ihm nun guten Dienſt. Er warfs in Eile über den Kopf, ſchloff in die Bratzen und kreiſte nun auf allen Vieren wie ein leibhafter Bär. Wie nun das Weib näher kam, richtete er ſich auf und trappelte brummend auf ſie zu. Die ſah nicht ſobald den Bären als ſie laut aufſchrie und über Hals und Kopf davon rannte. Der Bär aber holte ſie ein und drückte und herzte ſie, daß ihr faſt die Sinne vergingen. Dann ließ er ſie los und ging den Geſellen nach. Seit der Zeit, als dieſer Schwank kund geworden unter den Memminger Frauen, werden die böſen Männer von ihnen Brummbären genannt.

Wie ſie gegen Wiſſen und Willen in die Stadt Memmingen kommen und dorten Bierbeſchau halten.

Die ſechs andern Schwaben aber waren weiter gegangen, und ſtanden jetzt vor einem Thor, welches man ihnen, auf ihr Befragen, wie es heiße, Leutkircher=Thor nannte. „Da müſſen wir alſo hinaus,“ ſagte der Nieſtelſchwab, oder ein anderer, gleichviel welcher. Sie gingen alſo durch das Thor und kamen in die Stadt, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Wie aber kein Unglück ohne Glück iſt, ſo hat ſichs auch hier begeben. Denn das erſte Haus, das ihnen auffiel, war ein Wirthshaus, vo dem ein Maienbaum ſtand, und ober der Thür war zu leſen: „Hier ſchenkt man Märzenbier aus.“ Als das unſere Schwaben ſahen, dachten ſie, umſonſt ſei das Märzenbier mitzunehmen. Der Wirth, der ſie kommen ſah mit dem großen Spieß, kam ihnen erſchrocken entgegen und fragte: was ſie ſchafften. „Si möchten ein wenig ſein Bier koſten,“ ſagte der Allgäuer, un er ging mit den Geſellen in die Zechſtube. Der Wirth, vermeinend, ſie ſeien abgeſandt von der ſchwäbiſchen Kreisregierung, um in Schwabenland das Bier zu beſchauen, und zu ſchätzen, ob es pfennigvergeltig ſei — was wohl noth thäte auch zu unſern Zeiten — der holte das beſte, das er im Keller hatte, un es war noch nicht gut. Doch tranken die Geſellen eine Bütſch um die andere aus; und wie ſies bis auf einen halben Eime gebracht hatten, ſagte der Wirth: „er ſehe mit Freuden, da es ihnen wohlſchmecke.“ Der Blitzſchwab meinte, es könnt beſſer ſein und es ſei zu wenig Malz und Hopfen drin. „Mi Verlaub, ſagt der Wirth, der ein Schalk war: Hopfen un Malz iſt nicht zu wenig drin, aber zu viel Waſſer.“ Drob lachten die Geſellen: und dem Blitzſchwab fiel der Spruch ein un er ſagte ihn:

Zu Langenſalz

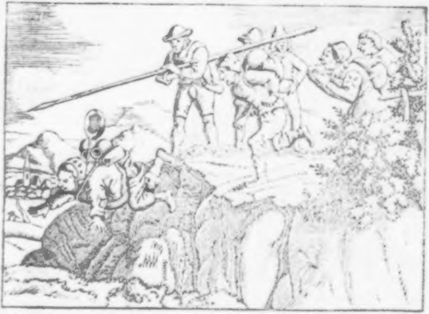
könnte eben ſo gut Memmingen heißen, ſagte er —

Zu Langenſalz
Braut man drei Bier aus einem Malz,
Das erſte heißet man den Kern,
Das trinken die Bürgermeiſter gern;
Das andere heißt das Mittelbier,
Das ſetzt man gemeinen Leuten für:
Das dritte heißt Covent,
Trink dich potz ſchlapperment.

Drauf ſpielte er ein Paar luſtige Stücklein auf, dem Wirth zu Ehren. — Nachdem nun die Geſellen vollauf getrunken, ſo ſtanden ſie auf und gingen davon, als wären ſie Niemandem etwas ſchuldig. Der Wirth ließ ſie gehen in der obgedachten Meinung; und er ſagte, daß es ihm eine große Ehre geweſen, und ſie ſollten nur das Beſte reden von ſeinem Bier. Das thaten ſie denn auch, und ſie konnten ſich nicht genug verwundern, daß man in Memmingen das Märzenbier ausſchenke. Und ſo ward denn der Wirth gefoppt von ſeinen Landsleuten, ohne deren Wiſſen und Willen. Man ſagt aber, daß ihm der freie Trunk wohl bezahlt worden ſei von andern Landsleuten; wie man denn den Wirthen gern viel Böſes nachſagt.

Wie unſere Schwaben durch das blaue Meer ſchwimmen, ohne zu erſaufen.

Obwohl ſonſt ein wackerer Schwab, wenn es ſein muß, ſeine fünf Mäßle Bier trinken mag auf Einem Sitz, und er findet doch noch ſeine Wege und Stege: ſo haben doch unſere Schwaben zu tief in den Krug geguckt, und iſt ihnen nicht recht juſt geweſen im Kopf, wie ſich aus Folgendem zu ergeben ſcheint, was eine wahrhaftige Geſchichte iſt. Denn ſie waren kaum außer dem Thor, ſo verirrten ſie ſich in den Hopfengärten und verloren die Landſtraße, und der Spiegelſchwab ſuchte ſie vergebens einzuholen auf dem Weg nach Leutkirch. Wie ſie aufs freie Feld kamen, ſagte der Allgäuer: „Bygoſt! es iſt Ein Ding: haben wir keinen Weg, ſo machen wir uns einen; die Iller werden wir doch finden, und dann kann die Brücke auch nicht weit davon ſein.“ Und ſo ging es denn fort über das Brachfeld hopp, hopp! und der Allgäuer blies, der Blitzſchwab ſang: Ich laß ein klein Waldvögelein ꝛc., der Knöpfleſchwab keuchte und ſtolperte und fiel ein um das andere Mal, und mußte gleichwohl wieder aufſtehen. Inzwiſchen fing es an dunkel zu werden, und ſie irrten umher, obwohl der Allgäuer von fern noch den Gründten ſehen mochte. Da ſtanden ſie auf einmal an einem Abhang, und unten, ſo däuchts ihnen, lag ein See, der Wellen ſchlug. Es war aber ein Feld voll Flachſes, der in der Blüthe war, und da der Wind heftig blies, ſo wallte und wogte es wohl; aber es war kein Waſſer. „Potz Blitz! rief der Blitzſchwab, was iſt da zu machen? Durch müſſen wir, ſonſt kommen wir nicht an Ort und Stelle. Allgäuer, mach den großen Chriſtoph und trag uns hinüber.“ „Bygoſt! ſagte der Allgäuer, ins Waſſer mag ich wohl gehen, aber weiter nicht als bis an den Hals.“ Der Neſtelſchwab lamentirte, er könne nur mit Einer Hand rudern, indem er mit der andern die Hoſen zu halten habe; und der Knöpfleſchwab ſtand betrübt da und lugte ins Waſſer hinab, um zu ſchauen, ob keine Wallfiſche drin ſeien. Das ſah der Blitzſchwab, und er ging ganz ſtat hinterrucks auf ihn zu und ſagte: „Friſch gewagt iſt halb geſchwommen,“ und gab ihm einen Stoß, daß er, plumpf! drunten lag. „Der ſinkt nicht, ſagte der Gelbfüßler, es muß doch nicht tief ſein, da kann mans wagen,“ und hupfte



flink und friſch hinunter, wie ein Laubfroſch. Dem folgte der Blitzſchwab, nachdem er ſich vorher in die Hände geſpieen und einen tüchtigen Anlauf genommen hatte. „Bygoſt! ſagte der Allgäuer, der Letzte will ich auch nicht ſein,“ und warf den Spieß voraus und hupfte nach. Der Neſtelſchwab aber hatte ſich an deſſen Hoſenbändel gehängt und fiel darum unten gemachlicher auf als die Uebrigen; und war dieß das einzige Mal, daß er geſcheidt gethan. Da lagen ſie nun Alle, anfangs unbeweglich wie Holzblöcke, dann rührten und ſtreckten ſie ihre Glieder wie halb zerſtampfte Würmer, dann krochen ſie allmählig heraus wie Schnecken aus ihrem Häusle, endlich ſtanden ſie wiederum da wie andere Menſchen, und ſagten kein Wörtle, ſondern griffen bloß nach ihren Rippen, ob ſie noch ganz ſeien. Und nachdem ſie den Spieß aufgefiſcht hatten, zogen ſie querfeldein weiter.

Wie der Allgäuer die Landſtraße findet, aber bald erſoffen wäre.

Es war ſchon finſtere Nacht, und ſie hatten die Landſtraße immer noch nicht gefunden. Endlich rief der Allgäuer: ,,Bygoſt! nun haben wir die Straße und ſind auf dem rechten Weg.'' Sie ſtanden aber an der Iller, und der Allgäuer hatte den hellen Waſſerſtreif für die Landſtraße angeſehen. Und er ſchritt friſch vorwärts und die Andern blindlings nach. Pflumpf! lag er im Waſſer. ,,Bygoſt! ich erſauf!'' Mehr konnte er nicht ſagen, denn er war ſchon über den Hals darin. Die Andern ſprangen alle weidlich davon; nur der Knöpfleſchwab blieb und half. Denn, um nicht immer zu ſtolpern und zu fallen, hatte er ſich mit einem Bändel an den Wiesbaum angeſchirrt und konnte darum nicht loskommen, und blieb, ſo dick und breit er war, auf demſelben Flecken. So mochte denn der Allgäuer ſich wieder gemächlich heraus arbeiten. Ohne den Knöpfleſchwab wäre er ſicherlich hin geweſen ſammt dem Spieß. Und war dieß das einzige Heldenſtück, das der Knöpfleſchwab gethan auf der ganzen Fahrt; was aber drum um ſo weniger verſchwiegen werden durfte, um den Schwaben aus jeglichem Gau Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. — Auf das mörderiſche Geſchrei, das die Geſellen erhoben, kam auch der Spiegelſchwab herbei, der an der Brücke auf ſie gewartet hatte; und da er alle Wege und Stege in der Gegend wußte, ſo führte er ſie auf die rechte Straße; und im nächſten Haus, wo unſer Herrgott den Arm herausſtreckte, kehrten ſie ein und hielten ihr Nachtquartier.

Einige Stückle vom Neſtelſchwaben, woraus hervor zu gehen ſcheint, daß er kein Schwab geweſen.

Es geht die Sage, daß einmal ein Schwab gebeichtet habe: und nachdem er einige Sünden bekannt, habe er plötzlich inne gehalten. Auf die Frage des Beichtvaters, ob ihm noch etwas auf dem Herzen liege, habe der Schwab geſagt: „Ja, Eins drücke ihn noch, aber er ſchäme ſich es zu ſagen.“ Der Beichtvater: „Er ſolle nur frei von der Bruſt weg reden.“ Hierauf der Schwab: „Ich bekenne, daß ich — ein Schwab bin.“ Darob habe ihn der Beichtvater getröſtet und geſagt: „Nun, eine Sünde iſts eben nicht, aber ſchön iſt es freilich auch nicht.“ — Iſts nicht ein anderer Schwab geweſen, der alſo gebeichtet, ſo iſts ſicherlich der Neſtelſchwab geweſen. Denn der war wirklich ſünddumm, wie ein Schaf: aber auch zu ſeinen Ehren ſeis geſagt — eben ſo geduldig und von gutmüthiger Art. Darum hatten auch die Andern ihre Fuhr mit ihm, und er mochte es auch wohl leiden. — Einſtmals ſollte er mit dem Gelbfüßler wettlaufen. Das konnte er nicht. Da ſagte er: „Ich glaub es wohl, daß ich Dir nicht nachkomme; Du haſt Stiefele an, mit denen langt man weiter als mit den Schuhen.“ — Ein andermal fragte ihn der Spiegelſchwab: „Wenn er den Hut gäbiſch aufſetze, was dann das Vordertheil und was das Hintertheil wäre?“ Das konnte er nicht herausbringen, obwohl er den Hut hin und her rückte auf dem Kopf, und ihn von vorn und hinten beſah. — Wieder ein andermal fragten ſie ihn, wie ſein Name ſei. Er antwortete: „Meine Mutter hat geſagt, ich heiße wie mein Vater.“ — „Wie aber denn ſein Vater geheißen?“ Antwort: „Wie ich, hat meine Mutter geſagt.“ Man fragte weiter: „Wie ſie mit einander geheißen?“ Da bedachte er ſich und ſagte endlich: „Einer wie der Andere.“ — Die Zigeunerin mochte ihn wohl gekannt haben, als ſie ſagte: „Den Eſel kennt man an den Ohren;“ und ſie hat gewußt, daß Ratzen auf ſeinen Hirnkaſten gekommen. Aber was er für ein Landsmann geweſen, das hat ſie doch nicht errathen, ſonſt hätte ſies gewiß geſagt, und wir wüßten nun auch, was wir nicht wiſſen.

Wie die ſieben Schwaben aufgefangen und eingeſetzt werden.

Des andern Morgens zogen die ſieben Schwaben in guter Laune weiter, und unterhielten ſich mit den Abenteuern von nächten, und lachten ſich einander wacker aus. Als ſie vor Kronburg vorbei kamen, guckte eben der Junker von und auf Kronburg aus dem Fenſter und ſah die Geſpanen vorbeiziehen. Da rief er ſeinem Schergen und ſagte: „Lug einmal, was das für Leute ſind; es mögen wohl Landfahrer ſein oder ſonſt ſo eine Bagaſche.“ Der Scherg nahm ſieben Bullenbeißer mit und ſtieg den Berg hinab den Schwaben entgegen. „Sie ſollten ihm folgen ohne Umſchweif,“ ſagte er, und die Hunde bleckten die Zähne. Man muß wohl der Obrigkeit Gehorſam leiſten, dachten die ſieben Schwaben, und folgten ihm ohne Umſchweif. Der Knöpfleſchwab allein war ſaumſelig, und er mußte ein paarmal zur Pflicht gehetzt werden. Wie ſie vor dem Junker erſchienen, fragte der ſie: woher? und wohin? und wie? und warum? Und der Seehaas erzählte getreulich: „Wie daß in der Gegend am Bodenſee ein ſchreckliches Thier hauſe, und da hätten ſie ſich denn als brave Landsleute und biedere Männer zuſammengethan aus allen ſchwäbiſchen Gauen, um das Land vom Ungeheuer zu befreien.“ Das glaubte aber der Junker nicht, ſondern blieb bei ſeiner Meinung, ſie ſeien Strolchen und Diebsgeſindel, und ließ ſie in die Keuche ſtecken.

So geht es in Schnitzlebutz Häusle,
Da ſingen und tanzen die Mäusle,
Und bellen die Schnecken im Häusle —

hat der Blitzſchwab in der Keuche geſungen, aber ganz ſtill wie ein Mäusle.

Wie die ſieben Schwaben ſich aus der Gefangenſchaft befreien.

Es ſagt aber die Geſchichte, daß der Junker von Kronburg Tags zuvor, als ihn eben das Zipperlein plagte, den patriotiſchen Entſchluß gefaßt, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit im ſchwäbiſchen Kreis und zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter dem gemeinen Volk, ein Zuchthaus zu ſtiften und in ſeinem Schloß anzulegen; woher es denn kam, daß er, den Kopf noch voll von dieſem Plan, die ſieben ehrlichen Schwaben als Spitzbuben anſah und einſtecken ließ. Denn ſonſt war er ein gar niederträchtiger, frommer und milder Herr, der ſogar ſeinen eigenen Bauern nicht mehr Wolle abſchor, als er eben nöthig hatte, um ſich ſelbſt warm zu kleiden. Und ſo befahl er denn, daß man den Gefangenen Nahrung reichen ſollte, ſo weit ſie deß bedürften. Der Spiegelſchwab, der ihn wohl kannte und wußte, daß Schmalhans in deſſen Küche und Keller hauſte, legte ſeinen Plan drauf an, welchen er den Geſpanen mittheilte. Wie alſo der Scherg Mittags eine große Pfanne voll Milchſpätzle brachte, ſagte der Blitzſchwab zum Knöpfleſchwaben: „Die gehört wohl für Dich.“ Der Scherg meinte, das ſei für Alle genug. Der Knöpfleſchwab aber ſagte: „Er wolle lugen, obs für ihn lange.“ Und er aß die Pfanne allein aus, ſo daß er kein gottiges Spätzle leibte und die Schubet noch zuſammen ſchärrte, als hätts ein Hund ausgeſchleckt. Das hinterbrachte der Scherg ſeinem Herrn und ſagte: „Man müßte nur gleich eine Bränte voll Spätzle auf einmal kochen, und er wette, es ſei noch nicht genug.“ Da ging der Junker von und auf Kronburg in ſich und meinte, er ſei dem ſchwäbiſchen Kreis und der Menſchheit kein ſo großes Opfer ſchuldig, daß er ſich aushungern laſſen ſollte in ſeinem Schloß um einiger weniger Strolchen willen. Und er befahl, die Sieben ſollten ſogleich in Freiheit geſetzt werden. Der Amtsherr aber gab ihnen wohlweislich noch einen Steckbrief mit, um andere Leute vor ihnen pflichtſchuldigſt zu warnen.

Wie die ſieben Schwaben einer Heerde Vieh begegnen, und wie der Allgäuer ein Stiergefecht hält.

Bei Leutkirch (iſt ein Neſt, halb ſtädtiſch, halb bäuriſch) mußten die ſieben Schwaben mitten durch eine Heerde Ochſen und Küh und Kälber und Roß und Huiſchele und Schaf und Böck, war Alles durch einander, ſchier wie die ſchwäbiſchen Herrſchaften. Da, beim Vieh, war der Allgäuer ſo recht zu Haus, und er zog die Geſpanen, ſie mochten nun wollen oder nicht, mitten durch, und wiſt und hott, und hinter ſich und für ſich. Dieß mochte den Gemeind-Hag verdrießen, und er ging brummend und ſchwänzelnd auf die ſieben Schwaben los. Die nahmen ſogleich Reißaus und liefen was ſie laufen konnten nach dem nahen Zaun, wo ſie ſich hinauf ſchwenkten und ſich feſthielten an den Stauden, ſo daß es ausſah als niſteten Wiedhöpfe drauf. Nur der Allgäuer räumte das Feld nicht: und wie er denn als ein ganzer Kerl beim Zeug war, wenn ers mit Ochſen zu thun hatte, ſo ließ er den Mollen ganz geruhig auf ſich zukommen, und mir nichts dir nichts hatte er ihn bald beim Kragen, bald beim Schwanz, und zog und wurde gezogen, je nachdem er oder der Stier Herr und Meiſter war.

Dieß Spektakel dauerte eine ziemliche Weile, und die Wiedhöpfe auf dem Zaun lugten der Unfuhr zu und hatten ihre Gaudi an dem Muth und der Geſchicklichkeit des Allgäuers. Das Gefecht kam aber näher gegen den Zaun hin, und der Ochs erſah ſich ſeines Vortheils, ſo daß der Allgäuer Zeit hatte ſich zu ducken und durch den Zaun zu ſchliefen, ſonſt wäre er geſpießt worden. Der Stier aber, voller Zorn, rannte hier und dort gegen den Zaun an, und hier und dort, wo er anrannte, fiel ein Schwab um den andern herunter. Die ſchrien Eines Schreiens um Schutz und Hilfe; und der Allgäuer, der ſich ihrer erbarmen wollte, hupfte über einen Stiegel und ging wieder auf den Brummer los und ſchimpfelte mit ihm ſo lang, bis die Geſpanen ſich hinter den Zaun gerettet hatten und nun ausſahen wie Haaſen, die über ihren Jungen hocken. Dann nahm auch der Allgäuer wieder Reißaus; und der Hag und er ſahen ſich noch lang über den Zaun an, bis jener endlich den Geſcheidtern machte und davon ging. Dann holte der Allgäuer den Spieß und die ſieben Schwaben zogen wieder fürbaß. Der Seehaas aber dachte in ſeinem Herzen: Wenns der allein mit einem Ochſen aufnimmt, ſo kanns uns gar nicht fehlen, da wir unſerer Sieben ſind.

Noch ein paar Stückle vom Neſtelſchwaben.

Da den ſieben Schwaben eben jetzt nichts begegnet, indem ſie Mittagzeit halten, ſo habe ich Zeit noch ein paar Stückle vom Neſtelſchwaben zu erzählen. Eines Tags kamen ſie vor einem Weiher vorbei, drin abgeſtandene Fiſche lagen. Da ſagte er: ,,Es ſei doch ſchade, daß man die ſchönen Fiſche habe erſaufen laſſen.'' — Wie ſie einmal durch ein Dorf gingen, ſchlug es gerade drei. Da zählte er die Schläge, ſagend: ,,Eins, eins, eins.'' Als die Uhr ausgeſchlagen, fragten ſie ihn: „Wie viel es ſei?“ worauf er antwortete: „Er wiſſe es nicht, denn er habe es nicht zuſammengerechnet.“ — Einſtmals fragte ihn der Blitzſchwab, ob er auch ſchwören könne? und er ſolle mal einen recht hölliſchen Fluch thun. Da nahm er die Kappe ab und ſagte: „Mit Verlaub, daß dich das Mäusle beiß!“ Und war dieß ſein größter Fluch, den er wußte. Der Blitzſchwab hätte ihn ſchon kräftigere Stoßſeufzer dieſer Art lehren können, denn der konnte fluchen was der Brief vermag; und es wären Beiſpiele genug anzuführen, wenn nicht zu befürchten wäre, ein chriſtliches Ohr zu ärgern. — Noch ein Stückle: Eines Tages gingen ſie vor einem großen herrſchaftlichen Weiher vorbei, und ein Schiff war vom Winde losgeriſſen und zwei kleinere neben dem größern ſchaukelten hin und her auf dem Waſſer. Da ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Kurios, daß doch Alles was klein iſt gern ſchimpfelt und ſpielt“; vermeinte, daß die kleinen Schiffe neugeboren und das große ihre Mutter wäre. — Dieſe und andere Stückle erzählt man von ihm; ich kann aber nicht gut ſtehen daß ſie wahr ſeien; denn es iſt böſer Leute Gewohnheit, daß ſie einem, der einmal ein Kläpperle hat, zehn und hundert anhängen.

Von einem fahrenden Schüler, und was er von Schwabenſtreichen erfahren.

In der Herberg, wo die ſieben Schwaben dießmal übernachteten, trafen ſie einen fahrenden Schüler an, und als ſie ihn fragten, was er für ein Landsmann ſei und was er auf Reiſen thue, antwortete er: „Er heiße Adolphus und ſei ein geborner Schwab; er habe aber viele Jahre im Norden ſtudirt und ziehe nun im Süden umher, um Geſchichten von den bekannten Schwabenſtreichen zu ſammeln, welche er dann im Druck ausgehen laſſen wolle.“ Der Seehaas ſagte: „Er ſolle nur mit ihnen gehen, da könne er mehr als genug erfahren.“ Der Spiegelſchwab aber raunte dem Allgäuer ins Ohr, er ſolle ihn nur gleich die Streiche fühlen laſſen; der aber meinte, man müſſe die Gelegenheit nicht vom Zaun brechen, ſie werde ſich ſchon finden. Und ſie fand ſich bald. Nachdem ſie nämlich zu Nacht gegeſſen, legten ſie ſich auf die Streu, und der Allgäuer kam neben den Studenten Adolphus zu liegen. Der ſagte zu ihm, ehe ſie einſchliefen: „Er ſolle nicht erſchrecken, wenn er des Nachts umher ſchlage mit der Fauſt; es ſei bloß eine Disputation und habe nichts zu bedeuten.“ Der Allgäuer ſagte: „Disputiren ſei ja nichts Unrechtes: er thue es auch oft im Traum mit ſeinen Ochſen, wenn ſie nicht vorwärts wollten.“ In der Nacht kam wirklich dem Studenten Adolphus das Disputiren in den Kopf und in die Fauſt, und er gebärdete ſich ſo hitzig, daß er dem Allgäuer auf die Naſe ſchlug, der darob erwachte. „Bygoſt! dachte er, der hat ſchwere Träume, die muß ich ihm wohl vertreiben, wenn ich Ruhe haben ſoll.“ Und er nahm eine Geißel, die an der Wand hing, und ſchnalzte luſtig auf den Studenten Adolphus los, ſchreiend: „Hott, Bräunle! Wiſt, Bläßle! jhi, hott, wiſt!“ und hieb dabei in die Kreuz und Quer. Der Student Adolphus ſchrie Zeter Mordjo. Aber der Allgäuer that als ob er fortträume, und trieb die Ochſen noch mehr an, indem er den Geißelſtecken umkehrte und drein ſchlug was er konnte. In der Höllenangſt wußte der Student Adolphus nicht woan und woaus; da riß er ein Fenſter auf und der Allgäuer half ihm nach und gab ihm noch eine Schlappe auf den Weg mit. — Und ſo hatte denn der Student Adolphus von den Schwabenſtreichen genug erfahren am eignen Leib; weiß aber nicht, ob er ſie auch eingetragen habe in ſein Buch.

Du Stupfer, du Hauſer,
Du Rupfer, du Zauſer,
Du Lecker, du Lauſer,
Du Schlecker, du Mauſer,
So ſoll es dir gehn,
Recht iſt dir geſchehn,
So ſoll es dir gehn.

Wie der Spiegelſchwab einen Tiroler foppt und von ihm wieder gefoppt wird.

In der Herberg, wo ſie übernachtet, war auch ein Tiroler zugegen, der mit Theriak und Schneeberger handelte. Nun ſind, wie bekanntlich, die Tiroler nicht ſo dumm, als wofür ſie ſich ausgeben wollen, ſondern ſie habens fauſtdick hinter den Ohren. Und darum, wenn Andere Schimpf und Glimpf mit ihnen ſpielen und Trumpf ſagen, ſo ſagen ſie Stich. Und ſo geſchah es denn auch, als der Spiegelſchwab ihn aufziehen wollte und ihn fragte: ,,Welche Sprache die feinere ſei, die ſchwäbiſche oder die tiroler?'' Da antwortete Jener: ,,Die tiroler ſei von Loden und die ſchwäbiſche von grobem Tuch.'' — Weiter fragte ihn der Spiegelſchwab: ,,Wenn ein Schwab und ein Tiroler beiſammen ſeien, wer von ihnen wohl der Dümmſte ſein möge?'' ,,Einer um den Andern,'' ſagte der Tiroler. — Drauf fragte der Spiegelſchwab: ,,Wann denn die Tiroler anfangen thäten geſcheidt zu werden?'' Der Tiroler ſagte: ,,Die Schwaben, ſagt man, werden halter im vierzigſten Jahr geſcheidt und die Tiroler im fünfzigſten; aber, ſagt man, die Tiroler holen die Schwaben bald wieder ein.'' — Und ſo foppten ſie denn einander, und blieben demungeachtet beide gute Freunde. Woraus hervorgeht, daß die Schwaben wohl Spaß leiden mögen, wenns mit guter Meinung geſchieht. — Vor dem Abſchied ſagte noch der Spiegelſchwab zum Tiroler: „Laß Dir meinethalb noch ein Käntle Branntwein einſchenken.“ Das that der Tiroler, und er trank ihm Geſundheit zu und ſagte: „Dank für die Bezahlung!“ Und ſo mußte denn wohl der Spiegelſchwab Ehren halber bezahlen und war wiederum der Gefoppte.

Wie die ſieben Schwaben einem Juden begegnen, der ſich mit ihnen in einen Handel einläßt.

Zwiſchen Weingarten und Ravensburg begegneten die ſieben Schwaben einem Juden. Wie der Spiegelſchwab deſſen anſichtig wurde, ſagte er: „Den wollen wir ſchröpfen.“ Sie gingen daher auf ihn zu und hielten ihm den Spieß vor, und der Blitzſchwab ſchrie: „Zahle oder zahle.“ Jener ſagte: „Bin ein armer Jud; hab nix bei mir als wenig Lumpengeld; das iſt nit für ehrliche Leut.“ „Bygoſt! das ſind wir, ſagte der Allgäuer; aber beiten mußt Du uns; und mach nur nicht viel Umſtänd.“ „Na, ſagte der Jud, ich beite nicht heute, muß ſonſt borgen auf morgen und der Morgen ſchiebts auf Uebermorgen.“ Hat den Spruch, denk ich, ſicher von der alten Hex, der Zigeunerin gelernt. „Potz Blitz, ſagte der Blitzſchwab, hältſt Du uns für Lumpen, die nicht bezahlen wollen?“ Drauf der Jud: „Ehrlich wollen wir alleweil ſein; wir könnens aber nicht alleweil ſein.“ Und ſo hielt er denn allen ihren Reden Stich; und wenn ſie ihm gleich drohten, er müſſe ſonſt morixeln, ſo ſahen ſie ihm nicht darnach aus, daß ſie mit dem Spieß Ernſt machen wollten. Und er blechte nicht aus. Da nahm ihn der Spiegelſchwab auf die Seite und ſagte zu ihm: „Mauſchele, weißt was? wenn Du doch nicht anders willſt, ſo laß uns einen Handel machen; ich will Dir die Bärenhaut da geben.“ Der Jud riß die Augen angelweit auf und ſpitzte das

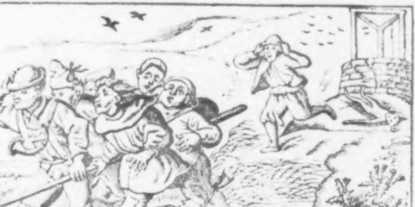
Mäule und redete gar freundlich, und ſagte: „Na, was mag ſie wohl werth ſein? Sechs Batzen geb ich drum.“ Und ſie wurden des Handels eins um einen Thaler. Der Jud gab das Geld hin, aber der Spiegelſchwab die Haut nicht; „denn, ſagte er, er habe wohl vorher geſagt, daß er ihm die Bärenhaut geben wolle; jetzt aber ſei er eines andern Sinnes geworden.“ Der Jud mußte ſichs wohl gefallen laſſen, denn es waren ihrer Sieben gegen Einen. Auch hatte er keine ſonderliche Urſache, ſich um den Thaler zu balgen, wie ſichs bald darauf gezeigt hat.

Wie die ſieben Schwaben ſich die Ravensburger Würſte ſchmecken laſſen, und wie ſie ihnen bekommen.

Als die ſieben Schwaben in Ravensburg angekommen, kehrten ſie ſogleich im nächſten beſten Wirthshaus ein und verlangten ſieben Ellen Ravensburger Würſte. Und nachdem der Wirth ſie gebracht, ſagte der Knöpfleſchwab: „Um keine Händel zu bekommen während dem Eſſen, wäre es am beſten, ein Jeder nähme das Maaß nach ſeinem eigenen Leib und die Länge der Wurſt darnach.“ Der Allgäuer gab ihm Recht; und wenn der einem Recht gab, ſo galts. Alſo vertheilten ſie die Würſte, und dem Neſtelſchwaben, an den zuletzt das Meſſen kam, blieb nur ein kleines Zipfele übrig; das ſteckte er ein, denkend: „Wenn die Andern nichts haben werden, ſo werde ich doch etwas haben.“ Der Spiegelſchwab — denn ſo hatten ſies ausgemacht — gab den Thaler hin, um den er den Juden beſchiſſen, und verlangte gute gangbare Münze heraus. Als aber der Wirth den Thaler genauer anſah, merkte er, daß er falſch ſei; und er ſchickte insgeheim nach den Stadtknechten, welche kamen und die ſieben Schwaben auf das Rathhaus führten. Da wurden ſie angeklagt als Falſchmünzer und Gaudiebe, und es war drum und dran, daß ſie gehenkt werden ſollten. Und da hätte kein „Bygoſt!“ des Allgäuers geholfen, und kein „Potz Blitz!“ des Blitzſchwaben, und kein Lamentiren der Uebrigen — wenn nicht der Jud für ſie eingeſtanden wäre. Das iſt aber ſo zugegangen. Der Jud hatte ihnen den Rang abgelaufen und war mit ihnen zu gleicher Zeit in die Stadt gekommen, und er klagte ſie bei der Obrigkeit an als Straßenräuber. Den bemerkte nun in einem Eck der Spiegelſchwab, und er ſagte: „Der iſt der Falſchmünzer.“ Der Jud mochte läugnen wie er wollte, er wurde beim Schopf genommen und in Eiſen geſchlagen; denn zur damaligen Zeit hatten ſieben Chriſtenmenſchen noch mehr Credit als ein Jud, wogegen es in unſern Zeiten der umgekehrte Fall zu ſein ſcheint. Da aber einmal die Gerechtigkeit im Gang war, und überdieß noch der Steckbrief bei ihnen gefunden wurde, ſo ward im Rath beſchloſſen, daß jeder von ihnen dreißig Prügel minder einen bekommen ſolle, und das von Rechts wegen. Darauf wurden ſie frank und frei gelaſſen. Und die Zech für dieſes Tractament ſind die ſieben Schwaben und ihre Landsleute den Ravensburgern noch ſchuldig. Was aber den Juden anbelangt, ſo weiß ich nicht, was die Zigeunerin ihm prophezeit hat: ich denk aber, er lebe noch, wenn er nicht gehenkt worden.

Wie die ſieben Schwaben vor einem Galgen vorbei gehen und einen Gehenkten befreien.

Außer Ravensburg kamen die ſieben Schwaben vor einem Galgen vorbei. Du mußt aber wiſſen, wenn Du es nicht ſchon weißt, günſtiger Leſer! daß es nirgends mehr Galgen gibt im ganzen deutſchen Reich, als im Schwabenland: woraus Du jedoch nicht den Schluß machen darfſt, daß dort die Spitzbuben zu Haus ſeien, ſondern ſie laufen eben aus allen übrigen Gegenden Deutſchlands zuſammen, wo ſie wiſſen, daß ſie Niemand fängt und henkt. Der Ravensburger Galgen ſtand aber nur ſelten leer, und war zu derſelbigen Zeit der berühmteſte nach dem Buchloer, an dem meiſtens ein halb Dutzend zugleich hingen. Und ſo pampelte denn auch einer an jenem Galgen, und er ſchien noch ein Friſchling und nicht über einen Monat alt zu ſein. Da fiel dem Spiegelſchwaben ein, daß ein Diebsfinger geheime Kräfte habe, und man könne zu Geld kommen, ohne daß man es, was man ſo nennt, ſtehle. Er wollte daher dem Patron einen Finger abſchneiden, vermeinend, daß er ihm doch nimmer weh thue; er krächſelte den Galgen hinauf und ſetzte ſich grattlings auf die Schultern des armen Sünders. Da brach der Strick und er fiel mit ſammt dem Todten herunter, der, weil er ganz ſtärr war, aufrecht an das Lander ſich hinlehnte, als wollte



er drüber ſteigen; und der Spiegelſchwab ſaß noch auf ihm. Das ſahen die andern Geſellen; und im erſten Schrecken vermeinten ſie, der Schächer ſei lebendig geworden und wolle ihnen nachlaufen. Und ſie rannten davon wie Spitzbuben, ohne umzuſchauen, und rannten immer mehr, da ſie hörten, daß wirklich einer hinter ihnen her trotte — es war aber der Spiegelſchwab, der auch nicht ſäumte — und ſie wären vielleicht fortgerannt bis ans Ende der Welt, wenn ihnen nicht endlich der Schnaufer ausgegangen wäre. Da ſahen ſie nun wohl, daß Niemand hinter ihnen her ſei; aber nehmen ließen ſie ſichs nicht, es ſei dem wirklich ſo geweſen, und der Spiegelſchwab war derſelben Meinung. ,,Der hat ſicher den Geſcheidtern gemacht und iſt nach Haus gelaufen, und die Ravensburger mögen ſehen, wie ſie ihn wieder bekommen'' — ſo ſagte einer; ich ſags aber nicht, wer es geſagt hat.

Wie der Blitzſchwab das Heimweh bekommt, und wie der Spiegelſchwab ihn davon kurirt.

Seis, daß die letzten Abenteuer, beſonders die Stockprügel von Ravensburg, unſeren Helden in die Glieder gefahren, oder haben ſies zu Gemüth genommen, daß Zeit und Ort, wo ſie das halsbrechende Abenteuer beſtehen ſollten, immer näher kämen, oder was es ſonſt geweſen ſein mag: kurz, ſie wurden von Stund zu Stund däſiger, und ließen den Kopf hangen wie Schafe, die man zum Metzgen führt. Beſonders aber gebarte ſich der Blitzſchwab ganz traurig und ächzte und wehleidete, als hätte er das Bauchgrimmen. Es war aber eine Herzensſache, und er hätte wohl ſingen dürfen, wenn er gemocht hätte:

Ich weiß nit, wie mir iſt,
Ich bin nit krank und bin nit gſund,
Ich bin bleſſirt und hab kein Wund.

Denn er dachte an das Kätherle aus der Grafſchaft Schwabeck, und daß er ihr nicht auf die Kirbe kommen könnte. Ob dieſen Gedanken wurde ihm das Herz ganz ſchwer, und er kriegte das Heimweh. Und wie die Andern den Imbiß zu ſich nahmen, aß er nichts; und als ſie aufſtanden und weiter gehen wollten, blieb er hocken und legte den Kopf in die Hände und heinte. Als dieß der Spiegelſchwab ſah, der ſein Freund war, fragte er ihn: was ihm fehle. „Laß mich ungheit!“ ſagte Jener und fing an laut zu flarren. Sein Freund aber ſetzte ſich zu ihm und troſtete ihn und ließ nicht ab vom Fragen. Jener aber konnte vor lauter Schluchzen nichts vorbringen als: „o Kätherle!“ Nun wußte der Spiegelſchwab, wie er dran war, und er redete ihm freundlich zu und ſagte: „Sei kein Fotzenhut!“ — Indem ging ſo eben der Augsburger Bot vorbei, der die Moyſche Ordinari-Poſtzeitung durch das Reich trug. Wie den der Blitzſchwab ſah, ſagte er: „Mit dem geh ich, und ich laß mich nicht halten, und ich will und muß fort.“ Da rief der Spiegelſchwab den Boten an: „Landsmann!“ Der Bot: „He!“ Der Spiegelſchwab: „Kennſt Du das Kätherle aus der Grafſchaft Schwabeck?“ Der Bot: „Mein wohl; ſie iſt ja das ſchönſte Mädle im ganzen Reich.“ Der Spiegelſchwab: „Nu, ſo ſag ihr, ich laß ſie grüßen, und wenn ſie einen Rotzer zum Mann haben will, ſo ſoll ſie den da nehmen.“ „Potz Blitz! rief der Blitzſchwab und ſprang auf: Bot, halts Maul und lug nicht, oder daß Dich die Ritt ſchütt! Du — Du — .“ Und er hatte den Boten ſchon an der Gurgel gepackt, der ſich ſeiner genug zu wehren hatte. „Um aller Heiligen willen, ſagte der Bot, ich will ja gern das Maul halten, ſagt mir nur, was ich ihr ſagen ſoll.“ „Erſtlich, ſagte der Blitzſchwab, ſag ihr, daß ich ein braver, rechtſchaffener Kerl bin; und zweitens, ſagte er, ſag ihr, daß ich ihr gewiß auf die Kirbe kommen werde; und drittens, ſagte er, ſag ihr, daß ich ſie grüßen laſſe.'' Und drauf druckte er dem Boten einen Albus in die Hand und der Bot verſprach gute Ausrichtung.

Ich weiß nit, wie mir iſt,
Ich hab erſt heut den Doctor gefragt,
Der hat mirs unters Geſicht geſagt:
Ich weiß wohl, was dir iſt,
Ein Narr biſt du gewiß,
Nun weiß ich, wie mir iſt.

Hiermit endet das Liedlein.

Wie der Neſtelſchwab ſeine Mutter findet, aber ſeinen Vater nicht.

Vor Markdorf am Weg beim Brunnen ſaß ein altes Mütterle, die hatte Brillen auf und lugte ſo vor ſich hin, als ſuchte ſie etwas. Und wie die ſieben Schwaben vorbei gingen, glaubten ſie, es ſei die Zigeunerin und gingen auf ſie zu. Die ſah auf, und als ſie einen nach dem andern angelugt, rief ſie plötzlich: ,,Rudeli, liebs Sühnli!'' Der Neſtelſchwab merkte, daß dieß ſeine Mutter ſei, und ſagte: ,,Mämmeli, do bini jo!'' Jene ſagte: ,,Chetzer! wo biſch denn ſo lange Zit gſin?'' — ,,In der Welt!'' ſagte der; und er griff in den Sack und gab ihr das Zipfele Wurſt hin, das er ſeinem Maul abgeſpart hatte in Ravensburg, und ſagte: ,,Gott gſegnis!'' Die Mutter ſagte: ,,Luſer, wie ſiehts auf Dinem Grind us? laß lugen.'' Und Rudeli legte ſich demüthig nieder und that ſeinen Kopf in ihren

Schooß, und die Mutter ſtrählte ihm ſein Haar und ſuchte was ſie ſuchen konnte. — Als die Mutter mit Rudelis Grind fertig geweſen, ſagte ſie: „Jetzt ſoll er bei ihr bleiben.“ Der aber fragte den Seehaaſen insgeheim; und als dieſer ihm zugeredet, ſagte er zur Mutter: „Er müſſe vorerſt noch Thaten thun, und die Mutter ſolle nur hier auf ihn warten, dann wolle er mit ihr zurück ins Schwyzerland.“ Die Mutter bat: „Rudeli, liebs Rudeli!“ Rudeli aber blieb dabei, er müſſe Thaten thun. Und er ging zu den Geſellen und mit ihnen weiter. Unterwegs fragte ihn der Seehaas: „ob er denn alſo ein Schweizer ſei?“ Er antwortete: „ſeine Mutter ſei aus der Schweiz und habe als Marketenderin gedient unter den Rothmäntlern.“ — Und ſo wiſſen wir denn bis heutigs Tags noch nicht, was der Neſtelſchwab für ein Landsmann geweſen, und ob er ſchon aus der Schweiz keinen Verſtand mitgebracht, oder ihn erſt in Schwaben verloren hat.

Wie die ſieben Schwaben des Sees anſichtig werden, und was ſie dazu ſagen.

Als die ſieben Schwaben des Sees anſichtig wurden, ſagte der Seehaas: „Das iſt der Bodenſee.“ Die blieben ſtehen und riſſen Aug und Maul auf und lugten Eines Lugens. „Bygoſt! ſagte der Allgäuer, das iſt eine Lache, ſo groß, man konnte den Gründten drin verſäufen.“ Und der Spiegelſchwab fragte den Seehaaſen: „ob das Wildenten ſeien, ſo man dort in der Ferne ſehe?“ Es waren aber Schiffe. Und der Gelbfüßler: „Ob jenſeits drüben auch Leute wohnen, wie dießſeits?“ Und einer um den andern fragte dieß und jenes, und der Seehaas erzählte und ſagte: „Es ſei dieß das deutſche Meer —

müßten ſie wiſſen — und es habe einen Umfang von wenigſtens hundert Meilen — er lüge nicht, ſagte er. — Und der See, ſagte er, habe gar keinen Grund und Boden; darum heiße er eben auch der Bodenſee, wie leicht zu begreifen ſei. Und bei ſtillem, hellem Wetter, ſagte er, ſehe man verſunkene Städte und Schlöſſer drin, und ganze Landſchaften — er ſag es, ſagte er. — Und Fiſche geb es drin, ſagte er, ſo groß wie das Koſtnitzer Münſter, — er laſſe nichts abmarkten, ſagte er. — Auch Nixen geb es die Menge, zu Land und zu Waſſer — ſehen müßt ihrs, ſagte er. Und wenn der See aber ſtürmiſch ſei, ſo werfe er Wellen — er übertreibe nicht — ſo hoch wie der Sentis (iſt ein Berg). Und er konnte der Wunderdinge noch viel erzählen, ſagte er; aber wers nicht ſelbſt ſehe, der glaub es nicht.“ — „Potz Blitz!“ ſagte der Blitzſchwab ein um das andere Mal; die Andern aber ſagten kein Wörtle. — Nachdem ſie ſich nun ſchier die Augen ausgelugt, ſo zogen ſie fürder, Ueberlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das Ungeheuer hauſte. Um ſich aber auf dem Weg dahin die lange Weil zu vertreiben und die böſen Gedanken, ſang der Blitzſchwab das ſchwäbiſche Wallfahrtslied, und die Andern ſtimmten mit ein, wie folgt:

Jetzt ſtellen die Bauren ein'n Kreuzgang an,
Zu dem muß kommen Jedermann.

Es läuten ſchon die Glocken ein,
Der Pfarrer will nicht der Letzte ſein.

Der legt ein zottlets Hemat an,
Unten und oben Zwickele dran.

Nacher tragt man ein große Stang voraus
Zoberſt hangt ein Fahnen heraus.

Man ſagt uns viel vom ewigen Leben,
Und noch viel mehr vom Stuiren-geben.

Da geht man um den Altar hrum,
Daß keiner zſpät zum Opfer kumm.

Beim rothen Bären kehrt man ein,
Da muß es auch recht gſoffen ſein.

Der Pfarrer der geht da hinten drein,
Und ſchwenkt mit dem Weihwedel ein.

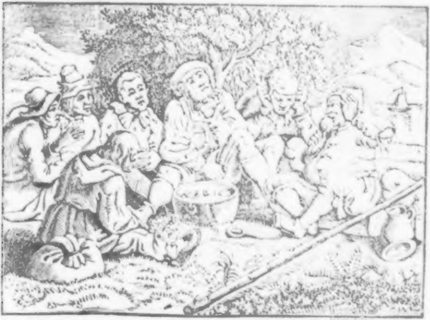
Der Kreuzgang ſich dem Dorf zuwendt,
Jetzt hat die Prozeſſion ein End.

Wie die ſieben Schwaben zum letzten Mal Mittag halten und dabei Todesbetrachtungen anſtellen.

Ehe ſie aber in den Strauß gingen, wollten ſie noch eine Herz- und Magenſtärkung zu ſich nehmen, und der Knöpfleſchwab ſparte weder Schmalz noch Salz, um das Henkermahl recht appetitlich zu machen. Als ſie nun ſo um die Pfanne herum ſaßen und ſich die geröſteten Spätzle ſchmecken ließen, ſagte der Allgäuer, indem er einen Seufzer holte bis vom unterſten Zehen herauf: ,,'s iſt ein Sach, wenn man bei ſich ſo recht bedenkt, daß man zum letzten Mal in ſeinem Leben zu Mittag ißt.'' Das Wort fiel dem Blitzſchwaben auf das Herz, und er that auch einen Seufzer und ſagte: ,,O Kätherle!'' und ſang gar kläglich und beweglich für ſich hin:

Soll ich denn ſterben,
Bin noch ſo jung, ſo jung!
Wenn es mein Mädle wüßt,
Daß ich ſchon ſterben müßt,
Sie thät ſich grämen
Mit mir ins Grab.

Der Seehaas redete ihnen Muth zu, ſagend: „Liebe Leute, denkt: Tod hilft aus aller Noth. Wer im Grab liegt, dem iſt wohl gebettet.“ — „Aber nicht, wer im Rachen liegt des vermaledeiten Thiers,“ ſagte der Gelbfüßler. „Doch wir wiſſen ja noch nicht, ob unſer Stündle gekommen iſt.“ Der Neſtelſchwab ſagte: „Meine Mutter hat mir oft geſagt, daß mein Stündle gar nie kommen werde.“ Und war noch der Einzige, der ſich das Sterben nicht zu Herzen hat geben laſſen. Aber der Allgäuer lugte immer noch finſterer drein und ließ den Kopf immer tiefer hangen, und holte wieder einen Seufzer und ſagte: „'s iſt e Sach!“ und der Knöpfleſchwab fing an ſtill vor ſich hin zu heinen. Dann holte der Allgäuer zum dritten Mal einen Seufzer und ſagte: „'s iſt e Sach!“ in ſo herzbrechender Weiſe, daß Alle zu flarren anfingen und zu röhren. Nur der Spiegelſchwab wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen



ſollte, weil er ſah, wie ſich der Knöpfleſchwab anſtrengte, zugleich das Herz zu leeren und das Maul zu ſtopfen, ſo daß er ein Gefriß machte, wäre gut geweſen für einen, der die Kinder erſchrecken wollte, daß ſie die Fraiß bekämen.

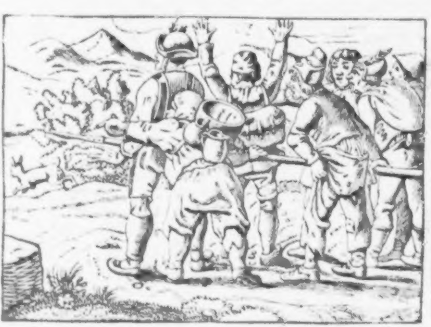
Wie die ſieben Schwaben ſich in Schlachtordnung ſtellen.

Es war nun an der Zeit, daß ſich die ſieben Schwaben in Schlachtordnung ſtellten. Der Seehaas meinte, ſie ſollten Alle ſogleich in der Reihe losziehen, wie bis hieher; und der Knöpfleſchwab gab ihm Recht und meinte, man ſolle keine Neuerung machen. Aber der Allgäuer ſagte: ,,Er wolle jetzt einmal der Letzte ſein, denn er ſei lang genug der Erſte geweſen.'' — ,,Kuraſche, ſagte der Blitzſchwab, habe ich genug im Leib, das könnt Ihr mir glauben, aber ich hab nicht genug Leib für die Kuraſche und die Beſtie.'' Der Neſtelſchwab meinte: ,,Warum denn gerad einer der Erſte ſein, und einer der Letzte? ſie ſollten ſich nur Alle in der Mitte halten, ſo geſchehe keinem kein Weh.'' — ,,Und ich meine, ſagte der Spiegelſchwab, es ſei am allerbeſten, daß Einer für Alle ſterbe. Knöpfleſchwab, ſagte er, was meinſt? wie iſt Dir? Du wärſt ſo der rechte Biſſen.'' Der aber ſchrie und ſtampfte und zappelte mit allen Vieren, als wenn er ſchon an dem Spieß ſteckte. Nun nahm der Seehaas das Wort und ſagte: ,,Liebe Freunde und Landsleute! Friſch gezuckt iſt halb gefochten. Es iſt nichts beſſer, denn ein guter Muth in böſen Sachen. Das gute Herz ſieget in allem Uebel. Verzagt Mann kam mit Ehren nie vom Plan.'' Drauf wandte er ſich an den Gelbfüßler und ſagte zu ihm: ,,Gang Jackele, gang du voran, du haſt Sporen und Stiefele an, daß dich das Thier nicht beißen kann.“ Und der Gelbfüßler ließ ſich dazu bewegen; denn er dachte an das Wort der Zigeunerin und er ſagte zu ſich ſelbſt: „Entweder lauft das Thier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es lauft mir nach, dann lauf' ich davon, und ſo kriegen wir uns Beide nicht unſer Leben lang.“

Wie die ſieben Schwaben den Strauß beſtehen.

Da es nun aber an dem iſt, daß ich Dir, günſtiger Leſer, das größte und gefährlichſte Abenteuer erzählen ſoll, welches die ſieben Schwaben beſtanden: ſo befinde ich mich in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich die Sache der Wahrheit gemäß darſtellen ſoll. Denn weil ich die That, leider! nicht ſelbſt mitgethan, ſo mußte ich ſie eben von Jenen vernehmen, die, wie verlautet, dabei geweſen; abſonderlich von dem Seehaaſen, dem Anführer der Helden und dem Verkündiger ihres Heldenthums. Der aber, wie Du weißt, iſt ein Erzlügner geweſen, ein Windbeutel, ein Ploderer, ein Mährenſager von Haus aus. Und die Uebrigen, mit Reſpekt zu melden! verdienen wohl eben ſo wenig Glauben; denn Jeder, wie leicht zu vermuthen, wird nur zu eignen Gunſten erzählet und ſeinen Part am Abenteuer herausgeſtrichen haben. In ſolcher Noth, was ſoll der Geſchichtsſchreiber thun? Ohne Zweifel das Beſte. Und ſo will ich denn die Hiſtorie alſo nehmen und geben, wie ſie mir als die natürlichſte und wahrhaftigſte erſcheint. Andere machen es auch nicht anders im Andern. — Es ſei alſo kund und zu wiſſen, wie daß die ſieben Schwaben in den Strauß zogen, hübſch langſam voran, gegen den Buſch zu, wo, wie der Seehaas ſagte, der Drach ſein Neſt hatte. Als ſie ſchon ganz nahe waren, ſagte der Spiegelſchwab: „Mich grimmts im Bauch und ich muß abſeiten.“ Das wollte der Allgäuer nicht leiden und er ſagte: „er ſollte mit den

Andern mitmachen und nicht apart thun.“ Der Spiegelſchwab verſetzte: „er wolle ja nur ſpioniren gehen, wo das Thier ſtecke.“ „Laß es ſtecken, ſagte der Allgäuer, wo es ſteckt, und bleib, ſag ich.“ „Jetzt ſeid ſtät und haltets Maul, rief der Seehaas; und lugt un loſt.“ Und wie ſie nun gegen den Buſch weiter vordringen und lugen und loſen, ſiehe, da liegt ein Haas im Buſch, der lugt und loſ auch, und macht ein Männle und erſchrickt und lauft davon. Di ſieben Schwaben aber blieben ſtehen ganz erſtaunt und erſtarrt



„Haſts geſehn? haſts geſehn?“ rief einer um den andern: und „es war ſo groß wie ein Pudelhund — wie ein Maſtochs — wie ein Trampelthier“ ſagte einer um den andern. Bygott! ſagte zuletzt der Allgäuer, wenn das kein Haas geweſen, ſo weiß ich den Gürnkten von keinem Büchel zu unterſcheiden.“ — „Nun ja, Haas hin, Haas her! ſagte der Seehaas; ein Seehaas iſt halt größer und grimmiger als alle Haaſen im heiligen deutſchen Reich.“ Und das hat er gut gemacht. — Dieſes Thiergeſchlecht aber, mein ich, wird ſeit der Zeit wohl ausgeſtorben ſein, wie die Mammuth.

Wie die ſieben Schwaben ein Siegeszeichen errichten und in Frieden und Freuden in Ueberlingen einziehen.

Nachdem die ſieben Schwaben das Abenteuer glücklich überſtanden, wären ſie bald einander ſelbſt in die Haare gekommen. Der Seehaas nämlich that Meldung vom Bärenfell und ſagte, daß es abgeredtermaßen billig ihm gehöre, denn er ſei es doch, der ſie Alle angeführt habe (worauf auch die Zigeunerin bildlich angeſpielt). Das wollten die Andern nicht zugeben und der Gelbfüßler ſagte: „Ob er ihn verdiene oder nicht, darüber wollte er nicht ſtreiten; aber er ſei einmal an der Spitze geſtanden, und mithin —“ „Und ich bin an der Spitze gegangen, ſagte der Allgäuer, und: Bygott! ſagte er, ich will den ſehen, der mir es nimmt.“ Nachdem ſie lange Zeit ſo fort gehadert, nahm der Seehaas das Wort und ſagte: „Liebe Landsleute und Freunde, ich will Euch was ſagen: Die Welt wird einmal voll ſein von unſerer That, und es thut darum Noth, daß ein Siegeszeichen vorhanden bleibe auf ewige Zeiten. Weil wir nun aber dem Seehaaſen ſelbſt nicht die Haut abziehen konnten, ſintemal wir ihn nicht erwiſcht, ſondern fortgejagt haben über den Rhein hinum ins Franzoſenland, wo er um ſich beißen ſoll, ſo viel er mag; ſo wollen wir ſtatt deſſen die Bärenhaut — iſt Ein Ding, ſagte er — ſammt dem Spieß ausſtellen in meiner Vaterſtadt Ueberlingen, in deren Nähe die That vollbracht worden. Iſts Euch recht, ſo hebt den Finger auf und ſaget Ja.“ Die Andern hoben den Finger auf und ſagten Ja; und der Allgäuer ſagte: „Ich ſage nicht

Nein,“ und gab die Bärenhaut her, die ſie dann an den Spieß ſteckten. Und ſo zogen die ſieben Schwaben in Frieden und Freuden in Ueberlingen ein, und gingen in die Kirche, wo ſie Gott lobten und dankten für die glücklich überſtandene Gefahr. Nachher aber gingen ſie ins Wirthshaus zum goldenen Kreuz, um auch ihren Leib zu laben mit Seewein.

Dies Kapitel handelt von den Seeweinen, und was für einen die ſieben Schwaben zu guter Letzt getrunken.

Man erzählt von einem Schwaben, der nach Rom gegangen, daß, als ihm ein wälſcher Wirth einen guten Wein vorgeſtellt, er ihn gefragt habe: was das für ein Saft wäre? Der Wirth ſagte: „Das ſind Chriſti Thränen.“ Drauf ſoll der Schwab die Augen aufgehoben haben gen Himmel, ſprechend: „O Gott, warum haſt du nicht auch in unſerm Lande geweint! —“ Der hatte wohl nie einen andern Wein getrunken als Seewein, der füglich „Petri Thränen“ heißen mag. — Es giebt aber drei Gattungen von Seeweinen: die erſte und beſte Gattung heißt der Sauerampfer, ſchmeckt etwas beſſer als Eſſig und verzieht einem das Maul ein Bißle und ums Merken; die zweite Gattung heißt der Dreimännerwein, iſt ſchon räßer und ſaurer als Eſſig, und heißt ſo, weil es dabei Noth hätte, daß den, der ihn trinkt, zwei Männer feſt hielten und ein dritter ihm den Trank eingießen thäte; die dritte Gattung iſt der Rachenputzer, hat die gute Eigenſchaft, daß er Schleim und Alles abführet; thut aber dabei Noth, daß, wer ſich mit dem Wein im Leib ſchlafen legt, in der Nacht ſich wecken laſſe, damit er ſich umkehren möge, ſonſt möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen freſſen. — Wie nun die Geſellen in die Wirthsſtube kamen und ſieben Schöpple Wein verlangten, fragte der Wirth, was ſie für einen wollten und nannte ihnen die Weine bei ihren Namen. „Botz Blitz! ſagte der Blitzſchwab; ehrlichen Schwaben ſetzt man keinen Sauerampfer auf; und ſieht Er nicht, Giſpel, daß wir unſerer Sieben ſind? Der Wirth brachte alſo ſieben Schöpple Rachenputzer, vom extrafeinen (er war aber Schliffel genug, um ſich ihn als Sauerampfer bezahlen zu laſſen); und die ſieben Schwaben zechten redliches Dings und gingen fleißig ab und zu, und tranken luſtig fort bis in die ſpäte Nacht hinein. Und der Blitzſchwab ſang noch zu guter Letz ein Liedlein, das endet:

Mein Geſang will nicht mehr klingen,
Hapus, Hapus, gute Nacht!

Von der Kapel zum ſchwäbiſchen Heiland.

Die Ueberlinger, als ſie die That ihres Landsmanns vernommen und das erbeutete Siegeszeichen geſehen, beſchloſſen einmüthiglich eine fromme Stiftung zu machen, und ſie erbauten eine Feldkapel am See, wo der Spieß aufgehängt werden ſollte zum ewigen Andenken. Die Kapel aber wurde erbaut zur Ehre des Erlöſers, und ein Bildſchnitzer bekam den Auftrag, einen ſchönen Herrgott aus Holz zu machen, ſieben Ellen hoch; das that er, und auf das Geſtell ſchrieb er mit vergoldeten Buchſtaben: Heiland der Welt. Aber die Ueberlinger wollten die Inſchrift nicht gut heißen, ſondern, da der Herrgott den ſieben Schwaben geholfen hätte aus ihren Aengſten und Nöthen, ſo ſolle er auch der ſchwäbiſche Heiland genannt werden. Und ſo geſchah es denn auch. Der Seehaas aber baute ſich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner;

und es kamen viele Pilgrime nach Ueberlingen, denen der Klausner die Geſchichte der ſieben Schwaben erzählte mit allen Umſtänden, weßhalb noch jetzt die Welt davon voll iſt. Und der ſchwäbiſche Heiland war zu derſelbigen Zeit ſo berühmt, als der große Herrgott in Schaffhauſen. Im Schwedenkrieg aber wurde die Kapel zerſtört und die Schweden haben das Siegeszeichen mit ſich fortgenommen.

Das letzte Kapitel, womit aber die Geſchichte von den ſieben Schwaben noch nicht aus iſt.

Was aus den andern Geſpanen geworden und welche Abenteuer insbeſondere der Spiegelſchwab noch weiter gehabt, davon handelt ein eigenes Büchlein. Hier ſei nur vom Blitzſchwaben in Kürze gemeldet, wie daß der Spruch der Zigeunerin an ihm nicht wahr geworden ſei, ſondern es iſt gerade das Gegentheil geſchehen, denn er hatte ihren böſen Zauber zerſtört. Und er iſt verſprochener Maßen dem Kätherle aus der Grafſchaft Schwabeck auf die Kirbe gekommen, und ſie ſind Mann und Weib geworden und haben viele Kinder erzeugt und ein langes, langes Leben geführt in Fried und Einigkeit. Und der dieß ſchreibt, ſtammt von ihnen her, und ſie ſind ſeine Guk-Guk-Aehnle geweſen.

Einige ſchwäbiſche Volkslieder.

Liebesſcherz.

Wo a kleins Hüttle ſteht,
Iſt a kleins Gütle;
Wo a kleins Hüttle ſteht,
Iſt a kleins Gut.
Und wo viel Bube ſind,
Maidle ſind, Bube ſind,
Da iſts halt lieble,
Da iſts halt gut.

Lieble iſts überall,
Lieble auf Erden;
Lieble iſts überall,
Luſtig im Mai;
Wenn es nur mögle wär,
Z'mache wär, mögle wär,
Mei müßt Du werde,
Mei müßt du ſei.

Wenn zu meim Schätzerl kommſt,
Thu mers ſchö grüße,
Wenn zu meim Schätzerl kommſt,
Sag em viel Grüß.

Wenn es fragt, wie es geht,
Wie es ſteht, wie es geht,
Sag auf zwei Füße,
Sag auf zwei Füß.

Und wenn es freundle iſt,
Sag i ſei gſtorbe,
Und wenn es Lache thut,
Sag i hätt gfreit;
Wenns aber weine thut
Traurig iſt, klage thut,
Sag ich komm morge,
Sag i komm heut.

Maidle, trau nit ſo wohl,
Du biſt betroge,
Maidle, trau nit ſo wohl,
Du biſt in Gfahr;
Daß ich di gar nit mag,
Nemme mag, gar nit mag,
Sell iſt verloge,
Sell iſt nit wahr.

Reichthum.

1.

Mein Schazerl iſt hübſch!
Aber reich iſt es nit;
Was nützt mir der Reichthum,
Das Geld küß i nit.

Schön bin i nit, reich bin i wohl,
Geld hab i a ganz Beuterl voll,
Geht mer nur drei Batzen ab,
Daß ich grad zwölf Kreuzer hab!

Mein Schatzerl iſt hübſch,
Aber reich iſt es nit.

2.

Mein Schatzerl iſt fromm,
Iſt ſo herzig, ſo gut! —
Und giebts mi a Buſſerl,
So wachſt mir der Muth.

Drum gilts mi mehr als alles Gold,
Iſt mi mein Schatzerl hold;
Und wenn i ſtets bei ihm blieb,
Wärs mi um eins ſo lieb!

Mein Schatzerl ſo treu,
Wie hab i di ſo lieb!

Verſöhnung.

Mei herzliebſtes Schatzerl,
Komm, reich mir dei Tatzerl!
Un gib mir a Schmatzerl,
Un ſei wieder gut.

Du biſt ja ſo zierlich,
Un biſt ſo manierlich,
Un haſt a Geſichtel,
Wie Milch un wi a Blut.

Un ſo a hübſch Mädel,
Heißts Stanzel, heißts Käthel,
Heißts Nannel, heißt Annel,
Muß freudli mir ſein.

Drum häng nit dei Mäulerl,
Un kuck wi a Galerl,

Dei Hanſel thut bitte:
„Mei Schatzerl ſchlag ein!“

Ach, herzliebſtes Schatzerl!
Ach, zuckerſüß Katzerl!
Mei Schatzerl, mei Katzerl!
Ich lieb Dich ſo ſehr.

Un wirſt Du mei Banderl,
Un werd i Dei Manderl,
So liebt ſchon das Manderl,
Sei Banderl noch mehr.

Verlorene Mühe.

Sie.
Büble, wir wollen auße gehe,
Wollen unſre Lämmer beſehe,
Komm, liebs Büberle,
Komm, ich bitt.

Er.
Närriſches Dinterle,
Ich geh Dir holt nit.

Sie.
Willſt vielleicht à Biſſel naſche,
Hol Dir was aus meiner Taſche;
Hol, liebs Büberle,
Hol, ich bitt.

Er.
Närriſches Dinterle.
Ich naſch Dir holt nit.

Sie.
Thut vielleicht der Durſt Dich plage,
Komm, will Dich zum Brunne trage;

Trink, liebs Büberle,
Trink, ich bitt.

Er.

Närriſches Dinterle,
Es dürſt mich holt nit.

Sie.

Thut vielleicht der Schlaf Dich drücke,
Schlaf, ich jag Dir fort die Mücke:
Schlaf, liebs Büberle,
Schlaf, ich bitt.

Er.

Närriſches Dinterle,
Mich ſchläferts holt nit.

Sie.

Gelt, ich ſoll mein Herz Dir ſchenke,
Immer willſt an mich gedenke,
Nimms, lieb Büberle,
Nimms, ich bitt.

Er.

Närriſches Dinterle,
Ich mag es holt nit.

In allen Buchhandlungen ſind nachſtehende **Volksbücher** zu haben:

Geſchichte von **Griſeldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Luſt.** (Enthält 50 ausgezeichnet ſchöne Lieder.) 2 Gr.

Geſchichte von der **edlen und ſchönen Meluſina,** welche ein Meerwunder und des Königs Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten. 2 Gr.

Geſchichte von der **ſchönen Magelone** und dem Ritter **Peter** mit den ſilbernen Schlüſſeln. 2 Gr.

Geſchichte vom **Kaiſer Octavianus**, welcher ſein Ehegemahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt und endlich wiedergefunden hat.

Jedes dieſer Volksbücher iſt mit ſchönen Holzſchnitten geziert und wird für

2 Groſchen

verkauft.

Außer den umſtehend angezeigten erſcheinen noch folgende Volksbücher:

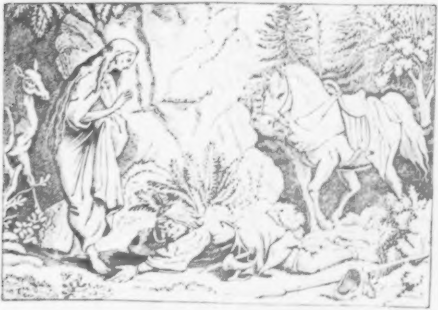
Die **Haimonskinder**, **Fortunatus**, **Herzog Ernſt**, **Rieſengeſchichte**, **Heinrich der Löwe**, der **hörnene Siegfried**, **Helena**, **Genoveva**, **Hirlanda**, die **ſieben weiſen Meiſter**, Dr. **Fauſt**, das **Schloß in der Höhle Xaxa**, **Joachim und Anna**, **Eulenſpiegel**, **Salomon und Markolf**, — **Fierrabras**, **Triſtan und Iſalde**, **Pontus**, — **Heldenlieder**, **Trinklieder**, **Kriegslieder**, — **Märchen**, **Fabeln** u. ſ. w.

Druck [illegible]

Volksbücher.

8.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geſchichte
von der
heiligen Pfalzgräfin
Genoveva.

Leipzig, bei Otto Wigand.

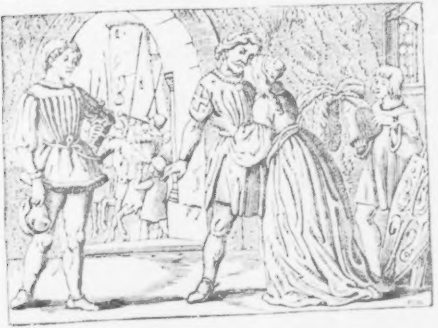
eriſche
[illegible]
ünchen

Geſchichte
von der
# heiligen Pfalzgräfin
Genoveva.

Wie Siegfried von der heiligen Genoveva Abſchied nahm und dieſe um ihrer Keuſchheit willen in ein Gefängniß geworfen wurde.

Unter die Zahl der Frauen, welche von ihren Männern unſchuldiger Weiſe verfolgt worden ſind, gehöret die tugendreiche und geduldmüthige heilige Genoveva, deren Geſchichte ſo anmuthig und deren Verfolgung ſo unbillig iſt, daß ſie kaum ohne Mitleiden geleſen werden mag. Dieſe Geſchichte hat ſich folgendermaßen zugetragen. Zu den Zeiten des Trieriſchen Biſchofs Hudelfus war ein vornehmer Graf, Namens Siegfried, in dem Trieriſchen Lande, welcher ſich mit einem ſehr reichen und tuendhaften Fräulein, Genoveva genannt, einer Tochter des Herzogs aus Brabant, verheirathet hatte. Dieſe beiden jungen

Eheleute lebten in aller Liebe und Freundlichkeit zuſammen, als der Mohrenkönig Aberoſam mit einer großen Macht in Spanien einfiel, und nachdem er das Land verheeret, auch in Frankreich einbrechen wollte. Als Martellus, König in Frankreich, dieſe große Gefahr vor Augen ſah, befahl er allen ihm untergebenen Fürſten und Grafen, daß ſie ihm Hilfe leiſten und gegen den Mohrenkönig ſtreiten ſollten. Mit dieſen mußte auch Graf Siegfried zu Felde ziehen, weil das Trieriſche Land damals unter den König in Frankreich gehörte. Als ſich nun der Graf mit den Seinigen zum Feldzuge fertig gemacht, und nunmehr von ſeiner lieben Genoveva Abſchied nehmen wollte; da war es erbärmlich anzuſehen, wie kläglich ſich die betrübte Dame gebärdete und mit ihren bittern Zähren alle Gegenwärtige zum Mitleiden bewegte. Ja, als der Graf ihr die Hand geben und die letzte gute Nacht ſagen wollte, wurde ſie von ſolchem Herzeleid überfallen,



daß ſie halb todt vor Ohnmacht danieder ſank. Der Graf war ſehr bekümmert, daß er ſeine betrübte Gemahlin nicht tröſten konnte, ſprach indeß mit traurigen Worten zu ihr: „Betrübet Euch nicht ſo ſehr über meinen Abſchied, meine herzliebe Gemahlin, denn ich hoffe zu Gott, er werde uns mit Freuden wieder zuſammenführen. Ich befehle Euch nächſt Gott der allerſeligſten Jungfrau Maria, welche Euch in meiner Abweſenheit beſchützen und in Eurem Leide tröſten wird. Ich überlaſſe Euch auch meinen getreueſten Diener Golo, welcher Euch in meinem Namen fleißig dienen und in Allem beſtens beſorgen wird.“ Genoveva aber war ſo voller Herzeleid, daß ſie vor häufigen Zähren kein Wort reden konnte, und als ihr der Graf abermals die Hand gab und gute Nacht ſagte, fiel ſie abermals für todt in eine Ohnmacht. Ihr Herr wendete ſich betrübt um und ritt ohne weitern Abſchied bitterlich weinend von dannen. Da er nun mit den Seinigen in dem königlichen Lager angekommen war und alle Fürſten und Herren ſich verſammelt hatten, zog Martellus mit einer Armee von 60,000 Mann zu Fuß und 12,000 Mann zu Pferde gegen das Lager der Mohren, welche wohl viermal ſtärker waren. Dennoch gab ihm Gott großes Glück, und ſeine Soldaten ſchlugen ſo herzhaft zu, daß dreimal hundert und fünf und ſechzig tauſend Heiden auf dem Platze blieben, während von den Chriſten nicht mehr als funfzehn hundert umkamen. Die übriggebliebenen Mohren ſammt ihrem Könige flohen in die Stadt Agion und wehrten ſich darin ſo tapfer, daß die Chriſten die Stadt lange Zeit belagern mußten. Hierdurch geſchah es, daß der Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeinet hatte, indem ſeine Rückreiſe ſich über ein ganzes Jahr verſchob. Unterdeſſen war die gute Gräfin ganz betrübt, und hatte keinen andern Troſt auf dieſer Welt als allein in Gott und dem heiligen Gebete. Sie führte gar ein frommes und tugendliches Leben, und trieb alle ihre Diener zur Andacht an.

Der leidige Satan aber, dem ihre Tugend gar zuwider war, bedachte ſich auf alle Weiſe, ſie zu ſtürzen und ſie bei aller Welt in Schaden zu bringen, welches er durch folgendes Mittel ins Werk zu richten ſuchte. Weil der Graf bei ſeiner Abreiſe dem Hofmeiſter Golo ſeine geliebte Gemahlin anbefohlen hatte, und derſelbe täglich um ſie war und ihr aufwartete, ſiehe, da gab ihm der leidige Satan gar unkeuſche Gedanken gegen ſie ein, und entzündete ſein Herz mit ſolcher Begierlichkeit, daß er endlich der Gräfin ſeinen böſen Willen entdeckte und ſie zur Unkeuſchheit anzureizen ſuchte. Sobald die keuſche Dame das bemerkte, ſprach ſie mit gar zornigen Worten zu ihm: ,,Schämeſt Du Dich nicht, Du leichtfertiger Diener, ein Solches von mir zu begehren und das Ehebette Deines Herrn ſo ſchändlich beflecken zu wollen? Iſt das die Treue, die Du ihm verſprochen haſt? Und iſt dies der Dank, ſo Du ihm für ſeine Liebe erweiſeſt? Sei Du nicht ſo keck, dergleichen mir fernerhin zuzumuthen, ſonſt will ich gewiß bewirken, daß Dich Deine Thorheit gereuen ſoll!' Der gottloſe Golo erſchrak über dieſe Antwort und wagte kein Wort mehr von dieſer Sache zu ſprechen. Gleichwohl war ſeine Begierlichkeit nicht ausgelöſcht, ſondern wurde durch den täglichen Umgang mit der Gräfin je länger je mehr entzündet. Als ſie nun einſtmals ihr Bildniß, welches ſie kürzlich hatte malen laſſen, beſchauete, und Golo von ohngefähr dazu kam, fragte ſie ihn, ob er vermeinte, daß dieſem ſchönen Stücke noch etwas abgehe? Da ſprach er zu ihr: ,,Gnädige Frau, wiewohl dieſem Bilde keine Schönheit gleich kommen mag, ſo vermeine ich dennoch, es gebe ihm etwas ab, nämlich daß es lebendig und mir zu eigen ſei.'' Genoveva merkte wohl, was der unkeuſche Menſch wollte, darum zeigte ſie ſich im Angeſicht ganz erzürnt, und gab ihm einen ſolchen Verweis, daß er ganz ſchamroth davon ging. Es vermochte aber dieſer Verweis nicht das Feuer der Begierlichkeit in dem ſündhaften Herzen auszulöſchen, ſondern daſſelbige wurde von dem Satan, welcher den Golo beherrſchte, ſo heftig entzündet, daß ſich dieſer vornahm, das Aeußerſte zu wagen, damit er ſeine Begierde befriedigen möchte. Als daher einſtmals die Gräfin nach dem Nachteſſen in dem Garten allein luſtwandelte, machte ſich der Hofmeiſter allgemach näher zu ihr und liebkoſete ihr mit ſo freundlichen Worten, als er immer vermochte, gab ihr auch endlich genug zu verſtehen, daß er von ſolchem Brand der Liebe gegen ſie verzehrt werde, daß er vermeine, er müſſe vor der Zeit ſterben, wofern er keine Gegenliebe bei ihr fände. Die keuſche Dame wurde hierüber mehr als jemals entrüſtet, ſo daß ſie ihm ernſtlich ſchwur, wofern er nur ein einzigesmal mit Worten oder Zeichen ihr zu nahe träte, ſo würde ſie gewißlich ihrem Herrn davon berichten. Golo merkte nun wohl, daß er keine Hoffnung habe, zu Befriedigung ſeiner Begierden zu gelangen; darum veränderte er ſeine Liebe in einen grimmigen Haß, und bedachte auf alle Weiſe, wie er ſich an der Gräfin rächen könnte. Er gab auf ihr Thun und Laſſen fleißig Acht, und bemerkte endlich, daß ſie eine ſonderliche Neigung zu einem von den Köchen merken ließ, welcher Drago hieß, und der bei ſeiner Einfalt ein ſehr frommer und andächtiger Mann war. Weil nun die Gräfin zu allen frommen Leuten eine ſonderliche Neigung hatte, ſo erzeigte ſie ſich dieſem gottſeligen Menſchen mehr gewogen als Andern bei Hofe. So oft er vorüber ging, redete ſie ihn an; wo ſie ihm einen Gefallen thun und in einer Widerwärtigkeit tröſtlich ſein konnte, da that ſie es mit ſichtlichem Wohlgefallen. Der ſchlimme Golo legte dieſes ehrbare Wohlwollen nach ſeiner eignen fleiſchlichen Liebe aus, und gedachte durch dieſe Gelegenheit Urſache zu bekommen, ſeine Herrin zu verklagen. Er ſagte mehrmalen zu ſeinen vertrauteſten Freunden, wie die Freundlichkeit der Gräfin gegen den Koch ſehr verdächtig ſei, und wie er fürchte, dieſelbe werde zu einem übeln Ende ausſchlagen; er bat auch, ſie wollten etwas genauer

Acht haben auf das freundliche Liebkoſen, das die Gräfin dem Koche, ſo oft er bei ihr vorüber gehe, erzeige, ſo würden ſie bald inne werden, was von dieſer Vertraulichkeit zu halten ſei. Mit dieſen und ähnlichen Worten brachte Golo die Tugend der Gräfin bei etlichen Dienern in Verdacht, und richtete ſo viel aus, daß er endlich einige auf ſeine Seite brachte. Einſtmals ſagte er dem Koche, daß die Gräfin, welche eben in ihrem Zimmer allein war, ſeiner begehre: und als der ehrliche Menſch dies glaubend zu ihr hinauf ging, da kam ihm Golo bald nach, überraſchte ſie allein in dem Zimmer, und ging ohne ein Wort zu ſprechen wieder hinaus. Der Koch, als er vernommen, daß ſeine Herrin ihn nicht habe rufen laſſen, folgte Jenem auf dem Fuße. Alsbald aber berief Golo ſeine Vertrauten, klagte ihnen mit großem Zorn, wie er den Koch bei der Gräfin in ihrem Zimmer ertappt habe, und verſichert ſei, daß ſie entweder mit einander geſündiget oder zum wenigſten die That im Willen gehabt hätten. „Was iſt hier Raths, meine lieben Freunde? ſprach er: was iſt hier Raths? Wenn wir dem Uebel nicht zuvorkommen, ſo wird ein größeres daraus entſtehen und wir werden es bei der Rückkehr unſers Herrn nicht zu verantworten vermögen. Ich bin gewiß, daß der Koch unſere Herrin bezaubert, oder ihr Liebesgift in die Speiſen gethan habe: darum kann ſie nicht von ihm laſſen, wenn es ihr ſchon Ehr und Leben koſten ſollte. Deswegen vermeine ich, es wäre rathſam, ja nöthig, daß man den Koch in ein Gefängniß werfe, die Gräfin aber ſo zurückhalte, daß ihr der Zugang zum Koche verſperrt ſei. Was dünket Euch hierüber, lieben Freunde, was gebt Ihr mir für einen Rath?“ Sie ſprachen: weil ihm der Graf die Sorge über die Gräfin aufgetragen habe, ſolle er thun, was ihm am rathſamſten zu ſein ſcheine. Hierauf ließ der Hofmeiſter den Koch vor ſich berufen, fuhr ihn mit harten Worten an, und warf ihm vor, wie er die Gräfin bezaubert, ihr in ihre Speiſen Liebespulver gethan und ſie mit Gewalt zu ſeiner Liebe gezogen habe: darum verdiene er, daß man ihn in Eiſen ſchmiede und in den allertiefſten Thurm werfe. Der arme Drago wurde darüber von Herzen erſchreckt, ſchwur hoch und theuer, er wäre dieſer Sünde wegen ganz unſchuldig, ja, nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm nimmermehr in Sinn gekommen, mit der Gräfin Uebels zu begehen; er mochte aber ſagen, was er wollte, ſo mußte er doch in Eiſen und Bande geſchmiedet und in ein Gefängniß geworfen werden, in welchem er ſein armes Leben im höchſten Elende verzehren mußte, und aus dem er nicht eher herauskam, als bis man ihn todt heraustrug. Mit dieſer Grauſamkeit begnügte ſich der gottloſe Golo noch nicht, ſondern ſtürmte mit einigen ſeiner Gehilfen in das Zimmer der Gräfin, ſagend: er habe nun lange genug zugeſehen, was für verdächtige Gemeinſchaft ſie mit dem Koche gehabt habe; darum wolle er dies Uebel nicht länger dulden, um vor ſeinem Herrn beſtehen zu können; darum ſolle ſie auch als eine, die das Ehebette ihres Herrn verunehrt, in das Gefängniß gelegt, und nicht eher als bis auf weitern Befehl des Grafen herausgelaſſen werden. Hier war nun erbärmlich anzuſehen, wie dieſe hochgräfliche Frau, welche in dem achten Monate ſchwanger ging, nicht um irgend eines Verbrechens willen, ſondern weil ſie ihre Keuſchheit vertheidiget hatte, von ihrem eigenen Diener gefangen geführt und in einem feſten Thurme verriegelt wurde.

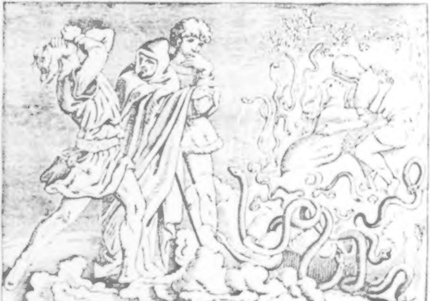
Genoveva wird im Kerker von einem Knäblein entbunden.

Wie tief nun dieſe große Unbill der unſchuldigen Gräfin zu Herzen gegangen ſei, mag ein Jeder bei ſich ſelbſt erachten: aber wie ſchmerzlich ſie dem gerechten Gott ihre Unſchuld geklagt habe, das haben die heiligen Engel wohl in Acht genommen. Nun durfte in dieſen Thurm Niemand anders hineingehen, als die Säugamme des loſen Hofmeiſters, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte, und dann der Hofmeiſter ſelbſt, der ſie zum öftern beſuchte, und alle Mittel anwendete, das keuſche Herz zu ſeiner unkeuſchen Liebe zu ziehen. Er drang mit guten und böſen Worten in ſie; er lockte ſie mit Verheißungen und Bedrohungen; er liebkoſete und ſchmeichelte ihr, als ein erfahrner Buhler: gleichwohl konnte er durch dieß Alles nichts Mehres ausrichten, als nur die Gräfin deſto ſtandhafter zu machen. Einſtmals als er ſie freundlich umarmen wollte, ſtieß ſie ihn mit der Fauſt von ſich und ſprach zu ihm mit ernſtlichen Worten: „Du ſchändlicher Böſewicht, iſt Dir denn nicht genug, daß Du mich unſchuldigerweiſe gefangen geſetzt, willſt Du mich auch noch um meine Ehre und Seligkeit bringen? Sei aber verſichert, daß Du Dich betrogen findeſt und alle Mühe vergebens anwendeſt: denn ich bin bereit lieber tauſendmal zu ſterben, als das Geringſte gegen meine Ehre und Herzensreinheit zu begehen.“ Dieſer ernſthafte Entſchluß hätte den Buben gänzlich abſchrecken ſollen; gleichwohl trieb ihn der Muthwille ſo heftig an, daß er alle Mittel und Wege verſuchen wollte, ſeine Begierden zu ſtillen. Er ſtellte deswegen ſeine Säugamme an, und verſprach ihr große Belohnung, wofern ſie etwas bei der Gräfin ausrichten würde. Daher lag das loſe Weib, ſo oft ſie der Gefangenen Speiſe brachte, derſelben mit Worten an, ſie ſolle dem Hofmeiſter freundliche Worte geben, damit ſie ihrer Gefangenſchaft erlediget, oder zum wenigſten mit beſſerer Nahrung verſehen werden möchte. Die ſtandhafte Heldin aber war entſchloſſen, lieber im Kerker Hungers zu ſterben, als ihren Gott zu erzürnen und ihr Gewiſſen zu beflecken. Inmittelſt nahete die Zeit der Geburt herbei, und die geängſtete Frau bat die Säugamme, ihre Aufwärterin, ſie ſolle ihr nur ein paar Frauen verſchaffen, ſo ihr in dieſer ihrer erſten Geburt beiſtehen möchten. Das böſe Weib aber wollte ihr nicht allein dieſes nicht verwilligen, ſondern ihr nicht einmal eine Windel geben, um ihr neugebornes Kind darein zu wickeln. Solche große Unbarmherzigkeit trieb der heiligen Genoveva die Augen über, und ſie klagte mit herzbrechenden Seufzern dem höchſten Gott ihre Noth. Und Gott ſtand ihr bei. Denn wiewohl ſie in der Stunde der Geburt ganz verlaſſen war, ſo gebar ſie doch ohne einige Gefahr einen feinen jungen Sohn, welchen ſie, weil ſie keine Windeln hatte, in ein Handtuch einzuwickeln genöthigt war. Sie bat nun inſtändig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber auch dies verweigert wurde, taufte ſie es ſelber und gab ihm den Namen Schmerzenreich. Darnach nahm ſie es auf ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähren und ſprach mit großem Mitleiden: ,,Ach du armes Kind! Ach du mein einziger Schatz! Billig nenne ich dich Schmerzenreich, weil ich dich mit Schmerzen in meinem Leibe getragen und mit Schmerzen geboren habe; aber noch mit viel größern Schmerzen werde ich dich erziehen, und mit den allergrößten Schmerzen werde ich dich verſchmachten ſehen; denn aus Mangel der Nahrung werde ich dich nicht zu ernähren vermögen, weil ich kaum ſo viel habe, daß ich mein Leben erhalten mag. Ach du armer Schmerzenreich! Ach du armes unglückliches Kind!'' — Die beſtellte Aufwärterin brachte vor Golo die Zeitung, daß er nunmehr im Kerker zwei Gefangene habe, und daß die arme Gräfin vor äußerſtem Herzeleide ſchier verſchmachtet ſei; darum ſolle er ſich ihrer in etwas erbarmen und ihr eine beſſere Labung vergönnen, damit ſie ſowohl ſich ſelbſt, als das ſchwache Kindlein ernähren möchte. Der mitleidloſe Mann aber erbarmte ſich über dieſe troſtloſe Kindbetterin weniger, als wenn ſein Hund Junge geworfen hätte, weil er verhoffte, durch dies äußerſte Elend ſie zu ſeiner Liebe zu zwingen. Doch, damit ſie nicht gar verſchmachten möchte, ließ er ihr etwas mehr Brod geben, als zuvor; ſonſt aber außer Waſſer nichts weiter. So mußte alſo die arme Kindbetterin in ihrer großen Schwachheit mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen, und wurde, anſtatt des Troſtes, täglich von dem Böſewicht Golo mit Schmähworten geſpeiſet.

Graf Siegfried kehret zurück und verdammet ſeine unſchuldige Gemahlin zum Tode.

Der Graf hatte von alle dem, was vorgegangen war, noch nichts vernommen, weil Niemand vom Hofe, aus Furcht vor dem Hofmeiſter, ihm Nachricht gegeben hatte. Sein Ausbleiben hatte ſich länger verzögert, als er verhofft hatte, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, welche gar ſchwierig zu heilen war. Damit nun Golo ſeine Mißhandlungen bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte er einen Diener ab, als ſchon zwei Monate nach der Geburt der Gräfin verlaufen waren, welcher dem Grafen die Zeitung von Allem, was vorgegangen war, überbringen ſollte. Der Inhalt des Briefs, den er an den Grafen ſchrieb, war dieſer: „Gnädiger Herr, wenn ich nicht beſorgte, Euch zu betrüben, ſo wollte ich Euer Gnaden eine Sache, die ich mit allem Fleiß zu verhehlen ſuchte, in dieſem Briefe offenbaren. Obſchon alle Hausgenoſſen, und ſonderlich der Ueberbringer dieſes, großen Fleiß mit mir angewandt, ein großes Uebel zu verhüten, ſo iſt dennoch alle meine Obacht durch die Liſt der Boshaften hintergangen worden. Solches werden mir die Schloßverwandten bezeugen können, und dadurch verhoffentlich meine Treue außer Argwohn ſetzen, ſo wie meine fleißigen Dienſte genugſam beglaubigen. Euer gräfliche Gnaden belieben von dem Boten, den ich ſende, ausführliche Berichte anzunehmen und in ſeine Erzählung keinen Zweifel zu ſetzen: was aber Ihro gräfl. Gnaden Wille und Befehl hierüber ſei, mir mit Ihrem Diener kund zu thun, damit ich wiſſe, wie ich mich in dieſer ſchweren Sache zu verhalten habe.“ Dieſen Brief bekam der Graf, als er in einer Stadt in Languedoc ſeine empfangenen Wunden heilen ließ; und durch die Botſchaft wurde er ſo verſtört und entrüſtet, daß ſeine Wunden deſto minder heilten und der Schaden deſto größer wurde. Der Diener erzählte ausführlich, was für verdächtige Gemeinſchaft die Gräfin mit dem Koche die ganze Zeit gehabt, und wie der Hofmeiſter ſie in der Kammer allein ertappt habe. Weil ſie Beide aber auf öfteres Ermahnen nicht von einander gelaſſen hätten, ſei der Hofmeiſter genöthiget worden, ſie mit Gewalt zu ſcheiden und in zwei Gefängniſſe zu ſperren. Im Gefängniß habe ſie einen Sohn geboren, und von allen Hofbedienten werde das Kind keinem Andern als dem Koch zugeſchrieben. Der Graf fragte: ,,wann ſeine Gemahlin das Kind geboren habe?'' Der Diener aber ſprach fälſchlich: ,,es wäre erſt ein Monat verlaufen,'' wiewohl ſie ſchon vor zwei Monaten geboren hatte. Weil nun der Graf ſchon im eilften Monat abweſend war, ſo mußte er wohl die unſchuldige Genoveva für ſchuldig halten. Er fing an zu wüthen, und läſterte die Gräfin ſammt dem Koch, als wenn ſie die ärgſte Ehebrecherin wäre: ,,Du verfluchtes Weib! ſprach er, ſollſt du die verſprochene Treue ſo ſchändlich brechen? ſollte ich das von dir vermeinet haben? Du meineidiges Weib, wie fein haſt du dich angeſtellt, als wenn du ganz keuſch und heilig wäreſt!'' Dieſe und dergleichen Schmähworte ſtieß der erzürnte Graf gegen die unſchuldige Genoveva aus, und ſtellte ſich nicht anders an, als wenn er vor Zorn unſinnig werden wollte. Nachdem er ſich lange genug beſonnen hatte, auf welche Weiſe er den begangenen Ehebruch ſtrafen wolle, ſchickte er den Diener mit dieſem ausdrücklichen Befehle zurück: Golo ſollte die Gräfin ſo einſchließen, daß Niemand mit ihr reden und zu ihr kommen könne. Den ſchändlichen Koch aber ſolle er mit ſolcher Marter hinrichten laſſen, wie er durch ſeine

Miſſethat verſchuldet hätte. Der Diener kam eilend mit dieſem ungerechten Befehle zurück, und verdiente bei dem Hofmeiſter großen Dank, daß er ſeinen Auftrag ſo trefflich ausgerichtet hatte. Damit aber die Hinrichtung kein großes Geſchrei verurſachte, ließ er dem armen unſchuldigen Koch Gift unter ſeine Speiſen miſchen, und nachdem er geſtorben, ließ er den Leichnam mit ſammt den Ketten in eine abgelegene abſcheuliche Grube vergraben. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeſchloſſen zu werden, als ſie ſchon zuvor eingeſchloſſen war, weil vom Anfange ihrer Gefangenſchaft Niemand als Golo und ſeine falſche Säugamme hatte zu ihr kommen dürfen. Mit aller dieſer verübten Grauſamkeit war aber Golo noch nicht zufrieden, weil er fürchtete, ſeine böſe Liſt und Falſchheit möchte einmal an den Tag kommen. Denn es waren Viele bei Hofe, welchen die ungerechte Hinrichtung des Kochs und die unbillige ſchwere Gefängnißſtrafe der frommen Gräfin mißfiel und welche viele Klagen darüber führten. Darum ſorgte der liſtige Schalk nicht ohne Urſach, daß wenn der Graf zurückkäme und die Gräfin noch lebend fände, ſeine Bosheit offenbar und mit einem grauſamen Tode beſtraft werden möchte. Er wurde auch berichtet, daß der Graf von dem König in Frankreich entlaſſen worden und bereits auf der Rückreiſe nach Hauſe begriffen wäre. Da brach nun dem Golo der kalte Schweiß aus, und er mußte ſich kurz beſinnen, was er in dieſer gefährlichen Sache anfangen ſollte. Er ſetzte ſich eilends zu Pferde, ritt ſeinem Herrn entgegen, und kam nicht eher zu ihm, als bis er ſchon zu Straßburg angekommen war. In ſelbiger Stadt wohnte eine alte Hexe, welche ſich unter dem Scheine der Heiligkeit für eine gottſelige Matrone ausgab. Sie war die Schweſter der Säugamme des loſen Golo, und dieſem daher ſchon ſeit vielen Jahren bekannt. Zu ihr ging der Böſewicht, ehe er zu ſeinem Herrn kam, und erzählte ihr den ganzen Verlauf, deſſen was ſich mit dem Koch und der Gräfin zugetragen, ſagte auch, er wollte gegen den Abend den Grafen zu ihr bringen, und dann ſollte ſie ihm ein Trugbild vormachen, daß er glaube, die Gräfin habe mit dem Koch geſündiget. Er gab ihr dafür ein Stück Geld und verfügte ſich alsbald hin, ſeinen gnädigen Herrn zu bewillkommen. Nach gegenſeitiger Begrüßung nahm ihn der Graf beiſeit, und forderte von ihm völligen Bericht über das Unheil, das ſich in ſeinem Hauſe zugetragen hätte. Da ſtellte ſich nun der liſtige Golo, als wenn er vor Leid kaum reden konnte, und die falſchen Zähren mußten ſeinen Lügen einen Schein der Wahrheit geben. Er erzählte nach der Länge Alles, nicht was die fromme Gräfin begangen, ſondern was ſeine Bosheit erſonnen hatte, und zwar mit ſolchen erdichteten Beweisthümern, daß der gute Graf ohne zu zweifeln glaubte, es müßte Alles wahr ſein. Golo ſetzte auch hinzu, wie er den Koch ohne gerichtlichen Prozeß habe heimlich hinrichten laſſen, damit die Schande der Gräfin deſto mehr verdeckt und unbekannt bleiben möchte. Der Graf hörte Alles mit großem Kummer an, und weil er dem Golo nicht völlig glauben konnte, fragte er ihn ausführlich nach allen Umſtänden und Beweisthümern. Golo aber, fürchtend, er möchte in ſeinen eigenen Worten gefangen werden, ſprach zu ſeinem Herrn: „Wenn Ihro Gnaden vielleicht an meinen Worten ein Mißtrauen haben ſollten, ſo iſt in dieſer Stadt eine gar heilige und in Offenbarung verborgener Dinge hochberühmte Matrone, dieſe wollen Euer Gnaden umſtändlich befragen, ſo werden Sie einen völligen Bericht des ganzen Verlaufs empfangen. Der Graf ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen, und ging bei anbrechender Nacht mit ſeinem Hofmeiſter zu der Matrone, welche eine ſchändliche Hexe war. Zu dieſer ſagte er, wie er gegen ſeine Ehefrau den Verdacht der Untreue hege; weil er aber vernommen, daß Jene wegen ihrer Heiligkeit die verborgenen Dinge erkenne, ſo möge ſie ihm entdecken, ob ſich ſolch großes Uebel zwiſchen ſeiner Gemahlin und dem Koch zugetragen habe? Die Zauberin ſagte mit verſtellter Demuth: Sie wäre zwar keine Heilige, dennoch wolle ſie ihm gern ſo viel, als ihr Gott in dieſer Sache offenbaren würde, entdecken. Alsdann führte ſie beide Herren in einen dunklen Keller hinab, in welchem ein grünes Licht brannte, das einen blauen Schein von ſich gab: hier machte ſie mit einem Stecken zwei Kreiſe auf den Boden, in deren einen ſie den Grafen, in den andern aber den Geld ſtellte. Darnach warf ſie einen Spiegel in ein Geſchirr voll Waſſers, und murmelte darüber ſo ſeltſame Worte, daß den Grafen ein Schauder überlief und ihm die Haare zu Berge ſtiegen. Nach dieſem drehete ſie ſich dreimal vor dem Geſchirre herum, hauchte dreimal darein, rührte es mit den Händen um, und machte wunderliche zauberiſche Segen darüber. Der Graf ſah alsdann auf ihr Geheiß in das Waſſer, und bemerkte in dem Spiegel klar abgebildet, wie die Gräfin mit dem Koch freundlich

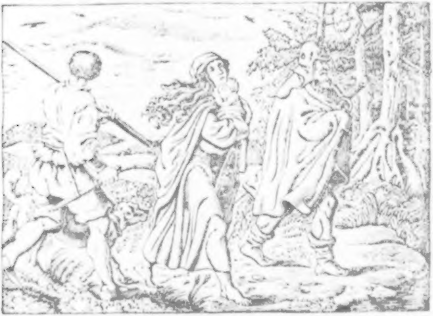


redete und mit lächelndem Angeſicht ihn liebkoſete. Da ſprach er: „Mit einem freundlich reden, iſt nichts Unrechtes.“ Die Zauberin aber ſetzte hinzu: „So wollen wir denn ſehen, ob es vielleicht Gott gefalle ein Mehreres zu zeigen:“ machte hierauf die vorigen zauberiſchen Ceremonien und hieß den Grafen abermals ins Waſſer ſehen. Da ſah er mit Augen, wie die Gräfin dem Koche mit der Hand über die Wangen ſtrich und ihm mehrmals einen freundlichen Kuß gab. Ueber dieſes wurde der Graf ſehr ſchamroth und erwartete, was zum dritten Mal herauskommen würde. Als er aber nach den vorigen Ceremonien nochmals in den Spiegel ſah, wurde er mit großem Verdruſſe gewahr, daß der Koch mit ſeiner Frau ſchändlicher Weiſe ſündigte. Ueber dieſe ehebrecheriſche Schandthat wurde er ſo arg entrüſtet, daß er vor Rachgier gleichſam Feuer ſpie und die Untreue ſeiner Frau auf das Grauſamſte abzuſtrafen bedacht war. Deswegen gab er dem Golo gemeſſenen Befehl, er ſollte davon reiten und die Ehebrecherin ſammt dem Bankert mit einem ſchändlichen Tode hinrichten. — Niemand war froher als der rachgierige Golo, welcher eilfertig davon ritt und ſich ernſtlich bedachte, auf welche Weiſe er die Gräfin ſollte umbringen laſſen. Kaum war er zu Hauſe angekommen, ſo eröffnete er ſeiner Amme, wie ihm ſein Anſchlag ſo glücklich wäre von ſtatten gegangen, und wie er Befehl habe, die Gräfin hinzurichten; ſie ſollte aber durchaus Niemanden etwas davon wiſſen laſſen, damit kein Aufruhr im Schloſſe oder unter der Freundſchaft entſtehen möchte. Dies Alles hörte von Ohngefähr das kleine Töchterlein der Amme, welche eine beſſere Neigung zur Gräfin als ihre Mutter hatte. Dies Mägdlein begab ſich eilends zu dem Kerker, und ſtand vor dem Fenſter, durch welches man das Brod und das Waſſer hinein langte, und weinte ſo bitterlich, daß die Gräfin darüber erſchreckt wurde. Sie fragte das Mägdlein, warum es alſo weine? Dieſes antwortete: „Ach gnädige Frau! Euer großes

Elend treibet mir die Zähren aus den Augen, denn um Euer Leben iſt es geſchehen, weil der Golo von unſerm Herrn Befehl hat, Euch hinzurichten.“ Die Gräfin ſprach voller Schrecken: „Was ſoll darnach meinem armen Kinde geſchehen?“ Das Mägdlein antwortete: „Dem armen Kinde wird es nicht beſſer ergehen, als Euch.“ Da erſchrak die arme Gräfin ſo ſehr, daß ſie ſchier in Ohnmacht gefallen wäre, und nachdem ihr die Kräfte zurückgekehrt waren, fing ſie an untröſtlich zu weinen und mit vielen herzlichen Seufzern zu ſprechen: „Ach mein Gott und Herr, wie habe ich doch ein ſo großes Uebel um dich verſchuldet? Ach! was habe ich geſündigt, daß ich mit meinem unſchuldigen Kinde grauſamer Weiſe hingerichtet werden ſoll? O ich unglückſeliges Weib! habe ich nun dies erlebt, daß ich als eine Ehebrecherin ſterben ſoll? daß ich, meinem Herrn die verſprochene Treue zu halten, ſo viel Ungemach bisher habe leiden müſſen? Ach mein Gott! komm mir zur Hülfe in dieſer Noth! Ach mein Gott, erlöſe mich von dem grimmigen Tode!“ Dieſe und viele andere Klagen führte die betrübte Gräfin, und nachdem ſie lange genug geweint hatte, ſprach ſie zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind, gehe doch in mein Zimmer und bringe mir Feder, Dinte und Papier, und für Deine Mühwaltung nimm Dir von meinen Kleinodien ſoviel als Dir beliebt.“ Sie gab alsdann dem Mägdlein den Schlüſſel, und als dieſe gebracht, was ſie verlangt hatte, ſchrieb ſie einen Brief folgenden Inhalts: „Gnädiger Herr! herzlieber Gemahl! Nachdem mir berichtet worden, daß ich auf Euren Befehl ſterben ſoll, ſo habe ich mit dieſen Zeilen Euch wollen gute Nacht ſagen und einen freundlichen Abſchied von Euch nehmen. Ich will zwar gerne ſterben, weil Ihrs befehlet, aber es fällt mir ſehr bitter, daß Ihr mich unſchuldiger Weiſe zum Tode verdammt. Die ganze Urſache, warum ich ſterben muß, iſt dieſe: weil ich meine Euch gelobte Treue nicht habe brechen, noch dem unzüchtigen Hofmeiſter, der mich zu mehrmalen faſt mit Gewalt zur Unehre hat bewegen wollen, habe willfahren mögen. Ich meſſe meinem Herrn keine andere Schuld bei, als daß er meinem Ankläger ſo leichtlich geglaubt und mir zu meiner Verantwortung keine Gelegenheit vergönnt hat. Ich bezeuge aber bei meinem Gott, vor deſſen ſtrengem Gericht ich morgen erſcheinen werde, daß ich alle mein Lebtag, außer Euch, keinen Mann erkannt, noch auch jemals in dergleichen Gedanken gewilligt habe. Gleichwohl gehe ich unſchuldiger Weiſe zum Tode, weil es der Himmel alſo verordnet hat, bleibe aber in der ſichern Vertröſtung, es werde einſtmals ein Tag aufgehen, an welchem meine Unſchuld ans Licht kommen und meiner Ankläger Falſchheit offenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr, liebſter Schatz: ich verzeihe Euch von Herzen, und will Gott auch nach meinem Tode bitten, daß mein unſchuldiges Blut keine Rache über Euch noch über meine Ankläger ſchreie. Dies ſchreibe ich mit zitternden Händen und fließenden Augen, weil mir der bevorſtehende Tod das Herz mit Schrecken erfüllt hat, und verbleibe Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdammte Genoveva.“ — Dieſen Brief gab ſie dem Mägdlein, ihn in ihre Stube zu tragen und Niemand ein einziges Wort davon zu offenbaren. Die ganze folgende Nacht brachte Genoveva im eifrigen Gebete zu und befahl Gott ihren ſchweren Kampf und bevorſtehenden Tod.

Wie Genoveva ermordet werden ſoll, aber durch das Mitleiden der Diener beim Leben erhalten wird.

Des Morgens früh berief Golo zwei von ſeinen getreueſten Dienern, eröffnete ihnen den ernſtlichen Befehl ſeines Herrn, und befahl ihnen, die Gräfin ſammt dem Kinde in einen Wald hinaus zu führen und umzubringen, und zum Wahrzeichen des vollbrachten Befehls, ihr Augen und Zunge auszureißen und ſelbige mitzubringen. Wofern ſie nun dies thun würden, wollte er ihnen ihre Treue reichlich belohnen, widrigenfalls wollte er ſie mit Weib und Kind umbringen laſſen. Die Diener nahmen den Befehl willig an, gingen alsbald zu der Gräfin in das Gefängniß, legten ihr ein ſchlechtes Kleid an, bedeckten ihr Angeſicht, damit man ſie nicht kennen ſollte, und befahlen ihr, mit ihnen hinaus zu gehen. Da ging nun die arme Gräfin wie ein unſchuldiges Schäflein zur Schlachtbank, und that ihren Mund nicht auf, ſich mit einem Worte zu beklagen; ſie trug ihr armes unſchuldiges Lämmlein auf ihren Armen, drückte daſſelbige ohn Unterlaß an ihr Herz, und hatte mehr Mitleiden mit demſelben, als mit ihrem eigenen Tode. „Ach du mein armes Söhnlein, ſprach ſie, ach du mein herzliebſtes Englein! O möchte ich

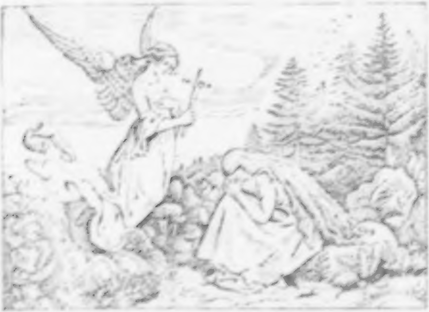


dich ſo lange auf meinen Armen tragen, als ich dich unter meinem Herzen getragen habe! Nun aber mußt du ſterben, ehe du weißt, was Sterben iſt, und mußt unſchuldig leiden, obgleich du niemals eine Schuld begangen haſt.“ Mit dieſen und ähnlichen Worten machte ſie den Dienern das Herz ſo weich, daß ſie ein wahres Mitleiden faßten und es ihnen ſehr ſchwer fiel, den Befehl ihres Herrn zu vollziehen. Nachdem ſie nun in dem Walde an einen gelegenen Ort kamen, ſagten ſie zu der Gräfin, wie ihr Herr verordnet habe, ſie wegen vollbrachten Ehebruchs hinzurichten, und wie der Hofmeiſter ihnen den Befehl zu vollbringen anbefohlen habe. Aber ſie ſollte dieſes nicht ihnen anrechnen, ſondern ſich zu einem ſeligen Tode bereiten. Die Gräfin, als gehorſam dem Befehle ihres Herrn, kniete demüthig nieder und bereitete ſich aus ganzem Herzen zum nahen Tode. Inzwiſchen ergriffen die Diener das unſchuldige Kindlein, zogen die Meſſer heraus und wollten es umbringen. Die erſchrockene Mutter aber ſtand von ihrem Gebete auf, fiel den Dienern in die Arme und ſchrie mit beweglicher Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o ihr lieben Leute! und ſchonet doch des armen unſchuldigen Blutes, und wenn ihr ja das arme Kind tödten wollt, ſo bringt doch zuvor mich um, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu ſterben.“ Die Diener erhörten dieſe ihre Bitte und ſagten: „ſo ſollte ſie denn ihren Hals entblößen und zum Streiche darſtrecken.“ Die arme Gräfin erſchrak über dieſe Worte ſo ſehr, daß ſie an allen Gliedern zitterte und mehr todt als lebendig zu ſein ſchien. Dennoch ſprach ſie unter fließenden Thränen: „O ihr lieben Leute! ich bin zwar bereit zu ſterben: aber glaubt mir, daß ihr euch an meinem Tode gröblich verſündiget. Denn ich bezeuge euch vor Gott, daß ich unſchuldig und von dem Hofmeiſter fälſchlich verklagt worden bin, weil ich ſeinen böſen Willen nicht habe vollbringen wollen. Ich verſichere euch auch, daß, wenn ihr meiner ſchonet, ſo wird es Gott euch und euren Kindern mit Gutem vergelten; werdet ihr mich aber umbringen, ſo wird mein unſchuldiges Blut über euch und eure Kinder Rache ſchreien.“ Die Herzen der Diener wurden durch dieſe Worte ſo tief getroffen, daß ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun. Sie ſprachen daher mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau, wir wollten Euch zwar gerne das Leben ſchenken, wofern uns nicht von dem Hofmeiſter bei Lebensſtrafe anbefohlen wäre, Euch hinzurichten. Dennoch, wofern Ihr uns verſprechen wollet, nimmer an den Tag zu kommen, ſondern Euch in dieſer oder in einer andern Wildniß unbekannt aufzuhalten, ſo möget Ihr in Gottes Namen hingehen und unſer in Eurem Gebet eingedenk ſein.“ Die Gräfin verſprach ihnen das mit ganzem Ernſt, und dankte von ganzem Herzen für ſolche Barmherzigkeit. Die Diener ſtachen einem Windſpiel, das mit ihnen gelaufen war, die Augen und die Zunge aus und brachten dieſelbe ihrem Herrn zum Beweis der verübten Mordthat. Golo aber begehrte dieſelben nicht anzuſehen, ſondern befahl, ſie den Hunden vorzuwerfen.

Wie Genoveva in der Wildniß lebt und von Gott getröſtet wird.

Die arme, von allen Menſchen verlaſſene Genoveva ging in dem wilden Walde herum und ſuchte einen gelegenen Ort, wo ſie ſich aufhalten und vor den Ungewittern ſchützen möchte: ſie fand aber denſelben ganzen Tag keinen, ſondern wurde genöthigt, unter einem Baume ihre Nachtherberge zu nehmen. Sie lag allda gar übel und ſtand in der grauſamen Wildniß große Angſt und Furcht aus. Sie richtete ihre zährfließenden Augen und zitternden Hände gen Himmel und rief den von Herzen an, welcher ihr in dieſer Noth allein beiſtehen konnte. Die ganze Nacht that ſie kein Auge zu und ſuchte den andern Tag abermals, wiewohl vergebens, eine gelegene Höhle oder hohlen Baum, um darunter zu wohnen. Sie hatte den vorigen ganzen Tag gar nichts gegeſſen und getrunken, und den andern Tag war bei ihr der Hunger ſo groß, daß ſie genöthiget wurde, Wurzeln oder Kräuter auszurupfen und roh zu eſſen. Den dritten Tag ging ſie noch weiter in die Wildniß hinein und ſuchte ſo lange, bis ſie eine ſteinerne Höhle und nahe dabei ein kleines Waſſer fand. Dies nahm ſie als einen von Gott beſcheerten Ort an und ſetzte ſich vor, ihr übriges Leben in dieſer Hohle zuzubringen. Sie machte ſich ein Bette von Laub und Aeſten der Bäume: ſonſt hatte ſie nichts außer den Wurzeln, was zu ihrer Lebensnahrung hätte dienen können. Weil ſie denn ein ſo kümmerliches und mangelhaftes Leben führen mußte, ſo entging ihr die Milch, daß ſie ihr liebes Kind nicht mehr ſaugen konnte. Das bekümmerte Lämmlein ſog an den Brüſten ſo lange, bis endlich das Blut heraus ging, und weil es nun nichts mehr zu leben übrig hatte, da fing es an zu verſchmachten und dahinzuſterben. Das kläglſiche Weinen des armen Würmleins ging der mitleidigen Mutter ſo tief zu Herzen, daß auch ſie vor Leid zu ſterben vermeinte. Weil ſie denn dieſem unerträglichen Leid nicht länger zuſehen konnte, ſo legte ſie das ſterbende Lämmlein unter einen Baum und ging weit davon, daß ſie es nicht hören und ſehen konnte. Allda kniete ſie nieder mit aufgehobenen Händen und rief den gütigen Gott ſo inbrünſtig an, daß er ſie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöſer! ſprach ſie, können denn deine göttlichen Augen ohne Mitleiden anſehen, daß das unſchuldige Kind wegen Mangel an Nahrung verſchmachten muß? Siehe doch an, o barmherziger Gott! ach ſiehe doch an, wie das arme Lämmlein ſo erbärmlich vor deinen Augen liegt und mit ſeinem milden Weinen dich ſo treulich um die nöthige Nahrung anruft. Ach erbarme dich doch über das arme verlaſſene Waislein, welchem ſein Vater ſo hart iſt, und ſeine Mutter nicht helfen kann! Ich habe ja keinen Troſt mehr auf Erden, als dieß mein einziges Söhnlein; wenn du mir dieſes nimmſt, ſo muß ich ja gar verzagen in dieſer wüſten Wildniß. Darum, zu meinem Troſt, o Gott, gib mir daſſelbe wieder, damit ichs aufziehen kann zu deinem göttlichen Dienſte.“ Als die weinende Mutter dies geflehet hatte, ſiehe, da kam eine Hirſchkuh zu ihr, welche ſich als ein zahmes Vieh anſtellte und freundlich um ſie herſtrich; gleichſam als wollte ſie ſagen: Gott habe ſie dahin geſendet, daß ſie das Kindlein ernähren ſollte. Die betrübte Mutter erſtaunte und erkannte alsbald die Verſehung Gottes, legte das Kind an die Zitzen des Wildes und ließ es ſo lange ſaugen, bis es wieder Kraft bekam. Durch dieſe himmliſche Wohlthat wurde die liebe Genoveva ſo ſehr erfreut, daß ſie mit vielen ſüßen Thränen dem gütigen Gott Dank ſagte und ihn demüthig um Fortſetzung ſolcher gnädigen Hilfe anflehte. Ihr Gebet wurde erhört, und die Hirſchkuh kam täglich, ſo lange ſie Beide in der Wüſte waren, zweimal das Kind zu ſaugen. Dies war nun die einzige Hilfe, welche das unſchuldige Kind ſieben ganzer Jahre lang von ſolcher Kreatur empfing, inzwiſchen ſeine Mutter nur von Wurzeln und Kräutern leben mußte. Wer da beherziget, daß Genoveva eine geborne Herzogin und bei dem Wohlleben des Hofes erzogen war, der wird leichtlich erachten, wie ſchwer und bitter es ihr ankommen mußte, ſolche elende rohe Nahrung zu ſich zu nehmen. Ach! war es nicht mit Bedauern anzuſehen, daß eine Frau von ſo hohem Stande Noth leiden ſollte an den Dingen, an denen es ſogar den Bettlern nicht fehlt? Ihre gräfliche Wohnung hatte ſie vertauſcht mit einer wilden Einöde, ihr ſchönes Zimmer mit einer finſtern Kluft; ihre Kammer-Jungfrauen ſind die unvernünftigen Thiere; ſtatt wohlſchmeckender Speiſen hat ſie rohe wilde Kräuter; ihr ſanftes Ruhebett iſt in hartes Laub und Reiswerk, ihre koſtbare Perſon in bittere heiße Zähren, und ihr Scherzen und Lachen in lauter Leid und Traurigkeit verwandelt. Gewißlich hätte Genoveva ein eiſern Herz haben müſſen, wenn ſie dieſes äußerſte Elend nicht empfunden haben ſollte. Ja, wenn ſie ſchon auf das Vollkommenſte in der Geduld geübt geweſen wäre, ſo hätte ſie doch vielmal über ihre große Noth weinen müſſen. Im Sommer war zwar ihr Elend einigermaßen erträglicher; im Winter aber iſt es faſt unbegreiflich, wie ſie und das arme Kind die große Kälte haben ertragen und für ihre tägliche Nahrung Wurzeln und Kräuter bekommen können. Wenn ſie im Winter trinken wollte, ſo mußte ſie das gefrorne Eis ſo lange im Munde halten, bis es ſchmelzte; wenn ſie Wurzeln graben wollte, mußte ſie den dicken Schnee hinwegräumen und gar mühſelig mit einem Holze in die eingefrorne Erde hineingraben; wenn ſie ſich erwärmen wollte, ſo mußte ſie ihre eiskalten Hände ſo lange zuſammenſchlagen, bis ſie in etwas erwärmt wurden. Ach Gott! wie müſſen dieſer verlaſſenen Frau die Winternächte ſo lang geworden, und wie ſchmerzlich wird ihr das unbeſchreibliche Elend gefallen ſein, ehe ſie deſſen ein wenig gewohnt wurde? Alle Schmerzen aber, welche die arme Gräfin aus eigener Bedrängniß litt, waren gering gegen diejenigen, die ihr mütterliches Herz ob dem Elend ihres Kindes empfand, ſonderlich, da es allgemach anfing in etwas zu erwachſen und ſein eigenes Elend zu empfinden. O wie oft drückte die mitleidige Mutter dieſen ihren Schatz an die Bruſt, ſeine von Froſt erſtarrten Glieder zu erwärmen! Und wenn ſie dann ſah, wie der ganze Leib des Kindleins vor Kälte bebte, ſo ging ihr dies ſo tief zu Herzen, daß ſie vor großer Trauer nicht aufhören konnte zu weinen. ,,Ach mein liebes Kind! ach mein armes Kind! ſprach ſie, wie viel Ungemach mußt du unſchuldiger Weiſe leiden und mußt deiner unglücklichen Mutter wegen ſo unglücklich leben!'' Wenn nun die troſtloſe Mutter ſo verzagend weinte, ſo fing auch das arme Waislein zu weinen an, und wenn die Mutter trauerte, ſo trauerte auch das arme Waislein, wenn es ſich ſchon noch keine Rechenſchaft über ſein Elend zu geben vermochte. Gleichwohl tröſtete ſich Genoveva allezeit wieder in Gott und legte all ihr Elend in ſeine heiligen fünf Wunden. Nach und nach gewöhnte ſie ſich an dieſe großen Mühſeligkeiten und dankte Gott, daß er ſie aus der Gefahr der Welt errettet und in dieſe Wüſte geführt hatte. Sie brachte die meiſte Zeit in heiligem Gebete zu und übte ſich je länger je mehr in der Andacht und göttlichen Liebe.

Einſtmals, als ſie bei ihrer Höhle knieend ihre Augen ſtarr gen Himmel gewendet hatte, ſah ſie einen Engel von der Höhe zu ihr herabfliegen, welcher ein gar ſchönes Kreuz in ſeinen Händen trug, an welchem der gekreuzigte Chriſtus aus ſchneeweißem Elfenbein ſo künſtlich gebildet war, daß man leichtlich erachten konnte, ſolche Arbeit wäre von Engelshänden gemacht worden; denn die Geſtalt Chriſti war ſo ſprechend gebildet und ausgearbeitet, daß ſie Niemand ohne herzliches Mitleiden anſchauen



konnte. Dieſes himmliſche Kreuz reichte ihr ein Engel, mit himmliſchen Worten alſo zu ihr ſprechend: „Nimm hin, Genoveva, dies heilige Kreuz, welches Dein Erlöſer Dir zum Troſte vom Himmel herabſendet. In dieſem ſollſt Du Dich beſchauen, an dieſem ſollſt Du Dich ſpiegeln, und vor dieſem ſollſt Du Dein Gebet verrichten. Wenn Du betrübt biſt, ſo tröſte Dich mit dieſem Kreuz: wenn Du angefochten wirſt, ſo flehe zu dieſem Kreuz: und wenn Dich eine Ungeduld überfällt, ſo erinnere Dich an die Geduld deſſen, der da hängt an dieſem Kreuz. Dies Kreuz wird Dir ſein ein Schild gegen alle Pfeile der Feinde, und wie ein Schlüſſel, der Dir den Himmel eröffnen wird.“

Nachdem der Engel dies geredet hatte, ließ er das Kreuz vor ihr ſtehen und verſchwand vor ihren Augen: das Kreuz aber ſtellte ſich von ſelbſt auf einen Altar in ihrer Höhle, welchen die Natur ſelbſt in einem Felſen gebildet hatte. Genoveva fiel vor dieſem Kreuze demüthig nieder, betrachtete ihren gekreuzigten Heiland vom Haupt bis zu den Füßen, und wurde von dem Anblick des leidenden Herrn mit ſo großem Mitleiden verwundet, daß ſie vermeinte, ihr Herz im Leibe müßte ihr zerberſten. Einſtmals, als ſie im inbrünſtigen Gebete vor dem Kreuze auf ihren Knieen lag, war es ihr, als ſtrecke der gekreuzigte Heiland ſeinen rechten Arm nach ihr aus und lege ihr betrübtes Haupt mild an ſeine Bruſt: worauf denn ein wahrhaft himmliſcher Troſt in ihre Seele ſich ergoß. An dieſem Kreuze hatte nun Genoveva ihren höchſten Troſt, und vor demſelben ſaß ſie immerdar in Betrachtung des Leidens Chriſti. Daſſelbe zierte ſie im Sommer mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter aber mit Tannen, Walddiſteln und Wachholderſtauden.

Einſtmals, als ſie in Erinnerung ihres großen Elends ſehr betrübt war, ſetzte ſie ſich vor dieſes heilige Kreuz nieder und klagte ihrem Heilande ihre innerliche Betrübniß, ſprechend: „Ach mein gekreuzigter Jeſu! was habe ich doch geſündigt, daß du mich ſo hart heimſucheſt? oder wie habe ichs doch um dich verſchuldet, daß du mich als eine Ehebrecherin vom Hauſe und Hof vertrieben und in die Wildniß verſtoßen haſt?“ Auf dieſe ihre Klage antwortete alsbald eine Stimme, die kam von dem Kreuz und tönte wieder in ihrem Herzen: „Was habe ich denn geſündiget, daß mich mein Vater ſo hart heimgeſuchet hat? oder wie habe ichs um ihn verſchuldet, daß er mich als einen boshaften Sünder aller meiner Ehren beraubt und an das Kreuz hat nageln laſſen? Biſt Du denn unſchuldiger als ich? oder habe ich mehr geſündiget als Du? So tröſte Dich denn mit mir und gedenke, daß ich unſchuldiger Weiſe ungleich mehr gelitten habe, als Du jetzt leideſt und noch inskünftige leiden wirſt“. Durch dieſe freundliche Beſtrafung Chriſti wurde Genoveva höchlich beſchämt und beklagte ſich hinfüro nicht leicht mehr, wie übel es ihr auch erging, ſondern übte ſich ſo ſtarkmüthig in aller Geduld, daß ſie ihre äußerſte Armſeligkeit für lauter göttliche Wohlthaten achtete.

Inmittelſt erwuchs ihr lieber Schmerzenreich und lernte allgemach reden und gehen. Denſelben unterrichtete ſie in aller Andacht, und hatte mit ihm manche Kurzweil und herzlichen Troſt; denn es hatte ihn auch Gott und die Natur mit einem ſonderlichen Verſtande begabt, ſo daß er vor der Zeit anfing klug zu werden und Alles, was ihm die Mutter ſagte, leicht ſich begreifen konnte. Es war aber kläglich anzuſehen, daß das arme Kind meiſtens nackend und barfuß ging, denn die ſchlechten Tüchlein, darein es die Mutter von ſeiner erſten Kindheit an eingewickelt, und die Stücken Tuch, ſo die Mutter von ihren eigenen Kleidern abſchnitt, waren ſchon alle zerriſſen. Darum kam es endlich ſo weit, daß Mutter und Kind ganz nackend und barfuß gehen mußten und nur mit Moos und Zweigen ihre Blöße bedecken konnten. Ueber die Blöße des armen Kindes erbarmte ſich unſer lieber Herr Gott, indem er einen Wolf daher ſchickte, der trug die Haut eines Schafs im Maule und warf ſie vor dem Kinde nieder. Die Mutter nahm dieſes Geſchenk mit großer Dankbarkeit von Gott an und wickelte den lieben Schmerzenreich darein ſo gut ſie konnte. Es fingen auch die wilden Thiere von ſelbiger Zeit an mit ihnen gar vertraut zu werden; daher ſie täglich zu ihnen kamen und dem lieben Kinde manche Kurzweil machten. Es ritt vielmal auf dem Wolfe, der ihm das Schafsfell gebracht hatte, und ſpielte oftmals mit den Haaſen und andern Thieren, ſo um das Kind furchtlos herumliefen. Die Vöglein flogen ihm auf Hand und Haupt, und erfreuten Kind und Mutter mit ihrem lieblichen Geſange. Wenn das Kind ausging, für die Mutter Kräuter zu ſuchen, ſo liefen mancherlei Thiere mit ihm, und zeigten ihm mit ihren Füßen, welches gute Kräuter wären. Es hatte auch die fromme Mutter große Freude an ſeinen kindlichen Reden, und verwunderte ſich vielmal über ſeine weislichen Fragen und Antworten; ſie lehrte es auch das Vater Unſer und andere Gebetlein beten, und unterwies es, wie es Gott fürchten, lieben und ehren ſollte. Niemals aber ſagte ſie ihm, von was für einem Geſchlechte es abſtammte, damit ſie ihm ſein Kreuz nicht vermehrte, oder vielleicht in ihm die Neigung erweckte, in die Welt zurückzukehren.

Einſtmals, als ſie mit ihm ein freundlich Geſpräch hielt, ſagte der liebe Schmerzenreich zu ihr alſo: „Mutter, Ihr befehlet mir ſo oft, ich ſoll ſagen: Vater Unſer, der du biſt im Himmel: ſaget mir doch, wer iſt denn mein Vater?“ — „Liebes Kind! ſprach die Mutter: Dein Vater iſt Gott, welcher droben, wo Sonne und Mond ſcheinen, wohnet.“ Das Kind ſprach: „Kennet mich auch mein Herr Vater?“ — „Freilich, antwortete die Mutter, kennet er Dich und hat Dich auch herzlich lieb.“ — „Wie kommt es denn, ſagte das Kind, daß er mir nichts Gutes thut und uns alſo in der Noth ſtecken läßt?“ — „Mein lieber Sohn, antwortete Genoveva, wir ſind hier im Jammerthal und müſſen leiden; wenn wir aber in den Himmel kommen, alsdann werden wir alle Freuden haben.“ Schmerzenreich fragte weiter: „Liebe Mutter, hat mein Herr Vater noch mehr Söhne neben mir?“ Sie ſprach: „Ja freilich.“ Er aber ſagte: „Wo ſind ſie denn? ich meinte, wir wären nur allein in der Welt.“ Sie antwortete: „Ob Du ſchon niemals aus dieſem Walde hinausgekommen biſt, ſo ſollſt Du doch wiſſen, daß außerhalb deſſelben noch viele Städte und Länder ſind, darin allerhand Leute wohnen, deren etliche Gutes, die andern aber Böſes thun: die, welche Böſes thun, kommen in die Hölle, darinnen ſie ewig Strafe leiden werden.“ Der Knabe ſprach endlich: „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten? warum bleiben wir denn in dieſem Lande allein?“ Genoveva antwortete: „Das thun wir, damit wir unſerm himmliſchen Vater deſto beſſer dienen und deſto gewiſſer in den Himmel kommen mögen.“ Dieſe und dergleichen Reden führte das kluge Kind gar vielmals und fragte ſeine Frau Mutter Alles vorwitzig aus.

Im ſiebenten Jahre ihres Einſiedlerlebens wurde die gottſelige Genoveva tödtlich krank und vermeinte nicht anders, als daß ſie ſterben müßte: denn die große Noth und der äußerſte Mangel aller Sachen hatten ihren Leib ſo abgezehrt, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr gleich ſah, ja ein Schatten des Todes zu ſein ſchien. Es kam ein gar heftiges Fieber über ſie, welches das wenige in ihren Adern noch übrige Geblüt dermaßen entzündete, daß ſie an allen Gliedern ganz kraftlos und voller Schmerzen war. Als nun der arme verlaſſene Schmerzenreich ſeine arme Mutter allgemach dahin ſterben ſah, warf er ſich über ihren halbtodten Leib hin und erhob ein ſo jämmerliches Leidweſen, daß ſich die ſterbende Mutter von ganzem Herzen ihres armen Kindes erbarmen mußte. „Was fange ich an, o herzliebſte Mutter, ſchrie das Kind kläglich, und wo ſoll ich hin, wenn Du mir ſtirbſt? wenn ich in dieſer Wildniß allein bin und keinen Menſchen in der Welt kenne? Ach herzliebſte Mutter! bitte doch den lieben Gott, daß er Dich länger leben laſſe; denn wenn Du ſtürbeſt, ſo müßte ich vor lauter Herzeleid gar verkümmern!“ Die ſterbende Genoveva wollte ihr jammervolles Kind tröſten, darum ſagte ſie zu ihm, was ſie zuvor allezeit verſchwiegen hatte: „Mein lieber Sohn, betrübe Dich nicht wegen meines Todes und beklage nicht ſo ſehr Deine traurige Verlaſſenheit; denn Du ſollſt wiſſen, daß außer dieſer Wildniß, nahe bei Trier, Dein Herr Vater wohnet, zu welchem Du Dich nach meinem Tode verfügen und ihm ſagen ſollſt, daß Du ſein Kind ſeiſt. Er wird Dich leichtlich erkennen und für ſein Kind annehmen, da Du ihm ſo gar ähnlich biſt, daß Dich alle Leute für ſeinen Sohn anſehen werden.“ Darnach erzählte ſie ihm ausführlich, wie ſie in dieſe Wildniß gekommen wäre, und was für große Unbill ihr der böſe Golo angethan hatte. Gleichwohl bat ſie den Knaben, er wolle die ihr zugethane Unbill nicht an dem Golo rächen, ſondern ihm um Gottes Willen von Herzen verzeihen. Indem nun die arme Kranke augenblicklich den Tod erwartete, ſiehe, da kamen zwei glänzende Engel in die Höhle, deren einer zu der Lagerſtatt der Genoveva trat und ſie mit der Hand berührend ſprach: „Du ſollſt leben, Genoveva, und jetzt nicht ſterben! denn alſo iſt des allerhöchſten Gottes Wille.“ Auf dieſe Worte verſchwanden ſie ſogleich und hinterließen die Gräfin geſund.

Wie der Graf Siegfried ſeine Gemahlin Genoveva betrauert hat.

Nachdem wir uns nun gar lange bei der gottſeligen Genoveva in der Wildniß aufgehalten, ſo wollen wir uns auch einmal wieder nach Hofe begeben und ſehen, was inmittelſt der Graf Siegfried macht. Als dieſer von der langwierigen Reiſe von Straßburg wieder an ſeinen Hof gelangt war, erzählte ihm ſein Hofmeiſter, wie er die Ehebrecherin ſammt dem Vaſall heimlich in einem Walde habe umbringen laſſen. Damit war der Graf gar wohl zufrieden und lobte auch die Vorſichtigkeit ſeines Hofmeiſters. Kaum aber waren etliche Tage vergangen, da fing ihn an ſein Gewiſſen zu ängſtigen und das Andenken an Genoveva ſehr zu betrüben. Er gedachte bei ſich, vielleicht möchte ihr unrecht geſchehen ſein, und er ſich ſehr an ihr verſündiget haben, weil er ihre Sache nicht habe gerichtlicher Weiſe unterſuchen laſſen. Folgende Nacht hatte er einen ſchweren Traum, welcher ihm ſeine Aengſte ſehr vermehrte, weil er im Schlafe ſah, wie ihm ein Drache ſeine geliebteſte Gemahlin hinwegriß, und Niemand war, der ihr in dieſer Noth Hilfe leiſtete. Dieſen Traum erzählte er des Morgens dem Golo, welcher denſelben nach ſeiner Argliſtigkeit fälſchlich auslegte, ſagend: Der Drache bedeute den Koch, welcher ja Drago geheißen wäre, das zu deutſch Drache bedeute, und ſeiner Treue vergeſſend, die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entzogen hätte. Er beredete auch den Grafen, er ſollte ſolchen melancholiſchen Träumen hinfort keinen Glauben beimeſſen, ſondern feſtiglich dafür halten, die Gräfin ſammt dem Koch hätten wohl noch einen üblern Tod verdient. Damit nun der Graf ſeine traurigen Gedanken in den Wind ſchlagen möchte, ſtellte der Golo allerhand Kurzweil an, als Jagen, Rennen, Gaſtereien, Tanzen, Beſuchung der Freunde und Alles wovon er wußte, daß es den Grafen erluſtigen konnte. Dieſe Dinge erfreuten wohl die Sinne des Grafen, ſie konnten aber die Wunden des angſthaften Herzens nicht heilen, welche je länger je größer und unheilbarer wurden.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer ſeiner ehemaligen Gemahlin und fand unter andern Schriften denjenigen Brief, welchen ſie in dem Kerker, ehe ſie hinausgeführt werden ſollte, geſchrieben hatte. Der Graf las dieſen Brief mit höchſter Aufmerkſamkeit und erkannte darin die gänzliche Unſchuld ſeiner lieben Genoveva. Nach Ableſung dieſes Briefs wurde er zu ſolchem Mitleiden gegen die arme Gräfin bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfing, und vor Herzeleid krank zu werden vermeinte. Er wurde auch dermaßen gegen den Golo erzürnt, daß, wenn derſelbe gegenwärtig geweſen wäre, er ihn auf der Stelle durchſtochen hätte. Er ſchalt ihn einen falſchen Verräther und gottloſen Mörder und verfluchte und verwünſchte ihn in den Abgrund der Hölle.

Der argliſtige Golo floh auf einige Tage von dem Hofe, und kam nicht eher wieder, bis er vernahm, daß der Zorn des Grafen ſich gelegt hätte. Alsdann wußte er dem Grafen ſo argliſtig zuzuſprechen und den Brief der Gräfin ſo lügenhaft zu verkehren, daß der Graf ſeinen Worten mehr als dem Briefe glaubte. Unter Anderem ſagte Jener: „Genoveva bezeugt in dem Briefe, ſie ſei unſchuldig und habe nimmer dergleichen That begangen. Ei wohl eine ſchöne Verantwortung! Wenn das Läugnen genug iſt, ſo ſind alle Diebe und Ehebrecher unſchuldig.“ Mit dieſen und dergleichen Worten beſänftigte er den Grafen und brachte ſich ſelbſt wieder zu den vorigen Gnaden. Aber nicht lange währte die innerliche Ruhe des Grafen, ſondern die vorigen Zweifel kamen bald wieder, ja nagten je länger je mehr an ſeinem Gewiſſen. Denn es kam ihm vor, als ob ihm immer einer in ſeine Ohren ſagte: „Du haſt Genoveva umbringen laſſen: Du haſt das unſchuldige Kind tödten laſſen: Du haſt den frommen Koch hinrichten laſſen.“ Und dieſes Nagen des Gewiſſens war ihm ſo ſchmerzlich, daß er in keinem Dinge Ruhe fand, ſondern immerdar als einer, der verzagen will, umherirrte. Er rief vielmal mit kläglichen Worten: „Ach, Genoveva! wo biſt Du? wo biſt Du hingekommen, mein liebſter Schatz? Ach! Du biſt unſchuldig um Dein Leben gekommen und ich bin die einzige Urſache Deines elenden Todes.“ Der argliſtige Golo merkte, daß die Sache je länger je ärger wurde; darum machte er ſich bei Zeiten vom Hofe, ja gar aus dem Lande hinweg, damit ihn der Graf nicht erreichen könne.

Nach dieſem allen trug ſich noch eine erſchreckliche Begebenheit zu. Der Graf lag eine Nacht in ſeiner Schlafkammer; da hörte er in ſeinen böſen Träumen ein Geſpenſt mit ſtarkem Schlage die Thür aufmachen und in ſeine Kammer, vernehmlich mit den Füßen rauſchend, hineinkommen. Wiewohl nun der Graf nichts ſah, ſo kam gleichwohl endlich eine ſolche Angſt über ihn, daß er am ganzen Leibe zitterte, indem er vermeinte, der Geiſt ſei zu ihm ins Bette gekommen, lege ſich mit ſeinem eiskalten Leibe hart an ihn, ja umfange ihn mit ſeinen eiſigen Armen ſo feſt, als ob er ihn erdrücken wollte. Der Graf ſchrie im Traume laut auf, als ob er um ſein Leben komme: da eilten ſeine Diener herbei und weckten ihn. Siegfried ſah nun, daß es ein Traum geweſen war, ſchickte die Diener fort und fiel wieder in Schlummer. Aber damit kehrte auch ſein Traum zurück: der Geiſt kam zum andernmal, ſchlug die Kammerthür auf, ging in dem Zimmer auf und ab und ſchleifte an Händen und Füßen lange Ketten nach ſich. Es kam dem Grafen vor, als ob er den Geiſt mit Augen ſähe, wie er ganz bleich und mager an der einen Thür ſtand und ihm winkte. Dem armen Grafen war ſo bange, daß ihm der kalte Schweiß ausbrach und er vor Aengſten nicht wußte, was er thun oder laſſen ſollte. Der Geiſt winkte ihm abermal und drohte ihm mit einem Finger. Da dachte der Graf: ich ſtehe auf und folge dem Geiſte! Der ging voran, winkte ihm nachzufolgen, und führte den Grafen an einen tiefen abgelegenen Ort: allda deutete er mit dem Finger auf die Erde und verſchwand ohne ein Wort vor ſeinen Augen. Als der Graf am folgenden Morgen erwachte, da ſtand der Traum noch ganz lebhaft vor ſeiner Seele und er wußte auch noch den Ort, an welchen ihn der Geiſt geführt hatte. Darum rief er ſeinen Dienern, führte ſie an jenen Ort und hieß ſie nachgraben. Sie gruben kaum ernen Schuh tief hinein, da fanden ſie einen ganzen todten Körper, der an Händen und Füßen lange Ketten hatte, und erkannten, daß dieſes der Koch wäre, welchen der Golo mit Gift umgebracht hatte. Der Graf ließ die Gebeine herausnehmen, auf dem geweihten Kirchhofe begraben und für die arme Seele Meſſe leſen. Da nun der Graf fernerhin keine Erſcheinung hatte, ſo ſah er auch hierin ein klares Zeichen von der Unſchuld des Kochs, und die Unruhe ſeines Gewiſſens wurde noch größer. Bald aber ſollten ihm noch klarere Beweiſe zu Theil werden.

Das Weib nämlich, welches zu Straßburg den Grafen durch ein falſches Geſicht betrogen hatte, wurde nach einigen Jahren eingezogen und gerichtlicher Weiſe als eine Zauberin zum Feuer verdammt. Als ſie nun hinausgeführt und bereits an den Pfahl gebunden worden war, bat ſie die Richter, daß ſie ihr vergönnen möchten, noch vor ihrem Ende ein Wort zu reden. Nach erlangter Erlaubniß ſprach ſie alſo: „Obſchon ich mein Lebtag viele ſchwere Sünden begangen, ſo ſchmerzt mich keine ſo ſehr, als daß ich einſtmals den Grafen Siegfried ſchändlich betrogen und ſeine Gemahlin Genoveva als eine Ehebrecherin bei ihm angegeben habe, welche deswegen ſammt dem frommen Koch unſchuldiger Weiſe hingerichtet worden iſt und als eine Ehebrecherin mit ihrem Kinde hat ſterben müſſen. Dies hat mich ſeither tauſendmal geſchmerzt, und betrübt mich bis in den Tod. Ich widerrufe aber mein Wort und bekenne, daß die Gräfin ſammt dem Koch unſchuldig ſei. Ich bitte Euch, Ihr wollet dieß dem Grafen berichten und ihm zu wiſſen thun, daß ich durch Anſtiftung des Golo ihn betrogen habe.“

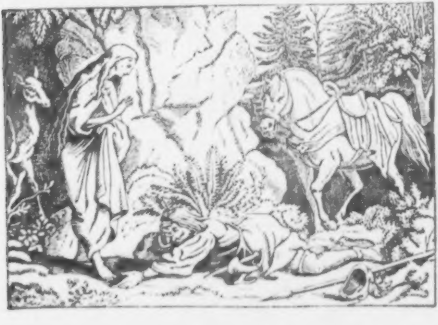
Nachdem nun dieſes dem Grafen in aller Eil berichtet worden war, ſtellte er ſich nicht anders an, als wenn er vor Leid verzweifeln wollte. Jetzt erkannte er nun klärlich, wie ihn der verfluchte Golo bezaubert und ſeine arme Gemahlin ſammt ſeinem einzigen Kinde unſchuldig in den Tod gebracht hatte. Die Erinnerung hieran that ihm ſo weh, daß er vor großem Herzeleide ſchier von Sinnen gekommen wäre. Da hörte man aus ſeinem Munde nichts als: „Ach! ach! Genoveva! ach! ach! mein lieber Schatz! nun erkenne ich, daß ich Dir unrecht gethan und Dich ſammt meinem lieben Kinde unſchuldig habe hinrichten laſſen. Ach Gott! was habe ich gethan? Ach Gott! wie will ichs verantworten können? Ich beſchwöre Dich bei Gott, Du wolleſt mich bei dem Richterſtuhl Gottes nicht verklagen, ſondern mir meine große Miſſethat aus Barmherzigkeit verzeihen! Du aber, Du falſcher Golo, biſt von alle dem die einzige Urſache. Du biſt ein grauſamer Mörder meiner liebſten Gemahlin und meines herzigen Söhnleins; wie kann ich mich denn genugſam an Dir rächen, und was für einen Tod ſoll ich Dir anthun?“ Dieſe und viel andere mitleidige und zornige Worte ſtieß der Graf damals aus, damit er ſeinem Leid und Grimm ein wenig Luft verſchaffte.

Nun war der Golo ſchon zwei Jahre vom Hofe weg, und der Graf wußte nicht, wie er dieſen liſtigen Fuchs fangen ſollte. Er ſchrieb ihm daher zum Schein einen ſehr freundlichen Brief, in welchem er ſich verwundert ſtellte, warum er ſeinen Hof verlaſſen, da er ihm doch allezeit große Liebe und Ehre erwieſen habe? Golo entſchuldigte ſeine Abweſenheit mit unvermeidlichen Geſchäften, welche er vorgefunden hätte. Der Graf ſchrieb ihm darauf zu verſchiedenenmalen ganz freundlich, verbarg allen ſeinen Widerwillen und gab ihm zu erkennen, wie ſehr er ſeines freundlichen Umgangs begehre. Dieſer Briefwechſel währete eine geraume Zeit, ſo daß Golo meinte, der Graf ſei ihm wieder in Gnaden gewogen. Endlich ſtellte der Graf gegen den heiligen Dreikönigstag eine herrliche Jagd und Mahlzeit an, wozu er alle und jede ſeiner Freunde einladete. Unter dieſem Scheine ladete er auch den Golo, bittend, er wolle an gemeldetem Tage erſcheinen. Der ſonſt liſtige Fuchs war hierinnen nicht klug genug, ſondern lief freiwillig in das zubereitete Netz. Der Graf hieß ihn freundlich willkommen und freute ſich gar höchlich über ſeine Ankunft. Sie führten einige Tage gar freundliche Geſpräche und erwarteten die übrigen Gäſte, welche geladen waren.

Wie Genoveva wieder gefunden wird.

Es waren ſieben ganzer Jahre verfloſſen, ſeit die gottſelige Genoveva in die Wüſte verſtoßen und von Allen für todt geachtet worden war. Da kam der heilige Dreikönigstag, der Tag, welchen der Graf zu dem Feſte beſtimmt hatte. Damit nun die ankommenden Gäſte deſto beſſer bewirthet werden möchten, wollte der Graf auch mit einem Wildpret die Tafel zieren und ritt deswegen zu jagen hinaus. Er nahm nebſt ſeinen Dienern auch den Golo mit ſich, und ſie ritten in der Wildniß hin und her und befleißigten ſich ein Jeder ein Stück Wild aufzutreiben. Der Graf ſah von ohngefähr eine treffliche Hirſchkuh, ſetzte derſelben durch Hecken und Geſträuch nach und verfolgte das Wild ſo lange, bis es endlich zu der Höhle Genovevas ſeine Zuflucht nahm. Der Graf kommt zu dieſer Höhle, ſieht in dieſelbige hinein und wird gewahr, daß neben dem Wild ein nackendes Weib ſteht. Er erſchrickt von ganzem Herzen und vermeint es ſei ein Geſpenſt, bezeichnet ſich mit dem heiligen Kreuze und ſpricht voller Aengſten: „Biſt Du von Gott, ſo komm zu mir heraus und ſage mir wer Du ſeieſt?“ Genoveva, welche den Grafen ſogleich erkannte, von ihm aber nicht erkannt wurde, gab zur Antwort: „Ich bin von Gott, aber eine arme Sünderin und nackendes Weib. So Ihr nun wollt, daß ich zu Euch hinauskomme, ſo werft mir ein Kleid herein, damit ich meine Blöße bedecke.“ Der Graf warf ihr ſeinen Mantel hinein, darein wickelte ſie ſich ſo gut ſie konnte, ging zu ihm vor die Höhle, und zugleich mit ihr das unerſchrockene Wild. Der Schmerzenreich aber war eben nicht gegenwärtig, ſondern hinausgegangen, Kräuter und Wurzeln zu ſuchen. Der Graf verwunderte und erbarmte ſich über ihre jämmerliche Geſtalt und abgemagerten Leib und fragte: wer ſie ſei? Sie ſprach: „Mein Herr, ich bin ein armes Weib, aus Brabant gebürtig, und bin aus Noth hieher geflohen, weil man mich ſammt meinem armen Kinde unſchuldiger Weiſe hat umbringen wollen.“ Der Graf ſprach: „Wie iſt denn dies zugegangen? und wie lange iſt es, daß dies geſchehen iſt?“ Sie ſprach: „Ich war verheirathet mit einem großen Herrn: dieſer warf auf mich einen Argwohn, als wenn ich ihm untreu wäre, und befahl ſeinem Hofmeiſter, er ſollte mich mit dem Kinde, das ich von meinem Eheherrn empfangen hatte, umbringen laſſen. Die Diener aber ſchenkten mir das Leben, und ich verſprach ihnen, daß ich nimmer vor meinen Herrn kommen, ſondern in dieſem Walde Gott dienen wollte, und dies ſind nun ſchon ſieben Jahre.“ Ueber dieſe Rede hatte der Graf tauſenderlei Gedanken und fing an zu muthmaßen, daß dies wohl ſeine Genoveva ſein möchte. Er ſah ihr näher ins Antlitz, konnte ſie aber wegen ihres elenden Ausſehens nicht erkennen; darum ſprach er weiter zu ihr: „Meine liebe Freundin, ſagt mir doch, wie iſt Euer Name und wie iſt der Name Eures Eheherrn?“ Sie ſprach ſeufzend: „Ach! mein Eheherr hieß Siegfried, ich Armſelige aber nenne mich Genoveva.“ Dieſe wenigen Worte erſtarrten den Grafen mehr, als hätte ihn ein Donnerſtreich getroffen; darum fiel er vom Pferde urplötzlich zu Boden und lag auf der Erde auf ſeinem Angeſichte, als wenn er ganz ohne Sinnen wäre. Bald darauf richtete er ſein Haupt auf und ſprach auf den Knieen: „Genoveva! ach Genoveva! ſeid Ihr es?“ Sie ſprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die unglückſelige Genoveva.“ Da war nun dem Grafen vor herzlichem Mitleiden nicht möglich, die Zähren zurückzuhalten, noch vor Erſtaunen ein Wort hervorzubringen. Nach vielem heißen Weinen aber ſprach er noch knieend:

„Ach meine herzliebſte Genoveva! wie finde ich Euch in ſolchem Stande? Ach daß Gott im Himmel erbarme! daß ich Euch alſo wiederſehen muß. O über mich gottloſen Böſewicht! ich bin nicht werth daß mich die Erde tragen ſoll, ja ich bin nicht werth daß ſich die Erde unter mir aufthue und in den Abgrund der Höllen verſchlinge; denn ich bin die einzige Urſache von all Eurem Elend, ich bin der boshafte Mann, der ſeine unſchuldige Gemahlin wegen falſchen Verdachts umzubringen befohlen hat. O wehe meiner armen Seele! wie will ich bei Gott es abbüßen und Euch den erlittenen Schimpf und Schaden wieder einbringen können? Verzeihe mir, o liebe Genoveva! ach verzeihe mir um des gekreuzigten Jeſu willen, der am Stamme des heiligen Kreuzes ſeinen Feinden gnädiglich verziehen hat; ich bin zu der Genugthuung bereit, Euch tauſendmal mehr Liebe und Ehre zu erzeigen, als ich Euch Leid und Unheil zugefügt habe. Ich ſtehe nicht auf vor Euren Füßen, bis ich vor Euch



Gnade erlangt habe, und kann mich nicht eher tröſten, bis Ihr mich mit einem freundlichen Worte erquickt!“

Die gottſelige Gräfin war durch die Zähren und beweglichen Worte Siegfrieds ſo gerührt worden, daß ſie vor Mitleiden und häufigem Weinen nicht gleich antworten konnte, bis ſie endlich die Thränen nach Möglichkeit einhaltend mit halbgebrochenen Worten ſprach: „Nicht betrübt Euch, mein Herr Siegfried, betrübt Euch nicht ſo ſehr! Es iſt nicht durch Eure Schuld, ſondern durch Verordnung Gottes geſchehen, daß ich in dieſe Wüſte gekommen bin; ich verzeihe Euch von Herzen und habe Euch ſchon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns Beiden unſere Sünden verzeihen und uns ſeiner göttlichen Gnade würdig machen!“ Darnach reichte ſie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde auf. Hier ſtand nun der betrübte Graf, anſchauend das kranke und vermagerte Angeſicht, und vermeinte, ſein betrübtes Herz müßte ihm vor Schmerz zerſpringen, weil das holdſelige Angeſicht, das vor Zeiten den Engeln glich, jetzt ſo gar entſtellt ausſah. Sein Herz war ſo voller Ehrfurcht gegen Genovefa, als ob er vor einer großen himmliſchen Heiligen ſtünde; und wiewohl ſie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, ſo konnte er doch vor Demuth kaum mit ihr reden. Nach einigen tiefen Seufzern ſprach er zu ihr: „Wo iſt denn das arme Kind hingekommen, welches Ihr im Kerker geboren habt; iſt es denn nicht mehr am Leben?“ Sie ſprach: „Daß es noch lebet, iſt ein großes Wunder von Gott. Denn nach natürlicher Weiſe hätte ichs nicht zu ernähren vermocht, weil mir gleich Anfangs aus großem Mangel die Milch ausging; der gütige Gott aber hat mir dieſes Wild geſchickt, welches das Kind täglich zweimal geſäuget und alſo aufgezogen hat.“

Indem ſie dies redete, kam der liebe Schmerzenreich, in ſeiner Schafshaut eingewickelt, barfuß daher und hatte ſeine beiden Hände voll wilder Wurzeln; als er aber den Grafen bei ſeiner

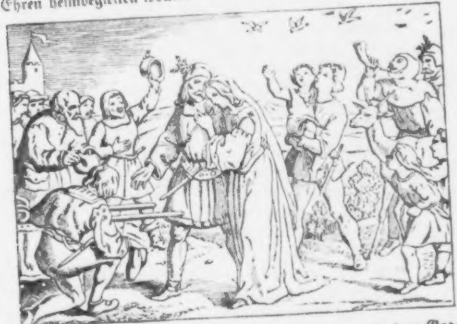
Mutter ſah, ward er erſchreckt und rief: „Mutter! was iſt das für ein Mann, der bei Euch ſteht? ich fürchte mich vor ihm!'' Die Mutter ſprach: ,,Fürchte Dich nicht, mein lieber Sohn! komm nur unerſchrocken her, der Mann thut Dir nichts.'' Hierauf ſprach der Graf zu Genoveva: ,,Iſt dies unſer lieber Sohn?'' Sie ſprach: ,,Ach, daß Gott erbarm! dies iſt das arme Kind.'' Sollte nun nicht dem Grafen vor Leid das Herz zerſpringen, als er ſeinen einzigen gräflichen Sohn in ſeinem Elende daher kommen ſah? Leid und Freude waren ſo groß bei ihm, daß er ſelbſt nicht wußte, welches größer war. Als das Kind herbeikam, ſagte die Mutter zu ihm: ,,Siehe, das iſt Dein Herr Vater; gehe zu ihm hin und küſſe ihm die Hände!'' Als das Kind dieß that, nahm es der Graf auf ſeine Arme, drückte es an ſein betrübtes Herz, küßte es innig ohne Unterlaß, und konnte vor Leid und Freude nichts mehr ſagen, als: ,,Ach mein herzlieber Sohn! ach mein herzgoldenes Kind!''

Genoveva wird mit Ehren zurückgeführt und der Böſewicht Golo gerichtet.

Nachdem ſich nun Siegfried in Umhalſung des Kindes eine Weile geſättigt hatte, blies er ſtark in ſein Jägerhorn und rief die Jägerburſchen zuſammen. Dieſe kamen eilfertig und verwunderten ſich höchlich, als ſie die wilde Frau bei ihrem Herrn ſahen und das Kind auf ſeinen Armen wahrnahmen. Der Graf ſprach: ,,Was dünkt Euch von dieſem Weibe, ſolltet Ihr ſie wohl kennen?'' Als ſie Alle nach einigem Beſchauen Nein ſagten, ſprach er weiter: ,,Kennt Ihr denn meine Genoveva nicht mehr?'' Auf dieſe Worte überfiel ſie Alle eine ſolche Verwunderung, daß ſie nicht wußten, was ſie ſagen oder denken ſollten. Es ging Einer nach dem Andern hin zu ihr, hieß ſie freundlich willkommen ſein und erfreute ſich von ganzem Herzen, daß Diejenige noch lebte, wegen welcher der ganze Hof ſchon ſieben Jahre lang getrauert hatte. Zwei von ihnen ritten eilends nach Hauſe und brachten eine Sänfte, die in ihrem Elende ſchwach gewordene Gräfin darin zu tragen, und Kleider, ſie damit zu bedecken, wie ihr geziemte. Unter allen Dienern, welche zum Grafen kamen, war Golo der letzte; denn es ahnete ihm, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen ſei. Darum ſchickte ihm der Graf Zwei entgegen mit dem Befehle: er ſollte geſchwind kommen, denn er hätte ein wunderſeltſames Thier gefangen. Als er nun endlich kam, ſprach der Graf zu ihm: „Golo, kennſt Du dieſes Weib?“ Er wurde ganz erſchreckt und ſprach: „Ich kenne ſie nicht.“ Der Graf ſprach: „Du ſchändlichſter Böſewicht, der unter der Sonne iſt! kennſt Du denn die Genoveva nicht mehr, welche Du fälſchlich bei mir verklagt und unſchuldig zum Tode verurtheilt haſt? O Du mörderiſcher Böſewicht! wie ſoll ich Dich genug ſtrafen dafür, daß Du mich in ſolches Herzeleid und meine theure Gemahlin ſammt meinem lieben Söhnlein in das äußerſte Elend gebracht haſt? Wenn ich ſchon Dir die ſchrecklichſten Qualen anthäte, ſo könnte ich Dich dennoch nicht genug peinigen; ja wenn ich Dir ſchon tauſend Tode anthäte, ſo hätteſt Du doch noch mehr verſchuldet.“ Golo lag inzwiſchen auf der Erde und bat mit weinenden Augen um Barmherzigkeit. Der erzürnte Graf aber befahl, man ſollte ihn hart binden und als den größten Uebelthäter gefangen führen.

Nach dieſem bat der Graf, Genoveva wolle ſich gefallen laſſen mit ihm nach Hauſe zu gehen; ſie ging aber zuvor in ihre Höhle, und mit ihr alle Gegenwärtige, fiel vor dem vom Himmel gebrachten Krucifix nieder, dankte Gott für alle an dieſem Orte empfangenen Wohlthaten und nahm zuletzt von ihrem geliebten Kreuze mit vielen herzlichen Küſſen einen freundlichen Abſchied. Darnach nahm ſie der Graf bei der Hand; ein edler

Ritter trug den jungen Grafen nach, und man ging alſo langſam und gemächlich, bis ihnen die Sänfte entgegen kam. Die lieben Vögel flogen über ſie her und gaben mit Flattern der Flügel genugſam zu verſtehen, wie ungern ſie Genoveva ſammt dem jungen Grafen von ſich ließen. Die Hirſchkuh aber folgte der Gräfin wie ein ſanftmüthiges Lamm nach und wollte keine Paar Schritte weit von ihr weichen. Ein Stück Weges waren ſie fortgegangen, als ihnen die Sänfte entgegen kam, ſammt einem großen Haufen aller derer, die im Schloſſe wohnten, weil ein Jeder dieſer allgemeinen Freude beiwohnen und die Gräfin mit Ehren heimbegleiten wollte.



Als man nun nahe zum Schloſſe kam, begegneten dem Grafen zwei Fiſcher, welche ihm einen Fiſch von ungewöhnlicher Größe verehrten, in dem man, als man ihn öffnete, einen goldenen Ring fand, welcher Genovevas Trauring war, den ſie, als ſie von den Dienern zum Tode geführt wurde, mit großer

Betrübniß in das Waſſer geworfen hatte. Dieſes neue Wunder verurſachte neues Erſtaunen bei allen Anweſenden, beſonders aber in dem Gemüthe des Grafen, welcher Gott nicht genug loben konnte, daß er durch daſſelbe die Ehre ſeiner Ehe bekräftige und erneuere.

Die heilige Genoveva war kaum im Schloſſe angekommen, da war das große Zeichen ſchon allbekannt, und ein Jeder wollte die wundervolle Heilige ſehen; beſonders aber kamen die Freunde und geladenen Gäſte in großer Anzahl auf das Schloß, wo ſie größere Urſache zu frohlocken hatten, als ſie je hatten hoffen können, indem ſie ihre liebe Verwandte gleichſam von den Todten auferſtanden antrafen und die wunderbare Weiſe, durch welche Gott ihre Unſchuld offenbart hatte, vernahmen. In dieſen Freuden wurde die ganze Woche hingebracht und war nichts, was dieſelbe geſtört hatte, nur daß Genoveva von den köſtlichen Speiſen und Getränken nichts genießen konnte; denn ſie vermochte ſo ungewohnte Nahrung nicht mehr zu vertragen, und man mußte ihr aus Wurzeln und Kräutern Speiſe bereiten. Während dieſer Freuden befahl der Graf eines Tages, den Golo aus dem Gefängniß herauszuführen und allen Freunden vorzuſtellen. Als dies geſchehen, ſprach der Graf: ,,Sehet, meine lieben Freunde! das iſt der verruchte Böſewicht, welcher ſo viel Uebel angerichtet, daß ich vor Zorn nicht Alles erzählen kann. Er hat meine liebſte, fromme Gemahlin entehren wollen, ſie als eine Ehebrecherin ohne mein Wiſſen in den Kerker geworfen, ſie mit Waſſer und Brod die ganze Zeit kümmerlich verſorgt, in ihren Kindesnöthen ſie ohne Hülfe gelaſſen, das arme liebe Kind nicht wollen taufen laſſen, ſie fälſchlich bei mir mehrmals angeklagt, mich durch eine Zauberin gegen ſie verhetzt, den frommen Drago mit Gift umgebracht, meine liebe Genoveva ſammt dem Kinde umzubringen befohlen, ſie in ein ſiebenjähriges Elend geſtürzt, mich ihres lieben Umgangs und unſer gräfliches Haus der erlangten Ern beraubt, und endlich unſere ganze Freundſchaft zu Schanden emacht. Nun urtheilet Ihr, was für eine Strafe ein ſolcher ſcheußcher Böſewicht verdient habe?“ Darauf rief die ganze Freundhaft Rache über den boshaften Verräther und verurtheilte hn zum allergrauſamſten Tode. Der gottloſe Böſewicht warf ich zu den Füßen Genovevas und bat um Chriſti Willen, ſie wolle ihm verzeihen und für ihn um Gnade bitten. Die barmherzige Frau wurde durch dieſe Demuth erweicht und bat inſtändig ſowohl ihren Herrn als die ſämmtlichen Gäſte, ſie wollten dieſem armen gedemüthigten Sünder um ihretwillen Gnade erweiſen und ihm das Leben ſchenken. Der Graf ſprach darauf: „Allerliebſte Gemahlin, Eure Tugend erfordert weit mehr von mir, und ich wollte Euch gern die begehrte Gnade vergönnen, damit dies Freudenfeſt mit keiner Traurigkeit verunſtaltet würde. Weil aber dieſe Sache nicht mich allein, ſondern auch die ganze gräfliche Freundſchaft betrifft, ſo muß ich derſelben die Vollziehung dieſes Urtheils anheimſtellen.“ Die Freunde aber wollten dem Böſewicht durchaus keine Gnade bewilligen, damit nicht in künftigen Zeiten geſagt werden möchte, Golo ſei unſchuldig geweſen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. Deßhalb verurtheilten ſie ihn, daß er in ihrer Gegenwart von vier Stieren zerriſſen werden ſollte. Da band man an jede Hand und jeden Fuß des Sünders einen Strick und dieſe Stricke wurden an vier Stiere gefeſſelt, welche man nach den vier Theilen der Welt trieb. So ward der boshafte Golo in Kurzem in vier Theile zerriſſen. Gleich darauf wurden auch alle diejenigen, die es mit dem Golo gehalten und bei der Gräfin Verläumdung geholfen hatten, von dem Henker mit dem Schwert hingerichtet und ihre Kinder aus der Grafſchaft vertrieben. Diejenigen aber, welche der Gräfin treu geblieben waren oder ihr einen Dienſt erwieſen hatten, wurden reichlich belohnt; unter dieſen war das Mägdlein, welche der Gräfin in das Gefängniß Feder und

Dinte gebracht, wie auch der eine von den Dienern, welche ihr das Leben geſchenkt hatten. Der andere war ſchon geſtorben; aber ſeine Kinder haben deſſen Lohn empfangen.

Genovevas ferneres Leben und ſeliges Ende.

Nach dieſem lebte die heilige Genoveva mit ihrem Herrn in höchſter Heiligkeit, und der gute Graf wußte nicht, wie er ihr genugſam dienen und ſie ehren ſollte. Er liebte ſie als ſeine auserwählteſte Gemahlin, er ehrte ſie als eine große Heilige und diente ihr als einer durchlauchtigſten Fürſtin. Es konnte aber dieſe heilige Frau der irdiſchen Freuden und des glänzenden Hoflebens nicht mehr froh werden, weil ihre Sinne nicht nach dem Irdiſchen, ſondern nach dem Himmel gerichtet waren. Sie war ſo krank, daß ſie zu ihren vorigen Kräften nicht mehr kommen konnte, darum mochte ſie auch nicht länger als nur ein Vierteljahr bei ihrem Herrn leben. Eines Tages, als ſie im Gebet begriffen war, erſchien ihr eine Schaar vieler heiligen Frauen und Jungfrauen, unter welchen die Mutter Gottes am glorwürdigſten daherging. Eine jede von dieſen Heiligen bot ihr ein himmliſches Blümlein dar; die Mutter Gottes aber hielt in ihrer Hand eine mit köſtlichen Edelſteinen beſetzte Krone und ſprach: „Geliebte Tochter! beſchaue dieſe Krone, welche Du erworben haſt durch jene Dornenkrone, die Du in der Wildniß getragen. Empfange ſie von meinen Händen; denn nunmehr iſt es Zeit, daß ſich bei Dir anhebt die Ewigkeit Deiner Freuden.“ Mit dieſen Worten ſetzte ſie ihr die Krone auf das Haupt und erhob ſich mit ihrer Begleitung wieder gen Himmel. Ueber dieſe Erſcheinung wurde Genoveva höchlich erfreut, vorzüglich weil ſie nun verſichert war, daß ihr Elend bald ein Ende nehmen würde. Sie ſagte aber ihrem Herrn nichts davon, damit er ſich nicht vor der Zeit betrüben möchte. Was ſie aber zu verſchweigen gedachte, das iſt von ſelbſt an den Tag gekommen. Bald danach befiel ſie ein Fieber, und ſie mußte ſich, wie lange ſie ſich auch wehrte, endlich zu Bette legen. Der fromme Graf Siegfried wurde hierüber ſehr betrübt und ließ alle Mittel, die nur helfen konnten, anwenden; ſie richteten aber nichts aus gegen die Krankheit. Wie nun der gute Graf ſammt ſeinem lieben Sohne ſah, daß die Krankheit je länger je mehr zunahm: da fingen die beiden liebenden und betrübten Herzen ein ſo großes Leidweſen an, daß Alles was im Schloſſe war mit ihnen trauerte. „Ach über mich armen betrübten Mann! ſprach der Graf; bin ich denn ſo gar unglückſelig, daß ich all mein Lebtag in Trauern zubringen muß? Habe ichs denn um Gott verſchuldet, daß er mich Alles deſſen, was mich erfreuet, beraubt? Ich habe meine liebſte Gemahlin kaum ein paar Monate gehabt, und ſiehe, ſchon nimmt er ſie mir wieder hinweg. Ich habe kaum angefangen mich zu erfreuen, und ſiehe, ſchon ſtürzt er mich wieder in die tiefſte Traurigkeit! Es wäre ja beſſer geweſen, ich hätte ſie niemals geſehen, als daß ich ſie ſo bald wieder verlieren muß! Ach, meine herzliebſte Gemahlin! ſprach er zu ihr, wollt Ihr denn ſo bald von mir ſcheiden und mich wieder von ganzem Herzen betrüben? Ach! habt doch Mitleiden mit meinem unausſprechlichen Herzeleid und bittet den lieben Gott, daß er Euch noch eine Weile bei mir laſſen wolle.“ Genoveva aber ſprach zu ihm: „Mein lieber Schatz! trauert doch wegen meines Todes nicht ſo ſehr, weil Ihr damit nichts anders ausrichtet, als daß Ihr mich mit Euch betrübt. Ihr ſeht ja wohl, daß es nicht anders ſein kann, darum ergebt Euch willig in den göttlichen Willen. Was mich bei meinem Tode am meiſten betrübt, iſt dies, daß ich Euch und meinen herzlieben Schmerzenreich in ſolcher Bekümmerniß ſehen muß; wenn Ihr Beide getroſt wäret, ſo wollte ich mit Freuden ſterben und mein elende Leben mit einem beſſern vertauſchen. Darum aber bitte ich Euch abermals, liebſter Gemahl und liebſter Sohn! ſeid in Gott getroſt und gedenkt, daß ich zu Gott gehe, allwo ich Eure Fürbitterin ſein will.“ Weil nun die Krankheit zunahm, ſo ließ ſie ſich bei Zeiten die heiligen Sakramente geben und brachte ihre Zeit in lauter Andacht zu. Sie ließ Alle, welche im Schloſſe waren, zu ſich rufen, gab ihnen viel heilſame Lehren und ertheilte ihnen Allen ihren mütterlichen Segen. Vor Allen aber tröſtete und ſegnete ſie ihren allerliebſten Schmerzenreich, deſſen Verlaſſenheit ihr am allermeiſten zu Herzen ging. Endlich den 2ten April im Jahre des Herrn 750 gab ſie ihren ſeligen Geiſt auf und vertauſchte das zeitliche Leben mit dem ewigen.

Sobald ſie verſchieden war, fielen der betrübte Graf und ſein Sohn über den todten Leichnam hin und weinten und klagten ſo herzzerreißend, daß man fürchtete, ſie würden Beide vor großem Herzeleid ſterben. Es klagten und trauerten auch mit ihnen alle Diener und Dienerinnen ſo ſchmerzlich, daß wer ſolches Leid hörte, mit ihnen zu weinen bewegt wurde. Alle ſchmerzte es am meiſten, daß ſie eine ſo heilige Frau verloren hatten und ihres ſüßen Umgangs nicht länger hätten genießen können. Der arme Graf aber, der nebſt dem Golo die meiſte Schuld an ihrem frühern Elende trug, glaubte feſt, Gott habe ſeine Sünden durch dieſen Tod ſtrafen wollen und ihn nicht würdig geachtet, eine ſo heilige Frau länger bei ſich zu haben. Deswegen führte er auch ſo gewaltige Klagen, daß ihn weder die Geiſtlichen noch die Weltlichen tröſten konnten; er ging keinen Schritt von dem Leichname weg, ſondern lag immer vor demſelben auf ſeinen Knieen ſo betrübt, und weinte mit zuſammengeſchloſſenen Händen ſo beweglich, daß man meinte, er müſſe die Verſtorbene durch ſeine heißen Zähren wieder lebendig machen. Als man hernach den heiligen Leichnam mit den Todtenkleidern bekleiden wollte, fand man auf ihrem bloßen Leibe ein rauhes härenes Gewand, das hatte ſie zu Ehren Gottes getragen. Darin erkannten alle Anweſenden einen neuen Beweis ihrer Heiligkeit.

Die arme Hirſchkuh, welche bis dahin allezeit im Schloſſe geblieben und von Allen geliebt worden war, begann, ſobald die Gräfin geſtorben war, zu trauern und ſich ſo betrübt zu ſtellen, daß es kläglich anzuſehen war. Als man aber den heiligen Leichnam hinaus trug, ging ſie ganz traurig mit geſenktem Kopfe der Leiche nach und ſchrie ſo erbärmlich und beweglich, daß alle Menſchen Mitleiden mit ihr hatten, und dies Schreien und Heulen währte ſo lange, bis der heilige Leichnam begraben war. Nach dem Begräbniß aber legte ſich das arme Thier auf das Grab, heulte noch viel kläglicher und ließ nicht eher ab, bis es vor lauter Trauern auf dem Grabe geſtorben war. Dieſe wunderbare Begebenheit bewegte alle Menſchen, beſonders aber den betrübten Grafen ſo ſehr zum Mitleid, daß ſie klar erkannten, wie billig um Diejenige zu wehklagen ſei, welche auch von wilden Thieren ſo ſchmerzlich betrauert wurde. Es hatte auch der Graf zum Gedächtniß dieſes Wunders auf dem Grabſtein unter dem Wappen der Gräfin den Hirſch aushauen laſſen, damit die Nachwelt bei Betrachtung deſſelben dieſe Begebenheit niemals vergeſſen ſollte.

Mit der heiligen Genoveva war dem Grafen alle Luſt und Freude begraben, denn nichts in der Welt vermochte ihn zu tröſten, noch ihm zu genügen; er ging daher als einer, der vor Leid ganz vergehen wollte, und that nichts anders als ſeine liebe Genoveva immer beklagen. Er ſaß in der Kirche allezeit vor ihrem heiligen Grabe, und in dem Schloſſe verſchloß er ſich in ihre Kammer, allda bildete er ſich ein, als wenn er ſie vor Augen hätte, und führte dann mit ihr ein Geſpräch, daß man beſorgte, er möchte gar den Verſtand verlieren. Sein größtes Herzleid war, daß er ſie in ihrem Leben ſo hart verfolgt hatte und hernach in der That erfahren mußte, welch eine keuſche und heilige

Frau ſie geweſen war. Er meinte, wenn er ſie nur länger hätte am Leben behalten und die zugefügte Schmach mit Gegendienſt abtragen können, ſo würde er noch einigen Troſt gefunden haben; weil ſie ihm aber ſo bald geſtorben und ihm alle Gelegenheit ihr zu dienen benommen war, ſo konnte er niemals ein Ende der Trauer finden.

Sein Trauern bewegte auch Gott zum Mitleiden, ſo daß er ihm einen Engel vom Himmel herab ſchickte, der ihn tröſten ſollte. Dieſer kam zu ihm in eines Pilgers Geſtalt, hielt um die Nachtherberge an und wurde von dem Grafen freundlich angenommen; unter dem Nachteſſen aber, als der Graf, vermeinend, er ſei ein Pilger, ſich neben ihn geſetzt hatte, redete er ihn mit langem Geſpräch tröſtlich zu, daß er ſich fortan beſſer in Geduld faſſen müßte. Des Morgens, als der Graf weiter mit ihm reden wollte, war er nicht zu finden, hatte aber zur Dankſagung ſeine Pilgerskleider in der Kammer hinterlaſſen. Einſtmals ging der Graf hinaus zu der Höhle Genovevas und fand daſelbſt einen Hirſch ſtehen, welcher, wiewohl die Hunde gegen ihn bellten, dennoch ſich nicht fürchtete und ſtehen blieb. Der Graf aber ging in die heilige Höhle, benetzte dieſelbe mit ſeinen Zähren und ſprach weinend bei ſich ſelbſt: „Ach! das iſt der Ort, an welchem Genoveva eine Sünde gebüßet, welche ſie niemals begangen hat! das iſt die Höhle, welche erfüllt worden iſt von den Seufzern einer verlaſſenen Unſchuld. So deine unſchuldige Gemahlin allhier fremde Sünden abgebüßt hat, warum ſollteſt du denn nicht allhier deine eigenen Sünden abbüßen?“ Dies ſagte er bei ſich und faßte durch die Eingebung Gottes den Vorſatz, in dieſer Höhle ein Einſiedlerleben zu führen; und als er hierauf vor dem Krucifix, das der heiligen Genoveva vom Himmel gebracht worden war, betete, ſah er ein Wunder: wie daſſelbe ſeine rechte Hand von dem Kreuze ablöſte und ihm den heiligen Segen gab, wodurch ſein Herz ſo voller Freude wurde, daß er vermeinte im himmliſchen Paradieſe zu ſein. Er reiſte gleich darauf nach Trier, erbat ſich Erlaubniß von dem heiligen Biſchof Hidulfus, eine Kapelle an jenem Orte zu bauen, und offenbarte ihm auch in Geheim ſeinen Vorſatz. Der Biſchof willigte gar gern in ſein heiliges Begehren, und der Graf baute eine ſchöne Kirche, ſammt zwei oder drei Einſiedlereien für Diejenigen, die daſelbſt Buße thun wollten. Nach Vollendung derſelben weihte der Biſchof die Kirche zu Ehren der Mutter Gottes und nannte ſie mit Namen: Unſerer lieben Frauen Kirche. Zu dieſer heiligen Kirche wurden viele Proceſſionen jährlich unternommen.

Nach Einweihung der Kirche wurde der Leichnam der heiligen Genoveva in dieſelbe gebracht, auf daß ſie eben da im Tode ruhen möge, wo ſie vorher ein ſo ſtrenges Leben geführt hatte. Der heilige Leichnam lag in einem ſchweren marmornen Sarge, und ſechs Paar Stiere hätten ihn fortzubringen vermocht, aber durch ein Wunder geſchah es, daß ihn zwei Roſſe fortzogen, als ob er gar kein Gewicht gehabt hätte. Wo der heilige Leichnam vorbei gebracht wurde, da neigten ſich die Menſchen in Ehrfurcht, ja es blieben die Thiere ſtehen, und es war als ob Hecken und Bäume mit Aeſten und Gipfeln in Ehrfurcht vor ihm ſich niederſenkten. Alſo ward dieſer gebenedeiete Leichnam an dem Orte niedergeſetzt, welcher ihn aufzunehmen bereitet war, und das himmliſche Kreuz wurde auf dem Hochaltar der Kirche aufgerichtet. — Nachdem aber der Graf nach Hauſe zurückgekehrt war, traf er alle Verordnungen, gleichwie wenn ſein Tod nahe bevorſtände; hierauf rief er ſeinen Herrn Bruder zu ſich und ſprach zu ihm in Gegenwart ſeines lieben Sohnes: „Mein theuerſter Herr Bruder, Ihr habt ſchon eine geraume Zeit her an mir merken können, daß ich nirgends mehr Ruhe haben kann, als allein im Betrauern und Beklagen meiner heiligen Genoveva. Damit ich nun dieſer meiner Herzensneigung deſto beſſer willfahren könne, habe ich beſchloſſen, die Welt zu verlaſſen, und an dem Orte, wo meine heilige Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu ſterben. Deswegen ſetze ich Euch zum Vormund über meinen lieben Sohn

Schmerzenreich, und bitte, Ihr wollet an ihm thun, als wenn er Euer eigener Sohn wäre. Er wird Euch auch allen Gehorſam und Ehrerbietung erzeigen, wie ein Kind gegen ſeinen Vater zu thun ſchuldig iſt." Darnach ſprach er zum Sohne: „Du hörſt nun, herzliebſtes Kind, daß ich die Welt zu verlaſſen begehre und Dir meine ganze Grafſchaft überlaſſe; dieſer Dein Oheim ſoll hinführo Dein Vater ſein, und demſelben ſollſt Du alle Ehre und Gehorſam erzeigen, wie Du mir bisher erzeigt haſt." Da ſprach der liebe Schmerzenreich: „Liebſter Herr Vater, meint Ihr denn, daß es recht ſei, daß Ihr wollt den Himmel für Euren Theil erwählen und wollt mir für meinen Theil nur ein wenig Erde hinterlaſſen? Nein! Herr Vater, das thuet nicht, ſondern gönnet auch mir die Seligkeit, nach welcher Ihr ſtrebet; wo Ihr leben wollt, da will ich auch leben, und wo Ihr ſterben wollt, da will ich auch ſterben." Der Vater verwunderte ſich über ſeinen Sohn und ſprach mit weinenden Augen: „Mein liebſter Sohn, das ſtrenge Leben wird Dir ſchwer fallen, und Du wirſt es wegen Deiner Zartheit nicht zu ertragen vermögen." — „Beſſer wohl als Ihr, mein Herr Vater, ſprach Schmerzenreich, da ich ſchon ſieben Jahre lang mich in demſelben verſucht habe. Darum bleib ich bei meinem Entſchluß und will da leben und ſterben, wo ich von meiner heiligen Mutter auferzogen worden bin. Euch aber, mein Herr Vetter, überlaſſe ich meine ganze Grafſchaft, daß Ihr ſie frei beherrſchen und den Armen davon Gutes thun ſollt." Ueber dieſes Vorhaben verwunderten ſich Vater und Vetter und umfingen Beide das liebe Kind mit herzlicher Liebe. Der Vater that die Pilgerskleider an, welche ihm der Engel auf Gottes Anordnung hinterlaſſen hatte, und ließ dem Schmerzenreich ähnliche Kleider verfertigen. Darnach nahmen Beide Abſchied unter großem Trauern und Weinen der ganzen Verwandtſchaft und verfügten ſich in die rauhe Wildniß, allda Gott zu dienen bis an ihr Ende. Sobald Schmerzenreich daſelbſt ankam, erkannten ihn ſeine vorigen Geſpielen, die wilden

Thiere, welche in großer Menge kamen und ſich ſeiner Ankunft erfreuten. Allhier haben Vater und Sohn ihr Leben heilig zugebracht und ſind auch daſelbſt gottſelig in dem Herrn entſchlafen.

Wenn den Leſer die Geſchichte von der heiligen Genoveva mit Bewunderung und Ehrfurcht gegen die Tugend und Frömmigkeit dieſer heiligen Frau erfüllt; ſo ſtellt ſie ihm andrerſeits das Bildniß eines Menſchen vor Augen, deſſen Liebe in ſündhafte Begierden ausartete, durch welche er ſich zu den abſcheulichſten Verbrechen hinreißen ließ. Es wird daher dem Leſer nicht unangenehm ſein, im Gegenſatze gegen den ſchändlichen Golo, das Beiſpiel eines andern Liebenden zu erfahren, welcher, obgleich der Gegenſtand ſeiner Liebe gänzlich in ſeine Hand gegeben wurde, ſich eben ſo edel und tugendhaft bewies, wie Golo ſchmachvoll und ſündhaft; dadurch wird dann der Unterſchied recht klar werden, welcher zwiſchen einer wahren Liebe und der gemeinen Sinnlichkeit, die ſich fälſchlich für Liebe ausgiebt, obwaltet; ich meine die

Geſchichte
von dem
tugendhaften Ritter Gentile Cariſendi.

Es lebte einſt in Bologna, einer anſehnlichen Stadt in der Lombardei, ein Ritter, welcher durch Tugend und vornehme Abkunft gleich ausgezeichnet war und Herr Gentile Cariſendi hieß. Derſelbe liebte in ſeiner Jugend eine edle Dame, Namens Madonna Catalina, welche jedoch nach dem Willen ihrer Aeltern einen andern Ritter, der Niccoluccio Caccianimico hieß, heirathen mußte. Darüber war Herr Gentile ſehr betrübt und faſt troſtlos; er gab aber jede Hoffnung auf den Beſitz der Dame auf und begab ſich, um auf keine Weiſe die Ruhe ſeiner Geliebten zu ſtören, nach Modena. In dieſer Zeit und während Niccoluccio nicht in Bologna war, ſeine Frau aber, weil ſie guter Hoffnung war, ſich auf eine ihrer Beſitzungen, etwa drei Miglien von der Stadt begeben hatte, geſchah es, daß ſie plötzlich von einem heftigen Anfall ergriffen wurde, welcher von der Art und von ſolcher Gewalt war, daß er jedes Zeichen des Lebens in ihr verlöſchte. Sogar die Aerzte erklärten ſie für todt; und weil ihre nächſten Blutsverwandten von ihr zu wiſſen behaupteten, daß ſie noch nicht ſo lange ſchwanger ſei, daß das kleine Weſen ſeine Reife erlangt haben könnte, ſo ſetzte man ſie, ſo wie ſie war, in ein Grabgewölbe der nahen Kirche unter vielem Klagen und Weinen bei. Alles dieſes wurde ſofort von einem Freunde dem Herrn Gentile gemeldet, der darüber vor Schmerz und Betrübniß ganz außer ſich wurde; denn obgleich er niemals auch nur die geringſte Gunſt von der edlen Frau weder gefordert, noch erlangt, und obwohl er ſie nun ſchon längere Zeit nicht mehr geſehen hatte, ſo war doch darum die innige Liebe zu ihr nicht in ſeinem Herzen erloſchen. Endlich ſprach er zu ſich ſelbſt: „Siehe, nun biſt Du todt, meine Catalina, und haſt mich, ſo lange Du lebteſt, keines liebevollen Blickes gewürdigt. Ja, ich ſelbſt bin vor Dir geflohen, damit meine Liebe nicht durch ſträfliche Bemühungen um Deine Gunſt, Deiner Tugend und Reinheit unwürdig würde. Nun aber biſt Du todt und meine Liebe wird Deine Ruhe nicht mehr ſtören; darum, die ich im Leben floh, will ich im Tode ſuchen, und auf Deine Lippen, welche ich im Leben niemals berührte, will ich im Tode einen Kuß unſterblicher Liebe drücken.“ Nachdem er dieſes geſagt hatte, gab er noch in derſelben Nacht die nöthigen Befehle, damit ſeine Abreiſe verſchwiegen bliebe, und ſtieg dann mit einem ſeiner Diener zu Roß. So gelangte er ohne Aufenthalt zu der Gruft, wo die von ihm geliebte Frau begraben lag. Er ließ das Grabmal öffnen und ging vorſichtig hinab, kniete neben der Todten nieder, näherte ſein Angeſicht dem ihrigen und küßte es mehremal unter vielen heißen Thränen. Darauf ſchaute er ſie lange mit liebenden Blicken an, um ihr holdes Geſicht recht tief in ſein Gedächtniß zu prägen. Da kam es ihm vor, als wäre daſſelbe nur bläſſer, übrigens aber noch ganz in den unverſtellten Zügen einer Lebenden; ja es ſchien ihm, als ob die feine Leinwand, mit welcher die Todte vom Halſe herab bedeckt war, durch den noch athmenden Buſen leiſe bewegt würde. Anfangs kam ihm ein Grauen an; bald aber beſann er ſich und beobachtete die ſchwache Bewegung der Leinwand aufmerkſamer; und als er ſich überzeugt hatte, daß er ſich nicht betrüge, legte er die Hand an die Stelle des Herzens ſeiner Geliebten. Da fühlte er deutlich, wenn auch leiſe, das Herz noch ſchlagend, und er war bald überzeugt, ſie ſei gewiß nicht todt, wie ſchwach und gering auch der Hauch des Lebens in ihr ſein möchte. Deshalb hob er ſie denn, ſo leiſe er nur konnte, mit dem Beiſtand ſeines Dieners aus dem Grabmal, nahm ſie vor ſich auf ſein Pferd und brachte ſie ſo heimlich in ſein Haus nach Bologna. Hier war ſeine Mutter, eine würdige und verſtändige Dame, die, nachdem ſie von ihrem Sohn Alles ausführlich gehört hatte, von Mitgefühl bewegt, ſtill mit mächtigen Belebungsmitteln und einem paſſenden Bade das verlöſchende Leben in ihr zurückrief. Als Catalina wieder zu ſich kam, ſtieß ſie erſt einen langen Seufzer aus und rief dann: „Wehe mir, wo bin ich?“ — Die treffliche Frau antwortete ihr hierauf: „Faſſe Muth, Du biſt an guter Stelle.“ — Als ſie nun völlig zu ſich gekommen war, blickte ſie umher, und da ſie nicht erkannte, wo ſie war, wohl aber Herrn Gentile vor ſich ſah, bat ſie voller Erſtaunen die Mutter deſſelben, ihr zu ſagen, auf welche Weiſe ſie hierher gekommen ſei. Nun erzählte Herr Gentile ihr Alles der Ordnung nach. Schmerzlich betrübt hierüber, ſtattete ſie ihm doch den Dank ab, deſſen ſie fähig war, und beſchwor ihn endlich bei der Liebe, die er ſonſt zu ihr getragen hätte, und bei ſeiner ritterlichen Tugend, dafür zu ſorgen, daß ihr in ſeinem Hauſe nichts geſchähe, was zur Beeinträchtigung ihrer Ehre, oder der ihres Gatten gereichen könne, und endlich, daß er ſie, ſowie der folgenden Tag erſchienen ſei, in ihr eignes Haus zurückkehren laſſen möchte. „Madonna, antwortete ihr hierauf Gentile, was auch in vergangener Zeit mein Wunſch geweſen ſein mag, ſo beabſichtige ich doch nicht, weder jetzt noch in aller Zukunft, da Gott mir die Gnade erwieſen hat, Euch aus dem Tode dem Leben wieder zu übergeben, und zwar um der Liebe willen, die ich ſonſt für Euch gefühlt habe — Euch anders zu behandeln, weder hier noch anderswo, denn als eine theure Schweſter. Doch die Wohlthat, die ich in dieſer Nacht an Euch ausüben konnte, verdient einigen Lohn, und darum bitte ich, daß Ihr mir eine Gunſt nicht abſchlagt, um die ich Euch erſuchen will.“ Wohlwollend entgegnete die Dame hierauf, ſie ſei dazu bereit, wofern ſie es vermöchte und wofern ſein Verlangen ein ehrbares wäre. — „Madonna, ſagte Herr Gentile, alle Eure Verwandten und ganz Bologna glaubt und hält Euch gewiß für todt; Niemand erwartet Euch darum mehr in Eurem Hauſe, und darum fordere ich als eine Gunſt von Euch, daß es Euch gefalle, hier ſo lange bei meiner Mutter zu verweilen, bis ich von Modena heimkehre, was bald geſchehen wird. Die Urſache, warum ich dies von Euch fordere, iſt die, weil ich beabſichtige Eurem Gemahl in Gegenwart der angeſehenſten Bürger dieſer Stadt ein werthes und feierliches Geſchenk mit Euch zu machen.“ Die Dame, welche ſich dem Ritter ſo verpflichtet ſah und dieſe Bitte für ehrbar erkannte, entſchloß ſich, wie ſehr ſie auch verlangte, mit ihrer lebenden Erſcheinung ihre Verwandten zu erfreuen, doch zu thun, was Herr Gentile begehrte. Wenige Tage darauf geſchah es, daß Catalina von einem überaus ſchönen Knaben entbunden wurde. Nachdem ſie nun völlig wieder geneſen war kehrte Herr Gentile nach Bologna zurück und feierte ſeine Ankunft daſelbſt mit einem Feſtmahle, zu dem er auch den Gemahl der Catalina eingeladen hatte. Als die Tafel ſchon faſt zu Ende war, begann er alſo zu reden: „Ihr Herren, ich erinnere mich einmal gehört zu haben, daß es in Perſien einen freundlichen Gebrauch gibt, welcher darin beſteht, daß, wenn Jemand einen Freund aufs Höchſte ehren will, er ihn in ſein Haus ladet und ihm hier zeigt — ſei es nun die Frau, eine Geliebte, eine Tochter oder was es immer ſei — was ihm das Theuerſte iſt, indem er dabei verſichert, daß, ſo wie er ihm dies zeigt, er ihm gern, wenn er es nur könnte, ſein Herz ſelbſt zeigen möchte. Eben dieſen Gebrauch will ich meiner Seits nun in Bologna beobachten. Ihr habt durch Eure Gunſt mein Feſt geehrt, und ich will Euch nun auf perſiſche Art wieder ehren, indem ich Euch das Theuerſte zeige, was ich auf der Welt beſitze oder was ich je beſitzen könnte. Bevor ich dies jedoch thue, bitte ich Euch, mir zu ſagen, was Ihr von einem Zweifel haltet, den ich Euch vortragen will. Es iſt Jemand, der in ſeinem Hauſe einen guten und treuen Diener beſitzt, welcher gefährlich krank wird. Jener Monn, ohne das Ende des kranken Dieners abzuwarten, läßt ihn mitten auf die Straße hinaustragen und bekümmert ſich nun weiter nicht um ihn. Ein Fremder kommt dazu, und von Mitleid für den Kranken ergriffen, nimmt er ihn mit ſich nach Hauſe und verſchafft ihm durch große Sorgfalt und mit vielen Koſten ſeine vorige Geſundheit wieder. Nun möchte ich von Euch wiſſen, ob ſein Herr ſich wohl nach guter Billigkeit über den Zweiten beklagen oder beſchweren könnte, wenn er den Diener bei ſich behielte und ſeine Dienſte benutzte, und wenn er ihn, zurückgefordert, nicht wieder herausgeben wollte." — Die edlen Männer ſprachen Mancherlei hierüber unter ſich, und nachdem ſie alle endlich Einer Meinung geworden waren, trugen ſie dem Niccoluccio Caccianimico, welcher ein guter und zierlicher Redner war, die Antwort auf. Dieſer, nachdem er zuvor den Gebrauch Perſiens gelobt hatte, verſicherte, er ſei mit den Andern in der Meinung einſtimmig, daß der frühere Herr kein Recht mehr auf den Diener habe, weil er ihn in dieſem Falle nicht blos verlaſſen, ſondern völlig preisgegeben und weggeworfen habe, und daß der Diener, durch die Wohlthaten, die der Zweite auf ihn verwendet, mit Recht der Seinige geworden zu ſein ſcheine, weshalb denn dieſer auch, wenn er ihn behielte, dem Erſten keine Beeinträchtigung, keine Gewalt und keine Verletzung anthue. Alle Uebrigen, welche bei Tafel zugegen waren, und es waren treffliche Männer darunter, ſagten einſtimmig, auch ſie hielten das, was Niccoluccio geantwortet hätte, für recht. Der Ritter, zufrieden mit dieſer Antwort und beſonders damit, daß gerade Niccoluccio dieſelbe gegeben hatte, verſicherte, auch er ſei dieſer Meinung, und fuhr dann fort: „Doch jetzt iſt es Zeit, daß ich meinem Verſprechen gemäß, Euch ehre.“ — Und nun rief er zwei ſeiner Diener herbei, ſchickte ſie zu der Dame, die er köſtlich hatte kleiden und ſchmücken laſſen, und ließ ſie bitten, daß es ihr gefallen möchte zu kommen und dieſe edlen Herren mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Ihr ſchönes Söhnlein im Arm und von zwei Dienern begleitet, erſchien ſie nun im Saal und nahm, wie es ihr der Ritter zuvor geſagt, zur Seite eines würdigen Mannes ihren Sitz ein, während Gentile ſprach: „Ihr Herren, dies iſt nun der Gegenſtand, den ich für theurer halte und immer zu halten gedenke, als irgend einen andern. Sehet nun, ob ich Euch Recht darin zu haben ſcheine?“ — Die edlen Herren ehrten und prieſen ſie viel und verſicherten dem Ritter, einen ſolchen Gegenſtand müſſe er allerdings werth halten, und fingen dann an ſie genauer zu betrachten; und allerdings war Mancher darunter, der wohl geſagt hätte, ſie wäre die, die ſie wirklich war, hätten nicht Alle jene beſtimmt für todt gehalten. Vor allen Andern aber ſchaute ſie Niccoluccio an, und brennend vor Begierde zu erfahren, wer ſie ſei, und unfähig ſich länger zurückzuhalten, fragte er ſie, als der Ritter ſich etwas entfernt hatte, ob ſie aus Bologna ſei oder eine Fremde. Als die Frau ſich ſo von ihrem Manne fragen hörte, enthielt ſie ſich mit Mühe der Antwort; dennoch ſchwieg ſie, um die verabredete Ordnung zu beobachten. Ein anderer der Gäſte fragte ſie hierauf, ob dies ihr Söhnlein ſei, und ein Dritter, ob ſie Gentiles Frau oder auf andere Art ihm verwandt ſei. Allen dieſen gab ſie jedoch keine Antwort. Als aber Herr Gentile wieder herbei kam, ſagte einer der Gäſte zu ihm: „Herr, ſchön iſt dieſer Euer Schatz, aber ſie ſcheint ſtumm: iſt dem ſo?“ — „Ihr Herren, antwortete Gentile, daß ſie bis jetzt nicht geſprochen hat, iſt kein geringer Beweis ihrer Tugend. Dieſe edle Frau iſt der gute und treue Diener, wegen deſſen ich Euch kurz zuvor die Frage vorlegte. Sie, von den Ihrigen wenig werth gehalten und wie ein verächtliches unnützes Ding mitten auf die Straße geworfen, wurde von mir aufgenommen und durch meine Sorge und Hilfe den Krallen des Todes entriſſen, und Gott, der auf meine gute Abſicht blickte, ließ ſie unter meinem Beiſtand wieder ſo geſund und ſchön werden, wie Ihr ſie jetzt ſehet. Doch damit Ihr klarer erkennt, wie dies Alles zugegangen ſei, ſo will ich es Euch in der Kürze deutlich machen.“ — Und nun, von ſeiner Liebe für ſie anhebend, erzählte er ausführlich zum großen Erſtaunen ſeiner Zuhörer Alles, was bis jetzt geſchehen ſei, und fügte dann hinzu: „Um dieſer Gründe willen iſt denn, wofern Ihr nicht etwa Eure Meinung von vorher nun geändert habt, und beſonders Niccoluccio, dieſe Dame von rechtswegen mein, und Niemand kann ſie von hier mit gerechtem Anſpruch zurückfordern.“ Hierauf antwortete Niemand, und Alle erwarteten vielmehr aufmerkſam, was er weiter ſagen würde, indem Niccoluccio und Andere, welche gegenwärtig waren, ſo wie auch die Dame vor Rührung weinten. Doch nun erhob ſich Herr Gentile, nahm den kleinen Sohn in ſeine Arme und die Dame bei der Hand, und indem er mit ihnen zu Niccoluccio hintrat, ſprach er: „Erhebe Dich, Freund; ich gebe Dir Deine Frau, welche Deine und ihre Verwandte wegwarfen, nicht wieder — ſondern ich ſchenke Dir hiermit dieſe Dame, meine Gevatterin, mit ihrem kleinen Sohne, welcher, wie ich weiß, von Dir abſtammt, und ich bitte Dich, laß ſie Dir darum nicht minder werth ſein, weil ſie in meinem Hauſe nahe an drei Monate verweilt hat; denn ich ſchwöre Dir bei dem Gott, der mir vielleicht einſt dieſe Liebe zu ihr einflößte, damit dieſelbe die Urſache ihrer Rettung werde, daß ſie niemals, weder bei ihrem Vater noch bei ihrer Mutter, noch auch bei Dir, ehrbarer lebte, als ſie bei meiner Mutter und in meinem Hauſe gelebt hat." — Nachdem er dies geſagt hatte, wendete er ſich zu der Dame und ſagte: „Madonna, jetzt löſe ich Euch von jedem Verſprechen, das Ihr mir gegeben habt, und überlaſſe Euch frei davon dem Niccoluccio." — Hierauf übergab er die Dame und das Kind den Armen des Niccoluccio und kehrte zu ſeinem Sitze zurück

Liebevoll empfing Niccoluccio Gattin und Sohn, um ſo glücklicher, je ferner er von jeder Hoffnung geweſen war; und wie er konnte und mußte, dankte er dem Ritter. Auch die Andern, welche vor Mitgefühl weinten, lobten und prieſen ihn ſehr, und geprieſen wurde er von Jedem, der dies hörte. Die Dame wurde mit großen Feſtlichkeiten in ihrem Hauſe empfangen und lange Zeit hindurch wie eine Wiedererſtandene mit Bewunderung von ganz Bologna betrachtet; Herr Gentile aber lebte immer als ein Freund des Niccoluccio und ſeiner Verwandten, ſo wie der Verwandten der edlen Catalina.

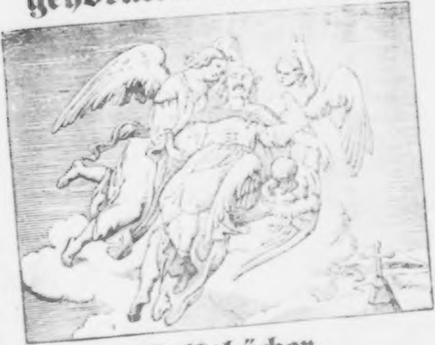
Gedruckt bei Otto Wigand m. b. H. in Leipzig.

[illegible]
Beck [illegible]
Kamm [illegible]

1528 – (9, 10)

Geſchichte
von den
# vier Heymonskindern.

Geſchichte
von dem
# gehörnten Siegfried.



Volksbücher.
9. 10.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geſchichte
von den
# vier Heymonskindern.

Wie Kaiſer Karl zum Könige von Frankreich gekrönt ward und Herrn Hugo von Bourbon erſchlug.

Es wird in alten Geſchichten beſchrieben, wie Kaiſer Karl mit großer Feierlichkeit als König von Frankreich gekrönt wurde. Zu der Krönung kamen die vornehmſten Fürſten der ganzen Welt, geiſtliche ſowohl als weltliche, die päpſtliche Heiligkeit, der Patriarch von Jeruſalem, alle Cardinäle, Biſchöfe und andere Prälaten: ferner zwölf gekrönte Könige, ein und zwanzig Herzoge, viele Grafen, tauſend Ritter und fünftauſend Edelleute, ſammt vielen Frauen und Jungfrauen hohen und niedern Standes, Adel und Gemeine, auf das allerſtattlichſte, und waren in allerlei Farben gekleidet. Nachdem aber das Königsfeſt viele Tage gewährt hatte, entfernten ſich die vornehmen Herrſchaften nach und nach wieder in ihre Heimath. — Weil nun Kaiſer Karl alſo im Brauch hatte, daß er alle Jahr auf das Feſt der Pfingſten ein ſtattliches Banket hielt, hat er es auch, nachdem er zum Könige von Frankreich gekrönt worden war, nicht unterlaſſen wollen, ſondern ein gleiches Banket in der Stadt Paris angeſtellt, auf welchem alles Dings genugſam war, was man nur erdenken konnte und dazu gehörig war. Zu ſelbiger Zeit befand ſich daſelbſt auch ein hochgeborner Fürſt von dem Geſchlechte Bourbon, mit Namen Heymon von Dordone, der dem Könige viel treue Dienſte gegen die Heiden geleiſtet hatte. Dieſer war ſehr reich an Ländern, Schlöſſern und Städten, und überdieß ein ſtrenger Mann, wohl erfahren im Kriege und andern ritterlichen Thaten, alſo daß ſeines Gleichen faſt nicht gefunden wurde: darum wurde er nicht allein gefürchtet von den Unterthanen, ſondern auch der Kaiſer und die Herren von Frankreich ſcheuten ihn wegen ſeiner Strenge und Rechtſchaffenheit. Kaiſer Karl der Große, der nun König von Frankreich war, ſaß mit ſeiner Krone in aller Majeſtät und Herrlichkeit zu Tiſche und die Königin an ſeiner Seite: an einem andern Tiſche ſaßen viele vornehme Fürſten und Herren, ſammt dem ganzen Adel und der Ritterſchaft von Frankreich, desgleichen auch Frauen und Jungfrauen, zwiſchen zweien Herren allemal eine ſchöne Dame. Solches alles war herrlich und ſchön anzuſehen, und daſelbſt waren auch viele junge Edelleute, die warteten zierlich auf und waren beſorgt, ein jeglicher aufs Beſte, daß Speiſe und Trank nirgends mangelten. Unter andern befand ſich auch an einem Tiſche Heymon von Dordone mit ſeinen Freunden und Ritterſchaft, desgleichen auch Heymerin von Bourbon und Hugo von Bourbon, welcher Heymons Schweſter Sohn und ein ausnehmend ſchöner Jüngling war. Derſelbe hatte ein ſchönes goldgelbes Haar und war gar wohl beredt und erfahren in allerlei fremden Sprachen. Dieſer Hugo ſtand von ſeinem Tiſch auf, ging zu dem König und ſprach mit freundlichen Worten und mit gebührender Ehrerbietung: „Allergnädigſter Herr und König, es iſt Zweifels ohne Euer Majeſtät wohl bewußt, daß allhier erſchienen ſind meine lieben Vettern, Heymon von Dordone und Heymerin von Bourbon, welche alle beide Euer Majeſtät ritterlich und treulich gedient haben gegen die Heiden, beinahe ganz Hiſpanien bezwungen und viel Gefahren ihres Lebens ausgeſtanden haben. Solches haben ſie Euer Majeſtät gern gethan, aber noch keine Belohnung empfangen; darum haben ſie mich abgeſandt mit unterthäniger Bitte und Begehr, Euer Majeſtät wollen ſie doch mit einer geringen Gnade ehren, oder ſie aufs wenigſte mit ihren eigenen Gütern belehnen, damit ſie der Würde ihres Standes deſto beſſer wahrnehmen mögen.“ Als König Karl dieſe Rede von dem Jüngling angehört, ſprach er mit zornigem Gemüth zu Hugo von Bourbon: „Deine Forderung iſt vergebens; ſie haben ſolches oftmals von mir begehrt, aber ich habe ihnen nichts geben wollen, wie ich ihnen auch nichts geben will, thun ſie auch darum, was ſie wollen.“ Als nun der König ausgeredet hatte, ſprach Hugo von Bourbon gar ernſthaft zu dem König: „Gnädigſter Herr König! ſo Euer Majeſtät meine Vettern für ihre treuen Dienſte, welche ſie gethan, unbelohnt läßt, wird ſolches Euer Majeſtät eine geringe Ehre und Gunſt bei andern Herren und Fürſten zu Wege bringen.“ Als nun König Karl ſolche Rede vernahm, ward er in Zorn ergrimmt, ergriff ſein Schwert und ſchlug den Hugo ſo, daß er zur Erde fiel und alsbald ſtarb; und der Saal ward mit Blut erfüllet, worüber ein groß Geſchrei und Tumult unter den Edeln und Herren entſtand, daß alle Tiſche über den Haufen geworfen wurden, mit Allem was darauf war, und daraus ein großer Krieg entſtand.

Wie Herrn Hugos Tod von ſeinen Vettern Heymon und Heymerin gerächt ward, und dieſe König Karl aus dem Lande verbannte.

Nachdem nun Herr Hugo von Bourbon vom Könige Karl ſo jämmerlich entleibt worden, veränderte ſich alle Freud in große Traurigkeit, und ſonderlich bei denen beiden Grafen, Heymon und Heymerin, welche über die Maßen erzürnt waren und ſchwuren, ſie wollten den Tod ihres Vetters rächen, und ſollte kein Stein auf dem andern in ganz Frankreich bleiben, und man ſollte davon zu ſagen wiſſen ſo lang die Welt ſtehe. Darauf rüſtete ſich Heymon alsbald und brachte zuſammen an die drei hundert wohlgerüſtete und auserleſene Ritter, die er in ſeinem Lande aufbringen konnte. Desgleichen that auch König Karl mit allen ſeinen Freunden, rüſtete ſein Volk in der Eil und ließ ſein Fähnlein fliegen; darunter hatte er tauſend Mann wohl gerüſtet und gewappnet. Noch bekam er Hilfe von Mailand, denn das war unter ſeiner Hoheit und Herrſchaft; zudem hatte er etliche Flaminger, Brabanter, Deutſche und Frieſen, ſo daß er manchen tapfern Mann zu Felde brachte. Mit ſolchem Volk zog nun König Karl aus, den Heymon mit ſeinen Freunden und Kriegsheer zu erſchlagen, ihr Land zu verbrennen und zu verwüſten. Heymon aber hatte nur dreihundert Mann mit Allem was er aufbringen konnte, meiſtentheils große Herren, Herzoge, Grafen, Ritter und Edelleute, mit denen ritt er mit aufgeſteckten Fähnlein zum Thor hinaus. Die Trommeten wurden dermaßen geblaſen, daß es wie Donner klang, und mit voller Stimme riefen ſie: „Bourbon, Bourbon!“ Als Heymon mit ſeinem Volk bei König Karls Lager kam, wo der König ſein Volk in Schlachtordnung geſtellt hatte, fiel er ihn mit Gewalt an, ſchlug tapfer drein, daß den Rittern zu beiden Seiten die Speere zerſprangen und von des Königs Volk viele von den Pferden fielen und todt blieben. Da Heymon ſolches merkte, rief er ſein Volk an und machte ihnen Herz und ſprach: „Ihr Herren Herzoge, Grafen, Barone und Edelleute, wehret euch ritterlich, wir haben den Streit ſchier gewonnen, und helfet mir den Tod meines Vetters Hugo rächen, ich frage nicht darnach, ob ich auch hier auf dem Felde bleibe!“ Heymerin von Bourbon ſagte: „Das will ich thun: Leib, Gut und Leben will ich wagen und in Gefahr ſetzen.“ Da verſammelte ſich Heymons Volk wiederum und wehrten ſich ſo ritterlich, daß die Speere ſammt ihren Wehren meiſt alle zerſprangen, und ſchlugen König Karls Volk meiſt alle zur Erde, alſo, daß man allda viel Volks erſchlagen ſah von Grafen und Herren und die Pferde bei zwanzig oder dreißig auf dem Felde ledig liefen. Die von Bourbon wehrten ſich ſo ritterlich, als wenn Heymon ihr Vater geweſen wäre, und ſolcher Streit währte bis in die Nacht, daß ſie nicht mehr konnten. König Karl verlor von den Seinigen tauſend Mann, hingegen der Graf Heymon von den Seinen ungefähr dreißig Mann. Alſo koſtete Hugos Tod manchen Herrn und Edelmann, und manches ſchöne Schloß, das um ſeinerwillen verheert und eingeriſſen und Alles verbrannt ward. Da ſprach König Karl mit zornigem Muth: „Ich gelobe Gott und ſeiner Macht, ob uns gleich das Glück nicht geſchienen, ſo will ich ſie doch allhier nicht länger bleiben laſſen: ich will ſie aus dem Lande vertreiben und ſie verbannen ſammt ihren Freunden!“ Und alſo nahm er ihnen ihre Güter. Darauf ließ er alle Oberſten: als Herzoge, Grafen, Barone und Rathsherren zuſammenfordern und zu Rath ſitzen, die ſprachen wider Heymon und ſeine Freunde das Urtheil und erklärten dieſelben für Räuber durch das ganze Land. Als nun ſolches ruchbar ward, ſahen ſich Heymon ſammt ſeiner Freundſchaft und Mithelfern genöthigt, daß ſie das Land räumen mußten, und ſolches in höchſter Eile. Da nahm Heymon mit ſich achthundert Ritter, die allerbeſten und auserleſenſten Männer, die auf Waffenführung wohl abgerichtet waren: die nahmen ſoviel Güter mit ſich, als ſie fortbringen konnten, denn ſie wußten wohl, daß ſie König Karls Macht nicht widerſtreben konnten. Als Heymon mit den Seinigen aus dem Lande war, nahm König Karl alle ihre Güter und gab ſie wem er wollte, und ſolches verdroß Heymons Volk heftig, daß ſie ſich als vertriebene Leute in den Wäldern aufhalten mußten, und fielen deshalb des Nachts heraus, raubten, plünderten und verbrannten Alles, was ſie außerhalb verſchloſſener Mauern fanden, verſchonten nichts, weder geiſtlich noch weltlich, Klöſter ſo wenig als andere Häuſer, und ſchlugen Mönche und Nonnen bis gen Paris zu Tode. Heymon hatte bei ſich einen Vetter, genannt Malegys, einen ſtolzen Ritter, der wohl erfahren war in der ſchwarzen Kunſt und großen Schaden damit that. Mit dem Gold und Silber, das ſie bekamen, ließen ſie ihre Pferde beſchlagen; und der Krieg währte in die ſieben Jahre.

Wie König Karl eine Geſandtſchaft an Heymon abfertigte und Frieden mit ihm machte.

Dieſer langwierige Krieg war den Franzoſen ſchwer und verdrießlich, denn ſo oft Heymon befahl, mußten ſie zu Felde und ſtreiten. Daher wurden ſie einig und gingen zu Rath, daß ſie bei dem König anhalten wollten, daß er Frieden mit Heymon und ſeinem Volke machen möchte. Als ſie ſolches beſchloſſen hatten, gingen ſie zum König Karl, grüßten ihn mit höchſter Ehrerbietung und ſprachen: ,,Großmächtigſter König! Euer Majeſtät wiſſen ohne Zweifel wohl, wie lange der Krieg zwiſchen Euer Majeſtät und Heymon gewähret; wir bitten, Euer Majeſtät wolle doch Frieden mit ihm machen, denn das ganze Land wird von ihm verheert und zu Schanden gemacht.'' Als König Karl ſolche Rede von ſeinen Landesherren vernommen, war er davon ganz unwillig; jedoch bedachte er ſich, ließ ſich das Bitten zu Herzen gehen und bewilligte ihnen, was ihnen hierin dünkte gut zu ſein. Die Stände des Königreichs beſchloſſen alsbald mit dem König Karl, daß der König an Heymon und ſeine Freundſchaft einen freundlichen Brief ſchreiben ſollte, des Inhalts: daß er ihm die Uebelthat, die er bisher an ihm und ſeinen Freunden erwieſen, vergeben wollte. Solches geſchah auch zur Stunde;

denn es ward ein Geſandter an Heymon abgefertigt, welcher zu Pierlamont lag, mit dem Vorſchlag, Kaiſer Karl wolle Heymons Vetter Hugo neunmal mit Gold aufwiegen und Heymon das Gold geben; damit begehre er Frieden mit ihm. Als Heymon den Inhalt des Briefs verſtanden, dünkte ihn ſolches ſpöttiſch und fremd zu ſein, darum ſprach er zu dem Geſandten mit zornigem Gemüthe: „Saget Eurem König, ich begehre durchaus keinen Frieden mit ihm einzugehen, ſondern will den Krieg mit ihm führen, ſo lang mir möglich iſt, denn ich kann Hugos meines Vetters Tod nicht ſo leicht vergeſſen.“ — Wie die Geſandten ſolche Antwort von Heymon erhalten und König Karl angezeigt hatten, ſind ſie von ihm alsbald wiederum mit einem andern Schreiben an Heymon abgefertiget wordn, mit dem Erbieten: So er, Heymon, mit dem Könige einen Frieden eingehen wollte, ſo wollte dieſer ihm ſeine Schweſter Aya zur Gemahlin geben mit allen den Gütern, die er ihm ſammt ſeinen Freunden genommen hätte, und ſolches ſollten ſie los und frei als ein Erbgut für ſich und ihre Erben behalten ohne einige Lehen, denn allein von Gott. Da nun Heymon des Königs Meinung verſtanden, hieß er die Geſandten etwas verziehen, er wollte ſich mit ſeinen Freunden berathſchlagen und ihnen gute Antwort geben. Darauf ließ er alsbald ſeine Verwandten fordern, nämlich Heymerin von Bourbon, Wilhelm von Orleans und alle andere Barone und Edelleute ſeines Landes, verkündigte ihnen, was ihm König Karl geboten hätte, und begehrte freundlich, daß ſie ihm helfen wollten und rathen, was ihnen gut dünkte und dem Lande nützlich wäre? Darauf haben ſie ihm geantwortet: „Wenn König Karl das Alles halten wollte, was er ihm in dem Schreiben verſprochen und geboten hätte, ſo wären ſie deſſen wohl zufrieden.“ Darauf hat Heymon den Adelbart und Malegys, ſeine Vettern, an König Karl abgefertigt und ihn fragen laſſen, ob er dasjenige Alles halten wollte, was er ihm zugeſchrieben hätte, nämlich, daß er ihm ſeine Schweſter Aya zur Gemahlin geben wollte, und Alles was er ihm ſonſt geboten. Wenn dieſes ſeine ernſte Meinung wäre, ſo ſei er zufrieden und wolle einen beſtändigen Frieden mit ihm eingehen und verhandeln. Als nun Adelhart und Malegys zu Paris angelangt waren, ſind ſie zur Stunde zum Könige gekommen, haben ihm gebührende Ehrfurcht erzeigt und ihren Auftrag von Heymon überantwortet, darauf alsbald Antwort begehrt und geſprochen: „Der Tod Hugos kann nicht vergeſſen, noch der Frieden geſchloſſen werden, Euer Majeſtät bewilligen denn, was in dem Schreiben vermeldet iſt.“ Als nun König Karl Heymons Brief empfangen, ließ er denſelben öffentlich vor ſeinen Räthen leſen. Sobald dieſe den Inhalt verſtanden, waren ſie deſſen wohl zufrieden und begehrten, der König ſollte ihm willfahren, wie derſelbe dann auch gern that. Er ließ Adelhart und Malegys vor ſich kommen und ſprach zu ihnen, ſie ſollten wieder nach Haus gehen und Heymon verkündigen: er ſollte zu Senlis erſcheinen, da wollte er mit ihm Frieden ſchließen, denn er begehrte keinen Krieg mehr gegen ihn zu führen. — Mit dieſem Beſcheid zogen ſie wieder nach Pierlamont und zeigten dem Heymon des Königs Meinung an. Hierauf rüſtete und bekleidete ſich alsbald Heymon mit ſeinen Freunden auf das zierlichſte und zog nach Senlis. Als er nun ſchier bei Senlis angelangt, kam ihm König Karl mit ſeinen Verwandten ſammt fünfhundert Rittern entgegen und ſprach: „Mein Freund Heymon, ich habe übel daran gethan, daß ich Deinen Vetter Hugo erſchlagen habe: ich bitte, Du wolleſt mir ſolches um Gottes und ſeines lieben Sohnes willen verzeihen: ich will Dir ihn neunmal mit Gold aufwiegen, Dir meine Schweſter Aya zur Gemahlin geben, ſammt all den Gütern, die ich Dir genommen und Allem was Du noch von den Heiden erobern wirſt.“ Als Heymon die Verheißung angehört, ward er mit dem König einig und ſie wurden Freunde.

Wie Heymon König Karls Schweſter zur Gemahlin nahm und dieſe ohne ſein Wiſſen vier Söhne von ihm gebar.

Als der Frieden zwiſchen dem König Karl und Heymon durch die Heirath mit des Königs Schweſter beſchloſſen war, und die Hochzeit zu Senlis gehalten werden ſollte: führte Heymon die Braut nach Gewohnheit und chriſtlichem Gebrauch in die Kirche, ließ ſich allda mit ihr einſegnen und ging neben ihr, an der rechten Seite den Biſchof und an der andern Seite Graf Roland. Als das hochzeitliche Mahl fertig war, daß man zu Tiſche ſitzen ſollte, begehrte Graf Heymon vom Könige, er ſollte bei ihm bleiben und dem hochzeitlichen Mahle ſammt andern Herren und Fürſten, ſo dazu geladen waren, beiwohnen. Als er aber eine abſchlägige Antwort bekam und der König nicht bleiben wollte, ſondern ſich bald nach Paris begab, ward Heymon ganz zornig, nahm ſeine Gemahlin und zog nach Pierlamont, und hielt daſelbſt das hochzeitliche Mahl ſo überaus herrlich und ſtattlich, daß es unmöglich Alles zu beſchreiben. Es währte die Hochzeit vierzig Tage und Nächte. Als aber der erſte Tag vorüber war und die Nacht anbrach, daß man zu Bette gehen ſollte, gedachte Heymon an die Weigerung des Königs, faßte ſein Schwert und ſchwur bei demſelben, er wollte ſeines Vetters Hugos Tod noch rächen und Alles erſchlagen, was von des Königs Geſchlecht und Herkommen wäre. Von ſolcher Rede erſchrak Frau Aya gar heftig und durfte gleichwohl nichts ſagen, denn er war ein ernſthafter und ſtrenger Mann. Sie erzeigte ſich alſo ganz demüthig gegen ihn und leiſtete ihm alle Freundſchaft, alſo daß ſie durch Gottes Gnade ſchwanger ward. Heymon aber blieb darnach nicht lange zu Haus, ſondern zog nach ſeiner Gewohnheit wieder in Krieg gegen die Heiden, und wußte nicht, daß ſeine Gemahlin ſchwanger war; denn ſie hatte das Niemand offenbart, als nur einer Jungfrau. Wie nun die Zeit der Geburt heran kam, rieth ihr die Jungfrau, ſie ſollte ſich in ein Jungfrauen-Kloſter begeben und ſich darin heimlich halten, bis ſie des Kindes erlöſt wäre, und ausgeben, ſie wäre eine Pilgerfahrt ſchuldig, die wollte ſie verrichten. Als ſie nun im Kloſter war, kam die Stunde der Geburt herbei und Gott gab ihr einen jungen Sohn, den ließ ſie ſtattlich taufen und Rittſart heißen. Seine Pathen waren der Biſchof Turpin und Graf Wilhelm, und ſie beſtellten dem Kinde heimlich eine Säugmutter und gaben ihm Schreiben mit, daß es ein ehelich Kind wäre von Vater und Mutter und von hohem Stande. Aber man hielt es heimlich, daß Niemand erfahren konnte, wem es zugehörte, denn die Mutter fürchtete ſich ſehr vor dem Heymon, ihrem Herrn, weil er ein ſo ſtrenger Mann war, er möchte es vielleicht nach ſeinem Eid, den er zuvor gethan hatte, als von König Karls Geſchlecht, tödten laſſen. Mittlerweile kam Heymon wieder nach Hauſe und hatte lange gegen die Heiden geſtritten aus ſeinem eigenen Beutel. — Auf denſelben Tag, als Heymon wieder nach Hauſe kam, war Frau Aya auch nach Hauſe gekommen und hatte ſich in der Kirche nach altem Gebrauch und Herkommen dem Prieſter vorgeſtellt. Des Abends ging ſie wieder mit ihrem Gemahle zu Bett und ward abermals mit einem jungen Sohne ſchwanger. Sie hielt es auch gar heimlich wie zuvor, und legte das Kind ſelbſt ins Kloſter wieder ein, daß es Niemand vernahm, und das Kind ward auch heimlich erzogen und ward genannt Writſart. Darnach empfing ſie den dritten Sohn und mit demſelben ward eben gethan als mit den andern, und er ward genannt Adelhart. — Wie nun dieſes Alles geſchehen war, iſt Heymon wieder in Krieg gezogen, und war wohl ſieben ganzer Jahre aus, welches Frau Aya ſehr traurig machte, denn ihr war Botſchaft gekommen, daß ihr Gemahl todt wäre. Indem ſie nun ſo traurig war, kam Heymon wieder nach Hauſe und hatte ſieben große Wunden im Krieg empfangen. Gleichwohl ſaß er auf ſeinem Pferd mit ſeinem Harniſch und ſeinem Schild am Halſe, denn er hatte viel

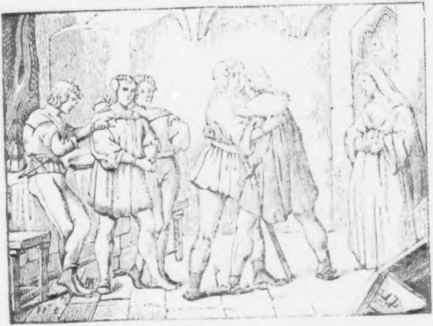
Land und Leute gewonnen, dazu die Dornenkrone unſers lieben Herrn und die Nägel, mit denen Chriſtus ans Kreuz geheftet war. Als Frau Aya vernahm, daß Heymon auf dem Wege war, ging ſie ihm entgegen, empfing ihn ganz freundlich, umhalſte und küßte ihn und hieß ihn willkommen ſein. Wie er nun Frau Aya ſah, war er auch von Herzen froh, ſtieg von ſeinem Pferd und ging mit ihr in ihre Schlafkammer. Da wurde ſie wieder ſchwanger und bekam den vierten Sohn, welchen ſie Reinold nennen und ihn wie die vorigen auch heimlich auferziehen ließ. — Alſo hatte Heymon vier Söhne, von denen allen er nichts wußte. Der jüngſte Sohn war ein ſchöner junger Held, groß und ſtark über die andern, gleichwie ein Falk über die Sperber. Zu dieſer Zeit hatte auch König Karl einen Sohn, der hieß Ludwig; dieſer Sohn und Reinold waren gleichen Alters und in derſelben Größe. Als er aber fünf und zwanzig Jahr alt war, entwuchs Reinold den Ludwig und ward ſchier um einen Fuß länger, und Ludwig ward nach Hauſe berufen, um etlicher Urſachen willen.

Wie König Karl ſeinen Sohn Ludwig zum Könige krönen will und darum den Heymon beſchickt; wie dann Frau Aya ihren Gemahl zu ſeinen vier Söhnen bringt.

Zu derſelbigen Zeit wollte König Karl ſeinen Sohn Ludwig krönen laſſen als König von Frankreich, denn er war nunmehr zu ſeinem höchſten Alter gekommen. Er ließ daher durch ſeiner Schweſter Sohn, welche Berta genannt war, die zwölf Genoſſen von Frankreich berufen, deßgleichen die päpſtliche Heiligkeit, Patriarchen, Biſchöfe, Könige, Herzoge und Grafen. Als ſie nun verſammelt waren, ließ er eine Stille ausrufen, ſtand auf und ſprach: „Ihr Herren alleſammt, wie Euch Gott alle mit einander hierher verſammlet: es iſt Euch ohne Zweifel wohl wiſſend, und Ihr habt den Augenſchein jetzt vor Euch, wie daß ich nunmehr zu meinem höchſten Alter gelangt bin, und mir das Regiment der Krone Frankreich viel zu ſchwer wird, alſo, daß ich dem Königreich nicht mehr vorſtehen kann, wie ich bisher gethan. Darum gelanget meine freundliche Bitte an Euch, Ihr wollet meinen Sohn Ludwig zu einem König annehmen und denſelbigen dafür halten und krönen, denn er iſt ein ſtattlicher junger Held und kann das Königreich verſehen.‟ Als die Herren des Königs Meinung vernommen, iſt Biſchof Turpin aufgeſtanden im Namen der andern Herren alle, begehrte Erlaub zu reden und ſprach: „Allergnädigſter Herr König, ſolches kann für diesmal noch nicht geſchehen, denn Euer Hof iſt noch nicht vollkommen.‟ Da fragte der König: „Wer mangelt denn noch allhier? Ich meinte, ich hätte die Edelgeſteine vom ganzen Lande, dazu die größten Herren, ſowohl geiſtliche als weltliche des ganzen Chriſtenthums.‟ Darauf antwortete der Biſchof: „Allhier mangelt der allertapferſte und kühnſte Held der Welt, von hohem Geſchlecht und Herkommen, welcher unbezwungen und frei ſeine Güter von keinem Menſchen zu Leben hat, denn allein von Gott!‟ Als nun der Biſchof ſeine Rede geendet, da ſprach der König: „Das iſt Heymon von Dordone! derſelbe hat mir große Bedrängniß angethan in meinem Königreich mit Rauben, Brennen und dergleichen: ſchlug Alles todt, was ihm vorkam und mir zugehörig, ſowohl geiſtlich als weltlich, und nahm das Gold aus den Kirchen, da man Gott mit diente, und beſchlug damit ſein Pferd: muß gleichwohl bekennen, daß ich keinen tapfern Helden kenne, als ihn. Ich weiß, daß er die Krone und Nägel unſers Herrn Jeſu Chriſti, damit er gekrönet und an das Kreuz geheftet worden, von den Heiden und Juden erobert hat: ich weiß aber auch, daß er mir den Tod geſchworen hat: dennoch, wenn es Euch dünket rathſam zu ſein, daß ich auch ihn hieher berufen laſſe, ſo will ich nach ihm ſchicken.‟ Darauf hat der Biſchof geantwortet „Gnädigſter Herr König!

ich ſammt dieſen Herren allen ſehen für gut an, daß Ihr ſolche Krönung noch vierzig Tage ausſtellen wolltet und mittlerweile nach dem Heymon ſchicken, daß er allhier erſcheinen wolle. Ihr müſſet ihm deſſen gut Geleit zuſagen auf St. Dionyſius Leichnam; und ſo er dennoch aus Furcht nicht kommen wollte, ſo ſtellet ihm zu Geißeln und Bürgen die zwölf beſten Herren vom Königreich.“ Dieſen Rath befand der König für gut und fragte den Biſchof, wen er am beſten zu Heymon ſchicken möchte, daß er ihm ſolches ausrichte? Da hieß der Biſchof den Grafen Roland, Wilhelm von Orleans, Bertram und Bernhard vor den König kommen. Da fragte ſie der König, ob ſie nach Pierlamont reiſen wollten, dem Heymon anzuzeigen, daß er gen Hof käme nach Paris und ſeinen Sohn Ludwig zu einem König krönen helfe. Sie bedachten ſich bald und willigten gern ein ſolches zu thun. Zum Zeichen, daß ſie es thun ſollten, ehrte ſie der König alle vier je mit einem ſchönen Pferde, mit allem Zeuge, von Gold und köſtlicher Seide gemacht, dazu einen jeden auch mit einer ſchönen Hutſchnur mit köſtlichen Edelſteinen geziert. Wie ſie nun Alle aufs ſchönſte geziert und zu reiſen fertig waren, ſind ſie auf ihre Pferde geſeſſen. Da kam der König, hing jedem einen köſtlichen Mantel um und gab jedem einen Oelzweig in die Hand. Da ritten ſie hinweg nach Pierlamont und ſäumten ſich auf dem Wege gar nicht. Als ſie nun nahe bei Pierlamont kamen, kam Frau Aya ungefähr an ein Fenſter zu ſtehen, ſah hinaus ins Feld, ſah dieſe vier Ritter ankommen und merkte bald, daß es Graf Roland, Graf Wilhelm von Orleans und Graf Bertram mit Graf Bernhard waren. Sie dachte aber bei ſich ſelbſt: was mögen die vier Herren hier wollen? ich fürchte, ſie eilen in ihren Tod. Sie rief alsbald dem Thorhüter, gab ihm vier ſchöne Hutſchnüre und ſagte: „Gehe hin und bringe ſie den vier Herren, welche da geritten kommen, und gieb meinem Vetter Graf Roland die beſte und ſag ihm: die hat Euch

Frau Aya, Eure Baſe, überſchickt.“ Als nun dieſe vier Ritter vor Heymon kamen, hatte er damals bei dreihundert Ritter an ſeinem Hof und ungefähr hundert und dreißig Mann zu Fuß wohlgewaffnet. Die Abgeſandten fielen ihm zu Füßen und bewieſen ihm Ehre, und Graf Roland ſprach mit freundlichen Worten: „Gnädigſter Herr Heymon, wir kommen als Geſandte von König Karl dem Großen von Frankreich; der begehret freundlich, es wollen Euer Gnaden nach Paris kommen und ſeinen Sohn Ludwig zum König von Frankreich krönen helfen. So er dafür Euer Gnaden wiederum förderlich ſein kann, will er allezeit willig ſein, denn er hat dieſe Krönung um Euer Gnaden willen wohl vierzig Tage aufgeſchoben.“ Als Heymon dieſe Botſchaft empfangen, veränderte er die Farbe und war zornig, ſchwieg ſtill und redete kein Wort. Als er nun keine Antwort gab, redeten ſie ihn zum andernmal an, er ſolle ſich erklären, ob er Ludwig wollte helfen krönen oder nicht? Er antwortete abermal nichts. Da ſahen die vier Geſandten einander traurig an. Frau Aya wurde auch ſehr betrübt, nahm einen ſilbernen Becher voll Wein und ſprach: „Lieber Vetter Roland, nehmet dieſen und thut einen Trunk; ich will jetzt euer Schenk ſein.“ Da nahm Roland den Becher und trank; gab ihn darnach den andern Dreien, daß ſie auch trinken ſollten. Alſo hieß ſie Frau Aya willkommen ſein. Darnach ſprach Frau Aya zu ihrem Gemahle Heymon: „Gnädiger Herr, ich bitte Euer Gnaden freundlich, Ihr wollet dieſen vier Herren die Antwort geben, denn es ſind Eure eigenen Verwandten und die Vornehmſten des Königreichs.“ — Sobald Heymon dieſes von ſeiner Hausfrau hörte, ſchlug er ſie ins Angeſicht, daß ſie darnieder fiel. Dies ſahen die Herren mit zornigem Gemüth an und halfen der Frau auf. Als ſie nun wieder zu ſich ſelbſt kam, wiſchte ſie ſich ab, trat wieder zu ihrem Gemahl, dem Heymon, küßte ihn freundlich und ſprach noch einmal: „Gnädiger Herr, ich bitte Euch noch einmal, Ihr wollet dieſen meinen Vettern Antwort geben.“ Darüber ward nun Heymons Zorn etwas gelinder, und er ſprach zu ſeiner Hausfrau: „Herzliebe Hausfrau, wenn ich ja Antwort geben ſoll, ſo mag ich wohl ſagen, daß ich der unſeligſte Mann bin auf Erden und Ihr das unſeligſte Weib, ſo jemals geboren iſt.“ Da fragte ſie: „Warum ſaget Ihr das, lieber Herr?“ — „Darum, ſagte er, daß uns Gott ſo wohl gewollt hat, daß er uns in zwanzig Jahren, die wir bei einander geweſen ſind, keine Leibeserben gegeben, die unſer Land und Güter nach unſerm Tode beſitzen, damit daſſelbe nicht in unſerer Feinde Hände kommen möchte. Nun weiß ich gewiß, daß eben der nach meinem Tode mit Gewalt Land und Leute an ſich bringen wird, den ich krönen helfen ſoll! Nein, ich will es nicht thun, da ich ihm mehr feind bin als dem Vater: denn ich weiß und iſt Jedermann kundig, wenn ſie mich hätten oder mich bekommen könnten, ſie ließen mich nicht lange beim Leben.“ Da ſprach Frau Aya: „Gnädiger Herr! wenn Ihr nun Kinder hättet, wenig oder viel, wollt Ihr dieſelben umbringen?“ Darauf ſprach Heymon: „Geliebte Hausfrau, ich ſage Euch, wenn ich Kinder hätte, ich wollte ſie nicht tödten, ſondern wollte mehr an ihnen thun, als ein Vater ſchuldig iſt an ſeinen Kindern zu thun.“ Alsbald ſprach Aya: „Fürwahr! gnädiger Herr, dann ſind die Worte vergeblich, ſo Ihr geredet habt, als Ihr das erſte Mal das Beilager bei mir gehalten, daß Ihr Alles tödten wolltet, was von mir käme!“ Da antwortete Heymon ſeiner Hausfrau: „Hausfrau! böſe gezwungene Eide kann man wohl laſſen; hätte ich Kinder, wollte ich fröhlicher ſein als ich jetzo bin.“ Darauf ſprach Frau Aya: „Wollt Ihr mich verſichern, gnädiger Herr, daß Ihr ihnen nichts thun wollet, ſo möchte ich ihrer etliche finden und Euch zeigen.“ Als Heymon dieſe Worte gehört, kam es ihm fremd vor und er ſprach: „Ich will daſſelbe gern thun, wenn mir Gott die Gnade verleihen wollte: aber ich kanns nicht wohl glauben, daß ich jemals Kinder mit Euch gehabt habe.'' Da nahm Frau Heymon den Graf Heymon bei der Hand und ſprach: ,,Gehet mit mir, ich will ſie Euch ſehen laſſen.'' Darüber war Heymon ſehr erfreut; und ehe er ging mit ſeiner Hausfrau, ſprach er zu den vorgemeldeten vier Rittern und hieß ſie willkommen ſein, gab ihnen die Hand und begehrte, ſie ſollten etwas verziehen, er wollte ihnen gute Antwort geben, er müſſe erſtlich mit ſeiner Hausfrau hingehen, ſeine Kinder zu beſehen. Hierauf geleitete ihn ſeine Gemahlin vor ein Zimmer, darin waren die vier Söhne bei einander. Als nun Heymon vor das Zimmer kam, blieb er etwas vor der Thüre ſtehen, ehe er hinzu ging; da hörte er, daß Reinold aus verzagtem Muth zu ſeinem Bruder ſagte: ,,Ich weiß es dem Hofmeiſter keinen Dank, der uns allhier zu eſſen und zu trinken bringet; denn alle Gerichte, die er uns bringt, ſind auf eines andern Herrn Tiſch übrig geblieben, als Broſamen; dazu bringt er uns auch keinen guten Wein. Hätte ich den Speiſemeiſter hier, ich wollte ihn alſo zurichten, daß er vor meinen Füßen liegen bleiben ſollte.'' Da antwortete Adelhart ſeinem Bruder und ſprach: ,,Bruder, ich bitte, laß ab von ſolcher Rede. Wir können wohl reden unter einander, was wir wollen, aber Du weißt, daß unſere Mutter uns befohlen hat, daß wir ſtill ſein ſollten und nicht viel Weſens machen; denn wir wiſſen wohl, wer unſere Mutter iſt, aber unſern Vater kennen wir nicht. Und ich ſage Euch, ſchlüget Ihr des Heymons Speiſemeiſter, er iſt ſo frech und muthig, er ließ Euch in aller Eil umbringen, denn er hat allezeit gewaffnet Volk bei ſich. Darum laßt ſolche Worte bleiben, denn Ihr habt unrecht.'' Da ſprach Reinold mit zornigem Muthe zu ſeinem Bruder: ,,Sollte mich Heymon, der graue Hund, tödten laſſen, das ſoll ihm der Teufel danken; ich ſehe ihn mit ſeinen gewaffneten Leuten nicht an, ich wollt ihn mit Fäuſten ſchlagen, daß er ſollte liegen bleiben.'' Heymon hörte dieſe Worte und war deſſen froh. Er ſprach zu ſeiner Hausfrau: „Das iſt gewiß mein Sohn, da zweiſle ich nicht daran; aber von den andern weiß ich nichts; will ſie einmal probiren, ob ſie auch ſo beherzt ſind, als ſie ſchienen!“ Da ſtieß er mit einem Fuß an die Thüre, daß ſie zerſprang. Reinold ſprang auf, ergriff den Heymon, warf ihn über eine Bank zur Erde und ſprach: „Was haſt Du hierin zu ſchaffen, Du alter Grauer? Ich ſage Dir, wir haben jetzt Mahlzeit gehalten, wäreſt Du hier geweſen, ſo hätteſt Du es ſo gut gehabt als wir.“ Da kamen die andern Brüder darzu gelaufen, worüber Heymon ſehr erſchrak und ſprach: „O Ihr jungen Helden, ſchlaget mich nicht! denn ich bin Heymon, Euer lieber Vater, und will Euch auf den Abend zu Rittern ſchlagen.“ Als das Reinold hörte, ſprach er: „O Gott! ſeid Ihr mein Vater, ſo wäre es mir von Herzen leid, wenn ich Euch geſchlagen hätte!“ und hieß



ihn alsbald aufſtehen. Als Heymon auf war, bedankte er ſich höchlich gegen ſeine Kinder und küßte erſtlich den Writſart, darnach den Adelhart und Ritſart. Und als er Reinold küßte, drückte er denſelben ſo freundlich an ſeine Bruſt und Wangen, daß ihm die Naſe blutete, worüber Reinold ſehr ergrimmte und ſprach: „So wahr mir Gott hilft! wenn Ihr mein Vater nicht wäret, ich wollte Euch dermaßen ſchlagen, daß Ihr liegen bleiben müßtet!“ Darauf ſprach Heymon: „Mein Sohn, ich erfreue mich jetzt höchlich in meinem Alter, daß Dir Gott die Gnade gegeben und Dich ſo lange erhalten hat, daß Du magſt zum Ritter werden.“ Da ſprach Frau Aya: „Gnädiger Herr, Alles was unſere Söhne zum ritterlichen Stande bedürfen, als Kleider, Wehr und Waffen, das habe ich machen laſſen; darum möget Ihr frei zu meinem Bruder zu Hof reiten, denn er hat Euch Fried und Freiheit zugeſagt und geſchworen; deſſen zum Zeugniß hat er die Beſten in ſeinem Reich zu Geißeln geſetzet und verbürget.“ Aber Heymon antwortete nichts darauf, ſondern befahl, man ſolle den Saal ſtattlich zurichten, er wolle ſeine Söhne zu Rittern ſchlagen.

Heymon ſchlägt ſeine vier Söhne zu Rittern und gibt Reinold das Roß Beyart, welcher es bändigt.

Als nun der Saal zugerichtet und geziert war, kam Heymon herein und ließ eine große ſammetne Decke auf die Erde breiten und ſeine vier Söhne zu ſich kommen. Erſtlich nahm er den Ritſart vor und bekleidete ihn gar ſtattlich, und zog ihm zwei übergoldete Sporen an, und gürtete ihm ein Schwert an ſeine Seite, ließ ihn auf die Knie ſitzen und ſchlug ihn zum Ritter und ſprach: „Stehe auf, mein Sohn Ritſart! jetzt ſchlug ich Dich zum Ritter, daß Du ſollt und mußt helfen rächen das Blut Chriſti, ſo er am Stamme des Kreuzes für uns vergoſſen hat. Von nun an ſollt Du gegen die Heiden und Türken Dich gebrauchen in allen ritterlichen Thaten, wo Du kannſt. Ich gebe Dir allhie ſolches Schwert, als mein Vater mir gegeben hat; damit habe ich Alles gewonnen von den Heiden und Türken. Desgleichen ſollt Du auch thun, aber Du mußt erſt mit mir nach Hofe reiten.'' Darnach ließ er den Adelhart vor ſich kommen, der hatte ſeine Sporen ſchon angezogen und brachte das Schwert in ſeiner Hand, welches ihm Heymon an ſeine Seite gürtete, und nun ſchlug er ihn auch zum Ritter und ſprach: ,,Gedenke an Gott, wie man den [illegible] ſeine Backen ſchlug, und ihm das ſo lieblich zu ertragen war um unſerer Erlöſung willen. Ich ſage Dir, zu der Ritterſchaft gehört viel. Ich gebe Dir weder Haus noch Burg; Du mußt ſie mit Deiner Hand von den Heiden und Türken gewinnen, wie auch ich gethan habe, aber Du mußt mit mir nach Hofe reiten.'' Danach nahm er den Writſart und that ingleichen, wie er mit den andern Zwei gethan hatte. Zum vierten ließ er auch Reinold vor ſich kommen, der war gar ſtolz und hochmüthig, der hatte ſeine Sporen ſchon gegürtet; Heymon hing ihm auch das Schwert an, wie den Andern, und er war ſo lang, daß Heymon auf ein Bänklein ſteigen mußte, als er ihn zum Ritter ſchlug. Danach ſprach Heymon zu ſeinem Sohne: ,,Stehe auf, Reinold, als ein frommer Ritter, und ſei muthig als ein Held, und ich gebe Dir allein Pierlamont, Montague und Montfaucon; Du ſollt nicht unterlaſſen, auf die Türken zu ſtreifen!'' Danach brachte man dahin vier ſchöne Roſſe, wohlgeziert; das beſte gab er dem Reinold, daß er darauf nach Hofe reiten ſollte, denn er war ſtärker und einen Fuß höher als die Andern. Als Reinold das Pferd anſah, deuchte es ihm ſchwach zu ſein; er ſchlug es mit der Fauſt vor den Kopf und ſprach: ,,Das Pferd iſt viel zu gering, mich zu tragen.'' Als Frau Aya, ſeine Mutter, das anſah, verwunderte ſie ſich deſſen und ſagte: ,,Mit der Weiſe kannſt Du wohl alle Pferde todtſchlagen, die man vor Dich bringt.'' Danach brachte man ihm ein anderes aus der Stadt, das höher und ſtärker war als das vorige; das ſchlug er auch vor den Kopf, daß es niederfiel. Zum dritten brachte man ihm noch ein anderes, das war noch ſtärker und höher als die andern; da ſprang er darauf, daß ihm die Lenden und das Rückgrad zu Stücken brachen und es bald danach ſtarb. Als Heymon, ſein Vater, ſolches ſah, erfreute er ſich deſſen, daß ſein Sohn eine ſolche Kraft und Stärke hatte, und ſprach: „Sohn Reinold! ſei nicht traurig, ſondern wohlgemuth; ich weiß noch ein Pferd, heißt Beyart, hat zehn Pferds-Stärke und iſt ummauert in einem ſtarken Thurme, und es darf Niemand dazu gehen wegen ſeines Zorns. Das hat ein Kameelführer gewonnen; es iſt ſo geſchwind im Laufen als ein Pfeil vom Bogen, iſt ſchwarz wie ein Rabe, hat Augen als ein Leopard und keine Mähne.“ Als Reinold ſeinen Vater das Pferd ſo ſehr preiſen hörte, ſprach er lachend zu ihm: „Vater, das wäre wohl ein Pferd für mich, ich wollte, es wäre mein!“ Da ſprach Heymon: „Ziehe Deine Rüſtung an, das rathe ich Dir, und verſuche, ob Du es zwingen kannſt; aber ſieh Dich wohl vor, denn es iſt über die Maßen bös und läßt Niemand vorkommen, es zerbeißt Steine, gleich wie andere Pferde Heu.“ Als Reinold das hörte, ſprach er: „Soll ich mich gegen ein Pferd waffnen? das wäre mir eine große Schande!“ Jedoch folgte er ſeinem Vater und waffnete ſich, als ob er in Krieg oder Streit ziehen wollte, nahm einen Stock in ſeine Hand und ging zum Stalle hin, wo das Pferd ſtand; und außer ſeinem Vater und Mutter folgten ihm viele Edle, Ritter und Frauen, um zu ſehen, was Wunder Reinold mit dem Roß treiben würde. Als er nun in den Stall kam, ſah er das Roß an: alsbald ſchlug ihn das Pferd vor ſeinen Kopf, daß er zur Erde fiel und in Ohnmacht kam. Sobald Frau Aya dieß geſehen, ſchrie ſie zu Gott und ſprach: „O Gott im Himmel! mein Sohn Reinold iſt todt!“ Dagegen rief Heymon den Reinold an und ſagte: „Mein Sohn Reinold, ſtehe auf und zwinge das Roß! ich ſchenke es Dir, denn ich gönne es Niemand lieber als Dir.“ Da rief die Mutter, Frau Ava, wiederum: „Ach lieber Gott! wie ſoll er das Roß zwingen, er iſt todt!“ Da ſprach Heymon: „Hausfrau, ſchweiget ſtill! er iſt meines Geblüts; ſo zweifelt nicht, er wird wohl wieder aufſtehen.“ Indeſſen kam Der wieder zu ſich und ſtand auf, nahm ſeinen Stock wieder zur Hand, in der Meinung, das Roß damit zu zwingen. Aber Beyart nahm ihn beim Halſe und warf ihn vor ſich in die Krippe. Da wehrte ſich Reinold aufs Beſte, nahm Beyart bei dem Hals, hielt ſich männlich daran und ſchlug mit ſeinem Stocke gewaltig darauf, und brauchte ſich ſo tapfer, daß er ihm das Gebiß in das Maul brachte und ihn aufzäumte. Sogleich ſprang er in aller Eile auf das Roß und ritt aus dem Stalle; da floh ein Jeder und fürchtete ſich vor dem großen Roß Beyart. Als Reinold und Beyart in das Freie kamen, gab ihm Jener die Sporen und ließ ihm den Zaum ſchießen, denn er ſaß darauf, als wenn er darauf gewachſen oder gemauert geweſen wäre, und ſprengte mit ihm über zwei weite Gräben, deren jeglicher über vierzig Fuß breit war, und turnirte alſo und bezwang das Roß ſo lange, bis er ſammt dem Roß ganz müde geworden war. Da ritt er das Roß wieder in den Stall, ſtieg ab, putzte und wiſchte es. Als er es nun wohl abgeputzt hatte, ſprach er: „Dieß Roß wollt ich jetzt um kein Geld noch um kein Gut verkaufen!“ Denn er zwang es, daß es vor ihm ſtand und zitterte, ſich gegen ihn neigte und ſich beugte, wenn er aufſitzen wollte: er hatte es dermaßen gezähmt, daß ein Kind darauf ſitzen mochte. Und als es nun alſo abgerichtet und gelernt war, ließ er gar koſtliches Zeug dazu machen, als Sattel und Zaum und Alles, was dazu mehr gehört: und er machte ſich fertig, um mit ſeinem Vater nach des Königs Hofe zu reiten.

Wie Heymon mit ſeinen Kindern nach Hofe kam, König Ludwig gekrönt ward und an Heymons Kindern Aergerniß nahm, ja dem Adelhart nach dem Leben ſtand.

Als Graf Heymon mit ſeinen vier Söhnen fertig war, um nach des Königs Hofe zu ziehen, den König Ludwig zu krönen, und mit Allem verſehen, was ihnen zu ſolchen Ehren nöthig war, ſind ſie mit voller Rüſtung, als wenn ſie zum Streit wollten, nach Paris geritten, in Begleitung des Grafen Roland, des Grafen Wilhelm, des Grafen Bernhard und des Grafen Bertram, ein Jeglicher aufs allerſchönſte geziert. Als ſie nun nahe bei Paris waren und König Karl vernommen, daß Graf Heymon mit ſeinen vier Söhnen alſo ſtark gewaffnet komme, ſandte er alsbald einen Herrn zu ihm und begehrte, er ſollte ſich entwaffnen und die Rüſtung von ſich legen, welches auch Graf Heymon auf des Königs Begehren that. Darauf rüſtete ſich König Karl ſammt ſeinem Volke, um Graf Heymon mit den Seinigen freundlich zu empfangen und einzuholen und ihm entgegen zu ziehen. Als Ludwig, der junge König, ſolches gehört, ſprach er zu ſeinem Vater: „Wollt Ihr dem entgegengehen und freundlich empfangen, der Euer Majeſtät und den Eurigen ſo todtfeind iſt und dieſelben verfolgt hat wo er konnte?“ Da ſprach König Karl: „Mein Sohn, ich will, man ſoll den Zank und Streit beilegen und fortan einen guten Frieden halten! denn es hat lange genug gewährt. Darum ſo mache Dich fertig, denn Du mußt mit mir ziehen und Deine Vettern freundlich empfangen helfen!“ Zu ſolchem Ende ließ König Karl ſeine ganze Ritterſchaft ausrüſten, dezu alle Frauen und Jungfrauen, welches ſie auch Alle ohne Verzug gethan haben, ein Jeglicher auf das Schönſte, als ihm möglich. Als ſie nun bei einander kamen, empfing König Karl den Heymon ſammt den Seinigen ganz freundlich und in aller Herrlichkeit, wie ſichs geziemte; denn das war das erſte Mal in dreißig Jahren, daß er den Heymon gewaffnet geſehen. Aber Ludwig, der junge König, nahm ſich des Heymons nicht an, ſondern ſchwieg ganz ſtill. Als Graf Roland ſolches geſehen, trat er zum jungen König Ludwig und begehrte von ihm, er ſollte den Heymon ſammt ſeinen vier Söhnen auch freundlich empfangen. Darauf antwortete Jener alsbald: er hätte mit dem Heymon und ſeinen vier Söhnen nichts zu thun. Als nun die Ritterſchaft und die Damen den Reinold ſammt ſeinem Roß Beyart geſehen, verwunderten ſie ſich und ſprachen Eines zu dem Andern: „Iſt dieſes der Ritter Reinold, des Heymons Sohn? er iſt fürwahr der trefflichſte und ſchönſte Prinz von ganz Frankreich!“ Das hörte der junge König Ludwig und erzürnte ſich heftig über dieſe Rede; denn er ließ ſich dünken, es wäre Keiner ſchöner von Leib und Gliedern, Keiner trefflicher in ritterlichen Thaten und Keiner ſo beredt wie er. Er antwortete deshalb auf die vorige Rede: „Wo hat man jemals gehört, daß Heymon Kinder mit Frau Aya gehabt hat? es müſſen ſeine Kinder nicht ſein, ſondern er muß ſie für ſeine Kinder angenommen und dazu erkauft haben. Ich will deshalb in kurzer Zeit erfahren, ob Reinold mein Vetter iſt oder nicht.“ Darauf ging er zu Reinold, bot ihm die Hand und hieß ihn willkommen ſein, worauf Reinold ihm höflich dankte. Alsbald ſprach König Ludwig zu Reinold: „Vetter, Ihr habt ein ſchönes Pferd! wäre es nicht rathſam, daß Ihr mir ſolches verehrtet? ich will Euch eben ſo viel dagegen geben.“ Darauf antwortete Reinold mit dieſen Worten: „Fürwahr! mein lieber Vetter, wenn ich es Jemand gebe, ſo ſollt Ihr der Nächſte ſein. Ich will Euch wohl gern mit Leib und Gut dienen, wo ich kann und mag; aber das Pferd Euch zu geben, das kann ich jetzt nicht thun, weil kein anderes Pferd mich tragen kann, als dies, und ich mit keinem anderen das ausrichten kann, was dies vermag.“ Da König Ludwig dies vernahm, ſprach er mit zornigem Muthe: „Jetzt ſehe ich, er iſt von keinem geringen Geſchlechte: wenn ich aber gekrönet bin und in meiner Majeſtät ſitze und die Leben austheile, ſo will ich ihm auch nichts geben.“ Als dieß nun vor Reinold kam, ward er auch zornig und ging zum König Ludwig und ſprach: „Ich habe gehört, daß Euer Majeſtät mir keine Leben geben will: darnach frag ich nichts! ich bedarf es, Gott Lob, auch nicht: mein Vater hat mir genug gelaſſen und gegeben, ſo daß ich von Euer Majeſtät Gnade zu leben nicht benöthigt bin: weiß derohalben Euer Majeſtät keinen Dank.“ — Nach ſolchen Zwiſchenreden gingen ſie mit einander in einen luſtigen Garten, wo der König Karl gemeiniglich war. In dieſem Garten ward allerhand Kurzweil getrieben mit Muſik und Turnierſpielen, im Beiſein vieler Damen und Frauen. Als nun Zeit war, daß man Tafel halten ſollte, befahl der König Ludwig, daß man den vier Heymonskindern kein Eſſen noch Trinken vorſetzen ſollte, viel weniger ihren Roſſen. Da gab man Waſſer, die Hände zu waſchen, erſtlich päpſtlicher Heiligkeit, danach den Patriarchen, folgends dem Könige und der Königin, und ſofort allen Edlen und Rittern, die zugegen waren, und ſetzte einem Jeglichen nach ſeiner Würde zu Tiſch, aber der vier Heymonskinder war nicht gedacht. Und ward alſo vortrefflich Tafel gehalten. Als Reinold dies alſo ſah, daß man ihnen nichts geben wollte, dachte er: er müſſe zu eſſen haben, es wäre dem Könige lieb oder leid: ſtand deshalb auf, ſtieß wider die Küchenthür mit einem Fuße, daß ſie in viele Stücken ſprang, und lief zur Küche hinein: daſelbſt nahm er etliche Schüſſeln mit Eſſen und trug ſie ſeinen Brüdern zu. Da der Koch ſolches ſah, wollte er dem Reinold die Schüſſeln nicht verabfolgen laſſen und ſprach: „Laß die Schüſſeln ſtehen, Du loſer Vogel, oder ich muß was anders vornehmen!“ Darüber Reinold ergrimmte, ſchlug den Koch mit der Fauſt, daß er zur Erde fiel, und ging mit den Speiſen fort zu ſeinen Brüdern. Solches kam vor den König, daß der Koch todt geſchlagen wäre. Da fragte der König, wer es gethan hätte? Sie ſprachen: ,,Reinold, des Heymons Sohn, hat es gethan, weil ihm der Koch nicht zu eſſen geben wollte.'' Da ſprach der König: ,,Ihm iſt recht geſchehen, da er meinen Vettern die Speiſe weigerte, während doch ſo mancher Fremdling allhier erhalten wird.'' Danach bekam Reinold alles Dings genug, was ſein Herz begehrte, worüber König Ludwig heftig erzürnt war. Danach kam der Marſchall zu Reinold und ſprach: ,,Junger Herr, Ihr habt dem Koch groß Unrecht gethan, daß Ihr ihn todtgeſchlagen; wenn er mir verwandt wäre, ich wollte ſeinen Tod an Euch rächen!'' Da antwortete Reinold: ,,Ihr ſeid nicht kühn genug, ſolches zu rächen.'' Da ward der Marſchall zornig und ſchlug nach Reinold, dieſer aber erwiderte den Streich, ſchlug den Marſchall zur Erde und ſtieß den todten Körper mit dem Fuß, daß er weit in den Saal rollte und König Karl ihn ſah. Da ſagte König Ludwig zu ſeinem Vater: ,,Gnädigſter Herr Vater! ſofern Euer Majeſtät ſolchen Muthwillen an Eurem Hof ungeſtraft läßt, ſo wird es Euer Majeſtät ſchlechte Ehre bringen.'' Bald danach ließ König Karl gebieten, unangeſehen, daß der Marſchall todt wäre, daß Niemand ſo verwegen ſein ſollte, ſich Reinold zu widerſetzen. Als es nun wieder ſtill war, ließ man alle Freuden und Muſiken klingen, und alle Kurzweil nahm ihren Fortgang bis es Nacht war, daß man zu Bett gehen ſollte. Da ließ König Ludwig wieder gebieten, man ſolle des Heymons vier Söhne auf kein Bett weiſen, daß ſie mit Ruhe ſchlafen konnten. Als Reinold dieß geſehen, ward er abermals zornig und ſprach zu ſeinen Brüdern: ,,Was ſoll es gelten, wir bekommen über Nacht noch die beſten Betten!'' Als nun Jedermann zu Bett und im erſten Schlaf war, da nahm Reinold ſeine Waffen in die Hand und machte einen großen Tumult unter Freunden und Verwandten, Edlen und Unedlen: welcher zuerſt davon kam, war der

Beſte; und trieb ſie Alle aus den Betten, daß er faſt dreißig Betten ledig fand. Er legte ſich ſammt ſeinen Brüdern in die beſten, die er am Hofe fand, und ſchlief in gutem Frieden bis an den hellen Morgen. — Des Morgens liefen die Vertriebenen zum König Karl und klagten ihm, wie es ihnen ergangen wäre und wer ſolches gethan hätte; begehrten daneben, er ſolle über ſolche Gewalt Gericht halten und den Reinold ſtrafen. Da ſchalt ſie der König, daß ſie Alle über Eine Perſon klagten, und ſprach: „Wie! laſſet Ihr Euch Alle vertreiben von Einem Mann? Darüber kann ich kein Recht pflegen, denn er hat daran eine ritterliche That begangen.“ Als Reinold ſammt ſeinen Brüdern ſich angezogen, gingen ſie nach des Königs Hofe. Indem begegnete ihnen der König ſammt dreißig Biſchöfen, neun gekrönten Königen, zwölf Herzogen, und wollten nach des jungen Königs Ludwig Behauſung gehen; da geſellten ſie ſich zu und gingen alſo mit einander zum König Ludwig. Als ſie nun vor des Königs Ludwig Zimmer kamen, ſprach König Karl: „Sohn, ſtehe auf! denn heut iſt der Tag, da Du zu hohen Ehren kommen wirſt; denn ich will Dir heut meine Krone von Frankreich ſammt allen zugehörigen Ländern übergeben und Dich zum König in Frankreich machen!“ — Da dankte König Ludwig ſeinem Vater, ſammt allen Herren, ſo zugegen waren, höchlich und mit aller Ehrerbietung, bot ihnen Allen die Hand und empfing ſie gar freundlich. Darnach gebot der König Karl Heymon, er ſollte ſeinen vier Söhnen ſagen: was ſie nun für Aemter an ſeinem Hofe bedienen wollten, die wollte er ihnen geben; und alſo machte er Reinold zum Hofmeiſter, Adelhart ward Schultheiß, Ritſart mußte dem König aufwarten und Writſart den Biſchöfen. Als nun der König Ludwig zu der Krönung fertig war, führte man ihn zu der Kirche; da gingen Adelhart und Writſart vor ihm her, und ihm zur Seite ging Reinold, und hinter ihm folgten Ritſart und Heymon der Vater. Die Brüder trugen einen

Himmel über dem König Ludwig, daß es auf ihn nicht regnen konnte. Als nun König Ludwig in die Kirche kam, führte man ihn auf das Chor, welches gar herrlich geziert war. Da ſtand König Karl neben König Ludwig und die andern Herren ein jeder nach ſeiner Ordnung; Heymon aber mit ſeinen Söhnen begab ſich dahin, wo er am beſten Platz fand. Man findet in der Kronik von Frankreich beſchrieben, daß kein König von Frankreich kann oder mag erwählt oder gekrönt werden, er ſei denn ehelich geboren; denn man muß auf ſeinem Leichnam das Amt der heiligen Meſſe verrichten, und muß dazu brauchen Oel, Kerzen und Feuer, denn er iſt der allerheiligſte und allerchriſtlichſte König in ganz Europa. Alſo ward dieſer König Ludwig auch in die Kirche gebracht vor St. Marien-Altar; da ſang der Biſchof Turpin das Amt der heiligen Meſſe und der Patriarch von Jeruſalem diente ihm dazu, und ſolches geſchah mit großem Triumph und Frohlocken. Als es nun ſo weit kam, daß man zum Opfer gehen ſollte, da opferte König Ludwig einen Byzantiner von Gold, und ſolches zur Ehre Gottes; danach kam Reinold und opferte zwei Byzantiner. Als ſolches König Ludwig ſah, meinte er, ſein Opfer wäre zu gering gegen das Reinolds, und opferte auch noch zwei Byzantiner. Als nun dieſes Reinold merkte, daß König Ludwig noch mehr geopfert habe als er, opferte er noch drei Goldſtücke. Als Heymon dieſes ſah, ſagte er: „Zu guter Zeit und glückſeliger Stunde biſt Du geboren! Ich wollte, daß ich alle meine Güter verkauft hätte um lauter Byzantiner und hätte ſie allhier, Du ſollteſt ſie alle opfern!“ Als nun König Ludwig auf den Altar ſah, daß kein Oel noch Kerzen darauf waren, winkte er ſeinem Vater König Karl. Da bat König Karl den Allmächtigen, daß er ſeinem Sohn wolle zukommen laſſen, was zu ſolchen Ehren gehöre. Alsbald kamen zwo Tauben und brachten Oel und brennende Kerzen. Als das da war, erzeigte man ihm große Ehre und brauchte heilige Ceremonien, ſeierte zur Stunde das Amt der heiligen Meſſe und opferte den wahren Leib und Blut Jeſu Chriſti auf ſeinem Leib als auf einem Altar. Als nun die Meſſe ſo weit gekommen war, daß man das Paternoſter ſingen ſollte, brachte man eine ſchöne königliche Krone, mit vielen ſchönen und köſtlichen Edelſteinen geziert, und ſonderlich mit drei gelben Rubinen, die ſetzte man ihm auf ſein Haupt. Darnach wünſchten ihm Alle vom Adel, welche zugegen waren, Glück, und ſolches zum Zeichen, daß ſie ihm unterthänig und gehorſam ſein wollten, als einem Könige von Frankreich. Auch war da eine Muſik, welche von vielerlei Inſtrumenten aufgeführt wurde, wie man ſolches vormals nie bei einer Krönung gehört hatte. Und als König Ludwig alſo gekrönt war, da gürtete man ihm ein bloßes Schwert an ſeine Seite, zum Zeichen, daß er die Gerechtigkeit verſtehen, dieſelbe vertheidigen und das Königreich beſchützen und beſchirmen ſollte. Als dies nun alſo geſchehen, führte man König Ludwig zum Palaſt, und es ging der Papſt an der rechten und der Patriarch an der linken Seite: darnach König Karl mit den zwölf Genoſſen von Frankreich: hierauf viele Biſchöfe und Cardinäle: zuletzt kam Graf Heymon mit ſeinen vier Söhnen und Edlen. Als ſie nun zum Palaſt kamen, waren die Tafeln alle bereit und ſollte ſich niederſetzen ein Jeder nach ſeinem Stand und Herkommen, und Mahlzeit halten. Da nahm Reinold ſammt ſeinen Brüdern der ihnen auferlegten Aemter wahr. Ritſart diente mit zwei Biſchöfen an des Königs Karl Tafel, da dann ſein Vater Graf Heymon mit daran ſaß. Adelhart wartete im Saal gar höflich auf, Writſart diente zwei Fürſten und andern Grafen, Reinold that auch, was ihm befohlen war, dergeſtalt: kurz, ein jeglicher war ſorgfältig für ſein Amt. Als nun die Mahlzeit vollbracht und Alles überflüſſig genug da geweſen war, fing man an zu tanzen und zu ſpringen mit vornehmen Frauen und Jungfrauen, und es war große Freude daſelbſt mit Muſik und andern Saitenſpielen; ein Jeglicher brauchte ſeine Kunſt auf das allerzierlichſte. Danach legte ſich König Karl zur Ruhe und König Ludwig ließ öffentlich mit Trompeten ausrufen: wer das Lehen von ihm empfangen wollte, der ſollte ihm folgen. Er ging in einen ſchönen Baumgarten, darin ein ſchön Luſthaus aufgerichtet war, ließ daſelbſt alle Edle vor ſich kommen, einen Jeden nach ſeinem Stand und Herkommen, und theilte das Lehen und große Geſchenke aus, nachdem ein Jeglicher würdig war; nur Heymons Kindern wollte er nichts geben. Als Heymons Kinder dieſes vernahmen, daß die Lehen alle ausgetheilt waren und ihnen nichts zu Theil geworden war, liefen ſie hin und klagtens ihrem Vater. Der lief alsbald mit zornigem Gemüth und gab es König Karl zu erkennen mit dieſen Worten: „Allergnädigſter Herr König! es hat Euer Majeſtät Sohn, König Ludwig, Lehen ſammt allen Geſchenken unter die Edelleute, ſo am königlichen Hofe ſind, ausgetheilt, ausgenommen meine Kinder. Dieſelben hat er nicht begabt, unangeſehen ſie Euer Majeſtät, wie ingleichen auch Seiner Majeſtät allezeit und mehr Ehrerbietung und Gehorſam geleiſtet, als alle Andere, ſo an dem Hofe ſind, und ich weiß nicht, daß ſie ſich ungebührlich gegen Seine Majeſtät verhalten hätten.“ Als König Karl ſolches von Heymon vernommen, ſprach er zu ihm: „Laſſet Eure Kinder, meine Vettern, zu mir kommen, ich will ſie durchaus nicht verworfen haben: ich will ſie ehren mit ſolchen ſtattlichen und herrlichen Lehen, als wenige Herren an meinem Hofe!“ Graf Heymon, dies hörend, lief eilends hin und rief ſeinen Kindern und brachte ſie vor den König Karl. Als ſie nun vor den König kamen, fielen ſie auf ihre Knie und begrüßten die Majeſtät mit gebührlicher Ehrfurcht. Da hieß ſie der König aufſtehen, bot ihnen die Hand und ſprach: „Weil ich vernehme, daß mein Sohn Ludwig, jetziger König von Frankreich, Euch nicht begabet hat mit einigen Lehen, ſo ſollt Ihr wiſſen, daß ich Euch um Eurer treuen Dienſte willen, die Ihr mir und meinem Sohn unterſchiedlich erwieſen, ehren und begaben will, mit ſolchen Aemtern, als Keinem in meinem Reich. Ritſart, ich ſchenke Dir und ſetze Dich zu einem Markgrafen in Spanien, weil Du der älteſte unter Deinen Brüdern biſt; daſſelbe ſollſt Du mit allem Fleiß und Ruhe beſitzen und verwalten. Adelhart, ich mache und ſetze Dich zu einem Markgrafen in Polen; das ſollſt Du zu verwalten haben. Writſart, Dir gebe ich alle Landſchaft zwiſchen Paris und Löwen; da kannſt Du ehrlich Hof halten und ehrlich leben. Reinold, ich muß Deiner auch eingedenk ſein; ich gebe Dir ganz Artois, Hennegau, Angers und Valois.'' Als nun dieſe vier Brüder alſo wohl vom König Karl verſehen waren, fielen ſie auf ihre Knie, dankten ihm höchlich und empfingen ein jeder ſein Lehen mit Freuden. Darnach gingen ſie in den Baumgarten zu den andern Herren, die bei König Ludwig waren. Als nun König Ludwig vernahm, daß Heymons Kinder alſo beehret waren, ward er zornig und mißgönnte ihnen das. Da ging Heymon mit ſeinen Kindern zu König Ludwig und ſprach: ,,Gnädiger Herr König! ich ſage Euer Majeſtät höchlich Dank für die Ehre, die Euer Majeſtät meinen Söhnen gethan hat. So ichs heut oder morgen mit meinem geringen Dienſt wieder erſetzen kann, will ich allezeit mich willig finden laſſen.'' Darauf antwortete König Ludwig: ,,Ich habe wohl vernommen, daß mein Vater König Karl Eure Kinder ſtattlich geehret hat, aber ich bin damit nicht zufrieden; denn es iſt wohl der halbe Theil meines Reichs, das will ich nicht laſſen, ſondern will es zu gelegener Zeit wieder zu mir nehmen.'' Damit verließ er den Grafen Heymon und ſprach: ,,Ich muß einmal ſehen, ob meine Edelleute auch ſtark und mächtig genug ſind, die Waffen zu führen, und wills an einem Steinwurf probiren;'' und ſprach: ,,Ich vermeſſe mich, daß ich der Stärkſte und Edelſte bin im ganzen Königreiche!'' Darauf ſchwiegen alle Herren und Edelleute ſtill und antworteten ihm nichts. Er aber redete die Worte noch einmal. Da wurde Heymon zornig und konnte die Vermeſſenheit König Ludwigs nicht länger dulden, und ſprach: „Gnädiger Herr König! ſeid Ihr ſo ſtark und hochgeboren, ſo danket Gott darum. Das kann ſich mit der That offenbaren; was darf Euer Majeſtät ſich deſſen viel rühmen? Ich weiß einen Jüngling von zwanzig Jahren, wenn der ſeine Stärke gebrauchen wollte, er würfe den Stein weiter als Euer Majeſtät, und gebrauchtet Ihr auch Eure ganze Kraft dazu.“ Da ward König Ludwig ſehr zornig und ſprach zu Heymon: „Du alter Griesbart! Gott ſtrafe Dich; ich ſage Dir fürwahr, wenn ich nicht die Gewalt Gottes ſcheute, ich wollte Dich ſo zurichten, daß Du es nicht leicht vergeſſen würdeſt. Laß Deine Kinder herkommen und ihre Macht an dieſem Stein verſuchen!“ Da warf König Ludwig ſeinen Mantel von ſich, und nahm den Stein und warf ihn zwanzig Fuß Wegs weit in Gegenwart vieler Edelleute. Danach warfen die Edelleute, einer nach dem andern, und ſonderlich die Vornehmſten und Stärkſten von Frankreich; aber es war Keiner ſo mächtig im Werfen als König Ludwig, der behielt den Preis über die Andern alle. Als König Ludwig ſah, daß er der andern Edelleute Meiſter war, ſprach er zu Heymon mit ſtolzen Worten: „Was ſagt Ihr nun, Alter! Wo iſt Euer Sohn Reinold? Warum kommt er nicht und wirft gegen mich, damit Euch durch ihn Recht geſchähe und er Euch lehrte ſolche Worte reden, als Ihr vorhin gethan habt: es wäre Keiner ſo mächtig als Euer Sohn Reinold! Wo bleibt er? Eure eigenen Worte ſollen Euch jetzt ſchamroth machen!“ Heymon, dieſe ſchimpflichen Worte hörend, ſprach: „König Ludwig! ſo ſtolz kenne ich Euer Majeſtät nicht, daß ſie eine Hand an mich legen dürfte, und ſo es geſchähe, würde es Euch nicht wohl bekommen!“ Da antwortete ihm König Ludwig und ſprach: „O Alter! lauft nun hin und ruft Euren Sohn Reinold, daß er gegen mich werfe; daran thut er mir groß Wohlgefallen, denn ich weiß, er kann mich nicht überwerfen!'' Solche Schimpfrede verdroß den Heymon ſo ſehr, daß ihm die Augen überliefen; doch ging er gleichwohl hin und rief ſeinen Sohn, der im Garten war ſammt ſeinen Brüdern. Sie machten ſich aber luſtig mit Springen und anderer Kurzweil, mit ſchönen Damen und Frauen. Als nun Reinold ſeinen Vater alſo zornig ſah und wie ihm die Thränen über die Wangen liefen, verließ er ſeine Geſellſchaft, wiewohl ungern, kam zu ſeinem Vater und ſprach: ,,Allerliebſter Vater! was iſt Euch widerfahren, daß Ihr ſo bitterlich weinet und ſo traurig ſeid: ich wills rächen und ſollt es mich mein Leben koſten!'' Graf Heymon antwortete ſeinem Sohn mit zornigem Gemüth. Er erzählte ihm was ſich im Garten zwiſchen ihm und dem König Ludwig begeben habe, und wie ihn dieſer einen alten Griesbart geſcholten. ,,Nun aber, ſagte er, mein Sohn: wirſt Du des Königs Ludwig Uebermuth gegen mich nicht rächen, ſo muß ich ſterben: ich bitte Dich, nimm den Stein und wirf gegen ihn, damit er ſieht, daß Andere auch etwas gelernt haben und für einen Mann gelten können, damit ich nicht mit Lügen beſtehe.'' Da ſprach Reinold zu ſeinem Vater: ,,Vater! Es ziemet ſich nicht, daß ich ſolches thue; denn Ludwig iſt nun unſer König, und die Reden, deren er ſich bedient, entſpringen nur aus ſeiner Jugend: darum ſeid zufrieden, ich will gar keine Gemeinſchaft mit ihm halten.'' Als Heymon dieſe Worte von Reinold hörte, ward er zornig und ſprach: ,,Mein Sohn, ſo Du mich in dieſer Schande ſtecken läſſeſt und wirfſt nicht gegen unſern König Ludwig, ſo muß ich ſterben.'' Da ſprach Reinold: ,,Vater, ich bitte Euch, entlaſſet mich Deſſen und ſeid zufrieden und unbekümmert! Ihr wiſſet, daß wir unſerm König gehorſam und unterthänig ſein müſſen; und was er uns mit ſeiner Undankbarkeit belohnet, das verbeſſert ſein Vater. Darum ſage ich, herzliebſter Vater: ich will mich heute nicht gegen ihn ſetzen mit Werfen, wollet deßhalb Euren Unmuth ſtillen und zufrieden ſein!" Als Heymon ſah, daß er von ſeinem Sohne Reinold nichts erlangen konnte, ſprach er nochmals mit zornigen Worten: „Ich ſage Dir, Reinold! ſoll ich denn ein Lügner bleiben gegen unſern König Ludwig. ſo wollt ich lieber des Todes ſterben; ſo Du aber gegen ihn den Stein werfen willſt, ſo will ich Dir das Roß Bevart geben!" Zuletzt ward Reinold bewegt von ſeinem Vater und ſprach: „Ja, Vater, ich will ihn überwinden mit Werfen, wenn er gleich der Teufel wäre!" Alsbald ſtand er auf und ging mit ſeinem Vater in den Garten, wo König Ludwig mit ſeiner Geſellſchaft war, und ſeine Brüder ſammt andern Edelleuten folgten ihm nach, dazu viele ſchöne Damen und Frauen, die wollten dem Werfen mit dem Steine zuſchauen. Als ſie nun an den Ort kamen, wo König Ludwig den Stein geworfen hatte, nahm Reinold den Stein auf und warf ihn um nur einen Fuß Wegs weiter als König Ludwig. Darüber erzürnte der König heftig, weil ihn vorhin Keiner hatte überwinden können, und hieß ihm den Stein bringen. Er warf ſeinen Mantel von ſich, ſetzte die Krone vom Haupt, nahm den Stein und warf ihn noch weiter als Reinold gethan hatte. Wie Reinold ſah, daß der König ihn überwunden hatte, nahm er den Stein und warf denſelben noch viel weiter als König Ludwig, alſo, daß er vermeinte, der König ſollte ihn nicht weiter werfen können, wie auch geſchah. Da nahm der König den Stein und warf ihn noch einmal mit ſolcher Kraft, daß ihm das Blut zu Mund und Naſe auslief; aber Reinold blieb Ueberwinder im Werfen, und Jedermann gab ihm das Lob und mußte erkennen, daß er gewonnen hatte. Als Heymon dieſes ſah, daß ſein Sohn den Preis erhalten hatte, ſprang er vor Freuden auf und dankte Gott für ſolche Wohlthat. Wie König Ludwig hörte, daß Reinold von allen Edlen, Damen und Frauen alſo geprieſen wurde, ward er ſehr zornig und ſprach zum Volke: „Es iſt ein Wunderding, daß Ihr dieſen alſo lobet um ſeines Werfens willen! Wer weiß, ob er Heymons Sohn iſt? Vielleicht iſt er dazu erkauft und iſt etwa ein Bauernknecht. Deren findet man noch mehr, die ſo ſtark ſind als der Beſte vom Adel; darum iſt er deſto weniger lobenswürdig.'' Da ſprach Heymon zu Reinold: ,,Nun wohlan, mein Sohn! weil Du Dich ſo ritterlich gegen König Ludwig gezeigt haſt, darum habe ich große Freude. Jetzt iſt Dir mein Roß Beyart zum Eigenthum geſchenket. Mich nimmt groß Wunder, daß Du Deine Macht bis hieher haſt verhalten können; hätteſt Du gewollt, Du hätteſt den Stein noch weiter geworfen!'' Da fing Reinold an zu lachen, dankte ſeinem Vater für das Geſchenk und war wohlzufrieden. Als nun König Ludwig dieſe Worte hörte, ging er von dannen und ſchämte ſich. Da begegneten ihm Guillon, Herr von Rodes, und Makarius Feukon: dieſe waren alle beide Verräther und König Ludwigs nächſte Räthe. Dieſelben grüßten den König und fragten ihn: wer das Spiel gewonnen hätte mit dem Steinwerfen? Aber der König ſchwieg ſtill und gab ihnen keine Antwort. Da ſprach Makarius: ,,Ich ſehe wohl, gnädiger Herr König! daß Reinold Euer Majeſtät überwunden; aber ich weiß Rath, damit Euer Majeſtät bei Ehren bleibe und ein jeglicher Euer Majeſtät lobe. Euer Majeſtät ſoll wieder in den Garten gehen und Heymon in die Arme nehmen, daß es Jedermann ſiehet, und ſprechen (jedoch aus einem falſchen Herzen): Heymon! Ihr ſollet Gott im hohen Himmel danken, daß er Euch ſolchen ſchönen und ſtarken Sohn gegeben hat, der aller Edelleute Meiſter, ſowohl in der Schönheit als in der Stärke und Geſchwindigkeit iſt, als der da öffentlich gegen mich geſieget hat. Danach ſollet Ihr zu Adelhart, ſeinem andern Sohn, ſagen, daß er mit Euch in ein Cabinet gehe und mit Euch ſpiele im Schachſpiel; und ſo er das weigert, ſo ſaget zu ihm, er habe ſich vermeſſen, er könne das Spiel beſſer als Euer Majeſtät; ſo er das nicht geſtehen will, ſo ſaget zu ihm, daß wir Drei es gehört haben: wir wollen ihn überzeugen. Und da es nöthig ſein wird, wollen wir noch Mehre zu uns nehmen, die ſolches auch ſagen ſollen. Wenn er darnach mit Euer Majeſtät verwilliget zu ſpielen, ſo ſaget alsdann zu ihm und bekräftiget das mit einem Eid: welcher fünf Spiele nach einander gewinnt, der ſoll des Andern Haupt gewinnen, und ſolches mit keinem Geld oder Gut loskaufen dürfen. Wenn Ihr dann die Spiele alle fünf gewonnen habt, ſollt Ihr dem Adelhart den Kopf herunter ſchlagen, und ſolcher Geſtalt kann Euer Majeſtät des Reinolds Uebermuth an ſeinem Bruder Adelhart rächen.“ Als König Ludwig dieſen Rath von dem Makarius gehört, gefiel er ihm über die Maßen wohl: denn er ließ ſich dünken, es wäre Keiner im ganzen Königreich, der über ihn wäre im Schachſpiel zu ſpielen. Er ließ daher den Adelhart zu ſich kommen. Adelhart aber vermeinte, der König wollte trinken: lief hin zum Keller und holte ein goldenes Trinkgeſchirr voll Weins, und brachte es dem König Ludwig: aber der König ſchüttelte den Kopf und ſprach mit zornigem Gemüth: „Ich begehre nicht zu trinken.“ Da fragte Adelhart den König, was ihm wäre, ob ihm Jemand Leids gethan hätte? das wollte er ſelbſten rächen. Da ſchlug der König alsbald nach dem Adelhart, daß ihm das Geſchirr mit dem Wein aus der Hand fiel, und ſprach: „Ich aber vermeinte, ich hätte Blutsverwandte zu Freunden an meinem Hofe, die mich vertheidigen ſollten: ſo habe ich meine größten Feinde bei mir. Es war nicht genug, daß mich Reinold mit dem Steinwurf überwunden hat, ſondern Du Adelhart haſt Dich vermeſſen, Du wolleſt mein Meiſter ſein im Schachſpiel: ſolches ſtehet mir nicht zu, zu leiden, denn Ihr ſuchet mich zu erniedrigen!“ Als der König ausgeredet hatte, antwortete ihm Adelhart und ſprach: „Herr König, das wird ſich nicht ſo befinden: von ſolcher Vermeſſenheit weiß ich nichts, denn derlei Worte habe ich keines geſprochen. So Jemand mir ſolches nachredet, der thut mir unrecht, und ich wollte es mit meiner Hand vertheidigen.'' Da ſprach der König wiederum: ,,Das hilft Dir nichts, Du mußt mit mir ſpielen, ich will es nicht alſo bleiben laſſen!'' Da nahm Makarius den Adelhart bei der Hand und gingen mit dem König in ein Zimmer, darin war Guillon, der Herr von Rodes, mit ſechs oder ſieben andern Herren, die ſprachen alle, daß ſich der Adelhart vermeſſen hätte, er könnte beſſer im Schachbret ſpielen als der König. Als Adelhart dieſes angehört, ſprach er ganz ſanftmüthig: ,,Wenn es denn nicht anders ſein kann, ſo muß ich es geſchehen laſſen.'' Da brachte man ſogleich ein ſchön Spielbret. König Ludwig ſprach zu Adelhart: ,,Ich will mit Dir fünf Spiele ſpielen, und wer dieſelben gewinnt, der ſoll dem Andern das Haupt abſchlagen.'' Darauf ſprach Adelhart: ,,Gnädigſter Herr König, ich ſpiele durchaus nicht um ein ſo großes Kleinod. Es wäre auch eine Schande, daß Euer Majeſtät ſein Haupt gegen das meine ſetzen ſollte; aber um Städte und Schlöſſer will ich mit Euer Majeſtät ſpielen.'' Da ſchwur der König bei ſeinem Eid und bei ſeiner Krone, er wolle um nichts anders ſpielen denn um ihre beiden Häupter. Darauf ſprach Adelhart: ,,Wohl, in Gottes Namen! wenn es nicht anders ſein kann, ſo muß ich zufrieden ſein.'' Da gedachte Guillon bei ſich ſelbſt: dies wird gut werden, der Spaß wird angenehm; wäre der König todt, ſo wollte ich noch die Krone in Paris tragen. Als ſie nun zuſammen ſpielten, ließ Adelhart dem König Ludwig den Vorzug; da gewann der König drei Spiele nach einander, worüber er gar vermeſſen wurde und zu Adelhart ſagte: ,,Ob ich gleich gegen Deinen Bruder im Steinwerfen verloren habe, ſo will ich doch jetzt gegen Dich in dieſem Spiel obſiegen und will Dir den Kopf abſchlagen!'' Als Adelhart dieſe vermeſſenen Worte gehört, ſprach er zu dem König, um ihn zu verſuchen: ,,Gnädigſter Herr König! wenn es geſchähe, daß ich das Spiel gegen

Euer Majeſtät verlöre, wolltet Ihr mich nicht mein Haupt mit Geld oder Gut bezahlen laſſen?“ Da ſprach der König: „Nein, Adelhart! ich nehme nicht all Dein Geld und Gut für Deinen Kopf!“ Da gedachte Adelhart in ſeinem Herzen, ſeufzte zu Gott und ſprach: „O du mein Gott und Herr! ich bitte dich durch das bittere Leiden und Sterben deines lieben Sohnes Jeſu Chriſti! du wolleſt mir die Gnade geben, daß ich mit Ehren von meinem Vetter komme mit dieſem Spiel.“ Unterdeſſen ſpielten ſie immer fort, und ein jeder that ſein Beſtes, um zu gewinnen. Als ſie nun lange geſpielt hatten, da erhörte Gott, der doch den Gerechten niemals verlaſſen hat, des Adelharts Gebet, und ließ zu, daß Adelhart ein Spiel gewann; darüber erzürnte der König gar heftig. Bald darnach gewann Adelhart das andere, das dritte, das vierte und das letzte. Als er nun die Spiele alle fünf gewonnen hatte, war er gar fröhlich, dankte Gott und ſprach zum König: „Mein lieber Vetter und gnädigſter Herr König! nun iſt Euer Majeſtät bewußt, daß ich Euer Haupt gewonnen habe, Eurem eignen Begehren nach; aber ich begehre ſolches nicht. Jedoch bitte ich, Ihr wollet ein andermal um ſolch köſtlich Pfand nicht mehr ſpielen; der Euch dieſen Rath gegeben, den hat Euer Leben gedauert.“ Ueber ſolche Worte ergrimmte der König ſehr, ergriff das Spielbret und ſchlug damit den Adelhart in das Angeſicht, daß das Blut darnach lief. Adelhart war traurig, durfte ſich nicht wehren und lief nach dem Stalle, wo das Roß Bevart ſtand. Da kam ſein Bruder Reinold, ſah, daß er blutete, und fragte, wer ihn geſchlagen hätte? Adelhart durfte nicht ſagen, daß es der König Ludwig gethan hatte, ſondern ſagte: Niemand. Da ſprach Reinold: „Mich dünket, Du lügeſt: Du ſollſt mirs ſagen, wer es gethan hat, ſo lieb ich Dir bin!“ Da ſprach Adelhart: „Ich habe mich geſtoßen.“ Reinold wollte es nicht glauben, zog ſein Schwert heraus und bedrohte den Adelhart, daß ers ihm ſagen mußte. Da begehrte Adelhart, er wolle ſeines Leibes ſchonen, und erzählte ihm was ſich zugetragen. Da ſprach Reinold zu dem Adelhart: ,,Ein ſolch gewonnenes theures Pfand will ich durchaus nicht erlaſſen, inſonderheit eines Königs Haupt!''

Wie Reinold dem König Ludwig das Haupt abſchlug und darüber ein Streit entſtand, in welchem Heymon gefangen ward.

Reinold und Adelhart gingen zu ihrem Vater und klagten ihm, wie es Adelhart mit König Ludwig ergangen war, welches ihn ſehr erſchreckte und traurig machte. Da befahl er, man ſolle ſich rüſten und die Waffen ergreifen und die Pferde ſammt dem Roß Beyart heimlich aus der Stadt führen, daß es bei Hofe nicht kund würde; und er zog aus der Stadt. Als nun Alles fertig war, ſprach Reinold: ,,Ich will des Königs Haupt haben, es koſte, was es wolle!'' Er zog deshalb mit ſeinem Bruder Adelhart die Waffen an, nahm ein bloßes Schwert unter dem Mantel in die Hand und ging alſo nach Hofe. — Als ſie in des Königs Palaſt kamen, ſtand König Ludwig und theilte Lehen aus, und ſein Vater König Karl ſtand bei ihm. Ueber ſolches kamen Reinold und Adelhart in den Palaſt und grüßten König Karl und Ludwig nicht, und Reinold griff alsbald König Ludwig bei dem Haar und ſchlug ihm das Haupt ab, nahm den Kopf und warf ihn gegen die Mauer, daß das Blut dem König Karl ins Angeſicht ſpritzte. Danach nahm er den Kopf wieder, gab ihn Adelhart und ſprach: ,,Siehe, da haſt Du, was Du gewonnen!'' — Da König Karl nun den Tod ſeines Sohnes alſo vor ſeinen Augen ſah, ward er zornig und ſprach zu ſeinen Räthen: ,,O ihr edlen Herren und Grafen, die Ihr mich lieb habt, helfet mir den Tod meines Sohnes rächen, der ſo jämmerlich von Heymon umgekommen iſt!'' Von Stund an bewehrten ſich bei zweihundert Perſonen, ſo gut ſie konnten, und verfolgten

Reinold. Wie Reinold ſolches ſah, zog er mit ſeinem Bruder Adelhart aus der Stadt zu ihrem Vater, der draußen im Felde lag mit dreihundert Mann wohl verſehen, und Reinold ſagte zu ſeinem Vater Heymon: „Vater, laſſet uns fliehen! und gebt mir Beyart; denn ich habe dem König Ludwig das Haupt abgeſchlagen und es meinem Bruder Adelhart gegeben. König Karl iſt jetzt unſer Feind.“ Da ſprach Heymon: „Das will ich durchaus nicht thun, denn die von Bourbon habens niemals gethan, ſondern haben allezeit ihres Feindes erwartet: alſo will ich auch thun und des Königs Karl erwarten, und ſofern Jemand von den Meinigen fliehen wird, den will ich zur Stunde aufhenken laſſen.“ Da Reinold das von ſeinem Vater hörte, ward er zar fröhlich und wohlgemuth, ſprang auf ſein Roß Beyart, auf welches er ſich ganz wohl vertraute, und die andern Brüder desgleichen ſaßen auf ihren Pferden ganz wohl bewaffnet und zogen alſo mit Freuden dem König unter die Augen. Als Reinold nun den König in eigener Perſon ins Geſicht bekam, ritt er ſtracks auf ihn zu, gab ſeinem Pferd Beyart die Sporen und ſtieß dem König mit Gewalt durch Schild und Halsband, daß er von ſeinem Pferde fiel. Des Reinolds Brüder aber ritten unter den größten Haufen und thaten großen Schaden mit Fechten, daß Wunder davon zu ſchreiben wäre. Danach kam Heymon, ihr Vater, der entſetzte ſie mit ſeinem Volk, ſonſt wären ſie übel angelaufen. König Karl aber befahl ſeinem Volk, daß ſie den Heymon mit den Seinigen umringen, und daß ſie Alles niederhauen ſollten, was ſie bekämen. Als Heymon das merkte, ſprach er zu den Seinigen: „O Ihr Herren und Freunde! es iſt hier kein anderes Mittel, wir müſſen unſer Beſtes thun, ſo lange wir können.“ Heymons Volk wehrte ſich ſo lange, bis ſie faſt Alle erſchlagen waren. Sein Pferd ward unter ihm erſtochen; aber Reinold und ſeine Brüder thaten ihr Beſtes, bis endlich ihre Pferde auch todt blieben. Reinold allein that noch mit ſeinem Roß gar großen Schaden. Als Reinold ſah, daß ſeine Brüder die Pferde verloren hatten, hieß er ſie hinter ihn auf Beyart ſpringen, und rannte alſo mit ihnen davon. Da nun König Karl ſah, daß Reinold und ſeine Brüder alſo mit dem Roß Beyart davon kamen, und ihr Vater Heymon ſich noch tapfer zu Fuß wehrte, ward er traurig; denn er beſorgte ſich von dem Reinold, er möchte ſich noch einen Anhang machen und ihn noch mehr überfallen. Als nun der Biſchof Turpin ſah, daß Heymon da ſtand und ſich noch ſehr tapfer zu Fuß wehrte und ſich nicht gefangen geben wollte, rief er ihm zu und ſprach: „Heymon, gib Dich gefangen!“ Da antwortete ihm Heymon und ſprach: „Ja, Herr Biſchof! in Euer Geleit oder in Eure Hand will ich mich gefangen geben.“ Der Biſchof ritt ſogleich zum König und fragte ihn, ob er den Heymon gefangen nehmen ſolle? Da ſprach der König: „Hätte ich ihn gefangen, ich ließ ihn zur Stund aufhenken!“ Da nahm der Biſchof den Heymon gefänglich an. Der König bannte ſeine vier Söhne aus dem Land und ſchwur bei ſeiner Krone, er wolle Heymon henken und ſeine Schweſter Aya, Heymons Hausfrau, verbrennen laſſen, weil ſie ſolche Kinder getragen, die ſeinen Sohn Ludwig ums Leben gebracht hätten. Da befahl der König dem Biſchof von Paris, er ſolle den Heymon hinrichten laſſen: der ſprach: „Gnädigſter Herr König! das wäre eine große Schande; denn da ich ihn gefangen nahm, habe ich ihm verheißen, ihn unter meinen Schutz zu nehmen: und ehe ich ſolches zuließe, will ich ihm lieber beifallen und ihm helfen mit einer Macht.“ Eben alſo ſprach der ſtolze Roland, und Foukon ſprach auch: „Gnädigſter Herr König! es wäre nicht recht, daß man ihn nun hinrichten ließ, wenn man ihm ſicher Geleit zugeſagt hat: zudem hat er ſich auch ritterlich gewehrt, daß Wunder davon zu ſagen wäre.“ Da ſprach König Karl zu ihnen Allen: „Ich will gleichwohl, er ſoll ſterben! und Frau Aya, ſeine Hausfrau, will ich verbrennen laſſen, es koſte auch was es wolle!“ Da antwortete ihm Graf Roland und ſprach: „Allergnädigſter Herr König! das wäre die größte Schande, und wäre dazu unrecht; denn ich weiß, es wird Niemand von Euren Genoſſen und Herren ſolches zugeben.“ Der König fragte Roland: „Stelleſt Du Dich gegen mich, Roland?“ — „Nein, ſagte Roland; aber ich ſage, es wird von Euren Edelleuten nicht zugelaſſen werden, daß man den Heymon umbringe und Eure Schweſter Frau Aya verbrenne; ſie würden viel lieber Alle darum ſterben, oder gegen Eure Majeſtät ſtreiten und ſich auflehnen.“ Als Foukon dieſes hörte, ſprach er zum König: „Gnädiger Herr! allhier iſt Bertram, mein Sohn, denſelben habe ich auch ſehr lieb; und ſo er etwas Uebels thäte gegen Euer Majeſtät, ſollte ich das entgelten müſſen? So Reinold mit ſeinen Brüdern etwas gegen Eure Majeſtät gehandelt hat, was können die Eltern dafür?“ Da ſprach der König zum Foukon: „So fern mir Heymon angeloben will, daß er mir ſeine Kinder in meine Hand liefern will, will ich ihn und ſeine Hausfrau ledig laſſen.“ Dieſes hörte Biſchof Turpin und gab Heymon der Rath, er ſolle dieß dem König verheißen. Da ſchwuren Heymon und Frau Aya einen Eid bei St. Dionyſius Haupt, in Beiſein vieler adliger Perſonen, daß ſie, ſofern es ihnen möglich wäre, dem König ihre Kinder liefern wollten, ſeines Gefallens damit zu leben. Solches befahl König Karl auch allen ſeinen Genoſſen in Frankreich bei ihrem Eide zu thun.

Wie Reinold und ſeine Brüder bei dem heidniſchen Könige Saforet in Spanien waren.

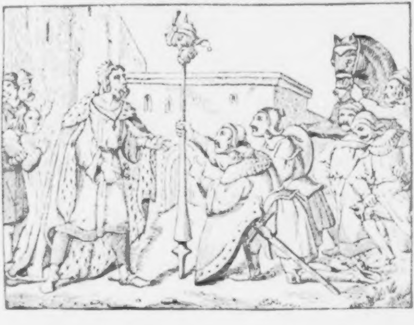
Reinold und ſeine Brüder kamen in aller Eile zu dem Schloß Pierlamont; da erzählten ſie, was ſich zugetragen hatte, wie ſie ihren Vater zu Fuß verlaſſen und tapfer gegen ſeine Feinde geſtritten hätten, über welches ſie ganz traurig waren. Darum kam Heymons Bruders-Tochter, welche eine ſchöne Jungfrau war, die fragte den Reinold, was er Gutes zu Hofe vernommen hätte? Da antwortete Reinold: „Ich habe da nichts Gutes vernommen; denn ich habe Ludwig, des Königs Sohn, erſchlagen.“ Als die Jungfrau das hörte, erſchrak ſie und ſprach: „Nun werden meine Vettern aus dem Lande vertrieben, und ich ſehe meinen Oheim nimmer mehr!“ Als ſie das Geſpräch nun alſo geendigt hatten, hieß man die vier Brüder zum Eſſen geben; und als ſie gegeſſen hatten, begehrten ſie, daß man ſie mit allem dem, was ihnen nöthig wäre, verſehen ſollte, und daſſelbe auf ein Kameel laden mit allen Kleinodien ihres Vaters, denn ſie müßten verreiſen. Da befahl die Jungfrau, daß man thäte was ihre Vettern begehrten. — Als nun Alles fertig war, rathſchlagten ſie, wo ſie ihren Weg hinaus nehmen wollten, und wurden endlich des Raths einig, daß ſie nach Spanien reiſen wollten und den König Saforet beſuchen, denn ihr Vater war ehemals bei dieſem Könige ſieben Jahre geweſen. Als der König die vier Brüder von weitem kommen ſah, da kannte er ſie an ihren Waffen, und ſprach zu den Seinigen: „Die da kommen, das ſind des Heymons von Dordone Kinder, das ſehe ich wohl; und ſofern die bei mir bleiben wollten, will ich ſie bei mir behalten, denn ſie ſcheinen tapfer und männlich zu ſein, und wenn ſie die Art von ihrem Vater haben, ſo dürfen ſie ihrem Feind unter die Augen ziehen.“ Indem ließ der König die Brücke nieder, um die Herren willkommen zu heißen, die mit großer Ehrerbietung dem König entgegen gingen und ihn grüßten, und er ſie wiederum; und er fragte ſie, wo ſie hinaus wollten und was ſie begehrten? Da ſprach Reinold: „Gnädigſter König! ich und meine Brüder begehren von Euer Majeſtät Dienſt und Unterhalt zu haben.“ Da ſprach der König: „Sofern Ihr an unſer Geſetz und an unſern Gott glauben wollt, ſo will ich Euch Unterhalt geben.“ Da ſprach Reinold: „Mein

Herr König! ſoll ich Eurem Abgott glauben und von meinem wahrhaftigen Gott abfallen, der Himmel und Erde gemacht hat, und uns erlöſet hat mit ſeinem koſtbaren und theuren Blut am Stamm des heiligen Kreuzes? davor behüte mich Gott!“ Da ſprach der König Saforet: „Ich ſchwöre bei meinem Gott Mahomet! ich will Euch Unterhalt geben und Ihr ſollt keinen Mangel haben, ſofern Ihr mir treulich dienen wollt. Gehet hin in die Burg und behaltet ſie zu Eurer Behauſung, und gebet mir Euren Schatz aufzuheben, wenn es Euch gefällt: und wann Ihr Euch weiter begeben wollet, will ich ihn Euch wieder geben. Wollet Ihr aber Euer Lebenlang bei mir bleiben, ſo ſollt Ihr Alles genug haben und ich will Euch reichlich beſolden.“ Reinold, dieß hörend, ward gar froh und gab dem Könige ſeinen Schatz zu bewahren, und ritt mit ſeinen Brüdern auf die Burg, auf welcher ſie alle Nothdurft fanden. Die Burg war ſtark und ſchön: und ſie blieben bei dem König Saforet drei Jahr in Hiſpanien, und dienten ihm treulich in allen drei Kriegen, die er hatte. Als ſie nun viel ritterliche Thaten für den König gethan hatten, fing der Mangel bei ihnen an, und ſie wurden von des Königs Volk wenig geachtet. Da begehrte Reinold vom König, er ſollte ihm ſein Gut wieder geben, er müßte ſich wieder rüſten mit ſeinen Brüdern. Darauf ſagte der König: ja, er wolle es thun: aber es folgte nichts danach. Als Reinold ſah, daß nichts erfolgte, ward er ſehr zornig und ſprach zu ſeinen Brüdern: „Ich gelobe Gott, ſo er uns unſer Gut nicht wiedergibt, ſo will ich ihm thun, was ich König Ludwig gethan habe!“ Darauf ſagte Adelhart: „Bruder, wenn Du dieſen König ſchlägſt, ſo wiſſen wir nicht, wo wir bleiben ſollen.“ Da ſprach Reinold wieder: „Was iſts, daß wir länger bleiben? Hätten wir viel Goldes, es würde hier zu Kupfer werden, denn man gibt uns nichts zum Lohne.“ Darauf rief er einem Diener, genannt Wendel, und befahl ihm, er ſollte zum

König̃e gehen und ihn fragen, ob er ihnen Unterhalt und Kleider geben wolle, oder ihren Schatz, den ſie ihm aufzuheben gegeben hätten, und der Diener ſollte fleißig Acht haben auf die Worte, die er wieder antworten würde, und ihm entgegnen: es würde ihn über kurz oder lang gereuen. Als nun der Diener zum Könige kam, begrüßte er denſelben nach alter Gewohnheit und ſprach: ,,Gnädiger Herr König! meine Herren laſſen Euch bitten, es wollen Euer Majeſtät ſie mit Kleidern und anderm Unterhalt verſehen, oder ihnen ihren eigenen Schatz wieder geben, den ſie Euch gegeben haben, denn ſie ſind deſſen nöthig.'' Der König gab ihm eine harte Antwort und ſprach: ,,Gehe aus meinen Augen und ſage Deinen Herren, wo ſie mir viel Weſens machen, ſo will ich ſie henken laſſen!'' Da ſprach der Diener: ,,Gnädigſter Herr! das wäre nicht recht, daß Ihr ſie ſollet henken für die treuen Dienſte, die ſie Euer Majeſtät geleiſtet haben.'' Da befahl der König, den Jüngling gefangen zu nehmen und zu ſtrafen um der Worte willen, die er geredet hatte. Da ſchlug man ihn zum Palaſt hinaus und er entrann. Als er nun alſo übel zugerichtet zu Reinold kam, fragte dieſer den Diener, wer ihm Uebels gethan habe? Da ſprach Wendel: ,,Das hat mir des Königs Marſchall auf Befehl des Königs gethan.'' Da ſprach Reinold: ,,Warum hat er Dich geſchlagen?'' Da ſagte der Jüngling: ,,Weil ich dem König gemeldet, was Ihr mir befohlen habt. Der König ſprach: Ihr wäret Fremdlinge, hättet Euren Vetter ermordet, und er wolle Euch nicht eines Heller werths wieder geben.'' Als Reinold dieß hörte, ward er zornig und rief ſeine Brüder Rittſart und Writſart, und ſprach: ,,Ich befehle Euch, daß Ihr nun das Roß Beyart aus dem Stall führet und Euch heimlich waffnet! und Du Adelhart ſollſt mit mir gehen, wir wollen uns auch waffnen und unſere Schwerter mit uns nehmen, unſern Harniſch unter den Mantel anlegen und zum König gehen, um ihn ſelbſt zu fragen, ob er uns das wieder geben will, was wir ihm aufzuheben gegeben haben; ſo er das weigert, ſo verſprech ich Dir, daß ich ſein Haupt nehme für unſern Schatz und das mit über Land führe!“ Adelhart ſprach: „Es iſt ein bös Pfand, ich nähme wohl etwas beſſers!“ Da ſprach Reinold: „Es iſt nicht viel werth, ich kühle aber meinen Muth damit!“ Alſo gingen Reinold und Adelhart miteinander nach Hofe. Mittlerweile rüſteten ſich Rittſart und Writſart mit dem Roſſe Beyart auch. Als Jene zu Hofe kamen, ſaß der König mit ſeinen Edlen an der Tafel, und ſie fielen vor dem Könige Beide auf ihre Knie und geſegneten ihm die Mahlzeit mit einem freundlichen Gruß. Der König ſah ſie an, aber er redete nicht mit ihnen. Wie Reinold das ſah, ſprach er mit trotzigem Gemüth: „Gnädigſter König! es iſt ungefähr drei Jahre, daß ich und meine Brüder Euer Majeſtät getreulich gedient haben, und unſer Leib und Leben für Euer Majeſtät dargeboten, ſá. welches Alles wir von Euer Majeſtät nicht einen einzigen Sporen an unſere Füße bekommen haben, geſchweige denn eine Beſoldung. Deshalb bitte ich, Euer Majeſtät wolle Mitleiden mit uns haben und uns helfen, daß wir Unterhalt bekommen; es iſt uns nicht möglich, länger alſo zu leben!“ Aber der König ſchlug ſein Angeſicht nieder und wollte ſie nicht anſehen. Als Reinold dies zum König geſagt hatte und ſah, daß er ihn nicht erhören wollte, lieſen ihm die Augen über; er ſeufzte gar heftig und ſprach abermals: „Herr König! ſo Ihr uns denn keinen Unterhalt geben wollet, ſo gebet uns zum wenigſten unſern Schatz wieder, den wir Euer Majeſtät in Verwahrung gegeben haben, und laſſet uns unſern Weg hinziehen. Zudem ſollt Ihr wiſſen, Herr König, daß ich noch nicht zufrieden bin, daß man mir meinen Knecht alſo jämmerlich gemißhandelt und geſchlagen: und der das gethan hat, den wird es noch gereuen!“ Da ſagte der König mit zornigem Muth und ſchwur bei Mahomet: „Es iſt genug mit dieſen Worten; ſtündet Ihr allhier bis in alle Ewigkeit, ich würde Euch nicht eines Pfennigs werth geben, denn Ihr ſeid allhier Fremdlinge!“ Da fiel ein Markgraf dem König in die Rede und ſprach: „Warum ſoll man Euch etwas geben? es iſt noch nicht lang, daß Du Deines Vetters Sohn, welcher Euer Herr und König war, todtgeſchlagen; darum ſo gehet hin, ich gebe Euch nichts wieder!“ Da ward Reinold zornig und ſagte: „Ich will es aber wieder haben, es koſte was es wolle!“ zog ſein Schwert und ſprach: „Nun ſolls Euer Majeſtät mit dem Leibe bezahlen.“ Da rief der König um Gnade für ſein Leben und ſprach: „Ich will Euch Unterhalt, ſammt Eurem Schatz, den Ihr geliefert, geben; verſchonet meiner!“ Reinold ſagte: „Nein, Euer Majeſtät hat mir vorher geweigert, wie ich darum gebeten habe; es hilft nichts! Heißet Ihr mich und meine Brüder Fremdlinge? ich will daſſelbe nun rächen, oder es muß mir an meiner Macht und Wehr mangeln!“ Damit ſchlug er hin und hieb dem Könige den Kopf ab und gab den ſeinem Bruder Adelhart, und ſprach: „Binde denſelben an unſer Pferd, denn wir müſſen den für unſern Schatz annehmen.“ Alsbald ward großer Aufruhr in der Stadt Aquitanien, ein Jeder waffnete ſich, um den Tod des Königs zu rächen; aber der meiſte Theil ſeiner Herren blieben todt. Unterdeſſen floh Reinold mit ſeinem Bruder Adelhart nach dem Roß Beyart, und ſprangen alle vier darauf. Da kam des Königs Bruder Riant mit einem Haufen Volks und wollte den Reinold ſammt ſeinen Brüdern beſtreiten. Er ſtieß mit Gewalt auf den Reinold, und Reinold wieder auf ihn, dergeſtalt, daß Riant getroffen ward, vom Pferde fiel und ſtarb. Alsbald ließ Reinold das Roß Beyart laufen und ſagte zu Beyart: „Du mußt uns heute aus der Noth helfen!“ Die Worte verſtand Beyart, that nicht anders als ob er unſinnig wäre, ſchlug und zerriß Alles was er erreichen konnte, und brachte viel Volks um. Danach kam noch ein heidniſcher Ritter mit vielem Volk, und meinte Reinold zu erſchlagen. Reinold ward auch ſein Schild zerſchlagen, daß ein Stück davon zerſprang. Unterdeſſen kam der Ritter neben dem Adelhart hergeritten: der ſchlug ihm den Kopf in zwei Stücke, daß er todt von ſeinem Pferde fiel. Sie ſahen ſich mit ihrem Roß Beyart mitten unter dem Volk, zerſchlugen Alles was da war, und kamen alſo durch des Feindes Heer. Als ſie nun an einen ſichern Ort kamen, daß ſie vor ihren Feinden ſicher waren, verband Einer dem Andern ſeine Wunden. Indem verſammelte ſich das Heer wiederum und folgte dem Reinold nach. Da ſprach Adelhart: „Ich weiß nicht, Bruder, wo wir uns hinaus begeben ſollen, daß wir unſers Lebens geſichert ſind.“ Desgleichen ſagte Reinold auch. Da ſprach Writſart: „Es müßte ein wunderliches Ding ſein! ſoll uns denn die ganze Welt zu klein ſein, daß wir nirgend bleiben können?“ Rittſart verwunderte ſich über dieſe Reden und ſprach: „Wenn Ihr denn nicht wiſſet, wo wir bleiben können, ſo weiß ich uns Unterhalt.“ Da fragte Reinold: „Was iſt das, Bruder?“ Rittſart ſprach: „Laſſet uns gen Tarragona zu dem König Yvo ziehen, der iſt dem Könige Saforet todtfeind; denn König Saforet erſchlug des Yvo Vater und auch ſeiner Brüder zween und verheerte ihm ſein ganzes Land.“ „Ja, ſprach Reinold, es iſt dem alſo: darum laſſet uns dahin gehen, denn wir werden willkommen ſein und Unterhalt bekommen. Ich weiß, was wir thun: wir wollen dem König des Saforet Haupt bringen, das wird ihm gar angenehm ſein.“ Deſſen wurden die Brüder bald einig und ritten mit ihrem Roß Beyart nach Tarragona. Als ſie nun nahe bei des Königs Burg kamen, erfuhren ſie, daß König Yvo mit ſeinem ganzen Hofgeſinde an der Tafel war. Da ſprach Writſart: „Liebe Brüder, wir ſind nun außer Gefahr unſers Leibes, Gott ſei Lob und Dank! und Ihr wiſſet, daß wir nicht geſchlafen haben, ſind dazu auch gar müde; laſſet uns ein wenig niederſitzen und ruhen.“ — „Wohlan, ſprach Adelhart, laſſet uns dies thun!“ Und ſie legten ihren Harniſch unter ihre Häupter und ſchliefen, bis der König Yvo ſeine Mahlzeit geendigt hatte.

Wie die vier Brüder dem Könige Yvo von Tarragona des Saforet Haupt übergeben und wohl aufgenommen werden.

Als die vier Ritter nun ausgeſchlafen hatten, ſaßen ſie wieder auf ihr Roß Beyart und eilten nach der Burg zu, wo der König Hof hielt, nahmen das Haupt des Königs Saforet mit ſammt der Krone, ſteckten es auf des Reinolds Speer und ritten alſo nach dem königlichen Hofe. Der König ſtand in eigener Perſon auf den Zinnen, ſah ſie herein kommen und ſagte zu denen, die bei ihm waren: „Stehet auf, meine Freunde da kommen vier vornehme Perſonen auf Einem Roß: was mögen die uns Gutes bringen? Es iſt das größte Roß, das ic in meinem Leben geſehen habe.“ Der König lief mit ſeinem ganzen Adel und den Frauen herunter, um zu vernehmen, wo ſie herkämen und was ihr Anliegen oder Vornehmen wäre. Als Reinold



und ſeine Brüder den König ſahen, ſtiegen ſie von ihrem Roß Beyart, fielen dem König zu Fuße, bewieſen ihm große Ehrfurcht und boten ihm das Haupt Saforets dar. Reinold aber ſprach zum Könige: „Gnädigſter Herr und König! dies iſt das Haupt Eures abgeſagten und größten Feindes Saforet, das wollen wir Euer Majeſtät als ein geringes Geſchenk verehret haben, mit bittlichem Erbieten, ſo wir Euer Majeſtät in einigen Sachen dienen können, daß wir jederzeit dazu bereit und willig ſein wollen.“ — Der König Yvo nahm das Haupt zum höchſten Dank an, hieß ſie willkommen ſein, und verhieß ihnen guten Unterhalt. Er befahl auch in aller Eil ein köſtliches Mahl zuzurichten, das Reinold und ſeine Brüder mit ihm eſſen ſollten. Als ſie nun zur Tafel ſaßen, fragte der König, wer ſie wären und wo ſie den König Saforet erſchlagen hätten? Da antwortete Reinold und ſagte: „Gnädiger Herr! unſer Vater heißet Graf Heymon von Dordone, von dem Geſchlecht Bourbon; mein älteſter Bruder iſt Rittſart genannt, der andere Adelhart, der dritte Writſart, und ich bin der jüngſte und heiße Reinold.“ Als der König dieſes hörte, empfing er ſie, als wenn ſie ſeine Kinder geweſen, ließ ſie herrlich kleiden und wehrhaft machen. Bald danach rüſtete ſich der König zum Kriege, wollte ſich an Saforets Landſchaft rächen und ſammelte ein großes Volk zuſammen. Reinold befahl das Roß Beyart zu ſatteln, und ſie ſetzten ſich wieder auf, wie zuvor. Dann fielen ſie mit guter Gewalt in des Saforets Landſchaft und erſchlugen Alles, was ihnen vorkam, das männlich war. Dieß währete faſt drei Jahre. Unterdeſſen ließ der König Yvo Feſtungen und Caſtelle bauen, damit das Land in ſeinem Zwange zu erhalten. Alles was ſie anfingen, das ſchlug zu allem Glück, und die vier Brüder thaten ihren möglichſten Fleiß, daß König Yvo ſeiner Feinde Meiſter wurde und dieſe ihn gewaltig fürchteten. Alſo diente Reinold mit ſeinen Brüdern dem König Yvo vier ganzer Jahre; derſelbe hielt ſie in großen Ehren und gab ihnen auch große Geſchenke und Kleinodien. Als nun der König von Frankreich vernommen, daß Reinold mit ſeinen Brüdern in Tarragona bei dem Könige wäre, ſchickte er einen Geſandten zum König Yvo mit freundlichen Worten und Begehren, er wolle ihm die vier Brüder gefänglich ſchicken, denn ſie hätten ihm ſeinen Sohn Ludwig erſchlagen. Sobald dieſes der König vernommen, verſammelte er heimlich ſeinen Rath und legte ihnen des Geſandten Auftrag vor, wie König Karl von Frankreich begehre, er ſolle ihm die vier Brüder gefänglich zuſchicken, ſo fern ihm an ſeiner Freundſchaft liege. ,,Was dünket Euch aber, Ihr Herren? ſagte er, dünket Euch ſolches rathſam zu ſein? Rathet hierinnen das Beſte, damit ich in meiner Ehre bleibe; denn durch die vier Brüder habe ich meine Feinde überwunden.'' Da ſprach der Herzog von Ripemont zu dem Könige: ,,Gnädigſter Herr König! ich habe vor dieſer Zeit wohl vernommen, daß ſie dem König von Frankreich großen Trutz und Uebermuth gethan haben und ihm ſeinen Sohn Ludwig erſchlagen: damit Euer Majeſtät nicht in des Königs von Frankreich Ungnade komme, ſo rathe ich, daß man ſie ihm gefänglich zuſchicke.'' Als Herr Hugo von Averna dieſen Rath hörte, ward er zornig und ſprach: ,,Vermaledeit ſei dieſer Rath! So Euer Majeſtät das thut und überliefert ſie dem Könige von Frankreich, ſo wird man Euer Majeſtät über tauſend Jahr für einen Verräther halten! Es wäre nicht weislich gehandelt, denn ſie haben manchen Heiden erlegt und Euer Majeſtät vier Jahre getreulich gedient und Euer Majeſtät in dem Heidenthum berühmt gemacht.'' Darauf ſprach der König zu einem Edelmann, genannt Israel, und fragte ihn, was er dazu ſage. Der antwortete: ,,Gnädiger Herr König! verlaſſet Ihr dieſe vier Ritter, ſo wird es Euer Majeſtät keine Ehre ſein; denn ſie haben große Freundſchaft, und würden Euch aus dem Lande vertreiben. Aber will Euer

Majeſtät der Ehre genug thun und ſowohl ihre Freundſchaft als König Karls Gnade erhalten, ſo rathe ich, laſſet ſie mit einer Verehrung nach ihrem Gefallen in ein ander Land ziehen, wo ſie den König Karl nicht zu fürchten haben.“ Da Herr Lambrecht das hörte, ſprach er gar ſchimpflich: „Gnädigſter Herr König! dieſer Rath gefällt mir auch wohl: aber ich ſage Euer Majeſtät für gewiß: ſo Ihr ſie dem König Karl verweigert, ſo wirds Euch ergehen wie allen Andern, die ſeine Ungnade auf ſich geladen haben.“ Als nun Israel die Rede angehört, ward er zornig und ſchlug Herrn Lambrecht ins Angeſicht, daß er für todt niederfiel. Darauf ſegte Herr Hugo: „Freund, Dir iſt jetzt recht geſchehn! Du wollteſt noch eben, König Karl ſollte unſern König aufhenken laſſen mit dem Reinold und ſeinen Brüdern, wofern er ſie ihm nicht Alle liefern würde; Du haſt jetzt Deinen Lohn; mich dünkt, Du achteſt wenig auf unſers Königs Weſen!“ Nach dieſer Rede trat er zurück und ſprach zu König Yvo: „Gnädiger Herr und König! es wäre Eurer Ehre zuwider, wenn Ihr dieſe vier Ritter nach Frankreich ſchicktet, wo ſie ums Leben kämen: ich rathe Euer Majeſtät wie vorhin: ſofern Euer Majeſtät des Königs Ungnade fürchtet, ſo laſſet ſie in ein ander Land ziehen, wo ſie ſich vor König Karl nicht zu fürchten haben.“ — Dem König gefiel dieſer Rath am beſten, und er hatte ein großes Mitleiden mit Reinold und ſeinen Brüdern, daß er ſie entlaſſen mußte, wegen der treuen Dienſte, die ſie ihm geleiſtet hatten: aber auf Begehren wollte er dem Rath nachkommen. Danach ſprach Herr Hugo zum Könige: „Es iſt nicht rathſam, daß man des Andells und Lambrechts Rath folge, denn ſie ſind Beide von einem Geſchlecht, die Keinem wohl rathen. Weil Euer Majeſtät den Reinold mit ſeinen Brüdern ſo ungern laſſen, und ſie Euer Majeſtät allezeit gar getreu und hold geweſen ſind, ſo thätet Ihr auch uns ein großes Wohlgefallen daran, und wäre dem Land auch nützlich, wenn Ihr dem Reinold Eure Tochter Clariſſa zur Gemahlin gäbet und hernach die Steinklippen in den Grund reißen und ihnen darauf ein anſehnliches und feſtes Schloß aufbauen ließet. So es dann Gott alſo gefiele, daß er junge Erben mit ihr bekäme, ſo würde er ſeine Sache gegen König Karl wohl ſelbſt verantworten, denn er iſt von einem ſo gewaltigen Herkommen, daß er König Karls Gewalt nicht fürchten darf; ſo mag Euer Majeſtät in guter Ruh und Frieden ſein.“ Sobald König Yvo dieſen Rath angehört, war er wohl zufrieden und derſelbe gefiel ihm wohl. Er dachte: möchte es ſo weit gerathen, daß Reinold und ſeine Brüder bei mir blieben, ſo wollte ich keinen König noch Fürſten fürchten! und ließ darauf alle vier zu ſich fordern. — Als ſie nun zu ihm kamen, fielen ſie auf die Knie und erzeigten dem König alle gebührliche Ehre, und Reinold fragte den König, was ſein Begehren wäre? Darauf antwortete ihm der König: „Allhier hab ich ein Schreiben vom König Karl in Frankreich, deſſen Inhalt iſt, daß ich Euch und Eure Brüder ſchicken ſollte, ſeines Gefallens mit Euch zu leben; aber das will ich durchaus nicht thun und will kein Verräther ſein. So Ihr wollet in Polen oder Calabrien, oder anders wohin ziehen, ſo will ich Euch mit einem ſchönen Geſchenk ehren, und verſpreche auch, Euch nimmer in der Noth zu laſſen.“ Da antwortete ihm Reinold und ſprach: „Allergnädigſter Herr und König! gegen die Gewalt König Karls können wir allein nicht beſtehen. Aber Euer Majeſtät hat dort noch eine ſtarke und hohe Steinklippe; ich bitte, die wolle mir Euer Majeſtät verehren, ſo will ich darauf eine ſtarke Feſtung bauen, daß ich des König Karls Gewalt nicht fürchten darf!“ Da ſprach König Yvo: „Reinold! wenn ich Dir die Steinklippe gebe und Du baueſt eine Feſtung darauf, ſo zwingſt Du mein ganzes Königreich, zudem auch die Landſchaft Gaſconien.“ Da ſagte Reinold: „Ach, mein gnädiger Herr und König! das begehre ich durchaus nicht zu thun; ich will

Euer Majeſtät vielmehr feierlich angeloben, ſofern Euch Jemand mit Krieg angreifen würde, den Kampf auf mich zu nehmen und Euch zu vertheidigen, und Euer Majeſtät anſehen als wenn Ihr unſer Vater wäret!“ Darauf ſagte der König: „Ich will mich darauf bedenken und berathen, und Dir eine gute Antwort geben.“ Er ließ zur Stunde ſeinen Rath zuſammenfordern und ſchlug ihnen des Reinolds Begehren vor; darauf ſollten ſie Beſchließung faſſen und Antwort geben. Da ſagte Herr Israel erſtlich ſeine Meinung und ſprach: „Ich rathe, Herr König! daß Ihr ihm die Tochter ſammt der Steinklippe gebet, und laſſet ihn darauf bauen was er begehret; das wird Euer Majeſtät große Ehre bringen und man wird Euer Majeſtät allenthalben deſto mehr fürchten.“ Andell aber ſagte: „Was iſt das geſagt! wollet Ihr unſern Herrn König mit König Karl in Unfrieden ſtellen? Wenn er ſolches vernähme, ſo fiel König Karl mit Gewalt ins Land und nähme unſern König, Reinold und ſeine Brüder gefangen, und ließ ſie Alle henken und verheerte das ganze Land; das wäre immer eine Schande!“ Dieſe Worte verdroſſen Herrn Andernell, der ſchlug dem Andell ins Angeſicht, daß er todt zur Erde fiel, und ſagte: „Da haſt Du den Lohn für Deinen guten Rath!“ Als dies der König ſahe, ſagte er: „Laſſet das bleiben, Ihr Herren! denn ich will Reinold meine Tochter geben und die Steinklippen, und er ſoll mir mit ſammt ſeinen Brüdern zu jeder Zeit beiſtehen, wo ich ſie von Nöthen habe, als wenn ich ihr Vater wäre.“ Da ließ der König den Reinold vor ſich kommen und ſagte zu ihm: „Mein lieber Sohn! ich ſehe, Du biſt von gräflichem Stamm und Herkommen. So Du und Deine Brüder mir nun wollet getreu ſein, ſo will ich Dir meine liebſte Tochter zu einer Gemahlin geben, dazu die Steinklippe und den halben Theil von meinen Gütern, und magſt Du darauf ein feſtes Caſtell bauen laſſen, ſo ſtark und feſt Du immer willſt, damit Du verſichert biſt vor dem König Karl in

Frankreich. Er kann Dir allda kein Leid thun, und läg er ſchon hundert Jahre davor.'' Da dankte Reinold dem König Yvo ſehr höflich für ſeine Tochter und ließ ſich alsbald mit ihr nach chriſtlichem Gebrauch einſegnen, und die Hochzeit ward auf eine andere Zeit angeordnet und gehalten. Als nun das Hochzeitmahl vorüber und alle Kurzweil und Freudenſpiele vollbracht waren, ließ Reinold Zimmerleute, Steinmetzen und andere Meiſter zuſammenberufen, und ließ da ein überaus ſchönes und feſtes Caſtell bauen von lauter Marmorſteinen, gar hoch und mit vier Mauern umfangen, und nannte es Montalban, das iſt Weiſſenfels. Danach ließ er allenthalben ausrufen: wer daſelbſt hinkommen wollte zu wohnen, denſelben wolle er beſchützen und beſchirmen und ſie Alle frei laſſen von allen Beſchwerden! Als dies Gerücht unter das Volk kam, bekam er ungefähr eintauſend und fünfhundert Mann dahin, welche da zu wohnen begehrten. Danach begehrte er vom König Yvo, er ſollte auch einmal dahin kommen und ihn beſuchen. Als der König nun zu ihm kam, beſah er das Caſtell und ſprach: ,,Sohn, Du haſt allhier ein ſchön und ſtark Stück Werks gemacht; Gott gebe Dir Glück und Heil damit! wie iſt ſein Name?'' Da antwortete Reinold: ,,Weil es auf einer marmornen Steinklippe ſteht, ſo habe ich es Montalban genannt.'' Und darauf ſchieden ſie von einander.

Wie König Karl die Burg Montalban vergeblich belagert.

Es geſchah, daß ſich König Karl rüſtete und wollte nach St. Jacob in Gallicien reiten. Als ſie in König Yvos Land kamen, ſah König Karl das ſchöne und gewaltige Caſtell an, und merkte, daß es faſt unüberwindlich war. Sie fuhren aber über Waſſer in das Land, das König Yvo dem Reinold mit ſeiner Tochter gegeben hatte. Da fragte er, wer das Schloß erbauet habe und wem es zugehöre? Da lief Roland zu einem

Ackermann und fragte denſelben, wem das Caſtell zugehöre? Da ſprach der Mann: „Ein Graf hat es bauen laſſen, um ſich zu wehren gegen ſeine Feinde.“ Da fragte Roland: „Wie heißt der Graf?“ Der Mann antwortete: „Er heißet Reinold, und hat auch drei herrliche Brüder, und das Caſtell heißet Montalban, und imgleichen die Stadt.“ Als Roland ſolchen Beſcheid eingeholt, eilte er wieder zum König und ſagte ihm, wie er vernommen, daß Reinold es gebauet hätte. Darüber ward der König zornig und gebot Roland, er ſollte hingehen und Reinold ſagen, er ſolle ihm das Caſtell und die Stadt und auch ſeine Brüder überantworten, ſo wollte er ihnen alle ihre Miſſethat, die ſie gegen ihn gethan hätten, verzeihen. So er ſich deſſen aber weigerte, ſo würde es ihm übel ergehen: „denn ich will mit meiner Macht kommen und das Land verderben, und ihn ſamt ſeinen Brüdern aufhenken laſſen!“ — Wie nun Roland des Königs Meinung wohl verſtanden, ritt er nach Montalban, grüßte Reinold ſamt ſeinen Brüdern und ganzem Hausgeſinde freundlich und ſprach: „Es iſt des Königs Wille und Meinung, und derſelbe hat mich zu dem Ende hierher geſchickt, daß Ihr ihm das Caſtell Montalban ſamt der Stadt überantworten und ſelbſt kommen ſollet mit allen Euren Edelleuten, und ihm zu Fuß fallen und um Verzeihung wegen Eurer Miſſethat bitten, ſo will er Euch Alle zu Gnaden annehmen.“ Da antwortete Reinold und ſprach: „Ich gebe nicht eine Kirſche um den König Karl; er liege mir lieber ſieben Jahre in meinem Lande!“ Als Roland dies hörte, ſprach er: „Vetter, wie ſo denn, wollet Ihr Euch wider König Karl aufwerfen? Ihr habet ſeinen Sohn Ludwig erſchlagen.“ Da ſprach Reinold: „Ich frage nichts danach, es gehe mir darüber wie Gott will!“ Roland zog wieder zum König und zeigte ihm des Reinolds Meinung an. Als der König ſolches vernommen, ward er zornig und ſchickte König Yvo einen ſcharfen Brief mit dem Inhalte, daß er ſein Todfeind wäre, weil er ſeine Feinde in ſeinem Lande behielte. Darnach, als König Karl von der Reiſe nach St. Jacob wieder zurück in Frankreich kam, verſammelte er viel Volks, zog in Reinolds Land und belagerte Montalban. Da Reinold das ſah, verſammelte er auch ſein Volk, um das zu entſetzen. König Karl blieb ein ganzes Jahr im Lande und verderbte es mit Brennen und Sengen; verlor aber viel Volks, ſo daß er wieder abziehen mußte.

Wie Reinold mit ſeinen Brüdern nach Pierlamont zog, ſeine Mutter zu ſehen, und drei von den Brüdern gefangen wurden, indeß Reinold entkam.

Nach einiger Zeit geſchah es, daß Reinold ſeine Brüder zu ſich berief und zu Writſart ſprach: ,,Lieber Bruder, Du biſt mein Troſt und Hoffnung allein. Es iſt nun ſieben ganzer Jahre, daß wir unſere Mutter nicht geſehen haben; darum iſt mir mein Herz alſo traurig, und ſo ich ſie nicht bald ſehen werde, muß ich ſterben!'' Da ſprach Adelhart: ,,Bruder, was will das werden? Du weißt wohl, daß unſere Eltern haben ſchwören müſſen, daß ſie uns alle Viere dem König Karl liefern wollten.'' Da ſprach Reinold: ,,Den Eid achte ich gering! denn es iſt natürlich, daß ſie ihre Kinder lieben; ſie werden das thun. Es gehe wie es wolle, ich muß meine Eltern ſehen!'' Und ſprach weiter zu ſeinen Brüdern: ,,Ich weiß uns guten Rath. Wir wollen hingehen in den Wald bei Bordeaux und daſelbſt der Pilger erwarten, und ſie bitten, daß ſie mit uns die Kleider vertauſchen, und dann gehen wir als Pilger durch das Land zu unſern Eltern.'' Dieſer Rath gefiel den Brüdern gar wohl und ſie begaben ſich alſo auf die Reiſe nach dem Walde. Als ſie nun ein wenig daſelbſt waren, kamen von ungefähr vier Pilger von dem heiligen Lande, und hatten Palmzweige in ihren Händen. Als ſie nun zuſammen trafen, da hieß ſie Reinold willkommen ſein und begehrte, daß ſie mit ihnen die Kleider tauſchen ſollten. Als die Pilger das hörten, waren ſie erſchrocken und verſtanden des Reinolds Meinung nicht, und einer von ihnen ſprach zu Reinold: „Wie, Reinold! biſt Du nun ein Räuber geworden? wie geht dies zu? wie lang haſt Du dies gethan? Ich ſage für gewiß, ſofern ich lebendig wieder in Frankreich komme, ſo will ich bei dem König über Dich klagen." Als der Pilger dies ſagte, da zog der Reinold ſein Schwert aus und wollte den Pilger ſchlagen; da fiel ein Anderer dazwiſchen und ſprach: „Gnädiger Herr wir begehren Gnade von Euch! wir ſind arme Pilgrime und kommen von Jeruſalem: nehmet unſere Kleider und thut damit nach Eurem Gefallen." Da ſagte Reinold: „Freund, Du thuſt wohl daran! und wenn Du das nicht gethan hätteſt, ſo wäre dein Mitbruder todt." Da zogen ſie ihre Kleider aus und gaben ſie Reinold und ſeinen Brüdern; danach ließ er dieſelben Pilger ihre Straße gehen. Als ſie nun die Kleider angezogen hatten, begaben ſie ſich auf den Weg nach Pierlamont zu Fuß, und als ſie dahin kamen, fanden ſie das Thor verſchloſſen. Da klopften ſie an, und es kam der Thorhüter und fragte, wer da wäre und was ſie begehrten? Da antwortete Reinold: „Mein lieber Freund, laſſet uns arme Pilger durch! wir kommen von Rom und andern Städten mehr. Nun haben wir Hunger und Durſt; deshalb bitten wir, Ihr wollet uns etwas zu eſſen geben und uns hernach etwas ruhen laſſen, um Gottes Willen!" Der Thorhüter ſagte zu ihnen: „Und bittet Ihr noch ſo ſehr, ſo darf ich Euch doch nicht einlaſſen." — „Warum?" ſagte Reinold. „Das will ich Euch ſagen: weil unſere vier Söhne gefangen ſein ſollen, nämlich Rittſart, Writſart, Adelhart und Reinold; aber ich ſage Euch, Freund, Ihr ſehet dem Reinold ſo gar ähnlich! und wenn Euer Bart nicht ſo lang wäre, ſo ſagte ich für gewiß, Ihr wäret der ſtolze Reinold." Da ſprach Reinold wiederum: „Freund, ich bitte Euch um Gottes

Willen und um der vier Herren Willen, laſſet uns ein! der liebe Gott wolle ſie erretten von der Hand König Karls, ſo er ſie gefangen hat; oder ſind ſie anderswo, ſo wolle ſie Gott bewahren!“ Als Reinold dieſe Worte redete, gefiel das dem Pförtner ſo wohl, daß er ſprach: „Ich will Euch einlaſſen zu unſerer Frau, die Euch ſpeiſen wird um unſerer vier Herren Willen.“ Da eröffnete der Pförtner das Thor und ſie gingen ein und fanden ihre Mutter im Saal ſitzen. Sie grüßten ſie nach billiger Schuldigkeit; da dankte ihnen ihre Frau Mutter. Da ſagte Reinold: „Frau, wir kommen von Rom und von St. Jacob in Gallicien, und von andern Städten mehr; wir haben noch niemals ſolchen Hunger gehabt, als jetzt, darum gebet uns etwas zu eſſen, auf daß Ihr unſerer Pilgerfahrt auch theilhaftig werdet!“ Da ſagte die Frau: „Seid zufrieden und wohlgemuth, ich will Euch gewiß geben.“ Darauf ſetzte ſie die Pilger an eine Tafel und brachte ihnen zu Eſſen und Trinken genugſam. Da aßen und tranken ſie und machten ſich fröhlich; zuletzt ging die Frau in den Keller und holte von dem beſten Weine, und goß eine ſilberne Schaale voll, gab ſie Reinold und ſprach ihm zu, er ſollte trinken. Als er getrunken hatte, ſprach er zu der Frau: „Ach liebe Frau, wer des Weins noch mehr hätte! Der Wein iſt ſo gut, als ich dergleichen noch nicht auf unſerer ganzen Reiſe getrunken habe.“ Die Frau ſprach zu Reinold: „Freund, ſo Euch der Wein ſchmeckt, ſo trinket frei, ich will Euch genug geben.“ Da trank Reinold ſo lange, bis er ganz trunken war, über welches ſich die Frau ſehr verwunderte, daß Reinold des Weins ſo viel getrunken hatte; ſie meinte, es hätten ſich wohl zehn Perſonen daran ſatt trinken können. Da begehrte Reinold noch einen Trunk und ſagte: „Frau, gebet mir des Weins noch einen Trunk! ſo will ich König Karl meinen Vetter nicht mehr fürchten.“ Als Adelhart das hörte, erſchrak er ſehr und ſtieß den Reinold mit der

Hand auf die Bruſt, daß er danieder fiel, denn er war gar betrunken. Als Frau Aya das von Reinold hörte und ſah, daß Adelhart ihn um der Worte willen ſtrafte und ſehr erſchrocken war, fiel ſie auf den Reinold, umhalste ihn mit großen Freuden und konnte von ihm nicht ablaſſen, bis ſie Adelhart aufnahm. Dieſes Alles ſah einer an ihrem Hofe, welcher dem König Karl gar günſtig war, der ſprach zu ihr: „Frau, ich ſehe wohl, daß das Reinold, Euer Sohn und ſeine Brüder ſind, die den König Ludwig erſchlagen haben. Nun, ſo ſage ich Euch: kommet Eurem Eid nach, den Ihr geſchworen, und laſſet ſie gefänglich nehmen und ſchicket ſie König Karl von Frankreich. Wenn Ihr das nicht thut, ſo will ich zum König reiten und ihm anzeigen, wie Ihr Eure Kinder und inſonderheit Reinold, den Mörder, wider Euer Verheißen heimlich an Eurem Hofe behaltet; und wenn er ſolches von Euch hören wird, ſo wird er nicht unterlaſſen ſie allhier abholen zu laſſen, um ſie vor Gericht zu ſtellen wegen des Todtſchlags, und ſie hernach mit ihrem Vater Heymon hinrichten und Euch verbrennen laſſen.“ Ueber dieſe Rede war die Frau zornig und ſprach: „Pfui, Du Treuloſer! willſt Du denn mein Verräther ſein, und haſt mein Brod lange gegeſſen? Und wenn mein Bruder noch tauſendmal mehr über mich zürnte, und ich müßte ihm noch einen Eid ſchwören, ſo will ich ihm meine Kinder doch nicht zuſchicken, damit er ſie ums Leben bringe!“ Als der Verräther ſah, daß er bei der Frau nichts ausrichtete, lief er eilend zu Heymon, redete gleicher Maßen mit ihm und brauchte noch mehr andere Drohworte, als er zuvor gegen die Frau gethan. Da ward Heymon zornig und ergriff in der Eile einen Prügel und ſchlug den Verräther, daß er ſtarb, und ſprach: „Nun weiß ich gewiß, Du wirſt es dem Könige nicht ſagen!“ rief ſeinen Edelleuten und befahl, ſie ſollten ſich waffnen und ihm ſeinen Sohn Reinold ſamt ſeinen Brüdern fangen helfen, damit er ſie dem König Karl ſamt ſeinem

Eide zuſchicken könnte. Da zogen ſie ihre Waffen an, gingen mit Heymon vor den Saal, der Meinung, er wollte ſie ergreifen. Als Adelhart das innen ward, ſeufzte er zu Gott und ſprach: „Nun woll uns Gott und ſeine liebe Mutter beiſtehen! denn wir ſtehen allhier in großen Sorgen. Ich ſehe meinen Vater kommen mit einer Menge Volks, um uns zu fangen!“ Er lief alsbald zur Mutter und ſagte: „Wißt Ihr uns keinen Rath zu geben, daß wir unſerm Vater entrinnen möchten? Reinold liegt faſt todt in Ohnmacht.“ Da ſagte die Mutter: „Ich weiß keinen andern Rath, als Ihr traget Reinold hinein und verwahret die Thür, daß Niemand zu Euch komme, denn es iſt kein feſter Gemach im Schloſſe.“ Sie folgten ihrem Rathe, trugen Reinold in das Gemach, und drei Brüder blieben in ihren Waffen vor der Thür ſtehen, um dieſelbe zu verwahren. Da kam Heymon mit ſeinem Volk heran, um ſeine vier Söhne zu fangen. Da ſagte Adelhart: „Ihr Herren, weichet ab und kommet mir nicht zu nahe, oder ich wehre mich ſo gut ich kann!“ und ſchlug dermaßen mit ſeinen Brüdern auf ſie, daß Alles todt danieder fiel, was ſie nur erreichen konnten. Dieſer Streit währte wohl zwei Tage lang, daß Heymon nichts ausrichten konnte. Als er nun kam an dem dritten Tage, war Reinold wieder wohl auf, erwachte von ſeinem Schlaf und fand ſeine Brüder gegen ihren Vater ſtreiten, als ob ſie unſinnig wären. Da nahm Reinold ſein Schwert, und als er ſah, daß ſeine Brüder müde waren, hieß er ſie hinter ſich ſpringen und ſprach: „Nun ſoll mich Gott ſtrafen, wo ich jetzt Jemand verſchonen will, und wenn es gleich mein Vater ſelbſt wäre!“ und mit den Worten ſprang er in das Volk hinein, wo es am dickſten ſtand, und ſchlug ſo tapfer unter ſie, daß ſie Alle fliehen mußten, wie ſtark ſie auch waren. Als Heymon dieß ſah, ſprach er: „Ich ſehe wohl, meine Kinder bleiben dießmal ungefangen: denn Reinold beweiſet jetzt mehr Tapferkeit, als all mein Volk. Denn er hat das beſte Schwert, das zu finden, und was er trifft, das muß fallen; deshalb laßt uns weichen!'' Reinold folgte ſeinem Vater mit großer Gewalt durch das Heer, worüber die andern Brüder gar traurig waren und ihm nacheilten. Als ſie zum Vater kamen, nahm Reinold ſein Schwert und wollte ſeinen Vater erſchlagen. Da ſprang Adelhart herbei und ſprach: ,,Bruder, was willſt Du thun? ſchlägſt Du unſern Vater todt, das wäre uns vor Gott und der Welt eine Schande, und wir dürften auch unſere Augen an keines Fürſten Hof emporheben! Darum bitte ich Dich, laß es bleiben! ſonſt erlangen wir unſer Lebenlang keinen Frieden mit König Karl und wir können es gegen Gott nimmermehr verantworten!'' Da ſprach Reinold: ,,Bruder, ich ſage Dir für gewiß, ich will ihn ſeine Kinder fangen lehren!'' nahm den Vater und band ihn auf ſein Pferd, bekam einen Buben und befahl dem, er ſollte das Pferd mit dem Gefangenen zu König Karl führen. Der Junge ſchlug ihm ſolches ab und ſprach: ,,Warum ſoll ich das thun? es iſt mein rechter Herr; ſo Ihr wollet, thut es ſelber.'' Als Reinold das hörte, ward er zornig, nahm den Knaben und hieb ihm eine Hand ab, ſtach ihm ein Auge aus und ſchnitt ihm das rechte Ohr ab. Darnach bat der Knabe um Gnade und ſprach: er wollte ſein Begehren gerne thun. Da ſagte Reinold, er ſolle das Pferd mit dem gefangenen Heymon nehmen und es König Karl bringen und ſagen: dies Geſchenk habe ihm Reinold geſchickt; er ſolle nun mit dem handeln, als er mit ihm handeln wollen, wenn er ihn gefangen hätte. Als nun der Knabe vor des Königs Palaſt kam, war das Thor noch verſchloſſen. Da klopfte er an, bis es der Thorhüter hörte: der kam und fragte: von wannen er mit dem Gefangenen käme? Der Knabe ſprach: ,,Es iſt Graf Heymon.'' Als der Thorhüter das hörte, ſprach er zu Heymon: ,,Wie geht das, gnädiger Herr? wer iſt ſo ſtolz, der Euch alſo gebunden hieher an unſern königlichen Hof als ein Geſchenk darf ſchicken?“ Da ſprach Heymon: „Das haben meine Kinder gethan; eröffne das Thor und laß mich durchreiten zu dem König, auf daß ich ihm klagen kann, wie es mir ergangen iſt.“ Als er nun zum Könige kam, wurde er von dem Pferde gehoben und Hände und Füße ihm aufgelöſet. Da fragte ihn der König: „Heymon, wer hat Euch das gethan?“ Heymon antwortete dem König: „Gnädiger Herr und König! das haben mir meine Kinder gethan. Denn als ich vernahm, daß ſie wieder zu Land gekommen waren, machte ich mich ſamt meinem Volk auf, weil ich ſolches Euer Majeſtät verheißen, und wollte ſie gefänglich nehmen, um ſie Euer Majeſtät zu ſchicken, daß ſie ihrem Verbrechen nach geſtraft werden ſollten; aber ſie wollten ſich nicht gefangen geben, ſondern wehrten ſich ſo ritterlich, daß ich an die fünfhundert Mann dadurch verloren.“ Als der König das hörte, wurde er traurig und befahl, daß ſein Volk ſich rüſten ſolle, Adel und Unadel, und ſollten mit ihm nach Dordone gehen, er wollte Reinold ſamt ſeinen Brüdern gefangen nehmen. — Wie ſie nun daſelbſt anlangten, ſtand Reinold oben auf der Zinne und ſah, daß der König das Caſtell belagern wollte, und wie ſie bereits zum Sturme Anſtalt trafen. Da lief er eilends zu ſeiner Mutter und ſprach: „Ach hört, liebe Mutter! jetzt ſtehen wir übel: denn König Karl hat uns heimlich belagert, und wofern wir unter ſeine Hand kommen, ſo müſſen wir Alle ſterben. Was Raths wiſſet Ihr uns?“ — Da ſprach Frau Aya zu Reinold: „Ziehe Deine Pilgerskleider wieder an, ſo will ich Dich zur Pforte auslaſſen, alſo magſt Du davon kommen.“ Reinold folgte hierauf ſeiner Mutter, nahm Urlaub von ſeinen Brüdern und zog alſo wieder nach Montalban, da er das Roß Beyart gelaſſen hatte. Aber da ward eine große Traurigkeit zwiſchen der Mutter und den andern Kindern. Reinold ward traurig, daß er ſeine Brüder alſo verlaſſen mußte, desgleichen die Mutter und ſeine Brüder wiederum, und einer hat

Gott für den andern. Als nun Reinold aus dem Caſtell und aus der Hand des Königs war, weinete die Mutter bitterlich und ſprach zu dem Adelhart: „Ach, wie iſt mir jetzt ſo leid, meine Söhne, daß Ihr in meinem Hauſe gelagert ſeid! ich weiß keinen beſſern Rath, als daß Ihr Euch demüthiget; gehet willig und barfüßig zu dem König und fallet ihm zu Füßen und bittet von ihm Gnade eures Leibes. Ich glaube, er wird Euch durch Fürbitte Eurer Freundſchaft zu Gnaden annehmen.“ Die drei Brüder folgten der Mutter Rath und gingen zum König Karl willig und barfüßig, fielen ihm zu Füßen und baten ihn, er ſollte ihnen ihre Miſſethat, ſo ſie wider ihn begangen hätten, um Gottes Willen verzeihen, ſie wollten ihm ihr Lebenlang mit Leib und Gut dienen. Da fragte der König nach Reinold, wo ſie den gelaſſen hätten? Sie antworteten ihm, ſie wüßten nicht, wo er wäre. Da befahl er, man ſolle ihnen Hände und Füße binden und ſie gefangen legen, er wolle ſie ſo lange behalten, bis er den Reinold dabei hätte, alsdann müßten ſie ſterben. Als Frau Aya dies hörte, fiel ſie in Ohnmacht vor dem Könige nieder und begehrte, er ſollte ihre Söhne losgeben. König Karl ſprach: „Wenn ich Reinold dabei habe, will ich ſie zu Paris an den Galgen henken laſſen!“ Der König zog nach Paris und hielt ſie gefangen.

Wie Reinold gen Paris ritt, um ſeine Brüder zu erretten, und einen Boten an König Karl ſendet.

Als nun Reinold zu Montalban ankam, beklagte er ſich ſeines Unglücks, daß ſeine Brüder gefangen wären und der König ſie henken laſſen wollte, worüber Alles zu Montalban traurig war. Reinold rüſtete ſich mit ſeinem Roß Beyart und ritt nach Paris. Er dachte, man würde ſeine Brüder herausführen, um ſie zu henken, dann wollte er Leib und Leben für ſie ſetzen und ſie erlöſen. Indem kam ein Jüngling daher gelaufen; den fragte

Reinold, ob er ſeinethalben alſo lieſe, um ihn zu verrathen? wenn dem alſo wäre, das ſollte er ihm ſagen, ſo wollte er ihm ſein Roß dazu leihen. Der Jüngling ſprach: „Gnädigſter Herr! ſollte ich Euch in ſolcher böſen Meinnung nachfolgen, weil Ihr meines Vaterlands Herr ſeid, und ich Euer Unterſaß, und empfange alle Jahr, von Eurer Frau Mutter meinen Unterhalt?“ Da fragte ihn Reinold, wie ſein Name wäre? Der Jüngling antwortete: „Ich bin genannt Rigant von Napels.“ Da ſprach Reinold: „Mein Freund, wollet Ihr mir eine Botſchaft thun an König Karl von Frankreich? Ich will Euch wohl dafür lohnen; aber Ihr müſſet erſtlich von ihm ſicher Geleit Eures Leibes begehren, daß Ihr möget hingehen wo Ihr wollt.“ — Da antwortete ihm der Jüngling: „Ich will die Botſchaft gern thun, denn ich bin doch Euer Diener; und im Fall mir Jemand etwas ſagen wird, ſo will ich ihn mit meinem Stocke ſchlagen, daß er niederfallen ſoll.“ Da ſagte Reinold: „Du ſollſt dem König öffentlich ſagen in Beiſein des Adels: ich laſſe ihn bitten, daß er meiner Brüder Leben verſchonen wolle; ich wolle ihm auch willig und barfüßig zu Füßen fallen und ihn um Verzeihung bitten. Dazu will ich ihm ſeinen Sohn Ludwig neunmal mit Gold bezahlen und einen goldenen Mann machen laſſen, ſo groß als Ludwig geweſen iſt, und will eine Kirche bauen laſſen zu Ehren Maria der Mutter unſers Herrn, und ſtiften, daß man alle Tage darinnen ſingen ſoll die ſieben Worte; zudem will ich ihm mein Roß Beyart ſammt meinem Caſtell Montalban los und frei eigen geben, daß ich es als ein Lehen von ihm habe, ſofern er mich und meine Brüder zu Gnaden annehmen will. Und ſofern er mich in ſeinem Königreich nicht leiden will, ſo will ich mit meinen Brüdern über See fahren, daß ich ihm aus den Augen komme. Und ſofern er mich und meine Brüder in einigen Sachen gebrauchen kann, ſo wollen wir ihm allezeit willig ſein, und das dergeſtalt, daß an ſeinem Hof unſers Gleichen nicht ſein ſoll. Und ſo er ſolches nicht will thun, ſo ſaget frei kühnlich zu ihm, daß wir ihm ins Land fallen und Alles verheeren und verbrennen werden, was uns vorkommt, und verſchonen weder Kirchen noch Klöſter, und das Gold und Silber nehmen, das ich da finden werde, um meine Soldaten und Reiter damit zu bezahlen. Und ſo ich kann, werde ich ihm thun, wie ich ſeinem Sohn Ludwig gethan habe, wofern er meine Brüder nicht losgeben will.'' Nach dieſem bedachte ſich Reinold wieder und ſprach: ,,Gott behüte mich vor ſolcher Schande, daß ich den König ſchlagen ſollte, der mein Vetter iſt!'' ſagte deswegen zu dem Jüngling: ,,Wenn Du zu dem König kommſt, ſo grüße ihn nach aller Gebühr, ingleichen auch die Genoſſen von Frankreich und ſonderlich den Biſchof Turpin, und ſage zu ihnen: ich befehle ihnen meine Brüder in ihr Geleite, und ſo ſie der König wolle henken laſſen, möchten ſie dieſelben beſchützen; ich begehre das von meinen Freunden allen. Und ſo ſie weder Rath noch That zu meiner Brüder Rettung geben werden, will ich meine ganze Macht daran wenden, um ſie loszumachen, und Alles erſchlagen, was ich daſelbſt finde!'' Mit dieſen Worten nahm der Diener ſeinen Abſchied von Reinold und eilte nach Paris. — Als er dahin kam, ſah er den König aus ſeinem Cabinet kommen. Da ſchämte er ſich, daß er den König anreden ſollte, und hatte ſeinen Stab in der Hand. Jedoch legte er ſeinen Stab unter ſeine Füße und fiel vor dem König nieder auf ſeine Kniee, und bewies ihm höchſte Ehrfurcht; ſtand bald wieder auf und ſprach: ,,Gnädiger Herr und König! ich bringe Euer Majeſtät gute Botſchaft.'' Da ſagte der König: ,,Gute Botſchaft iſt mir lieb; was bringſt Du für Botſchaft?'' — ,,Gnädiger Herr und König! ſprach der Diener: ehe ich meine Botſchaft verrichte, ſo bitte ich, Euer Majeſtät wollen mir ernſtlich ſicher Geleit zuſagen, damit ich ſicher mag von einem Ort zum andern gehen und reiſen ohne Gefahr meines Lebens. Sollte man den Boten leid thun, ſo würde manche Botſchaft unverrichtet bleiben.“ Als der König dieſe Worte von dem Diener hörte, ſagte er: „Es iſt wahr; ich ſage Dir ſicher Geleit zu, daß Du kein Leid widerfahren ſoll; deſſen zur Sicherheit ſetze ich Dir Roland zu einem Bürgen.“ Darauf ſagte der Diener: „Roland, ich bitte, nehmet mir das nicht übel auf, ich möchte gern einen andern Bürgen haben.“ Da ſagte der König wiederum: „So nimm Oliver auch dazu, ſo biſt Du ſicher.“ Darauf ſagte der Diener: „Gnädiger Herr und König! dieſe zween Herrn ſind mir Beide gut; aber ich hätte viel lieber andere Bürgen.“ — „Willſt Du denn noch nicht zufrieden ſein, ſo nimm den Biſchof Turpin auch dazu, ſo biſt Du verſichert genug!“ Da ſagte der Jüngling wieder zum König: „Die Herren ſind Alle gut; aber ich hätte lieber noch einen andern.“ Solche Rede währte, bis er auf den König ſelber kam, ſo daß der ſagte: er wolle ſelber Bürge ſein, daß ihm kein Leid widerfahren ſollte. Da war der Bote zufrieden, nahm den König für einen Bürgen an und ſprach: „Gnädigſter Herr und König! ich verſehe mich, ich bin nun verſichert; jetzt will ich meine Botſchaft ablegen. Gnädiger Herr, Gott gebe Euer Majeſtät langes Leben! Es grüßet Euer Majeſtät mit höchſter Demuth der allertraurigſte Mann auf Erden, und der beſte Ritter, den die Sonne beſcheint.“ Da fragte der König: was das wäre? Da ſagte der Bote: „Euer Königlichen Majeſtät Schweſter-Sohn Reinold bittet Euch demüthig um Gnade für ihn und ſeine drei Brüder; was ſie Euer Majeſtät mißfällig gethan haben, wollen ſie wieder erſtatten. Erſtlich will Reinold den König Ludwig, Euer Majeſtät Sohn, neunmal mit Golde bezahlen; er will auch eine Kirche zu Ehren Maria der Mutter Gottes bauen und einen Mann von Gold machen laſſen, der ſo groß als Ludwig geweſen, und verſehen die Prieſter mit Unterhalt, die alle Tage darin das Amt der heiligen Meſſe verrichten und die ſieben

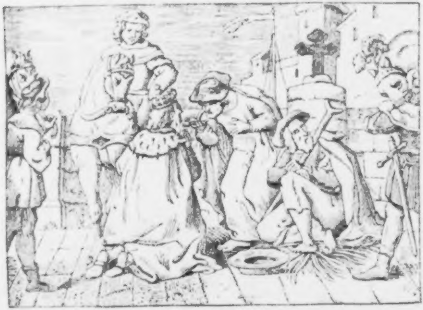
Worte, will auch Meſſe ſingen laſſen in allen Klöſtern und Kirchen für die Seele König Ludwigs; ſein Roß Beyart will er Euer Majeſtät auch verehren, und ſofern Ihr ihn nicht dulden wollet in Eurem Königreich, ſo will er ſammt ſeinen Brüdern daraus weichen; auch wo er und ſeine Brüder Euer Majeſtät dienen können, da wollten ſie jederzeit geneigt ſein. Hiermit bittet er freundlich, Euer Majeſtät wolle ihnen hierin willfahren und ſie zu Gnaden annehmen.“ Da fragte der König: „Was weiter?“ Der Bote ſagte: „Gnädigſter Herr! er hat geſagt: ſofern Ihr ihm nicht wollt Gnade erzeigen, ſo werde er Euer Majeſtät ins Land fallen, brennen und rauben, alle Kirchen und Klöſter zerſtören und alles Gold und Silber, ſo er darinnen bekommt, zu ſich nehmen und ſein Volk damit bezahlen.“ Da fragte der König noch einmal: „Entbeut mir mein Vetter Reinold nichts mehr?“ Da ſagte der Bote: „Ja, gnädigſter Herr! er ſagte: ſofern Ihr denn durchaus nicht wollet den Zorn fahren laſſen, ſo will er Euer Majeſtät allenthalben nachtrachten, daß er Euch in ſeine Hände bekomme, und Euch dann thun wie er dem König Ludwig gethan hat.“ — Als der König dieſe Worte von dem Boten hörte, entfiel ihm der Muth. Er ward traurig und ſprach: „Wahrlich! dieſe Botſchaft gefällt mir nicht; ich hätte viel lieber etwas anders gehört. Aber Du biſt klug, daß Du zuvor ſicher Geleit begehrt haſt, und zwar von meiner Perſon; denn wenn ich Dir daſſelbe nicht ſo kräftig verſprochen hätte, ſo müßteſt Du jetzt gleich ſterben.“ Da fragte der König zum drittenmal den Boten, ob er nichts mehr hätte ihm anzuzeigen? Da antwortete der Bote: „Nein; er läßt aber die zwölf Genoſſen von Frankreich grüßen und ſonderlich auch den Biſchof Turpin anliegen, er wolle ſeine Brüder in ſeinen Schutz nehmen, und bittet nebendem auch freundlich ſeine Verwandten und Freunde, daß keiner Rath noch That dazu geben wollte, daß man ſeine Brüder hinrichte. Und ſofern der König ſie wolle mit Gewalt hinrichten laſſen, ſo will er ſeine ganze Macht daran ſtrecken und ſie erretten, und wenn er ſchon wüßte, daß er ſein Leben dabei endigen würde.“ Als König Karl auch dieſes von dem Boten gehört hatte, ſagte er: „Entbeut mir mein Vetter Reinold das, ſo will ich ſehen, wer ſo ſtolz ſein wird, der ſich ſeiner wird annehmen; denſelben will ich in drei Tagen henken laſſen!“ Wie der Diener dieſe Worte hörte, ward er traurig und nahm ſeinen Stab, ging zu Roland und fragte ihn: ob er dem Reinold verwandt wäre oder nicht? Da antwortete Roland dem Diener: „Ja: ich will um Niemandes willen ihn verleugnen, denn er iſt mein Vetter.“ Da ſagte der Jüngling: „Das iſt recht; und wenn Ihr den jungen Helden verleugnet hättet, ſolltet Ihr von meiner Hand geſtorben ſein!“ Desgleichen fragte er auch Biſchof Turpin, ob Reinold ihm verwandt wäre, das ſolle er ihm ſagen. Der Biſchof antwortete auch: „Ja, ich will ſein Freund immer bleiben.“ Wie der König dies merkte, ſagte er: „Wer hat dieſen Boten hieher gebracht, der ſeine Botſchaft ſo wohl ausrichten kann? Er iſt ein verſtändiger Menſch, ſtolz und muthig, und thut ſeine Botſchaft, wie ſichs gebührt.“ Und weiter fragte er dem Diener: „Wann haſt Du Reinold am letzten geſehen?“ Der Diener ſagte: „Wenn ich Euer Majeſtät die Wahrheit bekenne, ſo bin ich geſtern bei ihm geweſen.“ Da fragte der König: „War er denn zu Fuß oder zu Pferde?“ Der Jüngling ſagte: „Ich hab ihn auf ſeinem Roß Beyart geſehen.“ Der König ſagte zu dem Jüngling: „Willſt Du mir weiſen, wo Reinold, mein Vetter iſt? ich will Dir tauſend Gulden in Gold ſchenken und Dich frei halten vor aller Gefahr von ſeinen Verwandten.“ Da ſprach der Bote wieder zu dem König: „Gnädiger Herr und König! das wollte ich nicht thun, und wenn mir Euer Majeſtät noch achthundertmal mehr geben wollte. Soll ich meinen eigenen Herrn verrathen? Und dies ſollet Ihr wiſſen: wenn ich bei

Reinold wäre und Euer Majeſtät wollte ihn gefangen nehmen, ich wollte ihm mit Leib und Gut beiſtehen und ihn vertheidigen ſo gut ich könnte, und wollte Euer Majeſtät dermaßen zuſetzen, daß Ihr es ſobald nicht vergeſſen ſolltet!“ Der König ſagte wieder zu dem Boten: „Auf Dein Wort noch viel weniger denn auf Reinolds Stolz achte ich; und wenn ich Dir nicht ſo feſt Geleit zugeſagt hätte, wollte ich Dich um ſolcher vermeſſener Worte willen henken laſſen.“

Wie dem Reinold ſein Roß Beyart geſtohlen wurde und er daſſelbe durch Hilfe ſeines Vetters Malegys wieder bekam.

Als nun Reinold dieſen Boten zum König Karl abgefertigt hatte, um Verzeihung für ſeine und ſeiner Brüder Miſſethat zu erlangen, und derſelbe länger ausblieb, als er ſollte, ward Reinold gar zornig, und vermeinte, der König hätte ihn henken laſſen. Er wurde darüber ſo ſchwach, daß ihn der Schlaf überfiel und er ſich deſſen nicht mehr enthalten konnte. Da ritt er gen Vordel in den Wald, ſtieg von ſeinem Pferd und band es an eine Staude. Dann legte er ſich nieder mit ſeinem Haupt auf ſeinen Schild und ſchlief ein. Mittlerweile bekam das Roß Hunger und wollte von dem Graſe freſſen, ſchüttelte ſich ſo lange, bis es los war, und ging in den Wald hinein zu weiden. Indeß kamen da bei dreißig Bauernknechte, die wollten Fütterung holen für ihr Vieh, und ſahen da das Roß graſen. Sie ſagten untereinander: „Siehe! iſt das nicht das große Roß Beyart, auf welchem Reinold geritten, der unſern König Ludwig erſchlagen hat? Laſſet uns das auffangen und unſerm Könige Karl bringen, der wird uns unſere Mühe wohl belohnen; denn wir thun ihm damit gewiß einen angenehmen Dienſt, wodurch wir auch reich genug werden konnen.“ Sie machten alſo ein Netz von Weiden und Zweigen der Bäume und umringten das Roß damit und brachten es dem Könige nach Paris. Da gab es ein ſolches Geſchrei zu Paris, daß das Roß Beyart gefangen wäre, daß Jedermann zulief und es ſehen wollte. Zu derſelben Zeit war der König auf ſeinem Zimmer und Roland bei ihm. Da ſahen ſie zum Fenſter hinaus und ſahen ſehr viel Volks, und vermeinten, es habe eine Schlägerei gegeben. Sie gingen deswegen mit einander herunter. Indem kamen die Bauernknechte und brachten das Roß Beyart und verehrten es dem König. Der nahm es freundlich an und befahl, man ſolle den Knechten Eſſen und Trinken geben und dazu eine Verehrung, dadurch ihnen ihr Lebenlang geholfen wäre; denn er ſchätzte das Roß ſo hoch, daß es mit keinem Golde zu bezahlen wäre. Darnach nahm er das Roß und ſchenkte es ſeinem Vetter Roland. Da dankte Roland dem König gar höflich und gedachte doch bei ſich: „Ich wollte, daß es mein Vetter, Graf Reinold, wieder hätte, und daß die Diebe alle gehangen wären, die es ihm geſtohlen haben! jedoch will ich dazu rathen, daß es geſchehe.“ — Wie die Knechte gegeſſen hatten, ließ ſie der König wieder zu ſich kommen und fragte ſie, wo ſie das Pferd bekommen hätten. Da antworteten ſie dem König: „Gnädigſter Herr! wir haben es bei Vordel in dem Walde gefunden, da weidete es im Graſe.“ Da fragte er: ob ſie den Reinold nicht geſehen hätten? Sie ſprachen: „Nein, ſie hätten nichts von ihm geſehen.“ Als nun der König das Roß dem Roland geſchenkt hatte, und ihm geſagt, daß er damit thun ſolle was ihm gelüſte, da begehrte Roland vom Könige, er ſolle den Knechten befehlen, die es gefangen hätten, daß ſie es wohl in der Fütterung halten und fleißig Acht darauf haben ſollten, damit es nicht verloren würde, und ihnen ſagen, wenn ſie es verſäumten, ſo müßten ſie Alle darum ſterben. Der König befolgte Rolands Begehren und befahl den Knechten, daß ſie das Roß wohl halten und ihm gut Futter geben ſollten, er wolle lieber viel Gold verlieren als dies Roß. Indem der König mit den Knechten redete, ward es kund zu des Königs Hofe, daß dem Roland das Roß geſchenkt war. Darum kamen die Frauen zu dem Roland, und begehrten, er ſolle das Roß reiten, auf daß ſie ſähen, wie geſchwind es wäre im Laufen und Springen, denn ſie hätten viel Wunder von dieſem Roſſe gehört. Roland ſagte, er müſſe erſt Erlaubniß von dem Könige haben, ging deshalb zum Könige und fragte: ob er den Frauen zu Gefallen das Roß reiten ſolle, denn ſie begehrten das von ihm. Da antwortete ihm der König: „Ich habe Euch das Roß frei eigen gegeben, Ihr möget Eurem Gefallen nach damit thun.“ Da dankte Roland dem König und ſattelte hiermit das Pferd, um an den Ort zu reiten, wo man die Pferde zu turniren pflegt. Er zeigte es auch den Frauen mit gebührender Ehrerbietung an, daß ſie an dem beſtimmten Ort erſcheinen möchten, um ſolches zu ſehen.

Als nun Reinold ausgeſchlafen hatte und erwachte, ſah er nach ſeinem Roß Beyart; und als er das nicht ſah, ſprang er auf, ward gar traurig und ſtellte ſich als ob er ſinnlos wäre. „O unglückliche Stunde, in der ich geboren bin! rief er; wie iſt mir das Glück zuwider! O Tod! warum verſchonſt du meiner ſo lange? Du nimmſt mir nicht das Leben, da du doch ſiehſt, daß kein unglücklicherer Mann unter der Sonne iſt, als ich bin! Ich ſehe nun, daß das Sprüchwort wahr iſt, daß ein Unglück nicht allein kommt; denn meine Brüder ſind gefangen und ich habe jetzt auch mein Roß verloren. Ich habe mich ſo ſtolz vermeſſen, ich wolle meine Brüder aus König Karls Hand erretten; aber ich ſehe wohl, daß es Gottes Wille nicht iſt, denn er liebt den König mehr als mich, darum kann ihm Niemand ſchädlich ſein.“ Als Reinold alſo klagte, ward ihm ſein Leid noch größer. Er zog daher ſeinen Harniſch und ſeine Sporen ab und ſagte: „Was ſoll mir dieß nun helfen, weil ich mein Roß Beyart verloren habe?“ Indem er noch ſo ſtand und wehklagte über ſeine Noth, kam ein Mann aus einer Hecke, der konnte ſich in andere Geſtalt verändern durch die ſchwarze Kunſt, jetzt jung, dann alt, jetzt krank, dann wohlgeſtalt erſcheinen: der war genannt Malegys. Derſelbe verließ ſich auf ſeine Kunſt und brauchte dazu Kräuter und Steine, die er allezeit bei ſich in den Kleidern trug, und wenn er wollte, war er ſo ungeſtalt, daß ſich einer vor ihm fürchtete, hatte einen langen Bart, bis auf die Bruſt, Augbrauen, daß ſie ihm auf die Augen hingen und er durch die Haare ſehen mußte. Dann ſchien er auch über hundert Jahre alt zu ſein, und ging an einem Stocke. Derſelbe kam zu Reinold, grüßte ihn und bot ihm einen guten Tag. Reinold dankte ihm und ſprach: „Ich habe keinen guten Tag gehabt, dieweil ich lebe oder geboren bin.“ Da ſagte Malegys: „Herr Reinold! Ihr müßt nicht verzweifeln, Gott wird alle Dinge zum Beſten kehren; denn wenn ein Menſch in höchſter Noth iſt, ſo iſt Gott am erſten da und hilft ihm aus dem Elend.“ Reinold ſagte: „Freund, ich glaube nicht, daß mir ein Menſch aus meinem Elend helfen kann, denn es iſt viel zu groß. Ich habe erſtlich meine Brüder verloren, die hat König Karl von Frankreich gefangen und will ſie henken laſſen. Ich vermeinte dieſelbe durch Hilfe von meinem Roß Beyart zu erretten, und indeß ich ein wenig ſchlief, iſt mir daſſelbe geſtohlen worden. Nun weiß ich keinen Troſt mehr und bin darum in großem Elende, daß mir kein Menſch daraus helfen kann.“ Dies Klagen hörte Malegys und ſprach zu Reinold: „Junger Herr, ſeid nicht traurig, ſondern faſſet Herz und bittet Gott demüthig um Gnade; er wird ſich erbarmen und Euch aus euren Nöthen helfen und Eure Brüder vom Tod erretten. Glaubet mir: ich bin mein Tag ſo weit in fremden Ländern geweſen, als ein Pilger ſein mag: zu Rom, zu St. Jacob und zu St. Hillis in Provence, zu St. Andreas in Schottland, und zu Jeruſalem: aber ich habe Eures Gleichen noch nirgend gefunden in ſolcher Traurigkeit.“ Da ſprach Reinold: „Ja, Freund, mein Leid iſt unausſprechlich: ich wollte lieber todt ſein, als länger in ſolchem Elend bleiben!'' Da ſagte Malegys: ,,Herr, ich bin ein armer Mann! So Ihr mir etwas zu geben habt, will ich Euer und Eurer Brüder eingedenk ſein in meinem Gebet zu Gott, dem Allmächtigen, daß er ſie wolle erretten aus der Hand König Karls.'' Reinold ſagte: ,,Ich habe Euch nichts zu geben.'' Drauf dachte er jedoch an ſeine Sporen, welche von gutem Golde waren, die gab er dem Pilger und ſagte: ,,Sehet, da habt Ihr die Sporen, das iſt das erſte Geſchenk, ſo mir meine Frau Mutter Aya gab, als mich mein Vater, Graf Heymon, zum Ritter ſchlug; Gott geb ihr langes Leben! Auf die Sporen bekommet Ihr wohl zehn Pfund.'' Malegys nahm die Sporen, dankte ihm, ſteckte ſie in einen Sack und ſprach: ,,Herr, ich bitte! habt Ihr einige Gabe mehr, die Ihr mir geben könnet? dann ſollt Ihr meines Gebetes deſto mehr theilhaftig werden.'' Da fragte Reinold den Pilger: ,,Treibet Ihr Spott mit mir? Ich ſage Euch in Wahrheit: wär es mir keine Schande, ich wollte Euch betteln lehren, daß Ihr noch eine Weile dran denken ſolltet!'' Darauf ſagte Malegys: ,,Fürwahr, Herr, wenn Ihr das thätet, ſo thätet Ihr Sünde. Wenn mich alle die geſchlagen hätten, von denen ich Almoſen begehrt habe, ich wäre vor hundert Jahren todt geweſen; denn ich bitte Almoſen in Kirchen und Klöſtern, wo ich kann.'' ,,Das iſt wahr! ſagte Reinold, wenn Ihr bittet, wer wird Euch was geben? in der Noth muß man beten.'' Malegys ſagte: ,,Herr, jetzt ſaget Ihr recht; gebt mir noch etwas, ſo will ich Gott bitten, daß er Eure Brüder aus dem Gefängniß und Euch von Eurem Leid errette.'' Als Reinold das hörte, gab er ihm ſeinen Nachtrock und ſprach: ,,Siehe, Pilger! da könnet Ihr lang davon zehren; den gebe ich Euch um Gottes und ſeiner lieben Mutter willen, daß Gott meine Brüder behüten wolle vor dem ſchmählichen Tod des Henkers und daß mir auch kein Leid widerfahre, und ich der Gewalt König Karls entfliehen mag.“ — Auf dieſe Worte nahm Malegys den Nachtrock, ſchlug den zuſammen und ſteckte ihn in einen Sack; da bat er den Reinold noch einmal und ſprach: „Herr, habt Ihr noch etwas zu geben, ich bitte um Gottes willen! ſo gebt es mir; ich will es in meinem Gebet wieder erſtatten.“ Als Reinold dieß hörte, ward er ſehr zornig und ſprach: „Du Unflat! ſpotteſt Du meiner? hab ich Dir nicht genug gegeben?“ zog ſein Schwert aus und ſchlug nach ihm. Malegys entſprang dem Schlag, hielt ihn ab mit ſeinem Stabe und ſprach: „Schlagt Ihr mich mehr, ſo wird es Euch reuen, ich werde mich wehren.“ — „Wollteſt Du Dich wehren? ſprach Reinold. Ich ſage Dir fürwahr, Du ſollſt mir gewiß nicht entgehen!“ Da ſprach Malegys: „Reinold! ich ſage Euch für gewiß: Ihr wiſſet wenig, was ich kann: und ſo Ihr mich mehr ſchlagen werdet, ſo werdet Ihr Wunder ſehen!“ Darüber wurde Reinold ſehr zornig und ſchlug wieder nach dem Malegys; aber der erwiderte den Streich und brauchte ſeine Kunſt, und veränderte ſich in einen Jüngling von zwanzig Jahren. Reinold verwunderte ſich deſſen ſehr und erſchrak heftig, indem er bei ſich dachte: „Was will das werden! wie wird mir das Glück jetzt ſo widerwärtig? denn ein Unglück kommt mir über das andere. Meine Brüder ſind gefangen, mein Roß iſt dahin, König Karl will mich henken: jetzt kommt der Teufel gar und will mich irre führen!“ Indem zückte er ſein Schwert und ſchlug wieder nach dem Malegys und vermeinte ihn todt zu ſchlagen; aber dieſer entwich dem Streich und rief mit heller Stimme: „Vetter Reinold, was thut Ihr! kennt Ihr mich nicht?“ Da ſprach Reinold: „Nein, wer ſeid Ihr denn?“ Da ſprach er: „Ich bin Euer Vetter Malegys.“ Als Reinold dies hörte, fiel er ihm zu Füßen und ſprach: „Lieber Vetter! nächſt Gott ſtehet all mein Vertrauen auf Euch. Ich bitte, Ihr wollet mir das nicht für übel halten, denn ich hab Euch nicht gekannt; bitte überdies, Ihr wollet doch meinen Brüdern behilflich ſein, daß ſie von ihrem Gefängniß erlöſet werden. Ich habe mein Roß verloren und kann ihnen nicht mehr beiſtehen.“ Malegys ſagte: „Höret, Vetter Reinold, was ich thun will: ich will mit meiner Kunſt Euch das Roß Beyart wieder herbeibringen; indeſſen müſſet Ihr thun, was ich Euch ſage.“ — Als Reinold das hörte, faßte er wieder einige Hoffnung und ſprach: „Vetter, was Ihr gebieten werdet, das will ich thun, und ſollt ich darum ſterben!“ Malegys nahm einen Frauenmantel und gab ihn dem Reinold, daß er ihn über den Harniſch ziehen ſollte. Ferner gab er ihm einen Hut, der voll Löcher geſchoſſen war, und ein alt Paar Hoſen, die ſollt er anthun. Er ſelbſt hing auch einen Frauenmantel um, ſetzte einen Hut auf ſein Haupt und brauchte ſeine Kunſt und veränderte Reinold in Geſtalt eines Mannes von hundert Jahren, ſehr krank und ungeſtalt von Leib, und mit langen Haaren. Danach gingen ſie mit einander fort; wer ſie ſah, der meinte, ſie wären die zwei ärmſten Pilger geweſen, die man jemals geſehen. Wenn ſie aber unter ſich allein waren, ſo hatten ſie wieder ihre vorige Geſtalt und waren zwei tapfere Ritter. In ſolcher Geſtalt gingen ſie bis an den Wald Bordole und machten nahe an dem Wald eine Hütte, unter welche ſie ſich ſetzten. Ueber eine kleine Weile ſah Malegys vier Mönche reitend kommen. Da ſagte er dem Reinold: „Bleibet hier und wartet meiner; ich will den Mönchen entgegen gehen, denn ich will beichten.“ — Als Reinold dies hörte, ſagte er: „Vetter, thut das! auf daß es uns beſſer gehe.“ Hiermit ſchieden ſie von einander. Als nun Malegys zu den Geiſtlichen kam, grüßte er ſie. Sie dankten ihm und ſprachen: „O Gott! Pilger, wie viel Leute habt Ihr überlebt, bis Ihr ſo alt geworden ſeid?“ Er ſagte: „Ich bitte Gott, daß er mich ſo lange leben laſſe, bis ich meine Sünden gebeichtet habe. Ich bitte Euch, Herren es wolle einer unter Euch meine Beichte hören.“ Da ſagte einer unter ihnen: „Freund, geht hin zu einem Paſtor oder Pfarrherrn, denn wir haben nicht Zeit, ſondern müſſen unſere Reiſe beſchleunigen.“ Der Pilger ſagte: „Herr! Ihr ſehet wohl, daß ich ein armer kranker Mann bin. Soll ich denn in meinen Sünden ſterben, ſo muß ich ewig verloren ſein: aber ich hoffe, Ihr werdet mir das nicht abſchlagen.“ Dann begann er: „Herr, ich muß Euch klagen, wie es mir ergangen iſt. Ich hatte wohl bei zwanzig Pfund geſammelt, und als ich in den Wald kam, begegnete mir Reinold und nahm mir mein Gold und ſchlug mich ſchier todt: aber ich habe noch vier Byzantiner von Gold in meinen Kleidern verſteckt, die konnte er nicht finden, die blieben bei mir, ſonſt wäre ich derſelben auch ledig. Nun weiß ich nicht, was ich thun ſoll; ich bitte Euch aber, Herr! hört meine Beichte und ſprecht mir die Abſolution von Sünden.“ Da ſagte einer der Geiſtlichen zu dem andern auf Latein: „Ihr Herren, laſſet uns die Byzantiner dem Pilger abnehmen, ſo wollen wir die Beichte hören; die ſind hernach gut auf dem Wege zu vertrinken.“ Der Rath gefiel den andern Geiſtlichen wohl; ſie riefen daher den Pilger zu ſich, hörten ſeine Beichte und abſolvirten ihn alsbald. Darnach fragte ſie der Pilger, was ſie Neues wüßten, ob nicht bald der Adel zuſammenkommen würde? Die Geiſtlichen ſagten: ja, ſie hätten gehört, daß am nächſten Sonntag zu Paris viel unter den Edelleuten zu thun ſein ſolle: denn Roland werde den Frauen zu Gefallen das Roß Beyart reiten, damit ſie ſähen, was das Pferd mit Laufen und Springen vermöge, denn ſie hätten viel davon gehört, als es Reinold noch hatte. Der Pilger fragte: „Soll das wahr ſein! iſt Beyart da?“ — „Ja, ſagte ein Geiſtlicher: der König hat Roland das Roß geſchenkt: und wenn er es geritten hat, ſo will der König Gericht halten über Heymons Kinder und ſie an den Galgen henken.“ Der Pilger ſagte: „Herr, ich ſage Euch! ſind ſie noch nicht gehenkt, ſo möchten ſie wohl mit dem Leben davon kommen und errettet werden.“ Der Geiſtliche ſagte: „Sie leben noch, ſind aber in großer Gefahr; auch will der König noch Gericht halten über Reinold und hat uns befohlen, wir ſollen ihn in den Bann thun, und Niemand ſoll ihn beherbergen, noch ihm Eſſen und Trinken zukommen laſſen; und ſo ſich Jemand unterſtehen würde ſolches zu thun, den ſollen wir auch in den Bann thun.“ Als der Pilger dies von den Geiſtlichen hörte, wurde er zornig und gedachte bei ſich ſelbſt: du hätteſt ſchier Luſt und ſchlügeſt dieſe vier Geiſtlichen todt. Drauf ſprach er ſogleich mit falſchem Herzen zu den Geiſtlichen: „O Ihr Herren! ich bitte Euch um Gottes willen, fallet mit mir auf Eure Kniee und bittet für mich, daß meine Beichte mir ſelig ſei und ich vollkommene Reu und Leid über meine begangene Sünden habe, auch ſtandhaft in meiner Buße bleibe, damit Ihr der guten Werke, ſo ich gethan und noch thun werde, mit theilhaftig werdet!“ Als die Geiſtlichen des Pilgers Rede hörten, fielen ſie aus Mitleiden auf ihre Kniee, Gott bittend, er wolle dem Pilger Standhaftigkeit zu ſeinem Vorſatz und Beſſerung ſeines Lebens geben, weil er lange in Sünden geſteckt. Unterdeſſen übte er ſeine ſchwarze Kunſt und wurde wiederum jung und ſtark, nahm ſeinen Pilgerſtab, der wohl mit Eiſen beſchlagen war, und ſchlug einen Geiſtlichen, daß er zur Erde fiel. Als die Andern dies ſahen, wurden ſie ſehr beſtürzt, vermeinten zu entlaufen, konnten aber wegen der langen Kleidung nicht entkommen: alſo ſchlug er ſie Alle todt. Als Reinold dies ſah, ſagte er zu Malegys: „Ach, Vetter, was habt Ihr gethan! habt Ihr die Geiſtlichen Alle todtgeſchlagen, die Euch abſolviren ſollten von Euren Sünden?“ Malegys ſagte: „Vetter Reinold, die Pönitenz, ſo ſie mir auferlegt haben, war zu ſchwer, darum hab ich ſie todtgeſchlagen.“ Reinold ſagte wiederum zu ſeinem Vetter: „Sollte ich die Alle getödtet haben, die mir ſchwere Buße aufgelegt haben, ich hätte in einem Kloſter über hundert Geiſtliche von dieſem Orden erſchlagen!“ Da ſagte Malegys: „Reinold, laſſet dieſe Worte bleiben und kommt mir zu Hilfe, daß wir ſie ausziehen und ihre Kleider auf die Pferde binden und ſie ins Kloſter führen.“ Reinold aber war zornig, daß die Geiſtlichen todt waren, und ſagte: „Vetter, ich will das nicht thun; wenn Ihr wollet, ſo thut es ſelber!“ Als Malegys ſah, daß Reinold ihm nicht helfen wollte, zog er die Geiſtlichen aus, band ihre Kleider zuſammen, machte ſie feſt auf die Pferde und ließ die Körper im Wege liegen. Darauf ging er nach dem Kloſter, das vor Paris lag, und fragte nach dem Abte. Der Pförtner ſagte, er wolle ihn anmelden. Als Malegys zu dem Abte kam, grüßte er ihn ehrerbietig und ſagte: „Würdiger Herr! Graf Reinold ſagt Euch freundlichen Gruß und ſchickt Euch dieſe Pferde und Kleider. Er begehrt, Ihr möchtet für ihn und ſeine Brüder bitten, daß ſie bei König Karl zu Gnaden kommen möchten.“ Der Abt fragte: „Wie kommt Ihr zu dieſen Pferden und Kleidern?“ Malegys ſagte: „Würdiger Herr! Reinold hat vier Geiſtliche erſchlagen im Wald Bordole und zwang uns, daß wir die Kleider hieher bringen ſollten.“ Aber ehe Malegys ſeine Rede vollendet hatte, ſagte Reinold gar leiſe und heimlich zu ihm: „Vetter, Ihr habt ſie erſchlagen.“ Malegys ſtieß den Reinold; der merkte gar bald, daß Malegys das thät um ſeines Beſten willen. Der Abt fragte den Malegys: „Freund, hat Reinold ſie alle vier erſchlagen? das wird Gott an ihm wohl rächen; ich will das Geſchenk von ihm nicht annehmen, denn er iſt im ganzen Königreich in die Acht gethan, dergeſtalt, daß man ihm kein Eſſen noch Trinken geben ſoll, vielweniger verkaufen, und wir werden ihn auch in unſerer Kirche in die Acht erklären.“ Da fragte Malegys den Abt: „Wollt Ihr das Geſchenk nicht annehmen, ſo wollen wir wieder zu Reinold ziehen und ihm ſolches anzeigen; wenn er es erfährt, ſo weiß ich gewiß, daß er kommt und brennt Euer Kloſter in Grund ab.'' Als der Abt das von Malegys hörte, entſetzte er ſich und ſprach: ,,Freund, ich habe mich anders bedacht; ich will das Geſchenk hier behalten und will Reinolds und ſeiner Brüder auch eingedenk ſein in unſerm Gebet und im Amte der heiligen Meſſe, auf daß Gott ihnen Allen wolle Gnade verleihen, daß ſie von ihrem ſchweren Gefängniße mögen erlöſt werden und einen guten Frieden mit König Karl treffen. Ich bitte daneben, Ihr wollet meiner bei dem Reinold nicht im Böſen gedenken.'' Malegys ſagte: ,,Nun wohlan, würdiger Herr! auf Eure vorgebrachten Worte wollen wir Alles hinterlaſſen, was wir hierher gebracht haben.'' Alſo ſchieden Reinold und Malegys von dem Abt und zogen nach Paris; und als ſie da anlangten, war es eben Sonntag, und Roland ritt gerade das Roß Beyart. — Des Morgens, als der Gottesdienſt verrichtet war, ging ein Jeder zu Tiſch. Indem kamen Reinold und Malegys nach Paris vor die Brücke und ſahen da eine Scheuer ſtehen, darin viel Stroh war. Da nahm Malegys einen großen Arm voll und trug es auf die Brücke, ging darauf und ſagte zu Reinold: ,,Ach, lieber Geſell! wie kommſt Du auf dies Stroh? ich weiß, daß Dir das Stehen ſchwer ankommt, denn Du biſt weit gegangen, ſowohl als ich.'' Mittlerweile kam ein Mann daher aus der Kirche; denſelben beſchwor Malegys, daß er ſeinem Geſellen helfen wolle, daß er auf das Stroh käme, damit er ſich nicht wehe thät und ausruhte. Der gute Mann that es gar gern und half ihm, daß er zu ſitzen kam, denn er ſah ihn für den Aermſten an, den er jemals geſehen hatte, und gab ihm auch einen Pfennig, denn es dünkte ihn, daß er wohl bedürftig ſei: denſelben gab er dem Malegys zu bewahren. Darnach ſagte der gute Mann zu Malegys: ,,Freund, habt Ihr keine Herberge, ſo gehet mit mir.'' Da antwortete ihm Malegys: ,,Ja, Herr, deſſen weiß ich Euch Dank; wo ſoll ich Euch finden?'' Der Mann ſagte: ,,Allernächſt unter dem Baume findet Ihr ein Wirthshaus; da gehet ein, die Wirthin wird Euch freundlich aufnehmen." Malegys dankte dem Mann ſehr für ſeine Wohlthat und ſagte: „Freund, wir wollen Gott wieder für Euch bitten." Als Malegys mit ſeinem Geſellen auf der Brücke ſaß, hatte er ein goldenes Gefäß mit Edelſteinen, hell wie die Sonne. Da machte er einen köſtlichen Trank vom allerköſtlichſten Wein und allerlei Kräutern und Specereien, daß, wer von dem Tranke genoß, der mußte dem Malegys in allen Sachen unterthänig und gehorſam ſein. Danach gab er dem Reinold ſeine goldenen Sporen wieder und ſprach zu ihm: „Vetter, bindet Eure Sporen wieder an Eure Füße." Da ſagte Reinold: „Was ſollen mir die Sporen an meinen Füßen, da ich mein Roß Beyart verloren habe?" Da ſagte Malegys wieder: „Vetter Reinold! ziehet ſie an und Eure Hoſen darüber; ich will das Roß mit meiner Kunſt Euch wieder verſchaffen. Merket aber: die beiden erſtenmale, daß Ihr auf das Roß gehoben werdet, ſollet Ihr allemal wieder auf der andern Seite herunter fallen; doch das drittemal, wenn ſie Euch wieder darauf helfen, ſo bleibet feſt darauf ſitzen!" Als Malegys den Reinold ſo unterrichtet hatte, wie er ſich verhalten ſollte, kamen die Herren vom Hof mit einer großen Menge von Adel und Unadel, groß und klein, ſammt vielen Frauen; danach die Ritter, einer nach dem andern, gar herrlich geziert auf ihren Pferden. Auch ſtanden da viele ehrbare Leute und beſahen die Ritterſchaft. Da ſagte einer zu dem andern: „Saget mir doch, welcher iſt der ſchönſte und trefflichſte unter den Rittern, die Ihr jetzt habt ſehen über die Brücke reiten, oder der noch darüber reiten wird?" — „Das iſt Roland, ſagte der, welcher gefragt worden war, der den Ferragu erſchlagen hat!" Da ſagte eine der Frauen: „Nein, der ſchönſte iſt Olivier!" — „Ach nein, ſagte eine Dritte, es iſt der Herzog von Bayerland!" Dieſe Worte hörte eine andere, die dabei ſtand und nicht von der Geſellſchaft war, die ſprach: „Ich ſage Euch in Wahrheit, ich weiß noch einen andern: wenn der hier wäre, der übertrifft die Andern alle an Schönheit und ritterlichen Thaten!“ Da fragten die andern Damen, wer das wäre? Darauf antwortete die Dame: „Ach, den kennet Ihr nicht! er iſt Reinold genannt: der darf nicht ins Königreich kommen; wenn er aber hierher kommen dürfte, ich ſage Euch gewiß, er wäre der ſchönſte und vortrefflichſte von allen die heut über die Brücke geritten ſind und noch darüber reiten werden!“ Dies ganze Geſpräch der Frauen hörte Reinold an und mußte lachen. Das erzürnte Malegys, er ſtieß den Reinold an und ſagte: „Vetter, Ihr müßt nicht lachen.“ Da ſagte Reinold: „Ach, Vetter, verzeihet mir! das Gerede der Frau machte mich lachen!“ Als nun die Ritter alle über die Brück' waren, kam der König auch mit Roland, neben dem das Roß Beyart geführt ward von den Knechten, denen es bei hoher Strafe anbefohlen war, darüber zu wachen. Als König Karl nun auf die Brücke kam, ſah er den Malegys und Reinold und zwiſchen ihnen ein ſchönes goldenes Gefäß. Da ſagte er zu Roland: „Sehet, Vetter! da zwiſchen den zween Pilgrimen ſteht ein goldenes Gefäß, welches über die Maßen wohl gefertigt iſt; ein ſolches könnte ich nicht für tauſend Dukaten machen laſſen!“ — „Das iſt wahr, ſagte Roland: wir wollen fragen, wo ſie die Schüſſel her haben.“ Damit ritten ſie zu den Pilgrimen, und Beyart ward vor ihnen hergeführt. Das Roß ſchnoberte den Pilgrim an und erkannte den Reinold, daß er ſein Herr war, ſtellte ſich auch gar freundlich gegen ihn. Da fragte der König den Malegys: „Freund, woher kommt Euch das ſchöne Gefäß? das möchte ich wiſſen!“ Da antwortete Malegys: „Gnädiger Herr, fürwahr! man findet überall Gutes genug. Wenn ich gewußt hätte, daß ich meine Schüſſel unter dieſem Volke verlieren ſollte, ich würde ſie nicht hergeſetzt haben: ich hoffe, in Euer Majeſtät Lande wird der Arme beſchützt, wie der Reiche mit ſeinem großen Gut.“ Der König fragte abermals, wie er zu der Schüſſel käme, denn er wolle es wiſſen. Da antwortete Malegys: „Gnädiger Herr! das Geld, welches ich darum gegeben habe, das iſt vor eilf Jahren in Kirchen und Klöſtern von mir zuſammengebettelt worden, und ich habe daſſelbe weihen laſſen. Dieſes Gefäß aber iſt der heilige Graal, welcher iſt gebraucht worden am grünen Donnerſtag, als der Herr das Abendmahl mit ſeinen Jüngern genoß, und der Papſt zu Rom hat Meſſe darüber geleſen und gab dem Gefäße die Macht, wer daraus ein Süpplein iſſet, der wird aller ſeiner Sünden los und wenn er ſchon bis über die Ohren darin ſteckte, gleichwie Maria Magdalena geſchah, als ſie die Füße unſers Herrn mit ihren Zähren benetzte und mit ihrem Haar trocknete.“ Darauf ſagte der König zu Roland: „Merket, Vetter Roland! dieſes ſind gewiß zwei Engel von Gott geſandt, denn das ſtumme unverſtändige Thier erzeigt ihnen Ehrfurcht.“ Malegys verſtand dieſe Worte, nahm einen Prügel und ſchlug auf das Roß Bevart, daß es aufſprang. Da fragte der König den Pilger: „Warum ſchlaget Ihr das Roß?“ Da ſagte Malegys: „Es kam uns zu nahe! wenn ichs nicht geſchlagen hätte, würde es meinem Geſellen Leids gethan haben; bitte deswegen, es ein wenig zurück zu führen, weil wir uns davor fürchten.“ Da ließ der König das Roß hinter ſich führen und begehrte, daß Malegys ihm ein Schnittlein aus dem heiligen Gefäße gäbe, auf daß er der Sünden entledigt werde, damit er behaftet ſei, und bot ihm dafür einen goldenen Pfennig. Malegys ſagte: „Das ſteht nicht in meiner Macht: es ſei denn, daß Ihr mir den König weiſet.“ Der König antwortete: „Man ſagt, daß ichs bin!“ Da ſagte Malegys: „Gnädiger Herr! ſo bitte ich um Verzeihung, daß ich ſo ungeſchickt gegen Euer Majeſtät geredet habe, denn ich habe Euch nicht gekannt.“ Der König ſagte: „Mein Freund, warum ſollt ich Euch das übel deuten? Ich begehre allein von Euch ein Schnittlein aus dem geweihten Gefäß; ich will Euch daſſelbe mit einem goldenen Pfennig erſtatten.“ Da antwortete Malegys: „Gnädiger König! das darf ich nicht thun; es ſei denn, daß Ihr denen Allen verzeihet, die Euch jemals erzürnt oder beleidigt haben. Euer Majeſtät weiß wohl, daß Chriſtus auch denen Allen vergeben hat, die ihm den Tod angethan haben am Stamm des Kreuzes.“ Der König ſprach: „Freund, das iſt wahr! Aber Reinold hat mir ſoviel Uebels gethan, daß ichs ihm nicht vergeben kann, und ſonſt noch ein Mann, genannt Malegys, welcher mit der ſchwarzen Kunſt umgeht; denſelben kann ich auch nicht in meinem Königreich leiden; und wenn ich ſie Beide gefangen hätte, wollte ich ſie aufhenken laſſen. Nun ſaget mir, Pilger, was iſt das für einer, der da bei Euch iſt?“ Malegys ſagte: „Er iſt taub, ſtumm und blind.“ Da ſagte der König: „Gib mir ein Süpplein aus dem Gefäße, zur Vergebung meiner Sünden!“ Malegys ſagte zu ihm: „Herr König! hier liegt mein armer Bruder, der in funfzig Tagen nicht geſehen, gehört noch geredet hat. Solch Unglück bekam er in einer Nacht in einem Hauſe, darin wir zur Herberge lagen, und vorgeſtern kamen wir zu einer weiſen Frau. Die ſagte zu ihm: Sie wüßte keinen beſſern Rath, der ihm helfen würde, denn allein, wenn er käme an den Ort, da man das Roß Beyart reiten würde, daß er daſſelbe auch reiten möchte; das ſoll ihm helfen von all ſeinem Elende.“ Da ſagte der König: „Freund, da wäret Ihr zur guten Stunde hierher gekommen! denn Beyart wird hier geritten werden. Aber ich ſage Euch noch einmal: gebt mir ein Süpplein aus dem Gefäß, ſo will ich Euren Geſellen das Roß Beyart reiten laſſen.“ Malegys, dieſe Worte hörend, ſagte: „Herr König! es ſoll geſchehen. Euer Majeſtät weiß wohl, daß Chriſtus zu Bethlehem geboren iſt in armer Geſtalt und in ſchlechte Leinwand zebunden ward; ſolches that ſeine Demüthigkeit, weil Gott wollte haben, daß der Menſch allen Hochmuth und Pracht meiden und demüthig ſein ſolle." Der König ſagte: „Freund, das iſt wahr!" Da ſagte Malegys wieder zum Könige: „Euer Majeſtät laſſe auch die Knechte, ſo dahinten ſtehen, ein Süpplein nehmen; dann will ich es Euer Majeſtät auch vergönnen." Der König ſagte: „Pilger, ich bins zufrieden und laß es geſchehen!" Drauf befahl er ſogleich, daß die Knechte vor ihm nehmen ſollten, wie ſie auch thaten. Sie kamen Alle zu Malegys mit gefaltenen Händen und begehrten, daß er ihnen das Süpplein reiche; aber ſie wußten nicht, was ſie thaten. Danach kam der König auch in großer Andacht und empfing ein Süpplein, in der Meinung, daß ihm ſeine Sünden dadurch vergeben ſein ſollten. Als dies verrichtet war, ließ der König das Roß Bevart außerhalb Paris bringen, an den Ort, wo man es reiten ſollte; dahin kamen die Pilger auch mit großer Mühe und



Arbeit, wie es das Anſehen hatte. Wie ſie nun auf dem Wege waren, ſagte der König zu Roland: „Lieber Vetter! ich bitte, Ihr wollet dieſen kranken Pilger auf Euer Roß ſitzen laſſen, daß er das reite, ſo wird er durch Gottes Hilfe geſund werden und Ihr verdienet Gottes Lohn daran.“ Roland ſagte: „Ja, gnädiger Herr König! das will ich gern thun;“ — nahm ſogleich den Pilger in ſeine Arme und hob ihn auf das Roß: aber der fiel von der andern Seite wieder herab, welches Roland von Herzen leid war. Er half ihm wieder auf das Roß, aber der Pilger fiel abermals an der andern Seite herunter. Als Malegys dies ſah, ſagte er: „Ach, Herr! Ihr thut große Sünde, daß Ihr den armen Mann ſo hart fallen laſſet und treibet mit ihm Eure Kurzweil; das Roß iſt hoch, fällt er nochmals herunter, ſo iſt er todt.“ Als der König hörte, daß Jener ſo oft von dem Roſſe gefallen war, ſprach er zu Roland: „Ich bitte Euch, Vetter! haltet den Pilger doch feſt, daß er nicht mehr fällt, er möchte ſonſt ſterben.“ Roland nahm ihn auf und ſetzte ihn wieder auf das Roß; da blieb er darauf ſitzen. Als nun Reinold auf dem Roſſe war, ſetzte er ſeine Füße in die Stegreifen, ſo von Gold gemacht waren, damit er feſt ſitzen konnte, und ſprach zu den Knechten, welchen das Roß befohlen war: „Ich möchte gern einmal allein reiten!“ Da befahl der König, man ſolle den Pilger allein reiten laſſen. Als Malegys hörte, daß ſein Geſell wieder reden konnte, dankte er Gott, und fragte ihn, ob er auch ſehen und hören könne? „Ja, ſagte er, ich bin von meiner Krankheit und Mängel allen geſund worden.“ Als der König das hörte, ſagte er zu dem Biſchof Turpin: „Herr Biſchof! laßt uns Gott zu Lob eine Proceſſion mit Kreuz und Fahnen halten, daß Gott der Herr dieſen elenden Menſchen durch Reitung des Pferds hat geſund werden laſſen, denn es iſt ein großes Wunderwerk!“ Als Reinold nun auf dem Roß Beyart ſaß, brauchte Malegys ſeine Kunſt, ſo daß Reinold wieder zu ſeinen vorigen Kräften kam: und wie Reinold merkte, daß man nicht ſo ſehr Achtung auf ihn gab, ſtieß er das Roß mit den Sporen. Das Roß merkte alsbald, daß ſein Herr wieder auf ihm ſaß, ſchickte ſich zum Laufen an und ſprang wohl zwölf Fußwegs weit. Als das die Knechte ſahen, denen das Roß befohlen war, erſchraken ſie und fürchteten, ſie müßten es mit dem Halſe bezahlen. Malegys, dies ſehend, erzeigte ſich gar traurig und ſtellte ſich gar übel, ſchlug ſich mit Fäuſten, raufte ſich die Haare aus und rief: ,,O gnädiger Herr und König! mein Geſell iſt auf Euer Roß geſeſſen; ich fürchte, er wird den Hals brechen, denn es ſtellet ſich gar wild mit ihm!'' Als der König ſah, daß Malegys ſich ſo übel befand, befahl er in der Eil den zwölf Genoſſen, ſie ſollen das Roß mit dem Pilger einholen und ihm davon helfen. Da ritten ſie Alle zu Pferd dem Pilger nach; Roland und Ogier waren die Erſten, danach kam der Herzog von Baierland mit Samſon, und folgends die andern Herren. Sie meinten den Pilger zu erlangen, wußten aber nicht, daß es Reinold war. Reinold, dies merkend, ſah ſich oftmals um, ob ſie ihm folgten, und redete bei ſich ſelbſt: ,,Ach, daß ich wüßte, ob meine Verwandten mir in guter oder böſer Meinung folgten! ich ſollte mich lieber gegen ſie ſetzen, wie gegen einen Fremden;'' zog ſein Schwert aus und hielt das Roß ſo lange ſtill, bis ſie zu ihm kamen. Da rief er ihnen zu und fragte: ,,Saget, Ihr Herren! habt Ihr mir den Tod geſchworen, daß Ihr mir alſo nachjaget? das offenbaret mir alſobald!'' — Da erkannten ſie ihn und ſagten: ,,Nein!'' Indem ſagte Roland: ,,Vetter Reinold, wir haben nicht gedacht, daß wir Euch allhier finden ſollten!'' Der Biſchof Turpin verwunderte ſich auch und ſagte: ,,Seid mir willkommen! lieber Reinold: wie kommt Ihr hierher?'' Reinold dankte ihm und ſprach: ,,Dies iſt Gott gefällig geweſen.'' Da kam Olivier auch, verwunderte ſich und ſagte: ,,Vetter Reinold, ich bin wohl zufrieden und danke Gott daß ich Euch noch geſund finde!“ Letztlich kam Ogier und ſprach: „Lieber Vetter, nun ſaget mir doch, wer iſt der andre Pilger, der bei dem König geblieben iſt?“ Reinold antwortete ihm und ſagte: „Es iſt mein Vetter Malegys und iſt eben der Rechte, denn er treibt nur ſeinen Spott mit dem König!“ Da rief Reinold die Herren zuſammen und bat erſtlich Roland, daß er den Malegys bei dem König nicht angeben ſollte; danach begehrte er vom Biſchof Turpin und den andern Herren, daß ſie ſeine Brüder, die noch in des Königs Hand gefangen ſeien, in ihren Schutz nehmen und nicht zulaſſen wollten, daß ſie umkämen oder nach dem Galgen geführt würden. Als Foukons Sohn dieſes hörte, ſagte er: „Reinold, ich will Dich jetzt unſerm König gefangen liefern, der ſoll Dich und Deine Brüder morgen henken laſſen!“ Reinold ſagte: „Davor behüte mich Gott!“ zog ſein Schwert aus und ſchlug ihm den Kopf ab. Darüber lachte Roland und ſagte: „Habt Dank, Vetter, Ihr habt ihm recht gethan und er hat ſeinen rechten Lohn bekommen.“ Nach dieſem nahm Reinold Urlaub von den Herren und befahl ſie dem lieben Gott, und ſtellte ſeine Brüder in Gottes und ihre Gewalt; „und meinen Vetter Malegys, ſagte er, befehl ich Maria der Mutter Gottes, denn ich darf hier nicht länger bleiben!“ Alſo ſchied er von ihnen weg und ritt nach Montalban.

Wie die drei Kinder Heymons zu Paris ſollten gehenkt werden, die Herren von Frankreich ſolches aber nicht zugaben, und endlich jene durch Malegys befreit wurden.

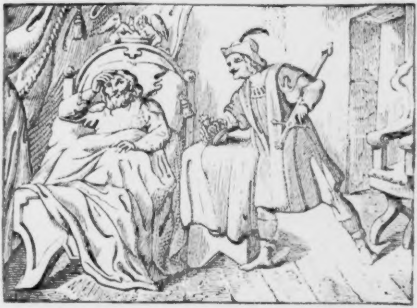
Als die Herren von Reinold geſchieden waren, ritten ſie wieder zum König und beſchloſſen auf dem Wege, was ſie dem König für einen Beſcheid bringen und ſie ſagen wollten, daß es ihnen ergangen wäre. Als ſie nun zum Könige kamen, war er wohl zufrieden, da er ſie ſah, und fragte ſie gleich, ob ſie das Roß Bevart mitbrächten? Roland ſagte: „Nein, gnädiger

Herr und König!'' Indem ſah der den Schildknecht, der todt auf einem Pferde daher gebracht wurde, und fragte: ,,Wer iſt der, den Ihr todt daher bringet? iſts der kranke Pilger, der auf dem Roß Beyart geritten hat?'' Roland ſagte: ,,Nein, Herr König! es iſt Foukons Sohn von Morlin.'' Der König fragte: ,,Wer hat ihn getödtet?'' Roland ſagte zum König: ,,Das hab ich gethan!'' Da ſprach der König: ,,Lieber Vetter, das iſt nicht recht!'' worauf Roland antwortete: ,,Euer Majeſtät iſt das Roß Beyart wohl bekannt; wenn es anfängt zornig zu werden, ſo iſt es ſo bös, daß man es nicht bezwingen kann. Wir waren ihm ſo nah, daß wir meinten, wir hätten es gewiß in unſern Händen gehabt; da kam der Schildknecht und wollte allein die Ehre haben, zog ſein Schwert aus und griff nach Beyart, und als es das bloße Schwert ſah, floh es und lief hinweg, als wenn es unſinnig wäre. Alſo verloren wir es zwiſchen zweien Wäldern und einem Ackerland; darum erzürnte ich und ſchlug den Schildknecht todt.'' Als der König das hörte, ſagte er: ,,Vetter Roland, Ihr habt nicht unrecht daran gethan! es war gar eine Vermeſſenheit, daß er vor Euch Allen das Pferd allein fangen wollte, das ihm doch unmöglich gelingen konnte; doch wäre mirs lieber, es wäre nicht geſchehen!'' Als der König ausgeredet hatte, ſagte Roland zu ihm: ,,Herr König, ich begehre, Euer Majeſtät wolle die Knechte alle, denen das Roß befohlen war, aufhenken laſſen! denn ſie ſind Urſache, daß es uns entkommen iſt.'' Da ließ der König die Knechte zur Stund aufhenken. Danach ging Malegys zum König und ſagte: ,,Ach, wie iſt mir geſchehen! mein Geſell iſt auf das Roß geſeſſen, ich fürchte, er wird herunter gefallen ſein und ſterben. Dieſes bekümmert mich gar ſehr; ich will eine Wallfahrt über See thun und für ſeine Seele bitten, daß Gott der Herr ihr wolle gnädig ſein!'' Und ſo ſtellte er ſich gar traurig. Als der König des Malegys Elend und Jammer anſah, tröſtete er ihn und ſprach:

„Freund, ſeid zufrieden! ich will Euch in ein Kloſter thun, daß Ihr Euer Lebelang erhalten werden ſollt; und ſo ich vernehme, daß Euer Geſell todt geblieben iſt, will ich alle Tage zur Ehre der Mutter Gottes eine Meſſe für ſeine Seele leſen laſſen.“ Malegys dankte dem König und ſagte: „Ich kann nicht länger bleiben.“ Damit nahm er Urlaub vom König, und dieſer befahl ſeinem Schaffner, er ſolle dem Malegys hundert Dukaten in Gold geben, die ſolle er als ein Geſchenk nehmen. Malegys nahm ſie und zog von Paris. Als dies ſich nun alſo zugetragen hatte, ließ der König ſeine Edelleute und alle ſeine Räthe zuſammenkommen und ſagte: „Ihr Herren, ich gebe Euch zu verſtehen und ſchwöre bei meiner Krone, ich will Gericht haben über die, welche meinen Sohn ſo mörderiſcher Weiſe erſchlagen haben!“ Alsbald ließ er des Reinolds Brüder aus dem Gefängniſſe bringen und hieß ihnen ihr Angeſicht bedecken und ihre Hände binden, als ob ſie Diebe geweſen wären, und wollte ſie hinrichten laſſen. Als der Biſchof Turpin dies ſah, erbarmte er ſich über ſie und ſagte: „Herr König, ich bitte, Ihr wollet unſere Vettern erſtlich vor Gericht und vor die Schöppen kommen laſſen, denn es iſt ja Euer eigen Fleiſch und Blut!“ Da ſagte der König: „Herr Biſchof, durchaus nicht! Ich will, daß ſie heut ſterben ſollen, denn ſie haben mir meinen Sohn erſchlagen und müſſen nach ihren Werken den Lohn empfangen!“ Der Biſchof ſagte: „Herr König! dieſe Herren hier ſind ihnen faſt alle verwandt und ich zweifle nicht, ſie werden es ungern ſehen, daß man ſie aufhenke, und Undank werdet Ihr haben, wo Ihr ſolches geſchehen laßt!“ Der König fragte: „Herr Biſchof, wollt Ihr Euch gegen mich auflehnen?“ — „Nein, ſagte der Biſchof, aber wir wollen nicht verwilligen, daß ſie gehenkt werden ſollen!“ Der König ſagte: „Ich will ſie doch henken laſſen, und will ſehen, wer mirs wehren wird!“ Der Biſchof ſprach weiter: „Ich glaube nicht, daß es die Herren werden zulaſſen, denn ſie ſind ihnen ſchier alle verwandt.“ Da rief der König Foukon von Paris zu ſich und ſagte: „Was rathet Ihr mir, ſoll ich meine Vettern henken oder ſoll ich ſie leben laſſen?“ Foukon ſagte zum König: „Großmächtigſter König! dazu ſeid Ihr ſelbſt klug und verſtändig genug. In Betracht, daß ſich Biſchof Turpin Euer Majeſtät widerſetzt, und Ihr ſie nicht henken laßt, ſo wird man ſagen: „Der König hat es durch Zwang nicht thun dürfen.“ Als der König dieſes hörte, ergrimmte er noch mehr und ſchwur noch einmal bei ſeiner Krone und ſagte: „Nun ſollen ſie ſterben, es koſte auch was es wolle!“ — Aber der Schwur war ihm hernach von Herzen leid. Als der Biſchof dieſe Worte vom Könige hörte, ward er zornig und ſagte: „Nun wohlan, gnädiger Herr und König! es iſt unſer Aller Wille und Meinung, daß Euer Majeſtät den vier Brüdern, unſern Vettern, das Leben laſſen ſoll, es ſei Euer Majeſtät lieb oder leid!“ Der König verſetzte dem Biſchof: „Wie, wollet Ihr Euch gegen mich auflehnen und Euch wider mich ſetzen?“ und ſchlug hierauf nach dem Biſchof. Der Biſchof, dies erſehend, nahm den König bei dem Hals und würgte ihn beinahe zu Tode; aber die Andern fielen dazwiſchen und brachten ſie von einander. Der König ward gar zornig und ſagte: „Nun will ich ſehen, wer Diejenigen ſind, die mir abſagen und mit Euch leben und ſterben wollen!“ Als der Biſchof das hörte, ſprang er auf die Seite und ſagte: „O Ihr Herren und Freunde, die Ihr es mit mir treu meinet und nicht von mir weichen wollt, ſtehet mir in meiner Noth bei! denn in der Zeit der Noth erkennt man einen Freund.“ Als der Biſchof dieſe Worte geredet, ſprang zu ihm von dem Könige Graf Aymerich, Arnolds Sohn von Mailand; nach ihm Herr Arnold ſelbſt, ein ſtolzer und gewaltiger Ritter; nach ihm der Herzog von Burgund, der ſagte: „Herr Biſchof, wir wollen Euch helfen und beiſtehen mit Leib und Gut gegen Alle, die Euch anfechten werden! ſeid deshalb nicht traurig.‟ Ihm folgte Richard von der Normandie, Ogier, ein gewaltiger Ritter, der Herzog von Balmon und ſeine zwei Söhne Bertram und Richard; danach Graf Olivier von Genua und der ſtolze Roland, und noch etliche Andere mehr. Als die Herren nun an des Biſchofs Seite ſtanden, ſagten ſie Alle mit lauter Stimme: „Seid nicht traurig, Herr Biſchof! wer Euch jetzt was zu Leide thut, der ſoll es uns thun, und ſollt es unſer Leben koſten!‟ Als der König das ſah, ſprach er zu Roland: „Vetter, wie geht dies zu? ich meinte, wenn mir Alle abfallen, ſo würdet Ihr bei mir bleiben? Ich ſehe wohl, ich habe Euch alſo lange vergebens an meinem Hof behalten und habe Euch allen andern Herren vorgezogen und mein Vertrauen auf Euch geſetzt; Ihr aber laſſet mich in der Noth ſtecken: das hätte ich Euch nicht zugetraut!‟ Da ſagte Graf Roland: „Gnädigſter Herr! dies achte ich durchaus nicht. Euer Majeſtät ſollte ſich billig ſchämen vor der ganzen Welt, daß Ihr dieſe drei Herren hinrichten wollet, ſo doch vom königlichen Geblüt und Eure Verwandten ſind.‟ Da rief der König Foukon von Paris und ſagte: „Foukon, was ſaget Ihr dazu? ſoll ich meine Vettern losgeben oder nicht?‟ Foukon ſagte: „Euer Majeſtät iſt klug und verſtändig genug. Sehet Ihr nicht, daß Eure nächſten Freunde ſich gegen Euer Majeſtät waffnen und dem Biſchof zufallen? Im Fall ihr die drei Herren losgebet, ſo wird man ſagen, Ihr habt ſie nicht richten dürfen, durch Zwang Eurer Räthe, und alſo müſſen laufen laſſen.‟ — „Das iſt wahr!‟ ſagte der König. Als Ogier die Worte von Foukon hörte, ward er zornig, ſprang hervor und ſchlug dem Foukon ins Geſicht, daß er vor des Königs Füße fiel, als ob er todt wäre, und ſprach: „Ei, Du falſcher Rathgeber und böſer Tyrann! willſt Du das Blut dieſer drei Herren und ſieheſt, daß wir es nicht begehren? Du ſollſt den Tag nicht erleben!‟ ging dann zu den drei Brüdern, löſete ihnen ihre Hände und entblößte ihr Geſicht, und wollte ſie nicht länger alſo gebunden ſehen. Da fragte der Biſchof: „Wer will nun dieſe drei Herren henken? Ich glaube, es wird Niemand ſo keck ſein!“ Der König ſagte zu dem Biſchofe: „Ihr ſeid ſehr trotzig gegen mich!“ Der Biſchof ſprach: „Herr König! ich habe Euer Majeſtät zuvor geſagt und ſag es noch: wenn ich mich gegen Euer Majeſtät ſperren wollte, ſo wollte ich durch meine Gunſt, die ich habe, Euch Land, Leut und die Krone abzwingen!“ Als der König das hörte, ward er zornig und beklagte ſich deſſen vor ſeinem ganzen Rath. Als der Biſchof ſahe, daß der König ſich ſo ſehr beklagte, ließ er die Herren wieder binden, wie ſie zuvor gebunden geweſen waren, und lieferte ſie alſo in des Königs Hand und ſagte: „Gnädiger Herr und König! da habt Ihr Eure Gefangenen wieder, thut nach Eurem Gefallen; aber ich rathe Euer Majeſtät, laßt ſie los um das, was Reinold für ſie geboten hat!“ Da ſagte der König: „Ach, die Allerliebſten, auf welche ich mich verlaſſen, weichen nun von mir! wie iſt mir alſo geſchehen?“ Da ſagte Roland: „Fürwahr! Herr König, ich thue das nicht, daß ich von Euch abweiche! wollet Ihr gegen die Türken und Heiden ſtreiten, ſo will ich Euer Majeſtät nicht verlaſſen, will auch noch getreuer ſein, als vorhin; ich will allezeit vorn und nicht der Hinterſte ſein und Euch dienen!“ — Hierauf bedachte ſich der König und ſagte: „Habt Ihrs gehört, Herr Biſchof? heut ſollen meiner Schweſter Kinder ſterben, denn ich will meinen Sohn gerochen haben, ich kann ſolche Schmach nicht vergeſſen! Ein Knecht ſchlägt bisweilen ſo harte Streiche als ſein Herr!“ Roland, dies vom König hörend, ſprach: „Wie, Herr König! ſollen Eure Knechte gegen mich ſtreiten?“ Als nun Foukons Knecht ſein Schwert zog, ſchlug ihm Roland alsbald das Haupt ab und ſprach: „Herr König, laſſet Eure Knechte nicht gegen mich ſtreiten, ich werde ſie alle erſchlagen, die im Königreich ſind!“ Als der König ſah, daß er nichts ausrichten konnte, weder mit

Güte noch Gewalt, ſchwieg er eine Weile ſtill, bedachte ſich, wie er ſich am beſten rächen könnte, und ſagte endlich: „Ach, Ihr Herren, wie thut Ihr ſo übel! ich verwundere mich, daß Ihr Euch wider mich alſo aufführet, daß ich meinen geſchwornen Eid nicht vollführen kann, daß ich meiner Schweſter Söhne tödten laſſe und alſo räche das Blut meines Sohnes, den ſie ſo jämmerlich erſchlagen haben!“ — Ueber dieſe Rede ward er ſelbſt ein wenig beſtürzt, doch ſagte er weiter: „Ich habe gemeint, Ihr ſolltet mir in ſolchem Falle beigeſtanden haben.“ Hierauf ſagte der Biſchof: „Gnädiger Herr und König! Euer Majeſtät erzürne ſich nicht über uns, daß der Eid, den Ihr geſchworen, nicht vor ſich gehet; es iſt ſchon zweimal geſchehen, daß Ihr einen Eid gebrochen habt, darum achten wir es nicht hoch, ob er für diesmal auch gebrochen wird.“ Der König ſagte: „Hab ich das gethan, ſo iſts mir leid; da weiß ich nichts davon.“ Der Biſchof ſagte: „Ich will es Euch wohl ſagen: gedenkt Ihr nicht, daß Ihr im zornigen Muthe bei Euer königlichen Krone ſchwuret, Ihr wolltet Amalis von Olinde henken laſſen, weil er Euer Majeſtät Tochter verführt hatte? und nun iſt er Euer allerliebſter Sohn und habt ihm Eure Tochter zum Gemahl gegeben und dazu noch Land und Leute.“ Als der König dies hörte, ſagte er zu dem Biſchofe: „Herr Biſchof, ich gebiete Euch bei meiner Krone, laſſet die Worte bleiben und ſtreitet nicht länger gegen meine Perſon, denn ich ſehe wohl, Ihr gewinnet mir Land und Leute ab!“ Da ſagte Roland: „Herr König! ich rathe Euer Majeſtät als ein Freund: haltet die Herren alle drei noch ein wenig gefangen; Euer Majeſtät mag ſich noch etwas bedenken, daß Alles noch zum Beſten dienen kann!“ — „Das will ich thun, Roland!“ ſagte der König. Darauf wurden die Brüder wieder ins Gefängniß geführet, welche in großer Gefahr ihres Lebens geſtanden waren, und alſo ſchied die Verſammlung von einander und der König ging in ſeine

Kammer, und waren alle Dinge alſo für diesmal zufrieden geſtellt. Als dies nun ſich alſo zugetragen hatte, kam Malegys wieder gen Paris, um des Reinolds Brüder auch zu erretten aus ihrem Gefängniß, denn ſie meinten alle Stunde, ſie müßten ſterben. Er ging deshalb nach dem Palaſt in das Gefängniß, erwies daſelbſt ſeine Kunſt, daß die Fallbrücke niederfiel und das Thor ſich eröffnete und ging zu den Gefangenen. Hier brauchte er ſeine Kunſt abermals, und die Schlöſſer des Thurms zerſprangen. Da ging die Thür entzwei und Malegys ging zu den Gefangenen hinein, nahm Adelhart bei der Hand und zerbrach die Ketten, mit denen ſie geſchloſſen waren. Aber die Brüder wußtens nicht, daß es Malegys ihr Vetter war, ſondern meinten, daß es des Königs Diener wären, welche kämen, um ſie heimlich umzubringen. Darüber waren ſie ſehr traurig, unt Adelhart ſagte: „Edler Bruder Reinold, wir müſſen jetzt ſcheiden, wir ſehen einander nimmermehr, denn der König will uns jetzt tödten laſſen; Gott wolle unſere Seele in ſein ewig Reich nehmen!“ Die Andern, als Rittſart und Writſart, fingen an gar bitterlich zu weinen und klagten: „Ach, es iſt nun um unſer Leben gethan!“ Malegys hörte dies bitterliche Weinen und Grämen, erbarmte ſich ihrer und ſagte: „Liebe Herren, ſeid zufrieden und erſchrecket nicht, es hat keine Noth! ich bin Malegys, Euer Vetter, ich will Euch aus dem Gefängniß führen.“ Als die Brüder dieſes hörten, waren ſie ſehr froh. Hierauf ſagte Adelhart: „Lieber Vetter! ohne Eure Hilfe ſtehet unſer Leben in der Hand des Herrn und Königs Karl; wir bitten, Ihr wollet uns helfen!“ Darauf nahm ſie Malegys bei der Hand und führte ſie aus dem Gefängniße bis an die Brücke der Stadt Paris, und ſagte: „Ich habe übel gethan, daß ich Euch aus dem Gefängniß geführt habe ohne Wiſſen des Königs; ich will hingehen und es ihm anzeigen und Erlaubniß von ihm begehren.“ Da ſagte Adelhart: „Vetter, ich bitte Euch, laſſet uns gehen! denn ich weiß, es wird Euch keine Erlaubniß gegeben.“ Malegys aber ließ die Herren alle drei daſelbſt ſtehen und ging zum Könige bis vor ſein Bett und ſagte: „Herr König! Gott gebe Euch einen guten Tag und Gott wolle Euer Seelen Geleitsmann ſein, wenn ſie aus dieſem Jammerthal ſcheiden wird! Ich kann nicht unterlaſſen, Herr König! Euch wiſſen zu laſſen, daß ich meine Vettern aus dem Gefängniß geholt habe, und ſie hinweggeführt bis an die Brücke vor Paris, es gehe wohl oder übel. Nun bitte ich, gnädigſter Herr und König! Ihr wollet mir erlauben, daß ich ſie weiter darf hinwegführen nach Montalban. Daſelbſt werden ſie Euch keinen Schaden mehr zufügen, vielweniger Euer Majeſtät daſelbſt fürchten.“ Als der König dies im Schlafe hörte, antwortete er: „Nehmet Eure Vettern und thut damit was Euch gefällt!“ wußte aber ſelbſt nicht, was er geredet hatte. Als Malegys dieſe Worte vom König gehört, war er wohl zufrieden und ſah ſich um nach des Königs Krone, und nahm ſein Schwert



mit ſich und ließ den König zuſehen; brachte alſo die drei Herren ſammt der Krone nach Montalban. Als nun Reinold ſeine Brüder ſah, ſprang er vor Freuden auf und dankte ſeinem Vetter freundlich. Reinold und ſeine Brüder blieben ſammt dem Malegys zu Montalban bei einander. — Nachdem Malegys vom Könige fort war, ſchlief dieſer wieder ein; und als er erwachte, wußte er nicht, ob er jenes Alles von Malegys geſehen und gehört hätte, oder ob es ihm nur im Traume ſo vorgekommen wäre. Er ging alſo ſobald er angekleidet war, nach dem Gefängniß, um zu ſehen, ob es wahr, oder ob es ein Traum geweſen wäre. Als er dahin kam, fand er das Gefängniß offen und die Gefangenen waren heraus. Da ward er ſehr zornig und ging wieder nach ſeinem Gemach; unterwegs kam ihm Roland entgegen und grüßte den König, und ſagte: „Gnädiger Herr und König, zu guter Stunde ſeid Ihr alſo früh aufgeſtanden!“ Da ſagte der König zu Roland: „Liebſter Vetter, gehet mit mir; ich muß Euch ein Unglück klagen, ſo mir dieſe Nacht widerfahren iſt. Vergangene Nacht, als ich im Schlaf war, kam der Betrüger Malegys zu mir, ſo ich recht weiß, und ſagte zu mir: er hätte Reinolds Brüder aus dem Gefängniße genommen; und er bat mich um Erlaubniß, daß er ſie nach Montalban führen möchte, daß ſie mich nicht fürchten ſollten; und ich meinte, er ſtände vor mir, und gab ihm Urlaub, ſie hinweg zu führen. Ich ſah auch, daß er meine königliche Krone ſammt meinem Schwerte zu ſich nahm, und fürchte, ich werde es nimmer wieder bekommen.“ Roland antwortete dem König: „Herr König! habt Ihr Malegys Urlaub gegeben und nehmet es ihm nun für übel? was iſt das?“ Der König ſagte: „Roland, höhnet Ihr mich und treibet Euern Scherz mit mir? das ſoll mich bald verdrießen!“ Hiermit gingen ſie mit einander in des Königs Kammer, und der König war ſehr übel zufrieden wegen ſeiner Gefangenen.

Wie der König Karl ſeine Krone bei einem Rennen zu Pferde als Preis ausſetzte, und Reinold mit Liſt nach Paris kam und die Krone gewann.

Es währte nicht lange, da kam dem großen König Karl Botſchaft, daß die Stadt Köln von den Heiden belagert würde. Da gab der König dem Grafen Roland ein ſtattliches Heer und ſchickte ihn wider die Heiden, und es gingen aus freien Stücken noch mit ihm Herr Oliver, Ogier, der Herzog von Baierland und viele Andere mit großer Mannſchaft von den Herren am Hofe König Karls; und er mochte ihre Treue und Tapferkeit aufs Neue erproben, denn ſie ſchlugen die Heiden auf das Haupt. Herr Roland beſonders that große Thaten und erſchlug den heidniſchen König ſelbſt, worauf die Heiden alle die Flucht ergriffen. Es entkamen ihrer aber nur wenige. Als nun die Herren wieder zu Hofe kamen, da empfing ſie König Karl gar freundlich und alle lobten den ſtarken Roland und ſagten, welche Wunder von Tapferkeit er verrichtet habe. Nur an Einem habe es ihm gefehlt, daß er noch viel mehr Thaten vollbracht hätte, nämlich an einem Roſſe, ſo ſeiner Stärke gemäß geweſen wäre. Als der König das hörte, ſtand er in Sorgen, wo man ein Pferd bekommen möchte, ſo Roland recht wäre und darauf er ſich verlaſſen könnte. Wie nun der König nicht wußte, woher ein ſolch Roß zu bekommen wäre, das dem Roß Beyart an Kraft und Stärke ähnlich, auch in Geſchwindigkeit gleich wäre, ſo wurde ihm von dem Ritter Dunay gerathen, er ſolle ſeine Krone, die er ſich erſt neu hatte machen laſſen, als ein Kleinod ausſetzen, und in ſeinem ganzen Land ausſchreiben: wer Luſt und Belieben trüge, mit ſeinem Pferd um die Krone zu rennen, der ſollte ſich nach Paris verfügen, da wolle der König die Krone ausſetzen; und welcher der Erſte mit ſeinem Pferd an dem Ziel wäre und die Krone erreichte, dem wolle er ſie viermal mit rothem Gold abkaufen, ſammt dem Roß, mit welchem er ſie erlanget, und reichlich bezahlen. Dieſer Rath gefiel dem Könige wohl und er gedachte: ſo möchte er das beſte Pferd bekommen, das im ganzen Königreich wäre, damit Roland der Gewalt, die Reinold üben möchte, widerſtehen und ihn von Frankreich abhalten könnte. Er ſetzte daher die Krone zu einem Kleinod, und befahl daneben: es ſollte ſich ein Jeder auf das Allerbeſte gebrauchen und ſich mit dem beſten Pferde verſehen, das er haben könnte. Dies erfuhr Reinold von einem Freunde, den er in Frankreich hatte. Derſelbe kam in aller Eil zu ihm nach Montalban und ſagte: „Herr Reinold, ich thue Euch zu wiſſen, daß der König ſeine Krone zum Kleinode zwiſchen Montalban und der Seine ausgeſetzt dazu alle Ritter berufen, mit den beſten Pferden zu Paris zu erſcheinen und ihr Beſtes zu thun mit Rennen, um die Krone zu gewinnen; und ſolches thut er in der Meinung, daß er das beſte Roß bekäme, um Euch damit zu bezwingen und aus dem Lande zu halten.“ Reinold ſagte: „Freund, ſchweige davon ſtill! ſo es meinem Vetter Malegys dünket rathſam zu ſein, ſo will ich nach Paris reiten und das Kleinod gewinnen; denn ich weiß, er findet kein Roß, das meinem gleich iſt mit Laufen und Springen.“ Dieweil er alſo mit dieſem redete, kam Malegys dazu, und Reinold ſagte ihm, was der Freund ihm hinterbracht hatte. Malegys ſagte: „Wo meinte der König ein ſolch Roß zu finden, das dem Beyart gleich kommt mit Laufen und Springen? das iſt ihm nicht möglich. Darum rathe ich Euch, Vetter Reinold, daß Ihr dahin ziehet, und nehmet Eure Brüder ſammt Eurem Volk mit Euch, damit Ihr deſto beſſer verwahrt ſeid, und ſehet, daß Ihr die Krone davon bringet! ich will auch ſelber mitreiten.“ Da ließ Reinold das Roß Beyart ſatteln, und ſie rüſteten ſich in aller Eil und zogen dahin. Als ſie gen Orleans kamen, fragte Malegys nach der beſten Herberge; ſie ſtiegen von ihren Pferden und gingen hinein. Als es nun Eſſenszeit war, wuſchen ſie ihre Hände und ſetzten ſich zu Tiſch und befahlen, daß man den Pferden ihre Gebühr auch geben ſollte; ſaßen alſo und waren fröhlich, denn es war da kein Mangel. Als die Mahlzeit zu Ende war, ging ein Jeder luſtwandeln, wie es ihm wohl gefiel; aber Malegys und Reinold gingen in einen Kräutergarten, darinnen allerlei Kräuter und Blumen ſtanden. Da ſuchte Malegys etliche Kräuter, die ihm nöthig waren, und ſtieß ſie zuſammen in einem Mörſer; den Saft nahm er und beſtrich Reinold den ganzen Leib damit. Als er alſo beſtrichen war, veränderte Reinold die Farbe und ſah viel jünger aus, als er war, alſo, daß man ihn nicht erkennen konnte. Als Adelhart, des Reinold Bruder, dies ſahe, lachte er und ſagte zu den andern Brüdern: „Sehet, Brüder, was unſer Vetter gethan hat durch die ſchwarze Kunſt!“ Darnach ging Malegys in den Stall und veränderte dem Roß Beyart auch ſeine ſchwarze Farbe, und machte es ſo weiß wie der Schnee, daß man es nicht erkennen konnte. Als die Brüder ſolches ſahen, mußten ſie lachen und ſagten unter einander: „Wenn wir nicht wüßten, daß es Beyart wäre, ſo könnten wir das Roß jetzt nicht erkennen, alſo iſt es nun verſtellt; und iſt gewiß Niemand unter der Sonne, der es erkennen kann.“ Als dies geſchehen, ſagte Malegys: „Nun laſſet uns gen Paris reiten, denn Niemand kennt jetzt den Reinold, noch das Roß Beyart, wie genau man es auch beſiehet.“ Reinold der tapfere Held ließ ſein Pferd ſatteln und rüſtete ſich ſammt ſeinen Brüdern zum Rennen, und ſein Vetter Malegys desgleichen; aber Niemand war ſo herrlich als Reinold. Die Worte, ſo Reinold und Malegys mit den Brüdern redete, hörte aber von ungefähr ein Verräther. Derſelbe lief eilends nach Paris und verkündigte es Alles dem König und ſagte, wie Reinold ſich gerüſtet hätte und nach Paris reiten wollte, um die Krone zu gewinnen, denn er hätte es von ihm hören ſagen. Als der König dieſes hörte, entfiel ihm der Muth, und er ſagte: „Freund, was ſaget Ihr? Ich weiß, daß Reinold nicht hieher kommen darf, wenn er auch die Stadt Paris damit gewinnen könnte.“ Da ſagte der Verräther: „Gnädigſter König! ich ſage Euch fürwahr, es geſchieht; denn ich habe ihn ſammt ſeinen Brüdern und Malegys zu Orleans geſehen.“ Als der König das hörte, ward er zornig und rief Foukon von Morlin und ſagte zu ihm: „Ich will Dir dreitauſend Mann geben, darüber ſollſt Du Obriſter ſein und mit ihnen nach Orleans ziehen, daß Du meinen Vetter Reinold bekommeſt und bringeſt ihn gefangen hieher. Wo er ſich gegen Dich zur Wehr ſtellt, ſo haue ihn ſammt ſeinen Brüdern und Malegys in Stücke und bringe mir ihre Häupter, dafür ich Dir ſchwer Gold geben will.“ Foukon willigte dem König in ſolches und zog hinweg mit ſeinem Volk, beſetzte alle Päſſe und Straßen und ſprach: „Nun iſt Reinold ſammt ſeinen Brüdern mein Gefangener! Gott wolle es denn nicht; ich will nun fleißig Achtung auf ihn geben, daß er mir nicht entkomme.“ Unterdeſſen kam Reinold auf vier Meilen Weges nahe bei Paris auf ein ſchönes Feld, wo er einen ſchönen ſpringenden Brunnen fand. Da verließen Reinold und Malegys das Volk, welches ſie bei ſich hatten, und befahlen es dem Adelhart, daß er darüber gebieten ſollte als ihr Obriſter. Sie ritten alſo gen Paris und ſagten zu Adelhart: „Wenn man uns mit Gewalt überfallen ſollte, ſo wollen wir in eine Trompete blaſen, alsdann komme Du uns mit dem Volk ohne Verzug zu Hilſe.“ Als ſie nun zu Paris angelangt waren, ſagte Malegys zu Reinold: „So man Euch etwas fragen wird, ſo antwortet ſanftmüthig auf bretagniſch und laſſet Euch nicht merken, daß Ihr franzöſiſch reden könnet.“ Unterdeſſen kam Foukon mit ſeinem Volk und ſah Reinold herankommen. Da ſagte Reinold zu dem Malegys: „Vetter, was wollen wir thun? Laſſet uns wieder umkehren zu unſerm Volk; denn ſehet, da kommt Foukon von Morlin!“ Da ſagte Malegys: „O Reinold! ich merke wohl, Ihr habt kein Herz mehr, reitet fort und beſorget Euch nicht; denn man kennt Euch und das Roß nicht.“ Da ritt Foukon tapfer auf Reinold zu, und hatte ein Schwert in ſeiner Hand; und als er bei Reinold kam, vermeinte er, das wäre ein junger Knabe, und ſah, daß er nicht gewaffnet war. Deſſen ſchämte er ſich ſehr und ließ ſein Schwert aus der Hand fallen, nahm den Reinold bei der Hand und fragte ihn: „Jüngling, wo kommſt Du her und wo biſt Du geboren?“ Da antwortete ihm Reinold auf bretagniſch mit gelinden Worten. Da ſprach Foukon: „Rede franzöſiſch, denn ich verſtehe Dich ſonſt nicht. Fürwahr, Jüngling! ſagte er; ein ſolch großes Pferd hab ich noch niemals geſehen; es iſt beinahe dem Roß Beyart gleich, das der Reinold hatte, und wenn es ſchwarz wäre, ſo ſpräche ich, es wäre das Roß Beyart.“ Alſo ließ er den Reinold ſeine Straße reiten. Darnach kam der Ritter Dunay zum Foukon und fragte ihn: „Wie, Foukon! habt Ihr den Reinold nicht angetroffen und erſchlagen?“ „Nein, ſagte Foukon, es iſt Reinold nicht geweſen; es iſt ein junger Held von vierzehn oder funfzehn Jahren und kommt aus Bretagne.“ Als Dunay dieß hörte, ſteckte er ſein Schwert ein und ritt ihm in aller Eil nach; und als er zu Reinold kam, nahm er ſeinen Zaum in die Hand und fragte ihn auch, wo er geboren wäre? Reinold antwortete ihm gar demüthig auf bretagniſch: „In Brevie bin ich geboren.“ Dunay ſagte: „Sprecht franzöſiſch, ich verſtehe Euch ſonſt nicht.“ Als aber Dunay hörte, daß er ſonſt keine Sprache reden konnte, ſagte er: „Nun reite hin in Gottes Namen!“ Darnach nahm Dunay Malegys Pferd bei dem Zaum und fragte ihn auch, wo der junge Held geboren wäre? Malegys antwortete franzöſiſch und ſagte: „In Bretagne, und er iſt eines Grafen Sohn; aber ſein Land und Leut hat er verſetzt.“ Da fragte Dunay: „Wie, wo iſt er an das Pferd gekommen? das iſt ein ſchönes großes und geſchwindes Roß; ſolches Roß hab ich niemals geſehen. Es iſt faſt dem Roß Beyart gleich, und wenn es ſchwarze

Haare hätte, ſo ſagte ich, es wäre Bevart ſelbſt, denn es hat eben ſeinen Gang und ſeine Geſtalt bis auf die Haare.'' ,,Das iſt kein Wunder, ſagte Malegys, daß es ſo groß iſt; es hat niemals nichts anderes gefreſſen, als Korn und Brot, und das allein darum, weil der König hat publiciren laſſen, er wollte ſeine Krone auf das beſte Pferd zum Kleinod ausſetzen, welches am geſchwindeſten und am mächtigſten wäre im Turniren und Rennen, daſſelbe wolle er kaufen, der Meinung, daß man den Reinold bezwingen und aus dem Land halten ſollte. Deswegen hat der Jüngling ſein Pferd allein mit Korn und Brot füttern laſſen, auf daß er die Krone gewönne und den Preis davon trüge.'' Da ſagte Dunay zu Malegys: ,,Habt Ihr nichts von Reinold vernommen?'' Malegys ſagte: ,,Ich glaube, er iſt noch dahinten und trachtet ſehr nach des Königs Unglück.'' Hierauf ritt er Reinold nach und nahm Urlaub von dem Ritter Dunay. Dieſer ritt zu Foukon von Morlin und ſagte zu ihm: ,,Mich dünkt, daß wir vergebens auf Reinold warten; denn ich weiß, daß er nicht nach Paris kommt, und wenn er ſchon die Stadt Senlis, Orleans und Amiens damit verdienen könnte!'' Foukon antwortete dem Ritter Dunay: ,,Fürwahr, Herr, das dünkt mich auch! und wenn es der Reinold erfährt, daß wir allhier ſein warten, ſo wird er lachen und ſeinen Spott mit uns haben und ſagen: Jetzt ſehe ich, daß man mich ſehr fürchtet, weil ſie mit ſolcher Gewalt auf mich warten!'' Mit dieſen Worten kehrten ſie wieder nach Paris zurück. — Als Foukon vor den König kam, fragte ihn dieſer: ob er Reinold bekommen hätte? Foukon antwortete dem Könige: ,,Nein, Herr König!'' Der Ritter Dunay ſagte zum Könige: ,,Gnädigſter Herr König! es wäre gar unweislich gethan, daß wir den ſtolzen Ritter Reinold erwarten ſollten; denn er wird wohl beſſer wiſſen, daß er nicht gen Paris darf; und ich weiß, wenn er ſchon Paris, Orleans und Amiens damit gewinnen könnte, ſo kommt er doch nicht hieher.“ Der König ſprach zu Dunay: „Das iſt wohl wahr, was Ihr ſaget, Herr Dunay; aber er iſt von Eurer Verwandtſchaft, darum habt Ihr dem Foukon davon abgerathen. Aber fürwahr, ich ſage Euch, wenn mir der Reinold entkommt, ſo will ich Euch an ſeiner Statt henken laſſen!“ Darauf ſagte Dunay: „Gnädiger Herr und König! nicht alſo; ich will Euer Majeſtät einen andern Rath geben. Ihr ſollet alle Thore der Stadt zuſperren laſſen, und an jedes Thor ungefähr drei oder vier gewaffnete Mann ſtellen und alle die fremden Ritter und Herren draußen laſſen; und wenn nun Reinold mit einigen Pferden käme und gern herein wollte, ſo ſoll man ihn alsbald ergreifen und Euer Majeſtät bringen, ihn zu bewahren.“ Der König ſah den Rath für gut an und befahl, ſolches ins Werk zu ſetzen, und ließ die Stadt Paris ſolcher Geſtalt bewahren, auf daß er den Reinold bekommen möchte. Aber Reinold und ſein Vetter Malegys ſahen das nicht an; kamen vor der Thore eins und klopften an, aber Niemand war da, der ihnen aufmachte. Als Malegys dies ſah, ſteckte er ſein Haupt durch ein Loch des Thors und ſah einen gewaffneten Mann da ſitzen; denſelben redete er mit ſehr guten Worten an und ſagte: „Mein Freund, warum thut der König die Thore alſo verſchließen? deſſen verwundere ich mich ſehr, daß alle dieſe Ritter und Herren hier ausbleiben müſſen. Oder meinet der König, daß er alle gute Pferde drinnen habe? ach nein! es iſt noch eines hier außen, das iſt das beſte, was er je ſehen wird.“ Der gute Mann ſagte zu ihnen: „Meine Freunde, es iſt nicht darum gethan, es iſt nur um den Ritter Reinold zu thun.“ — „Iſts ſonſt anders nichts, als um Reinold? ſagte Malegys; ich habe gehört, er iſt noch dahinten, aber er trachtet gewaltig nach des Königs Schande und Unehr.“ Indem nun Malegys alſo redet mit dem Wächter, ſtand da ein Verräther neben Reinold, der ſagte: „Hab ich Reinold jemals geſehen, ſo iſt es der, welcher da auf dem großen Roſſe ſitzt!“ Malegys, dieß hörend, veränderte ſogleich den Reinold, und Beyart verſtand die Worte auch, die der Verräther ſagte, ſchlug mit ſeinen Füßen hinten aus und traf den Verräther vor die Bruſt, daß er zurückfiel und ſtarb. Hierauf ſagte Malegys zu den Herren, die dabei waren: „Das Pferd hat den Knecht todtgeſchlagen.“ Die Herren ſagten: „Das Pferd hat recht gethan; warum hat ers belogen, wie kann das Beyart ſein? Beyart iſt kohlſchwarz, und dieß Roß iſt ja ſo weiß wie der Schnee. So auch kennen wir Reinold wohl, der hat eine Geſtalt von zwei und zwanzig Jahren; dieſer Jüngling ſcheinet nicht über fünfzehn Jahre alt zu ſein.“ Als dieſe Rede ein Ende genommen, machte man das Thor auf und ließ die Ritter alle hinein reiten. — Als ſie nun darinnen waren, fragte Malegys nach der beſten Herberge, die zeigte man ihm. Darnach ſtiegen ſie von ihren Pferden; dieſe wurden in den Stall geführt und die Ritter gingen zum Morgeneſſen. Ueber Tiſch ſaß Malegys bei dem Wirth und redete mit ihm, und der Wirth gab ihm ſo gute Worte, daß ihm Malegys ein ſchönes Pferd ſchenkte, welches ein Zelter war. Der Wirth dankte ihm höflich dafür und wartete fleißig auf mit Eſſen und Trinken bis auf den Abend. Als die Herren zu Abend gegeſſen hatten, gingen ſie bei Zeiten ſchlafen. Als es ungefähr um Mitternacht war, da ſtand Malegys auf und ging in den Stall zu dem Roß Beyart, das war luſtig und fröhlich und gutes Muths. Er brauchte ſeine Kunſt wieder und verband Beyart ſeinen rechten Fuß, daß er ſein Anſehen noch mehr veränderte und ganz mager ward, alſo, daß das Pferd nicht viel Gelds werth zu ſein ſchien. Als der Wirth Beyart anſah, daß es ſo gar elend ausſah, verwunderte er ſich ſehr, und war ſehr zornig und ſprach: „Was haſt Du böſer Laurer dem Roß gethan, daß es ſo elend ausſieht? verflucht mußt Du ſein! mich dünkt, Du biſt Malegys. Ehe ich eſſe oder trinke, will ich hingehen und will es dem

König anzeigen.“ Dieſe Worte hörte Reinold von dem Wirth, ward darüber zornig und ſagte: „Ich rathe Euch, verlüget uns nicht vor dem König, denn das wäre nicht recht gethan! Ob mein Roß in Eurem Stall etwas geändert iſt, wollet Ihr darum hingehen zum König und uns fälſchlich daſelbſt anklagen?“ — „Ho! ho! ſagte der Wirth, nun ſehe ich wohl, daß Du Reinold biſt; fürwahr! nun will ich hingehen und dem König ſolches anzeigen.“ Reinold ergrimmte im Zorn, zog ſein Schwert aus und ſchlug dem Wirth das Haupt ab und ſagte: „Nun wirſt Du uns hinfort nicht verrathen!“ Dies ſah die Wirthin und rief überlaut: „Weh, weh! mein Mann iſt erſchlagen! Ach Gott, was ſoll ich thun? Das hat der Jüngling gethan!“ Da ſagte Malegys zu der Frau: „Wo Ihr nicht bald ſtillſchweiget, ſo muß ich Euch auch todtſchlagen.“ Die Frau erſchrak der Worte und durfte nichts mehr ſagen. Reinold und Malegys ſattelten ihre Pferde und ritten wieder zu der Stadt hinaus auf einen grünen Platz und erwarteten daſelbſt des Königs. Als nun die Mahlzeit vorbei war, ritt der König mit ſeinem Adel hinaus, und ihm folgten alle Ritter, die um das Kleinod ſich verſuchen wollten. Als ſie nun an den Ort kamen, da die Krone ausgeſteckt war, begaben ſich Reinold und Malegys mit ihren Pferden unter die andern Ritter und Herren, und als ſie Reinold ſahen, trieben ſie ihren Spott mit ihm und ſagten untereinander: Dieſer wird das Kleinod gewinnen und das Roß wird ihm der König abkaufen! und dergleichen Spottreden mehr. Darauf ſagte Reinold mit ganz demüthigen Worten: „Scherzet nicht ſo ſehr, Freunde: wer weiß, was Gott mir jungen Helden heut dieſen Tag für Glück beſcheren wird! Er möchte mir noch ſo viel Gnade erzeigen, daß ich die Krone mit meinem unanſehnlichen Roß gewönne.“ Dies hörte ein anderer Bürger, welcher dabei ſtand, lachte deſſen und ſagte: „Freund, Ihr ſaget die Wahrheit: aber ich rathe Euch, daß

Ihr wieder zurück in die Stadt reitet und entlehnet einen Eſel, und brauchet den für dieſes Pferd, oder eine Kuh, die kann ſein weit ſchreiten, ſo kommt Ihr bald zu der Krone!“ Alſo ward der gute Reinold mit ſeinem Pferde verſpottet. Indem befahl der König, man ſollte das Rennen anfangen; und ein Jeder machte ſich in gute Ordnung und verhoffte die Krone für ſich zu gewinnen. Danach ſtieg Malegys von ſeinem Pferde und machte dem Roß Bevart ſeinen rechten Schenkel los, den er ihm zuvor verbunden hatte, und machte, daß Bevart wieder zu ſeinen vorigen Kräften kam, ſowohl im Laufen und Rennen als Springen. Dieſes gefiel dem Reinold wohl, und das Pferd wäre ihm um viel Gold und Gut nicht feil geweſen: da ſagte Malegys zu ihm: „Nun, Vetter, thut Euer Beſtes, daß Ihr das Kleinod mit Ehren davon bringen möget! ich will wieder durch Paris reiten und auf der andern Seite der Seine warten.“ — Während Malegys und Reinold alſo zuſammen redeten und darnach von einander ſchieden, waren die andern Ritter ein gut Stück Wegs geritten. Da Reinold dies ſah, ſagte er zu ſeinem Roß: „Wie nun, Bevart, willſt Du ſo träg ſein? ſoll ein Anderer die Krone gewinnen? das wäre mir und Dir eine große Schande!“ Bevart verſtand dieſe Worte und fing an zu laufen, daß ſich ein Jeder verwundern mußte, lief alſo geſchwind wie ein Pfeil von einem Bogen geſchoſſen. Als die Herren, ſo dabei waren, dies Spiel anſahen, ſagten ſie zu einander: „Wir hatten unſern Schimpf und Spott an dieſem Jüngling, aber er wird wohl die Wahrheit geſagt haben: Gott wird ihm das Glück und die Gnade verleihen, daß er die Krone gewinne.“ Mit den Worten redete einer mit dem andern: indem erſieht auch der König den Bevart, rief den Roland und fragte: „Vetter, ſehet das Roß an, auf welchem der Jüngling ſitzet! daſſelbe läuft ſo geſchwind und iſt groß und ſtark genug und iſt dem Bevart faſt gleich: und wenn es ſo ſchwarz wäre, als es weiß iſt, ſo dürfte ich ſagen, es wäre Bevart ſelbſt: das will ich Euch kaufen, auf daß Ihr Reinold damit bezwinget und aus dem Lande haltet.“ Roland ſagte: „Herr König, das iſt wahr! ich würde auch ſagen, wenn es ſchwarz wäre, es wäre Beyart ſelbſt.“ Unterdeſſen kam Reinold den andern Pferden weit zuvor, alſo, daß er der Erſte bei der Krone war: die nahm er vor dem Ziel ab, da ſie aufgeſetzt war, und ritt damit eilend durch die Seine und brachte die Krone hinweg. Als der König ſah, daß Reinold mit der Krone hinweg ritt, ward er traurig, rief ihm nach und ſagte: „Freund, hieher mit der Krone, gebt ſie mir wieder! ich will ſie Euch viermal mit Gold bezahlen und will Euch das Roß, mit dem Ihr die Krone gewonnen, abkaufen, und Euch dafür geben, was Ihr von mir begehret!“ Als Reinold dies vom König hörte, ſagte er: „Herr König! dies Roß iſt mein, ich will es auch behalten; wollet Ihr ein ſchön Pferd haben, ſo ſehet daß Ihrs bekommt, denn ich weiß, Ihr findet der keines. Wenn Ihr ſchon die ganze Welt durchſuchen ließet, ſo findet Ihr Beyarts gleichen nicht. Ich ſage Euch fürwahr, Herr König! habt Ihr Reinold je geſehen oder erkannt, ſo bin ich es ſelbſt mit meinem Roß Beyart. Soviel die Krone betrifft, Herr König! die hab ich durch Gott und das Glück gewonnen: die will ich behalten, die Edelſteine davon nehmen und ſie ſetzen nach Montalban zu einem Gedächtniß meines Sieges, denn keine Kaufleute dürfen Kronen tragen. Es iſt beſſer, daß mein Roß dieſe trägt, denn mich dünkt, Ihr wollet ein Roßtäuſcher ſein.“ Hierüber wurde der König betrübt und ſagte: „Ei, lieber Vetter, laſſet mir die Krone wieder zukommen! ich will Euch zum Rentmeiſter über meine Güter machen; Adelhart ſoll Marſchall, Rittſart ſoll Speiſemeiſter und Writſart ſoll mein Schultheiß ſein.“ Reinold ſagte zum König: „Herr König! Gott weiß, wenn wir Euer Majeſtät dienten, es würde uns übel gelohnt werden! Heut, als Ihr die Krone ausſetztet, meintet Ihr ein Pferd zu finden, das Beyart gleich oder über daſſelbe wäre; das hat aber Euer Majeſtät weit zefehlet! Es iſt in der Welt kein beſſers; denn ich bin in der Welt herum gezogen, aber ſeines Gleichen iſt mir nicht vorgekommen; und ich will es auch nicht verlaſſen, wenn Ihr mir gleich ſoviel Gold dafür geben wolltet, als es ſchwer und groß iſt, denn es iſt die Blume von allen Pferden!“ Als Reinold mit dem König alſo redete, kam Malegys mit ſeinem Pferde daher gerennt und fragte: „Vetter Reinold! wie iſt es mit der Krone, wer hat ſie gewonnen? habt Ihr ſie oder nicht?“ Reinold ſagte: „Ja, Vetter, ich habe ſie Gottlob! bekommen; ich danke es Gott und Euch, Vetter Malegys!“ Da ſprang Malegys vom Pferde und küßte Reinold ſammt Beyart. Als der König dieſes ſah, fragte er Malegys: „Seid Ihr das, Vetter Malegys? oder verſehe ich mich? Ich bitte, Ihr wollet meinen Vetter Reinold bereden, daß er mir die Krone wieder zukommen laſſen wolle; ich will ſie ihm vierfach bezahlen! dazu will ich ihm vier Monat lang Frieden geben, um nach Dordone zu reiſen und ſeine Mutter zu beſuchen; denn ich weiß, daß ſie ihn lieb hat und ſehr nach ihm verlanget.“ Als Malegys dies hörte, ſagte er zu dem König: „Herr König! kommt über die Seine, wir wollen Euch die Krone geben.“ Der König wurde zornig und ſagte zu den Rittern, die bei ihm waren, beſonders zu Roland und Olivier: „Ich bitte Euch, Ihr Herren, folget mir nach und trauet Malegys nicht wegen ſeiner ſchwarzen Kunſt!“ Da ſprach Malegys: „Ich rathe der Herren keinem, daß ſie ſich auf die Seine begeben; kommen ſie darauf, ſo kommt keiner mit dem Leben davon; ich werde ſie alle ertränken!“ König Karl ſagte: „Nein, böſer Schalk! ich komme nicht allein zu Dir; wenn ich bei Dir wäre, möchteſt Du mich wohl ins Gefängniß werfen oder gar tödten!“ Malegys ſagte: „Das möchte wohl geſchehen.“ Indem ſprang Reinold auf Beyart und Malegys auf ſein Pferd, ſchieden vom König und eilten zu Reinolds Brüdern, welche ein großes Verlangen nach ſeiner Wiederkunſt hatten, wie auch nach der Krone. — Reinold und ſeine Brüder mit ihrem Vetter Malegys blieben zu Montalban bei einander.

Wie Malegys gefänglich zum König gebracht wurde; wie dieſer ihn wollte henken laſſen, aber Malegys begehrte, man ſollte ihn leben laſſen bis den andern Tag. Unterdeſſen brach er aus dem Gefängniß und nahm den Genoſſen ihre Schwerter und vieles Silbergeſchirr mit ſich.

Einſtmals wollte Olivier in einen Wald außerhalb Paris auf die Jagd reiten und kam auf einen hohen Berg. Da ſah er unten an dem Fuße des Berges einen Mann, der kam ihm vor wie Malegys, doch zweifelte er noch. Endlich erkannte er ihn, daß ers war; denn er wußte wohl, daß ſich Malegys durch ſeine Kunſt in eine andere Geſtalt verändern konnte, als er ſonſt hatte. Olivier verwunderte ſich, wie der dahin gekommen wäre, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt zu ihm. Er ergriff ihn bei ſeinem Mantel und ſprach: „Stehe ſtill, Du loſer Zauberer, und gib Dich gefangen! ich muß Dich zum König Karl führen.“ Als Malegys dies ſah und hörte, ſprang er hinter ſich, zog ſein Schwert aus und ſtellte ſich zur Wehr. Olivier ſchlug nach dem Malegys, daß ihm ſein Schwert aus der Hand fiel. Als Malegys ſah, daß er wehrlos war, wurde er zornig und ſagte: „Ich will mich gefangen geben!“ Olivier nahm ihn gefangen und führte ihn nach Paris. Als der König den Olivier ſah, empfing er ihn freundlich und ſagte: „Wie, Olivier! bringet Ihr mir Malegys gefangen?“ Er antwortete: „Ja, Herr König! Euer Majeſtät mag nun mit ihm handeln wie Euch beliebt.“ Da ſagte der König: „Malegys, Du falſcher Dieb! weißt Du wohl, daß Du mir letztmals, als Rittſart hier gefangen war, faſt meinen Dauwen abgebiſſen haſt?“ Da antwortete ihm Malegys und ſagte: „Herr König! das wird das letzte Mal geweſen ſein, daß ich Euch geſchadet habe.“ Der König ſagte: „Du ſollſt heut noch hangen.“ Da ſprach Malegys: „Herr König! ich bitte, laſſet mich leben bis morgen.“ — „Nein! ſagte der König, Du möchteſt mir entlaufen.“ Malegys ſprach: „Nein, Herr König! ich will Euer Majeſtät dafür Bürgen ſtellen.“ Der König ſprach: „Wer will denn Dein Bürge ſein?“ Malegys ſagte: „Ich verſehe mich deſſen zu Olivier.“ Da fragte der König Olivier: „Wollt Ihr Bürge ſein für Malegys, daß er mir zwiſchen heut und morgen nicht entlaufe?“ Olivier ſprach: „Ja, Herr König!“ Der König ſprach zu Malegys: „Er kann nicht allein Bürge ſein, es müſſen ihrer noch mehr ſein.“ Da fragte Malegys den Roland: ob er auch Bürge ſein wolle? Roland ſprach: „Gnädiger Herr König! Euer Majeſtät darf nicht ſorgen. Olivier und ich wollen ihn verbürgen, daß er nicht entweichen ſoll.“ Indeſſen wurde es Eſſenszeit, da ließ der König zur Tafel blaſen und zwei und zwei von den Herren und Genoſſen ſetzten ſich zuſammen, aber der König ſaß allein, und ſie aßen und waren fröhlich. Als Malegys dies ſah, ſagte er zum König: „Gnädiger Herr König! alle Eure Herren ſind geſeſſen, aber ich bin vergeſſen worden; ich denke, ich komme und ſetze mich zu Euer Majeſtät.“ Als der König die Spottrede von Malegys hörte, wurde er zornig und ſagte: „Du ehrloſer Schelm! wie darfſt Du noch reden und Du ſollſt morgen hangen? Wenn ich an Deiner Statt wäre, das Eſſen und das Lachen ſollte mir wohl vergehen!“ „Ha! ſagte Malegys, Herr König, ich bin heute den Abend noch frei; was morgen geſchieht, das weiß ich nicht!“ Als Roland das hörte, ſagte er: „Malegys, ſchweiget ſtill! kommt und eſſet mit mir.“ — „Das will ich thun, ſagte Malegys; ich muß heut noch fröhlich ſein und muß noch ein ſchönes Liedlein ſingen.“ Damit ging er, bei Roland zu ſitzen. Als nun das erſte Gericht auf die Tafel kam, fing er an zu ſingen. Da ſagte der König: „Wie, Malegys! gelüſtet Euch noch zu ſingen und ſollet morgen hangen?“ Malegys ſagte:

„Herr König! Ihr habt keinen luſtigern Menſchen geſehen, als ich bin, weil ich noch Zeit habe bis morgen zu leben.“ Der König ſagte: „Du gedenkeſt vielleicht mit Deinem Geſang Dich vom Galgen zu erlöſen, aber Deine Hoffnung iſt umſonſt.“ Nun ließ er ihn alsbald in das Gefängniß führen und ihm fünf Centner Eiſen anlegen. Als Malegys ſah, daß es dem König Ernſt war, ſagte er: „Herr König! wo Ihr mich nicht losgebt und beſtellt mir eine Herberge, ſo will ich Euch mit Gewalt entlaufen!“ Der König ſprach: „Wo Du mir entlaufen kannſt, will ich Dir es frei ſtellen.“ Da ſagte Malegys: „Herr König! erlaſſet meine Bürgen der Bürgſchaft, ich will verſuchen was ich kann.“ Der König ſagte: „Ich begehre die Bürgſchaft nicht.“ Als Roland das hörte, ſagte er: „Herr König! das iſt auch mein Begehr; entlaſſet mich und Olivier der Bürgſchaft, weil Malegys in den Kerker geworfen wird.“ Darauf antwortete der König: „Ihr Herren! ich entlaſſe Euch der Bürgſchaft; ich verſehe mich, er wird mir nicht entlaufen, und ich befehle Euch Gott; ich will mich zu Bette legen.“ Als Malegys dies hörte, ſagte er: „Ich will mich losmachen, ehe es Mitternacht wird.“ Der König ſagte: „Ei, Du loſer Schelm! wie wollteſt Du das zuwege bringen? Du biſt ja feſt genug geſchloſſen und haſt auch Eiſens genug am Leibe, und ich will Dir das Gefängniß noch dazu bewachen laſſen durch einen Diener.“ — Um Mitternacht brauchte Malegys ſeine Kunſt, daß ihm alle Schlöſſer abfielen und das Thor des Gefängniſſes ſich eröffnete. Die Genoſſen, welche ihn bewachten, fielen in den Schlaf, alſo, daß er ſie alle auf einander legte. Er nahm ihnen ihre Schwerter, ging danach in des Königs Schlafkammer, nahm beinahe alles Silbergeſchirr mit ſich, ſoviel er tragen konnte, und ging damit nach Montalban. Reinold ſchlief feſt in derſelben Nacht und wußte nicht was ſich mit ſeinem Vetter Malegys zugetragen hatte: und es kam ihm im Traum vor, daß Malegys an einen Baum gehangen wäre. Ueber dieſen Traum erwachte er, zog ſeine Kleider an, waffnete ſich und ſprach: „O gütiger Gott! ich bitte Dich, Du wolleſt meinen Vetter vor einem ſolchen ſchändlichen Tode behüten!“ Er ſetzte ſich auf Beyart, ritt nach des Malegys Burg und klopfte allda an. Der Pförtner fragte ihn, was er begehre? Da fragte ihn Reinold: „Wo iſt Dein Herr?“ Der Pförtner ſprach: „Herr, das weiß ich nicht!“ Reinold wurde traurig und ritt nach Paris. Als er nach Montfalcon kam, ſah er, daß da Niemand gehenkt war; deſſen erfreute er ſich wieder. Darnach ſah er ſich etwas um und ſah einen Mann daher kommen, beladen mit einer ſchweren Laſt, und der ſich härmte, als ob er augenblicklich ſterben wollte. Reinold erſchrak heftig und meinte, es wäre der Teufel ſelbſt, und ſprach: „Biſt Du von Gott, ſo ſag mirs, wer Du biſt?“ Malegys ſprach: „Ich bin Malegys; kennet Ihr mich nicht?“ Da ſprach Reinold: „Jetzt kenne ich Euch wohl! Vetter; ich bitte, ſaget mir: was traget Ihr ſo ſchwer?“ — „Das will ich Euch ſagen,“ antwortete Malegys und erzählte ihm, was ſich zugetragen hatte. Da fragte Reinold: „Vetter, habt Ihr Olivier ſein Schwert auch genommen?“ Malegys ſagte: „Ja; hätte ich es ihm gelaſſen, ſo wäre er bei dem König in Verdacht gekommen, als hätte er darum gewußt, daß ich entkommen wäre.“ Da ließ Reinold Malegys auf Beyart ſitzen, und ſo ritten ſie zuſammen nach Montalban. König Karl, der den Kerker zu bewahren befohlen hatte, daß Malegys nicht entkäme, ging des Morgens, als er ſich angezogen hatte, nach dem Gefängniß und wollte den Malegys Morgens in aller Frühe henken laſſen. Als er vor das Gefängniß kam, fand ers offen und die Genoſſen auf einem Haufen liegen. Da gedachte der König, daß Malegys entkommen wäre, wurde traurig und rief mit lauter Stimme: „Roland! ſteh auf, wir haben Malegys verloren!“ Als der König ein ſolch Geſchrei machte, wurden die Genoſſen alle wach: da ſagte Roland: „O Gott! wer mag uns Alle alſo auf einen Haufen gelegt haben?“ griff alsbald nach ſeinem Schwerte, desgleichen auch die andern Herren; da waren die Schwerter alle hinweg. König Karl, dies hörend, ward hierauf gar zornig über die Genoſſen, daß ſie nicht beſſer Wacht gehalten hatten. Ogier antwortete dem König und ſagte: „Herr König! wenn Euer Majeſtät ihn ſchon bei dem Galgen hätte, ſo entkäme er doch und nähme mit ſich was er begehrte.“ Da ſchwur der König: Malegys ſollte ihm nicht entgehen, wenn er ſchon zu Montalban wäre; er wollte ihn henken laſſen und die Schwerter in eigener Perſon wieder holen.

Wie König Karl nach Montalban ritt und es belagerte; Frau Aya aber dem Reinold und ſeinen Brüdern bei dem König Karl den Frieden erwarb.

Der König ließ in ſeinem ganzen Land eine große Menge Volks verſammeln und zog damit nach Montalban, um daſſelbe zu belagern, that auch großen Schaden in der Gegend mit Rauben und Brennen. Roland ſchickte einen Boten an Reinold, und begehrte, er ſollte ihm helfen, daß er ſein Schwert Durendal wieder bekäme. Da entbot ihm Reinold wieder: er wolle nicht allein ihm, ſondern allen Genoſſen helfen, daß ſie ihre Schwerter wieder bekämen; Roland ſollte ihm nur wieder helfen, daß er und ſeine Brüder bei dem König zu Gnaden aufgenommen werden möchten. Roland zeigte den Genoſſen des Reinolds Begehren an und ſie bewilligten ſolches alsbald. Ogier ſagte: „Möchten wir Gnade bei dem König erlangen, ich wollte kein Gut daran ſparen.“ Es ward aber abgeredet, der Biſchof Turpin ſollte es dem Könige vortragen. Sie gingen alſo ſämmtlich zu dem König und der Biſchof ſagte: „Gnädiger Herr König! Ihr wiſſet wohl, daß Montalban alſo feſt iſt, daß die, welche darinnen ſind, ſich nicht zu fürchten haben; deshalb bitten wir, Euer Majeſtät wolle Reinold und ſeine Brüder zu Gnaden aufnehmen und Frieden mit ihnen machen. Was hilft es Euer Majeſtät, daß das ganze Land ſammt der Stadt und der Burg verderbt wird; es wäre beſſer, Euer Majeſtät nähme ſie zu Gnaden an und ließe ſie mit uns gegen die Heiden ziehen und die Feinde Gottes vertilgen helfen. König Karl ſagte mit zornigem Muthe: „Solches ſoll nicht geſchehen! aber ich will ſie fragen laſſen, ob ſie die Burg Montalban aufgeben und ſich gebunden in meine Hände liefern wollen.“ Da fragte der Biſchof: „Herr König! wer ſoll der Bote ſein, der das fragen ſoll?“ Roland ſagte darauf: „Es iſt Niemand ſo ſtolz oder keck allhier, der ſich ſolches unterſtehen dürfte.“ Als der König dies hörte, ſagte er: „Roland, ich weiß keinen Beſſern oder Bequemern dazu, als eben Euch; deshalb ſollt Ihr zu Reinold gehen und ihm ſagen: wo er mir die Burg zu Montalban nicht übergeben will und was ich ſonſt mehr von ihm begehren werde, ſo will ich in ſeinem Lande keinen Stein auf dem andern laſſen, ſondern Alles verheeren und verderben, was ich finde.“ Roland bedachte ſich bald und ſagte: „Gnädiger Herr und König! ich will es gern thun;“ und rüſtete ſich und zog nach Montalban. Als er zu Reinold kam, grüßte er ihn ſammt ſeiner Geſellſchaft ganz freundlich und ſagte: „Vetter Reinold, ich bin hierher zu Euch geſchickt von König Karl, und ſoll Euch anzeigen, daß Ihr ihm die Burg Montalban übergeben ſollet, und ſollet mit Allen denen, die in Montalban ſind, mit einem Strick um den Hals, willig und barfüßig kommen und ihm zu Füßen fallen; und ſofern Ihr ſolches nicht thun wollet, ſo will er Euer ganzes Land verheeren und verbrennen; und wo er Euch ſammt Euren Brüdern bekommen kann, ſo will er Euch henken laſſen.“ Reinold hörte dieſe Botſchaft an. Als Roland ausgeredet hatte, ſagte er zu ihm: „Der, welcher mir als einem Landesherrn alſo drohen darf, und will, ich ſoll ihm Land, Leut, Leib und Gut übergeben, der iſt ſelbſt des Todes würdig! Aber, Freund und Vetter Roland, ich begehre von Euch, daß Ihr dem König wieder anzeigen ſollet: Ich erbiete mich und meine Brüder in ſeine Gnade und will ihm übergeben Land und Leute, Dörfer und Städte als ſein Eigenthum, und ich will ihm auch laſſen die Burg Montalban; doch ſoll er mir ſie als ein Lehen überlaſſen; verſpreche auch für mich und meine Brüder, ihm allenthalben zu dienen mit Leib und Blut, wo er unſer nöthig hat, ſo er uns zu Gnaden aufnehmen will, auf daß wir bei unſern Aeltern, Weib und Kindern bleiben mögen. Wenn er uns in ſeinem Land und Königreich aber nicht leiden will, ſo wollen wir uns in andre Länder begeben und das Kreuz mit Geduld ertragen, und daſelbſt ſieben Jahr lang bleiben. Soſern er aber dieſe vorgeſchlagenen Punkte nicht eingehen will, ſo ſagt ihm, Roland, frei, daß er ſich hüte, wo er kann: denn ich will ihm allen Schaden thun, der mir möglich iſt, und will alſo lang Krieg gegen ihn führen, als ich Volk aufbringe!'' Roland ſagte: ,,Freund Reinold, es ſoll Alles geſchehen, ich will es dem Könige ſo hinterbringen und hören, was er dazu ſagen wird.'' Somit ging er wieder zu dem Könige und that dem zu wiſſen, was ihm Reinold befohlen hatte. Als der König von Roland des Reinolds Meinung vernommen, ward er zornig und ließ überall die Wachen verſtärken; ließ auch Alles wohl mit Volk verſehen und brachte eine große Menge zu Roß und Fuß zuſammen. Als aber Reinold das hörte, ließ auch er all ſein Volk waffnen und die Pferde rüſten und zog zu Felde. Da ward eine große Schlacht, und Reinold und ſeine Brüder erſchlugen dem Könige viel Volks. Reinold ſtieß auf einen franzöſiſchen Edelmann, daß er von ſeinem Pferd todt auf die Erde fiel. Als der König ſah, daß Reinold unter ſeinem Volke ſo großen Schaden that, rief er ſeinen Genoſſen zu: ,,Ihr Herren, ſtellt Euch zur Wehr! denn Reinold thut mit ſeinen Brüdern großen Schaden.'' Da die Franzoſen das hörten, daß der König ernſtlich war, marſchirten wohl tauſend Mann auf Reinolds Volk; ſie wehrten ſich aber ritterlich. Als der König das ſah, ſagte er zu Roland und Olivier und zu allen Genoſſen: „Folget mir Alle nach, ſo Ihr Euer Leben behalten wollet!“ und ritt auf Reinold und ſein Volk. Als Reinold ſah, daß der König ſtracks auf ihn zu kam, floh er vor ihm; der König rief ihm und ſagte: „Reinold! hieher, und ſtich auf mich!“ Reinold antwortete dem König und ſagte: „Herr König! das ſoll unverzüglich geſchehen;“ gab ſeinem Pferde die Sporen und ritt ſo ſtark auf den König, daß er vom Pferde fallen mußte, und wäre wohl da geblieben, wenn ihm Roland nicht Hilfe geleiſtet hätte. Alsbald rief Reinold ſeinem Volke zu und ſagte: „O, Ihr Gasconier! jetzt brauchet Euch und ſetzet tapfer unter die Franzoſen, denn wir ſind jetzt Meiſter!“ Als der König dies hörte, ſagte er: „Reinold, ich hoffe, Du wirſt daran lügen!“ Alsbald erſah er den Malegys; dieſer aber war nicht faul und wehrte ſich tapfer, ſo daß ihm das Pferd unter dem Leibe todt blieb; doch kam er gleich wieder auf ein anderes Pferd und focht mit dem Schwert und fällte damit manchen Franzoſen. Darüber war Reinold ſehr erfreut, und ſo zogen ſie wieder ab und begaben ſich nach Montalban. — Als der König ſahe, daß ſeines Volkes ſo viel todt geblieben und Reinold ihm entronnen war, wurde er ſehr betrübt und ſagte zu ſeinen Genoſſen: „Nun hat mir Reinold ſoviel Schaden gethan, daß ich es ihm nicht vergeben kann.“ Dieſer Streit hat zwiſchen dem König und Reinold wohl ſieben Jahre gewährt, wie die Geſchichte meldet. Die Genoſſen hielten auch noch immer bei dem König an, daß er ein Parlament halten ſollte, um den Krieg beizulegen, welches der König endlich auch that. Als Reinold hörte, daß ein Parlament ausgeſchrieben war, erſchien er daſelbſt und kam in eigener Perſon vor den König, grüßte ihn und ſagte: „Gnädigſter Herr König! der große König des Himmels und der Erde müſſe

Euer Majeſtät Beſchützer ſein!“ König Karl ſagte: „Was grüßeſt Du mich noch, und haſt mir ſo großen Schaden gethan!“ Reinold ſagte: „Herr König! den Schaden will ich wieder gut machen und für meine Miſſethat begehre ich Strafe zu leiden. Ich werde mich beſſern nach allem Vermögen, und ſo es Euer Majeſtät gefällig iſt, ſo wollen wir uns Euch mit Leib und Gut ergeben.“ Auf ſolches hieß der König ihn abtreten, er wolle ſich mit ſeinen Herren und Freunden darüber beſprechen. Dieſe waren Griffon, Alloret und Forcier; denn die andern Genoſſen waren zu Montalban geblieben. Forcier ſagte zu dem König: „Gnädiger Herr! Reinold iſt zwar allhie erſchienen; aber Ihr gedenket nicht, daß er Euren Sohn Ludwig erſchlagen hat: und den ſolltet Ihr zu Gnaden annehmen?“ Als Ogier das hörte, fürchtete er, Forcier möchte etwas mehr gegen den Reinold ſagen, und lief eilend dazu und ſagte. „Schweiget ſtill, Forcier! laſſet mich reden; Ihr ſolltet billig auf kein Parlament kommen!“ Da ſagte der Biſchof Turpin: „Das iſt wahr, Ogier; ſie rathen dem König, daß er allezeit zu ſtreiten hat, damit das Land und die Unterthanen verdorben werden. Aber, Herr König! ich rathe: Euer Majeſtät wolle Reinold mit ſeinen Brüdern zu Gnaden aufnehmen und ſich mit ihnen verſöhnen, ſo mögen ſie gegen die Heiden ziehen und uns das Land gewinnen helfen, denn ſie ſind die beſten Kriegshelden, die ich im ganzen Lande weiß.“ Da ſagte der König: „Nein! ich will das nicht thun; ſoll ich mich mit dem verſöhnen, der mir meinen Sohn und ſo viele andere Ritter und Volks erſchlagen hat?“ Als das Parlament ſah, daß ſie nichts erhalten konnten, ſchieden ſie von einander, und der König ſchwur, er wollte Reinold henken laſſen. Da ſagte Reinold zu dem König: „Weil ich denn ſehe, daß ich von Euer Majeſtät keine Gnade erlangen kann, ſo wiſſe Euer Majeſtät! daß ich mit meinen Brüdern das Aeußerſte thun werde; und ſo wir Eure Perſon bekommen können, es mag über kurz oder lang ſein, ſo wollen wir Euch das Haupt abſchlagen! Darum möget

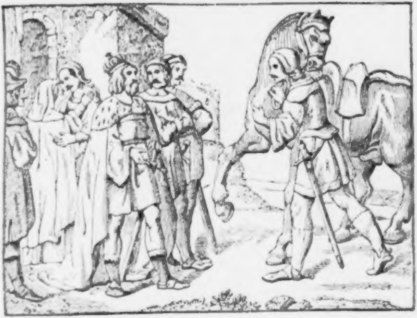
Ihr Euch vorſehen!“ Als der König das hörte, daß Reinold noch ſo muthig war, ſagte er: „Pfui, Du loſer Lecker! willſt Du Dich mit Gewalt gegen mich auflehnen und bedroheſt mich?“ Reinold ſagte: „Ja, Herr König! das will ich thun; warum wollet Ihr Euch mit uns nicht verſöhnen!“ Alſo ſchieden ſie in Unfrieden von einander. Reinold ritt hierauf nach Montalban und rüſtete ſich zum Streite. König Karl ließ auch Alles herbei bringen, was zum Sturm der Burg nöthig war. Reinold fiel etlichemal heraus mit ſeinem Volk und that großen Schaden. Die Herren gingen auf einander mit ſolcher Kraft, daß ihnen die Speere zerſprangen, die Pferde niederfielen und ſtarben. Malegys ritt auf den König und hätte ihn beinahe erſchlagen: aber der ward entſetzt von Roland, Olivier und Ogier. Roland that einen Streich auf Malegys, daß er vom Pferde fiel und in Ohnmacht kam. Alsbald ſprang Roland von ſeinem Pferde, band dem Malegys Hände und Füße und führte ihn in des Königs Lager. Des Morgens ſtieß Roland auf Rittſart, daß ſie alle Beide von den Pferden fielen. Rittſart war getroſt, ſah wie er am beſten wieder auf ſein Pferd kam und wehrte ſich tapfer. Salomon von Bretagne ritt auf Adelhart; der wehrte ſich mannlich, daß ihnen Beiden ihre Speere zerſprangen und Salomon mit dem Schwert von ſeinem Pferde gebracht wurde. Forcier erſah dieſes bald, kam wieder auf ein Pferd und ritt auf Writſart; der wehrte ſich tapfer und durchſtach den Forcier. Darüber erzürnte ſich der König und rief Monoy zu ſich, und die Herren ritten alle in der Ordnung hinter dem Könige. Dieſes ſah Reinold und gedachte, was ſoll das werden? Indem ritt der König wieder auf Writſart; und da der dies merkte, ging er auf den König mit ſolcher Stärke, daß er vom Pferde fiel. Reinold kam auch in den Streit, rief ſein Volk an und ſagte: „Ihr Herren von Montalban, nun wehret Euch ritterlich; denn fürwahr, wir werden den König ſchlagen und obſiegen!“ Der König hörte dies und ſagte: „Reinold, ich hoffe, Du wirſt gelogen haben!“ ſaß hierauf zu Pferd und ging auf Reinold. Der aber ſah ſich wohl vor und ritt von dannen. Indem kamen die Genoſſen und ſetzten mit Gewalt unter des Reinolds Volk, ſo daß ſie in kurzer Zeit bei dreihundert Mann erſchlugen. Als Reinold das ſah, forderte er ſein Volk ab und ſagte: „Ihr Herren von Montalban, folget mir und laßt uns fliehen, denn der König iſt uns zu mächtig!“ Alſo zog Reinolds Volk wieder in die Burg. Reinold blieb hinter ihnen und beſchützte ſie. Malegys blieb gefangen. Als Reinold in die Burg kam, ſah er ſeinen Freund Malegys nicht und fragte gleich nach ihm. Da ward ihm geſagt, wie er gegen den König gefochten hätte, und alle Beide von den Pferden gefallen wären; aber die Genoſſen hätten dem König wieder auf das Pferd geholfen und Roland Malegys gefangen genommen. Reinold, dies hörend, ward traurig, ſeufzte gen Himmel und ſprach: „O allmächtiger Gott! ſoll ich denn meinen Vetter alſo jämmerlich verlieren? O widerwärtiges Glück! wie wendeſt Du Dich alſo?“ Indeſſen gingen ihnen die Lebensmittel aus. Als Adelhart dies ſah, ſagte er zu ſeinem Bruder: „Ich bitte Dich, ſei nicht traurig! denn Du ſiehſt, daß wir keine Lebensmittel mehr haben; darum laß uns die Burg aufgeben.“ Nun zog König Karl mit ſeinem Volk in ſein Lager und hörte daſelbſt einen Jeden klagen, daß ſie viel Volks auf dem Platz gelaſſen hätten, und ſonderlich viel von ſeinen Freunden erſchlagen wären. Da ſprach König Karl: „Das will ich noch rächen an dem Reinold, über kurz oder lang, ſo wahr ich König bin!“ Malegys, dies hörend, fing an und ſagte: „Herr König! ich bitte, Ihr wollet Euch doch mit dem Reinold verſöhnen! er wird Euch beiſtehen bei Tag und Nacht, und helfen Euer Majeſtät vertheidigen, wo er kann und mag.“ Da ſchwur der König und ſagte: „Hätte ich ihn hier, ich wollte ihn neben Dir henken laſſen!“ und rief dem Griffon und Alloret; denen befahl er: ſie ſollten an dem Berge einen Galgen aufrichten laſſen, denn er müßte Malegys noch heute henken laſſen. Da Malegys hörte, daß er hangen ſollte, bat er den König und ſagte: „Gnädigſter Herr König! ich bitte, Ihr wollet mich noch leben laſſen bis morgen, daß ich meine Sünden überlegen und dieſelben bereuen kann! ich will Euer Majeſtät Bürgen ſtellen, daß ich nicht entfliehen will.“ Der König ſagte: „Nein, Malegys; ſo ging es zu Paris auch, da Du den Genoſſen ihre Schwerter mitnahmeſt.“ Malegys antwortete: „Fürwahr, Herr König! ſo wahr ich Malegys heiße, ich will nicht entlaufen, es ſei denn, daß Euer Majeſtät mit mir gehe.“ — „Was? ſagte der König, Du falſcher Laurer! ich ſoll mit Dir gehen?“ — „Ja, ſagte Malegys; ich will Euer Majeſtät nach Montalban führen zu Reinold, und daſelbſt ſollet Ihr freundlich und wohl empfangen werden. Ich bitte Euch, gnädiger Herr König! Ihr wollet Euch daſelbſt mit dem kühnen Helden verſöhnen und ihn zu Gnaden annehmen. Wo aber nicht, ſo werden alle Eure Herren und Freunde von Euer Majeſtät abweichen und dem Reinold zufallen.“ — „Was! ſagte der König, willſt Du nun vom Frieden reden, da Du ſiehſt, daß Du hangen mußt?“ Malegys ſagte: „Herr König! ich will Euch meinen Vetter Roland zur Geißel ſetzen, daß ich Euch nicht entweichen will.“ Der König fragte Roland, ob er das thun wollte? Roland ſagte: „Ja, Herr König!“ Der wußte aber nicht, was Malegys im Sinne hatte. Ungefähr um die halbe Nacht brauchte Malegys ſeine Kunſt, daß er vom Gefängniß entledigt ward, ging vor des Königs Bette und ſagte: „Herr König! Reinold hat entboten, wir ſollen nach Montalban kommen, er will die Burg aufgeben.“ Der König erwachte aus ſeinem Schlaf, ſah den Malegys vor ſeinem Bette ſtehen und wußte nicht, was er antworten ſollte, denn Malegys hatte ihn bezaubert. Doch ſagte er: „Ich wollte, daß wir ſchon auf der Reiſe wären.“ Malegys ſagte: „Herr König! ſtehet denn auf und laſſet uns gehen!“ — „Nein! ſagte der König, ich muß noch ſchlafen.“ Da nahm Malegys den König auf ſeine Schultern und trug ihn alſo ſchlafend nach Montalban und legte ihn daſelbſt in ein ſchönes Bett. Hierauf ging er zu Reinold und ſagte zu ihm: „Vetter Reinold, ich bringe den König Karl in Eure Burg und gebe ihn Euch gefangen.“ Reinold verwunderte ſich und ſagte: „Wie geht das zu, daß Ihr den König gefangen bringet? ſeid Ihr doch ſein Gefangner geweſen!“ — „Ja, ſagte Malegys, es iſt jetzt nicht anders, er iſt Euer Gefangener.“ Reinold ſtand auf und fand es, wie ihm Malegys geſagt hatte. Indeſſen ging Malegys zu des Reinolds Brüdern und zeigte ihnen auch an, was ſich mit dem König zugetragen hätte. Danach ward der König wach, ſah ſich um und ſah Reinold ſammt ſeinen Brüdern vor ſich ſtehen. Da wurde er ſehr traurig und mißzufrieden und ſagte: „Dies hat Malegys durch ſeine Kunſt gethan; Gott wird ihn darum ſtrafen!“ Reinold fiel auf die Knie und bat den König um Gnade: der König aber ſchlug es ihm ab und wollte nicht. Da Rittſart dies hörte, ward er zornig und ſprach: „Herr König! wo Ihr uns nicht zu Gnaden aufnehmen wollt, ſo müſſet Ihr allhier ſterben!“ — „Wie, ſagte der König, willſt Du, loſer Schalk! Dich gegen mich aufwerfen und Gewalt an mir üben?“ Da trat Rittſart zu dem König und zog ſein Schwert gegen ihn aus; aber Reinold war ſanftmüthig, verhinderte es und ſprach: „Was willſt Du thun, Bruder? willſt Du den König erſchlagen? er iſt unſer Herr und wirds ſein Lebtag bleiben!“ Da ſagte der König zu Reinold: „Wollt Ihr mich gehen laſſen in mein Lager?“ Da ſagte Reinold: „Wollet Ihr Euch mit uns verſöhnen und uns zu Gnaden aufnehmen?“ — „Nein!“ ſprach der König. Da ſprach Reinold: „Thut Ihrs nicht, Herr König, ſo müſſet Ihr allhier ſterben!“ Malegys hörte, daß der König ſo hart war und ſprach: „Herr König! verſohnet Euch mit Euren Vettern, das rathe ich.“ Da ſprach der König: „Ich wills aber nicht thun und ſollt ich gleich ſterben! und verflucht mußt Du ſein, Du loſer Schelm! mit Deiner verfluchten Kunſt haſt Du mich hieher gebracht.“ Malegys ſprach: „Herr König! bedenkt Euch wohl und machet mit Euren Vettern Frieden, oder es wird übel ablaufen!“ Adelhart ſprach: „Vetter, ich ſag Euch fürwahr! er muß Friede mit uns machen, oder er kommt nimmer wieder nach Frankreich.“ Wie Malegys ſah, daß der König ſo hart war, ſprach er: „Ich ſehe, es iſt vergebens; ich befehle Euch Gott! nun will ich keine Hand mehr gegen die Krone von Frankreich aufheben.“ Alsbald ging er und wurde ein Einſiedler und blieb wohl vier Jahre als ſolcher. Der König aber ſprach: „Reinold, laſſet mich in mein Lager gehen! ich will Euch gute Antwort geben.“ Reinold ſagte: „Das iſt uns lieb, Herr König! gehet hin, wenns Euch gefällt; wir haben Euch nicht gefangen.“ Mit dieſen Worten nahm der König Abſchied von Reinold und ſeinen Brüdern und kam in ſein Lager. Als die Herren den König wieder ſahen, waren ſie froh, und empfingen ihn freundlich, denn ſie hatten nicht anders gemeint, als Malegys hätte ihn umgebracht. Der König erzählte ihnen, wie ihn Malegys gefänglich dem Reinold nach Montalban geliefert, und wie ihn Ritſart bald erſchlagen hätte, wenn ihn Reinold nicht beſchützt und ihn fortgeleitet hätte. Alsbald ließ er den Herzog von Baierland zu ſich fordern und befahl ihm, er ſollte nach Montalban reiten und Reinold ſagen, er ſolle kommen und ſich in die Hand des Königs geben. Der Herzog that ſolches und ritt nach Montalban. Reinold ſtand auf der Zinne, ſah den Herzog kommen, ging ihm entgegen und empfing ihn ſehr freundlich. Der Herzog that ſeine Botſchaft und ſprach: „Edler Herr Reinold! der König von Frankreich hat mich zu Euch geſchickt und begehrt, daß Ihr Euch gefänglich in ſeine Hand geben und zu ihm kommen ſollet.“ Reinold ſprach:

„Nein, das thu ich nicht! will er uns aber unſer Leben ſchenken, ſo wollen wir in allem Gehorſam und Freundſchaft zu ihm kommen, und Alles gut machen, was wir gegen ſeine Majeſtät verübt haben.“ Da ſagte der Herzog: „Reinold! wenn Euch aber der König auf gut Geleit zu ſich kommen ließ, wollet Ihr ihm dann die Schlüſſel von der Burg überliefern?“ Reinold ſprach: „Ja, ſo fern er uns kein Leid thun und ſich mit uns verſöhnen will!“ Da ſchied der Herzog von Reinold und ritt zu dem König und zeigte ihm an, was Reinold geantwortet hatte. König Karl wurde zornig, als er dies hörte, und ſprach: „Wollen ſie nicht gern, ſo will ich ſie mit Gewalt zwingen! denn ich weiß, ſie haben keine Lebensmittel mehr.“ Alsbald ließ er die Burg von allen Seiten beſtürmen. Als Reinold dies ſah, wurde er betrübt und ſprach zu Clariſſa, ſeiner Frau: „Beyart muß nun ſterben, denn wir haben ſonſt nichts zu eſſen.“ Er ging in den Stall und wollte Beyart umbringen, um das Pferd zu eſſen, denn ſie hatten die andern Pferde alle ſchon aufgezehrt. Rittſart ſagte: „Bruder, laß Beyart leben und thue ihm nichts; wer weiß, was uns Gott geben wird!“ Dieſe Worte hörte und verſtand das Roß, wie ein Menſch, und fiel auf ſeine Knie, als wenn es um Gnade bitten wollte. Als Reinold die Demuth des Pferdes ſah, jammerte ihn daſſelbe und er ließ es leben. Adelhart ſprach: „Bruder, ich habe einen andern Rath gefunden, daß wir noch eine Zeitlang leben können. Wir wollen Beyart alle Tage, ſo lang er es ertragen kann, zur Ader laſſen und von ſeinem Blut leben, bis es beſſer wird.“ — Dunay ſah, daß ſie nichts zu eſſen hatten, und ſprach zu den Genoſſen: „Ihr Herren! Reinold muß gewiß mit den Seinigen noch Hungers ſterben; denn ſie haben ihre Pferde alle gegeſſen, bis auf Beyart.“ Roland und der Biſchof Turpin waren über ſie mitleidig und der Biſchof ſagte: „Roland! es iſt eine Schande vor der Welt und eine Sünde vor Gott, daß wir unſere Verwandten vor Hunger vergehen laſſen! Wir wollen den König bitten, weil er will, daß man die

Burg beſtürmen ſoll, daß er Roland mit ſeinem Volk den Vorzug laſſe; alsdann ſollen ſie die Burg ohne des Königs Wiſſen mit etwas Speiſe verſehen.“ Die Herren ſahen den Rath für gut an, gingen zum König und begehrten, er ſolle Roland den Vorzug vergünſtigen. Der König bewilligte es gern und die Herren rüſteten ſich und kamen vor Montalban. Als Reinold dies merkte, faßte er Herz zu ſtreiten; denn er hatte noch eintauſend fünfhundert Soldaten bei ſich; König Yvo und Malegys hatten ihm auch Jeder eintauſend und fünfhundert Mann geſchickt. Gleichwohl war er traurig und ſagte zu ſeinen Brüdern: „Jetzt ſtehen wir in großer Gefahr! denn Roland, Dunay, Ogier, Olivier und der Biſchof Turpin kommen und wollen uns heimſuchen; und wenn ſie Ernſt gebrauchen, ſo können wir ihnen nicht lange widerſtehen.“ Als ſie nun Alles fertig hatten, und ihr Lager befeſtiget war, brachte ihnen der Biſchof Turpin allerlei Proviant zu, alſo, daß Reinold mit ſeiner Geſellſchaft beinahe ein Jahr genug zu eſſen hatte. Die Herren waren auch mehr dem Reinold, als dem Könige zugethan. Danach zogen ſie zum König und zeigten ihm an, daß ſie nichts hätten ausrichten können. Reinold und ſeine Geſellſchaft freueten ſich, daß ſie ſoviel Proviant bekommen hatten, und er gab auch Beyart ſoviel zu eſſen, daß er innerhalb vierzehn Tagen wieder ſo ſtark wurde, als er jemals geweſen war. Nach dieſem forderte Reinold ſeine Brüder zuſammen und ſprach: „Lieben Brüder! was ſollen wir jetzt thun? bleiben wir länger hier, die Lebensmittel möchten wieder ausgehen. Ich rathe, daß wir nach der Burg Ardane ziehen, da können wir uns beſſer erhalten, als hier.“ Als Frau Clariſſa dieſes hörte, wurde ſie betrübt und ſprach: „Allerliebſte Freunde! warum wollet Ihr in ſolcher Gefahr von mir ziehen?“ Reinold ſprach: „Es iſt dem König allein um uns zu thun; darum wollen wir uns nach Ardane begeben, da werden wir ſicherer ſein als hier; und zudem thun wirs darum, daß Ihr Euch deſto beſſer erhalten könnet mit dem was Ihr noch habt.“ Hierauf nahm er Urlaub von ſeiner Frau und ritt mit ſeinen Brüdern auf dem Roß Beyart heimlich zu einer Waſſerpforte hinaus, damit ſie nicht verrathen würden. Als ſie ein wenig von der Burg waren, ward es dem König Karl zu wiſſen gethan, daß Reinold mit ſeinen Brüdern auf dem Roß Beyart von der Burg entweichen und ſich nach Ardane begeben wollte; da ließ er ſogleich ſein Volk waffnen und ritt ihnen nach. Alloret war am beſten beritten, der war auch der Vorderſte und ritt in aller Eil auf Reinold zu. Er ſtieß dem Reinold mit ſeinem Speer durch den Schild, daß jener vorn abſprang und in dem Schilde ſtecken blieb; Reinold fehlte ſeiner auch nicht, rannte wieder auf ihn zu und ſtieß ihm mit ſeinem Speer durch den Schild und ihn ſelbſt auch durch und durch, ſo daß er von dem Pferde fiel. Als der König ſah, daß Alloret todt war, ritt er auch auf Reinold zu und meinte ihm desgleichen zu thun; aber Reinold war aufs beſte beritten und nahm die Flucht nach dem Schloß Ardane. Als er nahe zu demſelben kam, ſahen ſie von der Burg, daß es Reinold war, und eröffneten geſchwind das Thor, daß er hinein kam. Als Reinold darinnen war, ſah er nach dem Proviant, was für Vorrath da wäre. Mittlerweile ſchlug der König ſein Lager vor Ardane, belagerte es in aller Eil und ſprach zu Roland: „Mich dünkt, daß Reinold und ſeine Brüder mich je länger je mehr erzürnen und meinen, mir noch mit Beyart zu entkommen, welches ſie oftmals aus der Gefahr errettet hat. Aber ich verſichere, wofern ich das Roß einmal in meine Gewalt bekomme, ſo will ich es zur Stunde umbringen laſſen!“ und bekräftigte es mit einem Eide, daß er von der Burg nicht weichen wolle, er hätte denn das Roß in ſeiner Hand und Reinold ſammt ſeinen Brüdern gefangen. Reinold und ſeine Geſellſchaft waren auf der Burg in großen Sorgen und befürchteten, ſie müßten ſie aufgeben und ſich gefangen geben, denn ſie konnten ſich gegen die Gewalt des Königs nicht wohl erhalten. Der König kam ſelbſt ſo nahe an die Burg, daß er den Reinold fragte, ob er ſie aufgeben wollte? Reinold antwortete dem Könige! „Ja! ich will ſie Euer Majeſtät nicht weigern;“ und ſprach weiter: „Gnädigſter Herr König! gedenkt, daß Ihr unſer Vetter ſeid, und daß ich Euch gefangen gehabt und Euch freiwillig wieder los gelaſſen habe!“ Indem bekam der König Nachricht, daß ſeine Schweſter, Frau Aya, im Lager mit noch drei Königinnen, drei Grafen und mehren andern Herren angekommen wäre. Da verließ der König den Reinold und begab ſich zu ſeiner Schweſter, um zu vernehmen, was ihr Begehren wäre. Als Frau Aya zum Könige kam, fiel ſie ihm mit den andern Königinnen zu Fuß und bat ihn freundlich, daß er Reinold und ſeine Brüder zu Gnaden annehmen wollte, denn der Krieg hätte nun in die ſieben Jahre gewähret; desgleichen thaten auch die Genoſſen von Frankreich und andere Herren mehr. Als der König die Demuth ſeiner Schweſter ſah und wie ſie ihm zu Füßen lag, wurde er durch ihr bitterliches Weinen bewegt und ſagte: „Liebe Schweſter! Du thuſt jetzt wie eine fromme Mutter; darum will ich Dein demüthiges Herz und freundliches Bitten anſehen. Wenn mir Reinold ſein Roß Beyart geben will, meines Gefallens damit zu leben, ſo will ich ihn und ſeine Geſellſchaft gnädig annehmen!“ Als Frau Aya dieſe Worte vom König, ihrem Bruder hörte, wurde ſie hoch erfreut, lobte und dankte Gott heimlich in ihrem Herzen und ſprach: „Gnädiger Herr Bruder! ich bitte, ſo es Euer Majeſtät beliebt, ſo will ich zu meinen Kindern in die Burg gehen und ihnen Eure Meinung anzeigen und fragen, ob ſie die Burg aufgeben und ſich in Euer Majeſtät Gnade begeben wollen.“ Der König ſagte: „Ja, Schweſter! gehet hin und verkündet ihnen, was ich Euch geſagt habe; denn es iſt kein ander Mittel, mich zu verſöhnen!“ Frau Aya war wohl zufrieden und ging in die Burg zu ihren Kindern; die empfingen ſie ſehr freundlich. Sie erzählte ihnen des Königs Begehren. Als Reinold und ſeine Brüder des Königs Willen durch ihre liebe Mutter vernommen, ſprach Adelhart: „Bruder, ich wollte lieber tauſendmal Feindſchaft gegen den König haben, als daß ich bewilligen ſollte, was ich jetzt höre!" Desgleichen ſagten auch die andern Brüder. Als Reinold der Brüder Meinung angehört, ſprach er: „Lieben Brüder! können wir unſere Verſöhnung durch das Roß erwerben, ſo laſſet es geſchehen; ſo kommen wir aus der Gefahr, denn wir können des Königs Gewalt nicht widerſtehen." Er ging deshalb zu ſeiner Mutter, Frau Aya, und ſagte ihr: wie ſie dem Könige das Roß gerne geben wollten, und noch viel mehr, wenn ſich der König mit ihnen verſöhnen laſſen, ſie zu Gnaden annehmen, und Alles verzeihen und vergeben wollte, was ſie gegen ſeine Majeſtät gehandelt hätten. Die Frau, als eine getreue Mutter, ging wieder zum König und zeigte ihm die Antwort an, die ſie von ihren Kindern empfangen hatte.

Wie die vier Heymonskinder dem König Karl das Roß Beyart übergaben, welches der König ertränken ließ; und wie Reinold ein Einſiedler wurde.

Als nun der Friede zwiſchen König Karl und des Heymons Kindern durch Fürbitte ihrer Frau Mutter Aya geſchloſſen war, kamen ſie zuſammen vor der Burg Ardane und ließen das Roß Beyart vor ſich herführen. Als ſie vor den König kamen, fielen ſie ihm zu Füßen und baten ihn um Gnade. Der König hieß ſie aufſtehen und empfing ſie in Gnaden im Beiſein aller Edelleute und des ganzen Raths; ſolches geſchah nicht ohne große Freude, und ſonderlich der Frau Aya, ihrer Mutter. Danach nahm Reinold das Roß Beyart, gab es dem König und ſagte: „Herr König! das Roß ſei Euer Majeſtät übergeben, Ihr möget damit thun was Euch beliebt!" Der König nahm es an und vollbrachte ſeine Verheißung damit. Er ließ ihm zwei Mühlſteine an den Hals binden und es von der Brücke



in das Waſſer werfen. Das Roß ging anfänglich zu Grunde, kam aber bald wieder herauf und fing an zu ſchwimmen. Es ſah alsbald ſeinen Herrn Reinold, eilte auf ihn zu, ſchlug die Steine ab, kam an das Land und lief dem Reinold nach. Es ſtellte ſich ſo freundlich gegen ihn, als wenn es Verſtand gehabt und hätte ſagen wollen: „Warum haſt Du mir das gethan?" Als der König das ſah, ſagte er: „Reinold, gib mir das Roß wieder, es muß ſterben!" Reinold ſagte: „Herr König! es iſt Euer Majeſtät ungeweigert." und gab es ihm. Der König ließ ihm hernach an einen jeden Fuß einen Mühlſtein binden und an den Hals zwei und hieß es wieder in das Waſſer werfen. Beyart kam wieder über ſich, ſah ſeinen Herrn wieder, ſchlug die Mühlſteine zu Stücken und kam zu ihm. Als Adelhart dies ſah, lief er zu Beyart und liebkoſte es. Der König und die andern Herren verwunderten ſich über des Roſſes Stärke und begehrten von Reinold zum drittenmal das Roß. Da ſagte Adelhart: „Verflucht mußt Du ſein, Bruder, ſo Du das Roß wieder von Dir gibſt!“ Reinold ſagte: „Bruder, ſchweig ſtill; ſoll ich um des Roſſes willen des Königs Ungnade erregen?“ Da ſagte Adelhart: „Ach Beyart! wie wird Dir jetzt für Deine treuen Dienſte gelohnt, die Du meinem Bruder und uns Allen erzeigt haſt!“ Reinold gab dem Könige das Roß wider ſeiner Brüder Willen und ſagte: „Herr König! ſo es nun wieder herauskommt, fange ich es nicht wieder, denn es thut meinem Herzen zu weh.“ Da ließ der König dem Roß an den Hals einen Mühlſtein binden und an jeden Fuß zwei und ließ es wieder in das Waſſer werfen, und verbot dem Reinold, daß er ſich nicht nach dem Roß umſehen ſollte, ſonſt könnte es nicht zu Grunde gehen. Dennoch kam das Roß wieder über das Waſſer, ſtreckte den Kopf heraus und ſah nach ſeinem Herrn, als wäre es ein Menſch geweſen, der nach ſeinem Freund geſehen hätte, daß er ihm helfen ſollte. Es war aber vergebens, und zuletzt ging es zu Grunde, weil es Reinold nicht anſehen durfte. Als Reinold den Jammer des Roſſes anſah, verſchwor er ſich, ſein Lebtag kein Pferd mehr zu reiten, noch Sporen an ſeine Füße zu bringen und kein Schwert mehr an ſeine Seite zu gürten, und gelobte Gott, er wolle ein Einſiedler werden, und begab ſich in einen wilden Wald. Doch dachte er daran, daß er zuvor nach Hauſe ziehen und für ſeine Kinder ſorgen müſſe, wenn ſie aufwüchſen, was ein Jedes haben ſollte. Alſo nahm er Urlaub vom Könige und von ſeinen Brüdern und ging nach Montalban; aber ſeine Brüder blieben bei dem Könige. Als er nach Montalban kam, ward er freundlich von ſeiner Hausfrau und ſeinen Kindern empfangen. Die Frau fragte ihn: „Wo ſind Eure Brüder, Herr? und wo habt Ihr Beyart?“ Reinold ſagte: „Liebe Frau, meine Brüder ſind bei dem Könige geblieben und Beyart iſt ins Waſſer geworfen und ertränkt worden.“ Als die Frau das hörte, ward ſie traurig und fiel in Ohnmacht.

Reinold hob ſie auf und half ihr ins Bett und küßte ſie freundlich; da kam ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie weinte aber bitterlich; und Reinold tröſtete ſie und erzählte ihr Alles, was ſich zugetragen, auch wie Beyart ertränkt worden war. Da ſagte die Frau: „Das iſt mir leid, daß Ihr das gute Roß habt verlaſſen müſſen; jedoch aber iſt mir des Königs Huld noch viel lieber, denn wir können ſeiner Macht doch nicht länger widerſtehen.“ Als dieſe Rede ein Ende hatte, ließ Reinold ſeine Kinder zu ſich fordern und ſchlug ſeinen älteſten Sohn Emerich zum Ritter, machte ihn zum Herrn über das ganze Land und gab ihm auch die Burg Montalban; den Andern gab er auch ſo viel Städte und Schlöſſer, daß ſie ſich wohl darauf erhalten konnten, ließ ſeiner Frau auch genug, küßte ſie Alle, befahl ſie dem lieben Gott und zog in der Nacht heimlich hinweg mit betrübtem Herzen.

Wie Reinold in eine Wüſte zu einem Einſiedler kam, bei dem er drei Jahre blieb, und wie er hernach das heilige Land gewinnen half.

Als nun Reinold hinweg war, ließen ſie ihn allenthalben ſuchen, fanden ihn aber nirgends. Da waren ſie ſehr bekümmert und riefen Gott fleißig an, daß er ihn bewahren wollte. Wie nun Reinold auf der Reiſe war, kam er in eine Wildniß. Da begegnete ihm ein Einſiedler, der hatte in funfzehn Jahren keinen Menſchen geſehen; denſelben grüßte er. Der Einſiedler dankte ihm und fragte, wie er daher gekommen wäre? und wer er wäre, und was er begehrte? Reinold antwortete ihm und ſagte: „Herr! ich bin jetzt der traurigſte Menſch, der jemals unter der Sonne geweſen iſt; denn ich bin in zwanzig Jahren nicht fröhlich geweſen, weil ich Ludwig, des Königs Sohn aus Frankreich, erſchlagen habe. Ich wollte meine Sünden gern beichten und Buße dafür thun, denn ſie reuen mich von Herzen.“ Der Einſiedler ſagte zu ihm: „Freund, ich höre wohl, Ihr ſeid in grobe Laſter gefallen und habt wider die Gebote Gottes gehandelt; das iſt nicht gut! Nun wohlan! weil Euch Eure Sünden leid ſind und Euch von Herzen reuen, ſo ſollt Ihr dies thun, und auf Eure Knie fallen und Gott den Allmächtigen bitten, daß ers Euch verzeihen wolle, denn ſeine Barmherzigkeit erſtreckt ſich viel weiter als Eure Sünden.“ Wie Reinold alſo getröſtet ward, war er etwas beſſer zufrieden und ſprach: „Herr! ich will bei Euch bleiben, und was Ihr mir gebietet, will ich gern thun.“ Da ſagte der Einſiedler: „Wurzeln und Kräuter ſoll Eure Speiſe ſein, ohne Hemd und Schuh müßt Ihr gehen und alſo Armuth und Elend leiden.“ Reinold ſagte: „Ja, Herr! das will ich Alles gern thun und wenn es noch mehr wäre.“ Alſo blieb er drei Jahre bei dem Einſiedler in der Wüſte, lernte manch ſchönes Gebet von ihm, that wahre Buße und kaſteite ſeinen Leib mit Faſten, Froſt und Kälte dermaßen, daß er matt und krank davon wurde. Als Reinold ſich alſo krank befand, klagte er es dem Einſiedler und ſagte: „Herr, ich befinde mich ſehr ſchwach und meine Kleider werden mir zu weit, dazu leide ich große Kälte; ich fürchte, ich werde es nicht länger ertragen können.“ Da der Einſiedler hörte, daß Reinold ſchwach war, tröſtete er ihn und ſagte: „Bruder, ſeid zufrieden und vertrauet auf Gott! der wird Euch nicht verlaſſen.“ Da Reinold anders keinen Troſt bekam, ſeufzte er zu Gott und ſagte: „Ach Gott! vom Himmel ſieh herab und ſei mir gnädig in meiner Strafe; ich muß jetzt vor Kälte und Hunger ſterben!“ Der Einſiedler ſchickte auch ſein Gebet zu Gott, weil er ein großes Mitleiden mit Reinold hatte. Indem hörte er eine Stimme vom Himmel, die ſagte, daß er ſeinem Mitgeſellen ſagen ſollte, er ſolle ohne Verzug in das heilige Land ziehen und wider die Heiden ſtreiten. Da der Einſiedler das hörte, ward er froh, rief Reinold und ſagte: „Freund! es iſt mir von Gott durch einen Engel befohlen, daß ich Euch ſagen ſolle, Ihr ſollet ohne Verzug in das heilige Land nach Jeruſalem ziehen und unſern Mitchriſten helfen, daß ſie das Land unter den chriſtlichen Glauben bringen mögen.“ Da ſagte Reinold: „Ach Herr! wie ſollte ich das thun? es iſt über fünf Jahre, daß ich mich verſchworen habe, kein Pferd mehr zu reiten, auch kein Gewehr oder Waffen in meine Hand zu nehmen; und wenn ich den Eid brechen würde, ſo möchte mich Gott darum ſtrafen.“ Der Einſiedler ſagte: „Lieber Freund, ſeid Gott gehorſam und thut, was mir der Engel befohlen hat; ziehet in ſeinem Namen!“ Reinold ſagte: „So begehr ich freundlich von Euch, Ihr wollet Gott für mich bitten, daß er mich beſchützen wolle!“ ſchied darauf mit weinenden Augen von ihm und begab ſich auf den Weg nach Ungarn, und kam nach Hrats, da St. Georgius begraben liegt. Daſelbſt fand er ein Schiff, damit fuhr er bis nach Slavonien und kam hernach bis in den Hafen von Tripolis.

Wie Reinold mit den Chriſten von Tripolis auszog wider die Türken und die Stadt Nazareth mit dem ganzen Land eroberte, und wie Malegys, ſein Vetter, in dem Lager zu ihm kam.

Als Reinold zu Tripolis angelangt war, blieb er daſelbſt acht Tage und ruhte aus. Mittlerweile kam Zeitung, daß die Stadt Tiberias belagert ſei und Akers in großer Noth ſtehe, und daß viele Chriſten da todt geblieben wären. Da verſammelten die Herren vierzig tauſend Mann, um die Stadt zu entſetzen, die Beſten zu Pferd und zu Fuß. Als Reinold vernahm, daß die Chriſten auszogen, lief er zu Fuß auch mit, wie ein Pilger. Wie die Türken vernahmen, daß das Volk aus Tripolis gezogen war, eilten ſie ihnen entgegen und wollten ſie zurücktreiben; die Chriſten aber fielen auf ihre Knie und riefen Gott um Hilfe an, denn ihr Haufen war zu gering gegen die Türken. Als ſie nun nahe an einander kamen, entſetzten ſich die Chriſten vor der Türken Macht und wollten fliehen. Als Reinold dies ſah, rief er mit lauter Stimme: „Nicht, Ihr Herren! nicht alſo; ſtellet Euch tapfer zur Wehr und zweifelt nicht: Gott iſt der beſte Kriegsmann, der wird uns aus der Noth helfen und den Feind ſchlagen.“ Da erſah Reinold einen Pflaumenbaum, den zog er aus der Erde und wollte ſich damit wehren. Als die Chriſten dies ſahen, ſchrien ſie: „O heilige Maria! was will doch dieſer Pilger thun? hat weder Hoſen noch Schuh, dazu keine Waffen, und will ſich hier zur Wehr ſtellen! laſſet ihm Waffen geben, damit er ſich wehren kann!“ Alsbald ward ihm ein Harniſch angethan, und aus dem Baum machte er einen Pilgerſtab und erſchlug den Tag viel Saracenen. Unterdeſſen drangen die Saracenen auf die Chriſten ein, daß ſich die Chriſten fürchteten; aber Reinold, der kühne Held, zog allein voran und ſchlug ihrer wohl bei vierzig zu Tod, ehe die Andern herbeikamen. Als die Tripolitaner das ſahen, ſchöpften ſie neuen Muth und riefen Gott an, daß er den Pilger behüten wolle; griffen darauf mit Luſt die Saracenen an, trieben ſie in die Flucht und zertrennten das ganze Heer. Als Reinold ſah, daß der Feind floh, eilte er ihm nach und erſchlug Alles, was ihm zu Handen kam. Danach kam er wieder zu ſeinem Haufen und beſah, wie viel ihrer geblieben waren, fand aber nicht mehr als zwanzig Todte und funfzehn Verwundete, welche er nach Akers führte. — Um dieſelbe Zeit war Malegys auch viele Jahre in der Wüſte geweſen; danach erfuhr er, wie die Saracenen den Chriſten große Drangſal anthäten. Da fiel er auf ſeine Knie und ſchickte ſein Gebet zu Gott, daß er das Chriſtenthum beſchützen wolle. Indem hörte er eine Stimme vom Himmel, die ihm befahl von Gotteswegen, daß er ohne Verzug nach Akers gehen und daſelbſt helfen ſolle den Unfällen der Chriſten wehren; da würde er ſeinen Vetter Reinold finden, der Gott getreulich diene und dem Chriſtenthume mit Gewalt beiſteh'. Als Malegys das hörte, freute er ſich deſſen und eilte ſehr, daß er nach Akers kam. Indeſſen war der Feind in die Chriſtenheit eingefallen und hatte ſein Lager daſelbſt aufgeſchlagen. Als Malegys nun bis gen Akers kam, fand er den Reinold daſelbſt. Reinold empfing ihn ganz freundlich, grüßte ihn, und bewies Einer dem Andern große Ehre. Als Reinolds Mitgeſellen das ſahen, fragten ſie ihn, wer der wäre? Reinold antwortete und ſagte: „Ich ſage für gewiß: wenn Gott und dieſer Mann nicht geweſen, ich wäre ſchon lange todt! denn er hat mich und meine Brüder durch ſeine Kunſt oftmals aus großer Gefahr errettet; er iſt Malegys genannt und iſt mein Vetter.“ Unterdeſſen rüſteten die Saracenen ſich zum Streit und wollten die Chriſten überfallen; dies wurden die Chriſten gewahr und theilten ſich in drei Theile. Malegys und Reinold begaben ſich in den Vorderzug und gingen alſo dem Feind unter die Augen. Malegys erſchlug viele Türken mit ihren Pferden, und Reinold ſchlug auch ſehr tapfer mit ſeinem Pilgerſtab auf die Türken und zertrennte ihre Ordnung. Als die Chriſten ſahen, daß Reinold und Malegys ſo tapfer auf den Feind ſchlugen, verwunderten ſie ſich und griffen ſo heftig an, daß der Feind faſt ganz auf dem Platze blieb. In dem Treffen ſah Malegys den Sultan; da ritt er mit ſeinem Speer auf ihn zu, that ihm aber keinen Schaden. Der Sultan ſtach auch mit Gewalt auf Malegys, daß er vom Pferde fallen mußte. Da Reinold dies ſah, daß ſein Vetter vom Pferde war, überfiel er den Sultan und ſchlug ihn mit ſeiner Wehr, daß er vom Pferde fiel und ſtarb. Da nahm Reinold das Pferd beim Zaum und gab es dem Malegys; der war nicht faul, ſetzte ſich in der Eil wieder auf das Pferd, begab ſich wieder unter den Feind und that großen Schaden.

Wie Malegys und Reinold in das heilige Land zogen und die Stadt Jeruſalem belagerten und eroberten, und wie Malegys daſelbſt blieb.

Wie Reinold und Malegys wieder nach Akers kamen, erhielten ſie Zeitung, daß die Türken die Stadt Jeruſalem eingenommen hätten, worüber ſich die Chriſten in der Stadt ſehr betrübten. Sie hielten deshalb Rath mit Reinold und Malegys, wie ſie dem Feinde widerſtehen möchten. Da ſagte Malegys und bekräftigte es mit einem Eid, er wollte dahin ziehen, die Stadt wieder belagern und nicht davon abweichen, bis der Feind daraus vertrieben und vertilgt wäre, oder er wolle davor bleiben. Als dieſe Verheißung geſchehen, verſammelten die zwei tapfern Ritter Reinold und Malegys all ihr Volk, das ſie haben konnten, zogen vor die Stadt Jeruſalem und belagerten ſie, daß nichts aus- oder einkommen konnte. Als die Türken ſahen, daß ſie belagert waren, fielen ſie mit ganzer Macht heraus und vermeinten die Chriſten hinwegzutreiben: aber die Chriſten wurden ſolches gewahr, ſtellten ſich in eine gute Ordnung und erwarteten den Feind. Als ſich nun der Feind merken ließ, zog Malegys mit Reinold voran; ſie fielen in des Feindes Lager und erſchlugen ſehr Viele, ſo daß ſich Jedermann darüber wunderte. Nach dieſem kam das ganze Heer der Chriſten, trieb die Türken nach der Stadt und blieb allda liegen bei ſechs Monaten. Dieſe Zeit hatten ſie manches Scharmützel mit einander; die Chriſten ſchoſſen täglich auf die Stadt und verderbten Alles; desgleichen ſchoſſen die Türken wieder heraus und beſchädigten viele Chriſten. Bei einem ſolchen Scharmützel wurde der fromme und mannhafte Ritter Malegys mit einem Pfeil geſchoſſen, daß er todt blieb. Als im Chriſtenthume kundbar wurde, daß Jeruſalem von den Chriſten belagert würde, kam den Chriſten eine große Anzahl Volks zu Hilfe aus Armenien, Ungarn und Antiochien, wohl an die dreißig tauſend Mann. Als dies Volk angekommen war, begab ſich Reinold zur Wehr und begann zu ſtürmen und wollte den Tod ſeines Vetters Malegys rächen. Der Feind fiel heraus mit ganzer Gewalt: aber Reinold, der keine andere Waffe als ſeinen Pilgerſtab hatte, erſchlug deren ſo viel, daß wenige wieder zur Stadt liefen. Deswegen gingen alle Hauptleute zu dem Sultan und ſagten: „Wir wollen lieber im Streit, als vor Hunger ſterben; darum laſſet uns ausfallen und verſuchen, ob wir davon kommen können, und laſſet uns uns wehren, ſo lange wir können, zu Ehren unſers Mahomets!“ Als der Sultan ſeines Volks Begehren gehört, bewilligte er es und befahl ihnen, ſie ſollten ſich dazu rüſten. Danach merkten ſie fleißig, vor welcher Pforte Reinold lag; dieſe thaten ſie nicht auf, ſondern eröffneten das andere Thor und fielen heraus. Als die Chriſten, welche ſtets in guter Ordnung waren und fleißig Wache hielten, das vernahmen, thaten ſie ihnen tapfern Widerſtand und ſetzten ſich dermaßen wider den Feind, daß ihrer eine große Zahl todt blieb und eine große Menge ſich gefangen gab. Als Reinold vernahm, daß der Feind an dem andern Orte ausgefallen war, ſchickte er das Volk, welches er bei ſich hatte, auch dahin und blieb allein mit ſeinem Stab vor der Pforte liegen und wollte nicht von dannen weichen. Als der Sultan ſah, daß Reinold allein daſelbſt war und das Volk nach den andern Pforten geſchickt hatte, waffnete er ſich, ſetzte ſich zu Pferd und wollte ſich hinaus begeben. Da griff Reinold das Pferd am Zaum, hieß ihn ſtill halten und fragte ihn: ob er ein Chriſt oder Türke wäre? Der Sultan ſchwieg und wollte nicht ſtill halten, ſondern ſtieß das Pferd mit den Sporen, daß es laufen ſollte. Reinold ſchlug das Pferd mit ſeinem Stabe, daß es zur Erde fiel. Als die Saracenen dies ſahen, riefen ſie überlaut: „Unſer Sultan iſt todt!“ Als Reinold hörte, daß es der Sultan war, ſprach er zu ihm: „Sultan, gib Dich gefangen, wo nicht, ſo mußt Du ſterben!“ Der Sultan ſprach: „Ja, Herr! ich begehre nicht wider Euch zu ſtreiten, ich gebe mich gefangen!“ und befahl auch dem Volk, das er bei ſich hatte, daß ſie ſich Reinold ergeben ſollten. Danach ging Reinold mit dem Sultan auf die andere Seite der Stadt, wo die Chriſten noch heftig gegen die Türken ſtritten. Da befahl der Sultan ſeinem Volk, daß es inne halten und nicht mehr ſtreiten, ſondern Reinold die Stadt übergeben ſollte. Danach ließ Reinold ſeine Kriegsobriſten verſammeln und überlieferte ihnen den Sultan ſammt den andern Gefangenen, welche ſie alle mit ſich in die Stadt führten. Als ſie nun den Sultan in die Stadt gebracht hatten, begehrte er von den Chriſten, ſie ſollten die Gefangenen alle wieder losgeben und ſein Volk wieder nach Hauſe gehen laſſen, er wollte für ſie gefangen bleiben und allen Schaden wieder erſetzen. Dieſe Bedingung trugen die Obriſten dem Reinold vor und fragten ihn, was ihm davon dünkte? Reinold war ganz mitleidig und gab ihnen zur Antwort: ſie ſollten darinnen thun was ihnen gut zu ſein dünke, er ſtelle es ihnen frei. Als die Obriſten dieſe Antwort von Reinold hörten, ließen ſie alle Gefangene los und nach Hauſe ziehen und behielten den Sultan allein gefangen. Als nun der Friede alſo zwiſchen den Chriſten und Türken gemacht war, und die Chriſten die Stadt Jeruſalem, nachdem ſie ein Jahr davor gelegen, wieder in ihrer Gewalt hatten, wollten ſie Reinold daſelbſt krönen und für ihren Herrn halten. Reinold nahm es aber nicht an und bedankte ſich gar höflich; er gedachte, daß ihm der Einſiedler befohlen hätte, ſobald die Stadt gewonnen wäre, wieder zurückzukommen. Er ging daher zum Patriarchen von Jeruſalem, fiel ihm zu Füßen und begehrte Losſprechung von ſeinen Sünden und dazu einen freundlichen Abſchied, welches ihm gleich mit großer Feierlichkeit gewährt wurde. Darnach nahm er Urlaub von den andern Herren und ging zu Schiffe. Der Patriarch ſammt den andern Herren begleiteten ihn bis an das Schiff und boten ihm große Geſchenke und Kleinodien; aber Reinold wollte ſie nicht annehmen, ſondern ſagte: er hätte verſprochen die Tage ſeines Lebens in Armuth zu bleiben; begehrte alſo mehr nicht, als ihm nöthig wäre, um nach Marſeille zu kommen. Danach fuhr er in Gottes Namen vom Lande, und war vierzig Tage und Nächte auf dem Waſſer, ehe er nach Marſeille kam. Als er nun daſelbſt war, hörte er, daß der König zu

Paris einen Zweikampf bekommen hätte, zwiſchen Guillon und des Reinolds Sohn Aymerich, und ſolches aus folgender Urſache. Nachdem Reinold mit dem König verſöhnet und das Roß Beyart ertränkt war, verſchwor ſich Reinold, er wollte ſein Lebtag kein Roß mehr beſteigen, kein Gewehr und Waffen an ſeinem Leibe mehr tragen, und zog alſo heimlich hinweg und verließ Weib, Kind, Land und Leute. Darüber betrübte ſich der König ſehr und ließ deshalb Reinolds älteſten Sohn Aymerich zu ſich kommen und belehnte ihn mit allen Gütern, die Reinold vorher gehabt und die er auch ſeinem Vater vor ſeinem Weggehen gegeben hatte, und führte ihn mit ſich nach Frankreich. Er behielt ihn an ſeinem Hof und zog ihn allen andern Herren vor. Das verdroß die Räthe ſehr, weil er noch jung und nicht über ſechszehn Jahr alt war; ſonderlich verdroß es die, welche Fuchsſchwänzer waren und dem König Ludwig gerathen hatten, daß er mit dem Adelhart um ſeinen Kopf ſpielen ſollte, aus welchem Spiele ſo groß Elend und Jammer entſtanden war. Darum meinten ſie dem Könige den Aymerich verhaßt zu machen, und beſchloſſen einen falſchen lügenhaften Rath und ſagten zum König: Aymerich hätte geſchworen, er wolle den Schimpf und die Gewalt, welche man ſeinem Vater ſammt ſeinen Brüdern angethan habe, ingleichen auch den Tod des Roſſes Beyart noch rächen, woran doch Aymerich niemals gedacht hatte. Um dieſer Urſache willen wurde der Kampf angefangen. Als Reinold dieſes vernahm, zog er nach Paris und kam zu dem Könige wie ein armer Pilger. Der König fragte ihn, ob er nichts Neues gehört hätte von jenſeits des Meeres und von der Stadt Jeruſalem? Reinold ſprach: ,,Gnädiger Herr König! ich komme jetzt davon her: die Chriſten haben die Stadt Jeruſalem erobert, dazu das ganze Land, und ſolches iſt vornehmlich geſchehen durch Hilfe zweier Männer, ſo von hieſiger Gegend her geweſen ſind.'' Der König fragte: wer dieſe geweſen wären? Da ſagte er:

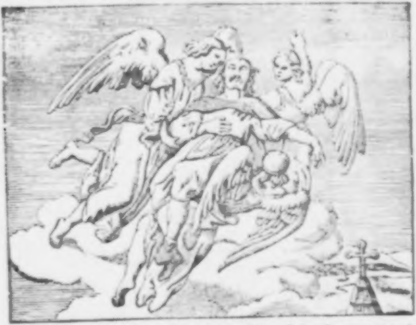
„Es iſt Malegys und Reinold geweſen; die haben den Türken ſolchen tapfern Widerſtand gethan und der Feinde ſo viel erſchlagen, daß es unmöglich zu erzählen iſt; und zuletzt wurde Malegys erſchoſſen.“ Da fragte ihn der König: ob er nicht wüßte, wo Reinold wäre? Da antwortete er: „Gnädigſter König! er ſteht jetzt vor Euer Majeſtät als ein armer Mann.“ Als der König das hörte, empfing er ihn ganz freundlich und Jedermann erfreute ſich des Reinolds Wiederkunft, und ſonderlich die Genoſſen von Frankreich; aber am meiſten freute ſich ſein Sohn, und die Verräther betrübten ſich. Der König ließ den Reinold ſogleich köſtlich kleiden und erzeigte ihm große Ehre. Nach dieſem ging Reinold mit ſeinem Sohn Aymerich etwas luſtwandeln und fragte ihn: wo Heymon, ſein Vater und ſeine Brüder ſammt ſeiner Mutter wären? Da ſagte er: „Vater! ſie ziehen herum und ſuchen Euch und haben geſchworen, ſie wollten nicht wiederkommen, ſie hätten Euch denn gefunden!“ Als Reinold das hörte, weinte er bitterlich und war ihm gar unlieb, daß er ſeinen Vater, Mutter und auch ſeine Brüder nicht fand. Aymerich tröſtete ihn und erzählte ihm, warum er den Kampf gegen Guillon auf ſich genommen hätte. Da ſprach Reinold zu Aymerich: „Mein lieber Sohn! fürchte Dich nicht; denn Gott, der den Rechtſchaffenen niemals verlaſſen hat, der wird auch Dich nicht in der Noth verlaſſen.“ Alſo ſtärkte Reinold ſeinen Sohn und blieb ſo lange bei ihm, bis die Zeit heran kam, daß ſie kämpfen ſollten. Da waffnete ſich der junge Ritter Aymerich zum Streit und ſetzte ſich zu Pferde. Indem kam Guillon auch gewaffnet daher und rannte dem Aymerich mit ſeinem Speere durch ſeinen Schild. Aymerich, als ein junger, unverzagter und herzhafter Held, ſetzte wieder auf ihn zu, daß ſie alle Beide von den Pferden fielen. Aymerich machte ſich in aller Eil wieder auf und fiel mit ſeinem Schwert auf Guillon; Guillon war auch nicht faul und wehrte ſich tapfer. Zuletzt aber gab Gott dem Aymerich Gnade und Sieg, ſo daß er den Guillon überwand und ihn todtſchlug. Als Reinold ſah, daß Guillon todt war, fiel er auf ſeine Knie, lobte und pries Gott für den erlangten Sieg. Danach ließ der König den todten Körper auf den Galgen ſchleifen und ſchaffte die Verräther vom Hof ab mit ihrem ganzen Geſchlecht; aber Aymerich blieb bei dem König in hohen Ehren und wurde allen Herren und Edelleuten vorgezogen, und der König beſſerte ihm ſein Leben, gab ihm Land, Leute, Städte und Schlöſſer zu regieren und machte ihn zum Herrn darüber.

Wie Reinold vom König Karl Abſchied nahm und ſeinen Sohn Aymerich verließ, gen Cöln kam und daſelbſt große Wunderzeichen verrichtete.

Als Aymerich im Kampfe den Sieg erhalten, und Reinold Gott um ſolche Wohlthat gedankt hatte, gedachte er hinfort ſein Leben in williger Armuth und Einſamkeit zu endigen, und begehrte ſein Brot im Schweiße ſeines Angeſichts zu genießen. Er zog ſeine köſtlichen Kleider aus, legte ſchlechte Bauernkleider an und begab ſich heimlich aus des Königs Palaſt. So verließ er den König und ſeinen Sohn Aymerich ſammt Allem, was er hatte, und begab ſich auf das Land zum Ackervolke, wo er unbekannt war. Er that Feldarbeit, nährte ſich von Milch und Brot, trank Waſſer und war damit wohl zufrieden. Nun hörte er, daß die Stadt Cöln die heiligſte und vortrefflichſte Stadt in ganz Deutſchland wäre wegen der heiligen Leiber und Reliquien, die allda ihr Blut um des chriſtlichen Glaubens willen vergoſſen haben. Als der fromme und gottesfürchtige Mann nach Cöln kam, begab er ſich in St. Peters Kloſter; allda lebte er heilig und war Tag und Nacht emſig in ſeinem Gebet. Gott der Allmächtige erhörte ſein Gebet und gab ihm Gnade, daß er Lahme und Krüppel gerade, Taube hörend und Blinde ſehend machen konnte; auch erweckte er durch ſein Gebet, welches er zu Gott that, einen Todten und gab ihn ſeiner Mutter wieder. Danach machte er ein Kind geſund, welches viele Jahre lang das Fieber hatte; er trieb auch Teufel aus und erwies viele große Wunderzeichen, von denen noch zu leſen iſt. In dem nächſten Fürſtenthum, wie auch in dem Stift Cöln herrſchte die abſcheuliche Krankheit der Peſtilenz ſehr heftig. Da kamen viele Leute zu ihm und begehrten, er ſollte Gott für ſie bitten, daß er die gräuliche Krankheit von ihnen nehmen und ſeinen Zorn gegen ſie lindern wolle. Reinold, der fromme und heilige Mann, fiel auf Eingebung des heiligen Geiſtes auf ſeine Knie und rief Gott getreulich an und bat ihn mit großer Andacht für das Volk, und Gott erhörte das Gebet des heiligen Reinold; er bewies ſeine Barmherzigkeit an dem Volk und nahm die Strafe der Peſtilenz von ihnen, und ſie dankten, lobten und prieſen Gott. Nach Reinolds Tode feierten ſie alle Jahre das Gedächtniß ſeines Namens und verkündigten alle ſeine Thaten und Wunder, die Gott durch ihn in ſeinem Leben gewirkt hat.

Wie der heilige Reinold zu Cöln von den Steinmetzen erſchlagen wurde und ſein Leichnam als eine heilige Reliquie nach der Stadt Dortmund kam.

Zu dieſer Zeit war ein heiliger Mann zu Cöln Biſchof, Agilolphus genannt, der war ein kluger und verſtändiger Mann und führte ein eingezogenes keuſches Leben und gab Andern ein gutes Beiſpiel. Dieſer Biſchof regierte durch ſeine Weisheit alle Sachen, die das ganze Frankenreich angingen, und fing an St. Peters=Kirche zu bauen, ungefähr um das Jahr nach Chriſti Geburt 810. Er ließ deshalb überall in allen umliegenden Ländern und Fürſtenthümern an Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter mehr ausſchreiben: wer Geld verdienen wollte, der ſollte nach Cöln kommen, da würde er Arbeit genug finden. Alſo kam eine große Menge Volks dahin. Unter Andern gab ſich auch Reinold an; der wurde ſogleich zu einem Regierer und Oberhaupt der andern Werkleute geſetzt, dieſelben zur Arbeit anzutreiben, und begab ſich auch ſelbſt mit an die Arbeit und that mehr Arbeit als vier oder fünf Andere. Wenn die Andern zum Eſſen gingen, ſo trug er ſo viel Steine und Kalk zu, daß ſie ſchier einen ganzen Tag genug hatten. Er trug ihnen Steine zu, an deren Einem ihrer fünf genug zu tragen hatten. Wenn Andere zu Bett gingen, ſo blieb er auf den Steinen liegen. Er aß des Tages nur ein Gerſtenbrod, trank Waſſer und begehrte des Tages einen Weißpfennig zum Lohne. Der Werkmeiſter fragte nach ſeinem Namen und wo er zu Hauſe wäre: er ſagte es ihnen aber nicht, blieb verſchwiegen und that ſeine Arbeit. Da nannten ſie ihn St. Peters Werkmann, denn er war gar fleißig in ſeinem Vorhaben. Als die Meiſter den Fleiß dieſes heiligen Mannes ſahen, warfen ſie den andern Knechten ihre Trägheit vor und ſagten, ſie nähmen viel mehr Lohn als dieſer fromme Mann und thäten nicht den vierten Theil ſeiner Arbeit; er thäte allein auf einen Tag ſo viel als ſie in fünf Tagen, und begehre doch nicht mehr als einen Weißpfennig. Um ſolcher Urſache willen wurden die andern Arbeitsleute dieſem heiligen Manne feind und mochten ihn nicht länger dulden. Sie machten alſo einen heimlichen Anſchlag, daß ſie ihn todtſchlagen wollten. Nun wußten ſie, daß dieſer heilige Reinold eine Gewohnheit hatte, die Kirchen zu Cöln zu beſuchen, wo er ſeinen Ablaß holte, ſein Gebet zu Gott in allen Kirchen ſchickte und Almoſen austheilte. Sie wurden daher einig, daß ſie an dem Orte, wo ſeitdem St. Reinolds Kapelle oder Kloſter errichtet iſt, auf ihn warten und ihn umbringen wollten, wie auch geſchah. Dieſes wurde dem heiligen Manne durch ein Geſicht geoffenbart. Er aber eilte deſto eher zu der beſtellten Marter, als wenn er zu einer Hochzeit hätte gehen ſollen, befahl ſich Gott dem Herrn und Chriſto ſeinem lieben Sohn und Maria ſeiner Mutter, und gab ſich den Mördern in ihre Hände, auf daß er ein Märtyrer würde und ſeine Seele in Gottes Reich käme. Als die Mörder ihn ſahen, zerſchlugen ſie ihm ſein Haupt, daß ihm das Hirn heraus floß. Danach ſteckten ſie Reinolds Leichnam in einen Sack, füllten denſelben vollends mit Steinen an und warfen ihn in den Rhein, in der Hoffnung, der Sack ſollte unter dem Waſſer bleiben, daß ihre Schandthat alſo verborgen bliebe. Aber Gott ließ es nicht zu, ſondern gab Gnade, daß der Sack wieder über ſich und an das Ufer zu liegen kam, obgleich der Rhein ſehr ſtark lief. Da ward ſein Leichnam gefunden und erkannt, und die Seele des heiligen Märtyrers Reinold mit großem Lobgeſange von den Engeln vor des Himmels Thron geführt. Um dieſe Zeit war die Stadt Dortmund auch zum chriſtlichen Glauben bekehrt, und die Bürger ſchickten Boten nach Cöln zu dem Erzbiſchof und begehrten demüthig, er wolle ihnen Einiges von den Heiligthümern mittheilen, die ſich in dieſer heiligen Stadt befänden. Der Biſchof rief die ganze Geiſtlichkeit zuſammen und berieth ſich mit ihnen, was für einen Heiligen er denen von Dortmund geben



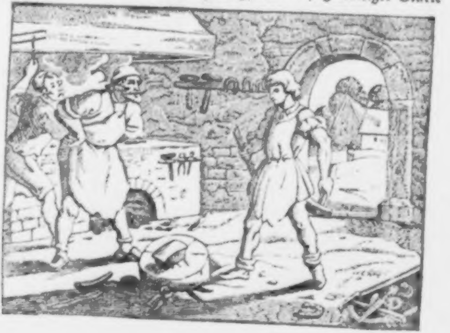
ſollte, der ihnen am nützlichſten wäre. Als ſie alſo Rath hielten, zeigte Gott ihnen an, daß der heilige Reinold ihnen am ſegensreichſten ſei. Wie nun Reinolds Leib mit dem Kaſten auf dem Wagen ſtand, fing dieſer von ſelbſt an zu laufen bis nach Dortmund, ohne Pferde und ohne menſchliche Hilfe, und blieb an dem Orte ſtehen, wo die Kirche von St. Reinold hingebaut ſteht, wie noch heut zu Tag allda zu ſehen iſt. Als der Biſchof ſammt ſeinen Geiſtlichen dieſes ſah, folgten ſie dem heiligen Manne zu Ehren mit einer Prozeſſion und unter Lobgeſängen nach und begleiteten den Kaſten wohl drei Meilen Weges. Alſo iſt der heilige Reinold ein Beſchützer der Stadt Dortmund, und man hat öffentlich geſehen, wie er dort auf der Stadtmauer geſtanden und den Feind, der die Stadt belagert hielt, abgetrieben; und dergleichen Wunderwerke hat Gott mehr durch ihn gewirkt, wie in den Legenden zu leſen iſt.

Geſchichte
von dem
gehörnten Siegfried.

Wie Siegfried von ſeinen Aeltern wegzog und den Drachen erſchlug.

Es wird in alten Geſchichten gemeldet, wie König Artus in Britanien zu ſeiner Zeit ſtattlich Hof hielt und viele bewährte Helden bei ſich zur Tafelrunde verſammelte. Um dieſe Zeit wohnte in den Niederlanden ein König mit Namen Sieghart. Derſelbe zeugte mit ſeiner Gemahlin einen einzigen Sohn, Siegfried genannt, und dieſer ſtand viele Abenteuer und Gefahren aus, von denen in dieſem Buche Nachricht gegeben wird.

Der Knabe Siegfried ward groß und ſtark: gab darum weder auf Vater noch Mutter etwas, ſondern ſann alle Zeit darauf, wie er ſein eigen und ein freier Herr werden möchte, und machte damit ſeinen Aeltern große Sorge. Der König pflog deswegen mit ſeinen Räthen Rathes, und dieſe riethen ihm, wenn ſein Sohn nun einmal nicht daheim bleiben möchte, ſo ſollte man ihn ziehen laſſen, damit er etwas ausſtehen und ſich endlich eines Beſſern bedenken möchte; vielleicht würde auch noch ein großer Held aus ihm. Obwohl nun der König ungern darein willigte, ſo ward doch endlich beſchloſſen, daß man den Knaben ziehen laſſen ſollte. Siegfried aber konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihn ſein Vater ausgeſtattet hätte, und zog daher ohne Urlaub davon, um ſeine Abenteuer zu verſuchen. Indem er nun durch manch Gehölz und Wildniß geht und ihn der Magen zu mahnen beginnt, ſieht er von ungefähr ein Dorf vor einem dichten Walde liegen, da ging er hinein. Nächſt dem Walde außerhalb des Dorfes wohnte ein Schmied; zu dem ging Siegfried und ſprach ihn an, ob er keinen Jungen oder Knecht vonnöthen hätte. Siegfried mußte thun, was er konnte, denn er war des Hungers nicht gewohnt, war weit gegangen und hatte in faſt zwei Tagen nichts gegeſſen; wieder nach Hauſe zu kehren ſchämte er ſich, und der Weg war auch zu weit. Der Schmied nun, wie er ſah, daß Siegfried ein wackeres und ſtarkes Anſehen hatte, ließ es ſich wohl gefallen und gab dem Siegfried zu eſſen und zu trinken, wie derſelbe deſſen bedürftig war; und da es faſt Abend war, ſo ließ er ihn zu Bette weiſen. Am Morgen aber rief der Meiſter den Jungen und Knechten und wies auch den Siegfried zur Arbeit an, um zu ſehen, wie ſich derſelbe dazu anſtellen möchte. Da ſchlug Siegfried mit ſo gewaltiger Stärke



auf das Eiſen, daß es entzwei brach und der Ambos faſt zur Hälfte in die Erde ſank. Der Meiſter erſchrak deß, ward unwillig, nahm den Siegfried beim Kopf und zauſte ihn ein wenig. Siegfried, der ſolches Dinges nicht gewohnt und darum erſt ſeinen Aeltern entlaufen war, weil er keinen Zwang leiden mochte, wollte auch des Meiſters Schläge nicht erdulden, nahm ihn beim Kragen und warf ihn wider Gottes Erdboden, daß er ſich in langer Zeit nicht beſinnen konnte. Nachdem der Meiſter aber wieder zu ſich gekommen war, rief er ſeinen Knechten, daß ſie ihm zu Hilfe kommen ſollten; dieſe empfing Siegfried eben ſo wie ſeinen Meiſter, und dieſer war fortan auf Mittel und Wege bedacht, wie er den Siegfried wieder los werden möchte. Nachdem nun der Meiſter und ſeine Knechte von Siegfried ſo wackere Schläge bekommen hatten, mußten ſie ſich zu Bett legen; nachdem aber die Nacht vergangen war und der Tag zu lichten begann, rief der Meiſter den Siegfried und ſprach zu ihm: „Ich bin gerade jetzt der Kohlen ſehr benöthigt, darum mußt Du in dieſen Wald gehen und mir einen Sack voll holen, denn es wohnt ein Köhler darin, mit dem ich allezeit handle.“ Er verhoffte aber, der Drache, welcher in dem Walde bei einer Linde wohnte, — eben da, wohin er den Siegfried gewieſen hatte, — würde ihn tödten und verſchlingen. Siegfried geht ohne alle Sorge in den Wald, indem er nicht anders meint, als daß er Kohlen holen ſoll; wie er aber zu der Linde kommt, ſieh! da fährt der ungeheure Drache auf ihn zu und will ihn verſchlingen. Siegfried bedenkt ſich nicht lange, ſondern reißt den erſten Baum, welcher ihm in die Hand kommt, aus der Erde und wirft ihn auf den Drachen. Der Drache verwickelte ſich mit ſeinem Schwanze ſo in die Aeſte und Zweige des Baumes, daß er nicht ſogleich wieder loskommen konnte. Da erſah ſich Siegfried ſeines Vortheils wohl, riß immer mehr Bäume aus und warf ſie auf den Wurm; danach lief er eilend zu einem Köhler, holte ſich Feuer und zündete die Bäume über dem Wurme an, ſo daß derſelbe mit ſammt den Bäumen zu Aſche verbrannte. Da floß das Fett von dem Drachen wie ein Bächlein unter den Bäumen hervor. Siegfried tauchte den Finger in das Fett und wie daſſelbe erkaltete, wurde es hartes Horn. Als Siegfried ſolches gewahr ward, zog er ſich ſogleich ganz nackend aus und überſtrich ſich mit dem Drachenfette ſeinen ganzen Leib. Nur zwiſchen den Schultern beſtrich er ſich nicht, denn er konnte nicht wohl dahin gelangen; und ſo ward er am ganzen Leibe mit einem undurchdringlichen Panzer überzogen bis auf den Ort zwiſchen den Schultern; da allein blieb er verwundbar. Solches iſt die Urſache, warum er der gehörnte Siegfried genannt worden iſt.

Wie Siegfried zum Könige Gilbald kam, und deſſen Tochter Florigunde von einem Drachen entführt ward.

Als Siegfried nun bemerkte, daß er am ganzen Körper gepanzert war, da dachte er bei ſich: „Nun kannſt du hinfort als ein gewappneter Ritter hingehen, wohin es dir gefällt!“ Er begab ſich daher an den Hof eines weltberühmten Königs, Namens Gilbald. Derſelbe nahm ihn an und auf, und Siegfried brachte es bald dahin, daß ihn Jedermann an dem Hofe werth und hoch hielt. Dieſer König Gilbald hielt damals Hof zu Worms am Rhein und hatte drei Söhne und eine überaus ſchöne Tochter, die hieß Florigunde. Nun begab es ſich einmal an einem heißen Mittage, daß ſich die Jungfrau an ein Fenſter ſtellte, um friſche Luft zu ſchöpfen. Da kam ein großer, ungeheurer Drache daher geflogen, daß es nicht anders ſchien, als ob die Burg ganz in Feuer ſtände; und der Drache führete die ſchöne Jungfrau mit ſich fort in die Luft hoch über das Gebirge hinweg, ſo daß man ſeinen Schatten über eine Viertelmeile weit das Gebirge bedecken ſah. Da ſah man Vater und Mutter der Jungfrau in ſolchem Gram und Aengſten, daß es nicht zu beſchreiben iſt, und vornämlich weinte die Mutter Tag und Nacht, daß ſie ganz blöde Augen bekam. Wie nun der Drache die Jungfrau auf den Drachenſtein gebracht hatte, legte er ſein Haupt in ihren Schooß und entſchlief; und ſo über alle Maaßen groß war ſeine Stärke, daß der Fels von ſeinem Odemholen erſchütterte. Nun mögt Ihr leicht denken, wie der Jungfrau zu Muthe geweſen ſein mag, daß ſie bei einem ſolch ſcheußlichen Wurm wohnen ſollte, und wie über alle Beſchreibung große Herzensangſt und Wehklage ſie da geführt. Als aber der heilige Oſtertag herangekommen war, da verwandelte ſich der Drache in einen Menſchen, und die Jungfrau redete ihn an: „Werther Herr! ſagte ſie, wie übel habt Ihr an mir gethan, ſo wie an meinen herzliebſten Aeltern und vielgeliebten Brüdern! Weil es nun ſo viele und lange Tage her iſt, daß Ihr mich an dieſen Ort geführt habt, ſo begehre ich herzlich, meine theuern Aeltern und Geſchwiſter wieder zu ſehen, und bitte Euch, Ihr wollet mich zu ihnen führen; ich will Euch hier ein feſtes Gelübde ablegen, daß ich wiederum mit Euch auf dieſen Fels zurückkehren will, oder wohin Ihr mich ſonſt führen wollt.“ Da ſprach das Ungeheuer zu der Jungfrau: „Du bitteſt vergeblich; denn Du wirſt nicht allein Vater, Mutter und Brüder nicht mehr ſehen, ſondern auch keinen einzigen Menſchen nimmermehr!“ Das war der Jungfrau ein Donnerſchlag in Seele und Herz. Wie ſie nun ſo in Aengſten und Todesſchrecken da ſaß und kein Wort mehr zu reden vermochte, ſprach er zu ihr: „Du darfſt Dich nicht ſo ſehr grämen, noch weniger Dich meiner ſchämen; denn obſchon ich mich jetzt wieder in einen Drachen verwandle, ſo werde ich doch heute über fünf Jahre wieder zu einem Manne. Und Du mußt alſo noch bei mir harren fünf Jahre und einen Tag; dann aber wirſt Du meine Frau. Hiernach magſ Du Dich richten und Dir die Zeit nicht lang werden laſſen; den zuletzt mußt Du doch mit mir nach der Hölle fahren, wo dan jeder einzelne Tag ſein wird wie ein Jahr.“ Wie die Jungfra dieſe erſchrecklichen Worte hörte, bebte ſie am ganzen Leibe und wäre ſchier in Ohnmacht geſunken. Sie ſchrie zu Gott im Himmel von ganzem Herzen, getröſtete ſich ſeiner heiligen Zuſagung und theuern Verheißung und bat ihn inbrünſtiglich, er wolle doch zum wenigſten ihre Seele bewahren und ſie durch ſeinen gnädigen Willen von dieſem ſchweren Gefängniſſe entledigen und befreien. Weiter ſchrie die Jungfrau in ihrem Jammer: „Ach! daß meine Brüder mein Gefängniß wüßten! ich weiß, ſie hälfen mir daraus und ließen ihr Leben darum. Ach! daß mein herzlieber Vater wüßte, wo ich bin! er würde mich ſicher erlöſen. Ach! wie erbarmet mich meine theure Mutter! denn ich weiß, daß ſie Tag für Tag ſo wie ich weinet, daß ihr das rothe Blut aus den Augen dringt.“ Solches Geſchrei und jämmerliches Klagen trieb die tugendhafte Jungfrau bei Tag und bei Nacht, ſo daß ſie oftmals ganz kraftlos in Ohnmacht danieder ſank.

Wie Siegfried auf einem Turnier Ehre gewann, ein Ritter ward und auszog, die ſchöne Florigunde zu erlöſen.

Nachdem der König Gilbald und ſeine Gemahlin ſich genug gehärmt und Leid getragen hatten, beriethen ſie ſich endlich und ſchickten Boten aus in alle Lande, welche ihre Tochter Florigunde ſuchen ſollten. Da erhielten ſie endlich Kundſchaft, daß die Jungfrau auf dem Drachenſtein von dem Drachen verwahrt gehalten würde, ſowie, daß ſie Niemand als ein einziger Ritter mit unerhörten Abenteuern und Gefahr zu erlöſen vermöchte. Indeſſen vergingen an vier Jahre, daß die Jungfrau auf dem Steine verharren mußte; und wenn alſo auch das fünfte Jahr hingeſchlichen wäre, es würde mit der Jungfrau nicht zum Beſten abgelaufen ſein. Nunmehr war Siegfried zu ſeinen männlichen Kräften gekommen, ſo daß er Bären und Löwen fing und dieſelben zum Geſpötte an die Bäume hing, worüber ſich Jedermann verwunderte. Eines Tages war Siegfried auf Kundſchaft der ſchönen Florigunde etwas fern ausgeritten, da begegnete ihm in einem engen Wege ein großer Bär; denſelben fiel er tapfer an, tödtete ihn und henkte ihn an den nächſten Baum, denn das war ſein Gebrauch. So begab ſichs auch, daß der König Gilbald mit ſeinem Hofgeſinde einſt auf die Jagd geritten war, um ſich die ſchwermüthigen Gedanken zu vertreiben; da war er etwas fern von ſeiner Geſellſchaft in den Wald gekommen. Er wußte nicht wo er war, und es war Niemand bei ihm als Siegfried, der ihn überall begleitete. Da lief ein großer ſtarker Eber auf den König zu. Der König wollte ihn mit ſeinem Spieß erſtechen, aber Siegfried kam ihm zuvor und ſchlug dem Eber mit ſeinem Schwert den Kopf von einander, daß er todt zur Erde fiel, worüber ſich der König verwunderte. Wie nun das Lob von dem edlen Siegfried ſich weit und fern in allen Landen ausbreitete, ſo ward der König Gilbald demſelben täglich mehr gewogen. Nicht lange danach kamen der König aus Frankreich, der König aus Spanien, der König aus England, der König aus Schottland und andere mehr zu dem Könige Gilbald, ihn und ſeine Gemahlin wegen ihrer Tochter zu tröſten. Da ließ er ein Turnier und Stechen ausſchreiben, damit er ſehe, wie Siegfried ſich dazu ſchickte; denn er ſetzte alle ſeine Hoffnung auf denſelben, weil er hörte, daß ſein Lob in ſo fernen Landen ausgebreitet war. Demnach wartete ein Jeder auf den angeſetzten Tag, damit man ſehe, wer das Beſte auf dem Turnier thun und das Lob davon tragen würde. Als nun der angeſetzte Tag erſchienen war, kam ein Jeder wohlgewappnet und gerüſtet auf den Kampfplatz; da ward die Bahn gleich getheilt, alſo, daß Keiner vor dem Andern einigen Vortheil hatte. Es ward allhier ritterlich geſtochen, alſo, daß mancher Ritter den Sattel räumen mußte; aber Siegfried war nicht einmal im Sattel bewegt worden. Darum wurde ihm auch nach vollendetem Stechen und Turnieren der Preis zuerkannt und er bekam zur Verehrung eine ſchöne goldne Kette, daran ein köſtliches Kleinod von ſehr großem Werthe hing. Da das die anweſenden Könige, Fürſten, Grafen und Herren ſahen, ward der edle Siegfried mit ihrer aller Einſtimmung geehrt und zum Ritter geſchlagen. Da ging es zu mit großer Pracht und Herrlichkeit, ſo daß man viel davon ſchreiben könnte. Wie nun die ganze werthe Ritterſchaft Urlaub genommen und der Ritter Siegfried ihnen das Geleit auf etliche Meilen Weges gegeben hatte, kehrte er wieder heim und fand den König Gilbald nebſt ſeiner Gemahlin ganz traurig und betrübt. Denn dieſelben waren auf ihre Tochter Florigunde zu reden gekommen, und davon war ihr Herz in Aengſten und Trauer gerathen. Siegfried tröſtete ſie aufs Beſte, wie er nur konnte, und ſprach: „Euer Majeſtät ſollten Ihr übermäßiges Trauern einſtellen und fahren laſſen! ich hoffe, nächſt Gott Eure Tochter bald zu erlöſen.“ Wie ſie wieder ein wenig gutes Muthes waren, nahmen ſie das Nachtmahl und legten ſich ſchlafen. Des Nachts hatte Siegfried einen Traum, daß er die ſchöne Florigunde ſah, wie ſie leibte und lebte, und hatte darüber große Freude. Als nun die Nacht vergangen war und die Sonne allmählich den Tag verkündigte, da erwachte Siegfried, ſtand auf und legte ſeine Kleider an. Da kam ihm eine Luſt an zu jagen; er rief daher ſeinen Hunden und ritt mit ihnen hinaus. Nach einer Weile kam er in einen dichten Wald, wo ſich kein Wild blicken ließ. Siehe, da läuft einer ſeiner beſten Spürhunde in das Gehölze; dem eilte Siegfried mit Begierde nach, und ſo kam er von ohngefähr auf die Spur, wo der Drache mit der Jungfrau hingefahren war. Siegfried eilte ſeinem Hund und der Spur des Wurms bis an den vierten Tag, ohne zu eſſen und zu trinken, nach, bis er endlich am vierten Morgen in das hohe Gebirge kam. Siegfried aber vergaß ſich ſelbſt und gedachte ſtets an die ſchöne Florigunde. Wie er aber merkte, daß ſein Pferd matt wurde, ließ er es ein wenig graſen, weil kein Hafer vorhanden war; und weil er ſelbſt auch matt war, wollte er auch ein wenig ruhen. Siehe, da lief ein großer Löwe aus dem Walde gegen Siegfried zu; der aber dachte: „Hier iſt nicht lange zu überlegen!“ griff denſelben, wie einſt Simſon gethan hatte, beherzt in den Rachen und riß ihn von einander, daß er todt vor ihm lag. Da nahm er den Löwen, hing ihn an einen Baum, ſattelte ſein Pferd und eilte ſeinem Hunde nach, denn derſelbe zeigte ihm allezeit den Weg. — Wie nun Siegfried wieder auf ſein Roß geſeſſen und noch nicht gar weit geritten war, begegnete ihm ein gewappneter Ritter, der ſprach ihn alſo an: „Du junger Mann, wer Du auch biſt, ich ſage Dir, Du kommſt ohne Schwertſtreich nicht von dannen, Du gibſt Dich denn mir gefangen; wo nicht, ſo mußt Du von meinen Händen ſterben!“ Damit hob er ſein Schwert in die Höhe. Siegfried bedachte ſich nicht lange, griff zu ſeinem guten Schwert und ſprach: „Du viel kühner Ritter, wer Du auch ſeiſt, nun wehre Dich männlich, denn es wird faſt nöthig ſein! Ich will Dich bald lehren, wie Du einen beherzten Ritter auf freier Straße anfallen ſollſt!“ Damit ſchlugen ſie kräftig zuſammen, daß die Funken herumflogen. Da ſprach der gewappnete Ritter zu Siegfried: „Ich ſage Dir, Held, gib Dich mir gefangen! denn Du biſt nicht gewappnet, darum magſt Du mich nicht beſtehen.“ Siegfried ſagte: „Ich will Dir Deine Waffen bald auflöſen!“ und führte darauf einen ſo harten Streich auf den Ritter, daß er ihm damit das Viſir wegſchlug. Da ſprach der Ritter zu Siegfried: „Das ſoll Dir übel bekommen, denn ich habe Dich bisher geſchont!“ Damit holte er gewaltig aus und dachte mit dem Streich Siegfrieden das Haupt zu ſpalten. Aber Siegfried fing den Streich behend auf und traf den Ritter zugleich in den Hals, daß er vom Pferde zur Erde ſank. Siegfried ſprang geſchwind vom Pferde, ging zu dem Ritter und beſah ſeine Wunden. Da er nun merkte, daß ſie tödtlich waren, gereuete es ihn gar ſehr, daß er den Ritter ſo verwundet hatte.

Er zog ihm den Harniſch ab, indem er meinte, wenn er friſche Luft ſchöpfte, würde er wieder zu ſich ſelbſt kommen. Es half dem Ritter aber nicht, als daß er noch etliche wenige Worte zu reden vermochte. Siegfried ſprach: „Nun ſage mir, viel edler Ritter, von wannen biſt Du und wie heißt Dein Name, und was iſt die Urſache, daß Du mich ſo freventlich angerannt?“ Der Ritter antwortete: „Ich wollte Dir Alles ſagen, wenn ich nur noch ſo viel Kräfte hätte; aber ſage mir, wer biſt Du?“ Siegfried, der gern eine Kunde von dem Ritter erlangt hätte, antwortete ihm bald und ſagte: „Ich werde genannt der gehörnte Siegfried.“ Als der Ritter dieſes hörte, ſagte er: „Mein viel edler Ritter, biſt Du der, ſo habe ich viel von Dir ſagen hören. Aber ich weiß, daß meines Bleibens nicht länger hier iſt. Darum, edler Ritter Siegfried, nimm meinen Harniſch und Schild, denn es wird Dir faſt Noth thun. Hier in dieſem Walde wohnet ein großer Rieſe, Wolfgrambär genannt; derſelbe hat mich bezwungen, daß ich ſein Gefangener bin. Denn ich bin aus der Landſchaft Sicilien gebürtig und auf Abenteuer ausgereiſt, und ſo bin ich von ohngefähr in den Wald gekommen, wo mich dann dieſer Rieſe überwunden und mich ihm unterworfen hat, ſo lange bis ich ihm fünf Ritter wieder unterwürfig machte; alsdann ſollte ich wieder auf freien Fuß geſtellt werden. Nun habe ich ihm nicht mehr als Einen bezwungen und werde ihm ferner keinen mehr bezwingen. Nun wollte ich, geſtrenger Ritter Siegfried, noch viel mehr ſagen von ſonderlichen Abenteuern, die noch in dieſem Walde vorhanden; wegen eines Drachens, der eine ſchöne Jungfrau gefangen hält — aber ach leider! ich muß ſcheiden.“ Damit gab er ſeinen Geiſt auf. Als Siegfried dieſes hörte und den Ritter ſo plötzlich dahin ſcheiden ſah, ſo fehlte wenig, er wäre in eine Ohnmacht geſunken. Eine lange Weile dachte er hin und her, wie er ſeine Sachen angreifen wollte, und beklagte den Ritter ſehr ſchmerzlich: „Ach Du edler

Ritter! ſagte er; wollte Gott, Du wäreſt noch am Leben, damit ich mehr von Dir erfahren möchte, wo die ſchöne Florigunde anzutreffen wäre; aber, ach leider! das mag nun nicht ſein!" Siegfried nahm von des Ritters Waffen nicht mehr als den Schild und die Sturmhaube. „Denn, ſprach er: ich habe nun in drei Tagen keine Speiſe genoſſen und bin deshalb ſehr matt, ſo aß ich den ganzen Küraß nicht tragen mag. So habe ich auch einen guten Harniſch an meiner hörnenen Haut." Damit ſetzte er die Sturmhaube auf ſein Haupt und nahm den Schild in ſeine Hand, ſetzte ſich wieder auf ſein Roß und ritt weiter in den Wald, ſeiner Spur nach, in Hoffnung, die ſchöne Florigunde anzutreffen und zu erretten, oder ſein Leben darum zu laſſen.

Siegfried trifft den Zwergenkönig Egwald und kämpft mit dem Rieſen Wolfgrambär.

Wie er nun in ſolchen Aengſten eine gute Weile verharrt hatte, unwiſſend, daß er ſo nahe an dem Drachenſtein war, trieb er ſein Roß mit den Sporen an, um eilend das Ende des Waldes zu gewinnen. Siehe! da kommt ein Zwerglein, das hieß Egwald, auf einem kohlſchwarzen Roſſe daher geritten, in überaus köſtlichen Kleidern, wie ihm denn wohl zu tragen gebührte, denn es war ein König von großem Reichthume. Wie nun der Zwerg, König Egwald, des gehörnten Siegfried anſichtig ward, grüßte er ihn tugendlich. Siegfried bedankte ſich und bewunderte ſeine koſtbare Kleidung und ſonderlich ſeine überaus künſtliche Krone. Auch ſeine Begleitung ſetzte Siegfried in Staunen; denn der Zwerg hatte achttauſend Zwerge bei ſich, die waren alle wohl geputzt und gewappnet. König Egwald erkannte den Siegfried ſogleich und erbot ſich mit ſeinem Gefolge in ſeine Dienſte; denn ſein gut Gerücht war auch unter dieſe Zwerge erſchollen. König Egwald konnte ſich jedoch nicht genugſam verwundern, wie und warum Siegfried doch an dieſen Ort gekommen ſei, und fragte ihn daher, was doch die Urſache ſei, daß er ſich an dieſem Orte allein aufhalte, zumal da derſelbe ſehr gefährlich ſei. Siegfried dankte Gott, daß er ihm Mittel und Wege zugeſchickt hätte, ſein Vorhaben weiter ins Werk zu ſetzen, und bat den König, er ſollte ihn doch ſeiner Tugend und Treue genießen laſſen und ihm Mittel und Wege zeigen, wie er am füglichſten zum Drachenſtein kommen möchte. Wie nun der Zwerg mit Siegfried redete und ihn beim Namen nannte, verwunderte ſich Siegfried darüber und ſagte zu dem Zwerge: „Weil Du mich ſo wohl kenneſt, ſo wirſt Du auch wohl wiſſen, wie mein Vater und meine Mutter heißen und ob ſie noch am Leben ſind.“ Der Zwerg antwortete ihm und ſprach: „Dein Vater heißt Sieghard und iſt ein König in den Niederlanden, Deine Mutter heißt Adelgunde und Beide ſind noch am Leben.“ Wie nun Siegfried vernahm, daß der Zwerg von Allem ſo gut Beſcheid wußte, gedachte er: meine Sache wird noch gut werden! denn er verließ ſich auf ſeine Stärke. Demnach bat er ferner, der König wolle ihm doch den Weg zum Drachenſtein zeigen. Darüber erſchrak Egwald der König ſehr und ſprach: „Du ſollſt ſolches nicht begehren, denn es wohnt auf dem Drachenſtein ein überaus ſchrecklicher Drache, der hält die ſchöne Jungfrau, eines Königs Tochter, gefangen, welche kein Menſch erlöſen kann; ihr Vater heißt Gilbald und die Jungfrau Florigunde.“ Von dieſen Worten ward Siegfried über die Maßen froh, da er einmal gewiſſen Bericht erlangt hatte, wo des Königs Tochter anzutreffen wäre. Er ſprach daher zu dem Zwerge: „Ich habe genug und bedarf nun nichts weiter, als die ſchöne Jungfrau von dem verfluchten Drachen zu erretten!“ Wie nun der König Egwald dies vernimmt, daß Siegfried von ſeinem Vorhaben nicht laſſen will, bittet er ihn, er möchte ihm erlauben, mit ſeinem Willen in Frieden von hinnen zu ſcheiden. Siegfried ſteckte ſein Schwert in die Erde und ſchwur drei Eide, er wollte nicht von dannen weichen, er habe denn die ſchöne Jungfrau erlöſt. Der Zwerg ſagte: „Und wenn Du gleich noch drei Eide ſchwüreſt, ſo iſt doch Alles vergebens, und Du haſt Dein Leben ſchon verloren, es ſei denn, daß Du Dich von hinnen begibſt!“ Siegfried ſprach: „Ach! mein König Egwald, das kann nicht ſein, ſolches geſchieht nimmermehr! Ihr ſollet auch weiter keinen Verſuch machen, mich davon abzuſchrecken, ſondern mir lieber die Jungfrau erretten helfen.“ Da ſich aber das Zwerglein ſehr fürchtete vor dieſem Abenteuer, wollte es davon fliehen; da ergriff Siegfried den Zwerg bei den Haaren und ſchleuderte ihn an eine ſteinerne Wand, daß ihm ſeine ſchöne Krone in Stücke brach. Da ſprach das Zwerglein, König Egwald: „Du tugendhafter Ritter Siegfried, ſtille Deinen Zorn und laß den Unmuth fahren! Schone meines Lebens, ich will Dir rathen und helfen ſoviel ich kann.“ Siegfried ſprach: „Das danke Dir der Teufel, daß Du mir jetzt erſt zu Willen biſt!“ Da ſprach der Zwerg, König Egwald: „Hier bei uns wohnt ein Rieſe, mit Namen Wolfgrambär, dem gehört die ganze Gegend; und er hat tauſend Mann unter ſich, die ihm alle zu Gebote ſtehen. Derſelbe hat den Schlüſſel zum Drachenſtein.“ Da freute ſich Siegfried über die Maßen und ſprach: „Nun zeige mir bald, wo ſich der Rieſe aufhält, damit ich der Jungfrau zu Hilfe komme und ſie errette; wo nicht, ſo mußt Du ſterben!“ Da führte ihn der Zwerg zu einer ſteinernen Wand an einem Berge, in welchem der Rieſe ſeine Wohnung hatte. Siegfried klopfte an die Thür des Felſens und hieß den Rieſen zu ihm herausgehen. Sobald der Rieſe das vernahm, ſprang er mit Grimm und Zorn heraus und hatte eine eiſerne Stange in der Hand; und als er Siegfrieden anſichtig ward, ſprach er: „Welcher Teufel hat Dich hierher gebracht? gedenke nur nicht, daß Dich Deine Füße wieder hinwegtragen werden!“ Siegfried ſprach: „Es iſt nun ſchon vier Jahre, daß Du die ſchöne Jungfrau auf dem Drachenſtein in ſolcher großen Trübſal verſchloſſen hältſt; darum begehre ich von Dir, daß Du mir die Jungfrau herausgibſt!'' Da der Rieſe dieſe Worte hörte, ward er voller Grimm un Zorn und faßte die eiſerne Stange und ſchlug damit einen ſolchen ungeheuren Schlag nach Siegfried, daß die Aeſte von de Bäumen umherflogen und die Stange faſt halb in die Erd fuhr. Es fehlte aber der Schlag, ſo daß er dem Helden nicht ſchadete, denn Siegfried war ihm aus dem Wege geſprungen. Da nun der Rieſe ſah, daß er des Schlages gefehlt hatte, ward er noch grimmiger und ſchlug ſo heftig auf den Helden, als ob er ihn zerſchmettern wollte. Siegfried aber, hurtig un geſchwind, ſprang wohl drei Klaftern hinter ſich und faßte ſein gutes Schwert zur Hand. Und weil der Rieſe von dem ungeheuren Schlage die Stange fallen ließ, ſprang Siegfried wie vor ſich und ſchlug dem Rieſen eine ſo tiefe Wunde, daß da Blut haufenweiſe von ihm lief. Da ſprach der Rieſe voller Zorn „Du junger Lecker darfſt Dich deſſen erkühnen, wider mich z ſtreiten, da ſich wohl ein ganzes Heer vor mir gefürchtet? D ſollſt Dich tauſend Meilen von dannen wünſchen!'' Damit ſchlu er abermals einen ſo kräftigen Schlag auf den Helden, daß di Stange in die Erde fuhr; und er hätte ihn auch ohne Zweifel damit zu Boden geſchlagen, aber Siegfried war dem Schlage wiederum geſchwind aus dem Wege gewichen, ſo daß er davon keinen Schaden bekam. Er ſäumte aber nicht lange, ſondern ga dem Rieſen abermals eine tiefe Wunde in den Leib, ſo da er ſchier davon zur Erde geſunken wäre. Das verdroß de Rieſen und er floh in die ſteinerne Wand und verband ſein Wunde ſo gut er konnte. Indeſſen ſtand nun Siegfried da un bedachte, wie er die Jungfrau erretten möchte. Er klopfte wieder an des Rieſen Haus und dieſer gab ihm zur Antwort: e ſollte ſich nicht verlangen laſſen, er wollte bald bei ihm ſein un ihm das Garaus machen! Während deſſen hatte ſich der Rieſe ge wappnet in einen vergoldeten Harniſch, der war mit Drachenblut gehärtet. Sein Helm war außerordentlich künſtlich und ſtark, ſein Schild von gutem Stahl, eines Schuhes dick, und dazu trug er eine andere Stange, wie die vorige war, in ſeiner Hand, die war an allen vier Ecken ſo ſcharf, daß er damit ein Wagenrad, wie ſtark es auch mit Eiſen beſchlagen ſein mochte, mit einem Hiebe zerſchmettern konnte. Ueberdem hatte er ein großes Schwert, nach ſeiner Größe und Stärke künſtlich zugerichtet, an ſeiner Seite. Wenn der Rieſe dieſe Waffen angelegt hatte, ſo traute er ſich einem ganzen Heere Widerſtand leiſten zu können. Und ſo gewappnet ſprang er wieder aus der ſteinernen Wand voller Grimm und Zorn und ſprach zum Ritter Siegfried: „Nun ſage, Du kleiner Böſewicht! welcher Teufel hat Dich hierher geführet, daß Du mich in meinem eigenen Hauſe ermorden willſt?“ Siegfried ſprach: „Das lügſt Du in Deinen Hals! ich habe Dich heißen zu mir herausgehen.“ — „Was, ſagte der Rieſe, pochſt Du noch? Du ſollſt wünſchen, daß Du nimmermehr hierher gekommen wäreſt; ich will Dich an einen Baum henken!“ — „Du Böſewicht! ſagte Siegfried, meinſt Du, daß ich um Henkens willen hergekommen bin? Nein, das wird Dir Gott verbieten. Und ich ſage Dir fürwahr: wofern Du mir nicht die Jungfrau vom Drachenſtein gewinnen hilfſt, ſo will ich Dir Dein Leben nehmen! Und ob Du gleich der Teufel ſelber wäreſt, ſo iſt doch Gott ſtärker, der wird Dich in meine Hände geben.“ — „Sollte ich Dir die Jungfrau gewinnen helfen? ſprach der Rieſe. Das geſchieht nicht; Du kennſt meine Kraft und Stärke noch nicht. Ich will Dir Lehre geben, daß Dich nicht mehr nach Frauen gelüſten ſoll!“ — „Schnarcher! ſprach Siegfried, hilf mir die Jungfrau gewinnen, oder ich will Dir das lehren und Dir zeigen, wer ich bin und was ich vermag!“ Damit ſchlugen ſie Beide ſo grimmig auf einander, daß das wilde Feuer aus ihren Helmen und Schilden fuhr.

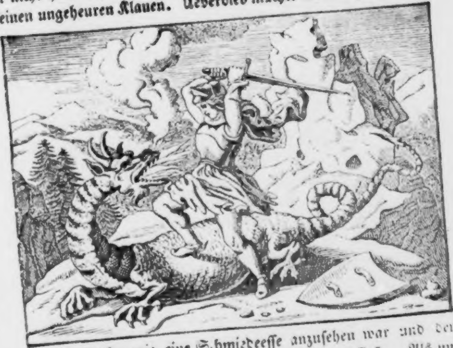
Siegfried vermeinte nicht anders, als daß er noch bei ſeinem Meiſter auf den Ambos ſchlüge. Er gedachte den großen Rieſen auch ſo in die Erde zu ſchlagen; es fehlte auch wenig daran. Und als er ihn ſo hart geſchlagen, ſchwingt er ſich auf ſein Pferd, weil er ſonſt gegen den Rieſen ſehr klein war. Da ſtach und ſchlug er den Rieſen ſo tödtlich, daß er auf die Erde fiel und das Blut ſtromweiſe von ihm floß. Wie nun der Rieſe mit ſechszehn tiefen Wunden gefällt war, begann er um ſein Leben zu bitten und mußte dem viel kühnen Ritter den Preis wider ſeinen Willen geben. Dann ſprach er: ,,Du magſt wohl mit allen Ehren einen Ritternamen führen, denn Du biſt ein kleiner Mann und gegen mich für ein Kind zu rechnen; gleichwohl haſt Du mich überwunden. Aber wirſt Du mir mein Leben ſchenken, ſo will ich Dir alle meine Rüſtung und mich ſelbſt zum Pfande meiner Treue übergeben.'' Siegfried ſprach: ,,Das ſoll Dir von mir gewährt ſein, wofern Du mir die Jungfrau Florigunde vom Drachenſtein gewinnen helfen willſt.'' Das verſprach der Rieſe mit aller Treue zu thun.

Siegfried kommt auf den Drachenſtein zu der ſchönen Florigunde und tödtet den verrätheriſchen Rieſen Wolfgrambär.

Da ſchwur der Rieſe Wolfgrambär dem Ritter Siegfried einen theuren Eid: er wollte ihm die Jungfrau gewinnen helfen. ,,So ſchwöre ich Dir auch, ſagte Siegfried, Dir Dein Leben zu erhalten,'' und verband dem Rieſen ſeine Wunden und ſprach zu ihm: ,,Der Wunden hätteſt Du nun wohl können überhoben ſein, denn mit dieſem Streite hätten wir ohne Zweifel die Jungfrau gewinnen können. Nun ſage mir, Geſell, ſprach Siegfried, wie kommen wir zum füglichſten auf den Drachenſtein?'' — ,,Das will ich Dir zeigen!'' ſagte der ungeheure Rieſe, und, indem er auf das Verderben des Ritters ſann, führte er ihn in ein finſteres Thal, in welchem ein Waſſer wild daher floß, ſo daß ſein Geräuſch ein häßliches Geheul und Wiederſchallen zwiſchen dem Gebirge und dem Drachenſtein erregte. Wie ſie nun ſo vor ſich hin gingen und Siegfried ſich keines Uebels verſah, ſondern nur mit Verlangen erwartete, wie er bald ſowohl der ſchönen Jungfrau als des Drachens anſichtig werden möchte, gedachte der Rieſe: jetzt wird es Zeit ſein, Deine Scharten auszuwetzen! und damit gab der meineidige Böſewicht dem edlen Ritter von hinten einen ſo ungefügen Schlag, daß er davon zur Erde ſank, und ihm das Blut aus Naſe und Mund floß. Siegfried hatte noch nie ſolch einen harten Fauſtſchlag bekommen, als er hier heimtückiſcher Weiſe erhielt. Es hätte ihm auch der Rieſe ohne allen Zweifel das Garaus gemacht, wenn nicht das Zwerglein Egwald dazwiſchen gekommen wäre und dem Siegfried mit ſeinen Künſten das Leben erhalten hätte. Im Niederfallen hatte Siegfried ſeinen Schild über ſich gedeckt, um ſich vor mehrern Schlägen zu behüten, und lag alſo in einer Ohnmacht ohne alle Beſinnung. Wie nun Siegfried alſo unter ſeinem Schilde auf der Erde lag, kam das Zwerglein und ſetzte ihm eine Nebelkappe auf, daß ihn der Rieſe nicht ſehen konnte. Da lief der Rieſe ganz toll und unſinnig herum und wußte nicht wie es zuging. „Hat Dich denn der Teufel von hinnen geführt, ſprach er, oder hat es Gott gethan? Erſt lagſt Du vor mir hingeſtreckt auf der Erde und jetzt biſt Du nicht mehr da!" Darüber mußte das Zwerglein in ſich ſelber lachen, richtete den Siegfried auf und ſetzte ſich neben ihn. Als nun Siegfried zu ſich ſelber kam, dankte er dem Zwerge von ganzem Herzen: ‚Gott, ſprach er, muß Dirs vergelten, daß Du ſo treulich an mir gehandelt haſt, da ichs doch um Dich nicht verdienet habe!" — „Ja, ſprach das Zwerglein, Du edler Ritter haſt wohl Urſache Gott zu danken; denn wäre ich Dir nicht zu Hilfe gekommen, ſo würde Dir noch viel Schlimmeres geſchehen ſein. Ich bitte Dich aber, Du wolleſt Dich um die Jungfrau nicht mehr bekümmern noch bemühen, damit Dir nichts Aergeres widerfahre; denn jetzt kannſt Du ohne alle Furcht in dieſer Nebelkappe wohl von dannen kommen.“ Da ſprach Siegfried: „Dein Bitten iſt vergebens und umſonſt; ſollte ich alle meine Mühe und Arbeit umſonſt angewendet haben? das ſei ferne, und hätte ich tauſend Leben, ich wollte ſie alle daran wagen und ſollte mir auch kein einziges übrig bleiben!“ Damit riß er die Nebelkappe von ſich und nahm ſein Schwert in beide Hände. So lief er den Rieſen voller Grimm und Zorn männlich an und hieb demſelben noch acht tiefe Wunden. Da ſchrie der Rieſe in ſeiner Angſt: „Du biſt ein kleiner Mann und ſchlägſt ſo kräftig auf mich! was nützet Dir mein Tod, zumal doch kein Menſch auf der Welt nach mir vorhanden iſt, der Dir die Jungfrau gewinnen helfen kann?“ Da gedachte Siegfried an die große Liebe, welche er zu der Jungfrau hatte, und ließ den Rieſen beim Leben und ſprach: „So hebe Dich von dannen, geh voran und zeige mir den Weg zur Jungfrau, oder ich ſchlage Dir Dein Haupt ab, und ſollte auch zugleich die ganze Welt untergehen!“ Da nun der Rieſe den Ernſt an dem Ritter ſah, nahm er den Schlüſſel in die Hand und ging voran und ſchloß die Thüre auf, welche acht Klaftern unter der Erde verborgen und verſchloſſen war. Als nun die Thüre aufgeſperrt war, riß Siegfried den Schlüſſel zu ſich und ſprach: „Hebe Dich fort, Du nichtswürdiger, treuloſer Böſewicht! und zeige mir den Weg zur Jungfrau, oder ich will Dir Deine Untreue auf den Kopf vergelten!“ Da ſie nun Beide in den ungeheuren Felſen hinabgingen, wurden ſie ſehr müde, zumal der Rieſe; der wäre gern wieder geſeſſen, weil er ſeine Wunden wohl empfand, aber Siegfried trieb ihn mit Gewalt fort. Indem ward der edle Ritter Siegfried die Jungfrau gewahr, deſſen er ſich von Herzen freute. Florigunde, die Jungfrau, weinte vor Freuden, wie ſie den tapfern Ritter ſah, und rief: „Dieſen Ritter habe ich mehrmals bei meinem Vater geſehen!“ Sie hieß ihn willkommen und begehrte zu wiſſen, wie es ihrem Vater, Mutter und drei Brüdern zu Worms ginge. Nachdem er nun kürzlich berichtet, daß ſie bei ſeiner Abreiſe vor vier Tagen noch bei guter Geſundheit geweſen wären, ſprach er: „Viel tugendreiche Jungfrau, laßt von Eurem Trauern und ſchicket Euch zur Reiſe, denn unſer Bleibens wird nicht lange hier ſein!“ — „Ach mein edler Ritter! ſprach die Jungfrau, ich habe große Sorge um Euch, daß Ihr mich nicht ohne Streit von hier wegbringen werdet; und ich fürchte ſehr, Ihr werdet dem ungeheuren Drachen nicht widerſtehen können, denn er iſt der leibhafte Teufel.“ — „Und wenn er gleich der Teufel wäre! viel tugendhafte Jungfrau, ſagte Siegfried, ſollte ich darum meine ſaure Arbeit und große Mühe umſonſt angewendet haben? das ſei ferne. Entweder ich muß Euch retten, oder mein Leben verlieren. Helfet mir Gott im Himmel mit Herz und Mund anrufen, daß der mir wolle Kraft und Stärke verleihen.“ Die Jungfrau betete von Herzen inniglich zu Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke verleihen wolle, damit ſie doch einmal von dem grauſamen Drachen erlöſt würde. Sie ſagte auch dem Ritter viel Dank, daß er ſo große Arbeit und Gefahr um ihretwillen über ſich genommen hätte, verſprach ihm zugleich ihre Liebe und Treue, dafern er ſie erretten würde, wie dies denn auch nicht unbillig war. Siegfried hieß die Jungfrau guten Muths ſein und ſagte: er wolle es an ſich nicht fehlen laſſen, ſondern er werde den Drachen mit Gottes Zulaſſen wohl beſtehen, oder ſein Leben verlieren. „Zunächſt, ſagte der Rieſe Wolfgrambär zu Siegfried: ſiehe da vor Dir in die ſteinerne Wand! da wirſt Du eine überaus ſchöne Klinge finden, die der berühmteſte Meiſter der Welt mit Künſten zugerichtet hat, und außer ihr iſt keine zu finden, mit welcher der Drache überwunden werden kann.“ Siegfried, ſehr begierig, griff gleich nach dem Schwert, ſich keines Uebels beſorgend. Siehe! da ſchlägt der treuloſe Bube dem edlen Siegfried eine tiefe Wunde, ſo daß ſich derſelbe kaum noch mit einem Fuße auf dem Drachenſtein zu erhalten vermochte. Da lief der Held in grimmigem Zorn auf den Untreuen zu, und von neuem fing ſich zwiſchen ihnen ein ſolches Ringen an, daß der Drachenſtein darüber erbebte. Die Jungfrau wand ihre Hände und raufte ihr goldgelbes Haar aus dem Haupte und ſchrie inniglich zu Gott, er wolle doch dem Gerechten beiſtehen. Dann rief ſie dem Ritter zu: ,,Du viel kühner Held! ſtreite männlich für Dein Leben und errette mich armes Mägdlein! gedenke der großen Arbeit, die Du ſchon meinetwegen ausgeſtanden haſt!'' Da Siegfried die Jungfrau alſo klagen hörte, ſprach er: ,,Sei getroſt, meine Geliebte! es hat keine Noth.'' Der Rieſe dachte: ,,Das wird jetzt übel ablaufen; jetzt muß gewonnen oder verloren ſein.'' Da faßte Siegfried dem Rieſen in die Wunden und riß ſie ihm von einander, daß das Blut zum Steine hinab floß. Da ſank der Rieſe zur Erde, mit bebender Stimme den Ritter flehentlich bittend, er wolle ihm doch ſeine Gnade gewähren und ihm das Leben ſchenken. Er bekannte auch, daß er ihm nun dreimal treulos geworden ſei. ,,Weil Ihr dann ſehet, ſagte er, daß ich ſo kraftlos da liege, werdet Ihr Euch deſto weniger vor mir zu fürchten haben.'' Siegfried aber, der nunmehr die Jungfrau in ſeiner Gewalt ſah und den Schlüſſel zum Drachenſteine bei ſich hatte, achtete ſolcher Bitten nicht, ſondern ſtieß den ungeheuren Rieſen vom Drachenſtein hinab, daß er ganz zerſchmettert ward.

Siegfried beſteht den Kampf mit dem Drachen.

Da lachte die Jungfrau, freute ſich über die Maßen und dankte Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke verliehen hatte. Der Ritter ging mit Freuden zur Jungfrau, umfing ſie züchtiglich und ſprach zu ihr: ,,Nur gutes Muths, meine Geliebte! Euer Leid ſoll bald in Freude verwandelt werden.'' Die Jungfrau dankte dem Ritter von Herzen mit viel beweglichen Worten; ſie erinnerte ihn aber dabei, daß dieſes noch nicht genug ſei, denn ſie fürchtete ſich wegen des Drachens, der würde ihm noch größer Ungemach anthun. „Hieran, ſprach der Ritter, iſt wenig gelegen; nur dieſes iſt mein größter Kummer, daß ich in vier Tagen weder gegeſſen noch getrunken, vielweniger einiger Ruhe gepflegt habe.“ Das hörte das Zwerglein Egwald, und erſchrak nebſt der Jungfrau über die Maßen, lief hin und verſchaffte, daß dem Helden zu Eſſen gebracht ward; erbot ſich auch, ihn und ſeine ſchöne Jungfrau zum wenigſten dreizehn Tage mit Speiſe und Trank zu verſorgen und ihnen mit vielen ſeiner Brüder und Geſellen zu dienen und aufzuwarten. Als nun das Eſſen aufgetragen war, ſetzte ſich Siegfried mit der Jungfrau zu Tiſche, ſich mit Eſſen zu laben, damit er wieder zu Kräften käme. Ehe ſie aber angefangen, ſiehe! da kam der ungeheure Drache über das Gebirge daher geflogen, und neun junge Drachen mit ihm, daß davon das ganze Gebirge erſchütterte, als ob es zuſammenſtürzen wollte, und es kein Wunder geweſen wäre, wenn ein Menſch vor Schreck davor geſtorben. Da erſchrak die Jungfrau, daß ihr der Angſtſchweiß über das Geſicht lief, und alle Zwerge, die bei Tiſche dienten, flohen davon. Siegfried nahm ſein Seidengewand, ſtatt eines Wiſchtüchleins, und wiſchte damit der Jungfrau zärtlich die Angſttropfen ab und ſprach zu ihr: „Meine Geliebte! verzagt nur nicht, Gott wird ſchon helfen.“ — „Ach mein lieber Ritter! ſagte die Jungfrau: wenn Euch jetzt auch die ganze Welt beiſtände, ſo wäre es doch um uns geſchehen!“ — „Das wolle Gott nimmermehr! meine Freundin, ſagte der Ritter. So pflegen Frauen zu reden; ein Ritter aber ſagt viel anders dazu. So lange Gott und ich bei Euch ſind, hat es keine Noth! Wer will uns das Leben nehmen, das uns Gott gegeben hat?“ Während nun die zwei Liebenden dieſes Geſpräch hatten, kam der Drache daher gefahren, und das Feuer fuhr dreier Rieſenſpieße lang vor ihm her, daß davon der Felſen ſich erhitzte, als ob er nunmehr brenne. Indem ſtieß der Drache mit ſolcher grauſamer Wuth an den Stein, daß derſelbe zerriß und erſchütterte, als ob er einbrechen wollte. Siegfried, nebſt der Jungfrau welche im Innern des Felſens waren, erſchraken, denn ſie meinten, der Fels würde über ſie fallen und ſie bedecken. Sie hatten ſich nämlich vor der großen Hitze in die Höhle geflüchtet, damit das Feuer, welches der Drache ohne Zweifel mit aus der Hölle gebracht hatte, etwas verlöſchen und vergehen möchte. Dieſer Drache war zuvor ein feiner Jüngling geweſen und treuloſer Liebe wegen von einem Weibe verflucht worden; alſo, daß der leibhafte Teufel bei ihm war, dem er auch mit Leib und Seele dienen mußte. Doch behielt er menſchlichen Verſtand und hatte darum auch die Jungfrau geraubt, in Willens, dieſelbe nach verfloſſenen fünf Jahren, wenn er wieder zum Menſchen geworden, zum Weibe zu nehmen. Aber der Jungfrau graute ſo ſehr vor ihm, als vor dem leibhaften Teufel, daß ſie fühlte, wie ſie ihm nimmer und in Ewigkeit nicht hold werden könnte, wenn er auch die Geſtalt des ſchönſten Jünglings annähme. Der Drache aber erboßte ſich über die Maßen, daß er ſeiner ſchönen Jungfrau verluſtig werden ſollte, die er nunmehr über vier Jahre ernährt und des Winters mit ſeiner Hitze erwärmt hatte. Denn er legte ſich zu Winters Zeit von fern vor die Höhle und hielt Wind, Froſt und Kälte ab, damit der Jungfrau kein Ungemach zuſtieß. Nun war ſeine Zeit bald um, und er gedachte ſie nunmehr zum Weibe zu nehmen; darum wäre er vor Zorn ſchier geſtorben. Siegfried konnte in der Höhle nicht länger verharren, ſondern bewaffnete ſich aufs Beſte und nahm ſein gutes Schwert zu ſich, das ihm der Rieſe auf dem Drachenſtein gezeigt hatte, als er ihn verrätheriſcher Weiſe zu fällen gedachte. So nun ging Siegfried den Drachenſtein hinab. Als der Drache des Ritters anſichtig ward, griff er ihn mit ſolcher Gewalt an, daß es nicht zu beſchreiben iſt. Da ſollte man ein Gefecht geſehen haben, daß der Stein davon erzitterte, als ob er zerfallen wollte. Siegfried wehrte ſich männlich, ſo gut er nur immer mochte; doch konnte er nicht hindern, daß ihm nicht der Drache den Schild abriß mit ſeinen ungeheuren Klauen. Ueberdies machte der eine ſolche Hitze, daß der Felſen wie eine Schmiedeeſſe anzuſehen war und dem Siegfried der Schweiß am ganzen Leibe herunterfloß. Als nun Beide ſolch grauſames Ringen mit einander hatten, wurden die Zwerge genöthigt, aus dem Berge in die Wälder zu fliehen; denn ſie beſorgten, der Fels würde einfallen und ſie Alle zerſchmettern. Nun waren auch Egwalds Brüder in dem Gebirge geweſen und hatten ihres Vaters Schatz daſelbſt gehütet. Da ſie nun alle davon flohen, verſteckten jene den Schatz in einer Höhle, dicht bei einer ſteinernen Wand unter dem Drachenſtein. König Egwald wußte aber nicht, daß die Zwerge geflohen waren; auch nichts von dem Schatze, den ſie verſteckt hatten, denn er hatte ſich verborgen, um Acht zu haben, wie es mit dem



erſchrecklichen Streit ablaufen würde, damit er im Falle der Noth dem Siegfried mit ſeiner Kunſt zu Hilfe kommen könnte. Denn wenn Siegfried überwunden worden wäre, ſo würden die Zwerge alle des Todes geweſen ſein, weil der Drache wußte, daß ſie Kunde von dem Steine hatten. Wie nun Siegfried die große Hitze von dem Drachen nicht länger ertragen konnte, weil ihm ſein Horn am Leibe weich wurde, floh er zu der Jungfrau in die Höhle des Berges, bis ſein Horn wieder erhärtet war und ſich die große Hitze auf dem Steine etwas gemindert hatte. Damals fand er auch den überaus reichen Schatz, den die Zwerge da verſteckt hatten. Er meinte aber, daß der Wurm den Schatz verſteckt hätte und wenn er wieder zum Menſchen geworden, alsdann denſelben wieder zu ſich nehmen wollte; oder er hätte dem Rieſen, den er getödtet, zugehört. Er wußte aber nicht, daß derſelbe des Zwerges Egwald Eigenthum war. Da erzählte die Jungfrau dem Siegfried, wie ſie von dem Zwerge Egwald eben gehört hätte, daß der Drache noch andere ſechszig junge Drachen zu ſich genommen hätte, und ſo würde es nunmehro um ſie geſchehen ſein. Siegfried dachte: „Ich muß dennoch mein Heil verſuchen; wer weiß: wenn die Gefahr am allergrößten, ſo iſt Gott mit ſeiner Hilfe am nächſten!“ Damit fiel er auf ſeine Knie und betete alſo:

„O Gott! weil ich zum Streite geh,
Mit Deiner Stärke bei mir ſteh!
Bei meinem Streit und Kampfe ſei,
So werd ich von dem Drachen frei!“

Wie er nun ſein Gebet vollendet hatte, ſtieg er den Drachenſtein unverzagt wieder hinan, ſein Heil ferner zu verſuchen. Als er nun des Drachen mit ſeinen Jungen wieder anſichtig ward, faßte er ſein Schwert in beide Hände und ſchlug ſo grimmig auf den ungeheuren Drachen aus allen ſeinen Kräften, als ob er ihn zerſcheitern wollte. In dem Gefechte flogen die jungen Drachen alle davon, wieder des Weges hin, den ſie gekommen waren. Aber der alte Drache blieb und ſchoß aus ſeinem ſcheußlichen Rachen über den holden Siegfried die Flammen blau und roth in ſolcher Menge, daß er den Helden etlichemal beinahe zur Erde gefällt hätte. Ueberdies bediente ſich der Drache ſeines Schwanzes mit ſolcher Liſt, daß er den Ritter zum öftern mit demſelben umflocht und ihn von dem Felſen hinunter zu ſchleudern ſuchte. Siegfried aber, der ſich Gott ergeben hatte, ſprang aus der Schlinge und trachtete, wie er den Wurm des Schwanzes berauben möchte. Demnach faßte er ſein Schwert und führte ſolch einen harten Streich auf des Drachen Schwanz, daß er denſelben von ihm abhieb, als ob er nie daran geweſen wäre. Da nun der Drache ſich ſeines Schwanzes beraubt ſah, ergrimmte er über den Ritter dermaßen, daß er ihn mit Feuer zu verbrennen trachtete. Er ſchüttete ſo viel Gluth auf ihn, als ob ein ganzes Fuder Kohlen auf dem Steine gebrannt hätte, und daß davon ſowohl der Drachenſtein ſelbſt, als Siegfrieds Horn erweicht ward. Wie jedoch Siegfried ſah, daß ſein Schwert auf dem Drachen zu haften begann, faßte er ein muthiges Herz, ſchöpfte neue Kraft und führte einen ſo harten Streich, daß er damit den Drachen in zwei Stücke von einander theilte und die eine Hälfte von dem Steine herabfiel. Da nahm Siegfried die andere Hälfte und ſtieß dieſelbe auch hinab, ſo daß der Drache nun ganz zerſchmettert war.

Siegfried erholt ſich von dem Kampfe und reitet mit der ſchönen Florigunde gen Worms.

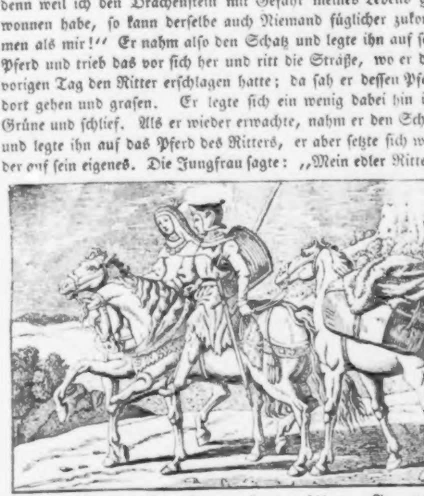
Wie nun die Jungfrau aus dem ſchrecklichen Geſchrei, Knall und Fall des Drachen unten in der Höhle merkte, daß er gewiß überwunden ſein müßte, lief ſie vor Freude, Furcht und Schrekken zugleich den Stein hinan; ſiehe! da liegt ihr Erretter von großer Arbeit und Hitze erbleicht, ausgeſtreckt auf dem Boden.

Seine Lippen waren ihm kohlſchwarz, ſo daß kein einziges Zeichen des Lebens mehr an ihm zu ſehen war. Da wollte die Jungfrau entfliehen, meinend, es würden die andern jungen Drachen wieder kommen; oder um das Zwerglein Egwald um Hilfe anzurufen; aber ſie fiel ſelbſt in eine Ohnmacht. Nachdem nun der edle Ritter eine lange Weile alſo ohne Beſinnung gelegen hatte, begannen ſich ſeine Lebensgeiſter allmählig wieder zu ſammeln und er ſchöpfte ein wenig Odem. Dann ſchlug er die Augen anfänglich ein wenig auf und endlich richtete er ſich allmählig empor. Nachdem er wieder eine Weile geſeſſen und um ſich geſehen, wird er gewahr, daß ſeine ſchöne Jungfrau dort auf der Erde liegt. Da erſchrak er in ſeinem Herzen, ſtand auf und ging zu ihr hin und fiel bei ihr nieder, faßte ſie mit ſeinen Armen, rüttelte und ſchüttelte ſie, ob er nicht noch ein Zeichen des Lebens bei ihr ſpüren möchte, und ſprach: ,,Ach! daß es Gott im Himmel erbarme! ſoll ich denn für meine große Gefahr und Arbeit nur eine todte Jungfrau davon bringen? Wie ſchlechte Freude wird das ihren Aeltern ſein! O wehe! daß ich hierher gekommen bin!'' — Wie er nun dieſe Klage eine gute Weile getrieben hatte, kam zu allem Glück der Zwerg daher gelaufen. Er brachte aber eine Wurzel mit ſich und gab ſie Siegfried, daß er dieſelbe der Jungfrau in den Mund ſtecke. Von Stund an erholte ſich die Jungfrau, und ihre Lebensgeiſter kamen allmählig wieder zu ihr. Sie richtete ſich auf und umfing den Helden mit freundlichen Gebehrden, wie ihr das zu thun wohl geziemte. Da ſprach das Zwerglein Egwald zu dem Helden: ,,Der falſche Rieſe Wolfgrambär hat uns in dieſem Berge bezwungen, obſchon wir über tauſend ſind, ſo daß wir ihm unſer eignes Land haben verzinſen müſſen. Davon habt Ihr uns frei gemacht! Deſſen wiſſen wir Euch vielen und großen Dank und erbieten uns, Euch zu dienen, ſoviel unſerer ſind. Wir wollen Euch begleiten bis gen Worms am Rhein, denn wir wiſſen die Wege wohl.''

Dafür ſagte ihm Siegfried höflichen Dank. Darauf bat ihn der Zwerg, er wolle mit der Jungfrau zu ihm in den Berg kommen und mit ihnen eſſen; und der Held war deſſen gar wohl bedürftig. Als nun daſelbſt Alles aufs Beſte zugerichtet worden, den Siegfried mit Speiſe und Trank zu laben und zu erquicken, da waren die Zwerge ſehr beſchäftigt und trugen auf das Beſte, das ſie in Eile nur zuſammenbringen konnten. Das Zwerglein Egwald war ſehr beſchäftigt, ließ eine ſchöne Muſik aufführen und erfreute dadurch Aller Herzen. Als nun die Mahlzeit vollendet war, trug man allerhand Koſtbarkeiten in vergoldeten Schüſſeln auf, und die Zwerge tranken weidlich auf des edlen Ritters Siegfried und ſeiner Geliebten Wohlergehen. Die Zwerge waren recht fröhlich, tanzten und ſprangen; aber der Ritter Siegfried war von Herzen müde, weil er in vier Tagen und drei Nächten nicht geruht. Darum bat er, daß man ihm und ſeiner liebſten Jungfrau die Ruhe bereiten wollte. Wie das König Egwald vernahm, ſchaffte er, daß die Betten aufs Köſtlichſte zubereitet wurden. Unterdeſſen nahm Siegfried die ſchöne Florigunde zu ſich und ſprach: ,,Meine allerſchönſte Jungfrau! nun ſagt, wie habt Ihr bei dem ungeheuren Drachen ſo lange bleiben können?'' ,,Mein edler Ritter, ſagte die Jungfrau, ich habe wohl leider gemußt! Aber ſagt mir, wie ſeid Ihr auf die Reiſe gekommen, daß Ihr Euer Leben ſo friſch gewagt habt?'' Siegfried ſagte, daß er allein um ihrer Tugend und ſeiner innigen Liebe willen ſie aufgeſucht und ſein Leben daran geſetzt habe. Da floſſen Florigunden die Zähren über die Wangen, und ſie zog einen herrlichen Ring mit köſtlichen Diamanten von ihrer Hand und ſteckte ihn dem Ritter an den Finger. Siegfried wollte die edle Gabe nicht unvergolten laſſen, ſondern nahm die goldene Kette, die ihm im Turnier an ihres Vaters Hofe zu Theil geworden war, von ſeinem Halſe und hing ſie der Jungfrau um; und damit war ihrer Beider Liebe beſtätigt. Während dieſes Geſprächs war bereits die Sonne hinter dem Gebirge untergegangen, die ſchwarzen Wolken überzogen ſchon den hellen Himmel, und Siegfrieden begannen die Augen zuzufallen. Wie die ſchöne Florigunde dies ſah, winkte ſie dem Zwerg Egwald und bat ihn, er wolle doch Anſtalt treffen, daß der Ritter zur Ruhe kommen möchte. Da ward dem Ritter ein köſtliches Bette gezeigt, über welches eine ſchöne ſammtene Decke gebreitet war, und in die Decke war der Lauf aller Geſtirne des Himmels künſtlich gewirkt. Siegfried ſagte: „Bisher habe ich unter dem geſtirnten Himmel geſchlafen, aber nun will ich unter dieſem ſammtenen Himmel ſchlafen.“ Für Florigunde war in ſeiner Nähe ein anderes Bett aufgeſchlagen. Nachdem ſie nun ihr Gebet gethan und ſich Gott befohlen hatten, ſchliefen ſie ruhig bis an den Morgen. Als nun der herannahete und die Sonne ihre Strahlen über das Gebirge zu ſenden begann, erwachte die ſchöne Florigunde, ſtand auf, verrichtete ihr Gebet, ſäuberte ſich und dankte dem lieben Gott, daß er ſie dieſe Nacht und die vorige Zeit ihres Lebens bewahrt und aus ſo großer Gefahr ſo gnädiglich erlöſet habe. Darauf ging ſie vor des Ritters Bette, denn ſie hatte Sorge um ihn wegen all der harten Arbeit und Gefahr, die er ausgeſtanden. Als ſie nun vernahm, daß der Ritter noch ſeinen natürlichen Schlaf hatte, ließ ſie ihn ruhen, ſetzte ſich und ſang einen gar lieblichen Morgengeſang, davon der Ritter erwachte, der ſich ſchämte, daß er ſo lange geſchlafen. Aber er war wegen ſeiner ſchweren Arbeit und Müdigkeit wohl zu entſchuldigen. Florigunde ging ein wenig beiſeite, daß ſich der Ritter anziehen konnte; da ſtand er auf, ſäuberte ſich und betete ſein Gebet. Danach ging er züchtiglich zu der Jungfrau Florigunde, grüßte dieſelbe und fragte, ob ſie nicht bald Luſt habe ihre Aeltern zu ſehen? „Ja, antwortete die Jungfrau, von Herzen gern!“ Da kam eben der Zwerg Egwald herzu, grüßte das liebende Paar freundlich und fragte, wie ſie geſchlafen?

Sie antworteten ihm: „Gar wohl!“ Siegfried begehrte von dem Zwerg Urlaub; der Zwerg bat ihn zwar, noch länger zu bleiben, doch ſchlug es ihm Siegfried höflich ab. Nun ließ der Zwerg eilig ein Frühſtück bereiten. Als ſie nun ein wenig Speiſe zu ſich genommen hatten, nahm Siegfried höflich Abſchied vom König Egwald und deſſen zwei Brüdern. Der König Egwald ſchenkte der Florigunde ein wohlausgeſchmücktes Roß auf die Reiſe; bat den Ritter und Florigunde, ihnen mit ihrer Gunſt gewogen zu bleiben; erbot ſich, ihm zu dienen nach höchſtem Vermögen, und ſagte ihm endlich in ſeinem und ſeiner Brüder Namen, daß ſie ihn mit einem ſtattlichen Gefolge bis gen Worms begleiten wollten. Aber Siegfried hieß ſie zu Hauſe bleiben und nahm nur den König Egwald mit, der ſollte ihm den Weg zeigen: und der that es auch gern. Er ſetzte ſich auf ſein ſchönes Pferd und ritt vor ihnen her. Wie ſie nun ſo ritten, ſprach Siegfried zu Egwald: „Ich habe auf dem Steine geſehen, daß Du in der Sterndeutekunſt erfahren biſt; darum bitte ich, Du wolleſt mir ſagen, wie mirs inskünftige ergehen wird.“ — „Das will ich zwar auf Dein Begehren thun, ſagte der Zwerg; allein ich fürchte, daß Dir ſolches nicht zum Beſten gefallen möchte. Du ſollſt wiſſen, daß Du Dein ſchönes Weib, die Du noch als Jungfrau heimführeſt, nur acht Jahre haben wirſt: alsdann wird Dir Dein Leben mörderiſcher Weiſe genommen werden. Aber Dein Weib wird Deinen Tod blutig rächen, und mancher brave Held wird darum aus dem Leben ſcheiden müſſen; doch auch Deinem Weibe wird der Krieg zuletzt den Tod anthun.“ — „Da denn mein Tod ſo wohl gerochen werden ſoll, ſagte Siegfried, ſo begehre ich auch den Thäter nicht zu wiſſen.“ Hierauf hieß er den König Egwald wieder zurückkehren, und dieſer ging mit weinenden Augen nach den Bergen zurück. Da dachte Siegfried an den Schatz, den er in der Höhle des Felſens gefunden und vergeſſen hatte, und wußte nicht, daß derſelbe den Zwergen gehörte. Dieſer

Schatz war von dem Vater des Königs Egwald hergekomme
und war kein König ſo reich geſchätzt, als eben dieſer Sch
werth war. Siegfried kehrte demnach mit der Jungfrau wied
um und ſagte: „Wir wollen den Schatz nicht liegen laſſe
denn weil ich den Drachenſtein mit Gefahr meines Lebens g
wonnen habe, ſo kann derſelbe auch Niemand füglicher zukom
men als mir!“ Er nahm alſo den Schatz und legte ihn auf ſ
Pferd und trieb das vor ſich her und ritt die Straße, wo er d
vorigen Tag den Ritter erſchlagen hatte; da ſah er deſſen Pf
dort gehen und graſen. Er legte ſich ein wenig dabei hin i
Grüne und ſchlief. Als er wieder erwachte, nahm er den Sch
und legte ihn auf das Pferd des Ritters, er aber ſetzte ſich w
der auf ſein eigenes. Die Jungfrau ſagte: „Mein edler Ritte



das Pferd iſt uns wohl zu ſtatten gekommen!“ — „Ja, m
Geliebte! ſagte der Ritter, wer Gott vertraut, den verläßt
nicht!“ In dieſem und anderem Geſpräche kamen ſie aus d

Walde und bald in ein dichtes Geſträuch; darin waren ſie nicht lange geritten, da kamen unverſehens dreizehn Mörder und umringten ſie. Da ſagte Florigunde: „O, mein edler Ritter: wie wird es uns gehen?“ — „Seid ruhig, Geliebte! ſagte Siegfried; die thun uns nichts.“ Indem umgaben ihn ſechs der Mörder, der Ritter lachte dazu. Die Jungfrau ſprach: „Wir wollen ihnen den Schatz geben, ſo werden ſie uns paſſiren laſſen.“ Der Ritter ſprach: „Ich achte ſein wenig; aber den Schimpf wollte ich um keinen Schatz der Welt über mich nehmen, daß ich mich vor ſolchen Kerls fürchten ſollte!“ Indeſſen umringten ſechs Mörder die Jungfrau, und der letzte nahm das Pferd beim Zaum und wollte mit dem Schatze davon. Der Ritter gedachte nicht, daß es ihnen Ernſt war; wie er es aber merkte, ſprach er mit ſtrengen Worten zu ihnen: „Ihr leichtfertigen Straßenräuber! was habt Ihr im Sinn?“ — „Fragſt Du noch?“ ſagte einer, und ſchlug damit gewaltig auf ihn los. Siegfried ſäumte nicht lange, nahm ſein Schwert, damit er den Drachen getödtet hatte, und ſchlug dem vornehmſten und trotzigſten Schnarcher mit dem erſten Streiche den Kopf ab. Mit einem zweiten Hiebe ſpaltete er einem andern den Kopf bis auf die Zähne. Da ſie den großen Ernſt dieſes tapfern Ritters ſahen, wichen die viere zurück. Die andern ſechs, welche die Jungfrau umgaben, wollten ihren Geſellen zu Hilfe kommen; aber die wurden auch empfangen, daß ihrer drei auf dem Platze blieben. Der, welcher das Pferd mit dem Schatze führte, war unterdeſſen weit voraus gekommen; aber Siegfried holte ihn mit ſeinem guten Pferde bald ein und machte ihn mit geringer Mühe auch nieder. Als er ſich nun wieder wendete und vermeinte, ſeine ſchöne Florigunde, wo er ſie wartend gelaſſen, wieder anzutreffen, da hatten ſich die flüchtigen Mörder indeſſen wieder gewendet und dieſelbe davon geführt. Wie der Ritter dies wahrnahm, ſäumte er nicht lange, verließ das Pferd mit dem Schatze und eilte der Stätte zu, wo er ſeine ſchöne Florigunde gelaſſen hatte, damit er auf den Hufſchlag des Pferdes kommen möchte; denn die Zwerge hatten das Pferd gar künſtlich beſchlagen, daſ er den Hufſchlag wohl kennen konnte. Da er ihn nun wahrnahm, eilte er ihm nach und traf die Mörder in einem dichte Geſträuch an, ſetzte im grimmigen Zorn unter ſie und macht ſie alle danieder, bis auf einen, der lief in einen Moraſt bis a den Hals. Da wollte ſich Siegfried um denſelben nicht weite bemühen, ſondern ſprach zu ihm: „So Du Jemand zu ſehe bekommſt, ſo ſprich zu ihm, daß Du den gehörnten Siegfried der die ſchöne Florigunde vom Drachenſtein errettet hat, geſ hen haſt, und daß er Deine zwölf Mitgeſellen geputzt, daß i nen der Bart nimmer wachſen wird.“ Damit ritt er mit ſein ſchönen Florigunde davon. Darauf ſprach er zu ihr: „Alle liebſte Florigunde! wie hat Euch dieſe Kurzweil gefallen?“ — „Mein vielwerther Ritter! antwortete ſie, wenn das Kurzw iſt, wer wollte dann im Ernſt mit Euch fechten?“ Indem kam ſie an den Ort, wo der Streit zuerſt angegangen war; fragte die Jungfrau den Ritter und ſprach: „Mein edler R ter! habt Ihr das Pferd mit dem Schatze nicht wieder angetr fen?“ — „Ja, ſagte der Ritter, liebſte Jungfrau! ich h es dem Böſewicht wieder abgejagt und ihm ſoviel gegeben, d er keines Geldes mehr bedarf. Wie ich aber wieder zurück k und Euch an dieſem Orte nicht antraf, da zwang mich die gr Liebe zu Euch, daß ich des Schatzes wenig achtete. Ich ließ Pferd mit demſelben laufen und eilte Euch zu retten. fragte ich nach dem gefundenen Schatz? Ihr, meine Gelie habt mir viel mehr gekoſtet!“ — „Ei, ſagte die ſchöne Fl gunde, ſo wollen wir uns auch nun nicht weiter in Gefahr geben, das Pferd mit dem Schatze weiter zu ſuchen.“ Der ter dachte: weil ich nur acht Jahre leben ſoll, was nützt der Schatz? Und ſo kamen ſie an den Rhein.

Wie Siegfried mit der ſchönen Florigunde Hochzeit hielt.

Wie nun der König Gilbald und ſeine Gemahlin Kunde erhielten, daß ihre Tochter Florigunde vom Drachenſtein erlöſt und ſie nunmehr mit dem Ritter Siegfried auf der Reiſe und nicht weit mehr von dannen wäre, ließ der König die ganze werthe Ritterſchaft und den Adel aufbieten, damit ſie ſeiner Tochter und dem Ritter gebührende Ehre anthäten, ihnen entgegen ritten und ſie mit großem Gepränge einholten und [illegible] der Hochzeit beiwohnten; denn der König konnte ſo[illegible] Ritter Siegfried nicht abſchlagen, weil er ſeine Tochter mit großer Gefahr ſeines Lebens ſo theuer erworben hatte. Da hätte man die Pracht ſehen ſollen, in welcher ſtattlichen Ordnung ſie eingeholt wurden! Es kamen aber nachher zu der Hochzeit mehre Könige und funfzehn Fürſten, unter welchen auch Sieghard, Siegfrieds Vater war, die Ritterſchaft und Adel ohne Zahl, welche Alle wohl empfangen, ehrlich gaſtirt und bewirthet wurden, wie ſolches an königlichen Höfen bei dergleichen Gelegenheiten üblich iſt. Was für große Freude Vater und Mutter bei dieſer glücklichen Wiederkunft hatten, iſt leicht zu denken. Da wurden Siegfried und die ſchöne Florigunde in die Hauptkirche geführt, und mit großem Gepränge aller anweſenden Könige, Fürſten und Ritter, von dem Biſchof zu Mainz zuſammengegeben und getraut. Die Hochzeit währte vierzehn Tage; danach hielt man allerlei Ringelrennen, Turniere und Stechen und was ſonſt zum Ritterſpiel gehörte. Siegfried trug überall den Preis davon, welches ſeinen Schwägern, den dreien Königen, nicht zum Beſten gefiel; denn ſie warfen einen heimlichen Haß auf ihn und ſprachen: „Er trägt alle Tage Ringe und Kleinodien davon und pranget damit, als ob er allein der Held wäre; uns aber macht er im ganzen Lande geringſchätzig; das ſoll ihm übel bekommen!“ Unter der mancherlei Kurzweil, die auf dieſer Hochzeit getrieben wurde, kam auch ein luſtiger Schwank mit einem Bauern vor. König Bilbald hatte nämlich ſich einſtmals auf der Jagd verirrt und war von einem Bauern, Namens Jorcus, bei Nacht wieder zurecht gewieſen worden; den hatte er zum Dank zu ſeinem Oberverwalter über ſein Vieh geſetzt. Dieſer Jorcus war ſo verzagter und blöder Natur, daß er vor einem bloßen Degen wohl in die Erde, wenn es möglich, gekrochen wäre. Nun war ein Edelmann an des Königs Hof, der war ein verſchlagener und liſtiger Schalk, der manche Kurzweil zuwege zu bringen wußte. Derſelbe redete mit dem Bauern, und bildete ihm feſt ein, daß jetzt ſolche gute Gelegenheit vorhanden ſei, ſich bei dem Könige verdient zu machen, als er ſein Lebtag nicht wiederfinden möchte. „Denn, ſagte er, es iſt unter dieſen fremden Fürſten einer, der hat einen Soldaten bei ſich, Namens Zivilles, der iſt ſo verzagt, daß man ihn mit einer Blaſe mit Erbſen verjagen kann. Den fordere heraus zum Kampfe auf Leib und Leben. Wenn er dieſes hören wird, ſo wird er Dir vor Schrecken nicht kommen, alsdann haſt Du ſchon Ehre genug. Oder, ſo er ja käme, wird er doch, ſobald er Dich gewappnet ſieht, vor Furcht die Flucht nehmen, ſo kommſt Du zu großen Aemtern beim Könige.“ Der Bauer ließ ſich bereden und ſagte es dem Edelmanne zu, er wolle den Soldaten fordern laſſen. Wie nun der Edelmann ſah, daß er den Bauer dazu bewogen hatte, ging er zum Könige und offenbarte ihm ſolches und bat, Ihro Majeſtät wolle doch dieſe Kurzweil erlauben: er wolle ſchon dafür ſorgen, daß Keiner Schaden nehmen ſollte. Der König erlaubte es dem Edelmann. Da ging dieſer zu dem König Sieghard, begrüßte denſelben und bat, er wolle doch ſeinen Willen darein geben, denn er hätte eine kleine Kurzweil vor, einer Komödie nicht unähnlich, welche allen anweſenden Herren eine beſondere Ergötzlichkeit verſchaffen ſollte. Wie nun der König fragte, was es ſei, ſagte er: „Ihro Majeſtät wiſſen, daß mein Herr, der Fürſt, den Jorcus bei ſich hat: der iſt ſo verzagt, daß er vor einem bloßen Gewehr wohl in die Erde kröche; denſelben habe ich überredet, er ſoll Euer Majeſtät Soldaten Zivilles herausfordern; und weil ſie alle Beide furchtſam ſind, ſo wird es eine luſtige Komödie geben.“ Der König gab ſeinen Willen darein und ſagte: „Wiefern man nur meinen Zivilles dazu bereden kann!“ Der Edelmann bedankte ſich freundlich gegen Ihro Majeſtät und ging ſelber zum Zivilles, brachte ſeine Rede, mit vielen Umſtänden geſchmückt, vor und ſagte endlich, daß er zu keinem andern Ende hergekommen ſei, als ihm zu hinterbringen, daß ihn Jorcus auf den morgenden Tag auf Leib und Leben zum Kampfe herausfordere. Zivilles erſchrak ſo, daß er am ganzen Leibe zitterte, und gab mit ſtammelnder Zunge zur Antwort: „Ich habe mit ihm nichts zu thun; wie kommt er denn dazu, daß er mich fordern läßt?“ Der Edelmann ſagte: „Es ſei dem wie ihm wolle, er hält Euch einmal für keinen redlichen Kerl, Ihr kommt ihm denn auf den Kampfplatz mit guter Rüſtung verſehen; er will Euer allda warten.“ Damit ging der Edelmann wieder ſeinen Weg. Wie nun der König und ſeine Leute ſahen, daß Zivilles ſehr erſchrocken war, redeten ſie ihm ein Herz ein, daß er ſich endlich entſchloß, den Kampf anzunehmen. Er rief den Edelmann wieder und ſagte zu ihm: „Mein Freund, ich will mich bis zum Morgen bedenken.“ Mit dieſer Antwort ging der Edelmann zu dem Bauer, der ſich ſehr freute, denn er dachte, Jener würde ihm nimmer kommen, weil er gehört, daß er ſo erſchrocken ſei. Am Morgen aber redeten des Königs Sieghard Leute mit Zivilles und ſagten: „Es wäre ihm eine ewige Schande, wenn er den Kampf ausſchlüge, denn Viele hätten wohl gehört, daß Jorcus ein verzagter Kerl wäre: ſobald er nur einen bloßen Degen ſähe, würde er die Flucht nehmen.“ Zivilles ließ ſich überreden und ſchickte früh Morgens zu dem Bauer und ließ ihm ſagen: daß er um Ein Uhr Nachmittags auf dem Kampfplatze in guter Rüſtung zu Pferde erſcheinen wolle, da wolle er ihn lehren, wie er einen redlichen Cavalier herausfordern ſollte. „Wiewohl es mir, ſagte er, als einem verſuchten Soldaten nicht wohl anſteht, mit einem groben Bauerflegel zu ſtreiten, ſo will ich Dir dennoch lehren, daß Du es ein andermal nicht wieder thun ſollſt.“ Alſo wurden ſie Beide mit Rüſtung wohl verſehen und kamen zur beſtimmten Zeit auf den Kampfplatz. Da möchte ich wünſchen, daß Alle, die dies leſen, ſelber da geweſen wären und der Kurzweil zugeſehen hätten. Denn ſobald Jorcus, der Bauer, auf den Kampfplatz kam, ſah er ſich auf allen Seiten um, wo er am füglichſten ausreißen möchte und verfluchte den Ort des Kampfplatzes, weil er ihn ſo wohl verwahrt ſah; denn an drei Orten war er mit hohen Brettern umgeben und die Pforten wurden alle verſperrt, alſo, daß ein Jeder aushalten mußte. Als nun Zivilles, der Soldat, des Jorcus anſichtig ward, und daß er ein ſehr muthiges Pferd hatte, fehlte es wenig, er wäre ausgeriſſen, wenn er nur gekonnt hätte, und er war ſchon Willens ſich dem Jorcus zu ergeben. Gleicher Meinung war Jorcus auch. Indem theilten die Ritter den Kampfplatz in gleiche Theile und ließen die Trompeten blaſen. Als nun des Jorcus Pferd die Trompeten hörte, konnte es nicht länger warten, weil es Siegfrieds Pferd und deſſen wohl gewohnt war. Es lief ſo ſchnell dahin wie ein Pfeil; Jorcus hätte es gern aufgehalten, aber es war vergebens, denn es lief die gewohnte Bahn in vollem Laufe zu Ende. Da war er gezwungen die Lanze fallen zu laſſen und hielt ſich mit beiden Händen an des Pferdes Kamm, damit er nicht herunter fiele. Indeſſen ſchlugen ſie des Zivilles Pferd mit Spitzruthen, daß es auch in den Gang kam. Der legte alsbald ſeine Lanze, ehe es noch Zeit war, ein; es trieb ihm aber der Wind dieſelbe auf eine Seite, ſo daß er den Jorcus ohne ſein Wiſſen damit berührte. Und weil dieſer ohnedies kümmerlich in dem Sattel hing, fiel er herunter zur Erde. Zivilles, der ſolches nicht inne ward, ließ ſein Pferd bis zum Ende der Rennbahn auslaufen. Indem er nun ſein Pferd umwendete, ſah er den Jorcus auf der Erde liegen: da dachte er: nun iſt es Zeit, daß Du Deinem Feinde den Reſt gibſt, ihm mit dem Pferde den Kopf zertrittſt und ihn mit der Lanze durchſtößeſt! Indem er ſich ihm aber näherte, machte ſich Jorcus allmählig auf die Beine. Wie nun Zivilles heran kam, fiel ſein Pferd unter ihm nieder, entweder weil er ſelbſt mit der Lanze, die er herunter hängen ließ, dem Pferde zwiſchen die Beine kam, oder weil Jorcus, indem er ſich aufrichtete, dem Pferde hinderlich war. Da dachte Jorcus: jezt iſt es Zeit ein Ritter an dem Feinde zu werden, und hieb ſo grimmig von ferne auf ihn zu, als ob er ihn zerſtücken wollte. Aber das Pferd arbeitete ſo grauſam mit den Füßen, daß er ihm nicht beikommen konnte. Nachdem aber das Pferd ſich endlich aufgearbeitet hatte und auf die Füße gekommen war, ſchnaubte es und ſchl[illegible] den Hufen um ſich. Da beſorgte der gute Jorcus, es möchte ihn treffen, und lief daher in aller Furcht von dannen. Indeſſen hatte Zivilles Weile bekommen ſich wieder aufzurichten und ſich auf ſeine Füße zu machen. Aber ſein Leib war ihm dermaßen zerquetſcht, daß er voller Furcht und Zittern ſich ſeinem Feinde zu ergeben gedachte. Damit zieht er einen Degen, in Willens denſelben bei der Spitze zu faſſen und dem Jorcus zu übergeben. Gleicher Meinung war auch Jorcus, nämlich ſich ſeinem Feinde zu ergeben. Wie nun Zivilles mit bloßem Degen daher kam, ſich zu ergeben, denkt Jorcus: das wird nicht wohl ablaufen! und flieht ſo ſchnell und weit als er immer kann. Als dieſes Zivilles gewahr wird, will er an ſeinen Kampfesglück nicht gänzlich verzweifeln, ſondern faſt wieder ein Herz und verfolgt ſeinen Feind ſo gut als ein Verzagter immer kann. Er ſchlug mit ſolchem Grimm auf den Bauer, daß dieſer überlaut ſchrie und ihn bat, einzuhalten, oder er wolle es den König Gilbald und Siegfried klagen. Wie Jener aber noch nicht nachlaſſen will, weicht Jorcus zurück ſo weit er konnte. Wie er aber bis an das Waſſer gekommen war, alſo, daß er nicht weiter zurück konnte, da ward ihm ſeine Furcht gedoppelt; denn er dachte: weichſt Du weiter, ſo mußt Du im Waſſer erſaufen; gehſt Du vor Dich, ſo mußt Du unter deines Feindes Waffen ſterben. So gerieth er in eine gänzliche Verzweiflung und beſchloß in dieſer endlich bei ſich, nunmehr feſten Fuß zu faſſen; und weil es nicht anders ſein konnte, ſo nahm er ſeinen Degen in beide Hände, drückte die Augen feſt zu und fing an ſo grimmig um ſich zu hauen, daß Zivilles mit Schrecken die Flucht ergriff und überlaut ſchrie: „Laß mich leben! laß mich leben! ſo will ich mich Dir ergeben!“ Denn er bildete ſich ein, er hätte ſchon viele Wunden empfangen, da er doch noch keine bekommen hatte. Wie nun Jorcus das Geſchrei hörte, that er die Augen wieder auf und ſah, daß ſein Feind weit von ihm gewichen war; da faßte er wieder Muth und verfolgte Jenen ſo gut er immer konnte. Da ſchrie Zivilles noch viel mehr: „Schenk mir das Leben! ich will mein Lebtag nicht daran gedenken, mich an Dir zu rächen!“ — „So wirf Dein Schwert von Dir!“ ſagte Jorcus. Der arme Teufel that ſogleich wie ihm befohlen war und warf ſein Schwert von ſich. Wie nun Jorcus ſeinen Feind ganz wehrlos ſah, traute er ihm doch immer noch nicht, ſondern ſagte zu ihm: „Hebe Dich weit von mir und lege Dich auf die [illegible] nieder!“ Jener gehorchte abermals der Stimme ſeines Feindes und lief fern von dannen, legte ſich ganz ausgeſtreckt auf die Erde nieder und erwartete wie ein Lämmlein ſein Ende. Da dachte Jorcus nach, wie er ihm nun wohl am füglichſten beikommen möchte, und ſprach bei ſich ſelbſt: „gehſt Du mit dem Degen zu ihm, ſo kann er ſich aufrichten und ihn Dir aus der Hand reißen!“ Er wollte daher lieber ohne Degen zu ihm gehen, ihm auf die Bruſt knieen und mit ſeinem großen Meſſer, das er bei ſich hatte und womit er die Kühe abzuſtechen pflegte, die Gurgel abſchneiden. Wie er nun das Meſſer unter ſeiner Rüſtung hervorſuchte und die Richter ſein Beginnen merkten, kamen ſie dazwiſchen, hießen den Jorcus einhalten und ſich mit dem Siege begnügen laſſen: denn ſolches Beginnen, nachdem der Feind ſchon überwunden, wäre der Waffenordnung ſchnurſtracks zuwider. Jetzt ließ Jorcus ſeinen Feind, weil er ihn überwunden, ungern aus ſeinen Händen. Doch mußte er ihren vernünftigen Reden nachkommen, weil ſie ihm überdies zuſagten, daß ſich Zivilles nimmer an ihm rächen ſollte. Alſo ließ Jorcus den Zivilles wieder aufſtehen und gebot ihm, er ſollte ſich ein andermal beſſer bedenken und vorſehen, mit wem er zu thun hätte. Damit war der kurzweilige Kampf dieſer beiden Haſen geendigt und Jeder von Beiden war froh, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Dieſes war einer der luſtigſten Schwänke auf Siegfrieds Hochzeit.

Wie Siegfried ermordet und gerächt wurde.

Wie nun die Hochzeit und alle Ritterſpiele ihr Ende erreicht hatten, kehrte ein Jeder wieder heim. Siegfried gab ihnen das Geleite ſo ſicher und wohl, daß man ohne alle Gefahr Gold auf dem Haupte hätte tragen können. Da nun die drei Schwäger, als Ehrenbert, Hagenwald und Walther, der Florigunde leibliche Brüder, dem Siegfried feind waren, darum, daß er die Preiſe vor ihnen im Turnieren und Stechen davon getragen, und deswegen hoch angeſehen und gerühmt war, ſo trachteten ſie heimlich danach, wie ſie ihn tödten möchten. Sie konnten aber nicht eher Gelegenheit finden, als bis acht Jahre um waren, wie der Zwerg Egwald dem Siegfried zuvor prophezeihet hatte. Siegfried lebte mit ſeiner ſchönen Florigunde in gutem Frieden und ſüßer Ruhe, zeugte mit ihr einen Sohn, den nannte er Löwhard. Derſelbe führte Kriege mit dem Sultan und dem König von Babylonien und beſtand große Abenteuer und Gefahren und nahm endlich des Königs von Sicilien Tochter zum Weibe. — Wie ſie nun acht Jahre im ſtolzen Frieden gelebt hatten, begab ſichs eines Tages, daß Siegfried und ſeine Schwäger auf die Jagd ritten. Weil aber derſelbe Tag ſehr heiß war und Siegfried ſich ſehr erhitzt hatte, begab er ſich zu einem Brunnen im Walde und legte ſein Angeſicht in denſelben, ſich abzukühlen. Das ſah ſein Schwager, der grimmige Hagenwald und dachte bei ſich ſelber: „Die Gelegenheit findet ſich nicht alle Tage, die mußt Du nicht verſäumen, denn dies iſt die rechte Zeit, Dich an Deinem Feinde zu rächen!“ — nimmt ſeinen Degen und ſtößt ihn dem Siegfried zwiſchen die Schultern, wo ihm das Fleiſch nicht mit Horn überzogen war, ſo daß die Spitze bis an die Bruſt ging und Siegfried zur Stunde todt blieb. So ſchändlicher und mörderiſcher Weiſe mußte der theure Held, deſſen Tugend, Kraft, Stärke und Mannheit in der Welt nicht mehr zu finden war, um ſein noch junges Leben kommen. Sein Tod aber iſt hernachmals noch gerochen worden. Als Siegfrieds Gemahlin ihres Herrn, des Königs Tod berichtet war, fiel ſie vor großem Leid und Kummer in eine große Krankheit, ſo daß die Aerzte an ihr verzagten. Da das der König Gilbald, ihr Vater, erfuhr, fiel auch er vor großem Leid in eine tödtliche Krankheit und mußte des Todes ſterben. Da ward Leid über Leid! denn des Königs Gilbald Gemahlin legte ſich ebenfalls zu Bette und ſtarb an einem viertägigen Fieber, und es wäre kein Wunder geweſen, wenn die ſchöne Florigunde auch vor Jammer geſtorben wäre. Aber Siegfrieds Tod mußte erſt gerochen werden, wozu Florigunde behilflich war. Die drei Söhne nahmen den König Gilbald und ſeine Gemahlin, ihren Vater und ihre Mutter, und beſtatteten ſie nach königlichen Würden zur Erde, wie es ihnen geziemte. Darauf wollten ſie das Reich einnehmen und beſitzen; es ſchlug ihnen aber fehl. Unterdeſſen war es nämlich mit Siegfrieds Gemahlin etwas beſſer geworden, und wie ſie nun vermeinte ſtark genug zu ſein, zog ſie in aller Stille mit ihrem Sohne Löwhard in die Niederlande zu ihrem Schwiegervater, dem König Sieghard, und klagte dieſem ihre Noth und die Mordthat an ihrem liebſten Gemahle, ſeinem Sohne. Als der König Sieghard ſolches mit Schmerzen vernommen hatte, ergrimmte er über die Maßen, ließ in ſeinem ganzen Lande Ritterſchaft und Adel aufbieten und ſammelte in ſchneller Eile eine unzählige Menge auserleſenes Kriegsvolk. Damit überzog er die drei Brüder und rächte an denſelben ſeines Sohnes Tod rechtſchaffen. Dieſer Krieg hat vielen tauſend Helden das Leben gekoſtet und iſt darin der grimmige Hagenwald wieder ſchmählich um ſein Leben gekommen. Denn er hatte ſich dem verzagten Soldaten Zivilles ergeben, in Hoffnung, Barmherzigkeit zu erlangen, und weil er meinte, bei demſelben viel ſicherer zu ſein, als bei einem andern beherzten Soldaten. Zivilles aber wartete, bis Hagenwald eingeſchlafen war, dann nahm er ſeinen Degen und ſtieß ihm denſelben durch den Leib, daß er zur Stunde todt blieb, und ſagte: „Wie Du meines gnädigen Königs Sohn Siegfried gethan haſt, ſo habe ich Dir wieder gethan; und ſo iſt Dir mit dem Maaße gemeſſen, womit Du gemeſſen haſt!“ — Die andern zwei Brüder, als Ehrenbert und Walther, ſind von Land und Leuten ins Elend verjagt worden. Der verzagte Zivilles ward auch wieder erſchlagen; Jorcus der Bauer kam auch in dieſem Kriege um, und ſo mußte auch die ſchöne Florigunde ihren Geiſt aufgeben; ſonſt würde der König Sieghard dieſelbe zur Königin in ihres Vaters Land eingeſetzt haben. Löwhard, Siegfrieds Sohn, blieb bei ſeinem Großvater Sieghard am Hofe und ward daſelbſt in aller Gottesfurcht und in allen ritterlichen Tugenden auferzogen, ſo daß ein braver Held aus ihm wurde.

In allen Buchhandlungen ſind nachſtehende **Volksbücher** zu haben:

Geſchichte von **Griſeldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe

Alte und neue **Lieder in Leid und Luſt.** (Enthält 50 ausgezeichnet ſchöne Lieder.)

Geſchichte von der **edlen und ſchönen Meluſina,** welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war.

Der **Schildbürger** wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten.

Geſchichte von der **ſchönen Magelone** und dem Ritter **Peter** mit den ſilbernen Schlüſſeln.

Geſchichte vom **Kaiſer Octavianus,** welcher ſein Ehgemahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt und endlich wiedergefunden hat.

Geſchichte von den **ſieben Schwaben.** Nebſt einigen ſchwäbiſchen Volksliedern.

Geſchichte von der heiligen Pfalzgräfin **Genoveva.**

Geſchichte von den **drei Schweſtern.** Geſchichte von den **drei Rolandsknappen. Schneeweißchen. Bruder Luſtig.**

Der wiedererſtandene Eulenſpiegel.

Jedes dieſer Volksbücher iſt mit ſchönen Holzſchnitten gezieret und wird einzeln für

25 Pfennig

verkauft.

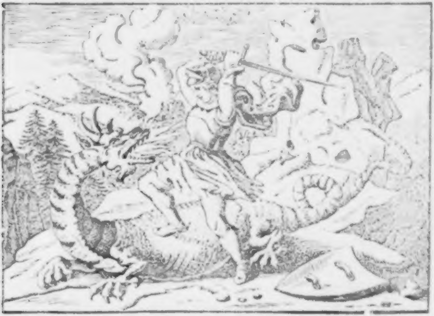
Der Herausgeber hat dieſen herrlichen Büchern, welche lange nur in einer ihrer unwürdigen Geſtalt exiſtirten, alle ihre urſprünglichen Schönheiten wiederzugeben geſucht, und ſie in eine zeitgemäße, einfache, dem Urtexte möglichſt treue Sprache gebracht. Die Bilder zu denſelben ſind von ausgezeichneten Künſtlern hergeſtellt. — Für die Folge erſcheinen noch: **Fortunatus**, **Herzog Ernſt**, **Rieſengeſchichte**, **Heinrich der Löwe**, **Helena**, **Hirlanda**, die **ſieben weiſen Meiſter**, **Dr. Fauſt**, das **Schloß in der Höhle Xaxa**, **Joachim und Anna**, **Salomon und Markolf**, — **Fierabras**, **Triſtan und Iſalde**, **Pontus**, — **Heldenlieder**, **Trinklieder**, **Kriegslieder**, — **Fabeln** u. ſ. w.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geſchichte
von den
# drei Schweſtern.

Geſchichte
von den
# drei Rolandsknappen.

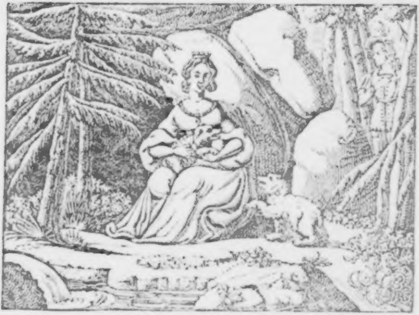
Schneeweißchen. Bruder Luſtig



Volksbücher.
11.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig. Bei Otto Wigand m. b. H.



Geſchichte
von den
drei Schweſtern.

Es war einmal ein reicher Graf, der lebte königlich und hielt alle Tage offene Tafel. Er liebte Bretſpiel und Würfel; ſein Hof wimmelte von Dienern und Edelknaben in prächtigen Kleidern, und ſeine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch dieſen Aufwand zerrannen aber ſeine Schäze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte ſeine Juwelen und ſein Silbergeſchirr, und von ſeinem ganzen Eigenthume blieb ihm endlich nichts übrig, als ein altes Waldſchloß. In dieſem Schloſſe hauſte er von aller Welt verlaſſen, und war

Niemand bei ihm als ſeine tugendhafte Gemahlin und ſeine drei wunderſchönen Töchter. Sie waren ſo arm, daß ſie oft lange Zeit nur von den Feldfrüchten leben mußten, welche ſie in ihrem Garten zogen. Zuweilen ſuchte aber der Graf auf der Jagd irgend ein gutes Stück Wild zu erlegen, um ſich mit den Seinen einen guten Tag zu machen. So ging er denn eines Tages auch nach dem Walde auf die Jagd. Von dieſem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer ſei: der Graf glaubte aber nicht daran und fürchtete ſich nicht. Er ſtieg rüſtig über Berg und Thal, und kroch durch Buſch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaſchen. Ermüdet ſetzte er ſich endlich unter einen hohen Eichbaum, um auszuruhen, als er plötzlich einen grauſam wilden Bär auf ſich zuſchreiten ſah. Der arme Mann erbebte über dieſen Anblick am ganzen Leibe; entfliehen konnte er nicht, und eben ſo wenig konnte er mit ſeinen Waffen ſich zur Wehr ſetzen. Indeß hielt er doch ſeinen Jagdſpieß vor ſich, um ſich damit zu vertheidigen, ſo gut es ging. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal ſtand es ſtill und brummte ihm vernehmlich dieſe Worte entgegen: „Räuber, plünderſt Du meinen Honigbaum? Den Frevel ſollſt Du mit dem Leben büßen!“ — Da merkte der Graf, daß es kein gewöhnlicher Bär, ſondern irgend ein in einen Bären verzauberter Geiſt ſein müſſe, und ſchrie ihm kläglich entgegen: „Ach, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüſtet nicht nach Eurem Honig, ich bin ein biederer Rittersmann. Wenn dieſes hier Euer Jagdgehege iſt, ſo verſpreche ich Euch heilig, daß Ihr mich nie wieder in demſelben antreffen ſollt.“ Der Bär antwortete brummend: „Unglücklicher, um dieſen Preis löſeſt Du Dein Leben nicht; verheiße mir Deine älteſte Tochter Wulfild augenblicklich zur Frau; wo nicht, ſo freß ich Dich!“ In der Angſt bedachte der Graf gar nicht was er that, und war wohl noch froh mit einem bloßen Verſprechen davon zu kommen, ſagte daher: „Sie ſoll die Eure ſein, Herr Bär, doch, ſetzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß Ihr nach Landes Brauch die Braut löſet und ſelber kommt, ſie heimzuführen.“ — „Es ſei, brummte der Bär, in ſieben Tagen löſ ich ſie mit einem Centner Goldes und führe mein Liebchen heim.“ Nachdem er dies geſagt, machte der Bär rechtsum und trabte wieder in den Wald hinein; der Graf aber machte, daß er ſo ſchnell als möglich wieder nach Hauſe kam, und langte bei Sternenſchimmer kraftlos und ermattet in ſeinem Waldſchloß an. Unterweges hatte ſich der Graf ſchon wegen des Verrathes, den er an ſeiner Tochter begangen hatte, damit getröſtet, daß er ſich vorgenommen hatte, ſein Waldſchloß ſo wohl verwahrt und verriegelt zu halten, daß es dem Bären nicht gelingen ſollte, in daſſelbe einzudringen, um ſeine Braut abzuholen. Den folgenden Tag berichtete er ſeiner Gemahlin und den Fräuleins das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entſetzen in Ohnmacht, als ſie hörte, daß ſie an einen ſcheußlichen Bären vermählt werden ſollte; die Mutter rang die Hände und jammerte laut, und die Schweſtern bebten und bangten vor Entſetzen und Wehmuth. Der Graf aber ging hinaus, beſchaute die Mauern und Gräben ums Schloß herum, unterſuchte, ob das eiſerne Thor ſchloß- und riegelfeſt ſei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl. Darauf ſtieg er auf die Warte und fand da ein Kämmerlein, hochgebaut unter der Zinne und wohl vermauert, darin verſchloß er das Fräulein, die ihr ſeidnes Flachshaar zerraufte und ſchier ihre himmelblauen Augen ausweinte. Sechs Tage waren verfloſſen und der ſiebente dämmerte heran, da erhob ſich vom Walde her ein großes Getöſe, als ſei das wilde Heer im Anzuge. Unter Peitſchenknall und Hörnerſchall, Pferdegetrappel und Rädergeraſſel fuhr eine prächtige Karoſſe, mit Reitern umringt, übers Blachfeld daher ans Schloßthor. Alle Riegel ſchoben ſich, das Thor rauſchte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz ſtieg aus der Karoſſe, ſchön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberſtück, um ſeinen Hals hatte er eine goldne Kette drei Mal geſchlungen, um ſeinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen blendete, und für das Schloß, mit welchem die Straußfeder befeſtigt war, wäre ein Herzogthum feil geweſen. Raſch flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher trug er in ſeinen Armen die erſchrockne Braut herab. Ueber dem Getöſe erwachte der Graf aus ſeinem Morgenſchlummer, ſchob das Fenſter im Schlafgemach auf und ſah nur eben noch, wie ſeine Tochter Wulfild von dem fremden Ritter in den Wagen gehoben wurde und die raſchen Roſſe mit der ſeltenen Beute wie ein Sturmwind zum Schloſſe hinaus, dem Walde zubrauſten. Der Graf erhob alsbald ein lautes Jammergeſchrei und weckte damit ſeine Gemahlin und ſeine beiden Töchter, welche anfangs glaubten, er habe ſich getäuſcht, aber bald auch zu jammern und zu weinen begannen, als ſie Wulfild in ihrer Kammer nicht mehr fanden und das Jubelgeſchrei des hochzeitlichen Zuges vom Walde her in ihre Ohren ſchallte. Da ſaßen die armen Menſchen drei Tage in Thränen und Wehklagen bei einander und beweinten Wulfild als eine Todte. Am vierten Tage aber verließ der Graf das Trauergemach, um friſche Luft zu ſchöpfen. Wie er über den Hof ging, ſtand da eine feine dichte Kiſte von Ebenholz, wohlverwahrt und ſchwer zu heben. Er ahnte leicht, was darin ſei. Ein ſilberner Schlüſſel ſtak im Schloß, der Graf drehte auf und fand einen Centner Goldes. Erfreut über dieſen Fund, vergaß er all ſein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch ſchöne Kleider für ſeine Gemahlin und die beiden Fräuleins, nahm Diener in Sold, hob von Neuem an zu praſſen und zu ſchwelgen, bis das letzte Goldſtück aus dem Kaſten flog. Dann machte er Schulden und die Gläubiger kamen ſchaarenweiſe, plünderten das Schloß rein aus und ließen ihm nichts als einen alten

Falken. Die Gräfin beſtellte wieder mit ihren Töchtern die Küche und er durchſtreifte tagtäglich das Feld mit ſeinem Federſpiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken ſteigen, der hob ſich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand ſeines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte ſeinem Fluge, ſo weit er konnte, über die Ebene. Der Vogel ſchwebte dem grauſenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr wagte. Er gab ſein liebes Federſpiel verloren, als plötzlich ein rüſtiger Adler über dem Walde aufſtieg und den Falken verfolgte, welcher des überlegenen Feindes nicht ſobald anſichtig wurde, als er pfeilgeſchwind zu ſeinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu ſuchen. Der Adler aber ſchoß aus den Lüften herab, ſchlug einen ſeiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter und zerdrückte mit dem andern den treuen Falken. Der beſtürzte Graf ſuchte ſich mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer zu befreien, ſchlug und ſtach nach ſeinem Feinde. Der Adler aber ergriff den Jagdſpieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr und kreiſchte dem Grafen mit lauter Stimme dieſe Worte in die Ohren: „Verwegener, warum beunruhigſt Du mein Luftrevier mit Deinem Federſpiele? Den Frevel ſollſt Du mit Deinem Leben büßen.“ Aus dieſer Sprache des Vogels merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu beſtehen habe. Er faßte Muth und ſprach: „Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich Euch gethan? Mein Falke hat ſeine Schuld ja abgebüßt, den laß ich Euch.“ — „Nein, fuhr der Adler fort, mich lüſtet eben heut nach Menſchenfleiſch und Du ſcheinſt mir ein guter Fraß.“ — „Gnade, Herr Adler! ſchrie der Graf in Todesangſt; fordert von mir was Ihr wollt, ich geb es Euch; nur ſchonet meines Lebens.“ — „Gut denn, verſetzte der mörderiſche Vogel; ich halte Dich beim Wort; Du haſt zwo ſchöne Töchter, und ich bedarf eines Weibes. Verheiße mir Deine Adelheid zur Frau, ſo laß ich Dich mit Frieden ziehen und löſe ſie von Dir mit zwo Stufen Goldes, jede einen Centner ſchwer. In ſieben Wochen führe ich meine Braut heim.“ Hierauf ſchwang ſich das Ungeheuer hoch in die Höhe und verſchwand in den Wolken. Obwohl der Graf diesmal nicht zweifeln konnte, daß das verzauberte Ungeheuer Wort halten werde, ſo war er doch froh, ſein Leben gerettet zu haben, und die Ausſicht auf den neuen Reichthum war ihm auch nicht widerwärtig. Den Frauen zu Hauſe ſagte er nichts, um ihnen den unnützen Gram über das, was nun doch einmal nicht zu ändern war, zu erſparen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geſchickte Weberin und ſchnitt eben damals ein Stück köſtlicher Leinwand vom Webſtuhle, welche ſie unfern der Burg auf einem friſchen Raſenplatze bleichte. Sechs Wochen und ſechs Tage vergingen, ohne daß die ſchöne Spinnerin ihr Schickſal ahnete, obgleich der Vater immer ſchwermüthiger wurde, je näher der Termin herannahete, welchen der Adler geſetzt hatte, und obgleich er nicht unterlaſſen konnte, der Tochter manchen auf ihr Schickſal hindeutenden Wink zu geben. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das ſchwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondriſche Grillen, und hüpfte ſorglos bei Anbruch des beſtimmten Tages hinaus auf den Bleichraſen, um ihre Leinwand auszubreiten, damit ſie vom Morgenthau getränkt würde. Wie ſie ihre Bleiche beſchickt hatte und nun ein wenig umherſchaute, ſah ſie einen herrlichen Zug von Rittern und Knappen herantraben. Sie verbarg ſich hinter einen wilden Roſenbuſch, der eben in voller Blüthe ſtand, und lauſchte hervor, um den prächtigen Reiterzug zu ſchauen. Der ſchönſte Ritter aus dem Haufen, ein junger ſchlanker Mann mit offenem Helm, ſprengte an den Buſch und ſprach mit ſanfter Stimme: „Ich ſehe Dich, ich ſuche Dich, fein Liebchen, ach verbirg Dich nicht: raſch ſchwing Dich hinter mich aufs Roß, Du ſchöne Adlerbraut!“ Adelheid wußte nicht wie ihr geſchah, da ſie dieſen Spruch hörte: der liebliche Ritter gefiel ihr wohl, aber der Beiſatz Adlerbraut machte das Blut in ihren Adern erſtarren; ſie ſank ins Gras, die Sinne vergingen ihr, und beim Erwachen fand ſie ſich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Als Adelheid gar nicht heimkehren wollte von dem Bleichplatze, ſchickte die Mutter, welche anfing Sorge um ſie zu tragen, erſt ihre jüngſte Tochter nach Adelheid aus und ging dann ſelbſt, um ihre Kinder zu ſuchen. Nun ſuchten und riefen Mutter und Tochter zuſammen, aber Adelheid war nicht zu ſehen und nicht zu hören. Darüber kam auch der Graf hinaus auf die Wieſe, und wie er in die Nähe des Roſenbuſches kam, ſah er etwas blinken, und wie er es genau betrachtete, waren es zwei goldene Eier, jedes einen Centner ſchwer. Nun konnte er nicht länger anſtehen, ſeiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Da erhob ſich nun wieder ein groſſes Wehklagen und dem Grafen ſelbſt wurden von ſeiner betrübten Gemahlin die heftigſten Vorwürfe gemacht. Der Graf entſchuldigte ſich mit der dringenden Gefahr ſeines Lebens. Aber die troſtloſe Mutter hörte nicht auf, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude. Ball, Turnier und prächtige Feſte wechſelten täglich ab. Fräulein Berta, die einzige, welche von den drei Schweſtern noch übrig war, wurde täglich ſchöner und von den entlegenſten Orten kamen die edelſten Ritter herbei, um ihre Liebe zu gewinnen. Indeß war durch die Verſchwendung des Grafen ſein Schatz ſehr zuſammengeſchmolzen und nicht lange ſo wurden die Turniere wieder eingeſtellt, Ritter und Knappen verſchwanden allmälig, das Schloß nahm wieder die Geſtalt einer Einſiedlerwohnung an und die frühere Armuth kehrte bei der gräflichen Familie zurück. Der Graf durchſtrich mißmuthig die Felder, wünſchte ein neues Abenteuer und fand keines, weil er den Zauberwald ſcheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner ſo weit, daß er dem ſchauervollen Walde nahe kam, und ob er ſich gleich nicht hineinwagte, ſo ging er doch eine Strecke am Rande deſſelben hin. Da erblickte er plötzlich einen großen Fiſchweiher, der ihm noch nie zu Geſicht gekommen war, in deſſen ſilberhellem Gewäſſer er unzählige Forellen ſchwimmen ſah. Dieſer Entdeckung freute er ſich ſehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Anſehen, daher eilte er nach Hauſe, ſtrickte ſich ein Netz, und den folgenden Morgen ſtand er bei guter Zeit am Geſtade, um das Netz auszuwerfen. Glücklicherweiſe fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe; er ſprang hinein, ruderte luſtig auf dem Teiche herum, warf das Netz aus und fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte. Vergnügt ruderte er dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Geſtade ſtand der Nachen im vollen Laufe auf einmal feſt und unbeweglich, als ſäß er auf dem Grunde. Der Graf arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Waſſer verrann rings umher, das Fahrzeug ſchien auf einer Klippe zu hangen und hob ſich hoch über die Oberfläche empor. Der Graf wußte ſich nicht zu erklären, was mit ihm geſchah, bis er endlich mit Entſetzen inne wurde, daß ein ungeheurer Fiſch ihn und ſeinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab ſich in ſein Schickſal, ängſtlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fiſch unter, der Nachen war wieder flott, doch einen Augenblick nachher war das Meerwunder über Waſſer, ſperrte einen abſcheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finſtern Schlunde ſchallten, wie aus einem unterirdiſchen Gewölbe, vernehmlich dieſe Worte hervor: „Kühner Fiſcher, was beginnſt Du hier? Du mordeſt meine Unterthanen? Den Frevel ſollſt Du mit dem Leben büßen!" Der Graf, durch die früheren Abenteuer klug gemacht, erholte ſich bald von ſeinem Schrecken und ſprach ganz dreiſt: „Wenn Ihr der König dieſes Gewäſſers ſeid, ſo vergebt, daß ich in Euer

Reich eingedrungen bin; und Ihr mögt mir wohl ein Gericht Fiſche aus Eurem Weiher gönnen. Sprächt Ihr bei mir ein, ſo ſtände Euch Küche und Keller gleichfalls offen.“ — „So traute Freunde ſind wir nicht, verſetzte das Ungeheuer. Du ſtahlſt mir meine Unterthanen, ſie zu verſchlingen, und ich verſchlinge Dich!“ Hiermit riß der grimmige Fiſch den Rachen noch weiter auf, als wollte er den Grafen ſammt dem Schiffe verſchlingen. „Ach, ſchonet, ſchonet mein Leben!“ ſchrie der Graf. Der große Fiſch ſchien ſich etwas zu bedenken. „Wohlan, ſprach er, ich weiß, Du haſt eine ſchöne Tochter, verheiße mir die zum Weibe und nimm Dein Leben zum Gewinn.“ Als der Graf hörte, daß der Fiſch aus dieſem Tone zu reden anfing, verſchwand ihm alle Furcht: „Sie ſtehet zu Befehl, ſprach er; Ihr ſeid ein wackerer Eidam, dem kein biederer Vater ſein Kind verſagen wird. Doch, womit löſet Ihr die Braut nach Landes Brauch?“ — „Ich habe, erwiderte der Fiſch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieſes Sees liegt ein großer Schatz von Perlenmuſcheln, Du darfſt nur fordern.“ — „Nun, ſagte der Graf, drei Himten Zahlperlen ſind wohl nicht zu viel für eine ſchöne Braut.“ — „Sie ſind Dein, beſchloß der Fiſch, und mein die Braut; in ſieben Monden führ ich mein Liebchen heim.“ Hierauf ſtürmte er luſtig mit dem Schwanze und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte ſeine Forellen heim und verzehrte ſie mit Weib und Kind, ohne daß dieſe erfuhren, um welchen Preis er ſie erkauft hatte. Indeß nahm der Mond ſechs Mal ab und zu, und der Graf hatte ſein Abenteuer beinahe vergeſſen; als aber der Silbermond zum ſiebenten Male ſich zu runden begann, dachte er an das was bevorſtand, und um kein Augenzeuge davon zu ſein, unternahm er eine kleine Reiſe ins Land. In der ſchwülen Mittagsſtunde, am Tage des Vollmonds, ſprengte ein ſtattliches Geſchwader Reiter ans Schloß. Die Gräfin, beſtürzt über ſo vielen fremden Beſuch, wußte nicht, ob ſie die Pforte öffnen ſollte oder nicht. Als ſich aber ein wohlbekannter Ritter anmelden ließ, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlſtandes und Ueberfluſſes in der Burg den Turnieren beigewohnt und zum Schimpf und Ernſt geſtochen, auch manchen Ritterdank von der ſchönen Berta Hand empfangen und mit ihr den Reigen getanzt; doch ſeit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verſchwunden. Die gute Gräfin ſchämte ſich vor dem edlen Ritter und ſeinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß ſie nichts hatte, was ſie ihm vorſetzen konnte. Er aber trat freundlich zu ihr und bat nur um einen Trunk friſchen Waſſers aus dem kühlen Felſenbrunnen des Schloſſes, wie er auch ſonſt zu thun gewohnt war, denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nannte man ihn ſcherzweiſe nur den Waſſerritter. Die ſchöne Berta eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kryſtallene Schale; er empfing ſolche aus ihrer niedlichen Hand, ſetzte ſie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Beſcheid. Die Gräfin beſann ſich indeß, daß im Schloßgarten eben eine ſaftige Waſſermelone reifte. Augenblicklich eilte ſie hinaus in den Garten, brach die Melone ab, legte ſie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die ſchönſten wohlriechenden Blumen rings umher, um ſie dem Gaſte aufzutragen. Wie ſie aber aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, ſie ſah weder Pferde noch Reiſige mehr, im Zimmer war kein Ritter, kein Knappe; ſie rief ihre Tochter Berta, ſuchte ſie im ganzen Hauſe und fand ſie nicht. Im Vorhauſe aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingeſtellt, die ſie in der erſten Beſtürzung nicht bemerkt hatte und die von außen anzufühlen waren, als wären ſie mit Erbſen angefüllt, genauer ſie zu unterſuchen ließ ihre Betrübniß nicht zu. Sie überließ ſich ganz ihrem Schmerz und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der ſie in großem Jammer fand. Sie konnte ihm die

Begebenheit des Tages nicht verhehlen, ſo gern ſie es gethan hätte, denn ſie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß ſie einen fremden Ritter in die Burg gelaſſen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröſtete ſie liebreich und fragte nach den Erbſenſäcken, von welchen ſie ihm geſagt hatte, ging hinaus, ſie zu beſchauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erſtaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, ſo groß wie die großen Gartenerbſen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinſten Waſſer. Die gute Mutter tröſtete ſich über den Verluſt dieſer Tochter leichter als über den ihrer Schweſtern, denn ſie glaubte wenigſtens zu wiſſen, daß Bertas Gemahl kein Ungeheuer, ſondern ein reicher und ſtattlicher Ritter ſei, und der Graf ließ ſie gern bei dieſer Meinung.

Nun hatten die Aeltern zwar alle ihre ſchönen Töchter verloren; aber ſie beſaßen einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Er löſte ſeine Städte ein, that das Waldſchloß an einen Lehnsmann aus, bezog ſeine vormalige Reſidenz, richtete den Hofſtaat wieder ein und lebte nicht mehr als ein Verſchwender, ſondern als ein guter Wirth, denn er war durch Schaden endlich klug geworden. Seine Gemahlin, die Gräfin, konnte ſich indeß über den Verluſt ihrer Töchter nicht beruhigen, ſie trug beſtändig Trauerkleider und wurde nimmer froh. Sie wäre vielleicht endlich durch ihren unausgeſetzten Kummer eine Beute des Todes geworden, beſonders nachdem ihr endlich der Graf auch ſein drittes Abenteuer hatte erzählen müſſen, um ihren fortwährenden Nachſuchungen nach ihrer jüngſten Tochter ein Ende zu machen, wenn ihr nicht Gott endlich neue Freude geſchenkt hätte. Obwohl ſie nämlich längſt die Hoffnung auf fernern Kinderſegen aufgegeben hatte, ſo geſchah es doch wider Erwarten, daß ſie noch einmal geſegneten Leibes wurde und zur rechten Zeit einen ſchönen Knaben gebar. Da war große Freude im Schloſſe des Grafen und in der ganzen Grafſchaft und der Vater nannte den jungen Stammerben Reinald das Wunderkind. Der war ſchön wie ein Engel, und Vater und Mutter waren bedacht ihm die trefflichſte Erziehung zu geben. Er wuchs luſtig heran und war die Freude des Vaters und der Mutter Troſt, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er aber ſchon der Liebling ihres Herzens war, ſo erloſch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn ſie den kleinen lachenden Reinald in die Arme ſchloß, träufelte eine Zähre auf ſeine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmüthig: „Gute Mutter, was weineſt Du?“ Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Urſache ihres geheimen Kummers: denn außer ihr und ihrem Gemahl wußte Niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingeſchwunden waren. Durch tauſend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter dennoch das Geheimniß endlich ab, ſie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schweſtern nach allen Umſtänden, und er verlor kein Wort von dieſen Wundergeſchichten aus ſeinem Herzen. Er hatte keinen andern Wunſch als den, wehrhaft zu ſein, um auf das Abenteuer auszugehen, ſeine Schweſtern in dem Zauberwalde aufzuſuchen und ihren Zauber zu löſen. Sobald er zum Ritter geſchlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heereszug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete ſich des ritterlichen Muthes ſeines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von ſich, ſo ungern auch die ſorgſame Mutter in den Abſchied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter ſeine Vaterſtadt im Rücken, ſo verließ er die Heerſtraße, trabte wohlgemuth auf das Waldſchloß zu, und begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohl hielt. Am frühen Morgen, da im Schloſſe noch Alles im Schlummer lag, ſattelte er ſein Roß, ließ ſein Gefolge zurück und ritt nach dem bezauberten Walde.

Je weiter er hinein kam, deſto dichter wurde das Gebüſch, und vom Hufe ſeines Pferdes ſchallten die ſchroffen Felſen wieder. Alles um ihn her war einſam und öde, und die dicht verwachſenen Bäume ſchienen ihm den weitern Eingang mitleidig zu verſperren. Er ſtieg vom Pferde, ließ es graſen und machte ſich mit ſeinem Schwerte einen Weg durch den Buſch, klimmte an ſteilen Felſen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches ſich ein klarer Bach ſchlängelte. Er folgte den Krümmungen deſſelben, in der Ferne öffnete eine Felſengrotte ihren unterirdiſchen Schlund, vor welcher etwas, das einer menſchlichen Figur ähnlich war, ſich zu regen ſchien. Der kecke Jüngling verdoppelte ſeine Schritte, nahm den Weg zwiſchen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und ſah eine junge Dame im Graſe ſitzen, die einen kleinen ungeſtalten Bären auf dem Schooße liebkoſte, indeß noch ein größerer um ſie herum ſprang und ſich wälzte, an welchem Spiel die Dame große Freude zu haben ſchien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für ſeine Schweſter Wulfild, und ſprang haſtig aus ſeinem Hinterhalt hervor, um ſich ihr zu entdecken. Sobald ſie aber den jungen Mann erblickte, that ſie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bären ins Gras, ſprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängſtlicher Geberde alſo an: „O Jüngling, welcher Unglücksſtern führt Dich in dieſen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt alle Menſchen, die ſeiner Wohnung nahen; flieh und rette Dich!“ Er neigte ſich züchtiglich gegen die bildſchöne Dame und antwortete: „Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne dieſen Wald und ſeine Abenteuer, und komme, den Zauber zu löſen, der Euch hier gefangen hält.“ — „Thor! ſprach ſie, wer biſt Du, daß Du es wagen darfſt, dieſen mächtigen Zauber zu löſen, und wie vermagſt Du das?“ Er antwortete: „Mit dieſem

Arm und durch dieß Schwert! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieſer Zauberwald drei ſchöne Töchter raubte. Biſt Du nicht Wulfild, ſeine Erſtgeborne?“ Ueber dieſe Rede entſetzte ſich die Dame noch mehr und ſtaunte den Jüngling mit ſtummer Verwunderung an. Er aber erzählte ihr nun ſo viel von Vater und Mutter und wie Alles geweſen und nun geworden ſei, daß ſie nicht zweifeln konnte, Reinald ſei ihr Bruder. Sie umarmte ihn zärtlich, aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der Gefahr, in welcher ſein Leben ſchwebte.

Sie führte hierauf ihren lieben Gaſt in die Höhle, um da einen Winkel auszuſpähen, ihn zu verbergen. In dem weiten düſtern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bär und ſeinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber ſtand ein prächtiges Bett mit rothem Damaſt behangen und mit goldenen Treſſen beſetzt, für die Dame. Reinald mußte ſich bequemen, eiligſt unter der Bettlade Platz zu ſuchen und da ſein Schickſal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräuſch war ihm bei Leib und Leben unterſagt. Kaum war der junge Held an ſeinem Zufluchtsorte, ſo brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein und ſchnobberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte das Roß des Ritters im Walde ausgeſpürt und es zerriſſen. Wulfild ſaß auf ihrem Thronbett wie auf Kohlen, und ihr Herz war voller Angſt. Sie unterließ nicht, dem Bären zärtlich zu liebkoſen, um ihn freundlicher zu ſtimmen, aber er achtete wenig auf ſie und brummte nur einmal über das andere vor ſich hin: „Ich wittere Menſchenfleiſch!“ — „Ach theurer Gemahl, ſagte die Dame, Du irrſt Dich, wie käme ein Menſch in dieſe traurige Einöde?“ — „Ich wittere Menſchenfleiſch!“ wiederholte er und ſchnüffelte um das ſeidene Bett ſeiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe. Ungeachtet ſeiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die

Stirn: indeß wußte die kluge Dame, ſeine Schweſter, ihrem Gemahl den Bären doch ſo wohl erſt im Guten und endlich im Böſen zuzureden, daß er endlich das fernere Nachſpüren unterließ und knurrend nach ſeinem Lager ſchlich, wo er bald durch lautes Schnarchen zu erkennen gab, daß er eingeſchlafen ſei. Wulfild flüſterte ihrem Bruder nur noch den Troſt zu, daß nun die Gefahr vorüber ſei, und Reinald, müde von dem weiten und beſchwerlichen Wege, welchen er zurückgelegt hatte, war auch bald eingeſchlafen.

Beim Erwachen befand er ſich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit ſeidenen Tapeten, neben dem Bette lagen auf mit Sammet bekleideten Stühlen ſeine Kleider und Rüſtung, auch ſtand ein ſilbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu ſchellen. Reinald wußte nicht, ob er träume oder wache. Er zog die Glocke; da trat ein reich geſchmückter Diener herein, fragte nach ſeinen Befehlen und meldete, daß ſeine Schweſter Wulfhild und ihr Gemahl Albert der Bär, ſeiner mit Verlangen warteten. Da ward Reinald noch mehr erſtaunt, indeß ließ er ſich doch raſch ankleiden und trat ins Vorgemach heraus. Hier erwarteten ihn eine große Anzahl von Dienern, die ihn in das Zimmer geleiteten, wo ſeine Schweſter ſeiner harrte. Sie empfing ihn mit großer Freundlichkeit. Neben ſich hatte ſie zwei allerliebſte Kinder, einen Prinzen von ſieben Jahren, und ein zartes Fräulein, welches ſie noch an ihrer Bruſt nährte. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt gar keine Aehnlichkeit mit einem Bären mehr hatte, ſondern als der liebenswürdigſte Prinz erſchien. Er umarmte ſeinen Schwager mit aller Wärme der Freundſchaft und Bruderliebe. Nun erfuhr Reinald, daß der Gemahl ſeiner Schweſter durch einen Zauber ſechs Tage jeder Woche ein Bär ſein mußte, am ſiebenten aber wieder ein Menſch wurde, ſo jung und ſchön, wie er geweſen war, ehe der böſe Bann ihn traf; aber nur von einer

Morgenröthe bis zur andern währte die Entzauberung. Mit ihm verwandelte ſich auch ſein Schloß in einen ſchroffen Felſen, der reizende Park rings umher in eine traurige Einöde, ſein Gefolge, die Ritter und Knappen, die Hofdamen und Zofen, in Dachſe und Marder. An einem ſolchen Tage der Entzauberung war es geweſen, wo Albrecht ſeine Braut heimgeführt hatte. Anfangs war die ſchöne Wulfild ſehr unglücklich darüber, daß ſie ihren Gemahl, welchen ſie in ſeiner menſchlichen Geſtalt herzlich lieben gelernt hatte, immer auf ſechs Tage in jeder Woche vermiſſen und in dieſer Zeit ſelbſt jedes menſchlichen Umganges entbehren mußte; waren doch ſogar ihre eigenen Kinder, welche ſie während der Zeit gebar, dem Zauber unterworfen. Allmählig hatte ſie ſich jedoch an dieſes Schickſal gewöhnt, und was ſie dabei am meiſten tröſtete, war, daß auch ſie in ſofern mit von dem Zauber betroffen war, als die Zeit, während welcher der Zauber waltete, auch auf ihren Körper gar keine Wirkung ausübte. Sie war daher jetzt noch ganz ſo ſchön und nur um ein paar Jahr körperlich älter geworden, als ſie damals war, wo ihr Gemahl ſie entführte. Der Tag der Entzauberung, welchen nun Reinald bei ſeinem Schwager zubrachte, wurde unter traulichen Geſpräche. und Feſtlichkeiten, frohem Mahl, Muſik und Tanz herrlich und in Freuden zugebracht. Dieß währte bis nach Mitternacht, da nahm aber Wulfild auf einen Wink ihres Gemahls den geliebten Bruder bei der Hand, trat mit ihm bei Seite und ſprach wehmüthig alſo: „Geliebter Bruder, wir müſſen uns ſcheiden, die Stunde der Verwandlung iſt nicht mehr fern, wo alle Freuden dieſes Palaſtes hinſchwinden. Albert iſt um Dich bekümmert, er fürchtet für Dein Leben; er würde dem thieriſchen Triebe nicht widerſtehen können, Dich zu zerreißen, wenn Du die bevorſtehende Umwandlung hier abwarten wollteſt. Verlaß daher dieſen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück.“ — „Nein, erwiderte Reinald, es begegne mir was das Verhängniß über mich beſchloſſen hat, ſcheiden kann ich nicht von Euch, ihr Lieben. Dich, o Schweſter, aufzuſuchen, war mein Vorſatz, und da ich Dich gefunden habe, verlaß ich dieſen Wald nicht ohne Dich. Sag, wie ich den mächtigen Zauber löſen kann?“ — „Ach, ſprach ſie, den vermag kein Sterblicher zu löſen!“ Indeß war Albert herbeigetreten, und wie er den kühnen Entſchluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von ſeinem Vorhaben ſo kräftig ab, daß dieſer endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schweſter nachgeben und Abſchied nehmen mußte. Albert umarmte ihn brüderlich und gab ihm noch zum Andenken lachend drei Bärenhaare mit. „Doch, ſetzte er ernſthaft hinzu, verachtet dieſe Kleinigkeit nicht. Sollte Euch irgend einmal Hilfe Noth thun, ſo reibt dieſe drei Haare zwiſchen den Händen und erwartet den Erfolg.“ Im Schloßhofe ſtand eine prächtige Karoſſe mit ſechs Pferden beſpannt, nebſt vielen Reitern und Dienern. Reinald ſtieg hinein: „Leb wohl, mein Bruder!“ riefen Albert der Bär und Wulfhild. „Leb wohl, mein Bruder, meine Schweſter!“ antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon. Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf Berg ab, durch Wüſten und Wälder. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen: urplötzlich verloſchen alle Windlichter, Reinald fand ſich unſanft auf die Erde geſetzt und wußte nicht wie ihm geſchah; die Karoſſe mit Roſſen und Dienerſchaft war verſchwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe ſah er ſechs ſchwarze Ameiſen zwiſchen ſeinen Füßen hingaloppiren, die eine Nußſchale fortzogen. Da merkte er, daß es der mächtige Zauber ſei, welcher dieſe Verwandlung bewirkte, und blieb ſo lange ruhig liegen, bis die Sonne vollends aufgegangen war. Da er ſich noch innerhalb der Grenzen des Zauberwaldes befand, beſchloß er noch nicht heimzukehren, ſondern ſeine beiden jüngern Schweſtern gleichfalls aufzuſuchen, und wenn es ihm nicht gelingen ſollte, ſie zu entzaubern, ihnen wenigſtens einen Beſuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Walde umher, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß. Es war ein Glück, daß ihm ſeine Schweſter Walfild einige Nahrungsmittel mitgegeben hatte, ſonſt hätte er verſchmachten müſſen. Als er aber eben den letzten Reſt derſelben verzehrt hatte, da hörte er hoch über ſich in der Luft etwas rauſchen, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchſchneidet. Er ſchaute auf und erblickte einen mächtigen Adler, der aus der Luft herab in das Neſt flog, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über dieſe Entdeckung hoch erfreut, verbarg ſich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach ſieben Stunden hob er ſich vom Neſte, alsbald trat der lauſchende Jüngling hervor ins Freie und rief mit lauter Stimme: „Adelheid, geliebte Schweſter, wenn Du auf dieſer hohen Eiche hauſeſt, ſo antworte meiner Stimme; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich ſuchet und die Banden des mächtigen Zaubers zu zerſtören ſtrebt, die Dich feſſeln.“ Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine ſanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: „Biſt Du Reinald das Wunderkind, ſo ſei willkommen Deiner Schweſter Adelheid, ſäume nicht zu ihr heraufzuklimmen, die Troſtloſe zu umarmen.“ Entzückt über dieſe frohe Botſchaft wagte der Ritter freudig den Verſuch, den hohen Baum hinaufzuklettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dick, ihn zu umklaftern, und die nächſten Aeſte viel zu hoch, ſie zu erfaſſen. Indem er begierig auf Mittel ſann, ſeinen Zweck zu erreichen, fiel eine ſeidene Strickleiter herab, durch deren Beihilfe er bald bis in den Gipfel des Baumes zu dem Adlerneſte gelangte. Es war ſo geräumig und ſo feſt gebauet, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand ſeine

Schweſter unter einem Thronhimmel ſitzend, der von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, inwendig mit roſenfarbnem Atlas ausgeſchlagen war. Bruder und Schweſter umarmten ſich zärtlich. Adelheid hatte genaue Kundſchaft von ihres Vaters Hauſe, und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünſcht und allemal in der ſiebenten Woche war er wieder ein Menſch. Zur Zeit der Entzauberung hatte er, ſeiner Gemahlin zu Liebe, unerkannter Weiſe oft das Hoflager ſeines Schwiegervaters beſucht, und ihr von Zeit zu Zeit erzählt, wie es in ihres Vaters Hauſe ſtand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächſte Verwandlung bei ihr abzuwarten, und obſchon dieſelbe erſt in ſechs Wochen bevorſtand, ſo willigte er doch gern ein. Sie verſteckte ihn in einen hohlen Baum und brachte ihm täglich reichliche Speiſe und Trank, ſobald der Adler das Neſt verlaſſen hatte. Wiederholt ſchärfte ſie ihm dann ein: „So lieb Dir das Leben iſt, hüte Dich vor Edgars Adlerblick; ſieht er Dich in ſeinem Gehege, ſo iſt es um Dich geſchehen; er hackt Dir die Augen aus und frißt Dir das Herz ab, wie er nur erſt geſtern dreien Deiner Knappen that, die Dich hier im Walde ſuchten.“ Reinald ſchauderte über das Schickſal ſeiner Knappen, verſprach, ſeiner wohl zu wahren, und harrte in dem hohlen Baume geduldig ſechs Wochen lang. Als aber dieſe vorüber waren, da fand er in den nächſten ſieben Tagen reiche Entſchädigung.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundſchaftlich als die beim Schwager Bär. Schloß, Hofſtaat, Alles war hier ſo wie dort, jeder Tag war ein Freudenfeſt und die Zeit der traurigen Verwandlung rückte nun zu geſchwind herbei. Am Abende des ſiebenten Tages entließ Edgar ſeinen Gaſt mit den zärtlichſten Umarmungen, doch warnte er ihn, ſein Gehege nicht wieder zu betreten. „Soll ich mich, ſprach Reinald wehmüthig ewig von Euch ſcheiden, Ihr Geliebten? Iſt es nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu löſen, der Euch hier gefangen hält?

ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte ſie alle, Euch zu erlöſen.“ Edgar drückte ihm herzig die Hand: „Dank, edler junger Mann, für Eure Liebe und Freundſchaft; aber gebt das kecke Unterfangen auf. Es iſt möglich, unſern Zauber zu löſen; aber Ihr ſollt es, Ihr dürft es nicht. Wer es beginnt und unterliegt, dem koſtet es das Leben, und Ihr ſollt nicht das Opfer für uns werden.“ Durch dieſe Rede wurde Reinalds Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu beſtehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, ſeinen Zweck zu erreichen; er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes zu löſen ſei; doch dieſer wollte ihm nichts enträthſeln. Alles was ich Euch ſagen kann, lieber Schwager, ſprach er, iſt, daß Ihr den Schlüſſel der Bezauberungen finden müßt, wenn es Euch gelingen ſoll, uns zu erlöſen. Seid Ihr vom Schickſale beſtimmt, unſer Befreier zu ſein, ſo werden Euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo Ihr ihn zu ſuchen habt; wo nicht, ſo iſt Thorheit all Euer Beginnen.“ Hierauf gab er ihm noch drei Adlerfedern, ſich ſeiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einſt Hilfe Noth thäte, ſollte er ſie zwiſchen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Darauf ſchieden ſie freundlich auseinander. Edgars Hofmarſchall und Edgars Hofgeſinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporſtrebenden Weimuthskiefern und Eibenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgange des Geheges, und als er außerhalb deſſelben war, ſchloſſen ſie das Gatterthor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung ſtand bevor. Reinald ſetzte ſich unter eine Linde, das Wunder mit anzuſehen. Der Vollmond leuchtete hell und klar; er ſah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen; doch in der Morgendämmerung war um ihn ein dicker Nebel, und wie dieſen die aufgehende Sonne niederdrückte, waren Schloß und Park und Gatterthor verſchwunden. Reinald befand ſich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felſenwand, neben einem unermeßlichen Abgrunde.

Er blickte rings umher, einen Weg hinab ins Thal zu finden, da ward er in der Ferne einen See gewahr, deſſen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenſtrahlen verſilberte. Mit großer Mühe arbeitete er ſich den ganzen Tag durch den dichtverwachſenen Wald, ſein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er ſeine dritte Schweſter Berta vermuthete: aber je weiter er in den wilden Buſch hinein kam, deſto undurchdringlicher ward er, der See verlor ſich aus ſeinen Augen. Gegen Sonnenuntergang ſah er aber die Waſſerfläche wieder zwiſchen den Bäumen durchſchimmern, als der Wald lichter wurde, dennoch erreichte er das Ufer nicht eher, als mit hereinbrechender Nacht. Ermüdet ſchlug er ſein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, als bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Durch den Schlaf fand er ſich geſtärkt und ſeine Glieder rüſtig und wacker; er ſprang raſch auf und wandelte längs dem Ufer hin, voller Gedanken und Anſchläge, wie er zu ſeiner Schweſter im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er ſeinen Spruch und Gruß erſchallen: „Berta, geliebte Schweſter, hauſeſt Du in dieſem Weiher, ſo gib Antwort auf meine Rede: ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich aufſucht, Deinen Zauber zu löſen und Dich aus dieſem naſſen Gefängniß herauszuführen." Doch ihm antwortete nichts als das vielſtimmige Echo vom Walde her. Da faßte er einen kühnen Entſchluß. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlerfahren, und verſtand auch vortrefflich zu ſchwimmen: er legte alſo ſeine Rüſtung ab, nahm von Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand und ſprang, nur noch in ein ſeidenes Waffenkleid gehüllt, beherzt in die Fluthen. Darauf plätſcherte er gefliſſentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und ſchaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lange es ſeine Kräfte erlaubten, verfolgte er den naſſen Pfad getroſt, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß; wie er aber zu ermatten anfing, ſchaute er nach dem Geſtade um und ſah unfern einen dünnen Nebel aufſteigen, der hinter einer emporſtehenden Eisſcholle hervorzukommen ſchien. Er ruderte aus allen Kräften, um die Erſcheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkryſtall aus dem Waſſer hervorragen, die hohl zu ſein ſchien, denn aus ihr ſtieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windſtrom ſpielend auf das Waſſer warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdiſchen Wohnung ſeiner Schweſter ſein könnte, er wagte es alſo, darin hinab zu ſchlüpfen, und ſeine Vermuthung hatte ihn nicht getäuſcht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der ſchönen Berta, welche eben beſchäftigt war, bei einem kleinen Feuer von rothem Sandelholz ihr Frühſtück zu bereiten. Die Dame war aber von dem unerwarteten Beſuch, welcher durch den Schlot in ihr Gemach drang, ſo erſchreckt, daß ſie alsbald in Ohnmacht ſank. Reinald rüttelte ſie ſo lange, bis ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, und ſobald ſie ſich ein wenig erholt hatte, ſprach ſie mit matter Stimme: „Unglücklicher, wer Du auch ſeiſt, wie darfſt Du es wagen, dieſe unterirdiſche Wohnung zu betreten? Weißt Du nicht, daß dieſe Vermeſſenheit Dir den unvermeidlichen Tod bringt?“ — „Fürchte nichts, meine Liebe, ſprach der wackere Ritter, ich bin Dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt. Ich ſcheue nicht Gefahr noch Tod, meine geliebten Schweſtern aufzufinden und die Banden des mächtigen Zaubers aufzulöſen, der ſie feſſelt.“ Berta umarmte ihren Bruder zärtlich, aber ihr ſchlanker Leib zitterte vor Furcht. — Urſo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof ſeines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen unerkannt beſucht und unlängſt in Erfahrung gebracht.

daß Reinald ausgezogen ſei, ſeine Schweſtern aufzuſuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt, denn er wußte nur zu wohl von ſich ſelbſt, daß er als Wallfiſch der thieriſchen Wuth würde gehorchen und ihn verſchlingen müſſen, wenn er ſeiner habhaft würde. Alles das verhehlte die ſchöne Berta ihrem Bruder nicht. Er aber antwortete: „Kannſt Du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie Deine Schweſtern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber ſchwindet?“ — „Ach, verſetzte ſie, wie konnte ich Dich verbergen? Siehſt Du nicht, daß dieſe Wohnung von Kryſtall iſt, und daß alle Wände ſo durchſichtig ſind wie der Eishimmel?“ — Indeß ſann Berta doch emſig nach, wo ſie ihren geliebten Bruder verſtecken konnte, da fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, als der einzige Ort, der hierzu Gelegenheit böte. Er nahm den Vorſchlag ſogleich an und verſteckte ſich mitten in das Holz. Nachdem er auf dieſe Weiſe untergebracht war, eilte Berta alsbald ſich auf das Schönſte zu ſchmücken und wartete dann ihres Gemahls, des Delphins, welcher während der Dauer ſeiner Verwandlung täglich einmal zu dem kryſtallenen Hauſe geſchwommen kam, um ſeine Gemahlin zu ſehen. Es währte auch nicht lange, ſo kam der ungeheure Fiſch herangeſchwommen. Das Waſſer fing ſchon von weitem an zu rauſchen, die Fluthen kräuſelten ſich in Wirbeln rings um den kryſtallenen Palaſt. Das Meerwunder ſtand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Waſſer ein und ſtürzte ſie wieder aus ſeinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die ſchöne Frau ſtumm und ſtaunend an. Berta, in Angſt für das Leben ihres theuren Bruders, zitterte am ganzen Körper und konnte vor Angſt die Augen nicht aufſchlagen. Da merkte das Meerwunder wohl, daß ſich etwas zugetragen habe müſſe, und ſchoß pfeilgeſchwind fort. Er umkreiſte den Palaſt in unzähligen Schraubengängen, und trieb ſolchen Unfug in den Wogen, daß die kryſtallene Wohnung davon erbebte und die erſchrockene Berta nicht anders glaubte, als er würde dieſelbe augenblicklich zerſchellen. Der Delphin konnte indeſſen trotz ſeines eifrigen Suchens und Spähens nichts wahrnehmen, was ſeinen Verdacht zu beſtärken ſchien: daher wurde er allmählig ruhiger, und zum Glück hatte er durch ſein Toben das Waſſer ſo getrübt, daß er nicht ſehen konnte, in welchem Zuſtande die bängliche Berta ſich befand. Er ſchwamm fort und die Dame erholte ſich wieder von ihrem Schrecken, Reinald aber verhielt ſich ſtill und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam: und obgleich allem Anſehen nach der Wallfiſch nicht allen Verdacht ſchwinden ließ, denn er vergaß nie bei ſeinem täglichen Beſuche, dreimal rings um das Haus zu ſchwimmen und alle Winkel des kryſtallenen Palaſtes zu durchſpähen, ſo gebährdete er ſich doch nicht mehr ſo wüthend dabei, als das erſte Mal. Die Stunde der Verwandlung befreite endlich den duldſamen Gefangenen aus der einſamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er ſich in einem königlichen Palaſt auf einer kleinen Inſel. Gebäude, Luſtgärten, Marktplätze, Alles ſchien auf dem Waſſer zu ſchwimmen, hundert Gondeln ſchwankten auf den Kanälen auf und ab und Alles lebte und webte auf den offenen Plätzen in fröhlicher Geſchäftigkeit. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben ſo herzig und freundſchaftlich, als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Uſo der Delphin war auf Monden verwünſcht, der ſiebente war jedesmal der Raſtmonat der Bezauberung: von einem Vollmond bis zum Andern gedieh dann alles in ſeinem natürlichen Zuſtande. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, ſo wurde er mit Uſo auch bekannter, und lebte mit ihm vertrauter als mit den andern Schwägern. Unterdeſſen eilten die Tage der Freude auf den Fittichen der Winde dahin, der Mond verlor ſeine Silberhörner und rundete ſeine Geſtalt mehr mit jedem Tage. Nach einem

Spaziergange am Ufer des Sees verſtändigte Ufo ſeinen Schwager Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorſtehe, und mahnte ihn, zu ſeinen Aeltern zurückzukehren, die ſeinethalben in großer Sorge lebten: die Mutter ſei untröſtlich, ſeitdem es am Hofe kund geworden, daß er nicht nach Flandern, ſondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen ſei. Reinald fragte, ob der Wald noch mehr enthalte, und vernahm, es ſei nur noch eins übrig, davon er bereits Kundſchaft habe. um Minneſold den Schlüſſel der Bezauberungen zu ſuchen und den kräftigen Talisman zu zerſtören; ſo lange dieſer wirke, ſei für die drei Prinzen, ſeine Schwäger, keine Erledigung zu hoffen. ,,Aber, fügte Ufo der Delphin freundſchaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann, und dankt Gott, daß Ihr nicht das Opfer Eures kühnen Unterfangens geworden ſeid, den Zauberwald zu durchſtreifen. Laßt Euch genügen an dem Ruhm, den Ihr erworben habt, ziehet hin und gebt Euern Aeltern Bericht von alle dem, was Ihr geſehen und gehört habt, und führt durch Eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin ſie Harm und Gram um Euch gebracht hat.'' Reinald verſprach zwar, was Ufo verlangte, zu thun, dachte jedoch in ſeinem Herzen ſchon an das neue Abenteuer. Dies mochte Ufo wohl merken, darum ſchenkte er ihm drei Fiſchſchuppen und ſprach: ,,Wenn Euch einſt Hilfe Noth thut, ſo reibt ſie zwiſchen den Händen, daß ſie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg.''

Reinald beſtieg eine ſchön vergoldete Gondel und ließ ſich durch zwei Gondeliner ans feſte Land rudern. Kaum war er am Geſtade, ſo verſchwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all der Herrlichkeit nichts übrig, als ein Fiſchteich mit hohem Schilfe bewachſen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchſäuſelte. Der Ritter befand ſich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühn ins Waſſer ſprang, ſein Schild und Harniſch lag noch auf der Stelle und der Speer ſtand daneben, wie er ſeine Waffen verlaſſen hatte. Er gelobte ſich aber, nicht eher zu raſten, bis der Schlüſſel der Bezauberungen in ſeiner Hand wäre. „Wer ſagt mir den rechten Weg zu dem wunderbarſten der Abenteuer in dieſem grenzenloſen Walde? O ihr Mächte des Himmels, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdenſohn dieſen mächtigen Zauber löſen ſoll, ſo laßt mich dieſer glückliche Sterbliche ſein.“ So ſprach Reinald ganz in ſich gekehrt und ging fürbaß ſeine unwegſame Straße waldeinwärts. Er durchſtrich ſieben Tage lang ſonder Furcht noch Grauſen die endloſe Wildniß, und ſchlief ſieben Nächte lang unter freiem Himmel, ſo daß ſeine Waffen vom nächtlichen Thau roſteten. Am achten Tage erſtieg er eine Felſenzinne, von der er in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete ſich ein Thal, von hohen Granitfelſen umſchloſſen, welche Schierlingstannen und traurige Cypreſſen überragten. In der Ferne kams ihm vor, als ſähe er da ein Monument aufgerichtet. Zwei rieſige Marmorſäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein Gebälke, welches an eine Felſenwand gelehnt war und ein ſtählernes Thor überſchattete, mit ſtarken Bändern und Riegeln verſehen; auch lag noch ein Anwurf davor, von der Größe eines Scheffels. Unfern des Portals weidete ein ſchwarzer Stier im Graſe, mit funkelnd umherſchauenden Augen, welcher den Eingang zu bewachen ſchien. — Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, deſſen Ufo der Delphin Erwähnung gethan hatte. Alsbald beſchloß er es zu beſtehen, und ſchlüpfte von der Felſenzinne gemachſam hinab ins Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenſchuß, ehe ihn dieſer bemerkte; aber nun ſprang derſelbe raſch auf, lief wüthend hin und her, als rüſte er ſich zum Kampfe gegen den Ritter, ſchnaubte gegen den Erdboden, daß ſich Staubwolken emporhoben, ſtampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und ſchlug mit den Hörnern gegen die

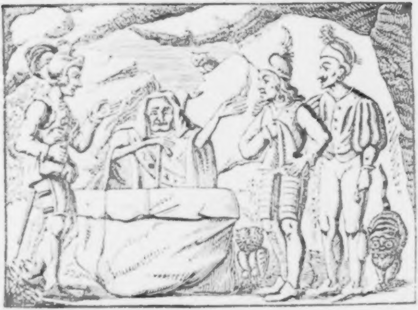
Felſen, daß ſie in Stücke ſprangen. Der Ritter ſetzte ſich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltſame Horn durch eine geſchickte Wendung und führte einen ſo kräftigen Schwertſtreich nach dem Halſe des Ungethüms, daß er meinte, ihm das Haupt vom Rumpfe geſchlagen zu haben. O Jammer! der Hals des Stiers war durch Stahl und Eiſen nicht verwundbar: das Schwert zerbrach in Stücken und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu ſeiner Vertheidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweiſchneidigen Spitze von Stahl: aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein ſchwacher Strohhalm. Der Stier faßte den wehrloſen Jüngling mit den Hörnern und ſchleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweiſe gerieth er aber im Fallen zwiſchen die ausgebreiteten Aeſte eines wilden Birnbaumes, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe krachten, ſo blieb ihm doch ſo viel Beſinnungskraft, daß er ſich feſt an den Baum anklammerte; doch der wüthende Stier ſtieß mit ſeiner ehernen Stirn ſo gewaltſam gegen den Stamm, daß dieſer ſich aus den Wurzeln hob und zum Falle neigte. — Als ſich aber der mörderiſche Stier wendete, um einen neuen Anlauf zu nehmen und den gewaltſamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geſchenke ſeiner Schwäger. Der Zufall führte ihm die drei Bärenhaare zuerſt in die Hand, er rieb ſie aus allen Kräften, und in dem Augenblick kam ein grimmiger Bär daher, der einen harten Kampf mit dem Stiere begann. Der Bär ward ſeiner bald mächtig, würgte ihn nieder und zerriß ihn in Stücken. Wie ſich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein ſcheuer Entvogel, der mit großem Geſchrei davon flog. Reinald ahnete, daß dieſer Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, ſpottete und den Gewinn deſſelben davon trage: er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb ſie zwiſchen den Händen. Darauf erſchien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtſame Entvogel ſich wieder ins Gebüſche drückte; der Adler ſchwebte in unermeſſlicher Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, ſcheuchte er den Entrich auf und verfolgte ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er ſich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm ſeinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber ſchoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleiſchte ihn mit ſeinen mächtigen Fängen. Indem er ſtarb, ließ er ein goldenes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerkſame Reinald wußte auch dieſer neuen Täuſchung zu begegnen, er rieb flugs die Fiſchſchuppen zwiſchen den Händen, da hob ſich ein Wallfiſch aus dem Waſſer, der das Ei in ſeinem weiten Rachen auffing und es ans Land ſpie. Deß war der Ritter froh in ſeinem Herzen, ſchlug das goldene Ei mit einem Steine von einander, und heraus fiel ein kleiner Schlüſſel, den er ſiegesfroh als den Schlüſſel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilte er nun zu der ſtählernen Pforte zurück. Der kleine Schlüſſel ſchien für das rieſenmäßige Vorlegeſchloß nicht gemacht zu ſein, doch wollte er einen Verſuch damit machen: aber kaum berührte der Schlüſſel das Schloß, ſo ſprang es auf, die ſchweren eiſernen Riegel ſchoben ſich von ſelbſt zurück und die ſtählerne Pforte that ſich auf. Frohen Muthes ſtieg Reinald in die düſtere Grotte hinab, in welcher ſieben Thüren zu ſieben verſchiedene unterirdiſche Zimmer führten, alleſammt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Kronenleuchtern erhellt. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe und trat aus dem letzten in ein Gemach, wo er eine Jungfrau erblickte, die auf einem Sopha in einem unerwecklichen magiſchen Schlummer ruhte. Bei dieſem Anblick erwachte in ſeiner Bruſt das Gefühl der Liebe; ſtill und ſtaunend ſtand er da und verwandte kein Auge von ihr. Nachdem er ſich aber von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher und ſah der ſchlafenden Dame gegenüber eine alabaſterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daß darauf der Talisman eingegraben ſei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er ſeine Fauſt, mit dem eiſernen Handſchuh bewaffnet, und ſchlug mit Manneskraft gegen die Tafel. Sogleich fuhr die ſchöne Schläferin ſchreckhaft zuſammen, erwachte, that einen ſcheuen Blick nach der Tafel und ſank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag, und es erfolgte Alles ſo wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerſtören: aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüſtige Arme, mit dieſen erfaßte er die magiſche Tafel und ſtürzte ſie vom hohen Poſtament auf das Marmorpflaſter herab, daß ſie in Stücken zerbrach. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenſchlummer und bemerkte nun erſt beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der ſich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch ehe er zu reden anhob, verhüllte ſie ihr holdſeliges Angeſicht mit ihrem Schleier und ſprach gar zornig: „Hinweg von mir, ſchändlicher Unhold! Auch in der Geſtalt des ſchönſten Jünglings ſollſt Du weder meine Augen täuſchen, noch mein Herz betrügen. Du kennſt meine Geſinnung, laß mir den Todtenſchlaf, in welchen mich Deine Zauberei verſetzt hat.“ Reinald ahnte den Irrthum der Dame, darum ließ er ſich dieſe Sprache nicht befremden und erwiderte alſo: „Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der Euch hier gefangen hält; ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt: ſehet hier den Zauber zerſtöret, der Eure Sinne umnebelt hatte.“ Das Fräulein ſchaute ein wenig unter dem Schleier hervor, und als ſie die alabaſterne Tafel zertrümmert ſah, wunderte ſie ſich über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdſelig an und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem ſie ihm die Hand reichte, und ſprach: „Iſts ſo, wie Ihr ſagt, edler Ritter, ſo vollendet Euer Werk und führet mich aus dieſer grauſenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen ſehe, wenn es draaßen taget, oder die goldenen Sternlein am nächtlichen Himmel.“ Reinald bot ihr den Arm, ſie durch die ſieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen war tiefe Finſterniß. Alle Kerzen waren erloſchen und die kryſtallenen Kronleuchter goſſen nicht mehr ihren ſanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Baſaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe ſie ſich aus dieſen labyrinthiſchen Gängen herausfanden und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felſenhöhle hereindämmern ſahen. Die entzauberte Jungfrau empfand die herzerquickende balſamiſche Kraft der allbelebenden Natur, und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie ſetzte ſich mit dem ſchlanken Ritter ins Gras und er entbrannte gegen ſie in heißer Liebe, denn ſie war ſchön wie das Meiſterſtück der Schöpfung, das erſte Weib aus Adams Rippe geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenſchaft ſchier noch mehr, das war die Begierde, zu erfahren, wer die ſchöne Unbekannte ſei, und wie ſie in dieſen Wald verzaubert worden wäre. Er bat ſie, ihm davon Beſcheid zu geben, und das Fräulein ſprach: „Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürſten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürſt, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein ſcheußlicher Rieſe und ein Heide war, auch in dem Rufe ſtand, daß er ein großer Schwarzkünſtler ſei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewieſen; worüber der Heide ſo ſehr ergrimmte, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erſchlug und ſich ſeiner Länder bemächtigte. Ich war zu meiner Tante, der Gräfin von Bohburg geflohen, und meine drei Brüder, alleſammt ſtattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben; ſobald er meines Vaters Land in Beſitz genommen hatte, kam ihm ein, mich zu entführen, und vermöge ſeiner magiſchen Künſte war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegte ihn oft zu begleiten, und alle Ritter ſeines Hofes wetteiferten bei dieſer Gelegenheit, mir immer das beſt gerüſtete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte ſich ein unbekannter Stallmeiſter mit einem herrlichen Apfelſchimmel zu mir heran, bat mich im Namen ſeines Herrn, dieſes Pferd zu beſteigen und es zu würdigen, es als mein Eigenthum anzunehmen. Ich fragte nach dem Namen ſeines Herrn; er entſchuldigte ſich, dieſe Frage eher zu beantworten, bis ich das Roß erprobt und nach der Rückkehr von der Jagd mich erklärt haben würde, daß ich das Geſchenk nicht verſchmähe. Ich konnte dieſes Anerbieten nicht wohl ausſchlagen, und überdieß war das Pferd ſo prächtig gerüſtet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf ſich zog. Gold und Edelgeſtein und prächtige Stickerei war an der purpurfarbenen Satteldecke verſchwendet. Ein rother ſeidner Zaum lief vom Gebiß am Halſe hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde, dicht mit Rubinen beſetzt. Ich ſchwang mich in den Sattel, und der Gang des edlen Roſſes war ſo leicht und ſo gemachſam, daß es mit dem Hufe kaum die Erde zu berühren ſchien. Leichtfüßig ſetzte es über Gräben und Hecken, und die kühnſten Reiter vermochten nicht ihm zu folgen. Ein weißer Hirſch, der mir bei der Jagd aufſtieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirſch, und wollte zum Sammelplatze der Jagd zurückkehren; aber das vorher ſo ſanfte Pferd ſträubte ſich plötzlich, mir zu gehorchen, bäumte ſich auf, ſchüttelte die Mähne und wurde wild. Ich verſuchte es zu begütigen: aber in dem Augenblick nahm ich mit Entſetzen wahr, daß ſich der Apfelſchimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte. Die Vorderfüße breiteten ſich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängte ſich, an dem Kopfe ſtreckte ſich ein breiter Schnabel hervor, ich ſah einen hochbeinigen Greifen unter mir, der einen Anlauf nahm, ſich mit mir in die Luft ſchwang und mich in weniger als einer Stunde in dieſen Wald verſetzte, wo er ſich vor der ſtählernen Pforte eines antiken Schloſſes niederließ. Mein erſter Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte ſich, als ich den Stallmeiſter erblickte, der mir den Morgen den Apfelſchimmel vorgeführt hatte und ſich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth ließ ich mich ſchweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Geſellſchaft prachtvoll gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten ſich, mich aufs Beſte zu bedienen, aber Niemand wollte mir ſagen, wo und in weſſen Gewalt ich mich befände; ich überließ mich einer ſtummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Geſtalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm ſo, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, alle Leidenſchaften ſtürmten in ſeiner Bruſt, er wurde leicht aufgebracht: ich rang mit der Verzweiflung, trotzte ſeiner Wuth und forderte ihn auf, ſeine Drohungen zu erfüllen, den Palaſt zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber ſchnell verließ mich der Unhold und gab mir Friſt mich zu bedenken. — Nach ſieben Tagen erneuerte er ſeinen verhaßten Antrag, ich wies ihn mit Verachtung von mir und er ſtürzte wüthend aus dem Zimmer. Bald darauf erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß ſchien in den Abgrund hinab zu rollen. Ich ſank auf das Sopha und meine Sinne ſchwanden dahin. Aus dieſem Todesſchlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: „„Erwache, ſprach er, liebe Schläferin, aus Deinem ſiebenjährigen Schlummer, und ſage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen Deinen getreuen Diener gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinſten Strahl von Hoffnung, und dieſe traurige Grotte ſoll ſich in den Tempel der Freude verwandeln.““ Ich würdigte den ſchändlichen Zauberer keiner Gegenrede, noch eines Blickes, verhüllte mein Angeſicht mit dem Schleier und weinte. Mein Trübſinn ſchien ihn zu rühren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand ſich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete ſeine Geduld, er ſprang raſch auf und ſprach: „„Wohlan, es ſei darum, in ſieben Jahren ſprechen wir uns wieder!““ Darauf hob er die alabaſterne Tafel aufs Poſtament, ſogleich fiel wieder ein unwiderſtehlicher Schlaf auf meine Augenlider, bis der Grauſame meine Ruhe von Neuem unterbrach. „„Unempfindliche, redete er mich an, wenn Du noch gegen mich grauſam biſt, ſo ſei es wenigſtens nicht gegen Deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeiſter hat ihnen Dein Schickſal entdeckt, aber der Verräther iſt beſtraft. Sie ſind gekommen, die Unglücklichen, mit Heeresmacht Dich aus meiner Hand zu reißen: aber dieſe Hand war ihnen zu ſchwer, und ſie beſeufzen ihre Unbeſonnenheit unter mancherlei Geſtalten in dieſem Walde.““ Eine ſo armſelige Lüge, zu welcher der Unhold ſeine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn ſaß auf meinen Lippen, und die bitterſte Verachtung. „„Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, Dein Schickſal iſt entſchieden! Schlafe ſo lang als die unſichtbaren Mächte dieſem Talisman gehorchen.““ Flugs ſchob er die alabaſterne Tafel zurecht, und der magiſche Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr, edler Ritter, habt mich durch Zerſtörung des Zaubers derſelben aus dieſem Todtenſchlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht Ihr dieſe That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, Euch zu widerſtehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben ſein, Ihr würdet ſonſt an ſeinem Talisman ungeſtraft Euch nicht haben vergreifen dürfen.“ —

Die reizende Hildegard urtheilte ganz recht: der Unhold war mit ſeinen Sorben ins Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürſtin Libuſſa aus dem Feengeſchlecht regierte, und hatte an ihr ſeine Meiſterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte böhmiſche Königin in der Zauberkunſt nur ein Lehrling, ſie hatte ihn mit ihren Künſten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfeſten Ritters unterliegen mußte, dem ſie magiſche Waffen gegeben, welchen die Kunſt des Zauberers nicht zu widerſtehen vermochte.

Als die ſchöne Hildegard ſchwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr ſeine Abenteuer. Wie er ihr Meldung that von den drei verwünſchten Prinzen im Walde, die ſeine Schwäger waren, nahm ſie das groß Wunder, denn ſie vermerkte nun, daß Zornebocks Nachricht keine Lüge, ſondern Wahrheit geweſen ſei. Der Ritter war eben im Begriff, ſeine Geſchichte zu enden, da erhob ſich im Gebirge ein großes Triumphiren und Freudengeſchrei, bald darauf brachen drei Geſchwader Reiter aus dem Walde hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder und Reinald ſeine Schweſtern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöſt. Nach wechſelſeitigen Umarmungen und Freudenbezeugungen verließen die Entzauberten die ſchaudervolle Einöde und begaben ſich in das alte Waldſchloß. Reitende Boten flogen nach dem Schloſſe des Grafen, ihm die frohe Botſchaft von der Ankunft ſeiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand ſich eben in tiefer Trauer über den Verluſt des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Aeltern glaubten, daß ihn der

Zauberwald auf ewig verſchlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Troſt mehr und fühlte kein Vergnügen, als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzuſtellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern, als in dem Schloſſe des Grafen bei dieſer frohen Botſchaft alle Dinge eine andere Geſtalt annahmen: Alles athmete nun wieder Leben und Freude. Nach wenigen Tagen empfand das ehrwürdige Aelternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Unter allen Feierlichkeiten dieſer glücklichen Wiederkehr zeichnete ſich Reinalds Beilager mit der ſchönen Hildegard beſonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechſelungen von Freude und Ergötzlichkeiten. Reinald der Stammerbe verließ ſeine grauen Aeltern nimmer und drückte ihnen endlich als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrſchaft Aſkanien und gründete die Stadt Bernburg: Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen, und baute Aarburg an einem Fluß, der von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet worden iſt. Uſo der Delphin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte ſich eines Theiles dieſes Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen in den Namen ihrer Städte und Herrſchaften das Andenken ihrer Bezauberung bewahrten, ſo nahmen ſie auch ihre ehemaligen Thiergeſtalten zum Wahrzeichen ihrer Wappen an; daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bär, Aarburg einen Adler und das Delphinat einen Meerfiſch im Wappen führt bis auf dieſen Tag.



Geſchichte
von den
drei Rolandsknappen.

Kaiſer Karl, der Große genannt, hatte mit ſeinen Helden gar muthig und ſieghaft in Spanien gegen die Saracenen gefochten und war dann über die Pyrenäen nach Frankreich zuruckgekehrt. Da hielt Karl ein feſtliches Mahl mit ſeinen Helden, und bei demſelben fehlte Keiner als Herr Roland, der war der Tapferſte von Allen und war ein gutes Stück Weges hinter dem Heere mit ſeinem Haufen zurückgeblieben, damit der Kaiſer unangefochten durch das unwegſame Gebirge zöge. Dem tapfern Roland aber hatte ein ſchändlicher Verräther das Verderben bereitet, und als er beim erſten Morgenſchimmer in das enge Thal von Ronceval kam, ſah er ringsum auf allen Bergen die feindlichen Schaaren der Saracenen. Er fürchtete ſich darum nicht, er nahm ſein Häuflein zuſammen und ſchlug wacker unter die Saracenen. Wie nun Kaiſer Karl zu Tiſch ſaß, zehn Meilen von dem Thale Ronceval, bei Muſik und fröhlichem Geſpräch: da horchte er plötzlich auf, winkte der Muſik, daß ſie ſchwieg, und ſagte nach einer Weile: „Mir war, als ob ich Vetter Rolands Horn gehört.“ Die Ritter aber lachten und ſagten: „Der iſt mindeſtens zehn Meilen dahinten.“ Drauf ging die laute Fröhlichkeit von Neuem los und Kaiſer Karl ſcherzte mit Herrn Oliver: da fuhr er abermals auf, hieß die Muſik ſchweigen und horchte hinaus in die Ferne. „Beim Chriſt, ſagte er langſam, das war Rolands Horn!“ Und der Kaiſer war ganz nachdenklich geworden, die Ritter mußten ſchweigen und durften ihm auch nicht widerſprechen. Als Karl aber eine Weile ſtumm geſeſſen und es ganz ſtill war im Gemach, da klang es aus weiter Ferne zum drittenmal herüber wie der bange Klageruf eines Hifthorns. Da wurden Viele blaß und der Eine meinte: „Wahrlich, es iſt Rolands Horn!“ Der Andere ſchüttelte ungläubig mit dem Kopfe; Kaiſer Karl aber blickte finſter und rief, indem er aufſprang, nichts als: „Zu Roß!“ Wie ſie nun bei einbrechender Nacht nach Ronceval ins Thal kamen, da waren die Saracenen ſchon geflohen, denn ſie hatten den Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere kommen ſehen. Herr Roland aber lag bleich und todt auf dem Raſen und hielt in der Rechten ſein gutes Schwert Durande und in der Linken ſein goldenes Horn Oliſante, das war der Länge nach zerborſten.

Von dem Heerhaufen, welcher den ſtarken Roland begleitet hatte, war Niemand entkommen, als drei Knappen; die waren, als ſie ihren Herrn todt daniederſinken ſahen, in die Berge entflohen, und es war ihnen geglückt, durch die Waldung unbemerkt bis tief hinein in das rauhe Gebirge zu entweichen, wo es keine Wege mehr gab und überhaupt nur ſelten der Fuß eines Menſchen hinkam. Die drei Knappen waren Andiol, Rolands Schwertträger, Amarin, Rolands Schildhalter, und Sarron, der ſchnallte Herrn Roland die Sporen an, wenn er zu Roß ſtieg. Dieſe drei Knappen waren auf der Flucht vor den Tode gelaufen, ſo ſchnell als ſie durch Wald und Geſtrüpp nur fortgekonnt, und hatten kein Wort geſprochen, aus Furcht von einem Feinde gehört zu werden. Nun wurde es allmählig Nacht und Andiol ſetzte ſich zuerſt nieder unter einem mächtigen Baume und ſagte, er könne nicht weiter. Da ſetzten ſich die andern zwei zu ihm und nun klagten ſie um ihren lieben Herrn Roland, beſchwerten ſich über ihre Müdigkeit und ihren Hunger, und überlegten, was ſie fernerhin thun ſollten. „Ach, rief Andiol, wo finden wir Kaiſer Karl?“ — „Wenn wir nur erſt aus dem Gebirge wären, ſeufzte Amarin, und unter unſern Landsleuten, ſo zeigt man uns wohl den Weg zu dem Heere.“ — „Da geh ich nimmer hin, rief Sarron, denn man wird uns ſchlecht willkommen heißen. Es wäre beſſer für uns, wir wären todt bei unſerm Herrn Roland geblieben.“ Während ſie ſo mit einander ſprachen, war es ganz finſter geworden und die drei Gefährten ſtreckten ſich auf die Wurzeln der Bäume hin und verſuchten zu ſchlafen. Aber der Hunger plagte ſie gar heftig und Sarron richtete ſich auf und ſtarrte mißmuthig in die ſchwarze Nacht hinaus; da kam es ihm vor, als ob ihm aus der Ferne ein Licht entgegenblinzte, aber er dachte: Es wird ein Irrlicht ſein. Indeß, das Licht ward größer und blieb immer an einem Orte; da rief er voller Freude ſeinen Kameraden: „Seht, ſprach er, dort flimmert ein Licht durch die Bäume, laßt uns die Waldbewohner aufſuchen und ſie um Nahrung und Obdach bitten!“ Das waren die Andern wohl zufrieden, denn der Hunger war noch ſtärker als die Furcht. Sie ſchlichen nun durch die Waldung leiſe nach dem Lichte zu, welches ihnen bald als ein gewaltiges Feuer erſchien, und wie ſie nahe dabei waren und hinter den Bäumen hervorlauſchten, da ſahen ſie, daß das Feuer auf einem Felsblocke brannte, welcher als Heerd diente. Ueber dem Feuer ſtand ein Dreifuß und auf dieſem ein Keſſel, in welchem es prudelte und ſiedete. Ein Menſch aber war nirgends zu ſehen. Da traten ſie allmählig hinter den Bäumen hervor, näherten ſich dem Feuer und ſahen ſich neugierig nach allen Seiten um. Hinter dem Heerde erhob ſich eine ziemlich hohe Felſenwand, und als ſie dieſelbe genauer betrachteten, entdeckten ſie endlich in derſelben eine niedrige Thüre von Eiſen. Da faßte ſich Amarin der Schildträger ein Herz und klopfte erſt leiſe an die Thür, und bald, da Niemand Werda fragte, immer ſtärker und ſtärker. Endlich begann es ſich hinter der Thüre zu regen und eine ſchnarrend quäkende Stimme rief gar unwillig: „Wer klopft in der Nacht an meinem Hauſe und was will er oder bringt er?“ Da ſprach Amarin mit gar kläglicher Stimme: „Ach thue uns auf, gute Frau, und laß uns in Deiner Wohnung ein wenig raſten, gib uns auch Etwas zu eſſen und zu trinken, denn wir ſind drei arme Wanderer, hungrig und müde, und haben uns in der Wildniß verirret!“ — „Gut, gut, liebe Kinder, ſchnarrte es tröſtlich aus der Höhle, ich will Euch ein weiches Lager bereiten und auftragen was ich habe. Aber wartet ein wenig und habt Geduld! Legt Holz unter den Keſſel und rührt ihn fleißig um, aber hütet Euch daraus zu naſchen.“ Die Knappen warteten nun in Hoffnung, bald ihren Hunger ſtillen zu konnen. Andiol war ins Gras geſunken und ſchnarchte, aber Amarin holte dürres Holz herbei, welches er in dem Walde zerſtreut fand, während Sarron bei dem Keſſel ſtand und ihn umrührte. Er hatte, zwar gehört, daß ihnen die Alte aus der Höhle verboten hatte, aus dem Keſſel zu naſchen, doch der Hunger quälte ihn ſo gewaltig, daß er ſich nicht enthalten konnte, als er den Andiol ſchnarchen hörte und Amarin ſich ein wenig weiter entfernt hatte, in dem Keſſel nach einem guten Biſſen für ſich herumzufiſchen. Als er aber einen fetten ekelhaften Igel hervorzog, da verging ihm alle Eßluſt, und er warf ihn ſchnell wieder in die Bruhe und ſagte ſeinen Leidensgefährten nichts von ſeiner Entdeckung, um nicht auch ihnen die Hoffnung auf eine gute Mahlzeit zu verderben. Sie hatten wohl ſchon eine Stunde gewartet, da ging dem Amarin die Geduld aus und er pochte wieder heftig an die Thür der Höhle, Einlaß begehrend: „Ho, ho, nur nicht ungeduldig! kreiſchte die Alte: ſonſt kommt Ihr nimmer herein. Meinſt Du vor einer Schenke zu ſtehen?“ Da trat Sarron herbei und gab der Alten wieder gute Worte, denn er ſah wohl ein, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten ſei, weil die eiſerne Thüre ſo feſt und ſtark war, daß ſie wohl einem ganzen Heere Widerſtand geleiſtet hätte: überdieß waren dem Sarron bei dem Keſſel allerlei Gedanken über das Weſen der Alten in den Kopf gekommen. Wie dieſe die guten Worte Sarrons hörte, war ſie auch gleich wieder ganz freundlich und ſagte: „Warte nur noch ein klein wenig, mein Schatz, ich mache Euch ein gutes Lager zurecht und ſuche zuſammen, was in meiner Küche iſt.“ Nun harrten ſie abermals eine gute Weile und fingen ſchon an zu bereuen, daß ſie dem Lichte nachgegangen wären, als ſie drinnen die Alte raſcheln und mit den Schlüſſeln klappern hörten. Da weckten die beiden Andern den ſchlafenden Andiol und traten alle Drei zu der eiſernen Thüre. Sie hörten, wie die Alte das Schloß aufdrehte und ſchwere eiſerne Riegel zurückſchob, und dann öffnete ſich langſam die Thür. Kaum aber war ſie eine Spanne weit aufgegangen, da fuhr unten ein großer ſchwarzer Kater heraus, mit einem gewaltigen Satze zwiſchen den Beinen der Knappen hindurch, und ſogleich flog auch die Thür wieder zu. Die Riegel wurden raſſelnd vorgeſchoben und die Alte ſchrie jammernd: „Ach mein Kater, mein Liebling! Fort, Ihr Böſewichter, Ihr ſchlechtes Geſindel, Ihr ſeid an Allem Schuld! Iſt das der Dank, daß ich Speiſe und Trank für Euch auf den Tiſch ſetze und Euch weiches Moos zum Lager ausbreite? Fort und fangt mir meinen Kater wieder, ſonſt kommt Ihr nicht herein!“ Da wurden nun wohl die drei Knappen ungeduldig und ſchalten die Alte aus und verlangten mit Ungeſtüm Einlaß, ſonſt wollten ſie ihr die Thüre einſchlagen; aber die Alte verhöhnte ſie nur und wiederholte ihnen, ſie ſollten ihr den Kater einfangen. Da rieth nun Sarron den beiden Andern, ſie wollten lieber bald ihrer Wege gehen, denn die Alte ſchien ihm eine rechte Hexe zu ſein und würde ihnen am Ende noch allerlei Böſes zufügen; aber Amarin dachte an das gute Eſſen und Trinken, deſſen Geruch er ſchon durch die Ritze der Thüre verſpürt zu haben meinte, und Andiol wollte das weiche Mooslager nicht vergeſſen, welches die Alte verſprochen hatte; ſie zogen es alſo vor, dem Kater nachzujagen. Erſt nach langer Mühe gelang es dem klugen Sarron, das ſcheue Thier, welches behend von einem Baum auf den anderen ſprang, durch Liſt zu haſchen, indem er das Geſchrei der Katzen nachahmte. Mit dem Kater kamen ſie nun wieder vor die Thür der Höhle und dießmal ward ihnen wirklich aufgethan.

Die Alte hielt einen rothflackernden Spahn als Leuchte in der Hand und ſchnarrte den drei verirrten Knappen ihren Gruß entgegen: „Nur herein, herein, meine lieben Kinder, es ſoll Euch wohl bekommen.“ Die Drei aber ſtanden wie feſtgewurzelt und es ſchien, Sarron wendete den Kopf, um zu ſehen, nach welcher Richtung er am beſten entwiſchen könnte. Die Alte war nämlich ſo abſcheulich häßlich, daß jedem Chriſtenmenſchen ein ungeheures Grauen ankommen mußte, wenn er ſie anſah. Sie war ſo dürr, daß ſie wohl ſelbſt ſtatt des Spahns, den ſie trug, hätte brennen können, das Alter hatte ſie zuſammengekrümmt wie einen Bogen, und während ſie in der linken Hand einen langen Stab hielt, auf den ſie ſich ſtützte, um nicht ganz mit dem Geſicht nach der Erde zu ſinken, hob ſie mit der Rechten den brennenden Spahn in die Höhe und leuchtete ſich ſelbſt in das ſcheußliche Geſicht. Da war eine ſchwarzgelbe Runzel an der andern, über der langen ſpitzen Naſe blitzten unheimlich zwei triefende Augen mit herabhängenden rothen Augenlidern, und wenn ſie ſprach, wackelten in ihrem erſchrecklich breiten Maule drei lange ſchwarze Zähne hin und her. Dabei war ſie von einer faſt rieſigen Größe, denn trotz dem, daß ſie das Alter ſo zuſammengezogen hatte, kam ihr dürrer Leichnam doch noch jedem der drei Knappen an Höhe gleich. Sie hatte ſich wunderlich herausgeputzt. Auf dem Kopfe hatte ſie einen bunten Turban und um ihr Geripp ſchlotterte ein langes weites Gewand von brennend rother Seide, aus welchem die nackten dürren Arme wie zwei gelbe Stecken hervorkamen. Nachdem ſie die drei Knappen einen nach dem andern ſorgfältig von Haupt zu Fuß gemuſtert und dabei beifällige Worte vor ſich hin gemurmelt hatte, wiederholte ſie ihre Einladung, einzutreten, und machte ihnen Platz, indem ſie in die Höhle zurücktrat und das Innere derſelben beleuchtete. Da ſah Amarin auf einem eichenen Tiſche einen ſaftigen Schinken ſtehen und dabei ſtand ein großer zinnerner Krug nebſt drei Bechern: alsbald verging ihm alles Grauen vor der häßlichen Wirthin und er trat ſchmunzelnd in die Höhle, ſah die alte Hexe weiter nicht an, ſondern behielt nur den Schinken im Auge, der ihn ſo tröſtlich anlachte. Die beiden Andern wollten den Kamraden nicht im Stiche laſſen, und bald ſaßen alle Drei fröhlichen Muthes an dem Tiſche und ließen ſichs wohlſchmecken, während die Alte herumtrippelte und ihnen aus dem zinnernen Kruge fleißig von dem köſtlichen ſpaniſchen Weine einſchenkte, und es war als ob ſich der Krug nimmer erſchöpfen wollte. Die drei Genoſſen thaten indeß alles Mögliche, dem Kruge dennoch auf den Grund zu kommen, und nur Sarron fürchtete, es möchte irgend eine Liſt dahinter ſein, daß ihnen die Alte ſo wacker einſchenkte, und hütete ſich, mehr zu trinken als ihm gut war. Den beiden Andern wirbelten bald die Köpfe, und während ſich Andiol auf ſeine beiden Arme legte und ſchnarchte, ſchrie Amarin luſtige Trinklieder und konnte des ſüßen Weines nicht genug kriegen. Sarron ließ indeß ſeine Augen in der Höhle herumgehen und ſah da ein ganz behagliches Lager von Moos, mit weichen wollenen Decken überbreitet, aber es war ſo ſchmal, daß höchſtens nur Zwei darauf Platz hatten. Was ſoll das werden? dachte Sarron und ſtand auf. Er wollte ſich auf das Lager werfen, um wenigſtens nicht ſelbſt der Dritte zu ſein, welcher wo anders Platz nehmen ſollte. Aber die Alte trat ihm in den Weg: „Wo willſt Du hin, mein Schatz? fragte ſie mit ſchmunzelnder Freundlichkeit. Es iſt noch nicht Zeit zu Bett zu gehen!“ — „Ei wohl iſt es Zeit, erwiderte Sarron: ſind wir doch müde genug.“ — „Nun, ſo warte nur noch ein wenig! fuhr die Alte mit freundlichem Grinſen fort: zwei von Euch ſollen es gut haben auf dem weichen Mooslager dort, aber der Dritte hat es am beſten, den nehm ich zu mir in mein weiches Bett von weichen Eiderdunen.“ Sarron ſprang vor Schreck einige Schritte zurück, und auch Amarin, der ihre Worte vernommen, ſprang auf. „Daraus wird nichts, alter Drache!“ ſchrie er und ſchlug auf den Tiſch, daß die Becher herunter ſprangen und der faule Andiol aus dem Schlafe auffuhr und fragte, was es gäbe. „Oho, rief die Alte, nur nicht ungeduldig, lieben Kinder!“ Und damit erhob ſie ihren langen Stab und berührte erſt den Amarin, dann den Sarron, welcher ſchon nach ſeinem kurzen Schwerte gegriffen hatte, und zuletzt auch den Andiol, der von Wein und Schlaf trunken wankte. Alsbald ſtanden alle Drei ſtarr und ſteif wie drei ſteinerne Bildſäulen und vermochten kein Glied am ganzen Leibe zu rühren, und ſogar Andiol war trotz ſeiner Trunkenheit ganz feſt auf ſeinen Beinen geworden. Sie mußten es dulden, daß die grauſige Hexe von Einem zum Andern ging und ihm die Wangen ſtreichelte, wobei ſie mit zärtlichen Worten zur Geduld ermahnte. „Es kommt Jeder daran, meine Söhnchen, Einer nach dem Andern, und ſoll Euch nichts Schlimmes widerfahren. He! bin ich nicht ein ſchmuckes Liebchen? Es wird Euch nicht gereuen, mich zum Geſpons gehabt zu haben.“ Nach dieſen Worten nahm ſie den Andiol bei der Hand und führte ihn mit ſich fort, und der wußte nicht wie ihm geſchah, denn ohne daß er es zu wehren vermochte, ſchritten ſeine Beine der Alten nach in das Kämmerlein und in das Bett. Da drehte er ſich nach der Wand, merkte nicht einmal, daß die Alte neben ihm Platz nahm, und ſchnarchte bis zum Morgen, ohne ein Glied zu rühren, und als er endlich aufwachte, war die Alte ſchon aufgeſtanden. Die beiden andern Knappen hatten, nachdem Amarin und die Alte fort waren, den Gebrauch ihrer Glieder wieder erhalten, waren nach dem Mooslager getaumelt und hatten ſich auch weidlich ausgeſchlafen.

Mit der Alten aber hatte es dieſe Bewandtniß. Sie war eine uralte Hexe, welche noch aus der längſt vergangenen Heidenzeit, ehe das Licht der Welt in Spanien erſchienen war, in den Pyrenäen hauſte, und verſtand die Kunſt, ſich durch künſtliche Mittel von Jahrhundert zu Jahrhundert das Leben zu friſten. Dabei wurde ſie aber immer älter und runzliger und es half endlich wenig mehr, daß ſie ihre Haut alle Morgen mit Igelfett einrieb, um ſie noch einigermaßen geſchmeidig zu erhalten. Nur Ein Mittel gab es für ſie, ihre Jugend einigermaßen wiederherzuſtellen, wenn ſie nämlich einen jungen menſchlichen Körper zu ſich ins Bett nehmen und eine Nacht an ihm ſich erwärmen konnte. Durch eine jede ſolche Nacht fielen hundert Jahre von ihrem Leichnam ab. Darum ſaß ſie nun in ihrer Höhle und lauerte wie eine Spinne auf jeden Fremdling, deſſen ſie habhaft werden konnte. Ein ſolcher kam aber gar ſelten, denn in die hohen und wilden Pyrenäengegenden, von denen bekannt war, daß Hexen und Unholde in ihnen hauſten, wagte ſich kein Wanderer, und nur im Kriege Verſprengte retteten ſich zuweilen in dieſelben, weil ſie hier vor jeder Verfolgung ſicher waren. In eine von Menſchen bewohnte Gegend wagte ſich die Alte niemals, denn hier hätte man ſie bald ergriffen und als eine Hexe zu Aſche verbrannt, und da hätte alle ihre Kunſt ihr nicht geholfen. — Als die Alte am nächſten Morgen ihren Gäſten das Frühſtück brachte, da ſah ſie ſchon viel leidlicher aus, denn ſie war ja um hundert Jahre jünger als geſtern. Sie ſorgte aufs Beſte für die drei Knappen, ließ ſie jedoch nicht aus der Höhle heraus, damit ſie ihr nicht entwiſchten. Am Abend trank ſich Amarin einen tüchtigen Rauſch und folgte der Alten, da es nicht anders ſein konnte, geduldig zu Bett, und als am dritten Abend Sarron an die Reihe kam, da war die Alte ſchon ſo leidlich geworden, daß es dem Geſellen nur noch wenig Ueberwindung koſtete.

Am dritten Morgen war die Hexe ſo rührig und rüſtig, daß man ihr kaum noch hundert Jahre anſah. Nachdem ſie noch einmal den drei Knappen einen guten Imbiß gegeben hatte, ſperrte ſie die Höhle auf und ſagte ihnen, daß ſie nun ihre Wanderung fortſetzen könnten, ja ſie deutete ihnen noch den Weg an, den ſie zu nehmen hätten, um nach Spanien in ein chriſtliches Königreich zu kommen. Die drei Geſellen athmeten die freie Luft mit Luſt ein, dankten in ihrem Herzen Gott, daß er ſie glücklich aus den Händen der Hexe entkommen ließ, und boten endlich auch der Alten ihren Dank für die Bewirthung. „Wartet noch, ſagte dieſe freundlich, ich will Euch noch Etwas mitgeben, dabei Ihr Euch Eures Schatzes erinnern mögt.“ Mit dieſen Worten zog ſie ein ledernes Säckchen hervor und gab dem Audiol einen Kupferpfennig, dem Amarin ein weißes Tiſchtüchlein und dem Sarron einen Däumling von einem alten ledernen Handſchuh, nickte ihnen noch einmal grinſend mit dem Kopfe und verſchwand in der Höhle, die ſie ſorgſam hinter ſich verriegelte. Die Drei ſtanden eine Weile, ſahen einander an und brachen endlich in ein lautes

Lachen aus. „Das iſt ein ſchönes Geſchenk, da liege du Quark!“ rief Andiol und warf ſeinen Pfennig auf den Boden. Sarro aber ſagte: „Ei, man kann auch den Pfennig brauchen!“ ho ihn auf und ſteckte ihn ſammt dem Däumling in die Taſche Das that auch Amarin mit ſeinem Tuche, indem er ſagte: „E iſt gut zum Schweißtüchlein.“ So gingen die drei Knappen vorwärts dem ſchönen Spanien zu: Amarin und Andiol plauderte und lachten über ihr Abenteuer, Sarron aber ſah ganz tiefſinni vor ſich hin und ſchwieg. Er dachte nämlich nach, was es mi den Gaben der Alten für eine Bewandtniß haben möchte; den daß ſie das wären, als was ſie äußerlich erſchienen, konnte e nicht glauben. Er zog ſeinen Däumling hervor, betrachtete ih von allen Seiten, drehte ihn um, konnte aber nichts an ihm bemerken, was ihm über das Weſen deſſelben einen Aufſchluß gegeben hätte. Gleichgültig nahm er ihn endlich und zog ihn über den Daumen der linken Hand, für welchen er gemacht zu ſein ſchien. Nach einer kleinen Weile ſah er, wie ſich Amarin, der mit Andiol kaum drei Schritte vor ihm her ging, nach ihm umwendete. Amarin machte ein ganz verwundertes Geſicht, ſah rechts und links und ſagte endlich: „Nun, wo iſt denn der Sarron hin?“ — „Ei, dachte dieſer, iſt es ſo beſtellt?“ lief eilend bei den Beiden vorbei, welche noch nach ihm umſpähten, und rief, nachdem er eine gute Strecke voraus war: „He, wo bleibt Ihr? Amarin, Andiol!“ — „Wo ſteckſt Du?“ antworteten dieſe und liefen ſchnell nach dem Orte zu, von wo ſie die Stimme gehört hatten, rannten aber, ohne ihn zu ſehen, dicht an ihm vorüber. Nun war Sarron ganz außer ſich vor Freude, denn es war klar, daß ihn der Däumling, welcher an ſeinem Finger ſteckte, unſichtbar gemacht hatte. Schnell lief er den Geſellen nach und begann ſie zu necken, zupfte erſt den einen, dann den andern an den Haaren, und zog nicht eher den Däumling vom Finger, bis jene unter einander die bitterſten Händel bekommen hatten und im Begriff waren über einander herzufallen, denn Jeder glaubte, daß er von dem Andern gezupft und geneckt würde. Plötzlich ſtand Sarron mitten zwiſchen ihnen und die beiden Streitenden fuhren erſchreckt aus einander. „Seht Ihr nun, Ihr Thoren, rief Sarron, wozu mein alter Däumling gut iſt? unſichtbar kann er mich machen, ſo oft und ſo lange ich will.“ Amarin und Andiol ſtanden offenen Mundes da, und wußten nicht was ſie denken oder ſagen ſollten. Als ihnen aber Sarron ſein Kunſtſtück wiederholt vormachte, jetzt noch dicht vor ihnen ſtand, dann plötzlich verſchwunden war und alsbald wieder erſchien, da konnten ſie nicht länger zweifeln. Amarin zog ſogleich ſein Tiſchtüchlein heraus und verſuchte auf alle Weiſe ihm ein Geheimniß zu entlocken; während Andiol ſich vor den Kopf ſchlug und ausrief: „O ich Thor! Sarron, gib mir meinen Pfennig wieder.“ — „Haſt Du ihn nicht weggeworfen? antwortete Sarron: nun iſt er mein Eigenthum!“ — „Er iſt mein! rief Andiol, die Alte hat ihn mir gegeben.“ — „Und Du Narr haſt ihn weggeworfen!“ ſpottete Sarron. Ihr Streit wurde immer hitziger, Andiol wollte mit Gewalt den Pfennig zurück haben, obgleich er noch nicht einmal deſſen Zauberkraft erprobt hatte, und Sarron verhöhnte ihn, indem er den Pfennig empor hielt und rief: „Er iſt mein, er iſt mein!“ Da ſprang Andiol auf ihn zu, um ihm das Kleinod zu entreißen, aber im Augenblick hatte Sarron den Däumling übergezogen und war verſchwunden. Aus der leeren Luft ſchien ſeine Stimme zu kommen: „Sieh, Du Thor, daß Du mit Gewalt nichts gegen mich ausrichten wirſt. Ich könnte jetzt mit Deinem Pfennig unaufgehalten von Dir meines Weges gehen und Du würdeſt mich nimmer wiederſehen. Aber nun will ich Dir zeigen, daß ich ein treuer Kumpan bin, und Deinen Pfennig Dir zurückgeben, der wahrſcheinlich ein Heckpfennig iſt; aber ich brauche ihn nicht, denn mit Hilfe meines Däumlings kann ich mir Geld holen, wo ich will, und auch aus Freund Andiols Taſche.'' Sogleich wurde Sarron wieder ſichtbar und gab dem Andiol den Pfennig, der ihm herzlich dankte und ſogleich ſich neben Amarin ins Gras ſetzte, um den vermeintlichen Heckpfennig zu verſuchen. Es wollte ihm aber eben ſo wenig mit dem Pfennig glücken, als dem Amarin mit dem Tuche. Beide fingen endlich an ihren Gaben wieder zu zweifeln an und hielten nur Sarron für den Beglückten. Sie waren nun ſchon mehre Stunden gegangen und der Hunger begann ſich zu melden, worüber ſie noch trauriger wurden, denn ſie waren noch gar weit von menſchlichen Wohnungen entfernt. Nur Sarron war guter Dinge, er lag im Graſe und pfiff ein luſtiges Liedlein. Als er die Gefährten ſo traurig ſah, ſagte er endlich: ,,Nun komm her, Amarin, ich will Dir helfen. Zu eſſen müſſen wir freilich haben und das Tuch muß uns dazu helfen, denn es iſt ganz offenbar nichts anderes als ein Tiſchtuch. Geſchwind deck es auf, wer weiß, was ſich dann zuträgt.'' Amarin breitete das Tuch auf den Raſen und wartete vergebens, daß etwas geſchehen ſollte, das Tuch blieb wie es war. ,,Ach, ſeufzte er laut, was hilft mir das leere Tuch? ja, wenn ein tüchtiger Rinderbraten drauf ſtände!'' Und kaum hatte er die Worte geredet, ſieh, da ſtand auch wirklich ein dampfender Braten mitten auf dem Tuche in einer weiten Schüſſel mit Sauce und Zukoſt lokkend angerichtet. Die drei Hungrigen ließen ſich nicht nöthigen, ſie zogen in Ermangelung von Meſſern ihre kurzen Schwerter und zerlegten den ſaftigen Braten, der bald wieder zwiſchen ihren Kinnbacken verſchwunden war. ,,Nun, rief Sarron, das nenn ich doch eine Mahlzeit, das geht. Flugs! Tüchlein, einen kräftigen Labetrunk!'' Aber den Trunk ſchien das Tuch nicht ſpenden zu wollen. Amarin ſah den Sarron wieder rathlos an. ,,Ei ſo drehe es um! rief dieſer, vielleicht gibt es oben Braten und unten Wein.'' Amarin nahm das Tuch an einem Zipfel, da verſchwand der leere Teller, welcher drauf ſtand: er drehte es um, und ſieh, da ſtand ein großer mächtiger Pokal, darin ſchäumte ein köſtlicher Malvaſier. Ueber dem Schmauſe hatten die drei glücklichen Knappen Audiols Pfennig vergeſſen; nun, nachdem ſie ſich an Speiſe und Trank erlabt, wurde auch dieſer wieder vorgenommen und ſollte ſeine Kunſt beweiſen. Es glückte lange nicht damit. Endlich ſagte Sarron: „Laß doch ſehen, was das Ding für ein Landsmann iſt?“ Er legte den Pfennig auf die flache Hand und beſah ihn, da war aber kein Gepräge zu erkennen, ſo alt und abgegriffen war das Geldſtück. Nun wendete ers um, aber auch die Kehrſeite zeigte kein kenntliches Zeichen. Unmuthig wollte ers dem Audiol wiedergeben, ſiehe da blieb, als er den Pfennig aufhob, ein glänzendes Goldſtück auf ſeinem Handteller liegen. Das Geheimniß war entdeckt: ſo oft der Pfennig umgedreht wurde, fand man unter ihm ein neues funkelndes Goldſtück. Nun zogen die drei Geſellen luſtig einem neuen Leben entgegen. Sie hatten ſich gelobt, einander niemals zu verlaſſen, die Früchte ihrer Zaubergaben brüderlich mit einander zu theilen, und niemals an irgend Jemand zu verrathen, in Beſitz welcher Kleinodien ſie wären. Da ſie noch mehre Tage durch einſame Gegenden zu wandern hatten, während welcher ihnen das wundervolle Tiſchtüchlein treffliche Dienſte that, ſo hatten ſie Zeit zu überlegen, wie ſie ihr Leben künftig herrlich und in Freuden zubringen wollten. Erſt am ſechſten Tage kamen ſie nach einer Stadt, welche Aſtorga hieß und die Hauptſtadt eines Königreiches war, welches von dem Könige Garſias beherrſcht wurde.

Dieſer König liebte nichts ſo ſehr wie gutes Eſſen und Trinken, und lebte daher mit ſeinem Hofſtaate in großer Ueppigkeit. Er hatte eine Gemahlin, Urraca genannt, welche durch ihre wunderbare Schönheit in ganz Spanien berühmt, aber auch eben ſo eitel, wollüſtig und habgierig, als ſchön war. Sie wurde ſtets von einem Heere von Verehrern umgeben, welche ihrer Eitelkeit huldigten und jeden freundlichen Blick aus ihren bezaubernden Augen mit koſtbaren Geſchenken bezahlen mußten. Der König kümmerte ſich um das Leben ſeiner Gemahlin wenig oder gar nicht, denn er ſah ſie faſt nur bei Tiſch, und da war er viel zu angenehm beſchäftigt, als daß er einen argwöhniſchen Blick auf ſeine Gemahlin geworfen hätte; die übrige Zeit aber brauchte er, um der Verdauung und des Schlafes zu pflegen. Die drei Knappen lebten einige Tage in aller Eintracht zuſammen und wußten ſich eigentlich noch keinen rechten Rath, was ſie für die Folge vornehmen ſollten. Dem Dienerſtande hatten ſie natürlich für immer Lebewohl geſagt, ſich aber als Herren zu benehmen, dazu hatten ſie wenig Geſchick. Ein Zufall gab ihnen aber in dieſer Ungewißheit die Entſcheidung. Als ſie ſich nämlich eines Tages, nachdem ſie ſich an Speiſe und Trank ihres Zaubertüchleins erlabt hatten, aus langer Weile vor die Thür ihrer Herberge geſetzt hatten und ſich von der Sonne beſcheinen ließen, kam die ſchöne Königin Urraca mit ihrem Hofgeſinde daher geritten. Der Anblick dieſer ſchönen Dame machte auf jeden der drei Knappen eine gar mächtige Wirkung, ſo daß ſie wohl eine Stunde lang in tiefen Gedanken bei einander ſitzen blieben, ohne mit einander zu ſprechen. Jeder dachte nämlich im Stillen darüber nach, ob er ſich nicht durch die Zaubergabe, welche er beſaß, der reizenden Königin nähern und ihre Huld erringen könnte. Endlich fingen ſie an von der wundervollen Schönheit zu ſprechen, welche ſie alle drei wie ein Blitz geblendet hatte, und als Jeder den beiden Andern geſtanden hatte, daß er eine unſägliche Liebe zu der ſchönen Frau in ſeinem Herzen empfinde, nahm der kluge Sarron das Wort. „Unter dieſen Umſtänden, ſprach er, iſt es das Beſte, daß wir uns von einander trennen und Jeder unſer Heil auf eigene Hand verſuchen, ehe wir um dieſer ſchönen Frau willen unter einander in Zwiſt gerathen. Dies Eine aber wollen wir uns noch einmal geloben, daß Keiner, wie es ihm auch gehen mag, das Geheimniß der Wundergaben verrathe.“ Sie gaben einander die Hände hierauf und ſchieden alsbald von einander.

Am beſten war, wie es ſchien, der ehemalige Schwertträger Andiol daran. Derſelbe ging in eine nicht weit entlegene Stadt, ſchloß ſich hier einige Tage in der Herberge ein und wendete ſeinen Kupferpfennig ſo oft um, daß er endlich einen großen Haufen funkelnder Goldſtücke vor ſich liegen hatte. Hierauf ließ er ſich prachtvolle Kleider machen, wie ſie damals die Ritter und Herren an königlichen Höfen trugen, kaufte eine Menge ſchöner Pferde, nahm einen großen Troß von Dienern in Dienſt und ritt mit ſeinem ſtattlichen Gefolge, ſelbſt auf das Köſtlichſte gekleidet und geſchmückt, nach der Stadt Aſtorga zurück. Er ritt geraden Weges nach der königlichen Burg, wo man nicht anders glaubte, als daß ein auswärtiger Prinz mit ſeinem Geſinde ankäme, und ließ den König bitten, daß er ihm erlauben möge, ſeinem Throne zu nahen. Seine Bitte wurde ihm ſogleich gewährt, weil der König eben mit ſeinen Räthen zuſammen war, und Andiol, begleitet von zwei Dienern, welche wahrhaft königliche Geſchenke trugen, trat in den Thronſaal, ließ ſich vor dem Könige auf ein Knie nieder, und bat den König in ſo zierlichen Worten, als er hervorzubringen wußte, um die Erlaubniß, ihm ſeine Dienſte zu widmen, indem er ſich für einen franzöſiſchen Edelmann ausgab, der ausgezogen ſei, um fremde Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Die reichen Geſchenke machten des Königs Garſias Herz geneigt und dem Andiol wurde ſeine Bitte gewährt. Am folgenden Tage wurde Andiol auch der Königin Urraca vorgeſtellt, welcher er einen Schmuck von den köſtlichſten Edelſteinen und ſo koſtbare Gewänder überreichte, wie er es nur in der Eile hatte auftreiben können. Andiol war überdieß ein junger und ſchlanker Mann, ſo daß ihm die zierliche Rittertracht gar nicht übel anſtand; und ſo erlaubte ihm die Königin mit gnädigem Lächeln über ſein etwas linkiſches Benehmen, in die Reihe der Herren zu treten, welche ihrem Dienſte ſich widmeten. Mit Hilfe eines klugen und gewandten Haushofmeiſters, welcher dem reichen Herrn um ſo lieber diente, je leichtfertiger dieſer mit ſeinem Gelde umging, richtete ſich Andiol nun auf das Herrlichſte ein, baute ſich zu Aſtorga einen Pallaſt, der ſelbſt den des Königs an Größe und Pracht übertraf, gab zu Ehren der ſchönen Urraca üppige Feſte, welche auch der König mit ſeiner Gegenwart beehrte, und lauſchte auf jeden Wunſch ſeiner reizenden Gebieterin, um denſelben mit einer Verſchwendung zu erfüllen, welche keine Grenzen kannte. Da ſeine Schätze ſo unermeßlich waren, ſo galt er am ganzen Hofe, ja im ganzen Lande für einen verkappten Prinzen, und man gönnte ihm um ſeiner Freigebigkeit willen die Gunſt, mit welcher ihn die Königin auszeichnete; ſelbſt der König drückte gern ein Auge zu, um ſich einen Mann nicht zu entfremden, welcher ſein Land mit ſeinem Reichthum überſchüttete und ſich glücklich fühlte, dem königlichen Schatzmeiſter, welcher ſich nicht ſelten in Verlegenheit fühlte, mit Gold gefüllte Kaſten zum beliebigen Gebrauche zuzuſtellen.

Amarin, der ehemalige Schildträger des ſtarken Roland, hatte Aſtorga nicht verlaſſen und ſah mit großem Verdruß das täglich wachſende Glück ſeines ehemaligen Kameraden. Er fing an einzuſehen, daß der Kupferpfennig Andiols doch eine weit köſtlichere Gabe ſei als ſein Tiſchtüchlein, denn wenn dieſes auch allen Anſprüchen ſeines Magens auf das reichlichſte und beſte Genüge leiſtete, ſo wurde doch durch daſſelbe der Wunſch ſeines Herzens auf keine Weiſe befriedigt. Ja, während er in allen Leckereien der Welt, deren Namen er bisher kaum gekannt hatte, und in den köſtlichſten Weinen aller Länder ſchwelgte, hatte er nicht einmal ſo viel, um ſich ein neues Kleid ſtatt ſeines alten abgeriſſenen anzuſchaffen, denn die wenigen Goldſtücke, welche ihm Andiol beim Scheiden noch zurückgelaſſen hatte, waren bald in der Herberge aufgegangen. Seine Liebesgedanken gegen die ſchöne Urraca hatte er bald in den Hintergrund ſeiner Seele zurückgedrängt, und dachte nur daran, wie er ſich auf eine ehrliche Weiſe einiges Geld erwerben konnte, denn die Wohlthaten ſeines ehemaligen Gefährten, des reichen Andiol, in Anſpruch zu nehmen verſchmähte er. Er kam alſo auf den glücklichen Einfall, eine Garküche in Aſtorga einzurichten, und da er nun mit Hilfe ſeines Zaubertuches für die wohlfeilſten Preiſe die allerſeltenſten und wohlſchmeckendſten Speiſen und Getränke liefern konnte, ſo fehlte es ihm nicht an Gäſten, und er erlangte bald durch ſeine Kochkunſt einen eben ſo großen Ruf wie Andiol durch ſeinen Reichthum. Der König Garſias wurde endlich auf ihn aufmerkſam, forderte eine Probe ſeiner Kunſt und nahm ihn als Küchenmeiſter in Dienſte. Nun war er zwar auch in die Nähe der holden Königin gekommen, auf welche bald wieder alle ſeine Sinne gerichtet waren, doch würdigte ihn dieſe keines Blickes, und ſeine Stellung als Diener erlaubte ihm nicht ſich ihr zu nähern. Der Zufall kam ihm jedoch zu Hilfe. Seit einiger Zeit hatte nämlich Urraca viel durch die üble Laune ihres Gemahles zu dulden. Dieſer bemerkte gar wohl, mit welcher unziemlichen Vertraulichkeit die Königin den reichen Andiol behandelte, und da er dieſem nicht zu nahe zu treten wagte, weil ihm der Schatzmeiſter täglich die ſeltenen Tugenden deſſelben anpries, ſo ließ er um ſo härter ſeinen Unwillen gegen ſeine Gemahlin aus. Früher hatte Urraca ein niemals fehlſchlagendes Mittel gehabt, die üble Laune ihres königlichen Gemahles zu vertreiben: ſie verſtand nämlich die Bereitung der wohlſchmeckendſten Leckerbiſſen, welche das Herz des Königes für ſie einnahmen in dem Maße, in welchem ſie ſeinem Gaumen wohlthaten. Seit jedoch Amarin Küchenmeiſter war, wurde alle ihre Kunſt gegen die ſeinige zu Schanden, und die königliche Gunſt wendete ſich immer mehr von ihr ab und dem franzöſiſchen Koche zu. In ihrer Bedrängniß ließ ſie Amarin vor ſich rufen und trug ihm, nachdem ſie alle ihre Dienerſchaft entfernt hatte, das Verlangen vor, daß er künftig die köſtlichſten Speiſen für ſie bereiten und ihr überlaſſen ſolle, dieſelben auf den königlichen Tiſch zu bringen, indem er vorgeben ſolle, daß er ähnliche Speiſen zu bereiten nicht im Stande ſei. Der glückliche Koch fiel der Königin zu Füßen, war ſo kühn, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, und bot ihr alle ſeine Dienſte an, wenn ſie ſich herablaſſen wollte, ſeine Liebe zu erwidern. Anfangs war Urraca über dieſen ſchmachvollen Antrag ganz empört, als aber der Koch hoch und theuer ſchwur, daß er eher ſein Leben laſſen, als auf andere Bedingungen ihr mit ſeiner Kunſt dienen wolle, beſann ſie ſich, daß es ihr auf einen Liebhaber mehr nicht ankommen könne, wenn ſie nur zu ihrem Zwecke gelangte, und machte Amarin eben ſo glücklich, wie Andiol ſchon war. Das ſittenloſe und eben ſo ſchlechte wie ſchöne Weib ſetzte ſich nun bei ihrem ſchwachen Gemahl bald wieder in Gunſt, denn derſelbe mochte lieber der Ehre als einer guten Mahlzeit entbehren.

Von Sarron, dem Knappen, welcher Herrn Roland die Sporen angeſchnallt hatte, vernahmen die beiden andern Geſellen gar nichts und meinten, er habe ſich von dannen und in ein anderes Land begeben. Er war aber nichtsdeſtoweniger noch in der Stadt Aſtorga und erfreute ſich der Gunſt der ſchönen Königin eben ſo ſehr und noch ungeſtörter als ſeine beiden ehemaligen Kammeraden. Er lebte in einer unbedeutenden Herberge vor der Stadt als ein wohlhabender Mann, aber ohne Aufſehen zu erregen. Wenn ſeine Kaſſe anfing leer zu werden, dann ſchob er ſeinen Däumling auf den Finger und ging zu ſeinem Freunde Andiol, bei dem fand er des Geldes genug, ohne daß dieſer merkte, wem er von ſeinem Reichthume mittheilte. Bald nachdem er ſich von Amarin und Andiol getrennt hatte, ließ ſich Sarron ein köſtliches Kleid machen, wie er wohl in ſeinen Kinderjahren gehört hatte, daß es Geiſterfürſten und Feenkönige trugen, und in dem er ſich allerdings anmuthiger ausnahm als in dem Waffenrocke. Geſicht und Hände wollten freilich zu den ſeidenen mit Gold und Edelſteinen beſetzten Kleidern nicht recht paſſen, doch er verließ ſich auf die Wunder ſeines Däumlings und machte ſich getroſt an ſein Abenteuer. Nachdem er die Kleider angelegt hatte, ging er an einem ſchönen Sommerabende, unter dem Schutze ſeines Däumlings ungeſehen und unaufgehalten durch alle Wachen des königlichen Schloſſes bis in das Schlafgemach der Königin Urraca. In dem Vorzimmer hatte er die beiden Kammerfrauen, welche der Königin aufwarteten, ſchlafend auf weichen Polſtern liegen ſehen, und ſo öffnete er leiſe die Thür zu dem Zimmer der ſchönen Fürſtin. Bei dem Schimmer einer von der Decke herabhangenden Lampe ſah er das reizende Weib, aufgelöſt in ſüßem Schlaf auf ihrem Nachtlager. Er ſtand lange vor ihr in zärtliches Anſchauen verloren und ſein Herz klopfte hörbar, dann nahte er ihr langſam und legte ſeinen Mund an ihre halbgeöffneten Lippen. Urraca fühlte den Kuß, ſie blickte ſchlaftrunken halb auf, da ſie aber Niemand erblickte, ſo ſeufzte ſie, meinte es ſei ein holder Traum geweſen, und wendete ſich wieder entſchlummernd nach der andern Seite. Da war Sarron ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, er umfaßte muthig die ſchöne Frau und preßte heiße Küſſe auf Mund und Buſen. Urraca ſchrie laut auf, Sarron hörte die Thüre des Gemachs aufgehen, ließ die Königin los und trat auf die Seite. „Wo, wo iſt der Unverſchämte?“ rief die Königin ihren ganz erſchrockenen Dienerinnen entgegen. „Wer?“ fragten dieſe. „Der mich überfallen hat, der mich ermorden wollte!“ war Urracas Antwort. Die Frauen hatten Niemand geſehen und ſahen Niemand, ſie verſicherten hoch und theuer, daß Niemand in das Zimmer gedrungen und Niemand daraus entwichen wäre. Die Fenſter wurden unterſucht, ſie waren alle nach Innen wohl verwahrt; das ganze Zimmer wurde durchſucht, es wurde Niemand gefunden — das Ende war, daß die Dienerinnen und zuletzt Urraca ſelbſt glaubten, ein allzu lebhafter Traum habe die Täuſchung hervorgebracht. Nachdem auf Urracas Wink die beiden Kammerfrauen das Gemach wieder verlaſſen hatten, blieb die Königin noch lange wach auf ihrem Lager ſitzen, ſtützte ihr ſchönes Haupt auf ihre Hand und blickte nachſinnend vor ſich hin. Endlich ſchlug ſie das Auge auf, und ſiehe, vor ihr ſtand ein Jüngling in einem leichten Gewand von roſenfarbener Seide, ein goldenes Diadem auf dem Haupte, einen Lilienſtengel in der Hand tragend. Der Schreck ſchloß Urraca den Mund, und ſchon ſprach der Jüngling: „Warum fürchteſt Du Dich, ſchöne Sterbliche, wenn ein Geiſterfürſt, durch Deine wundervollen Reize gerührt, ſeine ätheriſchen Wohnungen verläßt, um Dir in Liebe zu nahen?“ Darauf fiel er der ſchönen Frau zu Füßen, bedeckte erſt ihre Hand, und nach Ueberwindung eines leichten Widerſtrebens auch ihren Mund mit zärtlichen Küſſen, und die wollüſtige Frau beredete ſich ſelbſt, daß die Liebe eines Halbgottes noch weit ſüßer und reizender als die irgend eines Sterblichen ſei. Womit aber der Jüngling mehr als durch ſeine Schönheit, welche ſehr der eines gemeinen Sterblichen glich, das Herz der eitlen Thörin gewann, das war das Verſprechen, daß ſie durch ſeine Umarmung zu unvergänglicher Schönheit und Jugend gelangen würde. Mit dem anbrechenden Morgen verſchwand Sarron wie er gekommen war, aber jede einſame Stunde brachte ihn zurück in die Arme der Geliebten.

Von den drei Rolandsknappen war Sarron der glücklichſte, denn vermöge der wunderbaren Kraft ſeines Däumlings begleitete er die Geliebte auf allen ihren Wegen; auch in der größten Geſellſchaft war er um ſie, ohne daß es einer der Anweſenden oder die Königin ſelbſt bemerkte. Nur zuweilen fühlte ſie ſich von unſichtbaren Armen plötzlich umfangen, dann ſchrie ſie nicht mehr erſchrocken auf, denn ſie wußte, daß es ihr geliebter Geiſterfürſt war. Dieſes allzugroße Glück wurde aber den drei Geſellen und der Königin ſelbſt zum größten Unglück. Die feurige Liebe des Geiſterfürſten hielt nämlich das verbuhlte Weib eben ſo wenig wie die laue Liebe ihres königlichen Gemahles ab, auch dem Ritter Andiol und dem Küchenmeiſter Amarin ihre höchſte Gunſt zu ſchenken. Der verliebte Sarron, welcher ſich ſelbſt in ſeinem Glücke wie eine Art Halbgott vorkam, mußte in ſeiner Unſichtbarkeit oft genug mit anſehen, wie ſie in den Armen ſeiner ehemaligen Freunde eben ſo entzückt wie in ſeinen eigenen war, und ſo währte es nicht lange, daß eine brennende Eiferſucht in ſeinem Herzen erwachte. Als er derſelben endlich nicht mehr Herr zu werden vermochte, ſann er darauf, ſeine Nebenbuhler zu ſtürzen. Er hätte dieſes leicht bewerkſtelligen können, wenn er ihnen ihre Wundergaben geraubt hätte, dann wäre Amarin der ſchlechteſte Koch von der Welt und Andiol der erbärmlichſte Ritter geweſen; aber ein feierlicher Eid, den ſich die drei Geſellen vor ihrer Trennung geſchworen, hielt ihn hiervon zurück. Er glaubte endlich ein Mittel gefunden zu haben, um zunächſt den Koch Amarin um die Gunſt der Königin zu bringen. Eines Tages hatte Urraca ihren königlichen Gemahl zu ſich auf ein köſtliches Gericht eingeladen, welches ſie ihm zu Liebe bereitet zu haben vorgab. Amarin hatte es wie gewöhnlich herbeigeſchafft, es ſtand auf einer ſilbernen Schüſſel, über welche ein Tuch gebreitet worden war, auf dem Tiſche; der König, in Erwartung des Beſten, war angekommen, die öffentliche Mahlzeit war abgeſagt worden, und in Geſellſchaft von nur wenigen Vertrauten ſetzte ſich König Garſias, geführt von ſeiner ſchönen Gemahlin, an den Tiſch mit behaglich ſchmunzelndem Geſicht. Dieſe Gelegenheit benutzte Sarron, der unſichtbar zugegen war, zur Ausführung ſeines Planes. Während die Stühle herbeigerückt wurden, nahm er unter dem Tuche die Schüſſel hinweg, und als nun Alle ſich niedergelaſſen hatten und die Königin mit den Worten: „Hier, mein Herzensgemahl!“ das Tuch aufhob, ſieh, da war darunter nichts als das leere Tiſchtuch zu ſehen. Die Königin ſtarrte ſprachlos auf den leeren Fleck, der König ſah auch hin, glaubte, er ſei auf eine ſchändliche Weiſe zum Beſten gehabt worden, und verließ mit einem wüthenden Blicke auf die beſtürzte Dame ſammt ſeinem Gefolge das Zimmer. Urraca war außer ſich vor Zorn, ſie glaubte nicht anders als daß ihr der Küchenmeiſter Amarin dieſen Streich geſpielt habe, um ſie um die Gunſt ihres Gemahls zu bringen, und ließ ihn ſogleich vor ſich rufen, mit den Worten: „Elender, was haſt Du gethan!“ Amarin hatte ſchon gehört was geſchehen war, fiel ihr zu Füßen und betheuerte ſeine Unſchuld, aber er fand keinen Glauben. Der Schmerz, die Gunſt ſeiner Geliebten verloren zu haben, raubte ihm endlich ſo Sinn und Verſtand, daß er in der Verzweiflung das ganze Geheimniß ſeines Tiſchtüchleins ausſchwatzte, und um nicht ſich allein zu verrathen, auch Andiols Heckpfennig und Sarrens Däumling angab. Urraca antwortete ihm nur mit einem höhniſchen Lachen, und Amarin, um ſie von der Wahrheit ſeiner Ausſage zu überzeugen, zog endlich ſein Tuch heraus und forderte ſie auf, ſelbſt eine Probe zu machen. Aber im Nu ergriff nun Urraca das Tuch, verließ eilend das Zimmer und befahl der draußenſtehenden Wache, ſogleich den Küchenmeiſter in ein Gefängniß zu werfen, weil er eine Schändlichkeit gegen ſie begangen hätte.

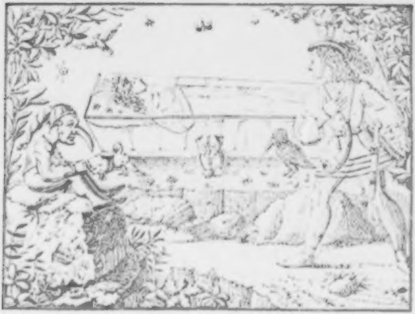
Sobald Urraca wieder allein war, erprobte ſie die Kunſt ihres Tuches und fand, daß Amarin die Wahrheit geredet hatte; ſie wußte nun auch, wie es ſich mit Sarron und Andiol verhielt, und beſchloß auch ſie um ihren Schatz zu bringen. Sarron hatte, nachdem er die Schüſſel geraubt, um dieſelbe in Sicherheit zu bringen, das Zimmer der Königin verlaſſen, und ſtellte ſich erſt mit einbrechender Nacht wieder bei ſeiner Geliebten ein, um ſie, die ſich bis dahin von dem Schreck ſchon ziemlich erholt haben würde, vollends durch ſeine Liebe zu tröſten. Noch unſichtbar umarmte er die Königin, dieſe aber ſuchte ſchnell ſeine Hand, erfaßte den Däumling, riß ihn an ſich und ſprang laut ſchreiend auf. Diesmal ſahen die hereinſpringenden Frauen den wunderbaren Fremdling, der wider Willen ſichtbar geworden war, und auf das gemeinſame Geſchrei der Weiber erſchien alsbald die Wache, welcher der in ſich vernichtete Halbgott als ein Räuber und Mörder übergeben wurde.

Nun war nur noch Andiol übrig, und auch dieſer erlag bald der Liſt der Königin. Sie ſchickte ihm nach einigen Tagen ein zierliches Briefchen und lud ihn mit zärtlichen Liebesworten ein, ſie auf den nächſten Abend zu beſuchen, wo ihn eine vertraute Dienerin in ihr Gemach führen würde. Andiol war überglücklich und traf an der Hand der Dienerin zur rechten Stunde ein. Die Königin empfing ihn mit ſüßem Lächeln und führte ihn ſogleich zu einem Tiſche, wo ein Nachtmahl zierlich aufgetragen war, was ſie ohne Aufſehn mit Hilfe von Amarins Tiſchtüchlein herbeigezaubert hatte. Die böſe Frau hatte aber in den Becher, welchen ſie ihrem Geliebten vorſetzte, ein Pulver gethan, welches den, der es genoß, ſchnell in einen tiefen Schlaf verſenkte, und während ſie noch beim Mahle ſaßen und Urraca eifrig dem treuen Ritter vorſchwatzte, fielen dieſem, wie ſehr er auch dagegen kämpfte, die Augen zu, und nach einigen Augenblicken war er ſchlummernd in den weichen Lehnſtuhl zurückgeſunken, auf welchen ihn die Königin zuvor genöthigt hatte. Kaum ſah Urraca die volle Wirkung des Trankes, als ſie eilte, ſeine Taſchen zu unterſuchen. Sie fand bald einen ledernen Beutel und unter den Goldſtücken, welche er enthielt, einen unſcheinbaren Kupferpfennig. Ein Verſuch belehrte ſie, daß ihre Liſt gelungen ſei. Die vertraute Dienerin hatte ſchon zwei durch Geld zur Verſchwiegenheit verpflichtete handfeſte Männer bereit, welche nun den armen Ritter aufladen und, nach Urracas mit höhniſch lachendem Munde ertheilten Befehl, hinaus auf das freie Feld tragen mußten. Sie warfen den noch immer feſt Schlafenden in einen trockenen Graben.

Ihres dreifachen Sieges gewiß, und glücklich über die wunderbaren Reichthümer, welche nun in ihrer Hand lagen, legte ſich die Königin zu Bett: aber wie erſchrak ſie, als ſie nach einigen Stunden aus den angenehmſten Träumen plötzlich durch eine ſie rauh anfaſſende Männerhand erweckt wurde. Als ſie erſchrocken die Augen aufſchlug, ſah ſie ihren Gemahl mit zornfunkelnden Augen vor ſich ſtehen und hinter ihm bewaffnete Männer. „Schändliche Ehebrecherin, redete er ſie an, endlich biſt Du meiner Rache verfallen, Deine Buhler ſelbſt haben Dich verrathen!“ und ohne auf ihre Betheurungen und ihr Klagegeſchrei zu achten, zwang er ſie, ſogleich in eine bereitſtehende Sänfte zu ſteigen, ohne ihr auch nur zu erlauben, die Kleider zu wechſeln, und ließ ſie durch die Wache in einen Thurm bringen, der ihr zum ewigen Gefängniß beſtimmt war. Sarron war es, welcher dem Könige die Augen über die Schändlichkeit des argliſtigen Weibes geöffnet hatte. Nachdem er nämlich von der Wache fortgeführt worden war, hatte man ihn ins Verhör gebracht, um zu erfahren, in welcher Abſicht er in ſo abenteuerlicher Kleidung in das Schloß gedrungen wäre. Er hatte nun ausgeſagt, daß er dem Könige Geheimniſſe anvertrauen wolle, welche für denſelben von großer Wichtigkeit ſein und ſeine Abſicht enthüllen würden. Der König hatte ihn vor ſich kommen laſſen, und Sarron war ihm zu Füßen gefallen und hatte ſeine Gnade angefleht. Er geſtand ihm, daß er ſchon mehr als eine Nacht in den Armen der Königin zugebracht und dies letzte Mal nur darum von ihr verrathen worden wäre, weil er ihr Vorwürfe darüber gemacht, daß ſie auch den Ritter Andiol und den Küchenmeiſter Amarin mit ihrer Liebe beglückte. Der König ſchickte nach Amarin und man fand nach einigen Nachfragen auch ihn im Gefängniß. Er geſtand ebenfalls, daß ihm die Königin ihre Gunſt geſchenkt hätte. Der König war wüthend und wollte die beiden Sünder hängen laſſen, nach einer Weile aber beſann er ſich, daß dann auch Andiol hängen müßte. Nun brauchte er gerade damals eine ſehr große Summe Geldes, welche ihm Amarin zu geben verſprochen hatte, indem er vorgab, ſie aus Frankreich herbeiſchaffen zu wollen. Der König bedachte, daß, wenn er den Andiol hängen ließe, dies Geld aus Frankreich niemals ankommen und auch ferner Niemand ſein würde, der ihm in ſeinen Geldverlegenheiten aushülfe; er beſchloß alſo, nur an der Königin Rache zu nehmen, den Andiol aber ferner an ſeinem Hofe leben zu laſſen, und ſchenkte Amarin und Sarron das Leben unter der Bedingung, daß ſie am nächſten Tage die Stadt verließen; würden ſie am Abend noch gefunden, ſo müßten ſie hängen.

Mit betrübten Herzen ſchlichen Sarron und Amarin gegen Abend aus der Stadt, wo ſie ſo glücklich und zuletzt ſo unglücklich geweſen waren. Sie ſchwiegen Beide und machten einander keine Vorwürfe, und ſo kamen ſie hinaus ins freie Feld. Da ſahen ſie auf dem Rande eines Grabens einen Menſchen in zierlicher Ritterkleidung ſitzen, der rieb ſich die Augen und ſah ſich dann ganz verwundert um, und als ſie näher herbei kamen, war es Amarin. Er hatte ſeinen Beutel mit dem Zauberpfennig ſchon vermißt und ſann eben darüber nach, wie er in den Graben und in dieſes Unglück gekommen wäre. Sarron erzählte dem Andiol, was ſich zugetragen hätte, und dieſer ſah ein, daß ſich die Königin Urraca wohl mit dem Kupferpfennige die Gunſt ihres Herrn wieder erkaufen würde, er aber an ihrer Statt im Gefängniß ſterben oder hängen müßte, wenn er nach der Stadt zurückkehrte, und hielt dafür, daß es gerathener ſei, freiwillig mit ſeinen ehemaligen Kameraden den Wanderſtab zu ergreifen.

Die drei Rolandsknappen ſtritten in der Folge nochmals in Kaiſer Karls Heere tapfer wider die Sarracenen und ſtarben eines rühmlichen Todes. Die Königin Urraca wurde ihrer Argliſt nicht froh, denn ſie meinte, der König habe ſie nicht nur um ihrer Untreue willen gefangen geſetzt, ſondern habe auch jene Wundergaben ihr wieder abnehmen wollen, und erhenkte ſich den Tag nach ihrer Gefangennehmung im Gefängniß. König Garſias hat vergebens die Heimkehr Andiols und die Ankunft des Geldes aus Frankreich erwartet, und iſt endlich vor Langeweile geſtorben. Von den drei Wunderdingen endlich weiß Niemand zu ſagen, wo ſie hingekommen ſind.



Schneeweißchen.

Es war einmal ein kalter Wintertag, an dem fielen die Schneeflocken wie Federn vom Himmel herab. Da ſaß eine gute Königin an einem Fenſter, das einen Rahmen von ſchwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie ſie ſo nähte und durch den ſchwarzen Rahmen nach dem Schnee aufblickte, ſtach ſie ſich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut auf die weiße Leinwand. Da dachte die Königin bei ſich: „Hätte ich ein Kind ſo weiß wie Schnee, ſo roth wie Blut und ſo ſchwarz wie der Rahmen von Ebenholz.“ Nicht lange nachher bekam ſie ein Töchterlein, das war ſo weiß wie Schnee, ſo roth wie Blut und ſo ſchwarzhaarig wie Ebenholz, und wurde darum Schneeweißchen genannt. Nachdem aber das Kind geboren war, ſtarb die gute Königin. Es währte nur ein Jahr, da nahm ſich der König eine andere Gemahlin. Die war eine ſchöne Frau, aber ſie war eitel und übermüthig, und mochte nicht leiden, daß Jemand in der Welt wäre, der für ſchöner geprieſen würde als ſie. Sie hatte aber einen wunderbaren Spiegel, wenn ſie vor den trat und ſich darin beſchaute, ſprach ſie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte im Land.“

Da war ſie zufrieden, denn ſie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit ſagte. Schneeweißchen aber wuchs heran und wurde immer ſchöner, und als es ſieben Jahr alt war, war es ſo ſchön wie der klare Tag und ſchöner als die Königin ſelbſt. Darum als dieſe wieder einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

ſo antwortete derſelbe:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte hier,
Aber Schneeweißchen iſt tauſendmal ſchöner als Ihr.“

Da erſchrak die Königin und ward vor Schrecken und Neid ganz blaß. Von Stund an, ſo oft ſie Schneeweißchen erblickte, kehrte ſich ihr das Herz im Leibe herum, vor Haß gegen das Mädchen. Der Neid und der Hochmuth wuchſen in ihr mit jedem Tage, und wurden endlich ſo groß, daß ſie ſogar bei Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief ſie einen Diener und ſprach zu ihm: „Nimm das Kind mit Dir hinaus in den Wald; ich wills nicht mehr vor meinen Augen ſehen. Im Walde ſollſt Dus tödten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.“ Der Diener gehorchte und führte Schneeweißchen hinaus, und als er den Hirſchfänger gezogen hatte und ihn dem Kinde in das Herz ſtoßen wollte, fing es an zu weinen und ſprach: „Ach lieber Mann, laß mir mein Leben; ich will in den wilden W laufen und nimmermehr wieder heim kommen.“ Weil Schn weißchen ſo jung und ſo ſchön war, hatte der Diener Mitl und ſprach: „So lauf hin, Du armes Kind. Die wilden Thi werden Dich bald gefreſſen haben.“ Es war ihm aber ſelb recht wohl, daß er das Kind nicht getödtet hatte, und w gerade ein junger Friſchling daher geſprungen kam, ſtach er i ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte ſie als Wah zeichen der Königin. Der Koch mußte ſie in Salz kochen u das boshafte Weib aß ſie auf und meinte, ſie hätte Schn weißchens Lunge und Leber gegeſſen. Das arme Kind war al in dem weiten Walde ganz allein, und ihm war ſo angſt, d es am ganzen Leibe zitterte, alle Blätter an den Bäum anſah und nicht wußte, wie es ſich helfen ſollte. Da fing es a zu laufen und lief über die ſpitzen Steine und durch die Dor und die wilden Thiere ſprangen an ihm vorbei, aber ſie th ihm nichts. Es lief ſo lange nur die Füße ihm noch fort konnten, b es bald Abend werden wollte, da ſah es ein kleines Häus und ging hinein, um auszuruhen. In dem Häuschen war All klein, aber ſo zierlich und niedlich, daß es nicht zu ſagen iſ Da ſtand ein weiß gedecktes Tiſchlein mit ſieben kleinen Teller jedes Tellerlein mit ſeinem Löffelein, ferner ſieben Meſſerle und Gäblein und ſieben Becherlein. An der Wand waren ſiebe Bettlein neben einander aufgeſtellt und ſchneeweiße Laken da über gedeckt. Schneeweißchen, weil es ſo hungrig und durſt war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot un trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es woll nicht Einem allein Alles wegnehmen. Hernach, weil es ſo müd war, legte es ſich in ein Bettlein, aber keins paßte; das ein war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das ſiebente rech war, und darin blieb es liegen, betete zum lieben Gott un ſchlief ein. Als es ganz dunkel war, kamen die Herren von de

5*

Häuslein, das waren ſieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre ſieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, ſahen ſie, daß Jemand darin geweſen war, denn es ſtand nicht mehr Alles in derſelben Ordnung, wie ſie es verlaſſen hatten. Der erſte ſprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen geſeſſen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegeſſen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen gebiſſen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegeſſen?“ Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen geſtochen?“ Der ſechſte: „Wer hat mit meinem Meſſerchen geſchnitten?“ Der ſiebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann ſah ſich der erſte um und ſah, daß auf ſeinem Bett eine kleine Dalle war, da ſprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch Jemand gelegen.“ Der ſiebente aber, als der in ſein Bett ſah, erblickte Schneeweißchen, das lag darin und ſchlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und ſchrieen vor Verwunderung, holten ihre ſieben Lichtlein und beleuchteten Schneeweißchen. „Ei du mein Gott! ei du mein Gott! riefen ſie, was iſt das Kind ſchön!“ und hatten ſo große Freude, daß ſie es nicht aufweckten, ſondern im Bettlein fortſchlafen ließen. Der ſiebente Zwerg aber ſchlief bei ſeinen Geſellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum. Als es Morgen war, erwachte Schneeweißchen, und wie es die ſieben Zwerge ſah, erſchrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt Du?“ — „Ich heiße Schneeweißchen,“ antwortete es. „Wie biſt Du in unſer Haus gekommen?“ fragten die Zwerge weiter. Da erzählte das Kind ihnen, daß ſeine Stiefmutter es hätte umbringen laſſen wollen, der Diener hätte ihm aber das Leben geſchenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge ſprachen: „Willſt Du unſern Haushalt verſehen, kochen, betten, waſchen, nähen und ſtricken, un willſt Du Alles ordentlich und reinlich halten, ſo kannſt Du b uns bleiben und es ſoll Dir an nichts fehlen.“ Das verſprac Schneeweißchen und blieb bei ihnen. Es hielt ordentlich Ha Morgens gingen ſie in die Berge und ſuchten Erz und Gold Abends kamen ſie wieder und da mußte ihr Eſſen bereit ſein Den Tag über war das Mädchen allein, die guten Zwerglei aber warnten es und ſprachen: „Hüte Dich vor Deiner Stiefmutter, die wird bald wiſſen, daß Du hier biſt: darum laß j Niemand herein.“ Die Königin aber, welche meinte, ſie hab Schneeweißchens Lunge und Leber gegeſſen, dachte nicht anders als nun wäre ſie wieder die Erſte und Allerſchönſte auf der Welt Darum trat ſie vor ihren Spiegel und ſprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

Der Spiegel aber antwortete:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte hier;
Aber Schneeweißchen über den Bergen
Bei den ſieben Zwergen
Iſt noch tauſendmal ſchöner als Ihr.“

Da erſchrak ſie, denn ſie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit ſprach, und merkte, daß der Diener ſie betrogen hatt und Schneeweißchen noch am Leben war. Nun haßte ſie da arme Schneeweißchen nur noch viel mehr und ſann aufs neue, wie ſie es umbringen wollte; denn ſo lange ſie nicht gewiß di Schönſte im ganzen Lande war, fand ſie vor Neid keine Ruhe. Sie färbte ſich das Geſicht, kleidete ſich wie eine alte Krämerin, und machte ſich ganz unkenntlich. In dieſer Geſtalt ging ſi über die ſieben Berge zu den ſieben Zwergen, klopfte an die Thür und rief: „Schöne Waare feil! feil!“ Schneeweißchen guckt zum Fenſter heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau! wa habt Ihr zu verkaufen?“ „Gute Waare, ſchöne Waare, ant wortete ſie, Schnürriemen von allen Farben!“ Dabei holte ſie einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich herein laſſen,“ dachte Schneeweißchen, riegelte die Thüre auf und kaufte ſich den hübſchen Schnürriemen. „Kind, ſprach die Alte, wie Du ausſiehſt! komm, ich will Dich einmal ordentlich ſchnüren.“ Schneeweißchen hatte kein Arg, ſtellte ſich vor ſie und ließ ſich mit dem neuen Schnürriemen ſchnüren: aber die Alte ſchnürte geſchwind und ſchnürte ſo feſt und immer feſter, daß endlich dem Schneeweißchen der Athem verging und es für todt hinfiel. „Nun biſt Du die Schönſte geweſen!“ ſprach ſie und eilte hinaus. Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die ſieben Zwerge nach Haus, und erſchraken gar ſehr, als ſie ihr liebes Schneeweißchen auf der Erde liegen fanden, und es ſich nicht regte und bewegte, als ob es todt wäre. Sie hoben es in die Höhe, und weil ſie ſahen, daß es ſo feſt geſchnürt war, ſchnitten ſie den Schnürriemen entzwei: da fing es an wieder ein wenig zu athmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geſchehen war, ſprachen ſie: „Die alte Krämerfrau war Niemand als die Königin; hüte Dich und laß keinen Menſchen herein, wenn wir nicht bei Dir ſind.“ Das böſe Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel abermals:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte hier;
Aber Schneeweißchen über den Bergen
Bei den ſieben Zwergen
Iſt noch tauſendmal ſchöner als Ihr.“

Als die böſe Königin das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, ſo erſchrak ſie, denn ſie ſah wohl, daß Schneeweißchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber, ſprach ſie, will ich Etwas ausſinnen, das Dich zu Grunde richten ſoll!" und mit den Hexenkünſten, die ſie verſtand, machte ſie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete ſie ſich und nahm die Geſtalt eines andern alten Weibes an. So ging ſie hin über die ſieben Berge zu den ſieben Zwergen, klopfte an die Thüre und rief. „Gute Waare feil! feil!" Schneeweißchen ſchaute heraus und ſprach: „Geht nur weiter, ich darf Niemand hereinlaſſen." — „Das Anſehen wird Dir doch erlaubt ſein," ſprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde ſo gut, daß es ſich bethören ließ und die Thüre öffnete. Als es den Kamm erhandelt hatte, ſprach die Alte: „Nun will ich Dich einmal ordentlich kämmen!" Das arme Schneeweißchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte dieſe den Kamm in die Haare geſteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Beſinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit, jetzt iſts um Dich geſchehen!" ſprach das boshafte Weib und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die ſieben Zwerglein nach Haus kamen. Als ſie Schneeweißchen wie todt auf der Erde liegen ſahen, hatten ſie gleich die böſe Stiefmutter in Verdacht, ſuchten nach und fanden den giftigen Kamm, und wie ſie ihn herauszogen, kam Schneeweißchen wieder zu ſich und erzählte ihnen, was vorgegangen war. Da baten ſie es noch einmal, doch ja auf ſeiner Hut zu ſein und Niemand die Thüre zu öffnen. Die Königin ſtellte ſich daheim vor den Spiegel und ſprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?"

Da antwortete er, wie vorher:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte hier,
Aber Schneeweißchen über den Bergen
Bei den ſieben Zwergen
Iſt noch tauſendmal ſchöner als Ihr."

Als ſie den Spiegel ſo reden hörte, zitterte und bebte ſie vor Zorn

„Schneeweißchen ſoll ſterben, rief ſie, und wenn es mein eigenes Leben koſtet!“ Darauf ging ſie in eine ganz verborgene einſame Kammer und machte da einen Apfel, der ſah von Außen gar ſchön aus, weiß mit rothen Backen, daß Jeder, der ihn erblickte, Luſt danach bekam, aber inwendig war er auf der einen Hälfte ſo vergiftet, daß, wer auch nur ein klein Stückchen davon in den Mund bekam, der mußte ſterben. Als der Apfel fertig war, färbte ſie ſich das Geſicht und verkleidete ſich als eine Bauersfrau, und ſo ging ſie über die ſieben Berge zu den ſieben Zwergen. Sie klopfte an, Schneeweißchen ſtreckte den Kopf zum Fenſter heraus und ſprach: „Ich darf keinen Menſchen einlaſſen, die ſieben Zwerge haben mirs verboten.“ — „Mir auch recht, antwortete die Bäuerin, meine Aepfel will ich ſchon los werden. Da, einen will ich Dir ſchenken.“ — „Nein, ſprach Schneeweißchen, ich darf Nichts annehmen.“ — „Nun, Du denkſt wohl, er iſt giftig?“ ſprach die Alte. „Siehſt Du, da ſchneide ich den Apfel in zwei Theile; den rothen Backen iß Du, den weiſſen will ich eſſen.“ Und als ſie ſo ſprach, hielt ſie ihr die vergiftete Hälfte des Apfels hin. Schneeweißchen empfand eine große Luſt nach dem ſchönen Apfel, und als es ſah, daß die Bäuerin davon aß, ſo konnte es nicht länger widerſtehen, ſtreckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Biſſen davon im Munde, ſo fiel es todt zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grauſigen Blicken, lachte überlaut und ſprach: „Weiß wie Schnee, roth wie Blut, ſchwarz wie Ebenholz! diesmal können Dich die Zwerge nicht wieder erwecken!“ Und als ſie daheim den Spiegel befragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

ſo antwortete er endlich:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte im Land.“

Da hatte ihr neidiſches Herz Ruhe, ſo gut wie ein neidiſches Herz

Ruhe haben kann. Die Zwerglein, wie ſie Abends nach Haus kamen, fanden Schneeweißchen auf der Erde liegen, und es regte ſich kein Athem mehr in ihm, und es war todt. Sie hoben es auf, ſuchten, ob ſie was Giftiges fänden, ſchnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuſchen es mit Waſſer und Wein, aber es half Alles nichts; das liebe Kind war todt und blieb todt. Sie legten es auf eine Bahre und ſetzten ſich alle ſieben daneben, und beweinten das liebe Schneeweißchen, und weinten drei ganze Tage lang. Da wollten ſie es begraben, aber es ſah noch ſo friſch aus wie ein lebender Menſch, und hatte noch ſeine ſchönen rothen Backen. Sie ſprachen: „Das können wir nicht in die ſchwarze Erde verſenken!“ und machten mit ihrer Kunſt einen durchſichtigen Sarg von Glas, da man von allen Seiten hinein ſehen konnte. In dieſen Sarg legten ſie Schneeweißchen und ſchrieben mit goldenen Buchſtaben ſeinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann ſetzten ſie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Thiere kamen auch und beweinten Schneeweißchen, erſt eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen. Nun lag Schneeweißchen lange lange Zeit in dem Sarge und veränderte ſich nicht, ſondern ſah aus als wenn es ſchliefe, denn es war noch ſo weiß als Schnee, ſo roth als Blut und ſo ſchwarzhaarig wie Ebenholz. Es geſchah aber, daß ein Königsſohn in den Wald gerieth und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er ſah auf dem Berge den Sarg und das ſchöne Schneeweißchen darin, und las was mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben ſtand. Da ſprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will Euch geben was Ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da ſprach er: „So ſchenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Schneeweißchen zu ſehen; ich will es ehren und hochhalten wie mein Liebſtes.“ Als er ſo ſprach, empfanden die guten Zwergſein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königsſohn ließ ihn nun von ſeinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geſchah es, daß ſie über einen Strauch ſtolperten, und von der Erſchütterung fiel das Stück des giftigen Apfels, das Schneeweißchen abgebiſſen hatte, aus Schneeweißchens Munde und es ward wieder lebendig. Da richtete es ſich auf und ſprach: „Ach Gott, wo bin ich?“ Der Königsſohn ſagte voll Freude: „Du biſt bei mir!“ und erzählte, was ſich zugetragen hatte, und ſprach: „Ich habe Dich lieber als Alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, Du ſollſt meine Gemahlin werden.“ Da war ihm Schneeweißchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet. Zu dem Feſt war aber auch Schneeweißchens gottloſe Stiefmutter eingeladen. Wie ſie ſich nun mit ſchönen Kleidern angethan hatte, trat ſie vor den Spiegel und ſprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte hier,
Aber die junge Königin iſt tauſendmal ſchöner als Ihr.“

Da ſtieß das böſe Weib einen Fluch aus, und es ward ihr ſo angſt, ſo angſt daß ſie ſich nicht zu laſſen wußte. Sie wollte zuerſt gar nicht auf die Hochzeit kommen; doch ließ es ihr keine Ruhe, ſie mußte fort und die junge Königin ſehen, welche ſchöner als ſie ſein ſollte. Und wie ſie hineintrat, erkannte ſie Schneeweißchen, und vor Angſt und Schrecken ſtand ſie da und konnte ſich nicht regen. Indem aber wurden ein Paar eiſerne Pantoffeln hereingebracht, die hatten über Kohlenfeuer geſtanden und waren ganz glühend, und dieſe feuerrothen Schuhe mußte die böſe Königin anziehen und darin tanzen, daß ihr die Füße jämmerlich verbrannten. Sie durfte aber nicht aufhören, bis ſie ſich todt getanzt hatte.

Bruder Luſtig.

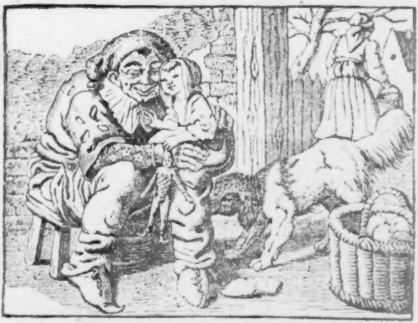
Bruder Luſtig war ſeiner Zeit ein tapferer Soldat; als es aber keinen Krieg mehr gab, da bekamen viele Soldaten ihren Abſchied und der Bruder Luſtig auch, und ſie gaben ihm nichts auf den Weg als ein kleines Brot und vier Kreuzer an Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte ſich in Geſtalt eines armen Bettlers an den Weg geſetzt und bat den Bruder Luſtig um ein Almoſen. Da ſprach dieſer: „Lieber Mann, was ſoll ich Dir geben? Ich bin ein verabſchiedeter Soldat und habe nichts als das kleine Brot und vier Kreuzer, und wenn das all iſt, muß ich betteln, ſo gut wie Du. Aber ich will Dir doch was geben.“ Darauf theilte er das Brot in vier Theile und gab davon dem Apoſtel einen und auch einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte ſich und ging weiter, und ſetzte ſich zum zweiten und drittenmal immer in einer andern Geſtalt als Bettler an den Weg, und Bruder Luſtig ſprach jedesmal wie das erſtemal und gab ihm jedesmal ein Stück Brot und einen Kreuzer. Der Bruder Luſtig hatte nun nichts mehr als ein Viertel Brot und einen Kreuzer. Damit ging er in ein Wirthshaus, aß das Brot und ließ ſich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter. Nach einer Weile kam ihm der heilige Petrus gleichfalls in der Geſtalt eines verabſchiedeten Soldaten entgegen und redete ihn an: „Guten Tag, Kamerad! kannſt Du mir nicht ein Stück Brot geben und einen Kreuzer zu einem Trunk?“ — „Ja, Kamerad, wärſt Du eher gekommen!“ antwortete der Bruder Luſtig, und erzählte ihm, wie es ihm ergangen war. „Jetzt bin ich leer, ſagte er, und wenn Du auch nichts mehr haſt, ſo können wir mit einander betteln gehen.“ — „Nein, das wird juſt nicht nöthig ſein, antwortete der heilige Petrus; ich verſtehe mich ein wenig auf die Doctorei, und damit will ich mir ſchon ſo viel verdienen, als ich brauche.“ — „Ja, ſagte der Bruder Luſtig, davon verſtehe ich nichts; alſo muß ich allein betteln gehen.“ — „Nun, komm nur mit, ſprach der heilige Petrus; wenn ich was verdiene, ſollſt Du die Hälfte davon haben.“ — „Das bin ich wohl zufrieden,“ ſagte der Bruder Luſtig. Alſo zogen ſie mit einander fort. — Es währte nicht lange, da kamen ſie an ein Bauernhaus und hörten darin jammern und ſchreien. Da gingen ſie hinein und fanden einen Mann, der war krank und nahe am Verſcheiden, und ſeine Frau heulte und weinte. „Laßt Euer Heulen und Weinen, ſprach der heilige Petrus, ich will den Mann geſund machen." Darauf nahm er eine Salbe aus ſeiner Taſche und heilte den Kranken augenblicklich, ſo daß er aufſtehen konnte und ganz geſund war. Mann und Frau riefen in ihrer Freude: „Wie können wir Euch lohnen? was ſollen wir Euch geben?" Der heilige Petrus aber wollte durchaus nichts nehmen. Der Bruder Luſtig aber ſtieß den heiligen Petrus an und ſagte: „So nimm doch was, wir brauchens ja!" Endlich brachte die Bäuerin ein Lamm und ſprach zu dem heiligen Petrus, das müßte er annehmen; aber er wollte es nicht. Da ſtieß ihn der Bruder Luſtig in die Seite und ſprach: „Nimms doch, dummer Teufel, wir brauchens ja!" Da ſagte der heilige Petrus endlich: „Ja, das Lamm will ich nehmen, aber ich trage nicht; wenn Dus willſt, ſo mußt Du es tragen." — „Das hat keine Noth, ſprach der Bruder Luſtig, das will ich ſchon tragen!" und nahms auf die Schulter. Nun gingen ſie fort und kamen in einen Wald, da ſprach der Bruder Luſtig zu dem heiligen Petrus: „Schau, hier iſt ein ſchöner Platz, hier können wir das Lamm braten und verzehren." — „Mir iſts recht, antwortete der heilige Petrus, aber auf das Braten verſteh ich mich nicht; willſt Dus braten, ſo ſieh wie Du zurecht kommſt, ich will derweil herumgehen, bis es gar iſt; Du mußt aber nicht eher zu eſſen anfangen, als bis ich wieder zurück bin; ich will ſchon zu rechter Zeit kommen." — „Geh nur, ſagte Bruder Luſtig, ich wills ſchon machen." Da ging der heilige Petrus fort und der Bruder Luſtig ſchlachtete das Lamm, nahm einen Stock, ſteckte das Lamm daran und briet es über einem Feuer. Der Braten war fertig, aber der Herr Petrus noch immer nicht zurück, da bekam der Bruder Luſtig großen Appetit und dachte: „Du mußt doch den Braten koſten." Er nahm aber das Herz des Lammes, begann davon zu eſſen und verzehrte es endlich ganz. Darauf kam der heilige Petrus zurück und ſprach: „Du kannſt das ganze Lamm allein eſſen, ich will nur das Herz davon, das gib mir." Da that der Bruder Luſtig eine Weile, als ſuchte er, konnte aber das Herz nicht finden und ſagte endlich kurzweg: „Es iſt keins da." — „Nun, wo ſolls denn ſein?" ſagte der Apoſtel. „Das weiß ich nicht, antwortete Bruder Luſtig; aber ſchau, was ſind wir alle Beide für Narren, ſuchen das Herz vom Lamm und fällt Keinem von uns ein, ein Lamm hat ja kein Herz!" — „Ei, ſprach der heilige Petrus, jedes Thier hat ja ein Herz, warum ſollt ein Lamm kein Herz haben?" — „Nein, gewiß, Bruder, ein Lamm hat kein Herz, denk nur recht nach, ſo wird Dirs einfallen." — „Nun, es iſt ſchon gut, ſagte der heilige Petrus; iſt kein Herz da, ſo brauch ich auch nichts vom Lamm, Du kannſts allein eſſen." — „Was ich nicht aufeſſen kann, das nehm ich mit in meinem Ranzen," ſprach der Bruder Luſtig, aß das halbe Lamm und ſteckte das Uebrige in ſeinen Ranzen. — Nachdem ſie wieder ein Stück Weges gegangen waren, machte der heilige Petrus, daß ein großes Waſſer quer über den Weg floß, ſo daß ſie hindurch mußten. Da ſprach der heilige Petrus: „Geh Du nur voran." — „Nein, antwortete der Bruder Luſtig, geh Du voran!" und dachte: „Wenn dem das Waſſer zu tief iſt, ſo bleib ich zurück." Da ſchritt der heilige Petrus hindurch, und das Waſſer ging ihm nur bis ans Knie. Nun wollte Bruder Luſtig auch hindurch, da wurde aber das Waſſer größer und ſtieg ihm bis an den Hals. Da rief er: „Bruder, hilf mir!" Der heilige Petrus ſagte: „Willſt Du auch geſtehen, daß Du das Herz von dem Lamme gegeſſen haſt?" — „Nein, antwortete er, ich hab es nicht gegeſſen." Da ward das Waſſer noch größer und ſtieg ihm bis an den Mund. „Hilf mir, Bruder!" rief der Soldat. Der heilige Petrus ſprach noch einmal: „Willſt Du auch geſtehen, daß Du das Herz von dem Lamme gegeſſen haſt?" — „Nein, antwortete er, ich hab es nicht gegeſſen." Der heilige Petrus wollte ihn doch nicht ertrinken laſſen, ließ das Waſſer wieder fallen und half ihm hinüber. — Nun zogen ſie weiter und kamen in ein Reich, da hörten ſie, daß die Königstochter todtkrank liege. „He, Bruder, ſprach der Soldat zum heiligen Petrus, wenn wir die geſund machen, ſo iſt uns auf ewige Zeiten geholfen." Der heilige Petrus wars zufrieden daß ſie hingingen nach dem Schloſſe des Königs, aber er ging ganz langſam, wie ſehr ihn auch der Bruder Luſtig zum Laufen trieb, und als ſie endlich vor das Schloß kamen, da war die Königstochter eben geſtorben. „Da haben wirs, ſprach der Bruder Luſtig, das kommt von Deinem ſchläfrigen Gange." — „Sei nur ſtill, antwortete der heilige Petrus, ich kann auch Todte wieder ins Leben erwecken." — „Nun, wenn das iſt, ſagte der Bruder Luſtig, ſo laß ich mirs gefallen, das halbe Königreich mußt Du uns aber zum wenigſten damit verdienen." Darauf gingen ſie in das königliche Schloß, wo Alles in großer Trauer war; der heilige Petrus aber ſagte zu dem König, er wollte die Todte wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt und dann ſprach er: „Bringt mir einen Keſſel mit Waſſer!" und wie er den bekommen hatte, hieß er Jedermann hinausgehen und nur der Bruder Luſtig durfte bei ihm bleiben. Darauf ſchnitt er von der Todten ein Glied nach dem andern ab und warf es ins Waſſer und machte Feuer unter dem Keſſel. Nachdem nun das Waſſer kochte und alles Fleiſch von den Knochen herabgefallen war, nahm er das ſchöne weiße Gebein heraus und legte es auf eine Tafel nach ſeiner natürlichen Ordnung zuſammen. Als das geſchehen war, trat er davor und ſprach drei mal: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, Todte, ſteh auf!“ Und beim drittenmal erhob ſich die Königstochter lebendig, geſund und ſchön. Nun war der König darüber in großer Freude und ſprach zum heiligen Petrus: „Begehre Deinen Lohn, und wenns mein halbes Königreich wäre, ſo will ich Dirs geben.“ Der heilige Petrus aber antwortete: „Ich verlange nichts dafür.“ — „O, du Hans Narr!“ dachte der Bruder Luſtig, ſtieß ſeinen Kameraden in die Seite und ſprach: „Sei doch nicht ſo dumm; wenn Du nichts willſt, ſo brauch ich doch was.“ Der heilige Petrus aber wollte durchaus nichts; doch weil der König ſah, daß der Andere gern was wollte, ließ er ihm vom Schatzmeiſter ſeinen Ranzen mit Gold anfüllen. — Sie zogen wieder weiter, und wie ſie in einen Wald kamen, ſprach der heilige Petrus zum Bruder Luſtig: „Jetzt wollen wir das Gold theilen.“ — „Ja, antwortete er, das können wir thun.“ Da theilte der heilige Petrus das Gold und theilte es in drei Theile. Da dachte der Bruder Luſtig: „Was er wieder für einen Sparren im Kopf hat! macht drei Theile und unſer ſind doch nur zwei!“ Der heilige Petrus aber ſprach: „Nun habe ich genau getheilt: ein Theil für mich, ein Theil für Dich und ein Theil für den, der das Herz vom Lamme gegeſſen hat.“ — „O, das hab ich gegeſſen, antwortete der Bruder Luſtig und ſtrich geſchwind das Gold ein: das kannſt Du mir glauben.“ — „Wie kann das wahr ſein, ſprach der heilige Petrus, ein Lamm hat ja kein Herz!“ — „Ei was, Bruder, wo denkſt Du hin! ein Lamm hat ja ein Herz, ſo gut wie jedes Thier; warum ſollte das allein keins haben?“ — „Nun, es iſt ſchon gut, ſagte der heilige Petrus, behalte das Gold allein, aber ich bleibe nicht mehr bei Dir und will meinen Weg allein gehen.“ — „Wie Du willſt, Bruderherz, antwortete Bruder Luſtig, leb wohl!“ — Da ging der heilige Petrus eine andere Straße, Bruder Luſtig aber dachte: „Es iſt gut, daß er ſeiner Wege geht, es iſt doch ein wunderlicher Heiliger.“ Nun hatte er zwar Geld genug, wußte aber nicht damit umzugehen, verthats, verſchenkts, und es dauerte nicht lange, da hatte er wieder nichts. Da kam er in ein Land, dort hörte er, daß das junge Söhnlein des Königs geſtorben wäre. „He, dachte er, das kann gut werden, das will ich wieder lebendig machen und mirs richtig bezahlen laſſen.“ Er ging alſo zum König und bot ihm an, den Todten wieder lebendig zu machen. Nun hatte der König gehört, daß ein abgedankter Soldat herumziehe und die Geſtorbenen wieder lebendig mache, dachte, der Bruder Luſtig wäre dieſer Mann, und ließ ihn zu dem Todten führen. Nun ließ ſich der Bruder Luſtig einen Keſſel Waſſer bringen, hieß Jedermann hinausgehen, ſchnitt die Glieder ab, warf ſie ins Waſſer und machte Feuer darunter, gerade wie er es von ſeinem ehemaligen Kameraden geſehen hatte. Das Waſſer fing an zu kochen und das Fleiſch fiel herab, da nahm er das Gebein heraus und that es auf die Tafel; er wußte aber nicht, in welcher Ordnung es liegen mußte, und legte Alles verkehrt durch einander. Dann ſtellte er ſich davor und ſprach: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, Todter, ſteh auf!“ und ſprachs dreimal, aber der Königsſohn rührte ſich nicht. Da ſprach er es noch dreimal, aber gleichfalls umſonſt. „Du Blitzjunge, ſteh auf! rief er, ſteh auf, oder es geht Dir ſchlecht!“ Wie er das geſprochen, kam der heilige Petrus auf einmal in ſeiner vorigen Geſtalt, als verabſchiedeter Soldat, durchs Fenſter hereingegangen, und ſprach: „Du gottloſer Menſch, was treibſt Du da? wie kann der Todte auferſtehen, da Du ſein Gebein ſo unter einander geworfen haſt?“ — „Bruderherz, ich habs gemacht ſo gut ich konnte,“ antwortete er. „Diesmal will ich Dir aus der Noth helfen, ſagte der heilige Petrus; aber das ſag ich Dir, wo Du noch einmal ſo etwas unternimmſt, ſo biſt Du unglücklich; auch darfſt Du von dem König nicht das Geringſte dafür begehren oder annehmen.“ Darauf legte der heilige Petrus die Gebeine in ihre rechte Ordnung, ſprach dreimal: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, Todter, ſteh auf!“ und der Königsſohn ſtand auf, war geſund und ſchön wie vorher. Nun ging der heilige Petrus wieder durchs Fenſter hinaus; der Bruder Luſtig war froh, daß es ſo gut abgelaufen war, ärgerte ſich aber doch, daß er nichts dafür nehmen ſollte. „Ich möchte nur wiſſen, dachte er, was der für Mucken im Kopf hat; was er mit der einen Hand gibt, das nimmt er mit der andern, da iſt kein Verſtand drin.“ Nun bot der König dem Bruder Luſtig an, was er haben wollte, er durfte aber nichts nehmen. Doch wußte ers dem Könige ſo zu verſtehen zu geben, daß er ihm ſeinen Ranzen mit Gold füllen ließ, und damit zog er ab. Als er hinaus kam, ſtand vor dem Thore der heilige Petrus und ſprach: „Schau, was Du für ein Menſch biſt! habe ich Dir nicht verboten etwas zu nehmen, und nun haſt Du den Ranzen doch voll Gold!“ — „Was kann ich dafür, antwortete Bruder Luſtig, wenn mirs hineingeſteckt wird!“ — „Das ſag ich Dir, daß Du nicht zum zweitenmal ſolche Dinge unternimmſt, ſonſt ſoll es Dir ſchlimm ergehen!“ — „Ei, Bruder, ſorg doch nicht, jetzt hab ich Gold, was ſoll ich mich da mit Knochenwaſchen abgeben!“ — „Ja, das wird lang dauern! Damit Du aber hernach nicht wieder auf unerlaubten Wegen gehſt, ſo will ich Deinem Ranzen die Kraft geben, daß Alles, was Du Dir hinein wünſcheſt, auch darin ſein ſoll. Leb wohl, Du ſiehſt mich nun nicht wieder.“ — „Gott befohlen!“ ſprach der Bruder Luſtig, und dachte: „Ich bin froh, daß Du ferbiſt, Du wunderlicher Kerl, ich will Dir wohl nicht nachlaufen.“ An die Wunderkraft aber, die er ſeinem Ranzen verliehen, glaubte er nicht. — Bruder Luſtig zog mit ſeinem Geld umher und verjubelte es wie das erſte Mal. Als er nun nichts mehr als vier Kreuzer hatte, kam er an einem Wirthshauſe vorbei und dachte: „Die paar Kreuzer müſſen auch noch fort,“ und ließ ſich für drei Kreuzer Wein und für einen Kreuzer Brot geben. Wie er nun ſaß und trank, kam ihm der Geruch von gebratenen Gänſen in die Naſe. Da ſchaute er ſich um und ſah, daß der Wirth zwei Gänſe im Bratofen ſtehen hatte. Auf einmal fiel ihm ein, daß ihm ſein Kamerad geſagt hatte, was er ſich in ſeinen Ranzen wünſchte, das ſollte darin ſein. „Holla, das mußt Du mit den Gänſen verſuchen!“ Alſo ging er hinaus, und vor der Thüre ſprach er: „So wünſch ich die zwei gebratenen Gänſe aus dem Bratofen in meinen Ranzen.“ Nun machte er den Ranzen auf und ſchaute hinein, da lagen die Gänſe beide darin. „So iſts recht, ſprach er, nun bin ich ein gemachter Kerl!“ ging fort auf eine Wieſe und holte den Braten hervor. Wie er aber im beſten Eſſen war, kamen zwei Handwerksburſche daher und ſahen die eine Gans, die noch nicht angerührt war, mit hungrigen Augen an. Der Bruder Luſtig dachte: „Mit einer haſt Du genug,“ rief die zwei Burſche herbei und ſprach: „Da nehmt die Gans und verzehrt ſie auf meine Geſundheit.“ Sie bedankten ſich, gingen damit ins Wirthshaus, ließen ſich eine Halbe Wein und ein Brot geben, packten die geſchenkte Gans aus und fingen an zu eſſen. Die Wirthin ſah zu und ſprach zu ihrem Manne: „Die Zwei eſſen eine Gans; ſieh doch nach, obs nicht eine von unſern aus dem Bratofen iſt.“ Der Wirth lief hin, da war der Ofen leer. Da fiel er die beiden Burſchen mit harten Worten an und wollte daß ſie ihm die Gänſe bezahlen ſollten. Die Zwei ſprachen: „Wir ſind keine Diebe; ein abgedankter Soldat hat uns die Gans draußen auf der Wieſe geſchenkt.“ — „Ihr ſollt mir keine Naſe drehen; der Soldat iſt hier geweſen, aber als ein ehrlicher Kerl zur Thür hinausgegangen, auf den hab ich Acht gehabt; Ihr ſeid die Diebe und ſollt bezahlen.“ Da ſie aber nicht bezahlen konnten, nahm der Wirth den Stock und prügelte ſie zur Thür hinaus. — Bruder Luſtig aber ging ſeines Weges und kam an einen Ort, da ſtand ein prächtiges Schloß und nicht weit davon ein ſchlechtes Wirthshaus. Er ging in das Wirthshaus und bat um ein Nachtlager, aber der Wirth wies ihn ab und ſprach: „Es iſt kein Platz mehr im Hauſe, es iſt voll vornehmer Gäſte.“ — „Ei, ſprach Bruder Luſtig, warum gehen die vornehmen Leute nicht lieber in das prächtige Schloß?“ — „Ja, antwortete der Wirth, in dem Schloſſe iſts nicht geheuer. Wers noch verſucht hat, darin über Nacht zu bleiben, der iſt nicht lebendig wieder herausgekommen.'' — ,,Wenns Andere verſucht haben, ſagte der Bruder Luſtig, ſo will ichs auch verſuchen.'' — ,,Das laßt nur bleiben, es geht Euch an den Hals.'' — ,,Es wird nicht gleich an den Hals gehen, ſagte Bruder Luſtig, gebt mir nur die Schlüſſel und brav Eſſen und Trinken mit.'' Nun gab ihm der Wirth die Schlüſſel und Eſſen und Trinken, und damit ging der Bruder Luſtig in das Schloß, ließ ſichs gut ſchmecken, und als er ſchläfrig wurde, legte er ſich auf die Erde, denn es war kein Bett da. Er ſchlief auch bald ein; in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärm aufgeweckt, und wie er ſich ermunterte, ſah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht und tanzten um ihn herum. Der Bruder Luſtig ſprach: ,,Nun, tanzt, ſo lang Ihr wollt, aber komm mir keiner zu nah!'' Die Teufel aber kamen immer näher und näher und traten ihm endlich mit ihren garſtigen Füßen faſt ins Geſicht. ,,Habt Ruh, Ihr Teufelsgeſpenſter!'' ſprach er, aber ſie triebens immer ärger. Da ward der Bruder Luſtig bös und rief: ,,Holla, ich will bald Ruhe ſtiften!'' brach ein Stuhlbein ab und ſchlug mitten hinein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten war doch zu viel, und wenn er auf den vordern zuſchlug, ſo packten ihn die andern hinten bei den Haaren und riſſen ihn erbärmlich. ,,Ei, Ihr Teufelspack, ſprach er, jetzt wird mirs zu arg!'' und darauf rief er: ,,Ich wünſche alle neun Teufel in meinen Ranzen hinein!'' Huſch, waren alle neun Teufel im Ranzen. Bruder Luſtig ſchnallte ihn zu und warf ihn in eine Ecke. Drauf legte er ſich wieder hin und ſchlief bis an den hellen Morgen. Nun kamen der Wirth und der Edelmann, dem das Schloß gehörte, und wollten ſehen, wie es ihm ergangen wäre; als ſie ihn geſund und munter erblickten, erſtaunten ſie und fragten: ,,Haben Euch denn die Geiſter nichts gethan?'' — ,,Warum nicht gar! antwortete Bruder Luſtig, ich habe ſie alle neune in meinem Ranzen. Ihr könnt Euer Schloß wieder ganz ruhig bewohnen, es wird von nun an kein Teufel mehr darin umgehen.'' Da dankte ihm der Edelmann und beſchenkte ihn reichlich, und bat ihn, in ſeinen Dienſten zu bleiben, er wollt ihn auf ſein Leblang verſorgen. ,,Nein, antwortete Bruder Luſtig, ich bin an das Herumwandern gewöhnt, ich will weiter ziehen.'' Da ging der Bruder Luſtig fort, und ging in eine Schmiede, und legte den Ranzen, worin die neun Teufel waren, auf den Ambos, und bat den Schmied und ſeine Geſellen zuzuſchlagen. Die ſchlugen mit großen Hämmern aus allen Kräften zu, daß die Teufel ein erbärmliches Gekreiſch erheben. Wie er danach den Ranzen aufmachte, waren achte todt, einer aber, der in einer Falte geſeſſen, war noch lebendig, ſchlüpfte heraus und fuhr wieder in die Hölle. — Der Bruder Luſtig zog noch lange in der

Welt herum, und wers wüßte, könnte viel davon erzählen. Endlich aber wurde er alt und dachte an ſein Ende. Da ging er zu einem Einſiedler, der als ein frommer Mann bekannt war, und ſprach zu ihm: „Ich bin das Wandern müde und will nun trachten in das Himmelreich zu kommen.“ Der Einſiedler antwortete: „Es gibt zwei Wege; der eine iſt breit und angenehm und führt zur Hölle, der andere iſt eng und rauh und führt zum Himmel.“ — „Da müßt ich ein Narr ſein, dachte der Bruder Luſtig, wenn ich den engen und rauhen Weg gehen ſollte.“ Machte ſich auf und ging den breiten und angenehmen Weg, und kam endlich zu einem großen ſchwarzen Thor, das war das Thor der Hölle. Bruder Luſtig klopfte an, und der Thorwächter guckte, wer da wäre. Wie er aber den Bruder Luſtig ſah, erſchrak er, denn der Thorwächter war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen geſteckt hatte und noch mit einem blauen Auge davon gekommen war. Darum ſchob er den Riegel geſchwind wieder vor und lief zum Oberſten der Teufel, und ſprach: „Draußen iſt ein Kerl mit einem Ranzen, und will herein; aber laßt ihn bei Leibe nicht herein, er wünſcht ſonſt die ganze Hölle in ſeinen Ranzen. Er hat mich einmal garſtig darin hämmern laſſen.“ Alſo ward dem Bruder Luſtig hinausgerufen, er ſollte wieder abziehen, er käme nicht herein. „Wenn ſie mich da nicht wollen, dachte er, will ich ſehen, ob im Himmel ein Unterkommens iſt, irgendwo muß ich doch bleiben.“ Kehrte alſo um und zog weiter, bis er vor das Himmelsthor kam, wo er auch anklopfte. Der heilige Petrus ſaß gerade dabei und mußte es hüten; der Bruder Luſtig erkannte ihn und dachte: „Hier findeſt Du Bekanntſchaft, da wirds beſſer gehen.“ Aber der heilige Petrus ſprach: „Ich glaube gar, Du willſt in den Himmel?“ — „Laß mich doch ein, Bruder, ich muß doch wo einkehren; hätten ſie mich in der Hölle aufgenommen, ſo wäre ich nicht hierher gegangen.“ — „Nein, ſagte der heilige Petrus, Du kommſt nicht herein.“ — „Nun, willſt Du mich nicht einlaſſen, ſo nimm auch Deinen Ranzen wieder, ſo will ich gar nichts von Dir haben!“ ſprach der Bruder Luſtig. „So gib ihn her,“ ſagte der heilige Petrus. Da reichte er ihn durchs Gitter in den Himmel hinein, und der heilige Petrus nahm ihn und hing ihn neben ſeinem Seſſel auf. Da ſprach der Bruder Luſtig: „Nun wünſch ich mich ſelbſt in meinen Ranzen hinein!“ Huſch, war er darin, und ſaß nun im Himmel, und der heilige Petrus mußte ihn ſchon drin laſſen.

1528e/11

Der wiedererſtandene

Eulenſpiegel.



Volksbücher.

12.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, 1839. Bei Otto Wigand.

Tyll Eulenſpiegel,

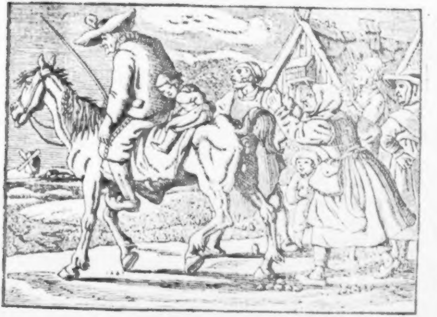
eines Bauern Sohn aus dem Lande Braunſchweig gebürtig.

Wie Tyll Eulenſpiegel geboren und dreimal getauft wurde.

Es iſt in dem Lande Braunſchweig, in dem Walde Seib, ein Dorf gelegen, Kneitlingen genannt; da wurde das fromme Kind Eulenſpiegel geboren. Sein Vater hieß Claus Eulenſpiegel, ſeine Mutter Anna Wertbeck; und nachdem dieſe das Kind geboren hatte, ſchickten es die Eltern zur Taufe ins Dorf Amptlen, dabei das Schloß Amptlen erbaut war, das von den Magdeburgiſchen, neben Anderer Mithilfe, hernach als ein Raubneſt vertilgt ward. Als das Kind getauft ward, erhielt es den Namen Tyll Eulenſpiegel. Damals war es Sitte im Lande, daß ſich die Pathen gleich nach der Taufe ſammt der Wehmutter und dem Kindlein in ein Bierhaus begaben und ſich allda gütlich thaten. So geſchah es nun auch nach unſeres Kindleins Taufe; und da der Weg weit, die Hitze aber groß geweſen war, ſo erlabten ſich die Gäſte an manch einem guten Trunke. Als nun die Zeit kam, daß man ſich mit dem Kinde Tyll Eulenſpiegel wieder heim verfügte, gerieth die Wehmutter, die das Kind trug, und auch auf ihre alten Tage noch ein Schlückchen gethan hatte, unterwegs in Angſt und Noth, weil ſie durch einen Fehltritt von einem hohen Stege in einen ſchmutzigen Graben hinunter fiel. Doch weil Unkraut nicht leicht verdirbt, geſchah dem Kinde kein Leid, außer daß es mit Koth übel beſudelt wurde. Eulenſpiegel wurde alſo an einem Tage dreimal getauft. Erſtlich nach gemeiner Ordnung, danach in der Pfütze, und zuletzt in warmem Waſſer, um ihn wieder zu reinigen. Dieſes war das erſte Zeichen von Eulenſpiegels wunderbarer Natur, ſo wie auch der mancherlei Unfälle, ſo er in ſeinem Leben zu erdulden hatte; denn Untreue ſchlägt ſeinen eigenen Herrn.

Wie alle Bauern und Bäuerinnen über den jungen Eulenſpiegel klagten, und wie er zu Pferde bei ſeinem Vater ſitzend, die Leute zum Beſten hatte, ohne daß es ſein Vater merkte.

Da nun Eulenſpiegel aus dem Staube erzogen war und laufen konnte, machte er ſich unter die jungen Kinder und tummelte ſich tapfer auf dem Graſe, denn er ſah hinten und vorn einem geſtutzten Affen gleich. Da er aber vier Jahre alt ward, wurde er von Tag zu Tag boshafter, ſo daß der Vater täglich von den Nachbarn überlaufen wurde, die über Eulenſpiegel, welch ein loſer Schalk er wäre, hart klagten. So oft ihn nun ſein Vater deshalb mit Worten ſtrafte, wußte ſich Eulenſpiegel allezeit mit Schalkheit zu verantworten. Da dachte der Vater, um auf die Wahrheit zu kommen, Eulenſpiegel zu einer Zeit, da die Bauern auf den Gaſſen verſammelt waren, hinter ſich aufs Pferd zu ſetzen und fort zu reiten. Da es nun Zeit war, gebot er dem Eulenſpiegel, daß er ganz ſtill und züchtig hinter ihm ſitzen ſollte. Was that aber das gehorſame Kind? Es hob ſäuberlich das Hemd vom Hintern auf und ließ die Bauern ſich in einem neuen Spiegel beſehen. Die Leute fingen an über Eulenſpiegel auszurufen: „Pfui des kleinen böſen Schalks!“ Nun wußte der gute Vater nicht, wie das zuging; und dazu beklagte ſich Eulenſpiegel bei ihm und ſprach: „Höre, lieber Vater! Du ſiehſt, daß ich ſtillſchweigend ſitze und Niemand



etwas thue; doch ſagen die Leute, ich ſei ein Schalk." Der Vater beſinnt ſich nicht lange und ſetzt ſeinen lieben Sohn vor ſich. Da Eulenſpiegel vor ſeinem Vater weiter nichts thun konnte, ſo ſperrte er das Maul mit ausgeſtreckter Zunge auf. Da liefen die Leute abermals zu und ſagten: „Sehet doch zu, wie ein junger Schalk iſt das!" Der einfältige Vater konnte keine Schuld bemerken und ſagte: „Du biſt in einer unglückſeligen Stunde geboren!" Er hatte aber ſein Söhnlein ſo lieb, daß er ſich mit ihm in das Magdeburgiſche Land an der Saale, woher ſein Weib war, begab, damit ihn die Nachbarn nicht fernerhin verfolgen ſollten. Der gute Alte ſtarb aber bald danach, und verließ Weib und Kind in merklicher Armuth. Eulenſpiegel aber, wiewohl er kein Handwerk konnte und bei ſechzehn Jahr alt war, war doch in aller Schalkheit gar wohl geübt.

Wie Eulenſpiegel auf dem Seile gehen lernt.

Wie man ſagt: wenn die Katze aus dem Haus iſt, ſo haben die Mäuſe frei Tanzen: ſo geſchah es nach des alter Eulenſpiegels Tode. Da die Mutter, als ein altes ſchwaches Weib, des Eulenſpiegels nicht mächtig war, ſo fing er an aus Fürwitz brodloſe Künſte zu lernen. Seine Mutter wohnte in einem Hauſe, deſſen Hof an den Saale-Fluß ging, und ſie trug darum große Sorge wegen des Eulenſpiegels, von dem ſie durchaus keine Thorheit leiden wollte. Eulenſpiegel aber machte ſich auf den Boden des Hauſes und übte ſich dort auf dem Seile zu gehen, bis er einſtmals von der Mutter mit einem ſtarken Knittel auf dem Seile ertappt wurde. Eulenſpiegel floh aber durch ein Fenſter auf das Dach, daß ſie ihn nicht ergreifen konnte, und entging dadurch den Prügeln. Er mußte nun einige Zeit mit ſeinen Künſten an ſich halten; doch dies währte nur ſo lange, bis er ihr entwachſen war und ſeines Alters und der Mutter Schwachheit halber gar keine Sorgen mehr hatte. Darauf gedachte er ſeine Geſchicklichkeit öffentlich zu beweiſen, und zog das Seil von dem Hinterhauſe über die Saale bis an ein anderes Haus gegenüber. Da das gemeine Volk, jung und alt, ſolch ungewöhnliches Spiel vernahm, war ein großes Gedräng um das Seil, und Alle wunderten ſich, daß Eulenſpiegel ſo ſicher auf dem Seile lief und ſich ſehen ließ. Aber das Glück, das ſelten eine Freude ungeſtört läßt, warf des Leides Samen unter dieſe Dinge. Denn die Mutter wurde es vom großen Geſchrei inne; und um ihren Sohn nach Vermögen deshalb zu ſtrafen, ſchlich ſie heimlich in das Hinterhaus und ſchnitt das Seil entzwei. Da plumpte der gute Meiſter Eulenſpiegel mitten in die Saale unter großem Spott; es erhob ſich ein großes Gelächter. Das verdroß Eulenſpiegel ſo ſehr, daß er kein Wort mehr reden konnte; und er achtete des gefährlichen Bades nicht ſo ſehr, als des Geſpöttes der Alten und Jungen, die ihm nachlieſen und ihm das Bad ſegneten. Er dachte aber fleißig, wie er das Geſpött wieder vergelten könnte. Dem guten Eulenſpiegel war alſo ſein erſtes Meiſterwerk übel gerathen.

Wie Eulenſpiegel einer Menge Knaben die Schuhe abſchwatzte und machte, daß ſie einander rauſten.

Des nächſten Tages wollte Eulenſpiegel ſeine Verſpottung wegen des Bades rächen, zog das Seil von einem andern Hauſe über die Straße und zeigte den Leuten an, wie er auf dem Seile gehen wollte. Das Volk verſammelte ſich bald dazu, jung und alt, und Eulenſpiegel ſprach zu den Jungen, er wollte ihnen ein ſchönes Spiel auf dem Seile mit den Schuhen zeigen. Die Jungen glaubten es, zogen die Schuhe aus und gaben ſie Eulenſpiegel. Es waren bei zwei Schock; die reihte er an die Schnur und ſtieg damit auf das Seil. Da ſahen die Alten und Jungen Eulenſpiegel zu und meinten, er brauche die Schuhe zu einem ſchönen Kunſtſtücke. Nach einer Weile, während welcher Eulenſpiegel allerlei Poſſen trieb, fingen aber die Jungen an Angſt um ihre Schuhe zu haben und hätten ſie gern wiedergehabt. Eulenſpiegel ſaß aber auf dem Seile, und als er glaubte, daß es Zeit wäre, rief er: „Jeder gebe Acht und ſuche ſeine Schuhe wieder!“ ſchnitt damit die Schnur entzwei und warf alle Schuhe auf die Erde, daß immer ein Schuh über den andern purzelte und ſie ſich ganz unter einander mengten. Da drangen die Jungen herzu und erwiſchten einer hier, der andere dort einen Schuh. Der eine ſprach: „Der iſt mein!“ der andere ſagte: „Du lügſt; der iſt mein!“ und fielen alſo einander in die Haare und begannen einander zu ſchlagen. Der eine lag unten, der andere oben. Der eine ſchrie, der andere weinte, der dritte lachte; das währte ſo lange, bis auch die Alten ſich drein miſchten und Backenſtreiche austheilten. Eulenſpiegel aber lachte auf dem Seile, daß ihm der Bauch wackelte, und rief: „Recht ſo! ſuchet jetzt Eure Schuhe auseinander, wie ich geſtern aus meinem Bade lief!“ Er ging nun von dem Seile und ließ die Jungen und Alten ſich um die Schuhe ſchlagen. Er durfte ſich nun aber vor Jungen und Alten nicht mehr ſehen laſſen, denn ſie hätten ihm den Spaß verſalzen. Er ſaß daher im Hauſe bei ſeiner Mutter und pelzte Helmſtädtiſche Schuhe. Darüber war ſeine Mutter ſehr erfreut und dachte, weil er anfing zu arbeiten, würden ſeine Sachen bald beſſer werden; ſie wußte aber nichts von der Schalkheit, die er verrichtet hatte und derenwegen er nicht aus dem Hauſe gehen durfte.

Wie die Mutter den Eulenſpiegel unterweiſt, daß er ein Handwerk lernen ſoll.

Eulenſpiegels Mutter war froh, daß ihr Sohn ſo ſtill war, und tadelte ihn, daß er kein Handwerk lernen wollte. Er ſchwieg aber ganz ſtill, und die Mutter ließ nicht nach, ihn zu tadeln. Da ſprach Eulenſpiegel: „Liebe Mutter! wie man ſeine Sachen anfängt, ſo gehts einem hinaus.“ — „Das glaube ich! ſagte die Mutter, ich habe in vier Wochen kein Brot in meinem Hauſe geſehen, noch gehabt.“ — „Das taugt nicht auf meine Rede, ſagte Eulenſpiegel; doch ein armer Mann, der nichts zu eſſen hat, faſtet wohl mit St. Clauſen, und wenn er etwas hat, ſo iſt er wohl mit St. Martin zu Abend. Alſo eſſen wir auch!“

Wie Eulenſpiegel einen Brodbäcker zu Strasfurt um einen Sack mit Brot betrog.

„Ach lieber Gott, hilf! dachte Eulenſpiegel, wie will ich meine Mutter zufrieden ſtellen? Wo ſoll ich Brot hernehmen, ſie zu verſorgen?“ Drauf ging er aus dem Flecken, darin ſeine Mutter wohnte, gen Strasfurt in die Stadt. Daſelbſt bemerkte er eines Brotbäckers Laden, ging zu ihm und fragte: Ob er ſeinem Herrn für zehn Schillinge Brot ſenden wollte? Er nannte auch den Herrn, der zu Strasfurt in der Stadt ſein ſollte, und nannte ſeine Herberge, darin er wäre, und der Bäcker ſollte einen Knaben mit ihm ſchicken, dem wollte er das Geld geben. Der Bäcker ſagte Ja, und Eulenſpiegel brachte einen Sack hervor, der ein verborgenes Loch hatte; darein ließ er ſich das Brot zuzählen. Der Bäcker ſandte einen Jungen mit ihm, das Geld zu empfangen. Als nun Eulenſpiegel einen Büchſenſchuß von des Bäckers Hauſe war, ließ er ein Brot durch jenes Loch in den Koth fallen, ſetzte den Sack nieder und ſprach zu dem Jungen: „Ach! das beſudelte Brot darf ich meinem Herrn nicht bringen. Lieber, lauf mit dem Brote wieder heim und bringe mir ein anderes dafür! ich will hier warten.“ Der gute Junge lief hin und holte ein anderes Brot; indeſſen war Eulenſpiegel verſchwunden, denn er war vor der Stadt in ein Haus geſchlichen. Da war ein Fuhrmann aus ſeinem Flecken, dem lud Eulenſpiegel ſeinen Sack auf, ging nebenher und kam zurück in ſeiner Mutter Haus. Als der Bäckerjunge mit dem Brote kam, war Eulenſpiegel weg. Er lief wieder zurück und ſagte es dem Bäcker; der ging zu der Herberge, die ihm Eulenſpiegel bezeichnet hatte; darin fand er Niemand, ſondern ſah, daß er betrogen war. Eulenſpiegel aber kam heim, brachte der Mutter das Brot, ſprechend: „Nimm hin und iß, weil du etwas haſt, denn auf ſolche Art iſt gut mit St. Clauſen faſten.“

Wie Eulenſpiegel mit andern Jungen das Muß über Nacht eſſen mußte, und dazu geſchlagen wurde.

Es war in dem Flecken, in welchem Eulenſpiegel mit ſeiner Mutter wohnte, Gewohnheit: wenn Jemand ein Schwein ſchlachtete, ſo gingen die Kinder der Nachbarn zu ihm ins Haus und aßen eine Suppe oder Brühe, welche die Metzelſuppe genannt wurde. Nun wohnte ein Maier in dieſem Flecken, der war karg, und durfte doch den Kindern die Metzelſuppe nicht verſagen. Derſelbe erdachte eine Liſt, ihnen die Metzelſuppe zu verſalzen, und ſchnitt ein Muß von der fetten Rinde des Brotes ein. Als nun die Knaben und Töchterlein kamen, war Eulenſpiegel auch darunter.

Der Maier ließ ſie ein und ſchloß die Thüre zu, begoß die Suppe und brachte des Mußes mehr, als die Kinder eſſen konnten. Als nun eines ſatt war und davon ging, nahm der Maier eine Ruthe und ſchlug es um die Lenden; und auf ſolche Weiſe zwang er die Kinder, daß ſie über Macht eſſen mußten. Der Hauswirth wußte nun wohl von Eulenſpiegels Schalkheit, und traf dieſen deswegen wenn er auch gleich einen Andern um die Lenden hieb, doch immer am beſten. Das trieb er ſo lange, bis ſie mit der Suppe fertig waren; es bekam ihnen ſo gut, als den Hunden das Grasfreſſen. Nachher wollte Keiner mehr in des kargen Mannes Haus gehen, um Metzelſuppe zu eſſen.

Wie Eulenſpiegel machte, daß des kargen Maiers Hühner ſich um den Fraß zogen.

Des andern Tags, da der Mann ausging, der die Kinder geſchlagen hatte, begegnete ihm Eulenſpiegel, und Jener fragte ihn: „Lieber Eulenſpiegel! wann willſt Du wieder die Metzelſuppe bei mir eſſen?“ — „Ja, ſagte Eulenſpiegel, wenn ſich Deine Hühner um den Fraß ziehen, und je vier und vier um ein wenig Brod raufen.“ Da ſprach er: „So, willſt Du ſo langſam kommen?“ Eulenſpiegel ſagte: „Wenn ich aber eher käme, als Metzelſuppen-Zeit iſt?“ Er ging nun weiter und dachte darüber nach, wie er es machte, daß ſich die Hühner um den Fraß zögen. Als nun die Zeit kam, da eben des Mannes Hühner auf der Gaſſe liefen, da hatte Eulenſpiegel bei zwanzig Fäden je zwei in der Mitte zuſammengebunden, und an jedes Ende eines Fadens hatte er ein wenig Brot geknüpft und warf es den Hühnern vor. Als nun die Hühner hier und dort das Brot verſchluckten, konnten ſie es doch nicht verſchlingen, denn an jedem Ende zog ein anderes Huhn, ſo daß ſie einander hin und her zerrten. Es konnte aber auch keines wegen der Größe des Brots daſſelbe wieder los werden, und es ſtanden alſo mehr als dreißig Hühner, je eines gegen das andere, zerrten und würgten ſich.

Wie Eulenſpiegel in einen Bienenſtock kroch, und zwei Diebe bei Nacht kamen, denſelben zu ſtehlen; und wie er machte, daß ſich die beiden Diebe rauften und den Stock im Stiche ließen.

Auf eine Zeit begab es ſich, daß Eulenſpiegel mit ſeiner Mutter in ein Dorf auf die Kirchweihe ging. Nachdem ſich nun der gute Eulenſpiegel vollgeſoffen hatte, ſuchte er einen Ort, wo er ſicher ſchlafen möchte. Da fand er einen Haufen Bienenſtöcke ſtehen, unter denen waren vier, die leer waren. Da kroch er in einen der leeren Stöcke, und meinte, er wolle ein wenig ſchlafen, und ſchlief von Mittag an bis Mitternacht; und ſeine Mutter glaubte, er wäre wieder heimgegangen, weil ſie ihn nirgends ſah. Nun kamen in ſelbiger Nacht zwei Diebe und wollten einen Bienenſtock ſtehlen; die ſprachen zuſammen, wie ſie immer gehört hätten, welcher der ſchwerſte ſei, der ſei auch der beſte. Sie hoben nun alle Stöcke nach einander auf, und da ſie zu dem kamen, darin Eulenſpiegel lag, war derſelbe der ſchwerſte. Da ſprachen ſie: „Das iſt der beſte!“ und ſie nahmen den Stock und trugen ihn fort. Eulenſpiegel war aber erwacht und hatte ihre Anſchläge gehört, und es war ſo finſter, daß Keiner den Andern ſehen konnte. Da griff Eulenſpiegel aus dem Stock dem Vorderſten ins Haar und rupfte ihn ſehr. Der Vorderſte meinte nun, ſein Geſell, welcher hinten ging, hätte ihn ſo ſehr am Haare gezogen, ward zornig und fluchte darüber. Der Hinterſte ſprach: „Träumt Dir, oder gehſt Du im Schlafe? Wie kann ich Dich am Haare ziehen? Ich habe genug zu thun, um mit meinen Händen den Bienenſtock zu halten.“ Eulenſpiegel lachte heimlich und dachte: das Spiel wird gut werden, und wartete, bis ſie wieder ein Stück weiter gelaufen waren, da rupfte er den Hinterſten auch; der ward noch zorniger und ſprach: „Ich trage, daß mir der Hals kracht, und Du ziehſt mich am Haare!“ Der Vorderſte ſprach: „Du lügſt, Schurke! wie ſoll ich Dich am Haare ziehen? ich kann ja kaum den Weg vor mir ſehen!“ So trugen ſie den Stock mit Gezänk.

Nicht lange danach, da ſie in dem größten Zanken waren, zieht Eulenſpiegel den Vorderſten noch einmal am Haar, daß er den Kopf hart an den Bienenſtock ſtieß; da wurde der zornig und ließ den Bienenſtock fallen. Der Hinterſte that das Nämliche und griff dem Vorderſten ins Haar, daß ſie übereinander fielen, einen Abhang hinunter kugelten und ſo von einander geriethen, daß Keiner wußte, wo der Andere war. Alſo kamen ſie im Finſtern von einander und ließen den Bienenſtock ſtehen. Da Eulenſpiegel hörte, daß ſie fort waren, ſchaute er aus dem Korbe und ſah, daß es noch finſter war; er blieb alſo in dem Stocke. Am Morgen kroch er heraus und wußte nicht, wo er war. Er machte ſich aber auf und ging fürbaß, wohin ihn der Weg führte.

Wie Eulenſpiegel ein gebratenes Huhn vom Spieß aß und halbe Arbeit that.

In dem Lande Braunſchweig liegt ein Dorf, in dem Stift Magdeburg, Budenſtadt genannt, dahin kam Eulenſpiegel in des Pfaffen Haus. Dieſer dingte ihn als Knecht, ohne daß er ihn kannte, und ſprach zu ihm: „Er ſolle gute Tage und einen guten Dienſt bei ihm haben, eben ſo gutes Eſſen und Trinken wie ſeine Kellnerin, und Alles was er thun müßte, thäte er mit halber Arbeit.“ Eulenſpiegel ſprach Ja dazu und meinte, er wolle ſich danach richten. Des Pfarrers Kellnerin, welche nur ein Auge hatte, nahm aber gleich zwei Hühner und ſteckte ſie an den Spieß zum Braten. Eulenſpiegel war bereit, drehte die Hühner am Spieß um und gedachte, da ſie ganz gebraten waren, der guten Worte des Pfaffen beim Verdingen, daß er nämlich ſo gut als er und ſeine Kellnerin eſſen und trinken ſollte. Der Schalk war ſo klug, brach gleich das eine Huhn vom Spieß und aß es ohne Brot. Als es nun Eſſenszeit war, kam des Pfaffen einäugige Kellnerin zum Feuer und wollte die Hühner beträufeln; da ſah ſie, daß nur ein Huhn am Spieß war, und ſagte zu Eulenſpiegel:

„Wo iſt das andere Huhn hingekommen?" Eulenſpiegel ſprach: „Frau, thut Euer anderes Auge auch auf, ſo ſeht Ihr die beiden Hühner." Wie er nun auf dieſe Weiſe der Kellnerin den Fehler der Einäugigkeit vorwarf, wurde ſie zornig, lief zu dem Pfaffen und ſprach zu ihm: wie ſein feiner Knecht ſie verhöhnt und wie er zu braten verſtände, daß aus zwei Hühnern Eines würde. Der Pfaff ging in die Küche und ſprach: „Hör, Eulenſpiegel! warum haſt Du meiner Magd geſpottet? Ich ſehe wohl, daß nur ein Huhn am Spieße ſteckt, da ihrer doch zwei geweſen ſind: wo iſt denn das andere geblieben?" Eulenſpiegel ſagte: „Das ſteckt doch da: thut Eure beiden Augen auf, ſo ſeht Ihr wohl, daß das andere Huhn am Spieße ſteckt! ſo ſagte ich auch zu Eurer Kellnerin, da wurde ſie ganz zornig." Der Pfaff lachte und ſprach: „Meine Magd kann nicht beide Augen aufthun, denn ſie hat nur Eines." Eulenſpiegel ſprach: „Das ſagt Ihr, ich ſage es nicht." Der Pfaff ſagte: „Es bleibt aber dabei; das eine Huhn iſt weg." Eulenſpiegel ſprach: „Ich habe es gegeſſen, weil Ihr geſagt habt, ich ſolle es ſo gut haben im Eſſen und Trinken, wie Eure Magd. Es wäre mir leid geweſen, wenn Ihr gelogen und mit der Magd beide Hühner ohne mich verzehrt hättet; damit Ihr nun nicht zum Lügner würdet, habe ich das eine Huhn, welches auf mein Theil kam, vorweggegeſſen." Der Pfaff war zufrieden und ſprach: „Mein lieber Knecht! es kommt nicht auf das gebratene Huhn an, thut nur künftig nach dem Willen meiner Kellnerin." Eulenſpiegel ſprach: „Ja, lieber Herr! wie Ihr mir's geheißen habt." Es hatte aber beim Verdingen der Pfaff dem Eulenſpiegel geſagt, er ſolle nur halbe Arbeit thun; darum, was ihn die Kellnerin thun hieß, das that er nur halben Theils. Wenn er einen Eimer mit Waſſer holen ſollte, ſo brachte er einen halben, und wenn er zwei Hölzer an das Feuer holen ſollte, brachte er Eines, und ſo fort, daß ſie wohl merkte, daß ihr Alles zum Verdruß geſchah. Deſwegen ſprach der Pfaff: „Lieber Knecht Eulenſpiegel! meine Magd klagt heftig über Dich.“ — „Ja, Herr! ſagte Eulenſpiegel, ich habe nie anders gethan, als Ihr mir geheißen habt: Ihr ſagtet doch, ich ſollte Eure Sache mit halber Arbeit verrichten. Eure Magd ſähe gern mit beiden Augen und hat doch nur Eines, deswegen hat ſie nur ein halbes Geſicht, alſo that ich halbe Arbeit.“ Der Pfaff lachte, die Kellnerin aber zürnte und ſprach: „Herr! wenn Ihr dieſen loſen Schalk länger behalten wollt, will ich meines Weges gehen!“ Nun mußte der Pfaff Eulenſpiegel entlaſſen, doch half er ihm weiter. Es war nämlich der Meßner ſelbigen Orts kürzlich geſtorben und der Pfaff machte den Eulenſpiegel zu einem Meßner.

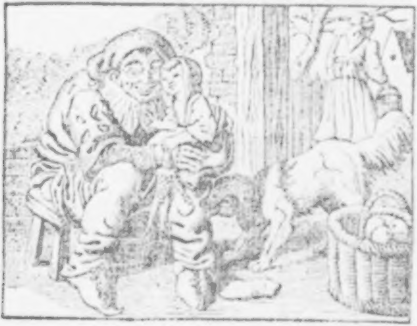
Wie Eulenſpiegel vorgab, daß er zu Magdeburg von der Laube fliegen wollte.

Nachdem Eulenſpiegel eine Zeitlang ein Meßner geweſen, kam er nach Magdeburg und machte allerlei Aufſchläge, ſo daß ſein Name erſt recht bekannt wurde und man von Eulenſpiegel überall zu ſagen wußte. Er wurde von den vornehmſten Bürgern der Stadt überlaufen, daß er etwas Seltſames treiben ſollte. Da ſagte er: „Er wolle es thun auf dem Rathhaus und von der Laube herabfliegen.“ Alsbald entſtand ein Geſchrei in der Stadt, ſo daß ſich Junge und Alte auf dem Markte verſammelten, ſolches zu ſehen. Da ſtand Eulenſpiegel auf der Laube im Rathhaus und bewegte ſich mit den Armen, wie wenn er fliegen wollte. Die Leute ſperrten Augen und Mäuler auf und meinten, er wolle fliegen. Eulenſpiegel aber lachte und ſprach: „Ich glaubte, es wäre kein größerer Narr in der Welt als ich; nun ſehe ich wohl, daß hier beinahe die ganze Stadt voll Narren iſt: denn ob Ihr auch Alle ſagtet, Ihr konntet fliegen, ſo glaubte ich es doch nicht. Ich bin ja weder eine Gans, noch ein Vogel, dazu habe ich weder Flügel noch Federn, ohne welche

Niemand fliegen kann; da ſeht Ihr nun offenbar, daß es erlogen iſt.“ Damit lief er von der Laube und ließ das Volk ſtehen, welches theils lachte, theils ſagte: „So ein Schalk er auch iſt, ſo hat er doch wahr geſagt!“

Wie Eulenſpiegel im Stifte Hildesheim ein krankes Kind kurirt.

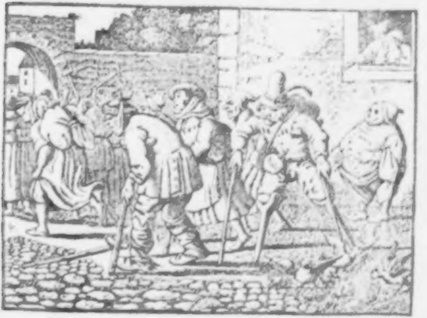
Unverſtändige Menſchen ſcheuen ſich oft, wenn ihnen etwas zuſtößt, zu einem ordentlichen Arzte zu gehen, weil ſie meinen, daß ſolcher Rath zu theuer ſei, geben dann Landläufern oftmals mehr und wird ihnen doch nicht geholfen. So geſchah es auch im Stifte Hildesheim, allwo Eulenſpiegel logirte. Da hatte die Wirthin ein krankes Kind und Eulenſpiegel fragte ſie, was doch wohl dem Kinde fehle? Die Wirthin antwortete kurz: „Es kann nicht zu Stuhle gehen.“ — „Dem iſt bald zu helfen!“ ſagte Eulenſpiegel. Die Frau ſagte: „Helft ihm, ich will Euch geben, was Ihr wollt!“ Eulenſpiegel ſagte: dafür nähme er



nichts, es wäre eine leichte Kunſt. „Harret ein wenig, es ſoll bald geſchehen.“ Nun hatte die Frau im Dorfe etwas zu thun; während der Zeit that Eulenſpiegel, was das Kind nicht konnte, auf's Beſte, ſetzte den Kinderſtuhl darüber und auf dieſen das Kind. Die Frau kam wieder nach Hauſe und fragte, wer das Kind auf's Stühlchen geſetzt. Eulenſpiegel antwortete: „Ich habe es gethan; Ihr ſagtet, das Kind könne nicht zu Stuhle gehen, ſo habe ich's darauf geſetzt.“ Indeß ward die Frau des Geſchenkes unter dem Stühlchen gewahr und ſagte voller Freude: „Sehet da! das hat dem Kinde im Leibe gebrochen; das habt Dank, daß Ihr dem Kinde geholfen habt!“ Eulenſpiegel ſagte: „Der Arznei kann ich viel machen mit geringer Mühe!“ Die Frau bat ihn, er möchte ihr die Kunſt lehren, ſie wolle ihm geben was er begehre. Eulenſpiegel ſagte, diesmal habe er keine Zeit, aber wenn er wiederkäme, ſollte ſie's erfahren. Damit nahm er das Geld, das ihm die Frau aus Dankbarkeit in die Hand drückte, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt lachend von dannen.

Wie Eulenſpiegel die Kranken in einem Spital auf einen Tag ohne Arznei geſund machte.

Auf eine Zeit kam Eulenſpiegel nach Nürnberg und ſchlug große Briefe an die Kirchthüren; darinnen gab er ſich für einen berühmten Arzt in allen Krankheiten aus. Nun waren eben viele Kranke in dem neuen Spital, und der Spitalmeiſter wäre gern eines Theiles derſelben losgeweſen und hätte ihnen ihre Geſundheit herzlich gegönnt. Der Spitalmeiſter ging alſo zu Eulenſpiegel, dem Arzt, und fragte ihn wegen ſeiner Briefe, die er angeſchlagen hätte, ob er den Kranken auch wirklich alſo helfen könnte? Eulenſpiegel ſprach: „Ja, wenn er ihm zweihundert Gulden geben wollte.“ Der Spitalmeiſter ſagte ihm das zu, ſofern er den Kranken hülfe; und Eulenſpiegel willigte darein, daß, wo er die Kranken nicht geſund machte, ſo ſollte er er ihm nicht einen Pfennig geben. Das gefiel dem Spitalmeiſter wohl und er gab ihm zwanzig Gulden darauf. Alſo ging Eulenſpiegel in das Spital und nahm zwei Knechte mit ſich. Er fragte aber einen jeden einzeln, was ihm fehlte, und beſchwur ihn zuletzt, ehe er weiter ging, indem er ſagte: „Was ich Dir offenbaren werde, das ſollſt Du niemand entdecken!“ Ein jeder von den Kranken ſagte ihm dies zu, und darauf ſagte er zu einem jeden beſonders: „Soll ich Euch Kranken zur Geſundheit helfen, ſo kann es nicht anders geſchehen, als daß ich Einen zu Pulver verbrenne und gebe es den Andern zu trinken; welcher alſo der Kränkſte unter Euch iſt und am wenigſten gehen kann, den will ich nehmen, damit den Andern geholfen werde. Darum will ich den Spitalmeiſter vor die Thür des Spitals ſtellen und



ihn mit lauter Stimme rufen laſſen: Welcher nicht krank iſt, der komme heraus! Das verſchlafe Du nicht, denn welcher zuletzt kommt, der ſoll zu Pulver gebrannt werden.“ Des andern Morgens ſagte Eulenſpiegel zu dem Spitalmeiſter: nun wären alle Kranke geneſen, und er ſolle nur an der Thür rufen, daß alle, welche geſund wären, herauskämen, ſo würde er ſehen, daß Keiner zurückbliebe. Es geſchah auch wirklich, daß Alle davonliefen und das Spital ganz leer wurde. Da begehrte Eulenſpiegel ſeinen Lohn, der ihm mit Dank gereicht wurde, und ritt eilends weg. Nach drei Tagen kamen die Kranken alle wieder ins Spital und beklagten ſich ihrer Krankheit. Da ſprach der Spitalmeiſter: „Was iſt das? ich habe Euch doch erſt einen Meiſter gebracht, der Euch auf die Füße geholfen hat, daß Ihr alle davonlaufen konntet!“ Da entdeckten ſie ihm, wie ihnen Eulenſpiegel gedroht hätte, welcher der Letzte zur Thür hinaus wäre, den wollte er zu Pulver verbrennen. Da merkte der Spitalmeiſter, daß er betrogen war; der Arzt aber war weg, die Kranken blieben im Spital, und das Geld war verloren.

Wie Eulenſpiegel Brot kauft nach dem Sprüchwort: Wer Brot hat, dem gibt man Brot.

Treue gibt Brot. Nachdem nun Eulenſpiegel als Doctor ſeine Streiche gemacht, kam er nach Halberſtadt, ging auf dem Markte herum und ſah, daß es kalt und Winter war. Er dachte, der Winter iſt kalt und hart, dazu weht der Wind ſtark und du haſt oft gehört: wer Brot hat, dem gibt man Brot. Hiernach kaufte er für zwei Schillinge Brot, borgte einen Tiſch, ſetzte ihn vor den Dom zu St. Stephan und hielt ſeine Gaukelei ſo lange, bis ein Hund kam, der ein Brot vom Tiſche nahm und dem Domhof zulief. Als Eulenſpiegel dem Hunde nachlief, kam eine Sau mit zehn jungen Ferklein und ſtieß den Tiſch um; da nahm jegliches Schwein ein Brot und lief damit weg. Da lachte Eulenſpiegel und ſprach: „Nun ſehe ich, daß die Worte falſch ſind: Wer Brot habe, dem gebe man Brot. Das meinige wird mir genommen!“ Er zog deswegen von Halberſtadt nach Braunſchweig.

Wie ſich Eulenſpiegel zu Braunſchweig an einen Brotbäcker verdingt und Eulen und Meerkatzen bäckt.

Da nun Eulenſpiegel nach Braunſchweig in die Bäckerherberge kam, wohnte ein Bäcker nahe dabei, der rief ihn in ſein Haus und fragte ihn, was er für ein Geſell wäre. Er ſprach: „Ich bin ein Bäckersknecht.“ Der Bäcker ſprach: „Ich habe eben jetzt keinen Knecht, willſt Du mir dienen?“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja.“ Als er nun zwei Tage bei ihm geweſen war, hieß ihn der Bäcker auf den Abend backen, denn er könne ihm nicht helfen, bis auf den Morgen. Eulenſpiegel ſprach: „Was ſoll ich aber backen?“ Der Bäcker war ein luſtiger Kopf und ſprach: „Du biſt ein Bäckersknecht und fragſt, was Du backen ſollſt? Was bäckt man denn? Eulen und Meerkatzen?“ Da ging Eulenſpiegel in die Backſtube und machte aus dem Teige lauter Eulen und Meerkatzen. Da der Meiſter des Morgens aufſtand, ihm zu helfen, findet er weder Semmel, noch Wecken, ſondern lauter Eulen und Meerkatzen; da wurde der Meiſter zornig und ſprach: „Was haſt Du gebacken?“ Eulenſpiegel ſprach: „Was Ihr mich geheiſſen habt.“ Der Brotbäcker ſprach: „Was ſoll ich mit dem Narren thun? ſolches Brot nützt niemand etwas!“ ergriff ihn beim Halſe und ſprach: „Bezahle mir den Teig!“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja, wenn ich den Teig bezahle, ſoll dann die Waare mein ſein?“ Der Meiſter ſprach: „Was frage ich nach ſolcher Waare!“ Da bezahlte Eulenſpiegel dem Bäcker den Teig, nahm die gebackenen Eulen und Meerkatzen in einen Korb, trug ſie in die Herberge zum wilden Mann und dachte bei ſich ſelber: „Du haſt oft gehört, man könne nichts ſo ſeltſames gen Braunſchweig bringen, man löſe Geld daraus!“ — Es war aber an der Zeit, da es juſt St. Nicolausabend war. Da ſtand Eulenſpiegel vor der Kirche mit ſeiner Waare und verkaufte die Eulen und Meerkatzen alle, und löſte viel mehr Geld daraus, als er dem Bäcker für den Teig gegeben hatte. Das wurde dem Bäcker kund gethan. Den verdroß es, und er lief zur St. Nicolauskirche und wollte die Koſten oder den Bäckerlohn für die Waare von ihm abfordern. Aber Eulenſpiegel war ſchon weg mit dem Gelde, und der Bäcker hatte das Nachſehen.

Von Eulenſpiegels Grundſätzen.

Eulenſpiegel war allezeit gern in Geſellſchaft, und ſo lange er lebte, meidete er dreierlei Sachen. Erſtlich ritt er kein graues, ſondern allezeit ein falbes Pferd, wegen des Geſpöttes. Zweitens wollte er nicht bleiben, wo Kinder waren; denn man achtete der Kinder mehr, als ſeiner. Drittens: wo ein alter, wilder Wirth war, bei dem war er nicht gern zur Herberge; denn ein alter, wilder Wirth achtete nicht, was an Eulenſpiegel Gutes war. Auch war alle Morgen dies ſein Gebet: Gott wolle ihn behüten vor geſunden Speiſen, großem Glück und ſtarkem Tranke. „Denn, ſagte er, geſunde Speiſen ſind in der Apotheke; wer ſie aber braucht, der iſt krank: von großem Glück hat zu ſagen, wer nicht da ſteht, wo der Stein hintrifft, der vom Dache fällt; ſolch Glück mag ich miſſen. Der ſtarke Trank endlich iſt das Waſſer, denn es treibt große Mühlräder um: davon trinkt ſich einer wohl leichtlich den Tod.“ — Wenn Eulenſpiegel auf ſeinen Wanderungen bergab ging, ſo ſeufzte er und beklagte ſich: „denn, ſagte er, nun muß ich demnächſt wieder bergauf ſteigen.“ Wenn es aber bergan ging, dann war er luſtigen Muthes, lachte und ſprach: „Ei wie leicht wird es gehen, wenn ich dieſen Berg wieder hinunter ſteige!“

Wie Eulenſpiegel ſich zu dem Grafen von Anhalt als Thurmwart verdingt. Wenn Feinde kamen, ſo blies er ſie nicht an, wenn aber kein Feind da war, ſo blies er.

Nicht lange darnach kam Eulenſpiegel zu dem Grafen von Anhalt; bei dem verdingte er ſich als Thurmwart. Derſelbe

Graf lebte damals mit ſeinen Nachbarn in Feindſchaft, alſo daß er Reiter und Fußvolk hielt, die alle Tage geſpeiſt werden mußten. Eulenſpiegel wurde auf dem Thurme vergeſſen, ſo daß ihm keine Speiſe gebracht wurde. Denſelben Tag kam es dazu, daß des Grafen Feinde gegen das Städtlein oder Schloß renuten, die Kühe davon nahmen und alle wegtrieben. Eulenſpiegel aber lag auf dem Thurme, ſah durchs Fenſter und machte kein Geſchrei, weder mit Blaſen, noch Rufen. Das kam vor den Grafen, und er lief mit einigen von ſeinem Geſinde hinaus und ſah, wie Eulenſpiegel am Fenſter lag und lachte. Da rief ihm der Graf zu und ſagte: „Warum liegſt Du am Fenſter und biſt ſo ſtill?“ Eulenſpiegel antwortete: „Vor dem Eſſen rief ich, aber ich thue es nicht gern.“ Der Graf rief ihm wieder: „Willſt Du nicht die Feinde anblaſen?“ Eulenſpiegel antwortete: „Ich habe nicht nöthig, Feinde heranzublaſen; das Feld iſt ſo ſchon ganz voll von Feinden.“ — „Wohlan, es iſt gut!“ ſprach der Graf, eilte den Feinden nach und kämpfte mit ihnen. Eulenſpiegel wurde nach wie vor mit ſeiner Speiſe vergeſſen. Da traf ſichs, daß der Graf den Feinden viel Speiſe abgejagt hatte, deſſen wohl zufrieden war und für ſich und die Soldaten wieder ſieden und braten ließ. Eulenſpiegel auf dem Thurme hätte auch gern etwas gehabt. Da es nun Eſſenszeit war, fing er an zu rufen und zu blaſen: „Feindio!“ Der Graf lief eilends von dem Tiſche mit den Seinigen, legte Harniſch an, nahm Waffen in die Hände und eilte zum Thor hinaus ins Feld. Er ſah ſich aber vergebens nach den Feinden um. Unterdeſſen lief Eulenſpiegel behend vom Thurme, kam über des Grafen Tiſch, nahm von der Tafel Geſottenes und Gebratenes, was ihm beliebte, und ging wieder auf den Thurm. Als nun der Graf und ſeine Leute wieder zurückkamen und keinen Feind verſpürt hatten, ſprachen ſie zuſammen: „Das hat uns der Thurmwart zum Tort gethan!“ Der Graf rief Eulenſpiegel und ſprach:

„Warum haſt Du den Feind angeblaſen, und iſt keiner dageweſen!“ Eulenſpiegel ſprach: „Da keine Feinde vorhanden waren, ſo mußte ich etliche heranblaſen.“ Der Graf ſprach: „Du gehſt mit Bosheit um; wenn Feinde da ſind, ſo willſt Du ſie nicht anblaſen, und wenn kein Feind da iſt, ſo bläſeſt Du Feinde an; das dürfte wohl Verrätherei ſein.“ Damit ſetzte er ihn ab und machte einen Andern zum Thurmwart. Nun mußte Eulenſpiegel zu Fuß dienen. Das verdroß ihn, und er wäre gern des Dienſtes los geweſen, konnte aber nicht mit Manier fortkommen; deswegen war er ihnen, wo er konnte, hinderlich. Wenn ſie gegen den Feind auszogen, war er immer der Letzte, beim Zurückkehren aber der Erſte am Thore. Da ſprach der Graf zu ihm: wie er das verſtehen ſollte, daß er im Auszug wider die Feinde allezeit der Letzte, und im Rückzuge der Erſte wäre? Eulenſpiegel ſprach: „Ihr ſolltet darum nicht zürnen: denn wenn Ihr und all Euer Hofgeſinde aßet, ſo ſaß ich auf dem Thurm und mußte das Nachſehen haben. Dadurch bin ich entkräftet worden: wie könnte ich denn der Erſte an die Feinde ſein? Deswegen mußte ich auch eilen, daß ich der Erſte an die Tafel wäre und der Letzte davon, damit ich wieder ſtark würde; hernach will ich wohl der Erſte und der Letzte an den Feinden ſein.“ — „Ich höre wohl, ſprach der Graf, daß Du lange die Zeit willſt halten, die Du auf dem Thurm geſeſſen.“ Da ſprach Eulenſpiegel: „Wozu ein jeder Recht hat, das nimmt man ihm gern.“ Der Graf ſprach: Du ſollſt nicht länger mehr mein Diener ſein!“ und gab ihm Urlaub; deſſen war Eulenſpiegel wohl zufrieden.

Wie Eulenſpiegel ſeinem Pferde goldene Eiſen aufſchlagen ließ.

Eulenſpiegel iſt ein ſolcher geweſen, daß ſeine Frömmigkeit vor manchen Herrn kam und weit und breit gerühmt wurde. Die Fürſten konnten ihn auch wohl leiden und gaben ihm Kleider, Pferde, Geld und Koſt. Alſo kam er zum König in Dänemark; der bat ihn, ein wunderſeltſames Stück zu zeigen, er wollte ihm dafür ſein Pferd beſchlagen laſſen mit dem allerbeſten Hufſchlag. Eulenſpiegel fragte den König, ob er ſeinen Worten glauben ſollte? Der König ſprach: „Ja, wenn er nach ſeinem Begehre thäte.“ Eulenſpiegel ritt mit ſeinem Pferde zum Goldſchmied und ließ es mit goldenen Hufeiſen und ſilbernen Nägeln beſchlagen, und ging danach zum König und fragte: ob er ihm den Hufſchlag bezahlen wollte? Der König ſagte: „Ja,“ und befahl ſeinem Stallmeiſter, daß er ihm den Hufſchlag bezahlen ſollte. Der Stallmeiſter meinte, es wäre ein gewöhnlicher Hufſchmied; Eulenſpiegel aber führte ihn zum Goldſchmied, der forderte hundert däniſche Mark. Der Stallmeiſter wollte das nicht bezahlen, ſondern ſagte ſolches dem Könige. Der König ließ Eulenſpiegel holen und ſagte zu ihm: „Eulenſpiegel! was für einen theuern Hufſchlag haſt Du machen laſſen? Wenn ich alle meine Pferde ſo beſchlagen ließe, müßte ich bald Land und Leute verkaufen!“ Eulenſpiegel ſprach: „Gnädiger Herr König! Ihr ſagtet ja, es ſollte der beſte Hufſchlag ſein, und dieſen Euren Worten habe ich gefolgt.“ Der König ſprach: „Du biſt mein allerliebſter Hofdiener, Du thuſt doch, was ich Dich heiße!“ lachte und bezahlte die hundert Mark. Da ließ Eulenſpiegel die goldenen Eiſen wieder abbrechen, ſein Pferd mit andern Eiſen beſchlagen und blieb bei dem Könige bis an deſſen Ende.

Wie Eulenſpiegeln das Herzogthum Lüneburg verboten wurde.

Bei Zelle, in dem Lande Lüneburg, verübte Eulenſpiegel eine gewaltige Bosheit, ſo daß ihm der Herzog von Lüneburg das Land verbot, und wenn er darin ergriffen würde, ſollte man ihn fangen und henken. Eulenſpiegel wollte das Land nicht räumen, und wann ihn der Weg durch daſſelbe führte, reiſte er nichts deſto weniger durch. Es begab ſich aber auf eine Zeit, daß er durch das Lüneburgſche reiſte, da begegnete ihm der Herzog ſelbſt. Er dachte: wenn du fliehſt, ſo übereilen ſie dich mit ihren Gäulen und ſtechen dich vom Pferde herunter, oder der Herzog kommt in Zorn und läßt dich an den nächſten Baum henken. Er bedachte ſich alſo eines kurzen Raths, ſtieg von ſein Pferd ab, ſchnitt ihm gleich den Bauch auf, ſchüttelte das Eingeweide heraus und ſtellte ſich in den offenen Leib des Thieres. Da nun der Herzog und ſeine Reiter an ihn herangeritten kamen, und ſahen den Eulenſpiegel in ſeines Pferdes Bauch ſtehen, ſprach ein Diener: „Sehet, Herr! da ſteht Eulenſpiegel in ſeines Pferdes Haut!“ Der Fürſt ritt zu ihm und ſprach: „Biſt Du da? Weißt Du nicht, daß ich Dir mein Land verboten habe, und wenn ich Dich darin finde, ſo wolle ich Dich an einen Baum henken laſſen?“ Da ſprach Eulenſpiegel: „Gnädigſter Fürſt und Herr! ich hoffe, Ihr werdet mich des Lebens begnadigen, weil ich nichts gethan, das des Hängens werth iſt.“ Der Herzog ſprach: „Komm her zu mir und ſag mir Deine Unſchuld; oder was willſt Du damit ſagen, daß Du ſo in Deines Pferdes Haut ſtehſt?“ Eulenſpiegel ſprach: „Gnädiger und Hochgeborner Fürſt! Ich fürchtete mich vor Eurer Ungnade ſo ſehr, daß ich nicht anders konnte, als mich zwiſchen meine eignen vier Pfähle zu begeben, darin ich nach dem alten Herkommen ſicher zu ſein glaubte.“ Da lachte der Herzog und ſprach: „Willſt Du nun aber hinfort aus meinem Lande bleiben?“ Eulenſpiegel ſprach „Gnädiger Herr! wie Euer Fürſtliche Gnaden befehlen.“ Der Herzog ritt von ihm weg und ſprach: „Bleib, wie Du biſt!“ Da ſprang Eulenſpiegel eilends aus der Haut und ſagte: „Hab Dank, liebes Pferd! Du haſt mir geholfen und mir einen gnädigen Herrn gemacht; es iſt beſſer, die Raben freſſen Dich, als mich!“ und lief zu Fuße davon.

Wie ſich Eulenſpiegel von einem Bauer ein eigen Land kaufte.

Darnach kam Eulenſpiegel wieder in das Land in ein Dorf und wartete, bis der Herzog wieder gen Zelle reiten wollte. Indeß ſah er einen Bauer zu ſeinem Acker gehen. Da fuhr er mit einem Pferde und einem leeren Karren herbei und fragte den Bauer, weß der Acker wäre? Der Bauer antwortete: „Er iſt [illegible] ich habe ihn ererbt.“ Eulenſpiegel ſprach: „Was er ihm geben ſolle für den Karren voll Erde von dem Acker.“ Der Bauer ſprach: „Einen Schilling nehme ich dafür.“ Eulenſpiegel gab ihm einen Schilling und warf den Karren voll Erde, ſetzte ſich hinein und fuhr nach Zelle. Als nun der Herzog geritten kam, bemerkte er den Eulenſpiegel, wie er auf dem Karren in der Erde bis an die Schultern ſaß. Der Herzog ſprach: „Eulenſpiegel! hab ich Dir nicht mein Land bei Henken verboten?“ Eulenſpiegel ſprach: „Gnädiger Herr! ich bin nicht in Eurem Lande, ich ſitze in meinem eigenen Lande, das ich von einem Bauer erkauft habe, der ſagte mir, es wäre ſein Erbtheil.“ Der Herzog ſprach: Fahre hin mit Deinem Lande und komme nicht wieder; ich will Dich ſonſt mit Pferd und Karren henken laſſen!“ Darauf ſprang Eulenſpiegel auf ſein Pferd, ritt aus dem Lande und ließ den Karren vor der Burg ſtehen.

Wie Eulenſpiegel für den Landgrafen in Heſſen ein Gemälde macht und ihn beredet, wer unehelich wäre, der könne ſein Gemälde nicht ſehen.

Eulenſpiegel trieb auch ſeltſame Dinge in Heſſen. Nachdem er nämlich Sachſen durchwandert hatte und wohl bekannt war, daß er ſich mit ſeiner Büberei nicht wohl mehr behelfen konnte, ging er nach Heſſen und kam gen Marburg an des Herrn Landgrafen Hof. Da fragte ihn der Herr, was er könnte? Er antwortete und ſprach: „Gnädiger Herr! ich bin ein Künſtler.“ Darüber freute ſich der Landgraf, denn er glaubte, er kenne die

Alchimiſterei, welcher der Landgraf ſehr ergeben war; deswegen fragte er ihn: ob er ein Alchimiſt wäre? Eulenſpiegel ſagte: ,,Nein, gnädiger Herr! ich bin ein Maler, desgleichen in vielen Ländern keiner gefunden wird; denn meine Arbeit übertrifft andere Arbeit weit.'' Der Landgraf ſprach: ,,Laſſet uns etwas ſehen!'' Eulenſpiegel ſagte: ,,Ja, gnädiger Herr!'' und hatte etliche kunſtreiche Tücher, die er in Flandern gekauft hatte, die zog er aus ſeinem Sack und zeigte ſie dem Fürſten. Die gefielen dem Herrn wohl, und er ſprach zu ihm: ,,Liebſter Meiſter! was muß ich Euch geben, daß Ihr uns unſern Saal malet, von dem Herkommen der Landgrafen von Heſſen, und wie ſie ſich mit dem Könige von Ungarn und andern Fürſten in Freundſchaft und Feindſchaft gehalten haben bis auf dieſe Zeit?'' Eulenſpiegel antwortete: dieſes würde wohl zweihundert Gulden koſten. Der Landgraf ſagte: ,,Meiſter, machet es nur gut; wir wollen Euch das wohl bezahlen!'' Eulenſpiegel nahm das alſo an, ließ ſich jedoch von dem Landgrafen hundert Gulden darauf geben, damit er Farben kaufen und Geſellen annehmen könnte. Ehe aber Eulenſpiegel mit drei Geſellen den Anfang machte, bedingte er ſich zuvor, daß ihm Niemand als ſeine Geſellen während der Arbeit in den Saal kommen ſollte, damit er nicht behindert würde. Hierauf wurde Eulenſpiegel mit ſeinen Geſellen einig, daß ſie nichts arbeiten dürften, gab ihnen aber doch ihren Lohn und ſpielte mit ihnen die meiſte Zeit im Brett. Wie nun vier Wochen vorbei waren, verlangte der Landgraf zu wiſſen, was dieſer Meiſter mit ſeinen Geſellen gemacht habe. Er begehrte deswegen in den Saal zu gehen, um das Gemälde zu beſehen. Eulenſpiegel ſprach: ,,Gnädiger Herr! Eins aber will ich Euer Gnaden ſagen: wer mit hinein geht und nicht recht ehelich geboren iſt, der kann mein Gemälde nicht wohl ſehen.'' Der Landgraf ſprach: ,,Meiſter, das wäre ein großes Ding!'' Indem gingen ſie in den Saal, da hatte Eulenſpiegel ein langes leinenes Tuch an die Wand geſpannt, wo er malen ſollte, und zog das Tuch ein wenig hinter ſich, zeigte mit einem weißen Stäblein an die Wand und ſprach nun: „Sehet, gnädiger Herr! dieſer Mann iſt der erſte Landgraf von Heſſen: der hat zur Fürſtin oder Frau gehabt des mildreichen Juſtinian Tochter, eine Herzogin von Baiern, welcher hernach Kaiſer wurde. Sehet zu, gnädiger Herr! von dem wurde geboren Adolphus: Adolphus gebar Wilhelm: Wilhelm aber gebar Ludwig den Frommen, und ſo fort, bis auf Euer Fürſtliche Gnaden. Ich weiß fürwahr! daß Niemand meine Arbeit tadeln kann, ſo künſtlich und von ſchönen Farben iſt ſie.“ Der Landgraf ſah anders nichts, denn die weiße Wand, und dachte bei ſich ſelbſt: ſollte ich denn ein Hurenkind ſein? doch ſehe ich nichts anders, denn eine weiße Wand. Indeß ſprach er um ſeiner Ehre willen: „Ich bin zufrieden, lieber Meiſter! doch habe ich nicht Verſtandes genug, das zu erkennen!“ Damit ging er aus dem Saal. Als nun der Landgraf zu der Fürſtin kam, fragte ſie ihn: „Ach, gnädiger Herr! was malt doch Euer Maler? und wie gefällt Euch ſeine Arbeit? Ich habe ſchlechten Glauben daran, er ſieht einem loſen Schalk gleich.“ Der Fürſt ſprach: „Liebe Frau! mir gefällt ſeine Arbeit wohl, er thut ganz recht!“ — „Gnädiger Herr! ſprach ſie, können wir es nicht auch beſehen?“ — „Ja, mit des Meiſters Willen:“ ſagte der Herr. Sie ließ den Eulenſpiegel vor ſich fordern und begehrte das Gemälde zu ſehen. Eulenſpiegel ſagte zu ihr, wie zum Fürſten: „Wer nicht ehelich geboren, der könne ſeine Arbeit nicht ſehen.“ Da ging ſie mit acht Jungfrauen und einer Thörin in den Saal. Eulenſpiegel zog das Tuch wieder hinter ſich, wie vorher, und erzählte der Gräfin auch das Herkommen der Landgrafen, ein Stück nach dem andern. Aber die Fürſtin und ihre Jungfrauen ſchwiegen alle ſtill, Niemand lobte oder ſchalt dies Gemälde; ihrer Etlichen war es leid, daß ſie unehelich ſein ſollten von

Vater oder Mutter. Zuletzt hub die Thörin an und ſprach: „Liebſter Meiſter, ich ſehe doch nichts vom Gemälde, wenn ich gleich ein Hurenkind ſein ſollte!“ Da dachte Eulenſpiegel: das will nicht gut werden; wollen die Thoren die Wahrheit ſagen, ſo muß ich mich wahrlich wundern! und lachte. Da ging die Fürſtin hin zu ihrem Herrn, der fragte ſie, wie ihr das Gemälde gefiel. Sie antwortete: „Gnädiger Herr! es gefällt mir ſo wohl als Euer Gnaden; aber unſerer Thörin gefällt es nicht; denn ſie ſagte, ſie ſähe kein Gemälde und befürchte, es ſtecke eine Schalkheit dahinter.“ Das ging dem Fürſten zu Herzen; doch ließ er dem Eulenſpiegel ſagen, daß er ſich zurecht mache, denn das ganze Hofgeſinde müßte ſeine Arbeit beſehen. Der Fürſt glaubte, er werde ſehen, wer ehelich oder unehelich unter ſeiner Ritterſchaft wäre. Da ging Eulenſpiegel zu ſeinen Geſellen, gab ihnen den Abſchied und forderte noch hundert Gulden von dem Rentmeiſter, welche er auch empfing, und ging damit davon. Des andern Tages fragte der Fürſt nach ſeinem Maler; der war aber weg. Da ging der Fürſt mit all ſeinem Hofgeſinde in den Saal, etwas von dem ſchönen Gemälde zu ſehen; ſie ſahen aber nichts, ſondern ſchwiegen alle ſtill. Da ſprach der Landgraf: „Nun ſehen wir wohl, daß wir betrogen ſind und haben uns um Eulenſpiegel nicht ſo viel zu bekümmern, als um die zweihundert Gulden, welche wir endlich verſchmerzen können. Denn er iſt eben ein Schalk und muß darum unſer Fürſtenthum meiden.“ Alſo war Eulenſpiegel von Marburg entwichen und wollte künftighin mit Malerkünſten nichts mehr zu ſchaffen haben.

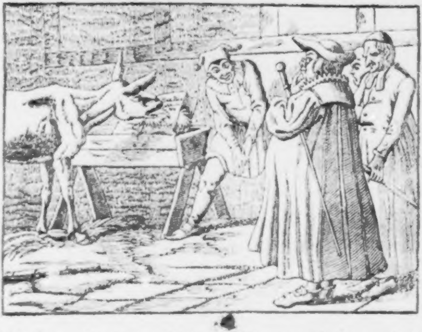
Wie Eulenſpiegel zu Prag in Böhmen auf der hohen Schule disputirte und wohl beſtand.

Hierauf zog Eulenſpiegel nach Prag in Böhmen. Daſelbſt gab er ſich aus für einen großen Magiſter oder Meiſter der Gelehrſamkeit, welcher die ſchwerſten Fragen auflöſen könnte, ſo ſonſt kein anderer Magiſter zu beantworten vermöge. Er ließ einen Zettel dieſes Inhaltes ſchreiben und ſchlug ihn an die Kirchthüren und an die Collegien an; das that den Rector verdrießen. Die Doctoren und Magiſter waren übel daran, gingen zuſammen und berathſchlagten ſich, wie ſie dem Eulenſpiegel Quäſtiones aufgeben möchten, die er ihnen nicht ſolviren konnte; ſo es denn übel beſtände, ſo könnten ſie mit Glimpf an ihn kommen und ihn verſchmähen. Solches wurde unter ihnen alſo verwilligt und zugelaſſen und ordiniret, daß der Rector die Fragen thun ſollte. Darauf ließen ſie den Eulenſpiegel durch ihre Pedelle bitten, des andern Tages zu erſcheinen, um die Fragen, welche ſie ihm ſtellen würden, vor der ganzen Univerſität zu beantworten, auf daß ſeine Kunſt gerecht erfunden würde, ſonſt ſollte er nicht zugelaſſen werden. Eulenſpiegel antwortete: „Sage Deinen Herrn, ich wolle es thun und hoffe noch als ein frommer Mann zu beſtehen, wie ich vorlängſt gethan habe!“ Am andern Tage verſammelten ſich alle Doctoren und Gelehrten. Indem kam Eulenſpiegel mit ſeinem Wirth, etlichen andern Bürgern und ſonſt einigen von ſeinen Geſellen, um eines Ueberfalles willen, der ihm von den Studenten geſchehen möchte. Da er nun in ihre Verſammlung kam, hießen ſie ihn auf den Stuhl ſteigen und auf die Fragen antworten, die ihm vorgelegt würden. Die erſte Frage, die der Rector an ihn that, war, daß er ſagen und mit der Wahrheit bewähren ſollte: wie viele Tropfen Waſſers im Meere wären? Wenn er die Frage nicht auflöſen und beantworten könne, ſo wollten ſie ihn als einen ungelehrten Anfechter der Künſte verdammen und beſtrafen. Auf dieſe Frage antwortete er behend und ſprach: „Würdiger Herr Rector! heißet die andern Waſſer ſtill ſtehen, die von allen Orten in das Meer laufen, ſo will ich auch das Meer alsbald ausmeſſen, und Euch mit Wahrheit beweiſen, daß meiner Rechnung kein

Tropfen zu viel oder wenig iſt.‟ Wie nun dem Rector unmöglich fiel, die Waſſer aufzuhalten, ſo mußte er ihn auch des Meſſens befreien. Der Rector ſtand ſchamroth da, holte indeß eine andere Frage vor und ſprach: „Sage mir: wie viele Tage ſind vergangen von Adams Zeit bis auf dieſen Tag?‟ Er antwortete kurz: „Nur ſieben; und wenn die verlaufen ſind, ſo heben ſich andere ſieben an und das währt bis zum Ende der Welt.‟ Der Rector that die dritte Frage und ſprach: „Sage mir alsbald: wo iſt die Mitte der Welt?‟ Eulenſpiegel antwortete: „Das iſt hier, genau da wo ich ſtehe, und wenn Ihr es nicht glaubt, ſo mögt Ihr es ausmeſſen mit einer Schnur. Wo es nur um einen Strohhalm fehlt, ſo will ich Unrecht haben.‟ Die vierte Frage: „Sage: wie weit iſts von der Erde bis zum Himmel?‟ Eulenſpiegel antwortete: „Wenn man auf der Erde redet, kann mans im Himmel noch wohl hören. Steigt Ihr hinauf, ſo will ich hier laut rufen, daß Ihrs im Himmel hören ſollt, und hört Ihr es nicht, ſo will ich auch Unrecht haben.‟ Der Rector wurde deſſen müde und that die fünfte Frage: wie groß der Himmel wäre? Eulenſpiegel antwortete ihm bald: „Er iſt tauſend Klafter weit und tauſend Ellen hoch, das kann mir nicht fehlen. Wollet Ihr es nicht glauben, ſo nehmet Sonne und Mond und alles Geſtirn vom Himmel und übermeſſet ihn recht, ſo findet Ihr, daß ich Recht habe.‟ Weiter konnten ſie nichts machen. Eulenſpiegel war ihnen allen zu liſtig, deswegen bedauerten ſie, daß ſie ihn nicht fangen konnten. Er aber zog ſeinen langen Rock aus, wanderte weiter und kam gen Erfurt.

Wie Eulenſpiegel zu Erfurt einen Eſel leſen lehrte.

Als er nach Erfurt kam, allwo eine berühmte Univerſität iſt, ſchlug der liſtige Eulenſpiegel ſeine Briefe auch an, und die Magiſtri der Univerſität hatten viel von ſeiner Liſt gehört. Sie gingen zu Rath, was ſie ihm aufgeben möchten, damit ſie nicht wie die in Prag mit Schanden beſtänden. Nun wurden ſie einig daß ſie zu Eulenſpiegel einen Eſel in die Lehre thun wollten, we ſie deren viele hatten. Sie fragten den Eulenſpiegel und ſpra chen: „Meiſter! Ihr habt künſtliche Briefe angeſchlagen, w Ihr eine jegliche Creatur wollt lehren ſchreiben und leſen, da auf ſind die Herren der Univerſität allhier einig und wollen Euch einen Eſel in die Lehre thun: getraut Ihr Euch, denſe ben zu lehren?“ Er ſprach: „Ja; aber ich muß Zeit dazu ben, weil es ein unvernünftiges Thier iſt.“ Sie wurden al mit ihm einig auf zwanzig Jahr. Eulenſpiegel dachte: Unſer ſi drei: ſtirbt der Rector, ſo bin ich frei; ſterb ich, wer will m mahnen? ſtirbt mein Schüler, der Eſel, ſo bin ich auch ledig nahm es alſo an und bedung ſich ein Lehrgeld von fünfhunde alter Schock, davon ſie ihm einen Theil voraus geben mußte Da nahm Eulenſpiegel den Eſel und führte ihn in ſeine Herberg Daſelbſt beſtellte er einen eigenen Stall für ſeinen Schüler. D nach nahm er ein altes Buch und legte es dem Eſel in die Kripp Eulenſpiegel hatte aber zwiſchen je zwei Blätter Haſer geſtreu und als dies der Eſel gewahr worden, warf er die Blätter m der Zunge herum und ſuchte den Haſer. Wenn er aber kein mehr fand, rief er! „I A! I A!“ Als Eulenſpiegel dieſ hörte, ging er zum Rector und ſprach: „Herr Rector! wa wollt Ihr einmal ſehen, was mein Schüler macht?“ Der Re tor fragte: „Nimmt er Eure Lehre an?“ Eulenſpiegel ſprach „Er iſt von ſehr grober Art und übel zu lehren; doch habe i ihn durch meinen Fleiß dahin gebracht, daß er etliche Buchſt ben und ſonderlich einige Vocale nennen kann; iſt es Euch g legen, ſo geht mit mir, ſolches zu hören.“ Der gute Schül hatte bis Nachmittag gefaſtet. Als nun Eulenſpiegel mit de Rector und etlichen Magiſtris kam, legte er ſeinem Schüler Buch vor. Sobald der Eſel das Buch in der Krippe fand, we er die Blätter hin und her, den Haſer zu ſuchen; als er ab



nichts fand, fing er an mit lauter Stimme zu ſchreien: „J A! J A!“ Da ſprach Eulenſpiegel: „Liebe Herren! hört die zwei Vocale J A, die kann er bis jetzt; ich hoffe, er ſoll noch gut werden.“ Bald danach ſtarb der Rector; da verließ Eulenſpiegel ſeinen Schüler, zog mit ſeinem Geld, ſo er darauf empfangen hatte, hin und dachte: was würde das für Fleiß brauchen, wenn Du alle Eſel zu Erfurt klug machen ſollteſt! und ließ es bleiben.

Wie Eulenſpiegel zu Nugenſtädt in dem Lande Thüringen den Frauen die Pelze wuſch.

Eulenſpiegel kam in das Land Thüringen, in das Dorf Nugenſtädt und bat um eine Herberge. Da fragte ihn die Wirthin, was er für ein Geſell wäre? Eulenſpiegel ſprach: „Ich bin nicht ein Handwerksgeſell, ſondern pflege die Wahrheit zu ſagen.“ Die Wirthin ſprach: „Einen ſolchen beherberge ich gern.“ Als aber Eulenſpiegel ſich umſah, bemerkte er, daß die Wirthin ſchielte, und ſprach: „Schielt Frau, ſchielt Frau, wo ſoll ich hinſitzen? und wo lege ich meinen Stab und Sack hin?“ „Ach, daß Dir nimmermehr Gutes geſchehe! ſprach die Wirthin; es hat mir mein Lebtag Niemand vorgeworfen, daß ich ſchiele.“ Eulenſpiegel ſprach: „Liebe Frau! ſoll ich allezeit die Wahrheit ſagen, ſo kann ich das nicht verſchweigen.“ Die Wirthin war zufrieden und lachte darüber. Als nun Eulenſpiegel die Nacht da verblieb, kam er mit der Wirthin zur Rede, wie er alte Pelze waſchen konne, daß ſie wie neu würden. Das gefiel der Frau wohl und ſie bat ihn, daß er die Pelze waſchen ſollte: ſie wollte es ihren Nachbarinnen ſagen, daß ſie alle ihre Pelze auch brächten, damit er ſie waſche. Eulenſpiegel ſprach: „Ja gern.“ Die Frau lief zu ihren Nachbarinnen und alle brachten ihre Pelze. Als dies geſchehen war, forderte Eulenſpiegel Milch, darin wollte er die Pelze waſchen. Die Frauen freuten ſich im Voraus auf die neuen Pelze und holten alle Milch, die ſie in den Häuſern hatten. Eulenſpiegel ſetzte zwei Keſſel mit der Milch zu dem Feuer, legte die Pelze hinein und ließ ſie kochen. Als ihm nun däuchte, die Pelze würden genug gekocht haben, ſprach er zu den Frauen: „Ihr müßt mir junges, weißes Lindenholz bringen; ſtreift das ab, und ſobald Ihr wiederkommt, will ich die Pelze heraus heben, denn ſie ſind alsdann genug gekocht und will ſie auswaſchen: dazu aber muß ich das Holz haben.“ Die Weiber gingen willig nach dem Holz und ihre Kinder liefen neben ihnen her, ſprangen und ſangen: „O ho! gute neue Pelze.“ Eulenſpiegel ſtand und ſprach: „Ja wartet, die Pelze ſind noch nicht recht.“ Als ſie nun in dem Holze waren, ſchürte Eulenſpiegel das Feuer noch einmal an, ließ die Pelze ſtehen und ging aus dem Dorfe hinweg. Er ſoll noch wieder kommen und Pelze waſchen. Als die Frauen zurück kamen, zankten ſie mit einander, denn Jede wollte ihren Pelz zuerſt aus dem Keſſel haben; wie ſie aber nachſahen, waren alle Pelze ſo verbrüht, daß ſie auseinander fielen. Eulenſpiegel aber war froh, daß er mit Manier weg war.

Wie Eulenſpiegel mit einem Todtenkopfe herumzog und, denſelben für ein großes Heiligthum ausgebend, viel Geld gewann.

Es hatte ſich Eulenſpiegel in allen Ländern ſeiner Bosheit wegen bekannt gemacht; und wo er einmal geweſen war, da war er nicht wieder willkommen, es wäre denn, daß er ſich verkleidet gehabt hätte, ſo daß man ihn nicht kannte. Er hätte bei ſeinem Müſſiggange in der Welt nimmermehr ein Fortkommen auf ehrliche Art gefunden; doch mit Gaukelſpiel hatte er ſich allzeit Geld genug gewonnen und war von Jugend auf guter Dinge geweſen. Da nun aber ſeine Schalkheit überall bekannt war, ſo begann ſeine Nahrung hinter ſich zu gehen, und er wußte faſt nicht mehr, was er treiben ſollte, um ohne zu arbeiten Geld zu bekommen. Er nahm ſich endlich vor, ſich für einen Stationirer oder ſolchen auszugeben, der mit Heiligthümern im Lande herum wanderte. Zu dem Ende verkleidete er ſich in das Gewand eines Prieſters, nahm einen Todtenkopf und ließ ihn in Silber faſſen. So kam er in das Land Pommern, allwo ſich die Prieſter damals mehr an das Saufen, als an das Predigen hielten. Wenn nun in einem Dorf Kirchweih, Hochzeit oder eine andere Verſammlung war, ſo machte ſich Eulenſpiegel zu dem Pfarrer und bat ihn, daß er ihn predigen und den Bauern ſein Heiligthum verkündigen ließe, womit er ſie beſtreichen wollte wider allerlei leibliche Gebrechen. Was er dafür an Opfer von den Bauern bekäme, das wollte er mit dem Prieſter theilen. Der ungelehrte Pfaff war wohl damit zufrieden, in der Hoffnung, Geld zu bekommen. Wenn nun das meiſte Volk in der Kirche war, ſtieg Eulenſpiegel auf den Predigtſtuhl, ſagte ihnen allerlei ungereimtes Zeug von alten und neuen Dingen und ſprach ſonderlich auch von dem Haupte Brandonis, der ein heiliger Mann geweſen wäre. Solches Haupt führe er bei ſich und heile damit allerlei Krankheiten. Auch ſammle er Almoſen zum Bau einer Kirche des heiligen Brandonis, und wer wolle, möge beiſteuern dazu. Er warne aber ſonderlich die Weiber im Voraus: welche eine Ehebrecherin wäre, die möge ja nicht zum Opfer kommen, denn von einer ſolchen nähme er nichts an. Hierauf reichte er den Leuten das Haupt zu küſſen, welches er vielleicht irgendwo unter einem Galgen aufgeleſen hatte, gab den Bauern und Bäuerinnen den Segen und ging von der Kanzel. Zuletzt ſtand er vor dem Altar, fing an zu ſingen und mit den Schellen zu klingen. Da drängten ſich die böſen Weiber ſammt den guten mit ihrem Opfer zu dem Altar, und die, welche in einem böſen Gerücht ſtanden, die wollten die erſten ſein mit ihrem Opfer. Eine jegliche gedachte auf dieſe Art zu beweiſen, daß ſie keine Ehebrecherin ſei, und Eulenſpiegel nahm das Opfer von guten und böſen Weibern und verſchmähete niemand. Die einfältigen Frauen glaubten feſt an ſeine liſtige und ſchalkhafte Sache und meinten, welche Frau ſitzen bliebe, die hätte kein gutes Gewiſſen. Wenn eine Frau kein Geld hatte, die opferte einen goldenen Ring und hatte immer eine Achtung auf die andere, ob ſie auch opferte. Die, mit denen es nicht richtig war, brachten die größten Gaben, damit ſie Eulenſpiegel ja nicht zurückweiſe, und meinten ſich damit vor aller Welt Augen ganz rein zu waſchen. Es waren auch viele, die zwei oder dreimal opferten, damit es das Volk ja ſehen möchte. Eulenſpiegel bekam alle die ſchönſten Opfer, die jemals gebracht worden, und gebot ihnen bei dem Bann, mit keiner Schalkheit mehr umzugehen, denn ſie wären nunmehr ihrer Sünde ganz frei. Darauf wurden die Frauen allenthalben fromm, und er paſſirte gleichfalls für einen frommen Prediger. So wußte Eulenſpiegel die Bosheit zu practiciren.

Wie Eulenſpiegel machte, daß die Schaarwächter zu Nürnberg in das Waſſer, die Pegnitz genannt, fielen.

Als Eulenſpiegel mit ſeinem Heiligthum weit umher gezogen war und die Leute vielfältig betrogen hatte, kam er nach Nürnberg und wollte daſelbſt ſein Geld verzehren, das er mit dem Heiligthume gewonnen hatte. Da er nun ein Zeitlang da geweſen war und alle Wege und Stege genugſam kennen gelernt hatte, konnte er's nicht länger laſſen, ſondern mußte eine Schalkheit begehen. Er hatte aber geſehen, daß Abends die Schaarwächter in einem Keller unter dem Rathhauſe zuſammenkamen. Eulenſpiegel nahm die Gelegenheit wohl in Acht, ſonderlich einen Steg, über welchen man gehn mußte, um von dem Rathhauſe nach dem Sauhofe zu kommen. Eulenſpiegel wartete mit ſeiner Schalkheit, bis die Leute ſchlafen gegangen waren; und als es ganz ſtill war, brach er von dem Steg drei Bretter ab und warf ſie in die Pegnitz, ging vor das Rathhaus, begann ein mörderiſches Geſchrei und hieb dazu mit einem beſchlagnen Stock auf das Pflaſter, daß das Feuer danach ſprang. Als das die Wächter hörten, fuhren ſie auf und liefen ihm nach. Eulenſpiegel nahm die Flucht nach dem Saumarkt hin und kam mit Noth ihnen vor, über den Steg, wo er die Dielen abgeworfen hatte. Nachdem er glücklich über die Luke im Stege geſprungen war, rief er mit lauter Stimme: „Ho, ho! wo bleibt Ihr, Ihr verzagten Böſewichter?“ Als das die Wächter hörten, liefen ſie ihm eilends nach; ein jeder wollte der Erſte ſein. Alſo fiel Einer nach dem Andern in die Pegnitz, und dabei war die Lücke des Stegs ſo enge, daß ſie ſich noch beim Herunterpurzeln hüben und drüben die Köpfe zerſchlugen. „Ho, ho! rief Eulenſpiegel, laufet Ihr noch nicht? morgen eilet mir mehr nach!“ Da fiel Einer ein Bein entzwei, der Andere einen Arm, der Dritte ein Loch in den Kopf, und Keiner kam ohne Schaden davon. Als er nun dieſe Schalkheit vollbracht hatte, blieb er nicht mehr zu Nürnberg, ſondern machte ſich hinweg; denn er befürchtete, daß ihm, wo es herauskäme, von den Herren in Nürnberg ein öffentlicher Schimpf angethan werden möchte.

Wie Eulenſpiegel zu Bamberg um Geld aß.

Mit Liſt verdiente Eulenſpiegel auch einmal Geld zu Bamberg. Als er von Nürnberg kam und hungrig war, traf er in einem Wirthshaus zu Bamberg eine gar fröhliche Wirthin an, die hieß Königin, und bewillkommte ihn, denn ſie ſah an ſeinen Kleidern, daß er gar ein ſeltener Gaſt ſein müßte. Da man nun zu Morgen eſſen ſollte, fragte die Wirthin, was ihm beliebte? Eulenſpiegel antwortete: Er wäre ein armer Geſell, und bat ſie, daß ſie ihm um Gottes Willen etwas wollte zu eſſen geben. Die Wirthin ſprach: „Freund, in den Fleiſchbänken gibt man mir nichts umſonſt! ich muß das Eſſen ſelbſt theuer bezahlen.“ Eulenſpiegel ſprach: „Ach Frau! So will ich meinetwegen um Geld eſſen und trinken.“ Die Frau ſprach: „An dem Herrentiſch um vier und zwanzig Pfennig und an der nächſten Tafel daneben für achtzehn Pfennig, und bei dem Hausgeſinde um zwölf Pfennig.“ Eulenſpiegel war getroſt, ſagte: „Das mehrere Geld dient mir am beſten:“ und ſezte ſich darauf an die Herrentafel. Nachdem er aber den Bauch mit Eſſen und Trinken angefüllt hatte, bat er die Wirthin, ihn abzufertigen, weil er Armuths halber weiter wandern müßte. „Lieber Gaſt, ſprach die Wirthin, gebt für die Mahlzeit vier und zwanzig Pfennig, dann könnt Ihr in Gottes Namen reiſen.“ — „Nicht alſo, Frau Wirthin! ſprach Eulenſpiegel, ſondern Ihr ſeid mir vier und zwanzig Pfennige ſchuldig, wie Ihr mir verſprochen habt. Es iſt mir ſchwer angekommen, bis ich das Geld verdiente. Ich aß, daß mir der Schweiß ausbrach, und das einzig um die vier und zwanzig Pfennige!“ Die Wirthin ſprach: „Ziehe hin, lieber Gaſt! das ſei Dir geſchenkt, komme aber nicht wieder.“

Wie Eulenſpiegel gen Rom kam, den Papſt zu ſehen, und hundert Ducaten verdiente.

Eulenſpiegel gedachte einſtmals des Sprüchwortes: Wandere gen Rom, frommer Mann: und komme herwieder Nequam! Deswegen zog er gen Rom, mit Liſt ſeine Schalkheit daſelbſt auch zu verſuchen, und kam in eine Herberge zu einer Wirthin, die fragte: von wannen er wäre, und was er zu Rom zu verrichten hätte? Es wäre eine Sache, ſprach Eulenſpiegel, derenwegen er gern mit dem Papſte reden wollte. „Lieber Freund! antwortete die Wirthin, ich bin hier geboren und erzogen und habe noch nie mit ihm reden können; wie wollt Ihr es denn zuwege bringen? ich gäbe noch hundert Ducaten darum, wenn ich mit ihm in ein Geſpräch kommen könnte.“ — „Liebe Wirthin! ſprach Eulenſpiegel, wenn Ihr mit ihm geredet hättet, wolltet Ihr mir auch die hundert Ducaten geben?“ Die Frau verſprach ihm die hundert Ducaten, wo er das vermöchte; ſie meinte aber, es wäre ihm unmöglich, mit dem Papſte zu reden. Weil aber der Papſt alle vier Wochen eine Meſſe in der Capelle, genannt Jeruſalem, zu St. Johann Lateran, leſen muß, wartete Eulenſpiegel die Zeit ab und dann drängte er ſich mit in die Capelle und ſo nah als möglich zum Papſte. Während nun die Meſſe geleſen wurde und alles Volk auf die Knie fiel, blieb er allein ſtehen, und wenn das Sakrament aufgehoben oder der Segen gegeben wurde, kehrte Eulenſpiegel den Rücken gegen den Altar. Das wurde nach dem Ausgange der Meſſe dem Papſt angezeigt und dieſer ſchickte alsbald nach Eulenſpiegel. Da er erſchien, fragte ihn der Papſt, ob er ein Chriſt wäre? Eulenſpiegel antwortete demüthig: „Ja!“ Weiter fragte ihn der Papſt: „Weß Glaubens?“ Eulenſpiegel ſprach: er hätte den Glauben, den ſeine Wirthin hätte, und nannte ſie mit Namen. Die Frau wurde vor den Papſt gefordert und von ihm gefragt, weß Glaubens ſie wäre? Die Wirthin antwortete: ſie hätte den Chriſtenglauben und glaube Alles, was ihr die chriſtliche Kirche gebiete und verbiete. Eulenſpiegel, der dabei ſtand, hielt ſich äußerlich in großer Andacht und ſagte: „Allergnädigſter Vater! dieſen rechten Glauben habe ich auch.“ — „Warum kehrſt Du denn, ſprach der Papſt, den Rücken gegen den Altar während der Meſſe?“ Eulenſpiegel antwortete: „Weil ich ein armer Sünder bin und mich nicht für würdig halte, die Sacramente zu ſehen.“ Auf dieſe Rede entließ der Papſt den Eulenſpiegel und ſagte ihm, er ſolle Buße thun. Eulenſpiegel aber ging in ſeine Herberge und begehrte die hundert Ducaten, die ihm mußten gegeben werden. Aber Eulenſpiegel blieb ein Schalk nach wie vor und war von der Wallfahrt nach Rom nicht viel frömmer geworden.

Wie Eulenſpiegel zu Quedlinburg Hühner kaufte und der Bäuerin ihren eigenen Hahn zum Pfande ließ für das Geld.

Die Leute waren vor Zeiten lange nicht ſo gewitzigt wie jetzt, ſonderlich die Bauersleute. Denn einſtmals kam Eulenſpiegel nach Quedlinburg, da war zu der Zeit Markt. Eulenſpiegel hatte nicht genug Zehrung: denn wie er ſein Geld gewann, ſo ging es wieder weg, und dachte nach, wie er wieder Zehrung bekommen möchte. Eine Bäuerin ſaß da zu Markt und hatte einen Korb voll Hühner mit einem Hahne feil. Eulenſpiegel fragte, was das Paar gelten ſollte? Sie antwortete ihm: „Das Paar um zwei Stephans-Groſchen.“ Eulenſpiegel ſagte: „Wollt Ihr ſie nicht wohlfeiler geben?“ Sie ſprach: „Nein.“ Eulenſpiegel nahm nun die Hühner mit dem Korb und ging dem Burgthore zu; da lief ihm die Frau nach und ſprach: „Kaufmann! wie ſoll ich das verſtehen? willſt Du mir die Hühner nicht bezahlen?“ Eulenſpiegel ſprach: „Ja, ich bin der Aebtiſſin Schreiber.“ — „Darnach frage ich nicht! ſagte die Frau: willſt Du die Hühner haben, ſo bezahle ſie; ich habe bei der Aebtiſſin ben nichts zu ſchaffen. Mein Vater hat mich gelehrt, ich ſolle denen nichts borgen, welche vornehm ſind.“ Eulenſpiegel ſprach: „Frau! Ihr ſeid von kleinem Glauben; damit Ihr aber beſſer verſichert ſeid, will ich Euch dieſen Hahn zum Unterpfande geben, bis ich Euch den Korb und das Geld bringe.“ Die gute Frau nahm ihren Hahn zum Pfand, aber wurde betrogen, denn Eulenſpiegel ließ ſich nicht wieder ſehen.

Wie Eulenſpiegel dem Pfarrer zu Rieſenburg mit einer falſchen Beichte ſein Pferd abſchwatzte.

Eulenſpiegel ließ ſich böſe Schwänke auszuüben nicht verdrießen. Nun war damals in dem Dorfe Rieſenburg ein Pfarrer, der hatte eine ſchöne Kellnerin und dazu ein kleines ſauberes Pferd, welche er beide liebte, ſowohl das Pferd als die Kellnerin. Eines Tages kam der Herzog von Braunſchweig nach Rieſenburg und ließ den Pfarrer durch beſondere Leute erſuchen, er möchte ihm doch das Pferd zukommen laſſen, er wolle ihm dafür geben, was er begehre. Der Pfarrer ſchlug es aber dem Fürſten ab, und mit Gewalt durfte es dieſer nicht nehmen laſſen. Eulenſpiegel war aber auch nach Rieſenburg gekommen und verſtand den Handel wohl. Er ſprach daher zum Fürſten: „Gnädiger Herr! was wollt Ihr mir ſchenken, wenn ich das Pferd von dem Pfaffen bringe?“ — „Kannſt Du das thun, ſagte der Herzog, ſo will ich Dir den Rock geben, den ich habe.“ Der Rock war von rothem Sammt mit Perlen geſtickt. Das nahm Eulenſpiegel an, und ritt von Wolfenbüttel in das Dorf, zu dem Pfarrer in die Herberge; denn er war wohl bekannt in dem Pfarrhaus, weil er ſchon mehrmals dort geweſen war. Nach drei Tagen ſtellte er ſich, als ob er krank wäre, lechzte laut und legte ſich nieder. Dem Pfaffen und ſeiner Magd war es leid, und ſie wußten keinen Rath. Zuletzt wurde Eulenſpiegel ſo krank, daß ihn der Pfaff ermahnte, er ſolle beichten.

Eulenſpiegel war ſehr dazu geneigt, und bat nur, ihn auf das ſchärfſte zu fragen. Der Pfaff ſprach: Er ſollte ſeine Seele bedenken und ſich bekehren, denn er habe ſein Lebtag viel Uebels gethan. Eulenſpiegel ſprach ganz kläglich zum Pfarrer: er wüßte nichts mehr, denn nur eine einzige Sünde, die er gethan hätte, die dürfte er ihm nicht beichten; er ſolle ihm einen andern Pfaffen bringen, dem wolle er ſie beichten; denn wenn er ihm die Sünde offenbarte, ſo beſorgte er, daß er darüber zürnen möchte. Als der Pfaff das hörte, meinte er, es wäre etwas anderes darunter verborgen, und wollte es gern wiſſen; denn die Pfaffen ſind etwas fürwitziger als andere Leute. „Lieber Eulenſpiegel! ſprach er demnach, der Weg iſt weit, ich kann ſo leicht keinen andern Pfaffen bekommen, und wenn Du inzwiſchen ſtürbſt, ſo hätteſt Du und ich eine ſchwere Verantwortung. Daher ſage Deine Sache lieber frei heraus! die Sünde mag ſo ſchwer ſein, als ſie will, ſo ſoll ſie Dir vergeben werden; und es ſchadet nichts, wenn ich gleich bös werde, ich darf ja nichts aus der Beichte reden.“ Eulenſpiegel ſprach: „Wohlan! ſo will ich Euch beichten; denn meine Sünde iſt nicht ſo ſchwer, als es mir leid iſt, daß Ihr möchtet zornig werden, weil es nur Euch angeht.“ Dieſes machte den Pfaffen noch begieriger, und er ſprach: wenn er ihm etwas geſtohlen oder ſonſt Schaden gethan hätte, ſollte er es nur beichten, er wolle es ihm vergeben. „Ach, lieber Herr! ſprach Eulenſpiegel, ich weiß, daß Ihr darüber zürnen werdet; doch weil ich merke, daß ich bald ſcheiden muß, will ich Euch das ſagen. Lieber Herr! Ich habe bei Eurer Magd geſchlafen.“ Der Pfaff fragte, wie oft das geſchehen wäre? Eulenſpiegel ſagte: „Nur fünfmal.“ Der Pfaff dachte, das wird gut werden! abſolvirte ihn bald, ging in die Kammer, hieß ſeine Magd zu ihm kommen und fragte: ob ſie bei Eulenſpiegel geſchlafen hätte? Die Kellnerin ſprach: „Nein, es iſt erlogen!“ Der Pfaff ſprach: „Es iſt doch wahr!“

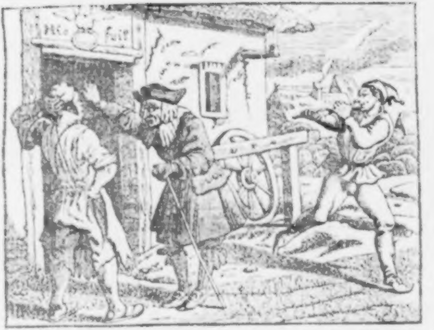
erwiſchte einen Stecken und ſchlug ſie braun und blau. Eulenſpiegel lachte im Bette und dachte: „Jetzt werden meine Sachen gut werden!“ lag noch einen Tag und eine Nacht ſtill, ſtand endlich Morgens früh auf und ſprach: „Es iſt ganz beſſer mit mir, ich muß in ein ander Land; was hab ich verzehrt?“ Der Pfaff rechnete mit ihm, war aber darüber, daß Eulenſpiegel wider Erwarten geneſen war, in ſeinem Sinn ſo irre, daß er nicht wußte, was er that, nahm ſein Geld und war froh, daß er den Eulenſpiegel los wurde. Eulenſpiegel aber ſprach: „Herr! warum habt Ihr meine Beichte offenbaret? jetzt will ich zu dem Biſchoff nach Halberſtadt gehen und Euch verklagen.“ Der Pfaff war noch ärger beſtürzt, da er hörte, daß ihn Eulenſpiegel ins Unglück bringen wollte, und bat ihn mit großem Ernſte, daß er es verſchwiege: es wäre im Zorn geſchehen, er wollte ihm gern zwanzig Gulden geben. Eulenſpiegel ſprach: „Nein, ich wollte nicht hundert Gulden nehmen, daß ich es verſchwiege.“ Der Pfaff bat die Magd mit weinenden Augen, ſie ſollte ihn fragen, was er begehrte, er wollte es ihm geben. Zuletzt ſprach Eulenſpiegel, er ſollte ihm das Pferd geben. Dem Pfaffen war das Pferd ſehr lieb, und er hätte ihm lieber alle ſeine Baarſchaft gegeben, aber die Noth brachte ihn dazu, daß er Eulenſpiegel das Pferd gab. Hierauf ritt Eulenſpiegel gen Wolfenbüttel; da ſtand der Herzog auf der Brücke und ſah Eulenſpiegel auf dem Pferde daher reiten. Wie er nun zum Fürſten kam, zog dieſer den Rock aus, den er ihm verheißen hatte, und ſprach: „Siehe, Eulenſpiegel! hier iſt der Rock, den ich Dir verſprochen habe.“ Eulenſpiegel gab dem Fürſten das Pferd, womit dieſem ein großer Dienſt geſchah. Dann mußte er auch erzählen, wie er das Pferd von dem Pfaffen bekommen hätte. Der Fürſt lachte und gab Eulenſpiegel zu dem Rock noch ein anderes Pferd. Der Pfarrer aber war ſehr darüber betrübt, daß in der Welt alles ſo verkehrt zuginge.

Wie ſich Eulenſpiegel zu einem Schmied verdingt und ihm die Bälge in den Hof trug.

Eulenſpiegel kam nach Roſtock, in das Land Mecklenburg, und verdingte ſich daſelbſt für einen Schmiedknecht. Nach einer Weile ſprach der Schmied zu ihm: „He, mach fort mit den Bälgen!“ und ging mit ſolchen Worten in den Hof und wollte brunzen. Alsbald nahm Eulenſpiegel einen Balg auf den Rükken und folgte dem Meiſter nach und ſprach zu ihm: „Meiſter! hier bringe ich den einen Balg, wo ſoll ich ihn hinthun? Ich will den andern auch bringen.“ Der Meiſter ſah ſich um und ſagte: „Lieber Knecht! ich meinte es nicht ſo; gehe hin und lege den Balg wieder an ſeinen Ort.“ Das that Eulenſpiegel und trug ihn wieder an ſeinen Ort. Der Meiſter dachte, wie er ihm das wieder lohnen wollte, und beſchloß, fünf Tage lang alle Mitternacht aufzuſtehen und ſeine Knechte zur Arbeit zu wecken. Da weckte er die Knechte um ſolche Zeit und hieß ſie ſchmieden. Eulenſpiegels Mitgeſell ſagte: „Was meint unſer Meiſter damit, daß er uns ſo frühe weckt? Er pflegte es ſonſt nicht zu thun.“ Eulenſpiegel fragte: „Lieber Meiſter! wie geht es zu, daß Ihr uns ſo früh wecket? es iſt erſt Mitternacht.“ Der Meiſter ſprach: „Es iſt meine Weiſe, daß ich meine Knechte in den erſten acht Tagen nicht länger liegen laſſe, als eine halbe Nacht.“ Eulenſpiegel blieb ſtill und ſein Mitgeſell durfte nicht reden. Die andere Nacht weckte ſie der Meiſter wieder; da ging Eulenſpiegels Mitgeſell an die Arbeit, aber Eulenſpiegel nahm das Bett und band es auf den Rücken. Als nun das Eiſen heiß war, kam er von dem Boden zum Ambos gelaufen und ſchlug mit zu, daß die Funken ins Bett flogen. Der Meiſter ſprach: „Siehe, was machſt Du! biſt Du toll geworden? Warum haſt Du das Bett nicht liegen laſſen an ſeinem Ort?“ Eulenſpiegel ſprach: „Meiſter! zürnet nicht; es iſt ſo meine Weiſe, daß ich eine halbe Nacht muß auf dem Bett liegen, und die andere halbe Nacht muß das Bett auf mir liegen.“ Der Meiſter wurde zornig und ſprach zu ihm: er ſollte das Bett wieder hintragen, wo ers genommen hätte, und ſprach weiter zu ihm: „Gehe mir oben aus dem Haus, Du verzweifelter Schalk!“ Er ſagte: „Ja;“ ging auf den Boden und legte das Bett wieder hin, wo ers genommen hatte. Hierauf nahm er eine Leiter, ſtieg oben auf das Dach und brach es auf; danach ſtieg er hinaus, zog die Leiter hinauf und ſetzte ſie von dem Dach auf die Straße, ſtieg darauf hinab und ging hinweg. Der Schmied hörte das Gepolter und ging mit dem andern Knecht dem Eulenſpiegel nach auf den Boden. Wie er nun ſah, daß das Dach zerbrochen war, wurde er noch böſer, ſuchte einen Spieß und lief aus dem Hauſe dem Schalk nach. Der Knechte ergriff den Meiſter und ſprach zu ihm: „Meiſter! nicht alſo: er hat doch nichts anders gethan, als was Ihr ihn geheiſſen habt.“ Der Schmied ließ ſich beſchwichtigen, weil Eulenſpiegel ſchon weg war. Der Knecht ſprach: „Hier iſt nicht viel zu gewinnen; wer Eulenſpiegel noch nicht kennt, der lerne ihn kennen und laſſe ſichs gefallen!“

Wie Eulenſpiegel einem Schmied die Hämmer, Zangen und was er fand, zuſammenſchmiedet.

Als nun Eulenſpiegel vom Schmied kam, ging es gegen den Winter, und der Winter war ſehr kalt. Es gefror hart und fiel eine theure Zeit ein, ſo daß die Dienſtknechte ledig gingen. Da nun Eulenſpiegel kein Geld zu verzehren hatte, wanderte er wieder und kam in ein Dorf, da wohnte auch ein Schmied. Obwohl er nun eben keine Luſt hatte, fernerhin ein Schmiedeknecht zu bleiben, ſo zwang ihn doch die große Hungers- und Wintersnoth dazu. Er dachte: Leide, was du leiden kannſt, ſo lange bis der Finger wieder in die Erde geht, und thue, was der Schmied will! Der Schmied wollte ihm keine Arbeit geben der theuren Zeit wegen; aber Eulenſpiegel bat ihn ſehr und ſagte, er wolle ja gern eſſen, was er ihm auch vorſetzen möchte. Der Schmied aber war auch ein Schalk und dachte: Der ſoll mich nicht arm eſſen, und nahm ihn an. Nun fingen ſie des Morgens an zu ſchmieden und der Schmied trieb ihn hart zur Arbeit, bis daß es Mittag wurde. Als es nun aber ſollte zu Tiſche gehn, da führte der Schmied den Eulenſpiegel in den Hof an eine Lehmgrube und ſagte: „Haſt Du doch geſagt, Du wollteſt eſſen, was ich Dir vorſetze; da ſieh die Lehmgrube! da magſt Du Dich ſatt eſſen.“ Damit ging er in das Haus und aß Gekochtes und Gebratenes. Eulenſpiegel aber blieb draußen und dachte bei ſich: Du haſt an Manchen Schalkheit verübt, heut wird dir mit gleicher Münze bezahlt; aber er ſoll es mir hart bezahlen, und wäre der Winter noch ſo kalt! Nach dem Mittagseſſen ging Eulenſpiegel wieder ruhig an die Arbeit, ließ ſich nichts merken und arbeitete fleißig bis an den Abend. Da hatte der Schmied doch ein Mitleid mit ihm, gab ihm zu eſſen und ſagte: „Morgen ſollſt Du bei guter Zeit anfangen, ſchmiede zuſammen was da iſt und haue Hufnägel ab; die Magd mag am Blasbalg ſtehen, bis ich herunter komme.“ Da ging Eulenſpiegel ſchlafen, ſtand des andern Tages bei guter Zeit auf und dachte: Jetzt ſoll er mir das Mittagseſſen bezahlen. Er nahm Zangen, Hämmer, Feuerhaken, Sandlöffel und alles, was von eiſernem Handwerkszeuge da war und ſchweißte eins ans andre. Hierauf nahm er den Sack mit den Hufnägeln, ſchüttete ihn aus und ſchlug allen Nägeln die Köpfe ab. Er that die Köpfe zuſammen und die Stifte auch und ging hinweg, da er den Schmied zur Treppe herunter kommen hörte. Als der Schmied nun in die Werkſtatt kam und ſeines Knechts ſaubre Arbeit ſah, wurde er ſehr zornig und fragte die Magd, wo der Knecht wäre? Sie ſagte, er wäre vor die Thür gegangen. Der Schmied ſagte: „Er iſt gegangen als ein Schalk; wüßte ich, wo er wäre, ich wollte ihm nachreiten und ihm eine gute Schlappe



ſchlagen!“ Die Magd ſagte: Er malte etwas über die Thüre, da er hinweg ging. Eulenſpiegel hatte nämlich die Gewohnheit, wo er einen Schalksſtreich vollführt hatte und man ihn nicht kannte, da nahm er Kreide, malte über die Thür eine Eule und einen Spiegel und ſchrieb dazu: **Hic fuit.** Wie alſo der Schmied aus der Thür trat, da ſah er das Zeichen. Indem er es anſah und die Schrift nicht leſen konnte, rief er den Kirchner, welcher eben vorüberging, und bat ihn, daß er ihm die Schrift leſe. Da ſprach der Kirchner: „Das bedeutet ſoviel, als: Hier iſt Eulenſpiegel geweſen. Warum habt Ihr mir nicht geſagt, daß der Schalk bei Euch war? er iſt ſo verſchrieen durch ſeine Schalkheit; ich hätte ihn gern von Angeſicht geſehen.“ — „Wie konnte ichs Euch denn ſagen, antwortete der Schmied, da ich ihn ſelber nicht gekannt habe? aber nun weiß ich wohl, welch ein Geſell er iſt, denn ich ſah's zur Genüge an meinen Werkzeugen.“ Damit nahm er den Kohlenwiſch, wiſchte die Inſchrift über der Thür weg und ſagte: „Ich will keines Schalkes Wappen über meiner Thür haben!“ Darauf ging der Kirchner weg und ließ den Schmied ſtehen; — Eulenſpiegel aber iſt nicht wieder gekommen.

Wie Eulenſpiegel einem Schmiede, deſſen Frau, Knecht und Magd, jedem eine Wahrheit ſagte und dafür ſein Pferd beſchlagen erhielt.

Als es mit Eulenſpiegel wieder beſſer ging, und er wieder auf einem Pferde durchs Land ritt, kam er eines Tages von Wismar. Da ſah er vor einer Schmiede eine ſaubre Frau mit ihrer Magd ſtehen, die war des Schmieds Frau. Er zog gegenüber zur Herberge ein, brach des Nachts ſeinem Pferd alle vier Eiſen ab und führte das Thier des Morgens vor die Schmiede. Sobald er nun dahin kam, erkannten ſie ihn, daß er Eulenſpiegel war; da kamen die Frau und die Magd vor das Haus, um zu ſehen, was ſeine Verrichtung wäre. Da fing Eulenſpiegel an und ſprach zu dem Schmied: ob er ihm wollte ſein Pferd beſchlagen? „Ja,“ ſagte der Schmied, und war ihm lieb, daß er mit ihm reden konnte; und nach mancher Rede und Gegenrede kamen ſie überein, daß der Schmied ſagte: wenn er ihm könnte Wahrheit ſagen, die wahrhaftig wäre, ſo wollte er ſeinem Pferd Ein Hufeiſen umſonſt aufſchlagen.“ Er ſagte: „Ja, wenn Ihr Eiſen, Kohlen und Wind in dem Balge habt, ſo könnt Ihr wohl ſchmieden.“ — „Das iſt wahr,“ ſagte der Schmied und gab ihm ein Hufeiſen. Der Knecht ſchlug ihm das Eiſen auf und ſagte bei dem Nothſtall zu Eulenſpiegel: Könnte er noch ein wahres Wort ſagen, das ihn beträfe, ſo wollte er ſeinem Pferd auch ein Hufeiſen geben. Eulenſpiegel antwortete: „Ja,“ und ſprach: „Ein Schmiedeknecht und ein Geſell, die müſſen beide hart ſtehen, wenn ſie in der Arbeit begriffen.“ — „Das iſt wahr,“ ſagte der Knecht und gab ihm auch ein Eiſen. Die Frau und die Magd ſahen das und drängten ſich auch dazu, daß ſie mit ihm zu reden kamen. Sie ſprachen zu ihm: ob er ihnen auch die Wahrheit ſagen könnte, ſie wollten ihm auch eine jede ein Hufeiſen geben. Eulenſpiegel ſagte: „Ja,“ und ſprach zu der Frau: „Welche Frauen viel vor der Thüre ſtehen und ſo viel Weißes in den Augen haben, die ſind dem Mannsvolke ſehr gewogen.“ Die Frau ſprach: „Das iſt wahr,“ und gab ihm auch ein Eiſen. Danach ſagte er zu der Magd: „Mägdlein! wenn Du iſſeſt, hüte Dich vor gedörrtem Rindfleiſch, ſo darfſt Du nicht in den Zähnen grübeln und thut Dir auch der Magen nicht wehe.“ Die Magd ſagte: „O welch ein wahres Wort iſt das!“ und gab ihm auch ein Eiſen; hiemit ritt Eulenſpiegel davon, weil ſein Pferd wohl beſchlagen war.

Wie Eulenſpiegel bei einem Schuhmacher diente und ihm das Leder zuſchnitt.

Es war ein Schuhmacher daſelbſt, der ging lieber auf dem Markt herum ſpazieren, als daß er arbeitete. Derſelbe nahm den Eulenſpiegel auf und hieß ihn das Leder zuſchneiden. Eulenſpiegel fragte den Meiſter: welche Form er haben wollte? Der Schuhmacher ſagte: „Schneide zu groß und klein, wie es der Hirt zum Thor hinaus treibt.“ Er ſagte: „Ja.“ Der Schuhmacher ging aus, Eulenſpiegel ſchnitt zu und machte aus dem Leder Ochſen, Kälber, Schafe, Geiſe, Böcke und allerlei Thiere. Wie der Meiſter heim kam und ſehen wollte, was ſein Knecht zugeſchnitten hatte, da fand er dieſe Thiere aus dem Leder geſchnitten. Er wurde böſe und ſprach zu Eulenſpiegel: „Was haſt Du denn gemacht, und das Leder ſo unnützlich zerſchnitten?“ Eulenſpiegel ſagte: „Lieber Meiſter! ich habe es alſo gemacht, wie Ihr mir geſagt habt.“ Der Meiſter ſprach: „Ich habe Dich nicht geheißen, daß Du das Leder verderben ſollſt!“ Eulenſpiegel ſagte: „Meiſter! was erzürnt Ihr Euch ſo? Ihr ſagtet ja zu mir, ich ſollte von dem Leder ſchneiden klein und groß, wie es der Hirt zum Thor hinaus treibe; das hab ich gethan, wie Ihr ſehet.“ Der Meiſter ſprach: „Ich meinte alſo, daß es ſollten kleine und große Schuhe ſein.“ Eulenſpiegel ſprach: „Hättet Ihr mich das geheißen, ſo hätte ichs gern gethan und that es noch gern.“ Eulenſpiegel und ſein Meiſter verglichen ſich mit einander, und dieſer Fehler wurde ihm vergeben, weil er verſprach, er wollte es nun machen, wie es der Meiſter haben wollte, er ſollte es ihm nur recht gut ſagen. Der Schuhmacher ſchnitt Sohlen, legte ſie Eulenſpiegel vor und ſprach: „Gib Achtung und nähe die kleinen mit den großen Schuhen, einen nach dem andern.“ Er ſagte: „Ja“, und fing an zu nähen. Der Meiſter verzog ein wenig mit dem Ausgehen, wartete und wollte ſehen, was Eulenſpiegel machen würde, weil er gar wohl dachte, daß er alſo thun würde, was er ihn geheißen, wie er auch that, genau nach des Meiſters Befehl. Eulenſpiegel nahm einen kleinen und einen großen Schuh und nähete ſie zuſammen. Der Meiſter ſchlich heimlich zu ihm und ſah, daß er einen Schuh an den andern nähete. Da ſprach der Meiſter: „Du biſt mir ein rechter Knecht! Du thuſt alles, was ich Dich heiße.“ Eulenſpiegel ſprach: „Wer thut, was man ihn heißet, der wird nicht geſchlagen.“ Der Meiſter ſprach: „Ja, mein lieber Knecht! meine Worte waren wohl ſo, aber meine Meinung war anders; ich meinte: Du ſollteſt ein Paar kleine Schuhe fertig machen und danach ein Paar große; Du thuſt nach den Worten und nicht nach der Meinung.“ Damit wurde er zornig, nahm ihm das zerſchnittene Leder und ſagte: „Da haſt Du anderes Leder, ſchneid neue Schuhe über einen Leiſten!“ und dachte nicht weiter daran, denn er wollte ausgehen. Der Meiſter ging ſeinem Gewerbe nach und war nur eine Stunde außen, da dachte er erſt, was er ſeinen Knecht geheißen, die Schuhe zuzuſchneiden über einen Leiſten. Er ließ all ſein Gewerbe ſtehen und lief eilends nach Haus. Eulenſpiegel ſaß da und ſchnitt indeſſen das Leder alles über den kleinſten Leiſten. Da nun der Meiſter kam und ſah, daß er die Schuhe alle über einen Leiſten geſchnitten hatte, ſagte er zu ihm: „Wie, willſt Du große und kleine Schuhe machen und ſchneideſt alle über den kleinſten Leiſten? — „Ja, Ihr wollt es doch ſo haben; ich will ſie hernach ſchon machen und wo es fehlt, nachhelfen.“ Der Meiſter ſprach: „Beſſer kannſt Du einen kleinen Schuh ſchneiden aus einem großen, als einen großen aus einem kleinen; Du nimmſt einen Leiſten und der andere iſt zu nichts gemacht.“ Eulenſpiegel ſagte: „Meiſter! Ihr hießet mich die Schuh zuſchneiden über Einen Leiſten.“ Der Meiſter ſagte: „Ich hieße Dich wohl ſo lange, bis ich mit Dir müßte an den Galgen laufen!“ und forderte, daß er ihm das Leder, ſo er verderbt hätte, bezahlen ſollte. Eulenſpiegel ſagte: „Der Gerber kann des Leders mehr machen;“ ſtand auf, ging zur Thür hinaus und ſprach: „Komm ich nicht wieder, ſo bin ich da geweſen; Adieu!“

Wie Eulenſpiegel einem Bauer eine Suppe begoß und that übelriechenden Fiſchthran hinein ſtatt des Schmalzes.

Als nun Eulenſpiegel dem Schuhmacher ſo viele Schalkheit zugefügt hatte, kam er gen Stade und verdingte ſich wiederum zu einem Schuhmacher. Als er nun den erſten Tag arbeiten ſollte, da ging ſein Meiſter auf den Markt, kaufte ein Fuder Holz und verhieß dem Bauer außer dem Geld eine Suppe zu geben. Wie nun der Meiſter mit dem Bauer und dem Holze vor ſein Haus kam, da waren die Frau und die Magd ausgegangen, und Eulenſpiegel war allein im Hauſe und nähete Schuhe. Der Meiſter mußte auch wieder auf den Markt gehen und befahl alſo dem Eulenſpiegel, daß er nähme, was er hätte, um dem Bauer die bedingte Suppe zu machen. Eulenſpiegel ſagte: „Ja“. Der Bauer warf das Holz ab und kam dann ins Haus. Eulenſpiegel ſchnitt die Suppe ein, konnte aber in der Eile kein Fett finden. Da nahm er aus einem Behältniß, darin der Fiſchthran war, und begoß damit die Suppe. Der Bauer fing an zu eſſen und ſchmeckte, daß es übel roch; doch war er hungrig und aß die Suppe. Indeſſen kam der Schuhmacher heim und fragte, wie ihm die Suppe geſchmeckt hätte? Der Bauer ſagte: „Wie lauter neue Schuhe.“ Drauf ging der Bauer aus dem Hauſe. Da lachte der Schuhmacher und fragte Eulenſpiegel, wovon er dem Bauer die Suppe geſchmalzt hätte? Eulenſpiegel ſprach: „Ihr ſagtet ja, ich ſollte nehmen, was ich hätte; nun hatte ich nichts anders, als Fiſchthran; davon habe ich dem Bauer die Suppe geſchmalzt, denn ich ſuchte überall und fand ſonſt nichts.“ Der Schuhmacher ſagte: „Es iſt recht und dem Bauer gut genug.“

Wie ein Stiefelmacher zu Braunſchweig Eulenſpiegel die Stiefeln ſpickte und von dieſem gewitzigt wurde.

Es war ein Stiefelmacher zu Braunſchweig auf dem Kohlmarkt, der hieß Chriſtoph, zu dem ging Eulenſpiegel, wollte ſeine Stiefeln ſchmieren laſſen und ſprach: „Meiſter! wollt Ihr mir die Stiefeln ſpicken, daß ich ſie auf den Montag wieder haben kann?“ Der Meiſter ſagte: „Ja“. Als er hinweg war, ſprach der Knecht: „Meiſter! das iſt Eulenſpiegel, der Jedermann Bosheit beweiſt, und wenn er Euch etwas heißt, ſo gebt nur wohl Acht darauf, daß er Euch mit ſeiner Schalkheit nicht beſchmitze.“ Der Meiſter ſagte: „Was hat er uns geheißen?“ Der Knecht ſagte: „Er hieß Euch die Stiefeln ſpicken und meinte, man ſollte ſie ſchmieren. Nun will ich ſie nicht ſchmieren, ſondern ſpicken, wie man die Braten ſpickt.“ — „Wir wollen thun, ſprach der Meiſter, was er uns geheißen hat;“ nimmt den Speck, ſchneidet ihn und ſpickte die Stiefeln damit, wie einen Braten. Eulenſpiegel kam am Morgen wieder und fragte: ob die Stiefeln fertig wären? Der Meiſter hatte ſie an die Wand gehängt, zeigte ſie ihm und ſagte: „Da hängen ſie.“ Eulenſpiegel ſah, daß die Stiefeln alſo geſpickt waren, lachte und ſagte: „Wie ſeid Ihr ſo ein frommer Meiſter! Ihr habt ſie gemacht, wie ich Euch befohlen habe: was wollt Ihr dafür haben?“ Der Meiſter ſprach: „Einen alten Groſchen.“ Eulenſpiegel gab ihm denſelben, nahm ſeine Stiefeln alſo geſpickt und ging zum Haus hinaus. Der Meiſter und ſein Knecht lachten, ſahen ihm nach und ſprachen: „Das ſollte ihm nicht geſchehen ſein.“ Indem lief Eulenſpiegel wieder zurück zum Haus, ſtieß den Kopf und die Schultern durch das Fenſter; denn die Stube war auf der Erde, und ſprach zu dem Stiefelmacher: „Meiſter! was iſt das für Speck? Iſt er von einer Sau oder von einem Eber?“ Der Meiſter verwunderte ſich ſammt dem Knechte; zuletzt erſah er, daß es Eulenſpiegel war, der ſo übel mit ſeinem Fenſter umging; er wurde zornig und ſprach: „Du Böſewicht! willſt Du das nicht bleiben laſſen, ſo will ich Dich mit dem Prügel vor Deinen Kopf ſchlagen!“ Eulenſpiegel ſprach: „Lieber Meiſter! erzürnt Euch nicht; ich wollte es gern wiſſen, was das für Speck wäre, wenn Ihr meine Stiefeln geſpickt habt, ob er von einer Sau oder von einem Eber wäre?“ Der Meiſter wurde noch zorniger und ſagte, er ſollte ihm ſeine Fenſter unzerbrochen laſſen. Eulenſpiegel ſagte: „Wollt Ihr denn nicht ſagen, was es für ein Speck iſt, ſo muß ich gehen und einen andern fragen.“ Alſo ſprang Eulenſpiegel wieder aus dem Fenſter; da war der Meiſter zornig auf ſeinen Knecht, und ſprach zu ihm: „Den Rath gabſt Du mir, nun gieb mir auch einen Rath, daß meine Fenſter wieder gemacht werden. Ich habe allezeit gehört, wer mit Schalksnarren beladen iſt, der ſoll es kurz machen und ſie gehen laſſen; hätte ich das auch gethan, ſo wären meine Fenſter ganz geblieben.“ Der Knecht mußte darum wandern und ließ den Meiſter ſitzen, welcher gewitzigt worden war.

Wie Eulenſpiegel einem Schuhmacher zu Wismar gefrornen Koth für Schmalz verkaufte.

Auf eine Zeit that Eulenſpiegel einem Schuhmacher zu Wismar groſſen Schaden und verderbte ihm viel Leder, worüber der gute Mann ſehr traurig wurde. Das vernahm Eulenſpiegel, kam wieder gen Wismar und ſprach denſelben Schuhmacher, dem er den Schaden gethan hatte, wieder an. Er laſſe, ſagte er, eine große Laſt Leder-Schmalz kommen, das wollte er ihm wohlfeil geben, damit er wegen ſeines ehemals durch ihn erlittenen Schadens befriedigt würde. Der Schuhmacher ſagte: „Ja, Du thuſt wohl daran, denn Du haſt mich dadurch zu einem armen Mann gemacht: wenn Dir das Gut kommt, ſo ſage mirs.“ Darauf ſchieden ſie von einander. Es war juſt Winterzeit, da die Schundknechte die heimlichen Gemache reinigten. Zu denen kam Eulenſpiegel und verſprach ihnen Geld, wofür ſie ihm zwölf Tonnen mit der Materie füllen ſollten, die ſie ſonſt ins Waſſer zu führen pflegten. Die Schundknechte thaten es und ſchlugen ihm die Tonnen voll, bis auf vier Finger breit, und ließen ſie ſo lange ſtehen, bis ſie hart gefroren waren. Nun holte ſie Eulenſpiegel hinweg, begoß ſechs Tonnen oben dick mit Schmalz, ſchlug ſie feſt zu und ließ ſie zum goldenen Stern in ſeine Herberge führen. Danach ſchickte er dem Schuhmacher einen Boten. Als der Schuhmacher kam, ſchlugen ſie das Gut oben auf: das gefiel dem Schuhmacher wohl und ſie wurden des Kaufs einig, daß der Schuhmacher Eulenſpiegeln zwei und vierzig Gulden dafür geben ſollte. Zwei und zwanzig Gulden ſollte der Schuhmacher ſogleich baar zahlen, den Reſt aber übers Jahr. Eulenſpiegel nahm das Geld und wanderte; denn er befürchtete, der letzte Betrug möchte ärger werden als der erſte. Der Schuhmacher empfing ſein Gut und war fröhlich wie einer, der eine verlorene Schuld wieder bekommen hat. Die Schuhknechte kamen ihm zu Hilfe und verhofften einen Schmaus, wie ihre Weiſe iſt. Als ſie nun eine Tonne zum Feuer brachten, und die Materie anfing warm zu werden, bekamen ſie einen üblen Geruch, daß immer einer zum andern ſagte: „Du haſt in die Hoſen gemacht: Du haſt in den Koth getreten: es ſtinkt ſehr übel!“ fanden aber nichts. Darauf thaten ſie das Schmalz in einen Keſſel und wollten das Leder einſchmieren. Je tiefer ſie aber hinein kamen, deſto übleren Geruch gab es; bis ſie den Poſſen merkten und ihre Arbeit ſtehen ließen. Der Meiſter und die Knechte liefen, Eulenſpiegel zu ſuchen und den Schaden anzugeben; aber er war mit dem Gelde hinweg und ſoll die andern zwanzig Gulden noch holen. Alſo mußte der Schuhmacher ſeine Tonnen mit dem Schmalz in die Schundgruben führen laſſen und kam in doppelten Schaden.

Wie Eulenſpiegel zu Einbeck ein Bierbrauersknecht wurde und einen Hund für Hopfen ſott.

Auf eine Zeit kam Eulenſpiegel gen Einbeck und verdingte ſich zu einem Bierbrauer. Es begab ſich aber, daß der Bierbrauer zu einer Hochzeit gehen wollte; da befahl er Eulenſpiegel, er ſollte mit der Magd Bier brauen, bis er ihm ſpäter zu Hilfe käme. Er ſolle aber zuvörderſt Fleiß anwenden, daß der Hopfen wohl geſotten werde und das Bier ſtark davon ſchmecke. „Ja, ſagte Eulenſpiegel, er wollte das Beſte thun.“ Indem ging der Bierbrauer mit ſeiner Frau zu der Thüre hinaus. Eulenſpiegel fing an zu ſieden, und die Magd unterrichtete ihn, weil ſie es beſſer verſtand, als er. Da man nun den Hopfen ſieden ſollte, ſprach die Magd: „Ich möchte gern ein wenig den Tanz beſehen, Du kannſt den Hopfen wohl allein ſieden.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja,“ und gedachte, wenn die Magd hinweg iſt, kannſt Du Deine Schalkheit nur deſto beſſer ausüben. Nun hatte der Bierbrauer einen großen ſtarken Hund, der hieß Hopf: den nahm Eulenſpiegel, als das Waſſer heiß war, warf ihn hinein und ließ ihn wohl verſieden, daß ihm Haut und Haar abging. Da nun die Magd wieder heim kam, Eulenſpiegeln zu helfen, ſagte ſie: „Es iſt genug, ſchlag ab.“ Wie ſie nun einen Seihkorb vorſchlug, ſagte die Magd: „Haſt Du auch den

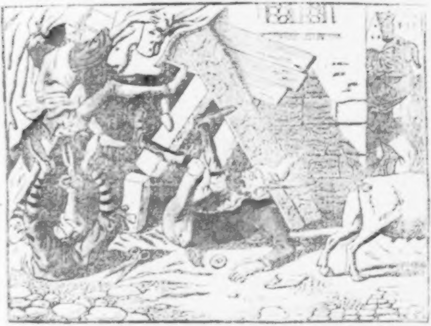
Hopfen darein gethan? Ich verſpüre nichts an meiner Schaufel.“ Eulenſpiegel ſprach: „Auf dem Grunde wirſt Du ihn finden.“ Die Magd ſuchte danach, bekam das Geripp auf die Schaufel und fing laut an zu ſchreien: „Was haſt Du darein gethan? Der Henker trinke das Bier!“ Inzwiſchen kam der Bierbrauer heim, hatte ſich betrunken und ſprach: „Was macht Ihr, meine lieben Kinder?“ Die Magd ſprach: „Ich weiß nicht, was wir thun; ich ging eine halbe Stunde zum Tanz und ließ den Knecht indeſſen den Hopfen vollends ſieden; da hat er unſern Hund geſotten: hier könnt Ihr ſein Gerippe ſehen.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ihr habts mich ja geheiſſen; wenn ein ander Geſind nur ſo gehorſam wäre, ſo wäre man zufrieden!“ und nahm hiermit ſeinen Abſchied.

Wie Eulenſpiegel ſich zu einem Schneider verdingte, unter einer Bütte nähte, einen Wolf machte und Aermel anwarf.

Als Eulenſpiegel gen Bern kam, verdingte er ſich für einen Schneidergeſellen. Als er nun in der Werkſtätte ſaß, ſprach der Meiſter zu ihm: „Geſell! willſt Du nähen, ſo nähe eng und wohl, daß man es nicht ſehe.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja!“ nimmt eine Nadel und Gewand, kriecht unter eine Bütte und ſteppt eine Naht übers Knie und näht darüber. Der Schneider ſtand, ſah das an und ſprach zu ihm: „Was willſt Du thun? das iſt ein ſeltſames Nähwerk.“ Eulenſpiegel ſprach: „Meiſter! Ihr ſagtet, ich ſollte nähen, daß man es nicht ſähe; ſo ſieht es jetzt Niemand.“ Der Schneider ſprach: „Mein lieber Geſell! höre auf und nähe nicht mehr alſo, fange an zu nähen, daß man es fein ſehen kann.“ Das währte alſo gegen drei Tage. Danach traf es ſich eines Abends, daß der Meiſter ſchläfrig war; da lag ein grauer Bauerrock halb genäht, den warf er Eulenſpiegeln zu und ſagte: „Mache den Wolf vollends zurecht und gehe danach auch zu Bett.“ Eulenſpiegel nahm den Rock, ſchnitt ihn auf, machte daraus einen Kopf, wie den eines Wolfes, dazu Leib und Beine, ſperrte das von einander mit Stecken, daß es einem Wolfe gleich ſahe, und ging zu Bette. Des Morgens ſtand der Meiſter auf, weckte Eulenſpiegel auch und fand den Wolf im Laden ſtehen. Der Schneider verwunderte ſich, doch ſah er wohl, wer es gemacht hatte. Indem kommt Eulenſpiegel; zu dem ſprach der Schneider: „Was haſt Du gemacht?“ Er ſprach: „Einen Wolf, wie Ihr michs geheißen habt.“ Der Meiſter ſagte: „Solchen Wolf meinte ich nicht; nur den grauen Bauernrock nannte ich einen Wolf.“ Eulenſpiegel ſprach: „Lieber Meiſter! das wußte ich nicht; hätte ich aber Eure Meinung recht gewußt, ich hätte lieber den Rock gemacht als den Wolf.“ Damit war der Schneider zufrieden. Nach vier Tagen wurde der Schneider wieder ſchläfrig und dachte bei ſich, es wäre für den Geſellen noch zu früh, ſchlafen zu gehen. Da lag ein Rock, der war gemacht bis an die Aermel; den warf er Eulenſpiegeln zu und ſprach: „Wirf die Aermel an den Rock; hernach gehe Du auch ſchlafen.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja!“ und hing den Rock an einen Haken, zündete zwei Lichter an und warf alſo die Aermel an den Rock, bis an den Morgen. Da ſtand der Meiſter auf und kam in den Laden. Eulenſpiegel erſchrak nicht vor dem Meiſter, ſondern warf immer fort mit den Aermeln. Der Schneider ſtand, ſah das an und ſprach: „Was machſt Du hier für Gaukelſpiel?“ Eulenſpiegel ſprach ernſtlich: „Das iſt mir kein Gaukelſpiel! ich habe die ganze Nacht geſtanden und habe geworfen, ſie wollen aber nicht kleben bleiben. Es wäre beſſer geweſen, Ihr hättet mich laſſen ſchlafen gehen, als daß Ihr mich heißet die Aermel anwerfen: ich wußte wohl, daß es verlorne Arbeit war!“ Der Schneider ſprach: „Iſt denn das meine Schuld? Wußte ich, daß Du das alſo verſtehen würdeſt? Ich meinte es nicht alſo.“ Da ſagte Eulenſpiegel: „Das danke Euch mein Wirth, daß Ihr eine Sache anders ſaget, als Ihr ſie meint! Es läßt ſich nicht alſo zuſammen reimen. Hätte ich das nur gewußt, ich wollte die Aermel wohl bald angenäht haben und hätte noch ein Paar Stunden ſchlafen können; ſo mögt Ihr nun den Tag ſitzen und nähen, weil ich ſehr ſchläfrig bin, denn ich muß auch ſchlafen gehen.“ Der Meiſter ſagte: „Nein, nicht alſo! Ich will Dich hier nicht als einen Schläfer und unnützen Menſchen unterhalten!“ Deswegen kamen ſie mit einander in einen Streit, daß der Schneider im Zorn Eulenſpiegel um die Lichter belangte, ſo er darüber verbrannt hätte: er ſollte ihm dieſelben bezahlen. Indeſſen raffte Eulenſpiegel ſeine Sachen zuſammen und wanderte davon.

Wie Eulenſpiegel drei Schneidergeſellen von einem Laden fallen machte und danach die Leute beredet, der Wind hätte ſie herab geweht.

Zu Bamberg, nahe an dem Markte, war Eulenſpiegel einlogirt, wohl vierzehn Tage lang, und daneben wohnte ein Schneider, der hatte drei Geſellen auf einem Laden ſitzen, und wenn Eulenſpiegel bei ihnen vorbei ging, ſpotteten ſie ſeiner allezeit und warfen ihm Fetzen nach. Eulenſpiegel ſchwieg ſtill und wartete der Zeit. Einſtmals als der Markt voller Leute war, hatte Eulenſpiegel des Nachts vorher unten die Pfoſten beinahe durchgeſägt, welche den Laden trugen, auf welchem die Schneidergeſellen zu ſitzen pflegten. Des Morgens legten die Schneidergeſellen den Laden auf die Pfoſten, ſetzten ſich und nähten. Als nun der Sauhirt anfing zu blaſen, daß Jedermann die Schweine ausließ, kamen des Schneiders Schweine auch aus ſeinem Hauſe, liefen unter das Fenſter und rieben ſich an den Ladenpfoſten. Da brachen die Pfoſten ab und die drei Schneidergeſellen fielen vom Fenſter auf die Gaſſe. Eulenſpiegel hatte wohl Acht gehabt und fing nun an zu rufen: „Sehet, der Wind weht drei Schneidergeſellen vom Fenſter!“ und rief ſo laut, daß man es über den ganzen Markt hörte. Die Leute liefen her-



zu und ſpotteten ihrer; die Geſellen aber ſchämten ſich und wußten nicht, wie ſie von dem Laden gefallen waren. Zuletzt wurden ſie gewahr, daß es ihnen Eulenſpiegel gethan hatte; da ſchlugen ſie andere Pfoſten darunter und wagten nicht mehr ſeiner zu ſpotten.

Wie Eulenſpiegel die Schneider aus allen Gegenden zuſammenberief, um ſie eine Kunſt zu lehren, die ihnen und ihren Kindeskindern Nutzen bringen ſollte.

Eulenſpiegel ſchrieb auf eine Zeit eine Verſammlung der geſammten Schneider in den wendiſchen Städten und in den Landen Holſtein, Pommern, Stettin und Mecklenburg, ingleichen zu Lübeck, Hamburg und Wismar aus und verſicherte ſie in dem Briefe ſeiner großen Treue, ſo er zum Handwerk trüge. Sie ſollten zu ihm kommen in die Stadt Roſtock, er wollte ſie eine Kunſt lehren, die ſollte ihnen und ihren Nachkommen, ſo lange die Welt ſtände, nützlich ſein. Die Schneider in den Städten und Dörfern ſchrieben einander zu: wie ihre Meinung wäre, auf eine Zeit dahin zu kommen. Nun waren ſie Alle verſammelt und ein Jeder verlangte zu wiſſen, was Eulenſpiegel ſie für eine Kunſt lehren wollte. Nachdem er ſie nachdrücklich durch Briefe ermahnt, kam eine ſolche Menge Schneider in Roſtock zuſammen, daß ſich viele Leute verwunderten, was doch ſo viele Schneider daſelbſt zu verrichten hätten. Als nun Eulenſpiegel vernommen, daß ſie verſammelt wären, freute er ſich. Die Schneider ſtellten ihm vor, wie ſie nunmehr auf ſein erlaſſenes Schreiben erſchienen wären und von ihm vernehmen wollten, was es denn für eine Kunſt ſei, die er ſie lehren wollte; er ſollte ihnen dieſelbe offenbaren, ſie wollten ihm ein gutes Geſchenk geben. Eulenſpiegel ſagte: „Ja, kommt alle zuſammen auf eine Wieſe, daß es ein Jeder hören kann.“ Sie kamen Alle zuſammen auf einem weiten Platze; Eulenſpiegel ſtieg auf ein Haus, ſah zum Fenſter hinaus und ſprach: „Ehrbare Männer des Handwerks der Schneider! Ihr ſollt merken und verſtehen, wenn Ihr eine Scheere, Ellenmaß, Faden, Fingerhut, Nadel und Bögeleiſen habt, ſo habt Ihr genug Werkzeug in Eurem Handwerk, und ſolches zu bekommen iſt keine Kunſt, ſondern es giebt ſich ſelber, ſo Ihr anders Euer Handwerk treibt. Aber dieſe Kunſt lernt von mir und denkt meiner dabei: wenn Ihr eine Nadel eingefädelt habt, ſo vergeßt nicht, daß Ihr an das eine Ende des Fadens einen Knoten macht, oder Ihr ſtecht manchen Stich umſonſt.“ Die Schneider ſahen ſich unter einander an und ſprachen: „Dieſe Kunſt wiſſen wir alle nur zu wohl, ſo er uns eben geſagt hat,“ und fragten ihn, ob er etwas mehr zu ſagen hätte? denn ſeiner Narrheit halber wollten ſie nicht zwölf Meilen hergezogen ſein und noch dazu einander Boten geſchickt haben. Dieſe Kunſt haben wir Schneider längſt gewußt. Darauf antwortete Eulenſpiegel: „Was vor tauſend Jahren geſchehen iſt, daran gedenkt Niemand, und weil ſie ſolches auch für keinen Dank, ſondern im Unwillen aufnähmen, ſollten ſie wieder hingehen, woher ſie gekommen.“ Da wurden die Schneider, welche von ferne gekommen, zornig auf ihn, gingen von einander und ſprachen: „Habt Ihr nicht gewußt, was Eulenſpiegel für ein Vogel iſt?“

Wie Eulenſpiegel Wolle ſchlug an einem heiligen Tage und hoch genug.

Als Eulenſpiegel gen Stendal kam, gab er ſich für einen Wollenweber aus. Da ſagte ein Meiſter zu ihm: „Knapp! Ihr Geſellen macht einen Feiertag an dem Montag; und welcher das thut, den habe ich nicht gern in meiner Arbeit, denn ich will, daß meine Geſellen die ganze Woche arbeiten.“ Eulenſpiegel ſprach: „Ja, Meiſter! das iſt mir ſehr lieb.“ Eulenſpiegel ſtand des Montags Morgens auf und ſchlug Wolle, des Dienſtags auch; das gefiel dem Wollenweber wohl. Da war am Mittwoch ein Apoſteltag; derſelbe wurde in der ganzen Stadt gefeiert und durfte an ihm nicht gearbeitet werden. Eulenſpiegel aber that, als ob ers nicht wüßte, ſtand des Morgens früh auf, fing an zu ſchnurren und ſchlug Wolle, daß man es über die ganze Straße hörte. Der Meiſter ſpringt von Stund aus dem Bett und ſpricht zu ihm: „Höre auf, höre auf, es iſt ein heiliger Tag!“ Eulenſpiegel ſagte: „Lieber Meiſter! Ihr habt doch geſagt, daß Eure Geſellen die ganze Woche arbeiten ſollen.“ Der Wollenweber ſagte: „Lieber Knecht! das meinte ich nicht alſo, ſondern höre Du auf und ſchlage nicht mehr; was Du den Tag magſt verdienen, das will ich Dir gleichwohl geben.“ Eulenſpiegel war das zufrieden. Des andern Tages beſah der Wollenweber die Arbeit und ſprach zu ihm, daß ihm nicht gefalle, wie er die Wolle geſchlagen hätte: er müßte ſie ein wenig höher ſchlagen. Eulenſpiegel ſagte: „Ja!“ ſtand des Morgens gar früh auf, ging mit ſeiner Arbeit aus der Werkſtatt auf den Boden und ſchlug die Wolle dort. Der Wollenweber lag im Bett, hörte das Schlagen auf dem Boden, ſtand auf und ſah zu. Eulenſpiegel ſprach: „Meiſter! wie meint Ihr, iſt es jetzt hoch genug?“ Der Meiſter ſprach zu ihm: „Stündeſt Du auf dem Dach, ſo wäre es noch höher!“ und ging hierauf in die Kirche. Eulenſpiegel iſt nicht faul, ſteigt auf das Dach und ſchlägt die Wolle daſelbſt, daß ſie weit hin über die Dächer flog. Das wurde der Meiſter auf der Gaſſe inne, lief eilends herzu und ſprach: „Was machſt Du? höre auf! man pflegt die Wolle nicht auf dem Dache zu ſchlagen.“ Eulenſpiegel ſprach: „Was ſagt Ihr denn? Ihr ſagtet ja, es wäre noch beſſer auf dem Dach als auf dem Boden, denn das wäre noch höher.“ Der Weber ſagte: „Willſt Du Wolle ſchlagen, ſo ſchlage ſie, und willſt Du Narrerei treiben, ſo treibe ſie; ſteige von dem Dach und hoffire bei der Hurt.“ Nun ging der Weber in das Haus, und Eulenſpiegel ſtieg eilends vom Dache, ging ins Haus und machte einen großen Haufen in die Hurt. Der Wollenweber kam aus dem Hofe, ſah dieſe garſtige Verrichtung und ſprach: „Daß Dir nimmer Gutes geſchehe! Du thuſt, wie alle Schälke thun.“ Eulenſpiegel ſprach: „Meiſter! ich thue doch nichts anders, als was Ihr mich geheißen habt: Ihr ſagtet ja, ich ſollte vom Dach ſteigen und bei der Hurt hoffiren: warum zürnt Ihr darum, daß ich thue, was Ihr mich geheißen habt?“ Der Weber ſprach: „Du hoffirteſt mir wohl auf den Kopf ungeheißen; nimm den Koth und trag ihn an einen Ort, da ihn Niemand haben will.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja!“ nimmt den Koth auf einen Stein und trägt ihn in die Speiſekammer. Da ſagte der Weber: „Laß ihn draußen, ich will ihn nicht darin haben.“ Eulenſpiegel ſagte: „Das weiß ich wohl, daß Ihr ihn nicht haben wollt, doch thue ich, was Ihr mich heißet.“ Der Wollenweber wurde zornig, lief in den Stall und wollte

Eulenſpiegel ein Scheit Holz an den Kopf werfen. Da ging Eulenſpiegel zum Hauſe hinaus und ſagte: „Kann ich denn nirgends Dank verdienen?“ Der Wollenweber wollte das Scheit Holz nehmen, beſudelte die Finger damit, ließ den Koth fallen, lief zum Brunnen und wuſch die Hände wieder; unterdeſſen ging Eulenſpiegel hinweg aus dem Hauſe.

Wie Eulenſpiegel einem Kürſchner zu Berlin Wölfe für Wolfspelze machte.

Einſtmals wohnte ein Kürſchner zu Berlin, der war ein Schwabe, ſehr kunſtreich in ſeiner Handthierung, auch von guten Anſchlägen, dazu noch reich und hielt eine gute Werkſtätte. Er mußte auch den Fürſten des Landes, die Ritterſchaft und viele vornehme Leute und Bürger mit ſeiner Arbeit verſehen. Hiernächſt begab es ſich, daß die Fürſten des Landes ein Turnier ausſchrieben, bei welchem ſich viele Edle, Ritter und andere vornehme Herren Winterszeit einfanden, ſich mit Rennen und Stechen zu üben. Da wurden denn viele Wolfspelze bei gedachtem Kürſchner beſtellt. Eulenſpiegel wurde das gewahr, kam zu dem Meiſter und bat ihn um Arbeit. Der Meiſter hatte auch zu dieſer Zeit Geſinde vonnöthen und fragte ihn, ob er auch Wölfe machen könnte? Eulenſpiegel ſprach: „Ja, er wäre weit und breit und dafür bekannt.“ Der Kürſchner ſprach: „Lieber Geſell! Du kommſt mir eben recht. Komm her, wir wollen uns des Lohnes wegen ſchon mit einander vertragen.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja, Meiſter! ich ſehe Euch für redlich an und hoffe, Ihr werdet ſelbſt erkennen, was ich für ein Menſch ſei, wenn Ihr meine Arbeit ſehen werdet; ich arbeite aber nicht bei andern Geſellen, ich muß allein ſein, damit ich meine Arbeit deſto ungehinderter nach meinem Willen machen kann.“ Hierauf gab ihm der Kürſchner ein Stüblein, legte ihm die Wolfshäute vor, die zu den Pelzen bereit waren, und gab ihm das

Maaß von etlichen Pelzen, groß und klein. Eulenſpiegel nahm die Wolfspelze, ſchnitt zu und machte aus den Pelzen lauter Wölfe, füllte ſie mit Heu aus und machte ihnen Beine von Stecken, wie wenn ſie lebten. Als er nun die Felle alle zerſchnitten und die Wölfe ausgeſtopft hatte, ſprach er: „Meiſter! die Wölfe ſind fertig, habt Ihr noch weiter etwas zu machen?“ Der Meiſter ſagte: „Ja, mein Geſell, ich habe noch viel zu machen, nähe Du immer fort, ſoviel Du kannſt.“ Wie er nun aber in die Stube trat, ſah er die Wölfe auf der Erde liegen, groß und klein, darüber erzürnte er ſich und ſagte: „Was ſoll das ſein? Du leichtfertiger Vogel, was haſt Du mir für großen Schaden gethan! ich will Dich einſetzen und ſtrafen laſſen.“ Eulenſpiegel ſprach: „Meiſter! iſt das mein Lohn? Ich habe es doch nach Eurem Willen gemacht. Ihr hießet mich Wölfe machen; hättet Ihr geſagt: mache Wolfspelze, das hätte ich gleich verſtanden, hätte es auch gern gethan. Man muß einem fremden Menſchen zum Anfang die Sachen deutlich erklären. Hätte ich mir ſollen einbilden, daß ich nicht größern Dank mit meiner Arbeit bei Euch verdienen ſollte, ſo hätte ichs unterlaſſen.“ Hiermit ſchied Eulenſpiegel von Berlin, nachdem er ſich überall wenig Ruhm erworben, und zog nach Leipzig.

Wie Eulenſpiegel zu Leipzig einem Kürſchner in den Pelzen ſchlief, die waren trocken und naß, wie ihn der Kürſchner geheißen hatte.

In Leipzig nahm Eulenſpiegel abermals Dienſt bei einem Kürſchner. Der Meiſter ſtellte ihn an die Arbeit, allein Eulenſpiegel, des Geruches von Pelzwerk nicht gewohnt, ſagte: „Pfui, iſt dieſes Rauchwerk ſo weiß wie Kreide und ſtinkt ſo ſehr!“ — „Lieber Geſell! ſagte der Meiſter, es ſcheint mir, daß Du das Handwerk nicht gewohnt biſt; denn hätteſt Du nur vier Nächte dabei geſchlafen, ſo würdeſt Du gewiß darüber nicht mehr klagen.“ — Der Kürſchner ging mit ſeiner Frau zu Bette; Eulenſpiegel nahm die Felle, die auf den Stangen hingen, ſowohl die trockenen als die naſſen, trug ſie zuſammen auf die Bühne, kroch mitten darunter und ſchlief alſo bis an den Morgen darin. Da ſtand der Meiſter auf und ſah, daß die Felle von den Stangen hinweg waren, lief eilends auf die Bühne und wollte Eulenſpiegel fragen, ob er nichts von den Fellen wüßte; da fand er Eulenſpiegel nicht und ſah, daß trockene und naſſe Pelze bei einander und durch einander lagen. Da wurde er ſehr bekümmert und rief mit weinender Stimme der Frau und der Magd. Indem erwachte Eulenſpiegel von dem Rufen, ſtand auf aus den Pelzen und ſprach: „Lieber Meiſter! was iſt Euch, daß Ihr ſo heftig rufet?“ Der Kürſchner verwunderte ſich, wußte nicht, was in dem Haufen Pelze war und ſprach: „Wo biſt Du?“ Eulenſpiegel ſprach: „Hier bin ich.“ Der Meiſter ſagte: „Daß Dir nimmer Gutes geſchehe! Du haſt mir die Pelze von den Stangen genommen, die trockenen und die naſſen aus dem Kalche hier zuſammen gelegt, und verderbſt mir eins mit dem andern; was iſt das für ein Einfall?“ Eulenſpiegel ſprach: „Wie, Meiſter, werdet Ihr darum zornig? ich bin ja nicht mehr als eine Nacht darin gelegen; was würdet Ihr erſt ſagen, wenn ich vier Nächte darin geſchlafen hätte? wie Ihr die vorige Nacht ſagtet, daß ich des Werkes nicht gewohnt wäre.“ Der Kürſchner ſprach: „Du lügſt wie ein Schalk! ich habe Dich nicht geheißen, daß Du mir die bereiteten Felle ſollteſt auf die Bühne tragen mit den naſſen und darin ſchlafen.“ Er ſuchte einen Prügel und wollte ihn ſchlagen; indeſſen ging Eulenſpiegel von der Treppe und wollte zur Thür hinaus laufen. Da kamen die Frau und die Magd vor die Treppe und wollten ihn halten; er aber rief heftig: „Laßt mich gehen und einen Barbierer holen, mein Meiſter hat ein Bein entzwei gefallen!“ Sie ließen ihn gehen und liefen die Treppe hinauf; der Meiſter aber kam herab gerannt, um den Eulenſpiegel zu erwiſchen. Da fiel er über Frau und Magd, daß ſie alle drei bei einander lagen. Alſo entwiſchte Eulenſpiegel dem Kürſchner.

Wie Eulenſpiegel zu Leipzig den Kürſchnern eine Katze für einen Haſen verkaufte.

Eulenſpiegel iſt allezeit fertig geweſen, Schalkheit zu erdenken. Solches bewies er zu Leipzig den Kürſchnern, als ſie an der Faſtnacht ihre Zeche oder Zuſammenkunft hielten. Da begab es ſich, daß ſie gern Wildpret gehabt hätten; das vernahm Eulenſpiegel und gedachte: der Kürſchner zu Berlin hat Dir nichts für Deine Arbeit gegeben, das ſollen die Kürſchner zu Leipzig bezahlen. Hierauf ging er in ſeine Herberge. Da hatte die Wirthin eine ſchöne Katze, die nahm er unter ſeinen Rock und bat den Koch um ein Haſenfell, denn er wollte eine Schalkheit zurichten. Der Koch gab ihm ein Fell, darein nähte Eulenſpiegel die Katze, that Bauernkleider an, ſtellte ſich vor das Rathhaus und hielt ſein Wildpret ſo lange unter dem Rock verborgen, bis ein Kürſchner daher gegangen kam; den fragte Eulenſpiegel: ob er nicht Luſt hätte, einen guten Haſen zu kaufen, und ließ ihn denſelben beſehen. Da kamen ſie überein, daß er ihm vier ſilberne Groſchen für den Haſen gab und ſechs Pfennige für den alten Sack, in dem der Haſe ſteckte. Der Kürſchner trug den Haſen in ihre Zuſammenkunft, wo ſie alle bei einander waren, mit großem Geſchrei. Da rühmte er ſich, wie er den ſchönſten lebendigen Haſen gekauft hätte. Als ſie nun den Faſtnachtsſchmaus halten wollten, ließen ſie den Haſen laufen im Garten, holten Hunde und wollten kurzweilen. Die Hunde liefen dem Haſen nach. Als nun der Haſe nicht entlaufen konnte, da ſprang er auf einen Baum und rief miau. Daher das Sprüchwort entſtanden: „Die Katze iſt den Baum hinauf.“ Als das die

Kürſchner ſahen, ſagten ſie: „Wir ſind betrogen.“ Eulenſpiegel aber war hinweg.

Wie Eulenſpiegel einem Ledergerber Leder verſott mit Stühlen und Bänken zu Braunſchweig auf dem Damm.

Als Eulenſpiegel von Leipzig reiſte, kam er gen Braunſchweig zu einem Gerber, zu Winterszeit; da gedachte er: du willſt dich bei dieſem Gerber dieſen Winter über verweilen, und verdingte ſich zu demſelben. Als er nun etliche Tage bei ihm war, mußte der Gerber zu Gaſt eſſen; auf demſelben Tag ſollte Eulenſpiegel Leder ſieden. Da ſagte der Gerber zu Eulenſpiegel: „Siede gar den Zuber voll Leder.“ Eulenſpiegel fragte: „Womit?“ Der Gerber aber ſagte: „Was iſt des Fragens nöthig? wenn ich kein Holz auf den Holzhäuſern hätte, ſo hätte ich wohl noch ſoviel Stühle und Bänke, damit Du das Leder gar machteſt.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja, es wäre gut;“ und der Gerber ging zu Gaſt. Eulenſpiegel hing einen Keſſel über und ſteckte das Leder, eine Haut nach der andern, hinein und ſott das alles alſo gar, daß man es mit dem Finger entzwei reißen konnte. Als nun Eulenſpiegel das Leder alſo geſotten hatte, hieb er alle Stühle und Bänke entzwei, die im Hauſe waren, ſteckte ſie unter den Keſſel und ſott das Leder noch mehr. Da das geſchehen war, that er das Leder aus dem Keſſel, legte es auf einen Haufen und wanderte fein ſtillſchweigend hinweg. Der Gerber ſorgte für nichts, trank den ganzen Tag, ging des Abends voll zu Bette, und des Morgens verlangte ihn zu wiſſen, wie das Leder geworden wäre. Er ſtand auf, ging in das Gerbhaus und fand das Leder alſo geſotten, ſah aber weder Stuhl noch Bänke im Haus. Er war deswegen ganz traurig, ging in die Kammer zu ſeiner Frau und ſprach: „Frau, es iſt übel abgelaufen! ich halte dafür, unſer neuer Knecht ſei Eulenſpiegel geweſen, denn er that Alles, wie man ihn hieß; nun iſt er fort und hat alle unſere Stühle in das Feuer gethan und unſer Leder völlig verſotten.“ Die Frau weinte und ſprach: „Lauft ihm geſchwind nach und holt ihn wieder!“ Der Gerber ſprach: „Nein, ich begehre ſein nicht wieder mein Leben lang.“

Wie Eulenſpiegel einen Weinzäpfer zu Lübeck betrog, als er ihm eine Kanne Waſſer für eine Kanne Wein gab.

Eulenſpiegel ſah ſich klüglich vor, als er gen Lübeck kam, und hielt ſich ordentlich, daß er Niemandem Leides that, denn es iſt zu Lübeck ein ſehr ſtrenges Recht. Zu derſelben Zeit war ein Weinzäpfer in dem Rathskeller, der war ein hochmüthiger und ſtolzer Mann, meinte, es wäre Niemand ſo klug, als er, und er dürfte das auch von ſich ſelber ſagen. Er wollte auch gern für einen ſolchen angeſehen ſein, daß derjenige früh aufſtehen müßte, der ihn betrügen wollte; darum wurden ihm die Bürger feind. Als nun Eulenſpiegel den Uebermuth dieſes Weinzäpfers hörte, konnte er den Schalk nicht länger verbergen, gedachte in ſeinem Sinn, wie fängſt du es doch an, daß du ihm auch eine Schalkheit anthuſt, und ging hin, ſolches zu verſuchen. Er nahm zwei Kannen, die waren beide gleich gemacht; die eine Kanne that er voll Waſſer und trug ſie unter dem Mantel verborgen, daß es Niemand ſah, die leere Kanne aber trug er offen. So ging er mit den Kannen eiligſt in den Weinkeller und läßt ſich ein Maas Wein einmeſſen. Wie nun der Weinzäpfer einen Augenblick wegſieht, verſteckt Eulenſpiegel die Kanne mit dem Wein unter den Rock und ſetzt dafür die Kanne mit dem Waſſer in das Kannenfaß und ſprach: „Weinzäpfer! was gilt das Maas Wein?“ — „Vierzig Pfennige!“ ſagte er.“ Es iſt zu theuer! ſprach Eulenſpiegel. Ich habe nicht mehr als vier und zwanzig Pfennige; kann ich ihn dafür haben?“ Der Weinzäpfer wurde zornig und ſprach: „Willſt Du meinem Herrn den Wein ſchätzen? das iſt hier ein geſetzter Kauf; wem das nicht anſieht, der laß den Wein in meines Herrn Keller!'' Der Weinzäpfer nimmt im Zorn die Kanne mit Waſſer, gießt ſie wieder oben zum Spundloch hinein und ſagt: ,,Was biſt Du für ein Thor, daß Du Wein meſſen läſſeſt und kannſt ihn nicht bezahlen?'' Eulenſpiegel nahm die Kanne, ging hinweg und ſprach: ,,Ich ſehe wohl, daß Du ein Thor biſt; es iſt Niemand ſo klug, er wird von Thoren betrogen, wenn er gleich ein Weinzäpfer wäre!'' und ging damit hinweg.

Wie man Eulenſpiegel zu Lübeck henken wollte, und er mit behender Schalkheit davon kam.

Als nun Eulenſpiegel aus dem Keller ging, gedachte der Weinzäpfer erſt an Eulenſpiegels Worte, ſchaute ſich um einen Büttel um, lief dem Eulenſpiegel nach und erwiſchte ihn auf der Gaſſe. Der Büttel greift ihn an und fand die zwei Kannen bei ihm, die leere und die volle, darin der Wein war. Da ſprachen ſie ihn für einen Dieb an und führten ihn ins Gefängniß. Bald darauf wurde ihm von etlichen Stimmen das Urtheil gefällt: er habe den Galgen wohl verdient, man ſolle ihn deswegen henken. Etliche aber ſprachen, es wäre nichts anders, als eine ſubtile Schalkheit; der Weinzäpfer ſollte beſſer darauf Acht gegeben haben, weil er ſich gerühmt, es könne ihn Niemand betrügen: daher ſei es nichts anders, als eine Strafe für ſeine Vermeſſenheit. Diejenigen aber, die Eulenſpiegel gram waren, ſprachen: es ſei Dieberei, er müßte hangen! mithin wurde ihm nach den meiſten Stimmen der Galgen zuerkannt. Da nun der Gerichtstag herbei kam, an welchem man Eulenſpiegel ausführen und henken ſollte, war ein großer Zulauf in der ganzen Stadt, ſowohl zu Fuß als zu Pferde, dermaßen, daß es endlich den Rath zu Lübeck reuete und er lieber Eulenſpiegel noch länger am Leben laſſen wollte, da ohnehin dieſe That nicht hinlänglich wäre. Etliche wollten gern ſehen, was er für ein Ende nehmen würde, weil er in ſeinem Leben ein ſo wunderſeltſamer Menſch geweſen; Etliche meinten, er ſei ein Schwarzkünſtler, daß er ſich damit würde erledigen können; der meiſte Theil aber gönnte ihm, daß er lebendig bliebe. Daher war Eulenſpiegel bei ſeiner letzten Ausführung ganz ſtill, ſo daß ſich Jedermann über ihn verwunderte und glaubte, er würde darüber in Verzweiflung gerathen. Solches währte bis an den Galgen. Da that er den Mund auf, ließ den ganzen Rath vor ſich kommen und bat ihn gar demüthiglich, daß ſie ihm eine Bitte gewähren ſollten: er wollte ſie weder um Leib und Leben, Hab und Gut, oder ſonſt um etwas bitten, ſondern um eine geringe Sache, die ohne Schaden wohl zu thun ſei, und die ihm vermuthlich ein ehrſamer Rath zu Lübeck um ſo weniger abſchlagen könne und möge. Die Rathsperſonen ſtanden alle beiſammen, verwunderten ſich, was es doch ſein möge, gingen deswegen ein wenig auf die Seite zu Rath und wurden endlich einig, daß ſie ihm ſeine Bitte gewähren wollten, wenn ſie nicht gerade wider die Artikel lieſe, die er ſich ſelbſt bedungen. Eulenſpiegel ſprach: „Die Artikel, ſo geſagt, ſollen ungekränkt bleiben: es iſt nur etwas Geringes, darum ich bitte; wollt Ihr mir das halten, ſo gebt mir bloß die Hände darauf.“ Solches wurde ihm auch mit Mund und Hand zu halten verſprochen. Da ſprach der arme gefangene Eulenſpiegel: „Ihr hochgebietende Herren von Lübeck! ich verlaſſe mich auf Euren Verſpruch und nenne Euch meine Bitte, welche heißt: daß, wenn Ihr mich wirklich werdet von der Welt geſchafft haben und aufhenken laſſen, Ihr dem Weinzäpfer nebſt dem Buttel, welche mich daher gebracht, befehlen wollt, daß ſie drei Tage nach einander kommen und mich mit nüchternem Munde im Hintern lecken ſollen.“ „Pfui! ſprachen ſie, das iſt eine ungeziemliche Bitte,“ und ließen endlich den Eulenſpiegel los, worauf er mit allen Freuden wieder nach Hauſe ging.

Wie Eulenſpiegel zu Hammelſtadt eine große Taſche zu machen verdingte.

Eulenſpiegel iſt abermals beſchäftigt, eine Schalkheit anzurichten mit einer Taſche. Es war zu Hammelſtadt ein Taſchenmacher, zu dem kam Eulenſpiegel und fragte: ob er ihm nicht könne eine ſchöne große Taſche machen? Der Meiſter ſprach: „Ja; wie groß ſoll ſie ſein?“ Eulenſpiegel ſprach: „Groß genug!“ denn es war damals Mode, daß man große härene Taſchen trug, die waren breit und weit. Der Taſchenmacher verfertigte Eulenſpiegel eine große Taſche. Als er darnach kam und die Taſche beſah, ſprach er: „Die Taſche iſt nicht groß genug, das iſt ein Täſchlein; macht mir eine, die groß genug ſei.“ Der Taſchenmacher machte ihm eine Taſche von einer ganzen Kuhhaut, und machte ſie ſo groß, daß man ein jähriges Kalb darin verbergen konnte. Da nun Eulenſpiegel dazu kam, gefiel ihm die Taſche wieder nicht und ſprach: „Die Taſche iſt nicht groß genug; wenn er ihm eine machen wollte, die groß genug wäre, ſo wollte er ihm zwei Gulden darauf geben.“ Der Taſchenmacher nahm die zwei Gulden und machte ihm eine andere Taſche, dazu nahm er drei Ochſenhäute. Da nun Eulenſpiegel die Taſche ſah, ſprach er: „Meiſter! dieſe Taſche iſt noch nicht groß genug; wenn Ihr mir aber eine ſo große Taſche machen wollt, daß wenn ich einen Pfennig heraus nehme, ſtets noch zwei andere darin bleiben, und daß ich nimmer könnte an den Boden greifen: die wollt ich Euch gern bezahlen!“ — ging alſo hinweg und ließ ihm ſeine Taſchen und die zwei Gulden, nachdem der Taſchenmacher wohl für zehn Gulden Leder verſchnitten hatte.

Wie Eulenſpiegel einen Metzger zu Erfurt um einen Braten betrog.

Als Eulenſpiegel gen Erfurt kam, konnte er ebenfalls ſeine Bosheit nicht laſſen; und er war bald bekannt mit den Bürgern und Studenten. Er ging einſtmals bei den Fleiſchbänken vorbei, da ſagte ein Metzger zu ihm: er ſollte ihm etwas abkaufen, das er mit nach Haus trüge. Eulenſpiegel ſprach zu ihm: „Was ſoll ich mitnehmen?“ „Einen guten Braten,“ ſagte der Metzger. Eulenſpiegel ſagte: „Ja!“ nimmt den Braten bei einem Ende und lauft damit fort. Der Metzger lief ihm nach und ſprach zu ihm: „Nicht alſo, Du mußt mir den Braten bezahlen!“ Eulenſpiegel ſagte: „Von der Bezahlung habt Ihr mir nichts geſagt, ſondern Ihr ſagtet: ob ich nicht etwas mitnehmen wollte, und wieſet mich auf den Braten, daß ich ihn mit mir nach Hauſe nehmen ſollte. Das kann ich beweiſen mit Euren Nachbarn, die dabei ſtanden. Die andern Metzger kamen dazu und ſprachen aus Haß: „Ja, es wäre wahr.“ Sie waren aber dem Metzger gram, darum: wenn Jemand zu den andern Metzgern kam und wollte etwas kaufen, ſo rief er die Leute zu ſich und entzog ihnen die Kaufleute; darum halfen ſie dazu, daß Eulenſpiegel den Braten behalten ſollte. Indem der Metzger mit den andern zankte, nahm Eulenſpiegel den Braten unter den Rock, lief hinweg und ließ ſie ſich mit einander zanken, ſo lange ſie wollten.

Wie Eulenſpiegel zu Erfurt denſelben Metzger wieder um einen Braten betrog.

Ueber acht Tage hernach kam Eulenſpiegel wieder unter die Fleiſchbänke; da ſprach eben derſelbe Metzger Eulenſpiegel wieder an mit dieſen Worten: „Komme wieder her und hole einen Braten!“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja!“ und wollte nach dem Braten greifen; der Metzger aber war geſchwinder und zog den Braten zu ſich. Eulenſpiegel ſprach: „Laß den Braten liegen, ich will ihn bezahlen.“ Der Metzger legte den Braten wieder auf die Bank. Eulenſpiegel ſprach: „Wenn ich Dir etwas ſinge, das Dir gefällt, ſoll dann der Braten mein ſein?“ Der Metzger ſagte: „Ja, wenn Du mir ein Lied ſingſt, das mir wohl gefällt, ſo kannſt Du den Braten hinweg nehmen.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ich will den Braten nicht anrühren, mein Liedlein habe Dir denn zuvor wohl gefallen. Nun ſang Eulenſpiegel dem Metzger ein Liedlein, das wollte ihm aber nicht gefallen; dann ein zweites, das thats auch nicht. Als er aber auch das dritte umſonſt geſungen hatte, machte er ein klägliches Geſicht und ſagte: „Ich ſehe, Du willſt nicht; ſo muß ich den Braten wohl bezahlen.“ Damit griff er in die Taſche, holte ſeinen Beutel heraus und ſang:

„Heraus mein liebes Beutelein,
Der Metzger muß bezahlet ſein!“

„Recht ſo mein Burſch, das ſteht mir an!“ ſagte der Metzger. — „Ei, rief Eulenſpiegel ganz luſtig, ſo Euch mein Liedlein gefallen hat, hab ich den Braten umſonſt!“ Damit ergriff er den Braten, nahm ihn mit ſich nach Hauſe und dankte dem Metzger, daß er ihm wieder zu einem Braten geholfen habe ohne Geld.

Wie Eulenſpiegel zu Dresden ein Schreinergeſell war und wieder nicht viel Dank verdiente.

Eulenſpiegel wandte ſich gen Dresden an der Elbe und gab ſich für einen Schreinergeſellen aus. Da nahm ihn ein Schreiner an, der nothwendig Geſellen brauchte, weil ihm die ſeinigen Feierabend machten. Zu der Zeit war in der Stadt eine Hochzeit; zu derſelben mußte der Meiſter auch gehen. Da ſprach er zum Eulenſpiegel: „Lieber Geſell! ich muß morgen zur Hochzeit gehen, und werde bei Tag nicht wieder kommen; arbeite fein fleißig und bringe die vier Bretter auf das genaueſte zuſammen in den Leim.“ Eulenſpiegel ſprach: „Ja, welche gehören zuſammen?“ Der Meiſter legte ihm die Bretter auf einander, die zuſammen gehörten und ging mit ſeiner Frau zur Hochzeit. Eulenſpiegel aber, der ohnedem gewohnt war, ſeine Arbeit verkehrt zu machen, ließ ſichs nun recht angelegen ſein,

ren, damit den Leuten kein Unrecht geſchehe, da war unſer Handwerk noch gut; die Pfaffen ſtudirten auch fleißiger als jetzt, da gingen die Brillen reißend weg. Jetzt aber ſind ſie ſo gelehrt, daß ſie ihre Sachen meiſtens auswendig daher ſagen können, und oft in vier Wochen kein Buch anſehen; deswegen iſt unſer Handwerk ſo verdorben. Ich laufe aus einem Land in das andere, und kann nirgends Arbeit bekommen; der Fehler iſt ſo groß, daß er ſich auch auf die Bauern auf dem Lande erſtreckt.“ Der Biſchof verſtand den Text und ſprach: „Eulenſpiegel, gehe mit uns nach Frankfurt, wir wollen Dir ein Geſchenk geben!“ Da zog er mit ihnen fort.

Wie Eulenſpiegel ſich zu Windsheim bei einem Kaufmann als Koch und Kutſcher verdingte.

Zu Windsheim, gleich in der Straße, wenn man vom Heumarkt gehen will, da wohnte ein gar reicher Kaufmann, der ging einſtmals vor demſelben Thore ſpazieren und wollte in ſeinen Garten gehen; unterwegs aber fand er den Eulenſpiegel auf dem grünen Acker liegen; den grüßte er und fragte ihn, was er für ein Stallbruder wäre? Eulenſpiegel antwortete mit verſteckter Schalkheit: er wäre ein Küchenbube, und hätte keinen Dienſt. Da ſprach der Kaufmann zu ihm: „Wenn Du wollteſt brav ſein, ich wollte Dich ſelber aufnehmen und Dir neue Kleider machen laſſen, denn ich habe eine Frau, die klagt alle Tage über das Kochen.“ Eulenſpiegel ſagte ihm große Treue und Frömmigkeit zu; darauf nahm ihn der Kaufmann an, und fragte, wie er heiße? Eulenſpiegel ſprach: „Herr! ich heiße Bartholomäus.“ Der Kaufmann ſagte: „das iſt ein langer Name, man kann ihn nicht wohl nennen, Du ſollſt Toll heißen.“ Eulenſpiegel ſprach: „Ja, lieber Herr! es iſt mir gleich, wie ich heiße.“ — „Wohlan! ſprach der Kaufmann zu Eulenſpiegel, Du biſt mir ein rechter Knecht; komm eilends her, und gehe mit mir in meinen Garten, wir wollen Kraut mit uns heim nehmen und junge Hühner damit füllen, denn ich habe auf den nächſten Sonntag Gäſte geladen, denen möchte ich gern eine Ehre anthun.“ Eulenſpiegel ging mit ihm in ſeinen Garten, und daſelbſt ſchnitten ſie Rosmarin ab, damit wollte er Hühner füllen auf welſche Manier, die andern mit Zwiebeln, Eiern und andern Kräutern; danach gingen ſie mit einander nach Hauſe. Als nun die Frau den von Kleidern ſeltſamen Gaſt ſah, fragte ſie ihren Herrn, was das für ein Geſell wäre und was er mit ihm thun wollte, ob er beſorgte, das Brod möchte ihm verſchimmeln? Der Kaufmann ſprach: „Frau, ſei zufrieden! er ſoll dein eigener Knecht ſein, er iſt ein Koch.“ Die Frau ſagte: „Ja, lieber Mann! er mag wohl gute Dinge kochen.“— „Sei zufrieden, ſprach der Herr, Du wirſt es morgen wohl ſehen, was er kann,“ und rief Eulenſpiegel: „Toll!“ Der antwortete bald: „Junker.“ — „Nimm den Sack, und gehe mir nach unter die Fleiſchbänke, wir wollen Fleiſch zu Braten holen;“ alſo folgte er ihm nach. Da kaufte ſein Junker Fleiſch und einen Braten und ſprach zu ihm: „Toll, ſetze den Braten morgen bald zu, brate ihn kühl und langſam ab, daß er nicht verbrenne; das andere Fleiſch ſetze auch bei Zeiten zu.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja,“ und ſtand des Morgens früh auf, ſetzte die Koſt zum Feuer, aber den Braten ſteckte er an einen Spieß und legte ihn zwiſchen zwei Fäſſer Einbeckiſch Bier in den Keller, daß er kühl liege und nicht verbrenne. Weil nun der Kaufmann den Stadtſchreiber und andere gute Freunde zu Gaſt geladen hatte, ſo kam er, und wollte ſehen, ob die Gäſte angekommen wären, und die Mahlzeit bereit wäre. Er fragte ſeinen neuen Knecht, ob er fertig wäre? Eulenſpiegel antwortete: „Es iſt alles bereit ohne den Braten.“ Der Junker ſprach: „Wo iſt er?“ Eulenſpiegel ſprach: „Er liegt im Keller zwiſchen zwei Fäſſern: einen kühlern Ort wußte ich im Hauſe nicht, weil Ihr ſagtet, ich ſollte ihn kühl legen.“ — „Iſt er denn auch zubereitet?“ ſprach der Kaufmann. „Nein, ſprach Eulenſpiegel, ich habe nicht gewußt, wenn Ihr ihn haben wollt.“ Indem kamen die Gäſte. Denen ſagte der Kaufmann von ſeinem Knechte, wie er den Braten in den Keller gelegt hätte; darüber lachten ſie alle, und machten einen Spaß daraus. Die Frau aber war nicht damit zufrieden um der Gäſte willen und ſagte zu ihrem Herrn, er ſollte den Knecht gehen laſſen, ſie ſehe wohl, daß er ein Schalk wäre. Der Kaufmann ſprach: „Liebe Frau! ſei zufrieden; ich werde ihn zu einer Reiſe nach der Stadt Goslar brauchen, und wenn ich wieder heim komme, will ich ihn laufen laſſen.“ Nachdem ſie nun gegeſſen und getrunken hatten, und guter Dinge geweſen waren, und es auf den Abend ging, ſprach der Kaufmann zu ſeinem Knecht: „Toll, richte den Wagen zu und ſchmier ihn wohl, wir wollen morgen gen Goslar fahren; es iſt auch ein Pfaff, der heißt Herr Heinrich Hammelſtadt, der iſt dort zu Haus, und will mitfahren.“ Da ſprach Eulenſpiegel: „Ja, es ſoll ſein,“ und fragte ihn, was er für eine Salbe nehmen ſollte. Der Kaufmann warf ihm einen Schilling hin und ſprach zu ihm: „Gehe hin, kauf Narrenſalbe und laß die Frau altes Fett darunter thun.“ Er machte es ſo; und da jedermann ſchlafen war, beſchmierte er den Wagen inwendig und auswendig ſehr wohl, am meiſten aber da, wo man ſitzen ſollte. Früh Morgens ſtand der Kaufmann auf mit dem Pfaffen, und hieß Eulenſpiegel die Pferde anſpannen. Das that er gleich. Sie ſaßen auf, und fuhren fröhlich davon. Da fing der Pfaff an, und ſagte: „Was iſt denn hier ſo Fettes? ich wollte mich halten, daß mich der Wagen nicht ſo ſchüttelte, und beſchmierte die Hände damit.“ Sie hießen den Eulenſpiegel ſtill halten und ſagten zu ihm, ſie wären beide hinten und vorn beſchmiert, und wurden zornig über den guten Eulenſpiegel. Indem kam ein Bauer mit einem Fuder Stroh vorbeigefahren; dem kauften ſie etliche Bund ab, wiſchten den Wagen damit ab und ſaßen wieder auf. Da ſprach der Kaufmann im Zorn zu Eulenſpiegel: „Du verlaufner Schalk! was haſt Du gemacht? fahre fort an den lichten Galgen, Du Schelmhals!“ Das that Eulenſpiegel. Als er nun unter den Galgen kam, hielt er ſtill und ſpannte die Pferde aus. Der Kaufmann ſprach zu ihm: „Was willſt Du machen, Du Schalk?“ Eulenſpiegel ſprach: „Ihr hießet mich unter den Galgen fahren, jetzt ſind wir da, ich meinte, wir wollten hier ruhen.“ Indem ſah der Kaufmann aus dem Wagen; da hielten ſie unter dem Galgen. Was wollten ſie thun? ſie mußten über die Thorheit lachen. Der Kaufmann rief: „Hänge vor, Du Schalk! und fahre fort.“ Eulenſpiegel zog den Nagel aus dem Landwagen, und als er eine Ackerlänge gefahren war, ging der Wagen von einander, und das hinterſte Geſtell blieb ſtehen. Eulenſpiegel fuhr immer fort, und hörte nicht, wie laut ſie auch riefen. So liefen ſie ihm denn nach, bis ſie ihn eingeholt hatten. Der Kaufmann wollte ihn todtſchlagen; der Pfaff aber wehrte, ſo gut er konnte. Da ſie nun die Reiſe vollbracht hatten und wieder nach Haus kamen, fragte die Frau den Kaufmann, wie es ihm ergangen wäre? „Seltſam genug, ſagte der Kaufmann! doch wir ſind zurückgekommen, und ich bin froh, daß wir da ſind.“ Hierauf rief er den Eulenſpiegel und ſagte: „Reiſecompan! Dieſe Nacht bleibe noch hier, iß und trink brav, aber morgen räume mir das Haus, ich will dich nicht länger haben; Du biſt ein übler Schalk! wer weiß, wo Du herkommſt?“ Eulenſpiegel ſprach: „Ich thue alles, was man mich heißt, kann es aber niemand recht machen. Doch, ſo Euch meine Dienſte nicht anſtändig ſind, ſo will ich morgen das Haus räumen und wandern.“ Des andern Tags ſtand der Kaufmann auf und ſprach zu Eulenſpiegel: „Iß und trink Dich ſatt und packe Dich! ich will in die Kirche gehen; laß Dich nicht wieder finden!“ Eulenſpiegel ſchwieg ſtill; und als der Kaufmann aus dem Hauſe war, fing er an zu räumen Stühle und Bänke, und was er fortbringen konnte, das brachte er auf die Gaſſe: Kupfer, Zinn und Wachs, daß die Nachbarn ſich darüber wunderten, was doch daraus werden wollte, daß man alles Gut auf die Gaſſe trüge. Das wurde dem Kaufmann geſagt; der kam eilends gelaufen, und ſprach zu Eulenſpiegel: „Du frommer Knecht, was machſt Du! find ich Dich noch hier?“ „Ja, Junker! ſprach Eulenſpiegel; ich wollte erſt Euren Willen erfüllen, wie ihr mich geheißen das Haus räumen, und darnach wandern,“ und ſprach: „Helft mir, die Thür iſt mir zu ſchwer, ich kanns nicht allein thun.“ — „Laß liegen, ſprach der Kaufmann, und gehe fort! es hat mich mehr gekoſtet, als daß man's in den Koth werfen ſoll.“ Eulenſpiegel ſprach: „Es iſt doch ein großes Wunder! Ich thue alles, was man mich heißt, und kann doch nirgends Dank verdienen, das betrübt mich recht: ich bin in einer unglücklichen Stunde geboren!“ Hiemit ſchied Eulenſpiegel von dannen und ließ den Kaufmann das Gut wieder hinein ſchleppen, worüber die Nachbarn lachten.

Wie Eulenſpiegel zu Wismar ein Roßtäuſcher wurde und einen Kaufmann betrog.

Schimpfliche Schalkheit that Eulenſpiegel einem Roßtäuſcher bei dem See zu Wismar an. Dahin nämlich kam allezeit ein Roßtäuſcher, der kaufte für Andere, die ihm Auftrag gegeben hatten, Pferde ein und hatte dabei die Gewohnheit, daß er die Pferde, welche ihm zum Kaufe geboten wurde, am Schwanze zog. Er hatte aber ſein Gemerk am Ziehen, ob das Roß lange leben würde. Sein Gemerk aber war dieſes: hatte ein Pferd einen langen Schwanz, ſo zog er es bei dem Schwanz; ſtand ihm nun das lange Haar ſchwach im Schwanze, ſo kaufte er es nicht, denn er hatte den Glauben, daß es nicht lange lebte; ſtand ihm dagegen das Haar feſt im Schwanze, ſo kaufte er es und hatte guten Glauben daran, daß es lange leben würde und wäre harter Natur. Dies war eine gemeine Saze zu Wismar, danach ſich Jedermann richtete. Eulenſpiegel wußte es auch und dachte, dem mußt Du auch eine Schalkheit thun, es ſei, was es wolle. Da nahm Eulenſpiegel ein Pferd mit kurzem Schweif und klebte ihm künſtlich mit Blut und Harz einen ſchönen langen Schwanz an. Danach zog er mit dem Pferde zu Markt und bot es ſo theuer, daß ſich kein Käufer fand, bis der Roßtäuſcher kam, der die Pferde beim Schwanz zog, dem bot er das Pferd wohlfeil. Der Kaufmann ſah wohl, daß das Pferd ſchön und gut war, trat herzu und wollte es beim Schwanz ziehen. Wie er nun aber anzog, da behielt er den Schwanz in der Hand, und glaubte ſelbſt nichts anders, als daß er dem Pferde den Schwanz ausgeriſſen hätte. Der Kaufmann wurde zaghaft, Eulenſpiegel aber rief: „Sehet dieſen Böſewicht! wie er mir mein Pferd verderbt hat!“ Die Bürger liefen hinzu, die Sache zu vermitteln, und machten, daß der Kaufmann Eulenſpiegeln zehn Gulden Entſchädigung geben mußte für den Schwanz, worauf der Schelm glücklich hinweg zog.

Wie Eulenſpiegel einem Pfeifendreher zu Lüneburg ſeine Schalkheit bewies.

Zu Lüneburg wohnte ein Pfeifendreher, der war ein Landfahrer geweſen und war einſtmals beim Bier. Eulenſpiegel kam auch dazu und fand viel Geſellſchaft da. Dieſer Pfeifendreher lud Eulenſpiegel zu Gaſt und ſagte ſcherzweiſe: „Komme morgen zu Mittag und iß mit mir, ſo Du kannſt.“ Eulenſpiegel ſprach: „Ja!“ machte Ernſt, kam des andern Tags und wollte mit dem Pfeifendreher zu Gaſt eſſen. Als er nun vor die Thür kam, war ſie oben und unten verſchloſſen und alle Fenſter waren gleichfalls zu. Eulenſpiegel ging vor dem Hauſe hin und her, ſo lange daß es beinahe Mittag war, doch blieb das Haus immer zu: da ſahe er wohl, daß er betrogen war, lief davon und ſchwieg ſtill bis den andern Tag. Da kam Eulenſpiegel zu dem Pfeifendreher auf den Markt und ſprach: „Ihr habt wohl Gäſte eingeladen, geht aber ſelbſt aus und verſchließt die Thür oben und unten.“ Der Pfeifendreher ſprach: „Ich habe Dich unter der Bedingung geladen und geſagt: Komme morgen zu Mittag und iß mit mir, ſo Du kannſt; da Du nun die Thüre zugeſchloſſen fandſt, konnteſt Du freilich nicht mit mir eſſen.“ — „Das dank Dir, mein Wirth! ſprach Eulenſpiegel; muß doch noch alle Tage lernen.“ Der Pfeifendreher lachte und ſprach: „Ich will Dich nicht veriren: gehe nur heim, die Thür ſteht offen; Du findeſt Geſottenes und Gebratenes beim Feuer, ich will Dir bald nachkommen, Du ſollſt allein ſein und außer Dir habe ich keinen Gaſt.“ Eulenſpiegel ging hin und fand Braten; die Frau ſtand dabei und rüſtete zu. Eulenſpiegel ſagte zur Frau, es ſei ihrem Hauswirth auf dem Markt ein ſehr großer Fiſch verehrt worden; ſie ſolle eilends mit der Magd hingehen und ihm ſolchen heim helfen tragen, er wolle indeſſen den Braten umwenden. Die Frau lief eilfertig dem Markt zu, ſammt der Magd; unterwegs aber begegnete ihnen der Pfeifendreher und ſprach: „Was habt Ihr zu laufen?“ Sie ſprachen: Eulenſpiegel wäre in das Haus gekommen und hätte ſie geheißen auf den Markt gehen, weil ihm ein großer Fiſch geſchenkt worden wäre, den ſollte ſie heim tragen helfen. Der Pfeifendreher ſprach: „Wenn nur eine zu Haus geblieben wäre! das hat er nicht umſonſt gethan.“ Indeſſen hatte Eulenſpiegel das Haus unten und oben verſchloſſen. Wie nun der Pfeifendreher mit ſeiner Frau und Magd vor das Haus kamen, fanden ſie die Thüre zu. Da ſagte der Pfeifendreher zu ſeiner Frau: „Nun ſiehſt Du wohl, was Du für einen Fiſch holen ſollteſt?“ Sie klopften an die Thüre; Eulenſpiegel aber lief gleich herbei und ſprach: „Laſſet Euer Klopfen bleiben, ich laſſe Niemand herein! dieſer Wirth hat mir verſprochen, ich ſoll allein hierinnen ſein, er wollte ſonſt keinen Gaſt mehr haben, als mich; darum geht nur hin und kommt nach dem Eſſen wieder!“ Der Pfeifendreher ſprach: „Das iſt wahr, ich ſagte alſo, aber ich meinte es nicht auf dieſe Art. — Laßt ihn jetzt nur eſſen, ſagte der Pfeifendreher zu ſeiner Frau, ich will ihm ſchon wieder einen Poſſen dafür thun.“ Darauf ging er mit der Frau und der Magd in des Nachbars Haus und wartete ſo lange, bis Eulenſpiegel fertig war. Der hatte das Eſſen gar gemacht, es auf den Tiſch getragen und ſichs recht wohl ſchmecken laſſen. Da er nun genug hatte, ſetzte er das Uebrige wieder zum Feuer und öffnete die Thür. Wie nun der Pfeifendreher mit den Seinigen hereinkommt, ſpricht er zu Eulenſpiegel: „So machen es fromme Leute nicht, wie Du gethan haſt.“ Eulenſpiegel ſprach: „Sollte ich das ſelbander thun, was ich allein thun kann? das wäre einfältig. Wenn mich einer zu Gaſt bäte und ich brächte mehre Gäſte mit, das würde dem Wirth nicht gefallen!“ Mit dieſen Worten ging er aus dem Hauſe. Der Pfeifendreher ſah ihm nach und ſprach: „Ich will Dich ſchon wieder bezahlen, Du Schalk!“ Eulenſpiegel ſprach: „Wers am beſten kann, der iſt Meiſter.“ Da ging der Pfeifendreher von Stund an zu dem Schinder und ſagte zu ihm: in der Herberge ſei ein frommer Mann, der heiße Eulenſpiegel, dem ſei dieſe Nacht ein Pferd geſtorben, das ſolle er hinausführen, und zeigte ihm das Haus. Der Schinder ſah, daß es der Pfeifendreher war und ſprach: „Ja, ich will es thun,“ und fuhr mit dem Schinderkarren vor die Herberge. Eulenſpiegel fragte, was er wollte? Der Schinder ſprach: Der Pfeifendreher wäre bei ihm geweſen und hätte ihm geſagt, daß ſein Pferd geſtorben wäre, er ſollte es hinaus führen, ob es wahr wäre? Eulenſpiegel beſann ſich nicht lange, wies ihm den Hintern und ſprach: „Da ſieh her! Der Pfeifendreher hat Dich zum Beſten gehabt, denn er hat mit mir gewettet, daß Du eilends kommen würdeſt, um Dir meinen Hintern zu beſehen.“

Der Schinder wurde zornig, fuhr mit dem Schinderkarren vor des Pfeifendrehers Haus, ließ den Karren daſelbſt ſtehen und verklagte den Pfeifendreher. Da mußte dieſer dem Schinder ſechs Gulden geben. Eulenſpiegel aber ſattelte ſein Pferd und ritt aus der Stadt.

Wie Eulenſpiegel einen Bauer um ein grünes Tuch betrog, und ihn überredete, daß es blau wäre.

Eulenſpiegel wollte allezeit Geſottenes und Gebratenes eſſen; darum ſuchte er ſchon, wo ers bekäme. Einſtmals kam er auf den Jahrmarkt nach Oltzen und beſah überall, was da zu thun war. Unter anderm ſah er, daß ein Landmann ein grünes Tuch kaufte, und damit nach Hauſe wollte. Da gedachte Eulenſpiegel, wie er den Bauer um das Tuch betrügen möchte, und erkundigte ſich nach dem Dorfe, wo er her wäre. Hierauf nahm er einen Pfaffen und einen andern loſen Geſellen mit ſich aus der Stadt auf dem Weg, welchen der Bauer herkommen ſollte. Er ſagte ihnen, wie ſie es anfangen wollten, und ſie ſollten je einer eine Ackerslänge von dem andern bleiben und übrigens ſeines Winkes gewärtig ſein. Als nun der Bauer mit dem Tuche aus der Stadt kam und ruhig ſeines Weges nach Hauſe ging, begegnete ihn der Eulenſpiegel, grüßte ihn und fragte: wo, um welchen Preis er das ſchöne blaue Tuch gekauft habe. Der Bauer ſah ihn verdutzt an und erwiderte endlich: Das Tuch iſt grün und nicht blau.“ Eulenſpiegel aber ſprach: Es wäre blau und er wollte zwanzig Gulden gegen das Tuch ſetzen. Der nächſte Menſch, der daher käme, und grün und blau beſſer unterſcheiden könne, der ſolle Zeuge ſein. Da gab Eulenſpiegel dem erſten ein Zeichen, daß er käme; zu dem ſagte der Bauer: „Freund! wir zwei ſind ſtreitig wegen der Farbe des Tuchs; ſage Du die Wahrheit, ob es grün oder blau ſei, und was Du uns ſageſt, bei dem ſoll es bleiben.“ Da ſagte Jener: „das iſt ein ſchönes blaues Tuch!“ Der Bauer ſprach:

„Nein, Ihr ſeid beide Schälke, Ihr habt es ſo mit einander abgeredet.“ Da ſprach Eulenſpiegel: „Wohlan! auf daß Du ſieheſt, daß ich Recht habe, ſo wollen wir noch des dort daher kommenden frommen Prieſters Ausſpruch vernehmen; was der ſagt, das ſoll gelten.“ Der Bauer war deſſen zufrieden. Als aber der Pfaff näher zu ihnen kam, ſprach Eulenſpiegel zu ihm: „Herr! ſag uns recht, was dies Tuch für eine Farbe habe?“ Der Pfaff ſagte: „Das ſeht Ihr wohl.“ Der Bauer ſprach: „Jo, Herr! aber die zwei wollen mich bereden, es ſei blau, das doch erlogen iſt.“ Der Pfaff ſprach: „Was hab ich mit Euren Händeln zu ſchaffen.“ Der Bauer ſagte: „Lieber Herr! gebt uns doch einen Ausſpruch hierin.“ „Nun, ſo Ihrs haben wollt, ſprach der fromme Pfaff, ſo kann ich ſelbſt nicht anders ſagen, als daß das Tuch blau iſt.“ Da rief Eulenſpiegel: „Jetzt hörſt Du es wohl, daß das Tuch mein iſt.“ Der Bauer ſagte: „Wenn Ihr kein geweihter Prieſter wäret, glaubte ich es nicht; ſo aber muß ichs glauben, es mag wahr ſein oder nicht!“ mithin mußte er dem Eulenſpiegel das Tuch überlaſſen.

Wie Eulenſpiegel zu Bremen von den Bäuerinnen Milch kaufte und alle Milch zuſammen in einen Zuber ſchütten ließ.

Eulenſpiegel reiſte einſtmals nach Bremen auf den Markt, und ſah, daß die Bäuerinnen viel Milch dahin gebracht hatten. Um nun denſelben einen Poſſen zu ſpielen, rüſtete er einen großen Zuber, ſetzte ſolchen auf den Markt, kaufte alle Milch auf, die auf den Markt kam, ließ ſie alle zuſammen in den Zuber ſchütten und ſchrie einer jeden Frau zu: „Hieher! die eine hat ſo viel, die andere wieder ſoviel, und ſo fort;“ ſagte auch zu den Frauen, ſie ſollten ſo lange warten, bis er die Milch alle beiſammen hätte, alsdann wollte er eine jegliche bezahlen. Die Frauen ſaßen alle auf dem Markt herum in einem Kreiſe und warteten, bis keine Milch mehr kam und der Zuber ganz voll war. Da gab Eulenſpiegel ſeinen Scherz an den Tag und ſprach: „Ich habe für diesmal kein Geld; welche nicht vierzehen Tage borgen kann, die kann ihre Milch wieder aus dem Zuber nehmen!“ und ging alſo hinweg. Die Bäuerinnen machten einen großen Lärm und jede wollte am meiſten Milch aus dem Zuber haben, alſo daß ſie endlich darüber mit Eimern, Legeln und Flaſchen einander nach den Köpfen warfen und ſchlugen, einander die Milch in die Augen goſſen und ſie an die Kleider und auf die Erde ſchütteten. Es ſah aus, als hätte es Milch geregnet. Die Bürger, die es ſahen, lachten des Poſſens, den Eulenſpiegel den Bäuerinnen geſpielt, und lobten ihn.

Wie Eulenſpiegel zu zwölf Blinden ſagte, er hätte ihnen zwölf Gulden gegeben, und ein jeder meinte, der andere hätte das Geld in Empfang genommen.

Da Eulenſpiegel ein Land nach dem andern durchwanderte, ſo kam er einmal wieder gen Hannover, und trieb daſelbſt viel ſeltſame Schwänke. Einſtmals ritt er vor dem Thor eine Ackerlänge ſpazieren; da begegneten ihm zwölf Blinde. Als nun Eulenſpiegel zu ihnen kam, ſprach er: „Woher ihr Blinden?“ Die Blinden ſtanden und hatten wohl gemerkt, daß er auf einem Pferde ſaß; ſie meinten aber, er wäre ein ehrlicher Mann, zogen deswegen ihre Kappen ab und ſprachen: „Lieber Junker! wir armen Leute ſind in der Stadt geweſen, da war ein reicher Mann geſtorben, dem hielt man ein Seelenamt, und man gab uns eine Spende; es war aber ſehr kalt.“ Da ſagte Eulenſpiegel zu den Blinden: „Es iſt gar kalt, ich fürchte, Ihr möchtet erfrieren; nehmt hin die zwölf Gulden, geht damit wieder in die Stadt zum Hanſen Friz, in die Herberge, und verzehrt ſolche um meinetwillen, bis der Winter vorbei iſt, daß Ihr wieder wandern könnt.“ Die Blinden ſtunden, neigten ſich, dankten ihm fleißig, und meinte immer ein Blinder vom andern, daß dieſer das Geld hätte. Hierauf gingen ſie in die Herberge, die ihnen Eulenſpiegel angewieſen hatte, und ſprachen: ſie hätten einen Wohlthäter gefunden, der ihnen zwölf Gulden geſchenkt, die ſollten ſie um ſeinetwillen verzehren, bis der Sommer komme, weil es jetzt ſehr kalt ſei. Der Wirth war begierig nach dem Gelde, dachte aber nicht daran zu fragen, welcher Blinde das Geld hätte. Er ſprach: „Lieben Brüder! jetzt will ich Euch Gutes thun;“ ſchlug ſogleich einen Ochſen, hieb den in etliche Stücke, kochte den Blinden davon, und ließ ſie zehren, ſo lange, bis ihn dänchte, daß ſie zwölf Gulden verzehrt hätten. Da ſprach er: „Lieben Brüder! wir wollen auch einmal rechnen; die zwölf Gulden ſind bald verzehrt.“ Die Blinden ſagten: „Ja,“ und fragte immer einer den andern, welcher die zwölf Gulden hätte, damit man den Wirth bezahlte. Es wollte aber weder der erſte, noch der zweite, noch dritte, noch endlich der letzte davon wiſſen. Die Blinden ſaßen, und kratzten ſich den Kopf, denn ſie waren betrogen; desgleichen der Wirth, welcher dachte: läſſeſt Du ſie gehen, ſo wird Dir die Zeche nicht bezahlt; behältſt Du ſie, ſo freſſen ſie noch mehr und biſt in doppeltem Schaden. Er ſperrte ſie deswegen in den Schweinſtall hinein, verſchloß ſie, und gab ihnen ſtatt Brot Stroh und Heu. Eulenſpiegel glaubte, es werde Zeit ſein, daß die Blinden das Geld verzehrt, verkleidete ſich, und ritt in die Stadt zu jenem Wirth ins Haus. Als er nun in den Hof geritten kam, wollte er ſein Pferd in den Stall bringen; da ſah er, daß die Blinden in dem Schweinſtall lagen, ging in das Haus und ſagte: „Herr Wirth! warum laſſet Ihr die armen blinden Leute in dem Stalle liegen?“ Der Wirth ſprach: „Ich wollte, daß ſie wären, wo alle Waſſer zuſammenlaufen, wäre nur mir meine Zeche bezahlt!“ und erzählte ihm den ganzen Handel. Eulenſpiegel ſprach: „Könnt Ihr denn keinen Bürgen bekommen?“ der Wirth ſagte: „Ja, wenn ich einen gewiſſen bekommen könnte, den nähme ich an, und ließe die armen Blinden laufen.“ Eulenſpiegel ſprach: „Wohlan! ich will mich in der ganzen Stadt umſehen, daß ich Euch einen Bürgen verſchaffe.“ Hierauf ging Eulenſpiegel zu dem Pfarrer und ſagte zu ihm: „Lieber Pfarrer! wollt Ihr Euer Amt brauchen? Mein Wirth allhie iſt von einem böſen Geiſte beſeſſen und läßt Euch bitten, daß Ihr ihn durch Beſchwören davon erledigen wollet.“ Der Pfarrer ſagte: „Ja, aber Ihr müßt ein Paar Tage verziehen; ſolche Sachen kann man nicht übereilen.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ich will hingehen und ſeine Frau holen, daß Ihr es zu ihr ſelber ſagt.“ Der Pfarrer ſagte: „Ja, laſſet ſie herkommen.“ Da ging Eulenſpiegel zu ſeinem Wirth und ſprach zu ihm: „Ich habe Euch einen Bürgen bekommen, das iſt Euer Pfarrer, der will dafür ſtehen; darum laſſet Eure Frau mit mir zu ihm gehen, er will ihr ſolches ſelbſt zuſagen.“ Der Wirth war deswegen froh und ſchickte ſeine Frau mit ihm zu dem Pfarrer; da fing Eulenſpiegel an: „Herr Pfarrer! hier iſt die Frau; ſagt Ihr nun ſelber, was Ihr zu ſagen habt.“ Der Pfarrer ſprach: „Liebe Frau! verziehet nur ein Paar Tage, ſo will ich dann helfen.“ Die Frau ſagte: „Ja,“ ging mit Eulenſpiegel wieder nach Haus und ſagte das zu ihrem Hauswirth. Der Wirth war froh, ließ die Blinden gehen und ſprach ſie frei. Eulenſpiegel ſchlich auch zugleich von dannen. An dem dritten Tage ging die Frau hin, und mahnte den Pfarrer an die zwölf Gulden, ſo die Blinden verzehrt hätten. Der Pfarrer ſagte: „Liebe Frau! hat Euch Euer Hauswirth das geheißen?“ Die Frau ſagte: „Ja.“ Der Pfarrer ſprach: „Das iſt der böſen Geiſter Art, daß ſie Geld haben wollen.“ Die Frau ſprach: „Das iſt kein böſer Geiſt, er will nur die Zeche.“ Der Pfarrer ſprach: „Man hat mir geſagt, Euer Mann ſei beſeſſen von einem böſen Geiſte; holt mir ihn, ich will ihm davon helfen.“ Die Frau ſagte: „So machen es alle Betrüger! wenn ſie bezahlen ſollen, ſagen ſie, man ſei mit dem böſen Geiſt beſeſſen;“ lief heim und ſagte das ihrem Manne. Der Wirth war ganz zornig und lief nach dem Pfarrhof mit einem Spieß in der Hand. Dem Pfarrer wurde angſt; er rief ſeine Nachbarn um Hilfe an, um wider einen Mann, der von dem böſen Geiſte beſeſſen ſei, zu ſtreiten. Der Wirth ſagte: „Pfaff, bezahle mich!“ und wollte den Pfarrer ſchlagen. Die Nachbarn liefen dazwiſchen, konnten ſie faſt nicht aus einander bringen und wußten ſich auch nicht in dieſen Streit zu finden. Der Wirth wollte haben, der Pfarrer ſollte ihn bezahlen: der Pfarrer ſagte, er ſei ihm nichts ſchuldig, der Wirth ſei von dem böſen Geiſt beſeſſen, davon wolle er ihm ja helfen. Endlich gingen ſie heim.

Wie Eulenſpiegel in einer Stadt an der Weſer Schälke ausſäete.

Bald danach kam Eulenſpiegel an der Weſer in eine Stadt und blieb da ſo lange, daß er alle Händel innen wurde. Er hatte nämlich daſelbſt zwölf Herbergen: was ihm in der einen abging, das fand er in einer andern. Er hörte und ſah aber, daß wunderſeltſame Dinge in dieſer Stadt vorgingen, und wußte nicht, was er daraus machen ſollte, bis er auf den Gedanken kam, daß ſie Mangel an klugen und verſchmitzten Leuten hätten. Nun wollte er ihnen zu Hilfe kommen und machte den Anfang auf der Gaſſe vor dem Rathhaus; auf die ſäete er zu beiden Seiten reichlich Saamen aus. Da kamen die Leute in Haufen herbei und fragten, was er da ausſäe? Er ſprach: „Ich ſäe Schälke.“ Die Leute ſprachen: „Die darfſt Du hier nicht ſäen, wir haben deren ſo genug!“ und ſprachen: „Warum ſäeſt Du nicht auch fromme Leute?“ Er ſprach: „Die wollen hier nicht aufgehen, der Boden trägt ſolche hie nicht.“ Dieſe Worte kamen vor den Rath, und Eulenſpiegel wurde belangt. Sie befahlen ihm, ſeinen Saamen wieder aufzuheben und ſich zur Stadt hinaus zu packen. Dem kam er nach und reiſte wohl zehn Meilen von dannen in eine andere Stadt. Aber das Geſchrei von ſeiner Saat kam vor ihm in dieſelbe Stadt; da mußte er verſprechen, ohne Eſſen und Trinken durch die Stadt zu ziehen. Als es nun nicht anders ſein konnte, entlehnte er ein Schifflein und wollte ſeinen Sack mit der Saat in das Schiff heben laſſen. Als aber der Sack von der Erde aufgehoben wurde, riß er mitten entzwei und die Saat mit dem Sack blieb da liegen. Ob die Saat aufgegangen, weiß man nicht; Eulenſpiegel aber lief davon und ſoll noch wieder kommen.

Wie Eulenſpiegel ſich zu Hamburg zu einem Barbierer verdingte und dem Herrn durch die Fenſter in die Stube ging.

Einſtmals reiſte Eulenſpiegel nach Hamburg auf den Markt, blieb da ſtehen, und ſah ſich um; da kam ein Barbier zu ihm und ſprach: „Was biſt Du für ein Geſell?“ Eulenſpiegel antwortete: „Ich bin ein Barbier.“ Der Herr wohnte auf dem Holzmarkt gleich gegenüber, wo ſie ſtanden, und das Haus hatte hohe Fenſter gegen die Straße zu. Da ſagte der Barbierer zu Eulenſpiegel: „Siehſt Du das hohe Haus gegenüber, wo die hohen Fenſter ſind? daſelbſt gehe hinein, ich will bald nachkommen.“ Eulenſpiegel ſprach: „Ja,“ ging zum Haus durch die Fenſter hinein und grüßte alle die drin waren. Die Frau ſaß in der Stube und ſpann, war ſehr erſchrocken und ſprach: „Wo führt Dich der Gukuk her! kannſt Du nicht zur Thür herein gehen, iſt Dir die Thüre nicht weit genug?“ Eulenſpiegel ſprach: „Liebe Frau, zürnt nicht! Euer Herr hat mich das geheiſſen und will mich zu ſeinem Geſellen annehmen.“ Die Frau ſagte: „Das wäre mir ein ſchöner Geſell, der mir ſolchen Schaden thut!“ Eulenſpiegel ſprach: „Liebe Frau! ſoll nicht ein Geſell thun, was ihn ſein Herr heißt?“ Indem kam der Barbierer, hörte und ſah den Handel mit an, und ſprach: „Warum biſt Du nicht zur Thüre herein gegangen und haſt mir meine Fenſter ganz gelaſſen? Was für Urſache haſt Du gehabt, daß Du durch die Fenſter herein gekrochen biſt?“ Eulenſpiegel ſprach: „Lieber Herr! Ihr ſagtet mir ja, ich ſollte da hinein gehen, wo die hohen Fenſter wären, Ihr wolltet bald nachkommen; das habe ich gethan, wie Ihr mich geheißen habt.“ Der Herr ſchwieg ſtill, weil er ihn nöthig brauchte, und gedachte: vielleicht kann ich etwas an ihm verbeſſern, er nimmt etwa deſto weniger Lohn, damit mir mein Schaden erſetzt wird. Der Herr gab ihm die Scheermeſſer zu ſchleifen, und ſprach: „Schleife ſie glatt auf dem Rücken, gleich der Schneide.“ Eulenſpiegel ſprach: „Ja,“ und fing die Meſſer an zu ſchleifen, den Rücken gleich der Schneide. Der Herr wollte ſehen, was er machte; da ſahe er, daß die Scheermeſſer am Rücken ſcharf waren, wie an der Schneide. Da ſagte der Herr: „Was machſt Du? das wird nicht gut.“ Eulenſpiegel ſprach: „Warum ſollte das nicht gut werden? ich mache es, wie Ihr mich geheißen habt.“ Der Herr wurde zornig und ſprach: „Ich ſehe, daß Du ein arger böſer Schalk biſt; laß dein Schleifen bleiben, und gehe wieder hin, wo Du hergekommen biſt!“ — „Ja, wir können ſo nicht ewig beiſammen bleiben,“ ſprach Eulenſpiegel und lief wieder von der Stube durch das Fenſter hinaus, wo er hergekommen war. Da wurde der Barbierer noch zorniger, lief ihm mit dem Büttel nach und wollte ihn einſetzen laſſen, daß er ihm die Fenſter bezahlen ſollte. Aber Eulenſpiegel war geſchwind, kam in ein Schiff und fuhr davon.

Wie Eulenſpiegel einen Wirth zu Eisleben mit einem Wolfe ſchreckte.

Zu Eisleben wohnte ein Wirth, welcher vornehm und gar ſpöttiſch war: zu dem kam Eulenſpiegel zur Herberge. Es war Winter und lag ein großer Schnee. Da kamen drei Kaufleute aus Sachſen bei finſterer Nacht auch in die Herberge, die wollten nach Nürnberg reiſen. Der Wirth war behend mit dem Mund, empfing die drei Kaufleute bei der Hand und redete ſie mit ſchnellen Worten alſo an: „Woher ſo ſpät? warum ſeid Ihr ſo lange ausgeblieben?“ Da ſprachen die Kaufleute: „Herr Wirth! Ihr dürft deswegen nicht zürnen: es iſt uns unterwegs etwas Widriges begegnet mit einem Wolfe, welcher uns angefallen, daß wir uns mit ihm ſchlagen mußten: das verhinderte uns ſo lange.“ Als der Wirth das hörte, ſtichelte er fortwährend auf ſie und ſprach: das wäre eine große Schande, wenn ſie ſich ließen durch einen Wolf aufhalten; und wenn er allein in dem Felde wäre, und ihm zwei Wölfe begegneten, ſo wollte er ſie verjagen. Nun wären ſie ihrer drei, und ließen ſich von einem einzigen Wolf erſchrecken! Solches währte den ganzen Abend fort, daß der Wirth die Kaufleute verſpottete, bis ſie zu Bette gingen. Eulenſpiegel aber ſaß dabei und hörte zu. Als ſie nun zu Bette gingen, wurden die Kaufleute und Eulenſpiegel in eine Kammer gelegt; da redeten die Kaufleute unter einander, wie ſie es anſtellen möchten, daß ſie dem Wirth ſein Geſpött bezahlten. Da ſprach Eulenſpiegel: „Lieben Freunde! Ich merke wohl, daß unſer Wirth nur ein Großſprecher iſt; wollt Ihr mich hören, ſo will ich ihn bezahlen, daß er Euch nichts mehr von dem Wolfe ſagen ſoll.“ Den Kaufleuten gefiel das wohl und ſie verſprachen ihm dafür Geld zu geben. Da ſprach Eulenſpiegel: ſie ſollten nur indeſſen ihrer Kaufmannſchaft nachreiſen, und bei der Rückkehr allhier wieder einkehren; er wolle auch dazu kommen, da würden ſie den Wirth ſchon dafür heimſchicken.“ Die Kaufleute waren reiſefertig, bezahlten die Zeche, für Eulenſpiegel auch mit, und ritten fort. Der Wirth aber rief den Kaufleuten noch ſpöttiſch nach: „Ihr Herren, ſehet zu, daß Euch kein Wolf begegnet!“ Sie ſprachen: „Habt Dank, daß Ihr uns warnet; wenn uns die Wölfe freſſen, ſo kommen wir nicht wieder.“ Da ritt Eulenſpiegel auf die Hatz,

ſtellte den Wölfen nach und fing einen. Er tödtete ihn un
ließ ihn hart gefrieren. Nachdem nun die Kaufleute wieder nac
Eisleben zurückkamen und bei demſelben Wirth Herberge genom
men hatten, that Eulenſpiegel den todten Wolf in einen Sa
und kam, ihrer Abrede gemäß, auch dazu. Des Abends un
beim Nachteſſen vexirte der Wirth die Kaufleute noch imme
wegen des Wolfes: ſie ſagten aber, daß ihnen wahrhaftig ſo
ches begegnet wäre. Der Wirth verſicherte auch abermals m
hochtrabenden Worten, wie er zwei Wölfe in Stücken ſchlagen wollt
und das währte den ganzen Abend, bis ſie zu Bette ginge
Eulenſpiegel ſchwieg ſo lange ſtill, bis er zu den Kaufleuten
die Kammer kam: da ſprach er zu ihnen: „Ihr Herren und gut
Freunde! wachet noch ein wenig und laſſet das Licht brennen.
Wie nun der Wirth mit ſeinem Geſinde ſchlafen war, da ſchli
ſich Eulenſpiegel aus der Kammer, holte den todten Wolf, d
hartgefroren war, trug ihn in die Küche zu dem Heerd, unte
ſtützte ihn mit Stecken, daß er aufrecht ſtand, ſperrte ihm d
Maul weit auf, und ſteckte ihm zwei Kindesſchühlein hinei
Darauf ging er wieder in die Kammer und rief den Wirth. Die
hörte es bald und fragte: was ſie wollten? Da ſprachen ſi
„Holt uns zu trinken, wir können vor Durſt nicht bleiben.
Der Wirth war zornig und ſprach: „Das iſt der Sachſen A
daß ſie Tag und Nacht ſaufen!“ und rief der Magd, ſie ſol
aufſtehen, und zu Trinken in die Kammer bringen. Die Ma
ſtand auf, ging zum Feuer und wollte ein Licht anzünden;
ſah ſie dem Wolf gerade in den Rachen, erſchrak darüber
daß ſie das Licht fallen ließ, lief in den Hof, und glaubte ni
anders, als daß der Wolf die Kinder gefreſſen hätte. Eul
ſpiegel und die Kaufleute riefen immer um Trinken. Der Wi
meinte, die Magd wäre verſchlafen, und rief dem Knechte:
ſtand auf, wollte auch ein Licht anzünden, ſah den Wolf
ſtehen, meinte nicht anders, als daß er die Magd gefreſ

hatte, und lief in den Keller. Eulenſpiegel ſprach: ,,Seid nur getroſt, das Spiel wird gut werden!'' rief zum dritten Mal: wo der Knecht und die Magd wären, daß ſie kein Trinken brächten; er ſollte doch ſelber kommen und ein Licht bringen, ſie könnten nicht aus der Kammer kommen! Der Wirth meinte nicht anders, als der Knecht wäre auch verſchlafen, wurde zornig und ſprach: ,,Die Sachſen machen mir gar zu viel Mühe mit ihrem Trinken!'' ſtand auf, zündete ein Licht an bei dem Feuer und ſah den Wolf oben bei dem Heerde ſtehen, wie er die Schuhe im Maul hatte. Da lief er zu den Kaufleuten in die Kammer, fing an überlaut zu ſchreien: ,,Kommt mir doch zu Hilfe, lieben Freunde! es ſteht ein greulich Thier bei dem Feuer, das hat mir die Kinder, die Magd und den Knecht gefreſſen!'' Die Herren gingen mit ihm; der Knecht kam aus dem Keller, die Magd aus dem Hofe, die Frau brachte die Kinder aus der Kammer: ſie waren alle lebendig. Eulenſpiegel ging hinzu und ſtieß den Wolf mit dem Fuße um, welcher ſich nicht regte. Eulenſpiegel ſprach: ,,Das iſt nur ein todter Wolf, und Ihr macht daraus ein ſolches Geſchrei: was ſeid Ihr für ein furchtſamer Haſe? Es iſt noch nicht lange, da wolltet Ihr gegen zwei lebendige Wölfe ſtreiten.'' Die Kaufleute lachten den Wirth aus, bezahlten des Morgens ihre Zeche und ritten mit Eulenſpiegel davon.

Wie Eulenſpiegel einen Wirth mit dem Klange vom Gelde bezahlte.

Zu Cöln war Eulenſpiegel in der Herberge lange Zeit; da begab es ſich, daß das Eſſen erſt ſpät zum Feuer gebracht wurde, da es doch bald Mittag war. Dieſes verdroß Eulenſpiegel ſehr, daß er ſo lange faſten ſollte. Den Verdruß ſah ihm die Wirthin wohl an und ſprach zu ihm: ,,Wer nicht warten will, bis das Eſſen fertig iſt, der mag eſſen, was er hat.'' Eulenſpiegel aß einen Wecken auf und ging oft zum Heerde. Endlich wurde der

Tiſch gedeckt und die Speiſe aufgetragen. Der Wirth ſaß mit den fremden Gäſten zu Tiſch, Eulenſpiegel aber blieb in der Küche. Der Wirth ſprach: „Willſt Du nicht zu Tiſch ſitzen?“ — „Nein, ſprach Eulenſpiegel, ich mag nicht eſſen, ich bin vom Geruche des Braten ſatt geworden.“ Der Wirth ſchwieg, aß mit den Gäſten, und nach verrichteter Mahlzeit bezahlte Jeder ſeine Zeche für den Braten; der eine wanderte, der andere blieb. Eulenſpiegel ſaß bei dem Feuer; da kam der Wirth mit dem Zählbrett und wollte zwei kölniſche Weißpfennige für das Mahl haben. Eulenſpiegel ſprach: „Herr Wirth! ſeid Ihr ein ſolcher Mann, daß Ihr Geld von einem nehmet, der Eure Speiſe nicht ißt?“ Der Wirth wurde zornig und ſagte: er ſollte das Geld geben: hätte er nicht gegeſſen, ſo wäre er doch vom Geruch ſatt geworden: er wäre da geſeſſen bei dem Braten; das wäre ſoviel, als wenn er an der Tafel geſeſſen wäre und mitgegeſſen hätte, das wollte er ihm für eine Mahlzeit rechnen. Eulenſpiegel zog einen kölniſchen Weißpfennig hervor, warf ihn auf die Bank und ſprach: „Herr Wirth! hört Ihr dieſen Klang?“ Der Wirth ſprach: „Dieſen Klang höre ich wohl.“ Eulenſpiegel war geſchwind mit ſeinem Pfennig wieder in den Seckel und ſprach: „So viel als Euch der Klang hilft, eben ſo viel hilft mich auch der Geruch von dem Braten in meinem Bauche;“ ſpottete des Wirths und zog von da nach Sachſen.

Wie Eulenſpiegel einen Hund ſchund und das Fell der Wirthin zur Bezahlung gab.

Auf eine Zeit begab es ſich, daß Eulenſpiegel in eine Herberge kam und die Wirthin allein fand. Dieſelbe Wirthin hatte ein zartes Hündlein, welches ihr gar lieb war und allezeit auf ihrem Schooß liegen mußte, wenn ſie müßig war. Daſſelbige hatte ſie ſo gewöhnt, daß, wenn ſie Bier trank, ſie ihm ein wenig in ein Schüſſelein geben mußte, daß er auch trank. Als nun

Eulenſpiegel bei dem Feuer ſaß und aus der Kanne trank, ſtund der Hund gleich auf und begab ſich zu Eulenſpiegel. Das ſah die Wirthin und ſprach: „Ach Lieber! gebt ihm zu trinken in die Schüſſel, das iſt ſeine Meinung.“ Eulenſpiegel ſagte zu ihr: „Gern.“ Die Wirthin ging und verrichtete ihre Arbeit, was ſie zu ſchaffen hatte. Eulenſpiegel trank, gab dem Hund auch in eine Schüſſel und darein einen Biſſen Fleiſch, alſo, daß der Hund voll wurde, ſich zum Feuer legte und ſich ſtreckte, ſo lang er war. Da ſagte Eulenſpiegel zu der Wirthin: „Wir wollen rechnen,“ und fragte: „Liebe Frau! wenn ein Gaſt Eure Koſt ißt und Euer Bier trinkt, hätte aber kein Geld, wolltet Ihr einem ſolchen Gaſt auch borgen?“ Die Wirthin gedachte nicht darauf, daß er den Hund meinte, argwöhnte auf ihn ſelbſt und ſprach zu ihm: „Herr Gaſt, man muß hie Geld haben oder Pfand!“ Eulenſpiegel ſprach: „Des bin ich meines Theils zufrieden, ein Anderer ſorge für das Seine;“ da ging die Wirthin hinweg. Eulenſpiegel aber nahm den Hund unter den Rock, ging in den Stall und zog ihm das Fell ab. Danach ging er wieder in das Haus zum Feuer und hatte des Hundes Fell unter dem Rocke. Da hieß Eulenſpiegel die Wirthin zu ſich kommen und ſagte: „Laßt uns rechnen.“ Die Wirthin rechnete. Eulenſpiegel legte die halbe Zeche hin. Die Wirthin ſagte: „Wer die andere halbe bezahlen ſollte? er hätte ja das Bier allein getrunken.“ Er ſprach: „Nein, ich hatte einen Gaſt, der trank auch mit; derſelbe hatte kein Geld, ſondern er hatte ein Pfand; der ſoll die andere Hälfte bezahlen.“ Die Wirthin fragte: „Was iſt das für ein Gaſt, was hat er für ein Pfand?“ Eulenſpiegel ſprach: „Das iſt der Rock, den er anhatte;“ zog des Hundes Fell unter dem Rock hervor und ſprach: „Sehet Wirthin! das iſt des Gaſtes Rock, der mit mir trank.“ Die Wirthin erſchrak, da ſie ſah, daß es ihres Hundes Fell war, wurde zornig und ſprach: „Warum haſt Du mir meinen Hund abgezogen?“ Eulenſpiegel ſagte: „Frau! das iſt Eure eigne Schuld; Ihr ſagtet ja ſelbſt, Ihr müßtet Geld oder Pfand haben: weil nun der Gaſt ſonſt nichts hatte, mußte er eben ſeinen Rock laſſen, den nehmet nun hin für ſein Bier.“ Die Wirthin konnte weiter nichts machen, als ihn fortgehen heißen und nicht wieder kommen.

Wie Eulenſpiegel eine Wirthin überredet, daß er allbereit auf dem Rade liege.

Nach geraumer Zeit kam Eulenſpiegel abermals zu derſelben Wirthin in die Herberge und ſah in dem Hauſe ein Rad liegen; da legte er ſich oben darauf, bot der Wirthin einen guten Tag und fragte: „Ob ſie nicht etwas gehört hätte vom Eulenſpiegel?“ Sie aber ſprach: was ſie von dem Schalk hören ſollte! ſie möchte ihn gar nicht nennen hören.“ Eulenſpiegel ſprach: „Was hat er Euch denn gethan, daß Ihr ihm ſo gram ſeid?“ Sie ſprach: „Das bin ich wohl innen worden; er kam auch her zu mir, ſchund mir meinen Hund und gab mir das Fell für das Bier, ſo er getrunken hatte, da er ſich doch hätte ſchämen ſollen, daß er mit einem Hunde Geſellſchaft gemacht und hernach das Amt eines Schinders an ihm verrichtet hatte.“ Eulenſpiegel ſprach: „Frau, das iſt recht gethan!“ Die Wirthin ſprach: „Es wird ihm auch nicht wohl ergehen!“ Eulenſpiegel ſprach: „Frau! das iſt ſchon geſchehen, er liegt auf dem Rade.“ Die Wirthin ſagte: „Wie die Arbeit, ſo der Lohn.“ Eulenſpiegel ſprach: „Ich bins, kennt Ihr mich noch? Adieu! ich ſcheide davon.“

Wie Eulenſpiegel eine Wirthin mit dem bloſen Hintern in die Aſche ſetzt.

Zornige böſe Nachreden bringen einen böſen Lohn. Als Eulenſpiegel von Rom reiſte, kam er in ein Dorf; da war eine groſſe Herberge, aber der Wirth war nicht zu Hauſe. Da fragte Eulenſpiegel die Wirthin, ob ſie auch Eulenſpiegel kennte? Die Wirthin ſprach: „Nein, ich kenne ihn nicht; ich habe wohl von ihm hören ſagen, daß er ein auserleſener Schalk ſei.“ Da ſprach Eulenſpiegel: „Liebe Frau! warum ſagt Ihr das, und kennt ihn doch nicht.“ Die Frau ſprach: „Was iſt daran gelegen, daß ich ihn nicht kenne? Die Leute ſagen eben, er ſei ein böſer Bube.“ Eulenſpiegel ſagte: „Liebe Frau! hat er Euch etwas Leides gethan?“ Die Frau ſprach: „Ich ſage, wie ich es von den Leuten gehört habe, die bei mir aus- und eingehen.“ Eulenſpiegel ſchwieg ſtill. Des Morgens, da es Tag wurde, ſcharrt er die heiſſe Aſche auf dem Heerd von einander, geht vor das Bett der Wirthin, nimmt die Frau aus dem Schlaf, trägt ſie in die Küche und ſetzt ſie mit bloſſem Hintern in die heiſſe Aſche und ſpricht: „Nun Wirthin! jetzt könnt Ihr wohl von Eulenſpiegel ſagen, daß er ein Schalk ſei; Ihr empfindet es nun wohl und habt ihn geſehen.“ Das Weib ſchrie, was ſie konnte; Eulenſpiegel aber lief aus dem Hauſe und lachte.

Wie ein Holländer Eulenſpiegel einen gebratenen Apfel vom Teller aß, der ihm nicht wohl bekam.

Einen Holländer bezahlte Eulenſpiegel recht und redlich zu Andorf in einer Herberge. Da waren holländiſche Kaufleute, und Eulenſpiegel war ein wenig krank, daß er kein Fleiſch mochte, und man kochte ihm weiche Eier. Als nun die Gäſte zu Tiſch ſaßen, brachte er die weichen Eier mit ſich und einer der Holländer ſah Eulenſpiegel für einen Bauer an und ſprach: „Bauer! magſt Du des Wirthes Koſt nicht, muß man dir Eier kochen?“ nimmt die beiden Eier, ſchlägt ſie auf, ſchüttet eins nach dem andern in den Hals, legt die Schalen wieder vor Eulenſpiegel und ſpricht: „Lecke Du das Faß, der Dotter iſt heraus.“ Die andern Gäſte lachten darüber und Eulenſpiegel mit ihnen.

Auf den Abend aber kaufte Eulenſpiegel einen ſchönen Apfel, den höhlte er inwendig aus, füllte ihn voll Fliegen, bratete den Apfel, ſchälte und überſtreute ihn auswendig mit Zucker und Ingwer. Als ſie nun des Abends wieder zu Tiſche ſaßen, brachte Eulenſpiegel den Apfel auf einem Teller und kehrte ſich von dem Tiſch, als ob er mehr holen wollte. Als er nun den Rücken wandte, da greift der Holländer zu, nimmt den gebratenen Apfel von dem Teller und ſchluckt ihn hinein. Alsbald fing der Holländer an ſich zu brechen und gab alles von ſich, was er im Leibe hatte, daß er ganz krank wurde, und der Wirth und die Gäſte meinten, Eulenſpiegel hätte ihn mit dem Apfel vergeben. Eulenſpiegel ſprach: ,,Das iſt kein Gift, es iſt eine Reinigung des Magens. Hätte er mir geſagt, daß er den Apfel ſo begierig eſſen wollte, ſo hätte ich ihn gewarnt: denn in die weichen Eier kamen keine Mucken, aber in dem gebratenen Apfel lagen ſie: die muß er wieder von ſich geben.'' Indem kam der Holländer zu ihm ſelber und ſprach zu Eulenſpiegel: ,,Iß, brate oder koche, was Du willſt; ich eſſe nicht mehr mit Dir, und wenn Du Krammetsvögel hätteſt.''

Wie Eulenſpiegel machte, daß eine Frau alle ihre Häfen entzwei ſchlug.

Auf eine Zeit reiſte Eulenſpiegel wieder einmal nach Bremen zu dem Biſchof, welcher viel Scherz mit ihm verübte. Der Biſchof liebte ihn ſehr, weil er immerdar etwas Seltſames anſtellte, darüber der Biſchof lachen mußte. Daher hielt er ihm ſein Pferd koſtenfrei. Nun ſtellte ſich Eulenſpiegel eines Tages, als ob er der Poſſen müde wäre und in die Kirche gehen wollte. Da ſpottete der Biſchof ſeiner; aber Eulenſpiegel kehrte ſich nicht daran, ging hin und betete, bis ihn der Biſchof auf das äußerſte anreizte. Da verhandelte Eulenſpiegel heimlich mit eines Hafners Frau, die auf dem Markt ſaß und einen Haufen Häfen feil hatte; dieſelbe bezahlte Eulenſpiegel der Frau alle mit ein=

ander und machte mit ihr ab, wie ſie thun ſollte, wenn er ih winkte oder ein Zeichen gäbe. Da kam Eulenſpiegel wieder z dem Biſchof und that, als wenn er in der Kirche geweſen wäre; de Biſchof aber ſpottete ſeiner wieder. Endlich ſprach er zu dem Biſchof: „Gnädiger Herr! kommt mit mir auf den Markt, d ſitzt eine Häfnerin mit Häfen; da will ich mit Euch wetten, ic will nicht mit ihr ſprechen, noch ihr mit den Augen winken, ſondern ſie nur durch Gedanken dazu bringen, daß ſie aufſtehen, einen Stecken nehmen und alle ihre Häfen ſelber entzwei ſchlagen ſoll.“ „Das möchte ich gern ſehen!“ ſprach der Biſcho und wettete mit ihm um dreißig Gulden, wenn die Frau da thun würde. Der Biſchof ging mit Eulenſpiegel auf den Markt. Eulenſpiegel zeigte ihm die Frau und ſie gingen auf das Rathhaus. Eulenſpiegel blieb bei dem Biſchof und trieb allerhand Poſſen, als ob dieſe die Frau dahin bringen ſollten, daß ſie alſo thäte, wie er verſprochen hatte. Zuletzt gab er der Frau das verabredete Zeichen, da ſtand ſie auf und ſchlug die Häfen alle entzwei. Als nun der Biſchof wieder in ſeinen Hof kam, nahm er ihn auf die Seite und ſagte zu ihm, daß er ihm die Urſache eröffnen ſollte, warum das Weib die Häfen entzwei geſchlagen hätte, ſo wollte er ihm die dreißig Gulden geben, um die er mit ihm gewettet hätte. Eulenſpiegel ſagte: „Ja, gnädiger Herr! es iſt natürlich zugegangen, ich habe der Frau die Häfen vorher bezahlt und ſolches mit ihr abgeredet.“ Da lachte der Biſchof und gab ihm die dreißig Gulden mit der Bedingung, daß ers Niemand ſagen ſollte, er wollte ihm noch zu einem feiſten Ochſen helfen. „Ja,“ ſprach Eulenſpiegel, war das wohl zufrieden und reiſte von dannen. Als er nun hinweg war, ſaß der Biſchof mit ſeinen Rittern und Herren über Tiſch, denen eröffnete er, wie er eine Kunſt gelernt, die Häfnerinnen dahin zu bringen, daß ſie alle ihre Häfen entzwei ſchlügen. Die Ritter und Herren begehrten das nicht zu ſehen, ſondern wollten nur die Kunſt wiſſen. Der Biſchof ſagte: „Wenn mir ein Jeder einen guten feiſten Ochſen in die Küche verehrt, ſo will ich Euch dieſe Kunſt auch lehren.“ Es war damals Herbſtzeit, da die Ochſen am beſten waren, und ein Jeder gedachte: ſie kommen mich nicht ſauer an, ich will ein Paar Ochſen geben, daß ich dieſe Kunſt lerne. Alſo bekam der Biſchof ſechszehn Ochſen, und ein jeder Ochs war damals zwölf Gulden werth; mithin wurden ihm die dreißig Gulden, ſo er Eulenſpiegel gegeben, ſechsfach bezahlt. Indeſſen kam Eulenſpiegel geritten, da die Ochſen noch bei einander ſtanden und ſprach: „Von dieſer Beute gehört mir die Hälfte.“ Der Biſchof ſagte zu Eulenſpiegel: „Halte Du mir, was Du verſprochen haſt, ich will Dir mein Verſprechen auch halten, und laſſe mich bei meinem Gewinn.“ Damit verehrte er ihm einen feiſten Ochſen, den nahm Eulenſpiegel mit großer Reverenz an. Hierauf entdeckte der Biſchof den Rittern und Herrn ſeine Kunſt, ſowie er ſie auch gelernt, nämlich daß ſich Eulenſpiegel vorher mit der Frau unterredet und die Häſen bezahlt habe. Da ſaßen die Herren ganz beſtürzt und ſahen, daß ſie mit Liſt betrogen waren und keiner durfte dem andern etwas vorwerfen; der eine kratzte ſich den Kopf, der andere ſuchte es hinten im Nacken. Die Wette gereuete ſie, denn ſie bekümmerten ſich um ihre Ochſen; zuletzt mußten ſie doch zufrieden ſein und tröſteten ſich damit, daß endlich der Nutzen ihrem gnädigen Herrn zugefallen; doch bereueten ſie daneben ihre Thorheit, daß ſie um einer ſolchen Thorheit willen ſoviel Ochſen dahin gegeben. Eulenſpiegel aber freute ſich und zog mit ſeiner Beute davon.

Wie Eulenſpiegel ein Roßtäuſcher wurde.

Einſtmals hatte Eulenſpiegel ein ſtetig Pferd feil. Da kam einer und wollte es ihm abkaufen, beſah es und fragte ihn, ob es keine böſe Tücke hinter ſich hätte: er ſollte ihm ſolches nicht verhehlen, er wollte es ihm redlich bezahlen. Eulenſpiegel ſprach: ,,Ich weiß kein Gebrechen an ihm, als daß es nicht über die Bäume geht.'' Der Kaufmann ſagte: ,,Ich will es über keinen Baum reiten; willſt Du mirs um einen billigen Pfennig geben, ſo nehme ich es.'' Eulenſpiegel ſagte: ,,Ich gebe Dirs um keinen Pfennig, um funfzehn Gulden will ich Dirs geben; und ſo wurden ſie des Kaufs einig. Als nun der Käufer zur Stadt hinaus reiten wollte, konnte er das Pferd nicht über die Brücke bringen. Wie er nun ſah, daß das Pferd ſtetig war, ritt er zurück und wollte es dem Eulenſpiegel wiedergeben, indem er ihn einen Betrüger ſchalt. Eulenſpiegel wollte aber das Geld nicht wieder herausgeben, indem er ſagte: er ſei kein Betrüger, denn er habe ihm redlich geſagt, daß das Pferd nicht über die Bäume gehen wolle, die Brücke aber ſei aus Bäumen gemacht. Da ging der Mann hin und verklagte den Eulenſpiegel und es wurde rechtlich erkannt und Eulenſpiegel das Pferd zuerkannt, ſo daß er das Geld wieder zurück geben ſollte. Eulenſpiegel mußte auch noch das Gerichtsgeld bezahlen und war diesmal mit ſeiner Schalkheit nicht durchgekommen.

Wie Eulenſpiegel einem Roßtäuſcher ein Pferd abkaufte und es ihm nur halb bezahlte.

Eulenſpiegel kam nach Hildesheim zu einem Roßtäuſcher, der bot ihm ein Pferd an um fünf und zwanzig Gulden. Eulenſpiegel handelte mit ihm auf vier und zwanzig Gulden und ſagte: ,,Zwölf Gulden will ich Dir baar geben, die andern zwölf will ich Dir ſchuldig bleiben.'' Der Roßtäuſcher gab das Pferd auf dieſe Bedingung. Eulenſpiegel zählte ihm zwölf Gulden hin und ritt weg. Es ſtand an wohl drei Monate, da kam der Roßtäuſcher zu ihm und forderte die zwölf Gulden. Eulenſpiegel ſprach: ,,Ich will Dir ſolche ſchuldig bleiben.'' Sie kamen mit einander vor Gericht. Eulenſpiegel verantwortete ſich vor dem Richter und ſprach: „Ich habe das Pferd um vierundzwanzig Gulden gekauft und ausgemacht, die Hälfte baar zu erlegen, die zwölf Gulden aber ſchuldig zu bleiben. So iſt der Kauf ergangen und anders nicht; hoffe alſo, der Herr Richter wird mich bei meinem Recht erhalten.“ Weil nun die Sache ziemlich dunkel, konnte der Richter nicht Recht ſprechen; mithin verblieb Eulenſpiegel das Pferd.

Wie Eulenſpiegel ein Hirte wurde im Herzogthum Braunſchweig.

Was Eulenſpiegel auch immer für Schalkheit übte, ſo konnte er doch nicht reich werden; daher wußte er endlich nicht mehr, was er anſtellen ſollte, daß er zu etwas käme. Da dachte er bei ſich ſelbſt: „Alle Amtleute der Fürſten werden reich,“ und ging zum Fürſten und bat ihn, daß er ihn etliche Jahre zu einem Hirten ſeines Viehes machen wolle, er dürfe ihm keinen Lohn geben. Der Fürſt überließ es ihm auf zehn Jahr. Da wurde Eulenſpiegel ein gewaltiger Hirte; er ſchrieb an einige Städte im Land, er hörte ſagen, daß ſie ſo gute Weide hätten, er wollte kommen und ſeines Fürſten Vieh darauf weiden. Sie erſchraken ſehr und befürchteten, es würde ihnen ihre Weide gar abgefreſſen, ſchickten ihm daher fünfundzwanzig Gulden, er ſollte ſie deſſen überheben. Eulenſpiegel gedachte: es wird gut werden! ſchrieb an eine andere Stadt, die ſchickte ihm auch Geld; und das währte ſo fort, bis er einen Rock von dem ſchönſten Fuchspelz bekam ſammt einem Stück Geld. Der Fürſt fragte, wie dieſes zugehe? Er antwortete: „Es iſt kein Aemtlein ſo klein, es iſt des Henkers werth.“

Wie Eulenſpiegel ein Paar Schuhe kaufte ohne Geld.

Auf eine Zeit ging Eulenſpiegel gen Erfurt durch die Schuhmachergaſſe. Da rief eine Schuſtersfrau Eulenſpiegel nach, er ſollte ihr ein gut Paar Schuhe abkaufen; er probirte einen an, der war ihm recht, der andere auch, da lief er mit davon. Die Frau ſprang ihm nach und ſchrie: „Haltet den Dieb!“ Die Nachbarn wollten ihn halten; da ſagte er: „Ei! laſſet mich gehen, wir laufen in die Wette um ein Paar Schuhe.“ Alſo kam er davon mit einem Paar Schuhe, die er ohne Geld kaufte.

Wie Eulenſpiegel ſich zu einem Bauer verdingte.

Auf eine Zeit hatte ſich Eulenſpiegel bei einem Bauer verdingt. Nun wollte der Bauer einſtmals mit ſeinem Knechte Eulenſpiegel in den Wald fahren, um einen Karren mit Holz zu holen; der Knecht ſaß auf dem Pferd und der Bauer hinter demſelben auf den Bäumen. Indem kommt ein Haſe über den Weg gelaufen. Da ſprach der Bauer: „Knecht, kehre wieder um! es iſt gar unglückſelig, wenn einem ein Haſe über den Weg läuft, wir wollen heute etwas anders thun;“ und fuhren wieder heim. Des andern Tages fuhren ſie wieder hinaus, und da ſie nahe zu dem Walde kamen, ſprach Eulenſpiegel: „Bauer! Es iſt uns ein Wolf über den Weg gelaufen.“ Der Bauer ſprach: „Fahr hin! es iſt lauter Glück wenn einem ein Wolf über den Weg läuft.“ Sie fuhren hin, ſpannten das Pferd aus auf der Weide und ließen den Karren alſo ſtehen, gingen in den Wald und haueten Holz. Wie ſie fertig waren, ſchickte der Bauer nach dem Pferd und Karren, daß ſie luden und heim führen. Als der gute Knecht vor den Wald kam, ſah er, daß das Pferd gefällt war; der Wolf ſteckte mit dem Kopf in ihm und fraß. Eulenſpiegel war heimlich froh, lief hin und ſprach: „Kommt, Bauer! das Glück ſteckt im Pferd.“ Der Bauer ſprach: „Was ſagſt Du?“ Eulenſpiegel ſprach: „Geht eilends oder Ihr verſäumt das Glück.“ Wie ſie hinkamen, fanden ſie den Wolf im Pferde ſtecken und freſſen. Da ſprach Eulenſpiegel: „Bauer! wären wir geſtern dem Haſen nachgefahren, der hätte Euch das Pferd nicht gefreſſen. Ihr ſeid aber ein abergläubiger Mann, darum beachte ich nicht länger bei Euch zu bleiben.“

Wie Eulenſpiegel nach Paris auf die hohe Schule zog.

Als man in Paris examinirte ad Licentiam, ging Eulenſpiegel auch hinein, ſtellte ſich vor den, der oben auf dem Stuhle ſaß und ſah ihn an. Der Doctor ſprach zu ihm: „Lieber Geſell! was thuſt Du hier? willſt Du etwas fragen?“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja, Herr, ich habe eine Frage zu thun, die lautet alſo: Welches iſt beſſer, daß ein Menſch das thut, was er weiß, oder das, daß einer lernt, was er nicht weiß? Oder machen die Doctores Bücher, oder machen die Bücher Doctores?“ Dieſe gleichgültige Frage kam ihnen wunderlich vor und wußte Keiner gleich, wie er die Antwort am beſten geben ſollte; die meiſten meinten, es wäre beſſer, daß ein jeder Menſch thät, was er wüßte, als daß er das erſt erlernen ſollte, was er nicht wiſſe. Da ſprach Eulenſpiegel: „So ſeid Ihr alle große Narren, daß Ihr ſtets das lernen wollt, was Ihr nicht wiſſet, und was Ihr wiſſet, will Keiner von Euch thun!“ mit Erörterung dieſer Fragen ging er heim.

Wie Eulenſpiegel zu Berlin ein Büttel oder Stadtknecht wurde, und große Luſt hatte, den Bauern Geld oder Pfand auszutragen.

Eulenſpiegel brachte es dahin, daß man ihn in Berlin zu einem Büttel oder Stadtknecht machte. Da iſt er einſtmals ausgeſchickt worden in ein Dorf, Geld als Zins zu fordern von einem Bauer, der es nicht gern her gab oder arm war. Eulenſpiegel lief unbedacht mit ſeinem Spießlein dahin. Da kam der böſe Feind zu ihm in Bauerngeſtalt; Eulenſpiegel merkte aber wohl, daß es der Teufel war. Sie fingen mit einander an zu reden. Der Bauer ſprach: ,,Willſt Du Geld fordern oder einbringen? laßt uns mit einander Geſellſchaft machen, denn ich gehe auf einen verborgenen Schatz, den will ich einbringen und mit Dir theilen.'' Eulenſpiegel gedachte: Du haſt ſchon oft gehört, der Teufel müſſe viel Schätze zu finden wiſſen, wurde der Sache mit ihm eins, und reiſte mit ihm. Da kamen ſie durch ein Dorf, dort hörten ſie ein Kind ſchreien und weinen; zu dem trat ſeine Mutter und ſprach im Zorn: ,,So ſchreie und weine, daß Dich der Teufel hole!'' Da ſprach Eulenſpiegel: ,,Hörſt Du nicht, man will Dir ein Kind geben, warum nimmſt Du es nicht?'' Der Teufel ſprach: ,,Lieber! es iſt der Mutter nicht Ernſt, ſie hat es nur im Zorn geſagt.'' Darauf gingen ſie fort über das Feld, und kamen zu einer Sau, welcher der Hirt nachlief, um ſie wieder zur Heerde zu bringen, und rief: ,,Daß der Teufel die Säue hole!'' Eulenſpiegel hätte gern einen Theil daran gehabt, und ſprach: ,,Hörſt Du nicht? da gibt man Dir jetzt eine Sau, warum nimmſt Du ſie nicht? Ich will Dir forthin die Geſellſchaft aufſagen.'' Der Teufel ſprach: ,,Lieber! was wollt ich mit der Sau thun? Es iſt ihm auch nicht Ernſt, und wenn ich ſie nähme, ſo müßte ſie der arme Hirt bezahlen; ich warte auf ein Beſſeres.'' Eulenſpiegel gedachte: aha auf einen Schatz! Hierauf gingen ſie bis in den Hof, da Eulenſpiegel Geld fordern ſollte; da ſtand der Vater in der Scheuer und draſch Korn. Sobald er Eulenſpiegel mit ſeinem Spießlein ſahe, ſprach er: ,,Biſt Du ſchon wieder da; ich wollte, daß Dich der Teufel holte!'' Der Teufel ſagte zu Eulenſpiegel: ,,Hörſt Du auch, was der Bauer ſagt? und dem iſt es jetzt ſein Ernſt. Du mußt mit mir.'' Eulenſpiegel ſagte: ,,Ich will mit Dir rechnen; denn ich habe geſagt, ich wolle Dir die Geſellſchaft aufſagen, das thue ich jetzt, darum thue mir nichts wider das Recht; ich bin ein Stadtknecht, und entbiete ich Dich vor meinen Schultheiſſen;'' er kam aber nicht. Hierauf legte Eulenſpiegel ſein Amt nieder.

Wie Eulenſpiegel eine Metze hatte, die er für ſeine Ehefrau ausgab, und ſich zu einem Dorfpfarrer verdingte.

Auf eine Zeit wurde Eulenſpiegel redlich bezahlt von einem Dorfpfarrer, der bedurfte eines Meßners, und nahm Eulenſpiegel an und dingte ihn. Als er nun eine Zeit bei ihm war, und wohl ſah, daß der Pfarrer ein Liebhaber der Frauenzimmer war, ſprach er einſtmals: ,,Herr! ich möchte gern wiſſen, bei wie viel Frauen Ihr in dieſem Dorfe geweſen ſeid; ſagt mirs heimlich, es ſoll bei mir bleiben.“ Der Pfarrer ſagte: „Ich will es thun und traue Dir, Du biſt mein getreuer Knecht. Mittwoch iſt ein Feiertag, da iſt ein groß Opfer; und wenn ich vor dem Altar ſtehe, und deſſen warte, ſo ſtehe Du daneben und gib die Stelle zu küſſen; bei welcher ich nun ſage: Brems! auf die gib Acht; bei derſelben bin ich geweſen.“ Da ging die Schultheiſſin um den Altar; da ſprach der Pfarrer: Brems. Eulenſpiegel däuchte das ſeltſam, aber er ſchwieg. Indem geht Eulenſpiegels Frau auch um den Altar; da ſprach der Pfarrer auch: Brems. Eulenſpiegel ſprach: „Es iſt meine Frau.“ Der Pfaff ſprach: „Das macht nichts, ſie iſt Brems; ich will Dir nicht Unrecht thun.“ Eulenſpiegel fand ſich hierüber beſchimpft, zog von Stund an hinweg und ließ den Pfaffen mit der Metze dahinten.

Wie Eulenſpiegel zu Marienthal die Mönche in der Metten zählte.

Als Eulenſpiegel mit der Zeit alle Länder durchlaufen, alt und verdroſſen geworden war, kam ihn die Reue an, und er trachtete, wie er ſich in ein Kloſter mit ſeiner Armuth begeben möchte, darin er von ſeinem bisher geführten ſündlichen Leben abſtehen und frömmer werden möchte, damit er nicht verloren wäre. In dieſer Abſicht kam er zu dem Abt von Marienthal, und bat ihn, daß er ihn zu einem Bruder aufnehmen möchte, er wollte dem Kloſter all das Seinige vermachen. Der Abt hatte die Narren auch gern, und ſprach zu ihm: „Du biſt noch bei Kräften, ich will Dich wohl aufnehmen, wie Du gebeten haſt; aber Du mußt auch etwas thun und Amt haben; Du ſiehſt, daß ich und meine Brüder alle zu thun haben, und jedem etwas anvertraut iſt.“ Da ſagte der fromme Eulenſpiegel: „Ja, gern, Herr Abt.“ Der Abt ſprach: „Weil Du nicht gern arbeiteſt, ſo kannſt Du unſer Pförtner ſein, in deinem Gemach bleiben ohne Bekümmerniß, nichts thun als Koſt aus dem Keller holen und die Pforte auf- und zuſchließen.“ Eulenſpiegel ſprach: „Würdiger Herr! ich verbleibe Euch ſehr verbunden, daß Ihr mich alten Mann ſo wohl verſorgt; ich will Euch alles das thun, was Ihr mich heißen werdet.“ Der Abt ſagte: „Hier haſt Du den Schlüſſel, Du ſollſt nicht Jedermann einlaſſen, kaum den Dritten oder Vierten; denn wenn Du zu Viele einläßt, ſo freſſen ſie das Kloſter bald arm.“ Eulenſpiegel ſagte: „Ja, gnädiger Herr! ich will dem alſo thun.“ Nun ließ er von allen denen, welche Einlaß in das Kloſter begehrten, immer nur den vierten ein, ſie mochten übrigens in das Kloſter gehören oder nicht. Die Klage kam vor den Abt, der ſprach zu Eulenſpiegel: „Du biſt ein auserleſener Schalk, daß Du die nicht willſt herein laſſen, die herein gehören.“ — „Herr! ſagte Eulenſpiegel, den Vierten, wie Ihr mich geheißen habt, habe ich eingelaſſen und nicht mehr. Ich habe Euer Wort vollbracht.“ — „Du haſt gethan, wie ein Schalk!“ ſprach der Abt, und wäre ſeiner gern wieder los geweſen. Er ſetzte einen andern Beſchließer ein, denn er merkte wohl, daß Eulenſpiegel ſeine alte Tücke nicht laſſen würde, und gab dieſem ein anderes Amt, indem er ſagte: „Du ſollſt die Mönche des Nachts in der Metten zählen, und wenn Du einen überſiehſt, ſo mußt Du wandern.“ Eulenſpiegel ſprach: „Das iſt mir ſchwer zu thun; doch wenn es nicht anders ſein kann, ſo muß ichs machen, wie ich kann.“ Hierauf brach er des Nachts etliche Stufen aus der Stiege. Der Prior war ein frommer alter Mann, und allezeit der erſte in der Metten; er kam daher zuerſt zur Stiege, trat hindurch, und fiel ein Bein entzwei. Nun ſchrie er jämmerlich, ſo daß die andern Mönche alle zuliefen und ſehen wollten, was ihm wäre; darüber fiel einer nach dem andern hindurch. Da ſprach Eulenſpiegel zu dem Abt: „Würdiger Herr! habe ich mein Amt recht ausgerichtet?“ und gab ihm das Kerbholz, darauf er die Mönche geſchnitten hatte. Der Abt ſprach: „Du haſt dein Amt verſehen als ein Böſewicht! gehe mir aus dem Kloſter.“ Hierauf ging Eulenſpiegel nach Möllen in die Stadt, da wurde er mit Krankheit heimgeſucht, daß er bald darauf ſtarb.

Wie Eulenſpiegel vor ſeinem Ende beichtete und den Pfaffen bezahlte.

Als Eulenſpiegel zu Möllen auf den Tod krank lag, kam ein Pfaff zu ihm, der hatte gehört, daß Eulenſpiegel durch ſeine ſchalkhaften Streiche ſich viel Geldes verdient hatte, und dachte ſich noch etwas bei ihm zu verdienen. Der Pfaff redete ihm zu, er ſolle ſeine Sünden bereuen und Beichte thun, damit er ein ſanftes und ſeliges Ende habe. „Ach, lieber Herr, antwortete Eulenſpiegel, mein Ende wird nicht ſanft ſein, denn der Tod iſt ein bitteres Gewächs; aber meine Sünden will ich auch beichten.“ Hierauf erzählte er dem Pfaffen allerlei Schalkheiten, die er nicht ausgeübt hatte, und ſagte, daß es ihn herzlich reue, ſie unterlaſſen zu haben. Dem Pfaffen war es nur um das Beichtgeld zu thun, und darum ertheilte er dem Kranken dennoch die Abſolution nach dieſer Beichte. Eulenſpiegel beſtellte ihn gegen Abend wieder, da wollte er ihm ſeinen Dank abſtatten. Als nun der Pfaffe des Abends kam, langte Eulenſpiegel einen Topf unter dem Bette hervor, da hinein hatte er ſeine letzte Arbeit gethan und einiges Kupfergeld oben darauf gelegt. Er reichte dem Pfaffen den Topf und ſagte: „Sehet, lieber Herr, das iſt alles, was ich mir erübrigt habe, da nehmt euch etwas heraus; aber bedenket, daß ich ein armer Mann bin, und greifet nicht zu tief in den Topf.“ Der Pfaffe dachte aber einen guten Griff aus dem vollen Topfe zu thun und fuhr mit der Hand faſt bis auf den Boden des Topfes. Da fühlte ſich Eulenſpiegels Geld gar weich an, und der Pfaff fuhr ſchnell mit der Hand zurück. Da ſah er, daß er angeführt war und ſich die Hände mit ungerechtem Gute beſudelt hatte, warf den Topf weg und lief davon; Eulenſpiegel aber lag auf ſeinem Sterbebette und lachte ſo laut er konnte.

Wie Eulenſpiegel ſein Gut in drei Theile theilte, einen Theil ſeinen Freunden, den andern Theil dem Rath zu Möllen, und den dritten Theil dem Pfarrer vermachte.

Als Eulenſpiegel immer kränker wurde, machte er ſein Teſtament und theilte ſein Gut in drei Theile; einen Theil gab er ſeinen Freunden, den andern Theil dem Rath zu Möllen, und den dritten Theil dem Pfarrer daſelbſt, doch mit der Bedingung, wenn er des Todes ſtürbe, ſo ſollte man ſeinen Leib begraben in das geweihte Erdreich, ihm Vigilien und Seelenmeſſen halten nach chriſtlicher Ordnung und Gewohnheit, und nach vier Wochen ſollten ſie einhelliglich die ſchöne Kiſte, die er mit köſtlichen Schlüſſeln wohl verwahrt, aufſchließen, und was darin wäre, freundlich mit einander theilen. Das nahmen die drei Partheien an, und Eulenſpiegel ſtarb. Als nun alle Dinge nach dem Teſtament vollbracht und die vier Wochen verfloſſen waren, kamen der Rath, der Pfarrer und Eulenſpiegels Freunde, die Kiſte zu eröffnen und den hinterlaſſenen Schatz zu theilen. Man fand aber darinnen nichts anders, als Steine. Es ſah immer Einer den Andern an, und endlich wurden ſie zornig. Der Pfarrer und der Rath meinten, die, welche die Kiſte in Verwahrung gehabt, hätten den Schatz heimlich herausgenommen und die Kiſte wieder zugemacht; die Freunde meinten, die Pfaffen hätten es gethan, und alſo gingen ſie in lauter Unwillen von einander.

Wie Eulenſpiegel ſtarb, und die Säue die Bahr umwarfen unter den Vigilien, daß er herunter fiel.

Nachdem Eulenſpiegel ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, kamen die Leute in das Spital, klagten und beweinten ihn, und legten ihn in eine Bahre. Da kamen auch die Pfaffen, die wollten ihm eine Vigilie ſingen. Sie hatten kaum angefangen, da kam des Spitalmeiſters Sau mit ihren jungen Ferkeln, liefen unter die Bahr und ließen nicht nach, ſich daran zu reiben, bis Eulenſpiegel herunter fiel. Die Frauen und Pfaffen wollten die Schweine hinausjagen; die Sau aber wurde wild, wollte ſich nicht vertreiben laſſen, ſondern rennte mit ihren Ferkeln Pfaffen und Nonnen, Kranke und Starke, und den Sarg, darin Eulenſpiegel, alles über einen Haufen, worüber ein großes Geſchrei von den alten und jungen Nonnen entſtand, ſo daß die Pfaffen die Vigilien ſtehen ließen und zur Thür hinausliefen. Die andern verjagten zuletzt die Sau mit den Ferkeln; da kamen die Nonnen und legten den Todten wieder in den Sarg, da kam er unrecht zu liegen, ſo daß er den Bauch zur Erde kehrte. Als nun die Pfaffen hinweg gingen, ſprachen die Nonnen: „Wir wollen ihn begraben.“ — „Das möget Ihr thun, ſagten die Pfaffen, aber wir wollen nicht wieder kommen.“ Da nahmen ihn die Nonnen und trugen ihn auf den Kirchhof.

Wie Eulenſpiegel begraben wurde von den Nonnen.

Bei Eulenſpiegels Begräbniß ging es wunderlich zu. Da ſie alle auf dem Kirchhof um den Sarg ſtunden, in welchem Eulenſpiegel lag, ſetzten ſie den Sarg auf zwei Seile, und wollten ihn in das Grab ſenken. Da riß das eine Seil entzwei, das unten bei den Füßen lag, und der Sarg ſchoß in das Grab, ſo daß Eulenſpiegel auf den Füßen ſtund. Da ſprachen ſie alle: „Laſſet ihn ſtehen, denn er iſt wunderlich in ſeinem Leben geweſen, wunderlich will er auch im Tode ſein.“ Alſo ſcharrten ſie das Grab zu, ließen ihn auf ſolche Art ſtehen, ſtellten einen Stein oben auf das Grab, und hieben aufs halbe Theil oben eine Eule und einen Spiegel, den die Eule in den Klauen hatte, und ſchrieben auf den Stein:

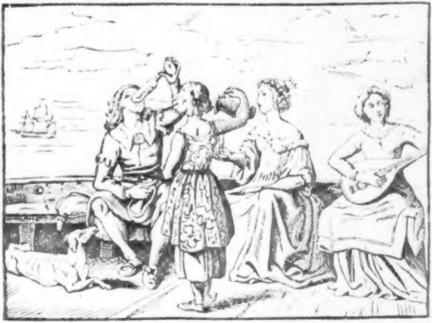
Dieſen Stein ſoll Niemant erhaben.
Eulenſpiegel ſteht hie aufrecht begraben.

Anno MCCCL.

Druck von Breitkopf u. Härtel.

U1
P.o. germ
1328 – U1
[illegible]

Triſtan und Iſalde.



Volksbücher.

13. 14.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, 1908. Bei Otto Wigand m. b. H.

Geſchichte

von

Herrn Triſtan und der ſchönen Iſalde,

welche große Freude ſie mit einander gehabt, und wie dieſelbe ein gar trauriges Ende genommen.

Erſtes Kapitel.

Wie König March ſeine Schweſter Blankeflor dem Könige Ribalin von Leonois vermählet.

Es war ein König mit Namen March von Kurnewal, der führte lange und große Kriege wider den König von Schotten. Nachdem ſolches nun eine Zeit gewährt hatte, da kam König Ribalin von Leonois dem Könige March zu Hülfe und diente ihm ſo wohl und lange, daß endlich der Krieg ein Ende nahm. Dem Könige Ribalin gefiel es auch bei dem Könige von Kurnewal ſehr wohl, denn dieſer hatte eine ſehr ſchöne Schweſter mit Namen Blankeflor, gegen welche Ribalin in Liebe entzündet wurde. Nachdem nun die Liebe mächtig in ihm wurde, faßte auch Blankeflor eine herzliche Liebe zu ihm, doch ließ ſie ſolches weder ihn ſelbſt noch ſonſt irgend Jemand wiſſen. Dennoch merkte Ribalin und ſagte zu ſich ſelbſt in ſeinem Herzen, daß ſeine Liebe zu der ſchönen Jungfrau nicht umſonſt und ohne Erwiederung ſei, und darum blieb er abſichtlich ſo lange zu Kurnewal, als es anging. In allen Geſchäften und wo es irgend zu thun gab, erwies er ſich um ſo fleißiger, damit er die Gunſt des Königes erlangen möchte, und hielt ſich in allen Dingen ſo wohl, daß er die Jungfrau erwarb und ſie ihm von König March mit gutem Willen ehelich vermählt wurde.

Zweites Kapitel.

Wie Triſtan auf der See geboren und bei ſeinem Vater am Hofe erzogen wurde.

Wenige Zeit nach dem Beilager des Königes Ribalin mit der ſchönen Blankeflor ward dieſe ſchwanger. Da ward Ribalin mit ſeinem Schwager dem Könige March einig, daß er ſeine Frau mit heim in ſein Königreich Leonois führte. Wie ſie nun auf die See kamen und durch Unwetter aufgehalten lange umher fahren mußten, da kam die Stunde der Geburt, und der Frau ward alſo wehe, daß ſie nicht geneſen mochte und ſtarb. Aus dem Leibe der Todten ſchnitt man ein Kindlein, das blieb am Leben und wuchs hernach heran und wurde ein männlicher, theurer Held, genannt Triſtan. Wie große Klag und Traurigkeit damals von dem Könige, der Ritterſchaft und allem Volke, das ihn begleitete, erhoben ward, davon wäre viel zu ſagen. Wer wahre Liebe recht an ihm ſelber erfahren hat, der weiß auch, wie große Leiden und Schmerzen ihr nachfolgen, und darum will ich nicht weilen beim Reden. Wie in allen Dingen, ſo folget auch hier Herbes auf Süßes. Alſo ward auch dem Könige Ribalin ſeine Freude völlig in Leid verwandelt durch ſeiner Frau Tod. Es ward aber die Klage und das Leid gemildert und zum Theil geſtillt dadurch, daß ihm Gott der Herr das Kind leben ließ. Das führte er mit ſich heim in ſein Land, gab es den Wärterinnen, um ſein zu pflegen und zu warten, wie Kindern nöthig iſt und wie einem Königskinde geziemet, ſo lange, bis es ſo weit zu Verſtande gekommen war, daß es in Büchern lernen konnte. Da ward ihm ein Meiſter zugegeben mit Namen Kurvenal, der war aller

Gelehrſamkeit kundig und auch geſchickt in ritterlichen Uebungen. Derſelbe unterrichtete den Knaben in Büchern und darnach auch in Gewandheit und ſtattlicher Haltung im Ringen, Laufen, Springen, Steinwerfen, Lanzenſchleudern, Kämpfen mit Schwert und Speer und Allem andern, was zur Ritterſchaft gehört. Er lehrte ihn dabei auch mild ſein und wahrhaftig und daß er nimmer bräche, was er einmal geredet und verheißen hätte. Denn, ſagte Kurvenal, wo er in Werken oder Worten, die er verheißen hätte, ſich vergäße, daß er denſelben nicht nachkäme, ſo würde er bald Gott und der Welt unwerth werden. Beſonders befahl der Meiſter dem Knaben auch, alle Frauen zu ehren, ihnen zu dienen mit Leib und Gut und wenn er mit ihnen ſcherze, daß es in Züchten geſchehe. Kurvenal hielt den jungen Herrn zu allen Tugenden an, und dieſer fing an jenem nachzufolgen in Allem, was er ihm lehren konnte und mochte. Auch nahm der Jüngling zu in allen Tugenden und andern guten Werken, welche einem Königskinde wohl anſtehen, in Milde, Mannhaftigkeit, Stätigkeit, Wahrhaftigkeit und Beſcheidenheit, ſo daß wer ihn ſah, der hatte ſeine Freude an ihm. Dazu hatte ihm die Natur einen ſchönen Leib gegeben, vortrefflich in allen Gliedmaßen, ſo daß nichts an ihm vergeſſen war und ihn Jedermann gern anſah.

Drittes Kapitel.

Wie Herr Triſtan Urlaub begehrte von ſeinem Vater, um fremde Lande zu ſehen.

Als nun Triſtan ſo weit war, daß er einige Mühſale auszuhalten vermochte, rieth ihm ſein Meiſter Kurvenal, er möge Urlaub begehren von ſeinem Vater Ribalin, damit er auf Reiſen fremde Lande und fremde Sitten kennen lerne und ſich nicht in ſeinem eigenen Vaterlande verläge, und damit auch in fremden

Landen ſein Name und ſeine Thaten kund und geehrt würden. Da ging denn Herr Triſtan zu dem Könige, ſeinem Vater, und ſprach zu ihm: „Herr und Vater, ich bitte Euch mit Unterthänigkeit, Ihr wollet mir auf einige Zeit Urlaub geben, mir auch mit Leuten, und was mir ſonſt auf Reiſen nöthig ſein wird, behülflich ſein. So Ihr es nämlich vergönnt und mir dazu behülflich ſeid, habe ich mir vorgenommen, in fremde Lande zu reiſen, und andre Sitten und zierliches Benehmen zu lernen, wie es von andern Landen gerühmt wird. Da ich nun meine, daß Euch und mir ſolches zuträglich ſei, ſo bitte ich dringend, Ihr wollet es mir nicht abſchlagen, ſondern mir dazu behülflich ſein und mich aufs eheſte entlaſſen. Ich hoffe, unſer beider Name ſoll erſt recht in allen Landen bekannt werden und zu Ruhm und Ehre gelangen.“

Viertes Kapitel.

Wie Herr Triſtan mit ſeinem Gefolge in Kurnewaliſches Land zog.

Als König Ribalin das Vorhaben ſeines lieben Sohnes gehört, gefiel es ihm wohl und er ſprach: „es gefalle ihm, daß er ſich ſo jung aufmachen wolle, um in andre Lande zu reiſen; er wolle ihm dazu väterlich behülflich ſein mit Koſt und Zehrung, wie er deſſen bedürftig ſei. Hiernach berieth ſich der König mit ſeinem Hofmeiſter und befahl, Alles, was Kurnewal begehrte und haben wollte, das ſollte ihm ohne Ausnahme auf das allerbeſte und reichlichſte gegeben werden. Nachdem dieſes geſchehen war, wurden noch beſonders zwei Saumthiere mit Gold, Silber und den allerkoſtlichſten Kleidern beladen. Kurvenal nahm aus dem Hofgeſinde zween Jungfrauen und acht Knaben von edler Geburt, und nachdem Alles vorbereitet und zur Genüge beſtellt war, nahm Triſtian Urlaub von ſeinem Vater und allem Hofgeſinde.

Der König gab ihm ſeinen väterlichen Segen, befahl ihn Gott, dem Allmächtigen, und der heiligen Jungfrau Maria, demnach auch dem Meiſter Kurvenal, daß er ſeiner mit aller Sorgfalt hüten möge. — Alſo fuhr das kleine Heer von Leonois über Meer in Kurnewäliſch Land. Als ſie nun nicht fern mehr vom Lande waren, da bat Triſtan ſeine Diener, daß ſie Niemand ſagten, wer und von wannen er wäre, noch auch ſeine Abkunft offenbarten, und dieſes that er mit gutem Vorbedachte. Nachdem die Diener ſolches verſprochen hatten, verließen ſie das Schiff, ſaßen auf ihre Pferde und ritten zu König Marcheus Hofe. Da ward Herr Triſtan mit Ehren empfangen. Er dankte dem Könige und trug ihm ſeinem Wunſch und Begehr vor, daß er ihn zu ſeinen Diener annehmen möge, denn darum ſei er gekommen, und er wiſſe auch keinen andern Herrn, dem er lieber dienen wollte. Er habe ſo viel Zucht und Ehre von ihm und ſeinem Hofe gehört, daß er ſich vorgenommen habe, vor allen andern Herren ihm allein zu dienen.

Solches Erbieten nahm König March mit Wohlgefallen auf und ſagte ihm zu, daß er ihn gern in ſein Hofgeſinde aufnehmen wollte. Hierauf ward ein Herzog mit Namens Thinas berufen, der war des Königs Truchſeß. Derſelbe war getreu und redlich in allen Dingen, und was an dem königlichen Hofe zu thun war, das mußte Alles unter ſeiner Aufſicht geſchehen; dieſem wurde Triſtan befohlen, daß er hinfort ihn in Obacht nehmen und Sorge für ihn tragen ſollte. Herzog Thinas nahm den jungen Herrn in ſeine Pflege und hielt ihn in allen Dingen wohl mit ſo großem Fleiß, als ob er ſein eigen leibliches Kind geweſen wäre; bat auch alles Hofgeſinde, daß ſie Triſtan vor Augen halten und als ihrem eigenen Herrn dienen möchten. Triſtan aber ſuchte dieſes Alles um ſie gar wohl zu verdienen, ſo daß ihn Jedermann werth, lieb und hoch hielt, denn er befliß ſich aller Tugend und Frömmigkeit. Nachdem er nun auf ſolche Art eine

Zeitlang an des Königes Hofe geweſen war, dünkte es ihm, er wäre nunmehr wohl dazu geſchickt, daß er ein Ritter würde und daß man ihm das Schwert gebe, welches auch nach Kurzem geſchah.

Fünftes Kapitel.

Wie Morbolt von Irland von König March Zins fordert.

Zu der Zeit war ein Held in Irland mit Namen Morholt, der war ein ſehr ſtarker Mann und hatte allein die Stärke von vier Männern. Der König von Irland hatte des Helden Schweſter zum Weibe und hielt jenen daher bei ſich; denn er war ihm ſehr nützlich und bezwang mit ſeiner Tapferkeit alle Lande, welche um Irland gelegen waren, daß ſie ihm Zins geben mußten bis an das Kurnewälſche Land, von welchem er auch zuweilen Zins forderte. König March hatte ſich aber deſſen alle Zeit enthalten und Widerſtand geleiſtet. Wie nun Morbolt ſolches vernahm, kränkte es ihn und er meinte, an Würde und Ehre Schaden zu nehmen, wenn er ihm das Land nicht unterthänig machte. Er beſchloß demnach eine Heerfahrt und ſchwur, daß er den Leib verlieren oder das Land bezwingen wollte. — Er nahm mit ſich ein großes Heer und fuhr hinweg. Als er nun über Meer kam, ſchickte er Boten an König Marchen und entbot ihm, er ſolle ihm den Zins ſchicken, welchen er funfzehn Jahre lang in ſeinem Stolz und Uebermuth zurück behalten habe. Auch ließ er ihm ſagen: ſo er einen Mann hätte, der ihn beſtehen möchte, mit dem wollte er kämpfen. Siegte denn Marholt ob, ſo ſollte König March ihm unterthänig ſein, würde er aber ſelbſt beſiegt, ſo ſollte König March forthin frei und von ihm unbezwungen bleiben. Zuvor jedoch forderte den Zins oder Tribut und ließ dem Könige ſagen was für Zins er begehrte. Vor allen Dingen wollte er haben alle Menſchen, welche bei funfzehen Jahren alt wären, Knaben oder Mägdlein. Wollte ihm König March die geben, ſo wäre es gut, wollte er aber nicht, ſo wollte er ſie mit Gewalt nehmen. Die Knaben müßten ſein eigen ſein und die Mägdlein wollte er dahin in das öffentliche Dirnenhaus thun, daß ſie ihm Geld gewönnen. Welch eine ſchändliche und ſchamloſe Botſchaft war dieſes von einem Könige. Statt es öffentlich und laut ausrufen zu laſſen, hätte er ſich ſchon des Gedankens an eine ſolche Schandthat ſchämen ſollen! — Indeß kamen die Boten zu König March und ſagten ihm die Botſchaft, darüber er ſehr erſchrak und heimlich in ſeinem Herzen zu Gott klagte. Er gab aber keine Antwort, ſondern ſchrieb und ſchickte aus in alle Lande, an alle Fürſten und Herren, daß ſie nach Anblick dieſes Briefes alsbald zu Hofe kämen und ſich durch nichts abhalten ließen, denn er bedürfte ihrer in Noth.

Sechſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan zum Ritter geſchlagen wird und ſich unterfing mit Morholt zu kämpfen.

Als nun dieſes Schreiben ausgeſandt wurde, beredete ſich Triſtan mit ſeinem Meiſter Kurvenal, daß er den Kampf ſelbſt thun und ſolches von dem Könige begehren wollte. Kurvenal aber widerrieth es ihm, denn er meinte, Triſtan wäre an Jahren und Kräften noch zu jung und gering gegen einen ſo ſtarken Mann. Doch Triſtan ſchätzte ſich nicht minder an Stärke als Morholt war und bat eifrig, ihm in ſeinem Vorhaben nicht zuwider zu ſein, ſondern dazu zu helfen, daß ihm der Kampf erlaubt würde. Er ſagte ihm auch, daß er überzeugt ſei, man werde Keinen finden, welcher ſich dem Kampfe unterziehen würde. „Sollte nun Morholt ohne Kampf hinweg ziehen, das wäre dem königlichen Hofe und uns Allen eine Schande, des Schadens zu geſchweigen, welchen wir und das ganze Land davon haben werden. Darum bitte ich dich, wenn du mir anders Ehren und Gutes gönneſt, ſo verwehre mir dieſen Kampf nicht.“ Kurvenal ſagte, daß kein Mann in der Welt ſei, dem er ſo viel Ehren und Gutes gönne, dem er auch lieber dazu helfen wolle, denn ihm: wenn er daher nun einmal von dem Kampfe nicht laſſen wolle, ſo wäre ſeine Meinung, daß er den König zuvor bitten ſolle, daß er ihn zu einem Ritter ſchlüge, dann möchte er mit deſto größerer Ehre kämpfen. — Triſtan folgte dieſem Rathe und ging zunächſt zum Herzog Thinas, dem er vom Könige befohlen war. Er ſagte ihm ſein Begehren hinſichtlich der Ritterſchaft, verhehlte aber den Kampf. Dem Herzoge gefiel ſein Anliegen wohl und er ging mit Triſtan zum Könige und baten ihn beide, daß er jenen zum Ritter ſchlage. Der König aber hätte es ihm gern abgeſchlagen, und ſeiner Jugend wegen noch ein Jahr verzogen: doch baten ſie mit ſo großem Ernſt, daß ihm der König nicht ferner zuwider ſein wollte, und ſo ſchlug er Triſtan zum Ritter und mit ihm noch ſechzig andere Jungherrn. Dieſes Alles geſchah in ſieben Tagen. — In der Zeit waren etliche Fürſten und Herren zu Hofe gekommen, und Herr Triſtan ritt mit ſchönen Schildgefährten auch daher. Als man ihn da ſah, ward er von allen Andern ſehr gelobt und geprieſen in Allem, was er unternah man an ritterlichen Uebungen. Als er aber vernahm, daß er den Andern vorgezogen und geprieſen wurde, gab ihm ſolches um deſto mehr Kühnheit, und er wurde dadurch ſehr geſtärkt und zur Tapferkeit gereizt. — Als nun die Herren und geſammte Ritterſchaft bei Hofe verſammelt waren, legte ihnen der König die Botſchaft vor, welche ihm Morholt gethan hatte und begehrte Rathes was ihm und ihnen hierin am nützlichſten zu thun wäre, und daß ſie zuſähen, ob ſie unter ihnen allen irgend einen finden möchten, der Morholten allein beſtehen wollte. Darauf gingen ſie zu Rathe faſt einen ganzen Tag, konnten unter ihnen aber keinen finden, der ſich des Kampfes annehmen wollte. Als nun Herr Triſtan dieſes erfuhr, ging er zu ihnen in den Rath und fragte, was es wäre, darüber ſie ſo lange Rath hielten? Das ward ihm geſagt. Da ſprach er: „Es ſind doch viele ſtolze Ritter hier, von denen ſich billig einer des Kampfes annehmen ſollte. Wenn aber keiner unter ihnen iſt, ſo will ich ſelbſt, unſerer aller wegen, willig mich darein geben und bitte Euch dabei, den König darum anzugehen, daß mir der Kampf erlaubt werde.“ Das gelobten ſie ihm Alle; doch riethen ſie ihm, er möge ſich vorher wohl bedenken und nicht ſo leichtſinnig des Kampfes ſich annehmen, denn er wäre ſehr jung und unerfahren, Morholt dagegen ſo voller Kraft und Mannheit, daß ſeines Gleichen niemals geſehen worden; darum wollten ſie nicht zu dem Kampfe rathen. Aber Herr Triſtan war aller Furcht und Zagheit ledig und antwortete aus tapferem Herzen: „Ich bitte Euch, Ihr wollet mir helfen, daß mir der Kampf vergönnet werde; denn ich hoffe, ich werde uns Allen Ehre und Sieg erfechten. Wer weiß, vielleicht vergönnt mir Gott den Sieg; denn er ſteht allezeit denen bei, die recht thun, und ſchlägt die Hoffärtigen mit ihrer eigenen Bosheit und mit ihrem eigenen Unrecht. So weiß auch Gott, daß ich einzig darum Kämpfer ſein will, mich und uns Alle vor Ungerechtigkeit und feindlicher Heimſuchung zu retten und frei zu machen. Er wird mir beiſtehen und mir helfen das Unrecht überwinden, der Gott, in deſſen Gnade und Treue ich all mein Heil ſetze.“ Da nun die Herren ſeinen Ernſt und ſeine Tapferkeit hörten und ſahen, wurden ſie alle froh, obſchon es ihnen ſchwer fiel, daß ſie eine ſolche große Sache einem ſo jungen Ritter überlaſſen mußten, welcher gegen Morholt als ein Kind zu ſchätzen war. Herr Triſtan aber gab ihnen guten Troſt, dadurch ſie alle geſtärkt wurden, und ermahnte ſie darauf, zu dem König zu gehen, und ihm zu ſagen, daß ſie unter ſich einen gefunden hätten, welcher ſich der Sache wider Morholten angenommen hatte: ſie ſollten ihn aber nicht nennen, bis ihnen der König gelobt, den Kampf zu vergönnen. — Hierauf gingen ſie alle zu dem Könige und ſagten ihm die Botſchaft: da ward er gar ſehr erfreut und ſprach: „Wer iſt der Ritter oder Knecht, er ſei eigen oder frei, ſo ſoll er meine Hülfe, Gunſt und Rath dazu haben in Allem, deſſen er bedarf. Ich will ihm auch ſolches nicht unbelohnt laſſen.“

Morholts Boten waren zugegen und ſagten, ihr Herr wollte mit keinem fechten, er wäre ihm denn ebenbürtig: darum wollten ſie wiſſen, von welchem Stande und Geſchlechte der Kämpfer wäre, damit ſie es ihrem Herrn zu ſagen wüßten. Da trat Herr Triſtan vor und ſprach: „Gehet und ſaget Eurem Herrn: der mit ihm kämpfen will, iſt ſo frei von Art, als er ſelbſt: denn Blankeflor iſt meine Mutter und König Riwalin von Leonois iſt mein Vater, und König March iſt der Bruder meiner Mutter.“ Da der König das hörte, ward er ſehr erfreut, aber auch betrübt. Erfreut, daß der junge Held ſo tapfer war und ſich des Kampfes angenommen hatte, betrübt, daß ſich ſeiner Schweſter Kind in ſolche Noth begeben hatte; darum bat er Triſtan mit großem Ernſt, daß er den Kampf unterlaſſen möge. Als aber ſeine Bitten zu nichts halfen, fragte der König, warum ſich Triſtan den Kampf ſo ſtreng vorgenommen habe: er ſolle davon abſtehen, denn er wollte ihn nicht kämpfen laſſen. Da antwortete Herr Triſtan: „Soll Morholt alſo ohne Kampf von hinnen ſcheiden, ſo hält er uns Alle für zaghaft, und nicht mit Unrecht: wenn wir uns alſo Land, Leute und Gut ohne alle Gegenwehr nehmen laſſen, dann werden wir billig den Spott zum Schaden haben.“ Der König ſprach: „Darum darfſt Du nicht ſo ſehr beſorgt ſein, denn es bringt Dir weder Schande noch Unehre. Ich bitte Dich, laß ab von Deinem Vorſatze.“ Hierauf antwortete Herr Triſtan wie ſich geziemte und ſprach: „Herr, wo es an Eure Ehre und Glimpf gehet, da wird auch mir Schimpf und Schande angethan, darum will ich ſterben oder den Sieg behalten.“ Als der König ſah, daß all ſein Bitten umſonſt war, ward er zornig und ſprach: „Nun ſollſt Du nie nicht kämpfen, es ſei Dir lieb oder leid.“ Da Triſtan hörte, daß ihm der Kampf völlig verſagt ſein ſollte, erinnerte er den König an das Gelübd und Verſprechen, welches er den Fürſten gethan hätte und wodurch ihm der Kampf erlaubt und beſtätigt worden wäre. Auf ſolche Weiſe brachte er es dahin, daß ihn der König mußte kämpfen laſſen. Da ſprach der König: „Lieber Neffe, ich bitte Dich, gieb Deinen jungen Leib nicht in den Tod, ohne daß es nöthig iſt; denn Du biſt für ſolchen Kämpfer zu ſchwach: erſchlägt er Dich, das kann ich nimmer verſchmerzen.“ Herr Triſtan ſprach: „Was denn? Ich muß doch ſterben so will ich denn lieber alsbald ſterben, denn daß es Morholt ſo gut ginge, daß er ohne Kampf hinwegziehen ſollte.“ Der König ſprach: „Ei, laß dieſes alles über mich kommen und unterwinde Dich nicht des Kampfes.“ Herr Triſtan ſprach: „Auf meine Treue, das ſoll nimmer geſchehen. Ich will kämpfen und hoffe, mir ſoll der Sieg zufallen.“ Was ſoll nun der König thun, da er ihn auf keine Weiſe von ſeinem Willen abzubringen vermochte, denn daß er ihm dazu behülflich wäre und Waffen gäbe? Und er entbot Morholten, daß er am dritten Tage zu rechter Kampfeszeit allein auf den Werder käme und alle ſeine Herren hinter ſich ließe; er wollte ihm auch nur Einen Mann zum Kampf entgegen ſtellen, der würde ihm den Zins mitbringen, deſſen er ſich viel zu lange geweigert hätte. — Die Boten eilten zu ihrem Herrn, und erzählten ihm Alles, was geſchehen war, wer der wäre, der mit Morholt kämpfen wollte, und wann und wo der Streit geſchehen ſollte. Dieſes Alles ſagten ſie ihm und beide Theile rüſteten ſich, wie zum Streite gehöret. — Als der feſtgeſetzte Tag kam, ließ der König March vor ſich bringen den allerbeſten Harniſch, den er hatte, wappnete ſeinen Neffen ſelbſt darin mit großem Fleiß und gab ihm ein Schwert: wohin das mit Kräften geſchlagen ward, da vermochte kein Stahl Widerſtand zu leiſten. Darauf befahl König March den jungen Helden Gott dem Allmächtigen mit weinenden Augen in ſeine Hut, daß er ſein Helfer wäre und ihn unverletzt wieder heimkehren ließe. Er küßte ihn, drückte ihn an ſeine Bruſt und er und alles Volk riefen um Hülfe gen Himmel.

Siebentes Kapitel.

Wie Herr Triſtan auf den Werder zog, mit Morholten zu kämpfen, und den Kampf daſelbſt gewann.

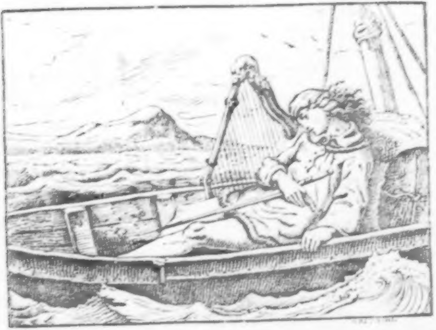
Als nun Herr Triſtan alſo gerüſtet war, ging er zu Schiffe, nahm mit ihm ſein Pferd, Schild und Schwert und fuhr allein auf den Werder. Da ward ihm des guten Segens viel nachgeſprochen und des Sieges gewünſcht. — Morholt kam ihm entgegen gefahren, befeſtigte ſein Schiff an dem Ufer und ſtieß Herrn Triſtans Schiff von dem Lande. Da ſprach Triſtan: ,,Held, warum thuſt Du das?'' Dieſer antwortete: ,,Wir ſind beide hierher gekommen, daß wir Schaden oder Frommen hier gewinnen wollen.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Ei der kommt wohl von hinnen, welcher den Sieg behält, das weiß ich fürwahr!'' Da ſie alſo mit einander redeten, bat Morholt, der Starke, Herrn Triſtan angelegentlich, er möge ſich des Fechtens enthalten und mit ihm zu Lande fahren: da wolle er mit ihm theilen Alles, was er habe, und ihm ſein Erbe zur Hälfte geben: auch um ſeinetwillen nicht weiter Waffen tragen an ſeinem Leibe, ſo lange er lebe. Er möge doch anſehen ſeine Schönheit und Jugend und ſein Leben friſten: denn, wenn er ihn erſchlagen ſollte, das wäre ihm herzlich leid. Weiter ſagte er: ,,Schöner Jüngling, bedenke Dich, an mir Dich zu verſuchen, ehe Du Deinen jungen, ſtolzen Leib verlierſt.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Wohl, ſo will ich dem

Kampfe entſagen, wiewohl ungern, wenn Du den König forthin frei und unangefochten läßt.“ Morholt ſprach: „Das ſoll nicht geſchehen, König March wird nicht frei gelaſſen: denn wer es vernähme, der würde meinen, ich habe es aus Furcht gethan.“ Da ſprach Herr Triſtan der kühne Held: „So ſei denn zum Kampfe bereit: denn ehe Du den Zins gewinnſt, ſollte Dir lieber ſein, Du hätteſt ihn nie gefordert.“ Als er dieſe Worte geredet, ſaßen ſie beide auf ihren Pferden und rannten mit großem Zorne wider einander, ſo daß einer dem andern durch den Schild ſtach und Herr Triſtan wund wurde. Abermals ritten ſie mit großen Kräften zuſammen: da ſtach Herr Triſtan Morholten vom Pferde, ward aber ſelbſt zum zweiten Mal wund von einem vergifteten Speere, der auf ihm zerſtochen und zerbrochen ward. Morholt ſprang bald wieder auf und lief Herrn Triſtan zu Fuß an; da ſprang der kühne Held auch vom Pferd und ſie erhuben einen ſo ernſthaften Streit, als noch je von zwei Kämpfern geſehen ward, und trieben einander lange hin und wieder. Morholt war gar ein ſtarker Mann, der ſchlug den Jüngling, daß er auf beide Knie fiel. Aber Triſtan ſprang behend auf, erholte ſich von dem Schlage und ſchlug Morholten die Hand ab, in welcher er das Schwert trug. Als Morholt ſich überwunden ſah, begab er ſich auf die Flucht und meinte alſo davon zu kommen: Herr Triſtan lief ihm aber behend nach und ſchlug ihm im Laufen eine Wunde durch den Helm in das Haupt, daß er todt niederfiel vor ſeine Füße und ein Stück von ſeinem Schwert in dem Helm ſtecken blieb. Da ſprach Herr Triſtan: „Ich ſehe wohl, Du bleibſt, und ich meine, mein Herr König March wird frei von Dir ſein und Du habeſt des Zinſes genug: Du wirſt auch forthin nichts mehr fordern, denn Dein Uebermuth hat Dich gefällt!“ — Alſo ward der Streit entſchieden, dem Einen zur Freude, dem Andern zum Leide. König March holte ſeinen Neffen mit großen Freuden und Lobgeſang. Er und Alle, die mit ihm waren, lobten Gott den Allmächtigen, daß er ihnen ſo väterlich und tröſtlich geholfen hätte, und fuhren mit Freuden heim. Aber die traurige Schaar von Irland holte ihren Kämpfer auch: doch nicht alſo, wie König March ſeinen Neffen, ſondern mit gar großem und traurigem Weinen und Klagen, und ſchickten alsbald zu der allerſchönſten Iſalde, der Tochter des Königs von Irland, indem ſie ihr ſagen ließen: wenn ſie ihren Oheim noch lebendig ſehen wollte, ſo möge ſie zur Stunde kommen. Dieſes geſchah, weil ſie hofften, daß, wenn ihn Iſalde noch lebendig fände, ſo würde ſie ihn bei dem Leben erhalten: denn ſie war zu derſelben Zeit durch ihre Heilkunſt die berühmteſte Frau in allen Landen. Als ſie die Botſchaft vernahm, eilte ſie alsbald und nahm mit ſich, deſſen ſie zur Heilung von Wunden bedurfte: als ſie aber ankam, war ihr Oheim bereits todt und hatte ihre Ankunft nicht zu erwarten vermocht. Als ſie ſah, daß er todt war, weinte ſie herzlich und trat zu dem Todten, ſeine Wunden zu beſehen. Da ſteckte das Stück aus Herrn Triſtans Schwerdte noch in der Wunde: das nahm ſie heraus, zeigte es allem Volke und hob es dann ſorgfältig auf. Sie fuhren heim mit großem Jammer und Leid und begruben ihren Todten mit großer Klage und Herrlichkeit, ſowie Königen geziemet. Der König von Irland fiel auf das Grab mit kläglicher Geberde und lautem Wehruf. Darauf gebot er ſeinem Volke, wer von kurnewälſchen Landen in ſein Land käme, derer ſollte man Keinen lebendig laſſen, ſondern ſie Alle an die Galgen hengen. Solches that er zur Rache um ſeinen Schwager Morholt: denn er meinte ihn nimmer verſchmerzen, noch ſeiner getröſtet werden zu können.

Achtes Kapitel.

Wie Herrn Triſtan eine Wohnung errichtet ward fern von den Menſchen; auch wie er darnach hinwegfuhr in einem Schiffe, und wie ihm geholfen ward durch den König von Irland.

Nun war auch Herr Triſtan gar ſehr wund von den vergifteten Waffen, und es war kein Arzt in den kurnewäliſchen Landen, noch ſonſt irgend wo, der ihm die Wunden zu heilen vermochte. Es gab auch Niemand in der ganzen Welt, der die Heilung verſtand, als die ſchöne Iſalde, die war wohl vermögend ihm zu helfen: aber ſie hätte ihn lieber getödtet, denn bei dem Leben erhalten. Triſtan wußte auch nicht, daß Iſalde ſolche Kunſt beſaß, ſonſt hätte er wohl, vielleicht durch Liſt, es dahin gebracht, daß ihm irgend wie Hülfe durch ſie geworden wäre. Als aber alle Arzenei umſonſt und unnütz an ihm war, er immer kränker wurde und die Wunden ſehr faulten und rochen, ſodaß Niemand bei ihm bleiben mochte, begehrte er, daß man ihm eine Wohnung fern von den Leuten an der See bereitete, darin er allein wäre und ſeines Endes wartete. Solches geſchah, und es ward nach ſeinem Begehren ein kleines Haus an der See aufgerichtet. Als man ihn nun dahin trug, denn er vermochte nun nicht mehr zu gehen, noch zu ſtehen, da erhob ſich eine große Klage von allen Bewohnern von Kurnewal, daß ſie ihren Kämpfer, einen ſchönen, jungen und waidlichen Helden, ſo jämmerlich verlieren ſollten, daß ihr Klagen ohne Maaß war. Gar Viele folgten ihm nach, bis zu dem Hauſe an der See, aber der böſe Geruch von ſeinen Wunden ließ Niemanden bei ihm. Nur ſein Oheim, König March, Herzog Thinas und Meiſter Kurvenal, die waren täglich bei ihm und warteten ſeines Endes. — Nun war Herr Triſtan jung und gar rüſtigen Muthes, darum dachte er hin und wieder, ob nichts in der Welt ſein möchte, was ihm das Leben friſten und helfen konnte. Er fand aber nichts in ſeiner Vernunft, als eines, das fiel ihm bei: er wollte auf die See fahren, ob ihm etwa das Glück dahin brächte, wo ihm geholfen würde, oder er in ſeinem Elende umkäme. Dies legte er ſeinem Meiſter Kurvenal vor und bat, ihn in ein Schiff zu tragen, damit er von dannen führe, welches auch geſchah. Er nahm Abſchied von dem Könige und den andern Allen, ſeinen Meiſter Kurvenal aber bat er, noch ein Jahr bei dem König March ſeiner zu harren. Bliebe er bei Leben, ſo kehrte er noch vor Jahresfriſt zurück; käme er aber nicht, ſo brauchte Kurvenal nicht länger zu warten, denn dann ſei er gewißlich todt. Dann ſollte er wieder heimziehen und ſeinem Vater Riwalin von ihm ſagen, er möge fortan Kurvenal für ſeinen Sohn halten, ihm ſeine getreuen Dienſte lohnen und nach ſeinem Tode ihn die Krone tragen laſſen, als ſeinen eigenen Sohn; denn er gönnte ſie Niemandem mehr als ihm. Kurvenal hätte Krone und Reich gern gelaſſen, wenn er mit ſeinem Herrn hätte fahren dürfen, um zu ſehen und zu wiſſen, wie es ihm noch ergehen ſollte. Er weinte und geberdete ſich über die Maaßen kläglich um ſeinen lieben Herrn. Desgleichen ward alles Volk bewegt im Mitleiden und herzlich betrübt; ſie trugen ihn in ein Schifflein mit großer Klage, legten zu ihm ſein Schwert und ſeine Harfe und rüſteten das Schifflein, ſo gut es ging, gegen die Sturmwinde. Herr Triſtan allein war getroſt, befahl ſich und die Umſtehenden in die Hut des allmächtigen Gottes und fuhr hinweg, wiewohl mit wäßrigen und betrübten Augen. Der König ſah ihm ſehnlich und betrübten Herzens nach, und Alle klagten, daß Triſtan je in kurnewäliſches Land gekommen wäre. — Er fuhr nun hin ohne alle Hülfe und wußte ſelbſt nicht, wohin. Die Winde ſetzten ihm ſtark zu, und wie ſie ihn trieben, ſo mußte



er fahren: ſie trieben ihn aber gerade gen Irland zu. Da Triſtan ſolches merkte, dachte er: nun erſt habe ich den Leib verloren; doch dachte er auch: das Leben iſt edel, und wollte ſein Leben ſo lange friſten, als es ginge. Als ihn nun der Wind an das Land warf, ging eben der König luſtwandeln an dem Ufer und ſchickte alsbald hin, daß man zuſahe, was in dem Schifflein wäre. Die Diener kamen und ſagten, da wäre ein Mann verwundet bis auf den Tod. Der König trat ſelbſt hinzu und fand, wie ihm geſagt war; da hieß er den Verwundeten in ein Haus tragen, darin man ſeiner pflegen ſollte. Der König fragte ihn aber, wer und von wannen er wäre? Herr Triſtan erſchrak heftig bei dieſer Frage und ſprach: „Herr, ich heiße Pro und Segunceſt iſt mein Haus, und ich bin ein Spielmann. Nun bin auf dem Meere beraubt und bis in den Tod verwundet worden und die Winde haben mich hergetrieben.“ Da der König das hörte und den

Schmerz ſeiner Wunde ſah, ward er in Erbarmung bewegt, befahl, daß man ſeiner wohl pflegte, und ſchickte zu ſeiner Tochter, daß ſie dem armen verwundeten Mann ein Pflaſter gebe: das geſchah, aber es war ihm unnütz. Nachdem es Iſalde erfahren, ſchickte ſie ihm ein anderes Pflaſter, darauf wurde er noch kränker. Als auch hiervon Iſalde unterrichtet worden war, ſprach ſie: „Nun weiß ich wohl, was ihm gebricht: er iſt mit Gifte verwundet worden.“ Hierauf bereitete ſie eine Art Arzenei, welche ſeinen Wunden zuſagte und von der er alsbald und in kurzer Zeit geſund ward. Alſo heilte ſie ihn in kurzer Zeit, ohne daß beide einander ſahen. Er ſchied auch wieder von ihr, ohne ſie geſehen zu haben, wiewohl er zu Hofe geladen wurde: ſolches begab ſich aber durch folgende beſondere Begebenheit. — Weil die Schiffe von kurnewäliſchen Landen niemals gen Irland fahren durften, ſo entſtand eine Hungersnoth und Theuerung in Irland, und der Hunger brachte Alle in große Bedrängniß: darum berieth ſich der König mit ſeiner Ritterſchaft, was in dieſer Sache zu thun wäre und wo ſie Speiſe hernehmen wollten, damit das Volk erhalten würde und nicht kläglich umkomme. Sie konnten ihm aber Alle nicht rathen und wußten nicht wo aus, wo ein. Da gedachte der König an den Mann, den ſeine Tochter geheilet hatte, und ſchickte nach ihm. Triſtan kam alsbald zu Hofe, und der König ſtellte ihm die Noth des Landes vor und bat ihn um Rath. Da ſagte Triſtan: „Herr, Alles, was ich thun kann, ſoll ungeſäumt geſchehen, denn Ihr habt es gar wohl um mich verdient. Wollet Ihr aber meinem Rathe folgen, ſo ſendet etliche Schiffe mit mir nach England, dort will ich allen Fleiß anwenden und für Speiſe ſorgen und Euch zuſchicken, ſo viel und ſobald ich vermag.“

Neuntes Kapitel.

Wie Herr Triſtan dem Könige von Irland Speiſe ſchickt und das Land von der Hungersnoth erlöſet.

Dem Könige gefiel der Rath wohl und er ſagte denſelben ſeinen Räthen, und auch dieſe wurden froh, daß ſie der Sorge und Mühe entladen ſeyn ſollten. Hierauf wurden Herrn Triſtan die Schätze und Schiffe übergeben und er fuhr hinweg. Als er nun nach England kam, ſchickte er zu einem Kaufmann und bat ihn, daß er ihm kaufen helfe. Er kaufte auch ſelbſt und ſtellte ſich in aller Weiſe, als ob er auch ein Kaufmann wäre. Als er nun Speiſe gekauft hatte, etwa um tauſend Mark Goldes, ließ er die Schiffe laden und ſchickte ſie dem Könige von Irland. Er ſelbſt aber ging in ein anderes Schiff, das war von kurnewäliſchen Landen, und fuhr auf demſelben heim in ſeines Oheims Königreich und in die Stadt Thintariol, von wo er krank und ungeſund geſchieden war. Er kam aber daſelbſt an gerade an dem Tage, an welchem ein Jahr vergangen war ſeit ſeiner Abreiſe. Als er zu Thintariol aus dem Schiffe ging, ſah ihn ſein Diener Kurvenal; der erkannte ihn ſogleich, weinte vor großer Freude und Liebe und eilte zu dem Könige, um ihm die Ankunft ſeines lieben Neffen zu berichten. Dem Boten ward zum Botenlohn, daß er forthin aller Armuth ledig war. Mit wie großen Freuden, Ehren und Würden Herr Triſtan empfangen ward von dem Könige March, vom Herzog Thinas und von aller Ritterſchaft, ſowie auch von allen Andern, Frauen und Männern, davon wäre Wunder zu ſagen; denn das ſieht wohl ein Jeder von ſelbſt ein, wie gar hoch und ohne Maaß ein lieber Freund den andern erfreut, wenn er aus ſolcher Ferne nach langer Zeit und aus großen Siechtagen und Schmerzen geſund wiederkehrt, zumal wenn er in ſo großer Pein und faſt Todesnoth vormals von dannen geſchieden iſt. — Herr Triſtan war dem Könige ſo lieb, daß er um ſeinetwillen keine Frau nehmen, ſondern ihn zum Erben ſeines Reiches beſtellen wollte. Da waren Etliche an dem Hofe, die meinten, Herr Triſtan riethe dem Könige, ohne Weib zu bleiben, und haßten ihn ſehr darum; Triſtan aber wußte weder von ihrem Haſſe, noch darum, daß der König um ſeinetwillen kein Weib nähme, wozu die andern Mächtigen am Hofe dem Könige täglich riethen. Eines Tages gingen Alle, die dem Könige befreundet waren und zur Ritterſchaft gehörten, vor ihn und nahmen auch Herrn Triſtan mit; da lagen ſie dem Könige mit großen Bitten an, daß er eine Frau nehmen möge, welche an Adel und Geburt ſeiner würdig wäre, und daß er dieſes nach Gottes und nach ihrer Aller Willen thäte. Dem Könige fiel dieſe Bitte beſchwerlich, doch ſetzte er eine Zeit feſt, wo ſie Antwort haben ſollten. Darüber waren ſie ſehr erfreut, denn vorher hatte er ihnen ſolche Bitte immer abgeſchlagen. Während der Zeit dachte der König nach, wie er antworten wollte, damit er ſie füglich von ihrer Bitte abbrächte; denn er wollte niemals ein Weib nehmen, es möchte ihnen nun lieb oder leid ſein. Wie er aber in ſolchen Gedanken ſaß, ſah er zwei Schwalben mit einander ſtreiten und ſah, wie ein ſchönes, langes Frauenhaar herabfiel. Der König hob das Haar auf und ſagte bei ſich ſelbſt: „Fürwahr, mit dieſem Haar werde ich mich ihrer gar wohl erwehren, wenn ich ihnen ſage, daß ich keine andere Frau haben will, denn die, von deren Haupte dieſes Haar gekommen iſt; die vermögen ſie mir nimmer zu gewähren und müſſen mich forthin mit ihrer Bitte verſchonen. Auch ſind ſie meinem Neffen ohne Grund ungünſtig und feind; aber es kann ihm nichts ſchaden, er ſoll dennoch mein Reich beſitzen und ſie müſſen ihn als ihren rechten Herrn anerkennen.“ — Da er aber dieſe Worte mit ihm ſelber redete, kam Herr Triſtan gegangen und andere Herren mit ihm, und ſie fragten den König in Angelegenheiten des Reiches. Das ließ er hingehen und antwortete dann auf ihre andere Meinung mit ſolchen Worten: „Ich habe hier ein Frauenhaar, wenn Ihr mir die gebet, von welcher dieſes Haar gekommen, ſo will ich ſie zum Weibe nehmen. Sonſt aber ſollt Ihr mir nicht widerſprechen, denn ich will keine andere, dieweil ich lebe.“ Die Herren waren erſtaunt und verwundert und ſprachen untereinander: es wäre Herrn Triſtans Schuld und angeſtellt, damit er eine Ausrede hätte. Doch fragten ſie den König: wer und von wannen die Frau wäre? Sie wollten ſie ihm holen, in welchem Lande ſie wäre. Der König ſagte: „Das weiß ich ſelbſt nicht: ich kann Euch auch nicht mehr davon ſagen.“ Da ſprachen ſie: ſie merkten wohl, daß er ſie mit ſolchen Reden hinhalten, und ihnen ihre Bitte verſagen wollte; doch wollten ſie gern wiſſen, wie er zu dem Haare gekommen wäre. Der König ſagte ihnen, wie er daſſelbe erhalten hätte und daß er ohne Weib ſterben wolle, es würde ihm denn die zu Theil, deren Haar er hier hätte. Da ſprach Herr Triſtan: „Herr, Ihr thut großes Unrecht, daß Ihr uns Allen nicht folgen wollt. Ich habe Euch vormals oft gerathen und rathe Euch noch dazu mit ganzer Treue, obſchon mich Etliche von den Euren zeihen, Ihr weigertet Euch durch meinen Rath. Ich will aber öffentlich beweiſen, daß dem nicht alſo ſei und daß ſie mir Unrecht thun, und um Eurer Liebe wollen die Frau Euch ſuchen. Darum gebet mir das Haar, damit ich ſie an dem Haar deſto beſſer erkennen möge, wenn mich das Glück dahin führte, wo ſie iſt. Ich will auch nicht ablaſſen, noch jemals wiederkommen, ich bringe denn die Frau mit: darum verſchaffet mir ein Schiff und was ich zur Reiſe bedarf.“

Zehntes Kapitel.

Wie Herr Triſtan nach der Frau fuhr und wie es ihm auf der Reiſe ging.

Herzog Thinas, der Truchſeß, ließ alsbald ein Schiff bereiten und darein tragen von Speiſen und Kleidern, was man bedurfte, auch Harniſche und Pferde für hundert Ritter und einen großen Schatz von Gold und Silber. Nachdem aber Alles bereit war, nahm Herr Triſtan Urlaub und ſprach zum Könige: „Ihr ſollt wiſſen, daß ich dieſe Reiſe um Eurer Liebe und Ehre willen unternommen habe; denn Eure Ehre und Glimpf liegen mir mehr am Herzen als irgend einem Andern. — Hierauf nahm er das Haar und ſchied von dannen mit hundert anderen Rittern, welche ihm der König zugegeben hatte. — Sie fuhren hinweg und ſahen einen ganzen Monat nichts Anderes als den Himmel und Waſſer. Da gebot Herr Triſtan dem Steuermann, daß er Irland vermeiden ſollte; denn ſie Alle wußten wohl, daß Jeder, der von kurnewäliſchen Landen käme, ſterben mußte. „Nun müſſen wir durch alle Lande fahren, wo man mit Schiffen und Pferden hinzukommen vermag, die Frau zu ſuchen, und wiſſen doch nicht, wo wir ſie finden werden. Gott wollte, daß wir den Tag erleben, an dem wir ſie finden mögen!" Wie ſie noch ſo mit einander redeten, erhoben ſich die Winde mit einem großen Ungewitter und warfen das Schiff noch in derſelben Nacht mit Gewalt an die Küſte von Irland, nahe bei derſelben Stadt, in welcher Herr Triſtan vor Kurzem geheilt worden war. Als aber der Tag erſchien und Herr Triſtan ſah, daß ſie an Irland gelandet waren, erſchrak er ſehr und ſagte ſeinen Begleitern, daß es der Ort wäre, an welchem er geheilt worden: „Und es iſt kein Zweifel, wir müſſen hier Alle ſterben oder mit großer Liſt hineinkommen; darum ſchweiget Ihr alle ſtill und laſſet mich allein reden, damit ich verſuche, Euch zu retten." — Als aber der König aufſtand und das Schiff ſah, welches der Inſel ſo nahe lag, ſchickte er alsbald ſeinen Marſchall ab, daß er hinginge und die Leute im Schiffe alle enthaupten ließe. Dieſer aber durfte dem Gebote nicht zuwider handeln, es war ihm lieb oder leid. Als er zu dem Schiffe kam, hieß er die Leute alle herausgehen und ſagte ihnen, daß ſie ſämmtlich ſterben müßten. Herr Triſtan bot große Gaben und begehrte zu leben, ſchenkte dem Marſchall ein güldenes Gefäß und bat ihn inſtändig, dem Könige ſeine Rede zu ſagen und daß er ſie ſo lange leben ließe, bis er die Antwort des Königs wüßte. Der Marſchall war ein frommer und mitleidiger Mann und erbot ſich das zu thun: „Ich bitte Euch, dem Könige meinen Namen zu ſagen und wer die ſind, die mich begleiten; ich heiße Tantris und habe zwölf Gefährten bei mir, welche Kaufleute aus England ſind; wir haben gehört, welch eine große Hungersnoth in dieſem Königreiche ſei, da verkauften wir alle unſere Habe und legten ſie an in Getreide, mit demſelben beluden wir zwölf Schiffe und hofften dadurch alle reich zu werden: als wir aber auf dem Meere waren, da begegneten uns Leute, denen man ſtark nachjagte; die ſagten uns, wenn wir hierher kämen, ſo hätten wir ſicher Leib und Leben verloren; als wir das hörten, begannen wir uns zu beklagen und nicht mit Unrecht, der großen Schäden wegen, die wir erlitten an unſerm angelegten Hab und Gut, wenn wir nicht herführen, wenn wir aber herführen, daß wir beides, Leib und Gut, verlören. Hierauf gingen wir zu Rath und warfen das Loos unter uns: auf welchen es fiele, der ſollte hierher fahren und zuſehen, ob dem alſo wäre, wie uns geſagt worden. Alſo fiel das Loos auf mich Armen und ich bin alſo auf Gnade und Ungnade hergekommen, während meine Gefährten noch auf dem Meere ſind; lieber Herr, das Alles bitte ich Euch dem Könige zu ſagen, und wenn er mir das Leben läßt, ſo will ich ihm das Getreide, von dem ich geſagt habe, alles zuſammen bringen.“ Der Marſchall glaubte, daß es ſich ſo verhielte, wie Triſtan geſagt hatte, und brachte ſeine Rede alsbald vor den König. Dadurch ward ihnen das Leben gefriſtet und auch durch eine andere Begebenheit, welche ſich zutrug, wie folgt.

Elftes Kapitel.

Wie Herr Triſtan einen großen Drachen erſchlug, darum der König ſeine Tochter zu geben gelobt hatte.

Alſo lag das betrübte Heer bis über Mittag und ſie redeten unter einander: daß, ob man ſie auch leben ließe, ſie doch ewig in Irland gefangen bleiben müßten, und überlegten die Sache hin und her. Indem kam ein Mann zu ihnen gegangen, der ließ ſich mit ihnen in ein Geſpräch ein und ſagte Herrn Triſtan, daß ein großer und grauſamer Drache in dem Königreiche wäre, der thue dem Lande großen Schaden an Leuten und Vieh. Nun hatte der König ausrufen laſſen, wer den Drachen erſchlüge, dem wollte er ſeine Tochter geben. Da Herr Triſtan ſolches hörte, verzog er nicht lange, ſondern wappnete ſich wie es nöthig war und ritt wider den Drachen, denn er war ein kühner unverzagter Held. Als er über das Feld trabte, ſah er fünf Männer eilend fliehen, unter denen einer den andern vorausgelaufen war. Auf dieſen eilte Herr Triſtan zu, ergriff ihn beim Haar und fragte, was oder wen er ſo eilend fliehe? Der Mann bat ihn überlaut und um Gotteswillen, daß er ihn ließe, und ſprach: „Ach, lieber Herr, der Drache jagt daher und will mir das Leben nehmen: darum laſſet mich laufen, damit ich mein Leben vor ihm bewahre!“ Herr Triſtan fragte, wo der Wurm wäre? Er wollte ihm entgegen reiten, ob ihm Gott der Allmächtige Glück geben wollte, daß er ihn tödtete. Der Mann zeigte ihm Ort und Gelegenheit an, da ließ ihn Triſtan laufen und hieß ihm ſein Heil in der Flucht ſuchen; er aber kehrte ſich gegen den Drachen. Er hielt ſich in einem Grunde und wartete, bis der grauſame Wurm in ſeine Nähe kam; da zerſtach er zuerſt ſeinen Speer auf ihm, und ehe der Schaft zerbrach, hatte er ſchon ſein ſcharfes Schwerdt in der Hand und ſchlug mit ganzen Kräften ſo lange auf ihn, bis er mit großer Tapferkeit zuletzt den Sieg gewann. Aber der Wurm verbrannte das Pferd unter ihm, ſo daß er zu Fuß fechten mußte. Als er nun den Drachen erſchlagen hatte, ſchnitt er ihm die Zunge aus dem Rachen und trug ſie mit ſich hinweg. Es hatte ihn aber der grauſame Wurm mit Feuer angeworfen, daß er in dem Feuer ſchier verbrannt war. Da ſah er einen Moor vor ſich, da ging er hinein, um ſich abzukühlen, damit er nicht in dem Harniſch verbrenne. Als er nun dahinein kam, da ward ihm der Harniſch über und über kohlſchwarz bis auf den Halskragen, der von Gold war, da er das ſah, ging er ein wenig weiter und fand einen klaren Brunnen. In dieſem kühlte er ſich erſt und legte ſich dann neben den Brunnen, um der Ruhe zu pflegen; wie ihm wohl auch zu gönnen war, denn der grauſame Wurm hatte ihm hart zu ſchaffen gemacht, ermüdet und verwundet. Alſo lag er daſelbſt ganz unbeſorgt.

Zwölftes Kapitel.

Wie ſich des Königes Trugſeß rühmte, er hätte den Drachen erſchlagen, und wie ihn Herr Triſtan zu Schanden machte.

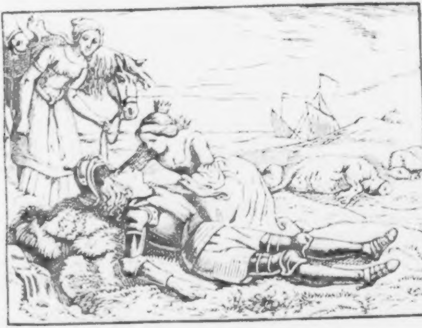
Wir laſſen Herrn Triſtan eine Weile ruhen und reden von den Flüchtigen, welche Herr Triſtan zuvor geſehen hatte. Das waren des Königs Trugſeß und vier ſeiner Diener. Da ſie merkten, daß der Wurm erſchlagen war, ritten ſie hin und ſchnitten dem getödteten Wurm das Haupt ab. Der Trugſeß bat ſeine Diener, daß ſie ihm in der Unwahrheit beiſtünden und ſagten, er hätte den Drachen erſchlagen, er wollte ſie danach immer fördern und reich machen. Solches that er darum, daß ihm der König ſeine Tochter geben ſollte. Auch hatte er ſich großer Tapferkeit berühmt, daß er den Wurm allein beſtehen wollte, wiewohl ſeine Zagheit allgemein kund und offenbar war. Darum that es ihm auch Noth, daß er ein Wahrzeichen mitbrachte, denn er wußte wohl, daß man ſeiner Rede allein nicht glauben würde. — Hierauf kam er nun zu dem Könige, mahnte ihn an ſein Gelubd und forderte, daß er ihm, weil er den Drachen erſchlagen hätte, ſeine Tochter geben ſollte. Aber es war dem Könige noch nicht gelegen, daß er dem Trugſeß ſeine Tochter geben ſollte, auch kannte er bisher ſolche Tapferkeit an ihm nicht: darum widerſprach er ihm und ſagte öffentlich zu ihm, er glaube ihm ſolches nicht, ſondern es hätte ein Andrer den Drachen erſchlagen, und er hätte es nicht gethan. Solche Rede brachte den Trugſeß in Zorn, und er ſprach: er hätte den Drachen allein erſchlagen mit ſeiner eigenen Hand, und er wollte das genugſam erweiſen mit vier Männern, die das von ihm geſehen hätten; man ſollte ihn auch nicht für einen halten, der ſich ſolcher Thaten beruhmte, die er nicht gethan hätte; er hoffte endlich auch, daß ihm die Jungfrau nicht verweigert werden ſollte. Mit ſolchen und andern Worten mehr beredete er den König, daß er ſeinen Worten glaubte. Doch ſprach der König: „Ich will meine Tochter zuvor darum ſprechen,“ und damit ging er zu ihr hin und ſagte ihr, wie der Truchſeß ſie erſtritten und den Wurm erſchlagen hätte. Die Jungfrau, mit Namen die ſchöne Iſalde, erſchrak, glaubte dieſe Geſchichte nicht und ſprach: „Herr und Vater, wo nahm der doch nur ſolche Tapferkeit her, der doch allezeit ein Verzagter geweſen iſt? Glaubt es nicht, denn ich weiß, daß er den Drachen nicht erſchlagen, ja nicht gewagt hat ihn anzuſehen. Gott wolle, daß der Held gefunden wird, welcher den Drachen erſchlagen hat! Ich beſorge aber, dieſer feigeBöſewicht hat ihn ermordet wo er ihn etwa machtlos liegend gefunden hat.“ — Solches redete ſie auch nicht wider Wahrheit, denn der Trugſeß und ſein Helfer ſuchten fleißig nach dem Helden, und hätten ihn getödtet, wenn ſie ihn gefunden hätten. Als ſie aber nichts fanden, meinte der Trugſeß, er hätte alle ſeine Noth überwunden, dann war er auch ſo frech mit Worten gegen den König und ver ſah ſich keiner andern Ausrede, denn daß man ihm die ſchöne Iſalde geben ſollte. — Nachdem aber dieſe ſo mit ihrem Vater geredet hatte, antwortete dieſer und ſprach zu ihr alſo: „Nun darf kein längerer Verzug ſein, Dich ihm zu geben, denn ich habe hoch und theuer gelobt, wer den Wurm erſchlägt, der ſoll Dich zum Weibe haben. Wiewohl Du Dich dagegen weigerſt, ſo muß es doch geſchehen. Er will es auch endlich beweiſen mit vier Männern, daß er Dich erfochten hat.“ Hierauf antwortete ſie: „So ſagt ihm, daß er warte bis morgen. Doch ich weiß, daß er nicht gefochten hat, wie er ſagt. Das Glück möge mir den zuführen, der mich erſtritten hat.“ Hierauf ging der König von ihr. Der Trugſeß aber mahnte den König abermals und hatte Sorge, ſein Glück würde ihm zu lange vorenthalten. Da ſagte ihm der König, daß er bis morgen verziehen ſollte, deß ward er gar hoch erfreut und meinte bereits König zu ſein.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Iſalde den Herrn Triſtan fand und mit ſich heimführte.

Die Jungfrau Iſalde hatte aber einen Kämmerer, mit Namen Peronis, dem ſie gar wohl vertraute; dem befahl ſie, daß er alsbald die Pferde zurüſten und bringen ſollte. Als es nun Abend und dunkel geworden war, ritt ſie ſelbſt mit Peronis aus und nahm eine Jungfrau Namens Brangele mit ſich. Es währte nicht lange, da kamen ſie auf Herrn Triſtans Hufſchlag. Da die Jungfrau den ſah, bat ſie, dem Hufſchlage ſorgfältig nachzureiten, und ſprach: „Das Pferd, dem dieſer Hufſchlag angehört, iſt nicht in dieſem Lande erzogen. Ach Gott, wo iſt der Held, den es hergetragen hat? Aber die Mörder haben ihn getödtet; ſuchet nur nach ſeinem Grabe, denn er liegt wohl hier in der Nähe verſcharrt.“ Als ſie dieſe Worte redete, kamen ſie dahin, wo der todte Wurm lag und das verbrannte

Pferd, ſo wie der verſengte Schild. Das Alles war ſo verbrannt und verſengt, daß ſie weder Farben noch Wappen ſehen oder erkennen konnten. Die Frau begann mit herzlicher großer Klage um den werthen und tapfern Helden zu weinen und bat, daß man ſtets vor ſich ſuchen möchte, ob man ihn todt finden möchte, und wer ihn fände, dem wollte ſie hundert Stücke Goldes geben. Die beiden, welche ſie begleiteten, waren deſto fleißiger im Suchen, da ſah Brangele von fern einen Helm glänzen, eilte alsbald zu der Jungfrau und ſagte, ſie hätte den Helden gefunden. Da ritten ſie mit großer Eile und kamen zu dem Brunnen, wo Triſtan ganz wund und beſinnungslos lag. Die ſchöne Iſalde neſtelte ihm den Helm los und nahm denſelben von ſeinem Haupte, Herr Triſtan hörte das Flüſtern der Frauen, ſchlug die Augen auf und ſprach: „Wer nimmt mir meinen Helm?“ Die Jungfrau ward über die Maßen froh, da ſie ihn reden hörte,



und antwortete ihm alsbald: ,,Habt keine Sorge, Ihr ſollt ihn wohl wiederhaben; denn ich will ihn Euch bewahren.'' Darauf führte ſie den halb todten Mann mit ihnen ins Geheim nach der Stadt. Die Jungfrau ſelbſt trug den Helm und das Schwert, Brangele den goldenen Ringkragen und die andern Waffen.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Iſalde Herrn Triſtan ein Wannenbad bereiten ließ, danach erkannte und ihn ihrem Vater verrathen wollte, welches Brangele ihr wehrte.

Nachdem nun die Jungfrau Iſalde Herrn Triſtan vollends entkleidet hatte, ward ihm ein Bad bereitet. Die Jungfrau brachte Salben, wie ſie ſeinen Wunden zuſagten; ſalbte, verband und badete ihn, ſo kam er bald ganz wieder zu Kräften. Wie er nun ſo in dem Bade ſaß und die Jungfrau ihm diente ſah er ihr ſchönes Haar, und gedachte ſogleich des Haares, das er bei ſich führte, dem glich daſſelbe ganz. Da meinte er, daß ſie die Frau wäre, die er ſuchte, und lächelte in ihm ſelbſt. Deſſen nahm die ſchöne Iſalde wahr und dachte: ,,Warum lacht er? Was hätte ich gethan, worüber er lachte? Oder wünſcht er vielleicht, daß ich ihm ſein Schwert putzte; fürwahr, es iſt deſſen wohl würdig.'' Damit nahm ſie das Schwert und wollte es putzen; da erſah ſie eine Scharte in dem Schwert, über welcher all ihre Freude verſchwand. Sie legte das Schwert alsbald von ſich, holte das Stück, das ſie vormals in ihres Oheims Morholt Helm gefunden und aufbewahrt hatte, und paßte es in die Scharte in Triſtans Schwert. Als ſie nun ſah, daß es genau paßte, begann ſie den Helden zu haſſen und ſprach: ,,Du biſt Triſtan und haſt den Drachen erſchlagen, aber was kann Dir das frommen! Du kommſt nimmer lebendig von hinnen, und es iſt kein Zweifel, Du mußt für meines Oheims Tod Dein

Leben laſſen. Ich ſelbſt will Dich angeben, denn Du haſt meinen Oheim erſchlagen, den Mann, der nie eine Jungfrau in Liebe umfangen hat!“ Triſtan leugnete, weſſen ihm die Jungfrau Schuld gab, aber ſie überführte ihn, ſodaß er es geſtand und ſprach: „Liebe Jungfrau, daß ich ihn erſchlug, that mir wohl Noth, denn er ſtand mir nach meinem Leben, alſo daß ich mich wohl wehren mußte. Darum hoffe ich, ich werde das nicht entgelten ſollen, weil ich mich meines Lebens erwehrt habe.“ Sie ſagte ihm aber kurz, daß er Leib und Leben verlieren müßte und ihm kein Bitten hälfe, denn ſie ſelbſt wollte es ihrem Vater anzeigen. Hierauf ſprach Triſtan: „Es iſt doch nicht Sitte, daß man Leib und Leben gebe, dafür daß man einen Andern mit Kampf beſtanden.“ Sie ſprach: „Du mußt aber ſolche Sitten lernen.“ Triſtan ſprach: „Soll ich ſie denn je lernen, ſo iſt es mir doch zu früh und ich füge mich ungern darein. Ich bitte Euch inſtändig um aller Frauen willen und beſonders um Eurer eigenen Ehre willen, Ihr wollet mich unangezeigt von hier entlaſſen. Bedenkt, daß es Euren hohen Namen und Eure Ehre verunreinigen würde, wenn Ihr mich durch Freundſchaft und gute Behandlung in Euer Haus und dann zu Schaden gebracht hättet. Wie geziemt es einem weiblichen Herzen, ſolchen unerwarteten Mord zu ſtiften? Zumal nachdem Ihr mich auf ſolche Art und Weiſe hierher gebracht habt und ich um Euretwillen ſo großer Arbeit und Gefahr mich unterzogen, und Euch, Euer Land und Leute von ſolcher Noth befreit habe, darum Euer Vater Euch ſelbſt als Wiedervergeltung ſolcher Arbeit und Noth, mir verheißen hat. So ſoll ich denn darum ſterben, daß ich der bin, der ſich um Euretwillen in ſo große Noth begeben hat? Das iſt ein gar ungleicher Wechſel, noch niemals gehört wurde. Und Euer eigener Werth wird dadurch herabgeſetzt, daß Ihr in guter und freundlicher Handlung einen ſchändlichen Mord verborgen gehalten habt. Ach, theure Jungfrau, ſchonet in mir Eure eigne Ehre beſſer, als Ihr Willens waret.“ Sie ſagte: „Das Alles habe ich gar wohl bedacht, ſo daß ich irre wurde; doch es zwingt mich die Klage um meinen lieben Oheim, ſodaß ich jegliches Bedenken überwunden habe.“ Als ſie nun aber ein Wehklagen erhob und ſehr weinte, ging Brangele, ihre getreue Jungfrau, zu der Thür hinein; die erſchrak ſehr und fragte: was es wäre, darüber die Jungfrau ſo heftig weinte. Da ward es ihr geſagt mit perlenden Augen und daß er ſterben müßte. Brangele ſprach: „Das wäre eine unerhörte That, daß Ihr dieſen um ſein Leben brächtet, der Euch ritterlich und tapfer, als ein Held erfochten hat. Wie ziemte ſich das, daß Ihr ihn zu ſeinem Tode mit ſolcher Freundlichkeit hergeführt hättet? Ach wie große Schmach und Schande würde Euch daraus entſtehen! Und nicht nur Schande, denn Ihr müßtet auch noch Eures Vaters Schüſſelträger zum Manne nehmen! Ei, wie ſchöne Ehre würde Euch das ſein, was man in allen Landen ſagte, Eures Vaters Schüſſelträger habe Euch mit Liſt und Unwahrheit Eurem Vater abgeſchwatzt! Sehet dagegen Herrn Triſtan; der iſt von hoher Geburt und ein ſo freier Held, daß ſich Keiner ihm vergleichen darf. Und ob er Euch auch alle Eure Freunde erſchlagen hätte, ſo ſolltet Ihr ihn dennoch lieber zum Gemahl nehmen, als den Feigling, der von geringem Geſchlecht geboren iſt und von dem Ihr keine gute und ehrenwerthe That erwarten dürft.“ Durch ſolche Worte wurde Iſalde bewegt, bezwang ihren Zorn gegen Triſtan und hieß Kleider bringen. Als er bekleidet war, gefiel er ihren Augen ſo wohl, daß alle Klagen, die ſie zuvor geführt hatte, vergeſſen waren. Es geſchieht oft, daß ein weibliches Gemüth durch ſchöne Geſtalt und anmuthige Sitten von Zorn in Güte und Sanftmuth verwandelt wird, und ſolches geſchah auch bei der Jungfrau Iſalde. Sie umfing Herrn Triſtan freundlich, küßte ihn lieblich auf den Mund, vergaß aller Feindſchaft und alles Haſſes, und ſagte ihm ſtäte Verſöhnung und Freundſchaft zu. Sie gelobte ihm auch Friede und Geleit von ihrem Vater.

Funfzehntes Kapitel.

Wie Iſalde ihrem Vater anzeigte, wer den Drachen erſchlagen hätte, und der Trugſeß endlich ſeiner Lüge überführt wurde.

Nachdem Iſalde Herrn Triſtan ſolches verheißen hatte, ging ſie zu ihrem Vater und ſagte ihm, daß ſie erfahren hätte, wer Der wäre, der ihnen Allen aus der Noth geholfen und den Wurm erſchlagen hätte und ſprach: „Vater, der Feigling berührte den Wurm nie, bis daß ihn ein Anderer getödtet hatte.“ Der König antwortete: „Haſt Du den Helden gefunden? Aber es will doch der Trugſeß durch Zeugen darthun, daß er den Wurm getödtet habe.“ Iſalde ſprach: „Wer ſind die, durch welche ers bezeugen will? Es ſind vielleicht ſeine Diener; dann aber iſt nichts von ſolchem Zeugniß zu halten, denn ſie müſſen ſagen, was er will und ihm gefällt. Willſt Du ihnen aber Glauben beimeſſen, ſo möchten wir wohl betrogen werden; ich weiß jedoch gewiß, daß er den Drachen nicht erſchlagen hat.“ Der König ſprach zu ſeiner Tochter: „Was willſt Du? Du redeſt, als ob Du den geſehen habeſt, der es gethan haben ſoll. Ich halte aber dafür, hätte es der Trugſeß nicht gethan, er würde es nicht vorgeben und bezeugen wollen. Ob aber die Zeugen ſeine Diener oder wer ſie ſonſt ſind, iſt mir nicht wiſſend. Weißt du aber den, der uns von der Noth des Drachen erlöſet hat, ſo laß ihn vor mich kommen.“ Hierauf antwortete die Jungfrau: „Das will ich gern thun. Aber vor Allem will ich, daß der Held Friede und Geleit habe, um Alles, was er jemals an Dir gethan hat.“ Da ſprach der König: Friede und Geleit ſoll er haben, und was er mir jemals Leides gethan haben mag, das ſei ihm vergeben ewiglich.“ Da ſie das hörte, ſprach ſie zu ihrem Vater: „So verſichre den Frieden und küſſe mich an des Helden Statt." Das that der König und ſprach: „Mit dieſem Kuß iſt nachgelaſſen und verziehen Alles, was dieſer wider mich verſchuldet hat." Als nun ſo der Friede gegeben und beſtättigt war, ſprach die Jungfrau Iſalde zu ihren Vater: „Du haſt es dem Trugſeß zugeſagt; ſo berufe nun morgen all Dein Hofgeſinde zuſammen, dann will ich Dir den Helden bringen, dem Trugſeß zur Schande für ſeinen angemaßten Streit, dann ſollſt Du ſelbſt ſehen und hören, daß der Betrüger den Wurm nicht beſtanden noch getödtet hat, auch nicht einmal hat ſehen dürfen, wie er den Tod gewonnen hat." Nun ließ der König in ſeinem Land und Königreich allen Fürſten, Grafen, freien Rittern und Knechten ſchreiben, daß ſie zu der Hochzeit kommen ſollten. Desgleichen hatte auch der Trugſeß allen ſeinen Freunden und Bekannten geſchrieben und ſie gebeten, daß ſie kommen und ihn in königlicher Würde und ſeinen großen Ehren ſehen und ihm dazu helfen ſollten; denn er wußte nicht anders, als daß ihm der König ſeine Tochter geben würde. — Indeß war Herr Triſtan noch in ſeiner Kammer verborgen. Er hatte großes Verlangen nach ſeinen Gefährten, die er auf dem Schiffe traurig und betrübt zurückgelaſſen hatte, und berief den Kämmerer der Jungfrau, Peronis, den bat, er in ſein Schiff zu ſeinen Dienern zu gehen und ihm Kurvenal zu bringen. Peronis that, wie ihm befohlen war und überbrachte die Botſchaft. Als die im Schiffe hörten, daß ihr Herr Triſtan noch am Leben war, wurden ſie Alle hocherfreut. Kurvenal ging mit Peronis zu ſeinem Herrn. Triſtan ſprach Jenem gar freundlich zu und befahl ihm nach dem Schiffe zurückzukehren und den Andeen zu ſagen, daß ſie morgen Alle ihre beſten Kleider anthun und gen Hofe kommen ſollten. Daſelbſt möchten ſie ſich auf eine Bank ſetzen und mit Niemand reden, auch nicht aufſtehen, bis ſie ihn ſelbſt erblickten; denn er hoffe, die Sache, um derenwillen er ausgefahren ſei, werde ſich erledigen. Kurvenal ging wieder in das Schiff und ſagte den Herrn und Gefährten ſeines Herrn Willen und Gebote. Deſſen wurden ſie innig froh, und dankten und lobten Gott den Allmächtigen, daß ſie ihren Herrn lebendig und geſund ſehen ſollten. Am nächſten Morgen ſchmückten ſie ſich auf das allerköſtlichſte mit Kleidern und Kleinoden, ſo köſtlich und zierlich, daß man ein Aehnliches in Irland zuvor niemals geſehen hatte. Vor Allem aber, was Herr Triſtan an ſeinem Leibe trug, das war Alles noch viel köſtlicher, als was die Andern trugen. — Was ſoll ich aber viel ſagen von Kleidern und köſtlichem Geſchmeid oder Kleinod und ein jedes beſonders anführen? Man weiß wohl, daß es an den Höfen der Könige Zierathen und Koſtbarkeiten giebt, die uns gar unbekannt und nicht einmal dem Namen nach zu nennen ſind. — Sie hatten gar keinen Mangel an Allem, deſſen ſie bedurften und begehrten. Am nächſten Morgen kamen ſie Alle zu Hofe, ihres Herrn Gebot zu erfüllen, ſchwiegen Alle und ſetzten ſich auf eine Bank und achteten nicht, wer kam und ging, ſtanden auch nicht auf und gaben Niemand Antwort, wiewohl man ſie fragte. Der König bemerkte das und fragte, wer die herrlichen Degen wären? Niemand wußte es ihm zu ſagen. — Es war nun Zeit, daß der Trugſeß ſeine Heldenthat bezeugen ſollte mit vier Zeugen, wie er verſprochen hatte. Da ſchickte der König nach ſeiner Tochter, daß ſie den Helden mit ſich brächte, der ſie erfochten hätte. Als ſie die Botſchaft vernahm, nahm ſie Herrn Triſtan bei der Hand und führte ihn vor ihren Vater. Als er aber durch den Saal ging, ſprangen die Herrn, ſeine Diener, alle mit großer Freude auf, empfingen ihren Herrn, ſtanden ihm zur Seite und gaben ihm damit zu erkennen, daß ſie bereit wären ihm zu dienen, auch mit ihm zu ſterben und zu leben. Da dieß der König ſah, fragte er die Jungfrau Iſalde, wer der Held wäre? Sie ſprach: ,,Du ſollſt ihn zuvor küſſen.'' Alsbald ward der Wille ſeiner Tochter vollbracht:

er küßte den Helden und beſtättigte damit Frieden und Geleit, wie er zuvor in Herrn Triſtans Abweſenheit verſprochen hatte, er gab Frieden und Geleit noch einmal ausdrücklich ihm und allen den Seinen, die er mit ſich gebracht hatte. Als dieß geſchehen war, ſprach Jungfrau Iſalde: „Ich weiß, was Du gelobſt und verſprichſt, daß Du das ſtät und unverbrüchlich hältſt, darum will ich auch ſagen, wer der Held iſt. Er hat Dir den liebſten und kühnſten Mann erſchlagen an meinem Oheim." Da das der König hörte, ward er eines Theils betrübt und ſprach: „Gott weiß, Herr Triſtan, wäre die That nicht geſühnt, Ihr kämet nicht heil von hinnen. Doch Alles, was Ihr mir Leides gethan habt, habe ich nachgelaſſen und verziehen, darum ſollt Ihr guten und ſtäten Frieden haben." Iſalde ſprach: Das wäre recht und billig, denn Triſtan wäre ein ſo wackerer Held, daß er mit Recht zu preiſen wäre. Daß er aber Morholt erſchlagen hätte, das wäre ohne ſeine Schuld geſchehen, denn er hätte ſeines Oheims Land von dem Zins und ſeinen eigenen Leib von dem Tode nicht anders zu befreien vermocht. „Weil es ſich nun aber alſo zugetragen hat, iſt ihm daſſelbe leid geweſen und er hat ſich deßwegen aufgemacht und iſt über Meer gefahren, ob er es ſo um Dich verdienen könnte, daß Du ſein Freund würdeſt. Er hat ſich auch Dir zu Liebe der Noth unterzogen und den Drachen erſchlagen, wodurch wir und mit uns das ganze Land erfreut ſind." Als ſie dieſe Worte vollendet, ſtand der Trugſeß auf und ſprach zu Herrn Triſtan: warum er ſich einer Sache annähme, die er nicht gethan hätte? Es wäre eine große Schändlichkeit von ihm, daß er ſich dieſe That anmaßte. Zugleich mahnte er den König, daß er ihm die Tochter gäbe, wie er verheißen hätte. Herr Triſtan aber wollte ſein Recht auch nicht länger verſchweigen und ſprach zu dem Könige, faſt in Zorn: „Herr, dieſer Menſch lügt! Das will ich beweiſen, auch daß er den Wurm niemals hat ſehen dürfen, noch wo oder wie ich ihn erſchlagen habe. Iſt er aber ſo tapfer, wie er ſich rühmet, nun ſo möge er mich beſtehen, wie er den Wurm beſtanden haben will. Er ſtelle ſich mir zum Kampfe, da ſollt Ihr ſehen, daß ſeine Rede wie ſeine Zeugen falſch und lügenhaft ſind. Weſſen ich mich ſelbſt aber rühme, das beweiſe ich mit dieſer Zunge, die ich dem Drachen aus dem Halſe geſchnitten habe.“ Dieſe Rede dünkte ihnen Allen genug: dem Trugſeß aber war dadurch ſeine Freude gar bald ausgegangen. Er begehrte jedoch, ſich mit ſeinen Freunden zu beſprechen, denn ihm dünkte wohl, es wäre ihm beſſer, wenn er den Streit ließ, als daß er kämpfte. Da war einer unter ſeinen Freunden, der ſprach: „Kämpfeſt Du, ſo mag es ſich leicht treffen, daß Du Deinen Leib verlierſt; denn Herr Triſtan iſt ein ſtarker Mann und gar ein kühner und vermeſſener Held; wie er an manchen Orten in harten Streiten viel und oft bewieſen hat. Darum rath ich Dir wohlmeinend: wenn Du den Drachen nicht erſchlagen haſt, ſo meide den Kampf. Beſtehſt Du ihn mit Unrecht, ſo wird es Dich reuen, und die Schande haſt Du ſo wie ſo. Darum meine ich, es iſt beſſer, Du unterläſſeſt den Kampf, damit Du nicht Beide, Leben und Ehre zugleich verliereſt.“ Da ſprach der Trugſeß: „Ich will nicht mit Triſtan kämpfen, denn er iſt ein ſtarker Mann.“ Mit dieſen Worten ging er vor den König und ſagte vor allem Volke, daß er den Drachen nicht erſchlagen hätte, Herr Triſtan wäre der rechte, und der ſollte auch billig und von Rechtswegen des Königs Tochter haben.“ Nachdem dieſer nun ſo öffentlich ſeine eigene Schande bekannt und geſtanden hatte, ſprach der König: „Es wäre Euch beſſer geweſen, Ihr hättet dieß früher geſprochen, ehe Ihr Euch ſelbſt in Spott und Schande gebracht hättet.“ — Den Trugſeß reute es, daß er ſich ſolche Unwahrheit jemals hatte einfallen laſſen. Jedermann war ihm fortan ungünſtig, verſpottete und verlachte ihn. Er ward auch aller Ehren und Würden entſetzt. Schmach und Schande, darein er ſich geſtürzt, bedachte er, als es zu ſpät war, und ward ihm ſelbſt feind und ſchämte ſich ſo ſehr, daß er aus dem Lande hinweg ritt und nimmer wieder kam. Es iſt auch nicht kund geworden, wo er hingekommen oder was mit ihm ferner geſchehen iſt. — Herr Triſtan aber mahnte den König ſeiner Verheißung, und die ſchöne Iſalde, des Königs Tochter, war auch nicht zuwider.

Sechszehntes Kapitel.

Wie der König Herrn Triſtan die ſchöne Iſalde übergab, um ſie ſeinem Oheim, König March, im Kurnewäliſchen Lande zu überbringen.

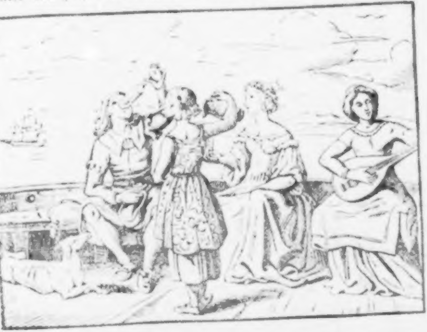
Herr Triſtan ſprach zum Könige: „Herr, höret, auf welche Weiſe ich Eure Tochter nehmen will. Ich will ſie nehmen für meinen Oheim, dem ſollt Ihr ſie geben, mit dem iſt ſie beſſer verſehen, denn mit mir, denn ich bin noch jung an Jahren, und mir gebührt noch nicht eine Frau zu nehmen; zumal da ich weiß, daß Eure Tochter eines mächtigern und würdigern Mannes, denn ich bin, wohl würdig iſt.“ Hierauf antwortete der König: „Dieß will ich gerne thun, weil es Dir lieb iſt. Du haſt ihr Leides gethan an ihrem Oheim, wenn ſie nun deſſen gegen Dich eingedenk wäre, ſo würdet Ihr nicht ſo wohl mit einander leben, als recht und billig wäre. Darum, wenn es Dein Wille iſt, ſo will ich ſie an König March, Deinen Oheim, geben.“ Herr Triſtan ſprach: „Herr, Gott weiß, daß ich ſie Niemand lieber gönnen will, denn meinem gnädigen Herrn und Oheim.“ Damit ward die Heirath beſtättigt und die Jungfrau Herrn Triſtan übergeben, um ſie ſeinem Oheim zu überbringen. — Der König entließ ſeine Tochter mit großer Habe und vielem Reichthum, daß es nicht mag beſchrieben werden, mit Allem, was einer

Königin zukommt und gebührt. Nicht minder bereitete auch die Königin viel herrlichen Schmuckes und Koſtbarkeiten für ihre Tochter; denn weil dieſelbe ſo fern hin in ein anderes Land fahren ſollte, ſo wollte ſie ihre Tochter alſo ausſtatten, daß ſie über Andere ihres Gleichen gerühmet und geprieſen würde. Die Königin machte einen Trank, der mag wohl mit Recht ein unſeliges Getränk genannt werden, und übergab denſelben einer ihrer allerliebſten Jungfrauen, Namens Brangele; die ſollte den Trank ſo verwahren, daß Niemand über denſelben käme, noch davon tränke, als allein König March und die ſchöne Iſalde, wenn ſie die erſte Nacht bei einander wären. Dieſelben ſollten auch das Getränk alles austrinken, ſo daß Niemand auch nur einen Tropfen davon bekäme, als allein ſie Beide. Solches gebot die Königin mit Sorgfalt zu vollbringen, denn ſie hatte Sorge, daß nichts Gutes daraus entſtehen würde, wenn das Getränk andern Leuten zu Theil würde. Es war aber das Getränk alſo bereitet, daß, welche Zwei daſſelbe tranken, die mußten einander ſo lieb haben, daß Eines ohne das Andere nicht bleiben noch leben mochte; ſie vermochten nicht einen Tag zu leben, ohne einander zu ſehen; wenn es ſich aber zutrüge, daß Eines von ihnen das Andere nur einen Tag nicht ſähe, ſo würden ſie krank und blieben ſo lange ungeſund, bis ſie einander wieder ſähen. Solches geſchah durch Kraft und Wirkung des unſeligen Trankes, welcher mit ſolcher Meiſterſchaft bereitet war, daß er die Kraft der großen Liebe band, ſo daß unter vier Jahren Keiner ſich derſelben entſchlagen konnte. Wenn vier Jahre vorüber waren, ſo mochte des Trankes wegen wohl Eines von dem Andern laſſen; aber ach, wie wirket das natürliche Feuer der Liebe in ſo langer Zeit! Ich meine, wenn die Menſchen ſo lange in herzinniger und treuer Liebe mit und bei einander wohnen, dann wird das Feuer der Liebe ſo groß und ſtark, daß es hernach ſchwerlich zu löſchen iſt. Alſo iſt es nun auch mit dieſen beiden einander liebenden Menſchen geſchehen. Als die Liebe von der Kraft des Getränkes nach den vier Jahren aufhörte, war die natürliche Flamme der Liebe ſo hoch und inbrünſtig und mit ſolcher Kraft in ihnen Beiden entzündet, daß ihnen unmöglich war, dieſelbe zu löſchen; und alſo mußten ſie ihr Leben lang brennen in der Flamme der ſtarken und unſäglich großen Liebe.

Siebzehntes Kapitel.

Wie Herr Triſtan die ſchöne Iſalde von dannen führte, und wie es ihnen auf dem Meere erging.

Nachdem nun der König ſeine Tochter Herrn Triſtan für König March vermählt und ihm übergeben hatte, nahm man zur Fahrt Urlaub von dem Könige, der Königin und allem Hofgeſinde. Alſo fuhren ſie dahin. Herr Triſtan hielt die ſchöne Iſalde in großer Sorge, und bereitete für ſie ein beſonderes Gemach in dem Schiffe, worin ſie mit ihren Jungfrauen war. Er ging zu dem Steuermann und befahl ihm, daß er ſchnell fahren ſollte, damit ſie nicht lange unterweges wären. Jungfrau Iſalde mochte aber ſo eilendes Fahren nicht vertragen, ſondern bat, wenn man zu einer Anfahrt käme, möchte man anhalten. Das geſchah. Wie nun Jedermann aus dem Schiffe an das Land ging zu ſeiner Luſt, um zu ſehen, wie das Land beſchaffen wäre, ging Herr Triſtan zu der Jungfrau, um zuzuſehen, was ihr fehlte und ob ſie lange an dem Orte ſtillliegen müßten. Er redete mit den Frauen allen, und erzählte ihnen ſchöne Abenteuer, um ihnen die Zeit zu kürzen und die lange Weile zu vertreiben. Bei dieſen Reden befiel ihn ein heftiger Durſt. Der Schenke war nicht zugegen, aber ein junges Mägdlein ſagte: „Herr, ich weiß, wo ein Trunk iſt.“ Damit ging ſie dahin, wo der unſelige Trank ſtand, und brachte ihm den. Das Mägdlein wußte aber nicht anders, denn daß es Wein wäre, wie andrer Wein. Auch Herr Triſtan wußte nicht, daß ihm dieſer Trunk zu ſolcher Angſt und Noth verhelfen ſollte, und that einen guten Trunk, denn ihn dürſtete ſehr. Der Wein dünkte ihm gut, und er reichte ihn der Jungfrau Iſalde auch dar.



So wie ſie nun aber getrunken hatten, wurden ihre Herzen un alle Kräfte ihres Innern ſo verwandelt und in inbrünſtiger Lieb entzündet, und entbrannten ſo hoch in den Flammen der Liebe daß Jedes das Andere inniglich lieb zu haben begehrte. Sie wußten vor ſolcher großer und ungeſtümer Liebe nicht, wie ſie ſich hatten ſollten, und meinten, die Sinne müßten ihnen vergehen, wen ſie ſich einander nicht zu erkennen gäben. Weder wußte aber bis je er von ihr, noch ſie von ihm, daß dem Andern ein Gleiches begegn ſei, und ein Jedes von ihnen meinte, es hätte dieſe Noth allein. J doch wurden ſie Beide oft bleich und roth, heiß und kalt, und al ihre Bewegungen waren wie verwandelt. Was ſoll ich ſagen? D Liebe ward ſo groß und ihr Liebesleid ſo gewaltig, daß ein J des Sorge hatte, das Andere würde es merken; und ſo das g ſchähe, möchte nichts verſagt noch verzogen werden, was Eines an das Andere begehrte. Als Herr Triſtan dieſes in ihm ſelbſt wahrnahm und empfand, ſchied er traurig und krank von der Jungfrau, welche auch nicht weniger Noth und Schmerzen hatte, als er. So legte ſich ein Jedes von ihnen ohne zu eſſen und ohne zu ſprechen in ſein Bett. Es mochte nun Keines von Beiden weder eſſen noch trinken, auch mit Niemand reden, ſondern Jedes führte in ihm ſelbſt ſo unaufhörliche, emſige Klage ohne Aufhören, daß Jedes von Beiden meinte, es würde den Tod von dem Andern haben, und wußte doch Keines die Noth des Andern. — Als aber die Frau alſo lag, hartgetroffen und verwundet mit dem Pfeil Kupidos, auch ganz entzündet von dem Feuer der Liebe, und fühlte in ihr ſelbſt die heißen Flammen, redete ſie zu ſich ſelbſt: „Ach, Herr mein Gott, welch große Sorgen und Vorwürfe trage ich in meinem Herzen verborgen um dieſen lieben Mann, der mir doch ſo große Leiden verurſacht! Aber was ſage ich Leiden? Ich bin ihm doch ſo hold und habe ihn ſo lieb, daß ich ohne ihn nimmer geneſen mag! Er raubt mir Eſſen und Trinken, Schlafen und Wachen, und all meine Freude, alſo daß ich an nichts Andres denken mag, denn an ihn; es ſei denn, daß ich mich ihm zu erkennen gebe und er mir helfe, ſonſt ſterb' ich. Aber was will ich ſündiges Weib? Ich fürchte, er wird mich verachten! Warum bin ich ihm denn hold? Ja, wie möcht ich ihm denn feind ſein? Denn zwiſchen Himmel und Erde lebt kein beſſerer und kühnerer Held, denn er iſt. Er hat auch an manchen Orten bewieſen, daß er große und tapfre Thaten thun darf. Ich erkenne auch ſeinen Adel, ſeine Tugend, ſeine Schönheit, ſein ſittiges und wahrhaftes Gemüth, ſeine Zucht und Ehrbarkeit, daß er überall wirbt um Ehre und höchſten Preis. Was ſoll ich viel reden? Ihm fehlt keine Tugend; er iſt der allerſüßeſte Mann, den je eine Jungfrau lieb gewann. Um dieſer ſeiner Tugend und Herrlichkeit willen bin ich ihm hold geworden und er leuchtet mir in meinem Herzen vor allen andern Menſchen wie Gold vor Blei.“ Abermals ſprach ſie: „Herr Gott, wie iſt mir geſchehen? Wie iſt mein Gemüth ſo jählings verwandelt worden? So oft habe ich ihn zuvor geſehen, ohne daß er mein Gemüth bewegt hat; und nun wie erſcheint er mir ſo herrlich! Wie bin ich ihm nun ſo inniglich hold, den ich vor kurzer Zeit noch todt haben wollte! O weh, Herz und Gemüth, möchtet ihr euch doch von Dem abwenden, der euch doch nicht achtet noch lieb hat! O Kupido, hab ich dein Gebot je übergangen, oder habe ich arme Iſalde je Etwas gethan, das ich vermeiden ſollte, — das iſt es wohl, was du an mir rächeſt! Wo du mir nicht gnädig biſt, ſo bricht mein Herz und muß ſterben durch deine Schuld! Darum bitte ich, laß nach in deinem Zorn und mildre mir einen Theil der großen Noth, die ich nicht zu ertragen vermag, daß ich nicht alſo in Klagen und Sehnen ſterbe. Ich glaube, daß du nicht allen Frauen ſo unhold biſt, wie mir. Womit nur habe ich dich erzürnt, daß du mich ſo peinigſt und ängſtigſt? Das, davon ich noch niemals gewußt habe, das läſſeſt du mich empfinden, daß ich Verſtand and Sinne, Leib und Leben dadurch verlieren muß. Du haſt mich deiner Gewalt ſo völlig unterworfen, daß ich nichts Anderes begehre, denn was du willſt. Jetzt werd ich kalt wie Eis und meine zu erfrieren; jetzt werd ich glühend wie Feuer, und es dringt mir die Flamme durch alle meine Glieder. Ach welch ſeltſame Weiſen haſt du mich in kurzer Zeit gelehrt! Du haſt ſo ſchwere Laſt auf mich geladen, daß ein ganzer Berg genug daran zu tragen hätte. Und doch ohne Recht zürneſt du mit mir um dieſen Mann. Ich habe ihn lieb, und e mich nicht; darum ſollteſt du mit ihm zürnen, nicht mit mir; denn du ſollteſt ihn zwingen, daß er mich auch lieb hätte; denn ich thue, was an mir iſt, was deine Gewalt gebeut. O, in wie große Sorgen und Aengſte haſt du mich gebracht! Soll ich alſo kläglich ſterben? Ach, laß dich meine große Noth erbarmen und komme mir zu Hülfe! Ich meinte, dein Werk ſei ſüß und ſanft, doch es iſt bittrer und herber denn Eſſig und Myrrhen. Soll ich ſo große Noth leiden um Einen, der mich verachtet hat, als mein lieber Vater mich ihm geben wollte? Fürwahr, ich will verſuchen, ob ich mein Herz und Gemüth auch von ihm wenden kann, und will auch nimmer an den Helden denken! Aber wehe, wie mag das geſchehen, daß ich mein Herz von Dem abziehe, den ich ſogar herzlich lieb habe, und um deſſen willen ich ſo innerlich gepeinigt werde? Iſt es nicht beſſer, ich habe ihn lieb und werde ſein Weib, denn daß ich Leib und Leben verliere. Ach, über die große Noth! Wie ſoll ich es aber anfangen, daß er meine große Noth wiſſe und inne werde? Geſchieht das nicht, ſo muß ich ſterben! Soll ich es ihm ſagen? — Ach, wie thue ich dann ſo großes Unrecht! Vor allen meinen Freunden, vor ihm und vor mir ſelbſt müßte ich dieſes Tages mich ſchämen, ſo lange ich lebte. Was würde er von mir denken? Nein, ich will meine Ehre behalten und den Leib verlieren, ehe ich ihm dieß ſage. Und doch, auch dieß wäre übel gethan. Das Leben iſt mir lieb, weil mir Triſtan lieb iſt. Ach, Zufall, komm mir zu Hülfe bei ihm! Ich will es wagen — vielleicht, daß er mir meine Rede vergiebt. Vernimmt er recht, wie gar inniglich ich ihn lieb habe, ſo wird auch ſein Herz ein wenig in Liebe gegen mich bewegt werden.“ — In ſolchen Sorgen und Aengſten war Jungfrau Iſalde gefangen, und vermochte doch nicht, weder bei Tage noch bei Nacht, auch nur auf einen Augenblick ihr Herz von dem Manne abzuwenden. Herr Triſtan war auch nicht minder von unmäßigen Klagen und Aengſten heimgeſucht; denn die Flamme der ungeſtümen Liebe hatte ihn ſo heftig entzündet und ſein Gebein bis ins Mark und all ſeine Geäder durchdrungen, daß er faſt todt war. Er führte wohl noch einmal ſo heftige Klagen, als Iſalde; denn die Männer wiſſen ſtets noch ſchönre und blühendere Worte, als die Frauen; und darum war ſeine Klage viel größer, denn die ihre. Alſo lagen ſie Beide an viertehalb Tage, ohne zu eſſen, ohne zu trinken und ohne zu ſchlafen, und Keines von Beiden wußte es anders, als daß es aus Sehnſucht nach dem Andern ſterben müßte, oder ſich offenbaren. Sie waren Beide ſo heftig entbrannt, daß ſie nichts Andres denken konnten, denn nur, wie ſich Eins dem Andern zu erkennen geben und offenbaren möchte. Durch ſolche große Noth wurden ſie ganz entſtellt, ihre lichten und hold geröthen Angeſichter erbleicht und mißfarbt, und ſie lagen ohne alle Kraft und Macht. — Als aber Kurvenal und Brangele ſolche Krankheit und Jammer an ihrer Herrſchaft ſahen, wurden ſie in großem Mitleid bewegt und Brangele ſprach zu Kurvenal: „Ach, was ſollen wir armen Menſchen thun? Vielleicht werden wir unſre liebe Herrſchaft verlieren; dann ſtürb ich mit ihnen. Ach, wüßt ich doch, was ihnen wäre, oder womit wir ihnen zu Hülfe kommen könnten!“ Mit ſolchen Worten klagte ſie ihm ihre Noth. Während ſie ſo mit einander redeten, dachte Brangele an das Getränk, das ihr zu hüten befohlen worden war, und ging alsbald dahin, wo ſie es aufbewahrt hatte, und fand nichts. Da erſchrak ſie in ihrem Herzen und innerſten Gemüthe, ſchlug die Hände zuſammen und ſprach: „O, wehe, mein lieber Herr Triſtan und meine allerliebſte Frau, nun ſeid Ihr Beide verloren, es ſei denn, daß Ihr zuſammenkommet! O, weh und ach über dieſe große Noth! Gott möge es dem vergeben, der Euch dieſen Trank gegeben hat.“

Achtzehntes Kapitel.

Wie Iſalde und Herr Triſtan zuſammenkamen und eines Theiles ihrer großen Noth entbunden wurden.

Als nun Brangele die Krankheit ihres Herrn und ihrer Frau entdeckt hatte, ging ſie wieder zu Kurvenal und ſagte ihm, wie die Krankheit beſchaffen wäre, und wie Jene ein Getränk getrunken hätten, wovon ſie einander lieben müßten, und auch wie ihnen nicht anders zu helfen wäre, als dadurch, daß man ſie zuſammenbrächte. Auf welche Weiſe dieß aber geſchehen ſollte, wußten ſie nicht. Da ſprach Brangele: „Eh ich Deinen Herrn und meine Frau alſo ſterben laſſe, eh wage ich Ehre Leib und Gut. Kurvenal, thue Du, was an Dir iſt, und hilf, daß wir ſie zuſammenbringen. Ich muß doch endlich das Leben darum verlieren, denn ich hätte das Getränk fleißiger hüten ſollen. Weil dieß nun aber nicht geſchehen iſt, ſo muß ihm nachgegeben werden. Es iſt auch beſſer, wir ſchaffen ihnen Hülfe, denn daß wir ſie ſo ſterben laſſen: denn geſchähe dieſes, ſo wäre es beſſer für uns, wir wären niemals geboren worden.“ Kurvenal ſprach: „Du haſt Recht, und wie ich kann und vermag, bin ich bereit, dazu zu helfen.“ — Nachdem dieſer Rath beſchloſſen war, kamen ſie abermals zu einer Anfahrt: das war an dem vierten Tage, nachdem Jene getrunken hatten. Die Leute gingen von dem Schiffe, ſo daß ihrer nicht viele darin blieben. Da ſprach Kurvenal zu ſeinem Herrn: „Herr, gebet zu Frau Iſalde, — es iſt ihr auch, ich weiß nicht was — vielleicht, daß Eure Noth gelindert würde, und ſie möchte wohl auch wiſſen, wie es mit Eurer Krankheit beſchaffen wäre.“ Solche Worte ſprach Kurvenal mit Abſicht und auf Rath der treuen Brangele. Herr Triſtan ſtand auf und ging zu der Jungfrau. Als er zu der Thür kam, hatte er nicht ſo viel Kräfte, daß er weiter konnte. Als ſie ihn aber von Fern erſah, begann ſie zu rufen: „Herr, wohl! kommt, ach kommt!“ Da er das hörte, erſchrak er und dachte: „Ich bin ihrer nicht werth! und daß ſie mir ſolche Ehre erzeigt, das thut ſie nicht aus Wohlwollen; denn wäre ich ihr lieb, ſo hieße ſie mich nicht Herr!“ So grämte er ſich über ihre Worte; dann aber dachte er wieder: „Sie hat es aus großer Liebe gethan und mir damit geſagt, daß ich ihr vor aller Welt der Liebſte bin.“ Dieſer Gedanke gab ihm neue Kraft, und er ging zu der Jungfrau, ſetzte ſich neben ſie an ihre Seite und begann mit ihr zu reden. Da das Kurvenal und Brangele ſahen, machten ſie ſich alsbald ein Geſchäft, und gingen zur Thür hinaus; ſo daß die Zwei allein bei einander blieben. Welches von Beiden aber am erſten zu reden begann, weiß ich nicht zu ſagen, denn es ſagte Eins dem Andern die große Freundſchaft und Liebe, die ſie zu einander hätten. Ehe ſie aber ſchieden, wurden ſie Beide geſund, und hatten vergeſſen alle Klage, Angſt und Noth, ſo ſie zuvor gehabt hatten. Nachdem ſie nun einander ihre Liebe geſtanden und offenbart hatten, und geſehen, wie Eines das Andre in gleichem Maaße lieb hatte, pflegten ſie zuſammen ſo großer Freuden und Wonnen, daß viel davon zu ſagen wäre. Es gebar ihnen dieſe Liebe täglich neue Liebe und Freundſchaft. — Durch ſolche Liebe ward dieſe Reiſe etwas verlängert, damit ſie ſich ihrer Liebe ein wenig mehr erſättigen konnten, obſchon ſie ihrer Liebe keine Sättigung und kein Begnügen finden konnten. Indeß nutzten ſie aller Zeit für ihre Liebe, bis ſie des Königs March Land ſahen, da trugen ſie Sorge wegen des zukünftigen Scheidens und Meidens, und wurden dadurch ſehr betrübt: doch ihre große, inbrünſtige Liebe gab ihnen Hoffnung und guten Troſt, alle Zeit zuſammenzukommen, und daß es nicht möglich wäre, ihrer großen Liebe ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg zu legen. Sie waren aber in Aengſten um das, was zwiſchen ihnen geſchehen war durch Kraft und Wirkung des unſeligen Getränkes. Sie gingen mit einander zu Rath, wie ſie den König hintergehen möchten, damit ſie fernerhin ihrer Liebe pflegen und ungeſchieden bleiben könnten. Sie beſchloſſen aber, daß ihnen die treue Brangele dabei behülflich ſein ſollte, und nachdem ſie des Rathes einig geworden waren, ging Iſalde zu Brangele, und redete mit ihr alſo: „O Brangele, meine allerliebſte und treue Freundin, gib mir Deinen treuen Rath, wie ich thun ſoll, wenn der König mich das erſtemal als ſein Weib zu beſitzen begehrt.“ Brangele ſagte: „Das weiß ich nicht.“ Die Jungfrau ſprach: „Ach nein, Du, meine Helferin in meinen Nöthen, ſprich nicht alſo, ſondern gib mir beſſern Troſt.“ Brangele antwortete: „O, was ſoll ich reden oder rathen? Ich weiß leider nichts.“ Da Iſalde das hörte, erſchrak ſie und ward ſehr betrübt, und ſprach: „Nun iſt all meine Freude dahin und all meine Hoffnung verſchwunden!“ Brangele ſprach: „Das wäre mir herzlich leid, daß ich in ſolcher Noth Euch wiſſen ſollte!“ Iſalde ſprach: „Ach, meine Brangele, ſo beweiſe dieß durch Deine Treue und hilf mir. Sieh meinen groſſen Ernſt und laß mich nicht länger bitten. Laß mich Deiner Treue froh werden und gewähre mir meine Bitte.“ Brangele ſprach: „Ja, Herrin, ich wollte es gern thun, wüßt ich, auf welche Weiſe.“ Da ſprach Iſalde: „Ich begehre, daß Du etwas thuſt für mich, dafür werde ich Dir dankbar ſein.“ Brangele ſagte: „So laßt es hören, was es ſei.“ Iſalde antwortete: „Ach, meine Brangele, meine einzige, liebe und treue Freundin, ich bitte und begehre, daß Du die erſte Nacht eine Weile bei dem Könige bleibſt als ſein Weib; das will ich reichlich um Dich verdienen.“ Brangele erſchrak und ſprach: „Fürwahr, Herrin, das iſt etwas, was nimmer von mir geſchehen wird.“ Die Herrin ſprach: „Dennoch will ich Dich durch Liebe und Dienſte dazu bringen.“ Brangele ſprach: „Ja, mit welchen Dienſten möchtet Ihr mir das vergelten?“ Iſalde ſprach: „O, meine Brangele, laß Dich erweichen und zweifle nicht, es ſoll Dir wieder vergolten werden, das will ich Dir beweiſen.“ Brangele ſprach: „Herrin, Ihr habt es genug bewieſen, aber ich will Eures Dienſtes lieber entbehren.“ Da ſprach Iſalde: „Nun ſo bitte ich Dich um Gotteswillen, Du wolleſt Dich meiner erbarmen.“ Brangele ward unwillig und ſprach: „Was ſoll dieſe lange Rede? Ihr treibt nur Euren Spott mit mir.“ Iſalde ſprach: „O weh der groſſen Noth, die über mich kommt!“ Brangele ſagte: „Wahrlich, dieſe Rede ſteht Euch übel an.“ Iſalde ſprach: „Was ſoll ich aber thun, iſt dieſe Rede nicht wahr?“ Da ſprach Brangele: „Doch müßt Ihr dieſes Begehren an mich aufgeben.“ Iſalde ſprach: „Ach nein, meine Brangele, meine Herrin und Königin, Du ſollſt mich nicht alſo betrüben. Laß ab von Deiner Härte, und hilf mir aus Angſt und Noth, da ich doch bereit bin, Dir wiederum zu dienen, weil ich lebe.“ Darauf ſprach Brangele: „Herrin, ich bin Euch fern über Meer gefolgt, und habe Euch allezeit treu und unverdroſſen gedient, ich bitt Euch, Ihr wollet das bedenken und betrachten, und mich nicht alſo ſehr kränken und meiner Ehre berauben.“ Iſalde ſprach: „Ach und weh! So verliere ich meine Ehre! Ich kann auch forthin weder Dir noch mir ſelbſt nimmermehr weder helfen, noch rathen, noch etwas Gutes erzeigen. Dem Allen könnteſt Du wohl zuvorkommen, und biſt es mir vor Gott auch ſchuldig. Haſt Du mir doch ſelbſt geſagt, daß mir dieſe meine Noth und Unglück von dem Getränk entſtanden iſt, das Du hätteſt verwahren ſollen, und das Dir allein anbefohlen geweſen iſt. Es hat auch ſonſt Niemand die Wirkung dieſes fluchwürdigen Getränkes gekannt, denn allein Du; biſt Du denn nicht ſchuldig an meinem groſſen Elend? So Du nun daran ſchuldig biſt, ſo biſt Du auch ſchuldig und verbunden, mir wiederum aus dieſer meiner groſſen Noth zu helfen. Laß es doch nicht vergebens ſein, wenn ich nach ſo groſſer Schuld und Nachläſſigkeit von Dir, Dich noch ſo freundlich und mit ſo herzlichen Worten bitte, und mich Dir unterthänig mache und zu Dienſt erbiete, laß mich auch nicht verlieren das groſſe Vertrauen, das ich zu Dir habe, Durch Deine bisherige Güte und Treue.“ Da Brangele das hörte, weinte ſie inniglich und ſagte: „Es iſt leider wahr, ich trage die Schuld von dieſem Unglück durch meine groſſe Nachläſſigkeit, und deshalb iſt es billig, daß ich darum leide, was mir zu leiden auferlegt wird. Und ſo will ich mich denn ergeben, Euch zu helfen, obſchon ich lieber todt ſein wollte.“ Nachdem ſie das gelobt, ging Iſalde zu Herrn Triſtan und ſagte ihm, was ſie beſprochen hatten; darüber ward er ſehr erfreut. — Nun waren ſie der Stadt Tintariol nicht mehr fern und Triſtan ſchickte einen Boten voraus und ließ dem Könige melden, er brächte ihm die Frau, nach der er ausgeſandt wäre.

Neunzehntes Kapitel.

Wie König Marck der Herrin entgegenritt und Hochzeit hielt.

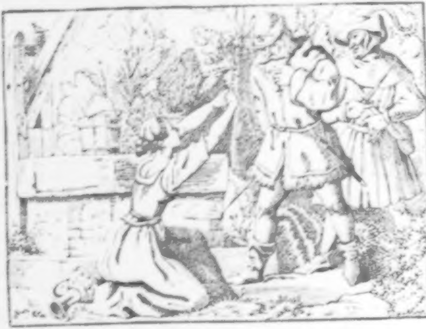
Der König ritt mit großer Macht auf das allerherrlichſte mit ſeiner Ritterſchaft entgegen, die Herrin zu empfangen, und führte ſie mit Freuden heim. Die Hochzeit ward groß und überaus herrlich; denn Herr Triſtan hatte dem Könige die Sachen längſt durch Boten kund gethan, ſodaß er ſich im Voraus mit Allem, was nöthig war, hatte einrichten und verſehen können. Herr Triſtan ging zu dem Könige und ſprach: „Herr, wenn es Euch gefällt, ſo gewähret der Herrin, was ſie bittet. Sie begehret, daß Ihr das Beilager haltet nach der Sitte ihres Landes.“ Der König fragte, welches die Sitte ihres Landes wäre? Herr Triſtan ſagte ihm: Wenn ſie bei ihm wäre die erſte Nacht, ſollte kein Licht da ſein, auf daß man ſie nicht ſahe bis zu Morgens, wo ſie wiederum aufſtünde. Da ſprach der König, daß er ihr ſolches gewährte, und hieß ſeinen Neffen, Herrn Triſtan, ſelbſt Kämmerer ſein und er ſollte thun und laſſen, was die Königin begehrte. — Nun war Herr Triſtan Kämmerer und alle Geſchäfte ſtanden in ſeiner Hand, und zu Allem, was er that gegen die Königin, dazu hatte er ein gutes Recht, denn der König hatte ihm das zuvor geheißen. Er hatte die Kammer unter ſich, und da es finſter in derſelben war, führte er dem Könige Brangele zu.

er ſelbſt aber blieb bei der Königin. Dieſes war und iſt der größte Betrug, den Herr Triſtan je beging. Doch mag es damit entſchuldigt werden, daß Herr Triſtan ſolches nicht aus eignem Muthwillen und Frevel gethan hat, ſondern aus Schickung und Wirkung natürlicher Kunſt, nämlich des Trankes, von dem vorher geſprochen worden iſt. Nachdem nun die Nacht einen Theil ihres Laufes vollbracht hatte und der Morgen nahe bevorſtand, ging Brangele mit betrübtem Herzen und gekränkt an Leib und Gemüth von dem Könige, hin zu Iſalden, hieß ſie aufſtehen und ſich zu dem König legen. Das that Iſalde mit unwilligem Sinn und es war ihr viel zu früh, von Herrn Triſtan zu ſcheiden; bei dieſem ließ ſie ihr Herz und ging mit dem Leibe zu dem Könige. Alſo ward der König betrogen und die Frau bei Ehren erhalten. Es blieb auch Herr Triſtan ein ganzes Jahr an dem Hofe, unangezeigt und unbemerkt von Jedermann. Wie groß auch ihre Liebe war, ſo konnten ſie doch beiderſeits dieſelbe hehlen. Er redete oft zu ſeinem Diener Kurvenal: „Mich wundert ſehr, daß ich ſolche große Liebe alſo leiden und ertragen möge und bei de ſchönen Iſalde nicht ſtets ſein ſoll, welche doch mein Herz und Gemüth ganz bei ſich hat, und beherrſcht wie ſie will. Wahrlich, Kurvenal, glaube mir, ohne Zweifel, ſollte ich ſie nur Einen Tag nicht ſehen, ich würde krank; ſollte ich aber zwei Tag von ihr ſein, ſo müßte ich ſterben." Nun war auch die Fra gleich ſehr verwundet in ihrem Herzen, denn ſie hatten Beide Ein Krankheit.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie die Königin ihre treue Brangele zu tödten befahl, dieſes jedoch nicht geſchah.

Nicht lange darauf bedachte die Frau ihren heimlichen Umgang mit Herrn Triſtan und es fiel ihr ein, Brangele möch denſelben verrathen, und darum wollte ſie dieſer mit dem Tode lohnen. Sie ſchickte nach zwei armen Geſellen, gab ihnen ſechzig Mark Silbers und zeigte ihnen einen Brunnen in einem Garten. Zugleich befahl ſie ihnen bei ihrem Leben, ſie ſollten denjenigen, welcher mit einem goldnen Trinkgefäß zu dem Brunnen käme, er ſei Mann oder Weib, tödten und ihr die Leber deſſelben zum Zeichen der That bringen. Die beiden Männer gelobten der Frau, ſolches zu thun, nahmen das Silber und waren deſſelben froh. Die Königin aber legte ſich nieder, beklagte ſich ſehr und begehrte von Brangele nach dem Waſſer aus dem Baumgarten. Die treue Brangele war betrübt über die Krankheit ihrer Herrin, nahm auf Geheiß derſelben ein goldenes Trinkgefäß, ohne daß ſie von dem heimlichen Mord und der Untreue ihrer Herrin etwas wußte, und ging zu dem Brunnen. Als ſie das Waſſer ſchöpfen wollte, traten die beiden Männer hervor, ergriffen ſie und ſagten ihr, ſie müßte ſterben. Darüber erſchrak Brangele über alle Maaßen und ſprach: „Ihr Herrn, was wollt Ihr von mir? Weiß ich doch nichts, das ich gethan und darum ich den Tod verdient hätte. Aber ich weiß wohl, daß ich um meiner großen Treue willen dieſes leiden muß. Nun thut es durch Eure Tugend und durch die Liebe Gottes und laſſet mich leben, ſo lange bis Eurer Einer zu der Königin gehe und ſage ihr, ich ſei erſchlagen, und ſage ihr dabei, daß ich dieſes zu ihr ſpreche: Ich weiß nicht, was ſie an mir räche, daß ſie mich ohne Schuld in Verrath und Mord gegeben hat. Gott weiß, daß mir nichts erinnerlich iſt, das ich jemals gethan hätte, darum ſie Zorn gegen mich hegen konnte. Ich ließ Freunde und Verwandte, und fuhr im Vertrauen auf ihre Gnade in fremdes Land, wo ich nun ohne Schuld mein Leben ſo jämmerlich verlieren ſoll. Wehe über dieſen ſchändlichen Mord! Was ſoll das, was ſoll dieſe Miſſethat? Es ſei denn dieſes: Als wir von Irland in dieſes Königreich fahren ſollten, da gab uns meine frühere Herrin, ihre Mutter, zwei weiße Gewänder, beide gleich rein und unverſehrt, und ſie ſollte bei dem Beilager mit dem Könige ihr Gewand tragen. Ihr Gewand ward zerriſſen und beſchmuzt, daß ſie es mit Ehren an jenem Tage nicht tragen konnte, während das meine noch unverſehrt, ganz und neu war. Sie kam zu mir mit großer Bitte und verhieß mir große Treue und Freundſchaft, wenn ich ihr mein Gewand lieh, nur zu dem einzigen Tage, damit ſie mit Ehre in demſelben vor dem Könige erſcheinen konnte. Wiewohl ich es nun ungern that, ſo bewegte ſie mich doch durch Bitten und Verheißungen, daß ich es ihr zuletzt lieh. Nun weiß ich ihr nichts mehr zu bieten, denn an demſelben Tage, an welchem ſie des Königs Gemahl wurde, iſt mein Gewand verſehrt worden. Dieß ſaget Ihr von mir; denn ich weiß nicht, was ich gethan habe, womit ich den Tod verdient hätte.“ Durch ſolche ihre Klage und Unſchuld wurden die beiden Männer in Erbarmung bewegt, und ſie wun-



derten ſich über des Frauenzimmers Betragen und wie ſie ſelbſt gar nicht wußte, um welcher Schuld willen ſie den Tod erleiden ſollte. Daher redeten ſie zu einander: „Was zwingt uns, daß wir dieſes Frauenbild ihres Lebens berauben? Wir möchten es niemals vergeſſen, ja wir verlören auch all unſre Ehre, wenn man dieſen Mord von uns erführe. Wir wollen uns nicht beflecken mit ihrem Blute.“ Während ſie ſo mit einander redeten, lief von Ungefähr ein Hund vorüber; den tödteten ſie und nahmen die Leber deſſelben. Mit der ging der Eine heimlich zu der Königin und ſagte ihr, daß die Jungfrau umgebracht ſei. Sie ſagte ihm groſſen Dank und fragte, ob ihnen Brangele nichts geſagt hätte. Da ſagte er ihr Wort für Wort, was ſie der Königin entboten und was ſie geredet hätte. Da ſprach die Königin: „Sage auf Deine Treue, ob ſie ſonſt noch etwas geredet hat?“ Er ſprach: „Nein, ſie redete nichts weiter als, daß ſie gerne geſehen hätte, wir hätten ihr das Leben gelaſſen.“ Da die Frau nun hörte und begriff die groſſe Liebe und Treue, welche Brangele zu ihr trüge, ſodaß ſie ſie auch in ihren letzten und gröſſten Nöthen nicht verrathen hätte, haßte ſie ſich ſelbſt und verachtete ſich und ſprach: „Nun muß es Gott erbarmen, daß ich den Tag erlebt habe? Was ſoll ich Arme nun thun, daß ich mich ſelbſt ſo arg hintergangen und ſolchen Mord begangen habe?“ Sie ward ſo heftig betrübt, daß ſie ihrer ſelbſt ganz vergaß, und in ihrem groſſen Herzeleid verlor ſie faſt Sinn und Verſtand, und begehrte, daß ſie der böſe Geiſt hinnehmen ſollte, und fing an herzlich zu weinen. So groß war ihre Klage, daß der Geſell, welcher ihr die Kunde gebracht hatte, ſtehen blieb, und ſie verwundert anſah. Als er aber das große Leid und die heftige Reue an ihr ſah, konnte er ſich nicht länger enthalten und ſprach: „Herrin, tröſtet Euer Gemüth; Brangele lebt und iſt nicht todt. Ich durft es vorher nicht ſagen, denn ich fürchtete, es möchte Euch nicht recht ſein. Nun ich Euch aber alſo höre, bin ich froh, daß wir ihr das Leben gelaſſen haben.“ Sie ſprach: „Ach, wehe mir! Laß Dein Spotten, denn ich habe an nichts keine Freude mehr, weil ich ſie ſo jämmerlich verloren habe.“ Als der Geſell ihren großen Ernſt hörte und ſah, ſprach er zu ihr: „Herrin, ich ſpotte wahrlich nicht. Brangele lebt, ſo wahr als ich lebe. Wollet Ihr aber, daß ich ſie bringe, ſo will ich es thun.“ Die Frau ſprach: „Kannſt Du mir ſie lebendig wieder bringen, ſo verheiße ich Dir, Dich reich zu machen.“ Der Mann ward dieſer Verheißung froh, ging hinweg und ſagte es ſeinem Geſellen; der hörte dieſe Kunde auch gern. Alſo nahmen ſie Brangele mit ſich und führten ſie zu der Königin in ihre Kammer.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ſich Frau Iſalde mit Brangele wieder verſöhnte.

Als aber Brangele zu der Thür eintrat, empfing ſie die Königin mit den Worten: „Sei mir willkommen, meine liebe Freundin, meine Herrin, meine Königin, Du meine Gebieterin! Ich falle Dir zu Füßen, ich umfange Deine Knie und bitte Dich um Gnade wegen meiner großen Schuld. Ich will darum auch ewiglich Buß thun gegen Dich nach Deinem Wohlgefallen. Gott ſei ewiglich gelobt, daß Du das Leben behalten haſt. Ja er iſt wahrlich mi ſeiner Gnade hinieden geweſen und hat Dir aus der Noth geholfen. Wenn er aber mir denſelben Tod anthäte, den ich Dir erſonnen hatte, oder durch ſeine Kraft und Macht mich in den Abgrun verſenkte, ſo richtete er mich gerecht; wenn er mir nur zuvor all meine Sünden vergäbe und mich nicht nach meinem Verbreche ſtrafte.“ Sie gab ihr ſo viele freundliche Worte, und that ſi große Verheißungen, daß ſie des Mordes vergeſſen ſollte, den ſi geſonnen. Da ward Brangele durch der Frau herzliche Reue beſänftigt und bat dieſelbe, ſie möge auch ihr vergeben, wenn ſie i etwas gethan hätte, was ſie hätte vermeiden ſollen. Indem wur den ſie Beide vor Leid und auch vor Liebe ſtumm, und verging ihnen die Sprache, ſo daß ſie faſt beſinnungslos Beide ſich niederwarfen und lange lagen, bis ſie wieder ſich zu faſſen vermochten. Da ſtanden ſie auf und vergaßen alles Grolls. Es war aber Niemand bei ihnen, der ihnen hätte beiſtehen können, denn die beiden Geſellen waren alsbald hinweggegangen, nachdem ſie Brangele wieder zu der Königin gebracht hatten. — Herr Triſtan war nicht daheim, als dieſes Alles ſich zutrug, ſondern er war zur Kurzweil mit dem König in den Wald auf die Vogelbeize geritten. Wie er aber heimkam, ſo ward ihm die Sache ſogleich von Kurvenal angezeigt. Da ergriff Triſtan großes Leid und Zorn. Er ging zur Königin und ſtrafte ſie mit Worten hart für ſolche Argliſt und Bosheit. Nachdem es aber einmal geſchehen, bat er Brangele, ſie möge die Unthat und den Mord vergeben, und nimmer mehr daran denken. Dagegen ſollte ihr die Königin Gutes und Liebes thun mit Allem, was ſie hätte, und was Brangele auch begehren und haben wollte, da ſollte die Königin geben und thun. Darauf ſprach er ſie wieder zu guten Freundinnen, daß ſie einander ganz wieder wären, wie vordem. Da war die Königin ſehr froh, daß ihr Brangele wiederum befreundet wurde. Sie verſprach auch Alles zu thun wie Triſtan geboten hatte, ja noch viel mehr, denn nichts dünkte ihr zu groß zur Wiedervergeltung. Danach beſtätigten ſie den Frieden und küßten einander nach der Sitte ihres Landes.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan bei dem Könige feindlich verklagt ward.

Indem begab es ſich, daß Herr Triſtan ſehr verwundet wurde, doch nicht durch ein Schwert; und dieß geſchah durch einen Herzog, mit Namen Auctrat, und vier Grafen, welche auch an dem Hofe waren. Dieſe fünf Männer faßten einen ſo großen Neid und

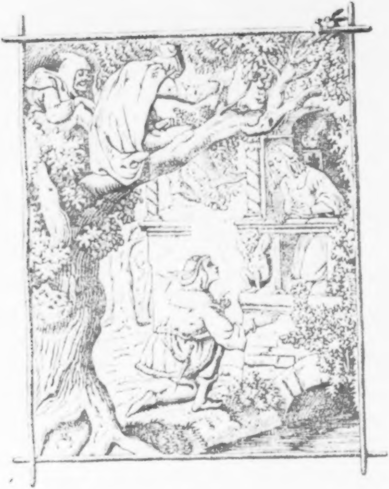
Haß gegen ihn, daß ſie deſſelben keine Grenzen hatten, und zwar darum, weil Herr Triſtan ſo gar reich an Tugend und Rechtſchaffenheit war, und allezeit das Beſte that in tapfern Thaten und in allen Dingen, ſo wie darum, daß er Jedermann angenehm war und Allen vorgezogen und vor Allen gerühmt wurde in allem ſeinen Thun und Laſſen. Da wurden ſie ihm tödtlich feind und gehäſſig und waren fleißig in Allem, was ſie ihm zur Schande und Unehre anzuthun vermöchten. — Es geſchieht wohl auch jetzt noch, daß der Fromme von dem Böſen beneidet und gehaßt wird; denn was der Fromme Gutes thut, das geſchieht dem Böſen zu Leide. Derſelbe läßt auch Gutes nicht für gut gelten, ſondern verkehrt dem Guten alles Gutes in Arges, wo und wie er kann und vermag. Ich meine aber, wer Gott vor Augen hat, nach Frömmigkeit ſtrebt und ſich der Tugend befleißigt, dem ſchadet die Mißgunſt der Boshaften nicht eben hart, ob es dieſer wohl eine Weile gelingen mag, ſo kommt es endlich doch dahin, daß ihre eigene Schändlichkeit auf ſie zurück fällt. — Der genannte Herzog Auctrat war durch Geburt dem Herrn Triſtan befreundet, denn ſie waren die Söhne zweier leiblicher Schweſtern, ſodaß es ihm beſſer geziemet hätte, er hätte ihn lieb gehabt, ſtatt ihn anzufeinden. Aber wo Bosheit and Falſchheit den Sieg davon tragen, da hilft Freundſchaft ſo wenig wie Rechtſchaffenheit. So ging es auch hier; denn obſchon dieſer Herzog Auctrat dem Herrn Triſtan ſo nahe verwandt war, ſo überwand ihn doch ſeine eigene Bosheit und ließ ihn nicht thun, was recht und gut geweſen wäre, und dieſes bewies er an dem, welchen die Natur ſelbſt zu ſeinem nächſten Freunde beſtimmt hatte. Indem er nun ſtets darauf ſann, wie er Triſtan verleumden, und es dahin bringen möchte, daß ihm der König ungünſtig würde, und ihn von dem Hofe entfernte, war er fleißig bedacht, wo er irgend eine Urſache fände. Durch ſein fleißiges Nachſpüren erfuhr er zuletzt, daß Herr Triſtan die Königin lieb hätte. Als er das gewahr wurde, freute er ſich in ihm ſelbſt und dachte, er möchte keine Urſache haben, die ihm ſo gelegen wäre, als eben dieſe, damit er Herrn Triſtan verderben könnte. Alsbald ging er zu ſeinen Geſellen und beredete ſich mit ihnen, wie ſie dem Könige dieſe Nachricht hinterbringen möchten. Auctrat, ein rechter Fürſt der Bosheit, nahm die vier Grafen, ſeine Mitgeſellen in allem Böſen und Frechen, legte beiſeit alle natürliche Liebe und Freundſchaft und zog aus das Schwert des verfluchten Neides wider ſeinen nächſten Blutsfreund, ging zum Könige und ſprach: „Herr, ich muß Euch eine Nachricht hinterbringen, die mir doch ſchwer fällt zu ſagen. Damit Ihr jedoch nicht argwohnet, ich thue es aus Mißgunſt, ſo bringe ich dieſe Vier mit, die wiſſen es ſo gut wie ich; und ſollte auch an uns Fünfen noch nicht genug ſein, ſo kann ich noch Zwei ſtellen, die auch darum wiſſen. Triſtan hat Euch verhöhnt, er iſt Eurer Ehre gefährlich und hat Buhlſchaft mit Eurem Weibe. Das wiſſen wir Sieben als die lautere Wahrheit, und darum ſoll Triſtan das Leben verlieren, wie recht iſt; denn der Schande, die er Euch anthut, iſt gar zu viel, und ſie mehrt ſich mit jedem Tage. Auch habt Ihr, Herr, Euer Gemüth viel zu ſehr dieſem Einen Manne zugewendet, und haltet uns übrigen Alle, als ob wir nichts wären; das dünkt mir nicht billig, und Ihr ſeid darüber in Schande gekommen.“ Der König ſprach: „Freund, ſchweig, wenn ich Dir anders lieb bin, und begehre ſolches nimmermehr! Triſtan ſoll ſtets bei mir ſein, denn ich mag ſeiner nicht entbehren, noch entrathen. Du ſollſt auch nicht hoffen, daß ich ihm Deinetwegen meine Gunſt entziehen werde; und habe ich Schaden und Schande durch ihn genommen, ſo mag ich dieß gar leicht verſchmerzen. Um meinetwillen ward er verwundet bis in den Tod, da er den Morholt beſtand. Zu dieſer Zeit hat er mir erhalten Leib, Leute, Land, Gut und all' meine Ehre. Und hätte er mir ſonſt keinen Dienſt und keine Treue bewieſen, denn allein dieſe; ſo hätte er mir damit doch mehr Treue, Liebe und Freundſchaft erzeigt, als Ihr alle vorher und nachher jemals gethan habt. Darum laß ab von Deinem thörigten Vorhaben, denn ich will mit Triſtan theilen Leib und Gut und Alles was ich habe, ſo lange ich lebe. An Dir aber, als meinem Freunde, verſehe ich mich, Du wirſt Dir Solches um meinetwillen gefallen, und es Dir lieb ſein laſſen.“ — Als nun die Neider hörten, daß ihre Worte umſonſt waren, und der König ihnen ſo ſehr entgegen war, erſchraken ſie und durften ihm doch nicht widerſprechen. Sie gingen zornig hinweg, und ſuchten fortan mit allem Fleiß zu verhindern, daß Herr Triſtan nicht mehr zu der Königin käme, ohne daß ſie alsbald davon unterrichtet würden. So kamen ſie nun abermals vor den König und hinterbrachten es ihm. Der König meinte nicht, daß dem alſo wäre, wollte es nicht glauben, und hielt es für eine Unwahrheit. Als aber Auctrat dieß vernahm, ſprach er: „Nun ſoll es uns wohl gereuen, daß dies Alles erlogen ſein ſoll, was wir dem Könige ſagen. Wüßten wir doch nur, an wen wir uns wenden möchten, daß er uns ſchützt vor der Strafe, welche der große Herr uns anthun wird.“ Damit meinte er Herrn Triſtan. Hierauf antwortete der König: „Schweigt, und laßt mich ſolche Rede nimmermehr hören! Ihr bringt Euch ſelbſt um das Leben, indem Ihr den zu verderben ſucht, den ich lieb habe und dem ich Gutes gönne. Triſtan ſoll vor Euch wohl geborgen ſein, wie Ihr ihn auch neidet, und würde Euch wohl nach Verdienſt beſtrafen, wenn er es nicht um meinetwillen unterließe.“ Mit dieſen Worten verließ ſie der König, zornig und unwillig und wollte nun zur Ruhe gehen. Wehe! Da fand er Herrn Triſtan an dem Lager ſtehen, die Königin mit ſeinen Armen ganz freundlich umfangend, und der König ſah, daß er ſie küßte. Da erſchrak er über die Maßen und ward nun Triſtan feind, und ſprach in großem Zorne: „Triſtan; das iſt eine böſe Freundſchaft und iſt ein groſes Laſter, das Dir und mir zu viel wird. Denn wenn ich nicht beſſer als Du bedächte, was mir meiner Ehre wegen zu thun geziemet, Du kämeſt mit geſundem Leibe zu keines Mannes Weibe mehr. Ich wollte das nie glauben, wie viel und oft man es mir auch geſagt hat! O, wollte Gott, daß ich ihnen gefolgt hätte! Ich habe aber nicht gedacht, daß Du ein ſo treuloſer Mann wäreſt. Bald hinweg von meinem Hofe, und danke Gott, daß ich Dir Dein Leben laſſe!'' — So ſchied denn Herr Triſtan traurig und in kläglicher Noth. Ach, über ſolches Scheiden, ſo voller Eifer und Sehnſucht, als da geſchah, wo zwei Liebende ohne Abſchied voneinander ſcheiden mußten! Herr Triſtan ging in ſeine Herberge. Als er bedachte, daß er das Land räumen ſollte, und ſollte nicht einmal zuvor Abſchied nehmen von ſeiner Heißgeliebten, und ſollte ihrer fortan ganz beraubt und von ihr geſchieden ſein, da wollte ihm das Herz brechen. Ihm ward auch ſo weh, daß er meinte, er müßte gewißlich ſterben. Eben ſo ward auch der Königin, die litt wohl zwiefältige Noth. Herr Triſtan war ihr alſo lieb und an das Herz gefeſſelt, daß ſie nichts Anderes begehrte und an nichts Anderes dachte, denn an ihn; und darum wäre ſie viel lieber todt geweſen, denn daß ſie ohne ihn leben ſollte. Wie große, unſägliche Schmerzen und Angſt in dieſen zwei betrübten Herzen damals erwuchſen, als ſie beide ihre große Noth und ihr ſchnelles Scheiden bedachten, das bleibt von mir ungeſagt; denn es bewegt mir das Herz in ſo inniges Mitleiden und ich gedenke dabei ſelbſt vergangener Liebe, daß ich nicht weiter davon zu reden vermag. Darum ſei in Kurzem geſagt: ſie wurden beide krank und lagen in großer, ſchwerer Sehnſucht danieder. Es hoffte auch ihrer Keines zu geneſen ohne des Andern Gegenwart. Dem Könige ward geſagt, wie Herr Triſtan krank wäre. Der König ſprach: „Das bekümmert mich nicht; denn er hat treulos an mir gehandelt, darum laſſe ich es dahingeſtellt ſein.“ — Wie ſoll nun aber den armen Betrübten geſchehen, oder wie immer ſoll ihnen Rath werden? Sie müſſen ſicherlich ſterben, wenn ſie einander nicht ſehen und Eines mit dem Andern nicht reden darf. Wie kann das aber vor ſo großer Bewachung geſchehen, zumal es nun dem Könige kund iſt und ſie nun noch ſchärfer bewacht werden? Nun müſſen ſie aber dennoch zuſammen, ſollen ſie anders beim Leben bleiben. Brangele, treue Helferin, gib Rath und ſchaff Hülfe, damit ſie zuſammenkommen und nicht ſo kläglich umkommen in ihrer Noth! — Brangele ſtand auf und ging heimlich zu Herrn Triſtan, wie ſie auch früher oftmals gethan hatte. Als ſie dahin kam, klopfte ſie an die Thür gar leiſe. Kurvenal ging hin und ließ ſie herein. Herr Triſtan, der kranke Mann, empfing ſie und fragte, wie es der Königin ergehe? Brangele ſagte ihm: „Es gehet ihr übel, doch allein um Euretwillen; denn ſie möchte Euch ſehen, und mit Euch reden, und würde ſie an den böſen, läſterlichen Neidern gerächt, ſo wäre all ihr Verlangen erfüllt. Scheidet Ihr aber alſo von hinnen, ſo ſtirbt ſie ſicherlich.“ Da ſprach er: „Sage meiner Herrin, ich wollte ſie ſehen und wollte mich durch kein Drohen und durch keine Furcht davon abhalten laſſen. Will ſie mich nun treffen, ſo ſoll ſie in ihrer Kammer warten, bis ſie einen Spahn, der mit einem Kreuze bezeichnet iſt, daher ſchwimmen ſieht; dann ſoll ſie in den Baumgarten kommen, dort ſoll ſie mich finden bei dem Quell des Baches, der durch ihre Kammer rinnet. Das ſage meiner lieben Herrin!“ Brangele nahm Abſchied, ging hin und brachte ihrer Herrin die Botſchaft, welche ſie bald geſund machte.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan und die Königin des Nachts in dem Baumgarten zuſammenkamen.

Mit dem Merkzeichen, welches Triſtan die Königin erwarten hieß, hatte es dieſe Bewandniß. Es ſtieß ein ſchöner Baumgarten dicht an der Königin Kammer, darin entſprang ein Brunnen, über welchem eine große Linde ſtand. Der Brunnen war ſo geleitet, daß ſein Waſſer grade durch die Schlafkammer der Königin floß. Wenn nun Triſtan mit ihr reden wollte, ging er zu dem Brunnen, brach Blätter von der Linde und legte auf ſie den Spahn mit dem gemalten Kreuze. Die Blätter ſchwammen dann in die Kammer der Frau und dieſe wartete an dem Bache dieſer Botſchaft. — Als nun das Merkzeichen gegeben worden war, kamen ſie zuſammen, ehe es Mitternacht war, und ſo war wieder ein großer Theil ihrer großen Noth beruhigt. Sie blieben dann ſo lange ihnen die Zeit gegönnt war: die Zeit aber, welche ihnen verliehen, war gar zu kurz im Vergleich zu ihrem Begehren. Doch wurden ſie Beide friſch und geſund, ehe ſie ſchieden, und vergaßen aller Klagen, die ſie vorher gehabt hatten. Sie ſchieden endlich von einander mit großer Liebe und Freundſchaft und liebreichem Umfangen. Danach kamen ſie durch ihr Merkzeichen zuſammen, ſo oft es ihnen gefiel, und ohne daß einer der Neider und Aufpaſſer etwas merkte. Als es Morgen geworden war, lag Herr Triſtan dennoch, als ob er krank wäre, und ſagte es Niemand, welchen Arzt er gehabt hätte, und klagte ſich ſo ſehr, als ob er todtkrank wäre. Als es aber Zeit war, ging er nichtsdeſto weniger wieder zu der Frau. Damit wurden den neidiſchen Aufpaſſern die Augen verhalten, daß ſie nicht klug werden konnten, wie es mit ihm war, und ſie redeten untereinº ander: „Triſtan hat die Königin lieb.“ Einer ſprach: „Ja.“ Der Andere: „Nein.“ Der Dritte ſprach: „Ich zweifle daran; doch möchte ich gern die Wahrheit wiſſen.“ Auctrat, ein Fürſt der Bosheit, ſprach: „Das will ich uns wohl erfahren. Es iſt ein Zwerg nicht fern von hier, der kann künftige Dinge an den Geſtirnen ſehen; wir wollen dem ſo viel Geldes geben, daß er uns die Wahrheit ſagt.“ Der Rath gefiel ihnen Allen wohl, und ſie ſuchten das Männlein zu gewinnen. Auctrat brachte es zu Wege, denn der böſe Feind in ihm ließ ihn den Zwerg auffinden. Er führte ihn mit ſich heim, wo auch die Andern waren, und da erzählten ſie dem Männlein und fragten es aus, wie es um dieſe Sache beſchaffen wäre. Der böſe Feind, der Zwerg, beobachtete die Geſtirne und ſprach dann: „Die Frau Königin hat Triſtan lieb; und wenn das nicht wahr iſt, ſo nehmt mir mein Leben, mit welcher Marter Ihr wollt. Und wenn mein Herr, der König, will, ſo laß ich es ihn ſelbſt ſehen, daß ich wahr ſage. Herr Triſtan iſt fälſchlich krank; befindet ſich das anders, ſo laſſet mir das Haupt abſchlagen.“ Hierauf brachten ſie das Männlein vor den König und ſagten ihm ſeine Rede. Der kleine Böſewicht ſprach zum Könige: „Herr, wollt Ihr Euch ſelbſt von der Wahrheit überzeugen, ſo reitet mit Eurem Hofgeſinde in den Wald jagen, und ſagt der gnädigen Frau Königin, Ihr wollet ſieben Nächte außenbleiben. Dann wird ſie es nicht laſſen, ſie ſagt es Herrn Triſtan. Der wird dann zur Stunde geſund und ſo kühn, daß er keine Furcht achtet und zur Frau geht. Wenn es dann Nacht wird, ſo laſſet das Hofgeſinde draußen, und gehet mit mir; da werdet Ihr ſehen, wie die Sache um ſie Beide beſtellt iſt.“ — Der König that Alles, was ihm das ſchnöde Männlein geheißen hatte. Als die Nacht kam, ſtieg der Zwerg mit dem Könige auf die Linde, welche bei dem Brunnen ſtand. Der Mond ſchien dieſe Nacht hell, ſo daß ſie Alles wohl ſehen konnten, was da geſchah. Sie ſtanden nicht lange auf dem

Baume, da kam Herr Triſtan daher, brach Blätter von dem Baume, legte den Span mit dem gemalten Kreuze darauf, und warf das Merkzeichen in den Brunnen. Als er dieß that, ſah er in dem Brunnen den Schein von den zwei Männern über ihm; darüber erſchrak er gewaltig und dachte: Es iſt kein Zweifel, nun muß ich ſterben. Ach, wüßte meine theure Königin, daß die Lauſcher uns beobachten. Ach, daß du nicht herkämeſt! Denn deine Noth geht mir mehr zu Herzen als mein eigenes Sterben. Doch ſaß er ſtill und ließ ſich gar nichts merken und ſah auch nicht in die Höhe. Die Königin aber hatte mit Fleiß des Merkzeichens geharrt, und als ſie es wahrnahm, ging ſie eilend zu ihrem herzlieben Geliebten. Herr Triſtan ſtand nicht auf, wie es die Königin von ihm gewohnt war, und winkte ihr heimlich, ſo viel er unbemerkt vermochte. Die Königin dachte: Ach, reicher Gott, was iſt dem Jünglinge, daß er nicht aufſtehet und mir entgegenkommt, wie er doch ſonſt gethan hat? Ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat und ſagen will, oder was ihn ſo verändert hat; oder es iſt vielleicht Jemand in der Nähe, der uns belauſcht. Indem merkte ſie das Winken, mit dem ſie Herr Triſtan heimlich empfing, und ſtand bei dem Brunnen ſtill; da ſah auch ſie den Schatten von denen, die auf der Linde lauerten. Sie ließ ſich nichts merken und ſtellte ſich, als ob ſie nichts wüßte; aber ſie gab einen rechten Beweis ihrer Klugheit, denn ſie ſprach mit großer Liſt: ,,Warum ſoll ich her zu Dir, oder was begehrſt Du?'' Triſtan antwortete und ſprach: ,,Königin, ich bitte Euch, daß Ihr mir wieder helfen wollt zu meines Herrn Huld, daß er mich an ſeinem Hofe bleiben laſſe, gleich wie vormals; in Anſehung meiner großen Unſchuld, denn Ihr ſelbſt wiſſet ja am Beſten, wie ich nichts ihm zur Unehre gethan habe und Alles eine böſe Täuſchung iſt.'' Sie ſprach: ,,Du ſollſt wiſſen, daß ich Dir dazu weder helfe noch rathe, ja, daß ich recht gern ſehe, daß Dir Dein Herr feind iſt; denn ich bin durch Dich in ein übles



Gerede gekommen, ohne alle Schuld. Ich läugne nicht, ich war Dir hold um meines Herrn wegen, darum, weil Du ſein Blutsfreund biſt und weil Du ſeiner Ehre beſſer pflegſt als irgend ein Andrer: nun bin ich aber durch dieſes Gerücht dazu bewegt worden, daß es mir viel lieber iſt, Du bleibſt fortan fern von mir, als daß ich Dich wieder an den Hof bitten ſollte. Mein Herr thue Dir den Tod an oder was er wolle, es iſt mir Alles gleich.“ Er ſprach: „Ach nein, meine Herrin, bei Eurer Ehre, thuet das nicht! Seid nicht ſo hart gegen mich, laſſet mich doch entgelten, daß ich ſo viel großer Noth um Euch erlitten habe, und nehmet das große Unrecht zu Herzen, welches mein Herr um Euretwillen mir anthut, und wie er ſo heftig gegen mich erzürnt iſt ohne alle Schuld. Ach, wolltet Ihr mir gnädig ſein, ſo würde mir auch die Gunſt meines Herrn wieder zu Theil werden.“ Sie ſagte: „Ich helfe Dir nicht dazu; will Dir aber mein Herr ſeine Gnade wieder zuwenden, ſo gönne ich Dirs wohl, und es ſoll mir lieb ſein, ich bitte ihn aber nicht darum.“ Da ſprach Herr Triſtan: „So muß ich von hinnen reiten. Wie wenig meinen Herrn das verdrieße, ſo weiß ich doch, daß er den Schaden nimmer überwindet, wenn ich mit Unwillen aus ſeinem Lande reite; für mich wird wohl Rath werden, ich finde wohl das Land, da man mir dankt, und die Leute mich ehren, lieb und werth halten. Mein Herr will jetzt nichts davon wiſſen, wenn ich von hinnen ſcheide, daß ich ſowohl ein König bin, wie er. Ich weiß aber, wo ich bleibe, und wo ich nicht alſo beneidet und gehaßt werde, als hier, und wo man mir tauſend Ritter hält, und ihnen Allen dazu Harniſch und Pferd gibt, auch Alles, was ſie bedürfen. Ja, wär ich ſo glücklich, daß Ihr noch meinen Herrn bätet, daß er mich in Ehren ſeines Dienſtes entließe, ſo will ich alsbald das Land räumen.“ Die Frau ſprach: „Wahrlich, das thue ich nicht, denn er hat ohnedieß faſt auf mich gezürnet Deinetwegen, ſo daß ich für Dich nichts bitten will: und ob Du ſeine Huld nimmermehr gewinneſt, ſo will ich doch nichts darum thun, und es iſt meine geringſte Sorge.“ Mit dieſen Worten ging die Königin hinweg, zurück in ihr Gemach. Herr Triſtan ſtand auch auf und ſprach: „Nun möge ſich Gott erbarmen des großen Unrechts, das ich ihm klage, und welches mein lieber Herr an mir thut.“ Damit kehrte er zurück zu ſeiner Herberge. Nachdem Triſtan den Baumgarten verlaſſen hatte, konnte ſich der König nicht länger halten, zog ſein Schwert und wollte den Zwerg erſtechen. Der fiel von dem Baum, und kam leider mit dem Leben davon. Der König war ſehr froh deſſen, was er gehört und geſehen hatte und klagte nur, daß ihm das Männlein entlaufen war Der Teufel, ſein Geſell, hatte ihm geholfen, daß es davon kam

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie der König die Königin und Brangele ſehr bat, daß ſie Herrn Triſtan wieder an den Hof brächten.

Der König erwartete des Tages kaum. Als es Tag war, ging er zu der Frau und bat ſie inſtändig, daß ſie ihm ſagte, was ſie mit Herrn Triſtan in dieſer vergangenen Nacht geredet hätte? Sie ſprach: ,,Lieber Herr, Ihr mochtet mir dieſe Rede wohl erlaſſen. Ich habe ihn zwölf Tage nicht geſehen, und will ihn auch forthin nimmermehr ſehn, es geſchehe denn wider Willen: um ſeinetwillen iſt ſo viel Unmuths und Leids über mich gekommen.'' Der Herr ſprach: ,,Frau, Du ſaheſt ihn fürwahr heut in dieſer Nacht und ich war auf dem Baum, unter welchem Ihr mit einander redetet und einander ſahet; da hörte ich Eurer Beider Rede. Das laſſe Dich nicht betrüben, meine Frau, und hilf mir durch Deine Frömmigkeit, daß Herr Triſtan hier bei mir bleibe. Ich will ihm unterthänig machen Alles, was ich habe, daß er es wie ſein Eigenthum beſitze.'' Die Frau ſprach: ,,Um den kühnen Helden helfe ich Euch nicht; denn heut, als ich ihn ſah, ſchieden wir im Zorn. Ich bitte ihn auch nicht, daß er bleibe, denn mir iſt lieber, er werde vertrieben, als daß er ferner hier ſein Weſen treibe, mir liegt daran nichts. Vielleicht würde es auch dahin kommen, daß ihn Eure Diener aus Neid abermals verleumdeten, wie ſie vorhin gethan haben; dann würde meine Schmach dadurch noch gemehrt, und um ſo viel größer werden. Es iſt beſſer, wir laſſen Triſtan reiten, wohin er will.“ Der König ſprach: „Ach nein, meine Frau, das wäre uns Beiden nicht gut; bekehre nur Dein Gemüth, gehe zu ihm und ſage ihm die Botſchaft.“ Die Frau ſprach: „Nein, ich darf ihm nicht mehr freundliche Worte geben, es wird mir vielleicht abermals verargt.“ Der König ſprach: „Du darfſt ihm wohl gute Worte geben, und ich gebe Dir volle Gewalt und Du ſollſt ihn nicht meiden. Meinetwegen mag er fernerhin auch in Geheim bei Dir ſein, ſo oft und wie Du es wünſcheſt. Da er Dich küßte, das habe ich damals anders genommen, als ich ſollte, und habe zu ſehr darum gezürnt. Das ſoll mir nicht wieder geſchehen, denn Ihr habt mir Beide bewieſen, daß Ihr unſchuldig ſeid, es treu mit mir meinet, und ſolches um meiner Liebe wegen gethan habt. Darum bitt ich Dich herzlich, daß Du helfeſt und ratheſt, daß Triſtan bei mir bleibe.“ Hierauf antwortete die Frau: „Ich bitte ihn keines Falls darum; wollt Ihr ihn aber wieder haben, ſo bittet Brangele, daß ſie aus Liebe zu Euch den Helden wieder für Euch gewinne. Ich glaube aber, ſie thut es ſo ungerne, wie ich.“ — Der König bat und vermahnte auch Brangele ſehr, daß ſie durch ihre Güte behülflich wäre, daß Triſtan bliebe. Brangele ſprach: „Herr, was ſoll ich hierin helfen und ihn bitten? Hättet Ihr ihn gern gehabt, Ihr hättet ihn nicht zuvor fortgetrieben.“ Der König ſprach: „Ei, das laß nur ſein; er war bei mir verleumdet.“ Sie fragte, wer das gethan hätte. Der König ſprach: „Ein Herzog.“ Da ſprach Brangele: „Der gewinne ihn auch wieder.“ Der König ſprach: „Das wird er nicht thun.“ Brangele antwortete: „Alſo werde auch ichs nicht thun.“ Da ſprach der König: „Weh, mir iſt niemals etwas ſo leid geweſen.“ Brangele ſprach: „Iſt das wahr? Ich darf es aber nicht glauben.“ Er ſprach: „Fürwahr, Du magſt es mir wohl glauben.“ Brangele ſprach: „Woran mag ich das aber erkennen?“ Der König antwortete:

„Das will ich Dir ſagen. Ich will ihn beſſer halten, als ich je zuvor gethan habe; auch ſoll er bei Iſalden ſein und mit ihr verkehren, ſo oft er ſelbſt will.“ Sie ſprach: „Ich glaube nicht, daß er wiederkomme. Es wäre ihm auch nicht gut, wenn er es thäte. Da er durch ein geringes Vergehn Eure Huld verloren hat, und Ihr den neidiſchen Schergen geglaubt habt, ſo würde ihm vielleicht morgen wieder ebenſo geſchehen. Darum will ich dieſe Werbung nicht übernehmen und möchte ihm auch ungern dazu rathen. Wollte er mir folgen, ſo ritt er bei Zeiten in andere Lande und Gegenden, wo man ihn beſſer hielte als hier.“ Der König war ſehr betrübt, bat Brangele mit großer Bitte, und verſprach ihr köſtliche Geſchenke, wenn ſie es dahin brächte, daß der Held an ſeinem Hofe bliebe. Sie ſollte ihm ſagen, Alles was er, der König, ihm zu Leide gethan hätte, das wollte er ihm aufs Beſte erſetzen und er ſollte auch ſein Bett in der Königin Kammer ſetzen laſſen, damit er künftig früh und ſpät mit der Königin zuſammen ſein möchte ohne irgend Jemandes Irrung; denn er hat mich wohl wiſſen laſſen, daß er jedes Unrechts gegen mich unſchuldig iſt, darum verfüge ich, daß ein Bett bei mir und der Königin ſein ſoll.“ — Brangele ſtieg zu Pferde und ritt in die Stadt, in Herrn Triſtans Herberge. Sie ſagte ihm die Botſchaft, welche er gar gütlich aufnahm; es fiel ihr auch gar leicht, ihn zu gewinnen, daß er nach dem Willen des Königs that. Sie ritt wieder hinweg, ſagte dem König, wie ſie ihn mit großer Mühe und Bitte überredet und wie er gar unwillig darein gewilligt hätte. So brachten ſie es zuſammen mit Liſt dahin, daß Herr Triſtan wieder an den Hof kam. Als das gegeſchah, berief der König ſein ganzes Hofgeſinde und befahl ihnen, daß ſie Alles, was ihnen Herr Triſtan hieße, willig thun ſollten. Solches wäre ſeine ernſtliche Meinung und er wollte es alſo haben. Weiter ſprach er öffentlich: „Er iſt bei mir verkundet worden von etlichen Herrn; denen ſoll es niemals gedankt werden und ſie ſollen mich fortan nicht mehr alſo betrügen.'' Hiermit wendete er ſich zu Triſtan und ſprach zu ihm gar freundlich mit ſolchen Worten: ,,Freund und Neffe, Du ſollſt des Unwillens nicht gedenken, noch im Unwillen ſeiner Erwähnung thun; ich will Alles thun, was Dir lieb iſt. Du ſollſt auch hinfort meiner Kammer Dich annehmen und allezeit darin bei mir ſchlafen; auch mit der Königin zuſammen ſein, ſo oft Dir gefällt, und zerriſſen ſie ſich Alle vor Zorn und Aerger, die Dich beneiden, und Du ſollſt auch durch ihrer Keinen Dich jemals hindern laſſen.'' — War es nun nicht ein Wunder! Der König hatte nun zum viertenmal Herrn Triſtan und der Frau Gewalt gegeben, und ausdrücklich vergönnt, daß ſie bei einander ſein ſollten, ſo oft es ihnen gefiele. Geht aber Herr Triſtan zu weit, ſo iſt es ihm, nach menſchlicher Einſicht, wohl zu verzeihen. Denn wem ſo viel Gewalt gegeben wird über das, was er lieb hat, der wendet wohl allen Fleiß darauf, daß er ſich deſſen annimmt und nichts unterläßt, als was zu thun ihm nicht gefällt. — Als nun Herr Triſtan wieder zu Hulden und Freundſchaft gekommen war, hieß er Kurvenal ſein Bett nehmen und es in der Königin Kammer ſetzen, wie der König geheißen und ihm aufgegeben hatte. Nun mochte er wohl mit Freuden verſchmerzen, was ihm durch die Neider zu Leid geſchehen war; denn er durfte nun bei und mit der Königin ſein nach allem Gefallen und beiderſeitigem Wunſche. Dieß währte auch eine geraume Zeit, daß ſie keiner Freude mangelten; und obſchon die Neider unter einander mancherlei redeten, ſo durften ſie es doch nicht vor den König bringen. — Einſtmals begab es ſich, daß Herr Thinas, des Königs Truchſeß und Herrn Triſtans beſter Geſell, auf die Jagd nach demſelben Walde ritt, von dem ſchon vorher geſprochen worden. Da fand er das leidige Zwerglein, und fragte es, was es in dieſem Walde thäte? Der kleine Böſewicht klagte, er habe des Königs Huld verloren, ſagte aber nicht warum. Thinas wußte auch nichts von alle dem, was ſich zugetragen hatte, und ſprach: „Ich will meines Herrn Zorn gegen Dich beſänftigen.“ Hätte er die Schuld des boshaften Zwerges gewußt, er hätte ihn wohl eher mit ſeiner eigenen Hand gehenket. So war ihm jene leider verborgen, und er brachte den Zwerg wieder in Huld bei dem Könige. — Die Neider hatten großen Verdruß davon, daß Herr Triſtan ſo lange in Gnaden war, und ihm alle Dinge ſo ganz nach ſeinem Willen gingen. Auctrat redete abermals mit dem Zwerge und ſchwur bei ſeinem Haupte, wo er ihnen nicht die Wahrheit geſagt hätte, ſo müßte er ſterben. Aber der Satan redete abermals aus dem verfluchten Zwerglein und es ſprach: „Von welchen Liſten es geſchehen iſt, daß wir die Wahrheit nicht finden können, das weiß ich nicht, aber daß Triſtan die Königin lieb hat, das weiß ich gewißlich: und wenn mir mein Herr, der König, folgen wollte, ſo würde ich ihn überführen, daß er nicht wieder hintergangen werden möchte. Aber er iſt mir nicht mehr ſo günſtig wie vordem und trauet mir nicht mehr.“

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan abermals verrathen und bei der Königin in der Kammer belauſcht und gefangen ward.

Als nun die Neider dieſe Rede von dem Zwerglein gehört hatten, gingen ſie abermals zu dem Könige und redeten ihm ſo viel vor mit Unwahrheit und Wahrheit, daß ſie ihn endlich dazu brachten, daß er ihnen folgte und ſprach: „Ich will es abermals verſuchen: findet ſich aber, daß er unſchuldig iſt, wie ich denn zu Gott hoffe, Freund Zwerg, ſo mußt Du in dem Feuer verbrennen.“ — Das ſchändliche Zwerglein ſprach: „Herr, wo dem nicht alſo iſt, wie ich ſage, ſo leide ich, was mir darum geſchieht. Wollt Ihr mir nun folgen, ſo ſaget zu Triſtan, er ſolle für Euch eine Reiſe thun, wozu Euch Niemand ſo tauglich ſei als er, und er müßte gleich des morgenden Tages abreiſen, er werde auch nicht länger als ſieben Nächte außenbleiben. Wenn er denn reiſen muß, ſo vermag er es nicht zu laſſen, er muß die Königin noch heute in dieſer Nacht ſehen, ehe er von dannen ſcheidet. Nun will ich mit weißem Mehl den Eſtrich zwiſchen der Königin und Triſtans Bett beſtreuen; wenn er dahinein tritt, ſo kann er nimmer leugnen, noch uns mit ſeiner Liſt betrügen. Auch will ich mich ſelbſt unter ſeinem Bette verbergen, und ſobald ich ihn gehen höre, will ich Euch wecken. Vor allen Dingen ſollt Ihr hundert Mann vor der Thüre bereit halten, denn Herr Triſtan iſt rüſtig und ſtark, ſollt auch Niemand anders die Thür zur Bewachung übergeben, als Auctrat und ſeinen Geſellen. Ihr werdet doch noch alle zu ſchaffen bekommen, ehe Ihr den Helden fanget. Wenn er aber die Königin heute Nacht vermeidet und nicht zu ihr gehet, ſo mögt Ihr mir das Haupt abſchlagen laſſen.“ Als auf ſolche Weiſe der Rath beſchloſſen, und Triſtan verrathen war, ſagte der König zu Auctrat und ſeinen Geſellen, ſie ſollten die Thür hüten, und beſtellte auch die Andern, deren ſie noch bedurften. Da wurden Auctrat und die andern Neider froh, und meinten, dießmal könnte es ihnen unmöglich fehlſchlagen. Als es aber faſt Nacht war, redete der König mit Herrn Triſtan, und bat ihn ſehr dringend, zu König Artus zu reiten, und ihm eine wichtige Botſchaft in Briefen zu überbringen; wenn er zurückkäme, ſo wollte er ihm nicht ſobald wieder mit einer Bitte zur Laſt fallen; und ſprach: „Lieber Neffe, morgen mit dem Früheſten ſollſt Du auf ſein, und Dich bei mir melden, da will ich des Weiteren mit Dir reden.“ Herr Triſtan war bereit, die Sachen auszurichten, wußte aber nichts von den ſchändlichen Fallſtricken, die man ihm gelegt hatte, und ſprach: „Herr, ich thue das gern, wohin Ihr mich ſchicket und wo ich Euch nützlich ſein kann, das iſt mir nicht zu fern, und müßte ich auch zu Fuß dahin gehen.“ Der König dankte ihm wegen ſeiner Bereitwilligkeit, ließ ihn aber nichtsdeſtoweniger bewachen. — Als ſie nun Alle zu Bett waren, und die Neider ihres Amtes warteten, da dachte Herr Triſtan an ſeine Reiſe, wollte die Königin ſehen und von ihr Urlaub nehmen. Da ſah er, daß der Eſtrich mit Mehl beſtreut war; er dachte aber: Was haben ſie geſäet? Fürwahr, es hilft ihnen alle ihre Liſt nicht! Ich will meine Herrin ſehen, es mag mir darum geſchehen, was da wolle. — Sehet, welche Wunder die Liebe wirkt. Obſchon er wußte, daß er ſterben mußte, wenn man ihn ergriffe; ſo warf er doch alle Furcht hinter ſich, und wollte zuvor zu ſeiner liebſten Herrin. Man ſoll jedoch nicht vergeſſen, daß ſolche große Liebe zwiſchen den Beiden ſich entzündet hat nicht aus Schickung und Ordnung der Natur, ſondern in Folge der Kraft und Wirkung des unſeligen Getränkes, welches ſie getrunken hatten. Denn Herr Triſtan iſt ſonſt ein ſo weiſer Mann geweſen, daß er natürlicher Liebe ihr Maaß wohl hätte zu geben gewußt; aber die Macht des unſeligen Getränkes machte ihn dieſer ſeiner Weisheit vergeſſen. Er hatte auch an nichts mehr Luſt und Freude, denn daran, wenn er dem genügen konnte, was er in ſeinem liebenden Gemüthe begehrte. — Als er nun zu der Frauen Bette gehen wollte, da fiel ihm eine Liſt ein, wie er dahin gelangen konnte, ohne in das Mehl zu treten. Er ſprang nämlich aus einem Bett in das andere; dabei geſchah es aber, daß ihm eine ſeiner zuvor geheilten Wunden wieder aufſprang, und die Königin, ſo wie er ſelbſt, dadurch voll Blutes wurde. Da rief der Teufel mit lauter Stimme aus dem Zwerglein: „Wohlauf Herr, jetzt möget Ihr Herrn Triſtan fangen: er iſt bei der Königin!“ — Herr Triſtan wäre dem Tode gern entflohen, und ſprang ſogleich wieder in ſein Bett, ſprang aber mit dem einen Fuße zu niedrig, und trat in das Mehl. Der König und die Seinen waren bald zur Hand, nahmen Herrn Triſtan gefangen, und banden ihm die Hände auf den Rücken ſchmachvoll, wie einem Dieb und Mörder. Solches war aber Jedermann bei Hofe leid, außer Auctrat und ſeinen Geſellen. — Der König war über dieſe Begebenheit außer ſich, und faßte wider Triſtan und die Frau einen ſolchen Zorn, daß er vor Zorn und auch vor Leid nicht wußte, welch einen Tod er ihnen Beiden anthun ſollte, damit man fortan in aller Welt davon redete. Er fragte darauf ſeine Räthe, welches Todes ſie ſterben ſollten, und welche Todesart ihnen die ſchmachvollſte dünke? Auctrat, ein Fürſt aller Bosheit und Schändlichkeit, drängte ſich vor, gab das erſte Urtheil, und verurtheilte Herrn Triſtan, daß er wie ein Mörder, der er doch nicht war, auf das Rad geflochten und daß die Königin auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden ſollte, um den Mord zu büßen, den ſie gethan hätten. So war hierbei nicht die Gerechtigkeit die Richterin, ſondern Neid und Haß waren es, welche Herrn Triſtan ſolche Schmach bereiteten, und ihm das Urtheil ſprachen. — Dem Könige wurde die Nacht ſehr lang, und er konnte kaum erwarten, daß der Tag käme, um dem Dinge ein Ende zu machen, ſo wie ihm gerathen worden war. Als der Tag kam, da ließ er Wehe rufen durch ſein ganzes Land und alle Welt berufen, um dem Gerichte beizuwohnen über die ehebrecheriſche Königin und ihren Buhlen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

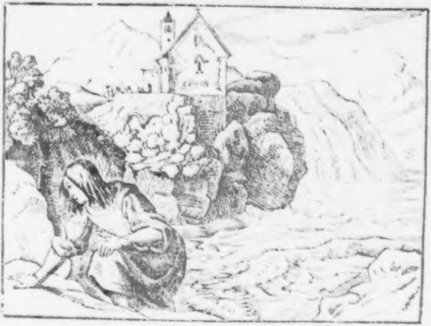
Wie Herr Triſtan und die Königin zum Tode verurtheilt wurden.

Es war noch früh am Tage, da ritt der König aus der Stadt, um zu Gericht zu ſitzen vor aller Welt Angeſicht, und war vor Zorn und Wuth ſchmerzlich betrübt und ſchien außer ſich, ſo daß ihm Niemand mit einer Bitte zu nahen wagte. — Nun war Alles, was ſich zugetragen, vor dem treuen Truchſeß Herrn Thinas geheim gehalten worden; hätte er aber darum gewußt, es wäre ſo weit nicht gekommen, denn er hatte Triſtan ſo lieb, wie ſein eigenes Leben. Wie es nun aber bekannt wurde, da eilte auch Thinas zu dem Gerichte, nicht auch ſeine Stimme zu dem Urtheile abzugeben, ſondern um jenen Beiden, wenn es möglich wäre, beizuſtehen. Er ging hin zu dem Könige, fiel ihm zu Füßen, und bat ihn herzinnig und mit eindringlichen Worten. Der König aber nahm ſeine Bitte übel auf, wendete auch auf ihn ſeinen Zorn und ſprach: „Euch iſt meine Ehre nicht ſo lieb, wie ich gemeint habe, da Ihr mich ſo dringend Triſtans wegen bittet.“ Thinas ſprach: „Ach lieber Herr, gedenket der großen Treue und Dienſte, die Euch Triſtan gethan hat, und laſſet ihm dieſelben zu Gute kommen.“ Da antwortete der Herr mit großem, brennenden Zorne: „Er muß geradbrecht werden, ehe dieſer Tag hingeht, dawider hilft kein Bitten.“ Thinas ſprach aus betrübtem Herzen: „So will ich doch nimmer dabei ſein, noch ſehen, daß der allerbeſte und mannhafteſte Held, ſo je in dieſes Land kam, und ein alſo getreues Weib das Leben verlieren ſollen. Gott im Himmel ſei es ewiglich geklagt, daß ich ihnen zu helfen nicht vermocht habe. Denn nehmet es wie Ihr wollt, ſo überwindet Ihr doch nimmer dieſen Tag, an welchem man meine liebe Herrin und dieſen männlichen, ſtattlichen Held ſo jämmerlich verderbt.“ Der König ſprach: „Ei, laß ab von Deinem Bitten! Sie müſſen Beide ſterben noch heute an dieſem Tage, — und das ſoll ſein!“ Thinas wollte nicht ablaſſen, und bat je mehr und mehr und ſprach: „Was Euch Herr Triſtan zu Leide gethan hat, das will ich büßen helfen mit meinem Leibe wie ich kann und vermag. Ach, lieber Herr, verderbt nicht Euer eigen Blut noch auch die Frau! Bedenket Euch beſſer hierin, und laſſet Beide Eurer Gnade genießen.“ Durch ſolches angeſtrengtes Bitten ward der König in ſeinem Zorn nur noch mehr erhitzt, daß er gleich einer Flamme brannte und ihm hoch und theuer gelobte: es gäbe für die Beiden keine andere Gnade, als daß ſie Beide ſterben müßten. Wie nun der fromme Herzog Thinas ſolchen großen Ernſt und brennenden Zorn an dem Könige ſah, wagte er nicht weiter mehr zu reden, und ging hinweg von dem Könige, in tiefer Betrübniß und großem Herzeleide. Es wollte ihm ſchier das Herz darüber brechen, daß er Triſtan nicht zu erretten vermochte; ſo ging er mit Jammer von dannen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan ausgeführt ward, um hingerichtet zu werden, und in eine Kapelle begehrte, um Gott ſeine Sünden zu beichten.

Wie nun Herr Thinas ſo betrübt und traurig von dannen ritt, da führte man Triſtan ihm entgegen, dem waren die Hände auf den Rücken gebunden, wie einem Diebe und Verbrecher. Eine große Menge Volkes folgte ihm nach. Als Thinas das ſah, begann er herzlich zu weinen und ſprach: „O wehe, Triſtan, mein allerliebſter Freund! Könnte ich Dir meinen guten Willen und meine Treue an den Tag legen, ſo habe keinen Zweifel, ich wollte Dir helfen. Möchte mirs danach ergehen wie es wollte, und ob ich gewiß wüßte, daß man mich darum henkte, gleich einen Dieb, ich wollte Dir dennoch helfen oder mit Dir den Tod erleiden. Ach, leider mag es nicht geſchehen, und nichts kann ich für Dich thun, als daß ich Dir Deine Bande löſe — das iſt Alles, dazu ich Gewalt habe.“ Mit dieſen Worten ſchnitt Thinas die Banden entzwei und gebot denen, welche Triſtan führten, daß ſie ihn ungebunden ließen; denn wenn er noch Recht erhielte, ſo würde ihnen dieſes noch zu Gute kommen. Nach dieſen Worten küßte der gute Herzog Thinas Triſtan mit weinenden Augen, und nicht minder weinte er auch innerlich in ſeinem Herzen. Da ſchrie Herr Triſtan mit lauter Stimme und bitterlichem Weinen: „Weh und ach, daß ich Dich jemals geſehen! Dieſen Tag werde ich nimmer verwinden!“ Sie klagten und jammerten Beide ſo herzbrechend, daß faſt alles Volk mit ihnen weinte; nur das Herz der Verräther blieb verſtockt und verhärtet gleich wie der böſe Feind, dem ſie gehorchten. — Nach einer Weile kamen ſie zu einer Kapelle, da bat ſie Triſtan, daß ſie ihn ſollten in die Kapelle gehen laſſen, und draußen auf ihn warten, bis er ſein Gebet verrichtet und Gott dem Herrn ſeine Sünden gebeichtet hätte. Da ſprach Einer: „Wir haben uns ſchon viel zu lange verſäumet und es iſt Zeit, daß wir gehen.“ Ein Anderer aber ſagte dagegen: „Ei was! Das iſt bald geſchehen. Auch hat uns Herr Thinas gebeten, daß wir gut mit ihm umgingen. Wir wollen ihn als einen reuigen Sünder ſeine Sünden beichten laſſen, damit er das Heil ſeiner Seele rette. Was ſchadet es uns, wenn wir ihm ſeinen Willen thun? Die Kapelle hat nur eine kleine Thür, die mögen wir wohl hüten, und an der andern Seite geht an der Mauer die See mit wilder Fluth hin, ſo daß er uns nicht zu entrinnen vermag. Es geſchehe ihm wohl oder wehe: wir wollen ihm den Freundſchaftsdienſt thun und ihn Gott ſeine Sünden klagen laſſen, da es uns doch keinen Schaden bringt.“ So redete dieſer mit ſeinen Geſellen; da ließen ſie Triſtan in die Kapelle gehen. Nachdem Herr Triſtan in die Kapelle getreten, ſchloß er ſorgfältig hinter ſich zu, und rief Gott den Allmächtigen und die liebe Mutter Gottes um Hülfe und Gnade an, daß ſie ihn vom Tode retten möchten. Danach ſtieg er alsbald zum Fenſter empor, brach es auf und drängte ſich, wiewohl mit großer Mühe, hindurch. Er ſprang muthig in die See, ſchwamm ans Land und kam davon. Eilend lief er an dem Waſſer hin und ſah oft hinter ſich, ob ihm Niemand nachkäme. — Die aber, welche vor der Kapelle ſeiner harrten, verdroß ſein langes Gebet, doch ermahnte Einer den Andern, Geduld zu haben. — Während ſich ſolches Alles begab, war Kurvenal, Triſtans getreuer und liebſter Diener, vo-



großem, herzlichen Leide gar faſt von Sinnen gekommen, und wußte vor Jammer und Mitleiden mit ſeinem Herrn nicht, was er beginnen ſollte. Er ritt jedoch aus der Stadt und führte ſeines Herrn Pferd, wohl geſattelt, und ſein Schwert mit ſich, indem es ihm war, als ob Gott doch wohl noch ſeinen Herrn erretten würde. Er dachte in ſeinem Herzen: Mein Herr iſt klug und findet am Ende noch Mittel und Wege, daß er davon kommt. Ach gäb mir Gott das Glück, daß ich ihn auf ſein Pferd brächte, ſo wollten wir aller Gefahr entreiten. Mit ſolchen Gedanken ritt er draußen auf dem Felde hin und her, und wußte ſelbſt nicht wie oder wo. Er wünſchte, daß er nie geboren wäre, oder mit ſeinem Herrn ſterben könnte. Indem ſieht er mit einem mal ſeinen Herrn, und im Augenblick erkannten Beide einander. Kurvenal ritt eilend herbei, brachte Triſtan auf ſein Pferd, und freute ſich mit ihm ihres glücklichen Zuſammentreffens. Herr

Triſtan gürtete ſein Schwert um und zog es aus der Scheide, damit er zum Streite bereit wäre, wenn ihnen Jemand nachritte. Kurvenal rief: „Herr, was, hat es nun für Noth!“ Gleich als ob er ſagen wollte: Wer mag uns nun etwas anhaben, da wir Beide unſere Schwerter in den Händen halten? Nachher aber ſagte er: „Wir wollen von hinnen reiten, denn es iſt kein Zweifel, ſobald der König erfährt, daß Ihr ihm entgangen ſeid, ſo wird er ein großes Nachſuchen anſtellen, und dann möchte es zu ſpät ſein, daß wir ihm entkämen, ſo gern wir möchten. Darum laſſet uns reiten, weil es noch Zeit iſt.“ Da antwortete Triſtan: „Ich will mein Leben nicht von hinnen tragen, es ſei denn, daß ich auch die Königin errette, ſonſt will ich mit ihr ſterben. Soll ſie meinetwegen Qual und Tod erleiden, wie möchte ich das jemals überwinden und verſchmerzen? Wo bliebe die große Liebe und Treue, die wir zu einander hegen? Soll ich ſie todt wiſſen und leben? Wie könnte ich leben ohne ſie? Ich würde mir ſelber den Tod geben. Auch weiß ich gewiß, daß ſie um mich mehr klaget als um ſich ſelber. Darum ſo will auch ich für ſie ſterben, oder ſie mit Gottes Hülfe von dannen bringen. Wenn es ſich fügt, will ich meinen Zorn an etlichen meiner Neider beweiſen, daß ſie meiner gedenken ſollen.“ Nachdem er das geredet, ging er in einen dicken Buſch und beſteckte ſich und ſein Roß allenthalben mit Zweigen und Blättern von den Bäumen, alſo klug und geſchickt, daß der König ſelbſt ihn nicht erkannt hätte, und wäre er dicht an ihm vorbeigegangen. So verhüllt ritt er nahe zu dem Orte hin, wo das Gericht gehalten werden ſollte, ſo daß er gar wohl Alles ſah, was daſelbſt geſchah, ohne daß man ſeiner wahrnahm, denn die Zweige und Blätter, mit denen er bedeckt war, verbargen ihn gänzlich. — Die nun, welche vor der Kapelle ſtanden, wurden gar ungeduldig, daß Triſtan ſeines Betens gar kein Ende fand, und Einer ſagte zum Andern, ſie ſollten ihn hervorrufen. Da ſprang Einer zu der Thüre und rief laut: „Ihr müßt heut noch aufhören zu beten! Wie lange ſollen wir noch hier ſtehen? Wie unlieb es Euch ſei; es muß doch geſchehen!“ Es gab ihm aber Niemand Antwort. Da wurden ſie zornig, ſtießen die Thür auf, und wollten ihn ihren Unmuth fühlen laſſen. Nachdem ſie ihn nun aber nicht gefunden hatten, kamen ſie zu dem Könige und ſagten ihm, daß Triſtan entflohen wäre. Der König ſprang empor vor Zorn und Leid und ſprach: „Wohlauf, meine Freunde und Dienſtmannen, helfet ihn ſuchen! Wer ihn bringt, dem will ich ſo viel des Gutes geben, daß er deſſen für immer genug hat.“ Da waren ihrer gar viele, die ſich aufmachten, ihn zu ſuchen, ob ſie ihn irgend wo fänden. Einige aber ſuchten auch nur wider Willen und mit Unmuth; denen war ſein Entkommen lieber, als wenn ſie ihn gefunden hätten. Der leidige Auctrat ſuchte auch nach ihm, kehrte aber bald wieder um; denn er fürchtete, wenn er Triſtan fände, ſo möchte er ſolchen Dank von ihm empfangen, daß er es nimmer überwände. Darum war ihm viel lieber, er fände ihn nicht. — Als nun die Suchenden zurückkehrten, und nichts gefunden hatten, ward der König betrübt und wollte ſeinen brennenden Zorn an der Frau erkühlen, und bedrohte ſie heftig mit frevlen Worten, er wolle ihre Liebe zerſtören und ſie den Mord entgelten laſſen, den ſie an ihm begangen hätte. Darauf hieß er ſie hinführen, daß man ſie auf einer Hürde verbrenne.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Wie der König Iſalden einem ausſätzigen Manne gab, damit ſie des ſchmachvollſten Todes ſturbe.

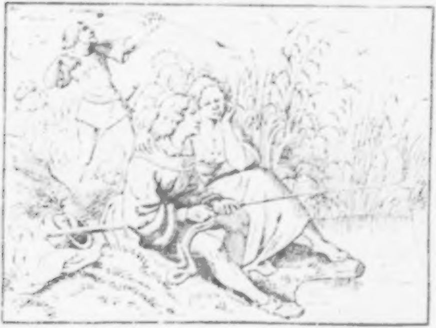
Wie man nun die Königin hinführte, kam in großer Eile ein Herzog daher, der litt am Ausſatz, und war zum Herrn über die Ausſätzigen geſetzt, welche ihrer ſcheußlichen und anſteckenden Krankheit wegen an einem abgeſonderten Orte bei einander wohnen mußten. Der ausſätzige Herzog rief dem Könige mit großer Bitte entgegen, daß er vernehmen wolle, warum er gekommen wäre. Der König hieß ihn reden, und der Sieche ſagte: „Herr, ich höre, daß die Königin ſterben ſoll, und daß Ihr danach trachtet, ihr einen läſterlichen Tod anzuthun. Nun dünket mich, wenn Ihr ſie verbrennen laſſet, ſo ſtirbt ſie ohne Schmach und Laſter, denn Ihr ſeid ſo reich und gewaltig, daß Ihr ſie könnt henken oder verbrennen laſſen, wie Ihr wollt. Ich will Euch aber einen Tod nennen, wenn ſie durch den umkäme, ſo würde tauſendmal größere Schmach über ſie kommen, als wenn Ihr ſie hie verbrennen laſſet.“ Der König fragte ihn, welchen Tod er im Sinne habe. Da antwortete der ſieche Herzog: „Herr, Ihr ſollt mir die Frau geben, ſo will ich ihr mit einem ſcheußlichen und läſterlichen Sterben das Leben nehmen, wie noch niemals erhöret worden. Ich will ſie meinen Siechen bringen, deren ich mehr als hundert habe, die ſollen alle nach einander mit ihr zu ſchaffen haben und Unkeuſchheit mit ihr pflegen; das kann ſie nimmer bei lebendigem Leibe erleiden, noch davon kommen: das iſt einer Königin der ſchmachvollſte und unehrlichſte Tod, von dem man noch jemals gehört hat.“ Der König ſprach: „Ihr habt Recht, aber wer verſichert mich deſſen, daß Ihr wirklich den Tod ihr anthut, von dem Ihr geredet habt?“ Der Herzog antwortete: „Ich gelobe Euch das ſo hoch und theuer, als ich nur vermag! So ich die Frau am Leben laſſe, ſollet Ihr mich und meine Söhne henken oder ſonſt tödten laſſen, wie Ihr wollt, und alle meine Siechen dazu.“ — Nach ſolchem Gelübde gab ihm der König die Frau und meinte: er habe gar ſchwere Rache an ihr genommen. Er ſelber aber hatte Schmerz und Unehre davon, ſo weit das Land reichte; denn wer es hörte, was er gethan hatte, der ſagte, daß er ihm ſelber damit den größten Schimpf angethan hätte mit ſo unedler und ungerechter

Rache. Der ſieche Herzog aber war froh, daß er eine ſo ſchöne Frau mit ſo leichter Bitte gewonnen hätte, nahm ſie vor ſich auf ſein Pferd und ritt mit ihr hinweg.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan die Königin befreite und mit ihr davonkam.

Der ausſätzige Herzog mußte ſeines Weges bei Herrn Triſtan vorbeireiten. Kurvenal erkannte die ſchöne Iſalde und ſprach: „Sehet, dort bringen ſie die Königin!“ Als nun Triſtan ſie erkannte, und ſah, in welcher Geſellſchaft ſie kam, klagte er in ſeinem Herzen, daß ein unreiner ausſätziger Mann mit ſeiner Hand den reinen Leib berühren ſollte, entbrannte in grimmigen Zorn und verrit dem Herzoge den Weg. Als nun dieſer und ſeine Leute ihn auf ſich zukommen ſahen und ſeine feindliche Abſicht erkannten, nahmen ſie ihre Pferde mit den Sporen gewaltig zuſammen und dachten ſeiner Herr zu werden. Herr Triſtan aber ſchlug mit großem grimmigen Zorn den Herzog, welcher die Königin führte, mitten von einander, ſo daß der Obertheil des Leibes todt zur Erde niederfiel. Hierauf ſchlugen er und Kurvenal unter die übrigen Siechen, ſo daß nicht mehr denn Einer mit dem Leben davonkam. Nachdem ſolches geſchehen, nahm Triſtan die Königin, ſeine allerliebſte Herrin, gar freundlich in ſeine Arme und umſchloß ſie mit unbeſchreiblicher Freude und Zärtlichkeit. Sie hatten aber keine Zeit zu verweilen, ſondern mußten mit ſchneller Flucht von dannen eilen; und ſo kamen ſie bald in einen großen Wald. — Der Sieche, welcher ſein Leben gerettet und davon gekommen war, kam zu dem Könige und klagte ihm, daß ſein Herr und die übrigen Alle erſchlagen wären, und daß die beiden Männer die Frau genommen und weggeführt hätten. Es ſei dieſes aber Niemand anders geweſen, denn Herr Triſtan. Als der König dieſes hörte, geberdete er ſich ſo zornig, daß es nicht zu beſchreiben, und bat alle ſeine Freunde und ſeine ganze Ritterſchaft, daß ſie ſich mußten aufmachen und nachſetzen, und wer Triſtan fände und an ihm des Königes Schande und Leid rächte, der ſollte die Hälfte von allen ſeinen Gütern und Reichthümern zur Belohnung erhalten. Das ſpornte Ritter und Knechte an, abermals eifrige Nachforſchung anzuſtellen. Sie ſprangen alsbald auf ihre Pferde und ſuchten umher nach Triſtan den ganzen Tag, aber umſonſt. Etliche ſuchten ungern und waren froh, daß ſie ihn nicht fanden. Nachdem ſie nun fern und nahe allenthalben in dem Lande geſucht und ihn nicht aufgefunden hatten, kamen ſie zurück zu dem Könige, der nicht zauderte ſie zu fragen, ob Keiner unter ihnen ſei, der Triſtan auch nur geſehen hätte. Sie antworteten: Nein, und ſie wüßten auch nicht, wo ſie weiter nach ihm ſuchen ſollten. Da erhob der König eine gar große Klage vor Zorn und Unmuth und bat alle Fürſten und Herren, ſowie alle ſeine Freunde: wenn ihnen Triſtan etwa zu Händen käme, ſo möchten ſie ihm um ſeinetwillen und ſeiner Bitte wegen das Leben nehmen oder ihm denſelben zuſchicken, damit er ſelbſt ihn richte, und er wolle ihn dann beſſer bewahren, als das erſtemal. Indem er nun ſo zornig hin und her ging, ſah er einen Bracken oder Spürhund, der angebunden war und ganz unbändig zappelte und wüthete. Der Bracke hieß aber Ucrant und gehörte Herrn Triſtan, welcher ihn ſehr lieb hatte vor allen andern Hunden, weil er ihn ſelbſt aufgezogen hatte. Der König fragte einen Jägerburſchen: weß der Hund wäre, der ſich ſo ungeberdig anſtellte? und als ihm der Burſche ſagte: es wäre Triſtans Birſchbracke, befahl er demſelben, alsbald den Hund aufzuhenken; wo er ihn leben ließ, ſo wollte er ihm ſelbſt die Augen ausſtechen laſſen. Derſelbe Jägerburſche nahm den Bracken und ritt mit ihm hinaus ins Feld. Es war ihm aber herzlich leid, daß er das ſchöne Thier ertödten ſolle, und ſo nahm er ſich vor, er wollte lieber ſelbſt das Land meiden, als den Hund umbringen; denn er hatte Herrn Triſtan ſehr lieb. Er ließ alſo den Bracken laufen wohin er wollte, und ritt heim. Der Bracke Uctant lief der Spur ſeines Herrn nach und kam geraden Weges in den Wald, in welchem Triſtan war. Der hörte den Hund von ferne bellen und nachjagen: da erſchrak er heftig und ſprach zu Kurvenal: „Nun müſſen wir ſterben: denn ich höre meinen Bracken, mit dem jaget man uns nach. Rathe, was wir thun ſollen, denn ich kann nichts erſinnen, wohin wir uns wenden ſollen. Wir vermögen nicht, ihnen zu entreiten noch zu entlaufen, aber wir wollen mit Ehren wider ſie ſtreiten und unſern Leib ſo muthig an ſie wagen, daß ihre Weiber daheim ihr Nacheilen noch beweinen ſollen. Sie müſſen dieſes Nachſuchen verdienen, daß es ihnen ſelber leid ſein wird, und beim Himmel, der, welcher den übrigen vorausjaget, der ſoll nimmer von hinnen kommen.“ Kurvenal ſprach: „Herr, das wird uns wenig frommen! Sie ſind gewappnete Leute, wir mögens ihnen im Gefechte nicht gleich thun. Auch ſind ihrer zu viel, ob wir ſie auch muthig beſtehen, ſo müßen wir zuletzt doch ſterben. Aber ich will allein dieſe Noth für uns leiden: reitet Ihr tiefer in den Wald, wo Ihr gerettet ſein mögt, und nehmt die Frau mit Euch. Ich will mich einzig des Bracken bemeiſtern, damit man Euch nicht weiter mit ihm ſuchen und nachjagen kann.“ Er bat ſeinen Herrn inſtändig, daß er ritt, da es noch Zeit wäre, um ſich und die Konigin zu erretten. Ein alſo getreuer Diener war dieſer Kurvenal, daß man wohl nicht wieder ſeines gleichen weder in vergangenen noch künftigen Tagen finden mag. Er war willig, in den Tod zu reiten, damit ſeinem Herrn das Leben gerettet werden möge. — Herr Triſtan aber ſprach: „Ich will mein Leben mit Ehren verlieren, oder meine liebe Herrin davonbringen.“ Damit ritten ſie weiter, weinten alle Drei, und wurden von Herzen betrübt; denn ſie meinten, nun erſt müßten ſie ganz gewiß ſterben. So ward ihnen alle vorige Klage und Kümmerniß erneuet. Kurvenal, der getreue Diener, lugte oft hin und her, wie nahe der Bracke wäre, und hielt endlich ſein Roß an, in der Abſicht, den Bracken zu tödten und dann ſein Leben von ſeines Herren Feinden zu verlieren. Er hielt mit zornigem Muthe an einem Baume, denn es war ihm leid, daß ſein Herr nicht fliehen wollte, ſah den Bracken ſchon auf ſich zu laufen und war im Begriff, ihm das Leben zu nehmen, da bemerkte er, daß der gute Hund allein der Fährte ſeines Herrn nach jagte, und Niemand ihm nachfolgte. Da Kurvenal das ſah, ward er hoch erfreut und lief dem Bracken zu, der auch froh war, daß er ihn gefunden hatte. Kurvenal vergaß all ſein Leid, nahm den Hund zu ſich auf ſein Pferd und ritt mit Freuden in den Wald ſeinem Herrn nach. Er hatte aber die Spur verfehlt und auch der Bracke ſchwieg nun ſtill, da er doch vorher ohne Unterlaß gebellt hatte, wie die Hunde beim Suchen, und wenn ſie ſich freuen, zu thun pflegen. Nun ließ Kurvenal den Hund wieder auf die Erde herab und hieß ihn nach ſeinem lieben Herrn ſuchen. Der Bracke Uetant kam bald auf die rechte Spur und ſuchte nach ſeinem Wild, das war geſchaffen ein Mann und ein Weib. Als nun Kurvenal ſeinen Herrn fand und mit ihm die Königin, ward ihm gar fröhlich zu Muth. Auch Herr Triſtan ward froh und fragte ihn, wie er zu dem Hunde gekommen wäre? Kurvenal erzählte ihm Alles, wie es ſich zugetragen, und ſie wurden alle Drei hocherfreut und vergaßen alle vorigen Klagen, Angſt und Noth. Sie ritten den ganzen Tag immer tiefer in den Wald hinein ſo fern, daß ſie meinten, ob auch alles Volk im ganzen Königreiche aufgeboten würde, ſie zu ſuchen, ſie möchten doch nicht gefunden werden. Als ſie nun einen paſſenden Ort gefunden hatten, ſtiegen ſie von ihren Pferden und bereiteten ſich eine Wohnung aus Holz, Laub und Gras. Herr Triſtan und Kurvenal trugen zuſammen, was nöthig war, und die Frau half auch dabei, ſo viel ſie konnte und vermochte. — Sie lebten darauf in dieſer Einöde nahe an zwei Jahre und litten großen Mangel. Sie hatten nichts zu eſſen als die Kräuter welche ſie im Walde fanden, und nichts zu trinken, als das Waſſer eines Bächleins. Ein Feſttag war es für ſie, wenn Triſtan zuweilen einen Vogel ſchoß oder einen Fiſch mit der Angel in dem Bache fing, der nahe bei ihrer Hütte vorbeifloß. Es geht aber die Sage, daß Herr Triſtan der erſte Angler geweſen ſei, den es jemals gegeben. Ob er aber wohl öfter Fiſche, oder Vögel gefangen hat, ſo haben ſie dieſelben doch niemals wohl ſieden oder braten können, auch weder Brot, noch ſonſt Speiſe und Trank dazu gehabt und haben ſo großen Hunger und Kummer ausgeſtanden, daß es nicht zu ſagen iſt. Dazu waren ſie noch fortwährend in Sorgen, daß ſie entdeckt werden und ihr Leben verlieren möchten. Jedoch die Liebe erſetzte ihnen alle ihre Leiden und machte Alles gut, was ſie entbehren mußten. In jetzigen Tagen aber möchten zwei Liebende ſchwerlich es aushalten und mit dem Le-



ben davonkommen, wenn ſie auch nur zween Monate dieſe Bekümmerniß, Noth und Armuth aushalten ſollten, — ja es möchten ſich auch ſchwerlich zwei Menſchen finden, die miteinander ſo große Mühſeligkeit zu ertragen bereit wären. Triſtan und Iſalde hätten es auch wohl gern beſſer gehabt, es mochte aber nicht ſein. Ihre Pferde hatten auch nichts Andres zu eſſen, denn Laub und Gras, damit wurden ſie erhalten. Man mag ſich wohl wundern, wie ſie ſo große Armuth und ſo hartes Leben haben zu ertragen vermocht, da ſie doch Beide königlicher Abkunft waren, in allem Wohlleben und Ueberfluß von Jugend auf erzogen waren, und vormals ſolche Noth auch nicht auf einige Stunden erlitten hatten. Aber man muß wiſſen, daß rechte Liebe, ſo wie auch rechte Noth, Angſt und Kümmerniß ſolche Leiden gar bald ertragen lernen. Iſt es doch ein gemeines Sprichwort: „Noth bricht Eiſen.“ So wäre es auch gar wohl möglich geweſen, daß ſie zu Tode erfroren wären; denn Schnee, Reif und Regen hatten ihre Kleider ſo mürb und luftig gemacht, daß ſie ihnen gar wenig Schutz gegen die Unbillen der Witterung noch gewährten. Trotz alle dem hielten ſie zwei ganze Jahre in dem Walde aus, ſo daß ſie während dieſer ganzen Zeit weder Menſchen, noch menſchliche Wohnungen ſahen, darnach aber kam es anders. — Nach dem Willen der Königin hatte Herr Triſtan dieſe Gewohnheit, daß, wenn ſie ſich zur Ruhe niederlegten, dann ergötzten ſie ſich noch eine Weile mit freundlicher Rede, bis daß es Zeit zu ſchlafen war, dann aber zog er ſein Schwert aus der Scheide und legte daſſelbe ſo bloß zwiſchen ſich und die Frau. Dieſes vergaß er keine Nacht zu thun, obſchon es allerdings eine ſeltſame Gewohnheit und faſt unglaublich war in Betracht der großen Liebe, die ſie zu einander trugen. Daſſelbe geſchah ihnen in der Folge zu großem Heile.

Dreißigſtes Kapitel.

Wie der König eines Tages mit ſeinen Jägern in den Wald ritt und Triſtan und die Königin bei einander fand.

Es begab ſich, daß eines Tages einer von des König Marches Jägern früh in den Wald ritt. Er hatte einen Hirſch geſpürt und ritt der Spur nach, aber er verlor dieſelbe wieder und ſtreifte nun im Walde umher, da kam er gerade vor die Hütte, in welcher Triſtan und Iſolde ſchlafend lagen. Er ſtand ſtill und zitterte vor großer Furcht, und ſowie er Triſtan erkannt hatte, eilte er von dannen. Er hatte ſich aber wohl gemerkt, wo und wie er ſie gefunden hatte. Er eilte ſehr mit dem Heimwege und verkündete alsbald dem Könige, wie er Herrn Triſtan und die Königin gefunden und geſehen hätte. Der König gebot ihm, daß er über dieſe Sache gegen alle Welt ſchweigen ſolle, und begehrte, daß er ihn ſelbſt zu der Hütte hin führte. Der Jäger that das und brachte in aller Frühe den König mit ſich hin. Als ſie nun nahe bei der Hütte waren, ſtieg der König von dem Pferde, ließ es den Jäger halten und ging zu Fuße nach dem Eingange der Hütte. Als er nun hin kam und hineinſchaute, ſah er, daß Beide ſchliefen und daß das bloße Schwert zwiſchen ihnen lag, ſo wie ihm der Jäger geſagt hatte. Da wunderte er ſich ſehr, trat leiſe näher, griff hernieder, nahm Triſtans Schwert hinweg und legte ſein eigenes an die Stelle. Er legte auch ſeinen Handſchuh auf die Frau und ging wieder hinweg zu dem Jäger und ritt zurück zu den übrigen Jagdgeſellen und ſtellte ſich, als ob ſich gar nichts ereignet hätte. — Als aber Herr Triſtan, der kühne Held, erwachte, und den Handſchuh auf der Frau liegen ſah, wunderte er ſich und fragte alsbald, weß dieſer Handſchuh wäre? Die Frau erſchrak heftig und ſprach: ſie wüßte nicht, durch welche Liſt oder wie er dahin gekommen wäre, oder wer ihn gebracht hätte. Danach will Herr Triſtan ſein Schwert wieder in die Scheide ſtecken, da ſieht er, daß es des Königs Marchs Schwert iſt und ihm ſein eigen Schwert genommen iſt. Da ſprach er: „Nun kommen wir ohne Zweifel lebendig und geſunden Leibes nimmer von hinnen; der König March iſt hier geweſen und iſt uns auch nicht ferne, wo er ſich auch bergen mag. Nun haben wir den Tod gewiß, und iſt keine Hoffnung unſrer Rettung mehr. Er hat ſeine Tugend an uns bewieſen, daß er uns nicht im Schlaf getödtet hat; wenn wir aber aufſtehen, ſo harret unſerer der ſichere Tod.“ — Darauf hieß er Kurvenal die Pferde ſatteln und alsbald herbeiführen. Sie ſaßen auf und ritten mit großer Eile, als ob man ihnen mit einem ganzen Heer nachjagte und flohen und wußten doch nicht, an welchem Ende der König war. Sie ritten den ganzen Tag bis auf die Vesperzeit, da kamen ſie in ein Dickicht. Hier blieben ſie, ſtiegen von den Pferden und laſen Kräuter und Wurzeln, die ſie mit einander aßen. Es wäre ihnen faſt noth geweſen, daß ſie es beſſer gehabt hätten; aber die Hoffnung dem Tode, entronnen zu ſein, ſtärkte ſie mehr als ihre elende Nahrung.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan zu dem Prieſter Ugrim, des Königs Marchs Beichtvater, kam, um Losſprechung von ſeinen Sünden zu empfangen.

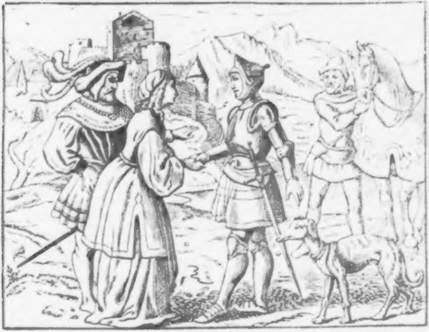
Nicht fern von dem Orte, an welchem Herr Triſtan mit der Königin Iſalde verweilte, lebte ein Prieſter, ein gar frommer Mann, in einer Klauſe vor dem Walde, fern von den Menſchen, um Gott dem Herrn deſto beſſer dienen zu können. Derſelbe Prieſter hieß Ugrim und war des Königs Marchs Beichtvater. Eines Tages ritt Herr Triſtan zu dem Prieſter und wollte von ihm Vergebung ſeiner Sünden empfangen. Aber der Prieſter wollte ihm dieſelbe nicht gewähren, wenn er nicht die Frau ihrem Manne wiedergäbe, und ſagte ihm überdieß, daß, wenn er in dieſer Sünde beharre, ſo werde darum ſeine Seele ewiglich leiden müſſen. Triſtan aber dachte noch nicht daran, die Frau ſo ohne Weiteres von ſich zu geben, und ſo ritt er wieder von dannen, ohne die Losſprechung von ſeinen Sünden empfangen zu haben. — Sie lebten nun zuſammen in dem Walde ſo lange, bis daß vier Jahre verfloſſen waren von jener Zeit an, wo ſie den unſeligen Trank getrunken hatten. Alsbald ward ihnen das armſelige Leben und das große Ungemach, welches ſie in dem Walde mit großen Schmerzen bisher ertragen hatten, ſchwer, und ſie verzagten, daß ſie ſolche große Noth und Armuth auch nur noch einen Tag ertragen konnten, während ſie es doch ſo manchen Tag, ja an die zwei Jahre gar willig und ohne Verdruß erduldet hatten. Als es Tag ward, ritten ſie alle Drei vor den Wald und kamen zu dem Prieſter Ugrim. Herr Triſtan bat ihn inſtändig, daß er ihm riethe und behülflich wäre, damit er ſeiner Sünden ledig würde, und ſagte ihm, daß er große Reue darüber empfunden habe, daß er die Frau nicht ſchon damals wiedergegeben, als er ihm dieſes befohlen hätte; jetzt ſei er bereit, ſeinem Rathe und Befehle zu gehorchen. Darauf ſagte auch die Königin, daß ſie bereit und willig dazu ſei. Als der Prieſter dieſen Entſchluß vernahm, und ſah, daß ſie Rath und Troſt bei ihm ſuchten, ward er ſehr erfreut, nahm ſie in ſeiner Klauſe gar wohl auf und pflegte ſie auf das Beſte, ſo gut er konnte. Er fragte Herr Triſtan, ob er Reue darüber empfände, daß er die Frau ſo lange bei ſich behalten hätte, und ob er bereit ſei, ſie dem Könige wiederzugeben? Triſtan antwortete: Ja, er wolle es gern thun, und es wäre auch ſeine größte Klage, daß er es nicht längſt gethan hätte. Da ward der Prieſter froh und ſchrieb zur Stunde an den König dieſen Brief: „Herr, Dich bittet der Beichtvater Ugrim durch die Liebe Gottes, Du wolleſt meine Herrin, Deine Gemahlin, wieder bei Dir aufnehmen. Ich will ſie in Deine Hände übergeben, daß Du ſie hinführſt, wohin Du willſt; und wenn Du ſie haben willſt, ſo komm ſelbſt nach ihr mit wenigen Leuten. Auch bitte ich Dich ſehr, Du wolleſt Herrn Triſtan Deine Huld wiedergeben. Das biſt Du ihm ſchuldig, auch kann und mag er das wiederum wohl um Dich verdienen. Hierum bitte ich Dich und ſolches gebiete ich Dir bei den Geboten Gottes, Du wolleſt dieß mein Begehren nicht verachten, ſondern zu Gut und Seligkeit Deiner Seele und Deines Leibes aufnehmen; denn ſolches gebührt Euch zu thun um Gottes und Eures Heiles willen.“ — Nachdem dieſer Brief geſchrieben war, übergab er ihn an Triſtan und befahl demſelben, ihn dem Könige zu überbringen und dabei zu ſagen, daß er ihm gnädig gewähren wolle, was in dem Briefe geſchrieben ſtände. — Herr Triſtan machte ſich auf den Weg und kam, als es Nacht ward, gen Thintariol in den Baumgarten zu dem Brunnen, wo ihm früher oftmal Lieb und Leid geſchehen war. Er band ſein Pferd an die Linde, auf welcher ihm der König einmal aufgelauert hatte, und ging mit großer Liſt nach der Kammer, in welcher der König lag. Zu ſelbiger Zeit nämlich hatten die Könige noch nicht ſolche herrliche Paläſte wie jetzt, ſondern einfache Häuſer und ihre Schlafgemächer waren nicht ſelten zu ebener Erde. Darum konnte es geſchehen, daß Herr Triſtan dem Könige zurief und alſo ſprach: „König, ſchläfſt Du?“ Er antwortete: „Ja.“ Herr Triſtan ſprach: „Wäre es mir vergönnt, ſo müßteſt Du eine Weile wachen.“ Da ſprach der König: „Warte, bis es Tag wird.“ Herr Triſtan ſprach: „Das mag nicht geſchehen; es iſt keine Stunde Zeit zu warten.“ Er ſagte: „So ſage, was Du willſt.“ Herr Triſtan ſprach: „Dein Beichtvater Ugrim entbeut Dir ſeine Bitte und läßt Dich vermahnen, ſo Du ihn allezeit auf rechten Wegen und als einen frommen Mann erfunden haſt, daß Du dann leiſten wolleſt, darum er an Dich geſchrieben und Dich gebeten hat. Solches räth er Dir mit ganzer Treue. Du ſollſt es auch gern thun, denn er legt es Dir als eine Buße für Deine Sünden auf. Was aber Deine Meinung ſein wird, das laß ihm ſchreiben und laß des morgenden Tages den Brief an das rothe Kreuz hängen, welches vor der Stadt in dem Dörnig ſteht, da wo ſich die Straße theilet; da will Dein Beichtiger den Brief holen laſſen.“ Nachdem er dieſes geſagt, warf Triſtan den Brief dem Könige durch das Fenſter auf das Bette. Der König hatte Triſtan an der Sprache erkannt, konnte es nicht laſſen und ſprach zu ihm: „Du biſt Triſtan, denn ich habe Dich an Deiner Sprache erkannt; warte eine kleine Weile, ich habe mit Dir zu reden.“ Triſtan kehrte ſich aber nicht an dieſe Worte, und ritt mit gutem Frieden fort, wo er wohl ſicher war. Als nun der König zu der Thür herauskam, gedachte er Triſtan zu greifen, der war aber ſchon weg; da wollte ihm der König auch nicht nachjagen. Er konnte aber kaum erwarten, bis daß es Tag war, um zu erſehen, was ihm ſein Beichtiger geſchrieben und warum er ihn ſo dringend gebeten hätte. Als es nun Tag ward, las der König den Brief mit gutem Bedacht. Als er aber erkannt, worum es ſich handle, rief er ſeine Räthe zuſammen, und hielt mit ihnen Rath, was hierin zu thun wäre. Er ſagte ihnen auch, wie er die Beiden in aller Ehrbarkeit hätte im Walde bei einander liegend gefunden, und daß ein blankes Schwert zwiſchen ihnen gelegen hätte. Dabei ſchwur er ſelbſt, er wüßte ohne allen Zweifel, daß Herr Triſtan die Frau nie zum Weibe genommen, noch ſich unziemlicher Dinge gegen ſie vermeſſen hätte, er hätte ſie nur um ſeinetwillen und ihm zu Liebe alſo lieb gehabt. Hierauf war ſeine Meinung, die Frau wiederzunehmen, wenn ſie ihm Herr Triſtan anders geben wollte. Deſſen waren die Räthe wohl zufrieden. Aber Herr Triſtan ward von dieſer Sache ausgeſchloſſen, ſodaß er nimmer weder Frieden noch Geleit haben ſollte, als bis an den Ort, wo er die Frau dem Könige überantworten ſollte. Darnach ſollte er ſtracks wieder von dannen gehen in ſeinen Zufluchtsort. Solches ward abgeredet und in einen Brief geſchrieben, auch ward der Ort bezeichnet, an welchem Triſtan die Frau übergeben ſollte. Hierauf beſtättigte der König den Brief, und dann ward derſelbe an das Kreuz gehängt, welches Herr Triſtan dem Könige bezeichnet hatte.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan dem Könige die Frau überantwortete und von dannen ritt.

Als nun der Tag ſeinen Lauf vollbracht hatte und die Nacht einbrach, holte Herr Triſtan den Brief und brachte ihn dem Prieſter Ugrim. Dieſer las den Brief und ſagte Herrn Triſtan die Meinung des Königes. Dieſer machte ſich danach auf den Weg und brachte die Frau zur Sühnung. Sie waren aber Beide über ihr Scheiden gar herzlich betrübt, denn ſie wußten nicht, ob ſie einander noch jemals wiederſehen wurden. Solches ward ihnen gar herzlich ſchwer, und ihr Scheiden dunkte ihnen viel zu frühe. — Als ſie nun zuſammentraten, und der König Herrn Triſtan anſichtig ward, ſprach er: „Wie nun, Triſtan, willſt Du mir die Frau geben?“ Herr Triſtan ſprach: „Ja, ſo ich nun Huld haben mag, will ich das gerne thun.“ Der König antwortete: „Meine Huld magſt Du nicht haben, und ich verſage ſie Dir gänzlich.“ Herr Triſtan ſprach: „Warum doch? Oder was habe ich gethan, darum Ihr mir Eure Huld ſo gar verſagt?“ Der König ſprach: „Wie magſt Du danach fragen! Du haſt viel gethan, wodurch ich Schmach und Unehre habe.“ Herr Triſtan ſprach: „Hab ich etwas Unrechtes gethan, das will ich gerne büßen; aber ich weiß ſolcher Schuld, wie Ihr ſaget, nicht an mir, und dennoch will ich Buße leiſten.“ Der König ſprach: „Was ſagſt Du von Buße? Was Du wider mich gethan, das vermagſt Du nimmer abzubüßen.“ Herr Triſtan ſprach: „Wohl wären das unmögliche Dinge, welche nicht zu verbüßen wären; aber ob ichs nicht zu ha ßen vermöchte, ſo laſſet mich Eure Tugend genießen.“ Der König ſprach: „Weder meiner Tugend ſollſt Du genießen, noch der eines andern Menſchen jemals, ſo es nach meinem Willen geht; denn es iſt der Schändlichkeit zuviel, die Du an mir gethan haſt.“ Herr Triſtan ſprach: „Das meine ich nicht, auch weiß ich von keiner Schändlichkeit, die ich vor Euch begangen hätte.“ Der König ſprach: „Du achteſt es Alles gering, das Du an mir gethan haſt.“ Herr Triſtan ſprach: „Herr, Ihr klaget mich an, weil Ihr mir übel wollt, und thut mir Unrecht; aber ich bitte Euch, Ihr wollet mir meine Schuld vergeben durch die Liebe Gottes, auf daß Euch Gott auch vergebe und Euch ewiglich belohne.“ Der König ſprach: „Vielmehr, Gott ſoll mich ſtrafen, wo ich das thue; denn Du biſt meinem Herzen verhaßt, und ich werde Dir nimmer mehr hold werden.“ Herr Triſtan ſprach: „Ach, womit habe ich das verſchuldet!“ Der König antwortete: „Das weißt Du gar wohl, ich habe durch Dich Schaden und Schande, daß es mir ewig leid iſt.“ Herr Triſtan ſprach: „Lieber Herr, laſſet mich Euch dienen, wie ich vormals gethan habe!“ Der König antwortete: „Ich bedarf Deiner Dienſte nicht und mag ſie auch nicht.“ Da ſagte Herr Triſtan: „Wollt Ihr mir aber vergönnen, in Eurem Lande zu wohnen?“ Er ſprach: „Nein, Du wäreſt mir zu nahe; reit eines andern Weges, denn ich will Dich wohl verſchmerzen.“ Da ſprach Herr Triſtan: „Nun, nehmet hin die Königin; da ich von hinnen reiten muß, ſo thue ich auch das Beſte, was ich mag. Aber Ihr erlebt den Tag nimmer, daß ich mit ſo großen Ehren für Euch wieder um Eure Huld werbe, da meine Dienſte, und Alles was ich für Euch gethan, ſo gar verachtet werden. Und wahrlich, ich ſage Euch, käme Euch nicht Eure fromme Frau zu ſtatten, Ihr ſolltet Eures Leibes und Lebens unſicher vor mir ſein. Aber Ihr ſollt ihrer großen

Tugend und weiblichen Güte wider mich genießen.“ Hierauf wendete er ſich zu der Königin und ſprach aus ſehnlichem und betrübtem Herzen: „O wehe, himmliſcher König, wie recht weh thut mir das, daß ich Dich, meine allerliebſte Herrin, laſſen muß, die ich ſo recht lieb habe! Ach wie mag mein ſehnendes Herz das jemals überwinden? Da es nun aber ſo weit gekommen iſt und nicht anders ſein mag, ſo nehmet hin, Herr König, meine Herrin, und laſſet ſie mein nicht entgelten; denn was Ihr ihr thätet, das thätet Ihr durch Verrath und Gewalt, und es ſollte Euch nicht unvergolten bleiben. Ich muß leider nun von ihr reiten und hinfort meine Tage mit Schmerz und Klage verzehren. Denn wenn ich gedenke, welche große Noth und Angſt ſie unſchuldig um meinetwillen erlitten hat, ſo wie die große Schmach und Schande, darein Ihr Euch ſelbſt und uns Beide verſetzt habt, ſo finde ich wohl Urſach, alle Freude zu meiden, ſo lange ich lebe.“ — Mit dieſen Worten ſchied er von dannen. Ach, wie gar kläglich und ſehnlich ſah ihm die Frau nach, mit wie großer, innerlicher, herzlicher Klage! Denn ihr Herz war ſo tief betrübt und ſo hart gepeinigt, da ſie nun ſcheiden mußten, und da ſie ihm nicht einmal antworten durfte noch ſich merken laſſen, wie ihr Herz gegen ihn geſinnt war, wie ihr ſo über alle Maaßen weh geſchah, und ihr ſchier das Herz im Leibe zerſprang. Wahrlich, ihnen wäre wohler geweſen, wenn ſie da hätten zuſammen ſterben können, als daß ſie ſo lebend von einander ſcheiden mußten. Ehe aber Herr Triſtan von dannen geritten war, hatte er noch der Frau ſeinen Bracken Uctant gegeben und ſie herzlich gebeten, daß ſie ihn pflegen, und ſo oft ſie ihn ſehe, ſeiner gedenken ſolle. „Bin ich Euch lieb,“ ſagte er, „ſo zeiget das an dem Bracken.“ Die Frau nahm den Hund an ihre Hand, verſprach Triſtan, dieß zu thun, und pflegte ihn



mit großem Fleiße. — Der König ritt heim und nahm die Frau mit ſich. Er führte ſie mit ſich heim und hielt ſie manches Jahr in großen Ehren, lieb und ſchön. — Herr Triſtan mußte nun aus dem Lande; das war ihm die härteſte Buße, ſo man erdenken konnte. Er ritt zwar hinweg, Herz und Gemüth aber ließ er bei der Königin; und ſie hatte wiederum Herz und Gemüth nirgend anders, denn bei ihrem lieben Freunde Triſtan. — Eines Morgens früh kam Triſtan zu dem Könige von Ganoye. Derſelbe empfing ihn gar wohl und mit großen Ehren; Triſtan aber blieb daſelbſt nicht lange, ſondern ſchied bald wieder, obſchon ihn der König gar gerne bei ſich behalten hätte. Er wollte aber nicht da bleiben, ſondern ritt gen Britannien, an des Königs Artus Hof.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan gen Britannien an König Artus Hof kam, und wie es ihm daſelbſt erging.

Als Herr Triſtan gen Britannien kam, da ward er beim Könige Artus beſſer empfangen, denn je zuvor ein Ritter empfangen worden war. Es war an dem Hofe ein Ritter mit Namen Balbon, dem war Herr Triſtan bekannt, und derſelbe war beſonders hoch erfreut über ſeine Ankunft. Sie wurden gute Geſellen mit einander. — Auch ward Herr Triſtan von dem Könige und aller Ritterſchaft, die bei der Tafelrunde waren, gar lieb und werth gehalten, alſo daß man ihm eine der höchſten Stellen an der Tafelrunde vergönnte, zu gebieten und zu ſchaffen, wie und was er wollte. Auch war er hinwiederum bereit zu dienen mit Streiten und mannhaften Thaten, alſo daß er den höchſten Preis erwarb. Es war zur ſelben Zeit Niemand, der höher geprieſen wurde, denn Herr Triſtan.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan einen britanniſchen Ritter überwand, und ihm ſein Pferd nahm.

Nun war auch ein Ritter an dem Hofe, mit Namen Delecors Iſenalire, der auch wohl zu den beſten zu zählen war um ſeiner mannhaften Thaten und ſeiner Frömmigkeit willen. Derſelbe hatte auch mit Ritterſchaft allezeit das Beſte gethan, ſo daß es ihm Keiner je gleichgethan und ihm obgeſiegt hatte. Eines Tages ritt dieſer Ritter Delecors Iſenalire zur Kurzweil in den Wald, ob er ein Abenteuer fände. Da hatte Herr Triſtan einen andern Harniſch angethan, ſo daß ihn Jener nicht erkannte. Sie ritten zuſammen, und Herr Triſtan ſtach ihn vom Pferde, als ob er nie darauf gekommen wäre. Das Pferd, welches ihm nach

Ritterſitte gehörte, gab Herr Triſtan einem armen Menſchen, welcher ihm auf der Straße begegnete. Delecors Iſeualire mußte zu Fuß heimgehen, was ihm zuvor niemals noch geſchehen war. Er ſelbſt erzählte auch dieſe Geſchichte daheim am Hofe, wie es ihm ergangen wäre. Es vergingen aber wohl ſechs Wochen, daß Niemand wiſſen noch erfahren konnte, wer dieſe That gethan hätte. — König Artus und Herr Balbon ſprachen darüber untereinander und waren einig, daß ſolches kein Anderer gethan habe, als Herr Triſtan. Der König ſprach: „Wie möchten wir das erfahren?“ Herr Balbon antwortete: „Ich will es wohl mit Liſt herausbekommen!“ Er ging zu ſeinem Geſellen und fragte ihn um dieſe Begebenheit, derſelbe wollte aber nichts geſtehen. Da ermahnte er ihn um der Freundſchaft willen, die er gegen ihn hegte; er brachte es aber auch dadurch zu nichts. Da bat er ihn endlich, doch ganz im Geheimen, um der Liebe willen, die er zu Iſalden, der Königin, hegte; da geſtand er und ſagte ihm zugleich, daß was man ihn um ſeiner lieben Herrin willen bäte, er Niemand verſage, müßte er auch gewißlich darum ſterben. Da ſprach Herr Balbon: „Gnade und Dank habe ſie immer, da Du mir dieſes um ihretwillen geſtanden haſt. Aber ſage, Geſell, magſt Du die Königin, Deine allerliebſte Herrin, nimmer wiederſehen, da Du doch ſo oft ihrer gedenkſt?“ Herr Triſtan antwortete: „Ach, lieber Geſell, mir mag nimmer ſo wohl geſchehen, daß ich dahin käme, wo ich ſie ſehen möchte.“ Herr Balbon ſprach: „Willſt Du ſie ſehen, ſo ſchaffe ich Dir, daß Du ſie nächſtens zu ſehen bekommſt. Und wiſſe auch, worin ich Dir zu Lieb und Dienſt etwas thun mag, dazu findeſt Du mich allezeit willig.“ Herr Triſtan ſagte: „Gott muß Dir immer lohnen, und ich muß Dir dafür dienen allezeit mit gleichem Wiedervergelten. Gott weiß, daß ich nicht lieberen Tag lebte, denn daß ich meine liebe Herrin ſehen ſollte! Es iſt aber um dieſe Sache ſo gethan, daß ich ich ſie nimmer weder ſehen noch anreden darf.“ Herr Balbon antwortete: „Habe gute Hoffnung, Du ſollſt die Königin nächſtens ſehen, auch mit ihr reden, heimlich und öffentlich, wie es ſich ſchickt, und ich will Dir ſagen, wie. Mein Herr, König Artus, hat ein Jagdhaus nahe bei Thintariol: nun will ich wohl zuwege bringen, daß mein Herr Dir zu Liebe allda jaget und ein Feſt gibt; alsdann mag König March ehrenhalber nicht umhin, er muß meinen Herrn, König Artus, zu Nacht bei ihm behalten. Alsdann magſt Du mit Deiner Gewandheit und Liſt es wohl ſchaffen, daß Du zu der Frau kommeſt. Daran habe ich keinen Zweifel, ich will dazu helfen aufs Beſte, wie ich vermag.“ Herr Triſtan ward deſſen ſehr froh, und ſagte ſeinem Geſellen hohen Dank.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan mit König Artus auf die Jagd ritt, und wie es ihm des Nachts erging.

Herr Balbon ging zu dem Könige Artus und ſagte ihm, was er im Sinne hatte, und bat ihn mit Fleiß, daß er in der Gegend von Thintariol eine Jagd anſtellen ſollte. Der Wald nämlich, wo die Jagd ſein ſollte, gehörte zur Hälfte dem Könige March, ſo daß, was König March fing, nach der Stadt Thintariol geführt wurde. Es jagte aber ihrer Jeder in welchem Theile er wollte, und ward darin von dem Andern nicht behindert. König Artus wollte Herrn Triſtan um ſeine Hoffnung und Freude nicht bringen, ſondern ihm vielmehr darin behülflich ſein, ſo daß Jagd und Hoffnung beide zu ganzer Freude gekehrt würden, hieß alſo die Jagd anſtellen. — Als man nun auf der Jagd war, da bat Herr Balbon die Jäger, daß ſie den Hirſch nach der Stadt Thintariol zu jagten. Das thaten ſie, und ganz nahe bei der Stadt ward der Hirſch abgefangen. Die beiden Geſellen, Herr Balbon und Herr Triſtan, hatten aber mit Liſt die Jagd ſo lange hinzuziehen gewußt, daß der Hirſch erſt gefällt wurde, als ſchon der

Abend eingebrochen war, und daß die Jäger von der Nacht überfallen wurden. — Als König Artus das inne ward, wendete er ſich zu Herrn Balbon und ſprach: „Freund, von dieſem Ungemach trägſt Du die Schuld, weil Du den Hirſch nicht eher haſt fällen laſſen; wo ſollen wir nun die Nacht verweilen, wir haben bis zum Jagdhaus wohl drei Meilen oder mehr? Ich weiß nicht, wo wir dieſe Nacht bleiben.“ Da antwortete ihm Balbon: „Herr, bleibet in Thintariol bei König March; er hat Euch vor Zeiten oftmals eingeladen.“ Der König ſprach: „Du haſt Recht; aber Du weißt auch, daß Triſtan nicht die Huld des Königs hat; auch haſt Du mir noch nie geſagt, wie es ſich damit verhält.“ Balbon ſprach: „Herr, das laſſet jetzt dahingeſtellt; ſendet nur Herrn Key zu dem Könige und entbietet ihm, daß Ihr heute Nachtlager bei ihm nehmen wollet, und daß er Euch und allen Euren Jagdgefährten Friede and Geleit geben ſolle.“ — Herr Key ritt hin, dem Könige die Botſchaft zu ſagen. Als König March ihn gehört hatte, ſprach er: „Saget meinem Herrn, wer mit ihm komme, was der auch an mir gethan habe, der ſoll ohne Gefährde bei mir ſein, ſondern ſoll guten Frieden und Geleit haben. Ich habe auch große Freude, daß der König ſein Nachtlager bei mir nehmen will, und habe nie keinen Gaſt ſo gern geſehen.“ Herr Key ſagte ihm großen Dank für ſo freundlichen Beſcheid, und ritt wieder zu ſeinem Herrn und verkündete dieſem, daß ſie Frieden und Geleit und gute Nachtherberge hätten. Als ſie das vernahmen, wurden ſie froh, beſonders Herr Balbon und Herr Triſtan, und redeten untereinander: „Was mag uns nun gefährden, da wir Geleit haben!“ Unter dieſen Reden bat Herr Triſtan ſeinen Geſellen, Herrn Balbon, wenn ihn die Königin empfinge, ſo ſollte er ſie nicht küſſen. Es war nämlich Sitte, daß die Königin liebe Gäſte und vornehme Leute mit dem Kuſſe empfing. Herr Balbon verſprach Triſtan, was er begehrte, und hielt es auch. — Als ſie nun gen Thintariol kamen, da ging ihnen König March mit vielen hellen Kerzen entgegen; denn es war bereits Nacht. Er empfing den König Artus mit großer Würdigkeit, deßgleichen auch die andern Alle, nur Einen nicht, den konnte ihm Niemand verſohnen. König Artus ging hin zu der Konigin, von der er auch wohl und würdig empfangen wurde. Eben ſo empfing ſie auch Herr Balbon; als ſie aber auch ihm den Kuß bieten wollte, da that er es nicht, ſondern wollte halten, was er ſeinem Freunde Triſtan verſprochen hatte. Der durfte ihr nicht nahen, und es war doch unter ihnen Allen kein Einziger, dem die Königin ihren Kuß ſo gern gegönnt hätte, wie ihm. Weil nun Herr Triſtan ihren Kuß vermeiden mußte, ſo wollte auch Herr Balbon ohne Kuß empfangen ſein. Nachdem aber der Empfang beendet war, ging man zu Tiſche, und man gab da den Gäſten zu eſſen und zu trinken von dem Allerbeſten, das man haben konnte. Nachdem man nun gegeſſen und getrunken hatte, ſagte der Wirth zu ſeinem Gaſte, dem Konige Artus: er möchte darauf ſehen, daß ſein Hofgeſinde züchtig und wie es ſich gebühre wäre; denn wer ihm eine Schande und Unehre anthäte, der müßte darum ſterben, wo er ergriffen würde. „Ich habe ihnen,“ ſprach er, „Allen Frieden und Geleit gegeben, was ſie auch an mir gethan haben, und will ihrer auch dieſe Nacht wohl pflegen: aber ſie mögen ſich hüten, daß ſie mir keine Schande anthun, ſonſt werde ich ſie richten, um Alles, was ſie jemals an mir gethan haben.“ König Artus antwortete: „Dazu ſollt Ihr meine Hilfe haben! Wer Euch Unehre anthut, den will ich Euch helfen ſtrafen, wie Ihr ſelber begehrt.“ Hiemit war Herr Triſtan gewarnt: aber er verharrte bei ſeiner Gewohnheit, daß er ſeine liebe Herrin weder durch Furcht noch Drohen vermeiden wollte; darum mußte er auch oft großen Kummer erleiden. — Nun waren an des Königs March Hofe nicht ſolche Paläſte und herrliche Schlafgemächer, wie man ſie jetzt findet: ſondern die Herren und alles Hofgeſinde mußten Alle in demſelden Saale, Einer neben dem Andern liegen. Der König March und ſeine Frau lagen an dem andern Ende des Saales; ſie hatten es aber in der Gewohnheit, daß ſie Jedes beſonders lagen. Das erſah Herr Triſtan, und ſein Herz und Gemüth ward dadurch hoch erfreut, denn er dachte, wie er zu ſeiner geliebten Iſalde gehen und mit ihr reden wollte. König March hatte aber große Blöcke heimlich in den Saal tragen laſſen, die waren alle wohl beſchlagen und mit Wolfseiſen verſehen, die ließ er quer über den Saal legen. Er dachte nämlich, wenn Triſtan heimlich zu der Frau ginge, ſo würde er ihn auf ſolche Weiſe fangen und ihm alsdann mit Recht das Leben nehmen können. Aber Herr Triſtan hatte keine Ahnung von dieſer Nachſtellung und daß ihm auf ſolche Weiſe mitgeſpielt werden ſollte. — Als nun Jedermann entſchlafen war, da vermochte ſich Herr Triſtan nicht zu bezwingen, ſondern ging zu der Königin hin. Als er auf dem Wege war, ſchnitt er ſich hart, und blutete ſehr; da nahm er ſein Hemd und verband die Wunde, ſo gut es gehen wollte. Er wollte aber dennoch nicht wieder umkehren, ſondern ging zu der Frau hin. Als er zu ihr kam, da vermochte Eines dem Andern ſein Herz und ſeinen Willen nicht ſo zu verſtehen zu geben, wie ſie wohl begehrten; aber unter zärtlichem Umarmen und herzlicher Klage ſagte er ihr, wie ihm geſchehen wäre, und daß er jetzt ſein Leben verloren hätte, es gäbe auch nichts, das ihn zu retten vermöchte. Da war die Frau über alle Maaßen betrübt und wußte vor großem Leide nicht, wie ſie ſich halten ſollte, und fing an gar inniglich zu weinen. Zuvor hatte ſie nur um die Trennung von ihm, ihrem ſüßen Geliebten, geklagt, jetzt aber klagte ſie um ſein Leben. Darum ſchieden ſie jetzt unter härteren und größeren Schmerzen als je zuvor: denn vormals blieb ihnen doch noch die Hoffnung, nun aber war alles Hoffen umſonſt, wegen der Warnung, die der König March vor dem Schlafengehen ausgeſprochen hatte. Sie waren in ſo ängſtlichen Nöthen und Sorgen, als wollte ihnen ſchier das Herz darüber brechen. — In ſolchen Aengſten ging er wieder zu ſeinem Lager und legte ſich nieder in ſeinem Jammer. Er blutete ſehr, und redete alſo zu ſich ſelbſt ,,Nun iſt kein Zweifel, ich habe das Leben verloren; jetzt wird der König ſeinen Zorn an mir rächen. Wehe mir, daß ich jemals hierher gekommen! Ach ſüße, reine Iſalde, ſoll ich Dich nimmer mehr wiederſehen? Um Dich klage ich viel mehr, als um mich ſelber! O, wollte Gott, daß wir Beide noch im Walde wären; ſo wollte ich wohl Wege finden und erdenken, damit wir in ein anderes Land kämen. Ach, was ſage ich? Heute iſt leider der letzte meiner Tage!'' — Dieſe große jämmerliche Klage hörte Herr Balbon, und fragte ihn, was ihm wäre. Als es ihm Triſtan geſagt, erſchrak er hart und ward mit ihm betrübt, und deßgleichen alle die Andern, die mit ihnen das Lager theilten und es hörten. Auch König Artus ward darüber herzlich betrübt. Sie redeten unter einander: ,,Es iſt kein Zweifel, er muß ſterben! König March hat ſich mit ſeiner Rede alſo verwahrt, daß dem Helden Niemand beiſtehen und helfen kann; er muß das Leben verlieren. Da ſprach Herr Balbon, Delecors Iſenalire und die Andern alle: ,,Ei ſo wollen wir den Tod mit ihm leiden, oder ihm von dannen helfen.'' So waren ſie Alle befangen in großen Aengſten; da ſprach Herr Key: ,,Ihr bedünket Euch Alle klug und fein, zeigt ſolches aber auf keine Weiſe, und ſeid tölpiſch wie die Bauern; den würde ich klug und liſtig nennen, der einen ſolchen Rath gäbe, daß ihm geholfen würde.'' Darauf gab er ihnen ſelbſt mit großer Liſt einen Rath, wie ihm geholfen werden möchte und ſprach: ,,Ich ſage Euch, was Ihr thut. Erhebt Alle zuſammen einen großen Lärm, als ob ihr Händel unter einander hättet, und werfet einander in die Wolfseiſen, ſo daß Euer mehre verwundet werden. So allein wird ihm geholfen, ſonſt gibt es kein Mittel.'' Herr Balbon ſprach: ,,Dafür ſollſt Du immer Dank haben; Du haſt uns recht gerathen!'' und lief zuhand, daß er auch verwundet wurde.

Da begannen ſie untereinander zu ſchelten und zu ringen und warfen Einer den Andern in die Eiſen, ſo daß faſt Alle wund wurden, außer Herrn Key, der war klüglich liegen geblieben. Es half ihm aber nichts, denn Herr Balbon nahm ihn und warf ihn in die Eiſen, ſo daß er die allergrößte Wunde davontrug. Herr Key ſchrie überlaut: ,,O weh des Unheils! Gehen die Wölfe in dieſen Saal, daß man ihnen hier nachſtellt? Was ſoll das heißen? Daß ſie Gott ſtrafe, wie hart bin ich verwundet! Was Teufel thun wir hier? Gott helfe uns von hinnen aus dieſer Mördergrube! Ich habe doch noch nie von einem Könige gehört, der alſo an ſeinen Gäſten gethan hat; welche wunderliche Sitte hat dieſer, daß er den Leuten nachſtellt, wie den Wölfen?'' Herr Key ſchrie ſo laut, daß der König March darüber erwachte. Der rief ihnen zornig zu: ,,Was ſoll das, Ihr Herren? Ich meinte, Ihr wäret wohlgezogene Ritter, was laufet Ihr in der Nacht umher, und tobet wie die unvernünftigen Thiere?'' König Artus ſprach: ,,Ich kann ſie nicht ziehen. Sie thun alle Zeit nicht anders und laſſen das weder um meiner Frau noch um ſonſt Jemandes willen!'' — Nachdem der König ſeinen Zorn geſänftet und ſo wie die Andern wieder entſchlafen war, machte ſich Herr Triſtan abermals zu der Königin hin und freute ſich mit ihr im Herzen über die Errettung ſeines Lebens. Sie umfingen ſich gar freundlich und ſelig, denn es war ihnen, als ob ſie todt geweſen und nun wieder lebendig geworden wären. Sie vergaßen alle ihre vorige Angſt und Noth und blieben bei einander, bis ihn der Tag von dannen trieb. Da mußten ſie abermals von einander ſcheiden und wußten nicht, wenn und wo ſie wieder zuſammenkommen würden. — Als es nun Tag ward und die Ritter aufſtanden, und ein Jeder klagte und ſeine Wunden verband, da ward es König Marchen ſehr leid, und er ſchämte ſich über die Maaßen, daß ihm ſo großer Unglimpf widerfahren war, und wußte nicht, wie er ſich nun dabei verhalten ſollte; denn die Ritter mußten Alle hinken, ſo ſehr hatten ſie ſich verwundet. Wie liſtig er aber auch war, ſo wurden ihm doch die Augen verblendet, ſo daß er nicht merkte, wie Herr Triſtan in dieſer einen Nacht zweimal bei ſeiner Hausfrau, der Königin, geweſen war. — Nachdem nun dieſe Dinge ein ſolches Ende genommen hatten, ſchieden ſie bald von einander. König Artus mit ſeiner Ritterſchaft kehrte gen Britannien zurück und Herr Balbon hatte ſeinem guten Geſellen geleiſtet, was er ihm zugeſagt und verſprochen hatte.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan von König Artus Hofe ſchied, und in das Land Careches kam.

Nicht lange nachdem dieſes geſchehen war, wollte Herr Triſtan nicht ferner an König Artus Hofe bleiben, nahm Urlaub und zog von dannen. Dem Könige und der ganzen Ritterſchaft war das leid und ſie ließen ihn ungern ziehen. Herr Balbon zumal bat den Helden gar dringend, erinnerte ihn an ihre beiderſeitige Freundſchaft und Liebe und an Alles, was ihm je Liebes und Leides geſchehen war, es war aber Alles umſonſt. König Artus ſelber bot ihm Lehen und Eigenthum; aber es half Alles nicht, er wollte nicht länger da verweilen und ritt hinweg. Als er nun von dannen ritt, da klagten Männer wie Frauen um ſein Abſcheiden; beſonders Herr Balbon. Der ſchied mit naſſen Augen; denn ihm war noch nie ſo großes Leid geſchehen, als jetzt, da ſein Geſell von ihm ritt. Der König, die Königin und alle Ritterſchaft gaben ihm das Geleit, da nahm er Urlaub, und ſo ſchieden ſie von einander beiderſeits mit Zähren. — Herr Triſtan und ſein treuer Diener Kurvenal ritten mit einander, ſo viel ſie in ſieben Tagen zu reiten vermochten, und kamen in ein ſchönes Land. Daſſelbe war aber ſo verheeret und verbrannt, daß kien Haus noch ein lebendes Geſchöpf zu ſehen war. Viele gute Burgen lagen da verwüſtet und zerbrochen, auch viele Dörfer und

Städte, das war Alles dahin, ſo daß er in zween Tagen weder Haus, noch Leute, noch Vieh ſah oder hörte. Am dritten Tage gegen Abend ſah Herr Triſtan eine Kapelle auf einem hohen Berge und dabei ein Häuslein, aus dem Rauch aufſtieg. Alsbald eilte er nach der Kapelle, und als ſie nun daſelbſt ankamen, fanden ſie einen Prieſter, der hieß Michael. Herr Triſtan ſtieg ab von ſeinem Pferde und bat den Prieſter um Herberge; denn es war nun der dritte Tag, daß ſie weder gegeſſen noch getrunken hatten. Der Prieſter ſprach: ,,Herr, ich gebe was und wie ichs habe; hätte ichs beſſer, ſo wollte ichs auch mit Euch theilen.'' Herr Triſtan ſagte ihm großen Dank und blieb die Nacht bei ihm. Als ſie nun zu Abend gegeſſen hatten und bei dem Feuer ſaßen, fragte Herr Triſtan, weſſen dieß Land wäre? Da ſagte ihm der Prieſter: ,,Es war dieſes das allerbeſte Land, das man wünſchen kann, bevor es ſo verwüſtet und verbrannt ward, und hat zum Herrn den König Haubalin von Careches. Nun mögt Ihr Wunder hören, wie es alſo verwüſtet worden. Dieſen großen Schaden haben ihm nämlich ſeine eigenen Leute gethan und dieſes iſt die Urſache: Mein Herr hat in ſeinem Lande einen Grafen, welcher ſein Dienſtmann iſt, mit Namen Riolin von Mantis. Derſelbe iſt ſo mächtig und reich, und dabei ein mannhafter Held, daß er vornehmer iſt als irgend einer in meines Herren Lande, und ſich vermaß, daß ihm der König ſeine Tochter zum Weibe geben ſollte. Meinem Herrn aber ſtand es nicht an, daß er ſeine Tochter einem Dienſtmann geben ſollte, ſondern er gedachte ſie beſſer zu verſorgen. Als nun der Graf ſah, daß ihm die Jungfrau verſagt wurde, da wollte er ſie mit Gewalt erringen und machte mit Liſt und großen Verheißungen alles Landvolk und alle Dienſtmannen meines Herrn von ihm abfällig und beredete ſie, mit ihm gemeinſame Sache zu machen, und ihm in ſeinem ſträflichen Vorhaben beizuſtehen. Durch ſolchen Muthwillen und ſolche Ungerechtigkeit iſt dieſes gute Land ſo verwüſtet und verbrannt worden, bis auf die einzige Burg Careches, die ſie nicht zu gewinnen vermögen. Sie halten aber meinen Herrn in derſelben belagert, ſo daß Niemand weder hinein noch heraus konnte, und die Belagerten großen Mangel und Noth leiden, weil ſie keine Zufuhr an Speiſe oder ſonſt etwas zu erlangen vermögen. Dieſe große Noth leidet mein Herr unverſchuldet von ſeinen eigenen Leuten und kann doch keinen Widerſtand mehr leiſten; denn er hat Niemand als einen Sohn, mit Namen Cannis, der auch wohl mannhafte Thaten thut; aber was hilft der wider ſo viel Volkes, als der Feinde ſind? Sie treten alle Tage mit großem Uebermuth vor die Thore der Brücken und fordern heraus, daß einer komme und mit ihnen ſtreite. Die Pforten bleiben allezeit verſchloſſen, denn es iſt Niemand, der ſich gegen die Feinde wagen möchte. Herr Triſtan fragte, wie weit es noch wäre bis zu der Stadt? Der Prieſter antwortete: „Es iſt nicht weiter als zwei kleine Meilen bis dahin.“ Hierauf gingen ſie zur Ruhe. Des andern Morgens in der Frühe hielt ihnen der Prieſter eine Meſſe, und gab ihnen noch ein gutes Mahl. Herr Triſtan nahm mit großem Dankſagen Urlaub von dem Prieſter und ritt hinweg.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan zu dem Könige Haubalin gen Careches kam, und wider den Grafen Riolin kämpfte.

Als Herr Triſtan gen Careches kam, ſah er den König Haubalin bei den Zinnen der Burg ſtehen, und fragte: ob der König da wäre. Der König antwortete: „Ja, hier bin ich; was bringet Ihr mir, oder was begehret Ihr von dem Könige?“ Alsbald rief der König ſeinem Sohne, damit auch er den Helden ſähe. Da ſprach Herr Triſtan: „Herr, ich habe gehört, wie großen Schaden Ihr durch Eure Feinde genommen habt, und bin darum hergekommen, daß ich Euch dienen will. So das Glück uns beiſteht, ſollt Ihr an Euren Feinden gerochen werden.“ Der König ſchwieg eine Weile ſtill, dann aber ſagte er: „Es ſteht leider nicht alſo mit mir, daß ich Euch ſo bei mir aufnehmen möchte, wie uns Beiden geziemte.“ Triſtan ſprach: „Herr, ſo ſagt doch, warum?“ Der König ſprach: „Soll ich Euch das ſagen, ſo gebührt mir zuvor zu wiſſen, wer Ihr ſeid, und daß ich Euch kenne.“ Triſtan ſprach: „Herr, ich heiße Triſtan, und bin König Marchs Schweſterſohn.“ Der König ſprach: „Seid Ihr Herr Triſtan, ſo habe ich vormals oft viel großer und mannhafter Thaten von Euch vernommen. Weh aber, Jammer und Leid, daß Euch meine Augen jemals erblickten! Denn ich kann Euch leider nicht bei mir behalten.“ Triſtan fragte: „Warum?“ Er antwortete: „Ich darf es nicht ſagen; ich fürchte, es gerathe mir zu Schaden.“ Da ſprach Herr Triſtan: „Herr, ich gelobe Euch bei meiner ritterlichen Treue, daß ich Euch nicht verrathen, noch ſonſt irgend wie es je zu Euren Schaden brauche.“ Der König ſprach: „Wohlan, ſo will ich Euch meine große Noth klagen, nachdem Ihr doch bereits vernommen, in welche Nothen mein eigenes Volk und meine tödtlichen Feinde mich gebracht haben. Der Krieg hat nun ſo lange gewährt, daß ich wegen Mangels an Speiſe Niemand bei mir aufnehmen kann. Wir haben kein Brot, und vermögen auch keine Art von Speiſe bei uns einzuführen, außer Bohnen; mit denen erhalten wir uns, daß wir vor Hunger nicht gar umkommen. Nun ſeid Ihr ſo edel und hochgeboren, und ſeid ſolcher Noth nicht gewohnt, daß Ihr nicht mit uns alſo leiden möget. Ich mag Euch ſolches auch nicht anmuthen, darum kann ich Euch nicht behalten.“ Herr Triſtan ſprach: „Herr, ich weiß fürwahr, daß kein Mann in dieſer Burg iſt, welcher ſo viel Noth erlitten hat, als ich. Denn ich habe ſchier zwei Jahre lang ohne Brot und alle gekochte Speiſe gelebt. Darum, was Ihr ertraget, das will auch ich ertragen, und wie Ihr lebet, alſo laſſet mich mit Euch leben.“ Darauf ſprach Herr Caynis: „Herr und Vater, will er bei uns ſein, ſo vergönnet es ihm um meinetwillen! Wir wollen ihn Frommen und Schaden mit uns theilen laſſen, bis Gott der Herr es dermaleinſt anders mit uns ſchicket.“ Als nun der König ſolchen guten Willen an ihm erkannte, hieß er das Thor aufſchließen, und ließ Herrn Triſtan ein. Der ward von dem Könige von Caynis und von aller Ritterſchaft, die in der Burg waren, nach Würdigkeit empfangen. Herr Caynis empfing den kühnen Helden, Herrn Triſtan und gelobte ſich ihm von Stund an zum Freunde und Geſellen, indem er ihm die Hand zum Zeichen der Liebe und Treue gab. Danach ſprach Herr Caynis: „Geſell, wir wollen hingehen, wo Dich die Frauen empfangen. Da wirſt Du auch meine Schweſter ſehen, und wirſt fürwahr ſagen, daß Du noch niemals ein ſchöneres Weib geſehen: ſie möchte wohl mit Ehren des mächtigſten Königes Gemahl ſein.“ Herr Triſtan ſprach: „Wie heißt Deine Schweſter?“ Er antwortete: „Sie heißet Iſalde.“ Triſtan gedachte an ſeine Iſalde und meinte, die hätte ihn jetzt auch vergeſſen, und ſprach in ihm ſelber: „Iſalde verloren, Iſalde gefunden!“ Indem kamen ſie dahin, wo er ſie ſah, aber er lobte ſie nicht, wie ſein Geſell geſagt hatte, denn ſeine Iſalde war viel ſchöner. — Als er nun von den Frauen auch begrüßt worden war, nahm ihn Herr Caynis bei der Hand und führte ihn in der Burg allenthalben herum und unterrichtete ihn über die Stellung der Feinde. Herr Triſtan war im Kriege gewandt und liſtig und fragte, wie der König des Kampfes pflege, ob man aus der Burg fechten müßte und wie es in jeder Weiſe ſich verhalte? Caynis ſagte ihm, die Feinde hätten eine ſolche große Ritterſchaft, daß ſie nicht zu zählen wäre, die kämen alle Tage vor die Burg und ſuchten Streit. Graf Riolin, ihr Herr, ritte den Andern voraus zum Zweikampf: „Aber er findet Niemand, der es mit ihm aufnehmen möchte. Wenn ſie das ſehen, reiten ſie alsbald wieder fort, wohin ſie wollen.“ Herr Triſtan bat ſeinen Geſellen, daß er ihm morgen, ſobald es tagte, aus der Burg hülfe; aber Caynis ſchlug ihm das ab und ſagte ihm: es wäre durch ein Gelöbniß verſchworen, daß kein Thor ſich öffnen ſollte, ſo lange die Feinde davor lägen. Herr Triſtan aber mahnte ſeinen Geſellen ſo hoch der Treue, die er ihm zugeſagt hatte, daß es ihm derſelbe nicht verſagen konnte. — Sobald es nun Tag ward, ließ Caynis ſeinen Geſellen aus der Burg. Herr Triſtan ritt in das Feld und wartete auf den Grafen Riolin. Nicht lange, ſo ſah er ihn weit vor den Seinen voraus traben, und ſchickte ſich an ihm zu begegnen. Graf Riolin ward Triſtans auch gewahr; das befremdete ihn, denn es war ſeit langer Zeit nicht mehr geſchehen, daß ihm ein Ritter entgegengekommen war. Er hatte Sorge, der Ritter möchte ihm entfliehen, und trieb darum ſein Pferd noch eiliger auf ihn zu. Da ſäumte Herr Triſtan auch nicht, kehrte ſich gegen ihn und ſtach ihn von dem Pferde, als ob er nie darauf gekommen wäre. Alsbald ſprang er vom Pferde, und beſiegte den Grafen vollends mit dem Schwerte, indem er ihm Helm und Schild zerſchlug, daß er meinte, er hätte den Tod gewiß. Als ſich der Graf Riolin überwunden ſah, bat er um ſein Leben, und gelobte Herrn Triſtan auf ritterliche Treue, daß er Alles thun wollte, was er ihm hieße, ſein Heer von dannen zu ſchicken, in die Burg zu kommen, um ſein Gefangener zu ſein und ſich von ihm zu löſen, wie er es begehren würde, und wollte ihm noch danken, wenn ihm er nur das Leben ließe. Nachdem der Graf ſolches gelobt hatte, kamen ſeine Diener herbei in der Meinung, ihrem Herrn zu helfen: ſie hätten aber eher kommen müſſen, wenn ſie ihm hätten Hilfe leiſten wollen. Sie ritten zu der Burg und begehrten Alle zu ſtreiten; aber Riolin hielt ſein Wort und begleitete Herrn Triſtan nach der Burg, nachdem er ſeinem Heere befohlen hatte, daß es von dannen ziehen ſollte. Herr Triſtan ſprach zu ſeinem

Gefangenen, daß er auch der Burg auf einige Zeit Speiſe zuführen ſollte, und wenn die Speiſe nicht noch heute eingeführt würde, ſo müßte er noch heute den innerſten Thurm der Burg erſchauen. Graf Riolin war ein ſtolzer Mann, und meinte, es bringe ihm immerdar Schande, wenn er um der Speiſe willen in den Thurm geworfen würde, wollte auch lieber Schaden nehmen an der Speiſe als an ſeinem Leibe, und ließ daher Speiſe zuführen, daß ſie daran auf mehr denn ſechs Monate genug hatten. — Dieſe Begebenheit vermeinten die Diener des Grafen Riolin zu rächen und entboten daher dem Könige, er ſollte den Grafen Riolin los und ledig laſſen, oder ſie wollten Stadt und Burg zerbrechen und Alles umbringen, was ſie drinnen fänden. Herr Triſtan ſprach: „Nun ſei uns Gott gnädig! Vor ihnen wollen wir wohl ſicher ſein; der Graf Riolin wird durch ihr Drohen nicht ledig, es ſei ihnen gleich lieb oder leid.“ — Als er dieſe Worte noch redete, da kam dem Könige die Botſchaft, daß die beiden Söhne ſeiner Schweſter ihm zu Hilfe gekommen wären mit zwei tauſend Helmen und auch Speiſe mit brächten, als ob ſie ein Jahr da ſein wollten. Als Herr Triſtan das hörte, bat er den König, daß die Herren mit großer Würdigkeit empfangen werden ſollten. Das ward gethan; der König ging ihnen mit ſeiner ganzen Ritterſchaft entgegen, und empfing ſeine Neffen freundlich, wie ihnen gebührte. Hierauf ſagte er ihnen, wie es mit ihm beſtellt wäre, und was Herr Triſtan ſchon Gutes an ihm gethan und wie er allein den Krieg zum Guten gewendet hätte. Darauf beſchloſſen ſie mit einander, daß der König ſeine Sache ganz an Herrn Triſtan übergeben ſollte, und der König gebot allen ſeinen Freunden und Dienern, daß ſie Herrn Triſtan unterthänig ſein, und Alles zu thun willig ſein ſollten, was er ihnen heißen würde. Das war ſeine ernſtliche Meinung.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan mit des Königs Volk zu Felde zog, und die Feinde mit Gewalt ſchlug und bezwang.

Es iſt geſagt worden, wie Herrn Riolins Volk ſeinen Herrn rächen wollte und welche Botſchaft ſie dem Könige ſagen ließen. Nun durfte der König auch nicht feiern, ſondern mußte ſich bereit machen, den Feinden zu begegnen. Herr Triſtan als Hauptmann, befahl Jedermann in ſeinem Harniſch und bei ſeiner Wehr zu ſein, und ſprach: „Sie ſollen uns, ſo Gott will, zu Felde finden, es mögen ihrer ſein, ſo viele als da wollen.“ Der junge, unverzagte Held, Herr Triſtan, machte dieſe Ordnung: er legte den König nicht fern von der Stadt mit zweihundert Mann; alsdann kamen die, welche mit Kolben, Streitärten, Hellebarten und was ſonſt zum Streite dient, bewaffnet waren, deren war eine lange Schlachtreihe; an den dritten Ort endlich die, welche mit Schwertern und Spießen ausgerüſtet waren. Zum Vierten hatte er auch eine große Anzahl von Bürgern, die waren wohl gerüſtet mit auserleſenen Wehren und Schießwaffen. Darnach legte er einen von des Königs Neffen mit ſeinem Volke auch an einen beſondern Ort, den andern deßgleichen ein wenig weiter von der Stadt. Alle aber bat er mit großem Ernſt und Fleiß, daß ſie, Jeder an ſeinem Orte, ſtille liegen ſollten, bis er ihnen ſelbſt oder durch Kurvenalen ſagen ließe, daß ſie vorrücken möchten. — Nachdem ſie ſo geredet hatten, ritten er und Herr Cavnis mit 200 Pferden den Feinden entgegen. Nachdem ſie einander ſo nahe gekommen waren, daß ſie einander ſahen, hielten ſie ſich wacker zuſammen. Graf Riolins Ritter dünkten ſich aber ſo kühn und ſtark, daß ſie zum größten Theil ohne Panzer ritten; deßwegen oerlor ihrer mancher das Leben, der es ohne dieß wohl behalten hätte. Sie rannten mit großer Wuth unter die Feinde und gedachten ſich Ruhmes zu erfechten. Herr Triſtan aber mit ſeiner Schaar hielt ſtill, bis jene herangekommen waren, alsdann nahmen ſie ihre Schilde tapfer empor und rannten unter Jene mit ſo ſtarken Schlägen, daß ihrer gar viele todt darniederfielen. Als das die Feinde ſahen, begannen ſie zu fliehen; aber Herr Triſtan eilte ihnen nach und fügte ihnen großen Schaden zu. Nun erſt erhoben Triſtan und Caynis einen harten Streit: ſie fingen mehr denn dreißig Ritter. Da erhub ſich in des Grafen Heer ein Geſchrei von Ach und Weh! Die Zahl der Verwundeten und Todten war nicht zu ſagen, denn wen Herr Triſtan mit ſeinem Schwerte traf, der hatte den Tod gewiß. Doch waren der Feinde zu viel, wenn ſie einen Haufen zerſtreut und darnieder gemacht hatten, ſo kam alsbald ein neuer ausgeruhter. Da geſchah es, daß Herr Triſtan endlich weichen mußte, doch zog er ſich ritterlich und mit Ehren zurück. Als er nämlich merkte, wie groß die Uebermacht der Feinde wäre, dünkte es ihm Zeit, daß ihm der König zu Hülfe käme; darum ritt er aus dem Streit und ſchickte Kurvenal fort mit der Botſchaft, daß der König alsbald kommen möge. Indeſſen kam der König Nampecenis, der auf der Seite der Feinde war, erwiſchte des Caynis Roß am Zaume, und führte ihn mit großem Triumph als Gefangenen fort. Als Herr Triſtan ſolches erſah, eilte er alsbald ſeinem Geſellen zu Hilfe, und erlöſte ihn mit gewaltigen Schwertſchlägen aus der Gewalt der Feinde. Somit kehrten ſie Beide wieder in den Streit, ſchlugen die Feinde gar ungefüge nieder und thaten ihnen großen Schaden. Nicht minder thaten auch die beiden Neffen des Konigs, die zerſchroteten Schilde und Helme, daß die Todten zu beiden Seiten vor ihnen darniederſanken. Als der Streit ſchon lange gewährt hatte, da wurden Herrn Triſtan und etlichen der Seinen ihre Pferde erſchlagen, daß ſie zu Fuß fechten mußten. Da ſprachen ſie zu einander: „Wir mögen ihnen nicht entfliehen; ſoll es denn nach ihrem Willen gehen, ſo kommen wir nimmer von hinnen. Das wolle Gott nicht, daß ihnen an uns ſo Liebes geſchehe!“ Mit dieſen Worten liefen ſie gegen die Feinde an mit Stechen und Hauen und trieben ſie mit Gewalt rückwärts. Es blieben der Feinde eine unzählbare Menge auf der Wahlſtatt, die in des Grafen Riolins Heer auf der Flucht erſchlagen und erſtochen wurden. Nachdem aber Herr Triſtan und Herr Caynis wieder zu Pferden gekommen waren, und gar häßlich unter den Feinden ſich herumtummelten, da kam ihnen der König mit ſeinem Haufen auch zu Hilfe. Dennoch waren der Feinde noch immer ſo viele, daß es nicht anders war, als ob das ganze Land voller Feinde wäre. Nun ſchlugen die zween Helden, Herr Triſtan und Herr Caynis, ſo viel Volk zu Tode, daß es nicht zu ſagen iſt. Deßgleichen thaten auch die zween Herren, des Königs Neffen, die warfen ihre Schilde hinter ſich und ſchlugen mit beiden Händen auf die Feinde. Da fielen die Todten ohne Zahl und ward der Streit ſo groß, daß man an etlichen Orten in dem Blute watete bis über die Knöchel. Als aber die Feinde ſahen, daß ihrer ſo gar viele darniederlagen, huben ſie ſich zur Flucht, und auf dieſer Flucht wurden die meiſten von ihnen erſchlagen oder gefangen. Auf ſolche Art gewann der König ſo viel der Gefangenen, daß er ſeinen Schaden wohl verſchmerzen mochte; denn Graf Riolin mußte ihm ſowohl für ſich als für die andern Alle ein Löſegeld geben, wie er es nur wollte. Der König hatte ſich an ſeinem Feinde genug und mit ſtrenger blutiger Rache gerochen; und ſolches Alles hatte er allein Herrn Triſtan zu danken. Dieſer vermittelte nun einen ſtäten Frieden dergeſtalt, daß Graf Riolin dem Könige ſein Land wieder bauen und ihm allen Schaden, den er durch ihn genommen, und alle Koſten, die er ſeinetwegen gehabt, reichlich erſetzen mußte. In dieſen Vertrag willigte Graf Riolin mit gutem Willen, und war froh, daß er ſo davonkam.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Wie der König beſorgte, Herr Triſtan möge ihn verlaſſen, und ihm ſeine Tochter gab.

Nachdem der Krieg beendet und der König nach Wunſche wieder zu Glück und Wohlſtand gekommen war, blieb Herr Triſtan noch eine Zeitlang bei ihm. Herr Caynis, ſein Geſell, fürchtete aber, Herr Triſtan würde einmal ohne Weiteres von ihnen reiten, und dachte daran, wie er dem zuvorkommen möchte, und benahm ſich gegen ihn alle Zeit gar vertraut und freundlich. Eines Tages ſprach er zu ihm: „Geſell, Du haſt meinem Vater und uns allen ſo große Liebe und Dienſte erzeigt, dafür wir Dir nimmer zu danken vermögen; Du biſt auch meinem Vater ſo lieb, als ich, das magſt Du daraus erkennen, daß er in dem ganzen Königreiche ausrufen ließ, es ſolle Dich Jeder alſo achten und verehren, als ob Du der Erbe ſeiner ganzen Macht wäreſt; warum bitteſt Du ihn nicht, daß er Dir meine Schweſter zum Weibe gebe?“ Herr Triſtan antwortete: „Ich thät es gern, wüßte ich, daß er ſie mir gäbe; wenn er ſie mir aber verſagte, ſo würde mich das bitter kränken, und ich hätte alle meine Dienſte umſonſt gethan.“ Caynis ſprach: „Wie aber, wenn es ihm lieb iſt und er ſie Dir gern gibt?“ Herr Triſtan ſprach: „Wüßte ich, daß er ſie mir gern gäbe, wer wäre froher als ich.“ Ueber dieſe Antwort freute ſich Herr Caynis und ſagte ſie ſeinem Vater, dem ſie auch lieb war zu hören. Auf ſolche Weiſe brachte Herr Caynis dieſe Heirath zu Stande und gab ſeinem Geſellen ſeine Schweſter zur Ehe. — Herr Triſtan lebte mit ſeiner ehelichen Frau ein ganzes Jahr, ohne daß er jemals ihren Leib berührte; denn ſein Herz und Gemüth war allezeit bei ſeiner allerliebſten Herrin Iſalde in kurnewäliſchen Landen; von der ſchied ſein Herz nie, weder in Stürmen, noch Streiten, noch in keinerlei Nöthen. Sein ehelich Gemahl trug ſein ſonderliches Weſen ohne Haß und Neid, denn ſie wußte es nicht anders. — Eines Tages ritten der König, die Königin, Herr Triſtan und ſeine Frau, auch Herr Caynis zur Kurzweil hinaus vor die Stadt Tareches. Da ritten ſie über ein Bächlein, das über den Weg floß, und Iſaldes Pferd trat hinein, alſo daß das Waſſer hoch empor ſpritzte und Iſalden das bloße Knie benetzte. Da ſprach ſie lächelnd vor ſich hin: „Waſſer, biſt mir doch fremd, wie maſt Du's wagen, mir das Knie zu berühren, was des kühnen Triſtan Hand noch nimmer gewagt.“ Solches ſprach ſie vor ſich hin, und dachte dabei an nichts Uebles. Herr Caynis hatte aber das Wort vernommen und fragte, was ſie geſagt hätte. Der Frau war es leid, daß es ihr Bruder gehört hätte, doch mußte ſie's ihm ſagen. Da ſprach er: „Du biſt nun über ein Jahr Triſtans Weib, wie wäre das möglich; Du haſt die Unwahrheit geſagt.“ Sie ſprach: „Fürwahr, nein; Herr Triſtan iſt ſo züchtig, daß er noch nie mit ſeiner Hand mein Knie berührt hat.“ Herr Caynis ſprach: „So warſt Du auch nie ſein Weib!“ Damit ritt er zu ſeinem Vater und klagte ihm, daß Herr Triſtan ſeine Schweſter noch nie zum Weibe gewann und ſprach: „Das gereicht uns Allen zu Schimpf und Schande; denn er hat es aus keinem andern Grunde gethan, als weil er ſie verlaſſen will.“ Da ſprach der König: „So müßte Gott der Herr uns Alle verlaſſen und uns nimmer helfen! Wir wollen alsbald über ihn richten, denn hier mag ſolches am füglichſten geſchehen.“ Sogleich nahmen ſie etliche Freunde und Männer zu ſich, ſo viele als deren bei ihnen waren, und beſchloſſen einſtimmig, daß er durch ſie des Todes ſterben ſollte. Jedoch gedachte Herr Caynis der Freundſchaft und Treue, die ſie einander gelobt hatten, und ſprach: „Er iſt mein Geſell, und es gebührt mir nicht, daß ich ihn ungewarnt erſchlage: darum will ich ihm zuvor unſer Bündniß aufſagen, damit ich meiner Ehre genugthue.“ Hiemit kam er zu Herrn Triſtan und ſprach zu ihm: „Ich ſage Euch das Bündniß auf, das wir mit einander geſchloſſen, und mag nicht länger Geſellſchaft und Freundſchaft mit Euch haben.“ Herr Triſtan fragte: „Warum?“ Caynis ſprach: „Darum, daß Ihr meine Schweſter und uns Alle beſchimpft habt!“ Herr Triſtan begann zu leugnen und begehrte zu wiſſen, womit er ihr Schimpf angethan habe. Herr Caynis ſprach zu ihm: „Was ſoll ich davon reden? Ihr wiſſet es ſelbſt am beſten!“ Herr Triſtan ſprach: „Ich weiß nichts, womit ich Eure Schweſter und Euch beſchimpft habe.“ Caynis ſprach: „Ei, ſo will ich's Euch ſagen! Ihr habt meine Schweſter eine Jungfrau gelaſſen, uns Allen zur Schmach, und wir wiſſen doch wohl, daß ſie ſo edel und eines ſo guten Geſchlechts iſt, als Ihr. Aber Ihr habt es uns Allen zu Schimpf und Schande gethan, darum, weil Ihr ſie verlaſſen wollet.“ Darauf antwortete Herr Triſtan: „Herr Caynis, glaubet fürwahr, daß ich niemals im Sinne getragen, ſie zu verlaſſen; es kommt von andern Urſachen, daß ich ſie nicht zum Weibe gewann.“ Er ſagte: „So laſſet mich hören, wovon das kommt?“ Herr Triſtan antwortete: „Nein, ich will das nicht ſagen, denn Ihr würdet es unrecht aufnehmen, wenn ich's Euch ſagte.“ Caynis ſprach: „Herr Triſtan, ſaget es an, ich will es nicht anders aufnehmen als recht iſt.“ Da ſprach Herr Triſtan: „Herr Caynis, Eure Schweſter hat mir's nicht alſo geboten, daß ich ſie als mein Weib lieben möchte; denn wiſſet, es lebt eine Frau, eine Königin, die hält um meinetwillen einen Hund beſſer, als Eure Schweſter bisher an mir gethan hat. Darum verſteht dieſes nicht anders als recht iſt: was ich gethan und gelaſſen, dazu habe ich wohl Urſache gehabt. Laſſet Euren Zorn und Unwillen fahren, und wollet Ihr mir folgen, ſo will ich Euch dahin bringen, wo Ihr ſelbſt hören und ſehen ſollt, daß ich die Wahrheit ſage. Wo es ſich aber anders befindet, ſo ſollt Ihr Macht und Gewalt haben, an mir Euer Recht zu fordern, wie und in welcher Weiſe Ihr wollt.“ Darauf mußte Herr Triſtan Herrn Caynis geloben, daß er zu ſeiner ehelichen Frau wieder zurückkehren wollte, und daß er ſich ihnen, ſo es ſich nicht beſände, wie er geſagt hätte, überliefern wollte, daß ſie an ihm Rache nähmen, wie ſie wollten.

Vierzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan und Herr Caynis über Meer zu Herzog Thinas Burg kamen, und was ſich weiter mit ihnen begab.

Nachdem ſie dieß unter einander ſo beſprochen hatten, ritten Herr Triſtan und Herr Caynis mit einander hinweg. Als ſie zu dem Meere kamen, gingen ſie in ein Schiff und fuhren in kurnewäliſch Land. Als ſie nun nahe zu der Burg Litamp gekommen waren, welche dem Herzog Thinas gehörte, ſo landeten ſie und gingen aus dem Schiffe auf die Burg. Es traf ſich, daß der Herzog Thinas damals gerade daheim war. Er ging ihnen entgegen und empfing ſie mit großen Freuden; denn er ſah nie einen Gaſt ſo gerne als Herrn Triſtan, der allwegen ſein beſter Freund war. Herr Triſtan nahm den Herzog beiſeit und ſagte ihm Wort für Wort, wie es mit ihm ſtünde; und ſein Leben liege in ſeiner lieben Herrin Händen, das möge ſie ihm erhalten oder nehmen, wie ſie ſelber wollte. Doch hätte er kein anderes Vertrauen, denn dieß, daß ſie ihm zu Hilfe käme und ihn dieſer ängſtlichen Sorgen erledigte. Er ſagte auch dem Herzoge, wie und auf welche Weiſe dieſes geſchehen möchte, und entbot ihr, daß ſie ſolches um ſeinetwillen thun und den König bitten möchte, daß er mit großer Ritterſchaft auf die Jagd gen Blankenland, an die Wieſen, reiten möchte. Da ſollte ſie dann auch hinkommen mit allen ihren Jungfrauen, mit ſo großer Pracht und

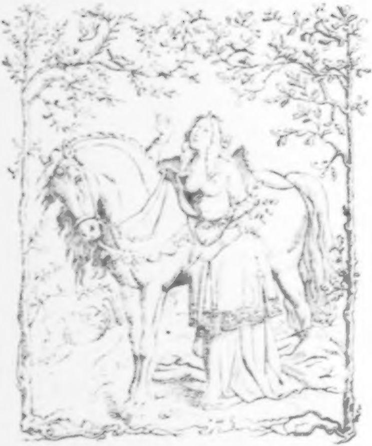
Herrlichkeit, als ſie vermöchte, und ſollte beſonders auch das Hündlein, das er ihr gegeben hätte, mit großer Zierde und Herrlichkeit mit ſich führen. „Herr Thinas, lieber getreuer Freund und Geſell, ſage meiner Herrin den großen Ernſt meiner Angſt, und bitte ſie freundlich, daß ſie mich nicht verlaſſe und mir zu Hilfe komme, mein Leben zu erhalten; denn ſie iſt mir lieb vor allen Weibern, ſo lange als ich lebe. Ich habe auch keinen Zweifel: wenn ſie hören wird, daß ich in das Land gekommen bin, ſo wird ſie mir die Reiſe nicht verſagen, ſondern wird allen Fleiß darauf wenden, daß ihre Herreiſe löblich und ganz wie ich begehrt, vollbracht werde, beſonders wenn ſie erfährt, daß mein Leben ganz davon abhängt und in ihren Händen ruht. Darum, mein lieber Freund Thinas, überbringe dieſe Botſchaft mit allem Fleiß, denn mein Leben ſteht wie bei meiner Herrin, ſo auch bei Dir. Willſt Du mir helfen, ſo iſt mir geholfen; verläſſeſt Du mich aber, ſo muß ich ſterben. Aber ich weiß von Dir, wo es mir an das Leben geht, daß Du mir hilfſt; ſolches haſt Du mich vordem ſchon mehr als einmal erkennen laſſen.“ Thinas antwortete: „Mag ich mich darauf verlaſſen, daß Dir meine Herrin die allerliebſte iſt, wie Du denn ſelbſt geſagt haſt, ſo will ich mich dieſer Botſchaft für Dich unterziehen.“ Herr Triſtan ſprach: „Ja, Herr, es iſt nicht anders. Ihr mögt Euch gewißlich darauf verlaſſen, daß ich mein Herz und Gemüth nie von ihr abgewendet habe; ich habe zu ihr auch das feſte Vertrauen, daß ſie, um meiner ſtäten Liebe und Treue willen, mich jetzt vom Tode errettet.“ Thinas antwortete: „So ſoll meine Herrin auch thun, was Dir lieb iſt, in allen Sachen; denn ich weiß wohl, ſobald ſie hört, daß Dir ſoviel daran gelegen iſt, ſo werden ihr keine Koſten zu viel ſein, ſie richtet es Alles nach Deinem Begehren ein. Ja, ob Dir auch nicht ſoviel daran läge, ſie ließe Dich dennoch nicht von hinnen, bevor ſie Deiner anſichtig geworden wäre. Du ſollſt auch keinen Zweifel haben; ich werde dieſe Sache ausrichten nach

Deinem Gefallen; und Du ſollſt dieſer Sache wegen Dein Leben gar wohl erhalten.“ Da ſprach Herr Triſtan: „O, lieber Thinas, mein treuer Freund, willſt Du mir denn zu Willen ſein, ſo ſage meiner Herrin, daß bei der Straße, die ſie reiten ſoll, eine Birſchwarte iſt, und nahe dabei ein dichter Dorn, daſelbſt ſoll ſie wohl Acht haben. Dieſen Ort nämlich habe ich auserſehen, daß wir, ich und mein Geſell, darin uns verbergen wollen. Sobald ſie aber zu dem Dorn kommt, und ſich dicht neben uns befindet, ſo will ich ihrem Roß ein Reis in die Mähnen ſchießen, alsdann ſoll ſie ſtill halten und ſoll das Hündlein ſelbſt führen, auf daß mein Geſell ſehe, ob ich die Wahrheit geredet habe oder nicht.“ Das Alles, und mit noch mehrern Worten ließ er ſeiner liebſten Herrin und Königin ſagen. Auch ſchickte er ihr einen Ring, den ſie ihm gegeben hatte und daran ſie erkennen ſollte, daß er in das Land gekommen wäre. — Herr Thinas ritt hinweg. Als er gen Hofe kam, fand er den König und ſein Gemahl beim Bretſpiel, mit einander ſpielend, und als er eintrat, hörten ſie alsbald auf. Da ging Herr Thinas zu ihr hin und ſprach: „Herrin, ich will mit Euch ſpielen.“ Als er nun ſpielte, brachte er öfter und mehr als nöthig war, die Hand auf das Bret; er that es aber, damit die Frau des Ringes an ſeinem Finger wahrnähme. Als ſie den Ring erblickt hatte, da mußte das Spiel bald liegen bleiben. Sie ging in ihr Gemach und ließ den Herzog Thinas zu ſich entbieten. Alsbald fragte ſie ihn, ob er wüßte, wo Herr Triſtan wäre? Er ſprach: „Herrin, ich weiß ihn: ich ließ ihn heute in meiner Burg.“ Die Königin ſprach: „O wehe, lieber Thinas, treuer Freund, wie gehabt er ſich? Will er mich nicht ſehen?“ Er antwortete: „Herrin, er gehabt ſich wohl, und all ſein Begehren geht dahin, daß er Euch ſehen möge: es wird auch ohne Zweifel in Kurzem geſchehen.“ Die Königin ſprach: „Ach, lieber Thinas, treuer Freund, wann mag das ſein, oder wie mag es geſchehen?“ Er gab der Königin den Ring und ſagte ihr dabei, was ihr Herr Triſtan entboten hätte; er ermahnte ſie auch fleißig, daß ſie ihm ſeine Bitte nicht abſchlüge, ſondern ihm zu Willen wäre, auf daß ſeine Reiſe glücklich und ihm zur Ehre vollendet werde. — Als die Frau erfuhr, daß ihr Allerliebſter wieder in ihrer Nähe wäre, da wurde ſie über die Maßen hoch erfreut; denn ſo lange er abweſend geweſen war, hatte ſie niemals rechte Freude empfunden. Ohne alles Verziehen bat ſie den König, mit großer Ritterſchaft gen Blankenland auf die Jagd zu reiten, und nachdem es ihr derſelbe zugeſagt, rüſtete ſie ſich mit ihren Jungfrauen ſo köſtlich und herrlich zu der Jagdreiſe, daß man Wunder davon erzählen konnte. — Am andern Morgen in der Frühe ging Herr Triſtan mit Herrn Caynis in den Dorn, welchen er der Frau bezeichnet hatte, um darin ſeiner Herzenskaiſerin zu warten. Als ſie eine kleine Weile darinnen waren, kamen die Köche des Königs mit Keſſeln und Pfannen, darnach die Leute, welche Speiſe zuführten; deren deuchte Herrn Caynis ſehr viele zu ſeyn. Auch kamen daher die Truchſeſſe und Schenken, darnach die Jäger mit vielen Hunden. Hierauf kamen des Königs Kammerwagen und die Kämmerlinge, und endlich der König ſelbſt mit großer Ritterſchaft, und manchem ſchönen Federſpiel oder Jagdfalken. Nachdem nun der König vorüber war, da kam der Königin Kammerwagen und es begleiteten ihn ſo viele Trabanten, daß ſich Herr Caynis nicht genug verwundern konnte. Nun kamen die Frauen. Es hatte aber die Königin den Zug alſo geordnet, daß ſtets ein Ritter und eine Jungfrau neben einander ritten und die Nachfolgenden nicht zu nahe auf die Vordern, ſo daß je Zwei und Zwei gar wohl mit einander reden mochten, was ſie wollten, ohne von den Andern gehört zu werden. Es waren auch die Frauen und Jungfrauen herrlich und köſtlich bekleidet und geziert mit Gold und köſtlichem Edelgeſtein und den ſchönſten Gewändern, die man ſehen konnte, aber Eine immer köſtlicher als die Andere, und je mehr vor dem Dorn vorüber ritten, deſto beſſer und ſchöner geſchmückt waren ſie. Nun ſahen ſie eine minnigliche ſchöne Jungfrau, da meinte Herr Caynis, er hätte niemals etwas Schöneres geſehen, und ſprach: „Hie kömmt die Königin!“ Da antwortete Herr Caynis: „Sie iſt es nicht; dieſe iſt gegen die Königin zu ſchauen wie eine trübe Wolke gegen die lichte Sonne!“ Herr Caynis ſchwieg, aber er glaubte ihm nicht, denn es war ihm, als er in der Jungfrau Angeſicht ſchaute, als habe er in ein klares Spiegelglas geblickt. Dieſe Jungfrau hieß man die ſchöne Gimelle von der Schitriel; bei ihr ritt Herr Cavlach, ein Graf von Miliach, der war der ſchönſte Jüngling, der damals leben mochte; dieſe Zwei kehrten ihre Angeſichter recht gegen Herrn Caynis, ſo daß er ſie gar wohl betrachten mochte. Sie redeten auch mit einander und lachten einander gar freundlich und traulich an. Als aber Herr Caynis das ſah, ſprach er bei ſich ſelbſt, daß nichts Schöneres und Lieblicheres auf dem ganzen Erdboden leben möchte, als dieſe zwei Menſchen. Als nun die Beiden vorüber waren, da ritt die getreue Brangele allein, ohne alle Geſellſchaft, während ſonſt je Zwei und Zwei neben einander ritten. Da Herr Caynis die erſah, meinte er, ſie wäre an Geſtalt und Gebärde noch ſchöner als die, welche er zuvor geſehen. Nach ihr gingen zween Zelter, die trugen eine Truhe, mit Gold und Edelſteinen auf das allerzierlichſte geſchmückt. Herr Caynis fragte, was dieß wäre? Herr Triſtan antwortete und ſprach: „Das iſt der Hund, den ich meiner Herrin gegeben habe, und den ſie um meinetwillen alſo führt.“ Als Herr Caynis dieß hörte, ſprach er: „Du haſt die Wahrheit geredet: denn wahrlich, ſo hoch hat meine Schweſter Dich niemals in Ehren gehalten.“ Als er nun dieſe Worte redete, da fiel in ſeine Augen ein ſolcher Glanz der Schönheit, daß ihm war, als ob ihn zwei Sonnen geblendet hätten und er alsbald fragte: was das wäre? Herr Triſtan ſprach mit großen Freuden: „Hie kommt die Königin, meines Herzens allerliebſte Herrin!“ Herr Caynis aber glaubte nicht, daß ein ſolcher Glanz in der Königin leuchtete, bis er ſie ſelbſt ſah. Die Königin ritt allein, denn ſie hatte ihren Begleiter Auctrat wieder zurückgeſchickt, um etwas zu holen, was er nicht zu finden vermochte: ſie hätte es wohl gern geſehen, daß er nimmer wiedergekommen wäre. Alſo kam ſie zu dem Dorn geritten, und brachte mit ſich den Glanz und das Licht der Schönheit, das Herrn Caynis von Weitem geblendet hatte; da mußte derſelbe nun der Wahrheit gemäß bekennen, daß er in ſeinem Leben niemals ſo ſchönen Frauenleib geſehen hätte. Er ſtand und konnte nicht aufhören, ſich zu wundern, über den Glanz der Schönheit, welcher von der Frau ſtrahlte, und ſprach zu Herrn Triſtan: „Geſell, ich meinte nicht, daß ſolche große Klarheit und Schönheit ein Menſch auf Erden zu beſitzen vermöge, ich hätte es auch weder Dir noch irgend einem Menſchen jemals geglaubt, wenn ich das nicht mit eigenen Augen geſehen hätte. Fürwahr, Iſalde, meine Schweſter, hat nicht die Schönheit dieſer Frau, und mit Unrecht habe ich ſie bisher für das ſchönſte Weib gehalten. Ihre Schönheit iſt nur Häßlichkeit gegen das, was jetzt meine Augen ſehen.“ Herr Triſtan wollte ſich nun zu erkennen und ſeiner Herrin zu verſtehen geben, daß er in der Nähe wäre; er nahm ein Reis und ſchoß es von einem Bogen in die Mähnen des Pferdes, darauf ſeine Herrin ſaß. Alsbald merkte ſie, daß er da war, und hielt ſtill. Sie rief Brangele zu ſich, und hieß ſie den jungen Grafen Cavlach zu ihr rufen. Als der kam, ſandte ſie ihn zu dem Könige, und ließ ihm ſagen, daß ſie auf dem Wege krank geworden wäre, darum möge er ſie die nächſte Nacht allein laſſen und erlauben, daß ſie ihr Lager dieſſeit des Waſſers aufſchlüge, während er jenſeit deſſelben lagerte, damit ſie deſto beſſere Ruhe vor dem Geräuſch der Jagdgeſellſchaft haben möchte; auch bäte ſie ihn, dafür Sorge zu tragen, daß, wenn ſie gen Blankenland in die Herberge käme, allda kein Horn noch Hund zu hören wäre; denn das Haupt wäre ihr ſo ſchwach, daß ſie das nicht zu ertragen vermöchte. Cavlach ritt hinweg, um dem Könige dieſe Botſchaft zu hinterbringen, und dieſer that gern nach ihrem Wunſche, denn die Frau war ihm ſo lieb, daß er willig Alles that, warum ſie ihn bitten ließ. Die Königin ſtieg von dem Pferde, ohne daß ſie Hülfe begehrte, was vormals nie geſchehen war, und ging hin zu der goldnen Trube, in welcher der Bracke lag. Sie nahm den Hund mit ihren hermelinweißen Händen heraus, mit viel ſüßen Worten und lieblichen Gebärden, ſie umhüllte ihn mit ihrem Mantel, der mit Gold und edlem Geſtein beſetzt war, ſo daß er nicht koſtbarer ſein konnte: ſie nahm den ſchönen Bracken in ihren Arm und ſprach zu ihm ſo gütlich und freundlich, als ob ſie Herrn Triſtan ſelbſt in ihren Armen hätte. Nachdem ſie ihn aber eine lange Weile geſtreichelt und geliebkoſt, trug ſie ihn wieder auf ſein Lager. Als ſie zurück ging, ließ ſie den Mantel fallen, ſo daß ſie Herr Caynis gar wohl zu ſehen vermochte. Der vermochte ſich nicht länger zu halten, ſondern ſprach es aus mit Herz und Mund, daß keine ſchönere Kreatur auf Erden lebte, als eben dieſe Frau. Und er ſprach zu ſeinem Geſellen, Herrn Triſtan: „Geſell, ich ſage Dich aller Treue gegen meine Schweſter ledig und los: ich ſehe, ſie iſt noch viel ſchöner, als Du geſagt haſt. Ich bekenne auch, daß Du von meiner Schweſter nicht ſo freundlich biſt gehalten worden.“

Einundvierzigſtes Kapitel.

Wie die Königin zu dem Dorn kam und Herrn Triſtan zu verſtehen gab, wo er zu ihr kommen ſollte.

Hiernach ging die Königin an dem Gebüſch hin, und hörte den Waldvöglein zu, welche gar luſtig ſangen. Da ſprach ſie zu ihnen mit lauter Stimme: „O ihr lieben Vöglein, Ihr gewährt ſo holde Freude durch Eure ſüßen Stimmen und holden Geſang; darum will ich Euch gewinnen mit reicher Gabe und Geſchenken,



auf daß Ihr heute mit mir gen Blankenland in die Herberg flieget und mir dieſe Nacht daſelbſt ſinget.“ Mit dieſer Red und kluger Liſt gab ſie Herrn Triſtan zu verſtehen, wo ſi dieſe Nacht ſein würde, und wo er ſie finden ſollte. Da ſi nicht zu ihm ſprechen durfte, ſo that ſie den Vöglein Wille und Meinung kund, und ſie wußte wohl, daß ihr kluger Freun ſie verſtünde. Nachdem ſie dieſe Worte geredet, ging ſie wieder hin und nahm ihren Mantel um. — Bald darauf kam der leidige Auctrat; der hub ſie alsbald auf das Pferd und führte ſie gen Blankenland, denn es war Alles nach ihrem Willen vollbracht, um was ſie den König hatte bitten laſſen. Ehe aber der König zur Ruhe ging, wollte er zuvor ſehen, wie ſich die Frau befände, und ritt allein gen Blankenland. Brangele ging ihm an die Thür entgegen und ſagte ihm, die Frau wäre ſehr krank, darum möchte er vor dem morgenden Tage nicht mit ihr ſprechen. Da mußte denn der gute König wieder von dannen reiten, und er beklagte ſeiner Gemahlin Krankheit von Herzen. — Sobald als der Tag ſeinen Lauf vollbracht hatte und die Nacht kam, da kam auch Herr Triſtan mit ſeinem Geſellen. Man führte ſie ſogleich zur Königin, und zur Stunde ward dieſelbe geſund, denn es war ihr der rechte Arzt gekommen. Wie freundlich und lieblich die Frau ihren Geliebten empfing, bleibt ungeſagt, denn kein Menſch vermag es hinreichend zu beſchreiben, auch weiß ohnehin Jedermann, daß ſich Liebes gegen Liebes ſo freundlich erzeigt, als nur immer geſchehen mag. — Die Frau nahm Herrn Triſtan zu ſich und hieß ſeinen Geſellen, Herrn Caynis, zu der ſchönen Gymelle von der Schietriel ſetzen. Nun war Niemand in dem Gemach, als die König, Herr Triſtan, Herr Caynis, Gymelle, Brangele und Peronis, welche Alle der Königin heimliche Liebe gar wohl wußten. Dieſe unterhielt ſich mit Herrn Triſtan von ihrer Liebe, und Eines klagte dem Andern, welche ſehnende Noth ſie während der Zeit der Trennung erlitten hätten, und ſagten einander, wie ihr Herz ſich freue, daß ſie ſich, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder hätten. Herr Caynis aber bewarb ſich um der ſchönen Gymelle Liebe und Freundſchaft, und bat ſie gar dringend, ihm ihre Gunſt zu ſchenken. Sie aber lachte über ſeine Worte und trieb ihr Geſpött mit ihm. Als er jedoch nicht nachließ zu bitten, und ſie ſeinen Ernſt erkannte, ſprach ſie: ,,Herr, wo denket Ihr hin, und wo habt

Ihr Eure Sinne? Ihr ſeht doch wohl, daß ich keine Bäuerin bin, die Eure Liebe und Freundſchaft ſofort als eine große Gnade um jeden Preis erkaufen ſollte. Ei, Ihr ſcheint wenig von ritterlicher Zucht und Sitte zu verſtehen; denn wenn Ihr ſchon fünf Jahre Euch meinem Dienſte treu und ritterlich gewidmet hättet, ſo wäre es noch immer viel zu frühe, Euch mit meiner Gunſt zu beglücken, wie Ihr in Eurem Uebermuth begehret.“ Darauf aber bedachte ſie ſich bald anders und ſetzte hinzu: „Doch ſcheint Ihr mir immer aller Ehren werth und meiner würdig, und wenn Ihr mein Landsmann wäret und gefielt meinen Freunden, ſo thäte ich wohl, was ich Eurer Bitte verſage.“ Herr Caynis ward betrübt; es reuete ihm, daß er jemals daran gedacht, und er wußte nicht, was er antworten ſollte. — Nun war es Zeit zur Ruhe zu gehen, da trat die Königin vor Herrn Caynis und ſprach: „Um Triſtans Liebe willen, vergönne ich Euch heute Nacht Euer Lager zu nehmen, bei welcher von dieſen Jungfrauen Ihr wollet, und welche Euch die liebſte unter ihnen iſt, die nehmet Euch zur Geſellſchaft. Herr Caynis meinte, ſie triebe ihren Spott mit ihm und dachte: bin ich ihrer nur zum Spott hierhergekommen, ſo wäre ich beſſer draußen geblieben. Als er aber ihren Ernſt wahrnahm und verſtand, daß kein Geſpött in ihrer Rede war, ſprach er: „Herrin, Gott belohne Euch um ſolcher Treue und Freundſchaft willen, wie Ihr an mir erzeiget. Soll ich aber wählen unter dieſen Jungfrauen, ſo iſt es Gymelle, denn ich habe ihr ſchon geſagt, wie ſehr mein Herz in Liebe gegen ſie entbrannt iſt.“ Alsbald gebot die Königin, daß Herrn Caynis Bett neben dem Gymellens aufgeſchlagen würde. Indeß aber Herr Caynis ſich entkleidete, ging die Jungfrau vor die Königin und ſprach in großem Unwillen: „Wie ſoll ich das verſtehen? Iſt es Euch lieb, daß ich meine Ehre alſo verlieren ſoll? Mir nicht!“ Die Königin ſprach: „Geh hin und nimm das Kiſſen, welches ich unter mein Haupt lege, ſo oft ich mich nach Herrn Triſtan ſehne; Du weißt wohl, welche Beſchaffenheit es damit hat: lege es ihm unter ſein Haupt, alsbald entſchläft er und ſchläft ſo lange, bis Du ihm das Kiſſen wieder nimmſt. So magſt Du dieſe Nacht mit gutem Frieden bei ihm ſchlafen.“ — Das Kiſſen war nämlich mit Kunſt alſo zugerichtet: wer darauf entſchlief, der ſchlief Nacht und Tag, und wer ſein Haupt darauf legte, der mußte im Augenblick entſchlafen, er wollte oder wollte nicht, und erwachte nicht eher, als bis man ihm das Kiſſen wieder nahm. Wenn der Königin die große Liebe und die Sehnſucht nach Herrn Triſtan allzuſehr überhand nahm, ſo legte ſie ſich auf dieſes Kiſſen und verringerte damit ihre Noth um einen Theil. Gymelle nahm das Kiſſen, legte ſich zu dem Helden und ſprach: „Hebet Euer Haupt empor, ich will Euch in meinen Arm nehmen, das hat mir meine Herrin geboten.“ Herr Caynis dankte Gott und auch der Königin, und war über die Maßen froh, daß die Jungfrau freundlich gegen ihn ſein wollte. Gymelle aber ſchob ihm eilig das Kiſſen unter ſein Haupt und alsbald entſchlief er und erwachte die ganze Nacht nicht, wußte auch nicht, ob er allein oder zu zweien läge. — Des Morgens, als es tagte, ſtand die Jungfrau auf, kleidete ſich auf das ſchönſte, ging hin und zog dem Helden das Kiſſen unter dem Haupte weg. Sogleich erwachte er, griff um ſich und fand nichts. Da erſchrak er ſehr, und da er ſich ſo verſpottet und verunglimpft ſah, wäre er lieber tauſend Meilen weit von ihr entfernt geweſen. Die Nacht war nun vorüber und der Tag erleuchtete die Erdenwelt, das mußte er gar wohl merken und konnte ſich wenig Liebes von ihr verſehen: indeß blieb er noch eine Weile liegen und mußte danach ſein Leid noch beſſer aus den Spottreden erkennen, mit denen er heimgeſucht ward. Da ſprach Gymelle: „Hätt ich geſtern gewußt, daß Ihr alſo züchtiglich liegen wolltet, ich hätte mich keinen Augenblick geweigert, Alles zu erfüllen, darum Ihr mich batet.“ Als er das hörte, ward ihm vor Leid gar weh im Herzen, und war er ſo außer ſich vor Schreck, daß, wenn ihn einer in das Ohr geſchnitten hätte, kein Blutstropfen herausgekommen wäre. — Nun war auch die Zeit gekommen, daß die beiden Liebenden abermals von einander ſcheiden mußten, welches unter großen Schmerzen und Klagen geſchah. Herr Triſtan wußte aber nicht, wie es ſeinem Schwager ergangen war. Er ſchickte Peronis alsbald zu Kurvenal und ließ dieſem den Ort bezeichnen, wo er ihn mit den Pferden erwarten ſollte. Es war nämlich nahe bei dem Wege, den ſie reiten ſollten, ein böſer Sumpf, den wollte Herr Triſtan umgehen, bis er auf den ſichern Weg zu den Pferden käme. Peronis lief alsbald hin und ſagte Kurvenal die Botſchaft, und dieſer machte ſich ſogleich auf, kam zu dem Sumpf und vermeinte ſeinen Herrn daſelbſt zu erwarten. Auch war mit ihm da Herr Caynis und ſein Diener, die hielten auf der Furth; wärend ſie aber alſo hielten da kam ein Mann mit Namen Pleherin von des Königs Hofgeſinde, und hatte ſieben Diener bei ſich. Als er Jene ſah, ritt er alsbald auf ſie zu, und als ſie ſich zur Flucht wendeten, ſetzte er ihnen eifrig nach. Pleherin meinte, es wäre Herr Triſtan, und rief ihm nach: ,,Kehre, Held, kehre durch Deine große Kühnheit!'' Jene aber kehrten ſich nicht an ſein Rufen, und ritten ihres Weges. Da rief er abermals: ,,Kehre, werther Herr Triſtan, um der Königin willen, ſo ſie Dir je lieb war!'' Jene aber wollten nicht umkehren. Da ſprengte er mit großem Neid auf ſie zu und wollte ſie nöthigen, ihm zu ſagen, wer ſie wären. Sie kamen aber doch von dannen, ohne ihm Rede ſtehen zu müſſen, nur daß er ihnen ein Pferd abjagte auf der Flucht. An demſelben Tage mußte Kurvenal mehr als eine Meile irre reiten, ehe er zu ſeinem Herrn kam.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan bei der Königin verleumdet ward, und dieſe darum in großen Zorn gerieth.

Nicht lange danach kam Pleberin zu Hofe und ſagte der Königin: Herr Triſtan wäre im Lande, und er habe ihn gejagt und ihm ein Pferd genommen; er wäre aber ſo ſchnell geflohen, daß er ihn nicht hätte erreiten können. Er erzählte ferner, daß er ihn bei dem Namen der Königin aufgefordert hätte umzukehren, Triſtan aber ihn nicht hätte hören wollen, ſondern in aller Eile davon geritten wäre. Die Königin antwortete ihm mit großem Zorne: „Was redeſt Du von Triſtan? Ich wollte, Du hätteſt ihn auf den Rücken genommen, und ihn in das Meer geworfen, daß ich ſeinen Namen nimmermehr gehört hätte. Aber ich glaube, Du möchteſt Dir eher die eigenen Augen aus dem Haupte graben, als daß es Dir vergönnt ſein dürfte, daß Du einen ſo kühnen Mann jagteſt.“ Pleberin war ein höflicher und verſtändiger Mann; als er ihren Zorn ſah, war ihm leid, daß er das Wort ausgeſprochen, und er ging alsbald von dannen. Die Königin aber grämte ſich innerlich und war voller Unmuths, daß Herr Triſtan um ihretwillen ſich nicht umgewendet hatte. Sie mochte ihren Zorn auch nicht länger in ſich verſchließen, ſondern ließ dem Helden durch Peronis entbieten: er hätte gar übel gethan, daß er ſich nicht zur Umkehr gewendet, als ihn Pleberin um ihretwillen gemahnt und aufgefordert hätte. Peronis lief in aller Eile hin und kam zu dem Dorne, wo er Herrn Triſtan fand. Als dieſer die Botſchaft vernommen hatte, war ſie ihm ganz fremd, und er ſprach: „Ich bin hierin ganz unſchuldig, und das magſt Du ſelbſt erkennen, denn die Pferde ſind mir bis auf dieſen Augenblick noch nicht gekommen. Auch ſollſt Du nicht zweifeln, wer mich bei ihrem Namen forderte, dem ſtellte ich mich unter die Augen und ob tauſend Ritter bei ihm wären. Fürwahr, das ſollſt Du mir glauben!“ Indeß ſie ſo redeten, kamen Herr Caynis, Kurvenal und Caynis Diener und führten nicht mehr als drei Pferde mit ſich, das vierte hätte ihnen Pleberin abgejagt. Herr Caynis war voll Zornes und Unmuthes und meinte nicht anders, als Herr Triſtan wüßte, wie ihm die vergangene Nacht geſchehen war, hätte dazu gerathen und ſeine Luſt daran gehabt. Deswegen wollte er ſich rächen. Herr Triſtan aber wußte nichts von Allem, was geſchehen war, denn er hatte an Niemand als die Königin gedacht. Sie geriethen da ſo hart mit Worten aneinander, daß Herr Triſtan Herrn Caynis anlief und ihn daniederſchlagen wollte. Doch bedachte er ſich anders, denn es fiel ihm ein: er iſt mit mir hergekommen; erſchlüge ich ihn, das brächte mir wenig Ehre; darum will ich meinen Zorn gegen ihn laſſen, obſchon er übel an mir gethan hat. Hiermit kehrte er ſich zu Peronis und ſprach zu ihm: „Sage der Königin, meiner Herrin, meine Unſchuld, und daß ſie gewiß ſein ſoll: was jemals Jemand um ihretwillen von mir gebeten oder begehrt, das habe ich niemals verſagt oder abgeſchlagen, ſondern ich bin allezeit treu in ihrem Dienſte geweſen, und habe um ihretwillen Alles vollbracht. Auch magſt Du ihr ſelbſt ſagen, willſt Du anders die Wahrheit reden, daß man mich unſchuldig verklagt. Laufe alsbald hin und ſage dieſes meiner allerliebſten Herrin, ſo will ich hier Deiner warten. Es ſei mir nun zu Nutz oder Schaden, ſo weiche ich nicht von dieſer Stelle, bis Du mir Antwort von ihr bringſt, ob ſie mich für ſchuldig halten oder mich der Wahrheit nach als unſchuldig erkennen will.“ — Peronis lief dahin. Als er zu der Königin kam und ihr Triſtans Botſchaft anſagte, da ſprach ſie: „O weh, Geld und Gut, wie vermagſt Du die Menſchen zu beherrſchen! Ich höre wohl, daß Du mit Geld gewonnen biſt, mich zu betrügen und zu belügen; aber es ſoll Dich noch gereuen!“ Peronis ſchwur ihr manchen Eid, daß er keine Lüge ſage, noch ſie betrügen wolle, und erzählte, wie Herr Caynis und die Knechte auf der Flucht geweſen wären ohne Herrn Triſtan, der den ganzen Tag auf die Pferde gewartet hätte, wie die Pferde erſt angekommen wären in ſeiner Gegenwart, endlich wie Herr Triſtan und Herr Caynis heftig mit einander gezürnt hätten, aber die Königin glaubte dieſes Alles nicht und ſprach voll Zornes: „Peronis, daß Du mir um ſeiner Gaben willen die Unwahrheit ſagen willſt, iſt mir nicht lieb.“ Die Frau ließ ſich nicht davon abbringen, Herr Triſtan wäre ſchuldig und hätte dieſem mit Geſchenken den Mund verſchloſſen, was doch nicht alſo war. — Als Peronis ihren unwandelbaren Zorn bemerkte, da ging er wieder zu Herrn Triſtan und ſagte dieſem, daß ſeine Frau an ſeine Unſchuld nicht glauben wollte. Herr Triſtan ſprach: „Das iſt mir inniglich leid; ich will auch große Mühſale darum erdulden, bis daß ſie mich von dieſer Schande frei ſpreche.“ Hierauf hieß er Kurvenal ihm ſein Pferd vom Wege ziehen, und er ſollte Herrn Caynis reiten laſſen, wohin er wollte. Er ſprach in großem Zorn und Ungeduld: „Durch ihn habe ich meiner Herrin Huld verloren, darum achte ich nicht, wohin er reite oder gehe.“ Als aber Herr Caynis den großen Zorn und Ernſt ſeines Schwagers inne ward, bereuete er, was er zuvor gegen ihn geredet hatte, und ſprach zu Kurvenal: „Ich will nirgends hinreiten, ſondern mit Dir hier auf Herrn Triſtan, meinen Geſellen, warten, bis daß er zurückkehrt.“

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan in der Geſtalt eines Ausſätzigen zu der Königin kam und wie es ihm daſelbſt erging.

Herr Triſtan war gar tief betrübt darum, daß er ſeiner allerliebſten Herrin Huld verloren hatte, und rief in ſeinem Schmerze:

„Ich will darum ſterben, oder ſie erkenne meine Unſchuld.“ Er ging hinweg und kam zu einem ausſätzigen Manne, den bat er, ihm ſeine Kleider und ſeine Klapper (wie ſolche die Ausſätzigen tragen mußten) zu leihen, was dieſer auch that. Triſtan legte die Kleider an, nahm die Klapper in die Hand und ging vor die Königin, als ob er ein ſiecher Mann wäre. Die Frau erkannte ihn und hieß ihn hinwegtreiben. Nun wollte er aber nicht von dannen gehen, ſondern kehrte wieder zurück: da ſprach die Königin zornig: „Alsbald treibt dieſen ſiechen Mann hinweg.“ Da lieſen zween Diener herbei und ſchlugen Herrn Triſtan und ſtießen ihn mit Unmuth über die Maßen hart hinweg. Das ſah die Königin, und begann darüber zu lachen. Sie hätte wohl billiger geweint, aber ihr war damals anders zu Muthe. Herrn Triſtan that dieſe Schmach und Schande ſehr weh, denn ſolches hatte er nimmer von ihr erwartet, und ſo ging er in Grimm und Zorn von dannen. Als er zu Kurvenal und ſeinen Pferden kam, ſaß er auf und ritt hinweg. Er erzählte ſeinem Diener heimlich, wie es ihm ergangen wäre. Als dieſer hörte, daß die Frau darüber gelacht hätte, ward er ſehr zornig und haßte ſie von ganzem Herzen, ja er hätte ihr gern alle Ehre genommen und ſie ihrer königlichen Würde entſetzt, wenn er dieß vermocht hätte. Indeß that er, was er konnte, und bat ſeinen Herrn mit allem Fleiße, daß er um ſeinetwillen die Frau ein Jahr lang meiden, auch nirgends hinkommen möge, wo ſie ihn erblicken konnte; wenn er das nicht thäte, ſo wollte er keine Tag mehr bei ihm bleiben. Herr Triſtan verhieß ihm, daß er ſeiner Bitte nachkommen wollte; er gab alle Feindſchaft und allen Unwillen gegen Herrn Caynis auf, wie denn auch Herr Caynis gegen ihn that, und ſo wurden Beide wieder ſo gute Geſellen mit einander, wie ſie nur je zuvor geweſen. Sie ritten mit einander heim und wurden mit großen Ehren empfangen. Herr Caynis ſprach ſeinen Geſellen vor ſeinem Vater von aller Schuld frei und ledig und beſtättigte, daß ſich Alles wahr und wirklich befände, wie Herr Triſtan geſagt hätte. Alſo ward erſt eine neue Freundſchaft geſchloſſen und dann wohnte Herr Triſtan in größerer Nähe und Freundlichkeit bei ſeiner ehelichen Frau, als wie er vormals gethan hatte, und ſie lebten freundlich und ſchön mit einander. Sie verſchmerzten auch gar wohl, ob die Königin Reu und Leid empfände. Dieſelbe hatte aber der Schimpf, den ſie Herrn Triſtan angethan, allerdings ſchmerzlich gereuet und ſie war in große Klage und Leid gekommen. Als ſie nämlich den Groll wider Herrn Triſtan faßte, das geſchah im Maien; danach aber um Michaelistag ging die Reue mit Macht an, und es ergriff ſie ein unbefriedigtes Verlangen nach ihm und unſäglicher Schmerz darüber, daß er nicht wieder käme, um ſie zu ſehen. — Darüber begann ſie eine große Klage. Peronis ſagte: „Er thut Euch wahrlich recht, denn Ihr habt groß Unrecht an dem frommen Helden gethan, daß Ihr ihn habt ſchlagen laſſen, während er doch ganz unſchuldig iſt.“ Sie ſprach: „Du trügſt und lügſt.“ Er antwortete: „Ich trüge und lüge nicht: es iſt wahr!“ Da ſich nun die Frau recht bedachte, ward ſie gar herzlich betrübt, Angſt und Schmerzen kamen in ihr Herz und ſie erkannte, daß ſie durch eigene Schuld Herrn Triſtans Huld verloren hätte. Sie wußte vor Leid nicht, wie ſie ſich halten ſollte, und weinte inniglich. Sie fragte Peronis und Brangele um Rath, wie immer ſie ihre große Miſſethat gegen Herrn Triſtan büßen und abtragen möchte: es ſollte ihr nichts zu viel gethan ſein. Da ward ihr gerathen, ſie ſollte Briefe an ihn ſenden, darinnen ihre Schuld und Miſſethat bekennen und ſich ihm zur Buße ergeben und Alles übernehmen, was er von ihr verlangen würde. Die Königin ſprach: „Dieß geſchieht beſſer ohne Brief; denn ſo mein Bote mit einem ſolchen Brief ergriffen würde, ſo möchten unſere böſen Widerſacher abermals ein Unglück anſtiften, darum iſt es beſſer, ich ſende ihm einen Boten ohne

Briefe. Sehet nun zu, wem ich die Botſchaft vertrauen möge, der mir dazu tauglich und verſchwiegen iſt.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Wie die Königin Herrn Triſtan um Vergebung bitten ließ.

Die Königin hatte einen Diener an ihrem Hofe, der war ſchön und von gefälligen Sitten und hieß mit Namen Pylovs. Derſelbe wußte auch um das Verhältniß, welches zwiſchen der Königin und Herrn Triſtan beſtand. Er ward zu der Königin gerufen, und als er zu ihr kam, ſprach ſie zu ihm: „Ich klagte Dir gern, was mir gebricht, und wollte Dich auch bitten, daß Du mir in meiner Noth beiſtändeſt, wüßte ich, daß Du es gut aufnähmeſt und verſchwiegen bei Dir behielteſt.“ Er ſprach: „Herrin, ich thue, was Euch lieb iſt, wenn ich es anders zu thun vermag.“ Sie antwortete: Ja, Du vermagſt es wohl, und ich will Dir Deine Dienſte auch reichlich vergelten.“ Pylovs ſprach: „Herrin, Ihr habt es durch Eure Gnade längſt reichlich um mich verdient, darum laſſet nur hören, was es ſei.“ Sie ſprach: „Merke recht, was ich Dir ſage: Mir iſt ein großes Uebel und Unheil widerfahren; nun bitte ich, Du wolleſt mir daſſelbe gut machen helfen. Ich habe nämlich durch meinen jähen Zorn und durch eigene Schuld Herrn Triſtans Freundſchaft und Huld verloren: denn ich habe gelitten, daß man ihn geſchlagen hat, und habe dazu gelacht; wäre ich bei Sinnen geweſen ich hätte vielmehr Grund gehabt zu weinen. Aus ſolcher Urſache habe ich vor geraumer Zeit ſeine Huld verloren. Nun bitte und begehre ich von Dir, Du wolleſt mein Bote zu ihm ſein, und wenn Du dieſe Botſchaft übernimmſt, ſo will ich Dirs mit Geld und Gut reichlich belohnen. So gehe denn hin und ſage ihm, daß ich ihm meine Dienſte anböte, wenn er trotz meiner großen Schuld ſie annehmen wolle; klage ihm dabei meinen großen Kummer, den ich um ſeinetwillen erleide; ſage ihm, daß ich um ſeinetwegen ein härenes Hemd auf meinem bloßen Leibe tragen, obſchon mir ſolches zu thun gar ſchwer fällt; ich will es aber nimmer von mir legen, es ſei denn, daß er es mich heiße und ſeinen Unmuth gegen mich fahren laſſe. Ja ſage ihm, daß ich ſicherlich ſterben müße, wenn er mir nicht helfe. Will er mir gnädig ſein, ſo iſt mir geholfen; geſchieht dieſes nicht, ſo habe ich das Ende meines Lebens gefunden und muß ſterben. Lieber Pyloys, laß Dir dieſe Botſchaft befohlen ſein, und erwirbſt Du mir ſeine Huld, ſo ſoll es Dir immer zu Gute kommen.''

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Wie Pyloys zu Herrn Triſtan gen Careches kam, und die Königin deſſen Huld wiedererlangte.

Pyloys nahm Urlaub von der Königin und zog hinweg aus Kurnewäliſchen Landen. Zur Zeit, als er in die Nähe von Careches gekommen war, ritt Herr Triſtan im Felde mit einem Sperber zu beizen, der hatte wohl geflogen und nach ſeinem Wunſche gefangen. Herr Triſtan ſah Pyloys von fern auf dem Wege und dachte bei ſich: dieſer mag wohl ein Bote ſein; ich will ihn fragen, wo er hin wolle. So ging er auf ihn zu und kam ihm bald ſo nahe, daß ſie einander erkannten. Da hieß Herr Triſtan Pyloys willkommen ſein und fragte alsbald, wie ſich die Königin befinde. Er antwortete: ,,Sie befindet ſich wie ein unglückliches Weib.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Sprich, warum?'' Pyloys antwortete: ,,Herr, ſie hat ſchier ihr Leben um Euretwillen verloren.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Warum doch? Ich kann das nicht glauben.'' Pyloys antwortete: ,,Ja, Herr, ſolches geſchieht ihr um ihrer Treue willen, denn ſie fürchtet Euren Zorn und weiß wohl, daß Ihr ſie haſſet.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Was weißt Du, warum ich ſie haſſe: weißt Du es aber, ſo ſage mirs.'' Pyloys antwortete: ,,Herr, ich weiß es wohl;

ſie ließ Euch ſchlagen, darum habt Ihr Euch erzürnt.'' Er ſprach: ,,Du ſprichſt die Wahrheit; und ich zürne auch noch.'' Pyloys ſprach: ,,Ach, mein lieber Herr, laſſet ab von Eurem Zorne, ſie will Euch zu Buße ſtehen, wie Ihr nur ſelbſt wollet.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Meinſt Du, ich ſollte das Unrecht vergeſſen, das ſie an mir gethan hat?'' Er antwortete: ,,Ja, Herr.'' Da ſprach Herr Triſtan: ,,Das mag nicht geſchehen, denn es iſt mir nahe zu Herzen gegangen.'' Pyloys ſprach: ,,Herr, das weiß und erkennet auch meine Herrin gar wohl, und leidet deßwegen noch viel größere Schmerzen, als Ihr.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Ja wohl, Geſell, habe ich Schmerzen, aber nicht ſie.'' Da ſprach Pyloys: ,,Der Schmerz, den Ihr empfangen habt, der iſt Euch längſt vergangen.'' Er antwortete: ,,Nein, er iſt noch nicht vergangen, und er wird auch ohne Zweifel nicht ſobald vergehen.'' Pyloys ſprach: ,,So wollet Ihr Schlag mit Schlag vergelten.'' Er ſagte: ,,Womit ſollte ich ſie ſchlagen?'' Pyloys ſprach: ,,Damit, daß Ihr ſo fremd gegen ſie bleiben wollt.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Das iſt ihr vielleicht mehr lieb als leid.'' Er ſprach: ,,Fürwahr, Herr, es iſt ihr nicht lieb, ſondern ihre größte Klage.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Ich meine doch, es iſt ihr nicht leid, denn es war ihr lieb, daß man mich ſchlug und ſtieß und mich von ihr trieb, was ſie ſelbſt befohlen hatte: wäre es ihr leid geweſen, ſie hätte nicht dazu gelacht.'' Da ſprach Pyloys: ,,O lieber Herr, bedenket auch, daß ſie Euch deßwegen will zu Buße ſtehen, wie Ihr ſelber gebietet. Auch wiſſet Ihr wohl, daß Gnade beſſer iſt, denn Recht: darum ſuchet ſie Gnade bei Euch und ſoll ſie billig auch finden. Sind doch die Menſchen faſt alle Uebelthäter und kommen durch Buße doch Alle wieder zu Gnade. Darum weil meine gnädige Herrin Euch ſich zur Buße erbietet nach Gnade und Recht, ſo iſt es unmöglich, daß ſie verachtet und nicht aufgenommen würde. Wahrlich ſie achtet nicht, welcherei Buße Ihr über ſie verhänget, nur daß ſie wiederum Eurer Gnade theilhaft werde. Sie meint auch ſelbſt nicht anders, als daß dieſes ihr Erbieten um der Miſſethat willen, die ſie begangen hat an Euch, recht und billig ſei, und hofft nur, daß es billig von Euch aufgenommen werde. Denn ſo ſie es Euch entbieten darf, ſo entbietet ſie Euch ihre freundlichſten Dienſte, und Alles das Euch lieb iſt, daß ſie das zu aller Zeit mit Fleiß und willig zu thun bereit ſei. Auch ſollt Ihr wiſſen, daß ſie um Euretwillen ein härenes Hemd auf ihrem bloßen Leibe trägt und es tragen will ſo lange, als Ihr ſelbſt wollet, daß es geſchehe. Aber es iſt auch nicht minder wahr: wollet Ihr ſie fernerhin verachten und meiden, ſo ſtirbt ſie. Darum ſuche ich, Herr, Eure Füße, und flehe Euch inſtändig, meiner gnädigen Frau, die Ihr ſo lange geliebt, zu vergeben und ihr eine Antwort zu gönnen, die ſie von ihren Sorgen befreie.“ Herr Triſtan ſprach: „Ich will ſie nicht ſehen, mir möchte vielleicht abermals daſſelbe geſchehen, was mir begegnet, als ich ſie das letzte Mal ſah, wo ſie mich von ſich treiben ließ.“ Pylons ſprach: „Mein Herr, auf Treu und Ehre, ich rede die Wahrheit von ihrer Reue und ihrem Schmerz; ſie wird vielmehr Eure Schläge heilen mit aller Liebe und Sorgfalt, wie es Euch lieb iſt.“ Herr Triſtan ſprach: „Geſell, was Du mir auch Gutes von ihr ſagſt, ſo ſoll ſie mich doch nicht wieder mit Augen ſehen, denn ſolches wäre mir eine große Schande und würde mir wenig frommen.“ Pylons ſprach: „Herr, nein, Ihr ſollt kommen und ſie ſehen um meiner Herrin Liebe, um meiner treuen Dienſte willen und durch Eure eigene Frömmigkeit und wegen der großen Angſt und Noth, welche meine Herrin, die Königin, Euretwegen erduldet. Ihr ſeid ja ihr beſter Troſt und allerliebſter Hort, den ſie jemals auf Erden beſeſſen. Laßt Euch ihre Noth und Angſt doch erbarmen und zu Herzen gehen und tröſtet dieſes arme und betrübte Weib.“ Herr Triſtan ſprach: „Pylons, Du biſt ein guter Bote und richteſt fleißig aus, weswegen

Du geſandt biſt. Du ſagſt, die Königin habe große Reue und Jammer, um auf ſolche Weiſe mein Gemüth zu bekehren.“ Pyloys ſprach: „Ja, Herr, ſie hat fürwahr ſo bittre Reue, als man nur je von einem Weibe vernommen hat.“ Herr Triſtan ſprach: „Ich leugne nicht, ich war ihr ein wenig gram und feind; aber nun will ich allen meinen Groll fahren laſſen und ihr wieder freundlich ſein, doch will ich auf meiner Hut ſein. Sage ihr auch, das härene Gewand möge ſie ablegen und ſich hinfort wieder mit Seide bekleiden, denn mich dünkt, daß ſie es lange genug getragen habe. Ich will ihr Gnade für Recht angedeihen laſſen, und ſie ſoll Dein genießen, daß Du ein ſo guter Bote biſt. Sobald ich aber eine Sache vollbracht habe, ſo will ich zu ihr kommen, es bekomme mir nun gut oder übel. Auch ſage meiner Herrin, ich hätte gelobt, daß ich ſie unter einem Jahre nicht wieder ſehen wollte: wenn aber das Jahr vorüber iſt, in dem Maien, komme ich wieder zu ihr, aber nicht eher.“ Als Pyloys das hörte, ward er froh und auch traurig: froh, daß Herr Triſtan ſeinen Groll hatte fahren laſſen, traurig, daß er die Frau ſo lange meiden und nicht ſehen wollte. Darum ſprach er: „Herr, gebietet nun über mich, als Euren willigen Diener, ich will nun von Euch ſcheiden, um meiner Herrin zu ſagen, ſowohl Gutes als Schlimmes, was ich von Euch vernommen habe.“ Herr Triſtan ſchickte ihn nach der Stadt in ſeine Herberge und ſagte ihm, er ſolle ſich ſtellen, als ob er ihn nicht kenne und ihn um ein Almoſen bitten, und ſagte: „Es iſt hie zu Lande Gewohnheit, daß jeder fremde Mann, der an meinen Hof kommt und um ein Almoſen bittet, ſolches erhält. So will ich Dir denn Kleider und hundert Schillinge guter güldener Pfennige geben laſſen, damit gehe wieder von dannen und ſage Deiner Herrin die Botſchaft.“ Pyloys dankte Gott und Herrn Triſtan, und that wie dieſer ihm befohlen hatte. Als er die Gabe empfing, nahm er

Urlaub und ging hinweg und es hatte ihn bei Hofe Niemand erkannt, denn Herr Triſtan. Das Geld aber, was er empfangen hatte, legte er unterwegs in einer Stadt, wo eben Jahrmarkt war, ſo vortheilhaft an, daß er in wenigen Tagen große Reichthümer damit gewann. Als er nun wieder gen Thintariol kam und vor dem Könige erſchien, da ward er von dieſem und von der Königin gar freundlich empfangen. Der Herr fragte ihn alsbald, woher er komme und wie er in ſo kurzer Zeit habe reich werden können. Ueber dieſe Frage erſchrak die Königin ſehr, denn ſie fürchtete, er möchte nicht alsbald eine geſchickte Antwort finden, und vor großer Angſt brach ihr der Schweiß aus, daß er in großen Tropfen ihr von der Stirn rann. Pylops ſah wohl, daß die Frau in großer Angſt war, und ſprach: ,,Wer in Geduld hoffet und harret, der erlebt wohl den Tag, an welchem ihm ſein Herz erfreut wird, daß ihm Liebes und Gutes geſchieht. Alſo iſt es auch mir ergangen; ich bin zu Michaelis Tag auf dem Jahrmarkt geweſen, da iſt mir dieſe Habe zu Theil geworden, indem ich Glück gehabt beim Einkauf und Verkauf. Ja, wer wohl hofft, den wird ſein Hoffen nicht zu Schanden werden laſſen.'' Die Frau merkte wohl, was er mit dieſer Rede ſagen wollte, begann vor großer Freude zu weinen, und ging in ihr Gemach. Pylops bemerkte das, kam zu ihr und ſagte ihr, was ihr Herr Triſtan entboten hätte. Da ſie das hörte, vergaß ſie alles Leides und hatte nur noch den Einen Kummer, daß ſie den liebſten Mann, den je eine Frau gewonnen, ſo lange noch meiden und nicht ſehen ſollte. Solches wurde ihr ſehr ſchwer, aber Hoffnung und Vertrauen friſteten ſie alſo, daß ſie um ſeinetwillen ganz fröhlich wurde.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan zu der Königin kam, und wie es ihm danach erging.

Als der Mai kam, da zog Herr Triſtan graue Kleider an als ein Pilgrim, nahm Taſche und Stab und legte zween Bundſchuhe an. Daſſelbe that auch ſein treuer Diener Kurvenal, und ſo zogen ſie mit einander in Kurnewäliſch Land. Als ſie nun zu der Burg Litany kamen, welche Herrn Thinas gehörte, da war der Herzog nicht daheim. Nun bedachten ſie ſich und faßten den Entſchluß, auf die Straße zu gehen und zuzuſehen, ob ſie Jemand fänden, den ſie als Boten ſchicken könnten. Sie gingen wiederum in das Dorngebüſch, wo Herr Triſtan und Herr Caynis zuvor mit einander geweſen waren. Es ging viel Volkes auf der Straße hin und wieder, aber ſie fanden Keinen, dem ſich Herr Triſtan anvertrauen konnte, und ſo mußten ſie die ganze Nacht in dem Dornhauſen. Als es nun Tag ward, ſieh da kam ſein lieber Freund, Herr Thinas, der ritt daher und ſchlief ſchier vor Müdigkeit auf ſeinem Pferde. Herr Triſtan dachte: Ich will Dich nicht wecken, wer weiß, ob Du nicht dieſe Nacht ein Abenteuer beſtanden haſt, und die Augen fallen Dir vor Müdigkeit zu. So ging er denn hin, nahm das Pferd beim Zaum und ging eine gute Weile neben demſelben hin. Zuletzt ſcheuete das Pferd und ging auf die Seite; da erwachte der Herzog Thinas und erkannte alsbald ſeinen lieben Freund, Herrn Triſtan. Sie waren Beide herzlich froh und umarmten einander unter vielen freundlichen Worten. Hernach begann Herr Triſtan den Herzog zu bitten und begehrte mit großem Fleiße, daß er ihm abermals Botſchaft an die Königin werbe. Herr Thinas ſprach, daß er das gern und fleißig thun wolle, ſo gut er es vermöge. Da ſagte ihm Herr Triſtan großen Dank und ſprach: „Nimm dieſen Ring und bringe ihn der Königin zum

Wahrzeichen meiner Ankunft, und ſage ihr, daß ich ſie abermals gern ſehen wolle. Ich hätte aber Sorge, daſſelbe könne füglich nicht anders geſchehen, als wenn ſie den König bewege, abermals gen Blankenland auf die Jagd zu kommen, da ſoll ſie mich finden in dem Dorngebüſch wo ſie mich auch das letztemal gefunden hat.''

Herr Thinas nahm den Ring und ritt alsbald gen Thintariol. — Als er zu Hofe kam und die Königin die Urſache ſeiner Ankunft bemerkte, auch den Ring ſah, ward ſie inniglich froh. Sie bat ſogleich den König, daß er zu Blankenland eine Jagd halten möge. Der König gab alsbald Befehl, daß ſich Jägermeiſter und Jäger zur Jagd rüſten ſollten, denn er war allezeit willig zu thun, was die Frau von ihm begehrte. Er machte ſich ſogleich auf den Weg gen Blankenland; aber die Königin ſprach: ,,Auctrat ſoll hie bleiben und mit mir nachreiten.'' Sie hätte dieſen wohl tauſend Meilen weit von ſich gehabt, aber ſie war liſtig und geſcheut und bediente ſich dieſer Rede, damit man deſto weniger Argwohn ob der ſo ſchnell angeſtellten Jagd ſchöpfen möge. Auctrat blieb, bis die Frau reiten wollte; da ritt er mit ihr und diente ihr fleißig, wie er denn allzeit zu thun gewohnt war; aber der Frau waren ſeine Dienſte doch nichts weniger als angenehm. Seit der Zeit, daß Herr Triſtan das letztemal bei ihr geweſen war, hatte die Königin die beſte aus der Schaar ihrer Frauen verloren, das war die getreue Brangele. Sie hatte große Klage und Leid um dieſelbe gehabt, das Amt aber, welches Brangele gehabt hatte, Gymellen von der Schietriel übertragen. Nun wußte am ganzen Hofe von der Königin Liebe zu Herrn Triſtan Niemand mehr als Gymelle und Peronis, die mußten auch ſtets bei der Königin ſein.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Wie die Königin zu dem Dorn kam und Herrn Triſtan zu verſtehen gab, wo er hinkommen ſollte.

Als ſie nun in die Nähe des Dorns kam, in welchem Herr Triſtan verborgen lag, hieß ſie alles Volk hinwegreiten bis auf Auctrat und Gymellen, die blieben bei ihr. Die beiden Frauen ſetzten ſich nieder in das Gras und der leidige Auctrat, das war ihnen nun lieb oder leid, ſetzte ſich zu ihnen. Die Königin wollte nun Herrn Triſtan ſprechen und ihm zu verſtehen geben, wo er zu ihr kommen möge, aber das konnte vor dem Verräther Auctrat nicht geſchehen. Sie ſtand auf und brach Blümlein, die in der Nähe des Dorns ſtanden. Indem hörten ſie die Hunde laut aufſchlagen und nicht lange, ſo ſahen ſie einen Hirſch gerad auf ſich zulaufen nach dem Dorn. Der Königin Pferd, als es den Hirſch ſah, erſchrak es, ſprang auf, zerriß Zaum und Zügel und lief Wald einwärts. Auctrat ſprang alsbald auf ſein Pferd, und ritt dem fliehenden Pferde der Königin nach, um es einzufangen. Die Königin ging ein wenig näher zu dem Dorn, aber völlig hinein durfte ſie ſo wenig, wie Triſtan heraus. Sie ſagte aber mit lauten Worten, daß ers gar wohl vernehmen konnte, wo er ſie finden und zu ihr kommen ſollte. Indeß war der Hirſch nahe bei den Dorn gekommen, und als er die Leute in demſelben witterte, kehrte er um und nahm einen andern Weg. Die Jäger aber waren hinter dem Hirſche drein und unter ihnen der König. Sie meinten, der Hirſch ſei in dem Dorn gefahren und wollten alsbald hindurch ihm nach; da ſchrie die Königin hellauf ſo ſehr ſie konnte, und rief: der Hirſch ſei ſeitwärts abgegangen. Der König, welcher indeß nahe hereingekommen war und die Königin rufen hörte, meinte, ſie fürchte ſich vor den Hunden und dem daher ſtrömenden Jägertroß, und bließ ſogleich eine Stille

Indeß waren die Hunde ſchon wieder auf die rechte Fährte gekommen, und ſo wendete ſich die Jagd von dem Dorn ab dem Hirſche nach. Auf dieſe Weiſe hatte die Königin verhütet, daß Herr Triſtan in dem Buſche gefangen ward. — Nicht lange danach kam Auctrat zurück, und hatte das Pferd gefangen. Er zürnte faſt mit ſich ſelbſt, und meinte: er wäre ſchier den halben Tag lang dem Pferde nachgejagt, ehe er es gefangen hätte. Da ſprach die Königin wie im Scherze: ,,Wollte Gott, Du hätteſt ihm den ganzen langen Tag über nachjagen müſſen!'' Sie meinte es aber wohl im Ernſte und der Wahrheit nach. Hierauf ſtiegen ſie wieder zu Roß, und ritten gen Blankenland in die Herberge, wo Herr Triſtan das letztemal bei der Königin geweſen war. Er hatte auch nicht vergeſſen, wo ſie ihn dießmal hinbeſtellt hatte, und fand ſich daſelbſt ein, ſobald die Nacht einzubrechen begann. Wie gar freundlich und liebreich er von der allerſchönſten und liebſten Frau empfangen wurde, und wie ſie ihm dankte der Verzeihung wegen, und er hinwiederum für alle ihre Liebe und Güte, davon kann ich nicht hinreichend ſprechen, denn ich würde deſſen kein Ende finden. Sie heilete ihm die Schläge, welche er um ihretwillen empfangen und gelitten hatte, alſo, daß er fortan nimmermehr Klage darüber führte, noch ihrer jemals in Argem gedachte. Es ward dieſe Feindſchaft ohne alle Schiedsleute zu ſo gar großer Freundlichkeit und herzlicher Liebe geſchlichtet, daß ſie niemals, weder vor noch nach, beſſere Freunde zu ſein vermochten. Auch klagten ſie einander, wie große ſehnende Noth ſie um einander erlitten hätten. Des Morgens, als ſie abermals ſcheiden mußten, erhob ſich neue Klage und Noth, und ſie wußten Keines weder Rath noch Hilfe, wie und wo ſie wieder zuſammenkommen möchten. Doch tröſtete ſie die Hoffnung einigermaßen, das Glück, welches ſie ſchon ſo oft zu einander geführet, würde ihnen auch in der Folge wohl noch günſtig ſein. Alſo trennten ſich die beiden Liebenden mit naſſen Augen und großen Schmerzen. Herr Triſtan ging traurig hinweg, ſuchte Kurvenal, ſeinen Diener, an dem Orte, wo er ihn verlaſſen hatte, und fand ihn nicht. Herr Triſtan ſuchte nach ihm ſo lange in den Tag hinein, bis die Leute an König Marchs Hofe gegeſſen hatten, zu Roſſe ſtiegen, und nach einer andern Herberge hinritten. Als es nun Mittag war und noch ſpäter, gedachte Herr Triſtan, der kluge und kühne Held: Ich ſuche hier viel zu lange, er iſt vielleicht nach dem Orte zu gegangen, wo wir zu Schiffe ſteigen wollen; es wäre beſſer, ich wäre längſt dahingegangen. Er machte ſich auf den Weg dahin: da kam er bei die Herberge, wo das Hofgeſinde lag. Als er die Leute ſah, wäre er am liebſten gleich wieder umgekehrt, aber er dachte, hätte man ihn geſehen, ſo würde ihm die Flucht nichts nutzen, vielmehr ihm mehr ſchaden als helfen. Er dachte auch: Ich bin unkenntlich, ich will wohl bei ihnen Allen vorübergehen, und es ſoll mich Keiner erkennen. Alſo ging er ſeines Weges und ſah ihrer Viele: Etliche warfen den Stein, Andere ſchoſſen den Schaft und noch Andere übten ſich über den Graben zu ſpringen. Er aber ging ſeines Weges und that, als ob er ſie nicht wahrnähme. Da erkannte ihn ein Ritter, einer ſeiner guten Freunde, der ſtellte ſich, als ob er ihn nicht erkannt hätte, und ließ ihn fürbaß gehen. Als Herr Triſtan vorüber war, war er von Herzen froh und meinte, es hätte ihn Keiner erkannt. Jener Ritter aber ritt ihm nach, und bat ihn er möge auf ihn warten, er hätte mit ihm zu reden. Herr Triſtan hatte nicht eben Luſt dazu; aber der Ritter ritt zu ihm heran, und bat ihn, er möge ihm den Gefallen thun, und mit ihm zurück zu der Herberge kehren. Herr Triſtan ſprach: ,,Das möchte mir wenig frommen, was ſollt ich da thun?'' Der Ritter aber bat ihn gar dringend, und fügte hinzu: ,,Dir ſoll nichts widerfahren, ich will Dich aufs Beſte von hinnen bringen. Thue mirs aber zu Liebe: ſchieß nur einmal mit dem Schafte, ſpringe einmal über den Graben und wirf einmal den Stein: — ich will Dich ohne Schaden von hinnen bringen.'' Da antwortete Herr Triſtan: ,,Du haſt Dich nicht wohl bedacht, daß Du mich um eines kleinen weltlichen Ruhmes willen etwas thun heißt, worüber ich das Leben verlieren kann.'' Der Ritter aber ließ nicht ab und ſprach: ,,Ich weiß, daß Keiner unter ihnen Allen iſt, der Dir in dieſen Dingen gleichkommt. Ich habe auch keine Sorge, wie ich Dich ohne Noth und Streit fortbringe.'' Herr Triſtan wollte immer noch nicht und ſprach: ,,Du bitteſt gar thöricht und unbedacht; ich wäre auch nicht werth, ein kluger Mann zu heißen, wenn ich ſo kleinen Preiſes und Ruhmes wegen unter dieſe Leute ginge, wo man mich gar leicht fangen und tödten kann. Deine Bitte darf ich nicht erfüllen, denn ſie iſt unſtatthaft, und ich bitte Dich, ſtehe Du ab von dieſer Bitte.'' Was aber auch Herr Triſtan ſagte, der Ritter ließ nicht nach und ſprach endlich: ,,Ich bitte Dich um der Königin willen, daß Du meine Bitte mir gewähreſt.'' Sobald der Ritter dieſe Worte ausgeſprochen, ging Herr Triſtan mit ihm, und erfüllte Alles, was er begehrt hatte. Er ging ſchweigend hin, nahm den Schaft in die Hand, und ſchoß einen ſo ungefügen weiten Schuß, daß unter allen denen, die zugegen waren, auch nicht Einer war, der jemals deßgleichen geſehen hatte. Nun liefen ſie Alle Wunders halber herbei, und wollten ihn ſehen, ſo daß ein großes Gedränge um ihn entſtand. Indeß ſprang Herr Triſtan einen ſo weiten Sprung, daß es ihm Keiner nachzuthun vermochte. Von dem Sprung zerriß ihm eine ſeiner grauen Hoſen, ſo daß man die ſcharlachnen Kleider hindurch ſah, die er darunter hatte. Darnach ging er nochmals hin und warf den Stein ſo weit, daß Keiner jemals einen ſo weiten Wurf gethan hatte. Aber das Unglück wollte es, daß ihm auch der graue Rock zerriß, und man das goldbeſetzte Kleid des Helden vorkommen ſah. Als er das bemerkte, ging er eilend hinweg, und es hatte ihn Niemand erkannt, bis auf den Ritter, der ihn hingebracht hatte. Die Ritter aber waren ſo der Verwunderung voll über die Stärke und Behendigkeit, welche der Fremde bewieſen, daß ihrer keiner daran dachte, wer doch dieſer fremde Pilger konnte geweſen ſein. Als es ihnen aber einfiel daran zu denken, da war Herr Triſtan ſchon weit hinweg, und ſein Glücksſtern hatte ihm auch dießmahl geholfen. — Zu Abends, als der König in die Herberge kam, erzählten und zeigten ſie ihm, was von einem fremden Pilger allda geſchehen wäre. Er war ſehr verwundert und dachte in ſeinem Herzen, das hätte Niemand anders als Herr Triſtan gethan. Hierauf bat er Alle, die bei ihm waren, daß ſie ritten und gingen, und fleißig ſuchten, ob ſie ihn finden möchten. Sie ſuchten hin und her in dem Walde, aber Herr Triſtan war wohl ſicher vor ihnen. Der hatte ſeinen Diener gefunden, und fuhr mit Freuden heim in ſein Königreich, wo er auch wohl und mit großer Freude empfangen ward von ſeiner ehelichen Gemahlin, von dem Könige und der Königin, von ſeinem Schwager, Herrn Caynis, und von der ganzen Ritterſchaft. Es hatten ihn Alle lieb und werth.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Wie Herr Caynis mit der Königin Gardelope in Freundſchaft kam, und wie es ihm erging.

Es war ein mächtiger König nicht fern von Careches, mit Namen Nampecenis, ein mannhafter Held, der auch oft kühne Ritterthaten gethan und hohen Preis erworben hatte. Derſelbe hatte eine wunderſchöne Frau, mit Namen Gardelope, die hatte er gar inniglich lieb und hütete ſie wie ſeinen Augapfel, ja ſo ſehr, daß er dadurch ſeiner eigenen Ehre faſt zu nahe trat; — aber ſo die Frau ſich nicht ſelber hütet, ſo iſt alle Hut vergebens. Nampecenis dachte Tag und Nacht darauf, wie er ſeine Frau wohl behüten und bewahren möchte, und ließ die Mauern um ſeine Burg ſchier thurmhoch machen, und weite, tiefe Gräben rings herum ziehen. Auch vertraute er die Schlüſſel der Burg keinem Pförtner an, ſondern führte ſie allezeit ſelbſt bei ſich. Wenn er auf die Jagd, oder ſonſt wohin ausritt, ſo hatte er die Schlüſſel bei ſich. Er ließ auch weder Mann noch Knaben in die Burg, ſondern allein Frauen und Jungfrauen. Das war derſelbe Nampecenis, der Herrn Caynis vor Careches gefangen nahm, denn er fürchtete ſich ſehr vor ihm ſeiner Frau wegen. Darum hielt er auch die Frau in ſolcher Hut. Die Frau führte ein ſtrenges und gezwungenes Leben, wie eine Kloſterfrau. Sie hatte aber mit Herrn Caynis ſchon längſt ein geheimes Liebesverſtändniß, und hatte ihm gelobt, noch ehe ſie an Nampecenis vermählt ward, daß ſie ihm ihre Liebe beweiſen wolle, wenn er zu ihr käme. Dieſes ihr Verſprechen hatte König Nampecenis erfahren, und darum hütete er die Frau mit ſolchem großen Fleiße vor Herrn Caynis. Aber obſchon er die Burg verſchloß, ſo vermochte er ihnen doch den Weg der Liebe nicht zu verſchließen, denn ſie hatten einander allezeit ſo lieb, als ob ſie ſtets bei einander geweſen. — Eines Tages dachte Herr Caynis, er wollte das Glück walten laſſen, und ſehen, ob er zu der Frau kommen möchte. Er ſaß auf ſein Roß und ritt allein hinaus, denn er wußte wohl, daß Nampecenis auf der Jagd war. Als er aber daher kam, nahm ihn die Frau gewahr, denn ſie war an dieſem Tage mit ihren Frauen luſtwandeln gegangen, das war aber nicht weiter, als bis zwiſchen die Thore; da konnte ſie ihn ſehen und mit ihm reden. Sie empfing ihn gar freundlich mit großer Liebe und ſehnſüchtigem Herzen. Der Held dankte ihr mit gleicher Verſicherung ſeiner innigen Liebe, und ſagte: Gott möge den fällen, der ihm die Burg ſo hart verſchloſſen hätte; ſo gern er aber gemocht hätte, ſo durfte er der Frau doch nicht an dieſem Orte ſagen, warum er gekommen wäre. Er ſprach aber: „Herrin, ich rechnete es mir zu großem Heile, wenn die Frauen, welche Euch begleiten, ein Wenig auf die Seite gingen, auf daß ich Euch nur wenige Worte im Vertrauen ſagen konnte.“ Da hieß die Königin die Frauen in ihrer Geſellſchaft auf die Seite gehen. Nachdem dieſes geſchehen war, mochten ſie wohl mit einander reden und ſich beſprechen. Da mahnte ſie Herr Caynis der Verheißung, die ſie ihm gegeben hatte, ehe ſie vermählt ward, verſicherte ihr, wie ſie ihm niemals aus dem Gemüthe gekommen wäre, und bat ſie gar dringend, daß ſie Wort halten möchte. Sie antwortete und ſprach: „Herr Caynis, Du warſt und biſt mir lieb, das läugne ich nicht, und wahrlich, ich möchte Alles um und für Dich thun, was Dir lieb iſt, wüßte ich nur: wie es geſchehen konnte. Aber Du ſiehſt wohl ſelbſt, wie es mit mir ſteht, wie hart ich verſchloſſen und verhütet bin, aber ich möchte dennoch, daß Du zu mir kommen konnteſt. Denn wie feſt er mich in Hut hat, ſo Du zu mir zu kommen vermagſt, ſo will ich Dir wohl beweiſen, wie herzinnig ich Dich lieb habe.“ Herr Caynis war froh: er dankte der Frau herzlich und ſchied von dannen. — Von nun an ſann Herr Caynis einzig nur darauf, wie er mit Fug zu ſeiner allerliebſten Frau kommen möchte, und wandte allen Fleiß darauf, er fand aber nichts in all ſeiner Vernunft, wodurch ihnen Beiden hätte mögen geholfen werden. Da ſagte er es ſeinem Schwager, Herrn Triſtan, und bat ihn um ſeinen Beiſtand. Herr Triſtan überlegte Eines um das Andere, der Frau freundliches Erbieten, und die große Hut, in der ſie ſich befand; darauf ſagte er: „Mich dünket nichts beſſer denn dieß, daß Du Deine Herrin bitteſt, ſie möge die Schlüſſel zu der Burg in Wachs abdrücken, und Dir das Wachs über den Graben heraus werfen. Nach demſelben Wachs kannſt Du Dir die Schlüſſel machen laſſen, mit denen Du die Burg ſelber aufſchließeſt, um zu Deiner Herrin zu gelangen, ſo oft es das Glück füget.“ Herr Caynis war dieſes Rathes froh, ritt bald wieder hin und ſprach mit der

Frau über den Graben. Als er ihr von dem Wachſe ſagte, und was er vorhabe, gefiel ihr dieſer Rath wohl und ſie ſagte ihm, daß er den nächſten Montag das Wachs abholen ſollte. Bis dahin brachte ſie das Wachs mit Hilfe dreier von ihren Jungfrauen zu ſtande, denen ſie ihr Geheimniß mitgetheilt hatte. Herr Caynis kam, und nahm mit großer Freude das Wachs, welches ihm über den Graben geworfen wurde, in Empfang. Er kehrte wieder von dannen, denn die Zeit war ihm nicht vergönnt, daß er noch mehr geredet hätte. Er ritt eilend wie ein Dieb, ohne viel Umſehen, von dannen. Als er nun heim kam, verſuchte er ſein Heil mit allen Schmieden, die ihm bekannt waren, und fand unter ihnen allen keinen, der ſich deſſen unterziehen wollte. Da verlor er Hoffnung und Muth, war ſehr betrübt, und glaubte, daß ihm auf dieſe Weiſe nimmer möchte geholfen werden. Er ſagte aber ſeinem Schwager, was er gethan, und wie er vergeblich einen Schmied geſucht hätte. Da ſprach Herr Triſtan: „Ich habe einen Schmied mit mir über das Meer gebracht, der iſt hier in dieſer Stadt. Ich weiß wohl, daß er Dir die Schlüſſel machen kann, und er thut es um meinetwillen.“ Hierauf ward nach dem Schmiede geſchickt, und als er kam, nahm ihn Herr Triſtan auf die Seite, zeigte ihm das Wachs und bat ihn, die Schlüſſel zu machen. Der Schmied lächelte und ſprach: „Herr, was wollt Ihr mit dieſen Schlüſſeln thun? Wollt Ihr ſtehlen, ſo mache ich Euch die Schlüſſel nicht.“ Herr Caynis antwortete: „Frage nicht danach, was wir damit thun; denn fürwahr, ich verſpreche Dir, machſt Du die Schlüſſel gut und gerecht, ſo ſollſt Du deſſen auf lange Zeit froh werden.“ Da übernahm es der Schmied, die Schlüſſel zu machen, und Herr Caynis ſchöpfte wieder friſche Hoffnung und frohen Muth, ſagte auch Herrn Triſtan, ſeinem Geſellen, großen Dank.

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan Botſchaft bekam, daß ſein Vater todt wäre, und daß er heimziehen und die Herrſchaft übernehmen ſollte.

Als ſie nun alles dieſes ſo verhandelt hatten, da kam ein Bote von Leonois, der ſagte Herrn Triſtan, daß ſein Vater mit Tode abgegangen und verſchieden wäre. Es ſtunde aber ſehr übel im Reiche, denn etliche von den Fürſten wollten mit Gewalt König ſein, und etliche ſeiner Freunde und der größte Theil des Landvolkes widerſetzten ſich denen. Darum wäre es ſehr nöthig, daß er heimkomme, und das Land ſelbſt in Beſitz nehme und es regiere. Als aber Herr Triſtan dieſe Botſchaft aus Leonois gehört hatte, ſprach er zu Kurvenalen: ,,Du haſt mir viele Jahre fleißig und wohl gedient; nachdem ich nun ein eignes Königreich habe, will ich Dich dafür belohnen, und bin froh, daß ich im Stande bin, es zu thun. Sieh, ich gebe Dir mein Königreich Leonois ganz zu eigen, ſo daß Du fortan ein gewaltiger König und Herr in dieſem Königreiche ſeiſt.'' Kurvenal ſprach: ,,Mit Eurer gnädigen Erlaubniß, mein lieber Herr. Herr Triſtan, Euch möge Gott vergelten, daß Ihr mir ſo wohl geſinnt und gnädig ſeid, und mir ſo große Ehre gönnen wollet; aber mir geziemt nicht, eine Krone zu tragen, und ich begehre deſſen auch nicht.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Warum willſt Du ſie nicht, ſo ich Dir ſie doch gern und aus freiem Willen gebe.'' Kurvenal ſprach: ,,Herr, ſie geziemet Euch beſſer, denn mir; mir gebühret nicht ein König zu ſein, und ich kann es auch nicht.'' Herr Triſtan ſprach: ,,Das laß gut ſein, mein Land wird es Dich ſchon lehren.'' Kurvenal ſprach: ,,Herr, ich nehme es nicht an; auch wäre es Eurem Lande nicht lieb, daß es ſeine Leben von mir empfangen und mir dienen ſollte; Euch aber will und wird es dienen von Rechtswegen, als ſeinem gnädigen Erbherrn. Wollt Ihr mir aber Liebes thun und meine Dienſte elohnen, ſo kommt ſelbſt mit gen Leonois, haltet mit kräftiger Hand Gericht über Alles, was geſchehen iſt, und verleihet Eure Lehne und Lande ſelbſt. Wollt Ihr mir dann eine Pflege oder ein Amt übertragen, ſo will ich ſolches gern annehmen, aber der Krone und des Reiches begehre ich nicht. Wenn Ihr dann Alles eingerichtet habt und Eures Reiches fernerhin pflegen wollt, ſo möge es Euch gefallen, mich nach Eurer ehelichen Gemahlin zu ſenden, daß ſie mit Euch die Krone von Leonois trage. Wenn Ihr aber ſelbſt nach ihr ausfahren wollt, ſo will ich inzwiſchen bis zu Eurer Wiederkunft thun was Ihr befehlt, und des Reiches wahrnehmen, hoffe auch, wenn Euer Land ſolchen Euren Willen inne werden wird, ſo wird er ihm, ſo wie Alles, was Ihr gebietet, angenehm ſein. Dies dünket mich Euch, dem ganzen Lande und mir das Nützlichſte zu ſein.“ Herrn Triſtan gefiel dieſer Rath wohl, und er ſchickte ſich an, gen Leonois zu fahren. Es fiel ihm aber ſchwer, daß er hinwegziehen ſollte, ohne die Königin, ſeine geliebte Iſalde, zuvor noch einmal geſehen zu haben, und er meinte den Tag ſeines Scheidens nimmer überleben zu können. Dieſes legte er Kurvenalen mit großer Klage vor und bat ihn ernſtlich, daß er noch einmal mit ihm gen Kurnewal führe. Er ſprach: „Wenn ich ſpäter zu Leonois bleiben muß, ſo werde ich ſie wohl nimmermehr wiederſehen; darum bitte ich, gehe noch dieſes einemal mit mir zu ihr, ehe wir ſcheiden, und verſage mir dieſe Bitte nicht.“ Kurvenal war dazu bereit, denn als ein getreuer Diener verachtete er niemals ſeines Herren Bitte und Gebote. Herr Triſtan ſagte ſeinem Schwager, Herrn Caynis, wann er zurückkehren wolle, und bat ihn, dafür beſorgt zu ſein, daß ſich ſeine Ritterſchaft und Diener indeſſen zur Reiſe gen Leonois rüſteten, und ſich dazu auf das Herrlichſte bereit hielten. Hierauf begaben ſich die Beiden, Herr Triſtan und Herr Kurvenal, von dannen, und kleideten ſich als zwei Landfahrer und Spielleute in kurze graue Röcke und kurze rothe Kappen mit gelbem Beſatze. So eilten ſie durch das Land, und ließen ſich nicht gern auf den Straßen ſehen. Sie kamen mit großer Eile gen Lidan und fanden Herrn Thinas daheim. Herr Triſtan freute ſich, daß es ihm ſo weit gelungen war, und entbot der Königin, daß er ſie abermals ſehen und mit ihr reden wollte, und das ſollte in dem Baumgarten bei der Linde geſchehen, auf welcher ſie der König vormals belauſcht hatte. Herr Thinas ritt hinweg, und ſagte der Königin die Botſchaft, welche darüber doch erfreut war. Als die Nacht kam, kam auch Herr Triſtan an den bezeichneten Ort; die Königin ging zu ihm und empfing ihn mit vielen freundlichen Worten und lieblichem Umfangen. Sie blieben dieſe Nacht beieinander mit wenig Freude und ſchnellem Abſchiede, der abermals von ihnen mit großem Leide und Traurigkeit geſchah, denn es war ihnen viel zu frühe und mußte doch ſein. Die Königin befahl ihn in die Hut des allmächtigen Gottes und ging mit betrübtem Herzen wieder in ihre Schlafkammer.

Funfzigſtes Kapitel.

Wie Antret Herrn Triſtan nachjagte, und dieſer entrann.

Nachdem Herr Triſtan wieder zu ſeinem Diener gekommen war, eilten ſie alsbald von dannen und waren ſchon ſo fern, daß ſie meinten, ſie wären ſicher, und es jagte ihnen Niemand nach: da führte der böſe Feind ſeinen Diener Antret herbei. Als der Herrn Triſtans anſichtig wurde, jagte er ſogleich auf ihn zu, ſo ſchnell er konnte. Herr Triſtan hatte keine Waffen bei ſich und mußte fliehen, wie hart es ihm auch ankam. Aber Antret jagte ſeinem Vetter nach mit Schwert und Spieß ſo behend, daß Herr Triſtan ihm kaum zu entkommen vermochte. Da kam er an ein Waſſer, das war ſchnell und tief, ſah ein Schifflein am Ufer liegen, und ſetzte ſich mit ſeinem Diener Kurvenal ſchnell hinein. Sie ſtießen es vom Lande ab, ſo gut es ging, denn ſie hatten weder Ruder noch Stange. Antret ritt ſchnell nach, und gedachte an nichts, als wie er ihn fangen und erſchlagen möchte, aber als er an das Waſſer kam, da vermochte er doch nicht ihm zu folgen. Da faßte er ſeinen Spieß und vermeinte Herrn Triſtan damit zu durchſchießen, und warf ihn mit allen ſeinen Kräften nach dem Helden. Aber er verfehlte ihn, und ſchoß den Spieß in das Schifflein, ſo daß der Schaft in zwei Stücke zerbrach. Sie nahmen die Stücke, und ſchifften mit ihnen als mit Rudern über das Waſſer, ſo daß ihnen zu großem Glücke gerieth, was auf ihren Tod abgeſehen geweſen war. Sie fuhren ohne weitere Irrung hin, bis wo ſie ſicher waren. Als aber der leidige Nactrat ſah, daß er nichts ausrichten konnte, ward er gar zornig, ſchickte alsbald zu dem Könige und ließ ihm ſagen, Herr Triſtan wäre im Lande, hätte die Königin geſehen, und ihn betrogen. Zugleich ließ er dem Könige melden, wie er Herrn Triſtan getroffen, dieſer aber entflohen und davongekommen wäre. Als der König das hörte, machte er ſich mit all ſeinem Volke, ſo viel eben bei ihm war, auf, und eilte zu ſuchen, ob man Herr Triſtan nirgends finden möchte. Er gebot allen Suchenden bei Leib und Leben auf allen Straßen zu ſuchen, und nicht eher nachzulaſſen, bis daß Triſtan gefangen oder erſchlagen wäre. Er ſuchte auch ſelbſt, und gebot Herrn Thinas, bei ſeiner Burg Litanw der Hut zu pflegen. Das übernahm der edle Herzog gar gern und willig, denn er verhoffte, Herr Triſtan würde abermals ihn daſelbſt aufſuchen. Er ritt allein auf der Straße vor die Burg, und fand allda Herrn Triſtan, der war gelaufen über Berg und Thal, bis daß er zu der Burg kam. Herr Thinas that ſeiner Treue genug, er fing ihn, und führte ihn mit ſich nach der Burg. Hier befahl er ihn ſeiner Hausfrau, und gebot ihr bei ihrem Leben, daß ſie ihn alſo verborgen hielte, daß ſein Niemand gewahr würde, und daß ſie ſelbſt die Sorge für ihn und ſeinen Diener übernähme. Dazu war die Frau gern willig, und freute ſich, daß ſie mit ſo geringer Mühe einem ſo edlen Helden Leib und Leben erretten konnte. Sie geſchaß Herrn Triſtan alles Gutes, und war ihm ſeines Freundes Treue mehr nutz, als alle Königreiche der Welt. Er blieb auf der Burg Lidam, bis man das Suchen abermals aufgegeben hatte. Indeß aber Herr Triſtan alſo verborgen lag, war die Königin in großen Aengſten und Sorgen, denn ſie hatte Alles erfahren, wie man Herrn Triſtan nachjagte. Da nun ſo viel Volkes und unter ſolchen Drohungen ihn zu ſuchen aufgeboten war, ſo hatte ſie keine Hoffnung, daß er entkommen würde, ſondern fürchtete, er würde gefangen werden und ihretwegen ſterben müſſen. Darüber begann ſie ein ſo unmäßiges Klagen, daß es ihr viel lieber geweſen wäre, ſie wäre mit ihm geſtorben, als daß ſie ohne ihn leben ſollte. Indeß ſie ſo vertieft in ihren Jammer ſaß, kamen zween unbekannte Landſtreicher, welche Alles, was ſie um und an hatten, verſpielt hatten, und baten die Frau um eine Gabe. Als die Königin ihre große Noth und Armuth ſah, dachte ſie Herrn Triſtan mit Liſt durch dieſe Knechte aus ſeinen Nöthen zu erretten, und ihm das Leben zu erhalten. Ehe ſie ſich aber den beiden Menſchen offenbarte, fragte ſie dieſelben, wer und von wannen ſie wären? Sie ſagten, ſie wären zween Landfahrer, und hätten Alles verſpielt, der Eine hieße Haupt, der Andere Blatt, und ſie wären erſt dieſes Tages nach der Stadt gekommen. Die Königin durfte nicht länger ſchweigen, wollte ſie anders Herrn Triſtan zu Hilfe kommen; daher ſprach ſie: ,,Liebe Geſellen, dürfte ich Euch wohl vertrauen, daß Ihr meinen Willen thätet, darum ich Euch freundlich bitte, und dafür ich Euch alſo belohnen will, daß Ihr Eurer Armuth wohl vergeſſen ſollt?'' Die Beiden gelobten ihr mit Wort und Hand, daß ſie ihr gewiß und gern gehorchen wollten. Da begann ihnen die Frau zu ſagen und zu klagen, wie es ſtünde, und daß Herr Triſtan in dem Lande wäre und ihm der König nachſtellte; würde er aber ergriffen, ſo müßte er ſterben. ,,Darum, liebe Geſellen, ſollt Ihr dieſes thun. Gehet hinaus auf die Wege, als ob Ihr ſiechig wäret, und wenn welche auf Euch zukommen, ſo laſſet Euch einfangen. Wahrlich Ihr waget damit nichts, und es wird Euch kein Leides geſchehen, mir aber errettet Ihr das Leben des Herrn Triſtan und die eigene Ehre, und Ihr ſollt dadurch großen Reichthum erwerben, wie ich Euch verheißen habe.“ Die Beiden, Haupt und Blatt, gelobten ihr abermals, zu thun, was ſie begehrte, und beſorgten nichts, als daß ſie zu lange verziehen und zu ſpät kommen möchten. Die Königin ſprach: „Nein, es iſt noch zu frühe, und Ihr kommt ſchon noch zurecht.“ Hierauf baten ſie die Frau, ihnen zu ſagen, wie ſie ſich dabei zu benehmen hätten, und was ſie thun ſollten. Die Königin ſprach: „Liebe Geſellen, ich will Euch Kleider und Kappen geben, die ſollt Ihr anziehen und darin alsbald fortgehen, als ob Ihr aus dem Lande wolltet. Die Kleider und Kappen ſind denen gleich, welche Herr Triſtan trägt. Werdet Ihr nun gefangen und verhört, ſo beſteht kräftig darauf, Herr Triſtan ſei Euer Herr, und habe Euch nach dem Lande Leonois geſchickt, weil ſein Vater mit Tode abgegangen ſei, und im Königreiche Irrungen entſtanden wären. Er ſelbſt ſei noch zu Carches, werde aber binnen Kurzem mit dreitauſend Helmen nachkommen. Erzählet überdieß, wie Ihr in dieſem Lande beinahe Leib und Leben verloren hättet durch eine Geſchichte gleich der, welche Herrn Triſtan mit Auctrat begegnet.“ Dieß und Vieles andere ſagte ſie ihnen, und prägte es ihnen genau in das Gedächtniß. Sie gab ihnen auch genau Ort und Stunde von jenem Abenteuer an, und ſetzte hinzu: „Saget auch, daß Ihr ſeitdem flüchtig umhergeirrt wäret, bis zu dem Augenblicke, wo man Euch gefangen genommen. Sollte man Euch aber Jeden beſonders ins Verhör nehmen, ſo beſtehet feſt auf Eurer Rede, und laſſet Euch mit keiner Drohung dahin bringen, von Eurer Ausſage abzugehen, von dem, was ich Euch geſagt habe. Geſchähe dieſes, ſo müßtet Ihr wahrlich ſterben: darum behaltet meine Rede, und helfet mir und Euch ſelber.“ Hierauf gab ſie ihnen die Kleider und Kappen, und ſchickte ſie hinweg. Sie waren noch nicht weit gelaufen, da wurden ſie eingefangen, und Auctrat führte ſie gen Hofe und fragte ſie aus. Da ſagten ſie, was ihnen die Königin zuvor geheißen hatte. Auctrat, der Fürſt aller Bosheit, fragte hierauf aber Jeden beſonders, und ſagte zu dem Einen: „Dir hilft Deine Liſt nicht: ich weiß wohl, wer Du biſt, und auch daß Du unwahr geredet haſt. Ich ſage Dir aber fürwahr, mein Herr iſt ſo wider Dich erzürnt, daß Du ſterben mußt oder die Wahrheit ſagen.“ Der Gefangene ſprach: „Mir geſchehe wohl oder wehe, ſo kann ich nichts anders als wahr angeben; will er aber Lügen hören, ſo will ich deren ſo viele ſagen, als ihm beliebt.“ Als Auctrat nun aus dieſem nichts anderes herausbekommen konnte, ließ er von ihm ab, und nahm den Andern auch bei Seite und ſprach mit großer Liſt: „Wie iſt Dir nun zu Muthe? Du haſt meinen Herrn belogen, und Dich ſelbſt betrogen: nun ſollſt Du ohne Zweifel deßwegen ſterben, das Dir ohnedem wenig nothgethan hätte. Hätteſt Du, wie Dein Geſell, die Wahrheit geredet, ſo würdeſt Du auch Dein Leben behalten haben.“ Der Gefangene ſprach: „Sagt er denn anders, als ich?“ Auctrat ſprach: „Ja wohl ſagt er anders.“ Blatt ſprach: „Deſſen ſchäme er ſich in ſein Herz hinein!“ Auctrat fragte: „Warum ſoll er ſich deſſen ſchämen?“ Blatt antwortete: „Darum, daß er gelogen hat.“ Auctrat ſprach: „O, welch ein verſtockter Lügner biſt Du!“ Blatt ſprach: „Wollt Ihr denn die Wahrheit wiſſen?“ Auctrat ſprach: „Ja.“ Blatt ſprach: „Nun, die habe ich allezeit geredet.“ Auctrat entgegnete: „Nein, Du haſt gelogen.“ Blatt ſprach: „Nein, auf meinen Eid! Wollet Ihr aber, daß ich öffentlich vor allem Volke lüge und betrüge, das will ich auch thun, wenn es Euch anders lieb iſt.“ Er ſprach: „Ich will nichts als die Wahrheit.“ Blatt ſagte: „Die habe ich geſagt.“ Als Auctrat nichts anderes aus ihm heraus bekam, ließ er ihn los, ging zu dem Könige und ſprach zu ihm: „Die beiden Geſellen haben wahr und recht geredet; denn die, auf welche ich Jagd machte, trugen auch ſolche Kleider und Kappen, und darum, weil ſie ſo ſchnell und behend flohen, meinte ich, es wäre Herr Triſtan.“ Als der König das hörte, gab er alsbald Befehl, daß man das Suchen einſtellen ſollte, und ließ die guten Geſellen laufen, wohin ſie wollten. Herr Thinas ritt auch heim, und half Herrn Triſtan wieder aus dem Lande. Die beiden Geſellen, Haupt und Blatt, aber kamen heimlich zur Königin, und erzählten ihr, wie ſich Alles begeben, dafür empfingen ſie große Gaben, wie ſie ihnen verſprochen hatte, und ſchieden damit fröhlich aus dem Lande.

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan gen Leoneis zog, ſein Reich einzunehmen, und indeſſen Graf Riolin das Land Careches abermals gräulich verwüſtete.

Als aber Herr Triſtan wieder gen Careches gekommen war, nahm er dreitauſend Mann zu ſich, und fuhr damit in ſein eigenes Land Leonois, wo man ihn mit großer Ehre empfing. Da machte er allem Kriege und Unfrieden ein Ende, und rottete Alles aus, was Ungebührliches in ſeinem Lande geſchehen war. Er blieb bei ihnen über zwei Jahre. Hierauf beſchloß er wieder zu ſeinem Schwager zu ziehen, und befahl Kurvenalen Krone und Reich, Land und Leute, befahl auch männiglich, Kurvenalen unterthan zu ſein als ihrem rechtmäßigen Erbherrn. Hiermit belohnte er ihm ſeine treuen Dienſte. Kurvenal that es ungern, nahm es aber doch mit großer Dankbarkeit von ſeinem Herrn an. Der nahm Urlaub von ſeinem Volk, und fuhr wieder gen Careches. Um dieſe Zeit war Herr

Caynis Vater geſtorben, und Caynis hatte viel Kampf und Krieg, denn Graf Riolin hatte ihn abermals mit Krieg überzogen, und ihm großen Schaden zugefügt. Als Herr Triſtan wieder kam, freute ſich Herr Caynis über die Maßen, und nicht weniger Iſalde, ſein Gemahl. Als er vernahm, welchen großen Schaden Herr Caynis an Land und Leuten genommen hätte, ſchickte er alsbald ein Schreiben aus, ſoweit das Land reichte, und rief männiglich zu Hilfe. Da kam manch ſtolzer Mann. Mit dieſen rüſtete er ſich zum Kampfe, und Graf Riolin ward abermals bezwungen. Er und alle ſeine Freunde mußten allen Schaden bezahlen, und hart büßen, was ſie Herrn Caynis jemals angethan hatten. Herr Triſtan that in Graf Riolins Lande großen Schaden mit Feuer und Schwerte.

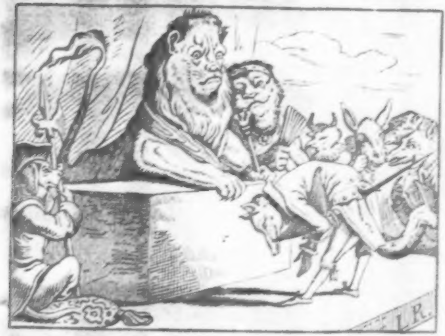
Zweiundfunfzigſtes Kapitel.

Wie Herr Triſtan einen Thurm ſtürmte, und mit einem Steine vom Thurme faſt getödtet worden wäre.

Nachdem Graf Riolin bezwungen und das Land wieder erobert war, leiſtete ihnen noch eine einzige Stadt Widerſtand. Gegen dieſelbe wendeten ſie ſich, und gewannen ſie mit großer Gewalt, bis auf einen einzigen Thurm, deſſen ſie nicht Herr zu werden vermochten. Herr Triſtan war darüber ſehr erzürnt, und ſtürmte mit großer Gewalt gegen den Thurm an. Er vertrauete aber allzuſehr auf ſeine Kühnheit, hatte den Helm abgethan, und ſtürmte baarhaupt wider den Thurm; da ward er mit einem Stein auf den Kopf geworfen, daß man ihn für todt von dannen trug. Herr Caynis entbrannte darüber in Schmerz und grimmigen Zorn, gewann den Thurm mit Gewalt, und brachte Alles ums Leben, was er noch lebendig darin fand, ſo daß ſie den Einen Wurf mit ihrer aller Leben bezahlen mußten. Herr Triſtan aber lag ohnmächtig da, redete und hörte nicht.

1528 = 15/17

Reineke der Fuchs.



Volksbücher.

15. 16. 17.

Herausgegeben von G. O. Marbach

Leipzig, bei Otto Wigand m. b. H.

Baye
Staatsb
Münc

Reineke der Fuchs.

Das erſte Buch.

Das erſte Kapitel.

Wie der Löwe, König aller Thiere, einen feſten Frieden ausrufen und alle Thiere an ſeinen Hof entbieten läßt.

(1—32.)

Es war an einem Pfingſtentag;
Der Mai auf Wald und Wieſen lag;
Es grünte Laub und Gras hervor;
Die Vöglein all im hellen Chor
Auf Hecken und auf Bäumen ſangen;
Die Kräuter und die Blumen ſprangen
Und gaben wunderſüßen Duft;
Der Tag war ſchön und klar die Luft.
Der König von den Thieren allen,
Nobel, hielt Hof und ließ erſchallen
Den Ruf durchs Land allüberall.
Da kamen Herren viel mit Schall,
Stolze Geſellen allzumahl,
Die kamen an in großer Zahl:
Lütke der Kranich und Marquart der Hehe
Und viele viele andre mehr.

Dieweil der König trug Begehren
Zu halten Hof mit großen Ehren,
Mit Freuden und mit Lob und Preis;
Darum entbot er auch mit Fleiß
Die Thiere alle groß und klein,
Bis auf Reinke den Fuchs allein.
Nach dem, was ſchon durch ihn geſchehn,
Durft er nicht mit nach Hofe gehn.
Wer Böſes thut, der ſcheut das Licht,
Und ſo auch er, der Böſewicht.
Man wußte wenig Guts ihm nachzuſagen,
Drum durft er auch nach Hofe nicht ſich wagen.
    Als nun allda der Hof begann,
Hatte zu klagen Jedermann:
Daß Reineke ein Böſewicht;
Und nur der Dachs, der klagte nicht.

Das andere Kapitel.

Wie Reineke der Fuchs von dem Wolf und vielen andern Thieren vor dem Könige verklagt wird.

(33 — 148.)

  Iſegrim der Wolf begann die Klage;
All ſeine Freunde, wer von ſeinem Schlage,
Die traten alle zu dem Thron heran,
Wo Iſegrim der Wolf alſo begann:
    Mein gnädger Herr und König mehre
Den lichten Glanz von ſeiner hohen Ehre!
Er wolle ſich nach Rechte und nach Gnaden
Erbarmen über meinen großen Schaden,

Den Reineke an mir begangen.
Durch ihn hab ich ſchon oft empfangen
Die größte Schande und Verluſt an Gut.
Vor allem dieß zu würdigen geruht:
Daß er mein gutes Weib zum Spott gemacht,
Und an den Meinen Schändlichkeit vollbracht.
Mit ſeinem Harn hat er die Kinder mein
Mir ſo beſudelt, daß bei ihrer Drein
Die Augen ſind erblindet ſchon.
Drauf ſprach er mir noch ſelber Hohn.
Es war einmal ſo weit gekommen,
Daß ſchon der Tag war angenommen,
An dem ich ſollte rechtlichen Beſcheid
Empfangen. Reinke bot den Eid,
Und ich verlangt ihn, da hielt ers fürs Beſte
Schnell zu entfliehn; er fuhr in ſeine Feſte.
Herr, das bezeugen alle die hier ſtehn,
Die beſten Mannen ſinds in eurem Lehn.
Herr, ich vollbrächt es nicht in vielen Tagen,
Wollt ich das Böſe alles vor euch ſagen,
Was Reineke, der falſcheſte Kumpan,
Mir ſchon zu Leide hat gethan.
Ja, wäre alles Tuch auch Pergament,
Das man gemacht in Niederland zu Gent,
Es wäre nicht genug um drauf zu ſchreiben,
Was er mir angethan; drum ſoll es bleiben.
Doch meines Weibes Schmach, die muß ich ſehn
Gerochen, wies auch mag geſchehn.

Als Iſegrim die Klage ſo gethan,
Da kam ein kleines Hündchen an,

Das war geheißen Wackerlos
Und ſprach zum König als Franzos:
Im Winter ſeis ſo arm geweſen mal,
Daß es für ſeines Hungers Qual
Nichts hatte als ein Würſtchen, ſchlecht und klein.
Das bargs in einem Buſche fein,
Wo ihm daſſelbe Reinke nahm.
    Herbei auch Hinz der Kater kam,
Der ſprudelte vor Zorn nicht wenig
Und ſprach: Gnädiger Herr und König,
Möget auch Reinken zürnen ihr,
Nicht jung, nicht alt, kein Thier iſt hier,
Das nicht vor ihm mehr als vor euch noch zagt.
Was aber Wackerlos geklagt,
Iſt viele Jahre her, muß ich berichten,
Die Wurſt war mein, doch klag ich deß mit nichten.
Denn als ich einſtens Jagd gemacht,
Kam ich in eine Mühl bei Nacht,
Wo tief im Schlaf der Müller war,
Dem nahm die Wurſt ich, das iſt wahr.
Hatt' Wackerlos ein Recht an der,
Das kam von meiner Liſt doch her.
    Als deſſen Klage war zu Ende,
Da ſprach das Pantherthier behende:
Hinz, laſſet eure Klagen bleiben,
Ihr werdet nichts damit betreiben!
Reinke hat keine Ehre lieb,
Er iſt ein Mörder, iſt ein Dieb!
Das ſag ich laut bei meinem Leben,
Und all die Herren Recht mir geben.

Er raubt, er ſtiehlt recht wie ein Dieb,
Und hat Niemanden alſo lieb,
Selbſt nicht den König, unſer aller Herrn,
Den er nicht ſäh verderben gern
An Gut und Ehr, hat er nur Nutzen dran
So viel, als kaum ein Hühnchen finden kann.
Daß ich auch dieß beweiſen mag,
Wißt, was noch geſtern an dem Tag
Für Miſſethat er frech begeht
An Lampe den Haſen, der hier ſteht!
Gewiß ein jedes Thier hätt dies gemieden.
Hier innerhalb des Königs Frieden,
In Königes Geleit zur Reiſe,
Verſpricht er ihn zu lehren ſeine Weiſe.
Er will ihn machen zum Kaplan,
Läßt ſitzen ihn zu ſich heran.
Und fängt das Credo an mit ihm zu ſingen.
Doch Reinke greift zu den gewohnten Dingen,
Hält Lampen feſt zwiſchen den Beinen ſchnell
Und zauſt ihm wacker ſchon das Fell.
Da kam ich eben auch denſelben Gang
Und hörte noch der beiden Sang.
Begonnen erſt war die Lection,
Da ſchwiegen ſie alsbalde ſchon.
Und als ich näher kam heran,
Da traf ich Meiſter Reinken an,
Der triebs nach ſeiner alten Art
Und hatte Lampen unterm Bart.
Das Leben hätt er ſicher ihm genommen,
Wär ich ihm nicht zu Hilf gekommen.

Am ſelben Ort zur ſelben Stunde.
Hier könnt ihr ſehen noch die friſche Wunde
An Lampen, dem ſehr frommen Mann,
Der Niemand Böſes thuen kann.
Ich ſage euch Herr König und euch Allen,
Ihr Herren, laßt ihr ſolches euch gefallen,
Daß ſolch ein Dieb des Königes Geleit
Und Frieden iſt zu brechen ſtets bereit,
So werden es gar Viele ſich behalten,
Und es dem Könige noch oft verhalten,
Auch noch des Königs Kindern manches Jahr.«
Drauf ſagte Iſegrim: »Ja, das iſt wahr,
Daß Reineke doch nimmer Gutes thut!
Wär er erſt todt, das wäre gut
Für alle, die im Frieden gerne leben.
Doch wird ihm dieß vergeben,
So wird er bald noch Manche faſſen,
Die es ſich jetzt nicht träumen laſſen.«

Das dritte Kapitel.

Wie Grimbart der Dachs Reineken verantwortet vor dem Könige und dagegen den Wolf wegen etlicher böſen Streiche zur Rede ſetzt.

(149 — 300.)

Der Dachs war Reinkens Bruderkind,
Der trat nun auf gar kühn geſinnt,
Den Fuchs zu ſchützen ſcheut er nicht,
Obſchon der war ein Böſewicht.
Er ſprach zum Wolfe alſofort:
»Herr Iſegrim, ein altes Wort

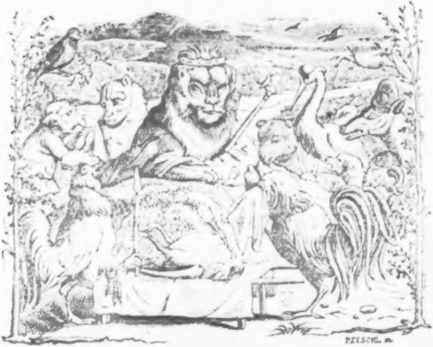
Spricht: Feindes Mund ſchafft ſelten Frommen!
So iſt's mit meinem Ohm gekommen.
Wär er wie ihr bei Hofe angeſchrieben,
Und würd' ihn ſo wie euch der König lieben,
Herr Iſegrim ihr würdet ſchwerlich wagen,
Was ihr geſagt, ſo dreiſt heraus zu ſagen,
Auf ihn ſo hart, wie ihr gethan, zu ſchmälen
Und alte Sünden aufzuzählen.
Doch denket ihr mit keinem Worte dran,
Was Böſes ihr habt Reineken gethan.
Noch manchem von den Herren iſt es kund,
Wie ihr gemacht mit Reineke den Bund,
Als ſein Geſell mit ihm zu leben.
Davon will ich jetzt Kunde geben,
Wie Reineke mein Ohm in Wintersnoth
Durch Iſegrim gefunden faſt den Tod.
Es kam einmal ein Mann dahergefahren,
Auf deſſen Karren große Fiſche waren.
Es trug nach ihnen Iſegrim Begehr,
Doch aber ſeine Taſchen waren leer;
Da traf er meinen Ohm in Noth,
Der legt ſich ſeinethalben, als wär er todt,
Hin in den Weg zum kühnen Abenteuer;
Hört nur wie ihm der Fiſchfang kam ſo theuer;
Als jener mit dem Karren gefahren kam
Und in dem Wege meinen Ohm wahrnahm,
Da zog er aus der Taſch ein Meſſer ſchnell
Und wollte meinem Ohm damit auf's Fell.
Doch dieſer rührt ſich nicht in all der Noth,
Da meint der Mann er wäre todt

Und legt ihn auf den Karrn, ihn abzuziehn.
Dies Alles wagt für Iſegrim er kühn.
Als ſie ein Stück hierauf gefahren ſind,
Warf ein'ge Fiſch' herab mein Ohm geſchwind,
Die Iſegrim der nachgeſchlichen kam,
Den einen nach dem andern zu ſich nahm.
Drauf ſprang mein Ohm herunter von dem Karren,
Weil ihm die Luſt verging noch mehr zu fahren,
Doch als er von den Fiſchen nun begehrt,
Da hatte Iſegrim ſie all' verzehrt.
Gegeſſen hatt' er zum Zerplatzen viel,
Daß er davon in eine Krankheit fiel.
Nur was er ſelbſt nicht mochte, ein'ge Gräten,
Dazu hat er zu Gaſte ihn gebeten.
Ich ſag euch mehr noch auf die Treue mein.
Es weiß einſt Reinke ein geſchlachtet Schwein,
Wo das an einen Haken aufgehenkt,
Und ſagt's dem Wolf, dem er Vertrauen ſchenkt.
Zuſammen gehn ſie auf die Fahrt
Und Reinke keine Mühe ſpart.
Er zwängt ſich durch ein enges Fenſter ein
Und wirft's herab zu theilen ſich darein.
Da kamen Hunde ſtark und groß
Die fuhren auf Reineken los
Und zauſten ihm ſein gutes Fell.
Indeß fraß Iſegrim den Braten ſchnell.
Als nun mit Noth mein Ohm entkam,
Und hin den Weg zum Wolfe nahm,
Verlangt ſein Theil und klagt ihm ſein Geſchick,
Da ſagte Iſegrim: ein gutes Stück

Hab ich für Dich bewahrt, da nimm und iß.
Und, weil es fett, das Magen nicht vergiß.
Das Stück, das er ihm eilte hinzulangen.
Es war das Holz, an dem das Schwein gehangen.
Kein Wort hat Reineke vor Aerger vorgebracht,
Ihr Herren aber merkt, was er gedacht.
    Ich ſage euch, mein gnäd'ger Herr und König,
Wohl hundert ſolcher Streiche ſind zu wenig,
Die Iſegrim an Reineken gethan,
Ich geb euch nur die allerkleinſten an.
Kommt Reineke zu Hof einmal.
Er ſagt noch eine große Zahl.
Bemerkt auch dieß Herr König! ohne Zagen
Darf ich es auszuſprechen wagen,
Es ſcheinet Iſegrim faſt ſinnbethört,
Wie all' die Herren haben angehört.
Er redet Schimpfliches von ſeinem Weib,
Die er beſchirmen ſollt mit Seel' und Leib,
Um zu bewahren ihrer Tugend Ehr.
Es ſind wohl ſieben Jahre oder mehr,
Daß Reineke mit ritterlicher Minne
Die ſchöne Gieremuth ſich nahm zu Sinne.
Es war bei einem Abendtanz
Als Iſegrim war außer Lands,
Ich ſag es ſo, wie ich's geſehn,
Es iſt mit aller Freundlichkeit geſchehn,
Nach Reinkens Willen oft, mehr ſag ich nicht.
Was nun? Sie ſelber klaget nicht,
Und iſt nicht böſe drob geweſen,
Was ſoll darüber nun das Weſen

Wär Iſegrim geſcheut, er würde ſchweigen,
Statt ſeine eigne Schande anzuzeigen.«
Grimbart fuhr fort: »Nun klagt der Haſe
Ein Märlein auch und ſchwatzt wie eine Baſe.
Sang er nicht richtig, iſt es offenbar,
Daß Reinke, der ſein Lehrer war,
Ihn als den Schüler mußte ſchlagen.
Das wär ein ungerecht Betragen?
Dürft man die Schüler nicht kaſteien,
Wenn ſie begehen Bübereien,
Würd keine Lehr von ihnen aufgenommen.
Nun klagt auch Wackerlos, daß er bekommen,
Im Winter eine Wurſt, die hinterdrein
Er im Gebüſche büßte ein.
Die Klage bliebe beſſer wohl verhohlen,
Denn wie ihr hört, ſo war die Wurſt geſtohlen.
Ei, wie gewonnen ſo zerronnen!
Was übel ward gewonnen,
Das wird mit Recht auch wieder abgenommen.
Wird einen Tadel Reineke bekommen,
Weil unrecht Gut er mit Beſchlag belegt?
In weſſen Adern edles Blut ſich regt,
Sucht freche Diebe, wo er kann, zu fangen.
Ja hätt er Wackerlos damals gehangen,
Wer könnt ihm dieß zur Uebelthat verkehren?
Er aber achtete des Königs Ehren,
Der richtet über Leben, über Tod, —
Ob man ihm Dankes auch nur wenig bot.
Reineke iſt ein ehrenwerther Mann,
Der nie ein Unrecht leiden kann.

Seitdem der König ſeinen Frieden
Hat ausgerufen, hat gemieden
Er jede Fehde, jeden Streit.
Er gönnt ſich Tags nur einmal Eſſenzeit,
Er lebt gleich einem Klausner und kaſteit
Den eignen Leichnam aus Gottſeligkeit.
Er trägt ein Hemd von rauhem Haar,
Und aß kein Fleiſch ſeit einem Jahr,
Wie es auch ſei, wild oder zahm,
Das ſagte Wer, der geſtern von ihm kam.
Aus ſeinem Schloſſe, Malepart genannt,
Hat er in eine Klauſe ſich verbannt;
Ganz bleich und mager iſt er von den Laſten
Die er ertrug, von all den langen Faſten,
Damit von Sünden ihm der Geiſt geſunde.
Was ſchadet's ihm, wenn er in dieſer Stunde
Hier wird verklagt, indeß er ferne weilt;
Gibt er erſt Antwort, wird ihm Recht ertheilt.« —
   Noch war hierauf kein Augenblick verfloſſen,
Als Henning kam, der Hahn, ſammt Stammgenoſſen
Hin zu des Königs Hof gefahren,
Und brachte dar auf einer Todtenbahren
Ein Huhn, geheißen Kratzefuß im Leben,
Dem Reineke den Tod gegeben.
Er hatte Hals und Haupt ihm abgebiſſen, —
Das ſollte nun der König wiſſen.



Das vierte Kapitel.

Wie der Hahn mit großer Betrübniß kommt und klagt vor dem Könige über Reineke, deſſen Miſſethat beweiſend.

(301 – 404.)

Hin vor den König trat der Hahn
Und ſah ihn gar bekümmert an.
Er hatte bei ſich noch zween andre Hähne,
Die weinten mit ihm manche herbe Thräne.
Der eine war geheißen Herr Kreiant
Und war der beſte Hahn, den je man fand
Von Holland bis ins Frankenreich.
Der andre aber war ihm gleich,
Herr Kantart, ſtolz und ritterlich.

Ein jeder trug ein brennend Licht vor ſich,
Er und der andre; Brüder waren beide
Von ihr, um die ſie ſchrieen laut vor Leide.
Ach Kratzefuß, der Schweſter Tod
Schuf ihnen großes Weh und Noth.
Zween andre Hähne trugen noch die Bahr,
Nicht minder groß auch deren Klage war.
Hin vor den König trat Henning der Hahn
Und: »Gnädger Herr und König!« hub er an,
»Hört meine Worte an aus Gnaden,
Erbarmet euch ob meinem großen Schaden,
Der mir durch Reineken geſchehn
Und meinen Kindern, die hier ſtehn.
Als jüngſt der Winter war vergangen,
Und man ſah Wald und Wieſe prangen
Von Laub und Graſe herrlich grün,
Da war ich fröhlich, war ich kühn:
Sah ich doch blühend um mich ſtehn
Der jungen Söhne volle zehn
Und ſchöner Töchter zweimal ſieben,
Die froh ihr junges Leben trieben,
Und meine Frau, das kluge Huhn,
Erzog ſie mir zu frommem Thun.
Sie blühten friſch in ihrer Jugend fort
Und fanden reichlich Futter an dem Ort,
Der ſie gebar, im Kloſterhof von Mauern
Umringt, in dem ſechs Hunde lauern
Ob ihrer Sicherheit, weil ihnen lieb
Sie waren. Reinken wurmte das, den Dieb,
Daß ſie ſo feſt im Hofe blieben drinnen,

Daß ihrer keins er könnt' gewinnen.
Oft ſchlich er an der Mauer hin bei Nacht
Und hatte uns mit ſcharfem Aug in Acht.
Bekamen davon unſre Hunde Wind,
So mußte er entfliehn geſchwind.
Einſt hatten ſie ihn zwiſchen ſich bekommen
Und ihm das Fell gar wacker mitgenommen;
Zwar er entkam noch einmal zu der Zeit,
Doch wurden wir von ihm etwas befreit.
Nun aber gnädger Herr, hört wie es kam.
Reinke der Dieb ſich eine Kutte nahm
Und kam als Klausner jüngſt zu mir heran
Und brachte einen Brief; es war daran
Eur eigen Siegel wohlbekannt.
In dieſem Brief geſchrieben ſtand:
Ihr ließet Frieden und Geleit
Verkünden uns zur Pfingſtenzeit.
Er ſprach, er wäre Klausner worden,
Getreten in den härtſten Orden,
Weil ſeine Sünden er verbüßen wollte,
So daß ich ihn nicht fürder fürchten ſollte,
Und ohne Hut vor ihm könnt ſicher leben.
Er ſprach: »Ich hab mich ganz begeben
Der Fleiſchesſpeiſen immerdar.«
Ich nahm an ihm das Skapulier wohl wahr,
Auch zeigt von ſeinem Prior er ein Schreiben,
Um vollends jedes Mißtraun zu vertreiben.
Er öffnete den Rock und ließ gewahren
Ein Büßerkleid von rauhen Haaren.
Drauf ging er fort und ſprach zu mir:

»Es bleibe Gott der Herr mit dir!
Ich gehe mein Geſchäft zu thun,
Die Sept und None leſ' ich nun
Und auch die Veſper noch am heilgen Ort.«
Und leſend ging der Heuchler fort.
Da hatt' ich frohen leichten Sinn
Und ging zu meinen Kindern hin
Und ſagte ihnen an die guten Kunden,
Die ich in eurem Brief gefunden,
Und daß ein Klausner Reineke nun wär,
Wir dürften fürder ihn nicht fürchten mehr.
Ich ſelbſt ſie mit hinaus ins Freie nahm,
Wo uns ein ſchrecklich Abenteuer kam,
Weil Reinke uns Verderben ſann.
Aus einem Buſch ſchlich er heran,
Er hatte vor der Thüre uns umgangen,
Und meiner Kinder beſtes ſchnell gefangen.
Er fraß es auf und, weil es ihm geſchmeckt,
Kam er nun oft zurück; geſchreckt
Von keinem Jäger, keinem Hund,
Stellt er uns nach zu jeder Stund.
Er legte uns bei Nacht und Tage Schlingen,
In denen meine Kinder ach ſich fingen.
Beraubt hat er mich alſo meiner Kinder,
Und täglich noch wird ihre Zahl mir minder.
Mir, der ich vier und zwanzig hatte,
Ein froher Vater, treuer Gatte,
Hat alle bis auf fünfe er geraubt.
Erbarmet euch, Herr König, und erlaubt,
Daß meine Klage tönt zu dieſer Stunde.

Erſt geſtern noch da jagten ihm die Hunde
Hier meine Tochter ab, — er biß ſie todt,
Ich bringe ſie als Zeuge meiner Noth.
Ihr ſeht, was mir durch ihn geſchehn,
Ach laßt es euch zu Herzen gehn!

Das fünfte Kapitel.

Wie der König mit ſeinen Unterſaſſen und Räthen zu Rathe geht, wie und in was Weiſe er die Bosheit des Fuchſes nach Recht richten möge; und wie die todte Henne begraben wird.

(405—456.)

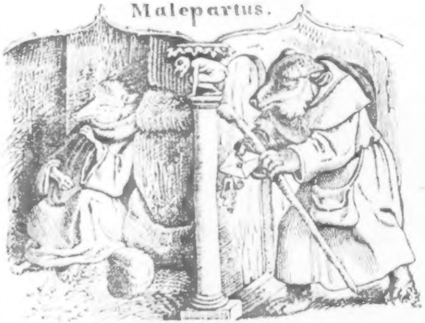
Der König ſprach: Herr Dachs kommt her!
Der Klausner, euer Ohm, ihr ſeht, wie der
Die Faſten hält, der fromme Mann.
Bei unſerm Leben, er gedenkt daran!
Was brauchen wir der Worte mehr?
Hahn Henning, höret her!
Wir wollen eurer Tochter, dieſem Huhn,
Den Todten nach dem Rechte thun.
Man ſoll ihr die Vigilien ſingen
Und ſie zur Erde bringen.
Das ſoll geſchehn mit großen Ehren.
Dann wollen wir im Rath verkehren
Mit dieſen Herrn und uns beſprechen
Wie dieſen Mord wir mögen rächen.
Drauf hieß er Allen, Jung und Alten,
Ihr die Vigilien zu halten.
Wie nun des Königs Will ergangen,
Da haben Alle angefangen,
Singend: **Placebo domino,**

Und weiter, wie ſichs ziemte, ſo.
Ich ſagt es wohl, wär's nicht zu lang,
Wer die Lection da ſang,
Und die Reſponſen, doch dies Wort
Verkürz ich lieber und fahr fort:
　　Man legte in das Grab ſie ein
Und drauf den ſchönſten Marmelſtein,
Polieret wie ein Glas ſo klar,
Der viereck, breit und lang auch war.
Auf dem war klärlich anzuſchauen,
Mit großen Schriften eingehauen,
Wer drunter lag begraben.
So ſagten die Buchſtaben:

KRATZEFUSS

Von Hennings Töchtern, ſie, die beſte,
Die viele Eier legt' im Neſte,
Die ehrenvoll geſcharrt mit ihrem Bein,
Liegt hier begraben unter dieſem Stein.
Der falſche Reinke wars, der ſie erbiſſen,
Sie will, daß alle Welt dies ſolle wiſſen,
Er that es wider Recht, mit falſcher Liſt,
Darum ſie mehr noch zu beklagen iſt.
　　So lautete die Schrift zu Ende.
Der König nun berief behende
Zum Rath die Klügſten, zu beſprechen,
Wie er die Unthat möge rächen
An dem, der ſo viel Böſes that.
Die Herren endlich gaben dieſen Rath:
　　Da Reineke als liſtig allbekannt,

So werden Boten zu ihm hingeſandt,
Daß er um Schaden nicht noch auch um Frommen
Es unterließ, er ſollte kommen
Zum Hof des Königs zu dem Herrentage; —
Und Braun der Bär die Botſchaft trage.



Das ſechſte Kapitel.

Wie Braun der Bär mit einem Briefe zu Reineke geſandt wird und wie er ihn findet und zur Rede ſtellt.

(457 — 516.)

Der König ſprach zu Braun, dem Bär:
Ich ſag euch, Braun, als euer Herr,
Daß ihr mit Fleiß thut dieſe Reiſe;

Doch ſeht, daß klug ihr ſeid und weiſe,
Denn Reineke iſt falſch und hat
Gar manchen ſchlimmen loſen Rath;
Er wird euch ſchmeicheln und belügen
Und, kann er, ſicher auch betrügen.«
»Mein Herr,« ſprach Braun, »ſeid ohne Leid,
Ich ſag's bei meinem theuren Eid,
Gott füg es nimmer mit mir wohl,
Wo Reineke mich höhnen ſoll.
Ich wollt ihm ſo die Luſt vertreiben,
Daß er nicht wüßte, wo vor mir zu bleiben.« —
So machte Braun mit ſtolzem Sinn
Sich auf den Weg zu fernen Bergen hin,
Durch eine Wüſte groß und lang
Nahm er zu Reineken den Gang.
Hin kam er, wo zween Berge lagen,
Da pflegte Reineke zu jagen,
Und geſtern erſt noch war er da.
Von fern er endlich Malepartus ſah.
Manch ſchönes Haus war Reineken zu eigen,
Doch durfte neben dem ſich keines zeigen,
Von allen ſeinen Burgen wars die beſte.
Hier ruhte Reinke ſicher wie im Neſte.
Als Braun war vor das Schloß gekommen,
Und wie das Thor geſchloſſen wahrgenommen,
Wo Reinke pflegte aus und einzugehn,
Da blieb er vor dem Thore ſtehn
Und dachte, was er wollt beginnen,
Laut rief er: »Reinke, Ohm, ſeid ihr darinnen?
Braun bin ich, komm als Königs Bote!

Der König ſchwur bei ſeinem Gotte,
Kommt ihr nicht nach dem Hofe zum Gericht,
Und bringe ich euch mit mir nicht,
Um Recht zu nehmen und zu geben,
So ſoll es koſten euch das Leben.
Erſcheint ihr nicht, ſo iſt euch ohne Gnade
Gedreut mit Galgen und mit Rade.
Drum rath ich, ihr ſollt mit mir kommen.«
Die Rede hatte Reinke wohl vernommen.
Er lag darinnen um zu lauern
Und dachte: Wenig ſollt mich's dauern,
Könnt ich dem Bär bezahlen dieſes Wort,
Das er in ſeiner Hoffart redet dort.
Darauf will ſinnen ich aufs Beſte.
Drauf ging er tiefer in die Feſte,
Denn voller Winkel Malepartus war,
Bot manche Schlufe und manche Höhle dar,
Und hatte manche Krümmung eng und lang;
Ins Freie führte manch verborgner Gang,
Die that er zu und ſchloß er zu,
So oft er ſuchte ſichre Ruh.
Wenn einen Raub er eingebracht,
Und wenn ein Feind ſich aufgemacht,
An ihm zu rächen eine Miſſethat,
So fand er immer hier den beſten Rath.
Manch Thier lief auch aus Dummheit ſelbſt hinein,
Wo der Verräther es fing ein.

Das ſiebente Kapitel.

e Reineke ſich klüglich bedenkt, danach herausgeht und Braun mit freundlichen Worten willkommen heißt.

(517—608.)

Als Reineke des Bären Wort
Vernahm an ſeinem ſichern Ort,
Vertraut' er ihm nicht alſobald
Und fürchtet' einen Hinterhalt.
Sobald er aber wahrgenommen,
Daß Braun alleine war gekommen,
Erſchrak er weniger vor ihm
Und ging hinaus und ſprach zu ihm:
»Ohm Braun, willkommen ſeid ihr mir!
Ich las die Veſper, darum ihr
Verzeiht, daß ich nicht gleich gekommen.
Ich hoffe, daß zu meinem Frommen
Zu mir ihr hergekommen ſeid.
Willkommen ſeid ihr Ohm zu aller Zeit!
Doch weiß ich dem gar wenig Dank,
Der euch zu dieſem weiten Gang
Genöthigt, der ſo ſchwer euch war.
Ihr ſchwitzt, daß naß euch jedes Haar.
Hat denn der König, unſer Herr, nicht einen Andern
Gefunden, daß ihr ſelber mußtet wandern?
Denn ihr ſeid ja der angeſehnſte Mann,
Den jetzt der König ſich zum Dienſt gewann.
Es iſt gewiß mir zu beſonderm Frommen,
Daß ihr ſeid her zu mir gekommen,
Helft mir mit eurem Rathe gut und gern
Bei König Nobel unſerm Herrn.

Doch hättet ihr auch nicht den Weg zu mir genommen,
Ich wäre morgen doch zu Hof gekommen.
Nun aber möcht es faſt geſchehn,
Daß ich nun nicht vermöchte mitzugehn.
Ich habe mich mit Eſſen übernommen,
Die neue Speiſe iſt mir ſchlecht bekommen,
Ich fühl im ganzen Leib ein ſchmerzlich Preſſen.«
Da ſagte Braun: »Was habt ihr, Ohm gegeſſen?«
Und Reinke: »Ohm was hälf euch das,
Wenn ich euch ſagte, was ich aß?
Nur ſchlechte Speiſe war's, die ich gegeſſen,
Der Arme darf mit keinem Graf ſich meſſen.
Wenn ich nichts Beßres hab mit meinem Weibe,
Begnüg ich mich mit einer Honigſcheibe.
Nun weil mir Gott nichts Beßres hat beſcheert,
Hab ich mit dieſer Laſt den Leib beſchwert.
Und weil ich ſie genoſſen ohne Dank,
Daran bin ich, ihr ſeht's, bald krank.
Könnt ich nur irgend ſonſt was ſpüren,
Um Honig würd ich Hand und Fuß nicht rühren.«
Da ſagte Braun, geſchwind bethört:
»Ei, ei, was hab ich da gehört!
Ihr haltet Honig alſo wenig werth,
Den Mancher doch mit Fleiß begehrt?
Der Honig iſt ſo ſüße Speiſe,
Daß ich vor jeder andern Koſt ihn preiſe.
Helft mir, daß ich ihn kann bekommen,
Ich ſchaffe wieder euch zu Frommen.« —
»Ohm Braun,« ſprach Reinke, »treibt ihr Spott?«
Braun ſprach: »Nein, nein, ſo wahr mir Gott!

Sollt' ſpotten ich, — das thu ich nicht!«
Da ſprach der Fuchs der böſe Wicht:
»Iſt's euer Ernſt? das ſaget an,
Ob ihr da findet Freude dran?
Hier wohnt ein Bauer Ruſteſeile,
Es iſt kaum eine halbe Meile,
Bei dem iſt Honig gnug, verſteht mich recht,
Für euch und euer ganz Geſchlecht.«
Braun ſchmunzelte gewaltig ſehr,
Nach Honig ſtand all ſein Begehr;
Er ſagte: »Führet hin mich ihr,
Ich dank's euch wieder, glaubt es mir.
Sollt' ich an Honig ſatt mich letzen,
Man müßte mir gar viel vorſetzen.«
Da ſagte Reinke: »Wohl, zur Fahrt!
Des Honiges wird nicht geſpart.
Und kann ich gleich nicht recht gut gehn,
Sollt ihr doch meine Treue ſehn,
Die ich zu euch im Herzen trage.
Denn glaubt, daß ich die Wahrheit ſage,
Ich zieh euch vor den Vettern allen.
Ihr ſeid ein mächtger Mann, der nach Gefallen
Mir helfen kann, wenn an dem Herrentage
Die Feinde wider mich erheben Klage.
Ich mach euch heut noch honigſatt,
Und mit dem beſten den man hat,
Ihr ſollt ihn kaum vermögen zu bezwingen.«
Doch Reinke ſprach in ſich von andern Dingen.
Im Lug war niemand ſtärker und geſchwinder;
Braun folgte ihm als wie ein Blinder.

Und Reinke dachte: Will es mir gelingen,
Will ich dich bald zum Honigmarkte bringen.
Bald kamen ſie hin zu des Bauers Zaun,
Da freute ſich nicht wenig Braun.
Doch ſeine Freud ward ihm zu Leid, —
So ging's den Thoren allezeit.

Das achte Kapitel.

Wie Reinke mit Braun dem Bären geht und ihn hinführt, wo er Honig eſſen ſoll, was ihm übel bekommt; wie ihn Reinke betrügt und ihn ſtehn läßt mit Kopf und Füßen geklemmt in einen Baum.

(609—664.)

Der Abend war herbeigekommen
Und Reinke hatte wahrgenommen,
Daß jener Bauer Ruſtefeile
Nun ſchon in ſeinem Bette weile.
Derſelbe war ein Zimmermann
Und hatte, wie ſich Reinke beſann,
Im Hofe eine Eiche liegen,
Die er ſich mühte klein zu kriegen.
Er hatte einen Spalt gemacht
Und glatte Keile drein gebracht,
Es war das Holz geſpellt an einer Seite
Wohl bis zu einer Elle Weite.
Er ſprach: „Nun Ohm, kommt her zu mir,
Seht, in dem großen Baume hier
Iſt mehr des Honigs als ihr glaubt.
Steckt in den Spalt hinein das Haupt.
Doch hütet euch, zu viel genommen
Möcht es euch ſchwerlich gut bekommen
Im Leibe, darum thut Verzicht.“

Braun ſprach: »Reinke ſorgt nicht!
Glaubt nur, ich bin auf meiner Hut,
Maß iſt zu allen Dingen gut.«
So wurde dort der Bär zum Thoren,
Und ſteckt' das Haupt hinein bis zu den Ohren
Und auch die Vorderbeine mit.
Reinke zu großer Arbeit ſchritt,
Die Keile riß heraus er ſchnell,
Mit Kopf und Pfoten auf der Stell
War Braun gefangen in des Baumes Mitte.
Da half kein Schelten, keine Bitte.
War er auch noch ſo ſtark und kühn,
Hier konnt er lange mächtig ziehn.
Der ſchlaue Fuchs er hatt' ihn hintergangen
Mit ſeiner Liſt und in dem Baum gefangen.
Da fing er an zu heulen und zu plarren
Und mit den Hinterfüßen wild zu ſcharren,
Und machte alſo groß Geſchrei,
Daß Ruſtefeile lief herbei
Und, was das ſei, er bei ſich dachte.
Ein ſcharfes Beil er mit ſich brachte,
Er meint, es ſei auf alle Fälle.
Gebunden an die leidge Stelle
Lag Braun geklemmt vom Baume ein,
Er riß ſich, daß er mußte ſchrein;
Doch all' die Pein, umſonſt geſchehn
War ſie, er konnte fort nicht gehn.
Das hofft' auch Reinke, als er Ruſtefeile
Von fern ſah kommen mit dem Beile;
Er rief: »Ei Braun, was macht ihr doch,

Ihr eßt zu viel! was weilt ihr noch,
Sagt, iſt das nicht ein Honigſchmaus?
Da kommt auch Ruſtefeil heraus
Vielleicht will er euch noch bedenken
Und einen Trunk euch auf die Mahlzeit ſchenken!«
So ſprach der Fuchs und hielt es für das Beſte
Zu gehn nach Malepartus, ſeiner Feſte.

Das neunte Kapitel.

Wie Braun gefangen und von den Bauern geſchlagen wird, endlich doch loskommt und ſich ins Waſſer begiebt.

(663—804.)

Ruſtefeil kam herbei zu Hand,
Wo er den Bär gefangen fand,
Und lief in aller Eile fort
Hin, wo er wußte, daß am Ort
Die Bauern hielten Gaſterei.
Er rief: »Kommt alle ſchnell herbei!
Ein Bär hat ſich im Hof bei mir
Gefangen, kommt und ſeht das Thier!«
Da folgten alle, liefen ſehr,
Und jeder griff nach einer Wehr,
Ein jeder nahm, auf was er ſtieß,
Der eine Gabel, jener einen Spieß,
Der dritt' ein Beil, der vierte eine Hacke,
Der fünfte ſah, daß einen Stock er packe,
Der Pfarrer und der Kapellan
Die trugen ihr Geräth heran,
Des Pfarrers Magd (Frau Jutte hieß

Die brave Köchin, die man prieß,
Daß ſie den beſten Grütze machte)
Den Rocken eilig mit ſich brachte,
An dem am Tage ſie geſeſſen,
Dem armen Braun das Fell zu meſſen.
Als Braun ſich ſah in ſolcher Noth,
Wie er da lag auf ſeinen Tod,
Da riß er zwar heraus mit Pein
Den Kopf, doch konnt's nicht anders ſein,
Als daß ihm ward von beiden Ohren
Herab zum Maul das Fell glatt weggeſchoren
Das Blut ihm von den Ohren rann,
Und immer noch er nicht gewann
Die beiden Füße aus der Haft.
Da riß er ſie auch aus mit Kraft,
Raſend vor Wuth, ſchier ganz von Sinnen;
Die Klauen ließ er doch darinnen,
Und auch das Fell von beiden Füßen.
Der Honig war nicht von dem ſüßen,
Von dem ſein Vetter ihm geſagt.
Braun hatte ſchlimmen Weg gewagt,
Gethan gar eine böſe Fahrt.
Es lief das Blut ihm über'n Bart,
Die Füße ſchmerzten ihn ſo ſehr:
Er konnte gehn nicht hin noch her.
Ruſtefeil nun zu ſchlagen begann
Und alle griffen mit ihm an,
All die mit ihm kamen her,
Zu ſchlagen ihn war ihr Begehr.
Der Pfaff' hatt' einen langen Stab,

Womit er manchen Schlag ihm gab.
Braun konnte kriechen nicht noch laufen,
Sie kamen über ihn in Haufen,
Mit Spaten die und die mit Beilen;
Der Schmidt kam an mit Hammer und mit Feilen;
Die hatten Schaufeln, jene Spaten,
Sie ſchlugen alle ohne Gnaden,
Sie gaben all ihm manchen Schlag,
Daß er bethat ſich, wo er lag.
Sie ſchlugen alle, groß und klein,
Doch Schloppe mit dem krummen Bein
Und Ludolf mit der breiten Naſe,
Die maßen mit dem ſchlimmſten Maße.
Und Gerold mit dem krummen Finger
Bewies ſich als ein Knüppelſchwinger,
Er und ſein Schwager Kuckelrei
Am meiſten ſchlugen dieſe zwei.
Dazu noch Abel und Frau Jutte,
Und Quakes Talke ſchlug ihn mit der Butte.
Noch manches andre tapfre Weib
Rückte dem armen Braun zu Leib.
Er mußte nehmen, was man brachte.
Den meiſten Lärmen Kuckelrei doch machte,
Weil er der edelſte nach Standsgebühr.
Frau Willigtraut von Ofenthür
War ſeine Mutter allbekannt,
Sein Vater aber nicht ſich fand,
Doch ſagten wohl die Bauern zu einander,
Der Kieperkieker ſei's, der ſchwarze Sander,
Ein ſtolzer Mann, war er allein.

Braun mußte auch von manchem Stein
Den Wurf ertragen auf dem Leib,
Es warfen nach ihm Mann und Weib.
Zuletzt herbei noch Einer ſprang
Mit einem Knüppel dick und lang,
Und gab ihm an den Kopf ſolch einen Schlag,
Daß ſchier er ohne Sinnen lag.
Doch rafft er ſich, ſpringt mit dem Leib
Dahin, wo Weib gedrängt an Weib,
Und fiel da zwiſchen ſie ſo ſchwer,
Daß viele ſtürzten hinterher
In einen Bach, der nah und tief.
Gar laut alsbald der Pfaffe rief,
Und war ſchier ganz verzagt:
»Ach ſeht, da ſchwimmt Frau Jutte meine Magd
Mit Pelze und mit Rocke!
Hier liegt ihr Spinnerocke!
Ums Himmelswillen helfet ihr!
Ich gebe euch zwei Tonnen Bier,
Dazu Ablaß und große Gnaden!«
Sie ließen Braun bedeckt mit Schaden
Für todt da liegen, um zuſammen
Zu retten, die im Waſſer ſchwammen.
Indeß ſie damit ſich verworr'n
Kroch Braun ins Waſſer voller Zorn
Und brummte laut in ſeinem Grimme.
Er hoffte nicht, daß er noch ſchwimme,
Und konnte weiter nichts mehr denken,
Als ſich im Waſſer zu ertränken,
Auf daß ihn nur die Bauern nicht mehr ſchlügen.

Doch dießmal mußt' er ſich zum Heil betrügen:
Er konnte ſchwimmen noch und ſchwamm.
Als dieß die Bauern ſahn allſamm,
Da riefen ſie mit großem Grämen:
»Ei ſeht, wie müſſen wir uns ſchämen!«
Sie hatten große Ungeduld
Und ſchrien: »Das iſt der Weiber Schuld!
Was wollen die an dieſem Ort?
Seht nur, dort ſchwimmt er munter fort!«
Sie ſahn den Block und nahmen wahr,
Daß drinn noch klebte Haut und Haar
Von Füßen und von Ohren. Ei wie lieb
War ihnen das, ſie ſchrien: »Komm wieder Dieb!
Du ließeſt Mütz und Handſchuh hier zum Pfande!«
So folgte auf den Schaden noch die Schande.
Doch Braun war froh, daß er entkommen,
Er flucht' dem Baum, der feſtgenommen
Ihn hatte und ihn abgehäutet,
Und Reineken, der ihn verleitet.
Das war die Bitte, die er that
Zum Himmel, als er war im Bad.
Der Strom lief ſchnell an dieſem Ort
Und trieb ihn haſtig mit ſich fort,
So daß er in geringer Weile
Schwamm beinah eine ganze Meile.
Ans Land nun kroch er mühſam hier,
Man ſah niemals betrübter Thier.
Er meinte ſeinen Geiſt noch aufzugeben
Und hoffte nicht mehr auf ſein Leben;
Er ſprach: »O Reinke, falſche Kreatur!«

Er dachte an die Bauern nur,
Und ihre Schläg' und wie der Fuchs gelogen,
Als er ſo ſchmählich ihn betrogen.

Das zehnte Kapitel.

Wie Reineke den geſchlagenen Braun bei dem Waſſer liegen findet, ihn verſpottet, und ſich Braun ſchweigend davon macht.

(805 – 878.)

Als Reineke gar wohl bedacht
So hatte ſeinen Ohm gebracht
Mit böſer Liſt zum Honigeſſen,
Ging er ein Hühnlein aufzufreſſen,
Das er ſich fing an einem Ort,
Von dem er manches ſchon trug fort.
Er ging am Bache hin und fraß das Huhn,
Und ging dann hin, wo noch zu thun
Es gab am Bach, und trank daraus.
Und mehr als einmal rief er aus:
»Ei bin ich froh, daß ich den Braun
Geführt zu Ruſtefeilens Zaun!
Ich wett', es fehlt dem Ruſtefeile
An keinem wohlgeſchliffnen Beile.
Braun war einer der Feinde mein,
Das tränkt' ich ihm nun wacker ein.
Ihm wird der Baum es jetzt beweiſen,
Warum ich ihn hab Ohm geheißen.
Des bin ich froh all meiner Tage,
Und Braun vergaß wohl ſchon die Klage.«
Als er ſo ging, kam er von ungefähr
Dahin, wo brummend lag der Bär.

Als er ihn nun erblickte ſo,
Da ward er wieder minder froh,
Weil Braun annoch am Leben war.
Er rief: »O Ruſtefeil, du Narr,
Du armer Schlucker, loſer Wicht!
Was? magſt du ſolche Speiſe nicht?
Die gut doch ſchmeckt und mancher Mann
Nicht alſo leicht bekommen kann,
Wie dir ſie lief recht in die Hand.
Doch wie mir's ſcheint, ließ Braun dir doch ein Pfand!«
So ſprach der Fuchs, als Braun er ſah,
Der muthlos voller Blut lag da.
Er lachte über Maßen ſehr
Und ſprach: Ei, Ohm, wo kommt ihr her?
Ließt ihr bei Ruſtefeil was liegen,
Gleich ſoll der Bauer Nachricht kriegen,
Daß ihr hier lieget, unverholen.
Ihr habt den Honig doch nicht gar geſtohlen,
Und ihn wie ſichs gebührt bezahlet?
Seht doch, wie roth er euch gemalet,
Ei, ei! das iſt ein übler Spaß.
Nicht wahr, das war ein ſüßer Fraß?
Beliebt's, ich hab noch mehr von dieſer Speiſe.
Doch ſagt mir, eh ich weiter reiſe,
In welchen Orden ſeid ihr aufgenommen,
Daß ihr den rothen Hut bekommen
Auf euer Haupt? Seid ihr ein Abt?
Seht doch, euch hat ins Ohr geſchnappt,
Der die Tonſur euch hat geſchoren;
Ihr habt ja gar den Schopf verloren,

Dazu das Fell an beiden Wangen
Und ließet eure Handſchuh hangen.«
   Als Braun nun ſo bei ſeinem Schaden
Von Reinken ward mit Spott beladen,
Da konnte er vor Wuth nicht ſprechen,
Und konnte ſich doch auch nicht rächen.
Um dieſen Spott nicht weiter zu vernehmen,
Mußt er zum Schwimmen wieder ſich bequemen.
Er trieb mit fort den Strom hernieder,
Und kam aus andre Ufer wieder.
Da lag er krank und wenig froh,
Und ſprach in ſeinem Herzen ſo:
»Schlüg man mich vollends todt; ich kann nicht gehn,
Und muß die Reiſe doch beſtehn
Fort nach des Königs Hofe hin,
Wo ich doch grob geſchändet bin
Durch Reineken den Böſewicht.
Ging es nach ihm, ich lebte nicht;
Das iſt dem Schelm, der mich verrieth,
Noch leid, daß er mich lebend ſieht.«
   Er rutſcht' und kroch mit großer Plage,
Und kam nach Hof am vierten Tage.

Das elfte Kapitel.

Wie Braun der Bär übel zugerichtet wieder nach Hofe kommt, und über Reineken Klage führet.

(879—908.)

Als nun der König wahr es nahm,
Wie Braun zurück nach Hofe kam,

Sprach er: »Seht doch, iſt das nicht Braun?
Um Gott, wie iſt der anzuſchaun?«
Braun vor den König trat und ſprach:
»Ich klag euch, Herr, dieß Ungemach,
Ihr ſeht an mir des Buben Thaten,
Der ſchändlich mich mit Liſt verrathen.«
Der König ſprach mit ſchnellem Rathe:
»Das will ich rächen ſonder Gnade!
Darf Reineke ſolch einen Herrn
Wie Braun beſchimpfen? Das ſei fern!
Ich ſchwör bei meiner Ehr und Krone,
Er ſoll empfangen noch zum Lohne,
Was Braun mit gutem Recht begehrt.
Ich will nie tragen mehr ein Schwert,
So fern ich dieſen Schwur nicht halte.«
Drauf hieß er beide, Jung und Alte,
Die in den Rath berufen worden,
Zu ſagen es mit kurzen Worten,
Wie dieſe Miſſethat zu rächen.
Sie waren Eins nach kurzem Sprechen:
So es dem König möcht behagen,
So ſollte man aufs neue tagen,
Und Reinke ſollte kommen dar
Und ſeines Rechtes nehmen wahr
Und Rede ſtehen allen Klagen.
Es ſollte Hinze Botſchaft tragen,
Der Allen wär als klug bekannt.
Der Rath des Königs Beifall fand.

Das zwölfte Kapitel.

Wie Hinz der Kater von dem Könige zu Reineken geſandt wird, ihn derweit vor Gericht zu laden und ihn mit zu bringen, und wie ihm ſolches gelingt.

(909 — 1067.)

Nachdem der König nun mit den Genoſſen
Zu dieſem Rathe ſich entſchloſſen,
Daß Hinz die Reiſe ſollte wagen
Und Reineken die Botſchaft tragen,
Sprach er zu Hinzen: »Habet Acht,
Auf das, was hier ward ausgemacht,
Und ſaget Reinken recht und ſchlicht:
Entſchieden ſei im Hofgericht:
So man zum Drittenmale müßte tagen,
So würd er ew'gen Schaden davon tragen,
Er und ſein ganz Geſchlecht.
Und dieß bedenk' er recht.
Mag er auch Schlimmes allen Thieren dichten,
Wird er ſich doch nach euren Rathe richten.«
Hinz ſprach: »Zum Böſen oder Frommen,
Was ſoll ich thun, wenn ich zu ihm gekommen?
Ich meine, darf ich meinen Rath euch künden,
Ihr würdet leicht noch beſſre Boten finden
Als mich, der von Perſon iſt klein und ſchmächtig.
Braun, der doch gegen mich iſt groß und mächtig,
Der konnte gegen Reinken nicht gewinnen,
In welcher Weiſe ſoll ich es beginnen?«
Der König ſprach: »Nicht kommt's auf Größe an
Man findet manchen kleinen Mann,
In welchem Weisheit ſteckt und Liſt,

Die manchem Großen fremde iſt.
Seit ihr auch groß nicht von Perſon,
Doch kennen wir als klug euch ſchon.«
Hinz ſprach: »Herr euer Will geſcheh!
Fügt ſich's, daß ich ein Zeichen ſeh
Zu meiner rechten Hand,
So wird zum Glück die Reiſe mir gewandt.«
Als er ein Stück gegangen war,
Nahm er Sanct Martins Vogel wahr
Und rief: »Nimm glücklich, Vogel, deinen Zug
Und kehre hieher deinen Flug,
Und flieg nach meiner rechten Seiten!«
Er ſah den Vogel aus die Flügel breiten
Nach einem Baume, den er fand,
Und welcher links von Hinzen ſtand.
Der war betrübt in ſeinem Sinn,
Meinte, nun ſei ſein Glück dahin.
Doch that er ſo wie Mancher thut
Und ſchuf ſich ſelber beſſern Muth,
Und reiſte gen Malpartus fort
Und fand den Fuchs vor ſeiner Feſte dort.
Er ſprach zu ihm mit freiem Muth:
»Gott, welcher reich und gut,
Der mög euch guten Abend geben!
Der König droht euch an das Leben,
Kommt ihr zu Hofe nicht mit mir.
Auch läßt er euch entbieten hier:
Stellt ihr euch nicht nach Pflicht und Recht,
So ſtraft er euer ganz Geſchlecht.«
Reineke ſprach: »Seid mir willkommen!

Es gebe Gott euch Glück und Frommen,
Mein Neffe Hinz, ich gönn's euch wohl!«
  Reineke war der Bosheit voll,
Er meint' es nicht aus Herzensgrund,
Und ſann auf einen neuen Fund,
Wie er auch Hinzen könnte ſchänden
Und ſo zurück nach Hofe ſenden.
Er nannte Neff ihn wie zuvor
Und ſprach: »Neffe, was ſetz ich vor
Zu eſſen euch, das ihr verzehrt,
Und ſeht, wie ihr als Gaſt mir werth,
Eh wir der Ruh zu pflegen ſcheiden?
Dann gehen morgen wir zwei beiden
Zu Hofe mit dem frühſten Tage.
Denn, daß ich euch es offen ſage,
Vor allen andern Vettern mein,
Vertrau ich keinem als nur euch allein.
Braun der gefräßige kam übeln Muthes
Und hegte mir im Sinn nichts Gutes.
Es iſt der Bär ſo falſch und ſtark;
Ich möchte nicht um tauſend Mark
Mit ihm je einen Weg beſtehn;
Doch, Neffe, mit euch will ich gehn
Morgen beim erſten Tagesſchein.
Dieß ſcheint das Beſte mir zu ſein.«
  Hinze gab Antwort auf das Wort:
»Nein gehen wir alsbalde fort
Nach Hofe, wir zwei beiden.
Der Mond ſcheint in der Heiden,
Der Weg iſt gut, die Luft iſt klar.«

Doch Reinke ſprach: »Nacht hat Gefahr!
Wenn wir bei Tag auf jemand ſtießen,
Der müßte wohl uns freundlich grüßen,
Doch wenn er uns bei Nacht begegnet nun,
So wird er Böſes uns ſtatt Gutem thun.«
Nun ſagte Hinze: »Neffe laßt mich wiſſen,
Was habt ihr, wenn ich bleib, für gute Biſſen?«
Reinke nun an zu ſprechen fing:
»Die Speiſe iſt bei mir gering,
Ich will euch geben, wollt ihr bleiben,
Recht gute friſche Honigſcheiben,
Die ſchmecken ſüß.« Doch Hinze ſpricht:
»Die aß ich all mein Tage nicht!
Habt ihr nichts Andres in dem Haus?
Gebt mir doch eine fette Maus;
Aufs beſte bin ich dann verwahrt,
Der Honig bleibt euch gern geſpart.«

»Ei,« ſprach der Fuchs, belehrt mich deſſen,
»Mögt ihr ſo gerne Mäuſe eſſen?
Iſt euer Ernſt das? ſagt das frei,
Es wohnt ein Pfaff hier nebenbei,
Wo eine Scheuer bei dem Haus,
Da giebt's ſo manche fette Maus,
Man lüd ſie nicht auf einen Wagen,
Wie oft hört ich den Pfaffen klagen,
Sie thun ihm Schaden Tag und Nacht.«

Da rief der Kater unbedacht:
»Wollet ihr thun den Willen mein,
So führt mich zu der Scheuer ein!

Vor allem Wildpret preiſ ich mir
Die Mäuſe, ja die munden mir.«

Drauf Reinke: »Bei der Treue mein
Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein!
Nun ich es weiß, daß ihr ſo gern
Die Mäuſe eßt, ſo bin ich fern
Euch des Vergnügens zu berauben.«

Hinz ging mit ihm in gutem Glauben.
Sie gingen wo die Scheuer ſtand,
Da war von Lehme eine Wand.
So aber ſtands: des Nachts zuvor
Der Pfaffe einen Hahn verlor,
Denn Reineke war durchgekrochen
Durch jene Wand; dieß hätt' gerochen
Gar gern des Pfaffen Sohn, der Martin hieß.
In ſolcher Abſicht that er dieß:
Er hatte eine Schlinge aufgehangen
Bei jenem Loch, um Reineken zu fangen.
Das hatte Reinke wohl geſehn.
Er ſprach: »Nun Neffe wollt ihr gehn
Durch dieſes Loch, ich halte Wacht,
Derweil ihr mauſt, denn es iſt Nacht.
Ihr werdet ſie in Haufen greifen.
Hört nur, wie drin ſie luſtig pfeifen!
Und ſeid ihr ſatt, ſo kommt heraus,
Ich warte auf euch vor dem Haus.
Wir dürfen heute Nacht nicht ſcheiden,
Denn morgen gehen wir zwei beiden
Nach Hofe wie ihr wißt.«

Hinz ſprach: »Ob es auch ſicher iſt?
Kann ich auf euern Rath auch bauen?
Denn Pfaffen darf man nimmer trauen!»
Doch Reinke ſprach, der böſe Wicht:
»Seid ihr ſo blöd! Das wußt ich nicht.
So kommt nur, laſſet heim uns kehren,
Zu meinem Weib, die uns mit Ehren
Empfangen wird und auch zu leben
Uns wohl wird gute Speiſe geben.
Mögens auch keine Mäuſe ſein.«
Da ſprang Hinze ins Loch hinein,
Er ſchämte ſich, daß Reinke ihn
Mit dieſen Worten ſollt aufziehn.
Alsbald fing er ſich in der Schlinge feſte; —
So bracht in Schande Reinke ſeine Gäſte.

Das dreizehute Kapitel.

Wie Reineke den Kater verhöhnt und der Wölfin Gieremuth Schmach anthut.

(1067 — 1166.)

Als Hinze nun ins Loch einging
Vor welchem juſt die Schlinge hing,
Da kam er in Gefahr
Und ward dieß kaum gewahr,
Da war er auch umſchlungen.
Er wär gern fortgeſprungen,
Da ging die Schling nur feſter zu.
Nun rief er Neffe Reinken zu,
Fing an zu winſeln jämmerlich.
Doch Reineke der freute ſich,
Als er ihn hört', und eilte ihn zu necken:

»Hinze ſagt an, wie euch die Mäuſe ſchmecken?
Sind ſie auch gut und fett?
Wüßt es des Pfaffen Söhnelein ich wett:
Zu ſeinem Wild, das ihr verzehrt,
Würd euch von ihm noch Senf beſchert,
Ja ſo ein wohlgezogner Knab iſt das.
Ihr ſingt ſo ſchön, gewiß das Liedchen, was
Bei Hofe man zum Eſſen ſingt?
Ich wollte, daß auch Iſegrim einſt ſpringt
In dieſes Loch wie ihr hinein,
Dann könnt ich ihm doch tränken ein
Was er mir oft zu Leid gethan.«
Mit dieſem Wort ging er von dann,
Und ging nicht nur auf Dieberei,
Auch Ehbruch und Verrätherei,
Rauben und Morden hielt er nicht für Schmach.
Er ſann ſchon neuen Schäadlichkeiten nach.
Er wollte zu Frau Gieremuthen hin,
Und hatte Zweierlei im Sinn:
Zuerſt wollt er von ihr erfragen,
Worüber Iſgerim am meiſten wollte klagen.
Das Zweit: er dacht auf Ehebrecherei,
Zu machen alte Sünden neu.
Nach dem, was er gehört, war klar.
Daß Iſegrim zu Hofe war.
Der meiſte Haß zwiſchen den Zwein,
Der kam daher, das ſieht man ein,
Daß Reineke, der loſe Dieb,
Mit Gieremuthen Buhlſchaft trieb.
Als Reinke nun kam vor ihr Haus,

Da war die Wölfin eben aus.
Da trieb er mit den Kindern Spott
Und ſprach: »Ei grüß euch Gott,
Ihr allerliebſten Stiefkindlein.«
Und dieß geſagt, ging er Wald ein
Auf weitern Raub und Unfug aus.
Indeß kam Gieremuth nach Haus,
Zur Morgenzeit, wie's eben tagte,
Und ſprach: »War Jemand hie, der nach mir fragte?«
Sie ſprachen: »Ja, kurz nur vor dir,
Da war der Pathe Reinke hier.
Der nannte uns Stiefkinder ſein,
Wie viel wir ihrer möchten ſein.«
Die Wölfin rief, als ſie das Wort vernommen:
»Dafür ſoll er den Tod bekommen!«
Sie wollt' es rächen mit Gewalt
Und folgte ihm nach alſobald.
Sie wußte, wo den Weg er nahm,
Und ſprach, als drauf ſie zu ihm kam:
»Was habt für freche Reden ihr geſagt
Zu meinen Kindern, die ſie mir geklagt?
Doch wartet frecher Böſewicht,
Dafür entkommet ihr mir nicht.«
Sie grinſte ihn gar grimmig an,
Trat voller Zorn und Wuth heran
Und fuhr ihm nach dem Barte hin.
Es wurde ihm nicht wohl zu Sinn,
Er lief und wär ihr gern entwichen,
Doch ſie kam eilig nachgeſtrichen.
Ein wüſtes Schloß, das lag nicht fern,

Darein wär er entwiſcht ihr gern.
Nun hört was weiter da geſchah.
Es war ein alt Gemäuer da,
Das hatte einen engen Spalt,
Da drängte Reinke mit Gewalt
Sich durch. Es war der Spalt ſo enge,
Daß Reinke ſchon kam ins Gedränge.
Gieremuth war ein ſtarkes Weib
Und hatte einen vollen Leib;
Als ſie den Kopf nun auch einſchob,
Da drängte ſie und ſtieß und hob
Und wollte folgen, doch ihr ſchlimm Geſchick
Ließ ſie nicht vor mehr noch zurück.
Als Reinete dieß ſah, macht' er links um
Und kam zur andern Seit' herum,
Und als er ſah, daß ſie ſich feſtgerannt,
Macht er ſich an ſie unverwandt.
Sie ſchrie: »Ein Schuft biſt ſtets du doch!« —
»Was nicht geſchehn, geſchehe noch!«
Rief er. Doch der hat Ehre ſchlecht bewahrt,
Der ſo ſein Weib mit einer Andern ſpart,
Wie Reinke that, der böſe Dieb,
Dem alles gleich war, was er trieb.
Als aus dem Spalt ſie ſich herausgebracht,
Da hatte Reinke längſt ſich fortgemacht.
Als ſie vertheidgen wollte ihre Ehr,
Da hatte ſie verloren ſie noch mehr.
Doch Reinken laſſen wir jetzt bleiben,
Um, wie es Hinzen ging, zu ſchreiben.

Das vierzehnte Kapitel.

Wie Hinze geſchlagen und geſchändet wird und endlich loskommt.

(1167—1310.)

Als Hinz im Strick gefangen ward,
Schrie kläglich er nach ſeiner Art.
Das hörte Martin, der die Schlinge
Gelegt, daß drin den Fuchs er finge.
Gar ſchnell er aus dem Bette ſprang
Und rief: »Nun, Gott ſei Dank!
Zur guten Stunde ward der Strick
Gelegt, denn dieſen Augenblick
Hat ſich der Hühnerdieb gefangen
Und unſer Hahn wird Rach' erlangen!«
Geſchwinde er ein Licht anzündet,
Und wie im Schlaf er Alles findet,
Da weckt er Mutter und Papa
Und was von dem Geſinde da.
»Steht auf, es iſt der Fuchs gefangen,
Wir wollen ihn aufs Beſt' empfangen!«
Und Groß und Klein in ſchnellem Lauf
Kam an, und ſelbſt der Pfaff ſtand auf.
Nichts hatt' er als den Schlafrock an;
Die Köchin zündet' Lichter an.
Ein Spieß ſtand da an einer Wand,
Den nahm Martinchen in die Hand,
So ging er auf den Kater los
Und gab ihm Schläge ſtark und groß
Auf Kopf und Glieder, Haut und Haar,
Und ſchlug ihm aus ein Auge gar.
Von Allen kriegt' er Schläge viel.

Der Pfaffe kam mit einem Gabelſtiel,
Womit er Hinzen fällen wollte.
Als Hinz ſah, daß er ſterben ſollte,
Da ward er ſehr dem Pfaffen gram,
Zwiſchen die Beine er ihm kam,
Und kratzt' und biß in großem Zorn.
Er faßt den guten Pfaffen vorn
Und riß den dritten Theil ihm ab
Von dem, was ihm der Himmel gab,
Zum Zeichen, daß ein Mann er ſei.
Der Pfaff that einen lauten Schrei
Und fiel zur Erde in Ohnmacht.
Da ſprach die Köchin unbedacht:
»Der Teufel hat die Hand im Spiel!«
Sie ſchwur darauf gar hoch und viel,
Sie wollte all ihr Gut drum geben,
Müßt ſie dieß Elend nicht erleben.
Ja hätt' ſie einen Schatz von Golde,
Daß ſie ihn gerne geben wollte,
Hätt' nur ihr Herr nicht ſolchen Schaden.
Sie ſah mit Schmerzen ihn beladen
Und ſah auch an der Wand da liegen,
Was er nicht konnte wieder kriegen.
»Der Teufel hat gelegt den Strick!«
Rief ſie in ihrem Mißgeſchick:
»O ſieh nur, Sohn, dieß große Leid,
Hier deines Vaters Eingeweid! —«
Ihr Schade ſei der größte, meinte ſie.
Indem ſie alſo klagt' und ſchrie,
Ward hin zu Bett der Pfaff getragen.

Hinz ſah, daß man ſich ſein entſchlagen,
Und ob er ſchon in großer Noth,
Und an nichts dachte als den Tod,
Auch blutig war und wund geſchlagen,
Begann er doch zu beißen und zu nagen
Am Stricke, wo er lag darin,
Sich zu befrein lag ihm im Sinn.
Und es gelang, es ging der Strick
Entzwei zu ſeinem großen Glück.
Er ſprach bei ſich: »Hier iſt es ſchlecht,
Blieb ich noch länger, wär's nicht recht.«
Und ſprang zum Loche ſchnell hinaus,
Und nahm die Straße da hinaus,
Wo König Nobels Hofſitz lag.
Eh hin er kam, war's lichter Tag.

Er ſprach: »Hat mich der Teufel dieſe Nacht
Zu Reinken, dem Verräther, hin gebracht! —«
Er kam zu Hofe ſehr geſchändet,
Dazu auf einem Aug' geblendet.
Im Pfaffenhaus hatt' er empfangen
Viel harte Schläg' auf Haupt und Wangen,
Und hatte gar ein Aug verlor'n.
Der König droht in großem Zorn
Reinken mit ſeiner Ungenade
Und ließ berufen zu dem Rathe
Die Weiſen ſein und edelſten Barone.
Er fragte ſie: »Was thun? von ſeinem Throne,
Um Reinecken zu Recht zu bringen,
Der Uebel thät in allen Dingen.«

Als Alle nun begannen laut zu klagen,
Da hörte laut Grimbart den Dachs man ſagen:
»Ihr Herrn, fürwahr, ein recht Gericht
Sitzt hier, doch ob mein Ohm auch nicht
Wär zu vertheidigen, muß doch
Nach Recht geſchehn; zum dritten noch
Müßt ihr den freien Mann zu Recht
Vorladen, eh ihr Urtheil ſprecht.
Kommt er dann nicht, dann iſt am Tage,
Daß ſchuldig er all dieſer Klage.«
Der König ſprach: »Wer wird es wagen,
Die dritte Botſchaft hinzutragen?
Wer möchte wagend Leib und Leben
Sich zu dem Böſewicht begeben?
Wer opfert die geſunden Glieder
Und kommt doch ohne Reinken wieder?
Ich meine, Jedem davor graut.« —
Da ſagte Grimbart zu ihm laut:
»Herr König, wollt Ihr mich entſenden,
Jedwede Botſchaft will ich enden.
Sei ſie geheim, ſei öffentlich,
Wie's dann auch kommt, nicht zage ich.«
Der König ſprach: »So geht denn fort,
Ihr kennt die Klage Wort für Wort.
Vergeſſet eure Klugheit nicht,
Denn Reinke iſt ein Böſewicht.« —
Und Grimbart ſprach: »Ich zage nicht,
Und bring ihn, hoff ich, vor Gericht.«
Er ging nach Malepartus fort
Und fand Reineken an dem Ort,

Samt Weib und Kindern war er dort.
Der Dachs ſprach zu ihm dieſes Wort:
Gott grüß euch Ohm! Ei ſagt mir an,
Ihr ſeid ein klug gelehrter Mann,
Wie kommts, daß ihr des Königes Gebot
Gehalten habt für eitlen Spott?
Meint ihr noch nicht es wäre Zeit?
Wißt ihr in welchem Lob ihr ſeid?
Ich rath euch mit nach Hof zu kommen,
Das Zögern ſchafft euch wenig Frommen,
Fürwahr gar mancher iſt's der klagt.
Zum drittenmal wird euch getagt:
Kämt ihr nicht, euer Schad' es wär.
Der König käm mit ſeinem Heer
Um euch rings zu umſtellen
In euern Kaſtellen,
Es koſtet euch und eurem Weib
Und euern Kindern Gut und Leib.
Ihr könnt dem König nicht entgehn,
Drum laßt das Klügre denn geſchehn:
Daß ihr mit mir nach Hofe geht,
Noch manche Liſt zu Dienſt euch ſteht,
Die euch wohl noch erretten mag.
Ihr habt wohl ſchon manch ſchlimmern Tag
Beſtanden noch als der mag ſein,
Und kamt davon auch ohne Pein,
Weil ihr's ſo liſtig durchgetrieben,
Daß ſelbſt in Schmach die Gegner blieben.«

Das funfzehnte Kapitel.

Wie Reineke dem Dachſe antwortet.

(1311 — 1352.)

Als Grimbart ſo geſprochen hat,
Spricht Reinke: »Oheim, euer Rath
Scheint gut und klug. Ich komme dar
Und nehme meines Rechtes wahr!
Ich hoff, der König giebt mir Gnade;
Ich bin ihm Nutz in ſeinem Rathe,
Das weiß er wohl ſammt all den Herrn
Die mich verderben möchten gern;
Es kann der Hof nicht ohne mich beſtehn,
Und wär viel ſchlimmres noch durch mich geſchehn.
Wenn es nur irgend mag geſchehn,
Daß ich ihn darf mit Augen ſehn,
Den König, und darf zu ihm ſprechen,
So hoff ich ſeinen Zorn zu brechen.
Wiewohl der König um ſich hat
Manch einen noch in ſeinem Rath,
Geht's ihm doch nicht zum Herzen ein,
Weil ſie nicht wiſſen aus noch ein,
Und Alles ſtimmt nach meinem Sinn,
An welchem Hofe ich auch bin.
So oft zuſammen Herrn und Fürſten kommen,
Damit ein kluger Rathſchlag ſei vernommen,
Da muß den Fund Reineke thun.
Gar Viele haben darum nun
Sich feindlich gegen mich verſchworen,
Gelingt's ihnen, bin ich verloren,
Denn ſie verſtehen keinen Scherz,

Und das beängſtigt mir das Herz.
Es mögen mehr als zehne ſein,
Die mächtiger, als ich allein;
Das möchte wohl den Muth mir kehren:
Doch mein ich, beſſer iſts mit Ehren
Mit euch mich auf den Weg zu machen,
Zu reden ſelbſt in meinen Sachen,
Als daß ich Weib und Kinder mein
Stürze in Angſt und Noth hinein.
Denn ſicherlich wär ich verloren.
Es iſt dem König angeboren
Zu hohe Macht, als daß ich ſollte
Nicht alles leiden, was er wollte.
Kann ich ihn nicht für mich gewinnen
So muß auf gut Vertrag ich ſinnen.«

Das ſechszehnte Kapitel.

Wie Reineke von ſeinem Weibe Abſchied nimmt und mit dem Dachſe nach Hofe geht; auch wie er dieſem unterweges beichtet.

(1353—1412.)

Reineke ſprach: »Frau Ermelein,
Ich befehle euch die Kinder mein,
Ihr ſollt ſie wohl bewahren.
Vor allem ſchützt mir vor Gefahren
Mein jüngſtes Söhnchen Reinhardlein,
Dem ſteht ſein Bärtchen ſchon ſo fein
Rings um ſein Mäulchen überall,
Ich hoff daß er nach mir ausfall.
Da iſt auch Roſſel noch, der Dieb,
Den hab ich auch nicht minder lieb.

Haltet die Kinder gut in allen Dingen,
Wollt meinen Willen ihr vollbringen.
Ich dank's euch, mag ich wiederkommen.« —
So hat der Fuchs Abſchied genommen,
Und läßt daheim Frau Ermelein
Mitſammt den beiden Söhnen ſein.
Er läßt ſein Haus ſo unbeſtellt,
Wie ſchlecht der Füchſin das gefällt.
Sie waren noch nicht weit gegangen,
Als Reinke ſo hat angefangen:
»Grimbart, mein liebſter Freund und Vetter,
Ich fürcht, ich finde keinen Retter
In der Gefahr, geh in den Tod.
Auch leid ich im Gewiſſen Noth
Um alles, was durch mich geſchehn;
Darum will ich zur Beichte gehn.
Und weil kein Pfaffe hier
So ſeid der Beichtger ihr.
Denn wenn ich meine Sünde hab gebeichtet,
So wird mir mindeſtens das Herz erleichtet.« —
»Ihr müßt«, ſprach Grimbart, »auch auf Treu und Glauben
Geloben nimmer mehr zu rauben.
Abthun Verrath und Dieberein,
Soll euch die Beichte nützlich ſein.« —
»Das weiß ich wohl«, ſprach Reinke drauf:
»So fang ich an denn, merket auf:
Confiteor tibi pater et mater,
Daß der Otter und dem Kater
Durch mich iſt Unrecht viel geſchehn,
Dafür ich will zur Buße ſtehn.«

Der Dachs ſprach: »das verſteh ich nicht,
Gebt deutſch von eurer Schuld Bericht,
Damit ich's recht verſtehen kann.« —
Reineke ſprach: »Ich hab' gethan
Unrecht an allen, die da leben,
Und bitte ſehr mir zu vergeben.
Den Bären, meinen Ohm hab ich
Im Block gefangen grauſamlich,
Wo er geſchunden ward am Haupt
Und mehr geſchlagen als man glaubt.
Den Kater lehrt' ich Mäuſe fangen,
Daß er blieb in dem Stricke hangen,
Da ward ihm arg das Fell geſchoren
Wobei er gar ein Aug verloren.
Daran war Schuld niemand als ich.
Mit Recht verklagt der Hahn auch mich,
Ich nahm ihm ſeine Kindelein,
Waren ſie groß nun oder klein,
Ich pflegte alle fortzutragen,
Mit Recht mag er den Fuchs verklagen.« —

Das ſiebzehnte Kapitel.

Wie Reinke noch einige ſeiner Schandthaten beichtet, ſonderlich wie er den Wolf öfters hintergangen habe.

(1413 — 1622.)

Der König ſelber iſt mir nicht entgangen,
Er hat von mir oft Schand' empfangen«,
Sprach Reinke, »auch die Königin
Nahm von mir manchen Schaden hin:

In Schmach ſind ſie durch mich gekommen.
Am meiſten hab ich mitgenommen
Mit Fleiß den Wolf, in vielen Tagen
Könnt ich es doch nicht alles ſagen.
Ich nenn ihn Ohm, doch iſt er's nicht,
Er iſt von meiner Sippſchaft nicht.
Er kam einſt, es iſt wohl ſechs Jahr
Schon her, zu mir nach Elemar
Ins Kloſter, wo ich zu der Zeit
Mich frommen Uebungen geweiht.
Er bat, daß ich ihm helfen ſollte
Weil er ein Mönch auch werden wollte.
Er meint' es zieme ſich für ihn,
Und fing die Glocken an zu ziehn.
Das Läuten deuchte ihm ſo ſüße:
Er ließ von mir ſich beide Füße
Anbinden feſt mit gutem Willen
Ans Glockenſeil, die Luſt zu ſtillen
Und um das Läuten ihm zu lehren.
Er kam dabei zu wenig Ehren;
Er läutete ſo aus den Maßen,
Daß alle Leute auf den Straßen
In Schreck und Angſt geriethen groß.
Der Teufel, meinten ſie, wär' los.
Sie liefen, wo ſie hörten läuten,
Und eh er ſie noch konnt' bedeuten,
Er woll' ins Kloſter ſich begeben,
Da nahmen ſie ihm ſchier das Leben.
Drauf bat er mich ihn zu beehren
Und eine Platte ihm zu ſcheeren:

Da ließ ich ihm zu Elemar
Abbrennen von dem Schopf das Haar,
Daß ihm die Schwarte hat geknackt.
Ich hab ihm weidlich aufgepackt.
Einſt lehrte ich ihn Fiſche fangen,
Da hat er manchen Schlag empfangen.
Ich führt' ihn einſt ins Jülich-Land
Zu einem Pfaffen wohlbekannt;
Es war ringsum kein Pfaffe reicher.
Der hatte einen großen Speicher,
Darin manch eine Speckſeit' lag,
Um die empfing er manchen Schlag.
Es fand ſich in dem Speicher noch
Geſalzen Fleiſch in einem Trog.
Das Fleiſch dem Wolf ſo lieblich roch,
Er brach ſich durch die Wand ein Loch.
Ich bat ihn, ſich hindurch zu zwingen,
Um ins Verderben ihn zu bringen.
Er fraß von jenem Fleiſch ſo viel
Daß es ihm dann unmöglich fiel,
Zum Loche wieder 'raus zu kommen,
So war der Wanſt ihm aufgeſchwommen.
Und ſeine Klage war nicht klein:
Denn wo er hungrig kam hinein,
Da konnt er ſatt heraus nicht kommen.
Ich hatt' ins Dorf den Weg genommen
Und Lärm und groß Geſchrei gemacht
Und in die Patſche ihn gebracht.
Hin lief ich wo der Pfaffe ſaß,
Bei Tafel, wo er trank und aß;

Der Braten vor ihm, ein Kapaun,
War appetitlich anzuſchaun.
Ich ſprang herbei ſchnell wie der Wind
Und nahm den Braten ihm geſchwind.
Der Pfaffe machte groß Geſchrei
Und lief ſo ſchnell er konnt' herbei;
Doch eh er deſſen ſich verſah,
Plautz! lag die ganze Tafel da.
Er warf ſie um, als auf er ſprang,
Am Boden lag nun Speiſ' und Trank.
Er ſchrie noch: »Fangt ihn, eilt herbei!« —
Da lag er ſelber in dem Brei.
Alle die kamen, ſchrien: »fangt ein!«
Ich lief voran, ſie hinterdrein.
Des Volkes war da große Zahl,
Die ſchlimm es mit mir meinten all;
Am ärgſten ſchrie der Pfaffe doch:
»War je ein Dieb wohl frecher noch?
Er nahm das Huhn, von dem ich aß,
Vom Tiſche weg, an dem ich ſaß.« —
Ich lief zu jenem Speicher hin,
Wo Iſegrim noch war darin;
Und weil ich ihn nicht brachte fort,
Ließ fallen ich den Braten dort.
Ich ließ ihn, doch es kränkt mich noch, —
Und ſchlüpfte eilig durch das Loch.
Zeit war's, daß ich vondannen kam.
Als nun der Pfaff das Huhn aufnahm,
Da hat den Wolf er wahrgenommen
Gleich allen, die mit ihm gekommen.

Da ſchrie er laut: »Schlagt, Freunde, ſchlagt!
Ein Wolf hat ſich herein gewagt!
Entwiſcht er uns, das bringt uns Schande
Mit Recht im ganzen Jülich-Lande.« —
Herr Iſegrim zur böſen Stunde
Empfing da manche ſchlimme Wunde.
Sie wurden alſo laut mit Schrein,
Daß alle Bauern drangen ein.
Sie ſchlugen ihn, er lag für todt,
Noch nie kam er in ſolche Noth.
Wenn man auf Leinewand es malte,
Wie er des Pfaffen Speck bezahlte,
Das müßte wahrlich ſeltſam laſſen!
Hinaus geworfen ward er durch die Gaſſen
Geſchleppt hin über Stock und Stein,
Des Lebens ſah man keinen Schein.
Sie warfen endlich in ein Loch
Den Wolf, der gar zu ſcheußlich roch,
Weil er ſich bei den vielen Schlägen
Hatte beſchmiſſen allerwegen.
Sie meinten all', er wäre todt.
In ſolchem Elend, Angſt und Noth
Und ohne ſeiner Sinne Macht
Lag er allda die ganze Nacht,
Der arme und verlaſſne Wicht.
Wie er entkam, deß weiß ich nicht
Zu geben weiteren Beſcheid. —
Drauf hat er mir mit einem Eid,
Es war etwa ein Jahr vorbei,
Gelobt auf's neue Huld und Treu.

Doch hatte das nicht viel zu ſagen,
Er ſchwur nur, daß ich ihm den Magen
Mit Hühnern ſollte füllen an.
Der Hühner ſieben und ein Hahn,
Sprach ich, die wüßt ich wohl zu kriegen,
Um ihn auf's neue zu betrügen.
Ein Stündchen wars nach Mitternacht,
Als ich ihn zu dem Ort gebracht.
Mir ſollte dort ein Fenſter frommen,
Das aufgeſtützt ich wahrgenommen.
Ich that als wollt ich erſt hinein,
Dann aber ließ den Wolf ich ein.
Ich ſprach: »Kriechet nur frei hinein,
Denn ſoll der Nutzen euer ſein,
So müßt ihr auch dafür was thun,
Ihr findet gleich ein fettes Huhn.«
Halb kroch er ein, es fiel ihm ſchwer,
Und taſtete drin hin und her.
Da ſchwur er hoch bei ſeiner Ehr:
»Wir ſind verrathen, fürcht' ich ſehr.
Ich find' von Hühnern keine Spur.« –
»Ei«, rief ich, »vorn die fehlen nur.
Die hab ich neulich weggenommen.
Wir müſſen, ſoll die Fahrt uns frommen,
Der Mühe nicht verdroſſen ſein
Und kriechen tiefer noch hinein.«
Der Balken nun war ſchmal und dünn
Auf dem voran der Wolf kroch hin.
Indeß er ſucht' ein Huhn zu kriegen,
Dacht' ich darauf ihn zu betrügen.

Ganz leiſe kroch ich drauf zurücke
Und zog hinweg des Fenſters Krücke,
Daß es zufiel mit lautem Schlag.
So heftig Iſegrim erſchrak,
Daß er vom Balken dünn und ſchmal
Herab that einen ſchweren Fall.
Da wachten auf, die drinne ſchliefen
Beim Kohlenfeuer, und ſie riefen,
Durchs Fenſter in dem Dache ſei
Etwas gefallen. Schnell herbei
Lief einer nun mit einem Licht:
Da fehlt' es denn an Prügeln nicht,
Sie ſchlugen ihn fürwahr halbtodt.
So bracht' ich ihn in manche Noth,
Mehr als ich nur erzählen kann;
Ein Wunder iſt's, wie er entrann.
Doch hab ich etwas noch getrieben —
Ich wollt' es wäre unterblieben —
Mit ſeinem Weibe Gieremuth,
Was Schaden ihrer Ehre thut
Und was ſie langſam wird verwinden.
Seht Ohm, das ſind nun meine Sünden,
Deren ich heute kann gedenken
Und welche meine Seele kränken.
Damit ich nun mag Ruhe finden,
So abſolvirt mich meiner Sünden,
Sagt, welche Buße ich ſoll tragen.«
Grimbart war liſtig und verſchlagen:
Er brach ein Reis ab auf dem Wege
Und ſprach: »Nun gebt euch Ohm drei Schläge

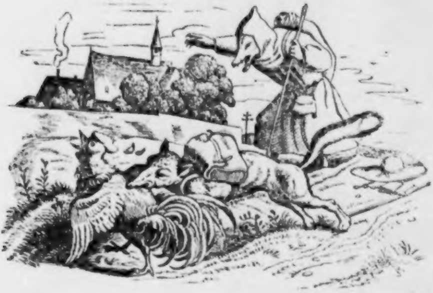
Auf euer Fell mit dieſem Reiſe
Und legt es dann, wie ich's euch weiſe
Und ſpringt dann ſicher in die Quer
Dreimal darüber hin und her;
Dann küßt das Reis ohn' Haß und Neid,
Zum Zeichen, daß ihr folgſam ſeid.
Dies iſt die Pönitenz, die ich
Euch auferleg', daß ewiglich
Die Sünden euch vergeben werden,
Die ihr begangen habt auf Erden.
Denn ich vergeb euch eure Sünden,
Wie viel man auch an euch mag finden.«
Reineke that es gern und gleich;
Und Grimbart ſprach: »Nun beſſert euch,
Und übet euch in guten Werken,
Sucht durch Gebet eu'r Heil zu ſtärken,
Zur Kirche geht und faſtet auch
Und haltet jeden heilgen Brauch,
Gebt Andern Troſt in Leidenstagen,
Weiſet den Weg denen, die fragen.
Auch müſſet ihr Almoſen geben,
Verſchwören euer ruchlos Leben,
Als Rauben, Stehlen und Verrathen,
So kommt ihr ſicher einſt zu Gnaden.«
    Reineke ſprach: »Ich bin bereit
Dazu all meine Lebenszeit.«

Das achtzehnte Kapitel.

Wie Reinke mit Grimbart auf dem Wege nach des Königs Hofe bei einem Kloſter vorbeikommt.

(1623 – 1684.)

Nachdem, wie wir es kund gemacht,
Reinekens Beichte war vollbracht,
Ging weiter er des Wegs daher
Mit Grimbart ſeinem Beichtiger.
Da kamen ſie auf ebnen Sand
Und ſahn ein Kloſter rechter Hand,
Das frommen Nonnen Schutz verlieh,
Die dienten Gotte ſpät und früh.
Da waren Hühner viel zu ſchaun
Und Gänſ' und Enten und Kapaun,
Die kamen oft heraus ſpaziert,
Wo Reinke oft ſie viſitiert.
Drum ſprach er jetzt auch dieſes Wort:
»Bei jenem Nonnenkloſter dort
Führt uns die rechte Straße hin.«
Die Hühner lagen ihm im Sinn;
Er ſah ſie vor der Mauer harren,
Nach Futter in dem Sande ſcharren.
Er führt' den Beicht'ger mit ſich fort.
Wie er nun ſah die Hühner dort,
Da ging ſein Auge hin und her.
Ein Hahn ging vor den Hühnern her,
Der fett war, groß und jung,
Den fing er ſchnell mit einem Sprung,
Daß weit umher die Funken ſtoben.



»Iſt ſchon vergeſſen eu'r Geloben?«
Schrie Grimbart: »Ohm, was wollt ihr thun?
Wollt wiederum ihr um ein Huhn
In all die großen Sünden gehn,
Um die die Beichte iſt geſchehn?
Fürwahr das iſt ſeltſame Reue!«
 Reineke ſprach in rechter Treue:
»s'iſt in Gedanken nur geſchehn,
Fleht Gott, mir's gnädig nachzuſehn.
Ich will es ferner bleiben laſſen.«
 Sie gingen weiter ihre Straßen
Hin über eine ſchmale Brücke;
Da ſchaute Reinke oft zurücke
Dahin, wo noch die Hühner gingen.

Er konnte doch ſich nicht bezwingen:
Ja, wenn ſie ihn den Kopf abſchlügen,
Er würde zu den Hühnern fliegen.
Grimbart ſah wohl dies ſein Gelüſt;
Er ſprach: »Was das ein Vielfraß iſt!
Wohin nimmt euer Blick den Lauf?«
»Ihr ſündigt, Ohm!« ſprach Reinke drauf
»Mit euren freventlichen Reden
Störet ihr mich in meinem Beten!
Ich betete ein Paternoſter
Den Hühnerſeelen von dem Kloſter,
Es nehme Gott ſie auf in Gnaden,
Deren ſo viele ich verrathen
Von der ich dieſen heil'gen Nonnen
Mit meiner Liſt hab abgewonnen.«
Es ſchwieg der Dachs, doch Reinkens Blick
Flog nach den Hühnern ſtets zurück,
Bis ſie zurück zur Straße kamen,
Von der den Weg ſie ſeitwärts nahmen.
Da ward dem Fuchs das Herze ſchwer
Mehr als es ſchier zu glauben wär',
Zumal als er die Burg nahm wahr,
Wo er ſo ſchwer verklaget war.

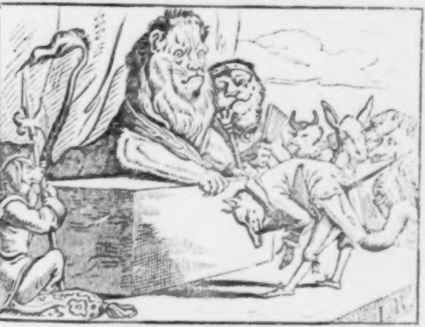
Das neunzehnte Kapitel.

Wie Reinke an den Hof des Königes kommt, vor dem er ſich demüthig verneigt und wo er diejenigen findet, die wider ihn klagen.

(1685—1790.)

Als nun bei Hofe ward vernommen,
Daß Reinke ſei angekommen,

Da wollten alle groß und klein
Ihn anzuſehn die erſten ſein.
Da gab es wen'ge an dem Tage,
Die nicht erhoben hätten Klage.
Das machte Reinken wenig Bangen,
Er that wenigſtens unbefangen.
Er ging mit ſeinem Ohm dem Dachs
Vor ſich hin alſo ſtolz und ſtracks,
Inmitten auf den Straßen
So muthig und gelaſſen,
Als wäre er des Königs Sohn,
Und wär auch nicht um eine Bohn
Jemand durch ihn Unrecht geſchehn.
Man ſah ihn vor den König gehn
Vor all den Herrn zum Throne hin;
Muth auf der Stirn, doch nicht im Sinn.



Er ſprach: »Mein königlicher Herr,
Bei eurem Adel, eurer Ehr
Bitt ich euch um Gehör und Recht.
Kein Herr hat einen treuern Knecht,
Als ihr an mir, obſchon gar viele hier
Feindſchaft und Neid beweiſen mir,
Die eurer Huld mich zu berauben
Gedenken, ſchenkt ihr keinen Glauben.
Doch euer Rath iſt weiſ' und klug,
Ihr glaubt nicht alles, was genug
Euch dieſe Falſchen in Geſchichten,
Indeß ich fern, von mir berichten.
Sie haſſen mich, weil ich auf's neue
Euch ſtets beweiſe Lieb und Treue.«
Der König ſprach: »Laß ab zu heucheln,
Denn wenig hilft dir jetzt dein Schmeicheln.
Nach Rechte werd' ich mit dir ſchalten.
Wie haſt den Frieden du gehalten,
Den ich geboten und beſchworen?
Hier ſteht der Hahn: er hat verloren
Sein halb Geſchlecht. Untreuer Dieb!
Sprichſt du ſo viel von Treu und Lieb,
Das iſt nur frecher Spott, fürwahr,
An meinen Dienern wird es klar:
Hier Hinze hat ſein Aug verloren,
Und Braunen ward das Haupt geſchoren;
Doch ſpar ich alles weitre Schelten,
Dein Hals, du Schuft, ſoll es entgelten!
Hier ſtehn die Kläger, deine Thaten
Sie ſollen übel dir gerathen.« —

»Gnädiger Herr, ſprach Reinke, was kann ich
Dafür, daß Braun beſchädigt ſich?
Warum war er ſo dreiſt vermeſſen,
Des Bauern Honig aufzufreſſen?
Thaten die Bauern ihm zuwider,
Hat er doch ſtarke feſte Glieder!
Iſt er durch ſie in Noth gekommen,
Was hat er Rache nicht genommen,
Bevor er in das Waſſer kroch?
Und was will Hinz der Kater doch?
Den ich mit Ehren wohl empfing,
Und der aus um zu ſtehlen ging
Zum Pfaffen ohne meinen Rath.
Wenn ihm der Pfaffe Böſes that,
Soll ich's, der Schuldloſe, entgelten,
Wer mag auf mich deßwegen ſchelten!
Dies zu bedenken wollt geruhn!
Doch was ihr wollt, das mögt ihr thun
Und ſo gebieten über mich.
Zeigt klar auch meine Unſchuld ſich:
Ihr mögt mir frommen oder ſchaden,
Mich, wollt ihr, ſieden oder braten,
Aufhängen, köpfen oder blenden,
Ich bin in euer Gnaden Händen.
Alles muß euch gehorſam ſein:
Denn ihr ſeid groß und ich bin klein,
Ihr habt die Macht, ich aber nicht.
Welch Urtel euer Mund mir ſpricht,
Mein Tod wär euch nicht edle Rache:

Jch hoffe daß in dieſer Sache
Gerecht ich noch befunden werde.«
Da rief der Bock mit Amtsgeberde:
»Wer klagen will, der klage recht!«
Und Jſegrim und ſein Geſchlecht
Und Hinz der Kater, Braun der Bär,
Die kamen und viel andre mehr:
Als Haſe Lampe, Eſel Baldewein,
Die Hunde Wackerlos und Rein,
Auch traten Bock und Ziege hin,
Eichhörnchen, Wieſel, Hermelin,
Auch Ochs und Pferd zugegen waren,
Und wilde Thier' in großen Schaaren;
Der Hirſch, das Reh und auch der Bieber,
Kaninchen, Aff' und wilder Eber,
Bertold der Storch, Marquart der Hehr,
Lütke der Kranich und noch andre mehr:
Die Ente und die Gans: — die alle bringen
Zum Thron, um Klage vorzubringen.
Henning der Hahn mit all den Seinen,
Die hörte man vor allen weinen.
Noch waren dort der Vögel mehr
Und andrer Thier' ein großes Heer,
Die ich nicht alle kann benamen,
Die wollten Reinken all' verdammen,
Und dachten drauf mit allen Sinnen,
Das Leben ihm abzugewinnen.
Sie gingen vor den König all' —
Da gab es Klagen ohne Zahl.

Das zwanzigſte Kapitel.

r Reinecke von ſeinen Widerſachern in ſchweren Sachen verklagt wird,
lchem Antwort giebt, zuletzt aber mit Zeugen überwunden und zum Tode
verurtheilt wird.

(1791 — 1826.)

Da ward geſprochen her und hin.
Die Thiere tragend all im Sinn,
Um's Leben Reineken zu bringen,
Verklagten ihn in vielen Dingen.
Doch was auch da ward vorgebracht,
Der Fuchs gab Antwort wohlbedacht.
Man hörte nie an Einem Tage
So viele und ſo ſchwere Klage
Von Vögeln und von wilden Thieren
Mit aller Liſt und Klugheit führen,
Als man da hörte und vernahm.
Doch als der Fuchs zu Worte kam,
Da wußte er Entſchuldigungen,
Wie keinem Sünder noch gelungen.
Was man auch wollte auf ihn bringen,
Er wußte Rath in allen Dingen,
Daß alle Thiere es ergötzte,
Wie er ſo ſchön die Worte ſetzte,
Um alles von ſich abzuſchlagen,
Was ſeine Gegner mochten ſagen.
Jedoch zuletzt, um kurz zu ſein,
Da brachte Zeugen man herein,
Das waren zuverläſſ'ge Männer,
Die zeugten als der Sache Kenner
Einhellig ſeine Miſſethaten.

Der König ging ſich zu berathen,
Da ward beſchloſſen es von allen:
„Reineke iſt dem Tod verfallen.
Man ſoll ihn binden und ihn fangen
Und an den lichten Galgen hangen.“
Sein Klagen half dem Fuchs nicht viel,
Verloren war ſein böſes Spiel.
Der König ſprach das Urtel aus,
Das war dem Reineke ein Graus,
Der ward zur ſelben Stunden
Gefangen und gebunden.

Das einundzwanzigſte Kapitel.

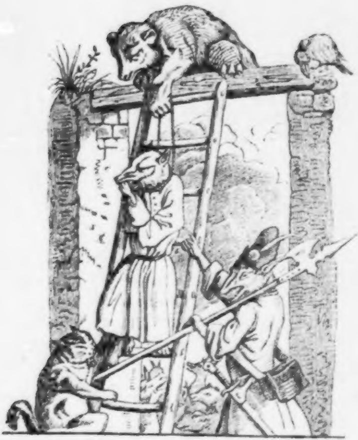
Wie Reineke zum Tode geführt wird und ſeine Freunde den Hof verlaſſen.

(1827 – 1938.)

Reineke alſo war gefangen
Und ſollte nach dem Urtel hangen.
Als ſeine Freunde dies vernommen,
Die auch zum Feſt nach Hof gekommen,
Wie Marten, der verſtand das Recht,
Und Grimbart und die vom Geſchlecht
Des Fuchſes ſonſt zugegen waren,
Als die den Urtelsſpruch erfahren,
Da wurden alle ſehr betrübt.
Sie hatten Reinken ſehr geliebt;
Und er, der doch ein Bannerherr,
Ward, losgeſprochen aller Ehr,
Verdammt zu ſchmachbedecktem Tod
Sie ſchwiegen nicht in ſolcher Noth,
Hin vor des Königs Thron ſie traten

Und wegzuziehn um Urlaub baten.
Dem Könige verdroß das Ding,
Daß manch ein Edler von ihm ging,
Denn zahlreich war das Fuchsgeſchlecht.
»Es wäre gut, daß ich's bedächt,«
Sprach er zu einem aus dem Rath.
»Wenn Reinke auch viel Böſes that,
Iſt ihm verwandt doch mancher Mann,
Den ich nicht wohl entbehren kann!«
Iſegrim, Hinz und Braun der Bär,
Die wachten über Reinken ſehr,
Sie waren's auch, die ihn gefangen,
Durch ſie ſollt er am Galgen hangen;
Der König ſelber wollte das,
Sie thaten's gern aus Groll und Haß.
Als ſie nun mit ihm kamen an
Und in der Fern den Galgen ſahn,
Fing alſo Hinz zum Wolfe an:
»Herr Iſegrim, gedenkt daran,
Wie Reinke, dieſer böſe Dieb,
Zu Werk es brachte und betrieb,
Auch ſelber mit zum Richtplatz ging,
Als man euch beide Brüder hing;
Er war vor Freude ausgelaſſen,
Bezahlt ihm jetzt mit gleichen Maßen.
Ihr, Braun, gedenkt wie euch, wir wiſſen's ja,
Bei Ruſtefeilens Haus geſchah.
Wie euch da ſchlugen Mann und Weib,
Daß euch ward blutig Haupt und Leib.
Habt Acht, denn ſeine Liſt iſt groß,

Käm er dies eine Mal noch los,
So rächten wir uns nimmermehr.
Darum nun laßt uns eilen ſehr
Und auf ihn haben ſorglich Acht,
Er hat uns oft in Noth gebracht.«
Da ſagte Iſegrim ſofort:
»Was helfen da ſo viele Wort?
Wenn wir nur einen Strick da hätten,
Wir wollten bald ihm weicher betten.«
So ſprachen alle wider ihn.
Er nahm es alles ſchweigend hin;
Doch jetzt begann er ſo zu ſprechen:
»Da ihr euch doch nun wollet rächen,
So wundert mich es, daß ihr noch
Kein Ende macht, da Hinzen doch
Ein guter Strick iſt wohlbekannt,
Den in des Pfaffen Haus er fand,
Wo er entwiſchte ohne Ehr.
Ihr, Iſegrim und Braun, eilt ſehr,
Zum Tode euren Ohm zu bringen,
Ihr meint, heut muß es euch gelingen.«
Der König und alle Barone,
Die Stützen von dem Reich und Throne,
Und auch die Königin zugleich,
Sie folgten alle, arm und reich,
Um Reinkens Ende anzuſehn.
Der Wolf ließ laut Befehl ergehn
Den Freunden und den Blutsverwandten,
Die all in ſeiner Nähe ſtanden:
Daß jeder wohl in Obacht nehme,



Daß Reineke nicht noch entkäme.
Zumahl befahl er ſeinem Weibe:
»Hab' Acht bei Leben und bei Leibe,
Hilf halten dieſen Fuchs mir feſt!
Wenn du ihn jetzt entwiſchen läßt,
So ſinnt er bald auf neue Ränke
Und wie er uns mit Schande kränke.«
So redet' er auch Braunen an:

Denkt, was er Schande euch gethan!
Jetzt ſoll er uns die Rechnung legen!
Hinz ſoll des Henkeramtes pflegen,
Er iſt behender als wie wir.
Haltet nur feſt und ſteht bei mir!
Die Leiter will zurecht ich rücken,
Ihm zu bezahlen ſeine Tücken.«
Braun ſprach: »Setzt nur die Leiter an,
Ich will ihn halten als ein Mann.«
Da ſagte Reinke: »Was für Noth
Ihr habt um eures Ohmes Tod,
Deß Hilf und Schirm ihr ſolltet ſein,
Und Mitleid tragen ſeiner Pein,
Daß er nicht käm in Noth und Schaden.
Dürft' ich, ich bäte halb um Gnaden.
Am ſchlimmſten iſt von allen, die mich haſſen,
Der Wolf, es ſoll ſein Weib mich faſſen.
Dächt' ſie an alte Zeiten nun,
Sie würde nie mir Böſes thun.
Doch es muß über mich ergehn,
Ich wollt' es wäre ſchon geſchehn.
Umkam mein Vater auch in Noth,
Doch damals als er fand den Tod,
Da war es kurz um ihn gethan,
Ihm folgte nicht ſo mancher Mann.
Es mög euch Schande widerfahren,
Wollt länger ihr mein Leben ſparen!« —
Braun ſprach: »Hört ihr den Buben ſchmähn?
Bald ſoll's mit ihm zu Ende gehn!«

Das zweiundzwanzigſte Kapitel.

Reinecke um Friſt bittet, öffentlich Beichte zu thun, und was er, un
ſich loszumachen und andere in Gefahr zu bringen, ausſagt.

(1939 — 2054.)

Reinekens Angſt, die war nicht klein,
Er dacht': »Thät ich in dieſer Pein,
Zur rechten Zeit, in dieſer Stund'
Noch irgend einen guten Fund!
Daß ſie mir nicht das Leben nähmen
Und ſelber in die Schande kämen.«
So ſprach Reinke im Herzen innen:
»Drauf muß ich richten all mein Sinnen,
Mit allem was mir zu Gebot,
Denn wahrlich, groß iſt meine Noth.
Der König zürnt gewaltig mir
Und mit ihm mancher andre hier.
Was weiter nun? Verdient' ich's doch!
Es wendet ſich wohl Alles noch.
Nobel iſt ſtark, ſein Rath iſt klug,
Und ich that Uebles viel genug;
Doch könnt ich nur das Wort erlangen,
Ich würde heute nicht gehangen!« —
So war Reinke in großer Noth,
Er ſprach: »Ich ſeh vor mir den Tod,
Dem ich nun nicht mehr mag entgehn.
Darum, euch alle, die hier ſtehn,
Bitt' ich noch eine kleine Bitte,
Bevor ich ſcheid' aus eurer Mitte:
Daß ihr den König bitten ſollt,
Daß er mir Friſt noch gönnen wollt',

Bis ich vor allen hier gebeichtet
Und ſo mein Herze mir erleichtet,
Indem ich euch die Wahrheit melde;
Auf daß kein andrer je entgelte
Unſchuldig das, was ich begangen,
Der ich um meine Schuld muß hangen,
Auf daß einſt Gott, der alles lohnt,
Noch meiner armen Seele ſchont.«
Den meiſten, welche dies gehört
Ward da das Herze umgekehrt
Sie ſprachen: »Es iſt klein die Bitte!«
Und baten Nobeln, daß er's litte.
Als es der König zugeſagt.
Reinke zu hoffen wieder wagt
Und denkt: Nun mag's noch anders werden!
Er ſprach mit kläglichen Geberden:
»Hilf mir spiritus domini,
Denn ich ſeh wahrlich niemand hie,
Dem ich zuwider nicht gethan!
Ich fing es ſchon von klein auf an:
Als ich noch kaum die Mutterbruſt
Verlaſſen, büßt ich meine Luſt
An jungen Lämmern und an Ziegen,
Wenn ich allein ſie konnte kriegen;
Ich hörte gern ihr kläglich Schrein,
Und fiel zuerſt auf Leckerein.
Als eines ich zu todt gebiſſen
Und leckte von dem Blut, dem ſüßen.
Ich tödtete der Zicklein vier
Und bald noch mehr, ſie ſchmeckten mir.

So ward ich dreiſter bald und kühner
Und ſchonte Vögel nicht noch Hühner,
Noch Gänſe, Enten, was ich fand.
Ich ſcharrte viele in den Sand,
Die ich um's Leben noch gebracht,
Nachdem ich ſchon mich ſatt gemacht.
In einem Winter, hart und ſchlimm,
Traf ich hernach auf Iſegrim,
Der unter einem Baum im Feld
Sich mir als Oheim vorgeſtellt.
Als er mir dieſes nun erzählte,
Ich mir ihn zum Geſellen wählte,
Was ich jetzt nun mit Recht bereue.
Denn wir gelobten uns auf Treue
Genoſſenſchaft einer dem andern
Und wollten mit einander wandern:
Er ſtahl was groß, und ich was klein,
Und was wir kriegten, war gemein,
Doch nicht ſo recht, als wie es ſollte,
Denn er vertheilte, wie er wollte:
Ich kriegte nie mein Theil recht halb.
Denn hatte Iſegrim ein Kalb,
Ein Schaaf, und was er ſonſt gewann,
So ſtellte er ſich grimmig an,
Damit er ſo mich von ſich trieb
Und ihm mein Theil allein verblieb.
Doch mochte das noch immer gehn;
Wenn's aber ließ das Glück geſchehn,
Daß einen Ochſen, eine Kuh
Wir fingen, dann bracht' er dazu

Sein Weib und ſeine ſieben Kinder,
Die machten meinen Theil noch minder,
Nichts blieb mir als ein kleiner Knochen,
Und eh ich noch von dem gerochen,
Da hatten ſie ſchon abgefreſſen
Das Fleiſch, mir blieb der Reſt zu eſſen.
Doch Gott ſei Dank, ich konnt es tragen,
Hatt ich doch noch in jenen Tagen
Den reichen Schatz an Geld und Gut
Daheim, der gab mir guten Muth,
Ihn mochten ſieben Wagen
Mir nicht von dannen tragen.«
Kaum hat der König das vernommen,
Sprach er: »Ei ſagt, wie das gekommen,
Wie kamt zu jenem Schatze ihr?«
Und Reinke ſprach: »Was hälf es mir,
Wenn ich euch das nicht wollte ſagen?
Ich kann ihn doch nicht mit mir tragen.
Ich will's euch ſagen, wollt ihr das,
Es ſei um Liebe nicht noch Haß
Das länger nun verhehlen:
Der Schatz, wißt, war geſtohlen!
Es war beſprochen, euch zu morden,
Wär nicht der Schatz geſtohlen worden.
Mein gnädger Herr und König, ſeht,
Wie um den böſen Schatz es ſteht.
Daß nun der Schatz geſtohlen ward
Schuf meinem Vater böſe Fahrt
Von dieſer Welt zu ewgem Schaden,
Doch nützlich war es euer Gnaden.«

Das dreiundzwanzigſte Kapitel.

e der König ein allgemeines Schweigen gebieten und Reinken wieder von der Leiter ſteigen läßt, um ihn des Näheren zu befragen.

(2055 — 2084.)

Als nun die Königin das Wort
Reinekens hörte von dem Mord,
Der ihren Eheherrn bedroht,
Gerieth ſie ſchnell in Schreck und Noth.
Sie ſprach: »Ich mahne euch, Reinart,
Bei jener weiten Ueberfahrt,
Die eurer Seele ſoll geſchehn,
Daß ihr die Wahrheit mögt geſtehn,
Wie's ſich verhält mit jenem Mord!« —
Der König nun begann ſofort:
»Man ſoll gebieten Jedermann zu ſchweigen
Und Reinken laſſen niederſteigen.
Die Sache geht uns ſelber an,
Laßt ſie uns unterſuchen dann.«
Dem Reinke ward das Herz gewandt,
Der auf der Galgenleiter ſtand,
Sie mußten ihn hernieder
Nun ſteigen laſſen wieder.
Der König und die Königin
Die nahmen ihn alleine hin
Zu ſich, um ihn danach zu fragen.
Er wußte Lügen viel zu ſagen.
Er dachte: Wenn ich noch gewinn'
Den König und die Königin,
Und mag es überdieß erwerben,
Daß ich die alle kann verderben,

Die mich bedrohen mit dem Tod,
Käm ich aus aller dieſer Noth:
Das wär ein Glücke, meiner Treu,
Doch lügen muß ich ohne Scheu!

Das vierundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke ſeinen eigenen Vater verräth und verläumdet, um ſeine Kinder zu verderben; und wie er auf ſolche Weiſe loskommt.

(2085 — 2246.)

Wieder die Königin begann:
»Reineke, gebt die Wahrheit an
In dieſer Sache, daß euch nicht
Die Seele komme ins Gericht!« —
Reineke ſprach: »der Tod iſt mir
Gewiß, drum ſprech ich Wahrheit hier.
Sollt ich die Seele mir beladen
Und bringen mich in ewgen Schaden,
Daß ich es ewig müßt entgelten!
Nein, beſſer iſt's! die Wahrheit melden,
Obſchon die eignen Blutsverwandten
Ich dadurch bringen muß in Schanden.
Ich fürchte mich vor Höllenpein,
Darum ſoll nichts verhehlet ſein.«
Dem König ward das Herze ſchwer,
Er ſprach: »Wenn es die Wahrheit wär!«
Reineke ſprach: »O edler Herr,
Glaubt mir, obſchon ich ſündig ſehr.
Was auf der Welt denn frommt es mir,
Wenn ich mich ſelbſt verdamme hier.
Ihr ſeht ja ſelbſt wie's mit mir ſteht,

Ihr wißt, mit mir zu End es geht;
Die Wahrheit wird gewiß geſtehn,
Wer ſieht den Tod vor Augen ſtehn.
Mir hilft kein Flehn, kein Geld und Gut.«
Er bebt' dabei, als ob ſein Blut
Vor Furcht ihm drängt' zum Herzen hin.
Darauf fuhr fort die Königin:
»Reinekens Noth erbarmt mich ſehr,
Darum, ſo bitt ich euch, mein Herr,
Daß ihr, um größrem Schaden
Zu wehren, mögt in Gnaden
Reinken erlauben, uns zur Stunde
Zu ſagen alles aus dem Grunde.
Und alle andern ſchweigen ſtill
Auf daß er ſage, was er will.«
Der König gab Befehl ſofort
Und Reinke ſprach: »Vernehmt mein Wort!
Wenn meinem Herren das gefällt,
So werd' es alles aufgehellt,
Die ſchändlichſte Verrätherei,
Und niemand ſei verſchont dabei.«
Nun hört des Fuchſes neuen Fund.
Es war derſelb' ohn allen Grund,
Womit den eignen Vater er
Im Grabe bracht um ſeine Ehr,
Und auch den Dachs, der jederzeit
Ihm doch geholfen ohne Neid.
Er that ſo andachtsvoll dabei,
Als ob's die reinſte Wahrheit ſei,
Und wußte ſo ſein Wort zu ſtellen,

Daß es die Feinde mußte fällen,
Die ſeinem Leben nachgeſtellt.
    Er ſprach: »Mein Vater hatt' im Feld
Des König Emrich Schatz erſpürt,
Den der dort heimlich hingeführt.
Und als er nun ſo großes Gut
Beſaß, fiel er in Uebermuth,
Und hielt, hochfahrend wie er war,
Für ſchlecht der Thiere ganze Schaar,
Die früher ihm Geſellen waren.
Und Hinz den Kater ließ er fahren
In der Ardennen wildes Land,
Allwo er Braun den Bären fand.
Er grüßte ihn in Huld und Gnaden,
Und ließ ihn hin nach Flandern laden,
Wenn er dort wollte Krone tragen.
Braun las den Brief, der ihm behagen
Wohl mußte, weil er, ſinnverkehrt,
So kühnen Wunſch ſchon längſt genährt.
Er reiſte gleich nach Flanderland,
Allwo er meinen Vater fand,
Der ihn wohl aufnahm und ſofort
Beſcheiden ließ an einen Ort
Den weiſen Dachs und Iſegrim.
Da unterhandelten mit ihm
Sie und mit Hinz der auch zugegen.
Der Ort war ohnweit Gent gelegen,
Ein Dorf, das Yſte iſt genannt,
Wo ſtatt die Unterredung fand
In einer langen düſtern Nacht.

Mit Gott nicht, nein in Teufels Macht,
Und meinem Vater nur zu Dank,
Der ſie mit ſeinem Gelde zwang:
Beſchworen ſei des Königs Tod!
Einer dem andern Treue bot.
Auf Iſegrimens Haupt ſie ſchworen:
Braun ſei zum König auserkoren!
Sie wollten dazu ſelbſt ihn machen,
Ihn führen auf den Thron zu Achen,
Ihn ſchmücken mit der Kron' von Golde;
Und ſo dieß Jemand wehren wollte,
Von Königs Freunden und Verwandten,
Mein Vater ſolle den zu Schanden
Durch Liſt, Gewalt und Gelde bringen
Und ſo zu ihrem Plane zwingen.
Dies nun ward ſo mir hinterbracht.
Nicht lange einſt nach jener Nacht
Trank Grimbart etwas über Maß
Und ſchaute allzulang ins Glas.
Drauf ſagt' er's heimlich ſeinem Weibe
Und ſprach: doch daß es bei dir bleibe!
Sie ſagte davon keinen Laut,
Bis ſie es meinem Weib vertraut.
Als dieſe zwei zuſammen kamen,
Schwur ſie bei der drei Kön'ge Namen,
Bei ihrer Treue, ihrer Ehre,
Ob lieb es oder leid ihr wäre,
Sie ſollt es niemand wieder ſagen.
Jedoch mein Weib konnt's nicht ertragen,
Denn kaum war ſie zu mir gekommen,

So hatt' ich alles ſchon vernommen.
Auch gab ſie mir noch manches an,
Aus dem ich ſichern Grund gewann,
Zu glauben an der Weiber Worte.
Betrübt war ich nun aller Orte.
Es fielen mir die Fröſche ein,
Die einſtens Gott mit großem Schrein
Gebeten, um in Zwang zu leben,
Mög einen Herrn er ihnen geben.
Sie waren frei in allem Land.
Gott ſchickte ihnen unverwandt
Den Storch, der noch ſie maltraitirt,
Sie alle Tage decimirt
Und ins Gericht mit ihnen geht.
Nun klagen ſie, es iſt zu ſpät,
Sie ſind für immer unterthänig
Dem Storche, der ihr Herr und König.«
So ſprach der Fuchs frech und verwegen
Vor allen Thieren, die zugegen.
»Seht! alſo, dacht ich, möcht uns allen
Nunmehr ein gleiches Loos auch fallen.
Herr, auch für euch hat mir gebangt,
Der ihr es jetzt mir wenig dankt.
Ich kenne Braun den Böſewicht;
Es lügt, wer Gutes von ihm ſpricht:
Darum ward mir das Herz ſo ſchwer,
Ich dachte: wird er unſer Herr,
So ſind wir allzumahl verloren.
Ich kenn' den König, angeboren
Sind ihm die Macht ſo wie die Gnade,

Gerechtigkeit ziert ſeine Pfade.
Auch dacht ich bei mir, daß auf Ehre
Es gar ein ſchlechter Wechſel wäre,
Sollt' man den Bär, in allen Dingen
Ein Böſewicht, zu Ehren bringen.
So hab ich denn bei Tag und Nacht,
Wie dies zu hindern ſei, bedacht.
Vor allem war mir dieſes klar:
Daß es der große Schatz nur war,
Der meines Vaters böſem Spiele
Gewann der Thiere alſo viele,
Dem Könige die Macht zu rauben.
Drum ſann ich nach in gutem Glauben,
Wo er den Schatz wohl hehlen möchte,
Auf daß ich ihn von dannen brächte.
Wohin er nun, der liſtge Alte,
Im Felde oder in dem Walde
Hinſtrich, da folgt' ich allerwegen,
Bei Hitz' und Kälte, Schnee und Regen,
Bei Sonnen und bei Mondenſchein, —
Ich ſchlich mich immer hinterdrein.«

Das fünfundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke in ſeiner Lüge von dem Schatze fortfährt.

(2247 — 2304.)

»Sodann geſchah's auf einen Tag,
Daß ſtill ich auf der Erde lag
Und bei mir ſelber überdachte,
Was ich den Schatz zu finden machte,

Von dem ich durch mein Weib vernommen.
Da ſah ich meinen Vater kommen
Aus einem Steinriß, der war tief;
Ich lag ganz ſtill, als ob ich ſchlief,
Er aber nahm es gar nicht wahr,
Daß ich ſo nahe bei ihm war.
Er ſchaute rings im Kreiſ' umher,
Ob er auch ganz alleine wär,
Und als er niemand um ſich ſah,
That er, wie ich euch ſage da:
Er ſtiebte zu den Riß mit Sande
Und machte ihn dem andern Lande
Ganz gleich. Ich hab es wohl geſehn.
Auch ſah ich ihn nicht eher gehn,
Bis er zuvor noch mit dem Schwanz
Verweht die Spur der Füſſe ganz
Und nachgeholfen mit dem Munde.
Das lernte ich zu jener Stunde
Von meinem alten Herrn Papa,
In dem ich ſtets mein Muſter ſah.
Er ging auf weiteren Gewinn,
Ich aber dacht in meinem Sinn,
Ob dort ſich wohl der Schatz verberg?
Ich ging alsbalde an das Werk,
Macht' auf das Loch und kroch hinein,
Da ſah ich denn das Wunder mein
An feinem Silber, rothem Gold;
Und wenn es einer meſſen wollt',
Gewiß, von allen, die hier ſtehn,
Hat keiner je ſo viel geſehn.

Nun hatt' ich Tag und Nacht zu tragen,
Ich hatte weder Karrn noch Wagen,
Doch half mein Weib, Frau Ermelein.
Wir hatten große Müh und Pein,
Eh wir zu einem andern Ort
Den reichen Schatz getragen fort,
Der uns nach Wunſche beſſer lag.
Mein Vater harrte jeden Tag
Bei denen, die den Herrn verrathen.
Nun mögt ihr hören, was ſie thaten.
Von Braun und Iſegrim ward gleich
Entſendet manch ein Brief ins Reich:
Man könnte reichen Sold erlangen;
Braun würde freundlich ſie empfangen,
Und alle, welche zu ihm kämen,
Könnten den Sold im Voraus nehmen,
Er ſpendete mit milder Hand.
Mein Vater lief durchs ganze Land
Und trug der Beiden Briefe fort.
Er wußte noch kein Sterbenswort,
Daß er um ſeinen Schatz berückt.
Wär ihm auch ſein Verrath geglückt,
Er hätte doch zu dieſer Stunden
Nicht einen Pfennig mehr gefunden.«

Das ſechsundzwanzigſte Kapitel.

Reineke weiter von ſeinem ungetreuen Vater und zuletzt das Ende deſſelben erzählt.

(2305 – 2358.)

»Nachdem nun zwiſchen Elb' und Rhein
Mein Vater oft mit Noth und Pein

Gelaufen durch das ganze Land,
In dem er viele Söldner fand,
Die er mit ſeinem Geld gewann,
Daß Braun ſie ſollten helfen dann; —
Als wieder Sommer kam ins Land,
Da kam er dahin, wo er fand
Den Bär und die Geſellen ſein.
Er ſagte ihnen, welche Pein
Und welche Sorgen mancherhand
Er von den Schlöſſern in dem Land
Der Sachſen täglich hab erlitten,
Wo ſtets ihm nach die Jäger ritten
Und ihm mit ihren Hunden
Stets nach dem Leben ſtunden,
Daß er mit Noth nur dort entrann.
Den vier Verräthern zeigt' er dann
Die Briefe von den Freunden allen.
Die haben Braun gar wohl gefallen,
Die laſen alle fünf zuſammen.
Von Iſegrims Verwandten kamen
Zwölfhundert Kämpen an zur Stund,
Mit ſcharfen Zähnen, weitem Mund;
Auch alle Kater, alle Bären,
Die wollten Braun Beiſtand gewähren.
Von allen Vielfraßen und Dachſen,
Aus Thüringen ſo wie aus Sachſen,
War es beſchworen, wie von jenen
Sie wollten alle auf ſich lehnen
Beim allererſten Aufgebot,
Würd' ihnen nur, wie man es bot.

Ein Monatsſold voraus entrichtet.
Dies alles ward durch mich vernichtet.
Nachdem er alles wohlbeſtellt,
Ging hin mein Vater über Feld,
Um ſeinen Schatz ſich anzuſchauen.
Da aber faßte ihn ein Grauen,
Je mehr er ſuchte, deſto mehr
Sah er, daß nichts zu finden wär.
Sein ganzer Schatz war weggetragen!
Da that er, was ich muß beklagen,
Er hing ſich ſelber auf vor Gram.
Brauns Sache ſo ins Stocken kam
Durch nichts als wie durch meine Liſt. —
Doch ſeht, wie ſchlecht mein Lohn jetzt iſt,
Denn Iſegrim und Braun der Bär,
Die ſeh ich jetzt in hoher Ehr
Beim König auf der Fürſtenbank,
Ich armer Mann bin ohne Dank,
Daß ich des eignen Vaters Leben
Für meinen König hingegeben.
Wo ſind ſie, die gethan wie ich,
Der, Herr, für euch verderbet ſich.«

Das ſiebenundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reincke den König und die Königin mit Lügen irre führt und ihnen falſche Hoffnung auf den Schatz macht.

(2359 — 2424.)

Der König und die Königin,
Die hofften beide auf Gewinn:

Sie nahmen Reineken bei Seit'
Und ſprachen: »Sprich! biſt du bereit,
Zu ſagen wo der Schatz verborgen?« —
»Was hülfe mir's in meinen Sorgen?«
Sprach Reinke: »Soll mein Gut ich geben
Dem Könige, der nach dem Leben
Mir ſteht, und die Verräther liebt,
Deren Verrath den Tod mir gibt,
Durch die ich hier verläumdet bin.« —
»Nein, Reinke,« ſprach die Königin:
»Es wird mein Herr euch euer Leben
Noch ſchenken, gnädig euch vergeben
Und ändern ſeinen Zornesmuth,
Wenn ihr fortan nur Gutes thut
Und Treu beweiſet meinem Herrn.«
Da ſprach der Fuchs: »So thu ich's gern.
Will, hohe Frau, der König mir
Geloben feſt und ſicher hier,
Daß er mir will in Gnad und Huld
Vergeben alle meine Schuld,
Will allen Unmuth laſſen fahren,
So will ich alles offenbaren
Und will ihn machen alſo reich,
Daß niemals ihm ein König gleich,
Denn auf den Schatz thu ich Verzicht.«
Der König ſprach: »Frau, glaubt ihm nicht!
Ja wär es lügen, ſtehlen, rauben,
Das müßtet ihr ihm ſicher glauben; —
Er wird auch jetzt ein Lügner ſein.«
Da ſprach die Königin: »O nein!

Zwar ſchändlich war bisher ſein Leben,
Doch jetzt mögt ihr ihm Glauben geben,
Weil er den Dachs, der allezeit
Sein Freund geweſen, nicht befreit,
Und auch den eignen Vater nicht.
Ein Lügner, glaubt mir, anders ſpricht,
Der würde, wollt er Lügen ſagen,
Die andern Thiere ehr verklagen.
Gewiß er wird getreu jetzt ſein.«
»Meint ihr?« ſo fiel der König ein:
»Glaubt ihr, daß nicht zu neuem Schaden
Uns werde euer Rath gerathen,
So will ich aller der Verbrechen,
Wie groß ſie ſind, ihn ledig ſprechen,
Ob ſeiner Rede ihn verſchonen.
Doch ſchwör ich es bei meinen Kronen,
Wenn er noch einmal Unrecht thut,
So ſollen all' aus ſeinem Blut,
Ja alle, bis ins zehnte Glied,
Wer ſie auch ſind, ohn' Unterſchied,
In Noth und Unglück kommen!«
Als Reinke dieſes Wort vernommen,
Da faßt er wiederum ein Herz.
»Herr,« ſprach er, »gar ein thörger Scherz
Wär es, ſpräch ich vor euch ein Wort,
Was ich bewieſe nicht ſofort,
Sobald und wo ihr irgend wollt.«
Auf's neu war ihm der König hold
Und ſprach ihn frei in ſeiner Huld
Zuerſt von ſeines Vaters Schuld,

Dann auch von ſeinen eignen Sünden.
Da fühlte Reinke alles ſchwinden,
Was hart beängſtet ſein Gemüth,
Wie einer, der dem Tod entflieht.

Das achtundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reinke dem König und der Königin danket und ſeine Lügen fortſetzt, um ſich loszumachen.

(2425 – 2480.)

Da ſprach der Fuchs, zum Könige gewendet:
Herr, Gottes Lohn ſei euch geſpendet
Euch und der edlen Herrin mein,
Wollt ihr mir wieder gnädig ſein.
Dafür will ich mich dankbar zeigen,
Denn niemand lebt in allen Reichen,
So weit als wie die Sonne ſcheint,
Der es ſo wohl mit mir gemeint,
Und dem ich meinen Schatz ſo gern
Gönn' als euch, meinem lieben Herrn.
Ich geb euch den ohn' allen Haß,
Wie König Emrich ihn beſaß.
Ich will euch ſagen, wo er liegt
Und, was ich weiß, verſchweigen nicht.
Gen Oſten liegt in Flanderland
Ein weites, wüſtes Stücke Land,
Dort iſt ein Buſch, heißt Huſterloh,
Sein rechter Name lautet ſo;
Dort iſt ein Born, heißt Krekelput, —
Merket euch Herr die Namen gut! —
Der liegt faſt dicht am Buſche an.

Dorthin kommt weder Weib noch Mann
Oftmals in einem ganzen Jahr,
So wild iſt es allda; fürwahr,
Man ſieht nur Eul' und Schuhuh dort:
Da liegt der Schatz, das iſt der Ort.
Die Stätte heißet Krekelput, —
Merkt euch den Namen, es iſt gut.
Ihr ſelbſt mitſammt der Königin
Müßt ſelber zu der Stelle hin,
Denn wahrlich, niemand iſt ſo treu,
Daß er dahin euch Bote ſei.
Und wenn ihr, Herr, dahin gekommen
Und habt den Weg zum Buſch genommen,
So ſeht ihr gleich, ſeid ihr vorbei,
Die merket ja, der Birken zwei,
Die nahe bei dem Brunnen ſtehn.
Zu dieſen Birken müßt ihr gehn,
Mein gnädger Herr, es lieget dort
Der Schatz, wühlt auf an dieſem Ort,
Ihr ſtoßet dann auf etwas Moos,
Darunter liegt der Schatz, der groß
An Gold und edelem Geſtein.
Auch wird dabei die Krone ſein,
Die Emrich trug in ſeinen Tagen.
Es ſollte Braun dieſelbe tragen,
Wär es nach ſeinem Wunſch geſchehn.
Ihr werdet manche Zierrath ſehn
Von Gold, und manchen Edelſtein,
Deß Werth mag unermeßlich ſein.
Herr König, wenn in kurzer Friſt

Der Schatz nun euer eigen iſt,
Dann ſprecht zuweilen: Wahrlich, groß
Iſt deine Treu, der du in Moos
Verbargſt den Schatz mit deiner Liſt,
Gott ſegne dich, wer du auch biſt.«

Das neunundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke allerlei Ausflüchte vorbringt, um nicht mit dem Könige nach dem Orte zu reiſen, wo der Schatz liegen ſollte.

(2481 -- 2568.)

Es ſprach der König alſofort:
»Bringet mich ſelbſt doch an den Ort,
Allein find ich mich nicht zurecht.
Ja wenn ihr mir von Aachen ſprächt,
Cöln und Paris, die kenn ich gut,
Doch Huſterloh und Krekelput —
Davon hab ich noch nie gehört,
Ich fürchte, daß ihr mich bethört.«
Das hörte Reineke nicht gern.
Er ſprach: »Es iſt doch nicht ſo fern,
Als bis zum Jordan, gnäd'ger Herr,
Darum es euch verdächtig wär.
Es iſt hier nahebei in Flandern,
Die Namen ſind's und keine andern.
Doch, daß ihr glaubt, ſo will ich gern
Vor euch befragen ein'ge Herrn.
Die ſagen euch es ſei alſo:
Krekelput liegt bei Huſterloh.«
Da rief er Lampen, der erſchrak.
Doch Reinke ſagte: »Seid nicht zag,

Herr Lampe, kommet ruhig her,
Es iſt des Königes Begehr;
Auf das, was ich euch werde fragen,
Sollt ihr nach Wahrheit Antwort ſagen
Und zwar beim Eid als Unterthan.
Wo liegen, gebt alsbald uns an:
So Krekelput wie Huſterloh? —
Auf dieſes Wort ſprach Lampe ſo:
»Krekelput liegt bei Huſterloh,
Das iſt ein Buſch der heißet ſo,
Wo Simonet der krumme war
Und münzte allda manches Jahr
Falſch Geld mit den Geſellen ſein.
Dort litt ich mehr als einmal Pein
Vor Hunger, Froſt und Regen,
So oft ich Rein's des Hundes wegen
Nahm hierher in der Angſt den Lauf.«
Reinke der Fuchs nun ſprach hierauf:
»Geht wieder zu der Knappen Schaaren,
Es hat mein Herr genug erfahren.«
Der König drauf: »Es iſt ſchon gut,
Ich ſprach es nur in haſtigem Muth,
Als wär's nicht ganz nach rechten Dingen,
Doch ſollt ihr ſelber hin mich bringen.«
»So großer Ehren wär ich froh,«
Sprach Reinke: »ſtänd es mit mir ſo,
Daß ich dürft mit dem König wandern
Und ihn geleiten hin nach Flandern.
Doch thät ich das, es wäre Sünde,
Wie ich euch alſobald verkünde,

Obſchon mir's wenig Ehre macht.
Als einſtens in des Teufels Macht
Der Iſegrim ins Kloſter ging
Und alle Weihen dort empfing,
Da hatte er doch nie genug,
Obgleich man ihm für ſechs auftrug,
Er klagt' und greinte allezeit,
Daß mich erbarmete ſein Leid,
Weil er mein Ohm und elend ward.
So hab ich keine Müh geſpart,
Bis daß die Freiheit er gewann.
Deßhalb that mich der Papſt in Bann.
Vergönnt ihr es, ſo will ich morgen
Für's Heil von meiner Seele ſorgen,
Beim erſten Sonnenſtrahle gehn,
In Rom den Ablaß zu erflehn.
Von da will über Meer ich fahren,
Und eh ich wiederkehr in Jahren
Soll ſolche That durch mich geſchehn,
Daß ich mag würdig vor euch ſtehn.
Ging ich jetzt mit euch, wo's auch wär,
So ſpräche man: Seht, unſer Herr
Hat ganz zu Reinken ſich gewandt,
Dem er erſt nach dem Leben ſtand
Und der auch noch im Banne lebt. —
Ich weiß, Herr, daß ihr Recht mir gebt.«
»Ja wohl,« ſprach Nobel, »wenn im Bann
Ihr ſeid, ſo geht es nicht wohl an,
Daß ich euch laſſe mit mir wandern.
So wähl ich mir denn einen andern,

Etwa den Lampe, zum Begleiter.
Doch wahrlich, Reinke, denket weiter,
Wie ihr vom Banne euch befreit.
In Gnaden ihr entlaſſen ſeid;
Ich will nicht eure Bußfahrt wehren.
Es ſcheint, ihr wollt euch ganz bekehren
Von böſen jetzt zu guten Dingen, —
Gott laſſ' euch eure Fahrt gelingen!«

Das dreißigſte Kapitel.

ie der König dem Reineke öffentlich alle ſeine Miſſethaten vergibt und nem Jeglichen gebietet, daß er Reineken ehren und ihm Hochachtung erweiſen ſolle.

(2569 — 2608.)

Nachdem nun ſolches war geſchehn,
Sah man den König Nobel gehn
Nach einer Stätte hoch von Stein.
Er hieß die Thiere insgemein
Sich ſchweigend, nach Geburt und Stand,
Hinlagern auf das grüne Land.
Der Fuchs ſtand bei der Königin,
Und Nobel ſprach mit weiſem Sinn:
»Vernehmet ſchweigend allzugleich,
Ihr Vögel, Thiere, arm und reich,
Hört zu, die kleinen wie die großen,
Barone mein und Hausgenoſſen!
Hier ſtehet er in meiner Macht,
Dem heut der Tod war zugedacht;
Doch hat er mir die Treue ſein
Bewieſen, daß ich muß verzeihn.

Ich ſelbſt ſo wie die Königin
Sind gnädig ihm in unſerm Sinn.
Sie ſelber bat uns ſo für ihn,
Daß ich ſein Freund geworden bin;
Und daß er ferner treu mir ſei,
So gebe ich hiemit ihn frei
An Gut und Leib und Leben.
Ich will ihm feſten Frieden geben;
Und euch bei Leben und bei Leibe
Befehl ich, ihn ſammt Kind und Weibe
Zu ehren ſtets und allerwegen,
Wo ſie euch auch begegnen mögen,
Es ſei bei Nacht, es ſei bei Tage.
Auch ſollt ihr mich mit keiner Klage
Des weitern über ihn beſchweren;
Denn er will gänzlich ſich bekehren
Von allem, was er je gethan.
Sobald der nächſte Tag bricht an,
Will Reinke ſich das Ränzel ſchnallen,
Um zu dem Papſt gen Rom zu wallen.
Von dort geht er dann über Meer,
Und kommt nicht eher wieder her,
Bis daß er vollen Ablaß hat
Von allen Sünden, die er that.«

Das einunddreißigſte Kapitel.

Wie Reinekens Feinde erſchrecken und unzufrieden darüber ſind, daß Reineke loskommt, und wie Iſegrim und Braun gefangen und übel behandelt werden.

(2609—2660)

»All unſre Mühe iſt verlor'n!«
Sprach Hinz alsbald in ſeinem Zorn
Zu Iſegrim und Braun dem Bär:
»Daß ich doch bei dem Pfeffer wär!
Gewinnt der Fuchs des Königs Gunſt,
So braucht er alle ſeine Kunſt,
Bis daß wir alle drei geſchändet.
Schon hat er mir ein Aug geblendet,
Das andr' iſt nun auch in Gefahr.«
Braun ſprach: »Ein guter Rath iſt rar!«
Und Iſegrim: »Wie mag es ſtehn?
Laßt hin uns vor den König gehn!«
Sie gingen hin mit trübem Sinn,
Der Wolf und Bär zur Königin,
Und ſprachen Reineken zuwider.
Der König rief: »Was wollt ihr wieder?
Der Fuchs hat meine Gnad' empfangen!«
Er ließ in ſeinem Zorn ſie fangen,
Wolf Iſegrim und Braun den Bären,
Und ſie mit Ketten hart beſchweren.
Er haßte ſie um das Verbrechen,
Von dem er Reinken hörte ſprechen.
So hatte ſchnell ſich umgewandt,
Was erſt ſo ſchlimm für Reinken ſtand.
Durch ſeine Tücke brachte er
Es dahin, daß man Braun dem Bär

Ein Stück aus ſeinem Rücken ſchnitt
Und gab es ihm als Ränzel mit,
Lang einen Fuß und einen breit:
So zeigte ſich der Fuchs geſcheidt.
Auch bat die Königin er noch,
Daß ſie ihm gäb zween Schuhe doch:
»Frau, ich bin euer Pilgerim;
Da iſt nun hier Herr Iſegrim,
Der hat vier Schuhe gut und feſt,
Davon er zwei mir überläßt;
Erwirkt ſie mir von meinem Herren.
Auch Gieremuth kann zwei entbehren,
Sie hütet doch nur das Gemach.«
Worauf alsbald die Kön'gin ſprach:
»Und koſtet's ihrer beider Leib,
Ich mein' den Wolf ſammt ſeinem Weib,
Sie müſſen ihre Schuh euch laſſen.«
»Ich dank euch,« ſprach der Fuchs gelaſſen:
»Nun kriege ich vier gute Schuh;
Ja all des Guten, das ich thu,
Deß ſollt ihr und der König mein
Fortan gewiß theilhaftig ſein.
Denn das iſt jedes Pilgrims Recht,
Daß er für die zu bitten pflegt,
Die ihm mit irgend was beiſtehn,
Und ſo ſoll euch durch mich geſchehn.«

Das zweiunddreißigſte Kapitel.

Wie Iſegrim die Vorderfüße und ſeinem Weibe die Hinterfüße abgeſtreift werden, damit Reineke Schuhe bekomme, und wie Braun ein Stück Fell abgeſchnitten wird, Reineken zum Ränzel.

(2661 — 2700.)

Reinken, dem falſchen Pilgerim,
Gelang es, daß Herr Iſegrim
Die Vorderfüße bis zum Knie
Als Schuh ihm wider Willen lieh.
Auch ſeinem Weibe Gieremuth
Zog man die Hinterfüße gut,
Das Fell mitſammt den Klauen, ab,
Worauf man ſie dem Fuchſe gab.
Um ihre Beine war's geſchehn.
Man hat nie ärmre Wicht' geſehn,
Als Iſegrimmen und ſein Weib:
Sie kamen ſchier um ihren Leib.
Auch Braun die Reiſe ſchlecht bekam,
Weil man ein Stück der Haut ihm nahm.
So brachte Reinke ſie in Schande.
Darauf er ſich zur Wölfin wandte:
»Ei, Mühmchen, ſeht doch, ihr auch hier!
Da gab man eure Schuhe mir!
Es hat euch oft viel Noth gemacht,
Bis ihr ins Unglück mich gebracht,
Weßhalb ich euch gar ſehr beklage.
Doch dieſe eure jetz'ge Lage
Hab ich aus Liebe euch bereitet
Und gönne ſie euch unbeneidet.
Die Schuhe trag ich, euch zu zeigen,

Wie ſehr mein Herze euer eigen.
Gewinn ich Ablaß mir zum Heil,
So ſollt ihr haben euer Theil,
Denn ich muß ziehen über See.«
Frau Gieremuth in großem Weh
Vermochte nur mit Müh zu ſprechen,
Und ſagte nur: »Gott mög uns rächen,
Daß ſo geſchehen euer Wille.«
Es lag der Wolf und hielt ſich ſtille,
Ihm war ſo wenig wohl zu Muthe
Wie Braun, der brummend bei ihm ruhte.
Sie lagen beide feſtgebunden,
Der Fuchs verhöhnte ihre Wunden,
Und wär der Kater da geweſen,
So war wie jene er verleſen.

Das dreiunddreißigſte Kapitel.

Wie Reineke Urlaub bei Hofe nimmt, um ſeine Bußfahrt anzutreten, und ihm der Schafbock den Stab weiht und das Ränzel umhängt.

(2701 — 2746.)

Als Reineke den Morgen ſpürte,
Alsbald er ſeine Stiefeln ſchmierte,
Die Iſegrim den Tag zuvor
Und die Frau Gieremuth verlor.
Er ging zum König mit dem Wort:
»Herr! euer Knecht, der will nun fort
Auf ſeiner Bußfahrt heilgen Wegen,
Es geb ihm euer Pfaff den Segen,
Auf daß ich, alſo benedeit,
Vollbringe meine Pilgerzeit.«

Es war der Schafbock auserſehn,
Den heilgen Dingen vorzuſtehn;
Kaplan und Schreiber war Bellin,
Den rief der König zu ſich hin:
»Ihr ſollet Reineken ſofort
Mitgeben noch ein Segenswort.
Er will jetzt weite Reiſe thun,
Drum hängt ihm um das Ränzel nun,
Und gebt ihm ſeinen Pilgerſtab.«
Bellin dem König Antwort gab:
»Herr, gab euch Reineke nicht an,
Er wäre in des Papſtes Bann?
Es zürnete gewißlich mir
Der Biſchof, wenn er es erführ.
Er iſt mein Vorgeſetzter, drum
Thu ich dem Fuchs nicht grad noch krumm.
Doch könnte man es ſo betreiben,
Daß ich möcht ohne Schaden bleiben
Beim Biſchofe Herrn Ohnegrund
Und ſeinem Propſte Loſefund,
Und vor Rapiamus dem Dekan,
So ging ich guten Muthes dran,
Zu ſegnen euren Pilgersmann.«
Der König ſprach: »Was liegt daran!
Was macht ihr da der Worte viel,
Von denen ich nichts hören will.
Thut Reinken ihr nicht grad noch krumm,
Da ſcheer ich mich den Teufel drum.
Was kümmert mich der Biſchof und der Dom!
Hab ihr es nicht gehört, er will nach Rom,

Er will ſich beſſern ſtört ihr ihn?
Die Ohren kratzte ſich Bellin,
Als er ſo zornig ſah den König.
Er ſprach den Segen, welchen wenig
Der Fuchs begehrte, nach dem Buch.
Er half nicht mehr ihm, als ein Fluch.

Das vierunddreißigſte Kapitel.

Wie Reinke ſeine Reiſe antritt und ſich ſehr traurig anſtellt, und wie ihm alle Thiere das Geleit geben müſſen.

(2747 — 2826.)

Geſprochen war nunmehr der Segen,
Und Reinke fertig allerwegen;
Das Ränzel ward ihm umgethan,
Er nahm den Stab, und trat nun an
Nach Rom die Reiſe, und der Bart
Von heißen Thränen naß ihm ward,
Als ging es ihm ſo recht zu Herzen.
Doch hatt er keine andern Schmerzen,
Als daß er nicht alſo zu Fall
Gebracht die andern Thiere all,
So viel als nur bei Hofe wären,
Gleich Iſegrim und Braun dem Bären.
Das mochte wenig ihm gefallen.
Doch bat er dringend noch vor allen,
Daß für ſein Heil ſie beten ſollten,
So viel und treulich als ſie wollten.
Er eilte ſehr, um fortzukommen,
Als möcht ihm bleiben wenig frommen,
Weil ſein Gewiſſen ihn verklagte.

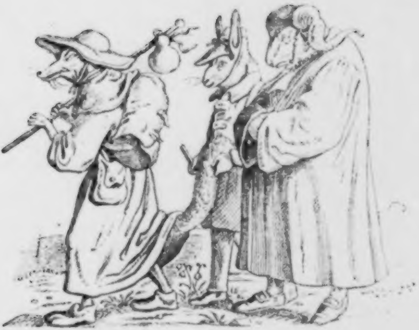
»Es iſt mir leid,« der König ſagte:
Reinke, daß ihr ſo eilig ſeid.« —

»Nein,« ſprach der Fuchs: »es flieht die Zeit:
Wer Gutes will, der ſoll nicht ſparen;
Gebt Urlaub mir und laßt mich fahren.«

Der König ſprach: »So fahrt denn wohl!«
Und gab Befehl, ein jeder ſoll'
Bei Hofe ihm Geleit gewähren,
Bis auf den Wolf und Braun den Bären.
Die lagen noch in großer Noth
Und wünſchten ſelber ſich den Tod.

Von Hofe ging Reineke ſo,
Und war der Gunſt des Königs froh, —
Mit ſeinem Ränzel, ſeinem Stabe
Den graden Weg zum heilgen Grabe,
Wohin er ſich wie Fauſt auf's Auge ſchickte.
Und daß es ihm, ſich zu verwandeln, glückte,
So hatte er dem Könige zur Fahrt
Gemachet einen flächſnen Bart,
Und nicht nur einen Bart von Flachſe,
Auch eine Naſe noch von Wachſe.
Es mußten ihm, die wider ihn die Klage
Erſt angebracht, nachtreten an dem Tage.
Noch ſprach zum König er das Wort:
»Herr, haltet ja am ſichern Ort
Die beiden großen Mordgeſellen,
Die einſt gedachten, euch zu fällen.
Entkämen ſie, — Gott woll' es wenden, —
Sie würden eure Hoheit ſchänden.

Ja, ging es an, ſie würden euch
Das Leben nehmen alſogleich!«
Nachdem dies alles war geſchehn,
Da ließ er ſeine Demuth ſehn:
Er ging in aller Unſchuld hin,
Als käm' ihm Arges nie in Sinn.
Der König ging nach ſeinem Schloß,
Auch all die Thiere klein und groß.
Der Fuchs ſtellt' ſo betrübt ſich an,
Mehr als man irgend glauben kann;
Gar mancher mußte Mitleid tragen.
Er ſprach zum Haſen unter Klagen:
O Lampe, müſſen wir denn ſcheiden?
Du und Bellin, mein Freund, ihr beiden,
Ihr könntet weiter mich begleiten,
Denn um euch beide muß ich leiden.
Ein Stücke Wegs könnt ihr mich bringen,
Denn ihr ſeid ja in allen Dingen
Rechtſchaffen, und von allen Thieren
Kann keines Klage von euch führen.
Ihr nehmt euch jeder Tugend an
Und thut recht, ſo wie ich gethan,
Als ich dereinſt ein Klausner war.
Mit Laub und Gras das ganze Jahr
Stillt ihr genügſam eure Noth.
Ihr fraget nicht nach Fleiſch und Brot
Und ſonſt nach ſonderlichen Speiſen.«



Durch ſolche Liſt und ſolches Preiſen
Ließen die Thoren ſich betrügen,
In ſeinen Willen ſich zu fügen.
Mit ihm den Weg ſie weiter nahmen,
Bis ſie gen Malepartus kamen.

Das fünfunddreißigſte Kapitel.

Wie Reincke Lampen mit ſich in ſein Kaſtell nimmt und ihn umbringt, und wie er ſeinem Weibe erzählt, auf welche Weiſe er losgekommen iſt.

(2827 – 2994.)

Als Reinke an der Pforte ſtand,
Sprach er, zum Bock Bellin gewandt:
»Ihr, Neffe, müſſet draußen ſtehn;
Ich will in meine Feſte gehn.

Lampe mag mich hinein begleiten.
Sagt ihm, er möge Troſt bereiten
Dem Weibe mein, das ſehr bekümmert,
Und wohl noch mehr als jetzt ſchon wimmert,
Wenn ſie erfährt, ich müſſe gehn
Und eine Pilgerfahrt beſtehn.«
  Er wußte noch manch ſüßes Wort,
Mit dem er ſie betrogen dort:
Denn darauf dacht er nur allein,
Und nahm Lampen mit ſich hinein.
Da lag, von Sorgen ganz bezwungen,
Die Füchſin weinend bei den Jungen;
Sie meinte nicht, daß Reinke je
Vom ſichern Tode auferſteh.
Doch als ſie Reineken ſah kommen
Und hatt' ſein Ränzel wahrgenommen
Und Stab und Schuh nach Pilgerart,
Des Wunderns nimmer ſatt ſie ward.
Sie ſprach: »Sagt mir, mein Schatz Reinart,
Wie ging es euch auf dieſer Fahrt?«
  Er ſprach: »In das Gefängniß erſt geſetzt,
Ging ich heraus nach Königs Wunſch zuletzt.
Nun muß ich werden Pilgerim;
Denn Braun den Bär und Iſegrim
Ließ ich als Bürgen dort zurück.
Der König, ſchenke Gott ihm Glück,
Hat Lampen uns zur Sühn gegeben,
In unſrer Hand liegt nun ſein Leben.
Der König ſelber hat geſagt,
Daß der mich fälſchlich angeklagt.

Drum ſag ich euch, Frau Ermelein,
Der Lampe kommt in Todespein,
Denn ich bin ihm nicht wenig gram.«
Als Lampe dieſes Wort vernahm,
Erſchrack er ſehr und wollte fliehn,
Doch Reineke erwiſchte ihn.
Er hatte ihm den Weg verrannt,
Und griff ihn, als er ſich gewandt,
Bei ſeiner Kehle mörderlich.
Da ſchrie der Haſe fürchterlich:
»Bellin, helft mir in meiner Noth!
Der Pilgrim ſinnt auf meinen Tod!«
Doch ſein Geſchrei war bald vorbei:
Der Fuchs biß ihm den Hals entzwei.
So hat er ſeinen Gaſt empfangen.
Er ſprach: »Nun eilet zuzulangen,
Es iſt ein fetter Biſſen da,
Fürwahr, dem Narren recht geſchah.
Ich hab's ihm lange nachgetragen,
Er wird mich nun nicht mehr verklagen.« —
So aß er denn mit Kind und Weib
In guter Ruhe Lampens Leib.
»Dank!« rief die Füchſin wohl zehnmal:
»Dem König und ſeinem Gemahl!
Gott ſchenke beiden gute Nacht,
Die uns dahier ſo wohl bedacht
Mit dieſer Speiſe fett und gut.«
Reineke ſprach: »Nur guten Muth!
Es reichet zu, eſſet euch ſatt,
Bis daß genug ein jedes hat,

Ich bringe nächſtens mehr euch noch.
Zuletzt bezahlen's alle doch,
Die Reinken ſchelten und verklagen.«
Die Füchſin ſprach: »Noch muß ich fragen,
Wie ihr euch eigentlich befreit?«
Reineke ſprach; »Ich brauchte Zeit,
Bis ich euch alles das berichtet,
Was ich dem König vorgedichtet,
Desgleichen auch der Königin.
Die Freundſchaft zwiſchen uns iſt dünn,
Das weiß ich wohl, in kurzer Zeit
Iſt ganz vorbei die Herrlichkeit.
Es kommt wohl balde an das Licht,
Er nennt mich einen Böſewicht.
Wenn in die Hand mein Leib ihm fällt,
Läßt er mich nicht um vieles Geld.
Ich weiß, er ſteht mir nach dem Leben
Und wird mir keine Gnade geben.
Gelingt es ihm, mich einzufangen,
So werd ich ſicherlich gehangen.
Wir müſſen hin nach Schwabenland,
Wo wir ſind gänzlich unbekannt;
Dort leben wir nach Landesweiſe.
Es giebt dort auch gar ſüße Speiſe
Von Hühnern, Gänſen und Kaninen,
Von Datteln, Zucker und Roſinen;
Dort giebt's der Vögel groß und klein zum Futter,
Und Brot, gemacht mit Eier und mit Butter.
Dort giebt es Waſſer rein und klar,
Und ſüße Luft gar wunderbar.

Und Fiſche, die man heißt Gallinen,
Die ſchmecken beſſer als Roſinen,
Und andre Raritäten: Auca
Genannt und Pullus, Gallus, Pauca.
Die Fiſche ſind von meinen Dingen,
Ich darf nicht tief in's Waſſer ſpringen,
Ich aß ſie einſtmals in dem Orden,
Als ich ein Klausner war geworden.
Seht, Frau, dort ich in Frieden bin,
Da müſſen wir zuſammen hin.
Und daß ihr ganz mich möget faſſen:
Der König hat mich nur entlaſſen,
Weil ich ihm zugeſagt vermeſſen
Den Schatz, den Emmrich einſt beſeſſen.
Nach Krekelput ſchickt' ich ihn hin.
Dort aber mag er ohn' Gewinn
Ein Jahr lang ſuchen und noch mehr.
Erzürnen wird er ſich gar ſehr,
Sieht er ſich ſo von mir betrogen.
Denkt nur, wie ſchön ich da gelogen,
Bevor daß ich dem Tod entging!
's war nah dabei, daß man mich hing.
Ich war noch nie in ſolcher Noth,
Ich bebte vor dem ſichern Tod,
Den ich vor meinen Augen ſah.
Es geh mir künftig noch ſo nah,
Es ſoll mir keiner wieder rathen,
Zu kommen in des Königs Gnaden;
Denn nur durch meinen klugen Fund
Zog ich mein Haupt aus ſeinem Mund.«

Da ſprach Frau Ermelein zuhand:
»Wir ſollten in ein andres Land,
Wo unbekannt und fremd wir wären?
Wir haben hier, was wir begehren,
Ihr ſeid der Herr von euern Bauern,
Und wollet neues Glück erlauern,
Nehmt Ungewiſſes für das Gute?
Wir leben hier im ſichern Muthe,
Denn unſre Burg iſt gut und feſt.
Und ob uns auch der König läßt
Mit Macht verlegen unſre Straßen,
Wir haben ſo viel Winkelgaſſen,
Daß wir entkommen ohne Dank;
Wir wiſſen hier ſo manchen Gang,
Ihr ſelber wißt das alles wohl.
Eh uns der König fangen ſoll,
Da müßte viel dazu gehören.
Doch, daß ihr ihm habt müſſen ſchwören,
Zu fahren ferne über's Meer,
Das nur macht mir das Herze ſchwer.«
Da ſagte Reineke mit Lachen:
»Ihr braucht euch keine Noth zu machen!
Ein Eid iſt beſſer als ein Leid, —
Das ſagte mir zu ſeiner Zeit
Ein weiſer Mann auf meine Beicht, —
Gezwungner Eid, der wieget leicht, —
So ſagte mir der weiſe Mann.
Verſteht: der Eid, den ich gethan,
Der ſchiert mich keinen Katzenſchwanz,
Und eurer Meinung bin ich ganz;

Ich bleibe hier, und ob ich zehn
Der Eide ſchwur, nach Rom zu gehn.
Nie komm ich nach Jeruſalem,
Es iſt mir eben nicht bequem.
Nach eurem Rathe bleib ich hier.
Es ging' wohl nirgends beſſer mir,
Als wie ich hier es hätt verlaſſen;
Und will mich einſt der König faſſen,
So will auf meiner Hut ich ſein.
Wie groß an Macht er iſt, wie klein
Ich gegen ihn, ich will ihm doch
Anhängen eine Kappe noch,
Und ſchlimmer noch, als er gedacht,
Wird er von mir in Schmach gebracht.«

Das ſechsunddreißigſte Kapitel.

Wie Bellin nach Lampen ruft, und wie ihn Reineke betrügt.

(2995 — 3024.)

Bellin zu ſchelten nun begann,
Er ſchrie: »Was fangt ihr drinnen an!
Freund Lampe, kommt, wir wollen gehn.«
Alsbald ließ nun der Fuchs ſich ſehn
Und ſprach zum Bock mit frommen Mienen:
»Bellin, es läßt euch Lampe dienen,
Ihr möchtet ihm nicht böſe ſein,
Er ſchwatzt mit ſeinem Mühmelein.
Er giebt durch mich euch zu verſtehn,
Ihr möchtet ſacht voraus nur gehn,
Mein Weib, die ſeine Muhme iſt,
Läßt ihn nicht gehn, daß ihr's nur wißt.«

Da ſprach Bellin: »Was ſoll das ſein?
Ich hörte Lampen ängſtlich ſchrein,
Er rief: Bellin, helft mir, Bellin!
G'ſteht, warum er ſo geſchrien!«
Es ſprach der Fuchs: »Ich will euch ſagen:
Ich eilte, meinem Weib zu klagen,
Ich müßte wandern über See, —
Da überkam ſie ſolches Weh,
Daß ſie ſogleich in Ohnmacht ſank.
Freund Lampe eilig zu ihr ſprang
Und ſchrie: »Bellin, in dieſer Noth
Helft mir, ſonſt bleibt die Muhme todt!«
Bellin darauf: »Sei wie dem ſei,
Es war gar kläglich ſein Geſchrei!«
»Nein,« ſprach der Fuchs: »glaubt mir fürwahr,
Wir krümmten ihm auch nicht ein Haar.
Lieber ich ſelbſt ein Unglück nähme,
Eh Lampe mir zu Schaden käme.«

Das ſiebenunddreißigſte Kapitel.

Wie Reineke den Schafbock ins Verderben bringt.

(3025 — 3122.)

»Ihr habt's«, ſprach er, »gewiß gehört,
Der König hat von mir begehrt,
Daß ich ihm Briefe ſchreiben ſollte.
Weshalb ich euch nun bitten wollte
Die Briefe ihm zu überbringen,
Die, glaubt es, wunderlieblich klingen.
Der Haſe iſt faſt ausgelaſſen,
Ich mußte ihn nur gehen laſſen. —

Er ſchwatzt mit ſeiner Muhme heut
Gar viel von alter, guter Zeit.
Sie hatten Trank und Speiſe lieb,
Indeſſen ich die Briefe ſchrieb.«
Bellin darauf: »Mein Freund Reinart,
Sind auch die Briefe wohl verwahrt?
Ich habe nichts, ſie einzuſtecken,
Und fürchte mich, ſie zu beflecken.«
Reineke ſprach: »Das wird ſich finden.
Ich will euch um das Ränzel binden
Von Braunens Felle, das ich trug,
Denn das iſt dicht und ſtark genug.
Darein will ich die Briefe legen,
Sie bringen euch gewiß noch Segen.
Der König giebt euch Botenlohn,
Mit Ehren heißt vor ſeinem Thron
Er ſicherlich euch ſehr willkommen.«
Es glaubt der Bock, was er vernommen.
Reineke eilte nun hinein
Und ſchob den Kopf ins Ränzel ein,
Den er dem Haſen abgebiſſen.
Doch durfte das der Bock nicht wiſſen,
Drum ging er wieder zu Bellin
Und lehrte ſeine Botſchaft ihn:
»Das Ränzel hängt um euren Hals.
Und ich verbiet euch jedenfalls
Und bitt euch, nicht es zu vergeſſen:
Die Briefe ſelbſt nicht nachzuleſen.
Ich packte ſie auf's beſte ein,
Darum, ſo ſtöret nicht darein.

Auch öffnet mir das Ränzel nicht,
Auf daß euch's nicht am Lohn gebricht,
Sobald der König hat gefunden,
Das Ränzel ſei noch zugebunden,
So wie es euch zu dieſer Friſt
Von mir ſelbſt übergeben iſt.
Folgt mir, gewiß, es wird euch frommen,
Seid ihr beim König angekommen.
Wünſcht ihr, der König mög euch lieben,
So ſagt, den Brief, den ich geſchrieben
Und euch gegeben, hättet ihr
Erſonnen und gerathen mir;
Das bringt euch Lohn und großen Dank.«
Bellin war hoch erfreut und ſprang
Wohl ellenhoch vor lauter Luſt
Und drückte Reinken an die Bruſt.
»Reineke, liebſter Neff und Freund,
Jetzt weiß ich, daß ihr's redlich meint.
Jetzt werd ich großen Ruhm erlangen
Bei Hofe reichlich Lob empfangen,
Sieht man, wie ich ſo wohl mit ſchlichten
Und ſchönen Worten könne dichten.
Obgleich mir's keiner angeſehn,
Doch ſollen alle eingeſtehn,
Daß mir es gleich wie euch geling';
Gut, daß ich ſoweit mit euch ging.
Was meint ihr, Freund, ſoll ich denn doch
Auf Lampen hier erſt warten noch?«
»Nein,« ſprach der Fuchs: »ihr müßt verſtehn,
Lampe kann noch nicht mit euch gehn.

Ihr könnt voraus euch langſam machen.
Ich muß Lampen noch einge Sachen
Entdecken, die bis jetzt verhohlen.«
Bellin ſprach: »So ſeid Gott befohlen!
Ich will mich auf den Weg begeben.«
Man ſah ihn ſchnell nach Hofe ſtreben,
Und Mittag war's, als hin er kam.
Alsbald der König wahr ihn nahm
Und wie ihm auf dem Rücken hing
Das Ränzel, das der Fuchs empfing.
Der König ſprach: »Sagt an, Bellin,
Wo kommt ihr her, wo gingt ihr hin?
Wo iſt der Fuchs, muß ich euch fragen,
Daß ihr ſein Ränzel möget tragen?«
Da ſprach Bellin: »Mein gnädger Herr,
Es bat Reineke mich gar ſehr,
Ich ſollte euch zween Briefe bringen,
Drin ſteht viel von geheimen Dingen;
Doch ich gab ſelber ihm den Rath,
Daß er ſie ſo geſchrieben hat.
Sie haben einen klugen Sinn,
Ihr findet ſie im Ränzel drin.«
Nicht lang der König ſich bedachte,
Er rief, daß man den Biber brachte,
Der war Notar und Secretär.
Er hieß Bokert, und weil er ſehr
Erfahren war in alten Sprachen,
So mußt' er den Vorleſer machen.
Er ſchickte auch nach Hinzen hin,
Und ſprach: »Seht zu, was bringt Bellin?«

Das achtunddreißigſte Kapitel.

Wie Lampe's Kopf in dem Ränzel gefunden wird, und der König in großen Zorn geräth.

(3123 — 3184.)

Wie Hinz und Bokert nun den Sack
Geöffnet hatten, ſieh, da lag
Des armen Lampe Haupt darin.
Hinz zog's heraus und legt es hin.
»Fürwahr,« ſchrie er: »ein ſeltnes Schreiben,
Wo mag, der es geſchrieben, bleiben?
Wer iſt, der dieſe Schrift nicht glaubt,
Das iſt, beim Himmel, Lampe's Haupt!«
Der König und die Königin
Waren erſchreckt in ihrem Sinn.
Das Haupt ſenkte der König nieder
Und rief: »Hätt ich dich Reinke wieder!«
Der König und die Königin
Waren betrübt in ihrem Sinn.
Der König ſprach: »Ich bin betrogen,
Wie ſchändlich hat der Schuft gelogen!«
Er ſchrie ſo laut und ſchrie ſo lang,
Daß allen Thieren wurde bang.
Beim König ſtand der Leopard,
Der als ſein Ohm geehret ward,
Der ſprach: »Die Sache iſt nicht werth,
Daß ſie euch gar zu ſehr beſchwert,
Als wäre todt die Königin.
Laßt fahren dieſe Schmerzen hin!
Nein, faſſet Muth, es bringt euch Schande!
Seid ihr nicht Herr in dieſem Lande?
Von jedem Thiere, das hier iſt?«

Der König ſprach: »Wohlan, ſo wißt,
Und laſſet euch nicht Wunder ſein,
Daß jetzt mein Herz erleidet Pein.
Wißt, daß ich ſelbſt mir Böſes that.
Mich hat mit ſeinem böſen Rath
Ein arger Schalk gebracht ſo weit,
Zu ſchaffen meinen Freunden Leid,
Dem ſtolzen Braun und Iſegrim.
Das weckt nun meines Herzens Grimm.
Das will an meine Ehre gehn,
Daß dieſe That durch mich geſchehn;
Daß wider meine edelſten Barone
Ich folgte dieſem Hurenſohne
Und ihm geſchenket mein Vertrauen.
Das dank ich alles meiner Frauen,
Die ſolche gute Worte gab
Für ihn, daß ich erhört ſie hab.
Nun iſt mir's leid, doch ach, zu ſpät,
Ihr Rath hat Schande mir geſät.«
Der Leopard: »Mein gnädger Herr,
Grämt euch darum nicht allzuſehr.
Der Mißgriff iſt wohl noch zu ſühnen;
Man ſoll dem Wolf und Braun dem kühnen
So wie der edlen Gieremuth,
An ihm zu kühlen ihren Muth,
Bellin den Schafbock übergeben,
Weil er verrathen Lampe's Leben,
Daß er für ihn dem Tod verfalle.
Dann ziehen gegen Reinken alle,
Wir alle aus; wird er gefangen,

Muß ohne Widerred' er hangen!
Weil er ſo ſchöne Worte flicht,
Kommt er zu Wort, hängt man ihn nicht.
Mit dieſer Sühne, weiß ich wohl,
Dem Bär und Wolf genügen ſoll.«

Das neununddreißigſte Kapitel.

Wie Braun und Iſegrim aus dem Gefängniß gelaſſen werden, und wie ihnen der König den Schafbock und ſein ganzes Geſchlecht zur Sühne giebt.

(3185 — 3246.)

Der König hört' es, und ſofort
Sprach er zum Leopard dies Wort:
»Was ihr gerathen, ſoll geſchehn,
Drum bitt ich euch, ihr wollet gehn
Zu holen uns die beiden Herren.
Auf's Neue werden ſie mit Ehren
In unſerm Rathe aufgenommen.
Laßt's auch an alle Thiere kommen,
Die hier bei uns verſammelt waren,
Durch Boten, die durch's Land hin fahren,
Sie ſollen alle klärlich ſehn,
Welch neue Bosheit iſt geſchehn,
Und wie Bellin und Reineke der rothe
Schuld an des Haſen Lampe Tode.
Und Jedermann ſoll Braun den Bären
Und Iſegrim wie früher ehren.
Zur Sühne geb ich, wie ihr ſprecht,
Den Schuft Bellin und ſein Geſchlecht!«
Der Leopard ging unverwandt
Hin, wo er Wolf und Bären fand.

Die Banden löſte er zur Stunde
Und ſprach: »Ich bring euch gute Kunde
Und von dem König feſt Geleit.
Verſteht mich recht, ihr Herren beide,
Iſt Unrecht euch durch ihn geſchehn,
So iſt's ihm leid, will er geſtehn.
Damit zufrieden, nehmet hin
Zur Sühne euch den Bock Bellin
Und alles was von ſeinem Schlage
Von nun an bis zum jüngſten Tage.
Ihr mögt ſie würgen ohn Entgelt,
Es ſei im Walde, ſei im Feld.
Weiter giebt euch der Herr in Gnaden
Reinke, den Fuchs, der euch verrathen;
Den möget ihr mit aller Macht
Verfolgen ſtets, bei Tag und Nacht,
Ihn ſelbſt, ſein Weib und ſein Geſchlecht,
Wie es ſich fügt, mit gutem Recht.
Und dieſes Privilegium,
Als Grundgeſetz im Königthum,
Bewährt der König ſicherlich
Euch und den euren ewiglich.
Dafür vergeßt ihr alle Schuld
Und ſchwört auf's neu ihm Treu und Huld.
Ihr mögt es thun in allen Ehren,
Er wird euch nimmermehr verſehren.
Nehmt dankbar ſeine Gnade an.«
So war die Sühne denn gethan,
Vermittler war der Leopard,
Und Bock Bellin das Opfer ward,

So daß noch jetzt nach altem Recht
Der Wolf verfolgt das Schafgeſchlecht.
So hat die Zwietracht angefangen,
Und wo er's irgend kann erlangen
Erbeißt der Wolf Bellins Geſchlecht,
Und hält dieß für ſein gutes Recht.
Kein Schaf fand Gnad in ſeinen Händen
Und nimmer wird die Zwietracht enden.
  Zwölf Tage länger ließ man währen
Das Feſt, denn Nobel wollte ehren
Den Iſegrim und Braun, um ihnen
Auf's gründlichſte ſich auszuſühnen.

Das zweite Buch.

n dem Hoflager, welches der König hält, nicht nur die vierfüßigen
e, ſondern auch die Vögel in großer Anzahl erſcheinen, um über
ncken zu klagen, und ſich untereinander beſprechen, wie hier folgt:

(3247 – 3274.)

»Der König hat ſeine Boten geſandt:
Wir müſſen nach Hofe unverwandt!
Nichts hilft nun dem Fuchs all ſeine Kunſt,
Verloren hat er des Königs Gunſt.
Wie viel wir hier ſind an Meng und Zahl,
Wir wollen verklagen ihn allzumahl;
Sobald wir hin zu dem Thron gelangen
Soll Reineke ſeinen Lohn empfangen.
Ja, er hat uns um unſere Kinder gebracht,
Uns Schaden gefüget bei Tag und Nacht.
Er hat weder Eier noch Junge geſchont —
Das alles wird ſchlimm nun dem Schufte gelohnt.
Ja, wir halten zuſammen, wir ſtehn uns bei,
Daß ſicher des Böſewichts Untergang ſei,
Zum Lohn ſeiner Bosheit und Schändlichkeit,
Womit er uns quälte ſo lange Zeit.

Ja, hätten wir eher beſprochen uns ſchon,
Er hätte vielleicht ſchon längſt ſeinen Lohn,
Wir hätten gerächt uns am ſchändlichen Dieb;
Wird jetzt er gehangen ſo iſt's uns lieb.
Ja, iſt er auch klug und verwegen noch,
Verfolgen wir frei unſre Klage doch!
Für alles was je er uns angethan,
Wird jetzt er ſicher den Dank empfahn.
Ja, der König hat ſelber das Urtel gegeben:
Reineke der Fuchs ſoll länger nicht leben,
Für all ſeine Thaten ſoll Rede er ſtehn.
Das wäre wohl beſſer ſchon längſt geſchehn.«

Das erſte Kapitel.

Wie der König einen großen Hof hält, und mancherlei Thiere zu demſelben kommen.

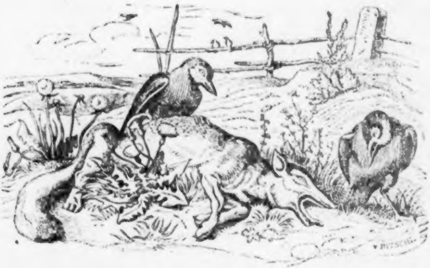
(3275 — 3414.)

Es war ein Hoftag kund gethan.
Wie eben wir es ſagten an,
Aufs beſte alles ſchon beſtellt,
Da kam gefahren manch ein Held.
Die Thiere kamen nicht allein,
Auch Vögel kamen, groß und klein.
Es kam zu Hofe manch ein Herr
Zu Iſegrims und Braunens Ehr.
Gar reich an Freude war das Feſt,
Kamradſchaft hielt man auf das beſt,
Die jemals man geſehn bei Thieren.
Hoftänze tanzte mit Manieren
Man bei Schalmai und Harfenklang.

Auch gab es reichlich Speiſ' und Trank,
Von denen man die Fülle fand.
Der König hatte ausgeſandt
An alle Thiere ſeine Boten.
Da kamen alle, die entboten,
Sie kamen an bei Tag und Nacht.
Doch Reineke nahm ſich in Acht.
Der falſche Pilgrim, loſe Wicht,
Er kam dießmal zu Hofe nicht.
Er trieb noch ſtets das alte Spiel,
Was wenig Thieren wohlgefiel.
Bei Hofe gab es Sang und Klang,
Und Saus und Braus, und Speiſ' und Trank;
Im Ritterſpiel man zierlich ſtritt,
Mit ſeiner Sippſchaft jeder ritt;
Da tanzte man und ſang und ſprang
Bei Paukenſchall und Pfeifenklang.
Der König vom Balkon herab
Dem Feſte ſeinen Beifall gab.
  Als nun acht Tage ſchon verfloſſen,
Und als der König mit den Großen
Zu Tafel ſaß und trank und aß,
Trat vor den König, wo er ſaß
Bei ſeiner Frau der Königin,
Gar traurig das Kaninchen hin:
  »Herr König und ihr alle die zugegen,
Ach, laßt durch meine Klage euch bewegen!
Noch nie geſchah an keinem Ort
So ſcheußlicher Verrath und Mord,
Wie Reineke an mir beging.

Als geſtern früh die Sonn' aufging
Hab ich den Böſewicht Reinart
Vor ſeiner Feſte Thor gewahrt.
In Pilgertracht ſah ich ihn ſtehn
Und meinte ſicher hinzugehn;
Da er Gebete ſchien zu leſen,
Bin ich noch beſſern Muths geweſen.
Auf meinem Weg zur Königsburg
Mußt ich durch dieſe Straße durch.
Als er mich hatte wahrgenommen,
Begann er näher mir zu kommen.
Ich dacht, er wollte freundlich grüßen,
Da griff er mich mit ſeinen Füßen
Und ſchlug mich zwiſchen beide Ohren,
Ich meinte ſchier mein Haupt verloren.
Er hatte Klauen lang und ſcharf,
Womit er mich zu Boden warf.
Doch meiner Schnelligkeit ſei Dank,
Mit ihr gelang's, daß ich entſprang
Und ſo aus ſeinen Klauen kam.
Da war er mir nicht wenig gram,
Daß ihm mißlungen war ſein Wille.
Ich floh darum in aller Stille,
Doch hatt' er mir ein Ohr geraubt,
Und ſchlug vier Löcher in mein Haupt.
Hier ſeht ſie ſelbſt, Zeugniß genug,
Die er mit ſeinen Klauen ſchlug.
Gewiß, er wollte meinen Tod.
Erbarmet, Herr, euch dieſer Noth,
Denn ihr verſpracht uns feſt Geleite.

Wer wagt ſich künftig durch die Heide,
Wenn Reinke wegelagert dort?«
Kaum war geendet dieſes Wort,
Als Merkenau die Krähe kam
Und alſo man von ihr vernahm:
»Mein hoher König, gnädger Herr,
Ich bring euch jämmerliche Mär'!
Verzeiht, ich kann vor Angſt nicht ſprechen,
Es will mir ſchier das Herze brechen!
Ach Gott, iſt das ein übel Ding!
Heut Morgen als hinaus ich ging
Mit Scharfenibbe meinem Weibe,
Da lag mit ausgeſtrecktem Leibe
Der Fuchs wie todt da auf der Heide,



Verdreht die Augen alle beide.
Die Zunge hing ihm aus dem Munde
Gleich einem todtgeſchlagnen Hunde,
Und offen ſtand ihm weit der Mund.
Da ſchrie ich laut aus Herzensgrund.
Je mehr ich ſchrie, je ſtiller lag
Der Schelm. Ich rief wohl: Weh und ach,
Der arme Reineke iſt todt!
So hatt' ich um ihn große Noth,
Und klagte ſeinen Tod ſo ſehr,
Mit meinem Weibe, das noch mehr
Als ich ſelbſt ſchrie, mehr als man glaubt.
Ich taſtete auf Bauch und Haupt;
Mein Weib ſtand nah an ſeinem Kinn,
Sie meinte, daß vielleicht darin
Ein wenig Leben noch zu ſpüren.
Doch er, er wollte nicht ſich rühren.
Wir ſprachen ihm das Leben ab.
Doch hört, was weiter ſich begab:
Mein Weib um ihn in Sorgen ſtund
Und hielt ihr Haupt an ſeinen Mund;
Ach, ſie war nicht auf ihrer Hut,
Er merkt es, ſchnappt, es fließt ihr Blut
Er biß ihr ab, weh mir, das Haupt!
Ach! ich erſchrack, mehr als man glaubt;
Weh, ſchrie ich laut, ach wehe mir!
Da ſpringt er auf und ſchnappt nach mir.
Doch ich entflog in Angſt und Noth,
Sonſt gab er mir auch noch den Tod.
Genaue Noth, daß ich entkam.

Auf einen Baum die Flucht ich nahm;
Ich ſah den Schuft, als dort ich ſaß,
Wie er mein gutes Weib auffraß.
Ich ſah ihn alſo gierig eſſen,
Er hätte wohl noch zwei gefreſſen.
Er fraß ſie auf mit Bein und Haut.
Als dieſen Jammer ich geſchaut
Und wie er übrig nichts gelaſſen
Und fortſchlich wieder ſeine Straßen,
Flog ich zu jenem Schreckensort.
Nichts fand ich als zwei Federn dort
Von meinem Weibe, die ich hier
Hab mitgebracht zum Zeugniß mir.
Um ſie zu zeigen euer Gnaden.
Erbarmt euch, Herr, ob meinem Schaden.
Denn übt ihr hier nicht ſtrenge Rache
Und helfet der gerechten Sache,
Daß eur Geleite ward gebrochen:
So wird euch übles nachgeſprochen.
Man ſpricht: Mitſchuldig an der That
Iſt, der nicht ſtraft die Miſſethat!
Dann will ein jeder Herrſcher ſein
Und greift in eure Rechte ein!«

Das zweite Kapitel.

Wie der König in großen Zorn geräth.

(3415—3442.)

Nachdem nun, wie wir kund gemacht,
Kanin und Krähe vorgebracht,
Was Reinke ihnen angethan,

Fing Nobel ſehr zu zürnen an.
Er ſprach im Zorn: »Bei meiner Ehre,
Bei Lieb und Frauenhuld ich ſchwöre,
Ich will an ihm die Schandthat rächen;
Man ſoll noch lange davon ſprechen,
Daß mein Gebot und frei Geleit
Der Schurke brach. Es thut mir leid,
Daß ich den ſchlimmen Böſewicht
Damals entzogen dem Gericht
Und ſeinen Lügen Glauben ſchenkte,
Womit er mich ſo ſchmählich kränkte,
Daß ich zum Pilgerim ihn ſchmückte
Und nach dem heilgen Grabe ſchickte.
Wie ging er mir um meinen Bart;
Doch durch mein Weib verführt ich ward!
Doch bin ich nicht der erſte Mann,
Der Schad' aus Weiberrath gewann.
Seh ich's dem Reinke länger nach,
Das bringt uns allen Schand' und Schmach.
Er, welcher alle Welt betrog,
Wie er geweſen, iſt er noch.
Ihr Herren mögt zu Rathe gehn,
Wie wir ihn bald gefangen ſehn.
Er kann uns nimmermehr entfliehn,
Verfolgen wir mit Ernſte ihn.«

Das dritte Kapitel.

Wie der König mit allen Thieren ſich aufmacht, um Reineken zu fangen, und wie dieß Iſegrim und Braun gar wohl behagt.

(3443—3522.)

Dem Iſegrim und Braun behagte
Gar wohl es, was der König ſagte.
Sie hofften, wenn's zu Stande käme,
An Reinken Rache noch zu nehmen.
Doch haben nichts ſie vorgebracht —
Der König war zu aufgebracht
Und zornerfüllt in ſeinem Sinn.
Doch endlich ſprach die Königin:
»Ich bitte euch, mein gnädger Herr,
Erzürnt euch doch nicht gar ſo ſehr!
Und hütet euch, ſo leicht zu ſchwören,
Auf daß ihr bleibt bei Macht und Ehren.
Ihr unterſuchtet nicht die Sache
Und hörtet nicht des Gegners Sprache.
Wär Reineke allhier zur Stätte,
Gar manchem fehlte wohl die Rede.
Noch ſtets gar wohl erſprießlich wär's:
Audiatur et altera pars!
Oft klaget ſelbſt, wer übles thut.
Ich hielt den Fuchs für klug, doch gut,
Nicht ahnend das, was nun gekommen,
Drum hab ich ſein mich angenommen.
Dies that ich, Herr, um euch zu frommen,
Wiewohl es anders nun gekommen.
Doch ob er gut, ob ſchlecht gethan,
So iſt er doch ein kluger Mann.

Dazu von vornehmem Geſchlecht.
Deßwegen, Herr, bedenkt euch recht
Und trübt nicht eures Ruhmes Stern!
Das ganze Land ehrt euch als Herrn.
Reineke kann nicht vor euch bleiben,
Wollt ihr ihn fangen, ihn entleiben,
Eur Urtel muß an ihm geſchehn.«
Drauf ſprach der Leopard: »Zu ſehn
Was er noch irgend ſagen kann,
Greift, Herr, nicht eure Ehre an.
Drum folget, Herr, der Königin,
Sie ſpricht in all der Herren Sinn.«
Drauf Iſegrim: »Es kann nicht ſchaden,
Daß wir zum Beſten helfen rathen.
Darum, Herr Leopard, ein Wort!
Stünd Reinke hier an dieſem Ort
Und wüßte ſich auch loszumachen
Von den jetzt vorgebrachten Sachen,
So könnt ich ſelbſt ihn doch verklagen,
Was er nicht wird zu leugnen wagen.
Doch ſei jetzt nichts davon geſagt,
Bis daß er kommt in unſre Macht.
Doch nimmer wälzt er dieſes ab,
Daß Nachricht er dem König gab
Von einem Schatz zu Huſterloh, —
Kein Thier hat je gelogen ſo!
Er hat der Lügen viel gelogen
Und hat uns alleſammt betrogen,
Er brachte mich und Braun in Schmach —
Darum trag ich ihm Rache nach,

Und ob ich ſelbſt den Tod drum leide.
Nun raubt und mordet auf der Heide
Der Böſewicht; und billig iſt
Des Königs Will in dieſer Friſt.
Hätt er gewollt zu Hofe kommen:
Er hat die Kunde wohl vernommen,
Da ihn der König auch entbot.«
Der König ſprach: »Was iſt es Noth,
Daß wir hier warten lange Zeit.
Ich will es, haltet euch bereit,
Zu folgen mir am ſechsten Tage,
Ich mach ein Ende all der Klage.
Was dünkt euch von dem Böſewichte?
Er machet wohl den Staat zu nichte.
Drum rüſtet all euch unverzogen
Mit Harniſch, Speer und Schwert und Bogen,
Mit Donnerbüchſen, Hellebarten.
So, will ich, ſollt ihr mich erwarten,
Auf daß, wen ich zum Ritter ſchlage,
Mit Ehren der den Namen trage.
Nach Malepartus ziehen wir,
Zu ſehen nach dem Fuchſe hier.«
Da ſprachen alle Thiere: »Ja,
Wenn ihr gebietet, ſind wir da!«

Das vierte Kapitel.

Wie der Dachs zu Reineken läuft und ihn warnt, indem er ihm den gegen ihn beſchloſſenen Rath meldet.

(3523 — 3628.)

Als dieſer Rath ſo war beſchloſſen,
Daß mit dem Heere der Genoſſen
Der König hin nach Malepart
Hinthäte eine Heeresfahrt;
Da lief der Dachs, der mit beiwohnte
Dem Rathe, hin ſo ſchnell er konnte
Nach Reinkens Schloß, vor allen Dingen,
Die Nachricht ihm zu hinterbringen.
Er ſprach bei ſich im Herzen nun:
»Ach Reinke, Ohm, was willſt du thun?
Der erſt' in unſerem Geſchlecht
Beklagen dich wir wohl mit Recht;
Denn, pflegteſt du für uns zu ſprechen,
So konnte nie es uns gebrechen,
So groß war deine Pfiffigkeit.«
In ſolchem großen Herzeleid
Hat Malepartus er geſehn
Und Reinken vor der Thüre ſtehn.
Zwei Täubchen hatte der gefangen,
Als ſie zum erſtenmal gegangen
Aus ihrem Neſte, um zu fliegen.
Er ſah ſie auf der Erde liegen,
Sie konnten ſich nicht mehr erheben,
Da nahm er ihnen ſchnell das Leben.
Er ging auf Jagd nicht ſelten aus;
Jetzt kam der Dachs zu ſeinem Haus.

Er harrte ſein und ſprach ihn an:
»Willkommen, Neffe, beſter Mann,
Den ich in unſerm Stamme weiß:
Ihr ſeid vor Eile ganz in Schweiß,
Was habt ihr Neues denn vernommen?«
Da ſprach der Dachs: »Ich bin gekommen,
Um Zeitung euch zu überbringen,
Wiewohl ſie iſt von böſen Dingen.
Leben und Gut habt ihr verloren!
Der König ſelber hat geſchworen,
Euch zu bereiten Schmach und Tod.
Den Thieren allen er gebot,
Zu ihm zu ſtoßen nach ſechs Tagen
Mit Bogen, Schwertern, Büchſen, Wagen.
Sie ſinnen all auf euren Schaden.
Ihr mögt in Eile euch berathen,
Denn Iſegrim und Braunen beut
Der König ſolche Gnade heut:
Was ſie begehren, wird gethan.
Es gab der Iſegrim euch an,
Daß Mörder ihr und Räuber ſeid,
So groß iſt wider euch ſein Neid.
Der König macht zum Marſchall ihn.
Auch hört' ich Krähe und Kanin
So große Klag ob euch erheben, —
Ich fürchte ſehr für euer Leben,
Gelingt's dem Herrn, daß er euch kriegt.«
»Quark!« ſprach der Fuchs: »das ſchiert mich nicht
Das iſt wohl einer Bohne werth!
Hat das euch gar ſo ſehr beſchwert?

Der König kann viel mehr mich ſchwören
Sammt allen, die zum Rath gehören.
Wenn ich mir ſelber Rath will geben,
Werd ich mich über alle heben.
Wie viel im Rath ſie quälen ſich,
Sie können doch nichts ohne mich.
Kommt, lieber Neffe, laßt das ſein,
Ich lade euch zu Gaſte ein,
Ich hab ein fettes Täubchenpaar.
Die Speiſe lob ich mir fürwahr,
Denn ſie ſind trefflich zu verdauen,
Man kann ſie ſchlucken ohne Kauen,
Die Knöchelchen auch ſchmecken gut,
Als wären ſie halb Milch, halb Blut.
Ich halt's darum mit meinem Weibe,
Wir lieben beide leichte Speiſe.
Kommt mit, ſie wird euch wohl empfangen;
Doch das, weßhalb ihr hergegangen,
Das haltet nur vor ihr verborgen,
Das macht ihr erſt unnöth'ge Sorgen.
Sie ängſtet ſich um Kleinigkeit
Aus allzuviel Schwermüthigkeit.
Morgen will ich nach Hofe gehn.
Wollt, lieber Ohm, ihr bei mir ſtehn
So wie ein Ohm dem andern thut?«

Und Grimbart ſprach: »Mit Leib und Gut
Bin ich zu helfen euch bereit.«

Da ſprach der Fuchs: »Dank alle Zeit!
Leb ich, geſchieht es euch zu Frommen!«

Da ſprach der Dachs: »Ihr mögt wohl kommen
Und ſprechen dort in eurer Sach
Nach Fug und Recht ohn Ungemach,
Es hat der Leopard gegeben
Den Rath, man ſoll euch laſſen leben,
Bis daß ihr euer Wort geſagt
Zu dem, warum man euch verklagt;
Deßgleichen ſprach die Königin.
Beherzigt das in eurem Sinn.«
Reineke ſprach: »Was ſchadet's dann;
Wenn ich vom König nur gewann,
Daß er mich läßt zu Worte kommen,
So hoff ich, ſoll es mir noch frommen.«
Als nun der Dachs hinein mit ging,
Die Füchſin beide wohl empfing.
Die Tauben, die ihr Mann gebracht,
Hat ſie gar ſchön zurecht gemacht,
Jedes ſein Theil empfangen hat.
Doch wurden ſie nicht eben ſatt,
Wären der Tauben mehr geweſen,
Ein jedes hätt noch zwei gegeſſen.

Das fünfte Kapitel.

Wie Reineke von ſeinen Kindern ſpricht und des andern Tages mit dem Dachſe nach des Königs Hofe geht.

(3631 — 3696.)

Da ſprach Reineke zu Grimbart
»Seht, Ohm, das iſt die rechte Art!
Was meint ihr zu den Kindelein,

Zu Roſſel und zu Reinhardlein?
Sie werden unſern Stamm vermehren
Und fangen an ſchon ſich zu nähren:
Sie fangen ſich ſchon Küchelein,
Und tauchen auch ins Waſſer ein
Nach Kibitzen und auch nach Enten.
Ich könnt oft auf die Jagd ſie ſenden,
Doch will ich ſie erſt klüger machen,
Daß ſie vor Schlingen ſich bewachen
Und vor des Jägers böſen Hunden.
Wenn ſie hierin zurecht gefunden
Sich haben, ſind ſie wohl gerüſtet,
Und wonach unſer Herz gelüſtet,
Das ſollen ſie uns dann erjagen,
Zu füllen reichlich unſern Magen.
Sie ſchlagen ganz nach meiner Art!
Auf wen ihr Haß erſt rege ward,
Dem ſpielen ſie gar grauſam mit,
Sie beißen ihm, wie meine Sitt'
Es iſt mit meinen Feinden allen,
Die Kehl' entzwei mit Wohlgefallen.
Sie greifen zu, eh man's gewahrt,
Wie es mich dünkt die rechte Art.«

Und Grimbart ſprach: »Das macht euch Ehr'!
Ein jeder mag ſich freuen ſehr,
Der Kinder hat nach ſeinem Sinn
Und welche denken auf Gewinn.
Ich freu mich ſehr, bei meiner Seele,
Daß ich zu meinem Stamm ſie zähle.«

Drauf Reineke: »Genug für heut,
's iſt Zeit, daß man euch Ruhe beut;
Denn, Freund, ihr werdet müde ſein.«
Drauf gingen ſie zum Saal hinein,
Und fanden dort von Stroh und Heu
Für alle eine weiche Streu.
Herr Reineken war's nicht geheuer,
Er dachte: Guter Rath iſt theuer.
So lag er in Gedankennoth
Bis zu dem erſten Morgenroth.
Da ſprach er ſeinem Weibe zu:
»Frau, ſeid getroſt in guter Ruh!
Mit Grimbart, muß ich euch geſtehn,
Bin ich bereit nach Hof zu gehn.
Doch laſſet, bitt ich, alles Klagen;
Und kommt jemand, um euch zu ſagen
Etwas von mir, ſo kehrt's ins Beſte,
Und wahret ſorgſam unſre Feſte.«
Die Füchſin ſprach: »Ach, lieber Mann,
Sprich, wer dich dazu zwingen kann?
Fürwahr, das iſt ein ſeltſam Ding!
Vergeßt ihr, wie's euch letztens ging?«
Und Reinke drauf: »Wohl iſt es wahr,
Nicht klein war damals die Gefahr;
Ich hatte da manch einen Feind.
Doch oft geht's anders, als man meint:
Es mußte mancher ſchon den Biſſen,
Den er im Munde hielt, noch miſſen.
Ich muß einmal zu Hofe gehn,
Drum laßt es ohne Leid geſchehn

Und mäßigt euch in euren Klagen.
Ich komme ſpäteſtens in fünf Tagen
Zurück, wenn ich nur irgend kann.«
Und damit ſchieden ſie von dann.

Das ſechste Kapitel.

Wie Reinke mit ſeinem Ohm, dem Dachs, abermals nach Hofe geht, und wie Reinke beichtet.

(3697 — 3828.)

Reinke und Grimbart, beide
Gingen über die Heide
Zum Königsſchloß die rechten Straßen.
»Wie's kommt, ich kann davon nicht laſſen,«
Sprach Reineke: »daß es ſich ſchickt,
Daß mir's mit dieſer Reiſe glückt.
Doch, lieber Ohm, auf jeden Fall
Will ich euch meine Sünden all,
So groß wie kleine, redlich beichten
Und mir damit das Herz erleichten.
Ich that ſchon wieder mancherlei.
Dem Braun ſchnitt ich das Fell entzwei
Und ſchändet' ihn an ſeinem Leibe;
Ich ließ dem Wolf und ſeinem Weibe
Die Schuhe von den Füßen ſchinden.
Ich that's um Rache nur zu finden.
Daß ſie verließ des Königs Huld,
Daran war nur mein Lügen ſchuld.
Den König ſelber führt' ich an
Mehr als ich euch es ſagen kann.
Von einem Schatz gab ich ihm Kunden,

Den er wohl nirgends hat gefunden.
Nachdem ich Lampen es geraubt
Schickt' ich Bellin mit deſſen Haupt,
So daß er fiel in Königs Zorn.
Und das Kaninchen traf ich vorn
Ans Haupt, daß ſchier ein End es nahm,
Es thut mir leid, daß es entkam.
Noch muß ich beichten zweierlei:
Gerecht iſt auch der Kräh Geſchrei,
Ich hab Frau Scharfenibb' gefreſſen.
Und dann, was letztens ich vergeſſen,
Als ich bei euch zu Beicht gegangen,
Trag ich zu beichten noch Verlangen.
Ich werde dieß noch ſagen müſſen,
Auf daß ihr alles möget wiſſen,
Was ich von Schalkheit je begangen,
Damit ich Gnade mag empfangen.
Ich möchte nicht zurück empfahn,
Was alles ich dem Wolf gethan.
Einmal geſchah es, daß wir gingen
Zwiſchen Kackis und Elverdingen,
Als eine Stute und ein Fohlen
Wir ſahen, beide ſchwarz wie Kohlen.
Das Fohlen war nach der Geſtalt
Zum Höchſten nur vier Monden alt.
Der Iſegrim war nah dem Tod,
Er litt an großer Hungersnoth.
Er bat mich, daß ich fragen ſollte
Die Stut', ob ſie verkaufen wollte
Ihr Fohlen, und dann auch: wie theuer?

Ich wagte dreiſt das Abenteuer.
Ich ſprach: »Gott grüße euch, Frau Mähre,
Mich dünkt, das Fohlen euer wäre.
Sagt mir, ob ihr's verkaufen wollt?«
Sie ſprach: »Ja wohl, um guten Sold.
Die Summe, will es euch belieben,
Die ſteht auf meinem Huf geſchrieben.
Leſt ſie, wenn ihr den Kauf wollt wagen!«
Da wußt ich gleich, wie viel's geſchlagen.
»Nein,« ſprach ich, »Frau, das geht nicht an,
Weil ſelber ich nicht leſen kann,
Noch ſelber eures Kinds begehre.
Der Wolf wüßt gern, wie's damit wäre,
Der hat mich zu euch hergeſandt.«
Sie ſprach: »So ſchickt ihn unverwandt,
Weil ich bereit zur Antwort bin.«
Ich ging zum Wolfe wieder hin:
»Geſchwind, wollt ihr euch eſſen ſatt,
Die Mähre gute Antwort hat.
Sie ſagt, das Geld, drum fort es geht,
Auf ihrem Huf geſchrieben ſteht.
Sie wollte mich es leſen laſſen,
Damit kann ich mich nicht befaſſen,
Weil ich ja keine Schrift verſteh;
Das machte mir ſchon öfters Weh.
Sagt, Ohm, verſteht das Leſen ihr?«
Drauf Iſegrim: »Was, leſen! Mir
Iſt's Kleinigkeit, was es auch ſei,
Wälſch, Deutſch, Latein, mir einerlei!
Zu Erfurt hab ich Schul' gehalten.

Ja Räthſel gab ich auf den Alten,
Und hab mit ihnen ungenirt,
In jeder Sprache disputirt.
Man hat zum Doctor mich creirt,
Und was man mir auch präſentirt,
Les ich, als ob's mein Name wär;
Drum fällt mir dieß auch jetzt nicht ſchwer.
Wollt ihr hier nun ein wenig ſtehn,
Ich gehe um die Schrift zu ſehn.«
So ging er hin und fragte eben:
Wie ſie das Fohlen wollte geben?
Er fragte nach dem beſten Kauf.
Sie ſprach: »Da unterm Hinterlauf
Steht es auf meinen Huf geſchrieben.«
Er ſprach: »Laßt ſehn.« — »Ja nach Belieben!«
Sprach ſie, und hob empor das Bein,
Mit neuem Eiſen und darein
Sechs derbe Nägel: klug genug
Und nicht um Haarbreit fehl ſie ſchlug,
Und traf ihn an die Stirn ſo gut,
Daß ihm entſchwanden Sinn und Muth.
Er ſank für todt zur Erde nieder;
Eh er ſich recht erholte wieder,
Das währte eine Stund und mehr.
So ſchnell ſie konnte lief die Mähr'
Und ließ zurück den Wolf, der wund
Da lag und heulte wie ein Hund.
Ich ging zu ihm und, was ihm wäre,
Fragt' ich, und wo er ließ die Mähre?
»Hat euch das Fohlen ſatt gemacht?

Warum habt ihr mir nichts gebracht,
Der ich euch Botſchaft doch getragen?
Schlieft ihr etwa mit vollem Magen?
Habt ihr die ſeltne Schrift geleſen?
Euch iſt ſie nicht zu ſchwer geweſen!«
»Ach, Reinke,« ſprach er: »ſpottet nicht;
Es ging ſo ſchlecht mir armem Wicht,
Daß es erbarmet einen Stein.
Die Metze mit dem langen Bein!
Mit Eiſen war ihr Huf beſchlagen;
Ich weiß von keiner Schrift zu ſagen.
Die Nägel aber, die dort ſtunden,
Die ſchlugen mir ſechs große Wunden.«
So ward der Wolf ſchier todtgeſchlagen.
Seht, Neffe, weiter anzuſagen
Weiß ich jetzt nichts von Miſſethaten.
Wie mir's bei Hofe wird gerathen,
Das weiß ich nicht, doch werd ich rein
Von allen meinen Sünden ſein.
Ich will auch gern, wollt ihr mir rathen,
Mich beſſern, daß ich komm' zu Gnaden.«

Das ſiebente Kapitel.

27. Reincke weiter beichtet und etliche Sünden mit dem böſen Beiſpiele der Prälaten entſchuldigen will.

(3829 — 3930.)

Drauf Grimbart: »Groß ſind eure Sünden!
Wider den Tod kein Kraut zu finden!
Gut wär es, möchten ſie noch leben.
Doch, Ohm, ich will es euch vergeben

Um all die Angſt und um die Noth,
Denn alle ſinnen euren Tod;
Darum will ich euch abſolviren.
Was euch am meiſten wird geniren,
Das iſt des Haſen Lampe Tod.
Euch bringt der Uebermuth in Noth,
Daß ihr dem König Lampe's Haupt
Geſchickt; 's iſt ſchlimmer, als ihr glaubt!«
»Ei was, das grämt mich nicht ein Haar,«
Sprach Reinke, »glaubt es mir fürwahr!
Wer durch die Welt ſich ſchlagen will,
Kann nicht ſo heilig und ſo ſtill
Sich halten wie ein Kloſtermann.
Der Haſe ſelbſt war ſchuld daran.
Als er ſo fett mich dreiſt umſprang,
Die Liebe in den Magen ſank.
Bellin war nie bei mir in Gnaden;
Die Sünd hab ich, und ſie den Schaden.
Sie waren beide gar zu dumm
Und kamen durch die Dummheit um.
Zu übergroßer Artigkeit
Hatt' ich nicht Luſt zu jener Zeit;
Weil ich mit Noth dem Tod entrann,
Sie konnten merken was ich ſann.
Zwar ſoll ich lieben meines Gleichen, —
Ich will nicht von der Wahrheit weichen, —
Mir gleich hab ich ſie nicht geliebt.
Wider den Tod kein Kraut es giebt;
Ihr habt es ſelber ausgeſprochen,
Drum ſei die Rede abgebrochen.

Es iſt jetzt eine ſchlimme Zeit,
Da ſelbſt die hohe Geiſtlichkeit
Nicht ſcheut der Sünde Bild zu ſein,
Das merken ſich denn Groß und Klein.
Wer iſt es, der nicht weiß und glaubt,
Daß ſelbſt der König trügt und raubt?
Ja, wenn er's auch nicht ſelber wär,
So ſtiehlt für ihn der Wolf und Bär.
Mit Recht meint alles er zu wagen, —
Wer iſt's der ihm darf Wahrheit ſagen,
Der ſpricht, daß übel dieß gethan;
Nicht Beichtiger und nicht Kaplan!
Warum — weil jeder mit verzehrt,
Wird ihm auch nur ein Rock gewährt.
Kommt jemand um zu klagen,
Der kann ſich lange plagen.
Verloren hat er Müh und Zeit,
Denn ſie iſt hin und niemand leiht
Gehör ihm, wenn er klagt und ſchreit,
Bis man ihm endlich 's Maul verbeut.
Ein jedes hat bei ſich bedacht
Des Königs große Kraft und Macht;
Der König nennt ſich unſern Herrn,
Hält es für Ehr' und thut es gern,
Zu nehmen was er kriegen kann.
Er ſpricht, wir ſind ihm unterthan!
Das iſt noch großer Edelmuth,
Daß er den Seinen Schaden thut.
Seht, Ohm, man ſpricht davon nicht gern,
Gewiß, ich ſchätze unſern Herrn,

Doch liebt er den, der viel ihm bringt
Und der ſo tanzet, wie er ſingt.
Es zu errathen iſt nicht ſchwer,
Warum der Wolf und auch der Bär
Jetzt mit dem König ſich berathen;
Das bringt noch manchem Noth und Schaden!
Er ſetzet auf ſie ſeinen Glauben, —
Ja, ſie verſtehen ſich aufs Rauben,
Und jedermann ſchweigt ſtill dabei,
Wie man es kriegt iſt einerlei.
Von dieſer Sorte hat der König
Noch mehre, vier ſind noch zu wenig;
Die ſtehn bei ihm in Lobe ſehr,
Und niemand gilt bei Hofe mehr.
Nimmt aber ſich ein armer Mann
Wie ich ein Huhn, klagt man ihn an,
Da heißt es: auf, den Dieb zu fangen!
Und alles ſchreit: man muß ihn hangen!
Die kleinen Diebe hängt man auf,
Den großen giebt man ſichern Lauf,
Macht ſie zum Herrn vom ganzen Land.
Seht, Ohm, dieß habe ich erkannt,
Und wenn mir in den Sinn es kommt,
So thu ich auch nur, was mir frommt.
Oft denk ich auch, was jeder thut,
Das iſt doch auch wohl recht und gut.
Doch oft auch rührt ſich mein Gewiſſen,
Ich denke: Gott wir folgen müſſen,
Und unrecht Gut muß man im Leben,
Wie klein es ſei, doch wiedergeben.

Dann regt ſich in mir große Reu.
Doch leider iſt das ſchnell vorbei,
Wenn ich betrachte, wie die Thaten
So ſchlecht der meiſten der Prälaten.
Doch freilich giebt's Prälaten auch,
Die lieben Zucht und Chriſtenbrauch;
Ach, könnt ich's über mich gewinnen,
Wie ſie Gerechtigkeit zu ſinnen.«

Das achte Kapitel.

Wie Reinke fortfährt, die böſen Prälaten zu tadeln und die guten zu lobe

(3929 — 4096.)

Seht, lieber Ohm,« ſprach Reinke weiter:
Wer in der Welt nun lebet leider,
Und ſieht nun der Prälaten Stand,
Wie viele Böſem zugewandt,
Der fällt in Sünden, eh er's merkt,
Wenn er nicht ſeinen Glauben ſtärkt.
Lebt ein Prälat auch gut und recht,
Bleibt doch ſein Ruf nicht ungeſchwächt.
Es weiß das Volk in dieſen Tagen
Was Schlimmes doch herauszufragen,
Verborgnes muß heraus zuletzt
Und dann wird mehr noch zugeſetzt.
So ſchlecht iſt leider jetzt die Welt.
Weßhalb es auch gar oft verfällt,
Daß viele gar nicht würdig ſind
Zu haben Herrn, die wohlgeſinnt.
Vom Böſen hört man Lieder ſingen,
Doch wiſſen ſie von guten Dingen

Von ihren Herren groß und klein,
Das wird verſchwiegen insgemein,
Das iſt als wär es nicht geſchehn:
Wie ſoll's der Welt da gut ergehn!
Nichts giebt's als Afterrederei
Und Lug und Trug und Dieberei,
Verrath und Meineid, Raub und Mord,
Davon nur hört man immerfort.
Falſch Prophezeien, Heucheln, Lügen,
Damit läßt ſich die Welt betrügen.
Das Volk, das die Prälaten ſieht,
Von denen gut und ſchlecht geſchicht,
Läßt lieber ſich vom Schlechten rathen
Und bringt ſich dadurch ſelbſt in Schaden.
Soll jemand ſeine Strafe tragen,
Da hört man ihn nicht ſelten ſagen:
Will man die kleine Sünde rächen?
Man höre doch die Pfaffen ſprechen!
Wär's ſchlecht, ſo ſpricht der arme Wicht,
Die Pfaffen thäten's ſelber nicht.
Sie führen an die böſen Pfaffen
Und gleichen damit ſelbſt dem Affen,
Der nachthut alles was er ſieht,
Drum ihnen Schlimmes oft geſchieht.
Viel Pfaffen ſollen ſündergeben
Mit Weibern in Italien leben;
Iſt's etwa anders hier zu Lande?
Sie treiben arge Sünd und Schande!
Ich hör daß ſie nach Kindern ſtreben
Wie Laien die im Ehſtand leben,

Sie ſchaffen dann der Kinder Frommen,
Bis ſie zu hohen Ehren kommen.
Die weichen andern nicht ein Haar,
Obgleich die Sünde ſie gebar:
Sie gehen alſo ſtolz einher,
Als ob ein Fürſt ihr Vater wär,
Sie meinen, alſo müſſ' es ſein.
Sonſt ſah man nicht ſo läßig drein,
Sah Pfaffenkinder nirgends gern;
Jetzt heißt man Frauen ſie und Herrn, —
Das Geld hat jetzt die Oberhand!
Wo gibt's denn eines Fürſten Land,
Wo Pfaffen nicht den Zoll erheben
Und ſelber wie die Fürſten leben.
Die ſind es, die die Welt verkehren,
Weil ſie dem Volke Böſes lehren!
Das Volk, das ſolche Muſter ſieht,
Nur ſichrer ins Verderben zieht.
Ein Blinder will den andern leiten,
Vom rechten Wege beide gleiten.
Doch niemand iſt, der Ohren leiht
In dieſer jetzgen ſchlimmen Zeit
Dem, was man weiß von guten Werken,
Mit denen fromme Prieſter ſtärken
Den Glauben und Exempel geben.
Gar wenige nur danach leben,
Und wenig wird davon geſprochen.
Des Böſen wird nur mehr verbrochen,
Noch außer dem, was ſchon geſchehn:
Wie kann's der Welt da gut ergehn!

Hört weiter, bis ihr mich verſtanden:
Wer ſo geboren ward in Schanden,
Der mag ſich faſſen in Geduld,
Denn er hat freilich keine Schuld.
Doch, mein ich, ſteht es ihm auch an,
Daß er in Demuth denke dran,
Daß er ſich nimmer überhebe
Und Urſach zu den Reden gebe,
Von denen ich vorhin geſagt.
Wer ſie dann ſchilt, ein Unrecht wagt.
Geburt macht ſchlecht nicht und nicht gut,
Sondern das Werk, das jemand thut.
Ein Pfaffe, ehrbar und gelehrt,
Iſt ſicher aller Ehren werth;
Doch Pfaffen, welche böſe leben,
Gar vielen böſes Beiſpiel geben.
Was dann ein ſolcher Schönes predigt,
Wird von den Laien ſchnell erledigt,
Da heißt's: Was iſt's das der uns lehrt,
Der ſeine Predigt ſelbſt verkehrt!
Der ſelbſt nichts für die Kirche thut,
Spricht zu uns: Gebet Geld und Gut!
Ihr müßt die Kirche auferbauen,
Wollt Ablaß ihr und Gnade ſchauen!
Das iſt ſein erſt' und letztes Wort;
Er ſelber aber drückt ſich fort
Und wird nicht einen Deut bezahlen,
Will auch die Kirch' zuſammenfallen.
Und dieß iſt ſeine Lebensweiſe:
Bei ſchönen Kleidern, leckrer Speiſe,

Viel Sorge nur in eitlen Dingen! —
Was kann der beten oder ſingen!
Ein guter Prieſter — allezeit
Iſt Gott zu dienen der bereit
Mit heiligen und guten Werken;
Der wird die heilge Kirche ſtärken
Und geht den Laien ſicher vor
Und leitet ſie ans Himmelsthor.
Auch die, ſo Strick und Kutte tragen
Und alle Welt mit Betteln plagen,
Auch dieſe trifft mein Wort deßgleichen:
Sie ſitzen lieber bei den Reichen.
Die liſtig ſchöne Worte drehn,
Bei jedem gern zu Gaſte gehn!
Und ladet man nur Einen ein,
So kommen ſie zu zwein und drein.
Die klügſten in gedrehten Worten
Bringen's am weitſten in dem Orden,
Zum Cuſtos, Prior, Guardian,
Die andern können warten dann.
Es wird im Kloſter Trank und Eſſen
Nicht minder ungleich zugemeſſen:
Die einen müſſen Tag und Nacht
Auf Sang und Beten ſein bedacht,
Indeß die andern gute Biſſen
In guter Ruh zu ſchmauſen wiſſen.
Was ſpricht man von des Papſt's Legaten,
Von all den anderen Prälaten,
Bußſchweſtern, Nonnen, wie ſie heißen?
Des Gebens ſoll'n wir uns befleißen,

Doch giebt's kaum Einen unter ſieben,
Der bei des Ordens Recht geblieben.
So iſt der Pfaffen ganz Geſchlecht.«
Da ſprach der Dachs: »Ohm, iſt es recht,
Daß ihr mir beichtet Andrer Sünden,
Um Ablaß für euch ſelbſt zu finden?
Die Beichte iſt umſonſt gethan,
Gebt ihr nicht eure Sünde an.
Was kümmert euch die Geiſtlichkeit,
Was ſie begeht in dieſer Zeit?
Ein jeder thu, was ihm gebührt,
Und ſehe zu wie er ſich führt
In ſeiner Weiſe; jung und alt
Bedenke ſein nur dergeſtalt.
Und das iſt eines Jeden Pflicht,
Er ſei im Kloſter oder nicht.
Doch, Reinke, von ſo vielen Dingen
Sprecht ihr, die mich in Irrthum bringen;
Ihr wißt ſo gut wie alles ſteht
Und wie es in der Welt jetzt geht:
Ihr wärt am beſten ſelbſt ein Pfaffe
Und ließet mich und andre Schafe
Zur Beichte gehn und gäbt uns Lehren,
Wie wir zur Weisheit uns bekehren;
Denn unſre Thorheit die iſt groß.«
So kamen ſie zum Königsſchloß.
Da ward Reineke ſchier verzagt,
Jedoch er rief: »Es ſei gewagt!«

Das neunte Kapitel.

Wie Märten der Affe nach Rom reiſt, Reincken begegnet und deſſen Sache mitnimmt.

(4095 — 4232.)

Märten der Affe, der vernommen,
Daß Reinke woll' nach Hofe kommen,
War eben in Begriff, nach Rom
Zu reiſen, als er traf den Ohm.
Er tröſtet' ihn, und ob bekannt
Ihm auch bereits der Sache Stand,
So fragt' er doch nach manchem Stücke
Da ſprach der Fuchs: »Mir iſt das Glücke
In dieſen Tagen ſehr zuwider.
Es haben mich aufs Neue wieder
Zwei Feinde, Krähe und Kanin,
Verklagt, ins Elend mich zu ziehn.
Der eine hat ſein Weib verloren,
Der andr' ein Stück von ſeinen Ohren.
Könnt' ich nur vor den König kommen;
Es ſollt' den beiden wenig frommen.
Was mir am meiſten ſchaden kann,
Iſt, daß ich immer noch im Bann.
Dem Propſt, auf den der König baut,
Iſt dieſe Sache anvertraut.
Warum man in den Bann mich that,
Iſt dieß: ich gab einſt guten Rath
Dem Iſegrim, der Mönch geworden,
Daß er entlaufen aus dem Orden.
Als der ins Kloſter ſich begeben,
Schwur er, daß er das harte Leben

Im Orden länger nicht könn' tragen,
Das Faſten und Gebeteſagen.
Ich half ihm fort, jetzt reut es mich,
Weil er, ſeitdem er dort entwich,
Mir ſchadet, wie er weiß und kann,
Und mich beim Könige klagt an.
Ich ſelber kann nach Rom nicht gehn,
Dann wär's um Weib und Kind geſchehn;
Denn Iſegrim wird es nicht laſſen,
Sie wo er mag und kann zu faſſen,
Mit all den andern Mordgeſellen,
Die ſtets aus Haſſe nach uns ſtellen.
Käm ich nur von dem Banne frei,
Wär mir das andre einerlei,
Ich könnte leicht in meinen Sachen
Von aller Schuld mich ledig machen.«
Drauf Märten: »Reinke, lieber Ohm,
Ich gehe graden Wegs nach Rom,
Will helfen euch in allen Stücken
Und euch nicht laſſen unterdrücken.
Ich bin des Biſchofs Secretär,
Darum fällt mir dieß gar nicht ſchwer;
Ich will den Propſt nach Rom citiren
Und dort ſo gegen ihn plaidiren,
Daß ihr alsbalde excuſirt
Und gänzlich werdet abſolvirt,
Der Propſt mag wollen oder nicht.
Ich weiß es, wie in Rom man ſpricht
Und was man thun muß und was laſſen.
Simon, mein Ohm, weiß anzufaſſen

Das Ding, er iſt ein mächtger Mann,
Der jedem hilft, der zahlen kann.
Herr Schalkefund, ein großer Herr,
Doctor Greifzu und andre mehr,
Herr Wendemantel, Loſefund,
Die alle ſtehn in unſerm Bund.
Ich habe Geld voraus geſandt,
Das macht am beſten mich bekannt.
Ja, Quark, da heißt es viel citiren,
Geld iſt's, worauf ſie ſich piquiren!
Wär eine Sach auch noch ſo krumm,
Mit Geld ſchaff ich ſie um und um.
Wer Geld bringt, gleich in Gnade ſteht,
Wer das nicht hat, der kommt zu ſpät.
Drum, Ohm, der Sache, die in Bann
Euch brachte, nehm ich gern mich an.
Ich mach euch ledig, auf mein Wort,
Geht frei nach Hof, ihr findet dort
Mein treues Weib, Frau Riechgenaun,
Die hat des Königes Vertraun
Und auch die Huld der Königin,
Denn ſie iſt von gewandtem Sinn;
Die ſprechet an, denn ſie iſt klug
Und hilft den Freunden ohne Trug,
Sie hilft euch gern mit ihren Gaben:
Wer Recht ſich ſucht muß Freunde haben.
Sie hat bei ſich der Schweſtern zwei,
Dazu noch meiner Kinder drei,
Und manchen noch von dem Geſchlecht
Der Euren die zu eurem Recht

Euch helfen. Doch wenn's nicht gelingt,
So helfe ich euch unbedingt.
Eilt nur es wiſſen mich zu laſſen;
So will ich all des Landes Saſſen,
Sei's König, ſei's Weib, Kind und Mann,
Ja, alle bring ich in den Bann,
Das ganze Land in's Interdict,
Daß man die Leichen nicht beſchickt,
Noch tauft, noch ſingt, weil's unterſagt; —
Drum, Neffe, bleibt mir unverzagt!
Der Papſt, ein alter kranker Mann,
Nimmt keines Dinges mehr ſich an,
Man läßt ihn gänzlich außer Acht;
Dagegen hat die ganze Macht
Herr Niegenug, ein Cardinal,
Der jung und rüſtig, klug zumahl.
Ich kenn' ein Weibchen, das er liebt
Und die ihm wohl ein Briefchen giebt,
Das Weibchen iſt mir wohlbekannt,
Und was ſie will, bringt ſie zu Stand.
Sein Schreiber heißt Johann Partei,
Der kennt die Münzen alt und neu,
Herr Horchgenau iſt ſein Cumpan
Und auch bei Hof ein großer Mann.
Herr Drehnundwenden iſt Notarius
Und beider Rechte Baccalarius,
Wenn der ein Jahr noch practicirt,
Das Recht er an der Naſe führt.
Bezahlebaar und Gabenhalter,
Die ſind bei Hofe Rechtsverwalter,

Wem dieſe zwei das Recht abſprechen,
Dem wird es immerdar gebrechen.
So giebt es da gar manche Liſt.
Daran der Papſt unſchuldig iſt.
Kann man die Herrn als Freunde finden,
So ſind vergeben alle Sünden,
Und aufgehoben jeder Bann.
Seht, Reinke, Ohm, da haltet dran!
Der König hörte ſchon das Wort,
Ich führe eure Sache fort.
Er weiß auch wohl, ich kann's erwerben,
Daß ihr mir nimmer dürft verderben.
Der König wird bedenken recht,
Wie viel' im Aff- und Fuchsgeſchlecht
Ihm Rath gegeben, der ihm frommt;
Das wird euch helfen, wie's auch kommt.«
»Ihr wißt«, ſprach Reinke: »Troſt zu ſchenken!
Werd ich erlöſt, will ich's gedenken!«
So ſchieden ſie, und Reinke ſchritt, —
Und niemand als der Dachs ging mit, —
Zum Hof des Königs unverweilt,
Wo man ihm wenig Lob ertheilt.

Das dritte Buch.

Das erſte Kapitel.

Wie Reineke mit Grimbart an den Hof kommt und wie Reineke vor dem Könige zu reden beginnt.

(4233—4284.)

So nahte Reinke denn dem Thron,
Wo man ihn hart verklaget ſchon.
Da ſah er ſeine Feinde ſtehn,
Die ihm nicht gönnten Wohlergehn
Und ihm nach ſeinem Leben ſtanden.
Des Geiſtes Kräfte ſchier ihm ſchwanden;
Doch ſchuf er ſelbſt ſich kühnen Sinn
Und ging durch die Barone hin.
Der Dachs ging dicht an ſeiner Seite,
Sie kamen vor den König beide.
Der Dachs ſprach leiſe: »Nun iſt Zeit,
Freund Fuchs, daß ihr nicht blöde ſeid!
Dem Blöden iſt das Glücke rar,
Dem Kühnen hilft es in Gefahr,
Der Feige mißt es immerdar!«
Reinke darauf: »Ihr redet wahr;
Dank euch, durch den ich Troſt gewann,
Werd ich erlöſt, denk ich daran!«

Er blickte um ſich hier und da,
Gar viele da ſein Auge ſah
Von ſeinen eignen Anverwandten,
Die jetzt dem Feinde ſich verbanden, —
Es konnte wohl kaum anders ſein —:
Biber und Otter, groß und klein,
Mit denen er ſein Handwerk trieb.
Doch vielen war er auch noch lieb,
Die er im Königsſaal ſah wieder.
Er kniete auf die Erde nieder
Vorm Könige und ſprach zuhand:
Der Gott, dem jeglich Ding bekannt,
Der mächtig waltet ewiglich,
Derſelb' erbarm ſich gnädiglich
Des Königs und der Königin.
Er gebe Weisheit ihrem Sinn,
Daß ſie im Rechte irren nicht.
Man findet manchen falſchen Wicht,
Ja viele, welche falſchen Schein
Vor allen Leuten ſich verleihn.
Ach wollte Gott, daß Jedes Weſen
An ſeiner Stirne wär zu leſen, —
Wenn ich ſo klar das meine trüge,
Dann ſäh mein Herr, daß ich nicht lüge,
Daß ich ihm diene unverzagt.
Und dennoch bin ich angeklagt!
Die Böſen haben mich beladen
Mit Lug und Trug, um mir zu ſchaden,
Zu bringen mich um eure Huld.
Doch bin ich rein von aller Schuld!

Doch Herr, ich weiß, ihr ſeid der Weiſe,
Ihr weicht nicht aus des Rechtes Gleiſe,
Dazu wird euch kein Feind verleiten,
Ihr werdet recht, wie ſtets, entſcheiden!«

Das zweite Kapitel.

e es kund wird, Reineke ſei nach Hofe gekommen, und wie derſelbe alle
ine Betrügerei und Bosheit entſchuldigt, beſonders die an Krähe und
Kaninchen.

(4287 — 4454.)

Als nun ein Jeglicher vernahm,
Daß Reineke nach Hofe kam,
Da nahm es wunder einen Jeden.
Zu hören was er würde reden
Und wie er würde Antwort geben,
Sah alle man zum Throne ſtreben.
Der König ſprach: Du Böſewicht,
Dein loſes Maul hilft heut dir nicht!
Zu oft ſchon haſt du dieß gepflogen,
Und allzuoft mir vorgelogen,
Mit loſen Reden gar behende,
Jetzt aber nimmt's mit dir ein Ende!
Du biſt mir treu? — Ja wohl, das ſehe
Ich am Kanin und an der Krähe,
Und wär ſonſt weiter nichts geſchehn,
Genug ſchon wäre dieß Vergehn.
All deine Unthat kommt ans Licht,
Du warſt und biſt ein Böſewicht!
Zu Lug und Trug biſt du behende,
Doch endlich kommt es nun zum Ende.
Jedoch genug — ich ſchweige nun!«

Da dacht der Fuchs: Wo bleib ich nun?
In meiner Burg wär ich geborgen.
— So war er ſehr in Angſt und Sorgen: —
Ein guter Rath jetzt Noth mir thät,
Doch ich muß durch, wie es auch geht!

Er ſprach: »Sobald mein Herr gebot,
Hab ich gewiß verdient den Tod.
Jedoch erlaubt, mein gnädger Herr,
Man hat euch hintergangen ſchwer.
Ich bitt euch einzig um die Gnade,
Zu hören mich, hab ich mit Rathe
Euch je getreulich beigeſtanden.
Ich habe treu bei euch geſtanden,
Wenn Andre in der Noth entwichen,
Die jetzt ſich zwiſchen uns geſchlichen
Und die mir raubten eure Huld,
Indeß ich fern war ohne Schuld.
Mein König, hab ich ausgeſprochen,
Werde beſtraft was ich verbrochen; —
Erkennt ihr dann noch meine Schuld,
So muß ich's tragen in Geduld.
Ihr habt wohl ſelten mein gedacht,
Indeß ich euer Wohl bewacht
An manchem Ort in eurem Land!
Gewiß, wenn mir von mir bekannt
Geweſen eine Uebelthat,
Blieb ich daheim und nimmer trat
Vor euer Angeſicht ich dar
Und unter meiner Feinde Schaar.

Nein, nicht um eine Welt von Gold
Hätt' ich dann vor den Thron gewollt;
Ich war daheim in Sicherheit!
So lügt, wer einer Schuld mich zeiht.
Als ich auf meiner Wache ſtand,
Wo mich mein Ohm, Herr Grimbart, fand
Und mich berief, nach Hof zu kommen,
Hatt' ich mir eben vorgenommen,
Zu kommen aus des Papſtes Bann.
Märten nahm ſich der Sache an,
Er hat ſein Wort mir drauf gegeben,
Zu Rom danach mit Kraft zu ſtreben,
Wohin er ging. In euren Sachen,
Sprach er, will ich's aufs beſte machen.
Ihr mögt getroſt bei Hofe ſein,
Ich will euch von dem Bann befrein.
Es gab mir Märten dieſen Rath,
Der war des Biſchofs Advocat,
Herrn Ohnegrunds, ſchon manches Jahr.
So ſchieden wir, und ohne Fahr
Kam ich nunmehr nach Hofe her,
Wo ich verklagt bin hart und ſchwer
Von dem Kanin, dem Aeugeler.
Hier ſteht nun Reinke, komm' er her
Und klage laut und offenbar.
Ich weiß es wohl, es iſt nicht klar,
Was meine Feind', indeß ich fern,
Von mir euch glauben machten gern.
Nach Klag und Antwort ſoll man richten.
Ich habe den zwei falſchen Wichten,

Der Krähe auch gleich dem Kanin,
Gutes gethan aus mildem Sinn.
Vorgeſtern früh nun iſt's geſchehn,
Da ließ ſich das Kaninchen ſehn
Vor meiner Burg, wo juſt ich ſtand,
Und grüßte mich als wohlbekannt.
Ich betete ohn' aufzuſehn;
Da ſprach's, es woll nach Hofe gehn.
Drauf ich: So geb euch Gott Geleit!
Worauf es über Hunger ſchreit.
Ich ſprach: Ich werd euch dienen müſſen. —
Ach, ſpricht's, hätt ich nur einen Biſſen! —
Genug, ſag ich, ſollt ihr empfangen!
Drauf eil ich Kirſchen ihm zu langen
Und Brot und Butter, denn man weiß,
Daß ich am Mittwoche mit Fleiß
Niemalen pflege Fleiſch zu eſſen;
Nachdem es nun ſich ſatt gegeſſen
An Butter, gutem Brot und Fiſch,
Da trat mein junger Sohn zum Tiſch
Und wollte, wie's die Kinder lieben,
Sich nehmen was zurückgeblieben.
Wie er nun danach greift, zur Stund
Schlägt das Kanin ihn auf den Mund,
Daß blutig Naſ' und Kinn ihm ward.
Das ſieht mein andrer Sohn Reinart,
Faßt bei der Kehle das Kanin,
Um weidlich es herumzuziehn.
Das iſt geſchehn, nicht mehr nicht minder,
Ich lief herzu und ſchlug die Kinder

Und machte jenen wieder frei.
Bekam er nun etwas dabei,
So mag er's tragen; wohl noch mehr
Bekam er, wenn ich feind ihm wär.
Hätt ich mich ſein nicht angenommen,
Er wär ums Leben wohl gekommen.
Iſt das der Dank nun, den er ſagt,
Daß er mich um ſein Ohr verklagt?
Soll ich ihm Brief und Siegel geben,
Daß er fein ſittig weiß zu leben?
    Seht ferner, königlicher Herr:
Jüngſt kam die Krähe zu mir her
Und klagte, daß ihm todt ſein Weib;
Den Tod fraß ſie ſich in den Leib,
Weil einen Fiſch, ſelbſt ſagt' er das,
Sie auf mitſammt den Gräten fraß.
Wo es geſchehn, das mag er wiſſen,
Jetzt ſagt er, ich hab' ſie erbiſſen.
Sie iſt durch ihn wohl umgekommen,
Es käm heraus, würd er vernommen;
Gar andres Wort er ſagen ſollte,
Vernähm man ihn, wie ich es wollte!
Wie möchte ich die Krähen kriegen,
Indem ich geh, wo jene fliegen?
Will jemand was von ſchlechten Dingen
Mit guten Zeugen auf mich bringen,
Wie ſich's geziemt dem Edelmann,
Will ich es büßen, wie ich kann.
Doch hat der Kläger Zeugen nicht,
Setzt Tag und Feld zum Kampfgericht,

Dann ſei ein Held, mir gleich geboren,
Zum Streiter wider mich erkoren.
Ein jeder mag ſein Recht beweiſen;
Und wer gewinnt, den ſoll man preiſen.
Dieß Recht, wie's galt zu aller Zeit,
Gewiß, Herr, ihr auch mir verleiht.«
Alle, die dieß vernommen dort,
Wunderten ſich ob Reinkens Wort,
Das er geſprochen alſo kühn.
Erſchrocken war Kräh und Kanin;
Sie ſprachen beide nicht ein Wort
Und ſchlichen ſich von Hofe fort.
Sie ſagten bei ſich: Das iſt ſchlimm.
Sollten wir fechten denn mit ihm?
Und überführen wir ihn ſollen —
Wir mögen's machen wie wir wollen,
Er iſt mit Worten überlegen.
Niemand war bei der That zugegen,
Sie iſt bekannt nur uns allein,
Wer ſoll da für uns Zeuge ſein?
Den Schaden müſſen wir behalten,
Doch ſeiner mag der Teufel walten
Und böſen Lohn ihm einſt bereiten!
Wir ſollen, ſagt er, mit ihm ſtreiten?
Nein wahrlich, das wär ſchlimm gethan,
Er thät uns Schimpf und Bosheit an.
Und wären unſer fünfe hier,
Doch mit dem Leben zahlten wir!

Das dritte Kapitel.

r Wolf und der Bär ſehr betrübt ſind, als ſie ſehen, daß das
hen und die Krähe ihre Klage fallen laſſen, und wie der König
Reinecken verhört.

(4455 — 4570.)

Dem Iſegrim und Braun war's leid,
Als ſie Kanin und Krähe beid
Vom Hofe ſchweigend ſcheiden ſahn.

Der König ſprach: »Hebt jemand an
Zu klagen, nun er trete vor!
Noch geſtern war's ein ganzes Chor;
Nun Reinke da, wo bleiben ſie?«

»Seht Herr,« ſprach Reinke: »wieder hie:
Gar Mancher klaget ſchwer und hart,
Doch ſäh er ſeinen Widerpart,
Vielleicht die Klage unterbliebe!
So thun auch die zwei loſen Diebe,
Die Krähe dort und das Kanin,
Die gern in Schmach mich möchten ziehn.
Doch wollen Gnade ſie begehren,
Will ich's vor dieſen Herrn gewähren.
Nun ich zu Rechte bin gekommen,
Da haben ſie die Flucht genommen;
Zu bleiben länger, traun ſie nicht.
Den ſchlimmen, böſen, loſen Wicht,
Soll man den hören? ſchlimm es wär,
Das fiele manchem Guten ſchwer,
Der treu euch iſt bei Tag und Nacht!

Bei mir hätt's wenig ausgemacht,
Der ich unſchuldig angeklagt!«
»Nun höre mich!« der König ſagt:
»Du Böſewicht, treuloſer Dieb,
Was war es, was dich dazu trieb,
Daß Lampen du, den treuen Degen,
Der oft trug Briefe meinetwegen,
Erſchlagen? Schuft, das ſage mir,
Was that der unſchuldige dir?
Als ich dir alle Schuld vergab,
Und Ränzel gab und Schuh und Stab,
Da ſollteſt du ins heilge Land
Hinwandern wollt' ich, unverwandt —
Zum heilgen Grabe über's Meer,
Von dort nach Rom und wieder her!
So hatt ich gnädig dir vergeben,
Auf daß du beſſerteſt dein Leben;
Da iſt das erſte, was zu wiſſen
Man thut, daß Lampen du erbiſſen,
Und ſelber der Kaplan Bellein
Muß von der That dein Bote ſein!
Er brachte ſelber mir den Sack,
In dem der Kopf des Lampe ſtak,
Und ſagte mir vor dieſen Herren,
Daß in dem Ränzel Briefe wären,
Die er mit Reineken geſchrieben,
Den er noch ſelbſt dazu getrieben.
Und als man nach dem Sack ſah hin,
Fand man nur Lampe's Haupt darin.
Ihr beiden thatet's mir zu Schande,

Drum blieb Bellin bereits zum Pfande,
Büßte mit Recht ſein Leben ein;
Das ſoll, du Schuft, dein Loos auch ſein.«
Und Reinke ſprach: »Wie mag das ſein?
Iſt Lampe todt und auch Bellein?
Weh mir alsdann, daß ich geboren,
Den größten Schatz hab ich verloren!
Ich ſandte euch die theuerſten Kleinoden
Durch Lampen und Bellin als Boten,
Nichts Beſſres mag auf Erden ſein.
Wer hätte auch geglaubt, Bellein
Würd morden jenen beſten Mann,
Den Lampe, der ja ſein Kumpan,
Um die Kleinode weg zu rauben; —
Wie konnt und durfte man das glauben!«
Indeß noch Reineke ſo ſprach,
Ging Nobel fort in ſein Gemach;
Er war ſo ſehr in Zorn und Gram,
Daß er davon kein Wort vernahm,
Was Reinke ſprach von all den Dingen.
Er wollte ihn zum Tode bringen,
Mit aller Schande ſollt's geſchehn.
In ſeinem Zimmer fand er ſtehn
Die Kön'gin, ſeine Ehefrau,
Bei ihr die Aeſſin Riechgenau.
Der König und die Königin
Hatten ſie lieb in ihrem Sinn,
Sie ſtand bei jenen hoch in Gnaden, – –
Das kam dem Fuchſe ſehr zu Statten.
Sie war geſcheidt, klug und gelehrt.

Darum war ſie auch hochgeehrt
Und ſtets willkommen, wenn ſie kam.
Da ſie nun ſah des Königs Gram,
Sprach ſie: »Ich bitt euch, lieber Herr,
Erzürnet euch doch nicht ſo ſehr!
Reinke, von unſerem Geſchlecht,
Hat ſich ja doch geſtellt zu Recht!
Sein Vater war einſt angeſehn
Bei Hofe, ſtolzer durft er gehn
Als Iſegrim und Braun der Bär,
Obſchon ihr ſie geehret ſehr;
Sie ſelber und ihr ganz Geſchlecht,
Sie wiſſen nichts von Spruch und Recht.«
Der König drauf: »So höret mich!
Dünkt das euch etwa wunderlich,
Daß ich dem Diebe Reinke gram,
Der Lampen jüngſt das Leben nahm
Und auch Bellinen bracht hinein
Und jetzt ganz ohne Schuld will ſein?
Dem Schuft, der mein Geleit gebrochen?
Habt ihr gehört, was man geſprochen
Von ihm, von Raub und Dieberei,
Von Mord und von Verrätherei?«
Die Aeffin ſprach: »Mein gnädger Herr!
Reinecke wird verleumdet ſehr!
Weil klug er iſt zu Rath und That,
Kommt es, daß manchen Feind er hat.
Ihr wiſſet wohl, es iſt nicht lange.
Daß jener Mann kam mit der Schlange.
Es konnte niemand dieſe beiden

Was Rechtens ſei, vor euch beſcheiden;
Doch Reineke vollbracht's mit Ehren,
Da prieſt ihr ihn vor all den Herren.«

Das vierte Kapitel.

Wie die Aeffin die Geſchichte von der Schlange erzählt, um den König zu beſänftigen und Reinecken zu Ehren zu bringen.

(4571 — 4802.)

Als nun der König dieſes Wort
Vernommen von der Aeffin dort,
Sprach er: »Ich hab's vergeſſen ſchier,
Erzählt es denn noch einmal mir.
Ich weiß, verworren war die Sache,
Drum wird es mir Vergnügen machen,
Wißt ihr ſie noch, wollt ihr ſie ſagen.«
Die Aeffin drauf: »Darf ich es wagen,
Geſchieht es gern. 's ſind nun zwei Jahr,
Als hie bei euch ein Lindwurm war.
Dieſelbe Schlange oder Wurm,
Die klagte hie mit großem Sturm,
Wie ihr ein Mann ſich hab' entbrochen,
Den ihr zwei Urtel zugeſprochen.
Als Gegenpart kam auch der Mann,
Da hob ſich erſt die Klage an.
Als jüngſt die Schlange durch ein Loch
In einem Zaune eilig kroch,
Blieb ſie in einer Schlinge hangen,
Die man gelegt, um ſie zu fangen.
Sie mußte dort ihr Leben laſſen,
Kam nicht ein Mann dieſelbe Straße.

Die Schlange rief: »Ich bitte dich,
Erbarme dich und löſe mich.«
Da ſprach der Mann: »Ja, euch erhören
Will ich, wollt ihr zuvor mir ſchwören,
Daß ihr nicht lohnt mit Undank mir.
Mich dauert euer Unglück hier.«
Die Schlange war dazu bereit
Und ſchwur ihm einen theuern Eid:
Ihm nicht zu ſchaden irgendwie;
Darauf befreit der Wandrer ſie.
Sie gingen fort; es währt' nicht lang,
Da ward die Schlange hungerkrank;
Sie ſchoß nun los, um jenen Mann
Zu tödten und zu freſſen dann.
Mit Noth der arme Mann entſprang;
Er ſprach: »Iſt dieſes nun mein Dank,
Daß ich dich aus der Noth befreit,
Wo du mir ſchwureſt einen Eid,
Daß du mir nimmer wolleſt ſchaden?«
Die Schlange ſprach: »Ich bin beladen
Von Hunger, der mich bringt dazu
Und will rechtfertgen, was ich thu:
Denn Leibesnoth kennt kein Gebot.«
Als ihm die Schlange dieß entbot,
Da ſprach der Mann: »Ich bitte dich,
So lange nur laß leben mich,
Bis wir zu eingen Leuten kommen,
Die ohne Schaden oder Frommen
Uns über unſer Recht belehren.«
Die Schlange ſprach: »Ich will's gewähren!«

Drauf trafen ſie bei einem Graben
Den Pflückebeutel an, den Raben,
Mit ſeinem Sohne Quackeler.
Die Schlange ſprach: »Nun kommet her.«
Den ganzen Handel ſagt ſie dann;
Des Raben Urtel trifft den Mann.
Der Rabe hoffte von dem Glück,
Daß er bekäme auch ein Stück.
Die Schlange ſprach: »Das Recht iſt mein,
Von Niemand wird verdacht mir's ſein.«
Da rief der Mann: »O nein, noch nicht!
Ein Räuber ſchiefes Urtel ſpricht.
Durch Einen ſoll es nicht geſchehn,
Es richten viere oder zehn.«
Es ſpricht der Wurm: »So laß uns gehn.«
Darauf den Wolf und Bär ſie ſehn.
Der Mann ſtand zwiſchen dieſen allen
Und fand dran wenig Wohlgefallen:
Gegen die fünfe er allein,
Und keiner mochte Freund ihm ſein!
Bei Schlange, Raben, Wolf und Bär
Sah er daß in Gefahr er wär.
Es ſollten Bär und Wolf, die beiden,
In ſeiner Sache nun entſcheiden,
Sie ſprachen: »Fiel ſie Hunger an,
Gebührt der Schlange wohl der Mann,
Denn Hungersnoth bricht Eid und Treue.«
Da fiel der Mann in Angſt und Reue,
Denn ſeine Noth war allzugroß.
Es ſprang die Schlange auf ihn los

Und ſchoß ihr böſes Gift auf ihn.
Noch einmal glückt's ihm zu entfliehn.
Er ſprach: »Ein Unrecht du begehſt,
Wenn du mir nach dem Leben ſtehſt,
Noch darfſt du nicht an mich dich wagen!« —
»Wie kannſt du das«, ſprach jene, »ſagen?
Schon zweimal wurde dir dein Recht!«
Da ſprach der Mann: »Die richten ſchlecht,
Die ſelbſt nur rauben und nur ſtehlen.
Dem König will ich mich befehlen:
Bringt mich vor den, was der als Recht
Erkennt, geſchieht, ob's gut, ob's ſchlecht.
Es geht mir dann noch ſchlimm genug,
Verlier ich dort nach Recht und Fug.«
Da ſprach der Wolf mitſammt dem Bären:
»Was du verlangſt, wolln wir gewähren,
Nicht andres ſoll die Schlang' begehren.«
Sie meinten, daß auch von den Herren
Bei Hofe würd als Recht erkannt,
Wie es entſchieden ihr Verſtand.
Wie ihr befahlt, Herr, ſag ich's an.
Sie brachten an den Hof den Mann:
Bär, Schlange und der Raben zwei,
Und von den Wölfen kamen drei;
Zwei ſeiner Söhne wohlbedacht
Hatte der Wolf ſich mitgebracht.
Denn Nimmerſatt und Eitelbauch,
Die dachten mit dem Vater auch,
Den Mann noch helfen aufzufreſſen.
Ihr wißt, ſie halten was aufs Eſſen.

Sie heulten, waren plump und frech,
Ihr ſchicktet ſie von Hofe weg.
Es flehte euch der Mann um Gnaden:
Er ſagte, wie ihm wollte ſchaden
Die Schlange, der er wohlgethan,
Von der er ſchweren Eid empfahn,
Daß ſie ihm, der ihr helfen ſollte,
Auf keine Weiſe ſchaden wollte.
Die Schlange ſprach: »Was ich geſagt:
Mich hat des Hungers Noth geplagt,
Und ſolche Noth kennt kein Gebot.«
Als euch die Schlange dieß entbot,
Da wart ihr, Herr, in großen Nöthen,
Wie Jedes Recht ſei zu vertreten.
Es ſah da Eure Majeſtät,
Wie Unrecht man dem Manne thät,
Wenn man ihm gäb dafür den Tod,
Daß er geholfen in der Noth;
Doch auch des Hungers dachtet ihr.
Im Rathe war nicht Einer ſchier,
Der nicht dem Manne Unrecht gab,
Denn jeder wollte auch was ab.
Deßwegen habt ihr da zuhand
Nach Reinken Boten hingeſandt.
Wie ſich die andern auch beriethen,
Sie hatten doch nicht recht entſchieden.
Dieß ließt ihr Reineken verſtehn
Und ſpracht: »So ſoll das Recht ergehn,
Wie Reineke es wird entſcheiden.«
Da ſagte Reineke beſcheiden:

»Dahin, Herr, laßt uns gehn zuhand,
Wo jüngſt der Mann die Schlange fand.
Denn ſehe ich erſt ſo gebunden
Die Schlange, wie da ſie gefunden
Der Mann, ſo wird dann unverwandt
Von mir was Rechtens ſei erkannt.«
So ward die Schlange denn gebunden,
Ganz ſo, wie ſie der Mann gefunden,
Und auch ſogar am alten Ort.
Darauf der Fuchs: »Nun hört mein Wort!
Es ſind nun beide wie zuvor,
Und keiner iſt, der was verlor.
Das Recht iſt nun nicht ſchwer zu finden:
Es kann der Mann ſie los jetzt binden,
Er kann ſie laſſen Eide ſchwören:
Doch läßt er ſicher auch mit Ehren
Die Schlange hier gebunden ſtehn,
Mag ſicher ſeine Straße gehn,
Nachdem die Schlange dargethan,
Wes Danks er ſich erwarten kann.
So hat der Mann jetzt wie zuvor
Die Wahl, er thu, was er erkor.
Dieß, dünkt mich, iſt das klare Recht,
Wißt ihr es beſſer, nun ſo ſprecht.«
Seht, Herr, dieß weiſe Urtel hat
Gefallen euch und eurem Rath.
Reinke ward damals laut geprieſen,
Und Dank hat euch der Mann erwieſen.
So iſt der Fuchs von klugem Sinn,
Das ſagte auch die Königin.

Es hieß: ja, Iſegrim und Braun,
Sind wohl als Fechter gut zu ſchaun,
Man fürchtet beide nah und fern,
Giebt's Beute wo, da ſind ſie gern;
Sie ſind gewiß kühn, ſtark und groß,
Doch klugen Rathes ſind ſie bloß.
Des Reinke Rath iſt euch bekannt,
Der Andern Rath iſt nur ein Tand.
Sie bauen bloß auf ihre Stärke,
Doch ach, wo bleiben ihre Werke!
Denn rückt mit ihnen ihr ins Feld,
Da zeigt ſich's, wie ihr Muth beſtellt.
Wie ſtark ſie ſind, wie groß und kühn,
Ins Hintertreffen doch ſie ziehn,
Vor Schlägen ſie die Segel ſtreichen;
Ein rechter Held ſoll nimmer weichen!
Die Bären und die Wölfe plagen
Das Land; wo's brennt, ſie wenig fragen,
Wenn nur ſie ſelbſt dabei erwarmen.
Bei ihnen findet nichts Erbarmen,
Wenn ſie den Wanſt nur voll ſich freſſen.
Der Arme mag die Schaalen eſſen,
Wenn ſie die Eier ihm geraubt.
Sie ſorgen nur für's eigne Haupt.
Doch Reineke und ſein Geſchlecht
Verſtehn auf Weisheit ſich und Recht.
Verſah er was, mag es denn ſein;
Bedenkt, er iſt ja nicht von Stein!
Doch wollt ihr neuen Rath begehren,

So könnt ihr ſeiner nicht entbehren.
Drum nehmt ihn wieder auf zu Gnaden!« —

Der König ſprach: »Ich will's berathen!
Das Urtheil mit der Schlange war,
Wie ihr geſagt, ja das iſt klar;
Und dennoch ſag ich euch es laut:
Er iſt ein Schalk in ſeiner Haut!
Mit wem er Freundſchaft auch gepflogen,
Den hat er noch zuletzt betrogen.
Mit Liſt weiß er ſich 'raus zu drehn:
Wolf, Bär, Kanin, Kater und Krähn,
Den allen iſt er zu behende,
Er bringt ſie in ein ſchmählig Ende,
Er bringt ſie all in Spott und Schande:
Der eine läßt ein Ohr zum Pfande,
Der andr' ein Aug, der dritt' das Leben.
Wie könnt ihr euch die Mühe geben,
Zu bitten für den Böſewicht?«

»Herr, höret mich!« die Aeffin ſpricht:
Von Reinkens Stamme ſind nicht wenig!«

Mit dieſem nun ſtand auf der König
Und ging auf's neue vor den Saal.
Da warteten ſie allzumahl:
Er ſah da viele Blutsverwandten
Des Reinke, die treu bei ihm ſtanden,
Die alle ihm zum Troſt gekommen
Sie aufzuzählen wird nicht frommen.
Der König ſah ſein groß Geſchlecht,

Vertretend alle Reinkens Recht;
Er ſah auch auf der andern Seiten
Viele, die ihn nicht mochten leiden.

Das fünfte Kapitel.

Wie der König Reinken wegen Lampe's Tode verhört, und welche Lügen Reineke vorbringt, um ſich zu entſchuldigen.

(4803—4852.)

Der König ſprach zu Reinken: »Sprich!
Wie kommt's, daß mit Bellin du dich
Haſt unterſtanden und dem frommen
Lampe das Leben haſt genommen?
Und überdieß, o Schufte ihr,
Schickt ihr ſein Haupt als Briefe mir!
Denn als den Sack wir aufgethan,
Nichts anders wir darinnen ſahn
Als Lampe's Haupt, — nur mir zum Hohn!
Bellin empfing ſchon ſeinen Lohn,
Daſſelbe Recht, — du wirſt es ſehn —
Soll nun auch über dich ergehn!«
Und Reinke rief: »O weh der Noth,
Ach, wäre ich doch nur ſchon todt!
Hört mich: bin ich an dieſem ſchuld,
So iſt mein beſter Theil Geduld!
Bin ſchuld ich — nun, ſo laßt mich tödten.
Ich komm doch nimmer aus den Nöthen
Und aus den Sorgen, drin ich bin!
Denn mich verrieth der Bock Bellin
Und unterſchlug den Schatz, ſo reich,
Daß nichts ihm iſt auf Erden gleich.

Die Kleinode, die er empfing,
Als er mit Lampen von mir ging,
Die raubten Lampen, ach, ſein Leben,
Den Tod hat ihm der Schuft gegeben
Und die Kleinode unterſchlagen:
Ach, könnte man ſie noch erfragen!
Doch daraus, fürcht ich, wird nichts werden!«
Die Aeffin ſprach: »Wenn ſie auf Erden
Noch ſind, woll'n wir nach Freundes Rath
Sie eifrig ſuchen früh und ſpat,
Und fragen will ich Lai'n und Pfaffen.
Sagt uns, wie waren ſie beſchaffen?«
Reineke ſprach: »Sie ſind ſo ſchön,
Daß wir ſie wohl nie wiederſehn!
Denn wer ſie hat, giebt ſie nicht wieder.
Ach, ſagt man meiner Frau das wieder,
Werd ich ſie nie mehr freundlich ſehn,
Weil's wider ihren Rath geſchehn,
Als ich die theuren Koſtbarkeiten
Vertraute ſorglos jenen beiden.
Ich bin betrogen und verrathen,
Doch will ich tragen meinen Schaden.
Werd ich durch meine Unſchuld frei,
So forſch ich nach, wo es auch ſei,
Ich reiſe fort von Land zu Land,
Und frage, ob niemand bekannt
Was ſei von jenen Koſtbarkeiten,
Sollt' ich darum den Tod auch leiden.«

Das ſechste Kapitel.

Wie Reineke in ſeinen Lügen fortfährt und von dem erſten Kleinode erzählt, aß es ein Ring mit einem Edelſtein geweſen ſei, von deſſen Tugenden er ein Langes und Breites meldet.

(4853 — 4932.)

Reineke ſprach: »König und Herr,
Ich bitte eure Hoheit ſehr,
Daß ihr vergönnen wollet mir,
Zu ſagen vor den Freunden hier,
Wie jener Schmuck beſchaffen war,
Den ich durch jene ſandte dar,
Wenn er auch nicht zu Theil euch worden!«
Der König drauf: »Mit kurzen Worten!«
Und Reinke nun: »Ach, Glück und Ehren
Verlor ich, wie ihr werdet hören!
Das erſte Kleinod war ein Ring,
Welchen der Bock Bellin empfing,
Um ihn dem Könige zu bringen.
Mit ſeltnen, wunderbaren Dingen
War dieſer ſchöne Ring geziert,
Wie's einem Könige gebührt.
Von feinem Golde war der Ring,
Und wo den Finger er umfing,
Nach Innen, konnte man Buchſtaben
Bemerken, zierlich eingegraben,
Drei Worte auf Hebräiſch war
Die Schrift, mit Kräften wunderbar.
Es war in dieſem ganzen Land
Nicht einer, der die Schrift verſtand,

Als Meiſter Abraham von Trier,
Der tiefgelahrtſte Jude ſchier,
Der alle Sprachen durch und durch
Von Petrau bis nach Lüneburg
Verſteht, und alle Kräuter kennt,
Und jeden Stein beim Namen nennt;
Dem ließ ich ſehn den ſelben Ring.
Er ſprach: Hier ruht ein köſtlich Ding!
Die Namen, die hier angebracht,
Hat aus dem Paradies gebracht
Einſt Seth, als er das Oel der Gnaden
Geſucht in Paradieſes Pfaden.
Wer dieſe Worte hie mag tragen,
Der bleibt verſchont von allen Plagen,
Bei Blitz und Donner geht er frei,
Ihm ſchadet keine Zauberei;
Nicht Sommerhitze ihn genirt,
Bei Winterkälte nicht er friert,
Und wäre es auch noch ſo kalt;
Auch lebt er lange und wird alt.
Nie einen beſſern Stein man fand,
Als der, der in dem Ringe ſtand:
's war ein Karfunkel, licht und klar,
Man ſah bei ihm, wenn Nacht es war,
Was es auch immer mochte ſein.
Noch mehr der Tugend war im Stein.
Er machte Kranke gleich geſund,
Wer ihn berührte, fand zur Stund
Erlöſung von jedweder Noth,
Sofern es nicht etwa der Tod.

Auch war in ihm die Kraft verwahrt, —
Wie mir der Meiſter offenbart, —
Daß, wer ihn trug an ſeiner Hand,
Glücklich durchreiſte jedes Land,
Den konnte Feuer nicht, noch Waſſer ſchaden,
Der wurde nie gefangen noch verrathen;
Und wer den Stein ſich nur ſah an,
Vor jedem Feind den Sieg gewann,
Und ob ihn hundert angefallen,
Er hätte doch geſiegt ob allen.
Vor Gift und jedem böſen Saft
Verwahrte ihn des Ringes Kraft.
Ihn mußte lieben Jedermann,
Selbſt der, ſo vorher Haß ihm ſann.
Ich kann es alles nicht vermelden,
Wie köſtlich dieſer Stein und ſelten!
Den Ring, des Vaters Schatz entnommen,
Sollte der König überkommen,
Weil ich mir ſelbſt nicht würdig ſchien,
An meiner Hand zu tragen ihn;
Darum hab ich ihn hergeſchickt.
Das Köſtlichſte den König ſchmückt!
Bei ihm ſteht alles unſer Glück,
Ihn gab zum Heil uns das Geſchick:
Drum wollt' ich ihn vor Tod bewahren,
Sein Leben ſchützen vor Gefahren.«

Das ſiebente Kapitel.

Wie Reinke in ſeinen Lügen fortfährt und erſt von einem köſtlichen Kamme, dann von einem ſeltenen Spiegel erzählt.

(4933 — 5040.)

Ich ſchickte ferner durch Bellin
Auch einen Kamm der Königin,
Und einen Spiegel, deſſengleichen
Es nicht mehr giebt in allen Reichen.
Aus meines Vaters Schatze nahm
Ich auch den Spiegel und den Kamm.
Wie oft ſchon ſuchte um die Sachen
Mein Weib mir arge Noth zu machen,
Weil ſie kein Gut auf dieſer Erde
So ſehr als dieſe zwei begehrte
Nun ſind abhanden ſie gekommen.
Ich hatte ſie herausgenommen
Für meine gnädge Königin,
Und that dieß mit bedachtem Sinn,
Denn ſie hat Gutes mir gethan
Und nahm ſich oftmals meiner an;
Manch Wort hat ſie für mich verloren.
Auch iſt ſie edel, hochgeboren
Sowohl von Tugend als von Stamm:
Drum ſchickt' ich Spiegel ihr und Kamm.
Ach, leider iſt es nicht geſchehn,
Daß ſie die Kleinode geſehn!
Der Kamm war von dem Pantherthier,
Das iſt zumahl ein edles Thier.
Beim Paradies in beiden Inden
Iſt dieſes edle Thier zu finden.

Es hat der Farben vielerlei
Und einen ſüßen Duft dabei,
So daß die Thiere insgemein
Dem Dufte folgen, groß und klein,
Wo es mag ſtehen oder gehn,
Weil, wie die Thiere all geſtehn,
Wer es nur riecht, geſund muß ſein.
Von dieſes edlen Thieres Bein
War jener Kamm gemacht mit Fleiß,
So klar wie Silber, rein und weiß,
Wohlriechend, mehr als Cinnamomen.
Denn in die Knochen pflegt zu kommen
Der ſüße Duft, ſobald es ſtirbt;
Daher der Knochen nie verdirbt,
Wohlriechend ſtets und feſte bleibt
Und Gift und böſen Saft vertreibt.
Auf dieſem Kamm war hocherhaben
Manch ſchönes Bildwerk eingegraben,
Das war aufs Herrlichſte geziert,
Mit Gold beleget und laſirt
In bunten Farben blau und roth.
Das Bildwerk dieſen Anblick bot:
Als Paris einſt bei Troja lag,
Bei einem Born der Ruhe pflag,
Drei Göttinnen herab ſich ließen,
Die Pallas, Juno, Venus hießen.
nen Apfel, den ſie insgemein
Beſaßen, wollte jed' allein.
Sie ſtritten lange, bis zuletzt
Sie dieß zuſammen feſtgeſetzt:

Daß Paris dieſe Frucht von Golde
Der unter ihnen geben ſollte,
Die als die ſchönſte ihm erſcheine;
Die ſollt' ihn haben dann alleine.
Es dachte Paris drüber nach,
Als ſo zu ihm die Juno ſprach:
Wenn du den Apfel mir zuweiſeſt
Und ſo mich als die Schönſte preiſeſt,
So will ich mehr dir Reichthum geben,
Als irgend wer beſaß im Leben.
Und Pallas ſprach: Geſchieht's, daß du
Den Apfel mir gewieſen zu,
So geb ich dir ſo große Macht,
Daß deine Feinde Tag und Nacht
Dich fürchten ſollen, überall
Wo man hört deines Namens Schall.
Und Venus ſprach: Nun ſage mir,
Was ſoll Gewalt und Reichthum dir?
Iſt Priamus dein Vater nicht?
Und haben Macht die Brüder nicht,
Nicht Hektor und noch andre mehr?
Iſt nicht dein Vater Troja's Herr?
Iſt nicht das ganze Land bezwungen,
Habt ihr die Herrſchaft nicht errungen?
Willſt du mich als die Schönſte preiſen,
Mir zu den goldnen Apfel weiſen,
So ſoll der ſchönſte Schatz auf Erden
Dir Glücklichen zur Beute werden.
Und dieſer Schatz, der dein ſoll werden,
Der iſt das ſchönſte Weib auf Erden,

Ein Weib, das gut und tugendreich,
Schön, edel und auch klug zugleich.
Nichts giebt es was man gleich ihr ſetze,
Sie iſt fürwahr der Schatz der Schätze.
Gieb mir den Apfel, glaube mir,
Das ſchöne Weib ſoll werden dir.
Das ſchöne Weib, das ich genannt,
Helene iſt's, von Griechenland
Die ſchöne, edle Königin. —
Da gab den Apfel Paris hin,
Dazu auch pries die Venus er
Und ſprach: Daß ſie die Schönſte wär.
Da half die Göttin Venus denn,
Daß Paris raubte Helenen
Dem Könige von Griechenland,
Mit ihr den Weg nach Troja fand.
Dieſe Geſchichte hocherhaben,
Die ſah man in den Kamm gegraben,
Die Bilder waren wunderfein,
Auch las man, was es ſollte ſein.
Und wer das las, der wußte klar,
Welch ein Hiſtorie es war.«

Das achte Kapitel.

Wie Reineke ſeine Lügen noch ärger forttreibt und von dem wunderbaren, ſchönen und köſtlichen Spiegel ſpricht, von deſſen Tugend und wie er geſtaltet war; auch von den Geſchichten, die darauf angebracht waren, von denen die erſte von dem Mann, dem Pferde und dem Hirſch handelt.

(5041—5100.)

Nun höret von des Spiegels Pracht!
Als Glas war in ihm feſtgemacht
Ein Edelſtein, Beryll, ſo klar,
Daß man bei ihm ganz offenbar
Bei Tage wie bei Nacht es ſah,
Was eine Meile weit geſchah.
Hatte wer was im Angeſicht
Oder ſogar im Augenlicht,
Er durfte in den Spiegel ſehn —
Und um den Fehler war's geſchehn,
Noch an dem Tage war er hin.
Iſt's Wunder, daß ich traurig bin,
Da ſolchen Schatz man mir entwandt.
Das Holz, darin der Spiegel ſtand,
Hieß Sethim. Es iſt feſt und dicht,
Kein Holzwurm jemals es zerſticht,
Es fault auch nicht, und mehr als Gold
Wird Ehre dieſem Holz gezollt.
Man mag's dem Ebenholz vergleichen,
Aus dem, ein wahres Wunderzeichen,
War jenes Pferd gemacht zu Zeiten
Krompard's, auf dem er konnte reiten
In einer Stunde hundert Meilen.
Um euch das alles mitzutheilen,

Müßt' ich zu lang erzählen hie:
Des Pferdes Gleichen gab es nie.
Der Rahmen, drein das Glas gefaßt,
War breit und lang 'ne Elle faſt,
Und rings herum auf ſeinem Rand
Manche Hiſtorie man fand.
Und unter jedem Bilde ſtand
Die Unterſchrift, wie das bekannt.
Das erſte Bild war von dem Pferde,
Das neidiſch war, weil es begehrte,
Zu laufen ſchnell gleich einem Hirſch.
Weil es nicht konnte, war's unwirſch.
Es ging zu einem Hirten hin
Und ſprach: »Zu deinem Glücke bin
Ich da, ſitz auf, und folgſt du mir,
Verſchaffe einen Hirſch ich dir,
Der fett und gut, du ſollſt ihn fangen
Und wirſt damit dein Glück erlangen:
Sein Fleiſch, ſein Haar und ſeine Haut, —
Nie haſt du beſſern Markt geſchaut.
Sitz auf, dem Hirſche nachzujagen.«
Der Hirte ſprach: »Ich will es wagen.«
Sie ritten fort nun mit Gewalt
Und kamen zu dem Hirſche bald;
Das Pferd ſtrengt alle Kräfte an,
Es läuft, — der Hirſch iſt ſtets voran.
Gar bald das Pferd ſich halb begab;
Es ſprach: »Sitz nur ein wenig ab!
Ich bin ermüdet, laß mich ruhn.«
»Nein!« ſprach der Mann: »du mußt mir nun

Gehorchen, haſt du mich erkoren.
Und fühlen ſollſt du meine Sporen,
Du haſt umſonſt mich hergebracht.«
So zwang das Pferd des Reiters Macht.
Ins Unglück hat ſich ſelbſt gebracht,
Wer andern Schande zugedacht.«

Das neunte Kapitel.

Wie Reinecke von dem Eſel und dem Hunde erzählt und noch weiter von dem Spiegel lügt.

(5101 — 5159.)

Noch ferner in dem Spiegel ſtund:
Es war ein Eſel und ein Hund,
Die dienten einem reichen Mann.
Der Hund die meiſte Gunſt gewann:
Er ſaß bei ſeinem Herrn zu Tiſch
Und aß mit ihm von Fleiſch und Fiſch;
Gar oft er auf den Schooß ihn nahm,
Der ſtets das beſte Brot bekam.
Er wedelte nach Hundeart
Und leckte ſeinem Herrn den Bart.
Dieß ſah der Eſel Baldewein,
Es that ihm weh im Herzen ſein.
Er ſprach einmal zu ſich allein:
Was fällt nur meinem Herren ein,
Daß er dem faulen Hunde dort
Liebes erzeiget fort und fort,
Der ihn beleckt und auf ihn ſpringt,
Indeß man mich zur Arbeit zwingt.

Ich muß die ſchweren Säcke tragen;
In eines ganzen Jahres Tagen
Zehn Hunde nicht die Arbeit thun,
Die ich in wenig Wochen nun.
Ich muß, indeß er ſchmauſt, begnügen
Mit Stroh mich, auf der Erde liegen.
Wo ſie mich treiben oder reiten,
Da muß ich eitel Spott erleiden.
Ich will nicht länger ſo verderben,
Will meines Herren Gunſt erwerben.
Indem, da trat ſein Herr hervor:
Der Eſel hob den Schwanz empor,
An ſeinem Herrn empor er ſprang
Und rief und ſchrie und plärrt' und ſang,
Er leckte nach ihm unter Heulen
Und ſtieß dabei ihm große Beulen,
Er wollt' ihn küſſen auf den Mund,
Wie er's geſehen von dem Hund.
Da rief der Herr in großer Noth:
»Fangt mir den Eſel, ſchlagt ihn todt!«
Da ſchlugen ihn die Knechte all
Und jagten ihn in ſeinen Stall;
Da blieb der Eſel was er war.
Doch giebt's noch Eſel immerdar,
Die nicht dem Andern Wohlfahrt gönnen,
Obſchon ſie nichts dawider können.
Und wollen Andern nach ſie's machen,
Sie ſtellen ſich zu deſſen Sachen
Nicht beſſer als, wie's Sprichwort iſt:
Wenn eine Sau mit Löffeln frißt.

Man laß den Eſel Säcke tragen
Und füll mit Diſteln ihm den Magen;
Denn thut man ihm auch andre Ehre,
Er bleibt bei ſeiner alten Lehre.
Sollen die Eſel Herren ſein,
So ſieht man ſelten viel Gedeihn;
Sie ſorgen für den eignen Magen,
Indeß ſie nicht nach Andern fragen.
Doch iſt das jetzt die meiſte Klage:
Sie ſteigen höh'r mit jedem Tage.

Das zehnte Kapitel.

Wie Reineke die dritte Geſchichte erzählt, welche auf dem Spiegel geſtanden haben ſoll. Dieſelbe handelt von ſeinem Vater, dem alten Fuchſe, und von dem wilden Kater.

(5159—5212.)

»Mein gnädger Herr, ihr ſollt auch wiſſen, —
Laßt euch mein Reden nicht verdrießen, —
Was auf des Spiegels drittem Schild
Zu ſehen war in Wort und Bild.
Zuſammen ging mit Hinz dem Kater
Bei einem Waſſer einſt mein Vater.
Sie ſchweren ſich mit ſchweren Eiden,
Sie wollten redlich unter beiden
Theilen, was einer fangen ſollte;
Und wenn ſie wer verfolgen wollte,
So ſollte bleiben eins beim andern.
So gingen ſie zuſammen wandern.
Darauf geſchah's, daß ſie vernahmen,
Daß allbereits die Jäger kamen

Mit böſen Hunden ihnen nach.
Hinz alſogleich begann und ſprach:
»Nun iſt ein guter Rath uns theuer.«
Mein Vater: »'s iſt ein Abenteuer!
'nen Sack voll Rath ſchaff ich herbei.
Wir bleiben unſerm Eide treu:
Wir wollen feſt zuſammen ſtehn;
Der Rath muß vor den andern gehn.«
Da ſprach der Kater: »Wie's uns geht,
Ein Rath nur zu Gebot mir ſteht;
Den, Ohm, wend ich auch dießmal an.«
Er ſprang an einen Baum hinan,
Daß ihm kein Hund nicht könne ſchaden.
Mein Vater ward von ihm verrathen,
Indem er alſo ihm entrann.
Indeß kamen die Jäger an.
Da rief der Kater, der es ſah:
»Thut auf den Sack, der Feind iſt da!
Ihr habt ſo vielen Rath darin,
Den brauchet nun, 's bringt euch Gewinn!«
Die Jäger ſtießen in das Horn:
Die Hunde nach, mein Vater vorn —
Mein Vater war in Schweiß gebadet,
Vor Angſt er ſeinen Leib entladet,
Wodurch er Leichtigkeit gewann;
Und ſo gelang's, daß er entrann.
Da ſehet, wie ihn der verließ,
Der ſeinen Beiſtand ihm verhieß.
Die Hunde waren ihm zu ſchnell,
Sie zauſten ihm beinah das Fell;

Er wußte aber noch ein Loch,
In das er in der Eile kroch.
Es giebt noch manchen Böſewicht,
Der ſo wie Hinze thut und ſpricht,
Wie Hinze, dieſer böſe Dieb —
Ein Wunder wär's, hätt ich ihn lieb!
Und doch hab ich ihm halb vergeben,
Und laſſe halb den Groll nur leben.
Man konnte auf dem Spiegel ſehn,
Wie alles dieſes war geſchehn.«

Das elfte Kapitel.

Wie Reinke noch eine Geſchichte erzählt, die auf dem Spiegel geſtanden haben ſoll.

(5213 — 5282.)

»Noch war am Spiegelrand zu ſehn,
Was einſtens durch den Wolf geſchehn,
Als er vergeſſen Lohn und Dank.
Er lief auf einem Feld entlang
Und fand daſelbſt ein todtes Pferd,
An dem das Fleiſch bereits verzehrt.
Indem er will die Knochen nagen,
Kommt ihm ein Knochen in den Kragen,
Weil er zu gierig mochte ſein.
Da kam er nun in große Pein;
Gar viele Aerzte er entbot,
Doch keiner half ihm aus der Noth,
Ob großen Lohn er auch geſetzt.
Lütke der Kranich kam zuletzt,

Der führte nach Doktorenbrauch
Barett und Ring und Mantel auch.
Da ſprach der Wolf: »Ach helfet mir,
Befreit von dieſer Noth mich hier.
Zieht ihr den Knochen mir heraus,
Nehmt große Gaben ihr nach Haus.«
Lütke den ſchönen Worten glaubt:
Er ſteckt den Schnabel ſammt dem Haupt
Ihm in den Rachen, und den Splitter
Zieht er heraus. Der Wolf ſchrie bitter:
»Weh, weh und ach, du quälſt mich ſehr!
Doch ich vergebe, thu's nicht mehr!
Hätt mir ein Andrer das gethan,
Er fühlte meinen ſcharfen Zahn.«
Der Kranich ſprach: »Zufrieden ſeid!
Gebt mir den Lohn, ihr ſeid befreit!«
Jedoch der Wolf: »Seht mir den Gecken,
Er kommt hierher, um mich zu zwecken,
Und will hernach noch Lohn dazu!
Vergißt, wie viel ich für ihn thu:
Er ſteckt ſein Haupt in meinen Mund,
Und ich ließ ihn davon geſund,
Indeß daß er mir weh gethan.
Ich meine, ſoll wer Lohn empfahn,
So wäre ich's nach Fug und Rechten.«
So lohnen Schälke ihren Knechten!
Seht, die Geſchichten und noch mehr
Standen rings um den Spiegel her,
Mit goldnen Bildern und Buchſtaben
Geſchnitten, zierlich eingegraben.

Ich hielt mich ſelbſt für zu geringe,
Zu haben dieſe ſeltnen Dinge,
Drum ſchickt' ich ſie an meine Herren,
Dem König ſammt Gemahl zu Ehren.
Wie ſehr darum in großem Leide
Sich bahrten meine Kinder beide!
Sie hatten Sorgen mancherhand,
Als ich den Spiegel fortgeſandt.
Sie pflegten ſonſt davor zu ſpringen,
Zu ſehen, wie die Schwänzchen hingen
Und wie das Mäulchen ihnen ſtand.
Ach, leider war mir unbekannt
Des guten Lampe frühes Ende!
Ich legte ſie in ſeine Hände
Auf Treu und Glauben, und befahl
Sie Freund Bellinen auch zumahl.
Die treuſten Freunde waren's mir,
Die ich gefunden jemals hier.
Weh mag ich auf den Mörder ſchrein;
Doch will ich noch der Hoffnung ſein,
Daß wir den Dieb dennoch entdecken,
Denn Mord kann ſelten ſich verſtecken;
Vielleicht, daß mit in dieſem Kreis
Der ſteht der nur zu gut es weiß,
Wo ſie geblieben, die Kleinode,
Und wie der Lampe kam zum Tode!«

Das zwölfte Kapitel.

Wie Reineke dem Könige von der Jugend ſeines Vaters erzählt, wie derſelbe den Vater des Königs mit der Leber eines ſiebenjährigen Wolfes geſund machte.

(5283 — 5392.)

»Mein Herr und König möge ſehn
Gar manch ein Ding wohl ſchon geſchehn
Das ihr vergeſſen habet doch.
Gedenkt ihr meines Vaters noch,
Was einſt durch den eurem Papa
An eben dieſem Ort geſchah?
Damals lag euer Vater krank,
Bis daß der mein' ſein Leid bezwang.
Und doch ſagt ihr: von meinem Stamm
Dem euren niemals Gutes kam!
Mit eurem Urlaub ſag ich's an,
Mein Vater großen Preis gewann
Bei Hof in eures Vaters Gunſt.
Denn er verſtand ſich auf die Kunſt,
Aufs Waſſer, Puls und Medicin,
Auf Leichdorn, Fiſteln, Zähnausziehn.
Ich weiß nicht, Herr, ob ihr's noch wißt.
Auch das euch wohl entſchwunden iſt:
Was einſt in einem Winter kalt
Geſchah, als ihr drei Jahre alt.
Eu'r Vater lag in großen Plagen,
Man mußte heben ihn und tragen,
Und allen Aerzten weit und breit
Hatt' er geklagt bereits ſein Leid.

Als All' ihn aufgegeben ſchon,
Rief meinen Vater man zum Thron;
Auch dieſem klagt er ſeine Noth,
Wie krank er wäre auf den Tod.
Das härmte meinen Vater ſehr,
Er ſprach: »O König, gnädger Herr,
Könnt' ich mit meinem Leib euch retten,
Ich gäb ihn gerne ungebeten.
Doch laßt mich euer Waſſer ſehn.«
Das iſt denn auch alsbald geſchehn.
Der König klagte ſeine Bürden,
Wie ſeine Leiden ſchlimmer würden
Mit jedem Tag. Auch dieſes ſtund
Auf jenem Spiegel, wie geſund
Eu'r Vater durch den meinen ward.
Denn dieſer ſprach: »Bei dieſer Art
Von Krankheit müßt ihr euch bequemen,
Wolfsleber balde einzunehmen.
Ein Wolf von etwa ſieben Jahren,
Hilft euch, ihr müßt damit nicht ſparen,
Denn ſonſt erliegt ihr ſichrem Tod,
Weil euer Waſſer blutig roth.
Drum ſchafft die Leber ſchnell herbei.«
Der Wolf ſtand ſelber dicht dabei, —
Was er vernahm gefiel ihm nicht.
Der König ſprach: »Hört: was er ſpricht,
Herr Wolf, ich ſoll geneſen ſein,
Nehm ich erſt eure Leber ein.«
Da ſprach der Wolf: »Herr, nein, fürwahr,
Ich ſtehe erſt im fünften Jahr.«

Mein Vater ſprach: »Laßt's nur geſchehn,
Ich will's ſchon an der Leber ſehn!«
Der Wolf mußte zur Küche fort,
Die Leber riß man aus ihm dort.
Der König, der die Leber aß,
Von aller Krankheit ſchnell genaß.
Worauf er dankbar ſich erwieß
Und den Befehl ergehen ließ,
Mein Vater ſolle Doktor heißen
Und jedermann ihm Ehr erweiſen.
Mein Vater mußte allezeit
Dem König gehn zur rechten Seit'.
Auch gab er ihm 'nen rothen Hut
Und einen Ring von Golde gut,
Die mußt er tragen vor den Herren,
Die all' ihn hielten hoch in Ehren,
Ihm huldigten an allen Tagen.
Wie gänzlich iſt das umgeſchlagen!
Vergeſſen ward des Vaters Thun,
Die giergen Schälke ehrt man nun!
Man ſieht den Eigennutz geſchätzt,
Weisheit und Recht zurückgeſetzt.
Wird nur ein Vagabund zum Herrn,
So plagt er auch die Armen gern;
Und kommt zu hohem Anſehn er,
So weiß er ſelbſt nicht, wer er wär,
Und weiß nicht, wo er hergekommen.
Nur ſeinen Nutzen und ſein Frommen
Betreibt bei Tag und Nacht er gern.
Deren giebt's Viel bei großen Herrn.

Sie hören Niemands Bitten an,
Der nicht Geſchenke bringt heran.
Sie meinen immer: Bringt nur her,
Für's erſte dieß und dann noch mehr!
Solch gierger Wölfe giebt es viel,
Die beſten Biſſen ſind ihr Ziel;
Zu retten ihres Herren Leben
Würden nicht einen Deut ſie geben.
Auch jener Wolf, für ſeinen Herrn
Gab ſeine Leber er nicht gern.
Ich ſähe lieber, mögt ihr's hören,
Daß zwanzig Wölf' den Leib verlören,
Wenn nur der Fürſt und ſein Gemahl
Geneſen von der Krankheit Qual!
Der Schaden wär auch nur gering,
Denn immer bleibt's ein wahres Ding:
Stets gleich der Saat die Früchte waren.
Herr König, dieß geſchah vor Jahren,
Und ob ihr längſt es auch vergeſſen,
Erinnre ich mich doch noch beſſen.
Mir iſt, als könnt' ich noch es ſehn,
Als wär es geſtern erſt geſchehn.
Und alles war, wie ich geſagt,
Auf jenem Spiegel angebracht
Mit Edelſteinen und mit Golde,
Wie es mein Vater haben wollte.
Ich wollte Gut und Leben wagen,
Könnt' ich den Spiegel noch erfragen.

Das dreizehnte Kapitel.

Wie Reineke fortfährt zu lügen, um ſich ſelbſt zu entſchuldigen und Andere zu verleumden, und wie er erzählt, wie Wolf und Fuchs zuſammen ein Schwein und ein Kalb fingen.

(5393 – 5520.)

Der König ſprach: »Ich hatte Acht
Auf Alles, was ihr vorgebracht.
War euer Vater ſo geehrt
Und hat er ſich ſo wohl bewährt,
So iſt es wohl ſchon lange her,
Ich hörte nie, daß dem ſo wär:
Doch eurer Händel weiß ich viele;
Ihr ſeid bei allem mit im Spiele,
Wovon am Throne man geklagt.
Hat man's euch fälſchlich nachgeſagt?
Das werdet ihr mich ſchwerlich lehren.
Möcht ich auch Gutes von euch hören!
Doch das iſt faſt noch nie geſchehn.«
»Herr, ich will allem Rede ſtehn,«
Sprach Reineke: »was mich geht an.
Ich hab' euch ſelber Guts gethan, —
Euch's vorzuhalten ſag ich's nicht: —
Denn allzeit iſt es meine Pflicht,
Zu ſchaffen euer Wohlergehn.
Denkt ihr daran, wie's einſt geſchehn,
Daß ich und Iſegrim ein Schwein
Gefangen hatten? Auf ſein Schrein
Ergriffen wir's und biſſen's todt.
Da kamt ihr, klagend eure Noth,

Ihr ſagtet, eure Frau käm nach
Und daß an Speiſ' es euch gebrach:
»Gebt uns etwas von dem Gewinne.«
»Ja!« murrte Iſegrim im Kinne,
So daß ihr es wohl kaum vernommen.
Ich ſprach: »Mög es euch wohl bekommen!
Ja, könnten wir noch Viel ereilen!
Wer aber, wollt ihr, ſoll es theilen?«
»Das ſoll der Wolf!« habt ihr geſagt.
Das hat dem Iſegrim behagt;
Er theilte nach der alten Weiſe,
Gleichviel ob Sitten er beweiſe:
Ein Viertel euch, eins eurer Fraun,
Am Reſte eilt er ſelbſt zu kaun,
Und fraß ſo gierig, daß er nur
Die Ohren und noch eine Spur
Der Naſe und die halbe Lungen
Mir ließ von dem, was er verſchlungen.
So hat er ſeinen Edelmuth bewährt.
Nachdem ihr euer Theil verzehrt,
Wart ihr, ich weiß es, noch nicht ſatt.
Der Wolf das wohl geſehen hat,
Doch bot er euch nicht klein nicht groß,
Da gabt ihr ihm denn einen Stoß
Mit eurer Hand zwiſchen die Ohren,
Daß ihm das Fell ward abgeſchoren.
Er blutete und kriegte Beulen
Und lief davon mit großem Heulen.
Ihr rieft ihm nach: »Komm wieder her,
Und ſcheu ein andermal dich mehr!

Doch willſt du keine Scham annehmen,
Zu andrem Theilen dich bequemen,
So ſollſt du mein nicht bald vergeſſen.
Mach fort! und hole uns zu eſſen.«
Da ſprach ich: »Herr, befehlt ihr das,
So geh ich mit, ich weiß etwas.«
Da ſpracht ihr, Herr: »Ja, gehe mit!«
Der Wolf an ſeiner Wunde litt,
Er blutete und heulte Klagen:
So gingen wir zuſammen jagen.
Wir haben ein fett Kalb gebracht,
Da habt ihr freundlich uns gelacht.
Ihr lobtet mich: Zur Zeit der Noth,
Spracht ihr, ſei ich ein guter Bot.
Drauf hießt ihr theilen mich das Kalb.
Ich ſprach: »Herr, euer iſt es halb,
Und halb iſt es der Königin,
Und was im Leibe iſt darin,
Das Herz, die Leber mit den Lungen,
Das Theil gehöret euren Jungen.
Mir zugehören die vier Füße,
Und Iſegrim das Haupt, das ſüße.«
Als ihr das hörtet, ſprachet ihr:
»Wer lehrte, Reinke, theilen dir,
So ſittiglich, das ſage an.«
Da ſprach ich: »Herr, das hat gethan,
Der hier, dem alſo roth der Kopf
Und dem ſo blutig hier der Schopf.
Als Iſegrim getheilt das Ferken,
Da konnte ich das Rechte merken,

Und lernte, wie man Kalb und Schwein
Vertheilet, wie es müſſe ſein.
So ward's dem Wolfe nicht vergeſſen,
Daß er mit ſolcher Gier gefreſſen.
Wie viele Wölfe giebt es noch,
Die alle Tage leben hoch,
Die ihre eignen Unterſaſſen
Verſchlingen, wo ſie ſie erfaſſen.
Bekommt ein Wolf die Obermacht,
So iſt die Wohlfahrt umgebracht.
Ein Wolf ſpart weder Fleiſch noch Blut,
Wer ihn muß füttern, leid mir thut.
Und weh der Stadt und weh dem Land,
Wo Wölfe haben Oberhand.
Sehet, Herr König, gnädger Herr,
Dieſelbe Ehre und noch mehr
Habt ihr bei mir zu allen Stunden,
Wenn ihr nur wolltet, ſtets gefunden.
Was ich beſitze und gewinn,
Gehört euch und der Königin;
Es ſei nun viel, es ſei nun wenig,
Der größte Theil gehört dem König.
Denkt ihr des Kalbes und des Ferken,
So könnt ihr wohl die Wahrheit merken,
Wer rechte Treue trägt im Sinn,
Ob Reineke ob Iſegrim.
Jetzt iſt der Wolf bei Hof erhöht,
Als euer erſter Vogt er ſteht;
Doch euern Vortheil ſucht er nicht,
Er weiß nur was ihm ſelbſt gebricht,

Nebſt Braun führt er das große Wort,
Den Reinke ſchaffte gern man fort.
Herr, iſt es wahr, bin ich verklagt,
So muß ich durch, es ſei gewagt!
Iſt hier bei Hof ein einzger Mann,
Der Unrecht mir beweiſen kann,
Der bringe Zeugen hie zur Sprache
Und halte feſt ſich an die Sache.
Zum Pfande ſetze er zuvor
Sein Gut, wenn dieſes nicht, ſein Ohr,
Sein Leben, gilt es, zu verlieren,
Kann er mich nirgends überführen.
So galt das Recht hie allezeit,
Ich weiß, mein Herr auch mir's verleiht.«

Das vierzehnte Kapitel.

Wie der König über Reinecken beſänftigt, ſeinen Lügen Glauben ſchenkt und ihn abermals zu Gnaden aufnimmt.

(5521 — 5624.)

Der König ſprach: »Wie dem auch ſei,
Dem Rechte ſoll man fallen bei,
Niemals hab Unrecht ich gewagt.
Reinke, 's iſt wahr, du biſt verklagt,
Daß Lampen du haſt umgebracht.
Sein Tod mir große Sorge macht,
Denn wahrlich, mir war Lampe lieb.
Und als Bellin es alſo trieb,
Daß er mir brachte her ſein Haupt,
War ich betrübt, mehr als man glaubt.

Iſt nun noch Jemand, welcher mehr
Will wider Reinken klagen, her
Mag er nun kommen, dieſe Sache
Bring ich ein andermal zur Sprache.
Reinke ſtand ſtets mir treulich bei,
Was mir er that, vergeben ſei.
Doch kann mir jemand Zeugen bringen,
Die Gnüge thun in allen Dingen,
So tret er vor und, wie ich ſage,
Mit Reinken er auf Recht es wage.«
Und Reinke ſprach: »Mein gnädger Herr,
Für eure Gnade dank ich ſehr,
Daß ihr euch das nicht laßt verdrießen
Und laßt mich meines Rechts genießen.
Ich ſchwör es euch mit ſchweren Eiden:
Bei Lampens und Bellinens Scheiden,
Da that mir weh das Herze mein,
Denn beide hatt ich lieb, allein
Ich wußte nichts von dieſer Noth,
Und nichts von Lampens nahem Tod.«
So wußte Reinke zu ſtaffiren
Das was er ſprach, daß allen Thieren,
Die's hörten, ſchien, er lüge nicht.
Er hatte ein ſo ernſt Geſicht,
Wenn er von den Kleinoden ſagte,
Daß keiner, der es hörte, wagte
Zu zweifeln nur. Man ſah ſie ſtreben,
Für den Verluſt ihm Troſt zu geben.
Betrogen hatt' er ſeinen Herrn,
Denn dieſer hätte gar zu gern

Die Kleinode gehabt, die klug
Reinke gelobet viel genug.
Drum ſprach zu Reineke der König:
»Gebt euch zufrieden nur ein wenig,
Ihr ſollet reiſen und ſollt jagen,
Um die Kleinode zu erfragen;
Und meine Hülfe ſteht bereit,
Erlangt ihr irgendwie Beſcheid.«
Drauf Reineke: »Mein gnädger Herr,
Ich danke eurer Hoheit ſehr,
Daß ihr mir gönnt ein tröſtlich Wort.
Euch kommt es zu, den Raub und Mord
Zu ſtrafen, der darum geſchehn.
Ich muß mit Fleiße darnach ſehn
Und darnach reiſen Nacht und Tag,
Mir hilft, wen ich erbitten mag.
Krieg ich zu wiſſen, wo ſie ſein,
Und iſt zu ſchwach die Hülfe mein,
Um ſie allein euch zu erringen
Und her vor euren Thron zu bringen, —
Denn euer ſind ſie unbeſtritten, —
Dann werd ich euch um Hilfe bitten,
Daß Mannſchaft werde aufgeboten
Um zu gewinnen die Kleinoden.
Ach brächten wir zu euch ſie her, —
Wie reich belohnt mein Eifer wär!«
Dem Könige das wohlgefiel,
Er lobte Reinkens Worte viel,
Wiewohl der Schalk ihm vorgelogen
Und auf das Gräulichſte betrogen,

Ihm eine Naſe angeſetzt.
Ja, Alle lobten ihn zuletzt.
Er hatte Alle angeführt,
So daß er mochte ungenirt
Nun gehn und reiſen wie er wollte.
Nur Iſegrim im Herzen grollte,
Er wußte weder hin noch her.
»Mein gnädger Herr,« ſo ſagte er:
»Glaubt Reinken ihr denn nun aufs Neue,
Nachdem er zweimal brach die Treue?
Wie ihr den loſen Schalk nur hört,
Der euch mit Lügen ſtets bethört,
Der uns und euch zugleich betrügt,
Nie Wahrheit redet, immer lügt!
Ich laß ihn, Herr, mir nicht entgehn,
Ihr ſollt es hören noch und ſehn,
Daß er ein großer Lügner doch.
Drei große Sachen weiß ich noch,
Denſelben ſoll er nicht entgehn
Und müßt ich ihn im Kampf beſtehn.
Ihr ſagt, man ſoll ihn nach Gebühren
Mit guten Zeugen überführen:
Dadurch gewinnt er Zeit allein,
Um ferner ſchlimm wie ſtets zu ſein.
Denn wollt ihr nur auf Zeugen hören:
Das heißt ihm freien Lauf gewähren
Zu Lug und Trug, ſo nach wie vor.
Denn jeder wäre wohl ein Thor,
Der gegen ihn noch ſpräch ein Wort,
Deß Sache immer gehet fort.

Der Böſewicht, der es mit keinen
Wird jemals treu und redlich meinen.
Auch nicht mit euch, er ſoll nicht weichen.
Ihn ſoll der Richterſpruch erreichen.

Das vierte Buch.

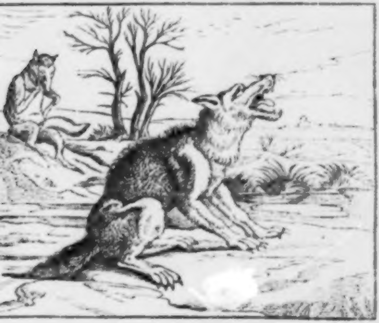
Das erſte Kapitel.

Wie Iſegrim der Wolf wider Reineken klagt.

(5625 — 5702.)

Und Iſegrim hub an zu klagen:
»Mein Herr und König, laßt euch ſagen!
Reineke iſt ein Böſewicht,
Er läßt von Lug und Truge nicht!
Er läſtert auf mein ganz Geſchlecht,
Mich ſelbſt in Schand' er ſtürzen möcht',
Hat ſtets mir Schande angethan,
Griff meines Weibes Ehre an!
Einſt führt' er ſie zu einem Teich,
Hieß in den Schlamm ſie waten gleich
Und ſprach: wollt' ſie viel Fiſche fangen,
Sollt' ſie den Schwanz ins Waſſer hangen,
Dann würden Fiſche an ſich beißen,
Die ſie nicht alle könnt' verſpeiſen.
Sie watete ſo lang und ſchwamm,
Bis daß ſie an ein Ende kam,
Wo es nicht eben allzutief,
Und er: »Hängt ein den Schwanz!« nun rief.
Der ſelbe Winter war ſo kalt,
Daß ihr gefror der Schwanz gar bald,

Und er ihr wurde alſo ſchwer,
Daß ſie nicht konnt' ihn heben mehr;
Als ſie das merkte dachte ſie,
Daß ſie die Laſt der Fiſche zieh.



Doch als es ſah der loſe Dieb —
Ich mag nicht ſagen was er trieb,
Denn er bewältigte mein Weib,
Doch das ſoll koſten ihm den Leib
Dawider hat er keinen Rath:
Ich traf ihn auf der friſchen That,
Als ich damals wie ungefähr
Deſſelben Weges kam daher.
Sie ſchrie bei dieſen Ungebühren,
Doch ſtand zu feſt um ſich zu rühren.

Als ich mit Augen ſah die Schmach —
Ein Wunder, daß mein Herz nicht brach —
Rief ich: »Was treibſt du, Reinke, da!
Doch als der Böſewicht mich ſah,
Da lief er was er konnte fort.
Traurig ging ich an jenen Ort,
Und mußte in dem Schlamme waten,
Mich in dem kalten Waſſer baden,
Eh ich das Eis zerbrochen ganz,
Und ihr befreit davon den Schwanz.
Und dennoch iſt es noch mißglückt,
Denn als ſie mit dem Schwanze rückt',
Da blieb im Eis der vierte Theil.
Ver Schmerz erhob ſie groß Geheul,
So daß herbei die Bauern kamen
Und in dem Teiche wahr uns nahmen.
Da erſt erhub ſich ein Geſchrei,
Sie kamen eilig bald herbei:
Die Männer Aexte, Prügel nahmen,
Die Weiber mit dem Rocken kamen.
Da ſchrie es: Werfet, ſtecht, ſchlagt todt!
Ich war noch nie in größrer Noth.
Daſſelbe ſagte auch mein Weib.
Wir kamen ſchier um unſern Leib,
Wir liefen, daß der Schweiß ausbrach.
Ein Lotterbube nach uns ſtach
Mit einer Lanze groß und lang,
Der machte uns am meiſten bang.
Denn er war leicht zu Fuß und ſtark.
Wenn ſich nicht ſchon die Sonne barg,

Wir wären ſicher todt geblieben.
Die Weiber ſchrien, die böſen Sieben:
Wir hätten ihre Schaaf' erbiſſen.
Sie hätten gern uns todt geſchmiſſen,
Sie ſchrieen nach uns alle Schande.
Wir liefen wieder von dem Lande
Ins Waſſer, wo viel Binſen ſtanden
Und uns die Bauern nicht mehr fanden.
Sie trauten ſich nicht nach bei Nacht,
Drum ſie ſich fluchend fortgemacht.
So kam's daß wir mit Noth entgingen.
Erkennet, Herr, in dieſen Dingen:
Nothzucht und Mord und auch Verrath,
Und ſtrafet dieſe Miſſethat.«

Das zweite Kapitel.

Wie ſich Reineke verantwortet, und wie die Wölfin erzählt, wie er ſie einſt bei einem Brunnen betrogen.

(5748 — 5854.)

Der König ſprach: »Was Reinken hier
Der Wolf verklaget hat vor mir,
Entſcheide ich ſogleich nach Recht,
Hört' ich erſt Reinken; darum ſprecht!«
Drauf Reineke: »Wenn wahr es wäre,
Litt ich wohl Schaden an der Ehre.
Verhüte Gott, daß dem ſo iſt.
Wahr iſt, daß ich zu jener Friſt
Ihr lehrte, wie man Fiſche fange,
Und zeigte, wie man hingelange

Nach jenem Waſſer in dem Teich.
Sie aber lief ſo gierig gleich,
Um in den Teich hinein zu kommen,
Als ſie von Fiſchen was vernommen,
Und hielt da weder Weg noch Weiſe;
Und daß ſie dann befror im Eiſe,
Das machte, daß zu lang ſie ſaß.
Genug der Fiſche ſie wohl fraß,
Hätt ſie den Schwanz herausgenommen,
Doch konnt' ſie nicht genug bekommen.
Zu viel begehren iſt nicht gut,
Es ſchadet aller Uebermuth.
Weß Sinn und Herze darnach ſteht,
Wer gierig immer weiter geht,
Sich ſelber Noth bereitet hat.
Den Gierigen macht niemand ſatt.
So ging's Frau Gieremuthen dort,
Als ſie befror an jenem Ort.
Jetzt wird mir ſchlechter Dank gezollt,
Daß ich ihr helfen noch gewollt!
Als ſie daſelbſt im Eiſe ſtand,
Hab alle Kraft ich angeſpannt,
Sie zu befrein; ſie war zu ſchwer.
Da kam ihr Mann von Ungefähr,
Der trat an's Ufer dicht heran
Und hub ſchrecklich zu fluchen an.
Wahr iſt's, daß damals ich erſchrack,
Als er ſo fluchte Schlag auf Schlag,
Wohl zwei und dreimal, alles Schlimme
Mir wünſchend an in ſeinem Grimme.

Vor Zorn begann er laut zu ſchrein.
Lauf! dacht ich: das wird's beſte ſein.
Denn Flucht iſt beſſer ſtets als Tod!
Zu warten hatt ich keine Noth;
Er that als wollt' er mich zerreiſſen.
Wahr iſt's, wenn ſich zwei Hunde beißen
Um einen Knochen, Einer muß
Verlieren ſtets, drum ſchnell zu Fuß, —
Um zu entwiſchen ſeinem Zorn.
Sein ganz Gemüthe war verworrn,
Er war ſehr grimmig, ſo wie noch,
Und leugnet er's, ſo lügt er doch.
Fragt nur ſein Weib, ſie denkt wohl dran, —
Was geht der Böſewicht mich an.
Als er nun deſſen ward gewahr,
Daß ſie im Eis befroren war,
Da fluchte er, es war ein Graus,
Und ging hinzu und half ihr 'raus.
Und was er weiter nun geklagt,
Daß ihn die Bauern dort gejagt,
Seht, das war allen beiden gut,
Es machte ihnen warm das Blut,
Das in dem Eiſe kalt geworden.
Was ſoll ich weiter noch antworten?
Führwahr, der iſt ein Böſewicht,
Der ſo vom eignen Weibe ſpricht.
Sie iſt ja hier, man mag ſie fragen,
Wär's ſo, ſie würde ſelbſt wohl klagen.
Ich bitte Friſt um eine Wochen,
Bis mit den Freunden ich geſprochen.

Ich will dann noch Berathung pflegen,
Was ich dem Wolfe ſtell entgegen.
Drauf Gieremuth, des Wolfes Weib:
Seht, Fuchs, all euer Zeitvertreib
Iſt Schalkheit und iſt Büberei,
Und Lug und Trug und Schurkerei!
Wer euren Worten Glauben ſchenkt,
Sich ſelber der am meiſten kränkt.
Zweideutig ſprecht ihr immerdar;
Das nahm ich bei dem Brunnen wahr,
An dem die beiden Eimer hangen.
In einen waret ihr gegangen,
Der euch mit ſich hinabgenommen.
Ihr wußtet nicht heraufzukommen,
Und ſtöhntet laut. Es war bei Nacht,
Ich rief: Wer hat euch 'rein gebracht?
Als euer Rufen ich vernommen.
Da ſprachet ihr: es würd' mir frommen,
Im andern Eimer einzuſteigen,
Ihr wolltet mir viel Fiſche zeigen.
Zu meinem Unglück war ich dort!
Ich glaubte eurem falſchen Wort:
Ihr ſchwurt bei eurer Seele mir,
Daß ſo viel Fiſch gegeſſen ihr,
Daß weh euch thäte euer Leib.
Das glaubte ich, ich thöricht Weib!
Ich ſtieg hinein und ich ging nieder,
Indeß daß ihr empor kamt wieder.
Verwundert, daß es alſo ging, —
Wie kommt's? zu fragen ich anfing.

Da ſprachet ihr zum Troſt dawider:
So geht die Welt bald auf bald nieder!
So iſt einmal der Lauf der Welt,
Nicht anders iſt er uns beſtellt.
Wie eines Jeden Tugend ſteht,
Wird er erniedrigt und erhöht.
So hie und ſo an jedem Ort.
Drauf ſprangt ihr 'raus und liefet fort.
Ich blieb im Born den ganzen Tag,
Und kriegte dann noch manchen Schlag,
Bevor ich dort entkommen war.
Es nahmen mich zween Bauern wahr:
Ich ſaß dort hungrig und betrübt —
Traun, 'keine größre Angſt es giebt, —
Und dieſes Bad bezahlte ich.
Die Bauern ſprachen unter ſich:
Schau nur: dort in dem Eimer iſt
Der Dieb, der unſre Lämmer frißt!
Willſt du mir ihn herauf nur langen,
So will ich alſo ihn empfangen,
Daß er manch Lamm bezahlen ſoll.
Ach, er empfing mich jammervoll.
Ich kriegte da Schlag über Schlag,
Ich hatte nie betrübtern Tag,
Bis ich zuletzt doch noch entkam.«
»'s iſt gut!« der Fuchs das Wort jetzt nahm,
»Daß ſie ſtatt meiner euch geſchlagen,
Ich hätte nicht ſo viel vertragen.
Muß ich allein ſonſt immer leiden,
So war's mal anders da zu Zeiten.

Wir konnten beide nicht entkommen.
Ich lehrte euch — habt ihr's vernommen —
Damals: daß ihr zu andrer Zeit
Auf eurer Hut wohl beſſer ſeid
Und niemand zu viel Glauben ſchenkt,
Dieweil die Welt mit Schalkheit kränkt.«
»Ja,« ſprach der Wolf: »das Wort iſt wahr,
Das wird an Reinken offenbar,
Von ihm hab ich den meiſten Schaden;
Wie oft ſchon hat er mich verrathen!
Noch ſagte ich nicht alles hier.
Einſt kamen unter Affen wir
In einem Berg im Sachſenland,
Da bracht er mich in Noth und Schand'.
In eine Höhle ſchickt' er mich,
Drin war's, er wußt es, fürchterlich.
Fand ich bei Zeiten nicht das Thor,
Verlor ich ſicher dort ein Ohr.
Die Aeffin er als Muhme nahm,
Es that ihm leid, daß ich entkam.
Er ſchickt' mich in ihr Neſt hinein,
Im Höllenpfuhl meint' ich zu ſein.«

Das dritte Kapitel.

Wie Reineke von den Meerkatzen erzählt.

(5855 — 5878.)

Vor all den Herrn bei Hofe dort
Nahm Reineke nun ſo das Wort:
»Wenn Iſegrim von Affen ſpricht,
So iſt er recht bei Sinnen nicht,

Und ſeine Worte ſind nicht klar.
Es ſind nun drittehalben Jahr,
Daß ich ihm folgt' ins Land der Saſſen,
Da ging er hin mit großem Praſſen.
Erlogen iſt es, was er ſpricht:
Meerkatzen waren's, Affen nicht.
Er ſagt es nur zu meiner Schand,
Meerkatzen ſind mir nicht verwandt.
Mit Märten und mit Riechgenau,
Dem Herrn Notar und ſeiner Frau,
Bin ich verwandt, und ſie alleine
Sind Affen; jene waren keine.
Meerkatzen gehen nichts mich an,
Niemand als Iſegrim denkt dran.
Sie, gleich dem Teufel in der Höllen,
Nahm ich mir niemals zu Geſellen.
Hab ich ſie Vettern je geheißen,
So that ich's, um was Gut's zu ſpeiſen:
Es war dabei nichts zu verlieren,
Sonſt würd' ich ihnen nicht hofiren.«

Das vierte Kapitel.

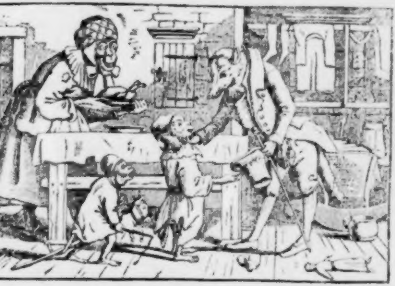
Wie Reincke erzählt, daß er den Wolf unter die Meerkatzen gebracht, wo er in große Gefahr gerieth.

(5879 — 6096.)

»Vernehmet, Herr, wie es gekommen.
Wir hatten ſeitwärts wahrgenommen
Ein finſtres Loch, das tief und lang.
Der Wolf war ſchier vor Hunger krank.

Ich ſah ihn zwar noch nie ſo ſatt,
Daß er nicht mehr begehrt noch hat.
Ich ſprach: Das Loch, das ich euch weiſe,
Enthält gewiß etwas von Speiſe.
Denn wer darin auch mag verweilen,
Er muß mit uns das Seine theilen.
»Nein, lieber Ohm,« ſprach Iſegrim,
»Ihr ſeid geſchickter, als ich bin,
Ich wart' auf euch, geht ihr hinein!«
Er hofft', es ſollt mein Schaden ſein.
Doch fänd ich etwas für den Magen,
Das, meint' er, ſollte ich ihm ſagen.
Ich ging hinein durch einen Gang,
Der finſter war und krumm und lang.
Ich möchte nicht um tauſend Gulden
Noch einmal dieſe Angſt erdulden,
Die ich empfing, als ich nun da
Die greuelvollen Katzen ſah,
Die groß und klein, nicht mehr noch minder
Der alten Mutter Katze Kinder.
Die Alte lag im Neſte drein,
Ich glaubt' es müßt' der Teufel ſein.
Man ſah an ihnen ſich ein Graun:
An Hand und Fuß die langen Klaun,
Ein großes Maul, mit Zähnen ganz
Gefüllt, und einen langen Schwanz!
Die ſchwarzen wunderlichen Jungen
Wie junge Teufel mich umſprungen.
Ich ſah ſie nur mit Grauen an:
Ach, dacht ich, wärſt du erſt von dann!

Sie war nebſt eingen ihrer Kinder,
So groß wie Iſegrim, nicht minder.
Sie lagen da auf faulem Heu, —
Noch nichts ſah ich mit ſolcher Scheu:
Bis an die Ohren in dem Koth,
Und vor Geſtank war ich ſchier todt.
Sie waren Viele, ich allein,
Drum galt es wahrlich klug zu ſein.
Sie zeigten ſich von ſchlimmer Art,
Drum ging ich ihnen um den Bart.
Ich grüßte ſchön ſie und gewandt
Und that mit ihnen ganz bekannt;
Ich nannte ſie die Neffen mein
Und ſprach: »Gott laſſe euch gedeihn!



Seht doch die lieben Kinderlein,
Gleich ſieht man, daß ſie euer ſein.
Wie luſtig ſind ſie, ſchön und fein,
Sie könnten Königskinder ſein!
Mit Recht mag ich euch, Muhme, ehren,
Sorgt ihr ſo unſern Stamm zu mehren.
Mich dauert nur, daß nicht ſchon lange
Ich mich beeilt mit dieſem Gange:
Denn Freunde ſind ein Troſt in Noth.«
Als ich ihr ſolche Ehre bot,
Obſchon mir's nicht von Herzen kam,
Auch ſie mich als Bekannten nahm.
Sie hieß mich Ohm und dankte ſchön,
Obſchon ſie nie mich noch geſehn.
Daß ich ſie Muhme hieß, mir nützte,
Obſchon ich dabei Angſtſchweiß ſchwitzte.
Sie ſprach: »Ohm, ſeid willkommen hier!
Wie geht es euch? Wie lieb iſt mir,
Daß ihr euch einmal nahmt die Zeit
Und her zu uns gekommen ſeid.
Ihr ſeid ſo klug und könnet lehren
Die Vetterchen den Weg zu Ehren.«
Seht, daß ſie mir ſo freundlich war,
Das kam nur daher offenbar,
Daß ich ſie meine Muhme hieß
Und ſie nicht Wahrheit wiſſen ließ.
Nun wollt ich gern von dannen gehn,
Da ſprach ſie: »Ohm, ihr dürft nicht gehn,
Bis ihr mit uns gegeſſen habt.
Darauf hat ſie mich denn gelabt

Mit vielen Speiſen mancherlei,
Ich wußte ſelbſt kaum was es ſei:
Von Hirſchen, Rehn und anderm Wild.
Nachdem mein Appetit geſtillt,
Befriediget der Hunger mein,
Da packt' ſie noch ein Stück mit ein,
Und ſagt', ich ſolle mich bequemen
Und für mein Weib es mit mir nehmen.
So hab ich Urlaub denn genommen,
Sie bat, ich möcht bald wieder kommen.
Das ſagt ich zu und ging hinaus.
Es war nicht angenehm im Haus,
Es roch ſo greulich nach den Wiegen,
Ich glaubte ſchier den Tod zu kriegen.
Gut war es, daß es ſo gekommen;
Ich hab den Weg durch's Loch genommen.
Durch das ich erſt den Eingang fand.
Als ich nun wieder draußen ſtand,
Lag ſtöhnend da der Iſegrim
Beim Baum. »Wie geht's euch?« fragt ich ihn.
Er ſprach: »Nicht wohl, ich muß verderben;
Mich dünkt, ich muß vor Hunger ſterben.«
Da härmte mich ſein Mißgeſchick,
Ich gab ihm jenes gute Stück,
Was in der Höhle ich bekommen.
Das hat er gern zu ſich genommen;
Er ſagte damals großen Dank,
Doch freilich währte das nicht lang.
Als er verzehrt den guten Biſſen,
Sprach er: »Nun, Oheim, laßt mich wiſſen,

Wer wohnet in der Höhle dort,
Und wie beſchaffen iſt der Ort?
Da nun belehrt' ich ihn auf's Beſt,
Ich ſprach: »Es iſt ein volles Neſt,
Und Speiſen ſind genug darin;
Wollt euer Theil ihr nehmen hin,
So geht hinein; doch hütet euch,
Das was ihr denkt, zu ſagen gleich.
Wollt gütlich ihr dort drinnen fahren,
So müßt ihr mit der Wahrheit ſparen.
Wer Wahrheit immer ſprechen will,
Der leidet auch Verfolgung viel
Und muß oft draußen bleiben ſtehn,
Wenn Andre in die Herberg gehn.
Ich hieß ihn gehn zur Höhle ein,
Er würde wohl empfangen ſein;
Doch was er ſäh, ſoll er nicht ſtören,
Und ſagen, was man liebt zu hören.
    Mein gnädger Herr, das war das Wort,
Was ich ihn lehrte. Er ging fort
Und that durchaus das Gegentheil.
Geſchah ihm nun da wenig Heil,
So war's fürwahr ſein eigner Schade,
Weil er nicht folgte meinem Rathe.
Die groben Klötze, wie ſie ſei'n,
In die will keine Weisheit ein,
Sie achten auch die Weisheit nicht
Und haſſen den, der weiſe ſpricht,
Weil ſie die Klugheit nicht verſtehn.
Ich ließ mit meinem Rath ihn gehn:

Wollt' er vor Schaden ſich bewahren,
So ſollt' er drinn die Wahrheit ſparen;
Da ſagt' er, das ſei längſt bekannt,
Und ging zur Höhle unverwandt.
Da fand er drinnen denn die Katze
Mit greulich garſt'ger Teufelsfratze
Sammt ihren Kindern. Er erſchrack
Und rief: »Gott, welches Greuelpack!
Sind das hier alles eure Jungen?
Die ſcheinen mir der Höll entſprungen.
Erſäuft ſie! geht! das iſt mein Rath;
Was ſoll der Welt die Teufelsſaat?
Hätt ich ſie nur, ſie müßten hangen,
Um junge Teufel einzufangen,
Wenn man ſie brächt' in einen Meer
Und ſie dort bände auf das Rohr.
Wie greulich ſind ſie nicht geſchaffen!
Meeraffen ſind ſie nicht: Mooraffen.«
Da ſprach die Katze unverwandt:
»Wer Teufel hat euch hergeſandt?
Was habt ihr mein zu ſpotten hier?
Was habt bei mir zu ſchaffen ihr?
Ob häßlich oder ſchön ſie ſind,
Was ſchiert es euch, das ſagt geſchwind!
Reinke der Fuchs, ein kluger Mann,
Der ſprach erſt heute bei uns an
Und ſagte mir, von meiner Art
Sein ſie, und ſchön und niedlich zart;
Kaum eine Stunde iſt vorbei,
Da ſagt er, daß ihr Ohm er ſei.

Wenn ſie euch nicht behagen wollen,
Hättet ihr draußen bleiben ſollen.
Wer lud euch ein? Gedenket deſſen!«
Da forderte der Wolf zu eſſen
Und ſchrie: »Nur her, ſonſt helf ich dir!
Mir ziemt's, nicht den Geſpenſtern hier!«
Er wollte mit Gewalt zulangen,
Da hat er ſeinen Lohn empfangen.
Sie ſprang auf ihn, packt' ihn und biß,
Mit ihren Nägeln ſie ihn riß;
Und ihre Kinder halfen ihr.
Zerbiſſen und zerriſſen ſchier,
Zu ſchrein, zu heulen er begann,
Das Blut ihm von den Backen rann;
Er ſetzte ſich auch nicht zur Wehr
Und lief, wo er gekommen her.
Als ich ihn ſah, war er zerbiſſen,
Zerklaut, zerſetzet und zerriſſen,
Am Leibe manch ein Loch ihm ſaß,
Sein Kopf war ganz von Blute naß;
Sie hatten ihm ein Ohr zerpflückt
Und tüchtig ihm das Fell gerückt.
Als ich ihn ſah ſo zugerichtet,
Fragt' ich, ob er denn nichts erdichtet.
Er ſprach: »Ich ſagte wie ich's fand,
Die Metze machte mich zu Schand!
Wär ſie hier draußen, ſollt ſie büßen.
Sagt ſelbſt, könnt ihr es beſſer wiſſen?
Ob ſie nicht ſcheußlich anzuſehn?
Als ich's ihr ſagte, war's geſchehn:

Da fand ich bei ihr keine Gnade;
Ich kam zu einem böſen Bade!«
Da ſprach ich drauf: »Seid ihr verkehrt?
Alſo hab ich's euch nicht gelehrt.
Ihr hättet ſollen ſagen fein:
Wie geht's euch, liebes Mühmelein?
Wie geht es euern Kinderlein,
Den lieben ſchönen Neffchen mein!«
Da ſagte Iſegrim zu mir:
»Eh daß ich Muhme nenn' das Thier
Und ihre Kinder Neffen mein,
Eh ſollen ſie des Teufels ſein,
Und ihre Freundſchaft ich nicht mag, —
Sie ſind das ſchlimmſte Lumpenpack.«
Seht, Herr, drum nahm der Iſegrin
Damals ſo ſchnöden Lohn dahin.
Nun, Herr und König, mögt ihr ſagen,
Ob von Verrath er dürfe klagen?
Fragt ihn nur ſelbſt, ob's anders ſei:
Als es geſchah, war er dabei.«

Das fünfte Kapitel.

Wie Iſegrim Reineken mit keiner Klage überwinden kann, ihm daher ſeinen Handſchuh zuwirft und ihn zum Zweikampf fordert.

(6097 — 6162.)

Drauf Iſegrim: »All dieſen Sachen
Will ich ſogleich ein Ende machen!
Was ſollen wir uns lange zanken, —
Wer Recht hat, ſoll vom Recht nicht wanken.

Es trug euch, Reineke, der Krampf,
Ich fordre euch zum blutgen Kampf!
Dann wird ſich zeigen unſer Recht.
Was ihr da von der Höhle ſprecht,
Daß ihr mir Speiſe dort gegeben,
Um zu erfriſchen mir das Leben:
Das lügt ihr! Einen Knochen gabt
Ihr mir, das Fleiſch hat euch gelabt.
Ihr ſpottet mein nur gar zu ſehr
Und greift mich an in meiner Ehr.
Ihr habet manches böſe Wort
Auf mich gebracht an dieſem Ort:
Es ſei, dem Könige ſein Leben
Zu nehmen, ins Geheim mein Streben.
Ihr habt den König ſelbſt betrogen,
Als ihr ihm von dem Schatz gelogen,
Ihr habt die Wölfin mir, mein Weib,
Geſchändet auch an Ehr und Leib.
Dieß iſt es, deſſen ich euch zeihe!
Und um das Alte wie ums Neue
Verlang ich Kampf zu dieſer Zeit,
Weil ihr ein Schuft und Mörder ſeid.
Und dieſer Kampf um Leib und Leben
Soll unſerm Zank ein Ende geben.
Es heiſcht von mir die Ritterſitte,
Daß ich euch meinen Handſchuh biete.
Hier liegt er! Ihr könnt auf ihn heben,
Das Andre alles wird ſich geben!
Herr König, ihr, und insgemein
Die Herren all', ſollt Zeugen ſein:

Er ſoll dem Recht ſich nicht entziehn,
Bis daß ich kämpfte wider ihn!«

Da dacht der Fuchs in ſeinem Sinn:
Hier heißt es: Gut und Leben hin!
Denn er iſt groß und ich bin klein.
Büß ich in dieſem Kampfe ein,
So iſt umſonſt all meine Liſt.
Doch Eines mir zum Vortheil iſt,
Das bringt ihm eben keinen Nutzen:
Ich ließ ihm jüngſt die Klauen putzen.
Sein Muth iſt noch nicht abgekühlt,
Ich hoffe’, daß er es noch fühlt.

Drauf ſprach zum Wolf er ſchnell bereit:
»Ihr ſelbſt ein Schuft und Mörder ſeid!
Weß ihr mich hie habt angeklagt,
Das habt als Lügner ihr geſagt!
Den Kampf mit euch, den will ich wagen,
Und ſonder Scheu und ſonder Zagen.
Mir wird mit dieſem Kampf gewährt,
Was längſt ich allezeit begehrt!
Es lügt der Wolf. Von meiner Hand
Empfanget zu Gericht mein Pfand!«

Der König nahm die Pfänder hin
Von Reinken und von Iſegrin,
Und ſprach: »Wo habt die Bürgen ihr,
Daß ihr euch morgen ſtellet hier
Zum Kampfe, denn er ſoll geſchehn,
Daß endlich man mag Wahrheit ſehn.«

Für Iſegrim nun traten her
Der Kater Hinz und Braun der Bär;
Für Reinken traten an den Thron
Grimbart und Mönke, Märtens Sohn.

Das ſechste Kapitel.

Wie die Aeffin Reincken gute Rathſchläge giebt, und ſeine andern Freunde die Nacht über bei ihm bleiben.

(6163 — 6246.)

Die Aeffin ſprach, zum Fuchs gewandt:
»Nun, Freund Reineke, zeigt Verſtand:
Märten mein Mann und euer Ohm,
Der auf der Reiſe iſt nach Rom,
Hat einſt mir ein Gebet geſagt,
Das Abt von Schluckauf ausgedacht.
Er hatte meinen Gatten lieb,
Weshalb er es für ihn aufſchrieb.
Er ſprach: Es hilft das allezeit
Dem, welcher gehen will zum Streit.
Wenn man es über einen lieſt
Des Morgens, wenn er nüchtern iſt,
So iſt er dieſen Tag vor Noth
Behütet und ſogar vor Tod,
Den ganzen Tag zu allen Stunden.
Niemand vermag ihn zu verwunden,
Es iſt für allen Schaden gut.
Drum, Neffe, faſſet friſchen Muth!
Ich will euch ſegnen damit morgen,
So dürft ihr für den Tod nicht ſorgen.«

Reineke ſprach: »Ich dank indeſſen,
Ich werd's euch ſicher nicht vergeſſen.
Doch daß gerecht die Sache mein,
Wird mir den beſten Beiſtand leihn.«
Zu Nacht die Freunde bei ihm blieben,
Damit ſie ihm die Angſt vertrieben.
Frau Riechgenau die Aeffin war
Reinken ergeben ganz und gar.
Sie ſchnitt ihm von dem Kopf zum Schwanz,
Vom Vordertheil zum Bauche ganz
Die Haare weg, um glatt zu ſein,
Und ſchmiert ihn auch mit Oele ein.
Der Fuchs war wohlgenährt und rund.
Sie ſprach: »Nun, Freund, gilt's einen Fund!
Laßt euch von guten Freunden rathen,
Das iſt gewiß nicht euer Schaden:
Trinket noch viel zu dieſer Zeit,
Und wenn ihr dann gekommen ſeid
Zum Kampfplatz, haltet's Waſſer an;
Doch ſchreitet ihr zum Angriff dann,
Laßt in den Schwanz, was ihr geſpart,
Und ſchlagt dem Wolf ihn in den Bart.
Trifft ihm die Augen euer Streich,
So werden ſie ihm finſter gleich.
Das wird euch ſehr zu ſtatten kommen
Und wird dem Feinde wenig frommen.
Dieß nun müßt ihr zum erſten wagen,
Dann aber laßt euch von ihm jagen,
Und laufet ſtets dem Wind entgegen,
Den Sand ihm in's Geſicht zu fegen,

Daß er ihm in die Augen kommt.
Darnach euch eine Wendung frommt;
Indeß er ſich die Augen reibt,
Seht zu wo euer Vortheil bleibt:
Wenn ihr ihm in die Augen pißt,
Soll er nicht wiſſen, wo er iſt.
Seht, Neffe, ſo iſt dieß beſchaffen.
Nun aber legt euch ruhig ſchlafen,
Ich will euch wecken, wenn es Zeit.
Doch jetzo bin ich noch bereit,
Zu ſprechen über euch den Segen.«
Drauf ſprach ſie unter Handauflegen:
Gaudo statzi salphenio
Casbu gorfous as bulfrio!
Nun, Reinke, ſeid ihr wohl verwahrt.«
Daſſelbe ſprach der Dachs Grimbart.
Drauf ſorgten ſie, daß er ſich legte
Und auf dem Bett der Ruhe pflegte.
Er ſchlief bis ſich der Tag genaht,
Wo Dachs und Otter zu ihm trat.
Sie weckten aus dem Schlaf ihn beide
Und mahnten, daß er ſich bereite.
Die Otter bracht ein Endchen jung
Und ſprach: »Ich that manch einen Sprung,
Bis daß bei Hönerburg am Damm
Ich's einem Vogelſteller nahm.
Laßt's euch, Herr Vetter, wohl bekommen!«
»Das wird als Handgeld angenommen!«
Sprach Reineke: »ich bin nicht dumm;
Ihr dachtet mein, Gott lohn euch drum!«

Es aß der Fuchs und trank darauf,
Und ging mit ſeinen Freunden drauf
Zum Platze hin, wo aufgeſchlagen
Die Schranken, drin den Kampf zu wagen.

Das ſiebente Kapitel.

Wie Iſegrim und Reineke beide auf dem Kampfplatze erſcheinen und welche Eide ſie gegen einander ſchwören.

(6247 — 6298.)

Als nun der König Reinken da
So glatt geſchoren vor ſich ſah,
Von ſeinen Freunden hingebracht,
Da lachte er aus voller Macht.
Er ſah ihn glänzend eingetheert,
Und rief: »Wer hat dich das gelehrt?
Mit Recht wirſt Reinke du genannt,
Denn immer biſt du ſchlau gewandt!
Du findeſt überall ein Loch:
Wie's kommt, zu helfen weißt du doch!«
Vor'm König Reinke ſich verneigt,
Der Königin er Ehr erzeigt,
Damit zeigt er ſich kampfbereit,
Sprang in den Kreis zu gleicher Zeit.
Da war der Wolf mit ſeinen Freunden,
Die's alle ſchlimm mit Reinken meinten;
Sie ſprachen manch erboßtes Wort.
Drauf brachten die Reliquien dort
Grieswärtel Leopard und Luchs.

Auf ſolche ſchwuren Wolf und Fuchs,
Weßhalb ſie in den Kreis gekommen.

Zum erſten ward der Wolf vernommen:
»Ich ſchwöre Reinke iſt Verräther,
Ein Dieb, ein Mörder, Miſſethäter,
Ein Ehebrecher, falſcher Dieb:
So wahr mir Leib und Leben lieb.«

Drauf ließ der Reinke Fuchs ſich hören,
Um jene Klage abzuſchwören:
»Was Iſegrim der Wolf geklagt,
Er als ein Schelm und Lügner ſagt,
Und ſein Beweis wird nie geſchaut.«

Drauf ſprachen die Grieswärtel laut:
»Wer der Gerechte, zeigt ſich nun.
Thut was ihr ſchuldig ſeid zu thun!«
Den Kreis verließ nun groß und klein,
Es blieben jene zwei allein.
Noch einmal ſprach die Aeffin dort:
»Gedenket, Reinke, an mein Wort!«
Und Reinke drauf mit freiem Muth:
»Ich weiß ihr meint es mit mir gut,
Nun zaget nicht, ich geh daran!
Ich hab wohl manchen Weg gethan
Auf guten Fang in ſtiller Nacht,
Und an's Bezahlen nie gedacht,
Doch Leib und Leben dran gewagt.
Drum will ich jetzt auch unverzagt
Mit dieſem Böſewichte ſtreiten,
Den Wölfen allen Schmach bereiten

Den Füchſen allen Ruhm und Preis,
Wenn ich als Lügner ihn beweis.«
So ließen ſie allein die beiden:
Man ſah ſie friſch zum Kampfe ſchreiten.

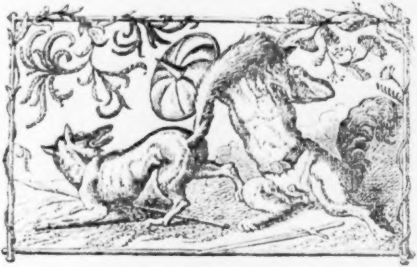
Das achte Kapitel.

Wie der Kampf beginnt und welcher Liſt ſich Reineke bedient.

(6299 — 6528.)

Der Wolf kam an mit großem Neid,
Die Krallen ſcharf, den Rachen weit,
Mit langem Sprung. Den rauhen Gruß
Vermied der Fuchs, der ſchnell zu Fuß,
Indem er ſeitwärts ihm entrann.
Drauf eh er ſelbſt den Streit begann,
Pißt er auf ſeinen eignen Schwanz
Und macht ihn voll mit Sande ganz;
Und als der Wolf nun wieder kam,
Des Vortheils Reineke wahrnahm
Und ſchlug den Schwanz ihm ins Geſicht,
Daß ihm verging das Augenlicht.
Dem Feinde in die Augen ſeichen:
Das war von ſeinen alten Streichen.
Denn Reinkens Harn, der war ſo ſchlimm,
Daß jedem, dem wie Iſegrim
Er einmal in die Augen kam,
Er gleich die Kraft zu ſehen nahm.
Auf dieſe Art bracht er in Leid
Des Wolfes Söhn' in früher Zeit,
Daß er ſie um's Geſicht gebracht,
Wie wir ſchon früher deſſ' gedacht.

So macht' er jetzt den Alten blind;
Er ſtellte ſich ihm vor den Wind,
Und warf den Staub ſchnell hinter ſich,
Daß er ihm in die Augen ſtrich.
Als ſich der Wolf die Augen rieb,
Er ſchnell ihn in die Augen hieb
Mit ſeinem Schwanz und blendet' ihn;
Vor Schmerz ſchrie auf der Iſegrin.



Der Fuchs, der alſo Zeit gewann,
Griff eilig Iſegrim nun an.
Indeß der Wolf die Augen reibt,
Reinke ſein Spiel noch weiter treibt,
Er blendet ihn noch immer mehr
Und ſchlägt und kratzt und beißt ihn ſehr.
Der Wolf vor Wuth war ſchon bethört,
Indeß er Reinken ſpotten hört:
»Herr Wolf, manch ein unſchuldig Lamm

Durch eure Gier den Tod bekam;
Ihr habt manch liebes Thier zerriſſen;
Ich hoff ihr werdet's laſſen müſſen.
Das kommet eurer Seel zu gut,
Daß ihr jetzt alſo Buße thut.
Geduld, mein Freund, 's nimmt bald ein Ende,
Du fielſt in Meiſter Reinkens Hände!
Ich will euch nicht das Leben nehmen,
Wollt ihr zur Bitte euch bequemen!«

Indeß er ſo ſich hören läßt,
Hielt er ihn an der Kehle feſt
Und biß und würgte ihn gar arg.
Doch Iſegrim war ihm zu ſtark,
Er riß ſich los mit einem Ruck.
Doch Reinke in's Geſicht ihn ſchlug,
Und traf ihn ſo mit ſeinem Biß,
Daß er ihm aus ein Auge riß.
Es lief herab ein Strom von Blut,
Da rief der Fuchs: »So iſt es gut!«

Dem Wolfe ſank herab der Muth,
Als er ſo ſah ſein eigen Blut,
Und daß er um ein Auge kam.
In der Verzweiflung aber nahm
Er einen Anlauf und erfaßte
Den Fuchs, dem ſolches wenig paßte.
Sein Schmerz vor ſeinem Zorne wich,
Er warf den Reinke unter ſich;
Mit ſeinen Zähnen unverwandt
Erfaßt er Reinkens eine Hand,

Den Vorderfuß; da kam in Noth
Der Fuchs und ahnte ſeinen Tod.
Verloren gab er ſeine Hand,
Und Iſegrim, von Zorn entbrannt,
Sprach, feſt ſie haltend mit dem Munde
»Nun iſt gekommen deine Stunde!
Du Dieb! ergieb dich oder ſtirb!
All deiner Sünden Lohn erwirb:
Daß du mich tückiſch angepißt,
Dich eingeölt — all deine Liſt,
Iſt nun umſonſt. Was du an mir
Gethan, vergelt ich heute dir.
Wie oft haſt du mich ſchon geſchändet,
Und jetzt die Augen mir geblendet!«
Es dachte **Reinke**: Nun in Noth,
Ergeb ich mich, ſonſt iſt's mein Tod!
Ergeb ich mich, bin ich geſchändet, — —
Ich hab mir's ſelber zugewendet.
Da ließ er ſüße Worte hören:
»Ach, lieber Ohm, laßt euch beſchwören,
Ich geb euch all meine Habe,
Ich will für euch zum heilgen Grabe,
In jede Kirch im heilgen Land,
Und geb euch dann in eure Hand
Den Ablaß, der mir wird zu Theil,
Für euch und eurer Aeltern Heil.
Ihr werdet ſo von mir geehrt,
Als ob zu Rom der Papſt ihr wärt.
Ich will euch ſchwören einen Eid,
Euch Knecht zu ſein in Ewigkeit.

Auch alle meine Sippen ſollen
Euch Ehrfurcht und Gehorſam zollen.
Ich ſchwör es euch mit einem Eid,
Mehr als mein König ihr mir ſeid.
Wollt ihr dieß thuen unverwandt,
Seid ihr der Herr vom ganzen Land,
Was ich nur irgend wie mag fangen,
Das ſollet ihr von mir empfangen:
Es ſeien Hühner, Gänſe, Fiſche,
Ich liefre ſie zu eurem Tiſche.
Eh ich mir ſelber will was gönnen,
Sollt ihr zuvor auswählen können,
Ihr und die Euern allezeit.
Dazu noch bin ich ſtets bereit,
Auf euer Beſtes nur zu ſehn,
Daß euch kein Schaden mag geſchehn.
Ich heiße klug und ihr ſeid mächtig,
So wirken wir fortan einträchtig;
Wer kann, ſind wir vereint, uns ſchaden,
Ihr habt die Macht, ich weiß zu rathen.
Wir ſind einander Nahverwandte,
Es iſt wahrhaftig eine Schande,
Daß wir zuſammen ſtreiten wollen.
Niemand hätt' mich bewegen ſollen
Zu dieſem Kampf, konnt ich entgehn;
Nach eurem Willen iſt's geſchehn,
Ich mußte wider Willen dran.
Und doch hab ich euch dargethan
Die Liebe mein, ich ſchonte euch,
Und ſuchte euch von Anfang gleich

Euch, lieber Ohm, die Noth zu ſparen,
Sonſt wärt ihr ſchlimmer wohl gefahren.
Wenn ich im Herzen gram euch wäre,
Erhieltet ihr noch härtre Lehre.
Noch iſt nicht allzu viel geſchehn,
Mit eurem Aug — das war verſehn!
Ach, dieß Verſehn iſt mir ſo leid!
Das Beſte iſt, es iſt noch Zeit,
Ich weiß ein Mittel, euch zu heilen,
Das will ich gerne mit euch theilen.
Bleibt's Auge weg und ſeid ihr heil,
So habt ihr immer noch Vortheil,
Ihr dürft Ein Fenſter nur verſchließen,
Wenn ihr des Schlafes wollt genießen,
Indeß ein Andrer zweie ſchließt.
Und wenn's euch immer noch verdrießt —
Noch eine Sühne! All die Meinen,
Weib, Kinder, ausgeſchloſſen Keinen,
Sie ſollen hier ſich vor euch neigen,
Vorm König Ehre euch bezeigen
Und bitten, Reinken zu vergeben,
Zu ſchenken gnädig ihm das Leben.
Auch will ich alsdann offenbar
Bekennen, daß ihr ſprechet wahr,
Daß ich euch ſchändlich hab verlogen
Und mannigfach euch ſchon betrogen.
Auch will ich ſchwören euch zum Preis:
Daß ich nichts Böſes von euch weiß.
Ich will mich niemals an euch rächen.
Was kann ich euch noch mehr verſprechen?

Schlagt ihr mich todt, was wird's euch frommen?
Dann werdet ihr in Schaden kommen
Durch meiner Freunde große Schaar.
Drum, Ohm, nehmt euer Beſtes wahr,
Beweiſet euch als klug und weiſe,
Und euch zum Ruhme und zum Preiſe
Gewinnt euch heut durch Edelmuth
Ein Heer von Freunden treu und gut.
Mir ſelber bringt's nicht viel Gewinn,
Ob todt ich oder lebend bin.«
Da ſprach der Wolf: »Du loſer Wicht,
Was gäbeſt du, hielt ich dich nicht!
Und wär die Welt von Golde roth,
Gäbſt du mir ſie in deiner Noth,
Du würdeſt dennoch nicht befreit.
Du ſchwurſt mir ſchon manch einen Eid,
Du falſcher, ſchuftger Böſewicht,
Der niemals hält, was er verſpricht.
Ließ ich dich los, du würdſt im Leben
Mir keine Eierſchale geben.
Was ſcheeren deine Freunde mich,
Zu ihrer Feindſchaft lache ich.
Hei, wie du in das Fäuſtchen lachteſt,
Wenn du mich heut zum Thoren machteſt.
Du würdeſt manchen noch betrügen,
Der nicht durchſchaute deine Lügen.
Du ſprichſt: du habeſt mich geſchont;
Sieh her, wie deine Freundſchaft lohnt.
Ich hab ein Auge laſſen müſſen;
Auch haſt du mir das Fell zerriſſen

An mehr wohl als an zwanzig Stellen,
Du ſuchteſt eifrig mich zu fällen
Und ließeſt kaum mich Athem holen.
Ich hätte ſelber mich beſtohlen,
Wenn ich für Schande und für Schade
Dir heute ſchenkte meine Gnade.
Mich ſelbſt betrög ich und mein Weib!
Das koſtet, Schuft, dir deinen Leib!«
Indeſſen daß der Wolf ſo ſprach,
Da ſchob der Reinke allgemach
Die andre Hand ihm zwiſchen ſeine
Geſpreizten beiden Hinterbeine,
Und packt ihn plötzlich, preßt und drückt
Ihn — wo? zu ſagen ſich nicht ſchickt;
Der Wolf ſchrie auf, der Fuchs nicht faul,
Zieht ſchnell die Hand ihm aus dem Maul,
Und quetſcht ihn ſtärker als zuvor.
Noch lauter heult der Wolf empor,
Er litt ſo fürchterliche Noth,
Daß aus dem Hals ein Blutſtrahl roth
Ihm quoll, er ſchwitzte Todesſchweiß,
Und ſonſt noch was aus ſeinem Steiß.
Der Fuchs, zu kühlen ſeinen Haß,
Hielt ihn an jenem ſeinem Was
Mit Händen und mit Zähnen feſt.
Der Iſegrim ſein Recht verläßt,
Des Sieges er ſich ganz begiebt,
Weil ihn zu großer Schmerz betrübt.
Das Blut rann nieder ihm vom Kinn,
Er ſtürzte nieder ohne Sinn.

Das war dem Fuchſe wie beſtellt,
Feſt an den beiden er ihn hält,
Und zerrt daran ihn hin und her,
Zu zeigen, daß er Sieger wär.
Er kneipte, ſchlug und kratzte, biß;
Der Wolf, der heulte, ächzte, kriß,
Er ſtellte ſich ſo kläglich an,
Daß es erbarmte jedermann.
Des Wolfes Freunde bittend wenden
Zum König ſich, den Streit zu enden.
Der König ſprach: »Dünkt es euch gut,
Iſt euch es lieb, wenn man es thut?«

Das neunte Kapitel.

Wie Reineke als Sieger anerkannt wird.

(6529 — 6602.)

Als nun der König haben wollte,
Daß man den Kampf beenden ſollte
Zwiſchen dem Wolfe und dem Fuchs,
Da gingen Leopard und Luchs,
Um nach des Königes Beſcheiden
Vom Kampf zu ſcheiden jene beiden.
Sie mußten ſo ihr Amt verſehn.
Sie eilten in den Kreis zu gehn,
Und ſprachen zu dem Fuchſe dort:
»Reinke, vernehmt des Königs Wort!
Er will den Kampf zwiſchen euch beiden
Aufnehmen und euch rechtlich ſcheiden.
Ihr ſollt an eure Treue denken
Und Iſegrim das Leben ſchenken.

Blieb Einer von euch in dem Streite,
Der Schade wär auf Beider Seite.
Ihr habt ja doch den Preis erhalten,
So heißt's bei Jungen, heißt's bei Alten,
Euch fallen alle Guten bei.«
Der Fuchs darauf: »Dank ihnen ſei!
Ich aber kenne meine Pflicht,
Und widerſprech dem König nicht.
Ich habe nichts als Sieg begehrt!
Doch bitt' ich, daß mein Herr gewährt,
Erſt meine Freunde zu befragen!«
Da hörte laut man alle ſagen:
»Ja, Reineke, es dünkt uns gut,
Daß ihr des Königs Willen thut!« —
Da kamen ſie in vollen Hauſen,
Die Freunde ſein herbei gelauſen:
Die Dachſe, Affen, Bieber, Katzen,
Die Mäuſe, Wieſel, Ottern, Ratzen,
Die Hermeline, wie ſie hießen,
Die alle ſich als Freunde prießen,
Obſchon ſie, eh der Kampf geſchehn,
Ihn nicht vor Augen konnten ſehn.
Die unlängſt noch von Haſſe brannten,
Die nannten jetzt ſich Anverwandten,
Sie kamen alle groß und klein,
Mit Weib und Kind zu ihm herein,
Um ihm zu zeigen ihre Gunſt.
Das iſt noch jetzt die rechte Kunſt:
Der Glückliche hat Freunde gleich,
Da heißt es: Gott erhalte euch!

Doch mit dem Glücke ſind entſchwunden
Die Freunde all, die er gefunden.
So war's auch hier: den Sieger pries
Ein Jeder, Jeder Freund ihn hieß.
Poſaune, Flöten, Pauken klangen,
Die muſicirten, jene ſangen.
Des Fuchſes Freunde riefen laut:
»Nun, Reinke, eure Ehre ſchaut!
Ihr habet königlich geehrt
Jedweden, der euch angehört.
Als wir euch unterliegen ſahn,
Da wollte uns Betrübniß nahn.
Doch anders wollt' es das Geſchick.«
Drauf Reinke: »Ja, es war ein Glück!«
Er dankte ſeinen Freunden allen,
Sie gingen hin mit großem Schallen.
Die Grieswärtel zu beiden Seiten,
Sah man den Fuchs zum Throne ſchreiten.
Dort kniet' er vor dem König nieder,
Der hieß ihn ſich erheben wieder
Und ſprach zu ihm vor all den Herrn:
»Hell leuchtet eurer Ehre Stern!
Deßwegen, Reinke, ſeid ihr frei
Von jeder Schuld, was es auch ſei,
Deß euch der Wolf hat angeklagt.
Es wird mein Spruch euch angeſagt
Vor allen Großen meines Landes,
Drauf heut mein Wort ſtatt eines Pfandes!
Iſt Iſegrim erſt aufgekommen,
So wird die Handlung vorgenommen.«

Das zehnte Kapitel.

Wie Reinke vor dem Könige redet.

(6603—6670.)

Drauf Reinke: »Was mein Herr gebeut,
Vollbring ich gern zu jeder Zeit!
Hier klagte mancher, als ich kam,
Der niemals durch mich Schaden nahm.
Der Wolf gewann ſie, und ſie ſchrien
Mit ihm gar laut ihr: »Kreuzigt ihn!«
Sie ſahen ihre Uebermacht,
Hätten mich gern in Noth gebracht.
Sie ließen ihre Klagen ſchallen,
Um Iſegrimen zu gefallen,
Weil ſie bemerkten, daß zur Zeit
Ihr mehr als mir ihm Gunſt verleiht.
Des Endes und der Wahrheit dachte
Nicht Einer, der Geſchrei dort machte.
So ging es ihnen wie den Hunden,
Die einſt vor einer Küche ſtunden
Und lauerten ob ihnen Wer
Wohl was zu ſchnappen brächte her.
Da ſahn ſie aus der Küche kommen
'nen Hund, welcher dem Koch genommen
Geſottnes Fleiſch ein großes Stück.
Doch nur zu ſeinem Mißgeſchick,
Weil ihm der Koch im Zorn den Schwanz
Verbrannt mit heißem Waſſer ganz.
Doch er behielt das, was er nahm.
Als er nun zu den Hunden kam,

Da ſprachen von ihm all die Hunde:
»Seht, der ſteht mit dem Koch im Bunde!
Seht, welch ein Stück er ihm gegeben!«
Da ſagte jener: »Trefft daneben!
Ihr preiſt mich, weil ich euch behage
Und ein Stück Fleiſch im Munde trage:
Das iſt nur vorn, beſeht mich hinten,
Ob ihr mich werdet glücklich finden!«
Als ſie ihn nun von hinten ſahn,
Da fiel ein wahrer Graus ſie an:
Die Haare alle ausgefallen,
Die Haut verſchrumpft und eingefallen.
Da wollte weder Alt noch Jung
Aus dieſer Küche Sättigung.
Sie liefen fort und ließen ihn alleine.
Hiermit, o Herr, den Gierigen ich meine,
Kommt wo ein ſolcher zu Gewalt,
So hat er viele Freunde bald!
Man huldigt ihm zu jeder Stunde:
Er hält das Fleiſch in ſeinem Munde;
Wer ihm nicht nach dem Munde ſpricht,
Der gilt für einen ſchlechten Wicht.
Wie ſchlimm er iſt, man muß ihn preiſen,
Bald wird er ſich noch ſchlimmer weiſen.
Doch Alle die, durch die's geſchehn,
Zu wenig nach dem Ende ſehn.
Es kriegt den Lohn der Böſewicht,
Und ſeine Hoffahrt wird zunicht.
Mit ſeiner Herrlichkeit iſt's aus,
Das Haar fällt überall heraus:

Die Freunde alle groß und klein,
Die fallen ab dann insgemein
Und laſſen ihn alleine ſtehn,
Gleich wie es jenem Hund geſchehn,
Als ihn die andern Hunde ſahn,
Welch ſchlechtes Ende er empfahn.
Verſteht, Herr, meine Rede recht,
Nicht auf mich ſelbſt ich's deuten möcht.
Ich will mich an der Tugend nehmen
Und meine Freunde nie beſchämen.
Ich dank euch, Herr, und euern Willen,
Weiß ich ihn, will ich ſtets erfüllen.«

Das elfte Kapitel.

Wie der König Reinecken antwortet und ihn über allen ſeinen Baronen zu hohen Ehren erhebt.

(6671—6696.)

Der König ſprach: »Was ſprecht ihr viel;
Was ich gehört, mir wohlgefiel,
Erkannte euern Sinn daran.
Ich ſetz euch wieder oben an
In meinem Rath als Reichsbaron.
Ihr aber, bleibet treu dem Thron
Und kommt in den Geheimenrath,
Ich will es, immer früh und ſpat.
Ich geb' euch wieder alle Macht,
Nehmt euch vor üblem Thun in Acht.
Helft jedes Ding zum Beſten kehren,
Der Hof kann eurer nicht entbehren.

Wenn ihr ſo gut wie weiſe ſeid,
So iſt allhier zu dieſer Zeit
Als Rath kein einziger euch gleich.
In meinen Schutz nun nehm ich euch,
Es ſoll euch keiner mehr verklagen.
Ihr ſelber ſollet für mich tagen
Und richten als Reichskanzler mein,
Ihr ſollt der Siegelhüter ſein.
Was ihr befehlen mögt und ſchreiben,
Soll allezeit geſchrieben bleiben.«
So iſt der Fuchs nun aller Orten
Der Erſte in dem Reich geworden,
Was er beſchließen mag und rathen,
Das gilt, mag's frommen oder ſchaden.

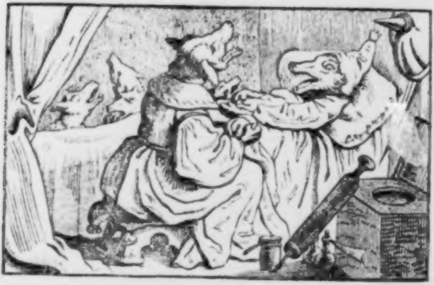
Das zwölfte Kapitel.

Wie Reincke mit großer Ehre von dem Hofe ſcheidet und vor allen Andern des Königs Huld und Freundſchaft behält.

(6697 — 6790.)

Reinke dankte dem König ſehr;
Er ſprach: »Ich dank euch, edler Herr,
Das ihr mir ſolche Ehr erwieſen,
Ich werd's euch zu entgelten wiſſen.«
Der, welcher dieſe Schrift geſchrieben,
Sagt auch, wo Iſegrim geblieben:
Er lag im Kreis in ſeinen Wunden,
Dort haben ſeine Freund' ihn funden:
Sein Weib und Hinz und Braun der Bär,
Die Kinder ſein und einge mehr.

Sie hoben ihn dort auf mit Klagen
Und haben dann ihn fortgetragen
Auf einer Bahr, in Heu gebunden.
Man unterſuchte ſeine Wunden,
Deren ſich ſechsundzwanzig fanden.
Die Meiſter von dem Meſſer ſtanden
Bei ihm, um zu verbinden ihn,
Sie reichten einen Trank ihm hin,
Und ſteckten ihm ins Ohr ein Kraut,
Da wurd' er vorn und hinten laut.
Die Meiſter ſprachen: »'s wird nicht ſchaden,
Wir wollen ſalben ihn und baden.«
So tröſt'n ſie die Freunde ſein
Und legten ihn ins Bett hinein.
Er ſchlief ein wenig, doch nicht lange,
Am meiſten war ihm darum bange,



Daß er an Etwas Schmach erfahren,
Wofür er Alles was in Jahren
Er ſich erſpart, dahingegeben,
Durft er nicht dieſe Schmach erleben.
Vor allen ſtand Frau Gieremuth
Bei ihm betrübt in ihrem Muth.
Sie hatte Trübſal mancherhand.
Es that der Fuchs ihr Schand auf Schand,
Er hatte Iſegrim gezwickt
Und ihn ſo jämmerlich gedrückt,
Daß er nicht Rettung mocht gewinnen
Und raſend dalag ohn' Beſinnen.
Das war nun Reinken eben recht.
Mit ſeinen Freunden ſich zurecht
Er macht, um von dem Hof zu gehn,
Das iſt mit großem Prunk geſchehn.
Der König ſchickt' ihm ein Geleite,
Daß er mit Ehren von ihm ſcheide,
Und ſprach: »Mein Freund, kommt bald wieder!«

Es kniete Reinke vor ihm nieder:
»Ich danke euch mit Herz und Sinn,
Euch Herr, und euch, Frau Königin!
Dazu auch all den hohen Herren;
Gott ſpare euch zu hohen Ehren!
Ich möchte thun was ihr begehrt,
Denn ihr ſeid meiner Liebe werth.
Jetzt möcht ich wohl zu Weib und Kind,
Die längſt um mich in Aengſten ſind,
Iſt es an dem, daß euch's behagt.« —

Der König ſprach: »Seid unverzagt!
Und reiſet ohne Sorgen fort.«

So ſchied mit manchem ſchönen Wort
Der Fuchs und mit des Königs Gunſt.
Wer ſich verſteht auf Reinkens Kunſt,
Den ſehen alle große Herrn
Bei ihrem Hofe immer gern,
Mag weltlich er mag geiſtlich ſein.
Der Rath des Fuchſes gilt allein;
Reinkens Geſchlecht hat große Macht,
Es wächſt bei Tage und bei Nacht.
Wer nicht in Reinkens Kunſt gelehrt,
Wird wenig in der Welt geehrt,
Es höret niemand auf ſein Wort;
Doch Reinkens Kunſt hilft Manchem fort.
Drum giebt's viel Reinke in der Welt,
Beim Kaiſer und beim Papſt beſtellt,
Obſchon nicht alle roth von Bart.
Sie ſind faſt von zu ſchlimmer Art.
Geben und Kriegen halten's Feld,
Man kennt bei Hofe nichts als Geld.
Das Geld ſchwimmt allezeit hoch oben,
Wer Geld hat, den nur wird man loben.
Wer Reinkens Kunſt gebrauchen kann,
Wird leicht ein angeſehner Mann.

Genug davon! Wir ſagen jetzt,
Wie Reinke und ſein Stamm zuletzt,
Es waren vierzig wohl an Zahl,
Nun jubelten mit lautem Schall.

Sie ſchieden von dem Hof mit Ehr',
Und Reinke ging vor allen her;
Er war voll Uebermuthes ganz,
Daß ihm ſo breit ſein rother Schwanz,
Daß er beſaß des Königs Gnade,
Und daß er wieder ſaß im Rathe.
Er dachte: Traun, es ſoll mir frommen!
Auch ſollen nicht in Schaden kommen
Die Freunde mein, und wem ich hold.
Drum preiſ' ich Weisheit mehr als Gold!

Das dreizehnte und letzte Kapitel.

Wie Reineke mit ſeinen Freunden nach ſeiner Burg geht, und dieſe Urlaub von ihm nehmen.

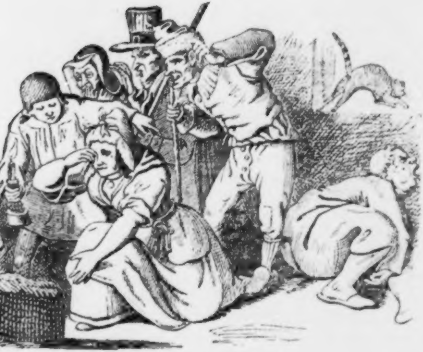
(6791 — 6844.)

Als er nun mit der Freunde Schaar
Nach ſeiner Burg gekommen war,
Da dankte Reinke allen ſehr
Der großen Gunſt, der großen Ehr',
Daß ſie ihm halfen in der Noth,
Und ſeinen Dienſt er wieder bot.
Ein Jedes ging nun zu den Seinen,
Und Reinke zu Frau Ermeleinen,
Die freundlich ihn willkommen hieß
Und ihn befragte, wie denn dieß
Sich machte, daß er losgekommen?
Und Reinke ſprach: »Zu großem Frommen!
Ich ſtehe hoch in Königs Gnade,
Er ſetzte mich aufs neu im Rathe

An ſeinem Hof vor all den Herren,
Und hob uns all zu großen Ehren.
Zum Kanzler hat er mich ernannt,
Sein Siegel führet meine Hand:
Was Reinke thut und was er ſchreibt,
Gethan es und geſchrieben bleibt.
Dem Wolf hab ich in dieſen Tagen
Verbittert alles weitre Klagen,
Ich habe ihn auch halb geblendet
Und ihm ſein ganz Geſchlecht geſchändet;
Ich habe ihn gerupft ſo ſehr, —
Er kommt zu Kräften nimmermehr.
Wir ſchlugen uns, ich kriegt' ihn unter,
Wird er geſund, das nimmt mich Wunder.
Ich hoff es nicht, doch liegt nichts dran;
Ich bin von jetzt ſein Obermann,
Er muß mit all ſeinen Geſellen
Sich als mein Unterthan mir ſtellen.«
Darüber war die Füchſin froh
Und ſeine Kinder ebenſo,
Daß ihr Papa zu ſolcher Macht
Gekommen. »Laßt in Ruhm und Pracht,«
So ſprachen ſie: »uns fröhlich leben,
Mit Mauern unſre Burg umgeben.«
So iſt nun Reinke hochgeehrt,
Wie hier mit Kurzem iſt gelehrt.
Zur Weisheit ſoll ſich jeder kehren,
Das Böſe meiden, Tugend ehren.
Das lehret einzig dieß Gedicht,
Dieß iſt ſein Sinn, kein andrer nicht.

Zur Lehre ward ſie dir geſagt,
Die Fabel, ſo ſie dir behagt,
Auf daß du mögeſt Laſter meiden
Und Tugend üben alle Zeiten.
Dieß Buch iſt traun ein guter Kauf,
Es lehret dir der Erde Lauf;
Du ſieheſt hier für wenig Geld
Den ganzen Stand und Gang der Welt.

So endet Reinekens Hiſtorie; —
Gott helf uns zu der ewgen Glorie.



(S. Seite 47.)

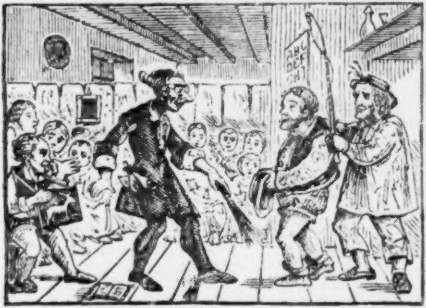
Von den deutſchen Volksbüchern ſind bereits erſchienen, und in jeder Buchhandlung für zwei Groſchen zu haben:

1. Geſchichte von Griſeldis und dem Markgrafen Walther. Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe.

2. Alte und neue Lieder in Leid und Luſt. (Enthält 50 ausgezeichnet ſchöne Lieder.)

3. Geſchichte von der edlen und ſchönen Meluſina, welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war.

4. Der Schildbürger wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten.

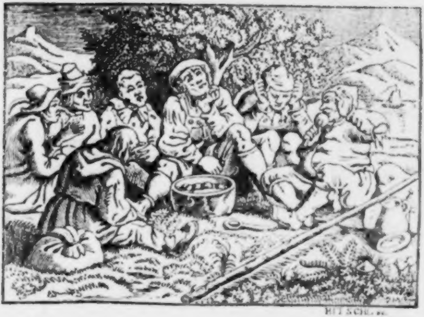


Wie ein Schildbürger ſeinen Sohn in die Schule bringt.

5. Geſchichte von der edlen und ſchönen Magelone und dem Ritter Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln.

6. Geſchichte vom Kaiſer Octavianus, welcher ſein Ehgemahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt und endlich wiedergefunden hat.

7. Geſchichte von den ſieben Schwaben. Nebſt einigen ſchwäbiſchen Volksliedern.



Wie die ſieben Schwaben zum letzten Mal Mittag halten und dabei Todesbetrachtungen anſtellen.

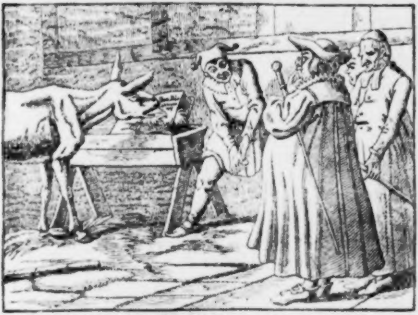
---

8. Geſchichte von der heiligen Pfalzgräfin **Genoveva.**

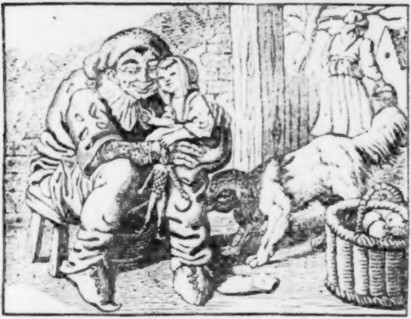
9. und 10. Geſchichte von den **vier Heymonskindern** — Geſchichte von dem **gehörnten Siegfried.**

11. Geſchichte von den **drei Schweſtern.** — Geſchichte von den **drei Rolandsknappen.** — **Schneeweißchen.** — Bruder **Luſtig.**

12. Der wiedererſtandene Eulenſpiegel.

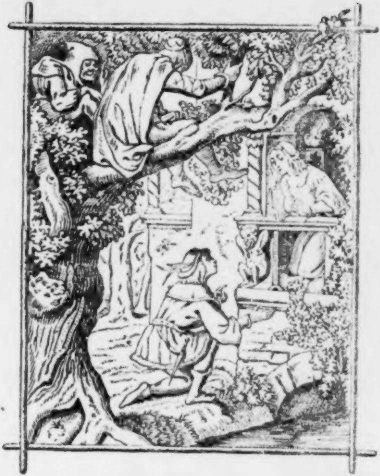


Wie Eulenſpiegel einem Eſel in Erfurt das Leſen lehrt.



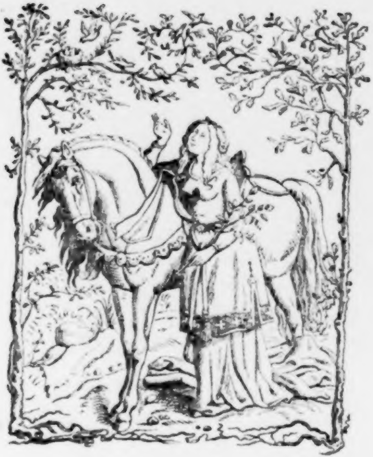
Wie Eulenſpiegel im Stifte Hildeſheim ein krankes Kind kurirt.

13. und 14. Triſtan und Iſalde.



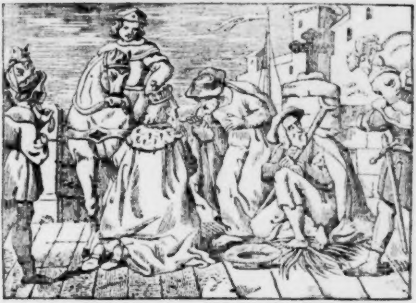
Wie Herr Triſtan und die Königin des Nachts in den Baumgarten zuſammenkamen.

(Aus: »Triſtan und Iſalde.«)

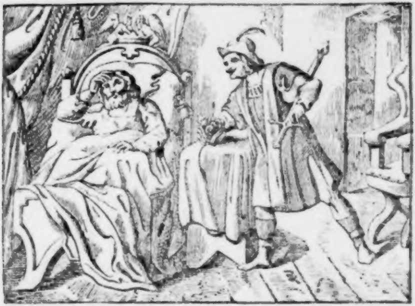


Wie Iſalde zu dem Dorn kam und durch ein Geſprach mit den Vögeln dem Herrn Triſtan zu verſtehn gab, wo er ſie finden könne.

(Aus: »Die vier Heymonskinder.«)



Wie dem Reinold ſein Roß Beyart geſtohlen wurde und er daſſelbe durch Hülfe ſeines Vetters Malegys wieder bekam.



Wie Malegy dem König Karl die Krone nahm.

Angabe der Abbildungen zu: „Reineke der Fuchs.“

1. Wie der Hahn mit großer Betrübniß kommt und klagt vor dem Könige über Reineke, deſſen Miſſethat beweiſend. .... S. 14.

2. Wie Braun der Bär mit einem Briefe zu Reineken geſandt wird. .... S. 20.

3. Wie Hinz geſchlagen wird und endlich loskommt. .. S. 46.
(Siehe Seite 255.)

4. Wie Reineke mit Grimbart auf dem Wege nach des Königes Hofe bei einem Kloſter vorbei kommt. .... S. 63.

5. Wie Reineke an den Hof des Königs kommt...... S. 65.

6. Wie Reineke zum Tode geführt wird. .... S. 73.

7. Wie Reineke ſeine Reiſe antritt und ſich ſehr traurig anſtellt. .... S. 107.

8. Wie Reineke ſich todt ſtellt. .... S. 127.

9. Wie Iſegrim der Wolf wider Reineken klagt. ... S. 211.

10. Wie Reineke erzählt, daß er den Wolf unter die Meerkatzen gebracht, wo er in große Gefahr gerieth. .... S. 221.

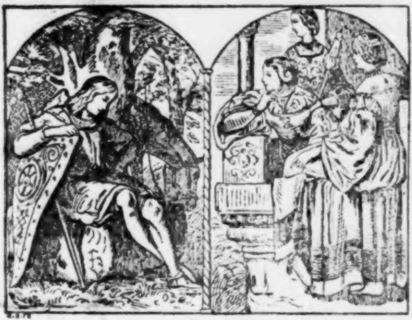
11. Wie der Kampf beginnt und welcher Liſt ſich Reineke bedient.. S. 236.

12. Wie Iſegrim krank danieder liegt. .... S. 250.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

8.0

Wigolais vom Rade.



Volksbücher.

18.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

[illegible]
[illegible]

Wigolais vom Rade.

König Artus und die Tafelrunde.

Es wird in vielen Büchern von dem hochgeprieſenen König Artus aus Britannien erzählt, wie der in großer Herrlichkeit und Freigebigkeit gelebt und mit den allerausgezeichnetſten Rittern, welche in derſelben Zeit gelebt, Hof gehalten habe. Gar viele Könige und Fürſten und manch ein werther Held machten ſich auf, um mit eigenen Augen zu ſehen, ob König Artus und ſeine hochgerühmte Geſellſchaft der Tafelrunde wirklich ſo hoch zu rühmen wären, wie in aller Welt geſchah. Alle, ſoviele ihrer kamen, ſahen und fanden aber noch weit mehr, als ihnen geſagt worden war, und begehrten daher alsbald in den hochgelobten Kreis aufgenommen zu werden, welches auch manche von ihnen durch ritterliche Thaten und inſtändiges Begehren erlangten. Dieſelbe ehrenwerthe Geſellſchaft übte ſich täglich in der Ritterſchaft und ihrer viele gingen in fremde Länder um Abenteuer aufzuſuchen, wodurch der Preiß des Hofes von Tage zu Tage noch gemehrt wurde. König Artus hielt für gewöhnlich in dem Schloſſe Caridol Hof, damit die fremden Ritter, welche ihn beſuchen wollten, ihn zu finden wüßten. Dieſes Schloß lag vor einem großen Walde, in welchen die Herren täglich ritten und ſich mit Jagen und anderen Abenteuern erluſtigten.

König Floreis von dem verſperrten Lande kommt gen Caridol.

Es geſchah einſtmals, daß der König Floreis von dem verſperrten Lande, wie es genannt wurde, ein gar kühner und theurer Ritter, die hochgeprieſene Geſellſchaft der Tafelrunde ſo loben hörte, daß er dadurch bewogen wurde, dieſelbe aufzuſuchen um ſie ſelbſt kennen zu lernen. Er machte ſich alsbald auf und ritt gen Britannien. Es war im Mai als er vor Caridol ankam, draußen vor der Burg auf einer Wieſe ſchlug er ein prächtiges Zelt auf und beſchloß in demſelben ſo lange zu verharren, bis daß er des Hofes Gewohnheit erkundet hätte und ſelbſt zu einigem Preiſe gelangt wäre. Die Ritter in der Burg ſahen ihn das Zelt aufrichten, wußten aber nicht wer er war, denn ſie hatten ihn noch niemals geſehen. Sie ſchwiegen alle und wollten abwarten, was er im Sinne tragen möchte. Am andern Tage des Morgens früh kleidete ſich König Floreis aufs allerköſtlichſte, ritt zu der Burg hin, fragte nach der Königin Ginevra und begehrte mit ihr zu ſprechen. Alsbald kam die Königin mit ihren fürſtlichen Frauen und Jungfrauen zu den Zinnen um zu hören, was ſeine Ankunft bedeute oder was ſein Begehren wäre. Als nun der König Floreis die Königin mit ihrem Hofſtaate an den Zinnen ſah, grüßte er ſie nach königlicher Würde und Ehren und bat ſie darauf, daß ſie einen köſtlichen Gürtel von Gold und Edelgeſtein von ihm annehmen wolle, welchen er ihr auf der Spitze ſeiner Lanze darbot. Die Königin ſprach: „Dieß gebührt mir nicht zu thun, weil mir daraus wohl ein Vorwurf gemacht werden könnte.“ Da ſagte Floreis zu der Königin: „Nehmet nur ohn alles Bedenken dieſen Gürtel von mir an, ich will ihn morgen an dieſem Orte ganz ritterlich wieder abholen. Bis dahin möget ihr bedenken, ob ihr ihn behalten wollet oder nicht, ich ſchätze ſeinen Werth gar gering gegen eure Würdigkeit.“ Die Königin antwortete: „Edler Ritter, dieſen Gürtel nehme ich um eurer Bitte willen an, doch unter der Bedingniß, daß mir durch denſelben nichts Arges widerfährt und daß ihr ihn morgen wieder abholt.“ Dieß verhieß er der Königin zu thun und ritt wieder nach ſeinem Zelte zurück. Die Königin ſchickte alsbald nach Herrn Gawein und zeigte ihm den köſtlichen Gürtel, indem ſie ihm zugleich erzählte, wie er in ihre Hände gekommen ſei, und ihn fragte, was ſie weiter thun ſollte. Da ſagte Herr Gawein: „Gnädige Frau, euch ziemt nicht dieſen Gürtel zu behalten, deßhalb gebt ihn dem Ritter wieder." Des andern Tages früh am Morgen kam König Floreis wohlgewappnet vor die Burg und fand die Königin mit dem Gürtel an den Zinnen ſeiner wartend. Als er nun die ſchöne Königin ſah, löſte er ſeinen Helm vom Haupte, ritt zu ihr hin und fragte ſie, ob ſie den Gürtel behalten wollte? Sie antwortete dem Ritter ganz züchtig: „Edler Ritter, es will mir nicht ziemen den Gürtel zu behalten!" und reichte ihm denſelben alsbald wiederum dar auf ſeinen Speer. Da ſprach König Floreis: „Gnädige Frau, da euch dieſer Gürtel nicht gefällig iſt, ſo will ich euch nicht weiter um die Gunſt ihn anzunehmen bitten; doch will ich ihn ohne Streit auch nimmer wieder mit mir von dannen führen. Darum ſaget Eurer werthen Ritterſchaft von mir: welcher Ritter mir den Gürtel mit Streit abgewinnt, der ſoll ihn als ſein Eigenthum behalten." Hierauf grüßte er ſie und ritt ſchnell wieder zu ſeinem Zelt und Geſinde zurück. Die Königin aber berief Herrn Gawein wiederum zu ſich und ſagte ihm des Ritters Vorhaben. Herr Gawein verkündigte es der ganzen werthen Ritterſchaft, die dadurch ſehr erfreuet wurde und ſo begierig nach dem Kampfe war, daß jeder der erſte ſein wollte. Herr Kay, dem es ſelten wohl gelang, war der erſte; er meinte gewiß zu ſiegen und den Gürtel zu gewinnen. Aber er ward betrogen und von dem Roſſe geſtochen, als ob er nie darauf geſeſſen hätte. Nach ihm ging es Segramors, Melianz und vielen andern nicht beſſer; ſie mußten alle dem fremden Ritter den Sieg laſſen. So vergingen über vier Wochen, daß die Herren von der Tafelrunde ſolche Schmach erlitten, wie ſie vormals noch nie erfahren hatten. Da ſprach Herr Gawein: „So will ich auch zu ihm hinaus, mein Heil an ihm zu verſuchen und des Hofes Ehre erretten oder darüber ſterben.“

Herr Gawein und König Floreis ſtreiten mit einander und Herr Gawein wird überwunden und von König Floreis als Gefangener mit ſich heimgeführt.

Herr Gawein wappnete ſich mit Fleiß und ritt eilends und unerſchrocken hinaus ins Feld wider den König Floreis, welcher mit emporgerichtetem Speer wartete und Herrn Gawein alsbald an ſeinem Schild und Helm erkannte. Er war deſſen nicht wenig froh, denn er hatte ſchon oft dieſes Ritters Tugend und Mannhaftigkeit preiſen hören und war meiſt ſeinetwegen hergekommen. Die beiden werthen Ritter rannten zuſammen als zween kühne Helden und zerbrachen beide Lanzen, daß die Splittern in die Lüfte ſtoben und ſich ein jeder wunderte, daß der andere nicht durch ſeinen Stoß aus dem Sattel gekommen war. Sie griffen daher zu den Schwertern und begannen einen harten Streit, ſo daß ihnen das Feuer aus Schilden und Helmen ſtob. Herr Gawein war ein ſtarker Held, faßte ſein Schwert in beide Hände und that einen ſo ungefügen Schlag, daß ihm ſein Schwert in Stücken zerbrach. Als er nun ſo ohne Wehr ſtand, war er gezwungen ſich überwunden zu geben, was ihm all ſeine Lebtage noch nicht geſchehen war, auch nimmer geſchehen wäre, wenn ſein Waffen ausgehalten hätte. Floreis nahm ihn gefangen und führte ihn mit ſich fort, indem er alsbald ſein Zelt vor Caridol abbrach und nach ſeiner Heimath zurückkehrte. Unterwegs erzählte König Floreis dem gefangenen Helden allerlei Abenteuer um ihm den Weg zu kürzen und endlich auch dieſes, daß er ihn nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern duch Zauberei beſiegt habe. „Ich kann mir, ſagte der König: dieſen Sieg zu keiner Ehre und mannlichen That rechnen, denn ich habe ihn nicht durch meine eigene Kraft und Geſchicklichkeit errungen, ſondern durch Zauberei. Darum bekenne ich, daß ihr der allertheuerſte Ritter ſeid, der zu dieſer Zeit leben mag und bitte euch, ihr wollet euch dieſe eure Gefangenſchaft nicht verdrießen laſſen, indem ich hoffe, daß euch und mir dieſelbe noch zu gute kommen ſoll, denn da ich eure ritterliche Tugend ſo hoch rühmen hörte, ſo habe ich nicht ruhen können, bis daß ich euch erprobt, welches ich auf andere Art nicht habe zu Wege bringen können.“ Darauf erwiderte der gefangene Ritter: „Dem ſei nun, wie ihm wolle, ſo bin ich doch ein gefangener Mann; durch welche Kraft und Liſt ich überwunden bin, das weiß ich nicht. Aber wäre mir mein Schwert nicht geborſten, wollte ich euch und eure Zauberei mit der Hilfe Gottes wohl überwunden haben. O, wüßte die werthe Ritterſchaft meine Gefangenſchaft, ich habe keinen Zweifel, ſie würde gar bald ihr Heil an euch verſuchen. Da nun aber die Sachen alſo ſtehen und ich von euch durch Zauberei überwunden und gefangen bin, ſo begehre ich von euch, daß ihr an mir nicht wider meine und eure ritterliche Ehre thun möget, und hinfort ſolcher Liſt und Zauberei nicht mehr gegen mich gebrauchen wollet, denn ſolche Künſte ziemen weder eurer noch irgend eines andern Ritters Würde und Ehre, ſondern machen ſie vielmehr zu Schanden.“ Da gelobte Floreis dem Ritter, daß er nach ſeinem Begehren thun und ihm hinfort alle Treue beweiſen wolle; und alſo vereinigten ſich die zween kühnen Helden mit einander, und ritten gar geſellig durch manch rauhes und wildes Gebirge bis auf den dreizehnten Tag, wo ſie über das Gebirge in das verſchloſſene Land kamen. König Floreis empfing ſeinen Gefangenen, Herrn Gawein, gar herrlich und erzeigte ihm alle Freundſchaft. Zuvor ſchickte er einen Boten an ſeine Schweſter und zu allem Hofgeſinde, indem er ihnen befehlen ließ, ſie ſollten ſich aufs beſte bereiten und alles aufs herrlichſte vorrichten um ſeinen werthen Gaſt würdig zu empfangen, was auch alsbald geſchah. Die ſchöne Florie, des Königes Schweſter, kam ihnen entgegen und empfing Herrn Gawein mit freundlichem Blicke und als ſie der edle Ritter anſchaute, da deuchte es ihm, er ſehe nicht einen Menſchen, ſondern einen Engel, ſo daß er alsbald in inbrünſtiger Liebe gegen ſie entzündet ward. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den königlichen Palaſt, wo die ganze Ritterſchaft von König Floreis Hofe aufgeſtellt war und ſie mit ritterlichem Gruße empfing. Ritter und Knappen dienten dem edlen Helden Gawein aufs Beſte, führten ihn in eine Kammer, nahmen ihm den Küraß ab, und bekleideten ihn mit köſtlichen Kleidern. So fuhren ſie fort ihm große Ehre zu erzeigen, bis es Eſſenszeit war. Da kam der König ſelbſt, führte ihn zu Tiſche und ſetzte ihn neben die ſchöne Florie, deren gleichen an Schönheit er noch nie all ſeine Tage geſehen hatte. Köſtliche Speiſen und herrliche Weine wurden die Fülle aufgetragen und zierliche Knappen bedienten ſie mit großem Fleiße.

Wie der Ritter Gawein mit der ſchönen Florie vermählt und nach einem halben Jahre von ihr für immer geſchieden wird.

Nachdem ſie ſich vom Tiſche erhoben hatten, führte König Floreis den Ritter Gawein in ſeinem Palaſte umher und zeigte ihm die Herrlichkeiten deſſelben. So kamen ſie dann in einen Saal, welcher vor allen andern köſtlich geziert war und in welchem ein kunſtreiches Rad von Gold mit erhabenm Bildwerke geſchmückt zu ſehen war. Das Rad drehte ſich ohne Aufhören herum und war von einem Prieſter gemacht worden, zum Zeichen, daß den Herren dieſes Landes niemals etwas mißlungen ſei, ſondern daß ſie allezeit das Glück zum treuen Gefährten gehabt. Nachdem ſie ſolches alles beſichtigt hatten, nahm der König Floreis den Ritter Gawein bei Seite und ſagte zu ihm: ,,Herr, erinnert euch, daß ihr mich mehr denn einmal eurer Freundſchaft verſichert habt.'' Da antwortete ihm Gawein: „Ich bin bereit euren Willen zu thun.“ Darauf ſagte der König: „Wohlan denn, ſo will ich euch meine Schweſter zur Ehe geben, und zur Mitgift ſoll ſie die Anwartſchaft auf meine Krone erhalten. Dabei habe ich nur die eine Bedingniß, daß ihr ſie mir niemals von hinnen führet. Und wenn ihr nun um meiner lieben Schweſter willen hie zu bleiben bereit ſeid, wie ich wünſche und hoffe, ſo bin ich gewiß, daß wir in innigſter Liebe und Freundſchaft zuſammen leben werden, denn ich meine es wahrhaft treu mit euch und bin bereit euch auf jede Weiſe zu dienen. Indeß ſollt ihr damit nicht gebunden ſein, immer hier zu verweilen, ihr möget immerhin auf ritterliche Abenteuer ausreiten und andere Landſchaften beſchauen, nur daß ihr die meiſte Zeit hier verweilet.“ Herr Gawein hatte nicht nöthig ſich lange zu beſinnen, denn die überaus große Schönheit Floriens hatte ihn alſo eingenommen, daß er wohl eher die ganze Welt aufgegeben hätte als ſie. Er antwortete daher: „Gnädiger Herr, das was ihr von mir verlanget, ſollte ich billig mit allem Fleiße von euch bitten und begehren. Wollet ihr mir ſo große Freundſchaft beweiſen, als ihr ſaget, und mir eure holdſelige Schweſter zur Gattin anvertrauen, ſo ſollt ihr allezeit in mir den innigſten und dankbarſten Freund haben.“ So ward denn dieſe Verbindung mit herzlicher Freude von beiden Seiten geſchloſſen und mit Hand und Mund befeſtigt. Nachdem nun die Hochzeit mit Freuden und großer Herrlichkeit vollendet war, wohnte Herr Gawein bei ſeiner lieben Gemahlin mit inniger Liebe, bis ſie ſchwanger ward. So war ungefähr ein halbes Jahr vergangen, da dachte Gawein wieder mit inniger Sehnſucht an die werthe Ritterſchaft der Tafelrunde und nahm ſich vor dahin zu reiten, doch wollte er ſolches nicht ohne Mitwiſſen ſeiner lieben Frau thun. Er bat ſie daher eines Tages inſtändig, ſie möge ihm doch eine Reiſe zu ſeinen Freunden erlauben, indem er in kurzer Zeit wieder zurückzukehren hoffe. Darüber erſchrak die Frau gar ſehr, und ſprach zu ihm: „Herr dies fällt mir ſehr ſchwer, und ich meine ihr ſolltet jetzt dieſe Reiſe nicht begehren, zumal da ich ſchwanger bin; ich beſorge eure Reiſe möchte zu lange dauern und es möchte uns daraus nachmals viel Leid und Kummer erwachſen.“ Da verhieß er ihr, er wollte, ſobald als er könnte, wieder zu ihr kommen, und bat ſie, ſie wolle um ſeinetwillen fröhlichen Herzens ſein. Als nun die Frau bemerkte, daß ihm die Reiſe ſo ſehr am Herzen lag, vergönnte ſie ihm dieſelbe, wiewohl mit großer Betrübniß. Beim Abſchiede gab ſie ihm einen koſtbaren Gürtel und bat ihn, denſelben ſtets bei ſich zu führen, indem er ohne denſelben ſeine Reiſe nicht glücklich zu Ende zu führen vermöchte. Herr Gawein machte ſich nun frohen Muthes auf die Reiſe, ließ jedoch den Gürtel, welchen ihm ſeine Frau gegeben hatte, daheim, denn er meinte, ſein Muth und ſeine Stärke würden ihm der beſte Schutz auf ſeiner Reiſe ſein und ihn am ſicherſten heim geleiten. Als er ſo von ſeiner geliebten Frau zärtlichen Abſchied nahm, ahnete er nicht, daß er dieſelbe nimmermehr wiederſehen ſollte. Sein Schwager Floreis und die ganze Ritterſchaft, die ihn alle ungern und mit großem Leide ſcheiden ſahen, begleiteten ihn mit Glück und Segenswünſchen auf ſeine Reiſe. Er ritt hinweg und kam in kurzer Zeit gen Caridol. Als die Ritter von der Tafelrunde Herrn Gaweins Ankunft vernahmen, da gab es große Freude, denn ſie waren die Zeit über in ihrem Herzen nie recht fröhlich geworden, weil ſie nicht wußten, ob er lebendig oder todt, oder wo er hingekommen wäre. Als ſie ihn nun wieder friſch und geſund am Hofe ihres Königs Artus erblickten, da ging es alsbald an ein luſtiges Rennen und Lanzenſtechen, Turniren, Jagen und anderlei ritterliche Kurzweil. Aber Herr Gawein trieb dieſes Alles nicht ſo fröhlich, als man ſonſt an ihm gewohnt war; denn wie ihn ſein Herz zuvor von dannen getrieben hatte, ſo zog es ihn nun wiederum zu ſeiner lieben Gemahlin zurück. Zwar ließ er ſich durch die Bitten ſeiner

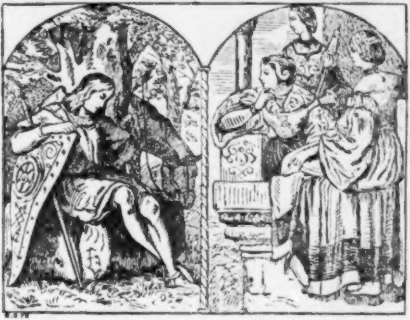
Freunde ein halbes Jahr bei ihnen halten; aber dann beurlaubte er ſich wieder und ritt hinweg nach ſeinem Lande. Dies aber hieß nicht ohne Grund das verſperrte Land, denn je länger er ritt, deſto weiter kam er von demſelben ab, und ſo ritt er durch manches Land und durch manches Gebirge ein ganzes Jahr in der Irre umher, bis daß er nach vielen Nachfragen in Erfahrung brachte, wie in Folge eines mächtigen Zaubers Niemand den Weg in das verſperrte Land zu finden vermöge, wenn ihn nicht der König oder ein in deſſen Beſitz befindlicher Zaubergürtel begleitete. Als er dies vernahm, da erſt leuchtete ihm ein, warum ihm ſeine liebe Frau den reichen und köſtlichen Gürtel hatte mitgeben wollen, und es gereute ihn über alle Maßen, daß er ihn daheim zurückgelaſſen hatte. Er ritt noch eine Weile in der Irre umher, bis er ſich endlich von der Wahrheit jener Sage vollkommen überzeugt hatte und einſah, wie alle ſeine Sorge und Angſt umſonſt war, da ritt er mit großem Kummer im Herzen zu der hochgeprieſenen Ritterſchaft von der Tafelrunde gen Caridol zurück.

Wie die ſchöne Florie einen Sohn gebiert, welcher Wigolais genannt wird.

Die ſchöne Florie, Herrn Gaweins Gemahl, litt daheim nicht minder Angſt und Kummer. Als er nimmer wieder kam, ſo weinte und klagte ſie ohne Unterlaß. Da aber für ſie die Zeit des Gebärens gekommen war, brachte ſie einen ſchönen und kräftigen Sohn zur Welt, worüber ſich alles Volk im ganzen Lande freute. Man trug den Knaben zu der heiligen Taufe und gab ihm den Namen Wigolais. Die Königin liebte ihr Söhnlein ſo ſehr, daß ſie es keiner Amme anvertrauen wollte, ſondern es ſelbſt erzog, es mit ihren eigenen Brüſten ernährte und ſein mit allem Fleiße pflegte. Nachdem aber der Knabe entwöhnt war und zu wachſen begann, lehrte man ihn leſen und ſchreiben und andere Künſte mehr, wie ſie der Jugend gebühren und wohl anſtehen. Darauf unterrichtete man ihn in Allem, was zur Ritterſchaft gehört, worin er gar ſchnelle Fortſchritte machte, ſo daß ihn bald Niemand übertreffen konnte; denn die angeborene Art und Tugend wirkte in ihm mehr, als man ihn lehren konnte. Nachdem er aber ſich ſelbſt für ſtark genug erachtete, ging er zur Königin, ſeiner lieben Mutter, und bat ſie inſtändig, daß ſie ihm eine Reiſe gen Britannien erlauben möchte, um ſeinen lieben Vater daſelbſt zu ſuchen, von dem er ſtets ſo hohes Lob vernommen hätte; auch habe er gehört, wie man nirgends in der Welt beſſere Ritter fände, als in Britannien am Hofe des Königs Artus, darum wolle er dahin reiten, damit er in ritterlichen Tugenden erſtarke und wo möglich ein Mitglied der edlen Ritterſchaft von der Tafelrunde werde. Als dies ſeine Mutter vernahm, brach ſie in helle Thränen aus, denn ſie meinte, ſie würde den Sohn ebenſo verlieren, wie ſie den Gemahl verloren hatte. Sie ſah ihn an und ſprach: ,,Ach, allerliebſter Sohn, warum willſt du deinen Vater ſuchen; wenn er noch am Leben wäre, ſo wäre er längſt zu uns zurückgekehrt. Darum bitte ich dich, bleibe bei mir; denn du biſt noch zu jung, um der Ritterſchaft nachzuſtreben.'' Aber Wigolais ließ ſich durch ſeiner Mutter Bitten und Rath nicht bewegen, ſondern hörte nicht auf zu bitten und zu flehen, bis ſie endlich nachgab und ihn von dannen reiten ließ. Sie gab ihm den koſtbaren Gürtel, den ihr Gemahl zurückgelaſſen hatte und ließ ihm auch Harniſch, Schild und Schwerdt bringen, die allerbeſten die zu finden waren. So wappnete ſie ihn auf das Beſte, und befahl ihn Gott dem Herrn in ſeine Hut.

Wie Wigolais am Hofe König Artus aufgenommen wird.

Wigolais nahm bei Hofe überall Urlaub und ritt mit dem Segen ſeiner Mutter von dannen. Als er hinaus in das Gebirge kam, ritt er irre und wußte nicht wohin. Da begegnete ihm ein ſtolzer Held in ſchöner Kleidung, den fragte Wigolais, von wo er käme und wohin er wollte? Der Held ſagte ihm mit kurzen Worten: Er ſei von dem theuerſten Könige Artus in Britannia ausgeſandt, Ritter zu einem Turnier zu berufen. Da der junge Herr Wigolais ſolches hörte, ward er froh und fragte weiter, wie es an deſſelben Königs Hofe ſtände, welche Gewohnheit ſie an demſelben hätten und welche Straße zunächſt nach demſelben hinführte? Nachdem ihn der Held über dieſes alles Nachricht gegeben hatte, ſchieden ſie von einander und Herr Wigolais ritt der Straße nach, die ihm gezeigt worden war. So kam er am neunten Tage gen Caridol, ſprang aus dem Sattel, band ſein Roß an eine Linde und ſetzte ſich daneben auf einen Stein um auszuruhen, ohne weiter des Steines zu achten. Nun waren aber auf dem Schloſſe einige Ritter und Frauen, welche in den Fenſtern lagen und den Jüngling auf



dem Steine ſitzen ſahen; die zeigten ihn eines dem andern und waren höchlich verwundert. Der Stein hatte nämlich durch einen Zauber die Eigenheit, daß ihn niemand berühren konnte, welcher nicht in allen ritterlichen Tugenden durchaus vollkommen war. Wie viele tugendreiche und hochberühmte Ritter auch an König Artus Hofe waren, ſo vermochte doch keiner dem Steine, welcher Florant genannt ward, näher als bis zur Entfernung einer Klafter nahen, nur König Artus ſaß auf ihm und Herr Gawein konnte ihn mit der Hand erreichen. Die abwehrende Kraft des Steines empfand aber namentlich ein Jeder, der es ſich einmal in ſeinem Leben hatte zu Schulden kommen laſſen, eine Jungfrau wider ihren Willen mit ſeinen Armen zu umfangen. Als nun König Artus und die Herren und Frauen an ſeinem Hofe den Jüngling alſo auf dem Steine ſitzen ſahen, vereinigten ſie ſich alsbald ihn herrlich zu empfangen, denn ſie wußten gewiß, daß er aller Ehren gar wohl würdig wäre. Sie ſchmückten ſich daher aufs beſte und gingen dem jungen Degen mit großer Ehrerbietung entgegen. Als aber der Jüngling die ruhmwürdige Schaar auf ſich zu kommen ſah, ſtand er geſchwind auf und neigte ſich mit zierlichen Sitten. König Artus und die Königin Ginevra begrüßten ihn zuerſt und ihnen folgte die ganze werthe Ritterſchaft, ſo daß Wigolais kaum wußte, wie er genug und würdig danken ſollte. Darauf fragte ihn König Artus: Wer er ſei, von wo er komme und wohin er wolle. Er antwortete mit edlen Sitten: „Herr, wer ich bin und welchem Lande ich angehöre, weiß ich ſo ſchnell nicht zu ſagen; aber mein Taufnahme iſt Wigolais, und durch des allmächtigen Gottes Gnade bin ich mit der Hoffnung in dieſes Land gekommen, hier Dienſt zu finden, denn ich habe eurer und eurer werthen Ritterſchaft Lob längſt mit Freuden vernommen. Darum iſt mein Begehren und meine Bitte, eurer Majeſtät wolle mich zu deren Diener und in deren werthe Ritterſchaft an und aufnehmen, ſo ihr mich deſſen würdig finden werdet.“ Darauf erwiderte ihm König Artus: „Was ihr ſo beſcheidentlich von mir begehret, mag euch wohl gewährt werden“ und verſprach ihm auch, daß er ihn binnen Kurzem zu einem Ritter ſchlagen wolle. Danach gebot er Herrn Gawein, daß er ſich des Jünglings annehmen ſolle, welches dieſer auch gern und willig that. Wigolais war deſſen überaus froh und dachte in ſeinem Herzen, daß er alles Gold der Erde nicht um die hohe Gabe nehmen möchte, die ihm König Artus zugeſichert hatte, und daß er ſich dieſelbe verdienen, oder ſein Leben verlieren wollte. Herr Gawein nahm den Jüngling in ſeine Pflege, ohne zu ahnen, daß derſelbe ſein Sohn wäre, und erzog ihn mit ſolcher Sorgfalt, wie ein Vater ſein Kind, wie ſich denn auch der Jüngling gegen ihn nicht anders benahm als ihm als Gaweins Sohne zukam. So wuchs große Liebe zwiſchen ihnen beiden und wiewohl ſie einander unbekannt waren, ſo waren ſie doch recht wie Vater und Sohn zu einander. Indeß kam die Zeit herbei, wo der König ein Turnier halten und etliche Junker zu Rittern ſchlagen wollte. Herr Gawein führte den Jüngling aufs Feld hinaus um ihn zu erproben, ob er auch zum Turnier geſchickt und tauglich wäre. Da ließ er denn ſeine Mannhaftigkeit gar klar erſcheinen, ſo daß alle, die ſich ihm entgegenſtellten, die Sättel räumen mußten, und ſolches widerfuhr manchem, der ſeiner Sache gar gewiß zu ſein meinte, und dem ein Aehnliches noch niemals widerfahren war.

Wie Herr **Wigolais** einer Jungfrau wider ihren Willen gen Corotin auf Abenteuer folgt.

Nachdem nun viele Ritter von Kurnewal und von Grahars vor Caridol zuſammengekommen waren, wurden zuerſt von König Artus etliche Knappen zu Rittern geſchlagen, unter denen Herr Wigolais nicht der geringſte war. Danach wurden von Fürſten und Frauen Siegespreiſe ausgetheilt, und es erhub ſich ein ſtattliches Turnieren und Lanzenbrechen, daß die Splitter zu Hauf in die Lüfte ſtoben. Da ſtritt auch Herr Wigolais ſo ritterlich und mannlich, daß es ein Wunder zu ſehen war und Keiner vor ihm zu beſtehen vermochte. Jedermann erkannte ihm den Preis zu und Alle meinten, daß ſie einen kühnern und theuern Ritter von ſo zarter Jugend noch nimmer erſehen hätten. Als ſich nun das Turnier endete und Fürſten und Ritter wieder heimfuhren, da kehrte auch König Artus gen Caridol zurück und ließ der werthen Ritterſchaft ſagen, wie er mit ihnen in der Tafelrunde ſitzen und Herrn Wigolais in ihre Geſellſchaft und Freundſchaft aufnehmen wolle. Solches geſchah auf einem grünen Anger vor Caridol, welcher zunächſt an des Königes Palaſt lag, im Monat Mai, an welchem allemal der König Artus mit ſeiner Ritterſchaft auf der grünen Aue unter den Zelten Hof hielt. Als ſie nun noch dort bei einander ſaßen in der Tafelrunde und von allerlei luſtigen und ritterlichen Abenteuern erzählten, auch den Herrn Wigolais lobten und prieſen, böſer Thaten und ſchlechter Geſellen aber in ihren Reden nicht gedachten, da ſahen ſie eine Jungfrau über das Feld eilends daher geritten kommen. Dieſelbe wendete ihr Pferd nach dem Zelte, unter welchem die werthen Ritter ſaßen. Sie war von überaus großer Schönheit, mit einem köſtlichen Gewande bekleidet, und hinter ihr auf dem Pferde ſtand ein Zwerglein. Sie ſprang behend von ihrem Zelter und trat mit edlen und züchtigen Geberden vor die Ritter, welche ſie mit ſittigem Gruße empfingen und ſich über ihre Erſcheinung wunderten. Alsbald hub das Zwerglein mit lauter Stimme ein Lied zu ſingen an, wovon die ganze werthe Ritterſchaft fröhlich ward, und fleißig aufmerkte, was dieſer Sang bedeuten ſollte. Nachdem nun der Geſang zu Ende war, trat die Jungfrau näher zu den Rittern, ſtellte ſich vor den König mit zuſammengelegten Händen und ſprach: „Gnädiger Herr, meine Herrin entbietet euch ihren Dienſt und Gruß mit ganzer Treue, deßgleichen auch der ganzen Ritterſchaft, und läßt euch allen den großen Kummer und die harte Noth klagen, womit ſie ſchmerzlich heimgeſucht iſt. Sie bittet eure königliche Majeſtät ihre große Noth zu Herzen zu nehmen und ihr zu deren Abſtellung behülflich zu ſein, indem ihr ihr einen mannhaften edlen Ritter zu Hilfe ſchicket, welcher im Stande iſt eine gar gefährliche Reiſe zu unternehmen. Es geht die Sage in allen Landen, daß hie die allerbeſten und theuerſten Ritter ſeien, welche in der Welt zu finden ſind, darum ſuchet meine Herrin Hilfe bei euch, denn ſie iſt ſonſt von aller Hilfe und Rettung verlaſſen, weil Niemand mehr gen Corotin auf Abenteuer reitet. Dieß ſei euch geklagt, und wer nun unter euch ſeinen Ruhm zu mehren begehret und die Abenteuer zu Corotin zu beſtehen denkt, der folge mir.“ Nachdem ſie ſo ihre Rede beſchloſſen, erhoben ſich wohl an hundert Ritter, welche alle die Reiſe von dem Könige begehren wollten, aber Herr Wigolais kam ihnen allen zuvor und bat den König mit edlen Sitten und bei der hohen Milde, nach welcher er keinen unerhört von ihm ſcheiden ließ. Der König wollte ihn nicht gern von ſich laſſen und ermahnte ihn auf alle Weiſe von ſeinem Begehren abzuſtehen, aber es war umſonſt, denn Wigolais bat je länger je mehr und ſprach: „Gnädiger Herr, erlaubet ihr mir die Reiſe, ſo hat ſich all mein Leid in Luſt verkehret.“ Der König mochte ihm ſeine Bitte nicht länger verſagen und erlaubte ihm mit der Jungfrau von hinnen zu reiten. Die Jungfrau aber war deſſen nicht froh, ſondern erſchrack, als ob ihr das größte Unglück widerfahren wäre. Sie ritt ohne Urlaub weinend hinweg und wollte des jungen Ritters nicht warten. denn ſie meinte ſeiner Jugend Uebermuth reiße ihn hin, dieſes Abenteuer zu unternehmen, welchem er keineswegs gewaſchen ſei. Herr Wigolais aber ließ ſich in aller Eile Harniſch, Schild und Helm, Speer und Schwert bringen, wappnete ſich mit Fleiß und ritt der Jungfrau eilends nach. Das Zwerglein ſah ihn kommen und ſagte: „Herrin, reitet gemach, denn der Ritter, auf den ihr hättet warten ſollen, reitet uns eilends nach.“ Die Jungfrau ward unmuthig und ſprach in großem Zorne: „Ach, wehe mir, daß ich dieſe weite Reiſe ſo gar umſonſt gethan! Es iſt einer bei der Geſellſchaft, mit Namen Gawein, von dem ſagt man, daß nie kein ſo theurer Ritter geweſen, als er; derſelbe wäre ohne Zweifel mit mir geritten, wenn ihm dieſer thörichte Jüngling mit ſeiner Bitte nicht zuvorgekommen. Nun komme ich heim ohn allen Troſt. Wehe mir, daß ich je in dieß Land gekommen bin, weil ich ſo ganz troſtlos von dannen ſcheiden muß.“ Das Zwerglein ſprach: „Habet beſſere Hoffnung zu dieſem jungen Ritter; wer weiß, ob es ihm mit dem Abenteuer zu Corotin nicht beſſer gelingt, als allen übrigen.“ Indem kam der kühne und theure Held Wigolais zu ihnen geritten und grüßte die Jungfrau mit gar zierlichen Sitten, indem er ſie mit Fleiß bat, ihm um ihrer Tugend willen zu erlauben, mit ihr in das Land Corotin zu reiten, wo er den Preis davon zu tragen hoffe. Die Jungfrau ſprach: „Bleibet oder reitet, es gilt mir gleich; reitet wohin ihr wollt, die Straße iſt breit und für Jedermann. Doch hütet euch, mir auf meiner Reiſe Geſellſchaft zu leiſten.“ Dem Zwerglein mißfiel dieſe ſtolze Antwort gar ſehr und er redete der Jungfrau ſo lang zu, bis ſie dem Ritter verſtattete dieſen einen Tag, aber nicht länger, mit ihr zu reiten.

Wie Herr Wigolais einen Ritter und hernach zween Rieſen bezwingt.

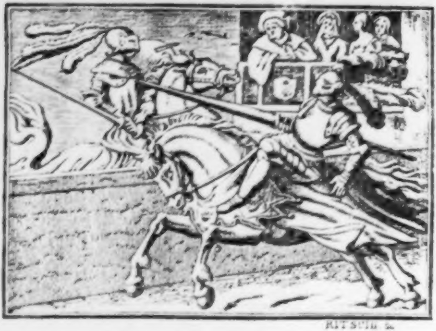
Herr Wigolais erzählte der Jungfrau manches Abenteuer und ſtellte manche lehrreiche Betrachtung an, um ihr die Stunden des Tages zu verkürzen. Des Abends ſahen ſie eine ſtattliche Burg vor ihnen ſtehen; da ſprach Herr Wigolais: „Herrin, ich will voraus reiten, und ſehen ob man uns heute Nacht in dieſer Burg beherbergen will.“ Da ſagte ſie: „Dieſer Wirth pfleget gar ſeltſamer Sitte und ihr möget es nur unterweges laſſen bei ihm einzuſprechen. Denn welcher Ritter hie einkehren will, der muß dem Wirth zuvor einen Ritt gewähren. Fället ihn dann der Wirth, ſo muß der Gaſt zu Fuß und ohne Waffen in Schande von dannen ſcheiden; beſiegt aber einer den Wirth, ſo wird er ganz wohl von ihm gehalten. Darum rathe ich, daß ihr den Herrn dieſer Burg vermeidet.'' Indem ſie noch ſprach, ritt der, von welchem eben die Rede war, ihnen gewappnet entgegen, grade auf Wigolais zu. Der ſetzte ſeinen Helm auf und rannte mit ſeinem Speer ſo mächtig gegen jenen, daß er ihn ſeines Lebens beraubte. Als dieß die Angehörigen des Ritters gewahrten, wurden ſie ſehr betrübt, und Wigolais durfte daher mit der Jungfrau an dieſem Orte nicht Nachtherberge ſuchen, ſondern mußte mit ihr weiter reiten und ſich die Nacht behelfen wie es anging. Die Jungfrau ward über dieſe Begebenheit ſehr traurig und ließ Herrn Wigolais harte Reden hören. Er aber ſuchte ſie mit Worten zu begüten und ſo ritten ſie weiter, bis ſie zu einem Föhrenwalde kamen, in welchem ſie die Nacht zubrachten. Als es wiederum zu tagen begann, vernahm Herr Wigolais ein lautes Geſchrei und herzbrechendes Klagen, er bat daher die Jungfrau ihm Urlaub zu ertheilen, um nachzuſehen, was das für ein Geſchrei wäre. Sie ſagte: ,,Reitet nur, edler Herr, ihr brauchet keinen Urlaub von mir zu begehren.'' Er aber bat ſie ſo lange, bis ſie ihm freundlich Urlaub ertheilte. Darauf ritt er eilends der Stimme nach; da erblickte er auf einer Wieſe eine Jungfrau, welche ſich mit kläglicher Geberde heftig wehrte, und bei ihr zween ſtarke Rieſen, welche ihr Gewalt anthun wollten. Als Herr Wigolais ſolches erſah, dachte er in ſeinem Herzen: Verhüte Gott, daß das geſchehe! ſetzte bald ſeinen Helm auf, ritt unerſchrocken mit allen Kräften gegen die Rieſen, und erſtach alsbald den einen; den andern aber verwundete er mit ſeinem Schwerte und bezwang ihn, ſo daß er ihm geloben mußte: er wolle die Jungfrau ohn allen Schaden gen Caridol zu dem milden König Artus in deſſen Hut führen, auch ſagen wer ihn geſchickt und durch ihn dem Könige ſammt deſſen ganzer werthen Ritterſchaft ſeinen Gruß entbieten laſſe. Nun war das Zwerglein dem Ritter heimlich nachgegangen, ſeine Thaten zu ſchauen; das lief zur Jungfrau zurück und ſagte ihr alles, was er mit angeſehen hatte. Aber ſie ſchätzte das alles gering und hatte kein Vertrauen, daß er ihre Herrin erlöſen würde; indeß merkte ſie doch, daß er gar mannhaften Muthes wäre. Sie meinte aber ſeine Jugend wäre ſeinem Muthe und Vermeſſen viel zu ſchwach, daher blieb es ihr verdrießlich, daß er ſich ihr zum Gefährten aufgedrungen hatte. Da es nun indeß vollkommen Tag geworden war, ſo wollte ſie den Ritter nicht erwarten, und machte ſich heimlich ohne ihn auf den Weg. Das Zwerglein ward unmuthig und ſprach: ,,Sehet den Ritter, wie er uns ſo ſchnell nacheilt, und ihr habt Unrecht, daß ihr alſo vor ihm fliehet. Ich ſage euch fürwahr, daß es euch eines Tages noch großen Kummer bringen wird, wenn ihr euch heut von ihm nicht erbitten laſſe. Meinet ihr denn, wenn er nicht Muth und Kraft in ſich ſpürte, daß er auf dieſes Abenteuer ausgeritten wäre?''

Wie Herr Wigolais abermals einen Ritter ſieglos macht.

Es währte nicht lange, ſo hatte Herr Wigolais die ihm unholde Jungfrau wieder eingeholt und er war noch nicht lange neben ihr hergeritten, ſo geſchah es, daß ein kleines Hündlein über das Feld ihnen entgegen gelaufen kam, welches von ganz weißer Farbe war und ein gelbes und ein rothes Ohr hatte. Daſſelbe gefiel der Jungfrau ſo wohl, daß ſie meinte, ſie hätte nie ein ſchöneres Hündlein geſehen, und es höchlich begehrte. Herr Wigolais ſtieg vom Pferde, fing das Hündlein und brachte es der Jungfrau; zugleich bat er ſie ganz freundlich, ſie möge ihm doch erlauben, weiter mit ihr zu reiten. Sie ließ es geſchehen, wiewohl unwilligen Herzens. Nicht lange ſo kam ein Ritter geritten, der fragte die Jungfrau: Wer ihr das Hündlein gegeben hätte? und begehrte, daß ſie ihm daſſelbe ausliefern ſollte. Die Jungfrau zeigte auf Herrn Wigolais und ſagte: Der habe es ihr gegeben. Wigolais aber ſagte zu dem Ritter: „Was wollet ihr? Ich glaube nicht, daß der Hund euer ſei; wer ihn aber der Jungfrau mit Gewalt entreißen will, deß Helm muß zuvor Funken geben!“ Das verdroß dem Fremden ſo ſehr, daß er eilends wieder in den Wald ritt, ſich mit Fleiß wappnete, und der Geſellſchaft wiederum nachritt um Streit zu ſuchen. Herr Wigolais hielt ſich auch bereit und wendete ſein Pferd nach ihm um. Da ritten die beiden ſo ſtark zuſammen, daß es eine Luſt zu ſehen war. Dem fremden Ritter aber bekam es übel, denn wie köſtlich er auch mit Harniſch und Waffen daher gekommen war, und wie mannlichen Gemüthes er auch war, ſo fällte ihn Herr Wigolais doch auf den erſten Ritt zur Erde, daß er nicht wieder aufzuſtehen vermochte. Die Jungfrau behielt das Hündlein und ſie ritten weiter. Dann kamen ſie an eine Aue in einen Wald, da ſahen ſie eine klagende Jungfrau ihnen entgegen geritten kommen. Der edle Ritter begehrte abermals Urlaub von der Jungfrau um jene nach der Urſache ihrer Betrübniß zu fragen, denn Frauenklage ging ihm gar hart zu Herzen. Die Jungfrau ſprach auf ſeine Bitte um Urlaub: „Ihr möget reiten oder bleiben, gehet hin, wohin ihr wollet, ſo gehe ich auch meine Straße.“

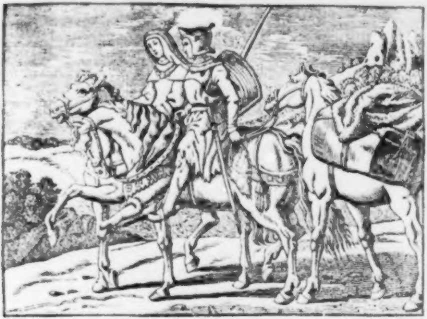
Wie Herr Wigolais für eine Jungfrau mit dem rothen Ritter kämpft.

Wigolais erlangte doch zuletzt durch Bitten, daß ihn die Jungfrau beurlaubte. Er ritt fort und kam zu der klagenden Jungfrau, grüßte ſie mit edlen Sitten und bat ſie, daß ſie ihm die Urſache ihres Weinens anzeige, denn ihre Klage ginge ihm gar ſehr zu Herzen und wenn er im Stande wäre es zu thun, ſo wäre er bereit ihr Beiſtand zu leiſten. Sie ſprach: „Unſer Herr Gott wolle es euch belohnen und euer mitleidiges Herze erfreuen.“ Darauf erzählte ſie ihm, alles was ihr bis dahin widerfahren war und was ſie noch zu dulden habe und ſchloß mit den Worten: „alſo iſt mirs ergangen mit dem Ritter, den wohl an hundert Ritter nicht haben beſiegen können.“ Darauf antwortete Herr Wigolais: „Ich bitte euch um eurer Ehre willen, reitet zu meiner Herrin, welche dort hält, und bittet ſie, daß ſie mit euch zu den Euren reite; ich hoffe, ſo Gott will, euch mit Kampf aus eurer Betrübniß zu erlöſen oder ich will hie nimmer von ritterlichen Ehren geſchieden ſein.“ Sie ritt mit dem Ritter zu der Jungfrau, bat ſie inſtändig, ſie zu begleiten, und erzählte ihr, wie der König von Irland alle Jahre einen Sittich herſchicke, welcher wohl zu ſprechen verſtehe, in einem köſtlichen goldenen Käfig, deßgleichen das theuerſte und ſchönſte Pferd, ſo man finden möchte, welches alles nachher diejenige Jungfrau erhalte, die für die ſchönſte Jungfrau an dieſem Hofe gehalten würde. „Nun urtheilten Herren und Frauen,“ fuhr die Jungfrau fort: „daß dieſe zwei Kleinode mein ſein ſollten. Unterdeß kommt ein Ritter daher mit ſeiner Geliebten und führt mir in Beiſein aller den Sittich wie das Roß mit Gewalt fort und giebt es ſeiner Geliebten. Nun hat ſich, dieſer junge Ritter, euer Gefährt gegen mich erboten, die Kleinode mir mit Kampf wieder zu gewinnen oder von ritterlichen Ehren geſchieden zu ſein: darum bitte ich euch mit mir zu reiten, denn das Heer liegt nicht weit von hier.“ So ritten ſie denn mit einander dahin. Da ſahen ſie manch ſchönes Zelt mit großem Reichthum gar zierlich ausgeſtattet in dem Walde aufgeſchlagen. Die Jungfrau führte die fremden Gäſte mit ſich zu ihrer Niftel, welche des Königs von Perſia Tocher und wegen ihrer Schönheit und Tugend hochgerühmt war. Die Jungfrau erzählte derſelben auf ihr Befragen, wer die fremden Gäſte wären und was des Ritters Vorhaben ſei. Als ſie darauf vor das königliche Zelt kamen, empfing ſie die Königin gar freundlich und führte ſie mit ſich in ihr Gemach. Der Ritter ward entwappnet; er wuſch ſich und legte die köſtlichen Kleider an, die man ihm darbrachte. Darauf ging er zu der klagenden Jungfrau und fragte ſie, wo der übermüthige Ritter ſein möchte, der ſie beleidigt hätte, und ſprach: „Herrin, iſt es möglich, ſo will ich euch eure Kleinode wieder erſtreiten, oder Preis und Ehre darob verlieren.“ Da nahm ihn die Jungfrau bei der Hand, führte auch ſeine Gefährtin mit ſich, und ging ſo mit ihnen vor das Zelt des übermüthigen Ritters. Als dieſer ſie ankommen ſah, trat er heraus vor ſein Zelt und ſprach hochmüthig zu Herrn Wigolais: „Was begehret ihr hie mit dieſen ſchönen Damen? Wohlan, laſſet mich ohne Weiteres wiſſen, was ihr wollet!“ Herr Wigolais, der kühne Held, ſagte mit edlen Sitten: „Wiſſet, daß ich um keines anderen willen gekommen bin, als eurer Ehre wegen, ſo ihr derſelben wahrnehmen wollet. Ihr habt dieſer Jungfrau, wie ihr wohl wiſſen werdet, mit Gewalt entfremdet, was ihr von rechtswegen gehörte. Solches möget ihr wohl mit Ehren der Jungfrau zurück erſtatten, wenn ihr bedenket, daß es nicht ziemt Jungfrauen zu berauben, vielmehr ritterlichen Preis und Ehre ſchwächt.“ Der ſtolze Mann antwortete: „Seid ihr hierher gekommen um zu predigen, ſo laßt euch auf dem Felde einen Predigtſtuhl aufſchlagen. Ich rathe euch aber, daß ihr mit der Jungfrau eilends von hie weggeht und ſaget, ihr wäret hie geweſen.“ Herr Wigolais ſprach: „Glaubet mir in Wahrheit, daß ich euch eine Predigt thun will, die euch zu Noth und Schanden gereicht. Ich biete euch Kampf für dieſe Jungfrau, danach wiſſet euch zu richten. Stellet euch morgen zur rechten Zeit am rechten Orte, und höret meine Predigt, da ſollen Helm und Schwert ein ernſtes Wort mit einander reden.“ Die Kunde von dieſem Kampfe wurde bald im ganzen Lager bekannt und Jedermann wunderte ſich, daß ein ſo junger Ritter einem tapfern ſtreitbaren Helden Kampf anzubieten wagte. Am nächſten Morgen nun, nachdem ſie die Meſſe gehört, kamen beide Ritter wohl gewappnet und koſtbar geſchmückt auf den Kampfplatz, ritten in den Ring und hofften ein Jeder ſeinen Ruhm zu erhöhen. Man reichte ihnen zween ſtarke Speere, die nahmen ſie und ritten ſo ſtark wider einander, daß die Speere in Stücken zertrümmerten. Nun griffen ſie zu den Schwertern; da ging es zuerſt über die Schilde her, denn keiner begehrte zu weichen. Sie ſchlugen beide ſo ſtark auf einander, daß das Feuer um ſie leuchtete, und zuletzt that Herr Wigolais einen ſo ſtarken Schlag auf ſeinen Gegner, daß dieſer



RITSCHL sc.

ſtracks vor ihm niederfiel. Als er ihn aber ſo kraftlos da liegen ſah, ließ er ihn wieder zu ſich ſelbſt kommen. Kaum hatte derſelbe ſeine Kräfte wieder erlangt, ſo lief er Herrn Wigolais mit ſo ſtarken Schlägen an, daß die Funken von Helmen und Schwertern ſtoben; da wollte ein jeder Sieg und Ruhm gewinnen, oder darüber ſterben. Der übermüthige Mann, welchen man den rothen Ritter nannte, weil er rothes Haar hatte, der aber ſonſt Graf Hoier von Mannsfeld hieß, trieb Herrn Wigolais die ganze Bahn entlang, da ergriff Herren und Frauen, und alle die an den Schranken ſtanden und zuſahen, groß Trauern und Weinen, beſonders die Frauen, und ſie riefen mit gewundenen Händen zu Gott dem Herrn, daß er dem jungen Ritter die Kraft mehren und ihm Gnade verleihen wolle. Herr Wigolais hörte dieſe Klage und empfing dadurch neue Kraft. Er rief: „Nun wehre dich, du männlicher Held, denn bis jetzt habe ich nur mit dir geſcherzt!“ Mit dieſen Worten ſchwang er ſeinen Arm in die Höhe, trieb den Helden mächtig zurück und fällte ihn mit einem Schlage, daß er beſinnungslos zu Boden taumelte. Darauf brach er ihm den Helm vom Haupte und bezwang ihn ritterlich, ſo wie er jüngſt dem Rieſen gethan hatte. — Als ſich nun ſo der Kampf geendet hatte und Herrn Wigolais von Allen der Preis zuerkannt ward, gebot er dem Grafen ohne Verzug gen Britannia zu reiten und ſich dem König Artus zu übergeben, auch der werthen Ritterſchaft von der Tafelrunde ſeine Dienſte zu entbieten. „Saget ihm dabei,“ ſetzte Wigolais hinzu: „der Ritter mit dem Rade habe euch geſendet.“ Der Graf antwortete: „Herr, ich hoffe ihr werdet euch mir beſſer zu erkennen geben. Denn es mögen vielleicht noch andere Ritter das Rad führen, die euch in Mannheit und ritterlichem Preiſe nicht zu vergleichen ſind.“ Herr Wigolais ſagte: „Um eures hohen Ruhmes willen will ich euch meinen Namen nicht vorenthalten. Fragt euch jemand, wie ich heiße, ſo ſaget ihm: ich heiße Wigolais und ſei Willens gen Corotin zu reiten, daſelbſt Abenteuer zu beſtehen — Gott der Herr verleihe mir Gnade meinen Willen zu vollbringen.“ Alſo ward der große Zorn, den die beiden Ritter wider einander gehegt hatten, wieder geſühnet. Danach gab der Graf die Kleinode, welche er der Jungfrau genommen, zurück, nahm freundlichen Abſchied und ritt gen Britannia, ſeinen Dienſt zu thun. Herr Wigolais ward von Herren und Frauen mit großer Ehrerbietung gar herrlich empfangen und freute ſich ſeines Sieges. Des andern Tages war das Hofgelage zu Ende und ein jeder kehrte mit ſeinem Geſinde wieder heim. Herr Wigolais und ſeine Gefährten ritten mit der Jungfrau, für die er geſtritten hatte, bis ihr Weg ſich theilte. Da bat ihn die Jungfrau gar inſtändig mit ihr zu reiten. Er wehrte ſich höflich und



ſagte: Daß er die Abenteuer zu Corotin ſuchen und beſtehen oder darüber ſterben wollte. Da ſie ihn gar nicht erbitten konnte, wollte ſie in ihrem Unmuthe die reichen Geſchenke, welche er ihr wieder errungen hatte, auch nicht behalten und ſagte: „So ihr meine Bitte nicht gewähren wollet, ſo nehmet auch die Kleinode hin, die ihr mit eurer tapfern Hand mannlich erfochten habet.“ Er wollte die Geſchenke nicht nehmen, indem er ſagte: ſolches gebühre ihm nicht; ſie wollte dieſelben nicht behalten; und ſo ſtritten ſie lange mit einander und wollten keines des andern Bitte gewähren. Zuletzt ſtieß die Jungfrau das ſchöne Pferd und den Sittich von ſich, grüßte den Ritter und ſeine Gefährten und ritt in allem Unmuthe von hinnen. Als Herr Wigolais nun ſah, daß ihm die Kleinode wider ſeinen Willen aufgedrängt wurden, gab er ſie der Jungfrau, mit welcher er von Britannia ausgeritten war.

Wie Herr Wigolais einen Nebenbuhler findet und beſiegt.

Sie vertrieben ſich die Zeit der Reiſe mit allerlei luſtigen Hiſtorien; das Zwerglein erzählte von ſeinem Herrn, dem Könige von Irland, und manch andere ſeltſame Mähre. Gegen Abend erblickten ſie ein köſtliches Zelt, vor welchem viele Speere aufgepflanzt waren: ſie wußten aber nicht, wer hie hauſe und was die Speere zu bedeuten hätten. Herr Wigolais aber war muthig, und dachte, er würde hie Ritterſchaft finden. Er ritt voraus, zu ſehn, was es gäbe. Als aber der Herr des Zeltes den Ritter herbeireiten ſah, ſaß er bald auf ſeinem Roß und ritt ihm und ſeiner Geſellſchaft entgegen, führte ſie mit ſich in ſein Zelt, empfing ſie herrlich und bewirthete ſie aufs Beſte. Darauf ſagte er zu Herrn Wigolais: „Ich möchte wohl, ſo ihr es erlaubet, fragen, wohin ihr mit dieſer Jungfrau reiſet?“ Da antwortete Wigolais: „Ich hörte, wie dieſe Jungfrau vor König Artus über die Noth klagte, welche ihre Herrin zu erleiden habe, und wie ſie ſagte, wer Abenteuer beſtehen wolle, der möge gen Corotin kommen, da finde er Abenteuer genug. Darum habe ich mich auf den Weg gemacht dieſe Abenteuer zu beſtehen; Gott wolle, daß ichs preislich vollbringe.“ Der Wirth ſprach: „Gott erhalte uns beide, und verwandle unſer Gemüth: ich bin überzeugt einem von uns wird dieſes Abenteuer gerathen. Wiſſet, wir waren unſerer zehn, die lange darum geworben haben, und ihrer neun ſind einer nach dem andern dahin geritten und ſind alle in der Noth geblieben. Da nun wir beide uns auch vorgenommen haben dahin zu reiten, ſo bitte ich euch: laſſet morgen Speer und Schwert zwiſchen uns entſcheiden, welcher von uns beiden das Abenteuer beſtehen ſoll.“ Herrn Wigolais gefiel dieſer Vorſchlag wohl und er ſprach: „Herr, ihr habet recht und ich ehre euer ritterliches Gemüth um dieſes Vorſchlags willen.“ Da ſagte der Ritter: „So laſſen wir es alſo geſchehen, und ich will mit euch jeden Vortheil theilen. Da ihr, wie ich ſehe, nur Einen Speer habet, ich deren aber eine Menge beſitze, ſo will ich euch ſechs Lanzen geben und dazu ſechs Knappen, welche euch dienen ſollen, deßgleichen mir auch ſechs Lanzen und ſechs Knappen nehmen, und ſo wollen wirs gegen einander verſuchen.“ Herr Wigolais nahm dieſes mit großem Dank an; und ſie blieben den Abend im traulichen Geſpräch zuſammen, bis es Schlafenszeit war. Da ward einem Jeden nach Würde beſonders gebettet. Am nächſten Morgen hörten beide Ritter die Meſſe, frühſtückten und ritten dann gewappnet und ſchön geſchmückt auf den Kampfplatz. Man reichte einem jeden der Kämpfer einen Speer, und ſie ritten ſo mächtig gegen einander und brachten ihre Stöße ſo wohl an, daß die Splitter in die Lüfte ſtoben. Der alte Ritter wunderte ſich nicht wenig, daß er an dem jungen ſo große Stärke erfand. Sie nahmen aber neue Lanzen, machten die Bahn noch weiter und ritten noch kräftiger gegen einander; abermals zertrümmerten die Lanzen. Nachdem nun ein jeder ſechs Lanzen zerbrochen hatte und ſie immer noch ritterlich im Sattel ſaßen, brachte man ihnen zwei überaus ſtarke und feſte Lanzen und bei dem nächſten Zuſammenrennen, bei welchem ein jeder ſeine ganze Kraft aufbot, blieb der alte Ritter todt auf dem Platze. Herr Wigolais ſprang alsbald zur Erde und rief: „Wehe mir, daß deine ritterliche Stärke durch meine Hand erlegen iſt! Fluch dem Siege, den ich hie errungen habe, denn du biſt würdig, daß Ritter und edle Frauen um dich klagen, wie ich ſelbſt, der dich erſchlagen. Ach daß ich je hieher gekommen!“ Mit ſolchen Worten erhub Wigolais eine große Klage um den theuren Helden und gebot dem Geſinde, daß ſie den todten Leichnam in die Kirche bringen und chriſtlich mit herrlichen Ceremonien zur Erde beſtatten ſollten, wie ihm gebührte.

Wie Herr Wigolais einige nähere Nachricht von dem Abenteuer im Lande Corotin erhält.

Nachdem er alles angeordnet hatte, wie es mit dem todten Ritter gehalten werden ſollte, ritt Herr Wigolais betrübten Muthes mit der Jungfrau und dem Zwerglein auf der Straße gen Corotin weiter. Da nun die Jungfrau ſo oft ſeine Stärke, Tapferkeit und Geſchicklichkeit geſehen hatte, begann ſie Vertrauen zu ihm zu gewinnen und ſagte: „Edler Ritter, höret und vernehmet meine Worte in Gutem, denn ich bekenne meine große Schuld, indem ich ſo übermüthig gegen euch geweſen bin: darum begehre ich Verzeihung von euch, und Gott ſei mein Zeuge, daß mir kein Ritter beſſer gefallen hat als ihr. Wahrlich ich beſorgte meine Reiſe umſonſt gethan zu haben, nicht weil ich euch für zaghaft gehalten hätte, ſondern eurer Jugend wegen.“ Wigolais ſagte dagegen: „Ach, zarte Jungfrau, beruhiget euer Gemüth: Das alles habe ich euch längſt vergeben und vergeſſen. Aber ſaget mir, wie es mit dem Abenteuer beſchaffen, und wie es zu beſtehen iſt.“ Sie ſprach: „O Herr, mir fällt es ſchwer, davon zu ſprechen: denn dieſer Greuel preßt mir das Herz zuſammen, die Angſt, daß ich euch in das Land gebracht habe, wo ihr, wie ich beſorge, dem ſichern Tode entgegen gehet. Wehe, daß ich euch jemals hieher gebracht habe! Was ſoll ich euch davon ſagen; kennt dieß Schrecken doch Niemand, denn die Ritter, welche es erfahren haben und von denen keiner zurückgekehrt iſt und Kunde gegeben hat. Doch will ich euch ſagen, wie dieſe Noth entſtanden und vor nun mehr zehn Jahren durch einen ſchnöden Mann über uns gekommen iſt. Mein Herr war ein theurer kühner Ritter und König zu Corotin. Er erzog an ſeinem königlichen Hofe den verfluchten Mann, mit Namen Roas von Gloys, und hielt ihn für ganz fromm und gerecht. Er ſchenkte ihm Liebe und Vertrauen, gab ihm reichen Sold und bekleidete ihn an ſeinem Hofe mit Gewalt vor allen Andern. Aber mein Herr ward leider auf das ſchändlichſte betrogen, denn der treuloſe Böſewicht ſchlich ſich eines Morgens mit etlichen ſeiner Geſellen in das Gemach des Königs und ermordete denſelben und etliche werthe Ritter mit ihm, die alle noch in den Betten lagen und ſchliefen. Um dieſes ſchändlichen Mordes willen iſt der verruchte Mörder in allen Landen verhaßt, aber Niemand vermag Rache an ihm zu nehmen, weil er aller Zauberei ſo wohl kundig iſt, daß ihm Niemand Schaden zufügen kann, er ſich auch vor keines Menſchen Drohen oder Feindſchaft fürchtet. Darum liegt das gute Land Corotin öde und alles, was darinnen iſt, verdirbt. Dieſer Fluch laſtet ſchwer auf uns und wir haben auf mancherlei Mittel gedacht, wie uns geholfen werden möchte; aber wir haben bis jetzt nichts ausgerichtet und haben leider manchen kühnen Ritter und Helden verloren, der uns zu helfen unternahm. Noch iſt kein Ritter heimgekehrt, welcher wider den Zauberer ausritt und hat Kunde gebracht. Alle Abend kommt ein Wurm vor das Schloß Roymund, der von ſchöner Farbe iſt und auf ſeinem Haupte eine koſtbare Krone trägt. Und wenn der Wurm kommt, ſo wartet er, bis er einen gewappneten Ritter ihm nachfolgen ſieht, dann wendet er ſich um, auf die Straße gen Corotin. Dieſem Wurme folgen dann die Ritter, welche das Abenteuer beſtehen wollen, es hat aber keiner zu ſagen vermocht, wie es weiter mit dieſem Wurme ſtehe. Wer aber dieſe Zauberei brechen und das Land aus der Gewalt des gottloſen Böſewichts befreien konnte, dem ſoll es Unterthan ſein und die ſchöne Larie, meine Herrin, ſoll ſein Gemahl werden. Heil dem werthen Ritter, welcher die reine und herrliche Jungfrau dermaleinſt ſein eigen nennt, wohl iſt er mit all ſeinen Freunden glücklich zu preiſen. Wie aber die ſchöne Larie beim Leben geblieben und wie es gekommen, daß ſie nicht in die Hände des ſchändlichen Mörders gefallen, das will ich euch noch mit wenigen Worten ſagen. Das Schickſal oder vielmehr das Verhängniß Gottes fügte es, daß damals, als der grauſe Mord an dem Könige vollbracht wurde, ſeine Gemahlin die Königin mit ihrer Tochter Larie Corotin verlaſſen und ſich nach dem Schloſſe Roymund begeben hatte, woſelbſt ſie während des Maimondes verharren wollte, bis ihr Herr ihr nachkäme, welches die verruchte That des Mörders leider verhinderte. Das Schloß Roymund hat der Böſewicht nicht in ſeine Gewalt zu bringen vermocht."

Wie Wigolais auf der Burg Roymund empfangen wird.

Unter ſolchem Geſpräche waren der Ritter und das Fräulein dem Schloſſe Roymund ſo nahe gekommen, daß man ſie von demſelben ſehen konnte. Da wappnete ſich der Truchſeß, welcher daſſelbe beſchirmte, eilig und ritt ihnen entgegen. Er war einer der theuerſten und beſten Ritter des Landes, und an ſeiner Lanze führte er ein koſtbares Fähnlein, auf welchem der Wurm abgebildet war, von welchem die Jungfrau erzählt hatte. Herr Wigolais ſah ihn kommen und fragte die Jungfrau: Wer dieſer Ritter wäre? Da ſagte ſie: „Herr, dieſer Ritter iſt hie

Truchſeß und wohl einer der kühnſten Helden, mit dem es Niemand im Streiten und Rennen aufzunehmen vermag, ſo groß iſt ſeine Stärke. Vermeidet er euch, ſo bitte ich, laſſet ihn unangefochten reiten.“ Herr Wigolais ſprach: „Das wolle Gott nicht, daß ich je einen Mann fliehe!“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſeinen Helm aufs Haupt und wendete ſich ritterlich gegen den daherkommenden Truchſeß. Sie drückten beide ihren Roſſen die Sporen in die Seiten und ritten mit ſolcher Gewalt zuſammen, daß die Speere in der Luft zerſtiebten; aber beide blieben mannlich auf ihren Roſſen ſitzen. Da ward der Truchſeß inne, daß er einen würdigen Helden gegenüber habe; er ritt daher freundlich zu ihm hin, faßte den Zügel ſeines Roſſes und ſprach: „Herr, ſeid Gott und mir willkommen in dieſem Lande!“ Danach begrüßte er die Jungfrau, und dieſe erzählte ihm in der Kürze alles, was ſich auf ihrer Reiſe zugetragen habe. Sie ritten mit einander zu Hofe und wurden daſelbſt von edlen Herren und Frauen mit ſittigen Grüßen auf das beſte und ehrerbietigſte empfangen. Da kam auch die junge Königin Larie, welche von ſchier überirdiſcher Schönheit war, um ihren werthen Gaſt zu empfangen, reichte ihm ihre Hand und küßte ihn, wie ſolches in ihrem Lande Sitte war. Herr Wigolais dankte ihr ganz freundlich mit ſittigem Verneigen, und die Jungfrau befahl den Kämmerlingen, daß ſie ihm beim Entwappnen und Umkleiden behülflich ſein ſollten. Wigolais ging mit den Kämmerlingen, legte ſeinen Harniſch ab und zog ein Hemd von köſtlicher Leinwand an, welches ihm die Königin ſchickte, und darüber herrliche Kleider von Seide mit Edelgeſtein geziert. Während er fern war, erzählte ſeine Reiſegefährtin der Königin und der ganzen verſammelten Ritterſchaft, welche mannhafte Thaten der junge Held auf ihrer Reiſe vollbracht habe. Da es nun Eſſenszeit war, ſo befahl die Königin den Gaſt in ihre Gemächer zu führen. Dieß geſchah und jedermann war begierig den jungen und ſchönen Ritter zu ſchauen, der ihnen allen zum Troſt in das Land gekommen war. Man empfing ihn mit großer Freude und führte ihn zu der jungen Königin zu Tiſche, wo es ihm ſo wohl erboten und er ſo ſorglich bedient ward, daß er es ſich nicht beſſer hätte wünſchen können. Alle, welche zugegen waren, freuten ſich der ritterlichen Thaten, die ſie von ihm vernommen hatten, und wünſchten ihm Glück zu dem Abenteuer. Der kühne Held merkte wohl, daß ſie es getreulich mit ihm meinten, und ihr freundlicher Empfang entzündete nur noch heller die Begierde nach dem Abenteuer in ſeinem Herzen. Als es nun Schlafenszeit war, wünſchte er der Königin und der ganzen werthen Ritterſchaft eine gute Nacht, und man führte ihn in eine königlich geſchmückte Kammer. Als er nun an ein Fenſter trat, erblickte er in der Ferne den Schein eines großen Feuers. Auf ſeine Frage, was das ſei, antworteten ſeine Begleiter: „Herr, jenes Feuer brennt zu Corotin, wo der König und die Seinen ermordet worden ſind. Es erſcheint alle Nächte; wir wiſſen aber nicht, was es zu bedeuten habe.“ — Herr Wigolais und die junge Königin ſchliefen dieſe Nacht nicht viel, denn eines dachte ans andere und fand über ſolchen Gedanken keine Ruhe; ſie waren einander ſelbſt entfremdet und eines dem andern mit Herz und Gemüthe zugethan.

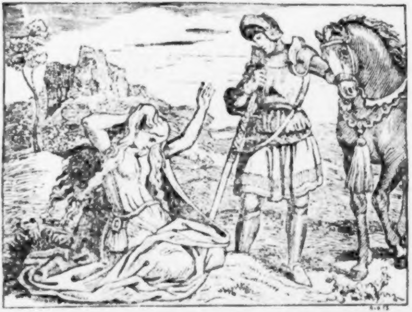
Wie Herr Wigolais ſein Abenteuer antritt.

Als es wiederum Tag geworden war, ſtand Herr Wigolais auf und wappnete ſich, um in den Kampf hinaus zu reiten. Er ging in die Kirche um Gotteswort zu hören und den Segen zu empfangen, welchen der Prieſter vor dieſer gefährlichen Reiſe und großen Noth mit großer Feierlichkeit über ihn ſprach. Als er zum Münſter kam, entſtand ein großes Gedränge, denn alles Volk wollte den Ritter ſehen, durch welchen ſie hofften erlöſt zu werden. Nachdem das Amt der heiligen Meſſe vollbracht war, ging er mit der Ritterſchaft wieder zu Hofe, wo ihnen ein vortrefflicher Imbiß dargeboten wurde. Als ſie aber gegeſſen hatten, gab die Konigin Herrn Wigolais ein Brod, das war von koſtlichen Gewürzen und mit großer Meiſterſchaft zubereitet, welches ihm zu ſeiner gefährlichen Reiſe ſehr von Nothen war. Der tugendreiche Held eilte ſehr von dannen und beſorgte nur, daß er das Abenteuer verſäumen möchte. Er mußte aber noch die Ankunft des Wurmes erwarten. Gegen Abend kam der gekrönte Wurm vor das Burgthor. Wie ihn der Held erſah, nahm er Urlaub von der edlen Konigin, die ihn gar freundlich umfing, ihn mit Thränen küßte und ihm von ganzem Herzen Glück und den gottlichen Segen zum Siege wünſchte. Er dankte ihr mit ſittigen Geberden und Worten und küßte ſie auf ihren Mund und ihre weinenden Augen. Darauf nahm er von der ganzen Ritterſchaft Urlaub, und wurde auch von ihnen mit Segenswünſchen entlaſſen. Er ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt fröhlichen Muthes und unerſchrockenen Herzens dem Wurme nach, der, wie er pflegte, dem Walde zu ſtrich. Der unerſchrockene Ritter ritt ihm nach, bis die finſtere Nacht herniederſank. Es währte nicht lange, da ging der Mond auf mit vollem Scheine, ſo daß Wigolais weit um ſich zu ſehen vermochte. Da ſah er vor ſich eine Burg, die wunderbar herrlich gebaut und mit vielen hohen Thürmen und Erkern prachtvoll geziert war, dazu rings mit Gräben umgeben, ſo daß ſie wohl von keinem Konige der Welt hätte erobert werden konnen. Vor dieſer Burg lag ein ſchöner Anger, auf welchem eine hohe und breite Linde ſtand. Der Wurm ging vor dem Ritter her bis zu der Linde, wo er ſich alsbald in ein Menſchenbild verwandelte, das auf ſeinem Haupte eine koſtbare Königskrone trug. Während der Ritter vor Verwunderung noch ganz außer ſich war, fing das Menſchenbild an zu reden und ſagte zu Herrn Wigolais: „Sei Gott und mir willkommen hie in dieſem Lande; der Allmächtige nehme ſich deiner Reiſe an und gebe dir Glück und Sieg durch ſeine göttliche Barmherzigkeit.“ Der unerſchrockene Held dankte ihm und ſagte: „Herr, ich bewundere eure ſchnelle Verwandlung und ich bin erfreut euch in menſchlicher Geſtalt zu ſehen. Ich bitte euch aber freundlich, mir dieſe ſeltſamen Erſcheinungen zu erklären.“ Da antwortete ihm das gekrönte Menſchenbild: „Wohlan, ſo höret. Ich bin ein König und Herr dieſes Landes geweſen, bis Gott der Herr ſein ſchweres Gericht über mich verhängt, alſo daß meine Tage und meine Herrſchaft ein zeitiges Ende nahmen. Denn dem ungetreuen Roas von Goys, den ich aus Barmherzigkeit von Jugend auf bei mir erzogen und dem ich Liebe und Vertrauen geſchenkt, rieth ſein ſchändliches Herz, daß er mich und alles mein Hofgeſinde, welches bei mir war, verrätheriſch ermordete. Nun ſteht meine ganze Zuverſicht auf Gott den Herrn daß er ſich endlich meiner erbarmen und euch den Sieg gewähren wird, der ihr zu Hülfe und Rettung meiner Tochter hieher gekommen ſeid. Gott der Herr hat ſie durch ſeine gütige Vorſehung aus den Händen des Böſewichts gerettet und er möge ſie für euch in ſolcher Bedrängniß erhalten haben, denn ich gönne ſie euch von ganzem Herzen, der ihr in ſo früher Jugend ſchon ſo mannlich nach Ehre ſtrebet. Solches iſt euch durch euren Vater, Herrn Gawein, angeerbt, welcher allenthalben für den allertheuerſten Ritter gehalten wird und daher mit Recht zu Caridol an der Tafelrunde die höchſte Stelle einnimmt.“ Herr Wigolais ſprach: „Lieber Herr, ich bitte euch, ſaget mir mehr von meinem Vater, denn ich habe ihn leider nie gekannt.“ Der König ſagte: „Ihr ſeid doch täglich bei ihm geweſen, und habet ihm an König Artus Hofe gedient. Er iſt allezeit der erſte an König Artus Hofe geweſen, und hat in jedem Kampfe ohne Falſch ſtets den Sieg davongetragen.“ Damit ließ er von ſeiner Rede ab, zeigte ihm einen Speer in einer ſteinernen Wand und ſprach: „Bringet dieſe Lanze her, ſie wird euch gute Dienſte leiſten, denn mit ihr ſollet ihr den Wurm Pheton beſiegen, welches nur mit großer Noth und Arbeit geſchehen kann.“ Darauf brach er ein Blütenreiß von der Linde und gab es dem Helden. „Der Duft dieſer Blüte,“ ſprach er: „iſt gut wider Gift und wider alles böſes Ungeheuer, darum behaltet es fleißig bei euch.“ Als er noch ſprach, ſah Herr Wigolais an dreihundert Ritter ſchnell gegen ihn daherrennen, ſämmtlich ſchwarz gekleidet, deren Speere, Paniere, und alles was ſie um und an hatten, mit Harz beſtrichen war. Sie führten ein klägliches Geſchrei von Weh und Ach. Da dachte er: Ich laſſe die nicht ſo vorüber reiten, es muß zuvor ein Ritt von mir gethan ſein, — nahm ſeine Lanze und rannte ganz muthig auf einen derſelben. Er traf ihn ganz ritterlich und von dem Stoße entbrannte ſein Speer, als ob er ihn in ein ſcharfes Feuer hineingeſtoßen hätte. Alsbald kehrte er zu dem Könige zurück und fragte ihn, wer die ſeltſamen und unheimlichen Ritter wären. Da ſagte ihn der König: „Es ſind die Ritter, mein Hofgeſinde, die mit mir ermordet worden ſind, und wahrlich ich ſage euch, daß unſere Pein nicht klein iſt. Darum bittet Gott den Herrn, daß er uns um des bittern Leidens und Sterbens willen, das ſein lieber Sohn am Stamme des Kreuzes für uns erduldet, aus dieſer ſchweren Pein erlöſen wolle und euch den Sieg verleihe. Dieſer Anger iſt der einzige Ort, wo ich in meiner bisherigen Noth und Pein noch Troſt und Erquickung gefunden. Und wiſſet ihr warum? — Weil ich Zeit meines Lebens auf dieſem Anger täglich mit eigener Hand den Armen und Dürftigen um Gotteswillen Almoſen gegeben habe. — So bewahre euch denn der allmächtige Gott und gewähre euch Gnade und Beiſtand, ſo daß ihr alle eure Noth überwindet. Ich kann und darf nicht länger bei euch weilen.“ Wie er dieſes Wort geredet, verwandelte ſich der König wiederum in die

Geſtalt eines Wurmes und eilte nach dem Schloſſe zu. Die ſchwarzen Ritter ritten vor ihm her mit kläglichem Geſchrei in die Thore. Er aber blieb draußen an der Mauer und bließ ſeinen Athem gegen die Zinnen. Alsbald ſtand die ganze Burg in Flammen, und dieſes war das Feuer, welches man des Nachts von der Burg Roymund aus leuchten ſah. Obſchon aber allnächtlich die ganze Burg Corotin in Flammen aufging, ſo ſtand ſie doch jeden Morgen wieder ganz unverſehrt in allen ihren Theilen da. Herr Wigolais hielt ſein Pferd an und ſah dem Feuer eine Weile zu, da erblickte er eine Schaar ſchneeweißer Tauben, welche aus den Flammen in die Höhe flogen, und er dachte, daß dieſes die Seelen der Ritter ſeien möchten, die er zuvor geſehen hatte. Er betete zu Gott in ſeinem Herzen und ritt zu der ſteinernen Wand und fand den Speer, welchen ihm der König zuvor gezeigt hatte.

Wie Herr Wigolais den Wurm Pheton auffindet.

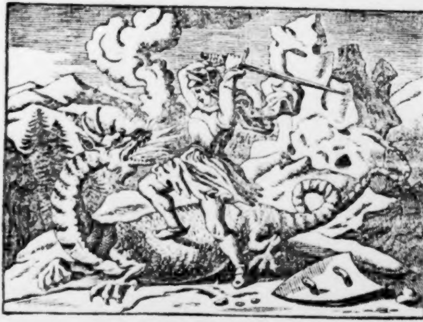
Darauf ritt Herr Wigolais tiefer in das Land hinein, die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch und kam des Abends auf einen ſchönen grünen Anger. Da ſah er eine Frau ſitzen, welche ohne Maßen klagte und in ihrem Jammer ihr Haar zerzauſt und ihre Kleider zerriſſen hatte. Der Held ritt zu ihr hin und redete ſie an: „Frau mäßiget euren Schmerz und ſaget mir, was euch bekümmert. So ich euch helfen kann, will ich es gern thun.“ Die Frau ſprach: „O Gott, was ſoll ich ſagen! Wehe mir armem Weibe, daß mich mein Herzeleid nicht zu tödten vermag, während der, den ich liebe, gewiß ſchon ſeinen Tod gefunden hat. Weh mir, daß ich dieſen Tag geſehn!“ Nach einer Weile hörte ſie ein Wenig auf mit klagen und ſagte: „Wiſſet, ich und mein Gemahl ritten auf dieſer Heide um zu beitzen und meinten hie ganz ſicher zu ſein; da kam der grauſame Wurm Pheton und führte meinen Gemahl und noch drei kühne



Ritter mit Gewalt hinweg. Weh mir, daß er mich zurückgelaſſen und mich nicht das Verderben meines lieben Gatten hat theilen laſſen!“ Herr Wigolais erwiderte: „Frau, laſſet eure Klage und zeiget mir den Ort, wo er ſie hingetragen hat. Vielleicht ſind die Helden noch am Leben und ich kann ihnen helfen.“— „Ach nein Herr,“ rief die Frau: „bleibet zurück, denn mir wird damit doch nicht geholfen, ſondern ihr würdet meinen Schmerz nur noch vermehren, wenn ich auch euch noch verderben ſähe.“ Er ſprach: „Frau, habet beſſere Hoffnung zu Gott dem Herrn, der wird mir Kraft geben. Wiſſet, ich bin um Abenteuer willen hieher gekommen, um mit des Allmächtigen Hülfe dieſem Lande zu helfen oder darüber ritterlich zu ſterben.“ Damit grüßte er die Frau, ſetzte ſeinen Helm auf und ritt hinweg; — Gott ſei ſein Gefährt und gönne ihm ſeinen Schutz, der ihm noch nimmer ſo ſehr von Nöthen war. — Er war noch nicht weit geritten, da hörte er ein großes Krachen, wie wenn die Bäume im Walde zuſammenbrächen. Er ritt dem Getöſe nach und kam alsbald auf die Spur des Wurmes. Als er denſelben erſah, ſegnete er ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und verwunderte ſich in ſeinem Herzen, daß Gott der Herr ein ſolches grauſames Thier auf Erden hatte entſtehen laſſen. Sein Haupt war überaus groß und ungeſchlacht mit ſchwarzen ſtruppigen Bärenhaaren, einem Hahnenkamm und ſpitzigen Hörnern; in ſeinem weiten Rachen ſtanden ſcharfe Zähne, ſchärfer denn die Zähne eines Ebers, ſeine Augen waren blutroth und feurig, der Körper war dick und lang, der Bauch grün, die Seiten gelb, der Rücken glich dem eines Krokodils, die Klauen waren mit ſcharfen Nägeln bewaffnet. Die Haut des Wurmes war hörnen und breite Schuppen bedeckten den ganzen Leib, welcher in einen langen ringelnden Schweif ausging; noch nimmer ward ein ſo gräuliches Unthier von einem Manne erſehen.

Wie Herr Wigolais den Wurm Pheton erſchlägt, aber ſelbſt von ihm zum Tode getroffen wird.

Herr Wigolais betrachtete das Ungeheuer eine Weile und ſprach in ſeinem Herzen: „Herr, allmächtiger Gott, ich befehle mich dir ganz und gar! Hilf mir du getreuer Gott, daß ich dieß gräuliche Thier überwinden möge, daß ohne Zweifel dir und allen lebenden Creaturen feind iſt.“ Noch einmal ſegnete er ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, dann ſprengte der unverzagte und mannliche Held gegen den ungeheuren Wurm an, welcher mit ſeinem Schwanze jenen Ritter, den er geraubt, noch umwunden hielt, und durchbohrte ihn mit ſeinem Speere, ſo daß dieſer ihm bis an die Hand in den Leib fuhr. Als der Wurm dieſen Stich empfand, ſchrie er mit ſo ungeheurer Stimme, daß Berge und Bäume erbebten, als ob ſie zuſammenſtürzen wollten. Er ſtreckte den Schwanz und ließ den Ritter fallen, kehrte ſich mit ſeinem Rachen gegen den theuren Helden um, klappte mit den Zähnen, und ſperrte dann den ſcheußlichen Rachen weit auf, als ob er ſeinen Gegner verſchlingen wollte. Herr Wigolais mußte ſich aus allen Kräften wehren und oft hinter den großen Bäumen vor dem feindlichen Thiere auf einen Augenblick Schutz ſuchen. Er faßte dann ſein Schwert mit beiden Händen und hieb ſo gewaltig auf den Wurm ein, daß das Feuer aus dem Panzer deſſelben herausfuhr. Aber er konnte ihm dennoch keine Wunde beibringen und merkte wohl, daß er mit keiner anderen Waffe als mit dem guten Speere zu verwunden ſei, welchen der König ihm gegeben hatte. Er ſprang alſo beherzt herzu, griff nach dem Speere, welcher noch in dem Wanſte des Wurmes ſtack, riß ihn mit einem Ruck heraus und ſtieß ihn dem grinſenden Unthier vorn in den Schlund, wovon es ſterben mußte. Ehe es ſich aber dem Tode ergab, ſchlug das Ungeheuer in ſeinem



odeskampfe ſo furchtbar um ſich und traf den Ritter mit ſei-
em Schwanze ſo gewaltig, daß derſelbe über einen Felſen
inwegflog, nicht anders wie ein Stein, der aus der Schleuder
eworfen wird. Dem kühnen Helden vergingen von dem Schlage
ie Sinne und ſo ſtürzte er herunter an das Geſtade eines Sees,
o er wie todt regungslos liegen blieb. — Während dieſes
lles geſchah, war die edle Frau, welche der Held auf dem
nger geſehen hatte, noch eine Weile klagend ſitzen geblieben. In
rem Herzen war die Hoffnung ganz und gar ausgegangen, und
berzeugt von dem Tode ihres geliebten Gatten, machte ſie ſich
ndlich auf den Weg um auch zu ſterben. Sie ſetzte ſich auf ihr
ferd und ritt in den Wald, um den Wurm aufzuſuchen, da-
it derſelbe auch ihrem Leben ein Ende machte. Als ſie nun
ne Weile geritten war, ſiehe da begegnete ihr der, um wel-
en ſie klagte. Ihr Gatte kam ganz matt und kraftlos geblie-
en; wie ihn die edle Frau erſah, ſchrie ſie laut auf vor Luſt,
rang behend von ihrem Pferde und umfing den ſo unerwartet
iedergefundenen mit ihren Armen und küßte ihn wiederholt
f den Mund. „Gelobt ſei Gott,“ rief ſie: „daß ich euch
bendig finde, mein allerliebſter Herr! Wie ſeid ihr dem grau-
men Wurme und dem entſetzlichen Tode entronnen?“ Er
gte: „Es kam ein Ritter, ohne Zweifel ein tugendreicher löb-
r Held, der hat mich erlöſt, und mit ſeiner Lanze den grau-
men Wurm mit großer Noth getödtet; aber ich fürchte, er
bſt iſt nicht lebendig davon gekommen.“ Da ſagte die Frau:
Weh, daß ein ſolcher werther Held von einem ſolchen ſcheußli-
en Thiere ſo grauſam erwürgt ſein ſoll.“ Der Ritter kehrte
t ſeiner Dame nach dem Anger zurück, wo ſie ihre Diener zu-
kgelaſſen hatten, die ſchickte er ſogleich nach allen Seiten aus,
den edlen Helden aufzuſuchen, ob er todt oder lebendig wäre.
e ſuchten hin und her in dem Walde und fanden den todten
rm und bei ihm die drei Ritter und das Pferd, das Herr

Wigolais geritten hatte, alle todt; aber den kühnen Helden ſelber konnten ſie nicht finden. Als die edle Dame dieß erfuhr, ward ſie ſehr betrübt und ging ſelbſt mit ihren Jungfrauen und Dienern hinaus, den Retter ihres Gemahls zu ſuchen; und ſo kam ſie, als es ſchon ziemlich ſpät geworden war, zu jenem See, an deſſen anderem Ufer das Schloß ihres Gemahls lag, von welchem ſie ausgeritten war.

Wie Herr Wigolais von einem Fiſcher gefunden und ſeiner Waffen und Kleider beraubt wird.

An demſelben Abende war ein armer Fiſcher mit ſeinem Weibe auf den See gefahren um zu fiſchen; die ſahen den Ritter am Geſtade liegen. Da ſprach das Weib zu ihrem Manne: ,,Sieh, was iſt das! Dort liegt ein todter Ritter in ſo köſtlicher Kleidung, wie ich mein Lebtag noch nicht geſehen habe. Wenn wir ihm ſeine Kleider ausziehen und ſie verkaufen, ſo wird uns für lange geholfen ſein.'' Sie fuhren alsbald mit ihrem Kahne ans Land und gingen zu dem Ritter, welcher ganz das Anſehn eines Todten hatte. Unverweilt machten ſie ſich über ihn her, zogen ihm unter vielfachem Hin- und Herwerfen ganz aus, und trugen Schild, Harniſch und alles was ſie bei ihm fanden, in ihren Kahn. Darauf blieben ſie noch eine Weile bei dem todten Leichnam ſtehen und betrachteten ihn. Da ſagte der Mann: ,,Mich wundert, was dieſem Helden geſchehen iſt, man ſieht keine Wunde an ſeinem Körper. Vielleicht hat ihn der Wurm erſchreckt und vor ſich her getrieben, bis er von dem Felſen herabgeſtürzt iſt.'' Das Weib gab ihm zur Antwort: ,,Mach, daß wir fortkommen! Was immer ihm geſchehen iſt, wenn wir nur ſeine köſtlichen Kleider haben. Darum eilen wir, ſie in Sicherheit zu bringen, damit uns hier niemand überraſcht.'' Wie ſie ſo mit einander ſprachen, zuckte Herr Wigolais mit dem einen Arme, ſo daß ſie wohl merkten, daß er noch nicht völlig todt ſei. Der Fiſcher erſchrack und wollte entfliehen, aber ſein Weib hielt ihn und ſprach: „Nicht doch; komm, laß uns ihn ins Waſſer werfen, ſo bleiben wir im Beſitz ſeiner ſchönen Sachen und Niemand wird uns in Verdacht haben.“ Mit dieſen Worten ergriff ſie den Ritter bei den Haaren und wollte ihn in den See ziehen. Aber der Fiſcher ſprang dazwiſchen und rief: „Verhüte der Himmel, daß dieſer Mord von uns geſchehe, denn Gott würde uns ewig dafür haſſen.“ Sie ſtritten noch eine Weile mit einander, bis das Weib von ihrem ſchändlichen Vorhaben ablaſſen und ihrem Manne nach dem Kahne folgen mußte, auf welchem ſie die Waffen und Kleider des Ritters mit ſich nach ihrer aus Schilf erbauten Hütte brachten. Mit großer Freude beſahen ſie den Schatz, den ihnen das Glück durch eines andern Unglück beſcheert hatte, und berathſchlagten mit einander, was ſie mit demſelben machen und wie ſie ihn ins Geheim verkaufen könnten. Nun war eine der Jungfrauen, die mit der Gräfin ausgegangen waren, ganz in die Nähe der Fiſcherhütte gekommen und hörte die Leute darinnen von den ritterlichen Waffen ſprechen, welche ſie verkaufen wollten. Da ſchaute ſie durch eine Ritze in die Hütte und erblickte den Schild und den Helm, welche beide mit dem güldenen Rade geziert waren, wovon ſie ihre Herrin hatte ſprechen hören, als ſie ihnen ſagte, woran ſie den Ritter erkennen ſollten. Als nun die Jungfrau dieß geſehen, war ſie gar fröhlich, eilte zu ihrer Herrin zurück und begehrte Botenlohn, denn der Ritter ſei wiedergefunden. Die Gräfin trauete ihr nicht und ſagte: „Gewiß du betrügſt mich.“ Die Jungfrau aber antwortete: „Gewiß, gnädige Frau, ich betrüge euch nicht, kommt mit mir, ſo werdet ihr die Wahrheit ſelbſt ſehen.“ Sie gingen beide heimlich zu der Schilfhütte und die Gräfin ſah und hörte, was ihre Dienerin ihr geſagt hatte, denn der Fiſcher und ſein Weib ſaßen noch bei einander und berietben ſich, wie ſie ihre Sache auf das Klügſte anfangen könnten. Als dieß die Dame ſah, konnte ſie ſich nicht länger halten, klopfte an und begehrte, daß man ſie einlaſſe. Die Leute erkannten ihre Herrin an der Stimme, erſchracken gewaltig und ließen ſie mit großer Furcht ein. Sie ſagte: „Fiſcher, ich bitte dich, du wolleſt mich an den Ort führen, wo du den Helden, dem dieſe Kleinode gehören, gefunden haſt, und ich ſchwöre dir bei Gott, daß ich dich für dieſen Fund ſo beſchenken will, daß du und die Deinen alle Tage eures Lebens genug haben ſollet.“ Der Fiſcher, welcher anfangs gemeint hatte, die Sache möchte ein ſehr ſchlimmes Ende für ihn nehmen, freute ſich über das gnädige Verſprechen ſeiner Herrin und ſchickte ſich alsbald an ihr zu gehorchen.

Wie Herr Wigolais von dem Grafen Morel aufgenommen und endlich mit köſtlichen Geſchenken wieder entlaſſen wird.

Während dieſes in der Hütte des Fiſchers geſchah, war Herr Wigolais an dem andern Ufer des Sees allmählig wieder zu ſich gekommen. Er richtete ſich auf und lehnte ſich an einen Baum. Als er ſein Bewußtſein wieder erlangt hatte, bemerkte er, daß er ganz entblößt von allen Kleidern war, und konnte ſich darüber nicht genug verwundern. Er blickte um ſich, erkannte weder die Gegend, noch ſah er eine Spur von dem Drachen, mit welchem er gekämpft hatte. Da kam es ihm allmählig vor, als wäre alles, was er kurz zuvor erlebt, nur ein ſchöner Traum geweſen und ſagte: „O Gott, wie hat mich der Schlaf ſo ſehr betrogen. Mir träumte von einer herrlichen Jungfrau, für welche ich ein Abenteuer beſtehen ſollte. Was wäre ich jetzt zum Streite nutz. Ich bin nicht Wigolais ſondern ein armer Bauersmann, und kann doch auch weder pflügen noch das Feld bauen. Ach, allmächtiger Gott, was iſt mit mir geſchehen, oder was hat alles dieß zu bedeuten?“ Während er noch alſo bei ſich überlegte und ſchier an ſich ſelber verzweifelte, ſiehe, da kam der Fiſcher mit zwo Frauen daher; als Wigolais die erblickte, wollte er vor Schaam entfliehen. Die Dame aber rief ihm zu und ſprach in großer Freude: „Herr, entfliehet nicht, ich bin die Frau, welche ihr auf einem grünen Anger klagend fandet, weil ihr der Wurm Pheton ihren Gatten davongetragen hatte; ihr ſeid der Ritter, welcher dem Ungeheuer nacheilte und es mannlich überwunden hat.“ Als Wigolais dieſe Worte hörte, beſann er ſich alsbald, enteilte nicht weiter, ſondern barg ſich nur hinter ein Buſchwerk, um ſeine Blöße zu decken. Dahin brachte ihm die Jungfrau, welche die Dame begleitet hatte, einen Hermelin-Pelz und einen ſcharlachnen Mantel, womit er ſich bekleidete. Darauf ging er zu der Dame, welche ihn herzlich und mit großer Freude empfing und ihm dankte, daß er ihr ihren Herrn und Gemahl vom Tode errettet habe. Danach ſchickte ſie eilends nach der Burg, daß man den Ritter einholen und mit großer Ehrerbietung empfangen ſolle, welches auch geſchah. Graf Morel, ſo hieß der, welchen er von dem Wurme erlöſt hatte, kam ihm entgegen und mit ihm alles Volk, welches auf dem Schloſſe und in der dazu gehörigen Stadt wohnte. Sie erwieſen ihm große Ehre und prieſen ihn unter lauten Dankſagungen, daß er ſie und das ganze Land von dieſem grauſamen Wurme befreit hatte. So brachten ſie ihn auf das Schloß und dort ward er nach ſo großer Mühe und Arbeit mit köſtlichem Eſſen und Trinken, mit allem Fleiße auf das beſte bewirthet, wodurch er bald wieder zu ſeinen natürlichen Kräften kam. Der Graf ließ Harniſch, Schild und Helm des Ritters von dem Fiſcher holen und belohnte dieſen reichlich, wie ihm die Gräfin verſprochen hatte. Den ſeltenen Gürtel aber, welchen Herr Wigolais von ſeiner Mutter Florie erhalten, hatte der Fiſcher nicht mit ausgeliefert; doch Herr Wigolais wollte nicht darnach fragen, denn er dachte, wer den hat, der giebt ihn mir ungezwungen nicht wieder. Drei Tage verweilte Herr Wigolais bei dem Grafen, welcher ihm auf das beſte bewirthete und ihm ſeine kühne und tapfre That auf das beſte entgelten ließ.

Darauf nahm Herr Wigolais Urlaub und ſagte: Er wolle nun auch den Kampf mit dem ſchändlichen Roas beſtehen und dieſen beſiegen oder darüber verderben. Da ſagte der Graf: „Herr, ich bitte euch, unterlaſſet dieſe Reiſe, denn für eure Jugend iſt dieſes Unternehmen viel zu ſchwer und gewagt.“ Wigolais antwortete: „Nein, bei meiner Treue, ich werde dieſe Reiſe nicht unterlaſſen, wie gefährlich ſie auch ſein möge und Niemand kann mich von dieſem Entſchluſſe abbringen, als Gott allein.“ Auch die Gräfin drang mit Bitten in ihn, ſchilderte ihm die Gefahren, denen er entgegen ginge und bat ihn zu bedenken, daß die Wunden noch nicht heil wären, welche ihm der Wurm geſchlagen hatte. Wigolais aber ließ ſich durch keine Bitten bewegen von ſeinem Entſchluſſe abzulaſſen und begehrte ſeinen Harniſch. Da ließ ihm denn der Graf den beſten Harniſch bringen, den jemals ein Held getragen hatte und ſagte: „So ihr denn durchaus reiten wollet, ſo ſeid Gott dem Herrn befohlen und nehmet dieſen ſtarken Harniſch mit euch, welcher euch in eurer Noth Beiſtand leiſten möge. Wilde Zwerge haben ihn mit großer Kunſt und vieler Arbeit gemacht, und ihn viele Jahre lang mit großem Fleiße aufbewahrt und gehütet, bis ihn zuletzt ein wildes Weib im Gebirge den Zwergen entwendet hat, von welcher er durch mancherlei Abenteuer an verſchiedene Ritter und endlich auch an mich gekommen iſt. Sollet ihr dieſe Reiſe anders glücklich überſtehen, was ich zu Gott hoffe, ſo wird euch dieſer Harniſch vor dem Tode bewahren.“ Der Graf gab Herrn Wigolais auch noch ein köſtliches Hemd, welches mit großer Kunſt aus Seide geſponnen und wider Zauberei gut war. Für dieſe köſtlichen Gaben ſagte ihm Herr Wigolais den herzlichſten Dank, deßgleichen für die gute Aufnahme, die er ihm hatte zu Theil werden laſſen. Nachdem er aufs beſte mit dem Harniſch bekleidet worden war, ließ der Graf ein ſchönes ſtarkes, wohl mit Stahl bedecktes Roß herbeiführen und verehrte auch dieſes noch ſeinem Gaſte. Der unverzagte Held nahm von Allen Urlaub, ſchwang ſich ſodann ganz fröhlich auf das Roß und ritt im Namen Gottes ſo munter dahin, als ob er zu ſeiner heißgeliebten Dame, der ſchönen Larie reiten ſollte. Je mehr man ihm von Gefahren ſagte, deſto fröhlicher ward ihm zu Muthe. Sie befahlen ihn Gott mit weinenden Augen und wünſchten ihm Glück und Heil zu ſeiner Reiſe.

Wie Herr Wigolais auf das wilde Weib Ruel trifft, aus deren Händen er nur durch eine beſondere Schickung Gottes befreit wird.

Der unverzagte und kühne Held empfahl ſich ohne alle andere Sorge Gott dem Herrn und ritt ſeines Weges. Er ſah vor ſich manchen ungebahnten Weg und wußte nicht, welcher ihn zunächſt nach Corotin trüge. Zuletzt ritt er gegen Mittag und wendete ſich nach der Straße links. Dieſelbe führte ihn auf einem mit Geſtrüpp bedeckten Wege zu einem alten Gemäuer, das allenthalben mit Dornen und Unkraut verwachſen war, ſo daß er nicht weiter reiten konnte, ſondern abſitzen mußte. Er band ſein Pferd an einen Baum und ging hin und her um zu unterſuchen, ob er nicht durch das Dickicht einen Weg finden konnte nach einem See, den er durch die Zweige von Weitem ſchimmern ſah. Indem ſieht er aus einer großen Hohle ein überaus großes, langes und mißgeſchaffenes Weib auf ſich zu laufen, die hatte das Angeſicht eines Affen, große tiefliegende Augen, einen weiten Mund, aus dem zu beiden Seiten lange und ſpitze Eberzähne vorragten, und einen ſtarken mit ſchwarzem zottigen Haar bewachſenen Leib. Als Herr Wigolais dieſes häßliche Weib ſah, dachte er: ſoll ich das Schwert ziehen gegen ein Weib, das brächte mir wenig Ehre und mag einem Feigen ziemen. Während er noch ſo bei ſich überlegte, fiel das Weib über ihn her und griff ihn mit einer Kraft an, als wäre ein ganzes Heer von Männern über ihn gekommen. Sie warf ihn ſogleich auf den Boden, brach ihn ſeinem Helm ab, entriß ihm Schild, Schwert und Harniſch und band ihm Arme und Füße mit einem ſtarken Weidenſeile zuſammen. Darauf packte ſie ſein Schwert und ſchickte ſich an, ihm das Haupt vom Rumpfe zu ſchlagen. In dieſem Augenblick fing das Pferd des Ritters an laut zu wiehern und zu ſchreien, da erſchrack das wilde Weib ſo heftig, daß ſie alsbald das Schwert fallen ließ und die Flucht ergriff. Sie meinte nämlich nicht anders, als daß der Wurm Pheton herbei eile, von deſſen Tode ſie noch nichts wußte. Sie fuhr behend in die Höhle zurück, wie ſie ſchon öfters gethan hatte um dem Wurme, welcher ihr nachgeſtellt, zu entkommen. Mit dieſem wilden Weibe hatte es folgende Bewandniß. Sie hieß die ſtarke Ruel und hatte früher einen Mann, Fares genannt, welchen der König Floyr ohne Veranlaſſung unritterlich erſchlagen und in den See geworfen hatte. Nun hatte ſie Herrn Wigolais für den König Floyr gehalten und ſich an ihm zu rächen gedacht. Darum griff ſie den Helden ſo unverſehens und hinterliſtig an und hätte ihn auch ſicherlich umgebracht, wenn ſie nicht durch den Schrecken vor dem Wurme Pheton vertrieben worden wäre. So wurde der tugendreiche Ritter durch Schickung des allmächtigen Gottes gerettet, zu dem er in ſeinem Herzen geſchrieen hatte, als er ſich ſo wehrlos in der Hand des wüthenden Weibes befand. Nachdem das Weib verſchwunden, warf ſich der Ritter in ſeiner Angſt von einer Seite auf die andere, und brachte es dadurch endlich dahin, daß ſich das ſtarke Weidenſeil auflößte, ſo daß er die Hände frei bekam, mit denen er dann auch ſeine Füße der Banden entledigte. Er legte eilig ſeinen Harniſch wieder an, faßte ſein Schwert und ſagte: „,Ich gelobe bei ritterlichen Ehren, daß ich fernerhin gegen kein Weib noch irgend eine Creatur, welche mir mit feindlichem Anſehen entgegenkommt, mich unbewehrt will finden laſſen, nachdem mich Gott der Herr aus der Hand dieſes ſcheußlichen Weibes ſo gnädig erlöſt hat. Darauf ging er zu ſeinem Roſſe, band es los und führte es über Stock und Stein, durch dick und dünn ſo gut es gehen wollte, bis er von dem Felſen herab an das Geſtade des Sees kam, wo er einen Weg fand, welcher in das Land Corotin führte.

Wie Herr Wigolais mit dem ſtarken Zwerge Karios kämpft, ihn beſiegt und nachher durch eine bezauberte Brücke aufgehalten wird.

Als der hochgeprieſene kühne Ritter mit dem Rade dem böſen Weibe und dem Tode entronnen und auf die rechte Straße gekommen war, ſaß er auf ſein Roß und ritt weiter. Er war noch nicht lange geritten, da kam er aus dem wilden Geſträuch in ein ſchönes ebenes Land und auf der Straße, welche ihn durch daſſelbe hinführte, ſteckten wohl an die ſechszig Speere in einer Reihe neben einander. Dieſer Anblick erweckte dem theuren Helden neue Kraft und friſchen Muth und er dachte: Da werden ohne Zweifel Schild und Speere von meiner Hand erkrachen. Indem ſieht er wohl gewappnet und köſtlich geziert den ſtarken Karios ihm entgegen geritten kommen, dem Niemand noch im Streite gleich gekommen war. Man ſagte, daß er die Stärke von vierzig Männern in ſich vereine, obſchon man ihn einen Zwerg nannte, weil er kurzen Leibes war und kurze Arme und Beine hatte. Dabei war er dick und von ſtarkem Gliederbau. Es hatte ihn ein wildes Weib in einem wüſten Walde geboren, darum war es kein Wunder, daß ihn die Natur anders denn andere Menſchen geformt hatte. Als derſelbe Herrn Wigolais erblickte, rief er ihm entgegen: „Unglücklicher, wer hat dich in dieß Land gebracht, woraus du nimmer lebendig entkommen ſollſt? Du mußt mit mir ſtreiten und von meinen Händen den Tod erleiden.“ Mit dieſen Worten nahm er einen ſtarken Speer zur Hand und rannte dem Ritter entgegen. Herrn Wigolais wurde ganz wohl zu Muthe, er ritt ihm unerſchrocken entgegen und ſie ſtießen ſo gewaltig zuſammen, daß beider Speere in Stücken flogen. Als der Zwerg nach dieſem gewaltigen Stoße, von dem einem andern wohl Rückgrat und Rippen gebrochen wären, ſeinen Gegner noch hoch zu Roß ſitzen ſah, verdroß es ihn gewaltig. Er griff ſogleich nach einem andern Speer und nachdem ein gleiches auch Herr Wigolais gethan, rannten ſie abermals ſo ſtark zuſammen, daß die Speere zerſtoben. Dieſes gefährliche, ja tödtliche Spiel trieben ſie ſo lange mit einander, bis alle ihre Speere verſchwendet waren. Karios hatte noch niemals ſolche Stöße empfunden und ergrimmte wie ein Bär, als er alle ſeine Speere in Stücken liegen ſah. Er faßte daher mit beiden Händen einen ſchweren Streitkolben und ſchlug mit demſelben auf den Helden, welcher auch des Kampfes nicht vergaß, ſondern gewandt ſeinen Schlägen auswich und dabei wacker ſein Schwert brauchte. Dieſer ritterliche Kampf währte bis auf den Abend und ſie brachten einander ſo ins Gedränge, daß ihre Schilde in kleine Stücken zerhauen wurden. Herr Wigolais war dem Zwerge an Gewandtheit und Schnelligkeit überlegen, während er ihm an Kräften nachſtand. Es wollte aber keiner von beiden fliehen, denn ſie waren beide zu ſiegen gewöhnt und jeder hoffte auch dießmal den Preis davon zu tragen. Zuletzt ließ der edle Ritter Herr Wigolais ſein Schwert mit ſolcher Kraft hernieder fallen, daß es dem mannlichen Helden Karios durch Helm und Hirnſchale drang und ihn dem Tode überlieferte. Als der Zwerg die tödtliche Wunde empfand, wandte er eilend ſein Roß und ergriff die Flucht. Unwiſſend was er that, jagte er in einen verzauberten Sumpf hinein, in welchem er ſein Leben jämmerlich enden mußte. Ja wenn er auch nicht verwundet geweſen wäre, ſo hätte er an dieſem Orte doch elend umkommen müſſen, denn aus dieſem Sumpfe ſtieg ein giftiger Nebel auf, welcher ſich an alles, was ihm zu nahe kam, wie Pech und Leim anlegte. So ward auch Karios ſammt ſeinem Roſſe von dem böſen Nebel ganz überzogen und erſtarrte in demſelben, daß er einem Standbilde zu Roß glich. Herr Wigolais war ihm bis zu dem Sumpfe nachgejagt, da er aber den dicken Nebel aufſteigen ſah, welcher den Fliehenden ganz vor ſeinen Blicken verbarg, ließ er zu ſeinem großen Glücke nach ihn zu verfolgen. Da nun vor ihm der Nebel lag und auch allbereits überall die Nacht hereinzubrechen begann, ſo überlegte er, wo er ſich hinbegeben ſollte, bemerkte auch, wie der Nebel die ſonderbare Eigenſchaft hatte, daß er ſich wie Pech an alle Gegenſtände anlegte. Die Sonne erhellte noch einmal die Gegend mit ihren letzten Strahlen und zertheilte den Nebel ein Weniges, da ſah der Held, daß durch den Sumpf ein Waſſer hinfloß, über welches ein Stück weiter unten eine Brücke führte. Neben der Brücke aber lief ein gewaltiges Rad um, das ganz aus Schwertern und Spießen zuſammengeſetzt war, welche gegen die Brücke ſtachen, ſo daß Niemand lebend über dieſelbe hinweggehen konnte. Der Ritter ſchauete das ſeltſame Zauberwerk lange verwundert an und fand kein Mittel über die Brücke zu gelangen, denn das Rad wüthete ohne Unterlaß mit Schlägen und Stichen. So weit er ſehen konnte, wurde das jenſeitige Land von dem tiefen Fluſſe begrenzt, über welchen keine andere Brücke führte als die, vor welcher er eben ſtand. Da war der junge kühne Ritter in größerer Noth, als je zuvor. Er dachte: ,,Soll ich wieder zurückkehren und die Abenteuer, die ich zu beſtehen mich erboten und gelobt habe, unvollendet laſſen? Aller ritterlichen Ehre, aller Freude meines Lebens müßte ich mich für immer abthun. Doch ich will mein Heil noch weiter verſuchen, ob ich noch eine andere Straße in das Land finden mag. Ja, wenn mir dreißig Rieſen den Eingang wehrten, ich wollte ſie lieber beſtehen, als bei dieſem Rade vorbeireiten. Wohlan, du allmächtiger Gott, dir ergebe ich mich in deine göttliche Gnade und befehle Leib und Seele deiner göttlichen Barmherzigkeit. Du erkennſt die Herzen der Menſchen und weißeſt alle Dinge, ehe denn ſie geſchehen. Allergnädigſter Gott, barmherziger himmliſcher Vater, komme mir zu Hülfe, wie du mich noch nie verlaſſen haſt; hilf mir in meinen Nöthen.'' Mit dieſem Gebet ergab er ſich mit ſtarker Hoffnung und Zuverſicht in die Gnade Gottes. Indeß war es ganz finſter geworden, trübe Wolken bedeckten Sterne und Mond, und dem Ritter fielen vor groſſer Müdigkeit die Augen zu. Da faßte er ſein Schwert mit der rechten Hand, den Zügel ſeines Roſſes mit der lincken und entſchlief in ſeinen Sorgen, das Haupt auf einen Stein gelehnt.

Wie Herr Wigolais glücklich über die Brücke kommt und das Unthier Marin beſiegt.

Indeß der Ritter ſchlief, erhob ſich ein friſcher Wind, welcher den dicken Nebel über dem Sumpfe den Fluſſe entlang nach der Brücke zu trieb und der Nebel übte ſeine Kraft auch auf den Fluß aus, ſo daß das Waſſer deſſelben immer dicker wurde, wie mit Pech untermengt, und zuletzt ſo dick, daß es das Rad mit den Schwertern und Spießen nicht mehr umzudrehen vermochte. Das Rad ſtand ſtill als wäre es eingefroren. Dabei praſſelte und klirrte das Rad, daß der Held davon erwachte. Hinter einer dicken Wolke trat ſoeben der Mond ein wenig hervor und Herr Wigolais bemerkte bei deſſen Scheine, daß das Rad ſtill ſtehe. Da ſprang er behend auf und ſprach: „Herr allmächtiger Gott, ich danke dir aus dem Grunde meines Herzens, daß du mir armem Sünder gnädig und barmherzig geweſen biſt und mir ſelber das Land eröffnet haſt.“ Er zog ſein Roß eilends über die Brücke und dankte Gott nochmals in ſeinem Herzen als er bei dem gefährlichen Rade glücklich vorüber war. Nun beſtieg er wieder ſein Pferd und meinte ſeine Straße unangefochten weiter fortſetzen zu können, als ein übermenſchliches Ungeheuer auf ihn daher geſtürzt kam, von dem Niemand ſagen konnte, ob es Mann, Weib oder Thier ſei. Es hatte vier Füße und ging aufrecht, an den Füßen ſtanden lange Krallen, ſein Haupt mit langen Zähnen und feurigen Augen glich einem Hundskopfe, vom Haupte bis zum Gürtel glich es einem Manne, unterhalb einem Roſſe, ſein Fell beſtand aus breiten und harten Schuppen. Die

Maſſe dieſes Unthiers, welches Marin hieß, war ein heftiges Feuer, das es bei ſich trug, welches alles verbrannte, woran es haftete. Schon manch ein werther Held war durch dieſes ſcheußliche Geſchöpf zu Grunde gegangen. Die Nacht war bald wieder ſo finſter geworden, daß Herr Wigolais ſein eigenes Schwert nicht erkennen konnte und er nicht wußte, ob das Unthier vor ihm oder hinter ihm wäre. Indeß wurde er daſſelbe bald gewahr, denn es griff ihn mit Kratzen und Beißen ſo wüthend an, daß er ſich deſſelben kaum zu erwehren vermochte. Doch der edle Held faßte all ſeine Stärke zuſammen und ſchlug mit ſo ſtarken und geſchwinden Schlägen nach allen Seiten um ſich, bis er es einmal getroffen und verwundet hatte. Da lief das Unthier fort und holte ſein ſchreckliches Feuer, das es in einem irdenen Hafen herbeitrug. Mit beiden Armen warf es Feuer nach dem Helden, deſſen Schwert, Speer, Helm und Schild alsbald Feuer fingen. Bei dem Scheine dieſes Feuers aber erſah Herr Wigolais ſeinen Feind, lief ihn alsbald unerſchrocken an und traf ihn mit einem ſo gewaltigen Schlage, daß ihm ein Bein vom Leibe flog. Da ſpritzte das Blut wohl ellenhoch empor und Wigolais bemerkte, daß überall, wo das Blut hinkam, das Feuer alsbald erloſch. Sogleich ſprang er noch einmal gegen das Unthier und ſchlug es vollends todt, und ob er dabei auch ganz mit dem ſchrecklichen Feuer deſſelben überſchüttet wurde, ſo that ihm dieß doch keinen Schaden, denn das ſterbende Geſchöpf ergoß ſo viel des Blutes, daß ſich Herr Wigolais ganz damit übertünchen und ſo das an ihm brennende Feuer löſchen konnte. Indeß er aber mit ſeiner eigenen Rettung beſchäftigt war, konnte er nicht verhindern, daß ſein Pferd elend verbrannte, und der Ritter mußte alſo zu Fuß weiter gehen.

Wie Herr Wigolais zur Burg Goys kommt und mit zween Rittern ſtreitet.

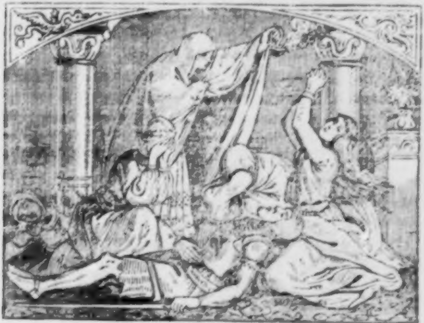
Der Mond war hinter den Wolken hervorgetreten und beleuchtete ihm den Weg. Als er eine Weile gegangen war, kam eine dunkle Wolke hinter ihm her, verhüllte den Mond, daß es ganz finſter ward und ließ eine Stimme aus ihrem Innern erſchallen, welche ſo fürchterlich klang, daß der Held bis auf das Mark erbebte. Die Stimme rief: „Wehe, Wehe dir Roas! Deine Zauber ſind zerbrochen, deine Streiter erſchlagen! Wehe, Wehe dir Roas! Deine Gewalt hat ein Ende, dein Land ſteht deinen Feinden offen! Wehe, Wehe dir ewiglich, deine Schandthaten alle werden gerochen, was du an deinem Herrn gethan, mußt du büßen! Wache auf und ſiehe dich vor, der Zorn Gottes und ſein Gericht brechen über dich herein! Der Herr ſendet ſeinen Streiter wider dich und all deine böſen Künſte werden dir nicht helfen. Wache auf aus dem Schlafe deiner Sünden und ſiehe zu, ob du dem Zorne des Gerechten entfliehen kannſt.“ Die Stimme ſchwieg, die Wolke verſchwand und der Mond ſchien wieder hell wie zuvor. Die Stimme vom Himmel hatte den jungen Helden zwar erſchreckt, aber ſie hatte auch ſeine ermüdeten Glieder mit freudiger Zuverſicht geſtählt und ſo ſah er getroſt dem kommenden Tage entgegen. Aber die Nacht, in welcher er mehr zu überſtehen hatte, als all ſeine Lebtage zuvor, war noch nicht vorüber. Herr Wigolais ſchaute bei dem Scheine des Mondes um ſich, da erblickte er in geringer Entfernung das Schloß Gove, auf welchem der Verräther Roas hauſte. Er mußte ſich bekennen, daß er niemals ein ſchöneres, herrlicheres Schloß erblickt habe. Ganz unerſchrocken ging der Held bis zu der nächſten Pforte, da ſah er unter einem Vorbau zween gewappnete Ritter ſchlafend liegen, bei denen Schild, Helm, Schwert und andere Waffen hingen. Wigolais trat muthig hinzu und nahm einen Schild, denn der ſeine war ihm im Kampfe mit Karios ſchier ganz zerſchlagen worden. Die Ritter erwachten beide, ſprangen behend auf und ſchickten ſich an den Helden mit Schwertesſchlägen zu verderben. Herr Wigolais aber ſetzte ſich gar mannhaft gegen ſie zur Wehr und obſchon ſie zween gegen einen und nicht träge waren, ſo gab ihnen doch der Held mit ſeinem Schwerte ſo ſchnell und kräftig Antwort, daß auch ſie nicht Einen ſondern zween ſich gegenüber zu haben vermeinen konnten. Die Feuerfunken ſtoben um die Kämpfer wie aus einer Eſſe, und bald hatte Herr Wigolais den einen Ritter mit einem ſo ungefügen Schlage getroffen, daß er todt zu Boden ſank. Da begehrte der andere ſeinen Geſellen zu rächen und lief den jungen Ritter mit großem Unmuth gar heftig an. Herr Wigolais aber empfing ihn gleichfalls mit erhöhter Kraft und traf ihn durch den Helm bis auf das Haupt, ſo daß er das Schwert ſinken laſſen und ſich überwunden geben mußte, um ſein Leben zu behalten. Graf Adam, ſo hieß der Ueberwundene, war ein tapferer Held, welcher ritterliche Tugenden gar wohl zu würdigen verſtand, darum erkannte er die hohe Würdigkeit des jungen Ritters freudig an und bat ihn um ſeine Freundſchaft. Sie ſetzten ſich neben einander nieder und gelobten ſich mit Mund und Händen ſtäte Treue und Freundſchaft, bis an ihr Ende unzertrennlich bei einander zu halten, wie ſie nachher auch in Wahrheit thaten. Herr Wigolais erzählte ſeinem neuen Geſellen, was für Thaten er bereits verrichtet habe und fragte ihn dann, wie er es anzuſtellen habe, um in den Palaſt zu kommen? Da gab ihm der Ritter zur Antwort: „Herr, euer Vorhaben betrübt mich ſehr, denn obſchon ihr Karios und Marin mit eurer tapfern Hand erſchlagen habet, auch mein Geſell hie vor euch erlegen iſt, ſo iſt euer Abenteuer doch noch lange nicht erſtritten und ich fürchte ſehr für euch; Gott möge euch behüten, denn der ſchändliche Verräther Roas iſt überaus ſtark, auch in aller Zauberei wohl gelehrt und geübt, ſo daß ihr ſchwerlich vor ihm geneſen möget. Sollte euch aber allhie der Sieg gelingen, ſo würden drei Königreiche und die allerſchönſte Jungfrau, welche jetzt unter der Sonne leben mag, euch zu theil werden. Solltet ihr aber hie ſterben, was Gott verhüten wolle, ſo würde Land und Leuten nachher noch vielmehr geſchehen, als je zuvor, darum bedenket noch einmal weislich, was ihr thun wollet. Denn ich ſage euch in Wahrheit, daß, ſo lange ich dieſe Pforte zu hüten gezwungen bin, noch kein Ritter durch ſie eingegangen iſt, auch ich ſelbſt nicht, ſo daß ich euch von den Abenteuern, welche euch hinter dieſer Pforte erwarten, nichts zu ſagen vermag. Wenn ihr dieſe Abenteuer aber dennoch beſtehen wollet, ſo rühret den goldenen Ring, welcher an der Pforte hangt, ſo werdet ihr alsbald eingelaſſen werden. Gott der Allmächtige, der euch und mich erſchaffen hat, wolle euch zu dieſer Fahrt ſeine göttliche Kraft und Macht verleihen, damit ihr dem gottloſen Verräther Roas und allen euren Feinden Widerſtand leiſten und ſie beſiegen möget.“

Wie Herr Wigolais in die Burg Gops kommt und den Verräther Roas zum Kampf fordert.

Herr Wigolais rührte den Ring an der Pforte mit ſolcher Kraft, daß die ganze Burg von dem Läuten der Glocke erſcholl. Die Thür ward aufgethan, er ſegnete ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ging mannlich hinein. Alsbald flog die Pforte wieder hinter ihm zu und es umgab ihn eine undurchdringliche Finſterniß. Er erſchrack und dachte bei ſich ſelbſt: was ſoll das bedeuten. Indem er alſo in Gedanken ſteht, kracht ein fürchterlicher Donner, als ob die Burg zuſammenſtürze, begleitet von einem ungeheuren Blitze, der die ganze Burg erleuchtet, als ob alles in Flammen ſtehe. Herr Wigolais ſah bei dem Leuchten des Blitzes, wie alle Wände des Saales, in welchem er ſich befand, mit großem Reichthum geſchmückt waren, mit Gold, Silber und Edelgeſtein, deßgleichen er alle ſeine Lebtage nicht geſehen hatte. Als der Donner verhallt war, that ſich eine Thür auf, aus der ſechs ſchöne Jungfrauen traten, die alle prachtvoll gekleidet waren und deren jede eine brennende Kerze trug. Keine von ihnen grüßte den Helden, ſondern ſie gingen ſtillſchweigend vorüber und ſteckten die Kerzen rings umher an den Wänden auf. Nach dieſen kamen abermals ſechs Jungfrauen, die waren noch viel ſchöner als die erſten und noch prachtvoller geſchmückt. Darauf kam eine Frau, die hieß Lament und war an Geſtalt, Schmuck und Kleidern ſo ſchön, als man nur wünſchen konnte. Die Frau trug Schild, Helm und Schwert, und auf ſie folgte noch eine Schaar ſchöner zarter Jungfrauen. Die Jungfrauen ſtellten ſich alle züchtig im Kreiſe umher auf und warteten auf ihren Herrn. Nach einer Weile that ſich die Thür auf und herein trat mit großer Hoffart der Verräther Roas, ein großer Mann in vollem Harniſch. Um ihn ſchwebte eine dunkle Wolke gleich einem Nebel, in welchem ſich ſeine Helfer, die böſen Geiſter aufhielten, denen er für irdiſches Gut das Heil ſeiner Seele geopfert hatte. Herr Wigolais ſegnete ſich abermals mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und befahl Leib und Seele dem Vater im Himmel. Als ihn Roas erſah, ergrimmte er heftig, ſetzte ſeinen Helm aufs Haupt und ſprach: „Du verlorener Böſewicht, wer hat dir erlaubt, in meine Burg zu treten?“ — „Herr,“ ſprach Wigolais: „in dieſe Burg bin ich, wie ihr wohl ſehet, ohne eure Erlaubniß gekommen, aus keiner andern Urſache, als um das ſchmachvolle Verbrechen, den ſchändlichen Mord zu rächen, den ihr an eurem frommen Herrn begangen habt, indem ihr Treue und Glauben zu nichte machtet. Wehe, daß ihr eines Ritters Namen haben ſollet, nachdem ihr alle ritterliche Ehre, eures eigenen Namens Würdigkeit, ſo ſchändlich und läſterlich zu nichte gemacht habet. Darum vertraue ich auf Gott meinen Herrn, er werde an dieſem heutigen Tage durch meinen Arm euch zur Rechenſchaft fordern und euer treuloſes Herz durch meine Hände zerſpalten laſſen, auf daß die Dame, der ich diene, und ihre Lande von euch und eurer Zauberei ritterlich erledigt werden. Darum wehret euch mannlich, wollet ihr anders vor mir geneſen!“

Wie Herr Wigolais den Verräther Roas erſchlägt, aber auch ſelbſt ſchier dem Tode verfällt.

Die unverzagten Helden ſprangen zuſammen und hofften beide Ehre und Preis zu erlangen. Sie zückten ihre Schwerter und zerhieben einander ihre Schilde dergeſtalt, daß die güldenen Spangen ſammt dem Edelgeſtein ſtückweiſe herunter fielen. Roas drang mit Gewalt und furchtbaren Schlägen auf den Helden ein, daß dieſer zu ſtraucheln begann und auf ein Knie fiel. Da ſprach der Verräther: „Bitte mich um Gnade und verheiße mir Hülfe zu leiſten, ſo ſoll dir dein Leben geſchenkt ſein.“ Herr Wigolais aber ſprang behend auf und ſprach in großem Grimm: „Liege ich denn vor dir gebunden, daß du meineſt mir das Leben ſchenken zu können? Wahrlich du biſt betrogen: meine Freihet aber gebe ich Niemand, am wenigſten dir, der du treulos, ehrlos und ganz untüchtig zu allem Guten biſt.“ Da ergrimmten beide noch mehr denn zuvor, fochten mit großem Haß und begehrten nicht von einander abzulaſſen. Es hatte ſchon zuvor der Heide ſeinem Geſinde geboten, daß ihm keiner zu Hilfe kommen ſollte, denn er meinte, er wollte allein wohl zween oder drei ſolcher Männer beſtehen. Es war ein harter und langer Streit, und je länger ſie kämpften, deſto mehr ergrimmte der Heide, weil es ihm verdroß, daß ihm ein ſo junger Ritter ſo viel zu ſchaffen machte. Sie ſchlugen und hieben ſo unbarmherzig auf einander, daß das Feuer aus ihren Helmen und Schwertern fuhr, und Blech und Nägel an ihren Harniſchen ſich löſten. Zuletzt ſchwang der Heide ſein Schwert ſo gewaltig und ſchlug aus allen Kräften auf den unverzagten mannlichen Helden einen ſo ſtarken Schlag, daß dieſer dadurch ſchwer verwundet wurde. Da ergrimmte Herr Wigolais erſt recht, nahm ſein Schwert in beide Hände und ſchlug ſeinem Gegner durch Helm und Haupt bis auf die Zähne, ſo daß er todt zu Boden ſank. Aber gleichzeitig mußte auch Herr Wigolais darniederſinken, denn der Blutverluſt und die große Müdigkeit nach ſo vielen und harten Kämpfen, die er allein in dieſer Einen Nacht beſtanden hatte, warfen ihn nieder. Als aber die Jungfrauen ihren Herren alſo liegen ſahen, daß er weder Hände noch Glieder mehr regte, wurden ſie ſehr betrübt. Frau Lameyt aber, nachdem ſie ſich von dem Tode ihres Geliebten überzeugt hatte, zerriß vor großem Leide ihre Kleider, raufte ihr ſchönes Haar und ſchrie mit kläglicher Stimme: „O ihr Götter, denen ich von Jugend auf gedient habe, erbarmet euch meines großen Herzeleides! Wehe mir Armen, wie iſt mein Ruhm und meine Freude ſo ganz erlegen und zu nichte geworden, ſeit ich dich mein Herzgeliebter ſo elend vor mir todt liegen ſehe!“ Sie ſtellte ſich ſo kläglich an, als wollte ſie in ihrem Jammer auch erſterben, und fiel endlich ohnmächtig auf den Leichnam ihres Geliebten nieder. Und aus großer Liebe und Treue gab ſie bald hernach auch wirklich ihren Geiſt auf. Die Jungfrauen, welche bei ihr waren, klagten



laut über den Tod ihres Herrn, als ſie aber auch ihre Herrin ſo kläglich geſtorben ſahen, ward ihre Klage noch zehnmal größer, als zuvor. Sie nahmen die zween todten Körper und trugen ſie mit großem Klagen und Weinen hinweg. Die Jungfrauen aber kehrten alsbald zurück und wollten ſich an dem jungen Ritter, welcher noch beſinnungslos dalag, rächen, weil er ihres Herrn und ihrer Herrin Tod veranlaßt hatte. Sie hatten nichts anderes vor, als ihm das Leben zu rauben. Indeß hatte der Graf Adam an der Thür Wache gehalten und vermuthete aus dem Schreien und Klagen, welches er vernahm, den Ausgang des Kampfes. Er faßte alſo den Ring der Pforte, welche ſich aufthat, und trat hinein. Da ſah er nun, wie die Jungfrauen eben im Begriff ſtanden, ſeinen Freund, den tapfern Herrn Wigolais, zu erdolchen. Graf Adam trat hinzu und ſprach: „Ihr werthen und ſchönen Jungfrauen, thut nicht alſo, laſſet ab von eurem ungerechten Haß gegen dieſen tugendreichen Helden und helfet mir ihn vielmehr vom Tode erretten, und am Leben erhalten, das ziemet weiblicher Zucht beſſer, denn euer Vorhaben zu vollbringen. Bedenket, wie Roas dieſes Land ſeinem rechten Herrn mit Mord und Falſchheit abgenommen hat, wofür ihn mit Recht dieſes Unglück betroffen hat.“ Darauf ging er zu Herrn Wigolais, um zu ſehen ob er noch lebte oder nicht. Die Jungfrauen hatten ihm bereits den Helm vom Haupte genommen und der Graf ſah, daß ſein Waffengefährte noch lebte. Da war er von Herzen froh und ſagte: „Helfet mir eilends den Ritter zur Ruhe bringen und ihm ſeine Wunden verbinden, damit er am Leben erhalten werde, denn ich ſage euch fürwahr, daß nie ein kühnerer Ritter vom Weibe geboren worden, als dieſer, und wer ihm ein Leid zufügt, an dem will ich mich rächen, wie ich ihm gelobt habe, denn er hat mir ſeine Freundſchaft ſtatt des Todes gegeben, als mein Leben in ſeiner Hand war. Auch will ich euch für dieſen theuren Helden, wenn er anders bei Leben bleibt, Bürge ſein, daß er euch eure jetzige Klage mit großer Luſt und Freude entgelten wird. Wohl mir, daß ich dieſen Tag erlebt habe, an dem mich dieſer hochgeprieſene Ritter von der Pforte, an der ich Jahre lang zu wachen gezwungen geweſen bin, erlöſt hat. So freuet auch ihr euch mit mir, daß er euch eure Freiheit errungen hat, und zweifelt nicht, daß er auch euch zum Heile hieher gekommen iſt.“ Durch ſolche gütige und glimpflige Reden wurden die Jungfrauen von ihrem Unwillen und Vorhaben abgewendet, ſo daß ſie ihm den todmatten Ritter zur Ruhe bringen halfen. Heißt es doch, daß Frauenhaß nicht lange währet, ſondern durch Güte bald gewendet wird. Damit aber ſoll den Frauen nichts Uebles nachgeredet ſein, das wäre ſchmachvoll und thöricht. Gar manches Weib iſt von Gott mit einem ſtandhafteren Gemüthe und höherer Weisheit geſchmückt, als viele Männer beſitzen. Hier mochten die Jungfrauen leicht ihr Herz wenden, da ſie des edlen Ritters Tugend und Mannhaftigkeit mit eigenen Augen geſehen hatten. Nachdem nun die Jungfrauen ihren Haß gegen den werthen Ritter hatten fahren laſſen, griffen ſie ihn ſänftlich an und wollten ihn von dannen tragen. Da that er ſeine Augen auf und ſprach: „O, allmächtiger, ewiger Gott, was iſt geſchehen, daß ich ſo kraftlos danieder gelegen in Schmach und Schande?“ Da tröſtete ihn Graf Adam: „Herr ſeid ohne Sorgen, denn der Sieg iſt euch gelungen! Seid unbekümmert um das, was ihr hie erlitten habet, denn ihr werdet davon geneſen und dieſes euer jetziges Leid wird ſich in große Freude verkehren. Dieſe Jungfrauen werden ſich einſt eures Sieges freuen und alle Frauen, welche eure Geſchichte hören, werden ſich daran erquicken, nachdem ihr dieſe ſchweren Abenteuer ſo ruhmvoll überſtanden habet.“ Da ſagte Herr Wigolais: „Will es Gott mein Herr und die Dame, welcher mein Herz gehört, ſo werde ich leben und wohl auch fröhlich ſein, denn aus ihren lieblichen Blicken quillt all meine Luſt und Freude, wie ſie mir auch tödlichen Schmerz zu geben vermögen. Ihr iſt all meine Noth und Arbeit, die ich um ihretwillen erlitten habe, geweiht und nichts begehr ich zum Lohne dafür, als einen freundlichen Blick ihrer Augen.“

Wie Herr Wigolais zum Grafen Morel zurückkehrt und der ſchönen Larie Botſchaft ſendet.

Graf Adam und die Jungfrauen führten Herrn Wigolais in ein anderes Gemach, das nicht minder prachtvoll ausgeſchmückt war. Die Jungfrauen entwappneten den Ritter und zogen ihm den Harniſch aus; Graf Adam aber verband ihm die Wunden mit aller Sorgfallt. Danach legten ſie ihn in ein köſtliches Bett, gingen hinweg und ließen ihn eine Weile ruhen. Die Jungfrauen wollten nun ihren Herrn und ihre Herrin beſtatten, erſtaunten aber nicht wenig, als ſie von dem erſteren nichts mehr fanden, als den leeren Harniſch. Die böſen Geiſter, welche Roas in ſeinem Dienſte gehabt, ſo lange er lebte, hatten ſich nunmehr ſeines Leichnams bemächtigt und ihn mit ſich davongeführt. Die Jungfrauen waren nicht wenig erſchrocken, ſammelten ſich jedoch nach einiger Zeit wieder und begruben ihre Herrin Lament, welche aus Liebe und Treue zu ihrem Herrn geſtorben war. Das Grab war auf das Herrlichſte geſchmückt und die Jungfrauen begingen die Leichenfeierlichkeiten nach den Gebräuchen ihres Glaubens mit großer Klage und vieler Pracht, wie dem Stande der Todten gebührte. Nach dem Begräbniß gingen die Jungfrauen wieder zu Herrn Wigolais, welcher indeſſen erwacht und aufgeſtanden war, huldigten ihm als ihrem Herrn und baten ihn um ſeine Gnade, indem ſie ſich zu aller Dieſtbarkeit erboten. Sie führten ihn in alle Säle und köſtlichen Gemächer der Burg und zeigten ihm alle Schätze und Reichthümer, welche Roas aufgehäuft hatte. Wigolais wunderte ſich, daß ein Mann einen ſolchen Schatz erobern und zuſammen bringen konnte Nachdem er die Burg in allen ihren

Theilen beſichtigt hatte, entließ er die Jungfrauen und ſprach: „Ich bin nicht gekommen, Land und Leute zu betrüben, ſondern beide von Betrübniß zu befreien und Frieden zu ſtiften; darum ſeid fröhlich und guten Muthes um meinetwillen, denn ich will euch euer Leid in Freude verwandeln und ihr ſollet fortan ein freies und fröhliches Leben führen, vorausgeſetzt, daß ihr den böſen heidniſchen Glauben verlaſſet und euer Herz dem wahren Gotte der Chriſten zuwendet.“ Die Jungfrauen, welche das entſetzliche Ende ihres Herrn bedachten, waren bereit, ſich im chriſtlichen Glauben unterrichten zu laſſen, um ſich in der Folge freudig zu demſelben bekennen zu können. Graf Adam dachte in ſeinem Herzen, daß wohl auch ihn der kühne Held mit der Bitte angehen werde, zu dem Chriſtenthum überzutreten, darum kam er ihm zuvor und ſprach: „Wiewohl ich leider Zeit meines Lebens im heidniſchen Unglauben befangen geweſen bin, ſo habe ich doch von Jugend auf den oberſten Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden und aller Creaturen geliebt, obſchon ich ihn nicht recht erkannt habe. Aber nachdem es ſich alſo gefügt hat, ſo danke ich ſeiner göttlichen Gnade und Barmherzigkeit, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, ihn kennen zu lernen.“ Herr Wigolais freuete ſich ſehr über dieſe Worte und dankte dem allmächtigen Gotte, daß er ihm ſolche Gnade erzeigt, von ganzem Herzen. Danach äußerte er den Wunſch, das Land um die Burg herum kennen zu lernen. Zu dieſem Zwecke hielt Graf Adam ſchon ein herrliches, mit reichen Decken behangenes Pferd bereit. Der junge Held ſchwang ſich auf das ſchöne Roß und ritt von Graf Adam begleitet hinaus, beſah das Land, welches in üppiger Fülle ſtand und kehrte dann zurück um einen köſtlichen Imbiß einzunehmen, welchen die Jungfrauen beſorgt hatten. Dazu hatten ſich denn auch alle Vornehmen und Fürſten des Landes verſammelt, die der Verräther Roas in ſeiner Burg gefangen gehalten hatte, um deſto ungeſtörter ihre Beſitzungen ausſaugen zu können. Alle dieſe Herren begrüßten Herrn Wigolais als ihren Retter und bedachten unter einander, wie ſie ihm auf das Beſte ihre Dankbarkeit an den Tag legen könnten, denn ſie erkannten ihn alle als ihren Herrn und König an. Da befahl ihnen Herr Wigolais, daß ſie ſich ohne Verzug bereiten und mit ihm zu dem Grafen Morel reiten ſollten, denn weil ihm dieſer Harniſch und Hemd gegeben, welche ihm mehr als einmal Beiſtand geleiſtet und ihn vom Tode errettet hatten, ſo glaubte er ihm ſeinen Dank bezeugen zu müſſen, auch wollte er demſelben anzeigen, wie er alle Gefahren glücklich überſtanden und den Sieg behalten habe. Auch Graf Adam machte ſich mit Herrn Wigolais auf den Weg. Als ſie zu dem Rade bei der Brücke kamen, lief daſſelbe wieder mit aller Schnelligkeit um, aber ſie vereinigten nun ihre Kräfte und zerbrachen es, ſo daß es nie wieder dem Wanderer den Zugang in das Land verwehrte. Sie ſahen auch den Zwerg Karios, der ſaß noch todt auf ſeinem Roſſe, und Roß und Reiter waren mit ſchwarzem Pech überzogen. Herr Wigolais wendete ſich zu Graf Adam und ſprach: ,,Ich bitte euch, kehret zurück nach der Burg und behütet mir ſie und das Land in aller Treue, wie ich mich denn zu euch alles Guten verſehe.'' Graf Adam that gern und willig wie ihm befohlen war. Herr Wigolais ritt weiter nach dem Schloſſe des Grafen Morel. Der Graf ſtand an einem Fenſter ſeiner Burg und ſah den ſtattlichen Zug daher kommen. Da rief er alsbald alle bei ihm verſammelten Herren zuſammen und rief: ,,Sehet dort kommt der Ritter, der uns ehegeſtern verlaſſen hat.'' Die Herren glaubten ihm nicht, ſondern meinten, der ſei längſt todt oder gefangen; als Wigolais aber näher kam und ſie ihn erkannten, eilten ſie alle mit dem Grafen Morel hinunter, ſprangen auf ihre Roſſe und ritten dem Helden entgegen. So ward Herr Wigolais mit großer Herrlichkeit und Freude empfangen und auf das Schloß geführt, wo ihn die Gräfin mit ihren Frauen und Jungfrauen freudig begrüßte. Sie bewirtheten ihn und ſeine Begleiter auf das köſtlichſte und Herr Wigolais erzählte ihnen mit beſcheidenen Worten alles, was ſich zugetragen. Da dankten ſie einſtimmig Gott dem Herrn, der dem jungen Helden beigeſtanden und ihm zum Siege verholfen hatte. Darauf wurden durch das ganze Land Boten geſendet, welche allem Volke verkündigen mußten, wie durch einen ſtreitbaren Helden die Ungeheuer, welche das Land verwüſtet, erlegt worden, wie der Wütherich, der es geplagt, erſchlagen und dem frechen Zauberweſen ein Ende gemacht ſei. Da breitete ſich Freude und Jubel über das ganze Land. Zwei vornehme Boten, den Grafen Morel und einen anderen Grafen, Namens Waiolars, ſchickte Wigolais zu der jungen Königin, bei welcher ſein Herz und Gemüth ohne Unterlaß verweilte. Die beiden Grafen freueten ſich ſehr über den ihnen zu Theil gewordenen ehrenvollen Auftrag und rüſteten ſich zu der Reiſe aufs Herrlichſte. Herr Wigolais ſchickte ſeiner theuren Geliebten einen köſtlichen Ring mit einem Diamanten, zum Zeichen ſtäter unzerbrechlicher Liebe und Treue, ſammt einem Briefe, welcher alſo lautete: „Troſt und Freude durch Chriſtum unſern Herrn, dem Troſt meiner Augen, dem Liebſten meiner Seele, der Krone meiner Ehren, der Herrin meines Herzens, euch holdſeliger Larie! Ich bitte euch inſtändig, Gebieterin meines Lebens, erlöſet mich aus dieſer Gefangenſchaft, in der ich gefangen gehalten werde, aus der mich kein Menſch auf Erden erlöſen und befreien kann, denn allein ihr, meine allerliebſte Freundin. Darum bereitet euch mir zu Liebe zur Reiſe und kommet gen Corotin, um den Thron eures Vaters einzunehmen, den ich euch errungen habe, damit ich für mich eure Liebe gewinne. Sehe ich euch als Herrin eures Landes und würdiget ihr mich eines herzlichen Wortes und innigen Umfangens, ſo bin ich meiner ſchweren Gefangenſchaft erledigt und habe reichen Lohn für alles, was ich um euretwillen erlitten und mit Gottes Hilfe erſtritten habe. Hiemit befehle ich euch dem lieben Gott und auch eurem getreuen Herzen, und zur Beſtätigung meiner beſtändigen Liebe und Treue nehmet dieſen Ring hin, welcher unſere Herzen und Seelen für alle Ewigkeit verketten ſoll.“

Wie die ſchöne Larie die Botſchaft empfängt.

Als die vornehmen Boten gen Roymund kamen, wurden ſie auf das Beſte empfangen, denn man ſah ihnen an, daß ſie fröhliche Botſchaft brächten. Sie wurden ihrem Begehren gemäß alsbald vor die junge Königin gebracht, welche ſie mit großer Freude empfing und ſprach: „Ich bitte, ihr wollet mir die Urſach eures Kommens anzeigen, denn ich hoffe, meine lange Pein wird durch eure Botſchaft gelindert werden.“ Da ſagte Graf Morel: „Gnädige Frau, unſer Kommen bedeutet alles Gutes, denn wir verkündigen euch große Freude: Das Land Corotin iſt geöffnet, das Rad zum Stehen gebracht und zerbrochen, alle Zauberei verſchwunden durch eines einzigen Ritters Hand. Derſelbe hochpreisliche wahrhafte Held und Erlöſer dieſer Lande, der den Wurm Pheton ritterlich getödtet, Marin und Karios erſchlagen und den ungetreuen Mörder Roas mit ſeiner tapfern Hand überwunden und erlegt hat: Herr Wigolais vom Rade entbeut euch ſeinen freundlichen Gruß und alles Gutes. Wollte Gott, ich könnte die Worte ſo lieblich vorbringen, wie er mir befohlen hat, aber ich vermag es nicht: darum, gnädige Frau, nehmet dieſen Brief, er wird euch eures theuren Ritters Meinung beſſer zu verſtehen geben.“ Die ſchöne minnigliche Jungfrau erhob ſich bei dieſer Nachricht mit edler Zucht und ſprach mit großer Demuth: „Gott der Herr, welcher die, ſo auf ihn hoffen und ihm vertrauen, nie verlaſſen, der hat auch uns durch dieſen hochberühmten theuren Ritter aus dieſer großen Noth und Trübſal erlöſt, darum ſei er gelobt und geprieſen ewiglich!“ Sie las den Brief ſehnſüchtigen Herzens und vor großer Freude lieſen ihr die hellen Zähren über ihr ſchönes Angeſicht, ſo daß ſie kaum zu Ende zu leſen vermochte. Darauf ſprach ſie mit ſanften Worten: „Wohl mir, daß ich den Tag erlebt habe, an welchem mein Herr und liebſter Freund geſiegt hat. Was er um meinetwillen erlitten und noch leidet, ſoll ihm reichlich vergolten werden, denn er ſoll mein Herr und der König aller meiner Lande ſein und ſein Wille ſoll allezeit durch mich und die Meinen freudig vollbracht werden.“ Darauf ging ſie zu ihrer Mutter und begehrte von derſelben, daß ſie mit ihr auf das köſtlichſte zur Heimfahrt ſich bereiten ſolle. Dieſe Heimfahrt geſchah mit aller Pracht und Herrlichkeit, wie man nur erſinnen kann, und mit lauter Freude, denn Männer und Frauen waren fröhlichen Herzens, daß endlich ihre lange Trübſal ein Ende genommen. Es war ein gar ſtattlicher Zug von zierlichen Herren und ſchönen Frauen, Spielleuten und zahlreicher Dienerſchaft, der ſich nach dem Lande auf den Weg machte, aus welchem ſie zehn Jahre lang verbannt geweſen waren. Indeſſen hatte Herr Wigolais Boten gen Britannien zu König Artus, Herrn Gawein und der ganzen werthen Ritterſchaft von der Tafelrunde geſchickt, ihnen ſeinen Sieg verkünden, und auch ſonſt in manchem Lande Könige und Fürſten, Grafen und Freiherrn, Ritter und Knechte, zu ſeiner Hochzeit laden laſſen. Die Herren aus den Landen der Königin, ſeiner geliebten Braut, kamen von allen Seiten zu Herrn Wigolais geritten um ihm zu huldigen und aus ſeiner Hand ihre Güter in Lehn zu empfangen. Da kam eines Tages nach der Burg des Grafen Morel, auf welcher Wigolais annoch verweilte die Botſchaft, daß die beiden Königinnen unterweges zu ihm wären. Da war Herr Wigolais außer ſich vor Freude, daß er die wiederſehen ſollte, welche ihm lieber als ſein Leben war, und befahl, daß ſich Herren und Frauen, die um ihn verſammelt waren, auf das herrlichſte ſchmücken und zum Empfange der edlen Königinnen bereiten ſollten. Sie ſaßen alsbald auf ihre Roſſe und ritten im wohlgeordneten Zuge, Ritter, Frauen und Jungfrauen, den Königinnen entgegen. Wie herrlich auch alle geſchmückt waren, ſo war doch Einer vor allen andern ſchön und lieblich anzuſehen, das war Herr Wigolais, der an der Spitze des Zuges ritt.

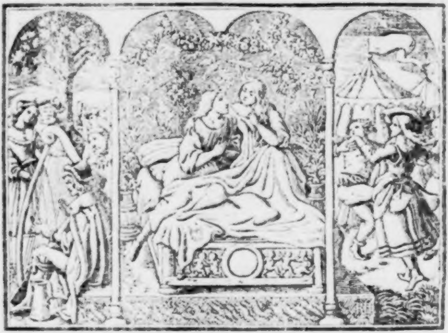
Wie Herr Wigolais die ſchöne Larie wiederſieht.

Nachdem die beiden wohlgezierten Schaaren einander ſo nahe gekommen waren, daß ſie einander ſehen konnten, ſprengte Herr Wigolais aus ſeiner Schaar und eilte ſeiner allerliebſten Freundin entgegen, um ſie zu empfangen. Als er zu ihr heran gekommen war, ſprang er aus dem Sattel zu ſeiner holdſeligen Braut hernieder, die ſchon vorher abgeſtiegen war. Er ſchloß ſie inbrünſtig in ſeine Arme, küßte ihre Lippen und begrüßte ſie mit zärtlichen Worten. Noch nie in ſeinem Leben war ihm ſo wohl geweſen, als jetzt, da er die holde Larie an ſein Herz drückte. Die innige Liebe ſtrahlte aus ſeinen Augen und glühte auf ſeinen Wangen. Die ſchöne Larie dankte ihm gar züchtiglich mit lieblichen Worten für alles, was er für ſie gethan und gelitten hatte. Man ſah wohl, daß ſie eines das andere gleich ſehr liebten. Vor freudigem Schreck, den heißgeliebten kühnen Ritter wiederzuſehen, waren die Wangen der holdſeligen Jungfrau ein wenig erblichen, bald aber glühten ſie wie die lieblichſte Roſe. Da umſchlangen die beiden Liebenden einander erſt recht inbrünſtig und grüßten ſich mit den zärtlichſten Küſſen. Nachdem ſie ſich der Freude des Wiederſehens ein wenig erſättigt hatten, traten die Herren und Frauen herzu, welche ſie begleitet hatten und grüßten, die einen Herrn Wigolais als ihren Herrn und König, die andern die ſchöne Larie als ihre geliebteſte Königin. Herr Wigolais aber ging zu der Mutter ſeiner geliebten Braut und begrüßte die Königin mit all der Ehrfurcht und edlen Sitte, welche ihr gebührte. Nachdem dergeſtalt der Empfang auf das beſte und würdigſte vollendet war, ritten alle fröhlich gen Corotin, wo das Feld mit grünen Bäumen und Zweigen geſchmückt und mit köſtlichen Zelten bedeckt war. Muſik von Trompeten und Poſaunen, Cymbeln und Schalmeien empfing den jungen König und ſeine liebliche Gemahlin. Unzählbar war die Menge der ſchönen Frauen, zierlichen Jungfrauen, ritterlichen Herren, die dort zum Freudenfeſte verſammelt waren. Die vornehmſten Fürſten des

Landes trugen vor Herrn Wigolais die Waffen her, mit denen er den Verräther Roas erſchlagen und das Land von Ungeheuern geſäubert hatte, ſeiner allem Volke zum Zeichen ſeiner ritterlichen Tugenden, Mannhaftigkeit und unerſchütterlichen Kühnheit, ſeines hohen Ruhmes und Preiſes. Da erhob ſich in allem Volk was verſammelt war, ſeinen Erretter und König zu ſehen und zu empfangen, lauter Jubel und helles Freudengeſchrei, und die alte Königin nahm die zarte Hand ihrer wonniglichen Tochter Larie, führte dieſe zu Herrn Wigolais, übergab ſie demſelben und empfahl ſie ſeiner Liebe mit lieblichen und holdſeligen Worten. Herr Wigolais freuete ſich dieſer Gabe mehr, als wenn man ihn zum Herrn der Welt ernannt hätte, er empfing ſie daher mit gar dankbaren und freundlichen Worten und Geberden und ſchloß darauf ſeine geliebte Braut vor allem Volke in ſeine Arme und gelobte ihr ſtets Liebe und Treue bis an ſeines Lebens Ende, welches Gelübde ſie ihm freudigen Herzens, obſchon verſchämten Angeſichts zurückgab.

Wie Herr Wigolais mit der ſchönen Larie vermählt wird.

Gegen Abend hielt man einen feierlichen Einzug zu Corotin und nahm Beſitz von der ſo lange und ſchmerzlich verlaſſenen Königsburg. Am folgenden Morgen wurden Bräutigam und Braut feſtlich zur Kirche geleitet, wo ein Biſchof eine gar erbauliche und rührende Predigt hielt und dann die jungen Verlobten feierlich zuſammengab. Unter lautem Volksjubel und freudigen Glückwünſchen von Herren und Frauen gingen darauf die jungen Eheleute nach dem Saale des Schloſſes, wo ein feſtliches Mahl bereitet war. Sie hatten noch nicht Platz genommen, als ſich lautes Trommetenſchmettern vor dem Schloſſe hören ließ. Alle eilten ans Fenſter und ſahen wie der hochberühmte Ritter Herr Gawein mit etlichen ſeiner Freunde, ſämmtlich Herren von König Artus und der Tafelrunde vor dem Thore hielt. Da wurde die Freude noch größer; Wigolais eilte Herrn Gawein entgegen, umarmte ihn recht wie ein Sohn ſeinen Vater und führte ihn dann ſammt ſeinen werthen Geſährten in den Saal zu ſeiner jungen Gemahlin Larie. „Erkennet“ ſprach er: „in ihr meine liebe Hausfrau und in uns beiden eure Kinder, denn wiſſet daß Florie, die Schweſter des Königs vom verſchloſſenen Lande, meine Mutter und ich euer Sohn bin.“ Da erkannte Herr Gawein ſeinen Sohn an der Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt und mit ſeiner geliebten Florie und an hundert Dingen, an welche ihn Wigolais erinnerte. Der hochberühmte Herr Gawein ſchloß ſeine Kinder weinend in ſeine Arme und ertheilte ihnen ſeinen väterlichen Segen. Darauf ging man zu Tiſch und ergötzte ſich mit köſtlichen Speiſen und herrlichen Weinen; es war ein kaiſerliches Mahl. Nach Tiſche ging es an ein fröhliches Turnieren, Tanzen und Springen und der Jubel währte bis tief in die Nacht hinein. Als die Sterne am Himmel funkelten wurde die ſchöne Larie von Herrn Gawein und einem andern hohen Fürſten zu dem harrenden Bräutigam mit großem Gepränge in das Brautgemach geführt, wobei ſie gar züchtig erglühte und die lieblichen Blicke an



den Boden heftete. Welch ſelige Nacht die beiden da verlebt, weiß Niemand denn ſie ſelbſt; aber es läßt ſich wohl vermuthen, daß ihre Wonne nicht gering geweſen, denn ſie waren beide einander mit herzlicher Liebe zugethan und beide ſo ſchön und liebreizend geſchaffen, daß ſie wohl innige Luſt an einander haben mochten. Die Sonne ſtand ſehr hoch am Himmel als Herr Wigolais noch in ſüßen Träumen ſeine holdſelige Gattin umfangen hielt und durch das Geräuſch erweckt wurde, welches die Hochzeitgäſte an der Thür der Kammer machten. Sie kamen, um die Neuvermählten nach der Kirche zu führen, allwo ſie mit freudigem Herzen Gott dankten und lobprieſen. Das Volk hatte ſich vor dem Gotteshauſe verſammelt und begehrte laut ſeinen König und ſeine Königin zu ſehen, welches ihnen auch huldreich gewährt wurde. Das Jubelgeſchrei wollte nicht enden und darauf folgten feſtliche Mahle, Turniere, Muſik und Tanz ohne Unterlaß bis zum zwölften Tage; man lebte allezeit herrlich und in Freuden.

Wie Herr Wigolais den Tod ſeiner Mutter Florie erfährt, König Artus beſucht und nachmals zum Wohlgefallen Gottes über das Land Corotin herrſcht.

Am zwölften Tage nahmen die Luſtbarkeiten der Hochzeit ein gar betrübtes Ende. Als ſie eben bei Tafel ſaßen, Herr Wigolais zwiſchen ſeiner holden Gemahlin und Herrn Gawein ſeinem Vater, öffneten ſich die Pforten des Saals und herein trat ein Bote, der hatte ein gar betrübtes Ausſehen, das wenig zu den Freuden der Hochzeit paßte. Herr Wigolais erkannte ihn alsbald als einen alen Diener ſeiner Mutter, ſprang auf, ging ihm entgegen und fragte hn: wie es ſeiner Frau Mutter ginge. Der Bote ſeufzte, weinte ınd ſagte: „Herr, was Gott thut das iſt wohlgethan! Eure Frau Mutter hat ſich über euren und ihres lieben Herrn und Gemahls Verust nicht tröſten können und iſt nach großem Leid und Jammer verchieden und iſt heut der zwölfte Tag, daß ſie begraben worden. Auf hrem Sterbebette hat ſie mir aufgetragen euch zu ſuchen und euch nit ihrem Gruß und Segen dieſen Ring zu bringen, den ihr wohl ennen werdet, da ſie ihn zum Andenken an ihren Herrn und Genahl allezeit an ihrem Finger getragen hat.“ Da erkannten Herr Wigolais und Gawein den Ring, und fielen einander mit heftigem

Weinen und Klagen in die Arme. Frau Larie weinte mit ihnen, tröſtete ſie aber auch mit lieblichen Worten, ſo gut ſie konnte. Nachdem ſich die betrübten Helden einigermaßen wieder von ihrer Bekümmerniß erholt, baten die Herren von der Tafelrunde Herrn Wigolais ſammt ſeiner Gemahlin ſie zu König Artus nach Caridol zu begleiten, damit ſie ſich einigermaßer zerſtreuen möchten. Herr Wigolais willigte ein und ſo kamen die hochgelobten Helden mit der ſchönen Larie und ihren Frauen und Jungfrauen nach einigen Tagen zu König Artus, zu dem man Boten vorausgeſchickt hatte, ihre Ankunft zu verkündigen. König Artus und Frau Ginevra empfingen die lieben Gäſte auf das Herrlichſte. Da gab es wiederum Turniere und allerlei Kurzweil, am ſiebenten Tage aber ließ Herr Wigolais ſeine Roſſe ſatteln und ritt mit ſeiner herzlieben Gemahlin und ſeinem Gefolge heim gen Corotin, nachdem ſie von König Artus, Frau Ginevra und der ganzen werthen Ritterſchaft von der Tafelrunde unter Dankſagungen und herzlichem Umarmen Urlaub genommen hatten. Herr Gawein begleitete ſeinen Sohn noch eine gute Strecke Weges und ertheilte ihm noch manche Lehre, wie er ſein Reich auf das beſte verwalten ſolle, um Gott und Menſchen wohl zu gefallen; dann ſchied er mit vielen freundlichen Worten und weinenden Augen, indem er noch verſprach ſeine Kinder bald in Corotin aufzuſuchen. Nachdem Herr Wigolais gen Corotin gekommen war und alle Aemter ſeines Königreiches wohl beſetzt, auch nach ſeines Vaters Rath alles weislich geordnet hatte, regierte er viele Jahre, in treuer Liebe bei ſeiner geliebten Larie weilend, glücklich und mit hohem Ruhme. vergaß auch nimmer Gottes, dem er Alles zu verdanken hatte. Das Land Corotin ward durch ihn beglückt und geſegnet vor allen Landen der Erde und wurde weit und breit nur der Freuden Ziel genannt. Nächſt König Artus konnte ſich kein König der Erde dem Könige Wigolais vergleichen, ſo reich war derſelbe an Tugend, Herrlichkeit und Milde. Er baute Burgen und Städte, machte Wälder urbar und Flüſſe ſchiffbar und ſeine Unterthanen liebten und prieſen ihn. Seine holdſelige Gemahlin Larie gebar ihm einen ſchönen Sohn, der ein ſtattlicher mannhafter Held wurde und auch Zeit ſeines Lebens Ruhm und Preis genug erwarb. Zuletzt beſcheerte der allmächtige Gott dem werthen Helden Wigolais und ſeinem treuen Weibe ein ſeliges Ende, dazu er auch uns allen dermaleinſt aus Gnade und Barmherzigkeit verhelfen wolle.

Gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Lieder

zu

Schutz und Trutz.

Volksbücher.

19. 20.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

[illegible]
München

War einſt ein Rieſe Goliath,
Gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Treſſen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und alles ſo nach advenant.

An ſeinen Schnurrbart ſah man nur
Mit Schrecken und mit Graus,
Und dabei ſah er von Natur
Pur wie der Satan aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groß ſchier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entſetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab jedem einen Rippenſtoß
Und flunkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her,
Und ſprach Iſrael Hohn.
„Wer iſt der Mann? Wer wagts mit mir?
„Sei's Vater oder Sohn,
„Er komme her der Lumpenhund,
„Ich box ihn nieder auf den Grund!“

Da kam in ſeinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als ſeinen Stock,
Als Schleuder und den Stein,
Und ſprach: „Du haſt viel Stolz und Wehr,
Ich komm im Namen Gottes her.“

Und damit ſchleudert er auf ihn,
Und traf die Stirne gar;
Da fiel der große Eſel hin
So lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau nicht auf deinen Treſſenhut,
Noch auf den Klunker dran?
Ein großes Maul es auch nicht thut:
Das lern vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl:
Wie man mit Ehren fechten ſoll.

M. Claudius.

Des Deutſchen Vaterland.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Preußenland? iſts Schwabenland?
Iſts, wo am Rhein die Rebe glüht?
Iſts, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Baierland, iſts Steierland?
Iſts, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſts, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Pommerland, Weſtphalenland?
Iſts, wo der Sand der Dünen weht?
Iſts, wo die Donau brauſend geht?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts Land der Schweizer, iſts Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß iſt es das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts, was der Fürſten Trug zerklaubt?
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
„So weit die deutſche Zunge klingt,
„Und Gott im Himmel Lieder ſingt:“
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt der Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen ſitzt.
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt der Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund.
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein.

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein,
O Gott vom Himmel, ſieh darein!
Und gieb uns ächten, deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

E. M. Arndt.

Hochgeſang.

Stimmt an mit hellem hohen Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgeſang;
Das Waldthal hallt es wieder!

Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgeſungnes Land,
Dir weihn wir uns aufs Neue.

Zur Ahnentugend wir uns weihn,
Zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutſches Fröhlichſein
Und alte deutſche Sitten.

Die Männer ſollen, jung und alt,
Gut vaterländſch und tüchtig
Und bieder ſein und kühn und kalt,
Die Weiber keuſch und züchtig.

Und deine Fürſten groß und gut!
Ja groß und gut die Fürſten!
Die Deutſche lieben und ihr Blut
Nicht ſaugen, nicht Blut dürſten!

Die Dichter ſollen Lieb und Wein,
Doch öfter Tugend preiſen,
Sie ſollen echte Männer ſein
In Thaten und in Weiſen.

Ihr Kraftgeſang ſoll himmelan
Mit Ungeſtüm ſich reißen,
Und jeder ächte deutſche Mann
Soll Freund und Bruder heißen!

Nach M. Claudius.

Das deutſche Land.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutſche mir am beſten gefällt,
Es hat nicht Gold, noch Edelſtein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein,
Und Mädchen aller Ehren.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt;
Denn wo das Herz zum Herzen ſpricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In ihr iſt Kraft und Fülle.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt;
Sie hält es treulich, wie ſie ſoll,
Stets munter, ſchaffig, anmuthsvoll,
Sie iſt des Hauſes Sonne.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt;
Geſund an Geiſt und Leib und Herz,
Zur rechten Zeit den Ernſt, den Scherz,
Und Becher in der Mitte.

Von allen Liedern in der Welt
Das deutſche Lied zu mir ſich geſellt;
Drum lieb ichs wieder treu und frei
Und ſinge meinen Muth mir neu,
In guter, deutſcher Weiſe.

Unſer Vaterland.

Kennt ihr das Land ſo wunderſchön
In ſeiner Eichen grünem Kranz?
Das Land, wo auf den ſanften Höhn
Die Traube reift im Sonnenglanz?

Das ſchöne Land iſt uns bekannt,
Es iſt das deutſche Vaterland!

Kennt ihr das Land vom Truge frei,
Wo noch das Wort des Mannes gilt?
Das gute Land, wo Lieb und Treu
Den Schmerz des Erdenlebens ſtillt?
Das gute Land iſt uns bekannt,
Es iſt das deutſche Vaterland!

Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
Im Kreiſe froher Menſchen wohnt?
Das heilge Land, wo unentweiht
Der Glaube an Vergeltung thront?
Das heilge Land iſt uns bekannt,
Es iſt ja unſer Vaterland!

Heil dir, du Land! ſo hehr und groß
Vor allen auf dem Erdenrund!
Wie ſchön gedeiht in deinem Schooß
Der edlen Freiheit ſchöner Bund:
Drum wollen wir dir Liebe weihn,
Und deines Ruhmes würdig ſein!

Leonhard Wächter, gen. Veit Weber.

Das deutſche Mädchen.

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein Aug iſt blau, und ſanft mein Blick,
Ich hab ein Herz,
Das edel iſt und ſtolz und gut!

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der ſein Vaterland verkennt!

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Erkore mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär mir auch frei die große Wahl.

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein hohes Auge blickt auch Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bei dieſer Wahl.

Du biſt kein deutſcher Jüngling!
Biſt dieſes lauen Säumens werth,
Des Vaterlands
Nicht werth, wenn du's nicht liebſt, wie ich!

Du biſt kein deutſcher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
Der's Vaterland
Verkennt, dich Fremdling! und dich Thor!

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein gutes, edles, ſtolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim ſüßen Namen: Vaterland!

So ſchlägt mirs einſt beim Namen
Des Jünglings nur, der ſtolz wie ich
Auf's Vaterland,
Gut, edel iſt, ein Deutſcher iſt.

F. G. Klopſtock.

Der deutſche Heldenknabe.

Mein Arm wird ſtark und groß mein Muth,
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter werth!

Ich finde fürder keine Ruh
Im weichen Knabenſtand,
Ich ſtürb, o Vater, ſtolz wie du,
Den Tod fürs Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.
Mein Feldgeſchrei erweckte mich
Aus mancher Türkenſchlacht;
Noch jüngſt ein Schwerthieb, welchen ich
Dem Baſſa zugedacht.

Als neulich unſrer Krieger Schaar
Auf dieſer Straße zog
Und wie ein Vogel der Huſar
Das Haus vorüberflog:
Da gaffte ſtarr und freute ſich
Der Knaben froher Schwarm
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

Fr. Leopold Graf zu Stolberg.

Der ſchwäbiſche Ritter an ſeinen Sohn.

Sohn, da haſt du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu ſchwer;
Nimm den Schild und dies Geſchoß,
Tummle du forthin mein Roß.

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm ſchon funfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt ſtumpf gemacht.

Herzog Rudolph hat dies Schwert,
Axt und Kolben mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold,
Und verſchmähte Heinrichs Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten! Rudolphs Muth
That mit ſeiner linken Hand
Noch dem Franken Widerſtand.

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiſer Konrad rüſtet ſich!
Sohn, entlaſte mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms.

Zücke nie umſonſt dies Schwert
Für der Väter freien Heerd!
Sei behutſam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer ſei zum Kampf bereit!
Suche ſtets den wärmſten Streit!
Schone deß, der wehrlos fleht!
Haue den, der widerſteht!

Wenn dein Haufe wankend ſteht,
Ihm umſonſt das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein feſter Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben Deutſchlands werth,
Deine Mutter härmte ſich
Stumm und ſtarrend, und verblich.

Einſam bin ich nun und ſchwach,
Aber Knabe, deine Schmach
Wär mir herber ſiebenmal,
Denn der ſieben Andern Fall.

Drum ſo ſcheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfeſt ritterlich,
Freut dein alter Vater ſich.

Fr. Leopold Graf zu Stolberg.

Vaterlehre.

Sei ſtolz, mein Sohn, in dieſer Welt
  Der Kindeseitelkeit,
Wo jeder, der ſich ſelbſt gefällt,
  Von hoher Tugend ſchreit.

Genüge dir. Beſcheidenheit
  Sei dein erkohrner Schmuck!
Doch ſtreite mit den Männerſtreit,
  Und drücke gegen Druck.

Genüge dir, und bettle nicht
  Um Gunſt zur Zeit der Noth!
Und tauche nie dein Angeſicht
  Vor Großen in den Koth!

Genüge dir! Thu ſtill und treu,
  Was Pflicht und Recht befiehlt;
Und ſchweige, wenn die Frömmelei
  Mit frommen Worten ſpielt!

Vertrau auf deinen Seelenwerth,
  Wenn Kunſtphiloſophie
In Syllogismen dich belehrt,
  Du ſeiſt ein weiſes Vieh.

Und wenn ein Hochgebieter ſpricht:
Das Recht ſoll Unrecht ſein! —
So blick ihm Flammen ins Geſicht,
Und ſag ein lautes Nein!

Der deutſche Knabe.

Der Knabe Robert, feſt und werth,
Hält in der Hand ein blankes Schwert;
Er legt das Schwert auf den Altar
Und ſchwört beim Himmel treu und wahr:

Ich ſchwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwert in feſter Hand,
An des Altares heilgem Schrein,
Bis in den Tod dir treu zu ſein.

Ich ſchwöre dir, o Freiheit auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch
Mit Herz und Seele, Muth und Blut,
Du biſt des Menſchen höchſtes Gut.

Auch ſchwör ich heißen, blutgen Haß
Und tiefen Zorn ohn Unterlaß
Dem Franzmann und dem fränkſchen Tand,
Daß nie ſie ſchänden deutſches Land.

Du droben in dem Himmelszelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o ſteh mir bei,
Daß ich es halte, wahr und treu!

Daß ich von Lug und Truge rein,
Dein rechter Streiter möge ſein;
Daß dieſes Eiſen ehrenwerth,
Fürs Recht nur aus der Scheide fährt.

Und zieh ich's gegen Vaterland
Und Gott — dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Aſt,
Dann werd ein Halm die Centnerlaſt!

O nein, o nein! o ewig nein!
Der Robert will kein Schurke ſein!
Der Robert ſchwörts bei Gott dem Herrn:
Die Ehr und Tugend bleibt ſein Stern.
E. M. Arndt.

Der freie Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Der, dem nur eigner Wille,
Und keines Zwingherrn Grille,
Geſetze geben kann;
Das iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Der das Geſetz verehret,
Nichts thut, was es verwehret,
Nichts will, als was er kann;
Der iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Wem ſeinen hellen Glauben
Kein frecher Spötter rauben,
Kein Prieſter meiſtern kann;
Der iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Der auch in einem Heiden
Den Menſchen unterſcheiden,
Die Tugend ſchätzen kann,
Der iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Dem nicht Geburt noch Titel,
Nicht Sammetrock noch Kittel
Den Bruder bergen kann;
Der iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Wem kein gekrönter Würger
Mehr, als der Name Bürger
Ihm werth iſt, geben kann;
Der iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Der in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Der feilen Gunſt der Großen
Und Kleinen trotzen kann;
Der iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Der feſt auf ſeinem Stande
Auch ſelbſt vom Vaterlande
Den Undank dulden kann;
Der iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Der, muß er Gut und Leben
Zum Raub Tyrannen geben,
Doch nichts verlieren kann;
Der iſt ein freier Mann!

Wer iſt ein freier Mann?
Der, bei des Todes Stufe,
Kühn auf des Grabes Stufe,
Noch rückwärts blicken kann;
Der iſt ein freier Mann!

H. K. Pfeffel.

Trinklied für Deutſche.

Wer heiß ſein deutſches Vaterland
Und ſeinen König liebt,
Der reich' als Bruder mir die Hand,
Wie ſie der Deutſche gibt!
Das Vaterland es lebe hoch!
Im deutſchen Weine hoch!
Und unſer deutſcher König auch
Er lebe dreimal hoch!

Wer vor Tyrannen nicht erbebt,
Erfüllt von deutſchem Muth,
Wer frank und frei auf Erden lebt,
Schwing hoch den freien Hut!
Die deutſche Freiheit lebe hoch!
Im deutſchen Weine hoch!
Und wer als freier Deutſcher lebt:
Er lebe dreimal hoch!

Wer deutſche Treu und Glauben liebt,
Verſchmäht Verräther Lohn,
Wer ſtets ſein Wort treu hält und übt,
Ob tauſend Feinde drohn:
Der deutſche Mann, er lebe hoch!
Im deutſchen Weine hoch!
Und deutſcher Glaube, deutſche Treu:
Sie leben dreimal hoch!

Und wer ſein deutſches Mädchen küßt,
Die deutſchen Sinnes voll,
Die keuſch und rein: o daß ich wüßt,
Wie ich ihn preiſen ſoll!
Die deutſche Liebe lebe hoch!
Im deutſchen Weine hoch!
Und alle deutſchen Frauen keuſch:
Sie leben dreimal hoch!

Und wer ein deutſches Lied uns ſingt
Auf deutſchen Sinn gebaut,
Das hoch von deutſcher Freiheit klingt,
Den Sänger preis ich laut:
Das deutſche Lied, es lebe hoch!
Im deutſchen Weine hoch!
Der deutſche Sänger, der es ſchuf:
Er lebe dreimal hoch!

Und endlich auch der Vater Rhein,
Wie deutſcher Muth ſo wild,
Und den er zeugt, der deutſche Wein,
Der uns mit Gluth erfüllt:
Der Vater Rhein, er lebe hoch!
Im deutſchen Weine hoch!
Und den er zeugt, der deutſche Wein:
Er lebe dreimal hoch!

Oswald Marbach.

Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker deutſcher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen
Mit hehrem heiligem Gefühl,
Drum muß die volle Bruſt erklingen,
Ein volles helles Saitenſpiel.

Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war;

Der unſerer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut,
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Herrlichkeit!
Verderben Allen, die es höhnen!
Heil, wer ihm Leib und Seele weiht!
Es geh durch Tugenden bewundert
Geliebt durch Redlichkeit und Recht
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das Dritte, deutſcher Männer Weide,
Am hellſten ſolls geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reihn;
Für ſie zu leben und zu ſterben,
Das flammt durch jede deutſche Bruſt,
Für ſie den großen Tod zu werben,
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt.

Das Vierte — hebt zur hohen Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte, deutſche Treue,
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſen wollen wir beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort!
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heilgen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrauſe freudig der Geſang:

Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmer kürzet,
Das ſei gehalten und geglaubt!

E. M. Arndt.

Die deutſchen Ströme.

Laßt uns die deutſchen Ströme ſingen
Im deutſchen, feſtlichen Verein,
Und zwiſchendurch die Gläſer klingen,
Denn ſie beſchenken uns mit Wein.
Auf ihre Töne laßt uns lauſchen,
Die alle jetzt herüber wehn,
Und bald der Welle lautes Rauſchen,
Bald ihren leiſen Wink verſtehn.

Zuerſt gedenkt des alten Rheines,
Der flutend durch die Ufer ſchwillt,
Und ſeines goldnen Labeweines,
Der aus der Traube luſtig quillt.
Denkt ſeiner ſchön bekränzten Höhen,
Und ſeiner Burgen im Geſang,
Die ſtolz auf jene Fluten ſehen,
Die jüngſt das deutſche Volk bezwang.

Tief in des Fichtelberges Klüften,
Mit grauen Nebeln angethan,
Umweht von nordlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein,
Und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
In ſeine Ufer ſich hinein.

Im Land der Schwaben auferzogen,
Eilt raſch und leicht der Neckar hin,
Wenn auch nicht mit gewölbten Bogen
Gewaltge Brücken drüber ziehn;
Doch ſpiegeln, gleich den ſchönſten Kränzen,
Sich Dörfer in der klaren Flut
Und dunkelblau mit ſanften Glänzen
Der Himmel, der darüber ruht.

Geſtiegen aus verborgnen Quellen,
In grünen, luſtigen Gewand,
Um welches tauſend Falten ſchwellen,
Strömt weit die Donau durch das Land.
Die Städte, die ſich drin erblicken,
Erzählen von vergangner Zeit,
Und fragen dann mit ſtillem Nicken:
Wann wird die alte Pracht erneut? —

Durch alle Gaun der freien Sachſen
Ergeht ſich ſtolz das Rieſenkind,
Es ſieht, wie ſonſt, die Eichen wachſen,
Doch ſucht es ſeinen Wittekind;
Und denkt es der geſunknen Helden
Dann zögert es im raſchen Lauf
Und wünſcht, was alte Sagen melden,
Herauf, aus ſeiner Flut herauf.

So nah dem hochbeglückten Lande,
Wo Zwingherrnblut die Erde trank,
Und nach gelöſtem Sclavenbande
Das Römerjoch zu Boden ſank,
Vernimm, o Weſer, unſre Grüße,
Sie ſollen jubelnd zu dir ziehn,
Voll Ernſt und ſtiller Würde fließe,
Du, Freiheitsſtrom, zum Weltmeer hin.

Der Weichſel Münden ſind uns theuer,
Sie halten Wach am Landesſchild,
Und ſtürmt die Steppe ungeheuer,
Sie raſ't ſich an drei Feſten mild.
Hier haben Oſt und Weſt gerungen,
Der Alle warf, brach nicht hindurch;
Und Graudenz Jungfrau unbezwungen
Schirmt ſtark, wie ſonſt, Marienburg.

Es ſei der Oder jetzt geſungen
Der letzte ſchallende Geſang,
Einſt hat ja laut um ſie geklungen
Das deutſche Volk im Waffenklang.
Als es ſich ſtill und ſtark erhoben
In ſeiner ganzen Rieſenmacht,
Da half der Helfer ihm von Oben,
Geſchlagen ward die Völkerſchlacht.

Bei allen, die zum Meere eilen
In raſtlos kühnem Küſtenlauf,
Kann der Geſang nicht lange weilen;
Vorkämpfer, führt den Reigen auf:
Die Warnow hat den Held gewieget,
Der brach des Zwingherrn Wütherei;
Als Land und See zur Sperr geſchmieget,
Da ſtrömte die Perſante frei.

So rauſcht, ihr Ströme, denn zuſammen
In ein gewaltig Heldenlied,
Zum Himmel ſchlagt, ihr hellen Flammen,
Die ihr im tiefſten Herzen glüht:
Eins wollen wir uns treu bewahren,
Doch Eins erwerben auch zugleich;
Du, Herr, beſchütz es vor Gefahren,
Und zu uns komm dein freies Reich!

Max v. Schenkendorf.

Das Lied vom Rhein.

Es klingt ein hoher Klang,
Ein ſchönes, deutſches Wort
In jedem Hochgeſang
Der deutſchen Männer fort;
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutſche Herz geſchworen;
Wie oft ſein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das iſt der heilge Rhein,
Ein Herrſcher reich begabt,
Deß Name ſchon wie Wein,
Die treue Seele labt;
Es regen ſich in allen Herzen
Viel vaterländſche Luſt und Schmerzen,
Wenn man das deutſche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felſenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von ſeinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz;
In Feſſeln lag der Held geſchlagen,
Sein Zürnen und ſein ſtolzes Klagen,
Wir habens manche Nacht belauſcht,
Von Geiſterſchauern hehr umrauſcht.

Was ſang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied!
„O weh dir, ſchnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und baar von Ehren! —
Und willſt du nimmer wiederkehren,
Mein, ach, verſtorbenes Geſchlecht,
Und mein gebrechnes deutſches Recht?“

O, meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutſchland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die ſtolzen, adlichen Geſtalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

Es war ein frommes Blut
In ferner Rieſenzeit,
Voll kühnem Leuenmuth
Und mild als eine Maid.
Man ſingt es noch in ſpäten Tagen,
Wie den erſchlug der arge Hagen;
Was ihn zu ſolcher That gelenkt,
In meinem Bette liegts verſenkt.

Ihr Sünder, wüthet fort!
Bald iſt der Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Erſteht wohl, wenn er ſoll;
Es wird euch in die Seele grauſen,
Wenn meine Schrecken euch umbrauſen
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art."

Erfüllt iſt jenes Wort!
Der König iſt nun frei,
Der Nibelungen Hort
Erſteht und glänzet neu;
Es ſind die alten deutſchen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heilge deutſche Kaiſerthum.

Wir huldgen unſerm Herrn,
Wir trinken ſeinen Wein,
Die Freiheit ſei der Stern,
Die Loſung ſei der Rhein.
Wir wollen ihm aufs Neue ſchwören:
Wir müſſen ihm, er uns gehören.
Vom Felſen kommt er frei und hehr,
Er fließe frei in Gottes Meer!

Max v. Schenkendorf.

Das Rheinlied.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich heiſer danach ſchrein;

So lang er ruhig wallend,
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder ſchallend
In ſeine Woge ſchlägt.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang ſich Herzen laben,
An ſeinem Feuerwein;

So lang in ſeinem Strome
Noch feſt die Felſen ſtehn,
So lang ſich hohe Dome
In ſeinem Spiegel ſehn.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,

So lang dort kühne Knaben,
Um ſchlanke Dirnen frein;

So lang die Floſſe hebet
Ein Fiſch auf ſeinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet,
In ſeiner Sänger Mund;

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Bis ſeine Fluth begraben,
Des letzten Manns Gebein.

Niklas Becker.

Eiſenhut.

Nun iſt es Zeit zu wachen,
Eh Deutſchlands Freiheit ſtirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Crocodils verdirbt.
Herbei, daß man die Kröten,
Die unſern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Son' und Seine ſchicke.

Der Feind braucht Gold und Eiſen,
Wendt Stahl und Silber an,
Der deutſchen Welt zu weiſen,
Was Liſt und Hochmuth kann;
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden,
Damit euch hinterm Rücken
Die Feſſeln nicht beſtricken.

Laßt Lerch und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu beſiegen
Des Hahnes Pralerei.
Er prangt mit euren Federn.
Drum müßt ihr ihn entädern,
Und jeder ſich bemühen
Das Seine weg zu ziehen.

Wollt ihr euch unterwinden
Zu thun was ſich gebührt,
Ein Hermann wird ſich finden,
Der euch im Reigen führt.
Laßt euch verſtellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh erjagen.

Hans Aßmann von Abſchatz.

Das Münſter.

In Strasburg ſteht ein hoher Thurm:
Der ſteht viel hundert Jahr;
Es weht um ihn ſo mancher Sturm:
Er bleibet feſt und klar.

So war auch wohl die fromme Welt,
Die ſolches Werk gedacht,
Zu dem ſie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie ſich ein ewges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem ein heller ſchlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel ſtrebt:

So war auch einſt das deutſche Reich,
So war der deutſche Mann:
Auf ſtarkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den feſten Bau umgiebt
Die ſchöne Heilgenwelt,
So hatte Jeder was er liebt
In ihren Schutz geſtellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr ſoll fremdes Joch
Auf deutſchem Nacken ruhn.

Wir ſprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünſtiges Gebet,
Daß Gott der Deutſchen ſtarker Hort
Verbleibe ſtät und ſtät;

Daß wie der Thurm der deutſche Sinn
Entwachſe ſeiner Zeit,
Und nach dem Himmel ſtrebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unſern Blick
Und ſchauen nach des Wasgaus Höhn
Wie nach dem Thurm zurück.

Die Bundesfahn in Feindes Hand?
Der Thurm in welſcher Macht?
O nein! ſie ſind vorangeſandt
Als kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir haben Eil:
Vergeß euch doch kein Herz.

O Wolkenſäul, o Feuerſäul,
Schaut immer heimatwärts!

Max von Schenkendorf.

Deutſcher Troſt.

Deutſches Herz verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Freiheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit,
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut.

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchbricht.

Laß den Welſchen Meuchelei,
Du ſei redlich, fromm und frei!
Laß den Welſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſei mit dir!

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz und deutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten Alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte nichts.

E. M. Arndt.

Der Mann.

Wer iſt ein Mann? —
Der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Er zage nicht,
Wenn Alles bricht —
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? —
Der beten kann
Inbrünſtig wahr und frei;
Denn dieſe Wehr,
Trügt nimmermehr,
Die bricht kein Menſch entzwei.

Wer iſt ein Mann? —
Der lieben kann,
Von Herzen fromm und warm;
Die heilge Glut
Giebt hohen Muth
Und ſtärkt mit Stahl den Arm.

Dieß iſt ein Mann,
Der ſtreiten kann

Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Bruſt
Fehlt Kraft und Luſt,
Und ihre That wird Wind.

Dieß iſt der Mann,
Der ſterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht;
Dem frommen Muth
Däucht Alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dieß iſt der Mann,
Der ſterben kann
Für Gott und Vaterland;
Er läßt nicht ab
Bis in das Grab,
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutſcher Mann,
So, freier Mann
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein
Mag Helfer ſein,
Von Gott kommt Glück, kommt Sieg!

E. M. Arndt.

Unſre Zuverſicht.

Wir rufen dich mit freudgen Blicken,
Und halten feſt an Deinem Wort!
Die Hölle ſoll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmern geht,
Wir wiſſens, daß dein Wort beſteht.

Nicht leichten Kampfes ſiegt der Glaube,
Solch Gut will ſchwer errungen ſein,
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erſt bricht im Tod ein Menſchenherz.

Drum mag auch noch im falſchen Leben
Die Lüge ihre Tempel baun,
Und mögen hohe Schurken beben
Und ſich vor Kraft und Tugend graun,
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke ſtehn;

Und mögen, die ſich Brüder nennen,
Sich noch in blutgem Haß entzwein,
Und deutſche Fürſten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schweſtern ſein,
Und daß, wenn Deutſchland einig blieb,
Es einer Welt Geſetze ſchrieb;

Wir wollen nicht an dir verzagen
Und treu und feſten Muthes ſein,
Du wirſt den Wüthrich doch erſchlagen
Und wirſt dein deutſches Land befrein.
Liegt auch der Tag noch Jahre weit,
Wer weiß, als du, die rechte Zeit.

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor deinem Schwerte ſinkt der Drache,
Und färbt die deutſchen Ströme roth
Mit Sclaven Blut und freiem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt es gut!

Th. Körner.

Troſt.

Wie wir ſo treu beiſammen ſtehn,
Mit unverfälſchtem Blut,
Der Feierſtunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Muth;
Es treibt mich raſch zum Liede fort,
Zum Harfenſturm hinaus;
Im Herzen lebt ein kühnes Wort —
Was gilts, ich ſprech es aus!

Die Zeit iſt ſchlimm, die Welt iſt karg,
Die Beßten weggerafft.
Die Erde wird ein großer Sarg
Der Freiheit und der Kraft.
Doch Muth! wenn auch die Tyrannei
Die deutſche Flur zertrat,
In vielen Herzen fromm und treu
Keimt noch des Guten Saat!

Und noch regt ſich mit Adlers Schwung
Der vaterländſche Geiſt,
Und noch lebt die Begeiſterung,
Die alle Ketten reißt.
Und wie wir hier zuſammen ſtehn
In Luſt und Lieb getaucht,
So wollen wir uns wiederſehn
Wanns von den Bergen raucht.

Dann friſch, Geſellen, Kraft und Muth!
Der Tag der Rache kommt!
Bis wir ſie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeſchwemmt. —
Und du im freien Morgenroth,
Zu dem dies Hochlied ſtieg,

Du, führ uns, Gott, wärs auch zum Tod!
Führ nur das Volk zum Sieg.

Th. Körner.

Deutſcher Ehrenpreiß.

Hört, Helden Söhne,
Mein Bardengetöne,
Gebt fleißig Acht,
Was aus dem Haine
Darinn ich erſcheine,
Wird an euch bracht.

Ihr müßt euch fleiſſen,
Im Fall ihr wollt heiſſen
Ein edles Blut,
Bei Schwerdt und Eiſen
Im Felde zu weiſen
Den kühnen Muth.

Der Jugend Gaben
In Ruhe vergraben
Steht übel an:
Auf Kriegs Geſchäfte
Verwenden die Kräfte
Iſt wohlgethan.

Zu Hauſe liegen
Die Gläſer betriegen
Und ſtiften Zank,
Bringt euch nur Schande
Vom Fürſten und Lande
Geringen Dank.

Laßt euch doch dauren
Im Miſte zu ſauren

Auf fauler Haut:
Geht, liebe Deutſchen,
Die Feinde zu peitſchen,
Und fecht't ums Kraut.

Wo Waffen knallen
Und Hörner erſchallen,
Das iſt das Feld,
Wo euren Tagen
Auf Ehre zu jagen
Der Raum beſtellt.

Diß hat der Alten
Gedächtniß erhalten,
Das man noch weiß:
Mit Sturm und Ringen
Die Feinde bezwingen
Gibt Ehr und Preiß.

Hanns Aßmann von Abſchatz.

An Deutſchland.

Was frommt es dir, mein Vaterland,
Daß du der Vorzeit Bild erkannt,
Das Bild der deutſchen Kraft und Macht,
Die unter ſich die Welt gebracht?

Was frommt es dir, daß du es weißt,
Weshalb man deine Ahnen preiſt:
Weil feſt ſie an der Ehre hielten
Und nicht mit Treu und Glauben ſpielten?

Was frommt es dir, den Ruhm zu erben,
Kannſt du ihn ſelbſt dir nicht erwerben,
Was frommen dir der Väter Ehren,
Kannſt du ſie wahren nicht und mehren?

Was frommts die Väter hochzupreiſen,
Und ſich nicht ihrer werth zu weiſen,
Was frommts den Pfad der Ehre kennen
Und ſelbſt der Schande nachzurennen, —

Die guten alten Sitten ehren
Und mit dem Laſter zu verkehren. —
Die alte deutſche Treue loben
Und ſelbſt als Lügner ſich erproben?

So rühmet wohl der junge Aar
Das Elternpaar, das ihn gebar:
Wie ſie regierten in den Lüften,
Frei hauſend in den Bergesklüften;

Und ſitzt geblendet und gefangen,
Ohnmächtig rüttelnd an den Stangen,
Im Kerker harrend auf die Hand,
Die ihn ernährt und die — ihn band. —

Der Väter Ruhm wird euch zur Schande,
Nennt ihren Namen nicht im Lande,
Das ihre Größe groß gemacht,
Das eure Schmach herabgebracht.

Doch denkt daran, wie ſie geſtritten
Und keine Schmach vom Nachbar litten,
Und zähmten ſeinen Uebermuth
Und ſchlugen ſeine freche Brut.

Daran gedenkt und ſeht dann zu
Mit Knechteslächeln, Feiglingsruh,
Wie jetzt der Nachbar unverdeckt
Die Hand nach eurem Gute ſtreckt.

Mag ſolcher feigen Art gebühren
Die Krone und das Schwert zu führen?

Hinweg mit Scepter und mit Krone,
Herunter von dem Kaiſerthrone!

Legt weg den güldnen Königsſtab
Und ſetzt die ſtolze Krone ab;
Nehmt einen Prügel in die Hand
Und ſo regiert das deutſche Land;

Setzt eine Narrenkappe auf
Und eine wälſche Schelle drauf;
Der Aar iſt euch zu kühn und wild,
Nehmt einen Spatz dafür ins Schild.

Reichsapfel fort, ein Federball
Iſt beſſer, den mit Freudenſchall
Die jungen Deutſchen luſtig ſchlagen,
Die Pritſchen ſtatt der Schwerter tragen.

Altdeutſcher Ernſt iſt ausgegangen,
Jungdeutſcher Spaß hat angefangen,
Die Freiheit ſelber iſt ein Scherz,
Sie trägt das Maul und nicht das Herz.

Mit fremden Sitten zu ſtolziren,
Mit fremder Zunge zu parliren,
Das lehrt die Zeit, vor alter Zucht
Nimmt eilig Jedermann die Flucht. —

Halt ein, halt ein, mein Vaterland,
Das von ſich ſelbſt ſich abgewandt,
Kehr um auf des Verderbens Bahn,
Laß fahren deinen ſchlimmen Wahn!

Sei wieder was du einſt geweſen,
Und ſich dein Ruhm auch wird geneſen,
Das alte Reich wird auferſtehn,
Sein Adler hoch zum Himmel gehn!

O wende dich du deutſche Jugend
Zu deiner hohen Ahnen Tugend,
Laß ab die Fremden anzuhören
Die mit dem Lügengeiſt bethören.

Der deutſche Sinn, der treue Geiſt,
Er iſts, der dir das Rechte weiſt;
So kehre bei dir ſelber ein,
Willſt du durch ihn gerettet ſein.

Dann iſt gerettet auch der Ruhm,
Der deiner Väter Eigenthum,
Dann kehrt die wahre Freiheit wieder,
Dann preiſen würdig ſie die Lieder.

Dann iſt der deutſche Name neu
Und wird genannt wie einſt mit Scheu,
Der Seinen Stolz, der Feinde Schrecken,
Die wohl ſich hüten ihn zu necken. —

Mein deutſches Volk, ich bin dein Sohn,
Ich habs gewagt, — ich ſprach dir Hohn:
Ermanne dich und all der Hohn
Er wird dann deiner Feinde Lohn.

Ich liebe dich, und will begeiſtert
Dich preiſen, haſt du dich bemeiſtert
Der alten Kraft, der alten Macht,
Der alten Herrlichkeit und Pracht.

Dann rühmen wir der Väter Thaten
Dann ernten wir der Väter Saaten,
Dann wollen wir uns ſelber ehren,
Indem der Väter Glanz wir mehren.

Dann ſoll kein Wälſcher ſich erkecken
Mit frechen Reden uns zu necken,

Nach unſerm Gut die Hand zu ſtrecken, —
Ihn bindet unſers Namens Schrecken.

Und wagt ers doch, heraus das Schwert,
Zu zeigen, daß wir ehrenwerth,
Zu zeigen, daß der Ahnen Kraft
Noch in uns lebt und Ruhm uns ſchafft.

Nach Fiſchart.

Germanien.

Deutſchland, ſchlummerſt du noch? Siehe was rings um dich,
Was dir ſelber geſchah! Fühl es, ermuntre dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

Deine Nachbarin ſieh, Polen, wie mächtig einſt
Und wie ſtolz! o ſie kniet, ehren- und ſchmuckberaubt,
Mit zerriſſenem Buſen
Vor drei Mächtigen, und verſtummt.

Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln; es half keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.

Und nun, wende den Blick! ſchau die zerfallenen
Trümmer, welche man ſonſt Burgen der Freiheit hieß,
Unzerſtörbare Neſter:
Ein Wurf ſtürzte die ſichern hin.

Weiter ſchaue! du ſiehſt ferne in Oſten ſteht
Dir ein Rieſe; du ſelbſt lehreteſt ihn ſein Schwert,
Seine Keule zu ſchwingen:
Zorndorf probte ſie auch an dir.

Schau gen Weſten! es droht, fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir ſchon eine Locke nahm.

Und du ſäumeteſt noch dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? du ſäumſt, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polniſchen Reichstags
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehn? willſt du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und iſt keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?

Sprich, mit welcher? o ſprich, welcher begehrteſt du
Sie zu tauſchen? dein Herz, ſoll es des Galliers,
Des Koſaken, Kalmucken
Pulsſchlag fröhnen? Ermuntre dich!

Wer ſich ſelber nicht ſchützt, iſt er der Freiheit werth,
Der gemahleten, die nur ihm gegönnet ward?
Ach die Pfeile des Bündels,
Einzeln bricht ſie der Knabe leicht.

Höfe ſchützen dich nicht: ihre Magnaten fliehn
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutſchheit
Weg, und ſei ein Germanien!

Träum ich, oder ich ſeh welch einen Genius
Niederſchweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germaniſche Freundes-
Hände, Preußen und Oeſterreich.

Herder.

Stehe feſt, o Vaterland!
Deutſches Herz und deutſche Hand,
Halte feſt am Rechten!
Wo's die alte Freiheit gilt,
Sei dir ſelber Hort und Schild,
Freiheit zu verfechten.

Bleibe treu, o Vaterland!
Fern vom welſchen Flittertand,
Treu den alten Sitten!
Bleibe einfach, ernſt und gut;
Nimmer tritt in Wankelmuth
Franzen nach und Britten.

Bleibe wach, o Vaterland!
Wenn der Geiſt zum Geiſt ſich fand,
Bring ihn zum Gedeihen!
Wo aus ernſter, tiefer Bruſt
Weisheit ſtrömt und Sangesluſt,
Führe du den Reihen.

Werde ſtark, o Vaterland!
Eigner Satzung freies Band
Halte dich zuſammen;
Daß, droht dir der Feinde Schwert,
Jeder, wie um eignen Heerd
Brennt in Zornesflammen.

K. Göttling.

Hausrecht.

Tritt ein zu dieſer Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg ab den Mantel, ſtelle
Den Stab an dieſe Wand!

Sitz obenan zu Tiſche!
Die Ehre ziemt dem Gaſt.
Was ich vermag, erfriſche
Dich nach des Tages Laſt!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund verlieb!

Nur Eins iſt, was ich bitte:
Laß du mir ungeſchwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauſes heilig Recht!

L. Uhland.

Das alte gute Recht.

Wo je bei altem, gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Da ſoll der erſte Trinkſpruch ſein:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das unſres Fürſten Haus
Als ſtarker Pfeiler ſtützt,
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten ſchützt.

Das Recht, das uns Geſetze giebt,
Die keine Willkühr bricht;
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urtheil ſpricht.

Das Recht, das mäßig Steuern ſchreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kaſſe ſitzen bleibt
Und kargt mit unſrem Schweiß.

Das unſer heilges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wiſſenſchaft und Geiſtesglut
Getreulich nährt und facht.

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen giebt zur Hand,
Damit er ſtets verfechten kann
Den Fürſten und das Land.

Das Recht, das jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe feſt
Am Mutterboden hält.

Das Recht, das wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie ſein Chriſtenthum,
Von Herzen liebt und ehrt.

Das Recht, das eine ſchlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regſamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen ſind,
Beſteh es fort und fort,
Und ſei für Kind und Kindeskind
Des ſchönſten Glückes Hort;

Und wo bei altem, gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Soll ſtets der erſte Trinkſpruch ſein:
Das alte, gute Recht!

L. Uhland.

An die Volksvertreter.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Beſonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel ſtören!

Tadeln euch die Ueberweiſen,
Die um eigne Sonnen kreiſen:
Haltet feſter nur am ächten,
Alt-erprobten einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heißer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmähn euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in deſto ſchönrer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwieſen,
Sei von uns mit Dank geprieſen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sei erwartet mit Vertrauen!

L. Uhland.

Nachruf.

Noch iſt kein Fürſt ſo hochgefürſtet,
So auserwählt kein irdſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden
Soviel, ſowenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht iſt ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns wie Herzenblut;
Und wenn ſich Männer frei erheben
Und treulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht ins Leben
Und der Vertrag giebt ihm Beſtand.

Vertrag! es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen ſeine heilgen Bande
Den Volksſtamm an das Fürſtenhaus.
Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiege ſei gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt.

Solch theure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden iſt ſie nicht.
Euch, Kämpfer, iſt kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:
Nein, wie ein Fähnrich, wund und blutig,
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt ihr, tief gekränkt, doch muthig
Und ſtolz auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wirds den Völkern künden
Mit Pauken- und Trommetenſchall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutſchen Gauen überall:
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es erſetzen mag,
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht beſteht und der Vertrag!

L. Uhland.

Das Herz für unſer Volk.

An unſrer Väter Thaten
Mit Liebe ſich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In ſolchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unſre Schmach ſich kränken,
Sich unſrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergeſſen
In Aller Luſt und Schmerz:
Das nennt man, wohlermeſſen,
Für unſer Volk ein Herz.

Was unſre Väter ſchufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu;
Fühllos die Männer läſtern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil ſie dem Plan von geſtern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz:
Das heißt, ich darfs bekennen,
Für unſer Volk kein Herz.

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung ſich belebt,
Und da die Volksgeſchichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürſt! für deſſen Ahnen
Der unſern Bruſt gepocht,
Und unter deſſen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,

Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unſrem Schmerz!
Ja! du vor Allen zeige
Für unſer Volk ein Herz!

L. Uhland.

Am 18. October.

Wenn heut ein Geiſt hernieder ſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heilgen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld;
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.

„Man ſprach einmal vom Feſtgeläute,
Man ſprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Feſt bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müſſen Geiſter niederſteigen,
Von heilgem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

„Ihr Fürſten! ſeid zuerſt befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht!
Wenn eure Schmach die Völker löſten,
Wenn ihre Treue ſich erprobt,
So iſts an euch, nicht zu vertröſten,
Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt.

„Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den ſchwülen Tag?
Das Herrlichſte, was ihr erſtritten,
Wie kommts, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat ſich nichts gehellt,
Und Freie ſeid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht feſtgeſtellt.

„Ihr Weiſen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wiſſen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, ſich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geſchäftig unterſtreut?

„Ihr Fürſtenräth und Hofmarſchälle,
Mit trübem Stern auf kalter Bruſt,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an dieſem heutgen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht;
Ihr aber hört nicht, was ich ſage,
Ihr glaubt an Geiſterſtimmen nicht.

„Was ich geſollt, hab ich geſungen,
Und wieder ſchwing ich mich empor;
Was meinem Blick ſich aufgedrungen,
Verkünd ich dort dem ſelgen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröſtlich iſts noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört ich manches Herz.“

L. Uhland.

Hoffnungsklang.

Vaterlands-Söhne! traute Genoſſen!
O, wie mein ſehnendes Herz ſich erſchloſſen,
Seit wir geflochten den treuen Verein;
O, ſei gegrüßet, mein Eichenhain! —
Liebſt du den Hermann? liebſt du den Retter
Liebſt du die Schützen von Schweiz und Tyrol,
Hofer und Tell? und das feurige Wetter,
Luther, den Pfaffenelias, du wohl?
Und ihn, der noch im Kranz der Dörner
Scheidend hold in die Harfe ſang? —
Auf dann ſtieg er im Jubel der Hörner:
Aber den Eichen erzählte von Körner
Nordlands brauſender Orgelklang,
Sturmgeſang, ſtolz lockender Klang.

Kennſt du die einſam glühende Roſe?
Ach, vor der Freiheit Frühlingsgekoſe
Brach dich der Volksſchmach herbſtlicher Wind,
Treue Luiſe, Thusneldas Kind!
Doch eh des Grabgeſangs Töne verhallen,
Sprengen die Geiſter der Ahnen das Grab.
Ha, wie die Hermannsdrometen erſchallen,
Schwinget das Volk den gebietenden Stab! —
O holde, goldne Wonnetage
Funkenſprühender Begeiſterung!
Wild in dem Pulverdampf ſchwankte die Wage:
Jubel erſcholl, da verſtummte die Klage;
Sternan loderte Freiheitsbrand!
Ach, er ſchwand, o Vaterland!

Vaterlands-Söhne! Todesgenoſſen!
Wieder im Grab ſind die Ahnen verſchloſſen;
Klagen ertönen, Jubel verſtummt;
Sonn' iſt in ſchwarze Trauer gemummt. —

Aber in Uns noch brauſet die Jugend,
Brauſt wie der Rhein durch den grünen Plan;
Seht auf dem Maſt ihr die Palme der Tugend?
Rüſtige Turner, hinan, hinan! —
Ja, bis der Höllendamm zerberſten,
Reißen wir All' in vereinigter Macht!
Feſt wie die Eichen in Teutoburgs Forſten
Drein die gedoppelten Adler horſten,
Drängt Euch zuſammen: Sturm erwacht!
Steig aus der Nacht, o Hermannsſchlacht!

G. L. Follen.

Troſtlied.

Gott, du biſt meine Zuverſicht,
Mein Schirm und meine Waffen,
Du haſt den heilgen Trieb nach Licht
Und Recht in mir geſchaffen;
Du großer Gott
In Noth und Tod
Ich will an dir mich halten:
Du wirſt es wohl verwalten.

Und wenn die ſchwarze Hölle ſich
Mit ihrem Gift ergöſſe,
Und trotziglich und mörderlich
Durch alle Länder flöſſe,
Gott bleibt mein Muth,
Gott macht es gut,
Im Tode und im Leben:
Mein Recht wird oben ſchweben.

Und wenn die Welt in Finſterniß
Und Unheil ſich verſenkte,
Mir ſteht das feſte Wort gewiß,
Das Ewigkeiten lenkte.

Das alte Wort
Bleibt auch mein Hort:
Laßt nur die Teufel trügen,
Die Guten ſollen ſiegen.

O großes Wort! o feſter Stahl!
O Harniſch ſonder gleichen!
Was Gott verſprach, was Gott befahl,
Das läßt mich nicht erbleichen;
Die ſtolze Pflicht
Erzittert nicht;
Mag Land und Meer vergehen,
Sie wird mit Gott beſtehen.

Drum walt es Gott, der alles kann,
Der Vater in den Höhen!
Er iſt der rechte Held und Mann
Und wird es wohl verſtehen.
Wer ihm vertraut,
Hat wohl gebaut,
Im Tode und im Leben:
Sein Recht wird oben ſchweben.

E. M. Arndt.

Mit Gott.

Wann beginnt das Heil zu tagen?
Es brauſt mit Roſſen und mit Wagen
Wild durch die weite Welt der Krieg.
Brandgemalte Teufel ſcherzen
Mit Menſchenrechten, Menſchenherzen,
Die ſchwarze Hölle hat den Sieg;
Sie rufen trotzig aus
In alle Welt hinaus:
Jauchzet! Jauchzet! das Heil iſt da!
Die Freiheit da!
Der Menſchheit ewger Friede da!

Doch die Wahrheit ſteht und ſchweiget,
Die ſtolze Freiheit trauert und zeuget
Des Satans glatten Worten nicht,
Die Ehre fliehet vor der Schande,
Die Treue räumet flugs die Lande,
Sie wohnet nur mit Recht und Pflicht.
Die hohen Zeugen all
Erklingen lauten Schall:
Nimmer, nimmer war Gottes Reich
Der Hölle gleich;
Ihr Bund iſt Elend, Trug ihr Steig.

Seid gegrüßt, ihr edle Zeugen!
Der höchſte Richter wird nicht ſchweigen,
Der waltend hoch auf Sternen geht,
Der die lichten Himmelskerzen
Entzündet, der die Menſchenherzen
Mit ſeines Athems Kraft durchweht.
Er iſt der rechte Mann,
Der einzig helfen kann:
Preis dem Mächtigen! Preis dem Hort!
Es ſteht ſein Wort:
Das Gute ſieget hier und dort.

Tobe, Satan! ſei verwegen!
Vor dieſer Macht zerſplittern Degen,
Zerſpringt der diamantne Stahl;
Gott will Recht und Ehre ſchützen
Und Trug und Bosheit niederblitzen
Mit ſeiner Rache Donnerſtrahl.
Der ſtarke Siegesheld,
Der Erd und Himmel hält,
Schmettert Schande hinab ins Nichts.
Der Gott des Lichts
Iſt nicht ein Gott des Böſewichts.

Drum himmelan, Gedanken!
Mit Gott, dem Helfer, in die Schranken
Für Freiheit, Recht und Vaterland!
So ihrs meint mit rechten Treuen
Bläſt Gott euch an mit Muth der Leuen
Und ſtärkt mit Kraft die ſchwächſte Hand.
Der gute, fromme Gott,
Er bleibt in Noth und Tod.
Fallet nieder und betet an!
Der helfen kann,
Er ficht als Streiter euch voran.

E. M. Arndt.

Aufruf.

Auf, auf, wer deutſche Freiheit liebet,
Wer Luſt für Gott zu fechten hat;
Der Schein, den mancher von ſich giebet,
Verbringet keine Ritterthat.
Wann Fug und Urſach iſt zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
Da muß man nur vom ſeben ſprechen,
Da zeigt das Herze ſeinen Mann.

Laß die von ihren Kräften ſagen,
Die ſchwach und bloß von Tugend ſind;
Mit Trotzen wird man Keinen jagen,
Ein Sinn von Ehren der gewinnt.
Wie groß und ſtark der Feind ſich mache,
Wie hoch er ſchwinge Muth und Schwert
So glaube doch: die gute Sache
Iſt hundert tauſend Köpfe werth.

Der muß nicht eben allzeit ſiegen,
Bei dem der Köpfe Menge ſteht;
Der pfleget mehr den Preiß zu kriegen
Dem Billigkeit zu Herzen geht.

Und der mit redlichem Gewiſſen
Für Gott und für das Vaterland,
Für Gott, der ihn es läßt genießen,
Zu fechten geht mit ſtrenger Hand.

So vieler Städte ſchwache Zinnen,
So vieler Herzen Wankelmuth,
Die Liſt, der Abfall, das Beginnen
Sind freilich wohl nicht allzu gut:
Doch Obſt, ſo bald von Bäumen gehet,
Das taugt gemeiniglich nicht viel;
Ich denke was im Liede ſtehet:
Laß fahren was nicht bleiben will.

Was kann der ſtolze Feind dir rauben?
Dein Hab und Gut bleibt doch allhier;
Geh aber du ihm auf die Hauben,
Und brich ihm ſeinen Hals dafür.
Auf, auf, ihr Brüder; in Quartieren
Bekriegt man oftmals nur den Wein:
Des Feindes Blut im Siege führen,
Dieß wird die beſte Beute ſein.

Martin Opitz.

Ermunterung.

Hinaus, hinaus! es ruft das Vaterland,
Eilt, Männer, eilt zu kämpfen und zu ſiegen;
Im Glauben ſtark bewaffnet eure Hand!
Ihr dürft nicht wanken, nicht erliegen;
Ihr ſtreitet nicht um Ehre, Ruhm und Gold,
Das deutſche Recht erkämpfet ihr euch wieder,
Und deutſche Freiheit, deutſche Treue, deutſche Lieder
Erwarten euch als euer ſchönſter Sold!

Zu lange ſchon ertragen wir die Schmach,
Die durch Verblendung wir erduldet;

Werft ab das Joch und werdet endlich wach,
Auf daß nicht eure Schande ihr verſchuldet.
Es gilt für Glaube, Vaterland und Weib;
Erkämpft den Sieg, bringt deutſchen Sinn uns wieder.
Und deutſche Freiheit, deutſche Treue, deutſche Lieder
Erwarten euch als euer ſchönſter Sold!

Lied eines deutſchen Sängers.

Ich ſang in vorgen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun iſt es ausgeſungen,
Es dünkt mir alles Tand:
Der Heerſchild iſt erklungen,
Der Ruf: fürs Vaterland!

Man ſagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring an,
Bis ſie gelöſt ſich hatten
Mit einem erſchlagnen Mann.
Ich ſchlag den Geiſt in Bande
Und werf an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Iſt mir das Lied erkoren
Zu Luſt und ſchlichtem Ruhm:
Doch möcht ich Eins erringen
In dieſem heilgen Krieg:
Das edle Recht, zu ſingen
Des deutſchen Volkes Sieg.

L. Uhland

Aufruf.

Friſch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du ſollſt den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Friſch auf mein Volk! die Flammenzeichen rauchen!
Die Saat iſt reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchſte Heil, das letzte liegt im Schwerte,
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gaſſe! waſch die Erde,
Dein deutſches Land mit deinem Blute rein.

Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen,
Es iſt ein Kreuzzug, 's iſt ein heilger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen;
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winſeln deiner Greiſe ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter ſchreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugſchar, laß den Meißel fallen,
Die Leier ſtill, den Webſtuhl ruhig ſtehn!
Verlaſſe deine Höfe, deine Hallen: —
Vor deſſen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will ſein Volk in Waffenrüſtung ſehn.
Denn einen großen Altar ſollſt du bauen
In ſeiner Freiheit ewgem Morgenroth;
Mit deinem Schwert ſollſt du die Steine hauen,
Der Tempel gründe ſich auf Heldentod. —

Was weint ihr Mädchen, warum klagt ihr Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht geſtählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,

Daß euch des Kampfes kühne Wolluſt fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten;
Für Wunden gab er zarte Sorgſamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den ſchönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir daſtehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heilgen, deutſchen Sache,
O ruft ſie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luiſe, ſchwebe ſegnend um den Gatten;
Geiſt unſers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutſchen, freien Heldenſchatten,
Mit uns, mit uns, und unſrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch ſchlägt dein Herz, hoch wachſen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch ſtehſt du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heilgem Siegerglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht, und ſchmücke
Auch unſre Urne mit dem Eichenkranz.

Th. Körner.

Muth.

Es heult der Sturm, es brauſt das Meer;
Heran, ihr Sorgen, groß und ſchwer,
Heran bei Wetter und Regen!
In unſern Adern jauchzt die Luſt,
Wir deutſchen Männer werfen die Bruſt
Euch keck und kühn entgegen.

Es heult der Sturm, es brauſt das Meer:
Mag rings um uns der Feigen Heer
  Sich ſcheuen vor Gram und Sorgen!
Uns freuet Gefahr und Sturmesdrang,
Wir wollen beim fröhlichen Becherklang
  Ausharren zum kommenden Morgen.

Es heult der Sturm, es brauſt das Meer:
So liegts auf Deutſchland hart und ſchwer,
  Das Vaterland in Ketten!
Es gilt — die Hand ans Herz gelegt,
Wem muthig ein Herz im Buſen ſchlägt —
  Das Vaterland zu retten.

Es heult der Sturm, es brauſt das Meer:
Wir ſchwören bei Allem, was heilig und hehr,
  Das Vaterland zu retten!
Ob auch der Wüthrich dräut und ſchnaubt,
Ob Allen er das Herz geraubt,
  Wir ſprengen ſeine Ketten.

Es heult der Sturm, es brauſt das Meer:
So ziehn Gefahren um uns her,
  Drob laſſet heut uns ſorgen!
Und was wir heut hier Kühnes geſchafft,
Das wollen wir mit Muth und Kraft
  Vollbringen am folgenden Morgen.

Es heult der Sturm, es brauſt das Meer.
Es zittert das Erdreich um uns her,
  Drum fröhlich, ihr Männer, getrunken!
Dann morgen auf, und das Schwert zur Hand,
Bis wir befreit das Vaterland,
  Und der Feind zur Hölle geſunken.

Lange.

Aufruf.

Wem deutſches Blut in ſeinen Pulſen brennet,
Wer Hermanns und Thuiskons Sohn ſich nennet;
Wer gegen Knechtſchaft wilde Rache ſprühet,
Und für der Freiheit Zauber heiß erglühet;
Der trete männlich ſtolz herbei,
Und rufe: „Deutſche, macht euch frei!“

Der gürte ſich das Schwert um ſeine Lenden,
Und ſtürze in den Kampf, die Schmach zu enden,
Die längſt ſein Herz als heilge Schuld belaſtet,
Seit Deutſchlands Söhn in feiger Ruh geraſtet;
Der ſchwöre zu der Krieger Reihn:
„Auf, laßt uns wieder Männer ſein!“

Der trete betend an des Tempels Stufen,
Und wenn er Gott in Demuth angerufen,
So weih er muthig ſeines Armes Stärke
Der Wahrheit Kampf, dem heiligſten der Werke,
Und ſchaue wild ins Volk hinein:
„Ihr wollt noch feige Knechte ſein?“

Der laſſe Tand und Ehre dieſer Erde;
Der werfe weg unmännliche Beſchwerde!
Der trotze wild, ein rauher Fels im Meere,
Dem Vaterlande eine deutſche Wehre,
Tyrannen ein ergrimmter Leu;
So wird die deutſche Heimath frei!

Und fleucht ſein Geiſt verklärt zu jenen Welten,
Wo Glanz erliſcht, wo nur die Thaten gelten
Sein Hügel weckt der Jungfrau ſtille Thränen,
Des Mannes Kraft, des Jünglings glühend Sehnen,
Ihn nennt der Barden Hochgeſang,
Der Enkel Lied, der Töne Klang!

E. M. Arndt.

Der Freiheit Schlachtruf.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer um Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch, wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern ſterben.

O Deutſchland, heilges Vaterland!
O deutſche Lieb und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Wir ſchwören dir aufs Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der nähre Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutſche, alle Mann für Mann,
Zum heilgen Krieg zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann;
„Die Knechtſchaft hat ein Ende!“

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Trompeten, Trommeln, Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Henker- und mit Knechteblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen,
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege hohes Siegspanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

E. M. Arndt.

Männer und Buben.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß!
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht!
Stoßt mit an, Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht,

Kannſt du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüſtig träumend die Glieder fühlen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Wenn uns der Trompeten rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang,
Magſt du im Theater die Naſe wetzen,
Und dich an Trillern und Läufern ergötzen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Wenn die Glut des Tages verſengend drückt,
Und uns kaum noch ein Tropfen Waſſers erquickt,
Kannſt du Champagner ſpringen laſſen,
Kannſt du bei brechenden Tafeln praſſen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Wenn wir vorm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abſchied ans ferne Treuliebchen gedacht,
Magſt du zu deinen Mätreſſen laufen
Und dir mit Golde die Luſt erkaufen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze ſauſt,
Wenn der Tod uns in tauſend Geſtalten umbrauſt,
Kannſt du am Spieltiſch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige ſtechen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Und ſchlägt unſer Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, ſeliger Wehrmannstod! —
Du verkriechſt dich in ſeidene Decken,
Winſelnd vor der Vernichtung Schrecken;
Stirbſt als ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
Ein deutſches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutſches Lied beſingt dich nicht
Und deutſche Becher klingen dir nicht. —

Stoßt mit an, Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Th. Körner.

Schlachtgeſang.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott erſchaffen,
Auf, Männer, auf! und ſchlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen,
Die Freiheit ſoll die Loſung ſein!

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Die Arme müſſen ſich erſtraffen,
Und ſtählern alle Brüſte ſein;
Voll Kraft und Muth und Grimm der Leuen,
Bis wieder ſtrömt in deutſche Treuen
Der deutſche Strom, der deutſche Rhein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Zur Hölle mit den welſchen Affen!
Das alte Land ſoll unſer ſein.
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt Adler, Wölfe, Krähen, Raben!
Wir laden euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Komm Tod und laß die Gräber klaffen,
Komm Hölle, thu den Abgrund auf!
Heut ſchicken viele tauſend Gäſte
Wir hin zum düſtern Satansneſte
Heut hört die lange Schande auf

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen —

Weht Fahnen, weht! Trompeten klingt!
In deutſcher Treue alle Brüder!
Hinein! es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hauſe bringt.

E. M. Arndt.

Der Fahnenſchwur.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache,
Schwört den heilgen Schwur der Rache!
Schwöret für das Vaterland!
Schwöret bei dem Ruhm der Ahnen,
Bei der deutſchen Redlichkeit,
Bei der Freiheit der Germanen,
Bei dem Höchſten ſchwöret heut!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Erd und Himmel ſoll ihn hören,
Unſern hohen Schwur der Ehren,
Unſern Schwur fürs Vaterland.
Glorreich ſchwebe, ſtolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner ſoll von hinnen weichen,
Wo ſich dies Panier erhöht!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne,
Daß ſich jede Bruſt ermahne
Für das heilge Vaterland.
Mache, ſtolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfeſt,
Daß ſie tauſendmal erbleichen,
Eh nur einer dich verläßt!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Heil uns dieſer Ehrenweihe!

Ewig lebe deutſche Treue!
Ewig blühe deutſches Land!
Freiheit, deutſche Freiheit, ſchwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Trug und Lug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre Hohn!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Hebt ſie zu der Himmel Meiſter!
Hebt ſie zu dem Geiſt der Geiſter!
Hebt ſie hoch vom Erdentand!
Daß wirs treu und heilig halten
In Gedanken, Wort und That:
Gott muß doch zuletzt verwalten,
Was der Menſch beſchloſſen hat.

Lied zur feierlichen Einſegnung der vaterländiſchen Krieger.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zuſammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja ſelber angefacht,
Dem Herrn allein ſei Ehre!

Der Herr iſt unſre Zuverſicht,
Wie ſchwer der Kampf auch werde;
Wir ſtreiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heilge Erde.
Drum retten wir das Vaterland,
So thats der Herr durch unſre Hand;
Dem Herrn allein ſei Ehre!

Es ſtürzt der freche Uebermuth
Der Tyrannei zuſammen;
Es ſoll der Freiheit heilge Gluth
In allen Herzen flammen.
Drum friſch im Kampfes Ungeſtüm!
Gott iſt mit uns und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerluſt
Für die gerechte Sache,
Er rief es ſelbſt in unſre Bruſt:
„Auf, deutſches Volk, erwache!“
Und führt uns, wärs auch durch den Tod,
Zu ſeiner Freiheit Morgenroth!
Dem Herrn allein die Ehre!

Th. Körner.

Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutſchen Jünglings.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet,
Daß ſein Herz, ſein Eiſen heilig werde!
Küſſe, Knabe, fröhlich dieſe Erde,
Denn ſie iſt der Freiheit heilges Land.
Willſt du ſeinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutſchland heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Macht den Klang unſterblich ſeinen Ohren;
Deutſcher Jüngling, du biſt frei geboren.
Freiheit ſei dein Glanz, dein höchſtes Gut,
Ihr ſollſt du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein beſtes Herzensblut!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer ſtolzer Waffenzier.
Auch ſein deutſches Herz zu weihen
Mit den ächten deutſchen Treuen,
Stehen wir und beten hier.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Und er hat den höchſten Schwur geſchworen.
Hier und dort ſei ihm das Heil verloren,
Wenn er dieſe Worte jemals ſchwächt!
Erd und Himmel ſollen zeugen!
Dienen muß er dann dem Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Schönes Eiſen, du, der Freien Freude,
Schmuck der Tapfern, köſtliches Geſchmeide,
Das der Hammer aus Metallen ſchlug!
Werde, ritterlicher Degen,
Deutſchem Lande Ruhm und Segen!
Werde Deutſchlands Feinden Fluch!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Eiſen, könnte Untreu dieſen ſchänden,
Dann empöre dich in ſeinen Händen!
Kehre gegen ſeine Bruſt die Gluth!
Dulde nimmer, Schwert der Ehren,
Daß Verräther bei dir ſchwören!
Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Steh nun auf, umgürtet mit dem Stahle!
Steh nun auf! es ſchaun vom Himmelsſaale

Deine Ahnen fröhlich auf dein Feſt,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Heldenkühn und ehrenfeſt.

Betet, Männer, heiligſtes Gebet!
Gott im höchſten Himmel gebe Segen
Dieſem freien Mann und ſeinem Degen,
Daß er Blitz in deutſchen Schlachten ſei!
Gott behüte unſre Lande
Unſre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutſchland frei!

E. M. Arndt.

Mahnlied.

Friſch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutſchem Blut,
Ihr, die ihr noch mit friſchem Muth
Belebet ſuchet große Thaten!
Ihr deutſche Krieger, ihr friſch auf,
Weil Land und Freiheit ihr verlieret,
Wenn ihr nicht muthig ſchlaget drauf
Und überwindend triumphiret.

Der iſt ein Deutſcher echtgeboren,
Der von Betrug und Falſchheit frei,
Der Redlichkeit und Glaub und Treu,
Und der die Freiheit nicht verloren:
Der iſt ein Deutſcher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget
In jede Noth mit ſeinem Schwert
Sich kämpfend für die Freiheit waget.

Ob ihn die Feinde auch verwunden,
Ob ſie ſein Leben nehmen hin,

Iſt doch die Ehre ſein Gewinn,
Wird er doch nimmer überwunden;
Ein ſolches Sterben wird ihm leicht,
Weil ſein Gewiſſen es verſüßet,
Weil Ruhm und Ehre er erreicht,
Indem er ſo ſein Blut vergießet.

Es gilt das Leben und das Sterben
Dem braven deutſchen Manne gleich,
Iſt nur der Tod ſo ſchön und reich,
Um Sieg und Ehre zu erwerben.
Dagegen haben nichts als Schmach
Die Flüchtigen und die Verräther,
Die Schande folget ihnen nach,
Weil ſie verruchte Uebelthäter.

Wohlan denn Deutſchlands wahre Söhne,
Mit deutſcher Fauſt, mit deutſchem Muth
Dämpft der Tyrannen freche Wuth,
Zerbrecht ihr Joch, und es verhöhne
Das Schwert in eurer ſtarken Hand
Ihr übermüthiges Stolziren,
Die unbeſiegbar ſich genannt
Die müſſen Schlag um Schlag verlieren.

Ja! greift ſie an! wie ihre Fahnen
Vor Furcht erzittern! ſeht nur, ſeht
Wie ſchlechte Sache ſchlecht beſteht;
Friſch auf zum Sieg den Weg zu bahnen!
Ihr Heer iſt groß, ihr Muth iſt klein,
Ihr Maul iſt frech, ſchlecht ihr Gewiſſen,
Wie ſchauen ſie ſo kläglich drein,
Und wären gern ſchon ausgeriſſen.

Ha, ſchlaget drein, ihr deutſchen Brüder!
Iſt auch die Müh und Arbeit ſchwer,

Der Sieg, der Ruhm folgt hinterher,
Und macht die Feinde noch viel müder!
So ſtrafe, deutſches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Böſen:
Die Freiheit und das Vaterland
Von frechen Feinden zu erlöſen.

Weckherlin.

Muthig und ſtandhaft.

Was zieht ihr die Stirne finſter und kraus?
Was ſtarret ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt brauſt das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
Wir wolln uns die Noth nicht verhehlen.

Die Hölle brauſt auf in neuer Glut,
Umſonſt iſt gefloſſen viel edles Blut,
Noch triumphiren die Böſen.
Doch nicht an der Hilfe des Himmels verzagt,
Es hat nicht vergebens blutig getagt,
Roth muß ja der Morgen ſich löſen.

Und galt es früherhin Muth und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zuſammengerafft,
Sonſt ſcheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend, der Tiger dräut;
Bewaffne dich Landſturm, jetzt kommt deine Zeit
Erwache, du Volk, das geſchlafen!

Und die wir hier rüſtig zuſammen ſtehn,
Und keck dem Tod in die Augen ſehn,
Wir wollen vom Rechte nicht laſſen:
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig ſterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtſchaft und Wüthriche haſſen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt;
Was giebt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei wolln wir das Vaterland wieder ſehn
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn;
Ja! glücklich und frei ſind die Todten!

Drum heule du Sturm, drum brauſe, du Meer,
Drum zittre du, Erdreich, um uns her;
Ihr ſollt uns die Seele nicht zügeln.
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir wollen als freie Männer beſtehn,
Und den Bund mit dem Blute beſiegeln!

Th. Körner.

Gelübde.

Es ſei mein Herz und Blut geweiht
Dich, Vaterland, zu retten.
Wohlan! es gilt, du ſeiſt befreit:
Wir ſprengen deine Ketten.
Nicht fürder ſoll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß ſich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch ſchlägt,
Nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß dem Neid zur Qual
In deinen Städten ſonder Zahl
Und jeder Kunſt Gebilde.

Der deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue iſt der Ehre Mark,

Wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.
Es ſchafft ein ernſter tiefer Sinn
Dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte Jeder der Gefahr!
Die Freiheit ruft uns allen.
So wills das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Looſe fallen.
Ja, ſinken wir der Uebermacht,
So wolln wir doch zur ewgen Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Fr. Schlegel.

Unſer Hort.

Der Himmel unſer Hort,
Die Freiheit unſer Wort!
So gehn wir Hand in Hand
Zum Kampf fürs Vaterland.

Germanien iſt erwacht!
Die Trommel ruft zur Schlacht!
Drum ſtürmet freudig drein,
Der Sieg muß unſer ſein!

Sie iſt nicht mehr erſchlafft,
Der Väter heilge Kraft!
Wer für die Freiheit ficht,
Scheut Tod und Wunden nicht!

Das Recht iſt unſer Schild
Der Freiheit ſchönes Bild
Glänzt durch den Pulverdampf,
Drum, Brüder, auf! zum Kampf!

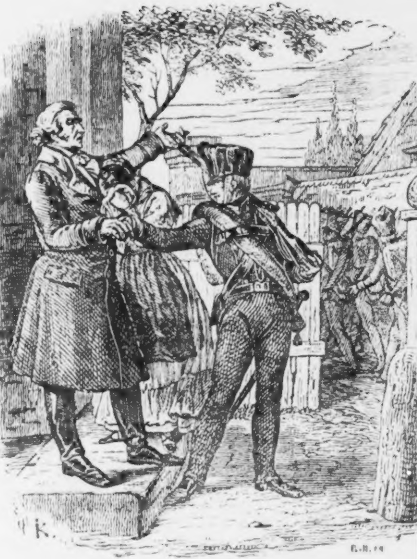
Kriegers Abſchied.

Der Ritter muß zum blutgen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Recht und Vaterland zu ſtreiten;
Da zieht er noch vor ſeines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abſchied will er von ihr ſcheiden:
„O weine nicht die Aeuglein roth
Als ob nicht Troſt und Hoffnung bliebe!
Bleib ich doch treu bis in den Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!“

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen,
Er ſammelt ſich zu ſeines Kaiſers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reihen.
„Mich ſchreckt es nicht, was uns bedroht,
Und wenn ich auf der Wahlſtatt bliebe!
Denn freudig geh ich in den Tod
Für Vaterland und. meine Liebe!“

Und furchtbar ſtürzt er in des Kampfes Glut,
Und Tauſend fallen unter ſeinen Streichen,
Den Sieg verdankt man ſeinem Heldenmuth,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström hin, mein Blut, ſo purpurroth,
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur: treu bis zum Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!“

Th. Körner.



Zum Ausmarſch.

O du Deutſchland, ich muß marſchiren,
O du Deutſchland, du machſt mir Muth!

Meinen Säbel will ich ſchwingen,
Meine Kugel, die ſoll klingen:
Gelten ſolls des Feindes Blut!

Nun, Ade, fahr wohl, Feinsliebchen!
Weine nicht die Augen roth,
Trage dieſes Leid geduldig,
Leib und Leben bin ich ſchuldig,
Es gehört zum Erſten Gott!

Nun, Ade, herzlieber Vater!
Mutter nimm den Abſchiedskuß!
Für das Vaterland zu ſtreiten,
Mahnt es mich nächſt Gott zum Zweiten,
Daß ich von Euch ſcheiden muß.

Auch iſt noch ein Klang erklungen
Mächtig mir durch Herz und Sinn:
Recht und Freiheit heißt das Dritte,
Und es treibt aus eurer Mitte
Mich in Tod und Schlachten hin.

O wie lieblich die Trommeln ſchallen,
Und die Hörner blaſen drein!
Fahnen wehen friſch im Winde,
Roß und Männer ſind geſchwinde
Und es muß geſchieden ſein.

O du Deutſchland, ich muß marſchiren,
O du Deutſchland, du machſt mir Muth!
Meinen Säbel will ich ſchwingen,
Meine Kugel, die ſoll klingen,
Gelten ſolls des Feindes Blut!

E. M. Arndt.

Das ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab ich raſch mich dargeſtellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was ſonſt mich rief,
Gar darnach nicht umgeſchaut,
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, ſchweiget ſtill,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich höre nur einen Laut!
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich ſonſten bei ihr ſaß,
Steht die Braut, und ruft in Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!“
Kann nicht hören, ſüße Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder gute Nacht!
Drüben der Kartätſchenſchuß
Ruft mit lautem Todesgruß,
Doch mein Ohr iſt zugebaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Nichts ſo laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft.
Ruft ſie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

F. Rückert.

Soldatenabſchied.

Heute ſcheid ich, heute wandr ich:
Keine Seele weint um mich.
Sinds nicht dieſe, ſinds doch andre,
Die da trauern, wenn ich wandre:
Holder Schatz ich denk an dich.

Auf dem Bachſtrom hängen Weiden,
In den Thälern liegt der Schnee.
Trautes Kind, daß ich muß ſcheiden,
Muß nun unſre Heimath meiden,
Tief im Herzen thut mirs weh.

Hundert tauſend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin.
Wo ich fall, ſcharrt man mich nieder
Ohne Klang und ohne Lieder;
Niemand fraget, wer ich bin.

Du allein wirſt um mich weinen,
Siehſt du meinen Todtenſchein.
Trautes Kind, ſollt er erſcheinen,
Thu im Stillen um mich weinen,
Und gedenk auch immer mein.

Heb zum Himmel unſern Kleinen,
Schluchz: „Nun todt der Vater dein!“
Lehr ihn beten! Gib ihm Segen!
Reich ihm ſeines Vaters Degen!
Mag die Welt ſein Vater ſein.

Hörſt? die Trommel ruft zu ſcheiden:
Drück ich dir die weiße Hand.
Still die Thränen! laß mich ſcheiden!
Muß nun für die Ehre ſtreiten,
Streiten für das Vaterland.

Sollt ich unter freiem Himmel
Schlafen in der Feldſchlacht ein,
Soll aus meinem Grabe blühen,
Soll auf meinem Grabe glühen
Blümchen ſüß Vergiß nicht mein.

Fr. Müller.

Wachtfeuer.

Weib und Kind, ſchlaft wohl zu Haus!
Daß ihr ſchlafet, rückt ich aus;
Wache hier in kalter Nacht;
Denk an euch, ruf ich mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
Tief ins Herz dem Krieger dringt
Brudergruß, den in der Nacht
Mann dem Manne ruft mit Macht: —
Tod oder Freiheit!

Wo die Wachenfeuer glühn,
Steht der Feind und trotzt uns kühn!

Ruft hinüber durch die Nacht,
Wach für Wache ruft mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
Bänger ſeine Bruſt ſich ſchwellt,
Schiebt ers auf die kalte Nacht,
Doch ihn ſchreckt des Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn bald Schlachttumult erbrauſt,
Kugelhagel ziſchend ſauſt,
Dann hinab in finſtre Nacht
Stürz ihn unſres Rufes Macht: —
Tod oder Freiheit!

J. H. von Collin.

Abſchied vom Kinde.

Zum letzten Male küß ich dich,
Mein liebes Kind! und du
Zum letzten Male küſſe mich,
Und thu die Aeuglein zu!

Wenn Jedermann, was ihm gehört,
Erſt wieder hat mit Recht!
Und wenn der Friede wiederkehrt
Ins menſchliche Geſchlecht;

Wenn böſe Feinde nicht mehr ſind
Um Vaterland und mich,
Dann komm ich wieder, liebes Kind,
Und herz und küſſe dich!

Und pflege dein und ſehe dir
Im Blick den Vater an,

Und deine Mutter hat an mir
Den bravſten Kriegesmann!

Gleim.

Soldatenliedchen.

Die Trommel gerühret,
Das Pfeifchen geſpielt!
Mein Liebſter gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret,
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O! hätt ich ein Wämmslein
Und Hoſen und Hut!
Ich folgt ihm zum Thor naus
Mit muthigem Schritt,
Ging durch die Provinzen,
Ging überall mit.
Die Feinde ſchon weichen,
Wir ſchießen dadrein.
Welch Glück ſonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu ſein.

Göthe.

Kriegsglück.

Verwünſchter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht bleſſirt zu ſein.
Man geht getroſt von Sieg zu Sieg,
Gefahr gewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marſch ſich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Cantoniren an,
Dem Bauer eine Laſt,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sei höflich, man bedient dich ſchlecht,
Dem Grobian zur Noth;
Und nimmt man ſelbſt am Wirthe Recht,
Iſt man Profoßen-Brot.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knatterts klein Gewehr,
Trompet und Trab und Trommel ſummt,
Da gehts wohl luſtig her;
Und wie nun das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man erneuts,
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen-Blei
Und trifft, wills Gott, das Bein,
Und nun iſt alle Noth vorbei,
Man ſchleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erſt erſchreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut ſich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen-Schooß
Kann man ſich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin raſtet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerzupft,
Das nenn ich doch Charpie!

Hat Eine ſich den Helden nun
Beinah herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn geſellig hegt.
Ein Drittes kommt wohl emſiglich,
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte ſieht er ſich
Des ſämmtlichen Vereins!

Der König hört von guter Hand,
Man ſei voll Kampfesluſt,
Da kommt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Bruſt:
Sagt, obs für einen Martismann
Wohl etwas Beſſres gibt!
Und unter Thränen ſcheidet man,
Geehrt, ſowie geliebt!

Göthe.

Reiterlied.

Wohlauf! Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen;
Im Felde da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen:
Da tritt kein Andrer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte;
Der den Tod ins Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Des Lebens Aengſten er wirft ſie weg,
  Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen,
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
  Triffts heute nicht, triffts doch morgen.
Und trifft es morgen, ſo laßt uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
  Brauchts nicht mit Müh zu erſtreben.
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schooß,
  Da meint er den Schatz zu erheben;
Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
  Sie ſind gefürchtete Gäſte;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß,
  Ungeladen kommt er zum Feſte;
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Warum weint die Dirn und zergrämt ſich ſchier?
  Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
  Kann treue Lieb nicht bewahren.
Das raſche Schickſal es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
  Drum wohl, wer den Degen jetzt führet,
Und bleibt ihr nur wacker zuſammengefügt,
  Ihr haltet die Welt und regieret!
Es ſteht keine Krone ſo feſt und ſo hoch,
Der muthige Springer erreicht ſie doch.

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt,
Friſch auf, eh der Geiſt noch verdüftet!
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

Schiller.

Reiters Morgenlied.

Heraus, heraus ihr Klingen!
Laßt Roß und Klepper ſpringen!
Der Morgen graut heran,
Das Tagwerk hebet an.

Wir fahren durch die Felder,
Gebirge, Moor und Wälder,
Geſtrupp und Heidekraut,
So weit der Himmel graut.

Wir feilſchen nicht ums Leben;
Wers nimmt, dem iſts gegeben;
Wir ſcharren Keinen ein,
Das Grab iſt allgemein.

Wir ſparen nicht für Erben;
Was bleibt, das mag verderben;
Und kömmts an ſeinen Herrn:
Wers findt, behalt es gern!

Für Vaterland und Ehre
Erheben wir die Wehre,
Für Hermanns Erb und Gut
Verſpritzen wir das Blut.

Und keine Wehre raſtet,
Bevor das Land entlaſtet.

Vom Staub der Knechterei,
Und Ehr und Erb iſt frei.

Der Teufel ſoll verſinken!
Die Mannlichkeit ſoll blincken!
Das deutſche Reich beſtehe
Bis Erd und Welt vergehe!

G. A. v. Seichow.

Reiters Morgengeſang.

Morgenroth! Morgenroth!
Leuchteſt mir zu frühem Tod.
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht! kaum gedacht!
Wird der Luſt ein End gemacht!
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab.

Doch, wie bald! doch, wie bald!
Welket Schönheit und Geſtalt!
Prangſt du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach! die Roſen welken all.

Und was iſt! und was iſt!
Aller Männer Freud und Luſt!
Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn an jedem Morgen,
Bis der Tag vorüber iſt.

Darum ſtill! darum ſtill!
Füg ich mich, wie Gott es will;
Und ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

W. Hauff.

Reiterlied.

Friſch auf! friſch auf mit raſchem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes Liſt und Trug
Uns rings umzingelt hält.
Steig, edles Roß und bäume dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich aus, ſtreich aus und trage mich
Zum luſtgen Schwertertanz.

Hoch in den Lüften, unbeſiegt
Geht friſcher Reitersmuth!
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg und Noth
Und Weib und Kind und Heerd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.

So gehts zum luſtgen Hochzeitfeſt,
Der Brautkranz iſt der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre iſt der Hochzeitgaſt,
Das Vaterland die Braut;
Wer ſie recht brünſtiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.

Gar ſüß mag ſolch ein Schlummer ſein
In ſolcher Liebesnacht!
In Liebchens Armen ſchläfſt du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter ſchwellt,
So weckt ſie dich mit freudgem Stolz
Zur ewgen Freiheitswelt.

Drum, wie ſie fällt und wie ſie ſteigt,
Des Schickſals raſche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt;
Wir ſchauens ruhig an.
Für deutſche Freiheit wolln wir ſtehn!
Seis nun in Grabes Schooß,
Seis oben auf des Sieges Höhn;
Wir preiſen unſer Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unſer Schwert,
Und unſer Schild iſt Gott! —
Schon ſtürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengſt, friſch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Dein Weg geht mitten drauf.

Th. Körner.

Jägerlied.

Friſch auf, ihr Jäger, frei und flink!
Die Büchſe von der Wand!
Der Muthige bekämpft die Welt!
Friſch auf den Feind! Friſch in das Feld!
Fürs deutſche Vaterland!

Aus Weſten, Norden, Süd und Oſt
Treibt uns der Rache Strahl.
Vom Oder-Fluſſe, Weſer, Main,
Vom Elb-Strom und vom Vater Rhein,
Und aus dem Donau-Thal.

Doch Brüder ſind wir allzuſamm,
Und das ſchwellt unſern Muth.
Uns knüpft der Sprache heilig Band,
Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland,
Ein treues deutſches Blut.

Nicht zum Erobern zogen wir
Vom väterlichen Heerd,
Die ſchändlichſte Tyrannen-Macht
Bekämpfen wir in freudger Schlacht,
Das iſt des Kampfes werth.

Ihr aber die uns treu geliebt,
Der Herr ſei euer Schild,
Bezahlen wirs mit unſerm Blut,
Denn Freiheit iſt das höchſte Gut,
Obs tauſend Leben gilt.

Drum muntre Jäger frei und flink,
Wie auch das Liebchen weint,
Gott hilft uns im gerechten Krieg!
Friſch in den Kampf! — Tod oder Sieg!
Friſch, Brüder, auf den Feind!

Th. Körner.

Jägerlied.

Was blitzt in den Büſchen ſo hell? was ſchallt
In dem grünen Gehege ſo munter?
Was zieht hervor aus dem dunkeln Wald
Und fern von den Bergen herunter?

Wir ſind die Jäger, wir ziehn von Haus
Und wollen zum Feind in das Feld hinaus,
Zum Krieg,
Zum Sieg,
Und zum Siegesſchmaus.

Von dem luſtigen Harzwald kommen wir her,
Wo noch Gold und Silber ſie graben.
Uns frommt das Gold und das Silber nicht mehr,
Nur die Freiheit wollen wir haben.
Drum ließen wir andern den thörichten Wahn,
Und haben mit Eiſen uns angethan;
Nur das Schwerdt
Hat Werth
Auf der blutigen Bahn.

Schön iſt es zu lieben, zu trinken ſchön,
Schön iſt es zu ſchlummern im Grünen;
Doch fröhlicher iſts in der Schlacht zu ſtehn
Und ſich Beut und Kranz zu verdienen.
Hell lodert, wie Liebe, des Kampfes Glut,
Und wo viele ſchlummern, da ſchläft ſichs gut,
Und der Tod
Blinkt roth,
Wie der Traube Blut.

Oft haben wir wohl in der dunkeln Nacht
Bei Stürmen und Regenſchauern
Hoch auf dem Fels und in Schluchten gewacht,
Um das ſtreifende Wild zu belauern.
Jetzt ziehen wir fröhlich im Sonnenlicht,
Und ſehen dem Feind in das Angeſicht;
Seis Jagd,
Seis Schlacht,
Uns kümmerts nicht.

Mag fliehen der Feige durch Wald und Feld,
Wenn die ſtärkere Zahl ihn beſtreitet:
Wo das Wild uns in Schaaren entgegenprellt,
Da wird was Rechtes erbeutet.
Und wenn auch unzählig der Feind uns droht,
Uns blitzt aus den Händen der ſichere Tod.
Ein Knall,
Ein Fall,
Das iſt Jägergebot.

Drum haltet zuſammen und ſtehet feſt,
Der Eine den Andern zu decken,
Wenn nur vom Freunde der Freund nicht läßt,
Kann wenig der Feind uns erſchrecken:
Doch ſteht dein Nam auf dem tödtlichen Blei,
So fliegt dir auch nimmer die Kugel vorbei;
Vom Feind,
Vom Freund,
Es iſt einerlei.

Denn der größte Jägersmann iſt der Tod,
Der will an der Luſt nur ſich laben.
Wohl färbt er mit Blute die Haiden roth,
Doch die Beute läßt er den Raben.
Und er ſauſt und brauſt mit Sturmesgewalt,
Hoch über die Berg und über den Wald,
Und es bebt,
Was lebt,
Wenn ſein Jagdhorn ſchallt.

Doch was frommts, vor dem mächtigen Jäger zu fliehn,
Der nimmer vorüber geſchoſſen?
Viel rühmlicher iſt es uns, mitzuziehn,
Dem Starken als ſtarke Genoſſen.
Und wenn er auf uns auch den Bogen ſpannt,

Wer kühn ihm das Angeſicht zugewandt,
Der fällt
Als Held
Von des Helden Hand.

Ernſt Schulze.

Der junge Soldat.

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Bin ich nicht Officier,
Bin ich doch Musketier,
Steh in dem Glied wie er,
Weiß nicht was beſſer wär!
Juchhe, Juchhe, ins Feld!

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Hab ich kein eigen Haus,
Jagt mich doch niemand raus,
Fehlt mir die Lagerſtätt,
Boden biſt du mein Bett!
Juchhe, Juchhe, ins Feld!

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt,
Hab ich kein Geld im Sack,
Morgen iſt Löhnungstag,
Bis dahin jeder borgt,
Niemand fürs Zahlen ſorgt.
Juchhe, Juchhe, ins Feld!

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Kommen mir zwei und drei,
Haut mich mein Säbel frei;

Schießt mich der Vierte todt,
Tröſt mich der liebe Gott.
Juchhe, Juchhe, ins Feld!

Lied der Feuermuſikanten.

Auf! Bombardier und Kanonier!
Laßt die Muſik erklingen!
Die Tänzer ſind ſchon alle hier
Und ſehnen ſich zu ſpringen;
Auf! zieh den vollen Glockenſtrang
Im Donner- und Kartaunenklang!
Spielt auf mit allen Geigen
Zum blutig frohen Reigen!

Der Klinger und Singer habt ihr genug,
Kartaunen und Scharfmetzen,
Und Baſilisken, die im Flug
Auf Thurm und Maur ſich ſetzen,
Und Narren, die mit Stock und Stein
Gleich wilden Buben um ſich ſtreun,
Anſchnarcher, Heuler, Preller,
Gewaltge Feuerſchneller.

Der Vögel und Flieger habt ihr genug,
Sie fliegen gar geſchwinde,
Und überholen mit dem Zug
Die Flügel aller Winde:
Der Singerinnen feurig Heer,
Und Falken und Sperber noch vielmehr,
Auch müſſen Nachtigallen
Aus hellen Kehlen ſchallen.

Die Vögel fliegen und ſingen gut;
Nun laßt auch ziſchen und ſauſen

Der wilden Feuerkatzen Wuth,
Der Feuerſchlangen Grauſen;
Der Bomben und Granaten Schein,
Das ſoll der Hochzeitbitter ſein,
Mit Orgeln und mit Glocken
Sollt ihr zu Tanze locken.

Und wißt ihr, Spieler, wer Hochzeit giebt
Und prüft der Tänzer Sohlen?
Das liebe Deutſchland iſt verliebt
Und will die Braut ſich holen;
Die ſtolze Braut, die Freiheit heißt,
Sie reizt der tapfern Kämpfer Geiſt,
Sie wolln in ihrem Reigen
Sich als die Beſten zeigen.

Und wißt ihr Spieler, wer jene ſind,
Die für ſie tanzen wollen,
Und ſich im ſchnellen Wirbelwind
Des blutgen Reigen rollen?
Das ſind die Herzen hochgemuth,
Die weder ſparen Gut noch Blut,
Bis ſie im ſchönen Tanze
Sie kränzen mit dem Kranze.

Auf! Bombardier und Kanonier!
Ihr Feuermuſikanten!
Die Tänzer ſind ſchon alle hier,
Die hohen Spielverwandten. —
Die Fidelbogen ſchnell zur Hand!
Spielt auf fürs liebe Vaterland!
Spielt auf mit allen Geigen
Der Freiheit ſtolzen Reigen!

E. M. Arndt.

Huſarenglaube.

Es iſt nichts luſtiger auf der Welt,
Und auch nichts ſo geſchwind;
Als wir Huſaren in dem Feld,
Wenn wir bei Schlachten ſind,
Wenns blitzt und kracht, dem Donner gleich,
Wir ſchießen roſenroth,
Wenns Blut uns in die Augen läuft,
Sind wir ſternhagelvoll.

Da heißts: Huſaren insgemein,
Schlagt die Piſtolen an,
Greift durch, den Säbel in der Hand,
Haut durch den nächſten Mann.
Wenn ihr das Franſche nicht verſteht,
So macht es euch bequem,
Das Reden ihm ſogleich vergeht,
Wie ihr den Kopf abmäht.

Wenn gleich mein treuer Kamerad,
Muß bleiben in dem Streit,
Huſaren fragen nichts darnach,
Sind auch dazu bereit;
Der Leib verweſet in der Gruft,
Der Rock bleibt in der Welt,
Die Seele ſchwingt ſich durch die Luft
Ins blaue Himmelszelt.

Huſarenbraut.

Wir Preußiſch Huſaren, wann kriegen wir Geld?
Wir müſſen marſchieren ins weite Feld,
Wir müſſen marſchieren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm heute den Paß noch verlegen.

Wir haben ein Glöcklein, das lautet ſo hell,
Das iſt überzogen mit gelbem Fell,
Und wenn ich das Glöcklein nur läuten gehört,
So heißt es: Huſaren, auf eure Pferd!

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und ſchwebet ins weite Feld,
Das Bräutlein, das wird die Standarte genannt,
Das iſt uns Huſaren ſehr wohl bekannt.

Und als dann die Schlacht vorüber war,
Da einer den andern wohl ſterben ſah,
Schrie einer zum andern: Ach! Jammer, Angſt, Noth!
Mein lieber Kamrad iſt geblieben todt.

Das Glöcklein, es klinget nicht eben ſo hell,
Denn ihm iſt zerſchoſſen ſein gelbliches Fell,
Das ſilberne Bräutlein iſt uns doch geblieben,
Es thuet uns winken, was hilft das Betrüben.

Wer ſich in Preußiſchen Dienſt will begeben,
Der muß ſich ſein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen.
Er muß ſich nicht fürchten vor Hagel und Wind,
Beſtändig verbleiben und bleiben geſchwind.

Landſturm.

Die Feuer ſind entglommen
Auf Bergen nah und fern:
Ha, Windsbraut, ſei willkommen!
Willkommen, Sturm des Herrn!

O zeuch durch unſre Felder
Und reinige das Land,
Durch unſre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott geſandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberiſch umwoben
Von blauem Wolkenduft:

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft ſich brachen
Vor eurem Glockenklang;
Nun führt ihr andre Sprachen:
Es klingt wie Brautgeſang.

Das Land iſt aufgeſtanden:
Ein herrlich Oſterfeſt!
Iſt frei von Sclavenbanden:
Die hielten nicht mehr feſt.

Wo, Tod, ſind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In dieſem heilgen Krieg!

Beſchritten iſt der Grenze
Geweihter Zauberkreis.
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt ums höchſte Gut;
Wir ſetzen dran, wir geben
Mit Freuden unſer Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie ſonſt am Tiſch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich ſtrahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Loſung Jubelton:
Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter!
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Max von Schenkendorf.

Landſturmlied.

Der Landſturm! der Landſturm!
Wer hat das ſchöne Wort erdacht,
Das Wort, das donnert, blitzt und kracht,
Daß einem das Herz im Leibe lacht,
Wenn ganz ein Land zum Sturm erwacht;
Wer hat den Landſturm aufgebracht?

Der Landſturm! der Landſturm!
Der Baur iſt nur ein ſchlechter Schuft,
Der nach Soldatenhülfe ruft;
Der Bauer, der ſich ſelbſt macht Luft,
Den Feind, den Schuft, ſelbſt puft und knuft,
Der Bauer iſt kein ſchlechter Schuft.

Der Landſturm! der Landſturm!
Der König giebt mir keinen Sold,
Und ich bin ihm nicht minder hold.
Eur Acker, ſprach er, iſt eur Gold;
Drum, wenn ihr den bewahren wollt,
So ſchlagt den Feind, das iſt eur Sold.

Der Landſturm! der Landſturm!
Der Feind iſt blind und taub, der Wicht,

Er kennt ja Weg und Stege nicht,
Er findt ja keinen Führer nicht,
Das Land iſt mein, wie kennt ichs nicht?
Drum fürcht ich auch vorm Feind mich nicht.

Der Landſturm! der Landſturm!
Der Feind, der Wicht, iſt blind und taub,
Er zittert, wenn ſich regt ein Laub,
Er zittert, wenn ſich rührt ein Staub;
Denn für ihn iſt nicht Treu und Glaub,
Und jeder Liſt wird er zum Raub.

Der Landſturm! der Landſturm!
Der Feind, der Wicht, iſt taub und blind,
Und ſeine Schlachten ſind ein Wind,
Er weiß ja nicht, wofür ſie ſind.
Ich hab im Rücken Weib und Kind,
Ich weiß, wofür die Schlachten ſind.

Der Landſturm! der Landſturm!
Die Glocke, die zur Tauf mich trug,
Die Glock, die mir zur Hochzeit ſchlug,
Die Glocke ruft mit lautem Zug:
Der Glocke Ruf iſt niemals Trug,
Die Glocke ruft, das iſt genug.

Der Landſturm! der Landſturm!
Hörſt du vom Kirchthurm ſtürmen, Frau?
Siehſt du die Nachbarn wimmeln? Schau!
Und drüben ſtürmt es auch im Gau.
Ich muß hinaus. Auf Gott vertrau!
Des Feindes Blut iſt Morgenthau.
Der Landſturm! der Landſturm!

Fr. Rückert.

Soldaten-Morgenlied.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth.
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt:
Du ſelbſt haſt uns geladen
In dieſes Waffenfeld.
Laß uns vor dir beſtehen,
Und gieb uns heute Sieg:
Die Chriſtenbanner wehen;
Dein iſt, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen ſoll noch kommen
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn ſchaut der Engel Schaar.
Bald ſcheint er ſonder Hülle
Auf jeden deutſchen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Bruſt,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb und Lebensluſt.
Es ſchallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeſchrei.

Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

Max von Schenkendorf.

Marſch.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn die Schanzen, die wir ſchirmen,
Tollkühn einſt die Frechen ſtürmen;
Stürzend von den hohen Wällen,
Sie die Köpfe ſich zerſchellen;
Und die hochgethürmten Leichen
Bis herauf zur Bruſtwehr reichen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn umpflanzet von Kanonen,
Sie auf ſichern Höhen thronen,
Wies auch hagelt, wies auch knallet,
Was auch ſinket, was auch fallet,
Auf zur Höhe wir uns ſchwingen,
An den Leib dem Feinde dringen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn im wilden Schlachtgetümmel
Aus dem dichteſten Gewimmel
Ihre Fahnen wir uns ſuchen;
Unter Heulen, unter Fluchen,

Sie nun weichen, ſie nun fliehen,
Immer vorwärts wir dann ziehen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald dem Lande kund!
Wenn des Feindes Stolz nun ſchweiget,
Tief vor Oeſtreichs Kraft ſich neiget;
Wir geſchmückt mit Siegeskränzen
Heim dann kehren von den Grenzen;
In der Tempel heilgen Hallen
Lobgeſänge hoch erſchallen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Wird dann auch dem Lande kund.

J. H. von Collin.

Mantellied.

Schier dreißig Jahre biſt du alt,
Haſt manchen Sturm erlebt;
Haſt mich wie ein Bruder beſchützet,
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir beide haben niemals gebebt.

Wir lagen manche liebe Nacht
Durchnäßt bis auf die Haut,
Du allein haſt mich erwärmet,
Und was mein Herz hat gehärmet,
Das hab ich dir Mantel vertraut.

Geplaudert haſt du nimmermehr,
Du warſt ſtets ſtill und treu,
Warſt getreu in allen Stücken,
Drum laß ich dich nicht mehr flicken,
Du alter würdſt ſonſt neu.

Und mögen ſie mich verſpottn,
Du bleibſt mir theuer doch,
Denn wo die Fetzen runter hangen,
Sind die Kugeln hindurchgegangen,
Jede Kugel die macht ein Loch.

Und wenn die letzte Kugel kommt
Ins deutſche Herz hinein,
Lieber Mantel laß dich mit mir begraben,
Sonſt will ich von dir nichts mehr haben,
In dich hüllen ſie mich ein.

Da liegen wir zwei Beide
Bis zum Appell in dem Grab.
Der Appell macht alles lebendig,
Da iſt es denn auch nothwendig,
Daß ich dich, mein Mantel, hab.

Karl von Holtei.

Marſchlied.

Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang!
Die Stimmen erhebet zum männlichen Geſang!
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt,
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt.

Wir halten zuſammen, wie treue Brüder thun,
Wenn Tod uns umtobet und wenn die Waffen ruhn.
Uns Alle treibt ein reiner, froher Sinn,
Nach einem Ziele ſtreben wir Alle hin.

Der Hauptmann, er lebe! er geht uns kühn voran;
Wir folgen ihm muthig auf blutger Siegesbahn:
Er führt uns jetzt zum Kampf und Sieg hinaus,
Er führt uns einſt, ihr Brüder, ins Vaterhaus!

Wer wollte noch zittern vor Tod und vor Gefahr?
Vor Feigheit und Schande erbleichet unſre Schaar!
Und wer den Tod im heilgen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland!

Soldatenliebe.

Steh ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht:
So denk ich an mein fernes Lieb,
Ob mirs auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt,
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein,
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn,
Auch für den Liebſten in der Fern!

Doch wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt,
Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund
Und löſt mich ab zu dieſer Stund;
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk in deinen Träumen mein.

W. Hauff.

Kriegslied.

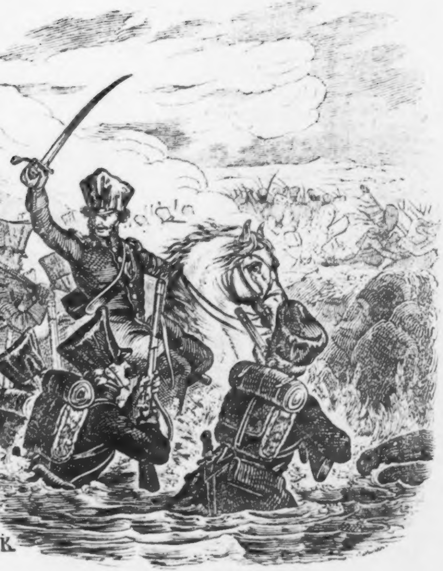
Die Fahnen wehen, friſch auf zur Schlacht;
Schlagt muthig drein!
Es klingt Muſik, die uns fröhlich macht,
Ins Herz hinein,
Die Pfeifen und Trommeln mit ſüßem Klang
Das Feld entlang.
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

Wer möchte bleiben, wenns luſtig geht,
Im ſtillen Haus?
Wohlan! wenn Jugend in Blüthe ſteht:
Hinaus, hinaus,
Wo friſch und munter das Leben rollt!
Wer das gewollt:
In die Schlacht, in die Schlacht hinaus!

O Wehrmannsleben, o köſtlich Gut!
Uns wards beſcheert;
Der Mann iſt ſelig, der trägt den Muth
Blank, wie ſein Schwert.
Wer tapfer im fröhlichen Streite fiel,
Im Heldenſpiel,
Schläft im Arme der grünen Erd.

Dem klingt Muſik, die er leiden mag,
Mit Klang darein;
Nicht ſchöner klingt es am jüngſten Tag
Ins Grab hinein.
O ſeliger Tod, o du Wehrmannstod!
Noch bin ich roth;
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

E. M. Arndt.



Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hörs näher und näher brauſen.

Es zieht ſich herunter in düſtern Reihn,
Und gellende Hörner erſchallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt:
Das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald,
Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt:
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt:
Das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort brauſt der Rhein,
Der Wüthrich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell mit Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſtgen Armen hinein
Und ſpringt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt:
Das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was brauſt dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt:
Das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland iſt ja gerettet.
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefallnen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutſche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wirs auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel ſeis nachgeſagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Th. Körner.

Schlachtgeſang.

Schön iſts, unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel,
Wo die Kriegsdrommete ſchallt!
Wo die Roſſe wiehernd jagen,
Wo die Trommeln wirbelnd ſchlagen,
Wo das Blut der Helden wallt.
Tralala Tralala.

Schön iſts, wenn der alte Streiter
Feſten Fußes, hell und heiter,
Unſre Bruſt mit Muth erfüllt;
Wenn aus donnerndem Geſchütze
Furchtbar, wie des Himmels Blitze,
Tod dem Feind entgegenbrüllt.
Tralala Tralala.

Schön, wenn, wie bei Ungewittern,
Sechsfach Berg und Thal erzittern
Von dem grauſen Wiederhall.
Fällt dann einer unſrer Brüder,
Stürzen tauſend Feinde nieder,
Tauſend ſtürzt des Einen Fall.
Tralala Tralala.

Aber nichts gleicht dem Entzücken,
Wenn der Feind mit ſcheuen Blicken
Weicht und flieht, bald hier, bald da;
Ha, willkommen ſelge Stunde!
Dann erſchallt aus jedem Munde:
Gott mit uns, der Sieg iſt da!
Tralala Tralala.

Hiemer.

Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heitres Blinken?
Schauſt mich ſo freundlich an,
Hab meine Freude dran,
Hurrah! hurrah! hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink ich auch ſo heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte ſehr.“
Hurrah! hurrah! hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärſt du mir getraut
Als eine liebe Braut.
Hurrah! hurrah! hurrah!

„Dir hab ichs ja ergeben,
Mein lichtes Eiſenleben.
Ach wären wir getraut!
Wann holſt du deine Braut?“
Hurrah! hurrah! hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft feſtlich die Trompete;

Wenn die Kanonen ſchrein,
Hol ich das Liebchen ein.
Hurrah! hurrah! hurrah!

„O ſeliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräutgam hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich.“
Hurrah! hurrah! hurrah!

Was klirrſt du in der Scheide,
Du helle Eiſenfreude,
So wild, ſo ſchlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrſt du ſo?
Hurrah! hurrah! hurrah!

„Wohl klirr ich in der Scheide
Ich ſehne mich zum Streite
Recht wild und ſchlachtenfroh.
Drum, Reiter, klirr ich ſo.“
Hurrah! hurrah! hurrah!

Bleib doch im engen Stübchen.
Was willſt du hier mein Liebchen?
Bleib ſtill im Kämmerlein;
Bleib, bald hol ich dich ein.
Hurrah! hurrah! hurrah!

„Laß mich nicht lange warten,
O ſchöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth
Und aufgeblühtem Tod.“
Hurrah! hurrah! hurrah!

So komm denn aus der Scheide,
Du, Reiters Augenweide.

Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ dich ins Vaterhaus.
Hurrah! hurrah! hurrah!

„Ach, herrlich iſts im Freien,
In rüſtgen Hochzeitreihen.
Wie glänzt im Sonnenſtrahl
So bräutlich hell der Stahl!“
Hurrah! hurrah! hurrah!

Wohlauf! ihr kecken Streiter,
Wohlauf! ihr deutſchen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmts Liebchen in den Arm.
Hurrah! hurrah! hurrah!

Erſt that es an der Linken
Nur ganz verſtohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott ſichtbarlich die Braut.
Hurrah! hurrah! hurrah!

Drum drückt den liebeheißen,
Bräutlichen Mund von Eiſen
An eure Lippen feſt!
Fluch! wer die Braut verläßt
Hurrah! hurrah! hurrah!

Nun laßt das Liebchen ſingen,
Daß helle Funken ſpringen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eiſenbraut.
Hurrah! hurrah! hurrah!

Th. Körner.

Feldliedlein.

Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obſchon die Feinde Willens ſein
Dich gänzlich zu verſtören,
Und ſuchen deinen Untergang;
Davon dir wird recht angſt und bang:
Es wird nicht lange währen.

Tröſte dich nur, daß deine Sach
Iſt Gottes; dem befiehl die Rach
Und laß es ihn verwalten:
Er wird durch ſeinen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen ſchon
Dich und ſein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott iſt und ſein Wort,
Muß Welt, Teufel und Höllenpfort
Und was dem thut anhangen
Endlich werden zu Schand und Spott.
Gott iſt mit uns und wir mit Gott:
Den Sieg wolln wir erlangen.

Michael Altenburg.

Mit Gott.

Friſch auf! ihr deutſchen Brüder!
Friſch auf zum heilgen Streit!
Der Satan drückt uns nieder
Und wüthet weit und breit,
Er will die Erdenflur
Zur Schlangenwüſte machen,
Mit Tigern und mit Drachen
Verheeren die Natur.

Er will die Freiheit morden
Und brechen jedes Recht.

Der Trug iſt Herr geworden,
Es dient der Muth als Knecht,
Die Wahrheit fliehet fern
Vom blutigen Getümmel,
Hoch in den lichten Himmel,
Sie klagt es Gott dem Herrn.

Drum auf! ihr deutſchen Brüder!
Es hats der Herr gehört;
Auf! ſchlagt die Schande nieder,
Die Recht und Licht zerſtört,
Auf! waffnet Herz und Hand
Mit alter deutſcher Treue,
Daß Redlichkeit ſich freue,
Daß zittre Lug und Tand!

Auf! mit dem Herrn der Schaaren!
Wohlauf in Noth und Tod!
Es wird euch wohl bewahren
Der alte treue Gott;
Von ihm kommt alles her,
Zu ihm geht alles wieder:
Drum zagt nicht, deutſche Brüder,
Gott ſteht mit euch im Heer.

Gott ſteht mit euch im Leben,
Gott ſteht mit euch im Tod;
Will Gott den Arm erheben,
Wo bleibet, was euch droht?
Mit Gott das Schwerdt zur Hand!
Mit Gott hinein gefallen!
Und laßt die Loſung ſchallen:
Gott! Freiheit! Vaterland!

E. M. Arndt.

Schlachtgeſang.

Ob Tauſend uns zur Rechten,
Zehntauſend uns zur Linken,
Ob alle Brüder ſinken,
Wir wollen ehrlich fechten.

Zur Rechten nicht, noch Linken,
Gen Himmel iſt zu ſchauen,
Und muthig einzuhauen,
Wo Feindeswaffen blinken.

Gott kann ſchon Hülfe ſenden,
Der Engel Legionen,
Die halten grüne Kronen
Und Waffen in den Händen.

Er ſchwor bei ſeinem Leben,
Er ſteht an unſrer Seiten,
Wenn wir im beſten Streiten
Die Häupter zu ihm heben.

Das Kreuz, das iſt ſein Zeichen!
Wer will es niederreißen?
Das tragen alle Preußen;
Die Hölle muß ihm weichen.

Max v. Schenkendorf.

Schlachtruf.

Auf! die Schwerter hell heraus!
Und die Herzen froh gehoben!
Noch ſteht Gottes Himmelshaus,
Noch ſchwebt Gottes Rechte oben,
Noch hält Gott das Weltgericht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Laßt die Fahnen luſtig wehn!
Laßt die Trommeln muthig klingen!
Gott der Herr wird mit uns ſtehn
Und den Blitz der Rache ſchwingen,
Gott verläßt die Guten nicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Tobe nur, du Höllenheer!
Wüthet, mordet nur Tyrannen!
Gott verweht wie Sand am Meer
Lug und Trug und Schande dannen,
Gott beſtraft den Böſewicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf! mit Gott zum Heldenſtreit!
Auf für Freiheit, Recht und Ehre!
Daß ſich deutſche Redlichkeit,
Daß ſich deutſche Treue mehre!
Gott, der Tyrannei zerbricht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Klingt denn, Trommeln! Fahnen weht!
Herzen weht in lichten Flammen!
Für der Freiheit Majeſtät,
Für das Vaterland zuſammen!
Friſch hinein und zaget nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

E. M. Arndt.

Gotteskrieger.

Friſch auf ihr deutſchen Schaaren!
Friſch auf zum heilgen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg.
Mit Gott dem Frommen, Starken,
Seid fröhlich und geſchwind,

Kämpft für des Landes Marken,
Für Eltern, Weib und Kind.

Friſch auf! ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut;
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelwuth,
Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Gottes Sohn geſchenkt.

Drum auf für deutſche Ehre,
Du tapfres Teutsgeſchlecht,
Der beſte Schild der Heere
Heißt Vaterland und Recht;
Als ſchönſte Loſung klinget
Die Freiheit in das Feld,
Wo ſie die Fahne ſchwinget,
Wird jedes Kind ein Held.

Drum auf, ihr deutſchen Schaaren!
Friſch auf zum heilgen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg;
Und wenn die ganze Hölle
Sich göſſe über euch,
Ihr ſpült ſie, wie die Welle
Das Sandkorn, weg von euch.

E. M. Arndt.

Trinklied vor der Schlacht.

Schlacht du brichſt an!
Grüßt ſie im freudigen Kreiſe
Laut nach Germaniſcher Weiſe.
Brüder heran.

Noch perlt der Wein;
Eh die Poſaunen erdröhnen,
Laßt uns das Leben verſöhnen.
Brüder ſchenkt ein.

Gott Vater hört,
Was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne geſchworen.
Brüder, ihr ſchwört.

Vaterlands Hort
Wolln wir aus glühenden Ketten
Tod oder ſiegend erretten.
Handſchlag und Wort!

Hört ihr ſie nahn!
Liebe und Freuden und Leiden,
Tod, du kannſt uns nicht ſcheiden!
Brüder ſtoßt an!

Schlacht ruft! hinaus!
Horch, die Trompeten werben.
Vorwärts auf Leben und Sterben!
Brüder trinkt aus!

Th. Körner.

Bundeslied vor der Schlacht.

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unſrer blutgen Bahn.
In der nächſten Stunde Schooße
Liegt das Schickſal einer Welt,
Und es zittern ſchon die Looſe,
Und der ehrne Würfel fällt.

Brüder, euch mahnet die dämmernde Stunde,
Mahnet euch ernſt zu dem heiligſten Bunde,
Treu, ſo zum Tod, als zum Leben, geſellt.

Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutſche Eiche brach.
Unſre Sprache ward geſchändet,
Unſre Tempel ſtürzten ein,
Unſre Ehre iſt verpfändet,
Deutſche Brüder, löſt ſie ein!
Brüder, die Rache flammt! reicht euch die Hände,
Daß ſich der Fluch der Himmliſchen wende!
Löſt das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutſche Kunſt und deutſche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu ſchlagen,
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollens wagen,
Feſt vereint dem Schickſal ſtehn,
Unſer Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod entgegen gehn,
Vaterland! dir wolln wir ſterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unſre Lieben mögens erben,
Was wir mit dem Blut befreit.

Wachſe, du Freiheit der deutſchen Eichen,
Wachſe empor über unſere Leichen! —
Vaterland höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach,
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der liſtge Feind zerbrach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt ſie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröſte und ſchütze ſie, ewiger Gott! —

Und nun friſch zur Schlacht gewendet,
Aug und Herz zum Licht hinauf!
Alles Jrdſche iſt vollendet,
Und das Himmliſche geht auf!
Faßt euch an, ihr deutſchen Brüder!
Jede Nerve ſei ein Held!
Treue Herzen ſehn ſich wieder,
Lebewohl für dieſe Welt!
Hört ihrs, ſchon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiederſehn in der beſſeren Welt.

Th. Körner.

Gebet vor der Schlacht.

Hör uns, Allmächtiger!
Hör uns, Allgütiger!
Himmliſcher Führer der Schlachten!

Vater, dich preiſen wir!
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten.

Wie auch die Hölle brauſt,
Gott, deine ſtarke Fauſt
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ uns, Herr Zebaoth,
Führ uns dreieiniger Gott,
Führ uns zur Schlacht und zum Siege!

Führ uns! — Fall unſer Loos
Auch tief in Grabes Schoos:
Lob doch, und Preis deinem Namen!
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind dein in Ewigkeit!
Führ uns, Allmächtiger! — Amen.

Th. Körner.

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geſchütze,
Sprühend umzucken mich raſſelnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode,
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willſt, ſo führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbſtlichen Rauſchen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,

Urquell der Gnade erkenn ich dich.
Vater du, ſegne mich!

Vater du, ſegne mich!
In deine Hand befehl ich mein Leben,
Du kannſt es nehmen, du haſt es gegeben,
Zum Leben, zum Sterben ſegne mich.
Vater, ich preiſe dich!

Vater, ich preiſe dich!
's iſt ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend, und ſiegend preis ich dich!
Gott, dir ergeb ich mich!

Gott, dir ergeb ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir mein Gott, dir ergeb ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Th. Körner.

Der gute Kamerad.

Ich hatt einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilts mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wärs ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad;
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ewgen Leben,
Mein guter Kamerad!

L. Uhland.

Der rechte Spielmann.

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer zieht die hellſten Saiten auf?
Wer vorderſt ſteht in Schlachtenreihn,
Wer vorderſt rennt im Sturmeslauf:
Der iſt von Jubals ächtem Saamen,
Der Mann verdient des Spielmanns Namen.
Juchhe, Spielemann, ſtimmet an Trommelklang,
Macht noch einen flinken Gang.

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer alſo luſtig geigen kann,
Daß alle Tänzer hinterdrein
Ihm freudig folgen Mann für Mann:
Der iſt von Jubals ächtem Saamen,
Der Mann verdient des Spielmanns Namen.
Juchhe, Spielemann, ſtimmet an Trommelklang,
Macht noch einen flinken Gang.

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer unter Donnerſtrahl und Blitz,
Wenn ſchlagen tauſend Wetter ein,
Nicht miſſet ſeinen Mutterwitz:
Der iſt von Jubals ächtem Saamen,
Der Mann verdient des Spielmanns Namen.
Juchhe, Spielemann, ſtimmet an Trommelklang,
Macht noch einen flinken Gang.

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer fröhlich beim Karthaunenklang,
Wenn tauſend Mäuler Schrecken ſpein,
Noch hält des Taktes rechten Gang:
Der iſt von Jubals ächtem Saamen,
Der Mann verdient des Spielmanns Namen.
Juchhe, Spielemann, ſtimmet an Trommelklang,
Macht noch einen flinken Gang.

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer munter noch die Fiedel ſtreicht,
Wenn Tod, gehüllt in Flammenſchein,
In Millionen Kugeln fleucht:
Der iſt von Jubals ächtem Saamen,
Der Mann verdient des Spielmanns Namen.
Juchhe, Spielemann, ſtimmet an Trommelklang,
Macht noch einen flinken Gang.

Drum ſpielt dem frohen Spielmann auf,
Mit Kugeln und Kanonenknall,
Der vorderſt rennt in Sturmes Lauf,
Der vorderſt tanzt den rothen Ball!
Er iſt von Jubals ächtem Saamen,
Und führet mit Recht des Spielmanns Namen.
Juchhe, Spielemann, ſtimmet an Trommelklang,
Macht noch einen flinken Gang.

E. M. Arndt.

Der brave Tambour.

Die Preußen haben Alarm geſchlagen,
Du ſchwarzbraun Mädel, nun hilft kein Klagen,
Dein Tambour der rückt ins Feld!
Und als die Trommeln zum Abſchied klingen,

Am Fenſter ſteht ſie, ihr Herz will ſpringen —
Viele Kugeln fliegen in die Welt!
Und als der Hauptmann „Augen links“ kommandirt,
Da hat er mit Macht ſeine Trommel gerührt —
rum — rum — rotetum —
Braver Tambour, ſieh dich nicht um! —

„Ihr Grenadiere, die Kugeln fliegen,
Ihr Grenadiere, wir müſſen ſiegen:
Unſer Hauptmann und der iſt todt!“
Er ſchlägt die Trommel, er hats geſprochen,
Da ſind franzöſiſche Carre's durchbrochen,
Das Blut der Wunden fließet roth!
Und der uns getrommelt in die große Schlacht,
Als Krüppel haben wir ihn raus gebracht —
rum — rum — rotetum —
Braver Tambour, ſieh dich nicht um! —

Friedrich Wilhelm thäten die Lorbeern zieren,
In Potsdam wolln wir nun einmarſchiren,
Die Herzen ſchlagen nach Haus;
Nun laßt die alten Gewehre blinken,
Unſer Tambour ſoll vor uns allen hinken,
Viel Mädchen zum Fenſter ſehen raus!
Die ſchwarzen Vögel vom Kirchthurm ſchrein:
Wo mag unſerm Tambour ſeine Liebſte ſein?
rum — rum — rotetum —
Braver Tambour, ſieh dich nicht um! —

Der Zapfenſtreich iſt ſchon lange geſchlagen,
Du braver Tambour, nun hilft kein Klagen —
Schlug tapfer dein Herz im Feld!
In voller Montur iſt er hingegangen,
Die Weiden über den Grabſtein hangen —
Viel Kugeln fliegen in die Welt!

Der Mond ſcheint traurig in das tiefe Thal,
Da rührt er ſeine Trommel zum letzten Mal —
rum — rum — rerotum —
Braver Tambour, ſieh dich nicht um!

Danklied.

Auf! danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an,
Und alle Himmel melden;
Auf! werdet heute Ein Geſang!
Auf! klinget heute Einen Klang:
Gott ſei allein die Ehre!

Denn trotzig, gleich der Meeresfluth,
Wenn wilde Stürme ſauſen,
Ergoß ſich grimmer Feinde Wuth
Mit Schrecken, Angſt und Grauſen;
Voran zog Hunger, Peſt und Tod,
Und durch die Länder ward gedroht:
Wer wagt mit uns zu ſtreiten?

Da ließ der Herr vom Himmelsſaal
Die Donnerglocken ſchallen,
Sie ſchlug nicht unſer Arm und Stahl,
Sie ſind durch Gott gefallen:
Der Held der Helden hats gethan,
Im Staub zerſchmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz iſt ſtummes Schweigen.

Drum danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Und laſſet Weib und Kind und Mann
Die hohen Wunder melden;

Drum ſinget frohen Lobgeſang,
Drum klinget lauten Freudenklang:
Gebt unſerm Gott die Ehre!

E. M. Arndt.

Die Siegesbotſchaft.

Es war ſo trübe, dumpf und ſchwer,
Die ſchlimme Sage ſchlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein ſchwarzer Unglücksvogel ſchreit.

Die ſchlimme Sage ſchlich im Land
Mit ſchnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrath,
Vernichtung aller edeln Saat.

Des Böſen Freunde trotzen ſchon,
Sie lachen hämiſch, ſprechen Hohn,
Die Guten ſtehen ernſt und ſtill
Und harren, was da werden will.

Da ſchwingt ſichs übern Rhein empor
Und bricht den düſtern Wolkenflor:
Iſts ſtolzer Adler Sonnenflug?
Iſts tönereicher Schwäne Zug?

Es rauſcht und ſingt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht ſo Heilges nicht zum Spott.
Victoria! Mit uns iſt Gott!

L. Uhland.

Hermann.

Preis dir, Hermann, Volkserretter,
Der wie Gottes Donnerwetter
In die Feinde Deutſchlands ſchlug;
Der die Knechtſchaft und die Schande,
Sammt der Bosheit frecher Bande,
Aus dem deutſchen Lande ſchlug.

Preis dir, ſtarker Gottes-Krieger!
Preis dir, frommer, edler Sieger!
Unſers Volkes reinſter Held!
Deutſchlands Ehre, Deutſchlands Einheit,
Alter Sitte Kraft und Reinheit
Riefen dich ins blutge Feld.

Was dir theurer, als das Leben,
Haſt du freudig hingegeben
Für dein Volk und Vaterland:
Weib und Kindlein lag in Ketten,
Doch das Vaterland zu retten,
Gabſt du auf das liebe Pfand.

Keiner hat wie du geſtritten,
Keiner hat wie du gelitten,
Hermann, unſres Volkes Zier!
Immer ſoll dein Geiſt uns leiten,
Wie im Leiden, ſo im Streiten;
Schweb uns vor, wir folgen dir!

Hoffmann.

Prinz Eugen.

Prinz Eugenius, der edle Ritter
Wollt dem Kaiſer wiedrum kriegen

Stadt und Feſtung Belgarad;
Er ließ ſchlagen einen Brucken,
Daß man kunt hinüber rucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geſchlagen,
Daß man kunt mit Stück und Wagen
Frei paſſiren den Donaufluß;
Bei Semlin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihnen zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigſten Auguſt ſo eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwurs dem Prinzen und zeigts ihm an.
Daß die Türken futragiren
Soviel als man kunt verſpüren,
An die dreimalhunderttauſend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zuſammenkommen
Seine Generals und Feldmarſchalls.
Er thät ſie recht inſtrugiren,
Wie man ſollt die Truppen führen,
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät er befehlen:
Wenn man thäte zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht,
Da ſollt Alls zu Pferd aufſitzen
Mit dem Feinde zu ſcharmützen,
Was zum Streit nur hätte die Kraft.

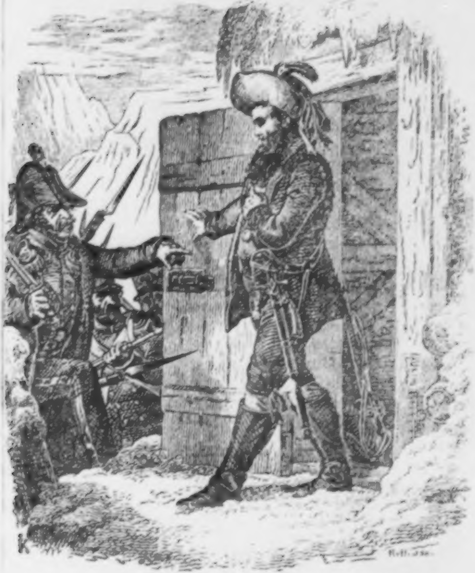
Alles ſaß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach ſeinem Schwerte,

Ganz ſtill rückt man aus der Schanz;
Die Musketier, wie auch die Reiter,
Thäten alle tapfer ſtreiten:
Es war fürwahr ein ſchöner Tanz.

Ihr Konſtabler auf der Schanze,
Spielet auf zu dieſem Tanze
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß ſie laufen Alle davon.

Prinz Eugenius auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarſchall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
Haltet euch brav, ihr deutſchen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!

Prinz Ludewig, der mußt aufgeben
Seinen Geiſt und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen ward ſehr betrübet,
Weil er ihn ſo ſehr geliebet;
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.



Andreas Hofer.

Als der Sandwirth von Paſſeyer
Inſpruck hat mit Sturm genommen,

Alle Burſchen ihm zur Feier
Mittags mit den Geigen kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Lebehoch zu bringen,
Wollen ihm zu ſeiner Ehre,
Seine Heldenthaten ſingen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernſt: „Legt hin die Geigen,
Ernſt iſt Gottes Kriegeswille,
Wir ſind all dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um eitle Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich irdſchen Feind beſiegen.

Kniet bei euren Roſenkränzen,
Das ſind mir die liebſten Geigen,
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird ſich Gott der Herr dein zeigen.
Betet leiſe für mich Armen,
Betet laut für euren Kaiſer,
Das iſt mir das liebſte Carmen:
Gott ſchütz edle Fürſtenhäuſer.

Ich hab keine Zeit zum Beten,
Sagts dem Herrn der Welt, wies ſtehe,
Wie viel Leichen wir hier ſäten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir ſchießen, wie wir wachen,
Wie viel hundert tapfre Schützen
Nicht mehr ſchießen, nicht mehr lachen:
Gott allein wird ſie beſchützen.“

Max von Schenkendorf.

Hofer, Kommandant von Tyrol.

Aus Mantua von dem Walle
Komm ich geſchritten her,
Wo noch von meinem Falle
Ein Fleck iſt blutig ſehr;
Die Augen unverſchloſſen,
Von der Franzoſen Hand,
Ward ich allda erſchoſſen,
Ich Tyrols Kommandant.

Im Jahre, da man ſetzte
In Inſurrektion
Tyrol, das Schwerdter wetzte
Für Oeſtreichs Kaiſerthron,
War ich es, den erkannten
Die Häupter der Partei
Als Tyrols Kommandanten
Daß ichs für Oeſtreich ſei.

O Oeſterreich, ich habe
Die Kommandantenſchaft
Bewahret bis zum Grabe
Für dich mit treuer Kraft.
Es hat mich nicht verdroſſen,
Daß als Verräther ich
Vom Feinde ward erſchoſſen,
Weil ich es ward für dich.

O Oeſterreich, ich habe
Die Kommandantenſchaft
Bewahret auch im Grabe
Für dich mit treuer Kraft;
Mußt auch mein Blut zerſtieben
Auf fremden Mauern wohl,
Im Tod bin ich geblieben
Kommandant von Tyrol.

Ich hab als treuer Hüter,
Nachdem ich längſt erblich,
Gehütet die Gemüther,
O Oeſterreich für dich.
Als Geiſt bin ich geſchritten
Stets dies mein Land hindurch
Und habe unbeſtritten
Bewahrt dir deine Burg.

Nun heut, da unſer Hoffen
Gekommen iſt zum Ziel,
Daß Tyrol frei und offen
Zurück an Oeſtreich fiel;
Hier von mir eingehändigt
Nimm hin das theure Pfand:
Heut iſt mein Amt geendigt
Als Tyrols Kommandant.

Nimm hin dies Land der Treue,
Das dein von Anfang war,
Das dein jetzt iſt aufs neue,
Und dein ſei immerdar.
Aus meiner Hand ich thue
Den Kommandantenſtab,
Und gehe ſo zur Ruhe
Zufrieden in mein Grab.

Fr. Rückert.

Dörnberg.

Es war ein Freiherr fromm und gut
Vom Kattenland und Kattenblut,
O tapfres Land der Heſſen!
Der haßte tief den welſchen Tand
Der kannte Ehr und Vaterland
Und Freiheit nicht vergeſſen.

Es hatt auf den Landgrafen-Thron
Den Bruder ſein Napoleon
Im Kaiſerſtolz geſetzet;
Der Bruder hieß Hieronymus,
Ein Weichling, der im Diebsgenuß
Der Wolluſt ſich ergötzet.

Das däucht dem edlen Dörnberg ſchlimm:
Er rüſtet ſich im Heldengrimm,
Den Buben will er ſchlagen;
Die Welſchen will der Ritter werth
Mit Spieß und Stange, Kolb und Schwert
Weit übern Rhein verjagen.

Schon hat er klug ſein Netz geſpannt,
Schon hält ers Schwert in tapfrer Hand,
Schon warten ſeine Treuen;
Sie brennen all von deutſchem Muth,
Sie dürſten all Franzoſenblut,
Sie wolln das Land befreien.

Das däuchte einem Schelm nicht recht,
Ein Deutſcher, doch von Sinn ein Knecht,
Herr Malsburg, ſchlecht geboren,
Der ſagts dem König alles aus;
Er rüſtet ſich und ſchirmt ſein Haus
Mit Wehr an Thürmen und Thoren.

Da mußt der edle Dörnberg fliehn,
Verräther ſpähen hinter ihn,
Sie wollen ihn erlauſchen;
Er auf der Flucht muß ab und an
Mit manchem fremden Wandersmann
Wohl Kleid und Kappe tauſchen.

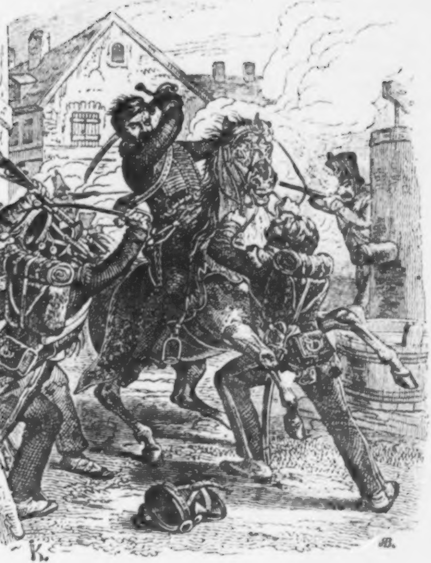
Bis er den wackern Braunſchweig findt,
Der Welfen ächtgebornes Kind,
Den treuen deutſchen Degen;
Da muß noch mancher welſche Hund
Sich blutig auf den grünen Grund
Durch ſeinen Säbel legen.

Sie hauen ſich wie Männer durch,
Dann ſegeln ſie zur Freiheitsburg,
Alt-Engelland mit Namen;
Da ruhen ſie vom harten Strauß
Die müden, wunden Glieder aus,
Und ſprechen fröhlich Amen.

Nun, Deutſche, hört die neue Mähr:
Der Dörnberg ziehet wieder her,
Er führet tapfre Reiter,
Er reitet ein geſchwindes Pferd,
Er ſchwinget ein geſchliffnes Schwert,
Und Gott iſt ſein Geleiter.

Gott ſegne unſern Rittersmann,
Der ſolch ein frommes Herz gewann!
Gott ſegne ſeine Treue!
Gott ſegne ſeinen freien Muth,
Daß bald ſich am Franzoſenblut
Sein tapfres Herz erfreue!

E. M. Arndt.



Der kühne Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held!
Er führte ſechshundert Reiter in Feld!

Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürſteten alle Franzoſenblut.

Auch zogen mit Reitern und Roſſen im Schritt,
Wohl tauſend der tapferſten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott ſegne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblaſſen muß.

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzoſen ſich ſchlagen will.
Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus;
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit franzöſiſchem Blut;
Zweitauſend zerhieben die Säbel blank,
Die Uebrigen machten die Beine lang.

Drauf ſtürmten ſie Dömitz das feſte Haus,
Und jagten die Schelmenfranzoſen hinaus,
Dann zogen ſie luſtig ins Pommerland ein,
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kivi mehr ſchrein.

Auf Stralſund brauſt dann der reiſige Zug.
O Franzoſen, verſtändet ihr Vogelflug!
O wüchſen euch Federn und Flügel geſchwind!
Es nahet der Schill und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenſtein weiland belagert hat;
Wo der zwölfte Carolus im Thore ſchlief;
Jetzt liegen die Thürme und Mauern tief.

O weh euch, Franzoſen! wie möcht der Tod,
Ihr färbet die Säbel der Reiter roth;
Die Reiter, ſie fühlen das deutſche Blut,
Franzoſen zu tödten, das däucht ihnen gut.

O Schill, o Schill! du tapferer Held!
Was ſprengeſt du nicht mit den Reitern ins Feld!
Was ſchließt du in Mauern die Tapferkeit ein,
Bei Stralſund, da ſollſt du begraben ſein.

O Stralſund, du trauriges Stralſund,
In dir geht das tapferſte Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das redlichſte Herz,
Und Buben, ſie treiben mit Helden Scherz.

Da ſchreit ein ſchnöder Franzoſenmund:
„Man ſoll ihn begraben, wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben ſatt!“

So trugen ſie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenſpiel, ohne Trommelklang,
Ohne Karthaunendonner und Flintengruß,
Womit man den Wehrmann begraben muß.

Sie ſchnitten den Kopf vom Rumpf ihm ab,
Und legten den Leib in ein ſchlechtes Grab;
Da ſchläft er nun bis an den jüngſten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da ſchläft nun der fromme, der tapfre Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß geſtellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſein.

Denn zäumet ein Reiter ſein ſchnelles Pferd,
Und ſchwinget ein Reiter ſein blankes Schwert,
So rufet er immer: Herr Schill, Herr Schill,
Ich an den Franzoſen euch rächen will.

E. M. Arndt.

Scharnhorſt.

Wer iſt würdig unſrer großen Todten,
Die einſt ritterlich fürs deutſche Land
Ihre Bruſt dem Eiſen boten,
Wen erkennen ſie als rechten Boten
Aus dem alten Vaterland.

Wer iſt würdig, ſolche Mähr zu bringen:
„Aufgeſtanden ſind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen,
Schandeketten ſollen ſpringen,
Auch der Donner klingts des Streits.“

Wer mag Hermann ſeine Rechte reichen,
Und der Väter Angeſichte ſchaun?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind ſtreichen,
Die zermalmte ſchier das Graun.

Nur ein Held mag Heldenbotſchaft tragen;
Darum muß der Deutſchen beſter Mann,
Scharnhorſt muß die Botſchaft tragen:
„Unſer Joch, das wollen wir zerſchlagen
Und der Rache Tag bricht an.“

Heil dir, edler Bote! hohe Weihe
Giebt dein Gang dem deutſchen Waffenſpiel;
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird fürs Vaterland ein Leue,
Wenn ein ſolcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote! Männerſpiegel!
Biedermann aus alter deutſcher Zeit!
Ewig grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm ſchlägt ſeine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.

Und er ſteht uns wie ein heilges Zeichen,
Wie ein hohes, feſtes Himmelspfand:
Daß die Schande wird entweichen
Von dem Vaterland der grünen Eichen,
Von dem deutſchen Vaterland.

Wenn einſt fromme Herzen deutſch ſich finden,
Ohne Eide mit dem Händedruck,
Werden hier ſich Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitkränze winden,
Blühet hier ein Ehrenſchmuck.

Wenn ſich Männer nächtlich ſtill verſchwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtſchaft lehren,
Lenken ſie hierher den Pfad.

Will der Vater ſeinen Sohn bewähren,
Hierher führt er ihn im Abendſchein,
Heißt ihn knieen, heißt ihn ſchwören,
Treu des Vaterlandes hohen Ehren,
Treu bis in den Tod zu ſein.

So blüht Tugend aus der Tugend Samen
Herrlich durch Jahrhunderte zum Ziel,
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen: Scharnhorſt wie ein Amen
Für das heiligſte Gefühl.

E. M. Arndt.

Scharnhorſts Tod.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die ſchönſte Heldenlanze,
Preußen, euer General;

Luſtig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf des Todes Strahl.

„Kugel, raffſt mich doch nicht nieder?
Dien euch blutend, meine Brüder,
Bringt in Eile mich nach Prag!
Will mit Blut um Oeſtreich werben.
Iſts beſchloſſen, will ich ſterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heilge von den Brücken ſanken,
Reißeſt alle Blüten ab;
Nennen dich mit leiſen Schauern
Heilge Stadt, zu deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdiſchen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele ſanft geführt,
Zu dem alten deutſchen Rathe,
Den, in ritterlichem Staate,
Ewig Kaiſer Karl regiert.

„Grüß euch Gott! ihr theuern Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unſer Volk iſt aufgewacht;
Deutſchland hat ſein Recht gefunden;
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heilgen Opferſchlacht.“

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle ſtehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge ſei.

Heer, aus ſeinem Geiſt geboren,
Kämpfer, die ſein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeſchrei!

Zu den höchſten Bergesforſten,
Wo die freien Adler horſten,
Hat ſich früh ſein Blick gewandt;
Nur dem Höchſten galt ſein Streben,
Nur in Freiheit wollt er leben:
Scharnhorſt iſt er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher ſtand dem König Keiner,
Doch dem Volke ſchlug ſein Herz;
Ewig auf den Lippen ſchweben
Wird er, wird im Volke leben,
Beſſer als in Stein und Erz!

Max von Schenkendorf.

Der Waffenſchmidt der deutſchen Freiheit.

Wem gleichet der höchſte Preis?
Nur der Mann, der ſtill erſchafft,
Der in Mühen, ſchwer und heiß,
Nie verzagt und nie erſchlafft;
Der im Drange von Gefahren
Fühlt, wer ſeine Väter waren.

Der, ſelbſt mit dem Schelm und Knecht,
Mit dem Buben, glatt und blank,
Immer wahr und immer recht
Geht der Ehre feſten Gang;
Der, demüthig und beſcheiden,
Alles kann um Tugend leiden.

Den der Ehre Gaukelſpiel
Und das Gold nicht lockt, noch hält,
Der auf Ein Gefühl, Ein Ziel,
Alle Kräfte mächtig ſtellt:
Schandeketten zu zerbrechen
Und den welſchen Trug zu rächen.

Der, wenn Memmen matt und feig
Dingen um der Knechtſchaft Lohn,
Nimmer müde, nimmer bleich,
Trotzt der Spötter ſchnödem Hohn;
Der, wenn alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Nenne ihn, wie heißt der Mann?
Deutſcher Freiheit Waffenſchmidt?
Der, nie wankend, ab und an
Ging den feſten Heldenſchritt,
Der im Stillen hat erſchaffen
Roß und Männer, Krieg und Waffen?

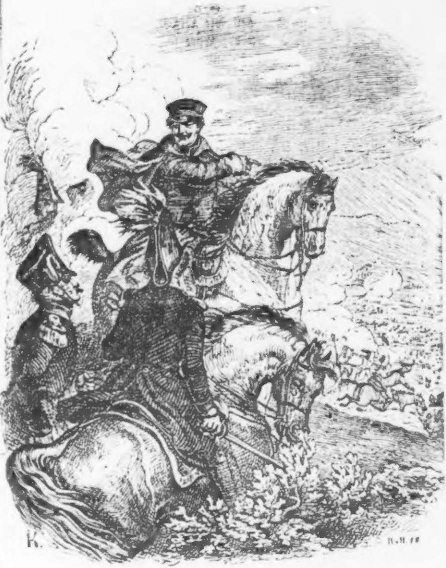
Scharnhorſt heißt der edle Mann,
Deutſcher Freiheit Waffenſchmidt,
Der auf Rettung raſtlos ſann,
Vieles that und vieles litt,
Daß er könnte deutſche Ehren
Für das Vaterland bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns ſteht um hohes Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem theuern Heldenblut:
Allen Tapfern ranns zum Pfande,
Daß erliegen wird die Schande.

Darum Klang der Freiheit kling,
Kling ihm hell wie Orgelton;
Darum Lied der Ehre ſing,
Singe Deutſchlands tapfern Sohn,
Zeig ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen beſſrer Zeiten.

Treuer, deutſcher, biedrer Held,
Gott mit uns und Gott mit dir!
Der die Ehre oben hält,
Stehe bei dir für und für!
Nimm mit Vaterlandesrettern,
Nimm den Kranz von Eichenblättern!

E. M. Arndt.



Gebhard Lebrecht von Blücher.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus!

reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.
chheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
e Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
friſch blüht ſein Alter, wie greiſender Wein,
um kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes ſein.
chheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

iſt der Mann geweſen, als Alles verſank,
muthig auf zum Himmel den Degen noch ſchwang.
ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart:
m Franzmann zu weiſen die deutſche Art.
hheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Schwur hat er gehalten, als Kriegsruf erklang.
! wie der weiße Jüngling in Sattel ſich ſchwang.
iſt ers geweſen, der Kehraus gemacht,
eiſernem Beſen das Land rein gemacht.
hheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Lützen auf der Aue, da hielt er ſolchen Strauß,
vielen tauſend Welſchen der Athem ging aus,
Tauſende liefen gar haſigen Lauf;
ntauſend entſchliefen, die nimmer wachen auf.
hheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Katzbach an dem Waſſer, da hat ers auch bewährt,
hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt.

Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab!
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Bei Wartenburg an der Elbe, wie fuhr er da hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze, nicht Burg,
Sie mußten wieder ſpringen, wie die Haſen übers Feld,
Und hinterdrein ließ klingen ſein Huſſa! der Held.
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Bei Leipzig auf dem Plane — o ſchöne Ehrenſchlacht! —
Da brach er den Franzoſen in Trümmer Glück und Macht;
Da liegen ſie ſicher nach letztem harten Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarſchall.
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Drum blaſet, ihr Trompeter, Huſaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Sturmwind im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein und übern Rhein!
Du alter tapfrer Degen! und Gott ſoll mit dir ſein!
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

E. M. Arndt.

Das Lied vom Gneiſenau.

Bei Kolberg auf der grünen Au
Juchheidibei! Juchheidibei!
Gehts mit dem Leben nicht genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Da donnerts aus Kanonen,
Da ſät man blaue Bohnen,
Die nimmer Stengel treiben —
Bei Kolberg auf der Au.

Bei Kolberg giebt es flinken Tanz,
Juchheidibei! Juchheidibei!
Um Maur und Graben, um Wall und Schanz!
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Sie tanzen alſo munter,
Daß mancher wird herunter
Vom Tanzplatz todt getragen,
Bei Kolberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheidibei! Juchheidibei!
Um die ſo mancher tanzend fällt?
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Stadt Kolberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wonach die Tänzer tanzen,
Auf Kolbergs grüner Au.

Wie heißt ihr ſchöner Bräutigam?
Juchheidibei! Juchheidibei!
Es iſt ein Held vom deutſchen Stamm!
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Ein Held von ächten Treuen,
Deſſ ſich die Deutſchen freuen,
Und Gneiſnau klingt ſein Name —
Auf Kolbergs grüner Au.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheidibei! Juchheidibei!
Da tanzt der tapfre Gneiſenau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Er tanzt ſo friſch und freudig,
Er tanzt ſo ſcharf und ſchneidig
Franzoſen aus dem Athem —
Auf Kolbergs grüner Au.

So gings auf Kolbergs grüner Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Mit Tod und Leben nicht genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Und manchen Franzmann haben
Sie nach dem Tanz begraben,
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Kolbergs grüner Au.

Doch als es ſtill ward auf der Au
Von Heididei, Juchheididei;
Da däucht es ſchlecht dem Gneiſenau.
Er ſpricht: „Ei Ei! Ei Ei!"
Er haſſet die Franzoſen
Die argen Ohnehoſen,
Nach England thut er reiſen
Von Kolbergs grüner Au.

Komm nun zurück, du frommer Held!
Juchheididei! Juchheididei!
Und zieh mit Deutſchen froh ins Feld,
Und ruf: Juchhei! Juchhei!
Thu einen Tanz noch wagen
Wir wolln die Wälſchen ſchlagen
Mit dir und deinem Degen
Auf Kolbergs grüner Au.

Komm nun zurück aus Engeland,
Juchheididei! Juchheididei!
Das Glück hat alles umgewandt,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Komm! laß dein Spiel erklingen!
Komm! laß die Wälſchen ſpringen,
Wie du ſie ſpringen lehrteſt
Auf Kolbergs grüner Au!

E. M. Arndt.

Max von Schenkendorf.

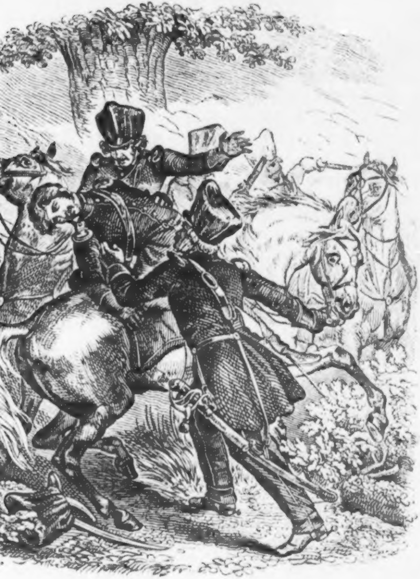
Wenn unter Schwerterblitzen
Ein Held von dannen zog,
Und durch die Harniſchritzen
Ihr blutig Leuchten flog,
Und wenn ihm treu geſellet
Ein frommer Dichter ſchied —
Dann, Sangeswogen ſchwellet,
Dann braus einher, mein Lied!

Vereint hat ſich begeben
Dies jüngſt im deutſchen Land,
Denn wie die Saiten beben
Um goldnen Schwerdtes Band,
So war der Max ein Ritter,
Ein Held im blutigen Krieg,
Doch kämpfend mit der Zitter
Ward ihm noch ſchönrer Sieg.

O welch ein friſcher Reigen
Von Liedern braus entſtand!
So prangen junge Eichen
Am moosgen Waldesrand:
Es blicken die Blätter, die Keime
Hinauf in des Himmels Bau,
Und farbige Wolkenſäume
Ziehn drüber im heitern Blau.

Die Zitter iſt erklungen
Und mit ihr brach ſein Herz,
Nicht wird fortan geſchwungen
Im Freiheitskampf das Erz;
Sie legten als letztes Grüßen
Es oben auf ſeinen Sarg,
Und grüne Gräslein ſprießen,
Wo man den Helden barg.

Drum ſingt im Brüderkreiſe
Dem Max ein Todtenlied;
Doch nur auf heitre Weiſe,
Als wenn ein Krieger ſchied!
Klirrt auch als letzten Segen
Mit euren Schwertern drein,
Das wird den wackern Degen
In ſeinem Grab noch freun.



Körners Geiſterſtimme.

Bedeckt mit Moos und Schorfe
Ein Eichbaum, hoch und ſtark,

Steht bei Wöbblin dem Dorfe,
In mecklenburger Mark;
Darunter iſt von Steine
Ein neues Grab gemacht,
Draus ſteigt im Mondenſcheine
Ein Geiſt um Mitternacht.

Er richtet auf die Rinden
Des Baums den Blick und lieſt
Den Namen, der zu finden
Dort eingegraben iſt;
Dann ſucht er mit den Händen
Ein Schwert, das liegt am Ort,
Und gürtet um die Lenden
Sich dieſes Schwert ſofort.

Langt dann nach einer Leier,
Nimmt ſie vom Aſt herab,
Und ſetzt in ſtiller Feier
Sich ſingend auf ſein Grab:
„Ich war im Jugendbrauſe
Ein raſcher Reitersmann,
Bis hier im dunkeln Hauſe
Ich Ruh und Raſt gewann.

Ich war ein freier Jäger
In Lützows wilder Schaar
Und auch ein Zitterſchläger,
Mein Schwertlied klang ſo klar.
Nun reiten die Genoſſen
Allein auf ihrer Fahrt,
Da ich vom Roß geſchoſſen
Und hier begraben ward.

Ihr mögt nun weiter traben,
Bis daß ihr kommt ans Ziel,

Ihr habet mich begraben,
Wie es mir wohlgefiel;
Es ſind die beiden Lieben,
Die mir im Leben werth,
Im Tode mir geblieben:
Die Leier und das Schwert.

Ich ſeh auch meinen Namen,
Daß er unſterblich ſei,
Geſchnitten in den Rahmen
Der Eiche ſchön und frei.
Es ſind die ſchönſten Kränze
Gegeben meiner Gruft,
Die ſich in jedem Lenze
Erneun mit friſchem Duft.

Die Eich ob meinem Scheitel,
Wie iſt der Kranz ſo groß;
Mein Ringen war nicht eitel,
Ich ruh in ihrem Schooß;
Man hat in Fürſtengrüften
Beſtatten mich gewollt,
Hier in den friſchen Düften
Ihr ruhn mich laſſen ſollt!“

Fr. Rückert.

Was uns bleibt.

Was uns bleibt, wenn Deutſchlands Säulen brechen,
Wenn der Götter Stimme trügt,
Wenn der Menſchheit Wunden ſich nicht rächen,
Wenn das heiligſte Vertrauen lügt:
Wenn umſonſt die aufgeblühte Jugend
Um des Vaterlandes Kerker ſtürmt,
Und des Volkes ſpartergleiche Tugend
Fruchtlos Leichen über Leichen thürmt? —

Was uns bleibt, wenn wir, trotz unſerm Rechte,
Knirſchend vor dem falſchen Glücke ſtehn,
Und des Wüthrichs feile Henkersknechte
Mordend durch der Freiheit Tempel gehn?
Was uns bleibt, wenn unſer Blut vergebens
Auf des Vaterlandes Grab verraucht,
Und der Freiheit Stern, der Stern des deutſchen Lebens,
An dem deutſchen Himmel niedertaucht. —

Was uns bleibt? — Rühmt nicht des Wiſſens Bronnen,
Nicht der Künſte friedensreichen Strand;
Für die Knechte giebt es keine Sonnen,
Und die Kunſt verlangt ein Vaterland!
Aller Götter Stimmen ſind verklungen
Vor dem Jammerton der Sclaverei,
Und Homer, er hätte nie geſungen,
Doch ſein Griechenland war frei! —

Was uns bleibt? — Ein chriſtliches Ertragen,
Wo des Dulders feige Thräne thaut? —
Soll ich ſelbſt den Altar mir zerſchlagen,
Den ich mir im Herzen aufgebaut?
Soll ich das für Gottes Finger halten,
Wo der Menſchheit Engel Rache ſchrein?
Wo die Teufel teufliſch walten,
Das kann nur ein Sieg der Hölle ſein! —

Bleibt uns nichts? — Fliehn alle gute Engel
Mit verwandtem Angeſicht?
Brechen aller Hoffnung Blüthenſtengel,
Weil des Sieges Palme bricht?
Kann der Arm kein rettend Kreuz umklammern
In der höchſten, letzten Noth?
Müſſen wir verzweifeln und verjammern,
Giebt es keine Freiheit, als den Tod? — —

Doch! wir ſehns im Aufſchwung unſrer Jugend,
In des Vaterlandes Heldengeiſt;
Ja! es giebt noch eine deutſche Tugend,
Die allmächtig einſt die Ketten reißt.
Wenn auch jetzt in den bezwungnen Hallen
Tyrannei der Freiheit Tempel bricht; —
Deutſches Volk, du konnteſt fallen,
Aber ſinken kannſt du nicht!

Und noch lebt der Hoffnung Himmelsfunken.
Muthig vorwärts durch das falſche Glück!
's war ein Stern! jetzt iſt er zwar verſunken,
Doch der Morgen bringt ihn uns zurück.
's war ein Stern! die Sterne bleiben,
's war der Freiheit goldner Stern!
Laß die blutgen Wolken treiben,
Der iſt in der Hut des Herrn!

Mag die Hölle drohn und ſchnauben:
Der Tyrann reicht nicht hinauf,
Kann dem Himmel keine Sterne rauben;
Unſer Stern geht auf!
Ob die Nacht die freudge Jugend tödte,
Für den Willen giebt es keinen Tod,
Und des Blutes Heldenröthe
Jubelt von der Freiheit Morgenroth!

Th. Körner.

Kriegslied des Glaubens.

Ein feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böſe Feind,
Mit Ernſt ers jetzt meint,

Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd iſt nicht ſeins Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren;
Es ſtreitt für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du: wer der iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten. —

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen:
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er iſt gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und keinen Dank dazu haben.
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie habns kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Martin Luther.

Inhaltsverzeichniß.

Ahnungsgrauend, todesmuthig.......... Seite 116.
Als der Sandwirth von Paſſeyer.......... = 129.
An unſrer Väter Thaten.......... = 56.
Auf, auf, wer deutſche Freiheit liebet.......... = 23.
Auf! Bombardier und Kanonier.......... = 92.
Auf! danket Gott und betet an.......... = 124.
Auf! die Schwerter hell heraus.......... = 113.
Aus Mantua von dem Walle.......... = 131.
Bedeckt mit Moos und Schorfe.......... = 151.
Bei Kolberg auf der grünen Au.......... = 146.
Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet.......... = 66.
Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los.......... = 61.
Der Gott, der Eiſen wachſen ließ.......... = 60.
Der Himmel unſer Hort.......... = 72.
Der Knabe Robert, feſt und werth.......... = 14.
Der Landſturm! der Landſturm.......... = 97.
Der Ritter muß zum blutgen Kampf hinaus.......... = 73.
Deutſches Herz verzage nicht.......... = 29.
Deutſchland, ſchlummerſt du noch? Siehe was rings um dich.......... = 39.
Die Fahnen wehn, friſch auf zur Schlacht.......... = 104.
Die Feuer ſind entglommen.......... = 95.
Die Preußen haben Alarm geſchlagen.......... = 122.
Die Trommel gerühret.......... = 30.
Du Schwert an meiner Linken.......... = 108.
Ein feſte Burg iſt unſer Gott.......... = 155.
Erhebt euch von der Erde.......... = 98.

Es heult der Sturm, es braust das Meer .... Seite 57.
Es iſt nichts luſtiger auf der Welt .... " 94.
Es klingt ein heller Klang .... " 23.
Es ſei mein Herz und Blut geweiht .... " 71.
Es war ein Freiherr fromm und gut .... " 132.
Es war ſo trübe, dumpf und ſchwer .... " 125.
Es zog aus Berlin ein tapferer Held .... " 135.
Friſch auf! friſch auf mit raſchem Flug .... " 86.
Friſch auf! ihr deutſchen Brüder .... " 111.
Friſch auf ihr deutſchen Schaaren .... " 114.
Friſch auf, ihr Jäger, frei und flink .... " 87.
Friſch auf, ihr tapfern Soldaten .... " 68.
Friſch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen .... " 56.
Gott, du biſt meine Zuverſicht .... " 50.
Hebt das Herz! hebt die Hand .... " 64.
Heraus, heraus ihr Klingen .... " 84.
Heute ſcheid ich, heute wandr ich .... " 77.
Hinaus, hinaus! es ruft das Vaterland .... " 54.
Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang .... " 102.
Hört, Hellen Söhne .... " 31.
Hör uns, Allmächtiger .... " 118.
Ich bin ein deutſches Mädchen .... " 9.
Ich hatt einen Kameraden .... " 120.
Ich ſang in vorgen Tagen .... " 55.
In dem wilden Kriegestanze .... " 139.
In Straßburg ſteht ein hoher Thurm .... " 37.
Kennt ihr das Land ſo wunderſchön .... " 8.
Laßt uns die deutſchen Streiter ſingen .... " 20.
Mein Arm wird ſtark und groß mein Muth .... " 10.
Morgenroth! Morgenroth .... " 85.
Noch iſt kein Fürſt ſo hochgefürſtet .... " 44.
Nun iſt es Zeit zu wachen .... " 26.
Ob Tauſend uns zur Rechten .... " 113.
O du Deutſchland, ich muß marſchiren .... " 74.
O wie ruft die Trommel ſo laut .... " 76.
Preis dir, Hermann, Weltenretter .... " 126.
Prinz Eugenius, der edle Ritter .... " 126.
Schaffet fort am guten Werke .... " 44.

Schier dreißig Jahre biſt du alt .... Seite 101.
Schlacht du brichſt an .... = 115.
Schön iſts, unter freiem Himmel .... = 107.
Sei ſtolz, mein Sohn, in dieſer Welt .... = 13.
Sie ſollen ihn nicht haben .... = 23.
Sind wir vereint zur guten Stunde .... = 18.
Sohn, da haſt du meinen Speer .... = 11.
Stehe feſt, o Vaterland .... = 41.
Steh ich im Feld .... = 91.
Steh ich in finſtrer Mitternacht .... = 103.
Stimmt an mit hellem hohen Klang .... = 7.
Tritt ein zu dieſer Schwelle .... = 61.
Vater, ich rufe dich .... = 119.
Vaterlands-Söhne! traute Genoſſen .... = 49.
Verwünſchter weiß ich nichts im Krieg .... = 80.
Verzage nicht, du Häuflein klein .... = 111.
Von allen Ländern in der Welt .... = 8.
Wann beginnt das Heil zu tagen .... = 51.
War einſt ein Rieſe Goliath .... = 3.
Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus .... = 144.
Was blitzt in den Büſchen ſo hell? was ſchallt .... = 88.
Was frommt es dir, mein Vaterland .... = 35.
Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein .... = 105.
Was iſt des Deutſchen Vaterland .... = 5.
Was uns bleibt, wenn Deutſchlands Säulen brechen .... = 153.
Was zieht ihr die Stirne finſter und kraus .... = 70.
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund .... = 100.
Weib und Kind, ſchlaft wohl zu Haus .... = 78.
Wem deutſches Blut in ſeinen Pulſen brennet .... = 59.
Wem gleichet der höchſte Preis .... = 141.
Wenn heut ein Geiſt hernieder ſtiege .... = 47.
Wenn unter Schwerterblitzen .... = 149.
Wer heiß ſein deutſches Vaterland .... = 17.
Wer iſt ein freier Mann .... = 15.
Wer iſt ein Mann .... = 30.
Wer iſt würdig unſrer großen Todten .... = 138.
Wer mag der rechte Spielmann ſein .... = 121.
Wie wir ſo treu beiſammen ſtehn .... = 33.

Wir Preußiſch Huſaren, wann kriegen wir Geld .... Seite 91.
Wir rufen dich mit freud'gen Blicken .... » 31.
Wir treten hier im Gotteshaus .... » 63.
Wohlauf! Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd .... » 82.
Wo je bei altem, gutem Wein .... » 47.
Zu den Waffen! zu den Waffen .... » 63.
Zum letzten Mal, laß ich dich .... » 79.

Von den deutſchen Volksbüchern (à 2½ Ngr.) ſind bis Oſtern 1841 erſchienen:

1. Geſchichte von Griſeldis und dem Markgrafen Walther. Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe.

2. Alte und neue Lieder in Leid und Luſt. (Enthält 50 ausgezeichnet ſchöne Lieder.)

3. Geſchichte von der edlen und ſchönen Meluſina, welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war.

4. Der Schildbürger wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten.

5. Geſchichte von der edlen und ſchönen Magelone und dem Ritter Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln.

6. Geſchichte vom Kaiſer Octavianus, welcher ſein Ehgemahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt und endlich wieder gefunden hat.

7. Geſchichte von den ſieben Schwaben. Nebſt einigen ſchwäbiſchen Volksliedern.

8. Geſchichte von der heiligen Pfalzgräfin Genoveva.

9. und 10. Geſchichte von den vier Heymonskindern. — Geſchichte von dem gehörnten Siegfried.

11. Geſchichte von den drei Schweſtern. — Geſchichte von den drei Rolandsknappen. — Schneeweißchen. — Bruder Luſtig.

12. Der wiedererſtandene Eulenſpiegel.

13. und 14. Triſtan und Iſalde.

15. 16. und 17. Reineke der Fuchs.

18. Wigolais vom Rade.

19. und 20. Lieder zu Schutz und Trutz.

21. Pirlanda.

22. Geſchichte von Fortunat.

23. Geſchichte von Fortunats Söhnen.

24. Geſchichte von Fauſt.

Bei **Otto Wigand**, Buchhändler in Leipzig, ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Univerſal-Briefſteller
oder
Muſterbuch
zur Abfaſſung aller im Geſchäfts- und gemeinen Leben, ſowie in freundſchaftlichen Verhältniſſen vorkommenden Aufſätze.

Ein Hand- und Hilfsbuch für Perſonen jeden Standes.

Enthaltend: Grammatik mit kurzer Geſchichte der deutſchen Sprache. — Ueber den Briefſtyl überhaupt, dann Förmlichkeiten und äußern Wohlſtand der Briefe. Titulaturen. Glückwünſchungsbriefe zu Geburts-, Namens- u. Neujahrstagen; zu Verehelichungen, Geburten, Beförderungen und andern Gelegenheiten; Dankſagungsbriefe, Berichtbriefe; Bittſchreiben und Bittſchriften, Troſt-, Empfehlungs- und Erinnerungsſchreiben; Klagbriefe, Ermahnungs-, Vorwurfs-, Entſchuldigungs-, Einladungs- und Bewerbungsſchreiben ꝛc.; Handlungs- und Geſchäftsbriefe aller Art; ferner Kauf-, Mieth-, Pacht-, Tauſch-, Bau- und Geſellſchaftsverträge oder Contracte; dann Ehe- und Lehrverträge; Teſtamente, Vollmachten, Schenkungen, Schuldverſchreibungen, Ceſſion, Bürgſchaftsſcheine, Reverſe, Empfangsſcheine, Quittungen, Wechſelbriefe, Anweiſungen, Zeugniſſe, Conti, Anzeigen, Nachrichten, Bekanntmachungen und Ankündigungen. — Stammbuchsaufſätze.

Nebſt einem Anhange

enthaltend: Erklärung fremder Wörter, Zeichen und Redensarten, die im gerichtlichen und im kaufmänniſchen Geſchäftsgange, in Zeitungsblättern und im geſellſchaftlichen Leben häufig vorkommen.

Von **Otto Friedrich Rammler.**

Achte, ganz umgearbeitete, ſtark vermehrte Auflage.

gr. 8. 1840. 28 Bogen oder 448 Seiten ſtark und broch. 12 gGr. — 15 Sgr. — 45 Kr. CM.

Inhalt.

Einleitung. A. Von der Sprache überhaupt. B. Bildungsgeſchichte der deutſchen Sprache.

Lautlehre. Erſter Abſchnitt. Von den Buchſtaben. — Zweiter Abſchnitt. Von der Bildung der Sylben und Wörter. — Dritter Abſchnitt. Die

Arten der Wörter oder Redetheile. — Vierter Abſchnitt. Von der deutſchen Rechtſchreibung oder Orthographie.

Wortlehre. Fünfter Abſchnitt. Ueber die Sprach- oder Redetheile im Beſondern. 1. Das Geſchlechtswort oder der Artikel und deſſen Gebrauch. — Sechſter Abſchnitt. 2. Das Subſtantiv oder Hauptwort und deſſen Gebrauch. — Siebenter Abſchnitt. 3. Das Fürwort oder Pronomen und deſſen Gebrauch. — Achter Abſchnitt. 4. Das Beſchaffenheits- und Eigenſchaftswort oder Adjectiv. — Neunter Abſchnitt. Das Zahlwort oder Numerale und deſſen Gebrauch. — Zehnter Abſchnitt. Das Zeitwort oder Verbum (Zuſtandswort) und deſſen Gebrauch. — Elfter Abſchnitt. Das Umſtandswort oder Adverbium und deſſen Gebrauch. — Zwölfter Abſchnitt. Das Verhältniß- oder Beiwort (Präpoſition) und deſſen Gebrauch. — Dreizehnter Abſchnitt. Das Bindewort oder die Conjunction und deren Gebrauch. — Vierzehnter Abſchnitt. Der Empfindungslaut oder die Interjection und deren Gebrauch.

Satzlehre. Funfzehnter Abſchnitt. A. Gebrauch der Verhältnißfälle. B. Von der Verbindung der Wörter zu Sätzen und Perioden. — Erſte Abtheilung. Briefſtyl. Förmlichkeiten der Briefe. Aeußerer Wohlſtand bei Briefen. Titulatur: a) An Weltliche, b) An Geiſtliche, c) An Frauenzimmer. — Zweite Abtheilung. Glückwünſchungsbriefe: a) Glückwünſche zum Geburtstage, b) zum Namenstage, c) zum Neujahrstage. Antworten auf Glückwünſchungsbriefe zum Geburts-, Namens- und Neujahrsfeſte. d) Glückwünſchungsbriefe zur Verehelichung. Antworten auf Vermählungs-Glückwünſche. e) Glückwünſchungsſchreiben zu Geburten. Antwort auf einen Glückwunſch zur Geburt eines Kindes. f) Glückwünſchungsbriefe zu Beförderungen, zur Wiedergeneſung und zu anderen Gelegenheiten: a) Antwort auf einen Glückwunſch zur Beförderung, b) zur Geneſung, c) zur Reiſe. Dankſagungsbriefe. Berichtbriefe. Antworten auf Berichtbriefe. Bittſchreiben und Bittſchriften: a) Bittſchreiben, b) Bittſchriften oder Geſuche. Antwort auf Bittſchreiben. Troſtſchreiben. Empfehlungsſchreiben. Antworten auf Empfehlungsſchreiben. Erinnerungsſchreiben. Klagebriefe. Entſchuldigungsſchreiben. Einladungsſchreiben. Einladungsbriefe. Antworten auf Einladungsſchreiben. Liebesbriefe und Eheanträge. Briefe gemiſchten Inhalts. — Dritte Abtheilung. Handlungs- und Geſchäftsbriefe. Empfehlungsſchreiben. Erkundigungsſchreiben. Beſtellungsbriefe. Benachrichtigungsſchreiben. Ermahnungsſchreiben. Anerbieten. Aufträge. Frachtbriefe. Wechſelbriefe. Anweiſungen. — Vierte Abtheilung. Geſchäftsaufſätze. Contracte oder Verträge. Form der Verträge: a) Kaufverträge. Formular eines Kaufvertrages. b) Tauſchverträge, Formular eines Tauſchvertrages. c) Miethverträge, Formular eines Miethvertrages. d) Pachtverträge, Formular eines Pachtvertrages. e) Dienſtverträge, Formular eines Dienſtvertrages. f) Arbeitsverträge, Formular eines Arbeitsvertrages. g) Bauverträge, Formular eines Bauvertrages. h) Geſellſchafts- oder Societätsverträge, Formular eines Geſellſchaftsvertrages. i) Eheverträge, Formular eines (preuß.) Ehevertrages. k) Ehevermächtniſſe, Formular eines Ehevermächtniſſes. l) Lehrverträge, Formular eines Lehrvertrages. Teſtament. — Codicill. Formular eines eigenhändig geſchriebenen Teſtaments (eines Witwers). Formular eines eigenhändig geſchriebenen Teſtaments (eines Verheiratheten). Formular eins mündlichen Teſtaments. Formular eines Co-

dicills, wo noch kein Teſtament errichtet iſt. Formular eines Codicills, wo ſchon ein Teſtament verfertigt iſt. Schenkungen. Schenkungsurkunde. Vollmachten. 1. Formular einer Vollmacht. 2. Formular einer Vollmacht. Schuldverſchreibungen. Formular eines Schuldſcheines ohne Verſchreibung eines Unterpfandes. Formular eines Schuldſcheines über Geld, das auf Hypothek geliehen iſt. Ceſſion. Formular einer Abtretungsſchrift oder Ceſſion. Bürgſchaftsſcheine. Formular einer beſondern Bürgſchaftsurkunde. Reverſe oder Verzichtſcheine. Formular eines Verzichtſcheines. Empfangsſcheine. 1. Formular eines Empfangſcheines über Geld. 2. Formular einer Empfangsbeſtätigung über eine goldene Uhr. Pfandſcheine. Formular eines Pfandſcheines. Quittungen. Formular einer Quittung über empfangene Intereſſen. Formular einer Quittung über empfangenen Hauszins. Tilgungsſcheine. Formular eines Tilgungsſcheines. Gegenquittungen. Quittung und Gegenquittung. Zeugniſſe und Abſchiede. Formular eines Zeugniſſes für einen Diener. Formular eines Zeugniſſes oder Abſchiedes, ebenfalls für einen Diener. Zeugniß für einen Secretär ꝛc., welcher ſich unordentlich betragen hat. Zeugniß für einen Geſchäftsleiter (Werkführer ꝛc.), der wegen Uebelverhaltens entlaſſen wurde. Armuthszeugniß. Zeugniß für einen Ausländer, welcher um die Heirathsbewilligung anſucht, aber keinen Taufſchein beibringen kann. Zeugniß über den Nahrungserwerb zur Beilegung bei einem Heirathsgeſuche. Zeugniß für eine Köchin. Desgleichen. Conti oder Rechnungen. Rechnung eines Tiſchlermeiſters über gelieferte Arbeit. Anzeigen, Nachrichten, Bekanntmachungen und Ankündigungen: a) Geburtsanzeigen, b) Verlobungsanzeigen, c) Heirathsanzeigen, d) Todesanzeigen, e) Abſchiedsnahme, f) Heirathsgeſuch, g) Anfrage wegen eines Lehrers, h) Nachricht wegen einer zu verlaſſenden Wohnung, i) Licitation verſchiedener Effecten, k) Bekanntmachung eines Handelsmannes, l) Nachricht wegen einer verlornen ſilbernen Doſe. Stammbuchsaufſätze.

Anhang. Erklärung fremder Wörter, Zeichen und Redensarten, die im gerichtlichen und im kaufmänniſchen Geſchäftsgange, in Zeitungsblättern und im geſellſchaftlichen Leben häufig vorkommen.

Wie heilt der Bauer und ſchlichte Landmann ſeine kranken Pferde?

Eine Belehrung in Fragen und Antworten

von

Dr. L. Wagenfeld,

Königl. Preußiſchem Kreis-Thierarzte.

Mit 1 Abbildung.

gr. 8. 1840. Broſchirt 12 gGr. 15 Sgr. 45 Xr. CM.

Inhalt.

1) Von den innerlichen Krankheiten.

1) Druſe, gutartige. 2) Druſe, bösartige. 3) Rotz. 4) Wurm. 5) Gehirnentzündung. 6) Huſten. 7) Halsentzündung. 8) Bruſtentzündung. 9) Kolik. 10) Urinverhaltung. 11) Durchfall. 12) Harnruhr. 13) Nierenentzündung. 14) Blutharnen. 15) Mangel an Freßluſt. 16) Koller. 17) Schwindel. 18) Fallſucht. 19) Stätigkeit. 20) Kreuzlähme. 21) Dampf. 22) Starrkrampf. 23) Koppen.

2) Von den äußerlichen Krankheiten.

1) Augenentzündung. 2) Mondblindheit. 3) Augenflecken. 4) Grauer Staar. 5) Genickbeule. 6) Widerruſtſchaden. 7) Räude. 8) Mähnengrind. 9) Buglähme. 10) Stollſchwamm. 11) Knieſchwamm. 12) Ueberbein. 13) Sehnenklapp. 14) Ueberköthen. 15) Schaale. 16) Gallen. 17) Mauke. 18) Hüftlähme. 19) Spath. 20) Piephacke. 21) Haſenhacke. 22) Hängenbleiben im Halfterſtrange. 23) Abſtoßen der Hüfte. 24) Beinbrüche. 25) Kalte Geſchwülſte. 26) Rehe. 27) Verhällen der Hufe. 28) Steingallen. 29) Kronentritt. 30) Vernageln. 31) Eintreten ſpitziger Körper in den Huf. 32) Hornſpalt. 33) Fauler Strahl. 34) Wunden und Quetſchungen.

Vom Eingeben der Arznei. Vom Blutlaſſen. Vom Haarſeilziehen und Fontanellſetzen. Von den Klyſtieren.

Warnung vor einigen thörichten und ſchädlichen Operationen.

1) Kernſtechen. 2) Nagelſchneiden. 3) Abſchneiden der Hungerzitzen. 4) Maulputzen. 5) Viebelbrechen.

Einiges über die beim Pferdehandel beſtehenden Geſetze.

Geſetze im Königreiche Preußen. Geſetze im Kaiſerthum Oeſterreich. Geſetze im Königreiche Baiern. Geſetze im Königreiche Sachſen. Geſetze im Königreiche Hannover. Geſetze im Königreiche Würtemberg. Geſetze im Herzogthum Braunſchweig.

Regiſter. Abbildung.

Poetiſcher Hausſchatz
des deuſchen Volkes.

Vollſtändigſte Sammlung deutſcher Gedichte
nach den Gattungen geordnet,
begleitet von einer Einleitung
die Geſetze der Dichtkunſt im Allgemeinen,
ſowie der einzelnen Abtheilungen insbeſondere enthaltend,
nebſt einer kurzen Ueberſicht
ihrer **Bildungsgeſchichte** ſeit den früheſten **Zeiten** ihres
Erſcheinens in Deutſchland bis auf unſere Tage
und biographiſchen Angaben über die Dichter, aus deren Werken
Poeſieen gewählt wurden.

Ein Buch für Schule und Haus.

Von
Dr. O. L. B. Wolff,
entlichem öffentlichen Honorarprofeſſor der neueren Literatur an der Univerſität zu Jena,
wirklichem, correſpondirendem und Ehrenmitgliede mehrer gelehrten Geſellſchaften
u. ſ. w. u. ſ. w.

Gr. 8. Dritte Auflage. 1841. Auf feinem Velinpapier; in Doppelcolonnen; 2326 Colonnen ſtark und in Umſchlag. Broſch. 2 Thlr.

Ueberſicht des Inhalts.

Einleitung. Ueber das Weſen der Poeſie und die Geſetze der Poetik im Allgemeinen.

Erste Abtheilung. **Die lyriſche Poeſie.**

Einleitung. Ueber Weſen und Begriff der lyriſchen Poeſie.
  Das Lied. —
  a) Das geiſtliche Lied. —
    Geſetze und Geſchichte deſſelben in Deutſchland.
    Geiſtliche Lieder, von den früheſten bis zu unſern Tagen.
    Auswahl des Schönſten und Eigenthümlichſten, das wir in dieſer Gattung beſitzen.
  b) Das weltliche Lied. Eingeleitet und ausgewählt wie a.
Die Ode. — Angeordnet wie a.
Die Hymne. — Ebenſo.

Die Dithyrambe. — Ebenſo.
Die Rhapſodie. — Ebenſo.
Die Elegie. — Ebenſo.
Die Heroide. — Ebenſo.
Das Sonett. — Ebenſo.
Das Madrigal, Rondeau, Triolett, die Canzone, Seſtine, Gloſſe u. ſ. w. — Angeordnet wie a.
Die Cantate. — Angeordnet wie a.

Zweite Abtheilung. Die epiſche Poeſie.

Einleitung. Ueber Weſen und Begriff der epiſchen Poeſie.
Die Fabel. — Geſetze und Geſchichte derſelben. — Deutſche Fabeln aus allen Zeiten deutſcher Poeſie.
Die poetiſche Erzählung. — Ebenſo angeordnet.
Die Legende. — Ebenſo.
Die Romanze und die Ballade. — Ebenſo.
Das ernſte Heldengedicht. — Ebenſo.
Das komiſche Heldengedicht.

Dritte Abtheilung. Die dramatiſche Poeſie.

Einleitung. Ueber Weſen und Begriff der dramatiſchen Poeſie im Allgemeinen.
Das Trauerſpiel. — Weſen und Begriff des Trauerſpiels insbeſondere. — Kurze Geſchichte des Bildungsganges deſſelben in Deutſchland. — Einzelne Scenen und Akte aus deutſchen Trauerſpielen ſeit dem erſten Erſcheinen dieſer Gattung in Deutſchland bis zur neueſten Zeit, nebſt vorhergehender Erzählung des Inhalts der ganzen Tragödie.
Das Luſtſpiel. — Angeordnet wie das Trauerſpiel.
Das Schauſpiel. — Ebenſo.
Die Oper, die Operette, das Vaudeville, das Melodrama u. ſ. w. Angeordnet wie das Trauerſpiel.

Vierte Abtheilung. Die didaktiſche, deſcriptive und ſatyriſche Poeſie, ſowie die gemiſchten Gattungen.

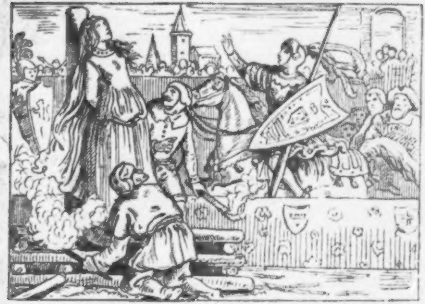
Einleitung. Ueber Weſen und Begriff dieſer Gattungen im Allgemeinen.
Das Lehrgedicht. — Ueber Weſen, Begriff und Geſchichte des deutſchen Lehrgedichtes, nebſt Proben ſeit der früheſten Erſcheinung deſſelben in Deutſchland bis zu unſern Tagen.
Die Satyre. — Angeordnet wie das Lehrgedicht.
Die dichteriſche Schilderung. — Ebenſo.
Das Idyll. — Ebenſo.
Die poetiſche Epiſtel. — Ebenſo.
Die Parabel, Allegorie, Paramythie. — Ebenſo.
Die Parodie und Traveſtie. — Angeordnet wie das Lehrgedicht.
Das Epigramm. — Ebenſo.
Die Endreime, die verſchiedenen Arten des Räthſels, das Akroſtichen, das Anagramm u. ſ. w.
Biographiſche Notizen über die einzelnen Dichter, aus deren Werken Beiträge entlehnt wurden.
Verzeichniß des Inhaltes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

P. O. germ. 1.
1528 e/21

P. o. germ.
152

Hirlanda.



Volksbücher.

21.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

[illegible]
[illegible]

Bayerische Staatsbibliothek München

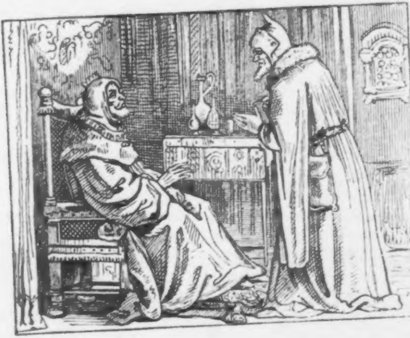
Hirlanda.

Wie Hirlanda kurz nach ihrer Vermählung mit Artus einem Herzoge von England von ihrem Gemahl, welcher ins Feld zieht, verlaſſen wird.

Daß die Unſchuld, ſo lange die Welt geſtanden hat und ſtehen wird, durch Zulaſſung der göttlichen Vorſehung von der Bosheit gedrückt, aber auch, wenn die Prüfungszeit vorüber gegangen, mit größerer Ehre, mit höherem Anſehen aus dem Abgrunde des Elends wieder emporgehoben worden iſt, lehren uns viele, ſowohl alter als neuer Zeiten Beiſpiele. Als ein ſolches mag denn auch die gegenwärtige Geſchichte von der unſchuldigen Hirlanda betrachtet werden. Man wird ſehen, wie dieſe Hirlanda in ihren Verfolgungen die bittere Bosheit der Menſchen mit höchſter Geduld ertragen, aber auch in ihrer äußerſten Noth die immer zu Hilfe ausgeſtreckte Hand der göttlichen Allmacht empfunden hat. Vor vielen Jahren lebte in England ein gewiſſer Herzog, Namens Artus, welcher ſich, nachdem er zu ſeinen mannbaren Jahren gekommen, mit einer gebornen Herzogin von Britannien vermählte. Britannien iſt eine Landſchaft, welche, obwohl in Frankreich gelegen, dennoch damals als ein Lehn zur Krone Englands gehörte. Der Herzog Artus lebte mit ſeiner Gemahlin in großer Liebe und Einigkeit. Als er aber fünf Monate in dieſem ſeinen Eheſtande vollbracht hatte, wurde er genöthigt, von ihr zu ſcheiden, um ſeinem Könige zu Dienſten einen Feldzug zu unternehmen. Wie bitter aber dieſe unverhoffte Scheidung den beiden jungen Eheleuten angekommen ſei, mögen diejenigen beurtheilen, welche mit wahrhafter Liebe ſtark und innig verknüpft ſind. Bei ſeinem Abſchiede tröſtete zwar der Herzog ſeine geliebte Hirlanda auf das beſte: doch war ihr dieſe unzeitige Scheidung um ſo bitterer, je freundlicher ſich ihr Eheherr gegen ſie zeigte. Nachdem er von ſeiner Gemahlin geſchieden, war der Herzog immerdar in ſchweren Gedanken, und es ahndete ihn, als wenn ſeiner Gemahlin ein großes Unglück bevorſtände. Dieſe ſeine Furcht wurde gewaltig vermehrt durch einen Traum, welchen er einige Zeit hernach in dem Schlafe hatte, und den er einem ſeiner vertrauten Diener folgendermaßen erzählte: „Ich war kaum eingeſchlummert,“ ſprach er: „da kam mir vor, ich ſähe meine geliebte Hirlanda ganz ohnmächtig in einem Bette liegen und auf ihrem Leibe einen grauſamen Geier ſitzen, welcher ihr das innerſte Eingeweide mit Gewalt herausriß. Ich ſah mich ſchmerzlich um, ob nicht irgend jemand dieſem halb todten Weibe zu Hilfe käme, wurde aber bald gewahr, daß noch zwei andere Raubvögel hinzuflogen, und mit ihren ſpitzigen Schnäbeln meiner armen Hirlanda das Herz aus dem Leibe heraus reißen wollten. Dieſer Traum verſtört mich dermaßen, daß ich nicht umhin kann mir einzubilden, daß meine geliebte Gemahlin in einem großen Unglück ſchwebe, oder vielleicht ſchon geſtorben ſei.‘ Der Diener befleißigte ſich zwar ſeinem Herrn dieſe traurigen Vorſtellungen auszureden, der Fürſt aber hatte keine Ruhe, bis er einen Diener nach Hauſe geſchickt, und von ſelbigem den damals noch guten Wohlſtand ſeiner Frau vernommen hatte.

Richard, König in England, wird mit einer abſcheulichen Krankheit heimgeſucht, von welcher ihn ein Jude durch ein gottloſes Mittel zu befreien verſpricht.

Während nun der Herzog zu Felde lag, und Gott durch einen Traum ihm das künftige Schickſal ſeiner Gemahlin gleich wie in einem Spiegel, obwohl in dunkler Weiſe, vor Augen geſtellt hatte: traf es ſich, daß Richard, König in England, mit einer entſetzlichen Krankheit heimgeſucht ward, welche endlich in einen ſo abſcheulichen Ausſatz überging, daß kein Arzt in dem ganzen Königreiche ihm helfen konnte. Der elende König ließ endlich einen Juden rufen, deſſen Kunſt und Namen in dem ganzen Königreiche berühmt war. Dieſem entdeckte er ſein Leiden, indem er ihn ſogleich bat, allen möglichen Fleiß anzuwenden, um ihn von demſelben zu befreien. Der Jude that zwar dem Könige zu Liebe ſein Beſtes, es wurde aber die Krankheit je länger je ärger. Weil er nun ſah, daß der König hierüber in großem Verdruß war, erdachte er ein ſo entſetzliches Mittel, daß der leidige Satan kaum ein ſchlimmeres hätte erdenken können. Er ſagte nämlich zu dem König alſo: „Eure Majeſtät haben genugſam erfahren, daß ich alle meine Kunſt aufgeboten habe, gleichwohl wider alles Verhoffen, nichts auszurichten vermag: nun aber weiß ich noch ein kräftiges Mittel,



wenn nur Euer Majeſtät Herz genug hätten, ſelbiges zu gebrauchen.“ Der König, der ſich nicht geſcheut hätte, Gift einzunehmen, um erlöſt zu werden, antwortete dem Juden: „Hebräer, du weißt, daß ich dir bisher in allem gefolgt, ſo zweifle auch nicht, daß ich, wofern du noch einen guten Vorſchlag haſt, deinem Rathe ganz gern nachkommen werde.“ Da ſprach der Böſewicht: „Allergnädigſter König! Ihr ſollet wiſſen, daß ihr zu eurer völligen Geſundheit wieder gelangen werdet, wenn ihr euch entſchließen könnet, euch in dem Blute eines jungen Kindes zu baden. Denn ich kann Euer Majeſtät bei meinem Geſetze betheuern, daß nichts in der Welt ſo kräftig wider den Ausſatz iſt, welcher ſich eures Leibes bemächtigt hat, als das friſche Blut eines neugebornen Kindes. Weil aber dieſes Mittel nur äußerlich iſt, ſo muß man ihm helfen mit einer Zugabe, welche auch die innerliche Wurzel der Krankheit heilt. Nämlich das Herz des Kindes muß auch dazu kommen, welches Euer Majeſtät ganz warm und roh, wie es aus dem Leibe genommen, eſſen und verzehren muß.“ Vor dieſem Vorſchlag kam dem König ein Grauſen an, doch aus Liebe zu ſeiner Geſundheit und ſeinem Leben entſchloß er ſich endlich, dieſes unnatürliche Mittel zu gebrauchen, und um ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen, dachte er bei ſich ſelbſt, es liege dem gemeinen Weſen mehr an der Wohlfahrt eines Königs, als an dem Leben eines unmündigen Kindes. Wie nun der Jude vernahm, daß der König bereit wäre, ihm in allem zu folgen, ſprach er weiter: „Euer Majeſtät ſoll auch wiſſen, daß das Kind von einem hohen, ja fürſtlichen Geblüte geboren, und überdieß noch ungetauft ſein müſſe.“ Dieß ſagte der Schelm darum, damit er größeres Unheil anſtellen, und das arme Kind an Leib und Seele verderben möchte. Der König entſetzte ſich abermals hierüber, ſprach jedoch, nachdem er ſich ein wenig bedacht hatte: „Noth bricht Eiſen: warum ſoll ſie nicht auch

s Recht beugen können, wenn es auf das Leben eines Kö=
gs ankommt.“ Nachdem nun dieſer grauſame Beſchluß ein=
al gefaßt worden, war der König bedacht, wo und wie er
n fürſtliches ungetauftes Kind bekommen möchte, das ihn zu
iner Geſundheit dienen könnte.

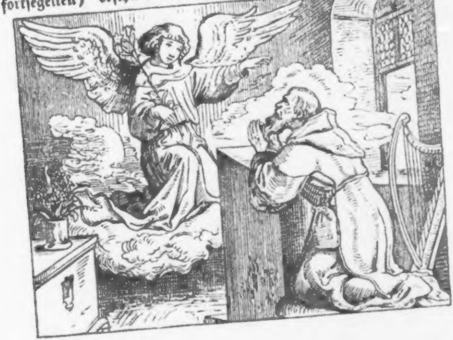
Bie der Bruder des Herzogs Artus, dem Könige anbietet ihm zu ſeiner Geneſung das Kind ſeines Bruders zu verſchaffen.

Der obgenannte Schluß war kaum gefaßt, ſo ließ der Böſe das Herz des Fürſten Gerhard, des leiblichen Bruders des Herzogs Artus von Mißgunſt, Neid, Haß und Begierde nach ſeines Bruders Gütern entbrennen, ſo daß er ſich vornahm, an ſeinem Bruder und deſſen tugendhafter Gemahlin zum Verräther und Verderber zu werden. Als demſelben daher der verfluchte Vorſchlag des ſchändlichen Juden zu Ohren gekommen war, ſo verfügte er ſich ins Geheim zum König, und ſagte zu ihm: „Euer Majeſtät haben gar wohl beherzigt, wie viel an eurer Geneſung um der allgemeinen Ruhe des ganzen Reichs willen gelegen ſei: und deswegen weislich beſchloſſen, daß es ſich nicht gezieme, daß die Erhaltung eines Kindes dem Wohlſtand eines ganzen Volks vorgezogen werde. Die größte Schwierigkeit aber liegt darin, ein fürſtliches Kind zu finden, und es ohne Aufſehn der Aeltern wegzunehmen. Ich meine, man könne ohne Gefahr kein Landeskind erwählen, weil die Ermordung deſſelben die Herzen vieler der getreueſten Unterthanen wider ihren Herrn erbittern würde. Wofern aber Euer Majeſtät mir dieſe Sache wollen anheimgeſtellt ſein laſſen, ſo will ich allen Fleiß anwenden, euch meines Bruders Kind, welches ſeine Gemahlin dermalen noch unter dem Herzen trägt, ohne alles Aufſehn zu überſenden.“ Ueber dieſes Anerbieten wurde der König höchlich erfreut, und verſprach dem Böſewicht Gerhard großen Lohn, wenn er ſolches bewerkſtelligen könnte.

Wie Hirlanda einen Sohn gebiert, welcher ihr entriſſen aber nachher wunderbar gerettet wird.

Der langmüthige Gott läßt den Gottloſen bisweilen eine Zeit lang den Zügel ihrer Bosheit ſchießen und hier auf Erden die Prüfung der Unſchuldigen walten. Dieß ſieht man an dem gottloſen Gerhard; denn dieſer Böſewicht, aufgemuntert durch das königliche Verſprechen, begab ſich alsbald vom Hofe hinweg und fuhr über Meer nach dem franzöſiſchen Britannien zu ſeiner Schwägerin, der Herzogin Hirlanda, welche über die Ankunft ihres Schwagers ſehr erfreut wurde, und ihm alle ſchwägerliche Liebe und Freundlichkeit erzeigte. Gerhard ſtellte ſich auch äußerlich an, als wenn er ihr beſter Freund wäre; im Herzen aber ſuchte er Mittel und Wege, zu ſeinem böſen Vorhaben zu kommen. Indeſſen kam die Zeit der Geburt herbei, und man machte alle Anſtalten das erſtgeborne fürſtliche Kind würdig zu empfangen. Der böſe Gerhard aber ſuchte die Hebamme und die Säugamme auf ſeine Seite zu bringen, und ſie mit ſchmeichelnden Worten und reichen Geſchenken zu beſtechen. Damit aber Niemand Argwohn ſchöpfen möchte, ſo bat er ſie allezeit mit ernſtlichen Worten, ſie möchten der Kindbetterin treulich beiſtehen und allen Fleiß anwenden, das Kind ohne Gefahr zur Welt zu bringen. Als er dieſe beiden ganz gewonnen und noch daneben die vornehmſte von den Kammerfrauen der Herzogin auf ſeine Seite gebracht hatte, ließ er ſich gegen ſie etwas weiter aus, indem er ihnen ſagte: ihr Glück hinge an ihrer Kühnheit und wenn ſie nur ein wenig kühn ſein wollten, ſo würden ſie all ihr Lebelang genug haben. Damit brachte er es endlich ſo weit, daß ſie ihm verſprachen, alles zu wagen, was er befehlen würde. Er aber forderte damals nichts andederes, als daß ſie zur Zeit der Geburt ausſprengen ſollten, das Kind der Herzogin ſei in währenden Geburtsſchmerzen geſtorben; und dann ſollten ſie ſich mit dem Kinde an denjenigen Ort be-

Dabei ſagte er ih-
ben, wo er daſſelbe zu erziehen dächte.
n, er thäte dieß wegen höchſt wichtiger Urſachen, welche ihn
othigten, das Kind ſeiner Mutter zu entwenden. Die Stunde
er Niederkunft war gekommen, und die Kindesnöthen währten
inen ganzen Tag ſammt einem guten Theil der folgenden Nacht.
Das Kind wurde nach großen Nöthen endlich geboren, die Mut-
er aber war von ſolchen Schmerzen befallen, daß ſie eine lange
Zeit in Ohnmacht lag und die von Gerhard beſtochenen Weiber,
Zeit genug bekamen mit dem Kinde aus dem Schloſſe zu entfliehen
und ſich an das Meer zu begeben, allwo ein ſegelfertiges Renn-
ſchiff auf ſie wartete. Kaum aber hatten ſie das Schiff beſtie-
gen, da kam eine Menge bewaffneter Soldaten, welche von
Gerhard beſtellt waren, diejenigen, welche den neugebornen Prin-
zen nach England hinüber tragen ſollten, zu begleiten und vor
Seeräubern zu beſchützen. — Unterdeſſen daß dieſe glücklich
fortſegelten, erſchien der Engel des Herrn einem frommen Abt

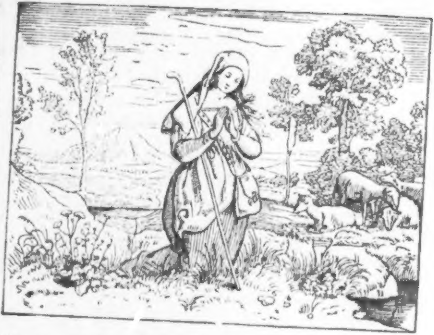


des Kloſters zu St. Malo, mit Namen Bertrand und ſagte ihm auf den Befehl Gottes, er ſolle alsbald einige Mannſchaft zuſammenbringen, und nach dem Hafen Aleth zu ſchicken, um alldort an dem Strande einige Flüchtlinge aufzuhalten, welche ein fürſtliches Kind, das noch nicht getauft ſei, bei ſich hätten. Dieſes Kind ſollte er taufen und erziehen laſſen, die Säugamme aber ſo lange im Gefängniſſe halten, bis er ihm weiteren Befehl bringen würde. Der Abt kam dem Befehl Gottes alsbald nach und ſchickte eine ſtarke Mannſchaft hinaus, welche die Flüchtlinge, als ſie eben gelandet waren, aufgriff, die Soldaten theils niedermachte, theils erſäufte und die Säugamme ſammt dem Kinde gefangen nahm. Sobald dies ehrvergeſſene Weib vor den Abt gebracht worden, fragte er ſie: von wannen ſie käme, und weſſen Kind das ſei, das ſie bei ſich trüge. Sie aber ſprach lügenhafterweiſe, daß, als ſie am Ufer des Meeres gegangen wäre, ein Trupp Seeräuber daher gekommen ſei, welche das Kind ſeinen Aeltern entwendet und ihr zu erziehen gegeben hätten. Der Abt ſtrafte dieſes verlogene Weib wegen ihrer Falſchheit, bewies aus der koſtbaren Seide, darein das Kind eingewickelt war, daß es kein gemeines, ſondern ein fürſtliches Kind ſein müſſe, und warf das boshafte Weib zur Strafe ihrer Sünden in ein Gefängniß. Darauf ließ er das Kind taufen und mit ſeinem Namen Bertrand nennen. Er aber und ſeine Schweſter hoben das Kind aus der Taufe und dieſe, welcher den Tag zuvor ein Töchterlein geſtorben war, übernahm die Erziehung deſſelben.

Wie Hirlanda von ihrem Schwager Gerhard gepeinigt wird, entflieht und als Viehmagd in Dienſte tritt.

Nachdem der junge Bertrand durch wunderbare Schickung Gottes von der Gefahr des Todes erlöſt und in ſichre Verwahrung gebracht worden, wollen wir uns wieder zu der Kindbetterin wenden, und ſehen, wie es ihr ergangen ſei. Sobald Hirlanda nach der Geburt von der ſchweren Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, fragte ſie ſogleich nach ihrem lieben Kinde, und wollte dasjenige ſehen, was ſie geboren hatte. Eine aber von den beſtochenen Weibern ſagte zu ihr ſeufzend: „Ach, durchlauchtige Frau, wollet doch nicht begehren eure Frucht mit Augen zu ſehen, weil dieſelbe alſo geſtaltet iſt, daß ſie euch mehr Schrecken als Freude verurſachen würde.“ Die kranke Mutter wurde zwar hierüber ſehr beſtürzt, ſprach jedoch aus Begierde ihr Kind zu ſehen: „Es liegt nichts daran, wie es geſtaltet ſei, ich will gleichwohl, daß man mir das Kind zeige.“ Das lügenhafte Weib ſprach weiter: „Ach, durchlauchtige Frau! Ich bitte euch abermals, gebet dieſes Begehren auf, denn ihr habet kein natürliches Kind, ſondern ein rohes Stück Fleiſch geboren, welches wenige Zeichen des Lebens von ſich gegeben hat und alsbald geſtorben iſt.“ Die arme Herzogin ſeufzte und ſprach mit bittern Zähren: „Sage mir doch, meine liebe Tochter, ob das arme Kind getauft worden, und wo der todte Körper hingekommen iſt?“ Die Lügnerin antwortete: „Wie ſollte man die Frucht taufen dürfen, die keine menſchliche Geſtalt an ſich hatte. Darum hat man ſie ohne Taufe unter die Erde begraben.“ Dieſe Worte erſchütterten das Herz der betrübten Hirlanda ſo ſehr, daß ſie abermals in eine tiefe Ohnmacht fiel und man ihren Tod erwartete. Nachdem ſie jedoch wieder zu ſich gekommen war, klagte ſie ihr großes Unglück dem lieben Gott ſo ſchmerzlich, und weinte über ihr armes Kind ſo kläglich, daß auch die feindlichen Herzen zum Mitleiden bewegt und zur Vergießung von Zähren angetrieben wurden. Dieſes ihr großes Herzeleid wurde durch ihren falſchen Schwager nicht allein nicht gemindert, ſondern von Tag zu Tage ſogar vergrößert, ſo daß es ein Wunder zu ſein ſchien, wie die betrübte Hirlanda das

Leben davon tragen konnte. Denn dieſer Gott vergeſſene Menſch redete die bedrängte Herzogin mit vielen Schmachworten an, nannte ſie eine Mörderin ihres Kindes und warf ihr vor: ſie habe dieſe Frucht nicht von ſeinem Bruder, ſondern von einem Buhlen empfangen; ja er warf ihr ſogar vor, daß eine ſolche Frucht nur aus unnatürlichen Sünden habe hervorgehen können. Wohl mußte Hirlanda über dieſe ſchändlichen Schmachworte empört und noch elender als zuvor werden, ſo daß es kein Wunder geweſen, wenn ſie in dieſer Noth umgekommen wäre. Das aber war es eben, was der gottloſe Böſewicht wünſchte. Unter den Frauen der Hirlanda befand ſich ein Fräulein, auf welches die Herzogin allezeit ein beſonderes Vertrauen geſetzt hatte; aber dieſe half am meiſten zu ihrem Unglück. Denn nachdem der ſchändliche Gerhard dieſelbe mit Geld beſtochen und durch ſchmeichelndes Liebkoſen auf ſeine Seite gebracht hatte, ſtiftete er ſie an, ſie ſollte alles thun, ihrer Herrin Angſt zu machen und ihr endlich im Geheim offenbaren, daß ſie in gewiſſer Lebensgefahr ſei. Um dieß zu bewerkſtelligen, ging das falſche Fräulein einſtmals zu ihrer Herrin und ſprach mit erheuchelter, großer Betrübniß zu ihr: „Ach durchlauchtigſte Frau, wie ſeid ihr ſo gar elend und wie iſt der Himmel ſo ſehr über euch erzürnt. Ach, was ſoll ich doch nur anfangen und wie wollet ihr der großen Gefahr, die euch droht, entfliehen!“ Ueber dieſe Worte erſchrack die arme Fürſtin ſo ſehr, daß ſie nicht wußte, was ſie ſagen ſollte; ſie fragte jedoch in großer Angſt, was dieſe Rede bedeuten ſollte. Das ſchändliche Fräulein ſeufzte und ſprach nach langem Weinen und Klagen: „Ach, unglückſeligſte Frau! Ich habe euch etwas im Geheim zu vertrauen, was ich mit Liſt aus eurem falſchen Schwager heraus gelockt habe; nämlich: daß er euch bei eurem Eheherrn fälſchlich verklagt hat, als ſolltet ihr unnatürlichen Laſtern euch ergeben haben, und daß daher euer Gemahl ſeinem Bruder befohlen hat, euch heimlich hinzurichten, ehe er wieder zurückkommt.“ Ueber dieſe Rede verlor die arme Fürſtin ihr Bewußtſein, das Fräulein hatte Mühe genug, ſie wieder ins Leben zu bringen. Nach langem Weinen und Wehklagen ſagte Hirlanda zu dem Fräulein: „Mein liebes Kind, ihr wiſſet, daß ich allezeit großes Vertrauen zu euch getragen habe, darum bitte ich euch, ſaget mir doch, was ich in dieſer Gefahr anfangen ſoll, weil ich vor Angſt und Schreck mir ſelber nicht zu rathen weiß.“ Das falſche Weib ſagte: „Ach, liebſte Herrin, ich wüßte in dieſer Sache keinen beſſern Rath, als daß ihr euch heimlich auf die Flucht begebet, denn wenn ihr dieß nicht thut, ſo ſeid gewiß, daß ihr in der nächſten Nacht ſterben müſſet.“ Die Herzogin ließ ſich dieſen Rath gefallen, nahm von ihren koſtbarſten Sachen etwas zu ſich, bekleidete ſich mit den Kleidern einer Dienſtmagd und eilte gegen die anbrechende Nacht heimlich aus dem Schloſſe. Sie blieb die erſte Nacht mit großer Angſt in einem Walde liegen; vor Tag aber machte ſie ſich wieder auf, floh den ganzen Tag durch unbewohnte Oerter, und kam endlich nach vielen Tagen an ein ihr unbekanntes adeliches Schloß. Weil ſie alda ſicher zu ſein glaubte, hielt ſie um einen Dienſt an: bekam aber keinen andern, als den, daß ſie des Tages das Vieh hüten, des Abends aber den Viehmägden helfen ſollte. Dieſen erniedrigenden Dienſt nahm ſie demüthig an und verharrte in demſelben unerkannt über ſieben Jahre. Sie war aber in demſelben beſſer getröſtet, als vorher in ihren fürſtlichen Ehren. Wenn ſie des Tages in dem Walde war, weinte ſie manchmal über ihr großes Unglück mit ſo vielen heißen Zähren, daß ihre Kleider davon naß wurden. Oft aber ſagte ſie auch dem höchſten Gott herzlichen Dank, daß er ſie aus der ſchnöden Welt ſo wunderbar herausgezogen und in dieſen demüthigen Stand geſetzt habe, in welchem ſie ihm gefälliger dienen und ihr Heil leichter erringen könnte. Sie kniete vielmal unter den grünen



Bäumen, erhob ihr Herz und ihre Augen gen Himmel und betete ganz inbrünſtig zu ihrem liebſten Gott. Alſo führte ſie ein frommes gottſeliges Leben und nahm täglich in aller Tugend und Andacht zum Muſter Anderer zu.

Wie der Verräther Gerhard die unſchuldige Hirlanda bei ihrem Gemahl verleumdet.

Als nun Hirlanda hinweg war, ſprang dem falſchen Gerhard das Herz vor Freuden, weil ihm ihre unbeſonnene Flucht eine kräftige Anklage wider ihre Unſchuld in die Hände gab. Es war ihm auch tauſendmal lieber, daß die Fürſtin noch beim Leben, als im Tode war, denn unter dieſen Umſtänden durfte ſein Bruder nicht wieder heirathen und er hoffte unfehlbar das Herzogthum zu erben. Damit aber ſein Bruder keinen Argwohn hege, als habe er ſein Weib ungerechter Weiſe vertrieben, ſo ſtellte ſich der Argliſtige an, als wäre er wegen der Flucht ſeiner Schwägerin untröſtlich betrübt, beklagte vor allen Hofbedienten gar ſchmerzlich ihre Abweſenheit, ließ ſie im ganzen Schloß fleißig ſuchen, und ſchickte, als er ſie nirgends finden noch erfragen konnte, Leute zu Fuß und zu Pferde aus mit dem Verſprechen großer Belohnung, wenn ſie einer auffände. Als nun dieſe Boten unverrichteter Sache bald wiederkamen, befahl er immittelſt das Hausweſen dem oberſten Hofmeiſter; er ſelbſt aber verfügte ſich zu ſeinem Bruder dem Herzog, um ihm mündlichen Bericht von dem ganzen Vorfalle zu geben. Als er nach langer Reiſe zu demſelben kam, ſtellte er ſich ſo traurig an, als könnte er die Tage ſeines Lebens nimmermehr fröhlich werden. Sein Bruder erſchrack über dieſe erheuchelte Traurigkeit und fragte ihn theilnehmend, was dieſelbe bedeute. Darauf ſprach der Böſewicht: „Ach, mein herzliebſter Bruder, ich bringe ſchlechte Zeitung, welche ich lieber verſchweigen als entdecken wollte.“ Der Herzog ſprach in vollem Schrecken: „Iſt vielleicht meine Hirlanda geſtorben?“ Gerhard ſagte: „Wollte Gott ſie wäre geſtorben, ſo wäre das Leid noch zu verſchmerzen. Nun aber ſollet ihr wiſſen, daß ſie in ihrem neulichen Kinderbette eine ſolche Mißgeburt zur Welt gebracht hat, daß die Weiber dieſelbe alsbald vergraben maßten und einhellig ausſagten, dieſe ſchändliche Frucht käme vielmehr von einem Vieh, als von einem Menſchen her. Die boshafte Sünderin aber, als ſie es merkte, daß ihre Schandthat an den Tag gekommen, hat ſich bei Nacht mit der Flucht gerettet, und wiewohl ich ihr Leute zu Pferd und zu Fuß nachgeſchickt, ſo iſt ſie doch nicht wieder aufgefunden worden.“ Ueber dieſen unverhofften Unfall wurde der Herzog ſo untröſtlich beſtürzt, und zugleich über die vorgebliche Miſſethat Hirlandas ſo erbittert, daß er ſich wie ein Unſinniger geberdete. Er machte darauf ſeinem Feldzug ein kurzes Ende und eilte mit Gerhard in vollem Grimme nach Hauſe. Allda durchforſchte und befragte er die Vornehmſten ſeines Hofes, was ſich während der Zeit ſeiner Abweſenheit mit Hirlanda zugetragen hätte, weil aber alle, die er befragte, durch Gerhard mit Geld und liſtigen Reden beſtochen waren, ſo ſtimmten ſie ſämmtlich mit deſſen Lügen überein. Der Fürſt wurde hierdurch in ſeinem falſchen Wahne bekräftigt und verſchwur ſich hoch und theuer, wenn er Hirlanda auskundſchaftete, wollte er ſie umbringen. Immittelſt lebte er als ein Wittwer an ſeinem Hofe allein und beklagte ſein großes Unglück und die Falſchheit ſeines untreuen Weibes. Er führte dieſes traurige Leben ſieben ganze Jahre und hatte an nichts in der Welt eine vollkommene Freude. — Der ſchändliche Gerhard, nachdem er ſein böſes Vorhaben auf erwünſchte Weiſe ausgerichtet hatte, nahm Abſchied von ſeinem Bruder und verfügte ſich wieder nach England, um den von dem König verſprochenen Lohn zu empfangen. Als er aber dorthin kam, mußte er wider all ſein Verhoffen vernehmen, daß kein Kind angekommen, ſondern daß daſſelbe zu Aleth von bewaffneter Mannſchaft aufgefangen worden ſei; dies hatte ein Botsknecht, welcher zufällig mit der Flucht davon gekommen war, zu London erzählt. Darüber wurde der Böſewicht ſehr beſtürzt; er getraute ſich nicht ſich bei dem Könige anmelden zu laſſen, ſondern eilte auf eine ſeiner Herrſchaften, wo er immerdar in ſchweren Gedanken und Sorgen war, was ſich mit dem Kinde zugetragen habe, und daß ſeine Schandthaten einmal an ihm gerächt werden könnten.

Wie Hirlanda von dem Herrn von Olive wieder gefunden wird.

Sieben ganze Jahre waren ſchier verlaufen, während welcher der armſelige Herzog Artus in immerwährendem Kummer gelebt und mit ſtrenger Buße ſeine gar zu geſchwinde Unbeſonnenheit beklagt hatte. Er hatte den reinen tugendhaften Wandel und das unſchuldige Herz ſeiner ihm entriſſenen Gemahlin bedacht und war allmählig zu der feſten Ueberzeugung gelangt, daß ſie bei ihm ſchändlich und ungerecht verleumdet worden ſei. Da trug es ſich von ungefähr zu, daß viele benachbarte Edelleute bei ihm um die Erlaubniß anhielten, eine Wallfahrt nach dem St. Michaels-Berge anſtellen zu dürfen, welcher Berg an den Grenzen von Frankreich und Spanien liegt und durch großen Zulauf des Volkes verherrlicht wird. Nachdem nun dieſe Edelleute ihre Andacht bei dem h. Michael verrichtet hatten, nahm einer aus den vornehmſten, den man den Herrn von Olive nannte, bei ſeiner Geſellſchaft Abſchied, um eine ſeiner Baſen, welche weiter hineinwärts gegen die Normandie wohnte, zu beſuchen. Nach langem Reiſen kam er endlich nahe zu dem Schloſſe ſeiner Baſe, welches in einer tiefen Wildniß lag, und in dieſer Wildniß traf er von ungefähr die arme Hirlanda in der Geſtalt einer Kuhhirtin an. Er erkannte ſie anfangs nicht, weil ihre Schönheit ziemlich verblichen war. Da ſie ihn aber, um ihm den Weg zu zeigen, begleitete und mit ihm ſprach, ſo erkannte er ſie an der Sprache und argwohnte, daß ſie ſeine Herzogin ſei. Nachdem er nun auf dem Schloß von ſeiner Frau Baſe auf das Freundſchaftlichſte empfangen und gegen Abend herrlich bewirthet worden war, erblickte er von ungefähr unter den Dienſtmägden auch jene Hirtin wieder, welche in dem Speiſeſaale ein Geſchäft hatte. Er ſah ſie aufmerkſam an, und erkannte ſie immer mehr als Hirlanda. Er fragte daher ſeine Baſe, welche neben ihm ſaß, wer dieſe Magd ſei und woher ſie dieſelbe bekommen habe? Die Edelfrau antwortete: „Woher ſie ſei, darüber kann ich nichts ſagen, als daß ſie vor ſieben Jahren irrend an mein Schloß kam und um einen Dienſt anhielt. Ich habe ſie als ein armes verlaſſenes Weib aufgenommen und ihr das Vieh zu hüten übergeben.“ Da ſagte Herr von Olive:

‚Glaubet mir liebe Frau Baſe, dieſe Magd iſt die Herzogin von Britannien, welche ihren Adel und ihr Herkommen unter dieſen ſchlechten Kleidern verbirgt.“ Die Baſe widerſprach dem nicht unbedingt, ſondern ſagte, ſie habe oft an ihren Sitten und Geberden bemerkt, daß ſie keine Bauermagd, ſondern aus vornehmmem Stande ſein müßte. Nach dem Nachtmahl, als die Gäſte von einander gingen, rief die Edelfrau in Beiſein des Herrn Olive, jene Magd auf das Zimmer und fragte ſie, wer ſie ſei und woher ſie in ihr Schloß gekommen. Die gute Hirlanda, welche nicht erkannt ſein wollte, ſagte, ſie wäre eines armen Bauers Tochter und ſei wegen Armuth von ihrem Dorfe weggegangen, um einen Dienſt zu ſuchen. Herr Olive aber ſprach: „Eure Geſtalt und Geberden zeigen ganz ein anderes an und wofern ich meinen Augen trauen darf, ſo ſage ich, daß ihr der Herzogin von Britannien ganz ähnlich ſeid.“ Als ſie dieſen Namen nennen hörte, wurde ſie ganz ſchamroth und wußte kein einziges Wort zu antworten. Der Ritter aber ließ nicht nach zu fragen und in ſie zu dringen, damit ſie die Wahrheit bekennen ſollte. Endlich kam es ſo weit, daß Hirlanda nach vielen Ausflüchten in ihren eigenen Reden gefangen wurde und ſich ihm zu erkennen geben mußte. Da wollten ihr der Ritter und ihre bisherige Herrin zu Füßen fallen und ihr mehr als ſchuldige Ehrerbietung erweiſen. Die Herzogin aber geſtattete es nicht, ſondern bat inſtändig, ſie ſollten ihr Geheimniß nicht verrathen. Da fragte ſie Herr Olive, aus welchem Grunde ſie den Hof ihres Gemahls verlaſſen habe und warum ſie noch länger in Verborgenheit und Elend ſchmachten wolle? und die Herzogin antwortete: „Ich kann mein Unglück, ſoweit es nicht auf Gottes unerforſchlichem Rathſchluſſe beruht, Niemand anders zuſchreiben, als meinem ruchloſen Schwager, von welchem ich nicht ohne Grund argwöhne, daß er die mich umgebenden Frauen beredet habe, vorzugeben, ich hätte eine unnatürliche

Frucht zur Welt gebracht. Ich bin mich keines Unrechts bewußt und der Verlauf meiner Schwangerſchaft war der natürliche, darum muß ich glauben, daß ich ein geſundes und wohlgebautes Kind geboren, welches mir aber der Böſewicht aus eigennützigen Abſichten entwendet hat. Aus Furcht vor meinem Schwager, der auch mir nach dem Leben trachtete, nicht weil mich ein böſes Gewiſſen getrieben hätte, bin ich dann entflohen und nicht ohne Schickung Gottes in dieß entlegene Schloß gekommen. Aus dieſen Reden erkannte Herr Olive die Unſchuld Hirlandas und bot ſich an, ſie mit ihrem Eheherrn wieder zu verſöhnen und ſie mit nächſtem zu ihm zu führen. Die demüthige Fürſtin aber bat den Herrn Olive inſtändig, er ſollte ſie nicht verrathen, ſondern ſie in dieſem ihren demüthigen Stande bis an ihr Ende verharren laſſen. Er aber machte ſich eilig auf die Reiſe, in der Hoffnung durch dieſe fröhliche Zeitung ſeinem Herrn große Freude zu machen. Nach ſeiner Ankunft an dem Hofe des Herzogs Artus wartete er auf eine Gelegenheit, wo er dieſen allein ſprechen konnte. Dieſe bot ſich ihm bald nachher auf der Jagd dar. Der Herzog ritt mit ihm vor dem Jagdgefolge her und unterhielt ſich mit ihm ſehr gnädig. Da pries der Ritter das Glück des Herzogs und wie er alles beſäße was ſein Herz wünſchte. Der Herzog aber erwiderte, daß nichts von allem, was er beſäße, ihn vergnügen könnte, weil er in eine ſo unglückliche Ehe gerathen ſei und keinen Sohn und Erben zu hoffen habe. Der Edelmann ſprach: „Wie, wenn die oft betrauerte und ſo vielmal herzlich verlangte Hirlanda doch noch am Leben wäre, wollte ſich dann Eure Durchlaucht nicht für glückſelig ſchätzen?" — „Ja freilich", ſagte der Herzog: „ich wüßte nicht, was ich auf Erden mehr wünſchen ſollte. Und wenn mir Jemand dieſelbe wieder lebendig zuführte, ſo wüßte ich nicht, wie ich mich gegen ihn dankbar genug erzeigen könnte." Da zögerte der Ritter nicht länger, ſeinem Herrn alles zu erzählen, was ſich zwiſchen ihm und Hirlanda zugetragen habe und was ihm dieſelbe von ihrem Schickſal und dem Argwohn gegen ihren Schwager geſagt hatte.

Wie Hirlanda mit Pracht und Herrlichkeit wieder zu ihrem Gemahl heimkehrt.

Durch dieſe unverhoffte Zeitung wurde das Herz des Fürſten von Leid und Freude ſo erfüllt, daß ihm ſüße und bittere Zähren häufig aus den Augen rannen. Er beklagte die Unſchuldige herzlich wegen der großen Leiden, die ſie hatte ertragen müſſen, und freute ſich zugleich innig über das glückliche Wiederfinden. Er ehrte den Herrn Olive mit einem koſtbaren Geſchenk und befahl ihm, ſich auf das Geſchwindeſte aufzumachen, um ſeine vielgeliebte Hirlanda abzuholen. Zu dem Ende gab er ihm Pferde und Kutſchen, Edelknaben und Diener, Geld und Zehrung in Ueberfluß mit und bat ihn ſehr auf dem Wege ſich nicht aufzuhalten, ſondern die Geliebte ſeines Herzens auf das baldigſte ihm vor Augen zu ſtellen. Herr Olive machte ſich eilends auf den Weg, kam in kurzer Zeit in der Normandie bei ſeiner Frau Baſe an, erzählte der Herzogin, welchen Befehl er von ihrem Gemahl empfangen habe, und bewog ſie leicht, daß ſie einwilligte, mit ihm nach Britannien zu reiſen. Als nun Hirlanda ihr Geheimniß aufgab und öffentlich an Olives Hand als Herzogin auftrat, da gab es in dem Schloſſe, wo ſie bisher als Magd gedient hatte, ein großes Aufſehn und Verwundern. Alle beeilten ſich, ihr die tiefſte Ehrerbietung zu beweiſen, und baten ſie um Verzeihung wegen deſſen, womit ſie im Stande der Erniedrigung von ihnen vielleicht beleidigt worden war. Beſonders that dieß die adelige Dame, die Herrin des Schloſſes, welche ſich glückſelig ſchätzte, eine ſo große Fürſtin ſo lange Zeit beherbergt zu haben, ſich aber zugleich für ſehr unglücklich achtete, dieſelbe nicht eher erkannt und ſie ſo ſchlecht aufgenommen zu haben. Die Dame war aus einer Herrin Hirlandas deren Dienerin und Freundin geworden und entließ ſie mit vielen Thränen aus ihrem Hauſe, daß durch die Gegenwart Hirlandas ſo lange unbekannter Weiſe geehrt worden war. Als der Herzog durch Boten unterrichtet wurde, daß ſeine ſo heiß erſehnte Gemahlin nur noch eine Tagereiſe von ſeinem Hofe entfernt ſei, eilte er mit ſeinem ganzen Adel und all ſeiner Dienerſchaft ihr entgegen, um ſie mit aller möglichen Ehre und Liebe zu empfangen und heimzuführen. Sobald er zu dem Wagen gekommen war, in welchem Hirlanda ſaß, fiel er ihr mit großer Liebe um den Hals und war vor Wonne und Leid ſo außer ſich, daß er nicht ein Wort mit ihr reden konnte. Eben ſo geſchah auch der Herzogin, als ſie denjenigen wieder ſah, deſſen Abweſenheit ihr viel tauſend Zähren gekoſtet hatte. Eine geraume Zeit lagen ſie in dem ſüßen Umfangen ſprachlos, bis ihnen endlich die ſtumme Zunge wieder gelöſt wurde und ſie einander auf das freundlichſte willkommen hießen. Der Herzog bat ſie wohl tauſendmal um Verzeihung, wenn er ſie auf irgend eine Weiſe erzürnt hätte, wiewohl er ſich nur das Eine vorzuwerfen habe, daß er ſeinem falſchen Bruder zu leicht Glauben geſchenkt. Dagegen bat auch Hirlanda ihren Eheherrn demüthig um Verzeihung, daß ſie ihn durch ihre unbeſonnene Flucht betrübt hatte, wiewohl ſie dieſe aus keiner andern Urſache als allein aus Furcht vor dem ihr angedroheten Tode unternommen habe. In dem Heimfahren, als ſie beiſammen in dem Wagen ſaßen, erzählte die Herzogin, was ſich mit ihr in den ſieben Jahren zugetragen habe, und bewegte ihren Eheherrn durch die Erzählung ihres ausgeſtandenen Elends zum innigſten Mitleiden. Als ſie nun zu ihrer Reſidenzſtadt gelangten, kamen ihnen der ganze Rath und die Bürgerſchaft entgegen und empfingen ihre durchlauchtigſte Fürſtin mit ſolcher Liebe und Freude, als wenn ſie von den Todten erſtanden wäre. Was zur Bezeigung der Freuden angeſtellt werden mochte, wurde hier nicht geſpart, und es ſchien der Tag des glücklichen Wiederſehens fröhlicher und feſtlicher zu ſein, als der erſte Tag des fürſtlichen Beilagers geweſen war.

Wie ſich der ſchändliche Gerhard wieder einſchmeichelt und an den Hof kommt.

Wenn die Sonne am ſchönſten ſcheint, pflegen die erfahrnen Seeleute am erſten einen Sturm zu befürchten; und ſo ſind auch menſchliche Sachen der Veränderlichkeit unterworfen. Wenn wir meinen, nach langer Betrübniß endlich dem Glücke im Schooße zu ſitzen, kommt wohl unvermuthet ein neues Ungewitter, das uns in einen noch tiefern Abgrund ſtürzt, als in welchem wir vormals ſchmachteten. Hirlanda hat ſolches erfahren; denn während noch alles in Luſt und Freuden ſchwebte und wegen der Wiederkunft der verlorenen Landesmutter in Freude jauchzte: ſiehe, da ſchmiedete der gottloſe Gerhard wieder neue Anſchläge, die Unſchuld zu ſtürzen, denn er vermeinte, er müßte vor Zorn und Grimm wüthend werden, als er vernahm, daß ſeine Schwägerin wieder gekommen und ehrenvoll aufgenommen worden wäre. Er war damals, als Hirlanda in Britannien ankam, nicht zu Hauſe. Damit nun Niemand ſeinen Widerwillen merken ſollte, ſchickte er einen von ſeinen Hofjunkern eilig ab, welcher ſeiner Schwägerin ſagen ſollte, daß er, wenn er nicht bettlägrig wäre, ſelbſt gekommen ſein würde, um ihr wegen ihrer Wiederkunft Glück zu wünſchen. Der Herzog ſammt ſeiner Gemahlin empfingen den Hofjunker auf das freundlichſte und ließen mit keinem Worte ihren Widerwillen gegen den boshaften Gerhard merken. Daher faßte der Böſewicht den Muth, an die Herzogin einen ganz freundlichen Brief zu ſchreiben, in welchem er ihr bei Himmel und Erde betheuerte, daß ihm ihre Wiederkunft mehr als irgend einem Menſchen zu Herzen ginge. Er ſchwur auch mehr als einen feierlichen Eid, daß er an ihrem vorigen Unheil keine Schuld habe, ſondern daß die Säugamme, welche gleich nach der Geburt heimlich mit dem Kinde entflohen, von all dieſem Unglück die erſte Anſtifterin geweſen ſei. Er wußte ſo artig zu lügen und ſo freundlich zu ſchmeicheln, daß der Herzog und die Herzogin ſeinen Worten glaubten und ihn wieder nach Hofe beriefen. So kam der böſe Judas wieder hin und wurde mit großen Freuden empfangen. Er ſtellte ſich auch äußerlich an, als wenn er ein wahres brüderliches Herz hätte; innerlich ging er aber nur mit ſolchen Gedanken um, wie er neues Unheil anſtiften möchte.

Wie Hirlanda von einer Prinzeſſin entbunden wird, welches Gerhard benutzt, ihr das Herz ihres Gemahles abermals zu entfremden.

Die ſo glücklich wiedervereinigten Eheleute lebten in ſolcher Liebe und Freundlichkeit beiſammen, daß es ſchien, ihr Glück könnte nun durch kein Unheil wieder unterbrochen werden. Alles, was der Herzog ſeiner geliebten Hirlanda zu Liebe erweiſen konnte, that er um ſo lieber, je mehr er darauf bedacht war, ihr das ſiebenjährige Elend zu entgelten. Es gab auch nichts, was die fromme Fürſtin weiter betrübte, als allein dieß, daß ihr die Mutterfreuden für die Folge gänzlich verſagt ſchienen und daß ſie des erſten Kindes, welches ſie ſo ſchmerzlich geboren hatte, nicht vergeſſen konnte. Nachdem aber ihr neues eheliches Glück ſieben Jahre gewährt hatte, da geſchah es, daß Hirlanda ſchwanger ward und ein Mägdlein zur Welt brachte. Als nun Gerhard ſah, daß ihm durch die Geburt dieſer Erbin der Anſpruch auf ſeines Bruders Erbſchaft wieder aus den Händen ginge, gedachte er durch falſche Klagen ſeinem Bruder der Herzogin aufs neue zu entfremden. Als daher der Herzog am Tage der Geburt dieſer Prinzeſſin in dem Hofgarten ſich erging und darüber, daß ſeine Gemahlin keinen männlichen Erben zur

Welt gebracht hatte, etwas trübſinnig war, trat der Böſewicht Gerhard allein zu ihm, und ſtellte ſich, als wenn ihm ſeines Bruders Trübſinn ſehr zu Herzen ginge. Danach wünſchte er ihm Glück wegen der glücklich gebornen Tochter, weil er nunmehr für ſeine Güter einen Erben habe, den er ſo lange erſehnt hätte. Der Herzog ſprach: „Du haſt keine Urſache mir Glück zu wünſchen, und dich zu freuen: weil mir Hirlanda nur eine Prinzeſſin geboren, da ich doch ſo lange nach einem Prinzen geſeufzt habe.“ Da ſagte der Liſtige: „Es ſteht zwar nicht in unſerer Gewalt, Erben nach unſerm Wunſche zu erwerben, gleichwohl meine ich, daß Hirlanda an der Geburt dieſes unerwünſchten Mägdleins große Urſache hat. Denn ſie hat mit ihren übertriebenen Bußwerken und Faſten ihre natürlichen Kräfte dermaßen geſchwächt, daß, wofern mein Herr Bruder ihr dieſes nicht verbieten wird, ſie hinfüro niemals wird tauglich ſein einen männlichen Erben zur Welt zu bringen.“ Dieſes und dergleichen ſagte Gerhard zu ſeinem Bruder, und verſenkte ihn dadurch nur deſto tiefer in ſeinen Trübſinn. Etliche Tage nachher, als er merkte, daß ſein Bruder von ſeiner Kaltſinnigkeit nicht nachließe, beſuchte er die Herzogin unter dem Scheine der Freundſchaft, und nachdem er ihr im Geheim offenbart hatte, warum ihr Eheherr ſich nicht mehr ſo freundlich, als zuvor, gegen ſie erzeigte, gab er ihr den Rath, daß ſie ſich befleißigen ſollte, mit mehrerem Liebkoſen das Herz ihres Eheherrn zu gewinnen. Die unſchuldige Fürſtin folgte dieſem ſcheinbar guten Rath: der Fürſt aber, welcher von Natur reizbar und mißtrauiſch war, wurde hierdurch nicht allein zur Freundlichkeit nicht bewegt, ſondern fing an zu argwohnen, ob nicht unter dieſen Liebkoſungen eine falſche Liſt verborgen ſei. Der böſe Gerhard, welcher ſeinem Bruder in dieſem Argwohne ſtärken wollte, ließ ein kleines Briefchen ſchreiben, und ihm beim Mahl unter den Teller legen, folgenden Inhalts:

Trau nicht, o Fürſt, des Weibes Liſt,
Das gegen dich ſo freundlich iſt.

Dieſe wenigen Worte machten den Herzog ſo verſtört, daß er von ſelbigem Tage an zu ſeiner Gemahlin niemals mehr ein freundliches Wort ſprach. Ja, ſo oft ſie ihm begegnete, beleidigte er ſie mit Stachelreden. Dieß verurſachte der unſchuldigen Hirlanda bittern Schmerzen, daß ſie bittere Thränen vergoß und von Niemand Troſt annahm.

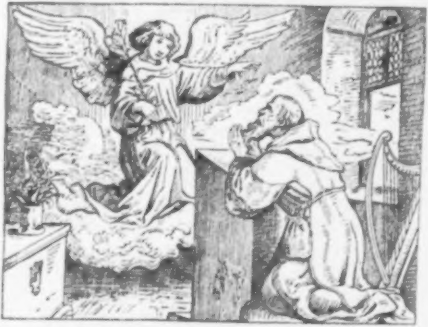
Wie der Verräther Gerhard die Herzogin durch einen gottloſen Edelmann des Ehebruchs beſchuldigen läßt.

Der ehrvergeſſene Gerhard dachte nicht eher abzulaſſen, bis daß er die arme Hirlanda um Ehr und Gut, ja um Leib und Leben gebracht hätte. Es wohnte in der Nähe ein gottloſer Edelmann, welcher wegen ſeiner Schlechtigkeit von allen Menſchen gefürchtet und gehaßt wurde. Derſelbe war auch ſo vermeſſen, daß er Niemand fürchtete und alle Ungerechtigkeit ohne Scheu ausübte. Zu dieſem gottloſen Menſchen verfügte ſich der böſe Gerhard und verſprach ihm großen Lohn, wenn er ihm in einer gewiſſen Sache dienen wollte. Der Gottloſe war gleich bereit und begehrte nur zu wiſſen, worin er ihm einen Gefallen erweiſen könnte. Da ſagte ihm Gerhard, wie ſein Bruder über ſeine Gemahlin erzürnt ſei, weil ſie ihm keinen Prinzen geboren hätte, er ſollte aber dieſen Zorn ſeines Bruders noch mehr erhitzen, indem er ihm beibrächte, daß dieſes Kind nicht von ihm, ſondern von Olive, welcher eine beſondere Zuneigung zu der Fürſtin hegte, abſtammt. Dieſer Vorſchlag gefiel dem Edelmann über die maßen wohl; deswegen verfügte er ſich eines Tages zu dem Herzog und redete ihn alſo an: „Gnädigſter Fürſt und Herr, weil ich allezeit einen beſondern Eifer getragen, das ſo hohe Anſehn euer Durchlaucht, als meines gnädigſten Herrn und Landesfürſten, zu beſchützen, ſo wurde ich jetzt von meinem Gewiſſen angetrieben, euer Durchlaucht eine Sache, welche eure eigene Perſon betrifft, im Vertrauen zu offenbaren. Alles was ich euch ſage, kann ich mit meinem Leben behaupten. Gnädigſter Herr! Ich kann ſchwerlich glauben, daß euer Durchlaucht noch nichts zu Ohren gekommen ſei von dem Gerede, welches in aller Welt Munde iſt, über die zu große Vertraulichkeit, welche ſich der Herr von Olive gegen eure Gemahlin erlaubt. Es ſcheint, daß er bemüht iſt, dieſelbe in Unehre zu bringen. Denn ſo oft eure Durchlaucht vom Hauſe abweſend waren, iſt er niemals von ihr gewichen, oder wenn er nicht füglich zu ihr kommen konnte, hat er dieſelbe durch eine ſeiner Freundinnen in ſein eigenes Haus gelockt. Daher kommt es denn, daß kein Menſch euer Durchlaucht für den Vater der neugeborenen Prinzeſſin erkennt, ſondern ein jeder ohne Scheu dem Herrn von Olive dafür ausgiebt. Ich würde dieſes Alles nicht ſagen, wenn ich nicht mit eigenen Augen geſehen, welche gottloſe Händel dieſe Beiden mit einander getrieben haben.“ Dieſe Worte entrüſteten den Fürſten dermaßen, daß er ſich vor Zorn nicht mehr faſſen konnte. Er glaubte alles müßte wahr ſein, weil der Verleumder geſagt hatte, er wollte ſein Gut und Blut zur Vertheidigung der Wahrheit ſeiner Rede einſetzen. Er befahl deswegen in vollem Grimme, man ſollte der Herzogin das Kind hinwegnehmen, und es an einem entlegenen Ort einer fremden Säugamme übergeben. Es befand ſich die tugendhafte Fürſtin in ihrem Zimmer, und ſie hatte eben damals ihr liebes Töchterlein auf ihren Armen, als plötzlich eine Rotte grober Kriegsknechte hineintrat, welche ihr mit frechen Reden ſagten: Sie ſollte ihnen ihren Baſtard ausliefern. Die arme Herzogin erſchrack von ganzem Herzen, und verantwortete ſich vor Himmel und Erde, daß ihr das größte Unrecht geſchähe. Die ruchloſen Buben aber riſſen ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen und gingen mit großem Geſchrei und Spott aus dem

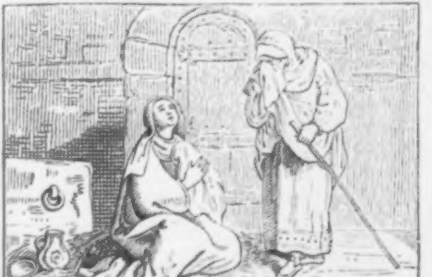
Zimmer. Die arme Fürſtin führte zwar ein ſolches Leidweſen, daß auch die wilden Thiere ſich ihrer würden erbarmt haben, dennoch konnte ſie mit all ihrem Jammer nicht erlangen, daß ihr Herr ihr vergönnt hätte, ſich ſelbſt vor ihm zu rechtfertigen. Ja ſein Zorn wurde über die Unſchuldige ſo erbittert, daß er ſeinen Kriegern befahl, die Ehebrecherin gefangen zu nehmen und in ein ehrloſes Gefängniß zu werfen.

Wie die unglückliche Herzogin zum Feuertode verurtheilt wird.

Wohl ſcheinen oft uns kurzſichtigen Menſchen die Prüfungen allzu ſchwer, mit denen Gott die Seinen heimſucht. So lag nun die gottesfürchtige Frau, welche alle Tage ihres Lebens in Reinheit des Herzens und tugendhaften Sitten zugebracht hatte, in einem ſchmachvollen Kerker und galt in aller Welt Augen als eine ſchändliche Ehebrecherin. Ihre Feinde ſprengten unter allem Volk aus, daß ſie das ſchändlichſte Weib von der Welt wäre, und ſchon viele Jahre lang ſich mit dem Laſter des Ehebruchs befleckt hätte. Die gottſelige keuſche Frau aber klagte dem gerechten Gott das ihr zugefügte Unrecht, und befahl ſich, ohne wider ihr Geſchick zu murren, in ſeinen gnädigen Schutz. Indeß berathſchlagte ſich der Herzog mit den Seinigen, mit was für einem Tode er Rache an ihr nehmen ſollte, denn er hielt ſie in ſeinem zornigen Gemüthe für gänzlich überführt und des Verbrechens ſchuldig. Da wurde denn auf Betrieb des ſchändlichen Gerhard beſchloſſen, daß ſie öffentlich dem Feuertode übergeben werden ſollte, es ſei denn, daß ſich Jemand ihrer annehmen und wider ihren Kläger, in einem ehrlichen Kampfe ſtreiten wollte. Dieſes Urtheil wurde nach dem damaligen Gebrauch in dem ganzen Lande verkündigt, und Jedermann, welcher ſich etwa der verklagten Herzogin annehmen wollte, aufgefordert, wider den Kläger zu ſtreiten und zu dieſem Zwecke an dem feſtgeſetzten Tage auf dem Kampfplatze bewaffnet zu erſcheinen. Es war aber Niemand in dem ganzen Lande, der ſich wider den Kläger, welcher als ein ſtarker und unerſchrockener Mann bekannt war, gewagt hätte. Weil denn Niemand die unſchuldige Fürſtin vertheidigen wollte, ſo wurde der gerechte Gott durch ihre heißen Zähren bewegt, ſich ihrer anzunehmen. Deswegen erſchien der Engel des Herrn dem frommen Bertrand, Abt zu St. Malo, wieder und offenbarte ihm, wie die Mutter ſeines Pfleglings, des jungen Bertrand, die Herzogin von Britannien ſei, welche jetzt unſchuldiger Weiſe angeklagt wäre, und, als eine Ehebrecherin auf den Tod gefangen liege. Darum ſolle er den jungen Bertrand wohl ausrüſten, und zugleich mit ihm und der gefangenen Säugamme, wie auch mit ſeiner lieben Schweſter und deren Manne, auf den beſtimmten Tag vor dem Herzog von Britannien erſcheinen. Der Jüngling ſolle ſich vor ſeinem Gegner nicht fürchten, ſondern herz-



haſt auf den falſchen Ankläger losgehen und ſeine unſchuldige Mutter von dem Tode erretten. Sobald es Tag geworden war, erzählte der fromme Prieſter ſeiner Schweſter und ſeinem Pflegling die Erſcheinung, welche beiden ſowohl große Freude, als ſchmerzliches Herzeleid verurſachte. Sie erkannten, daß Bertrand ein geborner Herzog ſei, beklagten aber auch herzlich, daß ſeine Mutter unſchuldig in eine ſo große Schande gekommen ſei. Der Jüngling ward indeß aufs beſte zu dem bevorſtehenden Kampfe gerüſtet und beide befahlen durch ihr Gebet dem höchſten Gott die betrübte Herzogin. — Der beſtimmte Tag kam allmählig herbei, und es hatte ſich noch Niemand gemeldet, der für die Herzogin ſtreiten wollte. Die Richter ſchickten daher an dem vorhergehenden Abende ein altes Weib, welches die gefangene Hirlanda im Kerker bedient hatte, mit dem Befehle zu der Herzogin, daß ſie ihr anſagen ſollte, ſie müſſe den andern Tag ſterben. Die Alte trat ganz betrübt vor Hirlanda, ſoh ſie an und



ſeufzte. Die Herzogin fragte ihre Magd, warum ſie ſo traurig ausſehe und was ihr ſchmerzliches Seufzen Böſes bedeute? Da ſprach die Alte mit heißen Thränen: „Ach gnädigſte Frau, ich habe zwar die ganze Zeit eurer Gefangenſchaft mit euch herzliches Mitleiden getragen, aber jetzt weiß ich nicht, wie ich euer ſo großes Elend genugſam betrauern ſoll. Denn auf Befehl der Richter komme ich hieher euch anzuſagen, daß ihr morgen ſterben müſſet, und auf einem Scheiterhaufen lebendig verbrannt werden ſollet.“ Da ſchlug die unglückliche Frau ihre beiden Hände über ihrem Haupte zuſammen und that einen ſo lauten Schrei, daß man es vor dem Kerker hören konnte. „Ach Gott!“ rief ſie: „wie habe ich mich denn ſo gar wider dich verſündigt, daß du mich ſo hart heimſuchſt und mich einem ſo ſchrecklichen Tode übergiebſt? Iſt es denn nicht genug, daß ich ſieben ganzer Jahre in dem Elende habe aushalten müſſen, ſoll ich nun auch noch zur größten Schande meines Namens und Geſchlechts als eine Ehebrecherin lebendig verbrannt werden? Siehe doch an mein Elend, o barmherziger Gott! und habe Mitleid mit dieſer meiner großen Schwachheit, o mildreichſter Vater! Ach, wenn du mich nicht ſtärkſt, ſo werde ich in der ſchweren Pein an mir ſelber und an deiner Güte verzagen müſſen.“ Nachdem die arme Hirlanda ihr großes Elend mit vielen heißen Zähren noch eine Weile beklagt hatte, ſagte ſie zu der Magd: „Haſt du denn nicht vernommen, ob ich vielleicht noch einige Gnade zu hoffen habe?“ Die Magd antwortete: „Es iſt ganz und gar keine Gnade für euch übrig, es ſei denn, daß Jemand ſich euer annehme und euern Ankläger in einem Kampfe erlege. Es iſt aber bis dieſe Stunde noch keiner erſchienen, der eure Ehre zu verfechten ſucht.“ Da ſprach Hirlanda: „Nimmt ſich denn Herr von Olive meiner auch nicht an?“ Die Magd ſagte: „Herr von Olive iſt nicht hier, ſondern ſchon längſt verreiſt, und euer Ankläger behauptet, der Herr von Olive habe ſich deswegen davon gemacht, weil er ſich nicht ſicher wußte und nicht ohne Urſache befürchtete, es möchte ihm gleich wie euch ergeben.'' — ,,Ach, mein Gott!'' ſprach Hirlanda: ,,wie bin ich doch von aller Welt ſo gar verlaſſen, daß ſich Niemand über mein äußerſtes Elend erbarmen will. O wie groß iſt die Bosheit meiner Feinde, daß ſie auch den frommen Herrn von Olive fälſchlicher Weiſe eines ſo großen Laſters bezüchtigen wollen. Weil ich denn ſehe, daß ich von den Menſchen ganz verlaſſen bin, ſo will ich mich von Herzen zu Gott wenden, und ihn als einen Beſchützer aller Verlaſſenen treulich anrufen.'' Nachdem ſie dieſes geredet, bat ſie die Magd, ſie ſollte ihr einen Beichtvater herbei rufen, durch welchen ſie die heiligen Sacramente empfangen und in ihren letzten Nöthen getröſtet würde. Dieſen Troſt hat man ihr nicht verſagen können, ſondern ihr ganz gern einen Beichtvater vergünſtigt, welcher ihr bis an ihr letztes Ende beiſtehen ſollte. Man hat ſie auch aus dem Kerker in ein ſauberes Zimmer geführt, damit ſie in demſelben beichten und das heilige Sacrament genießen ſollte. Sobald die betrübte Herzogin den Beichtvater erſah, fiel ſie vor ihm auf die Kniee, und begehrte ganz demüthig ſeinen Segen, ſetzte ſich darnach zu ihm nieder, und fing an, unter Thränen ihm ihr ſo ſchmerzliches Elend zu klagen: ,,Ach liebſter Vater,'' ſagte ſie: ,,wie bin ich ſo gar unglücklich, weil ich ohne alle Schuld um meine Ehre und um mein Leben komme. Ich nehme meinen Gott und die ganze Welt zu Zeugen, daß mir die Tage meines Lebens niemals in den Sinn gekommen iſt, deſſen ich jetzt beſchuldigt werde. Ja, ich darf tauſend Eide ſchwören, daß ich niemals eine Unzucht begangen habe. Gleichwohl muß ich als eine Ehebrecherin gefangen liegen und als eine Ehebrecherin verbrannt werden. Ach, mein Herz will mir vor Leid zerſpringen — ach, meine Seele will mir vor Angſt erſchmachten.'' Der gute Pater erkannte die Wahrheit ihrer Betheurung, verwunderte ſich höchlich, wie ein Menſch ſo vermeſſen ſein konnte, eine ſo unſchuldige Fürſtin ſo fälſchlich zu verklagen, und hatte mit ihrem Elend ſo großes Mitleiden, daß ihm unmöglich war, die Thränen zurück zu halten. Darauf verrichtete die fromme Herzogin ihre Beichte mit einem reuigen und betrübten Herzen, indem ſie nichts verſchwieg, was wohl in dem heiligen Angeſicht Gottes ſie als eine ſeiner Gnade bedürftige Sünderin konnte erſcheinen laſſen. Der Prieſter gab ihr den Segen und tröſtete ſie ſo gut als er nur immer konnte. Er ſprach ihr treulich zu, daß ſie ſich vollkommen in den Willen Gottes übergeben ſollte. Sie aber ſagte zu ihm: „Mein Gott weiß, daß ich mich ſeinem gerechten Willen von Herzen unterwerfe; er weiß auch, wie ſchwer es meiner Natur fällt, einen ſo bittern Tod zu erdulden. Ich habe mein lebelang ſo viel Elend ausgeſtanden, aber mein jetziges Leid iſt ſo groß, daß es dem vorigen nicht zu vergleichen iſt. Ach Vater, tröſte doch meine betrübte Seele, denn die Todesangſt preßt mir das Herz zuſammen, daß mir der kalte Schweiß ausbricht.“ Mit ſo rührenden Worten beklagte die arme Herzogin ihr ſo großes Elend, daß der Prieſter mehr mit Seufzern als mit Worten ſie tröſtete. Endlich, als ſie ihre Beichte geſchloſſen, und ihre Buße verrichtet hatte, reichte er ihr das heilige Abendmahl, welches ſie mit rührender Andacht empfing. Darauf blieb der Prieſter die ganze Nacht bei ihr, und bereitete ſie auf den ihr bevorſtehenden Tod vor. Den meiſten Theil der Nacht brachten ſie mit andächtigem, inbrünſtigen Beten zu; wodurch das Herz der unglücklichen Frau um vieles erleichtert und geſtärkt wurde.

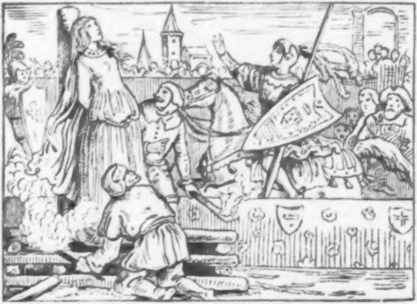
Wie Hirlanda auf den Scheiterhaufen gebracht wird und ſich zum Tode anſchickt.

Kaum war der Tag angebrochen, da bereitete man ſich von allen Seiten zu dem ſchrecklichen Schauſpiele, deſſen Ausgang ein Jeder zu ſehen verlangte. Die Stadt Rennes war zu dieſem Jammer beſtimmt, und es ſtrömte dahin eine unſägliche Menge Volks. Vor der Stadt auf einem ebenen Platze wurde eine große erhöhte Schaubühne aufgerichtet, von welcher der Herzog ſammt der ganzen Hofhaltung dieſem Elend zuſehen wollte. Nicht fern davon wurde ein Scheiterhaufen aufgeſtellt, auf welchem die arme Hirlanda unſchuldiger Weiſe verbrannt werden ſollte; und auf dieſen Scheiterhaufen wurden etliche Bretter feſt gelegt, welche mit einem ſchwarzen Trauertuch bedeckt wurden. Auf dieſen Brettern ſtand ein ſchwarz ſammtner Seſſel für die arme Hirlanda, und neben demſelben noch zwei andere, nämlich einer für den Beichtvater und der andere für den Scharfrichter. Es ſtand ein Tiſch mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt, gleich einem Altar, vor dem Seſſel Hirlandas, und auf demſelbigen ein Kreuz mit einem ſchwarzen Flor überzogen. Ach, es war alles ſo ſchauerlich anzuſehen, daß ein Jeder, ſo dieſes Todtengerüſte nur von der Ferne erblickte, darüber inniglich bewegt wurde. Es war nun alles, was zu der grauſamen Hinrichtung Hirlandas nöthig war, vorgerichtet, der Herzog ſammt ſeinen Räthen und hohen Bedienten ſaßen ſchon auf der hohen Schaubühne, die zum Feuertode verurtheilte Herzogin erwartend, und nach einer Weile hörte man von fern die Schellen, Trommeln und Heerpauken, worauf eine Abtheilung Kriegsknechte heranzogen, welche die arme Hirlanda zum Richtplatze führten. Sie kam in einem langen ſchwarzen Gewande daher, das Angeſicht mit einem Schleier bedeckt, welcher auf beiden Seiten vom Haupt bis zu den Füßen herunterreichte. Ihre Hände hatte ſie kreuzweis über der Bruſt zuſammen gelegt, und ihre Augen waren ſchamhaft zu der Erde gewendet. Auf der rechten Seite ging der Beichtvater, ein Kreuz in der Hand tragend und auf der linken ging deſſen Gehülfe, welcher aus einem Buche für das Heil der Sterbenden betete. Hinter ihr ging der Scharfrichter in ſtolzem Gewande und neben demſelben eine Schaar der Henkersknechte. Eine unſäglich große Menge Zuſchauer folgten nach. Die gebeugte Geſtalt und todtbleiche Farbe der unſchuldigen Herzogin bewegte Alle zum innigen Mitleiden und ihre von Thränen überfließenden Augen nöthigten alle Anſchauende mit ihr zu weinen. So wurde das unſchuldige Lamm zur Schlachtbank geführt. Sie wurde von ihrem Beichtvater und von dem Scharfrichter auf den Scheiterhaufen begleitet und ſank auf den für ſie bereitgeſtellten Stuhl. Da trat ein Herold hervor und rief mit gewaltiger Stimme: „Höret ihr, Adelige und ihr, Unadelige, höret ihr Alten und ihr Jungen! Es wird euch hiemit verkündet, daß dieß hie gegenwärtige Weib, Hirlanda genannt, wegen vieler von ihr begangener Schandthaten rechtmäßiger Weiſe zum Tode verurtheilt und zum Feuer verdammt worden iſt; dennoch iſt nach Gewohnheit des Landes ihr zu Frommen gnädig vergönnt worden, daß ſich ein Jeder ihres Lebens annehmen kann und ſie von dem Tod erretten, wofern er mit gegenwärtigem Ritter, ihrem Ankläger, kämpfen will, und ſich getraut ihn zu überwinden. Darum, wer vermeint, daß Hirlanda unſchuldig ſei, und Luſt hat, ihr das Leben zu erhalten, der trete hervor und kämpfe mit Gottes Hilfe und vertheidige ihre Unſchuld zur Ehre Gottes.“ Da waren nun zwar viele, welche ihre Unſchuld gern vertheidigt hätten, es war aber niemand ſo kühn, der ſich wider den trotzigen Edelmann wagen durfte. Denn dieſer hatte gar zu ſichere Erfahrung in ſeiner Kunſt und Stärke, und jagte allen die zugegen waren, einen gewaltigen Schrecken ein. Er ritt einen ſtolzen kohlſchwarzen Rappen und war mit einem dunklen Harniſch vom Haupt bis zu den Füßen bedeckt; er hatte einen ſchwarzen Federbuſch auf dem Sturmhut, einen großen Speer in der rechten und einen ſtarken Schild in der linken Hand. Auf dieſem Schilde führte er einen goldenen Drachen auf einem ſchwarzen Felde, welcher ein ſilbernes Schaaf in dem Rachen hielt und dabei ſtand der Wahlſpruch: „Ohne Gnade.“ Er ritt in dem Kreiſe hochmüthig auf und ab und rief mit gewaltiger Stimme mehr als einmal: „Wer will die hie gegenwärtige Ehebrecherin wider mich vertheidigen, der trete hervor und zeige ſeine Stärke. Ich klage ſie als eine Ehebrecherin an; wer vermeint, daß ihr Unrecht geſchehe, der vertheidige ihre Unſchuld.“ Ach, da gab es auch nicht Einen, der ſich gegen den ſchändlichen Verleumder geſtellt hätte, um die Unſchuld zu vertheidigen, und die unglückliche Herzogin gab alle Hoffnung des Lebens auf und fing an allen Gliedern ihres Leibes an zu zittern. Sie ſtand von ihrem Seſſel auf und fiel vor dem Kreuze, welches auf dem Tiſche ſtand, auf die Knie nieder und flehte zu Gott, daß er ihr in ihrer letzten Stunde mit ſeiner Gnade beiſtehen möge. Danach ſtand ſie auf, wendete ſich zu dem umſtehenden Volk und ſprach mit kläglicher Stimme: „O ihr lieben Leute, ich bezeuge vor Gott und euch, daß ich des Laſters, welches man mir aufbürdet, ganz unſchuldig bin, und daß ich nur aus Mißgunſt einiger falſcher Herzen bei meinem Eheherrn verklagt worden bin. Ich will zwar ſterben zu Ehren deſſen, der für mich am Kreuze geſtorben iſt, nicht aber als eine Ehebrecherin, ſondern als eine arme Sünderin, die ihrem Gotte den Tod tauſendfältig ſchuldig iſt. Ich verzeihe allen denen, welche an meinem Tode ſchuldig ſind, und begehre keine andere Rache an ihnen, als die Chriſtus über ſeine Feinde begehrt. Ich ſage allen und Jedem von Herzen gute Nacht und bitte euch um Gottes Willen, ihr wollet für meine arme Seele beten.“ Nach dieſem kniete ſie vor ihrem Beichtvater nieder, begehrte von ihm noch einmal die Abſolution und den prieſterlichen Segen: und nachdem ſie ſelbigen empfangen, küßte ſie ihm die Hand und ſagte ihm Lebewohl. Der Prieſter befahl ſie in die Hand Gottes und ging ſammt dem Scharfrichter von dem Scheiterhauſen herunter.

Alsdann fingen die Trompeter an zum letztenmal zu blaſen, um den Henkern das Zeichen zur Anzündung zu geben.

Wie der freche Kläger durch einen jungen Ritter überwunden und die Herzogin erlöſt wird.

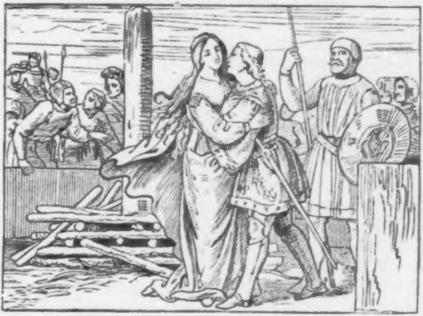
Gott verläßt die Seinen nicht, und wenn die Noth am höchſten, ſo iſt die Hilfe am nächſten. Als die Trompeter noch mit vollem Athem bließen und die Henkersknechte ſich anſchickten, den Scheiterhaufen zu entzünden, ſiehe da kam ein Ritter daher geſprengt, dem etliche Perſonen von ferne nachfolgten. Der Ritter drängte mit aller Gewalt durch das verſammelte Volk in die Schranken hinein und tummelte ſein Roß etlichemal eilig herum. Das Pferd war ſo weiß, als der Schnee, der Mantel des Ritters lichtgrün mit goldenen Blumen, ſein Wappen ein Hermelin von Silber in einem grünen Felde, und



ſein Wahlſpruch lautete: „Nichts kann mich beflecken.“ Die Herzogin, welche ſchon halb todt war, wurde dieſes Ritters nicht gewahr, aber diejenigen, welche um ſie klagten, wurden beim Anblick dieſes friſchen Ritters mit großer Freude erfüllt. Etliche meinten, er wäre der Fürſtin Schutzengel, andere aber hielten ihn für Herrn von Olive, welcher ſeine und ihre Ehre retten wollte. Doch waren auch viele von den Freunden der Herzogin in Aengſten und zweifelten ſehr an dem glücklichen Ausgange des Kampfes, weil der Jüngling gar zart und ſchwach, ſein Gegner hingegen ein wohlgeübter, beherzter und tollkühner Ritter war. Darum ſeufzten ſie in ihrem Herzen zu Gott und baten ihn, dem Jünglinge ſeinen gnädigen Beiſtand zu leihen. Sobald der junge Ritter in die Mitte des Kampfplatzes eingeritten war, neigte er ſich gegen den Herzog und ſämmtlichen Adel, und ſprach mit heller Stimme alſo: „Durchlauchtigſter Fürſt und Herr, weil ich durch wahrhaftigen Bericht zu der Gewißheit gelangt bin, daß eure liebe Gemahlin fälſchlich angeklagt und unſchuldiger Weiſe zum Tode verurtheilt worden iſt: ſo halte ich mich für verbunden, Leib und Leben zur Beſchützung der Unſchuld daran zu ſetzen und wider denjenigen, welcher ſie fälſchlich verleumdet hat, ritterlichen Kampf zu wagen. Ich ſtehe im Dienſte Gottes und der Wahrheit und hoffe das ſämmtliche fürſtliche Haus von der ihm angethanen Schmach zu erretten.“ Der Herzog ließ ſich dieſes Anerbieten gefallen und ſprach: „Euer Entſchluß junger Held! iſt mir lieb; deßwegen zeiget euch tapfer, damit ihr den Sieg davon traget. Sehet aber zu, was ihr thut, denn ihr ſeid noch jung und ſchwach: euer Widerſacher aber iſt ſtark und wohl geübt.“ Der Ritter antwortete: „Was meine Kräfte nicht vermögen, wird die Gerechtigkeit der Sache erſetzen, denn ich weiß, daß die Fürſtin fälſchlicher Weiſe verklagt worden.“ Indeß kam die Fürſtin wieder zu ſich und bemerkte, daß ein Ritter erſchienen ſei, welcher ihre Ehre vertheidigen wollte. Sie ſah den Ritter mit Verwunderung an, und als ſie bemerkte, daß er noch jung und zart war, befiel ſie neue Angſt, denn ſie fürchtete, er möchte im Kampfe unterliegen. Darum rief ſie von Grund ihres Herzens zu Gott, daß er dieſem jungen Helden Kraf und Stärke wider ihren Feind ertheilen möge. Der junge Held aber tummelte abermals ſeinen ſchneeweißen Zelter und rief mit heller Stimme, daß es Alle hören konnten: „Wer iſt der freche Böſewicht, welcher gewagt hat, die keuſche Herzogin fälſchlich anzuklagen. Er ſtelle ſich mir entgegen, ich will ihm mit der Hilfe Gottes den Hals zerbrechen.“ Ueber dieſe Schmährede wurde der ſchändliche Kläger heftig erbittert, und rief mit vollem Zorne dem Ritter zu: „Du Milchbart, wie darfſt du ſo kühn ſein, dieſes ehebrecheriſche Weib zu rechtfertigen und wider mich einen Kampf zu wagen! Du ſollſt deine Vermeſſenheit theuer bezahlen, und ich will dich mit geringer Mühe dem Henker heimſchicken.“ Darauf wurden die Trompeten zum Kampfe geblaſen und beide Ritter fingen an ihre Pferde zu tummeln. Sie rannten mit ihren Speeren ſo heftig und ungeſtüm auf einander, daß der Verräther zwar ſchwankte, der junge Ritter aber ganz aus dem Sattel gehoben wurde. Als nun der Jüngling auf die Erde fiel, da erhob ſich eine allgemeine Wehklage um das junge Leben deſſelben. Mehr als Alle aber wurde die Herzogin von dieſem Falle erſchreckt, ſo daß ſie kaum ihrer Sinne mächtig blieb. Sie ſchlug ihre beiden Hände über dem Haupte zuſammen, und rief mit bittern Zähren die göttliche Güte um Beiſtand an. Als nun der Jüngling auf der Erde lag, wollte ſein Gegner von dem Pferde ſpringen, und ihn mit dem Schwerte durchſtoßen. Kaum aber hatte derſelbe einen Fuß auf die Erde geſetzt, da ſah er jenen eben ſo ſchnell auf ſein Pferd ſpringen, als er vorher von demſelben herabgefallen war. Wie er nun einſah, daß ſolchergeſtalt der Jüngling leicht einen Vortheil über ihn erringen könnte, war er ſchnell entſchloſſen, demſelben das Roß unter dem Leibe zu tödten, um ihn damit zugleich zu Falle zu bringen. Er wich alſo dem Angriffe des Jünglings geſchickt aus, faßte ſein Schwert mit beiden Händen und rannte es dem Pferde des Gegners in die Bruſt. Aber das Schwert fuhr ſo tief hinein, daß es der Böſewicht mit aller Macht nicht wieder heraus zu reißen vermochte und er ſich ſo in ſeiner eignen Schlinge fing; denn der Jüngling ſprang ſchnell aus dem Sattel und ſtieß dem Buben ſein Schwert unter den Halsring, ſo daß er zu Boden fiel. Da erhub ſich ein lautes Freudengeſchrei, und wie aus Einem Munde ſchrieen alle: „Es lebe Hirlanda! Es lebe unſre Herzogin!“ Der Herzog begann vor Freuden zu weinen, denn er glaubte feſt, dieſes ſei ein Zeichen von Gott, daß ein junges Kind einen wohlgeübten Ritter zu Boden geworfen hatte. Der frommen Herzogin aber war nicht anders, als wenn ſie aus dem Rachen des Todes hervorträte, und durch ein Wunder aus dem Grabe erweckt worden wäre, darum ſchlug ſie ihre Hände über dem Haupte zuſammen, und rief mit heller Stimme: „Gebenedeiet ſei der gerechte Gott, der mich in Gnaden angeſehn, und von dem erſchrecklichen Tode erlöſt hat!“ Als der alte Böſewicht den tödtlichen Stich empfangen, läſterte er Gott und den jungen Ritter, und verfluchte Hirlanda ſammt dem Herrn Olive in den Abgrund der Hölle. Der tapfere Held aber ſtand ihm auf den Leib, und drohte ihn in Stücken zu zerhauen, wenn er nicht die Wahrheit ausſagte. Da bekannte der Verräther, daß der Fürſt Gerhard ihn angeſtiftet, ſeine Schwägerin fälſchlich zu verklagen, und ihren Eheherrn wider ſie aufzuhetzen. „Ich widerrufe aber,“ ſprach er: „alles, was ich wider ſie geredet habe, und bekenne in der letzten Stunde meines Lebens, daß ich von der Fürſtin und Herrn Olive nichts anderes weiß, als alles Lob und Gutes.“ Das waren ſeine letzten Worte; er gab ſeine ſchwarze Seele mit großen Schmerzen auf. Als Gerhard, der Anſtifter alles dieſes Unheils das klare Zeugniß ſeiner Schändlichkeit vernahm, wollte er ſich unter das Volk verkriechen und mit der Flucht ſein Leben retten. Der Herzog aber rief, man ſollte ihn feſthalten und in das Gefängniß werfen.

Wie der junge Ritter und Sieger für der Herzogin und des Herzogs Sohn erkannt wird.

Als nun der Böſewicht ſeine Seele aufgegeben, waren die Herolde alsbald beſchäftigt, glorreichen Obſieger ihrer Fürſtin mit großem Gepränge zuzuführen. Die nunmehr vom Tode erſtandene Herzogin hatte auch ein großes Verlangen mit ihrem Retter zu reden und deſſen Namen und Abkunft zu erfahren. Und als der junge Ritter an der Seite der Herolde dem Scheiterhaufen nahte und das Gerüſt hinauf ſtieg, wollte es ihr bedünken, das Hermelin dieſes Helden wäre eine Kunſtarbeit ihrer Hände, und ſeinen Mantel verglich ſie mit den Windeln, welche ſie für ihr erſtgeborenes Kind gemacht hatte. Sobald der tapfere Sieger zu der Herzogin kam, fiel er vor ihr auf ſeine Kniee und ſprach zu ihr mit fröhlichen Worten: „Durchlauchtigſte Fürſtin, gnädigſte Frau, euch zu Liebe und zu Dienſten habe ich mein Leben ſchuldiger Maßen gewagt, weil ich daſſelbe vor Zeiten von euch empfangen habe. Denn ich bin kein Anderer, als der unglückliche Sohn, welcher euch ſo viele Schmerzen und ſo großes Herzeleid verurſacht; nun aber achte ich mich für ein glückliches Kind, weil mir Gott die Gnade verliehen hat, derjenigen das Leben zu erhalten, welche mir das meinige gegeben hat. Ja ich bin Bertrand, euer Sohn, welchen eure Feinde euch entriſſen haben, den aber die Gnade Gottes uns allen zum Heile am Leben erhalten hat.“ Der Herzogin bebte das Herz vor Wonne in ihrem Buſen, als ſie dieſe Worte vernahm, ſie blickte den Jüngling an, ſann hin und her nach allen Zeichen, daran ſie ihn erkannte und vermochte kein Wort zu ſprechen. Da ſprach Bertrand weiter: „Zweifelt nicht, liebe Mutter, an der Wahrheit meiner Rede, ſondern nehmet mich für euer liebes Kind an, was ich in Wahrheit bin.“ Mit dieſen Worten fiel er ihr um den Hals und gab ihr einen freundlichen Kuß; die Mutter hingegen umfing ihn mit beiden Armen, und wurde ſo von Liebe eingenommen, daß ſie gleichfalls kein Wort reden konnte. Ihre Antwort beſtand nur in ſüßen und liebreichen Thränen, die ihr ſo häufig aus den Augen floſſen, daß ſie kaum denjenigen zu ſehen vermochte, den ſie noch in den Armen hielt. Endlich brach ſie in die Worte aus: „O mein herzliebſter Sohn! o mein goldenes Kind! Biſt du es denn, den ich mit ſo großen Schmerzen geboren und mit ſo bitterm Herzeleid betrauert habe. Biſt du das ſüße Kind, welches mir die Feinde genommen und der liebe Gott am heutigen Tage wieder zugeſtellt hat. O ich glück-



ſelige Mutter! o du glückliches Kind! nun will ich fröhlich ſterben, weil meine Augen den geſehen haben, nach dem meine Seele ſo lange verlangt hat.“ Herzog Artus, ſammt ſeinem ganzen Hofe ſahen mit höchſter Verwunderung, was auf dem Scheiterhaufen vorging, und wußten nicht, was das Alles zu bedeuten habe, bis Hirlanda ihrem Gemahl den jungen Ritter zeigte und nur die Worte zurief: „Herr! ſehet da euren Sohn.“ Artus wurde über dieſe Worte noch mehr als zuvor verwundert, ſo daß er nicht wußte, was er antworten ſollte. Er ſah dem Jünglinge feſt ins Angeſicht, welches er zwar vormals nie geſehen hatte, doch in Wahrheit kennen mußte, weil es der Herzogin ſo ähnlich war, als wenn es ihr eigenes Geſicht wäre. Doch wagte er auf dieß Zeugniß ſeiner Augen noch immer keine Antwort. Unterdeſſen drang der Abt von St. Malo, welcher mit den Seinigen den jungen Ritter begleitet hatte, durch das Volk bis vor die Bühne, auf welcher der Herzog ſaß und redete dieſen mit lauter Stimme an, indem er ihm alles kund that, was er ſelbſt von dem Jünglinge wußte und was ihm der Engel Gottes offenbart hatte. Darauf ließ er die Säugamme herbeiführen, welche er zur Bekennung der Wahrheit aus dem Kerker genommen und mit ſich geführt hatte. Das elende Weib warf ſich zu den Füßen der Herzogin, bat demüthigſt um Gnade und ſagte: das Verbrechen wäre nicht von ihr, ſondern von der Bosheit des Fürſten Gerhard ausgegangen. Nach dieſem freiwilligen Bekenntniß erzählte ſie, was ſich bei der Niederkunft der Herzogin zugetragen, und auf welche Art ſie das Kind entführt habe, bis ſie der Abt Bertrand gefangen und bis jetzt gefangen gehalten habe. Nach dieſen beiden Zeugniſſen konnte der Herzog nicht mehr an der Wahrheit zweifeln, ſondern ſein Herz entbrannte in Reue, als er erkannte, wie großes Unrecht er der Herzogin zugefügt habe. Er ſtieg mit zerknirſchtem Herzen von der Bühne herab, ging zu ſeiner Gemahlin, welche auch den Scheiterhaufen verlaſſen hatte, und ſagte demüthig zu ihr: ,,Durchlauchtige Fürſtin, ihr ſehet mich ſo beſchämt durch mein Unrecht vor euch ſtehen, daß ich nicht wage, meine Augen kühn gegen euch zu erheben, und euch meine Gemahlin zu nennen. Ich habe geſündigt wider Gott und euch, und bin nicht würdig, von euch Verzeihung zu erlangen. Ich bitte euch aber aus Liebe zu dieſem unſeren lieben Sohne, den uns die göttliche Vorſehung heut zur Freude unſerer Herzen beſchert und durch den die göttliche Güte euch heut von dem Tode erlöſt hat, mir Gnade für Recht angedeihen zu laſſen und mir zu vergeben, was ich als ein elender Thor an euch geſündigt habe.'' Nachdem der Herzog ſo demüthig um Verzeihung gebeten, reichte ihm Hirlanda die liebreiche Hand und ſprach mit freundlichen Worten: ,,Vielgeliebter Herr und Gemahl, um Gottes und unſers lieben Sohnes willen verzeihe ich euch und will des vielfältigen Uebels, welches ihr mir in Zeit unſers Eheſtandes unbilliger Weiſe zugefügt habet, nicht mehr gedenken. Der gerechte Gott, welcher im Himmel wohnt, wolle euch auch verzeihen, und ſeine göttliche Rache von euch gnädig abwenden.'' Der Herzog dankte ihr demüthig, ſchloß ſie in ſeine Arme und wendete ſich darauf zu dem jungen Bertrand, indem er ſagte: ,,Und du, mein herzliebſter Sohn, wie will ich dich würdig willkommen heißen, und mich mit dir erfreuen? Ja wir wollen Alle dem höchſten Gotte Dank ſagen, daß er dich uns beſchert und durch dich uns mit ſo großen Gnaden begabt hat.'' Unter dieſen Worten fiel er auch ihm um den Hals, und konnte vor freudigen Thränen kein Wort mehr hervorbringen. Alle Umſtehende ſahen den drei Menſchen, welche ſich nach langen Irrungen endlich durch die Gnade Gottes wiedergefunden hatten und einander umſchlungen hielten, freudig und verwundert zu. Endlich wendete ſich der Herzog zu dem Abt von St. Malo, und hieß ihn freundlich willkommen, dankte ihm tauſendfältig für die Bewahrung ſeines Sohnes und bot ihm zur Vergeltung, was er nur verlangen möchte. Der fromme Abt aber begehrte keinen Lohn, als den ſeines Gewiſſens, mußte indeß auf des Herzogs Bitten ſeine Schweſter und deren Gemahl am fürſtlichen Hofe zurückzulaſſen verſprechen, damit deſenlben vergolten werden könnte, was ſie an dem Kinde gethan hatten. Die Säugamme fiel dem Herzog und der Herzogin zu Füßen, und bat ſie demüthig um Gnade, und da der Abt von St. Malo bezeugte, daß ſie während ihrer vierzehnjährigen Gefangenſchaft ein bußfertiges Herz gezeigt und ihre Sünden bereuet habe, ſo wurde ihr die von ihr begangene Untreue vergeben.

Wie der Fürſt Gerhard beſtraft wird und wie es dem Herzog Artus und ſeiner Gemahlin weiter ergangen iſt.

Endlich wurde auf Befehl des Herzogs der Fürſt Gerhard herbeigeführt, welcher vor Schande ſeine Augen nicht aufzuſchlagen, auch kein Wort zu ſeiner Vertheidigung zu ſprechen wagte. Der Herzog ſah ihn mit zornigen Augen an, und ſprach mit erbittertem Gemüth zu ihm: ,,Du gottvergeſſener Böſewicht, der du alles Unheils, welches zwiſchen mir und meiner Gemahlin entſtanden, einziger Urheber biſt; wie will ich mich genugſam an dir rächen und dich nach Verdienſt beſtrafen. Du haſt mir und meiner lieben Gemahlin den einzigen Sohn entzogen, das unſchuldige Kind ermorden wollen, meine Gemahlin vom Hofe vertrieben, in ein ſiebenjähriges Elend geſchickt, bei mir ſie nachmals wieder fälſchlich verklagt, den ſchändlichen Lügner wider ſie angehetzt, ſie unſchuldiger Weiſe um Ehre und Gut gebracht, und unſer ganzes Haus zu Grunde zu richten verſucht. Dieſe grauſamen Miſſethaten rufen Rache vor Gott und der ganzen Welt, und es iſt keine Pein zu erdenken, welche du mit deinen Verbrechen nicht verdient haſt. Darum verurtheile ich dich, daß dir von den Henkern beide Hände und Füße abgehauen werden, und daß du in das Gefängniß, in welchem meine unſchuldige Gemahlin gelegen, auf immer geworfen werden ſollſt.“ Dieſes ſtrenge Urtheil ſuchte die Herzogin zwar mit barmherzigem Herzen zu mildern, ſie konnte aber den erzürnten Herzog nicht beſänftigen, und von ſeinem Beſchluſſe abbringen. Vor allem Volke wurde das Urtheil ohne Zögerung vollzogen. — Zuletzt ward ein allgemeines Freudenfeſt angeſtellt und der Herzog und die Herzogin wurden ſammt ihrem wiedergefundenen Sohne mit Freudengeſchrei nach ihrem Schloſſe geleitet. Die Freude über den glücklichen Ausgang der ſchrecklichen Begebenheit wollte kein Ende nehmen; Jung und Alt, Vornehm und Gering freuete ſich, und nur Einer im ganzen Lande blieb freudenleer — der böſe Gerhard. Er lag mit Schmerzen beladen in dem Gefängniß; Gram, Reue, körperliche Schmerzen und Krankheit nagten an ſeinem Leben. Als er das Ende ſeines Lebens nahe fühlte, ließ er die fromme Herzogin flehentlich erſuchen, ſie ſollte ihm um der Gnade Gottes willen ſeine Miſſethat verzeihen. Auf dieſe ſeine Bitte und herzliche Reue ging die fromme Fürſtin ſelbſt in den Kerker, um ihren Feind freundlich in ſeinen Sterbensnöthen zu tröſten. Sie ſagte ihm, daß ſie ihm alles an ihr begangene Unrecht von Herzen verzeihe, und Mitleiden mit ſeinem gegenwärtigen Leiden trage. Sie blieb bei ihm, und ſprach ihm in ſeinen Todesängſten Muth zu, und ſchied nicht eher von ihm, bis nachdem ſie ihm mit ihren eigenen Händen die Augen zugedrückt hatte. Herzog Artus und ſeine Gemahlin führten fortan ein gottgefälliges Leben in ungeſtörtem Glück, unerſchütterlichem Vertrauen und herzlicher Liebe zu nander. Als Herzog Artus alt ward, übergab er ſeinem Sohne das Regiment und lebte noch einige Jahre in der Stille und Einſamkeit glücklich mit ſeiner geliebten Hirlanda, bis beide kurz nach einander zur himmliſchen Freude eingingen, zu der auch uns dereinſt geholfen werden möge.

Dieſe denkwürdige Geſchichte iſt ſonderlich für diejenigen armen Frauen, welche von ihren Männern Uebles zu leiden haben, zum Troſt und Beiſpiel der Geduld geſchrieben. Es wird einer Frau ſchwerlich ſo übel ergehen, als es der frommen Herzogin Hirlanda ergangen iſt, gleichwohl ſind die mehrſten Weiber viel ungeduldiger in ihren kleinen Leiden, als Hirlanda in ihrer großen Trübſal geweſen iſt. Es möge keine ſagen um ſich zu rechtfertigen: Hirlanda ſei eine Heilige geweſen, darum habe ſie ihr Elend ſo ſtandhaft ertragen können; — nein, Hirlanda war keine Heilige, ſondern eben ſowohl eine arme Sünderin, als ein anderes Weib. Daß ſie aber in ihren ſo großen Verfolgungen ſo ſtandhaft geweſen iſt, das kam vornehmlich daher, weil ſie ein geduldiges, ſanftmüthiges Herz hatte, weil ſie in ihrem Elend die Hilfe Gottes treulich anrief, und weil ſie ſich mit Vertrauen in den Willen des Allerhöchſten ergab. Alle unſchuldigen Verfolgten, welche dieſem Muſter treulich nachfolgen, werden ohne Zweifel die rettende Hand Gottes an ihrem Leben ſpüren, und durch zeitliches Leiden ewige Freuden erwerben.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

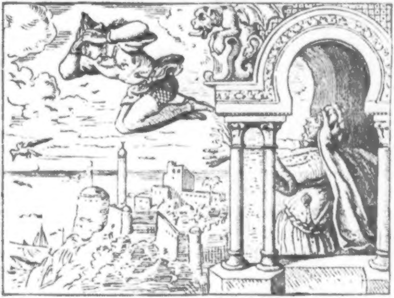
2

um.

15. [illegible]

1528 c
(22

Geſchichte
von
Fortunat,
ſeinem Glücksſeckel und Wünſchhütlein.



Volksbücher.
22.

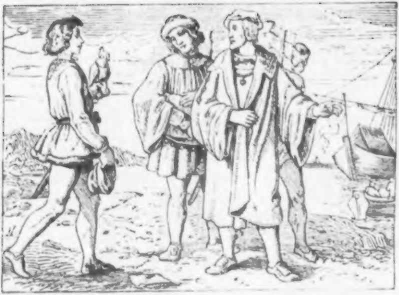
Herausgegeben von G. O. Marbach

Leipzig, bei Otto Wigand.

Fortunat.

Von Fortunats Eltern und Jugend.

In der Stadt Famaguſta auf der Inſel Cypern lebte ein edler Bürger von alter vornehmer Abkunft mit Namen Theodor. Seine Eltern hatten ihm große Güter hinterlaſſen, und ſo lebte er als ein junger und lebensluſtiger Mann herrlich und in Freuden, ohne jemals daran zu denken, daß ſeine Vorfahren mit ſaurem Fleiß and angeſtrengter Arbeit die Schätze erworben hätten, welche er vergeudete. Er dachte nur daran, wie er zeitliche Ehre und täglich neue Vergnügungen gewänne, hatte ſeine Luſt an ritterlichen Spielen, an den Höfen der Fürſten und an Allem, wobei er ſeine Prachtliebe ſehen laſſen konnte. Seine Freunde und Verwandten aber meinten, bei ſolchem Leben würde er gar bald ein trauriges Ende nehmen, und waren beſorgt, ihn zur Beſonnenheit zu bringen. Sie meinten, daß dieſes nicht beſſer geſchehen könnte, als wenn ſie ihm ein Weib gäben, durch welche er das Glück des häuslichen Lebens kennen lernte, denn ſie hofften, daß er an demſelben Gefallen finden würde. Theodor fand auch an ihrem Vorſchlage Wohlgefallen, überließ es aber in ſeinem Leichtſinn ſeinen Freunden, für ihn eine Wahl zu treffen. Dieſe ſahen ſich fleißig um, und meinten endlich, daß ſie keine beſſere wählen könnten, als die Tochter eines Edelmanns, welcher an dem Hofe des Königs zu Nikoſia lebte. Dieſelbe hieß Gratiana und war von außerordentlicher Schönheit. Die Verwandten der Jungfrau bedachten ſich nicht lange, ſondern gaben dem Theodor die Jungfrau zur Gemahlin, weil ſie wußten, daß er ein reicher und angeſehener Mann ſei. Ihre meiſte Sorge war darauf gerichtet, die Hochzeit mit der größten Pracht und Herrlichkeit zu feiern, um ihren Reichthum ſehen zu laſſen. Nachdem nun der Lärm der Feſtlichkeiten vorüber war, und die Gäſte ſich zurückgezogen hatten, begann Theodor mit ſeiner jungen Gemahlin ein ſtilles und tugendliches Leben zu führen, worüber die Verwandten Gratianas eben ſo wie die des jungen Ehemannes ſich Glück wünſchten. Sie meinten, daß die frühere Wildheit Theodors durch die Liebe zu ſeinem Weibe gänzlich gebrochen ſei, und daß aus ihm ein beſonnener und tugendhafter Mann geworden ſei, doch ſie vergaßen, daß ſich der Menſch nur ſchwer aus einer Richtung umwenden läßt, welcher ſich ſein Geiſt einmal entſchieden zugewendet hat.— Es war noch kein Jahr vergangen, als Gratiana zu großer Freude aller Freunde und Verwandten ein Knäblein gebar, welchem man in der Taufe den Namen Fortunatus gab. Obſchon nun auch Theodor über die Geburt dieſes Kindes große Freude empfand, ſo kehrte er doch bald zu ſeinem früheren Weſen zurück. Er nahm eine Menge von Knechten an, kaufte herrliche Roſſe; beſuchte Turniere, und ritt an den Hof des Königs, unbekümmert um Weib und Kind und um ſein übriges Hausweſen. Er trieb es bald ärger als zuvor, und als ſeine regelmäßigen Einkünfte nicht mehr zureichen wollten, begann er eine ſeiner Beſitzungen nach der andern zu verkaufen und zu verpfänden. Da währte es denn nicht lange, daß er in Noth und Armuth gerieth. Er hatte all ſein Geld und Gut vergeudet, die Tage ſeiner Jugend unbenutzt verſtreichen laſſen, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als Alter und Elend. Knechte und Mägde mußten eines nach dem andern ſein Haus verlaſſen, und die gute Gratiana mußte ſich daran gewöhnen ſelber zu waſchen und zu kochen, gleich der ärmſten Tagelöhnersfrau. Eines Tages nun ſaßen ſie beiſammen bei Tiſche, und die magre und ſparſame Koſt wollte ihnen gar wenig munden. Da dachten ſie wohl der vergangenen Zeiten, und wünſchten nur ein Wenig von dem Ueberfluſſe zu haben, der damals verſchleudert worden war. Der alte Theodor ſah ſeinen Sohn an, und ſeufzte aus dem Grunde ſeines Herzens. Fortunatus war damals beinah achtzehn Jahre alt, verſtand ſich vortrefflich auf Waidwerk, Federſpiel und Roſſebändigen, welches ſeine größte Luſt war, hatte aber ſonſt wenig gelernt, ſo daß er nur mit Mühe leſen und ſchreiben konnte. Da er nun die betrübte Miene ſeines Vaters ſah, ſagte er zu demſelben: „Was macht dich ſo bekümmert, Vater? So oft du mich anſiehſt, wirſt du betrübt; ich habe das längſt bemerkt. Sage mir, wenn ich dich auf irgend eine Weiſe erzürnt habe, denn ich bin bereit, ganz nach deinem Willen zu leben.“ Darauf gab ihm ſein Vater zur Antwort: „Mein lieber Sohn, du biſt ohne Schuld an meinem Kummer. Niemand kann ich anklagen, daß er mir Angſt und Noth bereitet hat, als einzig mich ſelbſt. Ich war ein allgemein geehrter und reicher Mann, und habe alles verſchwendet, was mir meine Vorfahren hinterlaſſen hatten. Nun denke ich nicht allein bei unſerem jetzigen Elend mit Schmerzen unſeres früheren Wohlſtandes, ſondern am meiſten quält mich der Gedanke, daß ich dich, mein Sohn, mit in mein Unglück gebracht habe, daß ich für dich ſchlechter geſorgt habe, als meine Eltern für mich. So oft ich dich anſehe, fällt mir dieſer Gedanke aufs Herz, und ich ſinne nach, wie ich dir rathen und helfen könnte. Aber vergebens! Das iſts, was mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Auf Freunde dürfen wir nicht hoffen, denn ſie haben mich alle verlaſſen, welche mir einſt mein Gut verzehren halfen, und verſchließen ihre Thüren vor mir.“ — Da ſagte der junge Fortunat: „Laß deinen Kummer um mich, liebſter Vater! Was brauchſt du um mich zu ſorgen, bin ich doch jung, ſtark und geſund. Ich will in fremde Länder reiſen und einen guten Dienſt ſuchen. Es iſt noch Glücks genug in der Welt, mir ſoll mein Theil ſchon noch werden! Was aber dich betrifft, ſo weißt du, daß der König dir gewogen iſt, und wenn du ihn um einen Dienſt anſprichſt, ſo wird er dir denſelben nicht verweigern, und du wirſt mit meiner Mutter bis an euer Ende ſorgenlos leben können. Ich danke euch, daß ihr mich ſo weit erzogen habt, und übrigens ſeid um mich außer Sorgen!“ Darauf ſtand er auf, ſetzte ſein Federſpiel auf die Fauſt, und ging hinaus. Er nahm ſeinen Weg nach dem Geſtade des Meeres zu, und überlegte, was er thun ſollte, um ſeinen Eltern nicht länger zur Laſt zu fallen, und ihnen durch ſeinen Anblick Kummer zu machen. Mit ſolchen Gedanke ſchweifte er am Strande hin, da ſah er eine venetianiſche Galeere im Hafen vor Anker liegen, welche aus dem gelobten Lande zurück kehrte. Da fiel es ihm ein, wie er gehört hatte, daß ſich auf dieſem ein Graf von Flandern befinde, welcher zwei Knechte durch den Tod verloren habe. Der Graf hatte ſeine Geſchäfte am Hofe beendet, der Schiffspatron ſeine Ladung eingenommen, Wind und Wetter waren günſtig, und ſo gab man auf der Galeere ſo eben das Zeichen zur Abfahrt, auf welches ſich alle Paſſagiere und Schiffsleute, die ſich etwa noch am Lande befinden mochten, eilig einſtellen mußten. Da ſah Fortunat auch den Grafen mit vielen andern Edelleuten kommen, welche ihn nach dem Schiffe begleiteten, und dachte bei ſich: Ach, wenn mich doch dieſer vornehme Herr in ſeinen Dienſt nähme, und mich ſo weit mit fortführte, daß ich mein Lebtag nicht wieder nach Cypern käme. Da faßte er ſich ſchnell ein Herz, trat an den Grafen heran, und verneigte ſich gegen ihn ſo recht nach feiner Sitte, daß ihm der fremde Herr wohl anmerken konnte, daß er keines Bauern Sohn ſei. Fortunat aber ſagte: „Gnädiger Herr, ſo ich recht gehört habe, ſind euer Gnaden zwei Knechte geſtorben, und dieſelben dürften wohl eines andern Knechtes bedürftig ſein.“ — Da fragte ihn der



Graf von Flandern: „Was verſtehſt du?“ — „Ich kann“ erwiderte Fortunat: „Jagen, Baizen und was zum Waidwerk gehört; kann auch wohl einen reiſigen Knappen abgeben.“ — Da ſagte der Graf: „Das wäre mir recht: aber ich fahre in fremde Lande, wo ich zu Hauſe bin, dahin wirſt du mich nicht begleiten mögen.“ — „Ach, gnädiger Herr,“ rief Fortunat: „und wenn ihr noch viel weiter zöget, ich wollte gern mit euch fahren — je weiter, deſto lieber!“ — Der Graf fragte ihn nun: welchen Lohn er begehre, aber Fortunat gab ihm zur Antwort: er fordere nichts, was der Graf meine, daß er verdiene, das ſolle er ihm geben. Dieſe Rede gefiel dem Grafen, ſo wie der ganze Anſtand des jungen Menſchen, er ſagte daher: „Doch die Galeere iſt im Begriff abzufahren! Biſt du zur Reiſe fertig?“ — „Ja, Herr!“ rief Fortunat, warf das Federſpiel, das ihm noch auf der Hand ſaß, in die Lüfte, und folgte dem Grafen als deſſen Knecht nach der Galeere, ohne von Vater und Mutter Urlaub zu nehmen, oder ihnen auch nur Kunde zu geben, wo er hingegangen ſei. Sie fuhren von dannen, Fortunat hatte nichts als frohen Muth, und ſo kamen ſie bald darauf nach Venedig.

Wie Fortunat bei ſeinem Herrn dem Grafen von Flandern in große Gunſt kommt, zuletzt aber von ihm die Flucht nimmt.

Der Graf von Flandern hatte Venedig mit allen ſeinen Herrlichkeiten ſchon früher genugſam geſehen, darum hielt er ſich daſelbſt nicht länger auf, als nöthig war. Sein Herz ſehnte ſich nach ſeiner Heimath, denn er hatte vor, ſich mit einer jungen und überaus ſchönen Fürſtin, einer Tochter des Herzogs von Cleve zu vermählen. Einem früheren Gelübde gehorchend, hatte er die Reiſe nach dem heiligen Grabe unternommen, es war aber daheim ſchon alles vorbereitet, daß, ſo wie er mit Gottes Hilfe glücklich heimkehrte, die Vermählung mit allen Feſtlichkeiten vor ſich gehen konnte. Die Sehnſucht nach ſeiner ſchönen Braut trieb ihn zur höchſten Eile. Er kaufte koſtbare Pferde und weſſen er ſonſt zur Landreiſe bedurfte, kaufte Kleinodien und herrliche Gewänder von Seide, Gold und Edelgeſtein, und was immer zur Verherrlichung der Hochzeit dienen konnte. Dabei bediente er ſich unter allen ſeinen Knechten vorzugsweiſe des jungen Fortunat, weil derſelbe nicht allein der welſchen Sprache mehr als die übrigen mächtig war, ſondern ſich auch beim Einkauf überaus klug und auf den Vortheil ſeines Herrn bedacht zeigte. Der Graf fand daher großes Wohlgefallen an ihm, und gewann ihn ſehr lieb. Als Fortunat dieſes bemerkte, wurde er nur noch eifriger in ſeinem Dienſte, und ſann Tag und Nacht darauf, es ſeinem Herrn recht zu machen, war frühmorgens der erſte, welcher ihm aufwartete und Abends der letzte, welcher ſich zur Ruhe begab. Das entging ſeinem Herrn nicht. Als daher die eingekauften Roſſe gemuſtert wurden, und es ſich zeigte, daß unter denſelben, wie dieſes immer zu geſchehen pflegt, auch einige fehlerhafte waren, da erhielten die übrigen Knechte die mangelhaften Pferde, Fortunat aber bekam von dem Grafen eines der beſten. Dieſes verdroß die Knechte nicht wenig; ſie faßten gegen Fortunat einen heimlichen Groll, ſchalten unter einander auf ihn ſoviel ſie konnten, mußten es aber doch geſchehen laſſen, daß er ihrem Herrn zur Seite ritt und durfte ihn keiner verklagen und verleumden. — Der Graf von Flandern war ein guter und gottesfürchtiger Herr, welcher das Beſte ſeiner Unterthanen wahrnahm, als er daher heimkehrte, wurde er mit lautem Jubel und mit Dank gegen Gott, der ihn in fremden Landen behütet und bewahret, von ſeinen Unterthanen empfangen. Alle ſeine Verwandten und Freunde, die reichen Herren des Landes kamen zuſammen, um ihn zu begrüßen und ihn zu bitten, nunmehr ſeine Vermählung zu vollziehen. Dazu war der Graf gar gern bereit, und er bat jene, ſich dieſer Angelegenheit anzunehmen und ſogleich zum Hochzeitfeſte bei ihm zu bleiben. Dieſes ward auf das Herrlichſte ausgerichtet, und die Schönheit der Braut, einer Tochter des Herzogs von Cleve, erntete großes Lob ein. Zu ihren und der andern anweſenden Frauen Ehren und unter deren Augen wurde Rennen und Turnei gehalten und Ritterſpiel aller Art getrieben. Unter all den Edelknechten und anderen Dienern, welche die anderen anweſenden Fürſten und Herren mit ſich gebracht hatten, war keiner, der durch zierliches und gewandtes Weſen, Herren und Damen ſo wohlgefallen hätte, wie Fortunat. Der Graf wurde mehr als einmal gefragt, wie er zu dieſem vortrefflichen Diener gekommen ſei, und dann erzählte er, daß er jenen auf der Rückreiſe von Jeruſalem von der Inſel Cypern mitgenommen habe, und rühmte, daß derſelbe ein vortrefflicher Jäger ſei, und ſich nicht minder gut auf jede Art von Dienſt verſtände. Fürſten und Herren und auch viele von den edlen Damen beſchenkten den Fortunat mit reichen Geſchenken, weil ihnen ſein Betragen gefiel und ſie vernahmen, daß er bei ſeinem Herrn in ſo hoher Gunſt ſtehe. Nachdem nun das Turnier der Ritter vorüber war, beſchloſſen der Herzog von Cleve und der Graf von Flandern, daß auch die Knappen und Knechte ein Stechen halten ſollten, und ſetzten ihnen zwei Kleinode zum Preiſe aus, welche diejenigen erhalten ſollten, die ſich am beſten hielten. Die Diener waren darüber hoch erfreut; ſie wurden in zwei Parteien getheilt, welche wider einander kämpfen ſollten, und wie es nun zum Stechen kam, gewann auf der einen Seite der Diener des Herzogs von Brabant den Preis, während auf der andern Fortunat es allen übrigen zuvorthat. Es kränkte die Knechte nicht wenig, daß der bartloſe Ausländer, der ihnen ohnedieß durch ſein glattes Weſen verhaßt war, vor ihnen den Preis davontragen ſollte, und ſie beredeten daher den Knecht des Herzogs von Brabant, welcher ein kräftiger und im Umgange mit den Waffen erfahrner Menſch war, den Welſchen zum Kampfe herauszufordern, indem er ſein Kleinod gegen dasjenige ſetzte, welches Fortunat erhalten hatte. Timotheus gab dieſen Bitten gern nach, weil er meinte, daß er mit dem jungen Fant gar ſchnell fertig werden würde, und Fortunat nahm die Ausforderung ohne vieles Bedenken an, obwohl er ſich im Stechen noch wenig geübt hatte. Die Herren, welche man um Erlaubniß bat, gaben den Kampf gern zu und waren begierig zu ſehen, wie derſelbe ablaufen werde. Aufs Beſte gerüſtet fanden ſich die beiden Kämpfer des andern Tages auf der Rennbahn ein, und ritten mannlich wider einander. Beide hielten ſich eine Zeit lang trefflich, aber bei dem vierten Rennen warf Fortunat den Timotheus ſo aus dem Sattel, daß dieſer wohl um die Länge einer Lanze hinter ſeinem Gaul zu liegen kam. So gewann Fortunat beide Kleinode, die wohl zweihundert Kronen werth waren; ärntete großes Lob bei Herren und Damen, ward aber auch von ſeinen Geſellen nur noch mehr beneidet und gehaßt. Beſonders freute ſich der Graf von Flandern, daß einem ſeiner Diener die beiden Kleinode zu Theil geworden waren, ohne zu ahnen, welchen Widerwillen ſeine Knechte gegen Fortunat gefaßt hatten. Eines Abends waren ſämmtliche Knechte des Grafen in der Halle bei einander, und nur Fortunat, der im Dienſte ſeines Herrn beſchäftigt war, fehlte; da hatten jene denn Gelegenheit, ihren Groll gegen den jungen Welſchen unter einander laut werden zu laſſen. Da ſagte ein liſtiger alter Reiter, welcher Rupert hieß: „Hätte ich nur baare zehn Kronen, ſo wollte ich den jungen Gelbſchnabel wohl ſo weit bringen, daß er ſich gar eilig aus dem Staube machte, ohne von irgend Jemand, am wenigſten von unſerm Herrn Urlaub zu nehmen, und es ſollte auf keinen von uns der geringſte Verdacht fallen, daß wir ihn vertrieben hatten.“ Da baten ihn die andern, er möge dieß ſobald als möglich ins Werk richten. „Wohlan,“ ſagte der alte Rupert, „ſo gebe mir ein jeder von euch eine halbe Krone, und wenn ich ihn dann nicht binnen Kurzem auf- und davon reiten laſſe, ſo will ich jedem von euch eine ganze Krone für die halbe zurückzahlen.“ Dazu waren alle bereit und ſo ſchoſſen ſie alsbald 15 Kronen zuſammen, welche ſie dem Rupert übergaben. Dieſer nahm das Geld und ſagte: „Nun kümmert euch nicht, was ich thue, rede mir auch keiner drein, und laſſet euch nicht merken, daß wir irgend etwas vorhaben.“ In den folgenden Tagen ſtellte ſich nun der alte Schalksknecht überaus freundlich gegen Fortunat, geſellte ſich zu ihm, wo es nur geſchehen mochte, und tractirte ihn zum öftern mit Wein und köſtlichen Speiſen. Fortunat merkte ſeine Hinterliſt nicht, ſondern freute ſich unter den ihm fremden Menſchen einen wohlwollenden gefunden zu haben, auch ſchmeichelte es wohl ſeiner Eitelkeit, wenn der Alte ſeine Schönheit, ſeinen ritterlichen Anſtand und ſein zierliches Weſen pries, ihm ſagte, daß er ihn mehr liebe als ſeinen Bruder, und alles für ihn zu thun bereit ſei. Als nun die übrigen Knechte ſahen, daß Rupert ſo vertraut mit dem Jünglinge umging, und ſich mit ihm von dem Gelde, das ſie zuſammengeſchoſſen hatten, luſtige Tage machte, ſprachen ſie unter einander: „Ei, was ſoll das heißen, meint der Alte den jungen Fant auf die Weiſe vom Hofe zu vertreiben. Wahrlich, wenn er noch über dem Meere in Cypern ſäße und hörte, daß ihm hie ein ſo luſtiges Leben erwarte, er eilte ſo bald als möglich herzukommen. Der alte Schalk ſteckt mit dem jungen hinter einer Decke, und ſie lachen ſich wohl beide ins Fäuſtchen, daß ſie uns ſo geprellt haben. Aber Rupert ſoll ſeine dreißig Kronen herausrücken und müßte er ſeinen einzigen Rock verkaufen.“ Als Rupert dieſe Reden ſeiner Geſellen zu Ohren kamen, ſagte er zu ihnen: „Ihr Narren, habt Geduld, mit dem letzten Heller aus meiner Taſche wird das junge Herrchen verflogen ſein.“ Bald darauf ſuchte der Alte eines Abends, als bereits Jedermann zu Bette gegangen war, ſeinen jungen Freund Fortunat, welcher die Wache hatte, auf und ſetzte ſich zu ihm nieder, indem er zwei Flaſchen Wein auf den Tiſch ſtellte. Er trank dem Jünglinge wacker zu, ſprach mit ihm von dieſem und jenem, und begann endlich, als er merkte, daß dem Fortunat der Kopf warm zu werden anfing: „Ja, guter Freund, ich könnte euch wohl was mittheilen, was euch, wenn ihr kein Narre ſeid, nur Freude machen kann, denn ihr werdet dadurch jedenfalls zu großen Ehren gelangen.“ Fortunat horchte auf, und ſah ihn fragend an. „Ihr müßt wiſſen,“ fuhr Rupert fort: „daß der Herr Kanzler mein großer Gönner iſt, und ſchon manchmal ein Wort gegen mich hat fallen laſſen. Na, laßt euch kein graues Haar darüber wachſen, ich ſage euch, man hat nichts als liebes und gutes mit euch vor. Ihr werdet bald in beſſere und angenehmere Geſellſchaft kommen, als ihr jetzt um euch ſeht. Dann bitte ich euch nur, gedenkt zuweilen des alten Rupert, der es ſo herzlich gut mit euch meinte, und wendet mir, wenn es ſich ſchickt, manchmal etwas Gutes zu.'' Fortunat wußte nicht, was der Alte wollte, und drang in ihn, ihm zu ſagen, was man mit ihm vorhabe. Der Alte wollte lange nicht mit der Rede herausrücken, und meinte, es könnte ihm Ungelegenheiten machen, wenn der Kanzler erführe, daß er geplaudert habe: als aber Fortunat nicht nachließ in ihn zu dringen, faßte er die Hand des Jünglings, ſah ihm ſcharf in die Augen und ſagte endlich lachend: ,,Junger Herr, habt ihr wirklich nicht gemerkt, daß unſere junge ſchöne Gräfin mit ganz beſonderm Wohlgefallen eure Dienſte ſich gefallen läßt.'' Fortunat wurde purpurroth im Geſicht und ſagte: ,,Pfui, was denkt ihr, Alter, weder bin ich ſo frech, meine Augen bis zu unſerer gnädigen Herrſchaft zu erheben, noch hat mich die Frau Gräfin je ein größeres Wohlgefallen merken laſſen, als jedem andern treuen Diener ihres Gemahls.'' — ,,Ei,'' ſagte der alte Rupert: ,,Gott ſoll mich behüten, arges von euch oder unſerer gnädigen Frau zu denken. Ich weiß gar wohl, daß ihr ein reines und unverdorbenes Herz habt, und daſſelbe meint auch unſer Herr, der euch mehr liebt als irgend einen ſeiner Diener. Aus euern jetzigen Reden habe ich mich aufs neue überzeugt, daß ihr keinen Werth auf ſinnliche Leidenſchaft legt, und darf euch daher wohl unverholen ſagen, was man mit euch vorhat, denn ihr werdet es ſicher dankbar als ein großes Glück annehmen. Wißt denn, lieber Geſelle, unſere gnädige Frau hat neulich den Herrn gebeten, er möge euch ihr ausſchließlich zum Diener übergeben, weil ſie ſo großes Wohlgefallen an euren zierlichen Sitten, an den artigen Liedern, die ihr wißt und an eurem ganzen Sein und Weſen findet. Der Graf iſt nun auch entſchloſſen, ihr zu willfahren, weil er weiß, daß er keinen beſſern und zierlicheren Diener für ſeine Gemahlin finden könne. Er hat ſich gegen den

Herrn Kanzler mit den größten Lobeserhebungen über euch ausgeſprochen: nur meinte er, ihr wäret ein ſo ſchöner Jüngling, das Fleiſch des Menſchen ſei ſchwach, und wenn er auch ſelbſt von ſeiner Gemahlin und eurer Tugend feſt überzeugt ſei, ſo würde er doch nicht ohne Angſt ſein, ſo gäbe es doch Leute, welche allerlei ſprechen, euer Glück beneiden und euch wohl gar bei ihm verleumden würden; — in Summa es ſei das Beſte, um zugleich ſeinem eigenen und ſeiner Gemahlin Wunſche genügen zu können und aller Sorgen und alles Geſchwätzes der Leute ledig zu ſein, euch allerdings jenen Dienſt zu übergeben, ja euch zur Würde eines erſten Kammerherrn der Gräfin zu erheben, zuvor jedoch eine Operation mit euch vorzunehmen, die hier zu Lande zwar etwas ungewöhnlich iſt, jedoch in euren ſüdlichen Gegenden häufig vorgenommen werden ſoll, zumal in der heiligen Stadt Rom ſelbſt, wo man durch dieſes Mittel zur Ehre Gottes unübertreffliche Sänger zu Wege bringen ſoll.“ Fortunat war bei dieſer Rede des alten Schalks ganz bleich geworden, zitterte am ganzen Leibe, ſprang nach den letzten Worten Ruperts von ſeinem Sitze auf, und ergriff ſein Schwert und ſein Baret. Da rief Rupert im Tone der Verwunderung: „Was iſt euch junger Herr? wo wollt ihr hin?“ — „Fort will ich,“ ſchrie Fortunat: „Fort aus dieſer Mördergrube. Allmächtiger Gott, wodurch habe ich dieſe Schmach verdient! Aber ich danke euch, alter Freund, daß ihr mich gewarnt habt. Ich flehe euch um Gottes Willen, ſagt mir Mittel und Wege, wie ich ſobald als möglich unbemerkt aus dem Schloſſe kann, wo ich mich in dieſem unbekannten Lande hinwenden ſoll? Der Boden brennt unter meinen Füßen: ich habe keinen Augenblick Ruhe, bis ich dieſer Schmach, dieſer äußerſten Gefahr entronnen bin.“ Rupert rief: „Brav, Fortunat, es freut mich, daß ich mich in dir nicht geirrt habe, und ich will dir einen großen Beweis meiner Freundſchaft geben. Ich weiß, ſie werden es errathen, wer dich von ihren Anſchlägen unterrichtet hat; ſie werden mich zur Rechenſchaft ziehen und mich verfolgen: aber ich will alles gern erdulden, wenn ich nur deine Ehre dir erretten kann. Jetzt ſind alle Thore der Stadt geſchloſſen, ſo daß Niemand weder aus, noch ein kann, aber mit Sonnenaufgang, wenn zur Mette geläutet wird, werden alle Thore geöffnet, dann mußt du unbemerkt hinauszukommen ſuchen. Eile nach dem kleinen Thore, welches die Kuhpforte genannt wird: dort gehen wenige Menſchen aus und ein, und ich will noch vor dir dahin gehen und den Thorwächter ſo zu beſchäftigen wiſſen, daß er dich nicht erkennt, wenn du hinausreiteſt.“ Fortunat dankte dem alten Schelm noch ein mal für ſeine Freundſchaft und bat ihn, ſeine Abreiſe nicht zu verrathen, ſondern ſie mindeſtens drei Tage geheim zu halten, damit man ihn nicht einzuholen vermöchte, wenn man ihn etwa verfolgen wollte. „Ei, verſteht ſich,“ ſagte der Alte: „kein Menſch in der Welt erfährt von mir, daß du fort biſt, und wohin du dich gewendet haſt; aber ich will mich ſtill hinweg ſchleichen, damit Niemand uns hie etwa trifft, und merkt, daß wir uns beredet haben. Leb wohl, du ſchmucker Junge, Gott weiß, wie ſauer mir der Abſchied von dir wird, denn ich habe dich geliebt, wie meinen Sohn. Nun, Gott geleite dich, und laſſe es dir wohlgehen. Er rette dich aus der Gefahr, in der du jetzt ſchwebſt, und gebe dich in den Schutz der himmliſchen Heerſchaaren. Stärke dich noch mit einigen Stunden Schlafes zu dem anſtrengenden Ritte, den du morgen vorhaſt.“ Fortuaat konnte kein Auge zuthun. Er blieb wach in der entſetzlichſten Angſt, daß es ſchon zu ſpät ſein könnte, daß man noch in dieſer Nacht das entſetzliche Verbrechen an ihm begehen könnte, und kaum ertönten die erſten Schläge des Mettenglöckleins, da warf er ſich auf ſein Roß, nahm ſein Federſpiel und ſeinen Hund, und eilte durch jene, ihm von Ruppert bezeichnete Pforte hinaus, als ob er auf die Jagd geben wollte. Kaum hatte er das Thor hinter ſich, ſo jagte er mit ſeinem Roſſe ſo eilig von hinnen, als gelte es durch dieſe Flucht Leib und Leben zu erretten.

Wie Fortunat zu London in ſchlechte Geſellſchaft geräth.

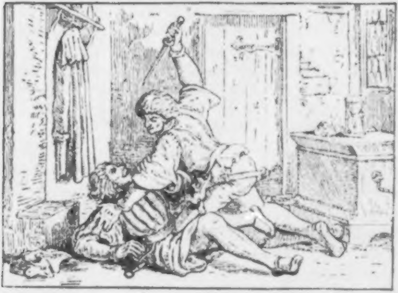
Nachdem Fortunat einen Weg von etwa zehn Meilen zurückgelegt hatte, kam er in eine Stadt, wo ihm ein dort wohnender Roßhändler bekannt war. Zu dieſem eilte er hin und ſagte ihm, daß er in Angelegenheiten ſeines Herrn eine eilige Reiſe unternehmen müſſe. Nun ſei ihm ſein Pferd ſchwach geworden, auch wären ihm ſein Hund und das Federſpiel, welches er thörichter Weiſe mitgenommen hätte, im Wege; der Roßkamm möge ihm daher ein gutes, ſtarkes Pferd verkaufen, und durch einen ſeiner Knechte ſein von ihm mitgebrachtes Pferd nebſt Hund und Federſpiel zu dem Grafen von Flandern ſchicken. Der Roßhändler war alles wohl zufrieden, und Fortunat, welcher ſich freute, ſeinem Herrn auf dieſe Weiſe alles, was demſelben gehörte, zurückgeſtellt zu haben, ſetzte ſeine Reiſe aufs Eiligſte fort. Als der Graf von Flandern erfuhr, daß ſich Fortunat ohne Urlaub hinwegbegeben hatte, wußte er nicht, was er davon denken ſollte, denn er ſelbſt hatte den Jüngling niemals mit einem ſcheelen Blicke angeſehen und er wußte an ſeinem ganzen Hofe Niemanden, der dem Jünglinge gram geweſen wäre. Der Graf wunderte ſich über dieſe ſchnelle Abreiſe Fortunats um ſo mehr, als derſelbe noch eine anſehnliche Summe an rückſtändigem Lohne von ihm zu fordern hatte; daher befragte jener alle ſeine Diener einzeln, ob ſie nicht wüßten, was die Urſache dieſer Flucht ſei. Es ſagte aber einer, wie der andere, daß er es nicht wiſſe, und daß weder er noch einer ſeiner Geſellen dem jungen Welſchen jemals ein Leid zugefügt habe. Darauf ging der Graf in die Gemächer ſeiner Gemahlin. und fragte dieſe ſowie alle ihre Hoffrauen, ob ſie wüßten, daß ſeinem Diener Fortunat durch irgend Wen ein Leid angethan worden ſei? Aber die Gräfin ſagte: „Wir wiſſen alle, daß ihm niemals etwas zu leide gethan worden iſt. Ja er war noch geſtern bis zur Abendſtunde hie bei uns, und erzählte uns von den Sitten und Gewohnheiten ſeines Landes. Wir ergötzten uns an ſeiner Rede und an dem gebrochenen Deutſch, in welchem er ſie vorbrachte und lachten herzlich. Das beluſtigte auch ihn, und ſo verließ er uns lachenden Mundes.“ Zuletzt, als er von Niemand Kunde erhalten konnte, ſagte der Graf: „Nun, wenn ichs auch jetzt nicht erfahren kann, weßhalb uns Fortunat verlaſſen hat, ſo kommt doch noch die Zeit, wo ich es entdecke. Und wer dann ſchuldig befunden wird, der ſoll es ſchwer entgelten. Wahrlich ich liebte dieſen Diener ſo ſehr und hatte ihn ſo gut an meinem Hofe geſtellt, daß ich hoffte, er würde mich niemals verlaſſen.“ — Als der ränkevolle Ruppert inne ward, wie ſehr ſeinen Herrn die Flucht Fortunats verdroß, ging er zu ſeinen Geſellen und bat ſie, daß ſie ihn nicht als denjenigen verrathen möchten, der den Fortunat vertrieben habe. Das verſprachen ſie zwar, aber ſie waren auch begierig zu wiſſen, wie er es angefangen habe, um den Jüngling zu bewegen, daß er ſo eilig und heimlich entflohen, als ob er ein Verbrechen begangen hätte. Ruppert ließ ſich eine Weile bitten, dann ſagte er ihnen: „Als ich mit Fortunat nähere Bekanntſchaft gemacht hatte, erzählte er mir, daß ſein Vater ehemals anſehen und reich geweſen, ſpäter aber herunter gekommen ſei. Dieß habe ich benutzt, um ihm nach einiger Zeit zu erzählen, es habe an dieſem Tage ein reitender Bote vorgeſprochen, welcher von Cypern aus an den König von England geſchickt ſei, um dieſem zu melden, daß der König von Cypern geſtorben ſei. Da hätte ich mich bei dem Boten, welcher ſich nur kurze Zeit aufgehalten, nach ſeinem Vater in Cypern erkundigt und erfahren, daß der König von Cypern kurze Zeit vor ſeinem Tode jenen zum Grafen erhoben, und mit den Gütern eines ohne Leibeserben verſtorbenen Grafen beſchenkt. Fortunat gab ſich den Schein, als glaubte er meiner Erzählung nicht, iſt aber noch in derſelben Nacht davon geritten.“ Die Diener, welche dieß hörten, glaubten den Worten Rupperts, ſprachen aber unter ſich: „Wie thörigt iſt Fortunat geweſen. Warum hat er ſein Glück nicht unſerm Herrn angezeigt, der hätte ihn herrlich ausgerüſtet und mit Ehren durch einige von uns heimgeleiten laſſen.“ — Fortunat eilte indeß ſo ſchnell als ſein Roß nur vermochte immer weiter, weil ihn die Furcht noch nicht verlaſſen hatte, daß ihm ſein Herr nachſchicken und ihn zurückbringen laſſen möchte. Endlich gelangte er nach Calais, und freute ſich, als er hier ein Schiff fand, welches nach England zu ſegeln im Begriff war. Erſt nachdem er auf engliſchem Boden ſtand, wagte er wieder frei aufzuathmen. Er begab ſich nach London, der Hauptſtadt von England, deſſen Bewohner ſchon damals einen ſehr ausgebreiteten Handel trieben, und wo ſich ſtets eine Menge von Menſchen aller Nationen aufhielten. So lag denn zu der Zeit, wo Fortunat nach London kam, daſelbſt eine Galeere aus Cypern vor Anker, auf welcher einige cypriſche Kaufleute reiche und köſtliche Güter gebracht hatten. Unter dieſen Kaufleuten waren zwei Jünglinge, denen ihre Väter eine große Menge ausgezeichneter Waren anvertraut hatten. Sie waren zum erſtenmale auf Reiſen, und wußten nicht, wie ſie ſich in der Fremde benehmen ſollten. Die Lehren ihrer Väter hatten ſie bald vergeſſen, als ſie die große reiche Stadt kennen lernten und die Menge des Geldes in ihre Hände kam, welches ſie aus dem Verkauf der Waaren löſten. Dieſe Jünglinge traf Fortunat zufällig bald nach ſeiner Ankunft in London, und da er mit ihnen in Cypern aufgewachſen war, ſo freuten ſich die Landsleute herzlich über dieſes unerwartete Wiederſehen in dem fremden

Lande, und hielten eng zuſammen. Wie es aber in großen Handelsſtädten zu gehen pflegt, ſo ſchloſſen ſich an die jungen und reichen Ausländer bald eine Menge unnützer und liederlicher junger Burſchen an, welche ein Geſchäft daraus machten, unerfahrne Fremde in ihre Netze zu locken, um mit ihnen und auf ihre Koſten herrlich und in Freuden zu leben, ſo lange es gehen wollte. Sie verführten die Fremden mit ſchönen Frauen, Spiel und Wohlleben. Da lebten Fortunat und ſeine Landsleute eine Zeit lang herrlich und in Freuden mit ſchönen Buhlerinnen. Wenn einer eine hübſche hatte, ſo wollte der andere eine noch ſchönere, es koſtete was es wollte. Das trieben ſie bis zu einem halben Jahre. Zuletzt kam es dahin, daß ſie nicht viel baar Geld mehr hatten, doch der eine hatte mehr verloren als der andere. Fortunat hatte am wenigſten gehabt, und war auch am ehſten fertig geworden. Doch auch bei den andern hatte es nicht gereicht; was ſie zu London gelöſt hatten, das war alles mit ſchönen Frauen verthan. Bald war die Liebe aus, und Spott ihr Dank. „Fahret hin und holet mehr!“ Das war der Troſt, mit dem ihre Geliebten ſie entließen. Indeß waren die cypriſchen Kaufleute mit Kaufen und Verkaufen fertig, und der Patron der Galeere ſchickte ſich zur Heimreiſe an. Da gingen auch die beiden jungen Kaufleute in ihre Herberge und machten ihre Rechnung. Sie fanden, daß ſie wohl viel Geld gelöſt, aber nicht viel dafür gekauft hatten, wie ihnen ihre Väter befohlen. Es war alles um naſſen Zucker gegeben, und hätten ſie noch mehr gelöſt gehabt, es wäre auch aufgegangen. Sie ſetzten ſich auf die Galeere, und fuhren heim ohne Waare; wie ſie aber daheim empfangen worden, mag ihre Sorge bleiben.

Wie Fortunat bei einem Kaufmann in Dienſt tritt, und ſchier um ſein Leben kommt.

Als nun Fortunat allein und ohne Geld war, da dachte er: hätt ich nur zwei oder drei Kronen, ſo wollte ich nach Frankreich fahren und einen Herrn ſuchen, — und ging wieder zu ſeiner Geliebten, um ſie zu bitten, ihm zwei oder drei Kronen zu leihen, weil er nach Flandern zu ſeinem Vater wollte, um vierhundert Kronen zu holen, die er nachher mit ihr fröhlich durchbringen würde. Das Mädchen ſprach: „Weißt du Geld zu holen, ſo magſt dus gern thun, doch mir ohne Schaden.“ Da ſah Fortunat wohl, daß er nichts zu hoffen habe, und dachte: hätt ich nur mein Geld wieder, ich wollts ihr nicht wieder zu bewahren geben. Er ſagte: „Liebes Kind, laß Wein holen, damit wir fröhlich zuſammen ſind.“ Die Buhlerin rief ihre Magd, und ſprach: „Geh und hol einen Krug Dünnbier und gieb dem Eſel zu ſaufen!“ — Das war der Dank, den er um ſie verdiente. Da beſchloß Fortunat zu dienen, bis er ſich ein paar Kronen zur Reiſe verdient hätte, ging auf die Lombarderſtraße, wo ſtets ein großer Zuſammenfluß von Geſchäftsleuten ſtattfand, und fragte hin und her: ob Niemand einen Knecht brauche? So traf er auf einen reichen venetianiſchen Kaufmann, welcher eine große Menge von Leuten in ſeinem Dienſte hatte, der nahm ihn an und verſprach ihm monatlich zwei Kronen Lohn. Nachdem ihn jener Kaufmann, welcher Geronimo Roberto hieß, mit ſich nach Hauſe genommen und ihn zu einigen kleinen Dienſten gebraucht hatte, merkte er, daß Fortunat wohl Geſchick und Verſtand habe, und ſtellte ihn daher beim Waarenlager an, daß er für das Einpacken der Waaren in die Schiffe und das Auspacken aus denſelben Sorge tragen ſollte. Da nun die Schiffe in großer Entfernung von der Stadt vor Anker zu liegen pflegten, ſo brachte Fortunat die meiſte Zeit auf dem Hin- und Herwege nach dem Hafen außerhalb des Hauſes ſeines Herren zu. — Zu derſelben Zeit hielt ſich zu London ein junger Florentiner Namens Andreas auf, deſſen Vater ihn mit großem Gute ausgeſchickt hatte, um Handelsgeſchäfte zu unternehmen. Der Jüngling gerieth auf ſchlechte Wege, und brachte das ihm anvertraute Geld in kurzer Zeit durch. Hiermit aber noch nicht zufrieden, forderte er von ſeinem Vater wiederholt neue große Summen, indem er ihm vorſpiegelte, daß er die vortheilhafteſten Geſchäfte gemacht habe, und ihm nächſtens große Sendungen von Waaren zukommen laſſen werde. Der gutmüthige Vater ſchenkte ſeinem Sohne leider Glauben und wurde zum armen Manne, während er von Tag zu Tag vergebens auf die Ankunft der Waaren hoffte. Der junge Wüſtling hatte endlich alles durchgebracht, und nachdem er auch allen Credit eingebüßt hatte, welchen ihn ſein früherer Wohlſtand verſchafft hatte, begab er ſich heimlich von London hinweg und kehrte nach Welſchland zurück mit dem Entſchluß, jede Gelegenheit zu benutzen, durch welche er wieder zu Glücksgütern kommen konnte. Als er nun zu Turin in Italien angekommen war, hörte er von ſeinem Wirth, daß in dieſer Stadt ein engliſcher Edelmann Schulden wegen gefangen gehalten werde, welcher zu London in hohem Anſehn ſtehen ſollte. Andreas hatte den Namen deſſelben in London wohl gehört, und bat den Wirth, daß er ihn zu dem Edelmanne führen ſollte, welches jener auch that. Andreas redete den Edelmann auf engliſch an, ſagte ihm, daß er im Begriff ſtehe, nach London zurück zu kehren, und fragte ihn, ob er ihm etwa zu ſeiner Freiheit behülflich ſein könne. Der Edelmann war hocherfreut und fragte jenen: ob er in London den Geronimo Roberto kenne? Andreas erwiderte: „Ja wohl kenne ich ihn, und er iſt einer meiner beſten Freunde." Da ſagte der Edelmann: „So thut mir den Gefallen, werther Herr, und ſuchet den Roberto auf, ſobald ihr nach London kommet. Saget demſelben, in welcher Lage ich mich hier befinde, und wie ich ihn bitten ließe, er möge mir helfen. Roberto kennt meine Verhältniſſe, und ich will ihm das Geld, was er für mich auslegt, dreifach zurück erſtatten, wenn ich erſt frei bin. Auch dir, mein Freund, will ich deine Mühe reichlich vergelten, und ich bitte dich noch in London meine Anverwandten aufzuſuchen, ihnen mein Gefängniß zu erzählen und ſie zu bitten, daß ſie bei Geronimo für mich Bürgſchaft leiſten.'' Nachdem Andreas dem Edelmann die beſten Verſprechungen ihm zu dienen gegeben hatte, eilte er bald nach London zurück. Er ging ſogleich zu Roberto, und trug ihm den Auftrag des Edelmanns vor. Der Kaufmann wäre auch gern bereit geweſen, dieſem zu helfen, da er wußte, daß derſelbe ein bei Hofe angeſehener Mann ſei, da er aber auch den Andreas gar wohl kannte und wußte, daß derſelbe ein Taugenichts ſei, ſo ſetzte er Mißtrauen in deſſen Erzählung, und beſchloß daher vorſichtig zu Werke zu gehen. Er gab ihm alſo dieſe Antwort: ,,Gehe zu den Verwandten des Edelmanns und an den königlichen Hof, kannſt du da mir Bürgſchaft verſchaffen, ſo will ich das Geld vorſchießen.'' Bei den Vettern fand Andreas taube Ohren, ſie kümmerten ſich wenig um den Gefangenen, und ſagten derſelbe ſei im Auftrag des Königs auf Reiſen gegangen, darum möge ihm auch der König helfen. Als Andreas an den Hof kam, wurde er nicht ſogleich bei dem Könige vorgelaſſen, fand aber Gelegenheit, über mancherlei zu ſprechen und mancherlei zu hören. So kam ihm unter andern zu Ohren, daß der König erſt vor kurzem ſeine Schweſter an den Herzog von Burgund verheirathet habe, und daß er derſelben nächſtens noch ein überaus prachtvolles und koſtbares Hochzeitgeſchenk nachſchicken wolle. Daſſelbe beſtehe in einem herrlichen Diamantenſchmuck, und der König habe es bereits einem ihm ſehr ergebenen und allgemein als überaus rechtlich bekannten Edelmann übergeben, welcher in einigen Tagen damit nach Burgund abreiſen ſolle. Dieſe Nachricht benutzte Andreas ſogleich. Er ſuchte den Edelmann, welcher in Geſchäften bei Hofe war, auf, ſagte ihm, daß er gehört habe, wie ihm der König den Schmuck für die Herzogin von Burgund übergeben habe, und bat ihn, er möge ihn doch denſelben, wenn es anginge, ſehen laſſen, denn er ſei ein Juwelenhändler, welcher ſich auf derartige Dinge verſtehe. Auch habe er ſchon in Italien davon gehört, daß der König von England koſtbare Steine ſuche, und er ſei daher in der Hoffnung nach London gekommen, hier einige beſonders ſchöne Diamanten verkaufen zu können. Da nun der Edelmann von dem Könige den Auftrag hatte, noch einige Kleinodien zu dem Schmucke zu kaufen, wenn ſie ſich ihm darböten, ſo nahm er den vermeintlichen Juwelenhändler ſehr freundlich auf und lud ihn ein, ihn in ſeine Wohnung zu begleiten. Als ſie hier angekommen, war es eben um die Mittagszeit, und der Edelmann bat daher den Andreas, ehe ſie die Kleinodien beſichtigten erſt mit ihm zu Mittag zu ſpeiſen. Der Edelmann bewirthete ſeinen Gaſt auf das Trefflichſte, nachdem ſie aber genug gegeſſen und getrunken hatten und fröhlich geweſen waren, führte er ihn in ſeine Schlafkammer und holte aus einem ſchönen unter ſeinem Bett ſtehenden Kaſten, den Schmuck, welcher aus fünf Kleinoden beſtand, die funfzigtauſend Kronen werth waren. Andreas beſah die Kleinode aufs ſorgfältigſte und lobte ſie, ſetzte aber dann hinzu: „So ſchön dieſe Steine ſind, ſo habe ich doch einige Diamanten, welche ſich noch ſchöner ausnehmen würden, wie dieſe.“ Der Edelmann freute ſich dieſer Worte, und machte dem Andreas Ausſicht, daß er ihm die Steine in Auftrag des Königs wohl noch abkaufen möchte, wenn ſie wirklich ſo köſtlich wären, wie er ſagte. Andreas erwiderte: „So kommt morgen Mittag zu mir, edler Herr, und erweiſt mir die Ehre, bei meinem Freunde Geronimo Roberto, bei welchem ich wohne, mit mir zu ſpeiſen, dann will ich euch meine Kleinode zeigen.“ Der Edelmann verſprach ihm zu kommen. Andreas ging zu Geronimo zurück und ſagte zu ihm:

„Ich habe am Hofe einen Bürgen für euch gefunden, und habe ihn auf morgen zum Mittageſſen geladen, damit ihr mit ihm Rückſprache nehmen könnet.“ Als Geronimo Roberto den Namen des Edelmanns erfuhr, welcher, wie Andreas ſagte, Bürge ſein wollte, war er es wohl zufrieden, denn er kannte ihn als einen angeſehenen und rechtlichen Mann. Am folgenden Tage erſchien Andreas in der Mittagsſtunde mit dem Edelmann, und ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzten, flüſterte er dem Geronimo ins Ohr: „Der Edelmann wünſcht, daß während des Eſſens kein Wort von dem Geſchäfte geſprochen werde, weil er nicht möchte, daß davon ein Gerede unter die Leute käme.“ Sie ſaßen lange bei Tiſche und ließen es ſich wohl ſein, bis Geronimo durch ein Geſchäft abgerufen wurde. Er bat ſeine Gäſte, ſich nicht ſtören zu laſſen, und ſagte noch dem Andreas ins Ohr, er möge, wenn ſie aufgeſtanden wären, mit dem Edelmann zu ihm auf ſein Geſchäftszimmer kommen, damit ſie die Angelegenheit wegen der Bürgſchaft beſprächen. Bald nachdem ſich Geronimo entfernt hatte, forderte Andreas den Edelmann auf, mit ihm in ſeine Kammer zu gehen, um die Kleinode zu beſichtigen. Die Kammer lag grade über dem Geſchäftszimmer Robertos. Als ſie hineingetreten waren, ſchloß Andreas einen Koffer auf, und als ſich der Edelmann herabneigte, um nach den Kleinoden zu ſehen, zog jener ſchnell ein ſcharfes Meſſer, riß den Edelmann zu Boden, warf ſich über ihn und brachte ihn durch viele tiefe Stiche in Hals und Bruſt um. Darauf zog er ihm ſeinen Siegelring vom Finger, nahm ihm ſeine Schlüſſel ab und eilte davon. Er ging gerades Weges nach dem Hauſe des Edelmanns, trat vor die Frau deſſelben und ſagte: „Edle Frau, euer Gemahl ſchickt mich, um die Kleinode des Königs zu holen, die er mir geſtern gezeigt hat; er will ſie mit den meinen vergleichen. Zum Zeichen, daß ihr mir trauen ſollet, hat er mir dieſen ſeinen Ring mitge-



geben und die Schlüſſel zu dem Kaſten, in welchem ſich der Schmuck befindet.“ Die Frau mußte ihm auf dieſe Zeichen wohl glauben und ging mit ihm ſogleich in die Schlafkammer ihres Gemahls. Als ſie aber den Kaſten aufſchloß, da war kein Schmuck zu finden, und die Frau ſagte, ihr Mann möge doch ſelbſt kommen, da ſie die Kleinode nicht finden könne. Während Andreas abweſend war, lief das Blut des ermordeten Edelmanns durch die Decke und die Tropfen fielen auf den Tiſch, an welchem Geronimo mit Schreiben beſchäftigt war. Er ſchickte ſogleich einen ſeiner Knechte hinauf, um zu ſehen, woher das Blut komme. Als nun der Leichnam gefunden wurde, da erſchracken ſie heftig und wußten nicht was ſie beginnen ſollten. Indem kam Andreas zurück und Geronimo rief ihm entgegen: „Unglücklicher, was haſt du gethan? warum haſt du dieſen Mann ermordet?“ Da ſagte der Böſewicht: „Ich habe mich nur meines Lebens gegen ihn erwehrt, denn der Schuft wollte mich ermorden, weil er glaubte, ich habe in dieſem offen vor euch ſtehenden Koffer Koſtbarkeiten verborgen. Es iſt beſſer, ich brachte ihn um, als daß er mich erwürgte. Nun, ſchweigt ſtill und macht kein Geſchrei. Ich will den Leichnam in den Brunnen werfen, und wenn man kommt und nach dem Edelmann fragt, ſo ſagt, er wäre nach Tiſche mit mir fortgegangen, ſeitdem hättet ihr uns nicht wieder geſehn.“ Andreas that wie er ſagte. Er warf den Leichnam in den Brunnen im Hofe und eilte dann davon ſo ſchnell er konnte, ohne Raſt bei Tage und bei Nacht, bis er aus dem Lande war. Er hatte auch auf dem feſten Lande nirgends Ruhe, ging nach Venedig, trat bei einer Galeere als Ruderknecht in Dienſte und fuhr mit nach Alexandria. Hier verleugnete er öffentlich den chriſtlichen Glauben, wurde ein Muſelmann und wäre nur noch um ſo beſſer gehalten worden, als ohnedieß geſchah, wenn man gewußt hätte, daß er der Mörder eines Chriſten ſei. — Während jener ſchändliche Mord in dem Hauſe Robertos zu London geſchah, befand ſich deſſen Diener Fortunat nicht zu Hauſe, ſondern war im Dienſte ſeines Herrn bei den Schiffen im Hafen. Als er nun aber nach Beendigung ſeiner Geſchäfte nach dem Hauſe zurückkehrte, fiel es ihm bald auf, daß er nicht ſo heiter aufgenommen und begrüßt wurde, wie er gewohnt war. Es ſchien ihm, als ob ſein Herr mit allem ſeinen Geſinde wie umgewandelt wäre, ſeit er ſie verlaſſen hatte. Er wendete ſich daher an die Kellnerin des Hauſes und fragte ſie, was ſich während ſeiner Abweſenheit zugetragen habe, daß ſie alle ſo verlegen und mißgeſtimmt ſchienen. Da die alte Haushälterin ihrem Herrn ſehr zugethan war und nicht wollte, daß noch Jemand den traurigen Unfall erführe, ſo erwiderte ſie dem Fortunat: „Sei unbekümmert, es wird ſich ſchon wieder geben. Unſer Herr hat einen Brief aus Florenz erhalten, in welchem ihm der Tod eines von ihm ſehr geliebten Freundes gemeldet wird. Ich weiß, daß er lieber einen Bruder verloren hätte, als dieſen ſeinen Freund.“ Damit gab ſich Fortunat zufrieden, forſchte nicht weiter nach, ſondern nahm auch eine betrübte Miene an um die allgemeine Trauer nicht zu ſtören. — Die Frau des braven Edelmanns, der von dem Buben ermordet worden war, harrte indeß vergeblich auf die Rückkehr ihres Gemahls. So groß ihre Angſt und ihr Kummer um ihn war, ſo ſchwieg ſie doch noch bis zum andern Morgen, dann aber ſchickte ſie einen ihrer Vettern an den königlichen Hof, und ließ ſich erkundigen, ob ihr Mann etwa im Dienſte des Königs ausgeſandt worden ſei, oder was man ſonſt von ihm wiſſe. Als man aber bei Hofe vernahm, daß nach dem Edelmann gefragt wurde, da fiel es den Räthen des Königs erſt auf, daß er weder geſtern noch heute an den Hof gekommen wäre, und ſie gingen zu ihrem Herrn und meldeten ihm, daß der Edelmann weder in ſeinem Hauſe noch bei Hofe ſich ſeit geſtern Mittag eingeſtellt habe. Der König ſagte: „Gehet ſogleich nach ſeinem Hauſe und ſehet zu, ob er die ihm anvertraueten Kleinode mitgenommen hat.“ Obſchon nämlich jedermann die Rechtlichkeit des Edelmanns kannte, ſo faßte der König unter dieſen Umſtänden doch einen Argwohn, ob er etwa mit dem reichen Schatze davongegangen wäre, denn der König bedachte, daß ſchon mancher, der allezeit fromm und ehrbar gelebt, großer Verſuchung unterlegen ſei. Ueberdieß pflegt bei den Menſchen alle Liebe und alles Vertrauen zu Ende zu ſein, ſobald es ſich um Geld und Gut handelt, ſo ſchickte denn der König nach dem Hauſe des Edelmanns und ließ ſich, obgleich er ihn allezeit lieb und werth gehalten hatte, eifriger nach dem Schmucke als nach dem Edelmann erkundigen. Als die Räthe in das Haus der Edelfrau kamen, ſo erzählte dieſe ihnen alles, was ſie wußte, wie ihr Mann ausgegangen ſei, um mit den Italienern zu eſſen, wie einer von dieſen mit ſeinem Ringe und ſeinen Schlüſſeln gekommen ſei, um den Schmuck abzuholen, welcher aber nicht zu finden geweſen wäre, und wie ſie ſeitdem nichts von ihrem Gemahl geſehn und gehört habe. Die Räthe des Königs fragten nun weiter nach, ob der Edelmann nicht einen beſonders ſichern Ort zur Aufbewahrung der Kleinodien gehabt habe und die Frau erwiderte ihnen: „Was er irgend werthvolles von Schriften und Koſtbarkeiten hatte, das pflegte er alles in den Kaſten zu thun, den ich im Beiſein des Italieners eröffnete um den Schmuck zu ſuchen. Ich weiß auch, daß er dieſen allezeit hier aufzubewahren pflegte, aber ich habe ihn doch nicht darin gefunden, ſonſt hätte ich ihn ſicher dem Italiener, der den Ring meines Mannes und die Schlüſſel brachte, überantwortet.“ Die Räthe ließen den Kaſten öffnen, und fanden wie ihnen die Frau geſagt hatte, den theuern Schmuck nicht. Darauf durchſuchten ſie das ganze Haus, kein Kaſten, kein Schrank, kein Winkel blieb undurchforſcht, aber ſie ſahen ſich endlich genöthigt, die ſchwer bekümmerte Frau zu verlaſſen und dem Könige die traurige Botſchaft zu überbringen, daß die Kleinode wie ihr Hüter verſchwunden wären. Der König erſchrack über dieſe Nachricht nicht nur, weil ihm eine große Summe verloren ging, ſondern mehr noch deßwegen, weil ſolche ausgezeichnete Kleinodien auch mit viel größeren Summen nicht leicht wieder zu gewinnen waren. Er gab Befehl, den Italiener, bei welchem der Edelmann geſpeiſt, mit all ſeinem Geſinde in das Gefängniß zu ſetzen, um zu erfahren, wo der Edelmann hingekommen wäre. Als nun Roberto und alle ſeine Leute am fünften Tage, nachdem der Mord geſchehen war, zu Tiſche ſaßen, kamen die Häſcher und nahmen ſie gefangen. Es waren ihrer neun Perſonen: zwei Herren, zwei Schreiber, ein Koch, ein Stallknecht, zwei Mägde und Fortunat. Dieſe alle wurden in das Gefängniß geführt, jeder in ein anderes, und einzeln befragt: wo der Edelmann hingekommen ſei? Da ſagten alle einſtimmig, mit Ausnahme des Fortunat, der nichts wußte: der Edelmann ſei mit Andreas nach dem Eſſen fortgegangen und nicht zurückgekommen. Die Richter aber gingen hierauf in das Haus Robertos und durchſuchten daſſelbe auf das ſorgfältigſte, ob ſie irgend eine Spur von dem Edelmann oder den Kleinodien fänden. Nachdem ſie nun vergebens das ganze Haus, alle Kiſten und Kaſten, die Stallgebäude und die Niederlagen durchſucht und nichts gefunden hatten und ſich bereits zum Weggehen anſchickten, da fiel noch einem von ihnen der Brunnen auf, welcher in einer Ecke des Hofes ſtand. Er ging in das Haus, holte aus einer Bettſtelle eine Hand voll Stroh, zündete dieſes an und warf es in den Brunnen. Da ſah er denn bei dem Scheine des Feuers das Bein eines Menſchen über das Waſſer emporragen und ſchrie: „Mord! Mord! der Leichnam iſt gefunden!“ Man ließ nun einen kräftigen Mann in den Brunnen hinab, welcher den Leichnam an ein Seil befeſtigte, und bald darauf ward dieſer emporgezogen, den man ſogleich für den vermißten Edelmann erkannte, obſchon er durch die Fäulniß ſehr entſtellt war. Man fand auch die Wunden an dem Körper, welche demſelben das Leben geraubt hatten, und als man nun den Todten vor dem Hauſe Robertos öffentlich auf einer Bahre ausſtellte, ſo daß ihn alles Volk ſehen konnte, da ergriff dieſes eine ſolche Wuth gegen die ohnedem als Wuchrer verhaßten Italiener, daß keiner von dieſen, wie unſchuldig ſie auch waren, ſeines Lebens auf der Straße ſicher war. Die zu London lebenden Italiener mußten ſich lange Zeit in ihren Häuſern verbergen und wurden auch da noch von dem empörten Volke bedroht. Als dem Könige die Nachricht von Auffindung des Leichnams hinterbracht wurde, befahl er, daß man die Gefangenen auf die Folter bringen ſollte um das Geſtändniß der Wahrheit von ihnen zu erpreſſen. Zuerſt wurde der arme Roberto gemartert. Man legte ihm die Daumſchrauben an, und er konnte an den grauſamen Qualen, die man ihm anthat, wohl merken, daß man den Leichnam gefunden habe und ihn für den Mörder hielt. Da bekannte er denn alles, was er wußte, und verſicherte ſeine Unſchuld, indem er nichts anderes gewußt, als daß der Edelmann zu ihm gekommen ſei, um ſich ihm als Bürge für eine Summe anzubieten, welche er zum Vortheil des Königs und ganz Englands hätte hergeben wollen, um einen in Turin gefangenen Edelmann aus dem Kerker zu befreien. Er erzählte auch, wie Andreas den Mord begangen und den Edelmann in den Brunnen geworfen habe. Ueber die Urſache des Mordes wußte er nichts anzugeben, als was ihm Andreas geſagt hatte, nämlich daß er ſich gegen den Edelmann nur ſeines Lebens gewehrt habe. Als man hierauf auch die andern auf die Folter brachte, ſagten ſie ganz daſſelbe aus, was ihr Herr geſagt hatte und nur Fortunat vermochte gar nichts anzugeben, weil er nichts wußte. Da man ſein Leugnen für Verſtocktheit hielt, ſo ward er nur um ſo härter gepeinigt. Der König hatte gehofft, daß nach Auffindung des ermordeten Edelmanns auch die Kleinode wieder gefunden werden würde. Da aber dieß nicht der Fall war, ſo gerieth er in großen Zorn und befahl, daß man die Gefangenen ſämmtlich an den Galgen henken und wohl anſchmieden ſollte, damit ſie Niemand herabnähme und ſie zum abſchreckenden Beiſpiel für Jedermann dienten. Das ſtrenge Urtheil des Königs wurde ſogleich vollzogen und die armen Gefangenen wurden einer neben den andern gehenkt, bis zuletzt nur noch der Koch und Fortunat übrig waren. Dem Fortunat war gar trüb zu Muth, er dachte an ſeinen guten Herrn, den Grafen von Flandern, und wie es doch wohl beſſer geweſen wäre, er wäre bei ihm geblieben, wo ihm doch nur ein Theil ſeines Lebens entriſſen werden ſollte, während er hier das ganze laſſen mußte. Wie aber der Koch an den Galgen gehenkt werden ſollte, da ſchrie derſelbe mit lauter Stimme: „Bringet ihr uns alle um, ſo erbarmet euch doch jenes Jünglings, der der unſchuldigſte von uns allen iſt. Im Angeſicht des Todes ſchwöre ich, daß er nichts von allem was vorgegangen, weiß, denn an jenem Tage war er nicht im Hauſe, ſondern in Geſchäften bis zum Abend in dem Hafen.“ Als der Richter dieſe Worte hörte, ſo beſtätigten ſie ihn nur in ſeiner eigenen Ueberzeugung von der Unſchuld des Fortunat, der auch auf der Folter nichts zu ſagen gewußt hatte. Nachdem alſo auch noch der Koch gehenkt worden war, wendete ſich der Richter zu Fortunat und ſagte zu ihm: „Dir ſoll das Leben geſchenkt ſein, aber eile, daß du ſo ſchnell als möglich aus der Stadt kommſt, denn ſo du dem Volke in die Hände fällſt, ſo iſt es um dich geſchehen.“ Er gab dem Fortunat zwei Knechte mit, welche ihn bis zum Fluſſe brachten, wo er ſogleich ein Fahrzeug beſtieg, den Strom hinunter nach dem Hafen und von dort auf einem der abſegelnden Schiffe in das weite Meer hinausfuhr, froh, das Land im Rücken zu haben, wo ihm ſo hart mitgeſpielt worden war.

Wie die Edelſteine wieder gefunden werden.

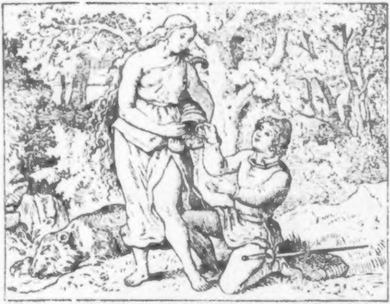
Geronimo Roberto war mit ſeinem ganzen Geſinde, den Fortunat ausgenommen, gehenkt, und ſein Haus wurde, um die Rache des Volkes abzukühlen, dieſem zur Plünderung überlaſſen. Die Räthe des Königs hatten geſorgt, daß nicht allzuviel mehr zu finden war. Die Italiener aber, beſonders die Lombarden, waren in großer Angſt, fürchteten für Gut und Leben, und baten daher insgeſammt unter Ueberreichung einer großen Summe Geldes den König, daß er ihnen einen Freibrief geben möchte, wodurch ihren Gut und Leben geſichert würde. Dieſe Bitte wurde ihnen gewährt, weil ſie doch an dem ganzen unglücklichen Handel eigentlich ohne Schuld waren, und ſo erhielten ſie einen Freibrief, nach welchem ſie nach wie vor kaufen und verkaufen durften ohne Gefährdung. Der König gab indeß immer noch nicht alle Hoffnung auf, wieder zu den vermißten Kleinodien zu gelangen. Er ließ durch Ausrufer öffentlich bekannt machen, daß derjenige, welcher zur Wiedererlangung der Koſtbarkeiten behilflich wäre, eine Belohnung von tauſend Nobeln erhalten ſollte, ſchrieb an alle Könige und Herren, ſowie an alle freie Städte in ganz Europa, daß ſie auf jeden Acht haben möchten, der koſtbare Steine zum Verkauf ausböte, und ſchickte zugleich eine Beſchreibung der Kleinodien mit. Alle dieſe Mittel waren fruchtlos und der König bekam ſeinen Schatz nicht wieder, bis ſich folgender Umſtand ereignete. — Die Wittwe des ermordeten Edelmanns war über das unglückliche Ende ihres Herrn ſehr betrübt und wollte ſich von Niemand tröſten laſſen, legte Trauerkleider an und weinte und jammerte dreißig Tage ohne Unterlaß. Da ſie aber endlich einſah, daß dadurch weder ihrem Gemahl noch ihr ſelbſt geholfen würde, ſo ließ ſie allgemach ihre Thränen verſiegen, dachte daran, daß ihr ja noch manche wohlmeinende Freundin übrig geblieben wäre, bei der ſie Troſt ſuchen könnte, und gab daher ihren Dienern Befehl, daß ſie ferner nicht mehr wie bisher die Frauen abweiſen ſollten, welche kämen, um ſie in ihrem Leide zu beſuchen. Sie ſchickte ſogar zu einigen, die ihr die liebſten waren hin, ließ ſie zu ſich entbieten, und empfing ſie zwar noch tief in Trauerkleider eingehüllt, doch mit ziemlich heiterm Antlitz. Da geſchah es denn, daß eines Tages eine ihrer vertrauteſten Freundin bei ihr war, welche auch erſt vor kurzer Zeit Wittwe geworden. Dieſe war bemüht ihr guten Troſt zuzuſprechen. Sie erinnerte ſie daran, wie ſie noch in der ſchönſten Blüte ihrer Jahre ſei, und auf den wenn auch nicht ſo plötzlichen Verluſt ihres Gatten hätte vorbereitet ſein müſſen, da derſelbe an Jahren ihr ſo weit vorausgeweſen ſei. Als die Freundin merkte, daß die junge Wittwe gegen dieſen

Troſt eben nichts einzuwenden wiſſe, fuhr ſie fort: „Wenn ihr mir vertrauen wolltet, theure Freundin, ſo könnte ich euch wohl ein Mittel angeben, wie ihr das Andenken an euren verſtorbenen Herrn in eurem Herzen ſoweit mildern könntet, daß der Schmerz um ihn nicht eure Geſundheit und euer Leben angriffe, wofür Sorge zu tragen eure Pflicht iſt. Ich habe dieſes Mittel an mir ſelber erprobt und weiß, daß es zuverläſſig iſt. Ihr müßt nämlich eure Schlafkammer anders einrichten. Laſſet das Bett eures Gemahls hinaus tragen, damit euch ſein Anblick nicht fortwährend an die Größe eures Verluſtes erinnere und laßt euer eigenes Bett an eine andere Stelle ſetzen.“ Die Edeldame erwiderte: „Ach liebſte Freundin, ich habe meinen guten Mann ſo ſehr geliebt, daß jede Erinnerung an ihn mir angenehm und noch der einzige Troſt in meinen Leiden iſt. Und wenn mich auch Nichts in der Welt an ihn erinnerte, ſo könnte ich ſein doch nicht vergeſſen.“ Die Freundin ging, und die Wittwe dachte im Stillen weiter über die Rede derſelben nach. Es waren nur erſt wenige Tage vergangen, da ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Sie hat doch am Ende recht. Wenn ich auch meinen guten Mann nimmer vergeſſen will, ſo ſoll ich doch den Schmerz um ihn mit chriſtlicher Geduld tragen und alles aus dem Wege räumen, was denſelben in mir allzuſehr aufſtachelt.“ Da rief ſie alsbald zwei ihrer Dienſtmägde, und befahl ihnen das Bett des Verſtorbenen hinaus zu tragen, wie ſehr aber erſtaunte ſie, als ſie unter der Bettſtatt, ganz in einen Winkel gerückt, das ihr wohl bekannte Käſtchen ſtehen ſah, in welchem die Kleinodien des Königes lagen. Sie nahm es haſtig auf und ging, während die Schlafkammer in eine neue Ordnung gebracht wurde, nach ihrem Wohnzimmer, wo ſie nichts eiligeres zu thun hatte, als zu unterſuchen, ob der Schmuck noch in ihm liege. Nachdem ſie erkannt hatte, daß dieſes allerdings der Fall ſei, ſchickte ſie zu einem ihrer Verwandten, einem rechtlichen und würdigen Manne, und ließ ihn bitten, ſobald als möglich zu ihr zu kommen. Sie erzählte ihm darauf, was ſich ſoeben zugetragen habe, und bat ihn um Rath was ſie thun ſolle. Der Edelmann ſah die köſtlichen Steine an, konnte ſich lange vor Verwunderung über ihre Herrlichkeit und über die ſonderbaren Zufälle, welche ſich mit denſelben zugetragen, nicht faſſen und ſagte endlich: ,,Liebe Baſe, wenn ihr meines Rathes begehret, ſo meine ich, daß es das Beſte ſei, ihr begebet euch mit dieſen Kleinodien ſogleich zum König, und erzählet ihm alles der Wahrheit gemäß, was ſich zugetragen hat. Er wird nicht anſtehen, euch angemeſſen zu belohnen; wolltet ihr aber die Kleinode zurückbehalten, ſo brächtet ihr euch nicht nur um euer gutes Gewiſſen, ſondern ſogar in Gefahr des Leibes und Lebens, denn ihr konntet ſie nirgends verkaufen ohne entdeckt zu werden, nachdem der König überall Auftrag gegeben hat, auf dieſe ſeltenen Steine Acht zu haben.'' Der Rath des alten Edelmanns hatte den vollen Beifall der Wittwe. Sie legte ihre ſchönſten Trauerkleider an, ging mit ihrem Verwandten nach dem Hofe des Königs und bat um Gehör, welches ihr ſogleich gewährt ward. Als ſie vor den König kam, kniete ſie nieder, neigte ſich und ſprach: ,,Mein gnädiger Herr und König! Ich komme, um euch die frohe Kunde zu hinterbringen, daß ich vor wenigen Stunden den koſtbaren Schmuck, welchen ihr meinem Herrn und Gemahl anvertraut hattet, und der ſo lange vermißt worden iſt, unter dem Bette meines Eheherrn, als ich es hinaustragen ließ, verborgen gefunden habe. Sehet zu, hier iſt er.'' Mit dieſen Worten überreichte ſie dem Könige das Käſtchen mit den Edelſteinen. Der König ergriff es in freudiger Haſt, öffnete es und ſah die fünf Kleinode unverletzt und unverfälſcht, wie er ſie dem Edelmann übergeben hatte. Dann ſagte er: ,,Ihr habet mir, edle Frau, eine große Freude gemacht, nicht allein dadurch, daß ihr mir dieſe unerſetzlichen Kleinode wieder zugeſtellt habet, ſondern noch mehr durch eure ſtrenge Rechtlichkeit, welche ganz der eures verſtorbenen Gatten gleich iſt. Nun iſt es wohl an mir, euch zu belohnen. Was ich thun kann um euch den Verluſt zu erſetzen, den ihr um dieſer Kleinode willen in eurem Gemahl erlitten habet, das ſoll geſchehen.'' Und nachdem er ſich eine Weile im Kreiſe der ihn umgebenden Hofherren umgeſehen hatte, winkte er einem edlen und wohlgeſtalteten Jünglinge und ſagte zu ihm: ,,Mein Sohn, ich möchte eine Bitte dir an das Herz legen, deren Gewährung dich nicht gereuen ſoll.'' Der Jüngling verneigte ſich und ſagte: ,,Was mein königlicher Herr befiehlt, werde ich jederzeit freudigen Herzens thun.'' — ,,Nun wohlan,'' ſagte der König, indem er von ſeinem Throne aufſtand und die Hand der Wittwe faßte: ,,So nimm aus meiner Hand dieſe edle, ſchöne und tugendhafte Frau als deine Gattin an und ſorge, daß ſie alle Tage ihres Lebens mir für das Geſchenk welches ich ihr in dir gebe, dankbar ſei und daß ſie ihres Leides vergeſſe. Die tauſend Nobel, welche ich dem verſprochen, welcher mir Kunde von dem Schmucke brächte, nehmet, um eure Hochzeit würdig zu begehen.'' Die Wittwe ſah den ſchönen Jüngling mit einem flüchtigen Blicke an, dachte in ihrem Herzen an den Rath ihrer Freundin und ließ es geſchehen, daß der König ihre Hand in die des jungen Edelmanns legte. Dieſer aber gab ſeine Hand gar gern, denn die ſchöne ſittſame Wittwe, ihr anſehnliches Vermögen und die Huld ſeines Herrn, gefielen eines wie das andere ſeinem Herzen.

Wie Fortunat in einem wilden Walde faſt umkommt, zuletzt aber das Glück findet.

Während dieſes geſchah, ging es dem guten Fortunat übel und wohl. Er war an der franzöſiſchen Küſte ans Land geſetzt worden. Da er gar kein Geld hatte und auch keinen

Herrn zu finden vermochte, ſo blieb ihm nichts übrig als ſich mit Betteln fortzuhelfen. So durchzog er die Piccardie und kam nach der Bretagne, wo er in einen wilden Wald gerieth, aus dem er ſich nach tagelangem Herumirren nicht wieder heraus zu finden vermochte. Gegen Abend ſtieß er auf eine alte Glashütte, wo vor vielen Jahren einmal Glas gemacht worden war. Als er ſie von fern erblickte, ward er fröhlich, denn er meinte hier ſicher Menſchen zu finden; als er aber hinzu kam, da ſah er, daß er ſich getäuſcht habe, denn es war keine Menſchenſeele zu finden. Er mußte jedoch noch froh ſein, in dem wilden Walde für die Nacht ein Obdach gefunden zu haben. Er brachte alſo die Nacht in der Hütte unter großem Hunger und voller Kummer über ſein ferneres Schickſal zu. Als es wieder Morgen geworden war, beſchloß er in einer beſtimmten Richtung queer durch den Wald zu gehn, weil er ſo doch endlich das Ende deſſelben erreichen mußte. Aber je weiter er ging, deſto unwirthlicher wurde es um ihn herum. Müdigkeit, Hunger und Angſt vor dem wilden Gethiere, das den Wald durchſtreifte, quälten ihn ſo ſehr, daß er ſchier verzweifete. Er glaubte in dem Dickicht elend verſchmachten zu müſſen. Da hörte er endlich, als der Abend wiederum hereinbrach, das Rieſeln einer Quelle, ging dem Geräuſche nach und erquickte ſich dann mit dem kühlen Trunke einigermaßen. Matt wie er war, ſetzte er ſich am Rande der Quelle nieder und war ſchon beinah eingeſchlummert, als ihn das Brummen eines Bären aufweckte. Er hatte nur noch ſoviel Zeit auf einen neben ihm ſtehenden Baum zu klettern um der Beſtie zu entrinnen. Da ſah er denn zu, wie eine Menge wilder Thiere aller Art zu dem Brunnen kamen um zu trinken. Es erhub ſich bald ein gräulicher Lärm unter den Beſtien, denn ſie drängten einander von der Quelle, ſtießen und biſſen ſich unter lautem Geheule. Indem geſchah es, daß ein Bär den Menſchen auf dem Baume witterte und ſich alsbald anſchickte hinauf zu klettern um ihn herunter zu holen. Fortunat gerieth in große Angſt und ſtieg von Aſt zu Aſt immer höher hinauf, um dem grauſamen Thiere zu entrinnen; dieſes aber ließ nicht nach und folgte jenem, bis er nicht mehr weiter entrinnen konnte. Da zog Fortunat in der Verzweiflung das kurze Schwert, welches er an der Seite trug und ſtach den Bären mehreremal in den Kopf. Die Beſtie wurde wüthend und ſchlug mit den beiden Vordertatzen heftig nach dem Jünglinge, verlor aber darüber das Gleichgewicht, ſtürzte unter ſchrecklichem Gepolter von dem Baume herab und erhob gleich darauf ein ſo gräuliches Geheul, daß ſelbſt die wilden Thiere an der Quelle erſchracken und in den Wald entliefen. Nur der herabgeſtürzte Bär blieb unter dem Baume liegend; er mochte ſich Schaden gethan haben, denn ſein Heulen und Winſeln wurde immer ſchwächer. Fortunat war von dem langen Faſten und Herumſchweifen ſo ſchwach und müde geworden, daß ihm, als er die Angſt vor den wilden Thieren überſtanden hatte, die Augen vor Mattigkeit zufielen und er von dem Baume herabzuſtürzen fürchtete. Er ſtieg daher bebenden Herzens leiſe von dem Baume herab und durchſtach den noch wimmernden Bären mit ſeinem Schwerte. Als er bemerkte, daß das Thier todt war, legte er begierig ſeine Lippen an die friſche Wunde und ſog etwas von dem Blute des Bären ein, welches ihn einigermaßen ſtärkte. Dennoch überkam ihn eine ſolche Müdigkeit, daß er aller Angſt vor den wilden Thieren vergaß, und ſich auf den noch warmen Leichnam des Bären legte und augenblicklich in einen tiefen Schlaf verſank, aus welchem er erſt am nächſten Morgen erwachte. Als er die Augen aufſchlug, da war es ihm, als ob er noch träumte, denn er ſah eine überaus ſchöne Jungfrau vor ſich ſtehen. Er ſah ſie lange an um ſich zu beſinnen, ob er ſich nicht täuſchte und als er ſich endlich von der Wirklichkeit der Erſcheinung überzeugt hatte, dankte er zunächſt Gott in ſeinem Herzen, daß er ihn noch einmal nach ſo großen Leiden ein menſchliches Antlitz ſehen laſſe, dann ſtand er auf und ſagte: ,,Schöne Jungfrau, ſei mir gegrüßt. Ich bitte dich, erbarme dich meiner und hilf mir aus dieſer Wildniß, in welcher ich nun ſchon den dritten Tag ohne Nahrung umirre.'' Die Jungfrau fragte ihn: ,,Wie kommſt du hieher?'' und Fortunat ſagte ihr, daß ſeine Heimath Cypern ſei und erzählte ihr, wie es ihm bisher ergangen ſei. Da ſagte die Jungfrau: ,,Und warum verließeſt du dein Vaterland?'' Fortunat erwiderte: ,,Um das Glück zu ſuchen.'' Worauf die Jungfrau lächelnden Mundes ſagte: ,,Wohlan, du haſt es gefunden. Wiſſe, ich bin Fortuna, die Gottin des Glücks, und ich kenne dich, denn dein Name iſt Fortunat. Unter dem Einfluſſe des Himmels, der Sterne und der Planeten ſind mir ſechs Tugenden verliehen, die ich denen mittheilen kann, die mich ſuchen und denen ich wohl will. Dieſe Tugenden ſind: Weisheit, Reichthum, Stärke, Geſundheit, Schönheit und langes Leben. Von dieſen ſechs Tugenden wähle dir eine, beſinne dich ſchnell, welche? Das Glück weilt nirgends lange, darum eile, ehe ich dir entſchwinde!'' Fortunat war ſchnell entſchieden und ſagte: ,,So gieb mir Reichthum.'' Alsbald reichte ihm die Jungfrau einen Seckel dar und ſprach: ,,Nimm dieſen Seckel! So oft du hineingreifſt, in welchem Lande du auch ſeiſt, wirſt du in ihm zehn Goldſtücke finden, wie ſie in dem Lande gelten. So lange du lebſt, wird die Kraft dieſes Seckels nicht verſiegen, und auch deine Kinder ſollen ſich ſeiner Tugend noch erfreuen, aber merke dir auch, daß der Seckel auch ſo lange du und deine Kinder leben, in der Hand jedes andern ſeine Kraft behält. Mit dem Tode des letzten deiner Kinder, verſiegt der Schatz, den dieſer Seckel birgt. Halte ihn werth und theuer, damit er nicht deinen Händen entriſſen werde und ein anderer die Gabe des Glückes genieße, die dir



heut zu Theil wird.“ Als Fortunat den Seckel in ſeinen Händen hielt, vergaß er vor Freude ſchier den Hunger der ihn peinigte und ſprach: „Gnadenreiche Jungfrau, was kann ich thun um dir meinen Dank darzulegen? was ſoll ich thun, um immerdar der Wohlthat eingedenk zu ſein, deren du mich heut würdigſt?“ Da ſagte Fortuna mit milden Worten: „Es freut mich, daß du ein dankbares Gemüth haſt, und ſo befehle ich dir denn, zur Erinnerung dieſes heutigen Tages, da du mich mit deinen Augen geſehen haſt, jedes Jahr, wenn derſelbe wiederkehrt und ſo oft du ihn erlebſt, dich vor aller Unreinigkeit zu bewahren und wo immer du dich aufhalten magſt zu forſchen, ob du einen armen, der Hilfe würdigen Mann findeſt, welcher eine erwachſene Tochter hat, die er gern einem Manne gäbe, ohne die Mittel zu einer Ausſteuer zu beſitzen. Findeſt du ihn, ſo ſollſt du ihn, ſein Weib und ſeine Tochter ihrem Stande gemäß bekleiden und der Tochter vierhundert Goldſtücke zu ihrer Ausſteuer geben. Dann mögen auch ſie das Glück preiſen, das ihnen dieſe Gabe zuwendet, und du ſollſt meiner dankbaren Herzens gedenken.“ Fortunat gelobte ihr dieß, zu thun und niemals dieſes Tages zu vergeſſen. „Aber nun, holde Jungfrau,“ ſetzte er hinzu: „bitte ich dich noch, mir aus dieſem Walde zu helfen, damit ich deiner Gabe froh werden könne, denn hier müßte ich elend umkommen und dein Seckel würde mir keinen Beiſtand leiſten.“ — „Wohlan,“ ſagte Fortuna: „du haſt heute das Glück gefunden, ſo folge mir denn.“ Nach dieſen Worten ging ſie ſchwebenden Schrittes vor ihm her und brachte ihn bald auf eine befahrene Straße, dann ſagte ſie: „Gehe auf dieſem Wege fort, ſo wirſt du bald wieder unter Menſchen gelangen. Aber ſieh dich nicht nach mir um, und forſche nicht wo ich hingehe. Lebe wohl!“

Wie Fortunat durch ſeinen Glückſeckel in große Gefahr geräth.

Fortunat gehorchte der Jungfrau und erreichte bald das Ende des Waldes. Sein Herz hüpfte freudig auf, als er eine ſtattliche Herberge an der Landſtraße erblickte. Seit ihn die Jungfrau verlaſſen, hatte er an nichts gedacht, als wie er der Wildniß entrinnen möchte, um ſein Leben zu friſten; nun aber, als er ſich gerettet ſah, war ſein erſter Gedanke die Kraft ſeines Seckels zu erproben, den er noch in der Hand hielt; er griff hinein und zehn blanke Goldkronen füllten ſeine Hand. Da gab ihm die Freude friſche Kraft, und er trat keck in die Herberge und rief dem Wirthe zu: „Tiſche auf, Freund, das Beſte, was du haſt; denn mich hungert ſehr und ich will dirs gut bezahlen.“ Das hörte der Wirth gern und er brachte, was ſeine Wirthſchaft nur auftreiben konnte. Fortunat ließ ſichs nach den ausgeſtandenen Qualen wohl ſein, brachte zwei Tage in der Herberge zu und ruhte ſich aus. Am dritten Tage aber bezahlte er dem Wirth, was dieſer forderte, kaufte ihm auch noch einen alten Reiterharniſch ab um deſto eher wieder zu einem Herren zu gelangen, und machte ſich wieder auf den Weg. Nachdem er ein paar Meilen gegangen war, kam er zu einem kleinen Städtchen, bei welchem ein hohes Schloß lag. In dieſem wohnte der Waldgraf, welchem von dem Herzog von Bretagne die Beſchirmung des Waldes übertragen war. Fortunat ging in die beſte Herberge des Städtchens und fragte den Wirth, nachdem er ſich einen Schoppen Wein hatte geben laſſen, ob in der Stadt nicht gute Roſſe zu kaufen wären. „Ei ja wohl!“ ſagte der Wirth: „Es iſt geſtern ein Roßkamm hier angekommen, der hat wohl an die funfzehn ſchöne Pferde bei ſich und will auf die Hochzeit des Herzogs mit der Tochter des Königs von Arragonien. Unſer Herr, der Waldgraf, hat ſchon mit ihm um die drei beſten Roſſe gehandelt und ihm dreihundert Kronen dafür geboten, aber der Roßkamm will dreihundert und zwanzig und ſie ſind nur noch um die zwanzig Kronen auseinander.“ Fortunat ließ ſich alsbald eine Kammer anweiſen, indem er ſagte, daß er ungeſtört ausruhen wolle. Kaum aber ſah er ſich allein, ſo langte er ſeinen Seckel hervor und that aus ihm ſechzig Griffe, bis er ſechshundert blanke Kronen vor ſich liegen ſah. Dieſe that er in ſeinen alten Geldbeutel und dann ging er nach einer Weile wieder hinunter zu dem Wirthe und ſagte: „Wo iſt der Roßhändler? wenn ſeine Pferde wirklich ſo gut ſind, ſo möchte ich ſie wohl in Augenſchein nehmen.“ Der Wirth ſah den Fremden in den abgeriſſenen Kleidern von oben bis unten an und erwiderte: „Guter Freund, er wird ſie euch ſchwerlich vorreiten, hat er ſie doch kaum unſerm Herrn Grafen gezeigt.“ Fortunat, welcher wohl merkte, daß ihn der Wirth für einen armen Schlucke hielt, erwiderte übermüthig: „Nun, wenn mir die Roſſe gefallen, ſo mag ich ſie wohl eher kaufen, als euer Herr Graf.“ Da machte der Wirth große Augen und dachte, daß hinter den unſcheinbaren Kleidern wohl ein reicherer Mann ſtecken möchte, als er gemeint hatte, ging zu dem Roßhändler und redete demſelben ſo lange zu, bis er ſich entſchloß, Fortunat ſeine Pferde zu zeigen. Dieſer ſah eines nach dem anderen und fand, daß die dreie, um welche der Graf gehandelt hatte, allerdings die beſten waren. Er bedachte ſich daher nicht lange, zog ſeinen Beutel und zahlte dem Händler dreihundert und zwanzig Kronen hin. Darauf befahl er die Pferde in den Stall zu führen, ließ einen Sattler kommen und befahl demſelben, für die drei Roſſe Sattel und Zaum auf das Beſte herzuſtellen. Dem Wirth trug er auf, ihm zwei reiſige Knechte zu verſchaffen, denen er guten Lohn zu geben verſprach. Während dieß alles geſchah, hatte man dem Grafen hinterbracht, daß ihm ein Fremder die ſchönen Pferde, um welche er gehandelt, weggekauft habe. Der Graf hatte mit den Roſſen auf der herzoglichen Hochzeit prunken wollen, und es war ihm daher verdrießlich, daß er ſie nun ſollte fahren laſſen, denn auf die zwanzig Kronen wäre es ihm bei dem Handel auch nicht angekommen. Er war ein zorniger Mann und ſchickte daher ſogleich einen Knecht an den Wirth und ließ dieſen fragen, wer derjenige ſei, der ihm die Roſſe aus den Händen weggekauft habe. Der Wirth erwiderte: „Ich kenne den Mann nicht. Er hat das Anſehn eines reiſigen Knechts, iſt mit einem Harniſch bekleidet und kam übrigens zu Fuß in die Herberge. Geld hat er, aber man ſiehts ihm nicht an, und ich hätte ihm keine Mahlzeit ohne Furcht geben mögen, daß er am Ende ohne Bezahlung davonlaufe.“ — „Was,“ ſchrie der Knecht: „und ſolch einen Lump haſt du ſelber zu dem Roßkamm geführt und dieſem noch zugeredet, ihm die Roſſe zu zeigen?" — „Ei," ſprach der Wirth: „da er darauf beſtand, mußte ich ihn wohl hinführen, denn es iſt als Wirth meine Pflicht, meinen Gäſten zu dienen, wenn ich ſchon in meinen Herzen dachte, daß er wohl kaum einen Eſel zu bezahlen vermöchte, geſchweige die drei ſchönſten Roſſe des Handlers." — Der Waldgraf hatte gemeint, der, welcher ihm ſo keck die Roſſe aus den Händen weggekauft, ſei ein reicher und vornehmer Edelmann geweſen, als ihm nun ſein Diener hinterbrachte, daß ein ſchlechter Knecht den Kauf geſchloſſen habe, da ward er außer ſich vor Zorn und ſagte zu ſeinen Dienern: „Gehet hin und fahet mir den Mann! Ohne Zweifel hat er das Geld geſtohlen, ja wohl gar im Walde einen Reiſenden ermordet!" Die Knechte gingen hin, fingen den Fortunat und warfen ihn in ein böſes Gefängniß; zugleich ließ der Waldgraf auf ſein Eigenthum, alſo auf die drei von ihm erkauften Pferde Beſchlag legen. Nach einigen Stunden ließ der Graf den Gefangenen vor ſich führen und fragte ihn zuerſt, von wannen er wäre? Fortunat antwortete: „Ich bin von der Inſel Cypern aus der Stadt Famaguſta, wo mein Vater als ein armer Edelmann lebt." Der Waldgraf freuete ſich in ſeinem Herzen, als er vernahm, daß jener aus ſo fernem Lande ſei, denn er hoffte, es werde ſich Niemand um ihn kümmern und er könnte mit ihm ganz nach ſeiner Willkühr ſchalten. Er redete ihn daher hart an: „Sprich, frecher Bube, wie du zu dem Gelde gekommen biſt, mit welchem du die Roſſe bezahlt haſt?" Fortunat vertraute noch ganz zuverſichtlich auf ſein gutes Recht und erwiderte trotzig: „Danach hat Niemand ein Recht zu fragen! Wer kann mich einer unrechten Handlung zeihen, der trete auf und ich werde ihm zu Rechte ſtehen, wer er auch ſei." Da ſagte der Graf: „Wart, ich will dich zahm machen, du Schuſt! Du ſollſt bald geſtehen, wie du zu dem Gelde gekommen biſt.“ Damit gab er ſeinen Knechten einen Wink, welchen dieſe wohl verſtanden. Sie nahmen den Gefangenen und führten ihn zu der Stelle, wo die Verbrecher gefoltert wurden. Fortunat erſchrak ſo heftig, daß er am ganzen Leibe zitterte, nahm ſich aber vor, ſeinen Seckel nicht zu verrathen und wenns ihm das Leben koſtete. Als er nun auf der Folterbank mit ſchweren Gewichten belaſtet hing, und ihn die Qualen ſchier umbringen wollten, ſchrie er laut: „Um Gottes willen, laſſet mich los, ſo will ich alles geſtehen.“ Die Knechte banden ihn los und führten ihn wieder vor den Grafen, welcher ihn wiederum fragte, wie er zu dem Gelde gekommen wäre. Fortunat erzählte ihm, daß er ſich im Walde verlaufen habe, bis zum dritten Tage nichts gegeſſen und endlich kurz zuvor, ehe er ſich aus der Wildniß herausgefunden, in einem Seckel ſechshundert und zehn Kronen unter einem Baume gefunden habe. Der Graf fragte ihn, wo der Seckel ſei, und Fortunat erwiderte, er habe ihn, nachdem er das Geld gezählt und in ſeinen eigenen Beutel geſteckt, in das Waſſer geworfen, welches an dem Walde vorüberflöße. Darauf ſagte der Graf: „So haſt du Böſewicht alſo mir mein Eigenthum rauben wollen und dadurch Gut und Leben verwirkt, denn alles, was in dem Walde gefunden wird, gehört von Rechtswegen mir zu.“ Fortunat antwortete: „Gnädiger Herr, ich bin in dieſen Lande unbekannt und kenne nicht die Sitten und Gebräuche deſſelben. Ich behielt das Geld, weil ich es für eine unverhoffte Gabe Gottes hielt; darum bitte ich euch, vergebt mir, wenn ich mich ohne Wiſſen gegen euch vergangen habe: behaltet die Roſſe und was ich noch von dem Gelde übrig habe, und ſchenket mir nur die Freiheit und das Leben.“ Aber der Graf ließ ihn hart an und ſagte: „Wer nicht weiß, der ſoll fragen; darum kurz und gut, heut nehme ich dir dein Gut und morgen das Leben.“ Da dachte Fortunat in ſeinem Herzen: Ach! welch ein Thor bin ich geweſen, daß ich von dem Glücke Reichthum begehrt habe. Hätte ich ſtatt deſſen Klugheit bekommen, ſo wäre ich nicht in dieſe Noth gerathen. Er fiel dem Grafen zu Füßen und ſchrie: „Gnädiger Herr, habet Barmherzigkeit mit mir. Was nützt euch mein Tod? aber laſſet ihr mich leben, ſo will ich alle Tage Gott für euch bitten.“ Der Graf beſtand indeſſen auf ſeinem Willen, bis ſeine Diener, welche Mitleiden mit dem Jüngling hatten, ſich deſſelben erbarmten und für ihn baten. Da bedachte er, es könne durch dieſelben ſeine Ungerechtigkeit an dem Hofe ſeines Herrn, des Herzogs von Bretagne, wohin er nächſtens reiſen wollte, bekannt werden, und ſo ließ er ſich denn erbitten, nahm dem Fortunat nur die Roſſe und das Geld ab, und ließ ihn dann am nächſten Morgen in aller Frühe aus der Stadt führen, nachdem er geſchworen hatte, daß er nie in ſeinem Leben wieder das Gebiet des Grafen betreten wolle.

Wie Fortunat als ein reicher Herr zu leben anfängt und auf Reiſen zu gehn beſchließt.

Fortunat dankte Gott, daß er ihn aus dieſer großen Gefahr errettet habe. Faſt eben ſo ſehr wie über ſein Leben, freute er ſich darüber, daß es ihm gelungen war, den wunderthätigen Seckel Fortunens zu retten und mit ſich davon zu nehmen; aber er getraute ſich nicht ſobald wieder in ſeinen Seckel zu greifen, weil er fürchtete, das Geld möchte ihm neue Gefahr bringen. Der Graf hatte ihm noch ein kleines Zehrgeld zuſtellen laſſen und von dieſem lebte er zwei Tage lang und wanderte immer rüſtig weiter, bis er endſich in eine Stadt am Meere gelangte, welche Andegavis hieß und wo der Herzog von Bretagne Hof hielt. In dieſer Stadt waren damals viele Fürſten und Herren verſammelt und warteten auf die Königstochter, welche mit dem Herzoge vermählt werden ſollte. Es wurden ein großes Turnier und viele andere Feſtlichkeiten vorbereitet, wobei ein jeder von den Gäſten das Beſte zu thun hoffte. Fortunat ging in der Stadt umher und ſah alle die feſtlichen Vorbereitungen. Da bekam er große Luſt, das Turnier mitzumachen, was er mit Hilfe ſeines Seckels wohl bewerkſtelligen konnte, fürchtete aber zugleich, daß es ihm wieder ſo gehen möchte, wie bei dem Grafen. Indeſſen konnte er doch ſeiner Luſt endlich nicht mehr Widerſtand leiſten, und ſo begab er ſich denn zu dem Orte, an welchem fremde Roßhändler viele ſtattliche Pferde feilboten. Er kaufte zwei der ſchönſten Roſſe, nahm einen Knecht in Dienſt und kaufte für ſich und den Knecht die beſten Kleider. Auch die Roſſe ließ er herrlich mit Sattel und Zaum verſehen und darauf ritt er auf einem Umwege nach der beſten Herberge der Stadt, um dort den Verlauf der Feſtlichkeiten zu erwarten. Nach einigen Tagen kam die königliche Prinzeſſin in einem reichgeſchmückten Schiffe über das Meer daher gefahren und wurde auf das Prächtigſte empfangen. Ihr Gemahl, der Herzog von Bretagne, ging ihr mit vielen Fürſten und Herrn bis zum Strande des Meeres entgegen und führte ſie unter Muſik und Volksjubel nach dem für ſie bereiteten Palaſte. Die Feſtlichkeiten währten ſechs Wochen und drei Tage. Fortunat lebte ganz wie ein reicher Herr, er ging und ritt zu Hofe und machte alle Feſte mit, doch hütete er ſich, Geld oder werthvolle Geräthe in der Herberge liegen zu laſſen. Da er nun täglich herrlich und in Freuden lebte, ſo gerieth der Wirth, der ihn nicht kannte, in Sorgen und fürchte, der Fremde möchte eines

Tages auf und davon reiten und nicht wiederkommen. Er ſagte deshalb eines Tages zu Fortunat: „Lieber Herr, ich zweifle zwar nicht, daß ihr ein wohlhabender und ehrlicher Mann ſeid, aber ich kenne euch nicht, darum verargt es mir nicht, wenn ich euch bitte, mir jeden Tag zu bezahlen, was ihr verzehret.“ Fortunat entgegnete ihm lachend: „Lieber Wirth, ich habe nicht im Sinne, ohne zu bezahlen davon zu reiten.“ Mit dieſen Worten zog er einen Beutel mit hundert Kronen aus ſeiner Taſche, gab ihn dem Wirth und ſagte: „Da! nehmet dieſes Geld und wenn ihr meinet, daß ich mit meinen Freunden mehr verzehrt habe, ſo ſaget es mir, ſo werde ich euch mehr geben, eine Rechnung braucht ihr mir nicht zu machen.“ Als der Wirth das Geld in Händen hielt und durchgezählt hatte, bekam er eine ganz andere Meinung von ſeinem Gaſte. Er hielt ihn von nun an in großen Ehren, zog die Mütze tief vor ihm ab, ſetzte ihn zu oberſt an der Tafel, wo die vornehmſten Gäſte ſaßen, und wieß ihm ein beſſeres Zimmer an, als er bisher bewohnt hatte. Eines Tages ſaß Fortunat mit vielen andern Herren an der Wirthstafel, und wie täglich ſo kamen auch heut allerlei Spielleute, Sänger und ähnliche Leute zu dem Tiſche der Herren, ſuchten dieſen mit ihren Künſten Kurzweil zu bereiten und baten dafür um eine Gabe. Da trat denn auch ein alter Edelmann an den Tiſch und klagte den Herren ſeine Armuth. Er ſagte: „Ich bin aus Hibernien, bin ſieben Jahre in der Welt herumgezogen und habe aller Herren Länder kennen gelernt, die es in der Chriſtenheit giebt; darüber iſt mir jetzt, wo ich auf der Heimreiſe begriffen bin, mein Gut ausgegangen und ich bitte euch, edle Herren, daß ihr mir eine Beiſteuer gewähret, damit ich meine Reiſe fortſetzen kann.“ Der alte Edelmann hatte ein ſo ehrliches Geſicht und wußte auf Befragen ſo genaue

Auskunſt von allen Ländern zu geben, in welchen er geweſen ſein wollte, daß Niemand an der Wahrheit ſeiner Ausſage zweifelte und ihm daher reiche Spenden zu Theil wurden. Fortunat, welcher alles gehört hatte, was der Edelmann von ſeinen Reiſen erzählte, dachte bei ſich: Ich möchte wohl auch auf dieſe Weiſe fremder Herren Länder durchſtreiſen und mir würde das Geld nicht ausgehen; der Alte wäre ein guter Geleitsmann auf dieſen Reiſen und ich wollte es ihm reichlich vergelten, wenn er mir Geſellſchaft leiſten wollte. Nach Tiſche begab er ſich auf ſein Zimmer und ließ den armen Edelmann zu ſich rufen. Er fragte ihn, wie er hieße und jener erwiderte: „Leopold.“ Da fuhr Fortunat fort: „Ihr ſagtet, ihr hättet große Reiſen gemacht und vieler Herren Länder geſehen, euch auch wohl an den Höfen vieler Fürſten aufgehalten; nun bin ich jung und möchte mich gern in der Welt umſehen, wenn ihr mich daher auf meinen Reiſen begleiten und führen wollet, ſo will ich euch wie einen Bruder halten, euch ein eigenes Pferd und einen eigenen Knecht geben, und es euch niemals an dem Gelde fehlen laſſen, das ihr braucht.“ Der alte Edelmann antwortete: „Herr, ich möchte wohl gerne einen ſo ehrlichen Dienſt annehmen, aber ich bin ein alter Mann und habe Weib und Kind in meiner Heimath. Dieſe haben lange von mir nichts gehört und die Liebe zu ihnen läßt mich nichts ſo ſehr wünſchen, als wieder zu ihnen zurück zukehren.“ Fortunat ſagte: „Es kann unſer beider Wille geſchehen. Verſprichſt du mir mich auf meinen Reiſen zu begleiten, ſo will ich auch mit dir nach Hibernien gehen und dein Weib und deine Kinder ſo reichlich beſchenken, daß ſie ihr Lebelang genug haben ſollen; und wenn es mir ſpäter gefällt nach meiner Heimath, welche die Inſel Cypern iſt zurück zukehren, ſo will ich dann ſo für dich ſorgen, daß du als dein eigener Herr dein Alter ſorgenlos zubringen kannſt und es ſoll dir an Knechten und Mägden nicht fehlen.“ Da ſagte der Alte: „Junger Herr, ihr verſprechet viel und ich möchte euch wohl zu Willen ſein, wenn ihr eure Verſprechungen halten könntet. Aber ihr müſſet wiſſen, daß das Reiſen viel Geld koſtet.“ Da antwortete Fortunat: „Darum ſorge nicht, verſprich mir nur bei mir zu bleiben und du wirſt ſehen, daß ich in jedem Lande ſo viel Geld aufzubringen weiß, als mir gefällt.“ Da war es der alte Edelmann zufrieden, mit ihm zu ziehen, und ſie gelobten einander gegenſeitig gute Treue und daß ſie einander niemals und in keiner Noth verlaſſen wollten. Darauf gab Fortunat dem Ritter einen Beutel mit zweihundert Kronen und ſagte: „Hier nimm und ſpare nicht. Kaufe ein Paar Pferde ſo gut du ſie findeſt, und dünge dir einen Knecht, der dir anſteht. Wenn du das Geld verthan haſt, ſo werde ich dir mehr geben. Dieſe Freigebigkeit gefiel Leopold gar wohl. Er rüſtete ſich aufs beſte zur Reiſe und ließ es dabei an nichts fehlen. Auch Fortunat ſchaffte alles an, was er brauchte, um als ein vornehmer Herr zu erſcheinen; doch nahm er nur noch zwei Knechte und einen Knaben in ſeinen Dienſt, ſo daß, als ſie ſich aufmachten, ſie ihrer ſechs Reiſegefährten waren. Fortunat beſprach ſich mit ſeinem Geſellen, welche Länder ſie nacheinandre bereiſen wollten, und ſo beſchloſſen ſie denn zunächſt das heilige römiſche Reich zu ſehen. Sie ritten alſo aus Frankreich über den Rhein nach Deutſchland, ſahen alle große Städte des Reichs, die Höfe der Fürſten, Berge und Thäler, und gingen endlich von der Stadt Cöln aus gen Brügge in Flandern, ſetzten ſich dann zu Schiff und fuhren nach London, von wo ſie ohne Aufenthalt gen Edinburg, in die Hauptſtadt Schottlands ritten. Von hier hatten ſie nur noch ſechs Tagereiſen gen Hibernien und bis zu der Stadt, wo Leopolds Weib mit ſeinen Kindern lebte.

Wie Fortunat St. Patricius Fegefeuer beſucht.

In Edinburg erinnerte Leopold ſeinen Herrn an deſſen Verſprechen, mit ihm ſeine Heimath beſuchen zu wollen. Fortunat war gern dazu bereit, und ſo kamen ſie denn nach einigen Tagen in die Stadt Valdric. Dort fand Leopold ſein Weib und alle ſeine Kinder noch am Leben. Von ſeinen Kindern hatten ſich zweie, ein Sohn und eine Tochter, verehelicht, und alle freuten ſich, daß ſie ihren Vater Leopold wieder ſahen. Fortunat ſah, daß ſie ſämmtlich brave, aber nicht eben in den beſten Glücksumſtänden lebende Leute waren. Er gab daher dem Leopold hundert Nobel und befahl ihm damit ein köſtliches Mahl auszurichten, bei welchem er ſein Gaſt ſein wollte. Leopold that nach ſeinem Auftrage, richtete eine köſtliche Mahlzeit aus und lud alle die Seinen und wer mit ihnen befreundet war, zu derſelben ein. Da lebten ſie herrlich und in Freuden und war in der ganzen Stadt ſeit Menſchengedenken kein ſolches Feſt gefeiert worden. Fortunat war fröhlich mit den Fröhlichen, nach dem Mahle aber nahm er Leopold bei Seite und ſagte zu ihm: „Hier, mein Freund, nimm dieſe drei Beutel, von denen jeder fünfhundert Nobel enthält, den einen gieb deinem Weibe, den andern deinem älteſten Sohne und den dritten deiner älteſten Tochter, damit ſie ſich tröſten, wenn du wieder von ihnen ſcheideſt, denn morgen mit dem Früheſten müſſen wir wieder von hinnen.“ Leopold freute ſich über die Huld ſeines Herrn, dankte ihm und beglückte Weib und Kinder mit deſſen Gabe. — Fortunat hatte gehört, daß zwei Tagereiſen von der Stadt Valdric eine andere Stadt Vernic genannt liege, bei welcher St. Patricius Fegefeuer zu ſehen ſei. Er hatte große Begierde dieſes Naturwunder zu ſchauen und ritt daher mit ſeinen Dienern nach jener Stadt. In derſelben befindet ſich eine große Abtei und hinter dem Altar der Kirche iſt eine Thüre, welche in die finſtere Höhle führt, welche St. Patricius Fegefeuer genannt wird. Da nun, wer in die Höhle eintreten wollte, von dem Abte dazu die Erlaubniß haben mußte, ſo begab ſich Leopold zu dieſem und ſagte ihm, daß ſein Herr St. Patricius Fegfeuer zu ſehen wünſche. Als der Abt hörte, daß Fortunat ein reicher Edelmann aus Cypern ſei, ſo lud er ihn und Leopold zu Tiſche. Fortunat wollte ſich für die ihm auf dieſe Art erwieſene Ehre erkenntlich beweiſen und kaufte ein Faß von dem beſten Weine, welcher in der Stadt zu finden war. Nun war der Wein an demſelben Orte ſelten und theuer und in das Kloſter kam faſt keiner außer demjenigen, welcher bei dem Gottesdienſte gebraucht wurde. Der Abt nahm daher das Geſchenk Fortunats mit großem Danke an und bezeigte ſich gegen denſelben außerordentlich höflich und gefällig. Nachdem ſie nun mit einander gegeſſen hatten, ſagte Fortunat: „Ehrwürdiger Herr, wenn es nicht eurer Würde entgegen iſt, ſo möchte ich wohl, daß ihr mir erzähltet, weßhalb man ſagt, daß hier Patricii Fegfeuer zu ſehen ſei.“ Der Abt gab ihm zur Antwort: „Das will ich euch gern ſagen. Vor vielen hundert Jahren war dieſe ganze Gegend, wo jetzt die Stadt und die Abtei ſtehen, eine wüſte Wildniß. In einer nicht fernen Gegend lebte aber damals ein frommer Abt, welcher Patricius hieß und oftmals in die Wüſte ging um dort der Buße zu pflegen. Da geſchah es eines Tages, daß er dieſe Höhle fand, welche überaus lang und tief iſt. Als er nun in dieſelbe hineinging und einen Gang nach dem andern durchſchritt, verirrte er ſich endlich ſo in derſelben, daß es ihm nicht möglich war den Ausgang wieder zu finden. Nachdem er ſich lange vergebens gemüht hatte herauszukommmen, fiel er auf ſeine Knie nieder und flehte zu dem allmächtigen Gott, daß er ihn, wenn ſolches nicht gegen ſeinen heiligen Willen wäre, aus dieſer Noth erlöſen möchte. Während Patricius ſo betete, vernahm er aus der Tiefe der Höhle ein gar klägliches Geſchrei, nicht anders wie das Wehgeheul der im Fegefeuer ſchmachtenden Seelen. Gott half dem frommen Abte aus der Höhle, dieſer führte darauf noch ein gottſeligeres Leben als zuvor und wurde nach ſeinem Tode heilig geſprochen. Fromme Menſchen, welche erfahren hatten, was dem heiligen Patricius in dieſer Höhle begegnet ſei, bauten bei derſelben das Kloſter und gaben der Höhle den Namen St. Patricii Fegefeuer.'' Da fragte Fortunat weiter, ob denn auch diejenigen, welche ſpäter die Höhle beſucht, etwas von den kläglichen Stimmen in derſelben vernommen hätten? und der Abt erwiderte: ,,Einige haben erzählt, daß ſie allerdings ein klägliches Rufen aus dem Innern der Höhle gehört hätten, andere hingegen verſichern, daß ſie nichts weder gehört noch geſehn, doch hätten ſie ſich im Innern der Höhle des Grauſens nicht erwehren können. Bis jetzt hat noch nie ein Menſch das Ende der Höhle erreichen können.'' Da ſagte Fortunat: ,,Ich bin aus fernen Landen hieher gekommen, und es wäre mir eine Schande, wenn ich die Höhle nicht beſuchte, darum will ich nicht eher wieter reiſen, bis daß ich St. Patricii Fegefeuer geſehen habe.'' Der Abt war gern bereit ihm den Eintritt in die Höhle zu erlauben, bat ihn jedoch, doch ja nicht zu weit in derſelben vorzudringen, weil er ſich in den vielen ſich durchkreuzenden Gängen gar leicht verirren könnte, welches auch ſeit dem heiligen Patricius ſchon gar Manchem begegnet ſei, von denen nicht alle wieder zum Vorſchein gekommen wären. Fortunatus ließ ſich durch die Rede des Abtes nicht irre machen und fragte Leopold: ob er mit ihm in die Höhle gehen wollte, dieſer antwortete: ,,Allerdings will ich euch begleiten und euch nicht verlaſſen, ſo lange Gott mir das Leben zu Theil werden läßt.'' Da beſchloſſen ſie am nächſten Morgen mit dem Frühſten die Höhle zu beſuchen. Ehe ſie aber in dieſelbe eintraten, reichte ihnen der Abt noch das heilige Abendmahl, dann traten ſie durch die Thür hinter dem Altar in die Höhle und machten ſich friſchen Muthes auf den Weg, der Abt rief ihnen noch einen Segen nach und ſchloß ſodann die Pforte hinter ihnen zu. Alsbald umfing jene beide eine undurchdringliche Finſterniß, durch welche ſie jedoch rüſtig weiter ſchritten, indem ſie ſich an den Seitenwänden anhielten. Aus immer weiterer Ferne hörten ſie den Geſang der Mönche in der Kirche, bis dieſer endlich ganz verſtummte. Der Gang durch welchen ſie gingen hatte mancherlei Windungen, und Seitengänge führten rechts und links von ihm ab und ſie geriethen immmer in neue ſolche Gänge hinein. Sie hatten ſich ihrer Meinung nach ſchon längſt wieder auf den Rückweg begeben, aber ſie geriethen nur immer tiefer in die Höhle hinein und merkten endlich, daß ſie ſich verirrt hätten. Viele Stunden waren ſie ſchon gegangen, Hunger und Durſt begannen ſie zu peinigen und ihre müden Füße verſagten ihnen den Dienſt. Da ſetzten ſie ſich endlich in der finſtern Höhle nieder und begannen an ihrem Leben zu verzagen. Fortunat dachte in ſeinem Herzen: ,,Ach nun helfen mir alle Schätze der Welt nichts, vergebens trage ich den Seckel Fortunas bei mir!'' dann rief er zu dem allmächtigen Gott in ſeiner Angſt, daß er auch ihn erlöſen möge, wie er einſt dem heiligen Patricius gethan habe. Der alte Leopold ſagte kein Wort, und nur, wenn ſein gütiger Herr in zu ſchmerzliche Klagen ausbrach, ſuchte er ihn mit milden Worten zu tröſten. Die Mönche, welche in der Kirche geblieben waren, harrten viele Stunden auf die Fremden, welche nicht zurückkehren wollten. Endlich wurde es ihnen ängſtlich, und ſie ſchickten zu dem Abt und ließen ihm ſagen, jene beiden wären noch immer nicht aus St. Patricii Fegefeuer zurückgekehrt. Dem Abt war es leid um den freigebigen Mann, welcher ihm den trefflichen Wein geſchenkt hatte und er dachte daran, wie er ihm wohl helfen könnte. Unterdeß waren auch Fortunats Knechte herbei gekommen um ſich zu erkundigen, wo derſelbe blieb, und als ſie erfuhren, daß er in die Höhle gegangen und nicht wieder hervorgekommen ſei, gebärdeten ſie ſich ganz troſtlos, denn freilich konnten ſie ſolch einen Herrn nimmer wiederfinden. Der Abt beſann ſich, daß ein alter Mann vor vielen Jahren die Höhle mit Schnuren ausgemeſſen hatte, und ſchickte zu dieſem, indem er ihn bitten ließ in die Höhle zu gehen und jene beiden Fremden zu ſuchen, die Knechte Fortunats verſprachen dem Manne hundert Nobel aus dem Beutel ihres Herrn, wenn er dieſen aus der Höhle erlöſte. Der Alte erwiederte: „Wenn ſie noch am Leben ſind ſo bringe ich ſie heraus.“ Darauf verſah er ſich mit allem was er bedurfte um ſich in der Höhle zurecht zu finden und ging hinein. Mit Hülfe der Schnuren und Inſtrumente durchwanderte er nun einen Gang um den andern und rief von Zeit zu Zeit nach den Vermißten. Endlich fand er ſie. Sie ſaßen noch auf dem Steine und waren ſchwach vor Hunger und halbohnmächtig vor Angſt. Der Alte hieß ſie ſeine Kleider faſſen und ihm folgen, ging ſelber der Schnur nach wieder zurück und erreichte mit ihnen glücklich den Eingang zur Höhle. Der Abt mit den Mönchen und den Knechten Fortunats hatten indeß flehentlich zu Gott gebetet, daß er den Verirrten beiſtehen und das Werk des Mannes, der ſie zu retten ausgegangen, gelingen laſſen möchte. Als nun jene aus der Thür der Höhle in die Kirche traten, da war Freude an allen Enden und Fortunat und Leopold und alle die da waren, prieſen Gott, den Retter in der Noth. Der Abt und die Mönche freuten ſich beſonders deßwegen, weil ſie gefürchtet hatten, daß wenn die Fremden nicht wiederkämen, künftig Niemand mehr St. Patricii Fegfeuer zu ſehen verlangen und das arme Kloſter mit Gaben bedenken würde. Fortuvat gab dem Alten die hundert Nobel, welche ihm die Knechte verſprochen hatten, ließ in der Herberge eine vortreffliche Mahlzeit zurichten und lud den Abt mit allen Mönchen zu derſelben ein. Nach dem Mahle ſchied er von ihnen fröhlichen Herzens und hinterließ ihnen noch hundert

Nobel, damit ſie ſich etwas anthun konnten, und Gott für ihn bitten ſollten.

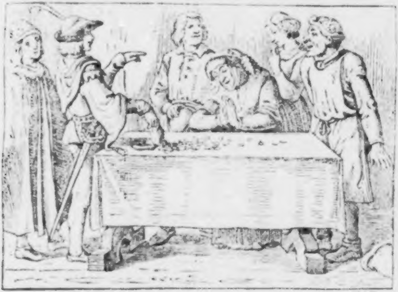
Wie Fortunat zu Conſtantinopel in große Gefahr kommt.

Fortunat machte ſich mit ſeinen Gefährten wieder auf den Weg, fuhr über das Meer nach der Stadt Calais in Frankreich, ritt gen Paris und von da durch ganz Frankreich, fuhr wieder zu Schiffe nach Neapel, ging von dort nach Rom und kam endlich nach Venedig. Hier erfuhr er für gewiß, daß der griechiſche Kaiſer in Conſtantinopel wegen vorgerückten Alters das Regiment niederlegen und ſeinen älteſten Sohn mit großer Pracht und Herrlichkeit zum Kaiſer krönen laſſen wolle. Die Venetianer, welche damals gewaltige Herren zur See waren, hatten eine Galeere ausgerüſtet, auf welcher ſie eine Geſandtſchaft mit koſtbaren Geſchenken an den neuen Kaiſer in Conſtantinopel abſenden wollten. Fortunat, welcher die Feſte in Conſtantinopel zu ſehen wünſchte, miethete für ſich und ſeine Begleiter Plätze in der Galeere und kam mit der venetianiſchen Geſandtſchaft nach der Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerthums, welches damals noch nicht von den Ungläubigen erobert worden war. Da waren ſo viele Fremde aus aller Herren Landen angekommen, daß die Herbergen ſie kaum zu faſſen vermochten. Die Venetianer erhielten vom Hofe ein eigenes Haus angewieſen, in welchem ſie wohnen ſollten; da ſie aber keine Fremden unter ſich haben wollten, ſo ſah ſich Fortunat genöthigt für ſich und ſeine Leute eine Herberge zu ſuchen, welches ihm zwar auch endlich gelang, doch nicht zum beſten, weil der Wirth der Herberge ein Spitzbube war. Fortunat ging mit ſeinen Begleitern täglich aus, um den Feſtlichkeiten beizuwohnen, und jedesmal verſchloß er die Kammer, welche er bewohnte, auf das ſorgfältigſte. Der Wirth wußte aber dennoch in die Kammer zu kommen. Hinter dem einen der in der Kammer ſtehenden Bettſtollen war nämlich ein Bret in der Wand, welches leicht heraus gehoben werden konnte. Durch dieſe Oeffnung gelangte der Wirth mehrmals in die Kammer, während ſeine Gäſte ausgegangen waren, und durchſuchte alle ihre Reiſeſäcke und die Taſchen ihrer etwa zurückgelaſſenen Kleidungsſtücken. Er konnte aber zu ſeinem großen Aerger kein Geld finden und da er nun dennoch ſah, daß die Fremden viel verthaten und ſtets mit baarem Gelde bezahlten, ſo meinte er, ſie möchten wohl all ihr Geld bei ſich, in die Wämſer eingenäht tragen. Nach einigen Tagen hielt Fortunat mit dem Wirth Abrechnung, da bemerkte dieſer, daß Fortunat einen Beutel mit Goldſtücken aus dem Wamſe zog und ihn dem alten Leopold gab, um den Wirth zu bezahlen, und dieſes geſchah, wie unbillig auch die Fordrung des Wirths war, ohne Abzug, denn Fortunat hatte ſeinem Diener aufgetragen keinem Wirth etwas an ſeiner Forderung zu kürzen. Es war nun bald der Jahrestag gekommen, an welchem Fortunat von der ihm wohlwollenden Göttin den Zauberſeckel erhalten hatte. Da gedachte er ſeines der Göttin gegebenen Verſprechens und fragte daher den Wirth der Herberge: ob er nicht einen armen Mann kenne, der eine erwachſene Tochter hätte und ſie gern verheirathen möchte, doch kein Heirathsgut für ſie habe, er wolle denſelben reichlich begaben. Da antwortete ihm der Schalk: ,,Wohl weiß ich mehr als einen ſolchen Mann, und wenn ihr euch bis morgen gedulden wollet, ſo werde ich einen mit ſeiner Tochter zu euch führen, der eurer Wohlthat eben ſo würdig wie bedürftig iſt.'' In ſeinem Herzen aber dachte der Schalk, noch dieſe Nacht ſollte all das Geld in ſeine Hände kommen, welches der Fremde in ſolchem Uebermaaß beſäße, daß er es auf die unnützeſte Weiſe wegwerfen wollte. Es war ihm nicht anders zu Muth, als ob es ſchon ſein eigenes Geld wäre, welches Fortunat verſchwendete. Als die Nacht hereingebrochen war, und die Fremden im erſten feſten Schlafe lagen, ſchlich ſich der

Böſewicht durch das Loch in der Wand in die Kammer und durchſuchte haſtig alle Kleidungsſtücke, welche bei den Betten lagen. Bei den Dienern fand er wenig oder nichts, nur an Leopolds Gürtel hing ein Beutel mit 50 Goldſtücken, welchen er abſchnitt. Zuletzt machte er ſich über Fortunats Kleider und dachte hier die beſte Ernte zu thun. Er fand den Zauberſeckel, welcher an das Wams angenäht war, und ſchnitt ihn eilig ab, als er aber alsbald fühlte, daß nichts darin war, ſo warf er ihn ärgerlich unter den Bettſtollen. Ehe er ſich wieder fortmachte, öffnete er noch das Fenſter, damit es den Anſchein haben ſollte, als ob der Dieb von der Straße aus eingeſtiegen wäre. Am nächſten Morgen war Leopold der erſte, welcher erwachte und als er das Fenſter offen ſtehen ſah, ſo weckte er die Knechte mit Schelten, denn er meinte, daß ſie des Nachts heimlich ausgegangen und zum Fenſter hinausgeſtiegen wären. Als aber die Knechte hoch und theuer verſicherten, daß ſie nicht aus dem Bette gekommen wären und nicht wüßten, wer das Fenſter geöffnet habe, erſchrak Leopold heftig und ſah ſogleich nach ſeinen Beutel, der nicht mehr zu finden war. Da ſprang er aus dem Bette, lief zu Fortunat und erzählte ihm, daß ein Dieb des Nachts zum Fenſter eingeſtiegen und ihm den Beutel mit fünfzig Goldſtücken vom Gürtel geſchnitten hätte. Fortunat antwortete kein Wort, ſondern griff nur nach ſeinem Wams, fühlte nach dem Seckel Fortunas und ſank mit einem Schrei in das Bette zurück, wo ihm alsbald die Sinne vergingen. Da ward die Verwirrung und der Schrecken unter den Dienern noch größer, ſie brachten jedoch ihren Herrn durch Reiben und Waſchen nach einiger Zeit wieder zu ſich. Indem kam der Wirth herbei und fragte, was ihr Schreien und Wirthſchaften zu bedeuten habe? Da ſagten ſie ihm, daß ihnen dieſe Nacht all ihr Geld geſtohlen worden ſei. Der liſtige Dieb ſchalt ſie aus und ſagte: „Was ſeid ihr für lüderliches Volk, daß euch ſo etwas begegnen kann.

Iſt die Kammer nicht mit guten Thüren und Fenſtern verſehen? wie kann da ein Dieb herein, wenn ihr ihm nicht ſelbſt aufſchließet.“ Die Knechte verſicherten, daß die Fenſter beim Schlafengehen auf das Beſte von ihnen verwahrt worden ſeien, aber der Wirth erwiderte: „Am Ende iſt der Dieb mitten unter euch. Ich kann bei dem vielen fremden Volke, welches ſich jetzt hier herumtreibt, für nichts gut ſein.“ Indem trat er zu Fortunat und ſah, wie derſelbe ganz bleich und entſtellt in dem Bette lag und noch kein Wort hervorzubringen vermochte. Da fragte er ihn: „Warum gebärdet ihr euch gar ſo kläglich; iſt es denn ſo viel, was ihr verloren habt?“ Leopold ſagte, es wären ihnen im Ganzen etwas über fünfzig Goldſtücke geraubt worden. „Nun was iſt da ſo großes Leidweſen zu erheben;“ ſagte der Wirth: „geſtern waret ihr Willens eines armen Mannes Tochter auszuſtatten; ſo rechnet euren Verluſt darauf: behaltet das Geld, das ihr verſchenken wolltet, und euer Schade wird nicht ſehr groß ſein.“ Fortunat gab ihm mit ſchwacher Stimme zur Antwort: „Ach um das Geld iſt es mir nicht, nur um den Beutel, den mir der Dieb von meinem Wams abgeſchnitten hat. In demſelben ſteckte ein kleiner Zettel, der eine Anweiſung auf eine große Summe Geldes enthielt. Der Zettel iſt Niemand etwas nütz, als mir, denn es kann ihn Niemand umſetzen als ich.“ Da dachte der Böſewicht, er müſſe dem Fremden zu dem Zettel wieder verhelfen, damit er, wenn jener ihn zu Gelde gemacht hätte, die große Summe auch noch in ſeine Hände bringen könnte, ſtellte ſich deßwegen ganz gerührt von Mitleiden und forderte die Knechte auf doch zu ſuchen, ob der Beutel etwa noch irgend wo zu finden ſein möchte. Die Knechte durchſuchten die ganze Kammer, bis einer von ihnen unter das Bett ſeines Herrn ſah und den Seckel fand. Er brachte ihn dem Fortunat und fragte ihn, ob dieß ſein Seckel wäre. Fortunat ſprang haſtig auf, riß ihm den Seckel aus der Hand und ſagte, daß es der rechte wäre. Er wagte indeß noch nicht, ſich der Freude über das Wiederfinden des koſtbaren Kleinods zu überlaſſen, denn er fürchtete, durch das Abſchneiden könnte der Seckel ſeine Kraft verloren haben. Vor den Leuten traute er ſich auch nicht, die Kraft des Seckels zu erproben, denn er wollte ihnen um keinen Preis das Geheimniß deſſelben wiſſen laſſen, weil er dann wohl ſeines Lebens nicht mehr ſicher geweſen wäre, auch nicht vor ſeinem treuſten Diener. Da er nun noch ſehr ſchwach von dem Schrecken war, ſo legte er ſich wieder ins Bett. Hier griff er alsbald unter der Decke in den Seckel, und hätte nun vor Freuden laut aufſchreien mögen, als er die Goldſtücke in der Hand fühlte. Wie groß aber auch ſeine Freude war, ſie vermochte ſie ihm doch nicht ſo ſchnell ſeine Kräfte wieder zu geben, wie ſie ihm der Schrecken geraubt hatte. Er mußte noch den ganzen Tag im Bette zubringen. Als es Abend wurde, befahl er ſeinen Leuten die ganze Nacht Kerzen zu brennen und ſich mit den bloßen Schwertern ins Bette zu legen; dieß ſollten ſie alle Nacht thun, ſo lange ſie noch in Konſtantinopel wären, damit ſie nicht noch einmal beſtohlen werden könnten. Während der Nacht, als ſeine Diener ſchliefen, nähte Fortunat den Seckel an einem Gürtel feſt, welchen er ſich um den bloßen Leib ſchnallte, ſo daß ihm jemand erſt hätte das Leben nehmen müſſen, ehe er zu dem Seckel gekommen wäre. Darauf ſchlief er beruhigt ein und erwachte am nächſten Morgen mit friſchen Kräften und friſchem Muthe. Er ſtand auf und begab ſich mit ſeinen Leuten in die überaus herrliche Sophienkirche. Hier gab er den Prieſtern zwei Goldſtücke und bat ſie, Gott ein Loblied zu ſingen und eine Meſſe für ihn zu leſen. Er dankte Gott mit gerührtem Herzen, daß er die Gefahr noch glücklich an ihm habe vorübergehen laſſen, und ging dann mit ſeinen Dienern aus der Kirche zu dem Platze, wo die Kaufleute und Wechsler feil hielten. Dort befahl er den Knechten heim zu gehen, die Mahlzeit vorzubereiten und für die Pferde zu ſorgen, zu Leopold aber ſagte er: ,,Freund hier haſt du ein Goldſtück, gehe hin und kaufe fünf feſte Beutel, ich will indeß zu meinem Wechsler gehen und Geld holen, denn es iſt mir nicht eher wieder wohl, als bis wir wieder Geld im Hauſe haben.'' Während nun aber Leopold die Beutel einkaufte, begab ſich Fortunat nach der Herberge, ſchloß ſich allein in die Kammer ein und that ſo viele Griffe in den Beutel, daß er eine große Summe Geldes vor ſich hatte, als Leopold mit den fünf neuen Beuteln heim kam. Darauf that Fortunat in einen Beutel hundert Goldſtücke und gab denſelben Leopold mit der Weiſung die nöthigen Ausgaben davon zu beſtreiten, Niemand Noth leiden zu laſſen und ſich mehr zu holen, wenn das Geld ausgegeben wäre. Auch jedem ſeiner Knechte gab er einen Beutel mit zehn Goldſtücken, und vierhundert Goldſtücke that er in den fünften Beutel. Nachdem dieß geſchehen war, ließ er den Wirth rufen und befahl ihm, den Mann und das Mädchen herbei zu bringen, welchen er die Ausſtattung zugedacht habe. — Der Wirth ging zu einem ihm bekannten Schreiner, welcher eine hübſche mannbare Tochter hatte und ein armer aber rechtſchaffner Mann war. Er erzählte ihm, in welcher Abſicht er komme, und hoffte der Schreiner würde ſich gegen ihn ſehr dankbar beweiſen, daß er ihm das Geſchenk zuwendete, und ihm aus Erkenntlichkeit einen Theil der zu empfangenden Gabe zukommen laſſen. Aber der Schreiner, der eben ſo derb wie arm war, gab ihm zur Antwort: ,,Ei was, wer bezahlt, will auch was dafür haben. Der reiche Herr mag wohl ſeine Abſichten haben mit meiner Tochter, ich werde mich hüten ſie ihm zuzuführen. Um Gottes willen thut jetzt Niemand was. Ja, ſaget eurem Herrn, wenns ihm wirklich daran liege Gutes zu thun ohne Nebenabſichten, ſo möge er zu mir kommen.'' Dieſe grobe Rede verdroß den Wirth und er hinterbrachte ſie Wort für Wort an Fortunat, denn er hoffte, ſie ſollte dieſen auch verdrießen und ihn abhalten, das Geld wegzugeben, auf welches er nähere Anſprüche zu haben meinte. Fortunat aber erkannte aus den Worten des armen Schreiners, daß derſelbe ein ehrenwerther und rechtſchaffener Mann ſein müſſe. Er machte ſich alſo ſogleich auf den Weg ihn aufzuſuchen, und der Wirth mußte ihm den Weg zeigen. Als ſie bei dem Schreiner eingetreten waren, ſagte Fortunat: „Ich habe gehört, du habeſt eine erwachſene Tochter, laß ſie mit ihrer Mutter herein kommen.“ Der Schreiner fragte ganz trotzig: „Was ſoll ſie?“ — „Laß ſie nur kommen,“ erwiederte Fortunat: „es ſoll ihr Glück ſein.“ Da rief der Mann Weib und Tochter. Als dieſe in die Stube traten und den reichgekleideten Herrn erblickten, waren ſie ganz verſchämt, weil ſie gar ärmlich gekleidet waren, und die Tochter ſtellte ſich hinter ihre Mutter, um nicht geſehen zu werden. Aber Fortunat nahm ſie bei der Hand und ſagte zu ihr: „Tritt hervor, Jungfrau. Du brauchſt dich nicht zu ſchämen, wenn du brav biſt, denn Armuth ſchändet Niemand.“ Fortunat ſah, daß das Mädchen hübſch und von kräftigem Wuchs war. Er fragte den Vater: „Wie alt iſt deine Tochter?“ — „Zwanzig Jahr“ erwiderte der Schreiner. „Und warum haſt du ſie noch keinem Manne gegeben?“ fuhr Fortunat fort. Da ließ die Frau den Mann nicht zu Worte kommen, ſondern ſagte ſchnell: „Ach, lieber Herr, wir hätten es längſt gethan, denn wir gönnen ihr alles Glück, aber wem könnten wir ſie geben; die Reichen mögen ein armes Mädchen nicht und die Armen, welche ſie wohl möchten, und deren ſind viele, lieber Herr, die brauchen eine Ausſteuer noch nöthiger als die Reichen. Da iſt der Sohn unſers Nachbars, ein braver guter Junge, der mit dem Mädel aufgewachſen iſt und ſie gar gerne zur Frau hätte.“ — Fortunat wendete ſich zu dem Mädchen: „Und wie gefällt er euch, Jungfrau?“ Da erröthete das Mädchen und ſprach ohne die Augen aufzuſchlagen: „Ich gehorche meinen

Eltern, wen ſie mir zum Manne geben, den werde ich nehmen; — den Sohn des Nachbars ſo gerne wie jeden andern.“ — „Glaubt ihr nicht, ſie lügt!“ fiel ihr die Alte ins Wort: „Ich weiß gewiß, daß ſie lange ſchon mit einander einig ſind, nur daß ſie nichts haben um eine Wirthſchaft anzufangen.“ Fortunat befahl der Frau den Jüngling zu rufen, und als ſie mit demſelben kam, gefiel ihm derſelbe gar wohl. Er ſagte daher: „Junger Mann, willſt du dieſe Jungfrau zum Weibe nehmen? und du, Jungfrau, willſt du ihn zum Manne? Wenn ihr einander begehret, und eure Eltern nichts dawider haben, ſehet, ſo will ich euch dieſes hier zur Ausſtattung geben.“ Mit dieſen Worten zog er unter dem Mantel den Beutel mit den vierhundert Goldſtücken hervor und ſchüttete das Geld auf den Tiſch. Da beſannen ſie ſich alle nicht lange, und auch der alte Schreiner war es gern zufrieden, daß Hochzeit ſein ſollte. Es wurde ſogleich ein Prieſter geholt, der die glücklichen Brautleute in Fortunats Ge-



genwart zuſammengab, und dieſer reichte dem Vater der Braut noch zehn Goldſtücke zu einem Feſtkleide für ſich und ſeine Hausfrau und ebenſoviel um ein Hochzeitmahl anzurichten. Da küßten ihm alle die Hände, dankten ihm herzlich und prieſen Gott, daß er ihnen den unbekannten Wohlthäter geſandt hätte, der ihnen wie ein Engel vom Himmel erſchien. — Fortunat ging wieder nach der Herberge zurück. Der alte Leopold wunderte ſich im Stillen, daß ſein Herr leichten Herzens ſo große Summen wegſchenkte, da er ſich doch vor wenigen Tagen, als ihnen eine viel kleinere Summe geraubt worden war, gar ſo kläglich angelaſſen hatte. Noch mehr aber wunderte ſich der Wirth. Er begriff nicht, wo die Fremden ihr Geld aufbewahren müßten, daß er es trotz ſeines mehrmaligen eifrigen Durchſuchens aller ihrer Kiſten und Kaſten und ſogar ihrer Kleider doch nicht habe finden können. Das viele Geld, welches er in Fortunats Händen geſehn, reizte ihn, trotz der Gefahr, welcher er ſich bei der Wachſamkeit der Fremden ausſetzte, doch noch eine Unterſuchung ihrer Taſchen vorzunehmen. Als daher die Feſte des Kaiſers ihrem Ende nahe waren, und er dachte, daß er nun keine Zeit mehr zu verlieren habe, ſchlich er ſich wieder einmal, als die Fremden ſämmtlich ausgegangen waren, nach der Kammer. Nun wußte er, daß Fortunat eigne Kerzen hatte machen laſſen, welche lang und ſtark waren, ſo daß ſie eine Nacht hindurch brannten. Er nahm daher die Kerze, welche er auf dem Leuchter fand, bohrte etwa in der Mitte ein Loch in dieſelbe bis an den Docht, füllte Waſſer in die Oeffnung und verklebte ſie dann wieder ſorgfältig mit Wachs. So bewirkte er, daß die Kerze wenn ſie ein paar Stunden gebrannt hatte, von ſelbſt verlöſchen mußte. Am Abend ſetzte er ſich zu den Fremden an den Tiſch, ließ ihnen den beſten Wein auftragen, den er im Keller hatte, und trank ihnen wacker zu. Er hoffte, ſie würden nun in einen ſo feſten Schlaf verſinken, daß er ungeſtört ſein

Vorhaben ausführen konnte. Fortunat und ſeine Diener legten ſich wie gewöhnlich mit den bloßen Schwertern zu Bette, nachdem ſie das Nachtlicht angezündet hatten, und waren bald entſchlafen. Kurz vor Mitternacht verlöſchte die Kerze, und der Wirth, welcher vor dem Fenſter geharrt hatte, bis der Schein derſelben ausging, ſchlich ſich nun auf dem gewohnten Wege in die Kammer. Er tappte vorſichtig nach den Betten, konnte aber doch nicht vermeiden, daß er, als er in die Nähe des alten Leopold kam, einiges Geräuſch machte, indem er an einen Tiſch anſtieß. Leopold, welcher von dem genoſſenen Wein noch aufgeregt war und noch keinen feſten Schlaf gefunden hatte, erwachte, blickte auf und hörte, wie der Dieb eben ſeine Kleider aufhob und ſie durchſuchte; da faßte er ſchnell ſein Schwert, ſprang auf und ſchlug nach dem Böſewicht einen Schwertesſchlag, welcher dieſem unglücklicher Weiſe in ſeiner gebückten Stellung gerade in das Genick ging und das Haupt faſt ganz vom Rumpfe trennte, ſo daß der Mann ohne einen Laut von ſich zu geben todt zu Boden ſank. Zugleich ſchrie Leopold laut: „Ein Dieb! ein Mörder! Beſetzet Fenſter und Thüre, daß er uns nicht entwiſche, und laufe einer nach Licht.“ Da ſprangen alle aus den Betten, einer der Knechte lief nach der Küche und zündete das Licht an, während ſeine Kamraden Niemand hinaus und herein ließen als ihn. Als er nun mit dem Lichte zurück kehrte, da ſahen ſie den Leichnam des Wirths auf dem Boden liegen. Die Knechte freuten ſich, daß es ihnen gelungen den Böſewicht auf der That erwiſcht und ihm ſeinen Lohn gegeben zu haben, aber Fortunat war ſo erſchrocken wie noch nie in ſeinem Leben und rief: „Ach und weh! wir ſind alle verloren! Mußte ich darum nach Conſtantinopel kommen um Gut und Leben einzubüßen? Leopold, was haſt du gethan! Hätteſt du den Böſewicht nur verwundet, aber nicht getödtet, ſo hätten wir mit Gottes Hilfe und mit einer Summe Geldes uns aus dem böſen

Handel ziehen und gegen den Dieb Gerechtigkeit finden können.“ Der Alte erwiderte: „Herr, der Schuft hatte das Licht ausgelöſcht; es war ſo finſter, daß ich nicht ſehen konnte wie und wo ich ihn traf. Es iſt derſelbe, der uns neulich beſtohlen hat, und wenn wir die Sache bei Gericht anzeigen wie ſie iſt, ſo wird man uns recht geben.“ — „Nein,“ rief Fortunat: „der Mann iſt ein Bürger dieſer Stadt und hat Freunde und Verwandte, die werden Richter und Volk gegen uns aufwiegeln, und wir werden als Mörder verurtheilt werden eines ſchmählichen Todes zu ſterben, und kein Geld der Welt wird uns erretten!“ Bei ſich ſelber dachte Fortunat: Habe ich denn keinen Freund, dem ich mich und den Glücksſeckel anvertrauen kann, damit er mich und die Meinen mit einer großen Summe Geldes aus dem Gefängniß errette und uns Recht verſchaffe? Es fiel ihm der und jener ein, den er in Conſtantinopel kennen gelernt hatte; dann aber dachte er wieder: Allmächtiger Gott, und wenn er mein Bruder wäre, dem ich den Seckel gäbe, ſo wird er ihn nicht wieder herausgeben wollen. Der Seckel wird ihm ſo lieb ſein, daß er mich gern verderben laſſen wird, nur um im Beſitz deſſelben bleiben zu können. Ja ſtatt mich zu retten, wird er die Richter mit großen Summen beſtechen, nur um mich deſto gewiſſer auf die Richtſtätte zu bringen, er wird die Bürger der Stadt aufwiegeln, daß ſie meinen Tod verlangen. So beſchloß er denn den Seckel nicht aus den Händen zu geben und wußte nun gar nicht was er beginnen ſollte; hätte ihn die große Angſt vor dem Tode nicht aufrecht gehalten, ſo wäre er ohnmächtig zu Boden geſunken. Der alte Leopold, der in ſeinem langen Leben und auf ſeinen weiten Reiſen ſchon in mancherlei Noth gerathen war, behielt allein einige Faſſung und überlegte was zu thun ſei, denn die Knechte hatten wie ihr Herr den Kopf verloren, als ſie begriffen, in welche Gefahr ſie unverſchuldet gerathen wären. Der Alte ſagte: „Was ſtellet ihr euch ſo kläglich an, hie hilft kein Zagen und Jammern, damit machet ihr den Schurken nicht wieder lebendig. Denket daran, was zu thun ſei um glücklich aus dieſem Handel herauszukommen.“ — „Ach,“ ſeufzte Fortunat: „ich weiß keinen Rath; hätte ich thörichter Menſch die Weisheit ſtatt des Reichthums gewählt, ſo wüßte ich uns wohl zu helfen. Aber mein Verſtand war kindiſch und wird es auch bleiben.“ Leopold verſtand nicht, was ſein Herr meinte, aber er ſagte zu ihm: „Herr, ermannet euch, und thuet was ich euch heiße. Mit Gottes Hilfe denke ich uns allen das Leben zu erretten, und uns ohne Schaden von hinnen zu bringen.“ Da traten alle zu ihm hin um zu hören, was er zu ihrem Heile wüßte. Er aber fuhr alſo fort: „Schweiget alle ſtill, reget euch nicht und redet nicht und löſchet das Licht aus.“ Darauf nahm er den Leichnam auf den Rücken, ging mit ihm ganz leiſe hinunter in den Hof hinter die Stallgebäude, wo ein tiefer Ziehbrunnen war, und warf ihn da hinunter, wo ihn ſo leicht niemand finden konnte. Nachdem aber der alte Ritter wieder hinaufgekommen war, ſagte er zu Fortunat: „Nun habe ich das Nöthigſte gethan, der Böſewicht iſt untergebracht, wo er uns ſobald nicht verrathen wird. Daß er ausgegangen uns zu beſtehlen, wird wahrſcheinlich Niemand wiſſen, und ſo wird auch Niemand auf uns einen Verdacht werfen, daß wir ihn umgebracht hätten. Jetzt ſeid alle fröhlich und guter Dinge. Ihr Knechte geht hinunter zu den Roſſen, putzet ſie und rüſtet ſie zur Reiſe, dabei ſinget, erzählet luſtige Geſchichten, und mache keiner eine traurige Gebärde. Sobald der Morgen graut ſitzen wir auf und reiten ſoweit uns unſere Roſſe tragen.“ Je ſchlimmer ihnen zu Muthe war, deſto luſtiger ſtellten ſie ſich. Fortunat ſchickte den Kellner nach dem beſten Wein und lud alles Hausgeſinde ein, wacker zu zechen, darauf beſchenkte er alle auf das reichlichſte und bezahlte ſeine letzte Zeche, denn er hatte erſt den Tag vorher mit dem Wirth Abrechnung gehalten. Als er zu

Roß ſtieg, ſagte er zu den Knechten: „Grüßet euren Herrn, den Wirth, noch vielmals von mir und auch ſeine brave Hausfrau. Ich hätte gern noch mündlich von ihnen Abſchied genommen, aber ich will ſie nicht im Morgenſchlummer ſtören.“ — „Ja grüßet ſie,“ rief der alte Leopold: „und ſaget unſerm ehrlichen Wirth, in etwa einem Monate kämen wir wieder nach Conſtantinopel und würden nicht verfehlen bei ihm einzuſprechen.“ Unter ſolchen Reden ſtiegen ſie zu Pferde und ſprengten darauf eilig zur Stadt hinaus. Es wurde ihnen aber nicht eher wieder ganz wohl zu Muthe, bis ſie nach mehrern Stunden die Grenze erreicht und das Gebiet des türkiſchen Sultans betreten hatten. Hier kamen ſie in die Stadt Karoſa, wo der Sultan einen Amtmann hatte, welcher gegen einen Tribut den fremden Kaufleuten und Pilgern freies Geleit durch das Land des Sultans gewährte. Leopold, der hievon wohl unterrichtet war, begab ſich ſogleich zu dem Amtmann und ſagte: „Herr, wir ſind unſer ſechs Wallbrüder und bitten euch, ihr wollet uns freies Geleit und überdieß einen Dollmetſcher gewähren, welcher uns den Weg weiſt.“. „Wohlan,“ antwortete der Amtmann: „ihr ſollet haben, was ihr begehret, aber ihr müſſet ein jeder vier Ducaten an mich bezahlen, und den Dollmetſcher müſſet ihr erhalten und ihm überdies täglich einen Ducaten Lohn geben.“ Leopold that als ob er über dieſe Forderung ſehr erſchräke und das Verlangte nicht zu bewilligen im Stande ſei, fügte ſich aber bald und bezahlte das Geld. Darauf ſchrieb ihm der Türke einen Geleitsbrief und ſchickte ihn zu einem des Weges und der Sprachen kundigen Manne, welcher ſie unter den angegebenen Bedingungen begleiten ſollte. So machten ſie ſich denn getröſteten Muthes auf den Weg. Auch Fortunat hatte bald aller Sorgen vergeſſen, da er ſah, daß ſie der Gefahr entronnen waren. Sie gelangten nach mehren Tagereiſen an den Hof des türkiſchen Sultans, wo es überaus hoch und herrlich zuging und ſie viele neue ihnen bisher noch gänzlich unbekannte Dinge ſahen. Indeß verdroß es den Fortunat, daß er ſo viele Chriſten an dem Hofe des Sultans ſah, welche entweder als Sklaven dienen mußten oder ihren Glauben ſchändlich verleugnet hatten um irdiſchen Vortheils willen. Gern hätte Fortunat alle jene in Gefangenſchaft ſchmachtenden Chriſten losgekauft; doch er fürchtete ſein Kleinod zu verrathen und hütete ſich wohl ſeinen Reichthum blicken zu laſſen. So reiſte er denn nach kurzem Verweilen weiter, beſuchte nacheinander die große und kleine Wallachei, Kroatien, Dalmatien, Ungarn und Polen, darauf Dänemark, Schweden und Norwegen, und ging endlich durch Deutſchland nach Venedig in Welſchland. In Venedig, wußte er, war der Reichthum keine ſo ſeltene und auffällige Sache; er hielt daher nicht länger an ſich, ſondern ging herum und kaufte alles, was ſeinen Augen wohlgefiel. Da gab es kein Kleinod, welches ihm zu köſtlich und zu theuer geweſen wäre. Er bezahlte jedermann was er verlangte und ſo geſchah es, daß bald auch in dem reichen Venedig ſein Reichthum auffiel, und endlich alle Welt von dem freigebigen und reichen Fremden redete, und daß ihn jedermann hoch in Ehren hielt.

Wie Fortunat in ſeine Heimath zurückkehrt und ſich vermählt.

Fortunat hatte in ſeinem Glücke ſeine Heimath und ſeine armen Eltern nicht vergeſſen. Nachdem er alles was ſein Herz begehrte und Venedig darbot zuſammengekauft, namentlich auch für köſtliche Gewande und ſchönen Hausrath geſorgt hatte, miethete er eine eigene Galeere, ließ all ſeine Sachen darauf ſchaffen, und fuhr gen Famaguſta auf der Inſel Cypern. Als er daſelbſt angekommen und das Schiff verlaſſen hatte, war ſein erſtes, daß er nach dem Hauſe eilte, wo vormals ſein Vater und ſeine Mutter gewohnt hatten; aber das Haus war weggeriſſen und ein ſchöneres an ſeiner Stelle errichtet worden. Da ſah Fortunat einen Nachbar an der Thür ſtehen, den er noch gar wohl kannte, obgleich derſelbe in den funfzehn Jahren, welche ſeit Fortunats Abweſenheit verfloſſen waren, alt und grau geworden war. Fortunat trat zu dem Manne, der ihn ganz als einen Fremden begrüßte, und fragte ihn, ob er ihm nicht ſagen konne, was aus einem gewiſſen Theodor und deſſen Ehefrau geworden ſei, die ehemals in Famaguſta gelebt hätten? „O die habe ich ſehr gut gekannt,“ ſagte der Alte: „die ſind nun ſchon beide ſeit vielen Jahren todt. Der Mann war früher einer der reichſten Bürger, kam immer weiter herunter und mußte auf ſeine alten Tage noch den Kummer erleben, daß ihm ſein einziger Sohn in die weite Welt ging, der ihm von Rechtswegen noch hätte eine Stütze werden ſollen. Hätte ihm nicht der König noch zuletzt ein kleines Jahrgeld bewilligt, ſo hätte der alte Mann müſſen betteln gehn. Es ſind nun fünf Jahre her, daß er geſtorben iſt, und ſeine alte Hausfrau hats nur noch wenige Wochen nach ihm geſchafft. Das wenige was ſie noch hinterlaſſen, haben ihre Gläubiger an ſich genommen.“ Fortunat wendete das Geſicht hinweg, damit ihn der alte Bürger nicht erkennen ſollte, wenn er die Thränen in ſeinen Augen erblickte, dankte ihm mit wenigen Worten für den Beſcheid und begab ſich wieder nach dem Hafen. Er war einige Augenblicke unſchlüſſig, ob er nicht wieder von dannen reiſen ſollte; doch des ferneren Herumtreibens müde beſchloß er dazubleiben, ſich in Fameguſta häuslich niederzulaſſen und ſeinen und ſeines Vaters Namen bei den Leuten wieder zu Ehre zu bringen. So befahl er denn ſeinen Dienern die mitgebrachten Sachen ans Land ſchaffen zu laſſen, und ging mit Leopold in die Stadt, wo ſie ein großes Haus an einem der ſchönſten Plätze mietheten. Dahin wurden dann die in Venedig aufgekauften Schätze gebracht; Fortunat nahm noch mehre Knechte und Mägde an und bald hatte ſich in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet, daß Fortunat, der Sohn des alten Theodor, zurückgekehrt ſei und zwar als ein reicher Mann. Da kamen die Freunde von allen Seiten, mehre als Fortunat ſich erinnern konnte gekannt zu haben. Doch wurden alle auf das Beſte aufgenommen, und Fortunat ließ öffentlich bekannt machen, daß alle diejenigen, welche jemals ſeinem Vater Geld oder Geldes werth dargeliehen hätten und ſolches beweiſen könnten, zu ihm kommen ſollten um die Zahlung mit allen Zinſen zu erhalten. Da kamen ihrer genug und Fortunat bezahlte große Summen an ſie, die ihm bei allen Leuten großes Anſehn und Lob verſchafften, aber ſeinen Reichthum auch nicht im geringſten verminderten. Er kaufte das ehemalige Haus ſeines Vaters und die benachbarten Gebäude, faſt die ganze Straße, ließ ſämmtliche Häuſer niederreißen und einen herrlichen Palaſt bauen, mit welchem ſich ſelbſt der Palaſt des Königs von Cypern nicht meſſen konnte. Bei dem Palaſte wurde eine prächtige Kirche gebaut, in welcher Fortunat zwei ſchöne Grabmäler für ſeine Eltern errichten ließ. Nachdem alles fertig war, auch alle Zimmer auf das vollſtändigſte und ſchönſte eingerichtet waren, ging Fortunat mit Leopold durch den Palaſt und beſah alles. Er war mit allem zufrieden und ſagte: ,,Nun laß uns ein ruhiges und ehrbares Leben führen, Leopold, damit wir nach den Beſchwerden der Reiſe nun der Ruhe auf das Beſte genießen.'' Das war der alte Ritter gar gern zufrieden und Fortunat nahm ſich vor, eine Gemahlin zu nehmen. Die Bewohner von Famaguſta merkten gar bald, was ihm fehlte und was er ſuchte. Wer eine ſchöne Tochter hatte, der ſchmückte ſie aufs ſchönſte heraus, und hoffte die Augen des reichen Herren würden Wohlgefallen an ihr finden. Da ward manches ſchöne Kind mit herrlichen Gewändern bekleidet, das ohnedem noch lange ohne ſolche geblieben ſein würde. Nun wohnte in der Nähe von Famaguſta ein Graf, welcher Nimian hieß und drei Töchter hatte, von welchen immer eine ſchöner als die andere war, ſo daß zwar alle Welt anerkannte, daß im ganzen Königreiche Cypern keine ſchöneren Jungfrauen wären, aber Niemand zu ſagen wußte, welche unter den dreien die ſchönſte wären. Der Graf Nimian war nicht reich, doch ſtand er bei dem Könige in hohen Gnaden, daher rieth ihm dieſer ſelbſt, daß er doch ſehen möge den reichen Fortunat zum Eidam zu bekommen, ja der König erbot ſich ſogar ſelbſt die Vermählung zu Stande zu bringen. Doch Graf Nimian antwortete dem Könige: ,,Mein gnädiger Herr und König, könnet ihr mir rathen ihm die Hand einer meiner Töchter zu geben, wenn er dieſelbe verlangt? Wir wiſſen nichts von ihm, als daß er der Sohn eines verarmten Edelmanns iſt, der auf unbekannten Wegen zu baarem Gelde gekommen iſt, das er jetzt in prachtvollen Gebäuden, köſtlichem Hausrath und herrlichen Gewändern angelegt hat auf eine Weiſe, in welcher es ihm keine Zinſen trägt. Der Mann hat weder Land noch Leute und baares Geld geht ſchnell auf.'' Der König ſagte dagegen: ,,Ich weiß von Augenzeugen, daß Fortunat ſo reich an herrlichen Kleinodien iſt, daß er wohl eine ganze Grafſchaft dafür kaufen könnte, er hat aber noch nicht Eins veräußert. Der Mann iſt kein unerfahrner Jüngling, der nicht weiß, was er thut; er hat weite Reiſen gemacht und viele Erfahrungen geſammelt, ſo muß er wohl wiſſen, mit welchen Mitteln er das Leben fortführen kann, welches er begonnen hat. Darum bleibt mein Rath, lieber Graf, du giebſt ihm eine von deinen Töchtern, welche ihm gefällt. Ich ſelbſt will dieſe Ehe zu Stande bringen, Fortunat gefällt mir, er iſt eben ſo reich mit adligen Sitten begabt wie mit Schätzen, ich gönne ihm die edelſte Gemahlin, und ich möchte es nicht ſehen, daß eine andere die Herrin dieſes prachtvollen Palaſtes und aller dieſer Koſtbarkeiten würde.'' Auf dieſe Rede wagte der Graf Nimian nicht länger dem Könige zuwider zu ſein, und erklärte, daß er in Alles willige, was er zum Heile einer ſeiner Töchter zu thun gedenke.

Darúber freute ſich der Kónig und ſagte zu dem Grafen: „Wohlan ſo ſchicke deine Tóchter zu meiner Gemahlin, der Kónigin. Ich werde Sorge tragen, daß ſie Fortunat zu ſehen bekommt, damit er die Wahl unter ihnen habe. Um ein Heirathsgut ſei unbeſorgt; die Ausſtattung iſt meine Sache, du haſt dieſe Angelegenheit ganz in meine Hand gelegt.“ Der Graf dankte dem Konige und beurlaubte ſich bei demſelben. Nachdem er nach Hauſe zu ſeiner Gemahlin gekommen war, erzählte er derſelben ſein Geſpräch mit dem Konige. Die Gräfin war wohl mit dem Vorhaben zufrieden, und hatte an Fortunat nichts auszuſetzen, als daß er ihr von zu niedriger Abkunft war. Auch gefiel es ihr nicht, daß Fortunat die Wahl unter den drei Jungfrauen haben ſollte, denn ſie liebte beſonders eine derſelben und fürchtete Fortunat móchte gerade dieſe wählen, welche ſie ihm am wenigſten gonnte. Sie gehorchte indeß dem Willen ihres Gemahls, verſah ihre Tóchter mit Allem, was ihrem Stande gebührte, und ſchickte ſie mit einer Hofmeiſterin, Dienern und Dienerinnen an den Hof des Kónigs. Hier wurden ſie auf das Beſte von dem Konige und der Kónigin empfangen. Die Kónigin ſorgte dafür, daß ſie von ausgezeichneten Meiſtern in allem Unterricht erhielten, was ſo vornehmen und ſchónen Fräulein zu wiſſen und zu kónnen ziemt, und da ſie auch ſchon im Hauſe ihres Vaters eine gute Erziehung erhalten hatten, ſo machten ſie ſchnelle Fortſchritte. Sie nahmen täglich an Schónheit und edlen Sitten zu, obgleich man ſie längſt ſchon fúr vollkommen gehalten hatte. Als es nun dem Konige rechte Zeit zu ſein dúnkte, ſchickte er an Fortunat eine Botſchaft und ließ ihn an ſeinen Hof entbieten ohne eine Urſache anzugeben. Das befremdete zwar Fortunat einigermaßen; doch bedachte er, daß ſich der Kónig ſtets als ein gnädiger Herr gegen ihn bewieſen habe, und ſo zog er ſtattliche Kleider an und ritt wohlgemuth zu Hofe, wo man ihn mit allen Ehren aufnahm. Nach einer Weile ließ ihn der König vor ſich kommen und ſagte zu ihm: ,,Fortunat, ich habe dich um deines eigenen Beſten willen vor mich beſcheiden laſſen. Ich habe vernommen, daß du eben ſo brav und rechtlich geſinnt als reich biſt. Da ich nun geſehen, daß du einen herrlichen Palaſt und eine Kirche haſt bauen laſſen, ſo muß ich wohl annehmen, daß du bei uns zu bleiben gedenkſt, und daß du damit umgeheſt dir eine Frau zu nehmen. Ich fürchte nun, du möchteſt einer Jungfrau deine Hand geben, welche mir nicht durchaus würdig erſchiene die Frau eines der reichſten und würdigſten Männer meines Königreichs zu werden, darum wünſchte ich, du ließeſt dir bei der Wahl einer Gattin meinen Rath gefallen. Ich will dir eine Frau ſuchen, welche dir zum Wohlgefallen und deinen Nachkommen zur Ehre gereichen ſoll.'' Fortunat neigte ſich gegen den König und erwiderte: ,,Gnädiger Herr und König, ihr habet recht, wenn ihr meinet, daß ich geſonnen ſei mir eine Hausfrau zu wählen. Wenn ich nun ſehe, wie huldreich mein Herr für mein Wohl die Sorge übernehmen will, ſo kann ich euch dafür nur unterthänig danken und euch verſprechen, in allem, was ihr mir befehlen werdet, euch gehorchen zu wollen.'' Da ſagte der König, welchem Fortunats Rede gar wohl gefallen hatte: ,,Ich kenne drei Jungfrauen, alle drei überaus ſchön und wohl erzogen, dabei von ſehr vornehmer Abkunft. Die älteſte iſt achtzehn Jahr alt und heißt Gemiana, die zweite ſteht im ſiebzehnten Jahre und wird Marſepia genannt, die dritte endlich, welche Caſſandra heißt, iſt dreizehn Jahre alt. Eine von dieſen dreien ſollſt du dir zur Gemahlin wählen, und ich will dich eine nach der andern ſehen laſſen, oder, wenn dir es lieber iſt, auch alle drei auf einmal dir vor Augen führen.' Fortunat erwiderte nach kurzem Bedenken: ,,Gnädigſter Herr und König, wenn ihr mir die Wahl laſſen wollet, ſo bitte ich euch, die drei Jungfrauen beiſammen ſtehend ſchauen zu dürfen und eine jede reden zu hören.'' Da ſandte der König alsbald zu ſeiner Gemahlin und ließ ſie erſuchen, ſich mit allen ihren Frauen und Jungfrauen bereit zu halten um ihn und einen Gaſt, den er mitbringen würde, zu empfangen. Die Königin kannte die Abſicht ihres Herrn gar wohl und ließ ihm antworten, daß ſie ihn erwarte. Fortunat hatte ſich von dem Könige noch die Gnade ausgebeten ſeinen alten Freund und treuen Diener Leopold mitnehmen zu dürfen, und nachdem dieſer herbeigekommen war, begaben ſich alle drei in die Gemächer der Königin. Die Königin und die ſie umgebenden Damen erhoben ſich von ihren Plätzen und empfingen den König mit aller Ehrerbietung und deßgleichen auch ſeine Gäſte. Der König ſetzte ſich und Fortunat ſtellte ſich ihm zur Seite. Da ſagte der König zu ſeiner Gemahlin: „Stellet mir die drei Jungfrauen Gemiana, Marſepia und Caſſandra vor.“ Da gingen die drei Schweſtern aus dem Kreiſe der Damen hervor, neigten ſich dreimal vor dem Könige, traten dann näher zu ihm hin und knieten vor ihm nieder, wobei man ihre edlen Sitten gar wohl erkennen konnte. Der König befahl ihnen aufzuſtehen und ſagte ſodann zu der älteſten: „Gemiana, du ſollſt mir ſagen, wo du am liebſten biſt, ob bei meiner Gemahlin der Königin, oder bei deinem Herrn und Vater, oder bei deiner Gräfin Mutter?“ Da antwortete die Jungfrau nach kurzem Ueberlegen: „Mein königlicher Herr! Es ziemet mir nicht den Ort meines Aufenthalts zu wählen, ſondern hierin wie in allen andern Stücken eurer Majeſtät und meinem Vater zu gehorchen, und ich werde dieß ſtets gern und willig thun.“ Hierauf wendete ſich der König an die zweite Jungfrau mit der Frage: „Marſepia, ſage mir frei, wen du mehr liebſt, den Graf deinen Vater oder die Gräfin deine Mutter.“ Da ſagte Marſepia: „Gnädiger Herr und König, ich liebe beide von ganzem Herzen, und wenn es der Fall wäre, daß ich eines von beiden mehr liebte, ſo möchte ich nicht, daß mein Herz es wüßte und mein Mund es ſagte, denn beide Eltern haben mir allezeit gleich viel Liebe und Treue bewieſen.“ Zuletzt redete der König die jüngſte von den drei Schweſtern an: „Nun höre mich an, Caſſandra, und ſage deine Meinung. Nimm an, es wäre hie bei Hofe ein großes Feſt mit Spiel und Tanz, und deine Eltern und du, ihr wäret auch dabei, wie viele andere Fürſten und Herrn und edle Frauen und Jungfrauen. Da geſchähe es nun, daß ein ſtattlicher Ritter dich zum Tanz aufforderte und deine Mutter ſagte zu dir: geh und tanze mit ihm, dein Vater aber: nein, tanze nicht — was würdeſt du thun?“ — „Gnädigſter Herr König, ihr wiſſet, ich bin noch jung und faſt noch ein Kind, der Verſtand kommt nicht vor den Jahren. Darum vergebet, wenn ich keine ſchickliche Antwort weiß, und bedenket auch die große Liebe, welche Kinder gegen ihre Eltern hegen. Ich wüßte nicht zu wählen, denn was ich auch wählte, ſo würde ich eines meiner lieben Eltern betrüben und erzürnen.“ — Der König ſagte: „Und doch müßteſt du eine Wahl treffen, um dem Ritter, der dich zum Tanz aufgefordert, eine Antwort zu geben. Was würdeſt du ihm ſagen?“ — „Ich würde ihn bitten ein Jahr auf meine Antwort zu warten, damit ich bei weiſen Leuten um Rath fragen könnte, bevor ich mich entſchiede.“ Hierauf entließ der König die drei Jungfrauen und beurlaubte ſich bald darauf bei ſeiner Gemahlin und deren Frauen. Nachdem er nun mit den beiden Edelleuten wieder nach ſeinem Zimmer gekommen war, ſagte er zu Fortunat: „Nun iſt geſchehen, was du begehrt haſt, ja noch mehr. Du haſt die Jungfrauen geſehen, eine neben der andern, haſt ſie lange und bedächtig ſprechen gehört und ihren Verſtand und ihre Sitten kennen gelernt; nun ſage mir, welche dir am beſten gefallen hat, und welche du zur Gemahlin begehrſt.“ Fortunat antwortete: „Gnädigſter Herr, ſie gefallen mir alle drei ſo wohl, daß ich nicht weiß, welche ich wählen ſoll. Gönnet mir eine kurze Bedenkzeit, während welcher ich mich mit meinem Freunde Leopold berathen will.“ Der König bewilligte ihm ſein Begehren und entließ ihn und den alten Edelmann gnädig. Nachdem nun die beiden zu Hauſe angekommen waren und ſich allein auf ein Zimmer begeben hatten, ſagte Fortunat zu Leopold: „Wohlan, alter Freund, du haſt die drei Jungfrauen ſo gut wie ich ſelbſt geſehen, rathe mir, welche ich nehme. Auch der weiſeſte kann in ſeinen eigenen Angelegenheiten den Rath eines Freundes gebrauchen, wie viel mehr ich; du biſt alt und erfahren, ſo rathe mir als ein treuer Freund, ſo ehrlich als ob es das Heil deiner Seele anginge.“ Leopold erſchrak in ſeinem Herzen über dieſes Anmuthen und ſagte: „Herr, in derartigen Sachen iſt guter Rath ſchwer. Dem einen gefällt dieß, dem andern jenes, wie man ſagt: der eine ißt gern Fiſch, der andere Fleiſch — was ſoll ich euch rathen. Eurem Geſchmack müßt ihr folgen, nicht dem meinen, denn ihr, nicht ich, habet auch die Laſt zu tragen, wenn ihr eine ſchlechte Wahl treffet.“ Dagegen ſagte Fortunat: „Du haſt Recht und doch ſollſt du mir rathen, denn bei der Wahl einer Gattin ſoll nicht blos das Herz ſprechen, ſondern auch der Verſtand. Nun ſiehſt du ruhiger als ich in dieſer Sache und kennſt überdieß Welt und Menſchen ſo gut, daß du wohl an der Schale den Kern, an der Geſichtsbildung die Geſinnung des Menſchen erkennen magſt.“ Leopold mochte noch immer nicht mit der Sprache herausgehn, denn er fürchtete ſeines Herrn und Gönners Huld zu verlieren, wenn er diejenige nennte, welche jenem minder gefiel, darum ſagte er ausweichend: „Ich habe alle drei ſorgfältig beobachtet und an keiner ein Fehl entdeckt. In ihrem Weſen und Betragen zeigen ſie ſo viele Aehnlichkeit mit einander, daß ich ſie ſchier für Schweſtern halten möchte. Alle drei ſind ſchön, und ich habe nichts an ihnen bemerkt, woraus man auf einen Mangel der Seele ſchließen dürfte.“ Aber Fortunat begnügte ſich nicht mit dieſer Antwort; er ſagte: „Einer mußt du aber doch den Vorzug vor den beiden andern geben, welche iſt es?“ Leopold erwiderte: „Saget mir eure Meinung, ſo will ich euch ſagen, ob ſie mit der meinen übereinſtimmt.“ — „Nein, du ſollſt zuerſt reden, damit du aufrichtig biſt,“ ſagte Fortunat. So ſtritten ſie eine Weile hin und her, bis Leopold vorſchlug: „Nehmet ein Stück Kreide und ſchreibet dort auf eure Ecke, welche euch am beſten gefallen hat, ich werde an dieſe Ecke meine Meinung ſchreiben.“ Das thaten ſie, und als nun beide die Hände von der Schrift aufhoben und hinſahen, da hatte einer wie der andere: Caſſandra geſchrieben. Fortunat freute ſich, daß auf dieſe Weiſe ſein erfahrner Freund ſeine Wahl billigte, und Leopold dankte Gott, daß er ſeinen Sinn ſo glücklich auf diejenige gelenkt hatte, von welcher ſein Herr ſein künftiges Lebensglück erwartete. Fortunat eilte noch an demſelben Tage zu dem Könige zurück und ſagte: „Mein gnädiger Herr und König, mein unterthäniges Begehren iſt dieß, daß ihr mir Caſſandra zum Gemahl gebet.“ Der König antwortete: „Dein Wunſch ſoll erfüllt werden“ und ſchickte alsbald zu der Königin und ließ ſie ſammt der Jungfrau zu ſich entbieten. — Die Königin kam und brachte Caſſandra mit ſich. Indeß war auf Befehl des Königs ein Kaplan herbeigekommen, welcher das Paar zuſammengab. Caſſandra war ein wenig betrübt, daß ſie ohne Wiſſen ihrer Eltern vermählt wurde, wagte aber nicht dem Willen des Königs entgegen zu treten. Nach der Trauung kamen die Frauen und Jungfrauen der Königin und brachten der Braut ihre Glückwünſche dar. Als nun die Jungfrauen Gemiana und Marſepia zu ihrer Schweſter traten, umfingen ſie dieſelbe unter heißen Thränen mit ihren Armen. Da erfuhr Fortunat erſt, daß die drei Jungfrauen Schweſtern wären. Er trat daher zu ſeinen Schwägerinnen hin und ſagte zu ihnen: „Betrübet euch nicht ſo ſehr, daß ihr eure Schweſter von euch laſſen ſollet, ich will verſuchen euch einen kleinen

Troſt zu gewähren.“ Alsbald ließ er aus ſeinem Hauſe einige von den Koſtbarkeiten holen, welche er in Venedig aufgekauft hatte. Die beiden herrlichſten Kleinode überreichte er dem Könige und der Königin mit der unterthänigen Bitte, dieſelben als einen geringen Beweis ſeiner Dankbarkeit anzunehmen, und die übrigen vertheilte er an ſeine Braut und deren Schweſtern und gab auch allen anweſenden Damen von dem Hofſtaate der Königin auf das reichlichſte, ſo daß er von allen Seiten Dank einerntete. Der König ſandte an den Grafen Nimian und deſſen Gemahlin einen Boten, welcher dieſelben von allem, was geſchehen, in Kenntniß ſetzen ſollte. Zugleich ſchickte auch Fortunat ſeinen Freund Leopold an ſeine Schwiegereltern ab und gab ihm tauſend Ducaten mit dem Geheiß, dieſelben der Gräfin in den Schooß zu ſchütten und zu ſagen: dieß ſei eine geringe Spende ihres Tochtermannes, auf daß ſie wohlgemuth zur Hochzeit kommen möge. Als nun der Bote des Königs kam und ſeine Botſchaft ausrichtete, war die Gräfin unwillig, daß ſie gerade ihr jüngſtes Kind verlieren ſollte, denn Caſſandra war ihr die liebſte von ihren Töchtern: als aber darauf auch Leopold erſchien und die funkelnden Ducaten vor ihr ausbreitete, da ließ ſie allen Unmuth fahren und rüſtete ſich mit ihrem Gemahl auf das eiligſte und beſte, wie es ihrem gräflichen Range geziemte, zur Hofreiſe. Der König empfing ſie mit allen Ehren und erklärte ihnen, daß er die Ausrüſtung der Hochzeit übernehmen wollte. Indem trat Fortunat an der Hand ſeiner jungen Gemahlin herbei, begrüßte ſeine Schwiegereltern auf das ehrerbietigſte und wendete ſich dann an ſie und an den König mit der Bitte, ihm zu vergönnen die Hochzeit in ſeinem neuen Hauſe zu Famaguſta halten und damit zugleich dieſen ſeinen Palaſt einweihen zu dürfen: ja er wagte es den König und die Königin zu bitten mit all ihrem Hofſtaate ihm die Ehre ihres Beſuches bei dieſem Feſte zu gönnen. Der König ſagte es zu und Fortunat beurlaubte ſich um in ſeinem Hauſe alles Nöthige anzuordnen. Am achten Tage darauf erſchienen der König und die Königin und brachten ihm die Braut, alle Angehörigen der Braut und eine große Anzahl von Gäſten mit. Da ging es denn hoch her in Eſſen, Trinken, Spielen, Tanzen und allen Arten von Luſtbarkeiten, wie es kein König und Kaiſer ſo prachtvoll und verſchwenderiſch herſtellen kann, wenn ihm nicht etwa auch Fortunas Seckel zu Theil geworden iſt. Am Abend wurde die Braut mit großem Gepränge in das hochzeitliche Gemach geführt, wo ſie Fortunat mit großer Freude empfing. Graf Nimian und ſeine ſtolze Gemahlin waren mit dem Reichthum ihres Schwiegerſohnes gar wohl zufrieden, doch fand die Gräfin noch das Eine auszuſetzen, daß Fortunat nicht Land und Leute beſäße, welche ihm unterthan wären. Am nächſten Morgen trat nun der König mit dem Grafen Nimian und deſſen Gemahlin vor Fortunat, und verlangte die Morgengabe für die Braut. Da ſagte Fortunat: „Land und Leute kann ich ihr nicht bieten, aber ich will euch funfzigtauſend Ducaten übergeben, damit ihr, ſobald es ſich fügt, eine Burg nebſt Gebiet kaufet und meiner Gemahlin als Eigenthum übergebet, auf daß ſie für alle Zeit verſorgt ſei.“ — „Wohlan,“ ſagte der König: „die Gelegenheit zu einem vortheilhaften Kaufe iſt ſchon da. Man hat mir angezeigt, daß der Graf von Ligorna Schulden halber ſein ſchönes Schloß Lorgano mit dem zugehörigen Flecken, mit Leuten, Land und allen Liegenſchaften verkaufen muß. Wenn es euch gefällt, ſo wollen wir dieſe Beſitzung für die Braut erſtehen.“ Das waren alle zufrieden, und der Kauf wurde ſchon am nächſten Tage abgeſchloſſen, weil Fortunat den verlangten Preis ohne zu handeln annahm und ſogleich baar durch ſeinen Freund und Diener Leopold auszahlen ließ. Nun war auch die Gräfin mit ihrem Schwiegerſohne überaus zufrieden. Nachdem die große Herrſchaft Lorgano der Braut förmlich zugeſchrieben worden war, begab ſich das junge Ehepaar mit allen den anweſenden vornehmen Hochzeitgäſten in die neue Kirche, welche Fortunat hatte bauen laſſen, und nach dem Hochamte ließ Fortunat alle mit einem wahrhaft königlichen Mahle bewirthen. Nach dem Mahle ſetzte Fortunat drei Kleinode aus, um welche im Turnier gekämpft werden ſollte. Das erſte war ſechshundert Ducaten werth, und die Herren und Ritter ſollten um daſſelbe drei Tage lang ſtechen, ſo daß derjenige den Preis erhielte, welcher unter allen das Beſte thäte. Das zweite Kleinod war für die Bürger und ihre Genoſſen beſtimmt. Es war vierhundert Ducaten werth, und das Stechen um daſſelbe ſollte ebenfalls drei Tage währen. Um den dritten Preis, welcher einen Werth von zweihundert Ducaten hatte, ſollten endlich die Knechte ein Stechen halten. So währte das Feſt noch vierzehn Tage, an welchen Schmauſen, Tanzen und Stechen immer mit einander wechſelten, und inzwiſchen noch mancherlei andere Kurzweil getrieben ward. Endlich wollte der König mit all ſeinem Hofgeſinde wieder von dannen ziehen, nachdem er den Fortunat und ſeine junge Gemahlin noch einmal ſeiner beſonderen Gnade verſichert hatte. Auch Graf Nimian und ſeine Gemahlin ſchickten ſich an mit dem Könige abzureiſen. Fortunat bat ſie zwar, noch länger bei ihm zu verweilen, aber ſein Schwiegervater ſagte ihm mit bedächtiger Miene: „Mein werther Herr Sohn, ihr ſeid allzu freigebig; bedenket, daß auch das größte Vermögen endlich ein Ende nimmt, und haltet endlich mit dem großen Aufwande ein, den ihr in dieſen Tagen gezeigt habet. Wir müſſen von hinnen um euch nicht ferner Gelegenheit zu großmüthiger Verſchwendung zu geben.“ Fortunat lachte über dieſen weiſen Rath in ſeinem Herzen, der für alle andere, nur nicht für ihn, ſeine Wahrheit hatte, und ließ jene reiſen um nicht das Geheimniß ſeines Glücksſeckels zu verrathen. Er gab dem Könige das

Geleit bis in die Nähe ſeiner Hofburg und ritt dann wieder zu ſeiner ſchönen Caſſandra heim. Er ſtellte darauf für die Bürger von Famaguſta noch ein zweites Hochzeitfeſt an, bis er endlich der Luſtbarkeiten ſatt war und nun für die Ordnung ſeines ferneren Hausſtandes Sorge trug. Vor allen andern dachte er daran ſeinen treuſten Diener, den alten Leopold zu verſorgen. Er rief ihn zu ſich und ſagte zu ihm: „Mein alter Freund, du haſt dich allezeit, in Glück und Unglück, ſo treu an mir erwieſen, daß ich es für meine Pflicht halte, dir endlich meine Dankbarkeit in vollem Maße zu bezeigen. Ich biete dir alſo ein Dreifaches, und überlaſſe dir die Wahl. Wenn du nach deiner Heimath begehrſt, ſo will ich dir vier Knechte mitgeben, die dich in deinem Alter pflegen und warten ſollen, und dir überdieß ſoviel Geld überlaſſen, daß du dein Lebtag daran genug haben ſollſt. Willſt du hier in Famaguſta bleiben, ſo werde ich dir ein eigenes Haus kaufen und dir ſoviel geben, daß du drei Knechte und zwei Mägde halten und als ein wohlhabender Mann leben kannſt. Willſt du aber hie bei mir in meinem Hauſe bleiben, ſo iſt mir dieſes auch recht, und ich werde dich halten wie mich ſelbſt. Nun ſage, welches Loos dir das wünſchenswertheſte dünkt, ſo ſoll es dir zu theil werden ungekränkt und ungeſchmälert.“ Dem alten Leopold liefen die Thränen über die Wangen, als er die Güte ſeines Herrn erkannte und ſagte: „Ach, lieber Herr, was ich jemals für euch gethan habe, das habet ihr mir längſt reichlich vergolten. Ja ihr habet bereits vielmehr an mir gethan, als ich jemals zu verdienen im Stande bin, und wenn ich auch nicht ein alter ſchwacher Greis ſondern noch ein rüſtiger Jüngling wäre. Doch ich weiſe eure große Güte nicht zurück, ſondern danke dem gütigen Gott, der mich ohne mein Verdienſt in euch mein Glück hat finden laſſen. Aber was ſoll ich wählen von dem, was eure Großmuth mir bietet? Heimzureiſen dünkt mir nicht räthlich. Ich bin alt und ſchwach und vermag kaum noch die Beſchwerlichkeiten einer ſo weiten Reiſe zu ertragen. Gelangte ich aber auch glücklich in meine Heimath, ſo fände ich dort ein rauhes Land wo ich keinen der Genüſſe fände, an die ich mich bereits gewöhnt habe. Zwar zieht mich die Liebe zu den Meinen, aber wer weiß ob ſie noch leben; überdieß bin ich ihnen fremd geworden, und ſie würden den Greis auf die Länge nicht gerne ſehen. Bei euch, in eurem Palaſt zu leben — das geht noch weniger an. Ihr ſeid jung, ich alt, ihr ſeid lebensluſtig, ich lebensmatt, das will ſich nicht zuſammenſchicken. Und wenn ihr auch noch ferner wie bisher Nachſicht mit eurem alten Diener hättet, ſo würde ich doch eurer jungen und liebenswürdigen Gemahlin, allen euren lebensfrohen Umgebungen gar bald zur Laſt fallen. Alſo fort mit mir aus dieſer Welt, der ich immer fremder werde — und ſo nehme ich denn euer zweites freundliches Erbieten an, bitte euch um einen eigenen Heerd, an welchem ich den Reſt meines Lebens ruhig in Zufriedenheit verbringen kann, und habe nur noch den einen Wunſch, daß ihr mich nicht ganz aus eurem Rathe verſtoßen möget, ſondern mich ferner wie bisher mit eurem Vertrauen ehret, indem ich wahrlich an euch und eurem Schickſale den herzlichſten Antheil nehme.“ — Das alles ſagte Fortunat dem Alten gerne zu und ſorgte für ihn beſſer als mancher reich gewordene Sohn für ſeinen Vater. Er gab dem treuen Diener ein eigenes Haus, Knechte und Mägde und monatlich hundert Ducaten in die Wirthſchaft. Leopold ward auf ſein Alter noch einmal ſeines Lebens recht froh. Er brauchte ſich nun nach niemand mehr zu richten, lebte ganz als freier Herr, ſtand auf und legte ſich zu Bett, wann er wollte, und konnte ſich jede Bequemlichkeit verſchaffen, welche ſein Alter heiſchte. Bei ſeinem jungen

Freunde Fortunat ſtellte er ſich noch öfters ein und ward ſtets wohl aufgenommen und ſtets um Rath gefragt, wenn derſelbe etwas außergewöhnliches vorhatte. Indeß ward er doch von Tage zu Tage ſchwächer, und konnte nach einigen Monaten nicht mehr das Zimmer, bald auch nicht mehr das Bett verlaſſen. Da ſchickte ihm Fortunat die beſten Aerzte, denen er die reichlichſten Belohnungen verſprach, wenn ſie mit ihrer Kunſt dem Alten noch einmal auf die Beine hülfen. Doch das Alter iſt eine Krankheit, welche kein Arzt zu beſiegen vermag, und ſo ſtarb der gute Alte, nachdem er noch einmal ſeinen Wohlthäter geſegnet. Fortunat beklagte ihn herzlich, und ließ ihn in ſeiner Kirche herrlich beſtatten und ihm ein ſchönes Denkmal in derſelben aufrichten.

Wie Fortunat abermals auf Reiſen geht.

Fortunat fehlte nun zu ſeinem vollkommenen Glücke nichts, als ein Leibeserbe von ſeiner geliebten Gemahlin Caſſandra. Er wünſchte ſich denſelben um ſo mehr, als er wußte, daß mit ſeinem Tode auch die Kraft ſeines Glücksſeckels erlöſchen würde, wenn er keine Kinder hinterließ. So lieb er die ſchöne Caſſandra auch hatte, ſo war er doch klug genug ihr nichts von dem wunderbaren Schatze zu entdecken, in deſſen Beſitz er war. Fortunat hatte in ſeinem Glücke niemals Gottes vergeſſen, der ihm die Begegnung Fortunas gegönnt hatte, und ſo wandte er ſich denn auch jetzt mit ſeiner Bitte um einen Nachkommen an ihn. Und Gott, welcher fromme und gerechte Bitten gern erhört, gewährte ihm ſeinen Wunſch; Caſſandra gebar einen Sohn, welcher von Fortunat und von allen ſeinen zahlreichen Freunden mit großer Freude empfangen wurde und in der heiligen Taufe den Namen Ampedo erhielt. Nach einem Jahre ward Caſſandra abermal ſchwanger und brachte einen Sohn zur Welt, welcher Andoloſia genannt wurde. Fortunat erzog ſeine beiden wohlgebildeten Söhne mit aller Liebe und großem Fleiß. Da zeigte es ſich denn bald, daß die Knaben von gar verſchiedener Gemüthsart waren; denn während der ältere, Ampedo, ein ſtilles in ſich gekehrtes Kind war, offenbarte Andoloſia einen kecken und leichten Sinn. Fortunat wünſchte ſich noch mehr Kinder und hätte es beſonders gern geſehen, wenn ihm ſeine liebe Gemahlin noch ein Töchterchen geboren hätte; aber Caſſandras Schooß blieb von nun an verſchloſſen. Nachdem die beiden Eheleute zwölf Jahre in aller Liebe und Eintracht mit einander gelebt hatten, gab Fortunat die Hoffnung auf weitere Nachkommenſchaft auf. Wiewohl er nun herrlich und in Freuden lebte und alles hatte, was ſein Herz nur verlangen konnte, auch an Weib und Kindern mit ganzer Seele hing, ſo fing dem Fortunat doch allmählig der Aufenthalt in Famaguſta an langweilig zu werden. Er dachte an ſeine Jugend und an die weiten und unterhaltenden Reiſen, welche er gemacht. Da ergriff ihn eine mächtige Sehnſucht, nachdem er alle chriſtliche Staaten durchfahren und kennen gelernt hatte, doch auch noch die Heidenſchaft, das Land des Prieſters Johannes, und die Indien genannten Länder kennen zu lernen. Daher ſagte er eines Tages zu ſeiner Gemahlin Caſſandra: „Liebes Weib, ich habe an dich eine Bitte, welche du mir nicht abſchlagen ſollſt. Es treibt mich mit Gewalt zu einer Reiſe in ferne Gegenden.“ Caſſandra erſchrak und fragte ihn, wohin er wolle? Da theilte er ihr alle ſeine Wünſche und Plane mit, wie er auch noch die andere Hälfte der Welt zu ſehen wünſche, nachdem er früher die erſte kennen gelernt hätte. „Ja,“ ſagte er: „und es muß geſchehen, und wenn ich mein Leben darüber einbüßen ſollte.“ Als Caſſandra dieß erfuhr, war ſie ſehr betrübt, weil ſie ihn für immer zu verlieren fürchtete. Sie wendete Alles an um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen, indem ſie ihm vorſtellte, wie verſchieden es ſei durch Chriſtenlande mit einem jungen, rüſtigen, an Ertragung von Mühſeligkeiten gewöhnten Körper zu reiſen, und bei herannahendem Alter mit einem nicht mehr feſten, an allerlei Bequemlichkeiten und mancherlei Genüſſe gewöhnten Leibe durch heidniſche Lande zu fahren. „Ach,“ ſagte ſie: „haſt du nicht gehört, mein lieber Fortunat, wie falſch und treulos die Heiden ſind, wie ſie es ſich zum Ruhme rechnen einen Chriſtenmenſchen zu hintergehen, zu verfolgen und zur Ehre ihrer falſchen Götter in den Tod zu geben? Mein herzinnig geliebter Mann, Luſt meines Lebens, einzige Hoffnung meiner Zukunft, erbarme dich meiner und deiner Kinder und verlaß uns nicht. Wo kann es dir beſſer gehen, als hier bei den Deinen? Ach, was habe ich verbrochen, was habe ich gethan, wodurch ich dein Mißfallen erregt, daß du mich verlaſſen willſt? Sage mir, was es ſei, und gewiß es ſoll nimmer wieder geſchehen, ich will alles thun, was in meinen Kräften ſteht um deine Gunſt und dein Wohlgefallen mir wieder zu erwerben.“ Caſſandra umſchloß ihren Gemahl mit ihren Armen und weinte heiße Thränen. Fortunat aber küßte ſie und ſagte: „Faſſe Muth, liebes Weib, und quäle dich nicht ſelbſt mit trüben Vorſtellungen. Nicht verlaſſen will ich dich, ſondern nur auf eine kurze Zeit mich von dir trennen um mich, wenn ich heimgekehrt, nie wieder von dir loszureißen. Ja ich verſpreche dir feierlich, es ſoll uns dann nichts mehr ſcheiden, als nur der Tod.“ Caſſandra erwiderte: „Ja wüßte ich, daß du wiederkehrteſt, ſo wollte ich mich wohl tröſten mit dem Gedanken, daß du deine Wünſche befriedigteſt, und zögeſt du unter Chriſten, ſo würde ich meine Bangigkeit zu überwinden vermögen, aber unter den gottloſen Heiden, welche nach Chriſtenblut dürſten; — unter ihnen wirſt du den Tod und ich mehr als Tod — Angſt, Noth und Verzweiflung finden.“ Da ſagte Fortunat ſehr ernſt: „dieſe Reiſe kann Niemand wenden, als Gott und der Tod allein. Ich werde für dich und meine Kinder alſo ſorgen, daß ihr, auch wenn ich nimmer wiederkehrte, euer Lebelang genug haben ſollet.“ — Als Caſſandra ſah, daß die Reiſe Fortunats feſter Wille war, nahm ſie alle Kraft zuſammen und ſagte: „Mein geliebter Herr, wenn es denn ſein muß, ſo nehme dich der allmächtige Gott in ſeinen Schutz. Kehre heim je eher je lieber, und laſſe Treue und Liebe, die du mir und meinen Kindern allezeit erwieſen, nicht in deinem Herzen erſterben. Wir wollen Gott Tag und Nacht für dich bitten.“ Fortunat gab ihr dieſe Antwort: „Und auch euch behüte Gott und erfülle eure Gebete. Mir iſt zu Muth, als ſtünde mir ein beſonderes Glück bevor und als würde ich früher wieder zu uch bheimkeren, als du und ich denken.“ Fortunat ſegnete

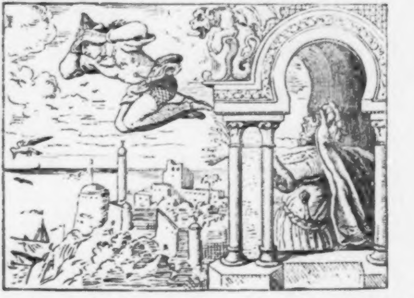
Weib und Kind und fuhr in einer eigenen Galeere, welche er hatte bauen laſſen, davon. Er kam glücklich nach Alexandria in Aegypten, und nachdem ihm ein Geleitsbrief ertheilt worden war, ſtieg er aus dem Schiffe ans Land. Die Heiden fragten: wer der Herr von der Galeere wäre? Da ſagte man ihnen: Fortunatus von Famaguſta auf der Inſel Cypern. Fortunat bat um die Erlaubniß dem Könige aufwarten zu dürfen, weil er ihm ein Geſchenk überreichen wolle. Es pflegte nämlich ein jeder Kaufmann, wenn er nach Alexandria kam, dem Sultan ein Geſchenk darzubringen. Fortunat brauchte nicht lange um Vorlaſſung zu bitten, denn wer bringt, der wird überall gern angenommen. Als Fortunat in den königlichen Palaſt kam, ließ er einen ſchönen, großen Credenztiſch aufrichten und darauf die Kleinodien ſtellen, welche überaus köſtlich und ſchön anzuſehen waren. Wie nun der Sultan hereintrat und die Kleinode ſah, bewunderte er dieſelben und meinte, der Fremde habe die koſtbaren Gegenſtände aufgeſtellt um ſie ihm zum Verkauf anzubieten; daher ließ er Fortunat fragen: wie hoch er den Credenztiſch mit allem, was darauf ſtünde, im Preiſe halte? Fortunat fragte dagegen: ob dem Sultan die Kleinode gefielen? und als dieſe Frage bejaht wurde, freute er ſich und ließ den Sultan durch den Dolmetſcher bitten, ihn nicht zu verſchmähen und den Tiſch ſammt allen Kleinoden auf demſelben als ein Geſchenk von ihm anzunehmen. Die Waaren mochten wohl an fünftauſend Ducaten werth ſein, und der Sultan wunderte ſich daher mit Recht nicht wenig, daß ein einzelner Kaufmann ſo große Geſchenke anbieten könne; er meinte, daß kaum eine ganze große Handelsſtadt, wie Venedig, Genua oder Florenz einen ſolchen Schatz wegzuſchenken vermöchte. Er nahm indeß alles mit Dank an und dachte nur darauf, wie er ſich ihm auf eine Weiſe erkenntlich erzeigen möchte. Daher befahl er, dem fremden Kaufmann hundert Centner Pfeffer zu geben, welche Gabe ſchier ebenſoviel werth war als die Kleinode Fortunats. Als die venetianiſchen, florentiniſchen, genueſiſchen und cataloniſchen Kaufleute, welche ſich damals in großer Zahl zu Alexandria aufhielten, wahrnahmen, daß der König, Fortunat ein ſo großes Geſchenk gegeben habe, wie ſie niemals empfangen hatten, obgleich ſie dem Sultan jährlich anſehnliche Geſchenke darbrachten, und ſtets in ſeinem Lande ſich aufhielten, dieſem Lande auch großen Nutzen brachten: ſo ſahen ſie Fortunat mit großem Neid und Verdruß an. Dazu kam nun noch, daß Fortunat täglich große Einkäufe machte und ohne erheblichen Nutzen wieder verkaufte, jene fürchteten daher, der fremde Kaufmann möge ihnen in ihrem Handel Schaden thun, das Land überführen und ſie zwingen wohlfeiler zu verkaufen, als ſie ohne Verluſt vermochten. Sie ſannen alſo darauf, wie es ihnen gelingen möchte Fortunat bei dem Sultan in Ungunſt zu bringen, und kamen überein dem Admiral, welcher im Lande der erſte nach dem Sultan war, ein großes Geſchenk zu überreichen, damit er ihnen günſtiger würde als dem Fortunat. Kaum aber hatten ſie dieß ins Werk geſetzt, und Fortunat es erfahren, ſo ſchenkte derſelbe dem Admiral noch einmal ſo viel, als die Kaufleute gethan hatten. Dem Admiral war das eben recht, er nahm das Geld von beiden Parteien und erwieß nach wie vor dem Fortunat große Gunſt, denn er wünſchte, daß ein ſo reicher und freigebiger Kaufmann öfters nach Alexandria käme. Nachdem ſich nun Fortunat einige Tage zu Alexandria aufgehalten hatte, lud ihn der Sultan mit einigen ſeiner Gefährten von dem Schiffe zu Tiſch und erbot es ihm auf das Köſtlichſte. Das verdroß ſeine Nebenbuhler noch mehr. Nachher lud ihn auch der Admiral zu ſich und that damit den fremden Kaufleuten die größte Kränkung an, denn ſie ſahen daraus, daß ihr Geſchenk übel angelegt war. Es beſtand aber ein Geſetz zu Alexandria, daß jedes Schiff, welches mit Kaufmannsgütern ankam, nicht länger als ſechs Wochen daſelbſt verweilen durfte, es mochte wieder mit Gütern verſehen ſein oder nicht. Als daher dieſe Zeit verſtrichen war, ſo ernannte Fortunat, welcher wohl wußte, daß die Kaufleute ſehnſüchtig auf ſeine Abreiſe harrten, einen andern Patron der Galeere an ſeine Stelle und befahl ihm mit derſelben und mit allen Gütern auf ihr in Gottes Namen gen Catalonien, Portugal, Spanien, England, Flandern zu fahren, daſelbſt zu kaufen und zu verkaufen, den Gewinn nach Kräften zu mehren und über zwei Jahre nach Alexandria zurückzukehren. Solches befahl ihm Fortunat aufs Strengſte, ſetzte aber hinzu, wenn ihn der Patron alsdann nicht in Alexandria fände, ſo ſollte er auf ſeine Rückkehr nicht weiter rechnen, und annehmen, daß er nicht mehr am

Leben ſei. Dann ſollte der Schiffspatron die Galeere mit allen Gütern nach Cypern zu ſeiner Gemahlin und ſeinen Söhnen bringen und ſie denſelben überantworten; der Schiffspatron verſprach dem allen getreulich nachzukommen und fuhr darauf in Gottes Namen mit der Galeere von dannen. Als nun Fortunat allein war, geſellte er ſich zu dem Admiral und bat ihn, ihm bei dem Sultan einen Geleitsbrief durch ſein Land und Empfehlungsbriefe an alle die Fürſten und Herren auszuwirken, deren Länder er auf ſeiner Reiſe zu beſuchen wünſchte. Der Admiral erwarb ihm dieſes alles von dem Sultan; und da Fortunat ſich kein Geld dauern ließ, ſo hatte es damit keine Schwierigkeiten. Sich und ſeine Diener rüſtete Fortunat auf das Prächtigſte nach der Sitte des Landes, wie ihm dieſelbe geſagt worden war. Nachdem alles bereitet war, zog er aus und kam zuerſt in das Land des Kaiſers von Perſien, durchwanderte daſſelbe, reiſte dann in das Land des großen Chans von Chaltei, und zog durch die Wüſte gen India in das Gebiet des Prieſters Johannes, welches theils aus feſtem Lande theils aus Inſeln beſteht. Dieſem Prieſter Johannes ſind zweiundſiebzig Könige unterthan, deren jeder reich an Land und Leuten, Städten und Schlöſſern iſt. Fortunat ſchenkte dem Prieſter Johannes ſchöne Kleinode, welche in dem Lande ſelten waren, begabte auch die Kämmerlinge deſſelben und bat, ihm mit Briefen und Leuten zu ſeiner weiteren Reiſe förderlich zu ſein, um ſich noch in dem Lande Calicut, da wo der Pfeffer wächſt, umzuſehen. Daſelbſt herrſcht ein mächtiger König. Wegen der heftigen Hitze geht dort Mann und Frau nackend und eben dort wächſt in ganz India der beſte Pfeffer in der Geſtalt kleiner grüner Weinträublein. Nachdem Fortunat dieß alles geſehen hatte, dachte er an ſeine liebe Gemahlin Caſſandra und ſeine zwei Söhne und es überkam ihn ein heftiges Verlangen wieder heimzukehren. Er kehrte alſo auf einem andern Wege, als den er gekommen war, wieder gen Alexandria zurück. Auf dieſer Rückreiſe ritt er auf einem Kameele durch die große Wüſte, beſtieg den Berg Sinai und beſuchte Jeruſalem und die heiligen Orte. Als er wieder in Alexandria ankam, waren die zwei Jahre, welche er ſich zur Reiſe vorgenommen, bis auf wenige Wochen abgelaufen. Er ſchickte ſich an, dem Sultan ſeinen Dank für den ihm ertheilten Geleitsbrief abzuſtatten, und ging daher zunächſt zu dem Admiral, welcher ſich freute ihn wieder zu ſehen, ihm große Ehre anthat und ſich von ihm von ſeinen weiten Reiſen erzählen ließ. Als Fortunat ſich dann acht Tage in Alexandria aufgehalten hatte, kam ſeine gute Galeere an, welche er in andere Länder ausgeſchickt hatte. Der Schiffspatron hatte redlich ſeine Pflicht gethan, und brachte die Galeere ſo wohl geladen und mit köſtlichen Gütern befrachtet, hatte auch überdieß an Geld ſo viel gewonnen, daß ſich das Gut wohl verdreifacht hatte, welches ihm Fortunat übergeben. Dieſer freute ſich hierüber ſehr und zumahl auch darüber, daß er alles Schiffsvolk wohlbehalten wiederſah und einen Brief von ſeiner lieben Gemahlin erhielt, welcher von ihr und ihren Söhnen die beſten Nachrichten enthielt. Da trug Fortunat dem Schiffspatron auf ſo ſchnell als möglich zu verkaufen, und niedrige Preiſe zu machen. Wer wohlfeil giebt, dem hilft St. Nicolaus verkaufen, und mit dem der kauft, wie man ihm bietet, iſt man ſchnell Handels einig. So geſchah es, daß ſie nicht ſechs Wochen brauchten um die Güter umzuſetzen, wie andere Kaufleute, ſondern ſchon in drei Wochen fertig waren. Fortunat hatte von ſeiner weiten Reiſe viele ſeltſame Thiere, ſeltene Kleinode und koſtbare Waaren mitgebracht, welche er zum Theil dem Sultan ſchenkte, zum Theil auf ſeine Galeere bringen ließ. Als der Sultan vernahm, daß Fortunat im Begriff ſei abzureiſen, wollte er ihn nicht von ſich laſſen, ohne ihm noch einmal eine Ehre erwieſen zu haben, er lud ihn daher noch einmal zu ſich zu Tiſche. Fortunat war daran nicht viel gelegen, er konnte aber dem Könige ſeinen Wunſch nicht verſagen und ging daher zu ihm hin, nachdem er zuvor befohlen, die Galeere indeß aus dem Hafen in das Meer zu führen, damit er gleich nach ſeiner Rückkehr von dem Sultan abreiſen könnte.

Wie Fortunat in Beſitz eines wunderbaren Wünſchhütleins kommt.

Der Sultan nahm Fortunat auf das Freundlichſte auf, ließ ſich von ihm viel von ſeiner Reiſe erzählen und bewirthete ihn aufs Beſte. Nach Tiſche bat Fortunat den Sultan um Erlaubniß das Hofgeſinde deſſelben beſchenken zu dürfen, welches ihm gern vergönnt wurde. Da that Fortunat unter dem Tiſche ſeinen Seckel auf, ſo daß ihn Niemand ſehen und ſeine Kraft kennen lernen konnte. Wie er nun Jedermann gegeben hatte, wunderte ſich der

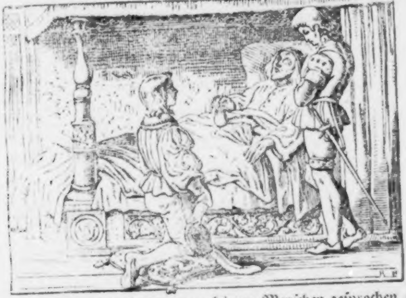
Sultan, wie es möglich ſei, daß Fortunat eine ſo große Menge Goldes bei ſich tragen könne, nahm es auch überaus wohl auf, daß er ſeine Diener ſo reichlich bedacht hatte. Er ſagte: „Ihr ſeid ein ehrſamer Mann und es ziemt ſich wohl, daß man euch auch Ehre anthue; darum kommet mit mir, ich will euch etwas ſehen laſſen, was ich beſitze.“ Darauf führte der Sultan Fortunat in einen Thurm, der ganz aus Stein gebaut und überall gewölbt war. Sie traten in ein Gewölbe, da war eine große Menge ſilberner Prachtgeräthe aufgeſtellt und Silbergeld in Haufen, wie man Korn aufſchüttet. Zum zweiten kamen ſie in ein Gemach, in welchem güldene Kleinode ſtanden, und viele Tauſende geprägter Goldſtücke in Truhen lagen. In dem dritten Gewölbe, welches überaus gut verwahrt war, ſtanden große Käſten, alle voll köſtlicher Kleinode und prächtiger Gewänder, die der Sultan anthat, wenn er ſich in ſeiner königlichen Majeſtät zeigen wollte. Am beſten gefielen dem Fortunat zwei güldene Leuchter, auf denen zwei große Karfunkel ſtanden. Er lobte dieſelben über die Maßen, und der König, den dieß freute, ſagte: „Ich habe in meiner Kammer noch ein Kleinod, welches mir lieber iſt als alles, was ihr bisher geſehen habet.“ Fortunat antwortete „Was könnte dieß ſein? Giebt es noch etwas herrlicheres, als was ich hie vor Augen habe?“ — „Du ſollſt es ſehen,“ ſagte der König und führte ihn in ſeine Schlafkammer, die groß und ſchön war, und deren Fenſter auf das Meer hinaus gingen. Der Sultan zog unter dem Bett einen Kaſten hervor, nahm aus demſelben ein ganz unſcheinbares Filzhütchen, an welchem kein Haar mehr zu ſehen war, und ſagte zu Fortunat: „Sich, dieſer Hut iſt mir lieber als alle meine Kleinode; denn wenn ich dieſe auch nicht hätte und beſäße nur dieſes Hütchen, ſo könnte ich mich doch in Beſitz aller Herrlichkeiten der Erde ſetzen. Andererſeits könnte ich mit allen Schätzen der Welt mir dieſes Eine Kleinod nicht verſchaffen.“ Fortunat erwiderte: „Allergnädigſter Herr und König, wenn es eurer königlichen Majeſtät nicht zuwider iſt, ſo möchte ich wohl wiſſen, welche Tugend dieſes Hütlein hat, daß ihr es ſo hoch ſchätzet?“ Der König ſagte: „Das will ich dir ſagen. Das Hütlein hat die Tugend, daß wenn man es aufſetzt, man alsbald an jeden Ort gelangt, an welchen man hin begehrt. Auf dieſe Art macht es mir viel Kurzweil, mehr als alle meine übrigen Schätze zuſammen. Wenn ich meine Diener auf die Jagd ſchicke, und es fällt mir ein bei ihnen zu ſein, ſo ſetze ich mein Hütlein auf und wünſche mich zu ihnen, ſo bin ich dort. Jedes Thier im Walde finde ich auf mit dem Hütlein. Wenn meine Krieger im Felde ſind, ſo kann ich bei ihnen ſein, ſo oft ich will, und eben ſo ſchnell in meinen Palaſt zurückkehren." Fortunat fragte: „Lebt der Meiſter noch, der es gemacht hat?" Der König antwortete: „Das weiß ich nicht." Da dachte Fortunat: Ach könnte ich den Hut erlangen, der paßte ſich herrlich zu meinem Seckel — und ſagte zu dem Könige: „Wenn das Hütlein ſo große Kraft hat, ſo muß es ſehr ſchwer ſein und den nicht wenig drücken, der es auf hat." Der König antwortete: „Er iſt nicht ſchwerer als jeder andre Hut," — hieß ihn ſein Barett abnehmen und ſetzte ihm ſelber das Hütlein auf, indem er ſagte: „habe ich nicht recht?" Da erwiderte Fortunat: „Wahrlich, ich hätte nicht gemeint, daß der Hut ſo



leicht wäre, und daß ihr ſo thöricht wäret, mir ihn aufzuſetzen." Zugleich wünſchte er ſich in ſeine Galeere, und als er auch ſofort auf dem Verdeck derſelben mitten unter ſeinen höchlich verwunderten Leuten ſtand, befahl er dieſen ſogleich die Segel aufzuſpannen und mit dem guten Winde, der vom Lande her bließ von hinnen zu fahren. Der Sultan ſtand troſtlos am Fenſter und ſah, wie die Galeere von dannen fuhr. Da ſchrie er nach ſeinen Leuten und befahl dem Fortunat nachzufahren und ihn zu fangen, denn er müſſe ſein Leben verlieren wegen eines ſchändlichen Verraths, den er an ihm begangen. Alsbald wurden mehre Schiffe ſegelfertig gemacht um dem Fortunat nachzuſetzen, aber ehe ſie fertig waren, war die Galeere längſt den Blicken entſchwunden. Mehre Tage ſetzten die Schiffe des Sultans dem Fortunat nach, dann kehrten ſie hoffnungslos um, denn ſie fürchteten ſich von Cataloniſchen Seeräubern überfallen zu werden, wenn ſie ſich noch weiter in die offne See hinaus wagten. Sie hatten ſich in der Eile zu ſchlecht mit Waffen verſehen um ein Seetreffen wagen zu können, und ſo kehrten ſie zu dem Sultan zurück mit der Nachricht, daß die Galeere ihnen nicht wieder zu Geſicht gekommen ſei, worüber der König in große Traurigkeit verſank. Als die fremden Kaufleute zu Alexandria erfuhren, daß Fortunat mit dem liebſten Kleinod des Sultans davon gefahren ſei, freuten ſie ſich und ſagten unter einander: „Daran iſt dem Sultan und dem Admiral recht geſchehen, wußten ſie doch nicht, wie große Ehre ſie dem Fortunat anthun ſollten. Nun hat er ihnen den Lohn gegeben, und wir ſind ſicher, daß er nicht wieder kommt um uns in unſerm Handel Schaden zu thun.“ Der Sultan, welcher um das Kleinod gekommen war, hätte daſſelbe gern wiedergehabt, wußte aber nicht wie er es anſtellen ſollte. Er dachte: wenn ich auch den Admiral oder einen meiner Fürſten zu ihm ſende, ſo ſind dieſe als Heiden den Chriſten nicht angenehm, und es würde dem Fortunat leicht fallen, dieſelben bei dem Könige von Cypern anzuſchwärzen, daß ich noch größeren Schaden hätte. Endlich beſchloß er den Hauptmann der Chriſten in Alexandria zu bitten, die Reiſe für ihn zu thun. Derſelbe war bereit die Botſchaft zu übernehmen, und der Sultan ließ ihm ein Schiff zurichten und es mit Chriſtenleuten bemannen. Der Sultan erzählte dem Hauptmann von dem Hütlein und wie es ihm damit ergangen, und trug ihm auf gen Famaguſta zu Fortunat zu fahren und dieſem zu ſagen: er ſolle ihm das Hütlein wieder ſchicken, welches er ihm ihn Treuen hätte ſehen laſſen, der Sultan wolle daſſelbe zu Dank wieder annehmen und ihm dafür eine Galeere voll edlen Gewürzes ſenden. Wenn ſich Fortunat aber weigerte, ſo ſollte ihn der Hauptmann bei dem Könige von Cypern verklagen und dieſen in des Sultans Namen bitten den Fortunat zu zwingen, das Hütlein, welches er treulos geraubt, wieder herauszugeben. Der Hauptmann, ein Venetianer Namens Marcholando, ſagte dem Sultan zu, die Botſchaft getreulich zu Ende zu führen und allen Fleiß zu brauchen, worauf ihm der Sultan ſchon im Voraus auf das Reichlichſte beſchenkte, ihn ſtattlich zur Reiſe ausrüſtete und ihm noch viel größeres Gut zuſagte, wenn er ihm das Kleinod wiederbrächte. Dem Sultan war ſein Hütlein ſo leid, daß er keine Ruhe finden konnte weder bei Tage noch bei Nacht. Alle ſeine Diener mußten mit ihm traurig ſein, und hatten ſie zuvor den Fortunat wegen ſeiner Freigebigkeit hoch geprieſen, ſo ſagten ſie jetzt, er wäre der größte Böſewicht, welcher auf Erden lebte. Der Abgeſandte des Sultans Marcholondo fuhr alſo gen Cypern und kam in den Hafen von Famaguſta, wo Fortunat ſchon zehn Tage zuvor angelangt war. Dieſer war von ſeiner lieben Gemahlin Caſſandra auf das Freundlichſte empfangen worden, und mit ihr freute ſich die ganze Stadt über ſeine Rückkehr, denn Alle theilten den Genuß ſeines Reichthums. Als daher Marcholando mit ſeiner Galeere landete, wunderte er ſich, daß man ſo fröhlich in der Stadt war. Fortunatus, welcher die Ankunft der Geſandtſchaft des Königs von Alexandria erfuhr, wußte wohl, weßwegen ſie käme, und ließ eine ſchöne Herberge beſtellen und dieſelbe mit allem verſehen, was nöthig war um die Fremden auf das Beſte aufzunehmen. In dieſe ließ er den Chriſtenhauptmann mit ſeinen Leuten führen und ſie herrlich bewirthen. Nachdem Marcholando an drei Tage in Famaguſta gelegen und es ſich auf Fortunats Rechnung hatte wohl ſein laſſen, ſandte er an dieſen: er hätte ihm eine Botſchaft zu überbringen, und Fortunat möge ihm daher erlauben ihn zu beſuchen. Da ließ ihn Fortunat in ſeinen ſchönen Palaſt führen, nahm ihn freundlich auf und fragte ihn nach ſeiner Botſchaft. Marcholando ſagte: „Der Sultan von Babylonien, Herr zu Kairo und Alexandria, entbietet dir Fortunat ſeinen Gruß durch mich Marcholando, den Hauptmann der Chriſten zu Alexandria, und läßt dir ſagen, du mögeſt als ein rechtſchafjener Mann handeln, als welchen er dich bei ſich aufgenommen und gütig behandelt, mich einen guten Boten ſein laſſen und ihm durch mich das Kleinod zurückſenden, das du ihm entführt haſt.“ Fortunat antwortete: „Mich nimmt Wunder, daß der König und Sultan nicht weiſer war, da er mir die Tugend des Hütleins offenbarte und mir daſſelbe auf das Haupt ſetzte. Saget dem Sultan, damals hätte er mich in große Noth und Gefahr meines Lebens gebracht, denn meine Galeere ſtand im offenen Meere, und als ich mich in ſie hinein wünſchte, und mich das Hütlein durch die Luft zu ihr hintrug, da fehlte ein Haar, daß ich daneben gekommen und in das Meer gefallen wäre. Ich ſchätze mein Leben höher als alle Schätze des Sultans, darum dünkt es mich recht und billig, daß ich das Hütlein behalte als eine Entſchädigung für die ausgeſtandene Angſt und Lebensgefahr, in welche mich der Sultan ohne Verſchulden gebracht. Wahrlich, ſo lange ich lebe, will ich das Kleinod nicht laſſen.“ Wie Marcholando dieß hörte, dachte er Fortunats Willen in Güte zu wenden und ſagte daher: „Herr, laſſet euch rathen. Was ſoll euch das Kleinod, ich will euch dafür verſchaffen, was euch und euren Kindern viel beſſer und nützlicher ſein ſoll, als das abgeſchabte Hütlein. Wenn ich auch einen ganzen Sack voll Hütlein hätte, und jeder hätte die Tugend, wie der Hut, welchen ihr an euch genommen, ſo wollte ich ſie doch um das Drittheil deſſen geben, was ich euch für das Eine Hütlein verſchaffen will. Laſſet ihr mich einen guten Boten ſein, ſo verſpreche ich euch, daß euch der König und Sultan eure Galeere mit den beſten Gewürzen: Pfeffer, Ingwer, Nägelein, Muskatnuß, Zimmet und anderen mehr laden läßt, welches Alles über hunderttauſend Ducaten werth ſein ſoll. Ihr ſollet auch das Hütlein nicht eher aus den Händen geben, bis daß euch dieſes Verſprechen gelöſt iſt. Williget ihr ein, ſo will ich mit eurer Galeere gen Alexandria fahren und ſie euch beladen wieder herbringen, und wenn ihr ſie von mir übernommen und ſie dem Verſprechen gemäß befrachtet erfunden habet, ſo ſollet ihr mir das Hütlein für den König meinen Herrn ausantworten.“ Darauf antwortete Fortunat kurz: „Ich wünſche ſehr des Sultans und eure Freundſchaft zu beſitzen, aber Niemand laſſe ſich einfallen mir das Hütlein abzunehmen. Dieß und ein anderes Kleinod, welches ich noch beſitze, müſſen bei mir bleiben, ſo lange ich lebe.“ Nachdem er mit dieſer Antwort entlaſſen worden war, begab ſich Marcholando zu dem Könige von Cypern, welcher Fortunats Herr war, und beklagte ſich bei ihm über Fortunat, indem er ihn bat, dem Sultan ſein Kleinod wieder zu verſchaffen. Dabei drohte er mit einem großen Kriege, welchen der Sultan unternehmen würde um wieder in Beſitz ſeines Eigenthums zu gelangen. Der König antwortete: „Marcholando, ich habe Fürſten und Herren unter mir und in meinem Königreiche, und wenn ich gebiete, ſo thun ſie was ich will. Hat nun der Sultan eine Klage wider Fortunat anzubringen, ſo bringe er ſie vor, und ich werde entſcheiden, wie es billig und recht iſt.“ Da dachte Marcholando: Hie werden die Heiden nicht viel Recht gewinnen, rüſtete ſein Schiff wieder und wollte von dannen. Ehe er aber abreiſte entbot ihn Fortunat noch einmal zu ſich, lud ihn zu Gaſt und erwieß ihm die größte Ehre. Er beſchenkte ihn zuletzt noch mit vielen köſtlichen Kleinoden und ſagte: „Saget dem Sultan, wenn er das Hütlein mir abgenommen hätte, er ſendete mir es wahrlich nicht zurück, auch würden ihm die Seinen nicht rathen es auszuliefern. So rathen auch mir die Meinen zu behalten was ich habe.“

Fortunats Ende und Vermächtniß.

Nachdem nun Fortunat die ganze Welt durchfahren hatte, ſetzte er ſich zur Ruhe, hielt herrlich und in Freuden Haus und ließ ſeine zwei Söhne aufs Beſte erziehen. Nachdem er ſo manches Jahr ohne Sorgen gelebt, geſchah es, daß ſeine liebe Gemahlin Caſſandra von einer ſchweren Krankheit befallen ward, welcher ſie erlag, ohne daß ärztliche Kunſt ihr zu helfen vermochte. Darüber ward Fortunat traurigen Herzens, daß er an nichts mehr Wohlgefallen fand und zuletzt auch erkrankte. Als er nun von Tage zu Tage ſchwächer ward, da wurden aus der Nähe und Ferne die beſten Aerzte herbeigerufen. Dieſelben verſprachen ihm wohl, daß ſie ſein Leben friſten wollten, ſo lange es ginge, und nahmen gern was er ihnen gab von Geld und Gut, halfen ihm aber nicht. Da fühlte Fortunat, daß das Ende ſeiner Tage herbeigekommen ſei, und ließ ſeine beiden Söhne Ampedo und Andaloſia zu ſeinem Bette berufen. Zu dieſen ſagte er: „Sehet, liebe Söhne, wie eure Mutter, die euch mit ſo großem Fleiße erzogen hat, mit Tode abgegangen iſt, ſo iſt nun die Zeit gekommen, daß auch ich aus dieſer Welt ſcheiden muß. Daher will ich euch ſagen, wie ihr euch nach meinem Tode verhalten ſollet, damit ihr bei Gut und Ehren bleibet, wie ich gethan habe.“ Hierauf zeigte er ſeinen Söhnen die beiden Kleinode, ſagte ihnen, welche Tugenden ſie hätten, und wie es ſich namentlich mit dem Glücksſeckel verhalte. Er befahl ihnen die Kleinode nicht von einander zu theilen und von der Tugend des Seckels Niemand zu ſagen, wie lieb er ihnen auch ſein möchte. „Alſo,“ fuhr Fortunat fort: „habe ich den Seckel ſechzig Jahre

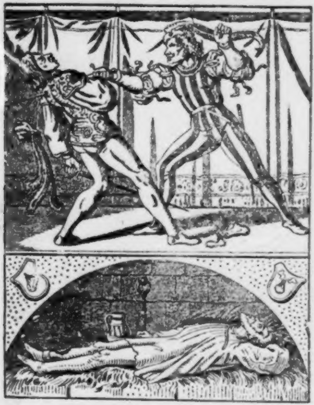


lang beſeſſen und habe davon zu keinem Menſchen geſprochen als jetzt zu euch! Und noch Eines will ich euch befehlen, lieben Söhne, nämlich, daß ihr zu Ehren einer Jungfrau, welche mir den glückhaften Seckel gegeben hat, fortan alle Jahre den erſten Tag des Brachmonats feſtlich begehen, euch keuſch und züchtig an ihm halten und eine arme Jungfrau ausſteuern ſollet. Gebet derſelben vierhundert Stück Goldes nach des Landes Währung; ſo habe auch ich gethan ſo lange ich lebte.“ Damit endete Fortunat ſein Leben. Seine Söhne ließen ihn herrlich in der ſchönen Kirche beſtatten, welche er ſelbſt hatte bauen laſſen, und genoſſen dann der Glücksgüter, welche ihnen ihr Vater hinterlaſſen hatte, wie in der Geſchichte von den Söhnen des Fortunat zu leſen iſt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

P. [illegible] 9 [illegible]
4 [illegible] c (2 [illegible]

Geſchichte
von
Fortunats Söhnen
und
# was ſich weiter mit dem Glücksſeckel und mit dem Wünſchhütlein zugetragen.



Volksbücher. 23.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

351 —

Geſchichte
von
Fortunats Söhnen
und
# was ſich weiter mit dem Glücksſeckel und mit dem Wünſchhütlein zugetragen.

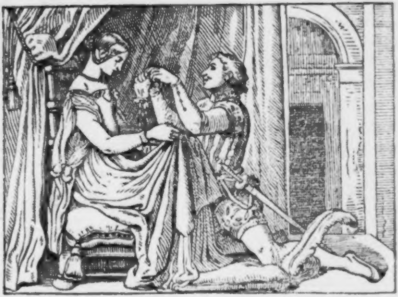
Wie Ampedo und Andoloſia ihren verſtorbenen Vater betrauern und dann die Wundergaben unter ſich theilen.

Nachdem Fortunatus geſtorben war, trugen Ampedo und Andoloſia, ſeine Söhne, leid und hielten das Trauerjahr ehrbar ab, wie ſich ziemte. Während nun Andoloſia ein Jahr ſtill lag und nicht ſtechen und andere ritterliche Luſtbarkeiten betreiben durfte, war er über ſeines Vaters Bücher gerathen und hatte in denſelben geleſen, wie jener ſo viele Chriſtenlande geſehen hatte und durch der Heiden Land gefahren war, das gefiel ihm gar wohl, und regte ihn zu ſolcher Begier auf, daß er ſich vornahm, auch eine große Reiſe zu unternehmen. Er ſagte daher zu ſeinem Bruder Ampedo: „Lieber Bruder, was wollen wir beginnen? Laß uns reiſen und der Ehre nachſtreben, wie unſer Vater auch gethan hat. Haſt du nicht geleſen, wie er ſo weite Lande durchfahren iſt, ſo ties es noch.“ Ampedo antwortete ſeinem Bruder freundlich: „Wer reiſen will, der reiſe. Ich ſpüre gar wenig Luſt dazu. Es möchte leicht kommen, daß mir in fremden Landen minder wohl wäre, als hie daheim. Darum will ich hie zu Famaguſta verbleiben und mein Leben in dem ſchönen Palaſt beſchließen, den unſer Herr Vater gebaut hat." Da ſagte Andoloſia: „Wenn du alſo geſinnt biſt, ſo laß uns die Kleinode theilen." Worauf Ampedo ihm entgegnete: „Willſt du ſchon jetzt das Gebot unſers Vaters übertreten? Weißt du nicht, daß es ſein ernſtlicher Wille geweſen iſt, daß wir die Kleinode nicht von einander trennen ſollen?" — „Was geht mich ſeine Rede an!" ſagte Andoloſia: „er iſt todt und ich bin lebendig, darum laß uns theilen." Ampedo ſagte: „So nimm das Hütlein und ziehe wohin du willſt." — Andoloſia dagegen: „Nein, behalte du es und bleibe hie; mir laß den Seckel!" — und ſo konnten ſie nicht mit einander fertig werden, denn ein jeder wollte den Seckel haben, bis endlich Andoloſia ſagte: „Lieber Bruder, ich weiß wie wir es anfangen, ohne unſers Vaters Gebot zu überſchreiten. Wir wollen zwei Truhen mit Goldſtücken füllen, die behalte du und lebe nach deinem Wohlgefallen. Du wirſt Zeit deines Lebens nicht damit fertig werden, und das Hütlein magſt du auch behalten zu deiner Kurzweil; — mir aber laß den Seckel. So will ich reiſen und der Ehre nachſtreben, nach ſechs Jahren aber heimkehren; dann magſt du die nächſten ſechs Jahre Herr des Seckels ſein, und ſo wollen wir ihn gemeinſchaftlich beſitzen und nutzen." Ampedo war ein gütiger Menſch und ließ daher geſchehen, was ſein Bruder wünſchte.

Wie Andoloſia mit dem Glücksſeckel Famaguſta verläßt und die Höfe verſchiedner Könige beſucht.

Als nun Andoloſia den Seckel hatte, war er von ganzem Herzen froh und wohlgemuth, rüſtete ſich mit guten Knechten und ſchönen Pferden, nahm von ſeinem Bruder Urlaub und fuhr mit vierzig trefflich ausgerüſteten Leuten auf ſeiner eigenen

Galeere von Famaguſta nach dem Hafen von Aigues Mortes. Hier landete er und ritt zunächſt an den Hof des Königs von Frankreich, wo er ſich zu den Edlen, zu Grafen und Freiherrn geſellte, denn er lebte köſtlich und hatte von allem die Fülle, ſo daß ihn Jedermann gern ſah. Dabei diente er dem Könige mit allem Fleiß, als ob er ſein bezahlter Diener wäre. Im Stechen, Rennen, Ringen und Springen that er es allen andern zuvor, und wenn es hernach, wie gewöhnlich geſchah, zum Tanz mit edlen Frauen ging, ließ er es auch nicht an ſich fehlen. Da fragten die Frauen, wer der ſtattliche Ritter ſei, und man antwortete ihnen: Andoloſia von Famaguſta auf Cypern, ein Herr von edlem Geſchlecht. So gefiel er den Frauen und Jungfrauen auch wohl, und ſie ließen es ſich gern gefallen, wenn er ihnen aufwartete. Als Andoloſia merkte, daß er ſo wohl aufgenommen ward, lud er die Edlen und ihre Frauen mehr als einmal zu ſich ein und gab ihnen überaus köſtliche Gaſtmahle und prachtvolle Feſte. Da gefiel er den edlen Frauen noch beſſer als zuvor, und Niemand zweifelte an ſeiner vornehmen Abkunft. Nun lebte an dem Hofe des Königs von Frankreich ein Edelmann, welcher ein überaus ſchönes Weib beſaß, und dem ſich Andoloſia zugeſellt hatte. Da entbrannte ſein Herz gegen die ſchöne Frau, und er drang eines Tages in ſie mit heftigen Bitten, ihm doch eine heimliche Zuſammenkunft zu geſtatten, indem er ihr tauſend Kronen verſprach, wenn ſie ihn erhörte. Die Frau dachte: „Tauſend Kronen wären ſchnell verdient“ — war aber doch ſo ehrbar und ſagte ihrem Manne das Erbieten des fremden Ritters. Da ſagte der Mann: „O Frau, tauſend Kronen ſind eine ſchöne Summe, wir könnten ſie wohl gebrauchen! doch darf es nicht geſchehen, denn die Ehre ſteht vor allem Reichthum. Doch was meinſt du: wir haben eine ſchöne wohlgeſtalte Nachbarin, welche ſich Jedermann für Geld überläßt — wenn du mit dieſer redeteſt, ihr ſagteſt, was der Ritter dir zugemuthet, und daß du um deines Gemahles willen, welcher viel auf Ehre halte, ſolches nicht thunlich achteſt, indem du dabei dein Leben aufs Spiel ſetzteſt.“ Die Frau that nach der Anweiſung ihres Mannes und ſagte zu der Nachbarin: „So ſteht es, und wollteſt du dich der Sache unterziehen, ſo würde ich es einrichten, daß du in meinem Hauſe an meiner Statt mit dem Ritter im Dunkeln zuſammenkämeſt, wo er dich dann leicht für mich nehmen würde. Der Edelmann will mir tauſend Kronen ſchenken, wenn ich ihm ſeinen Willen thue, und ſtehſt du mir bei, dieſe tauſend Kronen zu gewinnen, ſo ſollſt du hundert Stück davon erhalten.“ Die Dirne ſagte: „Ei, einem Herrn wie dem thât ich wohl auch umſonſt was zu Liebe! aber ſoll ich um euretwillen dieß thun, damit ihr das Geld des Ritters bekommet, ſo gebet mir Sicherheit, daß ihr mir die hundert Kronen auch auszahlet und mich nicht etwa hernach, wenn es geſchehn iſt, mit zwei oder drei Kronen abſpeiſet.“ Da ſagte die Frau des Edelmanns: „Wohlan, du ſollſt die hundert Kronen im Voraus erhalten.“ Solches war die Dirne gern zufrieden und ſie ſagte der Edelfrau zu, verſprach ihr auch alles zum erwünſchten Ziele hinauszuführen. Nach einigen Tagen traf es ſich, daß Andoloſia wieder zu der Frau kam, ihr von ſeiner Liebe erzählte und dringend ſeine frühere Bitte, ſowie auch die Zuſage der tauſend Kronen wiederholte. Die Frau antwortete ihm: „Iſt es euch ſolcher Ernſt mit dieſer Zuſammenkunft, ſo kommet morgen bei Anbruch der Nacht zu mir, mein Mann muß in des Königs Dienſt eine Reiſe machen. Vergeſſet aber nicht das Geld mitzubringen.“ Andoloſia war dieß gern zufrieden, denn des Geldes, welches er bringen ſollte, achtete er gar wenig. Als nun die nachfolgende Nacht kam, ſchlich er ſich zu der Frau und brachte die tauſend Kronen mit. Er wurde von ſeiner geliebten Dame aufs Freundlichſte aufgenommen, beſonders als er ihr die tauſend Kronen in den Schooß ſchüttete. Da führte ſie ihn in ihre Kam-



mer, ſagte ihm, er ſolle es ſich bequem machen, aber ſich ganz ruhig verhalten, nahm das Licht und ging hinaus, indem ſie ihm verſicherte, daß ſie alsbald wiederkommen wolle. Sie hatte aber nichts eiligeres zu thun, als nach ihrer Nachbarin zu ſchikken. Dieſe harrte ſchon und ging, nachdem ſie die hundert Kronen in Empfang genommen hatte, zu Andoloſia in die dunkle Kammer. Der verliebte Andoloſia empfing ſeine vermeintliche Geliebte mit offenen Armen und überhäufte ſie mit vielen Liebkoſungen, welche ſie ohne Sprödigkeit erwiderte. Als nun Andoloſia dem Weibe wiederholt ſeine Liebe und ſein Wohlgefallen an ihrer Zärtlichkeit verſicherte, kam daſſelbe auf den Gedanken, daß ſie dieſes ihren eigenen Reizen, nicht aber denen ihrer Nachbarin zu verdanken habe. Sie brach daher das Stillſchweigen, welches ſie bisher beobachtet und erzählte dem Andoloſia, wie er von ſeiner Geliebten betrogen worden ſei, welcher es nur um die tauſend Kronen zu thun geweſen. Andoloſia, als er dieß hörte, reute nicht das Geld, um das er betrogen, ſondern ihn verdroß die Schande und der Spott, in die er bei aller Welt kommen mußte, wenn die Art, wie ihn die Weiber hintergangen, in der Stadt ruchtbar ward. Er entſchloß ſich daher kurz, gab der Buhlerin noch hundert Gulden und eilte in ſeine Herberge zurück, weckte hier alle ſeine Leute und befahl ihnen ſich alsbald zur Reiſe zu rüſten. Noch ehe der Morgen graute ritt Andoloſia aus der Stadt Paris voll Unmuths und mit dem feſten Entſchluß künftig gegen die Weiber auf ſeiner Hut ſein zu wollen. Als er aber eine Tagereiſe von Paris entfernt war, und den ihm geſpielten Streich noch immer nicht vergeſſen konnte, ſchickte er einen ſeiner Diener nach der Stadt zurück, gab ihm zweihundert Kronen mit und befahl ihm, dieſelben zu jener Buhlerin zu bringen, die ihn hatte betrügen helfen. Er ließ derſelben ſagen, ſie ſollte das Weib des Edelmanns vor Gericht belangen, daß ſie neunhundert Kronen widerrechtlich eingenommen und ihr vorenthalte, welche ihr von Rechtswegen zukämen. Als der Knecht mit dieſer Botſchaft zu der Buhlerin kam, war es dieſe wohl zufrieden, daß ſie immer noch mehr Geldes erhalten ſollte, und verſprach allen Fleiß in dieſer Sache anzuwenden. Alſo hetzte Andoloſia die beiden Weiber aneinander und brachte die Frau des Edelmanns, die ihm Schmach angethan, vor aller Welt in die größte Schande. — Nachdem Andoloſia den König von Frankreich und ſeinen Hof einige Tagereiſen hinter ſich hatte, dachte er: Es iſt noch gut, daß mich die falſchen Weiber nicht um den Glücksſeckel betrogen haben, — ſchlug ſich die Sache aus dem Sinn und nahm ſich vor, nun erſt recht fröhlich ſein und einen guten Muth haben zu wollen. Er ritt, ohne ſich irgendwo lange aufzuhalten, an den Hof des Königs von Arragon, dann zu dem Könige von Navarra, zu dem von Kaſtilien, zu dem von

Portugal, endlich zu dem Könige von Hiſpania. Hier gefielen ihm das Volk und deſſen Sitten ſo wohl, daß er ſich und alle ſeine Diener nach der Tracht des Landes kleidete. Er geſellte ſich zu den Edlen, wartete dem Könige auf und übte ſich wacker im Ritterſpiel. Nicht ſelten ladete er Ritter und Diener zu großen Feſtlichkeiten ein, ſetzte herrliche Kleinode aus, um welche geritten wurde und erwarb ſich dadurch viele Freunde und das Wohlgefallen des Königs. Wenn der König wider ſeine Feinde auszog, ſo warb Andoloſia zu ſeinen Leuten noch hundert Söldner, alles auf eigne Koſten, und diente damit dem Könige ſo wohl, daß ihn dieſer ſehr lieb gewann. Da nun Andoloſia ſelbſt im Kampf allezeit der Vorderſte war und viele mannliche Thaten verrichtete, ſo ſchlug ihn der König ſelbſt nach einem glücklichen Siege zum Ritter, wodurch ihm eine große Ehre geſchah. An dem Hofe des Königs in Hiſpanien lebte ein Graf, der eine einzige Tochter hatte. Dieſe wollte der König mit Andoloſia vermählen, indem er ihm zugleich verſprach, daß er ihn in den Grafenſtand erheben wollte, und daß er der Erbe aller Güter jenes edlen Grafen ſein ſollte. Aber Andoloſia fand an dem Fräulein kein Wohlgefallen, Reichthum und Grafſchaft aber achtete er gering, denn er hatte an ſeinem Seckel vollauf genug. Nachdem er nun etliche Jahre in Hiſpanien verweilt war, nahm er Urlaub von dem Könige. Dieſer entließ ihn zwar ungern, jedoch mit großer Huld und Gnade und ſagte ihm zum Abſchiede: er ſolle wiederkommen wann er wolle, ſo werde er allzeit einen gnädigen König an ihm haben.

Wie Andoloſia an den Hof des Königs von England kommt und eine thörichte Liebe zur Tochter des Königs faßt.

Andoloſia verdingte ſich mit ſeinen Leuten auf ein Schiff und fuhr nach England. Von den Herren am Hofe des Königs von Hiſpania waren manche froh, daß er das köſtliche Leben, welches der Fremdling trieb, nicht mehr vor Augen zu haben brauchte, viele aber, die ſeinen Reichthum mit ihm genoſſen hatten, waren betrübt, daß all dieſe Herrlichkeit ein Ende haben ſollte. Andoloſia kam mit gutem Glücke gen England in die große Stadt London, allwo damals der König Hof hielt. Er beſtellte ein großes ſchönes Haus, ließ alles, deſſen man bedurfte, im Ueberfluß einkaufen, hielt Hof, als ob er ein Herzog wäre, lud die Edlen an des Königs Hofe zu Gaſte, bewirthete ſie aufs Prächtigſte und hielt groß Turnier. Da thaten alle das Beſte was ſie konnten, aber Männer und Frauen erkannten alle Andoloſia den Preis zu, denn er that es allen zuvor mit Reiten und Stechen. Als nun der König Kunde hievon erlangte, ſchickte er zu Andoloſia und ließ ihn fragen, ob er an ſeinen Hof zu kommen begehre. Andoloſia antwortete: Er wolle dem König dienen mit Leib und Gut. Nun begab es ſich, daß der König von England einen Krieg wider die Schotten führte; da begleitete ihn Andoloſia auf ſeine Koſten mit einem großen Heerhaufen, welchen er geworben hatte, und that ſo mannhafte Ritterthaten, daß er im ganzen Lande geprieſen ward um ſeine Kühnheit. Als nun der Krieg ſiegreich beendet war und jedermann heimzog, da kehrte auch Andoloſia gen London zurück, und wurde von dem König, von Herren und Damen und von dem ganzen Volke auf das Ehrenhafteſte empfangen. Das Kriegsvolk hatte ſich alles verlaufen, da lud der König von England Andoloſia zu Gaſt an ſeinen Tiſch und ſtellte ihn der Königin und ſeiner Tochter Agrippina vor, welche die ſchönſte Jungfrau in ganz England war. Als Andoloſia dieſe erſah, ward er gegen ſie in ſo inbrünſtiger Liebe entzückt, daß er weder eſſen noch trinken mehr mochte. Wie nun die Mahlzeit vorüber war, und er heimkam, dachte er:

O wollte Gott, daß ich von königlichem Stamme gebor wäre, ſo wollte ich dem Könige ſo treulich dienen, daß er mir die ſchöne Agrippina vermählen müßte, was wollte ich dann noch mehr. — Der Königin und ihrer Tochter zu lieb, that er nun noch mehr mit Stechen und Turnieren, um die Augen der ſchönen Prinzeſſin auf ſich zu ziehen. Nach einiger Zeit lud er die Königin, ihre Tochter und alle Edelfrauen, die an dem Hofe waren, zu ſich ein und gab ihnen ein ſo köſtliches Mahl, daß jedermann darob verwundert war. Nach Tiſche beſchenkte er alle Damen, welche bei ihm gegeſſen hatten, mit köſtlichen Geſchenken, am reichſten aber die Königin und die ſchöne Prinzeſſin Agrippina. Solches kam vor den König. Als nun Andoloſia das nächſte Mal an den Hof kam, ſagte der König zu ihm: ,,Meine Gemahlin hat mir geſagt, daß du ihr ein ſo köſtliches Mahl gegeben haſt, warum ladeſt du mich nicht auch dazu?'' Andoloſia ſprach: ,,Allergnädigſter Herr König, wenn eure königliche Majeſtät nicht verſchmäht an eures geringen Dieners Tiſche zu ſitzen, welch eine große Freude würde mir das ſein!'' Da ſagte der König: ,,Ich will morgen kommen und zehn Begleiter mit mir bringen.'' Deſſen war Andoloſia gar froh. Er ging eilends heim und richtete alles auf das Trefflichſte vor. Am andern Tage kam der König mit Grafen und Herrn und fand ein ſo herrliches Mahl, daß er und ſeine Begleiter ſich nicht genug verwundern konnten. Da dachte der König: Ich muß dieſem Andoloſia ein wenig ſeinen Uebermuth brechen und ihn zu Schanden machen, — und ließ heimlich ein Verbot ergehen, es ſollte ihm Niemand Holz verkaufen, damit er die Speiſen nicht könnte zubereiten laſſen. Darauf lud er ſich abermals bei ihm zu Tiſche ein. Andoloſia war über dieſe Gnade des Königs hocherfreut, kaufte ſogleich alles Nöthige ein und wollte den König noch beſſer bewirthen, als das erſte Mal. Als er nun aber kein Holz zu kaufen bekam und nicht wußte, womit er ſollte kochen laſſen, erſchrack er nicht wenig. Indeß beſann er ſich bald, was zu thun ſei. Er ſchickte ſogleich zu den venetianiſchen Kaufleuten, welche ſich zu London aufhielten, und ließ ihnen Nägelein, Muskatennüſſe, Zimmetrinde und Sandelholz abkaufen, ſoviel ſie hatten, ließ es auf den Heerd ſchütten, es anzünden und die Speiſen dabei kochen, als ob es gemeines Holz geweſen wäre. Als nun die Zeit der Mahlzeit herbeikam, dachte der König daran, wie Andoloſia in Verlegenheit ſein würde, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt mit den Herren, welche ihn das erſte Mal begleitet hatten, nach Andoloſias Hauſe. Als ſie in die Nähe deſſelben kamen, ſpürten ſie einen ſolchen Wohlgeruch in der Luft, daß ſie ſich wunderten, und je näher ſie kamen, deſto ſtärker ward dieſer Wohlgeruch. Der König ließ fragen: ob das Eſſen bereit ſei? Da kam Andoloſia heraus und lud den König ein, einzutreten und vorlieb zu nehmen, wie er es ihm bieten könnte. Der König folgte ſeinem Wirthe ganz verwundert und fragte ihn, woher der Wohlgeruch aus ſeinem Hauſe komme. Da erzählte ihm Andoloſia, wie kein Holz in London zu haben ſei und er daher bei Specereien habe müſſen die Speiſen bereiten laſſen, und hatte Andoloſia den König das erſte Mal prachtvoll bewirthet, ſo war es doch nichts gegen dieſes zweite Mal. Nach der Mahlzeit kam des Königs und der andern Herren Dienerſchaft auf wohl fünfhundert Pferden, um den König abzuholen. Die ließ Andoloſia auch bewirthen und jeden überdieß mit zehn Kronen beſchenken, worüber ſie ſehr froh waren. Als der König wieder in ſeinen Palaſt kam, erzählte er der Königin welch ein köſtliches Mahl ihm Andoloſia gegeben hätte, wie alle Speiſen bei den theuerſten Gewürzen bereitet geweſen wären, und wie er ſeine ganze Dienerſchaft ſo reichlich beſchenkt hätte. Er ſetzte hinzu: „Woher kommt dem Manne dieſes viele Geld, denn da iſt kein Sparen, je länger je beſſer.“ Die Königin antwortete: „Ich weiß Niemand, der das eher und beſſer erfahren könnte, als Agrippina, unſere Tochter. Der iſt Andoloſia ſo hold, und ich bin überzeugt, was ſie ihn fragt, das ſagt er ihr.“ Der König ſagte: „So mag ſie zuſehen, ob ſie entdecken kann, welches die Quelle ſeiner Reichthümer iſt“ — und die Königin verſprach es thun zu wollen. Als nun die Königin in ihre Gemächer zurück gekehrt war, rief ſie Agrippina zu ſich allein und erzählte ihr von dem köſtlichen Leben, welches Andoloſia führte. Sie ſagte: „Das nimmt den König Wunder, woher ihm dieſer Reichthum kommt, da er weder Land noch Leute hat. Nun iſt er dir hold und zugethan, das kann ich aus ſeinem Benehmen wohl merken, und wenn er das nächſte Mal an den Hof kommt, ſo will ich dich mit ihm allein laſſen, damit du mit ihm reden und ihn ausforſchen kannſt, woher ihm das große Gut kommt.“ Agrippina antwortete: „Ich will es verſuchen.“

Wie die Prinzeſſin Agrippina Andoloſia mit falſcher Liebe um den Glücksſeckel bringt.

Als Andoloſia das nächſte Mal an den Hof kam, ward er auf das Beſte empfangen und alsbald in die Frauengemächer gelaſſen, worüber er große Freude empfand. Es war aber alles ſo eingerichtet, daß er mit der Prinzeſſin Agrippina allein zu ſprechen kam. Wie ſie nun allein waren, ſagte Agrippina: „Andoloſia, man erzählt Wunderdinge von euch, wie ihr dem Könige ein ſo überaus koſtbares Mahl gegeben habet. Saget mir, habet ihr denn nicht Sorgen, daß euch bei dieſer Verſchwendung am Ende das Geld ausgehen werde?“ Er antwortete; „Gnädige Frau, mir kann das Geld nicht ausgehen, ſo lange ich lebe.“ Agrippina ſagte: „So möget ihr eurem Vater wohl danken, der euch ſo großes Gut hinterlaſſen.“ Andoloſia erwiderte: „Ich bin ſo reich wie mein Vater, und er war nicht reicher als ich jetzt bin. Aber er hatte andere Leidenſchaften als ich. Ihn freute nur fremde Lande zu ſehn, mich aber ergötzen ſchöne Frauen und Jungfrauen, wenn ich deren Liebe und Gunſt erwerben könnte.“ Darauf ſagte Agrippina: „Nun ſeid ihr doch an vieler Könige Hof geweſen, wo ſchöne Frauen und Jungfrauen zu ſehen ſind, habet ihr keine gefunden, die euch gefallen hat?“ Andoloſia ſagte dagegen: „Ich habe an ſechs königlichen Höfen gedient, habe manche ſchöne Frau und Jungfrau geſehen, aber ihr übertreffet ſie alle weit an Schönheit, edlen Sitten und holdem Liebreiz. Davon iſt mein Herz ſo in Liebe entzündet, daß ich nicht laſſen kann euch die große und unſelige Liebe zu offenbaren, welche ich zu euch hege. Wohl weiß ich, daß ich nicht werth bin euch zu nahen, indem ihr durch eure Geburt ſo hoch über mir ſtehet, aber was alles beſiegt, das zwingt mich auch dennoch, und ob es mein Leben koſtete, euch um eure Liebe zu bitten. Begehret, was ihr wollet, und es ſoll geſchehen, aber verſaget ihr auch mir nicht das Einzige, warum ich euch flehe.“ Da ſagte Agrippina: „Andoloſia, ſage mir die Wahrheit, woher du deinen Reichthum nimmſt, ſo will ich daran deine Liebe erkennen und dir alles gewähren, was du von mir begehreſt.“ Der durch ſeine Liebe bethörte Andoloſia freute ſich bei dieſen Worten in ſeinem Herzen und ſagte: „Geliebteſte Agrippina, was ihr von mir wiſſen wollet, ſollet ihr der Wahrheit nach erfahren, doch müſſet ihr mir geloben, auch eurerſeits Wort zu halten.“ Da ſagte die falſche Prinzeſſin: „Mein theuerſter Andoloſia, du ſollſt an meiner Liebe nicht zweifeln, was mein Mund dir verheißt, das ſoll dir durch die That bewieſen werden.“ Auf dieſe ſchönen Reden ſprach Andoloſia zu der liebreizenden Jungfrau: „Wohlan, ſchürzet eurer Gewand“ und zog den Glücksſeckel heraus. „Sieh, Agrippina,“ fuhr er fort: „ſo lange ich dieſen Seckel habe, gebricht es mir nimmer an Gelde. Nehmet, was ich euch hier aus ihm gebe und wollet ihr mehr, ſo brauchet ihr es nur zu ſagen.“ Damit zählte er ihr tauſend blanke Goldſtücke in den Schooß und fragte ſie dann: „Glaubet ihr nun, daß ich euch die Wahrheit geſagt habe.“ Sie antwortete: „Ich glaube, weil ich es ſehe, ob ich es ſchon nicht begreife. Aber das begreife ich nun, wie ihr in ſolcher Pracht und Herrlichkeit leben könnet.“ Als er darauf verlangte, daß ſie auch ihr Verſprechen halten ſollte, gab ſie ihm dieſe Antwort: „Gewiß, mein lieber Andoloſia, das will ich thun. Komme dieſe Nacht zu mir, ich will es mit meiner Kammerfrau abreden, daß ſie dich einläßt, aber du mußt ſie durch ein großes Geſchenk zu gewinnen ſuchen, damit ſie reinen Mund hält. Dann ſollſt du erfahren, wie ſehr ich dich liebe, jetzt aber laß uns ſcheiden, damit meine Mutter, die Königin, nicht Verdacht ſchöpfe.“ Mit ſolchen Worten entließ ſie den glücklichen Andoloſia, welcher an nichts in der Welt dachte, als daß er dieſe Nacht die ſchönſte Prinzeſſin in ſeine Arme ſchließen ſollte. Agrippina aber hatte nichts eiligeres zu thun, als mit den tauſend Goldſtücken zur Königin zu gehen und ihr mit großer Freude zu erzählen, wie und durch welche Verſprechungen es ihr gelungen ſei, Andoloſia zum Geſtändniſſe ſeines Geheimniſſes zu bringen. Die Königin war ein liſtiges Weib, ſie freute ſich über ihrer Tochter Thun und fragte ſie: ob ſie wohl genau wüßte, wie der Seckel beſchaffen geweſen wäre? und als Agrippina dieß bejahte, ſo ſchickte ſie ſogleich nach einem Beutler und beſtellte bei demſelben einen Seckel, welcher genau ſo beſchaffen wäre, wie die Prinzeſſin den des Andoloſia beſchrieb, befahl ihm auch denſelben aus altem Leder und überhaupt ſo zu machen, als ob er ſchon längere Zeit gebraucht wäre. Auch nach ihrem Arzte ſchickte die Königin und befahl ihm ihr einen Trank zu bereiten, welcher den der ihn genöſſe ſogleich in einen ſchweren, eine lange Zeit anhaltenden Schlaf verſenkte. Nachdem ſie den Trank erhalten hatte, ging die Königin in Agrippinas Schlafkammer und befahl der erſten Kammerfrau, wenn Andoloſia zur Nacht käme, ſo ſollte ſie ihn auf das Beſte empfangen und ihn in Agrippinas Kammer führen, ihn mit den beſten Speiſen bewirthen und ihm dieſen Trank in den Becher zu dem Weine ſchütten. Andoloſia ließ nicht auf ſich warten und wurde von der Kammerfrau zu der ſchönen Agrippina geführt. Dieſe empfing ihn auf das Freundlichſte, hieß ihn neben ſich auf ein Ruhebett ſetzen und lud ihn ein mit ihr die Abendmahlzeit zu genießen, welche ſchon bereit ſtand. Er ſprach gar hold und liebreich zu ihr, da faßte Agrippina den Becher mit dem Schlaftrunk, tauchte ein klein wenig ihre Lippen in denſelben und ſagte dann: „Hier, mein Geliebter, trinke ich dir freundlichen Willkomm zu!“ Andoloſia nahm den Becher aus ihrer Hand, legte ſeine Lippen da an, wo die ihren geruht hatten, und trank ihn aus. Kaum hatte er den Trank genoſſen, ſo gingen ihm die Augen über vor Mattigkeit und nach wenigen Minuten ſank er regungslos auf das Ruhebett hin, und mit dem Bewußtſein entſchwand ihm auch das Gefühl ſo, daß man alles mit ihm vornehmen konnte, was man wollte. Agrippina zögerte nicht. Sie öffnete ihm das Wams, trennte ihm den Glücksſeckel ab und nähte ihm dafür den falſchen Seckel an. Darauf eilte ſie zu der Königin ihrer Mutter und zeigte derſelben ihre Beute. Sie wurde nicht müde, die Kraft des unſcheinbaren Kleinods zu erproben bis es Morgen ward, dann nahm die Königin den Haufen Goldes, welchen ſie mit Hülfe des Seckels gewonnen, trug ihn zu dem Könige und erzählte dieſem, wie ſie mit Andoloſia umgegangen wären. Der König bat die Königin, ſie ſolle mit Agrippina ſprechen, daß ſie ihm den Glücksſeckel gebe. Die Königin that es, aber Agrippina wollte ihn weder ihrem Vater noch ihrer Mutter geben. Sie ſagte, ſie habe ihr Leben

das Kleinod gewagt, denn wenn Andoloſia erwacht wäre
gemerkt hätte, wie er hintergangen würde, ſo hätte er
umgebracht. Indeß ſich die Prinzeſſin mit ihrer Mutter
den Beſitz des Seckels ſtritt, erwachte Andoloſia aus
em ſchweren Schlafe, rieb ſich die Augen und ſah um
. Da erblickte er Niemand als die alte Kammerfrau.
fragte ſie, wo Agrippina hingekommen wäre? Die Kammer-
u antwortete: „Sie iſt ſo eben erſt aufgeſtanden, meine
ädige Frau Königin hat nach ihr geſandt. Herr, wie
bet ihr ſo feſt geſchlafen! Ich habe meine Noth mit euch
habt euch zu wecken. Ziemt es ſich wohl in der Gelieb-
Kammer zu kommen, um ihr vorzuſchnarchen. Aber
hrhaftig wir hätten euch für todt gehalten, wenn wir euch
ht ſchnarchen gehört hätten.“ Als Andoloſia hörte, daß
die Liebe der ſchönen Agrippina verſchlafen hätte, hub
an ſich ſelbſt zu verwünſchen. Die alte Kammerfrau
llte ihn tröſten und ſagte: „Herr, gehabt euch nicht ſo
el, es iſt noch nicht aller Tage Abend.“ Aber Ando-
ia gab ihr zur Antwort: „Daß Gott dich ſchände, du
e Kupplerin! Warum haſt du mich nicht geweckt? Zeit
eines Lebens habe ich nicht ſo feſt geſchlafen, daß ich
ht erwacht wäre, ſobald mich Jemand angerührt?“ Die
mmerfrau ſchwur ihm hoch und theuer, ſie habe ihr Mög-
hſtes gethan ihn zu wecken und auch Agrippina habe ihn
t den zärtlichſten Namen zu ermuntern geſucht. Sie ſagte
n: Agrippina zürne ihm zwar jetzt wegen ſeiner unerklär-
hen Schläfrigkeit, doch werde ſie ſich bald genug verſöh-
n laſſen; jetzt aber möge er heim gehen, da es bereits
tagen beginne und er ſein Leben und Agrippinas Ehre
fährde, wenn er länger bleibe. Andoloſia ſchlich heim zu
nen Leuten und war innerlich ergrimmt, obſchon er noch

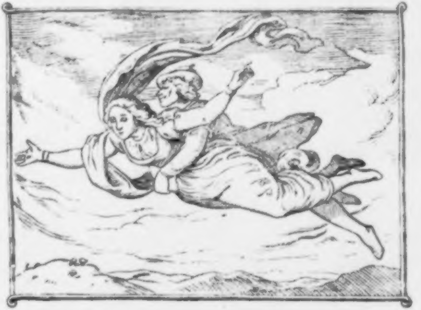
nicht ahnte, daß er in dieſer Nacht noch mehr als der ſchönen Agrippina Liebe verſchlafen habe.

Wie Andoloſia London verläßt und als ein armer Mann zu ſeinem Bruder Ampedo heimkehrt.

Der König, welcher von ſeiner Tochter Agrippina den Glücksſeckel nicht erlangen konnte, dachte Andoloſia möge wohl mehr als Einen ſolchen tugendreichen Seckel haben, ſonſt würde er ſich um den Einen nicht ſo thörigt haben betrügen laſſen. Er wollte der Sache näher auf den Grund kommen und ließ daher Andoloſia ſagen, er wolle des morgenden Tages wieder bei ihm ſpeiſen. Andoloſia rief alsbald ſeinen Haushofmeiſter, welchem er von Zeit zu Zeit eine Summe von mehren hundert Kronen zur Verwahrung zu geben pflegte, und ſagte ihm, daß er für den folgenden Tag ein herrliches Mahl herſtellen ſolle, denn der König werde mit ihm eſſen. Da ſagte der Haushofmeiſter: „Herr, es koſtet viel, dazu habe ich nicht mehr Geld genug.“ Andoloſia, der noch unwillig war über ſein Mißgeſchick, riß ſein Wams auf und wollte dem Diener Geld aus ſeinem Seckel geben. Er griff in den Seckel und ſeine Hand blieb leer. Er ſah auf gen Himmel, er blickte von einer Wand zur andern, er kehrte den Seckel um und betrachtet ihn von innen und außen, da war kein Geld zu finden. Nun wollte ihm die Angſt das Herz abdrücken, und er dachte an die Lehre, welche ſein Vater Fortunatus ihm und ſeinem Bruder auf dem Sterbebette gegeben: daß ſie ſo lange ſie lebten Niemand von dem Beutel ſagen ſollten, — aber es war zu ſpät und all ſeine Pracht und Herrlichkeit war nun vorbei. Andoloſia beſann ſich indeß ſchnell genug; er ließ alle ſeine Diener vor ſich rufen und ſagte zu ihnen: „Es ſind nun bald zehn Jahre, daß ich euer Herr bin; ich habe euch alle Zeit ehrlich gehalten und ihr habet keinen Mangel bei mir gelitten; ich bin auch keinem von euch etwas ſchuldig, ihr habet alle euren Lohn im Voraus erhalten: nun iſt die Zeit gekommen, daß ich das bisher von mir geführte Leben nicht ferner fortſetzen kann. Ich ſage euch alſo aller eurer gegen mich übernommenen Pflichten los und ledig und entlaſſe euch aus eurem bisherigen Dienſte. Sehe ein Jeder, wie er fernerhin aufs Beſte für ſich ſelber ſorgen mag. Ich habe hier keines Bleibens mehr. Sehet hier dieſe hundert ſechzig Kronen ſind alles was mir übrig geblieben iſt; die möget ihr unter euch theilen, und was ihr von mir habet, Roß und Harniſch, als euer Eigenthum behalten.“ Die Diener erſchraken gewaltig ob dieſer Rede. Sie ſahen einer den andern an und verwunderten ſich, wie all dieſe Herrlichkeit ein ſo ſchnelles und plötzliches Ende genommen. Einer von ihnen aber ſagte: „Lieber Herr, hat euch irgend Jemand etwas in den Weg gelegt, das laſſet uns wiſſen, ſo muß er von unſern Händen ſterben und ſollten wir auch ſelber das Leben darum verlieren.“ Andoloſia ſprach: „Meinetwegen ſoll Niemand fechten.“ Die Diener ſagten: „Wir wollen ſo nicht von euch ſcheiden. Wir wollen Roß, Harniſch und was wir haben, verkaufen und euch nicht verlaſſen.“ Aber Andoloſia ſagte: „Ich danke euch allen, ihr lieben braven Diener, für dieſe Treue. Wenn ſich das Glück wieder zu mir wendet, ſo will ich euch dieß vergelten. Aber wie ich geſagt habe, ſo thuet. Sattelt mir alsbald mein Pferd, ich will daß keiner von euch mit mir reite oder gehe.“ Die Knechte waren alle traurig, denn ſie wußten wohl, daß ſie keinen ſo guten und freigebigen Herrn wieder finden würden. Sie brachten Andoloſia ſein Pferd und nahmen unter Thränen Abſchied von ihm. Andoloſia aber ſaß auf und ritt und fuhr zu Waſſer und zu Lande den nächſten Weg gen Famaguſta zu ſeinem Bruder Ampedo. — Als Andoloſia vor den ſchönen Palaſt kam, welchen ſein Vater Fortunatus einſt erbaut hatte, klopfte er an und ward alsbald eingelaſſen. Ampedo freute ſich über die Ankunft ſeines Bruders und dachte, daß er nun auch ſeine Freude an dem Seckel haben und nicht mehr nöthig haben würde zu ſparen, wie er zehn Jahre lang gethan hatte. Er ging alſo ſeinem Bruder entgegen, umarmte ihn und fragte ihn, warum er ſo allein käme und wo er ſein Geſinde gelaſſen habe. Andoloſia ſagte: „Ich habe ſie alle entlaſſen und danke Gott, daß ich allein glücklich heimgekommen bin.“ Ampedo erwiderte: „Lieber Bruder, erzähle mir, wie dirs gegangen iſt, denn es will mir nicht gefallen, daß du ſo allein ohne Dienerſchaft kommſt.“ Jener aber ſagte: „Erſt laß uns eſſen.“ Nachdem ſie aber die Mahlzeit vollbracht hatten, gingen ſie zuſammen in eine Kammer und hier umarmte Andoloſia ſeinen Bruder mit trauriger Geberde und ſagte: „Ach allerliebſter Bruder, ich muß dir leider eine böſe Botſchaft verkünden. Wiſſe, daß ich zu unſer beider Unglück um den Glücksſeckel gekommen bin. Gott weiß, wie ſehr ich mich darüber härme, aber ich kann es nicht ändern.“ Ampedo erſchrak von Grund ſeines Herzens und ſagte mit großem Jammer: „Iſt er dir mit Gewalt genommen worden, oder haſt du ihn verloren?“ Jener ſagte: „Ich habe den Befehl, den uns unſer guter Vater auf dem Sterbebette gab, vergeſſen und übertreten, und einer Jungfrau, welche ich liebte, die Tugend des Seckels verrathen. Da hat die Falſche mich durch Liſt alsbald um das Kleinod gebracht, deſſen ich mich nimmer von ihr verſehen hätte.“ Da ſagte Ampedo: „Hätten wir das Gebot unſers Vaters befolgt, ſo wären die Kleinode nicht von einander getrennt worden. Du hatteſt aber für nichts Sinn, als fremde Lande zu bereiſen, und ſiehe wie übel es dir bekommen iſt.“ Andoloſia ſagte: „Ach lieber Bruder, ich habe ſo großes Herzeleid, daß mir mein ganzes Leben zuwider iſt.“ Ampedo war ein guter Menſch und ſeines Bruders Klagen rührten ihm das Herz. Er wollte ihn gern tröſten und ſagte: „Lieber Bruder, laß es dir nicht gar ſo ſehr zu Herzen gehen. Wir haben noch zwei Truhen voll Dukaten und ſind noch im Beſitze des Hütleins. Wir wollen an den Sultan in Aegypten ſchreiben, der wird uns großes Gut für das Hütlein geben, deſſen Tugend er kennt. So haben wir genug um unſer ganzes Leben hindurch in aller Behaglichkeit und unſerem Stande gemäß zu leben. Laß den Seckel fahren!“ Andoloſia ſagte dagegen: „Was man einmal beſeſſen, das mag man nicht gern entbehren. Ich wollte Du gäbeſt mir das Hütlein, ſo hoffte ich den Seckel wohl noch wieder erlangen zu können.“ Aber hiervon wollte Ampedo nichts wiſſen. Er ſprach: „Man ſagt: wer ſein Gut verliert, der verliert auch den Verſtand, das kann man an dir merken. Nachdem du uns um den Seckel gebracht, möchteſt du uns auch noch des Hütleins ledig machen. Mit meinem Willen ſollſt du es nicht von hinnen führen. Deine Kurzweil magſt du damit haben, ſo oft du willſt, aber mit dir fort in die Fremde nehmen ſollſt du es nimmer.“ Andoloſia, welcher ſah, daß ihm Ampedo das Hütlein freiwillig nicht überlaſſen wollte, hoffte auf einem andern Wege doch zu ſeinem Willen zu kommen.

Wie Andoloſia ſeinem Bruder das Wünſchhütlein entwendet und mit demſelben nach London zurückkehrt, um den Beſitz des Glücksſeckels wieder zu erlangen, aber auch noch um das zweite Kleinod kommt.

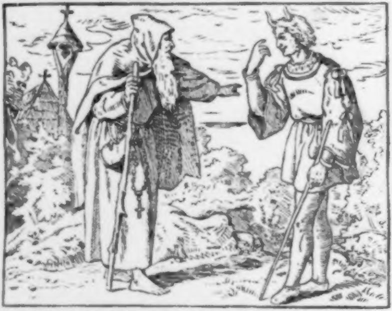
Eines Tages ſagte Andoloſia zu ſeinem Bruder Ampedo: „Mein lieber Bruder, ich ſehe wohl ein, daß ich übel an dir gehandelt habe; daher will ich nun aber auch dir gern zu Willen ſein.“ Einige Tage darauf ſchickte Andoloſia die Knechte ſeines Bruders in den Wald und hieß ſie eine Jagd beſtellen, er wolle ihnen nachkommen. Als ſie eine Weile hinweg waren, ſagte Andoloſia zu ſeinem Bruder: „Lieber Bruder, leih mir unſer Hütlein, ich will in den Wald.“ Ampedo war gern dazu bereit und brachte ihm das Wünſchhütlein; kaum aber hatte es Andoloſia in Händen, ſo vergaß er Jagd und Jäger und wünſchte ſich nach Genua, wohin ihn auch das Hütlein in wenigen Augenblicken verſetzte. Hier fragte er nach den beſten und köſtlichſten Kleinoden, welche die Kaufleute in der reichen Stadt irgend hatten und ließ ſich dieſelben in ſeine Herberge bringen. Als man ihm nun eine große Menge brachte, ſo fing er an um dieſelben zu markten, legte ſie zuſammen auf eine Schaale, als wollte er ſie wiegen, wie ſchwer ſie wären, und verſchwand dann mit Hülfe ſeines Wünſchhütleins plötzlich vor den Augen der Kaufleute, welche vergebens auf Bezahlung warteten. Wie er in Genua gethan hatte, ſo that er auch in Florenz und in Venedig, und ſo brachte er in kurzer Zeit die beſten Kleinode der drei reichſten Städte Italiens zuſammen ohne Geld, und als er ſie hatte, eilte er gen London in England. — Andoloſia wußte, welche Kirche die ſchöne Prinzeſſin Agrippina zu beſuchen pflegte. An der Straße, welche vom königlichen Palaſte aus nach dieſer Kirche führte, miethete er einen Laden und legte in demſelben ſeine Kleinodien aus. Er ſelber hatte ſich verkleidet, eine falſche Naſe ſich aufgeſetzt und ſtand ſo mit der Gebärde eines Kaufmanns in dem Laden. Als nun Agrippina mit einem großen Geſinde vor ihr und nach ihr zur Kirche ging und an dem Kaufladen Andoloſias vorüber kam, da winkte dieſer der Kammerfrau, welche, wie er wußte, ſtets in der Geſellſchaft der Prinzeſſin war. Sie trat zu ihm heran, ohne ihn erkannt zu haben, und Andoloſia ſchenkte ihr zwei ſchöne Ringe mit der Bitte ihm behülflich zu ſein, daß die Prinzeſſin ihn holen und ſich ſeine Kleinodien von ihm zeigen ließe, er wollte ihr ſo köſtliche Dinge bringen, daß er wohl wüßte, ſie hätte in ihrem Leben ſo Herrliches noch nicht geſehen. Die Kammerfrau ſagte es ihm zu, daß ſie ihm dazu behilflich ſein wollte, und als Agrippina von der Kirche heimgekommen war, ſo zeigte ſie ihr die beiden hübſchen Ringe und pries ihr die Waaren des fremden Juwelenhändlers ſo hoch an, daß ſie Luſt bekam dieſelben zu ſehen und ihn in den Palaſt rufen ließ. Andoloſia ſäumte nicht und wurde in dem Palaſt in einen Saal geführt, welcher an die Kammer der Prinzeſſin ſtieß. Hier legte er ſeine Kleinodien aus und ſie gefielen der Prinzeſſin überaus wohl. Um diejenigen, welche ihr am beſten gefielen, feilſchte ſie. Es waren lauter Kleinodien, welche tauſend Kronen und noch viel mehr werth waren, ſie bot aber dem Kaufmanne kaum das halbe Geld für dieſelben. Da ſagte der Händler: ,,Gnädigſte Prinzeſſin, ich habe gehört, daß ihr die reichſte Fürſtin wäret, ſo auf dem ganzen Erdreiche zu finden. Darum habe ich die allerſchönſten Kleinode, die nur zu finden ſind, aufgeſucht, um ſie eurer königlichen Gnaden zu überbringen. Aber ihr bietet mir doch zu wenig, ſie koſten mich ſelber mehr und ihr werdet nicht meinen Schaden verlangen. Ich habe Zeit, Gut und Leben daran geſetzt, denn ſchon lange bin ich euretwegen herumgereiſt, habe dieſe köſtlichen Steine aufgekauft und bin in ſteter Gefahr geweſen, wegen derſelben auf der Landſtraße überfallen und ermordet zu werden. Soll ich für all dieſe Angſt und Noth gar nichts haben? Gnädige Prinzeſſin, leget doch zuſammen, was euch gefällt, was ich dann thun kann, das ſoll geſchehn.'' Da ſuchte ſich Agrippina aus was ihr gefiel, klein und groß, wohl zehn Stück und der Edelſteinhändler rechnete eins zu dem andern, ſo daß wohl fünftauſend Kronen zuſammen kamen. Die Prinzeſſin wollte ihm nicht ſo viel geben und Andoloſia dachte bei ſich: ich wollte es ihr ja gern umſonſt laſſen, brächte ſie nur den Seckel. Endlich wurden ſie des Kaufs einig um viertauſend Kronen. Da nahm die Prinzeſſin die Kleinode in den Schooß und ging in die Kammer über jenen Kaſten, in welchem der Glücksſeckel lag. Sie befeſtigte denſelben an ihren Gürtel und kam heraus, um den Edelſteinhändler zu bezahlen. Als Andoloſia aber den Gürtel erſah, trat er näher zu ihr hin und als ſie zu zählen anhub, umfaßte er ſie mit ſeinen Armen, ſetzte ſein Hütlein auf und wünſchte ſich in eine wilde Wüſte, wo keine menſchlichen Wohnungen wären. Zur Stunde flog er mit der Prinzeſſin durch die Luft und langte bald auf einer ver-



laſſenen Inſel, welche nahe bei Hibernia liegt, an. Unter einem Baume mit lieblichen Aepfeln ſetzte er die Prinzeſſin auf den Boden. Dieſe war von der ungewohnten Reiſe und von dem Schrecken ganz ohnmächtig geworden, kam jedoch bald wieder zu ſich, als ſie ſich auf feſtem Grunde fühlte. Da ſchaute ſie um ſich und über ſich, und ſah die Edelſteine in ihrem Schooß, den Glücksſeckel an ihrem Gürtel, um ſich die Wildniß und neben ſich den fremden Kaufmann. Sie fing bitterlich an zu weinen und rief: „Wo bin ich und wie bin ich hieher gekommen?“ Indem ſah ſie über ihrem Haupte die ſchönen Aepfel und ſagte: „Ach Gott, ich bin ſo ſchwach, daß mir die Sinne vergehen, ich will ſchier verſchmachten, reiche mir einen jener Aepfel, damit ich wieder ein wenig zu mir ſelber und zu Kräften komme.“ Da legte Andoloſia, welcher ſie noch immer liebte und ſich ihrer erbarmte, die Kleinodien, welche er noch bei ſich hatte, in ihren Schooß, ſetzte das Wünſchhütlein auf ihr Haupt, damit es ihm beim Hinaufſteigen auf den Baum nicht im Wege wäre, kletterte auf den Baum und ſah ſich nach den beſten Aepfeln für die Prinzeſſin um. Agrippina weinte indeß ſtill vor ſich hin und ſuchte ſich auf das zu beſinnen, was mit ihr vorgegangen und wo ſie wäre. Da hub ſie an zu ſeufzen und ſprach: „Ach wollte Gott, daß ich daheim in meiner Kammer wäre.“ Und wie ſie dieſe Worte geſprochen, flog ſie wieder durch die Lüfte, und in wenigen Augenblicken befand ſie ſich wohlbehalten in ihrer Kammer. Der König und die Königin und alles Hofgeſinde, welche von der Kammerfrau die Entführung der Prinzeſſin ſchon vernommen hatten und mit großem Jammer in dem Saale verſammelt waren, aus welchem ſie verſchwunden war, hörten es in der Kammer ſich regen, gingen hinein und fanden Agrippina auf das Bett hingeſunken. Da waren alle in großer Freude und beſtürmten die Prinzeſſin mit Fragen, was ſich mit ihr zugetragen, und wo ſie der Fremde hingetragen habe. Abe Agrippina ſagte nur: „Ich habe ihn auf einem Baum gelaſſen. Fraget mich nicht weiter, ich weiß nicht, wa mit mir vorgegangen, ich bin ſo müde und verwirrt, da ich der Ruhe dringend nöthig habe.“

Wie Andoloſia in der Wüſte dem Tode nahe iſt und durch einen Einſiedler gerettet wird.

Als Andoloſia auf dem Baume ſitzend die Prinzeſſi mit dem Wünſchhütlein, mit dem Glücksſeckel und mit alle den Kleinodien, welche er in den drei reichſten Städten Italiens aufgetrieben, von dannen fliegen ſah, da ſtürzte er mi einem lauten Schrei von dem Baume herunter und blieb ohn Bewußtſein eine lange Weile liegen. Als er aber wieder z ſich kam, ſprang er in Verzweiflung auf, raufte ſich da Haar und ſchrie: „Verflucht ſeieſt du Baum, der mich un Alles gebracht hat, verflucht ſeien deine Früchte, verfluch ſei, der dich gepflanzt hat, verflucht ſei ich ſelber, verflucht die Stunde, da ich geboren, jeder Tag, den ic gelebt habe! O grimmer Tod, warum haſt du mich nich erwürgt, ehe ich in dieſe Angſt und Noth gekommen bin Verflucht ſei die Stunde, in der ich Agrippina zuerſt erblickt! Ha, ich wollte, daß mein Bruder bei mir in dieſer Wildniß wäre, ſo wollte ich ihn mit meinen Hände erwürgen und mich neben ihn an dieſen Baum henken, wenn wir dann beide todt wären, ſo hätte doch der Secke ſeine Kraft verloren, und der alten Königin, dem falſche Weibe und dem treuloſen Herzen Agrippinas wäre die Freud an dem Glücksſeckel verdorben.“ Während Andoloſia ſo i ſeiner Angſt und Verzweiflung umherirrte, war es Nach geworden, und er mußte ſich endlich, da es ganz finſter geworden war, an einem Baume niederſetzen und ein wenig ausruhen. Aber ſein Jammer ließ keinen Schlaf in ſeine Augen kommen, und er warf ſich unter ängſtlichem Stöhnen, Schreien und Jammern hin und her und wünſchte, daß ein wildes Thier käme und ihn in Stücken riſſe, denn er hatte keine Hoffnung zum Leben mehr, ſondern glaubte, daß er in der Wildniß verderben müßte. Als es wieder Tag geworden war, raffte er ſich auf und taumelte in der Irre umher, ohne zu hören und zu ſehen, und nur daran denkend, wie er ſeinem Leben ein ſchnelles Ende machen möchte. Da kam er wieder zu einem Baume, auf welchem ſchöne rothe Aepfel hingen, und da er ſeit faſt vier und zwanzig Stunden nicht gegeſſen hatte, ſo konnte er nicht widerſtehen, ſchüttelte an dem Baume und aß zwei von den heruntergefallenen Aepfeln, indem er weiter ging. Nicht lange, ſo hatte er eine Empfindung am Kopf, als ob etwas aus demſelben hervorkäme, er fuhr mit den Händen hinauf und faßte zwei lange Bockshörner, die waren ihm aus dem Kopfe emporgeſchoſſen. Da faßte ihn neue Angſt, größeres Entſetzen als zuvor, er brüllte in ſeiner Angſt wie ein Thier, rannte mit den Hörnern wider die Bäume, um ſie zu zerſchellen, aber es war vergeblich. Er ſchrie mit heller Stimme: „Ach ich armer, elender Menſch! Ach ich unglückſeliges Geſchöpf! Giebt es denn nichts, was mich zu retten vermag? Die Erde iſt bedeckt mit zahlloſen Geſchöpfen, giebt es denn nicht Eines unter allen, das mich finden und mir helfen kann? Barmherziger Gott, komm mir zu Hilfe in meinem Elend!“ — Es lebte in jener Wildniß keine menſchliche Seele, als ein alter Einſiedler, der hier ſeit dreißig Jahren ein beſchauliches Leben geführt und ſeit dieſer Zeit niemals einen Menſchen geſehen hatte. Dieſer hörte das klägliche Geſchrei Andoloſias von Ferne, ging der Stimme nach, fand den Unglücklichen und ſagte zu ihm: „Du armer Menſch, wer hat dich hierher gebracht, oder was ſuchſt du in dieſer Wildniß?“ Andoloſia antwortete:



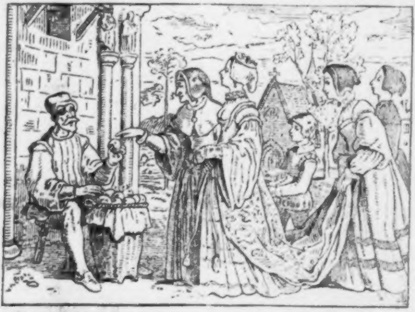
„Vater ich bin zu meinem Verderben wider Willen hierher gekommen.“ Der Waldbruder ſagte: „Ich habe hier in dreißig Jahren keinen Menſchen weder geſehn noch gehört; ich wollte du wäreſt auch nicht hierher gekommen.“ Andoloſia, welcher ganz ſchwach und elend geworden war, fragte den Einſiedler, ob er nichts zu eſſen habe. Da führte ihn der fromme Mann nach ſeiner Hütte und ſetzte ihm vor, was er hatte, weder Brot noch Wein, ſondern nur Obſt und Waſſer. Aber Andoloſia, obwohl andrer Speiſe gewohnt, aß und trank und fühlte ſich bald ein wenig beſſer, der Mönch ſuchte ihn zu tröſten und verſprach, ihm bald wieder unter Menſchen zu verhelfen. „Ach,“ ſeufzte Andoloſia: „alle Welt wird mich mit Abſcheu betrachten, und mich wegen dieſer Hörner für einen von Gott gezeichneten Menſchen halten.“ Da nahm ihn der Einſiedler bei der

Hand, führte ihn aus der Hütte zu einem Apfelbaume, brach zwei Früchte ab, reichte ſie ihm hin und ſprach: „Da, mein Sohn, nimm und iß.“ Andoloſia that es und alsbald verſchwanden die Hörner wieder von ſeinem Haupte. Ein großer Theil ſeines Elends war damit von ihm genommen, er dankte dem frommen Manne, der ihm geholfen, und fragte ihn, wie es doch gekommen ſei, daß ihm ſo ſchnell dieſe Hörner gewachſen und wieder verſchwunden ſeien. Der Einſiedler ſagte: „Gott, der Himmel und Erde geſchaffen hat und alles, was darin iſt, hat auch dieſe Bäume geſchaffen und ihnen die Natur gegeben, daß ſie ſolcherlei Früchte tragen. Ihres Gleichen iſt auf dem ganzen Erdreich nirgends zu finden, als allein in dieſer Wildniß.“ Andoloſia ſagte: „Lieber Vater, erlaubet mir, daß ich von dieſen Aepfeln einige mit mir hinwegnehme.“ Der Waldbruder antwortete: „Lieber Sohn, nimm ſo viel du willſt und frage mich nicht, ſie ſind nicht mein Eigenthum. Ich habe nichts, was mir gehört, als meine arme Seele. Wenn ich ſie dem Schöpfer, der ſie mir gegeben hat, wieder überantworten kann, ſo habe ich wohl geſtritten in dieſer Welt. An dir kann ich wohl merken, daß dein Sinn und Gemüth von zeitlichen und vergänglichen Dingen ſchwer beladen und befangen iſt. Entſchlage dich deſſen und kehre dich zu Gott, dieſes kurze und vergängliche Leben gewährt eine kleine Luſt für großen ewigen Schaden.“ Dieſe Worte rührten Andoloſias Herz nicht, denn er hatte ſchon wieder neue Pläne zu Wiedererlangung ſeiner verlornen Schätze entworfen. Er dachte an nichts als an ſeinen großen Schaden, brach Früchte, welche die Hörner hervortrieben, und andre, welche ſie wieder vertrieben, und ſagte zu dem Waldbruder: „Nun, Vater, zeiget mir, wo ich wieder unter Menſchen komme.“ Der Einſiedler führte ihn auf einen betretenen Weg und ſagte zu ihm: „Dieſe Straße hier führet dich zu einem

Dorfe, da findeſt du zu eſſen und zu trinken nach deinem Wohlgefallen.“ Andoloſia dankte dem Einſiedler nochmals als dem Erretter ſeines Lebens und ging dann nach jenem Dorfe hin, wo er ſich mit Speiſe und Trank labte und wieder zu Kräften kam. Hierauf fragte er den Wirth der Herberge, in welcher er eingekehrt war, wie er auf dem nächſten Wege gen London in England käme? Da ſagte ihm der Wirth, wie er in dem Lande Hibernia ſei, und erſt ganz Schottland und England durchreiſen müßte, ehe er gen London käme. Als Andoloſia hörte, daß er noch ſo fern von London ſei, ward er wieder ſehr bekümmert, denn er fürchtete, die Aepfel, welche er bei ſich hatte, möchten ihm auf der weiten Reiſe verderben. Die Leute in der Herberge, welche merkten, daß er gern ſobald als möglich in London geweſen wäre, riethen ihm nach einer nahegelegenen Stadt zu gehen, bei welcher ein Hafen wäre, und wenn ihm das Glück günſtig wäre, ſo könnte er daſelbſt ein Schiff finden, welches nach London ginge. Alsbald machte er ſich auf den Weg und ging nach jener Stadt, wo auch wirklich eben ein Schiff gen London die Anker lichtete.

Wie Andoloſia abermals nach London zurückkehrt und die Prinzeſſin Agrippina in große Noth bringt.

Das Schiff nahm ihn mit, und ſo kam er in wenigen Tagen glücklich zu London an. Hier begab er ſich ſogleich zu einem Haarkräuſler, und kaufte ſich ein falſches Haar, darauf legte er über das eine Auge eine Binde, ſo daß er nicht zu erkennen war, und ſetzte ſich vor die Kirche, in welcher die Prinzeſſin Agrippina ihre Andacht verrichtete. Vor ſich ſtellte er ein Tiſchchen, welches er mit einem reinen weißen Tuche bedeckte und auf das er die ſeltenen Aepfel aus Hibernia legte. Als die Prinzeſſin in ſeine Nähe kam, rief er mit verſtellter Stimme: „Aepfel von Damaſkus!“ Agrippina ſah die ſchönen Aepfel, fand Wohlgefallen an ihnen und trat zu dem Tiſche, indem ſie fragte: „Wie verkaufſt du ſie?“ Er antwortete: „Für drei



Kronen das Stück.“ Da wunderte ſich die Prinzeſſin und ſagte: „Wie kommt es, daß ſie ſo theuer ſind?“ Andoloſia ſprach: „Dieſe Aepfel geben dem, der ſie genießt, Schönheit und ſcharfen Verſtand.“ Als Agrippina dieß hörte, befahl ſie hrer Kammerfrau zwei von den Aepfeln zu kaufen, und als ſie eim kam, zögerte ſie nicht lange die beiden ſchönen Früchte zu erſpeiſen. Alsbald ſchoſſen ihr die Hörner aus dem Haupte. Sie wußte aber nicht was geſchah, ſondern empfand nur ein eftiges Kopfweh und legte ſich daher auf ihr Bett um zu ſchlummern. Nach einiger Zeit hatten die Schmerzen nachgelaſſen, nd ſie ſtand auf und ging vor einen Spiegel um ihre Haare zu rdnen. Da ſah ſie die beiden Hörner wie Ziegenhörner aber aſt noch länger und ſtärker. Sie ſchrie laut auf, ſo daß man es urch den ganzen Palaſt hören konnte, packte die Hörner mit beiden Händen und wollte ſie herunter reißen; aber ſie hätte eben ſo gut den ganzen Kopf abreißen können. Indem traten zwei Kammerfrauen ein, welche die Prinzeſſin hatten ſchreien hören, und als ſie ihre Gebieterin mit den garſtigen Hörnern erblickten, erſchraken ſie und bekreuzten ſich als ob ſie den böſen Feind geſehen hätten. Agrippina war ſo außer ſich vor Schreck daß ſie nicht reden konnte. Die Kammerfrauen ſagten: „Weh und ach, gnädige Prinzeſſin, wie iſt das zugegangen, daß eure erhabene Schönheit alſo verunſtaltet worden iſt?“ Sie antwortete: „Ich weiß es nicht. Gott der Allmächtige hat mich ſtrafen wollen oder es kommt von den Aepfeln von Damaskus, die mir jener treuloſe Krämer verkauft hat. Nun helfet und rathet, ob ihr mir die ſcheußlichen Hörner hinwegbringen könnet.“ Da faßten die Kammerfrauen jede ein Horn mit beiden Händen und riſſen daran mit ganzen Kräften, und obſchon der Prinzeſſin nicht anders war, als ſollte ihr der Kopf mitten von einander geriſſen werden, ſo litt ſie es doch ganz geduldig. Aber den beiden Frauen gingen bald die Kräfte aus, und die beiden Hörner ſaßen noch eben ſo feſt wie zuvor. Da ward die Prinzeſſin noch mehr bekümmert als vorher. „Ach ich elende Kreatur!“ rief ſie: „was hilft es mir nun, daß ich eine Königstochter bin und die reichſte aller Jungfrauen auf Erden — was helfen mir Hoheit, Reichthum und Schönheit, nun ich einem unvernünftigen Thiere gleich geworden bin! Ach wäre ich nimmer geboren worden! Wenn es kein Mittel giebt wider dieſe Ungeſtalt, ſo will ich mich ſelbſt in der Themſe ertränken!“ Eine ihrer Kammerfrauen hub an ſie zu tröſten und ſagte: „Gnädige Prinzeſſin, ihr ſollet nicht alſo verzagen! Habet ihr dieſe Hörner bekommen können, ſo müſſen ſie auch wieder hinwegzubringen ſein. Deßhalb ſchicket nach gelahrten Aerzten, die finden wohl in ihren Büchern, aus welcher Urſach dieſe gräulichen Gewächſe entſtanden und womit ſie vertrieben werden können.“ Dieſe Rede gefiel der Prinzeſſin und ſie ſagte: „Saget Niemand von dem was vorgefallen, und wenn Jemand nach mir fragt, ſo ſaget, ich ſei nicht wohl und wolle Niemand zu mir laſſen. Indeß aber gehe eine von euch bei allen Aerzten herum, lege ihnen den Fall vor, ohne einen Namen zu nennen und gebe vor, daß ſich derſelbe mit einer reichen Verwandtin von ihr zugetragen habe.“ Die älteſte von den Kammerfrauen machte ſich ſogleich auf und ging zu den berühmteſten Aerzten in London, von einem zu dem andern, und einer wie der andere wunderte ſich höchlich, als er den Bericht der Frau vernahm, begehrte die Patientin zu ſehen, wußte aber kein Mittel wider die ſonderliche Krankheit, von der ſie niemals gehört, und von der in allen ihren gelehrten Büchern nichts geſchrieben ſtand. Wie hohen Lohn die Frau auch bot und wie gern die Aerzte denſelben auch verdient hätteu, ſo wagte doch keiner die Kur zu übernehmen, und die Kammerfrau, welche keinen Arzt mehr wußte, den ſie noch hätte befragen können, ſchlich endlich voller Verdruß und betrübten Herzens nach dem Palaſt zurück, wo Agrippina ihrer mit Sehnſucht harrte. Als die Kammerfrau in die Nähe des Palaſtes gekommen war und an nichts mehr dachte, als wie ſie ihrer Gebieterin die troſtloſe Nachricht von der Hoffnungsloſigkeit der Aerzte überbringen ſollte, da begegnete ihr Andoloſia. Derſelbe hatte ſich aber wiederum anders und mit ſolcher Kunſt verkleidet, daß ihn Niemand zu erkennen vermochte. Er hatte ſich wie ein Doctor der Heilkunſt angezogen, trug einen rothen Scharlachrock und ein großes rothes Baret und hatte im Geſicht eine lange rothe Naſe. So angethan trat er zu der Kammerfrau und re- ete ſie an: „Ich habe geſehn, werthe Frau, daß ihr in die Häuſer dreier Doctores der Arzeneikunde gegangen ſeid, haben ie euch nach Wunſch und Begehren mit Rath und Hilfe gedient? aſſet euch ſolche meine Frage nicht verdrießen, liebe Frau, denn r müſſet wiſſen, daß ich auch ein gelahrter Doctor der Heil- unde, und aus fremden Landen hieher gekommen bin, um der idenden Menſchheit auch hier zu helfen, wie ich zu meines Na- ens Ruhm und Preiſe daheim gethan habe. Darum laſſet mich mmer euer Anliegen wiſſen, denn es müßte wahrlich ein gar ltſames und großes Gebrechen ſein, wogegen ich kein Mittel üßte, und was ich mit der Hilfe Gottes nicht zu vertreiben vermöchte.“ Die Kammerfrau dachte, Gott hätte ihr den Doctor zugewieſen, und ſagte daher zu ihm: Es ſei eine vornehme Frau ein gar ſeltſamer Schaden überkommen, indem ihr zwei lange Hörner, wie Ziegenhörner, aus dem Kopfe geſchoſſen, und wüßte er dieſer Frau zu helfen, ſo ſollte er mit Geld und Gut reichlich belohnt werden, als woran es der Kranken nicht fehle. Der Doctor lachte laut auf und ſagte: „Ei ja, das kenne ich und, es mag ihr wohl auch geholfen werden, aber Geld wird es freilich koſten. Ich kenne auch die Urſache, aus welches dieſes Leid zu entſpringen pflegt.“ Da fragte ihn die Frau: „Gelahrter Herr, woher kommt dieſes ſeltſame Gewächs?“ Der Doctor nahm eine gelehrte Miene an und ſagte: „Wiſſet, Frau, ſolches Leiden entſtehet, wo ein Menſch an einem andern eine große Untreue begeht, auch ſich ſeiner Bosheit höchlich erfreut, aber ſolche ſchändliche Freude nicht offenbar werden laſſen darf. Dann muß ſich ſolche teufliſche Luſt einen Weg ſuchen, es gehe wie es wolle, dem einen treibt ſie nach oben und außen, einem andern nach unten und innen, und dieſem ſtößt ſie das Herz ab, daß er jämmerlich erſterben muß. Es ſind noch nicht volle zwei Jahre, als ich an dem Hofe des Königs von Hiſpania war. Da hatte ein mächtiger Graf eine ſchöne Tochter, die war von ganz zarter Complexion, und es waren ihr zwei lange Hörner geſchoſſen, die habe ich ihr vertrieben, daß auch keine Spur davon übriggeblieben iſt.“ Hierüber freute ſich die Kammerfrau und fragte ihn, wo er wohne, ſo wollte ſie alsbald zu ihm kommen. Er aber ſagte: „Ich habe noch keine Wohnung gemiethet, denn ich bin erſt ſeit dreien Tagen in London und wohne indeß in der Herberge zum Schwan, dort möget ihr nach mir fragen. Man nennt mich den Doctor mit der langen Naſe, obſchon ich allerdings einen anderen Namen habe, aber man kennt mich am beſten bei dieſer Bezeichnung.“ Die Kammerfrau eilte alsbald in großer Freude heim zu der betrübten Prinzeſſin und ſagte zu ihr: „Gnädige Prinzeſſin, ſeid fröhlichen Herzens und faſſet getroſten Muth, eure Sache wird gut!“ Darnach erzählte ſie ihr, wie ſie bei keinem der Aerzte Londons Troſt gefunden, bis ſie den fremden Doctor gefunden hätte. Sie erzählte ihr alles, was ſie mit demſelben geſprochen, und was er ihr von der ſpaniſchen Gräfin geſagt, und wie er ihr auch die Urſache der Krankheit beſchrieben hätte. Da ſeufzte Agrippina, welche mit verhülltem Haupte auf dem Bette lag, laut und ſagte: „Warum haſt du den Doctor nicht ſogleich mitgebracht? Du weißt doch wie gern ich der böſen Hörner ſobald als möglich ledig würde. Laufe hin, ſo ſchnell du kannſt und führe ihn her; ſage ihm auch, er ſolle mitbringen, was mir helfen könnte, und ſolle nichts ſparen. Gieb ihm hundert Kronen, und begehrt er mehr, ſo gieb es ihm, wie viel er auch verlangt.“ Die Frau ging ſogleich in die Herberge, fragte nach dem Doctor mit der langen Naſe, und ward ſogleich zu ihm gewieſen. Sie gab ihm die hundert Kronen und ſagte: „Brauchet allen Fleiß und haltet euch dieſen Abend bereit. Zu der Perſon, zu welcher ich euch führen will, dürfet ihr nur bei Nacht kommen, und hütet euch irgend Jemand davon zu ſagen, denn ihre eigenen Eltern wiſſen nichts von dem, was ihr begegnet iſt.“ Der Doctor ſagte: „Darüber ſeid ohne Sorgen, von mir ſoll es Niemand erfahren; auch will ich mit euch gehen. Zuvor aber muß ich erſt in die Apotheke, um zu kaufen, was ich brauche; alſo möget ihr entweder hie auf mich warten, oder in zwei Stunden wiederkommen.“ Sie ſagte, ſie wollte auf ihn warten, denn ſie wagte nicht ohne ihn zu ihrer Gebieterin zurückzukehren. Der Doctor mit der großen Naſe ging alſo in eine Apotheke, kaufte ein wenig Rhabarber, ließ einen halben Apfel mit Zucker und Rhabarber einmachen, that dazu noch einige wohlſchmeckende Sachen und nahm noch einige andere Arzeneimittel, namentlich wohlriechende und wohlſchmeckende, zu ſich. Hierauf kehrte er zu der Kammerfrau zurück, welche ihn ſogleich durch eine Hinterpforte in den königlichen Palaſt und zu ihrer Herrin führte. Die Prinzeſſin lag auf ihrem Bett hinter den Vorhängen und empfing den Doctor mit ſchwacher klagender Stimme, als ob ſie ernſtlich krank wäre. Der Doctor ſagte zu ihr: „Gnädige Frau, ſeid getroſt, mit der Hilfe Gottes und der Kunſt, ſoll es bald beſſer mit euch werden. Richtet euch jetzt auf und laſſet mich euer Gebrechen ſehen und befühlen, damit ich die Beſchaffenheit deſſelben deſto beſſer kennen lerne.“ Wie ſehr Agrippina ſich auch ſchämte, daß ſie ihre Hörner ſollte ſehen laſſen, ſo richtete ſie ſich in Hoffnung des ärztlichen Beiſtandes doch auf. Der Doctor beſah und befühlte die Hörner von allen Seiten und ſagte dann: „Man muß auf jedes Horn ein Pelzſäcklein machen, am beſten von der Haut eines Affen, denn es iſt vor allem nöthig, daß das Gewächs warm gehalten werde, auch werde ich die Haut inwendig mit einer heilſamen Salbe beſtreichen.“ Die Kammerfrau befahl ſogleich, daß ein alter Affe, den man im Schloſſe hielt, geſchlachtet und abgezogen werde. Als man die Haut gebracht hatte, machte die Kammerfrau ſofort zwei Säckchen daraus von der Größe der Hörner, und der Doctor beſtrich die Hörner mit dem Fette des Affen, und zog dann die Pelzſäckchen darüber und ſprach: „Gnädige Frau, durch das Fett und die Wärme werden die Hörner gelind, und wir müſſen nun auch der Natur von innen zu Hilfe kommen. Darum habe ich hier noch ein Confect mitgebracht, das werdet ihr eſſen, darauf ein wenig ſchlafen und die Wirkung der Medizin abwarten. So werdet ihr bald Beſſerung verſpüren.“ Agrippina that wie eine Kranke, welche gern geneſen wollte, und nahm, was ihr der Doctor gab. Es war dieß ein halber Apfel von der Sorte, welche die Hörner vertrieb. Als nun die Prinzeſſin eine Weile geruht hatte, da begann der Rhabarber in ihrem Leibe zu wirken und trieb ſie aus dem Bette. Nachdem ſie wieder in das Bett zurückgekehrt war, ſagte der Doctor: „Nun laſſet uns ſehn, ob die Arzenei ſchon gewirkt hat.“ Damit griff er die Pelzſäckchen an und fand, daß die Hörner ſchon zum vierten Theile verſchwunden waren. Agrippina war den Hörnern ſo feind, daß ſie ſich nicht traute, dieſelben anzugreifen, als man ihr aber ſagte, daß ſie ſchon um ein großes Stück geſchwunden wären, ſo überzeugte ſie ſich durch ihr eigenes Gefühl davon, freute ſich ſehr und bat den Doctor mit der Cur fleißig fortzufahren. Dieſer ſagte: „In der nächſten Nacht komme ich wieder und bringe das Nöthige mit.“ Hierauf verließ er ſie, und während des Tages ging er wieder in die Apotheke, ließ wieder einen Apfel einmachen und ihm einen anderen Geſchmack geben. In der Nacht war er wieder bei der Prinzeſſin, ſalbte ihr die Hörner, ließ die Säckchen kleiner machen, daß ſie den Hörnern dicht anlagen und gab ihr den eingemachten halben Apfel zu eſſen. Dieſer that ſeine Wirkung, und gegen Morgen waren die Hörner nur noch halb ſo lang, als ſie anfangs geweſen waren. Agrippina war voller Freuden, verſprach dem Doctor goldnen Lohn und bat ihn dringend, ſie ſobald als möglich vollends zu befreien. Der Doctor verſprach das Beſte thun zu wollen, und that auch die dritte Nacht, wie er an den beiden vorhergehenden gethan hatte. Als er nun, während die Prinzeſſin ſchlief, bei ihrem Bette ſaß, dachte er: „Zwei- oder dreitauſend Kronen wären für einen andern Arzt ein großer Lohn, aber es iſt nichts gegen das, um was ſie mich gebracht hat. Darum, ehe ich dir die Hörner ganz vertreibe, will ich noch anders mit ihr reden und ihr meine Meinung ſagen. Will ſie dann nicht thun, was ich ihr heiße, ſo gebe ich ihr einen von den andern Aepfeln ein, daß ihr die Hörner wieder ſo lang werden wie zuvor, gehe nach Flandern und entbiete ihr, wenn ſie die Hörner verliere wolle, ſo müſſe ſie zu mir kommen, mir das Hütlein mitzubringen, und mir jährlich ſo viel geben, als ich brauche, um in Herrlichkeit zu leben. Während er alſo dachte, kam die Kammerfrau mit einem Lichte und wollte ſehen, was die Prinzeſſin thäte; da ſchlief ſie. — Andoloſia hatte ſein Baret abgenommen und hielt es in der Hand. Da fiel es ihm zufällig aus der Hand, und er neigte ſich, um es aufzuheben. Siehe, da erblickt er ſein Wünſchhütlein zu Füßen unter dem Bett der Prinzeſſin auf der Erde liegen. Niemand hatte die Tugend des unſcheinbaren Hütleins erkannt, darum war es von Niemand beachtet worden und lag noch dort, wie es die Prinzeſſin, als ſie von ihrer Luftreiſe zurückgekehrt war, hingeworfen hatte. Auch ſie hatte nicht gemerkt, daß es das Hütlein geweſen war, welches ſie durch die Luft getragen hatte, ſonſt hätte ſie es wohl ſorglicher aufbewahrt. Andoloſia befahl der Kammerfrau aus der Nebenſtube eine Büchſe zu holen, in welcher ſich Arzenei befand, und während ſie draußen war, hob er in großer Eile und Freude das Wünſchhütlein auf, verbarg es unter ſeinen Rock und dachte: Möchte mir der Seckel auch zu Theil werden. Indem erwachte die Prinzeſſin und richtete ſich auf. Der Doctor zog ihr die Pelzſäcklein von den Hörnern ab, da waren dieſe faſt ganz verſchwunden und ragten nur noch ganz wenig unter den Haaren vor. Die Prinzeſſin war hoch erfreut, und die Kammerfrau ſagte heimlich zu ihr: „Es iſt noch um eine Nacht zu thun, ſo ſeid ihr geneſen, und dann werden wir auch den mißgeſchaffenen Doctor mit der ungeſchlachten Naſe los, der einem ſchier alle Männer verleidet.“ Andoloſia hatte, ſeit er ſein Hütlein wieder hatte, ganz aufgegeben, ſo, wie er ſich vorgenommen, mit Agrippina zu reden. Er ſagte vielmehr zu ihr: „Gnädige Frau, ihr ſehet wohl, wie es ſich mit euch gebeſſert hat. Nunmehr kommt es darauf an, die Hörner aus der Hirnſchale zu treiben, welches das Schwierigſte bei der ganzen Kur iſt. Ich brauche dazu ein überaus köſtliches Arzeneimittel, und wenn ich daſſelbe hier nicht finde, ſo muß ich ſelbſt danach reiſen oder einen andern Doctor danach ausſchicken. Jedenfalls wird das Mittel theuer zu ſtehen kommen. Ohnedieß wollte ich aber auch gern wiſſen, welchen Lohn ich von euch erhalten ſoll, wenn ihr von den Hörnern ganz befreit ſeid, und euer Haupt wieder ſo glatt iſt, als es nur jemals geweſen.“ Die Prinzeſſin antwortete: „Ich habe wohl geſehen, daß eure Kunſt gerecht und gut iſt; darum bitte ich euch: helfet mir und ſparet kein Geld.“ Der Doctor ſprach: „Ihr ſaget, ich ſoll kein Geld ſparen, aber ich muß wohl ſparen, wenn ich keines habe.“ Obwohl Agrippina den Seckel hatte, deſſen Reichthum nimmer zu erſchöpfen war, ſo war ſie doch karg, und nahm nur dann Geld aus demſelben, wenn ſie deſſen bedürftig war. Da ſie nun dem fremden Doctor Geld geben wollte, ſo mußte ſie ihren Glücksſeckel in Anſpruch nehmen. Sie hieß alſo den Doctor, ſich in das Nebenzimmer entfernen, verließ das Bett, kleidete ſich an und holte den Seckel. Dieſer war in einer Truhe aufbewahrt, welche bei ihrem Bette ſtand, und war an einem Gürtel feſt angenäht. Agrippina legte den Gürtel um, trat zu einem Tiſche, der in der Nähe des Fenſters ſtand und begann auf demſelben Geld aufzuzählen, indem ſie der Kammerfrau befahl, den Doctor hereinzurufen. Als Andoloſia hereintrat, war die Prinzeſſin noch mit zählen beſchäftigt. Er ſah den Seckel und erkannte ihn ſogleich. Da griff er unter ſeinen Rock, als ob er einen Seckel hervorlangen wollte, um das Geld heineinzuthun, faßte aber das Wünſchhütlein, warf ſein Baret auf den Boden, ſetzte ſein Hütlein auf, umfing die Prinzeſſin und wünſchte ſich in einen wilden Wald, wo keine Leute wären, —

und wie er gewünſcht, ſo geſchah es alsbald durch die wunderbare Kraft des Hutes.

Wie Andoloſia wieder in den Beſitz des Glücksſeckels kommt und die Prinzeſſin Agrippina beſtraft wird.

Als nun Agrippina hinweggeführt worden war, lief die Kammerfrau mit großem Geſchrei zur alten Königin, der Mutter Agrippinas, und erzählte ihr wie die Prinzeſſin zum zweiten Mal entführt worden ſei. Sie berichtete ihr auch alles, was die letzten Tage mit Agrippina vorgegangen ſei, wie ſie plötzlich Hörner bekommen habe, wie ſie der Doctor mit der langen Naſe behandelt habe und wie derſelbe Doctor ſo eben mit ihr zum Fenſter hinausgeflogen ſei. Die Königin erſchrak heftig, tröſtete ſich jedoch mit der Hoffnung, daß ihre Tochter wohl auch dieß Mal eben ſo ſchnell wiederkommen werde, als da ſie das erſte Mal entführt worden war. Ueberdieß, dachte ſie: hat ſie ja den Glücksſeckel bei ſich, und ſo wird es ihr nicht ſchwer fallen, da ſie jeden reichlich belohnen kann, der ihr zurück hilft. Nachdem die Königin aber Tag und Nacht gewartet hatte, und Agrippina nicht wieder erſchien, ward ſie ſehr bekümmert um ihre ſchöne Tochter, auf welche ſie ſo ſtolz geweſen war und begab ſich am nächſten Morgen zu ihrem Gemahl dem Könige. Sie erzählte ihm, wie alles gekommen ſei, und wie der fremde Doctor ſie mitſammt dem Glücksſeckel durch die Luft davongeführt habe. Der König ſprach: „O das iſt ein weiſer Doctor, der kann mehr als ein anderer Doctor! Es iſt Niemand anders als Andoloſia, den ihr ſo ſchändlich betrogen habet. Ich begreife wohl, daß der, welcher ihm ſo großes Glück verliehen hat, ihm auch wird Weisheit verliehen haben, um den Glücksſeckel wieder zu erlangen, wenn er ihm entriſſen wird. Das Glück will, daß er den Seckel habe und ſonſt Niemand, wenn es das Glück wollte, ſo hätte ich oder ein anderer auch einen ſolchen. Viele ſind in England und iſt nur Ein König darunter, das bin ich, weil mir von Gott und vom Glücke ſolches verliehen iſt. Und alſo iſt auch Andoloſia verliehen, daß er allein den Seckel haben ſoll und ſonſt Niemand; — hätten wir nur unſere Tochter wieder.“

Die Königin ſagte: „Gnädiger Herr und Gemahl, ich bitte euch, ſendet Boten aus, um zu erforſchen, wo ſie ſei, damit ſie nicht in Elend und Armuth komme.“ Der König ſprach: „Ich ſende keinen Boten aus, denn es wäre uns eine Schande, daß wir ſie nicht beſſer behütet hätten.“ — Als nun Andoloſia mit Agrippina in dem wilden einſamen Walde, wo er ſich hingewünſcht hatte, angekommen war, warf er alsbald den Doctorrock von ſich, nahm die große Naſe aus dem Geſicht und trat mit zornigem Angeſicht vor die beſtürzte Prinzeſſin. Dieſe erkannte ſogleich den ſchändlich von ihr betrogenen Andoloſia, und erſchrak ſo, daß ſie kein Wort vorzubringen vermochte. Sie glaubte, es ſei um ihr Leben geſchehen, denn die Augen rollten ihm wild im Kopfe, er biß die Zähne krampfhaft aufeinander und riß ſie mit der einen Hand zu ſich hin, während er in der andern ein Meſſer hielt. Er ſchnitt ihr mit dem Meſſer den Gürtel vom Leibe, an welchem der Glücksſeckel hing, riß ſein Wams auf und befeſtigte den Seckel dort, wo er ihn allezeit getragen hatte. Das alles ſah die arme Agrippina und vor Schreck und Angſt erzitterte ihr ſchöner Leib wie ein Lindenblatt, das von einem Winde bewegt wird. Endlich redete ſie Andoloſia an: „O, falſches ungetreues Weib, jetzt biſt du in meiner Gewalt, jetzt will ich ſo treu mit dir theilen, wie du mit mir getheilt haſt, als du mir den Seckel abtrennteſt. Sieh, jetzt iſt er zu ſeinem rechtmäßigen Herrn zurückgekehrt: nun frage deine liſtige Mutter um Rath, befiehl deiner Kammerfrau, dir ein gutes Getränk zu brauen, um mich damit zu betrügen — wahrlich du ſollſt den Seckel mir nicht wieder abgewinnen und ob dir jene Unholdinnen auch beide mit ihren Künſten beiſtehn konnten. Agrippina, wie konnteſt du es übers Herz bringen, dieſe Untreue an mir zu begehn, da ich dir doch ſo treu war. Ich hatte mein Herz, meine Seele, Leib und Gut mit dir getheilt, wie mochteſt du es über dein Herz bringen einen männlichen Ritter, der alle Tage ritterliche Thaten für dich vollbrachte, in Armuth und Elend zu bringen! Kein Erbarmen haſt du mit mir gehabt, ſondern du, der König und die Königin, ihr habet euren Spott mit mir getrieben. Das Uebel, was du mir angethan haſt, werde ich nimmer vergeſſen, denn ich bin dadurch ſchier in Verzweiflung gekommen. Ich war nahe daran, mich

mzubringen, und wenn ich dieß gethan hätte, ſo wäreſt du
e Urſache geweſen, daß ich um Seele und Leib, Ehre und
ut gekommen wäre. Als du mir den wunderbaren Seckel ge-
ommen hatteſt, da iſt dir wohl hinterbracht worden, daß ich
n armer Mann geworden ſei, daß ich meine Knechte aus
rem Dienſte entlaſſen habe, und ganz allein und verlaſſen aus
em Lande reiten müſſe; haſt du auch nur daran gedacht, mir
on deinem Ueberfluß ein kleines Zehrgeld zu ſchicken, damit
 etwas anſtändiger zu meinen Freunden hätte heimkommen
nnen? Nun ſprich dir ſelbſt dein Urtheil, du hartes Weib!
ſt es nicht recht und billig, daß ich mich deiner eben ſo er-
rme, wie du dich meiner erbarmt haſt?" Agrippina war ſo
ſchrocken, daß ſie lange nicht wußte, was ſie ſagen ſollte.
ie ſchaute zum Himmel auf und fing endlich alſo zu reden
: „O tugendreicher, ſtrenger Ritter Andoloſia, ich bekenne,
ß ich unverzeihlich groß und ſchwer an euch geſündigt habe.
ber ich bitte euch, ſehet an die Thörigkeit und den Leicht-
n, welcher das Erbtheil der Weiber iſt, und die auch mich
 dieſer Schändlichkeit verführt haben. Beſtrafet den Ueber-
uth nicht als Bosheit, laſſet euren Zorn nicht aus an einem
lfloſen Weibe, vergeltet nicht Böſes mit Böſem, ſolches Al-
s wäre gegen eure ritterliche Ehre und Würdigkeit." Ando-
ſia gab ihr zur Antwort: „Ihr habet mich in zu große
chmach und in zu große Schande gebracht, als daß ich euch
geſtraft entlaſſen könnte." Da bat ſie ihn noch dringender
s zuvor und ſagte: „Ach Andoloſia, denket an euch ſelbſt
d eure Ehre! Was wird man von euch ſagen, wenn man
fährt, daß ihr ein ſchwaches Weib, eure Gefangene, in der
ildniß überfallen und beleidigt habet? Wahrlich ſolches würde
ch zeit eures Lebens zur Schande gereichen." Andoloſia
gte: „Wohlan, ich will meinen Zorn überwinden und verheiße
 bei meiner ritterlichen Treue, daß ich dich weder an deiner
re noch an deinem Leben kränken will. Du haſt aber noch
 Zeichen von mir, das ſollſt du behalten bis zum Grabe,
mit du mein eingedenk bleibeſt." Agrippina war in ſolcher
gſt und Sorge um ihr Leben, daß ſie die Hörner ganz ver-
ſſen hatte, die ihr noch auf dem Kopfe ſtanden. Als ſie
er Andoloſia ihres Lebens und ihrer Ehre verſichert hatte,

dachte ſie wieder mehr an ſich ſelbſt und an alles was in de
letzten Tagen mit ihr vorgegangen war. Sie rief in ihre
Angſt: „Ach Gott im Himmel erbarme ſich mein! Er befre
mich von dieſem ſcheußlichen Leiden und führe mich in den P
laſt meines Vaters heim!“ Als Andoloſia hörte, daß ſie
wünſchen anfing, ſprang er alsbald zu dem Wünſchhütlei
welches ganz in der Nähe der Prinzeſſin lag und riß es
ſich. Er fürchtete, ſie möchte ihm wieder ſo entfliehen, wie
er ſie das erſte Mal entführt hatte, und darum band er de
Hütlein feſt an ſeinen Gürtel, damit es ihm nicht entriſſen werd
könnte. Da merkte Agrippina, wie lieb ihm das Hütlein wär
und daß die Kraft des unſcheinbaren Hütleins ſie nun ſch
zum zweiten Male entführt hätte. Sie grämte ſich in ihre
Herzen und dachte: „Nun haſt du die Kleinode beide in dein
Gewalt gehabt und haſt ſie nicht behalten können!“ Gegen A
doloſia ließ ſie aber ihren Verdruß nicht merken; vielmehr b
ſie ihn freundlich, er ſolle ſie doch von den Hörnern befrei
und ſie zu ihrem Vater heimführen. Er ſagte: „Höre auf
bitten! Du mußt die Hörner behalten, ſo lange du lebſt.
deines Vaters Palaſt will ich dich heimführen. Ich werde di
an einen Ort bringen, wo du ihn von ferne erblicken kann
dort werde ich dich verlaſſen, denn ich ſelbſt will ihn niema
wieder betreten.“ Sie bat ihn flehentlich zum zweiten u
dritten Male, aber es half ihr alles nichts.

Wie Andoloſia die Prinzeſſin Agrippina in ein Kloſter in Hiberni bringt.

Als Agrippina ſah, daß kein Bitten half, ſagte ſ
„Muß ich denn die Hörner behalten und ſo mißgeſtaltet ſei
ſo begehre ich nicht zu meines Vaters Palaſt zurückzukehren. Ke
Menſch, der mich jemals gekannt hat, weder Vater nach M
ter, ſoll mich jemals wiederſehen. Darum bitte ich dich, fü
mich in ein fremdes Land, wo mich Niemand kennt.“ And
loſia ſagte dagegen: „Du wirſt nirgends beſſer ſein, als
Vater und Mutter“ — aber Agrippina bat ihn: „Führet m
in ein Kloſter, wo ich von aller Welt geſchieden bin.“
ſprach: „Begehreſt du das, und iſt es dein Ernſt?“ Sie ſag

„Ja!“ Da umfing ſie Andoloſia wieder mit ſeinen Armen, ſetzte ſein Hütlein auf und fuhr mit ihr ſchier bis an das Ende der Welt, nämlich gen Hibernia in die Nähe von St. Patricii Fegfeuer. Dort ſtand auf dem Felde ein großes ſchönes Frauenkloſter, in welches nur edle Frauen aufgenommen wurden, welche ihr Leben in einer ſichern und Gott gefälligen Einſamkeit zubringen wollten. Andoloſia ſetzte die Prinzeſſin auf dem Felde nieder und ging in das Kloſter zur Aebtiſſin, welcher er ſagte: daß er eine ehrſame und edle Jungfrau zu ihr brächte, welche ſich aus der Welt zurückziehen wollte, weil ihr, obſchon ſie übrigens ſchön und geſund ſei, ein ſeltſames Gewächs am Kopfe entſtanden ſei, deſſen ſie ſich ſchäme. Sie glaube, daß Gott dieſes Leiden über ſie verhängt habe, um ihr die eitlen Freuden der Welt zu verleiden und ſie zu einem nur der Frömmigkeit geweihten Leben zu veranlaſſen. Andoloſia ſchloß mit den Worten: „Wenn ihr, hochwürdige Frau, dieſe Jungfrau in euer Kloſter als Koſtgängerin aufnehmen wollet, ſo bin ich ermächtigt, euch die dreifache Pfründe zu bezahlen.“ Die Aebtiſſin antwortete: „Die gewöhnliche Pfründe beträgt zweihundert Kronen, denn ich halte einer jeglichen von den Jungfrauen eine eigene Magd und gebe jeder alles deſſen ſie bedarf. Wollet ihr nun die Pfründe dreifach bezahlen, ſo bringet die Jungfrau her.“ Andoloſia ging und holte die Prinzeſſin, welche ſich mit ſo edlem Anſtand und ſo ſittſam gegen die Aebtiſſin verneigte, daß dieſe wohl erkannte, wie ſie eine Jungfrau von edler Abkunft wäre. Auch gefiel ihr Agrippina durch ihre körperliche Schönheit und erregte ihr Mitleiden, daß eine ſo wohlgeſtaltete Jungfrau durch das ſcheußliche Gewächs verunziert werden ſollte. Die Aebtiſſin fragte ſie: „Agrippina, begehreſt du hier in dieſem Kloſter deine Wohnung zu haben?“ Sie antwortete demüthig: „Ja, gnädige Frau Aebtiſſin.“ Die Aebtiſſin ſagte weiter: „So wirſt du mir gehorſam ſein zur Mette und zu allen Zeiten in das Chor zu gehen, und zu lernen, was du noch nicht verſtehſt. Dieſer Orden iſt nicht hart. Die Jungfrau, welche in einen andern Orden treten oder einen Ehemann nehmen will, kann ſolches jederzeit, aber das Geld, welches ſie als Pfründe gegeben, erhalt ſie niemals zurück.“ Agrippina erwiderte: „Was eures ehrſamen Kloſters Sitte, Gewohnheit und altes Herkommen iſt, ſoll durch mich nie und auf keine Weiſe geändert und geſtört werden.“ Andoloſia zahlte alſo der Aebtiſſin ſechshundert Kronen und bat ſie, ſich Agrippinen befohlen ſein zu laſſen, was ſie ihm auch aufs Beſte zuſagte, denn ſie war hocherfreut über die große Summe baaren Geldes, welche ſie erhalten hatte. Als nun Andoloſia wieder von hinnnen gehn und ſich bei der Aebtiſſin beurlauben wollte, ſagte dieſe zu Agrippinen: „Gehe und gieb deinem Freunde das Geleit.“ So ging [illegible] hinweg, und als ſie zur Pforte kamen, ſagte er zu ihr: „Agrippina, nun behüte dich Gott, gebe dir Geſundheit und langes Leben und laſſe dich in dieſem Kloſter ewige Freude erwerben.“ Sie ſagte: „Amen“ — weinte kläglich und ſprach: „O tugendreicher, ſtrenger Ritter, laſſet dieſe meine Strafe nicht immer dauern, ſondern gedenket meiner in einiger Zeit und befreiet mich von dieſem ſchrecklichen Leiden, welches mich ſo kränkt, daß ich Gott ſo wenig wie der Welt zu dienen vermag.“ Andoloſia gingen dieſe Worte zu Herzen, daß er Mitleid mit ihr hatte, doch ſagte er nur die Worte: „Was Gott will, das geſchehe!“ und ging ſeine Straße. Die betrübte Agrippina ſchloß die Pforte und kehrte zu der Aebtiſſin zurück. Dieſe gab ihr eine Kammer und wieß ihr eine Magd zu, welche ihr dienen ſollte. In ihrer Kammer war Agrippina faſt immer allein. Sie diente Gott, ſo gut ſie konnte, obſchon ihre Seele ſelten bei dem Gebet war.

Wie Andoloſia gen Cypern heimkehrt.

Als Andoloſia von Agrippinen geſchieden, war er ein gar fröhlicher Mann, ſetzte ſein Hütlein auf und wünſchte ſich von einem Lande zum andern, bis daß er gen Brügge in Flandern kam, wo es ſchöne Frauen und andere Herrlichkeiten genug zu ſehen und zu genießen giebt. Hier that er ſich wohl nach der Noth und dem Kummer, die er ausgeſtanden hatte, und rüſtete ſich aufs Herrlichſte aus. Er kaufte vierzig ſchöne Pferde, dingte eine Menge guter Knechte, kleidete alle in Eine Farbe und fing wieder an zu ſtechen und ritterliche Sachen zu treiben. So ritt er durch Deutſchland, beſah die ſchönen Städte des

chen Reiches, ritt dann gen Venedig, Florenz und Genua,
aufte unterweges alles, was er von herrlichen Kleinoden be=
en konnte, mit baarem Gelde auf. Darauf ging er mit
Knechten und Pferden in ein Schiff und fuhr mit Freuden
gen Famaguſta zu ſeinem Bruder. Dieſer freute ſich,
ſah, daß Andoloſia ſo herrlich geritten kam und empfing
ufs Freundlichſte. Nachdem ſie gegeſſen hatten, nahm
edo ſeinen Bruder Andoloſia bei der Hand, führte ihn in
Kammer und fragte ihn, wie es ihm gegangen wäre. Da
lte ihm Andoloſia alles, was ſich mit ihm zugetragen von
ng bis zu Ende, und wie er auch noch um das Hütlein mit
t dem Seckel gekommen ſei. Als Ampedo das vernahm,
ergingen ihm die Sinne, daß er wie todt zur Erde fiel und
zu hören vermochte, was ſich weiter zugetragen hatte.
loſia benetzte ſeinen Bruder mit kaltem Waſſer, brachte
wieder zu ſich und erzählte ihm dann weiter, wie er den
el und das Hütlein auch beides wieder erlangt habe. „Dar=
" ſagte er: „ſei nicht ſo traurig, ſiehe, hier bringe ich
beides, den Seckel und das Hütlein. Nimm die Kleinode
, lieber Bruder, und laſſe dir wohl damit ſein, habe
de nach der Luſt deines Herzens, ich will es dir gern ohne
gönnen und will dir nimmer darein reden." Ampedo
: „Nein, ich mag den Seckel nicht, denn wer ihn hat,
allezeit in Angſt und Noth ſchweben, das habe ich an dir
en und das habe ich auch in unſers Vaters Büchern geleſen,
durch dieſen Seckel mehr als einmal in Gefahr ſeines Lebens
mmen iſt." Als Andoloſia dieſe Worte vernahm, lachte er
einem Herzen über die Aengſtlichkeit ſeines Bruders und
g nicht weiter in ihn, ſondern nahm den Seckel und fing
fröhliches Leben an, wie er es früher getrieben hatte. Er
guten Muthes mit Stechen, Rennen und Tanzen und er=
b ſich bei ſeinen Mitbürgern große Ehre und Lob, ſo daß
hn baten, er möge fortan bei ihnen bleiben und Famaguſta
t wieder verlaſſen. Nun geſchah es, daß er nach einiger
mit ſeinem Gefolge an den Hof des Königs von Cypern
wo große Ritterſpiele gehalten werden ſollten. Er ward da=
t aufs Beſte aufgenommen, und der König fragte ihn: wo
o lange geweſen wäre? Andoloſia erzählte ihm, wie vieler

Herren Länder er indeſſen durchfahren wäre. Weiter fragte ihn der König: ob er nicht auch kürzlich in England geweſen wäre? und als er dieß bejahte, ſo ſagte der König: „Der König von England hat eine ſchöne Tochter, ein einziges Kind, Agrippina geheißen, die will ich meinem Sohne zur Gemahlin geben. Doch habe ich leider hören müſſen, jene Jungfrau ſei abhanden gekommen; ſage mir, haſt du nicht gehört, ob ſie noch verloren oder ob ſie wieder aufgefunden worden ſei?“ Andoloſia erwiderte: „Gnädiger Herr und König, davon weiß ich euch wohl Kunde zu geben. Es iſt wahr, der König von England hat eine ſchöne Tochter. Dieſelbe iſt durch die Kunſt eines Schwarzkünſtlers gen Hibernia verſetzt worden. Daſelbſt hält ſie ſich in einem Kloſter auf, in welchem nur fromme und edle Frauen leben. Ich ſelbſt habe ſie vor Kurzem dort geſprochen. Der König ſagte: „Und wird ſie nicht bald zu den Ihren zurückkehren? Ich bin ein alter Mann und möchte vor meinem Ende für meinen Sohn und mein Königreich ſorgen.“ Darauf ſagte Andoloſia: „Gnädiger Herr und König, euch und eurem Sohne, welcher aller Ehren wohl werth iſt, zu Liebe, will ich mich dieſer Sache aufs Beſte annehmen und die Jungfrau mit Gottes Hilfe in kurzer Zeit in den Palaſt ihres Vaters zurückbringen.“ Der König bat ihn, dieß zu thun und kein Geld dabei zu ſparen, er wollte es ihm und den Seinen wohl vergelten. Darauf ſagte Andoloſia: „Gnädiger Herr und König, ſo rüſtet eine ehrſame Botſchaft aus und ſendet dieſelbe vierzehn Tage nach mir aus, ſo werden eure Boten die Prinzeſſin zu London im Palaſte ihres Vaters antreffen. Wenn dieſem dann eure Werbung gefällt, ſo wird er nicht anſtehn, ſie euch zu ſenden, wie es ſeiner Ehre anſteht.“ Da ſagte der König: „Mein Freund Andoloſia, bringe dieſe Sache ohne Fehl zu Stande. Ich werde eine Botſchaft gen London ſenden, welche mir wohl Ehre machen und hoffentlich nicht unverrichteter Sache heimkehren ſoll.“ — „Seid ohne Sorgen,“ erwiderte Andoloſia: „aber laſſet von eurem Sohn ein wohlgetroffenes Bildniß machen und ſendet daſſelbe mit der Botſchaft gen London an die königliche Jungfrau. Ich zweifle nicht daran, daß der König und die Königin nicht weniger als die Prinzeſſin Freude an dieſem Bilde haben werden und mit Freuden ihre ſchöne Tochter einem ſo ſchönen Jünglinge vermählen weren.“ Als nun darauf der junge Prinz vernahm, daß Andoloſia usgeſendet werden ſollte, um eine Gemahlin für ihn zu werben, o verfügte er ſich zu ihm und bat ihn inſtändig, allen Fleiß in ieſer Sache anzuwenden, damit ſeine Bewerbung nicht zurückgewieſen würde, denn er hatte viel gehört von Agrippinas Schöneit und Vollkommenheit. Andoloſia ſagte ihm zu, ſein Mögichſtes zu thun, nahm von ihm und von dem Könige Urlaub und itt mit ſeinen Leuten wieder gen Famaguſta. Hier bat er ſeinen Bruder, ihm noch einmal das Hütlein zu borgen, er wollte bald wieder kommen. Ampedo war gern dazu bereit und ließ es ihn nehmen. Andoloſia ließ ſeinen Haushofmeiſter vor ſich kommen und ſagte ihm, daß er auf eine kurze Zeit verreiſen wollte, und daß er bis zu ſeiner Zurückkunft alle ſeine Leute aufs Beſte halten ſollte. Hierauf nahm er das Hütlein und wünſchte ſich in jene Wildniß, wo die wunderthätigen Aepfel wuchſen. Alsbald war er dort und fand die Bäume, welche voll ſchöner Früchte hingen. Er konnte ſich aber nicht mehr erinnern, welches diejenigen Aepfel wären, von welchen die Hörner wüchſen, und welches diejenigen, von denen ſie verſchwänden; und wie ſchwer es ihm auch fiel, ſo mußte er doch, wenn er anders die ſchöne Agrippina aus ihrer Trübſal befreien wollte, einen der Aepfel genießen, um ſeine Kraft zu erproben. Er that es und alsbald wuchs ihm ein Horn. Sogleich aß er auch einen Apfel von dem andern Baume und das Horn verſchwand. Nun nahm er etliche von dieſen Aepfeln zu ſich und fuhr durch die Luft gen Hibernia zu dem Kloſter, in welchem er die Prinzeſſin zurückgelaſſen hatte. Er klopfte an und wurde eingelaſſen und zu der Aebtiſſin geführt. Dieſe begrüßte er, fragte nach Agrippina und ſagte, daß er etwas mit ihr zu ſprechen habe. Die Aebtiſſin hatte ihn gar wohl erkannt, nahm ihn ſehr freundlich auf und ſandte ſogleich nach der Jungfrau. Aber dieſe erſchrak heftig, als ſie ſeiner anſichtig wurde, denn ſie wußte wohl, welche Gewalt er über ſie hatte und fürchtete noch immer ſeine Rache. Da ſagte Andoloſia zu der Aebtiſſin: „Gnädige Frau, erlaubet Agrippina einige Worte mit mir allein zu ſprechen.“ Sie erlaubte es gern und ſo trat Andoloſia mit der Prinzeſſin in ein Fenſter und ſagte zu ihr: „Agrippina, biſt du noch ſo unwillig über die Hörner, wie du wareſt, als ich von dir ſchied?“ Sie ſagte: „Ja wohl, und ich gräme mich über mein Unglück

je länger, deſto mehr.“ Er ſagte: „Wenn du von den Hör
befreit würdeſt, wohin ſtände dein Sinn?“ Sie ſagte: „W
anders ſollte ich begehren, als gen London zu meinen lieben Elte
Da ſagte Andoloſia: „Agrippina, Gott hat dein Gebet er
und was du begehreſt, das ſoll dir gewährt ſein“ — und als
gab er ihr einen Apfel zu eſſen und hieß ſie ein wenig ruhen.
ſie wieder aufſtand, da waren die Hörner verſchwunden.
Magd, welche ihr zugegeben war, flocht ihr das Haar
ſchmückte ſie, ſo gut ſie es vermochte. So trat Agrippina freudi
Herzens vor die Aebtiſſin. Dieſe gerieth außer ſich vor Verw
derung und ließ alle Frauen des Kloſters zuſammenberufen
zeigte ihnen Agrippina, an welcher Gott ſo große Wunder ge
hatte. Da ſtaunten alle die Schönheit der Jungfrau an und ko
ten nicht begreifen, wie ſie ſo ſchnell der entſtellenden Hörner h
ledig werden können. Aber Andoloſia ſagte: „Verwundert e
nicht zu ſehr. Gott vermag alles, was er will, ihm iſt
Ding unmöglich. Sehet und erkennet: wem Gott wohl w
wider den vermag Niemand etwas. Agrippina iſt eine Prinzeſ
von königlichem Stamme, und ich will ſie zu ihrem Vater und
ihrer Mutter zurückführen. Ehe ein Monat vergeht, wird
mit einem jungen Könige vermählt ſein, welcher ein ſo ſchön
Jüngling iſt, wie jetzt nur irgend einer auf Erden lebt.“ Agri
pina merkte gar wohl auf dieſe Rede. Andoloſia gab der Ae
tiſſin noch ein Geſchenk von hundert Kronen für ſie und die a
dern Frauen und dankte ihr, daß ſie Agrippina ſo gut gehalte
habe. Auch Agrippina dankte Allen für die ihr ſeither bewieſen
Freundſchaft und beurlaubte ſich bei ihnen. So verließ ſie m
Andoloſia das Kloſter. Als ſie hinaus in das freie Feld kamen
ſetzte Andoloſia ſein Hütlein auf, umſchlang die Prinzeſſin mi
ſeinen Armen und flog mit ihr bis in den Garten bei dem königliche
Palaſte. Er mochte das Haus nicht wieder betreten, in welche
ihm ſo große Untreue begegnet war, er ließ alſo Agrippina i
dem Garten, ſagte ihr, daß er ihr nunmehr alles vergeben habe,
was ſie jemals an ihm begangen und fuhr eilends zurück zu ſeinem Bruder und zu ſeinen Dienern in Famaguſta.

Wie die ſchöne Agrippina dem jungen Könige von Cypern verſprochen und vermählt wird.

Als nun Agrippina wohlbehalten zu ihren königlichen Eltern zurückgekehrt war, da waren dieſe fröhlich und dankten Gott und mit ihnen das ganze königliche Hofgeſinde. Es wurde zu Ehren der wiedergefundenen und aus großen Gefahren erretteten Tochter ein großes Feſt gegeben bei welchem Agrippina herrlich geſchmückt erſchien. Während dieſes Feſtes erfuhr der König, daß eine Botſchaft des Königs von Cypern angekommen ſei mit vieler Pracht und Herrlichkeit und mit einer zahlreichen Dienerſchaft, um für ihren jungen König die ſchöne Prinzeſſin Agrippina zur Gemahlin zu werben. Die Boten wurden aufs Beſte empfangen und als ſie vier Tage in London geweſen waren, ließ ſie der König vor ſich beſcheiden. Da erſchienen ſie in köſtlichen Gewändern, ein jeder nach ſeiner Würde angethan: ein Herzog, zwei Grafen, und viele Ritter und edle Knechte. Sie trugen dem Könige vor, in welcher Abſicht ſie von ihrem Herrn gen London geſandt wären. Als die Königin vernahm, daß ſie Agrippinas wegen gekommen wären, da ward ihr das Herz ſchwer, daß ſie ihre Tochter nach einem ſo fernen Lande entlaſſen ſollte, zu einem Manne, der ihr und ihnen allen fremd wäre. Als den Boten dieſe Geſinnung der Königin hinterbracht wurde, da baten ſie den König, daß er ihnen vergönnen möge, das Antlitz der Königin zu ſchauen. Der König ſendete nach ſeiner Gemahlin, und als dieſe erſchienen war, neigten ſich die Boten vor ihr und überreichten ihr ſodann das Bildniß, welches ſie von ihrem jungen Könige hatten machen laſſen. Als ſie nun ſeine Geſtalt und große Körperſchönheit ſahen, fragte ſie der König, ob das Bild auch getreu wäre; da ſchwuren ſie dem Könige und der Königin, daß er noch viel ſchöner und ſtattlicher ſei, als das Bildniß erkennen laſſe, daß er auch nicht mehr als vierundzwanzig Jahre zähle. Das gefiel dem Könige und ſeiner Gemahlin gar wohl. Die Königin nahm das Bildniß, trug es zu Agrippina und ſagte ihr: daß ſie ihr einen jungen König zum Gemahl geben wolle, der noch viel ſchöner wäre, als dieſes Bildniß. Da gedachte Agrippina der Rede Andoloſias und ſchenkte dem Gemälde Glauben. Sie ſagte züchtig: Was ihre gnädigen Eltern zu ihrem Beſten beſchlöſſen, dem wollte ſie gern gehorſam ſein. Nachdem der König und die Königin Agrippinas Willen vernommen, redeten ſie weiter mit den Boten aus Cypern, und ſo ward die Vermählung berathen und beſchloſſen. Da ließ der König viele Schiffe ausrüſten, mit Leuten, Speiſe und Allem, was zur Reiſe gehörte, und ließ die Prinzeſſin mit herrlichen Gewändern und köſtlichen Kleinoden aufs Reichſte nach allen Ehren ausſtatten, gab ihr auch eine große Dienerſchaft. Als aber die Schiffe bereit und mit allem, was ſich gehörte, beladen waren, nahm die Prinzeſſin von ihren königlichen Eltern Urlaub und ſagte: „Gnädige und geliebte Eltern, der allmächtige Gott nehme euch allezeit in ſeine Hut, verleihe euch Geſundheit und langes Leben, er vergelte euch alles, was ihr Zeit meines Lebens an mir gethan habet, und erhalte mich bei euch in einem guten Gedächtniß.“ Mit dieſen Worten kniete ſie vor ihrem Vater nieder und fuhr unter tiefem Seufzen und heißen Thränen fort zu ſprechen: „Ich bitte euch um euren Segen, denn ich muß nunmehr von euch ſcheiden!“ Der König antwortete: „Agrippina, meine allerliebſte Tochter, der Segen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes ſei mit dir jetzt und allezeit. Er beſchirme dich vor allem Herzeleid, er verleihe dir und allen denen, die dir Gutes gönnen, Friede, Geſundheit, langes Leben, Genügſamkeit und die Gunſt aller guten Menſchen.“ Die Königin, ihre Mutter, ſagte dazu Amen. Hierauf umarmte Agrippina ihre geliebten Eltern noch einmal und ging dann mit ihrem Gefolge, welches ſie begleiten ſollte, zu Schiffe. Das Volk vom Lande ſtand am Ufer und ſah ſie abfahren, und es war allen leid, daß ſie die ſchöne Prinzeſſin fernerhin nicht mehr ſehen ſollten. Sie fuhren alſo in Gottes Namen hin, ihre Reiſe ging glücklich von Statten und binnen Kurzem kam die Prinzeſſin mit all ihrem Volke friſch und geſund zu Famaguſta in Cypern an. Der König von Cypern hatte eine Herzogin, vier Gräfinnen und viele Edeldamen beſtellt, welche die junge Königin aus England mit großen Ehrenbezeigungen empfingen. Da war großer Ueberfluß an köſtlicher Speiſe und Trank, wovon man Jedermann die Fülle gab, den Fremden wie den Heimiſchen, welche ſich freuten, jung und alt, daß ihrem jungen Könige eine ſo ſchöne Gemahlin gekommen ſei. Darauf beſtieg man Roſſe und Wagen, ein jeder nach Rang und Würde, und geleitete im feſtlichen Zuge Agrippina gen Meduſia, wo der König Hof hielt, und wo die beſten und edelſten Frauen und Herren aus dem ganzen Königreiche Cypern verſammelt waren. Wie köſtlich Agrippina zu Famaguſta auch empfangen worden war, ſo war der Empfang am Hofe des Königs doch noch zehnmal herrlicher und ehrenvoller. Da kam ihr die Königin mit ihrem Hofſtaate entgegen und begrüßte ſie recht als eine Mutter, da kam ihr verlobter Bräutigam mit einer ritterlichen Schaar, und ließ das Feuer ſeiner Liebe aus ſeinen Augen ſcheinen. Agrippina verneigte ſich mit lächelndem Angeſicht und freundlichen Geberden gegen ihren Verlobten, denn er gefiel ihren Augen gar wohl. Sie ritten mit großer Freude bis in den königlichen Palaſt, der auf das Schönſte und Köſtlichſte geſchmückt und zum Empfang der Gäſte gerüſtet war. Da hub ſich ein köſtliches Leben an. Es kamen alle Fürſten und Herren, welche dem Könige von Cypern dienſtbar waren, gar zierlich geritten, und brachten prachtvolle Gaben, welche ſie ihrem Herrn und Könige verehrten, ein jeder nach ſeinem Vermögen. Das Hochzeitsfeſt währte in Herrlichkeit ſechs Wochen und drei Tage, und während dieſer ganzen Zeit gab man Jedermann die Hülle und Fülle. Unter den edlen Herren, welche ihre Gaben zum Feſte brachten, war auch Andoloſia. Der ſchenkte ein ganzes Schiff mit Malvaſier und Muskateller. Der edle Wein ward getrunken, als ob es Aepfeltrank geweſen wäre, denn es war deſſen genug vorhanden, ſo daß kein Mangel daran war, ſo lange und länger als die Hochzeit währte.

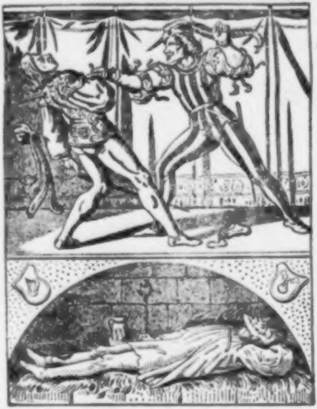
Wie Andoloſia von zwei Böſewichtern gefangen genommen wird, und wie ſein Bruder Ampedo, nachdem er das Wünſchhütlein verbrannt hat, vor Gram ſtirbt.

Dieweil die Hochzeit währte, thaten die Fürſten und Herren nichts als rennen und ſtechen, turnieren und Kurzweil treiben, und alle Abende gab man den Preis demjenigen, welcher des Tages das Beſte gethan hatte. Solches geſchah beim Tanz, indem die junge Königin dem Sieger ein Kränzlein aufſetzte. Da brauchte ein jeglicher all ſeinen Fleiß, um von der ſchönen Agrippina Ehre zu erjagen. Auch Andoloſia war bei allen ritterlichen Uebungen und that allzeit das Beſte, ſo daß ihm Frauen und Herren oftmals den Preis zugeſtanden. Als aber zuletzt ein Ehrenpreis demjenigen zuertheilt werden ſollte, welcher während des ganzen Feſtes die meiſte Ehre erworben, da hätte denſelben von Rechtswegen Andoloſia erhalten ſollen, aber man gab ihn Ehren halber einem Grafen Theodor von England, weil derſelbe mit der jungen Königin aus England gekommen war. Andoloſia achtete wenig darauf und gönnte dem fremden Grafen dieſe Ehre gern. Alles Volk aber ſagte laut, Andoloſia hätte mehr als der Engländer den Preis verdient. Dieſe Rede kam vor den Grafen Theodor und verdroß ihn, ſo daß er ſeinen Neid und Haß an Andoloſia auszulaſſen verhoffte. Daher vereinigte er ſich mit einem Grafen von Limoſi, welcher den Andoloſia um ſeinen Reichthum und um die Gunſt bei Hofe beneidete. Dieſer Graf hatte auf einer kleinen Inſel, nicht fern von Famaguſta, ein Raubſchloß. Mit ihm verſchwor ſich der Engländer, daß ſie Andoloſia auf alle Weiſe verderben wollten, um ihn von dem Hofe des Königs, ja aus der Welt zu bringen, und ſich ſelbſt wo möglich in Beſitz ſeines Reichthums zu ſetzen. Die Böſewichter verſtanden einander wohl und machten folgenden Anſchlag. Wenn die Hochzeit vollends zu Ende wäre, und Andoloſia wieder gen Famaguſta reiten würde, dann wollten ſie auf der Landſtraße ihm auflauern, ihn überfallen, alle ſeine Diener umbringen und ihn ſelber gen Limoſi auf das feſte Schloß des Grafen führen, wo ſie ihn dann ſo lange peinigen und martern könnten, daß er ihnen Geldes genug geben müßte, damit ſie in der Zukunft ſo herrlich und in Freuden leben könnten, wie er bisher gethan. Dieſer ſchändliche Anſchlag wurde auch wirklich ausgeführt: auf dem Heimwege nach Famaguſta ward Andoloſia überfallen, aller ſeiner Diener beraubt und gebunden nach dem Raubſchloß zu Limoſi geſchleppt. Hier warf man ihn in einen tiefen Kerker, befeſtigte ihn mit Händen und Füßen an einen großen Holzblock und übergab ihn den Knechten des Grafen von Limoſi zur Bewachung. Andoloſia verſprach denen, welche ihn gefangen hielten, große Reichthümer, wenn ſie ihm von dannen hülfen, aber ſie trauten ihm nicht, weil ſie meinten, wenn er frei wäre, ſo würde er ſein Wort nicht halten, ſondern einzig ſich zu rächen denken. Den Seckel durfte er ihnen nicht zeigen, denn er wußte wohl, daß ſie ihm dann denſelben alsbald abnehmen und ihm doch nicht helfen würden. Während nun Andoloſia in ſolchen Nöthen war, kam an den König von Cypern die Nachricht, daß Andoloſias Diener alle ermordet worden wären, und daß man von ihm ſelber nicht wiſſe; ob er todt oder lebendig wäre, auch wiſſe Niemand, wer es gethan habe. Die beiden Grafen, welche das Verbrechen begangen hatten, waren indeß eilends an den Hof des Königs zurückgekehrt und hielten ſich ſtill, als ob ſie von nichts wüßten. Auch Ampedo erfuhr das Unglück, welches ſeinen Bruder Andoloſia betroffen hatte. Er ſendete alsbald Boten zu dem Könige und ließ ihn bitten, daß er ſeinen Bruder befreien möchte, wenn er noch am Leben wäre. Der König ließ ihm antworten: es thue ihm herzlich leid um Andoloſia und er wolle allen Fleiß gebrauchen, um zu erfahren, wo er wäre. Und ſollte es ihm ſein halbes Reich koſten, er müßte frei werden. Mit dieſer Antwort tröſtete ſich Ampedo einige Zeit, als aber Tage und Wochen vergingen und Andoloſia immer nicht zurückkehrte, da ward ſein Leid größer als zuvor. Er dachte, an all dieſem Unglück ſei nichts ſchuld als der Seckel, und auch ihm werde es wegen des Hütleins nicht beſſer gehen als ſeinem Bruder, denn wenn man dieſem durch Martern das Geſtändniß von dem Hütlein abgepreßt, ſo werde man auch dieſes zu erlangen ſuchen. Dieſe Gedanken brachten ihn in ſolchen Grimm, daß er das köſtliche Hütlein nahm, es in Stücken zerhackte und es in ein Feuer warf. Er ſtand dabei, bis es zu Pulver verbrannt war, und freute ſich, daß er auf dieſe Weiſe alle Anſchläge ſeiner Feinde auf daſſelbe zu Nichte gemacht habe. Die Boten zwiſchen ihm und dem Könige gingen ohne Unterlaß hin und her, aber keiner brachte je tröſtliche Zeitung. Das nahm ſich Ampedo mehr und mehr zu Herzen, dazu folterte ihn die Angſt um das Schickſal, das auch ihm bevorſtehen möchte, und ſo verfiel er endlich vor Kummer und Bedrängniß des Herzens in eine tödtliche Krankheit, ſo daß ihm kein Arzt zu helfen vermochte und er alſo ſtarb. Die beiden ſchändlichen Grafen waren indeß allezeit am Hofe des Königs, und als ſie ſahen, daß derſelbe ſo gar großes Leid um Andoloſia trug, ſtellten ſie ſich an, als ob auch ſie ſich das Unglück deſſelben ſehr zu Herzen nähmen, und alles Mögliche thäten, um dem Verbrechen auf die Spur zu kommen, in ihrem Herzen ergrimmten ſie aber nur noch mehr gegen Andoloſia in Neid und Haß. Der König ließ ausrufen, wer gewiſſe Botſchaft brächte, wo Andoloſia hingekommen wäre, dem wollte er tauſend Ducaten geben, jener möge todt oder lebendig ſein. Obſchon nun die beiden Grafen viele Helfer bei ihrer Schandthat gehabt hatten, ſo hielten doch dieſe alle reinen Mund, weil ſie ſich vor der großen Macht ihrer Herren fürchteten und großen Gewinn von ihnen hofften. Indeß nahm der Graf von Limoſi Urlaub vom Könige und kam in ſein Raubſchloß, wo Andoloſia gefangen lag. Er ſtieg zu ihm in den tiefen Thurm hinab, wo er an den Block geſchmiedet ſaß. Als Andoloſia den Grafen erblickte, freute er ſich und flehte ihn um Barmherzigkeit an, daß er ihm zu ſeiner Befreiung behilflich wäre: er wiſſe nicht weſſen Gefangner er ſei und weßhalb man ihn ſo hart gefangen halte, hätte er Jemand Unrecht gethan, ſo wollte er es ihm entgelten, und mit Leib und Gut ihm zu Dienſten ſein. Der Graf ſagte: „Andoloſia, du biſt nicht darum hergeführt, daß man dich wieder hinweglaſſe: du biſt mein Gefangner und wirſt mir ſagen, woher dir das viele Geld komme, welches du das ganze Jahr über ausgiebſt. Mache es kurz oder ich will dich ſo martern, daß du froh ſein ſollſt, wenn du es entdeckt haſt.“ Als Andoloſia das hörte, erſchrak er heftig und gab alle Hoffnung auf. Er wußte nicht, was er ſagen ſollte und gab in ſeiner Angſt vor, in ſeinem Hauſe zu Famaguſta ſei eine heimliche Grube, welche ihm ſein Vater kurz vor ſeinem Tode gezeigt; wieviel Geldes man aus dieſer Grube auch nehmen möge, ſo werde ſie doch nicht leer — er ſolle ihn gefangen gen Famaguſta führen, ſo wolle er ihm die Grube zeigen. Mit dieſer Ausrede wollte ſich aber der Graf nicht begnügen. Er ließ ihm die Feſſeln abnehmen und ihn auf die Folter bringen. Andoloſia hielt die Martern lange aus und blieb bei ſeiner vorigen Rede, endlich aber wurden ihm die Qualen zu groß und er geſtand das Geheimniß von dem Glücksſeckel. Der Graf nahm ihm alsbad den Seckel ab, erprobte deſſen Kraft und erkannte die Wahrheit von Andoloſias Geſtändniß. Dieſen aber ließ er wieder an den Block ſchmieden, übergab ihn einem zuverläſſigen Diener zur Abwartung, bezahlte aus dem Glücksſeckel ſeine dringendſten Schulden, belohnte ſeine Helfer bei der Schandthat und kehrte frohen Muthes an den Hof des Königs zurück. Sein Geſell, der Graf Theodor von England, freute ſich auch in ſeinem boshaften Gemüth, als ihm jener erzählte, wie er mit Andoloſia umgegangen und durch große Pein und Martern ihm das Geſtändniß und den wunderbaren Seckel abgenöthigt habe, ihn auch nach wie vor in harten Banden halte. Graf Theodor ſagte: „Er wäre beſſer todt als lebendig. Ich habe am Hofe des Königs von England vernommen, er ſei ein Doctor der Negromantie und könne ſogar in den Lüften fahren. Wir müſſen beſorgen, wenn er frei wird, daß wir um die Gnade des Königs kommen, und wohl gar das Leben verlieren.“ Der Graf von Limoſi erwiderte: „Er liegt ſo hart gefangen, daß er uns keinen Schaden zufügen kann.“ Hierauf blieben ſie noch beiſammen und nahmen ſo viel Geld als ihnen gefiel. Ein jeder von ihnen hätte gern den Seckel an ſich genommen, doch vereinigten ſie ſich endlich dahin, daß jeder von ihnen den Seckel ein halbes Jahr lang haben ſollte, und daß, wer den Seckel eben hätte, den andern aus demſelben ſo viel Geld geben ſollte, als dieſer bedürfte. Nun war der Graf Limoſi der ältere, und erhielt deßwegen den Seckel für das erſte Halbjahr.

Wie Andoloſia ſchändlich umgebracht wird, ſeine Mörder aber durch ihre Schandthat ſich ſelbſt betrügen und gerichtet werden.

Obſchon nun die beiden Grafen des Geldes die Fülle hatten, ſo durften ſie es doch nicht merken laſſen, und kein gar zu köſtliches Leben führen, um nicht in Verdacht zu kommen. Sie lebten indeß eine Zeitlang in vollem Ueberfluß, doch der Graf Theodor lag ſeinem Geſellen allezeit in den Ohren: Andoloſia wäre beſſer todt als lebendig, damit ſie nicht noch um den Seckel kämen. In ſeinem Herzen hatte er noch ganz andere Gedanken. Er hatte ſich nämlich vorgenommen, ſo wie der Seckel in ſeine Hände gekommen wäre, eilends ſich davon zu machen, und einen Ort aufzuſuchen, wo er vor dem Könige und dem Grafen Limoſi wohl ſicher wäre. Nur von Andoloſia fürchtete er, daß er aus ſeinem Gefängniß entlaſſen, ihm durch ſeine Kunſt, die Lüfte zu durchfliegen, wohl nachkommen könnte, wohin er auch flöhe. Deßwegen ſetzte er dem Grafen Limoſi ſo lange zu, bis er ihm gewährte, was er verlangte. Er gab ihm einen ſeiner Knechte mit und ſchrieb ihm einen Brief, welcher ihm

Vollmacht gab, in das Gefängniß auf der Burg Limoſi zu gehen und mit dem Gefangenen nach ſeinem Gutdünken zu ſchalten. Mit dieſem Briefe und dem Knechte reiſte Graf Theodor ab, nachdem er ſich bei dem Könige beurlaubt unter dem Vorgeben, daß er ſich im Lande und auf den benachbarten Inſeln umſehen wollte, wenn ihm ſolches vergönnt würde. Als er auf der Inſel Limoſi ankam, ward er ſogleich in das Schloß und in das Gefängniß geführt, in welchem Andoloſia gefangen lag. Dieſem waren in dem elenden Kerker Arme und Beine am Blocke ſchier abgefault, als er aber den Engländer erblickte, kam einiger Troſt in ſein Herz, denn er meinte nicht anders, als daß das Verbrechen des Grafen Limoſi an den Tag gekommen wäre, und daß Graf Theodor von dem Könige abgeſandt worden ſei, um ihn zu erlöſen. Aber Andoloſia hatte ſich grimmig getäuſcht, denn der Graf redete ihn mit den Worten an: „Andoloſia, haſt du nicht noch einen ſolchen Seckel, wie du meinem Geſellen gegeben haſt? Gieb mir auch einen!“ Andoloſia erwiderte: „Gnädiger Herr Graf, ich habe keinen zweiten; hätte ich ihn, er würde euch nicht verſagt.“ Theodor ſagte weiter: „Man ſagt, du ſeiſt ein Doctor in der Negromantie und könnteſt in den Lüften fahren und den Teufel beſchwören — ei warum rufſt du ihn nicht jetzt, daß er dir von dannen helfe?“ Andoloſia ſagte: „Ach, gnädiger Herr, ich kann es nicht und habe es nie gekonnt. Mein ganzer Reichthum war jener Seckel, mit dem ihr jetzt Kurzweil habet. Den will ich euch und dem Grafen Limoſi überlaſſen vor Gott und der Welt, und will niemals einen Anſpruch auf denſelben erheben. Ich bitte euch nur um die Ehre Gottes, daß ihr mir, einem elenden Manne aus dieſem Gefängniß helfet und mich nicht hie in meinem Elend vollends umkommen laſſet.“ Der Graf ſagte: „Denkſt du jetzt an dein Seelenheil? Warum haſt du es nicht gethan, als du vor dem Könige und der Königin deinen Hochmuth und deine Hofahrt triebſt, und uns alle über die Schultern anſaheſt? Wo ſind die ſchönen Frauen, denen du ſo ritterlich gedient haſt? Wo ſind ſie, die ſagten, Niemand verdiene den Preis, denn du allein — jetzt rufe ſie dir zu Hilfe! Aus dem Gefängniß möchteſt du erlöſt ſein? — ei ja, ich will dir bald von hinnen helfen!“ Nach dieſen Worten ging Theodor hin, nahm den Knecht, welcher Andoloſia hütete, bei Seite, und verſprach ihm mehre Goldſtücke, wenn er den Gefangenen umbrächte. Der Knecht aber antwortete: „Er iſt ein frommer Mann und wird täglich ſchwächer — er ſtirbt ohnehin bald — ich mag dieſe Sünde nicht auf mich laden!“ Da ſagte der Graf: „So gieb mir einen Strick, ich will ihn ſelber erwürgen. Ich gehe nicht von hinnen, bis daß er todt iſt.“ Der Knecht gab ihm aber auch keinen Strick, um an der Schandthat gar keinen Antheil zu haben. Da nahm der Graf ſeinen Gürtel vom Leibe, legte denſelben dem wehrlos und gefeſſelt daſitzenden Andoloſia um den Hals, und knebelte ihn dann mit dem Heft ſeines Schwertes zuſammen. So ward der fromme Andoloſia ermordet. Nachdem er dieſe Schandthat begangen, und dem Knechte Geld gegeben hatte, damit er den Leichnam fortſchaffte, hielt ſich Graf Theodor nicht länger mehr auf dem Schloſſe zu Limoſi auf, ſondern eilte geraden Weges an den Hof des Königs von Cypern, um hier den Seckel in Empfang zu nehmen, denn das erſte Halbjahr, während deſſen Graf Limoſi den Seckel behalten ſollte, lief eben ab. Theodor freute ſich der Schandthat, die er begangen hatte, und meinte recht klug gehandelt zu haben, denn er ahnte nicht, daß die Kraft des Seckels an das Leben der Söhne Fortunats geknüpft wäre. Nachdem er bei Hofe angekommen war, eilte er ſogleich zum Grafen Limoſi, erzählte dieſem mit kurzen Worten, wie er ſie von ihrem Widerſacher für immer befreit habe, und verlangte den Seckel, denn das erſte Halbjahr ſei abgelaufen. Der Graf von Limoſi holte willig den Seckel, brachte ihn und ſagte: „So oft ich den Seckel in die Hand nehme, dauert mich der arme Andoloſia; du hätteſt ihn nicht erwürgen ſollen, er wäre von ſelbſt bald geſtorben.“ Theodor nahm ihn den Seckel aus der Hand und ſagte: „Ei was, todter Mann macht keinen Krieg!“ und zugleich fuhr er mit der Hand in den Beutel und — zog ſie leer wieder heraus. „Was heißt das?“ ſchrie der Engländer und hielt dem Grafen von Limoſi den Seckel hin. Dieſer nahm ihn, fuhr mit der Hand hinein und heraus, drehte ihn um, beſah ihn von innen und außen — es war der alte Seckel, aber ohne die alte Kraft. Die beiden Böſewichter ſahen einander an und ſprachen lange kein Wort, bis der Graf Theodor herausfuhr: „O du falſcher Bube, willſt du mich ſo ſchändlich betrügen und mir einen andern armen Seckel geben für den goldreichen Seckel? Denkſt du, ich werde mich ſo leicht von dir hintergehen laſſen? Schaffe ſogleich den echten Seckel herbei!" Der Graf von Limoſi verſicherte hoch und theuer, daß dieſer und kein anderer der echte Seckel wäre, den er Andoloſia abgenommen hätte, daß er nicht wüßte, wodurch der Seckel ſeine Kraft verloren — Graf Theodor ſchenkte ihm keinen Glauben, ward immer zorniger und ſchrie endlich: „Willſt du auch an mir zum Böſewicht werden? Das ſoll dir übel bekommen!" und damit zog er vom Leder. Graf Limoſi war auch nicht faul und hatte ſein Schwerdt ſchnell aus der Scheide, und nun gingen die beiden Böſewichter feindlich auf einander los und machten ein ſolches Gepolter, daß die Knechte herbei eilten. Sie ſtießen die Thür auf und riſſen ihre wider einander kämpfenden Herren



auseinander. Da war der Graf von Limoſi zum Tode verwundet; als das ſeine Leute inne wurden, nahmen ſie den Grafen Theodor gefangen und brachten ihn in Gewahrſam. Die Kunde von dem was vorgefallen war, kam alsbald vor den König, und dieſer ließ den gefangenen Grafen Theodor ſogleich vor ſich bringen. Derſelbe wurde um den Grund ſeines Streites mit dem Grafen Limoſi gefragt, und unterdeſſen ließ der König auch den Grafen Limoſi vernehmen. Da verwickelten ſich die beiden Böſewichter in ihren Ausſagen ſo, daß der König die von ihnen begangene Schandthat wohl ahnen konnte. Er ließ den Grafen Theodor auf die Folter bringen und hier geſtand derſelbe alles, wie ſie mit Andoloſia umgegangen wären. Da ward der König um den rechtſchaffenen Andoloſia von Herzen betrübt und entbrannte gegen die Leute, welche ihn ermordet, mit ſeinem ganzen Zorn. Er befahl, daß die beiden Böſewichter ſofort mit zerbrochenen Gebeinen aufs Rad geflochten würden, und wenn der verwundete Graf Limoſi nicht zur Richtſtätte gehen könnte, ſo ſollte er hinaus geſchleift werden, und wäre er todt, ſo ſollte man an ſeinem Leichnam noch das Urtheil vollziehen. Das Urtheil wurde, wie es geſprochen war, ſo vollzogen; die beiden Grafen wurden geradbrecht, und empfingen alſo ihren gerechten Lohn für die an dem guten Andoloſia begangene Schandthat. Während das Urtheil an den beiden Elenden vollzogen wurde, ging auf Befehl des Königs ein Heerhaufen bewaffneter Leute nach der Inſel Limoſi, beſetzte dieſelbe, nahm das Raubſchloß des Grafen und fing alle ein, welche um das an Andoloſia begangene Verbrechen gewußt und es nicht angezeigt hatten. Sie wurden ſämmtlich auf Befehl des Königs an den Mauern des Schloſſes aufgehenkt. Der Leichnam Andoloſias, welchen man in einem Waſſergraben in der Nähe des Schloſſes fand, wurde mit feſtlichem Trauergepränge nach Famaguſta gebracht, und in Beiſein der ganzen königlichen Familie in der ſchönen Kirche beigeſetzt, welche Fortunat erbaut hatte. Hier lagen nun Fortunat und ſeine beiden Söhne bei einander in Einer Gruft. Der König und die Königin, Agrippina und ihr fürſtlicher Gemahl weinten um den guten Andoloſia, und da Ampedo und Andoloſia keine Erben hinterlaſſen hatten, ſo nahm der König den von ihnen hinterlaſſenen

Palaſt und alle Güter in Beſitz. Da fand er in dem Palaſt noch große Reichthümer an Baarſchaft und Kleinodien und koſtbarem Hausgeräth, und der junge König wohnte mit ſeiner ſchönen Gemahlin Agrippina in demſelben Palaſte bis zum Abſterben ſeines Vaters.

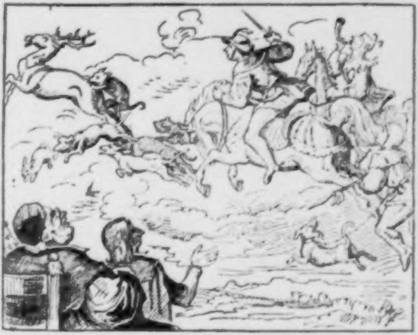
Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Leben, Thaten und Höllenfahrt

des berufenen

Zauberers und Schwarzkünſtlers

Dr. Johann Fauſt.



Volksbücher. 24.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

In früheren Jahrhunderten war in Deutſchland und auch in andern chriſtlichen Ländern der Aberglaube verbreitet, als könne der Menſch mit böſen Geiſtern in eine Verbindung treten, welche ihm die Macht gäben, allerlei außerordentliche Thaten zu thun und ſogar ſeinen Nebenmenſchen Böſes zuzufügen. So wenig dieſe Meinung auch mit der Grundlehre des Chriſtenthums übereinſtimmte, nach welcher die Macht des Teufels durch unſern Herrn und Heiland für immer gebrochen und zerſtört iſt, ſo fand ſie dennoch allgemeinen Anhang und dieſes um ſo mehr, als ſelbſt kluge und in den Naturwiſſenſchaften beſonders bewanderte Männer dadurch jenen Irrthum beſtättigten, daß ſie ſich ſelbſt fälſchlich rühmten, eine übernatürliche Macht über die Geiſter auszuüben. Sie thaten dieß, theils um durch dieſes Vorgeben bei der unverſtändigen Menge ein größeres Anſehn zu gewinnen, theils um ihre Kenntniſſe mit einem undurchdringlichen Schleier des Geheimniſſes zu umhüllen. Hochmuth und Mißgunſt gegen ihre Nebenmenſchen war alſo das, was ſie vorzugsweiſe beherrſchte, und da Hochmuth und Mißgunſt allerdings die ſchwärzeſten Laſter ſind, welche nur Böſes gebären können, ſo hatte ihrerſeits die Menge nicht Unrecht, wenn ſie jene Männer als ſolche bezeichnete, welche ſich dem Urheber alles Böſen, dem Teufel, ergeben hätten und welche darum ewigem Verderben entgegengingen. Man bezeichnete jene Männer als Zauberer, Schwarzkünſtler und Teufelsbanner, das Volk ſtaunte ſie an und ließ ſich von ihnen betrügen, und die Kirche forderte, wo ihre eigene Macht nicht ausreichte, den Arm weltlicher Gerechtigkeit heraus, um ſie zu verfolgen. Oft genug fanden die Schwarzkünſtler auch angeſehene Männer, ſelbſt Fürſten, welche ſie begünſtigten und in Schutz nahmen. Die Schwarzkünſtler gaben ihren Thaten gefliſſentlich den Schein des Wunderbaren, und die unkundige Menge, in welcher die Erzählung ſolcher Thaten von Munde zu Munde ging, ſetzte zu dem, was geſchehen, hinzu und ließ hinweg, wodurch daſſelbe nur noch wunderbarer wurde. Einer der berühmteſten dieſer Schwarzkünſtler, welcher um die Zeit der Kirchenverbeſſerung in Deutſchland lebte, war Johann Fauſt. Er erlangte einen ſolchen Ruf, daß man bald in ganz Deutſchland ſeinen Namen kannte und ſeine wunderbaren Thaten erzählte, ohne zu unterſuchen, ob ſie gegründet wären und welche natürliche Urſachen bei geſchickter Benutzung ſie hervorzubringen im Stande ſein möchten. Später wurde ſeine Lebensgeſchichte verfaßt und in dieſer eine Anzahl der Geſchichten niedergelegt, welche im Munde des Volkes umgingen. Das ſchreckliche Ende, welches Fauſt genommen haben ſollte, wurde erzählt, um alle diejenigen, welche den geheimen Künſten etwa öffentlich oder ins Geheim zugethan wären, zu warnen und abzuſchrecken. Noch gegenwärtig iſt dieſes Buch von großer Bedeutung. Fauſt's Name wird noch jetzt als ein abſchreckendes Beiſpiel menſchlichen Hochmuthes, welcher über Gottesfurcht und Sittlichkeit ſich erhebt, genannt, und ſeine Thaten werden, wenn auch nicht mehr als Wirkungen übernaturlicher Kräfte, doch als ſchlaue Betrügereien erzählt. Man darf hierbei nicht vergeſſen, daß die Einbildungskraft des Menſchen ſehr wohl ſo aufgereizt werden kann, daß der Menſch an ſeine eigenen Lügen glaubt und ſogar die Gebilde ſeiner Phantaſie ſinnlich wahrzunehmen meint. Wer nur erſt an die Macht des Teufels recht feſt glaubt, der kann leicht dazu kommen, ihn mit Augen zu ſehen. Dieſes Buch eröffnet uns zugleich einen Blick in das Treiben und in den geiſtigen Zuſtand einer höchſt wichtigen Vergangenheit, nämlich derjenigen, in welcher in Deutſchland das Werk der Kirchenverbeſſerung unternommen wurde. So kann noch jetzt von ihm geſagt werden, was ihm ſchon vor Jahrhunderten nachgerühmt wurde, daß es zugleich ergötzlich, lehrreich und erbaulich ſei.

Leben, Thaten und Höllenfahrt
des
berufenen Zauberers und Schwarzkünſtlers
Dr. Johann Fauſt.

Fauſt's Geburt und Erziehung.

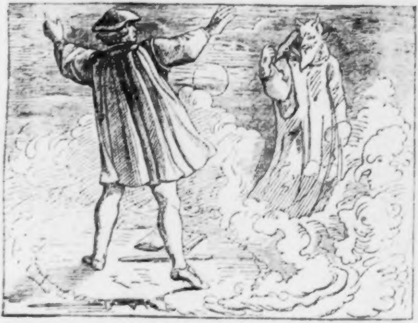
Johann Fauſt ſoll in dem Anhaltiſchen Marktflecken Sandwedel oder Soldwedel geboren worden und der Sohn armer, aber gottesfürchtiger Bauersleute geweſen ſein. Der Bruder ſeines Vaters aber war ein wohlbegüterter Bürger zu Wittenberg und da derſelbe keine Leibeserben hatte und an dem Knaben Johann beſondere Geiſtesanlagen bemerkte, ſo nahm er dieſen zu ſich, erzog ihn wie ſein eigenes Kind, hielt ihn fleißig zur Schule und ſchickte ihn endlich, als er die Jahre hatte, auf die Univerſität zu Ingolſtadt. Hier lag Fauſt mit Fleiß dem Studium der Philoſophie und Theologie ob, ſo daß er nach etlichen Jahren zum Magiſter ernannt und dabei durch ganz beſonderes Lob ſeines bisherigen Wohlverhaltens ausgezeichnet wurde. Wie nun aber in damaliger Zeit alles zauberiſche Unweſen, als Wahrſagen, Verſprechen, Teufelsbannen und dergleichen, gar ſehr im Schwange war, ſo geſchah es, daß Fauſt auch davon allerlei hörte und daſſelbe näher kennen zu lernen trachtete; denn es ſchien ihm ein ganz beſonderes Glück, mächtigen Geiſtern gebieten und durch ihre Hilfe wunderbare Thaten verrichten zu können. Er ſuchte alſo Zigeuner, welche ſchon damals im Lande herumſchweiften und ſich mit Wahrſagen aus der Hand und ähnlichen Künſten beſchäftigten, und andere anrüchige Menſchen auf, welche nach der Meinung des Volkes im Beſitz geheimer Wiſſenſchaften ſein ſollten. In dem Umgange mit dieſem Geſindel und in der Beſchäftigung mit einem durchaus unchriſtlichen Wiſſen verlor er gar bald die Liebe zur Religion und zu dem Berufe eines Theologen. Er gab daher ſein bisheriges Studium auf und wählte dagegen das der Heilkunde. In dieſer war damals der Aberglaube recht eigentlich zu Hauſe: denn man ſuchte nicht ſowohl den menſchlichen Körper und die natürlichen Stoffe, welche auf ihn einen Einfluß ausübten, kennen zu lernen, ſondern ſtrebte vielmehr in Beſitz übernatürlicher oder doch ſolcher Mittel zu kommen, mit denen man einen Einfluß ausüben könnte, ohne über den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung ſich Rechenſchaft geben zu dürfen. So legte ſich denn auch Fauſt mit allem Fleiß beſonders auf die Wiſſenſchaft der Magie, durch welche man glaubte eine willkührliche Herrſchaft über die Geiſter ausüben zu können, ſo wie auf die Wiſſenſchaft von den Geſtirnen und ihrem Lauf und auf die Kunſt, aus der Stellung, welche die Geſtirne zur Zeit der Geburt eines Menſchen gegen einander gehabt hatten, deſſen Glück oder Unglück von Anfang bis zu Ende ſeines Lebens vorauszubeſtimmen. Auch das Kalenderſchreiben ließ er ſich angelegen ſein, d. h. er ſuchte vorherzubeſtimmen, welche Witterung das ganze Jahr über ſein würde, an welchem Tage es gut ſei, Ader zu laſſen, zu ſchröpfen, zu purgiren, welche Conſtellationen der Planeten ſtattfinden würden, u. ſ. w. Durch dieſes Treiben, bei welchem ihm ſein natürlicher Verſtand ſehr wohl zu ſtatten kam, erlangte er bald einen nicht geringen Ruf. Seine Eltern und ſein Oheim, der ihn an Kindesſtatt angenommen hatte, waren mit der Veränderung ſeines Studiums ſehr unzufrieden; da er aber eine große Ueberredungskraft beſaß, ſo wußte er ihnen bald eine gute Meinung von der überaus nützlichen Medicin und von der Sternkunde beizubringen, und ihnen glaubhaft zu machen, daß er dazu ſogar für dieſe Wiſſenſchaften geboren und weit geſchickter für ſie als für die Theologie wäre. Die Ingolſtädtiſche Univerſität ſchien ihm in dieſer Beziehung ſelbſt das beſte Zeugniß zu geben, denn es waren noch nicht drei Jahre verfloſſen, ſo ertheilte ihm dieſe Univerſität den Titel eines Doctors der Medicin, um welchen er angehalten hatte.

Fauſt überläßt ſich einem unordentlichen Leben und ergibt ſich, um daſſelbe fortſetzen zu können, der Magie.

Bisher hatte Johann Fauſt noch ein äußerlich ehrbares Leben geführt und hatte fleißig den Wiſſenſchaften obgelegen. Er that dieſes theils aus wirklicher und nicht zu tadelnder Wißbegierde, theils aus Rückſicht auf ſeinen Pflegevater, den er nicht durch einen unordentlichen Lebenswandel gegen ſich erzürnen wollte, damit ihm die reiche Erbſchaft von demſelben nicht entzogen würde. Kurze Zeit darauf, nachdem Fauſt Doctor geworden war, ſtarb aber ſein Oheim und hinterließ ihm ſein ganzes anſehnliches Vermögen. Fauſt kehrte nach Wittenberg zurück, übernahm die Erbſchaft, und begann nun ein Leben herrlich und in Freuden. Allen Wollüſten der Welt überließ er ſich ohne Zügel und es fehlte ihm nicht an Genoſſen, welche ihm ſein Erbtheil durchbringen halfen. Nach wenigen Jahren war dieſes faſt gänzlich vergeudet, die falſchen Freunde zogen ſich von ihm zurück, als ſie die Abnahme ſeines Wohlſtandes bemerkten, und Fauſt ſah mit Schrecken ein langes Leben voller Entbehrungen vor ſich, indem er den mannigfaltigen Genüſſen entſagen ſollte, an welche er ſich ſo gewöhnt hatte, daß ſie ihm unentbehrlich ſchienen. Er ſann deswegen nach, ob es nicht ein Mittel für ihn gäbe, auch fernerhin den Wollüſten des Lebens nachzuhängen, ohne an mühſeligen Broterwerb zu denken. Er erinnerte ſich ſeiner früheren Beſchäftigung mit der Magie und beſchloß, dieſelbe ernſtlicher zu ſtudiren, bis er die Macht Geiſter zu citiren erlangt hätte, welche ihn dann durch ihre erzwungenen Dienſte aller weiteren Sorge und Arbeit überheben ſollten. Mit einem Fleiße, der eines beſſeren Zweckes würdig geweſen wäre, ging er ſeinem wiederaufgefaßten Studium nach und der Gedanke, daß er bei demſelben ſein ewiges Seelenheil auf's Spiel ſetzte, kümmerte ihn ſehr wenig. Er wendete den Reſt ſeines Vermögens darauf an, eine Menge magiſcher Schriften und allerlei Werkzeuge, deren er zu ſeinem Zwecke bedürftig war, anzuſchaffen. Bald fühlte er ſich ſtark genug, an die Beſchwörung der Geiſter zu gehen; aber ehe er dieſes unternahm, ſuchte er erſt noch mit aſtrologiſchen Künſten ſeine Anlagen zur Magie kennen zu lernen. Nach dem Aberglauben der Zeit ſollte nämlich ein Menſch von Natur geſchickter und fähiger ſein, die Geiſter zu ſehen und zu bannen, als der andere. Fauſt berechnete alſo die Stellung, welche die Geſtirne zur Stunde ſeiner Geburt gehabt hatten, und ſtellte ſich darauf nach den Lehren der Aſtrologie ein Prognoſtikon, welches ganz mit ſeinen geheimen Wünſchen übereinſtimmte. Er fand nämlich, daß er mit ganz beſonderen Fähigkeiten von der Natur ausgeſtattet ſei und daß ihm die Geiſter auf ganz beſondere Art zugethan wären. Seine Einbildungskraft war bereits ſo erhitzt, daß er häufig des Nachts plötzlich erwachte und dann ſeltſame Schatten an der Wand vorüberfahren oder Lichter in ſeiner Schlafkammer um ſein Bette herumhüpfen ſah, oder ſeltſame Stimmen leiſe flüſtern hörte. Noch hatte er zwar nicht den Muth, die Geiſter, welche ihm auf dieſe Art nahten, anzureden; aber trotz dem Grauen, welches er empfand, freute er ſich doch, auf dieſe Weiſe das Prognoſtikon, welches er ſich ſelbſt geſtellt hatte, beſtättigt zu finden.

Fauſt citirt den Satan.

Als ſich Fauſt endlich für vollkommen vorbereitet zu ſeinem großen Werke anſah, beſchloß er daſſelbe zu unternehmen. Zu dieſem Ende begab er ſich an einem heiteren Tage an einen im dichten Walde gelegenen Kreuzweg, von welchem fünf Straßen ausliefen und der etwa eine halbe Meile von Wittenberg entfernt war. Hier harrte er den ganzen Nachmittag, bis die Nacht einzubrechen begann. Dann machte er mitten auf den Kreuzweg einen Reif mit vielen ſeltſamen Zeichen, wie er dieſelben aus den magiſchen Schriften erlernt hatte, und zeichnete in demſelben noch zwei andere Kreiſe. Nun harrte er mit Sehnſucht auf die Stunde der Mitternacht. Sie erſchien, Fauſt trat keck in den mittelſten Kreis und befahl unter ſchändlichem Mißbrauch des göttlichen Namens dem Teufel, zu erſcheinen. Der Gerufene erſchien nicht, aber ſtatt ſeiner kam eine große feurige Kugel, welche auf den magiſchen Kreis ſich zuwälzte und dicht vor demſelben mit einem fürchterlichen Knall zerſprang, und mit einem feurigen Strahl in die Luft fuhr. Fauſt erbebte bei dieſer ſchrecklichen Erſcheinung und war einen Augenblick unſchlüſſig, ob er bei ſeinem gottloſen Unternehmen beharren ſollte. Als aber die Erſcheinung verſchwunden war, ohne ihm Schaden zuzufügen, da war ſein Gelüſt nach Gemeinſchaft mit den unterirdiſchen Geiſtern größer als zuvor und er wiederholte ſeine Beſchwörung mit härteren Worten. Alsbald erhob ſich ein ungeheurer Sturmwind und Wagen, von wildſchäumenden Roſſen gezogen, brauſten daher und fuhren ſchnell wie der Blitz an Fauſt vorüber, daß ihn der Staub der Straße, welcher aufgeworfen worden war, über und über bedeckte. Fauſt war vor Furcht und Grauſen faſt ohnmächtig und wünſchte in ſeinem Herzen tauſend Meilen weit entfernt zu ſein von dem Orte des Schreckens. Als die Erſcheinung vorüber war, erholte er ſich ein wenig und ſah wider Erwarten ein Geſpenſt vor ſeinen Augen, welches langſam um



den Zauberkreis herumwandelte. Er faßte bei dieſem Anblick neue Hoffnung und friſchen Muth und rief dem Geſpenſte zu: „Sage an, du Geſchöpf der Hölle, ob du mich als deinen Herrn und Meiſter anerkennen und mir dienen willſt?“ Das Geſpenſt antwortete: „Ich will dir dienen, aber um welchen Lohn? So lange du lebſt auf dieſer Erde, will ich dir gehorſam ſein und alle deine Wünſche erfüllen, wenn du die Bedingungen eingehſt und hältſt, welche ich dir vorlegen werde. Morgen, in deiner Behauſung ſehe ich dich wieder.“ Fauſt hatte nicht Zeit zu antworten, denn das Geſpenſt war ſchon verſchwunden: aber er war entſchloſſen, alle Bedingungen deſſelben anzunehmen. Er zertrat die magiſchen Kreiſe, welche er gezogen hatte, und eilte, nachdem er mit den Beſchwörungen drei volle Stunden zugebracht hatte, vergnügten Herzens nach Hauſe, denn er glaubte am Ziele ſeines höchſten Wunſches zu ſtehen.

Fauſt erfährt die Bedingungen, unter denen Satan ihm dienen will.

Fauſt fand in ſeiner Wohnung keine Ruhe, denn jeden Augenblick war er gewärtig, den Geiſt erſcheinen zu ſehen, welcher ihm zu kommen verſprochen hatte. Seine Ungeduld ſteigerte ſich mit jeder Stunde, und ſchon machte er ſich Vorwürfe, den Geiſt nicht durch neue Beſchwörungen feſtgehalten zu haben, als er plötzlich — es war in der Mittagsſtunde — hinter dem Ofen ſeines Zimmers einen ſeltſamen Schatten gewahrte, welcher ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe veränderte und ſich bewegte. Sogleich begann Fauſt das Geſpenſt zu beſchwören und ihm zu gebieten, ſich deutlicher zu zeigen. Da ſchaute hinter dem Ofen ein menſchliches Haupt mit einem ſcheußlich grinſenden Geſicht hervor und neigte ſich gegen ihn. Fauſt rief: „Tritt hervor!“ Aber der Menſchenkopf antwortete mit heiſerer Stimme: „Du ſtehſt mir zu nahe und vermagſt meinen Anblick nicht zu ertragen.“ Fauſt ereiferte ſich über dieſe Weigerung des Geſpenſtes und befahl demſelben nochmals unter den härteſten Beſchwörungen, ſogleich in ſeiner ganzen Geſtalt vor ihn zu treten. Im Augenblicke gehorchte ihm das Geſpenſt. Es erſchien mit einem Menſchenhaupte, aber mit einem zottigen Leibe und ſcheußlichen Krallen, einem Bären ähnlich, und zugleich fuhren ſtinkende Schwefeldünſte nach allen Richtungen von ihm aus, welche ſich entzündeten und das ganze Zimmer mit Flammen, Dampf und Geſtank erfüllten. Fauſt bebte und rief dem Geiſte zu: „Weiche zurück!“ Das Geſpenſt gehorchte und nahm ſeine vorige Stellung hinter dem Ofen wieder ein. „Warum,“ ſagte Fauſt, „erſcheinſt du mir in dieſer ſcheußlichen Geſtalt? Nimm eine andere an, in der ich dir nahen kann.“ Da gab ihm der Geiſt dieſe Antwort: „Nein, Sterblicher! denn wiſſe, daß ich ein Fürſt und kein Diener der Unterwelt bin, und keine deiner Beſchwörungen kann mich zwingen, in einer andern Geſtalt zu erſcheinen als in einer ſolchen, die meiner angemeſſen iſt. Aber die geringeren

Geiſter können auch das Gewand menſchlicher Sterblichkeit anlegen, und wenn du es begehrſt, ſo ſoll ein ſolcher den Auftrag erhalten, in jeder irdiſchen Geſtalt, die du ihm auferlegſt, dich zu begleiten und dir in allen Dingen gehorſam zu ſein, wenn du dieſe Bedingungen eingehſt, die hier verzeichnet ſind.“ Damit warf das Geſpenſt Fauſten eine Pergamentrolle zu, welche dieſer aufhob und auf der folgende fünf Punkte verzeichnet waren:

1. Du ſageſt Gott und allen himmliſchen Heerſchaaren ab;
2. Du gelobeſt, den Menſchen Feind zu ſein, beſonders aber aller denjenigen, welche dir dein böſes Leben vorwerfen und verweiſen;
3. Du haſſeſt am meiſten die Prieſter und alle Diener des göttlichen Wortes und leiſteſt ihnen auf keine Weiſe Gehorſam;
4. Du geheſt in keine Kirche und enthältſt dich der Sacramente;
5. Du haſſeſt den Eheſtand und hüteſt dich, ihn jemals zu vollziehen.

Dafür ſollen alle ſinnlichen Genüſſe dir zu Gebote ſtehn, ſo lange du lebſt auf Erden, das iſt von heute ab noch vierundzwanzig Jahre, und ſollſt berühmt werden unter den Menſchen und nicht deines Gleichen haben weder in Kunſt und Wiſſenſchaft, noch in Reichthum und allen Gütern der Erde.

Als Fauſt dieſe Schrift las, ſchlug in ihm das Herz laut in der Bruſt, vor Freude über das Gelingen ſeines Unternehmens, mehr aber noch, weil ihn noch einmal die Stimme ſeines Gewiſſens mächtig mahnte, indem er jene Punkte las, in denen auf das deutlichſte ausgeſprochen war, daß er das Heil ſeiner Seele für immer aufopfern ſolle. Aber die Luſt am Irdiſchen, die Eitelkeit, mit den ſcheinbar ſo mächtigen Geiſtern der Unterwelt im Bunde zu ſtehen, der Trotz auf ein vermeintliches Recht, Gott den Vorwurf machen zu können, daß er Bedürfniſſe in die Bruſt gelegt habe, ohne ihm die Mittel ſie zu befriedigen gegeben zu haben — gelangten in ihm gar ſchnell zum Siege über ſein Gewiſſen, und ſo entließ er den Geiſt mit den Worten: „Wohlan, ich nehme dieſe Bedingungen an und ich will auf dieſes Blatt mit eigener Hand und mit meinem eigenen Blute das Verſprechen, ſie zu halten, ſchreiben. Du kannſt dir die Handſchrift holen, ſobald du willſt; auf dieſem Tiſche ſollſt du ſie finden. Dann ſchicke mir einen mächtigen Geiſt in menſchlicher Geſtalt, der meiner Befehle gewärtig ſei.“ Fauſt winkte und der Geiſt verſchwand.

Fauſt verſchreibt ſich dem Satan.

Als ſich Fauſt wieder allein ſah, ergriff er ein ſcharfes Meſſer, öffnete eine kleine Ader an ſeiner linken Hand und ſchrieb dann mit ſeinem Blute und mit eigener Hand Folgendes nieder:

Ich, Johannes Fauſtus, Doctor, bekenne hier öffentlich am Tage: Nachdem ich jederzeit zu Gemüth gefaſſet, wie die Welt mit allerlei Weisheit, Geſchicklichkeit, Verſtand und Hoheit begabt und allezeit mit hochverſtändigen Leuten geblühet hat; nachdem ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß ich von Gott dem Schöpfer nicht auf gleiche Weiſe erleuchtet bin, nachdem ich gleichwohl aber der Magie fähig bin, auch erkannt habe, daß die himmliſchen Influen, welche bei meiner Geburt gewaltet, mich für dieſelbe beſtimmt haben, nachdem endlich gewiß und am Tage iſt, daß der irdiſche Gott, den die Welt den Teufel zu nennen pflegt, ſo erfahren, mächtig, gewaltig und geſchickt iſt, daß ihm nichts unmöglich; ſo habe ich beſchloſſen und beſchließe, mich zu dieſem irdiſchen Gott zu wenden, und derſelbe ſoll mir nach ſeinem Verſprechen Alles leiſten, was mein Herz, Sinn, Gemüth und Verſtand begehrt und haben will, und ſoll dabei keinen Mangel ſcheinen laſſen: und wenn er mir ſolches ſein Verſprechen erfüllt, ſo verſchreibe ich mich ihm hiermit mit meinem eigenen Blute, welches ich, wie ich allerdings bekennen muß, von dem Gotte des Himmels empfangen habe, und gelobe, dieſen meinen Leib mit allen ſeinen Gliedmaßen, welche mir von meinen Eltern gegeben ſind, ſammt meiner Seele ihm, dem irdiſchen Gotte, feilzutragen, alſo daß ich mich ihm mit Leib und Seele verſpreche. Dagegen ſage ich, vermöge der mir vorgehaltenen Artikel, ab Gott und allen himmliſchen Heerſchaaren und jedem, der Gottes Freund iſt. Zu Bekräftigung meiner Verheißung will ich dieſem allen treulich nachkommen, und wenn die vierundzwanzig Jahre verſtrichen ſind, während welcher der irdiſche Gott mir zu dienen verſprochen hat, ſo ſoll derſelbe dieſes ſein Unterpfand, Seele und Leib, angreifen und darüber zu ſchalten und zu walten Macht haben, und ſoll mir in allem, was ich gelobt und verheißen, weder das Wort Gottes ſelbſt, noch die, welche es bekennen und predigen, hinderlich und im Wege ſeyn, ob ſie mich ſchon bekehren wollten. Zu Urkund dieſer Handſchrift habe ich ſelbige mit meinem eigenen Blute bekräftiget und eigenhändig geſchrieben.

Fauſt lernt ſeinen Diener Mephiſtopheles kennen.

Nachdem Fauſt dieſe Schrift auf das verhängnißvolle Blatt, welches ihm der Teufel hinterlaſſen, geſchrieben hatte, ließ er ſie auf dem Tiſche liegen und eilte hinaus ins Freie um ſein wildaufgeregtes Innere einigermaßen zu beruhigen. Gewiſſensvorwürfe und die ausſchweifendſten Begierden, deren maßloſe Befriedigung nunmehr in ſeiner Gewalt zu ſtehen ſchien, tobten in ſeiner Bruſt. Er rang mit ſich ſelbſt, ob er nach Hauſe eilen und die verruchte Handſchrift vertilgen ſollte, oder ob er Gebrauch machen ſollte von den irdiſchen Vortheilen, welche ihm dieſelbe zuſicherte — und welchen Gebrauch ſollte er machen, was ſollte er zuerſt verlangen und unternehmen? Er hatte gehofft Ruhe und Genuß zu finden durch den Pact mit dem Böſen, und ſchon jetzt, ehe er noch eine Frucht deſſelben gekoſtet, marterte ihn der unerſättliche Heißhunger der Begierde, welcher ihn ſein ganzes Leben hindurch quälen ſollte. Als es dunkel zu werden begann, eilte Fauſt nach Hauſe, um, ſo hatte er nach langem Ringen bei ſich beſchloſſen, die Handſchrift zu vernichten, wenn ſie noch da wäre, oder, wenn ſie hinweg wäre, zum erſten Mal im Genuß der Vortheile, welche ſie ihm zuſicherte, zu ſchwelgen. Der Böſe hatte nicht gezaudert, ſeine Beute in Beſitz zu nehmen — die Handſchrift war verſchwunden. Fauſt's beſſeres Selbſt erbebte, ſeine Sinnlichkeit triumphirte. Indeß wagte er nicht den dienſtbaren Geiſt zu rufen, welchen ihm Satan verſprochen hatte, ſondern harrte ängſtlich, ob er von ſelbſt erſcheinen werde. Er verſchloß das Haus, um ungeſtört zu bleiben, zündete mehre Kerzen in ſeinem Zimmer an und ging mit ungeduldigen Schritten in demſelben auf und nieder. Um ſieben Uhr klopfte es an die Stubenthür: das konnte kein Sterblicher ſein, denn das Haus war verſchloſſen, es war alſo der zugeſagte Diener. Fauſt faßte ſeinen Muth zuſammen und öffnete; da trat eine lange hagere Menſchengeſtalt herein, in ein graues Mönchsgewand gehüllt, und neigte ſich ehrfurchtvoll. Fauſt deutete auf einen Seſſel und nahm ſelbſt gegenüber Platz. Mit einem ſtöhnenden Seufzer ſetzte ſich der graue Mönch und ſagte dann: „Fauſt, warum haſt du mich aller meiner Herrlichkeit beraubt und mich gezwungen, dieß Gewand der Sterblichkeit anzulegen, welches ich einem Grabe habe entlehnen müſſen? Doch, mein Herr hat mir befohlen und ich muß ihm gehorchen und nach ſeinem Willen auch dir — und du ſollſt einen gehorſamen Knecht an mir haben; doch vergiß nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo du der unſere ſein wirſt und wo wir glühende Rache an dir nehmen werden für jeden Frevel, den du jetzt an uns begehſt.“ Fauſt antwortete: „Ich werde es nicht vergeſſen, darum will ich die Zeit genießen, in der ich der Herr bin. Deine

Kleidung gefällt mir nicht, erſcheine künftig in einer andern. Wie iſt dein Name?" — „Nenne mich Mephiſtopheles!" erwiderte der Geiſt. „Wohlan, Mephiſtopheles! was kannſt du thun, um mir das Leben angenehm zu machen? Ich habe mein Vermögen verſchwendet und habe keine Luſt, im Schweiße meines Angeſichts magres Brot zu eſſen." Mephiſtopheles ſagte: „Alles was du begehrſt, ſoll dir werden. Die Tiſche der Fürſten und Könige ſollen für dich geplündert, die Keller der Reichen für dich geleert werden, das Gold in ihren geheimſten Truhen iſt für dich." — „Ich will es nicht," ſagte Fauſt: „habe ich nöthig ein Dieb zu ſein, da der Gott der Erde mir dienſtbar iſt? Nicht ſtehlen ſollſt du für mich, ſondern ſchaffen, wornach mir gelüſtet!" Da lächelte der Geiſt höhniſch und ſagte: „So hätteſt du den Gott des Himmels in deinen Dienſt zwingen ſollen, nicht uns, die erſchaffenen Geiſter. Kein Fürſt der Hölle kann etwas anderes ſchaffen, als nichtigen Schein: die Früchte, welche er für dich ſchafft, machen dich nicht ſatt, der Wein, den er für dich ſprudeln läßt, löſcht deinen Durſt nicht, das Gold, welches er dir wachſen läßt, zeigt ſich bald als das, was es iſt, als werthloſe Kohlen, Laub, Schmutz. Befiehl und in einer Einöde ſoll ein prachtvoller Palaſt erſtehen, die Lüfte Heſperiens ſollen dich umfächeln, gewürzt mit den Düften Indiens, die Blumen aller Zonen ſollen dir entgegenblühen — aber hoffe nicht, daß dieſe Herrlichkeit Beſtand habe; ſie geht vorüber wie ein Traum und iſt auch nichts mehr als eine Täuſchung der Sinne." — „Wie!" ſchrie Fauſt und ſprang zornig auf, „und um dieſen Tand hätte ich meine unſterbliche Seele gegeben, für dieſe Lüge alle Wahrheit meines Geiſtes geopfert? Die Hölle hat mich hintergangen, unſer Pact iſt nichtig. Der Bettler, der die Broſamen auflieſt, die von des Reichen Tiſche fallen, hat mehr als ich, der ich dem Fürſten der Welt gebiete." — „Du vergißeſt," fiel ihm Mephiſtopheles ins Wort, „daß ich dir auch nicht bloß den Schein und Trug der Schöpfungen der Unterwelt zu gewähren gekommen bin, ſondern daß ich dir auch die wirklichen Güter dieſer Welt überliefern will. Nur frage nicht nach den Mitteln, durch welche ich ſie gewinne. Was kümmert es dich, ob ich auf dein Geheiß auf den Fittigen des Sturmwinds durch die Lüfte fahre, um die Früchte des Südens für dich zu brechen, wenn ich das Wild des Waldes in deine Küche treibe oder die Tafel eines Praſſers leer mache, um die deine zu belaſten. Ueberlaß es mir, dich zu kleiden, zu ernähren, zu unterhalten und du ſollſt keinen Mangel verſpüren.“ Dieſe Reden beruhigten Fauſt zwar in etwas, aber doch war er noch zu unmuthig, um jetzt mit dem Geiſt weiter verkehren zu mögen. Er befahl ihm alſo, ſich zu entfernen und ſeiner Aufträge gewärtig zu ſein.

Fauſt beginnt von den Vortheilen des mit ihm abgeſchloſſenen Vertrages Gebrauch zu machen.

Was Fauſt von ſeinem neuen Diener über die Beſchaffenheit der Gaben der Hölle erfahren hatte, wäre wohl geeignet geweſen, ihn zur Beſinnung zu bringen; aber, obſchon er darüber einen tiefen Ingrimm empfand, ſo vermochte er dennoch nicht über ſeine zügelloſen Begierden Herr zu werden. Nachdem er einmal allem Göttlichen in ſich und außer ſich abgeſagt hatte, ſo ſank er nach kurzem Kampfe ſo tief, mit vollem Bewußtſein ein gemeiner Lügner, Betrüger zu werden und dieß um ſo leichter, als er ja keine Entdeckung und Beſtrafung als ſolcher befürchten durfte, ſondern ſich dazu ſeines Dieners als unfaßbaren Helfers bedienen konnte. Noch an demſelben Abend, an welchem ihm Mephiſtopheles zuerſt erſchienen war, rief er ihn wieder zurück und trug ihm, der jetzt in der Tracht eines Dieners erſchien, wie ſie in jener Zeit gewöhnlich war, auf, für ſeine Abendmahlzeit zu ſorgen. Es währte nur wenige Minuten und der Tiſch war mit den köſtlichſten Speiſen und mit den erleſenſten Weinen beſetzt, welche ſich Fauſt wohlmunden ließ. Während der Mahlzeit unterhielt ſich Fauſt mit ſeinem Diener, der ihm rieth, ſeine alten Freunde, die ihm ſein Vermögen hätten verzehren helfen, wieder zu ſich einzuladen und ſie wegen der Treuloſigkeit, mit welcher ſie ihn verlaſſen, dadurch zu beſchämen, daß er ein noch köſtlicheres Leben mit ihnen begönne als je zuvor, als hätte er durch ſeine bisherige Zurückgezogenheit ſie nur auf die Probe ſtellen wollen. Dieſem Rathe des Geiſtes kam Fauſt gern nach, da er ſich lebhaft nach Geſellſchaft ſehnte, und bald ward es in ſeinem Hauſe wieder lebhafter und lauter, denn je zuvor. Seine früheren Freunde kehrten nicht nur ſämmtlich zu ihm zurück, indem ſie die Beſchämung, welche ihnen Fauſt bereitet, ſehr gern verſchmerzten, ſondern es fanden ſich auch bald noch neue dazu. In einer Univerſitätsſtadt, wie Wittenberg war, fehlte es nicht an jungen lebensluſtigen Leuten, welche ein ſo köſtliches Leben, wie Fauſt führte, gern mitmachten; und bei ihm war jeder willkommen, der nur nicht durch unzeitigen Ernſt die unſittliche Luſtigkeit trübte, welcher Fauſt nachjagte und dieß um ſo hitziger, je mehr durch jeden neuen Genuß ſeine Sinnlichkeit aufgeſtachelt wurde und je mehr er zugleich das Bedürfniß empfand, die Stimme ſeines Gewiſſens zu betäuben.

Mephiſtopheles weiß Fauſten, der zu einem Rückſchritt geneigt iſt, noch feſter an die Macht der Hölle zu binden.

Es konnte nicht fehlen, daß Fauſt's Nachbarn bald auf das wiedererwachte luſtige Leben in dem Hauſe des Doctors aufmerkſam wurden; und da ſie nun ſahen, daß er, ohne einzunehmen, nur immer ausgab, daß ſeine Felder brach lagen, ſeine Wieſen verwucherten, und Küche und Keller doch gefüllt waren, daß er ohne eine zahlreiche Dienerſchaft täglich eine Menge von Gäſten auf das üppigſte bewirthete, ſo fingen ſie bald an die Köpfe zuſammenzuſtecken und über die unheimliche Quelle dieſes Reichthums zu munkeln. Mephiſtopheles, welcher dieß gar wohl erfuhr und befürchtete, Kirche und weltliche Macht möchten durch das Gerede der Leute auf Fauſt aufmerkſam gemacht werden und denſelben auf eine oder die andere Weiſe der Gewalt der Hölle entreißen, ſtellte Fauſt vor, wie nöthig es ſei, einen gewiſſen Schein zu beobachten; und obſchon Fauſt in ſeinem Uebermuth zornig war, daß die unterirdiſchen Mächte nicht ſtark genug wären, ihn vor allen Folgen böſen Leumunds ſicher zu ſtellen, ſo mußte er doch zugeben, daß Mephiſtopheles zum Schein ſeine ganz zerrüttete Wirthſchaft wiederherſtellte, Aecker und Wieſen unter ſeiner Aufſicht beſtellen, die Früchte derſelben einſammeln und verkaufen ließ. Hierdurch wurde dem Gerede der Leute bald einigermaßen ein Damm entgegengeſtellt. — Unter den Freunden und Schmarozern, welche Fauſt's Haus beſuchten, waren auch ſolche, welche ſich noch nicht ganz der Sinnenluſt zum Opfer gebracht hatten, ſondern auch an geiſtigen Dingen wenigſtens noch einigen Antheil nahmen. So kam es, daß Fauſt, wenn ſeine Sinnlichkeit ermattet war, mit dieſen Beſſeren unter ſeinen Genoſſen ſich wohl auch zuweilen auf Geſpräche einließ, welche Gegenſtände der Wiſſenſchaft und der Religion betrafen. Weil er von Natur einen ſcharfen Verſtand hatte, und bereits zu gebildet war, um gänzlich in ſinnlichen Lüſten unterzugehen, ſo zogen ihn ſolche Geſpräche allmählig wieder mehr und mehr an; und da er überdieß in der ängſtlichen Sorge des Mephiſtopheles, das böſe Gerede der Nachbarn unwirkſam zu machen, einen Beweis von der Ohnmacht und Kleinlichkeit der Höllenmächte erkannte, ſo begann er auch wieder einſame Stunden aufzuſuchen, um einer höhern Erkenntniß nachzuſtreben. Mit dieſem Antheil an geiſtigen Dingen verband ſich alsbald auch die treue Stimme des Gewiſſens, welche wohl übertäubt werden kann, aber den Menſchen

niemals verläßt. Fauſt verlor ſeine ausgelaſſene Luſtigkeit un
wurde ernſt und nachdenklich, anfangs nur auf Augenblick
bald aber auf Stunden und Tage. Mephiſtopheles, welcher vo
ſeinem Herrn dem Satan nicht nur zum Diener, ſondern mehr no
zum Beobachter Fauſt's, ja zu ſeinem Erzieher für die Hö
angeſtellt war, bemerkte die Veränderung, welche in Fauſt
Weſen vorging, gar wohl und ſuchte ihr mit der dem Teufel eige
thümlichen Liſt entgegenzuarbeiten. Er wußte gar wohl, d
in dieſer Stimmung der gemeine Sinnenkitzel Fauſt nur ekelhaf
die faden Scherze trunkener Geſellen nur langweilig, die frech
Geberden ſchamloſer Dirnen nur widerlich ſein konnten; dah
ließ er Fauſten gern gewähren, wenn er ſich von alledem fe
hielt, verlockte ihn dagegen durch ein anderes Laſter, welch
einem ernſten, in ſich grübelnden Geiſt angemeſſener iſt und we
ches auf die unmerklichſte Weiſe Fauſten allmählig wieder ganz
die Gewalt der vermeintlich von ihm beherrſchten Hölle zurü
führen mußte, — durch das Laſter des Spiels. Erſt durch G
winn, dann durch Verluſte, die immer größer und größer wu
den, reizte er Fauſten, deſſen eingeſchlummerte Leidenſchaft
dadurch aufgeregt wurden. Mephiſtopheles mußte neue u
neue Summen ſchaffen, und Fauſt war voller Ingrimm, d
er, der den Fürſten der Hölle zu gebieten vermocht, der blind
Macht des Zufalls keinen Widerſtand leiſten könne. „Scha
Gold, und immer neues Gold!“ herrſchte Fauſt ſeinem Die
zu; „ich muß dem unerſättlichen Glücke zeigen, daß ich d
ſtärkere bin.“ Aber Mephiſtopheles machte ein klägliches Geſi
und zuckte mit den Achſeln: „Herr, bedenke, wohin das füh
ſoll! Selbſt wir Geiſter der Unterwelt ſind nicht Herren d
Zufalls, und du weißt, daß ich das Geld, welches du v
ſchwendeſt, wo anders hernehmen muß. Der ſtarke Teufel
Habſucht bewacht das Geld, er zürnt mir, denn ich habe
dich ſchon zu viel in Anſpruch genommen. Das Geld, das ſtär

Mittel der Mächte der Unterwelt, ihre Herrſchaft auf Erden ausbreiten, ſie kann es nicht ganz in die Hände, in die Willkühr eines Sterblichen geben, und wenn ihr auch noch ſoviel an dieſem gelegen iſt; darum, Fauſt, mäßige deine Wünſche, gieb das Spiel auf, welches du gegen die Macht des Zufalls nicht durchzuſetzen vermagſt!" Da fuhr Fauſt glühend vor Zorn auf: „Schäbiger, ſchmutziger Hund!" ſchrie er, „biſt du mein Lehrer oder mein Knecht; zur Hölle mit dir armſeligem Teufel und ſchicke mir deinen Herrn und Meiſter, daß ich mit ihm Rechnung abhalte, und ihn zwinge, mir zu willfahren oder den Pact zu vernichten, den ich mit ihm geſchloſſen." „Hier bin ich," rief eine fürchterliche Stimme, ohne daß eine Geſtalt ſich ſehen ließ! „Was iſt uns an einem armſeligen Sterblichen gelegen, der zu ſchwach iſt, ein Verſprechen zu halten, welches er gegeben. Wer iſt treulos geweſen, die Hölle oder du? Du haſt in dem Buche geleſen, welches du verabſcheuen mußt, wenn du mit uns in Verbindung ſtehen willſt, du haſt in Gedanken und Worten mich, den Herrn der Erde, geläſtert und den Herrn des Himmels erhoben, dem du doch für ewig abgeſagt haſt — und nun willſt du frech die Freuden der Welt genießen, willſt maßlos ihr Beſtes und Edelſtes verſchwenden und dabei dem anhangen, der uns flucht und den wir haſſen? Deinen Pact kannſt du zurücknehmen, wann du willſt, elender Sterblicher, kannſt zu dem betteln, von dem du dich losgeſagt haſt ewiglich, und ſehen, ob ihm an einem kläglichen Geſchöpfe von heut und morgen gelegen iſt — aber unſer iſt die Rache und der magſt du nimmer entgehen! Ich bin der Herr der Erde und alle Qualen derſelben ſollen dich heimſuchen, bis deine Zeit vorüber iſt und dann wird der entſcheiden, deſſen Namen ich nicht nennen mag, Er, dem du geflucht haſt: ob du der Seine biſt, oder der Unſere." Ein ſchallendes Hohngelächter folgte dieſen Worten, ſo gräßlich und durch die Seele ſchneidend, daß Fauſt auf einen Seſſel faſt beſinnungslos vor innerem Grauſen hinta melte. Sein Diener Mephiſtopheles unterſtützte ihn und in ſe nen Armen kam er wieder zu ſich. Der übermüthige Fauſt wa ganz kleinlaut geworden. Die Unerſchöpflichkeit der Gnad Gottes konnte ſein Verſtand nicht begreifen, und darum drück ihn der Gedanke zu Boden, daß er ein für allemal der Mach der Hölle verfallen ſei und darum nichts klügeres thun könn als das, was ſie ihm geboten, treu nach den geſetzten Bedingungen zu genießen, ſo lange ſein irdiſches Daſein währte. U nun doch einigermaßen über geiſtige Dinge ſich zu unterrichten nachdem es ihm verboten war, das Wort Gottes zu leſen und übe daſſelbe nachzudenken und mit ſeinen Freunden zu disputiren ſo ließ er ſich von nun an häufig mit Mephiſtopheles in Geſpräch über derartige Dinge ein. Dieſe Geſpräche mußten nothwendi dazu beitragen, ihn immer mehr von der göttlichen Wahrheit, wi ſie in den heiligen Schriften ausgeſprochen und in jedes Menſche Bruſt niedergelegt iſt, abzubringen; denn Mephiſtopheles trug ihm ein ſo ſeltſames Gemiſch von übermenſchlicher Wahrheit und Lüge vor, daß Fauſt demſelben weder mit ſeinem Verſtande widerſprechen, noch mit ſeinem Herzen Beifall ſchenken konnte. Die Folge war, daß er in eine Verwirrung gerieth, welche ihn endlich an einer Möglichkeit der Erkenntniß gänzlich verzweifeln machte, und all ſeinem Wiſſenstriebe eine durchaus äußerliche Richtung gab. Er ſann von nun an einzig darauf, die Menſchen zu hintergehen und durch teufliſche Künſte in Erſtaunen zu ſetzen, um ſich dadurch einen Namen zu machen, und daneben fuhr er fort von Sinnengenuß zu Sinnengenuß mit unerſättlicher Begier zu taumeln. Er begab ſich auf lange und weite Reiſen, um die Welt kennen zu lernen und der Welt ſeine Künſte zu zeigen, kehrte aber immer wieder nach Wittenberg zurück und dieß ſo ſchnell und oft, daß ſeine nächſten Nachbarn nicht ſagen konnten, ob er dort [illegible]ig ſei oder nicht. Er reiſte nämlich durch die

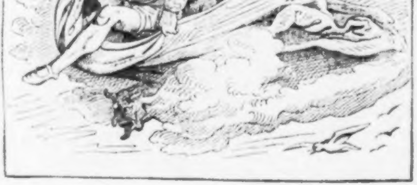
Univ. Bibl. München

Kraft ſeines dienſtbaren Geiſtes ſchneller als mit den Flügeln des Windes; es heißt, er durfte nur ſeinen Mantel ausbreiten und derſelbe trug ihn ſicher durch die Lüfte, wohin er wollte. Aus ſeinem Wanderleben werden mancherlei Geſchichten erzählt, aus denen man die Macht der Täuſchung, zugleich aber auch die Armſeligkeit der Gaben der Hölle, ſobald es auf Wirklichkeit ankommt, kennen lernt. Wir wollen einige dieſer Sagen nach den alten Berichten mittheilen.

Fauſt beſucht mit drei Freiherrn das churfürſtliche Beilager zu München.

Auf der Univerſität Wittenberg ſtudirten drei junge Freiherrn, welche ſich an Fauſt angeſchloſſen hatten. Dieſe waren eines Tages bei ihm und ſprachen davon, daß in dieſen Tagen der Churfürſt von Baiern ſein Beilager zu München halte, bei dem es ſehr hoch hergehen werde. Sie ſagten, daß ſie wohl wünſchten bei dieſer Gelegenheit in München ſein und die Feſtlichkeiten mit anſehen zu können. „Nun, und warum wollet ihr nicht hin?“ fragte Fauſt. „Jetzt,“ ſagten ſie, „iſt es zu ſpät, und die Reiſe früher zu unternehmen ging nicht an, da ſie uns mit dem langen Hin- und Herwege allzuviel Zeit weggenommen haben würde.“ „Ei,“ erwiderte Fauſt, „wenn ihr ſo große Luſt habet, das churfürſtliche Beilager zu ſehen, ſo kann ich das wohl noch möglich machen.“ Die jungen Freiherrn, welchen wohl bekannt war, daß Fauſt ſehr erfahren in der Magie ſei, horchten hoch auf und baten ihn dann dringend, er möchte ihnen doch, wenn er es könnte, behilflich ſein, ihre Neugierde zu befriedigen. Fauſt ſagte: „Recht gern will ich es thun, aber ihr müßt mir Dreierlei geloben: erſtens gegen Jedermann zu verhehlen, wie ich euch dahin gebracht habe; zweitens ohne Furcht und Zagen zu thun, was ich euch heiße, und drittens beim fürſtlichen Beilager zu München, gleichwie auf der Hin- und Herreiſe kein Wort zu ſprechen. Gelobt ihr dieß, ſo will ich

ſogleich für feſtliche Kleider ſorgen, in einer Stunde ſind wir i
München, wo man ſich eben zum Kirchenzuge rüſtet, und nac
dem Hochzeitmahle, ſobald ich rufe: Wohl auf! faſſet ihr me
nen Mantel und wir ſind eine Stunde ſpäter wieder hier.“ D
Edelleute gelobten Fauſt Alles, was er von ihnen verlangte, pünkt
lich zu vollziehen, und Fauſt befahl ſeinem Diener, Feſtkleider fü
ſie herbeizuſchaffen. Mephiſtopheles brachte ihnen die koſtbarſte
Gewänder, in denen man ſie nothwendig für Herren vom vor
nehmſten Stande halten mußte. Nachdem ſie angekleidet waren
breitete Fauſt ſeinen Mantel auf der Erde aus, hieß die Fre
herrn ſich auf denſelben ſtellen, trat zu ihnen und rief: Wohl auf
Da hob ſich der Mantel auf, ſchwebte empor durch das Hau
hindurch, als wäre es offene Luft geweſen, und fort durch die Lüf
mit reißender Geſchwindigkeit, daß den drei jungen Herren ga
angſt und bange wurde und ſie ſich feſt an einander und an Fau
anklammerten. Es war noch keine Stunde verfloſſen, da lie



ſich der Mantel mit ihnen im Schloßhofe zu München nieder, ohne daß ſie von Jemand geſehen wurden. Sie ſtiegen wohlbehalten aus und gingen nach der großen Pforte, an welcher der churfürſtliche Hofmarſchall ſtand, um die zahlreichen vornehmen Gäſte zu empfangen, welche zum Feſte erſchienen. Als derſelbe die prachtvollgekleideten Herren erblickte, neigte er ſich bis zur Erde, denn er glaubte nicht anders, als daß ſie fürſtliche Perſonen wären, und befahl etlichen Hofjunkern ſie nach dem Audienzſaale zu führen. Auch hier wurden ſie mit vieler Ehrerbietung empfangen; bald aber fiel es Jedermann auf, daß ſie auf alle Anreden und Fragen nur mit ſtummen Verneigungen antworteten und überhaupt kein Wort redeten. Sie nahmen indeß an allen Feſtlichkeiten zu Ehren des fürſtlichen Beilagers Theil, bis man ſich gegen Abend zur Tafel ſetzte. Da wurde, nachdem alle Anweſenden Platz genommen hatten, in ſilbernen Becken das Handwaſſer herumgegeben, und einer der jungen Freiherrn, deſſen ganze Seele ſchon von den leckren Genüſſen der Tafel, die ihm entgegendufteten, eingenommen war, nahm das Handwaſſer und ſagte, indem er das Becken zurückgab: „Ich danke für erwieſene Ehre!“ Sogleich erhob ſich Fauſt, breitete ſeinen Mantel aus und rief: „Wohlauf! Wohlauf!“ Seine Begleiter hatten ſchon ſeinen Mantel erfaßt und im Nu war Fauſt mit ihnen den Blicken aller Gäſte entſchwunden. Nur Einer war zurückgeblieben; es war der, welcher ſich vergeſſen und geſprochen und welcher im Schrecken über ſein unvorſichtiges Wort verſäumt hatte, Fauſt's Mantel im rechten Augenblicke zu faſſen. An der churfürſtlichen Tafel war, im Erſtaunen über dieſe merkwürdige Erſcheinung, Alles aufgeſprungen. Viele hatten die auffallenden ſtummen Fremden ſchon den ganzen Tag über beobachtet; nun, nachdem drei von ihnen durch offenbare Zauberei verſchwunden waren, hielt man den vierten feſt, um Aufſchluß über die ſeltſame Begebenheit zu erlangen.

Dieſer aber hatte ſich ſchnell wieder geſammelt und beſchloſſe
was auch mit ihm geſchehen möchte, doch kein Wort mehr
ſprechen; denn er hoffte, daß Fauſt ihn nicht im Stiche laſſ
würde, wenn er ihn nur nicht verriethe. Als er ſelbſt be
Churfürſt, der ihn vor ſich kommen ließ und ihn befragte, ni
antwortete, wurde derſelbe zornig und befahl ihn ins Gefängni
zu werfen. Hier durfte er jedoch nicht lange verweilen, de
Fauſt, welcher meinte, daß der Jüngling für ſein unbedacht
Wort hinlänglich beſtraft ſei, kehrte noch in derſelben Na
nach München zurück, verſenkte die Wachen des Gefängniſſ
in tiefen Schlaf, drang durch die verſchloſſenen Thüren, a
gäbe es keine Schlöſſer und Riegel, umfing den jungen Fr
herrn mit ſeinem Mantel und war eine Stunde ſpäter mit il
wieder in Wittenberg.

Fauſt überraſcht ſeine Freunde in Erfurt.

Von Fauſt's ſchneller Art zu reiſen, werden auch ſonſt n
Beiſpiele erzählt. So befand er ſich einſtmals zu Prag und wä
rend deſſen gab einer ſeiner Freunde zu Erfurt, an welchem O
ſich Fauſt ſehr bekannt gemacht hatte, einen großen Schma
Faſt alle Anweſenden waren Trink= und Spielgenoſſen Fauſt
Als die Geſellſchaft fröhlich zu werden anfing, ſtand der W
auf, ergriff das Glas und ſagte: „Werthe Freunde! in un
rem luſtigen Kreiſe fehlt der beſte Kamerad, dem wir ſchon ma
che muntere Stunde verdanken. Laßt uns ſeiner mit einem tü
tigen Trunke gedenken, und wenn er, der mehr vermag als
anderer Sterblicher, uns hören kann, ſo ſei er hiermit gelad
in unſerer Geſellſchaft zu erſcheinen.“ Die ganze Geſellſch
ſtimmte mit dieſem Wunſch überein und trank unter lautem
ben auf Fauſt's Wohlergehen. Es war darauf kaum eine V
telſtunde vergangen, man ſprach noch von Fauſt und erzä
ſich mancherlei wunderliche Schnurren von ihm, da hörte n

draußen auf der Straße einen ſchnellen Hufſchlag und gleich darauf ein lautes Pochen an der Hausthür. Nach kurzer Friſt kam ein Diener herauf und meldete, vor der Thür halte Dr. Fauſt zu Pferde und bitte um Einlaß. Die Gäſte ſahen einander verwundert an und manchem ward ſo unheimlich zu Muthe, daß er ganz blaß wurde. Der Hausherr aber ſagte: „Biſt du betrunken Kerl? Dr. Fauſt iſt jetzt in Prag.“ Zugleich ging er zögernden Schrittes zum Fenſter, öffnete es und ſchaute hinab. Da ſah er denn beim klaren Schein des Mondes den Dr. Fauſt leibhaftig auf einem dürren, ſchwarzen Gaule ſitzen und hörte, wie ihm derſelbe zurief: „Da bin ich, lieben Freunde, macht nur auf! Ihr habt ſo herzlich mein begehrt, daß ich nicht umhin konnte, euch zu willen zu ſein; doch habe ich nicht lange Zeit und muß vor Sonnenaufgang wieder in Prag ſein.“ Nun eilten Alle herunter, um den ſeltſamen Gaſt zu bewillkommnen, indeß jeder Schreck und Angſt, ſo gut es ging, unter ausgelaſſener Luſtigkeit zu verbergen ſuchte. Fauſt übergab ſein ſchäbig ausſehendes Pferd einem Knecht und kehrte mit unbefangener Luſtigkeit von den Freunden begleitet in den Saal zurück. „Laßt euch nicht ſtören,“ ſagte er zu den ſichtlich Verſtörten; „ich habe euch aus Dankbarkeit für eure freundliche Geſinnung etwas Gutes mitgebracht.“ Er heiſchte von einem der Diener einen Bohrer, bohrte in den Tiſch vier Löcher und verſtopfte ſie mit Brotkügelchen. Darauf rief er: „Nur Gläſer her! Hier iſt edles Getränk aus Ungarn, Cyprus und Samos, auch Malouſier, wähle jeder nach Belieben.“ Er zog die Pfropfe aus den Löchern und es ſprudelte der edelſte Rebenſaft, den die Kenner alsbald für echt anerkannten. Da verſchmähte keiner das Geſchenk, und jeder füllte ſein Glas wieder und wieder, wie es ihm eben behagte, bald mit dieſem, bald mit jenem Wein. In der ausgelaſſenſten Luſtigkeit ging alle unheimliche Bangigkeit unter und keiner dachte ſchier mehr daran, auf wie ſeltſame Weiſe Fauſt unter ihnen erſchienen ſei, als der Sohn des Wirths her-

eintrat und zu Fauſt ſagte: „Doctor, was habt Ihr für e
gefräßiges Thier, das iſt ſo verhungert, daß es ſchon de
ganzen Hafer aufgefreſſen hat, den wir im Hauſe gehabt, wo
an wohl zwanzig Pferde eine Woche genug gehabt hätten, un
immer ſchreit es noch nach mehr.“ — „Das will ich wo
glauben,“ erwiderte Fauſt: „das arme Luder hat lange nic
gefreſſen, denn es hat wohl ſchon über ein Jahr vor Prag au
dem Schindanger gelegen. Nun aber mag es genug haben.“
Indem wieherte das Pferd unten im Stalle ſo laut, daß e
Jedermann im ganzen Saale vernahm. „Aha,“ ſagte Fauſ
„mein Pegaſus ruft. Lebt wohl, werthe Freunde, und wen
etwa einer von euch nach Prag begehrt — mein guter Rap
bringt ihn auch noch mit fort und in einem Stündchen ſind w
dort.“ Indeß hatte Keiner Luſt, den gefährlichen Ritt mit Fau
zu thun. Während des Abſchiednehmens wieherte der Gaul zu
zweitenmal und als er zum drittenmal wieherte, ſchwang ſi
Fauſt auf ſeinen Rücken und dahin ging es in einem ſauſende
Galopp, daß den Zuſchauern die Haare zu Berge ſtanden. I
einem Augenblicke waren Roß und Reiter nicht mehr zu ſehen
Der Pförtner am öſtlichen Thore der Stadt meldete am Morge
ſchreckenbleichen Antlitzes dem Bürgermeiſter zu Erfurt: ku
vor Sonnenaufgang ſei ein Reiter die Straße dahergeſpreng
der habe nicht abgewartet, bis man ihm das Thor eröffne
ſondern ſei mit ſeinem ſchwarzen Pferde darüber hinweggeflogen
Eine ähnliche Geſchichte hatte der Thorwächter von Prag z
erzählen.

Fauſt ſucht mit ſeinen Geſellen den Keller des Biſchofs von Salzburg heim.

Mit Hilfe ſeiner Geiſter und beſonders ſeines ſtets in ſich
barer oder unſichtbarer Geſtalt ihn begleitenden, gehorſamen Di
ners Mephiſtopheles konnte Fauſt jeden Gegenſtand benutzen, u

ſchneller als auf einem Flügelroſſe mit ihm fortzukommen. Einſt bewirthete er zur Faſtnachtszeit einige luſtige Geſellen in ſeinem Hauſe zu Wittenberg. Sie ſaßen bis in die Nacht hinein bei der Tafel und ließen ſich's wohl ſein. Die Speiſen waren köſtlich und der Wein vortrefflich. Da ſagte einer der Geſellen: „Doctor, ihr habt einen guten Keller, aber der des Biſchofs von Salzburg iſt doch wohl noch beſſer, denn es heißt, der hochwürdige Herr hege den beſten Wein in der ganzen Chriſtenheit.“ — „Nun,“ antwortete Fauſt, „es kommt auf eine Probe an; wir wollen den Wein des Biſchofs kennen lernen, wenn es euch recht iſt.“ — „Wie mag das geſchehn?“ fragte jener. „Kommt mir nur nach, wir wollen ſchon den Weg in den Keller des geiſtlichen Herrn finden.“ So ſagte Fauſt, indem er vom Tiſche aufſtand. Seine Gäſte folgten ihm, neugierig, was Fauſt wohl im Sinne haben möge. Der führte ſie hinunter in den Garten und hieß einen hinter dem andern an einer Leiter emporſteigen, welche an einem Baume lehnte; dann ſtellte er ſich ſelbſt auf die unterſte Sproſſe und rief: „Nun haltet euch feſt; die Reiſe geht fort!“ Er hatte kaum ausgeſprochen, ſo hob ſich die Leiter mit der ganzen Geſellſchaft in die Lüfte und nach kurzer Zeit befanden ſie ſich im Keller des Biſchofs von Salzburg. Fauſt ſorgte für Licht und ſo ließen ſich die muntern Geſellen behaglich bei den vollen Fäſſern des Biſchofs nieder, tranken und ſangen mehre Stunden lang, bis plötzlich die Thür des Kellers ſich öffnete und der dicke Kellermeiſter des Biſchofs hereintrat, entweder weil er den Lärm gehört oder weil er ſelbſt noch eine Anwandlung von Durſt verſpürt hatte. Der dicke Kellermeiſter ſperrte Maul und Augen auf und wollte eben durch ein Zetergeſchrei ſeine Knechte gegen die Diebe zu Hilfe rufen, als ihn Fauſt am Schopfe packte und ihn zu der Leiter hinzog, welche die andern Faſtnachtsbrüder ſchon beſtiegen hatten. Im Hui war die Leiter mit den luſtigen Vögeln hoch in den Lüften und der arme Kellermeiſter zappelte gar erbärmlich zwiſchen Himmel und Erde. Als ſie über einem mächtigen Walde ſchwebten, da ließ Fauſt den halbtodten Kellermeiſter los, welcher glaubte, nunmehr ſei ſein letzter Augenblick gekommen und einen gellenden Schrei ausſtieß. Das Glück war ihm aber günſtig, daß er in den Zweigen eines gewaltig hohen Tannenbaums hängen blieb. Er klammerte ſich dort feſt, ſo gut er konnte, und ſtarrte mit Entſetzen in die Tiefe, die noch unter ihm lag. Da er aber keine große Uebung im Klettern beſaß, ſo ſah er keine Möglichkeit, von der ſchwindelnden Höhe herunterzukommen, und that alſo das einzige, was er zu ſeiner Rettung unternehmen konnte: er ſchrie ſo kläglich und anhaltend, daß er in einer halben Stunde ganz heiſer geworden war. Da ging endlich die Sonne auf und nach einer Weile kam auf der Landſtraße ein vierſpänniger Wagen dahergefahren. Der Kellermeiſter nahm ſeine letzten Kräfte zuſammen und ſchrie um Rettung. Der vornehme Herr, welcher im Wagen ſaß und welcher niemand anders als der Biſchof von Salzburg war, ließ anhalten und ſchaute zum Wagen heraus, wo das Jammergeſchrei herkäme. „Um aller Heiligen Willen, Kellermeiſter, was wandelt euch an, daß ihr des Nachts auf die Bäume ſteigt, um Vogelneſter auszunehmen? Iſt das eine Paſſion, die ſich zu eurem Amte und zu eurem dicken Bauche ſchickt?“ Der kläglich ſtöhnende Kellermeiſter war nicht ſo leicht vom Baume herunterzubringen, wie er hinaufgekommen war. Die Bauern vom nächſten Dorfe mußten requirirt werden mit Leitern und Stricken und der ſchwindlige dicke Mann mußte an einem Seile wie ein Eimer in den Brunnen zur Erde niedergelaſſen werden. Als er aber nun den Biſchof, welcher dem Halbtodten einen Platz auf dem Rückſitz ſeines Wagens vergönnt hatte, berichtete, was ihm begegnet ſei, und wie die Diebe, welche mit Hilfe des Satans in den Keller des Hochwürdigen gedrungen und wieder daraus entſchlüpft ſeien, wohl die beſten

Fäſſer möchten angezapft haben, da verging dem geiſtlichen Herrn aller Spott über ſeinen armen Kellermeiſter und er wurde ſchier nicht minder bekümmert als dieſer. Indeß lagen Fauſt und ſeine Kumpane längſt zu Wittenberg in ihren Betten und verſchliefen den Rauſch, den ſie ſich im Keller des Biſchofs von Salzburg angetrunken hatten.

Fauſt prellt einen Juden.

Nicht ſelten beluſtigte Fauſt ſich und ſeine Geſellen auf Koſten Anderer, wohl auch um eines Vortheils willen, den er nicht hätte miſſen können. So lieh er einſt von einem Juden in Wittenberg ſechzig Gülden und verſprach demſelben ſchriftlich, dieſe Summe binnen eines Monats zurückzuzahlen, oder ihm dann eines ſeiner Beine zum Pfande zu geben. Als nun der beſtimmte Tag erſchienen war, verſammelte Fauſt einige ſeiner Freunde bei ſich und ſagte zu dem Juden, als derſelbe in Geſellſchaft eines ſeiner Glaubensgenoſſen erſchien, daß er ihn nicht bezahlen könne. Der Jude berief ſich auf die Verſchreibung; aber nun erwiderte ihm Fauſt, daß er ſich nur, wie feſtgeſetzt worden, an eines ſeiner Beine halten möchte. Zugleich legte er ſich auf ein Ruhebett und reichte dem Juden eine Säge mit dem Begehren, ihm eines ſeiner Beine abzuſchneiden. Der Jude, durch Fauſt's Weigerung und durch den Spott der Anweſenden gereizt, ließ ſich bethören, wirklich zu thun, was Fauſt begehrte. Er ſchnitt demſelben das eine ſeiner Beine ab und verließ, während ſich Fauſt ſehr kläglich gebärdete, das Zimmer, indem er den abgeſchnittenen Fuß mit ſich nahm. Unterweges bekamen aber die Juden Angſt, wie es ihnen ergehen möchte, wenn Fauſt in Folge des großen Blutverluſtes und der Wunde ſtürbe. Als ſie daher über die Elbbrücke gingen, ſo warfen ſie das abgeſchnittene Bein in den Fluß. Fauſt, welcher durch ſeinen dienſtbaren Geiſt erfuhr, was der Jude gethan hatte, ließ ſogleich durch einige ſeiner Freunde unter

Androhung gerichtlicher Belangung die Juden wieder in ſeine Wohnung zurückholen und ſagte zu ſeinem Gläubiger: „Jude, einer meiner Freunde hat mir das Geld geliehen, welches ich dir ſchuldig bin, hier liegt es; nun gieb mir aber auch mein Bein zurück.“ Der Jude ſagte, daß er das todte Bein, als ein nutzloſes Glied, in die Elbe geworfen habe, und wollte voller Freude ſein Geld einſtreichen; aber nun beſtand Fauſt darauf, daß er erſt ſein verpfändetes Bein zurück haben wolle, ja er drohte dem Juden, ihn bei den Gerichten zu verklagen, weil er ihm das Pfand widerrechtlich vorenthalte. Da mußte ſich denn der Jude aufs Bitten legen und am Ende glücklich ſein, gegen Aufgeben ſeiner Geldforderung loszukommen. Fauſt aber ging noch denſelben Tag wieder auf ſeinen zwei Beinen, ohne das abgeſchnittene aus der Elbe herausgefiſcht zu haben.

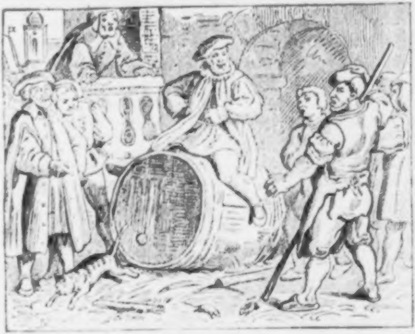
Fauſt betrügt einen Roßtauſcher.

Auf ähnliche Weiſe befreite ſich Fauſt von einem Roßtauſcher, dem er ein Pferd verkauft hatte, welches ſich, als es der Händler in die Schwemme ritt, in einen Strohwiſch verwandelte. Der Roßtauſcher ging voller Wuth in die Schenke, in welcher er Fauſten verlaſſen hatte, um demſelben das Kaufgeld wieder abzufordern, und fand ihn auf einer Bank ausgeſtreckt und ſchlafend. Er ſchrie ihn an und da er nicht hörte, ſo packte er ihn am Fuße, um ihn von der Bank herunterzureißen. Aber wie erſchrak er, als er Fauſt's Bein in den Händen behielt, und Fauſt nun ein lautes Geſchrei um Hilfe erhob! Da machte ſich der betrogene Pferdehändler eilig aus dem Staube, um nicht den Gerichten in die Hände zu fallen, und ließ ſein Geld im Stiche.

Fauſt reitet ein Faß aus Auerbachs Keller in Leipzig.

Häufig kam es vor, daß Fauſt für gutes Geld Pferde, Schweine und dergleichen verkaufte, welche ſich nachher in werthloſe Gegenſtände, wie Strohbündel, verwandelten. Auch bezahlte er häufig Wirthe und Andere, denen er ſchuldig war, mit blankem Gelde, das ſich nach einigen Tagen als Spreu, Hornſcheiben und dergleichen zeigte.

Einſt war Fauſt mit einigen Studenten zur Meſſe von Wittenberg nach Leipzig gefahren und ging mit denſelben durch die Stadt, um ſich die reichen Kaufmannsgüter zu beſehen. Da kamen ſie denn auch zu Auerbachs Keller, in der Nähe des Marktes, wo einige ſtarke Knechte eben damit beſchäftigt waren, ein ſehr großes und ſchweres Faß Wein aus dem Keller heraufzuſchroten. Die Knechte ſtrengten alle ihre Kräfte an, um das Faß mit Hebebäumen und Winden in die Höhe zu bringen, es wollte ihnen aber nicht gelingen. Da ſagte Fauſt, welcher mit ſeinen Gefährten ſtehen geblieben war, ſo laut, daß es die Küfer hören mußten: „Nun ſeht, dieſe ſchwächlichen und ungeſchickten Kerle bringen das Fäßchen da nicht herauf, wozu ein einziger Mann genug wäre, wenn er die Sache recht anzupacken verſtände.“ Als das die Küfer hörten, wurden ſie unwillig und ſchalten Fauſt einen Gecken und Schwadronirer, der ſich lieber um ſein Tintenfaß bekümmern als hier Maulaffen feil haben ſolle. Die Studenten, welche Fauſt begleiteten, gaben den Küfern ähnliche grobe Redensarten zurück und ſo entſtand ein Gezänk, welches viele Leute herbeizog und eben in eine Prügelei ausarten wollte, als der Herr des Kellers erſchien, ſeinen Knechten Ruhe gebot und ſich nach der Urſache des Streits erkundigte. Als er dieſelbe vernommen, ſagte er zu Fauſt: „Seid ſo gut und entfernt euch mit euren Begleitern und laſſet künftig ſolche Scherze unterweges.“ Fauſt erwiderte: „Ihr irrt euch, Herr; ich habe keinesweges geſcherzt.“ — „Nun,“ ſagte der Weinhändler ganz unwillig, „ſo ſchafft doch in Teufels Namen das Faß allein herauf und wenn ihr's könnet, ſo mögt ihr's behalten." Fauſt rief alle Umſtehenden zu Zeugen auf, daß ihm der Weinhändler das Faß mit Wein geſchenkt habe, ſtieg dann hinunter in den Keller und ſetzte ſich rittlings auf das Faß. Siehe, da begann ſich dieſes zu bewegen und kam wie ein gehorſamer Gaul



mit Fauſt die Treppe herauf. Die Leute, welche das mit anſahen, ſchlugen vor Erſtaunen die Hände über dem Kopfe zuſammen, die Küfer kratzten ſich hinter den Ohren, der Weinhändler ſchrie, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, Fauſt aber ließ das Faß, welches nach aller Anweſenden Zeugniſſe ihm gehörte, in ein Wirthshaus ſchaffen und zechte den guten Wein, welchen es enthielt, mit ſeinen Kamraden und mit vielen Leipziger Einwohnern und Meßfremden unter lautem Jubel aus.

Fauſt zeigt den Studenten von Erfurt die Homeriſchen Helden.

Längere Zeit hielt ſich Fauſt in Erfurt auf, wo damals auch eine berühmte Univerſität war. Von derſelben erlangte Fauſt die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten. Da erklärte er denn den Studenten, welche ſich in großer Anzahl um ihn verſammelten, die Gedichte Homers und beſchrieb ihnen die homeriſchen Helden mit der größten Genauigkeit, indem er ſich rühmte, dieſelben durch die Kunſt der Magie mit eignen Augen geſehen zu haben. Die Studenten baten ihn nun, doch auch ihnen den Anblick jener berühmten Helden zu verſchaffen und Fauſt beſchied die Studenten mit dem Verſprechen, ihren Wunſch zu erfüllen, auf einen Tag in ſeine Behauſung. Hier führte er ſie in eine dunkle Kammer, befahl ihnen ſich ruhig zu verhalten und rief einen der Homeriſchen Helden bei Namen, dann den andern und ſo fort. Sowie er rief, trat alsbald der Gerufene hervor, ging durch das Zimmer als ob er lebendig geweſen wäre und verſchwand dann wieder. Zuletzt rief Fauſt auch den Rieſen Polyphem, welcher in der ſcheußlichſten Geſtalt erſchien. Er war von ungeheurer Größe, hatte ein einziges, großes Auge mitten auf der Stirn und einen langen rothen Bart, über welchen Blut herunterrann, denn er kaute noch über einem Menſchen, deſſen Beine ihm zum Munde herauszappelten. In der Hand trug er eine große Keule, mit welcher er mehrmals ſo gewaltig aufſchlug, daß das ganze Haus zitterte. Um den ohnehin ganz erſchrockenen Studenten noch mehr Furcht einzujagen, ſtellte ſich Fauſt als ob er das Ungeheuer nicht wieder zu bannen vermöchte. Da erhoben die Studenten ein ſchreckliches Angſtgeſchrei und rannten durcheinander, indem ſie Fauſt beſchworen, ſie von dem Ungethüm zu befreien. Nachdem ſie Fauſt endlich erlöſt und entlaſſen hatte, erfüllten ſie die ganze Stadt mit ihrem Geſchrei, ja ſie erzählten, daß der Rieſe bereits zwei von ihnen zwiſchen den Zähnen gehabt hätte, um ſie zu verſpeiſen. Die Geiſtlichkeit der Stadt eiferte nun gegen Fauſt als einen verruchten Zauberer und ſendete den Franziskaner Guardian Dr. Klinger an ihn ab, um ihn zu bekehren und ihn der Macht des Satans zu entreißen. Fauſt aber ſchickte den ehrwürdigen Guardian mit Spottreden wieder heim, worauf ihn dieſer förmlich dem Teufel übergab, der Rath der Stadt Erfurt aber ihn aus der Stadt verwies, in welche Fauſt dennoch ſo oft zurückkehrte, als es ihm beliebte.

Fauſt bezaubert Kühe, daß ſie nicht ſchreien können.

Zu Heilbronn ſaß Fauſt mit Andern zu Tiſche und war im lebhaften Geſpräch begriffen, als der heimkehrende Hirt die Kühe vor den Fenſtern vorübertrieb. Das Vieh brüllte, wie ſeine Art iſt, und zwar ſo, daß das Geſpräch bei Tiſche ſtockte, weil man ſeinen Nachbar kaum ſprechen hörte vor dem Gebrüll der Thiere. Da rief Fauſt unwillig: „Ei daß dem Hornvieh doch die Mäuler ſtillſtänden!“ und ſogleich verſtummten alle Kühe, denn die Mäuler blieben den ſchreienden offenſtehen, ohne daß ſie einen Laut hervorzubringen vermochten. Als aber die Kühe zu den Ställen kamen, da erhoben die Mägde ein noch ärgeres Geſchrei, als zuvor die Kühe: „Elſe, Marie, Lieſe, Grete, hat deine Kuh auch die Maulſperre? Ach daß ſich Gott erbarme, was iſt ihnen geſchehen!“ Da mußte Fauſt, um den Mägden das Maul zu ſtopfen, den Bann von den Mäulern der Kühe wieder aufheben.

Fauſt zieht den Regenbogen heran.

Fauſt reiſte einſtmals mit mehrern Kaufleuten nach der Frankfurter Meſſe und kam mit ihnen um Mittag in das Städtchen Vorberg im Odenwalde. In der Nähe dieſes Städtchens ſtand auf einer Anhöhe eine Burg, in welcher der Bruder des einen der Reiſenden Voigt war. Als nun dieſer die Ankunft ſeines

Bruders erfuhr, lud er ihn ſammt ſeinen Reiſegefährten zu ſich zum Mittagsmahl ein. Sie nahmen die Einladung an und ließen ſich's wohl ſein, bis der Abend heranrückte und ſie zum Aufbruche mahnte. Da trat der Voigt zum Fenſter und ſagte: „Lieben Freunde, es hat ſich Regenwetter eingeſtellt, nun bleibt nur über Nacht hier, denn bei ſchlechtem Wetter iſt des Abends ſchlecht reiſen.“ Einer von den Kaufleuten, der an ein anderes Fenſter getreten war, erwiderte aber: „Nein, der Regen hat nicht viel zu bedeuten, denn dort ſteht ein ſchöner Regenbogen.“ Da traten alle ans Fenſter und bewunderten die Pracht des Regenbogens; einer aber ſagte: „Wie ſchön müßte ſich der erſt in der Nähe ausnehmen.“ „Davon könnet ihr euch leicht überzeugen,“ ſagte Fauſt und ſtreckte die Hand zum Fenſter hinaus. Alsbald rückte das eine Ende des Bogens langſam näher und näher bis zu Fauſt's Hand, der nun den Regenbogen mit ſeiner Hand gleichſam feſthielt und ſagte: „Nun mögt ihr ihn recht genau betrachten.“ Die Fremden waren von dem Glanz der Farben ganz geblendet und riefen nur: „Ach und oh!“ Nachdem ſie ihn aber eine Weile betrachtet, ließ Fauſt den Bogen wieder los, der nun wie ein Blitz an ſeinen vorigen Ort wieder zurückſchnellte. Die Kaufleute wußten nicht, was ſie mehr preiſen ſollten, die Pracht des Regenbogens oder Fauſt's Kunſt.

Fauſt beſtraft einen unhöflichen Bauer.

Fauſt wollte einen vornehmen Herrn in Braunſchweig beſuchen, welcher krank daniederlag und ihn um Beiſtand hatte bitten laſſen. Wie er nun zu Fuß auf der Landſtraße dahinging, begegnete ihm etwa eine Stunde vor Braunſchweig ein Bauer, welcher mit einem leeren Wagen, vor den vier muntre Pferde geſpannt waren, nach der Stadt fuhr. Fauſt rief dem Bauer zu: „Guter Freund, wenn du nach der Stadt fährſt, ſo kannſt du mich mitnehmen!“ Aber der Bauer ſchrie ihm entgegen: „Ja, ich hätte eben Luſt, jeden Landſtreicher auf der Straße aufzuladen, da könnte ich bald ein Fuder zuſammenhaben.“ Damit knallte er mit der Peitſche in die Luft, daß ſeine Pferde ſchneller zu laufen anfingen; aber Fauſt rief ihm nach: „Warte, grober Geſell, ich will dich höflicher machen!“ Und kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ſtürzten die vier Pferde des Bauers wie todt zur Erde nieder, die vier Räder des Wagens aber ſprangen von den Axen und flogen hoch in die Luft und wie Vögel von dannen. Der Bauer war einen Augenblick wie vom Schlage gerührt, während Fauſt ſagte: „Nun, kannſt du jetzt gute Worte geben, du Flegel?“ Da kam der Bauer gar demüthig zu ihm heran, fiel vor ihm auf die Kniee und ſagte ſtammelnd: „Ach, gnädigſter Herr Hexenmeiſter, vergebt einem armen Manne, welcher euch nicht gekannt hat, ich will ja gern fortan gegen Jedermann höflich und gefällig ſein. Helft mir nur das einzigemal wieder auf und ruinirt mich nicht!“ Fauſt erwiderte: „Beſtreu’ deine Pferde mit Staub, ſo werden ſie wieder lebendig werden; die Räder deines Wagens aber mußt du ſelber dir wieder herbeiholen, vor jedem Thore der Stadt wirſt du eines finden.“

Fauſt frißt ein Fuder Heu ſammt Wagen und Pferden.

Schier noch größer war der Schrecken, den Fauſt einen andern Bauer einjagte, der nicht ſäuberlich genug mit ihm umging. Als ſich Fauſt einmal zur Zeit der Heuernte i Gotha aufhielt, ging er eines Tages mit einer Geſellſchaf vor das Thor nach einem nahegelegenen Dorfe zu, wo ſi ſich beluſtigen wollten, nachdem ſie ſchon in der Stadt wacke gezecht hatten. Sie gingen mitten auf der Landſtraße, al ein Bauer mit einem hochbeladenen Fuder Heu ankam. Di Andern wichen ſeitwärts aus, Fauſt aber ging grade auf de

Wagen zu und ſchrie dem Bauer entgegen: „He da! weich aus, denn ich bin betrunken und einem Betrunkenen muß, wie du weißt, ein geladener Wagen ausweichen. Weich aus, ſonſt freſſ' ich deinen Wagen mit allem, was dran und drauf iſt!“ Der Bauer verſtand keinen Spaß, ſchwang ſeine Peitſche und rief: „Warte, ich will dir ſchon auf die Seite helfen!“ Aber Fauſt ſprang um den Bauer herum und im Augenblick war der Wagen mit ſammt dem Heu und den Pferden verſchwunden. Der Bauer glaubte nun wirklich, Fauſt habe das Alles hinuntergeſchlungen, erhob ein ſchreckliches Geſchrei und lief, ſo ſchnell ihn ſeine Beine trugen, nach der Stadt, um nicht auch noch gefreſſen zu werden. In der Stadt hatte er nichts eiligeres zu thun, als aufs Rathhaus zu laufen, wo eben der ganze Rath verſammelt war, zu erzählen, was ihm begegnet ſei, und um Gerechtigkeit zu bitten. Fauſt hatte indeß mit ſeinen Gefährten unter ſchallendem Gelächter ſeinen Weg fortgeſetzt. Der Bürgermeiſter und alle Rathsherrn, begleitet von Bütteln und Stadtſoldaten, welche den Verbrecher einfangen ſollten, gingen mit dem Bauer zum Thore hinaus: hier aber ſah der Bauer ſeinen Wagen wohlbehalten ſtehen, und ſperrte nun ſelber vor Verwunderung das Maul ſo weit auf, als wollte er den Wagen verſchlingen. Der geſtrenge Herr Bürgermeiſter aber, welcher glaubte, der Bauer habe ſich herausgenommen, ihn und den ganzen Hochweiſen Rath zu foppen, befahl den Bütteln den frechen Burſchen zu faſſen, ihn an den Pranger zu ſtellen und ihm eine gemeſſene Anzahl Hiebe aufzuzählen.

Fauſt frißt einen Wirthsjungen.

Das Auffreſſen ſcheint ein Lieblingsſpaß des Doctor Fauſt geweſen zu ſein. Zu Naumburg kehrte er eines Tages in einem Wirthshauſe ein, wo viele Fremde bei Tiſche ſaßen, die Fauſt

nicht kannten. Er ſetzte ſich zu ihnen und unterhielt ſie, d
er alle Städte Deutſchlands kannte, aufs beſte, ſo daß ſie m
ihm wacker dem Glaſe zuſprachen. Nun war ein Wirths
junge zugegen, welcher ſich hinter Fauſt's Stuhl geſtellt hatt
um zuzuhören, und befliſſen war, ihm das Glas zu füllen, ſo o
es leer wurde. Er that dieß aber auf eine ſo ungeſchick
Weiſe, daß er es jedesmal zum Ueberlaufen vollſchenkte. Fau
hatte ihm dieß ſchon mehrmal unterſagt und ſtrafte ihn endli
mit den Worten: „Junge, wenn du mir noch einmal ſo un
geſchickt eingießeſt, ſo freſſe ich dich!“ Der Junge erwider
lachend: „Ihr werdet's wohl bleiben laſſen!“ Da packte Fau
den Jungen, ſperrte ſein Maul übermenſchlich auf und ſch
den Jungen hinein, daß er augenblicklich verſchwunden wa
Der Wirth und die Gäſte waren ganz verſteinert, Fauſt ab
ſagte luſtig: „Auf einen fetten Biſſen gehört ein guter Trunk!
faßte damit nach dem Schwenkkeſſel mit dem Kühlwaſſer, ſet
ihn an und trank ihn rein aus. Indeß war der Wirth wied
zu ſich gekommen und erhob ein großes Geſchrei um ſeinen Ju
gen, indem er bald mit den Gerichten drohte, bald bat, ih
den Jungen wiederzugeben. Nach einer Weile ſagte Fauſt
ihm: „Nun, gebt euch nur zu Frieden und ſchaut hinter d
Ofen!“ Da ſaß nun der Junge zitternd und weinend und a
ganzen Leibe naß wie eine gebadete Katze, übrigens unverſehr
Das gab der ganzen Geſellſchaft Stoff genug zum Lachen.

Fauſt bringt eine Schlägerei auseinander.

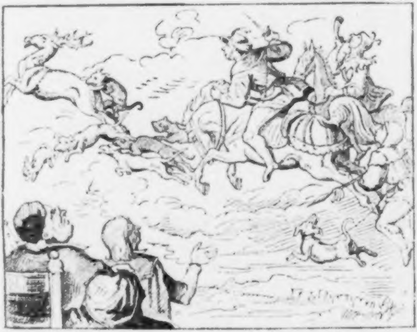
Eines Tages hörte Fauſt vor ſeinem Hauſe in Witte
berg einen heftigen Lärm. Er trat ans Fenſter und ſah, d
die Urſache des Lärmens eine Studentenſchlägerei ſei. Auf d
einen Seite waren drei, auf der andern fünf Studenten, w
che mit Hiebern und Stöcken auf einander eindrangen. Ei
große Menge Volks aus der Nachbarſchaft hatte ſich verſa

melt, um zu ſehen, wie die Schlägerei ablaufen würde. Da verblendete Fauſt die Sinne der Streitenden dergeſtalt, daß jeder ſeinen Gegner immer wo anders ſah, als wo ſie ſich wirklich befanden. Nun war es eine Luſt, wie dieſe acht Studenten durcheinanderfuhren und um ſich ſchlugen, ohne Jemand zu treffen, wie ſie auf die Wände der Häuſer und die Fenſter ſchlugen, in Meinung, ihrem Gegner zu Leibe zu gehen, wie ſie dann wieder gegen einander anrannten, ohne zu wiſſen, was ihnen in den Weg käme. Dieſer Wirrwarr dauerte unter ſchallendem Gelächter der Zuſchauer, bis Fauſt machte, daß jede Partei ihre Gegner nach entgegengeſetzten Seiten Reißaus nehmen ſah, wo ſie dann unter lautem Geſchrei auseinanderließen, und ſo einander flohen, indem ſie einander zu verfolgen meinten.

Fauſt ſtellt ein Jagen in der Luft an.

Als Fauſt wieder einmal zur Oſtermeſſe in Leipzig war, geſchah es, daß ſich zu derſelben Zeit auch ein vornehmer Cardinal mit Namen Campegius daſelbſt aufhielt. Nun waren die Herren vom Rath in der Stadt Leipzig darauf bedacht, dem geiſtlichen Fürſten alle mögliche Ehre anzuthun, und veranſtalteten unter anderm eine groſſe Jagd in der Nähe von Leipzig. Da gingen viele Menſchen hinaus, um die Jagd und den Cardinal zu ſehen, und ſo auch Fauſt und ſeine Geſellen. Als die Dämmerung hereinbrach, ſagte Fauſt zu ſeinen Begleitern: „Jetzt will ich unbeſchadet des Jagdrechts des Hochweiſen Raths dem Cardinal ein Jagen zeigen, das ſoll ihm wohl noch beſſer gefallen, ſo daß er noch oftmals in Rom davon erzählen wird. Bleibet ihr hier und verhaltet euch ruhig.“ Nach dieſen Worten legte Fauſt ſeinen Mantel ab und erſchien in zierlicher Jägertracht, grün, roth und gold. Er nahm ein Hifthorn und ſtieß einigemal hinein, ſogleich gab es ihm aus der Ferne Ant=

wort und bald darauf kam durch die Lüfte daher ein ſtattlicher Jagdzug, Jäger und Knechte zu Roß und zu Fuß und eine Meute hitziger Hunde. Dem Zuge voraus ritt ein Jägermeiſter, welcher niemand anders als Mephiſtopheles war, der ſaß au einer dürren Mähre, führte aber zur Hand ein ſchmuckes ſchwarzes Roß voller Leben und Feuer. Mit dieſen ließ er ſich zu Fauſt herunter, während der Jagdzug in der Luft Halt machte. Fauſt ſchwang ſich auf das Roß und bald brauſte es mit ihm empor. Die Hunde wurden losgekoppelt und fuhren hinauf in die Wolken, und die Jäger mit Hörnerſchall und Huſſaſchrein hinterdrein, daß man ſie eine Weile ganz aus dem Geſicht verlor. Bald aber erſchienen ſie wieder und trieben vor ſich he einen prachtvollen Hirſch mit ſechzehn Enden, nebſt vielem andern aufgeſtöberten kleineren Wilde. Der Hirſch wurde vo den Augen des Cardinals und aller Anweſenden kunſtgerecht ge-



jagt und von Fauſt erlegt und dann im Triumphzuge zu den Füßen des geiſtlichen Fürſten gebracht, vor welchem Fauſt abſaß und ſich ehrfurchtvoll verneigte, während ſein Jagdgeſinde wieder durch die Lüfte ſich zurückzog. Der Cardinal, welcher ſich an dieſer Jagd ſehr erluſtigt hatte, empfing den Fauſt ſehr gnädig, von dem er ſchon viel gehört hatte, überzeugte ſich, daß der Hirſch ein wirklicher Hirſch mit Haut und Haaren ſei, und lud den kühnen Jäger ein, bei der Abendmahlzeit ſein Gaſt zu ſein. Fauſt nahm dieß Anerbieten höflich an; als ihn aber nach Tiſche der Cardinal bei Seite nahm und ihn einlud, mit ihm nach Rom zu kommen, wo man Leute, wie er ſei, gar wohl brauchen könne und wo es ihm nicht an glänzender Beförderung fehlen ſollte, lehnte Fauſt dieß freundliche Anerbieten ehrfurchtvoll ab, indem er ſagte, daß er wohl wüßte, wie es in Rom weit größere Künſtler ſeiner Art gebe, mit denen er ſich nicht meſſen könne und demnach dort nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen würde.

Fauſt bezaubert die Vögel und das Wild in einem Revier.

Fauſt wendete ſeine Kunſt häufig an, um ſich vornehme und reiche Herren zu Freunden zu machen, und dieſe angeſehenen Freunde waren es, welche ihn zum Danke dafür in Schutz nahmen, ſo daß er ohne große Verfolgungen ſein Weſen treiben durfte. — So diente er einem reichen Freiherrn in der Nähe von Eisleben, welcher ihm viel Gutes that, dadurch, daß er alle Vögel und alles Wild in der ganzen Umgegend ſo bezauberte, daß ſie in dem Garten und in dem Forſte des Freiherrn zuſammenſtrömten, wie viel der Freiherr auch darin zu jeder Jahreszeit der Jagdluſt, welcher er ſehr ergeben war, nachging. Nach dem Tode Fauſt's verlief ſich das Wild und die Vögel verflogen ſich, ſo daß Garten und Wald des Frei-

herrn öder und einſamer wurden, als zuvor, ehe Fauſt ſeine
Zauber gelegt hatte.

Fauſt verſchafft der Gräfin von Anhalt im Winter friſches Obſt.

Sehr beliebt wußte ſich Fauſt mit ſeiner Kunſt auch b
dem Grafen von Anhalt zu machen, an deſſen Hofe er ſich eine
Winters aufhielt. Eines Tages bei Tiſche äußerte die Gräfi
welche ſich geſegneten Leibes befand, daß ſie einen unwide
ſtehlichen Appetit nach friſchem Obſte empfände, der ihr Ta
und Nacht keine Ruhe ließ, und bat Fauſt als einen wei
berühmten Arzt um einen Rath, wie dem abzuhelfen ſe
„Da giebt es kein anderes Mittel, gnädige Gräfin,“ ſag
Fauſt, „als daß Ihr euch einmal recht ſatt eſſet an den
wonach Euch gelüſtet.“ Die Gräfin erwiderte: „Das we
ich wohl, aber eben deßwegen erbat ich mir Euren Rat
weil dieß in gegenwärtiger Jahreszeit unmöglich iſt.“ — „Un
möglich?“ ſagte Fauſt, „o nein; ich bitte, verzieht nur e
nen Augenblick und Eure Wünſche ſollen befriedigt werden.
Fauſt ſtand auf, ließ ſich von einem Diener drei ſilber
Fruchtkörbe geben und ſtellte dieſelben vor das Fenſter: dan
kehrte er zur Geſellſchaft zurück, aß und trank und unte
hielt die Anweſenden aufs Beſte, ohne weiter des vorig
Geſpräches zu gedenken. Als aber das Deſert aufgetrag
wurde, rief er einen Diener und befahl ihm, die drei Fruch
ſchüſſeln herbeizuholen, welche er vor das Fenſter geſte
hatte und ſie der Gräfin hinzutragen. Der Diener that
und ſtellte vor die Gräfin die drei Schüſſeln; auf der ein
lagen prachtvolle Aepfel, auf der zweiten köſtliche Birn
und auf der dritten die ſüßeſten Weintrauben. Da war
alle Anweſenden freudig erſtaunt, die Gräfin aber befriedi
ihren Appetit und blieb Fauſt gewogen, ſo lange er lebte

Fauſt bewirthet den Grafen von Anhalt in einem Zauberſchloſſe.

Noch bis zum nächſten Frühjahr mußte Fauſt auf die inſtändigen Bitten des Grafen und der Gräfin bei ihnen verweilen; als ſie ihm aber endlich abzureiſen erlaubten, trat er mit höflicher Gebärde vor ſie und ſagte: „Ich habe bei Euer gräflichen Gnaden ſo viel Gutes genoſſen, daß ich den Muth habe, Euch unterthänig zu erſuchen, mir noch eine ganz beſondere Gnade zu erzeigen, nämlich heut, als an dem letzten Tage meines Verweilens an Eurem Hofe, mein Gaſt in meinem geringen Luſthauſe zu ſein.“ Der Graf und die Gräfin ſahen ihn verwundert an, denn ſie hatten niemals gehört, daß er in der Nähe ein Luſthaus beſitze; da ſie aber an das Außerordentliche von ihm gewöhnt waren, ſo ſagten ſie ihm in Erwartung einer gefälligen Ueberraſchung zu. Auf ſeinen Wunſch ſetzte ſich ſogleich der ganze Hof in Bewegung, denn Fauſt verſicherte, daß ſie bloß durch den gräflichen Garten zu gehen brauchten, um nach ſeinem Luſthauſe zu gelangen. Kaum traten der Graf und die Gräfin mit Fauſt aus dem Schloſſe in den Garten, ſo erblickten ſie auch ſchon auf einem wohlbekannten Hügel hinter dem Garten, welcher gewöhnlich der Romhübel genannt wurde, ein überaus prachtvolles Luſtſchloß. Als ſie näher kamen, ſahen ſie, daß daſſelbe ringsum von einem tiefen und breiten Waſſergraben eingeſchloſſen war. In dem kryſtallhellen Waſſer plätſcherten luſtige Gold- und Silberfiſchchen und eine Menge ſchneeweißer Schwäne wiegten ſich ſtolz auf dem Spiegel. Die Zugbrücke war niedergelaſſen, das Thor des Schloſſes war weitgeöffnet, Guirlanden mit den ſeltenſten Wohlgeruch aushauchenden Blumen zogen ſich längs der Brücke und über das Portal des Schloſſes. Der Weg war mit friſchen Roſen und Lilien beſtreut, und als das gräfliche Paar die Brücke betrat, da ſcholl ihnen aus dem Schloſſe die lieblichſte Muſik von unbekannten und unſichtbaren Inſtrumenten entgegen. Das Schloß ſelbſt war im Viereck gebaut, ſo daß es in ſeinem Innern einen weiten Hof umſchloß. In jeder der vier Ecken erhob ſich ein ſtattlicher Thurm mit einer Plattform, von welcher luſtige Fahnen und Flaggen herabflatterten. Am Eingange ſtanden gleichfalls zwei Thürme, welche aber durch eine Galerie verbunden waren, und in ihnen hingen zwei ſeidene Fahnen herab bis faſt zur Erde, auf denen die Farben und das Wappen des gräflich anhaltiſchen Hauſes zu ſehen waren. Auf dem Hofe zog ſich ringsherum eine Doppelreihe blühender Orangen- und Granatbäume, welche frei aus der Erde zu anſehnlicher Höhe emporgeſchoſſen waren. In der Mitte des Hofes ſtand ein Kranz thurmhoher Palmen und zwiſchen dieſen ſprudelte ein heller Springquell, welcher ein kryſtallnes Becken nicht mit Waſſer, ſondern mit goldhellem Weine füllte. In den Zweigen der Bäume ſaßen die lieblichſten Vögel, theils ſolche, welche durch ihren Geſang das Herz erfreuen, theils ſolche, die durch die Pracht ihres Gefieders das Auge ergötzen. Bunte Schmetterlinge und Kolibris flatterten von Blüte zu Blüte. Auf den Palmen kletterten poſſirliche Affen herum und in dem goldigen Sande des Hofraums ſpielten zahme Bären, Rehe, Gazellen und andere Thiere, welche ſich den Menſchen zutraulich näherten und ſich von ihnen ſtreicheln ließen. Nachdem ſie ſich eine Weile an den Herrlichkeiten dieſes Hofraumes ergötzt hatten, führte Fauſt ſeine Gäſte durch ein zweites, prachtvoll mit Bildhauerarbeit geſchmücktes Thor im hinteren Flügel des Gebäudes in das Innere deſſelben. Die Pracht, die ſie hier erblickten, übertraf alles, was ſie jemals geſehen oder wovon ſie jemals gehört hatten. Seidne Tapeten bekleideten die Wände, die Möbels waren mit Gold- und Silberſtoff und die Fußböden mit reichen Teppichen bedeckt. Ein Zim-

ner war immer koſtbarer als das andere, zuletzt aber traten
ie in einen Saal, in dem waren alle Fenſter mit dicken
eidnen Vorhängen verdeckt; heller aber, als das Licht des
Tages glänzte in der Mitte der Decke ein Licht gleich einer
Sonne, in welche das Auge nicht hineinzublicken vermochte.
lebrigens ſtellte die Decke einen mit leichtem Gewölk bedeck-
en Himmel vor, aus welchem ein überaus feiner und ſüß-
uftender Regen herniederfiel. Der Fußboden war ſpiegel-
latter Marmor. Fauſt führte den Graf und die Gräfin unter
inen Thronhimmel, der aus lauter Gold gearbeitet ſchien,
nd lud auch die übrigen Gäſte ein, auf den im Halbkreis
eſtellten ſammtenen Seſſeln, vor denen reiche Teppiche, aus
mter Seide künſtlich zuſammengeſetzt, ausgebreitet waren,
latz zu nehmen, dann winkte er nur mit der Hand und es
enkte ſich eine Wolke von der Höhe hernieder, welche auf
em Boden verſchwand. Statt ihrer erſchien eine überaus
eichbeſetzte Tafel. Die ſeltenſten Gerüchte, die köſtlichſten
Früchte, die duftigſten Weine boten ſich dar zum Genuſſe.
Fauſt bat ſeine Gäſte, mit dieſem ärmlichen Male vorlieb zu
nehmen, und alsbald ſetzten ſich unſichtbare Hände in Thä-
igkeit, welche die Speiſen herumreichten, die Becher füllten
und kredenzten. Dazu erſcholl wieder die lieblichſte Muſik
mit Geſang von den reinſten Menſchenſtimmen abwechſelnd.
Die Gräfin von Anhalt bezeigte Fauſt ihren Beifall über all
ie Herrlichkeiten, welche ſie geſehen und genoſſen hatte.
„Nur Eines fehlt,“ ſetzte ſie hinzu: „ich habe noch keinen
Menſchen außer uns in dieſen weiten und herrlichen Räumen
wahrgenommen. Die unſichtbaren Hände, welche uns be-
dienen, ſind die trefflichſten Diener, aber ich wünſchte, Ihr
hättet auch ſichtbare Diener, welche das Innere dieſes pracht-
vollen Gebäudes heimlicher machten.“ Sie hatte kaum aus-
geſprochen, als ſich die gegenüberſtehenden Pforten des Saales

öffneten und zwölf goldgelockte Jünglinge und eben ſo viele liebreizende Jungfrauen hereintraten, welche mit leichtflatternden Gewändern und Blumenkränzen bekleidet waren, und welche mit den reizendſten Stellungen und Bewegungen einen verführeriſchen Tanz aufführten. Als endlich die Geſellſchaft wieder aufbrach, war es bereits Abend geworden. Fauſt öffnete die Thüren des Saales, da ſtand vor denſelben auf einer langen Galerie, von welcher man den Hofraum überſehen konnte, eine Reihe von Mohren in orientaliſcher Kleidung, mit über einander gekreuzten Armen und in jeder Hand eine helllodernde Fackel haltend. Das ganze Schloß war auf das herrlichſte illuminirt, der Springbrunnen im Hofe ſandte jetzt eine demantne Feuerſäule empor, faſt ſo hoch wie die Palmen, unzählige Leuchtkäfer flatterten in der Luft. Die Mohren mit den Fackeln begleiteten den Zug der Gäſte bis an das gräfliche Schloß. Als ſie hier ankamen, hörten ſie plötzlich hinter ſich drei laute Kanonenſchläge, alle wendeten ſich ſchnell um, da ſtand das ganze herrliche Luſtſchloß in lichten Flammen, aus denen Raketen und Leuchtkugeln emporflogen. Das großartigſte Feuerwerk ſtellte ſich den Blicken dar, bis ſich zuletzt alles in einen roſigen Dunſt auflöſte, welcher nach und nach in der Finſterniß der Nacht unterging. Als ſich der Graf und die Gräfin von dem freudigen Erſtaunen erholten, da waren die Fackelträger, welche ſie begleitet hatten, verſchwunden und auch Fauſt war nirgends mehr zu ſehen.

Fauſt citirt dem Kaiſer Maximilian den Welteroberer Alexander und deſſen Gemahlin.

Sogar bei dem Kaiſer Maximilian II. ſtand Fauſt durch ſeine Kunſt in Gnaden. Als ſich derſelbe einſt zur Erholung und Erluſtigung in Insbruck aufhielt, war auch Fauſt an ſeinem Hofe und trug nicht wenig zur Unterhaltung und Er-

eiterung deſſelben bei. Da ließ der Kaiſer Fauſten eines
bends in ſein Gemach beſcheiden und redete ihn, indem ſie
anz allein waren, alſo an: „Fauſt, du haſt mich ſo viele Pro-
en deiner Kunſt, der Magie, ſehen laſſen, daß es mir faſt
heint, als ſei nichts ſo ſchwer, was du nicht zu Stande zu
ringen vermöchteſt. Darum möchte ich wohl, daß du mir
was zu Wege brächteſt, was mir große Freude machen würde.
ch laſſe es mein größtes Streben ſein, den kaiſerlichen Namen
ei dem Glanze und bei der Würde zu erhalten, welche derſelbe
on jeher gehabt hat. Nun ſehe ich aber, daß es noch nie einen
errlicheren und ruhmreicheren Fürſten gegeben als jenen Alexan-
er Magnus, welcher noch als ein Jüngling ſchier die ganze
elt eroberte und deſſen glorreiches Andenken nimmer erlo-
hen wird. Nun geht mein ganzes Begehren dahin, dieſen
ohen Helden einmal ganz ſo wie er geweſen mit Augen zu
hen, ſowie auch ſeine Gemahlin, denn ich meine, dieſelbe
uß eine überaus ſchöne Frau geweſen ſein, wie auch die
eſchichte meldet, da ſie ſich ein ſo kühner und ſchöner Held
um Weibe erwählt.“ Fauſt erwiederte nach kurzem Beden-
n: „Allerdings, mein kaiſerlicher Herr, iſt es keine kleine
hat, einen ſo großen und mächtigen Fürſten aus einem
rabe heraufzubeſchwören, welches ſich nunmehr faſt ſchon
er 2000 Jahren über ihm geſchloſſen hat. Aber auf Euer
iſerlichen Majeſtät Begehren und mit Hilfe meiner Kunſt
ird er wohl erſcheinen. Wenn mein erhabener Herr be-
ehlt, ſo kann die Beſchwörung ſogleich geſchehen.“ Der
aiſer ſagte, daß ihm dieß eben recht ſei, und Fauſt löſchte
un mit ſeiner Genehmigung die Kerzen aus und ſprach mit
hobener Stimme ſeine Beſchwörungsformel in einer unbe-
nnten Sprache. Da trat mitten aus der Wand, welche
em Seſſel des Kaiſers gegenüberſtand, der große Welter-
berer in Geſtalt eines noch jugendlichen, überaus ſchönen Man-

nes, von hohem Wuchs und gebieteriſchem, aber ſanftlächelndem Angeſichte. Er war in ein ſeidnes perſiſches Gewand gekleidet, trug aber auf der Bruſt einen hellleuchtenden goldenen Harniſch und auf dem Haupte einen überaus ſchönen Helm. Er neigte ſich dreimal freundlich gegen den Kaiſer, welcher ſich unwillkührlich von ſeinem Seſſel erhoben hatte und den hohen Helden gleichfalls begrüßte. Nachdem Alexander wieder verſchwunden war, erſchien ſeine Gemahlin, geſchmückt mit allem Zauber jugendlicher Schönheit und in ein himmelblaues, mit orientaliſchen Perlen geſticktes Gewand gekleidet. Auch ſie neigte ſich, eh' ſie wieder verſchwand, mit ſtolzer Haltung, aber holdſeligem Lächeln gegen den Kaiſer, welcher ſie genau beobachtete und an ihrem ſchönen Halſe ſogar die kleine Warze bemerkte, welche ſie im Leben gehabt und von der er in Büchern geleſen hatte. Der Kaiſer war über dieſes Meiſterſtück Fauſt's ſo entzückt, daß er ihm eine ſchwere goldne Kette umhängte, eh' er ihn entließ.

Fauſt zaubert dem Kaiſer Maximilian einen Garten.

Zum Danke für das koſtbare Geſchenk, mit welchem ihn der Kaiſer beehrt, bereitete Fauſt demſelben eine angenehme Ueberraſchung. Als nämlich der Kaiſer eines Morgens in ſeinem Schlafgemach erwachte, kam es ihm ſchier vor, als träumte er noch, und er mußte ſich recht auf ſich ſelber beſinnen, um ſich zu überzeugen, daß er wach ſei. Sein Schlafgemach hatte ſich nämlich in den ſchönſten Garten verwandelt. Die lieblichſten Blumen, die herrlichſten Bäume mit Blüten und Früchten und auf den Zweigen von allerlei luſtigen Vögeln belebt, auch plätſchernde Springbrunnen umgaben ihn. Nachdem ſich der Kaiſer eine Zeitlang an dem Allen ergötzt, rief er ſeine Kämmerlinge, welche die Wache vor ſeinem Schlafgemach hatten. Dieſe traten herein und waren nicht minder erſtaunt als ihr Herr, beſtätigten dieſem auch, daß er ſich wirklich in ſeinem Schlafgemach befände, welches durch einen ſeltſamen Zauber ſo verwandelt ſei. Der Kaiſer dachte ſogleich an Fauſt und entließ die Kämmerlinge wieder, nachdem er ſein Morgengewand angethan hatte. Dann wandelte er allein durch den reizenden Garten, horchte auf den Geſang der Vögel, ergötzte ſich am Dufte der Blumen, brach ſich Früchte von den Bäumen und genoß eine und die andere, welche ihm trefflich mundeten, endlich aber ließ er ſich in einer Roſenlaube auf einer Raſenbank nieder. Da ſäuſelte aus weiter Ferne eine liebliche Muſik herüber und wiegte den Kaiſer in einen ſanften Schlummer. Als er wieder erwachte, war die ganze Erſcheinung verſchwunden und der Kaiſer ſaß in ſeinem Morgenkleide auf ſeinem Lehnſtuhl. Er würde, alles was er geſehen und genoſſen, dennoch für einen Traum gehalten haben, wenn ihm nicht die abermals herbeigerufenen Kämmerlinge nochmals die Erſcheinung beſtätiget hätten.

Fauſt läßt über der kaiſerlichen Tafel ein Gewitter ſich entladen.

An demſelben Tage hatte der Kaiſer ſeinen ganzen Hofſtaat zur Tafel geladen und auch Fauſt war zugegen. Da erzählte der Kaiſer vor dem Aufheben der Tafel, was ihm dieſen Morgen begegnet ſei, und dankte öffentlich dem großen Meiſter der Magie Fauſt, welcher ihm dieſe angenehme Täuſchung bereitet hätte. Die Hofleute horchten hoch auf und erhoben Fauſt mit Lobpreiſungen, da ſie ſahen, wie gewogen ihm der Kaiſer war. Mancher aber war in ſeinem Herzen noch ungläubig und meinte, der Kaiſer möge wohl nur einen beſonders lebhaften Traum gehabt haben. Ja einer von den Vornehmſten wagte dieſe Meinung ſogar laut gegen den Kaiſer anzudeuten; da wendete ſich der Kaiſer ziemlich unwillig an

Fauſt und ſagte: „Willſt du dieſe Ungläubigen nicht eines Beſſern belehren?“ — Fauſt ſtand auf und ſagte, indem er ſich tief gegen den Kaiſer verneigte: „Gewiß, wenn mein kaiſerlicher Herr es genehmigt.“ Der Kaiſer erwiederte: „Thue, was dir beliebt, nur überzeuge ſie.“ Da wurde es plötzlich in dem Speiſeſaal immer dunkler und dunkler, ja endlich ganz finſter. Gleich darauf aber wurden an der Decke Sterne ſichtbar und im Oſten erhob ſich der Vollmond in ſeiner ganzen Pracht und ſtieg höher und höher. Als er am höchſten ſtand, verdunkelte ſich der ſternenklare Himmel wieder mehr und mehr, es zog ſich Gewölk zuſammen, welches immer dichter und ſchwärzer wurde, endlich den Mond bedeckte und ſich nun in einem furchtbaren Gewitter entlud. Da bebte Mancher, der vorher gelacht hatte, aber um des Kaiſers willen getraute ſich Keiner von ſeinem Platze zu weichen. Mancher von den vorher Ungläubigen fürchtete, Fauſt möchte ſich an ihm rächen und einen ſeiner Blitze auf ſein Haupt fallen laſſen. Aber das Gewitter ging vorüber, nur leichte Dünſte erfüllten noch die Luft, da wölbte ſich über dem Haupte des Kaiſers ein in den ſchönſten Farben prangender Regenbogen. Es wurde immer heller, ſo daß ſich die Anweſenden wieder zu erkennen vermochten, Fauſt ſtand von ſeinem Platze auf, ließ ſich vor dem Kaiſer auf ein Knie nieder und küßte ihm die Hand. Darauf entfernte er ſich und als die Thüre des Speiſeſaals hinter ihm ſich ſchloß, war der Regenbogen und die ganze Erſcheinung verſchwunden.

Fauſt zaubert einem Ritter Hörner an.

Die hohe Gunſt, in welcher Fauſt bei dem Kaiſer ſtand, brachte ihm auch Neider und Gegner. Unter dieſen war namentlich ein Ritter, welcher ſich laut vor dem ganzen Hofe zu äußern erlaubte, Fauſt's Künſte ſeien eitle Gauklerkunſtſtückchen, mit denen ſich in Wahrheit kein Hund hinterm Ofen hervorlocken ließ. Fauſt, dem dieſe Aeußerung alsbald hinterbracht wurde, gedachte ſich zu rächen. Wie nun eines Tages der Kaiſer mit ſeinem Hofgeſinde auf die Jagd reiten wollte und ſchon die Pferde geſattelt auf dem Hofe der kaiſerlichen Burg ſtanden, bemerkte Fauſt, daß jener Ritter zu einem Fenſter herunterſchaute, wahrſcheinlich um zu ſehen, ob es Zeit ſei herab zu kommen. Alsbald zauberte Fauſt dem armen Ritter ein ungeheures Hirſchgeweih an den Kopf, ſo daß dieſer nicht im Stande war, den Kopf zurückzuziehen. Gleich darauf erſchien der Kaiſer im Hofe, um zu Pferde zu ſteigen, das Hifthorn erſcholl, um alle Jäger zum Aufſitzen einzuladen, und der ganze Hofſtaat verſammelte ſich. Da vermißte man den Ritter, bis ihn einer oben am Fenſter erblickte, wie er mit dem kläglichſten Geſichte ängſtlich bemüht war, von ſeinem läſtigen Hauptſchmucke ſich zu befreien. Der Kaiſer und das ganze Hofgeſinde ſahen nun hinauf und lachten über den komiſchen Anblick, ja verſpotteten den Geplagten, der ſich endlich genöthigt ſah, dem Zauberer, deſſen Kunſt er verachtet hatte, gute Worte zu geben, daß er ihn loslaſſe, welches Fauſt endlich auch that, nachdem er jenem das Geſtändniß abgenöthigt, daß ſeine Künſte mehr als bloße Gaukeleien wären.

Fauſt überwindet und beſtraft einen Ritter, der ſich an ihm rächen will.

Der Ritter hatte die ihm angethane Schmach nicht vergeſſen und gedachte ſich einſt noch aufs empfindlichſte an Fauſt zu rächen. Als dieſer daher endlich das kaiſerliche Hoflager verließ und reichbeſchenkt von Insbruck hinwegritt, nahm der Ritter dieſe Gelegenheit wahr. Er ſetzte ſich mit ſeinen Knechten zu Pferde und jagte wohlbewaffnet hinter Fauſt her. Dieſer ritt mit einem Diener einen Berg hinan, als er den Hufſchlag von Pferden hinter ſich hörte. Als er ſich umſchaute, erkannte er den Ritter und merkte deſſen Abſicht. Sogleich wendete er mit ſeinem Begleiter gegen den Ritter um. Dieſer aber ſah nicht nur Fauſt und ſeinen Diener, ſondern wohl an hundert wohlgerüſtete Reiter mit eingelegten Lanzen gegen ſich anſprengen. Da verließ ihn der Muth und er machte mit ſeinen wenigen Knechten rechtsum; aber ſieh, da kam ihm von der andern Seite ein gleichgroßer Trupp Reiter auf dieſelbe Weiſe entgegen und binnen wenigen Augenblicken ſah er ſich rings von gewappneten Reitern eingeſchloſſen. Es waren ihrer ſo viele, daß er nichts gegen dieſelben zu unternehmen wagte, weil er ſie für wirkliche Reiter von Fleiſch und Bein hielt, während doch die ganze Erſcheinung nur eine Täuſchung ſeiner Sinne war. Jetzt ritt Fauſt an ihn heran und befahl ihm und ſeinen Kechten, nachdem er ihm ſeine ſchändliche Abſicht vorgehalten, von den Roſſen zu ſteigen und die Waffen abzulegen. Der Ritter gehorchte ohne Widerrede, dann ſagte Fauſt: „Jetzt aber will ich euch meine Großmuth erkennen laſſen, indem ich euch beſſere Roſſe und Waffen geben will, als die, welche ich euch abgenommen habe.“ Hierauf brachte Fauſt's Diener dem Ritter und ſeinen Dienern glänzende Waffen und herrliche Roſſe. Der Ritter zögerte nicht ſie anzunehmen, bat Fauſt noch um Verzeihung, bedankte ſich und ritt wohlgemuth mit ſeinen Leuten heim. Vor Insbruck mußten ſie aber durch ein ziemlich tiefes Waſſer reiten, da zeigte ſich der Werth von Fauſt's Gaben. Als ſie ins Waſſer kamen, verwandelten ſich die Roſſe in Heubüſchel, die Lanzen und Schwerter in Strohhalmen und der glänzende Harniſch auf der Bruſt des Ritters ſchrumpfte in eine häßliche Kröte zuſammen. Sie retteten mit Mühe das Leben aus dem Waſſer und kamen naß, betrübt und ohne Waffen zu Fuß nach Insbruck zurück. Der Ritter erzählte ſein Abenteuer Niemand.

Fauſt macht die Kunſt anderer Zauberer zu Schanden.

In den meiſten Fällen wendete Fauſt ſeine Kunſt nur an, um ſich oder Andern Sinnengenüſſe zu verſchaffen, oder um Scherz zu treiben, oder um ſich aus Verlegenheiten zu ziehen; indeß kam es doch auch vor, daß er, wie ihm ſolches ſein dem Teufel abgelegtes Gelübde vorſchrieb, als ein Feind der Menſchen erſchien und ſeine Kunſt ausübte, um dem Neide und dem Haſſe, welcher ſein Herz vergiftet hatte, genugzuthun. — Als ſich Fauſt einſt zur Zeit der Meſſe in Frankfurt aufhielt, hörte er, daß ſich vier Gaukler oder Zauberer öffentlich für Geld ſehen ließen, welche beſonders durch ein Kunſtſtück ungeheuren Zulauf bekämen. Dieſes Kunſtſtück beſtand darin, daß ſie Reih um einem von ihnen mit dem Schwerte den Kopf abſchlugen, denſelben einem Barbier zum Raſiren und Reinigen übergaben und dann den abgehauenen Kopf wieder auf den Rumpf ſetzten, worauf denn Rumpf und Kopf ſogleich wieder zuſammenwuchſen und der Getödtete friſch und geſund aufſtand. Fauſt verdroß es, daß dieſe vier Menſchen die Kunſt der Magie ſo gemein machten, und zugleich beneidete er ſie um das viele Geld, welches ſie auf dieſe Weiſe erwarben. Er ging daher, nachdem er ſich durch ſeine Kunſt unſichtbar gemacht hatte, in die Bude, in welcher die Schwarzkünſtler ihre Künſte ſehen ließen, und beobachtete ſie, wie ſie bei dem Kopfabſchneiden zu Werke gingen. Da ſah er denn auf einem Tiſche in der Nähe des Ortes, wo das Köpfen vorgenommen wurde, einen Blumentopf ſtehen, aus welchem ſich vier Lilienſtengel erhoben. Sobald nun einem von den Gauklern der Kopf abgeſchlagen wurde, ſo neigte eine der Lilien die Blumenkrone; wenn ihm aber der Kopf wieder aufgeſetzt wurde, richtete ſich der Lilienſtengel mit ſeinen Blumen wieder auf, und in demſelben Augenblicke kehrte auch das Leben in den Leichnam zurück. Nun wartete Fauſt, bis derjenige unter den vier Gauklern an die Reihe kam, welchen die übrigen ihren Meiſter nannten. Als dieſem der Kopf abgeſchlagen und dem Barbier übergeben worden war, ging Fauſt hin und zerſchlitzte den Lilienſtengel mit einem Meſſer. Die Gaukler machten nun ihr Kunſtſtück, wie ſie gewöhnt waren, aber da der Lilienſtengel, welcher die Blume des Lebens ihres Meiſters war, zerſchnitten war, ſo kehrte das Leben nicht wieder zurück und der Meiſter war und blieb todt. Die Zuſchauer waren beſtürzt, die Gaukler noch mehr. Ihre Kunſt war zu Schanden geworden und ſie mußten eilig entfliehen, um nicht noch der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen.

Fauſt bannt einem Wirth zu Gotha einen Poltergeiſt ins Haus.

Auf die empfindlichſte Weiſe rächte ſich Fauſt an einem Gaſtwirth zu Gotha, welcher ihn zur Rede ſetzte und aus ſeinem Hauſe verwies, weil er ſein Weib zur Unzucht verführt hatte. Fauſt bannte ihm dafür einen Poltergeiſt in das Haus, welcher alle Nächte einen ſo gräulichen Lärm verführte, daß niemand ein Auge zuthun konnte. Die Folge davon war, daß kein Fremder mehr in dem Gaſthauſe einkehrte, daß kein Geſinde in demſelben aushielt und daß daher der Gaſtwirth aus einem wohlhabenden ein armer Mann wurde, und endlich als ein Bettler ſein Haus verlaſſen mußte, welches ihm niemand abkaufen mochte.

Fauſt befreit einen Freund aus der Sklaverei.

Noch ſchlechter und wahrhaft undankbar handelte Fauſt an einem braven Manne, welcher ſich ſeiner Seele annehmen wollte. Dieß aber führt uns auf den Verlauf ſeines Lebens zurück. Ehe wir aber deſſen und ſeines jämmerlichen Todes gedenken, iſt nur noch die einzige unter den von ihm überlieferten Geſchichten zu erzählen, welche Fauſten als einen wahrhaft uneigennützigen und treuen Freund erſcheinen läßt. — Fauſt hatte in Wittenberg einen jungen Adligen kennen gelernt, der ihm durch ſein annuthiges und heiteres Weſen ſehr wohlgefiel, obgleich er ſich von den ſündhaften Schwelgereien, welche Fauſt mit ſeinen Bekannten anzuſtellen pflegte, faſt immer fern hielt. Nach Beendigung ſeiner Studien übernahm dieſer junge Adlige die anſehnlichen Güter, welche ihm ſein verſtorbener Vater hinterlaſſen hatte, und heirathete bald nachher ein junges Fräulein, mit der er ein überaus glückliches Leben führte. Dennoch ließ er ſich nach einigen Jahren durch die Sucht nach Abenteuern verblenden, mit einigen Bekannten eine Fahrt nach dem gelobten Lande zu unternehmen. An der türkiſchen Grenze wurden ſie von Räubern angefallen, ihrer Habſeligkeiten beraubt, in ein fernes nur von Ungläubigen bewohntes Land geſchleppt und als Sklaven verkauft. Fünf Jahre hatte der Unglückliche ſchon in der Sklaverei geſchmachtet, ſeine Begleiter waren längſt eine Beute des Todes geworden und die Zeit, in welcher er nach der Heimath zurückzukehren verſprochen hatte, war längſt verſtrichen; da hielt ſich ſeine Frau von ſeinem Tode überzeugt und ſchenkte einem braven Ritter, welcher ſich ſchon geraume Zeit um ihre Liebe beworben hatte, Gehör. Der Tag der Hochzeit war anberaumt, als Fauſt zufällig dieſe Begebenheit erfuhr. Er trug ſogleich ſeinem dienſtbaren Geiſt Mephiſtopheles auf, Erkundigung einzuziehen, ob der Ritter noch am Leben ſei, und wenn dieſes der Fall wäre, ihn ſogleich zur Stelle zu ſchaffen. Mephiſtopheles that, obſchon ungern aber durch den mächtigen Willen ſeines Gebieters gezwungen, was ihm befohlen war und entführte den Ritter aus der Knechtſchaft. Fauſt begab ſich ſogleich mit ihm nach ſeinem Schloſſe, wo ſoeben die Trauung vor ſich gehen ſollte. Die Frau erkannte ihren Gatten ſogleich, obgleich ihn das Elend der Sklaverei entſtellt hatte, und freute ſich aufrichtig ſeiner Rückkehr, denn ſie hegte wahre Liebe zu ihm; der getauſchte Freier trat aber als ein rechtlicher und beſonnener Mann, der er war, willig wenn auch mit blutendem Herzen zurück. Fauſt wurde mit Dankſagungen für ſeine freiwillige und wunderbare Hilfe überſchüttet, entzog ſich aber denſelben ſchnell, um nicht einer Rührung in ſeinem Herzen Raum zu geben, welche ſeinem ſonſtigen Treiben unangemeſſen geweſen wäre und welche er als Schwächlichkeit verachtete.

Fauſt's Hausweſen und Gelehrſamkeit.

Die eigentliche Heimath des in der Welt herumſtreifenden Fauſt blieb Wittenberg. Hier hatte er ſeinen Hausſtand im Innern auf das herrlichſte eingerichtet, das Aeußere aber ließ er in ſeiner unſcheinbaren Geſtalt, damit es jenes vor den Augen der Leute verberge. Sein Haus ſah äußerlich nicht anders aus als das eines wohlhabenden Bürgers, innerlich aber waren die Gemächer mit allen Koſtbarkeiten der Welt ausgeſtattet. Sein Garten war von einer hohen Ringmauer eingeſchloſſen, innerhalb derſelben aber herrſchte Jahr aus Jahr ein der mildeſte Frühling, in welchem die lieblichſten Blumen ſproßten und die ſaftigſten Früchte reiſten. Nur Fauſt's Freunde bekamen die Herrlichkeiten zu ſchauen und zu genießen, welche Haus und Garten verbargen. Zu ſeiner Unterſtützung in ſeinen magiſchen und aſtrologiſchen Studien, welche Fauſt, trotz ſeinem weltlichen Treiben, um ſeine Gewalt über die Geiſter immer mehr noch auszudehnen, niemals aufgab, hatte er einen von ihm als fähig und dabei verſchwiegen erkannten jungen Mann, Namens Chriſtoph Wagner, als Famulus angenommen. Dieſer Wagner war der Sohn eines Geiſtlichen zu Waſſerburg und war ſeinem ſtrengen und harten Vater entlaufen. Fauſt nahm ihn als einen armen Schüler bei ſich auf, und derſelbe war ſein einziger Hausgenoſſe und derjenige, welchem er alle ſeine Geheimniſſe mittheilte und welcher, wenn er abweſend war, aufs treuſte ſein Hausweſen verſah. An Dienerſchaft gebrach es Fauſt niemals, da er nicht nur über Mephiſtopheles gebot, ſondern auch noch eine Menge niederer Geiſter ihm zu Befehl ſtanden, welche jede Geſtalt annahmen, die er ihnen geben wollte. So hatte er häufig einen Geiſt bei ſich, welcher ihn in Geſtalt eines ſchwarzen zottigen Hundes begleitete und Präſtigiar hieß. Derſelbe diente ihm und ſeinen Bekannten durch ſeine übernatürlichen Künſte zur Beluſtigung. Er ſoll denſelben auf eine Zeit von drei Jahren einem Abte bei Halberſtadt überlaſſen haben, welcher gleichfalls der Magie ergeben war. Auch ſeinem Diener Wagner machte Fauſt einen Geiſt, Namens Auerhahn, unterthänig und zwang denſelben, die Geſtalt eines Affen anzunehmen. Wie Fauſt durch ſeine magiſchen Künſte ſich Bewunderer genug verſchaffte, ſo erhöhte er ſeinen Ruhm auch durch ſeine ungemeinen aſtronomiſchen und aſtrologiſchen Künſte. Er ſetzte das Kalendermachen fort und man rühmte ſeinen Kalendern nach, daß in ihnen nicht nur die richtigſte Vorherverkündigung der Stellungen der Planeten und der Witterungswechſel ſich fänden, ſondern daß ſie auch Peſtilenz und theure Zeiten, Krieg und Aufruhr und ſonſtige allgemein merkwürdige Dinge mit Zuverläſſigkeit vorausſagten. Fauſt ſagte auch einzelnen Perſonen ihre Lebensſchickſale ſehr genau voraus, und diente überdieß Manchem, welchem er eben wohlwollte, als Arzt. Für gewöhnlich machte er aber von der Kunſt der Heilkunde keinen Gebrauch, weil es ihm keine Freude machte, Gutes zu thun, und weil er nicht nöthig hatte, auf eine rechtliche Weiſe Geld zu verdienen.

Fauſt will ſich bekehren, geräth aber zum zweiten Mal in die Fallſtricke des Böſen.

Je älter indeß Fauſt wurde und je näher die Zeit ſeines Todes heranrückte, deſto mehr überzeugte er ſich, daß alle die ſinnlichen Genüſſe und weltlichen Freuden, welche ihm in Folge ſeines ſchrecklichen Bündniſſes mit Satan zu Theil wurden, eitel Trug und falſcher Schein wären. Er verfiel darüber in einen Mißmuth, in welchem er mehre Wochen lang hinbrütete, ohne zu einem Entſchluß kommen zu können. Wie nun Gott auch gegen den verruchteſten Sünder ſeine Gnade und Langmuth nicht verliert, und um demſelben Gelegenheit zu geben, dem ewigen Verderben zu entrinnen, ihn von Zeit zu Zeit auf nachdrückliche Weiſe an ſein ewiges Heil erinnert, ſo geſchah es auch damals, daß er einen alten und frommen Nachbar Fauſt's, welchem ſein zeitliches Ende nahe bevorſtand, ermunterte und in ſeinem Herzen den Gedanken an das Verderben, dem Fauſt mit ſeinem verruchten Leben entgegenginge, erweckte. Der Greis, obgleich kein gelehrter und eben hochgebildeter Mann, faßte ſich einen Muth und machte ſich auf zu Fauſt, um ihm ins Gewiſſen zu reden. Fauſt empfing ihn in einem Vorzimmer barſch und unwirſch. Als ihm aber der Greis ſogleich offen und mit ſanften Worten ſagte, daß er ſich durch eine Stimme Gottes in ſeinem Herzen berufen fühle, vor ſeinem nahebevorſtehenden Ende einen Verſuch zu machen, Fauſt's Gewiſſen zu rühren; da faßte ihn dieſer freundlich an der Hand, führte ihn in ſein Studirzimmer und hielt eine lange und ernſte Unterredung mit ihm, in welcher er ſich überzeugte, daß alle Liſt eines ſcharfen Verſtandes, ja ſelbſt die Einflüſterungen des Satans nicht im Stande ſeien, ein kindlich frommes Gemüth von ſeinem Glauben abzuziehen, daß dieſes vielmehr in ſich und andern ſiegreich alle Zweifel und Widerſprüche zu überwinden vermöge. Als daher der Greis von Fauſt geſchieden war, da ſtürzte dieſer auf ſeine Kniee nieder und vergoß heiße Thränen. Er rang in ſeinem Herzen krampfhaft um ein Gebet, um einen Schrei zu ſeinem Gotte, aber ſein hoffährtiger Verſtand wollte ſein beſſeres Selbſt nicht mächtig werden laſſen in ihm, Fauſt konnte ſich ſelbſt nicht überwinden, in der Angſt ſeines Herzens zu Gott und ſeinem Erlöſer zu rufen. Endlich ſprang er auf mit der Wuth der

erzweiflung und ſchrie ſo laut, daß das ganze Haus wiederhallte:
Satan, gieb mir meine Handſchrift!“ Ein ſchallendes Hohnge=
chter erſcholl in ſeine Ohren, und umhüllt von Rauch und Flam=
en ſtand vor ihm der Böſe in der gräulichen Geſtalt, in welcher
ihm zuerſt erſchienen war. Fauſt faßte allen Muth zuſammen
nd rief: „Im Namen des dreieinigen Gottes, gieb mir meine
andſchrift zurück!“ — „Hier haſt du ſie!“ ſchrie Satan und
arf ihm die Pergamentrolle vor die Füße: Fauſt raffte ſie haſtig
f, erkannte ſeine Schriftzüge, ſein Blut, zerriß ſie, warf ſie
das flackernde Kaminfeuer und ſtöhnte: „Ich bin frei!“ —
ber Satan ſtand mit rollenden Augen vor ihm, und grinzte
m mit ſcheußlichem Hohngelächter entgegen: „Frei — frei
– ich bin es, nicht du, du kurzſichtiger Thor! das Gericht
s Unausſprechlichen giebt deine Seele in meine Hand! Nichts
ſt du gethan als dich deines Rechtes begeben, mein Recht
geblieben! Meinſt du, die Hölle habe dir umſonſt gedient?
einſt du klüger zu ſein als Satan? Zehn Jahre habe ich dir
dient — vierundzwanzig Jahre ſind keinen Augenblick mehr
Meere der Ewigkeit! Beuge dich nieder in dem Staube,
hre dich nach dem Fluche deines Geſchlechts im Schweiße dei=
s Angeſichtes, trage mit frommen Seufzern alle Plagen, mit
nen meine Rache ſchon in dieſer Zeitlichkeit dich heimſuchen
rd, winſle zu dem, der ſein Ohr vor dir verſtopft hat, wie
r dem Zähneklappern und dem Wehgeheul der Hölle, ſo führe
elendes Leben, bis deine Stunde geſchlagen hat, du kennſt
; dann fordere ich dich vor den Stuhl deſſen, der da Recht
icht, und lege meine Rechnung, die Rechnung deiner Sünden
, den Fluch, der nicht vertilgt iſt mit dieſem Blatte, das
vernichtet haſt, und dann, Bundbrüchiger! der ſeinen Schö=
r verflucht, der abgefallen von Himmel und Hölle, dann — !“
alt ein,“ ſchrie Fauſt in wahnſinniger Verzweiflung: „halt
, halt ein, Verruchter! Ich will nicht winſeln am Throne

eines unbarmherzigen Richters, — er iſt der Gerechte und ich kenne ſein Urtheil! Ich fluche dir und mir — und ihm, der mich elenden Wurm zum Spotte erſchaffen hat! Noch einmal will ich mich dir verſchreiben mit meinem Blute und die Hölle ſoll mir dienen wie zuvor!“ — „Nein,“ grinzte Satan: „ſie ſoll dir nicht mehr dienen, dein Wille ſoll geſchehen!“ — — „Ich will“, ſchrie Fauſt: „ich will und du mußt gehorchen! Noch iſt meine Zeit nicht verſtrichen, noch bin ich der Herr! Soll ich dich noch einmal zwingen, wie ich ſchon einmal gethan?“ — „Nicht doch,“ erwiderte Satan: „du kurzſichtiger Thor, ich gehorche dir ſchon; ſchreibe noch einmal mit deinem Blute, was dir gefällt. Mit dieſem ſtolzen Trotze gefällſt du mir, ſo hab' ich dich gern, unter guten Freunden iſt's nur eine leere Formalität; aber ſchreibe Fauſt, wenn es dich beruhigt, ich werde mir's gelegentlich abholen.“ Und Fauſt ſchrieb noch einmal, betrogen durch die Liſt des Satans, betrogen durch ſeinen eigenen frechen Uebermuth, der ſich nicht beugen mochte unter die Gnade Gottes, denſelben ſcheußlichen Pact wie das erſte Mal, und hielt ſich für fähig, über ſeine unſterbliche Seele verfügen zu können.

Fauſt verfolgt den, der ihn hatte bekehren wollen.

Von nun an war Fauſt menſchenfeindlicher und mißzufriedener als je zuvor. Die Verzweiflung an der göttlichen Gnade und an ſich ſelbſt verwandelte ſich in ſeinem Herzen zu einem tiefen Haß gegen Gott und gegen alle Gott anhangende Menſchen. Den frommen Nachbar, welcher ihn vom Wege des Verderbens hatte abziehen wollen, betrachtete er als die Urſache der Verſchlimmerung ſeines Zuſtandes, an ihm wollte er ſeine ganze Wuth auslaſſen. Er rief den mächtigſten von ſeinen dienſtbaren Geiſtern, Mephiſtopheles, und befahl ihm, jenen frommen Mann mit allen erdenklichen Qualen heimzuſuchen. Mephi ſtopheles zuckte die Achſeln und ſagte: „Wir werden ihm wenig anhaben können.“ Doch Fauſt beſtand auf ſeinen Willen. So geſchah es denn, daß der Teufel in der nächſten Nacht in des alten Mannes Hauſe einen ſolchen gräulichen Lärm verführte, als ob die Welt untergehen ſollte. Als der fromme Greis das wilde Geheul, das Kettenklirren, Werfen und Pochen hörte, dachte er ſogleich, daß dieß der Lohn ſei, den ihm Fauſt für ſeinen Bekehrungsverſuch ſchicke. Er betete daher in ſeinem Herzen zu Gott und fand bald Muth, es mit jedem böſen Geiſte aufzunehmen. Als nun der hölliſche Lärm ſeinem Schlafgemach immer näher und näher kam und endlich in daſſelbe eindrang, als es war, als ob alle Tiſche und Bänke in dem Zimmer übereinandergeſtürzt würden und als würde der Boden des Gemachs mit eiſernen Keulen gedroſchen, als dicht an ſeinen Ohren bald das Wehgeheul, bald das Hohngelächter der Hölle ſich hören ließ, ſo laut, daß die Fenſter davon erbebten; da rief der fromme Mann: „Satan, was machſt du für eine ſchöne Muſik? Haſt du dieſe ſaubern Künſte in einer Wirthsſtube voll beſoffener Bauern gelernt? Nur zu! nur zu! Dein Concert iſt gar zu lieblich! Warum wirſt du nicht Kammermuſikus an einem fürſtlichen Hofe? Was willſt du in meinem ſtillen Kämmerlein; meine Seele bekommſt du doch nicht, wenn ich von hinnen fahre, die hält der allmächtige Gott des Himmels in ſeiner Hand. Ich will dir ein Lied ſingen zu deiner ſchönen Melodie, ſchaue zu, wie es dir gefällt.“ Und nun hub der Greis mit lauter Stimme das geiſtliche Lied an zu ſingen:

Durch Adams Fall iſt ganz verderbt ꝛc.

Der Teufel, welcher geiſtliche Lieder nicht wohl vertragen konnte, machte ſich während dieſes Liedes, das der Alte mit kräftiger Stimme bis zu Ende ſang, davon, und als er den andern Tag Fauſt Bericht abſtattete, wie er ſich ſeines Auftrages entledigt habe, geſtand er ihm zu, daß er mit Spott und

Schande habe abziehen müſſen. Fauſt ſchäumte vor Wuth. Als aber ſein Famulus Wagner eintrat und ihm erzählte, wie man dieſen Morgen den alten Nachbar todt in ſeinem Bette gefunden habe, da freute er ſich, denn er meinte, durch ſeine Künſte habe er den armen Mann um's Leben gebracht; der aber war nach dem Verſchwinden des Teufels aus ſeiner Wohnung unter lieblichen Träumen ſanft entſchlummert.

Fauſt's üppiges Leben in ſeiner Wohnung.

Um ſich zu betäuben, ſtürzte ſich Fauſt von Zeit zu Zeit wieder in den Taumel der Sinnenluſt. Er gab Gaſtmähler und Zechgelage, bei denen es gar hoch herging mit allerlei Kunſtſtückchen, die den Thoren zu lachen gaben, aber nicht werth waren, der Seele Seligkeit dafür zu verkaufen. Als eine Probe, wie es bei ſolchen Gelagen herging, wird erzählt, daß an einem Faſtenmittwoch einige muntre Geſellen den Dr. Fauſt in ſeiner Behauſung aufſuchten, um ſich bei ihm luſtig zu machen. Sie trafen ihn bei einem Stück gekochten Rindfleiſches und er lud ſie ein, ſeine Gäſte zu ſein. Nun hatten ſie zwar etwas Beſſeres zu finden gehofft, nahmen aber doch vorlieb. Nachdem ſie das Rindfleiſch verzehrt hatten, ſagte Fauſt zu ihnen: „Ihr habt mich, werthe Freunde, bei meiner Hausmannskoſt überraſcht und nicht verſchmäht, Theil daran zu nehmen; darum will ich mich dankbar bezeigen und euch jetzt noch etwas aus Küche und Keller vornehmer Herren vorſetzen." Er ging hierauf hinaus und befahl ſeinem Diener Mephiſtopheles, für ein treffliches Mahl zu ſorgen. Nicht lange darauf wurde von dem gehorſamen Diener der ganze Tiſch mit den ſeltenſten und leckerſten Speiſen beſetzt und der köſtlichſte Wein in Menge aufgetragen. Unter andern ſtand zwiſchen zwei dampfenden Braten ein eigenthümlich zubereiteter Kalbskopf. Fauſt bat einen von den Anweſenden, einen Studenten, den Kalbskopf zu zerlegen, und

ſer machte ſich friſch davon und wollte eben das Meſſer ein-
em, als der Kalbskopf gar kläglich zu ſchreien anfing: „Weh,
eh! was habe ich dir gethan?“ Der Student wurde vor
hrecken leichenblaß und ließ Meſſer und Gabel fallen, was
uſt und den Andern Gelegenheit zu vielem Lachen gab, denn
e merkten bald, daß dieß eins von Fauſt's Zauberſpäßchen ſei.
uſt ließ den Kalbskopf forttragen und man machte ſich nun an
andern Gerichte, welche ſich ohne Widerrede verzehren ließen
Allen trefflich mundeten. Auch des Weines wurde nicht ge-
ont. Plötzlich hörten die Gäſte aus weiter Ferne eine anmu-
ge Muſik, welche immer näher kam und endlich im Zimmer
ſt erſcholl, ohne daß man die Muſikanten geſehen hätte. Die
ſik ging in einen luſtigen Walzer über, und auf einmal be-
nnen die Gläſer und Flaſchen auf dem Tiſche ſich nach dem
kte der Muſik zu bewegen, immer ſchneller und ſchneller, bis
endlich hüpfend förmlich zu tanzen begannen. Einige Gäſte
fen nach den Gläſern, damit bei der heftigen Bewegung nichts
dem köſtlichen Weine, womit ſie gefüllt waren, verſchüttet
rde, aber nun bemächtigte ſich auch derer, welche die Gläſer
ten, die Tanzwuth und ſie begannen zu hüpfen und zu ſprin-
, daß es eine Luſt war. Endlich ließ Fauſt eine Anzahl irde-
Töpfe hereinbringen und an verſchiedenen Orten auf den
den ſtellen. Auch dieſe begannen alsbald den Tanz, ſchienen
ar noch luſtiger als die Gläſer und ſprangen hin und her und
einander herum, bis ſie an einander antaumelten und krachend
Scherben brachen. Das war ein Hauptſpaß. Aber hiermit
nicht zufrieden ließ Fauſt im Hofe einen Hahn fangen,
te ihn vor ſich auf den Tiſch und gab ihm aus ſeinem Glaſe
trinken. Alsbald ergriff den Haushahn eine eigenthümliche
von Trunkenheit, er krähte nicht, ſondern pfiff ſich die
igſten Liedlein und tanzte dazu aus Leibeskräften. Endlich
e Fauſt eine Geige herbei, legte ſie auf den Tiſch und rief

einen ſeltſamen Namen. Da that ſich die Thür auf und ein alter großer Affe trat gravitätiſch herein, verneigte ſich gegen die Anweſenden, ergriff die Geige und ſpielte mit damals noch nicht erhörter Virtuoſität die ſeltſamſten Concertſtücke, bewegte ſich dazu ſo richtig und bedeutſam und ſchnitt ſo gräuliche Geſichter, daß die Zuhörer und Schauer nicht wußten, ob ſie ihn mehr bewundern oder belachen ſollten. Zum Schluß ſpielte er eine überaus luſtige und närriſche Weiſe, und zur Thür herein ſprangen noch zwölf andere Affen, große und kleine, langgeſchwänzte und kurzgeſchwänzte, jeder anders als der andere und begannen einen tollen Tanz. Sie ſprangen um einander und über einander, überſchlingen ſich und drehten ſich, daß es eine Luſt war. Auf einmal aber warf der alte Affe ſeine Geige weg und ſchlug mit dem Fidelbogen unter die Tänzer mit derſelben Leidenſchaft, mit welcher er vorher gegeigt hatte. Da entſtand ein ſchreckliches Geheul, die Affen fuhren in ihrer Angſt im Zimmer herum wie beſeſſen, der alte mit dem Fidelbogen immer hinterher, bis einer von den Affen durch das Fenſter hinausſprang, die andern ihm alle folgten und zuletzt auch der alte Muſikant. Ueber dieſem Concert und Ballet war es Abend geworden und die Gäſte hatten ſich wieder hungrig gelacht. Fauſt meinte, ſie müßten nun für das Abendeſſen Sorge tragen. Er nahm eine lange Stange, beſtrich dieſelbe mit Leim und hielt ſie zum Fenſter hinaus, indem er ein luſtiges Liedchen pfiff. Da währte es nicht lange, ſo flogen von allen Seiten Lerchen, Schnepfen und Krametsvögel herbei und ſetzten ſich auf die Stange, von der ſie nicht wieder loskonnten. Es kamen ihrer ſo viele, daß ſie nicht alle Platz hatten auf der Stange. Die Vögel waren geſchwind gerupft, gebraten und gegeſſen. Zur Nacht hatte Fauſt ſeinen lieben Gäſten zu Ehren eine Anzahl gefälliger Dirnen eingeladen, welche wie die vornehmſten Damen geputzt erſchienen, und mit dieſen wurde nun bei Spiel, Tanz und Wein die Nacht verjubelt. Am Morgen ſahen ſie, daß während der Nacht ein tiefer Schnee gefallen war. Sogleich lud Fauſt ſeine Gäſte zu einer Schlittenfahrt ein. Der Schlitten hatte die Geſtalt eines Drachen mit glühenden Augen, von ſeiner Naſe ſtiegen zwei Rauchſäulen empor, ſein Rachen dampfte und ſpie Feuer. Fauſt ſetzte ſich dem Drachen auf den Kopf, ſeine Gäſte ſetzten ſich auf den Rücken deſſelben und auf dem Schwanze nahm eine Schaar von Affen Platz, welche die ſeltſamſten Sprünge und auf verſchiedenen lärmenden Inſtrumenten eine gräuliche Muſik machten. Dieſer ſonderbare Schlitten bewegte ſich ohne Pferde nach Fauſt's Willen mit unglaublicher Schnelle und ſo fuhr die ausgelaſſene Geſellſchaft durch alle Gaſſen Wittenbergs unter Jubeln und Schreien. Alle Bewohner Wittenbergs liefen zuſammen, um das unerhörte Schauſpiel zu ſehen, Einige freuten ſich und lachten, Andere bekreuzigten ſich.

Fauſt verliebt ſich und will ſich verehelichen

Was jenem frommen Greiſe nicht gelungen war, Fauſt's Seele aus den Klauen des Böſen zu erretten, das hätte einem unwiſſenden aber durch Schönheit und Unſchuld liebenswürdigen Mädchen gelingen können, wenn ſich nicht Fauſt abermals durch die Trugreden des Teufels und durch ſeine Sinnlichkeit hätte überliſten laſſen. Dieſes Mädchen war eine Waiſe und diente ihrer Armuth wegen bei einem Kramer, der in der Nähe Fauſt's wohnte, als Magd. Fauſt ſah ſie und verliebte ſich in ſie. Nach ſeiner gewohnten liederlichen Weiſe machte er ſich ſogleich an ſie und ſuchte ſie durch Schmeichelreden und Geſchenke zu verlocken, ihm ihre Tugend preiszugeben. Zwar gefielen dem Mädchen ſeine feinen Reden, ſein glänzender Verſtand und ſein gefälliges Benehmen, aber ſie erlaubte ihm doch nicht die geringſte Freiheit, und als er endlich immer dringender gegen ſie wurde, ſo ſagte ſie zu ihm: „Herr, was wollt ihr von mir? Wolltet ihr meine

Liebe, wie ſich gegen ein unbeſcholtenes Mädchen geziemt, ſo würdet ihr mir nicht Gold bieten, ſondern mich zur Ehe begehren. Euer Gold verachte ich, denn die Leute ſagen, daß ihr es nicht auf ehrliche Weiſe, wie es einem Chriſtenmenſchen geziemt, erwerbet. Ihr ſeid ein kluger Mann und ich bin gegen euch nur ein einfältiges Kind, aber eine Stimme in meinem Innern ſagt mir, daß ihr es mit mir ſo wenig wie mit irgend einem Geſchöpfe Gottes wohlmeint, und wenn ſich ja ein Funke von Liebe für euch in mir regt, ſo halte ich ihn für Sünde und ſtrafe mich ſelbſt deßwegen.“ Mit dieſen Worten kehrte ſie ihm den Rücken und verließ ihn. Fauſt kehrte ingrimmig in ſeine Wohnung zurück, rief ſeinen Diener Mephiſtopheles und verlangte von ihm, daß er ihm die Dirne in die Arme führen ſollte. „Ihr rühmt euch,“ ſetzte er hinzu, „die Herren der Welt zu ſein, wohlan! ſo muß es euch auch nicht ſchwer ſein, in die Herzen der Menſchen euch einzuſchleichen und ſie euch zu willen zu machen.“ — „O ja,“ ſagte Mephiſtopheles, „das können wir, wenn die Menſchen weltlich ſind, aber nicht wenn ſie ſich von der Welt ab- und dem Himmliſchen zugewendet haben.“ — „Armſeliger Teufel,“ ſagte Fauſt, „ſo wiſſe, daß ich entſchloſſen bin, das Mädchen zu meinem ehelichen Weibe zu nehmen und alle Gemeinſchaft mit euch erbärmlichen, geizigen, ſchuftigen Lügengeſpenſtern für immer aufzugeben. Ja, rufe nur deinen ſtinkigen Großmeiſter, daß er kommt und ohnmächtigen Spektakel macht und Flammen droht, die nicht brennen, ich will ihm ins Angeſicht ſpeien! Ihr habt keine Macht über eine lebendige Seele und nur im Reiche des Todten wühlt ihr, ihr Aaskäfer.“ Mephiſtopheles wußte wohl, daß nichts geeigneter ſei, einen durch die Kritteleien ſeines Verſtandes dem Ewigen entfremdeten Mann dieſem wieder zuzuführen, als die eheliche Liebe und Gemeinſchaft mit einem reinen Weibe, daß auch keine Leidenſchaft ſtärker ſei im Menſchen, als die Liebe, ja daß dieſe vermöge ihn allen andern Leidenſchaften zu entreißen, darum ſagte er gelaſſen: „Fauſt, gedenke deines uns gegebenen Verſprechens, den Eheſtand zu meiden ſo lange du lebſt. Wir ſollen dir dafür die Freuden der Welt gewähren. Meinſt du, daß der Eheſtand eine weltliche Luſt ſei? Was will Fauſt im täglichen Umgange mit einem Weibe, die nichts thun wird, ſeine Sinnenluſt zu befriedigen, die ihm ſtatt deſſen, tägliche Bußpredigten halten wird? Und läßt du dich bekehren von einer dummen Magd, du klügſter der Klugen, nun wohlan, ſo kennſt du unſere Rechnung, unſere Forderung an dich.“ — „Rede nicht weiter,“ rief Fauſt, „ſondern zeige mir eine Probe eurer Macht — unſer Pact iſt vernichtet, unſere Rechnung quitt, wenn ihr nicht leiſten könnet, was ihr verſprochen habt! Wohlan, ſoll ich von jener Dirne laſſen, weil ſie zu gottſelig iſt, wohlan, ſo fordere ich von dir das ſchönſte Weib, welches jemals auf Erden gewandelt, das ſinnlichſte zugleich und eine Heidin, welche du mir unter dem Vorwande allzugroßer Frömmigkeit nicht vorenthalten kannſt: ich fordere Helenen, die Tochter der Leda, die Gemahlin des Menelaus!“ Mephiſtopheles ſann eine Weile nach, dann ſagte er ruhig: „Noch dieſe Nacht ſoll ſie in deinen Armen liegen, fri[illegible] lebendig wie ſie war, als ſie vor 3000 Jahren mit [illegible]onen Paris nach Troja entfloh.“ Fauſt fragte: „Wer bürgt mir, daß die, welche du mir bringſt, die iſt, welche ich verlange?“ — „Wer ſonſt,“ antwortete Mephiſtopheles, „als ihre Schönheit.“

Fauſt gewinnt die ſchöne Helena von Griechenland.

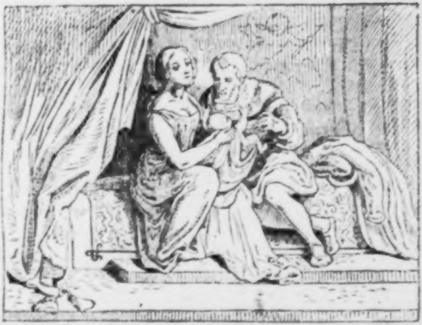
Fauſt harrte ungeduldig, daß die Nacht erſchiene, und hatte ſich vorgenommen, ſeine Sinnlichkeit im Zaume zu halten und mit argwöhniſchem Ernſt die Schönheit derjenigen zu prüfen, die Mephiſtopheles ihm zuführen würde. Der Abend ſank hernieder, ungeduldig ging Fauſt in ſeinem Zimmer auf und ab.

Plötzlich ſteht er ſtill, ihm iſt, als hörte er im Nebenzimmer ein Geräuſch, er horcht hin, ſchaut nach der Thür, durch welche Mephiſtopheles ſchleichend eintritt. „Sie iſt da," flüſtert er ihm zu, „ſie ſchlummert und durchlebt im Traume die Jahrtauſende, damit ſie im Stande iſt, in dieſer neuen Welt ſich zurecht zu finden. Erwecke ſie nicht, ſondern erwarte ihr Erwachen." — „Welch abgenutzte Buhlerkünſte!" erwiderte Fauſt mißmuthig ſeinem Diener und trat in das Gemach. Verſteinert blieb er auf der Schwelle ſtehen. Ein magiſches, roſiges Licht erfüllte das Zimmer, und auf einem ſeidenen Lager ruhte das ſchönſte Frauenbild, das jemals ſterbliche Augen geſchaut, ſchöner als das ſchönſte Bild, das ein Künſtler jemals geträumt hatte. In nichts gekleidet als in ihre unſterbliche Schönheit, ſo erſchien ſie ſeinen an ſie ſich anhängenden Blicken, die ſammtne Haut von friſchem Leben geröthet, von ewiger Jugend geſchwellt. Die rundlichen Glieder fügten ſich zum ſchönſten Ebenmaß des ganzen herrlichen Leibes an einander, der vom Haupte bis zum Fuße eine reine Wellenlinie bildete. Die rechte Hand war an einem Kiſſen herabgeſunken, auf dem Kiſſen ruhte der rechte Arm und auf dieſem das edle Haupt, die Augen im Schlummer geſchloſſen, die zarten, durchſichtigen Nüſtern der ſtolz und gerade herabſteigenden Naſe bewegten ſich leiſe, um den ſchmalen Mund zitterte es wie ein tiefer Schmerz, freie Locken deckten wie goldene Wogen die Schläfe, der linke Arm ruhte auf der Hüfte und ſchloß ſich mit der kleinen Hand an das gerade ausgeſtreckte Bein, welches in dem zierlichſten und dann vollkommen ausgebildeten Fuß ausging, der rechte Fuß, auf welchem ſie ruhte, preßte ſich eng an den linken an und war am Knie umgebogen, ſo das ſich der rechte Schenkel unter den linken barg, die lilienweißen Brüſte, bis zu den Roſen jungfräulicher Jugend ſchwachgewölbt, hoben ſich unruhig — ja ſie war das Muſterbild weiblicher Schönheit, die herrlichſte aller

Frauen, die Griechin Helena. Fauſt dachte an keinen Zweifel mehr, allen Ingrimm gegen die Hölle, ſelbſt ſeinen Haß gegen Gott und Menſchen hatte er vergeſſen, aber auch jenes Mädchen, wegen deſſen er eben noch ſeine Verbindung mit der Hölle hatte aufgeben wollen: was war ihre dürftige, verſchämte Lieblichkeit gegen dieſe Fülle des höchſten Liebreizes, der ſich neidlos und verſchwenderiſch vor ſeinen Sinnen ausbreitete? Lange hatte Fauſt in ſeliges Schauen verſunken regungslos dageſtanden, als er bemerkte, wie der ſchmerzliche Zug um Helena's Mund allmählig in ſeliges Lächeln überging, wie das ungeſtüme Wogen ihres Buſen ſich mäßigte, wie ſich endlich die langen ſchwarzen Wimpern der Augenlider aufſchlugen und die ſchönſten Augenſterne wie ein Morgen der Liebe aufgingen. Da zog es ihn mit Allgewalt zu ihr hin und er ſtürzte mit ausgeſtreckten Armen, ſprachlos, weinend vor dem Lager des ſchönen Weibes nieder auf ſeine Kniee. Helena richtete ſich etwas empor, fuhr mit der kleinen ſchönen Hand über die Stirn und ſagte mit ſilberreiner ſeelenvoller Stimme: „Träume ich oder wache ich? Iſt dein Name Fauſt? Biſt du es, der mich der Liebe und dem Leben wiedergegeben hat? — Ja, meine Sinne leben und lieben, — dir danke ich, daß meine Augen noch einmal erquickendes Licht trinken — ſchaurig iſt das Reich der Schatten — hier iſt Licht, Leben, Liebe, und du, du Fauſt, haſt mir Alles wiedergegeben, was ich war, was ich bin, nimm mich hin, ich bin dein!“

Fauſt zieht ſich mit Helena von der Welt zurück.

Im Taumel wollüſtiger Liebe vergaß Fauſt alles, was ihn bisher gequält und beunruhigt hatte, er vergaß die ganze Welt und auch ſich ſelbſt. Nach Jahresfriſt legte Helena einen Knaben in ſeine Arme, welchen ſie ohne Weh und Schmerz geboren hatte.



Fauſt drückte ihn jubelnd an ſein Herz. Noch einmal verſammelte er alle ſeine Freunde um ſich, bewirthete ſie mit einem Mahle, wie er ihnen noch niemals geboten hatte, zeigte ihnen ſeinen Sohn, welchem er den Namen Juſtinus gegeben hatte und ſagte ihnen dann, daß er auf längere Zeit dieſe Gegend verlaſſen würde, daß er ſeinem Famulus Wagner ſein ganzes Hausweſen übergeben und daß er ſie ſicher noch einmal wiederſehen werde. Sein Mantel trug ihn mit der Geliebten und der Frucht ihrer Liebe in ein fernes ſchönes Land des Südens, in eine Einſamkeit, wo nur die Reize der Natur und ſeiner Helena ihn umgaben. Hier ſchuf Fauſt ſich und ihr eine Welt, wie ſie nur ſeine üppige Phantaſie zu erſinnen vermochte, kein ſterbliches Auge hat ſie jemals geſchaut als nur ſein eigenes. So ward der Reſt ſeines irdiſchen Daſeins von ihm ſelbſt zu einem entzückenden Traume gemacht, zu einem Traume, aus dem ihm ein furchtbares Erwachen bevorſtand.

Fauſt macht ſein Teſtament.

Wagner ſtudirte in Wittenberg emſig in Fauſt's an aſtrologiſchen und magiſchen Schriften reicher Bücherſammlung und bewirthſchaftete ſeine Beſitzung als ein treuer, ſeinem Herrn ganz ergebener Diener. Viele Jahre waren verfloſſen und Wagner begann zu fürchten, daß Fauſt vielleicht niemals wiederkehren würde, als dieſer eines Tages plötzlich vor ihm erſchien. „Wie lange bin ich fern geweſen?“ fragte Fauſt. „Zehn Jahre,“ erwiderte Wagner. „Zehn Jahre?“ wiederholte Fauſt langſam und erbleichend: „zehn Jahre — es iſt nicht möglich — zehn Jahre — rufe mir einen Notar und die nöthigen Zeugen, ich will mein Teſtament machen.“ Fauſt vermachte ſeinem Famulus Wagner alles was er beſaß, ſein Haus, ſeine Aecker und Wieſen, ſein ganzes Hausgeräth und ſeine Bücher, und verlangte dagegen nur, daß derſelbe getreulich bis an ſein bevorſtehendes Ende bei ihm aushalten und nach ſeinem Tode ſein Leben und ſeine Thaten der Wahrheit gemäß verzeichnen und veröffentlichen ſolle. Solches hat Wagner auch erfüllt, denn er hielt bis ans Ende bei ſeinem Herrn aus, von ihm rührt das Meiſte her, was wir noch von Fauſt wiſſen.

Satan kündigt Fauſt das Bündniß und ladet ihn vor das Gericht Gottes.

Als es Abend wurde, ſetzte ſich Fauſt in ſein Studirzimmer, um zu rechnen, wie lange er noch zu leben habe. Er berechnete von Tag und Stunde, an welchem er das grauſenhafte Bündniß mit Satan geſchloſſen hatte und fand, daß ihm von den verheißenen 24 Jahren nur noch 30 Tage übrig wären. Als er voller Angſt und Schrecken ſeine Rechnung noch einmal überſah in der Hoffnung, noch einen Fehler zu entdecken, da gab es plötzlich einen furchtbaren Knall, und als Fauſt aufſprang und ſich umwendete, da ſtand Satan in Rauch und Flammen gehüllt vor ihm und ſprach mit einem fürchterlichen Ernſte: „Menſch, du weißt, daß deine Zeit in wenigen Tagen abgelaufen iſt; ich komme, um dir unſer Bündniß zu kündigen. Du darfſt nicht ſagen, daß ich dich verlockt habe, dich von deinem Schöpfer ab und zu mir zu wenden; du ſelber haſt mich gerufen mit Beſchwörungen in jenem Namen, vor welchem auch die Geiſter der Unterwelt ſich fluchend beugen. Fauſt, du biſt von mir geladen und gefordert zum Tage des Gerichts vor den Stuhl des Allerhöchſten, damit er richte zwiſchen mir und dir!“

Ein noch nie von Fauſt vernommener ſchrecklicher Ton, der alle Faſern ſeines Leibes erbeben machte, daß er auf ſein Angeſicht niederſtürzte, erſcholl und die Erſcheinung war verſchwunden. Das Haus hatte gebebt und gekracht, als ob es durch ein ungeheures Erdbeben erſchüttert zuſammenſtürzen wollte, Wagner eilte in das Gemach ſeines Herrn und Meiſters und fand dieſen bewußtlos am Boden liegen. Als es ihm gelungen war, Fauſt wieder zu ſich zu bringen, da war dieſer wie umgewandelt, ſein Stolz, ſein frecher Trotz war gebrochen. Er weinte wie ein Kind um ſein verlornes Leben, bald aber fuhr er wieder auf, lief raſend im Zimmer umher, zerrauſte ſein Haar und ſtieß die gräßlichſten Flüche gegen ſich ſelbſt, gegen den Teufel, gegen Gott und die Menſchheit aus, bis er wieder erſchöpft in die Arme ſeines Famulus ſank und zitterte und weinte. Vergeblich ſprach ihm Wagner Troſt zu und beſchwor ihn, ſich zu ermannen. Er ſchlug ihm vor, ſeine frühern Freunde zu ihm einzuladen, damit er bei einem luſtigen Mahle ſeinen Kummer vergeſſe. Fauſt wies dieß Erbieten mit Abſcheu von ſich; Wagner fragte ihn, wo ſein Weib und ſein Kind ſei, aber er erregte dadurch nur einen neuen Anfall von Wuth, eine neue Flut von Flüchen, die Fauſt gegen Helena und ſeinen Sohn ſchleuderte. „Sie,“ ſchrie er, „iſt das Gift, mit welchem Satan meine Seele gemordet — keine Luſt der Erde hat mich mir ſelbſt entreißen können, aber dieſe Verfluchte hat mich eingeſchläfert in einen ſüßen Traum, in welchem ich mir ſelber abhanden gekommen. Ha, ihre Qual wird meine einzige Luſt im Zähneknirſchen der Hölle ſein!“ Als Fauſt wieder ſtill geworden war, ſchlug Wagner ihm vor, er wolle einen frommen Geiſtlichen rufen, der ſich mit Fauſt über das Heil ſeiner Seele berathen könne; — er hatte gefürchtet, bei dieſem Worte werde Fauſt auch gegen ihn in Zorn auflodern, aber dem war nicht ſo. Fauſt erwiderte nur kleinmüthig: „Für mich giebt es keine Rettung im Himmel und auf Erden,“ aber ließ es geſchehen.

Fauſt erhält Belehrung von einem würdigen Geiſtlichen.

Der würdige Geiſtliche, an welchen ſich Wagner noch in derſelben Nacht wendete, machte ſich im Eifer ſeines Berufs ſogleich auf und begab ſich zu Fauſt. Dieſer empfing ihn ernſt und ruhig, erzählte ihm offen den ganzen Gang ſeines Lebens und fragte ihn dann, ob es noch einen Troſt für ihn gebe. Der Geiſtliche ſagte: „Ihr ſeid ein großer Sünder, aber die Gnade des Herrn iſt ohne Grenzen. Es ſteht nur bei euch, ob es noch einen Troſt für euch geben ſoll. Der Herr, der Himmel und Erde geſchaffen hat, der auch euch Leib und Leben gegeben hat und von dem ihr ſchmählich abgefallen ſeid, iſt ſo ſtark und mächtig, daß der Teufel, dem ihr euch ergeben, ein Nichts gegen ihn iſt. Die Werke der Böſen ſind eitel Täuſchung und Lüge, und der Menſch, der ſich ihm ergiebt, ergiebt ſich der Täuſchung und Lüge und vernichtet dadurch ſich ſelbſt. Fauſt, du denkſt dich klug und weiſe, und ſiehſt nicht, daß es thöricht iſt zu wähnen, der Menſch könne nach Willkühr über ſeine unſterbliche Seele verfügen und ſie in die Macht des Satans geben, der doch gar keine Macht hat: aber von Gott kannſt du abfallen und von dir ſelber, doch wende dich mit demüthigem, reuigem Gebet zu Gott und du wirſt nicht nur ihn, du wirſt auch dich ſelber wiederfinden. Nicht der Teufel, den du mit deinen ſterblichen Augen geſehen zu haben meinſt, iſt der Fürſt dieſer Welt, welcher deine Seele in ewiges Verderben zu reißen droht, nein, dieſer Feind des Lebens, dieſer Mörder der Seelen, der dich zu verſchlingen droht, das iſt der übermüthige Stolz in deiner Bruſt, der ſich nicht beugen will unter den Willen des Ewigen; das iſt der freche Trotz, mit dem du bisher allen Lockungen widerſtanden haſt, welche Gott als ein guter Vater aller ſeiner Kinder auch an dich hat ergehen laſſen, um dich zu dir ſelbſt, zum Bewußtſein deiner wahren Würde, zum Mitgenuß ſeiner Seligkeit zu bringen. Die Kunſt, welche dich hochangeſehn gemacht hat vor den Menſchen, frage dich doch ſelbſt, ob ſie etwas anderes iſt als die Kunſt des Truges und der Lüge gegen Andere und gegen dich; darum o Fauſt, willſt du gerettet ſein, ſo iſt das Erſte, daß du dich der Magie entſchlägſt und enthältſt; daß du dir ſelbſt bekennſt, daß du der ſchwächſte und elendeſte aller Sterblichen biſt, weil du die Zeit deines von Gott verliehenen Lebens verloren haſt im Dienſte der Lüge, und daß du ſo mit zerknirſchtem Herzen flehend zu Gott dich wendeſt, damit er dich, wenn auch nur als ein ſchwaches und thörichtes Kind, aufnehme in ſein Himmelreich, wo du im Lichte ſeiner Gnade gedeihen magſt. Dich tröſte der Gedanke, daß der eingeborne Sohn Gottes auch für dich armen Sünder gelitten und geblutet hat; daß er es iſt, welcher die Macht des Todes, der Sünde und des Teufels für immer gebrochen hat, und daß er es iſt, welcher geſagt hat: Ueber einen bekehrten Sünder wird mehr Freude im Himmel ſein, als über tauſend Gerechte. Bisher haſt du frech mit deinem Gotte gerechtet, Fauſt, und haſt dich vor dir ſelbſt lügneriſch gerechtfertigt, um ihm zu trotzen; nun gehe in dich, nun da zum letzten Mal die Mahnung des Herrn an dich ergeht, und wirf dich als ein reuiger Sünder zu ſeinen Füßen. Er iſt nicht ſtolz, daß er dich nicht aufheben ſollte und aufnehmen in ſein Reich, denn der Stolz iſt das Böſe; er iſt nicht beleidigt durch dich, denn du armer Erdenwurm biſt viel zu ſchwach, als daß du ihn hätteſt jemals beleidigen können; deine Sünde iſt deine Schwäche, aber aufrichtige Reue und Buße kann dir alle Krafe deiner Seele wiedergeben, eine Kraft Gottes, den Lockungen, der Liſt, dem hochmüthigen Gepolter des Satans Widerſtand zu leiſten.“ Fauſt hatte dieß alles ſchweigend angehört und war in ein tiefes Sinnen verſunken. Er dankte dem frommen Prieſter für ſeinen geiſtlichen Zuſpruch und entließ ihn, nachdem er ihn noch gebeten hatte, ihn wieder zu beſuchen. Dann legte er ſich nieder und ſchlummerte einige Stunden ſo ſanft und ſüß, wie noch nie.

Fauſt verfallt aufs neue in Verzweiflung und will ſich ermorden.

Als Fauſt am nächſten Morgen wieder erwachte, ſo dachte er ſogleich wieder an dasjenige, was ihm der Geiſtliche den Tag vorher geſagt hatte. Je länger er aber darüber nachſann, deſto mehr begann er auch wieder zu zweifeln. Der Gedanke, daß ſein ganzes Leben dem Trug und der Lüge ergeben geweſen ſein ſollte, empörte ihn. „Bin ich,“ dachte er, „nicht ein Beſſerer als Tauſende anderer Menſchen, wer hat mir's noch gleichgethan an Verſtand und Einſicht in die ſchwierigſten Wiſſenſchaften und ich ſoll mich für ſchwächer und elender halten, als den dummen Bauer, welcher gedankenlos hinter dem Pfluge herkeucht, nur darum eben, weil dieſer täglich ſein Vaterunſer herſagt und Sonntags in die Kirche geht, ohne ſich mehr dabei zu denken als wenn er ſeinen Viehſtall ausmiſtet, weil er keinen Umgang mit Geiſtern hegt, er der von ſeinem eigenen Geiſte nicht einmal weiß.“ Durch ſolche Grübeleien verfiel Fauſt bald wieder in die frühere Troſtloſigkeit und ſo legte er ſich in ſeinem Innerſten mit ſich ſelber im Widerſpruch des

Abends zu Bette. Er wälzte ſich unruhig hin und her, als er ſeinen Namen rufen hörte und ſogleich die Stimme des Feindes erkannte: „Fauſt,“ ſagte derſelbe, „nun willſt du auf deine alten Tage ein Betbruder werden, und mit Pfaffen Gemeinſchaft halten. Brav, mein lieber Sohn, lege nur auch hübſch ein Mönchsgewand an, faſte und geißle dich, aber ſchaffe auch, daß es die Leute ſehen, ſo kannſt du's noch dahin bringen, daß du als ein Märtyrer geachtet wirſt, wenn ich dir den Hals breche und am Ende gar zum Heiligen erklärt wirſt! — Pfui, pfui, Fauſt! Hätte ich gewußt, daß es ein ſo gemeines, klägliches Ende nehmen würde mit dir, ich hätte mir nicht all die Mühe um dich gegeben. Ich hoffte an dir einen rechten Gewinn zu machen, ich hielt dich für einen, dem ich in meinem Hofſtaat was anvertrauen könnte, einen, den ich mehr als Freund und Rathgeber hätte behandeln können, denn als Knecht und Gegenſtand meiner Rache, aber ich ſehe, du biſt ein eben ſo gemeines, nichtswürdiges Ding, wie ihr alle ſeid, die ihr am ſechsten Schöpfungstage aus Dreck zuſammengeknetet worden ſeid. Dein Pfaffe ſagt: Lug und Trug ſei dein bisheriges Leben geweſen; ei, Fauſt, greife doch einmal in deine Bruſt und ſage dir ſelbſt, wann du gelogen haſt, ob damals, als du für die Freuden dieſer Welt entbrannteſt und mich zum Beiſtand riefſt, oder jetzt, da du ein Heiliger werden willſt? Iſt dir etwa jetzt ſo viel an Gott und deiner unſterblichen Seele gelegen, daß du deßwegen dich ſo kläglich geberdeſt, oder kränkt es dich nicht vielmehr, daß der Spaß der Sinnlichkeit nun ein Ende nehmen ſoll? Wenn du die Wahl hätteſt, eine Ewigkeit ſo fortzuleben wie bisher, in aller Luſt, die du nur zu erſinnen vermöchteſt, oder eine Ewigkeit im Himmel mit den lieben unſchuldigen Engelein, die dich immer als einen einſt Gefallenen bemitleiden würden, Eia popeia zu ſingen — was würdeſt du wählen? — Elende Kreatur, die ſich nicht zum Stolze des Geiſtes erheben kann, der lieber ewige Qual leidet, als ſich zum Gegenſtande der Gnade eines Gewaltigen hergiebt — darüber denke nach und ſprich dir ſelber das Urtheil!“ — Dieſe Reden des Böſen, welchen Fauſt's verblendeter Verſtand nur zu viel Beifall gab, ſtürzten ihn aufs neue in Verzweiflung. Es kränkte ihn, daß er ein ſchwächerer Geiſt ſein ſollte als der Satan, der es wagte dreiſt Gott ſich entgegenzuſtellen. und er ſtrengte ſich an ſich zu ermannen wider Gott, um mit verbiſſenem Ingrimm ſein Gericht zu ertragen;

dann aber erbebte er wieder vor dem Zorne des Ewigen, den er empfinden ſollte, ſein Herz ſchauderte zurück vor der Gemeinſchaft mit dem von allem Schmutze der Sünden beſudelten Teufel. Er verachtete ſich ſelbſt am meiſten um dieſes Schwankens willen, in welchem er das Elend, den Fluch der ſterblichen Natur zu erkennen glaubte. „Und warum,“ ſchrie er endlich auf, „ſoll ich mich mit dieſem elenden Leichnam, der zuſammenbebt bei dem Gedanken, den ich doch einmal denken muß, warum ſoll ich mich mit ihm noch länger herumquälen? Muthig hinein in eine unbekannte Zukunft, welche wenigſtens den Vorzug hat, daß es in ihr keine Qual des Zweifels mehr giebt, daß die Schwäche der Sterblichkeit überwunden iſt!“ Er ſprang auf, um ein Fläſchchen mit Gift zu leeren, welches er in früheren Jahren bereitet hatte, er ſetzte es an den Mund, aber ein Gedanke an den nächſten Augenblick, welcher ihn erwartete — er glaubte ſchon die Krallen der rachegierigen Teufel an ſeiner Seele zu fühlen — und er ſchleuderte das Fläſchchen mit ſeinem tödtenden Inhalte von ſich, und ſank erſchöpft auf ſeinem Lehnſtuhl zuſammen.

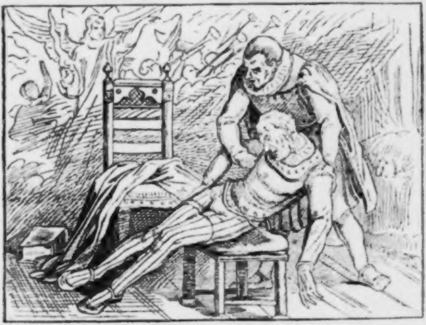
Fauſt wird nochmals von dem Geiſtlichen beruhigt, erliegt aber auch nochmals ſeinem geiſtigen Hochmuth.

Hier fand ihn am nächſten Morgen der Geiſtliche. Fauſt verhehlte ihm nicht, was, während er von ihm abweſend geweſen, in ſeiner Seele vorgegangen ſei, was die Stimme Satans zu ihm geredet habe. „Freilich,“ ſagte der Geiſtliche, „wenn ihr es duldet, daß der Teufel Recht hat, ſo hat auch jede beſſere Regung in euch Unrecht. Wenn ihr nur darum euch äußerlich vor Gott demüthiget, weil ihr verzweifelt aus Schmerz über den Verluſt ſinnlicher Ergötzungen, wenn ihr dieſe nicht verachtet und einen Ekel gegen ſie empfindet und ſo mit einem von allem Weltlichen gereinigten Herzen Gott nahet, ſo habt ihr auch keine Gnade zu hoffen. Aber habt ihr euch denn nicht von der Nichtigkeit aller Sinnengenüſſe überzeugt, habt ihr nicht eingeſehen, daß Wahrheit nicht in ihnen und nicht in der Sünde ſei, ſondern allein in Gott und dem Göttlichen? Und, wenn euch der Böſe ſagt, die Würde des Geiſtes vertrage es nicht von der Gnade eines Gewaltigen abzuhängen, ſo bedenkt doch, ob die Gnade Gottes euch erniedrigt, oder ob ſie euch erhebt? Der übermüthige Satan iſt ein Koth, ein Nichts ſei=

er von Gott abgefallen; und iſt er ſeitdem mehr als damals, da er ein Diener Gottes war, als ſein Wille übereinſtimmte mit dem heiligen Willen des Geiſtes der Geiſter? Fauſt, wenn du göttlichen Geſchlechtes biſt, ſo biſt du ja nur dann in der Freiheit und in deiner wahren Würde, wenn dein Wollen und Vollbringen göttlich iſt, nicht aber wenn es ungöttlich iſt. Iſt es dieß, ſo iſt dir ſchmähliche Gewalt angethan, ſo biſt du in der niedrigſten Knechtſchaft, daß du thun mußt, was dir nicht gemäß iſt.“ Der fromme Prieſter ermahnte Fauſt, welcher hierauf nichts zu erwidern vermochte, daß er fleißig in der Bibel leſen ſolle, um ſich durch das Wort Gottes zum Kampfe mit dem Böſen zu rüſten. Dem kam auch Fauſt mit großem Eifer nach, er ſuchte alle Stellen auf, aus denen ein armer Sünder Hoffnung auf die göttliche Gnade ſchöpfen kann, und ſuchte durch dieſelben die Widerſprüche ſeines eitlen Verſtandes zu überwinden. So gelang es ihm den Satan mehrere Tage von ſich fern zu halten. Die fortgeſetzten Unterhaltungen mit dem Prieſter trugen dazu bei, Fauſt bei einem getroſten Muthe zu erhalten und allmählig alle Gegengründe, welche ſein Verſtand gegen das Wort Gottes erſann, zu überwältigen. Aber anſtatt ſich demüthig unter die ihm nahende Gnade Gottes zu beugen und den Verſtand gänzlich unter ſeinen Glauben zu feſſeln, erzeugten ſeine emſigen Studien eine neue Art der Eitelkeit in ihm; er glaubte ſich im Stande, nunmehr mit der Klugheit Satans einen Kampf um ſeine Seele einzugehen, und obgleich ihm ſein frommer Seelenfreund ſolches ausdrücklich unterſagt hatte, ſo wagte er es dennoch den Satan keck vor ſich zu rufen, um ihm Rede zu ſtehen. Satan erſchien mit ſchallendem Hohngelächter: „Nun, Fauſte,“ ſchrie er, „haſt du im Sinne, deinen alten Freund auch zu bekehren? Du biſt doch ein ehrlicher Kerl, wie dumm du auch mit Hilfe deines Pfaffen ſchon geworden biſt. Aber ehe du mit deinen Bibelſprüchen mir zu Leibe rückſt, ſo beantworte mir doch erſt noch eine Frage und kannſt du mir ſie genügend beantworten, ſich ſo gelobe ich dir, nicht nur alle meine Anſprüche an dich fahren zu laſſen, ſondern ſelbſt mit dir in Sack und Aſche Buße zu thun und eine Wallfahrt ins gelobte Land zu machen, verſteht ſich auf den Knien! Sage mir doch, du Ausbund von Frömmigkeit: wie kommt es doch, daß euer Schöpfer, wenn er heilig und gerecht iſt, und es ehrlich mit euch ſeinen lieben Schafen meint, ſelber geſagt hat, Viele ſeien berufen, aber Wenige auserwählt, was der heilige Auguſtinus und nach ihm alle rechtgläubigen Pfaffen der Welt nicht anders verſtanden haben als ſo, daß einige Menſchen von aller Ewigkeit her für den Himmel, andere von aller Ewigkeit her für die Hölle beſtimmt geweſen ſind? Und du ſelber, Fauſt, großer Aſtrolog und Prophet, haſt du nicht in den Sternen und in den Linien der Hand die Schickſale der Menſchen, welche doch nur die Früchte ihrer Thaten ſind, geleſen, ja haſt du nicht von dir ſelber in den Sternen dein eigenes Schickſal geleſen, längſt ehe es ſich erfüllte, daß du beſtimmt wäreſt, ein großer Magier und — mein Geſelle zu werden? Sage mir Fauſt, was der Schöpfer von Ewigkeit über eine ſeiner elendeſten Kreaturen beſchloſſen, wird er das ändern, kann er das ändern, ohne von ſich ſelbſt abzufallen, weil dieſe elendeſte Kreatur mit dem Rathſchluſſe ſeines Schöpfers nicht zufrieden iſt?" Fauſt ſtand vernichtet und Satan verließ ihn mit neuem Hohngelächter. Wieder verfiel Fauſt in die ſchrecklichſte Verzweiflung, wieder verſuchte er ſich zu ermorden, indem er ein ſcharfes Meſſer ergriff, um es in ſein Herz zu ſtoßen, und wiederum hielt ihn die Angſt vor den Schreckniſſen der Hölle davon zurück. Der Geiſtliche hatte auf die Mittheilung Fauſt's von dem, was vorgegangen, nichts zu ſagen als dieß: „Wehe dir, Fauſt, du biſt wiederum in die Schlingen des Satans gefallen, weil dein Hochmuth ſo groß iſt, daß du ſogar meinſt liſtiger zu ſein, als der Erbfeind des Menſchengeſchlechtes. Willſt du die Geheimniſſe der Gottheit erſt durchſchauen, ehe du an ihn glaubſt, ſo biſt du verloren; dein Herz muß dir ſagen, daß er der Gerechte, Heilige, Liebende iſt, nicht dein Verſtand. Wie magſt du mit deinem zeitlichen Gedanken die ewigen Gedanken Gottes ermeſſen!"

Fauſt hat eine wunderbare Erſcheinung.

In der hierauf folgenden Nacht hatte Fauſt noch eine wunderbare Erſcheinung. Er hatte noch anhaltend in der Bibel geleſen und ſich dann angekleidet auf ſein Bett geworfen, wo er in einen unruhigen Schlummer verſunken war, in welchem es ihm vorkam, als hörte er eine feierliche Muſik. Er ſprang auf, da war das ganze Zimmer voller bleicher, ſchöner, aber furchtbar ernſter Geſtalten, welche auf Poſaunen und Trommeten blieſen. In der Mitte aber, gerade vor ihm, ſtand ein leuchtender, majeſtätiſcher Jüngling, der trug ein flammendes Schwert in ſeiner Rechten und ſprach: „Das Ende deiner Tage iſt nahe herbeigekommen, ergieb dich in den Rathſchluß des Allmächtigen. Der Schleier der Sterblichkeit wird von deinem Auge fallen, und du wirſt ſehen was Licht und was Schatten iſt. Ergieb dich dem Gerichte Gottes, denn es ſteht geſchrieben: Der Herr iſt geduldig und von großer Barmherzigkeit und vergiebt Miſſethat und Uebertretung und läſſet Niemand ungeſtraft!" — „Ach," ſchrie Fauſt, „die Zahl meiner Sünden iſt zu groß, ich bin nicht werth, daß Gott ſich meiner erbarmen ſollte!" Und mit dieſen Worten ſank er zuſammen und in die Arme ſeines Famulus Wagner, welcher unbemerkt hereingetreten war, aber weder die Erſcheinung geſehen, noch gehört und nur Fauſt's letzte Worte vernommen hatte.



Fauſt's letzte Lebenstage.

Nur noch wenige Tage hatte Fauſt zu leben. Er war ſeit jener letzten Erſcheinung ganz ruhig und heiter geworden, aber er ließ Niemand als ſeinen Famulus mehr vor ſich, ſelbſt nicht den frommen Geiſtlichen. Dieſer glaubte, ſeine Mühe um Fauſt's Seelenheil ſei vergeblich geweſen, und betete nur zu Gott, daß er gnädig verfahren möge mit einem armen Sünder, welcher wenigſtens am Schluſſe ſeines Lebens noch redlich gekämpft hatte, wenn er auch in dem Kampfe unterlegen ſei. „Ach,“ ſeufzte er bei ſich, „wohl iſt es wahr, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher ins Himmelreich. Welch einen reichen, machtigen Geiſt hat dieſer Fauſt und iſt nicht eben der Reichthum ſeines Geiſtes ihm zum Verderben geworden?“ — In der letzten Nacht vor ſeinem Ende erſchien Fauſten noch einmal der Satan in ſeiner ganzen Fürchterlichkeit und ſchrie ihm entgegen: „Fauſt, mache dich bereit! die Stunde der Rache naht! hier iſt deine Handſchrift, ſiehe her, dein Blut, dein Name: du biſt der meine! Dein Ende wird gräßlich ſein, darum ergötze dich noch einmal an der Luſt des Fleiſches und dann morgen um Mitternacht ſei bereit!“ — Feſt und ſtolz erwiderte ihm Fauſt: „Ich werde bereit ſein!“

Fauſt's ſchreckliches Ende und Begräbniß.

Am Morgen trug Fauſt ſeinem Famulus auf, alle ſeine Freunde und auch den Geiſtlichen, welcher ſich ſeiner angenommen hatte, einzuladen ihn zu beſuchen. Alle kamen, denn jeder war begierig, Fauſten wieder zu ſehen, den ſie ſeit länger als zehn Jahren nicht erblickt hatten, auch hatte ſich ſchier das Gerücht von ſeiner Rückkehr und von ſeinem nahebevorſtehenden Ende verbreitet. Als alle beiſammen waren, trat Fauſt ganz heiter unter ſie und lud ſie ein mit ihm einen Spaziergang nach einem nahegelegenen Dorfe Timlich zu machen. Hier angekommen, beſtellte Fauſt bei dem Wirthe in der Schenke ein gutes Mittagsmahl. Sie genoſſen es unter munteren Geſprächen, obgleich nicht in der Ausgelaſſenheit, die ſie früher an Fauſt gewöhnt geweſen waren. Fauſt erkundigte ſich nach Allem, was während ſeiner Abweſenheit von Wittenberg vorgefallen wäre, auch nach dem einen und andern Bekannten, den er vermißte. Die Anweſenden wunderten ſich im Stillen, wie es käme, daß Fauſt ſo gar nichts von dem wüßte, was in den letzten zehn Jahren in der Welt vorgegangen war; als ihn aber einer fragte, wo er ſich die Zeit über aufgehalten habe, antwortete er ganz unbeſtimmt, daß er ſehr entlegene Länder bereiſt habe. Als es Abend wurde, trieben mehre von den Anweſenden zum Aufbruch. Da ſtand Fauſt mit einer feierlichen Miene auf und ſagte: „Lieben Freunde, ich bin euch in früheren Zeiten ein guter Kamrad geweſen und ihr habt alle, wie ihr wohl zugeben werdet, manches Gute von mir genoſſen, daß ich aber bei euch noch in freundlichem Andenken ſtehe, das bezeugt mir unſer heutiges Zuſammenſein. Wir ſind alle, ſeitdem wir uns das letzte Mal geſehen, um zehn Jahre älter geworden, und gar mancher von euch mag ſeine früheren Anſichten wohl geändert haben. Was mich betrifft, ſo weiß ich aus mancherlei Anzeichen, daß heute der letzte Tag meines Lebens gekommen iſt, und ich bitte euch daher inſtändig, mir die letzte Liebe und Freundſchaft zu erzeigen und bei mir auszuharren bis mein Stündlein geſchlagen hat, hernach auch, für ein ehrliches Begräbniß meines Leichnams zu ſorgen. Ihr habt die Herrlichkeit meines früheren Lebens geſehen, ſeid nun auch Zeugen der Schrecklichkeit meines Endes, und beherzigt daſſelbe. Uebrigens laßt dieſe meine Worte nicht eure Heiterkeit ſtören, ſondern laßt ſie nur ſo viel bewirken, daß ihr heut bei mir ausharret.“ Die Freunde waren ſogleich bereit bei ihm zu bleiben, bis auf zwei oder drei, welche vorgaben, dringende Geſchäfte in der Stadt zu haben. Tief ergriffen von ſeinen Worten drangen die Anweſenden in ihn, ſich doch ſolcher traurigen Vorſtellungen zu entſchlagen und auf ein noch langes Leben zu hoffen, da er ja noch nicht über die kräftigſten Jahre des Menſchenlebens hinaus ſei. Fauſt erwiderte nur, daß es ſehr leicht möglich ſei, ſeine Ahnungen trügten ihn, ſie ſollten es nur mit ihm abwarten. Hierauf ließ er die Abendmahlzeit auftragen und begann ſolche heitre und allgemein anziehende Geſpräche, daß darüber viele von den Anweſenden ſeine früheren Worte ganz vergaßen, andere meinten, er ſelbſt habe ſich ſeiner trüben Vorſtellungen entſchlagen. Da ſchlug die Uhr am Kirchthurm eilf. Fauſt erhob ſich, faßte ein volles Glas und ſagte: „Freunde, auf eine gute Zukunft!“ Dann ging er zu dem Geiſtlichen und ſagte zu ihm: „Erzählet den Freunden Alles was ihr von mir wißt und — lebt wohl — lebt alle wohl — keiner, dem ſein Leben lieb iſt, folge mir. Ich hoffe, wir ſehen uns noch wieder.“ — Mit dieſen Worten entfernte ſich Fauſt und begab ſich in ein Gemach im oberen Stockwerk. Der Geiſtliche ergriff ſogleich das Wort und erzählte in eindringlicher Sprache, alles was zwiſchen ihm und Fauſt vorgegangen, ſowie dasjenige, was ihm Fauſt über ſein früheres Leben mitgetheilt hatte und ſchloß mit den Worten: „Ich fürchte, er hat in ſeinem Herzen den Glauben an die

Gnade Gottes nicht finden können; aber nur Gott, der Herzen und Nieren prüft, darf ihn richten.“ Mit dem zwölften Schlage der Glocke erhub ſich ein furchtbarer Sturmwind, welcher das Haus aus ſeinen Fugen reißen zu wollen ſchien, furchtbare Blitze erhellten die Nacht, man hörte ein Ziſchen wie von ſprühenden Flammen oder von Schlangen und Otterngezücht, furchtbare Schläge, Hin- und Herwerfen der Stühle und Tiſche im obern Gemach, ein ſcheußliches Brüllen, dann Weheruf und Angſtgeſchrei von Fauſt's Stimme, ein gräßliches Knacken, auch ein Wimmern — dann trat plötzliche Stille ein. Die Wirthsleute hatten ſich zitternd und unter Angſtgeſchrei zu den Gäſten im untern Zimmer geflüchtet, dieſe ſaßen ebenfalls bebend mit leichenblaſſen Geſichtern da. Als es ſtill wurde, erhob ſich der Geiſtliche und ſagte: „Gott ſei ſeiner Seele gnädig!“ „Amen!“ ſagten alle aus Einem Munde. Sie blieben noch zuſammen bis der Morgen anbrach; da gingen ſie zagen Schritts hinauf in das Gemach, in welchem Fauſt geendigt hatte. Tiſch und Bänke waren umgeſtürzt und die Wände mit Blut und Gehirn beſudelt, auf dem Fußboden lagen Haare und Zähne zerſtreut. Ein Leichnam war nicht zu ſehen; als ſie aber hinunter kamen auf den Hof, da lag ein ſcheußlichentſtellter Kadaver auf dem Miſt, jeder Knochen an demſelben war zerbrochen, das Geſicht durchaus unkenntlich. Sie hoben den Leichnam auf und ſchlugen ihn in eine weiße Leinwand, während der würdige Geiſtliche zu dem Pfarrer des Ortes ging und ihn um ein Grab auf dem Gottesacker bei ſeiner Kirche für einen fahrenden Scholaſticus, welcher dieſe Nacht im Wirthshauſe plötzlich geſtorben ſei, bat. Nach Mittage trugen ſie den Leichnam Fauſt's an ſeine letzte Ruheſtätte, nach der Einſenkung deſſelben erhob ſich über ſeinem Grabe ein furchtbarer Sturmwind. Da ſagte der Geiſtliche: „Du, Mörder, haſt ſeinen Leib getödtet, aber es iſt nur Einer, der vermag Leib und Seele zu verderben in der Hölle und der biſt du nicht!“

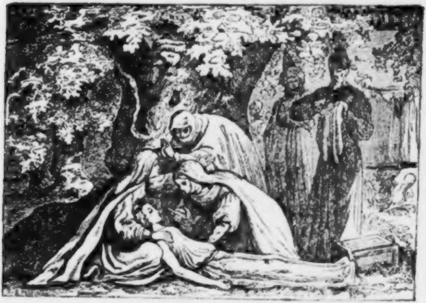
Chriſtoph Wagner trat die Erbſchaft ſeines Herrn und Meiſters unangefochten an. Niemand hat je wieder von der ſchönen Helena und ihrem Sohne Juſtinus gehört.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

[illegible]
15 28 c/125

1521

Das
unſchätzbare Schloß
in der
# afrikaniſchen Höhle Xa Xa.



Volksbücher. 25.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

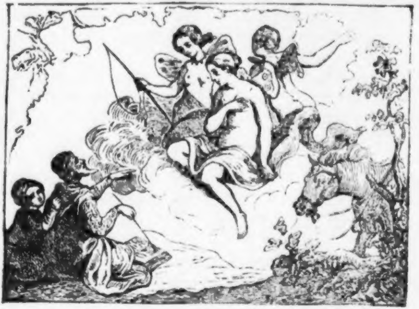
Das
unſchätzbare Schloß
in der
afrikaniſchen Höhle Xa Xa.

Wie der Zauberer Mattetai nach Konſtantinopel kommt und den Jüngling Lameth an ſich zieht.

Es lebte einſt in Europa ein jüdiſcher Zauberer, Namens Mattetai, der in ſeiner Kunſt ſo erfahren war, daß er alle verborgenen Schätze finden und nach Belieben ſich ihrer bedienen konnte. Aber das genügte ihm nicht mehr, als er einſt in einer alten Schrift geleſen, daß in der afrikaniſchen Höhle Xa Xa ein unſchätzbares Schloß verborgen ſei, welches die Tugend habe, daß dem Menſchen, der es beſäße, die Erdgeiſter Gehorſam leiſten müßten. Da er nun über die Art, wie man zu dieſem Schatze kommen könnte, den rechten Beſcheid wiſſen wollte, ſo bediente er ſich des Ringes, den er am Finger trug, und an deſſen Beſitz die Herrſchaft über die Luftgeiſter geknüpft war, welche erſchienen, ſobald man den Ring um den Finger drehte. Als er dieſen Ring nun drehte, erſchienen alsbald drei Luftgeiſter und fragten nach Mattetai's Befehlen. Er ſprach: „Ihr ſollt mir das unſchätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa gewinnen helfen.“ Die Luftgeiſter erwiderten: „Herr, mit Gewalt können wir hierinnen nichts ausrichten, weil dieſes Schloß von den Erdgeiſtern bewacht wird, welche ſtärker ſind als wir. Aber ihr ſelbſt könnt vielleicht dies Schloß durch Liſt erlangen.“ — „Wie habe ich es anzufangen?“ fragte Mattetai. Die Geiſter antworteten: „So wie in eurem Buche geſchrieben ſteht. Vor allen Dingen aber bedürfet ihr eines unſchuldigen türkiſchen Jünglings, der euch in Allem folgt, was ihr nach Vorſchrift jenes Buches ihm befehlen werdet.“ Mattetai erforſchte nun ſogleich genau aus dem Buche, was er zu thun habe, und ſprach endlich zu den Luftgeiſtern: „So bringet mich alsbald nach Konſtantinopel, dort hoffe ich das zu finden, was ich brauche.“ Die Geiſter ergriffen ihn und führten ihn in wenig Augenblicken in die Nähe von Konſtantinopel. Hier entließ er die Geiſter, ging in die Stadt hinein und durchwanderte viele Straßen, bis er einen jungen Menſchen traf, der ihm zu ſeinem Vorhaben paſſend ſchien. Derſelbe war der Sohn eines armen Tagelöhners und hieß Lameth. Er ſpielte auf der Straße mit andern ſeines Gleichen, als Mattetai an ihn herantrat, ihn grüßte und fragte, wo ſein Vater wohne? Lameth antwortete: „Hier in der Nähe.“ Mattetai ließ ſich zu demſelben führen und redete ihn freundlich an, indem er ihn bat, ihm ſeinen Sohn für einen gewiſſen Lohn des Tages als Diener zu überlaſſen, um ihm die Straßen zu zeigen, wohin er zu gehen habe, da er ein Fremder und in der Stadt unbekannt ſei. Achim, ſo hieß Lameth's Vater, war es zufrieden und fragte Mattetai, wo er wohne? Dieſer gab ihm zur Antwort: „Ich bin ſo eben angekommen und ſehe mich nach einer guten Herberge um.“ Achim bezeichnete ihm ein Haus in der Nachbarſchaft und ſagte: „Da werdet ihr gut wohnen, und mein Sohn kann deſto beſſer zu euern Dienſten ſein, da es hier in der Nähe iſt. Mattetai bedankte ſich und gab Achim einen Ducaten, indem er ſagte, ſoviel wolle er dem Knaben als Tagelohn geben, und wolle ihn auch koſtenfrei halten, wenn er ihm treu dienen würde. Als Achim ſoviel erhielt und von einem ſo guten Tagelohn hörte, wie er in einem Monate kaum verdiente, dankte er dem Gott Mahomed's in ſeinem Herzen und wünſchte nur, daß Mattetai recht lange in Konſtantinopel bleiben möchte. Er gab ihm ſeinen Sohn und befahl demſelben, dem Herrn recht gehorſam und treu zu dienen. Mattetai bedankte ſich nochmals für Achim's Willfährigkeit, ging mit Lameth in das ihm angewieſene Haus und ließ ſich Speiſe bringen. Als Lameth mit ihm gegeſſen hatte, mußte er den Reſt der Mahlzeit zu ſeinem Vater tragen. Zuvor aber gab ihm Mattetai einen Ducaten als Lohn für den erſten Tag, obſchon ſie nur einige Stunden zuſammengeweſen, und Lameth ihm nur wenig gedient hatte. Mattetai gab vor, er ſei müde, und entließ daher Lameth für heute ſeines Dienſtes. Dieſer brachte voller Freuden alles ſeinem Vater, der ganz außer ſich gerieth, als er ſoviel Geld erhielt, und ſeinem Sohne ernſtlich einſchärfte, Alles zu thun, was er ſeinem Herrn nur an den Augen abſehen könnte. Den andern Tag ſchickte er ſeinen Sohn ſogleich früh wieder hin zu Mattetai. Dieſer kaufte dem Lameth ein ſauberes Kleid, und befahl ihm, zwei gute Pferde zu miethen, auf denen ſie in der großen Stadt umherritten, um die vielen Merkwürdigkeiten derſelben zu beſehen. Als ſie des Abends heimgekehrt und zu Nacht gegeſſen hatten, erhielt Lameth ſeinen Ducaten und den Reſt der Mahlzeit für ſeinen Vater, welcher weiter nichts wünſchte, als daß Mattetai ſein Lebenlang in Konſtantinopel bleiben möchte, es ſich wohl ſein ließ und an kein Arbeiten dachte. Mattetai blieb auch auf ſolche Art vierzehn Tage in Konſtantinopel, weil er den Tag abwartete, an welchem das große Geſchäft glücklich unternommen werden konnte.

Wie Lameth das unſchäzbare Schloß in der Höhle Xa Xa holt und in derſelben eingeſchloſſen wird.

Am Abend vor dem Tage, welcher zur Gewinnung des unſchäzbaren Schloſſes geeignet war, befahl Mattetai dem Lameth, zwei der beſten Pferde, die er bekommen könnte, zu miethen und mit denſelben gleich bei Anbruch des Tages zu ihm zu kommen, weil er morgen einen Ritt in die Umgegend der Stadt machen wolle. Lameth that mit Freuden, was der Zauberer ihm aufgetragen, und kam des andern Tages in aller Frühe mit den beiden beſten Pferden, die er hatte auftreiben können. Mattetai ritt nun mit ihm vor die Stadt, und als ſie einige Meilen von derſelben entfernt waren, verließ Mattetai die Landſtraße und ritt in ein Gebüſch. Lameth ſagte: „Herr, wir wollen der Straße folgen, ſonſt möchten wir uns verirren.“ Mattetai aber antwortete: „Folge mir nur nach, denn da die Sonne ſo heiß ſcheint, will ich lieber im Schatten des Waldes reiten; ich werde die Landſtraße ſchon wieder zu finden wiſſen.“ Er gab alſo dem Pferde die Sporen und ritt ſo ſchnell, daß Lameth kaum folgen konnte, beſonders als Mattetai durch Hecken und Sümpfe zu reiten begann. Lameth rief ihm zu und bat ihn inne zu halten, was auch bald darauf geſchah. Sie waren an einem ganz öden Orte; Mattetai ſtieg ab, band ſein Pferd an, und befahl Lameth desgleichen zu thun. Dieſer, von dem angeſtrengten Ritte ermüdet, ſtreckte ſich auf die Erde, um auszuruhen. Unterdeſſen hatte Mattetai ein Buch herausgezogen, und las in demſelben. Bald drauf drehte er ſeinen Ring um und murmelte dabei; in demſelben Augenblicke ſtanden die Luftgeiſter vor ihm, die nach ſeinem Befehle fragten. Lameth, welcher dergleichen noch nie geſehen, war vor Schrecken faſt des Todes, allein Mattetai ſprach ihm Muth zu und ſagte: „Mein Sohn, fürchte dich nicht, es



wird dir nichts geſchehen, folge mir nur, ſo wird es dich nicht gereuen, ich will dich zum reichen Manne machen; du wirſt es mir dein Lebtag danken.“ Mit dieſen und ähnlichen Worten ermuthigte er den Jüngling wieder, wandte ſich ſodann zu ſeinen Geiſtern und ſagte zu einem derſelben: „Da nimm dieſe zwei Pferde und bringe ſie zu ihrem Herrn. Ihr aber,“ ſagte er zu den beiden andern: „bringet mich und dieſen meinen treuen Diener nach Afrika zu der Höhle Xa Xa.“ Sogleich wurden beide ergriffen, in einem Nu durch die Luft nach Afrika getragen, und dort an einem Hügel niedergeſetzt. Mattetai verabſchiedete darauf die Luftgeiſter, zog ſein Buch wieder hervor und las in demſelben; nach einiger Zeit zündete er mit dem Feuerzeuge, welches er bei ſich trug, ein Feuer an, machte einen Kreis um daſſelbe, trat in dieſen und ſtreute Weihrauch in die Flamme, indem er einige unverſtändliche Worte dazu murmelte. Da entſtand in dem Hügel ein fürchterliches Poltern und Praſſeln, als ob es in demſelben donnerte, hierauf folgte ein entſetzlicher Knall, der Hügel öffnete ſich und es drangen dichtgedrängte große Flammen aus der Höhle heraus. Mattetai trat hierauf aus dem Kreiſe zu Lameth, der vor Schreck nicht wußte, ob er lebendig oder todt ſei; der Zauberer ergriff ihn am Arme, richtete ihn auf und ſagte: „Lieber Lameth, jetzt iſt die Stunde gekommen, in der du mich und dich für das ganze Leben glücklich machen kannſt. Achte alſo genau auf das, was ich dir jetzt ſagen werde: du ſiehſt hier die Oeffnung des Hügels, in dieſe mußt du dich begeben; fürchte dich nicht, es wird dir, wenn du meinen Worten genau folgſt, nichts widriges begegnen. Zuerſt nimm dieſen Ring,“ dabei ſteckte er ihm den die Luftgeiſter beherrſchenden Ring an den Finger: „und ſo lieb dir dein Leben iſt, hab Acht, daß du ihn nicht verlierſt, oder dir ihn nehmen läßt, denn ſo lange du ihn am Finger tragen wirſt, kann dir Niemand etwas thun. Nun gehe muthig in die Höhle und ſchreite den langen finſtern Gang unverdroſſen gerade durch, ohne rechts oder links von ihm abzuweichen, und wenn man dich ruft, ſo ſieh niemals hinter dich; auch wenn meine Stimme oder die eines Freundes von dir dich zu rufen ſcheint, ſo achte nicht im Geringſten darauf. Wenn du aus dem finſtern Gange heraus biſt, ſo gehſt du durch drei Gemächer, die alle voll köſtlicher Dinge, als Gold, Silber, Edelſteinen, Geld und dergleichen ſind; davon rühre aber ja nichts an, es würde dir das Leben koſten; gehe vielmehr gerade fort, ſo wirſt du in einen ſchönen Garten kommen, der voller Bäume mit allerhand herrlichen Früchten iſt, von denen kannſt du nehmen ſoviel du haben willſt; doch halte dich nicht zu lange dabei auf, es vergeht ſonſt die Zeit, in welcher die Kluft offen iſt: gehe weiter fort, ſo wirſt du an einer Säule von

armor ein großes Schloß mit einem Schlüſſel an einer Per-
nſchnur aufgehängt finden; ſchneide die Schnur entzwei,
cke ſie nebſt dem Schloß und dem Schlüſſel ſchnell in die
aſche, und laufe geraden Wegs wieder hierher, ohne dich
rch irgend etwas, was es auch ſein mag, aufhalten zu
ſſen, und ohne ein Wort zu ſprechen.“

Lameth überkam Furcht und Schrecken, als er den Zau-
rer alſo ſprechen hörte, denn er war furchtſamen Sinnes und
nnte ſich nicht entſchließen, ein ſo gefährliches Unternehmen
beginnen. Mattetai redete ihm aufs beſte zu, und ſtellte
n vor, daß er ihn zu einem großen reichen Herrn machen
ollte, wenn er ihm das Schloß brächte, daß es ihn nie ge-
uen würde, ihm gefolgt zu haben. Da aber Lameth noch
merfort zitterte, bebte und ſich zu nichts verſtehen wollte, und
Mattetai befürchtete, daß, wenn die Zeit verginge, wo
e Höhle geöffnet war, er mit der Hülfe der ganzen Welt
cht würde erlangen können, wonach er trachtete, ſo wurde er
enig, faßte Lameth am Kleide, warf ihn zu Boden und ſagte,
wolle ihn auf der Stelle umbringen, wenn er das, was er
n befohlen, nicht ſogleich vollführe. Lameth hatte zu er-
reckliche Dinge von dem Zauberer geſehen, als daß er nicht
rklich für ſein Leben gefürchtet hätte, er bat alſo um Gnade,
d verſprach alles zu thun. Mattetai half ihm ſogleich wieder
f, reinigte ihn freundlich von Schmutz und Staub und wieder-
lte ihm alles nochmals, indem er ihm allerlei gute wohl-
meckende Herzensſtärkungen, die er bei ſich trug, reichte,
d ihn zum Hügel führte. Hier ließ er ihn endlich in die auf-
ſpaltene Höhle eintreten und harrte mit Sehnſucht ſeiner
rückkunft. — Lameth ging nun nach ſeines Meiſters An-
iſung vorwärts, doch mit großer Furcht und Behutſamkeit,
n es war ſo finſter, daß er keinen Schritt weit vor ſich ſehen
nte. Er hörte hinter und vor ſich großes Krachen und Pol-

tern, öfters auch hörte er ganz deutlich, wie ſein Vater ihn rief und ihn beſchwor zurückzukehren. Dann wieder hörte er Mattetai's Stimme, er ſolle eiligſt zurückkommen, weil er etwas vergeſſen habe. Da er ſich aber erinnerte, daß ſein Meiſter ihm bei Verluſt ſeines Lebens eingeſchärft hatte, nicht ſtille zu ſtehen, noch rückwärts zu ſchauen, ließ er ſich durch nichts hindern, ſondern ging immer gerade fort. Plötzlich wurde es hell, und bald kam er in ein Zimmer, wo ſehr viele ſilberne Gefäße mit den herrlichſten Blumen geſchmückt ſtanden. Lameth wußte dies nicht zu ſchätzen, hielt das Silber für Zinn, beſah im Vorübergehen alles mit Verwunderung, rührte aber nichts an, ſondern ging weiter und gelangte in ein anderes Gemach, wo ebenſo Körbe und Schalen vom reinſten Golde ſtanden, die mit den herrlichſten Edelſteinen, Perlen und andern Koſtbarkeiten gefüllt waren. Dergleichen kannte der arme Tagelöhnersſohn noch viel weniger, und meinte, es ſeien ſchöne Spielſachen, achtete wenig darauf und ging weiter in das folgende Gemach, das ein großes Gewölbe war, in welchem ſilberne und goldene Münzen in großen Haufen, wie man das Korn aufzuſchütten pflegt, lagen. Die Münzen kannte Lameth recht gut, und faſt hätte ihn die Luſt überwunden, ſeine Taſchen anzufüllen; da fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, wie ſein Meiſter geſagt, das würde ihm das Leben koſten, er lief alſo eiligſt weiter. Er kam nun in einen ſchönen Garten, in dem er viele wunderbare Bäume ſah, die alle mit ſchönen glänzenden, durchſichtigen Früchten von weißer, rother, gelber und grüner Farbe prangten. Er ſah dieſe mit der größten Verwunderung an, und da er wußte, daß er von denſelben nehmen dürfe, pflückte er die glänzendſten ſich ab, in der Meinung, es ſeien ſchöne Gläſer. Als er ſeine Taſchen damit gefüllt, erinnerte er ſich an die Mahnung Mattetai's, ſich zu beeilen, weil ſonſt die Höhle wieder verſchloſſen würde; er lief alſo weiter und ſah bald die

Marmorſäule, an der das unſchätzbare Schloß mit einer Perlenſchnur angebunden war. Dieſe ſchnitt er geſchwind ab, und legte ſie, da ſeine Taſchen von den durchſichtigen Früchten voll waren, ſammt Schloß und Schlüſſel in ſeinen Turban, band denſelben wieder feſt um ſeinen Kopf, und lief geſchwinder, als er gekommen war, den geraden Weg zurück. Da entſtand hinter ihm ein ſolches Gepolter, Geheul und Geſchrei in dem Garten und in den Zimmern, daß ihm alle Haare zu Berge ſtanden, und er glaubte, nun müſſe Alles zuſammenfallen und mit ihm untergehen. Er war froh, als er wieder in den engen Gang kam, durch den er in die Zimmer gelangt war. Aber dieſer Gang, der vorher völlig finſter war, erſchien jetzt ganz voller Feuer, ſo daß er eine Zeitlang nicht wagte hineinzuſchreiten, da es aber nicht anders ſein konnte, faßte er ſich Muth, mitten durch die Flammen zu laufen, und bemerkte dabei zu ſeiner großen Freude, daß dieſe Flammen gar nicht brannten, ſondern eher kühlend waren. So ging er alſo ruhig weiter und erblickte ſchon die Oeffnung der Höhle, welche ihm die Befreiung von aller Beſorgniß und Angſt verſprach, als plötzlich ein fürchterliches Krachen gleich einem heftigen Donnerſchlage erſcholl und die Oeffnung der Höhle ſich ſchloß. Der Gang, in welchem Lameth ſich befand, wurde ganz finſter. Lange tappte er in dieſer Dunkelheit umher, bis er endlich dahin kam, wo die Oeffnung geweſen ſein mußte, allein jetzt fand er keine Spur derſelben und ſah ein, daß er in der Höhle lebendig begraben ſei.

Wie Mattetai ſeinen Verluſt erfährt und Achim um ſeinen Sohn bekümmert iſt.

Mattetai wartete an dem Hügel mit dem größten Verlangen, daß Lameth erſcheinen und ihm das unſchätzbare Schloß bringen möchte. Aber ſchon war die Zeit faſt ganz verfloſſen, nach welcher die Höhle ſich wieder ſchloß, und

Lameth erſchien noch immer nicht. Da gerieth der jüdiſche Zauberer faſt in Verzweiflung, jammerte entſetzlich und ſchrie wiederholt: „Ach Lameth, komme, eile und erfreue mich mit deiner Gegenwart.“ Allein Lameth kam nicht. Da ward der Zauberer auf ſich ſelbſt zornig und rief: „O ich Unglücklicher! O ich Thörichter! wie habe ich ſo leichtſinnig handeln können, das Gewiſſeſte und Beſte, was ich noch je auf Erden gehabt habe, auf einen ſo ungewiſſen Gewinn zu wagen. Nun verliere ich auch den herrlichen Ring und mit ihm all mein zeitliches Glück!“ Dann lief er wieder an die Oeffnung der Höhle, ſah hinein und rief: „Lameth, Lameth, eile und komme bald, ſonſt iſt es um dich und mich geſchehen.“ Kaum hatte er den Mund geſchloſſen, da fuhr unter einem entſetzlichen Krachen eine große Flamme mit einem fürchterlichen Windſtoß aus der Oeffnung heraus und die Höhle verſchloß ſich. Mattetai aber wurde von dem Windſtoß ergriffen und über eine Meile weit weg in einen großen Sumpf geworfen. Hier lag er nun ohne Sinn und Empfindung bis nach Untergang der Sonne. Als er wieder zu ſich kam, war ihm zu Muthe als erwache er aus einem ſchweren Traume. Er wußte nicht, wo er ſei, und nur allmählig fiel ihm ſein unglückliches Schickſal wieder ein, und aufs Neue bedauerte er den traurigen Verluſt ſeines herrlichen Ringes, der ihn jetzt leicht aus dieſem Elende befreit und nach Europa zurückgeführt haben würde. Aber dieſer war verloren, und alle Hoffnung auf den Beſitz des unſchätzbaren Schloſſes verſchwunden, dazu war es finſtre Nacht, er lag im Sumpfe und aus geringer Entfernung hörte er das Brüllen der Löwen, Tiger und andrer wilden Thiere, ſo daß ihm die Haut ſchauerte. Als er ſich endlich von allen dieſen Schrecken geſammelt, zündete er ein Licht an, und da er als einzige Rettung das Zauberbuch noch in ſeiner Taſche fand, blätterte er in demſelben und fand eine Anweiſung, die Waſſergeiſter zu citiren. Dies that er denn ſogleich und es erſchienen ihm auch zwei ſolche dienſtbare Geiſter, welche ganz naß waren und ſich vor ihm ſchüttelten, mit der Frage: was er von ihnen wolle? Er antwortete: „Saget mir, in welchem Theile der Welt ich mich jetzt befinde.“ — „In Afrika,“ erwiderten die Geiſter. „Nun,“ ſagte Mattetai, „ſo befehle ich euch, daß ihr mich unbeſchädigt nach Europa bringet.“ Die Geiſter ergriffen Mattetai, fuhren wie der Blitz mit ihm über das Meer nach Europa hinüber und ſetzten ihn auf dem Ufer ab, von wo aus Mattetai, froh wieder in dem Theile der Welt zu ſein, wo ſeine Heimath war, ſeine Reiſe nach Hauſe fortſetzte, obwohl unter bekümmerten Gedanken wegen ſeines großen Verluſtes und mit vielerlei Unbequemlichkeiten, die der Ring ihm freilich erſpart hätte. In ſeiner Behauſung wendete er nun alle Kräfte an, ſeine Verluſte, ſo gut es gehen wollte, zu verſchmerzen, was er, der durch ſeine Kunſt ſich aller verborgenen Schätze zu bemächtigen vermochte, wohl konnte.

Während Lameth mit Blitzesſchnelle ſeine Reiſe nach Afrika vollbracht und dort nach ausgeſtandenen Aengſten und Schrecken zum mächtigen Beherrſcher der Erd- und Luftgeiſter geworden war, ohne etwas davon zu ahnen, war ſein Vater Achim in nicht geringer Angſt. Denn ſein Sohn, der nur zu einem kurzen Spazierritt ausgegangen war, kam nicht nach Hauſe. Achim fragte zuerſt die Nachbarn, ob keiner ihn zurückkehren geſehen, ging dann zu dem Pferdeverleiher, von welchem Lameth die zwei Roſſe geliehen, und erfuhr hier, wie man die beiden Pferde leer vor der Hausthür gefunden, ohne daß ein Menſch bemerkt worden ſei, der ſie gebracht. Er lief endlich auch in Mattetai's Wohnung, aber auch da wußte Niemand etwas von ſeinem Sohne. So kam der Abend und Lameth erſchien noch nicht, wie Achim gehofft hatte. Als auch der zweite und dritte Tag verging, ohne daß ſich der Verlorne zeigte, wurde Achim immer kleinmüthiger, und ſo ſehr er früher den Juden gelobt und geprieſen hatte, eben ſo ſehr verwünſchte er ihn jetzt, ſchalt ihn einen Betrüger und Verführer, der ihm ſeinen lieben Sohn geraubt und wünſchte ihm alles Unglück dafür an.

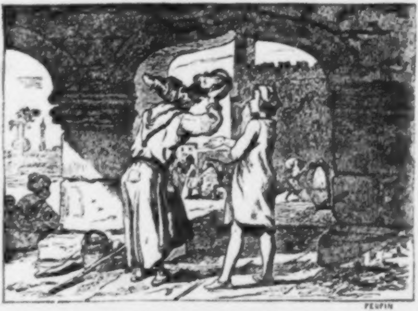
Wie Lameth zu ſeinem Vater zurückkehrt.

Lameth befand ſich indeſſen noch immer in die Höhle Xa Xa eingeſchloſſen, weinte und jammerte, weil er nicht wußte wie er aus dieſem Grabe, das ihn bei lebendigem Leibe umſchloſſen hielt, wieder herauskommen ſollte. Er lief in der Höhle zurück und hoffte wieder in die ſchönen Gemächer und in den Garten zu kommen und von da aus vielleicht einen Ausweg zu finden; aber auch dieſe Hoffnung ſchlug ihm fehl, denn der Eingang zu den Zimmern war feſt verſchloſſen. Er lief noch lange troſtlos hin und her und ſetzte ſich endlich von Hunger, Durſt und Ermüdung gänzlich erſchöpft nieder. Er ſuchte, was er noch von den Stärkungen, die Mattetai ihm gegeben, übrig hatte, aus den Taſchen hervor und verfiel endlich, indem er ſein Haupt auf einen Stein legte, in einen ſanften Schlaf, aus dem er erſt nach dreimal vierundzwanzig Stunden erwachte, ohne daß er aber damals wußte, wie lange ſein Schlaf gewährt habe. Er hatte geträumt, wie er wieder bei ſeinem Vater ſei, und war daher nur um ſo betrübter, als er ſich erinnerte, wo er ſei und was vorgefallen war. Er weinte und wehklagte laut: „Ach Vater, lieber Vater, wenn du wüßteſt, wie ſchändlich mich der abſcheuliche Mattetai betrogen hat, du würdeſt vor Herzeleid ſterben; allein ich Unglücklicher werde dich nie mehr ſehen, ich bin ja lebendig begraben! Ach ich armer Verlaſſener!“ Bei dieſen Worten rang er die Hände über dem Kopfe, und bei dieſem Händeringen drehte ſich, ohne daß er es bemerkte, der Ring um, den ihm Mattetai angeſteckt hatte. Sogleich erfüllte ſich die ganze Höhle mit einem milden Lichte und zwei von den Luftgeiſtern, die früher dem Mattetai gedient hatten, ſtanden vor ihm. Lameth erſchrak zwar im erſten Augenblicke heftig, als er ſie ſah und ſie fragen hörte, was er von ihnen verlange. Da er aber ſchon früher dieſelben geſehen hatte, als ſie ihn und Mattetai nach Afrika führten und da dieſelben ihm damals nichts gethan hatten, faßte er bald wieder Muth und ſprach: „Ach ich wäre gern aus dieſem ſchrecklichen Gefängniß erlöſt und zu Hauſe bei meinem Vater." — „Lameth, Lameth," ſagte hierauf einer der Luftgeiſter: „wüßteſt du, welche Macht du beſitzeſt, du würdeſt dich für reicher und höher achten als den türkiſchen Kaiſer. Aber beruhige dich, denn weil du jetzt die Erdgeiſter gebunden hältſt, können wir dir auch an dieſem Orte zu Dienſten ſein." Darauf öffnete ſich augenblicklich die Höhle mit einem fürchterlichen Krach, die Geiſter ergriffen Lameth und führten ihn in einem Nu nach Konſtantinopel vor die Thür ſeines Vaterhauſes. Lameth dankte freudig ſeinen dienſtbaren Geiſtern und ging zu ſeinem Vater. Dieſer ſaß in tiefem Kummer und dachte an ſeinen verlornen Sohn, als ihn derſelbe überraſchte. Achim freute ſich unſäglich über den Wiedergewonnenen, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſprach: „Wo biſt du ſo lange geweſen, und wo iſt dein guter Herr hingekommen?" — „Lieber Vater," erwiderte Lameth: „ſprechet nicht von dem Erzſchelm und Zauberer Mattetai; einen größern Betrüger als er iſt, gibt es nicht unter der Sonne, ſchaffet mir aber etwas zu eſſen, mich hungert ſehr, denn ſeit ich euch nicht mehr geſehen, iſt nichts als einige Zuckerbrödchen über meine Zunge gekommen." Achim hatte noch Geld von dem, was Mattetai ſeinem Sohne gegeben; er lief alſo ſchnell in ein Gaſthaus und holte Speiſen und Getränke. Als Lameth ſich nun etwas erquickt hatte, erzählte er ſeinem Vater umſtändlich, was er erlebt; allein Achim wollte ſeines Sohnes Rede nicht glauben, ſondern meinte, er erzähle Mährchen oder es habe ihm das Alles nur geträumt. Als aber Lameth ſeinen Turban abnahm und aus demſelben das Schloß und die Perlenſchnur hervorbrachte und auch aus ſeinen Taſchen die ſchönen Früchte hervorzog, die er in dem unterirdiſchen Garten in der Höhle Xa Xa gepflückt hatte, mußte Achim wohl glauben, daß ſeinem Sohne Alles, was er ihm erzählt, widerfahren ſei. Sie achteten indeſſen der ſchönen Früchte nicht ſonderlich, ſondern hielten ſie nur für bunte Gläſer, und ſchätzten auch das Schloß nicht höher als ein gemeines Schloß, ſo daß Lameth Alles zuſammen in ſeine Kammer legte und wenig Sorge dafür trug.

Wie Lameth die Erdgeiſter kennen lernt.

Da Achim und ſein Sohn durch das viele Geld, welches ſie von Mattetai empfangen hatten, der guten Tage gewohnt waren, dachten ſie ferner an kein Arbeiten, ſondern zehrten von dem Gelde ſo lange es reichte, hernach aber kam ihnen das Arbeiten blutſauer vor. Lameth holte eines Tages ſein Schloß hervor, beſah es mit ſeinem Vater und ſprach: „Mattetai muß doch ein rechter Thor ſein, daß er um eines ſolchen Dinges willen ſich ſo viele Mühe gegeben und mich ſo großer Gefahr ausgeſetzt hat.“ Der Vater lachte und ſagte: „Ja um das roſtige Schloß iſt es wohl der Mühe werth geweſen, daß der Schuft ſo viel Weſens gemacht hat!“ Er nahm es darauf aus Lameth's Händen, wiſchte den Staub ab und verſuchte den Schlüſſel, welcher darin ſtak, umzudrehen; es ging dies aber ſehr ſchwer und er mußte alle Kraft anwenden, um das

Schloß zu öffnen. Als es aber mit einem ſtarken Schnapp aufſprang, erſchien augenblicklich ein rieſengroßer Geiſt vor ihnen und fragte: „Was verlanget ihr von mir?“ Achim erſchrak über den Anblick des Geiſtes ſo ſehr, daß er ohnmächtig zurückfiel. Lameth ſuchte ihn aufzufangen und bekam dabei das Schloß in ſeine Hände. Er war den Anblick der Geiſter ſchon mehr gewohnt, war deshalb weniger erſchrocken und ſagte zu dem Geiſte: „Bringe mir etwas zu eſſen; mich hungert.“ Der Geiſt verſchwand und brachte nach ein Paar Augenblicken zwei große ſilberne Schüſſeln mit friſchen und eingemachten Früchten, ſetzte ſie vor Lameth nieder und fragte: „Willſt du noch etwas?“ — „Ja,“ ſagte dieſer: „zu trinken will ich auch etwas Gutes.“ Alsbald brachte der Geiſt ein Dutzend Flaſchen trefflichen Weines in einem großen ſilbernen Keſſel, und fragte, ob er noch mehr verlange? Lameth ſagte aber, für diesmal wolle er weiter nichts, machte das Schloß zu und legte es wieder an ſeinen Ort, ſann auch darüber nach, wie dieſes neue Wunder geſchehen ſei, konnte aber in ſeiner Einfalt nicht auf den rechten Grund kommen. — Indeſſen lag der erſchrockene Achim noch immer ohnmächtig an der Erde, Lameth ergriff daher eine Flaſche Wein, goß ihm dieſelbe über das Geſicht und brachte ihn damit wieder zu ſich. Als Achim wieder bei Beſinnung war, wußte er nicht, wo die herrlichen Becken mit Speis und Trank herkamen, und als ihm ſein Sohn geſagt, wie er dazu gekommen, wollte er nichts davon anrühren, weil ihm das Ding nicht geheuer zu ſein ſchien. Lameth aber lachte nur dazu und ließ es ſich trefflich ſchmecken; das machte dem Alten denn auch Appetit und ſo bedienten ſich denn Beide der Gaben des Geiſtes mit vielem Wohlbehagen. Am folgenden Tage aber, da ihnen die Arbeit zu ſauer ſchien, ſagte Achim zu ſeinem Sohne: „Geh und verkaufe eine von den Schalen, die uns der Geiſt dagelaſſen.“ Lameth nahm die eine, ſteckte ſie unter das Kleid und gedachte zu einem Zinngießer zu gehen, indem er meinte die Schale ſei von Zinn. Es begegnete ihm aber ein Jude, der ihn fragte, wo er mit der Schale hin wolle? und als Lameth ihm erwiderte, er gedächte ſie zu verkauſen, führte ihn der Jude in einen offnen Durchgang, beſah die Schale von allen Seiten und fragte, wie hoch er dieſelbe halte. Lameth verſetzte: „Ihr werdet am beſten wiſſen, was ſie werth ſein mag, ich will deshalb lieber hören, was ihr mir daſür bieten wollet.“ Der Jude beſah ſich das Gefäß nochmals von oben und unten und ſagte endlich: „Ich will dir zwölf Löwen-Thaler daſür geben, denn obſchon ihr Werth nicht ſo groß iſt, ſo gefällt mir doch die Arbeit daran ſo gut, daß ich dir ſo viel daſür bezahlen will.“ Als Lameth von ſo viel Geld hörte, war er ſehr erfreut, nahm die zwölf Löwenthaler für die Schale und lief freudig zu ſeinem Vater zurück. Achim, der ſo wenig als ſein Sohn verſtand, was die Schale werth geweſen,

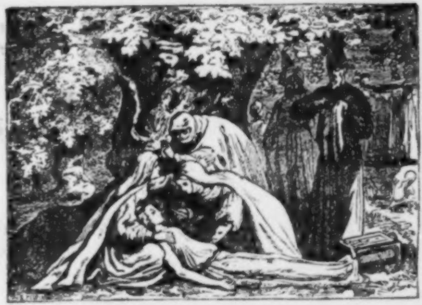


freute ſich ebenfalls über den guten Verkauf, und ſo lebten ſie denn einige Zeit im Müſſiggange weiter und dachten an keine Arbeit. Als ihr Geld wiederum zur Neige ging, ſchickte Achim ſeinen Sohn mit der andern Schale aus, um zu ſehen, ob er ſie wieder ſo gut anbringen könne. Dieſer ging wie mit der erſten ab, und traf auch bald denſelben Juden, denn dieſer hatte von ſeinem Kauf ſo großen Gewinn gezogen, daß er ſeitdem ſich beſtändig in der Gegend der Stadt herumtrieb, wo er Lameth zuerſt getroffen, in der Hoffnung, mit dieſem wieder ein ſo gutes Geſchäft zu machen. Er war daher hoch erfreut, als er Lameth mit der zweiten Schale kommen ſah und hielt denſelben ſogleich deswegen an. Lameth erwiderte ihm auf ſeine Frage: ob er dieſe Schale auch verkaufe? „Ja, ich will ſie wohl verkaufen, aber ich habe euch die vorige zu wohlfeil gegeben, mein Vater hat mich deshalb ausgeſcholten. Ihr müßet mir für dieſe mehr geben, ſonſt trage ich ſie weiter.“ Der Jude ſprach: „Sie war nicht mehr werth, allein da mir eine Schale nichts nützt, indem ich ihrer zwei haben muß, wenn ich ſie wieder verkaufen will, ſo komme her, ich will dir für dieſe zwanzig Thaler geben.“ Lameth war ſehr froh, als er dies hörte, gab die Schale dem Juden und lief voller Freuden mit den zwanzig Löwenthalern zu ſeinem Vater. Beide meinten, es müßte dieſer Jude wohl ein recht ehrlicher Mann ſein, weil er ihnen die Schalen ſo gut bezahlt hätte. Sie ließen ſich nun wieder nichts abgehen, bis auch dieſes Geld verthan war, worauf Achim ſeinen Sohn mit dem Keſſel fortſchickte und ihm einſchärfte, ſich für denſelben mehr geben zu laſſen, da er viel ſchwerer ſei als die Schalen. Lameth ging mit dem Keſſel durch die Straße und mußte ihn auf dem Kopfe tragen, weil er zu ſchwer war. Als er vor einem Goldſchmiedsladen vorüber kam, rief ihn der Meiſter hinein und fragte, wo er mit dem Keſſel hin wolle? — „Zu einem Juden,“ antwortete Lameth: „der mir den Keſſel abkaufen ſoll.“

Der Goldſchmied antwortete: „Ja, ſolch ein Schelm wird dir viel dafür geben; ich habe dich ſchon zweimal mit einer ſilbernen Schale hier vorübergehen ſehen; was hat dir denn der Jude jedesmal dafür gegeben?“ Lameth ſagte ehrlich, was er erhalten hatte, und der Goldſchmied ſprach: „So ſiehſt du wohl, wie dich der betrügeriſche Jude angeführt hat, denn jede jener Schalen war wenigſtens hundert Löwenthaler werth.“ Lameth meinte, der Goldſchmied wolle ihn zum beſten haben, und fragte deshalb, wie hoch er denn den Keſſel ſchätze? Der Goldſchmied prüfte und wog ihn und ſagte darauf: „Ich will dir 500 Löwenthaler dafür geben.“ Als Lameth von einer ſo großen Summe hörte, dergleichen er noch nie beſeſſen, konnte er vor freudigem Schreck kein Wort vorbringen, und da der Goldſchmied keine Antwort vernahm, fuhr er fort: „Trage den Keſſel zu einem andern Goldſchmied und wenn dir einer mehr geben will, ſo werde ich es auch thun.“ Lameth verlangte aber keinen Schritt weiter zu gehen, ſondern übergab dem Meiſter den Keſſel, ſtrich die 500 Löwenthaler in einen Sack, den der Goldſchmied dazu gab und trug das Geld, ſo ſchnell er laufen konnte, nach Hauſe, indem er immer noch meinte, der Goldſchmied werde hinter ihm drein gelaufen kommen und ihm das Geld wieder abjagen. Als er zu ſeinem Vater kam, konnte er vor Schnaufen kaum reden; er warf den Sack mit dem Gelde von dem Kopfe auf den Tiſch ſo hart auf, daß der Sack borſt und die Thaler im Zimmer herum rollten, und ſagte: „Ach der abſcheuliche Jude hat uns recht betrogen, ach wäre ich nur gleich zu dem braven Goldſchmiede gegangen, wir würden für die Schalen wohl achtmal mehr bekommen haben, denn denket euch nur, Vater, die Schalen waren ebenſo wie der Keſſel von feinem Silber. Der Goldſchmied hat mir für den Keſſel fünfhundert Löwenthaler gezahlt. Wenn ich aber den diebiſchen Juden treffe, ſo reiße ich ihm alle Haare aus ſeinem rothen Barte.“ Achim beruhigte ſeinen Sohn und freute ſich, daß er das größte Stück ſo gut angebracht hatte. Sie beſchloſſen, mit dem Gelde jetzt aber klüger umzugehen und ſich etwas anzuſchaffen, wovon ſie lebenslang ihren Unterhalt hätten. Achim legte zu dieſem Zwecke vierhundert Löwenthaler zurück, und von dem andern Gelde verſchaffte er ſich und ſeinem Sohne beſſere Kleider nach ihres Landes Sitte und was ſonſt zu ihrer nächſten Nothdurft und zum gemächlichen Leben eines Mannes von ſeinem Stande nöthig war.

Wie ſich Lameth in die Prinzeſſin Bellaſtra verliebt und zur Kenntniß ſeiner Macht kommt.

Einſt hatte Lameth Luſt ein wenig über Land zu gehen. Er war zufällig in die Nähe der Luſtſchlöſſer des Sultans gekommen, als er plötzlich Kanonendonner vernahm, welcher nichts Anderes zu bedeuten hatte, als daß alle Männer ſich eiligſt aus der Umgegend der Straße entfernen ſollten, weil die Frauenzimmer des Sultans auf dem Wege nach den Luſtſchlöſſern begriffen wären. Lameth wußte nun zwar, daß den Männern bei Lebensſtrafe verboten ſei, ſich blicken zu laſſen, indeſſen trieb ihn ſein Vorwitz an, dieſen Zug unvermerkt zu beobachten. Da er einen hohlen Baum am Wege ſtehen ſah, in welchem er ſich verbergen konnte, ſo kroch er hinein und erwartete daſelbſt den Zug. Zufällig geſchah es aber, daß grade dicht bei ſeinem Verſteck die Sänfte, in welcher die Tochter des Sultans, Namens Bellaſtra, getragen ward, zerbrach, ſo daß die Prinzeſſin herausfiel und vor Schreck in Ohnmacht ſank. Alle Verſchnittene und die dienenden Frauen liefen herbei und ſuchten zu helfen, allein da die Ohnmacht nicht ſogleich vorübergehen wollte, nahm man ihr den Schleier ab, und beſprützte ihr das Geſicht mit wohlriechendem Waſſer, was ſie denn auch wieder zur Beſinnung brachte. Lameth konnte dies Alles aufs Beſte beobachten, und als er Bellaſtra's himmliſche Schönheit erblickte, wurde er auf das Höchſte verliebt in ſie, ſo daß er gar



nicht mehr auf ſich Acht hatte, ſondern beſtändig nur ihre Schönheit betrachtete und bewunderte. Hätten ihre Begleiter nicht ſo viel zu thun gehabt, und wären ſie durch den Unglücksfall nicht ſo ſehr in Beſtürzung und Verwirrung geſetzt geweſen, ſo wäre Lameth ſicherlich entdeckt und auf der Stelle umgebracht worden, ſo aber fügte es das Glück, daß der Zug endlich weiter ging, ohne daß man ihn bemerkt hatte. Lameth ſaß noch immer in ſeinem Baume und ſah dem Zuge, in welchem die ſchöne Prinzeſſin befindlich war, ſo lange als möglich nach. Als er endlich nichts mehr von ihr ſah, fing er an entſetzlich zu klagen und rief: „Ach in welche unglückliche Lage hat mein Schickſal mich gebracht! Ach Bellaſtra! Ach Bellaſtra! du Leitſtern meines Lebens, wo gehſt du hin! Ohne dich muß ich ſterben! Ach ich Elender, ach ich Elender! ich kann dich nimmer erlangen und muß aus Sehnſucht nach dir umkommen, ohne die Hoffnung, dich jemals wieder zu ſehen!“ Bei dieſem Wehklagen weinte er heftig und rang die Hände vor Betrübniß. Da er den Ring, den ihm Mattetai gegeben, am Finger ſtecken hatte, drehte ſich derſelbe dabei um ſeinen Finger, und ſogleich erſchien ein Luftgeiſt und fragte: „Lameth, was iſt dein Begehren?" Lameth wunderte ſich nicht wenig über die unvermuthete Erſcheinung dieſes Geiſtes und ſagte: „Ach, ich bin über alle Maßen in die himmliſche Bellaſtra verliebt; kannſt du mir nicht zu deren Beſitz verhelfen?" Der Luftgeiſt antwortete: „Nein, das ſteht nicht in meinen und meiner Genoſſen Kräften; verzage aber deswegen nicht, Lameth, du haſt ja das unſchätzbare Schloß aus der Höhle Xa Xa in deinem Beſitze und biſt durch daſſelbe Herr über die Dienſte der Erdgeiſter, dieſe können dir dazu behülflich ſein, wenn du die Sache nur klug anzufangen verſtehſt." Bei dieſer Rede war es dem Lameth, als erwache er aus einem Traume, denn er begriff nun, welch herrlichen Schatz er in dem Schloſſe beſitze, das er bisher ſo wenig geachtet. Er erkannte jetzt auch erſt, daß der Ring die Macht über die Luftgeiſter verleihe, wurde deshalb wieder etwas froheren Muthes, und verabſchiedete den Luftgeiſt. Er dachte nach, wie er es klug anfange, Bellaſtra zu erwerben, und ging vergnügter nach Hauſe; denn er hegte die feſte Hoffnung, es werde ihm gelingen, die ſchöne Tochter des Sultans zur Gemahlin zu erhalten. Zu Hauſe war er noch immer ganz nachdenklich und ſtill, ſo daß es ſeinem Vater auffiel. Er forſchte, was ſeinem Sohne ſei? Lameth geſtand ihm, er ſei in die kaiſerliche Prinzeſſin Bellaſtra verliebt und denke darüber nach, wie er dieſelbe zur Frau erhalten möchte. Achim meinte, ſein Sohn habe den Verſtand verloren, und redete ihm zu, er ſolle ſolche Narrheiten ſich aus dem Sinne ſchlagen und an etwas andres denken. Lameth ließ ſich aber durch nichts von ſeinen Gedanken abbringen, ſondern lag ſeinem Vater beſtändig damit in den Ohren, er ſolle bei dem Sultan Gehör zu erlangen ſuchen und die Brautwerbung be demſelben für ihn anbringen. Achim ſagte zuletzt: „Schweige doch endlich, du Thor, wie ſollte ich ſchlechter Knecht vor den Herrn aller Gläubigen treten und ein ſo lächerliches Begehren vorbringen! Ueberdieß weißt du ja ſelbſt auch, daß Niemand vor dem Sultan ohne ein angemeſſenes Geſchenk erſcheinen darf; wenn wir nun auch all unſer Geld zuſammen nehmen wollten, ſo wäre das ja noch gar nichts; wir müßten hernach darben und hätten nichts davon gehabt.“ Lameth entgegnete ihm: „Lieber Vater, wegen der Geſchenke für den Sultan braucht ihr nicht beſorgt zu ſein. Ich bin jetzt klüger geworden und weiß, daß ich ſolcher Dinge, die ſich für einen Kaiſer ſchicken, genug habe; die Steine, die ich aus der Höhle mitgebracht und bis jetzt für gar nichts geachtet habe, ſind ſolche, die von den großen Herren hochgeſchätzt werden; diejenigen, welche Bellaſtra trug, waren von eben der Art, als jene, nur daß ſie gegen meine an Größe und Glanz wie Kinderſpielzeug erſchienen. Alſo, lieber Vater, wenn ihr nicht wollet, daß ich vor Sehnſucht ſterben ſoll, ſo thuet mir den Gefallen, meine Bitte für mich anzubringen, und laſſet mich dann nur für das Weitere ſorgen.“ Achim liebte ſeinen Sohn ſehr, und da er ſah, daß kein Reden ſeine Liebe zur Prinzeſſin mäßigen konnte, verſprach er ihm zu willfahren, meinte aber, es werde unglücklich ausfallen, und Lameth ſolle ihm dann keine Schuld geben. Dieſer aber ſagte: „Ueberlaſſet das Weitere nur mir; ihr ſollet Wunderdinge ſehen.“ Achim dachte an die Erſcheinung des Rieſen und die Sachen, die derſelbe gebracht, und da auch die Steine einen ſo hohen Werth haben ſollten, ſo ließ er ſich endlich überreden, gleich den andern Tag nach Hofe zu gehen. Lameth legte zwölf ſeiner Steine von allerlei Farben in ein Körbchen, deckte ein ſauberes Tuch darüber und gab das Körbchen ſeinem Vater, unterrichtete ihn auch, was er ſprechen und auf des Sultans Fragen antworten ſollte. Ueberdieß gab er ihm noch einen ſchönen rothen Stein, den ſollte er nur dem in die Hand ſtecken, welcher die Leute vor dem Sultan zur Audienz rufen würde.

Wie ſich Lameth um die Prinzeſſin Bellaſtra bewirbt und ſich von ſeinen Nebenbuhlern befreit.

Achim ging voll Bangigkeit in den kaiſerlichen Palaſt, weil er fürchtete, es werde ihm übel bekommen, wenn er Lameths thörichtes Begehren anbringen werde. Als er nun in dem Vorzimmer des Audienzſaales ſtand, ſah er lange zu, wie man Andere zur Audienz führte, an ihm aber vorüberging, als wäre er gar nicht da. Endlich gelang es ihm, den vornehmen Diener, welcher die Gehör Begehrenden einließ, am Kleide zu faſſen und ihm den Stein in die Hand zu drücken; dabei bat er höflich, auch ihn vor den Herrn aller Gläubigen zu führen. Der Höfling betrachtete den Stein, und erkannte ſogleich, daß es ein Rubin von großem Werthe ſei; er ſah alſo Achim ſehr freundlich an und führte ihn, während alle die vornehmen Herrn, die zugegen waren, warten mußten, ohne Zögern vor den Sultan. Vor dieſem kniete Achim nieder und ſprach: „Großmächtigſter Kaiſer, Beherrſcher aller Gläubigen, hier lege ich zu euren Füßen ein geringes Geſchenk von meinem Sohne, der ſich zugleich eurer Huld und Gnade empfehlen läßt.“ Der Sultan ließ ſich das Körbchen reichen, und als er unter dem Tuche die zwölf herrlichen Edelſteine erblickte, wußte er vor Erſtaunen und Beſtürzung über deren Vortrefflichkeit nicht, was er ſagen ſollte, denn obſchon er an dergleichen Kleinodien den größten Schatz auf der Welt beſaß, hatte er dennoch ſo überaus treffliche Steine noch niemals geſehen. Er ließ darauf alle bis auf Achim und den Großvezier, welcher bei den Türken der nächſte nach dem Kaiſer ſelbſt iſt, abtreten, zeigte demſelben das Geſchenk und fragte ihn, was er davon halte? Der Vezier verſtummte, ſah immer abwechſelnd das Geſchenk und den Mann an, der es überbracht hatte, und ſagte endlich, er könne nicht begreifen, wie ein ſolcher Mann zu dergleichen Koſtbarkeiten gekommen ſei. Darauf fragte der Sultan Achim, wer ſein Sohn ſei und wo er dieſe Edelſteine her habe? Achim erwiderte: „Mein Sohn Lameth hat dieſe Schätze aus Afrika geholt und beſitzt deren ſo viele, daß eure kaiſerliche Hoheit nur befehlen dürfen, was zu ihren Dienſten ſteht.“ Darauf ſagte der Kaiſer: „Haſt du noch etwas anzubringen?“ Achim warf ſich abermals zur Erde und ſagte mit ſtammelnder Stimme: „Großmächtiger Herr, wenn ihr das nicht ungnädig anhören wollet, was ich ausrichten ſoll, ſo will ich euch meines Sohnes Bitte in tiefſter Ehrfurcht vortragen.“ Der Sultan entgegnete: „Sage nur muthig, was dein Sohn von mir verlangt, es ſoll dir deswegen nichts Widriges geſchehen; ſprich alſo mit aller Freiheit.“ Hierauf redete Achim alſo: „Großmächtigſter Herr, das große Leiden meines Sohnes dränget mich dazu, daß ich ſagen muß, daß mein Sohn Lameth in eurer kaiſerlichen Hoheit Tochter Bellaſtra verliebt iſt und jetzt um dieſelbe bei eurer Majeſtät durch mich unterthänigſte Anwerbung thun läßt, mit der Verſicherung, daß er alles, was eure Majeſtät als Brautſchatz befehlen wollen, verſchaffen werde.“ Der Sultan konnte ſich nicht enthalten, über dieſe Bitte Achims laut zu lachen, und der Großvezier, an deſſen Sohn die Prinzeſſin ſchon halb und halb verſprochen war, ſagte: „Das wäre ſchön, wenn man eine ſo hohe Perſon einem unbekannten hergelaufenen Menſchen anvertrauen wollte.“ Der Großſultan ſelber antwortete: „Achim, ſage deinem Sohne, daß er ſich nach ſechs Monaten wieder bei mir deshalb anmelden laſſen ſolle.“ — Lameth war höchſt erfreut, als er dieſe gnädige Antwort erfuhr, und begnügte ſich damit, die Zeit ruhig abzuwarten.

Der Großvezier war unterdeſſen auch nicht müßig, und als er bald darauf merkte, daß der Sultan an das Achim gegebene Wort nicht mehr dachte, brachte er es in kurzer Zeit dahin, daß der Sultan ſeine Einwilligung zu der Vermählung ſeiner Tochter mit dem Sohne des Veziers gab. Es wurden nun allerhand Vorbereitungen und öffentliche Feierlichkeiten wegen Bellaſtra's bevorſtehender Vermählung angeordnet. Als Achim dieſes erfuhr, betrübte er ſich ſehr darüber; Lameth aber ſagte, er ſolle ſich deswegen nicht bekümmern, denn es würde aus dieſem Verlöbniß doch nichts werden. Indeſſen rückte der Tag heran, an welchem Bellaſtra mit des Großveziers Sohne auf morgenländiſche Weiſe verbunden werden ſollte. Lameth wußte dies recht gut, machte ſich aber gar nichts daraus, weshalb Achim glaubte, ſein Sohn ſei von der hoffärthigen Einbildung, Bellaſtra zu heirathen, geneſen und habe ſich dieſelbe aus dem Sinne geſchlagen. Aber dieß war durchaus nicht der Fall, Lameth wartete nur bis gegen Abend und dann berief er durch ſein unſchätzbares Schloß einen Erdgeiſt und ſagte zu demſelben: „Ich befehle dir, daß du in des Sultans Palaſt geheſt. Und wenn ſich des Großveziers Sohn zu Bellaſtra in das Schlafgemach begeben will, ſo ergreife ihn und führe ihn nach Syrien in einen Lorbeerwald, dort verwahre ihn ſo lange, bis ich es anders befehlen werde, halte ihn daſelbſt gut und laſſe ihm nichts abgehen.“ Der Geiſt verrichtete alles genau ſo, wie Lameth ihm befohlen. Die ſchöne Bellaſtra wartete in dem Gemache auf ihren Bräutigam, der aber natürlich nicht erſchien, weil er in demſelben Augenblicke entfernt wurde, als er vor der Thüre des Gemachs angelangt war. Bellaſtra wurde des Wartens endlich müde und ſchlief erzürnt ein. Als ſie des andern Morgens von ihren Sklavinnen angekleidet wurde, bemerkten dieſe wohl, daß ihre Herrin ſehr übler Laune ſei, konnen aber nicht begreifen weshalb. Bald darauf kam der Sultan ſelbſt, um ſich nach dem Befinden ſeiner Tochter zu erkundigen. Da lachte Bellaſtra höhniſch und ſagte: „Mein Herr Vater hat mir einen ſchönen Gemahl zugedacht, der ſchon in der erſten Nacht ſeine Braut vergeſſen und nicht zu ihr gekommen iſt.“ Der Sultan glaubte, ſeine Tochter ſcherze nur, und wollte es nicht glauben, als aber Bellaſtra beim Mahomet ſchwur, ſie habe des Großveziers Sohn nicht geſehen, ſo wurde der Sultan zornig, ſchickte nach dem Großvezier und redete ihn alſo an: „Wie? achtet dein Sohn, der Sklave, meine Tochter ſo gering, daß er ſie verläßt?“ Der Großvezier erſchrak heftig und entgegnete: „Ich hoffte eine beſſere Nachricht von eurer Majeſtät zu hören, ich weiß nicht, wo mein Sohn ſein mag, denn ſeit er ſich in den großherrlichen Palaſt verfügt hat, habe ich ihn nicht mehr erblickt.“ Damit ging der Großvezier traurig von dem Sultan hinweg und erkundigte ſich überall nach ſeinem verlorenen Sohne, ohne eine Spur von ihm entdecken zu können. Die Bedienten des Palaſtes ſagten, ſie hätten des Veziers Sohn kommen und ſich nach Bellaſtra's Gemächern begeben geſehen. Als der Sultan dieß erfuhr, wurde der andere Tag ganz ſtill hingebracht, alle öffentlichen Feſte unterblieben, und Bellaſtra's Vermählung wurde für null und nichtig erklärt. Es war ein Vierteljahr vergangen, ohne daß man von dem Verſchwundenen auch nur die leiſeſte Spur gefunden hätte, da erkühnte ſich der Sohn des Großadmirals, um Bellaſtra zu freien, und erhielt auch ihres Vaters Jawort, und aufs Neue traf man Anſtalten zur Vermählung. Lameth erfuhr dies alles ſehr wohl, bekümmerte ſich aber wenig deshalb, ſondern verfuhr ganz ſo wie das erſte Mal. Er ließ den Sohn des Admirals wiederum von einem Erdgeiſte fortſchaffen, und zwar in die Nähe von Kairo in Aegypten in ein Pomeranzenwäldchen, und dort ebenfalls bis auf weitern Befehl aufbewahren und verſorgen. Bellaſtra erwartete wiederum ihren Bräutigam vergeb-

h, härmte ſich die ganze Nacht hindurch und ſchwamm noch
Thränen, als ihr Vater am nächſten Morgen ſie zu beſuchen
m. „Ach ich Unglückſelige,“ ſagte ſie: „ich muß mich von
edermann verſpottet ſehen, da mich nun der zweite Bräutigam
erhöhnt und mich wie der erſte am Vermählungstage ſchmäh-
ch verlaſſen hat.“ Der Sultan ſchüttelte den Kopf und ſagte:
Ich kannte dein Unglück ſchon, liebe Tochter; denn ehe ich
ierher kam, war der Großadmiral bei mir und ſagte, er habe
us Vorſicht einige bewaffnete Sklaven ſeinem Sohne von Ferne
achfolgen laſſen, und dieſe hätten ihm hinterbracht, daß ſein
ohn glücklich bis an das Schlafzimmer gekommen ſei, dort aber
i er plötzlich vor ihren Augen verſchwunden, ohne daß ſich die
hüre geöffnet habe. Niemand weiß, wo er ſeitdem iſt, indem
an ihn überall geſucht, aber eben ſo wenig eine Spur von
m gefunden hat, als von deinem erſten Bräutigam.“ Die
rinzeſſin unterbrach ihren Vater mit einem tiefen Seufzer und
gte: „Ach des Elends! nun werde ich wohl mein Lebelang
nvermählt bleiben.“ Der Sultan ſuchte ſie zu tröſten und
rach ihr Geduld ein, indem er meinte, es werde ſich wohl
och alles finden. Es wurde demnach bei Hofe die Zeit wie-
erum in aller Stille zugebracht, und als ſich das Gerücht von
em Geſchehenen verbreitete, wagte Niemand mehr, ſich um
ellaſtra zu bewerben.

ie ſich Lameth abermals um die Prinzeſſin Bellaſtra bewirbt und von dem Sultan als Eidam angenommen wird.

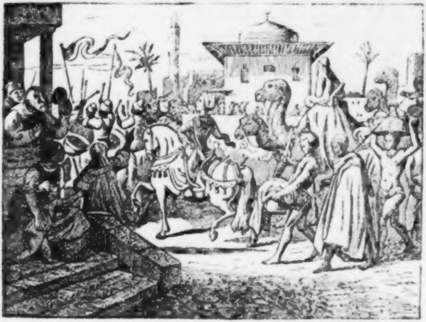
Nachdem die ſechs Monat verfloſſen waren, nach deren
erlaufe Lameth ſeine Bewerbung um Bellaſtra erneuern ſollte,
agte er zu ſeinem Vater: „Nun iſt es Zeit, daß ihr den Sul-
an an ſein Wort erinnert, um zu vernehmen, wozu er ſich
ährend der Zeit entſchloſſen hat.“ Er legte wieder zwölf
Steine in ein Körbchen, die ſchönſten und größten unter allen

Steinen, die er hatte, fügte dazu die Perlenſchnur, an welcher das unſchätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa angebunden geweſen war, und ſagte zu ſeinem Vater: „Gehet hin, überbringet die Steine dem Sultan und die Perlenſchnur ſeiner ſchönen Tochter Bellaſtra, und erfreuet mich mit einer gnädigen Antwort.“ Der Alte ging muthiger als das erſte Mal, und als ihn der Sultan bemerkte, erinnerte er ſich ſogleich ſeines Verſprechens, ließ alſo alsbald alle Andere abtreten und fragte Achim, was er für ein Anbringen habe? Achim warf ſich nieder und ſagte: „Großmächtigſter Herr, allergnädigſter Sultan! mein Sohn Lameth empfiehlt ſich eurer beſondern Gnade. Da jetzt die ſechs Monate verfloſſen ſind, nach welchen ihr verſprochen, meinem Sohne eine Antwort auf ſein unterthäniges Anſuchen zu geben, ſo ſendet er mich deshalb hierher und überſendet eurer Hoheit gegenwärtiges geringes Geſchenk, indem er ſich zugleich erkühnt, der durchlauchtigſten Prinzeſſin dieſe Perlenſchnur zu einem Andenken und als geringes Zeichen ſeiner Liebe zu überſenden.“ Der Sultan ließ ſich das Körbchen reichen, als er aber die herrlichen Koſtbarkeiten erſchaute, dergleichen er noch niemals erblickt hatte, fuhr er vor Erſtaunen zurück und brach in die Worte aus: „Welcher König kann mir ſolche Dinge ſenden!“ Darauf berief er ſeine Miniſter und berathſchlagte mit ihnen, was in dieſer Sache zu thun ſei, indem er ihnen vorſtellte, daß, obſchon er den Menſchen nicht kenne, derſelbe dennoch der allerreichſte Mann ſeines Reichs ſein müſſe, wie man aus dieſen Geſchenken erſehen könne; dergleichen Koſtbarkeiten ſei er ſelber nicht im Stande zu beſchaffen. Der Großvezier, der immer noch ſehr mißzufrieden war, weil die Prinzeſſin nicht ſeine Schwiegertochter geworden, ſagte: „Erhabner Monarch, es ſteht allerdings in dieſer wie in jeder andern Sache in eurer Hoheit Belieben, zu beſchließen, was euch wohlgefällt; aber der Menſchen Thun iſt betrüglich, vielleicht iſt jenes Mannes Reichthum durch dieſe Gaben ganz oder faſt ganz erſchöpft, ich meine daher, eure Hoheit würden nicht übel handeln, wenn der Mann, dem ſo hohe Ehre wiederfahren ſoll, auf eine recht ſchwere Probe geſtellt würde, zumal da er ſich ſelber erboten hat, alles, was mein gnädiger Herr als Brautſchatz verlangen will, herbeizuſchaffen. Man wird dann erfahren, ob ſein Reichthum wirklich ſo unerſchöpflich ſei, wie es den Anſchein hat.“ Der Sultan ſagte: „Es iſt wahr!“ wandte ſich an Achim und ſprach: „Gehe hin und age deinem Sohne, daß ich mir ſeine Geſchenke in Gnaden ge- allen laſſe. Wenn er nun für meine Tochter zum Brautſchatz echs Kameele mit Gold und ſechs mit Silber beladen, ferner echs weiße Sklaven, deren jeder einen Sack der feinſten per- iſchen Stoffe, und ſechs ſchwarze Sklaven, deren jeder einen Korb mit ſolchen Juwelen, wie er mir bereits geſandt hat, rägt, überſenden wird, ſo ſoll er mein Eidam ſein.“ Als chim dieſes hörte, machte er eine traurige Verneigung und og mit betrübtem Herzen nach Hauſe.

Der Sultan begab ſich ſogleich zu ſeiner Tochter, übergab r die koſtbare Perlenſchnur und erzählte ihr, wie ſich ſeit nem halben Jahre ein unbekannter Menſch um ihre Hand be- erbe, der ihm ſchon früher und jetzt wieder ſo koſtbare Edel- eine geſchenkt, als er vordem noch niemals geſehen, und der r jetzt dieſe Perlen ſende. Bellaſtra beſah die Perlen genau, d als ſie fand, daß ſie alle ſo ſchön, groß und ohne Tadel, zu ſo reichlich waren, daß ſie eine ſechsfache Schnur um den als und um beide Hände gaben, ſagte ſie: „Den Mann chte ich wohl kennen, der ſolch einen unſchätzbaren Perlen- muck verſchenken kann, deſſen gleichen in der ganzen Welt ht mehr zu finden ſein mag.“ Das bejahte der Sultan und r alſo fort: „Es reut mich, daß ich ihm eine ſo ſchnöde twort ertheilt habe, indem ich Dinge von ihm zum Brautſchatz verlangt habe, die unmöglich zu erfüllen ſind.“ Als die Prinzeſſin hierauf erfuhr, was ihrem Freier zugemuthet worden ſei, wurde ſie traurig und ſagte: „Da werde ich alſo wohl mein Lebelang unverheirathet bleiben.“

Inzwiſchen hatte Lameth mit dem größten Verlangen auf ſeinen Vater gewartet, und als er ihn endlich erblickte, fragte er begierig: „Vater, habt ihr was Gutes ausgerichtet?“ — „Ach laß dir die thörichten Grillen wegen Bellaſtra vergehen,“ antwortete Achim, „deine Geſchenke hat man ſich wohl gefallen laſſen, aber ſo wenig wie du die Sterne am Himmel mit deinen Händen erlangen kannſt, ſo wenig wirſt du Bellaſtra zur Frau erhalten.“ Lameth fragte beſtürzt: „Wie ſo?“ worauf ihm denn Achim erzählte, was der Großherr zum Brautſchatz verlange. Lameth hörte geduldig zu, und als Achim ausgeredet, fuhr er fröhlich auf: „Weiter verlangt er nichts?“ Achim aber verſetzte ärgerlich: „Du biſt von Sinnen, Junge, denn wenn du auch alle Pflaſterſteine von Konſtantinopel in Gold, Silber und Juwelen verwandelteſt, ſo würde das doch kaum reichen, des Sultans Bedingungen zu erfüllen.“ Lameth aber lachte nur darüber und antwortete: „Geduldet euch nur bis morgen, da werdet ihr gewiß anders reden.“ Sie verbrachten den Tag ganz ruhig und Lameth ermahnte ſeinen Vater, den andern Morgen früh aufzuſtehen, um dem Sultan den Brautſchatz zu überbringen, worüber Achim lachen mußte, obſchon ihn die Zuverſichtlichkeit Lameth's verdroß.

Früh am Tage ſtand Lameth auf, ergriff ſogleich das unſchätzbare Schloß und drehte den Schlüſſel um. Alsbald erſchienen die Erdgeiſter und ſprachen: „Würdiger Beſitzer des unſchätzbaren Schloſſes, was verlangſt du von uns?“ Lameth antwortete: „Daß ihr alsbald ſechs Kameele mit Silber und ebenſoviele mit Gold beladen, ferner ſechs ſchwarze Sklaven, deren jeder ein ſilbernes Becken trägt voll der ſchönſten Kleinodien, dergleichen ich in der Höhle Ta Ta geſehen, und endlich ſechs weiße Sklaven, jeden mit einem Sack der ſchönſten perſiſchen Stoffe, Decken, europäiſchen Spitzen und dergleichen herbeiſchaffen ſollet.“ Die Erdgeiſter antworteten freudig: „Sogleich, Herr, ſoll euer Wille geſchehen.“ Sobald der Tag zu grauen begann, erhob ſich von dem Getümmel der Kameele und Sklaven ein großer Lärm vor Lameth's Thür; die Geiſter zeigten dieſem an, daß alles bereit ſtehe und fragten nach weitern Befehlen. Lameth entließ ſie indeſſen und legte das Schloß, nachdem er es wieder verſchloſſen, an ſeinen Ort. Achim erwachte von dem Geräuſche auf der Straße und glaubte, er träume, als er vor ſeinem Fenſter alles das erblickte, was der Sultan für ſeine Tochter von Lameth gefordert hatte. Er lief haſtig zu ſeinem Sohne und verkündete dieſem jubelnd, was derſelbe ſchon wußte. Lachend erwiderte Lameth: „Nun ſehet, hat es mich viel Mühe gekoſtet, des Sultans Verlangen zu erfüllen? Machet euch jetzt alſo ſchnell auf die Beine, überliefert alles dem Sultan und ſaget ihm, wie ich dieß alles noch für viel zu gering ſchätze für das Glück Bellaſtra zu erlangen.“ Achim war ganz wie im Traume. Als er auf die Straße kam, hieß er indeß alle ihm nachfolgen. — Alle Leute liefen hinzu, dieſen reichen Zug anzuſchauen, deshalb wurden, als der große Haufe zum Palaſte kam, die Thore deſſelben geſchloſſen, weil die Wache meinte, es ſei ein Aufruhr, und deswegen ſogleich zum Sultan ſchickte. Als dieſer aber zum Fenſter hinausſah und alles das ſah, was er zum Brautſchatz für ſeine Tochter verlangt hatte, erſtaunte er nicht wenig. Sogleich ließ er Achim vor ſich führen, welcher die Geſchenke dem Sultan im Namen ſeines Sohnes übergab und denſelben ſeiner ferneren Gnade und Huld empfahl. Der Sultan ließ alsbald Bellaſtra rufen, welcher die Sklaven die ſilbernen Becken ſowie die Stoffe zu Füßen legten, die mit Gold und Silber gefüllten Kiſten wurden indeſſen im Hofe in die Schatzkammer abgegeben, weil ſie allzu ſchwer waren, um ſie heraufzuſchaffen. Der Sultan beſchaute mit ſeiner Tochter die koſtbaren Steine, die herrlichen Stoffe und die andern prachtvollen Waaren, die ihnen zum Theil ganz unbekannt waren. „Was dünket euch zu dem jetzigen Bräutigam?“ ſprach darauf der Sultan zur Prinzeſſin: „meinet ihr, daß er euer würdig ſei?“ Bellaſtra erwiderte: „Nach dem, was ich geſehen, muß er der reichſte und glücklichſte Mann von der Welt ſein.“ Indem kamen auch die ſämmtlichen Miniſter, welche der Sultan hatte rufen laſſen. Er zeigte ihnen alles und ſagte: „Hat dieſer nicht alles erfüllt, was ich von ihm verlangt habe?“ Sie verſtummten gänzlich und keiner getraute ſich ein Wort dagegen zu ſprechen, weshalb denn der Sultan zu Achim gewendet weiter redete: „Gehet denn hin zu eurem Sohne, meiner Tochter künftigem Bräutigam, und ſaget, daß ich ihm meinen Gruß vermelden laſſe, und daß er ſich beeilen möge, je eher je lieber hieher zu kommen und mich mit ſeiner Gegenwart zu erfreuen.“ Achim war vor Freuden über dieſe gnädige Anrede ſo außer ſich, daß er eine ziemlich ungeſchickte Verneigung machte, unverſtändliche Worte ſtammelte, und dann trotz ſeinem Alter gleich einem jungen Reh nach Hauſe lief, um ſeinem Sohne die fröhliche Botſchaft zu hinterbringen. Lameth war nicht minder erfreut durch dieſelbe und ſprach: „Nun wohlan, wir müſſen uns nun auch ſtandesmäßig ausrüſten, um dem Großherrn aufzuwarten.“ Er ging alſo wieder in ſeine Kammer, berief durch ſein unſchätzbares Schloß nochmals die Erdgeiſter und ſagte zu ihnen: „Rüſtet mich und meinen Vater wohl aus, ſo daß wir vor dem Sultan meinem künftigen Stande als deſſen Eidam gemäß erſcheinen können, beſonders vergeſſet nicht, ein ſchönes arabiſches Pferd zu beſorgen, ſowie eine Kleidung, wie ſie dem Schwiegerſohne eines Kaiſers ziemt, und eine angemeſſene glänzende Begleitung, damit ich unter Trompeten und Paukenſchall meinen Einzug halten kann.“ Die Erdgeiſter thaten dieß alles mit Freuden, vorher aber führten ſie unaufgefordert den Lameth, weil ſie ihn liebten, in das Bad der Weisheit. Nachdem er ſich in demſelben untergetaucht hatte, veränderte er ſich, ohne daß ſeine frühere Geſichtsbildung ſich gänzlich verloren hätte, ſo ſehr, daß an Geſtalt, Sitten, Tugenden und Weisheit keiner ſeines gleichen war. Da er nun alle Eigenſchaften beſaß, die zwar jeden Menſchen überaus zieren, bei einem großen Herrn aber von doppelt großem Werthe und gutem Erfolge für ihn und ſeine Nebenmenſchen ſind, führten ihn die Erdgeiſter wieder zurück in ſeine Behauſung, in und vor welcher ſchon alles ſeiner harrte. Lameth wurde mit einem mit Hermelin gefütterten Kleide mit Diamantknöpfen angethan, desgleichen der Sultan ſelbſt noch nicht



getragen hatte. Er ſetzte ſich dann auf ſein herrliches arabiſches Roß, umgeben von zahlreichen Sklaven zu Pferde und zu Fuß, alle ſchön bekleidet und geſchmückt. Achim, ebenfalls prächtig gekleidet, führte mit einigen Reitern den Zug an. Lameth ritt in der Mitte auf ſeinem ſchönen Pferde, welches beſtändig die zierlichſten Sprünge machte, ſo prächtig einher, daß er dem ſchönſten Ritter glich und aller Augen auf ſich zog. Hinter und vor ihm waren viele Sklaven mit Stirnbändern von Gold- und Silberblech, in denen der Name Lameth eingegraben war, und die ſo hell glänzten, daß man ſie kaum anzuſehen vermochte. Als ſich nun dieſer ſtattliche Zug unter Pauken und Trompetenſchall dem kaiſerlichen Palaſt näherte, erblickte ihn der Sultan von ferne, erkannte jedoch den alten Tagelöhner Achim nicht eher, als bis dieſer vor ihm niederfiel und ſeines Sohnes Ankunft anzeigte. Als dieſer nun an der äußerſten Pforte des Palaſtes abſteigen wollte, wurde er auf des Sultans Befehl von zwei Hofdienern davon abgehalten, und in den innerſten Hof des Palaſtes geführt, was nach dortiger Landesſitte eine ſehr große Ehre iſt. Ja der Sultan kam ihm, als Lameth die Treppe hinaufgeſtiegen war, ſogar entgegen, bewillkommnete ihn gnädig und führte ihn in den Saal, in welchem Bellaſtra ſich befand. Lameth warf ſich vor derſelben nieder und ſprach: „Mit der gnädigen Erlaubniß meines gnädigen Herrn und Kaiſers, eures Herrn Vaters, erlaubt ſich ein Sklave, ſich zu euern Füßen zu werfen, und, anbetungswürdige Schönheit, euch zu bitten, ihm eure Gnade zu ſchenken, ihn zu euerm ergebenſten Diener anzunehmen und ihn mit eurer unſchätzbaren Gegenliebe zu beglücken.“ Bellaſtra reichte ihm verſchämt die Hand und ſagte: „Was mein Herr Vater zugeſagt hat, bin ich ſchuldig zu erfüllen. Indeſſen verſichere ich euch, daß es ohne

Zwang geſchieht und wünſche nur, daß ihr glücklicher ſein möget als die, welche ſich früher um meine Hand beworben." Lameth wußte wohl, was ſie mit den letzten Worten meine, fürchtete ſich aber deshalb nicht, denn er kannte ja das, was vorgegangen war, genauer als ſie ſelbſt. Er empfahl ſich nochmals Bellaſtra's Gunſt und Gnade, und nachdem man ſich allſeitig zu dieſem frohen Ereigniſſe Glück gewünſcht hatte, wurde zur Tafel geblaſen, wo dann der Sultan und Achim auf der einen Seite ſaßen und Bellaſtra mit Lameth ihnen gegenüber, während die Großen des Hofes ſie bedienten. Lameth hatte unter ſeiner Bedienung eine große Anzahl Muſikanten, dieſe ſpielten während der Mahlzeit allerhand Weiſen bald auf afrikaniſche, bald auf indiſche, bald auf europäiſche Art, was den Sultan und ſeine Tochter höchlichſt ergötzte, ſo daß ſie faſt des Eſſens über dem Zuhören vergaßen und Bellaſtra ihren Bräutigam dafür lieblich und dankbar anblickte, zumal da dieſer in ſeinen Unterhaltungen und in ſeinem ganzen Benehmen ſich ſo fein und angemeſſen betrug und ſich mit dem Sultan ſo klug und einſichtig unterhielt, daß ihm dieſer nicht weniger gewogen wurde, als ſeine Tochter, welche in ihrem Herzen dachte: „Ach möchte es doch meinem jetzigen Bräutigam nicht auch ſo gehen wie den beiden erſten." Gegen das Ende der Tafel fragte der Sultan Lameth, wann er wünſche, daß die Vermählung mit ſeiner Tochter vor ſich gehen ſolle? Dieſer antwortete: „Eure kaiſerliche Hoheit haben darin allein zu befehlen;" worauf der Sultan antwortete, es ſei ihm um ſo lieber je eher es geſchehe, wofür ſich denn Lameth beſtens bedankte und dann fortfuhr: „da ich gegenwärtig noch keinen angemeſſenen Palaſt beſitze, in dem ich mit meiner zukünftigen Gemahlin wohnen könnte, ſo möchte ich Eure Hoheit wohl bitten, mir einen Platz anzuweiſen, wohin ich denſelben vor der Vermählung bauen laſſen könnte.“ Da erröthete die Prinzeſſin und dachte: „So wird es noch lange dauern bis zur Vermählung, wenn erſt noch ein neuer Palaſt gebaut werden ſoll.“ Auch den Sultan wunderte Lameths Rede und er ſagte: „Lieber Eidam, ihr könnet ſo lange bei mir wohnen, wir haben hier wohl Platz für unſern beiderſeitigen Hofſtaat. Ihr möget euch jedoch euern Palaſt auf dem Platze, welcher vor meinem Palaſte liegt, bauen laſſen, wir wohnen dann deſto näher beiſammen und können um ſo gemächlicher zuſammen kommen.“ Lameth dankte ſehr für die Erlaubniß, juſt hierhin ſeine Wohnung aufſchlagen zu dürfen, ſagte jedoch, er werde wenig Zeit zu der Erbauung des Palaſtes brauchen, da ſchon alles Material bereit läge; er bäte deshalb, daß die Vermählung bis nach Vollendung des Baues aufgeſchoben werde. Der Sultan antwortete: „Ich ſtelle dies ganz eurem Willen anheim“ — womit aber Bellaſtra in ihrem Herzen ſehr wenig zufrieden war. Nachdem man ſich noch den ganzen Abend hindurch ſehr wohl unterhalten hatte, nahm Lameth Abſchied und begab ſich mit ſeiner Dienerſchaft, welche jetzt Fackeln trug, nach ſeiner ärmlichen Behauſung zurück, und brachte jene in der Nachbarſchaft ſo gut als möglich unter.

Wie Lameth einen herrlichen Palaſt bauen läßt und mit Bellaſtra vermählt wird.

Bevor ſich Lameth zur Ruhe begab, rief er kraft ſeines Ringes und Schloſſes nochmals die Luft- und Erdgeiſter herbei und ſagte zu ihnen: „Ich befehle euch hiermit, daß ihr heute Nacht ohne allen Lärm gegenüber dem Palaſte des Sultans mir einen neuen Palaſt bauet, der an Schönheit jeden andern übertreffe. Er ſoll vier Thore und im Innern einen geräumigen Hof haben, ſeine Gemächer ſollen ſämmtlich prachtvoll und ihrem Gebrauche angemeſſen ausgerüſtet, die Ställe mit ſchönen und guten Pferden, die Vorrathskammern, Küche und Keller, mit allem Erforderlichen reichlich verſehen ſein. Auch die Schatzkammer ſoll mit hinreichendem Gold und Silber verſorgt ſein, und alles was von nöthiger Dienerſchaft und ſonſt zu einem königlichen Haushalt nöthig iſt, ſoll in Ueberfluß darin zu treffen ſein, damit ich euch nicht wegen jeder Kleinigkeit auf's Neue zu rufen genöthigt bin. Wenn ihr mir das alles auf's Beſte beſorgen werdet, ſo werde ich mein beſondres Wohlgefallen an euch haben.″ Die Geiſter verſchwanden und ſtellten alles ſo her, wie es Lameth befohlen hatte. Der Palaſt ward von buntgeſtreiftem Marmor herrlich erbaut, was ſonſt von Holz oder Eiſen zu ſein pflegt, war alles von Gold, Silber oder Erz, je nach dem es ſich ſchickte, hergeſtellt. Die Gemächer waren nach ihren verſchiedenen Zwecken ſo reichlich und prachtvoll ausgeſtattet, daß dergleichen noch niemals geſehen worden war. Dieſer große prachtvolle Palaſt war in ſolcher Stille errichtet worden, daß ſelbſt die gegenüberſtehende Schildwache vor dem Thore des großherrlichen Palaſtes nichts gehört, und da es gerade ſehr finſter war, auch nichts geſehen hatte.

Nun war der Sultan ſchon ein alter Herr, der wenig ſchlafen konnte und daher die Gewohnheit hatte, wenn er früh erwachte, ſich alsbald zum Fenſter zu begeben, um der friſchen Luft und der ſchönen Ausſicht zu genießen, indem er von ſeinem Schlafzimmer aus faſt ganz Conſtantinopel und den Hafen überſehen konnte. Er that auch dieſen Morgen, als es faſt noch dunkel war, ſo wie er gewohnt war, erblickte aber in der Dämmerung etwas, was ihm den größten Theil ſeiner gewohnten Ausſicht nahm. Er rieb ſich die Augen, weil er meinte, es ſei noch der Nachtnebel in denſelben, als er aber wiederum ſtarr hin ſah, ſchien es ihm, als ſei es ein Palaſt oder Haus, welches gegenüberſtehe. Er traute aber ſeinen eignen Augen nicht, rief daher der unten ſtehenden Schildwache zu und fragte ſie, was gegenüber ſtehe, worauf er zur Antwort erhielt: es ſcheine ein großer und ſchöner Palaſt zu ſein. Der Sultan ſchickte nun einen der Kammerdiener, die in der Nähe waren, hinüber, der, als er nach einiger Zeit zurückkehrte, nicht genug erzählen konnte, welch herrlicher Palaſt dort ſtehe, von dem Niemand ſagen und begreifen könnte, woher er gekommen ſei, doch ſei alles prächtig und über alle Begriffe herrlich. Der Sultan ſah das allgemach ſelber, indem es immer mehr Tag wurde, und man erblickte wie die Mauern von vortrefflichen Steinen, die Fenſterrahmen von Silber, die Gläſer von Kryſtall, das Dach von Erz war. Der Sultan ließ alsbald ſeine Tochter Bellaſtra rufen und ſagte zu ihr: „Du wirſt nun gewiß nicht lange mehr auf deine Vermählung warten dürfen, denn ſiehe, hier ſteht der Palaſt ſchon, den dein Gemahl in dieſer Nacht hat bauen laſſen.“ Die Prinzeſſin verwunderte ſich auch nicht wenig darüber und war in ihrem Herzen erfreut, daß ſie nun wohl nicht ſo lange Zeit, als ſie gefürchtet hatte, auf ihre Vermählung werde warten dürfen. — Als die Sonne völlig aufgegangen war, konnte man den Palaſt faſt nicht anſehen, ſo ſchimmerte und glänzte derſelbe. Bald kam auch Lameth mit einer prächtigen Begleitung dahergezogen und nahm ſeinen neuen Palaſt in Beſitz, den er ſo wohl eingerichtet fand, daß er darüber ſehr vergnügt war und ſeine dienſtbaren Geiſter lobte. — Nach einigen Stunden ſchickte Lameth ſeinen Haushofmeiſter zum Sultan, ließ ihm ſeinen unterthänigſten Morgengruß melden, und ihn erſuchen, jetzt, da ſein Haus bereit ſtehe, die Vermählung geſchehen und die Hochzeit in ſeinem neuen Palaſte von ihm ausrichten zu laſſen, indem der Sultan ſich dabei um weiter nichts bekümmern ſolle, ſondern ſich die geringe Bewirthung, die

r ihm gewähren könne, gefallen laſſen möge. Der Sultan
ar es zufrieden, ließ einen gnädigen Gegengruß beſtellen,
nd gab die nöthigen Befehle, alles zur Vermählung bereit
u machen. Lameth holte, nachdem er erfahren, daß Bel-
aſtra bereit ſei, dieſelbe in einem noch weit prächtigeren
uge als der geſtrige geweſen ab, und führte ſie nebſt
hrem Vater und deſſen Hofſtaat in den neuen Palaſt, wo
ann alle nicht Augen genug hatten die Herrlichkeiten deſ-
elben zu bewundern, indem jeder Schritt in demſelben ihrer
Verwunderung neue Seltenheiten zeigte. Als nun die Trauung
uf mohammedaniſche Weiſe vollzogen worden, wurde ein koſt-
ares Mahl gehalten, bei welchem die ausgeſuchteſten Spei-
en und Getränke, die es nur in der Welt geben kann,
uf der kaiſerlichen Tafel in goldenen, auf der des Hof-
taates in ſilbernen Geſchirren aufgetragen wurden, was den
Kaiſer in nicht geringe Verwunderung ſetzte. Er geſtand,
aß er es ſeinem Schwiegerſohne kaum nachzuthun ver-
nöge. Während des Mahles ließ ſich die angenehmſte
Muſik hören, und mit rauſchenden Inſtrumenten wechſelte
er Geſang lieblicher Stimmen, welcher die Schönheit und
Tugend der holden Bellaſtra feierte. Unter dieſen und an-
ern angemeſſenen Ergötzlichkeiten ſchwand allen der Tag
nvermuthet ſchnell dahin, weshalb denn endlich der Sultan
on ſeiner Tochter Abſchied nahm, und im Weggehn zu
hr ſagte: „Heute fürchte ich nicht, daß dein Bräutigam
ich verlaſſen werde.“ Bellaſtra, welche der Gedanke,
aß dieß wieder geſchehen könne, ſchon den ganzen Abend
m Geheimen geplagt hatte, ſeufzte tief und ſprach: „Das
nöge Mohammed verhüten!“ Ihre Wünſche gingen auch
n Erfüllung, und die jungen Eheleute lebten vergnüglich
nd ohne Kummer. Bellaſtra gewann ihren Gemahl ſo
ieb, als ein Weib nur immer vermag, und Lameth achtete

auch nach ſeiner Vermählung ſie noch immer als eine vornehme Kaiſerstochter, that ihr alles, was er ihr nur an den Augen abſehen konnte und gewann ſie immer lieber. Auch der Sultan lernte ſeinen Eidam immer mehr ſchätzen und bediente ſich oft ſeines klugen Rathes. Lameth gewann durch ſein kluges und liebreiches Benehmen und durch unbeſchränkte Freigebigkeit und Wohlthätigkeit die Herzen aller Vornehmen und Geringen; beſonders zeichnete er ſich durch ſeine Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende aus, weßhalb denn allgemein Lameth's Palaſt nur die Hülfsburg genannt wurde. —

Wie Mattetai wiederum nach dem unſchätzbaren Schloſſe trachtet und ſich in Bellaſtra verliebt.

Obſchon nun Lameth ſo glücklich und tugendhaft lebte, ſo war er dennoch vor dem Unglück nicht ſicher, was ihn denn auch mit ſeinen härteſten Schlägen traf. Der boshafte Zauberer Mattetai hatte mit Hülfe ſeiner verruchten Künſte die Zeit über nach Herzensluſt gelebt und täglich viele Bosheiten an ſeinen Mitmenſchen verübt. Wie er ſchon vorher die Waſſergeiſter zu ſeinem Dienſte gezwungen hatte, ſo war es ihm gelungen, ſich auch die Feuergeiſter zu unterwerfen, und, als es ihm eines Tages in den Sinn kam, ſich nach ſeinem Ringe und nach dem unſchätzbaren Schloſſe zu erkundigen, berief er die Feuergeiſter, um zu erforſchen, ob es ihm nicht möglich ſei, jene Kleinode wiederzugewinnen. Er fragte die Feuergeiſter, welche zornglühend und funkenſprühend erſchienen waren: „Saget mir, ob es nicht möglich iſt, daß ich den köſtlichen Ring, an welchen die Herrſchaft über die Luftgeiſter gebunden iſt, zurückbekomme und womöglich auch das unſchätzbare Schloß erhalte, welches die Erdgeiſter bindet, und das jetzt in der afrikaniſchen Höhle Xa Xa iſt.“ Die Geiſter antworteten: „Das wird nicht wohl gehen, weil wir dazu

ht mächtig genug ſind, und Lameth beide beſitzt, ohne ſie
mißbrauchen, wir können ihm nichts mit Gewalt nehmen,
nn die Erd= und Luftgeiſter ſind mächtiger als wir.“ Als
attetai dieß hörte, erſtaunte er ſehr darüber, indem er an
meth gar nicht mehr gedacht hatte, weil er von Anfang an
neint hatte, derſelbe ſei in der zuſammenſtürzenden Höhle
graben worden und ſeitdem längſt vermodert. Als er nun
rte, daß Lameth dieſe unſchätzbaren Kleinodien beſitze, nach
nen ſein Streben von jeher geweſen, wurde er vor Neid
d Mißgunſt faſt raſend. Ueberlaut rief er: „Der Lotter=
be! der Betrüger! Er hat mich um die beiden größten
hätze der Welt gebracht! Was ich durch mein langes Stu=
en, große Kunſt und harte Arbeit mit Gefahr meiner ewigen
eele gefunden und erreicht hatte, das hat mir dieſer Schuft
tohlen!“ Die Feuergeiſter ſagten zu ihm: „Mattetai faſſe
uth, dem Lameth hat das blinde Glück zugewendet, was
mit aller deiner ſchlauen Kunſt nicht haſt erlangen und be=
hren können. Vielleicht kannſt du durch eine klug einge=
tete Liſt das Schloß erlangen, um welches ſich Lameth, der
t im Vergnügen und in Sicherheit lebt, wenig bekümmert.
age es alſo, und ſiehe zu, was du durch Schlauheit errei=
en kannſt. Wir müſſen dir ja in allen deinen Wünſchen ge=
rchen, ſo weit unſere Kräfte reichen.“ Mattetai war froh
ches zu hören, verabſchiedete die Feuergeiſter und dachte
ch, wie er die herrlichen Schätze Lameth's ſtehlen könne.
berief zunächſt die Waſſergeiſter und ließ ſich von denſelben
ch Konſtantinopel bringen. Hier erkundigte er ſich überall
ch Lameth und erfuhr zu ſeinem Verdruſſe nur Gutes und
benswürdiges von ihm. Er werde, hieß es, vom Sultan
d von allen Großen geachtet, lebe mit ſeiner Gemahlin, der
inzeſſin, ſehr glücklich und werde von jedermann in Kon=
ntinopel geliebt und geehrt. Mattetai ſchlich nun um La=

meth's Palaſt herum, und da wollte es das Unglück, daß er von ungefähr Bellaſtra erblickte, wie ſie aus dem Fenſter ſchaute. Sogleich erfaßte ihn eine ſchändliche Begierde nach derſelben und er beſchloß alsbald, Lameth nicht allein das unſchätzbare Schloß aus der Höhle Xa Xa, ſondern auch ſein Weib und ſeinen ſchönen Palaſt zu rauben. Er kehrte darauf in ſein Quartier zurück, ſchloß ſich ein und berief die boshaften Feuergeiſter, mit denen er ſich berieth, wie alles anzuſtellen ſei, wobei es ihn höchlichſt erfreute, als er von ſeinen auf Kundſchaft ausgeſandten Geiſtern hörte, daß Lameth nicht zu Hauſe ſei, ſondern ſich auf einer großen Jagd befinde, von der er erſt nach einigen Tagen zurückkehren werde. Das Schloß, ſagten die Geiſter, hätten ſie in ſeinem Schlafzimmer auf einem Sammetkiſſen liegen ſehen. Mattetai fuhr die Geiſter, als ſie ausgeredet, zornig an: weßhalb ſie das Schloß nicht mitgebracht hätten? Die Geiſter aber ſagten, das ſtehe nicht in ihrer Macht, ſie dürften daſſelbe nicht anrühren.

Wie Mattetai das unſchätzbare Schloß, das Weib und den Palaſt Lameth's raubt.

Am folgenden Morgen befahl Mattetai ihm ſogleich ein ſchönes perſiſches Pferd, ein prachtvolles perſiſches Kleid und eine Begleitung zu Pferde, beſtehend aus zehn als perſiſche Trabanten verkappten Geiſtern herbeizuſchaffen. Als ſein Begehren erfüllt war, bekleidete er ſich mit dem perſiſchen Kleide und ritt mit ſeinen Begleitern in prächtigem Zuge nach Lameth's Palaſt, nachdem er vorher ſeine Geiſter angewieſen, was ſie auf ſeine Zeichen zu thun hätten. Als er vor dem Palaſt ankam, ſandte er einen ſeiner Diener hinein und ließ ſich als einen perſiſchen Geſandten anmelden, welcher Lameth zu ſprechen wünſche. Als Bel-

ſtra dieß gemeldet wurde, ließ ſie dem Geſandten einen
bflichen Gegengruß vermelden, und ihn bedeuten, wie leid
ihr thue, daß ihr Gemahl nicht die Ehre haben könne
en hohen Beſuch zu empfangen, er befände ſich aber auf
er Jagd, und wenn der Geſandte ſich ein Paar Tage ge-
ulden wolle, würde ſie alsbald durch einen Boten ihren
emahl rufen laſſen. Der abgeordnete Geiſt antwortete,
r ſei für den Fall der Abweſenheit Lameth's ſchon beauf-
ragt, und da die Reiſe ſeines Herrn große Eile habe, ſo
itte derſelbe nur, daß man ihm geſtatten möge einen Plan
ieſes herrlichen Palaſtes aufzunehmen, indem der Ruf von
eſſen ſchöner Bauart und Ausrüſtung bis zum perſiſchen
önige gedrungen ſei, welcher gegenwärtig einen neuen Pa-
aſt zu bauen vorhabe, und den Lameth's dabei als Vor-
ild nehmen wolle.“ Bellaſtra kannte die Gefälligkeit und
öflichkeit ihres Gemahls, ſie glaubte daher ganz in deſſen
inne zu handeln, wenn ſie dem Perſer ſeine Bitte ge-
ähre; ſie ſandte alſo ſogleich den Haushofmeiſter an ihn
b und ließ ihn durch denſelben in dem ganzen Palaſt her-
mführen. Als er in das Zimmer kam, wo ſich Bellaſtra
ufhielt, war er äußerſt höflich gegen dieſelbe, küßte nach
norgenländiſcher Sitte den Saum ihres Gewandes und ent-
chuldigte ſich, daß er ihr ſo viele Unruhen verurſache.
ellaſtra begegnete ihm wieder ſehr höflich, obſchon ſeine
eſichtsbildung ihr ſehr widerlich und unheimlich vorkam.
achdem er noch viele andere Zimmer geſehen, kam man
uch an Lameth's Schlafgemach, deſſen Eröffnung ihm der
aushofmeiſter wegen der Abweſenheit Lameth's höflich ver-
eigerte. Allein Mattetai entgegnete höflich, da er dem
önige, ſeinem Herrn, alles genau beſchreiben und ab-
eichnen müſſe (zu welchem Ende er von Anfang an die
chreibtafel beſtändig zur Hand gehabt und in jedem Zimmer

ſcheinbar einige Bemerkungen aufgeſchrieben hatte), ſo würde er ſehr getadelt werden, wenn er nicht alles genau geſehen und namentlich einen ſo wichtigen Theil des Palaſtes übergangen hätte. Mit dergleichen Reden drang er ſo lange in den Haushofmeiſter, bis dieſer ihn in das Schlafgemach führte. Kaum war Mattetai in daſſelbe eingetreten, ſo gab er durch ein ſtarkes Nieſen ſeinen Geiſtern das verabredete Zeichen. Sogleich hörte man im Hofe und von allen Seiten den Ruf: „Feuer! Feuer!“ und ſah auch die hellen Flammen an allen Orten herausbrechen, denn obſchon der Palaſt ganz aus Stein und Metallen gebaut war, ſo ſchienen dieſelben dennoch durch den Betrug der Feuergeiſter, welche als Mattetai's Diener erſchienen waren, ſo leicht anzubrennen, als ob alles aus Stroh und dürrem Holze gebaut wäre. Kaum hatte man das Geſchrei gehört, ſo ſpähte Mattetai umher, wo das unſchätzbare Schloß aus der afrikaniſchen Höhle Xa Xa liegen möchte und als er daſſelbe erblickte, benutzte er die Verwirrung und Beſtürzung, in welche der Haushofmeiſter und die andern ihn begleitenden Diener gerathen waren, nahm das Schloß und ſchob es ſchnell in die Taſche. Hierauf lief er mit ſeinen Begleitern zum Feuer, und half daſſelbe löſchen, ſo daß er noch vielen Dank für ſeine Hülfe erhielt. Darnach beſah Mattetai weiter keine Zimmer, ſondern zog mit ſeinen Dienern hinweg und aus der Stadt heraus, verabſchiedete im Walde ſeine Geiſter und kehrte im nächſten Dorfe ein, wo er mit Schmerzen die Nacht erwartete, in welcher er ſeine Pläne gegen den unglücklichen Lameth weiter auszuführen gedachte. Als es nun ſo weit Nacht war, daß alles ſchlief, zog er das unſchätzbare Schloß hervor, küßte es vor Freude und berief durch Umdrehung des Schlüſſels die Erdgeiſter, deren ſich vier einſtellten, aber mit ſehr unwilligen Geberden. Sie fragten ihn brummend: „Unwürdiger Beſitzer des unſchätzbaren Schloſſes, was willſt du von uns?“ Mattetai antwortete: „Schnell ergreifet Lameth's Palaſt und traget ihn mit Bellaſtra und allem, was darin iſt, ſo wie auch mich in eine ſchöne Gegend Amerikas.“ Als die Erdgeiſter dieſes vernahmen, ſchäumten ſie vor Zorn, ſtampften auf die Erde, daß alles erzitterte und entgegneten: „Unwürdiger Beſitzer des unſchätzbaren Schloſſes, wiſſe, daß wir dir zwar jetzt gehorchen müſſen, glaube aber ſicherlich, deine Bosheit wird ihrer Zeit gezüchtiget.“ Einer von ihnen ergriff darauf Mattetai und die drei andern faßten Lameth's Palaſt ſammt allem, was darin war und ſetzten alles in Amerika auf einer ſchönen Ebene in die Nähe eines wunderſchönen Palmenwäldchens nieder. Mattetai verabſchiedete ſodann die Erdgeiſter und berief die Feuergeiſter, durch die er Lameth's ſämmtliche Dienerſchaft aus dem Palaſte, ohne das geringſte Geräuſch, in eine weit entlegene Einöde verſetzen ließ. Nur Bellaſtra's Kammerfrau durfte bei ihrer Herrin zurückbleiben. Als nun Bellaſtra früh erwachte und es ſo ſtille im ganzen Palaſt war, als wäre alles ausgeſtorben, wunderte ſie ſich nicht wenig. Wie erſtaunte ſie aber erſt, als ſie durch das Fenſter ſchaute, denn ſie ſah, daß ſie zwar in ihrem Palaſte ſei, daß dieſer aber nicht in Konſtantinopel, ſondern in einer ihr ganz unbekannten menſchenleeren Gegend ſtand. Aengſtlich rief ſie nach ihrer Kammerfrau, und dieſe erſchien ganz bleich vor Angſt und Schreck und erzählte ihrer Herrin, daß im ganzen Palaſt kein Menſch zu ſehen ſei und alle Thore verſchloſſen wären. Bellaſtra erſchrak heftig und wie ſie noch ſo in ihrem Kummer mit der Dienerin ſprach, öffnete ſich die Thüre, und Mattetai trat mit verliebten Blicken herein, indem er ſeine Entſchuldigungen vorbringen und der Prinzeſſin einen Morgenbeſuch abſtatten wollte. Bellaſtra wurde durch ſeinen widerwärtigen

Anblick und die erſten Worte ſeiner Rede ſo verwirrt und zornig, daß ſie ihn keiner Antwort würdigte, ſondern mit ihrer Kammerfrau in ein anſtoßendes Zimmer lief und ſich in denſelbem einſchloß, um den unangenehmen Anblick Mattetai's los zu werden.

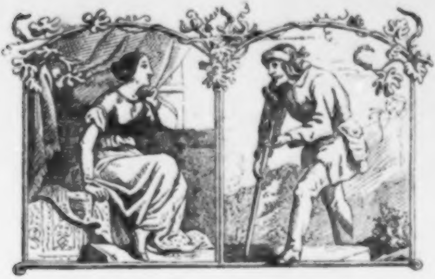
Wie Lameth in Gefahr kommt ſein Leben zu verlieren.

In der Nacht, in welcher Mattetai das Weib und den Palaſt Lameth's raubte, konnte der Sultan wieder einmal nicht ſchlafen. Er warf ſich unruhig hin und her und ging endlich, da der Mond ſehr hell ſchien, an das Fenſter. Aber wie riß er die Augen auf, als er Lameth's Palaſt, der ihm ſonſt gegenüber ſtand, nicht mehr erblickte. Er riß das Fenſter auf und ſah ſtarr hin, aber nichts vom Palaſte war zu ſehen. Er rief nun einen Kammerdiener und befahl ihm zum Fenſter hinauszuſchauen und zu ſagen, was er geſehen. Der Kammerdiener gehorchte und ſprach im größten Erſtaunen: „Ich ſehe keinen Palaſt! hilf Himmel, wo iſt er hingekommen! hat die Erde ihn verſchlungen oder was iſt daraus geworden?“ Bald entſtand im ganzen kaiſerlichen Palaſt großer Lärm über dieſes Wunder. Der Sultan ließ den Großvezier und die andern Räthe rufen und fragte dieſe, was ihre Meinung zu dem plötzlichen Verſchwinden von Lameth's Palaſte ſei. Der Großvezier hatte ſich zwar gegen Lameth, weil ſich derſelbe immer ſehr zuvorkommend und freigebig gezeigt hatte, bisher ſtets ſehr freundlich bewieſen, aber er hatte einen heimlichen Groll gegen Lameth, weil er ihn der kaiſerlichen Schwiegertochter, und wie er den Verdacht hegte, auch des Sohnes beraubt hatte. Jetzt machte der Vezier nun ſeinem Haſſe Luft und behauptete, Lameth ſei gewiß ein ſchlimmer Zauberer, der ſich nur bis jetzt verſtellt habe. Er machte dieß durch ſeine Reden dem Sultan und den andern Räthen deſſelben ſo glaublich, daß alle in den öchſten Zorn gegen denſelben geriethen. Am zornigſten aber ar der Sultan ſelbſt: er befahl ſogleich dem Befehlshaber ſeier Leibwache Lameth aufzuſuchen und ihn lebendig oder todt ach Hofe zu bringen. Der Hauptmann der Leibwache that ieß ſehr ungern, weil er, wie faſt alle Leute in Konſtantinopel, ameth liebte, und ihm nur Gutes wünſchte. Da er aber einem o ſtrengen Befehle ſeines Herrn gehorchen mußte, ſo ritt er nit ſeinen Leuten aus, nach der Gegend hin, wo Lameth auf der Jagd war. Er brauchte nicht weit zu reiten, denn bald kam Lameth deſſelben Weges nach der Stadt zu. Lameth hatte eine unbeſtimmte Ahnung ſeines Unglücks, er war, ohne einen Grund zu wiſſen, um ſeine Heiterkeit gekommen, und hatte deshalb eher als es früher beſchloſſen geweſen, die Jagd aufgegeben, um nach Konſtantinopel zu eilen. Als der Befehlshaber der kaiſerlichen Leibwache an ihn heranritt, redete ihn Lameth zuerſt an und fragte, was er ihm bringe, und was es Neues bei Hofe gebe? worauf ihm der Hauptmann entgegnete: „Nicht viel Gutes. Ich bin ausgeſchickt euch gefangen zu nehmen und euch lebendig oder todt vor den Sultan zu führen. Ich hätte zwar gewünſcht, dieſer Auftrag wäre einem Andern zu Theil geworden, da mein Unſtern aber mich dazu erſehen hat, ſo bin ich gezwungen, dem Befehl des Sultans zu gehorchen.“ Lameth war ſich durchaus keines Unrechts bewußt, er fragte alſo ganz verwundert, weshalb er denn in Ungnade gefallen ſei? Der Hauptmann wollte aber nicht gern der erſte ſein, der ihm ſeine Verluſte erzählte; er ſagte alſo, das würde er vom Sultan ſelbſt erfahren. Lameth lieferte ſogleich ſeine Waffen aus und ritt an der Seite des Hauptmanns von deſſen Leuten umringt in die Stadt hinein und auf der ſeinem Palaſt entgegengeſetzten Seite in die kaiſerliche Reſidenz. Alsbald wurde er vor den Sultan geführt, der ihn zornig anſah, ihn an das Fenſter führte und ſagte: „Wo iſt dein zauberiſcher Palaſt, und wo haſt du meine Tochter hingebracht?“ Als Lameth aus dem Fenſter ſchaute und den Ort, auf welchem ſein Palaſt geſtanden hatte, erkannte, erfaßte ihn ſolcher Schrecken, daß er ohne ein Wort zu ſprechen rückwärts hinfiel und in tiefer Ohnmacht da lag. Durch allerlei kräftige Riechwaſſer brachte man ihn wieder zur Beſinnung, und nun begann er laut zu weinen und zu klagen: „O geliebte Bellaſtra, wo ſoll ich dich wiederfinden? Wie kann ich dich aus dem Jammer, in dem du ſein magſt, erretten!“ Aber der Sultan ließ ihn nicht lange ſo klagen, mit zorniger Stimme befahl er ihm, binnen drei Tagen Bellaſtra herbeizuſchaffen: wenn er das nicht thue, ſo müſſe er ſterben. Lameth war über den Verluſt ſeiner Gemahlin ſo muthlos geworden, daß er ſelber nichts ſehnlicher als ſeinen Tod wünſchte, und an gar keine Rettung aus ſeinem Unglück dachte. Unterdeſſen kamen auch die Söhne des Veziers und des Admirals plötzlich wieder zum Vorſchein. Beide erzählten wie ſie an Bellaſtra's Thür ſich plötzlich von unſichtbaren Händen ergriffen gefühlt hätten, daß ſie dann fortgetragen worden wären und bis jetzt, ohne daß ihnen weiter etwas abgegangen, der eine in einem Olivenwäldchen, der andre in einem Pomeranzenwäldchen feſtgehalten und von unſichtbaren Dienern verſorgt worden wären, bis ſie jetzt eben ſo plötzlich ohne eignes Zuthun wieder nach Konſtantinopel gebracht worden ſeien. Die Erdgeiſter durften nämlich, ſeit das unſchätzbare Schloß in Mattetai's Beſitz gelangt war, nicht mehr Lameth's Befehlen gehorchen, aber aus Liebe zu ihm brachten ſie die beiden Gefangenen wieder nach Konſtantinopel. Der Großvezier und der Admiral behaupteten nun ungeſcheut, Lameth habe ihre Söhne alſo verzaubert gehabt, und obſchon ſie durchaus nichts beweiſen konnten, ſo drangen doch ſie heftig in den Sultan, daß er Lameth beſtrafen ſolle. Als nun die Friſt verlaufen war, die der Sultan Lameth geſetzt hatte, wurde dieſer wieder vor jenen geführt, und da er weder Bellaſtra zurückzubringen, noch etwas zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen wußte, ſo befahl der erzürnte Sultan Lameth ſogleich im Hofe des kaiſerlichen Palaſtes zu henken. Lameth ward alſo hinuntergeführt, und die Thore des Hofes wurden geſchloſſen, um die Hinrichtung ſogleich zu vollziehen. Die Trabanten des Sultans waren darüber ſehr aufgebracht, weil ſie von Lameth ſehr oft reichlich beſchenkt worden waren, und als einige von ihnen auf die Straßen liefen und dem Volke verkündeten, daß ihr Wohlthäter, der freigebige Lameth, ohne allen Grund, als weil er unglücklich geworden ſei, hingerichtet werden ſolle, da entſtand ein großer Aufſtand des ganzen Volkes von Konſtantinopel, die wüthenden Türken drangen alsbald an den Palaſt vor, ſchlugen die Thore des Hofes mit Gewalt ein und riefen, ſie wollten allen denen die Hälſe brechen, welche an dem Unglücke Lameth's ſchuldig ſeien. Als der Sultan mit ſeinen Räthen ſah, daß es übel ablaufen würde, wenn man mit Lameth, ſo wie beſchloſſen war, verfahren wollte, beſannen ſie ſich bei Zeiten, und der Sultan ging ſelbſt hinab und befahl dem Volke ſich zu beruhigen, er wolle Lameth das Leben ſchenken. Da zog ſich das Volk zurück, und Lameth wurde von einem Hauptmann der kaiſerlichen Wache dem Volke ausgeliefert, welches über die Rettung ſeines Wohlthäters jubelte.

Wie Lameth ſeinen Palaſt und Bellaſtra wiederfindet.

Lameth zeigte die wenigſte Freude über ſeine unerwartete Rettung, ſondern ging taumeld, wie ein Trunkener, nur an ſeinen Verluſt und an den Kummer ſeiner Gemahlin denkend aus Konſtantinopel. Das Volk begleitete ihn noch eine weite Strecke, als er aber endlich von Allen verlaſſen worden, ſetzte er ſich in einem großen Walde nieder. Hier fielen ſeine Augen zufällig auf ſeinen koſtbaren Ring, den er in dieſem Unglücke gänzlich vergeſſen hatte. Er drehte ihn ſogleich um, indem er durch den Rath der Luftgeiſter vielleicht ſein Unglück wieder gut machen zu können hoffte. Als nun einer der Luftgeiſter erſchienen war, ſprach Lameth zu ihm: „Treuer Diener, du weißt wohl ſchon, daß mir ein Böſewicht das unſchätzbare Schloß geraubt het, und durch daſſelbe meinen Palaſt und, was mich am meiſten bekümmert, auch meine Gemahlin, meine geliebte Bellaſtra, hinweggeführt hat. Wenn du nun etwa auch weißt, wo alles dieß hingekommen iſt, ſo bitte ich dich recht ſehr, mir es zu ſagen, und mir zu rathen, auf welche Weiſe ich wieder in den Beſitz meiner geliebten Bellaſtra gelangen kann.“ Der Luftgeiſt antwortete: „Der boshafte Mattetai hat durch falſche Liſt deine Gemahlin überredet, daß ſie ihm deinen ganzen Palaſt zeigen ließ, dabei hat er denn das unſchätzbare Schloß geſtohlen, und dann durch die Erdgeiſter den Palaſt mit Bellaſtra nach Amerika führen laſſen, wo er ſie mi ſeiner ihr verhaßten Liebe verfolgt und quält. Doch ſei gute Muthes, Lameth, die Erdgeiſter dienen dem Mattetai ungern, und nur weil ſie durch das Schloß gezwungen ſind, ſie werden froh ſein, wenn ſie von ſeiner Herrſchaft befreit werden. Wenn du alſo willſt, ſo werde ich dich dahin bringen, w Mattetai Bellaſtra eingeſchloſſen hält: dort ſiehe zu, wie d ihn überliſten kannſt, um wieder in den Beſitz deines frühern Eigenthums zu gelangen.“ Lameth war durch dieſe Nachrich wie umgewandelt, ſeine Traurigkeit war verſchwunden un Muth und Hoffnung waren an deren Stelle getreten. Er lie ſich ſogleich von dem Geiſte zu dem Palaſt tragen. Der Luft geiſt ſetzte ihn in dem Palmenwäldchen nieder, welches vor den Thore des Palaſtes gelegen war. Hierher ließ ſich Lameth vo ſeinem dienſtbaren Geiſte Bettlerkleider bringen und ſich von ihn ſo verſtellen, daß ihn ſein eigner Vater nicht würde erkann haben. Lameth hinkte nun als ein zerlumpter und abgezehrte

Bettler an ſeinen herrlichen Palaſt heran, und das Herz wäre ihm faſt gebrochen, als er ſeine Bellaſtra mit bleichem Geſichte und verweinten Augen an einem Fenſter ſitzen ſah, wie ſie den Kopf in die Hand ſtützte und ſo in ihre Gedanken verloren war, daß ſie ihn nicht eher bemerkte, als bis er vor ihr ſtand und um ein Almoſen bat. Bellaſtra warf ihm ein Goldſtück hinab und ſprach: „Betet für mich, Alter, damit ich aus meinem Elende erlöſet werde.“ — „Ja, ſchöne Frau,“ ſagte Lameth: „ich will es thun und verſichre euch, daß es nicht mehr lange währen ſoll, bis dieſer euer Wunſch ſich erfüllt.“ Bellaſtra ſah den Bettler verwundert an, ſeufzte und ſprach: „Ach wenn

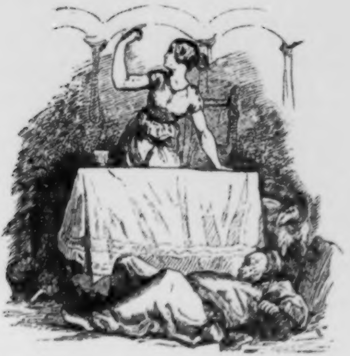


du die Wahrheit ſprächeſt! ich wollte dir ſoviel geben, daß du niemals mehr zu betteln brauchteſt.“ Lameth entgegnete ihr: „Ja, ja, es wird ſo geſchehen, wie ich euch geſagt, wenn ihr mir nur das zu Gefallen thun wollet, daß ihr mich einige Augenblicke mit euch allein ſprechen laſſet. Ich kenne euer ganzes Unglück und den geheimen Grund deſſelben, und kann euch zu eurer Errettung mehr helfen, als ihr glaubet.“ Bellaſtra betrachtete den alten Bettler von Kopf bis zu Fuß und obſchon ihr das, was er geſagt, etwas unglaubliches ſchien, ſo ſagte ſie dennoch, weil ſie ſich durchaus keinen andern Rath wußte, alſo zu ihm: „Komme heute Nacht hierher, ſo will ich dich durch meine Kammerfrau zu mir führen laſſen. Wenn du mir dann wirklich ein Mittel zeigen kannſt, wie ich erlöſt werden kann, ſo will ich es dir reichlich vergelten.“ Lameth machte eine hinkende Verbeugung und ſprach: „Es wird euch gewiß nicht reuen, denn ich will mein Wort durch die That erfüllen.“ Hierauf hinkte er wieder in das Palmenwäldchen und wartete bis es ganz finſter wurde. Unterdeſſen berief er nochmals ſeine Luftgeiſter, um ſich mit ihnen über die Art zu berathen, auf welche er am beſten das unſchätzbare Schloß gewinnen könne. Die Luftgeiſter antworteten ihm: ſo lange Mattetai im Beſitz des Schloſſes ſei, vermöge keine Gewalt etwas über ihn, und wenn man ihn zwiſchen zwei laufende Mühlſteine würfe, ſo würden dieſe eher zerſpringen, als daß ſie ihn beſchädigen könnten. Er trüge das unſchätzbare Schloß beſtändig an einer goldenen Kette am Halſe hängend, daher würde Lameth am Beſten thun, wenn er ihn auf eine liſtige Weiſe trunken mache, damit er ihm alsdann das Schloß abnehmen und nach Gefallen mit ihm verfahren könne. Lameth fragte nun, welchen Wein Mattetai wohl am meiſten liebe? worauf ihm der Geiſt den aus Calabrien nannte. Lameth befahl dann dem Luftgeiſt ihm dergleichen und außerdem ein Mittel zu beſorgen, welches bewirke, daß der, welcher daſſelbe genommen, nicht betrunken werde, wenn er auch noch ſoviel Wein aus Calabrien tränke. Das that denn der Luftgeiſt alsbald, und Lameth trug, als es recht finſter geworden, den Wein und das Gegenmittel zu Bellaſtra, die ohne Angſt vor dem Zauderer auf ihn wartete, weil Mattetai ſeit einigen Tagen verreiſt war um einen andern Schelmſtreich auszuführen. Als ſie nun an ſeinem Räuſpern und Huſten erkannte, daß der Bettler unter dem Fenſter ſei, ließ ſie ihn durch ihre Kammerfrau zu ſich ſich führen, und redete ihn mit trauerndem Geſichte an: „Nun, guter Alter, glaubt ihr noch, daß ihr euer Wort werdet halten und mir ein Mittel zu meiner Befreiung aus der ſchrecklichen Gefangenſchaft bei dieſem boshaften Zauberer werdet angeben können?“ — „Ja wohl,“ antwortete der verkleidete Lameth: „wenn ihr nur genau das thun wollet, was ich euch rathen will. Ihr müſſet euch nehmlich recht gut verſtellen, und wenn morgen Mattetai wieder zu euch kommen wird, dahin trachten, daß er ſich einen recht ſchweren Rauſch trinke. Sehet hier ſind ſechs Flaſchen mit Wein aus Calabrien, den trinkt er am liebſten, ihr müſſet ihn alſo durch euer Wort und Beiſpiel aufmuntern, bis er ſo viel trinkt, daß er von ſeinen Sinnen nichts mehr weiß. Damit ihr euch aber dabei ſelber keinen Schaden thuet, ſo habet ihr hier ein Gegenmittel, dieß nehmet, ehe ihr trinket, zu euch, ſo wird euch der Wein nicht ſchaden, wenn ihr auch noch ſo viel davon tränket. Wenn ihr ſehen werdet, daß Mattetai dem Wein erliegt, ſo gebet mir ein Zeichen, indem ihr mit einem weißen Tuche aus dem Fenſter winket, ich werde dann kommen um all eurem Elende ein Ende zu machen und euch zu den Eurigen zurückbringen.“ Bellaſtra hörte dem Alten mit Freuden zu und ſprach endlich: „Ach Gott, wenn das gelänge! Ich will euch dann gern zu einem reichen Manne machen.“ Er entgegnete: „Es wird ganz gewiß gelingen, wenn ihr die Sache nur klug anfanget.“ Bellaſtra verſicherte ihn, daß ſie ihr möglichſtes thun werde, worauf Lameth den Wein, nebſt dem Gegenmittel, auf den Tiſch ſtellte, indem er ſprach: „Schönſte Prinzeſſin, dieſes iſt das einzige Mittel, durch welches ihr euch aus eurem Unglück reißen könnet; wenn ihr hierin etwas verſehet, ſo iſt's um eure Befreiung geſchehen.“ Bellaſtra verſicherte nochmals, ſie werde all ihren Verſtand zuſammen nehmen, um nichts zu verſäumen. Der Alte ging nun hinweg, indem er ihr Glück zu ihrem Vorhaben wünſchte; Bellaſtra konnte aber die ganze Nacht nicht ſchlafen, weil ſie beſtändig nachdachte, wie ſie es wohl recht klug anfangen möge, das Spiel, welches ſie vor hatte, recht gut durchzuführen.

Wie Lameth ſich an Mattetai rächt und wieder in den Beſitz alles deſſen kommt, was er verloren hatte.

Als es wieder Tag geworden, kleidete ſich Bellaſtra auf's ſchönſte an und erwartete Mattetai's Ankunft, welche denn auch bald erfolgte. Sogleich ließ ſie ihn durch ihre Kammerfrau rufen, und redete ihn bei ſeinem Eintritte freundlich alſo an: „Mein mächtiger Freund, ich habe mich nun lange genug vergeblich gegrämt; ich ſehe ein, daß das mir zu nichts helfen kann und mich auch nicht zu den Meinigen zurückbringen wird. Ich habe mich alſo entſchloſſen künftighin nicht mehr ſo traurig und ohne Freund zu leben. Wenn ihr noch an mir Gefallen findet, euch auch ein wenig in meine Launen ſchicken wollet und mir vergönnet, daß ich die Lebensart, deren ich von Jugend auf gewohnt bin, fortſetzen darf, will ich euch zu meinem Herrn und Gemahl annehmen.“ Mattetai's Herz hüpfte vor Freude als er Bellaſtra ſo ſchön geſchmückt ſah und ſie ſo freundlich reden hörte. Sie ſchien ihm ganz umgewandelt zu ſein, denn bisher war ſie ſtets vor ihm geflohen, hatte ihm ihren Haß und Abſcheu unverholen gezeigt, und ihn einen Betrüger, Böſewicht und Verräther genannt, der ſie von ihrem Gemahl und allen den Ihrigen getrennt und in das größte Unglück geſtürzt habe. Um ſo größer war jetzt ſeine freudige Ueberraſchung, ſo daß er vor Freude kaum Worte genug finden konnte, und

Betheuerungen ſeiner Liebe, Anerbietungen von allerlei Dienſten, Verſprechungen ſeines Gehorſames ſo durch einander mengte, daß ſich Bellaſtra kaum des Lachens enthalten konnte. Sie ſagte endlich: „Ihr wiſſet, daß ich bei Hofe erzogen bin, aber das wird euch wunderbar ſcheinen, daß gerade an meines Vaters Hofe die Gewohnheit herrſcht, viel Wein zu trinken; ich wünſche daher wohl zu wiſſen, ob ihr mir dieſes auch nachſehen wollet, und es nicht verſchmähet mir beim Becher Beſcheid zu thun.“ Mattetai entgegnete vergnügt: „Wenn es weiter nichts als das iſt! Ei, ei, ſo werden wir bald recht einig mit einander werden, ich haſſe das Trinken auch nicht, und wollte euch zu liebe wohl einen Becher Gift austrinken, warum ſollte ich euch nicht in einem Becher guten Weines Beſcheid thun wollen, denn ihr werdet gewiß nichts ſchlechtes trinken.“ — „Nein,“ entgegnete Bellaſtra: „ſchlechte Weine kommen nicht über meine Lippen. Der Wein aus Calabrien iſt der, den ich allen andern vorziehe.“ Mattetai lachte und ſagte: „Vortrefflich, ſo paſſen wir herrlich zuſammen, der Wein aus Calabrien iſt mein Leibtrank ebenfalls.“ — „So kommet und ſetzet euch,“ fuhr Bellaſtra fort, indem ſie die ſechs Flaſchen herbeitrug: „wir werden ſehen, wer es am Beſten kann.“ Mattetai machte verliebte Augen, und glaubte nun bald an dem Ziele ſeiner Wünſche zu ſein. Er ſprach: „Wohlan laſſet uns fröhlich mit einander trinken.“ Als nun Bellaſtra einſchenken wollte und keinen Becher fand, that ſie, als zürne ſie auf ihre Kammerfrau, weil dieſe die Becher vergeſſen, ſie wollte deshalb ſelbſt welche holen. Mattetai wollte indeſſen ſich auch nicht als einen unhöflichen Tropf zeigen und bat alſo Bellaſtra ſitzen zu bleiben, indem er ſogleich die Becher beſorgen wolle. Das wollte Bellaſtra eben haben, denn ſobald Mattetai aus der Stube war, zog ſie das Fläſchchen mit dem Gegenmittel hervor und nahm dieß zu ſich. Als Mattetai zuückgekehrt war, kredenzte ſie ihm alsbald den Becher, den er auf hre Geſundheit leerte, und ſo munterte ſie durch Wort und Beiſpiel den Zauberer ſo unabläſſig zum Trinken auf, daß Mattetai ch wunderte, wie ſie ſo viel vertragen könne. Als ſie vier Flaſchen geleert hatten, ergriff Bellaſtra die fünfte und ſprach: „Es thut mir nur leid, daß ich gerade nicht mehr als nur noch zwei Flaſchen habe; mir ſchmeckt der Wein heute ganz beſonders gut.“ Mattetai war ſchon ziemlich ſtark vom Wein betäubt und entgegnete mit ſtammelnder Zunge: „Ei trinke, mein Liebchen, trinke, ich kann wahrhaftig bald nicht mehr.“ Bellaſtra lachte dazu und ſprach: „Hätte ich nur noch ein halbes Dutzend Flaſchen!“ Dann kredenzte ſie ihm auf's Neue den Becher und ſprach: „Auf unſere Vermählung!“ indem ſie ihn freundlich anſah; ihm wurde dabei ganz warm und er ſtürzte den Wein hinunter, um nur bald dem Trinken ein Ende zu machen. Bellaſtra wurde aber nicht müde ſogleich wieder zu füllen und als ſie endlich bis zur letzten Flaſche gekommen waren, ſchenkte ſie gar nicht erſt ein, ſondern ſetzte ſogleich die Flaſche an den Mund und reichte, nachdem ſie getrunken, dieſelbe Mattetai mit den Worten: „Nun nehmet ſchnell noch den Schlaftrunk auf meine Geſundheit, dann wollen wir uns zu Bette begeben.“ Mattetai griff haſtig nach der Flaſche, indem er einige unverſtändliche Worte murmelte, er wollte den Wein hinunterſtürzen, aber er vermochte es nicht, er ſchüttete den köſtlichen Wein über ſich weg und ſank mit der Flaſche in der Hand vom Seſſel zur Erde nieder, ſeines Bewußtſeins nicht mehr mächtig. Bellaſtra rüttelte und ſchüttelte ihn, aber da war keine Empfindung mehr bei ihm, kaum murmelte er noch einige unverſtändliche Töne. Alsbald eilte ſie das Zeichen mit dem weißen Tuche zu geben, und Lameth, der ſchon längſt auf der Lauer ſtand, lief ſo ſchnell er konnte herbei. Die Kammerfrau führte ihn dahin, wo Mattetai wie ein Holzklotz lag und Bellaſtra über ihren Sieg frohlockend ſtand. Lameth, welcher noch immer als Bettler verkleidet war, bat nun Bellaſtra und ihre Kammerfrau, daß ſie ihn einige Augenblicke mit dem Betrunkenen allein laſſen möchten, worauf er denn über dieſen herfiel, ihm die Oberkleider aufriß und ihm das Schloß abnahm, mit welchem er alsbald durch Umdrehung des Schlüſſels die Erdgeiſter berief. Dieſe erſchienen tanzend und ſpringend und fragten ihn: „Würdiger



Beſitzer des unſchätzbaren Schloſſes aus der afrikaniſchen Höhle Xa Xa, was befehlet ihr?“ — „Beraubet,“ antwortete Lameth, dieſen boshaften Zauberer ſeines Lebens, deſſen er nicht würdig iſt, damit er Niemandem mehr Schaden zufüge.“ Einen angenehmeren Befehl hätte Lameth den Geiſtern nicht geben können, ſie ergriffen den Zauberer ſogleich an Händen und Füßen und zerriſſen ihn in vier Stücke, daß das Blut auf der Erde ſchwamm. Hierauf berief Lameth die Luftgeiſter durch Umdrehung ſeines Ringes und befahl ihnen die vier Viertheile des Zauberers in die vier Theile der Welt zu tragen und aufzuhängen. Sodann ließ er das Zimmer reinigen und ſich ſeine frühere Kleidung und Geſtalt wiedergeben, auch befahl er den Erdgeiſtern die Diener ſeines Palaſtes wieder herbeizuholen, und dieſen ſammt allem was darinnen, in der folgenden Nacht ganz leiſe wieder nach Konſtantinopel an ſeine alte Stelle zu tragen. Als er ſodann alle ſeine Geiſter entlaſſen, rief er ſeine Gemahlin herbei, die ihn herzlich willkommen hieß und umarmte, ſogleich aber nach dem alten Bettler fragte, dem ſie ſo vielen Dank ſchuldig ſei, und den ſie königlich belohnen wolle. Lameth antwortete ihr, er ſelbſt ſei es, der vorhin als Bettler erſchienen ſei, ſie wollte es lange nicht glauben, bis Lameth ſie überzeugte, indem er ihr alle Worte, die ſie mit dem Bettler geſprochen, wiederholte. Die Freude, welche ſeine Diener zeigten, als ſie aus ihrer Haft wieder in den Palaſt Lameth's gebracht worden waren, iſt nicht zu beſchreiben. Als es Abend geworden war, wurde ein fröhliches Nachtmahl bereitet, bei dem ſich alle herzlich über das Glück freuten, wieder beiſammen und bei ihrem rechten Herren zu ſein. Darauf legte man ſich zur Ruhe, und als Bellaſtra den andern Morgen erwachte und zum Fenſter hinausſchaute, da konnte ſie ſich nicht genug verwundern und freuen, daß ſie wieder in Konſtantinopel war.

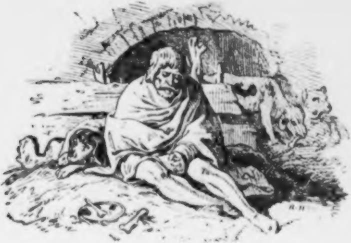
Der alte Sultan war nicht wenig erſtaunt und erfreut, als er bei ſeinem Aufſtehen den bekannten Palaſt wieder an der Stelle erblickte, auf welche er nie wieder hatte hinſehen können, ohne um ſeine geliebte Tochter bekümmert zu ſein. Eilig ließ er ſich ankleiden und ging mit einigen Begleitern ſchnell hinüber. Bellaſtra lief ihm entgegen, bewillkommnete ihn auf's zärtlichſte und erzählte, wie es ein böſer Zauberer geweſen ſei, der ſie ſammt dem Palaſte geraubt hatte, wie Lameth völlig unſchuldig ſei, und wie er ſie jetzt durch ſeine Klugheit wieder erlöſt und zurückgeführt, den Zauberer aber geſtraft habe. In dieſem Augenblicke trat Lameth herein und fiel vor dem Sultan auf die Kniee; dieſer aber hob ihn auf, ſchloß ihn in ſeine Arme und bat ihn um Verzeihung, daß er im Schmerz um ſeine Tochter ihn verkannt habe. Lameth vergab edelmüthig allen, die ihm nach dem Leben getrachtet hatten. Er lebte im ungeſtörten Beſitz aller ſeiner Schätze mit ſeiner geliebten Bellaſira noch lange Jahre. Er war ein Wohlthäter des Volkes und ein treuer Freund und Rathgeber des Sultans, ſeines Schwiegervaters, und der Nachfolger deſſelben. Seine Tugenden machten ihn mehr noch als ſein Reichthum und ſeine Macht, angeſehen und geliebt im ganzen türkiſchen Reiche.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

un
528 c

P. o. germ. [illegible] büch
1828

Robert der Teufel.



Volksbücher. 26.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Robert der Teufel.

Wie Hubertus, Herzog von der Normandie, mit der Tochter des Herzogs von Burgund ſich vermählt.

Vor vielen Jahren lebte in der Normandie ein Herzog, welcher Hubertus hieß. Derſelbe war ein tapferer und milder Herr, fürchtete Gott und ließ Jedermann Gerechtigkeit widerfahren. Er beſaß viele Reichthümer, aber noch mehr Tugenden des Herzens und vollbrachte viele mannhafte Thaten, von denen in alten Geſchichtsbüchern Meldung geſchieht. An einem Weihnachtstage hielt er zu Vernon an der Seine offenen Hof und alle ſeine Barone und Ritter waren um hn verſammelt. Da nun der Herzog noch ledigen Standes war, ſo drangen die Großen ſeines Landes bei dieſer Gelegenheit in ihn, daß er ſich vermählen möge, damit ſein vornehmes Geſchlecht fortgepflanzt würde und dermaleinſt ſein Sohn als Herzog von der Normandie ihm folgen möge. Hubertus erwog die Bitten ſeiner Barone und hätte ihnen gern gewillfahret, wußte jedoch nicht, wie dieſes auf angemeſſene Art geſchehen könnte, darum gab er ihnen endlich dieſen Becheid: „Ich wollte zwar gern thun, was ihr von mir begehret, aber ich weiß keine Jungfrau, welche ich meiner Würde und der Klugheit gemäß zu meiner Gemahlin erwählen könnte. Nähme ch mir ein Weib aus einem vornehmeren Geſchlecht, als das meine iſt, ſo wäre dieß nicht klug gethan, denn ich würde dann in meinem eignen Hauſe nicht als Herr ſchalten können und würde auch ſonſt von der Verwandtſchaft meiner Frau abhängig ſein; wollte ich mich dagegen mit einem Weibe vermählen, welche aus niedrerem Stande als ich entſproſſen wäre, ſo würde ich mir und meinem Stamme Vorwürfe und Verdruß bereiten. Darum meine ich, iſt es beſſer, wenn ich bleibe wie ich bin, als daß ich thue, was mir nicht ziemt und was ich ſpäter bereuen würde. Wann es Gott gefallen wird, ſo mag er mir wohl die zeigen, welche er mir zur Gemahlin beſtimmt hat.“ Auf dieſe Rede des Herzogs erhob ſich einer ſeiner älteſten und angeſehenſten Barone und ſagte: „Mein gnädiger Herr Herzog, ihr habt weiſe geſprochen; doch wenn ihr es vergönnet, ſo könnte ich wohl ſagen, was euch gefallen dürfte.“ Als ihm nun der Herzog ſeine Meinung zu ſagen befahl, fuhr jener fort: „Der Herzog von Burgund hat eine Tochter, welche euch ebenbürtig und dabei überaus ſchön, klug und ehrbar iſt. Durch den Beſitz derſelben würdet ihr an Macht und Anſehen gewinnen, ohne daß ihr euch zu erniedrigen brauchtet, und ich bin überzeugt, daß, wenn ihr dieſe Jungfrau zur Gemahlin begehrtet, ſie euch nicht verweigert werden würde.“ Der Rath ſeines getreuen Dieners gefiel dem Herzog, und er trug demſelben ſogleich auf, mit einem anſehnlichen Gefolge an den Hof des Herzogs von Burgund ſich zu begeben und für ihn um die Jungfrau zu werben. Nachdem er das Jawort erhalten hatte und nachdem ein prachtvolles Hochzeitsfeſt gefeiert worden war, führte Hubertus ſeine ſchöne Braut im Geleit vieler edlen Herren und Frauen heim und begann mit ihr ein fröhliches und gottesfürchtiges Leben, denn er liebte ſie mehr als ſich ſelbſt, und ſie erwiderte ſeine Liebe und war dabei nicht minder als er reich an Tugenden und Herzensgüte.

Wie der Herzog Hubertus und ſeine Gemahlin keine Kinder erlangen und ſich dadurch zu einer ſchweren Sünde verleiten laſſen.

Der Herzog von der Normandie lebte mit ſeiner Gemahlin achtzehn Jahre, ohne daß ihre Ehe mit Kindern geſegnet war. Gott mochte wohl wiſſen, weßwegen er ihnen dieß höchſte Erdenglück verſagte. Sie hatten indeß immerdar Gott vor Augen und im Herzen, übten ſich in guten Werken und beteten allezeit, daß ihnen Gott doch Kinder geben möge, welche ſich durch Tugend ihnen und den Menſchen wohlgefällig machten und ihr Geſchlecht fortpflanzten. Da ihr eifriges Gebet indeß niemals Erfüllung fand, ſo nahm der Kummer in ihren Herzen immer mehr überhand und eines Tages ſagte Hubertus zu ſeiner Gemahlin: „Es ſcheint leider gewiß zu ſein, daß wir niemals Kinder mit einander haben werden. Der uns zuſammengebracht, hat wahrlich eine große Sünde begangen, denn er hat zwei Menſchen unglücklich gemacht, welche ohne ſeinen Rath in einer andern Ehe die Freude des Lebens gefunden haben würden. Dennoch liebe ich dich ſo ſehr, daß ich nimmer eines andern Weibes mich erfreuen möchte als deiner!" Die Herzogin erwiderte: „Es iſt Gottes Wille, ſo müſſen wir uns in Geduld darein fügen." Der Ingrimm über ſein Mißgeſchick nagte an ſeinem Herzen und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Ich habe Gott gedient nach beſtem Wiſſen mein Lebelang und was habe ich damit zu Wege gebracht? Der ſchlechteſte meiner Unterthanen genießt im Anblicke ſeiner Kinder eines Glückes, deſſen ich entbehren muß, denn Gott mag meine Bitten nicht erhören und erwidert meine demüthige Liebe mit Haß. Wahrlich, ich habe Grund, endlich an ſeiner Gnade und Barmherzigkeit zu verzweifeln und mein Herz der Verzweiflung, ja dem Böſen zu ergeben." Mit ſolcher Thorheit verblendete der Teufel, welcher ſchon lange dem frommen Herzoge nachgeſtellt hatte, das Herz deſſelben, daß er endlich in ſeinem Wahne vermeinte, Gott, von dem er ſich verlaſſen glaubte, Trotz bieten zu können. Mit dieſen trüben und böſen Gedanken kehrte er nach Hauſe zu ſeinem Weibe zurück. Er umarmte dieſelbe mit brünſtiger Liebe und vergiftete zugleich ihre Seele mit ſeinen ſündigen Reden. „Was dienſt du Gott, du thörichtes Weib,“ ſprach er: „der deiner nicht gedenkt und auf dein Schreien nicht hört! dem Wilde des Waldes giebt er Junge, und die Vögel brüten ihre Eier aus, aber dich hat er mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geſchlagen. Das iſt der Lohn deines Lebens und Wachens, der Almoſen, die du giebſt, der Faſten und Kaſteiungen, womit du deinen Leib züchtigſt. Auf, liebes Weib, hat er unſer vergeſſen, ſo können wir auch ſeiner vergeſſen, wir wollen ein luſtiges Leben führen und uns an den Freuden der Welt ergötzen, da er ſeinen Himmel vor uns verſchließt.“ Durch ſolche und ähnliche Reden verführte er ſeine fromme Gemahlin, daß ſie ganz das Heil ihrer Seele vergaß und von böſer Luſt entbrannt ausrief: „So möge ſich denn der Teufel meiner annehmen, da Gott mich nicht erhören mag, und wenn durch ſeine Macht uns ein Kind zu Theil wird, ſo ſoll es ihm übergeben ſein mit Leib und Seele!“ — In der That geſchah es auch, daß die Herzogin ein Kind empfing, welches nachmals durch ſein ruchloſes Leben bezeugte, daß der Fluch an ihm in Erfüllung ging, welchen ſeine Mutter über daſſelbe ausgeſprochen hatte in der Stunde, der es ſein Daſein verdankte. Gott aber, welcher die Thorheit der Menſchen gern verzeiht, wenn ſie ernſtlich Buße thun, zeigte ihm nachmals Mittel und Wege, um ſeine Seele aus den Klauen des Böſen zu erretten.

Wie Robert geboren wird und ſchon als ein Kind die Bosheit ſeines Herzens offenbart.

Die Herzogin, welche Zeit ihres Lebens bis auf jene unglückſelige Stunde einen frommen, gottgefälligen Wandel geführt hatte, kam wie ihr Gemahl gar bald von der ſündhaften Stimmung wieder zu ſich, in welche die Verzweiflung ſie geſtürzt hatte. Als ſie daher empfand, daß ihr Wunſch in Erfüllung gegangen ſei, ſo verfiel ſie in große Betrübniß, weil ſie ſich nicht von dem Gedanken losmachen konnte, daß ſie ihr Kind im Voraus in die Macht des Böſen gegeben habe und daſſelbe nicht dem Segen Gottes, ſondern ihrer Sünde zu verdanken habe. Sie gebar das Kind zu ſeiner Zeit unter fürchterlichen Schmerzen und Qualen, ſo daß Jedermann glaubte, es würde ihr die Geburt das Leben koſten. Der Herzog ſchrie zu Gott um Erbarmen, faſtete und kaſteiete ſeinen Leib. Einen ganzen Monat lang hatte das arme Weib die gräßlichſten Qualen zu leiden, ehe das Kind endlich von ihrem Schooße ſich loswand; doch blieb ſie durch die Fügung Gottes am Leben, denn ſie ſollte noch mit eigenen Augen und zu völliger Bekehrung ihrer Seele den Fluch, welchen ſie ausgeſprochen hatte, in Erfüllung gehen ſehen. Als das Kind geboren war, zeigten ſich alle Schreckniſſe der Natur. Es ſtieg ein finſteres Gewölk auf, welches den Tag in Nacht verwandelte. Furchtbare Donner rollten und gräßliche Blitze flammten durch die Finſterniß, daß es nicht anders war, als wenn der ganze Palaſt des Herzogs in Flammen ſtünde und zuſammenſtürzen wollte. Einzelne Theile des Gebäudes brachen auch wirklich zuſammen, und dabei heulte ein Sturmwind, als ob das Ende der Welt erſchienen wäre. Nachdem ſich das Unwetter endlich gelegt hatte, der Himmel wieder klar und heiter geworden war, trug man das neugeborne Kind zur Taufe, in welcher es den Namen Robert empfing. Wer das Kind ſah, der konnte ſich nicht genug wundern, wie groß und ſtark daſſelbe war, denn es ſah nicht wie ein neugebornes aus, ſondern wie ein Kind von wenigſtens einem Jahre. In der Kirche und während der Taufe ſchrie der Knabe und ſchlug um ſich, ſo daß er kaum zu bändigen war. In wenigen Tagen wuchſen dem Kinde die Zähne und nun biß es die

Ammen, welche es ſäugten, ſo daß es keine mehr anlegen wollte, und daß man ihm aus einem Horne zu trinken geben mußte. Nach Verlauf eines Jahres war der Sohn des Herzogs von der Normandie ſchon ſo groß und ſtark wie ſonſt eine Knabe von fünf Jahren kaum iſt, ſprach auch bereits ganz fertig und lief ſeinen Pflegerinnen davon. Je älter und größer er wurde, deſto mehr richtete er Unheil an und bald war kein Menſch mehr im Stande ihn zu bändigen. Man war darauf bedacht ihm Geſellſchaft zu geben und holte andere Kinder herbei, welche mit ihm ſpielen ſollten; aber anſtatt zu ſpielen, ſchlug und biß ſie Robert und warf mit Steinen nach ihnen, ja es geſchah, daß er einigen in ſeiner Wuth Arme und Beine entzweiſchlug. Damals gab es noch manchen, welcher über die Unbändigkeit des Knaben lachte und meinte, das werde ſich mit der Zeit ſchon geben, wenn der Uebermuth der Jugend verraucht ſein würde; es ſollte bald die Zeit kommen, wo Jedermann mit Beben an die Unbändigkeit Roberts dachte. Man pflegt zu ſagen: Unkraut verdirbt nicht; das traf auch bei Robert ein, denn er gedieh körperlich zuſehends, verdarb aber auch geiſtig mehr und mehr. Es war ſeine größte Luſt, durch die Straßen zu laufen und die Kinder, welche ihm begegneten, mit einem Stocke, den er immer bei ſich zu tragen pflegte, anzufallen, ja er wagte es ſogar, erwachſene Perſonen anzugreifen. Bald brachte er es dahin, daß ihm Jedermann ſchon von weitem aus dem Wege ging. Die Knaben in der Stadt rotteten ſich zuweilen zuſammen, um es gemeinſchaftlich mit ihm aufzunehmen, und ſo wie ſie ihn kommen ſahen, riefen ſie: „dort kommt der Teufel!“ und wenn er nun doch unerſchrocken und mit geſchwungenem Stocke auf ſie los ging, ſo liefen ſie ſchreiend aus einander wie Schafe vor dem Wolfe. So geſchah es, daß ihn die Kinder bald allgemein nicht anders wie Robert den Teufel nannten, und dieſer Name breitete ſich mit dem Rufe von ſeinen frechen Schandthaten immer weiter aus, je größer er ward, und je verruchter ſein Wandel wurde, ſo daß er bald weit und breit bekannt und gefürchtet war. Robert war ſieben Jahr alt, als ſein Vater ernſtlich daran dachte, ihn in die Zucht eines ſtrengen Lehrmeiſters zu geben, von welchem er in allem, was einem jungen Fürſten wohl anſteht, unterrichtet werden ſollte. Der Lehrer hatte ſein Amt kaum angetreten, als er ſich genöthigt ſah, dem wilden Buben wegen einiger böſen Streiche einen harten Verweis zu geben, aber dieſer zog alsbald ein langes Meſſer aus der Taſche und ſtach daſſelbe ſeinem Lehrmeiſter durch den Leib, ſo daß er eines elenden Todes ſtarb. Als Robert den Lehrer in ſeinem Blute niederſinken ſah, faßte er das Buch, aus welchem ihn derſelbe unterrichtet hatte, warf es dem Sterbenden hohnlachend an den Kopf und rief: ,,Meiſter, da iſt eure Gelehrſamkeit! mich ſoll kein Pfaffe und Schreiber jemals meiſtern, das habe ich an euch bewieſen!“ — Seit dieſer Zeit wollte ſich kein Meiſter für vieles Geld mehr dazu verſtehen, den ungerathenen Knaben in die Zucht zu nehmen, und Herzog Hubertus ſah ſich genöthigt, ſeinen Sohn ohne Zucht und Lehre aufwachſen zu laſſen. Dieſer ward täglich ſchlimmer und freute ſich alles Schadens, haßte alles Gute und verfolgte Prieſter und Gläubige mit Spott und Gewaltthat. Gott verachtete er und ſeinen Nebenmenſchen that er alles erſinnliche Unrecht an; daher ward er auch von allen Unterthanen ſeines Vaters gehaßt und dieſer ſelbſt zürnte ihm und hätte ihn lieber todt als in dieſem Schandleben geſehen, obſchon er ſein allereinziges Kind war. Die fromme Herzogin war vor Kummer über ihren böſen Sohn ganz ſchwermüthig geworden und flehte Gott unter Thränen und harten Kaſteiungen, daß er das Herz des Unglücklichen erweichen möchte. Eines Tages ſagte ſie zu ihrem Gemahl: ,,Herr, es fehlt unſerm Sohne, der ſtark und groß iſt über ſein Alter, an einem Umgange, welcher ihm Gelegenheit gebe, ſeine Tapferkeit zu üben und ihm dabei Liebe zur Ehre vor allen braven und rechtſchaffenen Menſchen einzuflößen, darum meine ich, es wäre gerathen, ihn zum Ritter zu machen, damit er ſich beſtrebe ritterliche Sitten anzunehmen.“ Obwohl nun Robert damals erſt ſiebzehn Jahr alt war, ſo war er doch vollkommen erwachſen und hatte nichts Kindliches an ſich, daher war es ſein Vater wohl zufrieden, daß er zum Ritter gemacht würde, indem er hoffte, dadurch ſeine Sitten zu ändern.

Wie Robert zum Ritter geſchlagen wird.

Es war an einem Pfingſtfeſte, als der Herzog ſeine vornehmſten Barone an ſeinen Hof berief, ſich mit ihnen berieth und in ihrer Gegenwart ſeinen Sohn Robert vor ſich beſchied. Er ſagte zu dieſem: „Mein Sohn Robert, höre, was ich dir ſagen will. Ich will dich unter Zuſtimmung meiner Barone zum Ritter machen, damit du fortan mit allen braven Rittern Umgang haben und dich ritterlicher Tugenden befleißigen mögeſt. Lege daher deine bisherige Lebensart ab, gieb der Welt nicht fürder ein Aergerniß, und ſei vielmehr mild, höflich und beſcheiden, wie es einem rechtſchaffenen Rittersmann geziemt. Möge an dir ſich zeigen, wie Ehre Sitten zu beſſern vermag.“ Auf ſolche väterliche Vermahnung antwortete Robert: „Ihr könnet thun, was euch gefällt; was aber mich betrifft, ſo iſt es mir einerlei, ob ich Ritter oder Knecht heiße. Ich werde allzeit thun, was mir eben behagt, und finde gar nicht von nöthen, meine bisherige Lebensart zu ändern.“ Die Sitte heiſchte, daß Robert die Nacht, bevor er zum Ritter geſchlagen wurde, in der Kirche mit frommem Gebet wachend zubrachte, aber er benutzte die Gelegenheit, an den in der Kirche verſammelten Gläubigen ſeinen Muthwillen auszuüben und dachte an nichts weniger als an Gott. Am nächſten Morgen, als am Pfingſtſonntage, ward er von ſeinem Vater zum Ritter geſchlagen. Der Herzog ließ ein Lanzenbrechen ausrufen, bei welchem Robert Beweiſe ſeines

Muthes und ſeiner Geſchicklichkeit in Handhabung der Waffen ablegen ſollte. Dabei ließ es Robert nicht an ſich fehlen, denn er kannte keine Furcht und der Kampf war ſeine Luſt, aber aus dem Waffenſpiele machte er eine Schlacht, denn er begnügte ſich nicht damit, ſeine Kraft und Gewandtheit zu zeigen, ſondern ſuchte allen denen, welche ihm entgegentraten, zu ſchaden, ja ſtellte ihnen gefliſſentlich nach dem Leben. Er wirthſchaftete ſo wild, daß er zehn Pferde zu ſchanden machte, mehrere Ritter beſchädigte und einige erſchlug. Als der Herzog Hubertus Kunde davon erhielt, eilte er ſelbſt nach dem Kampfplatze, um dem Lanzenbrechen ein Ende zu machen, aber Robert war ganz von Sinnen, leiſtete ſeinem Vater keinen Gehorſam und fuhr wüthend unter die Ritter, indem er rechts und links um ſich ſchlug wie ein Beſeſſener, bis er ſich ganz allein auf dem Kampfplatze ſah. Drei der beſten Ritter waren durch ihn ums Leben gebracht und keiner, den er hatte erreichen können, war ungezeichnet davon gekommen.

Wie Robert der Teufel ein ſchändliches Räuberleben führt.

Als Robert ſah, daß ſich ihm kein Ritter mehr entgegenſtellte, ſpornte er ſein Roß, und verließ unter den lauten Verwünſchungen des Volkes, welches dieſes gräuliche Ritterſpiel mit angeſehen hatte, die Stadt. Er ritt in das Land auf Abenteuer aus und hatte er es bisher ſchon arg getrieben, ſo war dieß doch nichts gegen das Leben, welches er nun begann. Bald war das ganze Land des Geſchreies über ſeine Schandthaten voll. Er hauſte nicht anders als ein wüthendes Thier. Niemand war vor ihm ſicher. Er plünderte die Reichen, erſchlug die Armen, mißhandelte die Frauen und Jungfrauen, mordete die Prieſter, beraubte die Kirchen und Klöſter. Sein Vater der Herzog erfuhr das alles, denn alle, die von Robert dem Teufel beraubt und beſchädigt worden waren, kamen zu ihm und klagten ihm ihre Noth. Der

Eine ſagte: „Herr, euer Sohn hat mir mein Weib entriſſen,“ ein Anderer: „er hat meine Tochter entehrt,“ ein Dritter: „er hat mich beraubt und verwundet,“ ein Vierter: „er hat meinen Sohn erſchlagen.“ Als der alte Herzog täglich ſolche Klagen hörte, ward er gar tief betrübt, ſo daß er helle Thränen vergoß und ſagte: „Ach, mein Herr und Gott, ich hatte mir ſo ſehnlich einen Sohn gewünſcht, und als mir dieſer geboren ward, war ich ſo glücklich und zufrieden und hoffte große Freude an ihm zu erleben; nun aber iſt dieſer Sohn die Schande meines Namens und die Schmach meines Alters, er verwüſtet mein Land und der Gram um ihn zerfrißt mir das Herz!“ Einer von den Rittern, welche den Herzog umgaben, ſagte zu ihm: „Mein gnädiger Herr, ich rathe euch, daß ihr an euern Sohn Robert Boten ſendet und ihn vor euch rufen laſſet. In Gegenwart eures ganzen Hofes redet ihm dann ins Gewiſſen, unterſaget ihm ſeinen ruchloſen Wandel und bedrohet ihn, daß ihr ihn, falls er nicht umkehret, würdet laſſen gefangen nehmen und Gericht über ihn halten.“ Dem Herzog gefiel dieſer Rath wohl und er ſandte ſogleich Boten über Land, welche ſeinen Sohn Robert ſuchen und ihn vor ſein Angeſicht bringen ſollten. Robert der Teufel war eben im Felde, als er vernahm, daß das Volk bei ſeinem Vater, dem Herzoge, Klage wieder ihn erhoben habe, und daß Boten ausgeſendet wären, welche ihn gefangen nehmen ſollten. Da ergrimmte er in ſeinem böſen Herzen, und als die Boten kamen und ihre Botſchaft ausgerichtet hatten, ſo ließ er ihnen die Augen ausſtechen, und ſagte dann zu ihnen: „So, ihr Ehrenmänner, werdet ihr deſto ungeſtörter ſchlafen können! Gehet heim und ſaget meinem Vater, daß ich mich den Henker um ihn ſcheere und daß ich euch dieß angethan habe, um ihm zu zeigen, wie ich ſeine Geſandten und ſeine Befehle alle Zeit zu ehren gedenke.“ Die Boten wurden von mitleidigen Bauern zu dem Herzoge zurückgeführt und ſagten zu dieſem:

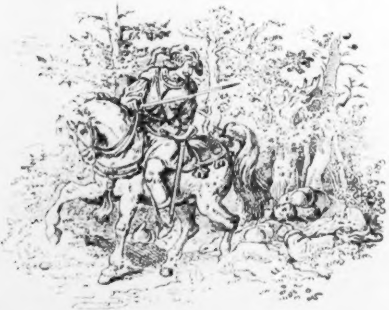
„Sehet, Herr Herzog, wie euer Sohn uns gemißhandelt hat!“ Als Hubertus ſah und hörte, was geſchehen war, gerieth er außer ſich vor Zorn und rief: „Dieſer Böſewicht ſoll von Niemand mehr mein Sohn genannt werden!“ Einer von den Räthen des Herzogs aber ſagte: „Herr Herzog, laſſet dieſen Robert, welchen ſie den Teufel nennen, nicht wieder vor euer Angeſicht kommen, ſondern laſſet Jagd auf ihn machen, ihn einfangen und beſtrafen, wie er es verdient hat. Er fürchtet weder Gott noch Menſchen, wie er durch das bewieſen hat, was er ſo eben an euern Dienern gethan hat, darum iſt es eure Pflicht, als Regent des Landes kein Mitleid mit dem Uebelthäter zu haben.“ Dieſem Rathe folgend, ließ der Herzog ſogleich durch alle Städte ſeines Landes bekannt machen und ſeinen Gerichtsherrn und Amtsleuten anbefehlen: Robert ſolle mit allen denen, welche ihm zu ſeinen Uebelthaten behilflich wären, wo man ſie irgend fände und erlangen könnte, feſtgenommen und zur ſtrengen Beſtrafung eingeliefert werden. Zu ſolchen ſtrengen Maßregeln gegen ſeinen einzigen Sohn, den die Natur zum Erben aller ſeiner Güter und ſeiner Macht beſtimmt hatte, ſah ſich der unglückliche Vater gezwungen. Was aber bei dem allen das erbarmungswürdige Weib empfand, welche dem Wüthrich Robert das Leben gegeben hatte, und welche in ihrer Bruſt den Vorwurf nährte, daß ſie durch ihren grauſenhaften Fluch Schuld ſei an dem zeitlichen Unglück ihrer Unterthanen und an dem ewigen Verderben ihres einzigen Kindes, das läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben.

Als Robert der Teufel von dem Beſchluſſe ſeines Vaters gegen ihn Kunde erhielt, da gerieth er in ſolche Wuth und Raſerei, daß ſelbſt die Mordgeſellen, welche ſich zu ihm hielten, davor erſchraken. Er knirſchte mit den Zähnen, verzerrte das Geſicht aufs Gräßlichſte und ſchwur einen entſetzlichen Eid mit grauſigen Flüchen, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis er den Herzog, ſeinen Vater, vor ſich gedemüthigt, ſeine Herrſchaft zerſtört und ihn endlich des Lebens beraubt hätte. Darauf ließ er in einer großen dichten Waldung an einem überaus wilden und öden Orte ein Haus bauen, welches ſo ſtark befeſtigt war, daß ein ganzes Heer es vergeblich beſtürmt hätte. An dieſem finſtern Orte ſchlug Robert ſeine Wohnung auf und verſammelte um ſich alles böſe Geſindel aus ſeines Vaters und anderer Herren Länder, Mörder und Diebe, Kirchenräuber und Buſchklepper, Verfluchte und Landesflüchtige, und hatte ſo bald eine Bande der verwegenſten und zügelloſeſten Menſchen um ſich, mit denen er allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen und aller Macht ſeines Vaters Hohn ſprach. Von dem Erben einer Herzogskrone hatte er ſich ſo zum Hauptmann einer Mörder- und Räuberbande gemacht, und ſtatt die Wohlfahrt ſeines Landes zu beſorgen, beging er von ſeinem feſten Hauſe aus durch das ganze Land hin die ſcheußlichſten Unthaten. Nicht nur in der Normandie, ſondern in der ganzen Chriſtenheit wurde bald der Name Robert der Teufel bekannt. Die Straßen durch die Normandie wurden durch die häufigen Mordthaten ſo verrufen, daß ſich nur noch ſehr ſelten ein Kaufmann oder Pilger auf denſelben ſehen ließ, das ganze Land verarmte, der Bauer getraute ſich kaum noch ſeinen Acker zu beſtellen und die Bürger der Städte wagten ſich nicht aus ihren Mauern heraus. Mit dem bitterſten Haß und mit der Blutgier eines Wolfes verfolgte Robert der Teufel Mönche und Prieſter. Er plünderte und verbrannte die Gotteshäuſer und brachte die, die er darin fand, oft mit den gräßlichſten Qualen ums Leben. Die bewaffnete Macht, welche Herzog Hubertus ausſandte, um ihn und ſeine Mitgeſellen einzufangen, zerſtreute er mit ſeiner eben ſo tapfern wie böſen Schaar, denn da jeder von dieſer ruchloſen Bande wußte, daß der ſchmachvollſte Tod ihm gewiß wäre, wenn er in die Hände der Gerechtigkeit fiele, ſo vertheidigte er ſich mit der Wuth der

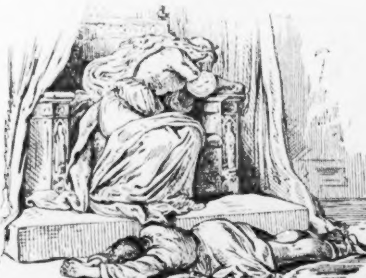
Verzweiflung, und ſo geſchah es, daß Robert mit ſeinen Leuten wohl zehn- und zwanzigfach größere Schaaren von Soldaten überwand, welche gegen ihn ausgeſchickt wurden. Wenn ihr ſchändliches Tagewerk vollbracht war, ſo verſammelte ſich die Räuberbande um ihren Hauptmann in dem Waldhauſe und überließ ſich hier den ſcheußlichſten Ausſchweifungen und viehiſchen Lüſten. In dem Hauſe waren ungeheure Reichthümer aufgehäuft, welche ſie zuſammengeraubt hatten; ſie lagen in Kammern über einander geſchüttet. Alles Volk ſchrie zu Gott um Erlöſung von dieſer Landplage, in den Kirchen wurde öffentlich um Abſtellung derſelben gebetet und alle Welt verwunderte ſich ob der Langmuth Gottes mit dieſem gräulichen Sünder, welcher die Herrſchaft des Böſen auf Erden wieder herzuſtellen ſchien. Aber Gott wußte wohl, welch ein Ende es mit Robert nehmen ſollte, und daß er durch dieſen Ausgang mehr verherrlicht werden würde, als wenn er durch einen Blitzſtrahl den Sünder in der Blüthe ſeiner Sünden dahingerafft hätte. Als Roberts Stündlein gekommen war, da brach ſein hartes Herz, und Gott ward in ihm lebendig und entriß ſeine Seele aus den Klauen des Satans.

Wie Robert der Teufel plötzlich in ſich geht und ſein Leben zu ändern beſchließt.

Es geſchah, daß Robert der Teufel eines Tages allein in den Wald auf Abenteuer ausritt. Da begegnete er ſieben Pilgern und fiel über dieſelben wie ein Raſender mit ſeinem Schwerte her. Obſchon nun die ſieben Pilger große und ſtarke Leute waren und ſich gar wohl hätten zur Wehr ſetzen können, wenn ſie gewollt hätten, ſo verbot ihnen doch ihre Frömmigkeit und Heiligkeit Gewalt mit Gewalt zu erwidern und ſie ließen ſich lieber geduldig und zur Ehre Gottes von dem Böſewicht einer nach dem andern hinſchlachten. Nachdem Robert alle ſieben ermordet hatte, trieb er noch ſein ſchändliches Geſpött mit den Leichnamen und jagte dann, über und über mit Blut beſudelt, recht wie ein eingefleiſchter Teufel in dem Lande umher, bis daß er zu dem Schloſſe von



Arques kam. Unterwegs hatte ihm ein Schäfer geſagt, daß ſeine Mutter, die Herzogin, an dieſem Tage auch dahin käme. Als nun Robert in die Nähe des Schloſſes kam, da flohen Männer und Frauen, welche ihn erblickten, vor ihm her und retteten ſich in die Kirche oder ſchloſſen ſich in ihre Häuſer ein, denn keiner glaubte ſeines Lebens vor ihm ſicher zu ſein. Zum erſten Male in ſeinem Leben erſchrak er vor dieſer Erſcheinung, welche ihm ſchon oft genug begegnet war. Bisher hatte es ſeinem die Menſchen haſſenden Gemüthe wohlgethan, wenn er ſah, wie ſehr er gefürchtet wurde, aber heut zum erſten Male erkannte er, daß dieſe Furcht zugleich die tiefſte Verachtung ſei, daß die Menſchen ihn nicht ſcheuten um ſeiner Erhabenheit und Macht willen, ſondern wegen ſeiner Verworfenheit. Er hielt ſein Roß an, daß es langſamer ging und dachte bei ſich ſelbſt: „Wie geht das zu, daß Jedermann vor mir flieht, als wäre ich mit dem Ausſatz oder mit der Peſt behaftet? So bin ich ja der unglücklichſte und heilloſeſte Menſch auf Erden. Weh mir, ich bin unter den Elenden der Elendeſte und unter den Schlimmen der Schlimmſte; Gott und Menſchen haſſen mich und mein Leben iſt das eines Verfluchten!" Unter ſolchen ſchwermüthigen Gedanken gelangte er an das Schloßthor und ſtieg vom Pferde. Es wagte ihm aber kein Menſch zu nahen und ihm das Pferd abzunehmen, kein Diener erſchien um ihn zu empfangen. Er ließ ſein Pferd am Thore ſtehen und ging hinauf nach dem Saale, in welchem ſich ſeine Mutter mit ihren Frauen befand. Aber ſelbſt die Mutter des Unglücklichen, als ſie ihn ſo plötzlich in ſeiner abſchreckenden Geſtalt, mit dem Blute der Ermordeten an ſeinen Kleidern und Waffen, erblickte, eilte ſammt ihren Frauen unter Angſtgeſchrei hinweg. Dieſer Anblick brach ſein ſchon erſchüttertes Herz vollends und er rief ſeiner Mutter nach: „Mutter, fürchtet euch nicht und entfliehet nicht; nein, bleibet nur ſo lange, bis ich mit euch geſprochen habe!" Die Herzogin blieb zurück und wandte ſich nach ihm um, während ihr Geſinde entfloh. Als ſie nun ganz allein mit einander waren, da ging Robert zu ſeiner Mutter hin und rief: „Ich beſchwöre euch, liebe Mutter, ſaget mir, wie es kommt, daß ich ſo grauſam und blutgierig bin? Meine Bosheit iſt nicht das Werk meines Willens, ſondern ſie iſt mir angeboren, und ich elender Menſch habe nur leider bis jetzt noch keinen Verſuch gemacht ſie zu bewältigen." Als die Herzogin dieſe Worte vernahm, erſchrak ſie heftig, ſank auf die Knie nieder und ſagte: „Mein Sohn, ach mein unglücklicher Sohn, nimm dein Schwert und tödte das Weib, das dich geboren hat!" Sie dachte nämlich an den Fluch, welchen ſie über ihr Kind ausgeſprochen hatte, ehe es noch ins Daſein gerufen war, und dem ſie all das Unheil zuſchrieb, welches ihren Sohn und durch ihn ſo unzählbar viele Menſchen heimgeſucht hatte. Robert erwiderte ihr: „Ach, meine liebe Mutter, warum ſollte ich euch tödten, da ich ſchon ſo viel Böſes in der Welt gethan habe? Ich will das um keinen Preis in der Welt thun.“ Hierauf erzählte ihm die Herzogin alles, was ſich vor ſeiner Geburt begeben, und wie ſie ihn durch einen gräßlichen Fluch mit Leib und Seele dem Teufel übergeben, noch ehe er Leben gewonnen hatte. Dabei klagte ſie mit den härteſten Worten ſich ſelbſt an, ſchlug an ihre Bruſt, zerraufte ihr Haar und forderte Robert wiederholt auf, Rache an ihr zu nehmen und ſie zu tödten. Robert hörte aufmerkſam zu, bis ſeine Mutter geendet hatte, dann ſtürzte er vor Schmerz ohnmächtig zu Boden. Als er endlich wieder zu ſich gekommen war, ſagte er bitterlich weinend: „Der Teufel



trachtet mit großer Gier nach meinem Leibe und nach meiner Seele; ich aber will von dieſer Stunde an aufhören Böſes zu thun und aller Werke des Teufels mich enthalten.“ Und wieder nach einer Weile ſagte er zu ſeiner Mutter: „Ich flehe euch an, meine geehrte Frau Mutter, daß ihr mich meinem gnädigen Herrn Vater empfehlet, denn ich gehe nach Rom, um meine Sünden zu beichten, und ich werde nicht eher wieder ruhig ſchlafen, bis ich gen Rom gekommen bin und mit Hilfe des heiligen Vaters meine Seele aus der Macht des Böſen errettet habe.“ Nach dieſen Worten neigte er ſich gegen ſeine Mutter, wandte ſich und ging hinab in den Schloßhof. Hier ſchwang er ſich auf ſein Pferd und jagte von dannen.

Die Herzogin war in großem Jammer in den Schloſſe von Arques zurück geblieben. Sie rief mehrmals mit lauter Stimme dieſe Worte: „Ach, ich Elende, was ſoll ich beginnen! Mein Sohn Robert muß mich haſſen und mir fluchen, denn ich allein bin Schuld daran, daß er mit Leib und Seele ewig verloren iſt! Alle Greuel, die er jemals begangen, ſind das Werk meiner Sünde gegen Gott!“ Während die Herzogin in ſolcher Betrübniß war, kam auch ihr Gemahl, der Herzog, auf das Schloß von Arques. Als er hörte, daß ſein Sohn Robert da geweſen ſei und mit ſeiner Mutter geſprochen habe, erſchrak der Herzog und fürchtete ein Unglück. Er eilte ſogleich zu ſeiner Gemahlin und fragte ſie, was ſich zugetragen habe. Da erzählte ihm die Herzogin alles und ſagte ihm die Rede ihres Sohnes. „Wie,“ rief der Herzog! „bereuet mein Sohn ſeine Miſſethaten?“ Die Herzogin erwiderte: „Ja wohl bereuet er ſie, und er will nach Rom gehen, um die Vergebung Gottes zu erflehen!“ Da ſeufzte der Herzog und ſagte: „Ach leider wird das Alles vergebens ſein, denn er wird die ſchweren Unthaten, die er im Lande verbrochen, nicht wieder gut machen können. Doch flehe ich Gottes Gnade und Barmherzigkeit an, daß das Vorhaben dieſes Sünders zu einem guten Ende führen möge. Denn wenn ſich Gott nicht ſeiner erbarmt, ſo kehrt er ſicherlich nimmer lebendig zurück von ſeiner Wallfahrt gen Rom.“

Wie Robert ſeine Mordgeſellen züchtigt und gen Rom wallfahrtet.

Robert ritt, nachdem er ſeine Mutter verlaſſen hatte, geraden Weges zurück nach ſeinem feſten Hauſe im Walde. Da traf er ſeine ſämmtlichen Genoſſen beiſammen, denn ſie ſaßen eben zu Tiſche und ließen es ſich wohl ſein. Als Robert zu ihnen hereintrat, ſtanden alle auf, um ihn zu bewillkommnen, und ſie meinten, er komme um Theil an ihrem Mahle zu nehmen. Er aber ſtellte ſich ans Ende der Tafel, erhub laut ſeine Stimme und ſprach: „Ihr getreuen Genoſſen meines bisherigen Waldlebens! Um Gottes Willen beherziget, was ich euch zu ſagen habe! Ihr wiſſet, welch ein ruchloſes Leben wir zum Schaden unſerer Leiber und Seelen dieſe Zeit über geführt haben. Ihr wiſſet, wie viel Kirchen wir zerſtört und geplündert, wie viele ehrliche Kaufleute wir beraubt und gemordet, wie viele, beides, Pfaffen und Laien, durch uns ins Verderben geſtürzt worden ſind; die Zahl derer, an denen wir Miſſethat begangen, iſt nicht zu nennen, darum ſind wir allzumal eine Beute des Satans und beſtimmt ewige Qual zu leiden, wenn der barmherzige Gott nicht Gnade mit uns hat. Im Namen des barmherzigen Gottes, deſſen Gnade größer iſt als unſere Sünde, beſchwöre ich euch, ſtehet ab von dieſem verruchten Leben, beſſert euch von dieſer Stunde an und büßet die Sünden ab, die ihr begangen habet. Folget mir, eurem bisherigen Herrn und Meiſter zu aller Bosheit und Miſſethat, nunmehr auch auf den Pfad der Tugend und Reue. Wie ihr mich hie ſehet, ſo bin ich entſchloſſen, mich aufzumachen gen Rom, dort zu beichten und nach dem Wege zu forſchen, der mich wieder zu Gott führen und mich ſeiner Gnade würdig machen mag.“ Nach dieſen Worten Roberts ſprang einer der wilden Geſellen auf und rief den andern zu: „Ei ſchauet den Fuchs, der ein Pfaffe werden will? Uns aber betrügt er nicht. Er iſt unſer Meiſter und treibt es allein tauſend Mal ſchlimmer als wir alle zuſammengenommen; von ihm haben wir alle das Handwerk gelernt!“ Da ſagte Robert mit großem Ernſte, daß ſie wohl merken mußten, daß er keinen frechen Spott treibe: „Was meinet ihr, Geſellen, ſoll es in der alten Weiſe fortgehen oder wollet ihr mit mir umkehren von dem Sündenwege? Ich bitte euch herzlich, laſſet ab von dieſen Laſtern und traget Sorge für euer zeitiges und ewiges Wohl, indem ihr den allmächtigen Gott um Erbarmung flehet. Er wird ſich eurer gnädig erbarmen, denn ſonſt wäre ſeine Stimme nicht lebendig geworden in meinem Herzen und ich würde nimmer dieſes Wort zu euch geredet haben. Oeffnet eure Augen und Herzen dem barmherzigen Gotte, und dienet ihm fortan euer Lebelang.“ Da erhob ſich unter den Böſewichtern ein immer lauter werdendes Gemurr und nach einer kleinen Weile nahm einer für alle das Wort und ſagte: „Ihr redet in den Wind, Meiſter, ſparet eure Predigt. Thuet an eurem Theil, was euch gut dünkt, aber weder ich noch einer meiner Geſellen laſſen von unſerer alten Lebensweiſe ab, deſſen ſeit verſichert. Ja, und wenn ihr uns auch hundert tauſend Mark feinen Goldes geben wolltet, ſo würdet ihr uns doch nicht zu bekehren vermögen; denn das Böſe iſt nun einmal unſere Luſt und vor dem Tode fürchten ſich alte Weiber und Pfaffen, nicht aber wir!“ Als der Schurke ſo geſprochen, jauchzten ihm alle Beifall zu, und Robert ſah wohl, daß auch nicht Einer unter ihnen an das Heil ſeines Lebens denken mochte. Mit wilder Luſt ſchworen ſie Robert zum Trotz bei allen Teufeln, daß ſie es fürder noch weit ärger treiben wollten als bisher, und es möge ihnen deßwegen geſchehen was da wolle. Da gerieth Robert in großen Zorn und bedachte bei ſich, wie ſie dem Lande noch großes Leid zufügen würden, wenn ſie noch länger in demſelben mit einander hauſeten. Deßhalb ging er ſchweigend nach der Thüre des Hauſes, verſchloß dieſelbe und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Dann faßte er eine große Keule, ging in den Saal zurück und ſtreckte ſogleich einen der Böſewichter nieder. Da ſprangen ſie alle nach ihren Waffen und drangen mit großer Wuth auf Robert ein. Dieſer aber fühlte bei dem erſten guten Werke, welches er in ſeinem Leben verrichtete, eine ſolche Kraft in ſeinem Arme, daß er einen Schurken nach dem andern niederſchmetterte, bis auch nicht Einer mehr am Leben war. Als dieſe ſchwere Arbeit gethan war, ſagte Robert: „So, ihr Burſche, habe ich euch nach Verdienſt und Würdigkeit vergolten; es heißt: wie die Arbeit, ſo der Lohn.“ Er dachte daran, zuletzt das Haus anzuſtecken und es niederzubrennen, als er ſich der unermeßlichen Reichthümer und Schätze, welche in demſelben aufgehäuft waren, erinnerte. Er verließ alſo das Haus, ſchloß die Thüre hinter ſich zu und nahm den Schlüſſel mit ſich. Nachdem ſich Robert wieder auf ſein Roß geſchwungen hatte, ritt er in den Wald hinein nach dem erſten Wege, welcher ihm in der Richtung gen Rom zu gehen ſchien. Die Nacht brach an, Robert war müde und hungrig, aber er ritt immer ſeine Straße weiter, bis er an eine Abtei kam, welche er ſtets befeindet und mehre Male geplündert hatte, obgleich der Abt ein Verwandter von ihm war. Die Mönche fürchteten und haßten Robert mehr als den Tod, wie ſie ihn daher mit tiefem Ernſt im Antlitz und ohne irgend einen Begleiter plötzlich in den Saal treten ſahen, in welchem ſie um ihren Abt verſammelt waren, da ſtoben ſie unter dem Geſchrei: „der Teufel, der Teufel!“ aus einander und eilten ſich ſo gut es ging zu verbergen. Dieſes Benehmen erneuerte Roberts Weh, und er ſprach ſeufzend zu ſich: „Ich muß wohl mein Leben haſſen, da Jedermann vor mir flieht wie vor einem wüthenden Hunde und mich verachtet. Ja, ich habe die Zeit meines Lebens ſchlecht angewendet.“ Da nun Niemand auf ihn hören wollte, ſo ging er allein in die Kirche der Abtei, fiel vor dem Altar nieder auf ſein Angeſicht und ſchrie mit lauter Stimme: „Mein Gott und Schöpfer, habe Erbarmen mit mir armen verlornem Menſchen! Herr übe Gnade an mir unglücklichem Sünder!“ Als einige der Mönche, welche vor Robert in die Kirche geeilt waren, dieſes Benehmen des Ritters ſahen und ſeine Worte hörten, eilten ſie hinaus und verkündeten es dem Abte und ihren Brüdern. Nun wagten es die Mönche alle zuſammen, den Abt an ihrer Spitze, in die Kirche zu treten und Robert ſich zu nähern. Dieſer blieb auf den Knien liegen, wendete ſich aber nach den Mönchen hin und redete ſie mit ſanftmüthigen und liebreichen Worten an. Er ſagte: „Ich bedaure euch und eure Kirche, ehrwürdige Herren, denn ich weiß, daß ich euch viel Böſes gethan habe. Aber ſehet in mir einen reuigen Sünder, der euch bittet, nichts Böſes mit Böſem zu vergelten, ſondern ihm zu vergeben und Erbarmen mit ihm zu tragen.“ Hierauf nahte er, immer auf den Knien bleibend, dem Abte, küßte den Saum von deſſen Gewande und ſagte: „Ich bitte euch, hochehrwürdiger Herr, mich meinem Herrn Vater zu empfehlen und ihm dieſen Schlüſſel zu überreichen. Es iſt der Schlüſſel zu dem Hauſe, in welchem ich mit meinen Mordgeſellen die Zeit her gewirthſchaftet habe. Ich habe die Böſewichter zur Buße ermahnt, aber ſie hörten nicht auf meine Stimme, darum ſo habe ich Gerechtigkeit an ihnen geübt und ihnen den Tod gegeben, welchen ſie hundertfach verdient. Außer ihren Leichnamen findet ihr in jenem Hauſe alle die Schätze aufgehäuft, welche ich durch Raub und Mord an mich gebracht habe. Ich wünſche, daß mein Vater dieſe Schätze heraus nehme und ſie denen wiedergebe, denen ſie von Rechts wegen zugehören, dann aber das Sündenhaus verbrenne.“ — Robert blieb nun die Nacht über in der

Abtei und machte ſich am nächſten Morgen bei Zeiten auf, um gen Rom zu wallfahrten. Sein Schwert, mit dem er ſo vieles Unheil angerichtet hatte, und ſein Pferd ließ er in der Abtei. Auch ſeine ritterlichen Kleider legte er ab und zog einen ſchlechten Kittel an, und ſo wanderte er zu Fuß als ein Bettler den weiten Weg nach Rom. Der Abt begab ſich noch an demſelben Tage zum Herzog Hubertus, übergab ihm den Schlüſſel zu dem verrufenen Hauſe im Walde und erzählte ihm, was er von Robert wußte. Der Herzog ließ im ganzen Lande verkünden, daß jeder, der durch ſeinen Sohn Robert und deſſen Geſellen um das Seinige gekommen ſei, ſich melden und es wieder nehmen ſollte. Da kamen viele und wurden befriedigt, ein großer Theil der Reichthümer aber blieb noch übrig, denn es waren viele Kaufleute und Reiſende aus fernen Gegenden von Robert und ſeinen Geſellen erſchlagen und geplündert worden. Das vertheilte Herzog Hubertus an die Kirchen in ſeinem Lande und bat, daß man Gnade und Barmherzigkeit für den reuigen Sünder anflehen ſollte. Das Haus im Walde ward zu Aſche verbrannt.

Wie Robert in Rom ankommt und den Papſt um Abſolution bittet.

Robert wanderte indeß mit großer Demuth und Andacht gen Rom und kam daſelbſt nach vielen mühſeligen Tagereiſen am grünen Donnerstage bei guter Zeit an. An dieſem Tage hält der Papſt ſelbſt, welcher von der ganzen katholiſchen Chriſtenheit als der Statthalter Gottes auf Erden verehrt wird, alljährlich das Hochamt in der Kirche des heiligen Peters. Mit Ungeſtüm drängte ſich Robert durch das in dichter Menge verſammelte Volk nach dem Papſte hin. Man wies ihn zurück, aber er hörte auf keine Weiſung, man hielt ihn auf, aber er wand ſich los, man ſtieß und ſchlug endlich auf ihn ein, aber er ertrug geduldig Stoß und Schlag und eilte nur immer vorwärts zu dem Altare, an welchem der Statthalter Gottes auf Erden ſtand. Endlich war er durch den Volkshaufen hindurch bis an die Stufen des Altares gelangt und nur ein Kreis dienender Prieſter trennte ihn noch von dem Papſte. Da warf er ſich nieder auf ſein Angeſicht und ſchrie mit kläglicher Stimme zu wiederholten Malen: „Heiliger Vater, erbarmet euch mein!“ Wegen des großen Lärmes, den er machte, wollte ſich die Kirchenwache ſeiner mit Gewalt bemächtigen, um ihn hinwegzubringen; aber der Papſt hatte ſein inbrünſtiges Verlangen wahrgenommen, es erbarmte ihn ſeiner und er ſagte daher zu den Prieſtern, die ihn umgaben: „Laſſet dieſen Menſchen zu mir kommen, denn ich ſehe, daß große Frömmigkeit in ihm iſt.“ Da traten die Prieſter zurück, auf einen Wink ließ die Wache Robert los und es entſtand eine tiefe Stille, weil Jedermann ſehen und hören wollte, was ſich weiter zutragen würde. Robert warf ſich vor dem Papſte nieder und rief: „Heiliger Vater! ich bin der allergrößte Sünder auf Erden!“ — Da neigte ſich der Papſt zu ihm hin und ſagte: „Mein Freund, was haſt du mir zu ſagen, und warum ſchreiſt du ſo?“ Robert antwortete: „Ach, heiliger Vater, ich flehe euch an bei den Wunden Chriſti, höret meine Beichte und ſeid mir gnädig. Denn wenn ihr mich nicht losſprecht von den großen Sünden, die ich begangen habe, ſo muß ich ewiglich verloren ſein. Mein Leben iſt ſo ruchlos geweſen, meiner Schandthaten ſind ſo viele, daß ich eine Beute des Satans werden muß, wenn der barmherzige Gott nicht Wunder an mir thut. Mein Herz iſt voller Angſt und Zittern! Heiliger Vater, der ihr des Reiches Gottes auf Erden waltet, der ihr von dem barmherzigen Gotte die Macht empfangen habt, den Bedürftigen Troſt und Hilfe zu verleihen, ich flehe euch um des bittern Leiden unſers Herrn und Heilandes willen, reiniget mich von meinen Sünden! Die Reue zerfrißt mir das Herz, und ich ſelbſt komme mir abſcheulicher und verächtlicher vor, als ein Teufel in der Hölle iſt.“ Als der Papſt dieſe Worte hörte und bedachte, auch den vor ihm knieenden Sünder betrachtete, da fiel ihm ein, ob derſelbe wohl der Sohn des Herzogs von der Normandie ſei, über deſſen Greuelthaten ſchon mehr als ein Mal Klage vor ihm geführt worden war; darum ſagte er zu ihm: „Mein Sohn, iſt dein Name etwa Robert?“ — und dieſer erwiderte: „Ach ja, wohl heiße ich Robert und bin der ruchloſeſte Menſch, der dieſen Namen führt, der verlorene Sohn des frommen Herzogs Hubertus von der Normandie.“ Da ſagte der Papſt: „Robert, wenn du ein ſo reuiger Sünder biſt, als wie du dich zeigſt, ſo mag dir die Vergebung deiner Schandthaten, von denen die ganze Chriſtenheit voll iſt, wohl zu Theil werden; aber ich beſchwöre dich bei dem lebendigen Gotte, welcher eben ſo gerecht als barmherzig iſt, daß du nimmer keinem Menſchen mehr Schaden oder Böſes zufügeſt.“ Als Robert ſeinen Namen genannt hatte, da waren alle, die ihn umgaben, vor Schrecken bleich geworden und einige Schritte zurück gewichen; der Papſt ſelbſt hatte die Farbe verändert. Robert bezeugte aber die tiefſte Zerknirſchung, Demuth und Reue, und gelobte auf das Feierlichſte, ſeinen bisherigen verruchten Lebenswandel aufgeben und ſich jeder Buße unterwerfen zu wollen, die ihm auferlegt werden würde. Der Papſt nahm ihn hierauf bei Seite und hörte ſeine Beichte. Da geſtand denn Robert dem heiligen Vater alle ſeine ſchweren und großen Sünden und erzählte ihm auch, wie er bereits vor ſeiner Zeugung von ſeiner Mutter mit Leib und Seele dem Teufel übergeben worden ſei. Als dieß der Papſt vernahm, verſtummte er und bekreuzte ſich, indem er ſagte: „Mein Freund, gehe an einen Ort, drei Meilen von hier, wo du einen frommen, gotterleuchteten Prieſter finden wirſt. Dieſem beichte deine Sünden, und bitte ihn, daß er dir eine Buße auferlegen möge, wie du ſie verdient haſt. Dieſer Prieſter iſt der heiligſte Mann, der durch Gottes gnädigen Willen dermalen auf Erden lebt; was er dich heißt, das thue, denn es wird zu deinem Segen ſein.“ Robert erwiderte: „Alles, auch das Schwerſte, will ich thun, wenn es mir zum Heil meiner Seele verhilft.“ Darauf küßte er den Saum an dem Kleide des Papſtes und begab ſich aus der Kirche hinweg. Da es nahe daran war Nacht zu werden, ſo blieb er noch bis zum nächſten Morgen in Rom.

Wie Robert einem frommen Eremiten beichtet und ihm von demſelben Buße auferlegt wird.

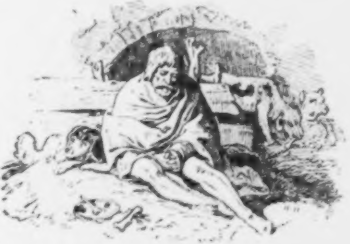
Robert kam in kurzer Zeit bei dem heiligen Prieſter an, zu welchem ihn der Papſt geſchickt hatte. Derſelbe war ein greiſer Eremit, welcher in der Einſamkeit kärglich lebte und ſeinem Gott diente zu deſſen Wohlgefallen. Der Ritter ſagte dem Eremiten, daß er ein armer reuiger Sünder ſei, welcher auf Befehl des heiligen Vaters zu ihm komme, um ihm alle ſeine Miſſethaten zu bekennen und ihn zu fragen, welchen Weg er einzuſchlagen habe, um der göttlichen Gnade wieder würdig zu werden. Der fromme Mann war alsbald bereit, Roberts Beichte mit anzuhören. Als er nun vernahm, welche ſcheußliche Verbrechen Robert begangen hatte, als er auch hörte, mit welchem gräßlichen Fluche belaſtet Robert auf die Welt gekommen ſei, da ſegnete und kreuzte ſich der ehrwürdige Greis; zugleich aber freute er ſich auch über die tiefe Zerknirſchung, die er an dem Beichtenden wahrnahm. Ueber dieſer langen Beichte war der Abend hereingebrochen, und der Prieſter ſagte daher zu Robert: „Mein Sohn, du bleibſt dieſe Nacht bei mir; morgen früh, ſo Gott will, werde ich dir ſagen, was zum Heile deines Lebens gereichen mag, und dir rathen, was du zu thun und zu laſſen haſt.“ — Robert, welcher vordem der grauſamſte Böſewicht, blutgieriger als ein Tiger und ſtolzer als ein Löwe geweſen war, war jetzt ſo weich wie ein Kind, ſo ſanftmüthig wie ein Lamm und ſo demüthig wie ein Hund. Der große Kummer ſeines Herzens, die Mühſeligkeiten der weiten Pilgerreiſe, die ungewohnten Entbehrungen des Bettlerlebens hatten ihn ſo hinfällig und matt gemacht, daß er weder eſſen noch trinken mochte. Er kniete nieder und betete zu Gott mit aller Inbrunſt eines wahrhaft aus großem Irrſal Bekehrten; er ſchrie zu Gott, daß er ihn vor dem böſen Feinde ſchützen und ihm über denſelben den Sieg verleihen möge. So brachte er die Nacht in der kleinen Kapelle des Klausners zu und es ward Morgen, ehe er auf kurze Zeit auf der Schwelle der Thür liegend entſchlummerte. Auch der fromme Greis hatte den größten Theil der Nacht auf ſeinem Lager wachend und betend zugebracht. Er flehte zu Gott um Vergebung für den reuigen Sünder, welcher um ſeiner Errettung willen ihn aufgeſucht hatte. Gott aber erhörte das Gebet des heiligen Mannes. Nachdem ein leichter Schlummer auf denſelben herabgeſunken war, erſchien ihm nach dem Willen Gottes ein Engel, der ſprach zu ihm dieſe Worte: „Mann, Gott entbietet dir durch mich, daß der Sünder Robert, wenn er Vergebung ſeiner Sünden erlangen will, allen Uebermuth und Dünkel ſeines Herzens völlig in ſich erſticken und ertödten muß. Darum ſoll er ſich ſelbſt zu einem Spott und Schimpf vor den Menſchen machen und ohne Ungeduld und Murren tragen, was der Uebermuth der Menſchen ihm wird zu dulden geben. Er ſoll ſich als ein Narr und Stummer anſtellen und geberden, er ſoll nichts genießen, um ſein Leben zu friſten, als was den Hunden vorgeworfen worden, und was er dieſen entreißen kann, und er ſoll in dieſem kläglichen Zuſtande unter ſtillem Gebet in ſeinem Herzen, ohne Troſt von Menſchen und ohne Genuß der heiligen Sakramente ſo lange verharren, bis daß es Gott dem Herrn gefallen wird, ihn durch ſeinen Diener aus dem Stande der Erniedrigung zu erheben. Der Herr wird wiſſen, wann die rechte Stunde gekommen iſt, und wann

Robert ſeine zeitlichen Sünden durch zeitliches Ungemach genug gebüßt haben wird.“ Der Engel verſchwand und der Eremit erwachte. Er fiel auf ſeine Kniee und dankte Gott und pries ſeine Gnade, die ſich eines reuigen Sünders erbarmen wollte, wie unwürdig ſich derſelbe auch der göttlichen Barmherzigkeit gemacht hatte. Sodann ging er in die Kapelle, wo Robert noch ſchlief und ſagte: „Stehe auf, mein Sohn, Gott der Herr hat zu mir im Traume durch den Mund ſeines Engels geredet, und er will ſich deiner erbarmen, wenn du die Buße trägſt, die er dir auferlegt.“ Robert kniete reumüthig vor dem frommen Greiſe nieder, und dieſer ſagte ihm nun, was er zu thun habe, um ſeine Sünden abzubüßen. Als Robert dieſe Worte vernommen hatte, da brach er in Freudenthränen aus und dankte Gott, daß er ihn nicht verworfen habe, daß er ihm den Weg offenbaret, durch kurzes irdiſches Leiden der ewigen Verdammniß zu entgehen. Die ſchwere Buße, die ihm auferlegt worden, dünkte ihm ein Kleines gegen die Laſt der Sünde, die er auf ſeine Seele gewälzt hatte. Hierauf küßte Robert die Hände des frommen Eremiten und ging hinweg, um die ihm auferlegte Buße anzutreten. Wohl wirkte Gott hier ein herrliches Wunder, daß er das wilde Gemüth dieſes verwahrloſten Menſchen ſo plötzlich bezähmte, daß er den trotzigen Uebermuth deſſelben in ſtille Demuth, ſeine freche Gewaltthätigkeit in grenzenloſe Sanftmuth verwandelte.

Wie Robert an dem Hofe des Kaiſers als ein Narr lebt, bei den Hunden ſchläft und die Nahrung mit ihnen theilt.

Robert kehrte nach Rom zurück, um allda dem ihm zu Theil gewordenen Befehle Gottes nachzukommen. Er fing alsbald an, ſich wie ein Verrückter zu gebahren und nach der Weiſe eines Narren in den Straßen umherzulaufen. Da währte es nicht lange, ſo liefen die Buben hinter ihm her, lachten über ſeine

Narrheiten und trieben ihren Spott mit ihm, indem ſie ihn neckten, um ihn in Zorn zu bringen und zu thörichten Handlungen zu veranlaſſen. Sie warfen ihn mit Schmutz, faulem Obſt, alten Schuhen und machten hinter ihm ein ſolches Geſchrei und Lärmen, daß die Einwohner aus den Häuſern auf die Straße heraustraten, um zu ſehen, was es gebe. Damals war es Sitte, daß jedermann ſeine Luſt mit einem Narren hatte, anſtatt ihm als einen Unglücklichen Mitleid zu erweiſen, und ſo geſchah es, daß ſich auch viele Erwachſene den Kindern zugeſellten und ſich beeiferten, den armen Robert auf alle erdenkliche Art zu mißhandeln und zu verſpotten. Es hatte ſich bald ein großer Hauſe von Jungen und Alten um ihn verſammelt, und ſo hatte Robert bei ſeinen ſtummen Thorheiten weit mehr Zuſchauer, als er Zuhörer gehabt haben würde, wenn er die weiſeſten Worte geredet hätte. In dieſer Weiſe trieb ſich Robert viele Tage in der Stadt Rom umher, nährte ſich von dem, was er den Hunden abjagte, die auf den Straßen im Auswurf nach Nahrung ſuchten, und ſchlief auf offener Straße, aller Unbill des Wetters preis gegeben. Da geſchah es, daß er eines Tages in die Nähe des kaiſerlichen Palaſtes kam, und, da die Thore deſſelben offen ſtanden, hineinlief. Er kam unangefochten bis in den Saal, in welchem der Kaiſer mit ſeinem ganzen Hofſtaat offene Tafel hielt. Hier in dieſem Saale nun benahm er ſich nach der Weiſe eines Narren, wie ihm befohlen war. Bald ging er langſam, bald ſchnell, bald rannte er, bald hüpfte er, bald ſtand er wieder einen Augenblick ſtill und machte dabei ohne Aufhören lächerliche Geberden. Der Kaiſer bemerkte ihn, beobachtete ihn eine Weile und ſagte dann zu ſeinem Stallmeiſter, welcher neben ihm ſaß: „Sieh da den beſten Schildknappen, den es auf der Welt geben kann, aber ich glaube er iſt toll, und das iſt ſehr ſchade, denn er iſt von Leibe ſtark und wohlgeſtaltet, und ſein Angeſicht hat eine edle Bildung, wie närriſch er daſſelbe auch verzerrt. Laß ihm zu eſſen geben und rufe ihn her.“ Der Stallmeiſter rief ihn, und Robert näherte ſich zwar dem Kaiſer mit ſcheuer Geberde, antwortete aber mit keiner Sylbe. Der Kaiſer bedeutete ihm, daß er ſich an einem in ſeiner Nähe ſtehenden Tiſche niederſetzen ſollte und Robert gehorchte, wie einer, der ſich fürchtet, aber nicht weiß, was er thut. Nun ließ der Kaiſer die köſtlichſten Gerichte vor ihn ſtellen und ihm befehlen, daß er davon genießen ſollte, aber der Unglückliche ſtarrte die duftenden Speiſen an, als wüßte er nicht, was es wäre, und rührte keinen Biſſen an. Alle die ihn ſahen, verwunderten ſich über ihn und belachten ſeine Narrheit. Indem ſah der Kaiſer einen ſeiner Lieblingshunde in der Nähe ſeines Seſſels am Boden liegen, und wie derſelbe ſich eine Wunde leckte, welche er im Kampfe mit einem andern Hund davon getragen hatte. Der Kaiſer nahm einen Knochen von ſeinem Teller und warf ihn dem Hunde zu. Robert, der dieß ſah und den der Hunger plagte, ſprang ſogleich von ſeinem Seſſel auf, ſtürzte mit einem Satze nach dem Hunde und ſuchte ihm den Knochen, den er ſchon zwiſchen den Zähnen hatte, zu entreißen. Auch Robert faßte den Knochen mit den Zähnen, und nun zerrte Narr und Hund um die Wette an dem Knochen, denn keiner wollte ihn fahren laſſen, ſie grinſten einander an, zerrten ſich hin und her an dem Knochen und gewährten ſo den Zuſchauern einen lachenerregenden Anblick, bis es endlich Robert gelang, den Knochen dem Hunde zu entreißen. Sogleich ſprang er mit dem Knochen in eine Ecke des Saals, warf ſich nieder auf die Erde und benagte denſelben nach Art eines Hundes mit großer Begierde. Der Kaiſer, der ſeinen Heißhunger ſah, nahm ein ganzes Brod und warf es einem andern Hunde zu. Sogleich ſprang auch Robert wieder herbei, entriß dem Hunde das Brod, brach es aber hernach entzwei und gab dem Hunde, dem er es zu verdanken hatte, die Hälfte. Der Kaiſer lachte und ſagte zu ſeinen Leuten: „Das iſt wahrlich der ſonderbarſte und ſchmutzigſte Narr, den ich all mein Leb-Tag geſehen! Ich glaube, er ißt nichts, als was er den Hunden von ihrem Fraße abjagen kann.“ Um nun das Schauſpiel zu erneuern, an welchem der Kaiſer ſich ergötzte, warfen alle Anweſende den Hunden im Saale Speiſen in Menge zu. Robert ſtillte davon mit den Hunden ſeinen Hunger und lief dann im Saale herum, ſchwang ſeinen Stock in der Hand und ſchlug wie ein Narr gegen die Wände. Während er dieß that, entdeckte er eine Thüre, welche in einen ſchönen Baumgarten führte, in dem ſich ein kühler Brunnen befand. Als Robert den erſah, lief er hinaus und ſtillte an dem Brunnen ſeinen Durſt. Er kehrte hierauf in den Saal zurück



und blieb den ganzen Tag bei den Hunden, und der Kaiſer ließ es geſchehen, daß er mit ſeinem Lieblingshunde ihn überall hin begleitete. Als es Abend wurde, ſuchte der Hund ſeine gewöhnliche Lagerſtätte auf, welche ſich unter einer Treppe im kaiſerlichen

Palaſte befand. Robert folgte dem Hunde nach ſeinem Strohlager und legte ſich bei ihm nieder. Der Kaiſer, welcher den Narren vermißte, ſchickte nach ihm aus, und erfuhr, daß er bei dem Hunde unter der Treppe liege und ſchlafe. Da hatte der Kaiſer Mitleid mit ihm und befahl, man ſolle unter die Treppe ein Bett ſtellen, damit ſich der Narr hineinlegen könnte. Die Diener thaten, wie ihnen befohlen war, brachten das Bett, weckten den Narren und bedeuteten ihn, daß er ſich in das Bett legen ſollte. Aber Robert war dazu auf keine Weiſe zu bringen; er kroch in einen Winkel und wehrte ſich mit Händen und Füßen gegen die Diener, die ihn mit Gewalt in das Bett bringen wollten. Als dieß dem Kaiſer gemeldet wurde, wunderte er ſich von neuem über den Wahnſinn des Menſchen, der durchaus wie ein Hund behandelt werden wollte, und befahl, man ſolle das Lager des Hundes mit friſchem Stroh in Menge verſehen. Darauf ſtreckte ſich denn der Unglückliche neben dem Hunde hin und ruhte ſeinen armen, ermüdeten und gequälten Leib bis zum nächſten Morgen aus. Wohl mußte die Kraft der Geduld und Demuth groß in dem unglücklichen Robert ſein, daß er, der Sohn eines reichen Fürſten, von Kindheit an gewöhnt, in weichen ſeidenen Betten, in köſtlich mit Teppichen geſchmückten Zimmern zu ſchlafen, von goldenem und ſilbernem Geſchirr köſtliche Speiſen zu genießen, Wein und andere wohlſchmeckende Getränke zu trinken, daß er nun geduldig mit den Hunden Speiſe, Trank und Lager theilte. Ehedem war er gefürchtet und geehrt von Jedermann, jetzt nannte ihn der ſchlechteſte Knecht einen Narren, ſpottete ſein und ſtieß ihn mit dem Fuße fort, wenn er ihm zu nahe trat.

Wie die Sarazenen auf Antrieb des böſen Seneſchalls den Kaiſer mit Krieg überziehen.

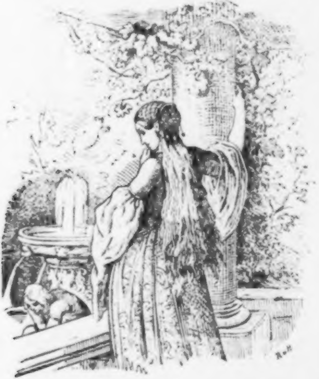
Robert verharrte in dem Stande ſeiner Erniedrigung ſieben Jahre. Der Hund, mit dem er Speiſe und Lager theilte, hatte ihn indeſſen ſo lieb gewonnen, daß er keinen Augenblick von ſeiner Seite wich. Das Thier hatte wohl gemerkt, daß es durch die Geſellſchaft des Narren gewonnen hatte, denn es bekam reichlichere und beſſere Nahrung als zuvor und hatte ein wärmeres Lager.

Der Kaiſer, in deſſen Palaſt Robert die ganze Zeit über von Jedermann wegen ſeiner ſanften Gemüthsart wohl gelitten zugebracht, hatte eine Tochter, eine überaus liebliche und ſchöne Jungfrau, welche aber in ihren Kinderjahren durch einen jähen Schreck die Sprache verloren hatte. Der Seneſchall des Kaiſers, ein gewaltiger, reicher und überaus ſtolzer Mann, hatte ſich um die Hand der ſchönen Kaiſerstochter beworben, weil er dadurch ſein Anſehen bei Hofe und im ganzen Lande zu befeſtigen ſuchte. Der Kaiſer aber wollte ſeine Tochter an keinen ſeiner Vaſallen, ſondern an einen freigebornen Fürſten und Herrn vermählen und wieß daher die wiederholten Bitten und Anträge des übermüthigen Seneſchalls ab. Dieſer war dadurch in ſeinem Stolze und in ſeiner Eitelkeit auf das Empfindlichſte verletzt und faßte den verwegenen Entſchluß, wider ſeinen Herrn und Kaiſer ſich zu empören und eine unedle Rache an ihm zu nehmen. Er nahm daher alle ſeine überaus großen Reichthümer zuſammen, begab ſich auf eines ſeiner Schlöſſer und warb eine große Menge von reiſigem Kriegsvolk. Zugleich gewann er durch Gold und große Vorſpiegelungen die Erbfeinde des Chriſtenthums, die Sarazenen, für ſeine Sache. Ein großes Heer derſelben rückte gegen Rom und der treuloſe Seneſchall eilte ſich mit demſelben zu vereinigen und ſich an die Spitze deſſelben zu ſtellen. Als dem Kaiſer Kunde von dem plötzlichen Erſcheinen der Feinde kam, gerieth er und mit ihm das ganze römiſche Volk in großen Schrecken, denn zu der Furcht vor den ſtreitbaren und fanatiſchen Heiden geſellte ſich noch die Beſtürzung über den Verrath des Seneſchalls, der als ein überaus tapferer und kluger Mann bekannt war. Der Kaiſer ließ

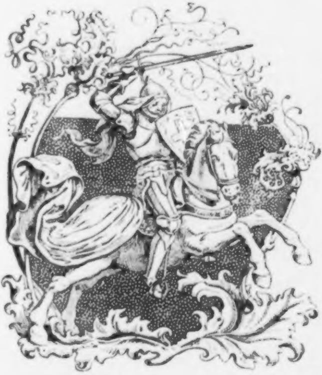
Rom in aller Eile ſo gut es ging befeſtigen und berief durch Eilboten alle ſeine Barone mit ihren Kriegsleuten zuſammen. Als eine ziemliche Anzahl derſelben in Rom eingetroffen war, hielt der Kaiſer einen großen Kriegsrath mit ihnen und ſprach: „Laſſet uns alle Kraft zuſammennehmen, meine Getreuen, daß wir gegen die Sarazenen, welche nicht nur gegen Land und Leute, ſondern, was mehr iſt, gegen die heilige chriſtliche Kirche wüthen, unſer Mögliches thun. Ich gewahre zu meiner Betrübniß, daß einer der vornehmſten meiner Barone, der verrätheriſche Seneſchall, ſich zu den Feinden des Glaubens geſellt hat und ihnen durch ſeinen Rath und Beiſtand bereits ſchier das ganze römiſche Land in die Hände geliefert hat. Sie werden uns insgeſammt vernichten, wenn der allmächtige Gott uns nicht ſeinen gnädigen Beiſtand verleiht. Zeigt euch denn als Streiter Gottes, welche der Hilfe der himmliſchen Heerſchaaren würdig ſind, laſſet den Feinden keine Zeit, im Lande ſich feſtzuſetzen und ſich das Mark deſſelben ausſaugend zu kräftigen, ſondern treibt ſie mit der Schärfe des Schwertes hinaus aus dem Heiligthum unſeres Gottes!“ Dieſe Anrede des Kaiſers entflammte die verſammelten Barone zur höchſten Begeiſterung. Sie riefen ihm laut Beifall zu, und der älteſte von ihnen trat im Namen aller vor und ſprach: „Gnädiger Herr und Kaiſer, was ihr geſagt, das geſchehe. Wir ſind alle willig und bereit, mit euch in die Schlacht zu gehen um das Recht und die Sache Gottes zu vertheidigen! Die Heiden ſollen, ſo es Gottes Wille iſt, eines elenden Todes ſterben und die Stunde verwünſchen, in welcher ſie zum erſten Male dieſes Land betraten!“ Hierauf ließ der Kaiſer alle waffenfähigen Männer der Stadt Rom aufbieten, rüſtete ſich und ſchickte ſich an, mit den Baronen und mit den Bürgern die Sarazenen anzugreifen und zu ſchlagen. Alles geſchah wie es beſchloſſen und angeordnet war. Wie groß aber auch die Kraft des kaiſerlichen Heeres und ſeine Begeiſterung für die Sache Chriſti und des Kaiſers war, ja obſchon der Kaiſer ſelbſt ſich an die Spitze ſeiner Mannſchaft geſtellt hatte, ſo hätten die Sarazenen dennoch durch ihre große Menge und durch die klugen Anordnungen des Seneſchalls den Sieg ſicher davon getragen, wenn Gott nicht ſeinen Streitern einen unerwarteten und außerordentlichen Beiſtand geſendet hätte.

Wie Robert auf Befehl Gottes die Sarazenen beſiegt.

Als der Tag angebrochen war, an welchem ſich der Kaiſer mit dem Seneſchall und mit dem Heere der Sarazenen auf dem Schlachtfelde meſſen ſollte, ging Robert, wie er es gewohnt war, des Morgens an den Brunnen im Garten des Kaiſers, um zu



trinken. Da hörte er nahe bei ſich eine von Gott geſendete Stimme, welche ſanft zu ihm ſprach: „Robert, Gott gebietet dir durch mich, daß du alsbald ſeine blanken Waffen anlegeſt und dieſes Roß, welches du vor dir ſiehſt, beſteigeſt, um dem Kaiſer zu Hilfe zu eilen.“ Robert ſchaute auf und ſah neben dem Brunnen ein milchweißes muthiges Roß und eine ritterliche Rüſtung darauf, die ganz aus ſilberglänzendem Stahle beſtand, Helm, Schild, Lanze und Schwert, alles ſchneeweiß und von blendendem Glanze. Ohne Zögern legte Robert die herrliche Rüſtung an, ſchwang ſich auf das Roß und ſprengte hinaus nach dem Kampfplatze. Während dieß geſchah, ſtand die ſtumme Tochter des Kaiſers an einem Fenſter des Palaſtes, durch welches man in den Baumgarten nach dem Brunnen hin ſehen konnte. Sie ſah alſo alles, was der Narr vornahm, und ſie würde es verrathen haben, wenn ſie hätte ſprechen können. So aber ſchwieg ſie und blieb deſſen, was ſie geſehen hatte, nur innerlich voller Verwunderung eingedenk. Als Robert bei dem Heere des Kaiſers ankam, war dieſes bereits mit den Sarazenen handgemein geworden und fing an, vor der großen Ueberzahl derſelben zu weichen. Der weiße Ritter ſtürzte ſich ſogleich in das dichteſte Getümmel, da wo die Feinde ſchon am weiteſten vorgedrungen waren, und begann dermaßen nach allen Seiten auf die Türken einzuhauen, daß er Köpfe, Arme und Beine abſchnitt und Roſſe und Reiter zu Boden ſtreckte. Er that auch nicht Einen Schwertſtreich umſonſt, und bald ergriffen die Sarazenen vor ſeiner entſetzlichen Kraft und Gewandtheit unter lautem Geſchrei die Flucht, ſich auf die nachdrängenden Heiden werfend und auch dieſe in der wildeſten Flucht mit ſich fortreißend. Robert jagte ihnen nach und gönnte ihnen keine Zeit ſich zu ſammeln, bis ſie die Wahlſtatt verlaſſen hatten, und der Sieg für den Kaiſer entſchieden war. Als er nun auf dieſe Weiſe ſein Tagewerk vollendet hatte, ritt er aus dem Getümmel der chriſtlichen Ritter, welche den Feind

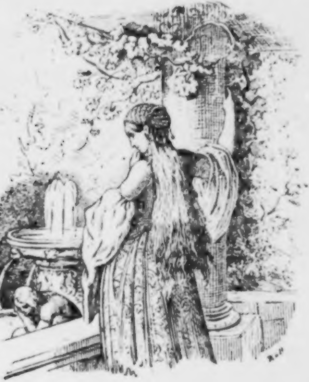


noch weiter verfolgten, zurück nach dem Brunnen im Schloßgarten. Hier that er ſeine Waffen ab und legte ſie auf das Roß, und in demſelben Augenblicke waren Roß und Waffen ſeinen Augen entſchwunden, er wußte nicht wohin. Robert ging ruhig nach ſeinem Lager bei dem Hunde des Kaiſers unter der Treppe, um von ſeiner Müdigkeit auszuruhen. Die Tochter des Kaiſers hatte ihn auch zurückkehren und die Waffen ablegen geſehen und hätte gern, was ſie geſehen, weiter erzählt, wenn ſie es vermocht hätte. Robert hatte in der Schlacht keinen Schaden genommen, nur daß ihm das Geſicht mit einer Lanze geſtreift und zerkratzt worden war. Der Kaiſer war fröhlichen Herzens und dankte Gott in ſeinem Herzen, als er aus der Schlacht, die er ſo ſiegreich gewonnen, nach ſeinem Palaſte heimritt. Zur Zeit des Abendeſſens ſtellte ſich Robert mit dem Hunde wieder bei dem Kaiſer ein, wie er ſtets zu thun pflegte, und ſtellte ſich ſtumm und närriſch. Der Kaiſer bemerkte ſogleich, daß er im Geſichte verletzt war, und meinte, einer ſeiner Diener habe während ſeiner Abweſenheit den Narren gemißhandelt und beſchädigt. Da ihm der Narr wegen ſeiner Gutmüthigkeit lieb war, ſo ward er ſehr zornig und ſagte: „Es ſind hier in meinem Palaſte böſe Menſchen; während wir heute in der Schlacht waren, haben ſie den armen Narren, welcher Niemand etwas zu Leide thut, geſchlagen und verwundet. Sie haben damit eine ſchwere Sünde gethan, denn ſie haben ein Geſchöpf gequält, welches die Demuth und Sanftmuth ſelbſt iſt; ihre Strafe wird nicht ausbleiben.“ Hierauf wurde an der Tafel des Kaiſers von den Begebenheiten der Schlacht geſprochen, und alle Anweſende waren darüber einig, daß Niemand mehr gethan und den Sieg herbei geführt habe, als ein allen unbekannter Ritter mit ſilbernen Waffen auf einem milchweißen Roſſe. Es waren einige zugegen, die in ſeiner Nähe gekämpft hatten, und dieſe erzählten Wunderdinge von ſeiner Tapferkeit und von der Kraft ſeines Armes. Der Kaiſer hatte ihn auch gar wohl bemerkt und ſagte, als ihm Niemand angeben konnte, wer der ſtarke Held geweſen: „Er ſei nun, wer er ſei, aber ſo viel iſt gewiß, daß wir ohne ſeine glückliche Dazwiſchenkunft verloren geweſen wären, und daß er der kühnſte und gewaltigſte Ritter iſt, den ich jemals vor Augen geſehen.“ Die ſtumme Tochter des Kaiſers, welche auch zugegen war, hatte auf alles, was über den weißen Ritter geſprochen wurde, gar wohl gemerkt; als nun ihr Vater die eben angeführten Worte geſprochen, ſo trat ſie zu ihm hin, faßte ihn am Arme und deutete mit der Hand auf Robert, welcher auf nichts achtend am Boden lag und mit den Hunden ſein Spiel trieb. Der Kaiſer wußte nicht, was ſie wollte, verſtand auch die Geberden nicht, mit denen ſie ihm ihre Meinung zu erkennen geben wollte; er rief daher die Hofmeiſterin der Jungfrau, welche deren ſtumme Sprache verſtand, und fragte ſie, was ſeine Tochter meine? Die Haushofmeiſterin antwortete: „Sie meint, jener Narr ſei derjenige, durch welchen heute der Sieg entſchieden worden!“ Da lachte der Kaiſer gleich allen, die es hörten, ſagte dann aber zornig zu der Haushofmeiſterin: „Ich habe euch meine Tochter anvertraut, daß ſie durch euch in aller Weisheit und in guten Sitten unterwieſen werde, hütet euch, daß ihr nicht das Gegentheil thuet! Es iſt eine Albernheit zu meinen, ein ſolch armſeliger Narr könne ritterliche Thaten thun, wie ſie heut unſere Augen geſehen haben; ſorget dafür, daß meine Tochter ihren Wahn erkenne.“ Als die ſtumme Jungfrau dieſe Worte ihres Vaters hörte und ſeinen Zorn ſah, wagte ſie nicht, ihm ein Wort zu entgegnen, wie feſt ſie auch von der Wahrheit ihrer Ausſage überzeugt war, ſondern ſie verließ Thränen in den Augen mit ihrer Hofmeiſterin den Saal.

Wie Robert zum zweiten und dritten Male die Sarazenen beſiegt.

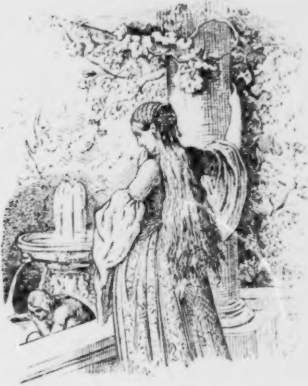
Es währte nicht lange, da hatten ſich die Sarazenen wieder geſammelt und dachten daran, die ihnen angethane Schmach blutig zu rächen, wozu ſie auch der treuloſe Seneſchall anſpornte. Sie verſtärkten ſich mit neuen Hilfsvölkern und zogen im Lande ſengend und brennend gegen Rom. Der Kaiſer kam ihnen mit den Seinen entgegen, und würde ihrer Wuth dieß Mal ganz gewiß erlegen ſein, wenn ihm nicht Gott abermals den weißen Ritter auf dem milchweißen Roſſe zur rechten Zeit zu Hilfe geſchickt hätte. Robert erſchien wiederum auf Geheiß des Engels mitten in der Schlacht und richtete unter den Heiden eine ſo gräuliche Verheerung an, daß ſie keinen Widerſtand zu leiſten vermochten, obgleich ſie, ihn ſchon kennend, ihre ganze Macht ihm entgegenſtellten.

Eine übermenſchliche Kraft ſaß in ſeinem Arme, ſo hatte man noch niemals einen vom Weibe gebornen Mann unter ſeinen Feinden wüthen ſehen. Er ſchlachtete ſie wie der Würgengel des Herrn; nur Wenige entrannen ſeinen Händen. Die Dienſtmannen des Kaiſers beobachteten dieß Mal den unbekannten Ritter auf das Sorgfältigſte, um zu erforſchen, wer er wäre; als aber das Heer der Sarazenen aus einander geſprengt war, und die Ueberreſte deſſelben in wilder Flucht durcheinander rannten, während die chriſtlichen Ritter auf ihre Verfolgung und auf Beute bedacht waren, entſchwand Robert wieder vom Kampfplatze, ohne daß jemand wußte, wo er hingekommen ſei. So wußte denn abermals Niemand, wer der fremde Held geweſen ſei, als nur allein



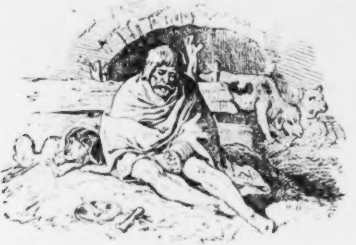
die ſtumme Kaiſertochter. Dieſe hatte wieder von ihrem Gemach aus Robert zum Kampfe ſich rüſten und nach erlangtem Siege zurückkehren ſehen. Sie wagte aber um der Ungläubigkeit ihres Vaters willen, und weil ſie ſeinen Zorn fürchtete, Niemand ein Wort von dem zu ſagen, was ſie wußte.

Die Sarazenen kehrten aber noch zum dritten Male gen Rom zurück, nachdem ſie vorher aus ihrer Heimath ein dreimal ſtärkeres Heer als zuvor hatten kommen laſſen. Sie wollten nunmehr alles daran ſetzen, um den Chriſten endlich doch noch den Sieg zu entreißen. So kam denn eines der mächtigſten Heere zuſammen, welches jemals gegen die Chriſtenheit Verderben drohend herbeizog. Als der Kaiſer die Annäherung der Feinde erfuhr, entbot er ſeine Ritter vor ſich, ermahnte ſie zu muthiger Ausdauer und ſagte zuletzt: „Es iſt der Wille Gottes, daß wir ſiegen, denn ſchon zwei Mal hat er uns, wie ihr ſelbſt alle mit Augen geſehen, auf die wunderbarſte Art in der härteſten Bedrängniß Beiſtand geſandt. Ein blanker Ritter, von dem Niemand weiß, wer er ſei, von wannen er gekommen und wohin er gegangen, hat mit übermenſchlicher Kraft und Kühnheit unſere Feinde in zwei Schlachten bewältigt und den Sieg für uns entſchieden. Iſt er ein Engel des Himmels, der herabgeſtiegen uns beizuſtehen, ſo müſſen wir dem allmächtigen Gott und ſeinem Boten auf unſern Knien für ſolchen wunderbaren Beiſtand in höchſter Noth danken; iſt der blanke Ritter aber ein Menſch, ſo ſind wir ihm Dank und Ehrenbezeugung ſchuldig und müſſen ihm den Lohn zu Theil werden laſſen, den er verdient. Darum bitte ich euch, getreue Mannen, daß ihr in dem bevorſtehenden Kampfe wohl Acht habet, woher der blanke Ritter kommt und wohin er nach der Schlacht ſich wendet, und ich wünſche, daß ihr ihn nicht entrinnen laſſet, um unſerer Dankbarkeit zu entgehen, ſondern ihn nach geſchlagener Schlacht umringet und bittet, mit euch vor meinem kaiſerlichen Stuhle zu erſcheinen.“ Die Ritter, von denen ſich keiner auch nur im entfernteſten mit dem unbekannten Helden zu vergleichen wagte, waren nicht minder als der Kaiſer begierig zu wiſſen, wer derſelbe ſei, und waren daher gern bereit, dem Willen des Kaiſers nachzukommen. Als nun der Tag der Schlacht gekommen war, legte ſich eine Schaar Ritter in den Hinterhalt, um Acht zu haben, wann der blanke Ritter erſcheine, ſich ihm ſodann anzuſchließen und während der Schlacht und nach derſelben nicht von ſeiner Seite zu weichen. Aber ihr Vorhaben wurde vereitelt. Als die Schlacht entbrannt war, da erblickten ſie ihn ſogleich mitten im dichteſten Gedränge



der feindlichen Heerhauſen, und keiner hatte ihn kommen ſehen. Sie ſprengten alſo gleichfalls in die Schlacht, um, wenn es möglich wäre, durch die ihn rings umtobenden Heiden an ſeine Seite zu gelangen. Alles, was der blanke Ritter in den erſten beiden Schlachten gethan, war nur ein Wind gegen das, was er dieß Mal that, denn die Feinde hielten, von Zorn und Wuth entbrannt, dieß Mal beſſer Stand gegen ihn. Hei, wie knickten und ſtoben die Lanzen auf ſeinem Harniſch, wie praſſelten die Pfeile von ſeinem ſtrahlenden Schilde zurück, wie hallten die Schwertſchläge von ſeinem Helme wieder. Aber immer vorwärts ſtürmte der ſtarke Held durch die Schaaren der Feinde, die ihm nicht zu folgen vermochten und vor ihm niederſtürzten wie die Garben vor der Sichel des Schnitters. Roſſe und Reiter ſäete er hin auf den Boden, und was ſtürzte und nicht ſogleich todt war von ſeinen fürchterlichen Hieben, das ertrank im Blute derer, die ſchon gefallen. Es war, als ob er nicht gegen Menſchen mit Haut und Knochen kämpfte, ſondern gegen Schatten, die das Strahlen ſeines Schwertes vor ihm und um ihn vernichtete. An ſeinem leuchtenden Beiſpiel entzündeten ſich die Herzen aller chriſtlichen Ritter, und ſie thaten auch ihrerſeits ſo männliche Thaten, daß von allen Sarazenen und von den Soldaten des Seneſchalls nur ſehr wenige entkamen, welche die Schreckensbotſchaft von dem völligen Untergange des größten ſarazeniſchen Heeres nach Hauſe tragen konnten. Das überaus reiche Lager der Heiden fiel in die Hände der Chriſten und gewährte mit ſeinen Schätzen manchem tapfern Mann einen wohlverdienten Lohn. Jene Ritter, welche ſich vorgenommen hatten, den unbekannten Helden, es koſte was es wolle, zu entſchleiern, hatten ſich indeß, ſo viele ihrer ſich zuſammengehalten hatten, bei Zeiten wieder in den früheren Hinterhalt zurückgezogen, um dem blanken Ritter beim Heimreiten aus der Schlacht zu begegnen. Nachdem der Sieg völlig entſchieden war, ſahen ſie ihn auch wirklich gerade auf ſich zugeſprengt kommen, und als er ganz nahe bei ihnen war, brachen ſie plötzlich aus dem Gebüſch, welches ſie verborgen gehalten hatte, heraus und verrannten ihm den Weg. Sie riefen ihm zu: „Herr Ritter, ſaget uns um eurer hohen Tugend willen, wer ihr ſeid, welchem Lande ihr angehöret und woher ihr gekommen — unſer Herr, der Kaiſer, begehrt es zu wiſſen.“ Robert antwortete nicht, ſondern drückte ſeinem Pferde die Sporen ein und wollte durch die dicht geſchaarten Ritter ſich eilig hindurchdrängen, welches ihm auch gelang. Dabei geſchah es aber, daß er mit dem Schenkel an die Lanze eines Ritters anſtreifte und ſich hart verwundete, denn die Lanze brach, und die tief in den Schenkel eingedrungene Spitze derſelben blieb in der Wunde ſtecken. Robert achtete der Wunde nicht, ſondern jagte mit ſeinem windſchnellen Roſſe ſo eilig, daß er binnen wenigen Minuten den ihn verfolgenden Rittern entſchwunden war, nach dem Baumgarten des Kaiſers zurück. Am Brunnen ſprang er von dem Roſſe, entwappnete ſich, legte alle Waffen auf den Sattel und im Augenblick war wie die frühern Male alles verſchwunden. Nun erſt dachte Robert an ſeine Wunde, welche ihn heftig ſchmerzte. Er zog die Lanzenſpitze heraus und legte ſie unter einen großen Stein bei dem Brunnen, dann wuſch er ſeine tiefe Wunde mit Waſſer aus und verband ſie ſich ſelbſt, da er Niemand hatte, der ihm hätte Beiſtand leiſten können, ſo gut es ging, indem er den Schenkel mit Moos und Gras umwickelte, um die Wunde vor der Luft zu ſchützen. Niemand ſah ihn auch dieß Mal als allein die ſtumme Kaiſertochter, welche von Morgen bis Abend an ihrem Fenſter auf ihn geharret hatte. Sie hatte wohl bemerkt, daß der tapfere Ritter in der leuchtenden Rüſtung ein gar ſtattlicher und ſchöner Held ſei, und darüber ganz vergeſſen, in welcher armſeligen und verachteten Geſtalt er als ein Narr mit den Hunden ihres Vaters lebte. Darum ſchloß ſie ihn in ihr Herz ein und liebte ihn auf das herzlichſte und hätte ihm gerne ſeine ſchmerzhafte Wunde mit ihren weißen Händen verbunden.

Nachdem Robert ſeine Wunde nothdürftig verbunden hatte, ging er an den Hof, um ſich zugleich mit den Hunden ſein Abendeſſen geben zu laſſen, denn er war deſſen ſehr bedürftig. Er gab ſich alle mögliche Mühe, ſeine Wunde und die Schmerzen, die er empfand, nicht Andern merken zu laſſen, konnte aber nicht umhin zu hinken. Der Kaiſer hatte ſich mit ſeinen Rittern zum Mahle geſetzt, und unter dieſen befand ſich auch derjenige, an deſſen Lanze ſich Robert verwundet hatte. Der Ritter erzählte dem Kaiſer, was er und ſeine Gefährten gethan, um den fremden Ritter zu erkennen, und wie es ihnen mißglückt ſei. „Ich würde meinen,“ ſetzte er hinzu: „daß es kein leibliches, ſondern ein geiſtiges Ding geweſen ſei, wenn ich mich nicht auf das deutlichſte überzeugt hätte, daß es ein Menſch von Fleiſch und Blut geweſen ſei. Im Vorbeireiten hat er ſich an meiner Lanze ſo ſchwer verwundet, daß die Spitze abbrach und ihm im Schenkel ſtecken blieb, man ſah deutlich das Blut



hervorquellen. Doch ſprach der Held kein Wort, und Gott mag ihn tröſten bei ſeinen Schmerzen, wer er auch ſei; es war eine böſe Wunde. Aber Herr Kaiſer, wenn ihr mir trauen wolltet, ſo möchte ich euch wohl einen Rath geben, was zu thun wäre, um binnen Kurzem zu erfahren, wer der Ritter mit den blanken Waffen geweſen. Laſſet durch alle eure Städte und Schlöſſer öffentlich verkündigen, daß wenn ſich irgendwo ein Ritter auf einem milchweißen Roſſe und mit blendend blanken Waffen, welcher eine Wunde im Schenkel hat, ſehen läßt, man ihm kund thue, daß ihn der Kaiſer zu ſich entbiete, und ihm, wenn er das Eiſen mitbringe, das ihm in der Wunde ſitzen geblieben, die Hälfte ſeines Reiches zu Lehen geben wolle. Denn wahrlich, Herr Kaiſer, nicht weniger hat der theure Held um euch und um die ganze Chriſtenheit gar wohl verdient.“ Dieſer Rath war dem Kaiſer ſehr angenehm, und er gab ſogleich Befehl, daß in ſeinem ganzen Lande ein Ausruf verbreitet werde, wie der Ritter geſagt hatte, fügte auch noch hinzu, daß er bereit ſei, dem Helden, welcher die Sarazenen ſo glorreich beſiegt, ſeine einzige Tochter zur Gemahlin zu geben, und daß, wenn der Fremde etwa durch ein Bedenken wegen eines früher gegen den Kaiſer begangenen Fehlers zurückgehalten würde, ſich zu endecken, ihm ſolcher Fehler für immer vergeben ſein und bleiben ſolle, und wenn er dem Kaiſer ſelbſt nach dem Leben getrachtet hätte.

Wie ſich der treuloſe Seneſchall für den Ritter ausgiebt, der die Sarazenen geſchlagen.

Das kaiſerliche Gebot kam auch zu den Ohren des treuloſen Seneſchalls, welcher den blutigen Krieg um ſeiner vermeſſenen Liebe zu der Tochter des Kaiſers willen entzündet hatte. Nachdem ihm ſeine bisherigen Frevel mißglückt waren und er wohl einſah, daß er mit Gewalt ſich nimmer in Beſitz der ſchönen kaiſerlichen Jungfrau werde ſetzen können, ſo ſann er auf neue ſchändliche Liſten ſeine Wünſche dennoch in Erfüllung zu bringen. Er hatte nicht ſobald den Ausruf nach dem blanken Ritter vernommen, als er ſich ſogleich blendend weiße Waffen machen ließ und ein milchweißes Roß kaufte und beſchloß, ſich für den unüberwindlichen Helden auszugeben, der die Sarazenen mit der unwiderſtehlichen Kraft eines Armes drei Mal beſiegt hatte. Er brachte ſich aber durch ſeine eigene Argliſt zu Fall, denn Gott der Allmächtige läßt den Stolzen und Uebermüthigen wohl eine Zeit lang gewähren, ſtürzt ihn dann aber in ſeinem Zorn um ſo tiefer herab, je höher derſelbe durch ſeine Bosheit ſich zu erheben gemeint hat. Den demüthigen Diener ſeiner Gebote aber erhebt Gott, wenn er es am wenigſten ahnet. Um ſeinen Betrug vollſtändig zu machen, mußte der Seneſchall ſich ſelbſt eine tiefe Wunde im Schenkel mit einer Lanzenſpitze beibringen. Ehrgeiz und Liebe ließen ihn die heftigen Schmerzen ſtandhaft erdulden, die er ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt anthun mußte. Nachdem er dieß alles vollbracht hatte, rüſtete er einige von ſeinen Leuten, welche ihn begleiten ſollten, aufs beſte aus und ritt ſodann mit denſelben geraden Weges gen Rom. Er war ein großer, ſchöner und gewaltiger Mann, dabei aber ſo ſtolz und übermüthig, daß er auf der ganzen Welt nicht ſeines Gleichen hatte. Durch bösliche Verrätherei und Hinterliſt hoffte er den Lohn für ſeine Heldenthaten zu ernten, die er niemals begangen hatte, und ſich zugleich von dem Vorwurf zu reinigen, daß er es geweſen ſei, welcher die Sarazenen gegen den Kaiſer aufgewiegelt habe. Nachdem er in Rom in der Verkleidung des blanken Ritters angelangt war, wurde er auf ſein Verlangen ſogleich vor den Thron des Kaiſers geführt, welcher auf die Nachricht, daß der ſo lange geſuchte Ritter mit den blanken Waffen endlich angekommen ſei, alle ſeine Ritter um ſich verſammelt hatte. Als der Kaiſer den ſtolzen Seneſchall erkannte, blickte er ſehr finſter, aber der Verräther neigte ſich gegen ihn und ſprach: „Herr Kaiſer, ich bin derjenige, welcher euch dreimal gegen die Sarazenen beigeſtanden und euretwegen viele Leute getödtet hat.“ — „Wie?“ rief der Kaiſer: „man hat mir im Gegentheil geſagt, daß ihr mich und das Reich verrathen und die Sarazenen zum Kriege gegen die heilige Kirche aufgefordert habet.“ Der freche Lügner erwiderte hierauf: „Mein Herr und Kaiſer, ja ich geſtehe, daß ich in der Verblendung meines Herzens, und weil ich mich von euch für beleidigt hielt, den Sarazenen, als ſie in das Land fielen, anfangs Vorſchub geleiſtet habe. Aber bald mahnte mich mein Gewiſſen, und ich ſuchte gut zu machen, was ich gegen euch und die heilge Kirche mir hatte zu Schulden kommen laſſen. Ich wußte, daß ihr mir zürntet und darum wagte ich nicht offen eurem Heere mich anzuſchließen, ſondern kam in der Verkleidung, in welcher ihr mich während der drei Schlachten geſehen und jetzt wiederſehet. Der Ausruf, den ihr durch das ganze Reich habet verbreiten laſſen, hat mir erſt den Muth wiedergegeben, vor euch zu erſcheinen, denn ich darf nach demſelben gewiß ſein, daß ihr mir meine früheren Fehltritte vergeben werdet. Sehet hier die Wunde, welche ich nach der letzten Schlacht durch einen eurer Ritter im Schenkel empfangen, und ſehet auch die Lanzenſpitze, welche in der Wunde ſtecken geblieben iſt.“ Bei dieſen Worten entblößte er ſeinen verwundeten Schenkel und zog aus dem Buſen die Lanzenſpitze; alle Anweſende ſahen die Wunde und das Eiſen und wunderten ſich über dieſe unerwartete Enthüllung. Auch der Ritter, welcher Robert verwundet hatte, war zugegen und ſah die Lanzenſpitze, welche offenbar nicht die ſeinige war, aber er ſah auch die Wunde und kannte den frechen Stolz des Seneſchalls, wagte daher nicht zu reden, ſondern ſeufzte nur tief in ſeinem Herzen.

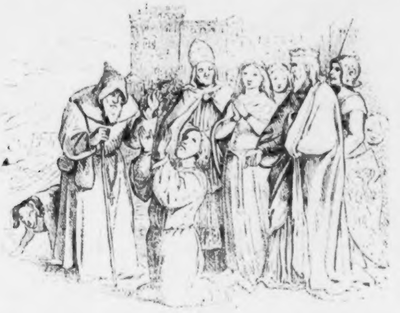
Wie die Bosheit des Seneſchalls zu Schanden wird, Robert aber endlich durch die Gnade Gottes wieder zu Ehren kommt.

Robert hatte nun bereits viele Jahre Gott treu gedient, hatte geduldig alle ihm auferlegte Schmach und Trübſal getragen und war Gottes in ſeinem Herzen allezeit eingedenk geblieben; da kam endlich die Zeit herbei, wo ihm der gerechte Gott ſeine Sünden vergeben und ihm den verdienten Lohn gewähren wollte. Von dem Lager der Hunde, auf welchem Robert im tödtlichen Schmerze lag und keinen andern Arzt hatte, als ſeinen getreuen Hund, welcher ihm ſeine Wunde leckte, wollte ihn Gott zu hohen Ehren und Anſehn erheben. Robert ſelbſt dachte auch nicht im Entfernteſten daran, ſich als denjenigen zu erkennen zu geben, welcher die von aller Welt bewunderten Heldenthaten vollbracht hatte, und noch weniger hatte er jemals ſeine Augen zu der ſchönen Kaiſertochter erhoben, welche ihn bereits tief in ihr Herz eingeſchloſſen hatte; er betete nur ohne Unterlaß in ſeinem Herzen zu Gott, daß er ihm ſeine ſchweren Sünden vergeben möge, und rechnete die Thaten, die er im Kampfe gegen die Heiden vollbracht, für Nichts. Darum grämte es ihn auch nicht, als er ſah, wie ſich ein Anderer den Lohn für dieſe Thaten anmaßte.

Eines Tages geſchah es, daß der fromme Einſiedler, welchem Robert auf Geheiß des Papſtes ſeine Sünden gebeichtet, und welcher ihm die ſchwere Buße auferlegt hatte, im Schlaf das Geſicht eines Engels ſah. Der Engel befahl ihm, alsbald nach Rom zu gehen, den armen Robert aufzuſuchen und ihm zu verkünden, daß ihm Gott nunmehr ſeine Sünden gänzlich vergeben habe und das Joch von ihm nehmen wolle, welches er die Zeit über mit ſo großer Treue und Geduld getragen habe. Der Engel erzählte dem heiligen Prieſter alles, was ſich mit Robert in den verfloſſenen ſieben Jahren zugetragen, und wie ihn Gott als ein Werkzeug ſeines gerechten Zornes gegen die Heiden gebraucht habe. Als der

Eremit dieſe himmliſche Botſchaft vernommen, freute er ſich innig, ſprang erwachend fröhlich von ſeinem Lager auf und fiel dann nieder auf ſeine Knie, um Gott zu danken und zu preiſen für die Gnade, die er dem reumüthigen Sünder habe angedeihen laſſen. Nachher machte er ſich alsbald auf, um dem Befehle Gottes gemäß Robert bei den Hunden des Kaiſers aufzuſuchen.

Auch der Seneſchall war an dieſem Tage bei Zeiten aufgeſtanden, trat vor den Thron des Kaiſers und verlangte von ihm, daß er ihm, wie er dem blanken Ritter, welcher die Sarazenen geſchlagen, verſprochen habe, ſeine Tochter zur Gemahlin und die Hälfte ſeines ganzen Reiches in Lehn gebe. Da mußte denn der Kaiſer trotz dem Widerwillen, den er gegen den treuloſen Seneſchall hegte, ſein öffentlich gethanes Gelöbniß halten und ließ ſeiner Tochter befehlen, daß ſie ſich zur Trauung mit dem Seneſchall ſchmücken und bereit halten ſolle. Die ſchöne Jungfrau gerieth bei dieſer Nachricht in Verzweiflung. Sie allein wußte, daß der Seneſchall ein ſchändlicher Lügner und Betrüger, und daß Niemand anders als Robert der heldenmüthige Sieger der Sarazenen ſei, aber ſie konnte es nicht ſagen, und wenn ſie es auch anzudeuten vermocht hätte, ſo würde ihr doch Niemand geglaubt haben, daß der ſcheinbar ſo demüthige und ſinnberaubte Narr, der ſich mehr wie ein Hund, denn als ein Menſch betrug, der Held ſei, den man ſuchte. Die arme Jungfrau weinte bitterlich, ſchlug ſich die Bruſt und zerraufte ihr Haar, aber das alles half ihr nichts; ſie wurde wider ihren Willen aufs Köſtlichſte als eine Braut geſchmückt, ihr Vater nahm ſie an der Hand und führte ſie im Gefolge vieler edlen Herren und Frauen in die Kirche. Da hatte man ſelten eine betrübtere Braut erblickt; ſie beträufelte den Weg zur Kirche mit ihren Thränen und war anzuſehen, wie ein geſchmücktes Opferlamm, das zum Altare geſchleppt wird. Auch der Seneſchall ſtellte ſich mit ſeiner Begleitung in der Kirche ein und war eben ſo fröhlich anzuſchauen, wie ſeine Braut traurig. Die Betrübniß derſelben kümmerte ihn wenig, denn ihm lag mehr an dem Anſehen eines Eidams des Kaiſers als an der Liebe der Jungfrau. Bräutigam und Braut ſtanden am Altare, neben ihnen der Kaiſer und alle Herren und Frauen ſeines Hofes, und der Biſchoff wollte eben das heilige Amt der Trauung beginnen, als der allmächtige Gott, zu welchem die Jungfrau in ihrem Herzen um Errettung aus dieſer Trübſal ſchrie, ein herrliches Wunder an ihr wirkte und dadurch die Wahrheit an den Tag brachte, den frechen Lügner aber zu Schanden machte. Die ſtumme Jungfrau nämlich, welcher ſeit den Jahren ihrer Kindheit die Gabe der Rede verſagt geweſen war, fing plötzlich an zu reden und rief mit lauter vernehmlicher Stimme: „Mein Herr und Vater, um des allmächtigen Gottes willen, glaubet nicht der Rede dieſes frechen und raſenden Böſewichts, denn er iſt ein Lügner! Nicht er hat in den Schlachten wider die Heiden die Heldenthaten vollbracht, deren er ſich zu rühmen wagt und die ihr ihm zu lohnen bereit ſeid, nicht er iſt der Ritter mit den blanken Waffen auf dem milchweißen Roſſe, der die Heerſchaaren der Heiden in den Staub danieder geworfen, ſondern jener ritterliche Held, welcher dieß alles vollbracht hat, iſt ein Anderer, den ich gar wohl kenne, ſo wahr als es der barmherzige Gott des Himmels iſt, welcher mir um jenes frommen Helden willen in dieſem Augenblicke die Sprache wiedergegeben hat. Danket dem Herrn des Himmels, der dieſes Wunder an mir gewirkt hat nach ſeiner Barmherzigkeit, und folget mir nach, damit ich euch den klaren und deutlichen Beweis führe, daß Niemand anders der Held Gottes im Kampfe wider die Ungläubigen iſt als nur jener, den ihr, mein Vater, aus der Unehre zur Ehre, aus der Schmach zur Herrlichkeit zu erheben verpflichtet ſeid!“ Als der Kaiſer und alle Anweſende dieſe Worte aus dem Munde der bisher ſtummen Jungfrau vernahmen, da fielen ſie alle auf die Knie und ehrten Gott, der durch ſie ihnen die Wahrheit kund that. Der böſe Seneſchall benutzte dieſen Augenblick, um zur Kirche hinaus zu eilen, ſich auf ſein Roß zu ſchwingen und ſo ſchnell er konnte von hinnen zu eilen. Nachdem ſie ihr Gebet geendet, erhoben ſich der Kaiſer und ſein ganzes Gefolge und gingen in Begleitung des Papſtes und aller anweſenden Prieſter nach dem kaiſerlichen Palaſte zurück. Die Jungfrau führte den Zug an und ging zunächſt in den Baumgarten zu dem Brunnen, an welchem Robert ſich zum Kampfe gerüſtet und nach dem Siege entwappnet hatte. Hier befahl ſie, einen großen Stein hinweg zu wälzen, und unter demſelben fand man die Lanzenſpitze, welche Robert verwundet hatte. Auch der Ritter, dem dieſe Lanzenſpitze gehört hatte, war zugegen, er erkannte dieſelbe als die ſeinige, und als er den Schaft der Lanze herbeibringen ließ, ſo ſahen alle, daß Schaft und Spitze ſo wohl an einander paßten, als ob ſie niemals getrennt worden wären. Hierauf nun erzählte die Kaiſertochter den ſtaunenden Zeugen, daß ſie dreimal geſehen, wie der arme hilfsbedürftige Narr, welcher ſeit ſieben Jahren am Hofe ihres Vaters ſich aufhalte, mit den Hunden eſſe und ſchlafe, hier an dieſem Brunnen vor der Schlacht die blanken Waffen angelegt und nach errungenem Siege hier wieder abgethan habe. „Ich habe,“ fuhr ſie fort: „dieſes euch durch Zeichen mehr als einmal zu verſtehen gegeben, aber man hat mir nicht glauben wollen. Roß und Waffen ſind jedesmal erſchienen und verſchwunden, ich weiß nicht woher und wohin, aber das weiß ich, daß der Held, der dieſe Waffen ſo ſiegreich gegen die Sarazenen getragen, noch in dieſem Augenblicke als ein verachteter Narr bei den Hunden liegt und keinen Arzt hat, der ihm ſeine ſchwere Wunde verbindet. Laſſet uns zu ihm gehen, betrachtet ſeine Wunde und erkennet, daß ich die Wahrheit geredet habe.“ Nun gingen alle zu dem Orte, wo Robert wie gewöhnlich bei den Hunden auf dem Stroh lag. Alle, ſelbſt der Papſt und der Kaiſer neigten ſich vor ihm ehrfurchtsvoll, er aber ſtarrte ſie an, als wüßte er nicht, was um ihn vorgehe. Da ſagte der Kaiſer zu ihm: „Komm her, mein Freund, ich bitte dich, zeige mir deinen Schenkel, ich will ihn ſehn.“ Nun merkte Robert wohl, was das zu bedeuten habe, aber er ſtellte ſich blödſinnig, that als ob er die Worte des Kaiſers nicht verſtände, und drehte mit thörichtem Lächeln ſpielend einen Strohhalm zwiſchen ſeinen Fingern. Da trat der Papſt feierlich vor ihn hin und ſprach: „Menſch, ich befehle dir im Namen des ewigen Gottes, ich beſchwöre dich bei den Wunden unſeres Herrn und Heilandes, thue deinen Mund auf und rede, wenn du anders zu ſprechen vermagſt.“ Robert ſprang auf und wußte nicht, was er thun ſollte; aber in dieſem Augenblicke erſchien der fromme Eremit, welchen Gott ausgeſandt hatte, ihn zu ſuchen und ihm ſeinen Willen zu verkünden. Der fromme Prieſter trat herbei und ſprach: „Höre auf mich, mein Sohn, und vernimm, was Gott mir befohlen hat dir zu ſagen. Erhebe dich aus dem Staube, Robert von der Normandie, den die Menſchen den Teufel nannten, der aber von allen ſeinen Sünden durch harte Buße und herrliche Werke nunmehr gereinigt iſt, und der fürderhin ein Mann Gottes heißen ſoll, weil Gott durch ihn dieſes Land und ſeine heilige Kirche von der Hand der Sarazenen erlöſt hat. Gott der Herr hat Wohlgefallen an dir und löſet durch mich das Band deiner Zunge und gebietet dir, den falſchen Schein eines Thoren abzulegen und zu ſein, der du biſt, ein ritterlicher Held, der das Schwert führt zu Ehren Gottes, zum Schutze der Kirche, zur Errettung aller derer, die unſchuldig Noth leiden. Du wirſt dein Eigenthum, das ſchöne Herzogthum der Normandie, wiedererlangen und es verwalten zur Ehre des Gottes, der dich erlöſt hat von deinen Sünden und aus der Macht des Teufels.“ Als der fromme Prieſter dieſe Worte geſprochen, fiel Robert nieder auf ſeine Kniee, erhob ſeine Hände und ſeine Augen gen Himmel und ſprach: „Erhabener Herr des Himmels, der du meine Uebelthaten mir vergeben haſt, ſei gelobt und geprieſen!“ — Hierauf erhob ſich Robert mit edlem Anſtand und ſprach: „Heiliger Vater, und ihr, mein Herr und Kaiſer, wiſſet, daß ich allerdings der Knecht Gottes bin, der die Sarazenen mit den Waffen geſchlagen, die Gott ſelbſt durch ſeinen Engel mir geſendet; aber gebet dem die Ehre, der mächtig wird im Schwachen und laſſet mich ziehen in Frieden von hinnen in mein Land, dem ich einſt wehe gethan und dem ich nunmehr durch die Gnade Gottes wohl zu thun gedenke.“ Als die Anweſenden dieſe Rede hörten und ſahen, mit welcher Würde und mit welchen adeligen Sitten derjenige ſich benahm, der noch kurz zuvor ein blödſinniger Thor geſchienen hatte, als ſie die volle, wohltönende Stimme deſſen vernahmen, der ſieben Jahre lang ſtumm geweſen war, da kam er ihnen ſo liebenswerth und



dabei ehrwürdig vor, daß ſie ihm hätten zu Füßen fallen mögen. Der Papſt und der Kaiſer ſchloſſen ihn in ihre Arme, ſegneten und dankten ihm, aber Robert wand ſich los und bat nur, daß ihm der Kaiſer ein Roß und ritterliche Waffen geben möge. Vergebens bot ihm der Kaiſer den Preis an, den er dem Ritter mit den blanken Waffen ausgeſetzt hatte; Robert ſagte, die Gnade Gottes ſei der einzige und höchſte Lohn, den er durch ſein Thun erſtrebt habe. So blieb er denn nicht länger mehr an dem Hofe des Kaiſers, als bis ſeine Wunde im Schenkel durch geſchickte Wundärzte ſo weit geheilt war, daß er die Reiſe antreten konnte. Der Kaiſer ſtattete ihn, wie ihm und dem Helden geziemte, mit Dienern, Roſſen und Waffen aufs herrlichſte aus, und ſo zog Robert von hinnen; die ſchöne Kaiſertochter aber blieb in Rom und weinte im Stillen dem Helden nach, der ſie und das Reich ihres Vaters verſchmäht hatte.

Wie Robert mit der Tochter des Kaiſers vermählt wird.

Robert ritt ſeines Weges nach der Normandie. Da geſchah es aber, daß Gott ſeinen Engel dreimal des Nachts an ihn abſchickte. Der Engel erſchien ihm im Traume und ſagte zu ihm: „Kehre um, Robert, denn es iſt Gottes Wille, daß du die Tochter des Kaiſers zum Weibe nimmſt. Sie iſt eine ſittige und fromme Jungfrau, liebt dich von Herzen und wird dir Kinder gebären, an denen Gott und Menſchen Freude haben, und die ein Schirm der Kirche und eine Stütze aller Nothleidenden ſein werden.“ Als Robert die erſten beiden Male dieſen Traum hatte, folgte er ihm nicht, ſondern ſtrafte ſich ſelbſt, denn er meinte, ſein Herz, welches Wohlgefallen an der holden Jungfrau gefunden, habe dieſen Traum aus ſeinem Uebermuthe und wolle ihn zu weltlichem Thun verleiten. Als aber der Engel zum dritten Mal wiederkehrte und ihm zugleich wie früher ſagte, daß der Kaiſer auch den

Willen Gottes erfahren habe und ſeiner Rückkunft harre, da kehrte Robert um und ritt wieder gen Rom. Da war der Engel Gottes auch dem Kaiſer in der Nacht erſchienen und hatte ihm geſagt: „Am dritten Tage kehrt auf Befehl Gottes Robert von der Normandie zurück nach Rom, denn es iſt ihm geſagt, daß er dein Eidam werden ſoll; darum wundre dich nicht über ſeine Umkehr und vermähle ihn mit deiner Tochter.“ Am dritten Tage ließ der Kaiſer einen ſchönen Zug bereiten, befahl ſeiner Tochter, ſich aufs herrlichſte zu ſchmücken und ritt mit ihr und dem ganzen ſtattlichen Gefolge aus Rom auf dem Wege, den Robert geritten war. Da währte es nicht lange, daß Robert mit ſeinen Leuten ihnen entgegen kam, und als nun der Kaiſer ihn und er den Kaiſer erkannte, da wußten ſie beide, daß wirklich ein Engel des Herrn im Traume zu ihnen geredet habe und dachten daran, den Willen Gottes zu vollbringen. Robert machte im Angeſicht des Kaiſers Halt und ſprang vom Roſſe, daſſelbe thaten auch der Kaiſer, ſeine Tochter und das ganze Gefolge. Der Kaiſer nahm die Hand der Jungfrau und ging mit ihr Robert entgegen, dieſer ließ ſich grüßend auf ein Knie nieder; der Kaiſer aber hob ihn auf, umarmte ihn und legte dann ſeine Hand in die Hand der ganz erſtaunten Jungfrau, indem er ſprach: „Nimm hin, mein Sohn Robert, dieſe meine einzige Tochter und Erbin zu deinem ehelichen Weibe, ſolches iſt der Wille Gottes, der dir und mir verkündet ward.“ Die Jungfrau ließ es mit holdem Erröthen geſchehen, daß ſie Robert als ſeine Braut in ſeine Arme ſchloß. Noch an demſelben Tage ward die Trauung vom Papſte ſelbſt mit großem Gepränge gehalten, und darauf währten die Hochzeitsfeierlichkeiten noch vierzehn Tage in angemeſſener Pracht und Herrlichkeit. Da gab es täglich ritterliche Spiele, bei denen man Roberts ritterliche Mannhaftigkeit und ſeine ſeltene Waffenkunſt ſchaute und die Lieblichkeit ſeiner Braut bewunderte. Nachdem aber die Hochzeit vorüber war, nahm Robert mit ſeiner Gemahlin Abſchied vom Kaiſer, vom Papſte und allen edlen Römern und ritt mit einem zahlreichen Gefolge und mit einem Zuge reich beladener Maulthiere heim nach der Normandie, um Vater und Mutter aufzuſuchen, die nunmehr zum erſten Mal reine Freude und Wonne an ihrem einzigen Sohne haben ſollten.

Wie Robert als Herzog in der Normandie empfangen wird und Gerechtigkeit übt.

Als Robert mit ſeiner jungen und ſchönen Gemahlin nach Rouen, in die Hauptſtadt der Normandie, kam, da empfing man ihn mit großem Jubel, denn das Land war in großer Betrübniß und Bedrängniß und hoffte von Robert Erlöſung daraus. Robert aber ward in ſeinem Herzen betrübt, denn er hörte, daß ſein Vater, der fromme und reiche Herzog Hubertus, vor einem halben Jahre mit Tode abgegangen ſei. Seine Mutter aber fand Robert noch am Leben, ſie vergoß helle Freudenthränen, als ſie ihn wiederſah, und fiel Gott dankend auf ihre Knie nieder, als ſie erfuhr, welche Gnade ihm Gott habe zu Theil werden laſſen, worauf ſie ihn und ſein Weib ſegnete. Seit dem Tode Hubertus hatte die Herzogin in Hoffnung der Heimkehr ihres Sohnes Robert die Regierung geführt, aber unter großer Noth und Bedrängniß. Es lebte nämlich in der Nähe von Rouen ein böſer, wilder und treuloſer Ritter, welcher die Herrſchaft über die Normandie mit Gewalt an ſich zu reißen ſuchte, und der Herzogin nach Gut und Leben trachtete. Kein Ritter und Baron, obſchon alle über ſeinen frechen Uebermuth innerlich empört waren, wagte ſich ihm entgegen zu ſtellen, und die Herzogin hatte keine Sicherheit, als die Mauern der Stadt Rouen und die Arme der getreuen Bürger in der Stadt. Als aber Robert zurückgekehrt war und ſich zugleich das Gerücht von ſeiner gänzlichen Sinnesänderung und von ſeinen Heldenthaten gegen die Heiden vor Rom verbreitete, da ſtrömten alsbald die

Edlen des Landes von allen Seiten mit ihren Reiſigen unaufgefordert gen Rouen, um ihrem neuen Herzog zu huldigen und bei ihm über die Unthaten jenes böſen Ritters Beſchwerde zu führen. Da ſchwur Robert Gerechtigkeit zu üben an dem Frevler, überzog ihn mit Fehde, nahm ihm ſein feſtes Schloß und brachte ihn ſelbſt gefangen nach Rouen. Hier ſtellte er ihn vor ein Gericht, welches ſeine Schandthaten unterſuchte und ihm das Urtheil ſprach, daß er ſchuldig ſei und am Galgen aufgehenkt werden ſolle; welches auch geſchah.

Wie Herzog Robert den Seneſchall züchtigt, der ſich abermals gegen den Kaiſer empört hat, und wie es ihm weiter bis an das Ende ſeines Lebens ergangen iſt.

Herzog Robert lebte mit ſeiner Mutter und mit ſeiner Gemahlin mehre Jahre in Ruhe und Frieden, Liebe und Frömmigkeit zu Rouen, als eines Tages Boten geritten kamen, welche der Kaiſer an ihn ſandte. Die Boten traten vor ihn und ſagten: „Herr Herzog, unſer Herr der Kaiſer ſendet uns von Rom aus zu euch und läßt euch um Hilfe wider den Seneſchall bitten, der ſich gegen Ihn empört hat.“ Alsbald, nachdem Robert mit großer Entrüſtung dieſe Botſchaft vernommen hatte, ließ er alle tapfere Ritter und Knappen der Normandie zu ſich berufen, übergab einem Theile derſelben die Bewachung der Normandie und zog mit den übrigen, einem ſtattlichen Heere, gen Rom, um dem Kaiſer zu helfen. Leider aber kam er zu ſpät, denn der ſchändliche Seneſchall hatte die Stadt Rom durch einen Ueberfall genommen und den Kaiſer in ſeinem eigenen Palaſte überfallen und ermordet. Als aber Robert der Stadt ſich näherte, da zog ihm der Seneſchall mit ſeinen Leuten entgegen, und es entbrannte eine blutige Schlacht. Robert ſuchte während des Kampfes den Seneſchall und als er ſeiner anſichtig ward, rief er ihm zu: „Verräther, an dieſem Tage ſollſt du die Strafe deiner Bosheit empfangen. Einſt haſt du ſelbſt aus Büberei deinen Leib mit der Spitze deiner Lanze verwundet, heut aber ſieh dich vor, daß dein Leib nicht von einem Andern in allem Ernſte durchſtoßen wird, denn du haſt deinen Herrn und Kaiſer ehrlos umgebracht, und dafür ſollſt du deinen Lohn erhalten!“ Indem Robert dieſe Worte ſprach, knirſchte er vor bitterer Wuth mit den Zähnen, dann ſprengte er heran und fällte einen als [illegible] gen [illegible] auf die Zähne ſpaltete. So ſtarb dieſer Böſewicht, nachdem er den Gipfel der Bosheit erreicht und ſich des kaiſerlichen Stuhles mit Gewalt bemächtigt hatte, nach welchem er ſo lange getrachtet, und zwar fiel er durch die Hand deſſen, den er um den Preis ſeiner Thaten argliſtig zu bringen geſucht hatte. Nachdem Robert den Seneſchall erſchlagen und den Römern den Frieden wiedergegeben hatte, wollten ihn dieſe auf den kaiſerlichen Thron erheben, Robert aber ſchlug denſelben aus und kehrte zu ſeiner Gemahlin in ſein Herzogthum zurück. Seine Liebe und die Frömmigkeit der alten Herzogin tröſteten die über den Tod ihres Vaters tiefbetrübte Gemahlin Roberts. Dieſe gebar hierauf einen Sohn, welcher den Namen Richard erhielt und ein ſtarker und ritterlicher Held ward, der nachmals mit Kaiſer Karl dem Großen hohe Thaten verrichtete und den chriſtlichen Glauben im ſiegreichen Kampfe gegen die Sarazenen verherrlichte.

Robert, der in ſeiner Jugend der Teufel hieß, nach ſchwerer Buße aber ein Mann Gottes ward, lebte zum Heil ſeines Landes und zur Freude ſeiner Unterthanen noch lange Jahre in einer überaus glücklichen Ehe mit ſeiner holden Gemahlin. Nachdem er ſeine fromme Mutter, die bis an ihr Ende nicht aufhörte gute Werke zu thun und Gott zu bitten, daß er ihr die einzige große Sünde, die ſie an ihrem Sohne Robert vor deſſen Geburt begangen, um deſſen Bekehrung willen vergeben möge, feierlich beſtattet hatte, nachdem er auch ſeiner geliebten Gemahlin die Augen im Tode geſchloſſen hatte, übergab er ſeinem zum Manne erwachſenen Sohne Richard das Regiment, ging in ein von ihm erbautes Kloſter und ſtarb darin nach wenigen Wochen als ein frommer, mit Gott verſöhnter Chriſt, beweint von ſeinen Unterthanen, die ihn liebten und ſegneten, ſo wie ſie ihn in den Tagen ſeiner wilden Jugend gehaßt und verflucht hatten. Und wie er, ſo möge jeder Sünder zur Erkenntniß ſeiner Frevel kommen, die Gnade Gottes erſtreben und erringen, um am Ende ſeines Erdenlebens die Krone der Gerechtigkeit davon zu tragen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Schnurren.

Volksbücher. 27.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Dionyſius der ältere, König von Sicilien, machte Verſe. Seine Schmeichler bewunderten ſie; nur Philoxenos, ein Gelehrter, hatte vieles daran zu tadeln. Dieß erbitterte den Tyrannen dergeſtalt, daß er den Philoxenos auf die Galeeren ſchickte. Indeß baten ihn ſeine Freunde bald wieder los. Dionyſius zog ihn ſogar wieder zur Tafel. Einſt las er nach der Tafel abermals ein Gedicht vor und verlangte des Philoxenos Meinung darüber zu vernehmen. Dieſer wandte ſich ohne dem Könige zu antworten, zur Leibwache und ſagte: „Bringet mich nur wieder auf die Galeeren.“

Ein mit Brillen handelnder Jude bot einem jungen Manne eine zum Kauf an. „Was ſieht man durch die Brille?“ — „Alles, mein Herr, was Sie wollen, ſehr klar und deutlich,“ antwortete der Jude. Der junge Mann nahm eine Brille, ſetzte ſie auf die Naſe und ſah den Brillenhändler und noch einige andere Juden an, die neben ihm ſtanden. „Das iſt ja ein ſchnurriges Glas,“ ſagte er: „man ſieht dadurch nichts als Spitzbuben.“ — „Ei bewahre!“ rief der Jude. „Laſſen Sie 'mal ſehen!“ Der Jude ſetzte die Brille auf, ſah den jungen Mann an und rief aus: „Nu, wahrhaftig, der Herr hat Recht!“

Ein Dieb ſtahl in einem Hauſe einen großen kupfernen Waſchkeſſel. Als er mit demſelben hinausgehen wollte, trat der Herr des Hauſes herein. Der Dieb rief ihm ſogleich entgegen: „Nehmen Sie ſich in Acht, mein Herr, daß Sie ſich nicht ſchwarz machen.“ Der Eigenthümer des Keſſels ging alſo aus dem Wege und machte dem Diebe Platz, weil er glaubte, daß an dem Keſſel etwas auszubeſſern ſei.

Ein katholiſcher Geiſtlicher wurde zu einem Kranken gerufen, welcher vom Teufel beſeſſen ſein ſollte. Er nahm ſeinen ſehr einfältigen Neffen mit, welcher geiſtlich ſtudirt hatte, und der ihm in Kurzem zum Gehülfen beigeordnet werden ſollte. Der Geiſtliche ſchärfte es dem Neffen ein ſich in ſeinen Antworten nach ihm zu richten, damit er ſich nicht lächerlich mache. Gleich beim Eintritte der geiſtlichen Herren zeigte der Beſeſſene auf den alten ehrwürdigen Geiſtlichen und ſprach: „Wer iſt dieſer Heilige?“ Da antwortete der Pfarrer mit frommer Miene: „Ich bin noch kein Heiliger, hoffe aber durch Gottes Beiſtand dereinſt noch ein ſolcher zu werden.“ Jetzt wendete ſich der Beſeſſene an den jungen Candidaten und ſprach: „Wer iſt dieſer Eſel?“ Da ſprach der Candidat mit frommer Miene: „Ich bin noch kein Eſel, hoffe aber durch Gottes Beiſtand dereinſt noch ein ſolcher zu werden.“

Es wollte Jemand ein Pferd kaufen; er ging alſo zu einem Roßkamme, bei dem er eins fand, das ihm gefiel. Der Roßtäuſcher forderte dafür 80 Thaler und verſicherte, daß er nichts vorgeſchlagen habe, ſondern das Pferd ihm als ſeinem guten Freunde für den genaueſten Preis laſſen wolle. „Gut, antwortete der Käufer, ich habe nur funfzig Thaler bei mir, die will ich Ihnen gleich geben und die übrigen dreißig ſchuldig bleiben.“ Der Roßtäuſcher verſetzte: „O! das hat gute Wege, machen Sie mit mir keine Umſtände.“ Nach einiger Zeit forderte derſelbe die dreißig Thaler. „Mein Herr!“ ſagte der Käufer: „wir müſſen uns an unſere Abrede halten. Ich habe Ihnen geſagt, daß ich Ihnen dreißig Thaler ſchuldig bleiben wolle; Sie waren damit zufrieden. Wenn ich ſie Ihnen bezahlte, ſo bliebe ich Ihnen nichts ſchuldig, und das wäre gegen die Abrede.“

Ein Spanier ſtritt ſich mit einem Portugieſen über die Vorzüge ihrer Nationen. Der Spanier behauptete, daß die Portugieſen weit hinter ſeinen Landsleuten zurückſtänden, und zum Beweiſe führte er unter andern an, daß das Haupt der Kirche, der heilige Petrus, ein Spanier geweſen ſei. Der Portugieſe wollte dies nicht zugeben, ſondern meinte, der h. Petrus ſei im Gegentheil ohne Zweifel ein Portugieſe geweſen. Beide konnten ſich nicht darüber einigen und ſie kamen daher überein, daß ſie dem Erſten, der ihnen begegnen würde, die Sache zur Entſcheidung vortragen wollten, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ganz unparteiiſch urtheile. Es ſtieß ihnen ein Mann von Stande auf und ſie legten ihm ihre Frage vor: ob der heilige Petrus ein Spanier oder ein Portugieſe geweſen ſei? Der Befragte, ein Portugieſe, verſetzte: „Allerdings war er ein Spanier.“ Der Portugieſe wunderte ſich höchlich und äußerte ſein Befremden darüber, daß jener ein ſo nachtheiliges Urtheil gegen ſeine eigenen Landsleute hätte fällen können. „Mein Freund!“ ſagte der Schiedsrichter: „ich rede die reine Wahrheit. St. Petrus war unſtreitig ein Spanier, denn wäre er ein Portugieſe geweſen, ſo hätte er nimmermehr ſeinen Herrn und Meiſter verrathen.“

Ein Handwerksmann hatte zwei Söhne, einer war faul und ſchlief gern, der andere war munter und arbeitete, und war ſchon mit dem Tage aus dem Bette. Wie dieſer nun einſtmals frühe ausging, fand er eine ſeidene Geldbörſe mit etlichen Ducaten. Er nahm die Geldbörſe, ging nach Hauſe, und zeigte ſie ſeinem Vater. Dieſer ging mit derſelben in die Kammer, wo der faule Sohn noch im Bette lag, zeigte ihm die Geldbörſe und ſagte zu ihm: „Siehſt du, Faullenzer, was Dein Bruder gefunden hat, weil er ſo früh heraus iſt.“ „Ich ſehe es wohl;“ ſagte der Faule: „aber, Vater, wenn der, welcher die Geldbörſe verloren hat, wie ich, im Bette geblieben wäre, ſo hätte er ſie noch.“

Als Katharina II. den Krieg mit den Türken fortſetzte und der Fürſt Potemkin das Obercommando des ruſſiſchen Heeres führte, kam ein junger deutſcher Kaufmann, der ſich in dortiger Gegend von allen Mitteln entblößt aufhielt, ins ruſſiſche Lager und ließ ſich beim Fürſten anmelden, um Dienſte unter ſeinen Fahnen zu nehmen. Er ward in Potemkins Zelt eingeführt und mit den Worten: „Was ſind Sie für ein Landsmann?“ von dem Fürſten empfangen. Ganz demüthig antwortete der arme Unglückliche: „Ein Deutſcher.“ — „Ein Deutſcher!“ rief der Fürſt, es iſt gut! Sie ſollen als Arzt, woran wir Mangel leiden, bei unſerer Armee angeſtellt werden.“ — „Verzeihen Ihro Durchlaucht, entgegnete der Fremde: „ich habe nicht Medicin ſtudirt.“ — „Das thut ichts!“ unterbrach ihn Potemkin: „ich weiß, die Deutſchen finden ſich n Alles.“ — „Aber Ihro Durchlauchte,“ fuhr der junge Mann fort: ich kann umöglich dieſen Poſten bekleiden.“ — „Machen Sie keine Umſtände,“ ſagte der Feldherr hitzig: „Sie werden ſogleich eine Officiers-Uniform bekommen und funfzig Rubel monatliche Löhnung haben.“ — Wirklich befahl er ſeinem Adjutanten, den Fremden augenblicklich einzukleiden und in den Lazarethen als neuen Arzt der Armee bekannt zu machen.

Als einſt ein Officier auf der Reiſe in einem Gaſthofe einkehrte, ſagte der Wirth, welcher den Namen und Stand des Officiers ausforſchen wollte ohne gerade darnach zu fragen, zu demſelben: „Ich glaube Sie ſchon irgendwo geſehen zu haben.“ Der Officier wollte ſich mit ihm nicht einlaſſen und antwortete ganz kurz: „Wahrſcheinlich, denn ich komme oft dahin.“

Ein Bauer hatte einen ſehr leichten Dukaten. Vergeblich hatte er ſchon oft geſucht, denſelben los zu werden. Einſt hatte er in der damals gerade ſehr theuern Zeit viel Geld für ſeine Frucht gelöſt, und machte daher auch einen ſtarken Einkauf für ſeine Bedürfniſſe im Kramladen. Er ſuchte dabei den leichten Dukaten los zu werden; allein der pfiffige Ladendiener erklärte dem Bauer rund heraus: dieſer Dukaten ſei ſo ſchlecht, daß er ihn gar nicht brauchen könne. Nachdem der Bauer nach vielem Druchſen mit anderem Gelde die ausgeſuchte Waare bezahlt hatte, wurde er zuletzt noch von ſeinem Söhnlein Hänschen daran erinnert, daß er ſeiner Mutter gelobt habe, den fatalen Dukaten nicht wieder in das Haus zu bringen. Dieſes Gelübdes ſich jetzt wieder erinnernd, erſuchte nun der alte Hans den Ladendiener recht freundlich, den Dukaten zu wiegen und ihn zu wechſeln. Der Diener holte die Goldwaage, legte einen Carolin in das eine und den beſchnittenen Dukaten in das andere Waagſchälchen derſelben und fand den Beſchnittenen ſechs und ſiebenzig Aß zu leicht; da man nun auf ein Aß Gold einen Groſchen rechne, ſo thue er ſein Möglichſtes, wenn er den Dukaten unter der Bedingung annehme, daß ihm Hans noch drei gute Groſchen zugebe. Ja, er habe eigentlich noch einen Groſchen Schaden dabei; doch wolle er es aus alter Bekanntſchaft und weil Hans immer bei ihm kaufe, nicht ſo genau nehmen. Hans kratzte ſich hinter den Ohren, legte zögernd erſt einen Groſchen, dann zwei und endlich noch einen halben Groſchen hin, und ging. Auf dem Wege rechnete er die Sache mit dem kleinen Hans durch. „Hänschen,“ ſagte er kopfſchüttelnd: „die Rechnung iſt richtig, ich habe dem Kerl noch einen Sechſer abgezwackt, und um einen Groſchen hat er ſich ſogar Schaden gethan.“

Ein Bauer hatte ſeinem Nachbar eine Schüſſel voll Milch in Verwahrung gegeben. Als er ſie ihm wieder abforderte, gab dieſer vor, die Fliegen hätten die Milch aufgefreſſen. Er ward verklagt, und der Richter befahl ihm, die Milch zu erſetzen. Er wiederholte wohl zwanzigmal, daß die Fliegen ſie aufgefreſſen hätten. „Warum haſt Du ſie nicht todtgeſchlagen?“ ſagte der Richter. „Aber iſt es denn erlaubt, die Fliegen todtzuſchlagen?“ verſetzte jener. „O! ja,“ antwortete der Richter: „ſchlage ſie todt, wo Du ſie findeſt.“ Sogleich gab der Bauer dem Richter eine derbe Ohrfeige und ſagte dabei: „Herr! da ſitzt eine rechte große Fliege, die juſt ſo ausſieht, wie diejenigen, welche die Milch aufgefreſſen haben.“

Ein böhmiſcher Bauernbuſch ſollte heirathen. Er fürchtete ſich aber ganz entſetzlich und weinte bitterlich. Der Vater ſprach ihm Muth zu und ſagte: „Ale Dummkupp! was is e zu ferchten? was machſte fer Dalkereien? Mi, ſchau me an, hob i nie auch heirath?“ „Jha,“ ſchluchzte der Junge: „Pantato hat e heirath Pani Mamo, ale i muß nemmen ani ganz fremde Perſchon!“

Bei einem Gaſtmale begoß ein ungeſchickter Bedienter einer Dame das ganze prachtvolle Kleid mit der eben hereingebrachten Suppe. „Machen ſich Ew. Gnoden nix draus,“ ſagte tröſtend der böhmiſche Diener: „is e in Kuchel noch ganzes Tüpperl vull Suppen.“

Ein Menſch, der in allen ſeinen Unternehmungen ſehr unglücklich war, rief voll Grimm über ſein Mißgeſchick aus: „Ich glaube, wenn ich ein Hutmacher geworden wäre, ſo hätte unſer Herrgott die Menſchen ohne Köpfe erſchaffen.“

Ein Geizhals fragte jedesmal den Bedienten, den er in Dienſte nehmen wollte, ob er pfeifen könne, und wenn er dieſes nicht vermochte, nahm er ihn nicht an. Jemand erkundigte ſich nach der Urſache dieſer Frage. „Ich ſchicke,“ ſagte der Geizige: „meinen Bedienten allein in den Keller, um Wein zu holen, und da muß er während der ganzen Dauer dieſes Geſchäfts laut pfeifen, damit ich mich überzeuge, daß er nichts trinkt.“

Ein Schiffskapitain hatte in ſeiner Cajüte für ſeinen Tiſch einen Korb feinen Weines ſtehen. Als er einſtmals ſeinen Vorrath überzählte, fand er, daß mehr Flaſchen fehlten, als er getrunken zu haben ſich erinnern konnte. Der Verdacht fiel auf den Schiffsjungen, der ihm aufwartete, weil dieſer am meiſten in der Cajüte zu thun hatte. Um nun hinter die Wahrheit zu kommen, verbarg ſich der Kapitain in der Nebenkammer um die Zeit, wo jener den Tiſch decken mußte. Der Junge kam und wie er ſeine Sache in Ordnung gebracht hatte, ging er über den Korb, nahm eine Bouteille heraus und ſagte: „Jean von Dörſten gebürtig aus Rotterdam iſt gewilligt mit Jungfer Roſina Clairet gebürtig aus Bourgogne ſich zu verehelichen, und wird hiermit zum erſten, andern und dritten Mal aufgeboten, und wenn kein Einſpruch geſchieht, ſoll die Trauung gleich hierauf vor ſich gehen.“ Hiermit ſetzte er die Bouteille an den Mund, trank ſie in einigen Zügen leer und warf ſie zum Fenſter hinaus. Der Capitain ließ ſich während der Mahlzeit nichts merken; nach Tiſche aber verſah er ſich mit einem Ende Schiffstau und rief den Jungen auf das Verdeck. „Jean,“ ſagte er: „ich habe Dir etwas Luſtiges zu erzählen; ich will Dich verheirathen.“ — „So!“ verſetzte der Junge und machte große Augen, als er das Tau ſahe. „Ja,“ antwortete der Kapitain: höre nur zu, es ſoll Alles ordentlich zugehen.“ Darauf fing der Kapitain an: „Gegenwärtiger Jean von Dörſten gebürtig aus Rotterdam ſoll mit Jungfer Barbara Strips gebürtig aus Rußland copulirt werden und wird dießfalls hiermit zum erſten, andern und dritten Mal proclamirt, und wenn kein Einſpruch geſchieht, ſo ſoll die Trauung ſogleich vor ſich gehen.“ Zugleich hob er den Arm auf um die Trauung zu vollziehen. „Halt, Capitain!“ rief der Junge: „ich thue Einſpruch.“ „Was, Schurke!“ antwortete dieſer: „haſt Du meinen Wein nicht geſoffen?“ — „Ja,“ verſetzte der Junge: „wenn Sie das aber wiſſen, ſo wiſſen Sie auch, daß Alles nach der Ordnung geſchehen iſt. Warum haben Sie nicht Einſpruch gethan, wie ich jetzt thue, ſo hätte die Trauung unterbleiben müſſen.“ Der Capitain mußte über dieſen Einfall lachen und ſagte: „Dießmal mag es Dir geſchenkt ſein, aber ich rathe Dir, nie wieder an die Jungfer Clairet zu denken, ſonſt ſoll Deine Trauung mit der Jungfer Strips ſo feierlich vollzogen werden, daß Du zeitlebens an den Hochzeittag denken ſollſt.“

In London ſaß ein Bürger wegen Schulden im Gefängniß. Er brachte daſelbſt ſchen zwei Jahre zu und hatte keine Ausſicht ſeine Gläubiger je befriedigen zu können. Einſt beſchied er ſie alle zu ſich um, wie er ihnen ſagen ließ, ein Abkommen mit ihnen zu treffen, das ſie gewiß nicht bereuen ſollten. Sie erſchienen alle, wenn nicht mit der Hoffnung bezahlt zu werden, doch aus Neugier ſeinen Vorſchlag zu hören. „Meine Herren!“ ſagte er: „es iſt eine unangenehme Sache mit dem Gefängniß, nicht nur für mich, ſondern noch mehr für Sie. Es koſtet Ihnen wöchentlich einen baaren Thaler, und Gott weiß am beſten, wie viele Thaler es Ihnen noch koſten wird. Wiſſen Sie was? Laſſen Sie mich auf freien Fuß, geben Sie mir wöchentlich einen Gulden und ſchreiben Sie die übrigen acht Groſchen von meiner Schuld ab. So kommen Sie allmählig zu Ihrem Gelde, und ich zu meiner Freiheit.“

Ein engliſcher Banquier Namens Sair ward angeklagt, daß er die Abſicht gehabt habe ſich des Königs Georg III. zu bemächtigen und ihn nach Philadelphia zu ſchaffen. Vor die Schranken des Gerichts geſtellt, entgegnete er: „Die Beſchuldigung, meine Herren, iſt in der That ſehr lächerlich. Ich weiß wohl, wozu ein König einen Banquier gebrauchen kann, aber ich weiß wahrlich nicht, was ein Banquier mit einem Könige anfangen ſollte.“

Ein Kranker klagte einem mürriſchen Arzte in London, daß er weder liegen, noch ſtehen, noch ſitzen könne. Der Arzt antwortete ihm kurz: „So hängt Euch."

Ein Reiſender fuhr auf einem Segelſchiffe die Elbe hinab. Man kam an eine heftige Strömung. Da erzählte der Schiffer dem Reiſenden, daß es große Schwierigkeiten habe, durch dieſe Strömung aufwärts zu fahren, und ſetzte ärgerlich hinzu: „Warum aber iſt es nicht ſo eingerichtet, daß die Elbe auf der einen Seite hinauf, auf der andern herunter fließt! Bis ſie darüber nicht ein Geſetz geben, iſt uns Schiffern nicht zu helfen!"

Ein Geiſtlicher, welcher ſehr begehrlich war, fragte einen Knaben: wie man denn die Leute zu nennen pflege, welche ſich Alles, es ſei recht oder unrecht, zuzueignen pflegten. Der Knabe gab keine Antwort. Der ehrwürdige Herr wollte den Knaben auf die Antwort führen und ſagte: „Nun, mein Sohn! das ſind die Gei— Gei— Gei—" — „die Geiſtlichen!" fuhr der Knabe raſch heraus.

Der Rauchtabak wurde in der Kurmark Brandenburg erſt unter dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm bekannt. Man hielt ihn für nichts gutes, ſelbſt die Geiſtlichen eiferten auf der Kanzel dagegen und nannten das Rauchen ein Vorſpiel des hölliſchen Feuers. Ein Mohr, der einſt den Kurfürſten auf der Jagd begleitete, bot einem Bauer eine Pfeife Tabak an. „Ne, gnädger Herr Düvel," verſetzte dieſer voll Demuth und Angſt: „ik frete keen Füer."

Der Herzog von … ging auf ſeinen Reiſen eines Sonntags in Hamburg in die Kirche. Er war ſehr einfach gekleidet, und niemand kannte ihn. Als der Küſter anfing mit dem Klingelbeutel herum zu gehen, legte der Herzog einen Gulden vor ſich hin. Sein Nachbar, ein junger Rathsherr, ſah dieß als eine Herausforderung an, und holte einen Ducaten heraus; alsbald legte auch der Herzog einen Ducaten neben den Gulden, der Rathsherr noch einen, der Herzog nicht minder, und ſo kamen ſie endlich bis auf zwölf Ducaten. Der Küſter kam. Der

Rathsherr warf ſeine Ducaten zuerſt hinein, der Herzog aber nur d
Gulden, die Goldſtücke ließ er wieder in ſeine Taſche rollen.

Ein berüchtigter Säufer war dem Sterben nahe. Er bat einen
ſeinem Lager ſtehenden Freund ihm noch ein Glas Waſſer zu reiche
„denn,“ ſagte er: „auf dem Sterbebette muß man ſich auch mit ſein
Todfeinden ausſöhnen.“

Ein deutſcher Fürſt ſtellte in ſeinem Lande eine gewaltſame W
bung an. Unter andern ward auch einer Schuſterwittwe ihr einzig
Sohn genommen. Sie lief in der Angſt auf das Schloß und hatte d
Glück den Fürſten ſelbſt zu treffen, dem ſie die dringendſten Vorſtellu
gen that. „Ich kann euch nicht helfen;“ erwiederte der Fürſt: „müſſ
doch meine eigenen Prinzen dienen!“ — „Das glaub ich,“ verſet
die Wittwe: „Ew. Durchlaucht Prinzen haben auch nichts gelern
aber mein Sohn iſt ein Schuſter.“ Der Fürſt mußte lachen und g
Befehl ihren Sohn wieder auf freien Fuß zu ſtellen.

Ein königlicher Secretair in Paris, der ſehr zerſtreut war, ſpeiſ
mit einem Freunde und deſſen Schweſter, welche eine junge Witt
war. Die Dame beklagte ſich, daß ihr plötzlich unwohl werde; d
Secretair gab zu verſtehen, daß er dieſen Zufall für die Anzeichen ein
geſegneten Zuſtandes halte. „Nein, mein Lieber,“ antwortete d
Freund: „das kann es wohl nicht ſein, was meiner Schweſter fehl
ſie iſt ſeit drei Jahren Wittwe.“ — „Vergeben Sie, Madame;“ an
wortete der Zerſtreute: „ich glaubte, ſie wären noch ledig.“

Ein böhmiſcher Rekrut ſtand zum erſten Mal Schildwacht. A
fangs ging er ganz ruhig vor ſeinem Schilderhauſe auf und ab; de
plötzlich kam ihm ein ſonderlicher Gedanke; er blieb vor dem Schilde
hauſe ſtehen, ſah es ſtarr an und ſprach: „Is e das doch a kurio
G'ſchicht! was haben's denn nur an das alte Bretterkaſtel g'freſſe
daß m'r hier ſtengen und das Dings bewachen muß?“

Ein Reiſender kehrte in einer Provinzialſtadt am Rhein in ei
Wirthshaus ein. Als er gegen Abend in den Gaſthof zurückkam, gin

er um die Langeweile zu verſcheuchen in die Gaſtſtube. Hier war noch Niemand, als der Wirth; er fand aber zu ſeiner Verwunderung mehrere Tiſche zum Spiel angeordnet, auf einigen lagen Spielkarten, auf andern ſtanden Becher mit Würfeln. Auf jedem Schemel aber an dieſen Tiſchen lag ein dicker Knüppel. Der Fremde fragte den Wirth, was es mit dieſen Stöcken für eine Bewandtniß habe? „Mein Herr,“ verſetzte der Letztere: „meine Gäſte ſpielen gewöhnlich hier des Abends; es geht aber ſelten ohne Prügel ab; da haben ſie mir die Beine aus den Schemeln geriſſen; nun lege ich gleich jedem einen Stock hin, um meine Schemel ganz zu behalten.“

Ein Bedienter beläſtigte ſeinen Herrn während einer Krankheit unaufhörlich mit der zudringlichen Bitte ſeiner in ſeinem Teſtamente zu gedenken. Müde dieſer Unverſchämtheit ſagte der Kranke endlich: „Ich gebe Dir mein Ehrenwort, ich will Deiner in meinem Teſtamente gedenken; nun laß mich aber auch ungeſchoren.“ Bald darauf machte der Herr ſein Teſtament und einige Monate ſpäter ſtarb er. Der Bediente hatte nun nichts eiligeres zu thun, als ſich in Bezug auf das Verſprechen ſeines verſtorbenen Herrn zu melden und zu bitten, bei der Publication des Teſtaments zugegen ſein zu dürfen. Es wurde ihm bewilligt, das Teſtament entſiegelt und vorgeleſen. Da ſtand denn zum großen Erſtaunen des Bedienten Folgendes: „Mein Diener Johann Frick hat ſo lange in mich gedrungen, bis ich ihm habe verſprechen müſſen ſeiner in meinem Teſtamente zu gedenken. Dieſes mein Verſprechen will ich auch hiermit redlich erfüllen; ich bemerke daher ausdrücklich, daß gedachter Johann Frick auf keinen Fal ein Legat erhalten kann.“

Man fand das alte Leichenhaus, in welches die Särge bis zu Beerdigung eingeſetzt wurden, für die Bevölkerung eines Städtchens zu klein, und es wurde ein neues gebaut. Dieſes neue aber lag ſo wei von der Wohnung des Todtengräbers entfernt, daß man die Vorſicht, welche in Hinſicht auf die Scheintodten vorgeſchrieben iſt, hier nich erfüllen konnte. Der Bürgermeiſter des Städtchens aber wußte ſchnel Rath und befahl, daß man in dem alten Leichenhauſe, welches har an der Wohnung des Todtengräbers ſtand, die Scheintodten, in de neuen Leichenhauſe aber die wirklich Todten beiſetzten ſolle.

Ein Schneider, dem auf der Straße ſein Schnupftuch aus de Taſche gezogen worden war, nähete ſich zu Hauſe ein anderes unte an der Taſche feſt an und ließ den Zipfel heraushängen. So kehrte in die nämliche Straße zurück. Ein Soldat, dem das Schnupftu gefällt, will es dem Schneider aus der Taſche ziehen, er ruckt dara aber es geht nicht, noch einmal, wieder nicht. Da ſah ſich der Schne der Schneider um und lachte. „Hundsfott!“ rief der ergrimmte So dat, der den Kunſtgriff des Schneiders merkte, und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige: „will er ehrliche Leute zu Narren halten?“

In H... wohnten zwei Brüder N.; der eine war Doctor de Rechte, der andere Doctor der Heilkunde. Ein kranker Bauer erkundigte ſich auf der Straße nach Doctor N.'s Wohnung — er mein den Arzt. „Da kommt er eben gegangen!“ erhielt er zur Antwor als des Arztes Bruder auf ihn zukam. Der Bauer trat alſo dem Juriſten entgegen und ſagte: „Lieber Herr Doctor, ich weiß gar nich was es iſt, es juckt mich am ganzen Leibe.“ — „Kratz er ſich, mei Freund!“ war der Beſcheid.

Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher erhielt von dem Fürſte aus beſonderer Gnade die Erlaubniß, ſich ſelbſt die Todesart zu wählen, nach welcher er gerichtet werden ſollte. „Nun wohlan,“ ſagt er: „ſo laßt mich an Altersſchwäche ſterben.“

Ein Irländer, der zur Miethe wohnte, lag bei einem ſchrecklichen Sturme ganz ruhig in ſeinem Bette und ſchlief. Man fürchtete daß das Haus von den heftigen Windſtößen einſtürzen möchte, un einer von den Hausbedienten kam zu dem Irländer um ihn zu wecken „Was gibts?“ fragte dieſer, dem es gar nicht gelegen war aufzuſtehen. „Der Sturm wüthet entſetzlich,“ rief der Bediente: „und da Haus ſteht nicht ſonderlich feſt, wir befürchten ein Unglück.“ — „Nun!“ verſetzte der Irländer, indem er ſich wieder umkehrte und in ſein Bet wickelte, „was geht das mich an? ſagts dem Hausherrn!“

Frau von Grammont äußerte einſt in Gegenwart des türkiſchen Geſandten, daß die Türken rechte Barbaren ſein müßten, weil ſie die Vielweiberei für erlaubt hielten. „Madame,“ entgegnete der Geſandte: „ich ſelbſt würde Ihnen beipflichten, wenn die Natur unſere Frauen mit eben ſo viel Schönheit und Geiſt ausgeſtattet hätte, als Sie. Aber jetzt nehmen wir mehr als eine Gattin um wenigſtens in vielen alle die ſchönen Eigenſchaften zu finden, die wir in einer vergebens ſuchen würden.“

Eine Frau beklagte ſich über einen Diebſtahl, der in ihrem Hauſe von Soldaten begangen worden war. — „Haben die Diebe denn alles weggenommen?“ fragte der Capitain. — „Nein, nein, mein Herr,“ antwortete die Frau: „etwas haben ſie dagelaſſen.“ — „Nun,“ erwiederte der Capitain: „ſo können es meine Leute nicht geweſen ſein, denn die nehmen Alles.“

Maximilian Graf von Gleichen, ein Mann von luſtigem, ſcherzſchaftem Temperamente, hatte einen äußerſt trägen Bedienten. Als er einſt in der Nacht aufwachte, hörte er denſelben im Vorzimmer ſeufzen und die Worte ausſprechen: „Ach, wenn ich doch nur einen Tropfen Waſſer hätte!“ Da dieſe Worte mehrmals unter jämmerlichem Stöhnen wiederholt wurden, ſo zog der Graf die Klingelſchnur. Der Bediente ſprang aus dem Bette und ſagte: „Was befehlen Ew. Gnaden?“ — „Hole mir ein Glas friſches Waſſer!“ Der Bediente mußte ſich bequemen, die Treppen hinunter über den langen Hof bis weit hinten in dem Garten zu gehen um das Waſſer herbeizuholen. Als er daſſelbe brachte, ſagte der Graf: „Nun trink, wenn du ſo durſtig biſt.“

Jemand bemerkte: „Dieſer Kerl iſt ſo rund, ſo dick und feiſt, daß ein ganzer Tag nicht langt, ihn rund umher abzuprügeln.“

Ein deutſcher Prinz wählte zu allen wichtigen Hof- und Kriegsbedienten Franzoſen. Als er eines Tages bei Tafel ſaß, und ſeine ganze Geſellſchaft nur aus Franzoſen beſtand, ſagte einer zu ihm: „Es iſt doch merkwürdig, daß Ew. Durchlaucht der einzige Ausländer ſind.“

In einer kleinen Provinzialſtadt hatte ein Bürgermeiſter, der zugleich Fleiſcher war, einen bewunderungswürdig großen Ochſen gemäſtet. Alles aus der Umgegend ſtrömte zu um das Wunderthier zu ſehen, und die Magd rief jedesmal, wenn Schauluſtige kamen: „Herr Bürgermeiſter! kommen Sie doch herunter, es ſind ſchon wieder Leute da, die wollen den Ochſen ſehen.“

„Ew. Majeſtät, ich träumte dieſe Nacht, daß Sie die Gnade hätten; mich durch ein anſehnliches Geſchenk zu beglücken,“ ſagte ein Hofmann zum König Alphonſus. „Chriſten müſſen nicht an Träume glauben!“ erwiderte der König.

In einer Geſellſchaft verſpielte ein gewiſſer Graf, der ſehr verſchuldet war, große Summen. Einer, der ihm zuſah, ſagte zu einem andern: „Sehen Sie, wie der Graf wieder hinein reitet?“ — „Das iſt wohl wahr;“ erwiederte dieſer: „aber er reitet auf Miethpferden, die ſchont man eben nicht.“

Herr von Verrier, ein Franzoſe, der lateiniſche Verſe machte, verſicherte laut und unverhohlen: daß man nothwendig ein Edelmann ſein müſſe um ein guter Dichter zu ſein.

Der berühmte Prediger Horne ſollte eines Tages in der Johanniskirche zu London predigen. In der Zerſtreuung ging er aber zur Paulskirche. Er trat in die Sakriſtei, ohne ſeinen Irrthum zu merken. Nicht einmal, daß hier ſchon ein Prediger war, brachte ihn zur Beſinnung. Glücklicher Weiſe entſpann ſich zwiſchen beiden Predigern, die ſich perſönlich nicht kannten, folgendes Geſpräch: „Ich werde heute wohl nicht viel Zuhörer haben!“ begann der Prediger. „Und warum das?“ fragte Horne. Der Prediger antwortete: „Weil halb London nach St. Johann ſtrömt, um den berühmten Horne zu hören.“ „So?“ erwiederte Horne ganz gelaſſen: „da muß ich auch dabei ſein.“ Er hatte ſeinen Irrthum eingeſehen, empfahl ſich dem Prediger und eilte zur Johanniskirche, wo man leicht ohne Prediger hätte bleiben können.

Irgendwo hatte man den Boden des Rathhauſes ſeiner geeigneten Lage wegen zum Trocknen der Wäſche gebraucht. Nach mancherlei Beſchädigung deſſelben, die Niemand vergüten wollte, rief der Bürgermeiſter im Zorne darüber aus: „Daß dich! So will ich doch auch von nun an keinen Menſchen mehr aufhängen laſſen als die — Rathsherren!“

Ein Verſchwender lag im Sterben und ein Geiſtlicher war bemüht ihn zum Tode vorzubereiten. „Ach,“ ſeufzte der Sterbende: „wenn ich nur noch ſo lange gelebt hätte, bis ich alle meine Schulden abgezahlt hätte.“ Der Geiſtliche antwortete: „Hoffe, mein Sohn. Einen ſo frommen Wunſch wird Gott nicht unerfüllt laſſen.“ Da verklärte ſich das Angeſicht des Kranken: „O dann lebe ich ewig.“

„Wie?“ fragte ein vornehmer Höfling einſt den gelehrten Carteſius: „eſſen die Philoſophen auch Rehbraten?“ — „Warum nicht?“ erwiderte der Philoſoph: „glauben Sie denn, daß die Rehböcke nur für die Dummköpfe auf der Welt ſind.“

Der Burſche eines Officiers, welcher letztere mit noch einem Officier ein Quartier bewohnte, brachte ſeinem Herrn eines Morgens ein Paar Stiefeln, welche beide auf einen Fuß gemacht waren. Als der Herr ihm deshalb Vorwürfe machte, äußerte er ſehr naiv: „Ja ick möchte man wiſſen, wie det ejentlich zujehn duht, draußen ſteht akerat noch ſo 'n Paar!“

Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution verlangten die Machthaber von Jedem den vierten Theil ſeines Vermögens als eine patriotiſche Beiſteier. Dieſe Auflage wurde von den Säumigen durch Gewaltmaßregeln beigetrieben. Zu einem Pariſer Bürger kam deshalb eine Execution und mahnte ihn an die Bezahlung. „Meine Herren!“ ſagte er, indem er auf ſeine Frau zeigte: „ich will ein Uebriges thun; ich gebe Ihnen meine Hälfte.“

Ein Schuſterjunge ſaß in der Feierſtunde ruhig in einer Ecke, aß ſein Veſperbrot und zählte an den Fingern. Sein Meiſter bemerkte dies und ſagte: „Was rechneſt Du da?“ Der Junge ſagte: „Ich zähle, wie viele böſe Weiber in unſerm Hauſe ſind.“ — „Nun wie viele ſind es denn?“ — „Mit der Meiſterin ſind ſieben.“ — „Spitzbube!“ rief der erzürnte Meiſter, nahm ſeinen Knieriemen und ſchlug auf den Jungen los. „Nun ſags noch einmal, wie viele böſe Weiber ſind im Hauſe?“ Heulend erwiderte der Junge: „Ohne die Meiſterin ſechs.“

Ein Rathsherr einer kleinen Stadt, der ſelten nüchtern war, ging eines Morgens ziemlich trunken aufs Rathhaus. Unterwegs kaufte er einen Fiſch, den er nach Hauſe ſchickte, und ſeiner Frau dabei ſagen ließ, ſie ſolle ihn halb kochen und halb braten. Der Rathsherr kam in die Rathsverſammlung, und der Wein wirkte ſo gut, daß er ſanft einſchlief. Eben ſammelte man die Stimmen über das Schickſal eines Delinquenten. „Und Ihre Meinung?“ — fragte ihn ſein Nachbar und ſtieß ihn etwas unſanft in die Seite — „und Ihre Meinung?“ — „Ach, dummes Zeug! Ich habs ſchon einmal geſagt: halb gekocht und halb gebraten.“

Jemand begegnete einem weinenden Knaben; er fragte ihn um die Urſache ſeines Kummers. „Ach,“ verſetzte der Knabe: „die Mutter gab mir einen Groſchen und den verlor ich.“ — „Da haſt du, mein Kind, einen andern, aber weine nicht.“ Der Knabe nahm den Groſchen, aber weinte noch immer. „Nun, warum weinſt du denn noch?“ — „O lieber Herr,“ ſagte der Knabe: „warum ſoll ich denn nicht weinen, hätte ich meinen erſten Groſchen nicht verloren, ſo hätte ich jetzt zwei.“

Ein Mann beichtete einem Pater, daß er einem Schlächter ein Schwein geſtohlen habe. „Das müßt Ihr ihm vergüten,“ ſagte der Pater. „Das bin ich auch Willens,“ antwortete das Beichtkind, und daher habe ich das Geld zu mir geſteckt und ich will Sie erſuchen, ihm ſolches mit Verſchweigung meines Namens zuzuſtellen.“ Der Pater nahm das Geld und verſprach es zu überliefern. Das folgende Jahr kam derſelbe Mann wieder und bekannte abermals ein Schwein geſtohlen zu haben, indem er zugleich das Geld dem Pater behändigte. Ohnerachtet der an ihn geſchehenen Ermahnungen, kam der Mann auch das dritte Jahr und beichtete denſelben Fall. „Aber, mein Gott!“ rief der Pater aus: „iſt denn das ſchändliche Laſter des Stehlens bei Euch dergeſtalt zur Gewohnheit geworden, daß Ihr es gar nicht unterlaſſen könnet? Was habet Ihr davon, da Ihr doch zu Eurem Heil noch ſo gewiſſenhaft ſeid, den Diebſtahl zu vergüten? Wollt Ihr ein Schwein haben, ſo wendet das Geld an, Euch eines zu kaufen.“ — „Nein, Herr Pater,“ antwortete der Beichtende: „ich komme ſo beſſer weg, denn wenn ich dem Fleiſcher das Schwein abkaufe, ſo macht er den Preis, wenn ich es ihm aber geſtohlen habe, ſo mache ich den Preis.“

Eine Frau hatte einen ſehr gelaſſenen Mann, den ſie aber oft auf die unhöflichſte Weiſe behandelte. Einſt beleidigte ſie ihn wieder mit ſehr groben Worten; da verlor er denn auch einmal die Geduld. Unwillig wandte er ſich von ihr und ſagte: „Du biſt doch das unartigſte Geſchöpf von der Welt!“ Dieß verdroß die Frau. „Was?“ rief ſie: „eine ſolche Schimpfrede kannſt Du mir ſagen?“ Der Mann wunderte ſich über dieſe Empfindlichkeit. „Sieh nur,“ ſagte er: „wie Du mir dieſe Paar Worte ſchon ſo übel nimmſt, und Du haſt mir erſt zwanzig weit derbere hingeworfen.“ — „Ei!“ verſetzte die Frau: „das iſt etwas ganz anderes; Du biſt meine Grobheiten ſchon gewohnt, ich aber die Deinigen nicht.“

Der Baron von R., dem die Ruhe über alles ging, beklagte ſich einſt gegen einen Freund über die Beſchwerlichkeiten des Lebens. „Um des Himmels willen,“ ſagte dieſer: „wie können Sie ſich beklagen? Sie ſind geſund, haben keine Geſchäfte und alle Gemächlichkeiten, die Sie wünſchen.“ — „Ja, und ich muß mich jeden Morgen anziehen, jeden Abend ausziehen, muß jeden Biſſen kauen, jeden Tropfen Wein und Waſſer mühſam hinunterſchlucken.“ — „Sie gehen ja nicht aus dem Hauſe, ziehen alſo wenig mehr an und aus, als den Schlafrock und laſſen ſich, wie Ihr Koch ſagt, lauter weiche Speiſen machen; und das Schlucken iſt doch am Ende keine ſo entſetzliche Arbeit.“ —

„Nun, und rechnen Sie denn," fuhr der Baron mit weinerlicher Stimme fort: „das ewige Athemholen für nichts, wovor man nicht einmal im Schlafe Ruhe hat!"

Ein katholiſcher Prediger wartete lange auf Beichtkinder in ſeiner Sakriſtei. Endlich, da es ſchon dunkel zu werden beginnt, erſcheint ein Landſtreicher, der zu beichten begehrt. „Nun," fragt der Geiſtliche, „welches iſt denn bisher Eure Schoosſünde geweſen?" — „Ich ſtehle, ehrwürdiger Herr!" In dieſem Augenblicke zieht er dem Pfarrer unvermerkt die Taſchenuhr aus der Taſche. „So müßt Ihr nicht ſagen," nimmt jetzt der Geiſtliche das Wort: „Ihr müßt ſagen: Ich habe geſtohlen." — „Ja, ehrwürdiger Herr, ich habe geſtohlen!" — „Wenn ich Euch Eure Sünde vergeben ſoll, ſo müßt Ihr das Geſtohlene dem Eigenthümer wieder zurückgeben. Was habt Ihr denn geſtohlen?" — „Eine Taſchenuhr, ehrwürdiger Herr. Ich will dieſelbe Euch geben." — „Nein, ich mag ſie nicht! Ihr müßt die Taſchenuhr dem rechtmäßigen Beſitzer wieder zuſtellen!" — „Das iſt ja eben das Unglück, Ihro Ehrwürden. Der rechtmäßige Beſitzer will ſie nicht haben!" — „O dann könnt Ihr ſie in Gottes Namen behalten! Ich ertheile Euch nun ohne Bedenken das tröſtliche Wort der Abſolution." Der Sünder ging. Der Pfarrer wollte nach einiger Zeit nach ſeiner Uhr ſehen; bemerkte aber bald, auch ohne Uhr, wie viel es geſchlagen habe.

Ein Bauer ging über die Wechſelbrücke zu Paris und ſah alle Kramladen voll Waaren; nur in einer Wechslerbude ſah er nichts. Er war neugierig und fragte den Wechsler: „Was hat der Herr zu verkaufen?" — „Eſelsköpfe, mein Freund!" verſetzte der Wechsler, der den Bauer für einen einfältigen Tropf hielt. „Das iſt brav," ſagte der Bauer: „Ihr müßt vortrefflichen Abgang haben; denn ich ſehe, Ihr habt nur noch einen einzigen."

Als ein Prediger eine rührende Abſchiedspredigt in einem Dorfe hielt, vergoſſen alle ſeine Zuhörer Thränen bis auf einen Bauer. Sein Nachbar fragte ihn: „Warum weinſt denn Du nicht?" — „Ich gehöre nicht zu dieſem Kirchſpiele," antwortete er.

Ein Schmied in einer kleinen Stadt hatte einen großen Diebſtahl begangen, und es kam das Urtheil, daß er gehenkt werden ſollte. Die Gemeinde gerieth darüber in große Verlegenheit, und gab höhern Orts eine Suplik ein. „Wir haben,“ ſagten ſie: „nur dieſen einen Schmied, der uns ganz unentbehrlich iſt, aber dagegen drei Schneider, von denen wir ſchon einen miſſen könnten. Wenn es ja ſein muß, ſo bitten wir, daß einer von den Schneidern gehenkt werde, der Schmied aber jedenfalls beim Leben gelaſſen werde.“

Ein junger Rechtsgelehrter in Wien trat einſt bei einem Balle einem Secretair, der ſehr dünne Beine hatte, auf eines ſeiner Fußgeſtelle. Der Secretair wurde wüthend und fragte: „Na, Sö! glaubens etwa, daß i meine Beine geſtohlen hab?“ — „Gott bewahr!“ war die Antwort: „hätten's ſich doch gewiß da a Paar beßre ausg'ſucht!“

Einem Negerprinzen auf der Goldküſte von Guinea wurden einige Franzoſen, die dort ans Land getreten waren, vorgeſtellt. Er ſaß unter einem Baume; ſein Thron war ein Erdhaufen, ſeine Leibwache beſtand aus vier Negern, mit hölzernen Spießen bewaffnet. Als einer der Franzoſen ſich ihm näherte, fragte ihn der Prinz: „Was ſpricht man in Frankreich von mir?“

Ein junger Menſch, der ſich vor dem Anfange der Oper im Parterre damit beſchäftigte, daß er in die Logen herum gaffte, fragte ſeinen Nachbar, den er aber nicht kannte: „Sehen Sie doch das Affengeſicht da, kennen Sie die nicht?“ — „Wer?“ fragte dieſer. „Die dort eben in die Loge herein kam.“ — „Das iſt meine Schweſter.“ — „Nein, nein,“ ſagte er ſehr betroffen: „ich meine die andere daneben.“ — „Das iſt meine Frau.“

Der Prinz A. wohnte einem militairiſchen Examen bei. Ein Artilleriſt antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen ganz verkehrt. Der Prinz, welcher glaubte, daß der Mann von ſeiner Hoheit eingeſchüchtert ſei, ſagte herablaſſend zu ihm: „Mein Sohn, denke nicht daran, daß ich ein Prinz bin. Denk Dir einmal, ich wäre ein gemeiner Grenadier und fragte Dich: wie ſtark muß die Ladung einer Kanone ſein, wenn ſie achthundert Schritt weit tragen ſoll? Was würdeſt Du mir antworten?“ Da entgegnete der Artilleriſt: „Ich würde ſagen: Du haſt niſcht darnach zu fragen!“

In Oſtfriesland ſoll ſich einſt eine Schulanſtalt befunden haben, mit einem Schilde an der Hausthüre, worauf folgende Aufſchrift:

Allhier erzieht man die Jugend
Zu jeder Wiſſenſchaft und Tugend;
Auch bearbeitet man unartigen Kindern
Den widerſpenſtigen Hintern,
Und ziehet daraus zur Noth
Sein tägliches, kärgliches Brod!

Ein Bauer brachte einem Maler ein Brett, worauf er ihm den großen Chriſtoph in Lebensgröße malen ſollte. Der Maler bemerkte, daß das Brett viel zu klein ſei. „Je,“ antwortete der Bauer: „He kann je de Föte runder bammeln laten.“

Ein italieniſcher Edelmann hatte ſich, erzählt man, vierzehnmal geſchlagen, um ſeine Behauptung zu rechtfertigen, daß Dante ein größerer Dichter ſei, als Arioſt. Auf ſeinem Sterbebette aber bekannte er ſeinem Beichtvater: daß er weder den Dante noch den Arioſt je geleſen habe.

Ein Gaskonier wollte mit dem Packetboote nach England gehen. Er kam wenige Augenblicke nach der Abfahrt deſſelben in Calais an, und ließ ſich auf einem Schiffernachen nachfahren. Nach ein Paar Stunden holte er das Schiff ein, und da indeß die Nacht eingebrochen war, ſo kletterte er am Bord in die Höhe, ohne daß man den Nachen, der ſich wieder fortmachte, gewahr ward. Es hatte ſtark geregnet und der Gaskonier war durch und durch naß. Er ging gerade nach der Cajüte, und als man ihn verwundert fragte, wo er her käme und wie er ſo naß geworden wäre, ſo antwortete er: „Was Teufel, ſoll ich nicht naß geworden ſein, da ich Euch von Calais aus habe nachſchwimmen müſſen!“ Die Paſſagiere ſahen einander an; ein engliſcher Herr fragte ihn endlich, ob er denn wirklich ein ſo außerordentlicher Schwimmer ſei, und ob es wahr wäre, was er ſagte? „Ja freilich, es iſt mir ſauer genug geworden, um Sie einzuholen,“ antwortete der Gaskonier. Der Engländer fragte ihn weiter, ob er wohl, wenn ſie nach London kämen, mit einem Mohren, den man in ganz England für den größten Schwimmer hielte, und mit dem ſein Herr ſchon große Summen gewonnen hätte, um die Wette ſchwimmen wollte? „O ja,“ ſagte der Gaskonier: „warum nicht, mir muß keiner gleich kommen.“ Sie machten darauf ihren Handel mit einander richtig, und als ſie nach England kamen, wurde die Wette verabredet. Der Mohr und der Gaskonier erſchienen, nebſt vielen vornehmen Herren, die auf ſie gewartet hatten, am Ufer des Meeres, und die Schwimmer waren im Begriff, die Kleider abzulegen, als der Mohr den Gaskonier fragte, was er mit dem Kaſten wolle, den er unter dem Arme hätte? „Mein Freund,“ antwortete der Gaskonier: „ich habe Lebensmittel darinnen, und ich wollte Dich eben fragen, ob Du Dich nicht auch damit zur Reiſe verſehen hätteſt; denn ich ſchwimme geraden Weges nach Gibraltar.“ Als der Mohr das hörte, ging er zu ſeinem Herrn und ſagte ihm, er möchte ſeine Wette nur verloren geben, denn mit dem Kerl möchte der Teufel um die Wette ſchwimmen.

Ein italieniſcher Prinz befand ſich mit einem Geſandten auf einem Balkon, und um ihn zu demüthigen, erzählte er ihm, daß einer ſeiner Verfahren einen Geſandten genöthigt hätte, von dieſem Balkon herunter zu ſpringen. „Damals trug man wohl keine Degen?“ fragte der Geſandte.

Ein armer Ehemann ward von ſeinem böſen Weibe ſehr gemißhandelt. Er bekam ſogar zuweilen Schläge von derſelben. Seine Freunde neckten ihn deßwegen und ſagten ihm, er ſolle doch nur einmal zeigen, daß er Herr in ſeinem Hauſe ſei. Er verſprach es ganz gewiß zu thun. Einſt war die Frau ſo wüthend, daß ſich ihr Mann genöthigt ſah, unter einen Tiſch zu kriechen. In dieſem Augenblicke hörte ſie die Stimmen der Freunde in dem Vorſaale. Jetzt beſchwor ſie den

Univ. Bibl.
Münc

Mann geſchwind hervorzugehen. „Nein,“ rief er triumphirend: „ich gehe ſchlechterdings nicht hervor! Ich will doch endlich einmal zeigen, daß ich Herr im Hauſe bin.“

Ein vornehmer Franzoſe ſtritt ſich mit dem Engländer Williams über den Vorzug des Genies ihrer Nationen. „Wenigſtens,“ ſagte er: „muß man der unſrigen zugeſtehen, daß ſie die Erfinderin der beſten neuen Moden iſt. Denken Sie nur an die Manſchetten, welch eine Zierde für die Hand — haben nicht alle andere Nationen dieſen Putz bei ſich eingeführt?“ — „Sehr wahr,“ ſagte Williams: „aber wir Engländer haben die Erfindung ſehr verbeſſert, denn wir thaten das Hemde hinzu.“

Herr N.. fuhr mit ſeiner Frau und Tochter an einem ſchönen Sommerabend auf einem Bauerwagen von einem benachbarten Dorfe wieder nach Berlin zurück. Seine Frau hatte ein paar Gänſe gekauft; auch die lagen auf dem Wagen. Als ſie ans Thor kamen, trat der Thorſchreiber, dem Herr N.. bekannt war, an den Wagen heran und fragte: „Haben Sie etwas Accisbares bei ſich?“ — „Wie Er ſieht,“ antwortete Herr N..: „ein paar Gänſe.“ Der Thorſchreiber hatte die wirklichen Gänſe nicht geſehen, er glaubte alſo, es würden die beiden Frauenzimmer damit gemeint und ſagte lächelnd: „Fahren Sie in Gottes Namen; ſolche Gänſe geben keine Acciſe.“

Ein Bauer ſollte einem Advokaten Krebſe bringen. Der Bauer ward unterwegs müde und ſetzte ſich auf einem Raſenplatze nieder. Er ſchlief ein und ſein Kober lag neben ihm. Wie erſchrak er, als er erwachte. Die Gefangenen hatten den Kober eröffnet und ſich frei gemacht. Mit großer Herzensangſt trug er den Brief ohne die Krebſe zu dem Advokaten. Dieſer las und las wieder und ſagte endlich zu dem Bauer: „Aber, mein Freund, hier ſind ja Krebſe im Briefe!“ — „Ei!“ ſagte der Bauer: „das iſt mir recht lieb, daß ſie in dem Briefe ſind. Aus dem Kober waren ſie mir auf dem Wege bei meiner armen Seele alle mit einander verſchwunden. Nun weiß ich doch, wo ſie hingekommen.“

Ein mecklenburgiſcher Landmann, Jonas, war im ganzen Lande durch ſeine Stärke bekannt. Ein gleichfalls ſehr ſtarker Thüringer, der nach Mecklenburg kam und von dem ſtarken Jonas hörte, nahm ſich vor, ihn aufzuſuchen um ſich mit ihm zu meſſen. Der Thüringer kam vor Jonas Haus, ſah vom Pferde über die Hofmauer hinweg einen Mann Holz ſpalten und fragte: „Wohnt hier der ſtarke Jonas?“ Keine Antwort. Er ſtieg darauf vom Pferde, öffnete di Pforte, führte das Pferd hinein und band es an die Mauer. „Hör Jonas, ich will mich mit Dir verſuchen.“ Jonas legte ſeine Axt weg, ergriff den Thüringer und warf ihn über die Mauer. Nach einer hal ben Stunde, in der ſich der Thüringer, der anfangs das Aufſtehe vergeſſen hatte, wieder erholt hatte, rief er über die Mauer: „Liebe Jonas! Jonas!“ — „Was gibts?“ ſprach dieſer. „Lieber Jonas,“ ſagte der Thüringer: „ſei ſo gut und wirf mir auch mein Pferd herüber.“

Ein Wundarzt wurde zu Jemand gerufen, der in einem Due eine leichte Wunde bekommen hatte. Als er die Wunde beſichtigt, be fahl er ſeinem Jungen, in größter Eile nach Hauſe zu laufen und ei gewiſſes Pflaſter zu holen. Der Patient erſchrak hierüber und ſagte „Ach! Gott, mein Herr, ich hoffe doch nicht, daß es Gefahr hat.“ — „Ja wohl,“ antwortete der Wundarzt: „denn wenn der Junge nic geſchwind genug läuft, ſo heilt die Wunde zu, ehe er wieder zurüc kommt.“

Ein Fremder, der mit Extrapoſt fuhr, ſagte auf der letzten Po ſtation vor Wien zu ſeinem Poſtillon: „Die Gegend hier iſt doch rec romantiſch.“ — „Verzeihen Ew. Gnaden, ſie iſt öſtreichiſch!“ an wortete höflich den Hut abziehend der Poſtillon.

„Es iſt unausſtehlich,“ ſagte Jemand zu einem Freunde: „ vergeht kein Tag, wo ich nicht von Armen und Reichen überlauf werde; das bringt mich um viele koſtbare Zeit.“ — „Dem kannſt D leicht abhelfen,“ erhielt er zur Antwort: „gib den Armen nichts u bitte die Reichen um Etwas, ſo wirſt Du bald dieſer Beſuche üb hoben ſein.“

Ein langer, ſehr hagerer Mann begegnete in Wien einem Betrunkenen. Der Knochenmann blieb ſtehen und ſagte: „Ei, ei, mein Freund! ich glaube, Er hat ein bischen zu viel getrunken.“ — „Und i,“ verſetzte jener: „i glaube, Se hab'n z'wenig geſſen.“

„Das Milchmädchen,“ ein deutſches Singſpiel, ward in London überſetzt und verſchiedene Male mit Beifall aufgeführt. Einem jungen Lord, der einer dieſer Vorſtellungen beiwohnte, gefiel beſonders die Scene, wo ſich der Jäger mit dem Bären herumboxt, ihn niederwirft, ſich auf ihn ſetzt und dann ein Liedchen ſingt. Er bat den Theaterdirector ihn die Rolle des Bären ſpielen zu laſſen, und erhielt auch für Geld und gute Worte endlich dieſe Erlaubniß. Er ſpielte ſeine Rolle ganz regelmäßig, bis er an's Boxen kam. Augenblicklich vergaß er ſein ganzes Spiel, boxte mit großer Fertigkeit den Jäger nieder, ſetzte ſich auf ihn und ſang dann als Bär das Lied, welches der Jäger hätte ſingen ſollen.

Der reiche Cardinal Antoni Salivian lag an einem Halsgeſchwüre tödtlich krank, und obſchon er übrigens ganz geſund war, ſo mußte er doch der einhelligen Meinung der Aerzte nach, an dieſem Uebel ſterben. Weil man nun ſeinen Tod vermuthete, ſo fingen ſeine Bedienten ſchon an fortzuſchleppen, was ihnen vorkam. Der kranke Cardinal ſah alles, mußte aber wegen der Verſtopfung des Halſes dazu ſtille ſchweigen. Wie er nun ſo lag und zuſchaute, da ſprang ſein Affe, welcher ſich von der Kette losgeriſſen hatte, auf einen Seſſel und ſah ſich um, ob nicht auch etwas für ihn da wäre um es fortzutragen. Da aber bereits faſt alles hinweggebracht war, ſo ſchlich er ſich an des Cardinals Bette, nahm aus einem Futteral den Cardinalshut, ſetzte ihn auf, hielt ihn mit den Vorderpfoten feſt, wandte den Kopf um und lief eilig nach der Thüre. Ueber dieſe Poſituren des Affen mußte der Cardinal ſo lachen, daß durch die gewaltige Erſchütterung ſein Geſchwür im Halſe zerſprang. Bald darauf war er vollkommen wieder hergeſtellt.

Als ein durch ſeine Geſchicklichkeit bekannter Henker einen rüchtigten Mörder an dem Galgen in die Höhe ziehen wollte, der ganz neue und ſehr ſtarke Strick. Ein anderer Henker hatte Neid den Strick mit Scheidewaſſer beſtrichen. „Schwere Ne fluchte der Henker: „ſo etwas iſt mir doch in meinem Leben nicht paſſirt.“ — „Mir auch nicht!“ entgegnete gelaſſen d der Erde liegende Delinquent.

Ein Prediger auf dem Lande ſchärfte einſt im Katechie Examen die eines Chriſten ſo würdigen Gedanken beim Aufw und Einſchlafen, nach Gelegenheit der Worte eines gewiſſen Pſ ein. Als er ſich hierüber faſt das Herz aus dem Leibe geredet fragte er ein Dienſtmädchen: „Nun, meine Tochter, woran Du alſo zuerſt, wenn Du aufwachſt?“ — Das Mädchen ern kurz: „An unſers Junkers ſeinen Schreiber.“

An einer Straßenecke ſtieß ein Müller ſehr unſanft an Schornſteinfeger, und durch dieſe Berührung wurde der ſchwarz und der Andere weiß. Beide wollten Genugthuung ihr Streit kam vor Gericht. Der Schonſteinſteinfeger klagt Müller habe ihn weiß, und der Müller klagte, der Schornſte habe ihn ſchwarz gemacht. Der weiſe Richter beſann ſich nicht und erklärte, daß der Schornſteinfeger ſtrafbar ſei, weil der deſſen Unrecht Schwarz auf Weiß habe.

Ein Student, der einer Geſellſchaft den Antikenſaal zu zeigte, machte ſehr ernſt auf einen großen Degen aufme „Dieß iſt,“ ſagte er: „der Degen Bileams, womit er ſeine zu tödten drohte.“ — Eine Dame verſetzte, ſie habe nie daß Bileam einen Degen gehabt; es heiße in der Schrift bl habe ſich einen Degen gewünſcht. — „Madame haben R antwortete der junge Mann: „das iſt aber eben der Dege ſich Bileam gewünſcht hat.“

Ein Dichter las einem Freunde, einem Kammergerichtsrath zu Wetzlar, ein neues Schauſpiel vor und fragte ihn beim dritten Akt um ſeine Meinung. — „Es iſt ſoviel Verwirrung darin,“ erwiderte ſein Freund: „daß ich nicht einſehe, wie ſie in den beiden folgenden Acten noch ſteigen kann.“ — „Seien Sie unbeſorgt;“ gab der Dichter zur Antwort: „im vierten Act kommt ein Proceß beim Kammergericht vor.“

Ein Kaufmann hatte einen Beutel mit achthundert Gulden verloren. Ein Zimmermann fand denſelben und nahm ihn mit ſich. Als er nach Hauſe kam, zählte er das Geld, welches darin war, und verwahrte es ſorgfältig um es dem rechten Eigenthümer, wenn er ſich meldete, wieder zuſtellen zu können. Am folgenden Sonntage wurde von der Kanzel abgekündigt, daß ein lederner Beutel mit Geld verloren worden, und daß derjenige, welcher das Geld gefunden habe und es wieder herausgebe, eine Belohnung von hundert Gulden haben ſolle. Der Zimmermann ging zu dem Prieſter und ſagte ihm, daß er den Eigenthümer des Geldes zu ihm ins Haus ſchicken ſolle, wo er ihm ſein Geld wiedergeben werde. Der Kaufmann lief ſogleich voller Freude hin, um das Geld zu holen. Als er das Geld nachgezählt hatte, warf er dem Zimmermann fünf Gulden auf den Tiſch und ſagte aus ſchmutzigem Eigennutz: „Hier gebe ich Euch fünf Gulden; denn, was die verſprochenen hundert Gulden betrifft, ſo habet Ihr Euch bereits bezahlt gemacht, weil neunhundert Gulden in dem Beutel geweſen ſind.“ Der Zimmermann leugnete das, verklagte den Kaufmann und gab das Geld den Gerichten in Verwahrung. Nach vielen Verſuchen eines Vergleichs wurde endlich die Sache entſchieden. Der Richter befahl dem Kaufmann zu ſchwören, daß neunhundert Gulden in dem verlorenen Beutel geweſen. Das that derſelbe. Der Zimmermann legte gleichfalls einen Eid ab, daß nicht mehr als achthundert Gulden in dem von ihm gefundenen Beutel geweſen. Hierauf entſchied der Richter die Sache folgendergeſtalt: „Da ein jeder von beiden die Wahrheit durch einen Eid bekräftigt, ſo gehört dieſes Geld nicht dem Kaufmanne, weil er neunhundert Gulden verloren, der Zimmermann aber nur achthundert gefunden hat. Es ſoll deswegen der Zimmermann das Geld ſo lange bei verwahren, bis der rechte Eigenthümer kommt, der zuverſichtlich thut, achthundert Gulden verloren zu haben.“ Jedermann dieſes weiſe Urtheil des Richters, welches machte, daß der Kauf ſelbſt ein Opfer ſeiner Untreue ward.

Swift kehrte auf einer Fußreiſe von Dublin nach Londo einem Wirthshauſe auf der Landſtraße ein, das zum Zeichen Kreuze im Schilde hatte. — Er forderte ein Frühſtück. Die Wi hielt ihn für keinen Gaſt von Bedeutung, ſie überhörte alſo Beſtellung und war nur bedacht andere bekanntere Gäſte zu dienen. Sie fuhr ſogar ihren Mann ſehr heftig an, als dieſe auf die Vernachläſſigung aufmerkſam machte. Swift mußte ohne zu frühſtücken ſeine Reiſe fortſetzen. Aergerlich zog er ſ Ring vom Finger und kritzelte mit einem Diamanten folge Vers in die Fenſterſcheibe:

An den Wirth.

Drei Kreuze ſind das Schild vor Deiner Thür,
Häng Deine Frau dazu, ſo macht es vier.

Ein Biſchoff, der nach einer benachbarten Stadt reiſen w ward von der Nacht überfallen, und da er nicht wußte, ob er weit bis zur Stadt habe, ſo rief er einen Bauer, den er noch Pfluge auf dem Felde antraf, zu ſich und fragte: „Mein Fre werde ich wohl noch in die Stadt kommen können?“ — Der B der einen ſehr dicken und ſtarken Mann vor ſich ſah, gab ihm Antwort: „Warum nicht, mein Herr! ich habe noch dieſen M ein Fuder Heu hineingebracht, ich glaube alſo wohl, daß Sie werden hineinkommen können, wenn man unterdeſſen das nicht enger gemacht hat.“

Ein König von England reiſte nach Holland. Er ließ ſic einer reinlichen Dorfſchenke zwei geſottene Eier an den Wagen bri Der Wirth verlangte dafür zweihundert Dukaten. Der Zahl fand dieſe Forderung ſo unverſchämt, daß er den König benachrichtigen zu müſſen glaubte. — „Mein Freund,“ fragte der König den Wirth: „ſind denn in Holland die Eier ſo ſelten?“ — „Verzeihen Eure Majeſtät,“ erwiederte der Gaſtwirth ehrerbietig: „die Eier ſind hier gar nicht ſelten, aber deſto ſeltener ſind die Könige!“

Ein Jude hatte von einem Chriſten nicht mehr als neun Procent Intereſſen genommen. Die Sache kam zur Klage und der Richter machte dem Juden Vorwürfe über die ungeheuern Procente, meinend, es ſei doch das Höchſte, was erlaubt ſei, ſechs Procent zu nehmen, wie er es denn vor Gott verantworten könne, neun Procent zu nehmen? — „Verzeihen Sie, Herr Amtmann,“ hob jetzt der pfiffige Jude an: „vor Gott kann ichs recht gut verantworten. Der ſieht vom Himmel herab! Da ſieht er eine 9 für eine 6 an.“

Ein reicher, aber als Sonderling bekannter Lord lag auf ſeinem Sterbebette. — „Ich habe Dich nicht vergeſſen,“ ſagte er zu ſeinem Bedienten, der viele Jahre bei ihm gedient hatte: „ich werde Dir etwas vermachen, das ſoll Dir noch nach meinem Tode auf mein Wohlſein zu trinken Luſt machen. Du wirſt es in dem alten Eckſchranke hier im Zimmer finden, den ich Dir gleichfalls ſchenke.“ — Der Bediente dankte mit thränenden Augen und erwartete ein anſehnliches Geſchenk an Geld für ſeine langen und treuen Dienſte. Als der Lord todt war, hatte der Bediente nichts eiliger zu thun, als den Schrank zu öffnen; er fand darin — einen Hering.

Eine engländiſche Dame wünſchte, daß Dr. Johnſon ihr ein Mittel anrathen möchte, ein Faß herrliches Bier vor der Gelüſtigkeit ihrer Diener zu bewahren. „Kein Mittel, kein Rath liegt näher,“ verſetzte er: „als eine Tonne Burgunderwein daneben zu legen.“

Ein Soldat ſollte einſt im Felde bei einer Kanone Schildwache ſtehen, er hatte aber ſeinen Poſten verlaſſen und war in ein benachbartes Wirthshaus gegangen. Als die Ablöſung kam, wurde er vermißt, aber bald aufgefunden. Vors Kriegsgericht geſtellt als einer, der treulos ſeinen Poſten verlaſſen, ſagte der arme Narr: „Ach, meine Herren, ich habe an der Kanone probirt und hinten und vorne gehoben, einer trägt ſie nicht weg, kommen aber mehre, ſo bin ich auch nichts nütze.“

Bei Gelegenheit der Vermählung des Grafen Artois ſtattete die Stadt Paris, um ihre Freude zu bezeugen, zwanzig junge Mädchen aus. — Eine junge Wäſcherin von achtzehn Jahren meldete ſich, und als ſie gefragt ward, wie ihr Bräutigam heiße, antwortete ſie: „Mein Bräutigam? Ich habe geglaubt, die Stadt gebe alles Nöthige her.“

Zwei Leute geriethen mit einander in Wortſtreit. Der Eine kam in Hitze und gab dem Andern eine derbe Ohrfeige. — „Zum Henker!“ rief dieſer aus: „ſoll das Spaß oder Ernſt ſein?“ — „Ernſt!“ antwortete der Erſte ganz trotzig. — „Das iſt Dein Glück,“ verſetzte dieſer: „denn dergleichen Spaß verſtehe ich nicht.“

Ein Doctor der Rechte bemühte ſich einem pfiffigen Dorfwirthe eine Erklärung des Unterſchieds zwiſchen einem Doctor der Rechte und einem Advokaten zu geben. — „Hat Er mich verſtanden?“ ſchloß er ſeine gelehrte Erörterung. — „Ei ſehr wohl,“ ſagte der Wirth: „das iſt ungefähr derſelbe Unterſchied, wie zwiſchen Teufel und Satan.“

Ein Arbeiter führte ein Pferd vor die Thüre um es zu ſatteln, legte aber den Sattel verkehrt auf und ſchnallte ihn feſt. Ein Eckenſteher machte ihn darauf mit den Worten aufmerkſam: „Dummerjahn, Du ſattelſt ja das Pferd verkehrt!“ Ohne ſich irre machen zu laſſen, antwortete er ganz gleichgültig: „Schafskopp, weeßt Du denn, wo ick hinreiten will?“

Ein Maler malte eine Landſchaft, in derſelben ein Dorf, und vor dem Dorfe einen Wegweiſer. Dieſer war eine Art von Säule, auf welcher oben das Bruſtbild eines Prieſters ſtand, der den Arm von ſich ſtreckte. Man fragte ihn, was er damit gewollt habe? — „Prieſter und Wegweiſer,“ ſagte der Maler: „haben die größte Aehnlichkeit mit einander; denn beide weiſen den rechten Weg, aber ſie ſelbſt gehen ihn nicht.“

Ein Deutſcher, der durch Holland reiſte, trat bei etwas kalter Witterung in einem Wirthshauſe ab, wo er verſchiedene Holländer um den Kamin ſitzend antraf. Er ſetzte ſich ebenfalls ans Feuer um ſich zu erwärmen. Nicht lange, ſo ſprang ihm ein Funken auf den Schooß ſeines Rockes, welches einer der Anweſenden, er aber nicht, bemerkte. Der Holländer fragte den Fremden: „Myn Heer, wu heet vie?“ Der Deutſche, mißvergnügt über die dreiſte Neugierde des Holländers, antwortete, daß ihm ſolches gleichviel ſein könne. Der Holländer ſchwieg ſtill und rauchte ſeine Pfeife Tabak ohne verdrießlich zu werden. Als er aber nach einer Weile ſah, daß bereits ein ziemliches Loch in das Kleid des Fremden gebrannt war, fragte er nochmals aber mit mehr Nachdruck: „Myn Heer, wu het vie?“ Der Deutſche, um ſich des ungeſtümen Fragens dieſes Menſchen zu entledigen, ſagte: „Ich heiße Peter.“ „Wel den,“ antwortete der Holländer: „Peter, vou Rock brennt.“

Ein Herr, der einen Bärenpelz trug, gerieth mit einem andern in Streit, weil dieſer behauptete, daß es wärmer halte, wenn man die Haare eines Pelzes auswendig trüge. Nachdem der Erſte den Zweiten durch eine Menge Gründe von der Unrichtikeit ſeiner Anſicht zu überzeugen geſucht hatte, rief dieſer aus: „Ei was, wenn die Haare auswendig nicht wärmer hielten, ſo würde ſie der Bär wohl ſelbſt inwendig tragen!“

Ein Soldat trieb ſich an einem Markttage unter den Verkäufern und Käufern umher um zu ſtehlen. Ein Bauer trug eine bedeutende Anzahl Hammelfelle über der Schulter. Die Felle reizten den Soldaten. Er machte ſich ſogleich im Gedränge an den Bauer, zog eine Nähnadel und Zwirn hervor, und nähete ſich ſämmtliche Felle hinter dem Rücken des Bauers an ſeine Uniform. Hierauf drehte er ſich ſchnell um, gab dem Bauer einen Stoß und hatte alsbald die Felle auf der Schulter. Der Bauer ſchrie gewaltig: „Es hat mir einer meine Felle geſtohlen!“ Der Soldat wandte ſich um und ſagte ganz kaltblütig: „Ja lieber Mann, hier giebts viele Spitzbuben; ſehe Er, deßhalb nähe ich mir meine Hammelfelle an den Rock an!“ worauf er unangefochten ſeiner Wege ging, während der Bauer jammernd den Dieb zu entdecken hoffte.

In einer Geſellſchaft, wo ſich auch Boileau befand, bat man ein Fräulein N. zu tanzen, zu ſingen und das Clavier zu ſpielen. Alle überhäuften ſie mit Complimenten, endlich trat auch Boileau zu ihr und ſagte: „Mein Fräulein, man hat Sie Alles gelehrt, bis auf's Gefallen, und doch verſtehen Sie dieß am beſten.“

Ein Herzog wollte von einem reichen Kaufmanne 100000 Rthlr. leihen. Seine Räthe ſchrieben deßhalb an den Kaufmann; dieſer entſchuldigte ſich aber damit, daß er nicht über ſo viel Geld zu verfügen habe. Hierauf riethen die Räthe dem Herzoge, er möge ſelbſt zu dem Manne fahren und ihn perſönlich um das Darlehn erſuchen, dann würde er es ihm nicht abſchlagen können. Der Herzog folgte dieſem Rathe, und wie er nun in den Kaufmann drang, ſagte dieſer nach allerhand Ausflüchten: „ich wollte noch wohl ſehen, wie ich es möglich machte Ew. Durchlaucht mit der verlangten Summe dienen zu können, wenn ein gewiſſer Mann es mir nicht ſo ſtark widerriethe.“ — „Was iſt das für ein Schurke?“ erwiderte der Herzog zornig. „Halten Euer Durchlaucht es mir zu Gnaden,“ ſagte der Kaufmann: „es iſt kein Schurke.“ — „Er mag ſein, wer er will,“ verſetzte jener, „ſo will ich wiſſen, wer er iſt.“ — „Wenn ich es denn ſagen ſoll,“ war die Antwort: „ſo iſt es Jeſus Sirach, welcher ausdrücklich räth: Leihe nicht einem Gewaltigern, als du biſt, leiheſt du aber, ſo achte es als verloren.“

Ein Schulmeiſter bemerkte an einem ſeiner Schüler, daß er ſchon ſeit langer Zeit einen ganz kahlen Kopf hatte. „Mein Sohn,“ ſagte er eines Tags zu dem Knaben: „laſſe Dir jedesmal bei zunehmendem Monde Deine Haare ein wenig verſchneiden, damit ſie doch etwas wachſen.“ — „Ach, lieber Herr Schulmeiſter,“ erwiderte der Knabe: „das hilft alles nichts, meine Mutter ſchneidet mir die Haare alle Tage ab, und ſie wachſen doch nicht.“

Eine Dame, die den ganzen Abend noch kein Wort geſprochen hatte, fragte ihren Mann, der mit einem Aſtronomen viel von ſeiner Wiſſenſchaft und zuletzt von der Milchſtraße ſprach: „Mein Kind, Deine Aeltern hatten ja wohl ein Haus in der Milchſtraße?“

Die Kammerjungfer einer vornehmen Dame hatte einen großen Diamant am Finger. Ein Herr, der der Dame die Aufwartung machte, ward ihn an der Hand des Mädchens gewahr und bat ſich den Ring aus um ihn zu beſehen. — „In der That,“ ſagte er: „das iſt ein ſchöner böhmiſcher Stein.“ — „Nein, mein Herr, es iſt kein böhmiſcher Stein,“ verſetzte die Dame: „es iſt ein ſchöner, ächter Diamant.“ — „Ei Madame!“ antwortete der Herr: „laſſen Sie uns immer der Jungfer die Ehre anthun und glauben, daß es ein böhmiſcher Stein ſei: denn iſt der Stein ächt, ſo iſt es gewiß die Jungfer nicht.“

„Wem gehört denn die kleine Mißgeburt, die dort am Ofen ſteht?“ ſagte eine Dame in einer Geſellſchaft zur andern. „Es iſt meine Tochter.“ — „So? Ei! das iſt ja ein allerliebſtes Kind.“

Ein Dieb wollte an einem ſchönen Winterabende eine Laterne ſtehlen. Als er eben hinaufkletterte um die Laterne abzunehmen, kam ein Bedienter des Hauſes dazu. „Was will Er hier, mein Freund — was ſoll das?“ fragte der Bediente. „Ich putze nur das Licht, mein lieber Freund, damit ich beſſer ſehe, wenn ich vorbeigehe.“

Als Sultan Murad mit ſeinem Heere an die Grenzen ſeines Reichs rückte um einen übermächtigen Feind zu bekämpfen, begegnete ihm ein Landmann, der ſehr betrübt ſchien. Murad fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers, und erhielt dieſe Antwort: „Ich hatte viele Zeit und Sorge auf den Wachsthum einer Melone verwandt, die ich ſehr hoch zu verkaufen hoffte. Mit dem gelöſten Gelde hoffte ich meine Familie eine Zeit lang ernähren zu können, aber ein Hauptmann des Heeres hat ſie mir entriſſen.“ Der Sultan verſprach dem Landmanne Gerechtigkeit. Er ließ ſogleich einige ſeiner Officiere herbeiholen und äußerte den Wunſch, eine recht ſchöne Melone zu erhalten, ſie koſte was ſie wolle. Es dauerte nicht lange, ſo brachte der Hauptmann ſeine Beute. Aber wie erſchrak er, als der Sultan ihn dem Landmann mit den Worten übergab: „Hier haſt Du einen Sclaven; denn wer ſeine Ehre verletzt, iſt nicht werth, ein freier Mann zu ſein. Verfüge über ihn nach Gefallen.“ — Der Landmann bedankte ſich bei dem Sultan und entfernte ſich mit dem Hauptmanne. Als ſie nun eine Strecke mit einander gegangen waren, handelte der Hauptmann um ſeine Freiheit und erhielt ſie für fünfhundert Zechinen. So hatte der Landmann ſeine Melone theurer verkauft, als er hoffen konnte.

Im Parlament zu Paris kam ein Proceß vor, durch welchen eine Familie einem älternloſen kleinen Knaben gewiſſe Erbſchaftsgüter ſtreitig machen wollte. Der Advokat des Waiſen, der, wie dort gewähnlich, öffentlich ſeines Clienten Anſprüche in einer wohlgeſetzten Rede bewies, hob bei den rührendſten Stellen den Knaben in die Höhe und wies ihn Richtern und Volk, um Mitleid zu erregen, und aller Augen waren naß von Thränen. Der Knabe ſelbſt ſchrie jämmerlich. Der Advokat der Gegenpartei, der auch in die Geheimniſſe der Redekunſt eingeweiht war, fragte plötzlich den Knaben: warum er ſo weine? „Ach, der Advokat kneift mich ſo ſehr!“ ſchrie der Knabe, und Alles brach in lautes Gelächter aus.

Ein armer Thorwärter in Mailand fand einen Beutel mit fünfhundert Kronen. — Er ließ es durch die Zeitung bekannt machen. Der Eigenthümer meldete ſich, und bot ihm zwanzig Kronen zur Belohnung an. Der Thorwärter ſchlug ſie aus — er bot ihm zehn — auch dieſe nicht — fünf — der Thorwärter wollte keinen Pfennig. Unwillig warf ihm darauf jener den Beutel zu Füßen, und ſagte: „Ich habe nichts — gar nichts verloren, wenn Du nichts nehmen willſt!“ Der Thorwärter nahm darauf fünf Kronen.

Carl V. ſchickte dem türkiſchen Kaiſer Soliman einen Geſandten. Bei der Audienz vermißte der Geſandte einen Seſſel für ſich und muthmaßte ſogleich, daß dieß abſichtlich geſchehen ſei, um ihn zu demüthigen. Ohne Zögern warf er ſeinen koſtbaren, mit Gold und

Edelſteinen gezierten Mantel zur Erde, ſetzte ſich darauf, und hielt ſeinen Vortrag. Nach geendigter Audienz ſtand er auf, empfahl ſich und ließ ſeinen Mantel zurück. Soliman, der dieß gewahr ward, erinnerte ihn daran. Der Geſandte wandte ſich um und ſagte: „Die Geſandten des Kaiſers, meines Herrn, ſind nicht gewohnt, ihre Sitze mitzunehmen.“

„Heda! wer kann ſchwimmen?“ rief ein Mann, der über die Themſe wollte — und gleich umringten ihn die Schiffer und ſchrien: „ich, Herr, ich!“ Einer nur blieb in der Ferne ſtehen. — „Kannſt Du nicht ſchwimmen?“ fragte ihn der Mann. „Nein, Herr!“ antwortete der Schiffer. „Nun, dann fahr mich über!“

Auf dem Concilium zu Baſel 1434. war die Verfügung getroffen, daß die Herren adeligen Standes auf der einen und alle Gelehrten auf der andern Seite, ihnen gegenüber ſaßen. Bei ſeinem Eintritt überblickte Kaiſer Sigismund die ganze Verſammlung und bemerkte, daß ſein Rath, ein wackerer Juriſt, Namens Dr. Feſeellus, welchen er kurz zuvor geadelt hatte, unter den Edelleuten Platz genommen hatte. — „Nun traun!“ rief er unwillig aus: „das mag mir wohl ein Phantaſt ſein, der ſein Doctorat geringer ſchätzt, als den Adel. Ich kann in einem Tage tauſend Adlige machen, aber in hundert Jahren nicht einen gelehrten Doctor.“

In . . . iſt eine wohlthätige Geſellſchaft, welche durch milde Beiträge die Koſten der Beerdigung ſolcher armer Perſonen trägt, deren Nachlaß dazu nicht hinreicht. Ein armer Tagelöhner war geſtorben und deſſen hinterlaſſene Wittwe wandte ſich an die Geſellſchaft mit folgender Vorſtellung: „Mein Mann, … iſt den … geſtorben, und da er ſich nicht ſelbſt begraben kann, ſo bitte ich de- und wehmüthigſt, ihn unter die Erde bringen zu laſſen.“

Ein Handwerksburſche reiſte mit einem Juden nach Frankfurt und hatte außer ſeinem Bündel einen ſchweren Mantel zu tragen. Als ſie in das erſte Wirthshaus kamen und die Zeche bezahlen ſollten, ſagte der Handwerksburſche: „Ach! ich habe kein Geld bei mir und weiß mir jetzt nicht zu helſen, bis ich nach Frankfurt komme; leihet mir doch einen Thaler, ſobald wir dahin kommen, will ich ihn Euch wiederbezahlen. Indeſſen nehmt meinen Mantel dafür zum Pfande." Der Jude lieh ihm einen Thaler und nahm den Mantel an ſich. Als ſie nun nach Frankfurt an das Thor kamen, gab der Handwerksburſche dem Juden den Thaler wieder und bedankte ſich, daß er ihm ſeinen Mantel ſo weit getragen hätte.

Ein junger Engländer war mit einem wohlhabenden Frauenzimmer verſprochen. Kurz vor ihrer Verbindung verlor er ſein ganzes Vermögen durch einen Unglücksfall. Er ging zu ſeiner Geliebten, erzählte ihr ſein Schickſal und ſetzte hinzu: „Mein ganzes Vermögen beſteht jetzt in fünf Guineen!" — „Das iſt mir von Herzen lieb!" antwortete das gute Mädchen. — „Wie ſo?" fragte der junge Mann erſtaunt. — „Weil ich Ihnen mit deſto größerem Vergnügen fünftauſend anbieten kann."

Ein junger Menſch hatte ſich in ein hübſches Mädchen verliebt; er ſuchte daher jede Gelegenheit auf, mit ihr in Geſellſchaft zu kommen. Als ein Bekannter mit ihm darüber ſcherzte, ſagte er: „Ein Sohn Adams, ſuche ich die Ribbe, die mir fehlt, und ich glaube, daß Julie auf meine Koſten gemacht worden iſt."

Ein Reiſender fragte in einem Wiener Gaſthauſe den Kellner: „Aber warum ſind denn die Semmeln hier ſo klein? Bei mir zu Hauſe ſind ſie wenigſtens um die Hälfte größer." — „Na, däß iſt ganz natürlich," war die Antwort: „bei Ihnen zu Haus wird man halt mehr Teig dazu nehmen."

Eine adlige Familie in einem katholiſchen Lande rühmte ſich des außerordentlichen Alterthums ihres Stammbaums und daß die Jungfrau Maria ihre Urahnfrau ſei. Einer aus dieſem Geſchlechte ließ einſt ein Gemälde verfertigen, welches die Jungfrau Maria und darunter ihn ſelbſt in knieender Stellung zeigte. Vom Munde der Gottesmutter gingen die Worte aus: „Stehen Sie auf, Herr Vetter, und bedecken Sie ſich."

Ein Bäckerjunge in Wien ſtahl ſeinem Meiſter bisweilen Semmeln. Dieſer war ein gutdenkender, rechtſchaffener Mann, der den Jungen nicht gern beſchimpfen wollte. Er ging daher zu deſſen Beichtvater, erzählte ihm die Sache und bat ihn, er möchte doch, wenn der Junge zur Beichte käme, demſelben deswegen eine Ermahnung geben. Der Beichtvater verſprach es, und als der Junge in die Beichte kam, ſagte der Pfarrer: „Höre, mein Sohn, Du nimmſt doch nicht Deinem Meiſter Semmeln, weder zum Eſſen noch zum Verkauf? Ich weiß, wie es die Bäckerjungen zuweilen machen.“ — Der Junge ſah ſeinen Beichtvater ſtarr an und ſagte weiter nichts als: „Sä, Herr Pfarrer! ſein's g'wiß a 'nmal Bäckerjunge g'weſt?“

Eine Schauſpielergeſellſchaft führte in Gegenwart einer gewiſſen Fürſtin die Operette „Fanchon“ auf, wo es in einer Arie heißt: „Es lebe der König, mein Mädchen und ich; der König für Alle, mein Mädchen, es lebe allein nur für mich.“ — Man wollte es alſo nach den Umſtänden ändern und ſang ſo: „Es lebe die Fürſtin, mein Mädchen und ich; die Fürſtin für Alle, mein Mädchen, es lebe allein nur für mich.“

Ein Freund fragte den andern, warum er, der ſonſt in allen ſeinen Sachen eigen ſei, ſich eine ſo kleine Frau genommen habe? — „Wie, mein Freund,“ antwortete dieſer: „ich dächte Ihr müßtet wiſſen, daß man unter allen Uebeln das kleinſte wählen ſoll.“

Ein Schneider wollte einen Juden, der Banquerott gemacht, necken und ſagte daher zu ihm: „Amſchel! ich wollt' ich hätt' Euer Geld.“ — „Und ich,“ nahm der Jude das Wort: „wollt', ich hätt' Euern Verſtand, dann hätten wir beide — Nichts!“

Ein Holländer, der die quälenden Launen ſeiner Frau nicht länger ertragen konnte, ſchlug ſie eines Tags ſo heftig, daß ſie drei Kopfwunden davon trug. Er ließ einen Wundarzt kommen und bat denſelben, Alles anzuwenden, damit ſie bald wieder geheilt würde. Als die Frau nun ſah, daß die Heilung ihrem Manne viel Geld koſtete, meinte ſie, er werde ſie wohl nicht wieder ſchlagen; aber als ſie geneſen war, fragte ihr Mann den Chirurgus in ihrer Gegenwart, wie viel er ihm ſchuldig ſei? Dieſer forderte dreißig Thaler. „Hier iſt das Geld,“ ſprach der Ehemann: „und noch andere dreißig Thaler, welche ich Ihnen im Voraus zahle für das nächſte Mal, wo meine Frau wieder die Laune anwandeln wird, geſchlagen ſein zu wollen.“

Zwei vornehme Damen führten folgendes Zwiegeſpräch: „Oſtern kommt heran, das gibt Gelegenheit zum Nachdenken; wird ſind große Sünderinnen.“ — „Was wollen wir aber thun?“ — „Ei! wir wollen unſere Bedienten faſten laſſen.“

Ein junger Wiener Stutzer rühmte ſich in einer Geſellſchaft: daß er gar nicht übel ſinge. — „Habens recht,“ erwiederte ein Anderer: „ſchauens! Sie ſingen halt nicht übel, aber es wird einem dabei übel.“

Ein Prediger ſah einſt, als er die Nachmittagspredigt hielt, daß einer der Zuhörer dicht unter der Kanzel eingeſchlafen war. Er ſchnarchte ziemlich laut; aber zwei Weiber, die nicht weit davon ſaßen, ſchwatzten zuſammen noch lauter. — „Meine lieben Frauen,“ ſagte der Prediger gelaſſen: „ſprecht ein wenig leiſer, Euer Nachbar möchte ſonſt aufwachen.“

Ein Friſeur und ein Barbier ſtritten unter einander, weſſen Metier das vornehmſte wäre? — „Herr,“ ſagte endlich der Friſeur „was wollen Sie viel Redens machen? Vor Ihnen behält Jeder die Mütze auf dem Kopfe; vor mir nimmt ſelbſt der König den Hut ab.“

Es fragte Jemand ein Mädchen, ob ſie ihn haben wolle? — „O nein, mein Herr,“ antwortete ſie: „aber wenn Sie wollen ſo können Sie mich haben.“

Einem alten Krieger wurden in der Schlacht bei Waaterloo beid Beine weggeſchoſſen. — „Das kommt davon,“ brummte er, als ma ihn vom Schlachtfelde forttrug: „Seele und Leib habe ich alle Morge im Gebet dem lieben Gott empfohlen, die Beine aber habe ich vergeſſen, dafür hat ſie jetzt auch der Teufel geholt.“

Ein Capuciner bewies ſehr eifrig die weiſe Einrichtung der göttlichen Vorſehung unter anderm auch daraus: daß der Tod an da Ende des menſchlichen Lebens geſetzt ſei.

Im nördlichen Irland findet ſich am Ufer eines Fluſſes ein behauener Stein alſo beſchrieben:

Jeder Reiſende wird hiermit gewarnt, dieſen Weg zu paſſiren, wenn dieſer Stein unter Waſſer geſetzt iſt.

Ein Bäcker hatte durch das Backen von zu kleinem Brote ſich in kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben. Er ließ ſich ein großes ſchönes Haus bauen, und über der Hausthüre fand ſich ein leerer Raum, in welchem als Schild eine Marmortafel mit den Symbolen ſeines Gewerbes und ſeinem Namen in goldenen Buchſtaben angebracht werden ſollte. Ehe dieſe Tafel aber noch eingeſetzt war, las man einſt des Morgens in dieſem leeren Felde folgende Inſchrift:

Ihr Bürger dieſer Stadt, ſchaut her und lernt hieraus,
Aus kleinen Broten baut man ſo ein großes Haus.

Eine Dame bat einen ihrer Verehrer in einem Briefe um eine Summe Geldes. Um dieſe Zudringlichkeit zu beſchönigen, machte ſie eine Nachſchrift: „Ich ſchämte mich des oben geäußerten Wunſches ſo ſehr, daß ich meinen Bedienten nach der Poſt ſchickte, um den Brief zurückzufordern. Zu meinem großen Verdruß war derſelbe ſchon abgegangen, und ich muß mich nun ſchon darein ergeben, wie Sie meine Bitte aufnehmen werden.“

Ein Zeichendeuter hatte einer Hofdame in Paris, welche der König Ludwig XI. ſehr liebte, vorhergeſagt, daß ſie in acht Tagen ſterben werde. Zufällig traf dieſe Prophezeiung ein. Der König, darüber aufgebracht, ließ den Wahrſager vor ſich fordern und hatte den Befehl gegeben, daß er, auf ein gewiſſes Zeichen von ihm, aus dem Fenſter geworfen werden ſollte. Als der zum Tode Beſtimmte erſchien, fragte ihn der König: „Da Du doch ſo gut das Schickſal von Andern vorausſagen kannſt, ſo ſage mir auch, wie lange wirſt Du noch leben?“ — Der Wahrſager ahnete aus dieſer Anrede nichts Gutes, er faßte ſich aber ſogleich und antwortete mit vieler Unerſchrockenheit: „Sire, ſoviel ich durch meine Kunſt herausgebracht habe, werde ich drei Tage vor Ew. Majeſtät ſterben.“ — Der König ward dadurch ſo betroffen, daß er ſich nicht entſchließen konnte, das beſtimmte Zeichen zu geben, und ihn wieder entließ.

„Zum Spaß, Herr Gevatter, laſſet uns einmal Verſe machen!“ ſagte der Förſter zum Müller in der Schenke, und alsbald hub er an:

Wo bleibt die brüderliche Liebe?
Die ganze Welt iſt voller — Müller!

Aber der Müller gab ihm dagegen dieſe Verſe zum Beſten:

Ihr ſeid ein braver Mann, das ſag' ich unverhohlen,
Habt unſerm gnäd'gen Herrn ſchon manchen Baum ge—zogen.

Da meinte der Förſter, beim Verſemachen komme nichts heraus, ſie wollten lieber reden wie ihnen der Schnabel gewachſen ſei.

„Ja,“ ſagte ein Officier: „wenn ich ſo unglücklich wäre, einen dummen Sohn zu haben, nichts Anderes als ein Geiſtlicher ſollte er werden.“ — Ein Prediger, der in der Geſellſchaft zugegen war, antwortete gelaſſen: „Sie denken da anders, mein Herr, als Ihr Herr Vater dachte.“

Ein Geiziger hing ſich auf, weil er um eine anſehnliche Summe betrogen worden war. Sein Bedienter fand ihn, ſchnitt den Strick entzwei und rettete ihm ſo das Leben. Nach einiger Zeit verließ der Bediente ſeinen Dienſt und forderte den Lohn. Der Geizhals zahlte ihm denſelben aus, zog ihm aber einige Groſchen für den zerſchnittenen Strick ab; „denn,“ ſagte er: „er war noch neu, Du hätteſt den Knoten aufknüpfen können.“

Eine Dame lobte gegen einen Gelehrten ihren kleinen Sohn und rühmte ihn, daß er Gellerts ſämmtliche Fabeln herſagen könne. — „Fritz, komm herein!“ rief ſie zur Thür hinaus. — „O Madame!“ rief der Gelehrte: „bemühen Sie ſich nicht; ich beſitze Gellerts Schriften ſelbſt.“

Der junge geiſtreiche, ungemein lebensluſtige Graf, ſpäterhin Fürſt Kaunitz, welcher im Jahre 1804 öſtreichiſcher Geſandter zu Kopenhagen war, dehnte ſich einſt gegen Mittag von einer durchſchwärmten Nacht noch müde und ſchläfrig in ſeinem Lehnſeſſel, als ihm der als langweiliger Witzjäger bekannte Baron von N. gemeldet wurde. — „Mon Dieu!“ rief der Eintretende dem ſchläfrigen Grafen zu: „Ew. Excellenz gähnen, gewiß hatten Sie heute ſchon viele langweilige Beſuche?“ — „O nein,“ erwiderte Kaunitz: „Sie ſind der erſte.“

Ein Bauernjunge ſtahl, wurde erwiſcht und ausgepeitſcht. Er ſtahl darauf an einem andern Orte. Es ging ihm ebenſo. Ein gleiches Schickſal hatte er an einem dritten Orte. — „Nee,“ rief er in ſeinem Unmuthe: „’s is als ſullt’ es nich ſinn!“

In einer Stadt war das Gefangenhaus baufällig geworden und man trug deshalb höhern Orts an, es abbrechen und ein neues auf der nämlichen Stelle mit Hülfe der noch brauchbaren Materialien errichten laſſen zu dürfen. Der Antrag wurde genehmigt, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Gefangenen zur Erſparung der Koſten in dem alten Gefängniſſe bleiben ſollten, bis das neue aufgebaut ſein werde.

Eine Dame aus einer uralten adeligen Familie, welche dem Staate früher viele ausgezeichnete Männer geliefert hatte, erſuchte den Kriegsminiſter um eine Anſtellung für ihren Sohn, einen jungen Mann von geringen Geiſtesgaben und deſto größerer Anmaßung. Sie erhielt eine abſchlägliche Antwort, worauf ſie ſehr beleidigt dem Miniſter ſchrieb: „Wenn Sie die Geſchichte unſeres Landes geleſen hätten, mein Herr, ſo würden Sie wiſſen, daß es unſern Ahnen leichter ward einen Marſchallſtab zu erlangen, als es mir wird für meinen Sohn eine Officierſtelle zu erhalten.“ — Der Kriegsminiſter erwiderte ſogleich: „Ich habe die Geſchichte unſeres Landes geleſen, meine gnädige Frau, und daraus erſehen, daß die Mitglieder Ihrer Familie ſtets behandelt wurden, wie ſie es verdienten.“

Eine hochadlige Dame äußerte einſt gegen eine Freundin in Gegenwart des Hofmeiſters ihrer Söhne: „Man kann die drei Stände, den Adel, den Bürger- und den Bauernſtand recht gut mit den irdenen Geſchirren einer Haushaltung vergleichen. Der Adel iſt das ächte Porzellan, der Bürger Steingut und der Bauernſtand gewöhnliches Töpfergeſchirr.“ — Nach einiger Zeit wünſchte die Freundin den jüngſten Sohn zu ſehen. Dieſer war im Garten und die Frau vom Hauſe ſagte daher zu dem Hofmeiſter: „O laſſen Sie doch einmal den Adolph heraufbringen.“ — Der Hofmeiſter öffnete die Thür und rief einem Bedienten zu: „Heda, gewöhnliches Töpfergeſchirr! bring doch einmal das kleine ächte Porzellan herauf.“

Ein alter guter pommerſcher Edelmann, der einmal in der Kirche aus dem alten pommerſchen Liederbuche ſingen hörte:

Herr Gott, Vater im Himmelreich,
Der Du uns machſt alle gleich!

ſagte im rüſtigen Widerſpruchstone zu ſeinem Nachbar: „Das kann nicht ſein, das darf nicht ſein! Das gibt auch die Ritterſchaft gar nicht zu!“

Eine Kaufmannsfrau gab durch ihren Aufwand in Putz und Vergnügen, der das Einkommen ihres Mannes überſtieg, öfters Veranlaſſung zu häuslichem Zwiſt. Sie warf ihrem Manne vor, daß er ein ſchlechter Kaufmann ſei und daher zu wenig verdiene um ein glänzendes Haus zu machen. — „Erwerbe ich nicht genug,“ fragte der Mann: „um bei einem vernünftigen und eingezogenen Leben das Hausweſen mit Anſtand führen zu können?“ — „Ei,“ rief die Frau höhniſch: „was verdienſt Du denn?“ — „Nun wenigſtens eine beſſere Frau!“ gab er zur Antwort.

Ein Advokat in Paris machte einer jungen Dame fleißig ſeine Aufwartung und war im Begriff ſie zu heirathen, als auf einmal ein Officier auftrat und ſich für ſeinen Nebenbuhler erklärte. Um den Advokaten abzuſchrecken, verlangte der Offizier entweder das Feld geräumt oder einen Zweikampf. Der Advokat nahm die Ausforderung an und ſtellte ſich zur beſtimmten Zeit an dem beſtimmten Orte ein. — „Mein Herr,“ ſagte er zu dem Officier, indem er ihm ein Paar Piſtolen reichte: „ich verſtehe mich nicht auf den Degen. Wählen Sie eine von dieſen beiden Piſtolen. Ich laſſe Ihnen ſogar den erſten Schuß.“ — Der Offizier nahm eine der beiden Piſtolen und ſchoß. Sein Nebenbuhler ſank todt zu ſeinen Füßen. Augenblicklich begab ſich der Offizier auf die Flucht aus Furcht vor den Nachſtellungen der Juſtiz und verbarg ſich in einem kleinen Orte einer entlegenen Provinz. Nach einiger Zeit ſprach er Jemand, der vor Kurzem aus Paris gekommen war und der die junge Dame, um welche das Duell geſchehen war, ſehr gut kannte und oft mit ihr in Geſellſchaft zuſammenkam. Dieſer, erſtaunt, ſeinen Freund hier zu finden, fragte ihn: warum er denn ſo plötzlich aus Paris verſchwunden ſei? — „Wie,“ ſagte der Officier: „haben Sie denn nichts von meiner Affaire gehört? — Der Tod des Advokaten.“ — „Ei mein Gott, der Advokat iſt friſch und geſund, er hat vor Kurzem ſeine Geliebte geheirathet.“ — Es ergab ſich nun, daß der Advokat die Piſtolen nur mit Pulver geladen und ſich todt geſtellt hatte, um ſich von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien.

In einer Geſellſchaft, in der man ſich mit Witzſpielen unterhielt, wurde einem Anweſenden die Aufgabe geſtellt, ſchnell eine Beziehung zwiſchen Napoleon und einem Bürſtenbinder aufzufinden. Alsbald ſagte er:

Er fürſtete die Bürſtenbinder
Und bürſtete die Fürſtenkinder.

Ein Prieſter in einer einträglichen Abtei, welcher der Sohn eine Fiſchers war, ließ in ſeiner Stube alle Tage ein Netz ausbreiten um ſich wie er ſagte, beſtändig ſeines Herkommens zu erinnern. Dieſ Demuth machte, daß man ihn nach des Abts Tode zum Abte wählte. Seitdem verſchwand das Netz aus ſeiner Stube. Als man ihn um di Urſache fragte, ſo war ſeine Antwort: „Nunmehr da der Fiſch gefangen, habe ich das Netz nicht mehr nöthig.“

Zwei Huſaren, welche an einem Felde vorbeiritten, bemerkte einen Bauer, welcher ſäete. — „So, mein guter Mann,“ ſagte de eine zu ihm: „ſäet nur immer; aber uns ſoll die Frucht Eurer Arbei zu Nutze kommen.“ — „Ja! Ja!“ ſagte der Bauer: „das kan wohl ſein, denn ich ſäe Hanf.“

Ein holländiſcher Schiffsarzt empfahl ſeinen Patienten faſt be allen Krankheiten den Genuß des Seewaſſers. Derſelbe wurde durc den Anprall einer Segelſtange über Bord geſchleudert und ertrank Da rief ein Matroſe: „Ach! unſer Arzt iſt in ſeinen eigenen Arzneikaſten gefallen!“

Zwei Beamte begegneten einem Geiſtlichen zu Pferde und fragte ihn, warum er nicht wie Chriſtus auf einem Eſel reite? — De Geiſtliche erwiderte ohne Beſinnen: „Weil alle Eſel von der Regierung angeſtellt worden ſind.“

N. ließ in die Zeitung ſetzen, er beabſichtige den erſten künftige Monats mit Extrapoſt nach Wien zu reiſen und ſuche einen Reiſegeſellſchafter, der die Hälfte der Koſten trage. — Am Abend vor de Abreiſe hatte ſich noch Niemand gemeldet und N. legte ſich über de verfehlten Plan etwas übel gelaunt zu Bette. Heftiges Klingeln weckte ihn mitten in der Nacht aus ſeinem Schlummer; er rafft ſich ſchnell auf und öffnet die Thür. Da ſteht athemlos ein ihm unbekannter Mann, der ihn wegen der Störung tauſendmal um Verzeihung bittet und ihm ſagt: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu melden, daß ich morgen nicht mitreiſen kann.“

Ein eingebildeter Kranker ſagte zu ſeinem Arzte: „Eſſen und Trinken ſchmeckt mir, auch ſchlafe ich gut, und doch muß ich mir Ihren Rath ausbitten.“ — „Laſſen Sie mich nur machen,“ antwortete der Arzt: „es ſoll bald anders mit Ihnen werden.“

Ein General wollte ſich malen laſſen und trug ſeinem Sekretair auf an einen berühmten Maler zu ſchreiben, daß er mit der erſten Poſt kommen und ihn abnehmen möge. Der Maler kam und wurde dem General vorgeſtellt. Dieſer redete ihn mit folgenden Worten an: „Wird Er mich auch wohl treffen können?“ — „O ja!“ antwortete der Maler, den dieſe unhöfliche Anrede verdroß: „Euer Excellenz ſind ſehr gut zu treffen, Sie haben grobe Züge.“

Ein Mann trank öfters in einem Bierhauſe den Andern, wenn ſie ſich wegwendeten, ihre Gläſer aus. Man ertappte ihn endlich dabei und ſetzte ihn wegen ſeiner Unverſchämtheit zur Rede. Er ſagte aber: „Ich habe gemeint, ich hätte dazu das beſte Recht, denn draußen auf dem Wirthsſchilde ſteht: Hier trinkt man fremde Biere.“

Heinrich IV., König von Frankreich, begegnete eines Tages in den Gemächern des Louvre einem Menſchen, der ihm unbekannt war und deſſen Aeußeres nichts Beſonderes verrieth. Er fragte ihn, wem er angehöre? — „Ich gehöre mir ſelbſt an;“ antwortete ihm der Fremde in einem aufgeblaſenen reſpectloſen Tone. — „Guter Freund,“ erwiderte der König: „da habt Ihr einen ſehr dummen Herrn.“

Bei einer Bauernhochzeit ſchnitt einer der Gäſte eine Gans vor, war aber ſo unglücklich, daß ihm, als er ſie recht künſtlich vorlegen wollte, Gans und Teller hinabfielen. Die ganze Geſellſchaft ſchrie: „Der Hund wird ſie verſchlingen!“ — Aber der Vorſchneider antwortete ganz pfiffig, indem er ſich das Fett von der Weſte ſchabte: „Seid unbeſorgt, er ſoll ſie nicht bekommen, ich habe den Fuß darauf geſtellt.“

Bei einem Geſpräche über Muſik, wo ein jeder von der Geſellſchaft ſein Lieblingsinſtrument nennen ſollte und Harfe, Clavier und andere Inſtrumente ſchon genannt worden waren, fragte ein junger Mann ſeinen Nachar, der bis jetzt immer ſtumm geweſen war und ſeinen Bauch geſtrichen hatte: „Und Ihr Lieblingsinſtrument iſt?“ — „Meins?“ verſetzte der dicke Herr und faltete ſeine Hände über dem Bauche zuſammen: „Meins? — Je nun — der Bratenwender!“

In England iſt es Brauch die Geſetze nur nach ihrem Wortſinne anzuwenden. Ein Tabakshändler ward angeklagt, daß er fremde Materien in den Tabak miſche; er bewies aber, daß zu dem was er als Tabak verkaufe, nicht ein einziges Tabaksblatt komme. Weil nun zwar ein Geſetz gegen die Vermiſchung der Waaren mit fremden Subſtanzen exiſtirte, aber keins dagegen, daß man nicht eine Waare für die andere verkaufen ſolle, vorhanden war, ſo ward der Beklagte freigeſprochen und der Kläger, der ſeine Klage aus Brotneid erhoben hatte, in die Koſten verurtheilt.

Ein Landedelmann ging in ſeinem Garten ſpazieren, als die Sonne noch ſehr heiß ſchien. Der Gärtner, welcher ſeinen Herrn ſo zeitig nicht vermuthete, hatte ſich unter einen Baum gelegt und ſchlief. Der Herr ging voller Zorn auf ihn los und rief: „Schelm, Du liegſt hier und ſchläfſt, anſtatt daß Du arbeiten ſollteſt; Du biſt nicht werth daß Dich die Sonne beſcheint.“ — „Je nun,“ antwortete der Gärtner: „eben deßwegen habe ich mich in den Schatten gelegt.“

In einer Stadt in Polen waren zwei Gaſthöfe. Der eine hieß: der graue Eſel; der andere: die goldene Henne. Der graue Eſel war der berühmteſte. In ihm kehrten alle vornehme Herrſchaften ein, und was auch der Gaſtwirth in der goldenen Henne thun mochte ſeine Gäſte zu befriedigen, immer nahm ihm der Wirth im grauen Eſel die beſten Kunden weg. Einſt kam der General Suwarow mit großem Gefolge in die Stadt und wohnte mehrere Tage im grauen Eſel. Statt dem General die Rechnung zu machen, bat ſich der Wirth die Gnade aus, ſeinen ſplendiden Gaſthof künftig: „Zum General Suwarow“ nennen zu dürfen. Die Gnade ward ihm gewährt und der graue Eſel machte dem General Suwarow Platz. Aber auch der Wirth in der golden Henne gab ſeinem Gaſthofe ein neues Schild, indem er ihm den von ſeinem Nachbar verſchmähten Titel: „Zum grauen Eſel“ gab. Weit und breit war der graue Eſel als der beſte Gaſthof in der Stadt bekannt. Alles zog nun nach wie vor dieſer Firma nach, und der General Suwarow ſtand daher bald verlaſſen da, während in der ehemaligen goldenen Henne ein neues Leben erwacht war. Aber der Wirth wollte ſeinen General und ſich ſelbſt nicht fallen laſſen. Er machte unter das Schild noch eine Bemerkung: „Dieſes iſt der eigentliche alte graue Eſel.“

Ein Bauerjunge ſtotterte, aber wenn er ſang, ſo ging es ihm ohne Anſtoß vom Munde. Eines Abends ſtürzt der Junge ſchreckenbleich zu dem Vater in die Stube, ringt die Hände und kann kein Wort herausbringen. — „Singe, Junge!“ ruft ihm der Vater zu. — Und der Junge ſang mit lauter Stimme: „Vater, unſre Scheune brennt!“

Ein Fremder geht in Wien durch die Straßen. An einem friſch geputzten Hauſe ſieht er oben über dem zweiten Stockwerk einen dicken ſchwarzen Strich. Er bleibt ſtehen und überlegt was der Strich zu bedeuten habe. Der Beſitzer des Hauſes, ein wohlgenährter Bäcker, ſteht an der Thür und fragt: „Nun was ſchaun der Herr; Sie möchten wohl gern wiſſen was der Strich zu bedeuten hat? Das iſt der Strich, der anzeigt, wie hoch die Donau bei der letzten großen Ueberchwemmung geſtanden hat.“ — „Um Gotteswillen,“ ruft der Fremde: „bis dahin? Das iſt unmöglich, da wäre ganz Wien verloren ewesen!“ — „Ach“ ſagte der Bäckermeiſter ärgerlich: „daß das die eut nicht begreifen können, der Strich war ſonſt hier unten, da haben ie verdammten Straßenjungen ihn weggekratzt; nun habe ich ihn ſo och anbringen laſſen, das ihn die Bengels wohl ſtehen laſſen ſollen.“

Ein engliſcher Schiffskapitain war Bräutigam eines liebenswürdigen Mädchens. Vor der Trauung brach ein Krieg aus und der Kapitain mußte zur See. Als er glücklich heimkam, eilte er zu ſeiner Geliebten; er fand ſie aber in einem bedauernswerthen Zuſtande. Sie hatte durch einen Unfall eine ſo ſchwere Verletzung erhalten, daß ihr ein Bein hatte abgenommen werden müſſen. Sie erklärte ihrem Bräutigam, daß ſie unter dieſen Verhältniſſen nie ſeine Frau werden könne, wohl aber lebenslang ſeine Freundin bleiben wolle. Vergebens bat und beſchwor ſie der Capitain. Plötzlich faßte er einen Entſchluß. Er verließ ſeine Geliebte, ſetzte ſich auf ein eben abſegelndes Schiff und ſtieg in Calais ans Land. Hier ließ er ſich in einem Gaſthauſe eine Stube geben und verlangte, daß man den geſchickteſten Wundarzt der Stadt zu ihm beſcheiden ſolle. Der Wundarzt kam. Der Kapitain verſchloß die Thür, zog ein Piſtol heraus und ſagte: „Mein Herr, ſchneiden Sie mir ſogleich gefälligſt mein linkes Bein ab; Sie erhalten dieſen Beutel mit Guineen zur Belohnung. Wenn Sie ſich weigern, ſo ſchieße ich Sie todt.“ — Vergebens waren die Gegenvorſtellungen des Wundarztes, er mußte den Willen des wunderlichen Engländers thun. Dieſer wartete ſeine Heilung in Calais ab und reiſte dann zurück zu ſeiner Braut, die ſich, gerührt von ſo großer Liebe, nicht länger weigerte ihm zum Altare zu folgen.

Eine wegen ihrer Härte gegen die Dienſtboten verſchrieene Frau, welche daher ſehr häufig mit ihren Dienſtleuten wechſelte, war in die Wochen gekommen. Tages darauf ging ihr Küchenmädchen auf den Markt. — „Sieh da,“ ſagte eine Bekannte (vielleicht hatte ſie auch früher dieſen Dienſt gehabt) zu ihr: „Deine Frau iſt ja in die Wochen gekommen? Womit denn? mit einem Mädchen?“ — „Ach nein,“ ſagte die erſte: „es iſt ein Knabe, — ein Mädchen hätte es nicht neun Monate bei ihr ausgehalten.“

Ein junger Ehemann wurde geneckt, daß ſeine Frau zu früh in die Wochen gekommen ſei. Er antwortete aber: „Nein, meine Frau iſt nicht zu früh entbunden, ſondern die Hochzeit iſt zu ſpät gehalten worden.“

Zwei Nachbarn, ein Zimmermann und ein Wundarzt, liefen bei dem Geläute der Sturmglocke zugleich aus ihren Häuſern um zu ſehen wo das Feuer ſei. Als ſie an den Ort kamen, fanden ſie das Haus in vollen Flammen. Der Zimmermann ſagte: „Sehet, Herr Nachbar, mein Weizen blüht ſchon!“ Bei dieſen Worten fiel er über einen Mauerſtein und brach ein Bein. Der Wundarzt erwiderte: „Und meiner iſt ſchon reif!“

Ein Bauer, den man drei Mal hinter einander abwies, daß er ſeinen Pfarer nicht ſprechen könne, weil er ſtudire, gab zur Antwort: „Nun, warum hat uns aber der König nicht einen Paſtor gegeben, der ſchon ſtudirt hat?“

Bei einem Fähndrichsexamen wurde ein junger Soldat gefragt: „Wie viele Inſeln liegen im Weltmeere und wie heißen ſie?“ Worauf er antwortete: „Im Weltmeere liegen ſehr viele Inſeln, und ich heiße Krauſe!“

In einer Geſellſchaft wurde über aſtronomiſche Gegenſtände geſprochen und unter anderm geſagt: ein Planet ſei ein Körper der ſein Licht von einem andern empfange. — „Schaun's da bin i auch a Planet!“ rief plötzlich ein Militair. — „Ei, wie ſo denn das?“ fragten mehre Stimmen. — „Nun,“ entgegnete jener: „i empfange mein Licht vom Kaſerneninſpector.“

Ein katholiſches Mädchen klagte ihrem Beichtvater, daß ſie von Stolz und Hoffartsdünkel ſehr beunruhigt werde. Der Pater fragte: „Iſt Sie reich, mein Kind?“ — „Das Mädchen antwortete: „Ach nein! Herr Pater.“ — „Dann,“ verſetzte der Beichtvater: „ſorge Sie nur nicht, es wird ſich mit der Zeit ſchon von ſelbſt geben.“

Ein Arzt war bei einem Kardinal zu Gaſte und bemerkte eine Schüſſel mit Neunaugen, die er gern allein gehabt hätte. Er ſchlug daher mit ſeinem Meſſer auf die Schüſſel und ſagte: „Das iſt unverdaulich!“ Alsbald ließ der für ſeine Geſundheit ſehr beſorgte Kardinal die Schüſſel vom Tiſche entfernen. Der Arzt ließ aber ſich dieſelbe auf ſein Zimmer bringen, wo er ſie zum Deſſert verſpeiſte. Als der Kardinal dieß erfuhr, ſtellte er den Arzt zur Rede, wie er eine Speiſe genießen könne, die er ſelbſt für unverdaulich erklärt habe. — „Um Verzeihung,“ entſchuldigte ſich der Arzt: „ich meinte nicht die Neunaugen, ſondern die Schüſſel, in welcher ſie lagen.“

Ein Advokat machte auf ſeinem Krankenbette ein Teſtament und verſchrieb ſein ganzes Vermögen lauter Narren und unſinnigen Leuten. „Denn,“ ſagte er: „von ſolchen habe ich es bekommen und ſolchen will ich es auch wiedergeben.“

„Was halten Sie von einem ſo außerordentlichen Verſtande?“ fragte Lorenz von Medicis einen mailändiſchen Geſandten, indem er ihm einen fünfjährigen Knaben vorſtellte, von deſſen Witz ganz Florenz voll war. — „Kinder von der Art,“ ſagte der Geſandte: „werden bei reiferem Alter gewöhnlich dumm.“ — „Sie waren gewiß ein ſehr kluges Kind!“ fiel ihm der Knabe ins Wort.

Eines reichen Amtmanns Sohn kam von der Univerſität nach Hauſe um ſeine Aeltern zu beſuchen. An einem Abende wurden zwei Tauben zum Eſſen aufgetragen; da ſagte der gelehrte Sohn, daß er durch Logik und Arithmetik beweiſen könne, daß dieſe zwei Tauben drei ſeien. „Das laß uns hören,“ ſagte der Vater. — Der Sohn ſagte darauf: „Das iſt eins, und das iſt zwei, eins und zwei aber machen drei.“ — Der Vater antwortete: „Da Du das ſo wohl ausgedacht haſt, ſo ſoll Deine Mutter die erſte Taube haben, ich will die zweite nehmen, und die dritte magſt Du für Dich um Deiner Gelehrſamkeit willen behalten.“

Ein Schiffsjunge hatte von einem ſeiner Kameraden eine Elſter bekommen. Als er ſie nach Hauſe tragen und eben in die Hausthür treten wollte, fragte ihn der Nachbar, ein angeſehener Bürger, mit ſtotternder Sprache: „T—T—Thomas, ka—ka—kann de—de—deine Elſter ſp—ſp—ſprechen?“ — „Beſſer als Sie, Herr!“ antwortete der Burſche: „denn ſonſt hätte ich ihr längſt den Hals umgedreht.“

Eines Tages, da ſich in einer gelehrten Geſellſchaft ein heftiger Streit erhob, rief der Präſident aus: „Wie wär's, meine Herren, wenn wir immer nur vier auf einmal redeten?“

Eine alte Frau, deren Sohn Soldat geworden war, erhielt von demſelben nach Verlauf eines Jahres den erſten Brief. Da ſie ihn aber nicht leſen konnte, ſo bat ſie einen Nachbar, ihr den Brief vorzuleſen. Dieſer war dazu bereit, öffnete den Brief und fing an zu leſen: „Liebe Mutter!“ — Hier hielt der Leſende inne und mußte, da die Handſchrift ſehr ſchlecht war, den Anfang des Briefes erſt entziffern und ſtotterte daher bei den erſten Worten ein wenig. — „Ja, ja!“ rief die Alte freudig aus: „der Brief iſt von meinem armen Gottlieb, denn er ſtotterte ſchon immer, als er noch zu Hauſe war.“

Ein reicher Handelsmann bekam Händel mit einem Juden. Im Zorn nannte er dieſen einen Lump. — „Nu,“ erwiderte der Iſraelit: „der Herr is aach noch kaan Papier.“

Ein Arzt zu Poitiers, der etwas zerſtreut ſein mochte, ward zu einem Kranken gerufen. Die Frau erkundigte ſich nach dem Zuſtande ihres Mannes. — „Er iſt ſehr krank,“ ſagte der Arzt. — „Freilich! aber was fehlt, ihm, mein Herr?“ — „Was ſoll ihm fehlen? Er hat das Scharlachfieber.“ — „Das Scharlachfieber? Und woran ſehen Sie das?“ — „An ſeinen Händen; ſie ſind ja blutroth.“ — „Ei! Herr Doctor, das kommt von ganz was anderm. Mein Mann iſt ein Schönfärber.,‘ — „So? dann iſt's gut! Er wäre bei meiner Ehre geſtorben, wenn er nicht Schönfärber wäre.“

Zwei Beſenbinder trafen auf einander. Der Eine rief: „Beſen! neun Kreuzer das Stück!“ Der Andere dagegen: „Beſen! ſechs Kreuzer das Stück!“ — „Höre, Bruder!“ rief der Erſte: „ich ſtehle doch das Reis zu meinen Beſen auch und kann ſie nicht wohlfeiler geben als das Stück für neun Kreuzer; wie machſt Du es denn, daß Du ſie für echs Kreuzer verkaufen kannſt?“ — „Ich ſtehle die Beſen ſchon gemacht,“ erwiderte der Andere.

Ein Schultheiß, der ſeine Untergebenen hart drückte, wenn ſie es verſäumten ihm etwas in die Hand zu drücken, wurde wegen ſchlechter Verwaltung ſeines Amtes von ſeinen Oberen abgeſetzt. Er ging betrübt ſeiner Heimath zu, als er von dem eine halbe Meile entfernten Amte, wo er ſeine Abſetzung erfahren hatte, zurückkehrte. Er hatte einen Fluß zu paſſiren, über welchen ein ſchmaler Steg führte. Da es bereits dunkel geworden war, ſo kam der abgeſetzte Schultheiß etwas vom Wege ab und konnte die Brücke nicht finden. Er lief lange hin und her, bis endlich ein Bauer kam, den er nach dem rechten Wege fragte. „Herr Schultheiß,“ ſprach dieſer: „ich bedaure Euch, Ihr müßt Euch entſchließen durch den Fluß zu gehen um hinüber zu kommen, denn ein ſtarker Gewitterregen hat heute am Tage den Steg hinweggeſpült.“ — „Ei was,“ ſagte jener: „Ihr ſeid ein guter Mann, Ihr könnt mich auf Euern Schultern hinübertragen ins Trockne.“ — „Dem Herrn Schultheiß thut man das ſchon zu Gefallen!“ entgegnete der Bauer, packte ihn auf und ging mit ihm in den Fluß hinein. — „Das werde ich Euch vergelten,“ ſprach der Getragene: „ſobald ich wieder in mein Amt eingeſetzt ſein werde.“ — „Ihr ſeid alſo nicht mehr Schultheiß?“ — „Leider nein.“ — „Ei, ſo wollt' ich kein Narr ſein“ verſetzte der Bauer: „einen ſo ſchlechten Kerl als Ihr ſeid, durch den Fluß zu tragen!“ — Plump! warf er die unnütze Laſt von ſich und ging ſeines Weges.

„Haben Sie nicht ein Viertelſtündchen Zeit?“ rief ein aus einem Laden guckender unfriſirter Herr einem ſehr ſchnell vorübereilenden Friſeur zu. — „O ja?“ erwiderte dieſer freundlich, und jener antwortete lächelnd: „Nun ſo bitte ich Sie ein wenig langſamer zu gehen, Sie rennen ſich ſonſt die Lungenſucht an den Hals.“

An einer Wirthstafel begehrte ein Gaſt, der eine Portion Hecht gegeſſen hatte, noch ein Glas Wein, indem er hinzuſetzte: „der Fiſch will ſchwimmen!“ — Sein Nachbar, der auch witzig ſein wollte, der aber Rindfleiſch gegeſſen hatte, ſagte zum Kellner: „mir auch noch ein Seidel, der Ochs will ſaufen!“

Eine dumme Bauernmagd hatte eine zinnerne Schüſſel über das Feuer geſetzt um einen Fiſch warm zu machen. Das Feuer hatte das Zinn aufgelöſt und dieſes war hinter den Herd hinabgeronnen. Da kam die Magd, und als ſie wohl den Fiſch, aber nicht die Schüſſel ſah, ſagte ſie: „Das iſt ein dummes Vieh, unſere Katze, die Schüſſel frißt ſie und den Fiſch läßt ſie ſtehen.“

Drei Witzlinge begegneten einem alten Juden, den ſie zur Zielſcheibe ihres Witzes machen zu können glaubten. — „Guten Morgen, Vater Abraham!“ rief der Erſte. — „Guten Morgen, Vater Iſaak!“ rief der Zweite. — „Guten Morgen, Vater Jakob!“ rief der Dritte. — „Sie irren ſich, meine Herren,“ verſetzte der Jude lächelnd: „ich bin weder Abraham, noch Iſaak, noch Jakob, ſondern Saul, der Sohn Kis, welcher ausging ſeines Vaters Eſel zu ſuchen, — und ſiehe, hier habe ich ſie gefunden!“

Ein vornehmer Mann ſaß noch nach Mitternacht und las, als plötzlich einige Kacheln aus ſeinem Ofen fielen und aus dieſem ein junger Kerl hervorkam. — „Was Teufel!“ fing der Hausherr an: „was habt Ihr hier zu ſuchen?“ — „Ich wollte fragen, mein Herr, ob Sie keinen Bedienten brauchten.“ — „Und dazu müßt Ihr durch den Ofen hereinkommen?“ — „Verzeihen Sie, mein Herr, ich konnte die Thüre nicht finden.“

Franz zog zum erſten Male ins Feld. Der kranke Oheim, ein General, reichte ihm beim Abſchiede ein Schwert mit den Worten: „Im Knopfe dieſes Schwertes ſteckt ein Talisman, der Dich in jeder Schlacht ſchützen wird. Gieb mir Dein Ehrenwort, daß Du den Knopf nicht abſchrauben willſt: Die Kraft des Talismans geht ſonſt für Dich verloren.“ — Franz gab es willig, und zog fort. — In der Schlacht hielt ſich der Jüngling gut, er kam glücklich zum Oheim zurück, der ihn mit vielen ſeiner Kameraden zur Tafel behielt. Der Wein machte heiter, man gedachte des Talismans, und Franz bat dringend um Erlaubniß, den Knopf abzuſchrauben um den Talisman kennen zu lernen. Lächelnd gewährte der Oheim die Bitte. Der Degenknopf war hohl, ein Blättchen lag darin, auf welchem recht zierlich geſchrieben ſtand: „Hundsfott, wehre Dich!“

In einer ehemaligen Reichsſtadt zog die Bürgerwache in Parade auf; der Offizier marſchirte voran, die Wache, etwa 30 Mann ſtark, in Fronte hinterdrein: ſo ging der Zug eine Hauptſtraße hinunter. Auf einmal bog die Wachtparade rechts in ein kleines Nebengäßchen ein, der Offizier aber, der dieß nicht bemerkte, marſchirte, immer im Wahne, daß ſeine Wachtparade ihm folge, gravitätiſch die Straße hinab und bog dann mit dem lauten Commando: „Schwenkt Euch rechts, Marſch!" in eine Hauptſtraße rechts ein. Hier traf er unvermuthet ſchon ſeine ganze Wachtparade. — „Ei Funken, wo kommt Ihr her?" fragte er voller Verwunderung. — „Durch's Ochſengäſſel," antwortete Einer: „es war um ſo viel näher."

Ein leichtgläubiger Thor äußerte einſt, daß er durchaus kein Vertrauen zu den Kuhpocken habe. „Was nützt uns dieſe Erfindung?" ſagte er: „ich kannte ein ſchönes Kind; die Aeltern ließen es kürzlich impfen — zwei Tage nachher war es todt." — „Wie?" fragte Jemand: „zwei Tage nachher todt?" — „Mauſetodt — es fiel aus dem dritten Stockwerk und rührte kein Glied mehr. — Nun laſſe man ſeine Kinder noch impfen — was hilft's?"

Eine ſeit kurzem verheirathete junge und geiſtreiche Dame gähnte häufig, wenn ſie ihrem Gatten allein gegenüber ſaß. Eines Tages ward ihm dieß zu arg und er fragte alſo: „Du haſt wohl Langeweile in meiner Geſellſchaft, liebes Kind?" — „Ganz und gar nicht!" antwortete ſie: „aber Du und ich ſind ja jetzt Eins, und wenn ich mit mir ſelbſt allein bin, langweile ich mich leicht."

Der Sohn eines Bürgers und Handwerkers aus einer kleinen Stadt, der Theologie ſtudirt hatte, kam in ſeine Vaterſtadt zurück. Er hatte das Examen als Candidat der Gottesgelahrtheit überſtanden und folglich war es ihm erlaubt, die Kanzel zu betreten. Seine Aeltern und Verwandten drangen in ihn, ſein Licht vor ſeinen Landsleuten leuchten zu laſſen, und obſchon er ſolches geraume Zeit abgelehnt hatte, ſo mußte er endlich den wiederholten dringenden Bitten ſeiner Angehörigen nachgeben, als man von ihm eine Leichenrede auf einen verſtorbenen weitläufigen Verwandten, Rathmann und Schneider begehrte.

Der Candidat machte ſich alſo an die Ausarbeitung dieſer Trauerrede und ſah zu dem Ende eine Menge gedruckter Leichenreden durch, um ſich nach einem ihm zuſagenden Vorbilde zu richten. Beſonders gefiel ihm eine Trauerrede auf das Ableben des Königs Friedrich II., die mit den Worten begann: „Auch Könige müſſen ſterben!“ — Dieſe wählte er zum Muſter, und zum Erſtaunen aller Zuhörer waren die erſten Worte ſeiner im Schweiße ſeines Angeſichts ausgearbeiteten Leichenrede: „Auch Schneider müſſen ſterben!“

„Aber wie heißt denn eigentlich Ihr ganzer Name?“ fragte Friedrich II. den General Zaremba. — „Ew. Majeſtät,“ antwortete der General: „ich heiße Zirrizarrikorumbarrizizaremba.“ — „Ei, ſo heißt ja der Teufel nicht!“ — „Ja, Eure Majeſtät, der iſt auch nicht von meiner Familie.“

Der Landgraf Friedrich von Heſſen-Kaſſel hatte gehört, der Pfarrer K. zu K. ſei ein Geiſterſeher. Als ihn eines Tages ſein Weg auf einem Spazierritte durch K. führte und er den Pfarrer am Fenſter erblickte, ritt er auf ihn zu und ſagte zu ihm: „Ich habe gehört, Er könne Geiſter citiren, iſt das wahr?“ — „Ja, Ew. Durchlaucht,“ erwiderte K.: „ſie kommen aber nicht.“

„Hört, guter Freund!“ riefen ein paar muthwillige Herren zu Pferde einem Bauer, der eben Kohl pflanzte, zu: „Was gebt Ihr uns, wenn wir Euch beweiſen, daß Ihr ein Kohlſtrauch ſeid?“ — „Nichts,“ ſagte der Bauer: „denn ſolche Kunſtſtücke kann ich ſo gut machen wie Ihr — ich will Euch wohl gar beweiſen, daß Eure Sättel Mauleſel ſind.“ — Die Herren wurden aufmerkſam durch die ſo ganz unerwartete Antwort und wünſchten den Beweis zu hören. — „Je nun, meine Herren,“ fing der Bauer an; „was zwiſchem einem Pferde und einem Eſel iſt, das iſt doch mein Lebtage ein Mauleſel geweſen.“

Herr von B. traf in ſeinem Garten Schweine, welche Alles um und um wühlten. — „Welchem Schlingel,“ rief er einem Bedienten zu: „gehören die Schweine?“ — „Ihnen, gnädiger Herr!“ war die Antwort.

Ein Günſtling des Königs Ludwig XIV. gerieth mit einem der berühmteſten damaligen Marſchälle Frankreichs in Streit und ſagte zu ihm: „Wenn ich auch kein Marſchall bin, ſo bin ich doch ein Holz, woraus man Marſchälle ſchnitzen kann!" — „Gut," erwiderte dieſer: „wenn man einmal eines hölzernen Marſchalls bedarf, ſo ſollen Sie den Vorzug vor allen Andern haben."

Auf einem Dorfe war die Stelle des Schulmeiſters zu vergeben. Ein junger Menſch bewarb ſich um dieſe Stelle bei dem Beſitzer des Dorfs. — „Aber wiſſen Sie auch," ſagte dieſer: „daß der Schulmeiſter des Sonntags die Orgel ſpielen muß; ſind Sie dazu befähigt?" — Der junge Mann ſagte ſelbſtgefällig: „O es wird ſchon gehen, es wird ſchon gehen! Ich habe es noch nie verſucht, aber ſehr oft geſehen wie es gemacht wird."

Es ſtieß Jemand, der eilig um eine Straßenecke bog, einen ihm Entgegenkommenden unſanft an. Der letztere rief zornig aus: „Ochſe!" — „Das bin ich nicht," erhielt er zur Antwort: „aber bei der Thierarzneiſchule angeſtellt, und ſollten Sie Schaden genommen haben, ſo mache ich mir ein Vergnügen daraus, Sie zu heilen!"

Ein Arzt verſchrieb einem ſeiner Patienten Tropfen, und da er am andern Tage kam, um zu erfahren, wie ſie gewirkt hätten, erfuhr er zu ſeinem größten Erſtaunen, daß ſich der Kranke im Bade befinde. Der Arzt, der dieß mehr für ſchädlich als nützlich hielt, eilte ſogleich nach dem Orte, wo der Kranke badete. — „Aber wer in aller Welt hat Ihnen denn geheißen, bei Ihren jetzigen Umſtänden ein Bad zu nehmen?" redete ihn der Doctor an. — „Sie ſelbſt," erwiderte der Kranke: „denn auf der Etikette des Glaſes ſtand ja: täglich dreißig Tropfen im Waſſer zu nehmen."

Es wurde Jemand gefragt, was er für entbehrlicher halte, die Sonne oder den Mond? — „Die Sonne," antwortete er: „denn am Tage iſt's ja ohnehin hell."

Ein Lehrer ſuchte ſeinen Schülern den Unterſchied des Benehmens von Feind und Freund deutlich zu machen. — „Mein Sohn,“ ſagte er: „wenn Du am Rande eines Abgrundes liegſt und ſchläfſt und es kommt einer, ſieht Dich und ſtößt Dich von hinten in den Abgrund, ſo iſt er Dein Feind. Wie aber wird Dein Freund in gleichem Falle ſich benehmen?“ — „Er wird mich von vorn hinabſtoßen,“ ſagte der kluge Knabe.

Der witzige Profeſſor Käſtner in Göttingen wurde eines Winters ſehr geſtört durch das Knallen der Studenten mit langen Peitſchen beim Schlittenfahren. Er ſuchte ihnen dieſes Vergnügen durch folgendes Epigramm zu verleiden:

Klatſcht, Burſche, klatſcht, laßt ſchwere Peitſchen knallen,
Laßt Hieb auf Hieb auf Hieb auf müde Pferde fallen;
Der Bürger hört es mit Erſtaunen an,
Und denkt, daß jeder noch — ein Schweinhirt werden kann!

Auf einem Dorfe war die Stelle des Schulmeiſters zu vergeben. Ein junger Menſch bewarb ſich um dieſe Stelle bei dem Beſitzer des Dorfs. — „Aber wiſſen Sie auch,“ ſagte dieſer: „daß der Schulmeiſter des Sonntags die Orgel ſpielen muß; ſind Sie dazu befähigt?“ — Der junge Mann ſagte ſelbſtgefällig: „O es wird ſchon gehen, es wird ſchon gehen! Ich habe es zwar noch nie verſucht, aber ſehr oft geſehen, wie es gemacht wird.“

„Was ſind Sie für ein Landsmann?“ wurde Jemand gefragt. — „Ein Sachſe,“ war die Antwort. — „Aber ihr Dialekt klingt öſterreichiſch.“ — „Das kann wohl ſein, denn ich war ein halbes Jahr in Rußland.“

„Gott wie ſind die beiden hübſchen Kleinen, die Sie da bei ſich haben, einander ähnlich!“ ſagte ein Mann zu ſeinem Freunde, der ihm mit zwei niedlichen Kindern begegnete. — „Kein Wunder,“ antwortete dieſer: „es ſind Zwillinge.“ — „Und wie alt ſind ſie?“ — „Der Knabe iſt vier, das Mädchen fünf Jahr alt.“

Ein Jude war krank, und ſein Arzt verſchrieb ihm eine ſtark wirkende Medicin, ein Pulver, von dem er ſo viel nehmen ſollte, als ein Dukaten wiege. Tags darauf fand der Arzt den Kranken viel ſchlimmer und fragte ihn, ob er denn ſein Mittel nicht genommen? — „Ja wohl hab' ichs genommen," ſagte der Jude: „aber ſeitdem iſt mir doch geworden ſo ſchlecht. Ich habe genommen als ein ehrlicher Mann, Herr Doctor, drei Thaler Carant und ſechs Groſchen, das is ſo viel als a guter Dukaten, und hab es gelegt auf die Wage und hernach 's Mittelchen gewogen und genommen, 's iſt nichts davon geblieben."

Ein Maler gerieth bei ſeiner Kunſt in die dürftigſten Umſtände. Er ſattelte um und ſtudirte Medicin. Da fragte ihn ein Bekannter ſpäter, aus welchem Grunde er dieſen Wechſel vorgenommen habe. „Ei," erwiderte der Arzt: „bei meinem vorigen Geſchäft ſah jedermann die Fehler, die ich machte; wenn ich jetzt ein Verſehen mache, ſo kommt es unter die Erde."

Ein Kranker, der an einem hitzigen Fieber darnieder lag, ward von entſetzlichem Durſte geplagt. Mehre Aerzte ſtanden an ſeinem Bett und rathſchlagten, was zu thun ſei um den Kranken von dem heftigen Durſte zu befreien. Der Kranke hörte eine Weile zu, dann ſagte er: „Ach meine Herren, befreien Sie mich nur vom Fieber, vom Durſte will ich mich dann ſchon ſelbſt befreien."

Ein braver öſtreichiſcher Major, der viele Kriege mitgemacht, dabei aber wenig feine Sitte gelernt hatte, ſaß bei Tiſche neben einer jungen liebenswürdigen Dame. Er bewunderte die zarte Haut ihrer Hände und fragte ſie, wie ſie es mache um dieſelbe zu erhalten. Das Fräulein bemerkte, ſie trage allezeit Handſchuhe. — „J, ſchauns," erwiderte der Major: „is ein verflucht G'ſchicht. Trag i ſchon funfzig Jahre bocklederne Buren, und mein Hinterer iſt noch allweil wie ein Reibeiſen." — Derſelbe Major ſagte ſeiner Nachbarin noch eine andere Artigkeit. Es wurde Schnepfendreck herumgereicht, welcher der jungen Dame ſehr wohl ſchmeckte, was ſie gegen ihren Nachbar äußerte. Der galante Major befahl ſogleich einem Diener, der jungen

Dame noch einmal zu präſentiren, erfuhr aber zu ſeinem Bedauern, daß die Delicateſſe ſchon vergriffen ſei. — „Ach, mein Fräulein,“ rief er ſchmerzlich bewegt aus: „wenn i a Schnepperle wär!“

Ein Fremder beſtieg den Münſter in Straßburg; ſein Führer war die Frau des Thürmers, welche ſich in andern Umſtänden befand. Sie hatten ſchon mehre Treppen zurückgelegt und der Fremde wünſchte bald am Ziele auf der Plattform des Thurmes anzulangen. — „Wie lange gehen wir noch, Mutter?“ fragte er ſeine Führerin. — „Noch etwa zwei Monate,“ war die Antwort.

Eine Geſellſchaft von Herren und Damen ging nach der Sternwarte um eine Sonnenfinſterniß zu beobachten, aber ſie verſpäteten ſich, und als ſie ankamen, war die Finſterniß ſchon vorüber. Mißmuthig kehrten ſie zurück. Sie begegneten einem Bekannten, einem jungen, unwiſſenden Gecken. Er fragte wo ſie herkämen, und ſie erzählten ihm ihr Mißgeſchick. — „O kommen Sie wieder zurück,“ ſagte der Dienſtbefliſſene: „ich kenne den Profeſſor der Aſtronomie, er thut mir's gewiß zu Gefallen und fängt noch einmal von vorn an mit der Sonnenfinſterniß.“

Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher ſetzte in der Kinderlehre der Dorfjugend die Verdienſte Luthers aus einander und hob mit großem Nachdruck noch am Schluß der Stunde hervor, daß Luther die Bibel überſetzt habe. Die Kinder wußten viel, was überſetzen ſei. Den nächſten Sonntag wollte der Geiſtliche fortfahren in ſeinem Gegenſtande und ſagte: „Ich habe Euch noch am Schluſſe der vorigen Stunde geſagt, welches ganz beſondere Verdienſt ſich Luther um die Bibel erworben, wer weiß es noch?“ — Ein altkluges Mädchen ſtand ſogleich auf und ſagte im frohen Bewußtſein ihrer Aufmerkſamkeit: „a hot de Bibel verſatzt.“

Ein alter Rechnungsrath lag im Sterben. Seine Frau und ſeine Kinder umſtanden weinend ſein Bett und konnten ihm durch die zärtlichſten Aeußerungen der Liebe kein Zeichen des Bewußtſeins mehr entlocken. Da trat ein Freund des Rechnungsrathes herein. —

„Ach," rief ihm die Frau entgegen: „er iſt verloren, er hat ſch kein Bewußtſein mehr, er giebt uns auf nichts Antwort." „So?" ſagte der Hausfreund: „laſſen Sie uns ſehen, vielleicht lingt es mir, ihn noch einmal zu ſich zu bringen." Damit nahte dem Kranken und ſagte: „Lieber Freund, kannſt Du mir nicht ſa wie viel 5325 Thaler à 4 Procent in 6 Jahren Intereſſen abwerfen?" „1278 Thaler," ſeufzte der Kranke und verſchied.

Ein hübſches aber ſehr dummes Mädchen quälte einen allgem für witzig geltenden Officier, der ihr Tiſchnachbar war, doch ein einen Witz zu machen. Vergebens erwiderte derſelbe, der Witz laſſe nicht vom Zaune brechen, die Gelegenheit müſſe ſich darbieten. Fräulein beſtand auf ihrer Bitte. — „Nun, ſo hören Sie," ſagte Officier: „Gott, Sie, mein Fräulein, und ich, wir ſind dreifältig; ſind daher Sie und ich?" — „Zweifältig!" erwiderte die junge Dame „Und Sie allein, mein Fräulein?" — „Einfältig!" fuhr die Gefr ſchnell heraus.

Ein Bauerjunge machte öfters dumme Streiche. Der Schulme ſtrafte ihn oft, aber vergeblich. Dabei merkte der Junge, daß die St viel gelinder ausfiel, wenn er alsbald geſtand, während ihm Leug eine viel härtere Züchtigung zuzog. Eines Tages kam der Superin dent, und mit der Schuljugend wurde ein großes Examen veranſta Hans dachte an fremde Dinge, als der Schulmeiſter die Frage ſtellte: „Wer hat die Welt geſchaffen?" — Zugleich bemerkte Schulmeiſter die Unaufmerkſamkeit des Jungen und wendete ſich d unwillig und barſch an ihn: „Hans, augenblicklich antworte, we es geweſen?" — Hans, der noch Manches auf ſeinem Gewiſſen h fing ſogleich zu weinen an und ſagte gar kläglich: „Ach, Herr S meiſter, ich will es ja gern geſtehen, ich bin es geweſen; aber ich es in meinem Leben nicht wieder thun."

Ein berühmter Mann, welcher häufig zerſtreut war, ſpeiſte Tages mit vielen andern Gäſten bei einem vornehmen Herrn. Gedanken vertieft, verſpeiſte er ſeine Suppe, machte aber doch Bemerkung, daß dieſelbe ſehr ſchlecht ſei. Er fühlte die Unſchickli angeſehene Gäſte ſo ſchlecht zu bewirthen; im Augenblick war es ihm als ſei er der Wirth und die Tafel in ſeinem Hauſe, und ſo ſagte er zu großer Verwunderung aller Anweſenden ſehr verbindlich: „Meine Herrſchaften, ich muß um Ihre Nachſicht bitten, wenn Sie heute ſchlecht bedient werden, meine Frau liegt in den Wochen.“

Ein kräftiger Schmiedegeſell hatte das kalte Fieber und ließ ſich von einem eben nicht ſehr pfiffigen Arzte behandeln, deſſen Mittel nicht anſchlagen wollten. Derſelbe hatte ihm den Genuß aller ſchwerverdaulichen und fetten Speiſen unterſagt. Mehre Wochen hatte der Kranke nach den Regeln ſeines Arztes ſich gehalten, da ward ihm dieß klägliche Leben langweilig und er beſchloß in den Tag hineinzuleben ohne Rückſicht auf ſein Fieber. Er machte den Anfang damit, daß er ſein Leibgericht, Schweinefleiſch mit Klößen und Sauerkraut, bei ſeiner Wirthin beſtellte, ſich dick und voll aß und darauf einige Schnäpſe ſetzte. Sein kräftiger Körper ertrug die ihm gemachte ſtarke Zumuthung, anſtatt heftiger zu werden, blieb das Fieber von Stund an aus. Als der Arzt ſeinen Patienten wieder beſuchte, lachte dieſer ihn und ſeine Kunſt aus und ſagte ihm, wie er ſich durch Schweinefleiſch mit Klößen und Sauerkraut und einigen Schnäpſen allen Aerzten zum Trotze curirt habe. Der Arzt ſchüttelte den Kopf, befühlte den Puls des Schmiedegeſellen und überzeugte ſich mit Widerſtreben, daß der Kerl wirklich geſund ſei. Er ging, nachdem er ſich über alle nähern Umſtände genau unterrichtet hatte, nachdenklich nach Hauſe, ſeufzte über die Unzuverläſſigkeit ſeiner Wiſſenſchaft und trug die gemachte Erfahrung in ſein Notizenbuch: „Schweinefleiſch mit Klößen und Sauerkraut, worauf eine ſtarke Doſis Branntwein zu nehmen, iſt gut für's kalte Fieber.“ Einige Zeit nachher kam wieder ein Fieberkranker zu dem Arzte und bat ihn um ein Mittel. Der Kranke war ein dürftiger, ausgemagerter Schneidergeſell. Voll ſicherer Zuverſicht auf ſeine jüngſte Erfahrung verordnete der Arzt dem Kranken das Mittel, welches bei dem Schmiede ſo gute Dienſte gethan hatte. Der Schneider gehorchte, nahm es und — ſtarb. Da notirte der vorſichtige Arzt in ſein Notizenbuch zu dem trefflichen Recept: „NB. hilft nur Schmieden; Schneider ſterben dran.“

Ein Landedelmann, welcher ſich mit der Heilkunde beſc hatte, benutzte ſeine Kenntniſſe um in leichten Krankheitsfälle Landleuten auf ſeinen Beſitzungen mit Rath und That beizuſtehe hielt eine kleine Hausapotheke und theilte aus derſelben einfache den Kranken unentgeldlich mit. Da ſeine Curen meiſt glücklic fielen, ſo nahmen bald viele Leidende zu ihm ihre Zuflucht. Ei in der Gegend, in welcher die Güter des Edelmanns lagen, dieſer Thätigkeit deſſelben einen Eingriff in ſeine Rechte und ve ihn wegen unbefugten Practicirens. Der vor Gericht Geladene ü ſeine Sache einem Advokaten, und dieſer ſagte in ſeiner Vertheidig ſchrift unter anderem: „die Klage ſei ganz ohne Grund, denn Bek gebe ſich weder für einen Arzt aus, noch handle er als ſolcher. E die Medicamente unentgeldlich und heile die bei ihm Suchenden. Für beides ſei er bereit Zeugen zu ſtellen; es ſei bekannt, daß ein Arzt keines von beiden thue.“

Es rühmte ſich ein junger Mann in einer Geſellſchaft, d ſehr viel trinken könne, vier und fünf Flaſchen Wein wären ihm Kleinigkeit. Ein anderer ſagte dazu: „Schade, daß Sie kein Schw geworden ſind, ſo wären Sie wirklich bewunderungswürdig.“

Ein junger Engländer reiſte nach Oſtindien und hatte Empfehlung an einen hochgeſtellten Beamten der brittiſch=oſtindi Compagnie mit. Als er ſeinen Empfehlungsbrief überreichte, fan eine ſehr ſchlechte Aufnahme. Der Beamte, ein unhöflicher verdroſſener Mann, ſagte zu ihm: „Was wollen Sie hier? Wir h ſchon genug Müßiggänger hier, Sie hätten in England bleiben ſo Was iſt Ihr Vater?“ — „Ein Pächter.“ — „Nun ſo hätten auch ein Pächter werden ſollen, das wäre geſcheuter geweſen.“ „Darf ich fragen, Herr Rath, was Ihr Herr Vater war?“ — „M Vater? — Herr, mein Vater war königlicher Beamter und ein M von Erziehung.“ — „Ei, da hätte Ihr Herr Vater auch einen M von Erziehung aus Ihnen machen ſollen.“

Ein Kerl war als Säufer berühmt. Ein Fürſt, welcher an dieſer Kunſtfertigkeit Gefallen fand, ließ ihn zu ſich kommen und fragte ihn, ob er ſich wohl getraue, eine Waſſerkanne voll Wein auszutrinken. „Warum nicht,“ ſagte der Säufer: „wenn es ſein muß.“ — Er wurde auf einen beſtimmten Tag beſtellt, erſchien und legte zu großer Verwunderung der Geſellſchaft ſein Meiſterſtück ab. — „Wie iſt es möglich — ohne einmal abzuſetzen!“ rief ein Kammerherr voller Verwunderung. Der Künſtler lächelte liſtig und ſagte geheimnißvoll zu ſeinem Bewunderer: „Ich hab's vorher zu Hauſe probirt.“

Eine hübſche aber dumme Schauſpielerin, welche als Choriſtin bei einem Hoftheater engagirt war, war Zeuge von den Triumphen, welche eine ſchon ältliche aber ausgezeichnete Künſtlerin in der Reſidenz davon trug. Eine der beſten Rollen, welche dieſe Dame in ihrer Jugend gegeben, war das Käthchen von Heilbronn. Auf allgemeines Verlangen mußte ſie trotz ihren Jahren auch in dieſer Rolle noch einmal auftreten. Rauſchender Beifall ward ihr zu Theil, am Schluß des Stücks wurde ſie gerufen, ſie trat vor, neigte ſich und ſagte mit edler Reſignation: „Käthchen geweſen.“ Der ſtürmiſchſte Beifallslärm erfolgte auf dieſes Bonmot um ihr zu erkennen zu geben, wie ſehr ſie auch in dieſer Rolle noch zu begeiſtern vermöge. Die hübſche Choriſtin hatte ſich dieß wohl gemerkt. Sie ging bald nachher auf eine Kunſtreiſe und verſuchte ſich bei herumziehenden Truppen in kleinen Städten in größern Rollen. Unter anderm gab ſie die Jungfrau von Orleans, ſehr pathetiſch, und wurde ihrer Schönheit wegen am Schluſſe gerufen. Sie trat vor und ſagte gleichfalls mit großer Beſcheidenheit ſich verneigend: „Jungfrau geweſen!“ Auch dieß Bonmot ward mit großem Jubel aufgenommen.

Ein Bauer kam zu ſeinem Amtmann. Dieſer ſaß eben am Klavier und ſpielte. Als der Bauer eintrat, ſtand er auf und fragte ihn nach ſeinem Anliegen. Während ſie noch mit einander ſprachen, wurde der Amtmann hinausgerufen. Der Bauer benutzte die Zeit des Wartens um ſich mit dem ihm unbekannten Inſtrument bekannt zu machen. Er fuhr mit den Händen über die Taſten und freute ſich, daß es ihm gelang Töne hervorzubringen. Indem trat der Amtmann wieder

herein und fragte ihn: „Könnt Ihr denn auch Klavier ſpielen?“
Der Bauer erwiderte ſchmunzelnd: „J ja, ich ſehe es geht; ich h
ſelber nicht gewußt, daß ich Muſik machen kann.“

Man ſprach in einer Geſellſchaft in Hamburg über Gaſtfreun
ſchaft. Ein Engländer meinte kein Land gehe in dieſer Beziehu
über Altengland, „denn,“ ſagte er: „bei uns kann man für G
Alles haben, wonach nur das Herz begehrt.“

Man fragte den engliſchen Dichter Milton: wie es wohl komm
daß die Staatsgeſetze mancher Länder einen Fürſten ſchon im vi
zehnten Jahre für regierungsfähig erklärten, während ſie ihm erſt
achtzehnten die Ehe erlaubten. — Milton erwiderte: „Das iſt lei
zu erklären, weil es leichter iſt ein Land zu regieren, als eine Frau

Ein betrunkener Student geht ſpät Abends durch eine Pa
anlage, die den Bewohnern der Stadt zur Beluſtigung diente, vo
nächſten Dorfe nach Hauſe. Er tritt höflich zu einem Baume,
welchem ein leuchtendes Johanniswürmchen ſitzt, zieht ſeine Mü
und lallt: „Erlauben Sie, mein Herr, daß ich mir meine Cigar
an der Ihren anzünde.“ Hierauf macht er einige vergebliche V
ſuche an der Glut des Johanniswürmchens ſeine Cigarre in Bran
zu ſtecken. Da es aber gar nicht gehen will, ſo läßt er endlich n
den Worten ab: „Verzeihen Sie, daß ich Sie ſo lange aufgehalte
meine Cigarre will nicht brennen“ — und taumelt weiter.

Ein Soldat bekam am Tage vor einer Schlacht das Kanonenfiebe
Er ſann auf ein Mittel ſich der drohenden Lebensgefahr zu entziehe
und es glückte ihm eins zu finden, Mit rothgeweinten Augen trat
zu ſeinem Hauptmann hin und ſagte: „Ach lieber Herr Capitain,
eben höre ich, daß mein Vater todtkrank darnieder liegt, ich bitte Si
laſſen Sie mich zu ihm eilen um ihm die Augen zuzudrücken und ih
ſeine letzten Augenblicke zu verſüßen.“ — „Gehe hin, mein Sohn,
ſagte lächelnd der Hauptmann: „es ſteht geſchrieben, du ſollſt deine
Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt auf Erden!

Ein Franzoſe ſagte zu einem Deutſchen, der ſich einige Zeit in Paris aufhielt: „Die Deutſchen thun weiſe daran, daß ſie nach Frankreich kommen um hier feine Sitte und Lebensart zu lernen, — aber was könnte ein Franzoſe in Deutſchland lernen?“ — „Beſcheidenheit!“ erwiderte der Deutſche.

Ein Schiff war während eines fürchterlichen Sturmes in größter Gefahr. Selbſt die Matroſen verloren den Muth; alle lagen auf den Knien und beteten. Nur ein alter Holländer ſaß behaglich auf einer Kiſte und ſchmauchte ſeine Pfeife. Da fragte ihn ein Matroſe, warum er nicht auch bete. „Ich gehöre nicht zur Schiffsequipage; ich bin Paſſagier; es iſt Eure Sache, das Schiff zu retten.“

Ein ehrliches Bauermädchen wünſchte zu heirathen und die Gutsfrau, bei welcher ſie mehrere Jahre als Magd gedient hatte, ſchenkte ihr zehn Thaler zur Ausſtattung. Nach einigen Tagen kam das dankbare Mädchen um der Gutsfrau ihren Bräutigam vorzuſtellen. Es war ein verwachſener, ſchwächlicher Menſch. Die Frau nahm das Mädchen bei Seite und ſagte zu ihr: „Aber, Marie, wie haſt Du einem ſo häßlichen Menſchen Deine Liebe geben können?“ — „Ach, gnädige Frau,“ erwiderte das Mädchen: „was kann man Beſſeres für zehn Thaler haben?“

Der Vicekönig von Neapel hatte an einem gewiſſen Feſttage das Recht einen Galeerenſklaven freizulaſſen. Um nun einen dieſer Gnade würdigen zu entdecken, begab ſich der Vicekönig eines Jahres an dieſem Tage ſelbſt auf die Galeeren. Er fragte einen von den Sträflingen nach dem andern um die Urſache ſeiner Beſtrafung. Da wußte denn jeder ſeine Tugend ſo herauszuſtreichen, ſein Verbrechen ſo zu verkleinern, daß es ſchien, als ob alle unſchuldig wären. Endlich kam er zu einem, welcher ihm mit Thränen geſtand, daß er ſich zu den ärgſten Verbrechen habe hinreißen laſſen und eine noch weit härtere Strafe als die Galeeren verdient habe. „Augenblicklich,“ rief der Vicekönig: „jagt dieſen Schurken von den Galeeren, ſonſt verdirbt er mit ſeinen ſchlechten Sitten noch dieſe ganze tugendhafte Geſellſchaft.“

Die ehemaligen Stadtſoldaten in L. beſtanden aus verarmt
meiſt alten und gebrechlichen Bürgern, die für Geld Tag für Tag
den Thoren Wache hielten. Einer ſtand draußen unter dem Gewehr u
die übrigen ſaßen in der Wachſtube, tranken Bier und ſpielten Sch
kopf. Eines Tages wurde während der Meſſe ein Taſchendieb an ei
Thorwache einſtweilen abgeliefert. Eine Zeit lang ſaß er ruhig auf
Pritſche, bald aber näherte er ſich dem Tiſche der Spielenden, poſti
ſich hinter einen der Stadtſoldaten und flüſterte dieſem als ein Sa
verſtändiger ſeine Rathſchläge zu, wobei er ſeine Ausſicht in die Kar
der andern Mitſpieler benutzte. Die Stadtſoldaten verwieſen i
dieß mehrmal in immer ſtärkern Ausdrücken. Endlich rief einer: „K
wenn Er noch länger unſer Spiel ſtört, ſo ſchmeißen wir Ihn naus
Der Störenfried ruhte nicht, da fielen die entrüſteten Stadtſolda
mit edlem Zorn über ihn her, gaben ihm einige Püffe und warfen i
zur Thüre hinaus. Nach einiger Zeit kamen Polizeibediente um
Dieb abzuholen; da erkannten die armen Stadtſoldaten zu ſpät,
ſie in ihrem Spieleifer weiter gegangen waren, als ihnen ihre Dien
pflicht erlaubte.

Vergebens ſuchte man einem Dummkopfe begreiflich zu mach
daß ſich die Erde um die Sonne bewegen müſſe, und daß allein du
die Annahme dieſer Bewegung der tägliche Auf= und Untergang
Sonne begreiflich werde. „Wie könnte die Sonne alle Morgen
derſelben Himmelsgegend aufgehen, wenn ſich nicht die Erde u
drehte?“ — „Ei was,“ erwiderte der Ungläubige: „in der Nac
während es dunkel iſt, kann die Sonne gar wohl unbemerkt wie
in die Gegend des Aufgangs zurückkehren.“

Ein armer Mann lag auf dem Sterbebette, er gebärdete ſich
kläglich; ſeine Freunde ſtanden bei ihm und ſuchten ihn zu tröſt
„Faſſe Muth,“ ſagte einer von ihnen: „der Menſch ſtirbt nur einm
bald haſt Du's überſtanden.“ — „Ach,“ ſeufzte der Kranke: „d
iſt es ja eben; könnte ich zehnmal ſterben, ſo machte ich mir ni
viel aus dem erſten Male.“

Der Hofnarr König Jakobs des Erſten in England hatte einen vornehmen Herrn bei Hofe ſo beleidigt, daß dieſer ſchwur er wolle dem Narren das Lebenslicht ausblaſen. Der Narr erfuhr dieſen Schwur und ſuchte Schutz bei ſeinem Herrn. „Laß es gut ſein,“ ſagte dieſer: „ich verſpreche Dir, wenn ſich der Menſch unterſteht Dich umzubringen, ſo laſſe ich ihn den Tag darauf an den Galgen hängen.“ — „Ach,“ ſeufzte der Narr: „ich wollte lieber er würde den Tag vorher gehangen.“

König Ludwig XIV. ſpielte mit einem ſeiner Hofherren Schach. Sie veruneinigten ſich wegen eines Zuges; der Hofherr hatte den Muth dem Könige zu widerſprechen. Indem trat ein Miniſter des Königs ins Zimmer und dieſer rief ihm ſogleich zu: „Kommen Sie her und entſcheiden Sie wer von uns beiden Unrecht hat.“ Ohne die Partie anzuſehen und eine weitere Erklärung abzuwarten ſagte der Miniſter: „Euer Majeſtät haben Unrecht.“ — „Woher wollen Sie dieß wiſſen?“ fuhr der König zornig auf. — „Herr .... würde nicht wagen ſeinem Könige zu widerſprechen, wenn er nicht das entſchiedenſte Recht auf ſeiner Seite hätte.“

Ein junger Theaterdichter übergab einem anerkannten Dichter ein von ihm geſchriebenes Schauſpiel mit der Bitte es durchzuſehen und alles Mangelhafte auszuſtreichen. Der Dichter las und fand, daß es ein höchſt ſittenloſes, mit Zoten und anſtößigen Situationen erfülltes Stück ſei. Er ſchickte es daher dem jungen Manne zurück mit der Bemerkung: „Ihr Theaterſtück, mein Herr, iſt in ſeiner Art vollkommen und unverbeſſerlich. Nur damit bin ich nicht einverſtanden, daß Sie es als ein Schauſpiel bezeichnen; ich habe daher an dem ganzen Werke nichts zu ſtreichen nöthig gefunden, als das ch in dem Worte Schauſpiel.“

Ein Vater hatte einen dummen Sohn. Er ſah ſich genöthigt denſelben mit in eine Geſellſchaft zu nehmen. Ehe ſie gingen, ſagte er zu ihm: „Peter, rede nur in der Geſellſchaft lieber gar nicht, damit man nicht merkt, daß Du ein ſo dummer Junge biſt.“ —

Der Sohn gehorchte ſeinem Vater. Er ſaß mit offenem Munde d
und ſprach kein Wort. Ein Herr redete ihn an, aber Peter lach
ihn an und gab keine Antwort. Da wendete ſich jener und ſag
zu ſeinem Nachbar: „Iſt das ein dummer Junge!“ — „Vate
Vater!“ ſchrie Peter: „ſie wiſſen es hier ſchon, daß ich ei
dummer Junge bin. Nun darf ich wohl reden?“

Beaumarchais war der Sohn eines Uhrmachers und hatte d
Kunſt ſeines Vaters erlernt. Später wurde er ein ausgezeichnet
Harfenſpieler und zuletzt ein ausgezeichneter Schriftſteller. Sei
ſchönes Spiel auf der Harfe hatte die Königin Maria Antoinet
auf ihn aufmerkſam gemacht, und er wurde von derſelben an de
Hof gezogen und mit Auszeichnung behandelt. Dieß verdroß d
hochadligen Damen bei Hofe. Eine von ihnen ſuchte an Beauma
chais ihren Groll auszulaſſen, indem ſie unternahm ihn durch E
innerung an ſeine niedrige Herkunft zu demüthigen. Bei eine
Hoffeſte trat ſie vor allen Anweſenden an ihn heran, reichte ih
ihre koſtbare goldene Uhr und ſagte: „Ach mein Lieber, da S
von Haus aus Uhrmacher ſind, ſo können Sie mir vielleicht ſage
was meiner Uhr fehlt, ſie geht ſeit einigen Tagen nicht.“ –
Beaumarchais nahm die Uhr mit einer artigen Verbeugung, ließ ſ
aber ſogleich auf den Boden fallen, wo ſie zertrümmerte; dann ſag
er: „Ach, Vergebung, Madame, Sie ſehen, wie recht mein Vat
hatte, der immer behauptete, ich ſei zum Uhrmacher verdorben.“

Ein junges Mädchen hatte ſich mit einem widerwärtigen Menſche
verlobt und bereute dieſe Verbindung ſo ſehr, daß ſie ſich weiger
ihrem Verlobten zum Traualtare zu folgen. „Aber Sie haben ſi
doch verſprochen!“ wandte man ihr ein. — „Eben deßwegen,“ e
widerte ſie: „weil ich mich verſprochen habe, kann man mich au
nicht zwingen ſeine Frau zu werden. Als er mich um meine Han
bat, wollte ich nein ſagen, verſprach mich aber und ſagte ja.“

„Ich wollte ich wäre ein König!“ ſagte ein Gänſejunge. — „Nun was thäteſt Du dann?“ fragte ihn ein Herr, der den frommen Wunſch gehört hatte. — „Was ich thäte? — ich hütete meine Gänſe zu Pferde.“

Es empfing jemand von einem andern eine Ohrfeige. — „Warum haben Sie ihn nicht wieder geſchlagen?“ wurde er gefragt. — „Ich dachte,“ erwiderte jener: „da wir nur unſer zwei wären, ſo käme die Reihe doch gleich wieder an mich.“

Ein Herr hatte einen dummen Bedienten. Eines Tages ſagte er zu demſelben: „Nimm dieſen Brief und trage ihn zu dem Kaufmann Nicolas in der Marienſtraße Nr. 8, eine Treppe hoch.“ Der Bediente ging und kam den ganzen Tag nicht zurück, endlich ſpät am Abend traf er bei ſeinem mit Ungeduld auf ihn harrenden Herrn wieder ein. — „Ach, gnädiger Herr,“ ſagte er ſich den Schweiß von der Stirn trocknend: „ich bin den ganzen Tag herumgelaufen, ehe ich den Brief losgeworden. Aber Sie haben mich nicht recht unterrichtet. Der Mann wohnt nicht Marienſtraße Nr. 8, ſondern Kreuzſtraße Nr. 25; nicht eine Treppe hoch, ſondern drei Treppen hoch im Hofe hintenheraus; er heißt auch nicht Nicolas, ſondern Müller; iſt auch kein Kaufmann, ſondern ein Waſchweib.“

Ein Fremder beſuchte ein Irrenhaus und traf hier einen Menſchen, an dem er auch bei längerer Unterhaltung kein Zeichen von Wahnſinn bemerkte. Er fragte ihn alſo: „Wie ſind Sie in dieſes Haus gekommen?“ — „Durch einen Wortſtreit,“ erwiderte der Gefragte. — „Wie ſo?“ — „Die Welt ſagte, ich wäre toll; ich aber behauptete, die Welt ſei toll. Die Stimmenmehrheit beſiegte mich.“

„Die weſtphäliſchen Bauern ſind ſehr fromm,“ rühmte Jemand in einer Geſellſchaft. — „Das iſt natürlich,“ bemerkte ein anderer: „ſie beten, daß Gott die Pferde ihrer Edelleute erhalten möge.“ — „Wie ſo?“ — „Weil ſonſt die Edelleute auf den Bauern reiten würden.“

Ein Bettler redete einen Hauptmann an: „Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiger Herr — Sie haben mir einſt das Leben gerettet?“ — „Ich Dir?“ — „Ja wohl, ich war Soldat in Ihrer Compagnie, und als Sie in der Schlacht bei Jena ſich aus dem Staube machten, ſo war ich der erſte, der Ihrem Beiſpiele folgte, und ſo ward ich gerettet.“

Im Unterhauſe von Irland, als daſſelbe noch exiſtirte, ward ein Geſetzvorſchlag zur Berathung gebracht: daß die Nachtwächter, um ihren Nachtdienſt deſto gewiſſenhafter vollziehen zu können, genöthigt werden ſollten am Tage zu ſchlafen. Da bemerkte Lord Nugent: er bitte in dieſes Geſetz mit eingeſchloſſen zu werden, denn das Zipperlein laſſe ihn weder bei Tage noch bei Nacht ſchlafen.

In einem Zimmer, in dem ſich Niemand als ein Herr und ſein Diener befanden, verbreitete ſich plötzlich ein ſehr übler Geruch. Der Herr wendete ſich mit zornigem Geſicht zu ſeinem Bedienten und ſagte: „Wer macht dieſen Geſtank?“ — Der Diener gerieth in große Verlegenheit: „Ach,“ ſtotterte er endlich: „der Hund, der Hund iſt es geweſen!“ — „Der Hund? er iſt gar nicht im Zimmer, Unverſchämter.“ — „Nein, nein, es iſt wahr, der Hund iſt nicht da — aber er wird gleich hereinkommen.“

Ein zierlicher Herr aus der Stadt ſah den Landleuten zu, wie ſie ſich im Schweiß ihres Angeſichts mit der Ernte plackten. Er bedauerte ſie deßwegen, ſetzte jedoch hinzu: „Aber warum ſind die Leute auch ſo thöricht, gerade während der höchſten Sonnenhitze die Ernte vorzunehmen. Sie ſollten ſie im Winter vornehmen, wo ſie ohnedieß nichts zu thun haben, und wo ſie bei ihrer Arbeit keinen Tropfen Schweiß zu vergießen nöthig hätten.“

Ein Schiff wurde auf der See von einem heftigen Sturme heimgeſucht. Unten in der Kajüte lag ein kranker Paſſagier. Er ſchickte ſeinen Bedienten auf das Verdeck, um zuzuſehen, ob Gefahr vorhanden ſei. Der Bediente kehrte bald ſchreckensbleich zurück und ſagte: „Ach

Herr, wir ſind verloren, die Matroſen ſind außer ſich, ſie fluchen und ſchreien, daß einem die Haare zu Berge ſteigen." — „Gut, gut," ſagte der Kranke: „dann können wir ganz ruhig ſein, es hat keine Gefahr. Gott behüte uns nur, daß die Matroſen zu beten anfangen; dann wären wir dem Untergange nahe!"

Der dumme Hans war der Bediente einer Frau von Stande. Dieſe befand ſich eines Abends in Geſellſchaft, und Hans kam ſie abzuholen mit der Laterne. Beim Abſchiednehmen ſtand Hans dicht hinter ſeiner Gebieterin. Dieſe neigte ſich rechts und links gegen die Geſellſchaft und dabei widerfuhr ihr ein Unglück; ein aus jeder anſtändigen Geſellſchaft ſtreng verpönter Ton wurde laut. Mit großer Gegenwart des Geiſtes wendete ſich die Dame zu ihrem Bedienten und ſagte mit dem Tone des Entſetzens und des Vorwurfs: „Aber Hans!" — Dieſer verſtand ſie dießmal nur zu gut, in der Unſchuld ſeines Herzens erwiderte er: „Gnädige Frau, ich war's nicht!" — Nun konnten die Umſtehenden das Gelächter nicht mehr zurückhalten und die Dame eilte beſchämt hinweg. Als ſie auf der Straße mit ihrem Hans allein war, ſagte ſie faſt weinend vor Aerger: „Was haſt Du mir angethan, du Eſel! einen Thaler hätte ich Dir gegeben, wenn Du das Unglück, das mir widerfahren, auf Dich genommen hätteſt." — „So!" rief Hans freudig: „einen Thaler? Warten Sie, gnädige Frau, den will ich mir verdienen." — Und damit lief er unaufhaltſam zurück, ließ ſeine Herrin im Dunkeln auf der Straße und ſtürmte in das Geſellſchaftszimmer. — „Meine Herrſchaften," ſagte er: „das Unglück, das meiner gnädigen Frau widerfahren, nehme ich auf mich!"

Der große Maler Raphael hatte auf einem ſeiner Bilder die Apoſtel Petrus und Paulus gemalt. Zwei vornehme Geiſtliche betrachteten das Bild und machten dem Maler den Vorwurf, daß er die Geſichter der Apoſtel zu roth gehalten habe. Raphael erwiderte: „Meine hochwürdigen Herren, ich habe die Apoſtel gemalt, wie ſie gegenwärtig im Himmel ausſehen. Dort ſind ſie ſo roth, denn ſie ſchämen ſich, daß die Kirche auf Erden ſo ſchlecht verwaltet wird."

Ein Wiener Handwerksburſche ſtand auf der Dresdner Brück und fragte einen Vorübergehenden: „Wie heißt denn das Waſſer?" Der Gefragte antwortete: „Die Elbe." Der Wiener ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Schauns, iſt doch eine merkwürdige G'ſchicht, bei uns nennens nit anders als die Donau."

Ein Gutsherr begegnete einem zerlumpten Bauerjungen, welcher an einem Stricke einen kläglich abgemagerten Hund hinter ſich herzog. „Warum ſieht der Hund ſo elend aus?" fragte der Herr. — „A frißt nich," antwortete der Junge. — „Warum nicht?" — „Mer gahn niſcht." — „Aber warum gebt ihr dem armen Thiere nichts zu freſſen?" — „Mer han niſcht."

„Sprechen Sie franzöſiſch?" fragte Jemand ein ſchönes Fräulein. „Nein, das nicht," antwortete dieſe: „allein mein Bruder bläſt die Flöte."

In der Oper Olympia kommt ein Elephant auf die Bühne. Er iſt aus Pappe gemacht und in jedem Beine ſteckt ein Statiſt, welcher ihn bewegen hilft. Als dieſe Oper eines Tages in Berlin gegeben wurde, bewegte ſich der Statiſt in dem einen Beine des Elephanten ſo ſtark, daß ſein Nachbar im andern Beine ſich dadurch genirt fühlte. Dieſer rief alſo jenem zu: „Zum Deibel, was machſte denn, halte doch Schritt." — Der Angeredete erwiderte aber: „Laß mir man, meine Jeliebte is heite uf de Jallerie, und die ſoll mir ſpielen ſehen."

Ein Jagdliebhaber verklagte einen Juden, daß dieſer ſich im Beſitze eines ihm vor zwei Jahren abhanden gekommenen Gewehrs befinde. Der Jude wurde vor Gericht gefordert und ihm aufgegeben, den rechtmäßigen Beſitz des Gewehrs durch Zeugen zu erweiſen. Er erſchien und ſtellte als Zeugen ſeinen Schwager Schmul, der beſchwören wolle, daß jenem das Gewehr ſeit einer langen Reihe von Jahren gehöre. — „Iſt das wahr, und wie lange kennſt Du das Gewehr als Eigenthum des Beklagten?" fragte der Richter. — „Ich kenne es lange, ſehr lange," erwiderte der Zeuge. — „Aber wie lange, ſeit wie viel Jahren?“ — „Nu, ich habe es doch gekannt,“ betheuerte Schmul: „wie es noch iſt geweſen ein ganz kleines Pirtel.“

Denke nur!“ ſagte der über die Gelahrtheit der Gelehrten erſtaunte Peter; „denke nur, die Leute können Sonnen- und Mondfinſterniſſe vorauswiſſen!“ — „Ei, das iſt was Rechts,“ antwortete Töffel: „ſie ſehen's ja aus dem Kalender!“

Ein Gutsherr traf einen Knaben aus ſeinem Dorfe an, als derſelbe im Begriff war einen jungen Baum abzuſchälen. Für dieſe Bosheit wollte er den Knaben züchtigen, welcher aber die Flucht nahm, ſobald er den Herrn gewahr ward. — „Komm doch her, mein Söhnchen,“ rief ihm der Gutsherr mit verſtellter Freundlichkeit nach: „komm doch her, ich will Dir etwas ſagen!“ — „Ach, mein gnädiger Herr,“ rief der ſchlaue Böſewicht: „ſolche kleine Jungen wie ich bin, brauchen nicht Alles zu wiſſen.“

Ein iriſcher Augenarzt hatte einem Schneider den Staar geſtochen, und zwar mit ſo glücklichem Erfolg, daß der Mann alle ſeine Arbeit in kurzer Zeit wieder verrichten und die feinſte Nadel einfädeln konnte. Aber der Arzt machte die ſonderbare Bemerkung, daß der Mann, wenn man ihm ein Buch vorhielt, die Buchſtaben nicht zu unterſcheiden vermochte. Die ſämmtlichen Aerzte des Ortes beſprachen ſich über dieſe ſonderbare Erſcheinung und hielten lange Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen deßwegen; aber ſie wurden um nichts klüger. Sie waren eben im Begriff den merkwürdigen Fall durch öffentliche Blätter bekannt zu machen, als ſie zufällig von der Magd erfuhren, daß der Mann niemals leſen gelernt habe.

Ein junges hübſches Mädchen in Wien brachte einen Brief auf ie Poſt. Der Poſtofficiant nahm ihn in Empfang, ſah aber keine ufſchrift. Er fragte: „An wen iſt denn der Brief?“ — Das Mädchen ſchwieg. — „Ja mein liebes Kind,“ fuhr der Poſtofficiant rt: „ohne Aufſchrift kann ich keinen Brief annehmen und befördern. enn Sie das nicht ſagen wollen, ſo nehmen Sie ihn nur wieder rück.“ — Das Mädchen wurde feuerroth und ſagte endlich raſch:

„Nun, wenn Sie es durchaus wiſſen wollen, der Brief iſt an meinen Liebhaber.“ — „Das iſt ganz gut,“ erwiderte der Poſtofficiant: „aber das kann mir nichts helfen; wie heißt denn Ihr Liebhaber?“ — „Ei, Sie möchten auch wohl Alles wiſſen!“ rief ſie ſpöttiſch. „Nein! nein! daraus wird nichts!“ und wie der Blitz war ſie verſchwunden.

Zwei Soldaten zählten ihre Beute, worunter mehrere Goldſtücke waren. Der eine fragte den andern: warum man ſo ein Goldſtück Friedrichsd'or nenne? „Das will ich Dir ſagen,“ entgegnete dieſer: „ſie werden in Berlin unter dem Friedrichsthore geſchlagen; das weiß der Tauſendſte nicht.“

Dem Dichter Marivaux bot ein Bauer ein Bund Spargel zum Verkauf und forderte dafür 2 Livres. — „Biſt Du es zufrieden, wenn ich Dir für die Hälfte 1 Livre gebe?“ ſagte Marivaux. — „Waru[illegible] nicht?“ antwortete der Bauer. Geſchwind nahm der Dichter [illegible] Meſſer, ſchnitt das Bund mitten durch, gab dem Bauer die u[illegible] Hälfte zurück und behielt die Köpfe für ſich.

Man ſprach in einer Geſellſchaft einſt von den ſonderbar[illegible] bräuchen der Vorzeit. „Nichts iſt mir doch unter allen barb[illegible] und unmenſchlicher vorgekommen,“ ſagte ein Kenner der G[illegible] des Mittelalters: „als daß man hier und da bei Gründun[illegible] Ritterburg ein Kind lebend vermauerte, um ſie dadurch vor allen Ueberfällen und Unfällen zu ſichern.“ — „Um Gotteswillen, ein Kind!“ rief einmüthig die ganze Geſellſchaft mit Entſetzen. Eine vornehme Dame von uraltem Adel meinte: „Aber man nahm nur Kinder aus dem gemeinen Volk dazu.“

In einer Stadt Nordamerika's ging ein Paar zur Trauung. Schon an der Kirchthüre angelangt, blieb der Bräutigam plötzlich ſtehen und redete ſeine künftige Ehehälfte ganz unerwartet alſo an: „Schönſte Jenni, während meiner Bewerbungen um Dich habe ich Dir zwar ſchon viel über meine Lebensanſichten geſagt, aber doch nicht Alles. So höre denn vollends: ſobald wir getraut ſind, muß ich auf drei Dingen beſtehen.“ — „Und die wären?“ — „Erſtens werde ich llein ſchlafen, ferner werde ich allein eſſen, und drittens immer etwas u zanken finden, ſelbſt wenn keine Urſache dazu vorhanden iſt. Kannſt Du dieſen drei Bedingungen Dich unterwerfen?“ — „Ei warum icht, lieber Eduard?“ — erwiderte die Braut: „recht gern! denn enn Du allein ſchläfſt, ſo werde ich nicht allein ſchlafen; wenn Du llein iſſeſt, ſo kann ich die beſten Biſſen voraus eſſen, und was das Zanken ohne Urſache anbelangt, ſo ſei nur ganz ruhig, ich will ſchon afür ſorgen, daß Du immer Urſache genug dazu haben ſollſt.“ — So einverſtanden, gingen beide zur Kirche, und die Trauung ward ollzogen.

Ein Delinquent, der bei ſehr regnichtem Wetter zum Galgen eführt wurde, beklagte ſich deßhalb bei dem ihn begleitenden Kapuziner. — „Du Lump,“ erwiderte dieſer: „Du haſt Dich auch was ichts zu beklagen, Du brauchſt bei dieſem Wetter doch bloß hinzugehen, aber ich muß denſelben Weg wieder zurück!“

Ein Häßlicher behauptete, er ſei in ſeiner Jugend ein ſehr ſchöner Knabe geweſen, aber die böſen Zigeuner hätten ihn ausgetauſcht

In B**, wo immer am Sylveſterabende im Schauſpielhauſe zum Beſten der Armen geſpielt wird, bat ein armes Dienſtmädchen ihre Herrſchaft um die Erlaubniß, hineingehen zu dürfen, und als die Frau ſie fragte: „Haſt Du auch Geld dazu?“ ſo antwortete ſie: „Man ſpielt ja heute für die Armen!“

Ein polniſcher Bauer bat einen Juden ihm bis zum nächſten Winter einen Thaler vorzuſtrecken. Der Jude war dazu bereit unter der Bedingung, daß ihm der Bauer ſeinen Pelz zum Pfande gebe und ihm ſtatt eines Thalers zwei zurückzahle. Nachdem der Bauer dieſe Bedingung eingegangen war und ſeinen Pelz ausgeliefert hatte, empfing er den Thaler und entfernte ſich. Er war jedoch noch nicht weit hinweg, da rief ihn der Jude zurück und ſagte: „Guter Freund, Du biſt ein armer Menſch, es wird Dir ſchwer fallen mir im Winter die zwei Thaler zu bezahlen; darum rathe ich Dir, mache die Hälfte jetzt, wo Du gerade einen Thaler in der Taſche haſt, ab.“ — Dem Bauer leuchtete das ein, er gab dem Juden den Thaler, den er ſo eben erhalten hatte und ging fort. Unterwegs ſchüttelte er mit dem Kopfe, überlegte hin und her und brummte: „Der Pelz fort, der Thaler fort, noch einen Thaler ſchuldig — und der Jude hat doch Recht!“

Ein Franzoſe kam an einem kalten Winterabende zu einem Bürger in Quartier. Dieſer empfing ihn mit den Worten: „Ich kann Sie nirgends unterbringen als im Sommerhauſe,“ — und führte ihn nach einer in ſeinem Garten ſtehenden, ſchlecht verwahrten Breterbude. Hier brachte der arme Franzoſe die Nacht unter ſchrecklichem Frieren zu Des andern Morgens kam ſein gaſtfreundlicher Wirth und fragte ihn lächelnd, wie er geſchlafen habe. Der Franzoſe ſagte: „Ah is das ein verflukt kalt Land, abe kefroren ſehr. Is aber ſehr kut, daß Sie mir aben unterkebrakt in die Sommeraus. Wär ik kommen in die Winteraus, muß ik gewiß herfrieren.“

„Hans, Hans!“ rief ein alter Bauer auf ſeinem Gehöfte. Hans entwortete: „Was ſull ich?“ — „Wu biſte?“ — „Ufm Heuboden.“ — „Wos machſte do?“ — „Niſcht.“ — „Wu is denn Dei Bruder?“ — „Der is o oben.“ — „Wos macht denn dar?“ — „A hilft mer.“

Nach einer Schlacht waren Bauern angeſtellt worden um die Todten zuſammenzuſuchen und in tiefe Gruben zu werfen, wo ſie verſchüttet wurden. Ein Bauer voller Verdruß über das ekle Geſchäft packt einen Schwerverwundeten beim Beine um ihn in die nächſte Grube zu ſchleifen. Darüber erwacht derſelbe aus ſeiner Bewußtloſigkeit und erkennend was mit ihm geſchieht, ruft er mit ſchwacher Stimme: „Halt, halt, ich lebe noch.“ — „Das könnte jeder ſagen, da hätt ich viel zu thun,“ ſagte der Bauer und ſchleuderte ihn in die Grube.

In England ſind die Irländer dafür bekannt, daß ſie oft zu Dummheiten ſich verleiten laſſen. Ein Engländer fragte einen Irländer, woher es komme, daß ſeine Landsleute ſo viel Thorheiten begingen. — „Das muß wohl in der Luft liegen,“ erwiderte der Ir länder: „ich glaube wenn ein Engländer in Irland geboren würde, er machte es nicht um ein Haar beſſer.“

In England ſind die Betten in den geringern Gaſthöfen ſtets zur Aufnahme zweier Perſonen eingerichtet. Daher geſchah es, daß einſt in einem ſolchen Bett ein Schottländer und ein Irländer zuſammen ſchliefen. Ein Engländer kam ins Zimmer der beiden Schlafenden und ſah, daß der Irländer einen Fuß zum Bette herausſtreckte. Er ſchlich ſich näher und ſchnallte vorſichtig einen Sporn an den nackten Fuß. Nach einer Weile zog der Irländer den Fuß wieder unter die Decke und verletzte mit dem Sporn ſeinen Schlafgeſellen. Dieſer, ein phlegmatiſcher, grober Schotte, begnügte ſich dem Irländer eine Ohrfeige zu geben. — „Was ſchlägſt Du mich?“ — „Schnalle die Sporen ab.“ — „Was, die Sporen? — weiß Gott! hat mir der verdammte Hausknecht die Stiefeln ausgezogen und die Sporen ſitzen laſſen.“

Ein wegen ſeiner gemeinen und hämiſchen Manier bekannter Zeitungsſchreiber erhielt eines Abends von einem, den er auf die ungerechteſte Weiſe öffentlich geſchmäht hatte, eine Tracht Prügel. Er eilte ſogleich am folgenden Morgen zum Polizeidirector und verlangte ungeſtüm die Beſtrafung deſſen, der ſich ſo gröblich an ihm vergangen hatte. Der Polizeidirector ſchien eben nicht große Luſt zu haben ſich ſeiner anzunehmen, daher ſagte jener ſehr brutal: „Herr, wozu iſt die Polizei da, als damit mir Gerechtigkeit werde.“ — „Sie irren ſich, mein Herr,“ antwortete der Director: „die Polizei hat mit der Gerechtigkeit in dieſem Falle nichts zu ſchaffen; Gerechtigkeit iſt Ihnen bereits zu Theil geworden.“

An einem öffentlichen Orte ſpotteten einige junge Herren über die bibliſche Erzählung, daß Bileams Eſel geredet habe. Ein ältlicher Herr ſagte zu ihnen: „Wie können Sie ſich darüber wundern, erleben Sie es nicht alle Tage, daß Sie Eſel ſprechen hören?“

Ein großer Freſſer hatte ſich gegen einen reichen Mann anheiſchig gemacht, daß er ein ganzes Kalb verzehren wolle. Es waren viele Wetten gemacht worden, ob dieß möglich ſei. Der Reiche ließ ein

Kalb ſchlachten und anrichten und zwar in einer Reihe verſchiedener, auf die mannigfaltigſte Weiſe zubereiteter Gerichte. So hatte der Freſſer ſchon faſt das ganze Kalb verzehrt, da er aber in der Meinung ſtand, daß das Kalb zuletzt ganz auf den Tiſch gebracht werden würde, ſo ſagte er bei dem vorletzten Gerichte: „Nun würde ich doch bitten das Kalb bringen zu laſſen, ſonſt möchte mir's doch zuviel werden.“

Ein ſehr ſchlechter Maler erbot ſich gegen einen Bekannten, daß er ihm in ſeinem neugebauten Hauſe einen Saal ausmalen wolle, wenn er ihn werde haben weißen laſſen. „Ich dächte,“ ſagte der Freund: „Sie malten erſt, und ich ließe dann weißen.“

Die Kaiſerin Maria Thereſia fragte einen franzöſiſchen Officier, der am Wiener Hofe angekommen war, und von dem ſie wußte, daß er vorgeſtern noch die Prinzeſſin von *** geſehen hatte, ob er dieſe Prinzeſſin auch für die ſchönſte Perſon auf dem Erdboden halte? — „Noch geſtern hielt ich ſie dafür,“ gab er zur Antwort.

Ein Bauer ſchlug den Hund ſeines Nachbars, welcher ihn beißen wollte, mit ſeinem Beile todt. Der Nachbar ſetzte ihn deßwegen zur Rede, und da der Bauer erwiderte, daß es ja nur vertheidigungsweiſe geſchehen ſei, ſo ſagte jener: „Du hätteſt aber doch Dein Beil umkehren und ihn nur mit dem Stiele ſchlagen können.“ — „Ich würde es wohl gethan haben,“ verſetzte der Bauer: „hätte mich der Hund mit dem Schwanze und nicht mit den Zähnen beißen wollen.“

Eine tugendhafte Frau wurde von einer andern gefragt, welches heimliche Mittel ſie beſitze ihren Mann ſtets bei guter Laune zu erhalten? — „Ich thue,“ antwortete ſie: „Alles, was ihm gefällt, und leide geduldig Alles, was mir nicht gefällt.“

Ein berühmter Prediger, Pater Andre, der in einer Benedictinerkirche predigte, in welche vor kurzem der Blitz eingeſchlagen hatte, ſagte in ſeiner Kanzelrede: „Gott hat dieſen ehrwürdigen Vätern eine vorzügliche Gnade erwieſen, indem der Blitz nur ihren Kirchthum beſchädigte, denn hätte er in die Küche und in den Keller geſchlagen, ſo wäre vielleicht keiner von ihnen mit dem Leben davon gekommen.“

Als ein Spanier im Winter durch eine Stadt in Brabant reiſte, liefen ihm die Hunde nach und bellten hinter ihm her. Er bückte ſich um einen Stein aufzuheben und nach ihnen zu werfen; es war aber nach vorhergegangenem Thauwetter ſo kalt geworden, daß alle Steine angefroren waren, und er keinen wegbringen konnte. — „O, das verwünſchte Land!“ rief er aus: „wo man die Hunde losläßt und die Steine anbindet!“

Zu einer Zeit, in welcher eine gewiſſe Sorte Staatspapiere in Folge einer gewaltſamen Regierungsmaßregel allen Credit verloren hatte, wurde ein Jude zum Finanzminiſter gerufen. Der Jude erſchien, und der Miniſter bemerkte mit Verwunderung, daß derſelbe auf ſehr auffällige Weiſe ein Staatspapier der angeführten Sorte in ſeinen Hut befeſtigt hatte. Der Miniſter deutete darauf hin und fragte den Juden: „Was ſoll das?“ — „Ekſelens,“ ſagte der Jude: „hob ich doch a nein Hut; as ich nich will, daß er mer ſoll werden geſtohlen, hob ich dran geklebt a Papierchen, dos nimmt Niemand.“

Die Gascogner ſind in ganz Frankreich durch ihre Großſprechereien ſo berühmt, daß man eine ſolche ſelbſt eine Gasconade nennt. — Ein Gascogner erzählte von ſeinen Heldenthaten während eines ſoeben beendigten Feldzugs. — „Ich habe einmal allein eine ganze Armee gefangen genommen!“ rief er aus. — „Aber um Gottes willen,“ entgegnete einer der Anweſenden: „wie war das möglich?“ — Schnell gefaßt antwortete der Gascogner: „Ich habe ſie umzingelt.“

Ein anderer erzählte, er habe in einer Schlacht zwanzig Feinden Arme und Beine abgehauen. — „Das iſt grauſam,“ wurde ihm geſagt: „warum ſchlugen Sie ihnen nicht gleich die Köpfe ab?“ — „Hol mich der Teufel,“ ſchrie der Gascogner: „die Kerle hatten keine Köpfe mehr!“

Zwei Eheleute vertrugen ſich ſo ſchlecht zuſammen, daß der Mann faſt täglich die Frau prügelte. Dennoch blieben ſie beiſammen und hatten ſogar ein Kind, einen Knaben, mit einander. Als der Knabe heranwuchs, wurden die täglichen Prügelſcenen zwiſchen Vater und Mutter etwas ſo gewöhnliches für ihn, daß er die Meinung hegte, das gehöre eben wie Eſſen, Trinken und Schlafen zur Tagesordnung. Eines Tages hatten ſich die Eltern merkwürdiger Weiſe mit einander aufs beſte vertragen, weil ſie vor Geſchäften nicht zum Zank hatten kommen können. Als ſie nun des Abends zu Bette gingen, ſagte der Mann überlegend: „Nun, es iſt doch auch alles geſchehen, was zu thun war.“ — „Ne, Vater,“ ſagte der Junge: „die Mutter hat noch keene Prügel gekriegt.“

Ein Fremder kehrte im einzigen Gaſthof einer kleinen Stadt ein und verlangte ſogleich nach einem Barbier. Der Wirth eilte zu ſeinem Nachbar, dem einzigen Bartſcheerer am Orte, welcher auch ſogleich kam um den Fremden zu bedienen. Dieſer wollte ſich einen Spaß machen. Er legte einen Thaler auf den Tiſch und daneben eine Piſtole und ſagte zu dem Barbier: „Hier dieſen Thaler ſollen Sie erhalten, wenn Sie mich raſiren ohne mich zu ſchneiden; ſchneiden Sie mich aber, ſo ſchieße ich Sie mit der Piſtole todt. Nun ſeifen Sie mich ein.“ — Der Barbier hätte gern den Thaler verdient — aber die Piſtole — ihm war nicht wohl. Unter einem Vorwande ſchlüpfte er zur Thür hinaus mit der Verſicherung, daß er ſogleich ſeinen Geſellen ſchicken wolle, welcher eine ausgezeichnet leichte und ſichere Hand habe. Der Geſelle kam und der Fremde machte ihm denſelben Vorſchlag wie ſeinem Herrn, und wie dieſer wagte auch er nicht das Geſchäft vorzunehmen, ſondern ſchickte ſtatt ſeiner den Lehrburſchen. Dieſer lachte nur, als er den Handel erfuhr, ſeifte den Fremden friſch ein und raſirte ihn mit der größten Kaltblütigkeit und ohne Fehl. Der Reiſende bewunderte den Muth und die Ruhe des Knaben und gab ihm außer dem verſprochenen noch einen zweiten Thaler, indem er ſagte: „Nun ſage mir aber, Junge, woher Du die Courage haſt zu unternehmen, was weder der Meiſter noch der Geſelle ſich getrauten?“ — „Ach das ſind Narren,“ ſagte der Junge: „Sie würden mich nicht todtgeſchoſſen haben, wenn ich Sie auch geſchnitten hätte.“ — „O doch.“ — „Nein, nein, denn ich hatte mir vorgenommen, bei dem erſten kleinſten Schnitt hätte ich Ihnen ſogleich das Meſſer durch die Kehle gezogen, und da hätten Sie es wohl bleiben laſſen ſollen noch das Piſtol abzufeuern.“ — Der Fremde ward bleich, dankte Gott, daß der Junge ſeine Sache ſo gut gemacht hatte und nahm ſich vor künftig ähnliche unzeitige Scherze zu unterlaſſen.

Eine Dame fuhr zur See, als ſich ein gewaltiger Sturm erhob und die Schiffer ſagten, es ſei die höchſte Gefahr vorhanden. — „Halt!“ ſchrie die Dame: „halten Sie an! ich ſteige aus!“

Eine vornehme Dame machte eine Reiſe. Ihr Kutſcher verirrte ſich und fuhr lange die Kreuz und Queer ohne ſich zurecht finden zu können. Endlich ſieht die Dame einen Wegweiſer mit drei Armen und beſiehlt dem Kutſcher hinzugehen und nachzuſehen. Der Kutſcher ging hin, brach die Arme ab und brachte ſie der Dame mit den Worten: „Gnädige Frau, ich kann nicht leſen; leſen Sie, wohin der Weg geht!“

Ein vornehmer Herr in England entſchloß ſich ſeine vieljährige Geſellſchafterin zu heirathen; doch vor dem Altare ward es ihm wieder leid, und als der Prieſter ihn befragte, antwortete er: „Nein!“ Die Braut war außer ſich vor Schmerz und Aerger und wollte durchaus das Haus ihres Bräutigams verlaſſen. Er glaubte nicht ohne ſie leben zu können, und bot alles auf, ſie zu beſänftigen; doch ſie verſprach nur unter der Bedingung ihm zu verzeihen, daß er noch einmal mit ihr vor dem Altar erſcheine und ja ſage, damit ſie zur Rettung ihrer Ehre nun nein ſagen könne. Er ließ ſich das gefallen, aber ſie ſagte: „Ja“ und die Ehe war geſchloſſen. Bald darauf verließ der Lord Haus und Stadt, um eben der aus dem Wege zu gehen, die er vorher nicht glaubte entbehren zu können.

Ein Bauer kam in eine Gerichtsſtube. Einige junge Advokaten wollten ihn zum Beſten haben und ſagten, er ſolle ſich ſetzen, obgleich weder Bank noch Stuhl vorhanden war. Der Bauer antwortete: „Wo ſoll ich mich hinſetzen? Hier iſt es gerade wie in meiner Scheune; da ſind keine Bänke und Stühle aber Flegel genug!“

Ein Spanier, der in einer holländiſchen Stadt durch ſeine Unkunde der Landesſprache in Verlegenheit kam, rief aus: „Was ſind die Holländer für ein dummes Volk! Fünf und zwanzig Jahre leb' ich ſchon hier, und ſie verſtehen mich noch nicht!“

Ein Bauer trieb einen Eſel vor dem St. James Thore in London vorbei, und da derſelbe ſehr ſtörrig war, ſo ſchlug er einigemal derb auf ihn los. Ein Lord, welcher eben die Straße herunter kam und dieſes ſah, ſchalt den Kerl, daß er mit dem Eſel ſo grauſam umgehe. Der Bauer ſagte hierauf: „Um Verzeihung, mein lieber Herr, hätte ich gewußt, daß mein Eſel einen Freund bei Hofe hat, ſo hätte ich ihn ſchon längſt höflicher behandelt.“

Zwei Reiſende, die ſich unterweges getroffen, kehrten zuſammen in einem Gaſthofe ein und bezogen ein gemeinſchaftliches Zimmer. Mit Befremden bemerkte der eine, daß der andere des Nachts ſeine Pantoffeln anbehielt und ſie ſogar befeſtigte um ſie nicht zu verlieren. Auf ſeine Frage warum das geſchehe, gab ihm jener die Auskunft: „Ich bin einmal im Traume in eine Glasſcheibe getreten, und das hat mich ſo geſchmerzt, daß ich nicht mehr barfuß ſchlafen mag.“

Als der berühmte Abt Vogler ſich in Nürnberg auf der Orgel mit großem Beifall hören ließ, erzählte ein Spaßvogel, der Künſtler habe ein Donnerwetter ſo täuſchend nachgeahmt, daß die Milch in allen Haushaltungen der Stadt zuſammengelaufen und ſauer geworden ſei, wie bei einem wirklichen Gewitter; auch habe er eine Schlacht ſo furchtbar ausgeführt, daß ein junger Lieutnant aus der Kirche geflohen ſei und Pardon gerufen habe.

Ein junger Witzjäger ſpöttelte in einer Geſellſchaft über den Glauben an Seelenwanderung und ſchloß damit, daß er ſich erinnere, das goldene Kalb geweſen zu ſein. — „Da haben Sie nichts verloren als die Vergoldung!“ bemerkte lächelnd eine Dame.

Ein Bettler ſprach einen Reichen um eine Gabe an, da aber dieſer ſeines Weges fortging ohne ſich an das Bitten zu kehren, rief ihm jener nach: „Mein Herr, erbarmen Sie ſich, oder Sie werden mich zu etwas zwingen, was ich in meinem Leben nicht gethan und wofür ich jederzeit Abſcheu gehabt habe.“ Der Reiche glaubte, der Bettler wolle ſich ein Leid anthun. Er gab ihm ſogleich einige Groſchen und redete ihm zu, daß er ſeine Noth geduldig ertragen ſolle; zuletzt aber fragte er ihn, was er denn eigentlich zu thun willens geweſen ſei, wenn er ihm nichts gegeben hätte? — „Ich hätte arbeiten müſſen,“ ſagte der Bettler: „und vor aller Arbeit habe ich jederzeit unüberwindlichen Abſcheu gehabt.“

Einem ehrlichen Manne wurde einſt von einem Reichen vorgeworfen, daß ſein Vater ein Maurer geweſen ſei. — „Das muß Ihnen Ihr Vater geſagt haben,“ erwiderte der Erſte: „denn der war meines Vaters Handlanger.“

Während des ſiebenjährigen Krieges kamen viele kriegsgefangene Officiere nach Berlin, welche ſehr wohl aufgenommen und ſelbſt an den Hof gezogen wurden, ſich jedoch häufig ſehr übermüthig benahmen. So fragte eine Dame einen vornehmen Franzoſen, der eben bei Hofe geſpeiſt hatte, wie ihm Berlin gefalle, und derſelbe antwortete: „Berlin iſt ein ziemlich großes Dorf.“ — „Ach, nein,“ erwiderte ihm die Dame: „das kommt Ihnen nur ſo vor, weil ſich gegenwärtig ſo viele franzöſiſche Bauern hier aufhalten.“

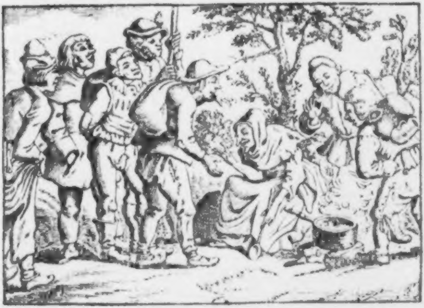
Zu einer unruhigen Zeit war in einer großen Stadt die Polizei befehligt worden ſtreng darauf zu ſehen, daß nach zehn Uhr Abends kein Wirthshaus beſucht werde, damit keine Zuſammenrottungen ſtattfänden. In ſeinem Dienſteifer kam ein Polizeiſoldat nach zehn Uhr in eine Wirthsſtube, in welcher er noch Licht bemerkte. Er traf einen dicken Herrn bei einem Glaſe Bier behaglich ſitzen. „Herr,“ redete er ihn an: „rottiren Sie ſich nicht zuſammen, gehen Sie auseinander, es hat zehn Uhr geſchlagen!“

Ein Engländer, der ſich in Paris aufhielt, ging daſelbſt zu de berühmteſten Modeſchneider und verlangte ein Kleid, eben ſo gemac wie er eben eins trug. „Mylord," ſagte der Schneider: „das ka unmöglich Ihr Ernſt ſein; dieſer Schnitt iſt ſchon ſeit ſechs Mona nicht mehr Mode." — „Was kümmert mich die Mode," rief Engländer: „ich ſehe nur darauf, daß es mir bequem ſitzt." D Schneider machte noch einige Einwendungen, aber vergebens. Endl ſagte er: „Mylord, ich ſehe wohl, daß Sie auf Ihrem Willen ſtehen, ich will ihn auch erfüllen; aber nur unter einer Bedingung." „Und die iſt?" — „Daß Sie mir Ihr Ehrenwort geben, Keinem ſagen, wer Ihnen das Kleid gemacht hat; ſonſt käme ich um Kundſchaft."

Ein als leichtſinnig und liederlich bekannter Menſch lieh von ein Kaufmann hundert Thaler. Dieſer gab ſie in der Erwartung ſie mals wiederzuſehen. Zu ſeiner Verwunderung zahlte aber jener Summe an dem beſtimmten Tage zurück. Bald darauf kam der V ſchwender wieder zu demſelben Kaufmann mit der Bitte ihm z hundert Thaler zu leihen. — „Nein, mein Herr," erwiderte dieſ „zwei Mal laſſe ich mich nicht betrügen."

Druck von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Sprichwörter und Sprüchreden
der
Deutſchen.



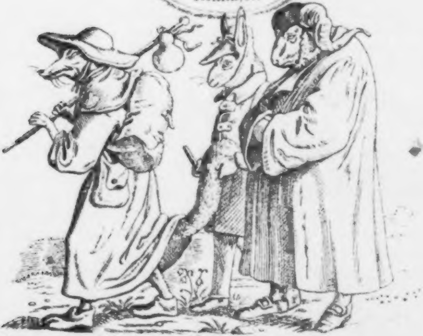
Volksbücher. 28. 29.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

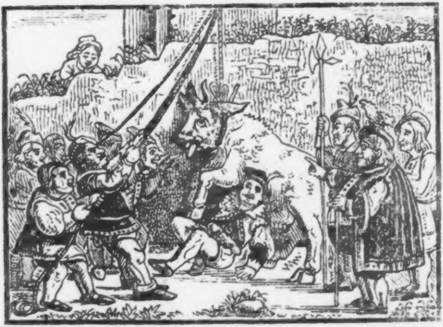
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Wer einen Aal hält beim Schwanz,
  Dem bleibt er weder halb noch ganz.
Wer A ſagt, muß auch B ſagen.
Wo Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler.
Nicht mehr thun iſt die beſte Abbitte.
Je ſpäter der Abend, je ſchöner die Leute.
Abends wird der Faule fleißig.
Abends putzt ſich des Kuhhirten Frau.
Aber, Wenn und Gar ſind des Teufels Waar.
Alles wäre gut, wär kein Aber dabei.
Abſicht iſt die Seele der That.
Wo der Abt die Würfel dreht, da dobbeln die Mönche.
Wer ſich auf der Achſel ſitzen läßt, dem ſitzt man nachher gar auf dem Kopfe.
Wie der Acker ſo die Rüben;
  Wie der Vater ſo die Büben.
Wer der Acker beſäet, der mähet.
Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker.
Wie man den Acker beſtellt, ſo trägt er.
Was der Acker nicht trägt, muß der Buckel tragen.
Wer den Acker nicht baut, dem wächſt Unkraut.

Als Adam hackte und Eva ſpann,
  Wer war denn da der Edelmann?
Keiner der nicht nach Adam ſchmecke
  Und der Eva Unterröcke.
Adel ſitzt im Gemüthe, nicht im Geblüte.
Fromm, klug, weiſ' und mild
  Gehört in des Adels Schild.
Adelsbrief und Hof-Suppen ſind zu Hof wohlfeiler denn ein Bauern-Juppen.
Adler brüten keine Tauben.
Adler fangen keine Fliegen.
Adler haben große Flügel aber auch ſcharfe Klauen.
Ein alter Adler iſt ſtärker als eine junge Krähe.
Advokaten und Soldaten ſind des Teufel Spielkameraden.
Der beſte Advokat, der ſchlimmſte Nachbar.
Aendern und Beſſern iſt zweierlei.
Ein Aff' bleibt Aff',
  Werd er König oder Pfaff'.
Affen und Pfaffen laſſen ſich nicht ſtrafen.
Je höher der Affe ſteigt, je mehr er den Hintern zeigt.
Wers Allen recht machen will, muß früh aufſtehn.
Mit Allen eſſen mit Keinem es halten.
Alle möchten wohl gern viel wiſſen,
  Aber etwas drum geben thut ſie verdrießen.
Wer thun will was Allen gefallt,
  Muß Athem haben warm und kalt.
Wer Allen dient macht ſich Keinem verbindlich.
Wer Alles haben will, bekommt am Ende Nichts.
Wer Allen genügen kann,
  Der löſche mich aus und ſchreibe ſich an.
Beſſer allein, als in böſer Gemein.
Wer ſchläft allein, der bleibt lang kalt;
  Zwei wärmen ſich einander bald.
Allezeit angel', ſo haſt keinen Mangel.
Allgemach kommt auch weit.
Allzu ſcharf macht ſchartig.
Allzu viel zerreißt den Sack.
Allzu viel iſt ungeſund.
Almoſengeben armet nicht,
  Kirchengehen ſäumet nicht,
  Wagenſchmieren hindert nicht.
Umſonſt wird kein Altar gedeckt.
Wer vom Altar lebt, ſoll auch dem Altar dienen.



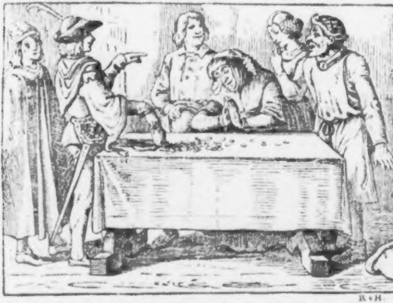
Allzu klug iſt dumm.
Wer alt werden will, thue bei Zeiten dazu.
Wer nicht alt werden will, kann ſich jung henken laſſen.
Das Alte klappert, das Neue klingt.
Wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern auch die Jungen.
Auf alten Mann bauen iſt mißlich.
Alter Mann macht junger Frau Freude, wie der Floh im Ohr.
Es iſt kein Kinderſpiel, wenn ein alt Weib tanzt.
An alten Häuſern und alten Weibern iſt ſtets was zu flicken.
Die Alten reden vom alten Käs.
Die Alten zum Rath,
  Die Jungen zur That.
Wir loben die Alten als fromme Leut,
  Doch leben wir gern in unſrer Häut.
Alte ſoll man ehren,
  Junge ſoll man lehren,
  Weiſe ſoll man fragen,
  Narren vertragen.
Das Alter ſoll man ehren,
  Der Jugend ſoll man wehren.

Alte Leute ſind zweimal Kinder.
Des Alten Stab ſind ſeine Zähne.
Alter iſt auch eine Krankheit.
Alter hat den Kalender am Leibe.
Alter ſchützt vor Thorheit nicht.
Die Alten ſind zäh,
  Geben macht ihnen Weh.
Je älter, je kärger.
Ein gut Alter iſt beſſer denn eine böſe Jugend.
Wer's Alter nicht ehrt,
  Iſt des Alters nicht werth.
Das Alter iſt ein Spital, das alle Krankheiten aufnimmt.
In alten Häuſern viele Mäuſe,
  In alten Pelzen viele Läuſe.
Alt Freund, alt Wein, alt Geld,
Erhält den Preis in aller Welt.
Alte Kirchen haben dunkle Fenſter.
Der Ambos fürchtet den Hammer nicht.
Biſt du Ambos, ſei geduldig; biſt du Hammer, ſchlage zu.
Der Ambos iſt des Lärms gewohnt.
Ameiſen haben auch Galle.
Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand.
Das Amt macht wohl ſatt aber nicht klug.
Das Amt lehrt den Mann.
Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Vorwitz.
Aemtchen bringt Käppchen.
Amt ohne Sold macht Diebe.
Kein Aemtchen iſt ſo klein, es kann des Henkens werth machen.
Wer ein Amt bekommt, bleibt nicht wie er iſt; Lunge und Leber kehren ſich um.
Wer ein Amt hat, warte deſſen.
Zu Aemtern braucht man nicht Landeskinder, ſondern Männer.
Die Aemter ſind Gottes, die Amtleute des Teufels.
Es iſt kein Aemtlein, es hat ſein Schlämplein.
Der Menſch iſt eher geboren, als der Amtmann.
Wer Andre anſchwärzt iſt darum nicht weiß.
Wer Andre jagt muß ſelber laufen.
Andern iſt gut predigen.
Wer ſich auf Andre verläßt, der iſt verlaſſen.
Aller Anfang iſt ſchwer.
Aller Anfang iſt ſchwer, ſprach der Dieb und ſtahl einen Ambos.
Guter Anfang iſt die halbe Arbeit.
Anfang und Ende reichen ſich die Hände.

Wer viel anfängt endet wenig.
Wenn du die Angel ziehſt zu früh, ſo fängſt du nie.
Wer nichts an die Angel ſteckt, fängt nichts.
Anſchläge gehen mit der Sonne auf und nieder.
Das Anſehn hat man umſonſt.
Wächſt das Anſehen ſpannenlang,
Wächſt die Thorheit ellenlang.
Wer nicht ſelbſt anſpannt, dem ſoll man nicht vorſpannen.
Keine Antwort iſt auch eine Antwort.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.
Ein fauler Apfel ſteckt den andern an.
Iſt in dem Apfel kein Wurm, ſo wäre doch gern einer drin.
Da ſchwimmen wir Aepfel, ſagte der Roßdreck, und ſchwamm unter Aepfeln den Bach hinab.

Am erſten April
Schickt man die Narren wohin man will.
Der Appetit kommt, wenn man was Gutes vor ſich hat.
Nach gethaner Arbeit iſt gut feiern.
Die Arbeit auf dem Rücken trägt
Den Lohn, wie man zu ſagen pflegt.
Wie die Arbeit ſo der Lohn.
Arbeit hat bittre Wurzel aber ſüße Frucht.

Arbeiten bringt Brot,
  Faullenzen Hungersnoth.
Arbeit gewinnt Feuer aus Steinen.
Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen.
Arbeit gewinnt allezeit.
Arbeit iſt bei Armuth gut.
Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht hinein.
Arbeit und Sparen macht reiche Knechte.
Wer der Arbeit zuſieht, wird davon nicht müde.
Wer Arbeit liebt und ſparſam zehrt,
  Der ſich in aller Welt ernährt.
Der Eine hat Arbeit und Fleiß,
  Der Andre Nutzen und Preis.
Um Arbeit iſt alles feil.
Wer ungebeten zur Arbeit kommt, geht ungelohnt davon.
Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth.
Ein Arbeiter muß zwei Feirer haben.
Es iſt ein ſchlechter Arbeitsmann,
  Der nicht vom Handwerk reden kann.
Arbeitſamkeit iſt die beſte Lotterie.
Argwohn ißt mit dem Teufel aus einer Schüſſel.

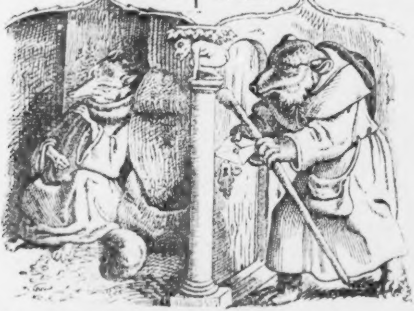


Wer den Armen giebt, leihet dem Herrn.

Argwohn iſt des Teufels Hure.
Argwohn riecht den Braten ehe das Kalb geſchlachtet iſt.
Argwohn iſt ein Schalk.
Argwohn ſieht 'nen weißen Hund für 'nen Müllerknecht an.
Beſſer den Arm brechen, als den Hals.
Arm oder reich, der Tod macht alles gleich.
Beſſer arm in Ehren, als reich in Schanden.
Arme haben die Kinder,
Reiche die Rinder.
Dem Armen hilf, den Bettler verjag.
Wer dem Armen leihet, dem zahlet Gott die Zinſen
Trink und iß,
Des Armen nie vergiß.
Wer dem Armen ſein Ohr verſtopft,
Den hört auch St. Peter nicht, wenn er klopft.
Armen geben iſt gewiſſe Einnahme.
Der Arme ißt, wenn er was hat, der Reiche wenn er will.
An armer Leute Bart lernt der Junge ſcheeren.
Der Arme heißt Gotterbarme.
Armer Mann, unwerther Gaſt.
Des Armen Herberg iſt bei Helfdirgott.
Es wird keiner arm, als der nicht rechnen kann.
Schatzung iſt für die Reichen, der Arme muß die Haut hergeben.
Armer Leute Hoffahrt währt nicht lange.
Arm und Alt ſind zwei ſchwere Bürden, es wäre an einer genug.
Nichts iſt Sünde als arm ſein.
Arme Leute haben weit heim.
Armer Leute Reden gehen viel in einen Sack.
Armuth findet alle Wege und Stege.
Armuth lehrt geigen.
An der Armuth will jeder den Schuh wiſchen.
Armuth iſt des Reichthums Hand und Fuß.
Armuth iſt der ſechſte Sinn.
Armuth wehe thut.
Der Armuth geht wenig ab, dem Geize alles.
Armuth iſt keine Schande.
Armuth iſt keine Sünde.
Armuth findet alles auf den erſten Griff.
Armuth iſt eine Laſt, Alter ein unwerther Gaſt.
Armuth iſt aller Künſte Stiefmutter.
Zwiſchen Armuth und Reichthum iſt das beſte Leben.
Art läßt nicht von Art.
Theure Arznei hilft immer, wenn nicht dem Kranken doch dem Apotheker.

Arzt hilf dir ſelber.
Neuer Arzt, neuer Kirchhof.
Aerzte ſind unſers Herrgottes Menſchenflicker.
Einen böſen Aſt muß man leiden um des Baumes willen.
Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.
Früh aufſtehen macht nicht eher tagen.
Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun.
Ein böſ' Auge verdirbt das Andere.
Aus den Augen, aus dem Sinn.
Aug' um Aug', Zahn um Zahn.
Die Augen ſind der Liebe Pforten.
Draußen hat man hundert Augen, daheim kaum eines.
Was die Augen ſehen, glaubt das Herz.
Mancher ſchläft mit offenem Auge, wie der Haaſe.
Vier Augen ſehen mehr als zwei.
Die Augen ſind größer als der Bauch.
Die Augen glauben ſich ſelbſt, die Ohren andern Leuten.

Malepartus.



Bär und Büffel können keinen Fuchs fangen.
Wer ſeine Augen im Brillenfutter hat, kann viel überſehen.

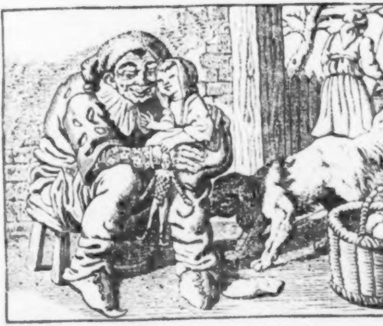
Wenn das Aug' nicht ſehen will,
  Helfen weder Licht noch Brill.
Augenſchein iſt aller Welt Zeugniß.
Wer nicht ausgeht, kommt nicht heim.
Was man ausleiht, beſſert ſich nicht.
Ein ſchlechter Schütz, der keine Ausrede findet.
Eine gute Ausrede iſt einen Batzen werth.
Wer austheilen will, muß auch einnehmen.
Außen fix, innen nix.
Mancher flieht einen Bach, und fällt in den Rhein.
Backen und Brauen geräth nicht immer.
Mancher reiſet krätzig ins Bad, und kommt räudig wieder heim.
Viele jagen den Bären, Keiner aber will ihn ſtechen.
Was zu Boden geſchieht, muß man zu Boden liegen laſſen.
Bald geben, iſt doppelt geben.
Wer den Balg verliert, muß auch den Schwanz hergeben.
Bange machen gilt nicht.
Guter Bankettirer, guter Bankerottirer.
Man füllt leichter den Bauch als die Augen.
Der Bauch läßt ſich nichts vorlügen.
Der Bauch iſt ein böſer Rathgeber.
Der Bauch macht uns alle zu Schelmen.
Voller Bauch, ein fauler Gauch.
Voller Bauch ſtudirt nicht gern.
Der Bauch iſt ein Wirthshaus,
  Wo es geht ein und aus.
Auf einem vollen Bauch ſteht ein fröhlich Haupt.
Volle Schläuche,
  Dicke Bäuche.
Wer bauet an der Straßen,
  Der muß ſich meiſtern laſſen.
Bauen kann nur Hab-ich, nicht Hätt-ich.
Wer bauen will, muß zwei Pfennige für einen rechnen.
Wenn der Bauer nicht muß,
  Rührt er weder Hand noch Fuß.
Wer einen Bauer plagen will, nehme einen Bauer dazu.
Kein Scheermeſſer ſchärfer ſchiert,
  Als wenn der Bauer ein Edelmann wird.
Der Bauer iſt ein Laurer.
Wenn der Bauer aufs Pferd kommt, reitet er ſchärfer als der Edelmann.
Giebt der Bauer, ſo ſieht er ſauer.
Wer einen Bauer betrügen will, muß einen Bauer mitbringen.
Laß dem Bauer die Kirchmeß, ſo bleibſt du ungeſchlagen.

Der Bauer iſt nicht zu verderben, man hau' ihm Hand und Fuß ab.
Bauer und Stier
  Sind ein Thier.
Wenn man den Bauer bittet, ſchwillen ihm die Stiefeln.
Wenn man den Bauer bittet, wird er um eine Spanne länger.
Der Bauer glaubt nur ſeinem Vater.
Will man Bauern verderben, ſo hetze man einen über den andern.
Wie der Baum, ſo die Frucht.
Wie der Baum, ſo die Birne,
  Wie die Frau ſo die Dirne.
Große Bäume geben mehr Schatten als Früchte.
Kein Baum fällt auf den erſten Schlag.
Auch ein guter Baum bringt ungleiches Obſt.
Alte Bäume laſſen ſich nicht biegen.
Ein guter Batzen, der einen Gulden erſpart.
Beſſer ein geſchwinder Batzen, als ein langſamer Sechſer.
Im Becher erſaufen mehr als im Meer.
Alles mit Bedacht.
Begierde ſetzt Sporen in die Haut.
Begonnen, iſt halb gewonnen.
Vorm Beginnen ſich beſinnen, macht gewinnen.
Behaupten iſt nicht beweiſen.
Beinahe bringt keine Mücke um.
Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber Menſchen.
Hinter dem Berge wohnen auch Leute.
Gemach fährt man den Berg hinauf.
Viel Bergleute, viel Arſchleder.
Es ſind Viele berufen, aber Wenige auserwählt.
Neue Beſen kehren gut.
Beſſer iſt beſſer.
Beſſer bewahrt, als beklagt.
Beſſer geleiert, als gar gefeiert.
Beſſer heiß gepuſtet, als das Maul verbrannt.
Beſſer eine Laus im Kraute, als gar kein Fleiſch.
Beſſer in die weite Welt, als in den engen Bauch.
Beſſer ein geſunder Bauer, denn ein kranker Kaiſer.
Beſſer: da läuft er, als: da hängt er.
Beſſer einäugig, als gar blind.
Beſſer Was als gar Nichts.
Beſſer freundlich verſagen, als unwillig gewähren.
Wer ſich heut nicht beſſert, wird morgen ärger.
Das Beſte ſpart man auf die Letzte.
Das Beſte wird gedacht, das Böſeſte geredet.

Bete und arbeite.
Zum Beten kann man nicht nöthigen.
Der letzte Betrug ärger als der erſte.
Dem Betrübten iſt übel geigen.
Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man.
Junge Bettſchweſter, alte Betſchweſter.
Früh zu Bett und früh wieder auf,
  Macht geſund und reich in Kauf.
Bettel hat einen Zettel.
Wer ſich des Bettels nicht ſchämt, nährt ſich reichlich.
Bettelbrod, theuer Brod.
Bettelſack iſt bodenlos.
Bettelſack ſteht allzeit leer.
Betteln iſt beſſer als ſtehlen.
Wenn ein Bettler aufs Pferd kommt, ſo kann ihm kein Teufel mehr voreilen.
Es iſt ein ſchlechter Bettler, der eine Thüre meiden kann.
Wem der Bettelſtab einmal in der Hand warm geworden, der thut nimmer gut zur Arbeit.
Beim Bettlerhandwerk verdirbt Niemand.
Wenn der Bettler nichts haben ſoll, ſo verliert er das Brod aus der Taſche.
Kein Bettler ſchlägt ein Almoſen aus, kein Hund eine Bratwurſt, kein Krämer eine Lüge.
Je ſchwächer der Bettler, je ſtärker die Krücke,
  Je ärger der Schalk, je größer das Glücke.
Der Bettler feiert ſechs Tage in der Woche, und am ſiebenten ſitzt er vor der Kirche.
Betrügen iſt ehrlicher als ſtehlen.
Die Beute ſoll man nicht vor dem Siege theilen.
Arm im Beutel, krank im Herzen.
Böſes Beiſpiel verdirbt gute Sitten.
Bier auf Wein, das laß ſein;
  Wein auf Bier, rath' ich dir.
Was nicht will werden ein Bildſtock,
  Das werd' zu Nutzen ein Sautrog.
Wenn die Birne reif iſt, fällt ſie ab.
Man muß den Biſſen nicht größer machen, als das Maul iſt.
Auf einen guten Biſſen gehört ein guter Trunk.
Bitten iſt lang, befehlen iſt kurz.
Bitter in den Mund,
  Iſt für's Herz geſund.

Wer nicht kann blechen,
Der laſſe das Zechen.
Es findet auch ein Blinder ein Hufeiſen.
Unter den Blinden iſt der Einäugige König.
Wenn ein Blinder den andern führt, fallen ſie beide in den Graben.
Schöne Blumen ſtehen nicht lange am Wege.
Nicht alle Blumen taugen zum Sträußchen.
Gemalte Blumen riechen nicht.
Eine Blume macht keinen Kranz.
Junges Blut, ſpar' dein Gut;
Armuth im Alter wehe thut.
Gleiches Blut, gleiches Gut, gleiche Jahre
Giebt die beſten Paare.
Der Nächſte am Blut, der erſte zum Gut.
Je älter der Bock, je härter das Horn.
Der Bock läßt wohl vom Bart,
Aber nicht von Art.
Borgen macht Sorgen, Wiedergeben macht Sauerſehen.
Wer gern borgt bezahlt nicht gern.
Borgen thut nur einmal wohl.
Borgen und Jucken thut nur eine Weile wohl.
Lange Borgen iſt nicht geſchenkt.
Der Böſe iſt nie ſchlimmer, als wenn er fromm thut.
Wer der Böſen ſchont, ſchadet den Frommen.
Thu' nichts Böſes, ſo widerfährt dir nichts Böſes.
Das Böſe lernt ſich von ſelbſt.
Der hinkende Bote kommt hinterdrein.
Wer ſchlechte Botſchaft bringt, kommt früh genug.
Gute Botſchaft iſt das Botenbrod werth.
Es müßte ein magrer Braten ſein, wenn nichts abtriefen ſollte.
Wo ein Brauhaus ſteht, kann kein Backhaus ſtehen.
Iſt die Braut nicht reich, ſo hat ſie doch ihr Mütterliches.
Weinende Braut, lachende Frau.
Iß deinen Brei und halt dein Maul.
Wer den Brei gekocht hat, der eſſe ihn.
Der Brei wird nicht ſo heiß gegeſſen, als er aufgetragen wird.
Was dich nicht brennt, das blaſe nicht.
Vorgegeſſen Brot bringt Noth.
Vorgegeſſen Brot macht faule Arbeiter.
Fremdes Brot ſchmeckt wohl.
Anderswo iſt auch gut Brot eſſen, wenn man's hat.
Weß Brot ich eſſe, deß Lied ich ſinge.
Brot und Wein giebt auch eine Suppe.

Wer Brot hat, dem giebt man Brot.
Glücklich über die Bruck,
  Verlacht man Nepomuck.
Eine Polniſche Brucke, ein Böhmiſcher Mönch, eine Schwäbiſche Nonne, Welſche Andacht und der Deutſchen Faſten gelten eine Bohne.
Gleiche Brüder gleiche Kappen.
Aus kleinen Brunnen trinkt man ſich eben ſo ſatt, wie aus großen.
Je mehr der Brunnen gebraucht wird, deſto mehr giebt er Waſſer.
Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht.
Bücher geben keine Handgriffe.
Wer aus vielen Büchſen ſchießt, trifft ſelten die Scheibe.
Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig.
Bücke dich eher dreimal zu viel, als einmal zu wenig.
Die Buhlſchaft ſchlägt zu den Augen heraus.
Der Eine ſchlägt auf den Buſch, der Andre kriegt den Vogel.
Greif' in den eignen Buſen.
Je frömmer der Chriſt, je größer das Kreuz.
Chriſtenthum vererbt ſich nicht.
Was nicht nimmt Chriſtus, Das nimmt Fiſcus.
Daheim iſt geheim.
Daheim iſt ein Mann zwei.
Oſt und Weſt: daheim das Beſt.
Mit „Hab Dank" ſchmälzt man keine Suppe.
Vom leeren Dank wird die Küche mank.
Wo ich aß und nicht trank,
  Dem weiß ich's keinen Dank.
Dankbar ſein
Bricht kein Bein.
Danken koſtet nichts und gefällt Gott und Menſchen wohl.
Lieber einen Darm im Leibe geſprengt,
  Als dem Wirth ein Tröpfchen geſchenkt.
Wenns gehen ſoll, muß man den Daumen rühren.
Als David kam ins Alter,
  Sang er fromme Pſalter.
Man muß ſich nach der Decke ſtrecken.
Iſt die Decke über den Kopf, ſo ſind die Eheleute gleich reich.
Ein andres iſt der Degen, ein andres die Feder.
Es ſteht geſchrieben: was nicht dein iſt, das laß liegen.
Zu viel Demuth iſt Hochmuth.
Denk' nicht d'ran, ſo thut's nicht weh.



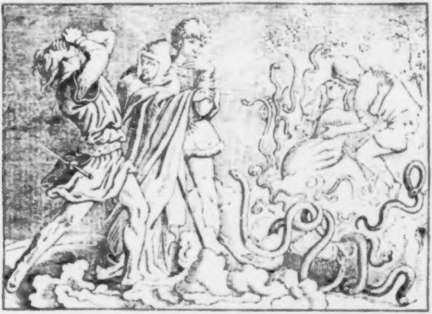
Was macht der Deutſche nicht für's Geld.

Sieh erſt auf dich und die Deinen,
  Eh' du ſchiltſt mich und die Meinen.
Sieh erſt auf dich,
  Dann richte mich.
Nicht alle können dichten,
  Doch alle wollen richten.
Jeder iſt ein Dieb in ſeiner Nahrung.
Einen zeitigen Dieb erläuft ein hinkender Scherge.
Kleine Diebe henkt man, große läßt man laufen.
Kleine Diebe henkt man, vor großen zieht man den Hut ab.
Große Diebe hängen die kleinen.
Den Dieb ſoll man henken, die Hure ertränken.
Es will dem Diebe kein Baum gefallen, daran er hänge.
Ein Dieb iſt nirgend beſſer als am Galgen.
Es giebt mehr Diebe als Galgen.
Wäre kein Dieb, ſo wäre kein Galgen.
Nicht alle ſind Diebe, die der Hund anbellt.
Zeit und Ort machen den Dieb.
Bedarf man eines Diebes, ſo nehme man ihn vom Galgen;
    ihn gebraucht, ſo henke man ihn wieder dran.

Kommt der Dieb zum Eide,
Und der Wolf zur Heide,
So haben gewonnen beide.
Kluger Dieb hält ſein Neſt rein.
Wer Ein Mal ſtiehlt, der bleibt ein Dieb.
Ein fauler Dieb iſt beſſer denn ein fauler Knecht.
Getreue Diener findet man nicht auf dem Trödelmarkt.
Wenn der Diener reich und der Herr arm wird, ſo taugen ſie beide nichts.
Alte Diener, Hund und Pferd
Sind bei Hof in Einem Werth.
Ungebetener Dienſt hat keinen Dank.
Angebotner Dienſt iſt henkenswerth.
Lebe für dich, Dienſt hat Mühe auf ſich.
Ein Dienſt iſt des andern werth.
Saurer Dienſt, kleiner Gewinn.
Jedes Ding hat zwei Seiten.
Jedes Ding hat ſeine Zeit.
Könnte man jedes Ding zweimal machen,
So ſtünd es beſſer in allen Sachen.
Wer alle Dinge verfechten will, darf nimmer ſein Schwert einſtecken.
Wer ein Ding nicht ſehen will,
Dem helfen weder Aug' noch Brill.
Kein Ding iſt ſo ſchlecht, daß es nicht zu etwas nützen ſollte.
Zu geſchehenem Dinge ſoll man das Beſte reden.
Man ſagt lang von einem Dinge bis es geſchieht.
Wer alle Dinge wüßte, würde bald reich.
Diſteln ſind des Eſels Salat.
Den Docht will jeder putzen, aber keiner will Oel dazu geben.
Habe den Doctor zum Freund und den Apotheker zum Vetter, du mußt doch ſterben.
Ein Doctor kann wohl ein Narr, aber ein Narr kein Doctor ſein.
Es ſind nicht alle Doctoren, die rothe Hüte tragen.
Donau und Rhein fließen nicht zuſammen.
Es ſchlägt nicht immer ein, wenn's donnert.
Doppelt genäht hält gut.
Kein Dorf iſt ſo klein, es hat jährlich ſeine Kirmeß.
Ein Dorf iſt leichter verthan, denn ein Haus erworben.
Zwiſchen Dornen wachſen Roſen.
Je mehr man den Dreck rüttelt, je mehr ſtinkt er.
Wann die Dreſcher Feierabend haben, liegen die Flegel auf dem Tiſche.
Wer lange droht, macht dich nicht todt.
Ducaten werden beſchnitten, Pfennige nicht.

Je dümmer der Menſch, deſto größer das Glück.
Die Dümmſten ſind überall die Schlimmſten.
Im Dunkeln iſt gut munkeln.
Dünkel geht auf Stelzen.
Im Düſtern iſt gut flüſtern, aber nicht gut Flöhe fangen.
Der treue Eckhart warnet Jedermann.
Edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt.
Edelleute ſchlüpfen oft in Bubenhäute.
Wenn man manchem Edelmann die Bauernader aufſchnitte, müßte er ſich zu Tode bluten.
Der Egel läßt nicht ab, er ſei denn Blutes voll.
Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen.
Wer entbehrt der Ehe,
  Lebt weder wohl noch wehe.
Wie wohl und wie wehe
  Wird manchem in der Ehe.
Sollten alle Ehebrecher graue Röcke tragen, ſo würde das Tuch theuer.
Eheſtand, Weheſtand.
Ehre dem Ehre gebührt.
Große Ehr iſt große Beſchwer.
Wächſt die Ehre ſpannenlang, wächſt die Thorheit ellenlang.
Ehre verloren, Alles verloren.
Ehre, Glaube, Auge vertragen keinen Spaß.
Wenn die Ehre einen Riß bekommt, ſteht ſie jedem offen.
Ein Riß in der Ehre heilt nimmer mehre.
Ehre und Lohn machen getreue Diener.
Ehre und Eid gilt mehr als Land und Leut'.
Wer Ehre verdient, bekommt ſie nicht, und wer ſie hat, verdient ſie nicht.
Eine Ehre iſt der andern werth.
Der Männer Ehr iſt auch der Frauen Ehr; der Frauen Schand iſt auch der Männer Schand.
Eitel Ehr iſt fahrende Hab:
  Heute lieb und morgen ſchab ab.
Die Ehre und die Augen leiden keinen Scherz.
Ehrenworte binden nicht.
Ehrlich währt am längſten.
Ehrlich macht reich, aber langſam geht's her.
Es fällt keine Eiche vom erſten Streiche.
Gezwungener Eid iſt Gott leid.
Stäche ein Eid wie ein Dorn,
  Es würde nicht ſo viel geſchworn.
Eid ſchwören iſt nicht Rüben graben.

Eier in der Pfanne geben Kuchen aber keine Kiken.
Das Ei will klüger ſein als die Henne.
Faule Eier und ſtinkende Butter gehören zuſammen.
Ein faules Ei verdirbt den ganzen Brei.
Ein Ei geht in vierundzwanzig Stunden durch drei Leiber.
Wer viele Eier hat bäckt viele Kuchen.
Wer Eier haben will, muß ſich das Gackern gefallen laſſen.
Beſſer ein halb Ei als eitel Schale.
Auf ein Ei gehört ein Trunk, auf einen Apfel ein Sprung.
Wo kein Eifer, da iſt keine Liebe.
Blinder Eifer ſchadet nur.

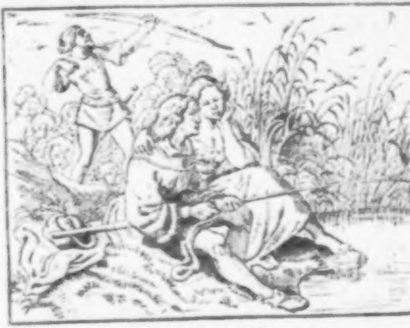


Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft.
Ohne Eiferſucht keine Liebe.
Eigenliebe macht die Augen trübe.
Eigenlob ſtinkt, Freundes Lob hinkt, fremdes Lob klingt.
Eigen Neſt hält wie Mauer feſt.
Eile mit Weile.
Was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig.
Eines Mannes Rede iſt keine Rede, man muß ſie hören beede.
Wer Einen erwürgt, mag zehn ermorden.

Liegt Einer im Bette bei einer im Kloſter,
So beten ſie ſchwerlich ein Paternoſter.
Der Eine ſäet, der Andre ſchneidet.
Das Eine muß man thun, das Andre nicht laſſen.
Die Einfalt meint, wenn's vor ihrer Thür naß iſt, ſo regnet's alle
halben.
Einmal, Keinmal.
Einmal iſt nicht immer,
Zweimal iſt ſchon ſchlimmer,
Dreimal iſt nicht wohlgethan,
Viermal — fängt die Sünde an.
Eintracht bringt Macht.
Man muß das Eiſen ſchmieden, wann es warm iſt.
Es iſt alles eitel.
Mit kurzer Elle kann man viel meſſen.
Die Elle dauert länger als der Kram.
Die Elſter läßt das Hüpfen nicht.
Was du thuſt — bedenke das Ende.
Das dicke Ende kommt nach.
Ende gut, alles gut.
Am Ende weiß man, wie viel Uhr es geſchlagen
Alles verzehren vor ſeinem End'
Macht ein richtig Teſtament.
Wer ſich verläßt auf's Erben,
Bleibt ein Narr bis in's Sterben.
Viele Erben machen ſchmale Theile.
Die Schulden ſind der nächſte Erbe.
Der Erben Weinen iſt heimlich Lachen.
Erfahrung kommt mit den Jahren.
Erfahrung iſt ein langer Weg.
Erfahrung iſt eine theure Schule.
Erfahrung iſt die beſte Lehrmeiſterin.
Erfahrung macht weiſe.
Ein Erfahrner iſt beſſer als zehn Gelehrte.
In der Ernte ſind die Hühner taub.
Die Erſten ſollen die Letzten ſein.
Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt.
Es iſt ſo bald etwas erſchlichen als errannt.
Was man nicht mag erfliegen, muß man erhinken.
Wenn dem Eſel zu wohl iſt, geht er auf's Eis tanzen.
Wenn zwei Eſel einander unterrichten, wird keiner ein Docto
Der Eſel und die Nachtigall
Singen ſtets ungleichen Schall.

Eſel will jeder reiten.
Den Eſel führt man nur einmal auf's Eis.
Der Eſel graut ſchon im Mutterleibe.
Wer ſich zum Eſel macht, dem will jeder ſeinen Sack auflegen.
Es iſt beſſer den Eſel treiben, als ſelber Säcke tragen.
Man findet manchen Eſel, der nie Säcke trug.
Man ruft den Eſel nicht zu Hofe, denn daß er Säcke trage.
Wer ſich zum Eſel macht, der muß Säcke tragen.
Ein Eſel ſchimpft den andern: Sackträger.
Ein Eſel bleibt ein Eſel, und käm er gen Rom.
Selber eſſen macht fett.
Wo ſechs eſſen, ſpürt man den ſiebenten nicht.
Nach dem Eſſen ſollſt du ſtehen
  Oder tauſend Schritte gehen.
Wann das Eſſen am beſten ſchmeckt, ſoll man aufhören.
Wer will mit eſſen, muß auch mit dreſchen.
Nach deiner Art magſt du eſſen, aber nach Anderer Art mußt du dich kleiden.
Wie einer iſſet, ſo arbeitet er.
Etwas iſt beſſer, als gar nichts.
Eulen hecken keine Falken.
Laß fahren, was nicht bleiben will.
Beſſer ſchlecht gefahren, als ſtolz zu Fuß gegangen.
Wer da fällt, über den läuft alle Welt.
Je voller das Faß, je gelinder der Klang.
Alte Fäſſer rinnen gern.
Jeder Faſttag hat drei Freßtage.
Wer übel iſt, der faſtet genug.
Lange faſten iſt nicht Brot ſparen.
Dem Faulen wächſt das Seine unter den Stauden.
Der Faulenz und der Lüderli,
  Sind beide gleiche Brüderli.
Dem Faulpelz geht die Arbeit von der Hand, wie's Pech von der Wand.
Willſt du nicht lernen mit der Feder ſchreiben, ſo ſchreib mit der Miſtgabel.
Viel Federn machen ein Bett.
Wer nicht gern arbeitet, hat bald einen Feiertag gemacht.
Viel Feiertage machen ſchlechte Werkeltage.
Feiertagskleider werden bald Alltagshoſen.
Man lieſet keine Feigen vom Dornſtrauch.
Wer dir als Freund nicht nützen kann, kann dir als Feind viel ſchaden.
Ein Feind iſt zu viel und hundert Freunde ſind zu wenig.
Wer drei Feinde hat, muß ſich mit zweien vertragen.

Dem fliehenden Feinde baue goldne Brücken.
Verſöhnter Feindſchaft und geflickter Freundſchaft iſt wenig zu trau
Man muß die Feſte feiern, wie ſie fallen.
Je größer das Feſt, deſto ärger der Teufel.
Feuer, Huſten und Krätze laſſen ſich nicht verbergen.
Wer's Feuer haben will, muß den Rauch leiden.
Feuer im Herzen bringt Rauch in den Kopf.
Feuer und Waſſer ſind gute Diener, aber ſchlimme Herren.
Wer in's Feuer bläſt, dem fliegen die Funken in die Augen.
Das Feuer, das mich nicht brennt, löſche ich nicht.
Wer Feuer bedarf, ſuche es in der Aſche.
Wer andrer Feuer ſchürt, dem verlöſcht das eigne.
Wer findet ehe verloren wird, der ſtirbt ehe er krank wird.
Gefundnes verhohlen, iſt ſo gut wie geſtohlen.
Fünf Finger ſind ſo gut als ein Boots-Haken.
Fünf Finger faſſen mehr als zwei Gabeln.



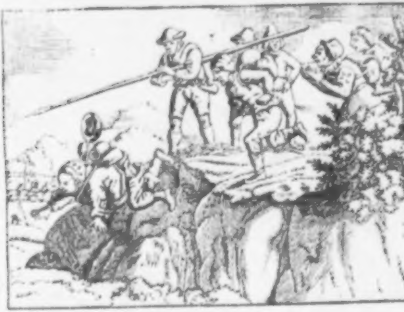
Fiſchefangen und Vogelſtellen
  Verdarb ſchon manchen Junggeſellen.
Geſottenem Fiſche hilft das Waſſer nichts.
Friſche Fiſche gute Fiſche.

Kleine Fiſche machen die Hechte groß.
Dreitägiger Fiſch taugt auf keinen Tiſch.
Fiſche fängt man mit Angeln, Leute mit Worten.
Kleine Fiſche machen den großen den Markt gut.
Der Fiſch will dreimal ſchwimmen, im Waſſer, im Schmalz und im Wein.
Die Fiſche haben gut leben, die trinken wann ſie wollen.
Ein kleiner Fiſch auf dem Tiſche iſt beſſer als ein großer im Bach.
Es will oft einer fiſchen, ſo krebſet er.
Wer Fiſche fangen will, muß vorher die Netze flicken.
Fiſchen und Jagen macht hungrigen Magen.
Kurzer Flachs giebt auch langen Faden.
Altes Fleiſch giebt fette Suppen.
Kein theurer Fleiſch als Roß- und Weiberfleiſch.
Je näher dem Bein, je ſüßer das Fleiſch.
Wenn der Fleiſcher füttert, will er mäſten.
Fleiß iſt des Glückes Vater.
Um Fleiß und Mühe giebt Gott Schaaf' und Kühe.
Fleiß bringt Brot, Faulheit bringt Noth.
Viel Fleiß und wenig Gewiſſen macht den Beutel voll.
Der Fleißige thut ſich nimmer genug.
Dem Fleißigen guckt der Hunger wohl zuweilen in's Fenſter, aber er darf nicht in's Haus kommen.
Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde.
Hungrige Fliegen ſtechen übel.
Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Oxhoft Eſſig.
Fliege nicht eher, als bis dir die Federn gewachſen ſind.
Wer höher fliegt als er Federn hat, der kommt dadurch in Spott und Schad'.
Fliehſt du, ſo liegſt du.
Beſſer ein Flick, denn ein Loch.
Nach den Flitterwochen, kommen die Zitterwochen.
Je fetter der Floh, je magrer der Hund.
Steigt der Floh über's Knie,
  So wird ihm, er weiß nicht wie.
Hungrige Flöhe thun wehe.
Fluchen läutet dem Teufel zur Meſſe.
Alle Flüſſe laufen in's Meer.
Wer viel fragt, wird viel berichtet
Wer viel fragt, geht viel irre.
Mit Fragen kommt man durch die Welt.
Fragen ſteht Jedem frei.

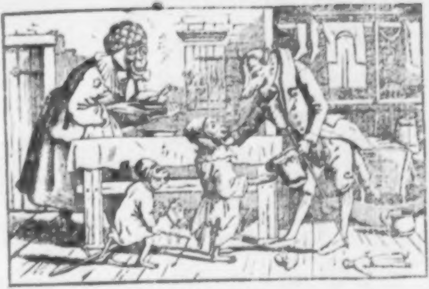
Fragen koſtet kein Geld, und wird einem kein Zahn davon ſtum
Wer lange fragt, giebt nicht gern.
Wo die Frau im Hauſe regiert, iſt der Teufel Hausknecht.
Die Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hauſe tragen, als
Mann mit dem Erndtewagen einfährt.
Wo die Frau wirthſchaftet, wächſt der Speck am Balken.
Was die Frau erſpart, iſt ſo gut als was der Mann erwirbt.
Der Frauen Auge kochet wohl.
Die karge Frau geht am meiſten zur Kiſte.
Beſcheidne Frauen haben weder Augen noch Ohren.
Frauen und Jungfrauen ſoll man loben, es ſei wahr oder erlöge

Frauengunſt war nie umſunſt.
Frauenfleiſch iſt leichter zu bekommen denn Kalbfleiſch.
Wenn zwei Frauen zuſammenkommen, wird die dritte in die
genommen.
Beſſer frei in der Fremde, als Knecht daheim.
Alle Freie ſind reich, alle Bettler arm.
Spiel' nicht in der Fremde, verlierſt ſonſt Rock und Hemde.
Freſſen und ſaufen macht die Aerzte reich.
Freud' und Leid ſind nahe Nachbarn.
Keine Freud' ohne Leid.

Nach Freude folgt Leid.
Freud' und Leid ſind einander zur Ehe gegeben.
Der Freunde Fehler ſoll man kennen, aber nicht nennen.
Sei nicht Allerweits Freund.
Die beſten Freunde ſtecken im Beutel.
Allerwelts Freund, Jedermanns Geck.
Viele Freunde und wenig Nothhelfer.
Den Freund ſtrafe heimlich, lobe ihn öffentlich.
Wer zwiſchen zwei Freunden Richter iſt, verliert den einen.
Freunde thun mehr Noth, als Feuer, Waſſer und Brod.
Freunde in der Noth und hinterm Rücken
  Sind fürwahr zwei ſtarke Brücken.
Es gehen viel Freunde in ein kleines Haus.
Freunde in der Noth
  Gehn zehne auf ein Loth,
  Und ſollen ſie behilflich ſein,
  Gehn zehne auf ein Quentelein.
Siedet der Topf, ſo blühet die Freundſchaft.
Freundſchaft, die der Wein gemacht,
  Währt wie der Wein nur Eine Nacht.
Eine Freundſchaft macht die andere.
Jung gefreit, hat Niemand gereut.
Zu früh gefreit, hat oft gereut.
Freien und Backen geräth nicht immer.
Freien iſt wie Pferdekauf:
  Freier thu' die Augen auf!
Freier genug, aber wenig Nehmer.
Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt.
Frieden düngt den Acker wohl.
Man kann nicht länger Frieden halten, als der Nachbar will.
Ungerechter Frieden iſt beſſer als gerechter Krieg.
Fried und Einigkeit haben alle Städt' erbaut.
Friſch, fröhlich, fromm und frei,
  Das andre Gott befohlen ſei.
Wer vom Friſchen getrunken, muß auch die Neige trinken.
Fröhlich in Ehren
  Soll Niemand wehren.
Niemand kann frömmer ſein, als es ihm Gott hat zugemeſſen.
Fromme Leute wohnen weit aus einander.
Fromm ſein iſt zu allen Dingen gut.
Wer ſich zu Frommen ſetzt, der ſteht bei Frommen auf.
Der Frommen Geſellſchaft iſt aller Heiligen Gemeinſchaft.
Frömmigkeit lobt Jedermann, man läßt ſie aber betteln gehn.



Friſch gewagt iſt halb gewonnen.
Setz einen Froſch auf goldnen Stuhl,
  Er hüpft doch wieder in den Pfuhl.
Wo Fröſche ſind, da ſind auch Störche.
Verbotne Frucht ſchmeckt am beſten.
Früh aufſtehn und früh freien thut Niemand gereuen.
Früh auf und ſpät nieder bringt verlornes Gut wieder.
Früh geſattelt, ſpät geritten.
Wenn der Fuchs Gänſe fangen will, webelt er mit dem Schn
Wenn der Fuchs predigt, ſo nimm die Gänſe in Acht.
Der Fuchs ändert den Pelz und behält den Schalk.
Alter Fuchs verändert wohl das Haar, aber nicht den Sinn.
Der Fuchs verkehrt wohl ſeine Haut, aber nicht ſein Gemüth.
Der Fuchs grüßet den Zaun um des Gartens willen.
Kommt der Fuchs zur Heide,
  Der Jude zum Eide,
  So ſind ſie frei alle beide.
Wer mit Füchſen zu thun hat, muß den Hühnerſtall zuhalten.
Der Fuchs weiß mehr denn Ein Loch.
Es iſt ein armer Fuchs, der nur Ein Loch hat.
Ein alter Fuchs läuft nicht zum zweiten Mal in's Garn.



Wenn der Fuchs die Gänſe lehrt,
Ihren Kragen er als Lehrgeld begehrt.
Den Fuchs muß man mit Füchſen fangen.
Man fängt auch wohl den geſcheidten Fuchs.
Wenn der Fuchs zeitig iſt, trägt er den Balg ſelber zum Kürſchner.
Alle liſtige Füchſe kommen endlich beim Kürſchner in der Beize zuſammen.
Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.
Ein ſchlafender Fuchs fängt kein Huhn.
Alter Fuhrmann hört gern Knallen.
Es zog ſchon mancher ein Füllen auf, das ihn ſelbſt vor's Schienbein ſchlug.
Von einem Funken kommt ein großes Feuer.
Furcht richtet alles anders an, als es gekocht iſt.
Das Für und Wider muß man wohl erwägen.
Was die Fürſten geigen, müſſen die Unterthanen tanzen.
Wenn der Fürſt einen Apfel will, ſo nehmen ſeine Diener den ganzen Baum.
Fürſten haben lange Hände und viele Ohren.
Fürſten-Gunſt, Aprillenwetter,
Frauenlieb und Roſenblätter,
Würfelſpiel und Kartenglück,
Aendern ſich all' Augenblick.

Wer gut futtert, gut buttert.
Die Gaben ſind wie der Geber.
Alle gute Gabe kommt von Gott.
Gaben macht der Wille gut.
Schnelle Gaben hat Gott lieb.
Mit der Gabel iſt's ein' Ehr',
  Mit dem Löffel kriegt man mehr.
Die Galgen hat man abgeſchafft, die Diebe ſind geblieben.
Wer dem Galgen beſtimmt iſt, ertrinkt nicht.
Wenn einer was nützt, ſo nimmt man ihn vom Galgen.
Trinkt Eine Gans, ſo trinken ſie alle.
Die Gänſe gehen überall barfuß.
Es flog ein Gänschen über den Rhein, es kam ein Gigack wied
  heim.
Gartenwerk, Wartenwerk.
Wer in allen Gaſſen wohnt, wohnt übel.
Stolz auf der Gaſſe, kein Heller in der Taſche.
Am Gaſte man's ſpürt, wie der Wirth ſeinen Handel führt.
Es iſt ein ſchlimmer Gaſt, der den Wirth vertreibt.
Ungeladener Gaſt iſt eine Laſt.
Ungebetener Gaſt findet keinen Stuhl.
Ungebetene Gäſte ſitzen hinter der Thür.
Guter Gaſt kommt ungeladen.
Wenn der Gaſt am liebſten iſt, ſoll er ſich trollen.
Der Gaſt iſt wie ein Fiſch, er bleibt nicht lange friſch.
Den erſten Tag ein Gaſt, den zweiten eine Laſt, den dritten ſtin
  er faſt.
Dreitägiger Gaſt iſt eine Laſt.
Was du haſt, des biſt du Gaſt.
Wer viel gaſtirt hat bald quittirt.
Ueber neun und unter drei
  Halte keine Gaſterei.
Geſchenktem Gaul ſieht man nicht in's Maul.
Blinder Gaul geht gradezu.
Geben iſt ſeliger denn Nehmen.
Mit Geben wuchert man am meiſten.
Wer gern giebt, fragt nicht lange.
Gieb Acht iſt beſſer als Reue.
Wem man giebt, der ſchreibt's in den Sand; wem man nimm
  der ſchreibt's in Stahl und Eiſen.
Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.
Kurz Gebet, lange Bratwurſt.
Golden Gebiß macht's Pferd nicht beſſer.

Das eilfte Gebot heißt: laſſ' dich nicht erwiſchen.
Bei jeder Geburt wird eine Leiche angeſagt.
Gedanken ſind zollfrei, aber nicht höllenfrei.
Die beſten Gedanken kommen allezeit hinterdrein.
Geduld überwindet Alles.
Das Kräutlein Geduld wächſt nicht in allen Gärten.
Gedu'd frißt den Teufel.
Geduld überwindet Holzäpfel.
Geduld iſt ſtärker denn Diamant.
Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlas-Kleid
Geduld und Batzen gehen viel in einen Sack.
Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um.
Iſt die Gefahr vorüber, wird der Heilige ausgelacht.
Geiger und Pfeifer ſind keine Scheerenſchleifer.
Wer die Geiß anbindet muß ſie hüten.
Die Geiß kriegt früh einen Bart.
Alte Geiße lecken auch gern Salz.
Alle guten Geiſter
  Loben ihren Meiſter.
Gegen den Geiz hilft weder Glück noch Unglück.
Geiz iſt die Wurzel alles Uebels.
Der Geiz hat keinen Boden.
Der Geiz iſt ſeine eigne Stiefmutter.
Der Geiz ſammelt ſich arm, die Milde giebt ſich reich
Den Geizhals und ein fettes Schwein
  Sieht man im Tode erſt nützlich ſein.
Den Geiz und die Augen kann niemand füllen.
Geiz wächſt mit dem Gelde.
Jemehr der Geizige hat, je mehr geht ihm ab.
Der Geizige trägt ſeine Seele feil.
Je älter der Geck, je ſchlimmer.
Geld regiert die Welt.
Geld iſt der Meiſter.
Geld ſchließt auch die Hölle auf.
Geld kann den Teufel in ein Glas bannen.
Geld macht den Markt.
Baar Geld lacht.
Geld kann nicht Unrecht thun.
Geld wird nicht gehangen.
Schimmlich Geld macht edel.
Alt Geld macht neuen Adel.
Geld im Beutel vertreibt die Schwermuth.
Wo Geld redet, da gilt alle Rede nicht.

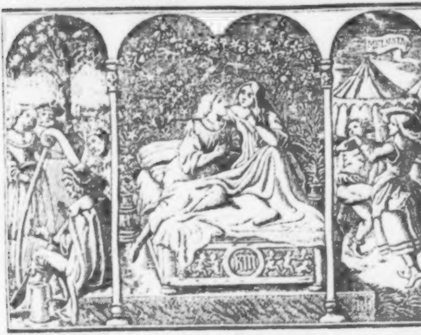
Wie das Geld ſo die Waare.
Geld ſchweigt nicht, wo es iſt.
Geld vor, Recht hernach.
Viel Geld, viel Freunde.
Wo Geld vorangeht, da ſtehn alle Wege offen.
Wo Geld kehrt und wend't,
  Hat die Freundſchaft bald ein End'.
Geld iſt die beſte Waare, ſie gilt Sommer und Winter.
Geld hat einen feigen Hals.
Sobald das Geld im Kaſten klingt,
  Sobald die Seel' in Himmel ſpringt.
Geld, das ſtumm iſt,
  Macht grade, was krumm iſt.
Haſt du Geld, ſo ſetz' dich nieder, haſt du keins, ſo ſcheer' dich wieder.
Wo mein Geld aufgeht, da raucht meine Küche.
Für Geld und gute Worte kann man Alles haben.
Was hilft viel Geld in der Kiſte, wenn der Teufel den Schlüſſel dazu hat.
Iſt das Geld die Braut, ſo taugt die Ehe ſelten was.
Geld und Gut muß zwei Schelme haben, einen der's gewinnt und
    einen der's verthut.
Baar Geld und gahre Koſt iſt bald verzehrt.
Der Eine hat den Beutel, der Andre hat das Geld.
Man muß das Geld von den Leuten nehmen, von den Bäumen kann
    man es nicht ſchütteln.
Am Gelde riecht man es nicht, womit es verdient iſt.
Wo Geld iſt, da iſt der Teufel, wo keins iſt, da iſt er zweimal.
Klein Geld, kleine Arbeit.
Bei Geld iſt gut wohnen.
Groß Geld, großer Glaube.
Schlechtes Geld kommt immer wieder.
Geliehen Geld ſoll man lachend bezahlen.
Gelegenheit macht Diebe.
Wer die Gelegenheit verſäumt, dem zeigt ſie den Rücken.
Wenn man keine Gelegenheit hat, muß man eine machen.
Wenn die Gelegenheit grüßt, muß man ihr danken.
Man muß die Gelegenheit am Stirnhaar faſſen.
Es iſt kein Gelehrter, er hat einen Schiefer
Von den Gelehrten leidet Chriſtus am meiſten.
Je gelehrter, je verkehrter.
Geloben iſt ehrlich, Halten beſchwerlich.
Wer etwas will gelten,
Der komme ſelten.
Gemach geht auch weit.

Liebſt du gemach, ſo bleibe daheim.
Gehgemach und Lebelang ſind zwei Brüder.
Gemach in die Kohlen geblaſen,
  So fährt dir keine Aſch' in die Naſen.
Hilft's nicht allein, ſo hilft's doch im Gemein.
Gemſen ſteigen hoch und werden doch gefangen.
Das Gemüth iſt reich und arm, nicht die Kiſte.
Fröhlich Gemüth, geſundes Geblüt.
Willſt du den Genuß
  So nimm auch den Verdruß.
Genug macht Unruh'.
Genug iſt beſſer als zu viel.
Genug geht viel in einen Sack.
Genug iſt genug, hat der Geiger gegeigt.
Wer ſich genügen läßt, iſt reich.
Es geräth nicht Alles und mißräth nicht Alles.
Für Gerechte giebt es keine Geſetze.
Der Gerechte muß viel leiden.
Wenn man die Gerechtigkeit biegt, ſo bricht ſie.
Geredt iſt geredt, man kann's mit keinem Schwamme wieder auswiſchen.
Viel Gerichte machen viel eſſen.
Beſſer ein Gericht Kraut mit Liebe als ein gemäſteter Ochs mit Haß.
Gerngeſehn kommt ungebeten.
Das Gerücht tödtet den Mann.
Das Gerücht iſt immer größer denn die Wahrheit.
Süßer Geſang hat manchen Vogel betrogen.
Geſagt, gethan.
Der Geſcheidte ſoll den Narren auf dem Rücken tragen.
Geſchehen iſt geſchehen.
Geſchehenes zum Beſten wende,
  Daß Schaden ſich mit Nutzen ende.
Geſchenke halten die Freundſchaft warm.
Geſchenke machen dem Wort Gelenke.
Geſchenke machen zu eigen.
Den Geſchickten hält man werth,
  Des Ungeſchickten Niemand begehrt.
Geſchrei macht den Wolf größer als er iſt.
Geſchrei hat oft betrogen,
  Nicht immer gelogen.
Viel Geſchrei und wenig Wolle — ſprach der Narr und ſchor ein Schwein.
Wenn's über einen her gehen ſoll, iſt jedes Geſchrei gut genug.
Wie das Geſchrei iſt auch das Ei.
Ein böſer Geſelle führt den andern in die Hölle.

Geſellen-Treue ſelten beſteht,
Eheweibs-Treue über Alles geht.
Böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten.
Gut geſeſſen iſt halb gegeſſen.
Neuem Geſetze folgt neuer Betrug.
Sobald Geſetz erſonnen,
Wird Betrug begonnen.
Je mehr Geſetze, je mehr Sünde.
Je mehr Geſetze, je weniger Recht.
Je weniger Geſetz, je mehr Recht.
Geſetz weicht der Gnade.
Noth, Perſon und Zeit
Machen die Geſetze eng und weit.
Geſetz ohne Strafe, Glocke ohne Klöppel.
Ein freundlich Geſicht, das beſte Gericht.
Schöne Geſichter haben viele Richter.
Was das Geſinde einbrockt muß der Hausvater auseſſen.
Man ſtraft gern am Geſind,
Was gefehlt hat das Kind.
Geſpött zerreißt dir kein Bett.
Schöne Geſtalt verliert ſich bald.
Schöne Geſtalt hat große Gewalt.
Geſundheit iſt der größte Reichthum.
Die Geſunden und Kranken,
Haben ungleiche Gedanken.
Gevatter übern Zaun, Gevatter wieder herüber.
Gewalt geht vor Recht.
Gewalt wider Gewalt.
Wenn Gewalt kommt, iſt Recht todt.
Wo Gewalt Herr iſt, da iſt Gerechtigkeit Knecht.
Läßt Gewalt ſich blicken,
Geht das Recht auf Krücken.
Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt.
Wer zur Gewalt ſchweigt, hat ſein Recht verloren.
Lieber Gewalt denn Unrecht.
Gewalt und Lügen nicht lange trügen.
Gewalt macht ſchnellen Vertrag.
Eine Hand voll Gewalt iſt beſſer als ein Sack voll Recht.
Gewinn wagt Alles.
Bei großem Gewinn iſt großer Betrug.
Böſer Gewinn iſt Schaden.
Böſer Gewinn fährt bald hin.
Thut dir Gewinn wohl, ſo laß dir Verluſt nicht wehe thun.

Gewinn will Beine haben.
Kleiner Gewinn hält den Haufen beiſammen.
Gewinn ſchmeckt fein, ſo klein er mag ſein.
Ein Gewiß iſt beſſer als zehn Ungewiß.
Gut Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen.
Gut Gewiſſen macht ein fröhlich Geſicht.
Gutes Gewiſſen iſt täglich Wohlleben.
Gut Gewiſſen und armer Heerd
  Iſt Gott und aller Ehren werth.
Man entgeht wohl der Strafe, aber nicht dem Gewiſſen
Das Gewiſſen iſt der Menſchen Schuldbuch.
Das Gewiſſen iſt mehr denn tauſend Zeugen.
Das Gewiſſen verführt Niemand.
Bös Gewiſſen böſer Gaſt, weder Ruhe weder Raſt.
Gewohnheit wächſt mit den Jahren.
Gewohnheit iſt andre Natur.
Gewohnheit will Recht haben.
Gewohnheit lindert Alles.
Gewohn's, ſo kommt's dich nicht hart an.
Wie gewonnen ſo zerronnen.
Gut gewonnen iſt gut zu halten.
Jeder gilt ſo viel er hat.
Wer durch's Gitter ſieht, ſieht oft, was er nicht gern ſieht.
Glatt geſchliffen iſt bald gewetzt.
Glauben, Auge, Glimpf leiden keinen Schimpf.
Wo du deinen Glauben gelaſſen, da mußt du ihn auch wieder ſuchen
Der Glaube macht ſelig.
Der Glaube empfängt, die Liebe giebt.
Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.
Wo weder Glauben an Himmel noch Hölle,
  Da zieht der Teufel alle Gefälle.
Gleich und gleich geſellt ſich gern.
Gleich ſucht ſich, Gleich findet ſich.
Das Gleiche ſucht ſich, das Rechte findet ſich.
Ein Gleiches und ein Ungleiches machen ein Gerades.
Alle Gleichniſſe hinken.
Bleib im Gleiſe, ſo gehſt du nicht irre.
Gleißnerei hat bös Geſchrei.
Je höher die Glocke hängt, je heller ſie klingt.
Jeder meint, was er im Sinne hat, das läuten alle Glocken.
Kleine Glöcklein klingen auch.
Die Glocke tönt, wo man ſie zieht.
Glück frägt nicht nach Recht.

Das Glück iſt kugelrund, es trifft wohl manchen Pudelhund.
Glück iſt der dummen Vormund.
Ein Quentlein Glück iſt beſſer denn ein Pfund Weisheit.
Wer's Glück hat, dem kalbt ein Ochs.
Wem's Glück wohl will, der fährt auf einem Beſenreis über d
Rhein.
Das Glück kommt von Ungefähr
Wohl über neunzig Stunden her.
Glück bedarf keines Rathes.
Das Glück kommt über Nacht.
Wem das Glück wohlwill, dem will Niemand übel.



Wer's Glück hat, führt die Braut heim.
Wo einer hin will, da thut ihm das Glück die Thür auf.
Wenn das Glück anpocht, ſoll man ihm aufthun.
Wem das Glück den Finger reicht, der ſoll ihm die Hand bieten.
Das Glück iſt ein Heuſchober, rupfe davon, ſo haſt du.
Wer ſein Glück nicht ſucht, der verſäumt es.
Wird, das Glück iſt mürb.
Jeder iſt ſeines Glückes Schmidt.
Glück kommt alle Tage, wer warten mag.

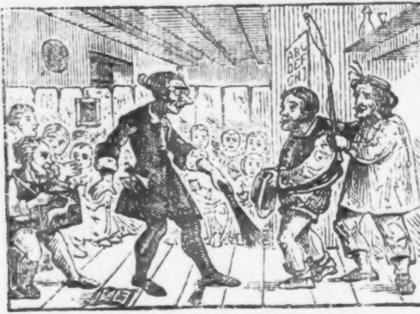
Das Glück läßt ſich eher erſchleichen denn erlaufen.
Das Glück muß man regieren, das Unglück überwinden.
Wer weiß wer naß wird, wenn das Glück regnet.
Glück und Unglück wandern auf einem Steig.
Glück und Unglück ſind zwei Eimer im Galgenbrunnen.
Glück und Unglück tragen einander auf dem Rücken.
Glück und Glas wie bald bricht das.
Wem das Glück die Hand bietet, dem ſchlägts gern ein Bein unter.
Wem das Glück zu wohl will, den machts zum Narren.
Des Einen Glück iſt des Andern Unglück.
Dem Glück iſt Niemand ſtark genug.
Glück bringt Neider.
Wer ſich über eines Andern Glück freut, dem blüht ſein eignes.
Glück und Weiber haben die Narren lieb.
Wer Glück im Spiel hat, hat Unglück in der Liebe.
Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt.
Gnade iſt beſſer denn Recht.
Gnade hat kein Warum.
Wer auf Gnade dient, dem lohnt man mit Barmherzigkeit.
Gold liegt tief im Berge, aber Koth am Wege.
Ein Quentchen Gold wiegt mehr als ein Centner Recht.
Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt.
Wie man's einem gönnt, ſo giebt man's ihm.
Gott giebt nicht mehr Froſt als Kleider.
Gott läßt uns wohl ſinken aber nicht ertrinken.
Was Gott will erquicken, das läßt er nicht erſticken.
Gott verläßt die Seinen nicht.
Gott giebt die Kleider nach dem Regen.
Wills-Gott iſt ein gutes Wort von Alters her.
Wen Gott naß macht, den macht er auch wieder trocken.
Was Gott thut, das iſt wohlgethan.
Auf Gott vertraut iſt wohlgebaut.
Wen Gott nicht hält, der fällt.
Gott ließ der Ziege den Schwanz nicht länger wachſen, als ſie ihn brauchen kann.
Gott giebt's den Seinen im Schlafe.
Gott hilft dem Stärkſten.
Gott ſieht durch die Finger, aber nicht ewig.
Will uns Gott ernähren, ſo kann's St. Peter nicht wehren.
Wem Gott wohl will, dem will St. Peter nicht übel.
Wenn Gott Einen erhöhen will, ſo legen alle Heilige die Hände an die Leiter.
Beſcheert Gott den Haſen, beſcheert er auch den Raſen.

Giebt Gott Häschen, ſo giebt er auch Gräschen.
Gott und Teufel kann man nicht in ein Glas bannen.
Unſer Herr-Gott hält allerlei Koſtgänger.
An Gottes Segen iſt Alles gelegen.
Wenn Gott will, ſo tagt es.
Bei Gott iſt kein Ding unmöglich.
Gott und genug.
Ein Gott und ein Gebot.
Der alte Gott lebt noch.
Wenn's Gott will, grünt ein Beſenſtiel.
Wer Gott liebt, der ehrt auch ſeine Boten.
Gottes Freund, der Pfaffen Feind.
Fürchte Gott, thue Recht, ſcheue Niemand.
Ehe du Gott ſuchſt, hat er dich ſchon gefunden.
Gott grüßet manchen, könnte er ihm nur danken.
Gott begegnet Manchem, wer ihn nur grüßen könnte.
Gott führt ſeine Heiligen wunderlich.
Gott nimmt einen Schalk und ſchlägt damit den andern.
Niemand ſteigt in Gottes Canzelei.
Gottes Wille hat kein Warum.
Gott giebt, Gott nimmt.
Gott hat mehr denn er je vergab.
Gott giebt wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu.
Gott giebt einem wohl den Ochſen, aber nicht bei den Hörnern.
Gottes Wunder erben nicht.
Was Gott am liebſten hat, führt er jung heim.
Was Gott ſpart in die Länge,
  Das ſtraft er mit Strenge.
Gottes Mühle geht langſam, aber ſie mahlt fein.
Gott ſorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.
Wer Gottes nur halb iſt, iſt ganz des Teufels.
Was man Gott entzieht, fällt dem Teufel zu.
Man kann Gott belügen aber nicht betrügen.
Gott ſiehet das Herz an.
Hüte dich vor denen, die Gott gezeichnet hat.
Wo der liebe Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapell daneben.
Gott iſt überall, außer wo er ſeinen Statthalter hat.
Gott iſt der Dummen Vormund.
Wen Gott ſchickt, den macht er geſchickt.
Wenn Gott ein Land ſtrafen will, nimmt er den Herren die Weisheit
Gott windet aller Menſchen Miſſethat auf einen Knäuel.
Was Gott zuſammenfügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden.

Gott macht geſund, und der Doctor kriegt's Geld.
Gott verläßt keinen Deutſchen, hungert ihn nicht, ſo dürſtet ihn doch.
Gottesfurcht iſt aller Weisheit Anfang.
Die Gottloſen kriegen die Neige.
Wer im Grabe liegt, dem iſt wohl gebettet.
Graben und Hacken macht ſchmale Backen.
Es iſt kein Granatapfel ſo ſchön, er hat ein böſes Kernlein.
Während das Gras wächſt, iſt der Hengſt todt.
Wo man das Gras hegt, da wächſt es.
Von kleinem Graſe wächſt ein großes Thier.
Gries kennt den Gramen.
Grobheit und Stolz wachſen auf Einem Holz.
Was Grob iſt, iſt ſtark.
Was Grob iſt, hält gut.
Der Groſchen, den die Frau erſpart, iſt ſo gut als den der Mann erwirbt.
Groß ſein thuts nicht allein, ſonſt holte die Kuh den Haſen ein.
Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.
Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen.
Viel Gründlinge machen den Salm wohlfeil.
Wer Gründlinge fängt, fängt auch Fiſche.
Schwarzer Grund trägt gute Frucht.
Guter Gruß, guter Dank.
Guter Gruß, halbe Speiſe.
Guter Gruß freut den Gaſt und ehrt den Wirth.
Leerer Gruß geht baarfuß.
Ein Quentchen Gunſt thut mehr denn ein Pfund Gerechtigkeit.
Beſſer Gunſt denn Gabe.
Gut geſeſſen iſt halb gegeſſen.
Allzugut iſt Andermanns Narr.
Wer ſagt, er hab' einem Gut's gethan,
  Der möcht es gerne wieder han.
Güte macht ungütige Knechte.
Güte bricht einem kein Bein.
Gut macht Uebermuth, Armuth macht Demuth.
Unrecht Gut gedeihet nicht.
Unrecht Gut kommt ſelten auf den dritten Erben.
Geſtohlen Gut liegt hart im Magen.
Gut braucht Huth.
Anderleut Gut iſt anderleut Sorge.
Großes Gut, große Sorge.
Weltlich Gut läßt ſich geiſtlich machen, aber geiſtlich Gut nicht weltlich.

Gut will zu Gut.
Das Gut lößt ſeinen Herrn.
Gut Ding will Weile.
Aller guten Dinge ſind drei.
Wie einem wächſt das Gut, ſo wächſt ihm der Muth.
Man ſoll des Guten nicht zu viel thun.
Gutlos iſt beſſer denn ehrlos.
Gutſchmecke macht Bettelſäcke.
Haare und Schaden wachſen alle Tage.
Immer nur ein Haar und der Mann wird kahl.
Jedes Haar hat ſeinen Schatten, und jede Ameiſe ihren Zorn.
Kurzes Haar iſt bald gebürſtet.
Krauſes Haar, krauſer Sinn.
Graue Haare machen Niemand alt.
Graue Haare ſind Kirchhofsblumen.
Es iſt bös raufen, wo keine Haare ſitzen.
Ein Frauenhaar zieht mehr als ein Glockenſeil.
Hab'ich iſt ein beſſerer Vogel als Hätt'ich.
Beſſer ein dürrer Hab'ich als ein fetter Hätt'ich.
Habe gehabt iſt ein armer Mann.
Wer will haben, der muß graben.
Wer die Hafen macht, kann ſie auch zerbrechen.
Der Hafer wird nicht vor der Gerſte reif.
Mancher verſäet den Hafer ehe er auf den Acker kommt.
Der Hahn iſt König auf ſeinem Miſte.
Ein guter Hahn wird ſelten fett.
Der Hahn kann nicht ſo viel zuſammen tragen, als die Henne ſcharren mag.
Viel beſſer krähet jeder Hahn,
So er die Kehle feuchtet an.
Ein Hahn zwingt zwölf Hennen, ein Weib halb ſo viel Männe
Geſcheidte Hähne frißt der Fuchs auch.
Zwei Hähne taugen nicht auf Einen Miſt.
Von einem Halme kommt ein Feuer.
Der Hammer und der Ambos geben gar harten Wiederſtoß.
Lieber Hammer als Ambos.
Goldner Hammer bricht eiſernes Thor.
Dem fleißigen Hamſter ſchadet der Winter nichts.
Herzhafte Hand ernährt Leute und Land.
Wer keine Hand hat, macht keine Fauſt.
Trockne Hand giebt ungern.
Mit leerer Hand iſt ſchwer Vögel fangen.
Ehrliche Hand geht durch alle Land.

Was ein Haken werden will, das krümmt ſich bei Zeiten.
Kunſtreiche Hand bringt viel zu Stand.
Kalte Hand warmes Herz.
Die linke Hand geht von Herzen.
Eine Hand wäſcht die andre.
Von der Hand zum Munde verſchüttet mancher die Suppe.
Viele Hände machen bald ein Ende.
Viele Hände zerreißen die Wände.
Am Handel erkennt man die Waare.
Handel und Wandel leidet keine Freundſchaft.
Wer vom Handwerk iſt, beſchämt den Meiſter nicht.
Handwerk hat einen goldenen Boden.
Mit Einem Handwerk kommt man weiter als mit tauſend Gulden.
Ein ſchlechtes Handwerk, das ſeinen Meiſter nicht nährt.
Neunerlei Handwerk, achtzehnerlei Unglück.
Wer hängen ſoll erſäuft nicht.
Hans ohne Sorge lebt mit der wilden Gans und läßt die Waldvöglein ſorgen.
Hans kommt durch ſeine Dummheit fort.
Kein Harniſch ſchützt wider den Tod.



Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr
Es klingt nicht wohl auf der Harſe, wenn man Gott läſtert.
Mit Harren und Hoffen hat's Mancher getroffen.
Rufe nicht Haſe, er liege denn im Garne.
Der Eine fängt den Haſen, der Andre ißt ihn.
Wer zwei Haſen zugleich hetzt, fängt gar keinen.
Haß und Neiden muß der Biedermann leiden.
Haß und Neid macht die Hölle weit.
Nichts mit Haſt als — Flöhe fangen.
Darnach du haſt, darnach gieb.
Wer hat, dem wird gegeben.
Wer hat, der hat.
Wer hat, der behalt, Liebe wird alt, Unglück kommt bald.
Wer dem Haufen folgt, hat viele Geſellen.
Wie das Haupt, ſo die Glieder.
Wenn das Haupt krank iſt, ſo leiden die Glieder.
Freudiger Hauptmann, luſtige Kriegsleut.
Mit Vielem hält man Haus,
  Mit Wenigem kommt man aus.
Trunkenes Haus ſpeiet den Wirth aus.
Narren bauen Häuſer, der Kluge kauft ſie.

Mancher baut ein Haus, und muß zuerſt hinaus.
Wer ein Haus kauft findets, wer eins baut bezahlt es dopp
Wer ein Haus kauft hat manchen Balken und Nagel umſon
Wer ſein Haus will haben rein,
  Laſſe weder Studenten noch Tauben hinein.
Es iſt kein Häuslein,
  Es hat ſein Kreuzlein.
Kein Haus ohne Maus, keine Scheuer ohne Korn, keine Roſe ohne Dorn.
Fern vom Hauſe iſt nahe bei Schaden.
Beſſer in Häuſern als in Reiſern.
Läſſeſt du einen ins Haus kommen, er kommt dir bald in die Stube.
Wer in ſein Haus regnen läßt, deſſen erbarmt ſich Gott nicht.
Im Hauſe des Gehenkten ſoll man nicht vom Stricke reden.
Hausehre liegt am Manne, nicht am Weibe.
Brave Hausfrau bleibt daheim.
Eine fleißige Hausfrau iſt die beſte Sparbüchſe.
Hausgemach iſt über alle Sach.
Hausmannskoſt ſchmecket wohl.
Ein Hausvater ſoll der erſte ſein auf, der letzte nieder.
Ein fleißiger Hausvater macht hurtig Geſinde.
Hauszank währt nicht lang.
Hauszins ſchläft nicht.
Auf heiler Haut iſt gut ſchlafen.
Aus andrer Leute Haut iſt gut Riemen ſchneiden.
Ledige Haut ſchreit überlaut.
Wo Haut und Haar bös iſt, giebts keinen guten Pelz
Jeder muß ſeine Haut zu Markte tragen.
Vom Hecht den Schwanz, vom Karpfen den Kopf.
Wer den Hecht gut eſſen will, muß die Galle wegwerfen.
Eigner Herd iſt Goldes werth.
Es iſt leichter zwei Herde bauen, als auf Einem immer Feuer haben.
Wer zuerſt zum Herde kommt, ſetzt ſeinen Topf wohin er will.
Wo der Keſſel über dem Herde hängt, freit ſichs am beſten.
Hehler iſt ſo gut wie Stehler.
Kein Hehler, kein Stehler.
Wenn Gott nicht hilft, ſo ziehen auch die Heiligen keinen Strang an.
Wer allen Heiligen dient, der hat viele Herren und wenig Lohn.
Die Heiligen reden nicht, und rächen ſich dennoch.
Die Heiligen laſſen nicht mit ſich ſpaßen.
Kleine Heilige thun auch Zeichen.
Es ſind nicht Alle Heilige, die in aller Heiligen Kirchen gehen.

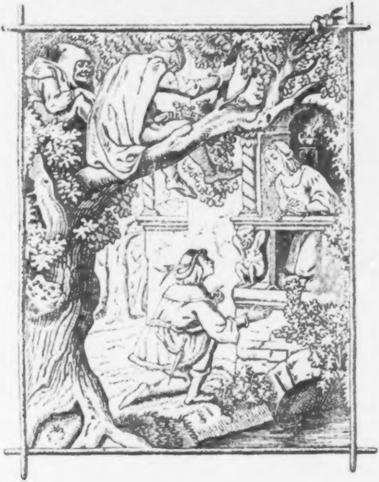
Es iſt kein Heiliger ſo klein, er will ſeine eigne Kerze haben.
Wie der Heilige ſo der Feiertag.
Wer heirathet, thut wohl, wer ledig bleibt, thut beſſer.
Heirathen iſt nicht Kappentauſch.
Heirathen iſt ein verdeckt Eſſen.
Heirathen in Eile bereut man mit Weile.
Heirathen iſt leicht, Haushalten iſt ſchwer.
Heirathen ins Blut thut ſelten gut.
Heirathe über den Miſt, dann weißt du wer ſie iſt.
Die erſte Heirath iſt ein Eh', die zweite iſt ein Weh, die dritte thu
nicht meh.
Was man nicht braucht, iſt um einen Heller zu theuer.
Wer den Heller nicht ſpart, wird keines Pfennigs Herr.
Mit Einem Heller kann man keinen Ochſen kaufen.
Mit Einem Heller kann man kein gut Mus kochen.
Wer zum Heller gemünzt iſt, kommt nimmermehr auf den Kreuzer.
Zwei böſe Heller finden ſich gern in Einem Beutel.
Es iſt ein guter Heller, der einen Thaler bringt.
Ein ungerechter Heller frißt einen Thaler.
Das Hemde liegt näher an als der Rock.
Keiner ſo fromm, daß er Henkens ſicher ſei.
Lieber henken, als ertränken.
Man henkt keinen zweimal.
Die Nürnberger henken keinen, ſie haben ihn denn zuvor.
Der Henker iſt ein ſcharfer Barbier.
Wer dem Henker entläuft, entläuft deshalb dem Teufel nicht.
Rückwärts ſcharret die Henne.
Eine blinde Henne findet wohl auch ein Korn.
Wenn die Henne zum Hahn kommt, vergißt ſie die Küken.
Wenn man der Henne nicht bald ein Neſt macht, legt ſie unter
Neſſeln.
Es ſind böſe Hennen, die dem Nachbar die Eier zutragen.
Man muß die Henne rupfen, ohne daß ſie ſchreit.
Hennen die viel gackern legen wenig Eier.
Wenn die Henne ihr Gackern ließe, wüßte man nicht, daß ſie gel
hätte.
Alte Hennen geben fette Suppen.
Die Henne trägt das Handlohn auf dem Schwanze.
Was heraus iſt, ſchiert nicht mehr.
Je näher der Herberge, je länger der Weg.
Ein ſchlechter Hering giebt einen guten Bückling.
Herodes und Pilatus ſind gute Freunde.
Des Herrn Auge macht das Vieh fett.

Des Herrn Fuß düngt den Acker wohl.
Der Herr nicht zu Hauſe, Niemand zu Hauſe.
Mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen.
Herrenfeuer wärmt und brennt.
Bei großen Herren kann man ſich wohl wärmen, aber auch verbrennen.
Großen Herren und ſchönen Frauen ſoll man wohl dienen, doch wenig trauen.
Herrengunſt und Lautenklang klinget wohl, aber währt nicht lang.
Wo die Herren raufen, muß der Bauer Haare laſſen.
Der Herren Sünde, der Bauern Buße.
Mit großen Herren ſoll man ſeidne Worte reden.
Großer Herren Hennen legen Eier mit zwei Dottern.
Herrengunſt vererbt ſich nicht.
Herrendienſt geht vor Gottesdienſt.
Herren laſſen ſich die Mücken abwehren, aber nicht die Ohrenbläſer.
Großen Herren iſt übel borgen.
Geſtrenge Herren regieren nicht lange.
Viel Herren übel regiert.
Man kann nicht zween Herren dienen.
Welchem Herrn du dienſt, deſſen Kleid du trägſt.
Große Herren haben lange Hände.
Herrenhand reicht in alle Land.
Wenn die Herren vom Rathhauſe kommen, ſind ſie am klügſten.
Wie der Herr ſo der Knecht.
Wenn der Herr kurzſichtig iſt, ſo iſt der Knecht gar blind.
Je blinder der Herr, je heller der Knecht.
Frühe Herren, ſpäte Knechte.
Der Herr ſieht mit Einem Auge mehr als der Knecht mit vieren.
Lieber vom Herren gekauft als vom Knechte.
Beſſer kleiner Herr als großer Knecht.
Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über.
Weſſen das Herz iſt gefüllt,
  Davon es ſprudelt und überquillt.
Was dem Herzen gefällt, das ſuchen die Augen.
Wo dein Herz, da dein Gott.
Das Herz iſt reich oder arm, nicht die Kiſte.
Was vom Herzen kommt, das geht zu Herzen.
Blödes Herz buhlt keine ſchöne Frau.
Reines Herz und froher Muth
  Stehen zu allen Kleidern gut.
Im Lande Heſſen giebts große Berge und nichts zu eſſen,
  Große Krüge und ſauern Wein,
  Wer wollte wohl in Heſſen ſein.

Was man nicht am Heu hat, hat man am Stroh.
Man muß Heu machen, weil die Sonne ſcheint.
Ein Heute iſt beſſer denn zehn Morgen.
Beſſer heute als morgen.
Heute ſoll dem Morgen nicht borgen.
Heute mir, morgen dir.
Heute roth, morgen todt.
Heut' im Putz, morgen im Schmutz.
Wer heute wohl rudert, ſoll morgen mitfahren.
Heute für Geld, morgen umſonſt.
Heute iſt ein Kaufmann, Morgen ein Bettelmann.
Wenn Gott ſagt: Heute, ſagt der Teufel: Morgen.
Heut' erfährt man, was man geſtern nicht gewußt hat.
Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott.
Hilft's nichts, ſo ſchadet's nichts.
Einer hilft dem Andern über den Zaun.
Wenn der Himmel einfiele, zerſchlüg er mehr Kacheln als Oefen.
Mit den Beinen läuft man nicht in den Himmel.
Der Weg zum Himmel geht durch Kreuzdorn.
Wer nicht in den Himmel will, braucht keine Predigt.
Unter freiem Himmel biegt ſich kein Balken.
Hin iſt hin, da leihet kein Jude mehr drauf.
Hin iſt hin, verloren iſt verloren.
Es hinket keiner an eines Andern Fuß.
Was weit hinten, das läßt man gehn.
Hintenaus verderbt das Haus.
Hintenaus hat keine Ehre.
Hinz hat es angezettelt, Kunz muß es ausbaden.
Das Hirn ſieht man nicht an der Stirn.
Wie der Hirt, ſo die Heerde.
Irrender Hird, irrende Schaafe.
Der Hirten Noth, der Schaafe Tod.
Was den Hirten zu Leide geſchieht, geſchieht den Schaafen zum Schade
Ein guter Hirt ſchiert die Schaafe, ein ſchlimmer zieht ihnen d
Fell ab.
Viel Hirten, übel gehütet.
Wenn die Hirten ſich zanken, hat der Wolf gewonnen Spiel.
Hitzig iſt nicht witzig.
Man muß dem Hobel nicht ziel Eiſen geben.
Wer hoch ſteht, den ſieht man weit.
Wer hoch klimmt, der fällt hart.
Was dir zu hoch iſt, das laß fliegen.

Hochmuth kommt zu Fall.
Wenn Hochmuth aufgeht, geht Glück unter.
Es wird keine Hochzeit vollbracht, es wird eine andre dabei erdacht
Frühe Hochzeit, lange Liebe.
Oeftre Hochzeit hat nicht Ehre.
Wer zu Hof ſein will, muß bald oben bald unten liegen.
Wer lange will zu Hofe reiten,
  Muß den Mantel tragen auf beiden Seiten.
Wer zu Hof tüchtig iſt, den treibt man zu Tode.
Zu Hof gilt gleich der hinter die Thür thut und der's auskehrt.
Zu Hof dient man nicht um des Herrn, aber um der Suppen willen
Zu Hof giebt man viel Hände aber wenig Herzen.
Hofmanier führt irr.
An armer Leute Hofart wiſcht der Teufel den Aiſch.
Wer zur Hofart borgt, trägt am Ende geflickte Schuh.
Hofart iſt leicht erlernt aber ſchwer zu unterhalten.
Hofart löſcht das Feuer in der Küche aus.
Hofart iſt allenthalben Sünd', aber in Augsburg iſt ſie Wohlſtand.
Wäre Hofart ein Wohlgeruch, ſo wär Mancher eitel Biſam.
Hofart muß Zwang leiden.
Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren.
Wer mit der Hoffnung fährt, hat die Armuth zum Kutſcher.
Wer von Hoffnung lebt, der ſtirbt am Faſten.
Wer auf Hoffnung jagt, der fängt Nebel.
Hoffnung braucht man nicht zu kaufen.
In Hoffnung ſchweben macht ſüßes Leben.
Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.
Höflichkeit und Treue bringt nimmer Reue.
Hohn für Lohn, Stank für Dank.
Wer vor der Hölle wohnt, muß den Teufel zu Gevatter bitten.
In die Hölle kommt man mit größrer Mühe, denn in den Himmel.
In der Hölle gilt kein Stimmenſammeln.
In die Hölle iſt's überall gleich weit.
Wenn eine Hölle iſt, ſo ſteht Rom darauf.
Jedes Holz hat ſeinen Wurm, und jedes Mehl ſeine Kleie.
Krummes Holz brennt eben ſo gut als grades.
Krummes Holz giebt auch gerades Feuer.
Krummes Holz wächſt nimmer grade.
Nicht jedes Holz giebt einen Bolz.
Wer allerlei Holz aufflieſet, hat bald einen Arm voll.
Wo Holz gehauen wird, fallen Späne.
Wäre Holzhauen ein Orden, wären nicht ſo Viele Mönch geworden.

Aus Holz macht man große und kleine Heilige.
Ein Holzapfel ſchmeckt wie der andre.
Der Honig iſt nicht weit vom Stachel.
Honig eſſen iſt geſund, zu viel macht Speien.
Wer Honig lecken will, darf die Bienen nicht ſcheuen.
Wer ſich zu Honig macht, den benaſchen die Fliegen.



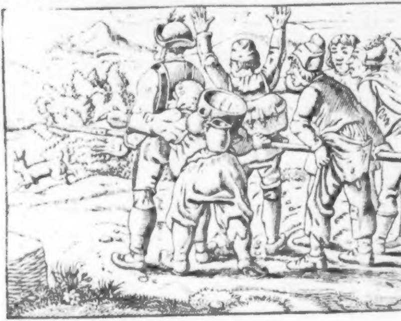
Der Horcher an der Wand
Hört ſeine eigne Schand.
Wer nicht hören will muß fühlen.

Hörenſagen iſt halb gelogen.
Von Hörenſagen und Wiederſagen
Wird man mit Recht auf's Maul geſchlagen.
Man ſieht's wohl an den Hoſen, wo's Bein gebrochen iſt.
Wer ſubtil iſt, dem entfallen die Hoſen.
Biſt du nicht hübſch, ſo thu hübſch.
Um eines Hufeiſens willen verdirbt oft ein Pferd.
Trittſt du mein Huhn, wirſt du mein Hahn.
Früh mit den Hühnern zu Bette
Und auf mit dem Hahne zur Wette.
Es iſt kein Hühnchen noch ſo klein,
Es möcht übers Jahr eine Henne ſein.
Fette Hühner legen wenig Eier.
Sieh auf die Hühner und nicht auf die Neſter.
Was zum Huhn geboren iſt, ſcharrt nimmer vor ſich.
Der Hühner Gackern leidet man um der Eier willen.
Kluge Hühner legen auch in die Neſſeln.
Hierum und darum gehen die Hühner barfuß.
Wer mit den Hühnern zu Bette geht, kann mit dem Hahne aufſtehn.
Kein Huhn ſcharret umſonſt.
Angebotne Hülfe hat keinen Lohn.
Hülf und Gnade hat kein Warum.
Weſſen Huldin ſchilt, der ſagt ſie liebäugele.
An fremden Hunden riechen die andern.
Ein Hund riecht am andern, ob er den Pfeffer nicht habe.
Böſem Hunde gehört ein Knüppel.
Todte Hunde beißen nicht.
Schweigender Hund beißt am erſten.
Bellet ein Hund, ſo blaſen ſie alle.
Verzagter Hund bellt am meiſten.
Hunde, die viel bellen, beißen nicht.
Den alten Hunden iſt ſchwer bellen lehren.
Wer nach jedem bellenden Hunde werfen will, muß viel Steine aufleſen.
Wenn der Hund wacht, mag der Hirte ſchlafen.
Der Hund wird nicht ledig, ob er gleich in die Kette beißt.
Hunde und Herren laſſen die Thür auf.
Wenn die Hunde ſchlafen, hat der Wolf gut Schaafe ſtehlen.
Je ſchäbiger der Hund, je mehr Flöhe.
Wer fremden Hund anbindet, gewinnt nichts als den Strick.
Schwerlich eſſen die Hunde Bratwürſte, ſie ſtehlen ſie denn.
Der Hund iſt tapfer auf ſeinem Miſt.
Ein blöder Hund wird ſelten fett.
Der Hund frißt wieder, was er geſpien hat.

Wer mit Hunden zu Bette geht, ſteht mit Flöhen wieder auf.
Der Hund, der den Haſen ausſpürt, iſt ſo gut wie der ihn fäng
Viel Hunde ſind des Haſen Tod.
Man muß den Hund nicht nach Bratwürſten ſchicken.
An der Hunde Hinken,
  An der Huren Winken,
  An der Weiber Zähren
  Und der Krämer Schwören
  Soll ſich Niemand kehren.
Zwei Hunde an Einem Bein, kommen ſelten überein.
Man giebt dem Hunde nicht ſo oft Brot, als er mit dem Sc wedelt.
Kommt man über den Hund, kommt man auch über den Sc
Eilte die Hündin nicht, ſo würfe ſie nicht blinde Junge.
Hunger iſt der beſte Koch.
Hunger macht rohe Bohnen ſüß.
Hunger lehrt geigen.
Hunger und Durſt ſingen keinen Alt.
Hunger leiden iſt ein gewiſſes Einkommen.
Der Hunger treibt den Wolf aus dem Walde
Wer nicht hungert faſtet leicht.
Lange hungern iſt kein Brot ſparen.
Den Hungrigen iſt nicht gut predigen.
Wer eine Hure nimmt zur Eh, bedarf keines Unglücks meh.
Wer eine Hure zur Ehe nimmt, iſt ein Schelm oder will einer
Wer von einer Hure ſcheidet hat eine gute Tagereiſe gemacht.
Kommt die Hure ins Herz, ſo kommt ſie auch in den Säckel
Die Hure kommt ſchnell ins Haus, aber langſam wieder ran
Es wird Keine eine Hure von eines Mannes wegen.
Wenn die Huren ſchimpfen, ſo bricht die Schande aus
Eine Hure nimmt eher mit Einem Auge vorlieb als mit Einem
Huren und Buben verſtehen ſich bald.
Huren und Buben kommen ungerufen.
Junge Hure, alte Betſchweſter.
Junge Hure, alte Kupplerin.
Schöne Hure iſt ein lebendiger Sarg.
Sei Hur' oder Dieb, haſt du Geld, ſo biſt du lieb.
Huren haben Mausfallen und Speck darauf.
Es iſt keine Hure ſo bös, ſie zöge gern ein fromm Kind.
Wer den einen Fuß im Hurenhaus hat, hat den andern im
Hurenlieb' ſo lange währt,
  Als das Feuer auf dem Herd.

Huſaren beten um Krieg und der Doctor ums Fieber.
Trockner Huſten iſt des Trompeters Tod.
Weiſe Huth behält ihr Gut.
Keine Huth iſt ſo gut, als die ein Weib ſich ſelber thut.
Hut in der Hand geht durch's ganze Land.
Geſchwinde zum Hut, langſam zum Beutel.
Ja und Nein ſcheidet die Leute.
Ja und Nein iſt ein langer Streit.
Man muß oft die Jagd abblaſen, ob man gleich nichts gefangen hat.
Auf einer Jagd fängt man nicht alles Wild.
Wer andre jagd wird ſelber müde.
Jageſt du, ſo faheſt du.
Jagen und nicht fangen macht verdroſſene Jäger.
Ein guter Jäger läßt ſich nicht auf's Rohr ſehen.
Ein Jäger unverdroſſen hat's oft und dick genoſſen.
Ein Jäger und ſein Hund eſſen zu jeder Stund.
Alle Jahre Ein Käs, wenig Käs; alle Jahre Ein Kind, viel Kind.
Das Jahr hindurch kann viel Waſſer den Berg hinablaufen.
Das Jahr hat ein großes Maul und einen weiten Magen.
Ein Jahr belehrt das andre nicht.
Jahre lehren mehr als Bücher.
Jahre bringen Verſtand, aber auch graue Haare.
Hundert Jahre Unrecht macht keine Stunde Recht.
Andre Jahre, andre Haare.
Wer im dreißigſten Jahre nichts weiß, im Vierzigſten nichts iſt, im Funfzigſten nichts hat, der lernt nichts, wird nichts und kommt zu nichts.
Ich gebe, wie ich's habe, und nehme, wie ich's kriege.
Ich weiß wohl, was ich habe, aber nicht, was ich kriege.
Das Ich und Mich, das Mir und Mein,
  Regiert in aller Welt allein.
Je früher reif, je früher faul.
Je älter, je kälter; je kärger, je ärger.
Je toller, je voller.
Je krümmer deſto ſchlimmer.
Was Jeder thun ſoll thut Keiner.
Jeder für ſich, Gott für Alle.
Jedem was iſt gute Theilung.
Jedem das Seine iſt nicht zu viel.
Jeder gilt ſoviel als er hat.
Jeder kann ſoviel er thut.
Jeder muß Ein Paar Narrenſchuh zerreißen, zerreißt er nicht mehr.
Nicht Jeder iſt auf die Hochzeit geladen.
Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.

Jeder fege vor ſeiner Thür.
Jeder hält ſein Kupfer für Gold.
Jedermanns Freund, Jedermanns Narr.
Jedermanns Geſell iſt Niemands Freund.
Jedermann ſagt es, Niemand weiß es.
Wer Jedermann den Mund ſtopfen wollte, bedürfte viel Mehls.
Wo Jedermann geht, da wächſt kein Gras.
Aus einer Igelhaut macht man kein Bruſttuch.
Ueber einen Igelbalg gehört eine Fuchshaut.
Intereſſen täglich mit aus der Schüſſel eſſen.



Jokele geh du voran,
  Du haſt Sporen und Stiefel an,
  Daß dich der Haas nicht beißen kann.
Irren iſt menſchlich.
Irrthum iſt kein Betrug.
Ein Irrthum bringt den andern.
Man ißt um zu leben, und lebt nicht um zu eſſen.
Iß, was du magſt, und leide, was du mußt.
Iß, trink und hauſ’, mit dem Tod iſt alles aus.
Iß, was gahr iſt; trink, was klar iſt; ſprich, was wahr iſt.
Wie einer ißt, ſo arbeitet er.

Jucken und borgen thut wohl, aber nicht lange.
Wen's juckt, der kratze ſich.
Würde Judas zwieer getauft, er hätte doch ſeinen Herrn verkauft.
Traue keinem Judas=Kuſſe,
  Fremdem Hund und Pferdefuße.
Getaufter Jude, beſchnittener Chriſt.
Jugend hat nicht Tugend.
Jugend ſchadet der Weisheit nicht.
Jugend ſei Rauſch ohne Wein, Alter: Wein ohne Rauſch.
Jung iſt ſchön genung.
Jung gewohnt, alt gethan.
Zu jung iſt ein Fehler, der ſich täglich beſſert.
Der Junge ſteigt, wenn der Alte fällt.
Der Junge kann ſterben, der Alte muß ſterben.
Wenn der Junge wüßte, was der Alte bedarf, würde er oft den Säckel zulaſſen.
Der Jungen That, der Alten Rath, der Männer Muth ſind allzeit gut.
Eine Jungfrau ſchwächen iſt wie eine Kirch erbrechen.
Jungfer von Flandern giebt einen um den Andern.
Jungfern und Gläſer ſchweben in ſteter Gefahr.
Iſt die Jungfer beringet, ſo iſt ſie bedinget.
Jungfernfleiſch iſt kein Lagerobſt.
Schöne Jungfrau hat ihr Heirathsgut im Angeſicht.
Eine Jungfer giebt's billig und willig.
Es ſind nicht alle Jungfern, die Kränze tragen.
Alle Mädchen ſind Jungfern, ſo lange der Bauch ſchweigt.
Auf eine Jungferſchaft kann man keine Semmel borgen.
Wenn eine Jungfer fällt, ſo fällt ſie auf den Rücken.
Es iſt armer Jungfern Schand, daß ſie ſchön ſind.
Eine Jungfrau ſteht für einen Mann.
Wenn ſich die Jungfer aufs Küſſen legte, legt ſie ſich auch aufs Kiſſen.
Die Jungferſchaft iſt ehrenwerth,
  Doch nimm vorlieb was Gott beſcheert.
Junkerſchaft will Geld haben.
Juriſten ſind böſe Chriſten.
Was den Käfern entrinnt, freſſen die Raupen.
Im Käfig lernt der Vogel ſingen.
Käs iſt Morgens Gold, Mittags Silber, Abends Blei.
Käs und Brod macht die Wangen roth.
Nach dem Käswaſſer kommt ſelten was Beſſeres.
Je näher der Kuh, je beſſer der Käs.
Man ſchabt den Käſe, weil man ihn nicht rupfen kann.
Was nützt's, wenn ſich der Kahlkopf kämmt.

Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt.
Man muß der Kalbszeit ihr Recht laſſen.
Das Kalb folgt der Kuh.
Wer ein Kalb ſtiehlt, ſtiehlt eine Kuh.
Kalbſleiſch und Kuhfleiſch kochen nicht zugleich.
Wenn's Kalb geſtohlen iſt, beſſert der Bauer den Stall.
Der Kalendermacher macht den Kalender und unſer Herrgott das Wetter.
Wer keinen Kalk hat, muß mit Lehm mauern.
Selten gekämmt, ſcharf gekämmt.
Volle Kammern machen kluge Frauen.
Wer Kammerjungfern freit und gern Kaldaunen ißt,
  Der frage nicht nachher, was drin geweſen iſt.
Kandel und Andel bringen einen warmen Mantel.
Wer viel kann, muß viel thun, wer wenig kann, iſt am beſten dran.
Wer thut was er kann, thut ſo viel als der Papſt zu Rom.
Kannſt du's, ſo treib es; weißt du's, ſo üb' es.
Keine Kapelle iſt ſo klein, ſie hat jährlich ihre Kirmeß.
Wer den Karren in den Dreck geſchoben hat, muß ihn wieber 'raus ziehen.
Alte Karren gern knarren.
Wenn der Karren im Drecke ſteckt, werden viel Worte gemacht.
Willſt du treiben Kartenſpiel, laß nicht Andre kieken viel.
Die Kart vnd die Kanne
  Macht manchen zum armen Manne.
Die Menſchen ſind unſers Herrgotts Kartenſpiel.
Kartenſpiel iſt des Teufels Gebetbuch.
Kaſſenſchlüſſel ſchließen alle Schlöſſer.
Man muß die Katze nicht im Sacke kaufen.
Hüte dich vor den Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen.
Wer nicht ernähren will die Katzen,
  Muß ernähren Mäuſ' umd Ratzen.
Reiſet eine Katze nach Frankreich, ſo kommt ein Mausfänger wieder.
Grindige Katzen leben lange.
Es gilt der Katze um den Schwanz.
Läßt ſich eine Katze wohl ſtreichen, ſo iſt ſie ſchon mehr bei Leuten geweſen.
Die Katze möchte die Fiſche wohl, ſie mag aber die Füße nicht naß machen.
Putzt die Katze den Bart, ſo bedeutet es Fremde.
Die Katze läßt das Mauſen nicht.
Wer mit Katzen jagt, fängt gern Mäuſe.
Keine Katze ſo glatt, ſie hat ſcharfe Nägel.
Ließe die Katze das Mauſen, ſo bliebe der Kater draußen.

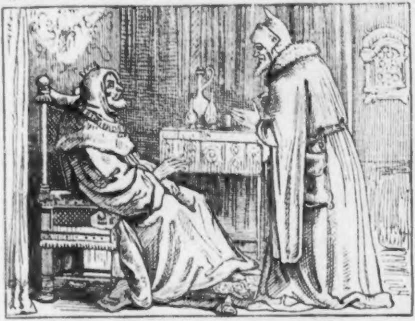
Kaß iſt gern wo man ſie ſtreicht.
nn die Katzen Junge haben, mauſen ſie fleißig.
Katze iſt hungrig, wenn ſie ans Brot geht.
e Katze hat neun Leben, wie die Zwiebel ſieben Häute.
Katzen Scherz, der Mäuſe Tod.
will Keiner der Katze die Schellen anhängen.
Katze, die den Bratſpieß dreht, vertrau den Braten nicht.
lſt du lange leben geſund?
ß wie die Katze, trink wie der Hund!
ſchige Katze macht achtſame Mägde.
nn die Katze außer dem Hauſe iſt, tanzen die Mäuſe.
e das Kätzchen, ſo die Katze.
Nacht ſind alle Katzen grau.
erbende Katzen leben lange.
iſt frißt Katz und Hund,
Was man ſpart für den Mund.
n muß kaufen, wenn es Markt iſt.
uf bedarf hundert Augen, Verkauf hat an Einem genug.
r kauft, was er nicht braucht, muß bald verkaufen, was er braucht.
uf in der Zeit, ſo haſt du in der Noth.
ufen iſt wohlfeiler denn Bitten.
e der Käufer, ſo gilt die Waare.
el Käufer machen die Waare theuer.
r kegeln will, muß aufſetzen.
Keil treibt den andern.
ter Keller, iſt halber Brauer.
er den Kern eſſen will, muß die Nuß knacken.
r muß ein guter Kerzenmacher ſein, der Gott will eine wächſerne Naſe machen.
er ſich an alten Keſſeln reibt, beſchmiert ſich gern.
e Keſſel machen rußig.
ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.
enn die Keuſchheit zum Tanze kommt, ſo tanzt ſie auf gläſernen Schuhen.
nct Kilian muß St. Martin den Mantel flicken.
der Mutter Kind iſt ſchön.
s geſcheidten Kindern werden Gecken.
nder und Narren ſagen die Wahrheit.
el Kinder, viel Vaterunſer; viel Vaterunſer, viel Segen.
er dem Kinde die Naſe wiſcht, küßt der Mutter den Backen.
n küßt das Kind oft um der Mutter willen.

Wer ſeinen Kindern giebt das Brot, daß er muß ſelber leiden No
iſt werth, daß man ihn ſchlägt mit der Keule todt.
Je lieberes Kind, je ſchärfere Ruthe.
Es iſt beſſer die Kinder bitten dich, als du ſie.
Es iſt beſſer das Kind weine denn der Vater.
Kindes Hand iſt bald gefüllt,
Kindes Zorn iſt bald geſtillt.
Gebrannte Kinder fürchten das Feuer.
Wenn's Kind geboren iſt, iſt das Teſtament ſchon gemacht.
Böſe Kinder machen den Vater fromm.
Es iſt ein weiſes Kind, das ſeinen Vater kennt.
Aus Kindern werden Leute,
Aus Jungfern werden Bräute.
Dem liebſten Kinde giebt man viele Namen.
Wenn Kinder und Narren zu Markte gehen, löſen die Krämer Ge
Das Kind fällt wieder in der Mutter Schooß.
Wenn's Kind todt iſt, hat die Gevatterſchaft ein Ende.
Kleine Kinder kleines Kreuz, große Kinder großes Kreuz.
Kindes Taufe bricht Eheſtiftung.
Spitzig Kinn, böſer Sinn.
Große Kirchen, kleine Heilige.
Es beten nicht alle, die in die Kirche gehen.
Je näher die Kirche, je ſpäter hinein.
Je näher der Kirche, je weiter von Gott.
Kirchengehen macht nicht ſelig, aber Nichtgehen macht verdammt.
Kirchengut hat Adlersklauen.
Kirchengehen ſäumet nicht.
Nach braunen Kirſchen ſteigt man hoch.
Wer ſich ſelber kitzelt, lacht wenn er will.
Klagen füllet nicht den Magen.
Kein Kläger, kein Richter.
Klappern gehört zum Handwerk.
Man empfängt den Mann nach dem Kleide und entläßt ihn nach d
Verſtande.
Kleider machen Leute, Lumpen machen Läuſe.
Kleider wollen getragen ſein, ſonſt kommen die Motten hinein.
Kleider freſſen die Motten, und Sorgen das Herz.
Jeder friert, darnach er Kleider an hat.
Das Kleid ziert den Mann; wer es hat, der zieh es an.
Das reichſte Kleid iſt oft gefüttert mit Herzeleid.
Kein Kleid das einer Frau beſſer ſteht als Schweigen.
Es war noch nie ein ſchön Kleid, das nicht Alltagskleid geworden.
Wer ſich unter die Kleie miſcht, den freſſen die Säue.

Was klein iſt, das iſt niedlich.
Klein und dick
  Giebt auch ein Stück.
Wer das Kleine achtet, iſt des Großen würdig.
Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf.
Das Kleine wird geſtohlen, das Große genommen.
Klein, hurtig und keck
  Stößt den Großen in Dreck.
Wer im Kleinen ſpart, kann im Großen freigebig ſein.
Kleiner Leute halber ging nie eine Schlacht verloren.
Klingt es nicht, ſo klappert's doch.
Je näher dem Kloſter, je ärmer der Bauer.
Das Kloſter währt länger denn der Abt.
Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.
Wer ſich allein für klug hält, mag allein zu Grunde gehen.
So lange es einem wohlgeht, heißt er klug.
Der Klügſte giebt nach.
Unnütze Klugheit iſt doppelte Thorheit.
Vom Knallen ſtirbt man nicht.
Einem witzigen Knechte müſſen auch Edelleute dienen.
Der Knüppel liegt beim Hunde.
Wenn der Koch verhungert, muß man ihn unter den Heerd begraben.
Mancher kann wohl kochen, aber nicht anrichten.
Wer es kocht, der richte es auch an.
Viel Köche verderben den Brei.
Zu einem Koch gehören drei Kellner.
Es ſind nicht alle Köche, die lange Meſſer tragen.
Ein guter Koch, ein guter Arzt.
Wenn Kohlen bleiben am Hafen hangen,
  So muß ein Regen bald anfangen.
Der Koch wird vom Geruche ſatt.
Ohne Köder iſt ſchlimm Fiſche fangen.
Wenn der Kohl am beſten ſchmeckt, ſoll man aufhören.
Köhlerglaube iſt der beſte.
Wo der König ſitzt, da iſt's oben an.
Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun.
Könige haben lange Hände.
Neuer König, neu Geſetz.
Des Königs Spreu gilt mehr, als andrer Leute Korn.
Es muß einer oft können, was er nicht kann.
Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.
Wer nicht da iſt, dem wird der Kopf nicht gewaſchen.
Wer einen Kopf hat, bekommt leicht einen Hut.

Der Kopf iſt ſtärker denn die Hände.
Den Kopf halt kühl, die Füße warm,
  Das macht den beſten Doctor arm.
Grindigem Kopfe gehört ſcharfe Lauge.
Langſame Köpfe behalten lang.
Viel Köpfe, viel Sinne.
Alles wiſſen macht Kopfweh.
Viel Körner machen einen Haufen.
Kein Korn ohne Spreu.
Man ſoll das Korn nicht eſſen, ehe es geſäet iſt.
Wie das Korn, ſo giebt es Mehl.
Was wenig koſtet, taugt nicht viel.
Die beſte Koſt, die nicht viel koſt't.
Koſtgeld ſchreit vor aller Welt.
Sammet am Kragen,
  Kleien im Magen.
Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.
Eine Krähe macht keinen Winter.
Die Krähe läßt ihr Hüpfen nicht.
Eine Krähe ſitzt gern bei der andern.
Alte Krähen ſind ſchwer zu fangen.
Jeder Krämer lobt ſeine Waare.
Es legt kein Krämer aus um Eines Käufers willen.
Ein Krämer, der nicht Mausdreck für Pfeffer aufſchwazen kann,
  ſein Handwerk nicht gelernt.
Betrug iſt der Krämer Acker und Pflug.
Leget den Kranken wohin ihr wollt, ſo iſt ihm doch nicht wohl.
Der Kranke ſpart nichts als die Schuhe.
Der Kranke hofft, dieweil ihm der Odem ausgeht.
Den Kranken ärgert die Fliege an der Wand.
Krankes Fleiſch, kranker Geiſt.
Lange Krankheit, ſicherer Tod.
Wer nach dem Kranze ſtrebt, bekommt doch eine Blume.
Thut dir's Kratzen wohl, ſo laß dich nachher das Beißen nicht
  drießen.
Kraue mich, ſo juck ich dich.
Nimm das Kräutlein ſo du kenneſt.
Kleine Krebſe und Fiſche ſind die beſten, wenn man die großen
  haben kann.
Den Krebs ſtraft man nicht mit Erſäufen.
Krebſe man ißt, wann kein R im Monat iſt.
Wer kein Kreuz hat, muß ſich eins ſchnitzeln.
Kommſt du ans Kreuz, ſo tränkt man dich mit Eſſig und Gallen.

Wer's Kreuz hat, der ſegnet ſich.
Das Kreuz gefaßt iſt halbe Laſt.
Kein größer Kreuz als Hauskreuz.
Hinterm Kreuz verſteckt ſich der Teufel.
Die großen Kreuze tragen die Bauern voran, die Kreuzlein die Pfaffen hinterdrein.
Wer den Kreuzer nicht achtet, wird keinen Gulden wechſeln.
Kein Kreuzer, kein Schweizer.
In der Kreuzwoche ſingt man kein Hallelujah.
Giebt es Krieg, ſo macht der Teufel die Hölle weiter.
Im Kriege ſchweigt das Recht.
Krieg hat viel Gaukelei.
Lieber Krieg als den Hals gebrochen.
Krieg verzehrt was Friede beſcheert.
Beſſer offener Krieg als vermummter Friede.
Beſſer redlicher Krieg denn elender Friede.



Keine Krone hilft für Kopfweh.
Fällt der Krug auf den Stein, ſo zerbricht er; fällt aber der Stein auf den Krug, ſo zerbricht er auch.
Es iſt kein Krügelein, es findet ſein Deckelein.
Der Krug geht ſo lange zum Waſſer bis er zerbricht.

Die Krume der Muhme, die Rinde dem Kinde.
Krümlein ſind auch Brod.
Die Krüppel und die Blinden bleiben überall dahinten.
Unterm Krummſtab iſt gut wohnen.
Krummſtabs Regiment, der Faulheit Element.
Krummſtab ſchließt Niemand aus.
Fette Küche, magre Erbſchaft.
Die lateiniſche Küche iſt die koſtbarſte Apotheke.
Alle ſieben Jahre muß man einen Küchenjungen eſſen.
Einem Küchenſchmecker hängt man einen Kochlöffel an.
Die Kugel läuft, es kann noch wohl Kegel geben.
Nicht alle Kugeln treffen.
Die Kuh leckt kein fremdes Kalb.
Man ſoll die Kuh melken und nicht ſchinden.
Küſters Kuh darf auf dem Kirchhof graſen.
Andrer Leute Kühe haben immer größere Euter.
Was hilft's, daß die Kuh viel Milch giebt, wenn ſie den Eimer umſtößt.
Schwarze Kühe geben auch weiße Milch.
Was ſoll der Kuh Muskate, ſie frißt ja Haferſtroh.
Wem die Kuh gehört, der faßt ſie bei den Hörnern.
Alte Kuh gar leicht vergißt,
  Daß ſie eine Kalbe geweſen iſt.
Wenig Kühe, wenig Mühe.
Kühe machen Mühe.
Wer da hat die Kühe, muß auch haben die Mühe.
Will man dir ſchenken eine Kuh,
  Lauf alsbald mit dem Strick hinzu.
Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt ſie erſt, wozu er gut geweſen iſt.
Schenkt man einem die Kuh, ſchenkt man ihm auch den Strick dazu.
Vier Kühe wohl gewartet, ſind beſſer, wie acht ſchlecht gewartet.
An altem Kuhfleiſch iſt viel Knochen.
Jeder meint ſein Kukuk ſinge beſſer denn des Andern Nachtigall.
Der Kukuk ruft ſeinen eignen Namen.
Hundert Stunden Kummer bezahlen keinen Heller Schulden.
Tritt der Kummer ins Haus, fliegt die Liebe zum Fenſter hinaus.
Kundſchaft iſt kein Erbgut.
Kundſchaft macht Freundſchaft.
Kundſchaft thut wohl und weh.
Kunſt macht Gunſt.
Wer die Kunſt nicht übt, verlernt ſie bald.

Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz.
Kunſt kann man nicht kaufen.
Kunſt hat keinen Feind, denn der's nicht kann.
Kunſt ſteckt nicht in den Kleidern.
Kunſt iſt ein guter Zehrpfennig, man trägt nicht ſchwer dran.
Die ſchwerſte Kunſt iſt ſich ſelbſt kennen.
Kunſt macht Narren.
An Künſten trägt man nicht ſchwer.
Kunſt geht nach Brot und findet's.
Kunſt iſt im Glück eine Zier,
  Im Unglück 'ne eiſerne Thür.
Kunſt hält bei einem feſt,
  Wenn Alles ihn verläßt.
Jedem iſt zu glauben in ſeiner Kunſt.
Kunſt fiſcht nirgends umſonſt.
Je ſchwerer die Kunſt, je mehr Pfuſcher.
Große Kunſt haßt man.
Der Meiſter Einer Kunſt nährt Weib und ſieben Kinder, Ein Meiſter aller ſieben Künſte nährt ſich ſelber nicht.
Kunſtreiche Hand geht durch alle Land.
Künſtler ſind die erſten im Narrenſchiff.
Blei und Eiſen muß den Kupferſchmied ſpeiſen.
Kupfernes Gold, hölzerne Meſſe.
Dem Kuppler ein Paar Schuh
  Und die Hölle dazu!
Kurz und gut iſt angenehm.
Kurz und dick hat kein Geſchick.
Kurzweil will verſtanden ſein.
Einen Kuß in Ehren darf Niemand wehren.
Die Kutte macht den Mönch nicht.
An vielem Lachen und Flammen
  Kann man den Narren erkennen.
Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.
Kinder haben Lachen und Weinen in einem Seckel.
Wer leicht lacht, weint auch leicht.
Man ſieht manchen lachen, der weinen ſollte.
Bei Lahmen lernt man hinken,
  Bei Säufern trinken.
Wer ſich zum Lamm macht, den freſſen die Wölfe.
Lamm, Lamm! iſt des Wolfs Veſperglocke.
Wenn du die Lämmer nicht achteſt, wird die Heerde bald zu Grunde gehn.
Wer eine Lampe braucht, darf das Oel nicht ſparen.

Wehe dem Land, wo der Herr ein Kind iſt.
Es iſt ein ſchlimm Land, wo Niemand Ehre find't.
Landes Brauch iſt Landes Recht.
Jedes Land hat ſeinen Tand.
Hartes Land, harte Leute.
Bleibe im Lande und nähre dich redlich.
Nicht jedes Land hat Alles zur Hand.
Feiſt Land, faule Leut.
Voll Land, toll Land.
Landes Sitte, Landes Ehre.
Alle Land ſind des Weiſen Vaterland.
Biſt du vom Land, ſo geh nicht auf's Meer.
Lieber Land und Leut verloren,
  Denn einen falſchen Eid geſchworen.
In andern Landen iſſet man auch Brot.
Beſſer auf dem Lande arm als auf dem Meere reich.
Am Lande iſt gut ſchiffen.
Ländlich, ſittlich; wos der Brauch iſt, ſingt man den Pumpernicke
  in der Kirche.
Es ſind nicht alle gute Landsknechte, die lange Spieße tragen.
Ein Landsknecht und ein Bäckerſchwein,
  Die wollen immer gemäſtet ſein.
Geh die gemeine Landſtraß, es kann nicht jeder auf dem Seile gehen
Neuer Landtag, gewiſſe Steuer.
Lang und ſchwank hat keinen Gang.
Was lange währt wird gut.
Lange geborgt iſt nicht geſchenkt.
Lange iſt nicht ewig.
Wer langſam geht kommt auch zum Ziel.
Langſam hat bald Feierabend.
Laß nicht nach, ſo kommſt du hoch.
Dem Läſſigen geräth der Handel nicht.
Wer vorher ſeine Laſt erwägt, ſie deſto ſichrer trägt.
Ein Laſter koſtet mehr denn zwei Kinder.
Wenn man kleine Laſter nicht ſtraft, ſo wachſen die großen.
Die Laſter ſtehlen der Tugend die Kleidung.
Wer's Latein nicht verſteht, der laß es ungehudelt.
Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein.
Laufe nicht eher als man dich jagt.
Man braucht nicht Läuſe in den Pelz zu ſetzen, ſie kommen von ſelbſ
  hinein.
Die Laus, die erſt in den Pelz kommt, iſt ſchlimmer, als die darin ge
  boren iſt.

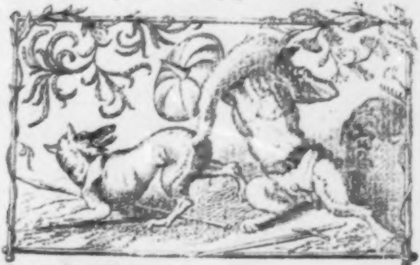
Wer lang hat, läßt lang hängen.
Man kann einer Laus nicht mehr nehmen als das Leben.
Gut Leben und geſunde Tage
  Stehen ſelten in Einem Hage.
Man muß leben wie man kann, nicht wie man will.
Das Leben iſt den Armen lang, den Reichen kurz.
Wer das Leben verachtet, fürchtet den Tod nicht.
Leben und leben laſſen.
Wer am längſten lebt, gewinnt Alles.
Wer lange lebt, der wird alt.
Lebe nach der alten Welt,
  Und ſprich wie's der neuen gefällt.
Schlechtes Leder, ſchlechte Schuh.
Friſch vom Leder, iſt halb gefochten.
Aus geſtohlnem Leder iſt gut Riemen ſchneiden.
Ledig gehen koſtet viel Lehrgeld.
Ledig ſein macht ſündlich.
Lehren bringt Ehren.
Die allzeit lehren, thun ſich nimmer bekehren.
Wer ſein eigner Lehrmeiſter ſein will, hat einen Narren zum Schüler

Lehrjahre ſind keine Herrenjahre.
Guter Lehrling, guter Meiſter.
Wer Leib und Leben wagen will, iſt zollfrei
Lediger Leib iſt Goldes werth.
Leichenpredigt, Lügenpredigt.
Leicht gelacht, leicht geweint.
Das Leichte ſchwimmt oben.
Auf Leid folgt Freud.
Leid iſt ohne Neid.
Man vergißt viel Leid in vierundzwanzig Stunden.
Klag Niemand dein Leid, ſo wird es nicht breit.
Leiden währt nicht immer,
  Ungeduld macht's ſchlimmer.
Leide und trage, dein Weh nicht klage, an Gott nicht verzage.
Leid oder Freud, in funfzig Jahren iſt alles Eins.
Leiden und danken iſt die beſte Hofkunſt.
Leidenſchaft nur Leiden ſchafft.
Leihen macht Freundſchaft, mahnen macht Feindſchaft.
Dem Leiher geht man entgegen bis ans Thor, dem Mahner ſchlä
  man die Thür vor der Naſe zu.
Schuſter bleib bei deinem Leiſten.
Leckerhafte Leute begehren ſeltſame Speiſe.
Wer die Leiter hinauf will, muß bei der unterſten Sproſſe anfangen
Wer die Leiter hält, iſt ſo ſchuldig wie der Dieb.
Zum Lernen iſt Niemand zu alt.
Lerne was, ſo kannſt du was.
Lernſt du wohl — haſt du gebratne Hühner voll;
  Lernſt du übel, friß mit den Schweinen aus Einem Kübel.
Lerne bei Zeiten, ſo kannſt du es bei den Leuten.
Das Lernen hat kein Narr erfunden.
Lerne, ſo kannſt du was vergeſſen.
Man lernt nie aus.
Leſen und nicht verſtehen, iſt ein halbes Müßiggehen.
Viel leſen ohne Verſtand
  Verſäumt und iſt 'ne Schand.
Wer viel lieſt und nichts behält, iſt wie der viel jagt und nichts fäng
Wer nicht (in der Weinleſe) leſen kann, muß Butten tragen.
In andrer Leute Küchen iſt gut kochen lernen.
Laß die Leute reden und die Hunde bellen.
Auf andrer Leute Kirchweih iſt gut Gäſte laden.
Fromme Leute ſind dünne geſäet.
Armer Leute Pracht
  Währt kaum über Nacht.

Armer Leute Gäſte gehen früh nach Haus.
Armer Leute Hofarth und Kälbermiſt
Verriecht gar bald in kurzer Friſt.
Arme Leute kennt Niemand.
Arme Leute kochen dünne Grütze.
Arme Leute machen reiche Heilige.
Je mehr Leute, je mehr Glück.
Auf andre Leut ein Jeder ſicht,
Doch Niemand merkt, was ihm gebricht.
Man muß die Leute reden laſſen, denn die Gänſe können's nicht.
Alte Leut und alte Pferd
Hält Niemand werth.
Alte Leute, alte Ränke;
Junge Leute, neue Schwänke.
Alte Leute, alte Häute.
Alte Leute ſind wunderlich, wenn's regnet, wollen ſie Heu machen.
Man ſieht an die Leute hin, aber nicht in die Leute hinein.
Einmal in der Leute Mund, kommt man übel wieder heraus.
Wer die Leute ſchreckt, der muß ſich fürchten.
Starke Leute haben ſtarke Uebel.
Reicher Leute Kinder gerathen ſelten wohl.
Reicher Leute Töchter und armer Leute Kälber werden bald reif.
Reiche Leute haben fette Katzen.
Wer mit Leuten nichts will zu thun haben, der muß aus der Welt ziehen.
Den Letzten beißen die Hunde.
Der Letzte macht die Thür zu.
Der Letzte hat den Sack geſtohlen.
Licht iſt Licht, wenn's gleich der Blinde nicht ſieht.
Löſche das Licht aus, ſo ſind alle Weiber gleich.
Man muß ſein Licht nicht untern Scheffel ſtellen.
Keinem iſt ſein Liebchen ungeſtalt.
Lieb und Noth
Hat kein Gebot.
Die Liebe fängt von ſich ſelbſt an.
Was liebt, das betrübt.
Huſarenliebe dauert ſo lange, wie ein Löffel von Brod.
Lieb und wieder leid iſt verlorne Arbeit.
Liebe macht Löffel ohn' Holz
Auch manchem Geſellen ſtolz.
Liebes geht über Schönes.
Beſſer wenig mit Liebe, als viel mit Fäuſten.
Liebe macht verborgene Wege.

Die Liebe iſt blind und macht blind.
Wer aus Liebe heirathet, hat gute Nächte und üble Tage.
Keine Lieb ohne Leid.
Wer die Liebe verbietet, legt ihr die Sporen an.
Liebe erwirbt Liebe.
Lieben und Singen
  Läßt ſich nicht zwingen.
Die Liebe iſt wie der Thau, ſie fällt auf Roſen und Miſt.
Zähe Liebe, lange Feindſchaft.
Der Liebe und dem Feuer muß man bei Zeiten wehren.
Liebe, Feuer, Huſten, Krätze, Gicht
  Laſſen ſich verbergen nicht.
Lieb und Rauſch ſchauen zum Fenſter hinaus.
Liebe überwindet alles.
Alte Liebe roſtet nicht.
Liebe kann Viel, Geld kann Alles.
Liebe iſt die beſte Huth.
Die Liebe gehet unter ſich, nicht über ſich.
Lieb ohne Geſicht gar leicht zerbricht.
Liebe kommt der Bitte zuvor.
Liebe erfüllet die Welt, und mehret den Himmel.
Wer Lieb erzwingt, wo keine iſt, der bleibt ein Thor zu aller Friſt.
Lieb ohne Gegenlieb iſt wie eine Frage ohne Antwort.
Liebe muß Zank haben.
Wor Liebe frißt der Wolf das Schaaf.
Aus Liebe zum Talg leckt die Katze den Leuchter.
Lieb iſt Leides Anfang.
Gezwungene Liebe und gemalte Wangen dauern nicht.
Liebeszorn iſt neuer Liebeszunder.
Auf Lieb und Gewinn ſteht aller Welt Sinn.
Der Liebe Luſt währet ſo lang als ein Löffel von Brot.
Wo Liebe, da iſt Treue.
Es geht mehr Liebes zur Kirche als Schönes.
Du biſt mir ſo lieb, wie dem Müller der Dieb.
Wer nicht eifert, liebt nicht.
Die Lieb iſt ſüß, bis ihr wachſen Händ und Füß.
Stroh in Schuhen und Liebe im Herzen gucken überall heraus.
Was einem nicht ſoll werden, das iſt das Liebſt auf Erden.
Von der Liebe allein kann man nicht leben.
Die Liebe lernt tanzen.
Das beſte Lied macht durch die Länge müd.
Kurzes Lied iſt bald geſungen.
Gutes Lied ſingt man wohl zweimal.

Neue Lieder ſingt man gern.
Wer am Boden liegt, über den läuft Jedermann.



Liſt geht über Gewalt.
Liſt thut mehr denn Stärke.
In Liſten iſt die Einfältigſte neunfältig.
Mannes Liſt iſt behende.
Liſt gegen Liſt.
Lob iſt leichter zu erlangen als zu erhalten.
Lob macht Künſtler.
Loben iſt nicht lieben.
Lobe den Narren, ſo ſchwillt er.
Mit Hunden fängt man Haſen, mit Lob die Narren und mit Geld
die Frauen.
Lob erhält mancher todte Mann, der es im Leben nie gewann.
Nichts veraltet eh'r, denn Lob und Ehr.
Eigenlob ſtinkt,
Freundes Lob hinkt,
Fremd Lob iſt wahr
Und dauert wohl ein Jahr.
Falſches Lob, gewiſſer Spott.
Man ſoll einen da loben, wo er hübſch iſt.
Wer ſich ſelber lobt, muß üble Nachbarn haben.
Wer einen lobt in praesentia,
Und ſchimpft in absentia,
Den hole die pestilentia!

Das Werk lobt den Meiſter.
Des Pöbels Lob hält nicht die Prob.
Wo der Löffel reicht, bedarfs der Kelle nicht.
Man muß den Löffel nicht eher aus der Hand geben, bis man ſelb
gegeſſen hat.
Steck deinen Löffel nicht in andrer Leute Töpfe.
Ein Löffel voll That iſt beſſer als ein Scheffel voll Rath.
Guter Lohn macht hurtige Hände.
Wie der Lohn, ſo die Arbeit.
Was der Löwe nicht kann, das kann der Fuchs.
Ein Löwe geht mit keinem Haſen ſchwanger.
Wenn der Löwe brüllt, ſo zittert der Wald.
Den todten Löwen kann jeder Haſe an der Mähne zupfen.
An der Klaue erkennt man den Löwen.
Die Luſt macht leibeigen.
Von der Luſt kann man nicht leben.
Lug und Trug iſt der Welt Acker und Pflug.
Aus der Ferne iſt gut lügen.
Lügen haben kurze Beine.
Auf eine Lüge gehört eine Fliege.
Wenn die Lüge kalt wird, ſo ſtinkt ſie.
Sag eine Lüge, ſo hörſt du die Wahrheit.
Zu einer Lüge gehören immer ſieben Lügen.
Wer gern lügt, kann viel Neues ſagen.
Wer lügt der ſtiehlt, wer ſtiehlt der lügt.
Wär Lügen ſo ſchwer wie Steine tragen,
Würd Mancher lieber die Wahrheit ſagen.
Hülfe Lügen, ſo würde keiner gehangen.
Lügen in allen Formaten iſt eine große Bibliothek.
Mit Lügen und Liſten füllt man Sack und Kiſten.
Lügen iſt der Leber geſund.
Wer viel ſchwatzt, lügt viel.
Man ſieht dem Lügner ſo tief ins Maul als dem, der die Wahrh
ſpricht.
Der Lügner trägt des Teufels Livree.
Zeig mir 'nen Lügner, ich zeig dir 'nen Dieb.
Ein Lügner hat bald ausgedient.
Wenn die Lügner ſchwören, wollen ſie dich bethören.
Von Lumpen gehen dreizehn aufs Dutzend.
Lüneburger Haide, armer Brüder Weide.
Luſt und Liebe zu einem Ding,
Macht alle Arbeit und Müh gering.
Wozu einer Luſt hat, dazu hat er auch Andacht.

Zu viel Luſt bringt Unluſt.
Die Luſt baut das Land.
Keine Luſt ohn Unluſt.
Luſtig in Ehren, darf Niemand verwehren.
Luſtig ſein iſt des Weins Gerechtigkeit.
Luſtig gelebt und ſelig geſtorben,
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.
Luthers Schuhe ſind nicht jedem Dorfpfarrer gerecht.
Hätte Lyra nicht geleiert, hätte Luther nicht getanzt.
Hätte Lyra nicht über die Bibel geſchrieben,
Wär mancher Doctor ein Eſel geblieben.
Wenns Maas voll iſt, läuft es über.
Alles mit Maaß.
Machſt du's gut, haſt du's gut.
Vereinte Macht bricht Burg und Strom.
Einem Mächtigen zürnen iſt Thorheit.
Der Mächtigere ſteckt den andern in den Sack.
Mädchen ſagen nein und thun es doch.
Mädchen müſſen nach Einer Feder über drei Zäune ſpringen.
Ein Mädchen macht keinen Tanz.
Faule Mädchen, lange Fädchen.
Wen ein Mädchen lachet an, den will ſie drum nicht alsbald han.
Kein Mädchen ohne Liebe, kein Jahrmarkt ohne Diebe; kein Bock
ohne Bart, kein Weib ohne Unart.
Bevor die Mädchen flügge, ſind ſie voller Tücke.
Wenn Mädchen bitten, ſo gewähren die Männer.
Was ich nicht mag wird mir alltag.
Gute Magd wird gute Frau.
Wie die Magd, ſo die Frau.
Eine Magd, die will in Ehren leben, ſoll nicht nehmen und nicht geben
Ein hungriger Magen hat keine Ohren.
Iſt der Magen ſatt, wird das Herz fröhlich.
Erſt der Magen, dann der Kragen.
Der Magen iſt ein offener Schaden.
Man ſieht mir nicht in den Magen, wohl aber auf den Kragen.
Leichter Magen macht ſchweren Sinn.
Iſt der Magen voll, ſo geht noch etwas zum Schlüſſelloch hinein
Dem Magen gehn leicht die Hoſen herunter.
Kannſt du nicht werden ein Magiſter, ſo bleibe ein Küſter.
Ein gutes Mahl iſt Henkens werth.
Beſſer ein Mahl getheilt, als ein Mahl verfehlt.
Zwei Mahlzeiten raufen ſich nicht.
Nach der Mahlzeit ſollſt du ſtehen oder tauſend Schritte gehen.

Der Mahner ſoll den Beutel nicht mitnehmen.
Guter Mahner macht guten Zahler.
Je ärger der Mahner, je ſchlimmer der Zahler.
Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.
Den Mai muß man nehmen, wann er kommt, und käme er zu Weihnachten.
Wem man nicht hold iſt, ſteckt man keine Maien.
Wenn eine Maid die Büchſe ſpannt,
  Sezt Pulver ſich von ſelbſt in Brand.
Friß Dreck, ſ . . . . Gold, ſo werden dir die Maidlein hold.
Wer nicht mahlen will kriegt kein Mehl.
Maler können nicht verderben: gerathen die Engel nicht, malen ſie Teufel.
Wer nicht malen kann, muß Farbe reiben.
Man verändert ſich oft und verbeſſert ſich ſelten.
Man fragt nicht: was haſt du gehabt, ſondern: was haſt du.
Man weiß wohl, wie man weggeht, aber nicht, wie man wiederkehrt.
Man thut geſchwind, was lange gereut.
Man weiß wohl, was man hat, aber nicht, was man bekommt.
Man ſchläft ſich nicht gelehrt.
Man hat ſich eben ſo leicht verred't als verrathen.
Mancher ſcheint fett und iſt nur geſchwollrn.
Mancher geht nach Wolle aus und kommt geſchoren ſelbſt nach Haus.
Mancher redet, wärs ein Gulden, er ſteckt ihn in die Taſche.
Mancher hat was Gutes im Sinne, dem was Schlechtes in den Weg kommt.
Mancher thut viel und richtet nichts aus.
Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär,
  Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.
Mancher nimmt mit Scheffeln und giebt mit Löffeln.
Mancher hütet ſich vor dem Schwert und kommt an den Galgen.
Mancher ſpringt über 'nen Beſen und fällt über 'nen Hundedreck.
Mancher ſucht einen Pfennig und verbrennt dabei für drei Kreuzer Licht.
Mancher braucht einen neuen Menſchen und kauft nur 'nen neuen Rock.
Mancher hat viel Salz in der Fremde gegeſſen und iſt doch ungeſalzen wieder gekommen.
Mann ohne Weib,
  Iſt Haupt ohne Leib;
  Weib ohne Mann,
  Iſt Leib ohne Haupt daran.
Mann und Weib ſind Ein Leib.

Der Mann zerbricht die Häfen, die Frau die Schüſſeln.
Wenn der Mann die Frau Einmal ſchlägt, ſchlägt er ſie mehr.
Der Mann gehört in den Rath, die Frau ins Bad.
Alter Mann und junges Weib: gewiſſe Kinder;
  Junger Mann und altes Weib: nur arme Sünder.
Blinder Mann, ein armer Mann; viel ärm'rer Mann, der ſein Weib nicht zwingen kann!
Bekümmerter Mann erſieht ſelten ſeinen Vortheil.
Darnach der Mann gerathen, wird ihm die Wurſt gebraten.
Darnach der Mann iſt, brät man ihm den Hering.
Ein Mann, ein Wort; ein Wort, ein Mann.
Selbſt iſt der Mann.
Weiſer Mann, ſtarker Mann.
Voller Mann, fauler Mann.
Was der Mann kann, zeigt ſeine Rede an.
Es iſt kein Mann, er hat 'nen Wolfszahn.
Kein weiſer Mann ward je genannt,
  Bei dem man nicht eine Thorheit fand.
Andrer Mann, andres Glück.
Eines-Mannes wegen bleibt kein Pflug ſtehen.
Haſtiger Mann ſoll auf 'nem Eſel reiten.
Der alte Mann ſchmeckt nach dem jungen.
Ungeziert iſt der Mann am ſchönſten.
Es iſt kein Mann ſo kleine,
  Er hat der Teufelsadern Eine.
Unerfahrener Mann iſt wie ungeſalzenes Kraut.
Gewarnter Mann iſt halb gerettet.
Haſtiger Mann war nie Verräther.
Des Mannes Sinn iſt kein Gewinn.
Freier Mann, freies Gut.
Kluge Männer ſuchen wirthliche Frauen.
Hätt Ich nur erſtlich einen Mann,
  Was gehn mich andre Jungfern an.
Die Männer beim Schmauſe, die Weiber zu Hauſe.
Ein Mantel und ein Haus decken viel Schande.
Der Mantel iſt deß, den er deckt, die Welt deß, der ihrer genießt.
Markt lehrt kramen.
Wer auf dem Markte ſingt, dem bellt jeder Hund ins Lied.
Wer den Markt verſäumt, dem ſchlägt man keinen neuen Kram auf.
Wenn Markt iſt, muß man kaufen.
Rühme den Markt nicht, bevor er gehalten iſt.
Später Markt wird gern gut.
Auf dem Markte lernt man die Leute kennen.

Sanct Martin war ein milder Mann,
Trank gerne Cerevisiam,
Und hatt' er kein pecuniam,
So ließ er ſeine tunicam.
Sanct Martin macht Feuer im Kamin.
Was der März nicht will, holt ſich der April.
Der März nimmt alte Leute beim Sterz, April hält ſie wieder ſtill.
Märzſchnee thut der Saat weh.
Zu Anfang oder End
Der März ſein Gift ſendt.
Ein Loth Märzenſtaub iſt einen Ducaten werth.
Märzenſtaub bringt Gras und Laub.
Tägliche Mäßigkeit iſt das beſte Faſten.
Mäßig wird alt, zuviel ſtirbt bald.
Mäßigkeit iſt die beſte Arznei.
Mattheis bricht Eis, find't er keins, ſo macht er eins.
Die Mauern machen das Kloſter nicht.
Ein Tropfen Mauerſchweiß koſtet einen Thaler.
Ein geſchwätzig Maul verwirrt ein ganzes Land.
Ein böſes Maul iſt ſchärfer denn ein Schwert.
Wüſtes Maul, wüſtes Herz.
Ich hab ein Maul, dem geb ich zu eſſen, das muß reden, wie ich m
Man müßte viel Mehl haben, wenn man jedem das Maul ſtop
wollte.
Wer ſichs Maul nicht aufzuthun getraut, muß den Beutel aufth
Wenn die Mäuler von ſelbſt aufgehn, kommen beſſere Zeiten.
Mit vollem Maul' iſt ſchlimm blaſen.
Wer einmal in die Mäuler kommt, kommt ſelten unverletzt wi
heraus.
Man muß das Maul nach der Taſche richten.
Dem Maul abgedarbt, iſt ſo gut, wie die Pacht von einer W
Es hilft kein Maulſpitzen, ſondern pfeifen.
Maulgebet kommt nicht gen Himmel.
Auf eine Maulſchelle gehört ein Dolch.
Wenn die Maus ſatt iſt, ſchmeckt das Mehl bitter.
Es iſt eine arme Maus, die nur Ein Loch hat.
Hat die Maus den Speck gekoſtet, ſo kommt ſie wieder.
Keine Maus erſtickt unter einem Fuder Heu.
Kleine Mäuſe haben auch Ohren.
Die Maus ſoll das Loch ſuchen, nicht das Loch die Maus.
Wer ſich mauſig macht, den freſſen die Katzen.
Meerrettig iſt dem Magen ein Pflaſter,
Den Augen ein Laſter.

Was man nicht kann meiden,
  Soll man willig leiden.
Mein und Dein
  Bringt alles Unglück herein.
Willſt du ſtrafen mich und Meine,
  Sieh vorher auf Dich und Deine.
Das gute Meinen bringt oft Weinen.
Im Meinen und Glauben bindet Niemand ſeinen Gaul feſt.
Meinen iſt nicht wiſſen;
  Wer's nicht merkt, wird beſchiſſen.
Der Meiner und der Lügner ſind Brüder.
Viel Meinung bricht Einung.
Die klingende Meinung die beſte.
Nicht nach den Meiſten, ſondern nach den Beſten.
Es findet jeder ſeinen Meiſter.
Es fällt kein Meiſter vom Himmel.
Wenn der Meiſter kommt daher,
  Gilt das Meiſterlein nichts mehr.
Wie der Meiſter, ſo das Werk.
Drei Dinge machen einen guten Meiſter: Wiſſen, Können, Wollen.
Guter Meiſter macht gute Jünger.
Kein Meiſter ſo gut, der nicht noch zu lernen hätte.
Mancher will Meiſter ſein und iſt kein Lehrjunge geweſen.
Er iſt Meiſter, wenn Sie nicht daheim iſt.
Wohl gehämmert und übel gemacht, iſt 'ne halbe Meiſterſchaft.
Uebung macht den Meiſter.
Dem Meiſter im Handwerk ſoll man glauben.
Meiſtersſohn bringt das Recht mit ſich.
Zuviel Melken giebt Blut.
Der Menſch iſt ſeines Glückes Schmied.
Der Menſch kann Alles, was er will.
Kein Menſch iſt ohn ein Aber.
Jeder Menſch hat ſeinen Wurm.
So mancher Menſch, ſo manche Sitte.
Mit Menſchen Frieden, mit Sünden Krieg.
Ein Menſch iſt des andern Teufel.
Der Menſch denkt's, Gott lenkt's.
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.
Iſt der Menſch geboren, ſo fängt er an zu ſterben.
Wir ſind alle Menſchen bis über's Knie, dann fängt das Thier an.
Jeder hat ein Hemd von Menſchenfleiſch.
Wer ſich auf Menſchen verläßt, iſt verlaſſen genug.
Menſchen und Wind ändern geſchwind.

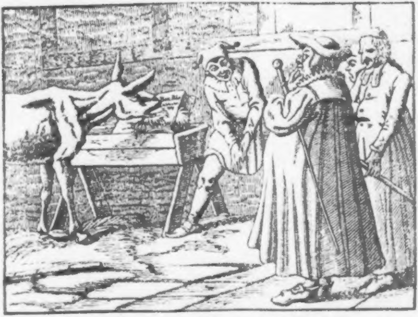
Wie die Menſchen werden geſcheidter,
  Macht der Teufel die Hölle weiter.
Der Menſch kann arzneien,
  Gott giebt das Gedeihen.
Was Menſchenhände machen, können Menſchenhände verderben.
Mergel macht den Vater reich und den Sohn arm.
Merk und Melde
  Wachſen beid im Felde;
  Pflücke Merk, laß Melde ſtahn,
  So mags mit allen Leuten gahn.
Kurze Meſſe iſt bald geſungen.
Ein Meſſer wetzt das andere.
Süße Milch muß man vor Katzen bewahren.
Zuviel Milde iſt verthan.
Der Milde giebt ſich reich, der Geizhalz nimmt ſich arm.
Die Minne verkehrt die Sinne.
Eine Minne die andere ſuchet,
  Ein Fluch den andern rufet.
Wer Minne fliehet, dem folget ſie.
Wie du mir, ſo ich dir.
Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.
Haſt du wohl gemiſcht, ſo kart' es wohl.
Mißbrauch iſt keine Gewohnheit.
Mißbrauch lehrt den rechten Brauch.
Mißbrauch iſt alles guten Brauches Roſt.
Mißgunſt frißt ihr eigenes Herz, aber kein fremdes.
Mißtrauen bringt weiter als Vertrauen.
Miſt geht über Liſt.
Mit gegangen, mit gefangen,
  Mit geſtohlen, mit gehangen.
Mit genommen
  Iſt beſſer als drum gekommen.
Wer Mitleid bringet, bietet genug.
Ein Mitnehmer iſt beſſer denn zwei Nachbringer.
Wer Mittags aufſteht, ſchläft nicht den ganzen Tag.
Mittelweg ein ſichrer Steg.
Mittelſtraß die beſte Straß.
Die Mittelſtraß, der beſte Paß.
Wos Mode iſt, trägt man den Kuhſchwanz als Halsband.
Ein Mohr ſchwärzt den andern nicht.
Einen Mohren kann man nicht weiß waſchen.
Ein Mönch iſt nirgend beſſer denn im Kloſter.

Mönche, Mäuſe, Ratten, Maden
Scheiden ſelten ohne Schaden.
Der Mönch legt wohl die Kutte ab aber nicht den Sinn.
Mönch ins Kloſter, Fiſch ins Waſſer, Dieb an Galgen.
Der Mönch antwortet, wie der Abt ſingt.
Was kümmert's den Mond, wenn ihn die Hunde anbellen.
Der Mann im Monde hat das Holz geſtohlen.
Blauer Montag, volle Kröpfe, leere Beutel, tolle Köpfe.
Ich bitte dich — iſt ein Mordgeſchrei.
Morgen, Morgen, nur nicht Heute! ſprechen alle träge Leute.
Der Morgen ſorgt, der Abend verzehrt.
Spar nicht auf morgen was du heut thun kannſt.
Morgengäſte bleiben nicht.
Morgenregen und Weiberweh
Sind um zehne nimmer meh.
Wer ſein Bett am Morgen macht, braucht den ganzen Tag nicht mehr dafür zu ſorgen.
Morgenſtunde hat Gold im Munde.
Alles zur Morgenſuppe verſchlingen iſt ein böſer Imbiß.
Ueberall geht die Sonne des Morgens auf.
Wenn nichts im Mörſer iſt, giebt's großen Lärm.
Lieber die Motten in den Kleidern, als die Ehre in Schuldſcheinen.
Müh und Fleiß
Bricht alles Eis.
Der Eine hat die Mühe, der Andre hat die Brühe.
In der Mühle iſt das Beſte, daß die Säcke nicht reden können.
Ein Mühlſtein wird nicht moſig.
Man muß nicht nach jeder Mücke ſchlagen.
Hungrige Mücken beißen ſchlimm.
Was einem nicht beſcheert iſt, das nimmt eine Mücke hin.
Die Mücken ſehen einander alle gleich.
Müllers Henn' und Wittwers Magd
Hat ſelten über Noth geklagt.
Für des Müllers Hennen, des Bäckers Schweine und der Wittfrau Knecht ſoll man nicht ſorgen.
Müller, Schneider und Weber werden nicht gehenkt, das Handwerk ginge ſonſt aus.
Kein Müller hat Waſſer und kein Schäfer Weide genug.
Müller und Bäcker ſtehlen nicht, man bringt's ihnen.
Mund und Herz ſind eine ganze Spanne von einander.
Der Mund lügt Alles und nicht das Herz.
Mit vollem Mund iſt bös blaſen.
Den Mund ſoll man ſchnüren.

Es iſt nöthiger den Mund zu bewahren, denn die Kiſte.
Reiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land.
Stiller Mund und treue Hand gelten viel in jedem Land.
Was kommt in den dritten Mund, wird aller Welt kund.
Voller Mund offenbart des Herzens Grund.
Der Mund iſt des Bauchs Henker und Arzt.
Trunkner Mund, wahrer Mund.
Lang Mundwerk, ſchlechter Gottesdienſt.
Wer die Muſik bezahlt, ſoll auch dabei tanzen.
Muß iſt 'ne harte Nuß.
Muß iſt ein bitter Kraut.
Muß iſt ein Bretnagel.
Muß iſt 'ne harte Buß.
Wer muß hat keine Wahl.
Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank.
Müßiggang iſt aller Laſter Anfang.
Müßiggang iſt der Tugend Untergang.
Müßiggang hat einen böſen Nachklang.
Müßiggang iſt eine ſchwere Arbeit.
Ein Müßiggänger koſtet mehr denn zehn Arbeiter.
Zum Müßiggang gehört hoher Zins oder hoher Galgen.
Beſſer müßiggehen als nicht arbeiten.
Guter Muth macht gutes Blut.
Guter Muth halbe Arbeit.
Guter Muth iſt tägliches Wohlleben.
Ein kecker Muth, der beſte Harniſch.
Iſt die Mutter gut von Sitten,
Magſt wohl um die Tochter bitten.
Barmherzige Mutter zieht lauſige Kinder.
Deine Mutter ein' Hur, dein Vater ein Dieb:
Haſt du Geld, ſo biſt du lieb.
Der Mutter ſchenk ich,
Der Tochter denk ich.
Es iſt keine Mutter ſo bös, ſie zöge gern ein fromm Kind.
Und iſt eine Mutter noch ſo arm,
So giebt ſie ihrem Kinde warm.
Des Mannes Mutter iſt der Frau Teufel.
Mutterflüche kleben nicht und Vaterzorn ſchwöret nicht.
Muttertreu wird täglich neu.
Ein Quentchen Mutterwitz iſt beſſer als ein Centner Schulwitz.
So vielerlei Mützen, ſo vielerlei Narren.
Mit guten Nachbarn hebt man den Zaun auf.
Zwiſchen Nachbars Garten iſt ein Zaun gut.

Was in des Nachbars Garten fällt, iſt ſein.
Halt's mit den Nachbarn, geh es dir wohl oder übel.
Wer gute Nachbarn hat, bekommt 'nen guten Morgen.
Mit Nachbarn iſt gut Scheuern bauen.
Guter Nachbar an der Wand
Iſt beſſer wie Bruder über Land.
Es geht dich auch an, wenn des Nachbars Haus brennt.
Liebe deinen Nachbar, reiß aber den Zaun nicht ein.
Guter Nachbar iſt ein Kleinod.
Böſer Nachbar iſt Judenfluch.
Böſer Nachbar, täglich Unglück.
Wer will wiſſen, wer er ſei,
Erzürne ſeiner Nachbarn zwei oder drei.
Ein Nachbar iſt dem andern einen Brand ſchuldig.
Von Nachbars wegen ſoll man etwas leiden.
Kaufe deines Nachbars Rind
Und freie deines Nachbars Kind.
Nachgeben ſtillt allen Krieg.
Nachher iſt jeder klug.
Ueble Nachrede ſchläft nicht.
Wer zu ſpät kommt, hat das Nacheſſen.
Der Nächſte im Blute,
Der Nächſte im Gute.
Das Nächſte das Liebſte.
Bei Nacht ſind alle Kühe ſchwarz.
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund.
Die ganze Nacht geſoffen iſt auch gewacht.
Wer fröhliche Nacht ſucht, verliert guten Tag.
Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war.
Nachtwerk ſchämt ſich gern.
Kein Nachtheil, er hat ſeinen Vortheil.
Wenn die Nachtigall Heuhaufen ſieht, hört ſie auf zu ſchlagen.
Den Nachteulen gefällt auch ihr Junges.
Einen Nackten kann man nicht ausziehen.
Magſt auch das kleinſte wohl ehren:
Eine Nadel kann einen Schneider ernähren.
Dem Nagel geſchieht eben ſo weh wie dem Loch.
Der Eine ſchägt den Nagel ein, der Andre hängt den Hut dran.
Wer den Nagel am Hufeiſen nicht achtet, verliert auch das Pferd.
Ein guter Name iſt ein ſchönes Heirathsgut.
Ein guter Name iſt ein reiches Erbtheil.
Wer ſich um den guten Namen nicht wehrt, iſt wenig werth.

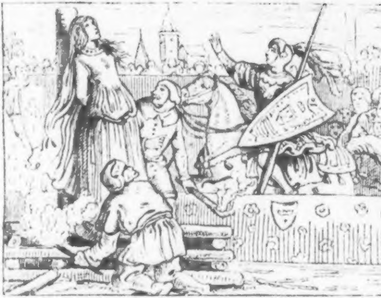
Der Name thut nichts zur Sache.
Wer dem Andern den guten Namen raubt, macht ihn arm und b
reichert ſich nicht.
Trachte nach der Nahrung, nicht nach der Maſtung.
Ein Narr iſt genug im Haus,
Sonſten muß der Kluge hinaus.
Kein Narr war je ſo dumm, er fand Einen, der ihn für klug hiel
Wären wir alle geſcheidt, ſo gält ein Narr hundert Thaler.
Zwei Narren unter Einem Dach und zwei Töpfer in Einem Do
vertragen ſich nicht.
Was Narren loben, das iſt getadelt.
Wenn die Narren kein Brot äßen, wäre das Korn wohlfeil.
Narren ſoll man nicht auf Eier ſetzen.
Wo drei ſind, muß einer der Narr ſein.
Narren reden was ihnen einfällt.
Ein Narr kann mehr fragen als ſieben Weiſe antworten.
Der Narr hat Vortheile in allen Landen.
Es iſt kein Narr, er iſt ſeines Vortheils geſcheidt.
Mit einem Narren läßt ſich kein Kind taufen.
Den Narren bringt ſein eigen Glück um.
Es iſt beſſer mit 'nem ganzen Narren handeln, denn mit 'nem halbe
Wer mit Narren zu Bette geht, ſteht mit Narren auf.
Der Narren Glück, ihr Unglück.
Ein Narr lobt den andern.
Ein Narr, der fragen darf, ſieht geſcheidter aus als ein Geſcheid
der antworten muß.
Wenn man einen Narren im Mörſer zerſtieße, ſo ließe doch ſe
Narrheit nicht von ihm.
Beſſer ein witziger Narr, als ein närriſcher Witzling.
Den Narren wäre zu helfen, wenn man die rechte Ader träfe.
Alte Narren, wenn ſie gerathen, ſind beſſ're Narren als andre Narr
Es ſind nicht alle Narren, die nicht in den Rath gehen.
Narren muß man mit Kolben lauſen.
Narren bedürfen der Schellen nicht, man kennt ſie an ihren Sitt
Wollt ihr einen Narren haben, ſo laßt ihn euch von Eiſen machen
Eines Narren Bolzen ſind bald verſchoſſen.
Nach der That finden auch Narren Rath.
Ein Narr läßt ſich nicht rathen.
Mit Narren iſt ſchlimm ſpaßen.
Ein Narr macht zehn Narren.
Es ſind nicht alle Narren geſchoren.
Jedem Narren gefällt ſeine Kappe.
Wer einen Narren ſchickt, dem kommt ein Thor wieder.



Die gelehrten Narren ſind über alle Narren.
Wenn die Narren zu Markte gehen, löſen die Krämer Geld.
Wer 'nen Narren haben will, der kaufe Zwei, ſo hat er einen zum beſten.
Narren wachſen unbegoſſen.
Gäb' es keine Narren, ſo gäb' es keine Weiſen.
Verbirgt ſich der Narr auch hinter der Thür,
Er ſteckt die Ohren doch herfür.
Zuviel Weisheit iſt Narrheit.
Wäre Narrheit ein Zipperlein, man würde wenig beim Tanze ſeh'n.
Die Narrheit geht um den Erdkreis wie die Sonne.
Narren haben mehr Glück als Recht.
Narren-Hände beſchmieren Tiſch und Wände.
Narren-Haut läßt ſich nicht flicken.
Narren-Schiff fährt aller Ecken an.
Narren-Spiel will Raum haben.
Keiner iſt ſo klug, daß er nicht ein wenig Narrheit übrig hätte.
Die Narrenſchellen klingen Vielen beſſer als Kirchenglocken.
Mancher läßt ſich die Narrenſchuhe mit Eiſen beſchlagen.
Jedem gefällt ſeine Weiſe wohl,
Drum iſt das Land der Narren voll.

Naſchen macht leere Taſchen.
Naſe lang und ſpitzes Kinn,
  Da ſitzt der lebendige Satan drin.
Zupfe dich bei deiner Naſe.
Erſt Näschen haben, dann Prieschen nehmen.
Natur zieht ſtärker denn ſieben Ochſen.
Natur überwindet Gewohnheit.
Was die Natur dem Hahn am Kamme nimmt, giebt ſie ihm a
  Schwanze.
Natur begehrt wenig, Wahn viel.
Natur iſt die beſte Lehrmeiſterin.
Die Natur läßt ſich biegen, aber nicht brechen.
Die Natur hängt Jedem eine Schelle an.
Was ſich neckt, das liebt ſich.
Nehmen und verheißen iſt adeliſch, geben und halten iſt bäueriſch.
Nehmen iſt das ſüßeſte Handwerk.
Wer nicht nehmen will, braucht auch nicht zu geben.
Neid iſt des Glücks Gefährte.
Neid iſt dem Menſchen, was Roſt dem Eiſen.
Wer neidet, der leidet.
Neid neidet ſeinen eigenen Herrn.
Neid frißt nichts Schlechtes.
Lieber Neider denn Mitleider.
Willſt du ſein ohn' Neides Tück,
  Sage Niemandem dein Glück.
Wenn Neid brennte wie Feuer,
  Wär's Holz nicht ſo theuer.
Neid iſt zu Hof geboren, im Kloſter erzogen und im Spitale b
  graben.
Auf der Neige iſt nicht gut ſparen.
Was auf die Neige geht, wird gern ſauer.
Was eine Neſſel werden will, brennt bei Zeiten.
Neſſeln brennen Freund und Feind.
Am Neſte kann man ſehen, was für'n Vogel drin wohnt.
Wie's zu Neſte geht, alſo brütet es Junge,
Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne.
Immer was Neues, ſelten was Gutes.
Der Neugierigen Gilde
  Führt Böſes im Schilde.
Neukommen, willkommen.
Neutral will auf Eiern gehen und keines zertreten.
Der Neutrale wird von oben begoſſen, von unten geſengt.
Mit Nichts kann man kein Haus bauen.

Es iſt Nichts ſo fein geſponnen,
Endlich kommt an's Licht der Sonnen.
Wo Nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren.
Nichtsthun, lehrt Uebelthun.
Mit Nichts bereitet man ſich gut auf die Faſten.
Was nichts nützet iſt geſchenkt zu theuer.
Niemand iſt klug genug um ſich ſelbſt zu rathen.
Der liebe Niemand iſt an Allem ſchuld.
Niemand kann zweien Herren dienen.
Niemand hat ſich über's Meer zu beklagen, der zum zweiten Male Schiffbruch litt.
Niemand kann zugleich blaſen und ſchlucken.
Sag Niemandem wer Er iſt, ſo ſagt man Dir nicht, wer du biſt.
Niemand kann wohl Herr ſein, er ſei denn vorher Diener geweſen.
Man kann Niemand ins Herz ſehen.
Niemand lebt nur ſich ſelbſt.
Es iſt Niemand ſo alt, daß er nicht noch etwas lernen könnte.
Niemand lebt vom Ueberfluß.
Sanct Niklas beſcheert die Kuh, aber nicht den Strick dazu.
Nimm, was dir werden mag, das Andere laß fahren.
Nimms zweifach, wenn's einfach zu lang iſt.
Ein: „Nimm hin" iſt beſſer, denn zehn: „Helf Gott!"
Nimmer thun iſt die beſte Buße.
Dreizehn Nonnen, vierzehn Kinder.
Die Nonnen faſten, daß ihnen die Bäuche ſchwellen.
Nonnen decken ſich gern mit fremder Kutte.
Geiſtlich um den Kopf, weltlich um den Bauch,
War von Alters her junger Nonnen Brauch.
Nonnenf . . . . ſind des Teufels Blasbälge.
Noth lehrt beten.
Noth bricht Eiſen.
Noth hebt einen Wagen auf.
Noth lehrt viele Künſte.
Noth und Tod kommen zu Jungen und Alten.
Noth lehrt den Bären tanzen.
Noth kennt kein Gebot.
Noth geht nicht irre.
Noth hat keinen Feiertag.
Je größer die Noth, je näher Gott.
Kommt man aus der Noth, ſo kommt der Tod.
Zur Noth iſt Niemand arm.
In der Noth muß man das Schaam-Hütchen abziehen.



Wenn die Noth am größten, iſt die Hilf am nächſte
Noth macht erfinderiſch.
Noth lehrt ein alt Weib traben.
Noth macht Füße.
Wem man ſeine Noth klagt, der iſt ſattſam gebeten.
Eine Nothlüge ſchadet nicht.
Aus der Noth muß man eine Tugend machen.
Was der Nüchterne denkt, das ſagt der Volle.
Nürnberger Witz und künſtliche Hand
  Finden Wege durch alle Land.
Nach dem Nürnberger Recht muß der die Prügel behalten, der
    kommen hat.
Die Nürnberger hängen den Dieb nicht eher als bis ſie ihn he
Wer koſten will die ſüße Nuß,
  Die harte Schaal erſt knacken muß.
Unter Nußbäumen und Edelleuten kommt kein gut Kraut auf.
Harte Nuß und ſtumpfer Zahn,
  Junges Weib und alter Mann
  Zuſammen ſich nicht einen wohl,
  Seines gleichen Jeder wählen ſoll.
Den Nußbäumen und Narren ſind Kolben die beſten Salben
Nutzen iſt der größte Reichthum.

Nichts iſt nutz, es ſei denn ehrlich.
Was nichts nutz iſt, iſt nicht recht.
Wie ein Ding nutzet,
  Wird es geputzet.
Oben aus und nirgend an,
  Hat wohl ſelten gut gethan.
Verbotnes Obſt iſt ſüß.
Spät Obſt liegt lange.
Den Ochſen beim Horne, den Mann beim Worte, die Frau beim Rocke.
Den Ochſen muß man ſchön aus dem Wege gehn.
Hat ein Ochſe Rindes Sitt,
  Das iſt großes Wunder nit.
Alte Ochſen treten hart.
Wer mit Ochſen fährt, kommt auch zu Markte.
Man kauft den Ochſen nicht theuer, weil er bunt iſt.
Dem Ochſen, der da driſcht, ſollſt du das Maul nicht binden.
Müde Ochſen treten übel.
Wer mit jungen Ochſen pflügt, macht krumme Furchen.
Wo keine Ochſen ſind, iſt die Krippe rein.
Verſchüttet Oel iſt nicht gut aufgehoben.
Der Oelberg iſt ſchmerzlicher als das Kreuz.
Man ſucht keinen hinterm Ofen, man ſei denn vorher ſelber dahinter geweſen.
An großen Oefen iſt gut wärmen.
Ofen, Bett und Kanne
  Sind gut dem alten Manne.
Den Ofen heizt man nur, daß er wieder wärme.
Oft ſchießen trifft das Ziel.
Man kann viel hören, eh ein Ohr abfällt.
Man lernt mehr mit den Ohren als mit den Augen.
Zartem Ohre halbes Wort.
Wer Ohren hat zu hören, der höre.
Ein offenes Ohr kann Jeder haben.
Ordnung hat Gott lieb.
Ordnung hilft haushalten.
Ordnung erhält die Welt.
Es iſt kein Ort,
  Er verräth den Mord.
An den Ort, wo ich gerne bin,
  Zieht man mich an ein'm Härchen hin.
Oſt, Süd, Weſt,
  Daheim iſt am beſt!

Wenn Oſtern auf 'nen Sonntag fällt, iſt jedes Kind ſeines Vaters.
Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich.
Pantoffelholz ſchwimmt immer oben.
Kein Panzer hilft wider den Galgen.
Wer ſich fürchtet, zieht den Panzer an.
Wer den Papſt zum Vetter hat, kann bald Kardinal werden.
Der Papſt frißt Bauern, ſäuft Edelleute und ſch . . ßt Mönche.
Je näher dem Papſt, deſto ſchlimmere Chriſten.
Wo der Papſt iſt, da iſt Rom.
Es kann nur Einer Papſt ſein.
Was der Paſter nicht will, nimmt der Küſter gerne.
Unmäßiger Patient macht unbarmherzigen Arzt.
Schlägt Paul nur erſt einen Haken ein,
  Klimmt Hans am Strick in den Mond hinein.
Wer Pech angreift, beſudelt ſich.
Mit eigner Peitſche und fremden Roſſen iſt gut fahren.
Waſch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß.
Petri Schlüſſel flüchtet unter Pauli Schwert.
Sobald Petrus zu Hof kam, ward er ein Schalk.
Was der Pfaff mit der Zunge und der Soldat mit dem Schwerte gewinnt, das faſelt nicht.
Pfaffen ſegnen ſich zuerſt.
Kannſt du nicht Pfaff werden, ſo werde Küſter.
Was Pfaffen beißen und Wölfe, iſt ſchwer zu heilen.
Jeder Pfaff lobt ſein Heiligthum.
In jedem Pfäfflein ſteckt ein Päpſtlein.
Der Pfaffe lebt ein Jahr nach ſeinem Tode.
Es iſt nicht Noth, daß die Pfaffen heirathen, ſo lange die Bauern Weiber haben.
Pfaffengierigkeit und Gottes Barmherzigkeit dauern in Ewigkeit.
Pfaffenkinder und Müllerküh, wenn ſie gerathen, iſts gutes Vieh.
Der Pfaff liebt ſeine Heerde, doch die Lämmlein mehr als die Widder.
Pfaffenknechte eſſen mit Schweiß,
  Von Arbeit werden ſie nicht heiß.
Pfaffenköchin ſagt zuerſt: ,,des Herrn Küche;'' dann ,,unſre Küche;'' zuletzt: ,,meine Küche!'' — dann hat der Pfaff bei der Köchin gelegen.
Pfaffenkohl ſchmeckt wohl.
Pfaffentrug und Weiberliſt, geht über alles, wie ihr wißt.
Pfaffenſchnitzel ſind die beſten.
Kein Pfaffenrock ſo heilig, der Teufel ſchlupft hinein.
Es iſt ein gut Pfand, das ſeinen Herrn löſet.
Ein ſchlimmes Pfand, das ſeinen Herrn bezwingt.

Der Pfarrer baut den Acker Gottes, der Arzt den Gottesacker.
Erſt die Pfarre,
Dann die Knarre.
Wo man hin pfarret,
Wird man verſcharret.
Was der Pfau am Kopfe zu wenig hat, hat er am Schwanze zu viel.
Wenn man den Pfau lobt, breitet er den Schwanz aus.
Mein Pfeffer iſt ſo gut, wie dein Syrup.
Wer Pfeffer genug hat, der pfeffert auch ſeinen Brei.
Mit dem Pfeiflein gewonnen, mit dem Trommlein verthan.
Das Pfeiflein muß lauten wohl,
So man Vögel fangen ſoll.
Haſt du nicht Pfeile im Köcher, ſo miſche dich nicht unter die Schützen.
Ein Pfeil dringt auch wohl durch 'nen Harniſch.
Vorgeſehenem Pfeile kann man ausweichen.
Man muß nicht alle Pfeile zumal verſchießen.
Der eine fidert die Pfeile, der andere verſchießt ſie.
Ein Pfennig mit Recht iſt beſſer, denn tauſend mit Unrecht.
Ein erſparter Pfennig iſt zweimal verdient.
Wer den Pfennig nicht ehrt,
Iſt des Thalers nicht werth.
Ein ungerechter Pfennig frißt zehn andere.
Böſer Pfennig kommt immer wieder.
Erſparter Pfennig iſt ſo gut wie der erworbene.
Ein Pfennig iſt eben ſo bald erſpart denn gewonnen.
Wer denn Pfennig nicht achtet, gelangt auch nicht zum Thaler.
Erbettelter Pfennig iſt beſſer denn geſtohlener Thaler.
Der Pfennig gilt nirgend mehr, als wo er gemünzt iſt.
Drei Pfennige muß ein guter Hausvater haben: einen Zehr-, Ehr- und Noth-Pfennig.
Mit dem Pfennig fängt man an zu ſpielen.
Mein Pfennig iſt deines Pfennigs Bruder.
Wenn der Pfennig läutet, läuft Jeder zur Kirche.
Ein Pfennig klingt nicht.
Das Pferd will wohl den Haber, aber nicht den Sattel.
Das Pferd, das den Haber verdient hat, kriegt ihn nicht.
Das Pferd beim Zaume, den Mann beim Worte.
Wer ein ſchelmiſch Pferd hat, vertauſcht es ſeinen Freunden.
Buntes Pferd verkauft man gern.
Wer weiter will, als ſein Pferd kann, der ſitze ab und gehe zu Fuß.
Strauchelt doch auch ein Pferd und hat vier Beine.

Pferde freſſen einen Mann,
Der ſie mit Rath nicht halten kann.
Mit böſen Pferden bricht man das Eis.
Neben dem Pferd gegangen iſt nicht geritten.
Das Pferd ſtirbt oft, ehe das Gras wächſt.
Ein ſchlecht Pferd, das ſein Futter nicht verdient.
Klein Pferd, kleine Tagreiſe.
Langes Pferd, kurzer Ritt.
Raſches Pferd kam oft krank zu Hauſe.
Williges Pferd ſoll man nicht treiben.
Mancher, der nie ein Pferd beſtieg, ſinget doch ein Reiterlied.
Wer ſein eigen Pferd reiten will, muß ſeinen eigenen Hab
tern.
Dein Pferd, dein Schwert und dein Weib leih nicht her.
Auf ein ungezähmt Pferd gehört ein alter Reiter.
Das Pferd, das am beſten zieht, bekommt die meiſten Schläge.
Fremde Pferde laufen ſchnell.
Naſſe Pfingſten, fette Weihnachten.
Pfirſchbaum und Bauernregiment wächſt ſchnell, nimmt bald ein
Eine Pflanze oft verſetzt, gedeiht nicht.
Legſt du die Hand an den Pflug, ſo ſiehe nicht hinter dich.
Pflügen und nicht ſäen, leſen und nicht verſtehen, iſt halb
geben.
Wers mit dem Pförtner hält, findet bald Einlaß.
Uebler Pförtner, ſo alles einläßt.
Ein Pfund Federn wiegt ſo ſchwer als ein Pfund Blei.
Wenn der Pfuſcher ißt ſein Brot,
Muß der Künſtler leiden Noth.
Guter Pietiſt fauler Chriſt.
Bittere Pillen vergoldet man.
Jeder Platz ſeinen Schatz, jeder Ort ſeinen Hort.
Plündern macht nicht reich.
Des Pöbels ſchlechte Sitten machen gut Geſetz.
Der Pöbel macht die Herren weiſe.
Wer dem Pöbel dient, hat 'nen ſchlechten Herrn.
Dem Pöbel weicht auch der Teufel.
Bei guten Tagen und Wein will das Podagra ſein.
Bachus der Vater, Venus die Mutter, Zorn die Hebamm', erz
das Podagram.
Fürs Podagra hilft kein Schuh.
Es iſt nicht gut, der Poet im Dorfe zu ſein.
Polen iſt der Bauern Hölle, der Juden Paradies, der Bürger
feuer, der Edelleute Himmel und der Fremden Goldgrube.

Ein Pole würde eher am Sonntag ein Pferd ſtehlen, als am Freitag Milch oder Butter eſſen.
Pracht macht keinen ehrlich.
Großer Prahler, ſchlechter Zahler.
Groß Geprahl, ſchlechter Biſſen.
Golden die Praxis, hölzern die Theorie.
Viel Predigen macht den Leib müde.
Prediger habens Gehalt fürs Predigen, nicht fürs Thun.
Kurze Predigt, lange Bratwurſt.
Auf den Prieſter folgt der Küſter.
Prieſter bete, Fürſt vertrete, Bauer jäte.
Der Prieſter Zänkerei, des Teufels Jubilei.
Prieſterkinder, Müllerrinder, Bäckerſchwein wollen gut gefüttert ſein.
Probiren geht über Studiren.
Probiren macht gelüſtige Leute.
Probiren macht die Jungfern theuer.
Wer einen Proceß um eine Henne hat, nehme lieber das Ei dafür.
Den Proceß mit Wein begießen hilft.
Kleiner Profit und oft, iſt beſſer wie großer und ſelten.
Die alten Propheten ſind todt, den neuen glaubt man nicht.
Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in ſeinem Vaterlande.
Prüfet Alles und das Beſte behaltet.
Wer keinen Prügel hat, muß mit Bratwürſten um ſich werfen.
Wer dem Publikum dient, iſt ein armes Thier; er quält ſich ab, Niemand bedankt ſich dafür.
Lange Qual iſt bittrer Tod.
Der Raben Bad und der Huren Beichte ſind unnütz.
Wo der Rabe ſitzt aufm Dach und der Fuchs vor der Thür,
  Da hüte ſich Roß und Mann dafür.
Raben zeugen keine Tauben,
  Dornen bringen keine Trauben.
Die Raben müſſen einen Geier haben.
Erziehſt du dir einen Raben,
  So wird er dir die Augen ausgraben.
Rache iſt neues Unrecht.
Rache bleibt nicht ungerochen.
Rache macht ein kleines Recht zum großen Unrecht.
Das ſchlechteſte Rad am Wagen knarrt am meiſten.
Ungeſchmierte Räder knarren.
Raſt giebt Maſt.
Raſt ich, ſo roſt ich.
Guter Rath kommt über Nacht.
Zum Rath weile, zur That eile.

Rath nach der That kommt zu ſpat.
Guter Rath kommt nie zu ſpat.
Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen.
Rath iſt beſſer denn Glück.
Guter Rath iſt Goldes werth.
Rathen iſt oft beſſer denn fechten.
Wer Rath begehrt, dem iſt zu helfen.
Guten Rath muß man nicht ausbieten wie ſaures Bier.
Rathen iſt wie Scheibenſchießen.
Im Rathen ſieh mehr auf den Schwanz als auf den Schnabel.
Im Rathen habe die Wände Ohren.
Wer nicht ſelbſt weiß ſich zu rathen,
  Schau was Andre vor ihm thaten.
Wer ſich nicht läßt rathen, ſitzt am Tiſch und verſchläft den Braten
Wer rathet, giebt nichts.
Guten Rath ſoll man nicht auf alle Märkte tragen.
Jäher Rath kommt zu früh.
Alle wiſſen guten Rath, nur der nicht, der ihn nöthig hat.
Zu viel Rath iſt Unrath.
Rathen iſt leichter denn helfen.
Rathen iſt nicht zwingen.
Mit Vielen in den Krieg, mit Wenigen in den Rath.
Rathen und Ueberreden ſtehen nicht gut bei einander.
Der Rath muß unter den Händen wachſen.
Wenn es gut geht, ſind Alle gute Rathgeber.
Nach dem Rath greif zur That.
Wo Rauch iſt, muß auch Feuer ſein.
Man leidet den Rauch des Feuers wegen.
Der Rauch in meinem Hauſe iſt mir lieber als des Nachbars Feue
Je mehr der Rauch aufſteigt, deſto mehr verfliegt er.
Kleiner Rauch beißt nicht.
Ein räudiges Schaaf ſteckt die ganze Heerde an.
Wer ſich zu Räudigen hält, wird ſelber krätzig.
Der Raupen wegen muß man den Baum nicht umhauen.
Beſſer ein Rauſch denn ein Fieber.
Seit der Rauſch aufgekommen iſt, ſäuft ſich Keiner mehr voll.
Wer niemals einen Rauſch gehabt, der iſt kein braver Mann.
Reben können den Bauer ausziehen, aber auch wieder anziehen.
Reben laſſen einen fallen bis an den Rhein, aber nie ganz hinein.
Der Rebe und der Geiß
  Wirds nicht leicht zu heiß.
Richtige Rechnung macht gute Freundſchaft.
Was hilft richtige Rechnung, wenn man ſchlecht bezahlt.

Kurze Rechnung, lange Freundſchaft.

Thue Recht, ſcheue Niemand.

Das Recht iſt für Wachende, das Glück für Schlafende.

Das Recht wird weder weiter noch enger.

Das Recht wäre wohl gut, wenn man's nicht krumm machte.

Das Recht hat eine wächſerne Naſe.

Das Recht iſt wohl ein guter Mann, aber nicht immer der Richter.

Wer Recht fordert, muß auch Recht pflegen.

Wer recht thut, wird Recht finden.

Recht gethan iſt Viel gethan.

Recht thun
Läßt ſanft ruhn.

Recht find't allezeit ſeinen Knecht.

Wer Recht nicht will leiden, darf über Gewalt nicht klagen.

Das Recht iſt des Stärkſten.

Was Einem Recht iſt, iſt dem Andern billig.

Was Einem Recht, iſt Allen Recht.

Man könnte den Leuten nicht recht thun, wenn man ſich die Naſe abbiß.

Was Recht iſt, gefällt Jedermann.

Gut Recht bedarf oft guter Hilfe.

Zuviel Recht iſt Unrecht.

Recht bleibt Recht, ſo man's nicht verdreht.

Eben recht iſt weder eng noch weit.

Wers allen recht machen kann, iſt noch nicht geboren.

Laß deine Rechte nicht wiſſen, was deine Linke thut.

Recht ſcheidet wohl, aber es freundet nicht.

Rechten iſt bös, wo Gewalt Richter iſt.

Rechten und Borgen
Macht Kummer und Sorgen.

Die Rechtlichkeit und der Palm-Eſel kommen jährlich nur einmal ans Licht.

Freche Rede, zage That.

An der Red erkennt man den Mann.

Reden iſt leichter als thun, und verſprechen leichter als halten.

Wüſte Reden, wüſte Ohren.

Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold.

An der Red erkennt man Thoren,
Wie den Eſel an den Ohren.

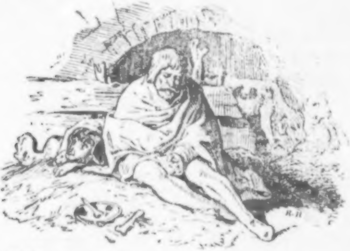
Rede wenig, rede wahr;
Zehre wenig, zahle baar.

Wer redet, was er will, muß hören, was er nicht will.

Geredt iſt geredt, man kanns mit keinem Schwamme abwiſchen.

Wie Einer redet, ſo iſt er.
Reden kommt von Natur, Schweigen vom Verſtande.
Die Redlichkeit lobt Jedermann,
  Und doch läßt man ſie betteln gahn.
Keine Regel ohne Ausnahme.
Auf Regen folget Sonnenſchein.
Kleiner Regen macht auch naß.
Wer dem Regen entlaufen will, fällt oft ins Waſſer.
Ein kleiner Regen legt großen Wind.
Wenns wohl ſteht, ſind wir Alle gute Regenten.
Wenig Regieren macht guten Frieden.
Regiment lehrt regieren.
Reiche eſſen, wann ſie wollen; Arme, wann ſie was haben.
Die Reichen haben den Glauben in der Kiſte.
Reicher Demuth meinet Gott,
  Armer Hofart iſt ein Spott.
Wer reich werden will, muß ſeine Seele hinter die Kiſte werfen.
Wer einem Reicheren ſchenkt, giebt dem Teufel zu lachen.
Reich iſt genug, wer ſich genügen läßt.
Stirbt der Reiche,
  So geht man zur Leiche,
  Stirbt der Arme,
  Daß Gott erbarme.
Je reicher, je kärger; ſo ſchnöder, ſo ärger.
Es war Keiner je ſo reich, in Gedanken bin ich ihm gleich.
Wie einer reich wird, ſo ſpart er.
Reiche ſteckt man in die Taſche,
  Arme ſetzt man in die Aſche.
Reichen giebt man, Armen nimmt man.
Wer jählings reich wird, nimmt kein gut Alter.
Die Reichen wiſſen nicht, wie dem Armen zu Muthe iſt.
Ein Reicher iſt ein Schelm oder eines Schelmes Erbe.
Reichthum hat Adlersfedern und bleibt an keinem Ort.
Kleiner Reichthum iſt groß, ſo man's zuſammenhält.
Reichthum ſei wie des Bäckers Schurz:
  Nicht zu lang und nicht zu kurz.
Reichthum vergeht,
  Kunſt beſteht.
Reif und Regen begegnen ſich auf den Stegen.
Was bald reif wird, wird bald faul.
Was bald reif,
  Hält nicht ſteif.
Reim dich, oder ich freſſe dich

Rein und ganz,
  Des Armen Glanz.
Halt dich rein, achte dich klein,
  Sei gern allein, mit Gott gemein.
Reinlichkeit iſt halbes Futter.
Reinlichkeit iſt keine Hofart.
Wer reiſet, weiß wohl wie er ausfährt, aber nicht wie er heimkehrt.
Reiſen wechſelt das Geſtirn,
  Aber weder Kopf noch Hirn.
Wenn Jemand eine Reiſe thut, ſo kann er was erzählen.
Viel Reislein zuſammen machen einen Beſen.
Junge Reiſer pfropft man nicht auf alte Stämme.
Zum Reiten gehört mehr denn ein Paar Stiefeln.
Reiter-Zehrung ſchadet nicht, wenn man zu Fuße trabt.
Der Reiter duldet kalt und naß;
  Der Schreiber lobt ſein Dintenfaß.
Ein guter Reiter füttert eh er tränkt.
Reue kommt nach, wie der hinkende Bote.
Späte Reu,
  Macht Schaden neu.



eu, des Herzens Arznei.
h Einer über den Rhein ſchwimmt, ertrinken Zehne.
er Rhein trägt keine leeren Leute.
ichter ſollen zwei gleiche Ohren haben.
chtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.

An kleinen Riemen lernen die Hunde kauen.
Rips, Raps, in meinen Sack,
Der Andre habe was er mag.

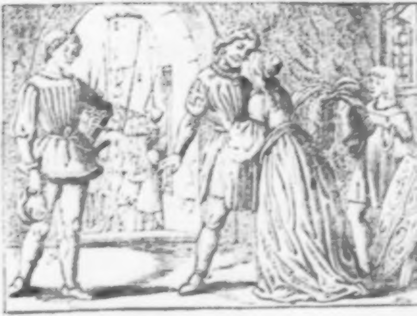
Ritterſchaft will Arbeit haben.
Begehre des Rocks, es wird dir dennoch kaum das Hemde.
Was du am Rocken haſt, mußt du abſpinnen.
Wer im Rohr ſitzt, hat gut Pfeifen ſchneiden.
Alte Röhren tropfen gern.
Rom ward nicht in Einem Tage gebaut.
Es müſſen gar Viele leben, die nimmer nach Rom kommen.
In Rom kann man mit einer Zipfelmütze bis an die Hölle grab
Wer das erſte Mal gen Rom zeucht, ſucht einen Schalk; das
Mal findet er ihn; das dritte Mal bringt er ihn mit.
In Rom iſt alles um Gold feil.
Hüte dich vor Rom, wenn du fromm bleiben willſt.
Roſen und Jungfern ſind bald verblättert.
Keine Roſen ohne Dornen.
Muthigem Roß gehört ſtarker Zaum.
Gemiethet Roß und eigene Sporen machen kurze Meile.
Wer ein Roß reitet, erkennt ſeine Art.

An kurzen Roſſen und langen Stieren
Iſt nichts zu verlieren.
Unwilligem Roß muß man die Sporen geben.
Wenn mans Roß nicht ſchlagen darf, ſchlägt man auf den Sattel.
Roſt frißt Eiſen,
Sorge den Weiſen.
Ein Rother traut dem andern nicht.
Rüben in die Bauern, Heu in die Ochſen.
Hinterm Rücken iſt gut fechten.
Ruhe iſt der Arbeit Tagelohn.
Aus zuviel Ruh kommt Unruh.
Ruhe und Raſt
Iſt halbe Maſt.
Wer will haben gute Ruh,
Der höre, ſeh und ſchweig dazu.
Draußen Ruhm erlangen, bedarf Schnaufens.
Eigner Ruhm iſt Neides Sonne.
Die Ruthe macht aus böſen Kindern gute.
Je ſchärfer die Ruthe, je beſſer das Kind.
Viel Rutſchen macht dünne Hoſen.
Guter Saamen geht bald auf.
Was man an der Saat ſpart, verliert man an der Ernte.
Frühe Saat trügt oft, ſpäte ſelten.
Wie die Saat, ſo die Ernte.
Wegen dicker Saat darf Niemand ſeine Scheuer größer bauen.
Säen muß man mit der Hand nicht mit dem Sacke.
Wie man ausſäet, ſcheuert man ein.
Der Sache Feind, der Perſon Freund.
In eigenen Sachen iſt Niemand geſcheidt genug.
Viel Säcke ſind des Eſels Tod.
Grobe Säcke näht man nicht mit Seide.
Wenn der Sack voll iſt, bindet man ihn zu.
Es iſt alles verloren, was man in alte Säcke ſchüttelt.
Wenn der Sack voll iſt, ſtrotzt er ſich auf.
Es denkt Jeder in ſeinen Sack.
Man ſchlägt auf den Sack und meint den Müller.
Wen man im Sacke findet, den ſchüttelt man heraus.
Wer den Anderen vermag,
Der ſteckt ihn in den Sack.
Ein leerer Sack ſteht nicht aufrecht.
Ein Sack voll Flöhe iſt leichter zu hüten wie ein Weib.
Trage Jeder ſeinen Sack zur Mühle.
Sagen und Thun iſt zweierlei.

Sage nicht Alles was du weißt;
  Glaube nicht Alles was du hörſt;
  Thue nicht Alles was du kannſt.
Wenn man die Saite zu hoch ſpannt, ſo reißt ſie.
Ein Trunk auf Salat
  Schadet dem Doctor einen Ducat;
  Ein Trunk auf ein Ei
  Schadet ihm zwei.
Salz und Brot
  Macht die Wangen roth.
Traue Keinem, du habeſt denn einen Scheffel Salz mit ihm gegeſſen.
Sei ſparſam im Salzen,
  Doch nicht im Schmalzen.
Sammet und Seide auf dem Leibe, löſchen das Feuer auf dem Heerd
    aus.
Man muß ſammeln, wenn die Ernte da iſt.
Sanftmuth macht alles gut.
Sänger, Buhler und Poeten lügen viel.
Ein Satter glaubt dem Hungrigen nicht.
Der Satte mag nicht wiſſen, wie dem Hungrigen zu Muthe iſt.
Jede Sau hat ihren Martins-Tag.
Der faulſten Sau gehört allweg der größte Dreck.
Die Sau weiß nicht, wovon ſie fett wird.
Die Sau giebt nicht Wolle wie ein Schaf.
Es iſt nicht Noth, daß man die Sau ſcheere, weil man ſie brühen kann.
Sauer ſehen hilft nicht.
Sauer macht luſtig.
Was nicht ſauert, ſüßt nicht.
Ein wenig Sauerteig durchſäuert den ganzen Teig.
Wer allzeit ſäuft und allzeit ſchlemmt,
  Behält zuletzt kein ganzes Hemd.
Wo Saufen eine Ehre iſt, iſt Kotzen keine Schande.
Unter Säufern wird man ein Schlemmer.
Wer ſich zum Schafe macht, den freſſen die Wölfe.
Der geduldigen Schafe gehen viel in einen Stall.
Das Schaf trägt ſich ſelber keine Wolle.
Das freie Schaf frißt der Wolf.
Die gezählten Schafe frißt der Wolf auch.
Schäfer und Schinder
  Sind Geſchwiſterkinder.
Scham iſt der Armen Unglück.
Scham iſt der Armen Gram.
Wo Scham iſt, iſt Tugend.

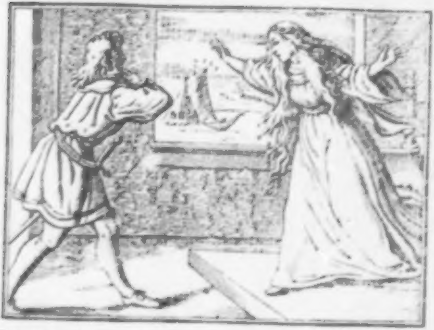
Wo keine Scham iſt, iſt auch keine Ehre.
Scham hindert Schande.
Wer ſich nicht ſchämt, wird nicht zu ſchanden.
Schämen iſt für Vieles gut.
Weß du dich ſchämſt, das thu nicht.
Schaden, Sorge, Klage
  Wachſen alle Tage.
Schaden macht Manchen klug, aber Niemand reich.
Durch Schaden wird man klug; iſt aber ein theures Lehrgeld.
Beſſer durch Schaden klug werden als durch Schande.
Beſſer heimlicher Schaden als offene Schande.
Aus dem Schadl wird ein Schaden, wenn man nicht bei Zeiten wehrt
Des Einen Schaden iſt des Andern Nutzen.
Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen.
Aus fremdem Schaden iſt wohlfeil klug werden.
Alte Schaden brechen leicht auf.
Schaden kann Jeder, aber nicht Jeder nützen.
Der Schadenfrohe löſcht keinen Brand.
Wer will ſtehlen und nicht hangen,
  Der laſſe ſich zu Schafhauſen fangen.
Jeder trägt ſeinen Schalk im Buſen.
Kein Schalk iſt ſo verlogen,
  Er wird wohl ſelbſt betrogen.
Ein Schalk macht den andern.
Einem Schalk brennt man zwei Lichter, dem Frommen kaum eins.
Je ärger der Schalk, je größer das Glück.
Wer einen Schalk fangen will, muß einen Schalk hinter die Thür ſtellen.
Wer ſich auf die Schalkſeite legen will, dem muß man das Lager darnach machen.
Wer als Schalk ins Kloſter geht, kommt als Bube wieder heraus.
Wer den Schalk verbergen kann,
  Iſt zu Hof ein weiſer Mann.
Wer ſich der Schande rühmt, iſt nicht der Ehren werth.
Ein Schand-Brocken iſt bald gegeſſen.
Wer ſich ſelbſt ſchändet, den lobt Niemand.
Sieh dich wohl für,
  Schaum iſt kein Bier.
Verborgener Schatz iſt nichts werth.
Verborgener Schatz liegt ſicher.
Vergrabener Schatz, verborgener Sinn,
  Iſt Verluſt ohne Gewinn.

Haſt du's nicht mit Scheffeln,
  So haſt's doch wohl mit Löffeln.
Die Scheide fürchtet keinen Degen



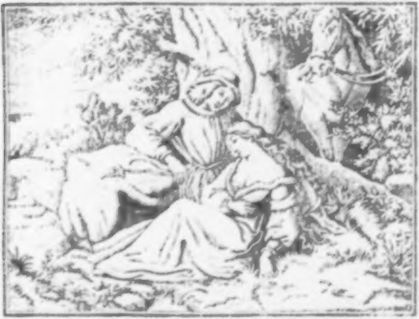
Scheiden und meiden thut weh.
Der Schein betrügt,
  Der Spiegel lügt.
Was nicht Scheite giebt, giebt Knüppel,
Es hat Jeder ſeine Schelle.
Ein Schelm giebt mehr als er hat.
Schelme haben ſüß Fleiſch.
Salbe den Schelm, ſo ſticht er dich; ſtich den Schelm, ſo ſalbt
  dich.
Es iſt leichter geſcholten, als vergolten.
Schelten ſteht übel, wo man helfen ſoll.
Schelten und Schlagen hat kein Recht.
Schelten in Noth
  Iſt Gräuel und Spott.
Der Schenke iſt geſtorben, der Wirth lebt noch.
Schenken reichet nicht.
Schenken hat keinen Boden.

Schenken und Wiederſchenken erhält die Freundſchaft.
Schenk iſt geſtorben und Gebhart verderben.
Hans Schenk hat Gunſt bei Hofe.



Scheiden bringt Leiden,
Wiederſehn Freuden.
Aus den Scherben erkennt man den Topf.
Aus Scherz kann leicht Ernſt werden.
Es iſt ein grober Scherz, der die Taſchen leert.
Wenn der Scherz am beſten iſt, ſoll man aufhören.
Im Scherz klopft man an, und im Ernſt wird aufgemacht.
Scherz ohne Salz iſt Bauernſchmalz.
Scherzen mit Maaßen wird zugelaſſen.
Beſſer Schielen als gar blind.
Nahe dran ſchießen hilft nicht, es gilt treffen.
Wer oft ſchießt, trifft endlich.
Wenns Schiff gut geht, will Jeder Schiffherr ſein.
Kommt das Schiff wohl zu Land, ſo war der Schiffer gut.
Das Schiff hängt mehr am Ruder, denn das Ruder am Schiff.
Das Schiff geht nicht immer ſowie der Steuermann will.
Lade nicht Alles auf Ein Schiff.

Die auf einem Schiffe zu See ſind gleich reich.
Kleine Schiffe müſſen ſich ans Ufer halten.
Wer nicht beten kann, werd ein Schiffmann.
Schickelmann wohnt am Wege.
Seinem Schickſal kann Niemand entgehen.
Schimpf ſoll haben Glimpf.
Schimpf will Schaden haben.
Wer ſchimpft, der hat verloren.
Beſſer ein alter Schinken denn ein unreifes Kalbfleiſch.
Wer viel ſchläft den ſchläfert viel.
Wer länger ſchläft, wie ſieben Stund,
  Verſchläft ſein Leben wie ein Hund.
Kein größerer Dieb als der Schlaf, er raubt das halbe Leben.
Eine Stunde Schlaf vor Mitternacht, iſt beſſer als zweie darnach.



Es ſchlafen nicht alle, welche die Augen zu haben.
Man ſchläft ſich nicht gelehrt.
Den Seinen giebt es Gott im Schlafe.
Ein gut Schlafen iſt ſo gut wie ein gut Eſſen.
Der ſchläft wohl, der nicht weiß, daß er hart liegt.
Wer ſchläft, der ſündigt nicht.

Kein Schlag zu viel, als der nebenbei fällt.
Schläge ſind behaltene Waare.
Vom Schlagen hat Niemand Vortheil als der Metzger.
Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben.
Alter Schlauch hält neuen Moſt nicht.
Schlecht iſt bald geſchliffen.
Schleicher kommt eben ſo weit wie Läufer.
Der Schleicher überwindet den Beißer.
Aus einem Schlecker wird ein armer Lecker.
Junger Schlemmer, alter Bettler.
Man macht kein Schloß für fromme Leute.
Mancher baut Schlöſſer in die Luft, der keine Hütte auf dem Lande
bauen könnte.
Die Schlüſſel hängen nicht alle an einem Gürtel.
Wer viele Schlüſſel trägt, der hat viele Kaſten aufzuſchließen.
Es iſt ſchwer verwahren, wo Jedermann den Schlüſſel dazu hat.
Der Schlüſſel, den man braucht, wird blank.
Schmeichler ſind Heuchler.
Schmeichler ſind wie Katzen,
Die vorne lecken und hinten kratzen.
Schmecke gut und währe lange.
Wo es ſchmerzt, da greift man hin.
Vor der rechten Schmiede wird man recht beſchlagen.
Schmidts Sohn iſt der Funken gewohnt.
Ein ſchlechter Schmidt, der den Rauch nicht vertragen kann.
Geh lieber zum Schmidt, als zum Schmidtchen.
Schmieren und ſalben hilft allenthalben.
Schmieren macht linde Leute.
Wer gut ſchmiert, der gut fährt.
Fällt der erſte Schnee in Dreck,
Iſt der Winter ein Geck.
's ſchadet nichts, ſagt der Schneider, wenn er die Hoſen verſchnitten,
nur neu Tuch her!
Die Schnecke trägt ihr Haus bei ſich, weil ſie den Nachbarn nicht traut.
Es iſt gut den Schnitt an fremdem Tuche lernen.
Schön und fromm ſtehen ſelten in einem Stalle.
Schön iſt, was ſchön thut.
Schönheit brockt man nicht in die Schüſſel.
Die Schönheit iſt ein guter Empfehlungsbrief.
Schönheit vergeht, Tugend beſteht.
Von der Schönheit kann man nicht leben.
Der Schönheit iſt nicht zu trauen.
Schönheit iſt kein Erbgut.

Von Schönheit hat man nicht gegeſſen,
  Doch iſt man gern bei ihr geſeſſen.
Die Schönſte putzt das Licht.
Der Schreiber ſetzt ſeine Seele ins Tintenfaß.
Schreiber und Studenten ſind der Welt Regenten.
Was man ſchreibt, das verbleibt.
Der größte Schritt iſt der aus der Thür.
Jeder weiß es am beſten, wo ihn der Schuh drückt.
Wirf die alten Schuhe nicht weg, ehe du neue haſt.
Alte Schuhe verwirft man leicht, alte Sitten ſchwerlich.
Wer auf die Schuhe hofft, die er erben ſoll, muß barfuß gehen.
Wer ſeine Schulden bezahlt, verbeſſert ſeine Umſtände.
Beſſer ohne Brot zu Bette gehn, als mit Schulden aufſtehn.
Schulden, Alter und Tod ſchleichen unverſehens ins Haus.
Für alte Schulden nimmt man Haferſtroh.
Beſſer alte Schuld denn alte Fehde.
Schuld tödtet den Mann.
Jeder muß der Natur ſeine Schuld bezahlen.
Böſe Schuldner kriechen ihren Weibern unter den Pelz.
Vornehme Schuldner, ſchlechte Zahler.
Man ſoll nicht aus der Schule ſchwatzen.
Fleißiger Schüler macht fleißige Lehrer.
Man findet mehr Schüler denn Meiſter.
Des Schulzen Kuh und eines Andern Kuh ſind zweierlei Kühe.
Es iſt dem Schulzen genug, daß er den Bauern vorgeht.
Weit davon iſt gut für den Schuß.
Wer mault mit der Schüſſel,
  Dem ſchadet's am Rüſſel.
Ungleiche Schüſſeln machen ſchielende Brüder.
Der erſte in die Schüſſel, der letzte heraus.
Gerade zu giebt gute Schützen.
Ein Schwabe hat kein Herz aber zwei Magen.
Die Schwaben werden erſt im vierzigſten Jahre geſcheidt.
Wenn dem Schwaben die Frau am Charfreitag ſtirbt, heirathet e
  noch vor Oſtern wieder.
Schwaben haben nur vier Sinne (ſie nennen riechen : ſchmecken).
Der Schwabe muß allzeit die Leber gegeſſen haben.
Ein Schwager und ein fahles Pferd,
  Wenn ſie beſtehen, iſts lobenswerth.
Schwäger ſind nie beſſre Freunde, als weit auseinander und ſelten beiſammen.
Der Schwäger Rath nimmer gut that.
Eine Schwalbe macht keinen Frühling.

Schwarz auf Weiß
  Behält den Preis.
Schweigen ſchadet ſelten.
Mit Schweigen verräth ſich Niemand.
Schweigen und Denken kann Niemand kränken.
Vom Schweigen thut dir die Zunge nicht weh.
Durch Schweigen verdirbt viel Freundſchaft.
Wer ſchweigt, bejaht.
Mit Schweigen verantwortet man viel.
Schweigen thut nicht allweg gut.
Viel Schweine machen den Trank dünne.
Man mäſtet das Schwein nicht um ſeinetwillen.
Jederman ein Ei,
  Dem frommen Schweppermann zwei.
Scharfe Schwerter ſchneiden ſehr,
  Scharfe Zungen noch viel mehr.
Ein Schwert wetzt das andere.
Ein Schwert erhält das andre in der Scheide.
Haſt du ein Schwert, ſo hab ich einen Degen.
Die beſte Schwieger, auf der die Gänſe weiden.
Die beſten Schwimmer ertrinken oft.
Gehe nicht tiefer ins Waſſer, als du ſchwimmen kannſt.
Schwören muß dem Krämer die Waare verkaufen.
Hoch ſchwören zeigt tiefes Lügen.
Wo du hörſt hohe Schwüre,
  Steht Lüge vor der Thüre.
Der Scylla entflieht man und in die Charybdis fällt man.
Sechſe treffen, ſieben äffen.
Lobe die See und bleib auf dem Lande.
Schöne Seelen finden ſich.
Sehen geht vor Hörenſagen.
Einmal ſehen iſt beſſer, denn zehnmal hören.
Dem Seiler geräth's am beſten, wenn's brav hinter ſich geht.
Langſam zum Seckel, hurtig zum Hute,
  Hilft gar manchem jungen Blute.
Geht der Seckel auf, ſo raucht die Küche.
Des Andern Segen iſt dem Neidiſchen ein Degen.
Selbſt gethan iſt bald gethan.
Selbſt iſt ein gut Kraut, wächſt aber nicht in allen Gärten.
Wenn man ſelbſt geht, betrügt einen der Bote nicht.
Was ſelten kommt, kommt wohl ſcharf.
Sequeſter machen leere Neſter.
Was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl.

Sicherheit iſt des Unglücks erſte Urſache.
Der Sieger ſchreibt den Frieden mit eiſernem Griffel.
Siehe nicht über dich, ſondern unter dich.
Vom Singen und vom Sagen läßt ſich nichts zu Tiſche tragen.
Wer im Singen zu hoch anfängt, kommt nicht aus.
Singe, ſo lernſt du ſingen.
Wer nicht ſingen kann, mag pfeifen.
Im ſiebenten Grade endet die Sippſchaft.
Wer wohl ſitzt, der rucke nicht.
Sitzeſt gut, ſo ſitze feſt, alter Sitz iſt ja der beſt.
Soldaten holen nur und bringen nichts.
Soldatentod iſt beſſer wie Bettelbrot.
Den Sommer ſchändet kein Donnerwetter.
Wer im Sommer die Kleider verthut, muß im Winter frieren.
Sommerroggen und Ziegenmiſt
  Laſſen den Ackersmann wie er iſt.
Wenn die Sonne aufgeht, wird es Tag.
Die Sonne hat noch keinen Bauer zum Lande hinaus geſchienen.
Wenn die Sonne vom Himmel fiele, ſäßen wie Alle im Dunkeln
Die Sonnenuhr zählt nur die heitern Stunden.
Sorge macht eher alt denn reich.
Zuviel Sorge zerbricht das Glas.
Sorgen macht graue Haare und altert ohne Jahre.
Sorg und Klage wächſt alle Tage.
Hundert Pfund Sorgen bezahlen kein Loth Borgen.
Sorge nicht für den andern Morgen.
Der Sorgenbrecher liegt im Keller.
Wo man zimmert fallen Spâne.
Spare in der Zeit, ſo haſt du in der Noth.
Sparen iſt ein großer Zoll.
Wer nicht ſpart zur rechten Zeit, darbet zur Unzeit.
Ein guter Sparer iſt gleich einem guten Gewinner.
Wer heute ſpart, hat morgen etwas.
Sparen iſt verdienen.
Erſpart iſt ſo gut als erworben.
Auf den Sparer folgt der Zehrer.
Sparhand und Nährhand
  Kaufen andrer Leute Land.
Wenn man reich wird, fängt man an zu ſparen.
Sparſchaft giebt Baarſchaft.
Jeder hat einen Sparren und ders nicht glaubt hat zwei.
Wo die Sparren faulen, ſtürzen bald die Saulen.
Im Spaß geſagt, im Ernſt gemeint.

Wer keinen Spaß mag verſtehen, der ſoll nicht unter Leute gehen.
Fleißiger Spaten iſt immer blank.
Es verderben immer neun Späte, eh ein Früher zu Grunde geht.
Wer zu ſpät kommt, wird übel logirt.
Beſſer ſpät als gar nicht.
Schlechte Speiſ und Trank machen einem das Jahr lang.
Je weniger Speiſe, je mehr Hunger.
Speck läßt nicht von der Schwarte.
Mit Speck fängt man Mäuſe.
Der Speck iſt am fetteſten in andrer Leute Pfannen.
Speck ſoll man nicht ſpicken.
Ein Sperling in der Hand iſt beſſer denn eine Taube auf dem Dache.
Einen Sperling fängt man, wenn man ihm Salz auf den Schwanz ſtreut.
Es ſteckt nicht im Spiegel, was man im Spiegel ſieht.
Im Spiegel ſieht man die Geſtalt, im Wein das Herz.
Schnelles Spiel überſieht viel.
Jeder Kreuzer gewonnen im Spiel,
  Trägt dem Teufel Procente viel.
Im Spiele lernt man die Leute kennen.
Wer gewinnt ſpielt am beſten.
Zu böſem Spiel muß man gute Miene machen.
Spielen iſt keine Kunſt, aber Aufhören.
Wer dem Spiele zuſieht, kann's am beſten.
Wer mitſpielen will, muß auch aufſetzen.
Im Spiel gilt keine Brüderſchaft.
Es ſpielen ſich eher Zehne arm, denn einer reich.
Wer nicht ſpielen kann, ſoll zuſehen.
Ein ſchlechtes Spiel, da der Eine lacht und der Andre weint.
Ein gut Spiel ſoll bald aufhören.
Darnach das Spiel iſt, ſticht die Sau den König.
Darnach das Spiel iſt, ſticht der Bub die Dame.
Darnach das Spiel iſt, muß man Herzen wählen und nicht Schellen.
Darnach das Spiel iſt, macht man einen Strohwiſch zum König.
Sieht man's, ſo ſpiel ich, ſieht man's nicht, ſo ſtiehl ich.
Wenn das Spiel aus iſt, ſieht man, wer gewonnen hat.
Kein Spiel, ſo nicht ſeinen Vortheil hätte.
Junger Spieler, alter Bettler.
Reiche Spieler und alte Trompeter ſind ſelten.
Schlechter Spielmann, der nur eine Weiſe kann.
Wie ſie ſpann, ſo hat ſie an.
Selbſt geſponnen, ſelbſt gemacht, rein dabei ſei Bauerntracht.
So geht es in der Welt:
  Der Eine hat den Beutel, der Andre hat das Geld.

Es iſt nichts ſo fein geſponnen,
Es kommt endlich an die Sonnen.
Spott und Schaden ſtehen übel beiſammen.
Spotts kann Niemand ſich erwehren.
Spötterthor ſteht jedem offen.
Spötter eſſen auch Brot.
Spott iſt das Wetterleuchten der Verleumdung.
Viel Spreu, wenig Korn.
Sprichwort, wahr Wort.
Wer wenig ſpricht, hat wenig zu verantworten.
Junger Springer, alter Stelzer.
Weiſe Sprüche, gute Lehren ſoll man thun und nicht blos hören.
Es iſt ſchwer wider den Stachel lecken.
Große Städte große Sünden.
Ander Städtchen, ander Mädchen.
Es halte ſich jeder nach ſeinem Stande.
Stank für Dank.
Der Stärkern Spiel iſt der Schwachen Tod.
Der Stärkſte hat Recht.
Es iſt keiner ſo ſtark, er findet einen Stärkern.
Wer da ſtehet, ſehe zu, daß er nicht falle.
Wer ſich des Stehlens tröſtet, getröſtet ſich auch des Galgens.
Wer zum Stehlen iſt geboren,
Iſt zum Hängen auserkoren.
Es iſt ſchwer ſtehlen, wo der Wirth ſelbſt ein Dieb iſt.
Wer das Tuch zum Mantel ſtiehlt, dem ſchafft der Teufel das Unterfutte
Der Stein iſt fromm, aber man ſtößt ſich daran.
Zwei harte Steine malen nicht fein.
Gewälzter Stein wird nicht mooſig.
Wenn der Stein aus der Hand iſt, iſt er des Teufels.
Es reitet ein jeder ſein Steckenpferd.
Sterben iſt mein Gewinn.
Wohl ſterben iſt nicht verderben.
Behalt etwas auf den letzten Stich.
Aus Stiefeln macht man leicht Pantoffeln.
Alte Stiefeln bedürfen viel Schmierens.
Stiefmutter iſt des Teufels Unterfutter.
Wer eine Stiefmutter hat, hat wohl auch 'nen Stiefvater.
Neben dem Stock iſt gut ſpringen.
Stultus und der grobe Stolz
Beide wachſen an einem Holz.
Wer ſtolz iſt, der iſt grob.
Wenn der Storch die Erbsſtoppel ſieht, jagt er die Jungen vom Neſte

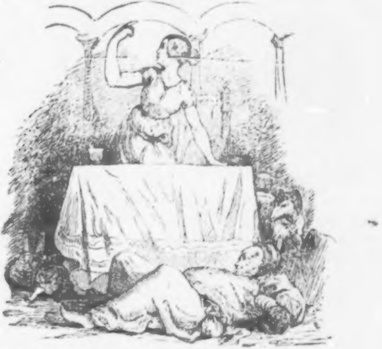
Dem Storch gefällt ſein Klappern wohl.
Wer ſtößig iſt zu dem ſagt man Bock.
Wo Strafe, da Zucht; wo Friede, da Frucht.
Wer da bauet an der Straßen, muß die Leute reden laſſen.
Viel Streiche fällen die Eiche.
Weit vom Streite macht alte Kriegsleute.
Man zerreißt den Strick, wo er am dünnſten iſt.
Wenn der Strick am ſtrengſten iſt, reißt er.
Wo alle Stricke reißen, iſt viel Knüpfens.
Stroh im Schuh, Spindel im Sack und Hur im Haus gucken immerdar hinaus.
Wider den Strom iſt ſchwer ſchwimmen.
Je ärger Student, je frömmer Paſtor.
Studentenblut, das edle Gut, wenig gewinnt und viel verthut.
Zu aller Stund weint die Frau und pißt der Hund.
Das Stündlein bringt's Kindlein.
Das Stündlein bringt oft, was Jahre nicht bringen.
Suche, ſo wirſt du finden.
Gleiche Sünde, gleiche Strafe.
Sünde büßet ſich ſelbſt.
Keine Sünde ſie hat ihren Vormund.
Neue Sünde macht neue Schande.
Was keine Sünde, iſt keine Schande.
Womit einer ſündigt, daran wird er geſtraft.
Wären keine Sünder, wären keine Heilige.
Alle vergebenen, vergeſſenen Sünden ſind quitt.
Wir ſind alle arme Sünder.
Keine Suppe theurer, als die man umſonſt ißt.
Süß getrunken, ſauer bezahlt.
Haſt du Luſt zum Süßen, laß dich Bittres nicht verdrießen.
Wer lange ſuppt, lebt lange.
Tadeln iſt leicht, beſſer machen iſt ſchwer.
Tadeln kann ein jeder Bauer,
  Beſſer machen wird ihm ſauer.
Es iſt noch nicht aller Tage Abend.
Gute Tage wollen ſtarke Beine haben.
Ein guter Tag fängt Morgens an.
Es wird Tag ohne daß der Hahn krähet.
Je länger der Tag, je kürzer der Faden.
Ein Tag kann bringen, was ein Jahr nicht bringen mag.
Es kommt alles an den Tag.
Gute Tage koſten Geld.
Es iſt alle Tage Jagdtag, aber nicht Fangtag.

Jeder Tag hat ſeine eigene Plage.
Ein Tag lehrt den andern
Den Tag ſoll man nicht vor Abends loben.
Wenn die Tage langen,
  Kommt der Winter gegangen.
Der heutige Tag iſt des geſtrigen Schüler.
Es gehört mehr zum Tanz denn neue Schuh.
Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen.
Tanz und Gelag
  Iſt des Teufels Feiertag.
Tanzen lernt man nicht vom Pfeifen.
Kein Tanz, der Teufel hat dabei ſeinen Schwanz.
Beſſer des Tapfern Blick, als des Feigen Schwert.
Tapfer angegriffen iſt halb erfochten.
Keinem Tauben ſoll man zwei Meſſen ſingen.
Wo Tauben ſind, da fliegen Tauben zu.
Wer ſich zur Taube macht, den freſſen die Falken.
Man fängt nicht zwei Tauben mit einer Bohne.
Die Tauben, ſo unter Dach bleiben, ſind vor dem Stoßvogel ſicher.
Tauben brüten keine Sperber.
Sanft wie Tauben, klug wie Schlangen.
Ehrlicher Tauſch iſt kein Schelmſtück.
Wer Luſt zu tauſchen hat, der hat Luſt zu betrügen.
Beim Tauſchen laß Niemand lauſchen.
Wer den Teufel einmal geſchifft hat, muß ihn immer fahren.
Der Teufel hofirt immer nur auf den größten Haufen.
Der Teufel iſt artig, wenn man ihm ſchmeichelt.
Der Teufel hat mehr denn zwölf Apoſtel.
Der Teufel gießt gern was ſchon naß iſt.
Man muß den Teufel nicht an die Wand malen.
Laß dich den Teufel bei einem Haare faſſen, und du biſt ſein auf ewig.
Wenn man den Teufel läßt in die Kirche kommen, will er gar auf den
  Altar.
Wo man des Teufels gedenkt, da will er ſein.
Der Teufel macht anfangs ſtark und hinterdrein verzagt.
Der Teufel iſt unſers Herrn Gottes Affe.
Dem Teufel opfert man am meiſten.
Wenn man rückwärts geht, trägt man dem Teufel Waſſer in die Küche.
Der Teufel iſt nie ſo ſchwarz, als man ihn malt.
Des Teufels Maaß iſt immer entweder zu kurz oder zu lang.
Dem Teufel braucht man keinen Schwur zu halten.
Wenn man Nachts in den Spiegel ſieht, ſo guckt der Teufel herau
Der Teufel hinterläßt immer einen Geſtank.

Wem der Teufel einheizt, den friert nicht.
Wer mit dem Teufel eſſen will, muß einen langen Löffel haben.
Wo der Teufel nicht hin mag, da ſchickt er ein alt Weib.
Wer den Teufel ſchrecken will, muß überlaut ſchreien.
Jeder hat ſeinen eignen Teufel.
Wenn der Teufel alt wird, will er ein Mönch werden.
Wenn der Teufel geht in ſeiner Geſtalt,
Erkennt ihn Jedermann alsbald.
Wenn der Teufel das Pferd holt, holt er auch den Zaum dazu.
Der Teufel verſtelle ſich, der Bocksfuß ſchaut doch hervor.
Den Teufel ſind wir los, die Böſen ſind geblieben.
Der Teufel pfeift einem ſüß ehe man aufſitzt.
Wo der Thaler geſchlagen iſt, gilt er am meiſten.
Vor der That halte Rath;
Nach der That weiß auch der Narr den Rath.
Die That tödtet den Mann.
Halbe That iſt Thorenart, ganze That mit Ruhm beſtaht.
Jeden kleidet ſeine That.
Hüte dich vor der That,
Der Worte wird wohl Rath.
Gleich Theil macht keinen Krieg.
Ungleiches Theil macht ſcheele Augen.
Viele Theile, ſchmale Brocken.
Der Aeltere theilet, der Jüngere kieſet.
Theuer verkaufen iſt keine Sünde, wohl aber falſch meſſen.
Theuer geſchätzt iſt nicht verkauft.
Kein hofärtiger Thier denn ſo 'ne Magd eine Frau wird.
Thier-Schinder, Leut-Schinder.
Thiere ſind auch unſres Herrgotts Koſtgänger.
Man findet ſo leicht einen alten Thoren, als 'nen jüngen.
Siehſt du einen Thoren,
Faß dich an den Ohren.
Der Thor beſſert ſein Leben wie der Krebs ſeinen Gang.
Thorheit und Stolz wachſen auf einem Holz.
Thorheit ſchmeckt gut, iſt aber ſchwer zu verdauen.
Anderer Thorheit ſei deine Weisheit.
Kurze Thorheit die beſte.
Thorheit iſt die ſchwerſte Krankheit.
Thorheit zu gelegener Zeit iſt die größte Weisheit.
Hitzige Thränen trocknen bald.
Wer thut, was er kann und will, thut oft, was er nicht ſoll.
Wer fürchtet, er thue zu viel, der thut immer zu wenig.
Was du thun mußt, das thue gern.

Was du thun willſt, thue bald.
Wer wohl thut, lobt ſich ſelbſt.
Thu das Deine, Gott thut das Seine.
Thu wohl, ſieh nicht wem, das iſt Gott angenehm
Was Einer thun darf, dürfen Andre ſagen.
Jeder fege vor ſeiner Thür.
Es giebt einer dem andern die Thür in die Hand.
Zwiſchen Thür und Wand, lege Niemand ſeine Hand
Fege vor deiner Thür, ſo brauchſt du Beſen genug.
Öffne Thür verführt einen Heiligen.
Bei Tiſch und im Bett ſoll man nicht blöde ſein.
Was hilft der Titel ohne Mittel.
Vom Titel kann man nichts herunter nagen.
Beſſer Kittel als Titel.
Wer die Tochter haben will, hält es mit der Mutter.
Willſt du die Tochter han, ſie vorher die Mutter an.
Töchter ſind eher gut zu erziehen, als gut zu verheirathen.
Der Tod will eine Urſache haben.
Der Tod macht alles gleich, er frißt arm und reich.
Der Tod kömmt ungeladen.
Der Tod iſt Ende aller Noth.
Tod iſt des Lebens Botenbrot.
Der Tod zahlt alle Schulden.
Der Tod hat keinen Kalender.
Man ſoll keinen vor ſeinem Tode glücklich preiſen.
Des einen Tod, des andern Brot.
Der Tod kommt als ein Dieb und ſcheidet Leid und Lieb.
Laſſet die Todten ruhen.
Von Todten ſoll man nichts Uebels reden.
Der Tod und das Kloſter geben nichts zurück.
Des Todes Pfad iſt ſtets geebnet.
Was todt iſt, beißt nicht mehr.
Gegen den Tod iſt kein Kraut gewachſen.
Der Tod iſt ein gleicher Richter.
Zum Todesſchlaf iſt keiner müde.
Leere Tonnen geben großen Schall.
Am Klang erkennt man den Topf, wie den Narren am Kopf.
Der Topf lacht über den Keſſel.
Kleine Töpfe laufen leicht über.
Jeder Topf findet ſeinen Deckel.
Trägheit geht langſam voran, Armuth holt ſie bald ein.
Trau, ſchau, wem!
Trau' keinem Wetter im April und keinem Schwörer bei dem Spie

Trau-wohl hat die Kuh geſtohlen.
Trau-wohl ritt das Pferd hinweg.
Die ſüßeſten Trauben hängen am höchſten.
Wenn der Fuchs die Trauben nicht erreichen kann, ſo ſagt er: ſie ſind ſauer.
Kurz Trauern, lang leben.
Für Trauern hilft kein Saitenſpiel.
Träume ſind Schäume.
Wenn alle Träume wahr wären, bliebe keine Nonne fromm.
Treff iſt Trumpf.
Wie man's treibt, ſo geht's.
Was man treibt, das bleibt.
Siehe für dich, Treue iſt mißlich.
Treue wird um Treue erkauft.
Treue hat Brod, Untreue leid't Noth.
Treue iſt ein ſelten Wildpret.
Treue iſt ein ſeltner Gaſt, halt in feſt, wo du ihn haſt.
Treu iſt klein, Hofart gemein, Wahrheit gefangen, Gerechtigkeit vergangen.



Trunken geſündigt, nüchtern gebüßt.

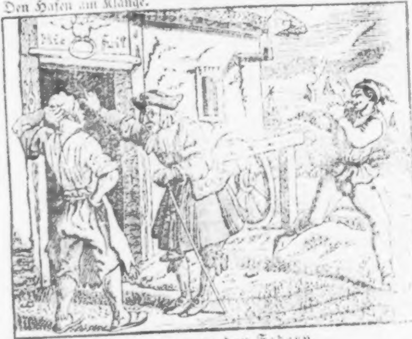
Man ſpricht wohl vom vielen Trinken, aber nicht vom großen Durſt.
Trink und iß, Gott's nie vergiß.
Je mehr einer trinkt, je mehr er dürſtet.
Es trinken tauſend ſich den Tod, ehe einer ſtirbt vor Durſtes Noth.
Stets tropfen höhlet den Stein aus.
So lang es tropfet, verſieget es nicht.
Wo es immer tröpfelt, wird's nie trocken.
Im Trüben iſt gut fiſchen.
Ein Trunk fordert den andern.
Ein guter Trunk macht Alte jung.
Trunken geſtohlen, nüchtern gehenkt.
Trunken geſchwatzt, nüchtern vergeſſen.
Trunken klug, nüchtern närriſch.
Wer trunken wird, iſt ſchuldig, nicht der Wein.
Trunkner Mund meldet des Herzens Grund.
Dem Trunknen ſoll ein Fuder Heu ausweichen.
Rein und ganz, giebt dem ſchlechteſten Tuche Glanz.
Tugend überwindet Gewalt.
Tugend wächſt im Unglück.
Tugend bedarf des Glückes nicht.
Tugend altert nie.
Tugend iſt ein Ehrenkleid.
Tugend und gute Sitten erben nicht.
Tugend kennt ſich ſelber nicht.
Unter zwei Uebeln muß man das kleinſte wählen.
Nichts iſt übel oder gut, wenn man's nicht ſo nennen thut.
Wer das Uebel flieht, den verfolgt es.
Dem Uebel ſoll man entgegen gehn.
Wer's Uebel nicht ſtraft, ladet es zu Haus.
Uebel gewonnen, übel zerronnen.
Uebel beritten will immer voran ſein.
Vergiß des Uebels, ſo biſt du geneſen.
Uebellob kauft dem Wohllob ſein Haus ab.
Ueberfluß bringt Ueberdruß.
Uebermuth thut ſelten gut.
Uebung iſt der beſte Lehrmeiſter.
Womit man umgeht, das hängt einem an.
Umkehren iſt beſſer als irre gehen.
Umſonſt iſt der Tod, aber er koſtet das Leben!
Unbill heilt man mit Vergeſſen.
Undank iſt der Welt Lohn.
Undank macht Wohlthun krank.
Undank haut der Wohlthat den Zapfen ab.

Wer ungebeten kommt, geht ungedankt davon.
Ungeduld hilft dem Kreuz nicht ab.
Ungemeſſen wird auch gegeſſen.
Der Ungeſchickte hat bald Feierabend.
Ungeſchliffen ſchneidet nicht.
Ungerechtes Gut iſt ein Funke im Kleiderkaſten.
Wer's Ungewiſſe will nach Hauſe führen,
Kann's Gewiſſe vom Wagen verlieren.
Zwei Ungleiche machen ein Gerades.
Dem Unglück kann man nicht entlaufen.
Wer kann für Unglück, wenn's Haus voll iſt!
Kein Unglück iſt ſo groß, es hat ein Glück im Schooß.
Unglück, Holz und Haar wachſen alle Tage.
Dem Unglück braucht man keinen Boten zu ſchicken, es kommt von ſelbſt.
Selbſt verſchuldet Unglück laſtet ſchwer.
Nach Unglück braucht Keiner weit zu gehen.
Wer Unglück haben ſoll, bricht den Finger im Hirſebrei.
Wer Unglück ſoll haben, der ſtolpert im Graſe,
Fällt auf den Rücken und bricht ſeine Naſe.
Ein Unglück kommt ſelten allein.
Unglück hat breite Füße.
Wenn's Unglück will, fällt ſich eine Katze vom Stuhle zu Tode.
Ein Unglück tritt dem andern auf die Ferſen.
Wenn Unglück dem Reichen bis ans Knie geht, ſo geht's dem Armen bis an den Hals.
Selten ein Unglück ohne Glück.
Unglück iſt leichter zu tragen als Wohlthat.
Im Unglück iſt feiern das beſte.
Wider Unglück hilft keine Kunſt.
Nichts für ungut.
Lieber unhöflich als überläſtig.
Unkraut vergeht nicht.
Unkraut läßt vom Garten nicht.
Unkraut wächſt auch ungeſäet.
Unkraut wächſt in Jedermanns Garten.
Laß dir den Unmuth nicht übers Knie zum Herzen gehen.
Wer ſich ſelber unnütz, iſt Keinem nütz.
Unnütz iſt ſchädlich.
Unrecht und Klage mehret ſich alle Tage.
Was einmal unrecht geweſen iſt, bleibet unrecht zu aller Friſt.
Wer Unrecht thut, vergißt es bald,
Wer Unrecht leid't, es lang behalt.
Beſſer Unrecht leiden, denn Unrecht thun.

Wer dich einmal betrügt, thut dir Unrecht; wer zweimal, thut dir eben Recht.
Unſauber macht fett.
Das Unſrige behaget dem Andern, das des Andern behagt uns.
Wenig Unternehmen giebt viel Frieden.
Auf dem, der unterliegt, ſoll man nicht ſitzen.
Wenn die Unterthanen bellen, ſoll der Fürſt die Ohren ſpitzen.
Was die Unterthanen beſchwert, thut den Herren nicht weh.
Untreue ſchlägt ihren eignen Herrn.
Untreue geht hin, kommt aber nie mehr wieder.
Untreu und böſes Geld find't man in aller Welt.
Unverdroſſen hat's oft und dick genoſſen.
Unverhofft kommt oft.
Unverſucht ſchmeckt nicht.
Unverworren iſt gut zu haſpeln.
Unverworren giebt gutes Garn.
Unverzagt hat's oft gewagt.
Unwiſſend ſündigt nicht.
Haſt Urlaub, Strohſack; hab ein Bett bekommen.
Mit dem Urtheil nicht eile, hör zuvor beide Theile.
Den Vater erkennt man am Kind
  Wie das Wetter am Wind.
Den Vater erkennt man bei dem Kind,
  Und den Herrn bei dem Geſind.
Ein Vater ernährt eher zehn Kinder, denn zehn Kinder Einen Vate
Des Vaters Segen baut den Kindern Häuſer.
Vater-Unſer iſt des Armen Zinsgut.
Verachte keinen Andern nicht,
  Du weißt nicht, was noch dir geſchicht.
Was man verbeut, das thun die Leut.
Wer ſich das Maul verbrennt hat, bläſt die Suppe.
Soll einer verderben, ſo hilft alles dazu.
Dem Verdienſte ſeine Kronen.
Wer ſeine Verdienſte im Kleide hat, dem freſſen ſie die Motten.
Mancher verdirbt eh er ſtirbt.
Beſſer der erſte Verdruß als der letzte.
Vergeben iſt nicht vergeſſen.
Beſſer ein magrer Vergleich denn ein fetter Proceß.
Wer ſich auf Andere verläßt, iſt verlaſſen genug.
Der Verläumder hat den Teufel auf der Zunge, und wer ihm zuhö
  hat den Teufel in den Ohren.
Was man verleiht, das beſſert ſich nicht.
Heimlich Verlöbniß ſtiftet keine Ehe.

Verraths kann ſich Niemand erwehren.
Vom Verräther frißt kein Rabe.
Der Verräther ſchläft nicht.
Es iſt eben ſobald verredt als gethan.
Man muß nichts verreden, als das Naſenabbeißen.
Verſchoben iſt nicht aufgehoben.
Verſchwiegenheit bringt ihren Lohn.
Verſehen iſt auch verſpielt.
Verſehen iſt das Beſte beim Spiel.
Verſprechen und halten
  Steht wohl bei Jungen und Alten.
Verſprechen iſt herriſch, halten iſt bäuriſch.
Verſprechen iſt ehrlich, halten beſchwerlich.
Wer nichts verſpricht, braucht nichts zu halten.
Verſprechen iſt Eins und halten ein Anderes.
Verſprechen füllet den Magen nicht.
Verſprechen macht Schulden.
Wo wenig Verſtand, da iſt viel Glück.
Verſtand iſt nicht immer daheime.
Grober Verſtand iſt eine Felſenwand.
Verſtand kommt nicht vor Jahren.
Viel Verſtand hat wenig Glück.
Plumper Verſtand hält feſt.
Verthun iſt leichter wie gewinnen.
Viel verthun und wenig erwerben
  Iſt der Weg um zu verderben.
Vertrag bricht allen Streit.
Vertrau, doch nicht zu viel.
Vertrauen erweckt Vertrauen.
Verzagt hält übel Haus.
Verzeihen iſt die edelſte Rache.
Verzweifle nicht mein frommer Chriſt,
  Bevor du nicht gehangen biſt.
Stecke dich nicht zwiſchen Vettern und Freunde, ſonſt klemmſt du dich.
Giebſt du deinem Vieh, ſo giebt es dir wieder.
Zuviel iſt bitter, und wenn es lauter Honig wäre.
Wo viel iſt, will viel hin.
Viele wiſſen viel, keiner alles.
Viele zur Hilfe, Wenige zum Rath.
Wer viel begehrt, dem geht viel ab.
Viele haben zu viel, Wenig haben genug.
Viele ſpielen, Einer gewinnt.
Ein Vielfraß wird nicht geboren ſondern erzogen.

Friß Vogel oder ſtirb.
Beſſer ein Vogel in der Hand als zehn am Strand.
Ein Vogel in der Schüſſel iſt beſſer als hundert in der Luft.
Mit welchen Vögeln man fliegt, mit denen wird man gefangen.
Mancherlei Vogel, mancherlei Sang.
Jeder Vogel ſingt, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.
Großer Vogel, großes Neſt;
  Kleiner Vogel, kleines Neſt.
Böſer Vogel, böſer Geſang.
Den Vogel kennt man am Geſange,
  Den Hafen am Klange.

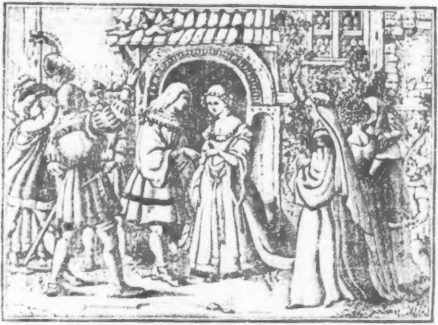


Den Vogel erkennt man an den Federn.
Wie der Vogel, ſo das Ei.
Was nicht am Vogel iſt, das iſt an den Federn.
Jeder Vogel hat ſein Neſt lieb.
Vögel, die zu früh ſingen, hören bald auf.
Die Vögel, die zu früh ſingen, holt die Katze.
Wenn man Vögel fangen will, muß man ſüß pfeifen, und nicht
  Knitteln drein ſchlagen.
Nach und nach macht der Vogel ſein Neſt.
Es iſt ein böſer Vogel, der in ſein Neſt hofirt.

arnſtellen fängt nicht Vögel, ſondern zuziehen.
emalte Vögel ſind gut ſchießen, aber nicht um zu genießen.
unge Vögel haben weiche Schnäbel.
en Vogel erkennt man aus dem Neſte.
ie es vogelt, ſo legt es Eier.
der Vogler lobt ſeinen Kauz.
es Volkes Stimme iſt Gottes Stimme.
oll macht faul.
ei Vollen lernt man ſaufen, bei Krämern kaufen.
öllerei bringt Buhlerei, Buhlerei bringt Büberei.
nſere Vorfahren waren auch keine Narren.
uter Vorgänger macht guten Nachtreter.
ergethan und Nachbedacht
Hat Manchen in groß Leid gebracht.
orher ſchön zum Küſſen, nachher zum anpiſſen.
orne fix, hinten nix.
orrede ſpart Nachrede.
er Weg zum Verderben iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert.
rſicht ſchadet nicht.
iehe vor dich, daß Reue nicht beißet dich.
rſorge verhütet Nachſorge.
ſſer ein Vorſorger denn ein Nachſorger.
rtheil hat bald Feierabend.
in Vortheil ohne Nachtheil.
n wenig Vortheils bringt den Mann aus den Kleidern.
iner Vortheil macht großen Schalk.
er nicht vorwärts kommt, bleibt zurück.
rwitz macht die Jungfern theuer.
rwitzig iſt nicht witzig.
ei W bringen uns viel Pein:
Weiber, Würfel und der Wein.
e die Narren ſo das Geld.
gebotene Waare ſtinkt.
te Waare lobt ſich ſelbſt.
fauler Waar iſt kein gut Haar.
s Recht iſt der Wachenden, das Glück der Schlafenden.
Wachen und mit Wagen
ß man das Glück erjagen.
afür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen
Wächter nicht wacht, wacht der Dieb.
innt, wagen verliert.
n ill wagen,
Be eder Pferd noch Wagen.

Waghals brach ſchon oft den Hals.
Wenn der Wagen fällt, hat er fünf Räder.
Wo der Miſtwagen nicht hingeht, kommt der Erntewagen nicht
Wenn der Wagen im Koth ſteckt, werden viele Worte gemacht.
Der Wagen muß gehen, wie ihn die Pferde ziehen.
Der leere Wagen muß dem vollen ausweichen.
Kannſt du nicht mit dem Wagen fahren, ſo fahre mit 'nem Kar
Wer die Wahl hat, hat die Qual.
Wahn erheiſcht viel, Nothdurft wenig.
Der Wahn macht reich und arm.
Wer die Wahrheit geigt, dem ſchlägt man den Fidelbogen an den K
Wer die Wahrheit ſagt, kann nirgend Herberge bekommen.
Wahrheit wird wohl gedrückt, aber nicht erſtickt.
Wer will die Wahrheit ſagen,
  Muß ſchnell von dannen jagen.
Wahrheit leid't wohl Noth,
  Doch nicht den Tod.
Die Wahrheit iſt des Weines, der Kinder und der Narren.
Wahrheit thut der Zunge weh.
Wahrheit iſt ein ſelten Wildpret.
Mit der Wahrheit kann man leicht ins Geſchrei kommen.
Wahrheit muß ins Hundeloch,
  Schmeichler ſind am Ofenloch.
Wahrheit giebt kurzen Beſcheid, Lüge macht viel Redens.
Wahrheit kriecht in keine Mäuſelöcher.
Wahrheit leidet keinen Schimpf.
Wahrheit iſt ſelten Kraut,
  Noch ſeltner wer ſie wohl verdaut.
Wahrheit gebraucht man kaum an Feiertagen, geſchweige, daß
  ſollte Alltagshoſen daraus machen.
Unzeitige Wahrheit iſt einer Lüge gleich.
Wer die Wahrheit wollte begraben,
  Müßte dazu viel Schaufeln haben.
Mancher beſteht bei der Wahrheit, wie Butter bei der Sonne.
Wie's in den Wald hinein ſchallt, ſchallt es wieder heraus.
Der Wald hat Ohren, das Feld hat Augen.
Wer viel wallfahrtet, kommt ſelten heiliger nach Haus.
Die Wände haben Ohren.
Wer ſich warnt, der wehrt ſich.
Wer bis an den jüngſten Tag warten kann, iſt leicht ein Herr der g
  Welt.
Die warten kann, kriegt auch 'nen Mann.
Warten iſt nicht ſchenken.

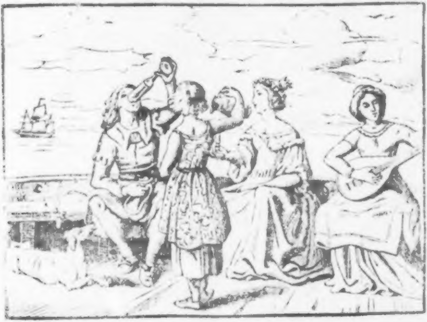
Warum? darum.
Wer warten kann, hat viel gethan.
Was bald mürbt, bald verdirbt.
Was ſich ſoll klären, das muß erſt gähren.
Was dich nicht juckt, das kratze nicht.
Was du nicht willſt, daß dir geſchieht,
  Das thu auch einem Andern nicht.
Was nicht will gehen, laß ſtehen.
Was nicht iſt, kann noch werden,
Was ſein muß, da ſchick dich drein.*
Was der Eine nicht backt, das brauet der Andere.
Was ich denk und thu, trau ich Andern zu.
Waſch du mich, ſo waſch ich dich, ſo ſind wir beide ſchöne Buben.
Reine Wäſch und Höflichkeit zieren einen allezeit.
Das Waſſer hat keine Balken.
Stille Waſſer ſind tief.
Waſſer iſt das ſtärkſte Getränk, es treibt Mühlen.
Wer dem Waſſer wehren will, muß die Quellen ſtopfen.
In großem Waſſer fängt man große Fiſche.
Alle kleinen Waſſer laufen in die großen.
Es hilft kein Waſſer wider die Waſſerſucht.
In kleinen Woſſern fängt man auch gute Fiſche.
Das Waſſer läuft nicht den Berg hinauf.
Gut gewäſſert, iſt halb gebleicht.
Wer auf halbem Wege umkehrt, irrt nur zur Hälfte.
Der gerade Weg iſt der beſte.
Wer ſein Weib ſchlägt, macht ſich drei Laſttage und ihr drei Feiertage.
Wer ſein Weib ſchlägt, jagt einen Teufel heraus und zehn dafür hinein.
Glaub keinem Weibe, wenn ſie auch todt iſt.
Mit einem böſen Weibe finge man den Teufel im freien Felde.
Wem zu wohl iſt, der nehm ein Weib.
Fromm Weib des Lebens Heil,
  Doch iſt es ſehr ſelten feil.
Es iſt leichter wider den Satan ſtreiten als wider ein ſchön Weib.
Feuer brennt in der Nähe, ein ſchön Weib nah und fern.
Kein Weib ohne ein nisi, die Beſte, die es bedeckt.
Weiber, Wein und Würfelſpiel,
  Verderben Manchen, wer's merken will.
Weiber findet man nimmer ohne Rede.
Drei Weiber und drei Gänſe machen einen Jahrmarkt.
Ein bös Weib iſt der Schiffbruch des Mannes.
Jedes Weib will lieber ſchön als fromm ſein.
Wenn die Weiber waſchen und backen, haben ſie den Teufel im Nacken



Ein ungeziert Weib iſt die beſte Hausfrau.
Weiberliſt geht über alle Liſt.
Jung Weib iſt altem Mann das Poſtpferd zum Grabe.
Junges Weib bei altem Mann iſt bei Tage Frau und bei Nacht Wittwe.
Ein Weib verſchweigt nur, was ſie nicht weiß.
Bei den Weibern iſt des Schwatzens hohe Schule.
Weib und Leinwand kauf nicht bei Lichte.
Ein ſchön Weib iſt ein Bubenſpiegel.
Es iſt ſchlimmer ein Weib zu reizen als einen biſſigen Hund.
Ein Weib den Edelknaben küßt,
  Daß ſie nicht ihres Manns vergißt.
Wer da ſchlägt ſein Weib,
  Trifft ſeinen eigenen Leib.
Weiber-Augen, Feuer-Spiegel.
Karges Weib geht ſelten zur Kiſte.
Wer Weib und Kinder hat, darf nicht um Arbeit ſorgen.
Sei, was du biſt, ein Weib, willſt du mehr ſein, ſo biſt du keins.
Weiber-Reden, armes Reden.
Wenn ein alt Weib tanzt, macht ſie dem Tod ein Hofrecht.
Wenn alte Weiber tanzen, machen ſie viel Geſtäub.

Ein klaffend Weib iſt ſelten ſtumm,
Ein ſtill Weib liebt man um und um.
Es iſt leichter einen Scheffel voll Flöhe hüten als ein Weib.
Weiber hüten iſt eine vergebliche Arbeit.
Ein geil Weib iſt des Todes Faſtnacht-Spiel.
Weiber ſind veränderlich wie Aprilwetter.
Zwiſchen eines Weibes Ja und Nein läßt ſich keine Nadelſpitze ſtecken.
Weiber haben lange Röcke und kurzen Sinn.
Ein Weib mit vielfältigem Rock hat einfältigen Kopf.
Nährt das Weib den Mann, ſo muß er ihr Spielmann ſein.
Schöne Weiber machen ſchöne Sitten.
Schöne Weiber ſind Irrwiſche, ſie verführen am hellen Tag.
Wo Weiber regieren ſteigen die Stühle auf die Bänke.
Weiberregiment nimmt ſelten ein gut End.
Es iſt beſſer Weiber begraben denn zur Kirche führen.
Wo Weiber und Haſen zu Felde blaſen,
Da geht es ab mit langen Naſen.
In der Weiber Kram findet ſich immer was feil.
Man ſieht es an der Naſe bald.
Ob Weiber warm ſind oder kalt.
Weiber nehmen gern Dreſcher für Tröſter.
Das Weib und der Ofen ſind des Hauſes Zier.
Das Weib und der Ofen ſollen zu Hauſe bleiben.
Das Weib fragt, der Mann ſagt.
Mit Weibern, die das Küſſen erlauben, iſt man bald auf dem Bett.
Der Weiber Weinen iſt heimlich Lachen.
Viele Weiber tragen offne Kleider, um den Milchmarkt nicht zu bedecken.
Verzeihen iſt der Weiber Sitte,
Doch wollen ſie, daß man ſie bitte.
Weiber-Schönheit, das Echo im Wald
Und Regenbogen vergehen bald.
Häßliche Weiber hüten das Haus wohl.
Es nimmt kein Weib einen alten Mann um Gotteswillen.
Je ſchön'res Weib, je ſchlechtre Schüſſel.
Auf Weiber und Gewinn ſteht aller Welt Sinn.
Weiber ſind anfangs leicht, werden aber immer ſchwerer.
Weiber, Glück und Gold
Sind allen Narren hold.
Weiberlieb und Herrengunſt
Sind nicht mehr als blauer Dunſt.
Es giebt nur zwei gute Weiber auf der Welt, die eine iſt geſtorben, die andre nicht zu finden.

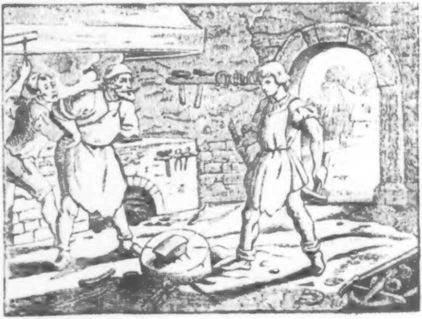
Weidenkopf und ſtolzen Bauer ſoll man alle drei Jahre behauen
An fremden Weibern iſt gut fiſchen.
Grüne Weihnacht, weiße Oſtern.
Wein auf Bier rath ich dir,
  Bier auf Wein das laß ſein!
Beſſer: Waſſer getrunken und erworben,
  Denn Wein getrunken und verderben.
Wein für Männer, Waſſer für Gänſe.
Wein und Bier ſchmeckt ſüß; verſauf ich gleich die Schuh, behalt ich doch die Füß.
Wo der beſte Wein wächſt, da trinkt man den ſchlechteſten.
Süßer Wein giebt ſcharfen Eſſig.
Junger Wein iſt ſüß, hat aber viel Hefen.
Ohne Wein und Brod leidet Venus Noth.
Guter Wein bedarf keines Kranzes.
Der Wein iſt gut, wenn er auch den Mann die Treppe hinunter wirft.
Der Wein iſt kein Narr, aber er macht Narren.



Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang.

Wein iſt ein Raufbold, er ſchlägt einem ein Bein unter.
in und Weiber machen alle Welt zu Narren.
Wein macht die Alten beritten.
ter Wein verdirbt den Beutel und ſchlechter den Magen.
nn der Wein niederſitzt, ſchwimmen die Wort empor.
in iſt ein Wahrſager.
Wein eingeht, geht Scham aus.
r Wein gährt wenn die Trauben blühn.
nn der Wein eingeht, geht der Mund auf.
ein iſt der Poeten heiliger Geiſt.
ein ſagt die Wahrheit.
ein ſpricht Latein.
ns hinterm Weine geredet wird, gilt nicht.
r Wein nimmt kein Blatt vors Maul.
Weinfaß ſteckt viel Ehr und Freundſchaft.
r Weinen hilft kein Saitenſpiel.
dem gefällt ſeine Weiſe wohl,
  Drum iſt das Land der Narren voll.
s Landes Weiſe iſt des Landes Ehre.
m Weiſen widerfährt keine kleine Thorheit.
viel Weisheit iſt Thorheit.
o einer weiſe iſt, ſind zwei glücklich.
er Weiſe hat die Ohren lang, die Zunge kurz.
er meinet, daß er weiſe ſei,
  Dem wohnt ein Eſel nahe bei.
ühe weis
  Wird bald greis.
eiſ iſt der und wohlgelehrt,
  Der alle Dinge zum Beſten kehrt.
er Weiſe iſt allein reich.
er Weiſe trägt ſein Glück bei ſich.
as in der Weiſen Gedanken iſt, iſt in der Narren Munde.
eisheit kommt nicht vor den Jahren.
ie Weisheit läßt ihre Stimme hören auf der Gaſſe, aber Niemand
  achtet ihrer.
iel Weisheit verdirbt unter eines Armen Rock.
ie Weisheitszähne kommen ſpät und fallen früh wieder aus.
ei großer Weisheit muß ein Thor ſein.
an ſchüttet die Weisheit nicht aus dem Aermel heraus.
an weiß, was man hat, aber nicht, was man bekommt.
as ich nicht weiß,
  Macht mich nicht heiß.
ie Welt wäre ſchon gut genug, wenn nur die Leute was nütze wären.

Gar Mancher lobt die alte Welt,
Thut aber was der neuen gefällt.
Wer alle Welt freſſen will, muß ein groß Maul haben.
Die Welt will betrogen ſein.
Die Welt iſt des Teufels Braut.
Die Welt iſt ein trunkner Bauer, hilſt man ihm rechts in den Sattel,
fällt er links hinab.
Wer aller Welt gefallen will,
Bedarf des guten Witzes viel.
Alle Welt hat nur einen Willen: daß es ihr wohlgehe.
Eine Hälfte der Welt verlacht die andere.
Die Welt giebt böſen Lohn.
Man muß ſich in die Welt ſchicken.
Wem viel gegeben iſt, von dem wird viel gefordert.
Wenig und oft macht zuletzt viel.
Wenig ſchadet wenig.
Ein wenig zu ſpät iſt viel zu ſpät.
Wenig gedeiht,
Zu viel zerſtreut.
Mit Wenig lebt man wohl.

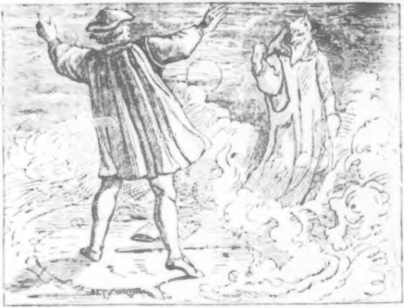


Das Werk lobt den Meiſter

Wohl Mancher ſöffe das ganze Meer,
  Wenn nur kein Wenn und Aber wär.
Wenns am beſten ſchmeckt, ſoll man aufhören.
Wenn man lange aufſchreibt, ſo rechnet man einmal.
Wer das Wenn erſtiegen
  Sieht das Aber liegen.
Wer ſich ſelbſt nichts taugt, taugt keinem Andern.
Wer nichts aus ſich macht, iſt nichts.
Wer zuerſt gewann,
  Wird zuletzt ein Bettelmann.
Wer hinter mir baut, muß hinter mir wohnen.
Wer nichts hat, der verliert nichts.
Wer ſchlecht ſieht, ſoll deſto beſſer taſten.
Immer neu Werg an der Kunkel giebt wenig Geſpinnſt.
Wie das Werk, ſo der Lohn.
Verlaß deine Werkſtatt nicht, ſo wird ſie dich auch nicht verlaſſen.
Wer wetten will, muß einſetzen.
Das Wetter erkennt man am Winde.
Wenn ſich der Wetterhahn nicht dreht, zerbricht ihn der Sturm.
Wetterſchaden macht keine Theurung.
Wetzen hält den Mäher nicht auf.
Der Wetzſtein ſchärft die Meſſer und bleibt ſelbſt ſtumpf.
Wie du mir, ſo ich dir.
Wie mans treibt, ſo gehts.
Wiederkommen hat den Krämer betrogen.
Erſt wiegs, dann wags.
Wer ſeine Wieſe verpachtet, darf nicht darauf graſen.
Wo die Wieſ iſt gemein,
  Iſt das Gras gern klein.
Das Wild frißt armer Leute Brod und der Teufel den Jäger.
Aller Will'
  Iſt haben viel.
Guter Wille bringt kein Recht.
Wille iſt des Werkes Seele.
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.
Guter Wille thut viel, aber nicht alles.
Guter Wille geht vor Gold.
Guter Wille muß am Ende betteln gehen.
Wider Willen kann man einem nehmen, aber nicht geben.
Man muß den guten Willen für die That nehmen.
Der Wille giebt dem Werke den Namen.
Der Wille iſt und thut Alles.

Könnt ich meinen Willen han,
Ich wollt dem Kaiſer ſein Reich wohl lahn.
Den Willen giebt Gott,
Den Zwang die Noth.
Wer recht will, dem iſt wohl zu helfen.
Guter Wille iſt kein Erbe.
Eigener Wille brennt in der Hölle.
Williger Sinn macht leichte Füße.
Willkommen iſt ein freundlich Wort,
Doch bitter lautet Scherdichfort.
Willkür bricht Landrecht.
Willſt du nicht, ſo mußt du wohl.
Willſt du ſtark ſein, ſo überwinde dich ſelbſt.
Dem Wind und Narren laß ſeinen Lauf.
Wer allzeit auf den Wind will ſehen,
Der wird nicht ſäen und nicht mähen.
Es weht nicht allzeit derſelbe Wind.
Großer Wind bringt oft nur kleinen Regen.
Vom Winde lebt Niemand.
Geſchwind wie der Wind,
Wer nicht ſieht, der iſt blind.
Der Wind gehört der Herrſchaft.
Windmühlen kann man nicht mit Blasbälgen treiben.
Man merkt's von weitem, daß der Winter kalt iſt.
Beſſer im Winter ein Pöpel,
Als im Sommer ein Kröpel.
Später Winter, ſpäter Frühling.
Es muß ein kalter Winter ſein, wo ein Wolf den andern frißt.
Wenn die Tage wollen langen,
Kommt die Kälte angegangen.
Wer nicht wirbt, der verdirbt.
Iſt man verirrt, wird man verwirrt.
Es ſteckt kein Wirth den Reif aus Eines Gaſtes wegen.
Wo der Wirth vor der Thüre ſteht, da ſind nicht viel Gäſte.
Lieber dem Wirth als dem Apotheker.
Der Wirth iſt der beſte,
Der mehr trinkt als die Gäſte.
Vor lachenden Wirthen und weinenden Pfaffen hüte dich.
Beim Wirth muß man das Lachen bezahlen.
Wirthen und Huren darf man nichts ſchuldig bleiben.
Wirthe und Huren bezahlt man vor dem Zapfen.
Wie der Wirth, ſo ſchickt ihm Gott die Gäſte.
Kein Wirth iſt ſo arm, er kann dem Gaſt eine Mahlzeit borgen.

Ueberall findeſt du den Wirth daheim.
Mit dem Wirth ändert ſich das Haus.
Beim Wirthe zehrt man beſſer denn beim Wirthlein.
Iſt die Wirthin ſchön, iſt auch der Wein ſchön.
Wiſſen, Können, Wollen macht 'nen guten Meiſter.
Wer's wiſſen ſoll, erfährt's zuletzt.
Gelehrte Leute wiſſen's, tapfere thun's.
Wiſſen iſt leichter als thun.
Man muß alles wiſſen, aber nicht alles zu Bolzen drehen.
Viel Wiſſen macht Kopfweh.
Was drei wiſſen, wiſſen hundert.
Nicht viel wiſſen, ſondern viel thun iſt wohlgethan.
Freie um die Wittwe, dieweil ſie noch trauert.
Witz kommt nicht vor Jahren.
Frühzeitiger Witz iſt Vorwitz.
Es verdirbt viel Witz in eines armen Mannes Beutel.
Sei witzig, die Welt iſt ſpitzig.
Wo viel iſt, da will auch viel hin.
Wo man iſſet, geh hinzu; wo man Geld zählt, geh davon.
Wohl gebetet, iſt halb ſtudirt.
Wohlgethan,
  Iſt viel gethan.
Wohlgethan überlebt den Tod.
Wohlerzogen hat nie gelogen.
Wohlfeil koſtet viel Geld.
Wohlgeſchmack bringt Bettelſack.
Wohlthaten ſchreibt man nicht in den Kalender.
Unzeitige Wohlthat hat weder Dank noch Gnad.
Wohlthat annehmen iſt Freiheit verkaufen.
Wohlthat iſt gar bald vergeſſen
  Uebelthat hart zugemeſſen.
Wohlthun trägt Zinſen.
Wer beim Wolf zu Gevatter ſtehen will, muß einen Hund unterm Mantel haben.
Wer des Wolfes ſchont, der gefährdet die Schafe.
Bliebe der Wolf im Walde, ſo würde er nicht beſchrien.
Wenn ein Wolf den andern frißt, iſt Hungersnoth im Walde.
Es grüßt kein Wolf ein Lamm.
Wenn ein Wolf alt wird, reiten ihn die Krähen.
Es mag leicht eine Urſache ſein, daß der Wolf das Schaf frißt.
Ein Wolf kennt den andern wohl.
Beſſer es freſſe mich ein Wolf als ein Schaf.
Bei Wölfen und Eulen lernt man's Heulen.



Wenn man den Wolf nennt, ſo kommt er gerennt.
Wenn der Wolf die Geiſe beten lehrt, frißt er ſie fürs Lehrgeld.
Der Wolf ändert ſein Haar,
Sonſt bleibt er, was er war.
Was ein Wolf gebiſſen oder ein Pfaffe, das heilet hart.
Wer unter den Wölfen iſt, muß mit den Wölfen heulen.
Die Wölfe freſſen keinen Zahltag.
Außen ihn der Schafpelz deckt,
Inwendig der Wolf ihm ſteckt.
Zu Wolfsfleiſch gehört ein Hundszahn.
Schon Mancher ging nach Wolle aus,
Kam aber ſelbſt geſchoren nach Haus.
Wolle liegt ſich zu Miſt, Flachs liegt ſich zu Seide.
Nicht wie wir wollen, ſondern wie wir können.
Wolluſt nährt Sünde.
Wolluſt bringt Unluſt.
Womit man ſündigt, damit wird man geſtraft.
Womit man umgeht, das hängt einem an.
Jeder iſt Ausleger ſeiner Worte.
Gutes Wort findet gute Statt.
Von Worten zu Werken ein weiter Weg.

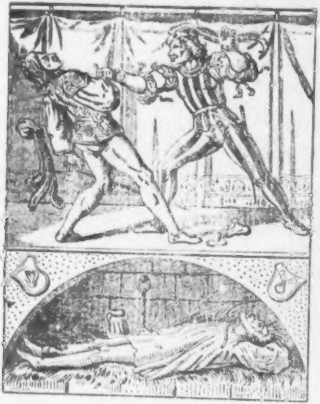
Worte füllen den Beutel nicht.
Gutes Wort iſt halbes Futter.
Schöne Worte machen den Gecken fröhlich.
Ein tröſtlich Wort iſt des Gemüthes Speiſe.
Ein gut Wort richtet wohl mehr aus als ein Fähnlein Lanzknechte.
Ein Wort iſt ein Hauch, ein Hauch iſt Wind.
Mit ſchönen Worten verkauft man ſchlechte Waare.
Schöne Worte gemacht iſt halb verkauft.
Große Worte und Federn gehen viel auf Ein Pfund.
Ein Wort giebt das andere.
Schöne Worte machen den Kohl nicht fett.
Schöne Worte, böſer Kauf.
Wenn das Wort heraus iſt, gehörts einem Andern.
Je weniger Worte, je beſſer Gebet.
In viel Worten iſt viel Sünde.
An Worten und grauem Tuch kriecht viel ein.
Wer um gute Worte nichts giebt, bei dem helfen auch Schläge nichts.
Worte ſchlagen kein Loch in den Kopf.
Mit gelehrten Worten überredet man Bauern.
Wörter ſind auch Schwerter.
Mit Worten richtet man mehr aus, als mit Händen.
Allzu gute Worte haben keinen Glauben.
Ein Wort dringt ſo tief wie ſieben Briefe.
Gutes Wort und böſes Spiel
  Betrügt der Alten und der Jungen Viel.
Aus den Worten erkennt man den Thoren,
  Wie den Eſel an den Ohren.
Mit guten Worten fängt man die Leute.
Schöne Worte helfen viel und koſten wenig.
Ein Wort iſt genug für den, ders merken mag.
Man muß die Worte nicht auf die Goldwagen legen.
Worte ſind gut, aber Hühner legen Eier.
Freundliche Worte machen die Zähne nicht ſtumpf.
Wozu einer ſich hält, deß bekommt er ſein Lebtage genug.
Wucher greift um ſich wie Krebsſchaden.
Wer ſagt, daß Wucher eine Sünde ſei,
  Der hat kein Geld, das glaube treu.
Wucher hat ſchnelle Füße, er läuft ehe man ſich umſieht.
Alte Wunden bluten leicht.
Alte Wunden ſoll man nicht aufreißen.
Von Wünſchen ward noch Niemand reich.
Wünſchen fördert keine Arbeit.
Wenn Wünſchen hülfe, wären wohl Viele reich.

So man in eine Hand wünſcht und in die andere pfeift, hat man in beiden gleich viel.
Würden alle Wünſche erfüllt, ſo gäbe es keine Nonnen.
Was man wünſcht, das glaubt man gern.
Eitler Wunſch, verlorne Klage.
Wünſchen und Wollen ſind ſchlechte Haushalter.
Würden ſind Bürden.
Wenn der Wurf aus der Hand iſt, ſo iſt er des Teufels.
Trifft der erſte Wurf nicht, ſo fällt die Birn vom andern.
Wurſt wider Wurſt.
Würfel-, Karten- und Feder-Spiel
  Verkehret ſich oft, wer's merken will!
Würfeln, Weib- und Federſpiel,
  Hat der Treue ſelten viel.
Auch der Wurm krümmt ſich, wenn er getreten wird.
Man muß die Wurſt nach der Speckſeite werfen.
Brätſt du mir eine Wurſt,
  So löſch ich dir den Durſt.
Aus böſer Wurzel üble Frucht.
Zage haben kein Glück.
Die ſchlimmſten Zahler ſind die beſten Mahner.
Zahltag kommt alle Tag.
Gute Zähne haben und nichts eſſen iſt ein verdorben Werk.
Der Zahn beißt oft die Zunge, und doch bleiben ſie gute Freunde.
Alter Zank wird leicht erneut.
Wer Zank und Streit abthut, verwendet Fluch in Segen.
Kleiner Zank, großer Stank.
Wer Zank liebt, liebt Sünde.
Wenn zwei ſich zanken um ein Ei,
  Steckts der Dritte bei.
Wein und Bier folgen dem Zapfen.
Man ſpart am Zapfen und läßt's am Spundloch auslaufen.
In den Zaum beißen, hilft nicht.
Goldner Zaum machts Pferd nicht beſſer.
Hat der Teufel den Gaul geholt, nehm er auch den Zaum.
Wie einer den Zaun hält, hält er auch das Gut.
Wo der Zaun am niedrigſten iſt, ſpringt Jeder darüber.
Man grüßt oft den Zaun um des Gartens willen.
Ein Zaun dazwiſchen
  Mag die Liebe erfriſchen.
Ein Zaun währt drei Jahre, ein Hund überwährt drei Zäune, ein Pferd drei Hunde, ein Menſch drei Pferde.

as über den Zaun fällt iſt des Nachbars.
ei Zeiten auf die Zäune, ſo trocknen die Windeln.
er Zehnte weiß nicht, wovon der Elfte lebt.
er Zehnte geht mit, wo der Pflug hingeht.
hren und Gaſten
Leert Küche, Keller und Kaſten.
er zehret an Ehre und Gott,
Wird bald der Leute Spott.
enaues Zehrgeld macht gut Sparen.
lle Zeichen lügen nicht.
ütet euch vor den Gezeichneten.
s iſt ein ſchlimm Zeichen, wenn die Henne krähet und die Frau das
Meiſterlied ſingt.
eit und Gelegenheit hat Niemand im Aermel.
eit iſt an keinen Pfahl gebunden.
ie Zeit giebt Beſcheid und verräth alle Bosheit.
eder Zeit ihr Recht
Macht viel arme Knecht.
eit verräth und henkt den Dieb.
eit verdeckt und entdeckt alles.
ngleiche Zeit
Macht ungleiche Leut.
Zeit, Ebbe und Fluth wartet auf Niemand.
Zeit darf man nicht nehmen, Gott giebt ſie umſonſt.
Zeit und Stunde rennt durch den rauhſten Tag.
Zeit iſt der Stoff, aus dem das Leben gemacht iſt.
Zeit gedenkt und vergißt aller Dinge.
Was man bei Zeiten hebet an,
Das man wohl erlernen kann.
Zeit iſt Zornes Arzenei.
Wer nicht kommt zur rechten Zeit,
Der muß nehmen, was übrig bleibt.
Der Zeit muß man viel befehlen.
Die Zeit iſt ein Räuber und Dieb,
Frißt Jugend und Lieb,
Nagt an Berg und Thal,
An Eiſen und Stahl.
Zeit bringt Roſen und nicht der Stock.
Zeit bringt Alles, wer warten kann.
Mit Zeit und Geduld wird aus dem Hanfſtengel ein Halskragen.
Mit Geduld und Zeit wird aus dem Maulbeerbaum ein ſeidnes Kleid.
Mit der Zeit kommt Freud und Leid.
Zeit gebiert Wahrheit.

Zeit iſt der beſte Rathgeber.
Kommt Zeit kommt Rath.
Mit der Zeit wird dir hold,
Was zuvor dein nicht gewollt.
Zeit iſt ein gnädiger Gott.
Andre Zeiten, andre Sitten.
Wer nicht will thun der Zeit ihr Recht,
Der fähret in Geſchäften ſchlecht.
Mit Zeit und Weile lernt ein wilder Ochs das Joch tragen.
Alles hat ſeine Zeit, nur die alten Weiber nicht.
Man muß der Zeit ihr Recht thun.
Man muß der Zeit nicht vorgreifen.
Zeit hat Ehre, Zucht hat Zierde.
Schicke dich in die Zeit.
Wer der Zeit dienet, dient wohl.
Laß dir Zeit und iß Brot dazu.
Die Zeit frißt jeden Strick,
Und wär er noch ſo dick.
Zeit und Stunde ſind ungleich.
Zeit und Stroh macht die Mispeln reif.
Zeit frißt uns das Herz ab.
Zeit gewonnen, viel gewonnen;
Zeit verloren, viel verloren.
Neue Zeitung hört man gern.
Ziegen haben es in ſich.
Alte Ziegen lecken auch gern Salz.
Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen.
Mancher zielt weiter als er trifft.
Die Zieglein heißen alle wie ihre Mutter Geiß.
Zimmerleut und Maurer
Sind die ärgſten Laurer.
Mit eſſen, meſſen und beſinnen
Iſt der halbe Tag von hinnen.
Böſe Zimmerleute machen viel Späne.
Dem Zimmermann iſt im Sommer keine Kanne zu theuer und in
Winter keine Rinde zu hart.
Zins hat ſchnelle Füße, er läuft auf, ehe man ſich um ſieht.
Zinſen machen alt und jung.
Es hilft kein Zittern für den Froſt.
Mancher, der kein Haar hat auf dem Kopf,
Bekömmt doch einen tüchtigen Zopf.
Beſſer kleiner Zorn denn großer Schaden.
Zorn macht verworrn.

Zorn erwürgt den Thoren.
Der Zorn wirft blinde Junge wie die Hündin.
Zorn ohne Macht, wird verlacht.



Zorn thut nichts mit Rath.
Beim Zorn erkennt man den Thor'n.
Zornes Ausgang,
  Der Reue Anfang.
Harren iſt des Zornes Arzenei.
Wer ſeinen Zorn bezwingt, hat einen Feind beſiegt.
Des Armen Zorn iſt ſein eignes Unheil.
Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel.
Im Zorn thut man nichts Geſcheidtes.
Zornigem ſoll man das Schwert nehmen.
Wie die Zucht, ſo die Frucht.
Zucht iſt das beſte Heirathsgut.

Die beſte Zucht ſind gute Worte und harte Strafe.
Wo keine Zucht, iſt keine Ehre.
Zufrieden ſein verwandelt Waſſer in Wein.
Zufrieden ſein iſt große Kunſt,
  Zufrieden ſcheinen großer Dunſt,
  Zufrieden werden großes Glück,
  Zufrieden bleiben Meiſterſtück.
Zufriedenheit iſt der größte Reichthum.
Fleißige Zuhörer machen fleißigen Prediger.
Männer von der Zunft
  Walten oft mit Unvernunft.
Böſe Zunge, ein bös Gewehr.
Die Zunge hat kein Bein, ſchlägt aber Manchem den Rücken ei
Eine gezähmte Zunge iſt ein ſeltner Vogel.
Die Zunge iſt des Herzens Dolmetſch.
Es iſt auf Erden kein beſſer Liſt,
  Denn wer ſeiner Zunge Meiſter iſt.
Hütet eure Zungen, iſt gut Alten und Jungen.
Böſe Zungen ſchneiden ſchärfer als Schwerter.
Wäre die Zunge ein Spieß, ſo thät mancher mehr als zehn Zw
Haltet eure Zunge im Zaum.
Böſe Zunge und böſes Ohr ſind beide des Teufels.
Wer leicht zürnet, ſündigt leicht.
Wer langſam zürnet, zürnet ſchwer.
Zuſagen macht Schuld.
Zuſagen ſteht im Willen, aber dem Halten iſt ein Seil über die
  ner geworfen.
Böſer Pfennig zugeſagt und nicht bezahlt, ſchadet zwei.
Dem Zuſchauer iſt keine Arbeit zu viel.
Dem Zuſchauer iſt kein Spiel zu hoch.
Zu viel iſt ungeſund.
Wer zu viel ſagt, beweiſet nichts.
Zu viel und zu wenig:
  Das iſt ein Ding.
Zu viel zerreißt den Sack.
Zu wenig und zu viel verdirbt alles Spiel.
Was zu viel iſt, iſt zu viel.
Zu viel hat keine Ehre.
Zu viel gut iſt böſe.
Zwang währt nicht lang.
Zwang macht keine Chriſten.
Zwei von ein iſt Fehdenrecht.
Zwei werden immer Eines Herr, drei freſſen ihn gar.

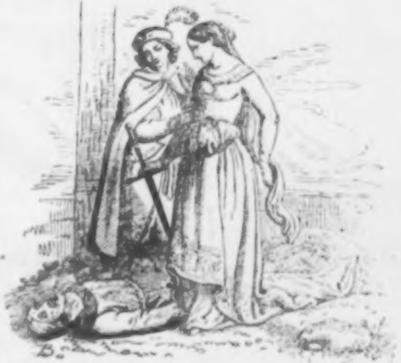
Wo ſich Zweie zanken, gewinnt der Dritte.
Zweifel hat viel Deckmäntel.
Die Zwiebel hat ſieben Häute, ein Weib neun.
Es iſt noch kein Zwilchſack ſeiden werden, wenn er auch voll Thaler war.

Zwinge mich, ſo thue ich keine Sünde, ſprach das Mädchen.
Zwiſchen Zwölf Uhr und Mittag,
Gar Vieles noch geſchehen mag

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Die
Geſchichte
von den
ſieben weiſen Meiſtern.



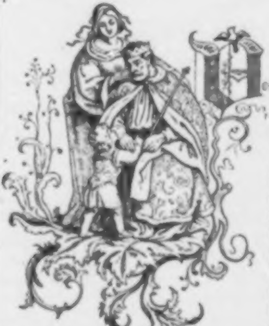
Volksbücher. 30. 31.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Die
Geſchichte
von den
ſieben weiſen Meiſtern.

Von Kaiſer Pontianus, ſeiner Gemahlin und beider Sohne Diocletianus.



Vor langer Zeit regierte zu Rom ein Kaiſer mit Namen Pontianus, ein weiſer, gewaltiger und kluger Herr, welcher mit der Tochter eines Königs vermählt war, die von der Natur mit ſolcher Schönheit und ſo herrlichen Tugenden begabt war, daß ſie dadurch ihres Herrn ganzes Herz gewann. Dieſelbe gebar einen Sohn, welcher Diocletianus genannt ward und an Alter und Verſtand zunahm, weswegen er von Jedermann geliebt wurde. Der Knabe war aber noch nicht ſieben Jahre alt, als ſeine Mutter von einer tödtlichen Krankheit befallen ward. Als nun die Kaiſerin merkte, daß ihr Tod nahe bevorſtehe, ließ ſie ihren Herrn und Gemahl zu ſich entbieten, und als ſich der Kaiſer Pontianus bei ihrem Sterbelager niedergelaſſen hatte, ſagte ſie zu ihm: „Geliebter Herr und Gemahl, ich fühle, daß meine Lebenszeit verſtrichen iſt und mein Tod unwiderſtehlich herannaht, darum erlaubet, daß ich euch ein aller Demuth noch eine Bitte ans Herz lege, bevor ich ſterbe.“ Der Kaiſer antwortete: „Ach meine innig geliebte Gemahlin, begehret von mir, was euch gefällt, es ſoll geſchehen, ſofern es nur irgend in meiner Macht ſteht.“ Da fuhr die Kaiſerin fort: „Ich fühle, daß mein Leben unrettbar verloren iſt und ſehe zugleich voraus, daß ihr nach meinem Tode nicht werdet umhin können, euch wieder zu vermählen. Es wäre thöricht von mir, wenn ich euch dieſes verwehren wollte, aber ich bitte euch inſtändig, daß ihr meinen Sohn Diocletianus nicht unter die Gewalt eurer zweiten Gemahlin bringen möget, ſondern daß ihr ihn in der Fremde erziehen und in aller Weisheit und in allen Künſten unterrichten laſſet, welche ihm zur Freude und zum Nutzen gereichen können. Dadurch wird er am beſten in Stand geſetzt werden, ſein Leben zu bewahren; wenn er aber in die Gewalt ſeiner Stiefmutter kommt, ſo muß er ſterben.“ Der Kaiſer tröſtete ſeine Gemahlin und verſicherte ihr, daß ihre Bitte gewährt ſein ſolle. Auf dieſen gnädigen Beſcheid kehrte ſich die Kaiſerin um und verſchied. Pontianus war eine lange Zeit in großen Kummer verſenkt über den Tod ſeiner geliebten Gemahlin. Er ließ ſie mit großer Pracht und Herrlichkeit zur Erde beſtatten, trug groß Leid um ſie und dachte viele Jahre nicht daran ſich wieder zu vermählen.

Einſtmals fügte es ſich, daß der Kaiſer in ſeinem Bette lag un mit inniger Liebe an ſeinen Sohn Diocletianus und ſeine verſtorben Gemahlin dachte. Da ſagte er zu ſich ſelbſt: „Mein Sohn iſt beſtimm mein Erbe und Nachfolger zu werden, darum ziemt es ſich, daß ich ih in aller Weisheit und in allen Künſten unterrichten laſſe, die ihn geſchic machen dermaleinſt das Reich auf das Beſte zu regieren.“ Als nun de Morgen angebrochen war, ſtand er auf und befahl alsbald, daß alle ſein Räthe vor ihm erſcheinen ſollten, weil er eine ſehr wichtige Sache mi ihnen zu verhandeln hätte. Als ſie nun verſammelt waren, trug ihne ihr Herr vor, was er mit ſeinem Sohne für eine Abſicht hätte un

ragte ſie um ihren Rath, wie er dieſelbe am beſten erreichen könnte.
Nachdem ſie ſich nun unter einander berathen hatten, trat der Vor-
ehmſte unter ihnen vor den Kaiſer und ſprach: „Gnädiger Herr und
Kaiſer, es leben in dieſer Zeit ſieben weiſe Meiſter zu Athen, welche
lle andern Weiſen in der ganzen Welt an Weisheit und Künſten weit
bertreffen. Einem von dieſen ſieben könnte Diocletianus anvertraut
erden, damit er von ihm auferzogen und fleiſig in allen Wiſſenſchaften
nterrichtet würde.“ Dieſer Rath gefiel dem Kaiſer und er ſchickte alsbald
ine Boten aus, um die ſieben Meiſter vor ſeinen Thron zu beſcheiden.

Wie Diocletianus den ſieben weiſen Meiſtern übergeben wird.

Die ſieben weiſen Meiſter eilten auf des Kaiſers Befehl nach Rom
nd wurden dort alsbald von den kaiſerlichen Räthen vor den Thron
eführt. Pontianus empfing ſie auf das Freundlichſte und redete ſie
lgendermaßen an: „Hochgeprieſene und in allen Künſten wohl-
fahrene weiſe Meiſter! Iſt euch vielleicht ſchon bekannt, warum ich
uch habe rufen laſſen?“ Sie antworteten: „Allergnädigſter Herr
nd Kaiſer, ſolches iſt uns allen unbekannt.“ Da fuhr der Kaiſer
rt: „So wiſſet. Gott hat mir einen einzigen Sohn gegeben, deſſen
Mutter, wie ihr werdet vernommen haben, vor einiger Zeit geſtorben
t. Gott möge ſich ihrer Seele erbarmen. Meinen lieben und einzigen
Sohn wollte ich nun gern einem von euch übergeben und ihm den-
lben auf das Dringendſte anbefehlen, damit er in allen guten Künſten
nd Wiſſenſchaften unterrichtet werde um dermaleinſt nach meinem
bleben das Reich friedlich beſitzen und mit Nutzen und Frucht auf
as Beſte regieren zu können.“ Nachdem nun die ſieben weiſen Mei-
r die Rede des Kaiſers vernommen hatten, trat der Erſte von ihnen,
ancillas genannt, vor und ſprach: „Großmächtigſter Herr und Kai-
, wenn ihr mir euren einzigen geliebten Sohn übergebet, ſo will
ihn in ſieben Jahren ſo weit bringen, daß er in allen Wiſſenſchaften
weit als ich und dieſe meine Gefährten ſein ſoll.“ Hierauf trat der
eite weiſe Meiſter, welcher Lentulus hieß, vor und ſprach: „Gnä-
gſter Herr und Kaiſer, ich habe euch viele Jahre lang treu gedient
d habe nie einen Lohn begehrt, jetzt aber bitte ich euch mir euren
ohn zu übergeben, und ich will ihm in ſechs Jahren alles beibringen,

was ich und dieſe meine Gefährten wiſſen.“ Nach Lentulus ſprach der weiſe Cato: „Ich habe meinem gnädigſten Herrn und Kaiſer mehr als [illegible] in großen Nöthen mit Gefahr meines Lebens beigeſtanden; [illegible] bitte, mein Herr wolle ſich deſſen gnädig erinnern und mir zum Lohn für meine Treue ſeinen Sohn anvertrauen, ſo verſpreche ich dagegen, daß ich denſelben in fünf Jahren ſo unterrichten will, daß er an Weisheit weder mir, noch einem von dieſen meinen Begleitern nachſtehen ſoll.“ Als der Vierte ſprach Waldach: „Bedenket gnädigſter Herr, daß nicht nur ich, ſondern auch meine Vorfahren ohne Eigennutz dem Reiche jederzeit treu gedient haben; darum gewähret mir meine unterthänige Bitte und übergebt mir euren einzigen Sohn, er ſoll in vier Jahren keinem von uns an Weisheit nachſtehen.“ Danach ſprach der fünfte Meiſter, Namens Joſephus: „Gnädigſter Herr Kaiſer, ich bin nun ſchon hoch in Jahren und habe niemals gefehlt, wenn ihr mich zu euch beſcheiden ließet, welches ſtets geſchah, wenn ihr eines weiſen Rathes bedürftig waret. Wie ich nun glaube, daß euch mein Rath niemals irre geleitet hat, ſo gewähret mir, der ich noch niemals einen Lohn für meine Dienſte gefordert habe, jetzt die Gnade euren einzigen Sohn durch mich unterweiſen zu laſſen. Ich weiß, daß er durch mich in drei Jahren aller Weisheit mächtig werden wird, welche ich und dieſe meine Genoſſen beſitzen.“ Der ſechſte weiſe Meiſter, Cleophas genannt, trat vor den Kaiſer und ſprach: „Mein gnädigſter Herr, mein Haupt iſt in euren Dienſten ergraut, ihr wiſſet ſelbſt, was ich für euch gethan habe, darum laſſet mich heut keine Fehlbitte thun, wo ich zum erſten Mal eine Gnade von euch begehre. Ich will euren geliebten Sohn in zwei Jahren alle Wiſſenſchaften und Künſte lehren, deren ich und meine Geſellen kundig ſind.“ Zuletzt ſprach noch Joachim, der ſiebente weiſe Meiſter: „Allergnädigſter Kaiſer, ihr habet ſtets auf meinen Rath gehört, ſo thuet es auch heut und gewähret mir zugleich den einzigen Lohn für alle meine Dienſte, den ich begehre, laſſet euren einzigen Sohn mit mir ziehen, ich getraue mir ihn in einem Jahre alles zu lehren, was einer meiner Gefährten und ich ſelbſt weiß.“ Nachdem ſo die ſieben Meiſter einer nach dem andern geredet hatten, antwortete ihnen der Kaiſer: „Lieb Meiſter, ich danke euch freundlich, daß ein jeder unter euch ſi illig erzeigt die Erziehung meines Sohnes zu übernehmen; ich weiß auch, daß jeder von euch meines Vertrauens vollkommen würdig ſt. Darum bin ich in Zweifel, welchem von euch ich ihn übergeben ell. Wohlan denn, ich will ihn euch allen insgeſammt anvertrauen it der Bitte ihn in allen Wiſſenſchaften treu und fleißig zu unter- chten." Die Meiſter waren über dieſen Entſchluß des Kaiſers alle froh, neigten ſich gegen ihn und dankten ihm für ſein gnädiges Ver- rauen. Diocletian nahm von ſeinem Vater zärtlich Abſchied und machte ſich mit den weiſen Meiſtern auf die Reiſe nach Athen.

ie für den jungen Diocletianus ein ſchönes Schloß erbaut und er in demſelben von den ſieben weiſen Meiſtern erzogen wird.

Als die weiſen Meiſter mit dem jungen Diocletianus in die Nähe en Athen kamen, ſagte der eine von ihnen, Cato, zu den andern: „Liebe Herren und Genoſſen, ich halte nicht für rathſam, daß wir en Sohn des Kaiſers in die Stadt Athen führen, weil ich fürchte, r möge daſelbſt durch den Zudrang des Volkes allzuſehr in Anſpruch nommen und geſtört werden. Nun iſt ohnweit der Stadt zu St. Martin ein ſchöner Garten, dort wollen wir, wenn es euch gefällt, in Schloß aufbauen laſſen, damit wir ihn ungeſtört lehren und unter- ichten können." Die Meiſter gaben alle dieſem Rathe ihren Beifall nd ſie waren kaum in Athen angekommen, als ſie auch ſchon eine roße Anzahl von Werkleuten in Dienſt nahmen und ein ſchönes teinernes Schloß bauen ließen, in welchem der Sohn des Kaiſers ohnen ſollte. Mitten in dem Schloſſe ließen ſie das Schlafgemach es jungen Fürſten einrichten und ſchmückten daſſelbe mit ſchönen ſinn- ichen Schildereien, welche die Künſte und Wiſſenſchaften vorſtellten. So hatte Diocletianus allezeit vor Augen, was ihm Luſt und Liebe um Lernen einflößen mußte, und die weiſen Meiſter ließen es ihrerſeits ieben Jahre lang nicht an Fleiß und Eifer fehlen, um ihn in allem n unterrichten, was ihnen von Kunſt und Wiſſenſchaft ſelbſt bekannt ar. Nachdem aber ſieben Jahre verfloſſen waren, ſprachen ſie unter ander: „Wir wollen unſern Zögling prüfen, was er die Zeit her on uns erlernt hat." Da ſagte der Meiſter Bancillas: „Wie mag ieß am füglichſten geſchehen?" und Cato gab ihm zur Antwort:

„Wenn der Prinz feſt ſchlafen wird, wollen wir unter jeden Fuß ſeiner Bettſtelle ein Epheublatt legen, dann aber vor dem Bette harren bis er erwacht und hören, was er ſagen wird.“ Da auch die andern Meiſter mit dieſem Vorſchlage wohl zufrieden waren, ſo wurde er gleich in der nächſten Nacht ins Werk geſetzt. Als nun Diocletian am nächſten Morgen in Gegenwart der ſieben Meiſter erwachte und die Augen aufſchlug, legte er die Hand an die Stirn und gab alle Zeichen der Verwunderung. Die Meiſter fragten ihn: warum er ſo anhaltend die Decke anſchaue? und Diocletianus antwortete: „Es geſchieht nicht ohne Grund. Wahrlich! dieſe Nacht, während ich ſchlief, hat ſich entweder die Decke über mir herabgeſenkt, oder der Boden unter mir hat ſich gehoben.“ Als die Meiſter dieſes hörten, ſprachen ſie unter einander: „Wenn der allmächtige Gott dieſen jungen Prinzen mit langem Leben begnadigt, ſo wird er ein weiſer, kluger und in allen Künſten und Wiſſenſchaften hochgelehrter Herr werden, der zu ſeiner Zeit das Reich trefflich und mit großem Nutzen regieren wird; denn die Weisheit der Fürſten gereicht dem Lande zum Segen.“

Wie ſich der Kaiſer auf den Rath ſeiner Räthe zum zweitenmal vermählt.

Während ſich der junge Prinz Diocletianus bei den Weiſen in Griechenland aufhielt, geſchah es, daß eines Tages die Räthe des Kaiſers vor dieſen traten und ihn alſo anredeten: „Gnädigſter Herr, großmächtigſter Kaiſer, der höchſte Gott hat euch einen einzigen Sohn geſchenkt, welcher einſt euer Erbe und Nachfolger ſein wird. Gott ſchenke ihm ein langes Leben und dauernde Geſundheit. So dem aber nicht ſo wäre und der Prinz, was doch möglich, durch den Tod uns noch in jungen Jahren entriſſen würde, ſo käme dieſes Reich in nicht geringe Betrübniß und Verwirrung, ja es wäre möglich, daß, wenn auch euch der Himmel abforderte, das Reich in völlige Zerrüttung geriethe. Darum gelangt an euch unſere unterthänige Bitte, euch, um dem Allen zuvorzukommen, zum andern Male mit einer eurer würdigen Gemahlin zu vermählen. Denn, wenn es auch Gott gefiele, euch mit noch vielen Söhnen zu beſchenken, ſo würden ſie doch ſämmtlich zu hohen Ehren gelangen und ihrer hohen Geburt angemeſſen verſorgt werden können.“ Darauf antwortete der Kaiſer:

„Nachdem dieſes euer Wille iſt, und ich alle Zeit bereit bin, das Beſte meines Landes nach Kräften zu fördern, ſo bin ich bereit, mich noch einmal zu vermählen, ſobald ihr mir eine edle, ſchöne und tugendhafte Jungfrau zuführet, welche meiner kaiſerlichen Würde geziemt.“ Mit dieſen Worten entließ der Kaiſer ſeine Räthe, welche es ſich alsbald angelegen ſein ließen eine würdige Gemahlin für ihren Herrn zu ſuchen. Sie brachten endlich dem Kaiſer Pontianus die Tochter eines Königes, welche mit ſo ſeltener Schönheit und ſo edlen Sitten egabt war, daß ihr jeder, der ſie ſah, mit Huld und Gewogenheit ugethan ſein mußte. Dabei war ſie überaus klug und wußte gar ierliche Rede zu ſetzen. Als ſie der Kaiſer ſah und hörte, gewann er ine ſolche innige Zuneigung und Liebe zu ihr, daß er ſeines früheren Leides ſchier ganz vergaß und ſich mit der reizenden Jungfrau unter eſtlichem Gepränge trauen ließ.

Wie die Kaiſerin ihren Gemahl bewog den jungen Diocletian an ſeinen Hof kommen zu laſſen.

Der Kaiſer Pontianus lebte eine Zeit lang mit ſeiner Gemahlin großer Eintracht und Liebe, und es ging ihrem Glücke nichts ab, ls daß ihre Ehe unfruchtbar blieb. Da erfuhr die Kaiſerin, daß ihr Gemahl einen Sohn aus ſeiner erſten Ehe habe, und alsbald faßte e in ihrem Herzen den ſchändlichen Entſchluß denſelben aus dem Wege u räumen, um den Kindern, die ſie noch gebären möchte, dadurch den Weg auf den Thron zu bahnen. Als daher der Kaiſer einſtmals des Nachts in zärtlicher Liebe bei ihr verweilte und zu ihr ſagte: „Herzebſte Gemahlin, ich bin dir mit Leib und Seele zugethan und ünſche nichts ſo eifrig, als Alles zu thun, was dir Freude macht, erde auch nie irgend ein Geheimniß vor dir in meinem Herzen verergen!“ — erwiderte ſie ihm: „Gnädiger Herr, wenn ihr mich ſehr liebet, ſo bitte ich euch demüthig, mir etwas zu gewähren, as ich längſt gewünſcht habe.“ Der Kaiſer antwortete: „Sage mir, eine liebſte Gemahlin, was es ſei, und es ſoll ohne Verzug geſchen.“ Da ſagte ſie: „Mein theuerſter Herr und Gemahl, ihr wißt, ie es Gott noch nicht gefallen hat, mich mit einem Leibeserben zu gnen; nun weiß ich aber, daß ihr von eurer erſten Gemahlin einen

Sohn habet, welchen ihr fern von hier erziehen laſſet. So bitte ich euch denn euch und mir nicht länger die Freude zu verſagen, welche Eltern an wohlerzogenen Kindern haben, und euren Sohn hierher kommen zu laſſen, damit ich ihn wie meinen eignen Sohn liebe und halte.“ Der Kaiſer war über dieſen Wunſch ſeiner Gemahlin in ſeinem Herzen ſehr erfreut und antwortete ihr: „Es ſind nunmehr ſieben Jahre verfloſſen, daß ich meinen Sohn nicht geſehen habe; ſo will ich ihn denn auf eure Bitte, meine liebſte Gemahlin, jetzt wieder nach Hauſe kommen laſſen.“ — Gleich am nächſten Tage ließ der Kaiſer an die ſieben weiſen Meiſter ſchreiben und unterzeichnete den Brief mit eigener Hand: daß ſie ſeinen Sohn zu dem bevorſtehenden Pfingſtfeſte bei Verluſt ihres Lebens zu ihm nach Rom bringen ſollten. Nachdem die weiſen Meiſter den Brief des Kaiſers geleſen hatten, beobachteten ſie noch an demſelben Abende die Geſtirne, um zu erforſchen, ob es gut und rathſam ſei den Jüngling jetzt nach Hauſe zu führen. Da laſen ſie denn mit großem Schrecken in den Geſtirnen, daß der Jüngling, wenn er jetzt an den Hof ſeines Vaters käme, eines ſchmählichen Todes ſterben müſſe. Wenn ſie ihn nun auch gern gegen den Willen des Kaiſers noch eine Zeit lang zurückgehalten hätten, ſo erſchreckte ſie doch die Strenge des Befehls, wonach ſie durch Zögern ihr eigenes Leben auf das Spiel ſetzten. In dieſer Rathloſigkeit ſagte endlich der Meiſter Cleophas: „Unter zwei Uebeln ſoll man das Geringere wählen; es iſt aber beſſer, daß wir ſterben, denn daß der Jüngling umkomme, von deſſen Leben das Wohl des ganzen Reiches abhängt.“ Die übrigen Meiſter ſtimmten dem Cleophas bei, als eben Diocletianus zu ihnen trat und ſie nach der Urſache ihrer offenbaren Beſtürzung und Betrübniß fragte. Sie antworteten ihm: „Euer Vater, unſer Herr und Kaiſer, hat uns befohlen euch zum nächſten Pfingſtfeſte an ſeinen Hof nach Rom zu bringen. Nun ſehen wir aber in den Geſtirnen, daß ihr, wenn wir euch zu dieſer Zeit zu ihm bringen, durch das erſte Wort, das aus eurem Munde geht, das Leben verlieret.“ Da begehrte der Sohn des Kaiſers auch das ihm feindliche Geſtirn zu ſehen. Sie zeigten es ihm, und er erkannte, daß die Meiſter ſich nicht getäuſcht hatten, doch bemerkte er bei längerem Hinſehen einen kleinen Stern, an welchem er erkannte, daß wenn er ſich ſieben

Tage lang alles Redens enthielte, er gerettet werden möchte, obſchon r alle Tage zum Tode verurtheilt und zum Richtplatze geführt werden würde. Er zeigte den Meiſtern den kleinen Stern und ſagte ihnen, wie er ihn glaube auslegen zu müſſen. Die Meiſter erkannten die Wahrheit deſſen, was er ihnen geſagt hatte, indem ſie den von ihnen überſehenen Stern auch nur ſo und nicht anders zu deuten vermochten, lobten und prieſen Gott, daß er den Jüngling mit ſo hoher Weisheit geſchmückt habe, und verſprachen dieſem, daß ſie ihm nach allen ihren Kräften beiſtehen wollten um ihn am Leben zu erhalten. Sie faßten lſo den Entſchluß dem Befehle des Kaiſers unverzüglich nachzukommen, bekleideten den jungen Diocletian mit koſtbaren Gewändern und ührten ihn gen Rom zu ſeinem Vater.

Wie der Kaiſer ſeinen Sohn mit großer Freude empfängt.

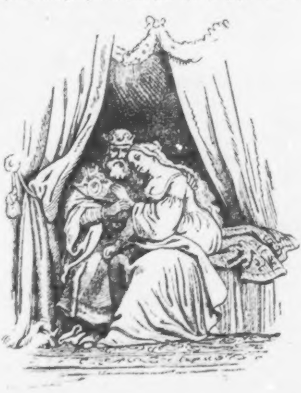
Als der Kaiſer vernahm, daß ſein Sohn unterwegs war, ritt er hm von vielen Fürſten und vornehmen Herren begleitet entgegen. Die veiſen Meiſter aber, welche erfuhren, daß der Kaiſer komme um ſeinen Sohn zu empfangen, nahmen von dem Prinzen Abſchied, indem ie ihm nochmals verſprachen alles, was in ihren Kräften ſtände, zu hun, um ihm in der Noth beizuſtehen und ihn von dem Tode zu eretten. Als nun der Kaiſer zu ſeinem Sohne kam, empfing er ihn ſehr reundlich, indem er ihn in ſeine Arme ſchloß und ſprach: „Mein lieber Sohn, ſei mir willkommen, ich habe dich nun viele Jahre nicht eſehen, ſprich, wie es dir indeſſen ergangen iſt.“ Diocletianus neigte emüthig das Haupt vor ſeinem Vater, antwortete ihm aber mit keinem Worte. Der Kaiſer verwunderte ſich nicht wenig, daß ſein Sohn icht mit ihm reden wollte, doch er dachte, vielleicht haben ihm ſeine Meiſter verboten unterwegs zu reden. Als ſie nun zu dem Palaſt amen und von den Pferden abgeſtiegen waren, nahm der Kaiſer ſeinen Sohn bei der Hand, führte ihn in den Palaſt und ließ ihn neben ich ſetzen. Darauf redete er ihn alſo an: „Geliebter Sohn, haben eine Meiſter Sorge um dich getragen und dich nach meinem Befehl in allen Wiſſenſchaften treu und fleißig unterrichtet?“ Aber Diocletianus neigte ſein Haupt und gab keine Antwort. Da erſtaunte der Kaiſer noch mehr als zuvor und ſprach: „Liebſter Sohn, warum willſt du kein Wort mit mir reden? Iſt dir etwa ein Unglück begegnet, ſo entdecke mir es.“

Wie die Kaiſerin ihren Stiefſohn verführen will und ihn dann ſchändlich verläumdet.

Als die Kaiſerin vernahm, daß der Sohn des Kaiſers angekommen ſei, war ſie in ihrem Herzen froh und ſprach: „Wohlan, ich will ihn empfangen.“ Sie ſchmückte ſich alsbald auf das Köſtlichſte und ging von ihren Frauen und Jungfrauen begleitet in die Gemächer des Kaiſers. Als ſie Pontianus erblickte, ging er ihr entgegen, führte ſie auf den Thron und ließ ſie neben ſeinen Sohne niederſetzen. Da fragte ſie den Kaiſer, ob dieſer ſein Sohn wäre, den die weiſen Meiſter erzogen hätten? Der Kaiſer bejahte dieß und erzählte ihr zugleich, wie er mit Betrübniß habe erfahren müſſen, daß ſein Sohn nicht reden wolle oder könne. Die Kaiſerin ſah den Jüngling eine Weile an und ſagte dann: „Liebſter Herr und Gemahl, überlaſſet ihn mir, ſo will ich ihn wohl zum Reden bringen, wenn er jemals zu reden verſtanden hat.“ Indem ſie dieß ſagte, ſtand ſie auf und nahm den Jüngling bei der Hand. Der Kaiſer ließ dieß gern geſchehen und befahl ſeinem Sohne, daß er ihr folgen ſolle. Diocletianus neigte das Haupt und ging mit ihr. Die Kaiſerin führte ihn in ihr Zimmer und befahl, daß ſich jedermann entfernen ſolle. Darauf führte ſie den Jüngling zu einem Ruhebette, ſetzte ſich neben ihn und ſprach: „Inniggeliebter Diocletianus, ſeit ich den Ruhm deiner unvergleichlichen Schönheit vernommen habe, iſt mein Herz in Liebe zu dir entbrannt, und jetzt, da ich dich mit meinen Augen ſchaue, erſcheinſt du mir noch tauſendmal liebenswürdiger, als man dich mir beſchrieben hat. Wiſſe, daß ich dich mehr liebe als mich ſelbſt, und daß ich aus inniger Liebe gegen dich von deinem Vater mich fern gehalten und meine jungfräuliche Keuſchheit unverletzt erhalten habe. Siehe mich an, ob du mich für würdig deiner Liebe erachteſt, und ſage mir, ob ich di Erfüllung meiner Wünſche hoffen darf.“ Diocletianus antwortete ihr nicht, darum umſchlang ſie ihn mit ihren Armen und ſagte mit zärtlicher Stimme: „Diocletianus, du biſt ein Theil meiner Seele, rede mit mir, denn ich bin bereit alles zu thun, was du willſt.“ Darauf drückte ſie den Jüngling an ihre Bruſt und wollte ihn küſſen; er aber wendete ſich von ihr ab. Da ſprach ſie etwas erzürnt: „O du Thor, warum thuſt du das, es ſieht uns hier Niemand.“ Diocletianus ſprang auf und wollte ſie verlaſſen; ſie aber eilte ihm nach und faßte ſeine Hand, indem ſie ſagte: „Wahrlich, du mußt meine glühende Liebe erwidern, ſonſt bin ich des Todes. Iſt es möglich, daß du mir ſo grauſam Widerſtand leiſten kannſt? o rede, und wenn du aus irgend einer Urſache deinen Mund nicht aufthun darfſt, ſo komme her und ſchreibe mir auf dieſes Blatt, wie du gegen mich geſinnt biſt.“ Da nahm der Jüngling das Blatt und ſchrieb darauf: „Die Götter mögen mich ewig behüten, daß ich an meines Vaters Blumengarten Frevel übe oder ihn zerſtöre. Denn ich weiß, wenn ich es thäte, ſo würden mich die Götter mit ihrer Rache heimſuchen, und der Fluch meines Väters würde mich treffen. Darum laſſet ab, mich zur Sünde zu reizen.“ Als die Kaiſerin dieſe Worte geleſen hatte, verwandelte ſich ihre Liebe in Haß und Wuth. Sie zerkratzte ihr Angeſicht mit den Nägeln, zerriß ihr Kleid und ſchrie laut: „Kommet mir zu Hülfe, um aller Götter willen, ehe mich der Böſewicht überwältigt!“ Das Geſchrei drang bis in die Zimmer des Kaiſers, und er eilte erſchreckt mit allen den Herren und Fürſten, welche bei ihm waren, nach dem Gemache ſeiner Gemahlin. Das ſchändliche Weib rief ihm aber entgegen: „Herr, erbarmet euch meiner! dieſer euer Sohn, den ich hieher führte, um ihn durch mütterliche Güte und freundliches Zureden zum Reden zu bringen, hat wider euch und mich geſündigt. Er hat mich mit Gewalt in Schmach und Schande bringen wollen, und als ich mich ſeinem verruchten Willen widerſetzte, hat er mich gemißhandelt, wie ihr ſehet.“ Da entbrannte der Zorn des Kaiſers, und er befahl den Dienern ſich ſeines Sohnes zu bemächtigen und ihn an den Galgen zu henken. Er ſelber aber begab ſich eilig hinweg, um den auch nicht einen Augenblick länger vor Augen ſehen zu müſſen, von dem er ſo ſchändlich betrogen zu ſein glaubte. Die Fürſten und Herren folgten ihm nach, traten vor ſeinen Thron und ſprachen: „Großmächtigſter Kaiſer und Herr, die Götter haben euch einen einzigen Sohn gegeben, welcher der Erbe eures Reiches ſein ſoll, darum bitten wir euch unterthänig, daß ihr nicht ſo ſchnell in eurem Zorne wider ihn verfahret. Hat er wider euch gefrevelt, ſo ſtellet ihn vor Gericht und laſſet die Strafe des Geſetzes wider ihn ergehen, damit euer Volk nicht ſpäter böſen Nachreden Glauben ſchenken möge.“ Der Kaiſer konnte nicht umhin die Weisheit ſeiner Räthe anzuerkennen und befahl daher, daß ſein Sohn bis zum nächſten Morgen gefangen gehalten und ſodann über ihn Gericht gehalten werden ſolle.

Wie die Kaiſerin ihren Gemahl zu verleiten ſucht, daß er ſeinen Sohn tödte, und ihm ein Beiſpiel erzählt von einem Baume.

Als die Kaiſerin erfuhr, daß Diocletianus nicht ſofort getödtet worden ſei, weinte ſie bitterlich und nahm von Niemandem Troſt an. Wie aber der Kaiſer zu Anfang der Nacht in ſein Schlafzimmer kam und ſeine Gemahlin noch immer weinen und jammern ſah, ſagte er zu ihr: „Liebſte Gemahlin, warum ſeid ihr ſo ſehr betrübt, ihr ſeid



doch den Händen des Böſewichts entronnen.“ Da antwortete ſie ihm unter vielen Thränen: „Mein Gemahl, ihr habt meine Schande ungerochen gelaſſen, denn ihr habt die gerechte Strafe, welche ihr über den Böſewicht verhängt hattet, zurückgenommen. Wie mag ich leben, wenn der lebt, der mit ſeinem Laſter meine Ehre beſudelt hat?“ Der Kaiſer gab ihm zur Antwort: „Solches war ich meinem Volke ſchuldig, denn es will ſich nicht ſchicken, ein Bluturtheil im Zorn zu ſprechen und vollziehen zu laſſen. Morgen kann die Sache reifer erwogen, und der Schuldige nach den Geſetzen beſtraft werden. Darum liebſte Gemahlin tröſtet euch und glaubet feſt, daß euch volle Genugthuung werden ſoll.“ Die Kaiſerin aber ſagte: „Liebſter Gemahl, ſo lange er lebt, muß ich fürchten, daß es euch mit ihm ergeht, wie jenem Manne mit dem Baume in ſeinem Garten.“ Da fragte ſie der Kaiſer: „Wie ging es jenem Manne?“ — und die Kaiſerin ſprach: „Wohlan! Ihr ſollet es hören, aber ich bitte euch, nehmet es zu Herzen.“

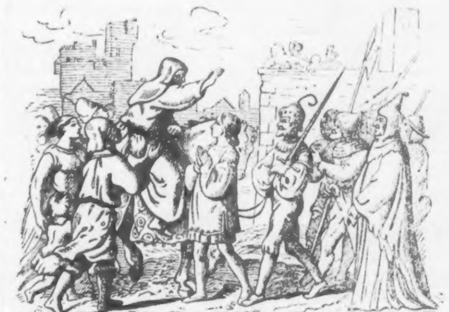
Zu Rom wohnte einſt ein Bürger, welcher einen ſchönen, mit allerhand fruchttragenden Bäumen gezierten Garten hatte. Darunter war auch ein koſtbarer Baum, welcher alljährlich viele ſchöne Früchte trug, und dieſe Früchte hatten die Tugend, daß ſie einen jeden Kranken, wenn er nur nicht am Ausſatze litt, alsbald geſund machten, ſobald er von ihnen aß. Eines Tages ging der Bürger in dieſem Garten auf und nieder und bemerkte, daß dicht neben dem ſeltenen Baume ein junges Bäumchen hervorgeſproßt war. Er freute ſich darüber, rief den Gärtner und ſprach: „Lieber, nimm dieſes jungen Bäumchens mit beſonderm Fleiße wahr, denn ich hoffe in der Folge mehr Nutzen von ihm als von dem alten Baume.“ Nach einiger Zeit begab ſich der Bürger abermals in den Garten, beſah das Bäumchen und glaubte zu bemerken, daß es nicht ſo zugenommen habe, als er gehofft hatte. Dieß ſagte er dem Gärtner und dieſer ſprach: „Herr, die Aeſte des alten Baumes haben ſich ſo weit ausgebreitet, daß die Luft das junge Bäumlein nicht nach Nothdurft beſtreichen und erfriſchen kann.“ Da befahl der Bürger dem Gärtner, er ſolle dem alten Baume die Aeſte behauen, damit ſie das junge Bäumlein im Wachsthum nicht aufhielten. Wieder nach einiger Zeit kam der Bürger abermals in den

Garten und ſah, daß das Bäumlein noch immer nicht nach Wunſche gedeihen wollte. Da ſagte der Gärtner: „Herr, der dicke Stamm des alten Baumes hält die Strahlen der Sonne und den Regen ab, daß ſie das junge Bäumlein nicht zu treffen vermögen.“ Da befahl der Bürger den Baum ganz abzuhauen, aber als dieß geſchehen war, verdarb auch der junge Baum, der aus den Wurzeln des alten hervorgeſproßt war, und der Bürger hatte keinen Nutzen von ſeinem Thun ſondern eitel Schaden. Die Kranken aber, welche ſonſt von den Früchten des Baumes geſund geworden waren, fluchten dem, der den ſchlimmen Rath gegeben hatte.

„Dies iſt die Geſchichte von dem Baume,“ fuhr die Kaiſerin fort: „und ich will ſie euch deuten. Der alte fruchttragende Baum, bei welchem die Hülfsbedürftigen Troſt und Rettung finden, der ſeid ihr, der junge aus den Wurzeln ſproſſende Baum aber iſt euer Sohn, der in allen Künſten und Wiſſenſchaften gar weit fortgeſchritten iſt um Tag und Nacht darauf zu ſinnen, wie die Aeſte eurer Gewalt behauen werden mögen, damit er vor der Welt zu Macht und Anſehn gelange. Und es wird ihm nicht an Helfern fehlen, die endlich eure kaiſerliche Perſon gänzlich aus dem Wege räumen werden, damit er der Erbe eurer Gewalt und Macht ſei, aber die Hilfsbedürftigen werden keinen Troſt bei ihm finden, werden um euch weinen und denen fluchen, die euch ausgerottet haben. Darum Herr! rathe und bitte ich euch, brauchet eure Gewalt, da ihr ſie noch habet, und tödtet den, der euch verderben will, ehe ihm ſeine liſtigen Anſchläge gerathen, ſo werdet ihr noch ferner der Troſt der Armen und die Hülfe der Bedrängten ſein.“ Der Kaiſer bedachte die Rede ſeiner Gemahlin und ſprach: „Wahrlich! dein Rath dünkt mich gut, und ich ſage dir, morgen ſoll mein Sohn eines ſchmählichen Todes ſterben.“

Wie Diocletianus hingerichtet werden ſoll, aber durch ſeinen erſten Meiſter Bancillas am Leben erhalten wird, indem derſelbe dem Kaiſer ein Beiſpiel erzählt von der Schlange und dem Hunde.

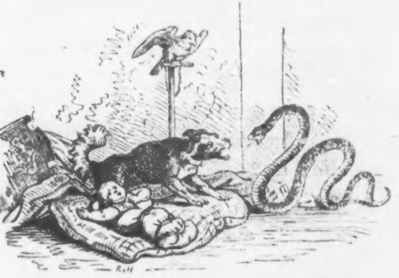
Als nun der Morgen angebrochen war, ließ der Kaiſer alsbald ſeine Räthe zuſammen berufen, damit ſie über ſeinen Sohn zu Gericht ſäßen. Da ward der Jünglig ſchuldig befunden und zum Tode verurtheilt, und er ſollte ſogleich an den Galgen gehenkt werden. Die Knechte nahmen ihn und führten ihn hinaus, indem etliche vor ihm hergingen, die Trommete bließen und das Urtheil des Kaiſers bekannt machten. Als nun dieſes in der Stadt bekannt wurde, da erhob ſich ein jämmerliches Geſchrei unter dem Volke, das den einzigen Sohn des Kaiſers beklagte, daß er eines ſo ſchmählichen Todes ſterben ſollte. Wie aber Diocletianus unter dem Geſchrei des Volks durch die Stadt geführt wurde, begegnete ihm ſein erſter Meiſter Bancillas und der Jüngling neigte gegen denſelben ſein Haupt, um ihn ſchweigend an ſein ihm gegebenes Verſprechen zu erinnern. Da redete der Meiſter die Knechte an, welche jenen führten, und bat ſie mit Vollziehung des Bluturtheils nicht allzu eilig zu ſein, denn er hoffe mit der Hilfe Gottes dem Kaiſer das Herz zu wenden und dem Jünglinge das Leben zu friſten. Als der Meiſter vor den Kaiſer kam, grüßte er ihn mit einem demüthigen Fußfalle, aber der Kaiſer war voll Zorns und ſagte zu



ihm: „Du Böſewicht, iſt das der Dienſt, den du mir zu leiſten verſprochen? Ich habe dir meinen Sohn anvertraut, damit er durch dich wohlredend und weiſe werde, du aber haſt ihn mir ſtumm zurückgegeben und thöricht durch ſündhafte Begierden. Oder iſt der weiſe, welcher der Luſt ſeines Fleiſches nicht Herr zu werden vermag? Er hat ſeine Strafe, denn er muß noch heut eines ſchmählichen Todes ſterben; dir aber und deinen Geſellen bin ich den Lohn noch ſchuldig, und wahrlich ihr ſollet das Loos meines Sohnes theilen.“ Darauf gab ihm der Meiſter zur Antwort: „Großmächtiger Kaiſer und Herr, ihr ſaget, daß euer Sohn ſtumm ſei, doch die Götter ſind meine Zeugen, daß er ſehr wohl reden konnte, ſo lange er bei uns war. Warum er aber jetzt nicht redet, das weiß der allmächtige Gott, den Niemand hintergehen kann. Noch mehr aber als dieß nimmt mich Wunder, daß euer Sohn verbrochen haben ſoll, was ihm ſchuld gegeben wird; denn ſo lange, als er bei uns weilte, habe ich keine ſündhafte Begierde an ihm wahrgenommen. Hütet euch, mein Herr und Kaiſer, vor eurem Zorne, daß ihr nicht aus Liebe zu eurer Gemahlin eurem einzigen Kinde das Leben nehmet, ſonſt möchte es euch leicht noch übler gerathen als jenem Ritter, welcher um ſeines Weibes willen ſeinen treuen Hund tödtete, der ihm doch das Leben ſeines Kindes gerettet hatte.“ Der Kaiſer fragte: „Was meinſt du damit?“ und der weiſe Meiſter ſprach: „Herr, ſo ihr befehlet, will ich euch erzählen wie es jenem Ritter ging, doch ich fürchte, während ich ſpreche, wir indeß euer Sohn umgebracht, daher bitte ich unterthänig, daß ih euern Sohn wieder in das Gefängniß zurückführen laſſet, bis ih meine Meinung erkannt habet. Dann möget ihr thun nach eure Ermeſſen.“ Da gab der Kaiſer Befehl, ſeinen Sohn in das Gefängniß zurückzuführen und der Meiſter ſprach, wie folgt:

Es war ein Ritter, dem ſein Weib einen Sohn geboren hatt welchen er ſo innig liebte, daß er ihm drei Ammen gab; die eine muß ihn warten, die zweite ihn ſäubern und die dritte ihn wiegen un Schlaf ſingen. Derſelbe Ritter hatte auch einen guten Falken einen treuen Hund, die er beide ſehr hoch hielt, zumal den Hun Denn derſelbe hatte die Art an ſich, daß er, wenn der Ritter zu eine Kampfe ritt und es ihm gelingen ſollte, in luſtigen Sprüngen de

Pferde vorauseilte. Wenn aber den Ritter ein Unfall bedrohte, ſo hing ſich der Hund an den Schwanz des Pferdes und ſuchte es unter Heulen und Geſchrei zurückzuhalten. An dieſen beiden Zeichen konnte der Ritter erkennen, ob er den Kampf wagen ſollte oder nicht. Den Falken liebte der Ritter deswegen, weil er ſtets einen guten Fang that, wenn er mit ihm auf die Jagd ausritt. Dieſer Ritter hatte ſeine Luſt an Stechen und Turniren, darum ſtellte er einſtmals auch ein Turnir auf ſeinem Schloſſe an und hatte zu demſelben viele ſeiner Freunde und tapfere Herren eingeladen. Als nun das Kampfſpiel vor ſich ging, da begab ſich die Gemahlin des Ritters mit dem ganzen Hofgeſinde zu dem Kampfplatze, um zu zu ſehen; auch die drei Ammen verließen das Kind, welches ſchlafend in der Wiege lag, um das Turnir zu ſehen. Alſo blieb Niemand in der Burg, als das Kind, der Hund, welcher nahe bei der Wiege des Kindes lag, und der Falke, der auf ſeiner Stange ſaß. Es hielt ſich aber eine große Schlange in dem Schloſſe in einem Loche auf, von welcher Niemand etwas wußte und die nur ſelten hervorgekrochen kam um Nahrung zu ſuchen. Als nun die Schlange merkte, daß es in dem Schloſſe ganz ſtill geworden war, kroch ſie langſam aus ihrem Loche hervor, ſchaute ſich um und wand

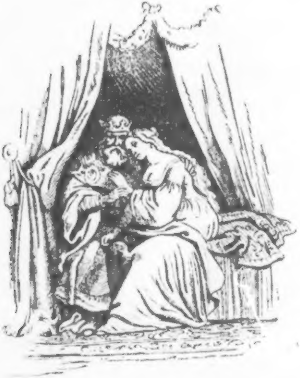


ſich nach der Wiege hin, um ſich des Kindes zu bemächtigen. Als der Falke die große Schlange gewahr ward und ſah, wie ſie der Wiege ſich näherte, auch bemerkte, daß der ſonſt alle Zeit wachſame Hund ſchlief, begann er mit ſeinen Flügeln ein ſolches Geräuſch zu machen, daß der Hund davon erwachte. Alsbald ward auch dieſer die Schlange gewahr, ſprang zornig auf ſie zu und ſtritt mit ihr um das Leben des Kindes. In dieſem Kampfe wurde der Hund von der Schlange ſo heftig gebiſſen, daß die Wiege und der Fußboden mit ſeinen Blute beſprengt wurden, und bei dem Hin- und Herzerren ſtieß der Hund die Wiege um, wobei jedoch das Kind nicht beſchädigt wurde, denn die Wiege hatte vier Stollen, und das Kind war wohl gewickelt und in Betten gehüllt und lag unter der umgefallenen Wiege, welche ſich auf die Stollen ſtützte, wie unter einem ſichern Dache. Nach einem langen Kampfe gelang es dem treuen Hunde die Schlange zu überwinden und zu tödten, und nachdem dieß geſchehen war, legte er ſich wieder nieder und leckte ſeine Wunden. Mittlerweile nahm auch der Kampf der Ritter ein Ende, und die drei Ammen waren die erſten, welche nach dem Schloſſe zurückkehrten. Als ſie nun ſahen, wie die Wiege umgeſtürzt war und der Fußboden und der Hund mit Blut beſchmutzt waren, erhoben ſie ein großes Wehgeſchrei und glaubten nicht anders, als daß der Hund das Kind getödtet habe. Es war keine ſo klug, die Wiege aufzuheben und den Schaden genauer zu betrachten, ſondern ſie beſchloſſen ſich durch die Flucht zu retten, damit nicht ihnen die Schuld beigemeſſen würde und ſie eines ſchmählichen Todes ſterben müßten. Als ſie nun ſo ängſtlich durch das Schloß eilten, begegnete ihnen ihre Herrin, welche ſie fragte, wo ſie hin wollten und wovon ſie ſo außer ſich gebracht wären. Da fingen ſie an zu ſchreien und zu klagen: „Weh uns! der Hund, welchen der Herr ſo lieb hat, hat euer Kind getödtet und die Wiege und den Fußboden mit dem Blute des Kindes beſpritzt.“ Als die Mutter des Kindes dieß vernahm, fiel ſie zur Erde und klagte und ſchrie, daß ſie ihr einziges geliebtes Kind verloren habe. Darüber kam auch der Ritter herbei und erfuhr zu ſeinem großen Schrecken, was vorgefallen ſein ſollte. Er eilte alsbald nach dem Zimmer, in welchem die Wiege ſich befand. Wie der treue Hund ſeinen Herrn ſah, ſtand er auf, wedelte mit dem Schwanze und eilte ihm entgegen, obgleich er von den erhaltenen Wunden noch ſehr ſchwach war. Der Ritter aber zog ſein Schwert und hieb dem Hunde den Kopf ab. Erſt nachdem er dieß gethan hatte, ging er zu der Wiege und hob ſie auf, da fand er ſein Kind friſch und geſund, und hinter der Wiege lag die große Schlange todt und in Stücken geriſſen, woraus er wohl entnehmen konnte, daß der Hund dem Kinde in der Wiege das Leben erhalten hatte. Da freute er ſich wohl des Lebens ſeines Kindes, betrauerte aber auch mit ſchmerzlichen Klagen den treuen Hund, den er um ſeines Weibes Rede willen getödtet hatte, während er ihm das Leben ſeines Kindes zu danken hatte. So groß war der Schmerz des Ritters über dieſen Verluſt, daß ihm alle Luſt an weltlichen Freuden verging, daß er ſeine Waffen von ſich legte und dafür einen Pilgerſtab nahm um nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten. Er diente Gott, ſo lange er lebte, mit einem ſtillen heiligen Wandel.

„Dieſes, mein gnädigſter Herr und Kaiſer, iſt die Begebenheit, deren ich gedachte und wahrlich, wenn ihr um der Rede eurer Gemahlin willen euren Sohn tödtet, ſo geſchieht euch viel übler als dem Ritter mit ſeinem Hunde.“ Da ſagte der Kaiſer: „Dein Beiſpiel hat mir das Herz bewegt, ich will es weiter bedenken und heute ſoll mein Sohn nicht ſterben.“ Da dankte ihm der Meiſter für die Gnade, die er ihm erwieſen, und daß er um ſeiner Rede willen ſeinem Sohne das Leben friſten wolle, befahl ihn in den Schutz des allmächtigen Gottes und ſchied von dannen.

Wie die Kaiſerin abermals den Tod des Jünglings begehrt und dem Kaiſer ein Beiſpiel erzählt von einem wilden Eber.

Als die Kaiſerin hörte, daß des Kaiſers Sohn noch nicht todt war, weinte ſie ſehr und wollte vor großem Leide ihr Haupt nicht erheben. Der Kaiſer vernahm es, ging zu ihr und fragte ſie, warum ſie ſo ſehr betrübt wäre. Da ſprach ſie: „Liebſter Herr, ihr wiſſet wohl, welche große Schmach mir durch euren Sohn iſt angethan worden und ihr habt ihm immer noch nicht die Strafe angedeihen laſſen, die er verdient hat und die ihr ihm zuerkannt habet. Wahrlich! euer Zaudern wird euch ſelbſt noch zum Verderben werden. Denn ich gedenke in meinem Herzen jenes wilden Ebers, von dem die Geſchichte



erzählt, und mein Herz weiſſagt mir euer Verderben, wenn ihr eu
länger bethören laſſet.“ Der Kaiſer fragte ſie, wie dieſe Geſchichte wä
und die Kaiſerin antwortete: „Wohl will ich ſie euch ſagen, doch i
müſſet ſie auch zu Herzen nehmen und den tödten, der meine und eu
Ehre gekränkt hat.“

Es hatte ein König in ſeinem Lande einen großen Wald, in de
ein ungeheurer Eber hauſte. Derſelbe brachte alle um, die ſich in de
Walde ſehen ließen, und es vermochte Niemand dieſen Eber zu
ſiegen. Da ward der König des Landes ſehr betrübt und ließ endl
öffentlich ausrufen, wer den Eber tödten würde, dem wollte er ſe
Tochter zur Gemahlin geben und ihm bei ſeinem Tode ſein Reich u
ſeine Krone hinterlaſſen. Es wollte ſich aber lange Zeit Niemand
den, welcher das ſtarke Thier zu überwinden ſich getraut hätte.

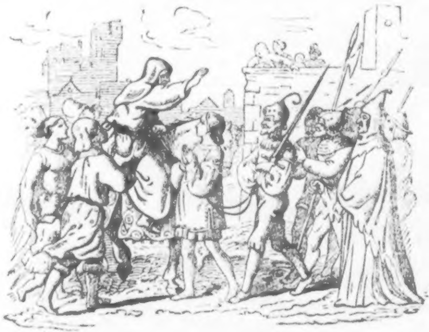
Univ. Bibl.
Münch

geſchah es endlich, daß ein Schafhirt, der von dem Ausrufe des Königs vernommen hatte, bei ſich bedachte, daß es doch wohl beſſer wäre, König zu ſein als die Schafe zu hüten, und alſo durch ſeine Thorheit bewogen wurde in den Wald zu gehen um den Eber umzubringen. Er war auch noch nicht weit in dem Walde gegangen, da ſah er den Eber mit großem Grimme auf ſich zulaufen, vergaß ſein kühnes Vorhaben und war nur bedacht ſein Leben zu retten. Er ſtieg alſo behend auf den nächſten Baum, welcher ein Aepfelbaum war und voller Früchte hing. Der Eber aber warf in ſeinem Zorne die Erde rings um den Baum auf, ſo daß er die Wurzeln deſſelben entblößte, und ſchlug mit ſeinen Hauern wider den Stamm des Baumes, ſo daß er denſelben heftig erſchütterte und der Hirt ſchon zu fürchten begann, daß der Baum umſtürzen möge. Durch die Erſchütterung des Baumes waren aber eine Menge Früchte herunter gefallen, welche der Eber gierig verſchlang, und der Schafhirt warf nun, als er dieß ſah, ſo viele Aepfel herunter, als ihm nur möglich war, um ſein Leben zu friſten. Endlich hatte ſich der Eber ſo mit Früchten überfüllt, daß er ſich unter dem Baum auf die Erde ſtreckte und zu ſchnarchen begann. Da ließ ſich der Hirt ganz leiſe an den Aeſten des Baumes hernieder, bis er den Eber mit der einen Hand erreichen konnte, während er ſich mit der andern Hand an einem Aſte vorſichtig anhielt, um ſich ſogleich wieder hinaufſchwingen zu können, wenn der Eber erwachen ſollte. Mit der freien Hand kraute er den Eber leiſe hinter den Ohren, welches demſelben gar wohl behagte, ſo daß er es ſich gern gefallen ließ und bald ganz feſt eingeſchlafen war. Als der Hirt dieſes inne ward, zog er ſein Meſſer aus der Scheide und ſtieß es dem Eber in die Kehle, ſo daß er ſterben mußte. So vollbrachte ein gemeiner Hirt mit Liſt, was die Tapferkeit der beſten Ritter des Königreichs nicht zu Stande hatte bringen können, begab ſich an den Hof des Königs, verkündigte ſeine Heldenthat, heiſchte und erhielt die Tochter des Königs zu ſeiner Gemahlin und beſtieg nach dem Tode des Königs den königlichen Thron.

„Dieß iſt meine Geſchichte;“ ſagte die Kaiſerin: „aber ich will euch auch die Bedeutung derſelben offenbaren. Eure Macht, mein kaiſerlicher Herr, gleicht jenem ſtarken Eber, euer Sohn aber gleicht jenem Schäfer, der mit feiger Liſt den Eber überwältigt. Seine weiſen Meiſter kitzeln mit ihren feinen Reden eure Ohren, damit ihr einſchlafen ſollet und eurem misrathenen Sohne arglos die Bruſt bieten um euch zu ermorden. Wahrlich, es meint wie jener Schäferknecht, daß es beſſer ſei zu herrſchen als zu gehorchen, und er wird mit Luſt Beſitz ergreifen von alle dem, was ihr ihm hinterlaſſet.“ Da ſprach der Kaiſer: „Wahrlich, ich ſage dir, mein Sohn ſoll nicht mit mir verfahren, wie der Hirt mit dem Eber, denn er ſoll morgen ohne Barmherzigkeit ſterben.“

Wie Diocletianus zum zweiten Male zum Tode ausgeführt wird und ihn ſein zweiter Meiſter Lentulus durch ein Beiſpiel am Leben erhält: von einem ſchändlichen Weibe.

Der Kaiſer gab abermals Befehl, daß man ſeinen Sohn ſogleich an den Galgen henken ſollte. Als nun Diocletianus zu dem Galgen geführt wurde, ward die Klage des Volkes groß, denn jedermann



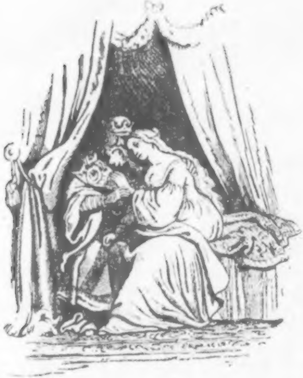
glaubte lieber an die Unſchuld des Jünglings, als an die Ausſage der ränkevollen Kaiſerin. Der Verurtheilte war ſchon in der Nähe der Richtſtätte angekommen, als ihm ſein zweiter Meiſter Lentulus begegnete. Da neigte der Sohn des Kaiſers ſein Haupt und der weiſe Meiſter verſtand ihn, denn, nachdem er die Knechte bedeutet hatte, daß ſie mit Vollziehung des Urheils nicht allzu eilig ſein ſollten, ritt er eilends nach dem Palaſte des Kaiſers, that einen Fußfall vor dem Kaiſer und bat ihn das Leben ſeines einzigen Sohnes zu ſchonen; aber der Kaiſer ſah ihn zornig an und ſagte: „Mögen die Götter dich ſtrafen!“ Der Meiſter antwortete: „Gnädigſter Herr und Kaiſer, ich habe euch treulich gedient und nun lohnet ihr mir mit eurem Fluche?“ Da rief der Kaiſer: „Welch beſſern Lohn verdienſt du, Unverſchämter! Habe ich dir nicht einen redenden Sohn übergeben und du haſt mir einen ſtummen zurückgeſchickt? Habe ich dir nicht befohlen, ihn in allen Tugenden zu unterrichten und du haſt ein undankbares, laſterhaftes Scheuſal aus ihm gemacht? Seid ihr es nicht, die mich zwingen, meinen einzigen Sohn tödten zu laſſen, aber euer Lohn ſoll nicht außen bleiben, denn ihr ſollt, wie er, eines ſchmachvollen Todes ſterben.“ Der Meiſter erwiderte ihm: „Mein Herr und Kaiſer, ich ſage euch, es wird die Zeit kommen, da wird euer Sohn reden, daß ihr euch wundern werdet. Wenn ihn aber eure Gemahlin des ſchändlichſten Verbrechens anklagt, ſo bedenket wohl, ob es möglich iſt, daß ein Jüngling wie dieſer ſo ſich vergehen könne und bedenket, daß eure jetzige Gemahlin nicht die iſt, welche jenen neun Monate unter ihrem Herzen getragen hat. Wiſſet ihr nicht, wie es jenem Ritter ging, den ſein liſtiges Weib in Schmach und Schande brachte? Hütet euch, mein Herr, daß es euch nicht ähnlich ergeht wie jenem.“ Da fragte der Kaiſer: „Und wie ging es jenem Ritter?“ Der Meiſter aber ſprach: „Wohlan, ich will es euch ſagen und ich hoffe, daß ich euer Herz bewegen werde. Darum laſſet euren Sohn von dem Richtplatze zurückführen, damit er nicht ſterbe, während ich rede. Sein Leben und meines liegt in eurer Hand.“ Da befahl der Kaiſer ſeinen Sohn in das Gefängniß zurückzubringen und Lentulus erzählte ihm dieſes Beiſpiel:

In einer angeſehenen Stadt lebte vor Zeiten ein rühmlich bekannter Ritter mit ſeinem Weibe. Der Ritter war bereits alt und kränklich, das Weib aber friſch, jung und ſchön, dabei laſterhaften Herzens und Wandels. Der Ritter wußte wohl, daß ihre eigene Tugend ſein Weib nicht hinlänglich zu behüten vermöchte, darum bewachte er ſie mit argwöhniſchen Blicken und verſchloß jeden Abend, ehe er zu Bette ging, ſelbſt das Haus und legte den Schlüſſel unter ſein Kopfkiſſen. Die Frau aber, welche brannte ihre unkeuſchen Lüſte zu befriedigen, zog, wenn ſie merkte, daß er feſt eingeſchlafen war, den Schlüſſel unter dem Pfühle hervor, ſchlich ſich aus dem Hauſe und begab ſich zu ihrem Buhlen, mit welchem ſie die Vorſicht des alten Herrn verſpottete. Ehe der Morgen tagte und ihr Gemahl erwachte, war ſie dann wieder zu ihm zurückgekehrt und hatte den Schlüſſel wieder an ſein Stelle gelegt. So trieb ſie es eine geraume Zeit ohne im geringſte an ihre Ehre zu denken. Es beſtand nämlich in derſelben Stadt ei Geſetz, daß jeder, welcher nach einer gewiſſen Stunde kurz vor Aufgang der Sonne und nachdem mit einer Glocke geläutet worden wa von den Schaarwächtern außerhalb des Hauſes auf der Straße ſi betreffen ließ, in das Gefängniß geworfen und am nächſten Tage a dem Pranger öffentlich ausgeſtellt wurde. Die Frau nahm bei ih laſterhaften Leben auf dieſes Geſetz weiter keine Rückſicht, als d ſie beſorgt war vor dem Läuten der Glocke in ihr Haus zurückzukehre Da geſchah es nun eines Nachts, daß der alte Ritter erwachte und ſe Weib und den Schlüſſel des Hauſes vermißte. Er ſprang erſchrock auf und überzeugte ſich bald, daß ſein Weib ihn verlaſſen hatte, de ſie hatte nicht einmal die Thüre des Hauſes wieder hinter ſich zu ſchloſſen. Der Ritter verriegelte die Thüre und begab ſich nach ein Saale, deſſen Fenſter über der Thüre lagen. Dort harrte er auf Ankunft ſeines Weibes. Es währte auch nicht mehr lange, da ke ſie zurück und fand zu ihrem Schrecken die Thüre verriegelt. Sie f aber alsbald wieder Muth und klopfte an, damit man ihr auft ſollte. Da ſchaute der Ritter zu dem Fenſter heraus und redete ſie „Du ehebrecheriſches Weib, ſiehe jetzt habe ich dich endlich mit dei eigenen Künſten gefangen, nachdem du mich ſo lange ſchändlich trogen haſt, aber dein Lohn ſoll dir werden! Bleibe draußen, bis die Glocke läutet, damit dich die Schaarwächter in das Gefän werfen und du morgen an den Schandpfahl geſtellt wirſt.“ Da begann das Weib zu weinen und zu bitten: „Ach! beſter Mann,“ ſagte ſie: „wie kannſt du ſo übles von mir denken! Wiſſet, daß ich geſtern, als ihr ſchon ſchliefet, zu meiner Mutter gerufen wurde, weil dieſelbe plötzlich erkrankt mit dem Tode ringe, da wollte ich euren ſüßen Schlaf nicht ſtören und eilte unbemerkt zu meiner Mutter, die ich jetzt noch immer todtkrank verlaſſen habe, um zu euch zurückzukehren. Ich bitte euch, ſchließet mir auf um Gottes Willen, ehe die Glocke geläutet wird.“ — „Nein,“ ſagte der Ritter: „du mußt draußen bleiben und mit all den Dirnen in Schmach und Schande kommen, denn du biſt ein ſchändliches und lügneriſches Weib.“ Sie ſchrie und weinte und bat ihn flehentlich, daß er ſie nicht in ſolche Schande bringen möchte. Aber der Ritter ſagte: „Es iſt dir beſſer, daß du hier in der Zeit deine Sünden büßeſt, als daß du dort in der Hölle ewige Qual leiden mußt.“ Als ſie nun hörte, daß ihr Flehen vergebens war, ſchrie ſie: „Ehe ich dieſe Schmach erdulde, will ich mich dort in den Brunnen ſtürzen.“ — „Wollte Gott!“ ſagte der Ritter: „daß du ertrunken wäreſt, ehe du die Sünde begangen hätteſt.“ Mit dieſen Worten ſchloß er das Fenſter und trat von demſelben zurück. Darauf hörte er noch wie ſie rief: „Ich befehle Gott meine Seele und habe keinen Wunſch mehr auf Erden, als daß meinem Leichnam ein chriſtliches Begräbniß zu Theil werde!“ Und gleich darauf vernahm er einen dumpfen Schall, als wie wenn ein ſchwerer Gegenſtand in das Waſſer geworfen wird. Das liſtige Weib hatte einen großen Stein emporgehoben und in den Brunnen geworfen; der betrogene Ritter aber meinte nicht anders, als daß ſich ſein Weib in Verzweiflung dahinab geſtürzt habe. Da erwachte plötzlich wieder die Liebe zu ihr in ſeinem Herzen und er eilte unter großen Wehklagen zur Thüre hinaus nach dem Brunnen, um ſie wo möglich noch zu retten. Das Weib aber hatte ſich deſſen wohl verſehen, eilte in das Haus und ſchloß die Thüre hinter ſich zu. Sie ſah lachend zu dem Fenſter hinaus, an welchem vorher ihr Mann geſtanden hatte und freute ſich über ſeine lauten Klagen und über die verzweifelten Gebehrden, mit denen er an dem Brunnen ſtand und nicht wußte, was er thun ſollte. Endlich rief ſie ihm ſpöttiſch zu: „O du gottloſer Mann! Du alter Geck, was ſchleicheſt du dich des Nachts von mir fort, um mit andern Weibern zu buhlen?“ Als der Ritter die Stimme ſeines Weibes erkannte, freute er ſich in ſeinem Herzen und rief ihr zu: „Gott ſei geprieſen, daß du noch lebſt. Es ſoll alles vergeben und vergeſſen ſein; doch thue mir die Thüre auf und laß mich herein.“ Da ſagte das Weib: „Ei haſt du nicht gehört, wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein. Du dachteſt mich in Schimpf und Schande zu bringen, aber die Schmach ſoll über dein eigenes Haupt kommen. Nun warte du, bis die Wächter kommen, um dich an den Schandpfahl zu bringen.“ Der arme Mann ſagte: „Ich bin alt und habe von Jugend auf einen ehrlichen Namen gehabt und ſoll nun mit grauen Haaren unſchuldig in Schande gerathen. Ich bitte dich um Gottes Willen, bringe mich nicht um meine Ehre, denn du weißt, daß ich mich niemals vergangen habe.“ — „Nicht doch,“ ſagte die Frau: „du weißt, es iſt beſſer in dieſer Zeitlichkeit zu leiden, als im Fegefeuer zu ſchmachten. Gedenke daran, was ein weiſer Mann geſagt hat: es ſind dreierlei Leute, die Gott mißfallen — der Arme, welcher hoffährtig iſt, der Reiche, welcher lügt, und der Greis, der ein Narr iſt. Du biſt der reiche Lügner, denn du haſt mir erlogene Dinge nachgeſagt; du biſt ein greiſer Narr, denn du treibſt dich des Nachts auf der Straße herum und läßt mich allein in meinem Hauſe; nun ſiehe, wie gnädig Gott iſt, daß er dich hier büßen läßt, damit du nicht ewig verdammt werdeſt.“ Da ſag der Ritter: „Ach, liebe Frau, Gott weiß es, daß ich nicht an dir g ſündigt habe, als etwa dadurch, daß ich dir vorhin keinen Glaube ſchenkte. Gott iſt barmherzig, darum erbarme auch du dich meiner un lege mir nicht ärgere Buße auf, als ich zu tragen vermag. Was verlangſt, das will ich thun, aber verſchone mich mit dieſem Unglück Da rief das ſchändliche Weib: „Welcher Teufel hat dich zum P diger gemacht, ich laſſe dich nicht herein, bis du nach den Geſetzen ſtraft worden biſt.“ Während ſie noch ſprach, fing die Glocke zu l ten an und der Ritter bat nun noch dringender als zuvor, ihn here zulaſſen. Aber das böſe Weib that es nicht und bald darauf kan die Wächter. Da rief ihnen das Weib zu: „Ach, ihr guten Wäch kommet mir zur Hilfe und nehmet dieſen Böſewicht, wie es eure Pfl iſt, gefangen. Ihr wißt, ich bin aus einem edlen Geſchlecht meine Aeltern haben mich an dieſen alten Ritter verheirathet, welcher mich jede Nacht verläßt und frechen Dirnen nachlauft. Ich habe bisher geſcheut, ſeine Schlechtigkeit zu offenbaren, aber jetzt iſt er ſein eigner Verräther geworden. Mein Schweigen hat nichts gefruchtet, er iſt auf ſeinen läſterlichen Wegen fortgegangen, darum nehmet ihn jetzt und ſtrafet ihn, wie er es verdient hat.“ Da nahmen die Wächter den alten Ritter, welcher immer ein ehrbares und tugendhaftes Leben geführt hatte, legten ihn in das Gefängniß und ſtellten ihn am nächſtfolgenden Tage öffentlich am Pranger aus. So kam er, durch ſein liſtiges und ruchloſes Weib um ſeine Ehre und gewann nichts als ein mit Schmach beladenes Alter.

„Sehet, mein allergnädigſter Herr und Kaiſer, ſo iſt es jenem wackern Ritter ergangen und ich ſage euch, euer Verluſt wird noch größer ſein als der ſeine, wenn ihr um der Reden eines Weibes willen euern Sohn tödten laſſet.“ Da bedachte ſich der Kaiſer und ſagte: „Wahrlich, mein Sohn ſoll heute nicht ſterben;“ der weiſe Lentulus aber dankte ihm für dieſe Gnade und ging ſeines Weges.

Wie die Kaiſerin ihren Herrn zum drittenmal beredet, indem ſie ihm ein Beiſpiel erzählt: von dem Schatz im Thurme.

Als die Kaiſerin vernahm, daß Diocletianus abermals von einem ſeiner Meiſter vom Tode errettet worden war, gebehrdete ſie ſich noch kläglicher, wie zuvor, zerriß ihre Kleider und zerraufte ihr Haar; und als der Kaiſer des Abends zu ihr kam und ſie zu tröſten verſuchte, ſagte ſie zu ihm: „Ach, mein herzliebſter Gemahl, wenn ich euch nicht ſo inbrünſtig liebte, würde ich die mir angethane Schmach wohl ertragen, aber die große Liebe, welche ich zu euch hege, die iſt es, welche mich ſo ſehr betrübt und traurig macht, denn ich weiß, der Böſewicht wird nicht ruhen, bis er euch um das Leben gebracht hat, mir aber wird er nichts ſchlimmes zufügen, da ich der Gegenſtand ſeiner ſchändlichen Liebe bin. Nicht um mich, ſondern um euch, mein Herr und Gemahl, ohne welchen das Leben keinen Werth für mich hat, trage ich Sorge. Ach, es hat wohl ſchon einen Vater gegeben, der ſich ſeinem Sohne zu Liebe das Haupt abſchlagen ließ und dem dafür mit Schmach und Schande noch nach ſeinem Tode gelohnt wurde.“



Da ſagte der Kaiſer: „Erzähle mir die Geſchichte dieſes Mannes;“ und die Kaiſerin begann, wie folgt:

Der Kaiſer Octavianus, welcher vor Zeiten zu Rom regierte, war ſo reich an Schätzen, daß er darauf dachte, ſie auf eine ſichere Weiſe zu bewahren. Er ließ alſo einen berühmten und auch wegen ſeiner Rechtlichkeit allgemein geachteten Baumeiſter zu ſich kommen und befahl ihm, daß er ihm einen ſtarken und feſten Thurm bauen ſollte, in welchem er ſeine Schätze aufbewahren könnte. Der Baumeiſter that, wie ihm befohlen war, und baute einen Thurm, welcher ſo feſt war, daß es ſchier eine Unmöglichkeit ſchien, in denſelben einzubrechen. Es hatte aber der Baumeiſter mit großer Liſt, ſo daß es niemand zu bemerken vermochte, unten am Fuße des Thurmes einen Stein im Mauerwerke angebracht, welcher von dem, der um das

Geheimniß wußte, mit Leichtigkeit herausgehoben werden konnte und ſo einen Zugang zum Innern des Thurmes eröffnete. Der Kaiſer Octavianus beſichtigte den Thurm, als er fertig war, entdeckte jenes Geheimniß nicht und ließ, nachdem er den Baumeiſter reichlich belohnt hatte, ſeine Schätze in den Thurm ſchaffen, indem er meinte, daß ſie nirgends ſicherer aufgehoben ſein könnten, als eben hier. Jener Baumeiſter hatte einen Sohn und zwei Töchter, und als jener zu Jahren gekommen war, ſagte er zu ihm: „Mein Sohn, ich wünſche, daß du deine Jugend ſo genießen mögeſt, wie es dein Herz begehrt und wie es dir, als dem Sohne eines wohlhabenden Mannes, wohl zuſteht, denn du ſollſt wiſſen, daß ich mir durch meine Kunſt ein anſehnliches Vermögen erworben habe.“ Dieſe Rede ſeines Vaters nahm ſich der Jüngling beſſer zu Herzen, als geſchehen wäre, wenn ihn ſein Vater zur Enthaltſamkeit und Sparſamkeit ermahnt hätte. Er verſagte ſich keinen Wunſch, und wie es der zügelloſen Jugend wohl zu gehen pflegt, ſo gebar die Befriedigung jedes Wunſches in ſeinem Herzen nur immer neue und ausſchweifendere Begierden. Gänzlich entwöhnt ſeinen Leidenſchaften Zaum und Zügel anzulegen, machte der Jüngling in wenigen Jahren möglich, was ſein Vater nicht vorausgeſehen hatte, er brachte nämlich das ganze Vermögen deſſelben durch und ſtürzte ſich und ihn überdieß noch in ein Meer von Schulden, aus welchem keine Rettung möglich ſchien. Dieß mußte der allzugütige Vater ſich ſelbſt geſtehen, als er eines Tages mit ſeinem Sohne Abrechnung hielt und fand, daß der Ueberreſt ſeines Vermögens bei weitem nicht ausreichte, um die Schulden zu bezahlen, welche ſein Sohn gemacht hatte. Er konnte bei dieſer niederſchlagenden Entdeckung ſeinem Sohne nicht einmal Vorwürfe machen, da derſelbe ja bei ſeinem Thun und Treiben nur dem Rathe ſeines thörichten Vaters gefolgt war. Nach einigem Ueberlegen ſagte der Vater zu dem Sohne: „Ich ſehe keinen andern Rath, mein Sohn, als entweder dieſe Stadt mit allem, was ich noch beſitze, heimlich zu verlaſſen oder etwas zu thun, was allerdings mein Gewiſſen ſchwer belaſten wird, aber uns doch Mittel gewähren kann, uns nicht allein aus dieſer ſchwierigen Lage mit Ehren vor der Welt herauszuziehen, ſondern auch noch ferner ein ähnliches Leben, wie bisher, fortzuſetzen.“ Da ſagte der Sohn:

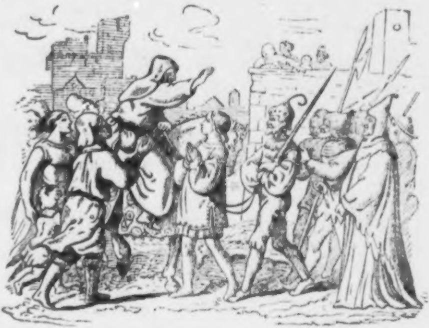
„Und warum wollteſt du dieſem zweiten Rathe nicht folgen, da es ſich hier eben nur um Ehre vor der Welt handelt.“ — „Mein Sohn,“ ſagte der Baumeiſter: „du redeſt wie ein thörichter Jüngling. Die Zeit wird dich belehren, daß gemeiniglich dasjenige, was zunächſt nur unſer Gewiſſen beſchwert, am Ende auch vor der Welt uns zu Schanden macht. Da ich jedoch durch meine thörichte Liebe zu dir einmal ſo weit gekommen bin, daß ich auf die eine oder die andere Art zum Betrüger und Diebe werden muß, ſo will ich freilich dasjenige thun, was wenigſtens den Schein vor den Leuten erretten kann.“ Da es, während ſie ſo mit einander ſprachen, bereits Nacht geworden war, ſo zögerte der Mann nicht mehr mit dem, was er vorhatte, ſondern ging mit ſeinem Sohne ſogleich zu dem von ihm erbauten Thurme, zeigte jenem das Geheimniß des beweglichen Steines, ſtieg ſelbſt in den Thurm und reichte ſeinem Sohne ſo viel von den Schätzen heraus, als ſie beide nur fortzuſchaffen im Stande waren. Als an dem nächſtfolgenden Tage der Schatzmeiſter des Kaiſers in den Thurm kam, bemerkte er alsbald, daß eine große Menge Schätze entwendet waren. Wie genau er nun auch den Thurm von Innen und von Außen beſichtigte, ſo konnte er doch keine Spur eines Einbruches entdecken und es blieb ihm nichts zu thun übrig, als dem Kaiſer Octavianus unter großen Klagen anzuzeigen, was geſchehen war. Der Kaiſer gerieth in großen Zorn und ſprach: „Was ſagſt du? ich weiß, der Thurm iſt ſo feſt, daß niemand hinein kann, welcher nicht die Schlüſſel zu der Thüre deſſelben hat. Auch ſagſt du ſelbſt, daß keine Spur eines gewaltſamen Einbruches zu entdecken ſei; wohlan, ſo bleibt nichts übrig, als daß deine Nachläſſigkeit oder deine Bosheit an dem Verluſte Schuld iſt, und ich ſage dir, ſchaffſt du nicht binnen vier Wochen den Thäter herbei, ſo ſollſt du, treuloſer Knecht, eines elenden Todes ſterben.“ Mit betrübtem und beſorgtem Herzen ging der Schatzmeiſter von hinnen und überlegte lange vergeblich, auf welche Weiſe er wohl den Thäter ertappen könnte, wenn er, wie wohl zu erwarten ſtand, zum zweitenmal käme, um den Schatz des Kaiſers zu beſtehlen. Endlich fiel ihm ein Mittel ein. Er trug in das Innere des Thurmes eine große Menge Reiſig und Stroh und zündete daſſelb an, ſodann verſchloß er alle Thüren und Fenſter des Thurmes ſorg fältig und ging hinaus, um zu ſehen, wo wohl der Rauch herausſchlüge. Er dachte nämlich: da wo der Rauch herauskommt, muß der Dieb hineingekommen ſein. Alsbald bemerkte er auch, daß jener an einer Stelle durch die Fugen der Steine drang und entdeckte auf dieſe Weiſe das Geheimniß des beweglichen Steines. Er ging nun wieder in den Thurm und grub unter der Stelle, wo ſich der bewegliche Stein befand, ein tiefes Loch in den Boden, ſetzte einen Keſſel hinein und füllte denſelben mit Pech und Lehm. Die Schätze, welche der alte Baumeiſter und ſein Sohn entwendet hatten, waren bald verthan, daher ſahen ſie ſich bald wieder veranlaßt, zu dem Schatze des Kaiſers ihre Zuflucht zu nehmen. Sie gingen hin, öffneten den beweglichen Stein und dann ſtieg der Alte durch die Oeffnung in den Thurm. Sogleich fiel er in den Keſſel und verwickelte ſich hier ſo in die klebrige Maſſe, daß er nach langen und angeſtrengten Verſuchen die Hoffnung, ſich heraus helfen zu können, aufgeben mußte. Da ſagte er zu ſeinem Sohne: „Mein Sohn, ich bin hier durch Liſt gefangen und kann mich auf keine Weiſe erretten. Wenn man mich hier erwiſcht, ſo bin ich des Todes gewiß und auch du und alle die Meinen müſſen jämmerlich umkommen, wo du zu zaghaft biſt, um euch zu retten. Thue nach meinem Willen, ſchlage mir das Haupt ab und entferne dich mit demſelben ſo ſchnell du kannſt, ſo erleide ich nicht mehr, als was das Schickſal doch einmal über mich beſchloſſen hat, du und deine Schweſtern, ihr werdet aber gerettet ſein.“ Der Sohn wollte lange das entſetzliche Werk nicht verrichten, da er aber ſah, daß der Morgen graute und ſein Vater unrettbar verloren ſei, ſo entſchloß er ſich endlich, ſchnitt ſeinem Vater den Kopf ab, warf denſelben hernach in eine tiefe Höhle und begab ſich nach Hauſe. Hier erzählte er ſeinen Schweſtern, was vorgegangen ſei und dieſe erhoben ein großes Wehgeſchrei über den kläglichen Tod ihres Vaters. Als es Morgen geworden war, ging der Schatzmeiſter des Kaiſers wie gewöhnlich nach dem Thurme, um zu ſehen, ob ſich der Dieb gefangen habe. Da ſah er denn mit nicht geringem Entſetzen, daß ein Menſch ohne Kopf in dem Keſſel ſteckte. Er eilte ſogleich zu dem Kaiſer und erzählte dieſem die ſeltſame Begebenheit. Dieſer ſagte, nachdem er ſich von ſeiner Verwunderung erholt hatte: „Wohlan, laß nunmehr den

Leichnam an den Schweif eines Roſſes binden und denſelben ſo durch alle Straßen der Stadt ſchleifen. Du ſelbſt folge mit den Häſchern, und wo ihr in einem Hauſe beim Vorüberſchleifen der Leiche Wehgeſchrei höret, da dringet ein, ergreifet Alle, die ihr findet und tödtet ſie, denn es iſt gewiß, daß die, welche ihr ſo ergreift, die Angehörigen und Mitſchuldigen des Räubers ſind.“ Der Schatzmeiſter kam dieſem Befehle nach. Als nun der Körper des Baumeiſters vor deſſen Hauſe vorbei geführt wurde, da begannen die Töchter deſſelben, als ſie ihres Vaters entſtellten Leichnam erblickten, ein klägliches Geſchrei. Ihr Bruder verſuchte vergebens, ſie zur Ruhe zu bringen, als ihm aber alles Zureden nichts half, ſo nahm er, um jeder Entdeckung vorzubeugen, ſein Schwert und verwundete ſich mit demſelben in ein Bein, ſo daß daſſelbe ſtark blutete. Als nun der Schatzmeiſter mit den Häſchern in das Haus drang, aus welchem das Wehgeſchrei erſcholl, und nach der Urſache fragte, weßwegen man ſolche Klage erhoben, da ſagte der Jüngling zu ihnen: „Sehet her, lieben Freunde, ich habe mich da gefährlich in einen Schenkel verwundet, die thörichten Dirnen nun, anſtatt nach einem Wundarzte zu laufen, ſchreien und klagen über den Anblick des Blutes.“ Die Häſcher ſahen die klaffende Wunde, glaubten den Worten des liſtigen Betrügers und gingen weiter. So kehrten ſie unverrichteter Sache zum Kaiſer zurück. Da befahl der Kaiſer, den Leichnqm an den Galgen zu henken und eine ſtarke Wache dazu zu ſtellen, welche jeden faſſen ſollte, der es verſuchen würde, den Leichnam zu entwenden. Der Sohn, welcher ſeinen Vater ermordet hatte, war froh der drohenden Gefahr durch ſeine Liſt entronnen zu ſein und dachte nicht daran, den Leichnam ſeines Vaters von dem ſchmachvollen Orte zu entfernen, an welchen man ihn gebracht hatte. Aber ſeine Schweſtern nahmen ſich die Schmach, die ihrem ermordeten Vater angethan wurde, mehr zu Herzen; trotz den Bitten, Befehlen und Warnungen ihres Bruders weinten und jammerten ſie Tag und Nacht und drangen in ihn, den Leichnam vom Galgen hinweg zu ſchaffen, ja ſie drohten ihm endlich, ihn ſelbſt dem Kaiſer anzeigen zu wollen, wenn er nicht ihren Willen erfüllte. Da mußte er wohl auf neue Liſt ſinnen, um, ohne ſich zu verrathen, in Beſitz des Leichnams zu gelangen. Er kleidete ſich alſo in das Gewand eines

Eſeltreibers, belud mehre Eſel mit Schläuchen, die er mit ſtarkem Weine füllte, und trieb dann auf der Straße, welche an dem Galgen vorüberführte, ſeine Thiere hin. Nun hatte er aber den einen Schlauch ſo eingerichtet, daß ſich ein Riß in ihm mit Leichtigkeit öffnen ließ, und als er in die Nähe des Galgens kam, machte er, daß der Wein auslief. Dabei erhob er ein großes Geſchrei und rief die Wache an, ihm zu Hilfe zu kommen. Die Kriegsleute, als ſie ſahen, mit welcher Flüſſigkeit der ſchadhafte Schlauch gefüllt war, ließen ſich auch nicht lange nöthigen herbei zu kommen; aber ſtatt dem Schaden abzuhelfen, machten ſie ſich denſelben zu nutze und ſingen den auslaufenden Wein mit Händen und Hüten auf. Anfangs ſtellte ſich der als Eſeltreiber verkleidete Jüngling ſehr unwillig über dieſe Beſchädigung, bald aber ließ er ſich beſänftigen und gab den Inhalt des Schlauchs, welcher doch einmal nicht zu retten war, preis, indem er ſelbſt mit zu trinken begann. Er ſtellte ſich darauf, als wenn ihm das feurige Getränk zu Kopfe geſtiegen ſei, umarmte die Kriegsleute und holte, als der zerriſſene Schlauch leer war, einen zweiten herbei, um ihn mit ſeinen neuen Freunden zu leeren. Dieſe freuten ſich über die Dummheit des Eſeltreibers und meinten recht liſtig zu ſein, wenn ſie ihn beredeten, nachdem auch der zweite Schlauch leer war, auch noch einen dritten herzugeben. Darüber wurden ſie aber ſelbſt betrunken und ſanken endlich, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, zum Schlaf hin. Der liſtige Jüngling, welcher bisher der betrunkenſte und ſinnloſeſte von allen geſchienen hatte, ward gar ſchnell nüchtern, als er ſah, daß auch kein einziger von den Wächtern die Augen mehr offen hatte. Er ging eilig hin, löſte den Leichnam vom Galgen, lud ihn auf eines ſeiner Thiere und trabte mit denſelben nach der Stadt zurück, wo er den todten Körper in dieſelbe Grube warf, in welche er vorher den Kopf ſeines Vaters geworfen hatte. Als man dem Kaiſer die Nachricht hinterbrachte, daß der Leichnam des Schatzräubers vom Galgen geſtohlen werden ſei, ließ er in ſeinem Zorne die pflichtvergeſſenen Wächter an den Galgen henken. Er war nun aber noch viel begieriger als zuvor geworden, den liſtigen Genoſſen des Getödteten heraus zu bekommen und dachte darauf, wie er ihn überliſten könnte. Daher ließ er öffentlich ausrufen, daß er ſeine einzige Tochter demjenigen zum Weibe geben wolle, der nach dem Urtheile derſelben die kühnſte und liſtigſte That begangen hätte und Jedermann, welcher ſich um die kaiſerliche Jungfrau bewerben wollte, ſollte innerhalb einer gewiſſen Zeit zu ihr in den Palaſt kommen und ihr ſagen, welche That ſeines Lebens die liſtigſte und welche die kühnſte geweſen ſei. Als der Sohn des Baumeiſters den Ausruf vernahm, bedachte er ſich nicht lange, unter den Bewerbern um die überaus ſchöne Prinzeſſin aufzutreten. Zuvor aber ließ er ſich in die Grube hinab, in welche er den Leichnam ſeines Vaters geworfen hatte, und ſchnitt von demſelben einen Arm los. Nachdem er hierauf den todten Arm in den rechten Aermel ſeines Gewandes geſchoben, den eigenen Arm aber unter dem Kleide verborgen hatte, ging er zur Prinzeſſin und erzählte ihr, wie er ſeinem Vater im Thurme den Kopf abgeſchnitten und den Leichnam deſſelben vom Galgen geholt habe. Die Prinzeſſin, welche von ihrem Vater unterrichtet und angewieſen war, was ſie thun ſollte, faßte ſogleich nach ſeiner rechten Hand und rief um Hilfe. Ehe aber noch die Wache, welche zu dieſem Zwecke in einem Nebengemache aufgeſtellt war, herbei kam, entſprang der Jüngling, indem er den vom Leichnam abgeſchnittenen Arm in den Händen der in Schreck zurücktaumelnden Prinzeſſin zurückließ. Der Kaiſer, welcher mit der Wache hereintrat, bewunderte die ſeltene Liſt des entſprungenen Jünglings und gab allen Haß gegen denſelben auf. Er ließ ſogleich bekannt machen, daß dem Jüngling, welcher alle jene Thaten vollbracht hätte, nicht nur alles vergeben ſein ſollte, ſondern daß er ihn auch zu ſeinem Eidam machen wollte, was alles ihm durch ſein kaiſerliches Wort zugeſichert wurde. Da ging der Jüngling hin zum Kaiſer und bekam zum Lohne ſeiner eben ſo liſtigen als ſchändlichen Thaten mit der Tochter des Kaiſers Ehren und Reichthümer.

Nachdem die Kaiſerin dieſe Geſchichte beendet hatte, fuhr ſi alſo fort: „Sehet mein kaiſerlicher Herr und Gemahl, wie abſcheulich dieſer Jüngling an ſeinem Vater gehandelt hat. Nicht genug, daß er ihn durch ſeine Verſchwendung in Armuth und zum Verbrecher gebracht hat, daß er ihm das Haupt abgeſchnitten, um nur ſelbſ der Gerechtigkeit zu entgehen, ſo hat er auch nicht einmal ſeinen Leichnam die gebührende Ehre erwieſen. Er hätte ihn an dem Galgen vermodern laſſen, wenn ihn nicht ſeine Schweſtern gezwunge hätten, ihn von dieſem Orte der Schmach hinweg zu nehmen; dann aber warf er ihn wie ein todtes Vieh in eine Grube, anſtatt ihn zu beerdigen, ja er verſtümmelte noch muthwillig den Leichnam ſeines Erzeugers und gelangte durch alle dieſe Schändlichkeiten zu Anſehn, Gewalt und Reichthum. Soll es auch euch gehen wie dieſem Vater mit dieſem Sohne? Wollet ihr euch von eurem Sohne um Gut und Leben bringen laſſen, wollet ihr dulden, daß euch Schmach durch denſelben angethan werde, nur damit er ſeine zügelloſen Begierden ſättige und zu Macht und Anſehn gelange?“ — „Nein“, ſagte der Kaiſer: „das ſoll nimmer geſchehen und morgenden Tages ſoll der Böſewicht ſeinen Lohn empfangen.

Wie Diocletianus zum dritten Male zum Tode ausgeführt wird und ihn ſein dritter Meiſter Cato durch ein Beiſpiel am Leben erhält: von der Elſter.



Auf Befehl des Kaiſers wurde Diocletian abermals zur Hinrichtung geführt. Das Volk, welches ihn ſah, klagte und ſchrie: „Sehet, der einzige Sohn des Kaiſers muß eines ſchmählichen Todes ſterben!“ Unterweges begegnete dem Jüngling ſein dritter Meiſter, Cato genannt. Diocletian neigte ſein Haupt gegen denſelben und ſah ihn bittend an, als wollte er ſagen: „Vergiß nicht, was du mir verſprochen haſt und friſte mir an dieſem Tage mein Leben.“ Der Meiſter trat heran und ſagte zu den Knechten, welche den gebundenen Jüngling führten: „Eilet nicht mit der Hinrichtung, denn ich hoffe, es ſoll mir gelingen, dem Kaiſer das Herz zu wenden.“ Hierauf ritt er an den Hof, trat vor den Kaiſer und fiel vor ihm auf die Kniee. Der Kaiſer ſah ihn zornig an und ſagte: „Was willſt du, du Böſewicht?“ Da ſagte der Meiſter: „O ihr Götter, womit habe ich die Ungnade meines Herrn verdient? Ich hoffte wohl eher großen Lohn für meine getreuen Dienſte zu empfangen.“ Der Kaiſer erwiderte: „Wie du gedient haſt, ſoll dir auch gelohnt werden: du ſollſt des allerſchmählichſten Todes ſterben! Ich habe dir und deinen Geſellen meinen einzigen Sohn übergeben, damit ihr ihn wohlredend machen und zur Tugend erziehen ſolltet; aber ihr habet mir ihn zurückgegeben an Leib und Seele verderbt. Seine Zunge iſt ſtumm und ſein Herz von ſchändlichen Begierden vergiftet, ſo daß er meine Gemahlin in Schande zu bringen verſucht hat: darum muß er ſterben und ihr alle mit ihm.“ Darauf ſagte der Meiſter: „Ihr ſaget, mein kaiſerlicher Herr, daß euer Sohn ſtumm ſei? Gott, welcher die Tauben hörend und die Stummen redend macht, weiß, ob dem alſo iſt! Wir haben ihn nicht anders gekannt, denn als einen wohlredenden und tugendhaften Jüngling. Ach, durch das Weib iſt alle Sünde in die Welt gekommen; das vergeſſet nicht, mein Herr und Kaiſer, und gedenket daran, daß auch eure hohe Gemahlin doch nur eine Tochter Evas iſt. Tödtet ihr um eines Weibes willen euren Sohn, ſo wird ein Tag kommen, wo ihr die Lüge entdecket und euren Sohn nicht minder ſchmerzlich beklagen werdet, wie jener ſeine Elſter, die er im Wahne getödtet um eines ſchändlichen Weibes willen.“ Der Kaiſer fragte: „Was meinſt du mit der Elſter?“ und der Meiſter ſagte dagegen: „Ich will es euch ſagen, aber ihr müſſet ſogleich euren

Sohn in das Gefängniß zurückführen laſſen und ihm das Leben friſten, bis ich ausgeredet habe.“ Da befahl der Kaiſer, ſeinen Sohn vom Richtplatze zurück zu bringen. Der Meiſter aber hub an und erzählte dieſes Beiſpiel:

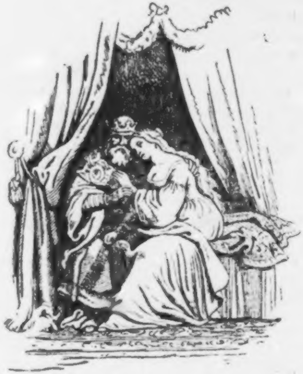
In einer anſehnlichen Stadt war ein reicher Bürger, welcher eine Elſter hatte, die er ſehr hoch und werth hielt. Er hatte ihr mit vieler Mühe ſprechen gelehrt und ſie gewöhnet, ihm alles wieder zu ſagen, was ſie ſah und hörte. Derſelbe Bürger hatte ein ſchönes junges Weib geheirathet, welche ihn aber nicht aufrichtig liebte, weil er als ein ſchon ältlicher und ſchwacher Mann ihren ſinnlichen Begierden nicht Genüge thun konnte. Das Weib trachtete daher nach einem jugendlichen Liebhaber und es fiel ihr nicht ſchwer, einen ſolchen zu finden. So oft nun ihr Mann in Geſchäften verreiſt war, welches häufig geſchah, ließ ſie ihren Buhlen durch ihre Magd, welche mit ihr einverſtanden war, zu ſich beſcheiden und erluſtigte ſich mit ihm. Die Elſter aber berichtete getreulich ihrem Herrn alles, was das ungetreue Weib that. Da ſtrafte der Bürger ſeine Frau mit harten Worten und glaubte ihr nicht, wie ſehr ſie ihm auch ihre Unſchuld verſicherte; das Weib aber wußte den Mann zuletzt durch Schmähen und Schelten zur Ruhe zu bringen. Hierauf geſchah es, daß der Bürger wieder einmal über Land mußte, und kaum war er fort, ſo ſchickte ſein ſchändliches Weib zu ihrem Buhlen und ließ ihn einladen, die nächſte Nacht mit ihr zuzubringen. Als es Abend geworden war, kam er, und die Elſter, welche an der Wand des Hauſes unter einem Ueberdache in ihrem Käfig ſaß, ſah ihn zwar nicht wegen der Dunkelheit, hörte aber ſeine Stimme und wie ihn die Frau willkommen hieß. Die Elſter rief: „O du Böſewicht, welche ſchändliche Untreue begehſt du an meinem Herrn? Wenn er heimkommt, will ich ihm Alles offenbaren!“ Der junge Menſch erſchrak bei dieſen Worten nicht wenig und ſagte zu dem Weibe: „Ach, wir ſind verrathen! Die Elſter bringt uns in Spott und Schande.“ Das ehebrecheriſche Weib dagegen tröſtete ihn und ſprach: „Fürchte dich nicht, mein lieber Freund, wir wollen uns ſchon rächen an dem ſchändlichen Thiere.“ Hierauf führte ſie jenen in ihre Kammer und brachte die Nacht in wollüſtiger Freude mit ihm zu. Ehe aber der Tag noch anbrach, ſtand das Weib auf und rief ihre Magd, daß ſie ihr helfen ſollte Rache an der Elſter zu nehmen. Sie nahmen eine Leiter, ſtiegen auf das Dach und brachen in daſſelbe, da wo die Elſter unter dem Dache hing, ein Loch. Darauf ſchütteten ſie wohl eine Stunde lang ohne Aufhören Waſſer mit Sand und Steinchen vermengt auf die arme Elſter hinab, ſo daß daß dieſe bald den Tod davon gehabt hätte. Nachdem das argliſtige Weib dieß vollbracht hatte, kehrte ſie in die Kammer zu ihrem Buhlen zurück und als der Tag anbrach, ließ ſie denſelben zur Hinterthüre hinaus. Gegen Mittag kehrte der Bürger nach glücklich vollbrachter Reiſe wieder nach Hauſe zurück, ging zu der Elſter und fragte ſie, wie es während ſeiner Abweſenheit ergangen ſei. „Ach“, erwiderte die Elſter: „du haſt ein ſchlechtes, ungetreues Weib, welches die ganze Nacht mit ihrem Buhlen zugebracht hat, obgleich ich ſie gewarnet, daß ich dir alles hinterbringen wollte. Mir aber iſt es dieſe Nacht ſehr ſchlecht gegangen, es war ein ſo fürchterliches Regen- und Hagelwetter, daß es mich faſt getödtet hätte.“ Das ungetreue Weib hatte dieſe Worte der Elſter mit angehört, darum ſagte ſie zu ihrem Manne: „Willſt du dem ſchändlichen, verlogenen Thiere abermals Glauben ſchenken? Aber dieß Mal kannſt du ſie in ihren eigenen Lügen fangen, denn ſie ſagt, es habe geregnet und gehagelt und es iſt doch die ganze Nacht das ſchönſte und heiterſte Wetter geweſen.“ Der Bürger ſagte fürerſt kein Wort, ſondern ging zu einem Nachbar und fragte ihn, ob es etwa die vergangene Nacht ein Unwetter gegeben habe? Der Nachbar ſagte: „Nein, ich bin ſchier die ganze Nacht aufgeweſen und es iſt kein Wölkchen am Himmel zu ſehen geweſen.“ Da ging der Bürger wieder in ſein Haus und ſagte zu ſeiner Frau: „Du haſt wahr geredet.“ — „Da ſiehſt du,“ ſagte die Frau: „wie die Elſter dich belügt und nur darauf ſinnt, uns in Zwieſpalt z bringen; ſie hat es dahin gebracht, daß die ganze Stadt übel von mi ſpricht.“ Da ging der Bürger ganz zornig zu der Elſter und ſagte z ihr: „Du ſchändliches Thier, habe ich dich nicht alle Tage mit meine Händen gefüttert, warum unterſtehſt du dich, mich zu belügen un Zwieſpalt zwiſchen mir und meinem Weibe zu ſtiften?“ Die Elſte antwortete: „Ich habe die Wahrheit geſagt und nichts geredet, a was ich gehört und geſehen habe.“ — „Was,“ ſagte der Bürger „Haſt du nicht geſagt, es habe dieſe Nacht gewittert, da doch ſchön

Wetter geweſen iſt? Aber es ſoll dies deine letzte Lüge geweſen ſein, und du ſollſt nicht wieder mein Weib bei mir verläumden.“ Damit ergriff er die Elſter und riß ihr den Kopf ab. Da freute ſich ſein ſündhaftes Weib und ſagte: „Lieber Mann, du haſt recht gethan, nun werden wir in aufrichtiger Liebe und ungetrübter Ruhe mit einander leben.“ Indem ſah aber der Bürger zufällig über ſich und ſah das Loch im Dache, bemerkte auch die Leiter, welche noch angelehnt war. Er wunderte ſich, was das zu bedeuten habe, ſtieg hinauf und fand oben den Kübel mit Waſſer und Sand, aus welchem die Frau und die Magd die Elſter überſchüttet hatten, ſo daß dieſe gemeint, es wäre Hagel und Regen. Da ſah er zu ſpät ein, daß er der Elſter Unrecht gethan und daß ſein Weib ihn betrogen habe. Er beklagte das treue Thier, das ihm allezeit die Wahrheit geſagt hatte, verkaufte alle ſeine Güter und zog mit dem daraus gelöſten Gelde in das gelobte Land, aus welchem er nicht wieder heimkehrte. Das ſchändliche Weib ſtarb in Kummer und Elend.

Als der Kaiſer Pontianus dieſes Beiſpiel gehört hatte, rief er: „O, über das ſchändliche, ungetreue Weib, die ihren Mann mit ihrer Argliſt um das Liebſte gebracht hat, was er beſeſſen. Wahrlich, mich jammert das arme Thier, was um ſeiner Treue willen ſterben mußte; aber warum hat der leichtgläubige Mann auch ſo ſchnell in ſeinem Zorne gehandelt. Nein, mir ſoll nicht ein Gleiches geſchehen, ich will nicht mein Liebſtes, meinen einzigen Sohn, um der Rede eines Weibes willen, voreilig tödten. Holet ihn zurück von dem Richtplatze, er ſoll an dieſem Tage nicht ſterben.“

Wie die Kaiſerin ihren Herrn zum vierten Male beredet, indem ſie ihm ein Beiſpiel erzählt: von den weiſen Meiſtern, die ihren Herrn und Kaiſer bezaubert hatten.

Die Kaiſerin erfuhr alsbald, daß es abermals einem der ſieben weiſen Meiſter gelungen ſei, das Herz des Kaiſers zu erweichen und den Jüngling Diocletian beim Leben zu erhalten. Darum ſtellte ſie ſich ſehr kläglich und ſagte zu ihrem Herrn, als er des Abends zu ihr kam: „Wehe euch und mir, denn ihr ſtürzet euch ins Verderben und mich in Schande! Die ſchändlichen Böſewichter, die ſieben



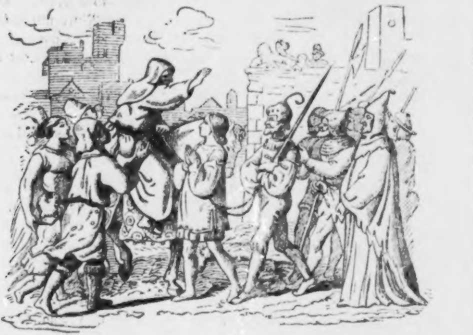
weiſen Meiſter, haben euer Herz bezaubert, daß es die Wahrheit nicht ſieht und die Gerechtigkeit meidet, und binnen Kurzem werden ſie euch um das Leben bringen, wie ſie euch ſchon um das Licht eures Verſtandes gebracht haben. Höret, wie es einem eurer Vorfahren auf dem kaiſerlichen Stuhle zu Rom ergangen iſt und erkennet daraus euer Schickſal.“

Es waren einſt ſieben weiſe Meiſter zu Rom, welche, gleich den jetzigen, das ganze Reich regierten, ſo daß der Kaiſer nichts vornahm ohne ihren Rath und ihre Zuſtimmung. Dadurch wurden ſie ſo übermüthig, daß ſie beſchloſſen, den Kaiſer für immer unfähig zu machen, die Regierung ſeines Reiches ſelbſt zu übernehmen und ſich ihres Einfluſſes zu entäußern. Sie legten alſo einen ſtarken Zauber, welcher nur mit ihren aller Leben enden konnte und durch welchen ſie bewirkten, daß der Kaiſer wohl in ſeinem Palaſt alles, was um ihn vorging, klar und deutlich ſah, ſobald er aber ſeinen Palaſt verließ, mit völliger Blindheit geſchlagen war. Hernach, als die ſieben Meiſter den Kaiſer ſolchergeſtalt in ihre Gewalt gebracht hatten, ließen ſie öffenlich bekannt machen: wer einen Traum habe, der ſolle zu ihnen kommen mit einer Gabe Goldes, ſo wollten ſie ihm den Traum auslegen. Auf ſolche Art gewannen ſie größern Reichthum als der Kaiſer ſelbſt beſaß. Eines Tages ſaß der Kaiſer bei ſeiner Gemahlin, da ward er ganz traurig und fing an zu ſeufzen und zu weinen. Die Kaiſerin ſprach: „Lieber Herr, ſagt mir, warum ihr traurig ſeid und ſo heftig weinet?“ Er ſprach: „Frau, du ſollſt wiſſen, daß ich ein großes Gebrechen habe, denn ſo lang ich in meinem Palaſte bin, ſehe ich alles um mich her aufs beſte; aber ſobald ich hinaus komme, ſo bin ich blind.“ Da ſagte die Kaiſerin: „Mein Herr und Kaiſer, folget meinem Rath, es gereut euch nimmer! Ihr habt ſieben weiſe Meiſter, die ſich gar weiſe dünken und mit ihrer Weisheit euch und das ganze Reich regieren; durch dieſe möget ihr euch eures Gebrechens wohl entledigen, und zugleich wird man erkennen, ob die Meiſter Schuld an dieſem Unglücke ſind oder nicht. Findet es ſich, daß ſie ſchuldig ſind, ſo haben ſie einen ſchändlichen Tod wohl verdient. Darum ſchicket nach ihnen, leget ihnen euer Gebrechen vor und gebietet ihnen bei ihrem Leben, daß ſie euch von demſelben befreien; dann wird euer Geſicht wohl wieder kommen.“ Da beſchloß der Kaiſer, dem Rathe ſeiner Gemahlin zu folgen, ließ die ſieben Meiſter zu ſich rufen und ſprach zu ihnen: „Meine lieben Freunde, die Urſache, warum ich nach euch geſandt habe, iſt euch Allen wohl bekannt. So lange ich in dem Palaſte bin, ſehe ich alles um mich her; wenn ich aber hinaus komme, ſo bin ich blind. Darum erwäget unter euch mit eurer Weisheit, wie ich mein Geſicht außerhalb des Palaſtes wieder gewinne. Könnet ihr das bewirken, ſo will ich euch reich begaben. Könnet ihr es aber nicht, ſo müſſet ihr alleſammt ſterben.“ Da erſchraken ſie und ſprachen: „Gnädiger Herr und Kaiſer, ihr begehret eine ſchwere Sache von uns; jedoch weil es euer Wille iſt, ſo bitten wir um die Gnade, daß ihr uns zehn Tage Friſt gönnet, und am zehnten Tage wollen wir wieder kommen und euch Beſcheid geben.“ Der Kaiſer ſprach: „Das ſoll euch gewährt ſein.“ Darauf gingen die Meiſter zu Rath, was ſie thun ſollten, daß der Kaiſer wieder ſehend würde außerhalb ſeines Palaſtes. Sie konnten aber keinen Rath finden, wurden ſehr betrübt und ſprachen Einer zu dem Andern: „Können wir den Kaiſer nicht ſehend machen, ſo müſſen wir alleſammt darum ſterben.“ Alſo fuhren ſie hin und her durch die Lande, und ſuchten, ob ſie Jemand fänden, der ihnen rathen könnte. Da fügte es ſich, daß ſie durch eine Stadt fuhren, wo ſie mitten auf dem Markte viele Kinder mit einander ſpielen ſahen. Indem kam ein Mann zu den Meiſtern mit einem reichen Geſchenke und ſprach: „Ihr lieben und würdigen Meiſter, ich habe einen Traum gehabt, den wünſchte ich von euch gedeutet zu haben. Ich will euch auch ein Geſchenk geben, wie ihr es zu empfangen gewohnt ſeid.“ Dieſe Rede hörte eines von den auf dem Markte ſpielenden Kindern, das wendete ſich um und ſprach zu dem Manne: „Gieb ihnen dein Geſchenk nicht, ſondern ſage mir den Traum, ich will dir ihn umſonſt auslegen.“ Da ſprach der Mann: „Ich habe im Schlafe geſehen, daß mitten in meinem Baumgarten ein Brunnen entſprang und von dem Brunnen gingen ſo viele Bächlein aus, daß der ganze Baumgarten mit Waſſer übergoſſen ward.“ Da ſprach das Kind: „Geh hin in deinen Garten, nimm einen Spaten und grabe auf der Stelle, wo du im Traum den Brunnen entſpringen ſahſt, ſo wirſt du einen köſtlichen Schatz finden, der dich mit allen den Deinen für immer aller Sorgen entledigt.“ Der Mann lief eilends heim, ging in den Garten und fand den Schatz, wie das Kind geſagt hatte. Alsbald kehrte er fröhlich zu dem Knaben zurück und bot ihm zwei Mark Goldes zum Lohne. Aber der Knabe wollte es nicht nehmen, ſondern ſprach: „Behalte dein Gold und bitte Gott für mich.“ Das Alles ſahen die Meiſter mit an, und als ſie das Kind den Traum ſo weislich auslegen hörten, ſprachen ſie zu ihm: „Liebes Kind, ſag an, wie heißeſt du?“ Es ſprach: „Ich heiße Martin.“ Da ſprachen ſie: „Wir ſehen, daß große Weisheit in dir iſt und wollten dir gern einen Fall vorlegen. Könnteſt du uns darin rathen, ſo ſollte es dich nicht gereuen.“ Das Kind ſprach: „Fraget mich, was ihr wollt, ich will es mit Hilfe Gottes beantworten.“ Da ſagte einer von den Meiſtern: „Wiſſe, der aiſer hat ein Gebrechen an ſich: ſo lange er in ſeinem Palaſte iſt, ſo eht er Alles um ſich her, wenn er aber hinaus kommt, es ſei zu Roß der zu Fuß, ſo iſt er blind. Kannſt du uns die Urſache von dieſem ebrechen ſagen und Rath geben, wie ihm abzuhelfen iſt, ſo wirſt u Lohn und große Ehre von dem Kaiſer empfangen.“ Das Kind rach: „Was ihr von mir verlangt, das kann ich wohl und Rath r Hilfe geben.“ Da ſprachen die Meiſter zu dem Kinde: „So ehe mit uns zu dem Kaiſer, hilf ihm und empfange den Lohn aus inen Händen.“ Das Kind ſprach: „Ich bin bereit, mit euch zu ehen.“ — Da führten die Meiſter den Knaben vor den Kaiſer und rachen: „Herr, wir bringen euch ein Kind, das mit hoher Weis- eit begabt iſt, daß es ihm wohl gelingen mag, euch geſund und ehend zu machen.“ Der Kaiſer ſprach: „Gute Meiſter, ſtehet ihr ir dafür ein, daß mir durch dieſes Kind kein Schade geſchieht, enn ich ihm folge?“ Sie ſprachen: „Ja wohl, Herr, denn wir aben ſeine Kunſt und Weisheit erkannt.“ Da wandte ſich der Kaiſer u dem Knaben und ſprach: „Sag an, getrauſt du dich, mir zu hel- en und kannſt du mir die Urſache meiner Blindheit ſagen?“ Da ant- ortete der Knabe: „Herr, gehet mit mir in eure Schlafkammer, da ollt ihr ſeltſame Dinge erfahren und ſehen, wie euch zu helfen iſt.“ er Kaiſer führte den Knaben in ſeine Kammer. Da befahl derſelbe en Knechten, die Bettſtatt des Kaiſers auf die Seite zu rücken. Als ies geſchah, ſah man unter der Bettſtatt einen Brunnen mit ſieben allenden Quellen. Der Knabe ſagte: „Herr Kaiſer, ſo lange der Brun- en mit ſeinen ſieben Quellen unter der Bettſtatt iſt, werdet ihr euer eſicht außerhalb des Palaſtes nicht wieder gewinnen.“ Als der Kai- er den Brunnen ſah, wunderte er ſich und ſagte zu dem Knaben: „Mein Sohn, wie iſt dieſer Brunnen hieher gekommen, und wie mag an ihn hinwegſchaffen?“ Der Knabe ſprach: „Dafür giebt es nur ein Mittel. Sehet und wiſſet, wie dieſer Brunnen ſieben Quellen at, ſo gleichen ihm die ſieben weiſen Meiſter, die mich zu euch ge- ührt haben. Dieſe ſieben Meiſter haben es mit Bosheit und Zauberei uwege gebracht, daß ihr außerhalb des Schloſſes geblendet ſeid, damit ſie ungeſtört das Reich regieren und Schätze gewinnen können. Nun aber können ſie, was ſie gethan, ſelber nicht mehr ändern noch vertreiben. Darum folgt meinem Rath und laßt einem der Meiſter das Haupt abſchlagen, ſo verſiegt eine Ader des Brunnens; alsdann dem Andern, darauf dem dritten und ſo thut ihnen Allen nach einander, bis ſie alle enthauptet ſind und darnach wird auch der Brunnen mit ſeinen ſieben Quellen vergangen ſein.“ Alsbald ließ der Kaiſer die Meiſter alle gefangen nehmen, und Einen nach dem Andern enthaupten. Als das geſchah, da verging eine Ader nach der andern, bis der Brunnen ganz verſchwunden war. Da ſprach der Knabe zu dem Kaiſer: „Herr, nun laſſet uns aus dem Palaſte gehen, unſer Heil zu verſuchen.“ Das that der Kaiſer. Er ritt mit dem Knaben allenthalben umher und überzeugte ſich, daß er ſein Geſicht wieder hatte. Darüber war er hoch erfreut und half den Knaben zu großen Ehren und Gütern.

Als die Gemahlin des Kaiſers auf ſolche Art ihre Geſchichte zu Ende geführt hatte, wandte ſie ſich zu ihrem Herrn und ſprach: „Mein Herr und Gemahl, habt ihr verſtanden, was ich euch geſagt habe?“ — Er antwortete: „Ja wohl, und ich meine, du haſt mir ein gutes Beiſpiel geſagt.“ — Da ſprach ſie wieder: „Herr, in gleicher Weiſe möchten die ſieben Meiſter euch blenden mit gleiſenden Worten, damit euer Sohn über euch herrſche. Denn der Brunnen bedeutet euern Sohn, von welchem ſieben Adern aufquellen und jede Ader des Brunnens bezeichnet einen der ſieben Meiſter eures Sohnes. Darum könnet ihr euern Sohn, der euch nach Ehre und Leben trachtet, nicht verderben, bevor nicht die ſieben Meiſter vertilgt werden. Darum wollet ihr ferner euer Reich in Ehren regieren, ſo laſſet dieſe ſieben Meiſter einen nach dem andern an den Galgen henken, damit ſie euch nicht ferner mit ihrer Argliſt bethören, und zuletzt übet Gerechtigkeit an eurem Sohne.“

Wie Diocletianus zum vierten Male zum Tode ausgeführt wird und ihn ſein vierter Meiſter **Waldach** durch ein Beiſpiel am Leben erhält: von der Frau eines **Ritters**, die einen Pfaffen lieb haben wollte.

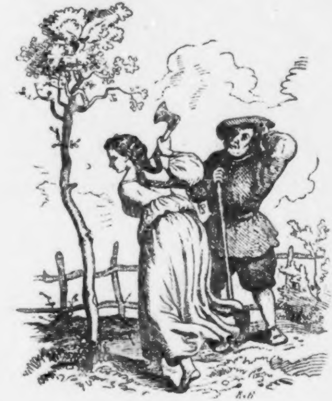
Am nächſten Morgen gebot der Kaiſer abermals ſeinen Sohn an den Galgen zu henken. Die Diener gehorchten dem Gebote des Kaiſers und führten den Jüngling zu der Richtſtätte. Aber das Volk erhob wieder große Wehklage und bejammerte das unſchuldige Sterben des Kaiſerſohnes. Da begegnete dem Jüngling ſein vierter Meiſter,



mit Namen Waldach, und der Sohn des Kaiſers neigte ſein Haupt gegen ihn, als ob er ihn um Hilfe bäte, und das Volk rief: „O du guter und würdiger Meiſter, hilf deinem Zögling und wende dieſe unbillige Schmach von ihm ab!“ — Da befahl der Meiſter den Knechten auf ihn zu warten, eilte zu dem Kaiſer, kniete nieder und grüßte ihn demüthiglich. Da ſprach der Kaiſer: „Ruchloſer Greis, nimmer werde dir wohl! Ich übergab dir und deinen Geſellen meinen Sohn wohlredend, und nun iſt er ſtumm, und was noch ſchlimmer iſt, er wollte mein Weib verführen: darum ſoll er ſterben und ihr Alle mit ihm!“ — Der Meiſter ſprach: „Wie habe ich ſolchen ungnädigen Empfang von euch verdient? Weßhalb euer Sohn nicht redet, das iſt Gott wohl kund, dem nichts verborgen iſt. Ich ſage euch aber, daß er euch in kurzer Zeit wohlgefallen wird mit ſeiner Rede. Und was ihr ſprecht, daß er euer Weib verführen wollte, das iſt nicht glaublich, denn Diocletianus hat ſich allezeit als ein unſchuldiger Jüngling bezeigt und das Verbrechen, das ihm nachgeſagt wird, iſt mit nichts erwieſen. Tödtet ihr euern Sohn um eures Weibes Rede willen, ſo geſchieht euch ohne Zweifel, wie jenem Ritter mit ſeinem Weibe, die ihn um ſein Liebſtes brachte, um zu ſehen, wie weit ſie ihren Uebermuth treiben dürfe. Aber der Ritter handelte klüger als ihr und ſollte euch billig zum Beiſpiel dienen.“ — Der Kaiſer fragte: „Wie handelte der Ritter?“ — Da ſprach der Meiſter: „Laßt euern Sohn zurückbringen, ſo will ich es euch ſagen!“ — Da ließ der Kaiſer ſeinen Sohn zurückführen und wieder in das Gefängniß bringen. Als das geſchehen war, hub der Meiſter an und ſprach wie folgt:

Zu Rom war ein alter ehrenwerther Ritter, der war lange Zeit ohne Hausfrau geweſen. Zuletzt kamen ſeine Freunde zu ihm, und riethen ihm, daß er ein Weib nähme. Das verſprach er ihnen zu thun, nachdem ſie lange in ihn gedrungen, ehe er ſeinen Willen dazu gab. Nun fanden ſie die Tochter eines vornehmen Römers, die war jung und ſchön, und da ſie der Ritter ſah, ward er ihr hold und gewann ſie über Alles lieb. Als ſie aber drei Jahre lang bei ihm geweſen und ihre Ehe unfruchtbar geblieben war, da ward ſie ungeduldig und mißmuthig. Nun fügte es ſich einſtmals, daß die junge Frau zur Kirche ging, und ihr ihre Mutter begegnete. Dieſe ſagte zu ihr: „Sage mir, liebe Tochter, wie behagt dir das eheliche Leben und wie gefällt dir dein Mann?“ Da antwortete ihr die Tochter und ſprach: „Sehr übel, liebe Mutter, behagt mir dieſes Leben, denn ihr habt mir einen alten Mann gegeben, ich wollte, ihr hättet mich lieber begraben. Ich habe keine Luſt mit ihm in meinem jungen Leben und ich ſage euch, Mutter, ich kann es nicht länger ertragen, ich muß auf einen Andern denken.“ Da ſprach die Mutter: „Das ſei ferne von dir, mein Kind, daß du dich auf ſolche Wege begebeſt; dein Vater und ich ſind ſo lange Jahre beiſammen geweſen, und ich habe nie an ſolche Thorheit gedacht.“ Die Tochter ſprach: „Das war kein Wunder, denn ihr waret beide zuſammen jung und hattet Luſt, Freud und Wonne von einander. So iſt es aber nicht mit meinem Manne, denn der iſt alt und kalt, darum will ich einen

Andern haben.“ Da ſprach die Mutter erſchrockenen Herzens: „Liebe Tochter, alter Leute Zorn iſt gar grimmig. Bedenke, daß dein Mann in Rom ein gewaltiger Herr iſt, der dich und uns in großen Ehren halten mag. Oder ſage mir, wen wollteſt du lieb haben?“ Da ſprach die Tochter: „Liebe Mutter, es ſoll ein Pfaffe ſein, den ich allezeit gern ſehe.“ Die Mutter ſprach: „Nun ſage mir, liebe Tochter, warum willſt du einen Pfaffen lieben und nicht einen Andern? Wäre es nicht beſſer und geringere Sünde, du nähmeſt einen Ritter oder ſonſt einen ledigen Mann?“ — „Nein,“ ſprach die Tochter: „und ich weiß auch warum. Nehme ich einen Ritter oder einen edeln Knecht, deren Liebe währt kurze Zeit, und ſie wiſſen auch nicht zu ſchweigen, und wenn ſie uns überdrüſſig ſind, ſo bringen ſie uns vor aller Welt in Schande. Seht, liebe Mutter, das thun die Pfaffen nicht, denn ſie können unſere Geheimniſſe nicht offenbaren, ohne ſich ſelber zu ſchänden, dazu bleiben ſie ihren Freundinnen treu und hold, was die weltlichen Herren nicht thun.“ Da ſprach die Mutter mit betrübtem Herzen: „Mein Kind, da du einmal alſo geſinnt biſt, ſo thue mir nur Eins aus kindlicher Liebe zu Gefallen, damit deine Sache den gewünſchten Ausgang gewinne. Sieh, alte Leute ſind leicht aufgebracht und ſehr zornig; darum ſtelle zuvor deinen Mann auf eine andere Art auf die Probe, und wenn er dir das ungeſtraft hingehen läßt, ſo magſt du den Pfaffen nehmen.“ Die Tochter ſprach: „Wahrlich, Mutter, ich kann ſo lange nicht warten.“ Da ſprach die Mutter: „Folge meinem Rath und verſuche ihn zuvor einmal, es wird dich fürwahr nicht gereuen.“ Die Tochter ſprach: „Mutter, dir zu Liebe will ich mich bezwingen. Aber ſage mir, wie ſoll ich ihn verſuchen?“ Da ſprach die Mutter: „Du weißt, er hat in ſeinem Garten einen Baum, der ihm beſonders lieb iſt, ſeine Früchte ſind vielen Leuten eine Luſt, denn ſie erfreuen das Herz. Den laß abhauen, wenn dein Mann auf die Jagd geritten iſt. Und wenn er heimkehrt, ſo mache mit dem Holze von dem Baume ein tüchtiges Feuer im Kamin, ſetze deinem Herrn einen Stuhl an das Feuer und heiße ihn ſich wärmen. Wenn er dir das verzeiht und den Baum verſchmerzt, ſo magſt du den Pfaffen wohl nehmen.“ Als die junge Frau dieſen Rath ihrer Mutter gehört hatte, ging ſie heim. Da fragte ſie der Ritter, ihr Mann, wo ſie ſo lange geweſen ſei. Sie ſprach: „Herr ich war in der Kirche und habe Gottes Wort gehört und hernach begegnete mir meine Mutter, mit der hatte ich etwas Nöthiges zu ſprechen; darum bin ich ſo ſpät gekommen, zürnet mir nicht.“ Er ſprach: „Das gefällt mir wohl, du ſollſt vor allen Dinge zur Kirche gehen und Gott lieb haben, denn Friede und Glück kommt vom Himmel.“ Als ſie nun in aller Freundlichkeit mit einander geſpeiſt hatten, fuhr der Ritter nach ſeiner Gewohnheit mit Falken und Hunden auf die Jagd. Da ſprach die Frau zu dem Gärtner: „Laß uns in den Garten gehen und etwas wohlriechendes Holz aufleſen, daß wir unſerm Herrn ein Feuer machen, ihn wird frieren, wenn er heim kommt.“ Der Gärtner nahm ſeine Axt in die Hand und ging mit der Frau in den Garten; da laſen ſie allenthalben das Holz zu-



ſammen, bis ſie zu dem Baume kamen, welchen der Ritter liebte. Da ſprach die Frau zu dem Gärtner: „Hau dieſen Baum ab.“ Der Gärtner ſprach zu der Frau, „Davor behüte mich Gott, denn mein Herr hat dieſen Baum lieber als alle, die im Garten ſind. Ich will uch wohl zu anderem Brennholz verhelfen, aber dieſen Baum haue ch ohne Geheiß meines Herrn nicht ab.“ Als die Frau ſah, daß der Gärtner ſich nicht dazu verſtehen wollte, nahm ſie ihm die Axt aus der Hand, hieb den Baum ſelber um und hieß ihn heim tragen. Am Abend, da der Ritter von der Jagd kam und fror, ließ ſie von dem Holz ein Feuer machen, empfing jenen freundlich und ſetzte ihm einen Stuhl an das Feuer, daß er ſich wärmen ſollte. Als er nun eine Weile geſeſſen hatte, meinte er den Geruch des Holzes zu erkennen, rief den Gärtner und ſprach zu ihm: „Mich dünkt, das Holz hier in dem Feuer rieche ganz wie der junge Baum, den wir neulich geſetzt haben.“ Der Gärtner ſprach: „Herr, es iſt wahr, der Baum iſt abgehauen nd liegt hier im Feuer.“ Da ſprach der Ritter: „Da ſei Gott vor, aß der junge grüne Baum abgehauen wäre.“ — „Doch,“ ſagte die Frau: „es iſt wahr, ich habe es ſelbſt gethan. Als ich merkte, daß s ſo kalt ward, hackte ich ihn ab und legte ihn ans Feuer, damit ihr uch wärmen könntet.“ Da ſah ſie der Ritter mit zornigem Antlitz n und ſprach: „So müſſe dich Gott verfluchen, du unſeliges Weib, ie durfteſt du dieſes edle Bäumchen verderben? Du wußteſt gar ohl, wie lieb ich es hatte, und doch haſt du es abgehauen.“ Als e das hörte, hub ſie gar bitterlich an zu weinen und ſprach: „Ich abe es euretwillen gethan, darum ſolltet ihr mir für meinen guten Willen dankbar ſein. Hätte ich gewußt, daß es euch nicht recht ſein ürde, ſo hätte ich es nicht gethan.“ Da ſprach der Ritter: „Höre uf zu weinen, ich will dir vergeben, aber hüte dich künftig, mir, was h lieb habe, zu zerſtören.“ — Des andern Morgens, als die Frau ieder zur Kirche kam, da fand ſie ihre Mutter, lachte und war gutes uthes und ſprach: „Mutter, nun weiß ich, daß ich den Pfaffen hmen darf, denn ich habe meinen Herrn auf die Probe geſtellt, wie r mir gerathen habt. Erſt wollte er zornig werden, als ich aber ein nig weinte, gleich vergab er mir und ſagte, ich ſollte nicht klagen.“ a ſprach die Mutter: „Ach, liebe Tochter, ein alter Mann überſieht wohl einmal einen Fehler, aber er trägt nach und rechnet eins zum andern; darum rathe ich dir, ihn noch einmal zu verſuchen.“ Da ſprach die Tochter: „Ich kann nicht länger warten; ich habe gar zu große Liebe zu dem Pfaffen, daß ich nicht ſchlafen kann. Mutter, ihr ſolltet Mitleid mit mir haben und ihr wollt mich noch länger hinhalten?“ Da ſprach die Mutter aus betrübtem Herzen: „Liebes Kind, du haſt es einmal mir zu Liebe gethan, nun bitte ich dich um deines Vaters willen, deinen Mann noch ein zweites Mal auf die Probe zu ſtellen.“ Da ſprach die Tochter: „Ach, wüßteſt du, wie weh es mir im Herzen iſt, du wärſt nicht ſo hart mit mir. Aber damit du ſiehſt, daß ich dir gern zu Willen bin, ſo ſage mir, wie ſoll ich ihn weiter verſuchen?“ Die Mutter ſprach: „Das will ich dir ſagen. Dein Herr hat ein kleines Hündchen, das ihm ſehr lieb und werth iſt, weil es des Nachts ſeine Bettſtatt bewacht; das tödte vor ſeinen Augen. Wenn er dir das hingehen läßt, ſo habe den Pfaffen in des Teufels Namen lieb.“ Die Tochter ging nach Hauſe und ſchmückte ihr Bett mit Purpur und Seide. Am Abend aber, als der Herr von der Jagd heim kam, da war das Hündchen müde, lief ſeiner Gewohnheit nach an das Bett und ſprang mit ſeinen ſchmutzigen Füßen auf die köſtlichen Decken. Die Frau, die nur hierauf gewartet hatte, ſprang herbei, nahm das Hündchen bei den Hinterfüßen und ſchlug es gegen die Wand, daß ihm das Gehirn aus dem Schädel ſpritzte. Als das der Ritter ſah, ward er überaus zornig, ſchalt die Frau übel und ſprach: „O du unwürdigſtes Weib von allen Weibern, wie magſt du ſo boshaft ſein, daß du mir mein zartes Hündchen ſo vorſätzlich vor meinen Augen umbringſt? Du haſt von Natur ein grauſames, unmenſchliches Herz!“ — Da ſprach ſie: „Lieber Herr, ſeht ihr nicht, wie unſer Bett ſo köſtlich gedeckt und geziert iſt mit Purpur und ſeidenen Tüchern, und der Hund ſpringt darauf mit ſeinen ſchmutzigen Füßen und macht Alles zu Schanden?“ Da ſprach er: „Du böſes Weib weißt doch, daß mir der Hund lieber war, als das ganze Bett ſammt all ſeinen köſtlichen Decken?“ — Da hub ſie an zu ſchreien, ihr Haar zu raufen und weinte und klagte jämmerlich: „Ach Gott, daß ich je geboren ward! Was ich in der beſten Abſicht thue, das wird mir Alles aufs Aergſte ausgelegt.“ Den Ritter kränkte das

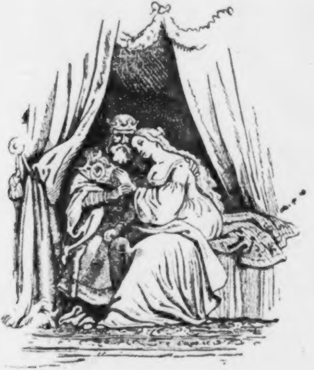
Schreien und Heulen, weil er ſie lieb hatte, darum ſprach er: „Höre nur auf zu weinen, ich will es dir vergeben und verzeihen; aber hüte dich künftig vor ähnlicher Gewaltthat, das rathe ich dir in Treuen.“ Da gedachte ſie bei ſich ſelbſt: „Es wird gut werden.“ — Am andern Morgen ſtand ſie auf und ging in die Kirche. Da fand ſie ihre Mutter, bot ihr lachenden Mundes guten Morgen und ſprach: „Mutter, wiſſet nur, daß der Pfaffe mein iſt, denn ich habe meinen Herrn zum zweiten Mal verſucht und erzürnt, und er hat es mir zum zweiten Mal gutmüthig verziehen.“ Da ſprach die Mutter: „O liebe Tochter, du kennſt die alten Männer noch nicht. Es iſt keine Creatur auf Erden ſo böſe und rachſüchtig als ein alter Mann. Darum bitte ich dich, verſuche ihn nur noch ein einziges Mal.“ Die Tochter ſprach: „Mutter, wüßteſt du, wie viel ich aus Liebe zu dem Pfaffen leide, du forderteſt keinen neuen Aufſchub.“ Da ſprach die Mutter: „Nun folge mir, meine herzliebſte Tochter, ſo will ich dir hernach nicht weiter im Wege ſtehn. Du haſt die Milch meiner Brüſte getrunken und in Angſt und Schmerzen habe ich dich geboren. Um dieſer Schmerzen willen bitte ich dich, ſtelle ihn noch zum dritten Mal auf die Probe.“ Die Tochter ſprach: „Ach ich vergehe vor Sehnſucht nach dem Pfaffen, aber weil du mich ſo gar dringend bitteſt, ſo ſage mir, wie ich meinen Mann verſuchen ſoll?“ Da ſprach die Mutter: „Du weißt, auf den nächſten Sonntag hat er uns und alle ſeine Freunde zu Tiſche geladen, und will uns große Ehre beweiſen. Ich und deine Freunde und alle die vornehmſten und edelſten Römer werden kommen und du wirſt neben deinem Vater obenan ſitzen. Wenn dann der Tiſch gedeckt und mit Wein und köſtlichen Speiſen beſetzt iſt, und die Teller und Schüſſeln und die künſtlichen Trinkgefäße darauf ſtehen, ſo verwickele heimlich deine Schlüſſel in das Tiſchtuch und ſprich: „Ach wie vergeßlich ich bin, ich habe mein Meſſer in der Kammer gelaſſen,“ und damit ſpring ungeſtüm auf und reiße das Tiſchtuch mit Allem, was darauf ſteht, herab auf den Boden. Dann ſtelle dich, als hätteſt du es nicht mit Willen gethan und als wäre es dir leid. Vergiebt er dir das, ſo glaube ich, daß er dir auch den Pfaffen überſehen wird.“ Da ſprach die Tochter: „Das will ich thun.“ Der Tag kam und als es Zeit war, ſtellten ſich Alle, die geladen waren, zu dem Gaſtmahl ein und als der Tiſch voll Wein und Speiſen ſtand und Jedermann ſich niedergeſetzt hatte, da that die junge Frau gan ſo wie ihre Mutter ihr gerathen hatte. Sie riß das Tiſchtuch mi Allem, was darauf ſtand, nach ſich auf die Erde, ſo daß nichts auf dem Tiſche blieb, und Brot und Wein, und die köſtlichen Speiſen und di Teller, die Schüſſeln und das Trinkgeſchirre alles durcheinander au dem Boden lag. Der Ritter, ihr Mann, ward darüber gewaltig entrüſtet und ſchämte ſich vor ſeinen Gäſten; aber er ſchwieg und lie ſogleich ein anderes Tiſchtuch holen und andere Speiſen auftragen, dabei geberdete er ſich fröhlich und mahnte Jedermann zu eſſen und zu trinken, bis alle heiter und gutes Muthes wurden und den Tag in Freuden mit ihm hinbrachten.

Des andern Morgens ſtand der Ritter nach ſeiner Gewohnhei früh auf, ließ ſeine Frau liegen und ging in die Kirche. Nach der Meſſ ging er zu einem Bader und ſprach: „Lieber Meiſter, könnt ihr meinem Weib zur Ader laſſen, an welcher Ader ich euch heiße?" De Bader ſprach: „Ja, Herr!" Da ſprach der Ritter: „So nimm dein Meſſer und komm mit mir." Und als er heim kam, ging er zu dem Bette, darin ſeine Frau lag, und hieß ſie aufſtehen. Sie ſprach „Es iſt noch ganz früh, warum ſoll ich ſchon aufſtehn?" — De Ritter antwortete: „Du ſollſt an beiden Armen zur Ader laſſen." Da ſprach die Frau: „Warum? ich habe noch nie zur Ader gelaſſen." Der Ritter ſprach: „Es iſt wahr und deßhalb biſt du unſinnig geworden. Haſt du vergeſſen, was du mir gethan haſt? Du haſt mir den edelſten Baum in meinem Garten gefällt, haſt meinen Lieblingshun mit eignen Händen umgebracht und haſt endlich vor allen unſern Gäſten das Tiſchtuch mit Allem, was daraufſtand, herabgeriſſen. Wa ſoll daraus werden, wenn das ſo fortgeht, das nächſte wäre, daß d mich ganz und gar in Schande brächteſt. Da das nun Alles vo böſen Blute kommt, ſo will ich dir es abziehen laſſen, damit ich künftig vor Schaden und Schande bewahrt ſei." Da ſtand ſie weinen auf, rang ihre Hände gegen den Himmel und ſprach: „Ach liebe Herr, erbarmet euch über mich!" — Der Ritter ſprach: „Bitte mi nicht um Barmherzigkeit; Gott im Himmel iſt barmherzig. Un ſtreckſt du den Arm nicht bald her, ſo laß ich dir das Blut vo dem Herzen nehmen. Bedenke was du mir gethan haſt!" — Da hielt ſie den Arm hin. Der Ritter ſprach zu dem Bader: „Nun ſchlage friſch zu!" — Der Bader ſchlug tief genug, daß das Blut in einem Strahle herausſprang und der Ritter ließ es nicht eher ſtillen, bis ſich das Antlitz der Frau entfärbte. Da ſprach er: „Nun verbindet den Arm, Meiſter. Aber du, Weib, ſtrecke den andern Arm her." Da rief ſie: „Herr, habet Mitleiden mit mir, denn ich ſterbe!" Der Ritter ſprach: „Das hätteſt du bedenken ſollen, ehe du mir die drei Schelmſtücke thateſt." Da mußte ſie den andern Arm auch hinſtrecken. Der Bader ſchlug und ließ das Blut ſo lange laufen, bis ſie ohnmächtig ward. Da erlaubte ihm der Ritter den Arm zu verbinden, das Weib aber ließ er zu Bett bringen. Als die Frau von ihrer großen Schwäche hernach wieder zu ſich kam, ſagte ſie zu der Magd, die bei ihr war: „Geh geſchwinde und ruf meine Mutter her, eh ich ſterbe." Als die Mutter hörte, was geſchehen ſei, da ward ſie herzlich froh, daß ihre Tochter eine ſo gute Lehre erhalten, und ging alsbald zu ihr. Dieſe ſagte zu ihr mit ſchwacher Stimme: „Herzliebſte Mutter, ich bin bald geſtorben, denn ich habe ſo viel Blut verloren, es iſt ein Wunder, daß ich lebe." Da ſprach die Mutter: „Habe ich dir nicht gleich geſagt, daß alte Leute ſehr zornig und grimmig ſind? Was meinſt du nun, liebe Tochter, willſt du den Pfaffen noch lieb haben? ich will ihn dir rufen laſſen." Da ſprach die Tochter gar kleinmüthig: „Nein doch, liebe Mutter, laſſe den Pfaffen wo er iſt; ich will von keinem Pfaffen in der Welt was wiſſen und überhaupt keinen Mann lieb haben als meinen Gemahl."

„Herr Kaiſer," fuhr der Meiſter fort: „habt ihr verſtanden, was ich geſagt habe?" Der Kaiſer antwortete: „Ich habe es wohl verſtanden und es dünkt mich ein gutes und nützliches Beiſpiel." Der Meiſter ſprach: „Darum rath ich euch, hütet euch vor euerm Weibe, daß euch nicht noch größeres Uebel durch ſie geſchehe. Jetzt will ſie euch um euren unſchuldigen Sohn bringen, das iſt nur ein Verſuch, wie weit ſie es treiben darf." Der Kaiſer ſprach: „Mein Sohn ſtirbt heute nicht." Da dankte ihm der Meiſter und ging getröſtet von hinnen.

Wie die Kaiſerin ihren Herrn zum fünften Male beredet, indem ſie ihm ein Beiſpiel erzählt: von dem Zauberer Virgilius.

Als nun die Kaiſerin hörte, daß Diocletianus noch nicht todt ſei, da ging ſie in ihre Kammer, legte ihre köſtlichſten Kleider an und befahl, ihr einen Wagen bereit zu halten, ſie wolle heim fahren zu ihrem Vater, weil ihr hier ſo große Schmach geſchehen ſei, für die ſie keine Genugthuung erlangen könne. Als der Kaiſer hievon hörte, ging er er alsbald zu ihr und ſprach: „Meine allerliebſte Gemahlin, wohin willſt du fahren? Ich glaubte nicht, daß du Jemand lieber hätteſt, als mich. Ich bitte dich, bleibe bei mir.“ Sie ſprach: „Herr, ich



hab auch Niemand lieber als euch und eben deßhalb will ich hinweg; denn ich kann es nicht anſehen, wie ihr den ſieben Meiſtern ſo willig Gehör ſchenkt, die es noch dahin bringen, daß es euch wie dem Kaiſer Octavianus ergeht, der ſo geizig war, daß ihn die edeln Römer ſeiner Habſucht wegen lebendig begruben und ihm den Mund mit geſchmolzenem Golde füllten.“ Da ſprach der Kaiſer: „Liebe Frau, ich bitte dich, ſage mir dies Beiſpiel.“ Sie aber antwortete: „Nein, Herr, ich ſag es euch nicht, ſondern ich will heim in meines Vaters Land fahren.“ Da ſprach der Kaiſer: „Frau, das ſollt ihr nicht thun: man würde ſagen, die Schuld wäre mein.“ Sie ſprach: „Die Schuld iſt auch euer allein, denn ihr habt mir alle Tage verſprochen, daß euer Sohn ſterben ſolle und er lebt noch. Darum mag ich euern Worten hinfort nicht mehr glauben.“ Der Kaiſer entgegnete: „Es iſt des Kaiſers Pflicht, daß er Jedermann vernimmt und die Sachen wohl erwägt, bevor er Recht ſpricht. Darum bitte ich dich,. daß Du mir ein gutes Beiſpiel ſageſt, woran ich die Wahrheit erkennen mag und erfahre, was zu thun ſei.“ Da ließ ſich die die Kaiſerin erbitten und erzählte ihm dieſes Beiſpiel.

Octavianus war ein reicher Kaiſer und doch ſo habgierig, daß er Gold und Gut über alle Dinge liebte. Zu ſeinen Zeiten machten ſich die römiſchen Bürger viele Völker unterthänig, mußten aber auch von ihren vielen Feinden mancherlei Drangſal erdulden. Damals war in Rom ein weiſer Meiſter, der hieß Virgilius, und übertraf alle Meiſter mit ſeinen Künſten, ſonderlich in der Zauberei. Dieſen baten die Bürger von Rom, daß er ihnen ein Kunſtwerk herſtellen möchte, welches dazu diente, ſie vor Gefahren von ihren Feinden zu warnen. Er verſprach es ihnen und machte einen ſchönen künſtlichen Thurm. Oben rings um den Thurm ſtellte er ſo viele Bildſäulen, als das römiſche Reich damals Provinzen hatte, welches faſt alle Länder der ganzen Welt waren. In der Mitte zwiſchen dieſen Bildern ſtand ein großes Bild, das ſtellte einen Kaiſer vor, der trug einen goldenen Apfel in der Hand. Jedes der andern Bilder rings um den Thurm trug ein Glöcklein in der Hand und wandte das Geſicht nach dem Lande, welches ihm zugeordnet war. So oft ſich nun ein Land wider die Römer empören wollte, ſo läutete das Bild, welches dieſem Lande

zugeordnet war, ſein Glöckchen, und zugleich war da ein Ritter, d
richtete ſeinen Speer gegen dieſes Land. Wenn das die Römer ſahe
ſo wappneten ſie ſich und zogen mit ganzer Macht gegen das Land u
machten es ſich wieder unterthänig. Auf dieſe Art konnte ſich niema
ein Land heimlich an den Römern rächen, weil dieſe allzeit von d
Bildern gewarnt wurden. — Ferner machte Virgilius den fromm
armen Leuten zum Troſte an einem andern Theile der Stadt ein groſ
Feuer, daran ſie ſich wärmen möchten und neben dem Feuer mac
er zwei ſchöne aufwallende Brunnen, der eine war kalt, der and
warm, und in dem warmen ſollten die armen Leute baden, von d
kalten ſollten ſie trinken. Zwiſchen dem Feuer und den beiden Bru
nen aber ſtellte er ein Bild auf, an deſſen Stirne ſtand geſchriebe
„Wer mich ſchlägt, der beſchädigt die Stadt.“ Das Bild ſta
viele Jahre da, bis eines Tages ein Pfaffe kam und die Schrift l
Der dachte bei ſich: „Ei was, das iſt eine Liſt, was hat die St
von dieſem Bilde für Gewinn. Ich meine vielmehr, es liegt
Schatz unter den Füßen der Bildſäule und wer dieſe umſtürzt, fin
den Schatz.“ Und damit hob der Pfaffe ſeine rechte Hand auf u
gab dem Bilde einen ſo harten Schlag, daß es herabfiel und zerbra
Als das geſchah, da erloſch das Feuer und verſiegten die Brunnen u
der Pfaffe fand keinen Schatz. Wie aber die frommen armen Le
das inne wurden, wurden ſie traurig und voller Leides und ſchri
Mord über den Pfaffen, der ſie durch ſeine Habſucht ihres Heiles u
Troſtes beraubt hatte. — Danach kamen die Könige der erober
Länder zuſammen, die viel Unrecht und Gewalt von den Römern
litten hatten und hielten heimlich einen Rath, in welcher Weiſe
ſich an den Römern rächen ſollten. Da ſprachen Etliche: „Wir m
hen uns vergebens, denn ſolange der Thurm mit den Bildern ſt
ſo lange mag ihnen Niemand Schaden thun, da ſie von den Bild
vor aller Gefahr gewarnt werden.“ Als ſie ſo ſprachen, ſtanden
Ritter aus dem Volk auf und ſprachen zu den Königen: „Wir ha
eine Liſt erdacht, wie wir den Thurm mit den Bildern zerſtören.
wollen unſer Leben daran ſetzen, aber ihr müßt die Koſten n
ſcheuen.“ Die Könige ſprachen: „Welche Koſten ſollen das ſei
Die Ritter ſprachen: „Wir brauchen vier Tonnen Goldes.“

ſprachen die Könige: „Die wollen wir euch geben, damit wir an den Römern gerochen werden.“ Die Ritter nahmen das Gold und fuhren gen Rom und vergruben da vor einem jeden der Stadtthore je ein Faß. Darauf gingen ſie in die Stadt und warteten bis es Vesperzeit ward, um welche Zeit der Kaiſer Octavianus aus ſeiner Burg auf den Markt zu gehen pflegte, um ſich zu erholen. Als der Kaiſer die fremden Ritter ſah, fragte er ſie: „von wannen ſie wären und was ſie in Rom wollten?“ Da fielen ſie nieder auf ihre Kniee, begrüßten den Kaiſer ſprachen: „Gnädiger Herr und Kaiſer, wir kommen aus fremden Landen und ſind Wahrſager und Schatzgräber. Wo Gold vergraben iſt, da merken wir es bald, denn im Traume erſcheint einem von uns der Ort, wo der Schatz liegt, daß wir ihn dann bei hellem Tage leicht finden können. Wir haben von euerm Ruhme viel gehört, darum ſind wir hierher gekommen, ob ihr euch unſere Dienſte wollet gefallen laſſen?“ Der Kaiſer ſprach: „Ich will euch auf die Probe ſtellen und wenn ich euch wahrhaft und zuverläſſig finde, ſo ſollt ihr großen Lohn von mir empfangen.“ Sie ſprachen: „Herr, wir begehren nichts, als daß ihr das, was wir finden, zur Hälfte behaltet und uns den andern Theil laſſet.“ Da ſprach der Kaiſer: „Wohlan es ſei, ich will mich mit der Hälfte begnügen; ſo kommt mit mir.“ Das thaten ſie und gingen mit ihm in den Palaſt; wo man ſie ſitzen hieß und ihnen zu eſſen gab. Als nun das Nachtmahl ein Ende nahm, ſprachen ſie zu dem Kaiſer: „Herr, gefällt es euch, ſo wollen wir ſchlafen gehen und der Aelteſte von uns wird dieſe Nacht einen Traum haben und euch morgen denſelben anzeigen.“ Da ſprach der Kaiſer: „Geht hin in Gottes Namen und Gott gebe ihm einen guten Traum. Wir mögen noch alle reich werden, denn in und um Rom iſt viel Goldes unter der Erden verborgen; darum thut euer Beſtes.“ Sie gingen hinweg und vertrieben die Nacht mit Singen, Tanzen und Spott über den leichtgläubigen Kaiſer. Als es aber Tag ward, ſtanden ſie früh auf, gingen vor den Kaiſer und der Aelteſte ſprach zu ihm: „Gnädiger Herr, ich habe einen guten Traum gehabt, denn vor dem weſtlichen Thore der Stadt liegt ein Faß Goldes in einer Grube, das iſt da manches Jahr verborgen geweſen. Darum geht mit uns dahin, ſo wollen wir es heben.“ Der Kaiſer ſprach:

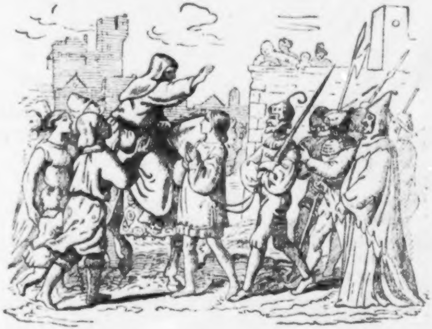
„Ich will mit euch gehen und ſehen, ob ihr die Wahrheit ſprecht.“ Als ſie vor das Thor kamen, fingen ſie an zu graben und fanden das Faß und zogen es heraus, wie ſie es vorher heimlich dahineingelegt hatten. Wie der Kaiſer das ſah, ward er froh und gab ihnen die Hälfte des Goldes. — Als es nun wieder Abend geworden war, ſprach der zweite Ritter zu dem Kaiſer: „Gnädiger Herr, dieſe Nacht will ich mich niederlegen und hoffe, daß Gott mir auch etwas Gutes im Traume beſcheren wird.“ Da ſprach der Kaiſer: „Darum will ich ihn bitten.“ Am andern Morgen ſtand der Ritter früh auf, ging vor den Kaiſer und ſprach: „Herr, vor dem öſtlichen Stadtthor liegt auch ein Faß mit Gold.“ Der Kaiſer ging mit ihnen hin, da fanden ſie das Faß mit dem Golde, wie er geſagt hatte, und der Kaiſer gab ihnen das Gold zur Hälfte. — Am dritten Abend kam der dritte Ritter und ſprach: „Morgen will ich euch auch einen Traum ſagen.“ Der Kaiſer antwortete: „Geſegnet ſei die Stunde, da ihr zu mir kamet! Gott gebe dir einen guten Traum!“ Des andern Morgens ſtand der Ritter früh auf, trat vor den Kaiſer und ſprach: „Herr, auch vor dem Thore gegen Mittag und gegen Mitternacht liegen Schätze vergraben. Laßt uns gehen und nachſuchen.“ Sie gingen hin und fanden vor jedem Thore ein Faß Goldes. Der Kaiſer war froh, gab ihnen das Gold zur Hälfte und ſprach: „Ich habe nie ſo wahrhafte Leute geſehen, als ihr ſeid.“ Darauf ſprachen die Fremden: „Bisher hat in jeder Nacht einer von uns einen Traum gehabt, wie ihr wiſſet. Dünkt es euch nun gut, ſo wollen wir uns dieſe Nacht alle drei zuſammen ſchlafen legen, ſo hoffen wir, daß uns große Schätze von Gold offenbart werden.“ Da ſprach der Kaiſer: „Gott gebe euch mit einander einen guten Traum, der uns allen nützlich iſt.“ Sie gingen und ſpotteten des Kaiſers die ganze Nacht. Am Morgen kamen ſie alle drei mit großen Freuden vor den Kaiſer und ſprachen: „Herr, wir bringen frohe Botſchaft, denn dieſe Nacht iſt uns ein großer goldener Schatz vorgekommen. Den laßt uns ſuchen, gnädiger Herr, ihr werdet ſo reich, daß eures Gleichen auf Erden nicht lebet.“ Der Kaiſer ſprach: „Wo ſoll der Schatz ſein?“ Sie ſprachen: „Unter dem Thurm, auf welchem die Bilder ſtehen; und es iſt des lautern Goldes ſo viel, daß es alle Pferde zu Rom nicht tragen möchten.“

Der Kaiſer ſprach: „Davor ſei Gott, daß ich den Thurm mit den Bildern zerſtöre, durch die wir vor unſern Feinden gewarnt werden." Da ſprachen die Ritter: „Wir können ſchon ſo vorſichtig graben, daß der Thurm in ſeinen Grundveſten ſtehen bleibt und euch doch alles Gold zu Theil wird; aber es muß des Nachts geſchehen, damit uns das Volk nicht überfalle, wenn es die ungeheuren Schätze ſieht und ſich des Goldes bemächtige." Da ſprach der Kaiſer: „Wohlan, hier iſt mein Ring; wenn ihr den den Thurmwächtern zeigt, ſo werden ſie euch hineinlaſſen. Nun geht in Gottes Namen, morgen früh will ich zu euch kommen und ſehen, was ihr gefunden habt." Da gingen ſie fröhlich hin und als es um Mitternacht ward, da hatten ſie gegraben, daß der Thurm zu wanken anfing. Darauf machten ſie ein großes Feuer im Innern des Thurmes und flohen eilends hinweg, und als ſie eine Meile geritten waren, brach das Feuer aus und der Thurm fiel zuſammen. Alſo verbrannten die Ritter den Thurm mit den Bildern, daß er bis auf den Grund zerſtört ward. Des andern Morgens, da die Fürſten des römiſchen Volks den Thurm mit den Bildern zerſtört ſahen, hatten ſie großes Leid darüber und ſprachen zu dem Kaiſer: „Herr, wie kommt es, daß der Thurm mit den Bildern, die uns allzeit vor unſern Feinden warnten, zerſtört worden iſt?" Der Kaiſer ſprach: „Es ſind drei falſche Wahrſager zu mir gekommen, die ſprachen, daß eine ungeheure Menge Goldes unter dem Grundſteine des Thurmes läge, und ſie wollten das Gold ſo ſäuberlich herausnehmen, daß weder der Thurm noch die Bilder verletzt würden. Ich glaubte ihnen und nun haben ſie mich betrogen." Da ſprachen die Römer: „Habt ihr das Gold ſo lieb gehabt, daß wir durch euern Geiz um den Thurm und die Bilder gekommen ſind, die uns allezeit vor unſern Feinden gewarnt haben, wohlan, ſo ſollt ihr Goldes genug haben." Darauf griffen ſie den Kaiſer, legten ihn auf den Rücken und goſſen ihm geſchmolzenes, ſiedendes Gold in den Mund und ſprachen: „Iß Gold, trink Gold, dich hat nach Gold gehungert und gedürſtet!" Nachher kamen die Feinde und zerſtörten Rom bis auf den Grund.

Die Kaiſerin fuhr fort: „Herr, habt ihr verſtanden, was ich euch geſagt habe?" Er ſprach: „Ja wohl!" Da ſprach ſie weiter:

„Der Thurm mit den Bildern iſt euer Leib mit den Sinnen; ſolange die heil bleiben, ſo mag kein Feind dem Volke Leid zufügen. Wollt ihr aber euerm Sohne und ſeinen ſieben Meiſtern glauben und an ihrem Geſchwätz ſo viel Freude haben, wie Kaiſer Octavianus an dem Golde, ſo geſchieht euch auch wie ihm, denn ſie betrügen euch mit falſcher Rede, bis ſie den Thurm euers Leibes zerſtören und euer Sohn Herr wird, und Arm und Reich dabei zu Grunde geht.“ Der Kaiſer ſprach: „Du haſt mir ein gutes Beiſpiel geſagt. Nein, ſie ſollen mich nicht zu Fall bringen, wie die Ritter den Thurm; denn der, um den ſie ſich ſo viel Mühe geben, muß noch heute ſterben.“ Sie ſprach: „Das thut: ſo bleibt ihr am Leben und behaltet Macht und Ehre.“

Wie Diocletianus zum fünften Male zum Tode geführt wird und ihn ſein fünfter Meiſter Joſephus durch ein Beiſpiel am Leben erhält: von der Ermordung des Galenus durch den Arzt Hippokrates.



Der Kaiſer gebot, ſeinen Sohn auszuführen und an den Galgen zu henken. Da ward ein großes Geſchrei in der ganzen Stadt von Armen und Reichen um des Kaiſers Sohn. Und da er geführt ward, kam der fünfte Meiſter, mit Namen Joſephus, geritten. Als der Jüngling Diocletianus denſelben erblickte, neigte er gleichſam bittend ſein Haupt gegen ihn. Da ſagte der Meiſter zu den Knechten: „Eilet nicht, denn ich will alsbald vor den Kaiſer treten und den Jüngling mit Gottes Hilfe heute vor dem Tode bewahren.“

Er kam in den Palaſt vor den Kaiſer und grüßte ihn demüthig; aber der Kaiſer ſah ihn zornig an und ſprach: „Du Böſewicht, hebe dich weg von mir! Meineſt du mich auch zu betrügen, wie jene drei Ritter den Kaiſer Octavianus?“ Der Meiſter ſprach: „Wie die drei Ritter den Kaiſer Octavianus betrogen haben, weiß ich nicht, auch weiß ich nicht, womit ich ſolche Ungnade verdient habe, als ihr mir zu erkennen gebet.“ Der Kaiſer ſprach: „Uebergab ich nicht dir und deinen Geſellen meinen Sohn wohlredend und nun iſt er ſtumm geworden und ſtatt der Tugend habet ihr ihm das Laſter gelehrt, daß er meinem Weibe Gewalt zu thun begehrte.“ Der Meiſter ſprach: „Daß er jetzt nicht redet, iſt große Weisheit; ich weiß aber wohl, daß er Gewalt hat zu reden, wie ihr in Kurzem hören werdet. Was ihr aber ſprecht von eurer Gemahlin, daß er ihr Gewalt thun wollte, ſo glaube ich nicht, daß ein weiſer Jüngling, wie euer Sohn iſt, ſolche Thorheit und Bosheit begehen könne. Aber ich ſage euch, folget ihr der Rede eures Weibes und tödtet euren Sohn, ſo geſchieht euch mit ihm wie dem Meiſter Hippokrates mit ſeinem Freund Galenus geſchah, denn Galenus ward an Hippokrates gar wohl gerochen.“ Da ſprach der Kaiſer: „Und wie iſt dem Hippokrates geſchehen?“ Der Meiſter ſprach: „Herr Kaiſer, das will ich euch wohl ſagen, zuvor aber laſſet euern Sohn zurückführen.“ Sogleich ließ der Kaiſer ſeinen Sohn zurückbringen und wieder ins Gefängniß legen. Als das geſchah, begann der Meiſter ſeine Rede und ſprach alſo:

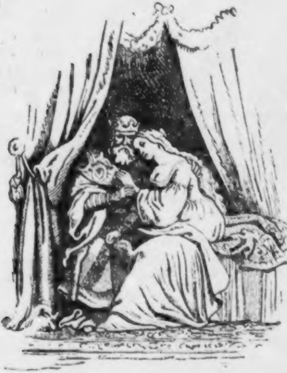
Es war ein weiſer Arzt, mit Namen Hippokrates, der war ſo kunſtreich, daß er alle Meiſter übertraf mit ſeinen Künſten. Derſelbe hatte einen Neffen, Galenus genannt, der war ſinnreich und wandte allen Fleiß daran, daß er die Kunſt der Arznei und beſonders alles was ſein Oheim verſtand, erlernte. Als Hippokrates das gewahr ward, verbarg er ihm ſeine Kunſt, denn Galenus war ſo ſcharfſinnig, daß Hippokrates beſorgte, er würde ein beſſerer Arzt als er. Galenus aber, der ſeines Oheims Zurückhaltung wohl bemerkte, lernte nur noch eifriger als zuvor, ſo lange bis er ein großer und berühmter Arzt wurde. Da faßte Hippokrates einen Haß wider ihn. Nach einer Zeit ſchickte der König von Ungarn Boten zu Hippokrates, daß er alsbald zu ihm käme und ſeinen kranken Sohn heile. Hippokrates ſchickte dem König einen Brief und entſchuldigte ſich, daß er nicht kommen könne; weil er aber wiſſe, daß ſein Neffe Galenus in der Kunſt wohlerfahren ſei, ſo ſchicke er dieſen zu dem Könige. Als nun Galenus zu dem Könige kam, ward er ehrenvoll empfangen; aber der König wunderte ſich, warum Hippokrates nicht ſelber gekommen wäre? Galenus entſchuldigte ihn, daß er mit wichtigen Dingen beſchäftigt wäre, deswegen hätte er ihn an ſeiner Statt geſendet, und er hoffe des Königs Sohn mit Gottes Hilfe geſund zu machen. Dem Könige gefiel die Rede wohl. Galenus ging zu dem Kinde und betrachtete es, befühlte ſeine Pulsadern und beſchaute ſein Waſſer. Darauf ſagte er zu der Königin: „Gnädige Frau, ich muß auch euer und des Königs Waſſer ſehen, damit ich eures Kindes Siechthum beſſer erkennen möge.“ Sie ſprach: „Morgen ſollſt du es haben.“ Als er nun beider Waſſer beſehen, nahm er die Königin bei Seite und ſprach: „Edle, hochgeborne Frau, ſagt mir insgeheim und verübelt mir meine Frage nicht: wer iſt der Vaters eures Sohnes?“ Da ſprach die Königin: „Wer ſollte anders ſein Vater ſein, als mein Herr der König?“ Da ſprach Galenus: „Gnädige Frau, dem iſt nicht alſo.“ Die Königin ſprach: „Führet ihr ſolche Reden, ſo laſſe ich euch das Haupt vor die Füße legen.“ Da ſprach er: „Ich ſage noch einmal, daß der König nicht des Kindes Vater iſt. Ich bin nicht hergekommen, daß man mir das Haupt abſchlage. Ich hoffte mir vielmehr noch großen Lohn zu verdienen; habe ich aber keinen beſſern Dank zu gewarten, ſo ſeid Gott befohlen uud ſuchet euch einen andern Arzt.“ Als die Königin das hörte, ſprach ſie: „Mein lieber Meiſter, ihr ſollt uns nicht verlaſſen, ich will euch mein Geheimniß offenbaren; aber ihr dürft mich nicht verrathen.“ Der Meiſter ſprach:

„Davor behüte mich Gott. Redet frei zu mir, ich will es geheim halten und euern Sohn geſund machen.“ Sie ſprach: „Thut ihr das, ſo verdient ihr großen Dank und Lohn. Nun hört mich an, lieber Meiſter. Es fügte ſich einſt, daß der König von Burgund zu meinem Herrn dem Könige kam und einige Zeit bei uns blieb. Derſelbe war mir beſonders freundlich und zugethan, und ich ihm wieder, alſo daß ich ſeinen Willen that und dieſen Sohn von ihm gewann.“ Da ſprach Galenus: „Das habe ich wohl gewußt, aber ſeid außer Sorgen.“ Darauf erkundigte er ſich, wie man in Burgund zu leben pflege, und als er hörte, daß man dort grobe Speiſen eſſe und Waſſer trinke, gab er dem Kinde Rindfleiſch zu eſſen und Waſſer zu trinken: da ward es geſund. Als der König vernahm, daß das Kind geneſen ſei, gab er dem Galenus reichlichen Lohn, die Königin aber beſchenkte ihn ins Geheim mit den köſtlichſten Kleinodien. Darauf ritt Galenus heim zu ſeinem Meiſter Hippokrates. Dieſer ſprach: „Haſt du das Kind geſund gemacht?“ Galenus antwortete: „Ja, Meiſter!“ Da fragte Hippokrates: „Was haſt du ihm gegeben?“ Er ſprach: „Rindfleiſch zu eſſen und Waſſer zu trinken.“ Da ſprach Hippokrates: „So iſt die Königin eine Hure.“ Da antwortete ihm Galenus und ſprach: „Meiſter, ihr habt es errathen.“ Darüber ergrimmte Hippokrates und gedachte bei ſich ſelbſt: „Wird er nicht aus dem Wege geräumt, ſo übereilt er dich bald,“ und nun ſann er darauf, wie er ihn tödten möchte. Eines Tages wollte Hippokrates in ſeinen Pflanzengarten gehen. Er rief den Galenus und ſprach: „Mein Lieber, laß uns in den Garten gehen Heilkräuter ſuchen.“ Galenus ſprach: „Ich bin bereit.“ Sie gingen mit einander in den Garten. Da ſprach Hippokrates: „Ich rieche ein edel Kraut, bücke dich und brich es.“ Galenus that es, und da ſie weiter gingen, ſprach Hippokrates wieder: „Nun ſehe ich ein Kraut, daß viel edler iſt als Gold, das grabe mir mit der Wurzel aus.“ Galenus fiel auf ſeine Knie und fing an zu graben. Da zog Hippokrates ſein Meſſer und ſtach es jenem in den Rücken, daß die Spitze vorn aus der Bruſt hervor kam und Galenus auf der Stelle todt blieb. Bald darnach ward Hippokrates ſiech und litt an der rothen Ruhr und that an ſich, was er nur konnte, doch vermochte er ſich mit allen ſeinen Künſten nicht zu erhalten. Das vernahmen viele ſeiner Jünger und kamen von fern aus allen Landen und ſuchten ihm zu helfen, ſo gut ſie konnten, aber kein Mittel ſchlug an. Da verwunderten ſich alle Leute, daß Hippokrates, der ſo viele geheilt habe, ſich ſelbſt nicht helfen könne. Als das Hippokrates hörte, gebot er ſeinen Jüngern, daß ſie ihm einen großen Zuber mit Waſſer brächten, und als das geſchehen war, zeigte er ihnen ein Kraut, das ſollten ſie in das Waſſer legen. Darnach ſprach er: „Meine lieben Freunde, nun bohret Löcher in das Gefäß, damit das Waſſer ablaufen kann.“ Das thaten ſie; aber man ſah nicht einen Tropfen Waſſer entweichen. Da ſprach Hippokrates: „Nun erkennet die Rache Gottes an mir! Ihr ſeht offenbar, das Faß hat hundert große Löcher und durch die Kraft des Krautes geht nicht ein Tropfen hinaus. Meinen Leibfluß aber iſt daſſelbe Kraut zu hemmen nicht im Stande. Ach lieber Herr im Himmel, lebte mein Neffe Galenus noch, den ich leider getödtet habe, der hätte mich bald geſund gemacht. Schaut her, das iſt die Rache Gottes!“ Und da er dies geſprochen hatte, kehrte er ſich um nach der Wand und verſchied.

Nachdem er alſo ſein Beiſpiel geendet hatte, ſagte der weiſe Meiſter zu dem Kaiſer: „Herr, habt ihr verſtanden, was ich euch geſagt habe?“ Der Kaiſer ſprach: „Ja wohl!“ Und weiter ſprach der Meiſter: „Sehet, wenn Galenus am Leben geblieben wäre, ſo hätte er ſeinen Meiſter Hippokrates geſund gemacht. Tödtet ihr euern Sohn nach dem Willen eures Weibes, ſo geſchieht euch übler als dem Meiſter Hippokrates, denn zur Stunde der Noth werdet ihr Niemand haben, der euch Beiſtand zu leiſten vermag.“ Der Kaiſer ſprach: „Wahrlich, mein Sohn ſoll heute nicht ſterben.“

Wie die Kaiſerin ihren Herrn zum ſechſten Male beredet, indem ſie ihm ein Beiſpiel erzählt: von dem Könige, der Rom zerſtören wollte.

Als die Kaiſerin vernahm, daß des Kaiſers Sohn noch am Leben ſei, zerriß ſie ihr Gewand und ſchrie und klagte mit lauter Stimme und der Kaiſer ging zu ihr in ihre Kammer und tröſtete ſie, indem er ſprach: „Du dringſt mit aller Macht darauf, daß ich meinen Sohn tödten ſoll: aber die Meiſter rathen mir, daß ich es nicht thue, alſo weiß ich nicht, wie ich mich verhalten ſoll.“ Da ſprach die Kaiſerin:



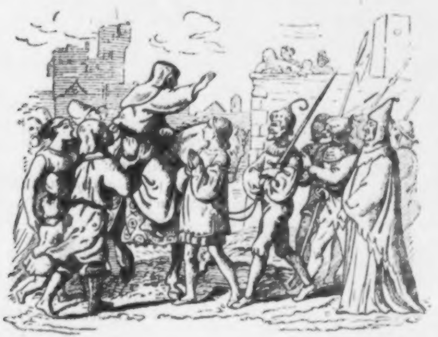
„Das iſt es, worüber ich klage, daß ihr den Böſewichtern mehr glaubt, als mir. Aber ihr werdet es noch bereuen, denn es wird euch ergehen, wie es jenem König erging mit ſeinem Marſchall und mit ſieben weiſen Meiſtern.“ Da ſprach der Kaiſer: „So ſage mir das Beiſpiel.“ Sie ſprach: „Das will ich thun und Gott bitten, daß es euch erleuchte.“ Drauf hub ſie an und ſprach alſo:

Es war ein König, welcher allen Laſtern ergeben und dabei ſo unrein und geſchwollen war, daß alle Frauen vor ihm erſchraken, wenn ſie ihn anſahen. Der König war ein Heide und ſetzte ſich vor, Rom zu zerſtören und die Leichname der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus aus dem Münſter zu nehmen und aller Chriſtenheit zur Schmach von dannen zu führen. Er begab ſich alſo mit vielem Volk auf den Weg gen Rom. Unterwegs lagerte er in einer Stadt, und als es Nacht ward, rief er ſeinen Marſchall, den er ſehr lieb hatte, und ſprach zu ihm: „Lieber Marſchall, ſuche mir eine ſchöne Frau, die dieſe Nacht mit mir zubringe.“ Der Marſchall ſprach: „Ach, Herr, die Frauen kennen euer Gebrechen gar wohl und es will keine zu euch, man gewinne ſie denn durch reiche Gabe.“ Der König antwortete: „Ich habe genug; thut es eine nicht für hundert Gulden, ſo gieb ihr tauſend.“ Als der Marſchall das hörte, verblendete ihn der Geiz, daß er zu ſeinem eigenen Weibe ging, die eine ſchöne und dabei züchtige Frau war. Zu der ſprach er: „Mein liebes Weib, du kannſt uns großen Reichthum erwerben.“ Die Frau ſagte: „Sage mir, wie?“ Der Marſchall ſprach: „Mein Herr der König hätte für dieſe Nacht gern ein ſchönes Weib zur Geſellſchaft. Aber weil er ſo unrein und geſchwollen iſt, ſo findet er nicht leicht eine, die bei ihm bliebe. Indeß hat er mich geheißen nicht nachzulaſſen, bis ich ihm ein ſchönes Weib bringe, und er will ihr, wenn es ſein muß, tauſend Gulden geben. Darum, liebe Frau, will ich dich zu ihm ins Gemach führen und des Morgens, ehe der Tag anbricht, ſollſt du wieder von ihm gehen. So gewinnen wir in dieſer einen Nacht tauſend Gulden.“ Die Frau aber antwortete: „Und wäre der König auch nicht ſo häßlich und unrein, ſo ſollte mich doch Gott bewahren, daß ich ſchnöden Gewinnes wegen eine ſo ſchwere Sünde beginge, und dazu meine Ehre preisgäbe.“ Da ſprach der Marſchall: „Ich will dich ſo heimlich zu ihm führen und wieder heim holen, daß es Niemand erfährt und der König dich nicht erkennt. Willſt du mir aber nicht gehorchen, ſo ſchwör ich bei Gott, du ſollſt keine gute Stunde mehr bei mir haben bis an dein Ende.“ Als ſie dies hörte, erſchrak ſie ſo, daß ſie vor Angſt in Alles willigte. Darauf ging der Marſchall zu dem Könige und ſprach: „Herr, ich habe ein ſo ſchönes Weib gefunden, als irgend eine im Lande iſt, ſie will aber tauſend Gulden haben und nicht anders zu euch kommen, als wenn es finſter iſt, und vor Tag wieder weggehen, damit ſie Niemand ſehe und es verſchwiegen bleibe.“ Der König ſprach: „Ich bin Alles zufrieden.“ Als es nun Nacht wurde, kam der Marſchall und brachte ſein eigenes eheliches Weib zu dem Könige. Der König brachte die ganze Nacht in Liebe mit ihr zu, als aber der Hahn am Morgen krähte, kam der Marſchall wieder und ſprach an der Kammerthür: „Gnädiger

Herr, es wird bald Tag ſein: es wäre Zeit, daß ihr der Frau das verſprochene Geld gäbet und ſie hinwegginge.“ Da ſprach der König: „Die Frau gefällt mir ſowohl, daß ich ſie ſobald noch nicht von mir laſſe.“ Als der Marſchall dies hörte, ging er ſehr betrübt hinweg, und wartete noch eine Stunde, dann kam er abermals zu dem König und ſprach: „Gnädiger Herr, der Tag bricht an, laſſet ſie um Gottes willen heraus, daß ſie nicht geſehen und beſchämt werde, denn alſo habt ihr verſprochen.“ Der König ſprach: „Ich ſage euch, ſie ſoll nicht von mir: darum ſchließet die Thür und geht.“ Traurig ging der Marſchall hinweg und wartete, bis es voller Tag ward. Da ging er noch einmal in die Kammer und ſprach: „Herr, es iſt lichter Tag, die Frau kommt in Schande, wenn man ſie ſieht, darum laſſet ſie gehen.“ Der König ſprach: „Nein ſie ſoll bei mir bleiben.“ Als das der Marſchall vernahm, mochte er nicht länger an ſich halten und ſprach: „O gnädiger Herr, laſſet ſie gehen, denn es iſt mein eigen Weib.“ Da ſprach der König: „Oeffne die Fenſterladen, daß ich ſehe, ob du die Wahrheit ſagſt.“ Der Marſchall that es und als nun der Tag hereinbrach, erkannte der König wer ſie war und ſah zugleich ihre große Schönheit. Da ſprach er: „O du ſchändlicher Böſewicht, warum haſt du dein edles Weib in Schande gebracht um ſo geringes Gut? Geh ſogleich aus meinem Reich, denn ſo du mir noch einmal vor die Augen kommſt, ſo mußt du ſterben.“ Als der Marſchall das hörte, floh er und kam nimmer wieder zu dem Könige und zu ſeinem Weibe. Aber der König hielt die Frau in großen Ehren bis an ſein Ende. — Der König ernannte einen andern Marſchall, zog mit ſeinem Heere weiter und belagerte dann die Römer ſo lange und hart, daß ſie ſich beriethen, ob ſie ihm die Leichname der Heiligen, Petrus und Paulus, geben ſollten, damit nur ſie und ihre Stadt vor dem Verderben gerettet würden. Es waren aber damals in Rom, ſo wie jetzt, ſieben weiſe Meiſter, mit deren Rath die Stadt regiert ward. Die Bürger gingen zu den Meiſtern und ſprachen: „Was rathet ihr uns zu thun? Wir möchten die Stadt nicht gern übergeben, und doch müſſen wir ſie verlieren oder dem Könige die Leichname der heiligen Apoſtel ausliefern.“ Da ſprach der erſte Meiſter: „Ich nehme es über mich, die Stadt einen Tag zu erhalten und auch die heiligen Leichname.“ Der andere Meiſter ſprach: „So will ich die Stadt den andern Tag erhalten und auch die Leichname der Heiligen.“ Und auf gleiche Art ſprachen alle ſieben und jeder wollte die Stadt und die heiligen Leichname einen Tag erhalten durch ſeine Weisheit und Kunſt, wie auch dieſe Meiſter deinen Sohn jeder einen Tag am Leben erhalten wollen. Als nun der König anfing, die Stadt zu ſtürmen und zu berennen, da ging der erſte Meiſter hinaus und fing an um Frieden zu reden und redete ſo weislich, daß der König des Tages vom Stürmen abließ. Und ſo thaten ſie alle nacheinander, jeglicher an ſeinem Tage. Aber am ſechſten Tage gingen die Bürger zu dem ſiebenten Meiſter und ſprachen: „O guter Meiſter, der König hat geſchworen, daß er morgen die Stadt erſtürmen wolle; wir bitten euch, beſchirmt uns nun, wie eure Geſellen gethan haben.“ Da ſprach der ſiebente Meiſter: „Fürchtet euch nicht, denn ich will morgen ein Werk machen, davon der König mit all ſeinem Volke die Flucht ergreifen wird.“ Des Morgens machte der König große Zurüſtungen. Der Meiſter aber legte ſich ein wunderliches Gewand an, der Rock war mit Pfauenfedern beſteckt, die den Sonnenſchein wiederſpiegelten, dazu nahm er zwei glänzende Schwerter und beſtieg den höchſten Thurm, der zu Rom war, daß ihn all das Kriegsvolk, ſo vor der Stadt lag, erſehen mochte. Hier machte er allerlei ſeltſame Geberden, wandte ſich hin und her und hielt die zwei blanken Schwerter in ſeinem Munde. Als des Königs Volk das ſah, erſchrak es und ſprach zu dem König: „Ach lieber Herr, ſeht ihr nicht, auf dem Thurm droben iſt ein großes Wunder. Das iſt gewiß der Chriſtengott, der iſt in ſeinem Zorne vom Himmel herabgekommen und will uns mit ſeinen Schwertern tödten.“ Als der König das hörte und ſah, fürchtete er ſich auch und ſprach: „Was ſollen wir thun?“ Sie ſprachen: „Laſſet uns eilends fliehen, daß ſich der Chriſtengott nicht an uns räche.“ Da floh der König mit all ſeinem Volk und Geſinde. Als die Römer das ſahen, ſetzten ſie ihnen eilends nach und erſchlugen den König und viel ſeines Volks. Alſo ward dieſes große Heer durch eines einzigen Menſchen Rath überwunden und geſchlagen. — Nachdem die Kaiſerin alſo geendet, ſagte ſie weiter zu dem Kaiſer: „Herr, habt ihr verſtanden, was ich euch geſagt habe?“ Er ſprach: „Ja wohl!“ Da ſprach ſie: „Der ſchändliche Marſchall, der ſein Weib entehrte und den König betrügen wollte, das iſt euer Sohn, welcher mich und euch in Schmach und Schande bringen möchte. Aber die Stadt Rom, welche der König belagerte, das iſt eure Macht und die heiligen Leichname ſind eure Ehre; es kommen die ſieben Meiſter und beſchwatzen euch von Tage zu Tage, bis ihr Macht und Ehre ſchmählich fahren laſſen werdet, damit euer Sohn, dem die Meiſter das Leben friſten, euer Erbe ſei und über euch triumphire.“ Da ſprach der Kaiſer: „Ich ſage dir fürwahr, es gelingt ihnen nicht, denn mein Sohn muß ſterben.“

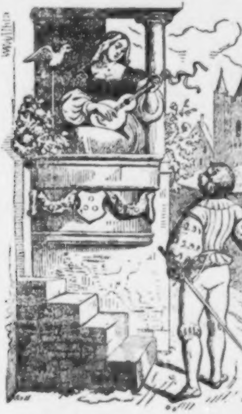
Wie Diocletianus zum ſechſten Male zum Tode ausgeführt wird und ihn ſein ſechſter Meiſter Cleophas durch ein Beiſpiel am Leben erhält: von dem wiederkehrenden Todten.

Der Kaiſer gebot ſeinen Knechten, ſeinen Sohn Diocletianus an den Galgen zu führen und ihn hinzurichten. Als man nun den Jüng-



ling zu dem Galgen führte, und das Volk laut um ihn her ſchrie, begegnete ihnen der ſechſte Meiſter, mit Namen Cleophas. Der befahl den Knechten ſeiner zu harren, eilte vor den Kaiſer und grüßte ihn. Der Kaiſer ſprach: „Daß Gott dich verderbe!“ Da ſprach der Meiſter: „Gott iſt mein Zeuge, daß ich das nicht verdient habe!“ Der Kaiſer ſprach: „Du lügſt, denn ich habe euch meinen Sohn wohlredend übergeben und ihr habt mir ihn als einen Stummen wieder gebracht, anderer Dinge, die noch ſchlimmer ſind, zu geſchweigen. Darum muß er ſterben und ihr alle mit ihm.“ Der Meiſter ſprach: „Daß er ſtumm ſei, glaube ich nicht; er könnte wohl reden, wenn er wollte: es iſt ihm aber viel nützer jetzt noch zu ſchweigen. Aber innerhalb dreier Tage hört ihr ihn reden, wenn er alsdann noch lebt. Was aber euer Weib anlangt, ſo nimmt es mich Wunder, daß ein weiſer Fürſt ſo leicht an die Worte eines Weibes glaubt. Wenn ihr ihn tödtet, ſo geſchieht euch, wie jenem Ritter geſchah, der ſeines Weibes Worten und Räthen ſo lange folgte, bis er, einem Roß an den Schwanz gebunden, zum Galgen geſchleift wurde.“ Der Kaiſer ſprach: „Ich bitte dich, ſage mir dies Beiſpiel.“ Der Meiſter ſprach: „Ich will es euch ſagen, wenn ihr euern Sohn zurückführen laſſet.“ Das geſchah und der Meiſter erzählte, wie folgt:

Es regierte vormals zu Rom ein Kaiſer, der hatte drei Ritter, die er ſehr liebte. Zur ſelben Zeit war auch zu Rom ein alter Edelmann, der nahm ein junges Weib, die er lieb hatte, wie ihr jetzt euer Weib lieb habt. Dieſes Ritters Frau ſang ſo ſüß und ſchön, daß viele junge Leute zu ihr kamen und ihren Geſang hören wollten. Einſtmals geſchah es, daß ſie in ihrem Fenſter nach der Straße ſaß, um die Leute zu ſehen, die vorübergingen. Da fing ſie an zu ſingen und ſang ſo ſchön, daß die Vorübergehenden ſich wunderten und ſtehen blieben, um ſie zu hören. Da kam auch der älteſte der drei Ritter aus des Kaiſers Palaſt. Der hörte ihren ſüßen Geſang und blickte empor nach dem Fenſter. Als er nun ihre Schönheit erkannte, gewann er ſie von Stund an lieb. Er ging zu ihr ins Haus, redete mit ihr und bat ſie um ihre Minne und ſprach: „Was wollt ihr nehmen, daß ich eine Nacht bei euch zubringe.“ Sie ſprach: „Dafür nehme ich hundert Gulden.“ Da ſprach der Ritter: „Holde Frau, ſo ſagt mir, zu welcher Zeit ſoll ich kommen? denn die hundert Gulden will ich euch gern geben.“ Sie ſprach: „Geduldet euch eine Weile: wenn es ſich fügt, will ich nach euch ſchicken.“ Damit war der Ritter zufrieden. Des andern Tages ſaß die Frau wieder in dem Fenſter und ſang. Da kam der andere Ritter von des Kaiſers Hofe vorbei, hörte ihren Geſang und ward von Liebe zu ihr ergriffen. Er ging zu ihr hin und ſprach: „Liebe,



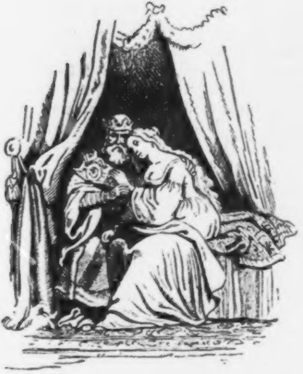
arte Frau, was ſoll ich euch geben, wenn ich eine Nacht bei euch zuringen darf?“ Sie ſprach: „Hundert Gulden nehme ich dafür.“ Die verſprach er ihr und fragte, wann er kommen ſolle? Sie ſprach: „Ich will die gelegene Zeit abwarten und es euch wiſſen laſſen.“ Am ritten Tage trat ſie wieder an das Fenſter und ſang: da kam der ritte Ritter: dem geſchah eben ſo wie den beiden andern. Er verhieß ihr hundert Gulden und ſie verſprach, ihn zur gelegenen Zeit zu ſich beſcheiden zu wollen. Es wußte aber keiner der drei Ritter von dem andern. Die Frau war aller Liſt und Bosheit voll, ging zu ihrem Mann, dem alten Edelmann, und ſprach zu ihm: „Herr, ich will euch ein Geheimniß ſagen und thut ihr nach meinem Rath, ſo will ich euch zu großem Gut helfen, das wir wohl bedürfen, denn wir ſind arm.“ Er ſprach: „Ich will gern deinem Rath folgen.“ Da ſagte ſie: „Es ſind nach einander drei Ritter von des Kaiſers Hof zu mir gekommen, die haben mir jeder hundert Gulden verſprochen, wenn ich ſie eine Nacht zu mir ließe. Hätten wir nun die dreihundert Gulden, ohne daß ihr Wille geſchähe, ſo könnten wir wohl von Glück ſagen.“ Der Edelmann ſprach: „Gewiß; darum will ich thun, was dich gut dünkt.“ Sie ſprach: „Ich will den erſten Ritter kommen laſſen, wenn die Nacht anbricht, den andern um Mitternacht, und den dritten, wenn es ſchier tagen will, und jeder von den dreien ſoll ſeine hundert Gulden mitbringen: dann magſt du mit einem bloßen Schwert hinter der Thüre ſtehen und einen jeden, wenn er hineintritt, erſchlagen, einen nach dem andern, bis du ſie alle drei getödtet haſt. So erledigen wir uns derſelben und behalten das Geld; das kommt uns zu Gute.“ Der alte Edelmann ſprach: „Ich fürchte, man wird es gewahr werden, dann ſind wir verloren und ehrlos.“ Sie ſprach: „Darum ſorge nicht; ich habe es angefangen, ich will es auch zu einem guten Ende bringen: verlaß dich auf mich.“ Als der alte Ritter ſah, daß ſie ſo getroſt war, faßte auch er Muth und ſprach: „Nun wohlan, ſo laß ſie kommen.“ Die Frau ſchickte alsbald zu dem erſten Ritter, daß er gegen Anbruch der Nacht kommen ſollte, denn die Zeit wäre gelegen, und den andern beſchied ſie, daß er um Mitternacht käme, und den dritten um den erſten Hahnenſchrei. Als es Nacht wurde, kam der erſte Ritter und klopfte an. Die Frau war gleich bei der Hand und ſprach zu dem Ritter: „Haſt du auch die hundert Gulden mitgebracht?“ Der Ritter ſprach: „Ja, darum thue nur die Thür auf und laß mich hinein.“ Das geſchah und da er hineintrat, ſtand der Mann mit einem ſcharfen Schwert hinter der Thüre und ſchlug ihn todt. Nach dem erſten Schlaf thaten ſie dem andern und gegen Tagesanbruch dem dritten Ritter desgleichen und alle drei wurden zuſammen in eine verſchloſſene Kammer gelegt. Darauf ſprach der alte Ritter: „Frau, werden die drei Leichname bei uns gefunden, ſo müſſen wir eines böſen Todes ſterben. Es iſt unmöglich, daß der Kaiſer nicht nach ihnen fragen ſollte, wo ſie geblieben ſeien.“ Da ſprach ſie: „Ich habe es angefangen, ich bringe es auch zu einem guten Ende: darum fürchte dich nicht. Ich höre wohl, daß ihr noch nicht wißt, was die Weiber ausrichten können.“ Nun hatte die Frau einen leiblichen Bruder, der war ein ſtarker Mann und diente in der Stadt zu Rom als Hüter und Wächter, ſonderlich in der Nacht. Als nun die Wächter umgingen, ſtand ſie an der Hausthüre, rief ihn und ſprach: „Mein lieber Bruder, ich muß dir etwas Heimliches ſagen, tritt herein.“ Der Ritter empfing ihn freundlich und hieß ihn ſich ans Feuer ſetzen, und die Frau hatte Wein geholt, bot ihm zu trinken und ſprach: „Ach lieber Bruder, ich habe dich gerufen, weil ich deines Rathes gar ſehr bedarf.“ Er ſprach: „Sprich frei heraus und fürchte dich nicht.“ Da ſprach ſie: „Bruder, um Anbruch der Nacht kam ein Ritter herein und redete gegen meinen Mann übermüthige Worte; darüber ward mein Mann zornig, griff nach ſeinem Schwerte und erſchlug ihn. Lieber Bruder, wir haben Niemand, dem wir ſo wohl vertrauten als dir. Würde der Leichnam bei uns gefunden, ſo müßten wir beide darum ſterben. Nun rathe, lieber Bruder, wie wir ihn los werden mögen.“ Der Bruder ſprach: „Die Sache iſt bedenklich, aber h will euch davon helfen. Steckt den Leichnam in einen Sack, ſo rage ich ihn in den Tiberſtrom, da mag er ins Meer ſchwimmen, daß Niemand weiß, wo er geblieben iſt.“ Als die Frau das hörte, ward ſie roh, that einen von den drei Rittern in einen Sack und gab ihn ihrem Bruder. Der lief alsbald hin, warf den Leichnam ins Waſſer und hrte zu ſeiner Schweſter zurück und ſprach: „Nun ſchenke mir noch n gut Glas Wein, denn ihr ſeid des Todten ledig.“ Sie ſprach: Gott lohne dir,“ und ging in die Kammer, als ob ſie Wein holen ollte. Dort aber ſchrie ſie mit lauter Stimme: „Allmächtiger Gott, r Ritter, den du ins Waſſer getragen haſt, iſt wieder gekommen.“ s der Bruder das hörte, verwunderte er ſich und ſprach zu ſeiner hweſter: „Gieb mir den Leichnam noch einmal her, ich will doch m, ob er jetzt wieder kommt.“ Da nahm er den Leichnam des andern Ritters, lief an das Waſſer, band ihm einen großen Stein an den Hals und warf ihn hinein. Nachdem das geſchehen war, kam er wieder zu der Schweſter und ſprach: „Nun ſchenke mir ein gut Glas Wein. Ich habe ihn ſo tief geworfen, daß du ruhig ſein kannſt.“ Sie ſprach: „Das lohne dir Gott,“ und ging wieder in die Kammer, den Wein zu holen. Als ſie aber hineinkam, ſchrie ſie mit lauter Stimme: „Weh mir, der Ritter iſt doch wieder gekommen!“ Als der Wächter das hörte, da verwunderte er ſich ſehr und ſprach: „Was Teufel iſt das! Gieb mir den Ritter her: mich ſoll wundern, ob er diesmal wieder kommt.“ Da nahm er auch den dritten Ritter in den Sack, ging vor die Stadt in einen Wald, machte ein großes Feuer und verbrannte den Leichnam zu Aſche. Nachdem dies geſchehen war, ging der Wächter weiter in den Wald hinein, um auf einem Umwege nach der Stadt zurückzukehren. Indeß kam ein Ritter auf einem Roß aus fernem Lande, der wollte zu einem Turnier reiten. Als der nun das Feuer ſah, ſtieg er ab, ſich zu wärmen, denn es war gegen Morgen und ſehr kalt. Indem ſah ſich der Wächter noch einmal nach dem Feuer um und erblickte den Ritter. Er lief eilends zurück und rief ihn an: „Wer biſt du?“ Er ſprach: „Ich bin ein Ritter von edelm Geſchlecht.“ Der Wächter ſprach: „Du biſt nicht ein Ritter, du biſt der Teufel. Zum erſten Male warf ich dich ins Waſſer, zum andern Male band ich dir einen Stein um den Hals und warf dich wieder hinein, zum dritten Male habe ich dich in dieſem Feuer verbrannt und nun ſtehſt du wieder hier und es hat mir Alles nichts geholfen!“ Damit packte er den Ritter und warf ihn in das Feuer und ſeinem Roß that er desgleichen. Darauf ging er zu ſeiner Schweſter und ſprach: „Nun ſchenke mir ein gutes Glas Wein, denn nun habe ich ihn zu Aſche verbrannt. Du hatteſt Recht, Schweſter, daß er das Wiederkommen an der Art habe: ich wollte es erſt nicht glauben, aber als ich ihn das erſte Mal verbrannt hatte, fand ich ihn gleich wieder bei dem Feuer ſtehen: aber diesmal iſt er geliefert. Er hat es mir ſauer genug gemacht, ich denke auch nicht anders, als es iſt der Teufel ſelber geweſen.“ Da merkte die Schweſter an ſeinen Reden, daß er noch einen lebendigen Ritter dazu verbrannt hatte, und ſtand auf und brachte den allerbeſten Wein herbei, den ſie hatte.

avon trank der Wächter ſoviel er konnte, und als er genug getrunken
id gegeſſen hatte, dankte er ihr und ging hinweg und wartete ſeines
ntes. Nach einiger Zeit aber geſchah es, daß der alte Ritter mit
ner Frau uneins ward und ihr einen Backenſtreich gab. Da ward
Frau zornig und rief: „O du alter Böſewicht, willſt du mich
morden, wie du die drei Ritter des Kaiſers ermordet haſt?“ Als
Leute dieſe Rede vernahmen, hinterbrachten ſie dieſelbe dem Kai-
: da wurden ſie beide gefangen und vor den Kaiſer geführt. So-
ich geſtand das Weib vor dem Kaiſer, daß ihr Mann dreihundert
ulden genommen und die drei Ritter getödtet hätte. Da ſprach der
iſer zu dem Ritter: „Du Böſewicht, was antworteſt du darauf?“
er Ritter geſtand, er hätte es gethan, aber auf den Rath des Weibes.
a wurden die beiden jedes einem Roſſe an den Schwanz gebunden,
dem Galgen geſchleift und gehenkt.

Darauf ſprach der Meiſter zu dem Kaiſer: „Herr, habt ihr ver-
nden, was ich geſagt habe?“ Der Kaiſer ſprach: „Ja wohl, und
i Gott, das war ein böſes und ſchändliches Weib, da ſie den Mann
zu brachte, die Ritter zu tödten und es hernach offenbarte.“ Da
ach der Meiſter: „Es iſt zu befürchten, daß euch noch übler ge-
ehe, als dem Ritter geſchah, wenn ihr euren Sohn um eures Wei-
s Rede willen tödtet.“ Der Kaiſer ſprach: „Ich ſage dir, daß mein
ohn heute nicht getödtet wird.“

ie die Kaiſerin ihren Herrn zum ſiebenten Male beredet, indem ſie ihm ein Beiſpiel erzählt: von der Königin im Thurme.

Als die Kaiſerin hörte, daß der Sohn des Kaiſers noch lebe, da
rie ſie laut, jammerte und ſprach: „Weh mir, was ſoll ich unſeliges
eib nun thun? Ich will mich ſelber tödten, um dieſer Schande
entgehen.“ Der Kaiſer aber ging zu ihr und ſprach: „Bege-
euch der böſen Gedanken, denn es wird in Kurzem ein gutes
nde nehmen.“ Die Kaiſerin ſprach: „Das Ende wird bös werden,
nn ihr und ich werden durch euern Sohn und ſeine ſieben Mei-
in Schmach und Elend kommen. Euch wird geſchehen mit
rm Sohne, wie einſt jenem König geſchah mit ſeinem Ritter, dem
auch ſo blind vertraute und glaubte, bis er von ihm in Schande



und Leid gebracht worden war.“ Da ſprach der Kaiſer: „Liebe Frau, ſage mir: wie geſchah dem Könige mit ſeinem Ritter?“ Da ſprach die Kaiſerin: „Herr, ich will es euch gern ſagen; aber ich ſorge, daß es nichts helfen wird, denn morgen früh kommt der ſiebente Meiſter und erlöſt euern Sohn von dem Tode, und wenn gar dein Sohn anfinge zu ſprechen, wie die Meiſter verheißen haben, ſo würdeſt du gänzlich aller Liebe vergeſſen, die du zu mir trägſt.“ Da ſprach der Kaiſer: „Das iſt unmöglich, daß mich Jemand der Liebe zu dir berauben kann.“ Da ſprach die Frau: „Herr, ſo will ich euch denn die Geſchichte ſagen und möge ſie euch zur Warnung dienen, daß ihr nicht eurem böſen Sohn und den ſieben Meiſtern euch zum Schaden und zur Schande Glauben ſchenket.“

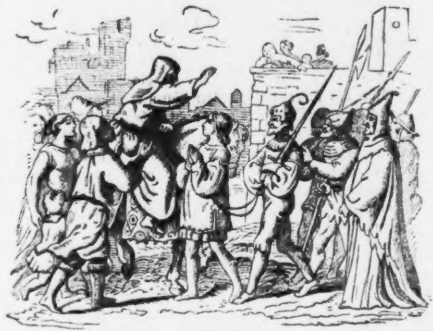
Ein König hatte eine ſchöne, minnigliche Frau, die er ſehr lieb hatte und die Liebe, die er zu ihr trug, ging ſo weit, daß er ſie um ihrer ganz gewiß zu ſein in einem feſten, ſtarken Thurme verſchloß und den Schlüſſel immer bei ſich trug, worüber die Frau ſehr betrübt war. Es lebte aber in fernen Landen ein edler und reicher Ritter, der hatte eines Nachts einen Traum. Ihm kam vor, er ſehe eine wonnigliche ſchöne Königin, die er überaus lieb hatte, zu der er aber nicht anders als durch große Liſt und Kühnheit gelangen konnte. In derſelben Nacht träumte aber auch der Königin im Thurme von jenem Ritter, und ſie faßte zu demſelben eine ſo große Liebe, daß ſie auch nach dem Erwachen ſich nicht von dem Gedanken an ihn losmachen konnte, und das Bild des Ritters ſtand ſo klar vor ihren Sinnen, daß ſie ihn wohl zu erkennen meinte, wenn ſie ſeiner anſichtig würde. Weder der Ritter hatte jemals die Königin geſehen oder von ihr gehört, noch die Königin den Ritter; dieſer aber gelobte ſich in ſeinem Herzen, er wolle nicht eher ruhen, als bis er die ſchöne Königin mit leiblichen Augen geſehen habe. Er rief ſeine Diener, ſetzte ſich mit ihnen auf reichgeſchirrte Pferde und durchritt manch Königreich und viele fremde Lande, bis er in das Land und in die Stadt kam, wo die Königin in dem Thurm gefangen war. Da fügte es ſich, daß der Ritter von ohngefähr eines Tages mit ſeinen Dienern bei dem Thurme vorbeiging, ohne zu wiſſen, daß die Königin darin ſei, von der ihm geträumt hatte. Die Königin aber ſaß im Thurm an einem Fenſter und ſah auf die Leute, die unten vorübergingen. Da ſah ſie den Ritter, von dem ihr geträumt hatte, und erkannte ihn, und zugleich ſchaute auch der Ritter empor und erkannte die Königin, von der ihm ſo wonniglich geträumt hatte. Da ward ſein Herz freudig und er hub an ein Minnelied zu ſingen. Als die Königin den Geſang hörte, gewann ſie große Liebe zu ihm. Der Ritter ging alle Tage vor der Burg und dem Thurme hin und her, und ſang und blickte empor nach dem Fenſter, an welchem die Königin ſaß. Die Frau ſah ihm wohl ſeine Liebe an und wie gern er mit ihr geſprochen hätte. Darum ſchrieb ſie ihm endlich einen Brief und warf ihm denſelben heimlich von dem Thurme herab. Als der Ritter daraus ihre Liebe und ihren geneigten Willen erkannt hatte, ward er fröhlich und fing an zu ſtechen und zu turnieren und theilte Gaben aus mit ſo freigebiger Hand, daß der Ruf ſeiner Tapferkeit und Milde bald vor den König kam. Der König ließ ihn zu ſich kommen und ſprach: „Mein lieber Freund, ich habe viele biedere und mannliche Dinge von dir ſagen hören; gefiel es dir, bei mir zu bleiben und als mein nächſter und vornehmſter Diener und Rathgeber mir zur Seite zu ſtehen, ſo ſollte es dich nicht gereuen.“ Da ſprach der Ritter: „Gnädiger Herr, da ich vor meinen Feinden die Heimath räumen mußte, ſo bliebe ich gern bei euch; aber eins möchte ich bedingen.“ Der König ſprach? „Was iſt das?“ Da ſprach der Ritter: „Herr König, da ihr mich zu einem vertrauten Diener begehret, ſo erlaubet mir, daß ich mir ein Haus in der Nähe eurer Burg bauen dürfe; wenn ihr dann meines Raths oder Dienſtes bedürfet, ſo bin ich in der Nähe.“ Da ſprach der König: „Das ſoll dir gern gewährt ſein.“ Der Ritter beſtellte und dingte ſogleich die Maurer, Zimmer- und andere Werkleute und fing an das Haus dicht bei dem Thurme zu bauen, in welchem die Königin war. Als nun das Haus ſchön und köſtlich gebaut war, ſprach er heimlich mit einem Meiſter, daß er ihm einen verborgenen Gang unter der Erde aus ſeinem Hauſe nach dem Thurm, in welchem die Königin gefangen ſaß, anlegte. Der Maurer that es, und als der Gang fertig war, tödtete der Ritter den Maurer, damit er und die Königin nicht verrathen würden. Hierauf ging er in den Thurm zu der Königin und grüßte ſie demüthig mit ritterlicher Zucht. Als ihn die Königin erkannte, ſprach ſie zu dem Ritter: „Sage mir, wie biſt du herein gekommen, da ich doch hier eingeſchloſſen bin?“ Der Ritter ſprach: „Gnädige Frau, die Liebe zu euch hat mich hereingeführt durch einen Gang, den ich unter der Erde machen ließ. Darum laſſet mich eurer Liebe genießen, denn ihr ſeid mir von Gott ſelber beſtimmt und zugeſagt, der mich euch zuerſt in einem wunderbaren Traum erblicken ließ.“ Hierauf erzählte er ihr ſeinen Traum und die Königin erzählte ihm den ihren, und ſo geſchah es, daß ſie bald in brünſtiger Liebe einig mit einander wurden. Von nun an ging der Ritter ſo oft er wollte durch die Mauer zu der Königin und freute ſich mit ihr der Liebe. Die Königin gab dem Ritter einen goldenen Fingerring, den ihr vormals der König als ein Zeichen ſeiner Liebe gegeben hatte. Indeß trug der Ritter durch ſeine Kühnheit und Tapferkeit den Preis davon in allen Rennen und Stechen und der König gewann ihn ſehr lieb und machte ihn zu ſeinem Hofmeiſter und geheimſten Rath. Eines Tages fügte es ſich, daß der König auf die Jagd reiten wollte und zu dem Ritter ſagte, daß er ſich bereit halten ſollte, mit ihm zu jagen. Der Ritter ſprach: „Mit Freuden ſoll das geſchehen.“ Da ſie nun den ganzen Tag gejagt hatten Hirſche und wilde Schweine, wurden ſie müde und der König ſtieg von ſeinem Pferde und legte ſich unter einen ſchönen Baum zu ruhen. Der Ritter legte ſich zu dem Könige und ſchlief ein und ſtreckte die Hand von ſich, an der er das Ringlein trug, das ihm die Königin gegeben hatte. Als nun der König das Ringlein ſah, fiel es ihm auf und er dachte an das Ringlein, das er der Königin als ein Zeichen ſeiner Liebe gegeben hatte. Als aber der Ritter erwachte und wohl bemerkte, daß der König das Ringlein geſehen hatte, gab er vor, ihm ſei übel und unwohl und bat den König, ihm zu erlauben, daß er heim reite. Das gewährte der König, und als der Ritter heim kam, ging er alsbald durch den Gang in den Thurm zu der Königin, gab ihr das Ringlein wieder und ſagte ihr, daß es der König an ſeiner Hand geſehen hätte: wenn er nun zu ihr komme und ſie frage, ſo möge ſie es ihm zeigen. Darauf ging er wieder zurück in ſein Haus. Gleich darauf kam auch der König zu ſeiner Gemahlin und ward freundlich von ihr empfangen; und als ſie eine Weile beiſammen geſeſſen und mancherlei geſprochen hatten, ſprach der König: „Laßt mich doch das Ringlein ſehen, das ich euch zu einem Zeichen der Liebe gegeben habe.“ Da ſagte ſie: „Lieber Herr, warum begehrt ihr das zu dieſer Stunde zu ſehen?“ Da ſprach der König: „Laßt es mich unverzüglich ſehen, das rathe ich euch allen Ernſtes.“ Da ſtand die Frau auf, ging an ihren Schrein, holte das Ringlein hervor und gab es ihm. Der König ſah es verwundert an, ſchämte ſich und ſprach: „O Gott, wie ſieht dieſes Ringlein dem Ringlein ſo gleich, das der Ritter an ſeiner Hand trägt! Ich mußte glauben, es wäre das deine und war aus böſem Argwohn ernſtlich wider dich erzürnt: des bekenne ich mich ſchuldig.“ Da ſprach die Königin: „Herr, es iſt kein Wunder, wenn dieß Ringlein dem des Ritters ſo gleich ſieht, denn Goldſchmiede machen ſelten ein Werk, das ſie nicht noch mehr desgleichen machen. Daß ihr aber böſe Gedanken gegen mich tragt, das vergebe euch Gott. Ihr wißt wohl ſelbſt am beſten, daß der Thurm allezeit verſchloſſen iſt, denn ihr ſelber tragt ja den Schlüſſel bei euch und vertraut ihn Niemand an.“ Da betrog die Stärke des Thurms den König, denn er meinte, Niemand als er könne hinein.

Darauf ließ der Ritter ein feſtliches Mahl bereiten und ſprach zu dem Könige: „Mein gnädiger Herr, ich will euer Gnaden insgeheim eine Sache vertrauen. Ihr ſollt wiſſen, daß meine allerliebſte Buhle, die ich je gewann, heute aus meiner Heimath zu mir kommt: darum habe ich ein Gaſtmahl bereitet und bitte euch demüthig, ob ihr meiner Verlobten und mir die Gnade erzeigen wollet, mit uns zu eſſen: damit würdet ihr uns große Freude und Ehre erzeigen.“ Der König antwortete: „Dieſe und noch größere Ehre will ich dir gern thun.“ Der Ritter war froh, ging durch den Gang zu der Königin und ſprach: „Liebſte Frau, kommt zu mir in mein Haus, dort will ich euch köſtlich in Seidengewand, goldenes Halsgeſchmeide und edles Geſtein kleiden, denn ich habe den König zu mir geladen und ihm geſagt, meine allerliebſte Buhle ſei von meinem Lande zu mir gekommen.“ Da ſprach die Frau: „Herr, was ihr begehrt, das ſoll geſchehen.“ Als es nun Zeit war, da trat die Königin mit koſtbaren Kleidern angethan in das Zimmer, in welchem ſich der König ſchon zum Mahle eingefunden hatte, und ihr Angeſicht leuchtete von großer Schönheit. Als der König die Königin ſah, ſprach er zu dem Ritter: „Wer iſt dieſe wunderſchöne Frau?“ Der Ritter ſprach: „Herr, es iſt meine Geliebte;“ und alſo ſetzte ſie der Ritter neben den König an den Tiſch. Aber das Herz des Königs regte ſich hin und her über der Mahlzeit. Bald dachte er: „Wie ſieht dieſe Frau meinem Weibe ſo gleich! Es muß fürwahr die Königin ſelber ſein.“ Dann fielen ihm aber wieder die Ringlein ein, die ſich auch ſo gleich geſehen hatten, und daß er die Schlüſſel des Thurms immer bei ſich führe und nicht aus den Händen gebe. Alſo betrog ihn wieder die Stärke des Thurms, daß er dem Ritter mehr glaubte, als ſeinen Augen. Die Königin redete dem König zu, daß er Eſſen und Trinken nicht vergäße, und ſprach: „Herr, ſeid fröhlich und guter Dinge. Gott wird euch lohnen für alles Gute, was ihr an uns thut.“ Als nun der König ihre Stimme und Rede vernahm, ſprach er bei ſich ſelbſt: „O Mutter Gottes, wie gleicht dieſe Frau meinem Weibe an Stimme, Sprache und Gebehrden, an Mund, Augen und Händen und in allen Dingen.“ Aber wieder betrog ihn die Stärke des Thurms. Und als das Mahl ein Ende nahm, bat der Ritter die Königin, daß ſie dem Könige ein Lied ſänge. Sie war gehorſam und begann zu ſingen und bezauberte mit ſo anmuthiger Stimme Ohren und Herzen, daß man glauben mußte, die Luft ſei mit holden Tönen zum Botſchafter willkommener Zeitungen gemacht. Als der König ihren Geſang hörte, ſprach er: „Wie iſt mir denn? das iſt wahrhaftig mein Weib!“ dennoch zweifelte er wieder, weil er den Schlüſſel des Thurms bei ſich hatte; alſo betrog ihn wieder die Stärke des Thurms, denn er getraute ſich nicht, ſie für ſein Weib anzuſprechen. Er bat aber den Ritter, die Tafel aufzuheben, denn er ſetzte ſich vor zu zuſehen, ob die Königin in dem Thurm wäre oder nicht. Der Ritter ſprach: „Gnädiger Herr, laßt euch unſerer Geſellſchaft nicht verdrießen.“ Der König ſprach: „Ich habe zu thun.“ Die Königin ſprach: „Herr, gefällt es euch, ſo laßt uns hier Kurzweil haben; der Königin wird die Zeit drüben nicht zu lang werden.“ Da ſprach der König: „Hebt den Tiſch auf, ich mag nicht länger bleiben.“ Der Ritter that, wie ihm der König gebot, und der König ging ſeines Weges. Während er aber unterwegs war, legte die Königin ihre gewöhnlichen Kleider wieder an und eilte durch den Gang in den Thurm. Ihr Weg war viel kürzer und näher als der des Königs. Als daher der König in den Thurm kam, da fand er ſie bereits in ihrer Kammer ſitzen. Da nahm er ſie in die Arme und ſprach: „Frau, ich habe heut böſe Gedanken von euch gehabt und habe euch abermals Unrecht gethan.“ Sie ſprach: „Wie ſo?“ Er ſagte: „Ich habe bei meinem Ritter gegeſſen, zu dem iſt eine ſchöne Frau aus ſeiner Heimath gekommen. Nun habe ich all mein Leben keine Frau geſehen, die dir ſo gleich ſähe und ſie glich dir ſo in allen Stücken, daß ich aus des Ritters Hauſe gelaufen bin, um dich zu ſehen, denn ich meinte, du müßteſt es ſelbſt ſein.“ Da ſprach die Königin: „Ihr habt ſchwer an mir geſündigt. Und wie mögt ihr ſolches denken, da ihr doch wiſſet, daß der Thurm verſchloſſen iſt und Niemand hinein noch hinaus kann, weil ihr den Schlüſſel allezeit bei euch tragt? Man findet oft, daß ſich zwei Menſchen gleichen, darum ſollt ihr keinen Argwohn tragen, wie neulich wegen der ähnlichen Ringe.“ Da ſprach der König: „Du haſt Recht, ich gebe mich ſchuldig hierin.“ — Bald darauf kam der Ritter zu dem König und ſprach: „Lieber gnädiger Herr, euch iſt wohl bewußt, daß ich vor meinen Feinden die Heimath räumen mußte; nun hat mir aber meine Geliebte, die ihr geſehen habt, die freudige Botſchaft gebracht, daß ich wieder heimkehren darf. Darum will ich von euch Urlaub nehmen und wieder in mein Land fahren. Auch bitte ich euch um der Dienſte willen, die ich euch geleiſtet habe, mir noch eine Bitte zu gewähren. Ich will meine Verlobte öffentlich in der Kirche zur Ehe nehmen und erſuche euch demüthiglich, daß ihr mir die Ehre thut, ſie mir mit eigener Hand vor dem Prieſter und allem Volke zur Ehe zu geben: davon haben wir große Ehre, wenn wir in unſere Heimath kommen.“ Der König ſprach: „Ich will dich gern ehren: was du gebeten haſt, ſei dir gewährt.“ Der Ritter beſtimmte nun den Tag, wo er ſie zur Ehe nehmen wollte. Da kam der König zur Kirche und der Pfaffe erſchien im geiſtlichen Kleid und wollte den Ritter und ſeine Braut nach dem Brauche der Kirche zuſammen geben. Der Ritter ließ die Königin durch den verborgenen Gang in ſein Haus gehen und zwei andere Ritter führten ſie nach der Kirche, in der Meinung, daß ſie ſonſt Niemand als des Ritters Geliebte ſei. Als ſie zur Kirche kamen, ſprach der Prieſter: „Wer will dieſe Frau dem Ritter geben?“ Da ſprach der König: „Das will ich,“ trat herbei und legte ihre Hand in die Hand des Ritters, und der Prieſter gab ſie zuſammen, wie es Brauch iſt. Als ſie getraut waren, ſprach der Ritter zu dem Könige: „Gnädiger Herr, das Schiff iſt bereit, darin wir heimfahren ſollen. Thut mir die Gnade und gebt uns das Geleit bis zum Schiffe.“ Das that der König und begleitete ihn mit ſeinen Rittern und Knechten zu Schiffe, und als ſie zu dem Schiffe kamen, da ſprach der König zu der Königin: „Liebe Frau, hört meinen Rath: hier ſteht euer Ehemann, den ſollt ihr vor aller Welt lieb haben, wie ihr ſchuldig ſeid zu thun und ſollt ihm getreu und gehorſam ſein in allen Dingen.“ Und nachdem er alſo geſprochen hatte, gab er ſie dem Ritter und ſprach: „Nun fahret beide hin mit meinem Segen und Gott wolle euch geſund erhalten.“ Der Ritter und die Königin neigten ihre Häupter und gingen in das Schiff. Der Schiffmeiſter zog die Segel auf, ſie hatten guten Wind und fuhren mit günſtigen Lüften von dannen. Der König ſtand noch lange am Ufer, bis er ſie nicht mehr ſehen konnte. Darauf wandte er ſich heim und ging in die Burg und in den Thurm, fand aber da die Königin nicht mehr. Da erſchrak er ſo ſehr, daß ihm alle Glieder zitterten. Er ſuchte hin und her im Thurm und fand zuletzt den verborgenen Gang, durch welchen der Ritter herein und die Königin hinausgekommen war. Da klagte er bitterlich und ſprach: „Wehe mir Armem! der Ritter, auf den ich all mein Vertrauen ſetzte, hat mir mein liebes Weib entführt! Bin ich nicht ein Thor geweſen, daß ich des Ritters Worten mehr geglaubt habe, als meinen leiblichen Augen!“

Als ſie ſo ihre Geſchichte geendet, ſprach die Kaiſerin zu ihrem Gemahl: „Herr, habt ihr verſtanden, was ich geſagt habe?“ Der Kaiſer ſprach: „Ja wohl!“ Da ſprach ſie: „Wie dieſer König dem Ritter zuviel getraut und dadurch in Leid gekommen iſt, in gleicher Weiſe traut ihr den ſieben Meiſtern zuviel, die nur auf mein und euer Verderben ausgehen. Ach, ihr glaubt ihnen mehr als euren leiblichen Augen! Darum iſt zu befürchten, daß Euch geſchehe wie dem Könige, von dem ich geſagt habe.“ Der Kaiſer ſprach: „Fürwahr, ich glaube meinen Augen mehr als ihnen: darum muß mein Sohn gehenkt werden.“

Wie Diocletianus zum ſiebentenmale zum Tode ausgeführt wird und ihm ſein ſiebenter Meiſter Joachim durch ein Beiſpiel am Leben erhält: von der betrübten Wittwe.

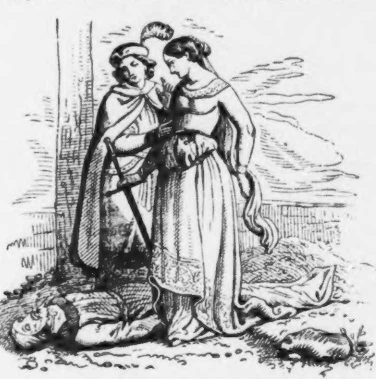
Als man nun am Morgen den Sohn des Kaiſers zum Tode führte und das Volk ſchrie und klagte, da begegnete ihnen der ſiebente Meiſter, mit Namen Joachim, und des Kaiſers Sohn neigte ſein Haupt gegen ihn. Da ſprach der Meiſter zu den Knechten: „Eilet nicht mit ihm, ich getraue mir wohl, ihn mit Gottes Hülfe zu er-



löſen." Darauf ſpornte der Meiſter ſein Pferd und kam zu dem Kaiſer und grüßte ihn knieend. Der Kaiſer ſprach: „Daß du verderbeſt!" Da ſprach der Meiſter: „Was habe ich gethan?" Der Kaiſer verſetzte: „Ich übergab dir und deinen Geſellen meinen Sohn wohlredend, daß ihr ihn der Welt Lauf und Gewohnheit lehren ſolltet, und nun iſt er ſtumm geworden, ja was ſchlimmer iſt, er wollte mein Weib verführen. Darum müſſet ihr alle mit ihm ſterben." Der Meiſter ſprach: „Wenn ihr ſprecht, daß er ſtumm ſei, ſo will ich mein Leben daran ſetzen, ihr hört ihn morgen vor der Frühmeſſe reden: da wird er euch die ganze Wahrheit ſagen, wie ihn euer Weib verleumdet hat und wird euch das mit Beweiſen belegen: alsdann hat aller Krieg ein Ende." Der Kaiſer ſprach: „Sähe ich das, ſo wäre ich wohl zufrieden." Da ſprach der Meiſter: „Ich ſage euch fürwahr, tödtet ihr euern Sohn um eures Weibes Rede willen, ſo geſchieht euch ſchlimmer als jenem Ritter, der den Geiſt aufgab, als er ſein Weib am Finger bluten ſah." Der Kaiſer ſprach: „Lieber Meiſter, ſagt mir das Beiſpiel, ich möchte es gern hören.“ Da ſprach der Meiſter: „So ruft euern Sohn zurück von der Richtſtätte.“ Als das geſchehen war, hub der ſiebente Meiſter ſeine Rede an und ſprach zu dem Kaiſer alſo:

In einer Stadt war ein edler Ritter, der hatte eine ſchöne Frau, wie ihr, Herr Kaiſer, auch habt, die liebte er außermaßen und vor großer Liebe mochte er gar nicht ohne ſie leben. Nun fügte es ſich eines Tages, daß der Ritter mit ſeiner Frau Würfel ſpielte. Von ohngefähr hatte aber der Ritter ein Meſſer in der Hand und als ſeine Frau nach den Würfeln greifen wollte, ritzte ſie ſich an dem Meſſer in den kleinen Finger, ſo daß ſie ein wenig blutete. Als der Ritter das Blut ſah, erſchrak er ſo ſehr, daß er zur Erde fiel, als ob man ihm eine tiefe Kopfwunde geſchlagen hätte. Die Frau beſprengte ihn mit Waſſer, daß er wieder zu ſich käme. Da ſchlug er die Augen auf und ſprach: „Bringt mir geſchwind den Pfaffen mit beiden Sacramenten, denn ich muß ſterben.“ Die Diener liefen eilend nach dem Prieſter, aber ehe derſelbe kam, war der Ritter ſchon verſchieden. Da klagte die ganze Stadt um den guten Ritter und ſonderlich ſein Weib weinte und jammerte bitterlich, und hatte unmäßiges Leid um ihren Mann und Niemand konnte ſie tröſten, denn ſie gelobte, nie wieder fröhlich zu werden, ſondern um ihn zu trauern, ſo lange ſie lebte. Sie ließ ihren Gemahl ſchön und herrlich begraben, und als das geſchehen war, fiel ſie auf das Grab nieder und ſchwur als man ſie wegführen wollte, daß ſie nimmer von der Stelle weichen und um ihres Mannes Liebe willen hier erſterben wolle. Da ſprachen ihre Verwandten zu ihr: „Liebe Frau, was nützt es ſeiner Seele, wenn ihr hier bleibt? Es wäre euch und ſeiner Seelen Seligkeit viel nützer, wenn ihr Almoſen gäbet und die Kirchen bedächtet, als daß ihr hier alſo verderbt.“ Sie ſprach: „O ihr ſchlechten Rathgeber, wie mögt ihr mir das zumuthen? Wiſſet ihr nicht, da mein Finger ein wenig blutete, da ſtarb mein lieber Mann vor Leid, und ich ſollte mich nun von ihm ſcheiden? Das thue ich nimmermehr.“ Als ihre Verwandten hörten und ſahen, daß ſie nicht von dem Grabe wolle, da machten ſie ihr ein kleines Häuschen über das Grab und gaben ihr darein, was ſie bedurfte zu eſſen und zu trinken und gingen hinweg, denn ſie dachten, ſie würde es ſchon von ſelbſt müde werden. — Nun war in der Stadt ein Geſetz, ſo oft ein Böſewicht gefangen und gerichtet wurde, ſo mußte ſich der Landvogt wappnen und die erſte Nacht des Böſewichts am Galgen hüten und ward ihm der Leichnam entwendet, ſo hatte der Vogt all ſein Gut verloren und ſein Leben ſtand in des Königs Gnade. Auch war eben an dem Tage, da man den Ritter begrub, ein Dieb gefangen und gehenkt worden, und der Landvogt wappnete ſich dem Gebrauch gemäß und kam zu dem Galgen und hielt Wache die ganze Nacht. Der Galgen war aber nicht weit von dem Gottesacker. Die Nacht war ſehr kalt und der Landvogt fror ſo, daß er meinte, er wäre des Todes. Da ſah er um ſich und gewahrte das Licht in dem Gemach der Wittwe. Alsbald ging er auf den Kirchhof und klopfte an die Thür des Häuschens. Die Frau ſprach: „Wer klopft da?“ Er verſetzte: „Meine liebe Frau, ich bin euer Nachbar der Landvogt, und muß vor Kälte ſterben, wenn ich mich nicht wärmen kann.“ Die Frau ſprach: „Ich fürchte, wenn ich dich einlaſſe, daß du mich mit Reden beläſtigſt, die mir mißfallen.“ Da antwortete der Landvogt und ſprach: „Ich gelobe euch bei Gott, daß ich nichts ſprechen will, das euch zuwider iſt, denn ich weiß gar wohl, daß ihr ein ſeliges Weib und der rechten Frauen eine ſeid, die aus Liebe zu ihrem Mann hier ihr Leben beſchließen will, und daß dieß Niemand mehr wenden kann.“ Da ſtand ſie auf, öffnete die Thür und ließ ihn ein. Als er nun eine Weile beim Feuer geſeſſen und ſich gewärmt hatte, hub er an und ſprach: „Frau, dürfte ich mit euerem Verlaub wohl ein Wort zu euch reden?“ Sie ſprach mit betrübtem Herzen: „Ja!“ Da ſprach er: „Liebe Frau, ihr ſeid ein ſchönes Weib, edel, reich und jung von Jahren, wäre es nicht beſſer, ihr ſäßet zu Haus in euerm Gemach und gäbet Almoſen und ſtiftetet Meſſen für eures Mannes Seele, als daß ihr euch hier verderbt mit Gram und Leid?“ Da ſprach ſie: „Ritter, hätte ich deine Rede vorher gewußt, du wärſt nicht zu mir herein gekommen. Ich ſage dir, wie ich den andern Leuten geſagt habe: Iſt dir nicht bekannt, daß mein Mann mich ſo geliebt hat, daß er um ein Paar Tropfen Bluts, die aus meinen Fingern gingen, geſtorben iſt? Darum will ich hier um ſeinetwillen ſterben.“ Als der Vogt das hörte, neigte er ſich gegen ſie und ging zurück nach dem

Richtplatze. Da ſah er mit Schrecken, daß der Leichnam des Diebes während ſeiner Abweſenheit entwendet worden war, und er ſagte bei ſich ſelbſt: „Weh mir Armem, nun hab ich all mein Gut verloren und mein Leben ſteht in des Königs Gnade! Wo ſoll ich Rath und Troſt finden? Auf dem Gottesacker dort iſt die heilige Frau, von der ich eben komme; die will ich um Rath fragen.“ Er kehrte alſo dahin zurück und klopfte an. Da fragte ſie, wer da wäre? Er ſprach: „Ach liebe Frau, ich bin der Landvogt, der eben bei euch war und muß euch mein Unglück klagen, darum thut mir auf.“ Da öffnete ſie ihm und er trat hinein und ſprach: „O liebſte Frau, ich bitte euch, rathet mir. Es iſt, wie ihr wißt, ein Geſetz im Lande, daß der Landvogt mit Gut und Leben für den Leichnam der Gerichteten haften muß. Nun habe ich mich hier bei euch gewärmt und derweil iſt der Schächer vom Galgen geſtohlen worden. Darum bitte ich euch um Gotteswillen, gebt mir einen Rath, was ich thun ſoll, denn ich bin ein armer geſchlagener Mann.“ Da ſprach ſie: „Ich habe Mitleiden mit euch, denn nach des Königs Gebot habt ihr Gut und Leben verwirkt. Wollt ihr aber meinem Rathe folgen, ſo kann euch noch geholfen werden.“ Der Landvogt ſprach: „Ach liebe Frau, darum bin ich zu euch gekommen, weil ich eurem Rathe folgen will.“ Sie ſprach: „Möchteſt du mich zu deinem ehelichen Weibe nehmen?“ Da ſprach der Landvogt: „Das wäre eine große Demuth von euch, wenn ihr jetzt mich, einen armen Ritter, deſſen Gut und Leben dem Geſetz verfallen iſt, zum Manne begehrtet. Ich fürchte, es iſt euer Ernſt nicht.“ Sie ſprach: „Sicherlich, Herr, ich meine es von Grund meines Herzens.“ Da ſprach er: „So gelobe ich, keine andere zum Weibe zu nehmen, denn euch, ſo lange ihr lebt.“ Darauf ſprach die Wittwe: „Mein Mann, der aus Liebe zu mir geſtorben iſt, wurde geſtern hier begraben: den nimm heraus und häng ihn an des Diebes Stelle an den Galgen.“ Der Ritter ſprach: „Wahrlich, das iſt ein guter Rath.“ — Da öffneten ſie das Grab und nahmen den todten Ritter heraus. Darauf ſprach der Landvogt: „Ich fürchte mich doch, ihn zu henken; denn der Dieb hatte, als ich ihn henken ließ, zwei Zähne eben im Munde verloren: fände man nun dieſen mit den Zähnen, ſo möchte man die Liſt merken.“ Sie ſprach: „O lieber Mann, ſo nimm einen Stein und ſchlage dem Leichnam zwei Zähne vorn aus de Munde.“ Da ſprach der Ritter: „Ach Frau, das thue ich nich denn euer Mann iſt mein Freund und guter Geſell geweſen, dar wäre es mir Schande, wenn ich ſeinem Leichnam das zu Leide thäte. Sie ſprach: „So will ich es ſelbſt um deinetwillen thun.“ Dara nahm ſie einen Stein, ſchlug dem Leichnam die Zähne aus und ſprac „Nun henke ihn.“ Aber der Landvogt ſprach: „Ich fürchte no Eins: der Schächer hatte eine große Wunde vorn an der Stirn un beide Ohren waren ihm abgeſchnitten.“ Da ſprach ſie: „So nehm euer Schwert und ſchlagt dem Leichnam eine Wunde in die Stirn un haut ihm die Ohren ab.“ Der Landvogt ſprach: „Lebte der Ritt noch und Jemand wollte ihm ein Leid thun, ſo würde ich ihm b ſtehen: ſeinem Leichnam mag ich ſelber ſolche Schande nicht anthu Und ſollt ich um Gut und Leben kommen, ich mag es nicht auf de



Herzen haben.“ Da ſprach ſie: „Gib mir das Schwert, ich will auch dieß noch thun um deinetwillen. Ich habe nie einen furchtſamern Mann geſehen.“ Sie nahm das Schwert, ſchlug dem Leichnam ihres Mannes eine große Wunde in die Stirn und ſchnitt ihm beide Ohren ab; dann ſprach ſie: „Jetzt henke ihn.“ Der Landvogt nahm den Leichnam und hing ihn mit Hülfe der Frau an den Galgen, und alſo war er gerettet. Darauf ſprach ſie zu dem Ritter: „O mein Herzliebſter, nun habe ich dich vom Tode erlöſt, ſo halte nun Wort und nimm mich öffentlich in der Kirche zur Ehe.“ Aber der Landvogt ſprach: „Ich habe vor Gott gelobt, keine andere als dich zum Weibe zu nehmen, ſo lange du lebſt. Aber du allerabſcheulichſtes Weib, welcher Teufel wollte dich zum Weibe nehmen? Der Ritter iſt aus ängſtlicher Liebe zu dir geſtorben und du haſt ihn erbärmlich verſtümmelt und aufgehenkt. Du ſollſt mir nimmer ein Gleiches thun!“ Hiermit zog er ſein Schwert und ſchlug ihr das Haupt ab mit einem Streich.

Da ſprach der Meiſter: „Herr, habt ihr verſtanden, was ich euch geſagt habe?“ Der Kaiſer ſprach: „Ich habe es wohl verſtanden. Wahrlich, unter allen Frauen war das die allerböſeſte, die unſeligſte und die verfluchteſte!“ Darauf ſprach der Kaiſer weiter: „O lieber Meiſter, hörte ich meinen Sohn nur einmal reden, wie ihr verheißen habt, danach wollte ich gern ſterben.“ Da ſprach der Meiſter: „Herr Kaiſer, morgen früh verſammelt alle eure Räthe und alle Fürſten, Grafen, Ritter und Herren, ſo ſollt ihr ihn ſprechen hören mit großer Weisheit.“

Wie des Kaiſers Sohn Diocletianus mit ſeinem Vater redet.

Am andern Morgen kamen die ſieben Meiſter zuſammen und hielten Rath, zu welcher Stunde der Sohn des Kaiſers mit ſeinem Vater reden und was er zu ihm ſprechen ſollte. Da trat des Kaiſers Sohn unter ſie und ſprach: „Die Zeit, daß ich reden ſoll, iſt gekommen, laſſet uns nicht länger ſäumen. Sorget auch nicht, was ich ſprechen oder antworten ſoll, denn ich will uns alle am Leben erhalten und zu großen Ehren bringen.“ Als das die Meiſter hörten, wurden ſie froh, kleideten ihn in Purpur und Seidengewand, und führten ihn in feierlichem Aufzuge zu dem Thron des Kaiſers. Vierundzwanzig

Heerhörner und zwölf Spielleute mit mancherlei feinem Saitenſpiel, als Fiedeln und Harfen, gingen ihnen voraus und gaben fröhlichen Schall. Wie nun der Kaiſer den ſüßen Geſang und das liebliche Getön vernahm, da fragte er, was das wäre. Sie ſprachen: „Herr, es iſt euer Sohn, der kommt, um heute vor euch und den Fürſten und Herren allen zu reden.“ Da ſprach der Kaiſer: „Das iſt die beſte Zeitung, die ich je vernahm. Ach Gott, ſoll ich meinen Sohn ſprechen hören, ſo iſt nie eine liebere Stimme in mein Ohr gekommen.“

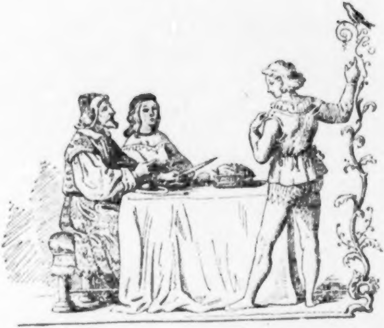
Als nun Diocletianus in den Saal kam, wo ihm der Kaiſer entgegentrat, da war das erſte Wort, das er ſprach: „Gott grüß euch, mein ehrwürdiger Vater und Herr!“ Da der Kaiſer die Stimme ſeines Sohnes vernahm, da ward ſein Herz und ſein ganzer Leib von großen Freuden bewegt, ſo daß er zur Erde ſank. Sogleich hob der Sohn ſeinen Vater auf, und würde weiter geſprochen haben; aber das Gedränge und Freudengeſchrei des Volks war ſo groß, daß Niemand hören konnte. Als der Kaiſer das hörte und ſah, gebot er Gold und Silber auf den Straßen auszuwerfen, damit das Volk aus dem Palaſt wiche und man ſeinen Sohn möge reden hören. Das half aber alles nichts, denn das Volk war ſo froh, des es des Kaiſers Sohn ſollte reden hören, daß es Goldes und Silbers nicht achtete. Da ward der Kaiſer unwillig und ließ durch Ausruf ein Schweigen anbefehlen und wer nicht ſchweigen wollte, dem würde er das Haupt abſchlagen laſſen. Alsbald ward alles ſtill und des Kaiſers Sohn Diocletianus ſprach nun: „Gewaltiger Herr und Vater, bevor ich weiter ſpreche, ſo begehre ich von eurer Würdigkeit, daß ihr die Kaiſerin mit allen ihren Jungfrauen hieher kommen heißet.“ Sogleich gebot der Kaiſer, daß die Kaiſerin mit ihren Frauen und Jungfrauen in den Saal beſchieden ward. Die Kaiſerin kam trauernd und zitternd gegangen und mit ihr alle ihre Frauen und Jungfrauen. Des Kaiſers Sohn aber, als er ſie erblickte, ſprach: „Herr und Kaiſer! Nun thut die Augen eures Geiſtes und Hauptes auf und ſehet dieſe Jungfrauen an, inſonders die eine, die dort ſteht mit einem grünen Gewande köſtlich bekleidet.“ Der Kaiſer ſprach: „Sohn, ich ſehe ſie, es iſt die Jungfrau, welche die Kaiſerin ſtets vor allen andern liebte und zu allen Zeiten lobte, auch mir gar dringend empfahl.“ Da ſprach des Kaiſers Sohn:

r Kaiſer, nun gebt Befehl, daß dieſe Jungfrau ihr Gewand ab-
hier vor euren Augen und vor den Fürſten und vor Jedermann:
rd die Schande der Kaiſerin offenbar und alle Welt wird ſehen,
für Jungfrauen ſie in ihrer Kammer hält.“ Der Kaiſer ſprach:
hn, das wäre ungeziemlich, wenn ſich ein Frauenbild alſo vor
en und Herren entblößen ſollte.“ Aber der Sohn ſprach zu dem
r: „Gnädiger Herr, wenn ſie ein Frauenbild iſt, ſo komme die
nde über mich, befindet es ſich aber anders, ſo wird die Kaiſerin
ämt bleiben.“ Hierauf befahl der Kaiſer, die bezeichnete Jung-
zu entkleiden und da dieß geſchehen war, da ſtand ſie da als ein
n und nicht als eine Frau. Als nun die Fürſten und Herren und
Volk dieß alles ſahen, da nahm es ſie ſehr Wunder. Aber der
rsſohn ſprach weiter: „Herr Kaiſer und lieber Vater, wiſſet,
aiſerin euer Weib, die hier vor euern Augen ſteht, hat mit
n Buhlen Tag und Nacht die Ehe gebrochen, und es iſt nicht zu
undern, daß ſie ihn liebt, denn er hat viel öfter ihrer Liebe ge-
n als ihr.“ Als der Kaiſer das hörte, da bebte er vor Zorn und
eine Adern bewegten ſich. Der Kaiſer gebot, daß man ſie ſammt
Buhlen ins Feuer würfe und verbrennte. Aber ſein Sohn ſprach:
r Kaiſer, ihr ſollt ſie nicht eher richten, als bis die Sünde, die ſie
Schuld gegeben, durch ſie ſelbſt widerlegt iſt und ich hier vor euch
den Fürſten allen gereinigt bin.“ Der Kaiſer ſprach: „Sohn, ich
laſſe dir das Gericht über ſie, denn du biſt viel weiſer als ich.“
ſprach Diocletianus: „Herr und Vater, ihr dürft nicht über ſie
en und ich will es auch nicht; aber man ſoll nach dem Geſetz ein
es Urtheil finden und wenn ich durch ſie ſelber erweiſen kann, daß
ich ſchändlich verleumdet hat, ſo muß ſie das billig entgelten. —
ihr, mein Herr und Vater, nach mir ſchicktet auf der Kaiſerin
hr, da erkannte ich und alle meine Meiſter aus den Sternen,
ich in ſieben Tagen nicht reden dürfe, ſonſt müſſe ich eines ſchänd-
n Todes ſterben, und das iſt die Urſache, warum ich bis jetzt ge-
iegen habe. Was mir die Kaiſerin, euer Weib, nachredete, ich
e ſie zur Sünde zwingen wollen, darin hat ſie ſchändlich gelogen,
ſie ſelbſt wollte mich zur Sünde und Schande verlocken und drang
allem Ungeſtüm ihrer ſündhaften Leidenſchaft in mich, ihr zu

Willen zu ſein. Als ich aber nicht auf ſie hörte, da gab ſie mir Papier und Dinte, daß ich ihr ſchriebe, warum ich nicht einwilligen wollte. Da ſchrieb ich ihr, die Sünde wollte ich nicht thun, daß ich an meines Vaters Blumengarten Frevel übe. Da ſie nun ſah, daß ich ihr in keiner Weiſe ihren böſen Willen thun wollte, da zerkratzte ſie ihr Angeſicht mit ihren Händen und zerriß ihr Gewand bis auf den Gürtel, und ſchrie mit lauter Stimme, ich wollte ihr Gewalt thun.“ — Als der Kaiſer das hörte, ſah er ſeine treuloſe Gemahlin zornig an und ſprach: „O du ſchändliches Weib, genügte dir nicht an mir und deinem Buhlen, wollteſt du auch meinen Sohn noch zur Unkeuſchheit reizen!“ Da fiel die Kaiſerin vor ihm auf die Knie nieder und bat um Gnade. Aber der Kaiſer ſprach: „O du verfluchteſte unter den Weibern, du biſt der Gnade unwürdig, denn du haſt den Tod dreifach verdient: einmal, weil du die Ehe gebrochen haſt, zum andern, weil du meinen Sohn zu Sünden verführen wollteſt, und zum dritten, weil du Tag und Nacht alle Liſt und Ueberredung gebraucht haſt, daß ich meinen unſchuldigen Sohn ſollte tödten laſſen. Darum würde dich alle Welt des Todes würdig erkennen.“ Da ſprach der Sohn: „Lieber Vater, dieſes Weib hat mir mit Unrecht nachgeſagt, daß ich bei euren Lebzeiten nach dem Reiche ſtrebte, denn wahrlich, ob ihr mich auch dem Tode preisgegeben hättet, und wäre ich nachher zur Herrſchaft gelangt, ihr aber um Reich und Krone gekommen, ſo hätte ich an euch doch nicht anders gethan, denn ſo wie einſt ein Sohn an ſeinem Vater that, der ihn in das Meer warf und der doch ſeines Vaters Unbill vergaß und ihm Heil und Ehre bewieß.“ Da ſprach der Kaiſer: „O mein allerliebſter Sohn, die Stunde ſei geſegnet, in der du geboren wardſt, daß ich dich ſo weislich reden höre. Aber es iſt gut und vernünftig, gleich wie deine Meiſter dich am Leben erhalten haben mit ihren ſchönen Gleichniſſen, daß du uns auch ein Beiſpiel ſagſt, durch das wir wohlgemuth werden. Darum bitte ich dich, ſage mir das Gleichniß von dem Vater, der ſeinen Sohn ins Meer warf.“ Der Sohn des Kaiſers ſprach: „Herr Kaiſer, ſo heißt Jedermann ſchweigen, bis ich ausgeredet habe.“ Alsbald ließ der Kaiſer Jedermann Schweigen auflegen. Darauf fing der Sohn an und ſagte das allerſchönſte Beiſpiel, wie hiernach geſchrieben ſteht:

des Kaiſers Sohn Diocletianus ein Beiſpiel erzählt: von zweien Freunden.

Vor Zeiten lebte ein Ritter, der hatte einen einzigen Sohn, wie ihr an mir habt. Denſelben hatte er ſehr lieb und befahl ihn einem Meiſter in fremdem Lande, daß er ihn ziehe und lehre. Der Knabe war klug und fein von Verſtand und nahm zu in Weisheit und Tugend. Als er aber ſieben Jahre bei ſeinem Meiſter geweſen war, da begehrte ihn ſein Vater zu
en und ſchickte ihm einen Brief, daß er alsbald zu ihm käme, wie
, lieber Vater, auch nach mir geſandt habt. Der Sohn war ſei=
n Vater gehorſam in allen Dingen und kam ſogleich in großer Eile
ſeinem Vater und ſeiner Mutter. Da freuten ſich beide der Ankunft
es Sohnes, denn er war geſund und ſtark, ſchön und weiſe gewor=
. Eines Tages geſchah es, daß der Vater zu Tiſch ſaß und auch
Mutter, und der Sohn ſtand vor ihnen und bediente ſie bei Tafel.
kam eine Nachtigall zu dem Fenſter eingeflogen und ſang außer=
ßen ſchön, alſo daß der Ritter ſprach: „Ich hörte nie einen ſüßern
ſang. O wie wäre der ſo ſelig, der ihr Lied verſtünde und deſſen
deutung auszulegen wüßte!“ Da ſprach der Sohn, er könnte das
verſtünde der Nachtigall Geſang: „Ich fürchte aber,“ fügte er
zu: „wenn ich die Wahrheit ſage, daß es euch mißfällt.“ Da
ach der Ritter, ſein Vater: „Sage uns die Bedeutung des Geſangs,



ſo ſehe ich, weßhalb ich erzürnt ſein ſollte." Der Sohn ſprach: „Li
der Herr und Vater, ſo hört und auch ihr, liebe Frau und Mutter. D
Nachtigall hat geſungen, daß ich einſt noch ein großer Herr werde u
zu ſolchen Ehren komme, daß ihr, Vater, mir das Waſſer zum Händ
waſchen reichet und ihr, Mutter, mir das Tuch zum Abtrocknen ha
tet, wenn ich euch das gönne und verſtatte." Die Mutter ſprac
„Das gebe Gott," aber der Vater fuhr auf und ſprach: „Du erle
fürwahr den Tag nicht, daß ich und deine Mutter dir alſo dienen, de
ich will offenbar machen, daß die Nachtigall falſch geſungen oder
gelogen haſt." Und mit großem Zorn ergriff er ſeinen Sohn u
warf ihn in das Meer und ſprach: „Das bedeutet der Vogelgeſang
Aber der Sohn konnte gar wohl ſchwimmen, das kam ihm zu ſtatte
denn er ſchwamm auf einen Felſen und ſaß da ohne Speiſe und Tra
bis an den ſiebenten Tag. Da kam ein Schiff gefahren, und fuhr di
an dem Steine vorbei und der Jüngling rief die Schiffsleute an, d
ſie ihm um Gottes willen hülfen, er müſſe ſonſt ſterben. Als n

die Schiffleute ſahen, daß er ſo hübſch und klug war, da erbarmten ſie ſich ſeiner, nahmen ihn in ihr Schiff und fuhren mit ihm in fremde Lande. Da ſaß ein Herzog in einer Stadt, dem verkauften ſie den Jüngling. Der Herzog gewann ihn gar lieb, weil er ſich klug und ordentlich hielt und was man ihm auftrug, wohl und weislich verrichtete.

Darauf geſchah es, daß der König des Landes durch ſein ganzes Reich einen großen und allgemeinen Rath ausrufen und dazu alle Fürſten, Grafen und Herren entbieten ließ. Als der Herzog das hörte, nahm er den Jüngling mit zu dem Rathe, denn er wußte wohl, daß derſelbe große Weisheit beſäße. Als nun Alle verſammelt waren vor dem Könige ihrem Herren, da ſprach der König: „Lieben Freunde, ihr ſollt wiſſen, warum ich nach euch geſandt habe. Ich mag eſſen oder trinken, reiten oder fahren, oder was ich thue, ſo fliegen mir allezeit drei Raben nach und krächzen ſo erſchrecklich, daß ich es mit Grauen höre und mich entſetze vor ihrem Anblick. Und könnte mir Jemand ſagen, warum ſie ſo ſchreien und mich umfliegen, und wie ich dem abhelfen könnte, daß ich ihr Krächzen künftig nicht mehr hören müßte, dem wollte ich meine einzige Tochter geben und nach meinem Tode ſollte ihm mein ganzes Reich unterthan werden.“

Als er das geſprochen hatte, da war Niemand zu finden, der ihm darauf antworten konnte, denn ſie wußten Alle nicht, warum die drei Raben ſo krächzten. Der Knabe aber ſagte zu dem Herzog: „Gnädiger Herr, glaubt ihr wohl, daß der König unſer Herr mir halten würde, was er gelobt hat, wenn ich ihm auf ſeine Frage Beſcheid gäbe?“ Der Herzog ſprach: „Ja fürwahr, ich glaube es: willſt du, daß ich ihm von dir ſage?“ Der Knabe antwortete: „Ich will mein Leben daran wagen.“ Da ging der Herzog zu dem Könige und ſprach: „Herr König, hier iſt ein Jüngling aus fernen Landen, der iſt ſehr gelehrt und klug und will euch auf eure Frage Beſcheid geben, wenn ihr ihm das Wort haltet, das ihr vor den Fürſten und Herren des Reichs geſprochen habt.“ Der König ſprach: „Bei der Krone meines Reichs, was ich geſprochen habe, das will ich getreulich halten.“ Als der Herzog das vernahm, führte er den Knaben vor den König. Der König ſahe ihn an und ſprach: „Guter Jüngling, kannſt du meine

Frage beantworten?“ Der Knabe ſprach: „Gnädiger Herr, ich kann es wohl und will euer königlichen Gnaden Beſcheid geben. Euch fliegen drei Raben nach, wohin ihr reitet und fahret, und ihr wüßtet gern, warum ſie das thäten? Das beantworte ich alſo: Es war einmal ein Rabe und eine Rabin, die einen jungen Raben mit einander erzielten. Nun war zu der Zeit eine Hungersnoth im Lande, daß Menſchen und Thiere Mangel litten. Da ließ die Rabenmutter den jungen Raben im Neſte liegen und flog fern von ihm hinweg, ihre Nahrung zu ſuchen und kam nicht zurück zu ihrem Sohne, dem jungen Raben. Als das der alte Rabe erſah, da erhielt er den Sohn mit ſeiner Armuth und flog aus und ein und was er finden mochte zu ſeiner eigenen Nahrung, das brachte er dem Jungen und ätzte ihn ſo lange, bis er fliegen lernte. Als nun das Mangeljahr vorüber war, da kam die Rabenmutter wieder zu dem jungen Raben und wollte Geſellſchaft mit ihm haben. Der Vater widerredete das und warf ihr vor, daß ſie ihr Junges verlaſſen habe in der größten Noth, darum ſolle ſie keine Gemeinſchaft mit ihm haben. Die Mutter war über dieſe Rede aufgebracht und ſprach: da ſie ihr Junges geboren und gebrütet, habe ſie das meiſte Leid mit ihm erduldet, und billig gezieme ihr auch die Freude ſeiner Geſellſchaft, ja mehr als dem Vater. Darum fliegen nun die drei Raben euch Herr König nach als einem gerechten Richter, daß ihr ein Urtheil öffentlich darüber fället, welcher von den beiden Raben mit dem Jungen Gemeinſchaft haben oder derſelben entbehren ſoll, und das iſt die Urſache, warum ſie euer Gnaden verfolgen und durch ihr Krächzen ängſtigen. Wollet ihr nun der Raben und ihres Geſchreis künftig enthoben ſein, ſo ſprechet ein gerechtes Urtheil, welcher von ihnen ſich der Geſellſchaft des Jungen erfreuen und Gemeinſchaft mit ihm haben ſoll; ſo ſeht ihr hinfort die Raben nicht mehr.“ Da ſprach der König: „Wohlan, ſo will ich den Raben Recht ſprechen nach meiner beſten Einſicht. Ich ſpreche alſo bei meiner königlichen Krone, dieweil die Mutter den jungen Raben verließ in der höchſten Noth und von ihm wich, ſo dünkt mich Recht, daß ſie ſeiner Geſellſchaft ermangele. Und wenn ſie ſpricht, daß ſie ihn geboren und gebrütet, und dabei die meiſte Qual und Schmerzen erlitten, mehr als der Vater, ſo antworte ich, daß dieſer Schmerz in große und liebliche Freude verkehrt ward, als ſie ſah, das der junge Rabe im Neſte an das Licht gekommen war. Aber der Mann iſt Grund und Urſache der Geburt bei allen Thieren, und obwohl der Rabe ſo fruchtbar iſt, daß er jedes Jahr Kinder in die Welt ſetzt, ſo hat doch der Vater ſein Kind ſo geliebt, daß er in der Zeit der Noth ſeine Armuth mit ihm theilte. Darum ſo erkenne ich hiemit, daß der junge Rabe bei dem Vater bleiben und mit ihm Geſellſchaft haben ſoll und nicht mit der Mutter.“ Als nun die Raben des Königs Urtheil vernahmen, da flogen ſie mit großem Geſchrei hinweg und wurden nicht mehr geſehen.

Da ſprach der König zu dem Knaben: „Nun ſage mir, lieber Jüngling, wie iſt dein Name?“ Der Knabe antwortete: „Ich heiße Alexander.“ Der König ſprach: „Lieber Sohn, eins begehre ich von dir: daß du hinfort keinen andern Vater erkennſt als mich, denn ich will dir meine Tochter geben und nach meinem Tode ſollſt du der Erbe meines Königreichs und König in Aegypten ſein.“ Nun verblieb der Knabe Alexander lange Zeit bei dem König und alle Menſchen hatten ihn lieb und werth, denn er war ſehr gewandt in allen Turnieren und Ritterſpielen und trug allezeit den Preis davon, alſo daß ſeines Gleichen nicht gefunden ward, weder in noch außer dem Reiche, und auf alle ſchwierigen Fragen wußte er wohl Rede und Antwort zu geben. Zu derſelben Zeit war ein römiſcher Kaiſer, mit Namen Titus, der alle Herren der Welt übertraf an Adel, Reichthum und höfiſchen Sitten und in allen Landen berühmt war, und wer irgend Begehren trug, adelige Zucht und herrliches Leben zu ſehen, dazu köſtliche Gezierde von edelm Geſtein und von Silber und Gold, der ſah es in dieſes Kaiſers Palaſt in aller kaiſerlichen Fülle. Als Alexander dies hörte, ſprach er zu dem König, ſeinem angenommenen Vater: „Mein lieber Vater und Herr, ihr wißt wohl, wie alle Welt von der Herrlichkeit des Kaiſers Titus erfüllt iſt. Wenn es euch nun gefiele, ſo möchte ich gar gern zu ſeinem Hofe fahren und ihm einige Zeit dienen, damit ich an ſeinem Hofe größere Weisheit, Kunſt und Tugend erlernte.“ Da ſprach der König: „Es gefällt mir wohl; ich will aber, daß du Gold und Silber genug mit dir nehmeſt, wie es deiner Ehre geziemt; auch dünkt es mich gut, daß du meine Tochter zur Ehe nehmeſt, bevor du ſcheideſt.“ Alexander ſprach zu dem König: „Herr, wartet damit noch bis ich zurückkomme, hernach will ich ſie deſto würdiger und prächtiger heimführen.“ Der König antwortete: „Wenn es dir ſo gefällt, ſo will ich dir gern hierin folgen.“ Da nahm Alexander Urlaub von dem König und von ſeiner Verlobten, der Königstochter, und von allem Hofgeſinde, und ritt mit einem ſchönen Gefolge zu des Kaiſers Hofe. Als er nun dahin kam, ging er vor den Kaiſer, kniete nieder und grüßte ihn demüthig. Der Kaiſer ſtand auf, nahm ihn in ſeine Arme und ſprach zu ihm: „Mein lieber Sohn, aus welchem Lande kommſt du hieher zu uns und was iſt dein Begehr?“ Alexander ſprach: „Ich bin der Sohn des Königs in Aegyptenland und dereinſt ſein Erbe. Ich habe von eurer Weisheit und der Pracht und Herrlichkeit eures Hofes gehört und bin hieher gekommen, um euch zu dienen, wenn es euch genehm wäre.“ Der Kaiſer ſprach: „Mein Sohn, der Herr ſei mit dir: du ſollſt mir hinfort als mein Truchſeß den Tiſch bereiten und die Speiſen auftragen.“ Alexander ſprach: „Ich bin bereit zu allen Zeiten euern Willen zu thun.“ Darauf ließ ihm der Kaiſer durch ſeinen Marſchall eine Wohnung anweiſen, und Alexander hielt ſich weislich und löblich, ſo daß ihn Jedermann lieb gewann.

Nicht lange darauf kam auch des Königs Sohn von Frankreich an des Kaiſers Hof, um da zu dienen und edle Sitten zu lernen. Der Kaiſer empfing ihn mit Ehren und fragte ihn, wie er hieße und aus welchen Landen er wäre? Er antwortete und ſprach: „Ich bin der Sohn des Königs von Frankreich und heiße Ludwig.“ Der Kaiſer ſprach: „Ich habe Alexander zu meinem Truchſeß beſtellt, daß er mir den Tiſch bereite und die Speiſen auftrage; ſo ſei du mein Schenk und diene mir beim Mahl und reiche mir zu trinken: ſo habe ich euch beide bei Tiſch vor Augen.“ Ludwig ſprach: „Gott danke euer Gnaden.“ Der Kaiſer befahl dem Marſchall, dieſen beiden Eine Kammer anzuweiſen. Alexander und Ludwig waren ſich ſo gleich von Antlitz, Gebehrden und Sitten, daß man einen von dem andern nicht wohl unterſcheiden konnte; auch hatten ſie ſich beide lieb und werth. Alexander war ſtark und kühn und raſch zu allen Werken, Ludwig aber verſchämt und blöde, und darin waren ſie unterſchieden, aber in Geſtalt und Ausſehen waren ſie ganz einander gleich. Der Kaiſer hatte aber

ine einzige Tochter, mit Namen Florentina, die nach des Kaiſers
ode das Reich beſitzen ſollte und dem Vater ſehr lieb war, denn ſie
ar außermaßen ſchön und minniglich. Sie hatte eine eigene Pfalz
ür ſich und für ihr Hofgeſinde, und alle Tage, wenn man ſchier ab-
eſpeiſt hatte, trug man ihr ein beſonderes Mahl in ihrer Pfalz auf
nd oft ſchickte ihr der Kaiſer aus zärtlicher Zuneigung eine ſonderlich
öſtliche Schüſſel von ſeinem eigenen Tiſche zu und dann mußte ſie
lexander hinübertragen, welchen die Jungfrau darum ſehr lieb ge-
ann, denn er war ein ſchöner Jüngling. Nun begab es ſich aber
ines Tages, daß Alexander anders beſchäftigt war und ſein Amt nicht
erſehen konnte. Als Ludwig das ſah, vertrat er ſeine Stelle, und
ls er dem Kaiſer das letzte Gericht brachte, befahl ihm dieſer, die
Schüſſel ſeiner Tochter zu bringen, denn er meinte, es ſei Alexander.
Da nahm Ludwig die Schüſſel und erfüllte des Kaiſers Gebot, brachte
einer Tochter die Schüſſel und grüßte ſie würdiglich mit gebogenen
nieen, denn er hatte Florentinen noch nie geſehen. Da ſah ſie
ohl, daß es Alexander nicht war und ſprach zu ihm: „Mein lieber
Junker, wie iſt dein Name und wie heißt dein Vater?“ Er ſprach:
„Gnädige Jungfrau, ich heiße Ludwig und bin der Sohn des Königs
on Frankreich und eures Vaters, des Kaiſers, Diener.“ Sie ſprach:
„Es müſſe dir wohl ergehen.“ Da neigte er ſein Haupt und ging
on ihr. In der Zwiſchenzeit, daß er die Tafel ſeines Herrn verlaſſen
atte, war Niemand um den Kaiſer, der ihm den Becher gereicht
ätte: das hatte Alexander bemerkt und war gekommen, ſeines Freun-
es Stelle zu vertreten. Als nun die Tafel ein Ende nahm, legte ſich
udwig auf ſein Bette und klagte ſich, und als Alexander das ge-
ahrte, ging er zu ihm und ſprach: „Lieber Ludwig, ſage mir, was
ir gebricht und warum du krank biſt?“ Da ſprach Ludwig: „Ich
eiß nicht, aber mir iſt gar weh, ich fürchte, daß ich ſterben muß.“
lexander ſprach: „Was iſt denn die Urſache deines Wehs und wo
ühlſt du es am meiſten?“ Ludwig verſetzte: „Am meiſten um das
erz.“ Da ſprach Alexander: „So weiß ich wohl, warum dir weh
ſt: du haſt heute des Kaiſers Tochter das Eſſen gebracht, ſie iſt ſchön
nd wonniglich, das hat dein Herz und Gemüth umfangen und in
lühender Liebe entzündet: darum biſt du krank.“ Da ſprach Lud-

wig: „O Alexander, alle Aerzte der Welt könnten nicht beſſer wiſſen, wie es um mich beſtellt iſt. Darum ſage ich dir fürwahr, daß ich ſterben muß.“ Da antwortete ihm Alexander und ſprach: „Sei gutes Muths, Ludwig, ich will dir beiſtehen, daß du darum nicht ſtirbſt.“ Da ging Alexander heimlich hin und kaufte ein koſtbar ſeidnes Tuch, deſſen Borten geſtickt und mit Edelſteinen beſetzt waren; das gab er der Kaiſerstochter in Ludwigs Namen. Als das die Kaiſerstochter ſah, hub ſie an und ſprach: „Sage mir, lieber Alexander, wie kommt Ludwig zu einem ſo köſtlichen Schatz und warum beſchenkt er mich damit, da er mich doch nur einmal geſehen hat?“ Da ſprach Alexander: „Gnädige Jungfrau, ich will euch ſagen: Ludwig iſt eines gewaltigen Königs Sohn, der Reichthum in Ueberfluß hat; und daß er euch durch mich ſolche Gaben überſchickt, das geſchieht, weil er vor Liebe todt krank liegt, ſeit er euch einmal geſehen hat, und müßte er ſterben, das könntet ihr nimmer verantworten.“ Da ſprach Florentina: „Alexander, rathet mir nicht, was mir mißziemen würde und ſprecht davon nicht mehr, ſonſt muß ich euch haſſen. Wißt, daß ihr für ſolche Botſchaft wenig guten Lohn von mir empfangt.“ Als das Alexander hörte, neigte er ſein Haupt und ging hinweg. Des andern Morgens ging er wieder in die Stadt und kaufte für ſein eigen Geld einen goldenen Gürtel, der doppelt ſo köſtlich war als das Tuch, und ging in der Kaiſerstochter Gemach und brachte ihr den Gürtel in Ludwigs Namen. Als nun die kaiſerliche Jungfrau das köſtliche Kleinod ſah, da ward ſie ein wenig gnädiger und ſprach alſo: „Alexander, mich wundert gar ſehr, daß du mich ſo oft und vielmal geſehen und nicht für dich ſelber gehandelt und geworben haſt, lieber als für einen Andern.“ Alexander antwortete und ſprach: „Möge mir nie von euch geſchehen, wie ihm geſchah! Wer aber einen treuen Geſellen hat, der ſoll ihm Treue beweiſen und ſoll ihn lieb haben wie ſich ſelber. Darum um Gotteswillen laſſet ihn nicht euretwillen ſterben und verderben, ſondern übet weibliches Erbarmen und heilet, den ihr verwundet habt, damit ſein Tod euch nicht zu Schulden komme.“ Die Kaiſerstochter gebot ihm und ſprach: „Alexander, gehe hinweg und rede mir nicht von ſolchen Dingen. Du ſollteſt mir das nicht anmuthen.“ Als er das hörte, ging er hinweg, aber des andern Tages ging er wieder in die Stadt zu einem Goldſchmied und kaufte eine goldene Krone, köſtlich geziert mit Rubinen und Saphiren und andern edeln Geſteine, und brachte die Goldkrone Florentinen in Ludwigs Namen. Als die Kaiſerstochter dieſen prächtigen Schmuck ſah, ſprach ſie zu Alexander: „Wenn dem ſo iſt, wie du verſicherſt, daß Ludwig um meinetwillen krank liegt, ſo ſage ihm, daß er zu mir komme, wenn es ihm beliebt: er findet die Thüre offen.“ Da ward Alexander froh und ging zu ſeinem Geſellen und ſprach alſo: „Lieber Geſelle Ludwig, ſei nun froh und gutes Muths, denn ich habe dir des Kaiſers Tochter geworben, daß ſie dir in Liebe will gewärtig ſein. Darum wenn du willſt, ſo halte dich bereit.“ Als das Ludwig hörte, war es ihm, als wäre er aus einem tiefen Schlaf erwacht und ward vor Freuden friſch und geſund. Um Mitternacht führte Alexander ſeinen Geſellen vor Florentinens Gemach, Ludwig fand die Thür offen und in den Armen der Kaiſerstochter aller ſeiner Wünſche Erfüllung. Als das geſchah und die Liebe zwiſchen ihnen nach beider Wunſch und Willen erging, da ſchlich Ludwig ſo oft zu der Kaiſerstochter, daß es die Ritter am Hofe zuletzt bemerkten, und auf den Argwohn geriethen, daß Ludwig der Kaiſerstochter genöſſe. Alſo verſchworen ſich die Ritter unter einander, daß ſie des Nachts vor die Pfalz der Kaiſerstochter gehen wollten, um Ludwigen zu erſtechen. Als das Alexandern zu Ohren kam, wappnete er ſich auch und ſtand mit den Seinigen auf der Gegenſeite bereit, für ſeinen Geſellen zu ſterben. Als ſeine Widerſacher hörten und ſahen, daß Alexander wider ſie ſei mit ſeinem Gefolge, da ließen ſie Ludwig aus- und eingehen und thaten ihm kein Leid. Alſo begab ſich Alexander manches Mal für ſeinen Geſellen Ludwig in Gefahr, ohne daß Ludwig nur darum wußte: aber Florentina, des Kaiſers Tochter, wußte es wohl.

Darauf kamen Alexandern Boten mit Briefen, daß ſein Vater, der König in Aegypten, geſtorben wäre, und daß er eiligſt kommen ſollte, daß Reich in Beſitz zu nehmen. Da ſagte er der Kaiſerstochter und ſeinem Geſellen Ludwig, daß er hinweg müſſe: darüber wurden ſie beide gar unmuthig und traurig. Alexander ging zu dem Kaiſer und ſprach: „Hochgeborner, gewaltiger Kaiſer, mir ſind leider Briefe gekommen, daß mein Vater, der König in Aegypten, todt ſei und ich zu Lande muß, mein Königreich zu bewahren: darum bitte ich euer Kaiſerliche Gnaden, daß ihr mir erlaubet, in meines Vaters Reich zu fahren, wenn es mit eurem Frieden ſein kann, denn ehe ich mir eure Ungnade zuzöge, wollte ich lieber auf mein Königreich verzichten.“ Der Kaiſer ſprach: „Es gefällt mir nicht wohl, daß du von mir mußt, jedoch will ich dich in ſo wichtigen Dingen nicht aufhalten und hindern: alſo fahre in Gottes Namen und bedarfſt du Gutes, ſo ſoll dir mein Kämmerer Goldes und Silbers genug geben und dir deine getreuen Dienſte lohnen.“ Er ſprach: „Gott lohne euer kaiſerlichen Gnaden dafür mit ſeinem Ueberfluß.“ Alexander küßte den Kaiſer und beurlaubte ſich auch von den Fürſten und Herren am Hofe und da war Mancher über ſeine Abreiſe betrübt, denn ſie hatten ihn alle lieb. Als er nun dahinfuhr, gaben ihm Ludwig und die Kaiſerstochter das Geleit auf ſieben Meilen und da Alexander von ihnen Urlaub nahm und nicht weiter begleitet ſein wollte, fielen ſie beide, Ludwig und die Kaiſerstochter, vor Betrübniß zur Erde. Da ſprach Florentina zu Ludwigen: „O herzliebſter Ludwig, wir müſſen billig weinen, daß Alexander von uns will, denn wäre er nicht geweſen, du hätteſt nimmer meine Liebe gewonnen. Er kaufte mit ſeinem eigenen Gelde Kleinode zu dreien Malen, ohne dein Wiſſen, und brachte ſie mir von dir, auch iſt er oft deinen Feinden gegenüber geſtanden und war bereit, um deinetwillen zu ſterben. Darum haben wir wohl Urſache zu weinen.“ Da nahm Alexander die Kaiſerstochter in ſeine Arme und tröſtete ſie mit holden Worten und ſprach: „Ihr Herzgeliebten, ihr ſollt nicht trauern über meine Hinfahrt: gedenket, daß ich nach meinen Ehren fahre und gekrönt werde zu einem Könige. Aber euch und eure Liebe empfehle ich dem Schutze des allmächtigen Gottes. Inſonders dir, lieber Geſell Ludwig, will ich Eins zur Warnung ſagen: Es iſt jetzt über vier Jahr, daß des Kaiſers Sohn von Hispanien, mit Namen Guido, zu dem Kaiſer geſandt hat, um in ſeine Dienſte zu treten, und wenn er vernimmt, daß ich hinweg bin, ſo kommt er ſicherlich und empfängt meinen Platz von dem Kaiſer. Vor dem halte dich mit der Kaiſerstochter heimlich und verborgen, denn vernimmt er von eurem Verſtändniß, ſo wird er euch um eures Glückes willen haſſen und

verläumden und du wirſt getödtet.“ Da ſprach Ludwig: „O Alexan-
der, Hälfte meiner Seele, ich will mich in allen Dingen nach deinem
Rathe richten; aber wie ſoll ich mich hüten, wenn ich dich nicht mehr
habe? Noch Eins bitte ich dich mir zu Liebe zu thun.“ Alexander
ſprach: „Was iſt das?“ Ludwig fuhr fort: „Ich habe ein Ringlein,
as iſt gar koſtbar, mir ſchenkte es meine Mutter: das will ich dir
eben, daß du es allezeit an deinem Finger tragen und wenn du es an-
iehſt, mein dabei gedenken mögeſt.“ Alexander ſprach: „Ich will
en Ring gern nehmen, obwohl ich dich auch ohne den Ring nicht ver-
eſſen werde. Hiermit befehle ich euch in Gottes Schutz, lebt wohl
nd bleibt geſund.“ Da fielen ſie Alexander um den Hals und küßten
hn und alſo ſchieden ſie ſich mit großer Betrübniß und Alexander fuhr
n ſein Königreich; aber die Liebenden kehrten zu des Kaiſers Hofe zu-
ück. Bald darauf vernahm des Königs Sohn von Hiſpanien, daß
lexander hinweg wäre und kam zu dem Kaiſer und begehrte gar de-
müthiglich ihm zu dienen. Der Kaiſer ſprach: „Mein Lieber, du
ommſt mir ſehr gelegen. Alexander, der vor dir hier war, iſt jetzt
önig in Aegyptenland, er hat mir treu und fleißig gedient: an deſſen
Stelle nehme ich dich an.“ Der Marſchall beſtimmte, daß er mit
udwigen deſſen Kammer theilen ſollte. Als das Ludwig vernahm,
a ſetzte er ſich mit allen Kräften dawider, aber das half nichts. Guido
ernahm das Gemurmel bei Hofe, daß Ludwig ihn ungern zu ſeinem
Geſellen haben wollte und ſofort fing er an ihm zuwider zu ſein und
udwig mußte ſich aus Furcht vor Guido lange enthalten, zu des Kai-
rs Tochter zu gehen; zuletzt aber überwand ihn die Liebe zu der
Jungfrau, daß er wieder zu ihr ging wie zuvor. Als das Guido
emerkte, ward er ſehr froh, und ruhte nicht eher, als bis er die ganze
Wahrheit herausbrachte, daß Ludwig der Kaiſerstochter genieße und
aß ihre Liebe durch Alexanders Beihilfe gekommen ſei. Da fügte
s ſich eines Tages, daß der Kaiſer in ſeiner Pfalz unter ſeinen Her-
gen, Grafen und Freien ſtand und den König Alexander ſeiner
Weisheit und Tugend wegen höchlich belobte. Als das Guido ver-
ahm, hub er an und ſprach: „Gnädiger Herr, ihr ſolltet ihn ſo
hr nicht loben und preiſen, denn er hat euch viel Schaden gethan.“
er Kaiſer ſprach: „Worin denn, ſage?“ Er ſprach: „Ihr habt

ur eine einzige Tochter, die hat Ludwig verführt nach Alexanders Unter- ſſung und noch ſchleicht er alle Nacht zu ihr in die Kammer, ſo oft ihm beliebt.“ Als das der Kaiſer vernahm, erzürnte er heftig. n ohngefähr ging Ludwig eben durch den Saal. Als der Kaiſer n ſah, rief er ihn herbei und ſprach: „Was höre ich von dir ſagen? es wahr, ſo mußt du ſterben!“ Ludwig antwortete und ſprach: „Gnädiger Herr, was iſt das?“ Da ſprach Guido: „Ich habe einem Herrn geſagt, daß du ſeine Tochter verführt haſt und noch le Nacht zu ihr ſchleichſt und leugneſt du das, ſo will ichs im Kampf egen dich bewähren.“ Da ſprach Ludwig: „Hieran bin ich unſchul- g und nehme den Kampf gegen dich an und will es dir an deinem ben beweiſen, daß du mich verläumdet haſt.“ Der Kaiſer beſtimmte nen den Tag, an welchem ſie fechten ſollten. Hierauf ging Ludwig der Kaiſerstochter und ſagte ihr des Kaiſers Gebot und wie Guido hn beſchuldigt habe: „Ich muß ſterben, wie es mir Alexander lange orher geſagt hat; das iſt nun leider wahr geworden. Dir iſt wohl wußt, wie auch Jedermann, daß man keinen Stärkern findet, als uido, es ſei denn der König Alexander, ich aber bin blöde und des odes gewiß.“ Da ſprach die Kaiſerstochter: „So folge meinem athe und gehe geſchwind zu dem Kaiſer und ſprich, dir ſeien Briefe ekommen, daß dein Vater in den letzten Zügen liege und dich zu hen begehre vor ſeinem Tode, um dir das Reich zu übergeben und itte dann meinen Vater, daß er deinem Vater zu Liebe dir Urlaub ebe und den Kampf hinausrücke, biſt du zurückgekehrt ſeiſt. Wenn r dir dann den Urlaub gewährt, ſo fahre ſo ſchnell als du magſt u König Alexander und bitte ihn inſtändigſt um unſrer Freundſchaft willen, daß er dir zu Hilfe komme und für dich fechte, denn ihr ſeid uch beide ſo gleich, daß ihn Niemand in dieſem Reiche von dir unterſcheiden mag als ich allein: und thuſt du das, ſo mag es dir wohl gelingen.“ Da ſprach Ludwig: „Der Rath iſt gut,“ ging zu dem Kaiſer und bat ihn knieend, daß er ihm vergönnen möge, zu ſeinem Vater zu fahren. Das erlaubte ihm der Kaiſer, jedoch ſolle er auf den Tag des Kampfes wieder zurückſein. Ludwig ſprach: „Die Zeit iſt zu kurz: gefällt es euer kaiſerlichen Gnaden, ſo rückt den Tag hinaus, daß ich zur beſtimmten Zeit zurückkommen könne.“ Der

aiſer vertagte den Zweikampf und ſprach: „Kommſt du nicht, wo
u alsdann ergriffen wirſt, da laß ich dir das Haupt abſchlagen.“
r ſprach: „Herr, ich will unfehlbar zu jenem Tage zurückkommen.“
iermit dankte er dem Kaiſer und fuhr gen Aegyptenland zu König
lexander. Als aber Alexander von ſeiner Ankunft vernahm, ward
froh, ritt ihm entgegen und küßte ihn. Ludwig ſprach: „O
ieber Herr und Geſell, mein Leben und Tod ſteht in deinen Händen.
Wie ihr mich vermahnt habt beim Abſchiede, daß ich mich hüten ſollte
or Guido, des Königs Sohn von Hispanien, das habe ich gethan,
o gut ich konnte; doch iſt er mir nachgegangen und hat mich beſchul-
igt vor dem Kaiſer, alſo daß ich mit ihm kämpfen muß am beſtimm-
en Tage. Nun weißt du wohl, daß Guido ein kühner, ſtarker Mann
t und ich ſchwach und blöde bin und ihn nicht überwinden kann.
Darum hat mir Florentina befohlen, daß ich dir mein Leid klagen
oll, denn ſie weiß wohl, daß du mein getreuer Freund biſt und mich
dieſer Noth nicht wirſt verderben laſſen.“ Da ſprach Alexander:
„Sage mir, Ludwig, weiß noch Jemand anders als Florentina, daß
u zu mir geritten biſt?“ Er antwortete: „Niemand als ſie; ich habe
on dem Kaiſer Urlaub genommen zu meinem Vater zu reiſen, weil er
rank liege.“ Alexander ſprach: „Wie hat Florentina gerathen, daß
h dir helfen ſolle?“ Da ſprach Ludwig: „O lieber Freund, ich will
r ihren Rath ſagen; es iſt auch meine Meinung: da wir beide ganz
leich ſind von Geſtalt und Antlitz, ſo ſollſt du eiligſt herbeikommen,
en Kampf für mich zu fechten, denn es wird dich Niemand kennen
ls Florentina allein. Wenn du dann in dem Kampfe obſiegteſt, ſo
ollſt du zu dem Kaiſer ſprechen, du habeſt deinen Vater in Todes-
öthen liegen laſſen, um deine Ehre zu bewahren und bäteſt nun um
rlaub, zu deinem ſterbenden Vater zurückzureiſen. Wenn dir dann
er Kaiſer Urlaub gewährt, ſo ſollſt du heim reiten in dein Reich, ich
ber mag alsdann zurückkommen und ſprechen, mein Vater ſei geſund
worden.“ Bei dieſen Worten ſtürzte Ludwig zu ſeines Freundes
üßen und weinte. Alexander hob ihn auf und ſprach: „Nun ſage
ir, auf welchen Tag ſeid ihr beſchieden zu fechten?“ Ludwig nannte
en Tag und König Alexander berechnete die Entfernung und ſprach zu
udwig: „Ich ſage dir fürwahr, ruhe ich dieſe Nacht, ſo mag ich zu

dem Tage nicht dort ſein und der Kampf wird verſäumt. Nun rathe mir, was zu thun iſt? denn morgen ſoll ich meine Verlobte, von der mir das Reich kommt, zur Kirche führen und zur Ehe nehmen, und habe alle Herzoge, Grafen und Freie, dazu die ganze Ritterſchaft des Landes zu meiner Hochzeit geladen. Reite ich nun hinweg, ſo verliere ich das Reich; verſäume ich mich aber deshalb, ſo verläuft die Friſt und du biſt verloren.“ Als Ludwig von dieſen Hinderniſſen hörte, da begann er zu ſeufzen von Grund ſeines Herzens und ſprach: „Ach Gott, was ſoll ich thun? Nun verliere ich Leben und Ehre.“ Da ſprach Alexander: „Lieber Ludwig, ich fühle deine Betrübniß mit dir und will dich nicht laſſen verderben, und ſollte ich Weib und Krone verlieren. Aber es giebt noch eine Auskunft, wie uns beiden geholfen werden mag. Darum thue, was ich dir heiße. Da wir einander ſo gleich ſind von Antlitz und Geſtalt, ſo bleibe du an meiner Statt hier in meinem Reiche und halte Hochzeit für mich und empfange die Krone, und wenn du zu Nacht mit meinem Weibe zu Bette gehen ſollſt, ſo ſei mir getreu und gedenke mein.“ Darauf gab er Ludwigen die Kleinode, die er den Frauen und der Ritterſchaft ſchenken ſollte und ſchwang ſich alsbald zu Roß und ritt an Ludwigs Statt zu dem Kaiſer. Ludwig aber blieb in Alexanders Geſtalt zurück und am andern Morgen führte er die Braut zur Kirche und hielt eine prächtige Hochzeit und gab den Herzogen, Grafen und Freien, dazu der ganzen Ritterſchaft herrliche Gaben und ſchenkte auch der Braut köſtliche Kleinode und hielt ſich gar ſtattlich und fröhlich in Gebehrden, war aber traurig und blöde in ſeinem Herzen. Als der Abend kam, daß man ihm die Braut zu Bette führte, da zog er ſein Schwert aus der Scheide und legte es zwiſchen ſich und die Königin, alſo daß ſein Leib den ihren nicht berührte. Das nahm ſie ſehr Wunder, doch ſprach ſie kein Wort darüber. Alſo lagen ſie alle Nacht bei einander, ſo lange als Alexander ausblieb und Ludwigs Stelle bei dem Kaiſer verſah.

Inzwiſchen war König Alexander in Ludwigs Geſtalt zu Rom angelangt und ging alsbald zu dem Kaiſer und ſprach: „Gnädiger Herr und Kaiſer, ich habe meinen Vater noch ſehr krank zurücklaſſen müſſen und nur um mein Wort zu löſen bin ich zu dem Gefecht zurückgekommen.“ Da ſprach der Kaiſer: „Daran haſt du wohl und

blich gethan: die Wahrheit überwindet immer die Lüge.“ Als nun
s Kaiſers Tochter Florentina vernahm, daß Alexander gekommen
i, ward ſie gar froh und ſchickte heimlich nach ihm, daß er zu ihr
me. Und als er kam, fiel ſie ihm um den Hals, küßte ihn und
rach: „Die Stunde müſſe geſegnet ſein, da ich dich wiederſehe.
un ſage, wo iſt Ludwig, mein Geliebter?“ Da erzählte er ihr alles,
ie er ihn als König in ſeinem Reiche gelaſſen habe. Darauf nahm
Urlaub von ihr und ging in Ludwigs Kammer: darin war Niemand
s er allein. Und Jedermann meinte ohne Argwohn, er ſei Ludwig,
s auf Florentina, die ihn kannte.

Des andern Morgens vor dem Kampf ſprach Alexander zu dem
aiſer in Guido's Gegenwart: „Mein Herr Kaiſer, dieſer falſche
Mann hat mich ſchändlich bei euch verlogen: ich ſchwöre es zu Gott
nd allen Heiligen, daß ich eurer Tochter Liebe niemals genoſſen habe.
Das will ich mit meinem Leib ritterlich auf ſeinen Leib beweiſen.“ Da-
gen ſprach Guido: „Bei Gott und allen Heiligen, du haſt ſie ge-
händet, das will ich dir ritterlich im Kampfe beweiſen.“ Nachdem
e alſo geſprochen, ſaßen ſie beide auf ihre Pferde und brachen ihre
Speere auf einander, und griffen dann zu den Schwertern und gaben
ch viel Stiche und harte Streiche bis gegen die Vesperzeit und konnte
einer des Andern Meiſter werden. Darüber erzürnte ſich Alexander,
ahm ſein Schwert in beide Hände und ſchlug mit einem Schlage
uido das Haupt ab. Das Haupt ſchickte er alsbald der Kaiſers-
chter, die große Freude darüber hatte. Sie ließ es zu ihrem Vater
agen und ſprach: „Sieh, Vater, das iſt das Haupt deſſen, der mich
ilſchlich verläumdet hat.“ Als nun der Kaiſer vernahm, daß Alexan-
er geſiegt habe, welchen er für Ludwig hielt, ließ er ihn vor ſich kom-
en und ſprach: „Lieber Ludwig, du haſt heute tapfer gekämpft und
ich und meine Tochter von Tod und Schande befreit, darum ſollſt du
ir hinfort deſto lieber ſein und wer dich hinfort beſchilt, der muß
einer Freundſchaft ſicher entbehren.“ Alexander ſprach: „Gott dem
llmächtigen im Himmel ſei Dank, welcher die beſchützt, die ihm ver-
auen. Wenn es nun euer Wille iſt, ſo bitte ich, da ich meinen
ten Vater krank verlaſſen habe, als ich in höchſter Eile hieher zu
em Kampf ritt, laßt mich jetzt zu ihm zurückreiten und wenn ihm

Gott hilft, daß er beſſer wird, ſo komme ich wieder zu euch, ſobald ich kann.“ Da ſprach der Kaiſer: „Es gefällt mir wohl, aber komm bald wieder, ich will dein nicht entbehren.“ Alexander ſchied von dannen und ritt heim in ſein Reich, und als er heim kam und ihn Ludwig ſah, ward er gar froh, umfing ihn mit ſeinen Armen und ſprach: „O Alexander, mein liebſter Freund, wie iſt es dir ergangen?“ Da ſprach Alexander: „Sehr wohl, Ludwig, reite wieder heim zu dem Kaiſer und diene ihm wie zuvor, denn ich habe ihm verheißen, alsbald zurückzukehren; deinen Feind habe ich überwunden und getödtet: der Kaiſer iſt dir nun holder als je zuvor.“ Da ſprach Ludwig: „O Alexander, du haſt mir nicht ein Mal das Leben erhalten, ſondern zu vielen Malen: das kann ich dir nie genug danken; Gott will ich den Lohn befehlen.“ Darauf fuhr Ludwig noch in derſelben Nacht zurück und kam zu dem Kaiſer und der Kaiſerstochter. Alexander indeß ging zu ſeinem Palaſt und des Nachts begab er ſich mit der Königin zu Bette und redete gar gütlich zu ihr und ſchloß ſie freundlich in ſeine Arme. Da ſprach die Königin: „Es iſt wohl Zeit, daß du mir ein Zeichen der Liebe erweiſeſt.“ Er ſprach: „Warum redeſt du alſo?“ Sie antwortete und ſprach: „Haſt du nicht alle Nächte, ſeit ich dein Weib bin, ein bloßes Schwert zwiſchen mich und dich gelegt, alſo daß mein Leib den deinen nie berührte?“ Als Alexander das hörte, gedachte er bei ſich: „Nun ſehe ich wohl, daß mein Geſell getreu an mir gehandelt hat.“ Zu ſeiner Gemahlin aber ſprach er: „Mein herzliebes Weib, ich wollte dir damit nichts zu Leide thun, es war nur eine Prüfung deiner Liebe. Man ſpricht, die Frauen ſeien ſchwacher Natur, darum wollte ich dich verſuchen.“ Da ſie das hörte, gedachte ſie bei ſich ſelber: „Haſt du mir dieſe Schmach angethan, dafür muß ich unfehlbar an dir gerochen werden, denn ich hätte dir ſolches nicht zugetraut.“ Nun hatte ſie früher einen Ritter lieb gehabt, dem ward ſie nun noch holder und legte es an mit ihm, wie ſie den König Alexander aus dem Wege ſchaffen ſollten. Da bereiteten ſie heimlich ein Gift und gaben es ihm zu trinken. Alſo ward er vergeben; weil er aber ſtarker Natur war, ſo ſtarb er nicht davon, ſondern ward ausſätzig. Als das die Fürſten und Herren ſahen und daß ihn die Königin verſchmähte, da ſprachen ſie:

„Ein Ausſätziger ſolle ihr König nicht ſein und ihnen auch keine Reichserben zeugen,“ und ſtießen ihn vom Throne.

Inzwiſchen war der Kaiſer Titus geſtorben und Ludwig nahm deſſen Tochter Florentina zu einem ehelichen Gemahl und ward darnach ein gewaltiger Kaiſer und Florentina eine gewaltige Kaiſerin. Bald darauf ſtarb auch Ludwigs Vater, der König in Frankreich, alſo daß Ludwig nun zugleich über das Kaiſerthum und ſeines Vaters Reich herrſchte und Kaiſer und König zugleich war. Als Alexander das hörte, ſprach er bei ſich: „Ludwig, mein Geſell, iſt Kaiſer geworden; zu dem will ich fliehen.“ Alſo ſtand er eines Nachts auf, mutterſeelenallein, nahm einen Stab und die hölzerne Klapper, welche die Ausſätzigen zu tragen pflegen, in die Hand und wanderte zu ſeinem Geſellen Ludwig. Als er vor die Thüre des Palaſtes kam, da ſaßen auf der einen Seite die Armen und auf der andern die Ausſätzigen und warteten des Almoſens. König Alexander ſetzte ſich zu den Ausſätzigen, und da ſie eine kleine Weile beiſammen geſeſſen hatten, ging Kaiſer Ludwig dicht an ihnen vorüber nach der Kirche. Da heiſchten die Armen das Almoſen und die Ausſätzigen klapperten mit ihren Klappern: ſo that auch Alexander; aber ihm ward leider nichts gegeben. Da wartete er, bis es Eſſenszeit war und der Kaiſer zu Tiſch ſaß: da ging er an die Thür des Palaſtes und klopfte. Der Thorwart kam und fragte: warum er klopfe? Er ſprach: „Ich bin ein armer Ausſätziger und von allen Menſchen verſchmäht: darum bitte ich dich um Gottes und auch um König Alexanders Willen, daß du mich einläſſeſt, auf daß ich auf dem Boden zu des Kaiſers Füßen eſſen möge.“ Der Thorwart ſprach: „Mich nimmt ſehr Wunder, daß du ſolche Dinge begehrſt, denn der Kaiſer ſitzt eben zu Tiſch und der ganze Saal iſt voll von Fürſten, Herzogen, Grafen, Herren und Rittern, und wenn ſie dich ſähen und wie häßlich du biſt, ſo möchten ſie alle weder eſſen noch trinken. Weil du mich aber ſo dringend um Gotteswillen gebeten haſt, ſo will ich deine Bitte, was mir auch darum geſchehe, vor den Kaiſer bringen.“ Alſo ging er vor den Kaiſer und ſprach: „Gnädiger Herr und Kaiſer, es iſt ein armer ausſätziger Menſch vor der Thüre, der bittet um Gottes und König Alexanders willen, daß man ihn einlaſſe, damit er auf dem Boden zu euern Füßen eſſen dürfe.“ Als der Kaiſer hörte, daß er König Alexanders Namen nenne, da gebot er dem Pförtner, daß er ihn einließe, wie häßlich und unfläthig er auch ausſähe. Da führte ihn der Thorwart hinein und der Kaiſer ließ ihm einen Tiſch vor ſeinem Angeſicht bereiten, und ihm Eſſen und Trinken reichen.

Als man ihm ſo wohl begegnete, rief Alexander einen Diener des Kaiſers herbei und ſprach zu ihm: „Lieber Freund, willſt du mir eine Botſchaft an den Kaiſer thun, ſo bitte ihn, daß er mich um Gottes und König Alexanders willen einmal aus ſeinem Becher trinken laſſe.“ Da ſprach der Diener: „Weil du um Gotteswillen bitteſt, ſo will ich deine Botſchaft werben; ich glaube aber nicht, daß es geſchehen wird, denn wenn du einmal aus des Kaiſers Becher getrunken haſt, ſo trinkt er nie wieder daraus.“ Darauf ging er zu dem Kaiſer und ſprach, wie ihn Jener gebeten hatte. Und als der Kaiſer den König Alexander nennen hörte, ſprach er mit fröhlichem Antlitze: „Gieb ihm zu trinken aus meinem Becher von dem beſten Weine, den ich zu trinken pflege.“ Da nahm der Diener des Kaiſers Becher und ſchenkte darein von dem beſten Weine, der auf der Tafel war und brachte ihn Alexandern. Dieſer nahm ihn, goß den Wein in ſeinen Napf und das Ringlein, das ihm Ludwig gegeben hatte zu einem Zeichen der Freundſchaft, das legte er in den Becher und ſprach zu dem Diener: „Lieber, bring dem Kaiſer den Becher mit dieſem Ringlein.“ Als der Kaiſer das Ringlein ſah, da erkannte er wohl, daß es das Ringlein war, welches er ſeinem Geſellen gegeben hatte, da er von ihm ſchied und erſchrak im Grunde ſeines Herzens und dachte: Entweder iſt König Alexander todt oder dieſer Menſch iſt wunderlich zu dem Ringlein gekommen. Alsbald ließ er dem Ausſätzigen befehlen, daß er bei ſeinem Leben nicht hinwegginge, bevor er mit ihm geſprochen hätte. Alexander neigte ſein Haupt und ſprach: „Ich bin bereit dem Kaiſer zu gehorchen nach allem meinem Vermögen.“ Als nun die Tafel aufgehoben worden, ließ der Kaiſer den Ausſätzigen in ein Nebengemach führen, ging zu ihm und ſprach: „Nun ſage mir, wie biſt du zu dem Ringlein gekommen?“ Da ſprach der Ausſätzige: „Herr, erkennt ihr es nicht?“ Der Kaiſer ſprach: „Wohl, denn es iſt das Ringlein, das ich dem König Alexander gab.“ Er ſprach: „Ich ſage euch fürwahr, derſelbe Alexander, dem ihr es gegeben habt, hat es euch wiedergegeben, denn ich bin Alexander.“

Als der Kaiſer das hörte, daß er Alexander wäre, da fiel er vor Schrecken nieder zur Erde, zerriß ſein kaiſerliches Kleid vor Jammer und Betrübniß und ſchrie und ächzte gar bitterlich. Danach ſprach er: „O Alexander, du Hälfte meiner Seele, wie iſt dein edler Leib alſo verunreinigt worden?“ Da antwortete ihm Alexander und ſprach: „Das geſchah von der großen Treue, die ihr an mir begingt, als ihr ein bloßes Schwert zwiſchen euch und die Königin legtet. Das hat ſie mir verdacht und hat einem Ritter ihre Gunſt zugewandt, mit deſſen Hilfe hat ſie mich vergeben und davon bin ich ausſätzig geworden, und danach haben ſie mich aus meinem Reiche vertrieben.“ Als der Kaiſer das gehört hatte, ſtand er auf, fiel ihm um den Hals, küßte ihn und ſprach: „O du mein lieber Bruder Alexander, mein ganzes Herz iſt traurig um dich: was ſoll ich thun, daß ich dir helfe oder mit dir ſterbe? Trage dies Leid eine Weile mit Geduld, ſo will ich durch alle Reiche nach den beſten Aerzten ſchicken, die in der Welt ſind, ob ſie dir helfen können, und wenn es möglich iſt, will ich weder Reich noch Herrlichkeit noch zeitliche Habe ſparen um deine Geſundheit. Lieber Alexander, nun offenbare dich Niemand, geſchweige der Kaiſerin, denn wenn ſie es wüßte, ſo hätte ſie gar unſelige Schmerzen darum.“ Darauf ließ er ihm eine ſchöne Kammer bereiten und gab ihm darin alles, was er bedurfte. Alsdann ſchickte er Boten in alle Lande nach den beſten Aerzten, daß ſie ohne allen Verzug zu ihm kämen, alſo daß binnen Mondesfriſt dreißig der gelehrteſten Aerzte an des Kaiſers Hof verſammelt waren. Als der Kaiſer die Meiſter ſah, wurde er froh und ſprach zu ihnen: „Ach ihr würdigen und hochgelehrten Meiſter, ich habe einen gar lieben Freund, der iſt leider mit Ausſatz behaftet und könnt ihr ihm helfen, ſo will ich kein Ding darum ſparen und all mein Silber und Gold willig um ſeine Geſundheit hingeben, denn ich habe Niemand lieber als ihn.“ Die Meiſter ſprachen: „Iſt es möglich ihm zu helfen, ſo wollen wir es thun.“ Als ſie aber den Puls des Kranken befühlt, ſein Waſſer und ſein Blut geſehen hatten, ſprachen ſie, es könne ihm Niemand helfen, denn das Gift habe alle Adern und Gefäße ſo durchdrungen, daß es ein Wunder ſei, daß er noch lebe. Wie nun der Kaiſer von den weiſen Aerzten hörte, daß Alexandern nicht zu helfen wäre, ward er ſehr betrübt und dachte, wir wollen uns an Gottes Hilfe wenden und bat alle armen Leute und alle frommen Menſchen, von welchen er glaubte, daß ſie Gottes Freunde wären, daß ſie mit Faſten und Beten Gott um ſeines Freundes Geſundheit anflehen möchten. Auch erhob der Kaiſer ſelbſt ſein Gebet zum Himmel und bat Gott demüthiglich, daß er ſich Alexanders erbarmen und ihn geſund machen möchte. Daſſelbe that auch Alexander. Nun geſchah es eines Nachts, daß Alexander eine Stimme vom Himmel vernahm mit dieſen Worten: „Der Kaiſer hat fünf junge Söhne, die ihm die Kaiſerin mit einander geboren hat: tödtet er die mit ſeinen eigenen Händen und wäſcht dich mit dem Blute, ſo wirſt du rein und geſund wie die Kinder." Als Alexander dieſe Stimme vernahm, gedachte er bei ſich ſelbſt: es geziemt nicht, daß ſolches je dem Kaiſer offenbar werde, denn es wäre doch wider die Natur, daß ein Mann ſeine eigenen Kinder um eines Andern Geſundheit tödten ſollte. Der Kaiſer bat Gott Tag und Nacht fleißig, daß er Alexandern geſund machen möchte und alſo thaten auch die andern frommen Leute. Eines Nachts kniete Ludwig betend vor ſeinem Bette, da kam die Stimme vom Himmel auch zu dem Kaiſer und ſprach: „Kaiſer, was bitteſt du ſtets für Alexander? ich habe ihm doch ſelber offenbart, wie er geſund werden möchte." Da der Kaiſer die Stimme vernahm, ward er ſehr erfreut, ging zu Alexandern und ſprach: „Allerliebſter Freund, gelobt ſei Gott, der alle tröſtet, die ihm von ganzem Herzen vertrauen. Er hat mir geoffenbart, du wiſſeſt wohl, wie du geſund werden mögeſt: das ſollſt du mir ſagen, denn ich meine nicht, daß du ein Ding vor mir verbergen ſollteſt. Ich will Leib und Leben daran ſetzen, daß ich dir helfe." Da ſprach Alexander: „O mein allerliebſter Freund und Herr, es iſt nicht unbillig, daß ich dies vor euch verſchwiegen habe, denn wiewohl es möglich zu thun iſt, ſo iſt es doch mir unmöglich zu ſagen und dünkt mich auch unmöglich zu vollbringen." Da ſprach Kaiſer Ludwig: „Freund, glaube mir, was da möglich iſt zu thun, daß du geſund werdeſt, das thue ich allzumal gern." Er beſchwur und ermahnte ihn hoch und theuer, daß er es ihm ſage, und ließ nicht ab in König Alexander zu dringen, und a der Kaiſer nicht aufhörte zu fragen und zu bitten, hub Alexander n und ſprach: „Sollte ich geſund werden, ſo müßte man zwei Dinge hun; aber lieber wäre mir und auch beſſer, ich ſtürbe in dieſer Stunde, ls daß es geſchähe. Darum iſt es ganz gegen meinen Willen. Weil ihr s aber durchaus zu wiſſen begehret, ſo will ich es euch ſagen. Ich habe urch die Gnade des allmächtigen Gottes vernommen, wenn du deine inder mit eigner Hand tödteteſt und mich mit ihrem Blute wüſcheſt, o würde ich geſund. Darum habe ich es verſchwiegen, denn es iſt veder ziemlich noch billig, daß es geſchehe und wäre gänzlich wider die Natur, daß ein Vater ſeine Kinder tödten ſollte um eines andern Menſchen willen. Auch will ich nicht, daß meiner Geſundheit wegen in Menſch getödtet werde.“ Da ſprach Ludwig: „O Alexander, du ertrauſt mir zu wenig: hätte ich zehn Kinder, die wollte ich nicht paren um deine Geſundheit.“

Da gedachte der Kaiſer, wie er die Kinder tödten möchte und nahm er Gelegenheit wahr, wie die Kaiſerin mit ihren Frauen und Jungfrauen zur Kirche ging: da begab er ſich in die Kammer, wo die Kinder agen und tödtete ſie, und nahm ein Geſchirr und füllte das mit der inder Blut und ging zu König Alexander und wuſch ihm den ganzen eib mit dem Blute. Als nun König Alexander in dem Blute gebadet vard, da veränderte ſich ſein Fleiſch und ſeine Farbe und er ward friſch nd geſund, wie ein junges Kind. Da erkannte ihn Kaiſer Ludwig lſobald, küßte ihn und ſprach: „O König Alexander, nun erkenne ich ich erſt, nun biſt du wieder derſelbe, mit dem ich viel ſelige Stunden erlebt habe. Gott und die heilige Jungfrau ſei geprieſen, daß ich die inder gewann, deren Blut dich geheilt hat.“

Es wußte Niemand, daß die Kinder todt waren, als der Kaiſer nd Alexander. Und als der Kaiſer ſah, daß Alexander geſund war prach er zu ihm: „Lieber Alexander, nun begieb dich hinweg über drei Meilen von hier, und den andern Tag ſchicke einen Boten von dir her, er uns verkünde, daß du kommſt, ſo will ich dir entgegenfahren mit roßen und feſtlichen Freuden und dich in meinem Reiche herrlich empfangen.“ Alexander ſprach: „Der Rath iſt gut,“ und fuhr alsbald eimlich hinweg mit vielem Gefolge und am dritten Tage ſchickte er aiſer Ludwig einen Boten, daß er zu ihm kommen wolle. Als die

Kaiſerin das hörte, ward ſie gar außermaßen froh und ſprach zu dem Kaiſer: „O lieber Herr, nun wollen wir tauſend Freuden haben, da König Alexander kommt, unſer allerliebſter Freund, den wir in langer Zeit nicht geſehen haben. Herr, es dünkt mich ziemlich, daß ihr ihm entgegenreitet mit Herzogen und Grafen und herrlichem Gefolge, ich aber will euch nachreiten mit meinen Frauen und Jungfrauen, dazu mit Rittern und Knechten.“ Da ritten ihm der Kaiſer und die Kaiſerin in einem großen, überaus prächtigen Aufzuge entgegen, und da ſie zu ihm kamen, küßten ſie ihn und empfingen ihn mit Ehren und feſtlichen Freuden. Darauf führten ſie ihn heim in den Palaſt und als es Zeit war, daß man eſſen ſollte, ward König Alexander zwiſchen den Kaiſer und die Kaiſerin geſetzt und alle Ehre, Freundſchaft und Liebe, die ihm die Kaiſerin erzeigen mochte, die erzeigte ſie ihm willig und gern. Das ſah der Kaiſer mit großen Freuden. Als ſie nun gegeſſen hatten und fröhlich waren, ſprach der Kaiſer zu der Kaiſerin: „O Florentina, mein allerliebſtes Gemahl, über alles freut es mich, daß du meinem Freund Alexander ſo viel Ehre erbieteſt und ſo freundlich biſt.“ Da ſprach die Kaiſerin: „Ich thue es willig und gern, lieber Herr, um euretwillen, denn ihr wäret nicht zu dieſen Ehren und Würden gekommen, wäre er nicht geweſen: ſein Leib und Leben hat er gar oft gewagt, um euch von dem Tode zu erlöſen.“ Da ſprach der Kaiſer weiter: „Ich bitte dich, liebe Florentina, habe wohl Acht, was ich dir ſagen will. Haſt du auch den ausſätzigen, jammerhaften, häßlichen Menſchen geſehen, der vor uns um Gotteswillen aß und mich bat, daß ich ihn dem König Alexander zu Liebe aus meinem Becher trinken ließe?“ Da ſprach ſie: „Ja, Herr, ich ſah ihn wohl; einen häßlicheren Menſchen ſah ich mit meinen Augen nie.“ Da ſprach der Kaiſer zu der Kaiſerin: „Florentina, nun frage ich dich ein Beiſpiel, darauf ſollſt du mich gütlich beſcheiden: Ich ſetze alſo, der ausſätzige häßliche Menſch wäre der König Alexander und möchte nicht geſund werden, es wäre denn, man wüſche ihn mit dem Blute deiner Söhne, wollteſt du auch, daß man ſie tödtete und den König Alexander mit dem Blut deiner Kinder wüſche, daß er rein und geſund würde, wie er jetzt rein und geſund iſt?“ Da ſprach die Kaiſerin: „Ach lieber Herr und Gemahl, ſagt, warum gebt ihr mir das zu rathen? Ich ſage euch fürwahr, hätte ich zehn Kinder, die wollte ich lieber tödten mit meiner eigenen Hand, und wollte den König ſelber mit ihrem Blute waſchen, ehe ich ihn in ſolchem Leide ließe. Denn Gott möchte mir wohl andere Kinder beſcheren, aber ein ſolcher guter Freund, wird uns nimmermehr.“

Als der Kaiſer das hörte, da ward er erfreut und getroſt, weil er hörte, daß die Kaiſerin einen ſo guten Willen dazu hatte und auch dazu getroſt war. Da ſprach der Kaiſer: „Ach Florentina, mein allerliebſt Gemahl, weil ihr denn den Tod eurer Kinder lieber ſehet, als daß König Alexander ausſätzig ſein ſollte, ſo wiſſet, daß dieſe Sache geſchehen und wahr geworden iſt. Der ausſätzige Menſch war Alexander und er iſt geſund geworden von dem Blute eurer Kinder, und ſie ſind todt und ich ſelber habe ihn gewaſchen.“ Da die Kaiſerin das hörte, fiel ſie in Ohnmacht und kam von ſich ſelbſt vor mütterlicher Treue, wiewohl ſie ſelbſt zuvor der Kinder Tod erkoren hatte. Als aber die Amme und die Magd dieſe Rede hörten, liefen ſie ſchreiend und heulend zu der Kammer, worin die Kinder waren. Und als ſie in die Kammer kamen, da fanden ſie die Kinder alle lebendig und ſie hatten ihre Händchen in einander gefügt und tanzten im Kreiſe umher und ſangen: „Ave Regina gratia plena.“ Da nun die Amme und die Mägde das ſahen und hörten, liefen ſie mit großen Freuden zu dem Kaiſer und brachten ihm die Zeitung, daß ſeine Kinder noch lebten und ſagten, jedes Kind hätte um ſeinen Hals einen Seidenfaden gehen, der wäre von klarem Golde roth. Und als der Kaiſer und die Kaiſerin und der König Alexander und alle Fürſten ſolch großes Wunderzeichen hörten, da gingen ſie in die Kammer und tanzten auch mit den Kindern, und dankten Gott dem Allmächtigen für ſeine große Gnade und lobten und benedeiten ihn mit Jubel und Freude.

Hierauf verſammelte der Kaiſer ein großes Volk und Heer und fuhr mit König Alexander nach Aegyptenland und nahm ſein Weib und den Ritter, mit dem ſie die Ehe gebrochen hatte, gefangen und ließ ſie beide zuſammen verbrennen. Der Kaiſer hatte eine einzige Schweſter, die gab er dem König Alexander zu einem ehelichen Gemahl. Als aber Alexander ſein Reich wieder hatte, fuhr der Kaiſer heim in ſein Reich, und Alexander regierte das ſeine gewaltiglich und mit großen Ehren, ſchlichtete alle Dinge weislich und überwand alle ſeine Feinde.

Wie nun König Alexander alſo gewaltig regierte, da gedachte er ſeiner lieben Mutter und ſeines Vaters, der ihn in das Meer geworfen hatte, und da ſie viele Meilen entfernt wohnten, ſo ſchickte er einen Boten zu ihnen und that ihnen zu wiſſen, daß der König von Aegypten um die Zeit und die Stunde zu ihnen kommen und bei ihnen eſſen wolle. Der Bote fuhr zu des Königs Aeltern, grüßte ſie im Namen des Königs und ſprach alſo: „Ihr ſollt wiſſen, daß mein

Herr der König auf den Tag bei euch einkehren und mit euch eſſen will.“ Da ſprach der Ritter, des Königs Vater: „Geſegnet ſei die Stunde, in der mein Herr der König bei mir zu eſſen gedenkt.“ Die Mutter ſprach zu dem Boten: „Sage deinem Herrn, daß uns größere Ehre nicht geſchehen möge, als daß er unſer Haus betreten will, wie du geſagt haſt.“ Sie gaben dem Boten reichliche Geſchenke, wußten aber nicht, daß der König ihr Sohn ſei. Der Bote ritt wieder heim zu dem Könige und ſagte ihm, wie ſie ihn beſchenkt hätten und wie ſehr ſie ſich beide ſeines Kommens freuten. Das gefiel dem König, und als der Tag herankam, da bereitete er ſich und fuhr mit großem Gefolge zu ſeinen Aeltern. Sobald der Ritter den König von fern kommen ſah, ritt er von ſeiner Burg ihm entgegen und da er näher zu ihm kam, ſtieg er ab von ſeinem Pferde und kniete zur Erde nieder, den König zu begrüßen. Der König hob ihn auf von der Erde und hieß ihn wieder auf ſein Pferd ſitzen und ritt mit ihm auf ſeine Burg. Da kam ihm auch die Mutter entgegen und fiel auf die Erde vor den König und grüßte ihn. Der König hob ſie wieder auf und nahm ſie recht freundlich in ſeine Arme. Da ſprach ſie: „O gnädiger König und Herr, ihr thut uns armen Leuten viel zu große Ehre, daß ihr zu uns kommt mit eurer großen Herrlichkeit.“

Da nun alle Dinge bereit waren, daß man eſſen ſollte, ſo kam der Vater mit einem ſchönen ſilbernen Becken und wollte dem Könige das Waſſer reichen, und die Mutter ſtand daneben und hielt das Handtuch. Und als der König das ſahe, lachte er heimlich und ſprach bei ſich ſelbſt: „Jetzt iſt der Geſang der Nachtigall erfüllt worden, daß mein Vater mir das Waſſer reichen und meine Mutter mir da Tuch bieten würde, wenn ich es ihnen vergönnte.“ Da ſprach er: „Nein, ich will es nicht von euch nehmen, man ſoll das Alter ehren.“ Der Ritter ſprach: „Gnädiger Herr, wir ſind kaum würdig euch zu dienen, erlaubt uns das zu thun.“ Aber der König litt es nicht und rief einem ſeiner Diener und ſprach: „Nimm das Waſſer und das Handtuch aus ihren Händen und diene mir.“ Da nun der König zu Tiſche ſaß, nahm er ſeinen Vater neben ſich an die linke und ſeine Mutter an die rechte Seite. Sie bewieſen dem Könige ſo viel Ehre als ſie nur mochten und blickten ihn manchmal verſtohlen an und wußten nicht, wie ſie zu der Ehre ſeines Beſuches kämen. Als aber das Mahl zu Ende ging, nahm der König den Ritter und ſeine Frau bei der Hand und führte ſie in ein Nebengemach, ſo daß ſie drei allein waren. Da ſprach der König zu ihnen: „Lieber Vater und liebe Mutter, habt ihr keine Kinder?“ Da antworteten ſie dem König und ſprachen: „Mein Herr, wir hatten nie Kinder mit einander.“ Der Ritter fügte hinzu: „Wir hatten wohl einſt einen Knaben, aber der ſtarb uns.“ Da ſprach der König zu dem Ritter: „Welches Todes ſtarb er? das ſaget mir.“ Sie antworteten beide: „Herr, er ſtarb eines natürlichen Todes.“ Da ſprach der König: „Würde ich innen, daß er eines andern Todes geſtorben wäre, ſo möchte es euch übel bekommen.“ Der Ritter ſprach: „Herr, warum fragt ihr nach meinem Sohne ſo dringend?“ Da ſprach der König: „Es geſchieht nicht ohne Urſache, ich will wiſſen, wie er geſtorben iſt und wollt ihr mir das nicht ſagen, ſo müßt ihr beide ſterben.“ Da fielen ſie beide auf ihre Knie und baten um Gnade. Der König hob ſie wieder auf und ſprach: „Ich bin nicht darum in euer Haus gekommen, mit euch zu eſſen und zu trinken, damit ich euer Verräther würde. Aber ſagt mir die rechte Wahrheit, ſo ſoll euch nichts zu Leide geſchehen weder am Leben noch am Gut. Mir iſt fürwahr geſagt worden, daß ihr euern Sohn ſelber getödtet habet und käme das vor Gericht, ſo würdet ihr beide zum Tode verurtheilt.“ Da ſprach der Ritter: „O gnädiger Herr König, Erbarmung über uns, ſo will ich euch die Wahrheit ſagen.“ Der König ſprach: „Ihr habt nichts von mir zu fürchten.“ Da ſprach der Ritter: „So wiſſet, lieber Herr, wir hatten einen einzigen Sohn, der war gar weiſe und wohlgelehrt in allen Künſten. Eines Tages ſtand er vor unſerm Tiſche und bediente uns bei der Tafel. Da kam eine Nachtigall geflogen, ſetzte ſich in unſer Fenſter und ſang gar ſüßen Geſang, ſo daß es uns alle wunderte. Da hub mein Sohn an und ſprach: „Dieſer Vogel hat geſungen, daß ich noch ein großer Herr werden ſoll und ſo groß, daß es euch eine Ehre wäre, wenn ich mir von euch ließ Waſſer auf meine Hände gießen und meine Mutter mir das Handtuch halten dürfte.“ Als ich das hörte, ward ich zornig über ihn und warf ihn in das Meer und ſprach: Nun ſieh, was dir der Vogel geſungen hat. Alſo ertrank er in dem Meere.“ Da ſprach der König: „Was hätte es euch geſchadet, wenn er ein großer Herr geworden wäre, euch zu Nutz und zu Ehren? Das war eine große Thorheit, daß ihr thun wolltet wider den Willen Gottes. Nun ſollt ihr wiſſen, daß ich euer Sohn bin, den ihr in das Meer geworfen habt, und der allmächtige Gott in ſeiner Barmherzigkeit hat mich erhalten bis auf den heutigen Tag und mich zu dieſen Ehren und großer Herrlichkeit gebracht. Das danke ich ſeiner Gnade immerdar.“ Als die Aeltern das hörten, da fielen ſie beide vor Furcht und Freuden zur Erde. Aber der König hob ſie freundlich auf, ſchloß ſie in ſeine Arme und ſprach: „Vater und Mutter, fürchtet euch nicht, ſondern ſeid fröhlich, denn Gott der Herr hat mir geholfen, daß ich König geworden bin, darüber ſollt ihr nicht traurig ſein, denn euch ſelber gereicht es zur Ehre und zum Heil. Ihr ſollt noch heute mit mir auf meinen Thron erhoben werden, und über männiglich gebieten, ſo lange ihr lebet auf Erden.“ Danach führte er ſie in ſein Reich und in ſeinen Palaſt, wo ſie mit ihm blieben bis an ihr Ende.

Da ſprach des Kaiſers Sohn Diocletianus zu ſeinem Vater: „Herr,

Der
arme Heinrich.

Volksbücher.

Nr. 32.

Der

arme Heinrich.

Nach Hartmann von Aue.

Volksbücher. 32.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Hartmann von Aue war genannt
Ein Rittersmann, der wohlbekannt
Mit aller Art von Büchern war.
Derſelbe ſuchte manches Jahr,
Bis daß er eine Sage fand,
Die wohl geſchickt, wie er's verſtand,
Um trübe Stunden aufzuklären,
Dem Herr-Gott Ehre zu gewähren,
Ihm ſelbſt jedoch und ſeiner Kunſt
Zu ſchaffen guter Menſchen Gunſt.
Er hat Euch dieſes Lied geſungen,
Und bittet Euch, iſt's ihm gelungen,
Ihm ſeinen Lohn zu geben.
Und wer nach ſeinem Leben
Dieß Buch wird leſen und verſtehn,
Der ſoll für ihn zu Gotte flehn,
Daß Gottes Gnad' ihm wird zu Theil
Für ſeiner armen Seele Heil.
Es wird ſein eignes Heil begründen,
Wer bittet für des Bruders Sünden.

Es macht die Sage uns bekannt,
Es ſei dereinſt im Schwabenland
Ein edler Herr geſeſſen,
An welchem Nichts vergeſſen
Von Herrlichkeit und Tugend,
Die eines Ritters Jugend
In vollem Maße zieren ſoll.
Das Land war ſeines Lobes voll.
An Adel manchem Fürſten gleich,
An Gütern wie ein König reich,
Und reicher noch an Ruhme
Im edlen Ritterthume,
So war der ſtolze Herr bekannt:
Heinrich, von Aue zubenannt.
Falſchheit und rohes Weſen
Sind ihm verhaßt geweſen,
Er mied nach einem theuren Eid
Sie alle ſeine Lebenszeit.
Es war ſein ganzes Leben
Der Ehre nur ergeben,
Drum mocht er auch im Leben
Nach hohen Ehren ſtreben.

Ein Muſterbild der Tugend,
Ein Blütenreis der Jugend,

Der Welt ein fröhlich Spiegelglas,
Der ſtäten Treu ein Adamas,
Ein Ehrenkranz der edlen Zucht
Und der Bedrängten Hort und Flucht,
Den Seinen all ein ſichrer Schild,
Dabei in rechtem Maße mild,
Geehrt um manche Heldenthat,
Ein reicher Quell von weiſem Rath,
Ein Sänger edler Frauen,
Und herrlich anzuſchauen
Von Angeſicht und von Geſtalt: —
Was fehlt ihm, um mit Allgewalt
Die Herzen alle zu begeiſtern
Und jedes Ruhms ſich zu bemeiſtern?

Ach, all die ſtolze Herrlichkeit
Verſank in herzzerbrechend Leid.
Der hohe Muth ward ganz verkehrt,
Der frohe Sinn mit Weh beſchwert,
Die Luſt der Welt ſank in den Staub,
Des Todes und des Elends Raub:
Wer in der Sinne Wonne lebt,
Schon in des Todes Abgrund ſchwebt.
Die hochgeprieſne Erdenluſt
Verzehrt in Weh die Menſchenbruſt,
Und eitel iſt ihr klarer Schein,
Aus ihm erwächſt die grimme Pein.
Die Kerze, welche lachend blinkt
Und innerlich in Aſche ſinkt,
Iſt Bild des Menſchenlebens,
Des irdiſchen Beſtrebens.
Gebrechlichkeit iſt unſer Loos:
Wir wähnen uns in Glückes Schooß,
Bis unſer Lächeln Weinen liſcht.
Ach, unſers Lebens Honig miſcht

Mit bittren Leides Wermuth ſich.
Darum, o Menſch, bereite dich:
In deinen ſchönſten Blütentagen
Wird dich das Schwert zu Boden ſchlagen.

Herr Heinrich, der in Fröhlichkeit,
In Wonne und in Würdigkeit
Gelebt, der ward von Gottes Macht
Um allen Preis und Ruhm gebracht.
Hart war die Prüfung, die ihn traf
Ein Wetterſtrahl im ſüßen Schlaf.
Sein ſchöner Leib ward aller Welt
Zu Schmach und Abſcheu, ganz entſtellt
Von Schwären und von gift'gen Wunden,
Die ſich als Ausſatz bald bekunden.
Es ließ der Herr mit gleicher Pein
Den Hiob einſt geſchlagen ſein,
Um ihn zu prüfen, ob im Leid
Er hielt an der Gerechtigkeit.
Herr Heinrich, einſt von Weib und Mann
Geliebt, geehrt, der ward fortan
Geflohn, verworfen ganz und gar —
Ach, Menſchengunſt iſt wandelbar.

Als nun der arme Heinrich ſah,
Wie dieſes Leid an ihm geſchah,
Und wie die Menſchen vor ihm flohn,
Oft ſeiner Pein noch ſprachen Hohn,
Da ging es ihm, wie's manchem geht,
Dem unverſehen Leid erſteht:
Es ſchied ihn ſein wohl ſchweres Leid
Von Hiobs Gottergebenheit.
Denn Hiob nahm mit frommem Sinn
Die ſchwere Prüfung Gottes hin,
Die ihn zur Schmach vor aller Welt,
Zu Fluch und Schande hingeſtellt,

Die Seele ihm zu retten
Aus eitler Weltluſt Ketten.
Er lobte Gott und freute ſich
Der ſchweren Prüfung inniglich.
So that der arme Heinrich nicht,
Sein Herz vergaß der höchſten Pflicht.
Sein fröhlich Herz erſtarrte ganz,
Es ſchwand der Augen heitrer Glanz,
Und ſeines Geiſtes Muth erlag:
Ein allzuſchwerer Donnerſchlag
Warf ihn danieder, dunkle Nacht
Umhüllte ſeiner Sonne Pracht.
Es trug ſein übermüthig Herz
Mit Noth und Mühe nur den Schmerz,
Daß er der Ehre Tagen
Nun ſollte Abſchied ſagen;
Des Tags, der ihn an's Licht gebracht,
Ward oft von ihm mit Fluch gedacht.

Der einz'ge Troſt in ſeiner Pein
War nur die Hoffnung noch allein;
Er dacht' es müſſe ihm gelingen
Mit ſeinem Reichthum zu bezwingen
Die Noth, in die ihn Gott gebracht.
Ach, zu gering war ſeine Macht,
Um wider den zu ſtreiten!
Er ließ von allen Seiten,
Von Nord und Süd, und West und Oſt,
Zu ſeiner Hilfe, ſeinem Troſt
Die beſten Aerzte ſich entbieten;
Doch wie ſie immer ſich beriethen,
Sie wußten nichts zu ſagen,
Als daß er möchte tragen
Den Fluch, mit dem ihn Gott getroffen,
Kein andrer Ausweg ſteh' ihm offen.

Schon war der Arme ſchier verzagt,
Da ward ihm noch Ein Troſt geſagt:
Es lebe in Salerno noch
Ein Arzt, der wohl ihm helfe doch,
Ob alle andern auch nicht wüßten,
Was ſie zu helfen thuen müßten.

Alsbald macht ſich der Arme fort
Und findet auch den Meiſter dort
Und zeigt und klagt ihm ſeine Noth,
Indem er großen Lohn ihm bot,
Wenn's ihm gelänge, ihn zu heilen.
Da ſprach der Meiſter ohne Weilen:
„Wohl giebt's ein Mittel, das euch heilt,
Doch bleibt ihr immer ungeheilt.“

Und Heinrich ſprach: „Wie mag das ſein?
Ihr ſchenkt mir, ſcheint es, trüben Wein.
Wenn es für mich ein Mittel giebt,
Geneſ' ich auch. Was euch beliebt,
Das will ich thun und leiden
Um von der Noth zu ſcheiden.“

Da ſprach der Meiſter: „Hört mich an,
Mit eurer Noth iſt's ſo gethan:
Es giebt ein Mittel, euch zu heilen,
Doch Niemand mag es euch ertheilen.
Gar Mancher hat's, doch wird's nicht geben,
Ihr aber könnt es nie im Leben
Erlangen, nicht mit Geld und Gut,
Auch nicht durch Leibeskraft und Muth.
Drum, wenn euch Gott nicht helfen will,
So harret aus, geduldig, ſtill.“ —

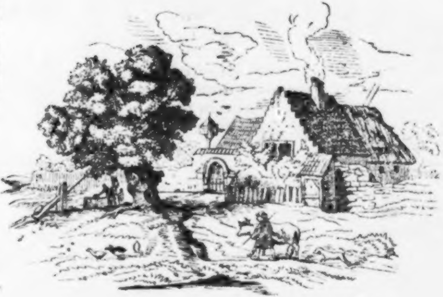
„Ach“, ſprach der arme kranke Mann:
„Habt ihr denn eure Luſt daran

Den letzten Troſt mir zu entziehn?
Reichthum und Macht iſt mir verliehn,
Bedenkt, ob ihr mein Geld und Gut
Verſcherzen wollt aus Uebermuth.
Ich mach' euch reich, ſteht ihr mir bei; —
Sagt mir das Mittel, was es ſei!"

Der Meiſter ſprach: „Ich thu es gern,
Doch bleibt euch jede Hoffnung fern.
Ja wär' das Mittel euch zum Heil
Nur irgendwo auf Erden feil,
Wär' es wie immer zu erwerben,
Ich ließe nimmer euch verderben.
So kann ich keinen Beiſtand leihn,
Denn ſolltet ihr gerettet ſein,
So wär's durch eine reine Maid,
Die keuſch und züchtig und bereit,
Ihr eignes junges Leben
Für euch dahin zu geben.
Des reinen Mägdleins Herzensblut
Das wär für euer Leiden gut; —
Doch wißt ihr: Niemand iſt zu werben
Um für des Andern Heil zu ſterben."

Da ſah der arme Heinrich ein,
Er könne nie gerettet ſein,
Weil er doch nimmer die erwürbe,
Die gern und willig für ihn ſtürbe.
So war ihm all ſein Troſt genommen,
Um den er nach Salern gekommen,
Und all ſein Hoffen war zergangen,
Noch je Geneſung zu erlangen.
Er eilte heim; ſein eigen Leben
Hätt' er am liebſten aufgegeben.

Er nahm ſein Geld und all ſein Gut
Und gab es hin, wie Einer thut,
Der alle Hoffnung auf das Leben
Für immerdar hat aufgegeben.
Er gab den Freunden, gab den Armen
Und flehte Gott um mild Erbarmen,
Die Seele ſein ihm zu erretten
Und ſanft im Grabe ihm zu betten.
Was ihm noch übrig, gab er hin
Den Gotteshäuſern zum Gewinn.
Von alle dem, was ehmals ſein
Behielt er nichts als nur allein
Ein kleines Haus mit Hof und Feld.
Dort lebte er von aller Welt
Geſchieden, harrend auf den Tod,
Den Retter in der höchſten Noth.
Man hatte mit dem Armen
Im ganzen Land Erbarmen;
Wer ſeinen Namen hörte ſagen,
Begann zu weinen und zu klagen.



Der kleine Hof mit Vieh und Feld,
Der wurde nach wie vor beſtellt
Von einem armen Bauersmann,
Der ſelten Herzeleid gewann.
Er war begnügſam und zufrieden
Mit dem, was ihm das Glück beſchieden,
Und galt bei ſeines Gleichen
Sogar für einen Reichen,
Weil er durch ſeines Herren Güte
Sich nicht umſonſt mit Arbeit mühte,
Und weil er unverkümmert zehrte,
Was ihm das kleine Feld gewährte.
Bei dieſem wohnte Heinrich nun
Und konnte ſicher bei ihm ruhn.
Der Bauer diente ſeinem Herrn
Für ſeine Güte treu und gern;

Er nahm mit frohem leichtem Sinn
Die Mühe und die Arbeit hin,
Die neu an jedem neuen Morgen
Er hatte, um für ihn zu ſorgen.

Es ſchaute Gott den braven Mann
Mit ſeinem Wohlgefallen an,
Er gab ihm einen ſtarken Leib,
Ein frohes Herz, ein braves Weib,
Und ſchöne Kinder, die mit Luſt
Erfüllen eines Menſchen Bruſt.
Darunter war ein Mägdelein,
Gar lieblich munter, zart und fein,
Das nun im zehnten Jahre war,
Mit einem klaren Augenpaar,
Und rothen Wänglein, lichtem Haar
Und holden Zügen wunderbar.

Es war das gute liebe Kind
Dem kranken Herrn ſo treu geſinnt,
Daß ſelten ſie von ſeinen Füßen
Entwich und für ein freundlich Grüßen
Ihm willig diente allezeit.
Die andern alle flohen weit
Den kranken beulenvollen Mann,
Sie aber ging zu ihm heran
So oft es ihr nur möglich war.
Ihr kindlich Herz war immerdar
Ihm zugethan und ſtets bereit,
Die ſchwere Pein, das harte Leid
Mit Zärtlichkeit ihm zu verſüßen,
Und lächelnd ſaß ſie ihm zu Füßen.

Er liebte auch das gute Kind,
Das ihm ſo hold und treu geſinnt,

Und kaufte oft ihr bunte Sachen,
Wie ſie den Kindern Freude machen.
Die einz'ge Freude ſeiner Bruſt
War ihre kindlich reine Luſt.
Zuweilen war's ein buntes Band,
Das er ihr in die Haare wand,
Ein Spiegel dann, ein Ringelein,
Ein Gürtel — was es mochte ſein;
Sie war ſo dankbar, war ſo froh,
Daß wohl auch ihn der Kummer floh,
Und er zu ſcherzen ſelbſt begann,
Sie ſei ſein Frauchen, er ihr Mann;
Sie ließ ihn ſelten nur allein
Und linderte ihm ſeine Pein
Durch Lieb und kindliches Vertraun,
Und immer fröhlich anzuſchaun
War ſie ein Balſam ſeiner Bruſt
Und ſeiner Augen ſüße Luſt.

Drei Jahre waren ſchon vergangen,
Seit über ihn das Leid verhangen
Und immer noch brach nicht ſein Leib.
Da ſaß der Bauer und ſein Weib
Und auch ihr beider Töchterlein
Beiſammen einſt im Dämmerſchein,
Und ſprachen da von ihrem Herrn
Und wie ſie hülfen ihm ſo gern.
Sie trugen um ihn große Noth
Und fürchteten, daß ſie ſein Tod
In große Trübſal bringen werde.
Sie meinten, daß es auf der Erde
Nicht ſolchen Herrn noch möchte geben,
Und müßten ſie es dann erleben,
Daß einſt ein Andrer ihn beerbe,
Daß dann mit ihm ihr Glück erſterbe.

Da ſprach der Bauer zu dem Herrn:
„Mein lieber Herr, ich fragte gern,
Wenn ihr's erlaubt, aus welchem Grunde
Ihr nicht ſchon längſt bis dieſe Stunde
Mit Aerzten euch berathen,
Die doch von ihren Thaten
So großen Ruhm erheben.
Es wird doch Einer leben,
Der eure Krankheit heben kann.
Warum, o Herr, fragt ihr nicht an?“

Da drängten aus des Kranken Herzen
Viel Seufzer ſich mit bangen Schmerzen,
Sie wollten ſchier das Herz ihm brechen,
Als er begann, wie folgt, zu ſprchen:

„Ich habe dieſes ſchwere Leid
Von Gott verdient zu ſeiner Zeit.
Es ſtand mein Sinn auf eitle Dinge,
Ich ſann nur, wie es mir gelinge
Um Ehre vor der Welt zu haben.
Dazu benutzte ich die Gaben,
Die Gott mir reichlich zugewendet,
Doch wohl zu beſſrem Zweck geſpendet,
Ich hatte Gottes ſchier vergeſſen,
Des reichen Gebers alles deſſen,
Das brachte mich um ſeine Gnade
Und ſchloß mir zu des Himmels Pfade,
So daß ich, hier wie dort verloren,
Zu Schmach und Elend ward erkoren.
Es traf mich ſeine ſtarke Hand,
Die leider ich zu ſpät erkannt.
Seitdem er ſo mich heimgeſucht,
Bin ich verſtoßen und verflucht;

Von aller Welt bin ich geflohn,
Der Schlechteſte ſpricht mir noch Hohn,
Es ſieht kein Böſewicht mich an,
Er dünkt ſich noch der beſſre Mann,
Er wird die Augen von mir wenden,
Weil ihn mein Anblick könnte ſchänden.
Dir, Guter, möge Gott es lohnen,
Daß du mir gönnſt bei dir zu wohnen,
Daß du nicht fliehſt mich armen Mann,
Der deine Treu nicht lohnen kann.
Wie groß auch deine Treue iſt,
Daß du mich hegſt zu dieſer Friſt,
Du müßteſt dennoch wahrlich dich
Im Herzen freuen, ſtürbe ich.
Wie tief bin ich verloren!
Der ich dein Herr geboren,
Ich muß zu dir nun flehen
Mich gnädig anzuſehen.
Doch Gott wird dich mit Segen
Beglücken meinetwegen,
Weil du dich ob des Armen
So chriſtlich läßt erbarmen.
Doch was du fragſt, beſcheid' ich dir.
Ich ſuchte wohl den Arzt, der mir
In meinem Leide beizuſtehn
Verſtünde; ach und mußte ſehn,
Daß keine Hilfe iſt auf Erden,
Durch die mir mag geholfen werden.
Zwar giebt's ein Mittel, aber nie
Erlang' ich das auf Erden hie.
Ein weiſer Arzt hat mir geſagt,
Es müſſe eine reine Magd
Um mich den bittern Tod erleiden,
Der müſſe man in's Herze ſchneiden,

Von ihrem Blut würd' ich geſunden
Von meines Leibes böſen Wunden.
Wie aber mag die Maid ich finden,
Die gern ihr Leben ließe ſchwinden,
Um mich zu retten, drum verzagen
Muß ich an Heilung und ertragen
Den Zorn des Höchſten, meine Noth, —
Ach, löſte bald mich doch der Tod!“

Als er zum Vater dieß geſagt,
Vernahm es auch die reine Magd,
Die ihm wie ſtets zu Füßen ſaß
Und ſeiner Worte keins vergaß.
Sie ſchloß in ihres Herzens Schrein
Jedwedes ſeiner Worte ein.
Wohl glich an Reinheit und an Güte
Den heiligen Engeln ihr Gemüthe.
Als Abends in dem Kämmerlein
Die Eltern feſt geſchlummert ein,
Da löſten ſich mit großen Schmerzen
Die Seufzer aus des Mägdleins Herzen.
Sie lag den Eltern zu den Füßen,
Da floſſen aus dem Aug' dem ſüßen
Die Thränen wie ein Quell und machten,
Daß ihre Eltern drauf erwachten.

Weil ihre Thränen ſie empfunden
Begannen ſie ſich zu erkunden,
Was ihr begegnet wäre
Und was ihr Herz beſchwere
Mit dieſen ſtillen Klagen.
Sie wollte es nicht ſagen,
Bis daß ihr Vater ihr befohlen,
Daß ſie ihm ſage unverholen,

Weßhalb die Thränen ihr entfloſſen,
Mit denen ſie das Bett begoſſen
Da ſprach ſie: „Ach, was kann es ſein,
Als unſers guten Herren Pein?
Und daß wir ihn verlieren werden
Mit dem uns alles Glück auf Erden,
Was wir beſitzen, wird entſchwinden.
Wir können keinen Herren finden,
Der ſo wie er, ſo ſanft und gut,
Der an uns thut, was dieſer thut.“

Sie ſprachen: „Tochter, du ſprichſt wahr,
Doch leider frommt's uns nicht ein Haar,
Wie wir auch immer mögen klagen,
Drum mußt du's aus dem Sinn dir ſchlagen.
Es iſt uns leid, ſo ſehr wie dir,
Doch leider, was vermögen wir
Für ihn zu thun, was ihm mag frommen?
Gott iſt's, der ihn uns hat genommen,
Drum müſſen wir's geduldig tragen,
Denn Unrecht wär's, Ihn anzuklagen.“

So haben ſie die Maid beſchwichtet,
Doch nicht im Herzen aufgerichtet.
Sie blieb betrübt die ganze Nacht,
Der Tag auch übte keine Macht
Auf ihren Schmerz, was Andre thun
Sie kümmert's nicht. So kam zum Ruh'n
Die Stunde wieder und aufs Neue
Bewies ſie ſtill dort ihre Treue,
Indem ſie in das Bett ſich ſchmiegend,
Still ihren Schmerzen unterliegend,
Aus ihrem ſanften Aug' die hellen
Und heißen Thränen ließ entquellen.

In ihrem treuen Herzen
Erwog ſie ihre Schmerzen,
Erwog die Worte, die er ſprach,
Und dachte lange bei ſich nach,
Bis ihre Thränen nicht mehr floſſen,
Weil ſie nun feſt bei ſich beſchloſſen,
Ihr junges reines Leben
Für ihn dahin zu geben.

Wo giebt's wohl jetzt ein ſolches Kind,
Das ſo wie dieſe treu geſinnt,
Das ſich den Tod erleſe,
Damit ſein Herr geneſe?

Als ſie nun feſt entſchloſſen war,
Entfloh ihr Weh ihr ganz und gar,
Sie lächelte in ihrem Herzen
Und Eines nur gab ihr noch Schmerzen:
Ihr Herr, der möchte ihr verſagen
Für ihn den kühnen Schritt zu wagen,
Und wenn ſie ihre Eltern bäte,
Daß deren Liebe Einſpruch thäte.

Durch den Gedanken fiel die Maid
In neues großes Herzeleid,
Und weinte wie die letzte Nacht,
Bis daß ihr Vater aufgewacht.
Der ſprach: „Was iſt dir, thöricht Kind,
Was weinſt du dir die Augen blind
Um etwas, was du nicht magſt wenden?
Wann wirſt du dieſe Klagen enden, —
Hör' auf und laß uns ruhig ſchlafen."
Alſo begann er ſie zu ſtrafen,
Weil keine Kunde er gewonnen
Von dem, was ſie ſich ausgeſonnen.

Da ſprach zu ihm die treue Magd:
„Wie uns mein guter Herr geſagt,
So giebt's ein Mittel, ihn zu heilen.
Wollt ihr Erlaubniß mir ertheilen,
So wird mein Blut für ihn vergoſſen,
Bin ich doch Maid und bin entſchloſſen,
Eh ich ihn ſeh verderben,
So will ich für ihn ſterben."

Des Mädchens Eltern wurden beide
Von dieſem Wort betrübt mit Leide.
Der Vater ſprach: „Was redeſt du?
Du mutheſt dir da thöricht zu,
Was du doch nimmer magſt vollbringen.
Was weiß ein Kind von dieſen Dingen!
Du haſt den Tod noch nicht geſehn,
Und ſollt' es dir an's Leben gehn,
Und ſtändeſt du an Grabesrand,
Dir würde bald das Herz gewandt,
Du würdeſt ſchnell verzagen
Und deine Hand verſagen
Dem Tode, wenn er nun erſchien,
Um dich zu ſich herabzuziehn.
Drum ſchweige, Kind, und laß das Klagen,
Und woll' Unmögliches nicht wagen." —

„Mein Vater," ſprach darauf das Kind:
„Bin ich auch thöricht noch geſinnt,
So weiß ich doch, des Leibes Tod
Iſt eine harte, bittre Noth.
Doch iſt es auch nicht minder wahr,
Wer ſich in Mühſal immerdar
Im Leben plagt, hat auch nur Leid,
Und dennoch kommt auch ihm die Zeit,
Wo er nach all' den ſchweren Tagen
Zuletzt doch muß den Tod ertragen.

Univ. Bibl.
München

Was hilft es ihm, ein langes Leben
Der Noth, dem Mühſal hinzugeben,
Wenn er nichts weiter kann erlangen,
Als das zuletzt auch zu empfangen,
Was er ſchon in der Jugend Tagen
Mit leichter Mühe kann erjagen.
Schwer iſt's der Seele Heil zu wahren,
Das Leben droht ihr mit Gefahren,
Und ginge mir mein Heil verloren,
Viel beſſer wär' ich nie geboren.
Drum muß ich Gott von Herzen preiſen,
Will er die Gnade mir erweiſen,
Daß ich den jungen Leib darf geben
Um zu erringen ew'ges Leben.
Ihr ſollt mir nicht verleiden
Was mir und auch euch beiden
Zum Heile mag gelingen.
Ich will mein Heil erringen
Und euch vor den Gefahren,
Die euch bedrohn, bewahren.
Ihr ſollt den guten Herrn behalten,
Der euch läßt ungekränket ſchalten
Mit dem, was euch gewährt das Feld,
Das ihr mit eurer Hand beſtellt.
So lang' er lebt, wird's euch verbleiben,
Er iſt zu gut euch zu vertreiben,
Doch laſſen wir ihn ſterben,
So müſſen wir verderben.
Drum will ich ihm das Leben
Und Kraft zum Leben geben;
So ſchaff' ich Heil uns allen,
Drum laßt es euch gefallen."

Als ſie der Tochter Ernſt erkannt,
Da ſprach die Mutter ſchmerzentbrannt:

„Gedenke, Tochter, liebes Kind,
Wie groß die Qual, die Schmerzen ſind,
Die ich dereinſt um dich erlitten,
Und laß dich jetzt von mir erbitten,
Gieb auf den ſchrecklichen Gedanken.
Iſt das der Lohn um mir zu danken?
Die ich in Schmerzen einſt geboren
Geht die in Schmerzen mir verloren?
Willſt du die Eltern dein verlaſſen,
Das heißt den Willen Gottes haſſen.
Wie, oder haſt du ganz vergeſſen,
Was Gott gebeut? Gedenke deſſen!
Es heißt: ein langes Leben giebt
Gott dem, der ſeine Eltern liebt.
Sieh zu, wie iſt dein Sinn verkehrt,
Daß wider Gott dein Herz begehrt.
Du ſprichſt du willſt dein Leben
Zu unſrem Heile geben:
O nein, du willſt uns beiden
Das Leben ganz verleiden —
Du biſt's allein ja auf der Welt,
Warum das Leben uns gefällt.
Ja, mein geliebtes Töchterlein,
Du ſollteſt unſre Freude ſein,
Die Sonne unſers Lebens,
Das Endziel unſers Streben,
Und unſers Alters Troſt und Stab;
Doch ſchaffſt du, daß ein frühes Grab
Dich uns entreißt, das uns in Leid
Verkehrt des Herzens Freudigkeit,
Muß ich an deinem Grabe ſtehen,
In Weh und Angſt und Schmerz vergehen;
Dann wiſſe: wie du uns verlaſſen,
So wird der heil'ge Gott dich haſſen,

Und was du an den Eltern dein
Gethan, wird dir zu ewiger Pein!“

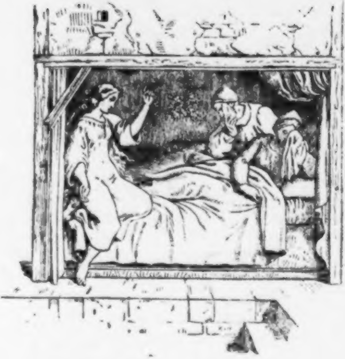
Da ſprach das fromme Mägdelein:
„Ach, herzgeliebte Mutter mein,
Wie ſollt ich nicht zu jeder Zeit
Erkennen meine Schuldigkeit,
Da ich doch eure Güte
Mit dankbarem Gemüthe
An jedem Tag erfahren.
Bin ich auch jung an Jahren,
So weiß ich doch, daß was ich habe
Ich nur von euch empfing als Gabe;
Wenn mich die Leute preiſen
Und Liebe mir erweiſen,
So ſagt mir ſtets mein eigner Sinn,
Daß ich euch alles ſchuldig bin,
Was gern an mir die Leute ſehn.
Drum ſoll auch nichts von mir geſchehn,
Was ihr mir nicht aus freiem Willen
Gewährt, um meinen Wunſch zu ſtillen.
Du, theure Mutter, haſt das Leben,
Haſt Leib und Seele mir gegeben,
Gönnſt du mir nicht, daß mir zu Theil
Wird meiner Seele ewiges Heil?
Es kam in meine junge Bruſt
Noch keine Sünd' und eitle Luſt,
So muß ich ja wohl durch mein Sterben
Des guten Gottes Himmel erben.
Sag nicht, es ſei verwirrt mein Sinn,
Gott ſelber ſchuf mich, wie ich bin,
Ihm müßt ihr danken, daß er mir
Das Herz gewandt, daß ich von hier
Aus dieſem Leben freudig ſcheide
Und ſo der Sünde Lockung meide.

Wohl muß die Freude dieſer Welt,
Die manches Herz befangen hält,
Mit ſüßer Luſt den Menſchen kirren,
Wie möchte ſie ihn ſonſt verwirren,
Von ſeinem Heile abzulaſſen?
O laßt mich nicht von ihr erfaſſen!
Weiß Gott, wie wenig mir gefällt
Die Luſt und Freude dieſer Welt,
Denn ihre Luſt iſt Herzeleid,
Und ihre Freude Traurigkeit.
Was iſt ihr Lohn? — ein bittrer Tod!
Was iſt ihr Leben? — Sterbensnoth!
Nichts iſt gewiß, als daß ſchon morgen
Die Luſt verwandelt wird in Sorgen;
Und daß zuletzt die höchſte Noth
Uns überkommt — ein herber Tod.
Es ſchirmet nicht Geburt noch Gut,
Nicht Leibesſtärke, kühner Muth,
Nicht Ehre ſchirmt, noch Tugend.
Ach, unſer Leben, unſre Jugend
Iſt eitel Nebel nur und Staub,
Wir ſind im Wind ein flatternd Laub.
Wohl iſt ein Thor, der an die Welt,
Der ſich an Rauch und Nebel hält,
Ihn trügt ein gleisneriſcher Schein,
Der innerlich hüllt Moder ein,
Zum Untergang iſt der geboren,
Denn Seel' und Leib geht ihm verloren.
Drum, liebe Mutter, laſſet fahren
Den Kummer, mir zu offenbaren,
Daß ihr mein wahres Heil begehret.
Dann weiß ich auch, mein Vater wehret
Mir nicht das Heil, das ich erlange.
Ihr wißt, es währt ja doch nicht lange,

Daß ihr noch Freude an mir ſeht,
Auch wenn mein Leben noch beſteht.
Zwei Jahre etwa oder drei
Blieb ich vielleicht noch bei euch frei,
Dann iſt mein guter Herr wohl todt
Und ihr gerathet dann in Noth
Und eure Armuth wird euch wehren
Ein Heirathgut mir zu gewähren,
Um einem Manne mich zu geben.
Dann führte ich ein kläglich Leben,
Das ſchlimmer wäre als der Tod.
Und käm' ich nicht in dieſe Noth,
Und könntet ihr mich noch beim Leben
Des Herren einem Manne geben, —
Dann meint ihr wohl, ſo wär' es recht, —
Ich meine, ſchlimmer noch als ſchlecht!
Denn lieb ich ihn, ſo hab ich Noth,
Lieb ich ihn nicht, hab ich den Tod.
Mit Schmerz und Sorgen muß ich ringen
Ein elend Leben hinzubringen.
Jetzt aber will mich Einer frein,
Dem mag ich Leib und Seele weihn,
Mit dem werd' ich in Freuden leben,
Ihm ſollt ihr gern mich übergeben.
Er iſt der beſte Bauersmann,
Denn alles, was er hebet an,
Geräth, ſein Pflug geht allezeit,
Sein Hof iſt reich, ſein Feld iſt breit,
Ihm ſtirbt kein Roß, verdirbt kein Rind,
Bei ihm klagt nie ein weinend Kind,
Da iſts nicht heiß, da iſts nicht kalt,
Da wird vor Jahren Niemand alt,
Da giebt es nicht Mühſeligkeit,
Da giebt es auch kein Herzeleid,

Da giebt es Freude nur und Luſt,
Die nimmer fliehet aus der Bruſt;
Ja dahin laßt mich ziehen
Und laſſet mich entfliehen
Aus dieſem öden Jammerthal,
Wo nichts es giebt als Leid und Qual,
Wo oft ein Tag von hinnen rafft
Was ihr im ganzen Jahr geſchafft,
Wo Sturm und Blitz und Hagel hauſt
Und eure Ernten euch zerzauſt.
Ihr liebt mich, wohl, ſo laßt es ſehn
Und zögert nicht und laßt geſchehn,
Was mir gereicht zu Heil und Ehren,
Laßt mich zu meinem Heiland kehren,
Zu meinem Herren Jeſus Chriſt,
Deß Gnade ohne Wandel iſt,
Deß Liebe alle Welt umfaßt,
Und der den Sünder ſelbſt nicht haßt,
Vor deſſen Augen alle gleich,
So hoch wie niedrig, arm wie reich:
Er nimmt mich alſo liebend hin
Als wär' ich eine Königin.
Nie ſcheide ich aus euren Herzen,
Nie will ich eure Huld verſcherzen,
Ich bleib' euch willig unterthan,
Und glaubt nur nicht, ich ſei im Wahn,
Daß ich mich ſelbſt zum Opfer brächte,
Indem ich euer Heil bedächte!
Ich hörte oft: Wer andr' ergetzt,
Indem er ſelber ſich verletzt,
Wer einen andern krönet
Und ſelber ſich verhöhnet,
Der hat der Treue allzuviel.
Ich thue nur, was mir gefiel;

Wenn ich euch Treue leiſte,
Nütz ich mir ſelbſt aufs meiſte.
Der Kinder ſind euch mehr gegeben,
Erfreuet euch an ihrem Leben
Und tröſtet euch um mich in ihnen.
Mich laſſet meinem Heile dienen
Und meinem Herrn, daß ihm auf Erden
Noch möge ganz geholfen werden.
O Mutter, weine, klage nicht,
Ich leiſte nichts als meine Pflicht.
Nicht wirſt an meinem Grab du ſtehn,
Du wirſt es nie vor Augen ſehn,
Denn fern von hier werd' ich erſterben
Und unſer aller Heil erwerben.
Ich bau' auf Gott, er wird mich retten,
Erlöſen aus des Todes Ketten!"



Die Eltern hörten mit Erbeben
Ihr Kind entſagen ſeinem Leben
Mit Worten alſo wunderbaren,
Die keines Kindes Rede waren,
Die da von ihren Lippen floſſen,
Als ſei der Geiſt auf ſie ergoſſen,
Der reden macht in fremden Zungen.
So ſeltſam war ihr Wort erklungen,
Daß nichts ſie wußten zu erwidern,
Als ſich im Herzen nur erniedern
Vor dem, der in des Kindes Bruſt
Hineingeſenkt die Todesluſt.
Sie beteten in aller Stille:
„Allgütiger, es iſt dein Wille.“

Vor Angſt und Schrecken war ihr Leib
Erkaltet ganz; das arme Weib,
Der arme Mann, ſie ſaßen da
Im Bette ohne Nein und Ja.
Ach, ſie vermögen nicht zu ſagen
Was ſie im Herzen fühlen tagen.
Die Mutter preßt mit wildem Schmerz
Ihr liebes Kind feſt an ihr Herz;
Der Vater ſagt nach langem Weilen,
Sein Wort will ihm das Herz zertheilen:
„Mein Kind, iſt Gott in deinem Herzen,
So frage nicht nach unſern Schmerzen.“
Die Mutter, ob ihr Herz will brechen,
Vermochte nicht zu widerſprechen.

Da lächelt ſtill die reine Magd,
Und eilt als kaum der Morgen tagt
Zur Kammer, wo der Kranke ſchlief.
Sie trat zu ſeinem Bett und rief:
„Mein lieber Herr, ſagt, ſchlafet ihr?“ —
„Nein, Frauchen,“ ſprach er: „ſage mir,
Was kommſt du heut ſo früh am Morgen?“ —
„Ach, Herr, mich trieben her die Sorgen
Um eure Krankheit, euer Leid.“
Er ſprach: „Dir lohne Gott, o Maid,
Du haſt mir oftmals ſchon gezeigt,
Daß du mir armen Mann geneigt; —
Doch leider kann's nicht anders ſein.“
Da ſprach das Kind: „Auf Treue, nein!
Faßt Muth und Troſt, es wird ſich wenden,
Giebt's doch ein Mittel, um zu enden
Das Leid, das euch betroffen hat.
Ich bin bereit, ich ſchaffe Rath.
Ich ſäume gern nicht Einen Tag,
Wenn ich zu helfen euch vermag.

Ihr habt doch, lieber Herr, geſagt,
Daß, fändet ihr nur eine Magd,
Die gerne für euch ſterben wollte,
Euch bald geholfen werden ſollte; —
Die will, weiß Gott, ich ſelber werden,
Ihr ſeid mehr nütz' als ich auf Erden."

Es ſieht der arme kranke Mann
Das treue Kind verwundert an,
Das lächelnd ihm in's Antlitz ſchaut,
Und mehr als eine Thräne thaut
Von ſeinen Augen ſtill herab,
Bis er ihr dieſe Antwort gab:
„Mein ſüßes Kind, es iſt der Tod
Nicht eine ſo geringe Noth,
Wie du wohl denkſt in deinem Sinn.
Du ſchufſt, daß ich des Troſtes bin,
Du hülfeſt, wenn du könnteſt, mir.
Für ſolchen Troſt nun dank' ich dir,
Ich ſeh' dein kindliches Gemüth,
Das reine Herz, das in dir glüht,
Und nimmer will ich mehr begehren,
Als du mir kannſt und darfſt gewähren.
Der Herr ſei gnädig dir geneigt,
Daß du mir ſolche Treu gezeigt.
Ich ließ ſchon längſt die Hoffnung ſchwinden,
Daß je ich könne Rettung finden,
Drum freu' ich deiner Herzensgüte
Mich jetzt mit ruhigem Gemüthe,
Begehrend nicht dein ſüßes Leben,
Da ich das meine aufgegeben.
Mein kleines Frauchen, zu geſchwind
Entſchließeſt du dich wie ein Kind
Zu dem, was in das Herz dir kommt,
Nicht fragend, ob es dir auch frommt.

Wer alſo ſchnell entſchloſſen iſt,
Den reut ſein Thun in kurzer Friſt.
So würd' auch dir mein Kind geſchehn,
Sähſt du den Tod vor Augen ſtehn,
Und würde dir ſo leicht gewährt
Was du ſo leichten Muths begehrt.
Nein gehe hin, du gutes Kind,
Ich weiß, du änderſt gar geſchwind
Den Willen, den du jetzt gefaßt,
Wenn du erſt überleget haſt,
Wie ſchwer es iſt, die Welt zu meiden,
Von Allem, was man liebt, zu ſcheiden.
Bedenke auch, mit welchen Schmerzen
Betrübteſt du der Eltern Herzen;
Sie würden jammernd dein entbehren.
Kann ich der Guten Leid begehren,
Die Gnade an mir Armen thaten?
Mein Kind, was deine Eltern rathen,
Das thue jetzt und allezeit,
Dann fühlſt du nie der Reue Leid."

Indeß er lächelnd alſo ſprach,
Da kamen auch die Eltern nach,
Und hörten noch, was er geſprochen.
Ob ihm das Herz auch ſchier gebrochen,
Erliegend ſeines Jammers Laſt,
So ſprach der Vater doch gefaßt:
„Ach, weiß es Gott, wir thuen gern,
Was helfen mag ſo liebem Herrn,
Der ſtets uns hold und gut geweſen.
D'rum hat ſich Gott dieß Kind erleſen
Für euch zu büßen, mag's geſchehn,
Wir dürfen Gott nicht widerſtehn.
Und Gott hat ihr es eingegeben,
Daß ſie verſchmäht ihr junges Leben,

Denn nicht aus kind'ſchem Herzen ſehnt
Sie nach dem Tod ſich wie ihr wähnt.
Es iſt nun heut' der dritte Tag,
Daß ſie uns an mit Bitten lag;
Wir möchten nicht ihr widerſtreben,
Ihr Leben für euch hinzugeben.
Sie hat ſo wunderbar geſprochen,
Daß unſern Willen ſie gebrochen,
Und daß wir nicht mehr wagen
Ihr Flehen abzuſchlagen."

Als nun der arme Heinrich ſah,
Daß es im vollen Ernſt geſchah,
Daß ihm die Jungfrau ihren Tod
Für ſeines Leibes Siechthum bot,
Da hub ſich in dem kleinen Zimmer
Ein Schrein und Klagen und Gewimmer,
Ein ſeltſam Hin- und Widerſtreiten,
Wie's nicht mehr giebt in dieſen Zeiten.
Der Kranke, der geneſen ſollte,
Das Mittel, das ihm half, nicht wollte,
Der ſchrie und klagte, daß auf Erden
Ihm doch geholfen ſollte werden.
Die Eltern hatten Weh und Noth
Um ihres Kindes frühen Tod,
Und ließen doch nicht ab mit Bitte,
Daß er des Kindes Sterben litte.
Das Mägdlein aber, deſſen Tod
Es galt, das weinte ob der Noth,
Daß ihres Herren thör'ges Zagen
Den Tod ihr drohte zu verſagen.
So wollte kein's was Menſchenbruſt
Doch ſonſt erfüllt mit hoher Luſt,
So wollte jedes, was das Herz
Des Menſchen flieht als grimmen Schmerz.

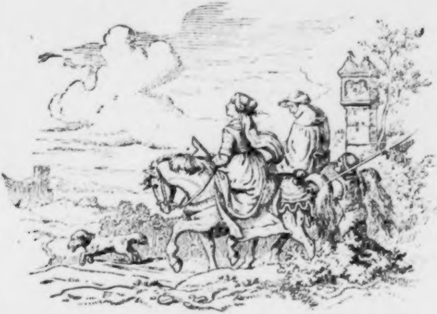
Die guten Menſchen, die an Güte,
An reinem göttlichen Gemüthe
Sich überboten, ſaßen jetzt,
Mit heißen Thränen ganz benetzt,
In einer Ecke jedes, grollend
Und keins dem andern weichen wollend.
Der kranke Mann verhüllte ſchweigend
Sein Haupt, es in die Hände neigend,
Indeß die andern leiſe
Ihn baten wechſelsweiſe.
Da hub ſein Haupt er endlich auf,
Ließ ſeinen Thränen freien Lauf,
Und ſprach zuletzt: „Wohlan es ſei,
Was kann ich Einer gegen drei,
Ich glaube jetzt, daß Gottes Wille
Euch hat berühret in der Stille,
Und Gottes Wille mag geſchehn,
Was über uns auch mag ergehn.
Er ſieht mein Herz und iſt mein Zeuge,
Daß ich vor ihm allein mich beuge,
Und nicht begehre, daß ſein Leben
Dieß holde Kind für mich ſoll geben.“
Da ſprang das Mägdlein zu ihm hin,
Als würd' ihr herrlicher Gewinn,
Umfaßte ſeine Füße beide,
Vor Freude weinend, nicht vor Leide.
Die Eltern aber neigten dankend
Das Haupt, und aus der Kammer wankend
Beweinten ſie dann nur im Stillen
Was ſie erkannt als Gottes Willen.

Es ließ der Herr ein ſeidnes Kleid
Für die geliebte treue Maid
Bereiten, wie ſie nie getragen.

Den beſten Zobel, den man fand,
Den ſetzte man um das Gewand,
Das reich geſchmückt mit Edelſteinen,
Sie nur noch ſchöner ließ erſcheinen.
Es ward ein ſtolzes Roß der Maid
Gebracht, das ſie den Ihren weit
Entführen ſollte, — bis zum Grabe.
Sie nahm mit Lächeln an die Gabe.
Kein thöricht Kind erſchien ſie mehr:
Nein, eine Jungfrau ſtolz und hehr,
Aus niedrem Stande nicht entſproſſen.
Ihr Angeſicht iſt übergoſſen
Von einem heitern Ernſt' und weiſe
Beſchickt ſie alles zu der Reiſe,
Und tröſtet die betrübten Alten,
Die ſtill mit Ehrfurcht um ſie walten,
Als ob ſie ſchon ein höh'res Weſen,
Nicht ihre Tochter mehr geweſen.

Doch als die herbe Stunde kam,
Die nun ihr Kind von hinnen nahm,
Da gab es wohl ein ſchweres Scheiden.
Wie mochte da die Mutter leiden,
Als ſie das Kind nun ſah verloren,
Das einſt in Schmerz ihr Schooß geboren;
Wie mochte da der Vater klagen,
Als er nun Abſchied ſollte ſagen
Dem Leben, das ſo lieblich glühte
Und das nun brach in ſeiner Blüte!
Wer mag beſchreiben dieſe Pein,
Wer von dem Jammer Zeuge ſein?
Was aufrecht hielt in dieſem Schmerz,
Das war der Jungfrau ſtarkes Herz.
Ihr heitrer Blick, ihr ſüßes Wort
Nahm ihres Grames Spitze fort.

Sie ſpricht mit ſo beredtem Munde,
Es ſcheint, als ſei mit ihr im Bunde
Ein Engel, der in's Herz ihr flüſtert
Das Wort, das allen Gram entdüſtert.
So eilt ſie, von der Eltern Segen
Begleitet, ihrem Tod entgegen.
Sie zog dahin wie eine Braut,
So lächelnd froh, ſo ſtill erbaut,
Und nicht als ob ſie ginge,
Daß ſie den Tod empfinge.



Sie ritt mit dem geliebten Herrn
Die ferne Straße gen Salern.
Ach, der zu neuem Leben geht,
Auf deſſen bleichen Antlitz ſteht
Der Gram, der Kummer und die Noth; —
Und ſie, die ſuchet ihren Tod,

Auf ihrem blühenden Geſicht
Erglänzt der Freude heitres Licht.
Mit Freundesworten, frohem Scherz
Sucht ſie zu ſcheuchen ſeinen Schmerz,
Und ihm die trübe Zeit zu würzen
Und ihm den weiten Weg zu kürzen.

So kam die Maid mit ihrem Herrn
Und ihren Dienern gen Salern.
Und ohne Weilen fleht ſie ihn,
Vor jenes Meiſters Haus zu ziehn,
Der ihm die Heilung zugeſagt.

Und es geſchah. Die treue Magd
An ſeiner Hand, tritt unverweilt
Der kranke Herr zum Meiſter hin,
Und ruft ihm wieder in den Sinn,
Was er ihm einſt verheißen habe.
Er ſpricht: „Die Jungfrau will zum Grabe,
Das Leben mir zu retten, gehn.
Wenn ihr denn wollt, ſo mag's geſchehn.“

Der Meiſter ſchüttelte ſein Haupt,
Wie einer, welcher nimmer glaubt,
Was doch ſein eignes Auge ſieht.
Er ſpricht zuletzt: „Mein Kind, wer rieth
Dir dieß zu thun, haſt du bedacht,
Was du verſprichſt? Hat dich gebracht
Zu dieſem Schritt das Drohn des Herrn?“ —
„Nein,“ rief die Maid: „ich thu' ihn gern,
Und Niemand hat gerathen mir,
Aus eignem Antrieb bin ich hier.“

Der Meiſter nahm ſie bei der Hand
Und führte ſie durch eine Wand

In eine andre Kammer ein,
Wo er mit ihr nun ganz allein.
Dort ſprach er: „Sinnbethörtes Kind,
Sag an, was macht dich ſo geſinnt,
Daß du dein junges Leben
Dem Tode willſt ergeben?
Biſt du gezwungen, ſag' es mir
Und glaube feſt, ich helfe dir.
Bedenk' auch dieß, daß durch dein Sterben
Dein Herr ſein Heil nicht kann erwerben,
Wenn's nicht geſchieht mit frohem Muthe.
Vergebens dann, daß dir verblute
Dein junges Leben, daß den Tod
Du trugſt, dein Herr, der bleibt in Noth.
Bedenke dir's, ich will dir ſagen,
Welch' große Pein du mußt ertragen:
Erſt mußt du nackt und bloß
Dich meinen Augen zeigen, groß
Wird deine jungfräuliche Scham
Dann ſein, doch größer wird dein Gram,
Wenn ich an Füßen und an Armen
Dich binden muß, und ohn' Erbarmen
Dir dein lebendig Eingeweide,
Dein Herz dir aus dem Leibe ſchneide.
Mit deinen Augen wirſt du ſehen
Das Meſſer, eh's um dich geſchehn,
Wirſt fühlen mehr als Todesſchmerz,
Bis ich gelöſt dein zuckend Herz.
Wie iſt dir, Maid, kannſt du's ertragen?
Weh dir, du Arme, nur mit Zagen
Kann ich es denken — in der Qual
Schwankſt du bei dir ein einzigmal,
Reut dich die That nur haaresbreit,
So iſt's umſonſt, umſonſt dein Leid,

Die Qual, der Tod, und all mein Thun. —
Du weißt genug — entſcheide nun."

Es blickt die Maid ihn freundlich an
Und ſpricht: „Mein lieber Herr, daran,
Was ihr mir ſagt, hab' ich gedacht,
Längſt eh' man mich hieher gebracht.
Doch dank ich euch, daß ihr mir klar
Geſagt, was kommt, und wißt, fürwahr,
Mit all' dem, was ihr vorgebracht,
Habt ihr mich ſchier verzagt gemacht.
Ihr ſelber ſcheint mir zu verzagt,
Nach allem, was ihr mir geſagt,
Das Werk hinaus zu führen.
Wohl einem Weibe mag gebühren
So haſenhafte Worte machen.
Verzeiht mir, Herr, ich möchte lachen,
Daß ihr mit eurer Meiſterſchaft
Habt minder Muth und minder Kraft,
Als ich ein armes ſchwaches Weib,
Der's über Leben geht und Leib.
Getraut ihr euch zu ſchneiden,
Ich trau mir's wohl zu leiden;
Die große Qual, die grimme Pein,
Von der ihr ſprecht, muß arg wohl ſein,
Daß ſie euch alſo eingenommen.
Ich wäre nicht zu euch gekommen,
Wenn ich nicht von mir ſelber wüßte,
Daß ich ertrüge, was ich müßte,
Und ohne Reue, ohne Zagen
Es könnte dulden und ertragen.
Ei ja, mir iſt bei euren Klagen
So ſchwach geworden, ich muß ſagen:
Ihr ſeht mich hier ſo ängſtlich ſtehn,
Als ſollte ich — zu Tanze gehn.

Wißt, lieber Herr, 's giebt keine Noth,
Die nicht beendet wird vom Tod,
Kein Leid in eines Tages Friſt,
Das nicht vom Leib zu dulden iſt.
Soll ich den Einen Tag nicht geben,
Wie ſchwer er ſei, für ewiges Leben?
Friſch, Meiſter, ſeht, ich thu' es gern,
Und wißt ihr, daß ihr meinem Herrn
Geſundheit könnet wiedergeben,
Mir helfend in das ewige Leben,
So thut es ſchnell und laßt erkennen,
Daß ſie mit Recht euch Meiſter nennen.
Was ich beginne, thu' ich gern
Für meinen lieben guten Herrn,
Im Namen Gottes, der wird mir
Dort oben lohnen, und euch hier.
Je ſchwerer dieſes Werk euch fällt,
Je beſſer wird's der Herr der Welt
Euch lohnen; darum zögert nicht,
Und thut als Arzt nun eure Pflicht."

Der Meiſter eilte ſchweigend fort
Und ging zurück zu jenem Ort,
Wo er den kranken Mann gelaſſen.
„Nun möget friſchen Muth ihr faſſen;
Die Maid iſt euch ſo zugethan,
Es iſt fürwahr kein leerer Wahn,
Euch wird geholfen durch den Tod
Der Maid von aller eurer Noth."
Der arme Heinrich ſaß verſtöret,
Ob er des Meiſters Wort nicht höret,
Denn er erwidert ihm kein Wort; —
Der Meiſter eilet wieder fort.

Er ging zurück zum Mägdelein
Und ſchloß ſich ſorgſam mit ihr ein,
Damit nicht Heinrich etwa ſehe,
Was ſeiner Retterin geſchehe.
Er ſprach zu ihr: „Leg' ab dein Kleid.“
Da freute ſich die treue Maid,
Und ſchon in wenig Augenblicken
Erſchien ſie vor des Greiſes Blicken
So bloß, wie ſie ihr Gott geſchaffen.
Nur ihre Unſchuld iſt ihr Waffen,
Sie fürchtet ſich und ſchämt ſich nicht:
Sie ſteht vor Gottes Angeſicht,
Dem ſie ihr junges Leben
Will hin als Opfer geben.

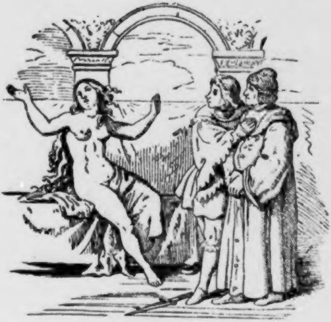
Als ſie der Meiſter alſo ſah,
In ſeinem Herzen ſprach er da,
Daß noch kein ſchöner Weſen
Je auf der Welt geweſen.
Er fühlte mit der Armen
So inniges Erbarmen,
Daß ihm der Muth zum Werk verzagte
Und er es kaum zu ſchaffen wagte.
Doch hieß er ſie ſich legen dann
Auf einen hohen Tiſch, daran
Er ſie mit feſten Stricken band.
D'rauf faßte er mit ſeiner Hand
Ein ſcharfes Meſſer, lang und breit.
Er prüft' die Schneide beiderſeit,
Wohl war es ſcharf, doch nicht genug,
Weßhalb er Sorge um ſie trug.
Er trug Erbarmen ihrer Noth
Und wollte ſänften ihren Tod,
Drum griff er noch nach einem Stein
Und ſchliff das Meſſer auf ihm fein.

Herr Heinrich höret mit Entſetzen
Das Meſſer auf dem Steine wetzen.
Er ſpringt empor, ein wilder Schmerz
Ergreifet um die Maid ſein Herz,
Er ſoll ſie lebend nimmer ſehn,
Durch die ihm ſolches Heil geſchehn,
Er denkt an ihren treuen Sinn
Und eilet zu der Thüre hin
Und will hinein — ſie iſt verſchloſſen.
Da hat ſein Auge ſich ergoſſen
In heißen Thränen, umgeſtaltet
Fühlt er ſein Innres, es entfaltet
Ein neues Leben ſeine Bruſt.
Er denkt: „Soll meines Herzens Luſt
Die holde ſüße reine Maid
Für mich dem Tode ſein geweiht?
Willſt du, ein Thor, den Höchſten zwingen,
Von ihm Geſundheit dir erringen?
Glaubſt du, das Jemand Einen Tag
Zu leben ohne ihn vermag?
Und wenn dir Gott nun helfen wollte,
Sag an, warum ſie ſterben ſollte,
Es kann Gott alles, was er will.
Drum halte aus geduldig ſtill,
Verſuche nicht mit neuen Sünden
Den Ewigen, ſeinen Zorn entzünden
Nur kannſt du, doch zu ſeiner Gnade
Geleiten nur der Buße Pfade.“

Er war entſchloſſen alſobald
Und ſchlug die Thüre mit Gewalt
Und rief dem Meiſter: „Laßt mich ein.“
Der Meiſter ſprach: „Das kann nicht ſein,
Ich habe wichtiger zu thun.“
Doch Heinrich ſchrie: „Nein laſſet ruhn,

Was ihr begonnen, hört mich an.“ —
„So ſagt mir's durch die Thüre dann.“ —
„Nein, laßt mich ein, ich ſchwör' euch zu,
Es iſt um meine ewige Ruh.“

Da ließ der Meiſter ihn herein
Und Heinrich ſah das Mägdelein
Dort auf dem Tiſch gebunden liegen,
Bereit, den Tod zu überſiegen.
Da ſprach er: „Meiſter, höret mich,
Dieß Kind iſt alſo wonniglich,
Ich kann ſein Sterben nicht erſehn.
Gott's Wille mag an mir geſchehn.
Was ich verſprach, will ich euch geben,
Doch laßt die treue Magd am Leben.“



Da nun die Jungfrau hört' und ſah,
Daß nicht der Tod an ihr geſchah,
Und als ſie los der Meiſter band,
Ward ſie betrübt, mit ihrer Hand
Zerraufte ſie ihr Haar und ſchrie
So kläglich, daß, wer ſie geſehn.
Gemeint, ihr wär' groß Leid geſchehn.

Sie ſchrie: „O weh mir Armen,
Ich finde kein Erbarmen!
Ich habe, ach, verloren
Das Heil, das mir erkoren,
Die reiche Himmelskrone,
Die ich gehofft zum Lohne.
Nun erſt bin ich geſtorben,
Nun erſt bin ich verdorben.

O Schmach und Schande über mich,
Und Schmach und Schande über dich,
Der meine Ehre mir entriſſen,
Durch den ich muß den Himmel miſſen,
Der ſelber ſich in's Elend bringt
Und meine Krone mir entringt.“

Auf's Neue hub ſie an zu flehn,
Daß man es ließ an ihr geſchehn,
Warum allein ſie hergekommen.
Und als ſie wiederum vernommen,
Daß ihr der Wunſch verſaget werde,
Schrie ſie mit kläglicher Geberde,
Schalt ihren heißgeliebten Herrn:
„O wie erloſch mein Freudenſtern!
Ach, meines Herrn verzagter Sinn
Macht mich ſo elend, als ich bin.
Wie hat man mich belogen,
Wie habt ihr mich betrogen,
Es hieß, ihr wäret bieder, gut
Und hättet feſten Mannesmuth:
Nun, helf' mir Gott, es war erlogen,
Es iſt die Welt in euch betrogen,
Ihr ſeid ein ſchwacher, zager Mann,
Der nicht einmal erſehen kann,
Was doch ein Weib erdulden mag!
Was that ich euch bis dieſen Tag!
Wie wußtet ihr, daß man mich band,
Es war doch dieſe dicke Wand
Hier zwiſchen uns. Ach, Herr, ihr wißt,
Daß euch durch mich zu helfen iſt,
Laßt es geſchehn, denn keine zweite
Giebt's wohl, die euch ihr Leben weihte.
Mehr als mir ſelber bin in Liebe
Ich euch ergeben, was denn triebe

Mich ſonſt, drum laſſet euch erbarmen
Und gönnet doch den Tod mir Armen!“

Wie ſehr ſie flehte ihn und bat,
Er ging nicht ab von ſeinem Rath,
Sie mußte wider Willen
Zuletzt die Klage ſtillen
Und ſich darein ergeben,
Daß ſie behielt das Leben.
Herr Heinrich that als braver Mann,
Blieb treu dem Muth, den er gewann,
Er legte ſelbſt das Kleid ihr an,
Gab ſeinen Lohn dem Arzte dann
Und zog nach ſeinem Heimathlande,
Obſchon er wußte, neue Schande
Erwart' ihn dorten, Schimpf und Spott,
Er trug's geduldig, weil es Gott
So über ihn verhangen,
Wie es mit ihm ergangen.

So war er durch die reine Maid
Von einer Krankheit doch befreit,
Zwar nicht von ſeines Leibes Leid,
Doch von des Herzens Härtigkeit.
Nun erſt war all ſein Uebermuth
Erlegen ganz, ein höher Gut,
Als jemals ihm entſchwunden,
Das war von ihm gefunden:
Des reinen Herzens Freudigkeit,
Das Gott vertraut ob Schmerz und Leid.

Die arme Maid dagegen war
Verſenkt in Kummer ganz und gar.
Ihr Kopf und Herz war wüſt und wirr,
Sie ward ſchier ja an ſich ſelber irr.

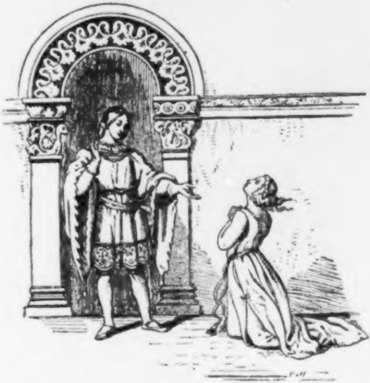
Ihr däuchte, daß in Schand und Spott
Gewandelt ſei ihr Bau'n auf Gott.
Sie fleht' in ihrem Herzen
Erlöſung dieſer Schmerzen.

So kam die Jungfrau und der Mann
Des Nachts bei einer Herberg' an.
Sie wachten jedes ſtill allein
Bei ſich in ſeinem Kämmerlein.
Es dankte Gott der Rittersmann,
Daß er ſein Herz ihm abgewann,
Daß er durch Prüfung und durch Leid
Von Eitelkeit ihn ganz befreit.
Die Jungfrau lag auf ihren Knien,
Und ſprach zu Gott und fragte ihn,
Warum er ſie mit ihrer Gabe
Nicht gnädig angenommen habe,
Da ſie doch habe nichts zu geben
Als nur ihr armes nacktes Leben?
Sie flehte: „Ach, bin ich nicht rein
Genug, um, Heiliger, dein zu ſein?
So reinige, o Gott, mein Herz,
Und laß mich nicht vergehn in Schmerz,
Und gieb mir, Vater, doch ein Zeichen
Daß deine Gnade zu erreichen
Mir einſtens noch gelingen werde,
Verweil' ich noch auf dieſer Erde."

Und Gott, der in das Herze ſchaut,
Der Niemand läßt, der ihm vertraut,
Der ſah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,

Die ſeine Prüfung treu beſtanden,
Die würdig, daß ſie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröſtet, wenn ſie weinen,
Der ſchied die frommen beiden
Von allen ihren Leiden:
Indeß er ſchlief in ſeiner Kammer
Ward Heinrich frei von allem Jammer,
Und trat am andern Morgen,
Erlöſt von allen Sorgen,
Rein und geſund hin vor die Maid,
Da ſchwand auch ihr ihr Herzeleid.

Sie ſchaut ihn an und ſchaut ihn wieder
Und ſinkt auf ihre Kniee nieder
Und ruft: „Es ſei der Herr geprieſen,
Er hat uns große Gnad' erwieſen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn Er hat mir's zurückgegeben."



Herr Heinrich ritt mit frohem Sinn
Nun wieder zu der Heimath hin.
Mit jedem Tage kehrt zurück
Ein Theil von ſeinem Jugendglück,
Sein Leib blüht auf, ſein ganzes Weſen
So ſchön wie nimmer es geweſen.
Und Allen, die ihm einſt vor Jahren
Befreundet und gewogen waren,
Läßt er die frohe Kunde ſagen,
Daß nun vorüber wär' ſein Klagen,

Daß Gottes Allbarmherzigkeit
Aus ſeinem Elend ihn befreit.
Da mußten Alle froh ſich weiſen
Und Gottes große Gnade preiſen.

Da kamen ſie gefahren
In reichen, frohen Schaaren,
Sie ritten und ſie gingen,
Auf daß ſie ihn empfingen.
Kaum ihren Augen trauten
Sie, wie ſie ihn erſchauten, —
Das war ein fröhlich Wiederſehn,
Schier ein vom Tode auferſtehn.
Der brave Bauer, der den Herrn
Vormals gepflegt ſo treu und gern,
Der blieb bei dieſem hohen Glücke
Mit ſeinem Weibe nicht zurücke.
Sie fanden da den beſten Lohn
Für ihre Treue. Sie, die ſchon
Nichts anders hofften als allein
Den Herrn zu ſehen, traten ein
Und ſahn die Jungfrau bei ihm ſtehn,
Die friſch und fröhlich anzuſehn,
Die mit den Armen ſie umſchlang
Und jubelnd an ihr Herze ſank.
Sie küßten ihren rothen Mund,
Und küßten ihn vor Freude wund,
In ihren Herzen ward es licht,
Es ward ihr lachend Angeſicht
Von hellen Thränen übergoſſen,
Die jetzt vor Luſt und Wonne floſſen.

Dem edlen Ritter gaben
Die wackern, biedern Schwaben,
An die er einſt vertheilt ſein Glück,
Nun ungefordert gern zurück

Was ſie von ihm empfangen.
Und ſo iſt es ergangen,
Daß er zu allen Ehren
Vermocht zurück zu kehren,
Die jemals er beſeſſen.
Doch nie vergaß er deſſen,
Was Wunder Gottes Gnad' und Macht
An ſeinem Leibe einſt vollbracht.

Die Guten, die ihm wohlgethan
Und die ſich ſeiner nahmen an
In ſeines Elends ſchwerer Zeit,
Vergaß er nicht. Das Herzeleid,
Das einſtens ſie um ihn getragen,
Lohnt' er nun in des Glückes Tagen,
Er gab das Haus, den Hof, das Feld,
Sammt Vieh und Knechten, die's beſtellt,
Als freies Eigenthum den Guten,
Die nun ohn' alle Sorge ruhten,
Daß einſt ein andrer Herr erſchiene,
Dem es ſich minder freudig diene.
Er blieb dem guten treuen Kind
Auch immerdar gar wohl geſinnt,
Und weilte oft und gern bei ihr,
Und gab ihr manche ſchöne Zier
Als Zeichen ſeiner Dankbarkeit
Und ſeiner Gunſt aus alter Zeit.

So war etwa ein Jahr vergangen,
Als all' die Seinen in ihn drangen,
Ein braves Weib ſich zu erkühren
Und ſie als Gattin heim zu führen.
Da ſprach er: „Wohl, es deucht mich gut
Der Rath, den ihr mir treulich thut," —

Und ließ an ſeine Freunde ſenden,
Daß ſie die Sache möchten enden
Und ſagen, was ſie ihm wohl riethen.
Da ließ er bitten und gebieten,
Und alle ſeinen Sippen kamen
Und alle ſeine Mannen nahmen
Gehorſam des Befehles wahr.
Da ſaßen ſie in großer Schaar
Und Heinrich trat zu ihnen hin
Und ſprach: „Ihr Herrn, ich hab' im Sinn,
Nach eurem Wunſch mich zu vermählen,
Nun helfet eine Braut mir wählen.“
Da huben ſie zu rathen an,
Und anders rieth da Jedermann,
Sie ſtritten hin und ſtritten her,
Und ſtritten wie und ſtritten wer,
Wie ſtets die Leute thaten,
Wenn's galt, ſich zu berathen.

Da ſprach der arme Heinrich laut:
„Laßt, liebe Herren, jetzt die Braut,
Und ſagt erſt dieß: ihr alle wißt,
Wie ich vor einer kurzen Friſt
Von ſchwerem Leid geſchlagen war
Und ſchien verloren ganz und gar,
So daß mich alle Leute flohn
Gleich einer Peſt mit Fluch und Hohn.
Nun aber ſcheut nicht Mann noch Weib
Mich mehr, da ein geſunder Leib
Durch Gott mir wieder ward zu Theil;
Nun rathet mir zu meinem Heil,
Was ſoll ich thun, um Gott zu preiſen,
Daß er mir Gnade wollt' erweiſen?“

Da ſprachen alle ohne Schwanken:
„Ihr ſollt in Worten und Gedanken
Euch Gott dem Höchſten ganz zu eigen
Ergeben, und in Werken zeigen,
Daß ihr ihm gänzlich zugethan.“
Da ſprach er: „Nun, ſo hört mich an!
Die Jungfrau, die hier vor euch ſteht,
Die ich umfange, wie ihr ſeht,
Sie iſt's, der ich zu danken habe
Des reichen Gottes Gnadengabe.
Gott ſah die reine Frömmigkeit
Der tugendhaften treuen Maid,
Daß er zum Lohne ihrer Tugend
Mir wiedergab das Glück der Jugend,
Das ich für immer ſchon verloren.
Darum hab' ich die Maid erkoren,
Die frei wie ich, zum Weibe mein,
Will Gott die Gnade mir verleihn.
Und wißt, mag ich ſie nicht erlangen,
So ſoll mich nie ein Weib umfangen,
Denn alles, was ich jetzo bin,
Nahm ich durch ihre Tugend hin.
Drum bitt' ich euch um Gottes Willen,
Mir meinen höchſten Wunſch zu ſtillen,
Ich bitte, laßt euch allen
Hier meine Wahl gefallen.“

Da war im Rath mit einem Mal
Beendet alles Rathens Qual;
Die Herrn waren gern zufrieden,
Wie ſich Herr Heinrich ſelbſt entſchieden.
Da fehlt' es auch an Pfaffen nicht,
Die thaten gerne ihre Pflicht.
Sie gaben ihm die ſüße Maid
Zum treuen Weib in Freud' und Leid,

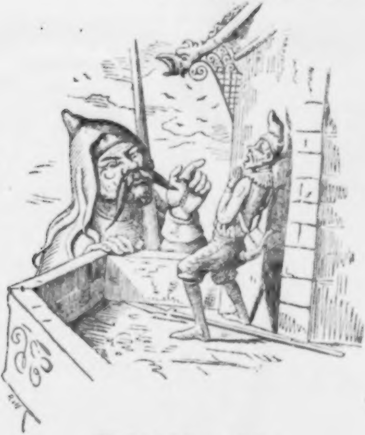
Und ſprachen Gottes Segen
Zu ihren Lebenswegen.

Die beiden ſahen gottergeben
Ein langes noch und frohes Leben,
Und gingen endlich noch zugleich
Nach kurzem Leid in's Himmelreich.
Es möge einſt uns allen
Daſſelbe Loos noch fallen.
Zum Lohn, den ſie bekamen
Verhelfe Gott uns. Amen.

Druck von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

P. o. germ.
1521 e/33

Geſchichte
vom
König Eginhard in Böhmen
oder
# die Rieſengeſchichte.



Volksbücher. 33.

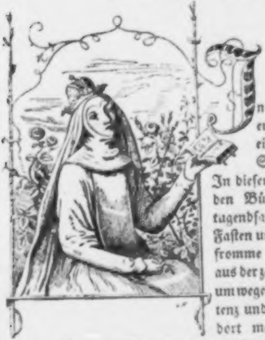
Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, bei Otto Wigand.

57

Geſchichte
von
König Eginhard in Böhmen
oder
Die Rieſengeſchichte.

Von der Geiſtlichkeit zu Regensburg.



In dem alten Herzogthum Baiern liegt an dem Donaufluß eine ſehr alte und berühmte Stadt, die heißt Regensburg. In dieſer Stadt war ehedem unter den Bürgern große Heiligkeit und tugendſames Leben, mit Beten, Faſten und Almoſengeben. Mancher fromme Jüngling begab ſich also aus der zeitlichen Welt in das Kloſter, um wegen ſeiner Sünden große Pönitenz und Buße zu üben. Auch war dort manches Nonnenkloſter von frommen Frauen geſtiftet, darinnen viele geiſtliche Pſalmen und andere feine Andachten geſungen und gehalten wurden. Dieſe große Frömmigkeit wurde weit und breit bekannt, und erweckte manches fromme Herz zu einer chriſtlichen Steuer, alſo daß die Klöſter in kurzer Zeit in große Aufnahme kamen und täglich Zuwachs erhielten. Der Ruf dieſer Klöſter gelangte auch zu dem Fürſten, welcher zur ſelbigen Zeit römiſcher Kaiſer und ein gar frommer Herr war. Dieſer Kaiſer hatte großes Wohlgefallen an dem löblichen Ruf, welchen die Mönche und Nonnen zu Regensburg wegen ihres ſtrengen Ordenslebens hatten und gedachte bei ſich ſelbſt, ſeine Tochter Adelheid in ein Nonnenkloſter zu ſchicken, damit ſie daſelbſt ihre Zeit in Einſamkeit und mit Andacht zubrächte, denn ſie war ein gar ſchönes und tugendſames Fräulein, und dazu noch ſehr jung. Alſo ſchickte ſie Kaiſer **Otto**, ihr Herr Vater, nach Regensburg in das Obermünſter, daß ſie daſelbſt aufgenommen und eingekleidet würde.

Wie die ſchöne Adelheid von ihrem Herrn Vater dem Kaiſer Urlaub nahm und bitterlich weinte.

Mit großem Weinen und Trauern ſchied die gute Jungfrau Adelheid von ihrem Herrn Vater dem Kaiſer, denn ſie war an dem kaiſerlichen Hofe ſehr wohl gehalten worden. Sie beſchenkte alle Hofdiener vom höchſten bis zum niedrigſten und befahl ſie alle ihrem Herrn Vater, und ſchied alſo unter großem Weinen der Hofleute aus ihres Herrn Vaters Palaſt, um nach Regensburg in das Obermünſter zu gehen. Die Aebtiſſin, welche eine geborne Gräfin und eine ſittſame alte Frau war, empfing ſie und die ſie begleitenden Hofdamen mit großen Freuden. Die Hofmeiſterin übergab die Jungfrau Adelheid der Aebtiſſin und den übrigen Chorſchweſtern mit einer beweglichen Rede, daß ſie das Fräulein in allen geiſtlichen Sitten fleißig üben und ſie die Horas ſollten ſingen lehren; deſſen wollte der Kaiſer gnädig eingedenk ſein, und dem Münſter eine große Pfründe verehren. Hierüber waren die Nonnen ſehr froh weil das Kloſter gar arm war und nicht viel zum Beſten hatte. Hiernach nahmen die Frauen und Jungfrauen Urlaub, und die gute Adelheid, welche allein zurück blieb, weinte bitterlich um ihre Hofmeiſterin und Geſpielinnen, mit welchen ſie ſich manche Zeit auf ihres Herrn Vaters des Kaiſers Hof vertrieben hatte.

Wie der König Eginhard in Böhmen an der Tafel ein Geſpräch mit ſeinem Hofmeiſter Dietwald hatte, und Dietwald ihm von der ſchönen Adelheid in dem Münſter zu Regensburg ſagte.

Eginhard, der König in Böhmerland, hielt dazumalen ſehr großen und prächtigen Hof auf dem Ratſchin in der Stadt zu Prag. Aber er war noch ledig und ein junger und ſchöner Herr. Er hatte manchen Feind mit eigner Fauſt niedergelegt, und ſich dadurch großen Ruhm bei Jedermann erworben. Man fürchtete ihn weit und breit, weil er ein mächtiger König war. Einſtmals ſaß er in Gedanken verſunken bei Tafel und ſagte dann: daß es ſeine größte Luſt ſei, das Wild in dem Walde zu jagen und die Füchſe zu fällen, und daß er ſeine Zeit hinfüro in Ruhe und Friede zu bringen wolle, ſofern es ſeine Nachbarn leiden und dulden würden. Aber ſein Hofmeiſter Dietwald, ein durchtriebener Geſell, gab ihm durch ſeine Anſchläge vielerlei anderes in das Herz, denn er beredete ihn zu der Ehe und ſagte: „Gnädiger Herr König in Böhmen, was hilft euch die Krone auf dem Haupte, wenn ihr nicht verſichert ſeid, daß nach eurem Tode euer Erbe dieſelbe aufſetzen ſoll? darum ſeht euch vorher nach einer ſchönen Braut um, mit der ihr eure Zeit vertreiben könnet. Ich weiß eine dermaßen ſchöne Dame für euch, daß ihres Gleichen nicht lebt, ſo weit ſich die mittägigen Sonnenſtrahlen erſtrecken, dieſelbe ſteht euch beſſer an und wird euch mehr Kurzweil ſchaffen, als euer Wild in dem Wald und die Fiſche in dem Waſſer. Es iſt dieſes die ſchöne Adelheid, des Kaiſers Otto leibliche und einzige Tochter. Fürwahr, dieſe iſt hoch und würdig genug euch an der Seite zu ſitzen, zumal ſich ihrer kein Kaiſer noch König auf dem ganzen Erdboden ſchämen darf. Sie iſt auch keuſch und züchtig vor andern Weibern; darum, lieber Herr König, bitte ich euch, ſagt mir: ob euch mein Rath gefällt oder nicht?“ — „Dein Rath, mein lieber Dietwald,“ ſprach der König Eginhard: „gefällt mir nicht übel, denn ein guter Vorſchlag iſt wohl aufzunehmen, abſonderlich aber von einem Könige, weil ein ſolcher gar oft mit ſchlimmem Rathe heimgeſucht wird, davon Land und Leuten großes Unglück zuſtößt. Aber, lieber Dietwald, des Kaiſers Otto Tochter Adelheid, iſt eine Kloſterjungfrau, und alſo iſt es nicht rathſam, daß ich ſie von dem Kaiſer zum Gemahl begehre;

denn du weißt, daß die Nonnen nicht mehr aus dem Kloſter dürfen, wenn ſie einmal eingekleidet ſind und Profeß gethan haben. Wollte ich nun eine Nonne heirathen, ſo würde mich die ganze Welt für einen Thoren halten: darum rathe anders, mein lieber Dietwald, denn das kann wegen des geiſtlichen Ordens nicht ſein, obgleich ich weiß, daß ſie das ſchönſte Fräulein jetziger Zeit iſt.“ — „Gnädiger Herr König,“ ſprach Dietwald: „Kloſter hin, Kloſter her, das muß ein mächtiger Herr nicht achten. Die Liebe, wo ſie gründlich iſt, ſieht kein Kloſter an. Darum müſſet ihr, Herr König, die Sache auf eine andere Art angreifen; und weil ihr eine Liebe zu dem Fräulein habt, wäre meine Meinung, ihr ſuchtet Adelheid mit Liſt an euch zu bringen. Ich will ſelbſt der Vermittler ſein, und ausdenken, wie ich ſie mit Liſt aus dem Kloſter zu Regensburg bringe. Iſt es nun euer Wille, ſo gebet mir vierzig der beſt bewaffneten und bewährteſten Ritter und Knechte mit, ſo ſollet ihr in Kurzem die ſchöne Adelheid hier an eurem Hofe ſehen.“

Wie Dietwald mit vierzig Rittern von Prag nach Regensburg ritt und in dem Münſter daſelbſt zu Adelheid kam.

Mit ſolchen Worten endigten ſich ihre Reden über der Tafel, und die Edeln des Königs ſahen den Rath des Dietwald alle für gut an, denn ſie beklagten, daß ein ſo zartes und geprieſenes Fräulein in einem Kloſter eingeſperrt ſein und darinnen ihr junges Leben zubringen ſollte. Der König Eginhard aber war noch betrübter, weil er bald Hoffnung zu ihrer Liebe, bald aber wieder große Furcht vor ihrem Herrn Vater, dem Kaiſer Otto, hatte, wenn er ſie aus dem Kloſter entführen ließ. Doch ſiegte in ihm die Begierde der Liebe dergeſtalt, daß er nach wenigen Tagen ſeinen Diener Dietwald mit vierzig wohlgerüſteten Rittern, die er auf ſeinem Hofe hatte, nach Regensburg abſchickte und an Adelheid einen eigenhändigen Brief ſchrieb. Mit ſolchem nahm Dietwald mitten in der Nacht Urlaub, damit ſeine Abreiſe zu Prag kein Aufſehn machte, und eilte Tag und Nacht durch manchen ungebahnten Weg durch den Böhmer Wald nach Regensburg, um daſelbſt ſein Vorhaben ins Werk zu ſetzen. Die vierzig Ritter redeten auf dieſer Reiſe von manchem Abenteuer; als ihnen aber Dietwald die Sache ganz im Vertrauen kund gethan hatte, verſprachen ſie ihm, alle ſchuldige Treue zu leiſten und zu thun, was er ſie heißen würde. Alſo kamen ſie nahe an die Stadt Regensburg, darinnen die ſchöne Adelheid in dem Obermünſter eine Kloſterfrau war. Als ſie nun in einem Wäldlein vor der Stadt angekommen waren, hieß ſie Dietwald darinnen ſtille ſtehen, bis er wieder zu ihnen kommen würde. Sie ſtiegen alſo daſelbſt ab, banden ihre Pferde an die Bäume und verſprachen in guter Wache ſo lange zu harren bis Dietwald aus der Stadt Regensburg wieder zurück kommen würde. Alſo ſchied Dietwald von ſeinen getreuen Rittersleuten, und die Ritter ſtellten hinter und vor ſich eine Schildwache bei einem großen Wappenſchild, welchen ſie an einem Wachholderbaum aufgehangen hatten. Bei dem Schilde ſtand ein Stechſpieß, und wer da vorüber ging, mußte ſeinen Handſchuh da laſſen, oder er wurde nach Rittermanier mit einem Schwert dreimal über die Lenden geſchlagen. Dietwald aber war indeſſen ſchon zu Regensburg im Obermünſter angelangt, allwo er ſich für einen Bedienten des Kaiſers Otto aus Oeſtreich ausgab. Da hieß ihn die Aebtiſſin gar freundlich willkommen und weil ſie ſich nichts Böſes verſah, führten ihn die Nonnen zu Adelheid in ihre Zelle, denn er ſagte der Aebtiſſin: daß er in Auftrag ihres Vaters des Kaiſer etwas geheimes mit der Jungfrau zu reden hätte. Dietwald brachte auch der Aebtiſſin und den Vornehmſten unter den Kloſterfrauen ſchöne und herrliche Geſchenke mit, die ihnen ſehr wohlgefielen. Auf ſolche ſcheinheilige Art kam der argliſtige Hofmeiſter des Königs in Böhmen zu Adelheid in ihre Zelle.

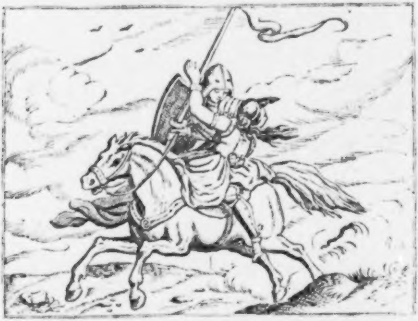
Wie der Hofmeiſter Dietwald mit dem Fräulein im Obermünſter redete und ihr verſprach, ſie glücklich aus dem Kloſter zu bringen.

Die Jungfrau Adelheid hatte manches Uebel in dem Kloſter auszuſtehen, mit Faſten, mit Geißeln und mit ſtetem Wachen, wie es in dergleichen Orden hergeht, da man der Welt von Herzen abſagt und ſein Gemüth nur zu himmliſchen Dingen wendet. Sie konnte aber nicht der weltlichen Freuden vergeſſen, deren ſie an Kaiſer Otto's Hofe genoſſen hatte und je länger ſie in dem Kloſter war, je öfter dachte ſie an die adeligen Ritter und Knechte, wie manche Kurzweil ſie ihrem

Herrn dem Kaiſer gemacht hatten, auch wie manch luſtiges Turnier wegen ihrer an dem Hofe gehalten worden war. Sie wollte in ihrem Herzen lieber wieder in der Welt, als in dem Kloſter ſo ganz und gar verſchloſſen ſein. Aber ſie durfte ſich hievon bei der Aebtiſſin und bei ihren Chorſchweſtern gar nichts merken laſſen, ſonſt wäre ſie mit Pönitenz und Geißel geſtraft worden, weil damals in dem Obermünſter große Strenge gehandhabt ward. Deswegen ſeufzte ſie heimlich in ihrem Herzen und wollte, daß ſie nimmermehr eine Nonne geworden wäre. Ueber die Ankunft Dietwald's war ſie ſehr erfreut, denn ſie hoffte, ihr Vater würde ſie wieder aus dem Kloſter holen und an den Hof bringen laſſen. Als aber Dietwald ganz allein bei ihr in ihrer Klauſe war, redete er ſie mit leiſen Worten alſo an: „Hochadeliges Fräulein! Es iſt ewig Schade und großes Unrecht, daß euch euer Vater, der Kaiſer Otto, in dieſes Kloſter eingeſperrt hat, allwo ihr eure hohe Geburt und eure ſüße Jugend ſo einſam hinbringen und vergraben ſollet. Das Kloſter iſt für eure Zärte viel zu ſtreng und eure Kräfte ſind viel zu ſchwach, ein ſo ſchweres und hartes Joch zu tragen und ihr könntet den Himmel wohl auf eine andere und vielleicht beſſere Art erwerben. Darum ſo wiſſt, daß ich nicht von dem kaiſerlichen Hofe aus Oeſtreich, ſondern von Prag aus dem Ratſchin mit vierzig Rittern hieher geſchickt worden bin, euch den Willen meines Herrn, des Königs Eginhard, zu offenbaren und vorzutragen.“ Als die Jungfrau Adelheid von König Eginhard ſagen hörte, wurde ſie im Geſichte ganz roth, denn ſie hatte zuvor an ihres Vaters Hofe gar viel deſſen Schlachten und männliche Thaten rühmen hören, auch hatte ſie ihre Hofmeiſterin berichtet, daß Eginhard der ſchönſte Herr wäre, der in der Welt lebte. Darum gab ſie fleißig Acht, was Dietwald weiter an ſie werben würde, und dieſer fuhr alſo fort: „Darum, o liebes Jungfräulein, bin ich als Hofmeiſter des Königs mit einem Schreiben von ihm an euch abgeſchickt, daß ihr mir ſaget, ob ihr den König zur Ehe haben wollet oder nicht? Das ganze Königreich Böhmen ſoll euch unterthan werden, und auf dem Schloſſe zu Prag freut ſich ſchon Alles eurer Ankunft. Iſt es alſo euer Wille, ſo entſchließt euch kurz! Ich habe vor der Kloſterpforte ein ſchnelles Roß ſtehen, auf dem will ich mit euch ſo ſchnell, daß uns Niemand folgen kann, zur Stadt hinausreiten. Außerdem ſtehen in einem Wäldlein die vierzig getreuen Ritter, von welchen ich euch ſchon vorher geſagt habe. Dieſe werden mich und euch wohl beſchützen und euch vor aller Gefahr bewahrt nach Prag bringen, allwo ihr mit großem Frohlocken von dem Könige, meinen gnädigen Herrn, empfangen werdet.“ Indeß der Hofmeiſter alſo redete, las das Fräulein des Königs Brief, welcher alſo lautete: „O Ausbund aller Schönen, du ſchönes Jungfräulein, haſt mich bewogen, einen Brief an dich zu ſchreiben, welchen ich dir durch meinen getreuen Hofmeiſter Dietwald überſchicke. Meine gefaßte Meinung wird er dir, o liebe Adelheid! mündlich verkündigen, ſei verſichert, daß alle ſeine Worte wahrhafte Zeugen meiner unauslöſchlichen Liebe ſein, denn ich will viel lieber todt, als ohne dich König ſein. Meinen Wunſch auszuführen, hat er vierzig meiner beſten Ritter bei ſich, die dich wohl beſchützen werden. Obgleich dein Vater ein großer Kaiſer iſt, ſo bin ich ihm doch mit meinen Waffen wohlgewachſen, um dich vor ſeinem Zorne zu beſchützen. Darum, o allerliebſte Adelheid, entſchließe dich bald und eile zu mir, ich warte deiner mit großem Verlangen auf dem Ratſchin zu Prag.“ Dieſen Brief las Adelheid ſehr bedachtſam und ſprach dann: „Lieber Hofmeiſter Dietwald, du haſt mit deinem Herrn dem Könige und mit mir ein gefährliches Wagniß vorgenommen; wiſſe, daß ich eine Kaiſerstochter und überdieß eine Kloſterjungfrau bin. Wird das der Kaiſer, mein Vater, innen, ich frage dich: Was wird er ſagen? Ich kenne ſein Gemüth gar wohl; ach! er wird alle Macht daran wenden, mich und deinen Herrn, den König, zu ſtrafen; wahrhaftig, ich traue mich nicht aus dem Kloſter, bleibe aber auch nicht gern darin, darum ſage: was das Beſte ſei!“ Als der Hofmeiſter ſah, daß ſie unſchlüſſig war, brauchte er allen ſeinen Verſtand und überredete ſie ſo, daß ſie endlich in die Flucht willigte, doch mit dem Beding, daß er für alles gut ſein wollte. Hierauf nahm ſie Dietwald mit ſich in den Hof, wohin ihn auch die Aebtiſſin und noch zwei andere alte Nonnen begleiteten. Weil es Veſperzeit war, waren die übrigen Schweſtern ſchon in der Kirche verſammelt. Dietwald freute ſich über dieſen glücklichen Zufall und ſtellte ſich gegen die Aebtiſſin, als wollte er von ihr Urlaub nehmen. Als er aber zu dem Fräulein kam, hob er ſie zu ſich auf's Pferd und ſprengte mit ihr zum Kloſter hinaus.

Wie aus der Entführung der ſchönen Adelheid aus dem Münſter zu Regensburg großes Uebel entſtand.

Als die Aebtiſſin ſah, daß es der Böſewicht **Dietwald** ſo gemeint hatte, fing ſie ſammt ihren zwei Priorinnen ein entſetzliches Geſchrei an. Die Bürger liefen aus den Häuſern und Gaſſen zuſammen und verlegten die Straßen mit eiſernen Ketten, aber zu ſpät, denn Dietwald war ſchon zu der Stadt hinaus, und jagte eilig dahin, bis er glücklich bei ſeinen Rittern in dem Wäldlein angekommen war. „Bei Treu und Glauben, ſprach er zur Jungfrau auf dem Pferde, ich habe mich heute hurtig gehalten, aber mein gnädiger Herr König wird mich auch belohnen, daß ich zufrieden ſein kann, denn ich bringe ihm das edelſte Kleinod in der ganzen Welt." Alſo ſprachen auch die andern tapfern Ritter und machten dem Fräulein manche Kurzweil, damit



ihr der Weg und die Zeit nicht zu lang würden, wie denn auf dergleichen Reiſen Gewohnheit und Brauch iſt, daß einer dem andern den Weg mit Geſpräch verkürzet. Nicht lange danach kamen ſie ganz in der Stille auf dem Ratſchin zu Prag an, wo der König eine prächtige Hochzeit hielt. Es erſchien auf ſelber mancher Ritter und Knecht, Spieß- und Waffenträger, auch ander reiſiges Geſinde, und wer nur Luſt hatte, die Tafel, die Turniere und andere Ritterſpiele zu ſehen, dem wurde erlaubt, auf den Ratſchin zu gehen und allda aller Freiheit zu gebrauchen. So fröhlich man aber zu Prag war, ſo traurig war man in Oeſtreich an des Kaiſers Hof und in dem ganzen Reiche, daß Adelheid, des Kaiſers einzige Tochter, wider Wiſſen und Willen ihres Vaters aus dem Kloſter zu Regensburg entführt worden war. Die Aebtiſſin klagte Dietwald bei dem kaiſerlichen Hofe an und es waren nicht drei Perſonen an dem Hofe, die die Sache loben konnten; darum ward Kaiſer Otto ſehr zornig und ſprach zu ſeinen Räthen: „Ich will mich aufmachen und Eginhard mit Kriegsvolk heimſuchen. Böhmen will ich mir unterthan machen und er ſoll mir vor dem Tiſch aufwarten, wenn er noch ſo glücklich iſt mit dem Leben davon zu kommen. O Tochter Adelheid, wie habe ich dieß um dich verſchuldet? Wüßte deine Mutter in dem Grabe um dein Betragen, ſie würde bittere Thränen weinen; in meinem hohen Alter betrübſt du mich mit einer ſolchen That? Wohlan, es mag daran Urſache ſein, wer da will, ich will mich anfmachen und Eginhard auf den Grund ausrotten und alle diejenigen mit Feuer verbrennen, die dabei die Hand im Spiele gehabt, oder Rath dazu gegeben haben.“ Dieſer Vorſatz ward von allen ſeinen Räthen gebilligt, darum erließ der Kaiſer Otto eine Kriegserklärung wider den König Eginhard, und warb auf dreißig tauſend Mann, mit denen er ſelbſt zu Felde ging und in das Königreich Böhmen einbrach. Da war unter den Böhmen große Furcht, denn ſie hatten damals wenig Kriegsvolk ins Feld zu ſtellen.

Wie der Kaiſer in Böhmen gehauſet und was ſich ferner mit Eginhard und ſeinem Hofmeiſter zugetragen.

Als nun Kaiſer Otto ein mächtiges Kriegsheer auf den Beinen hatte, überzog er die Böhmen mit Krieg, und verwüſtete die Städte mit Brand und Feuer. Alles mußte ſich ſeiner Macht ergeben und zu Prag rottete ſich das Volk zuſammen und machte einen Aufſtand wider den König, weil er ein ſo ſchweres Uebel über die Böhmen gebracht hatte. Darüber ward der König ſehr traurig, denn er wurde zu ſpät gewahr, was für einen ſchlimmen Rath ihm ſein Hofmeiſter Dietwald gegeben hatte; und als er hörte, daß eine Stadt nach der andern an den Kaiſer überging, forderte er Dietwald in großem Zorne zu ſich und ſprach: „Du Kind des Verderbens, was haſt du mir gerathen? der Fluch, ſo das ganze Land getroffen, kommt durch dich, du leichtfertiger Mann. Du, und nicht der Kaiſer vergießt ſo viel unſchuldig Blut und damit ich ein Beiſpiel an dir erweiſe, wie es allen ſchlechten Rathgebern der Fürſten gehen ſollte, ſo ſollſt du hier in dieſem Augenblicke deinen Geiſt aufgeben.“ Mit dieſen Worten zuckte Eginhard ſein Schwert und durchſtach den erſchrockenen Hofmeiſter, daß er todt vor ihm auf die Erde ſank. Auch Adelheid war in großem Schrecken. Als ſie hörte, daß ihr Vater mit den Böhmen ſo grauſam verfahre, ſchrieb ſie folgenden Brief an den Kaiſer: „Geliebter Herr und Vater, euer grauſames Verfahren hat niemand als ich, eure ungetreue Tochter Adelheid, erregt. Ach wehe, daß ſoviel Blut wegen meiner ſoll vergoſſen werden. Ich bitte euch, lieber Herr und Vater: verſchonet des armen unſchuldigen Volkes, und ſtrafet mich, die ich euch allein Urſache zum Zorne gegeben habe. Es iſt meinem Gemahl ſehr leid, daß er euch, lieber Herr Vater, beleidigt hat, und darum hat er ſeinen Rathgeber Dietwald mit dem Schwerte durchſtochen, daß er in vielem Blute ſeinen Geiſt aufgeben mußte. Wir fürchten uns ſehr vor euerm Zorn und darum bitten wir flehentlich auf unſern Knieen, ihr wollet uns unſere Miſſethat verzeihen und vergeben, und die Sache im Guten vertragen laſſen, weil man zu geſchehenen Dingen das Beſte reden muß. Darum, o lieber Herr Vater, wendet euern Zorn von uns ab und laſſet uns dieſesmal vor euern Füßen Gnade finden.“ Dieſen Brief ſchickte Adelheid dem Kaiſer in das Hauptlager vor Budweiß, darauf der Kaiſer Otto alſo antwortete: „Allerliebſte Tochter! Dein Brief hat mich ſehr zum väterlichen Mitleiden bewogen, darum verſpreche ich dir bei meinem Scepter und Kronen, ja, bei meiner kaiſerlichen Würde und

Hoheit, dir Gnade erweiſen zu wollen. Aber deinen Gemahl und Verführer will ich gefangen nehmen, ihm Hände und Füße mit Feſſeln ſchließen und ihm hernach den Kopf abhauen laſſen, weil er eine That begangen hat, die meinem Geſchlechte einen ewigen Schandflecken angehängt hat. Sag ihm, daß er meinen Zorn fürchte und ſich in Zeiten in meinem Feldlager vor mir einfinde, wo nicht, ſo will ich verheeren und umkehren alles ſein Land und Gebiet, und will nichts leben laſſen auf dem Felde und in der Stadt, alles will ich zu Staub und Aſche verbrennen, und dich will ich nicht an dem Leben ſtrafen, aber in dem Kloſter ſollſt du zwiſchen zwei Mauern ewig vermauert und verſchloſſen werden.“

Wie ſich der König und die Königin in eine Wildniß verbargen und ſammt vielen Rittern und Knechten in das Schloß Schildheiß gingen.

Es liegt ein überaus feſtes Schloß in dem Böhmer Walde, das heißt Schildheiß und iſt vor langen Jahren ein Raubneſt geweſen, wohin ſich die loſen Buben, die den Reiſenden das Ihrige geſtohlen, geflüchtet haben, denn es liegt ſehr wohl verwahrt und hat nur einen einzigen Zugang. Auf dieſes Schloß floh damals nach Empfang des kaiſerlichen Schreibens der verlaſſene und troſtloſe König Eginhard ſammt ſeiner Gemahlin Adelheid, welche bitterlich weinte, daß ſie ein ſo großes Unrecht an ihrem Vater begangen hatte. Aber da mochte kein Klagen helfen; deswegen begaben ſie ſich mit etlichen Rittern und Knechten auf das Schloß in aller Stille und verſahen ſich mit Speiſe und Trank auf etliche Jahre lang, denn das Schloß konnte nicht leicht gefunden, viel weniger mit feindlicher Macht eingenommen werden. Alſo ſaßen ſie dort zwiſchen hohen Bergen und Steinklippen in guter Ruhe, und hörten nichts, was in Böhmen vorging, denn es ging kein Menſch weder aus dem Schloſſe, noch in daſſelbe. Es ließ auch der König auf dem Schloßthurme gute Wache halten, damit in dieſer gefährlichen Sache nichts verſäumt würde, denn er fürchtete, wenn ihn der Kaiſer gefangen bekäme, daß er ihm eine ſchimpfliche Strafe anthun würde, deßhalb hielt er ſich vorſichtig in dieſer Wildniß. Einſtmals hörte der König ein Glöcklein läuten, darüber erſchrak er ſehr, und weil ihm dünkte, als ſei dieß ohnweit des Schloſſes geſchehen, ſchickte er einen Ritter, von der Laune genannt, in den Wald auf Kundſchaft. Nach langem Herumreiten fand der Ritter bei einem Berge in einer Clauſe einen Einſiedler. Der Ritter nahm ihn mit ſich auf das Schloß, und der König und die Königin gebrauchten den unverdächtigen Greis von nun an als Kundſchafter, welcher in dem Lande herumſtreichen und zuſehen mußte, wie es mit dem kaiſerlichen Heere ſtünde. Dieſer Einſiedler hieß Paul und war ehedem unter des Königs Vater ein berühmter Ritter, vom Dornbuſch genannt, geweſen und wegen der alten Dienſte verſprach er dem König alle geziemende Treue und brachte aus dem Lager manche neue Zeitung und Abenteuer, auch letztlich, daß der Kaiſer gänzlich entſchloſſen ſei, den König auszurotten und zu fangen und ihn zu einem Schemel ſeiner Füße zu brauchen, wenn er auf ſein Pferd ſteige und auf die Jagd ritte. Dieſe Nachricht verurſachte, daß der König allen ſeinen Leuten gebot, wenn ja fremde Leute auf das Schloß kämen, ſollten ſie ihn für einen Edelmann ausgeben. Um unkenntlich zu ſein, ließ er ſich einen langen Bart wachſen und legte einfache Kleider an, ſo daß er nicht mehr für einen König gehalten werden mochte. Er fürchtete ſich vor dem großen Zorne des Kaiſers und wußte nicht, wen er um Hülfe anrufen ſollte, zumal da er ſich ſeine Nachbaren durch die früher über ſie errungenen Siege feindſelig gemacht hatte. Das kränkte ihn jetzt von Herzen und die gute Königin betete auf dieſem Schloſſe in der Wüſte vielmehr, als ſie jemals zuvor in dem Obermünſter zu Regensburg gethan hatte. Der Kaiſer nahm indeſſen einen Ort nach dem andern weg, bis er nach Prag kam. Dort war aber der König Eginhard nicht mehr zu finden, worüber ſich der Kaiſer ſehr verwunderte.

Wie der Kaiſer zu dem König auf das Schloß Schildheiß gekommen und was ſich da zugetragen.

Der Kaiſer Otto rückte mit ſeinem Volk immer weiter, aber der König war nirgends zu finden, noch von ihm etwas zu hören. Es wußten auch die Böhmen nicht, wohin und zu wem er geflohen wäre, daher zog der Kaiſer wieder mit ſeinem Volke nach Hauſe gen Oeſtreich und war willens, den König durch eine andere Liſt zu fangen. Als er auf dem Heimwege begriffen war, verirrte er ſich mit ſeinem Schildknecht in dem Walde, daß ſie weder ein noch aus wußten. Sie hörten weder Trommel noch Soldatengeſchrei, ſondern allein das Brummen und Brüllen der Bären und anderer wilden Thiere. „Ich fürchte,“ ſagte der Kaiſer zu ſeinem Schildknecht: „wir müſſen heute Nacht gar in dieſer Wildniß verbleiben, darum ſieh zu, ob du nicht die rechte Straße findeſt.“ So ſehr ſich der Schildknecht danach umſah, ſo wenig konnte er merken, auf welcher Straße ſie dahergekommen waren, darum ſprach er: „Gnädiger Herr Kaiſer, ihr ſeid von der Straße zu weit abgewichen, es iſt mir auch dieſe Gegend und der Böhmer Wald ganz unbekannt, denn ich bin mein Lebetag nicht darinnen geweſen.“ Es währte nicht mehr lange, ſo brach die Nacht herein, und der Kaiſer gab ſich ſchon verloren, weil die wilden Thiere immer lauter wurden. Sie ſtiegen von den Pferden und führten dieſelben auf vielen Abwegen durch die Bäume, aber es wollte alles nichts helfen. Der Schildknecht rief durch ſein Horn, aber Niemand wollte ihm antworten. Alſo war der gute Kaiſer in großen Aengſten und dachte: vielleicht haſt du dich an dem unſchuldigen Volke ſo ſehr verſündigt und dadurch daß du gegen den König ſogar nicht haſt wollen barmherzig ſein. Deine Tochter Adelheid hat dich genugſam gebeten, ſie iſt dir ſammt dem König in dem Briefe gleichſam zu Füßen gefallen, aber du haſt doch keine Gnade erzeigen wollen. O wäre ich dieſesmal aus dem Walde! Werde ich von einem Thiere zerriſſen, ſo iſt es mir ein ewiger Spott, daß ich mich ſoweit von dem Volke verirrt habe. Während der Kaiſer ſolche Gedanken hegte, verzagte der Schildknecht ganz und gar. „Gnädiger Herr Kaiſer,“ ſprach er: „ganz betrübt iſt mein Geiſt und Muth. Ich habe mit dem Ritter Spine drei Abentheuer beſtritten, aber ſo große Angſt habe ich niemals in meinem Herzen empfunden.“ Indem der Schildknecht alſo mit dem Kaiſer redete, kamen ſie an drei Wölfe, welche ihre Rachen aufſperrten und zu heulen anfingen, aber ſie zuckten beide ihre guten Schwerter und erlegten einen, die andern zwei entliefen in das Gehölze. Indeß ſie aber den Wolf zerſtückten, wurden ihre Pferde von zwei Bären angegriffen und zerriſſen. Der Kaiſer und ſein getreuer Schildknecht erſchraken ſehr darüber, daher eilten ſie ſo ſchnell als möglich weiter. Sie kamen an einen hohen Berg, welcher ganz mit Bäumen bewachſen war. Der Kaiſer fürchtete ſich ſehr wegen der wilden Thiere, deswegen eilte er den Berg hinan und wollte auf demſelben die Nacht abwarten in Hoffnung des andern Tages. Aber der Schildknecht ſprach: „Gnädiger Herr und Kaiſer, helft mir, daß ich auf einen Baum ſteige und ſehe, ob ich nicht von dem Gipfel irgend einen Menſchen erſehen könne?“ Der Kaiſer that ſolches ſehr gern und der Schildknecht ſtieg, nachdem er ſeine Waffen abgelegt hatte, einen hohen Baum hinauf, bis an den höchſten Gipfel alſo, daß derſelbe mit ihm hin und wieder ſchwankte. Kaiſer Otto ſtand in großem Kummer, denn er ſorgte, der Schildknecht möchte vom Baume fallen, und rief ihm daher zu, er ſolle wieder herniederkommen; aber der Schildknecht erhob ein freudiges Geſchrei und ſprach: „Gnädiger Kaiſer und Herr, ich habe ein Licht geſehen, demſelben wollen wir nachfolgen.“ Ueber dieſe Reden des Schildknechts war der Kaiſer ſehr erfreut, und er verſprach ihm wegen dieſer Botſchaft eine Gnade zu thun, die der Schildknecht von ihm begehren würde. Alſo ſtieg der Schildknecht von dem Baume herunter, und führte den Kaiſer an der Hand durch den finſtern Wald in die Gegend, wo er das Licht hatte ſchimmern ſehen. Da wollte es der Zufall, daß ſie eben auf das Schloß Schildheiß geriethen, darinnen der König ſammt der Königin und vielen ſeiner Rittersleute mit verwechſelten Namen und Kleidern in der Einöde wohnte. Nun gingen ſie bis an das Thor, denn je näher ſie kamen, je mehr ſahen ſie der Lichter brennen, und alſo kamen ſie an das Thor, welches wohl verwahrt und verſchloſſen, dazu mit einer guten Schildwache bewahrt war. Der Kaiſer wußte ſo wenig als ſein Schildknecht, an was für einem Orte ſie wären, noch viel weniger, daß allda der König Eginhard anzutreffen wäre, weil aber der Kaiſer wohl wußte, daß ſie noch in Böhmerland waren, ſagte er zu dem Schildknechte: daß er ſagen ſollte, wie ſie reiſende Edelleute wären, die ſich wegen des Kriegsvolkes auf Abwegen verirrt hätten. Alſo trat der Schildknecht vor das Thor und gab ſeinen Ruf. Die Schildwache fragte bald: wer da wäre? da antwortete der Schildknecht und ſprach: „Gut Geſell. Es ſind unſer zween edle Ritter auf der Reiſe begriffen, aber wir hörten von der großen Unruhe, die der Kaiſer in Böhmen verurſacht und daß die Soldaten rauben und plündern alles was ſie antreffen, darum ſind wir vom Wege abgewichen und in dieſer Wildniß ganz und gar verirrt; unſere Pferde ſind uns von den Bären zerriſſen worden, und es wird uns eine Wohlthat geſchehen, ſo ihr uns einlaſſet, und dieſe Nacht beherberget.“ Alle dieſe Worte wurden dem Könige vorgetragen, und weil er nicht ahnte, wer die Fremden wären, ſo ließ er ſie ein und hieß ſie beide freundlich willkommen. Der König war durch Bart und Kleidung ganz unkenntlich und Adelheid war ſchon zur Nachtruhe, deswegen glaubte der Kaiſer, daß er bei einem von Adel wäre und lobte das Glück, daß es ihm einen ſo guten Wirth beſchert hatte.

Wie der Kaiſer durch Adelheid erkannt ward.

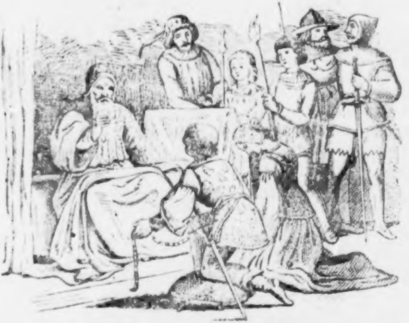
Nach der alten Ritterſchaft Gebrauch iſt man dazumal gewohnt geweſen, einen Gaſt alſo aufzunehmen: Erſtlich mußte er unter der Wache ſeinen Helm laſſen, für's andere wurde dem Gaſt alle Abende von einem adeligen Jüngling im Namen der Dame des Schloſſes ſein Schwert abgefordert, welches ihm dann des andern Tages wieder unverſehrt zugeſtellt wurde. Gleichen Gebrauch übte auch der König Eginhard auf dieſem Schloſſe, woran der Kaiſer wohl ſehen konnte, daß ſein Wirth einer vom Adel ſein müſſe. Der Kaiſer und ſein Schildknecht gaben die Schwerter von ſich und der adelige Page nahm ſie mit einer Reverenz und ſprach: „Im Namen der adeligen Dame nehme ich euren Gurt von euch, und im Namen der Ritterſchaft ſtelle ich euch ſolchen morgen wieder zu.“ Nach dieſen Worten führte der Page die Fremden in das für ſie bereitete Schlafgemach; die Schwerter aber trug er zu dem Könige, der ſie mit ſich in ſeine Kammer nahm. Da geſchah es, daß die Königin erwachte und das koſtbare Schwert und noch eins dabei auf dem Tiſche liegen ſah. Ihr Herr, der König, erzählte ihr, daß zwei Edelleute gekommen wären, welchen die Schwerter gehörten. Die Königin aber warf ihr Nachtkleid über und ſtand auf; denn ſie war begierig das Schwert, welches ihr ſo ſchön in die Augen glänzte, zu beſehen. Als Adelheid das Schwert in die Hand bekam, fuhr ſie vor großem Schrecken zuſammen, worüber ſich der König wunderte. „Ach Himmel,“ ſprach ſie darauf: „liebſter Ehegemahl! ſoll ich nicht erſchrecken? dieſes Schwert iſt das Schwert meines Vaters, des Kaiſers, und dieſen Gurt habe ich mit eigenen Händen gewirkt, darum, lieber Herr, ſeid auf eurer Hut, daß ihr nicht in das Netz fallt, denn mein Vater iſt klug und ſchlau.“ Wie der König dieſe Worte hörte, erſchrak er eben ſo ſehr, als ſie zuvor erſchrocken war. Er ſchickte ſogleich in der Nacht etliche Kundſchafter aus, denn er dachte, der Kaiſer hätte ihn in der Stille überfallen. Die ausgeſandten Ritter aber konnten weiter nichts erfahren, als daß ſie von dem Einſiedler, welcher ihnen auf dem Wege begegnete, vernahmen, daß er bei der Armee geweſen, die nicht über zwei Meilen von da durch den Wald gegangen ſei, da hätte jedermann den Verluſt des Kaiſers bedauert, weil er ſich mit ſeinem Schildknecht in dem Walde verirrt hätte, als er einem jungen Rehe habe nachjagen wollen. Mit dieſer Kunde kamen die Ritter zurück und der König eröffnete ihnen, wer ſeine fremden Gäſte wären. Darauf gingen ſie ganz in der Stille zu Rath, was bei der Sache zu thun wäre, und die Königin kam ſelbſt in den Rath, damit ſie hörte, wo die Sache hinaus wollte. Indem ſie ſo in der Stille mit einander Rath ſchlugen, hatten der Kaiſer und ſein Schildknecht indeſſen allerlei Geſpräche mit einander. „Nicht wahr, gnädiger Herr,“ ſagte der Schildknecht: „hier iſt es beſſer als in dem wilden Walde?“ — „Du Narr,“ ſagte der Kaiſer: „das kannſt du dir leicht einbilden; wie war dir denn auf dem Baume, da dich der Wind wie ein Eichhorn hin und her ſchaukelte?“ — „Gnädiger Herr,“ ſprach der Schildknecht: „ich war zwiſchen lauter Bäumen, hätte mich der Wind von einem geworfen, ſo hätte ich mich wieder an dem andern angehalten, aber wie gefielen euch die drei heulenden Wölfe?“ — „Es dauert mich,“ ſprach der Kaiſer: „daß ich die zwei andern nicht auch zerhauen können, aber laß uns hiervon ein andermal reden. Ich möchte wiſſen, wohin der König geflohen wäre, er hat mich in den Harniſch gebracht, mich ſoll ſein Unſtern wieder herausbringen.“ — „Gnädiger Herr,“ ſagte der Schildknecht: „was wollet ihr ihn ferner verfolgen, iſt's nicht genug, daß ihr ihm ſein ſchönes Land ſo ſchrecklich verwüſtet habt? Es iſt zwar wahr, daß er an euch ſich verſündigt hat; aber ein Kaiſer ſollte geſchwinder ſein zu vergeben als zu ſtrafen.“ — „Du ſagſt recht,“ ſprach der Kaiſer: „an mir hat er geſündigt, und ich kann ihm auch wieder vergeben; aber denke, meine

Tochter aus einem Kloſter zu entführen, iſt das nicht eine große Sünde wider Gott?" — „Gnädiger Herr," antwortete der Schildknecht: „dazu hat ihn die große Liebe verführt. Die That iſt freilich nicht zu loben, aber man ſieht ja ſattſam, daß es ihn bitterlich gereut hat, indem er ſeinen Hofmeiſter mit dem Schwerte niedergeſtoßen. Darum, lieber Herr Kaiſer, ſeid ihm gnädig, es iſt um das Kloſterleben ſo eine Sache, dazu der tauſendſte nicht taugt. Ich wollte lieber alles in der Welt ausſtehen, als in einem Kloſter leben. Denn ich kann die Regel und ihre Pönitenz gar nicht halten, auch habe ich Frauen und Jungfrauen viel zu lieb, darum bin ich in dem Kloſter nicht viel Nutz und bleibe lieber ein ehrlicher Rittersmann, der ſeine Zeit mit Abenteuern vertreibt." — „Mein lieber Schildknecht," ſprach der Kaiſer: „Kloſterleben iſt freilich nicht für alle Leute erdacht, und mich dünkt ſelbſt, ich habe unrecht an meiner Tochter gethan, daß ich ſie ſo jung dem ſtrengen Orden übergeben, aber laß uns nicht ſo laut reden, ſonſt könnten wir uns leicht verrathen. Jetzt will ich mit meinem Volke wieder nach Oeſtreich zurückgehen, und mich wegen der Sache weiter beſinnen."

Wie Ritter Tandibus an der Kammerthüre die Reden des Kaiſers hörte, und der König ſammt der Königin und ſeinen Rittern in die Kammer zu dem Kaiſer Otto kamen.

Der gute König brauchte einen getreuen Rath ſehr nothwendig, deßhalb ſchickte er den Ritter Tandibus an die Kammer, worinnen der Kaiſer mit ſeinem getreuen Schildknechte ſchlief, der mußte hören, was ſie mit einander redeten, und wie der Kaiſer geſinnt ſei. Nicht lange ſo kehrte der Ritter zurück und erzählte Wort für Wort, was der Kaiſer und ſein Schildknappe mit einander geredet hatten; das gab dem Könige eine gute Hoffnung auf die kaiſerliche Gnade. Da holte man eine große Kette, ſammt zwei eiſernen Feſſeln herbei, die nahm der König in die Hände und ging mit der Königin und ſeiner edeln Ritterſchaft in die Kammer, in welcher der Kaiſer ſammt dem Schildknecht ſchon eingeſchlafen war. Es wurde die Kammerthür ohne großes Geräuſch eröffnet, aber der Kaiſer ſprang ſchon aus dem Bette, um ſich zur Wehr zu ſtellen. Als er jedoch daran dachte, daß er ſein

Schwert dem Pagen überliefert, begab er ſich wieder ins Bett zurü
und harrte des Ausgangs. Als der Schildknecht die Feſſeln rauſche
hörte, ſprach er: „Gnädiger Herr! wir ſind verrathen,“ damit ſpran
er zum Fenſter, um ſich aus demſelben herabzuſtürzen, aber die Ritte
hielten ihn zurück und der Kaiſer fragte: was ſie wollten? Da fiel de
König vor des Kaiſers Bette auf ſeine Knie und neben ihm ſtande
zwei Edelknaben mit brennenden Fackeln, er aber fing alſo an zu r



den: „Gnädigſter Herr und mächtiger Kaiſer! dieſe Feſſeln bringe
nicht, daß ich euch meinen gnädigen Herrn ſchließe, ſondern daß
damit geſchloſſen werde. Ich bekenne, daß ich der unglückſelige Egi
hard bin, welchen euer Gnaden ſeine Krone genommen und mit de
Schwert von ſeinem Throne vertrieben haben, und dieſe iſt eure u
gehorſame Tochter, welche euch zu ſolchem großen Zorne wider m

und mein Land bewogen hat. Wir fallen euch hier beide ſammt unſerer ganzen uns treu gebliebenen Ritterſchaft zu Füßen und bitten euch, ihr wollet uns gnädig vergeben, wo nicht, ſo nehmt die Feſſeln, welche hier vor euren Augen liegen und übergebt uns beide dem Peiniger, weil wir allzuſehr wider eure Majeſtät und Reich geſündigt haben.“ Bei ſolchen Worten des Königs weinte die fromme Adelheid gar ſehr, aber auch der Kaiſer konnte die Thränen nicht länger verbergen, und als der König ausgeredet hatte, hub er an und ſprach: „Lieber Freund und König! durch deine Worte haſt du mir mein Herz gebrochen, noch mehr aber durch deine rühmliche That. Ich dachte, du kämeſt mich zu fangen, du aber ſageſt, ich ſollte dich fangen; und an dem Orte, da du mich verderben kannſt, da ſoll ich dir dein Recht thun? Sage an, wie kann und ſoll das immer ein Menſch, und wenn es auch dein ärgſter Feind wäre, über ſein fleiſchern Herz bringen? Nein, ich will dich nicht fangen, ſo will ich dich auch nicht ſtrafen, denn nicht ich, ſondern du ſchenkſt mir heute das Leben, du haſt zwar Großes wider mich gethan, aber noch Größeres haſt du jetzt in dieſer Kammer an mir gethan. Hiermit ſage ich dich vor der ganzen werthen Ritterſchaft frei und ledig, ich gebe dir deine Krone in den vorigen Würden und Freiheiten. Die Ehe, welche du mit meiner Tochter vollzogen, ſei fruchtbar und ſegensvoll. Nein, ich will dieſe Feſſeln nicht zu deinem Verderben brauchen, aber alle deine Feinde will ich dir helfen verjagen und umbringen. Und du, Adelheid, ich verzeihe auch dir allen Ungehorſam, den du an mir und an dem Kloſter begangen, mich dünkt, es ſei dein Rath, daß du mich auf eine ſolche Art zu Gelindigkeit gebracht, und wahrlich, ihr habt von großem Glück zu ſagen, denn ich war Willens, noch mehr Volk zu werben, und das ganze Land erb- und eigenthümlich einzunehmen. Nun aber ſchenke ich es euch wieder, aber zu deiner Pönitenz ſollſt du vier Manns- und Nonnenklöſter in dem Lande bauen laſſen, auf daß man gleichwohl in der Nachwelt ſehen kann, daß ich die Miſſethat auch an meinen Kindern nicht habe ungeſtraft gelaſſen.“ Nach dieſen Worten des Kaiſers dankten der König und die Königin, wie auch die geſammte Ritterſchaft dem Kaiſer auf das demüthigſte, und auf dem Schloſſe zu Schildhe[illegible] ward dieſelbe Nacht ein großes Gaſtmahl zubereitet, auch wurden Ritter

ausgeſchickt, des Kaiſers Volk zu ſuchen und den Kriegsobriſten d
Kaiſers Gegenwart zu verkündigen.

Wie auf dem Schloſſe zu Schildheiß ein großes Frohlocken entſtanden, u der Schildknecht eine Gnade von dem Kaiſer begehrt.

Nachdem die Verſöhnung geſchehen, ging alles aus der Kamm
und der Kaiſer und ſein Schildknecht legten ihre Kleider an, um de
Feſte, welches bereitet ward, beizuwohnen. „Fürwahr,“ ſprach d
Kaiſer zu ſeinem Schildknecht: „auf dieſem Schloſſe iſt mir d
größte Abenteuer begegnet in meinem ganzen Leben.“ — „Ich g
ſtehe,“ antwortete der Schildknecht: „gnädiger Herr und Kaiſer, es
fürwahr große Beſcheidenheit in dem Könige, denn er hätte Gelege
heit genug gehabt, uns in der Kammer zu ermorden und zu erwürg
und hätte uns hernach hinwerfen können, wohin er gewollt hätte, i
glaube nicht, daß in dieſer Wildniß ein Rabe nach uns geſchrieen hät
denn dieſes Schloß iſt häßlich und wild und liegt in einer Wü
von aller Geſellſchaft der Menſchen weit abgelegen, es iſt auch d
Volk weit hinweg, hätte uns alſo kein Menſch zu Hülfe kommen kö
nen, ſo ſehr wir auch um Hülfe geſchrieen hätten. Aber das hat eu
fromme Tochter nimmermehr über ihr zartes Herz bringen könne
darum habt ihr euch billig glückſelig zu ſchätzen.“ — „Mein Zorn
nun gänzlich verloſchen,“ ſprach der Kaiſer: „und ich bin dur
nichts, als durch meinen Schwertgurt verrathen worden, denn denſe
ben hat meine Tochter Adelheid mit eigener Hand geſtickt und ihn g
koſtbar hergeſtellt. Aber ich ſehe, daß ſie durch die Furcht, ich ab
durch die Irre an dieſen grauſamen und unbewohnten Ort gebrac
worden. Ich habe dir meine Gnade zugeſagt, die will ich dir bei ka
ſerlichen Würden ertheilen, darum begehre, was dein Herz verlang
und was ich dir geben kann, das ſoll dir werden.“ — „Gnädig
Herr Kaiſer,“ ſprach der Schildknecht: „ich habe zuvor erwähnt, da
ich in kein Kloſter tauge, ſondern daß ich meine Zeit in dem Ritte
ſtande zuzubringen entſchloſſen ſei, deshalb bitte ich euch, gnädig
Herr und Kaiſer! eure Majeſtät wolle ſich gnädig an mir erweiſe
und mich noch heute zum Ritter ſchlagen, dadurch wird unſere Freu

verſtärkt und recht vollkommen werden.“ — „Wie du denn dieſe rühmliche Ehre von mir verlangſt,“ ſprach der Kaiſer: „ſo will ich dir ſammt dem Ritterorden zugleich dieſes Schloß ſchenken und dir ſolches von meinem Eidam, dem König aus Böhmen, zuwege bringen, denn du haſt mich hierher an der Hand geführt, und du biſt auch Urſache, daß ich mit dem Königreich Böhmen einen ewigen Frieden machen will.“ Auf ſolche Rede des Kaiſers bedankte ſich der Schildknecht höflich und verſprach, die Zeit ſeines Lebens nicht aus kaiſerlichen Dienſten weichen zu wollen. Hierauf hörte man in dem Schloßhofe Trompeten und Pauken, und die fromme Adelheid war ſehr beſchäftigt mit einer guten Mahlzeit, denn ihr Vater, der Kaiſer, hatte ſich in der Irre in dem Walde ganz matt und hungrig gegangen. Es ward eine herrliche Tafel gedeckt und es wurde mit den Trompeten nach Hofart zur Tafel geblaſen. Hierauf wurde der Kaiſer von dem Könige mit ſeiner Ritterſchaft gar höflich bewirthet, und über der Tafel redete der Kaiſer Otto mit dem Könige aus Böhmen wegen ſeines Schildknechts, und was er ihm in der Schlafkammer verſprochen hatte, auch ſagte er ihm, daß, wenn der Schildknecht nicht auf den Baum geſtiegen wäre, ſo wäre er nimmermehr in das Schloß gekommen. Da erwies der König dem Schildknechte große Ehre und verſprach ihm nicht allein das Schloß, ſondern auch den umliegenden Wald dazu, darinnen er ſeiner Gerechtigkeit nach ſich auf der Jagd mit Beizen und Hetzen erluſtigen möchte. Dafür bedankte ſich der Schildknecht und verſprach ſeine treuen Dienſte in allen Abenteuern zu erweiſſen. Nach vollbrachtem Eſſen dankte auch Adelheid dem Schildknechte zu tauſendmalen, daß er ihrem Herrn Vater ſo treulich beigeſtanden und ihn in das Schloß geführt hätte, das wollte ſie ihm ewig eingedenk ſein. „Gnädige Frau Königin,“ ſprach der Schildknecht: „ich bin ein getreuer Knecht des Kaiſers von Kindesbeinen geweſen, werde es auch bis in mein Grab verbleiben; aber ihr habt euch gegen mich meines Dienſtes wegen nicht zu bedanken, ſondern ich bin vielmehr verbunden, allen Frauen und Jungfrauen zu dienen, und ich bitte euch, ſo ich jetzt zum Ritter geſchlagen werde, wollet ihr mir ein Andenken von eurer Hand geben, das werde ich auf meinen Helm ſtecken, ſo oft und viel ich ſtreiten werde.“ Hiermit neigte er ſich ehr-

erbietig und die Königin ging in das Zimmer, wo der Schildkn
zum Ritter geſchlagen werden ſollte.

Wie der Schildknecht zum Ritter geſchlagen und den Namen von Tann baum erhielt, auch wie ihn die Königin aus Böhmen beſchenkte.

Auf ſolches trat der Kaiſer aus dem Saal in das innere Zimn
und ſchlug ſeinen Schildknecht zum Ritter vom Kreuz mit dem Na
von dem Tannenbaum, welches Bild er auch in ſeinem Schilde f
ren mußte, darum, weil er ſeinem Herrn dem Kaiſer auf einem T
nenbaum aus der Irre geholfen hatte. Darauf erzählte der Kaiſer
Lob, wie getreu er ihm gedient hätte, auch daß er allbereit drei Ab
teuer in Bulgarien ausſtreiten helfen, worüber die geſammte Rit
ſchaft gar froh war. Alſo wurde der Schildknecht zum Ritter
ſchlagen, und nach dem Schlage beſchenkte ihn die Königin mit e
blauen Straußfeder, welche er auf ſeinen Helm ſteckte, auch vere
ihm der König ſein allerbeſtes Schwert und die Ritterſchaft ſche
ihm einen Schild, darinnen ſtand: Bleibe beſtändig. Des and
Tages übergab ihm der König das Schloß mit großer Waldung
vollen Beſitz, und danach zog jeder zu den Seinigen mit großem J
und Frohlocken des ganzen Landes.

Wie der Schildknecht oder der neue Ritter vom Tannenbaum auf Schloſſe zu Schildheiß zu einem Abenteuer kam.

Wir laſſen nun den Kaiſer Otto mit ſeinem Kriegsvolk und m
tigen Heere nach Deſtreich, wie auch den König Eginhard und ſ
liebe Gemahlin Adelheid nach Prag abreiſen und ſagen, was für w
derliche Abenteuer ſich mit dem jungen Ritter auf dem Schloſſ
Schildheiß zugetragen. Wir haben zuvor gehört, daß dieſes Sc
in einer grauſigen Wüſtenei gelegen, wo nichts denn Berg und W
zu ſehen war; ſo gab es auch nur einen einzigen Weg, auf welc
man zu dem Schloſſe gehen konnte. Dieß bewog den jungen Rit
welcher ſonſt Strado hieß, Baumeiſter und Maurer, Steinme
und andere Werkleute zu ſich zu rufen und um Rath zu frag
denn er war Willens, das Schloß neu bauen zu laſſen, und m
gangbare Wege dazu zu machen. Ehe aber die Werkmeiſter den

unternahmen, baten ſie alle den Ritter, daß er ſie die Grundveſten wohl ausforſchen und betrachten ließe. Das that er williglich und gab ihnen Gewalt, zu thun und zu handeln, wie es am beſten wäre. Alſo durchſuchten ſie das Gebäude, welches an etlichen Orten ſchwach war, nach der Art ſolcher alten Mauern, die allzeit von Wind und Regen verderbt und von niemanden gebeſſert worden. Die Bauleute mußten geſtehen, daß ſie niemalen ein ſo altes und wunderliches Gebäude geſehen, denn ſie fanden eine Menge Gewölbe und Keller unter der Erde, daß es nicht zu ſagen iſt, und je weiter ſie gingen, je mehr fanden ſie deren. Indem eröffneten ſie ein großes Gewölbe, darinnen ſtanden zur Rechten und zur Linken zwei große Begräbniſſe, wie es ſie dünkte, von purem Golde. Mitten in dieſem Gewölbe ſaß in einem Seſſel ein gewaltiger König, der glänzte und ſchimmerte ſo ſtark, als wäre ſein ganzer Leib von nichts als Edelſteinen zuſammengeſetzt und gewachſen und zu ſeiner Rechten ſtand ganz unbeweglich eine holdſelige Jungfrau, die hielt dem Könige das Haupt, gleichſam als ruhte er darinnen. Sie ſahen dieſes Abenteuer lange vor dem Gewölbe an und endlich wagten ſie es hineinzugehen, denn ſie waren vom Vorwitz getrieben, die Sache auszukundſchaften und eine gute Beute davon zu tragen. Aber viel anders ging es ihnen, als ſie hineintraten, denn die Jungfrau, welche dem Könige das Haupt hielt, ward ſtraks in einen giftigen Drachen verwandelt, welcher in dem ganzen Gewölbe ein ſolches Feuer erregte, daß die Bauleute eilends wieder zurückfliehen mußten, ſonſt wären ſie mit ganzer Haut nimmer davon gekommen. Der junge Ritter erſtaunte nicht wenig, als er von ſeinen Werkmännern vernommen, daß ſie in ſeinem Schloß Schildheiß ein Abenteuer angetroffen hätten. Er verfügte ſich mit ihnen ſogleich an den Ort, und als er vor das Gewölbe kam, fand er alles, wie ſie es ihm zuvor berichtet hatten. Er war über den Anblick ganz beſtürzt, denn ſobald der Ritter an die Pforte des Gewölbes trat, fing die Jungfrau an bitterlich zu ſeufzen. Da machte der Ritter mit der Hand ein Kreuz vor das Gewölbe und ging mit ſeinen Leuten ganz ſtillſchweigend davon.

Wie der junge Ritter den Werkleuten die Natur des Abenteuers erkl
und was ſich weiter zugetragen.

Sobald ſie auf den obern Saal gekommen, fing der Ritter
und ſagte zu den Werkleuten: „Lieben Freunde! wo ein Abente
iſt, da darf kein Ritter, welcher daſſelbe kennt, wohnen, ſo tugen
haft und ſiegreich derſelbe auch immer ſein mag, ſonſt verderbt er ſ
eigenes Glück und kommt zuletzt in große Armuth und Schaden,
aber nicht allein, ſondern ſein ganzes Geſchlecht, Weib und Kin
Schweſter und Bruder, und alles, was ihm blutsverwandt iſt. D
um iſt mir's leid, daß ihr dieſes Abenteuer allhier gefunden hab
denn hättet ihr's nicht gefunden, ſo hätte ich deſſen unwiſſend allh
das allergrößte Glück unter der Sonne gehabt. Aber leider! nun
mein Glück durch euer Nachſuchen verhindert und auf dieſem Schlo
zu nichte geworden, darum muß ich mich innerhalb neun Tagen v
hinnen begeben oder das Abenteuer beſtreiten. Von dieſen beiden ka
ich thun, was mir am beſten zu ſein ſcheint, warte ich aber über
Zeit, ſo kann ich nicht mehr drei Jahre friſch und geſund leben, ſo
dern ich werde lahm und ein Krüppel, der ſein Brod vor den Hä
ſern ſuchen muß.“ Hierüber verwunderten ſich die Werkleute und b
jammerten ſeinen ſchlimmen und gefährlichen Zuſtand. Er aber wa
tete, bis die andere Nacht vorbei war, und in der dritten Nacht nah
er in eine Hand ſein tugendſames Schwert, und in die andere e
brennendes Licht, welches von indianiſchem Maſtix gegoſſen war. S
ging er von ſeinem engliſchen Hunde begleitet in das Gewölbe, un
als er vor daſſelbe kam, ſetzte er das Licht auf die Erde und warf ſe
nen Hund in das Gewölbe, um zu ſehen, was geſchehen würde. D
Hund war kaum hinein in das Gewölbe, als daſſelbe augenblickli
voller Feuer ſtand und die Flammen ſo heftig gegen den Ritter ſchl
gen, daß er ſich zu weichen genöthigt ſah. Er eilte demnach mit ſe
nem Lichte ſo geſchwind als er konnte auf eine ſteinerne Treppe, w
er ſo lange wartete, bis das Geräuſch des Feuers geſtillt wurde. E
hörte ſeinen Hund winſeln und heulen, aber wegen großer Gefah
konnte ihm der Ritter nicht zu Hülfe kommen. Als nun das Feue
wieder verloſchen war, wendete er ſich wieder gegen das Gewölbe un
vermeinte, ſein Hund würde zu Staub und Aſche verbrennt ſein, abe

er ſah mit Verwunderung, daß ihn die Jungfrau auf einem Arme hielt und ihn unter den Flammen lebendig erhalten hatte. Der Hund, nachdem er ſeinen Herrn, den Ritter, erblickte, eilte augenblicklich aus dem Gewölbe, und der Ritter konnte ſich über dieſes Abenteuer nicht genug verwundern. Er machte augenblicklich andere Muthmaßungen, und beſchloß, in dem Vorgewölbe mit dem Lichte herum zu ſuchen, ob irgend eine Schrift oder ſonſt ein Bericht von dieſem Abenteuer anzutreffen ſei.

Wie der Ritter eine Schrift in einer marmelſteinernen Tafel fand und ſehr erſchrak.

Der junge Ritter war eifrig bemüht, eine Bedeutung dieſes Abenteuers auszuforſchen, denn er war Willens, daſſelbe zu beſtehen, und ſollte es ihm auch ſein junges Leben koſten. Daher ſuchte er in dem Vorgewölbe hin und wieder, und fand viele alte Tafeln und ſteinerne Grabſteine, woraus er ſchloß, daß dieß die Begräbnißſtätte angeſehener Leute ſein müßte. Auch deuchte ihn die Jungfrau ſo ſchön zu ſein, als er jemals ein Frauenbild auf Erden geſehen hatte. Nach langem Suchen ſah er an einer viereckigen Säule eine weiße marmorne Tafel mit einer Schrift dieſes Inhalts: „Wehe dir Ritter, der du kommſt, mich zu verſuchen! In dem Schloſſe Schildheiß ſollſt du nicht bleiben, und dein Geſchlecht ſoll umkommen, kein Glück ſollſt du haben auf Turnieren und mußt in großem Elend verderben! Aber wohl dem, der meine Flammen nicht ſcheut, denn in dem Feuer ſoll er hören, was zu thun ſei. Es wird nichts lebendiges darin verletzt, aber die dritte Frucht bringt Verbannung bis zu ſeiner Zeit.“ Ueber dieſe Schrift erſchrak der junge Ritter ſehr, denn er verſtand den Inhalt gar wohl, auch wußte er, daß er das Abenteuer durch ſeinen Hund verſucht hatte. Was ihm aber die meiſte Betrübniß ſchuf, das war, weil er geleſen, daß er und ſein Geſchlecht umkommen und verderben ſollte. Er hieb ſeinen Hund vor dem Gewölbe in Stücke, ging ganz ruhig auf den Saal zu ſeinen Bauleuten und erzählte keinem Menſchen, was ihm in dem Keller begegnet, woraus die Werkleute genugſam abnehmen konnten, daß ihm ein Uebel zugeſtoßen ſei.

Wie der junge Ritter abermals in das Abenteuer geht und gebannt wird.

Mit großem Trauren verbrachte der Ritter ſeine Zeit, auch wollten die Bauleute nicht mehr lange auf dem Schloſſe bleiben, ſondern baten den Ritter um freundlichen Urlaub, wieder heim zu reiſen. Aber der Ritter bat ſie gar freundlich und ſprach: „Lieben Freunde, ihr wißt nicht, was für Angſt ich in dem Abenteuer erlitten und ausgeſtanden habe, darum bitte ich euch, ihr wollet ſo lange bei mir auf dieſer Einöde bleiben, bis ich heute Abends und in dieſer Nacht das Abenteuer rechtmäßiger Weiſe beſtritten habe, denn ſolches kann niemand überwinden, er ſei denn zum Ritter geſchlagen; wollt ihr nun ſo lange bei mir harren, ſo verſpreche ich euch von meiner Beute einen guten Theil zuzuwenden, damit ihr euren Weg wieder zu den eurigen ziehen und wandern könnt.“ Die Werkleute waren des Vorſchlags wohl zufrieden, denn ſie hatten ohnedem gute Hoffnung zu einer reichen Beſchenkung. Als nun deſſelben Tages die Sonne unterging, gürtete ſich der Ritter aufs neue, nahm ſeinen guten Schild und ſeine Sturmhaube, und ging bei hereinbrechender Nacht mit dem Lichte wieder in den Keller, um ſein Heil ferner an dem ſchrecklichen Abenteuer zu verſuchen. Wie muthig und tapfer er aber auch war, ſo wollte ihm doch das Glück nicht wohl, denn als er vor das Gewölbe gekommen, und mit dem Schwerte den ordentlichen Kreuzhieb gemacht, iſt er mit ſchrecklichem Feuergeraſſel überfallen worden, und die Kraft des Abenteuers hat ihn ins Gewölbe gezogen, allwo er dem König auf der linken Hand zu ſtehen gekommen. Hernach kam ein großer Drache aus einem Winkel hervor und verſchlang ihn mit Panzer und Harniſch, davon hernachmal ein Mehreres wird gemeldet werden.

Wie die Werkleute die Geſchichte des Ritters dem Könige nach Prag hinterbrachten.

Es iſt nicht zu ſagen, wie wehmüthig die Werkleute den Ritter erwartet, denn er hatte ihnen ein Zeichen gegeben, daß, wenn er innerhalb dreier Stunden nicht wieder bei ihnen wäre, ſo ſollten ſie ihn für verloren halten. Aber je länger ſie ſeiner harrten, je weniger wollte der Ritter wieder zurückkommen. Es waren etliche heimlich nachgeſchlichen, die hatten den jungen Ritter ach und weh rufen hören, auch war im Schloſſe allenthalben ein graulicḧes Krachen und Knallen erſchollen, alſo daß ſich die Bauleute kaum getrauten, dieſelbe Nacht noch darinnen auszuhalten, denn es war ihnen, als ob ſie die Stimme des Ritters in ihrem Zimmer hörten, die um Hülfe rief, ſo hatte die Furcht wegen des Abenteuers ihre Herzen eingenommen, und ſie wünſchten alle ſehnlich, daß es Tag werden möchte. Als aber der Tag angebrochen war, da eilten ſie Fuß vor Fuß geſchwinde aus dem Schloſſe zu Schildheiß, denn ſie befürchteten ſelbſt noch Schaden zu nehmen. Aber es geſchah keinem ein Unfall, und es wäre auch dem guten Ritter keiner geſchehen, wenn er nur das Abenteuer nicht ſobald verſucht, ſondern zuvor noch genauer nach der Schrift geſehen hätte. Nach kurzem kamen die Bauleute wieder nach Prag, denn ſie waren gar ſchnell gelaufen, ihre Heimath zu erreichen, und als ſie daſelbſt ankamen, erzählten ſie die Geſchichte der ganzen Stadt, ſo daß ſie bald vor den König kam. Die ganze Ritterſchaft bedauerte den guten Ritter gar ſehr, und daß er gleich im Anfang ſeiner Ritterſchaft ſo unglücklich geweſen ſei. Obſchon aber der König ſogleich eine güldene Kette zum Preiſe für denjenigen ausſetzte, der das Abenteuer auskundſchaften würde, ſo hatte doch unter allen Ritterleuten keiner das Herz, ſich deſſen zu unterfangen, denn die Werkleute ſchilderten die Gefahr zu groß, noch viel größer als ſie wirklich war, ſo daß jedem, der es hörte, großes Grauen ankam.

Wie Adelheid einen Sohn und eine Tochter zugleich gebar, und was ſich mit ihnen begeben.

Um die Zeit, da der Ritter vom Tannenbaum auf der Burg Schildheiß der Gewalt eines ſeltſamen Zaubers erlag, geſchah es auf dem Ratſchin zu Prag, daß die Königin Adelheid mit Zwillingen niederkam. Sie gebar ein Söhnlein und ein Töchterlein, worüber zu Prag, in der Stadt und auf dem Schloſſe große Freude war. Der König beging mit ſeinen Rittern ein achttägiges Feſt, und ſtellte allerlei Gaſtereien und Turniere an, desgleichen mußten auch die Bürger im Schloſſe um einen Gewinn von hundert Roſenobel turnieren, welches ſie ein Fußturnier nannten, und es hielt ſich mancher Geſell ſo gut er konnte und mochte, kriegte auch mancher einen Schmiß, davon er den vorigen Tag noch nichts gewußt hatte. Es war zu der Taufe ein frommer Biſchof berufen, derſelbe mußte die Kinder taufen, und der König ließ den Sohn Friedrich, die Königin aber ihre Tochter Amalia nennen. Mit dieſen Namen wurden ſie in der Taufe begabt und der Biſchof kriegte für ſeine Mühe das Schloß Ringeſer, an der Landſtraße gen Budweiß. Alſo endete ſich die Hofluſt und die Kinder wurden herrlich und fleißig in allen königlichen Tugenden und Sitten erzogen.

Was Friedrich für ein Leben führte, und wie die Rieſen alle Jahre einen Menſchen vom königlichen Geblüt haben wollten.

Gar unterſchieden war die Natur Friedrich's und der Jungfrau Amalia, denn Friedrich war böſer Art, frech und trotzig, Amalia dagegen tugendſam und emſig, und that in allem, was ihr ihre Mutter die Königin hieß. Aber Friedrich zog ſchon in ſeinen jungen Jahren das Land aus und ein, und wo er einen Uebermuth anrichten konnte, da war er nicht faul. Er zündete den Bauern die Dörfer und den Mönchen die Klöſter an, was dann ſeinem Vater dem Könige ſehr zu Herzen ging. Dazu kam, daß Friedrich einen Hofmeiſter hatte, der ſelbſt nicht viel taugte und dem jungen Herrn allen Willen ließ, und ihn, wo er ihn ſtrafen ſollte, noch lobte, und was der junge König nicht ausrichten konnte, dazu half ihm der Hofmeiſter Pantalion und dachte nicht daran, wie ſchmählich der Hofmeiſter Dietwald mit dem Schwerte von dem König umgebracht worden war. Der junge König Friedrich achtete daher keine Tugend, ſondern trachtete vielmehr nach ſchönen Frauenzimmern und anderer Sinnenluſt, woraus ſeinen Aeltern noch großes Herzeleid erwuchs. Denn als die Rieſen, die damals in dem Lande Kalmukei wohnten, vernahmen, daß das Königreich Böhmen einen Erben hatte, da gedachten ſie daran, wie ſie noch eine alte Forderung an das Königreich Böhmen hätten, und ſchickten einen Kämpfer des Königs aus Kalmukei nach Prag, der ſollte gewappnet von dem Könige das Königreich fordern, oder alle Jahre einen Menſchen, es ſei gleich Mann oder Weib, von ſeinem Namen. Dieſe ſollte er dem

Rieſenkönige Butsko überſchicken. Mit dieſer Botſchaft kam der große Baland nach Prag zu dem Könige. Er war ſo groß, daß er über alle Stadtmauern ſehen konnte, dazu war er mit lauter Stahl bekleidet und ſein Unterkleid war von Juchtenhaut, daraus man das Pfundleder macht. Ein einziger Handſchuh, den er an den Händen trug, wog einen Centner und ſeine Knieriemen waren funfzehn Spannen lang. Ueber dieſen Menſchen erſchrak die ganze Stadt, denn er that kaum acht Schritte, ſo war er die allerlängſte Gaſſe zu Prag durchwandert. Dieſer Rieſe hieß mit Namen Jalki, und war ein Ritter in der Kalmukei, welches Land heut zu Tage die kalmukiſchen Tartaren innen haben und beſitzen. Als der König Eginhard von dieſem Rieſen gehört, wartete er ſeiner auf dem Schloſſe, worauf der Rieſe ganz gebogen durch das Schloßthor in den Ratſchin trat. Ohne Gruß und Ehrenbezeugung ſprach er zu dem Könige: „Ich Jedon Jalki, Ritter und Kämpfer aus dem kalmukiſchen Lande, wo die ſtärkſten Leute in der ganzen Welt wohnen, ſage dir König, daß ich der Stärkſten einer bin, die da wohnen in der weiten Welt, in Inſeln und auf dem Meer, auf den Bergen und in den Thälern, in Städten und in Ländern, auf dem Felde und in den Wäldern. Ich habe überwunden mehr als hundert Ritter, die ich wie Staub unter meinen Händen zermalmt habe. Grauſam bin ich im Streit und von mir erlangt niemand Gnade, wer mit mir einmal angebunden und Feindſchaft gemacht hat. Mit meinem Fuß kann ich die Erde zittern machen und wer mich ſieht, dem graut vor meiner Stärke. Darum ſage und befehle ich dir im Guten, daß du an uns Rieſen in dem kalmukiſchen Lande aufgebeſt und überantworteſt dein Königreich, oder daß du uns gebeſt alle Jahre eine Perſon von deinem Geſchlecht und Stamm; oder aber wir wollen dich beziehen mit funfzig Mann, dawider kannſt du nicht beſtehen, und ob du gleich hunderttauſend der bewährteſten Ritter hätteſt, denn ich allein nehme tauſend der beſtbewaffneten Ritter und ſchlage ſie, wie die Fliegen an der Wand todt. Beſinne dich wohl oder du wirſt zu ſpät erkennen, was meine ſchreckliche Fauſt vermag, das ſage ich dir im Guten.“ Alle dieſe Worte redete der Rieſe mit großem Ungeſtüm und damit der König ſeine Stärke erkennen möchte, ſprach er weiter: „Siehe, König der Böhmen, hier liegen in dem

Hofe vier ſteinerne Säulen, die will ich alle vier auf meinen Arm nehmen und ſie an jene Seite des Hofes hintragen!“ er ergriff ſogleich die vier Säulen, welche zuſammen ungefähr ſechstauſend Centner ſchwer waren, und legte ſie, wie er verſprochen hatte, alle zugleich auf die andere Seite des Palaſtes, worüber ſich jedermann nicht genug verwundern konnte. So nahm er auch das eiſerne Gitter um den Brunnen und zerdrückte es zwiſchen beiden Händen wie eine neugebackene Bretzel zu kleinen Trümmern.

Wie der König mit dem Rieſen redete und was Jebon Jalki weiter zu Prag für Proben gemacht.

„Ha,“ ſagte der König Eginhard: „deine Stärke iſt groß genug; willſt du mir dienen, ſo lege dein Gewehr ab.“ — „Nimmermehr,“ ſprach der Rieſe: „ſollſt du ſo glücklich werden; ich will es noch erleben, daß du mir aufwarten mußt.“ — „Das laſſe dir nicht träumen,“ ſprach der König: „mein guter Geſell, gehe wieder nach Hauſe in deine Kalmukei und ſage deinem Könige, er ſoll nur herkommen, wir wollen ihm die böhmiſchen Ohrlöffel zu verſuchen geben, ihr wißt gewiß nicht, wie ſie ſchmecken, darum ſo trolle dich wieder, wo du hergekommen, ich gebe dir keinen Staub von meinem Lande, weder jetzt noch jemals ins künftige, habt ihr Luſt zum Streit, ſo wetzt eure Schwerter und putzt eure Schilde, ihr habt mit eurer Stärke die Böhmen noch lange nicht gefreſſen.“ — „Ja, ja, mein König,“ ſprach der Rieſe: „laß dir nur die Weile nicht lang werden. Ehe zwei Monate vorbei ſind, ſo ſollſt du anders pfeifen.“ — „Du Geſell,“ ſprach der König: „verbrenne dir das Maul nicht, packe dich in Zeiten und weil gut Wetter iſt, oder ich will dir den Weg zeigen.“ — „O ihr Hand voll Menſchen!“ ſprach der Rieſe: „du biſt nimmermehr ſo mächtig, mich aus deiner Stadt zu bringen, aber wegen des Gehorſams, welchen ich dem Kalmuker Könige ſchuldig bin, und weil ich ein Ritter bin, eile ich zurück, ſonſt wärſt du zu wenig, mich mit all deinem Volk hinwegzubringen, und wenn ſie auch noch ſo ſtark wären.“ Ueber dieſe Rede ergrimmte der König, darum befahl er ſeinen Rittern, den Rieſen zum Schloſſe hinauszuſchlagen, aber der Rieſe erwiſchte bald einen nach dem andern, und warf ſie über die

Mauern den Berg hinunter, ſo daß ſich bald kein Menſch getraute, ihn anzugreiſen, denn er war gar zu ſtark und dabei ſehr ſchnell und hurtig ſich zu wehren. Er riß die Ziegeln von den Dächern und erregte auf dem Ratſchin großen Schrecken, endlich ließ man einen Löwen auf ihn los, aber er fiel mit vollem Leibe auf den Löwen, und zerdrückte ihn unter ſich wie eine Katze. Solche Stärke des Rieſen ward in der ganzen Stadt Prag furchtbar, und die Bürger verſperrten ihre Häuſer. Der Rieſe aber rief durch alle Gaſſen, wer Luſt hätte zu ſtreiten, der ſollte ſich melden; aber es war niemand zu finden, der es mit ihm gewagt hätte, denn er war ein unermeßlich ſtarker Menſch, desgleichen man in Böhmen und in andern Ländern niemalen geſehen hatte.

Wie die Rieſen funfzig Mann ſtark nach Böhmen kamen und wie der Königsſohn Friedrich mit einem kämpfte.

In Prag war große Furcht wegen der Rieſen, darum machte man allerlei Anſtalten ihnen zu wiederſtehen. Jalki hatte indeß Botſchaft in das Kalmuker Land gebracht, und zu dem Könige der Rieſen alſo geſprochen: „Großer Herrſcher in Kalmukei und Tartarei, Sieger dieſer Welt und Ueberwinder aller Stärke auf Erden, ſtarker Herr und Furcht der Drachen und Löwen, ihr wollt großgünſtig anhören, was ich euch ſagen werde von dem Könige zu Böhmen. Nichts will er euch geben. Ihr ſolle kommen, wenn es euch beliebt; aber ich habe ihm gezeigt, was wir vermögen, die ganze Stadt Prag habe ich in Furcht gebracht, hätte ich gewollt, ſie wären ſchon zerriſſen und zerſchleift, aber ich will die Kurzweil für euch aufgeſpart haben, darum laßt uns hinreiſen und die Böhmen nicht umbringen, ſondern mit Haut und Haar auf den Buckel nehmen und in unſer Land tragen, daß ſie uns die Aecker beſtellen und das Getreide ſammeln.“ Der Rieſen-König war ſehr zornig, daß ihm der König von Böhmen den Tribut abgeſchlagen hatte, deswegen forderte er funfzig Mann zuſammen, und übergab ſie einem ſehr ſtarken Rieſen, Namens Trevir, der ſollte ins Böhmerland gehen und alles verwüſten. Alſo machten ſich die funfzig Kalmuker Rieſen auf und kamen in den Böhmer Wald durch Podolien, Bulgarien und Polen, aber die Böhmen hatten ſich in dem Walde ſchon allenthalben verhauen, und wo die Rieſen mit Gewalt hineinwollten, da zündeten die Böhmen den Wald an, ſo daß die Rieſen endlich mit großem Spott und Hohn wieder abziehen und in das Kalmuker Land heimkehren mußten. Da ließ der König die zurückgekehrten alle todt ſchlagen, und ſchickte Jedon Jalki mit funfzig andern ſtarken Rieſen, die drangen durch den Wald, und lagerten ſich vor Prag, allwo die Bürger die Stadtthore mit Feuer verwahrt hatten. Aber die Rieſen trugen viel Waſſer aus der Elbe, löſchten das Feuer aus und fügten den Bürgern großen Schaden zu. Danach ſchickten die Rieſen einen Boten an den König, daß er dem Jalki ſeine Tochter Amalia zur Luſt übergeben ſollte, ſo wollte Jalki mit ſeinen Leuten von der Stadt Prag abziehen und niemand in dem Lande mehr Schaden thun, wo nicht, ſo ſollte der König einen Ritter ſchicken, der den Jalki zu beſtreiten wage. Siegte der Kämpfer, ſo wollten die Rieſen gleichfalls auf ewig das Land räumen und die Rieſen ſollten zugleich ihre Gerechtigkeit verloren haben, die ſie im Böhmerland an dem König zu ſuchen und zu fordern hatten. Der Bote trug ſeine Botſchaft ſehr hochmüthig vor, darum ward ihm gar kurze Antwort, daß ſich Abends um drei Uhr vor dem Thore bei St. Sebaſtian ein Ritter wollte finden laſſen, der den Jalki zu beſtreiten entſchloſſen ſei. Es hatte ſich nämlich in der Ritterſtube zu dem Streit angegeben Friedrich der Edle, Ritter und Sohn des Königs Eginhard, weil er ſein Heil an dem ungeheuern Baland zu verſuchen, großes Verlangen trug. Ob Friedrich nun gleich wenig nach der väterlichen Zucht gefragt, ſo weinte doch der König ſowohl, als die Königin, daß ſie das junge Blut ſo bald untergehen ſehen ſollten, denn ſie glaubten ganz gewiß, der Rieſe Jalki würde ihn mit dem erſten Streiche zu Staub zermalmen, ſo erſchreckliche Stärke hatte der Rieſe in ſeinem ungeheuern Leibe. Aber Friedrich hatte ſich zum Fechten entſchloſſen, es möchte hinauslaufen zu des Landes Nutzen oder Schaden, deßwegen ließ er ſich von des Königs Schildknecht wappnen in einen Harniſch, in welchem er ſich zuvor oft geübt hatte, ſetzte ſich zu rechter Zeit zu Pferde und ritt unter vielen Thränen der Hofleute auf die Au, welche zunächſt dem Sebaſtianer Thore gelegen war, und wohin er den Rieſen Jalki beſchieden hatte. Jalki voll Zorn und Grimm wüthete und tobte als er die Botſchaft von dem König aus dem Ratſchin durch den Boten vernommen, er ſchwur bei ſeinem Gott Bulzibiro und bei der ganzen Landſchaft Kalmukei, auch bei ſeiner ſtählernen Stange, das ganze Königreich Böhmen in Grund und Boden zu verwüſten, wo ihm der Ritter nicht beſtreiten könnte. Als es nun Abends drei Uhr war, ging er nach der Aue vor dem Sebaſtianer Thor, wohin er durch den Boten beſchieden worden war, und als er daſelbſt unter den Böhmen den Jüngling Friedrich auf- und abreiten ſah, der kaum das achtzehnte Jahr erreicht hatte, ſo fing er an zu lachen und ſprach: „Ach du armer Erdenwurm! was für eine Thorheit treibt deinen Unverſtand, daß du dich unterfängſt, mich als einen kalmukiſchen Rieſen beſtreiten zu wollen? Gehe heim und weiche meiner Stärke, denn mein Athem würde dich verzehren und von dem bloßen Klange meiner Waffen müßteſt du ſterben, wie die Mücken im Sommer. Ich habe mit keinem Knaben, ſondern mit Rittern zu thun; wird mir der König keinen beſſern Streiter ſchicken, ſo will ich alle ſeine Dörfer im Lande verbrennen, die Brunnen und das Waſſer will ich vergiften, die Leute an die Bäume henken, und alles Maſtvieh mit mir in die Kalmukei treiben.“ Mit ſolchen Worten wendete er ſich wieder zurück, und ſpie Friedrich hinter ſich an. Aber Friedrich ließ ſich nicht bange machen, ſondern ſchrie ihm nach: „Du Menſchenfreſſer, deine Worte ſind keine Schwerdter, bin ich ſchon jung, ſo habe ich doch Muth genug deine Frechheit zu beſtreiten, du haſt nicht Urſache mich zu verachten, ich bin von Geburt ein Königsſohn, und geſchlagener Ritter vom blauen Schwerdt, du hingegen biſt ein Bluthund und Hurenſohn. Sa, heran, ich will dich lehren anders ſchwatzen, darum ſtelle dich zur Wehr oder ich durchrenne dich mit meinem Speer ſoweit er reicht.“ So ſehr aber Friedrich rief, ſo wenig ſah Jaiki zurück, ſondern ſchlug mit der flachen Hand in den Wind. Statt ſeiner ſchickte er einen ſtreitbaren Rieſen, mit Namen Rullweg. Derſelbe kam bald gegen Friedrich und ſprach: „Jüngling, hieher, haſt du niemals mit einem Rieſen geſtritten?“— „Nein,“ ſprach Friedrich. „Nun,“ ſagte der Rieſe: „So gib Achtung, wie die Pumpernickel ſchmecken, denn ihr backt ſie in dem Lande zu Böhmen.“ — „Dein Geſpött,“ ſagte Friedrich: „macht keinen Sieg; greif zur Wehr und mache dich fertig.“

Der Rieſe ſpie hierauf in ſeine Hände und ergriff die ſtählerne Stange, damit ſprach er: „Nun, Jüngling, halte dich wohl, oder du kriegſt Pumpernüſſe,“ und alſo erhub ſich der Streit. Friedrich that ſehr klug, daß er ſich unter den Bäumen oder nicht weit davon aufhielt, denn ſobald Rullweg den erſten Streich auf ihn führte, ſchlug er wider einen Baum, daß das Obſt, welches darauf war, haufenweiſe herunter fiel. „Ha,“ ſprach er darauf zu Friedrich: „du biſt ein arger Vogel, ich muß dir anders kommen;“ damit ſprang er ins flache Feld hinaus und alſo wurde Friedrich gezwungen aus ſeinem Vortheil zu gehen, darum war ihm bei der Sache nicht gar wohl.

Wie Friedrich dem Rieſen Rullweg eine Wunde in den Leib ſchlug und ihn zur Flucht brachte.

Es iſt ein altes Sprüchwort, daß die beſten Fechter die meiſten Schläge bekommen, das geſchah auch allhier bie dieſen zwei Streitenden, der Rieſe Rullweg hielt ſeinen Feind gar zu gering und ſpielte nur mit ihm, wie mit einem Kinde, und als er zu ſpielen nicht aufhören wollte, erſah Friedrich ſeinen Vortheil und hieb ihn zwiſchen einer Harniſchfuge einen guten Finger tief in den Leib, davon das Blut herausfloß und ihm der Harniſch gefärbt wurde. Der Rieſe war darüber zornig und indem er ſeine Stange in die Luft hob, warf ihm Friedrich einen Dolch ins Geſicht, nahe am rechten Auge, in welcher Art des Kampfes Friedrich vor allen Rittern geſchickt war. Dieſer Wurf verurſachte, daß der Rieſe ſeinen Streich nicht anbringen konnte und vor Schmerzen ließ er ſeine Stange fallen und eilte mit Schimpf und Schande wieder in ſein Lager zurück. Der Waffenträger des Königs aber, der unter einem Buſche dem Gefechte zugeſehen hatte, und von dem Könige hinunter geſchickt worden war, blies auf ſeinem Horne Victoria, dadurch denn auf dem Schloſſe ein Zeichen gegeben ward, daß es auf ihrer Seite bisher glücklich abgegangen ſei.

Wie Rullweg das anderemal zum Streit kam und Friedrich gefangen ward.

Es war damals bei den Rieſen ein Gebrauch, daß keiner, der ſich hatte überwinden laſſen, wieder in die Geſellſchaft der Rieſen kommen durfte, bis er wieder obgeſiegt hatte. Deßhalb ſaß Nullweg die ganze Nacht außer dem Lager, bis der Tag anbrach, wo er aufs neue ſein Streithorn gegen den Natſchin blies. Alsbald ritt Friedrich auf einem weißen Zelter ſehr wohl bewaffnet hinaus, und hinter ihm ging ſein Schildknecht, und hatte mit ſeinem Herrn manches Geſpräch wegen des Rieſens. Als ihn nun der Rieſe Nullweg ſo prächtig daher reiten ſah, machte er ſich mit ſeiner ſtählernen Stange bald fertig und eilte auf die Aue, auf welcher ſie des vorigen Tages gekämpft hatten. Da nun Friedrich an den alten Ort kam, ſprach er zu ſeinem Schildknecht: „Du ſollſt hie bleiben und auf hundert Schritte dem Gefechte zuſehen, überwinde ich, ſo will ich noch morgen auf das Abenteuer zu Schildheiß ziehen, daß ich daſſelbe beſtreiten und den Schatz erheben möge, überwinde ich aber nicht, ſo ſei meiner im beſten eingedenk und grüße mir meinen Herrn Vater, den König.“ Damit ritt er von dem Schildknecht, der Rieſe ſchrie ihm aber zu und ſprach: „Du unnütze Fliege, heute will ich dir bezahlen, was ich geſtern von dir geborgt habe, darum mache dich fertig und verrichte dein Gebet, denn dein Leben ſteht in meinen Händen.“ Mit ſolchen Worten legte er ſeine Stange auf den linken Arm und focht dermaßen gegen Friedrich, daß er ihn endlich von dem Sattel herabwarf, dem Pferde aber zerquetſchte der ſtarke Waland mit der Stange den Kopf, und den Jüngling Friedrich, welcher nicht wußte ob er lebendig oder todt war, trug er als Beute mit ſich in b[illegible]r und gab ihm unterwegs manchen harten Kopfſtoß, ſprechen[illegible]eſtern haſt du mich gejagt, heute will ich dir dafür zur Kurzweil den Kopf klopfen, denn ich bin ein ehrlicher Ritter, und weil du die Tage deines Lebens noch keine Pumpernüſſe von einem Rieſen bekommen, darum will ich dir gute geben, denn du haſt meiner geſtern auch nicht geſchont.“ Mit ſolchen Worten trug er den guten Friedrich mit ſich in das Lager, und ſchenkte ihn an Jedon Jalkj, welcher ihn mit ſich in die Kalmukei nahm und ihn daſelbſt in den Pflug zu harten Arbeiten ſpannte. In ein ſo großes Elend hatte ſich Friedrich freiwillig geſtürzt, und weil ihn ſein Hofmeiſter nicht beſſer erzogen, ließ König Eginhard dem ſchlechten Geſellen den Kopf abhauen.

Wie der König Briefe ausſchrieb, daß derjenige, welcher ſeinen Sohn von den Rieſen erlöſen würde, ſeine einzige Tochter Amalia zum ehelichen Gemahl haben ſollte.

Der König Eginhard ſchickte darauf allenthalben Boten aus mit unterſchiedlichen Schreiben, daß derjenige ſeine Tochter zur Gemahlin haben ſollte, der ſeinen Sohn aus den barbariſchen Händen der Rieſen erlöſen würde, denn es war kein Ritter an ſeiner ganzen Tafelrunde, der ſich getraut hätte, denſelben durch einen ritterlichen Kampf wieder heim zu bringen, weil ſie vor der ſchrecklichen Särke der Rieſen gar zu verzagt geworden. Darum ſchickte der gute König viele Boten ins Land aus, die ſeine Briefe allenthalben hintragen mußten, auch ſchrieb die Königin Adelheid in die Briefe, daß ſie noch beſonders demjenigen ein ſchönes Geſchenk geben wollte, der ſich des Streites unterfangen würde. Denn es war ihr leid um ihren Sohn, und überdieß mußte der König auch den Rieſen ſo lange Steuer geben, ſo lange ſein Sohn Friedrich unter ihnen gefangen war, damit ſie ihn nur am Leben ließen. Die Boten ſäumten nicht, ſondern lieſen Tag und Nacht in manche Stadt und in manches Land, allwo ſie ihre Briefe an die Thore anſchlugen, ob ſich irgend ein ſtreitbarer Ritter finden möchte, der den Inhalt läſe und ſich des Streites unterfangen wollte.

Wie der junge Ritter vom Lorbeerblatt das Schreiben las, und ſich nach Prag auf den Ratſchin begab.

Es ſtand eine gar lange Zeit an, ehe ſich ein Ritter zu dieſer Sache einfinden wollte. Einſtmals aber reiſte ein Ritter, mit Namen Ludwig von Lisboa aus Portugal mit ſeinem Schildknecht auf ein Abenteuer, und nachdem er ſolches bezwungen, ſo ritt er allenthalben in der Welt herum, um noch mehr Abenteuer zu ſuchen, auch, ſo es möglich, dieſelben zu beſtehen. Da begab es ſich von ohngefähr, daß er vor eine Stadt kam und an dem Thore den Brief und das Siegel des Königs von Böhmen angeſchlagen ſah, und als er den Inhalt geleſen, fragte er nach dem nächſten Wege gen Prag, und als er nach langer Reiſe daſelbſt angekommen, ging er auf den Ratſchin, das Schloß zu beſehen, weil es ſehr fein und wohlgebaut war. Der König ſchickte ſeinen Leibjunker in den Hof, der ſollte den Ritter fragen, was ſein Begehren wäre? Der Ritter antwortete dem Knaben ſehr beſcheiden und ſagte: daß er gekommen wäre, des Königs Sohn zu erlöſen, darum ſollte man ihm Bericht geben, wo und unter welchen Rieſen Friedrich gefangen wäre? Als ſolches der König gehört, ſprang ſein Herz vor Freuden in ſeinem Leibe. Er hieß den Ritter alsbald willkommen und ließ ein koſtbares Mahl zurichten, bei welchem alle Ritter des Königs erſchienen. Auch wurde die ſchöne Amalia dem fremden Ritter Ludwig an die Seite geſetzt und ihn dünkte er habe all ſein Lebelang kein ſo ſchönes Fräulein geſehen. Es ward auch indeſſen ſein Schildknecht von den Dienern des Königs ſehr wohl gehalten und ihm vom beſten Weine zugetrunken. Das Fräulein Amalia bat den Ritter Ludwig allen Fleiß anzuwenden, damit er ihren Bruder aus der Knechtſchaft erlöſte, welches ihr der Ritter bei ſeinen Ehren zu thun verſprach. Gleiche Bitte that auch die Königin mit vielen Seufzern und Thränen; Ludwig ſchied mit ſeinem Schildknecht ganz betrübt von dem Ratſchin und Fräulein Amalia verehrte ihm einen ſchwarzen Flor, welchen er über die Sturmhaube wickelte und damit voller Verlangen zum Schloß hinausritt. „Herr,“ ſprach der Schildknecht: „ich habe all mein Lebtag kein ſchöneres Frauenzimmer, als die Tochter des Königs geſehen.“ — „Ja,“ ſagte der Ritter: „wenn mir das Glück ſo wohl will, als bei dem neulichen Abenteuer, ſo will ich ſie bald als Gemahlin beſitzen, doch bis dahin iſt noch weit, und ich muß große Gefahr darum ausſtehen. Aber wer ſollte für ein ſo ſchönes Fräulein ſein Leben nicht aufopfern; entweder ich will ſie beſitzen oder ich will nicht leben.“ — „Ihr habt auch recht gethan,“ ſagte der Schildknecht: „daß ihr ſie zuvor geſehen habt, denn heut zu Tage gibt es nicht viel ſchöne Frauenzimmer in der Welt, ich wollte manche Bauermagd lieber heirathen, als manches Fräulein, denn es iſt oft nichts ſchönes an ihnen, als die Kleider, und wegen einer ſolchen ein Abenteuer zu beſtreiten, iſt ſchier ein wenig zu viel, ſie ſind keines Fußturniers, geſchweige ein mehreres werth.“ — „Du ſagſt recht,“ ſprach der Ritter: „Allein ich rathe dir, verliebe dich nicht leichtlich, denn wer ſich bald verliebt, der wird bald betrogen.“ Mit ſolchem Geſpräch ritten ſie einen ſehr weiten Weg gegen die Kalmukei,

bis ſie nach Trieſo kamen, allwo der edle Friedrich gleich einem D
in dem Pflug arbeiten mußte.

Wie Ludwig der Ritter vom Lorbeerblatt einen Rieſen zum Streit a forderte, und wie es ihm erging.

Der Ritter Ludwig ritt wohl ein Vierteljahr, ehe er zu Trieſo
kam, da verwunderte er ſich über die großen Leute, die er allenthalbe
in dem Lande Kalmukei ſah; doch war in ihm keine Zagheit, ſon
als er vors Thor kam, ließ er ſich bei dem Könige, mit Namen Bu
anmelden, welcher ihn bald vor ſich ließ. „Mein König,“ ſprach
Ritter: „ſagt dir durch mich ſeinen Gruß.“ — „Wer iſt denn dein
nig?“ fragte Butsko. Der Ritter gab zur Antwort: „Es iſ
König im Lande Böhmen.“ — „Ha, ha,“ ſagte Butsko: „dieſer
nig gibt uns Tribut und ſein Sohn iſt unſer Sclave. Bringſt du
Löſegeld für ihn, ſo zahle zwanzig Tonnen Goldes, außer di
Gelde bekommſt du ihn nicht; oder biſt du gekommen, ſolchen ritte
mit einem Kampfſtreit zu löſen, ſo ſage es mir an!“ — „Gr
Herrſcher im Lande zu Kalmukei,“ ſprach Ludwig: „ja, ich bi
kommen, zu ſtreiten für ſeine Freiheit, und daß er wieder mit mi
ſein Land reiſen möchte; darum bitte ich euch, laßt mir an eu
Hofe nichts Arges widerfahren, und laßt zu, daß ein redlicher S
ſtatt haben kann.“ — „Ritter,“ ſprach Butsko: „du weißt, daß
unſerm Gott Bulzibiro einen Eid geſchworen haben, keinen unr
mäßigen Streit einzugehen, ja, wenn es mein Bruder wäre, und
ſchlügſt ihn todt, ſiehe, Ritter, ich darf dir darum nichts thun w
des großen Eides, den ich geſchworen habe. Aber bilde dir k
Victoria ein, ich will einen ſolchen an dich ſchicken, der dich derb
fertigen ſoll. Du biſt unter keine Kinder gerathen, ſiehe meine Fä
an, ich kann mit einer Hand eine ſteinerne Tiſchplatte aufheben
drei Meilen Wegs wie einen Bogen Papier bei mir tragen, gib
tung, daß du nicht todt geſchlagen wirſt, und ich bitte dich, ziehe
der heim, denn es ſollte mich deiner dauern, weil du ſo jung und
lich biſt. Iſt es aber dein Ernſt, was du begehrt haſt, ſo ſag ic
noch einmal, ſo will ich dir einen ſchicken, der das ſeinige thun wir
— „Damit,“ ſprach der Ritter: „wirſt du mir die größte Ehre

weiſen.“ — „Nun,“ antwortete der Rieſe: „morgen früh ſoll einer bei dir ſein vor dem Thore, deß verſichere ich dich, aber laß dir dein Grab bauen, denn wie er dich antrifft, ſo wird er dich auch todtſchlagen. Gewinnſt du aber, ſo ſoll dir des Königs Sohn ſo gut werden, als wir ihn bekommen. Wirſt du aber überwunden, ſo muß uns der König ſeine Tochter zu unſerer Luſt ſchicken, und dieſes müſſen wir zu beiden Seiten mit einem ſtarken Eide unterſchreiben.“ Das Begehren des Butsko war dem Ritter nicht angenehm, doch unterſchrieb er ſich nach deſſen Verlangen, und des andern Tags ſchickte Butsko auf ein Schloß, welches von der Stadt zwei Meilen Wegs abgelegen war. Daſſelbe Schloß hieß Balmottzelle, denn es wohnte darin der ſtarke Rieſe Balmott, welcher für den geſchickteſten Fechter unter den Rieſen gehalten wurde. Als nun derſelbe vor dem Könige Butsko erſchien, gebot ihm dieſer mit einem Ritter zu ſtreiten und ſprach: „Es iſt geſtern ein Ritter von unſerm Sclaven dem Könige von Böhmen angekommen, der verlangt durch einen Zweikampf des Königs Sohn aus unſern Händen zu erlöſen. Darum mache dich fertig und ſperre dich nicht, aber ſiehe zu, daß du ihn nicht todtſchlägſt. Kannſt du ihn lebendig bringen, ſo iſt unſer Handel deſto beſſer. Darum gehe nur zum Thor, dort wird er deiner warten bei einer großen Palme, an welcher er ſeinen Schild aufgehangen hat.“ Nach dieſen Worten ging der Rieſe Balmott hinweg, und nachdem er ſich zum Streite gerüſtet, ging er dem Thore zu, vor welchem Ritter Ludwig allbereit drei Stunden gewartet hatte. Sobald der Rieſe den Ritter erblickte, ſprach er: „Biſt du derjenige, mit welchem ich ſtreiten ſoll?“ Der Ritter ſprach: „Ja, ich bins und wegen des Kampfs bin ich manchen weiten Weg gereiſt, darum ſo mache dich fertig und wehre dich nach Vermögen: denn wo ich deiner werde mächtig werden, ſo will ich dich nicht ſchonen.“ — „Du thuſt recht,“ ſprach der Rieſe: „aber wie meinſt du, wie es in einer halben Stunde mit deinem Leben ſtehen werde? Geſchwind ſetze dich zu Pferde, denn ſobald ich mein Schwerdt aus der Scheide gezogen, ſo iſt keine Gnade noch Barmherzigkeit bei mir.“ Unter dieſem Geſpräche des Ritters und des Rieſen kamen gar viele Rolande aus der Stadt gegangen, vor welchen dem Schildknecht ein rechtes Grauen ankam, denn die Leute waren beinahe zehn

Ellen lang. So waren auch die Weiber abſcheulich großer Statur, und lachten alle über den Ritter und ſeinen Schildknecht, daß ſie ſo klein gewachſen wären. Aber ehe ſie ſich's verſahen, hatte ſich der Streit erhoben, und ſo geſchickt auch der Ritter mit ſeinem Schwerdt umzugehen wußte, ſo ſchlug ihm doch der Rieſe geſchwinder den Helm von dem Haupt und zertrat ihm ſeinen Schild in tauſend Stücken. Der Ritter konnte ſich in ſolchem Zuſtande nicht länger wehren, doch wollte er lieber ſterben, als ſich dem Rieſen zur Gnaden ergeben. Er wehrte ſich alſo gegen den Rieſen ſo lange, bis ihm Balmott das Schwerdt aus den Fäuſten ſchlug und ihm Hände und Füße band. Solchergeſtalt brachte er ihn gebunden vor Butsko. Da entſtand in der ganzen Stadt Trieſo unter den Rieſen Freude, auch bekam Balmott Erlaubniß, andere Rieſen zu Rittern zu ſchlagen, und es wurde ihm verſprochen, daß er zuerſt mit dem königlichen Fräulein aus Böhmen ſeine Luſt haben ſollte. Alle dieſe Reden mußte der überwundene Ritter auf dem Saal gebunden liegend anhören, und es wurden geſchwind Boten nach Prag abgefertigt, daß ſie daſelbſt die Tochter des Königs abholen und den Sieg des Rieſen über den Ritter verkündigen ſollten.

Wie zu Prag großes Trauern entſtand, und Amalia nach dem Lande Kalmukei mit vielen Thränen abreiſte, und was ſich mit ihr begeben.

Die Rieſen ſchickten ihre Boten fort, deren ſechs waren. Als ſie zu Prag ankamen, da erhob ſich wegen des Verluſts des Ritters allenthalben großes Trauern und Klagen, am meiſten aber erſchrak der König, als er hörte, welche eidliche Verpflichtung der Ritter eingegangen wäre. Er ſagte hierauf zu ſeiner Tochter: „O liebe Tochter, wie elend geht es mir und dir! Die Rieſen haben mir meinen Sohn hinweggenommen, nun wollen ſie dich, meine Tochter, hinwegführen, und ich kann es nicht ändern, denn der Ritter Ludwig iſt an dieſem Elend ſchuld. O herzliebe Tochter, wie bricht mein Herz, wenn ich dich unter der Heidenſchaft wiſſen muß, und dennoch iſt niemand, der dich von den Händen der Rieſen erlöſen will. Darum, o liebſte Tochter, gib dich geduldig in das herbe Kreuz, denn heute ehe die Sonne untergeht, muß ich dich den Boten übergeben, oder ſie fallen mir aufs neue ins Land und führen mich auch mit Weib und Kind in die Dienſtbarkeit.'

— „O herzliebſter Vater, ſagte die Amalia, euer Leben zu erhalten, will ich gern unter das Joch ziehen, aber meine Ehre zu verlieren, bringt mir die größten Schmerzen. Lieber will ich ſterben, ehe ich mir meine Ehre rauben laſſe, indeſſen, gebt euch zufrieden, ich wünſche, daß mit meinem Hinſcheiden alles Elend von euch und meiner Mutter, und von dem ganzen königlichen Hofe zu Prag weiche.“ Mit ſolchen Worten nahm die betrübte Amalia Urlaub, und als ſie zur Stadt hinauskam, ſprach ſie: „Nun ſo lebt wohl, ihr lieben Bürger in der Stadt Prag, und ſeid meiner eingedenk, denn ich ſcheue mich nicht wegen eurer Freiheit in das heidniſche Joch zu gehen, ſeid gehorſam meinem Vater, dem Könige, mich werdet ihr nicht mehr ſehen, darum nehme ich von euch das letztemal freundlich Abſchied, und bitte, daß ihr mir verzeiht alles, was ich euch möchte zuwider gethan haben.“ Dieſe Rede preßte gar manchem Thränen aus den Augen, beſonders weinten viele ehrbare Frauen und Jungfrauen, welche die ſchöne Amalia gar wohl kannten, und die ganze Stadt weinte über dieſe edle und tugendſame Königstochter, daß ſie ſo ſchändlich ſollte hinweggeführt werden.

Wie Julius von der Lanze, ein Ritter aus der Picardie, dem königlichen Fräulein nachrannte, und mit Hülfe ſeiner zwei Schildknechte die Rieſen erſchlug.

Die traurige Botſchaft von der Abführung der Königstochter zu den Heiden ward weit und breit erzählt. Da vernahm ſie auch ein picardiſcher Ritter, mit Namen Julius von der Lanze, der ſonſt gar großes Lob von der Schönheit und Tugend Amalia's gehört hatte. Derſelbe dachte, es wäre die rechte Zeit, ihr zu Hülfe zu kommen, und weil er ſie heimlich im Herzen lieb gewonnen hatte, ſo machte er ſich mit zwei Schildknechten auf. Dieſe waren beherzte Männer und hatten ihm ſchon manchen Streit beſtehen helfen. Sie ſchwuren ihm einen Eid, Leib und Leben bei ihm zu laſſen und rannten was die Pferde laufen konnten, bis ſie das Fräulein, welches ſechs Rieſen auf einem Pferde gefangen führten, bei einem Brunnen erblickten, allwo ſie von der Reiſe ein wenig ausruhte. Die Rieſen wußten wohl, daß ihnen das Fräulein nicht entlaufen konnte, deswegen trieben ſie mit

einander ihren Scherz und wälzten ſich vor langer Weile in dem Gra
herum, denn ſie hatten nicht weit mehr an die kalmukiſchen Grenze
und trieben alſo ihren gewöhnlichen Scherz. Sie rangen auch mit einan
der um die Wette; aber indem ſie einander zu Boden warfen, eil
Julius ſammt ſeinen zwei guten Schildknechten in das Spiel, un
rannten alsbald ein jeder ſeinem Mann den Speer durch den Leib
Die andern wußten ſich in der Eile nicht zu entſchließen, ſo überraſch
waren ſie. Sie liefen alſo davon und ließen das Fräulein bei de
Brunnen ſitzen, denn das Leben hatten ſie doch noch lieber als ei
Frauenzimmer. Sie haben auch nicht eher zu laufen aufgehört, bi
ſie die Nachricht nach Trieſo gebracht, allwo der König Butsko i
unermeßlichem Zorn entbrannte. Gar hoch erfreut war dagegen das arm
Fräulein, als ſie ſich aus der Hand der Heiden befreit und wieder i
Schutze eines chriſtlichen Helden ſah. „O Ritter,“ ſagte ſie: „Ihr mö
ſein, wer ihr wollt, mein Vater wird euch das nicht unvergolten laſſen,
wie zu rechter Zeit ſeid ihr gekommen, mich zu erlöſen, dieſe grauſ
men Rolande haben ein ſchreckliches Geſpött mir mir getrieben, ab
mich dünkt, ihr habt ſie dafür bezahlt. Ich ſage euch tauſendm
großen Dank; und euch,“ ſprach ſie zu den zwei Schildknechten
„wird mein Vater, der König, auch große Gnade angedeihe
laſſen. Aber ach, die Rieſen werden meinen Bruder ſchrecklich miß
handeln, wenn ſie hören werden, daß ihre Boten ſo geſchwind un
unverſehens erſtochen worden ſind.“ — „Gnädiges Fräulein,“ ſpra
der Ritter Julius: „tragt darüber keine Sorge, ehe acht Tage ve
gehen, ſollt ihr euern Bruder wieder auf dem Ratſchin ſehen und i
will nicht eher einen Fuß aus dem Lande ſetzen, bis ich ihn aus d
Rieſen Gewalt erlöſt habe.“ Hiermit übergab er ſie ſeinen zwei Schil
knechten, daß ſie das Fräulein in aller Ehrerbietung nach Prag zu i
rem königlichen Vater begleiteten; er ſelbſt aber eilt in die Kalmuk
gen Trieſo.

Wie Julius den Rieſen Walmott und noch drei andere überwand, und d Königs Sohn ſammt dem Ritter Ludwig mit ſich nach Prag führte.

Große Freude hatte das Fräulein auf der Reiſe, denn die beide
Schildknechte erzählten ihr von Julius, dem Ritter von der Lanz

ie viel herrliche Thaten er gethan, und wie manches harte Abenteuer er
eſtritten hätte, was ſie gar gern hörte, denn ſie hatte ihn ſchon heim-
ch lieb gewonnen, wollte es aber noch nicht ſagen und forſchte nur
m ſeine Geburt und ſeinen Stand, auch wie alt er wäre und dergleichen.
eber alles dieſes erhielt ſie von den beiden Knechten allen Beſcheid,
enn dieſelben hatten dem edlen Ritter bereits ſchon acht Jahre ge-
ient. In ſo angenehmem Geſpräch kamen ſie nach Prag. Es iſt
nmöglich zu ſagen, wie große Freude bei ihrer Ankunft in der Stadt
ntſtanden. Jedermann lobte den Ritter und der König pflegte der
Schildknechte mit großen Gnaden und ſie bekamen von männiglich
roße und prächtige Geſchenke. Der König dachte auch mit ſeinen
hofherren darauf, wie er dem Ritter Julius mit einem prachtvollen
eſchenk beehren und auf das herrlichſte empfangen könnte. Der Kö-
ig ſchrieb daher eine Steuer aus, und ließ alles zum feſtlichen Em-
fange bereiten, denn die Schildknechte ſagten, ihr Ritter werde den
Streit von Trieſo gewiß gewinnen, weil er ein Schwerdt in einem
benteuer bekommen habe, welches die Tugend habe, daß, wer es
rauche, nimmermehr in dem Streit unterliegen könne. Ueber ſolche
Rede freute ſich die ſchöne Amalia ſehr, und harrte des Ritters mit
großem Verlangen. Indeß war der tapfre Ritter Julius von der Lanze
glücklich zu Trieſo angekommen. Sobald der Rieſenkönig Butsko vernom-
men, daß der Ritter vor der Stadt ſei, der die drei Boten erſchlagen hatte,
forderte er ihn vor ſich und ſprach: „Ich habe gehört, daß du mir
meine drei Boten auf dem Wege umgebracht haſt; nun ſage frei her-
us, ob du mit vier Rieſen kämpfen oder nach unſerm Geſetz und
Recht ſterben und dich im Waſſer ertränken laſſen willſt, denn die
That, die du gethan haſt, iſt zu grob und frevelhaft. Du haſt mir
auch die ſchöne Amalia hinweggeraubt, und deswegen ſage, was du
thun willſt?“ — „Du kannſt dir wohl denken,“ ſprach der Ritter:
„daß ich gekommen bin zu einem Streit, warum ſollte ich mich muth-
willig von euch umbringen laſſen, da ich dich doch ſo wenig als deine
Leute fürchte. O ihr freſſet mich noch lange nicht, ich will euch erſt
lehren, wie ihr die Stange und das Schwerdt führen, und euch zeigen,
wie ihr ſtreiten ſollt, darum ſo ſtreite ich um die Freiheit des Königs-
ſohn und des Ritters Ludwig, dazu ſchaffe du die beſten Kämpfer an,

die du im Leben haben kannſt, ich will ihnen die Kappe rücken, mehr als du und ſie glauben.“ — „Bei Treu und Glauben,“ antwortete der Rieſe Butsko: „Du biſt wohl nicht klug, Ritter. Ich habe Leute, die dich ſchlagen werden, wie ſie deinen Kameraden, den Ludwig, geſchlagen haben. Meinſt du, daß du werdeſt mit Kindern ſtreiten? ich ſage nein dazu, ich habe Krieger, die noch halb ſo groß und ſtark ſind als ich, mache dich nicht zu groß oder ich ſchicke einen über dich, der dich überwinden ſoll. Morgen wirſt du ſchon empfinden, wie ſtark wir ſind, darum gebe ich dir hiermit meinen Handſchuh und ſchwöre, daß ich morgen vier der ſtärkſten Kämpfer zu dir ſchicken werde, mit dieſen ſollſt du dich wohl üben, es ſoll einer nach dem andern über dich kommen, denn wir haben einen Eid, daß nicht zwei zugleich wider einen Ritter ſtreiten dürfen. Indeſſen ſchlafe heute aus und bereite dich zum Tode, weil du nur noch eine kurze Zeit zu leben haſt.“ — „Uebermüthiger König,“ ſprach der Ritter Julius: „Du kannſt ſagen, was du willſt. Auf dem Orte, wo ich deine Leute antreffe, da will ich ſie auch erſchlagen und deine Worte zu Spott und Schanden machen.“ Bei dieſen Worten zitterte der Rieſe vor Zorn und trat wider den Boden, daß der ganze Saal bebte. „Geh fort,“ ſprach er darauf zu Julius: „morgen wollen wir anders von der Sache reden.“ Julius ging und legte ſich vor dem Thor unter einen Lindenbaum, und ſchlief daſelbſt die ganze Nacht, bis der helle Tag anbrach. Sobald er erwachte, ſtanden ſchon eine Menge vor ihm, die aus der Stadt gekommen waren, um ihn zu ſehen. Er verwunderte ſich, daß die Natur ſo große Leute gezeugt, denn es waren Knaben von zwölf Jahren zugegen, die wohl fünf Ellen lang waren. Bald darauf entſtand unter dem Thore ein Auflauf, und es hieß der König Butsko komme mit vier Kämpfern an, welche mit Julius ſtreiten ſollten. „Ach weh,“ ſagte ein alter Rieſe, welcher zunächſt an dem Ritter ſtand: „wärſt du zu Hauſe geblieben, ich bin ein alter Rieſe und lebe ſchon hundert Jahr, und die Zeit meines Lebens ſind keine ſo ſtarke Kämpfer im Lande geweſen, als dieſe vier Rieſen ſind.“ — „Guter Geſell,“ antwortete der Ritter: „und wenn ſie der Teufel ſelbſt wären, ſo laufe ich dennoch nicht davon.“ — „Nun,“ ſagte der Rieſe: „du biſt werth, daß du gute Kopfſuppe kriegſt. Siehe da den, der den rothen Rock an hat, auf dieſen gib Achtung, der wird dir bald ſagen, wie viel es geſchlagen hat.“ Wie der alte Rieſe alſo mit dem Ritter redete, kam Butſko zu dem Baum, an welchen Julius ſein Pferd gebunden hatte und ſprach: „Ritter, mache dich fertig, nun iſt es Zeit dir den Kitzel zu vertreiben, und du, Freund Balmott, ſei der erſte, und gib ihm gute Kopfnüſſe, denn ſein Frevel gegen mich war etwas grob.“ — „Ja, ja,“ ſprach der Rieſe: „mein Herr und König; ich will's ihm nicht ſparen, die erſte ſoll er euretwegen haben, die andere meinetwegen, und dieſe meine drei Kameraden werden ihm andere Geſundheiten zutrinken.“ — „O ihr Uebermüthigen,“ ſprach der Ritter: „kommt nur her, wie ihr mir zutrinkt, ſo will ich euch Beſcheid thun; wehe dir, du Rothrock, man hat mich vor dir gewarnt, aber ich will dir mein Schwert zu koſten geben. Mache dich fertig, oder ich haue dir den Kopf ab.“ Ueber dieſe Rede lachten alle gegenwärtigen Rieſen, Balmott aber zuckte ſeine Stange. Der Ritter ſah ſich wohl vor, er unterlief die Stange mit ſeinem ſchnellen Pferde und hieb dem Rieſen auf einen Hieb mit ſeinem ſieghaften Schwerdte ſeinen Harniſch ſammt der Bruſt, bis aufs Herz entzwei, ſo daß der Rieſe ſtarr und todt zur Erde fiel. Als dieſes geſchehen war, eilte der Ritter ſchnell zu dem andern Kämpfer, welcher ſich nicht ſchnell genug bereit machen konnte und hieb ihm auf drei Streiche Wehr und Schild los, haute ihm auch die rechte Hand von dem Arme hinweg, daß er gleich dem vorigen ſterbend zur Erde ſank. „Ha,“ ſprach der Ritter zu Butſko: „wie gefalle ich dir, du Menſchenfreſſer, ich kann euch lehren wie man ein Schwert führt, ihr groben Geſellen.“ Butſko wandte ſich zu den beiden übrigen Rieſen und ſagte, wer den Ritter erſchlagen würde, der ſolle der nächſte nach ihm im Lande regieren. Auf dieſes räumte man die zwei todten Rieſen (denn der andere war in der Ohnmacht auch geſtorben) aus dem Wege. Nun kam auf den Kampfplatz der dritte Rieſe mit Namen Buchott. Derſelbe war ein gar argliſtiger Streiter, aber der Ritter gab ihm vier Streiche, daß er zur Erde taumelte, alsdann ſprang er vom Pferde, um ihm das Haupt abzuſchlagen, aber der Rieſe bat um Gnade, da ſprach der Ritter: „Geh hin du großköpfiger Freſſer und lebe, verkündige auch der ganzen Welt, daß ich dir das Leben geſchenkt habe.“ — „Nein,“ ſprach Butſko: das ſoll nicht ſein, haue ihm lieber den

Kopf ab, denn dieſes Lobes biſt du nicht werth.“ Sobald Julius dieſes hörte, haute er dem Buchott den Kopf vom Leibe, daß das Blut wie ein Waſſerſtrom herausſchoß. Nach dieſem kam der vierte Rieſe, dem bei der Sache nicht gar wohl war, denn es graute ihm vor ſeinen drei todten Kameraden. Es war auch ein großes Wundern unter dem Volke, daß der Ritter ſo glücklich ſtritt, aber hätten ſie gewußt, daß er mit ſeinem Schwerdte nicht verlieren könnte, ſo würden ſie ſich eines andern bedacht haben. Es wäre auch nicht möglich geweſen, daß der Ritter nur einen unter dieſen Rieſen hätte beſtreiten können, wenn nicht das Schwerdt das Beſte dabei gethan hätte. „Du kleiner Sperling,“ ſagte der vierte Rieſe zu dem Ritter: „haſt mir meine drei Kameraden todt geſchlagen und dazu die Boten des Landes Kalmukei, ich muß dir dein Trinkgeld dafür zuſtellen, daher wahre dich redlich oder ich verſchlinge dich mit Haut und Haar.“ Der Ritter ſprach: „Wie heißt du?“ — „Ich heiße Viraur,“ ſprach der Rieſe: „und will dich umbringen.“ — „So warte,“ ſprach der Ritter: „bis ich deinen Namen aufgeſchrieben, damit ich ihn zu Prag auf dem Ratſchin nennen kann.‘ Als er nun den Namen aufgeſchrieben hatte, fingen ſie an zu ſtreiten und im andern Gange ſtach der Ritter dem Rieſen das Schwerdt durch den Harniſch in den Leib, bis ans Heft. „Ha,“ ſchrie der Rieſe: „ich bin des Todes, gebt mir Waſſer, es brennt mir das Herz ab.“ Mit dieſem Geſchrei ſtarb er. Butsko war gegen den Ritter ſo ergrimmt, daß er voll Zorn und Thränen wieder in die Stadt zurückkehrte, weil er ihm die beſten Leute im ganzen Lande ums Leben gebracht hatte. Der Rieſenkönig gab darauf des Königs Sohn und den Ritter Ludwig los und verzieh ſich zugleich die Zeit, weil die Welt ſtehen würde, nichts mehr von dem Königreiche Böhmen zu fordern.

Wie der Ritter Julius mit des Königs Sohn und Ritter Ludwig heimritt, und wie Julius das Abenteuer zu Schildheiß aufſuchte.

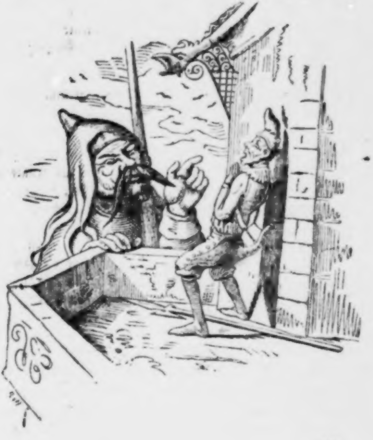
Die erlöſten Ritter ſagten dem tapfern Julius großen Dank und freuten ſich auf die Heimkehr nach Prag und den feſtlichen Empfang daſelbſt. Am meiſten aber ſehnte ſich Julius das ſchöne Fräulein

Amalia zu ſehen, welche er zuvor von den ſechs Rieſen erlöſt hatte. Jn ſolchen Gedanken und unter Erzählung ihrer Abenteuer vollbrachten ſie die Reiſe und als ſie in Prag ihren Einzug hielten, da wurden ſie mit einem Jubel empfangen, der kein Ende nehmen wollte. Der König empfing den Ritter Julius mit einem freundlichen Kuß, in gleicher Weiſe empfingen ihn auch die Königin und Amalia. Jn Wahrheit, wer da hätte ſollen die große Freude der Königin wegen ihres Sohnes Friedrich ſehen, der hätte billig weinen müſſen, ſowie auch alles Volk vor großer Freude viele Thränen vergoß. Es wurde ein feſtliches Mahl gehalten und nach demſelben wurde dem Ritter Julius das koſtbare Geſchenk überbracht, welches ihm der König und die Herren des Landes bereitet hatten. Auch kamen die Muſikanten aus der Stadt auf den Schloßſaal und muſicirten auf das ſchönſte nach franzöſiſcher und italieniſcher Art, wobei zierlich von den Hofleuten und Jungfrauen getanzt wurde. Der König führte dem Ritter Julius ſeine Tochter Amalia zu, und er tanzte mit derſelben, daß es eine Luſt war zu ſehen. Zuletzt aber fragte der König den Ritter, daß er ſagen ſollte, welchen Lohn er für ſeine ritterlichen Thaten begehre. „Mächtiger König der Böhmen,“ ſprach der Ritter: „ich verlange nichts, als was ihr mit ſelbſt beſcheiden werdet.“ Da übergab ihm der König ſeine Tochter, und zur Mitgift viele gute und herrliche Schlöſſer, wofür ſich der Ritter mit vielen höflichen Worten gar freudig bedankte. Es wurde beſtimmt, daß nach dreien Tagen die Hochzeit gehalten werden ſollte. Weil aber noch immer auf dem Schloſſe ein heimliches Trauern war wegen des bezauberten Ritters von dem Tannenbaum, ſo entſchloß ſich der Ritter Julius, jenes Abenteuer auf dem Schloſſe zu Schildheiß aufzulöſen. Er wußte wohl, daß, wenn er ſeinen Vorſatz laut werden ließe, man ihn nicht aus dem Ratſchin laſſen würde, darum machte er ſich mit ſeinem Waffenträger ganz heimlich davon, indem er vorgab, auf die Jagd zu reiten. Er eilte aber den nächſten Weg nach Schildheiß und kam, als es anfing Abend zu werden, bei dem Einſiedler an. Der Einſiedler gab ihm allen Beſcheid, ſagte ihm auch, daß man den bezauberten Ritter alle Nächte dreimal Weh rufen hörte. Das dauerte den Ritter Julius gar ſehr und er bat den Einſiedler, daß er ihm den Weg ins Schloß weiſen ſollte, denn er war

Willens, das Abenteuer zu beſtehn. „Ach!“ ſagte der Einſiedler: „ich bitte euch inſtändig, ſo wahr ich Paulus heiße, ihr könnt nicht ſiegen, denn es getraut ſich kein Ritter in der ganzen Welt dieſes Schloß zu beſiegen, weil ſchon unzählig viele darin bezaubert worden ſind.“ — „Ja, mein lieber Bruder Paul,“ ſprach der Ritter: „das muß einmal gewagt ſein, es gehe wie es wolle, daher mache dich auf, und zeige mir den Weg.“ — „Nun,“ ſprach der Einſiedler: „geſchieht euch ein Schade, ſo geſchieht er euch allein, ich will euch zu dem Schloſſe hinführen, aber nicht weiter als bis an die Pforte, im Uebrigen mögt ihr zuſehen, was ferner dort zu thun iſt.“ Nach dieſen Worten führte er ihn über ſteinige und rauhe Klippen zu dem Schloſſe.

Wie der Rieſe Scharmak den Tod der Rieſenboten bejammerte und deswegen den König von Böhmen zum Streit forderte.

Der Rieſenkönig Butsko hatte ſich zwar auf immer und ewig verziehen, mit den Böhmen Streit anzufangen, aber dieſer Handel gefiel einem andern Rieſen nicht wohl. Dieſer war Fürſt in der innern Tartarei und ſo ſtark, daß er auf einmal zwei Mühlſteine tragen und jeden zehn Schritte vor ſich hinwerfen konnte. Dieſer Rieſe war ſo groß und ſtark, daß ihm in ſeinem Nacken alle Wochen drei Pfund Haare wuchſen, und alle Monate konnte man ihm dreißig Pfund von ſeinem Haupt abſchneiden. Zu einem einzigen Schuh brauchte er faſt eine halbe Stierhaut und er ſchlug mit einem Streiche Roß und Mann über den Haufen. Als er einſtmals mit dem morgenländiſchen Könige geſtritten, hat er allein ſoviel Leute erſchlagen, daß, wenn man einem jeden Todten nur einen Knopf von dem Rock abgeſchnitten, eine ſolche Menge geweſen, daß man davon vierhundert Metzen hätte anfüllen können. Er hat jedem Todten nur eine Hand voll Haare ausgerauft, und damit ſoviel zuſammengebracht, daß man den Haufen in einer Stunde nicht hat umreiten können. Als er ſolchen Haufen angezündet, hat er ganzer acht Stunden im Feuer gebrannt, wie eine große Stadt brennen mag. Nun kam dieſem Rieſen zu Ohren, was für einen Frieden Butsko mit dem Könige von Böhmen Eginhard geſchloſſen hatte. Dieſer Friede dünkte ihm ſchimpflich, darum machte er ſich auf und ging, bis er nach Prag kam. Als ihn dort die Bewohner der Stadt ſtehen ſahen, liefen ihrer viele vor Schreck wieder in ihre Häuſer, weil die vorigen Rieſen gegen dieſen nur Kinder waren. Er konnte wegen ſeiner großen Länge nicht durch das Thor eingehen, ſondern ſtieg über die Stadtmauern, und alldort ſtieß er mit ſeiner Stange an einen Thurm, auf welchem ein Thürmer wohnte, der allezeit den Tag anblaſen mußte. Mit demſelben Thürmer redete er zum Fenſter hinein und ſagte ihm: wo er nicht von ſeinen Händen ſterben wollte, ſollte er dem König auf dem Ratſchin ſeine Gegenwart melden und daß er komme, mit ihm in einen ritterlichen Kampf ſich einzulaſſen. „Wie



heißt du,“ ſprach der Trompeter: „und woher biſt du? ich habe ſonſt auch Rieſen geſehen, aber ſo groß, lang und ſtark iſt keiner geweſen, als du.“ — „Ja,“ ſagte der Rieſe: „es iſt auch kein größerer und ſtärkerer in der Welt, als ich allein, darum will ich euren König tödten und euch ſammt dem ganzen Lande mir unterthan machen.“ Ueber dieſe Rede erſchrak der Thürmer ſehr, und bat, daß er ihm nicht thäte, er wollte es dem Könige melden und ihm ſein Verlangen kundthun, doch ſollte er ihm ſeinen Namen und ſein Vaterland ſagen. „Ich bin,“ antwortete der Rieſe: „der Fürſt aus der innern Tartarei; mein Name heißt Scharmak und mich wundert, daß man hie nichts von mir weiß, da mich doch ſonſt die ganze Welt kennt und fürchtet. Die Rieſen ſind mir alle unterthan, denn welchen ich ergreife, der liegt mir unter, und euer König ſoll meine Stärke bald erfahren.“

Wie der König von dem Rieſen Scharmak die Botſchaft vernahm, und der ganze königliche Hof in großes Schrecken gerieth.

Der Thürmer ſtieg mit großem Zagen von dem Thurm herunter, und kam ganz zitternd auf den Ratſchin, um dem Könige die Botſchaft zu überbringen. Nun wußte der König ſammt allen ſeinen Hofräthen und Canzlern nicht, was zu thun wäre. Er fragte nac dem Ritter Julius, der war aber, wie erzählt worden, heimlich au das Schloß Schildheiß geritten. Da entſtand eine große Klage und man wußte nicht, welche Antwort man dem Rieſen ſollte zukommen laſſen. Als nun der Thürmer zu lange auf dem Ratſchin verzog, trat der Rieſe ſelbſt zu dem Schloß und ſchrie, daß es die ganze Gegend überſchallte, wenn der König nicht ſtreiten wollte, ſo ſollte ein anderer an ſeiner Stelle kommen. Aber es wollte kein Ritter heraus, denn allem Anſehen nach war es unmöglich, daß ein Menſch auf de ganzen Welt dieſen Valand ſollte beſtreiten können.

Wie ein gefangener Geſell, um ſein Leben zu erretten, ſich unterwand, den Streit auf ſich zu nehmen, und wie es da zuging.

Damals ſaß ein junger Geſell im Thurme gefangen, der hatte viel Böſes im Lande Böhmen geſtiftet und war auf offenem Straßenraub ergriffen und eingezogen worden. Dieſen Geſellen bangte in dem Thurm um ſein Leben, und er wäre gern losgeweſen. Wie dieſer von dem Schergen, welcher ihm das Eſſen brachte, hörte, daß ein ſchrecklich großer Rieſe vor die Stadt gekommen, der mit der Hand faſt alle Thurmknöpfe der ganzen Stadt erreichen könne und daß derſelbe einen Streiter gefordert, während ſich doch niemand mit ihm zu meſſen wage; da dachte der arme Tropf in ſeiner Todesangſt „friſch gewagt iſt halb gewonnen, wer weiß, wo dir dein Glück blüht, überwindeſt du ihn, ſo rühmt dich die ganze Welt und du behältſt dein Leben, überwindet er dich und ſchlägt dich todt, ſo ſtirbſt du doch nicht am Galgen, beſſer es frißt mich ein Rieſe als die Raben.“ Darum ſagte der Schächer dem Schergen ſeine Meinung, daß er entſchloſſen wäre, mit dem Rieſen den Kampf zu wagen, und der Scherge verkündigte es in allen Gaſſen. Bald kam die Mähr vor den König, welcher froh war, daß ſich jemand gefunden hatte, der den Rieſen beſiegen wollte. Noch ſelbigen Tages wurde der gefangene Geſell von der Kette befreit. Man kleidete ihn in dem Stadtzeughauſe zum Streit mit einem guten Panzer, aber man ſah es dem elenden Tropf an ſeiner Schwachheit genugſam an, daß er ſich mehr aus Verzweiflung als aus Herzhaftigkeit ſolches unterfangen hatte. Als er nun angekleidet war, ſetzte man ihn auf ein gutes Pferd. Er fiel aber alsbald auf der andern Seite wieder aus dem Sattel, und bat, daß man ihm erſt möchte zu eſſen geben, weil er in dem Gefängniſſe gar hungrig und matt geworden war. Auf ſolches gab man ihm auf dem Rathhaus ein gutes Morgenbrod, das er dann mit großer Begierde verzehrte, denn es war ohnedem nicht anders, als äße er die Henkersmahlzeit. Nachdem er ſich nun ſatt gegeſſen, ritt er etwas beſſer, doch ſehr furchtſam; denn wenn das Turnierpferd nur den geringſten Querſprung machte, ſo hielt er ſich mit beiden Händen an den Sattelknopf, und that einen lauten Schrei. Als er nun erſt den Rieſen ſah, da erſchrak er recht von Herzen, ſah zurück und wollte wieder in die Stadt reiten. Aber die Bürger hatten das Thor ſchon wieder zugemacht, und ſo mußte er den Berg gegen den Rieſen hinanreiten, denn ſo oft er zurück und ſeitwärts von dem Wege ab wollte, warfen die Bürger mit Steinen nach ihm. Alſo kam er zu dem Rieſen, der dort auf einer grünen

Ebene mit ſeiner Stange ſtand. „Sieh da,“ ſprach der Rieſe, als er ihn heraufreiten ſah: „biſt du der, von dem mir heute geſagt worden, es werde einer wegen des Königs mit mir ſtreiten? Ha, meint der König, mein zu ſpotten, daß er mir einen ſo nichtigen Stümper zum Spiel ſchickt, der noch nicht reiten kann? Ich habe ſchon geſehen, daß dich die Bürger mit Steinen werfen müſſen, ſonſt würdeſt du all dein Lebtag nicht zu mir heraufgeritten ſein. Geſchwind, ſteige ab, und falle mir zu Füßen.“ Der armſelige Geſell war froh, daß er dem Rieſen Gehorſam leiſten konnte, und weil er nicht wohl abſteigen konnte, ſo fiel er vor großer Freude gar vom Pferde herab, worüber der Rieſe ein ſpöttlich Gelächter erhob. Hierauf fiel ihm der Stümper zu Füßen und bat mit ausgeſtreckten Händen um Gnade. Der Rieſe Scharmak merkte wohl, daß er das Ritterweſen nicht verſtand, daher fragte er ihn um ſein Verhalten und wie er zu dieſem Streit gekommen ſei. Der Geſell erzählte ihm hierauf, daß ihn die Furcht vor ſchmählichem Tode dazu beredet und daß er nur eine Gelegenheit geſucht habe, auf dem Pferde heimlich davon zu reiten, wenn ihn nicht die Bürger mit Steinen geworfen hätten. Als der Rieſe dieſes vernahm, daß er kein Ritter, ſondern ein Straßenräuber ſei, gab er ihm keine Gnade, ſondern nahm ihn und band ihn an den nächſten Galgen; daran er auch wohlthat.

Wie die Bürger in der Stadt Prag einen Thurm auf den Rieſen Scharmak warfen, um ihn zu tödten.

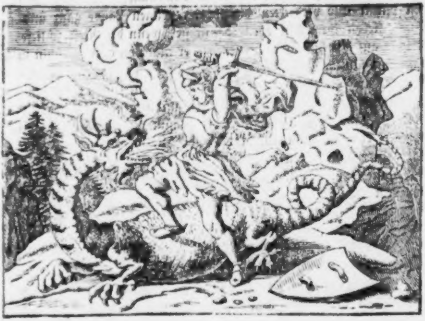
Nach dieſer That trieb der Rieſe Scharmak den König mit harten Worten und der König wurde genöthigt, mit ihm zu handeln, daß, wo innerhalb vierzehn Tagen kein Ritter käme, der mit ihm kämpfen wollte, ſo würde der König ſelbſt ſein Heil an ihm verſuchen. Damit war der Rieſe zufrieden. Indeſſen mußte man ihm aus der Stadt Prag Eſſen und Trinken ſchicken, das war alle Mahlzeiten ein Kalb, zwölf Kapaunen, acht geſottene Hühner und zwei geräucherte Schinken. Ueber dieſes aß er auch noch täglich acht große Hausbrode und ſein Trank war ein Eimer Wein. Nun hatte der Rieſe ſein Nachtlager hart an einem Thurm auf dem Berge, wo vor dieſem eine Warte über die ganze Stadt geweſen war. Derſelbe Thurm hieß der Wartthurm und ſtand damals leer und verlaſſen. Als nun die Bürger dieſes bemerkten, gab einer den Rath, daß ſie den Thurm untergraben, und wenn der Rieſe ſchlief, ihn auf denſelben werfen und alſo den Recken um ſein ſtarkes Leben bringen ſollten. Dieſem Rath folgten die andern willig. Sie untergruben den Thurm mit großer Mühe ganz heimlich, und als der Rieſe in einer Nacht darunter ruhte, warfen ſie denſelben auf ſeinen Leib. Aber der Rieſe ſprach: „Hier iſt nicht gut ruhen, denn die Vögel beſchmeißen einem den Kopf." Als er aber aufſtand und ſah, daß der Thurm umgefallen war, ſchüttelte er den Kalk von ſeinen Schultern und meinte, er hätte ſich zu hart daran gelehnt.

Wie dem Rieſen Scharmak in einem Walde das anderemal nach dem Leben geſtrebt wurde.

Der Rieſe Scharmak lagerte ſich nach dieſem in einem kleinen Walde, welches etliche Bürger wohl in Acht nahmen. Als er nun eines Tages mit dem Könige über die Schloßmauer redete, brachten ſie indeß eine große Glocke auf einen Eichbaum, darunter er zu ſchlafen pflegte und verdeckten dieſelbe im grünen Laube ganz und gar. Auch blieben ihrer drei oben, damit ſie, wenn der Rieſe ſchliefe, die Glocke auf ihn hinunterwürfen. Als er nun von dem Ratſchin zurückkam und ſich wieder lagerte, fing er an zu ſchnarchen, daß ſich die Blätter an den Bäumen rührten und herunterfielen; da dünkte es den dreien Zeit zu ſein, die Glocke abzuſchneiden. Sie warfen alſo die Glocke mit großem Gepraſſel den Baum hinunter auf den Rieſen, der aber erwachte nicht einmal davon. Die drei auf dem Baume waren in großem Schrecken, denn ſie konnten wohl denken, daß, wo er ihrer inne würde, es ihnen übel ginge; ſie ſtiegen alſo ganz heimlich von dem Baume herunter und eilten aus Leibeskräften wieder in die Stadt.

Wie Julius der Ritter von der Lanze zu Schildheiß zu dem Abenteuer kommt.

Während ſolches alles ſich zu Prag begab, verweilte der kühne Ritter Julius bei dem Abenteuer auf der Burg Schildheiß. Wir haben geſehen, wie ihm der Einſiedler Paul den Weg dahin gezeigt hatte. Nachdem nun der Einſiedler von dem Ritter und ſeinem Waffenträger bei der Schloßpforte Abſchied genommen hatte, verfügte er ſich wieder in ſeine Clauſe, um ſeiner Andacht zu warten und für den Ritter zu beten, daß es ihm wohl gelingen möchte. Der edle Ritter aber ſäumte nicht lange, ging in den Hof und kam in ein großes Gewölbe, in welchem eine Treppe war, um in den Keller zu ſteigen, darinnen der Ritter von Tannenbaum lag. Julius befahl ſeinem Waffenträger, ſeiner indeſſen zu warten, und dieſer harrte hierauf mit Furcht und Zittern des Ausgangs. Das Schloß war überaus wüſt, wild und einſam, und der Diener dachte, wie es viel beſſer wäre, zu Prag in einem Weinhauſe, als an dieſem fürchterlichen Orte. Der Ritter aber ſtieg die Stiege hinunter. Dort unten nun lag ein großer Drache, der den Ritter vom Tannenbaum in einem Gewölbe gefangen hielt. Das Gewölbe hatte ein durchgittertes Fenſterlein, durch welches der Gefangene hinausſehen konnte. Als derſelbe den Ritter Julius ſah, ſprach er zu ihm: „O werther Ritter, wer



du auch biſt, ſetze alle deine Kräfte daran, mich von dieſem Elend zu erlöſen. Dieſes wilde Thier hält mich hier gefangen, und wo du es nicht erlegſt, muß ich noch in großem Elend untergehen, denn das Brod und der Wein, was in dieſem Keller gelegen, habe ich allgemach ſchon verzehrt.“ — „Sei wohlgemuth,“ ſprach Julius: „der König von Böhmen ſchickt mich dir zur Hülfe. Neige dich zurück, denn in einem Sprunge eile ich auf den Wurm und ſtreiche mit meinem Schwert auf deſſen Haupt.“ Als er ſolches geſagt, erhub ſich der ſchreckliche Drache gegen den Ritter und ſperrte ſeinen großen Rachen gegen ihn auf, ließ ihn auch ſo giftig an, daß ſein ganzer Harniſch und ſein Schwert ganz blau wurden, welche Farbe ſie auch hernachmals nie wieder verloren. Aber der Ritter kämpfte dergeſtalt männiglich mit dem Thier, daß er ihm endlich das Haupt von einander hieb. Jedoch rührte ſich der Drache noch immer wegen des vielen Giftes, welches in ihm war, denn in dem Bauche hatte er viele lebendige Schlangen und andere ſchädliche Würmer, welche der Ritter alle tödten mußte, um den armen Ritter vom Tannenbaum zu erlöſen. Als ſolches aber endlich vollbracht war, da ſuchten ſie den Schatz, der beſtand in etlichen Kaſten voll Gold und Silber. Das brachten ſie alles mit Hülfe des Waffenträgers heraus, denn als Julius den Drachen getödtet hatte, blies er in ſein Horn, woraus der Diener den Sieg ſeines Herrn erkannte.

Wie das königliche Fräulein Amalia den Ritter Julius beklagte.

Ihr könnt wohl denken, wie die Jungfrau Amalia erſchrocken, als die Mähr zu ihr gekommen, daß der Ritter Julius heimlich ohne Abſchied von Prag weggezogen; denn wie ihr gehört habt, ſo hat die Hochzeit in drei Tagen ſein ſollen, welches nunmehr nicht geſchehen konnte. Deswegen beweinte ſie ihr Unglück, denn ſie wußte wohl, daß den Ritter ein ſonderlicher Zufall von dem Hofe getrieben haben mußte. Als ſie aber ſo in Sorgen ſtand und in den Garten zum Fenſter hinaus ſahe, erblickte ſie einen Brief an einem Obſtbaume hangen, auf welchem die Ueberſchrift an ſie geſtellt war. Dieſen Brief ließ ſie bald heraufbringen und las ihn. Er lautete alſo: „Meine holde Geliebte, ich reiſe jetzt ohne Abſchied hinweg, laſſe aber gleichwohl mein Herz

bei dir. Das Elend des Ritters vom Tannenbaum iſt die Urſache, wa
rum ich nicht recht fröhlich mit dir Hochzeit machen kann; darum reiſe ic
hin, ihn aus dem Gewölbe zu erlöſen, auf das unſere Luſt deſto voll
kommener ſei. Ich habe niemand bei mir, als meinen getreuen Schild
knecht, dich aber habe ich ſtets in Gedanken und im Herzen. Leb
wohl, über etliche Tage bin ich mit größern Freuden bei dir, als ic
mit Leide vermißt werde.“ Als ſie dieſen Brief geleſen, iſt ſie zugleic
erfreut und betrübt worden. Erfreut, daß ſie die Urſache ſeiner Ab
reiſe erfahren, betrübt, weil ſie befürchtete, er möchte gleich dem Ritte
vom Tannenbaum in dem Abenteuer umkommen. Indeß hatte de
tapfere Degen zu Schildheiß den Ritter ſchon erlöſt und den Scha
bekommen, wovon er ſeinem Schildknechte den dritten Theil nach Ri
tersgebrauch verehrte.

Wie die vierzehn Tage des Rieſen um waren und er den König zum Streit forderte.

Als nun die vierzehn Tage zu Ende gelaufen und ſich kein Ritt
gefunden, welcher für den König in den Streit gehen wollte, mach
ſich Scharmak der Rieſe auf, waffnete ſich wohl und trat vor den Ratſchi
alſo ſprechend: „Ich Scharmak aus dem Geſchlechte Jarmecki,
der Tartarei Großfürſt, ſtärkſter Rieſe der ganzen weiten Welt, all
Ritter Tod und Furcht aller wilden Thiere, Schrecken der Menſch
und Wunder der Natur: vor mir beben die Thürme und zittern d
Ringmauern; ich überſteige die Waſſergräben und meine Füße ſind d
Brücken über alle Flüſſe; kein Thurm iſt ſo hoch, welchen ich nic
überſpanne, und mit meinem Schwerdte kann ich einen Wagen v
einander hauen; zwei Mühlſteine werfe ich von mir hinweg, — u
dieſe Glocke, welche mir geſtern im Schlaf auf den Leib geworfen wo
den, will ich anjetzo in die Stadt hinunter ſchmeißen, trifft ſie jeman
der mag die Schuld den Bürgern zumeſſen, die mich damit haben
tödten geſucht! Nach dieſem will ich und muß ich den König zu
Streit haben, wo nicht, ſo reiße ich die Stadt Prag ſammt allen ihr
Thürmen ein, bringe den König und alle Menſchen um, verheere d
ganze Land und kehre wieder heim.“ Nach dieſer Rede blies er dr

mal in ſein Horn, daß man es auf etliche Meilen Wegs in dem Lande hören konnte.

Wie der Ritter Julius mit dem Ritter vom Tannenbaum nach Prag kam.

Ueber dieſe Drohworte entſtand großes Trauern im Schloſſe. Der König wußte ſich nicht zu faſſen, doch wollte er lieber ritterlich ſterben, als das Land alſo ſammt den Menſchen umkommen laſſen. Er entbot dem Rieſen durch ſeinen Herold, daß er Nachmittags mit ihm ſtreiten wollte. Da lachte der Rieſe Scharmak und aß ſein Mittagsmahl vor dem Schloſſe, worüber ſich alle Trabanten verwunderten, denn er ſchob eine geſottene Henne auf einmal ins Maul, und ſeine Handſchuhe waren ſo groß, daß in einen ein ganzes Spiel Kegel und Kugeln hineingingen. Sein Ring, den er am kleinen Finger trug, war vierzig Pfund ſchwer, und ein einziger Schuhnagel, welchen er unverſehens verlor, wog zehn Pfund. Wenn er ſich ſtark räuſperte, ſo fiel der Kalk von der Wand. Er war ſo ſchwer von Leibe, daß man allenthalben ſehen konnte, wo er gegangen war. Er hatte ſo lange und große Schubſäcke, daß er vier Trabanten mit ihren Partiſanen hineinſtecken konnte, was denn allenthalben großes Wundern und Furcht verurſachte, abſonderlich aber der ſchönen Amalia, die durchaus nicht zulaſſen wollte, daß ihr Vater, der König, mit dem Rieſen ſtritte. Sie weinte die bitterſten Thränen, und hoffte immer auf ihren lieben Bräutigam, den Ritter Julius, denn ſie zweifelte nicht, dieſer würde den Valand, wenn es ſein müſſe, daß jemand mit ihm ſtritte, wohl bezwingen. Darum ſeufzte ſie in ihrem Zimmer, nahm auch keinen Troſt von denen an, die ihre Geſpielinnen waren. Indem erſieht der Wächter auf dem Schloßthurm die Ritter daher reiten und bläſt den gewöhnlichen Ruf. Als der König ſammt andern Hofleuten den Wächterruf hörten, fragten ſie alſobald: woher die Ritter kämen? Der Thürmer berichtete ihnen den Weg, worauf der König ſelbſt auf den Thurm ſtieg. Da währte es nicht lange ſo erkannte der König den Ritter Julius, aber den andern Ritter kannte er nicht, denn es war der Ritter vom Tannenbaum, der ſo lange gefangen geweſen war und ſein früheres Anſehn ganz verloren hatte. Als man bei Hofe

erfuhr, daß der Ritter Julius, der Rieſentödter, komme, war be
allen unſägliche Freude, abſonderlich aber bei der ſchönen Amalia
deren Herz vor Freuden hüpfte. Es verwunderte ſich aber Juliu
nicht wenig, daß ihm niemand entgegen ritt; er dachte daher, de
König würde zornig ſein, daß er ohne ſein Wiſſen verreiſt ſei. E
wußte freilich nicht, daß wegen des Rieſen kein Ritter herausdurfte
Nun kam er immer näher an die Stadt, und dort erfuhr er a
dem Thore die Mähre von dem Rieſen Scharmak. Alsbald eilt
er zu dem Ratſchin und es that ihm ſehr weh, als er daſelbſt wege
der großen Trauer ſchwarze Fähnlein allenthalben auf den Thürme
und Dächern aufgeſteckt ſah. Da ſchwur er ſofort mit dem Rieſe
zu kämpfen, um ihn zu erſtechen oder ſein Leben zu laſſen. Auch de
Ritter von Tannenbaum gelobte, daß wenn Julius unterliege, ſ
wollte er ihm ſowohl im Leben als im Tode für das Heil des Kö
nigs und für des ganzen Landes Wohlfahrt folgen.

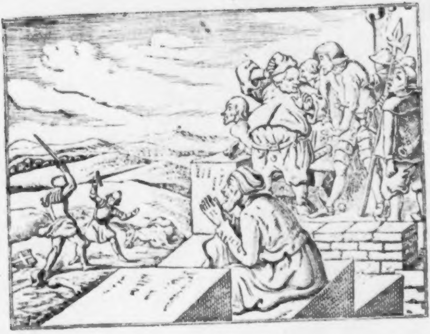
Wie Ritter Julius mit dem Rieſen ſtritt und der Ritter vom Tannenbau zuſah.

Nicht lange dauerte es, ſo ritten beide Ritter ſammt dem Schild
knechte den Berg hinauf, wo der Rieſe annoch über dem Mittagsmah
ſaß. Der Schildknecht rannte voraus zu dem Rieſen und ſprach
„Rieſe, mache dich auf, ein Ritter will dich erſtechen, und ſagt dir hie
mit ab. Fechte redlich und ohne teufliſche Kunſt, desgleichen begeh
der Ritter mit dir auch zu thun. Willſt du aber nicht ſtreiten und fürch
teſt du ſein Schwerdt, ſo packe dich aus dieſem Königreich Böhmen
und laß uns ungekränkt nach dem Frieden, welchen Butsko mit un
gemacht hat.“ Während der Schildknecht ſo redete, hielten die zw
Ritter in einem Hohlwege ſtill, um ein wenig auszuruhen. Scharma
der Rieſe aber ſteckte ſein Meſſer, welches dreimal ſo groß war a
ein Henkersſchwerdt, in die Taſche, ſprang auf, daß der Platz erbeb
und ſprach: „Guter Freund, du haſt dich zu freuen und kannſt di
rühmen, denn nebſt dem, daß ich dir dein junges Leben ſchenke, ha
du dem ſtärkſten Rieſen in der ganzen Welt abgeſagt. Eine ſolch
Ehre wird dir nicht wieder begegnen, ob du gleich noch zehntauſen
Jahre lebteſt. Daß du bitteſt, ich ſolle redlich und ohne teufliſche A

fechten, iſt überflüſſig, denn ich verlaſſe mich auf ſolche Lumpenſachen nicht, ſondern auf meine Fauſt.“ Bei dieſen Worten ſchlug er mit der Fauſt einen Baum entzwei und fuhr dann fort: „Da ſiehſt du, was ich vermag, und wenn ich wollte, ſo könnte ich dich ſammt deinem Roß in die Stadt hineinwerfen. Daß Butsko einen Frieden mit euch Böhmen gemacht, weiß ich wohl, aber er wird das Grauen im Nacken kriegen. Sobald ich euch überwunden, will ich auch über ihn herfahren und ihn züchtigen. Gehe hin, ſage deinem Ritter, wer es auch ſei, daß er komme. Hier iſt ſein Kirchhof, hier ſoll er auch ſterben.“ Mit dieſen Worten ſpie er in die Hände und zog ſein Schwerdt aus, das erſchrecklich zu ſehen war. Alle Menſchen liefen in Prag auf die Thürme und Mauern, denn der Rieſe führte ſolche Luftſtreiche, daß es gleich einer Orgelpfeife in der Luft ſchallte. Er hieb große Stücken Erde mit ſeinem Schwerdte heraus, hernach warf er ſein Schwerdt wider die Erde und ſchlug mit ſeiner Stange gegen eine Mauer, daß ſie umfiel. Dieſe Streiche ſahe Julius alle wohl und es war ihm hier viel banger, als zu Schildheiß bei dem Abenteuer; dennoch erfriſchte er ſich in Hoffnung ſeiner ſchönen Amalia und ward in Erinnerung derſelben von einem feurigen Geiſt angeflammt, ſo daß er dem Rieſen wohlgemuth entgegenritt. „Biſt du der,“ ſprach der Rieſe: „der mir durch dieſen Lumpenkerl hat abſagen laſſen?“ — „Ja,“ ſprach Julius: „ich bin derſelbe Ritter, und ſo gering du meinen Diener hältſt, ſo ſehr liebe ich ihn. Sage an, warum biſt du hierher gekommen und warum betrübſt du meinen gnädigen König und Herrn?“ — „Hier iſt nicht Zeit,“ ſprach der Rieſe: „dir Rechenſchaft zu geben. Du haſt mir Streit anbieten laſſen, aber nicht ich dir, darum mache dich gefaßt, verſiehſt du die Schanze, ſo iſt der Schade dein.“ Julius ſah gegen den Ratſchin, ob er nicht ſeine allerliebſte Jungfrau erblicken möchte, aber ſie ſaß vor Furcht und Hoffnung in einem entfernten Zimmer, nicht wiſſend, weſſen ſie ſich getröſten ſollte, denn bald bildete ſie ſich ein, wie ihr liebſter Julius obſiegte, bald wieder, wie er dem Rieſen unterliege. Als ſie Julius nicht auf den Mauern, noch auch an den Fenſtern ſah, meinte er, ſie würde ihn wegen ſeiner heimlichen Abreiſe haſſen und ſeinen Brief nicht gefunden haben. „Wohlan,“ dachte er: „habe ich an dir ſo ſehr geſündigt, daß ich den Ritter vom Tannenbaum erlöſte, ſo will ich allhier dafür büßen. Iſt der Rieſe gleich unmenſchlich groß und ſtark, ſo will ich ihm mein Leben doch theuer genug verkaufen.“ Er zog alſo ſchnell ſein Schwerdt heraus, rückte etliche Tritte zurück und rannte dann mit verhängten Zügeln den Rieſen an, welcher beide Beine auseinander ſperrend daſtand, ſo daß der Ritter im vollen Lauf ſeines Pferdes unter ihm wegrannte. Da wandte ſich der Rieſe um und ſchlug hinter dem Ritter mit ſeinem Schwerdte drein; weil aber Julius Roß ſo ſchnell rannte, war es ihm ſchon außer den Streich gelaufen.

Wie die ſchöne Amalia auf die Mauer kam, dem Streit zuzuſehen.

Der Ritter lenkte ſein Pferd bald wieder zurück und der Rieſe lachte über den wunderlichen Streich, welchen er in einen Holzhaufen gethan, daß die Scheite theils in den Ratſchin, theils in die Stadt hinunter flogen. Aber während des Rittes beſann ſich Julius eines andern, denn, ob er wohl dem Rieſen tapfer zuſetzte, ſo konnte er doch nicht höher als in die Knieſcheibe hauen. Daher nahm er im andern Ritte einen langen Speer, welchen ihm aber der Rieſe in der Luft entzwei hieb. Der Rieſe ſtrich hierauf ſo ſtark mit ſeinem Schwerdte um ſich, daß ſich Julius bald hinter dieſe, bald hinter eine andere Mauer verbergen mußte, damit ihm der Rieſe nicht beikommen konnte. Dieſes verdroß Scharmak nicht wenig, und indem er in ſeinem Zorne herum rannte, fiel er über eine Kreuzſäule, erholte ſich jedoch von dem Falle ſchnell wieder, obwohl er eine Knieſcheibe ſtark beſchädigt hatte. Man merkte aber ſeine Schmerzen wohl, weil er anfing zu hinken und ſich überaus vorſichtig zu wehren, denn er wich dem Ritter aus allen Streichen und marterte ſich trefflich mit Gegenhieben ab. Während dieſes Streites, der ſehr zweifelhaft war, kam die königliche Jungfrau auf die Ringmauer, um ihren Liebſten noch einmal zu ſehen, weil ſie gehört, daß es einen ſehr gefährlichen Streit gäbe. Als ſie nun auf die Mauer trat und ſie der Ritter erſah, da ermunterten ſich alle ſeine Kräfte, und auch der Rieſe glaubte niemals ein ſo ſchönes Frauenzimmer geſehen zu haben. Nun entſtand alſo ein neuer Streit, da jeder ſein beſtes thun wollte; aber der Rieſe griff nach des Ritters Pferd und erwürgte es mit einer Hand. Der Ritter hingegen ſchlug mit ſeinem



Schwerdte dem Rieſen einen eiſernen Ring vom Arme, daß das bloße Fleiſch hervorragte.

Wie der Streit zwiſchen dem Ritter und dem Rieſen weiter abgelaufen.

Bei dieſem Streite zeigte ſich recht, was für ein ſtarker Valand der Rieſe Scharmak war, und daß ihn faſt niemand beſtehen konnte. Denn obſchon der Ritter ein Schwerdt von heimlicher Tugend hatte, ſo konnte er ihm doch kaum eine oder die andere Wunde in den Leib hauen, noch ihm ſonſt damit Schaden thun. Das kam aber daher: der Rieſe Scharmak hatte ein Büchslein am Gürtel hängen, in welchem ſich eine kräftige Salbe befand, durch welche alle Wunden auf friſcher That heil wurden, ſowie ſie nur damit beſtrichen worden. Dieſe Salbe macht man allein in der Heidenſchaft aus gewiſſen Weinbeerlein. Sobald nun der Rieſe einen blutigen Hieb fühlte, ſalbte er ſich mit ſeiner kräftigen Salbe und machte ſo dem Ritter nicht wenig zu ſchaffen. Auch gefiel die ſchöne Amalia dem Rieſen dergeſtalt, daß er zu ihr auf die Mauer hinaufrief: „Wahrlich, ſchöne Jungfrau, eures gleichen habe ich niemals in der Welt geſehen, und wo ich von euch nur eines Kuſſes habhaft würde, ſo wollte ich das ganze Königreich Böhmen gern aufgeben und frei laſſen.“ Als der Ritter Julius ſolches hörte, ward er voll Eifer gegen den Rieſen, daß derſelbe ſich unterſtand, ſein Nebenbuhler ſein zu wollen. Er rannte daher ſo ſtark gegen ihn, das er etliche Male dem Falle gar nahe war. Als der Ritter vom Tannenbaum ſahe, daß es faſt unmöglich war den Rieſen zu überwinden, trat endlich er auf den Platz und ſprach: „Werther Ritter, wie auch mächtiger Streiter aus der Tartarei. Man ſieht eure Tapferkeit zur Genüge und daß jeder das Beſte thut ſich zu ſchützen und den andern zu überwinden, weil aber der Streit ſchon ſo lange angehalten und ihr beide ſehr ermüdet ſeid, ſo wäre meine Meinung, ihr machtet einen Stillſtand bis morgen, und ließet bis dahin eure Waffen ruhen. Es ſoll während dieſer Zeit keinem von beiden eine Untreue oder Hinterliſt begegnen, und morgen mögt ihr euer Heil und eure Stärke an einander aufs neue verſuchen.“ Der Rieſe, welcher immer nach der Schloßmauer ſah, wo viele ſchöne Hoffräulein ſich eingefunden hatten um den Streit zu ſehen, war mehr von den ſeltenen Schönheiten, als durch die Worte des Ritters vom Tannenbaum bewegt, den Streit einzuſtellen. Er ſprach: „Deinen Vortrag wegen des Stillſtandes bis morgen kann ich keineswegs tadeln. Doch bedinge ich mir ausdrücklich, daß mich niemand hindere mit euren Jungfrauen zu reden, welche mir ſo lieblich vorkommen, daß bei ihrem Anblick mir alle meine Kräfte verneuert werden!“ Auch Ritter Julius war ſo von Kräften gekommen, daß ihm Ruhe höchſt nöthig war. Die Streitenden gaben alſo einander die Hand und warfen einer dem andern ſeinen Handſchuh zu, zum Zeichen daß ihr Streit fernerhin ſolle ausgeführt und zu Ende gebracht werden.

Wie der Rieſe in das Schloß zu Prag kam und von dem König bei den Hofdamen bewirthet wurde.

Der Handſchuh, welchen der Rieſe dem Ritter zugeworfen, war dermaßen groß und ſchwer, daß einer von des Königs Waffenträgern genug daran zu tragen hatte, denn er war von ſtarken eiſernen Ringen zuſammen geſchmiedet und dieſe Ringe waren auf dicht gearbeitetes Leder aufgenäht. Um den Handſchuh zu beſehen kam faſt die ganze Stadt zuſammen, auch haben ihn die Bürger von Prag abmalen und das Bildniß auf dem Rathhauſe aufhängen laſſen, wo es hernach über hundert Jahre aufbehalten worden iſt, bis es in einem großen Brande verloren gegangen. Der König und der ganze Ratſchin war von Herzen froh, daß ſich der gräuliche Baland von dem Ritter vom Tannenbaum ſo glücklich hatte beſänftigen laſſen. Nicht minder freute man ſich wegen des Ritters Julius, wie auch wegen der Erlöſung des Ritters vom Tannenbaum. Ein jeder drängte ſich hinzu die tapfern Helden zu ſehen, und wenn der Rieſe mit ſeiner Stange nicht Raum gemacht hätte, ſo würde mancher im Hofe erdrückt worden ſein. Der König war ſelbſt von ſeinem Saale herunter gegangen und empfing die beiden edlen Ritter, ſo wie auch den Rieſen bei der Hand. Der Rieſe legte ſeinen Harniſch im Hofe ab, denn er war ſo groß, daß er in keinem Zimmer am ganzen Hofe Platz hatte. Daher richtete man die Tafel unter freiem Himmel in einem ſchönen Obſtgarten zu. Die Stelle, wo der Rieſe ſaß, mußte um zwölf Stufen höher gemacht werden, denn er war unglaublich groß und ſo lang, daß ihm die allerlängſten am Hofe kaum an die Knieſcheibe reichten, und es hätte ihm auch der Ritter Julius keinen Hieb in den Arm verſetzen können, wenn ſolches nicht beim Niederbücken geſchehen wäre. Nun war ſich billig zu wundern, daß ein ſo ungeheuer großer Menſch ein gewöhnliches menſchliches Frauenzimmer lieben konnte, dennoch mußten ſich auf Befehl des Königs alle Hofdamen freundlicher ſtellen, als es ihnen ums Herz war, denn weil man in dem Kampfe vermerkte, daß er nicht leicht beſchädigt werden konnte, ſo hoffte der König von ihm etwas heimliches zu erfahren. Und ſolches geſchah auch, denn als er von Liebe ganz entzückt und vom Weine berauſcht war, blieben ihrer etliche bei ihm des Nachts im Garten, und dieſen offenbarte er, daß, ſo lange er ſein Balſambüchslein am Gürtel hängen hätte, ihn kein Menſch, mit was Tugend derſelbe auch begabt wäre, in Ewigkeit nicht beſiegen könnte. Während der Mahlzeit, bei welcher mit ſüßer Muſik und Pfeifen wacker geſchalmeiet und nach königlicher Art aufgeſpielt wurde, machten die Bürger von Prag dem Rieſen ein

Lager für die Nacht von zweihundert Fuder Laub und Heu. Sein Kopfkiſſen, welches er ſelbſt mit ſich führte, waren drei zuſammengenähte Roßhäute, mit Wolfshaaren ausgefüllt, und zu ſeiner Ueberdecke ließ der König alle Pferdedecken im Marſtalle zuſammenheften und in den Garten bringen, und obwohl man mit ihm Stillſtand getroffen hatte, beſtellte doch der König alle Wachen am Schloßhofe und auf der Ringmauer auf der Hut zu ſein, weil man ihm wegen ſeiner großen Stärke nicht wohl trauen dürfe. Ueberdieß war auch der Rieſe ſehr berauſcht und es hätte ihm leicht etwas in den Kopf kommen können, ſo daß er unermeßlichen Schaden angerichtet hätte.

Wie Amalia des Königs einzige Tochter und Ritter Julius Abends in ihrer Kammer mit einander redeten.

Indeſſen der Rieſe im Garten ſanft ſchlief, verließen ihn die Frauen und Jungfrauen, und wunderten ſich ſehr über ſeine Größe. Er ſchnarchte ſo ſtark, daß man ihn durch das ganze Schloß hören konnte und ſo oft er den Athem von ſich ließ, fuhr das Eichenlaub in der Gegend herum. Der tapfere Ritter Julius von der Lanze hatte indeß keine Ruhe bis es ihm gelungen, mit der von ihm ſo heiß geliebten Jungfrau ein heimliches und vertrautes Geſpräch zu führen. Das ſahen auch der König und die Königin gar gern, weil ſie all ihren Troſt und ihre Hoffnung nächſt Gott auf dieſen tapfern Helden geſetzt hatten. Ueberdieß waren ſie auch von Schrecken alſo matt und kraftlos, daß ſie in ſüßer Ruhe einſchlummerten, und alſo nicht gewahr wurden, wie Ritter Julius in ihrer Tochter Kammer ging. Dieſe Kammer lag neben der des Königs und hier redete der Ritter manch ſüßes Wort mit der königlichen Jungfrau. Sie hatte mehr als zwanzig Geſpielinnen bei ſich, und darunter war keine, welche dieſen Ritter nicht von Herzen geliebt hätte. „Ach!“ ſprach eine und die andere in ihrem Herzen: „Wäre ich doch ſo glücklich, dieſen Ritter zu meinen Gemahl zu haben, ich wollte gern ein Jahr lang auf glühenden Platten gehen.“ In dieſer Kammer waren ſchöne Kinder beiſammen. Es hatte jedes ſein eignes Bett von Sammt und Seide und hätte mancher brave Menſch einen Ritterdienſt thun können. Amalia aber und der Ritter hatten die allerangenehmſten Geſpräche. „Ihr ſeid ein wackerer Ritter,“

ſprach ſie: „und habt eure Tapferkeit heute an dem Rieſen wohl erwieſen, da aber ſein Balſam ihn unüberwindlich macht, ſo fürchte ich, es koſte morgen euer junges Leben." Hierauf tröſtete ſie der Ritter mit ſanften Worten und verſprach ihr morgen all ſeinen Fleiß anzuwenden, dieſen Baland zu bezwingen. Indem kam auch der Ritter vom Tannenbaum in die Kammer, welchen Amalia durch eine alte Kammermagd hatte rufen laſſen. Nun war unter den Jungfrauen am Hofe eines Königs Tochter von Elſaß, deren Vater aber durch viele Kriege und Unruhe verarmt und in großen Schulden geſtorben war. Dieſe Jungfrau hieß Kunigunda, und zu ihr trug der Ritter vom Tannenbaum große Liebe. Es kam auch mit beiden Rittern dieſe Nacht ſo weit, daß ſie ſich mit dieſen Jungfrauen heimlich verlobten.

Wie der Einſiedler Paul mit einem Briefe nach Prag und in den Ratſchin kam, den Rieſen Scharmak betreffend.

Des andern Morgens kam der Einſiedler Paul, der bei der Burg zu Schildheiß wohnte, in den Ratſchin und brachte einen ungeheuern großen Brief auf Baumrinde geſchrieben mit ſich. Als er nun vor den König gekommen war, ſprach er: „Gnädiger Herr und König, es iſt ein Rieſe in das Schloß zu Schildheiß gekommen, der würde mich umgebracht haben, wo ich nicht dieſen Brief an einen Rieſen, welcher ſich allhier zu Prag aufhalten ſoll, zu überbringen eidlich zugeſagt hätte. Ich bitte mir dieſe Botſchaft zu verzeihen, denn ich weiß nicht, was der Inhalt des Briefes iſt, auch habe ich dieſe Botſchaft nur aus Furcht des Todes unternommen, denn der Rieſe hätte mich gewiß mit der Hand zerquetſcht, ſo groß und ſtark iſt er." Der König ſprach: „Wie bin ich doch mit dieſen Leuten geplagt! Wie geht man mit mir um! Doch will ich dich zu dem Rieſen weiſen, und dir ihn zeigen, ob der Rieſe zu Schildheiß oder dieſer größer iſt. Damit ging der König mit dem Einſiedler in den Obſtgarten und ſeine Botſchaft erfuhr bald jedermann auf dem Ratſchin. Als der Einſiedler Paul den ungeheuern Baland erblickte, verwunderte er ſich, daß er vor dem Könige ſo geſtreckt da liegen dürfte. Er übergab demſelben darauf das Schreiben und bekräftigte, daß der Rieſe, welcher ihn von Schildheiß hieher geſchickt, ſchier noch einmal ſo groß wäre als dieſer. Das

Schreiben aber dieß alſo: „Ich Millmoth, König der ganzen weiten Welt und der allerſtärkſte Menſch auf Erden, der Bäume ausreißt und Berge entzwei ſpaltet, ſage dir mächtigem Kämpfer, nachdem ich gehört, daß du zu Prag nichts ausgerichtet haſt, ſondern wie ein faules Aas da liegſt, ſo gebiete ich dir, Kraft dieſes Briefes, dich beſſer zu verhalten, den König und das andere Hofgeſinde, wie auch alle Bürgerſchaft todt zu ſchlagen oder zinsbar zu machen, wo nicht, ſo ſoll der achte Tag nach dieſem der Tag deiner Erwürgung ſein. Das ſage ich dir, ſo wahr ich der ſtärkſte in der ganzen Welt bin. Sonſt dein wohlgewogener Millmoth.“ Als der Rieſe Scharmak dieſen ſtolzen Brief geleſen, ſprang er zornig auf, ſo daß die ganze Gegend bebte, und verfluchte ſich und die ganze Welt, wo er nicht mit Millmoth ſtreiten und ſich wegen dieſes Briefes an ihm rächen wollte. Er machte ſofort mit dem König und mit den Bürgern zu Prag, wie auch mit ganz Böhmen Frieden, und fertigte den Einſiedler mit folgender Antwort wieder ab: „Ich Scharmak, dein Herr und König, thue dir kund, daß ich deinen Brief in tauſend Stücken zertreten, wie ich dich denn auch bald zertreten werde. Mache dich gefaßt, ich will Frieden mit Böhmen haben und dich todtſchlagen, danach weißt du dich, du ſtolzer Hund, zu richten.“ Mit dieſem Briefe ging der Einſiedler Paul ganz traurig wieder zurück, und betete ohne Unterlaß, daß ihm der Rieſe Millmoth wegen dieſer üblen Botſchaft nicht ein Leid thun möchte. Als er nun nach Schildheiß kam, ſchäumte der Rieſe vor Zorn und riß im Grimme eine Menge Bäume vor dem Schloß aus, um einen Kampfplatz zu machen, doch that er dem Paulus nichts, ſondern ließ ihn gehen, um dem künftigen Gefechte zuzuſehen. Denn der Rieſe ſagte, daß er ſich ſo halten wollte, daß die ganze Welt eine ewige Hiſtorie davon leſen werde. Nachdem nun Scharmak zu Prag mit dem Könige und mit dem ganzen Lande beſtändigen Frieden gemacht hatte, ließ er ſich zu Prag ſeinen Harniſch und die abgehauenen Ringe wieder ergänzen, verſah ſich auch daſelbſt mit grauſamer ſtarker Rüſtung und eilte dann alsbald zu dem Schloſſe Schildheiß. Der König, wie auch der ganze Hofſtaat, ſammt den beiden Rittern von der Lanze und vom Tannenbaum, begleiteten ihn mit großem Gepränge. Es ritt auch faſt die halbe Stadt Prag mit, und mancher ehrliche Handwerksmann verließ ſeine Werkſtatt, um dem Kampfe zuzuſehen, welchen die zwei Rieſen mit einander haben ſollten.

Wie die beiden Rieſen, Millmoth und Scharmak, mit einander ſtritten.

Als nun der Rieſe nahe an Schildheiß hinankam, hieß er den König ſammt allen Leuten hinter ſich bleiben, damit er deſto beſſer Raum hätte, um ſich zu ſchlagen. Millmoth ſaß an einem hohen Hügel vor dem Schloſſe, auf welchem er wie ein Thurm ausſah. Sobald die beiden Rieſen einander anſichtig wurden, drohten ſie einander mit ihren eiſernen Stangen, die ſo dick wie Weberbäume waren. Die Leute aus Prag wunderten ſich über den ausgemuſterten Platz des Millmoths, welcher viele ackerlange Bäume ausgeriſſen und in den Wald hinein geworfen hatte. Auf ſelbiges Holz ſetzten ſich die Leute und der König von Prag um zu ſehen, wie es ablaufen würde. Nun machten ſich die Rieſen zum Streit fertig und jeder faßte ſeinen ſtählernen Schild an den Arm; doch war Millmoth um acht Köpfe länger, dicker und ſtärker, als der Rieſe Scharmak. Als ſie nun auf den Platz zuſammentraten, ſprach Scharmak: „Du haſt mich mit deinem Briefe außer mir gebracht, ſolcher Frevel muß mit dem Tode geſtraft werden.“ — „Guter Freund,“ ſprach Millmoth: „ſiehe dich nicht lange nach deinem Grabe um, hier ſollſt du begraben werden.“ Mit dieſen Worten fuhren ſie wie zwei Berge zuſammen, ihre Streiche brauſten in der Luft wie Glockenklang. Es fehlte auch keiner des andern und wo ihre Streiche gewöhnliche Menſchen getroffen hätten, ſo wäre auf jeden Streich einer dahin gefallen. Sie brüllten vor Zorn und Eifer wie Stiere, und es war erſchrecklich, wie ſtarke Schläge einer dem andern verſetzte. In dieſem Kampfe brach Millmoth ſeine Stange mitten entzwei, er zog demnach ſein Schwerdt heraus, und that ſo grimmige Streiche, als blitzte es in der Luft. Scharmak aber hielt ſich trefflich, und ſchmiß mit ſeiner Stange Millmoths Schwerdt in zwei Theile. Da mußte ſich Millmoth auf die Flucht machen und er ſprang in drei Sprüngen zu Schildheiß über die Mauer und in ein tiefes Gewölbe. Aber Scharmak eilte bald nach und ſtieß mit ſeiner Stange ſo lange in das Loch, bis Millmoth mit gräulichem Geheule ſein Leben endete.

Wie ſich die Hiſtorie endete und auf dem Ratſchin unterſchiedliche Hochzeiten gehalten wurden.

Als nun der Rieſe Millmoth todt war, ſtellte man in ganz Böhmen ein Dankfeſt an. Der Rieſe Scharmak aber ließ ſich taufen, wurde im Lande Oberhauptmann und lebte fortan gar ehrlich. Amalia machte darauf mit dem Ritter Julius Hochzeit, wie auch der Ritter vom Tannenbaum mit der ſchönen Kunigunda, und weil Elſaß dazumal große Feinde hatte, ſo verſammelte er eine große Ritterſchaft und ſchlug daſelbſt alle Ungläubige todt. Julius aber blieb im Königreich Böhmen und war der erſte nach dem Könige. Die Bürger brachten den todten Millmoth aus dem Gewölbe und führten den Leichnam im ganzen Lande zur Schau herum. Seine Augenbrauen hatten ſo viele Haare, daß man damit zwölf Seſſel auf dem Ratſchin hat ausſtopfen können; ein Stockzahn wog achtzig Pfund; aus ſeinem Fingernagel konnte man eine Schaufel oder Pflugſchaar machen. Seine Schienbeine waren ſo groß, daß man eines über die Moldau legte, da konnte man durch das Rohr mit Roß und Wagen fahren. Aus ſeinem Fingerringe hat man einen Glockenklöppel gegoſſen und aus ſeiner Sturmhaube eine große Glocke gemacht. Sein Schild wurde zu Prag zu einer Tafel gemacht, daran konnten dreißig Menſchen geräumlich ſitzen und ſpeiſen. Von dieſes Millmoths Thaten iſt ein eigenes Buch in böhmiſcher Sprache geſchrieben und er ſoll große Dinge verrichtet haben. Die Hiſtorie meldet ſonſt nichts von ihm, als daß er ein Weib gehabt, welches ſo groß als er, ja faſt noch größer geweſen. Es meldet auch die Geſchichte, daß nach erhaltenem Siege und gemachtem Frieden mancher brave Menſch und Schildknecht auf dem Ratſchin zu Prag geheirathet und aus dem königlichen Frauenzimmer eine hübſche Jungfrau bekommen habe, mit welcher manchem wohlgeholfen geweſen. Der Ritter vom Tannenbaum, welcher König in Elſaß ward, lebte lange in geſegneter Ehe und gutem Frieden, wie denn auch nach dem Tode Eginhards Julius von der Lanze König geworden iſt und lange in großer Pracht regiert hat. So lange Scharmak lebte, durfte kein Feind das Land anfallen, aber nach ſeinem Tode griffen es die Wahlen mit hundert tauſend Mann an, kamen auch ſchon auf den weißen Berg, dort aber wurden ihrer ſo viele erſchlagen, daß das Blut vom Berge herabfloß. Alſo endet ſich die Geſchichte vom König Eginhard dem Fürſten zu Böhmen.

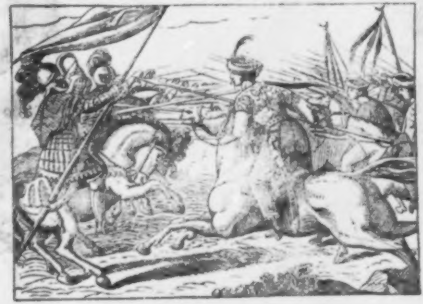
Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

[illegible]
1528 c/34

Bo. germ.
1525 s (3

Volksbuch

Herzog Ernſt.



Volksbücher. 34.

Herausgegeben von G. O. Marbach

Leipzig, bei Otto Wigand.

551

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Herzog Ernſt.

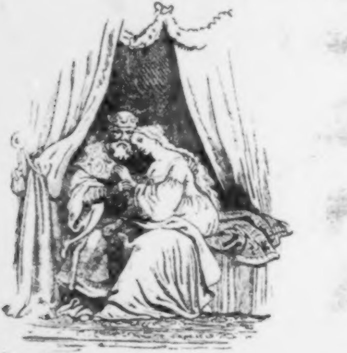
Von Herzog Ernſt's Herkunft und wie ſeine Mutter ſich zum zweitenmal mit dem Kaiſer Otto vermählte.

In den Landen Baiern und Oeſtreich regierte vor Zeiten ein hochgeborner Herzog, mit Namen Ernſt, der ſein väterliches Erbe friedſam, in Gerechtigkeit und Einigkeit beiſammen hielt. Dieſer fromme Fürſt vermählte ſich mit einer edlen und ſchönen Jungfrau, Adelheid genannt, die eines Königs Lotharius Tochter war, und erzeugte mit derſelben einen überaus ſchönen Sohn, dem er in der heiligen Taufe ſeinen eigenen Namen Ernſt beilegte. Kurze Zeit darauf wurde aber nach des allmächtigen Gottes Schickung dem Kinde ſein Vater durch den Tod hinweggenommen und ſeine Mutter Adelheid dadurch in großen Kummer verſetzt. Die einzige Freude, die ihr blieb, war ihr Sohn, den ſie, als er heranwuchs, in vielen Sprachen und anderem nützlichen Wiſſen unterrichten ließ.

Dabei entwickelte der Knabe ein mannliches Gemüth und wuchs in allen guten Tugenden groß. Das Hofgeſinde gehorchte ihm gern, und ſein ganzes Land, das er von ſeinem Vater ererbt hatte, war ihm in Liebe unterthänig. Als er anfing, Ritterſpiel zu treiben, erwarb er ſich bei Rittern und Herren gutes Lob. Nun war mit ihm ein junger Graf aufgewachſen, der Wetzel hieß und ſein Vetter war. Mit dieſem hielt der junge Herzog zu großer Freude ſeiner Mutter allezeit zuſammen. Doch ſetzte die fromme Frau ihre Hoffnung auf Gott und nicht auf Menſchen, hielt Tag und Nacht in der Andacht ihres Gebetes an, und beſtrebte ſich durch Werke der Barmherzigkeit ein chriſtliches Leben zu führen, um dereinſt ein Kind des ewigen Lebens zu werden. Doch die Ritter und Herren des Landes lagen ihrem Sohne Herzog Ernſt unaufhörlich an, und baten ihn, er ſollte ſeiner Mutter Adelheid doch rathen, daß ſie ſich doch noch einmal vermählen möchte, und auch an die Herzogin ſelbſt richteten ſie ihr Begehren. Sie aber ſchlug es ihnen immer ab; als ſie aber von ihrem geliebten Sohne ſo heftig mit Bitten beſtürmt wurde, ſo verſprach ſie ihm endlich, daß ſie ſich willig darein ergeben wollte, wenn ſich ein ihrer Würde genehmer Gemahl um ſie bewerben ſollte.

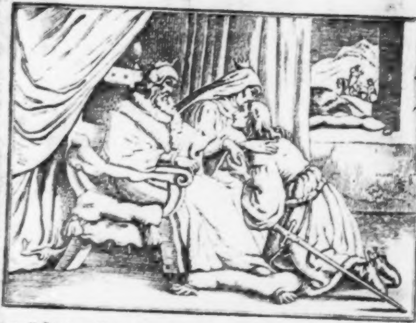
Es herrſchte aber zur ſelben Zeit im römiſchen Reiche mit großer Gewalt Kaiſer Otto, der erſte dieſes Namens: derſelbe war geboren zu Braunſchweig und gekrönt zu Aachen, ſein Ahnherr hieß Altherzog Otto von Sachſen, ein Gemahl der Schweſter des letzten Königs Karl, der von des großen Kaiſers Karl Geſchlechte war. Selbiges Herzogs Sohn, Kaiſer Ottens Vater, war Kaiſer Heinrich, der Vogler genannt; denn da ihn die Kurfürſten ſuchten, um ihm die Krone anzubieten, da fanden ſie ihn bei ſeinem lieben Kinde mit einem Netze auf dem Vogelfange. Dieſer hatte eine Frau, des Kaiſers Otto Mutter, die war Mechthilde genannt. Kaiſer Otto der Erſte gewann die Stadt Straßburg, zerſtörte ſie mit Gewalt, und gab ihr den Namen, den ſie noch jetzt führt; denn vorher hieß ſie, wie ſie noch in Latein heißt, Silberthal. Er überwand auch die Ungarn, die, ehe er Kaiſer ward, von Augsburg aus alles Land verdarben und großen Schaden anrichteten. Er unterwarf dem römiſchen Reiche viele Länder, war ein Freund der Gerechtigkeit, und hieß darum ein Vater des Landes. Als er noch in der Blüthe ſeiner Jugend ſtand, wurde ihm eine überaus ſchöne Jungfrau angetraut, mit Namen Ottogeba, die voll Zucht und Tugend war und aus dem erlauchten Hauſe der Könige von England ſtammte. Aber nur kurze Zeit hatte Kaiſer Otto in ſüßem Glücke mit ihr gelebt, als bereits die Stunde kam, in welcher Gott ſie aus dieſem Erdenleben forderte. Als die fromme Kaiſerin Ottogeba nach fürſtlichem Brauche feierlich zur Erde beſtattet war, lebte der Kaiſer Otto einige Zeit in Trauer und Einſamkeit. Dann aber betrachtete er in ſeinem Gemüthe die Worte des heiligen Apoſtels Paulus, daß es beſſer wäre, ſich ehelich zu vermählen, als allerlei Anfechtung zu leiden, forderte ſeinen Rath zuſammen, und trug ihm die Sache vor. Da beſchloſſen ſeine Räthe alleſammt, daß ſie einen Boten an die Herzogin Adelheid in Baiern ſenden, und bei ihr anfragen laſſen wollten, ob ſie den gewaltigen Kaiſer Otto zum ehelichen Gemahl haben wollte. Mit ſolcher Botſchaft ward ein angeſehener Herr beauftragt und es ward demſelben empfohlen, alle Sachen aufs treulichſte auszurichten, wie es ihm vom Kaiſer und ſeinen Räthen befohlen wurde. Als die fromme Herzogin dieſe Botſchaft erfuhr, erſchrak ſie im Grunde ihres Herzens, denn ſie hatte lange Zeit in ſtillem und ehrbarem Weſen ihren Wittwenſtand tugendhaft gehalten und wünſchte, darinnen zu verharren. Darum berief ſie von Stund an die Edeln ihres Landes ſammt dem Herzog Ernſt, ihrem lieben Sohne, legte ihnen den Antrag vor und bat ſie, dem Kaiſer eine höfliche Antwort zu geben. Dieſes verſprachen die Herren, gingen zu Rath und waren alleſammt der Meinung, daß man den Kaiſer nicht dürfe vergebens bitten laſſen.

Der junge Herzog Ernſt mit dem Grafen Wetzel, ſeinem vertrauten Freunde, übernahm es ſeiner Mutter, der Herzogin, den Rath und die Meinung aller Edlen kund zu thun. Die Herzogin erſchrak von ganzem Herzen und ſprach: „Mein lieber Sohn! ich fürchte ſehr, wenn ich nach dem Rathe der Fürſten dieſes Landes und deinem eigenen mit dem Kaiſer mich vermähle, ſo möchte zwiſchen ihm und dir Zwietracht und Uneinigkeit entſtehen, wodurch ich in großen Jammer kommen würde.“ Da widerſprach Herzog Ernſt: „Herzallerliebſte Frau Mutter, eine derartige Furcht ſoll euch nicht von der Vereinigung mit dem allerwürdigſten Fürſten abhalten. Ich ſelbſt will mich mit Hülfe des barmherzigen Gottes, der unſer allerbeſter Kaiſer iſt, jenem meinem irdiſchen Kaiſer in glückſamen wie in widerwärtigen Sachen allezeit dienſtbar erzeigen, und ihm gehorſam ſein, und hoffe es durch meine Treue zu erringen, daß ich mich ſtets der Gnade ſeiner kaiſerlichen Majeſtät zu erfreuen habe.“ Von ſolchen Worten des jungen Fürſten, ihres geliebten Sohnes, wurde die Frau ermuthigt, ſie faßte



alles, was er geredet, in ihr Herz, und that dem römiſchen Kaiſer Otto durch ſeinen Boten die Willfährigkeit ihres Herzens zu wiſſen, beſtimmte auch Zeit und Tag der Vermählung. Kaiſer Otto ward über die Maaßen froh, als ſein Bote mit ſo fröhlicher Nachricht wiederkehrte, und verſammelte ſofort alle ſeine Fürſten und Lehnsherren zu einem gemeinſamen Hofgelage. Als alle bei ihm eingetroffen waren, machte er mit ihnen allen mit großer Macht und Herrlichkeit ſich auf, und ritt nach Baiern, wo die Herzogin wohnte. Dieſe dagegen ward ihm von ihrem Sohne Herzog Ernſt und andern Herren ihres Landes würdig und mit großem Gefolge entgegengeführt und ihm übergeben. Der Kaiſer führte ſie mit all ſeinem Volke unter großem Jubel nach der Stadt Mainz.

Daſelbſt hielt er eine große Hochzeit, wie einem ſo mächtigen Kaiſer wohl gebührte. Dann ritten die Gäſte alle wieder heim, ein jeglicher in ſeinen Ort, woher er gekommen war. Als der Kaiſer Otto dies hochzeitliche Feſt wohl vollbracht hatte, zog er um etlicher wichtiger Urſachen willen mit ſeiner kaiſerlichen Gemahlin in verſchiedene Städte des Reichs, dann aber zögerten ſie nicht lange, ſondern ſchickten einen angeſehenen Herrn zu dem jungen Herzog Ernſt, und entboten ihn zu ihren Hof. Da kam der edle Jüngling mit einem großen Zuge, gar luſtig anzuſehen, zu dem Kaiſer, ſeinem Stiefvater. Dieſer empfing ihn mit hoher Freundlichkeit und der junge Herr erwies dem Kaiſer alle Ehrfurcht, fiel ihm zu Füßen und zeigte ſich in allem gegen ihn als ein gutwilliger Sohn, der ſeinen Eltern gern unterthänig und gehorſam iſt. Wie nun der Kaiſer und der junge Herzog in Freundlichkeit bei einander waren, kam auch Frau Adelheid, die Kaiſerin, Herzog Ernſts Mutter, mit vielen Jungfrauen gegangen, und empfing ihren lieben Sohn mit großen Freuden, er aber dankte ihr und allen Jungfrauen mit tiefer Verneigung. Dann nahm ihn der Kaiſer bei der Hand, führte ihn in den Saal und ſprach zu ihm: „Wiſſe, mein geliebter Sohn, daß ich deine Mutter von ganzem Herzen liebe. Auch dir möchte ich gerne mehr dienen, als ich vermag. Doch will ich darauf denken, daß ich dir dein Land vergrößere, denn ich habe ein herzliches Wohlgefallen an dir, um deiner Frömmigkeit und Mannheit willen." Während ſie im Geſpräche waren, kam die Kaiſerin dazu und redete alſo zu ihrem Sohne: „Geliebteſter Sohn, ich bitte dich flehentlich,



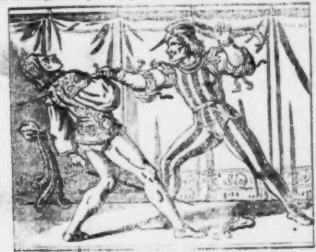
du wolleſt deinen Vater in allen Ehren halten und ihm immer gehorſam ſein.“ Zugleich ſchenkte ſie ihm herrliche Kleinodien und begabte alle ſeine Herren und Diener, jedem nach ſeinem Stande. Danach ſchieden ſie wieder gar liebreich von einander.

Wie Herzog Ernſt bei dem Kaiſer verleumdet und von demſelben verfolgt ward.

Das friedliche Einverſtändniß des Kaiſers mit ſeinem Stiefſohn, Herzog Ernſt, währte nicht lang. Denn es war am Hofe des Kaiſers ein Pfalzgraf, Heinrich genannt, ein ungetreuer falſcher Mann, dem die Einigkeit und das ruhige Leben, das der Kaiſer und die Kaiſerin mit ihrem Sohne führten, ein Dorn im Auge war Derſelbe ſann in ſeinem argen Herzen, wie er den böſen Samen der Zwietracht ſäen könnte, damit der junge Herzog Ernſt ſeines kaiſerlichen Vaters Huld verliere, und ſo erſann er endlich eine falſche Liſt, die ihm aber zuletzt doch noch ſelber zum Schaden gerieth. Das ganze übrige Hofgeſinde hielt den jungen Fürſten in großen Ehren und auch er vertrug ſich gut mit Jedermann, und wenn dem Lande eine Widerwärtigkeit zuſtieß, ſo beſchirmte er daſſelbe im Namen ſeines Vaters, ſo daß der Kaiſer eine Zeit lang ganz ruhig bei ſeiner Gemahlin leben konnte. Nun geſchah es aber, daß der Pfalzgraf Heinrich die Eſſe ſeines falſchen Herzens mit dem Feuer des Neides in Flammen ſetzte. Er verklagte nämlich den jungen Fürſten fälſchlich bei ſeinem Stiefvater, Kaiſer Otto, und ſprach eines Tages zu dieſem: „Welch ein getreuer Vater des Kaiſerreiches ſeid ihr, allergnädigſter Herr! Aber ich habe einige ſeltſame, ja boshafte Reden vor eure Majeſtät zu bringen, von eurem Sohne, Herzog Ernſt, den ihr ſo lieb habt und den ihr vor andern hoch ehrt. Dieſer Fürſt trachtet früh und ſpät, eurem Leben ein Ende zu machen, um das ganze Reich allein beſitzen zu können. Darum hütet euch vor ihm und ſeiner Bosheit, ſonſt iſt euer Leben ohne alle Rettung verloren!“ Als der Kaiſer ſolche Worte von dem Pfalzgrafen Heinrich vernahm, ward er ganz zornig über ihn und ſprach: „Was ſagſt du, Heinrich? Von wem haſt du dieſe Nachricht? Wahrlich, wenn mir das ein Anderer ſagte, ich wollte ihm den Kopf abhauen laſſen! Und wenn ich wüßte, daß du ſolches aus Haß gegen meinen Sohn thäteſt, ſo ſollte auch dir ein Gleiches widerfahren, denn ich habe noch nie etwas Unrechtes von meinem Sohne geſehen oder gehört, ſo wenig als von ſeiner Mutter, der Kaiſerin; er ſteht mir in allen meinen Angelegenheiten, worin es immer ſein mag, mit Kriegen oder Verträgen getreulich bei, darum kann ich nun und nimmer glauben, was du mir von ihm hinterbringſt. Doch ſage mir, von wem du ſolches gehört haſt, damit ich der Sache auf den Grund komme!“ Da ſprach der Pfalzgraf Heinrich: „Das kann ich eurer Majeſtät wohl ſagen, wenn es nöthig iſt; denn nicht von einem allein habe ich es gehört, ſondern von zweien und dreien; dazu habe ich auch an dem Herzoge ſelbſt gemerkt, daß er auf Bübereien ſinnt. Darum, gnädigſter Herr und Kaiſer, wollte ich eure Majeſtät treulich vor ſolcher Gefahr gewarnt haben. Denn das bin ich ſchuldig und verpflichtet zu thun.“ Da ward der Kaiſer traurigen Muthes und ſprach zu dem Verleumder: „Mein lieber Heinrich, wenn dem alſo iſt, wie du mir von meinem Sohne geſagt haſt, ſo bitte ich dich um guten Rath, wie ich ihn aus dem Lande vertreiben kann, ehe er ſich unterſteht, ſein Vorhaben auszuführen." — „Das will ich meinem kaiſerlichen Herrn wohl anzeigen;" erwiderte der falſche Graf: „ſammelt während euer Sohn gen Regensburg geritten iſt, insgeheim und ohne der Kaiſerin Wiſſen Kriegsvolk, und befehlt demſelben, ihn aus dem Lande zu verjagen." Der Kaiſer that leider, wie ihm der Böſewicht gerathen hatte. Er brachte durch denſelben in kurzer Zeit einen großen Haufen ſtreitbarer Ritter und Knechte zuſammen und machte zu deren Hauptmann den Pfalzgrafen ſelbſt; und das geſchah alles ohne Wiſſen der Kaiſerin. Nachdem das Heer beiſammen war, zog der Böſewicht wider den frommen Herzog Ernſt, verwüſtete Oeſtreich, erſchlug vieles Volk, hauſte grimmig mit Sengen und Brennen, und zog dann nach dem Bisthum Würzburg, dort gleichen Schaden zu verüben. Auch ſchickte er heimlich Kriegsleute gen Bamberg, und befahl ihnen, daß ſie eine Zeit lang ſtille liegen und ſich nicht merken laſſen ſollten, was ſie im Sinne hätten, bis er ſelbſt mit dem ganzen Zuge zu ihnen ſtieße; alsdann ſollten ſie plötzlich ihre Rüſtung anlegen und die Bürger in aller Schnelligkeit überfallen. Solches geſchah auch wie es verabredet war; doch wehrten ſich die Bürger und ſchlugen viele hundert von den Kriegsleuten todt. Erſt als ſie ſahen, daß ſie durch die Mehrzahl überwältigt waren, und daß ſolches Blutvergießen auf des Kaiſers Befehl durch den Pfalzgrafen Heinrich angerichtet worden, ergaben ſie ſich. Nichts deſto weniger ſchickten ſie eilends einen Boten an ihren Herrn, den Herzog Ernſt, gen Regensburg, und ließen ihm alles melden, was ſich bei ihnen begeben hatte. Als der Bote mit ſolcher Zeitung vor den Herzog kam, erſchrak dieſer ſehr, ging zu ſeinem Freunde Wetzel, und erzählte ihm unter bittern Thränen was ihm war gemeldet worden. „Ach allmächtiger Gott," rief er: „welche Verleumdung mag zu meines Vaters, des Kaiſers Ohren gebracht worden ſein, daß er es über ſich vermag, mich alſo zu verderben!" So ging er mit bekümmertem Herzen und in ſchweren Gedanken umher. Endlich befahl er ſeinen Räthen ſich zu verſammeln, denn er habe ihnen etwas Wichtiges anzuzeigen; und als ſie nun beiſammen waren, da trat der junge Fürſt mit ſeinem Freunde, dem Grafen Wetzel, unter ſie, und gab ihnen den Brief, den die Bürger von Bamberg an ihn geſchickt hatten. Als die Räthe den Brief geleſen und von dem Blutvergießen vernommen hatten, das der Pfalzgraf angerichtet, wurden ſie ganz traurig, doch beſchloſſen ſie ſchnell, daß der Herzog Ernſt ſein beſtes Kriegsvolk, das er im Lande hätte, an ſich ziehen und den Feind aus dem Lande ſchlagen ſollte. Aber ſie wußten noch nichts von der Verleumdung, die gegen ſie angebracht worden war. Der kühne Herzog Ernſt ſammelte alſo ſeine Ritter, wohl an viertauſend ſtreitbare Männer, und zog mit dem Volke gen Bamberg. Wie das der Pfalzgraf Heinrich vernahm, beſetzte er die Stadt Bamberg mit Kriegsvolk, und zog mit ſeiner übrigen Schaar dem Herzog Ernſt entgegen. Da währte es nicht lange, ſo ſtießen die beiden Heerhaufen an einander und es wurden auf beiden Seiten ihrer viele erſchlagen. Zuletzt behielt Herzog Ernſt das Feld und der Pfalzgraf entkam nur mit Noth mit wenigen Reitern. Er ritt geradenwegs zum Kaiſer, und meldete ihm, daß ihm ſein Sohn Ernſt faſt all ſein Volk erſchlagen habe, und daß derſelbe ihm mit ſeinen Schaaren zu mächtig geweſen ſei. Als der Kaiſer dies vernahm, ergrimmte er über den guten Herzog Ernſt und ſprach: „Das will ich nicht ungerächt laſſen; von aller ſeiner Habe ſoll mein Sohn verjagt werden.“ Alsbald entbot er ein großes Kriegsvolk und eroberte eine Stadt nach der andern. Wie das der junge Fürſt ſah, wurde er hart bekümmert, ſchickte einen Boten zu ſeinem Vater dem Kaiſer und ließ ihn bitten, daß er doch ſein Land nicht alſo verwüſten möchte, denn er habe doch ſeiner Majeſtät ſein Leben lang nichts Böſes zugefügt, weder mit Worten, noch Werken, wiſſe ſich in Allem unſchuldig und könne daher nicht begreifen, warum er von dem Kaiſer mit Krieg heimgeſucht werde. Der Bote brachte dem Kaiſer den Brief im Beiſein der Kaiſerin und dieſe befahl dem Boten heimlich, nicht wider ihren Willen fortzureiten, ſondern ſie aufzuſuchen, ehe er ginge. Der Kaiſer hatte den Brief durchgeleſen, und ging in dem Saale hin und her mit zornigem Muthe, wie ein grimmiger Löwe. Die Kaiſerin aber merkte wohl, daß es ihrem Sohne galt, näherte ſich ihrem Herrn dem Kaiſer und ſprach: „Allergnädigſter Herr, ich bitte euch um Gottes Barmherzigkeit willen, daß ihr in dem Zorne, den ihr gegen unſern Sohn tragt, nicht beharrt!“ Da ſprach der Kaiſer zu ihr: „Liebe Frau! ich laſſe mich nicht überreden; darum entfernt euch nur und geht euren Geſchäften nach; die Uebelthat, die er an mir verübt hat, iſt zu groß, als daß ich ſie vergeſſen könnte.“ Aber die Kaiſerin ſprach nur eindringlicher: „So bitte ich um Gotteswillen, ihr wollet wenigſtens eine Zuſammenkunft, eine Vernehmung beider Theile anſtellen, damit man doch Grund und Wahrheit der Verleumdung erfahre, die gegen meinen unſchuldigen Sohn angezettelt worden iſt!“ Aber bei dem Kaiſer war keine Barmherzigkeit zu finden. Als dies die Kaiſerin ſah, ging ſie mit betrübtem Herzen in ihre Kammer und ſchrie im Gebete zu Gott. Da war es, als käme eine Stimme vom Himmel, und ſpräche zu ihr in ihrem Herzen: „An allen dieſen Dingen iſt der Pfalzgraf ſchuldig.“ Da ſprach die fromme Frau weiter in ihrem Gebet: „O allmächtiger Gott, wie iſt es möglich; was hat den Pfalzgrafen veranlaßt, meinen lieben Sohn bei meinem Herrn zu verleumden! O Gott, erbarme dich meiner!“ In dieſem Elend ſchickte ſie einen Diener nach dem Boten ihres Sohnes Ernſt und befahl dieſem, den Herzog über alles zu unterrichten, wie es um ihn bei ſeinem Vater dem Kaiſer ſtünde; hieß demſelben auch ſagen, alles das Unglück habe der Pfalzgraf Heinrich angerichtet, und er allein ſei der Urheber dieſer Verrätherei. Wie der Bote ſeinen Beſcheid hatte, ritt er in Eile gen Regensburg und hinterbrachte alles getreulich ſeinem Herrn, dem Herzog, wie ihm von des Fürſten Mutter befohlen war. Nachdem Herzog Ernſt alles vernommen hatte, gab er dem Boten reichen Lohn für ſeine Bemühung, eilte zu ſeinem Geſellen, dem Grafen Wetzel, und theilte demſelben alles mit, was er erfahren hatte.

Wie Herzog Ernſt ſeinen Feind, den Pfalzgrafen Heinrich in Gegenwart des Kaiſers ermordete.

Seitdem war der junge Fürſt ſtets von ſchwermüthigen Gedanken heimgeſucht und wußte nicht, ob er wieder Gnade bei ſeinem Herrn und Vater finden werde. Endlich wandte er ſich abermals an ſeinen Freund Wetzel und bat ihn, daß er ihm eine Fahrt vollbringen helfen möge, auf welcher ſie ſich von einem einzigen Diener begleiten laſſen wollten. Das ſagte ihm Graf Wetzel zu. Damals hielt aber der Kaiſer gerade mit ſeinen Kurfürſten einen Reichstag zu Speier, und es war dort eine große Verſammlung von Fürſten und Herren. Dieſe Gelegenheit nahm Herzog Ernſt wahr und ritt mit ſeinem Freunde und dem Diener gen Speier. Dort ſtiegen ſie in des Kaiſers Hofe von ihren Roſſen, hießen den Diener die Pferde halten und gingen hinauf in den Palaſt. Da fanden ſie den Kaiſer mit dem Pfalzgrafen allein in der Kammer ſitzen und Herzog Ernſt trat vor letzteren hin und ſprach: „Du meineidiger, treuloſer Pfalzgraf, warum verleumdeſt du mich bei meinem Vater?" Bei dieſen Worten zog er ſein Schwert und durchſtach im wilden Zorne ſeinen Feind. Als der Kaiſer dies ſahe, fürchtete er ſich vor ſeinem Sohne und ſprang wohl vier Klaftern tief hinab in eine Kapelle, deren Wölbung an die Kammer grenzte, wo ſie waren, allda verbarg er ſich aus Furcht vor ſeinem Sohne. Herzog Ernſt, wie er ſah, daß ſein Vater geflohen war, und der Pfalzgraf todt vor ſeinen Füßen lag, lief mit ſeinem Geſellen Wetzel die Treppe wieder hinab zu den Roſſen, bei denen ſie den Diener fanden. Da ſaßen alle drei wieder auf, ritten in Eile durch die Stadt und nahmen ihren Weg einem unbekannten Orte zu. Der Kaiſer blieb eine gute Weile in der Kapelle, und hatte große Angſt. Erſt wie er kein Getümmel mehr hörte, kam er heraus und ſagte den Herren, was ſich Unerhörtes begeben hatte. Auf die Kunde von dieſem großen unſühnbaren Morde entſtand in der ganzen Stadt ein Aufruhr; Reiter wurden auf allen Straßen hin und wieder abgeſchickt, mit dem Befehle, wo ſie



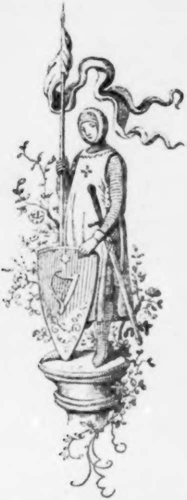
Herzog Ernſt mit ſeinem Geſellen Wetzel und einem Diener begegneten, da ſollten ſie alle drei gefangen nehmen und ſie, wenn ſie ſich zur Wehre ſetzten, ohne Gnade erſchlagen. Aber Gott, wiewohl er den Fürſten den Mord noch ſchwer büßen ließ, nahm die Verfolgten doch in ſeinen Schirm und führete ſie eine ſichere Straße, ſo daß ſie nicht ereilt wurden. Die Reiter und Knechte kamen zurück und ſagten dem Kaiſer, daß ſie Niemand hätten finden können. Darüber wurde der Kaiſer zornig und ſchwur bei ſeinem Reiche, daß er es nicht ungerächt laſſen wolle. Durch das große Geſchrei, das hin und wieder in der Stadt ertönte, und das viele Volk, das zuſammen lief, wurde endlich auch die Kaiſerin aufmerkſam, ſuchte ihren Gemahl auf und fragte ihn: „Lieber Herr, ſagt mir an, was dieſes ungeſtüme Hin- und Herrennen bedeutet?“ Da erzählte ihr der Kaiſer, daß ihr Sohn den Pfalzgrafen erſtochen habe und auch ihn ſeinen Vater umgebracht haben würde, wenn er ihm nicht entronnen wäre. Die Kaiſerin erſchrak bei dieſer Kunde, daß ſie ganz erbleichte, obgleich ſie nicht daran glaubte, daß ihr Sohn dem Kaiſer nach dem Leben getrachtet habe. Sie eilte in ihr Kämmerlein und betete zu Gott inbrünſtig, daß er ihren Sohn behüten und nicht in des Kaiſers Hände fallen laſſen möge. Der Leichnam des Pfalzgrafen wurde mit großer Feierlichkeit begraben, dann ging der Kaiſer mit ſeinen Fürſten und Herren zu Rathe und beſchloß, daß Herzog Ernſt, der junge Fürſt, aus ſeinem Lande ganz und gar vertrieben werden ſollte; auch wollte ihn der Kaiſer nimmermehr zu Gnaden annehmen, denn er war ihm von ganzem Herzen feind geworden.

Wie der Kaiſer gegen Herzog Ernſt zu Felde zog und ihm ſein ganzes Land nahm.

Der Kaiſer ſammelte daher ein Heer von zwölftauſend Mann, und ritt ſelbſt den nächſten Weg gen Regensburg zu, denn er meinte, ſein Sohn wäre dort. Als ſie aber nahe vor der Stadt waren, machten die Bürger einen Ausfall, und es wurde auf beiden Seiten viel Blut vergoſſen. Die Belagerung währte lange Zeit, und die Einwohner wurden ſehr betrübt, weil ihr Herr, der Herzog Ernſt, nicht zum Entſatze herbei kam, wie ſie gehofft hatten. Doch hielten ſie ſich wie frommen Bürgern und Unterthanen zuſteht, und wollten ihm nicht die Treue brechen. Sie pflegten Raths und beſchloſſen, ihrem Herrn und Herzog einen Boten zu ſchicken, und ihm die große Noth zu klagen, in welcher ſie durch ſeinen Herrn Vater ſchwebten; auch ihm zu melden, daß, wenn ihnen nicht bald Hülfe käme, ſie ſich dem Kaiſer ergeben müßten. Die Botſchaft gelangte glücklich zu dem jungen Fürſten, und dieſer ſprach gar betrübt zu ſeinem Freunde Wetzel: ,,Mein allerliebſter Freund, was ſoll ich Unglücklicher anfangen? Des Landes und der Leute bin ich beraubt. Niemanden habe ich, auf den ich mich verlaſſen könnte, hilft Gott meinen Unterthanen nicht, ſo ſind ſie verloren!'' Doch ſchickte er den Boten eilig wieder nach Regensburg zurück, und ließ die Bürger treulich bitten, ſie ſollten ſich nur noch eine kleine Weile halten, er verhoffe bald bei ihnen zu ſein. Der Bote eilte heim und zeigte dies den Bürgern an. Herzog Ernſt aber ritt ohne Verzug zu dem Herzog Heinrich von Sachſen, und wurde von dieſem mit ſeinen Dienern ſo gut empfangen, als billig war. Nach der erſten Begrüßung klagte der gebeugte Fürſt dem Sachſen-Herzog ſeine Noth und erzählte ihm alles, was ihm widerfahren war und was er begangen hatte und wie er jetzt ein Vertriebener ſei und ſeine Hauptſtadt Regensburg von dem Kaiſer belagert würde. ,,Darum, gnädigſter Fürſt,'' ſagte er: ,,bitte ich euch, ihr wollet mir eine Anzahl Kriegsleute geben, damit ich in Sicherheit gen Regensburg kommen möge, um meine koſtbarſten Kleinodien wegzuſchaffen und meine getreuen Bürger zu tröſten und zu kräftigen. Dann will ich in ein anderes Land ziehen, wohin mich Gott führt. Solche Bitte hoffe ich, Herr Herzog, werdet ihr mir in dieſem meinem Elende nicht verſagen!'' Der Herzog antwortete ihm freundlich: ,,Lieber junger Herr und Fürſt! Eure Bitte ſoll euch nicht abgeſchlagen ſein!'' Und von Stund an gebot er, daß ſich fünftauſend Reiter rüſten ſollten, was auch alsbald geſchah. Der Herzog von Sachſen ritt ſelbſt mit dem Heerhaufen; und als ſie vor Regensburg kamen, und den Kaiſer mit ſeinem Heere davor gelagert ſahen, da ritten die Herzoge mit ihren Reitern bis dicht vor das Lager. Als der Kaiſer ſo viel Volkes kommen ſah, gebot er ſeinem Heere auf der Stelle ſich zu rüſten, und die Feinde zurück zu ſchlagen. Herzog Heinrich von Sachſen ſchickte aber einen Boten an den Kaiſer und ließ um eine Unterredung bitten. Dieſe wurde ihm auch gewährt und der Herzog demüthigte ſich vor dem Kaiſer und ſagte ihm, weshalb er gekommen ſei, nämlich nicht um gegen den Kaiſer Krieg zu führen, ſondern nur um Herzog Ernſt in ſeine Stadt Regensburg zu bringen. Da ſprach Kaiſer Otto: „Iſt es auch recht, daß ihr meinen Feind beſchützen wollt, der meinen treuen Freund Heinrich, den Pfalzgrafen, an meiner Seite erſtochen hat, und mir daſſelbe gethan hätte, wenn ich nicht entſprungen wäre? Soll ich dem ungetreuen Sohn meine Treue beweiſen? Nein, fürwahr, er hat es nicht um mich verdient!“ Der Herzog von Sachſen wurde ſolcher Klage nicht froh, ſondern ſprach mit demüthigen Worten: „Allergnädigſter Herr und Kaiſer, wollt dieſe meine Handlungsweiſe nicht für übel nehmen, ich habe ſolches um des gemeinen Beſten willen gethan. Ich wollte euch aufs unterthänigſte bitten, daß ihr eurem Sohne gnädig ſein möget und ihm vergeben; wer weiß, ob er an den Dingen wirklich Schuld hat, wegen deren er bei euch angeſchwärzt worden iſt.“ Als der Kaiſer dieſe Worte vernahm, hieß er den Herzog von ſich gehen. Dieſer gehorchte, und ritt zu ſeinem Freunde zurück. Unterdeſſen begannen die Bürger in der Stadt zu merken, daß ihr Herzog Ernſt in der Nähe ſei. Von Stund an ſchickten ſie ihm Boten, daß er doch in die Stadt kommen möge; ſie wollten Leib und Leben für ihn laſſen, und ihm in Liebe unterthänig ſein. Auf dieſes rüſtete ſich Herzog Ernſt, ging zu dem Fürſten von Sachſen, ſagte ihm großen Dank für ſeine Begleitung, und bat ihn um einige Reiter und Knechte; da gab ihm dieſer eine große Menge von ſeinem Volke. So machte ſich Herzog Ernſt auf und ritt unangefochten in die Stadt; denn der Kaiſer wollte, wenn es möglich wäre, mit den Sachſen keinen Streit haben. Nachdem aber jener hinter den Thoren von Regensburg wohlbehalten angekommen war, ging der Herzog von Sachſen wieder vor den Kaiſer und ſprach: „Allergnädigſter Herr, ich danke euch, daß ihr den Herzog euren Sohn habt unangefochten in die Stadt gelaſſen, ich bitte euch ihm gnädig zu ſein!“ So ſchieden ſie traurig von einander und der Sachſen-Herzog ritt wieder in ſeine Heimath. Die Bürger in Regensburg hatten große Freude, als ſie ihren Herrn wieder bei ſich hatten; ſie empfingen ihn mit ſeinem wohlgerüſteten Volke aufs Beſte, und hofften, er würde nunmehr bei ihnen bleiben. Aber es geſchah ganz anders. Denn Herzog Ernſt befahl, daß alle Bürger zuſammenkommen ſollten, und wie ſie alle bei einander waren, redete er ſie alſo an: „Liebſte Bürger und gute Freunde! Ihr ſeht den großen Trotz meines Vaters, des Kaiſers, der ſich unterfängt, mich von Land und Leuten zu vertreiben. Er hat auch wohl die Gewalt dazu, und ich will mich nicht mehr gegen ihn wehren, wie ich bisher gethan. Darum, liebe Getreuen, bin ich zu euch hergekommen, euch aufs dringendſte zu bitten, daß ihr an meinen Vater den Kaiſer eine Botſchaft ſchicket, und ihn um Gnade bittet, daß er einem jeden von euch erlaube, ſo viel von dem Seinigen mitzunehmen, als er tragen kann und euch ſo aus der Stadt ziehen laſſe; die andere Habe laſſet hinter euch!“ Dieſer Rath gefiel dem einen Bürger wohl, dem andern nicht. Endlich beſchloſſen ſie und zeigten es ihrem Herrn an, ſie wollten bleiben und bei Weib und Kind Heil oder Unheil erwarten. Da nahm ihr Herr unter Thränen Abſchied von ihnen, nahm aus ſeinem Schloſſe zu Regensburg ſeine beſten Kleinode und ritt mit dem ihm zugegebenen Sachſenvolke wieder aus der Stadt ohne Gefährde durch das Lager des Kaiſers und fort in das Land Sachſen zu ſeinem Bundesgenoſſen, dem Herzog Heinrich. Seine Unterthanen aber mußte er im Elend belagert zurücklaſſen, weil er ſeinem Vater dem Kaiſer, da er ihm zu mächtig war, keinen Widerſtand mehr zu leiſten wagte. So ſahen ſich die Bürger allein, denn ihr Herr war von ihnen geritten, und wußten nicht, was ſie thun ſollten. Der Kaiſer wurde dies wohl gewahr, daher befahl er ſeinen Söldnern, ſie ſollten die Bäume abhauen, denn er wolle nun die Stadt mit Gewalt ſtürmen, um weiter ziehen und das übrige Land auch einnehmen zu können. Der große Zorn wider ſeinen Sohn Herzog Ernſt wollte kein Ende bei ihm nehmen. Die Bürger ſahen dies ganz traurig mit an; ſie meinten, wenn ſie dem Kaiſer die Stadt öffneten, würde er ſie alle tödten laſſen, und alsdann die Stadt auf den Grund niederbrennen, wie er ihnen gedroht hatte; doch ermannten ſich einige, tröſteten die andern und gaben ihnen den Rath, ſie ſollten dem Kaiſer die Schlüſſel ihrer Stadt überbringen und ihn um Gnade flehen. Das Volk des Kaiſers bereitete ſich zum

Sturm, und wollte eben den Angriff machen, als die Bürger den Kaiſer um eine kleine Friſt bitten ließen, die ihnen auch bewilligt ward. Nun bedachten ſie ſich nicht mehr lange, ſondern thaten ihre Thore weit auf, und die Rathsherren alle gingen vor die Stadt dem Kaiſer entgegen, fielen ihm zu Füßen und flehten um Gnade, indem ſie ihm in aller Demuth die Schlüſſel der Stadt überreichten. Kaiſer Otto war von Natur großmüthig; daher, als er ihre Trauer ſah, jammerte ihn ihrer und er ſprach: „Wohlan, weil ihr euch gutwillig erzeigt, ſo will ich euch erhalten und euch bei euren Gerechtigkeiten bleiben laſſen.“ Da ſchwuren ſie ihm aufs Neue und hielten ſich wie ehrlichen Bürgern geziemt.

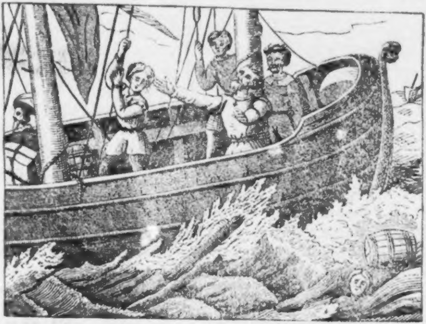
Darauf zog der Kaiſer von der Stadt ab, und ſchickte ſein Volk in zwei Haufen aus. Dem einen befahl er die Donau hinabzuziehen und alle Städte und Flecken einzunehmen. Sie thaten dies und verderbten vieles Volk. Doch wurden auch ihnen viele Leute erſchlagen, denn Herzog Ernſt hatte noch mehr Sachſenvolk an ſich gezogen und leiſtete mit demſelben ſeinen Feinden Widerſtand. Aber ſein Vater der Kaiſer beſaß ein viel größeres Kriegsheer, denn er hatte an achttauſend Mann die Donau hinabgeſchickt, und Herzog Ernſt befehligte deren kaum zweitauſend. Gleichwohl hielt er ſich lange in Oeſtreich. Sein Vater der Kaiſer aber war mit dem andern Heerhaufen an den Lech gezogen und nahm die Städte ein, die dort zuvor dem Herzoge gehörten. Was ſich nicht bald ergeben wollte, ward mit Sturm überwältigt und alles erſchlagen, was in Waffen ſtand. Nachdem der Kaiſer dort das ganze Land erobert, ſchickte er das übrige Kriegsvolk auch zu dem Haufen an der Donau. Als das Herzog Ernſt erfuhr, daß ſeinem Feinde neuer Zuwachs an Heeresmacht komme, da ſandte er dem Herzog von Sachſen die geliehenen Kriegsleute wieder zurück, nachdem er ihnen reichlichen Sold gegeben, ließ dem Herzoge Dank ſagen, und warf ſich mit ſeinem Geſellen, Grafen Wetzel und weniger Ritterſchaft in eine ſtarke Veſte. Dort ſchickte er ſich an, das Land zu verlaſſen. Indeß nahm des Kaiſers Volk ohne Mühe alles Land ein, das Herzog Ernſt zuvor mit den Sachſen beſchützt hatte, und alle Städte wurden mit des Kaiſers Söldnern beſetzt.



Wie Herzog Ernſt und ſein Freund Graf Wetzel mit funfzig Rittern nach dem heiligen Lande ausziehen und endlich ſogar nach Griechenland kommen.

Herzog Ernſt ſah von der Burg aus, auf die er ſich zurückgezogen, ſein Land in Flammen ſtehen. Da forderte er funfzig der allerbeſten Ritter zuſammen, und ſprach zu ihnen: „Liebe Herren, ich bitte euch getreulich, daß ihr mir wollet einen Zug nach dem heiligen Grabe vollbringen helfen. Ihr ſehet meines Vaters Zorn; dazu habe ich kein Schloß und keine Stadt mehr, darin ich ſicher wäre; ich bin ganz elend. Darum will ich das Land verlaſſen, vielleicht, daß ſich indeſſen der Kaiſer eines andern bedenkt und ſein großer Grimm ſich legt. Meinethalben ſoll kein unſchuldiges Blut mehr vergoſſen werden, es iſt deſſen ſchon jetzt zu viel!" Den Rittern gefiel die Rede des jungen Fürſten, und ſie gelobten ihm die Reiſe vollbringen zu helfen, wofür er ihnen ſehr dankbar war. Er ſorgte ſogleich dafür, daß den edeln Rittern ganz neue Rüſtung und Wehr verfertigt wurde, damit ſie mit Allem, was zur Reiſe gehörte, wohl verſehen wären. Als die Kaiſerin erfuhr, daß ihr Sohn aus Deutſchland hinwegziehen wollte, ſo ſchickte ſie ihm ohne Wiſſen ſeines Vaters und ganz im Geheimen hundert Mark Silbers, dazu viel andere Kleinodien, und entbot ihm tauſend Segenswünſche auf die Reiſe. Dieſes Gut theilte der junge Fürſt unter ſeine Ritter aus und beſoldete ſie damit; denn ſonſt hatte er nicht mehr viel Guts und Geldes, weil er ſo kläglich von ſeinem Vater aus allen ſeinen Landen vertrieben war. Wie er nun mit ſeinen Rittern vom Lande ſchied, da hub er an zu weinen und ſprach: „Nun erbarme es Gott, daß ich ſo elend aus meiner Väter Lande ziehen muß!" Doch tröſtete ihn der Anblick ſeiner männlichen Ritter, die alle ſo bereitwillig mit ihm gingen. Sie zogen die nächſte Straße nach Ungarn, wo ſie von dem Könige gut empfangen wurden und blieben acht Tage. Darnach ſchickte der König dem Herzog und ſeiner löblichen Ritterſchaft etliche Boten, die ihm den rechten Weg durch den Wald nach der Bulgarei weiſen ſollten. Als ſie glücklich hindurchgekommen waren, ſchickten ſie die ungariſchen Wegweiſer zurück, nachdem ſie ſie reichlich beſchenkt und ihnen aufgegeben hatten, dem König ihren großen Dank zu vermelden. Sie befanden ſich nun im griechiſchen Kaiſerreiche, und ritten den nächſten Weg gen Konſtantinopel. Dort empfing ſie der Kaiſer aufs Beſte und that ihnen große Ehre an. Beſonders empfand er große Liebe für Herzog Ernſt, weil dieſer ſich gegen ſeinen Stiefvater, den römiſchen Kaiſer, ſo tapfer zur Wehr geſtellt hatte. An dieſem Hofe blieb Herzog Ernſt mit ſeiner Geſellſchaft wohl drei Wochen lang, bis daß ein überaus großes Schiff kam, das der Kaiſer mit allen Lebensbedürfniſſen verſehen ließ. Dann befahl der Kaiſer den beſten Schiffsleuten, die er hatte, den jungen Fürſten mit allem Fleiße zu fahren, damit derſelbe keinen Schiffbruch zu befürchten hätte. Als nun das Fahrzeug mit allem Vorrath wohl verſehen und mit Segelſtangen, Stricken und Segeltüchern und allem, was dazu gehört, vollkommen ausgerüſtet war, ſegnete Herzog Ernſt mit ſeiner Ritterſchaft den Kaiſer und fuhr in Gottes Namen hinweg und mit ihm viele Griechen, die ihm Geſellſchaft leiſten und mit ihm die heilige Fahrt nach Jeruſalem machen wollten. Sie hatten im Ganzen zwölf Schiffe.

Wie Herzog Ernſt mit ſeinen Begleitern groß Ungemach auf dem Meere erduldete und nachher bei den Agrippinen Abenteuer beſtand.



Sechs Wochen waren ſie mit gutem Winde gefahren. Da erhub ſich in der Nacht ein ſtarkes Ungewitter auf dem Meere, ſo daß die Schiffe große Noth von den Wellen litten. Der Sturmwind ward ſo heftig, daß die zwölf Schiffe der Griechen von den grau-

ſamen Stößen des Orkanes alle zerſchmettert wurden und verſank
Nur das Schiff des Herzogs Ernſt war ſo gut mit Eiſen beſchlag
daß die Wellen es nicht ſo bald aus einander zu reißen vermochte
hätte aber das Unwetter länger gedauert, ſo würde auch dieſes g
Schiff das Ungeſtüm der Wogen nicht länger haben ertrag
können, ſondern in Stücke gegangen ſein. Als der Herzog ſeine
gleiter ſo jämmerlich ertrinken ſah, weinte er mit allen ſeinen Genoſ
und bat Gott, daß er doch ihnen ſelbſt möge gnädig und barmher
ſein. Nun wußten die Schiffsleute nicht, in welcher Gegend oder
der Nähe welches Landes ſie wären; der Vorrath fing an ihnen a
zugehen, denn ſie waren wohl ſchon vierzig Wochen auf dem Me
gefahren und hatten nichts geſehen als Himmel und Waſſer. D
wegen flehten ſie brünſtig zu Gott, daß er ſie dem Lande zufüh
wolle; denn ſie litten großen Mangel und waren nahe daran Hung
zu ſterben. Endlich erblickten ſie eine Küſte, ſteuerten muthig auf
ſelbe zu und erreichten in kurzer Zeit das Land. Sobald der Her
und ſeine Ritter aus dem Schiffe geſtiegen waren, ſetzten ſie ſich
ihre Roſſe, ließen das Schiff mit den Schiffsleuten und einigen Kn
pen am Strande und ritten auf eine Stadt zu, die ſie vor ſich ſah
Sie wagten noch nicht in die Stadt hinein zu reiten, weil keiner v
ihnen wußte, in welchem Lande ſie wären, und welche Leute da wo
ten. Die Stadt war ſehr ſchön gebaut, hatte eine hohe und di
Mauer und einen breiten Waſſergraben, auch gewaltige Baſteien u
einen ſchönen Wall. Nachdem ſie lange hin- und hergeritten,
ſchloſſen ſie ſich, zu ihrem Schiffe zurück zu reiten. Dort aßen u
tranken ſie, ſo gut ſie es hatten. Nach dem Eſſen warfen ſie ſich
ihre Rüſtung und Herzog Ernſt gab dem Grafen Wetzel die Fah
auf welcher ein goldenes Cruzifix geſtickt war und darunter der Spru
„Gottes Wort bleibet ewiglich.“ Die Völker, die in dieſem La
wohnten, hießen die Agrippiner. Ihr König war eben mit ſeinen U
terthanen ausgezogen, weil er gehört hatte, daß eine Königstochter a
Indien durch ſein Land ziehen werde, welche ſich mit einem fremd
Königsſohne vermählt hatte; dieſer Braut wollten ſie die Straße v
legen, und als die Herren kamen, welche ſie dem Königsſohne zufüh
ſollten, erſchlugen ſie alle und nahmen die Jungfrau mit ſich. Her

Ernſt ritt mit ſeinen Rittern um die Stadt, zweifelte jedoch, ob er hineinreiten ſollte. So hielten ſie vier Tage ſtill, und wußten nicht, in welcher Leute Land ſie waren. Endlich ritten ſie wieder landeinwärts und betraten die Stadt. Da war in der ganzen Stadt kein Menſch zu hören und zu ſehen. Lange ritten ſie in den Gaſſen umher, bis ſie endlich vor ein ſchönes Schloß gelangten. Da ſtiegen ſie von ihren Roſſen, gingen hinein und kamen in einen hohen Saal. Allda ſtanden herrlich zugerüſtete Tiſche, die mit Eſſen und Trinken reichlich verſehen waren, wie wenn ein Feſtmahl gehalten werden ſollte. Das geſchah denn auch inſofern, als Herzog Ernſt mit ſeinen Rittern ſich niederſetzte, und ſich alle recht ſatt aßen und tranken. Dann ſchickten ſie auch den Schiffsleuten genug des Eſſens hinaus, ſich daran zu erlaben; auch befahl Herzog Ernſt, daß man das Schiff mit Lebensmitteln ausrüſten ſollte. Die Knechte trugen von den Speiſen und Vorräthen in dem unbekannten Schloſſe ſo viel ſie konnten zu Schiffe ſo daß ſie wohl für ein halbes Jahr genug hatten. Demnach ging Herzog Ernſt und Graf Wetzel im Schloſſe herum, und konnte ſich nicht genug wundern über die Pracht und Herrlichkeit der Gemächer. Zuletzt begaben ſie ſich wieder auf das Schiff und blieben die ganze Nacht auf demſelben. Als aber der andere Tag anbrach, ging Herzog Ernſt zu ſeinem Freunde dem Grafen Wetzel und bat ihn wieder mit ihm in die Stadt zu gehen. Das that er willig. Als ſie die Stadt wieder betreten hatten, gingen ſie aufs Neue durch die Straßen luſtwandeln, und ſahen manchen ſchönen Bau, über den ſie ſich verwunderten. Dann betraten ſie wieder den Saal im Schloſſe, aßen und tranken vom Beſten, das vorhanden war, und beſahen ſich dann die verſchiedenen Gemächer. Da fanden ſie eine Kammer, in der ſtanden zwei herrlich bereitete Betten mit Decken von Goldſtoff, und Bettſtellen von lauterem Golde; mitten in der Kammer ſtand ein Tiſch mit einem köſtlichen Teppich bedeckt, auf dieſem ſtanden die lieblichſten Gerichte. Zunächſt an dieſe Kammer ſtieß ein kleiner Saal, und an dieſen ein Garten mit einem ſchönen Brunnen, der ſprudelte ſein Waſſer in zwei goldene Tröge. Da ſprach Herzog Ernſt: „Lieber Freund Wetzel, wir wollen uns ausziehen und baden.“ Nachdem ſie das gethan und ihren Leib erquickt hatten, gingen ſie wieder in die Kammer, legten ſich in die zwei köſtlichen Betten und überließen ſich dem Schlafe. Als eine Weile geruht hatten, wurde Graf Wetzel von einem lauten a noch fernen Geräuſche erweckt. Er ſprang auf und trat ans F ſter. Da ſah er denn mit Erſtaunen ein großes Heer in die St ziehen, und als es näher kam, bemerkte er mit Grauſen, daß die Le in dieſem Heere aufs wunderbarſte geſtaltet waren. Von den Fü nämlich bis zum Halſe waren ſie wie Menſchen, vom Halſe auf a glichen ſie großen Kranichen. Alsbald weckte der Graf den Her Ernſt und ſagte zu ihm: „Liebſter Herr, ſtehet auf und ſehet das geheure Volk, das dort herzieht!" Da ward es auch Herzog Er gewahr und ſprach: „Was ſollen wir thun? Ich denke wir verber uns hinter die Thüre des Speiſeſaals, damit wir ſehen, was ſie fangen!" So verbargen ſich die zwei Helden hinter der Thüre Saales in einem Winkel, und ſahen von da aus zu, was die Agrip ner thaten. Dieſe zogen feierlich in die Stadt und ihr König be das Schloß. Derſelbe hatte eine ſchöne Jungfrau bei ſich, die königlichem Stamme war; es war eben die, welche der König ſeinen Unterthanen den Brautfahrern abgenommen hatte. N ſetzte ſich der beſchnabelte König mit ſeinen Leuten zu Tiſche; a ſie merkten bald, daß ihnen mehre Speiſen entwendet waren, d konnten ſie nicht entdecken, wie das zugegangen war. Sie aſ und tranken ſich voll, und fingen an zu ſchnattern und zu ſing auch war unter ihnen mancherlei Saitenſpiel, und ſie trieben ſeltſame Dinge mit Springen, Tanzen und Gaukeln. Der Kö ſaß bei der ſchönen Jungfrau am Tiſch, und bot ihr öfters Schnabel, damit ſie ihn küſſen ſollte. Aber die gute Jungfrau voll Traurigkeit, wandte ſtets ihr Angeſicht ab, und dachte wohl: „ allmächtiger Gott, wäre ich weit weg von dieſen ſcheußlichen Geſch pfen; ja, wenn ich in einem Walde wäre, wo die wilden Thiere wo nen, ich wollte mich nicht hieher wünſchen!" Dieſe Trübſeligkeit Jungfrau bemerkten die beiden edlen Herren hinter der Thüre in ihre Winkel gar wohl, und ſprachen zu einander: „Könnten wir doch Jungfrau erretten!— „Ich will," ſprach Herzog Ernſt: „mein Leb daran ſetzen und die ſchöne Magd befreien!" So ſprachen ſie le mit einander, wie ſie es anfangen wollten. Dann ſahen ſie wied eine Weile dem Treiben zu, bis einer zum andern ſagte: „Wenn es nur unſern Rittern im Schiffe gut geht, und ſie nicht von dieſen Halbmenſchen erſchlagen werden!“ Herzog Ernſt aber ſprach: „Ich wollte, ſie wären bei uns im Saale, wir wollten hier unter die Ungeheuer fahren!“ Dagegen dachten die Ritter im Schiffe: „Wollte Gott, daß wir unſern Herzog Ernſt und ſeinen Freund Wetzel wieder bei uns hätten; wir glauben nicht anders, als daß ſie todt ſind.“ Unter ſolchen Reden gingen die Ritter im Schiffe auf und ab. Die Mahlzeit der Agrippiner hatte inzwiſchen lange gewährt, und ſie hatten groß Geſchnatter die Menge getrieben. Da kam die Zeit, daß Jedermann nach Hauſe gehen ſollte. „Mein liebſter Freund,“ flüſterte Herzog Ernſt ſeinem Geſellen Wetzel zu: „wie wollen wir es anfangen, daß uns die Jungfrau zu Theil wird? Ich denke, wir ſpringen hervor und ſtechen den König todt.“ — „Nein,“ ſprach Wetzel: „wir wollen Acht geben, wenn der König zu Bette geht; dann wollen wir ihm die Jungfrau nehmen.“ Dieſer Rath gefiel dem Herzog. Wie nun das Mahl ein Ende hatte, ging alles nach Hauſe. Das ſchnablichte Geſinde war trunken und ſchnalzte gleich Enten, der König aber begab ſich in die ſchön geſchmückte Kammer, die aller Orten mit lauterem Golde geziert war. Dann fertigte er zwei Diener ab, welche die Jungfrau holen ſollten; als nun dieſe mit ihr unterwegs waren, ſchlichen Herzog Ernſt und Graf Wetzel aus ihrem Schlupfwinkel ihnen nach, ſprangen hervor und ſchlugen dem einen Diener den Kopf ab. Der andere aber entrann ihnen, kam in des Königs Kammer und ſchrie: „Die Indianer ſind da und wollen die Jungfrau wieder nehmen.“ Da ſchnalzte der König, ſprang auf und der Jungfrau entgegen. Dieſe ſtach er mit ſeinem ſpitzigen Schnabel in beide Seiten, ſo daß ihr das Blut herunterfloß und ſie zur Erde fiel. Als die Helden dies ſahen, wurden ſie grimmig wie Löwen. Herzog Ernſt ſprang auf den König zu und durchſtach ihn mit dem Schwerte, daß er zu Boden ſtürzte. Indeß waren aber von allen Seiten Agrippiner herbeigeeilt und umringten die beiden Helden, daß dieſe ſich kaum ihrer erwehren konnten. Doch trieben ſie das Geſindel zur Kammer hinaus, verſchloſſen dieſelbe feſt und gingen dann zu der Jungfrau, die ſie von der Erde aufhoben und tröſteten. Aber ſie war von des Königs Schnabel ſo verwundet, daß ſie vor Schmerzen faſt nicht reden konnte. Endlich ſprach ſie: „O ihr kühnen Helden, hättet ihr mich meinem Vater lebendig heimgebracht, ſo wäre ich einem von euch zu Thell geworden; jetzt aber kann das nicht ſein, die Zeit meines Verſcheidens iſt da; Gott wolle meiner Seele barmherzig ſein.“ So gab ſie ihren Geiſt in Herzog Ernſts Armen auf und ſtarb. Wie die Helden ſahen, daß die Jungfrau todt war, ſprachen ſie zu einander: „Nun wollen wir uns wehren oder wir ſind des Todes!“ Nach dieſen Worten that Herzog Ernſt die Kammerthüre auf; da ſtand das ganze große Heer der Agrippiner und dieſe begannen raſch mit den Rittern zu ſchlagen und zu ſtechen. Doch die beiden wehrten ſich männlich, ſchlugen ihrer viele zu Tode und machten ſich eine Bahn bis zum Thor der Stadt, das ſie jedoch verſchloſſen fanden. Nun ſtanden ſie erſt recht in Aengſten und riefen Gott und den Heiland um Hülfe an. Da ſchickte es Gott, daß ihre Ritter das Schiff verließen und auf ihre Pferde ſaßen um nach ihren Herren zu ſehen. Sie ritten bis ans Thor und fanden es zu. Drinnen in der Stadt hörten ſie großes Rauſchen und Schlagen; da erſchraken ſie, rannten wieder nach den Schiffen, rüſteten ſich mit ihren beſten Wehren und eilten zurück nach dem Thore. Aber ſie konnten es nicht öffnen. Endlich ſchlugen ſie es mit Streitärten entzwei und erlöſten dadurch ihre Herrn, welche ſich an den Agrippinern ganz müde gearbeitet hatten. Die Ritter verließen die Stadt, aber die Agrippiner zogen ihnen nach in das Feld und gedachten den Herzog Ernſt und ſeine ganze Ritterſchaft zu erſchlagen. Dieſe aber hielten ſich, wie männlichen Leuten geziemt, und zogen in guter Ordnung nach dem Schiffe, indem ſie die verfolgenden Feinde von Zeit zu Zeit wieder zurücktrieben. Die Agrippiner ſchoſſen aber mit vergifteten Pfeilen nach ihnen und verwundeten viele. Die Helden eilten allgemach zu ihren Schiffen, hatten aber noch große Arbeit, bis ſie die vielen Verwundeten ins Schiff gebracht hatten. Dann ſegelten ſie davon. Die Agrippiner hatten auch Schiffe, in die warfen ſie ſich und fuhren ihnen nach und ſchoſſen mit ihren Giftpfeilen, als ob es ſchneite. Nun hatte Herzog Ernſt in ſeinem Schiffe ein Wurfzeug, mit dem warf er drei bis vier Schiffe in den Grund, ſo daß alle Kranichsleute, die darauf waren, ertranken. Wie die übrigen ſahen, daß ſie den Helden nichts abgewinnen konnten, kehrten ſie wieder heim und beklagten ihren König, der in der Stadt umgekommen war. Aber Herzog Ernſt und ſeine Ritterſchaft ſchifften auf dem ungeſtümen Meere dahin und dankten Gott von ganzem Herzen, daß er ſie von den Kranichsköpfen erlöſt hatte. Doch waren acht tapfere Ritter von den vergifteten Pfeilen der Agrippiner verwundet worden, die lagen in dem Schiffe in großen Schmerzen. Das Gift an dieſen Pfeilen war aber ſo ſcharf, daß jeder, dem auch nur die Haut geritzt worden war von einem ſo vergifteten Pfeile, daran ſterben mußte. Da war Niemand auf dem Schiffe, der die Verwundeten hätte heilen oder ihnen ihre Schmerzen lindern können. Ja das Meer ſelbſt wollte die kranken Ritter nicht länger im Schiffe dulden, denn es wurde wild und warf das Schiff hoch auf den Wellen empor. Wären ſie nicht bald geſtorben, ſo hätten der Herzog und ſeine Ritter die Kranken über Bord werfen müſſen; aber Gott ſchickte ihnen den Tod. Als ſie nun chriſtlich verſchieden waren, band man ſie auf einige Dielen und heftete wohl verwahrtes Gold daran, daß ſie ehrlich begraben werden konnten von denen, die ſie etwa am Ufer fänden. Dann wurden ſie unter großem Weinen der Uebergebliebenen ins Meer gelaſſen.

Wie Herzog Ernſt zu dem Magnetberge kam, Schiffbruch litt, und mit dem Grafen Wetzel und einigen treuen Rittern über das Meer getragen ward.

Vier Tage fuhren jetzt die Ritter ganz ſtill und mit gutem Winde dahin, aber es wartete ihrer Unglück. Denn am fünften Tage fing der Wind an aus Süden zu blaſen und erregte ein großes Ungewitter, ſo daß Herzog Ernſt meinte, das Schiff müßte untergehen. Der Steuermann wußte nicht, in welcher Gegend ſie wären; denn es war finſtere Nacht. Als der Tag anzubrechen begann, ging der oberſte Schiffsmann hinaus aufs Verdeck und ſah ſich um. Da erſchrak er gewaltig und rief mit lauter Stimme: ,,O allmächtiger Gott, komm uns am heutigen Tage zu Hülfe, ſonſt müſſen wir verderben!" — ,,Schiffsmann, was iſt's, daß du ſo ſchreiſt?" ſprach drunten im Schiffe der Herzog Ernſt. ,,Herr, bittet Gott mit allen den eurigen um Gnade," ſprach der Schiffsmann: ,,wir ſind ganz nahe beim Magnetberge und könnnen nicht mehr davon kommen. Alle dieſe Schiffe die ihr da ſeht, ſind ſchon verdorben!“ Herzog Ernſt rief ihm zu „Steig herunter und verſuche, ob wir das Schiff nicht mit Gotte Hülfe wenden können!“ Aber der Schiffer ſprach: „Das iſt unmöglich, wir müßten wider Gottes Gewalt handeln. Darum bitte ihn, daß er euch gnädig und barmherzig ſein wolle!“ Wie nun de Herzog ſah, daß der Schiffsmann ſo verzagt war, wußte er nicht, wa er thun ſollte und ſprach zu ſeinen Rittern: „Liebe Freunde, weil e Gott ſo haben will, daß wir unſer Leben in dem wilden Meere laſſe ſollen, ſo falle ein jeder auf ſeine Kniee und bitte Gott den Herrn un Gnade, daß er jedem ſeine Sünden verzeihen wolle.“ Da fielen all nieder auf die Kniee. Herzog Ernſt aber erhub ſeine Stimme un ſprach: „O allmächtiger Gott, der du mich armen Sünder mit meinem Volke beſchützt haſt, wenn jetzt unſere Stunde gekommen iſt, i der wir unſer Leben enden ſollen, ſo bitten wir dich, du wolleſt un deinen Heiland ſenden, daß er unſere Seelen in ſeine Hände nehme!“ Bei ſolchen Worten gab ſich ein jeder Ritter in Gottes Willen. D begann die Kraft des Berges alles Eiſenwerk auf dem Schiffe an ſich z ziehen, ſo daß das Schiff aus einander fiel. Jetzt fing erſt ein rechte Jammer an; einige von ihnen faßten die Trümmer des zerbrochene Schiffes und arbeiteten ängſtlich, wie ſie ſich auf die am Berge liegenden zertrümmerten Schiffe retten könnten. Herzog Ernſt und ſei Freund Wetzel mit noch fünf Rittern kamen zuſammen auf eines dieſer Schiffe. In dieſem fanden ſie viele Todte; dieſelben legten ſi oben auf das Schiff. Da währte es nicht lange, ſo kamen ungeheur große und ſeltſame Vögel mit langen Krallen, Greife genannt, di nahmen die Leichname hinweg, um ſie ihren Jungen zum Freſſen z bringen. Rings umher erſcholl ein jämmerliches Geſchrei; die Ritte und Knechte, die ſich hin und wieder noch auf die Schiffe retteten ſchrieen und weinten und riefen zu Gott, daß er ihnen gnaden wolle Dieſe Klagen hörten Herzog Ernſt und die bei ihm waren; das jammerte ſie ſehr, aber ſie konnten ihnen nicht zu Hülfe kommen, ſonder baten nur Gott ſtets unter Thränen, daß er ſich ihrer erbarmen möge So irrten ſie traurig auf dem Schiffe hin und her, da kam Gra Wetzel von ungefähr in eine Kammer, in der er viel Ochſenhäute be einander liegen ſah. Er ging ſogleich zu Herzog Ernſt und ſprach: „Allerliebſter Herr, wir müſſen unſer Leben doch wagen; ſollen wir hier ſo elendiglich unſern Tod abwarten? Es wäre viel beſſer, ihr folgtet mir dieſes Mal; eine andere Zeit will ich wieder euch folgen.“ — „Mein lieber Freund,“ antwortete Ernſt: „wohl kommt die Zeit, wo ein guter Geſelle dem Andern folgen ſoll! Je nachdem du Rath giebſt, je nachdem folge ich!“ Da ſprach Graf Wetzel: „Weil wir unſer Leben einſetzen müſſen, ſo wäre das meine Meinung: es ſind hier im Schiffe viele Ochſenhäute, darein wollen wir uns nähen laſſen, und dann ſollen uns die Diener auf das Schiff legen. Wenn nun die Greifen kommen, ſo meinen ſie, es ſei irgend ein Leichnam; alsdann führen ſie uns in ihr Neſt, den Jungen zur Speiſe. Sind wir nur erſt fort von hier, ſo wird der barmherzige Gott ein weiteres Mittel ſchicken, daß wir mit dem Leben davon kommen, und wir gelangen wenigſtens glücklich über das Meer!“ Herzog Ernſt war dies zufrieden. „Aber es dünkt mich,“ ſprach er: „daß wir uns mit unſerer Rüſtung verſehen müſſen, denn der Greif wird uns ſonſt mit ſeinen ſpitzigen Klauen häßlich durchgreifen!“ Sie durchſuchten hiernach das ganze Schiff und fanden an einem verborgenen Orte viele Edelſteine, von dieſen nahmen beide eine große Menge zu ſich, legten ihre Rüſtung an, und ließen ſich hiernach zuſammen in zwei Ochſenhäute nähen, worüber ſich die guten Diener ſehr betrübten. Sie thaten es gar ungern; doch mußten ſie nach ihres Herrn Geheiß handeln. So wurden die beiden Helden feſt eingenäht und oben auf das Schiff gelegt. Kaum lagen ſie eine Stunde da, ſo kam ein furchtbar großer Greif, der nahm ſie beide mit, und führte ſie in die Luft, als wenn ein Habicht eine Lerche dahintrüge. Die Diener ſahen ihren Herrn mit ſammt dem Grafen Wetzel dahinfahren und wurden ſehr traurig. Auch die zwei waren in Aengſten; denn der Greif hatte ſie ſo hart gefaßt, daß ſie ſich nicht rühren konnten, und wenn ſie nicht in ihrer Rüſtung ſo wohl verwahrt geweſen wären, ſo wären ſie nicht davon gekommen; denn ſie meinten, der Athem würde ihnen ausgehen. Als nun der Greif in ſeinem Neſte war, legte er ſie nieder, ſchwang ſich wieder in die Luft und ließ die zwei Herren bei den jungen Greifen liegen. Als dieſe ſich allein fanden, ſprach Herzog Ernſt zu Wetzel: „O lieber Geſelle, lebſt du noch?“ Dieſer konnte vor Müdigkeit und Ohnmacht kaum antworten und ſprach: „Wenn uns Gott nicht hilft, ſo können wir nicht von hinnen kommen. Denn ich habe in meinen Armen nicht ſo viel Stärke um mich aus der Ochſenhaut zu ſchneiden!“ Da ſprach Herzog Ernſt: „Verziehe noch eine kleine Weile, bis wir beſſer zu Kräften kommen!“ So lagen die beiden eine Stunde und fürchteten ſich ſehr, daß der alte Greif wieder kommen würde. Doch fing Herzog Ernſt an, ſich aus der Ochſenhaut zu ſchneiden, und als er aufgeſtanden war, ſchnitt er ſeinen Freund Wetzel auch heraus. Da alle beide los waren, ſahen ſie die jungen Greifen an; die waren ſo groß als Kälber. Aber ſie wagten nicht ihnen etwas zu thun. Die Ritter ſtiegen alsbald aus dem Neſte und ſahen ſich um; da wurden ſie gewahr, daß ſie der Greif über das große Meer geführt hatte; doch wußten ſie nicht an welchem Orte ſie waren. Da ſie der Hunger gewaltig plagte, ſo gingen ſie hin und ſuchten ſich einige Wurzeln unter den Steinen, die ſie aßen. Nachdem ſie ſich aber etwas geſtärkt hatten, fielen ſie wieder auf ihre Kniee und lobten und prieſen Gottes Allmacht. Um ſich vor dem großen Greifen zu verbergen, deſſen Rückkehr ſie fürchteten, ſtiegen ſie eilends den hohen felſigen Berg hernieder, auf welchem derſelbe horſtete und liefen in einen großen Wald. Die edlen Herren klagten um ihre Ritter, die ſie verloren hatten, am meiſten aber um die fünf treuen Diener, von denen ſie zuletzt auf dem Schiffe geſchieden waren. Aber eben in dieſer Zeit beriethen ſich die Diener in dem Schiffe und zwei von ihnen ließen ſich von den drei andern auch in eine Ochſenhaut nähen; und dieſe wurden von dem vorigen Greifen auch geholt und in ſein Neſt geführt. Auch dieſe ſchnitten ſich mit vieler Mühe aus der Ochſenhaut. Als ſie merkten, daß der Greif hinweggeflogen war, ſtiegen ſie mit großer Sorge aus dem Neſte und gingen in den Wald; ſie hofften hier ihren Herrn und ſeinen Freund aufſuchen zu können. Als die übrigen drei Diener noch allein im Schiffe waren, wußten ſie nicht, was ſie thun ſollten. Zuletzt ſprach einer von ihnen: „Meine Meinung wäre, daß ihr euch beide auch in eine Ochſenhaut nähen ließet, und das wollte ich thun; ich hoffe zu Gott dem Allmächtigen, hat er unſerm

Herzog Ernſt und dem Grafen Wetzel davongeholfen und darnach den andern zwei Dienern, die der Greif hinweggeführt hat, ſo wird euch Gott auch helfen. Dann will ich allein in dem Schiffe bleiben, ſo lange mir Gott das Leben vergönnt!" Dieſem Rath folgten die zwei, zogen ihre Rüſtung an und ließen ſich von dem letzten der ſieben Genoſſen in zwei Ochſenhäute nähen. Der treue Geſelle mühte ſich lange mit ihnen ab, bis er ſie auf das Verdeck brachte; wo ſie vier Stunden lagen, bis der Greif in ſchnellem Fluge kam, ſie in ſeine Klauen nahm und ſie über das Meer zu ſeinem Neſte trug. Als nun der eine Diener ſah, daß er nur noch ganz allein in dem Schiffe war, ward er ganz traurig, aber mehr um ſeiner Genoſſen und um ſeines Herrn, als um ſeiner ſelbſt willen. Er hatte nichts mehr zu eſſen als ein halbes Brod, dies aß er ohne einen Trunk; und als alles verzehrt war, da war er ganz allein und konnte von keiner Seele Troſt empfangen und mußte vor Hunger und Durſt elendiglich in dem Schiffe ſterben, und allda den großen Tag der Zukunft Jeſu Chriſti erwarten. Inzwiſchen waren die beiden Geſellen in großer Furcht und Müdigkeit eine Zeit lang im Neſte des Greifen gelegen, bis ſie wieder zum Bewußtſein kamen. Auch ſie ſchnitten ſich mit vieler Mühe und Arbeit aus der Ochſenhaut und kamen aus dem Neſte in den Wald, wohin die zwei vorigen gegangen waren, ihren Herrn zu ſuchen; aber ſie konnten ihn nicht finden. Alle vier liefen zerſtreut hin und her, wie die Schafe, die ihren Hirten verloren haben, und hatten nichts zu eſſen, als die Wurzeln aus der Erde. Die zwei letzten Diener gingen und ſuchten einen Brunnen, denn ſie hatten ſich gar müde an dem Berge geſtiegen. Wie ſie ſo durſtig in dem Walde herumliefen, und über ihren Herrn und ihre Geſellen klagten, ſo ſah der eine einen Hirſch daherſpringen, der am Brunnen trinken wollte. Als der Hirſch zwei Menſchen daſitzen ſah, ward er ſcheu und lief als wenn man ihn jagte; da merkten die zwei, daß Jemand in derſelben Gegend wäre und gingen hinzu. Dort fanden ſie die zwei andern Geſellen bei dem Brunnen ſitzen, wodurch alle vier nicht wenig erfreut wurden. Alle erquickten ſich an dem fließenden Waſſer; dann berathſchlagten ſie, wie ſie ihren Herrn im dicken Walde ſuchen wollten. Sie ſtiegen durch manche tiefe Kluft, zuletzt aber ſchwang ſich einer der Genoſſen auf einen hohen Baum und ſah zwei

Männer in dem Walde gehen. Er fing an zu pfeifen und zu rufen. Als Herzog Ernſt und der Graf Wezel das Geſchrei und Pfeifen hörten, ſtanden ſie ſtille und wußten nicht, was das für Leute wären. Indem ſah der Herzog vier ſeiner Diener daher kommen. Da wurden alle von Herzen froh und umfingen einander mit lauter Freude. Ein jeder erzählte, wie es ihm ergangen war, dann gingen ſie zuſammen wieder in den Wald. Nicht lange ſo ſahen ſie einen tiefen Grund, in dem ein reißendes Waſſer floß. Sie ſtiegen mit großer Mühe über die Felſen hinab, bis ſie zu dem Waſſer kamen, und als ſie unten waren, wunderten ſie ſich ſelbſt wie es ihnen gelungen war herabzukommen, denn der Fels war ſo ſteil, daß ſie nimmermehr hätten wieder hinauf klimmen können. Sie gingen längs dem Waſſer hin, in der Hoffnung irgend einen Weg zu finden; aber es war vergebens, denn je länger ſie gingen, je ſchlimmer begann der Pfad zu werden, und je höher die Berge waren, je breiter wurde das Waſſer und endlich verlor es ſich in eine tiefe Kluft, und brauſte darein ſo grauſig, daß es ein Schrecken zu hören war. Da wußten ſie nicht, was ſie thun ſollten, ſtanden bei einander und rathſchlagten. Endlich befahl Herzog Ernſt ſeinen Rittern, ſie ſollten große Bäume abhauen und ein Floß bauen. Das thaten ſie mit großer Anſtrengung. Große Bäume wurden gefällt, nach dem Waſſer gewälzt und hier ſo gut es ging aneinander befeſtigt. Als ſie mit dieſer Arbeit zu Stande gekommen waren, ſagte Herzog Ernſt: „Meine lieben Freunde, wer von euch mit mir durch dieſen Berg fahren will, der befehle ſich Gott dem Allmächtigen und bitte ihn um Gnade, daß er uns den Heiland zum Geleitsmann ſchicken wolle, damit wir glücklich hindurch kommen mögen.“ Da wollte keiner zurückbleiben. Sie beſtiegen dann das Floß, das ſie verfertigt hatten und ließen es von dem Ufer. Da ſchoß es hin wie ein Pfeil. Als ſie in das Loch kamen, wurde es ſtockfinſter, ſo daß keiner den andern auf dem Floſſe ſehen konnte. Da ging das Floß ſchwankend von einer Seite zur andern, ſo daß ſie meinten, es würde in Stücken gehen. Eine Weile ging es quer, dann wieder der Länge nach; das Waſſer brauſte ſo ſehr, daß keiner hören konnte, was der andere ſprach. Dies ungeſtüme Fahren trieben ſie wohl einen halben Tag lang, während welcher Zeit kein Lichtſchimmer zu ſehen war.

Endlich gewahrten ſie einen Schein der immer heller ward und zuletzt als ein wie Feuer leuchtender Fels ſich darſtellte. Als ſie ganz nahe an dem Felſen waren, ſchlug Herzog Ernſt ein Stück ab, und dieſen Stein heißt man auf Latein Unio und zu Deutſch Karfunkel. Ihn hat Herzog Ernſt nachmals ſeinem kaiſerlichen Vater mitgebracht, und dieſer ließ ihn in ſeine Krone ſetzen.

Wie Herzog Ernſt mit ſeinen fünf Geſellen zu den Cyklopen kam und die Feinde derſelben beſiege.

Nachdem Herzog Ernſt mit dem Grafen Wetzel und ſeinen Rittern durch den finſtern Berg gefahren war, kamen ſie an einen großen Wald und nachdem ſie durch denſelben waren, in eine ſchöne Landſchaft mit vielen Städten und Schlöſſer. Hier lenkten ſie ans Ufer und verließen ihr Floß, voller Freude wieder in bewohnte Gegenden gelangt zu ſein, jedoch auch von einem heftigen Hunger geplagt, denn ſie hatten ſchon lange nichts genoſſen. Sie thaten alle ihre Harniſche an, gingen mit einander nach einer großen Stadt und ſtellten ſich einer neben den andern unter das Thor. Da gingen durch das Thor ſeltſame Menſchen ein und aus, die hatten nur Ein Auge und dieſes ſtand ihnen mitten auf der Stirn über der Naſe. Es war dieß aber das Volk der Cyklopen, welche in Indien wohnen und ſonſt auch Arimaſper genannt werden. Viele derſelben kamen unter das Thor, beſahen Herzog Ernſt mit ſeinen Leuten und verwunderten ſich ſehr, daß es Leute gebe, die zwei Augen hätten, denn ſie meinten, alle Menſchen wären wie ſie geſtaltet. Sie gingen fort und zeigten dem Herrn der Stadt an, es ſeien Leute unter dem Thore mit zwei Augen. Als der Beherrſcher das vernahm, wunderte er ſich ſehr mit allen ſeinen Bürgern, ſchickte nach ihnen und ließ ſie zu ſich rufen. Darum ging der oberſte Statthalter hin zu dem Thore und fragte ſie, aus welchem Lande ſie gekommen wären. Da antwortete ihm Herzog Ernſt, ſie kämen aus dem Königreiche der Agrippiner. Nun führte ſie jener zu dem Herrn der Stadt und glaubte ſie ſeien Satyrn oder Waldmenſchen, das heißt halb Menſchen und halb Böcke, und ſeien etwa durch Verirrung aus dem Walde gekommen. Der Herr empfing ſie aufs freundlichſte und ſie dankten ihm mit großer Ehrerbietung. Als er ſah, daß ſie ſich höflich bezeigten, gewann er ſie lieb. Da ſprach Herzog Ernſt: „Lieber Herr! machet doch, daß eure Diener uns etwas zu eſſen bringen, damit wir uns des Hungers erwehren mögen, denn wir haben ſeit ſechs Tagen nichts als Wurzeln gegeſſen." Alsbald befahl der Herr, daß man ihnen zu eſſen brächte. Herzog Ernſt und Graf Wetzel ſetzten ſich mit den vier dienenden Rittern zu Tiſche, und aßen und tranken ſich recht ſatt. Nach vollbrachter Mahlzeit führte der Herr der Stadt den Herzog Ernſt und ſeinen Freund in ſeine Kammer und fragte ſie, von wannen ſie wären. Da ſprach der Herzog zu ihm: „Ich und meine Geſellen ſind aus Deutſchland, und mein Vater iſt der allgewaltige Kaiſer in der Chriſtenheit. Ich wollte eine Wallfahrt vollbringen nach dem heiligen Grabe in Jeruſalem, da habe ich auf dem Meere durch großes Ungewitter viel Geſindes verloren." Darauf erzählte er dem Herrn der Stadt alle Abenteuer, die ihn und ſeine Genoſſen betroffen hatten, und dieſer verwunderte ſich nicht wenig über ſeine Rede. Der Herr in der Stadt hielt es für ſeine Pflicht an den König der Arimaſper eine Botſchaft zu ſenden und ihm die Ankunft der ſeltſamen Fremdlinge anzuzeigen. Alsbald ließ der König dem Herrn der Stadt befehlen, daß er die Fremden zu ihm an ſeinen Hof ſchicken ſolle, was derſelbe ungern that, weil er ſie liebgewonnen hatte. Wie nun Herzog Ernſt mit ſeinen Rittern vor den König kam, wurde er aufs Beſte empfangen, und auch der König gewann ſie gar lieb, beſonders den Herzog Ernſt und den Grafen Wetzel. Sie waren eine gute Zeit bei dem Könige geweſen, als dieſer einmal um Mitternacht auf die Jagd ritt und ſeine beiden neuen Freunde mit ihm. Wie ſie eine kleine Weile geritten waren, ſieht der König mit den Seinen, daß die Sciopoden wieder ins Land gefallen waren, denn ſie hatten eine Stadt abgebrannt. Herzog Ernſt fragte ihn, was das für Feinde wären, da ſprach der König: „Es ſind unüberwindliche Feinde, Leute, die aus Morgenland kommen; man nennt ſie Sciopoden, oder Einfüßler, denn ſie haben nur einen einzigen Fuß, und wenn die Sonne heiß ſcheint, ſo richten ſie den einen Fuß empor und legen ſich in den Schatten deſſelben. Mit dieſem einen Fuße hüpfen ſie ſo geſchwind, daß ſie Niemand einholen kann, zumal wenn ſie auf das Meer kommen, da ſpringen ſie noch geſchwinder als auf dem trockenen Lande."

Herzog Ernſt ſprach zu dem Könige: „Gnädiger Herr! ich bitte euch ernſtlich, daß ihr mir einige ſtreitbare tapfere Männer vertreiben, dann will ich es mit Gottes Hülfe wagen und dieſe eure Feinde zurück oder gar umbringen.“ Das ward dem Herzog Ernſt vom Könige zugeſagt, und ſo ritt er mit ſeinen Geſellen und dem ihm vom Könige zugegebenen Volk an das Meergeſtade. Dann ſchickte er einige von ſeinen Leuten den Sciopoden entgegen, die trieben ſie an das Meer. Die Einfüßler meinten auf dem Meere entfliehen zu können; aber Herzog Ernſt brach mit ſeinem verborgenen Volk hervor, und ſchlug faſt alle todt; nur Einen fing er und führte ihn zum Könige. Wie ſie nun heim kamen, wurden ſie mit Jubel empfangen von allen Leuten und beſonders von dem Könige wegen des großen Siegs, den ſie gewonnen hatten. Bald nach dieſem Streite kamen andere Völker, Panochen genannt, und forderten auch Zins von dem Könige der Arimaſper. Dieſe Völker haben ſo große Ohren, daß die Lappen bis auf die Erde hangen. So wurde der König von ſeinen Feinden aufs Neue betrübt, denn kaum hatte er einen Theil aus dem Lande gebracht, ſo waren andere da. Der König fragte Herzog Ernſt um Rath, wie er es mit ihnen machen ſollte, ob er ihnen den gewohnten Zins zuſchicken ſollte, oder nicht. Der kühne Held ſprach: „Nein! ſondern entbietet wieder das Kriegsvolk, das ich letzthin gehabt; dann will ich die Panochen wohl mit Liſt überwinden!“ Als der König ſolchen Troſt vom Herzog hörte, wunderte er ſich ſehr über deſſen Kühnheit und befahl dem Volke aufzubrechen. Dieß geſchah und ſo zog Ernſt den Feinden mit Macht entgegen. Als er merkte, daß ſie in einem Walde ihre Verſammlung hatten, umſtellte er den Wald mit ſeinem Volke und zündete ihn auf der einen Seite an. Wie nun die Panochen den Wald auf einer Seite brennen ſahen, liefen ſie zerſtreut aus einander und wollten entfliehen; aber Herzog Ernſt hatte ihnen den Weg verlegt und ſchlug ſie faſt alle todt, außer zweien, die nahm er gefangen und führte ſie mit ſich in die Hauptſtadt der Arimaſper zurück. Hier wurde er nach errungenem Siege vom König und von allem Volk aufs Feierlichſte empfangen. Aber das Königreich der Arimaſper hatte großes Unglück, denn es war von vielen Völkern hart angefochten. Es kamen nunmehr auch die Rieſen, die in der Gegend der Cananeer wohnten.

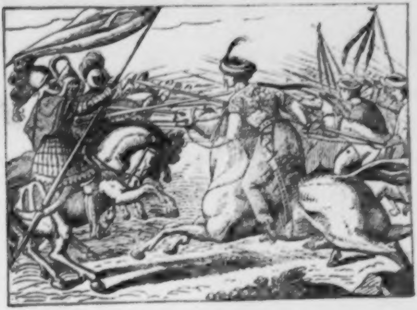
und forderten ebenfalls Tribut von dem Könige. Wie der Rieſenbote vor den König kam, war er ſo groß, daß er nahezu das Maß von zwölf Schuhen hatte; das Volk, das ihn ſah, entſetzte ſich vor ſeiner Größe. Dieſer ſprach mit trotzigen Worten zu dem Könige: „König, du ſollſt wiſſen, daß du meinem Herrn, dem Rieſenkönige, den Zins zu geben ſchuldig biſt; wenn du dieß nicht bald thuſt, ſo werden wir dein Land bis auf den Grund verderben!“ Ueber ſolche freche Rede erſchrak der König ſehr und wußte dem Boten keine Antwort zu geben. Er ließ denſelben warten und ſchickte nach dem Herzog Ernſt, der in der Landſchaft war, die ihm der König eingeräumt hatte. Als der Herzog kam, fragte ihn der König um Rath, wie er es mit den Rieſen halten ſollte, die ſo ſtarke Leute wären; er wollte ihnen den Zins ſchicken. Aber Herzog Ernſt widerrieth das dem König und ſprach zu dem Rieſenboten, er ſolle wieder heim ziehen und ſeinem Könige ſagen, wenn ihnen die Haut juckte, ſo ſollten ſie kommen, ſie werde ihnen gekratzt werden. Dieſe Rede verdroß den Boten, er ging wieder heim zu ſeinen Rieſen und zeigte ihnen die ſchnöde Botſchaft an. Da wurden ſie zornig, machten ſich im ſchnellen Grimme auf und fielen in das Gebiet der Arimaſper ein. Als der König dieß gewahr wurde, rief er viel Volks auf und befahl ihnen Herzog Ernſt gehorſam zu ſein. Darauf zog der Herzog den Rieſen entgegen und traf ſie in einem Walde gelagert. Die Rieſen beabſichtigten die Arimaſper bei Nacht zu überfallen. Aber Herzog Ernſt hielt gute Wache, ſo daß ſie es nicht vollbringen konnten. So lagen ſie wohl einen Monat lang einander gegenüber und hatten alle Tage kleine Gefechte mit einander. Der Herzog verlor dabei viel Volks und ſann daher auf eine Liſt. Er achtete ſorgfältig darauf, wann ſich die Rieſen zum Mittagsmahle anſchickten, da wollte er ſie in großer Eile überfallen. So brach er denn heimlich mit ſeinem Volke auf und fiel in der Mittagsſtunde in das Holz, deſſen ſich die Rieſen nicht verſehen hatten. Da wurden viele todt geſchlagen; doch blieb auch auf des Herzogs Seite mancher todt im Walde liegen, den die Rieſen mit Bäumen erſchlugen. Dennoch arbeitete Herzog Ernſt unter ihnen ſo, daß ſie am Ende weichen mußten. Einige Rieſen ſahen, daß es ſo übel ſtand und flohen aus dem Walde in ein weites Feld, aber der Herzog, der dieß gewahr wurde, rtit ihnen eilends mit ſeinem Volke nach, doch waren ſie ihm entronnen bis auf Einen. Derſelbe war hart verwundet, den nahm Herzog Ernſt mit ſich, ließ ihm einen Arzt holen und die Wunden ihm verbinden. Als er wieder aufgekommen war, ritt der Herzog mit ſeinem Kriegsvolke zu dem Könige zurück und wurde von dieſem vor allem Volke ſeiner Mannheit halber gelobt, denn ſeines Gleichen war nie einer in das Land der Cyklopen gekommen. Aber Herzog Ernſt wollte nicht am Hofe des Königs bleiben, ſondern nahm ſeine Genoſſen mit einigem andern Gefolge und zog weiter.

Wie Herzog Ernſt eine Fahrt zu den Pygmäen unternahm und nochmals zu den Arimaſpern zurückkehrte, wo es ihm wohl ging.

Da er nun mancherlei Leute bei einander hatte, gefiel es ihm wohl; er ſprach zu ſeinem Freunde Wetzel: „Lieber Geſelle, rathe nun, ich habe von den Leuten gehört, daß es in Indien ganz kleine Menſchen gibt, die in ſtetem Streite mit den Kranichen liegen. Nun habe ich Luſt ſolche Menſchen auch zu ſehen. Darum ziehet mit mir, dann will ich noch einige tapfere Männer mit mir nehmen.“ Graf Wetzel war dieß wohl zufrieden. Sie beſtiegen darauf ein Schiff mit Speiſe und aller Nothdurft, und fuhren den geraden Weg nach Indien. Wie ſie in das Land gekommen waren, ſchlugen ſie den nächſten Weg zu den Pygmäen oder dem Zwergenvolke ein. Als dieſe den Herzog mit ſeinem Gefolge ſahen, erſchraken ſie vor den großen Leuten, gingen ihnen entgegen und baten ſie um Frieden. Da ſprach Herzog Ernſt: „Wir ſind nicht gekommen, den Frieden zu brechen; wir wollen euch vielmehr Frieden machen!“ Darüber wurden die Zwergenvölker froh. Nun fing einer an und ſprach zu dem Herzog: „Wiſſet, gnädiger Herr, daß uns die Vögel großen Schaden thun; denn wir können vor ihnen am Tage gar nichts arbeiten, ſondern müſſen es bei Nacht thun!“ Darauf kam ihr König gegangen, fiel dem Herzoge zu Füßen und empfing ihn mit ſeiner Ritterſchaft gar tugendlich, ließ ihm auch ein gutes Nachtlager bereiten. Mit Tagesanbruch ging Herzog Ernſt mit einigen der Zwerge aus, und ließ ſie einen Streit mit den Kranichen anfangen. Die Vögel kamen geflogen und ſtachen mit ihren ſpitzen Schnäbeln der Kleinen viele zu tode. Herzog Ernſt aber ritt mit etlichen Dienern hinzu, und ſchlug und ſchoß unter die Vögel, ſo daß das ganze Feld voller Kraniche lag und die Pygmäen ein ganzes Jahr von ihrem Fleiſche zu eſſen hatten. Als Herzog Ernſt nach gewonnenem Siege wieder bei dem Könige war, ließ dieſer ihm viel Gold und allerlei Edelſteine vortragen, und bat ihn ſehr, er möchte nehmen was ihm gefiele; aber der Herzog wollte nichts davon, ſondern bat den König nur, daß er ihm zwei von den kleinen Männlein gebe. Das that der König mit Freuden, und überließ ihm zwei Zwerge zu Knechten. Dann beurlaubte ſich Herzog Ernſt von dem Könige und fuhr mit ſeinem Volke wieder zu den Arimaſpern, und hatte die wunderlichen Leute, die er gefangen, die zwei Zwerge und den ungefügen Rieſen bei ſich. Wenn er ſich dann eine Kurzweil machen wollte, ließ er ſie mit einander ſtreiten. So hatte er es gut im Lande, denn der Cyklopenkönig hatte ihm fünf große Städte und Schlöſſer geſchenkt.

Wie Herzog Ernſt zu den Mohren fuhr, ihnen gegen den König von Babylonien half, und dieſen König gefangen nahm.

Einſtmals als Herzog Ernſt das Mittagsmahl genommen hatte, ging er zu ſeiner Luſt ein wenig am Meeresgeſtade mit ſeinen Dienern ſpazieren. Wie er ſich nun ſo in der Gegend umſah, da ſah er ein Schiff ans Land kommen. Neugierig ging er hinzu und fragte die Leute von wannen ſie wären. Der Patron ſprach: „Wir kommen aus Indien und ſind vom Winde hergetrieben worden.“ Herzog Ernſt fragte ſie weiter, welches Glaubens ſie wären. Der Patron antwortete, ſie glaubten an den eingebornen Sohn Gottes, den Erlöſer, und wollten ihn nicht verleugnen, wenn ſie auch darüber ſterben müßten. Dieſe Rede gefiel Herzog Ernſt ſehr wohl. Er ſprach zu dem Schiffsherrn: „Lieber Schiffsmann, ſage mir, hat jenes Land auch Krieg mit einem Könige?“ Ja, ſprach der Patron, es hat eine Zeit lang ſchweren Krieg mit dem Sultan in Babylonien gehabt; dieſer hat ſie des chriſtlichen Glaubens halber bekriegt und ſo angegriffen, daß er über das halbe Land mit Feuer verwüſtet hat; aber jetzt ſeit einem Jahre hat es mit dieſem Könige guten Frieden; doch fürchte ich, es werde bald wieder anfangen. Denn ehe wir aus unſerm Lande zogen, ging die Sage, er ſchicke ſich wieder an in unſer Königreich einzufallen!“ Da ſprach Herzog Ernſt zu dem Patron, er ſollte ohne ſein Wiſſen nicht hinwegfahren, denn er hoffe, wenn es nach ſeinem Wunſche gehe, auch mitfahren zu können. Dann lud er den Schiffsherrn mit allen den Seinigen zu ſich auf das Schloß ein, und ließ ſie dort aufs Beſte verpflegen. Als er nun von dieſen Mohren alles erfahren hatte, rief er ſeinen Freund Wetzel ſammt ſeinem Kämmerer zu ſich und ſprach zu ihnen: „Lieben Freunde, was rathet ihr dazu? Sollen wir uns aufmachen und zu dieſen Mohren nach Indien ziehen, denn der dortige Mohrenkönig hat die Chriſten ſehr lieb? Auch wiſſet ihr wohl, daß wir uns hier nicht recht regen dürfen, obwohl mir der König etliche Landſchaften geſchenkt hat; ſoll ich aber deswegen unter den Heiden mein Leben enden? Das will ich nicht thun, ſelbſt nicht, wenn ich wüßte, daß es mir übler gehen ſollte, als es mir gegangen iſt. Darum, liebe Herren, was rathet ihr dazu?“ Sie ſprachen, das gefalle ihnen gar wohl, und zeigten ſich willig, ihm auf der Reiſe zu folgen. Jetzt befahl Herzog Ernſt ſeinen Dienern, das Mohrenſchiff mit Speiſe zu verſehen; dann nahm er ſeine wunderbaren Leute, den Rieſen und die Pygmäen, den Einfüßler und die Panochen und auch mehre Arimaſper, beſtieg das Schiff mit Wetzel und ſeinen andern Rittern ſammt den Mohren, fuhr ohne Urlaub aus dem Königreiche der Arimaſper, und ließ die Städte, die ihm geſchenkt waren, dem Könige liegen. Ein guter Wind trieb ihr Schiff nach Indien. Wie ſie dort angekommen waren, gingen die Mohren ſofort zu ihrem Könige und zeigten ihm an, daß ein mannlicher Held mit ihnen gekommen ſei, ein chriſtgläubiger Menſch. Der König ging gleich hinaus an das Meeresgeſtade und empfing den Herzog Ernſt mit großer Ehrerbietung; er führte ihn heim und hielt ihn gar herrlich mit ſeinen Rittern und Dienern. Sie aber blieben eine Zeit lang in gutem Frieden bei dem König. Da kam eines Tags ein Bote von dem Könige von Babylon, während ſie über der Mittagstafel ſaßen, der ſprach zum Könige: „Du König der Mohren wiſſe, daß ich von meinem Herrn zu dir geſchickt bin, und dir ſagen ſoll: wenn du von deinem Glauben nicht abſtehen wirſt, ſo will er dich mit deinem ganzen Lande verderben; darnach richte dich!“ Der König hinter dem Tiſche erſchrak über ſolche Worte und wußte nicht, was er dem Boten antworten ſollte. Aber Herzog Ernſt als ein muthiger Held, ſprach zu dem Boten: „Sage deinem Könige, er ſolle kommen; wir wollen ſeiner warten als Kriegsleute!“ Und dann ſprach er zum Mohrenkönige: „Gnädiger Herr! was denket ihr, daß ihr ein ſo betrübtes Herz habet? Wiſſet ihr nicht, daß ihr ein Herr und König in eurem Lande ſeid? Und wenn ihr nur zehn Männer hättet, ſo ſolltet ihr euch nicht fürchten! Thuet ihr ja doch ſolches um des Wortes Gottes Willen! Er hat durch ſeinen Sohn geſprochen: Was ihr thut und leidet um meines Namens willen, das ſoll euch tauſendfältig vergolten werden!“ Dieſe Rede gefiel dem Könige; er ſprach zu Herzog Ernſt: „Lieber, eure Worte haben mir mein Herz erquickt; nun will ich es wagen, und ſollte mein Königreich darum zu Schanden gehen; denn der König von Babylon hat mir früher mein Land mit Raub und Brand verwüſtet, auch zur See mir großen Schaden gethan!“ Der Bote kehrte alſo zu dem Sultan von Babylonien heim und zeigte ihm an, was er von Herzog Ernſt gehört hatte: „Allergnädigſter Herr König, ſagte er, ich darf euch die Worte nicht vorenthalten, die einer der Herren des Königs von Indien, der neben ihm ſtand, an mich gerichtet hat. Dieſer ſprach alſo: „Sage deinem Könige, er ſoll kommen, wir wollen ihm Kriegsleute genug ſein! und noch mehr ſchnöder Worte fügte er bei, die ich euch nicht ſagen mag, denn ich fürchte meines Königs Zorn.“ Dieſe Botſchaft verdroß den König ſehr. Von Stund an rief er an hunderttauſend Heiden zuſammen, fiel dem Könige von Indien in ſein Land, verwüſtete was er fand, ſchlug Männer, Weiber und Kinder todt und vergoß viel unſchuldig Blut. Nun zog auch der König von Indien nothgedrungen zu Felde und ließ ſein Lager aufſchlagen. Am andern Tage hieß er ſein Volk in aller Frühe auf ſein und ſich zur Schlacht anſchicken. Er ſelbſt durchritt ſeine Heerhaufen, tröſtete ſie und ſprach, ſie ſollten tapfer wider die Heiden ſtreiten; wenn ſie dieß nicht thäten, ſo wären ſie auf ewig aus ihrem Lande geſtoßen. Dazu würde es ihren Weibern und Kindern übel ergehen. Während der König ſolche Rede hielt, kam Herzog Ernſt geritten; den bat der König dringend, das Panier zu tragen, wozu ſich Herzog Ernſt gerne verſtand, denn er hatte ſich mit Graf Wetzel wohlgerüſtet, hatte auch den großen Rieſen allezeit bei ſich. Als nun eide Heere eine gute Zeit in Schlachtordnung einander gegenübergeſtanden hatten, ritt der König von Babylon auch durch ſeinen Heerhaufen, tröſtete ſie mit Mahomed, und hieß ſie beherzt dreinſchlagen, wenn ſie ſähen ja, daß der König von Indien nicht viel Volks hätte, darum ſollten ſie mit Eifer nach dem Panier der Chriſten trachten. Er wußte aber nicht, daß es ein kühner Held trug. Wie man nun zum rſten und andern Mal geblaſen hatte, ſchickte ſich ein jeder mit ſeiner Wehr aufs Beſte. Als man zum dritten Male zum Angriffe blies, da hub ſich ein Spießkrachen und ein Geſchrei, daß man es eine Meile weit hören konnte.

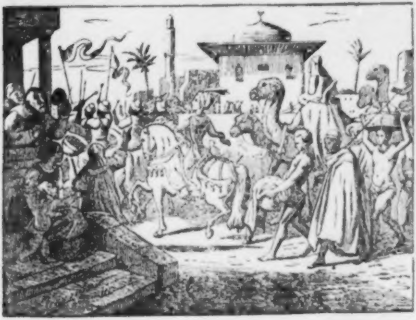


Die Heiden wagten es, dem Herzog das Panier ſtreitig zu machen, aber das wurde ihnen übel gelohnt: denn Graf Wetzel ſtand mit ſeinen Reitern nahe bei demſelben, und ſchlug ſo tapfer unter die Heiden, daß es um ihn her voll von Todten lag. Beſonders der Rieſe, den Herzog Ernſt aus Arimaſpien mit ſich gebracht hatte, der ſchlug mit ſeiner Keule ſo tapfer um ſich, daß ihm kein Heide mehr Stand halten wollte. Mitten unter dieſem grauſamen Schlagen von beiden Seiten ritt der König von Indien hinter ſeine Schlachtreihen, ſtieg von ſeinem Pferd und kniete auf die Erde nieder, hub ſeine Hände gen Himmel auf, und flehte zu Gott, daß er ihm den Erlöſer zu Hülfe ſenden, und ſein gläubig Volk gegen die Heiden beſchirmen möge. Indeſſen dauerte das Blutvergießen fort; es floß unter den Todten das Blut dahin wie ein Bach, darin mancher Heide und mancher Mohr ertrinken mußte. Der König von Babylon ſah das große Gemetzel um Herzog Ernſts Banner; er jagte in Eile auf ihn zu, als wollte er ihn niederreiten, aber Graf Wetzel unterlief ihn, und verſetzte ihm mit ſeinem guten Schwert einen ſo harten Schlag, daß der König mit ſammt dem Roſſe zu Boden fiel. Als die andern Heiden das ſahen, wollten ſie ihrem Könige zu Hülfe kommen, aber der Rieſe ſtand mit ſeiner Keule dabei und ſchlug unſäglich viele Heiden nieder, ſo daß ihrer keiner zu dem Könige kommen konnte. Und ſo nahm dieſen Graf Wetzel gefangen. Da wurden die Heiden verzagt und fingen an die Flucht zu ergreifen. Als ſie dies ſahen, bekamen endlich auch die Mohren ein Herz, rannten ihnen mit aller Gewalt nach und erſtachen ihrer viele auf der Flucht, ſo daß von den Ungläubigen wenige davon kamen. Eine ganze Meile Wegs ſah man nichts denn Leichname. Als die Mohren ſahen, daß die Heiden nicht mehr Stand hielten, ritten ſie zurück nach dem Wahlplatze, und nun ſuchte ein jeder ſeine Freunde auf unter den Todten und Verwundeten. Herzog Ernſt berief ſeine Ritter zuſammen. Es kamen ihrer nur drei, der vierte blieb aus. Alsbald ließ er unter den Todten ſuchen ſo lange, bis ſie ihn fanden. Der Leichnam wurde vor Herzog Ernſt und Graf Wetzel gebracht. Als ihn Herzog Ernſt ſo todt vor ſich liegen ſah, fing er mit ſeinem Freunde und ſeinen Dienern bitterlich zu weinen an und ſprach: „O du liebſter Diener, ſoll ich dich jetzt ſo todt vor mir ſehen; Gott hatte dich ſo wunderbar bei dem Leben erhalten, aber weil er dich nicht mehr darin haben will, nun, ſo nehme er deine Seele in ſeine Hände!“ Alſo ließ er ihn nach chriſtlichem Brauch zur Erde beſtatten. Dann ritt er mit traurigem Herzen zu dem Könige von Indien zurück und klagte ihm den Tod ſeines Dieners; dieſen jammerte es auch. Darauf ging Ernſt mit ſeinem Freunde Wetzel zum Könige von Babylon und ſprach: „Du König der Heiden, warum unterſtehſt du dich, die Chriſtenheit alſo zu ſchwächen und willſt ſie von ihrem Glauben abbringen, der doch der einzig richtige Weg iſt, der vor Gott gilt?" Der König von Babylon ſprach darauf zu Herzog Ernſt: „Du mannlicher Held! ſage mir, wer du biſt? Fürwahr, meinem Volke iſt großer Schaden von deiner Hand geſchehen; und wenn du mit deinem Geſellen, der mich gefangen hat, nicht geweſen wäreſt, ſo würde ich den Mohrenkönig wohl überwunden haben. Nun aber bin ich ein gefangener Mann." Da ſagte Herzog Ernſt dem Könige von Babylon wer er wäre und erzählte ihm ſeine ganze Reiſe, die er vollbracht hatte. Dann ließ er ſeine wunderlichen Leute vor ſich bringen, ſtellte ſie vor den König und ſprach: „Dieſe Menſchen habe ich mit meinen Genoſſen in ſeltſamen Ländern überwunden. Daran, Herr König aus Babylonien, könnt ihr wohl abnehmen, wie es mir ergangen iſt." Da ſprach der König von Babylon: „Lieber Herr, wenn ihr mir nicht aus dieſer Gefangenſchaft helft, ſo muß ich all mein Lebtag hier gefangen bleiben. Komme ich aber los, ſo will ich euch bis nach der Stadt Jeruſalem mit meinem Volke begleiten und ihr ſollt für keine Zehrung zu ſorgen haben!" Dieſe Verheißung gefiel Herzog Ernſt. Er ging ſofort zu dem Mohrenkönig und ſprach zu ihm: „Gnädiger König, weil ich euren großen Feind gefangen habe, däucht es mir das Beſte zu ſein, daß ihr von ihm euch eine Verſicherung geben laßt und gebt ihn gegen ſelbige ledig!" Da ſprach der König von Indien: „Nein, der König von Babylon wird nicht ſo bald ledig aus meinen Banden, ſondern er muß den chriſtlichen Glauben annehmen!" Ueber dieſe Worte erſchrak Herzog Ernſt und ſprach: „Wie wollt ihr einen Menſchen dazu zwingen? Wiſſet ihr nicht, daß man Niemand zum Glauben zwingen ſoll? Wer ihn nicht aus eigenem Willen annehmen mag, den ſoll man in Ruhe laſſen; wie er dann glaubt, ſo wird ers am Gerichte Gottes empfinden! Indeß wollen wir den König der Heiden darum fragen; doch ihr wiſſet wohl, daß beißige Hunde nicht leicht zu bändigen ſind!" Alsbald ſchickte der König von Indien zu dem von Babylon und hieß ihn zu ſich kommen. Dieſer gehorchte auf der Stelle. Wie ihn nun die

Mohren, die ihn verwahren mußten, brachten, fragte ihn der König von Indien: „König von Babylon, ihr wiſſet, daß ihr mein Gefangener ſeid! Wollt ihr euch nun taufen laſſen und den Chriſtenglauben annehmen, ſo mögt ihr eurer Bande ledig werden. Thut ihr aber dies nicht, ſo müſſet ihr euer Leben lang mein Gefangener bleiben. Danach habt ihr euch zu richten.“ Darauf erwiederte der König von Babylonien: „Ich weiß wohl, daß ich euer Gefangener bin, aber euren Glauben nehme ich nicht an. Wenn ich mich ſonſt loskaufen kann, ſei es mit Gold oder Silber, ſo viel ihr immer verlangen möget, das will ich gerne thun, dazu euch verheißen, daß ihr nimmermehr von mir ſollt bekriegt werden, ſo lang ich lebe; was ich euch von Land genommen habe, will ich euch auch zurückgeben.“ So willige Worte des Heidenkönigs hörte der Mohr nicht ungern, er nahm Herzog Ernſt bei Seite und ſprach zu ihm: „Was meint ihr von ſolchen Verheißungen?“ Herzog Ernſt ſagte: „Habt ihr meine vorige Rede nicht behalten? Mein Rath wäre, daß ihr ihn losgäbet und euch einen Eid ſchwören ließet, daß er ſeine Zuſage halten wolle; dann will ich mich mit ihm aufmachen, und den nächſten Weg nach Jeruſalem mit ihm ziehen, denn er hat mir ſicher Geleit durch ſein ganzes Land zugeſagt.“ Nun traten ſie mit einander wieder zum Könige von Babylon, und der König von Indien ſagte demſelben ſeine Meinung. Da ſchwur der heidniſche König vor Gott und den Menſchen für ſich und ſeine Nachkommen alle ſeine Zuſagen zu halten und das Königreich der Mohren nimmermehr mit Krieg anzufechten.

Wie Herzog Ernſt von dem Könige von Babylon gen Jeruſalem geleitet ward.

Das alles gefiel dem Könige von Indien gar wohl, doch war er ſehr betrübt, daß Herzog Ernſt von ihm ſcheiden wollte. Er redete ihm auf das freundlichſte zu, daß er doch bei ihm bleiben möchte; er wollte ihm ſein halbes Königreich geben. Aber der Herzog wollte nicht länger verziehn, ſondern nahm mit dem babyloniſchen Könige Urlaub von dem Mohrenkönige. Dieſer ſegnete den Herzog und ſprach: „Liebſter Freund, ich bitte euch aufs ernſtlichſte, wenn ihr einmal nicht bleiben wollet, daß ihr doch wenigſtens eurer Diener einen bei mir laſſet, damit ichs ihm vergelten mag, was ihr an mir gethan habt.“ Aber auch dieſe Bitte ſchlug ihm Herzog Ernſt unter vielem Dank ab, und ritt mit großen Freuden ſammt dem Sultan von Babylon in ſein Land.



Wie ſie nun zwei bis drei Tagereiſen landeinwärts gekommen waren, wurden viele heidniſche Herren die Wiederkunft ihres Königs gewahr, ritten ihm mit viel Volks entgegen, und empfingen ihn herrlich, ſammt Herzog Ernſt und Graf Wetzel. Dieſelben wunderten ſich auch über die ſeltſamen Geſchöpfe Gottes, die Herzog Ernſt mit ſich aus den Ländern genommen. Sie zogen weiter unter mancherlei Kurzweil, bis ſie in die ſchöne Stadt Babylon kamen. Daſelbſt blieb Herzog Ernſt drei Wochen und beſah die Stadt mit aller Aufmerkſamkeit; dann beauftragte er ſeinen Freund Wetzel, alles zur Reiſe vorzubereiten, denn er wollte aufbrechen, und ſeinen Weg gen Jeruſalem nehmen. Darauf ging er zum Sultan und verabſchiedete ſich von ihm, was dieſem gar leid that; denn wiewohl er kein Chriſt war, ſo gefiel ihm doch Herzog Ernſt's Tapferkeit wohl und er ſprach zu ihm: „Weil euer Bleiben nicht länger bei mir ſein ſoll, ſo danke ich euch aufs höflichſte; denn wenn ihr nicht geweſen wäret, ſo hätte ich müſſen ein gefangener Mann bleiben, ſo lange mein Leben gewährt hätte. Nun aber bin ich durch eure Bitte losgekommen. Dagegen habe ich euch verheißen, euch mit meinem Volke bis zur Stadt Jeruſalem zu geleiten.“ Hiermit ließ er ihm viel Gold und Silber bringen und ſchenkte ihm mancherlei Kleinode. Dieſe Schenkung nahm Herzog Ernſt mit großem Dank an, und bat den König um zweitauſend Heiden mit ihren beſten Wehren. Als er dies erhalten, nahm Herzog Ernſt Urlaub von dem König und ritt mit ſeinen Dienern gen Jeruſalem. Aber der König befahl ſeinen Kriegsleuten, daß ſie Herzog Ernſt dienen und wohl behüten ſollten. Dies thaten ſie und ritten eine lange Zeit, bis ſie nahe bei Jeruſalem kamen; da ſprachen die Heiden zu ihm: „Ihr wiſſet, liebſter Herr, daß wir jetzt von euch ſcheiden müſſen, denn nun ſeid ihr in der Chriſtenheit, da dürfen wir nicht hinein, denn ſonſt ſchlügen ſie uns alle todt Darum begehren wir jetzt einen freundlichen Abſchied von euch!“ Da Herzog Ernſt ſah, daß ſie nicht länger mitziehen durften, dankte er ihnen herzlich für die Ehre, die ſie ihm erwieſen hatten. So ſchieden ſie von einander. Dann ritt Herzog Ernſt der Stadt zu. Als er nun hart davor war, ſchickte er ſeine wunderlichen Leute mit einem Diener vor ſich her und behielt nur den Rieſen mit ſeiner großen Stange bei ſich. Wie der Diener mit den ſeltſamen Geſchöpfen durch die Stadt Jeruſalem zog, wunderte ſich das Volk ſehr, lief dem Diener nach und beſah die wunderlichen Leute. Die Straße ward ſo voll von Einheimiſchen und Pilgern, daß niemand zu dem Hauſe kommen konnte, in welchem der Diener Herberge genommen hatte. Indem ritt Herzog Ernſt mit ſeinem Freunde herrlich in die Stadt ein, nebſt dem Rieſen und zwei Dienern. Als er nun in die Straße kam, ſah er das viele Volk ſtehen, ſo daß er nicht wohl zur Herberge gelangen konnte. Da hieß er den Rieſen Platz machen mit ſeiner Keule, was dieſer auch unverzüglich that, indem er mit vieler Mühe durch das Volk drang, bis ſie in die Herberge kamen. Da verbreitete ſich bald im Volke die

age, daß der Fremdling, welcher mit den wunderlichen Leuten an-
kommen, Niemand anders als der Sohn des Kaiſers Herzog Ernſt
n Baiern und Oeſtreich ſei. Nun ward der Zulauf noch größer als zu-
r und das Volk ſtand vor der Herberge in großen Maſſen, um den Her-
g und ſeine abſonderliche Geſellſchaft zu ſehen. Nachdem ſich das
etümmel des Volks ein wenig verlaufen hatte, gingen einige vor-
ehme Pilger, die Herzog Ernſt kannten, zu dem Könige von Jeruſa-
m, und zeigten ihm an, wie dieſer edle Herr in Begleitung gar ſelt-
mer Menſchen gekommen wäre, wie er eine ſo große Wallfahrt
ollbracht habe, wie ſeine Genoſſen faſt alle auf dem ungeſtümen Meer
mgekommen ſeien, und wie er allein mit wenigen Geſellen gar
underbar gerettet worden ſei. Den König freute dieſe Kunde, er ging
lsbald zu dem Herzog in die Herberge, empfing ihn voll Ehrerbietung
nd führte ihn mit ſich heim in ſeinen königlichen Palaſt. Hier
ragte er den Herzog Ernſt nach allem, was ihm widerfahren ſei.
nd dieſer erzählte ihm ſeine ganze Geſchichte, und der König ver-
underte ſich über die Maßen. — Nachdem ſie hierauf mit großen
reuden das Mittagsmahl genommen hatten, gingen ſie zum heiligen
rabe, darin unſer Herr Chriſtus geruht hat. Daſelbſt fiel Herzog
rnſt auf ſeine Knie, dankte Gott und ſprach: „O du barmherziger
ott, du haſt mich wunderbar erhalten und mir deinen lieben Sohn
mehr als einmal geſchickt, der mich geſtärkt und bewahrt hat, bis
auf dieſe Stunde. Darum ſage ich dir Lob, Ehre und Dank bis in
Ewigkeit!“ Nach dieſem Gebete zog er mit dem Könige wieder in
den Palaſt und blieb eine lange Zeit zu Jeruſalem.

Wie Herzog Ernſt durch Frankreich und Italien nach Deutſchland zurückkehrte und auf dem Reichstage zu Nürnberg vom Kaiſer wieder zu Gnaden angenommen ward.

Wie nun Herzog Ernſt ein halbes Jahr zu Jeruſalem geweſen war, kehrten zwei Pilger, die den Herzog Ernſt kannten, gen Deutſchland heim, gingen nach glücklich überſtandener Heimfahrt zu dem Kaiſer Otto und zeigten ihm an, daß ſein Sohn, der Herzog Ernſt zu Jeruſalem ſei und viele wunderliche Leute aus unbekannten Ländern mit ſich gebracht habe. Darüber wunderte ſich der Kaiſer ſehr und gab den Pilgern große Geſchenke. Dann ging er zu ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin, und ſprach: „Liebe Frau, ich will euch eine Mähre ſagen. Dein Sohn Herzog Ernſt iſt zu Jeruſalem, und iſt ganz grau geworden.“ Vor ſolchen Worten erſchrak die Kaiſerin vor Freuden und ſprach zu dem Kaiſer: „Fürwahr, mein gnädiger Herr, die grauen Haare kommen ihm nicht von kleinem Unglück; denn er hat manchen großen Schaden in ſeinem Leben leiden müſſen!“ Als aber Herzog Ernſt ein ganzes Jahr zu Jeruſalem geweſen war, ſprach er eines Tages zu dem Könige: „Gnädiger Herr, ich begehre einen freundlichen Abſchied von euch, denn es iſt nunmehr Zeit, in mein Vaterland heimzukehren.“ Der König erſchrak über dieſe Rede, denn er meinte, der gute Herzog ſollte bis an ſein Lebensende zu Jeruſalem verbleiben. Doch weil das nicht ſein konnte, ſo ließ er ihm zwei große Schiffe mit allem Nöthigen zubereiten. Darauf verabſchiedete ſich Herzog Ernſt von dem Könige zu Jeruſalem, und fuhr mit ſeinem Volk nach Frankreich: auch viele andere fuhren mit ihm. Sie kamen mit gutem Wind an die Küſte und von da glücklich nach Paris. Nachdem ſie zwei Tage in der Stadt geweſen, wurde einer der wunderlichen Männer, den Herzog Ernſt aus dem Arimaſperlande mitgebracht hatte, nämlich der Sciopode, krank und ſtarb. Der Herzog war darüber ſehr bekümmert, und ſprach zu Graf Wetzel: „Mich dünkt, lieber Freund, wir wollen wieder auf die See und nach Rom ſchiffen, und dieſe Stadt auch beſehen. Dann wollen wir zuſehen, wie wir nach Deutſchland kommen!“ So fuhren ſie nach Rom in kurzer Zeit und wurden hier mit ihrem Gefolge trefflich empfangen. Alle Leute wunderten ſich über die ſeltſamen Menſchen, die der Herzog mit ſich führte und die er alle Tage auf den Straßen herumführen ließ, damit ſie jedermann genau beſehen konnte. Dann ging er zum Papſt und bat ihn, daß er mit etlichen hohen Herren ſeinen Vater, den Kaiſer Otto, beſuchen und für ihn bitten möchte, ob der Kaiſer ihn endlich wieder zu Gnaden annehmen wollte. Aber der Papſt ſchlug ihm dieſe Bitte ab, weil er eben nicht in Einigkeit mit dem Kaiſer lebte. Nun war Herzog Ernſt wohl acht Tage zu Rom geweſen und nachdem er alle Merkwürdigkeiten der Stadt genau beſehen hatte, ging er mit dem Grafen Wetzel zu Rath und ſprach zu ihm: „Mein allerliebſter

Freund! wir wollen uns aufmachen und nach unſerm Vaterlande ziehen. Denn du weißt ja, daß wir mancherlei Gefahren hin und wieder ausgeſtanden haben und in großen Aengſten um Leib und Leben geweſen ſind. Dennoch ſind wir durch Gottes Hülfe daraus entkommen. Jetzt aber will es mich bedünken, daß ich allererſt in das größte Elend kommen werde, denn mein Vater wird von ſeinem grimmigen Zorne wider mich noch nicht gelaſſen haben, obwohl ich unſchuldig bin. Darum bitte ich dich, lieber Freund, um einen getreuen Rath, wie ich mich hierin verhalten ſoll." Da ſprach Graf Wetzel: „Lieber Herr und Freund, ich ſehe wohl, daß es uns jetzt übler gehen dürfte, als es uns bisher auf unſerer ganzen Fahrt gegangen iſt. Doch bitte ich euch, ihr wollet mir diesmal folgen. Ihr habt doch von unſerm Wirthe gehört, daß der Kaiſer Otto einen Reichstag zu Nürnberg mit ſeinen Fürſten und Herren halten will. Darum laſſet uns aufſitzen, daß wir bald dahin kommen; dann wollen wir unſere Leute heimlich auf einen Wagen hinaufführen laſſen, damit der Kaiſer unſere Ankunft nicht gewahr wird. Wer weiß, was für ein Mittel uns Gott inzwiſchen ſchickt! Ihr ſehet ja, daß wir vom Papſt keine Hülfe zu hoffen haben!" Dieß gefiel Herzog Ernſt und er ſprach zu ihm: „Noch dieſen Tag wollen wir uns aufmachen!" Und das thaten ſie auch. Nach dem Mittageſſen ließ Herzog Ernſt zwei große gedeckte Wagen zurichten, und kaufte für jeden Wagen vier Pferde, nahm noch zwei Knechte an, verbot ihnen aber, Jemand zu ſagen, was auf den Wagen ſei; und nun ritt Herzog Ernſt mit ſeinem Freunde Wetzel aus der Stadt Rom. Hinter ihnen ritten die Diener, die ſo viel Unglück mit ihnen erlitten hatten; und zuletzt kamen die zwei Wagen mit den ſeltſamen Leuten. Wo ſie in eine Herberge kamen, gebot Herzog Ernſt dem Wirth, daß er niemand etwas von den wunderlichen Leuten ſagen ſollte, die er mit ſich führte. Aber der Rieſe lief ſtets neben ihm her, wo er in eine Stadt kam. Ueber deſſen Größe ſtaunten die Leute ſehr. So ritt Herzog Ernſt mit den Seinigen in die Stadt Nürnberg, wo ſie kein Menſch kannte; auch hielten ſie ſich mit ihrem Gefolge ganz heimlich in der Stadt auf. Später kam auch der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin und allen ſeinen Herren in die Stadt. Nun war es an einem Chriſttage des Morgens, als Jedermann in die

Kirche ging, da war die Kaiſerin mit etlichen Jungfrauen zur Kirche gefahren; das wurde Herzog Ernſt gewahr, er ſprach deswegen zu ſeinem Geſellen, dem Grafen Wetzel: „Was räthſt du mir? Jetzt iſt meine Mutter, die Kaiſerin in der Kirche; ich dürfte wohl hineingehen und mich ihr zu erkennen geben; ich will mich gegen ſie anſtellen wie ein Bettler, der ein Almoſen begehrt.“ Das billigte Wetzel, und nun gingen ſie mit einander zu der Kirche. Da ging Herzog Ernſt von Stund an durch das Volk zu der Kaiſerin, ſeiner Mutter, und als er vor ſie kam, grüßte er ſie freundlich und ſprach: „Gebet mir doch ein Almoſen, um Chriſti willen und eurem Sohne Ernſt zu Liebe!“ Da ſprach die Kaiſerin: „Lieber Freund! meinen Sohn habe ich lange Zeit nicht geſehen. Wollte Gott, daß er noch am Leben wäre, ich würde euch ein gutes Botenbrod geben!“ Schnell ſprach Herzog Ernſt: „Gnädige Frau, gebet mir das Botenbrod, dann will ich mich wieder von hinnen machen, denn ich bin einmal in Ungnade bei meinem Vater und kann nicht wieder zu Gnaden kommen!“ Die Kaiſerin ſagte: „So ſeid ihr ſelbſt mein Sohn Ernſt!“ Herzog Ernſt ſprach: „Mutter, ich bin euer Sohn; darum helfet mir, daß ich wieder zu Gnaden kommen möge!“ Wie nun die Kaiſerin inne ward, daß ihr Sohn wieder in das Land gekommen war, ſo ſprach ſie zu ihm: „O du mein geliebter Sohn, da wir nicht Zeit haben, jetzt mit einander zu reden, ſo will ich dir einen Weg anzeigen, wie du bei deinem Vater Gnade erwerben kannſt. Ich rathe dir, daß du morgen in die Kirche kommſt, und wenn der Biſchof von Bamberg das Evangelium geſungen hat, ſo falle mit deinem Freunde Grafen Wetzel dem Kaiſer zu Füßen, und bitte ihn, dir um Chriſti willen zu verzeihen. Ich will heute den Biſchof und andere Herren erſuchen, daß ſie ſich alsdann bei deinem Vater für dich mit einem Fußfall verwenden. So hoffe ich, daß ich des Kaiſers Herz erweichen werde.“ Herzog Ernſt nahm mit großem Troſt im Herzen Abſchied von ſeiner Mutter, ging wieder zu ſeinem Genoſſen Wetzel und erzählte ihm alles. Der ward von Herzen erfreut, und nun gingen ſie zuſammen in die Herberge und harrten auf den andern Tag. Als aber die Kaiſerin aus der Kirche heimgekommen war, ſchickte ſie ſogleich nach dem Biſchof von Bamberg. Dieſer kam und ſie führte ihn in ihr Kämmerlein und bat ihn mit weinenden Augen, daß er ihr doch eine Bitte gewähren wollte. Das verhieß er ihr gerne. Da ſprach ſie zu ihm: „Wiſſet, lieber Herr, daß mein Sohn Ernſt bei mir in der Kirche geweſen iſt und ſich gegen mich wegen des Kaiſers Ungnade beklagt hat, wie ihr ja ſelber wiſſet, daß er unſchuldig iſt. Darum bitte ich euch, wenn ihr morgen das Evangelium geſungen habt, ſo haltet hernach ein klein wenig ein; dann wird mein Sohn kommen und einen Fußfall vor dem Kaiſer thun, und ihn um Gnade bitten; nun ſeid treulich gebeten, ſolches etlichen Fürſten und Herren anzuzeigen, damit auch ſie ihm Gnade erwerben helfen.“ Dieſe klägliche Rede der Kaiſerin erbarmte den Biſchof ſehr, er verſprach ihr, alles zu thun und beurlaubte ſich. Dann ging er zu vielen Fürſten und Herren und meldete ihnen der Kaiſerin Begehren; dieſe verhießen ihm willig, das Ihrige zu thun.

Herzog Ernſt hatte mit großem Verlangen auf den andern Tag gewartet; endlich war der Kaiſer mit ſeinen Herren in die Kirche gegangen. Da machten ſich Ernſt und Wetzel auf, gingen mit einander in die Kirche, und ließen ihre Diener von ferne nachgehen. Als ſie eingetreten waren, ſtand Herzog Ernſt bei der Thüre ſtill; Graf Wetzel aber trat hinter den Altar und wartete der Zeit; denn wenn der Kaiſer ſeinen Sohn nicht begnadigt, ſondern ihm nach dem Leben getrachtet hätte, ſo würde er den Kaiſer erſtochen haben. Da ſaß der Kaiſer auf ſeinem Stuhl ganz herrlich und die Kaiſerin neben ihm. Der Biſchof von Bamberg hub an das Evangelium mit lauter Stimme zu ſingen. Wie das Amt aus war, verzog er mit der Predigt, wie es mit der Kaiſerin verabredet war. Nun ging Herzog Ernſt mit großem Muthe vor den Kaiſer, ſeinen Vater, hatte ſeinen Mantel um ſein Angeſicht geſchlagen, fiel vor ihm nieder auf ſeine Knie, neigte ſein Haupt dreimal gegen ihn und ſprach: „Allgnädigſter Herr und Kaiſer, ich bitte eure Majeſtät, daß ihr einem Sünder verzeihen wollet, der vor langer Zeit ſich wider euch vergangen hat, aber, wie Gott weiß, in der Hauptſache unſchuldig iſt!“ Der Kaiſer hörte die Bitte an und ſprach zu ihm: „Je nachdem die Uebelthat iſt, wegen der du dich entſchuldigeſt, kann ich dir verzeihen!“ Da ſtund die Kaiſerin von ihrem Stuhle auf und ſprach: „Gnädiger Herr, vergebet dieſem Menſchen, weil er euch an einem ſo hohen Feſte ſo inſtändig bittet!“ Desgleichen kam der Biſchof von Bamberg mit vielen Fürſten und Herren; und auch er bat und ſprach: „Liebſter Herr und Kaiſer! Ihr ſollt dieſem armen Menſchen vergeben, denn ihr wiſſet wohl, es iſt vor Gott kein Sünder ſo groß, wenn er rechte Reue über ſeine Sünden hat, ſo werden ſie ihm verziehen!“ Da ſprach der Kaiſer: „Sie ſollen ihm verziehen ſein; doch will ich wiſſen, wer er iſt!“ Nun warf Herzog Ernſt den Mantel von ſeinem Angeſicht zurück, und der Kaiſer erkannte ihn nun erſt und entfärbte ſich in ſeinem Angeſicht vor Zorn. Herzog Ernſt ſah das, erſchrak ſehr und winkte ſeinem Geſellen Wetzel am Altar, daß er Acht haben ſollte. Aber der Kaiſer, der ſah, daß alle Herren ſo eifrige Bitte für ſeinen Sohn einlegten, ſprach: „Lieber Sohn, wo iſt denn dein Freund, Graf Wetzel hingekommen?“ Da ſprach Herzog Ernſt: „Dort bei dem Altar ſteht er!“ Damit rief er ihn, und Wetzel kam mit großen Freuden gegangen und der Kaiſer gab ihnen den Kuß des Friedens. Darüber war die Kaiſerin ſehr erfreut. So blieben ſie in der Kirche, bis das Evangelium von dem Biſchof von Bamberg ausgelegt war. Dann gingen ſie mit großen Freuden heim, und jedermann wunderte und freute ſich. Hierauf wurde das Mittagsmahl unter vieler Ergötzung und allerhand erfreulichen Geſprächen eingenommen. Herzog Ernſt fing unter anderm an und ſprach: „Lieber Vater, ich bitte in Unterthänigkeit, daß ihr mir doch ſagen wollet, warum ihr mich aus meinem Lande vertrieben habt; ich habe euch doch in keiner Sache etwas zum Verdruß gethan!“ Da ſprach der Kaiſer: „Lieber Sohn, ich will dir nicht verhehlen, warum ich dieſes gethan habe. Der Pfalzgraf Heinrich kam einmal zu mir in meinen Saal, und ſprach zu mir: Wiſſet, gnädiger Herr, denn es iſt meine Schuldigkeit, euch vor Schaden zu warnen: euer Sohn Ernſt hat ſich bei mehren Herren vernehmen laſſen, wenn er allein zu ſeinem Vater käme, wolle er ihn erſtechen, damit er das Reich bekäme. Der Pfalzgraf betheuerte, er ſelbſt habe dieſes aus deinem Munde gehört; er überredete mich dermaßen, daß kein Menſch den Zorn, den ich über dich hatte, mir hätte ausreden können; darum ſchickte ich Kriegsleute gegen dich, und wollte dich vertreiben laſſen; die ſchlugſt du alle todt. Dann, wie ich auf dem Reichstage zu Speier war, kamſt du in meine Kammer und ſtacheſt den

Pfalzgrafen an meiner Seite todt, und wenn ich nicht in die Kapelle entflohen wäre, ich glaube, du hätteſt mich auch erſtochen! Da ward ich noch mehr von Zorn gegen dich bewegt, und vertrieb dich ganz aus dem Lande.“ Darauf ſprach Herzog Ernſt: „So wahr Gott lebt, gnädiger Herr Vater, ich habe nie mit einem Worte wider euch geredet; ſondern als ich erfuhr, daß euch der Pfalzgraf ſo ſchändlich belogen hatte, da habe ich ihn deßwegen getödtet.“ Der Kaiſer verwunderte ſich nicht wenig über des Pfalzgrafen Verrätherei. Dann ſchickte Herzog Ernſt, als die Mahlzeit vorüber war, einen ſeiner Diener in die Herberge und ſprach zu ihm: „Bringe das wunderliche Volk hierher, das ich mitgebracht habe!“ Das that der Diener. Wie er ſie aber über die Straße brachte, lief alles Volk ihnen nach und der Rieſe hatte ſich genug zu wehren. Als ſie in dem Saale waren, ſchob man die Riegel vor, ſonſt wäre das Volk nachgedrungen, ſo neugierig war es, die Leute zu ſchauen. Dann ſagte Herzog Ernſt: „Lieber Herr Kaiſer, dieſe Leute habe ich dem Könige der Arimaſper ganz unterthan gemacht; der Menſch mit dem einen Auge aber iſt in jenem Königreiche zu Hauſe. Nun möget ihr wohl ſchließen, wie mancherlei Gefahr ich ausgeſtanden habe. Einer von den Leuten, der nur einen einzigen gar breiten Fuß hatte, iſt mir in Paris geſtorben. Einen Aprippiner, deren König ich erſtochen habe, konnte ich nicht mitbringen; dieſe Leute haben Kopf und Hals wie Kraniche. Von meinen Reiſen habe ich euch noch Dinge zu berichten, die eben ſo ſeltſam ſind, wie dieſe Menſchen, die ihr hier vor euch ſehet. Auch habe ich noch manche andere Merkwürdigkeit mitgebracht, vor allen dieſen ſeltenen Stein, der wie eine Flamme glänzt und Karfunkel heißt, auch mit ſeltenen wunderbaren Kräften verſehen iſt. Nehmet ihn hin als ein Merkzeichen meiner Dankbarkeit und Ehrfurcht.“ Mit dieſen Worten reichte Herzog Ernſt ſeinem Vater den Karfunkelſtein dar. Dann erzählte er noch vieles von ſeinen Abentheuern. Der Kaiſer konnte des Staunens gar nicht müde werden. Endlich ſprach er zu Herzog Ernſt: „Mein lieber Sohn, weil du ſo vielfältig verſucht worden biſt, ſo verheiße ich dir hier vor allen dieſen Herren, daß du all dein Land wieder haben ſollſt, und noch mehr Städte will ich dir dazu ſchenken!“ Das that der Kaiſer auch. Alles ſchied fröhlich von einander. Die

Kaiſerin lobte Gott in ihrem Herzen; Herzog Ernſt mit ſeinem treuen Freunde, dem Grafen Wetzel, ritt in ſein Land, und ließ das Volk, das ihn mit Freuden empfing, aufs neue Treue geloben. Dann ſaß und regierte er dort in guter Ruhe. Der Kaiſer zog gen Speier auf den Reichstag, blieb lange Zeit daſelbſt und hielt einen herrlichen Hof, weil ſein Sohn in das Land gekommen war. Die Kaiſerin aber, Herzog Ernſt's Mutter, beſtellte Bauleute zu Salza und ließ Gott zum Danke ein herrliches Münſter aufrichten, in welchem ſie auch nach ihrem Tode begraben worden iſt.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

15[illegible] e (35

P. o. germ. 1528^s 635

Volksm. liez

Senfkörner.

Anekdoten und Erzählungen

zur

Aufheiterung in betrübter Zeit.

Volksbücher. 33.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Sle

351

Bayerische
Staatsbibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Prompte Antworten.

1. **Marr**, der große Reiſen gemacht hatte, unterhielt davon eine Geſellſchaft, zum großen Verdruß eines Schwätzers, der deshalb nicht zu Worte kommen konnte.

Da Sie ſo viel gereiſt ſind, ſo müſſen Sie auch ſehr viel erfahren haben, äußerte endlich der Letztere halb ſpöttiſch: Sie können gewiß auf jede Frage genügend antworten?

„Es kommt auf einen Verſuch an.“

Wiſſen Sie denn, was das Beſte in der Welt iſt?

„Die Freiheit.“

Das Angenehmſte? „Das Verdienſt.“

Das Unbekannteſte? „Das Glück.“

Das Schlimmſte? „Der Tod.“

Wer iſt am glücklichſten auf dieſer Welt?

„Wer redlich, verſtändig, wohlhabend und dabei geſund iſt.“

Wer der Unglücklichſte? „Der Greis ohne Vermögen.“

Der Läſtigſte? „Der Schwätzer.“

Der Gefährlichſte? „Der unwiſſende Arzt.“

Der Beklagenswertheſte? „Der Lügner; denn man glaubt hm auch nicht, wenn er die Wahrheit ſagt.“

Kurzer Vorbereitung auf Verluſt.

2. **Ein Amtmann** machte eine Reiſe. Nach einigen Stunden og ſich ſein Kutſcher von dem Bocke um den Wagen und fragte: Herr Amtmann, was heißt doch gleich verloren auf franzöſiſch? — Perdu. – Nu dann iſt unſer Koffer perdu!

Der Vorſchneider.

3. Bei einer Bauernhochzeit ſchnitt einer eine Gans vor, war aber ſo unglücklich, daß, da er ſie recht künſtlich vorlegen wollte, ihm der Teller ſo nahe an die Kante des Tiſches gerückt war, daß Gans und Teller herabfielen. Die ganze Geſellſchaft ſchrie: nun wird ſie der große Hund verſchlingen! Der Vorſchneider antwortete ganz freudig, indem er das Fett von der Weſte wiſchte: „ſeid unbeſorgt, er ſoll ſie nicht bekommen, denn ich habe meinen Fuß darauf!“

Die gut gelöſte Aufgabe.

4. Der Churfürſt warf einmal eine goldene Münze in einen Becher mit Wein, und ſagte zu Taubmann, daß die Münze ihm gehören ſollte, wenn er ſogleich einen Vers darauf zu machen wüßte. Taubmann leerte den Becher, nahm die Münze heraus und ſagte:

Zwei Götter können ſich im Becher nicht vertragen,
Geh, Plutus, in den Sack, du, Bachus, in den Magen.

Der Leberreim.

5. Rabener kehrte auf einer Reiſe in ein Wirthshaus ein, wo Am Ende, der Oberhofprediger aus Dresden, mit einigen ſeiner Freunde eben abgeſtiegen war. Rabener's Aeußere verſprach wenig und die Geſellſchaft begegnete ihm ganz gleichgültig. Als eine Schüſſel mit Hecht aufgetragen wurde, ſchlug der Oberhofprediger Am Ende vor, Leberreime zu machen; endlich fiel ihm ſogar ein, auch Rabener dazu aufzufordern: „Landsmann, ich dächte, Er machte auch'n Vers!“ „Ach, damit giebt ſich unſereins nicht ab.“ — „Nur Muth, Landsmann, es wird ſchon gehen!“ — „Ja — wenn Sie's nur nicht vor ungut nehmen.“ — „Ach, warum nicht gar — mach er nur ohne Umſtände!“ Rabener gab nach, ſtand auf und ſagte: Wenn's die Herren ſo befehlen.“ —

„Die Leber iſt von einem Hecht und nicht von einem Bär;
Der Herr, der dort am Ende ſitzt, der nennt mich immer Er.“

„Mit wem hab' ich die Ehre, zu ſprechen?“ ſagte der am Ende ganz beſtürzt und konnte nicht ſchnell genug vom Stuhle kommen. „Ich heiße Rabener,“ antwortete der Dichter und ſetzte ſich gelaſſen nieder.

Die Furchtloſe.

6. Eine Magd, die eine Liebhaberin von gutem Biere war, ſchlich ſich, als die Herrſchaft zu Bette gegangen war, ſtill, ohne Licht, in den Keller. Da ſie nach dem Faſſe fühlte, deſſen Stelle ihr nicht genau bekannt war, traf ſie mit der Hand auf etwas, das ſie ſogleich für den Kopf eines Menſchen erkannte. Das muthige und kluge Mädchen nahm ſich ſowohl in Acht, ein Geſchrei zu erheben, ſondern ſagte ganz gleichgültig: „Sieh da den Mops, iſt er auch hier?“ — ging dann ganz unbefangen weiter, ſuchte das Faß, zapfte ruhig ihr Bier und verließ den Keller, als wäre gar nichts beſonderes vorgefallen. Sobald ſie aber draußen war, ſchob ſie raſch den Riegel vor und weckte nun das ganze Haus auf. Der Mann im Keller war gefangen. Es war ein Dieb, der ſich hier verſteckt hatte, um in der Nacht auch ſeinen Spießgeſellen zu öffnen. Er bekannte, daß, wenn das Mädchen geſchrieen hätte, er es ſogleich ermordet haben würde. Aber da er durch ihre angenommene Gleichgültigkeit feſt geglaubt, daß ſie ſeinen Kopf für den eines Mopſes gehalten, ruhig weiter gegangen ſei und ſich Bier geholt habe, ſo ſei er hierdurch ganz ſicher geworden und habe ſie ihres Weges ziehen laſſen.

Nachahmung.

7. Der Vicomte von S. beſaß ein großes Talent für die Nachahmung, und es gelang ihm, beſonders Ludwig XVI. in ſeinem Gange, ſeinen Manieren, ſeinen Reden, ſeiner Art zu lachen u. ſ. w., zu copiren. Eines Abends gab er im Theater zu Verſaille, mit Leichtigkeit den Bitten einiger Damen nach, indem er den König mit großer Wahrheit repräſentirte. Der Monarch befand ſich, ohne daß es Jemand wußte, in einer Nebenloge und ward Augenzeuge des Ganzen. Endlich, als der Vicomte ſich plötzlich wandte, erblickte er den König, der ihn kalt und ernſt betrachtete. Die ganze Geſellſchaft glaubte ſich

verloren. Der Monarch aber, nachdem er ſich eine Weile an dem Schrecken des Vicomte ergötzt hatte, brach plötzlich in ein lautes Gelächter aus: „Gut gemacht, mein Aeffchen!“ rief er, „das muß meine Frau ſehen,“ worauf er zur Königin ging und ihr berichtete, daß ſie jetzt eine Copie von ihm ſehen ſolle, wie er ſie für jetzt nie für möglich geglaubt habe. Am folgenden Tage ward der Vicomte wirklich aufs Schloß gerufen, wo er, trotz ſeines Widerſtrebens und Flehens, die Scene vom vorigen Abend wiederholen mußte. Dies war die einzige Rache, welche der gute Ludwig nahm, er fuhr fort, den Vicomte mit der bisherigen Güte zu behandeln.

Gut angewandtes Sprichwort.

8. Es holte ſich Einer ein Päckchen Taback, auf dem die Worte ſtanden: Ich bin die beſte Sorte
Taback im ganzen Orte.

Welch ein erbärmliches Zeug haben Sie an mich verkauft! ſagte nach ein paar Tagen der Käufer zum Handelsmanne; der Taback lobt ſich auf dem Papiere und ſtinkt doch ganz erbärmlich! — Ganz in der Ordnung, erwiederte dieſer, eigen Lob ſtinkt.

Rückgängige Bewegung.

9. Ein erfahrener Schullehrer erzählte mir die nachſtehende Anekdote, deren Held wegen ſeiner Geiſtesgegenwart Lob verdiente: eines Tages nämlich, als es geglatteiſete, kam ein Schüler ſehr ſpät in die Schule und antwortete, als er um die Urſache davon gefragt wurde: „weil ich ſtets zwei Schritte rückwärts rutſchte, wenn ich einen Schritt vorwärts that.“ — „Aber,“ fragte der Lehrer weiter, ſo hätteſt Du auf dieſe Weiſe ja gar nicht hierher kommen können?“ — „Ich kehrte mich um und rutſchte hier herwärts, während ich nach Hauſe zu ging.“

---

10. Ein alter Schullehrer zu Halberſtadt ſah es gern, wenn die Schulknaben Verſe machten, den beſten Vers lohnte er häufig mit einem Apfel oder einer Düte Roſinen. — Einmal hatte er die Ge-

ſchichte Kain's und Abel's mit ihnen geleſen, und ihnen nach ſeiner Art aufgegeben, die Summe derſelben in ein paar Verſe zu bringen. Da ging's denn an's Verſe machen; und nach kurzem Schweigen, ſiehe, da kam der kleine Lichtwer und ſagte: „Habe den Vers herausgebracht, Herr Schulmeiſter!" Laß doch hören, mein Söhnchen, ſagte er. Nun declamirte unſer Lichtwer Folgendes:

Der böſe Kain, der erſchlug den frommen Abel.
Da kam der liebe Gott und ſchlug ihn auf den Schnabel.

Bravo! Bravo! ſchrie der alte Mann, da haſt Du den Apfel; aus Dir wird ein rechter Kerl werden! Lichtwer nahm die Prämie in Empfang, und vielleicht war dieſer kleine Auftritt der Grund, daß er das zu leiſten ſuchte, was er hernach fabelte.

---

11. Als Karl V. eine Reiſe von Antwerpen nach Brüſſel machte, traten ſeine Pferde ein Schaf todt. Der Schäfer, welchem ſein Schaf nicht vergütet wurde, ließ ſich bereden, den Kaiſer zu verklagen, und der Prozeß wurde wie unter gewöhnlichen Privatperſonen geführt. Dieß Verfahren mißfiel dem Hofe und man ſetzte deswegen den Richter zur Rede. „Ich bin," ſprach der Richter, „ein Unterthan des Kaiſers; aber in Hinſicht meines richterlichen Amtes, bin ich nur der Gerechtigkeit unterthan." Dieſe Antwort machte ſo großen Eindruck auf den Kaiſer, daß er ſich dieſes Mannes von der Zeit an in den wichtigſten Angelegenheiten bediente, und ihm bei jeder Gelegenheit ſeine Achtung bewies.

Das Räthſel.

12. Kardinal Cleſel nahm an der Tafel des Churfürſten von Sachſen den Profeſſor Taubmann ſehr mit. Dieſer, um ſich für die unverdiente Kränkung zu rächen, fragte den Kardinal, wie man 150 Eſel mit einem Worte ſchreiben könne? Nach der Erklärung des Kardinals, daß er es nicht wiſſe, ſchrieb Taubmann zum allgemeinen Gelächter auf den Tiſch: CLesel.

13. Der berühmte Tanzmeiſter Marcel erhielt in ſeinen alten Tagen ein Jahrgehalt von der franzöſiſchen Regierung. Eine ſeiner Schülerinnen, welche ihm durch ihren Einfluß am Hofe dieſe Gnade verſchafft hatte, eilte zu Marcel, um das Vergnügen zu haben, ihm dieſe Nachricht zu überbringen und die Ausfertigung derſelben einzuhändigen, die ſie ihm überreichte, indem ſie ihn angenehm zu überraſchen hoffte. Marcel warf das Schreiben haſtig auf die Erde. „Habe ich Sie gelehrt,“ ſagte er, „jemand etwas auf dieſe Art zu überreichen? Heben Sie das Papier auf und geben Sie mir daſſelbe auf gehörige Weiſe.“ — Die junge Dame, welche ſich über die Art, wie dieſe Gnade aufgenommen wurde, grauſam gedemüthigt fühlte, da ſie eine ganz andere Aufnahme erwartet hatte, hob es mit Thränen in den Augen auf und übergab es ihm auf die anmuthigſte Weiſe. „Sehr wohl,“ ſagte der alte Tanzmeiſter, „ſehr wohl, ich will es nunmehr annehmen und danke Ihnen dafür, obſchon ihr Ellnbogen noch nicht rund genug war.“

Doppelte Virtuoſität.

14. Ein Virtuos im Orgelſpielen hatte einſt die ganze in der Kirche verſammelte Gemeinde durch die Ausführung einer tüchtigen und prächtigen Fuge entzückt. Als er fertig war, ſprang der Balgentreter hervor, rieb ſich die Hände und jauchzte: „Das haben wir vortrefflich gemacht.“ „Wir?“ antwortete der Künſtler, „ich bin allein hier.“ Er fing von Neuem an zu ſpielen, aber mitten im Spiele verſtummten alle Pfeifen. Kein Ton erſchallte. Er erſtaunt, er ſchimpft, da ſteckt der Balgentreter den Kopf hervor und ruft: „Sehen Sie wohl, daß unſer zwei ſind? Wenn ich nicht will, ſo können Sie nichts.“

15. Der berühmte Marburger Dichter und Profeſſor Buſchius oder von dem Buſche, ging einſt im Alltagsrocke bei einigen Bürgern vorbei, deren keiner ſo höflich war, den Profeſſor auch nur durch Rücken des Hutes zu ehren. Geſchwind eilte Buſchius nach Haus, zog ſeinen Sammetpelz an, ging ſchnurſtracks wieder auf den Markt und bei den noch immer mit einander ſprechenden Bürgern vorbei, welche ſogleich ehrerbietig die Hüte zogen und tiefe Bücklinge machten.

Das ärgerte aber noch mehr den berühmten Mann, der im Amte und Gelehrſamkeit, nicht aber im Sammetpelz ſeine Ehre ſuchte. Darum eilte er den Augenblick wieder zu Haus, warf den Sammetpelz auf die Erde und zertrat ihn mit den bittern Worten: „biſt du Buſchius, oder bin ich's?“ —

Ein ander Mal ging Buſchius nach Hoſe, ſeinen Fürſten zu ſprechen, ward aber am Schloßthore abgewieſen, weil er kein köſtliches Kleid trug. Da ging er nach Hauſe, zog ein ſeidenes Kleid mit Sammetkragen und goldenem Beſatz an, erſchien ſo am Schloßthore und — ward nicht nur ſogleich eingelaſſen, ſondern auch dem Fürſten gemeldet. Sobald er ins Zimmer trat, küßte er, ehe er noch eine Sylbe ſprach, ſeinen Rock, und als der Fürſt, darüber lachend, nach der Urſache des ſonderbaren Kuſſes fragte, erzählte Buſchius, wie es ihm mit dem Kleide ergangen, und ſchloß mit den Worten: „Wer mich ehrt, den ehre ich wieder.“

Wolf und Lange.

16. Einſt ſchrieb Dr. Lange, der wegen ſeiner Fehden mit dem großen Philoſophen Wolf in Halle in der gelehrten Welt ſehr bekannt geworden iſt, Folgendes in ein Stammbuch:

Ich weiß ein dreifach W, ſo großes Weh gemacht,
Die Weiber, die den Fall in dieſe Welt gebracht;
Der Wein, ſo Urſach iſt zu vielen böſen Thaten;
Das Dritte nenn' ich nicht, mein Freund, Du magſt's errathen.
Die Weisheit nehm' ich aus, die bringet Gutes ein,
Doch wird das dritte W in ihr ein Mißbrauch ſein.
Ich würde es gar leicht Dir deutlich ſagen können!
Doch zu gewiſſer Zeit darf man den Wolf nicht nennen.

Der Hofrath Wolf, dem es zu Geſicht kam und welcher die Deutung leicht finden konnte, ſchrieb auf die Nebenſeite des nämlichen Blattes:

Ich weiß ein dreifach W, das vieles Wohl gebracht,
Die Weisheit, die der Feind ſelbſt als was Gutes acht't,
Die Wahrheit, die von Gott den Urſprung hergenommen,
Und die vom dritten W ein großes Licht bekommen.

Wer iſt, der dieſes W zu unſ'rer Zeit nicht kennt,
Ob man den Wolf gleich nicht bei ſeinem Namen nennt?
Doch giebt's ein dreifach L, ſo dieſem W entgegen.
Von dieſem will ich Dir nur zwei vor Augen legen.
Das Läſtern, das die Welt anjetzt zur Tugend macht,
Die Lügen, die jüngſt hie der hölliſch (häll'ſche) Feind erdacht.
Das Dritte nenn' ich nicht, man kennts an ſeinen Thaten,
Wer dieſes nicht gewußt, der müßte Lange rathen.

Der Doctor und die Recenſenten.

17. „Das wird vielen hundert Menſchen das Leben koſten", ſagte ein junger Broconianer, als er ſein kliniſches Handbuch in der allgemeinen Literaturzeitung ſo ſchlecht recenſirt fand. „Wie ſo?" fragte ein kaum eingetretener Bekannter. — „Je nu!" war die Antwort des Arztes, „Sie ſehen hier, dieſer verfluchte Recenſent verdrängt mich mit Gewalt aus dem theoretiſchen Fache; es bleibt mir alſo nichts übrig, als daß ich mich wieder aufs Praktiziren lege."

---

18. Als einſt ein vorlauter Amtsauditeur im Gericht durch ein fortgeſeztes lärmendes Mitſprechen ſich ſehr despotiſch benommen hatte, und einen verklagten Bauer heftig anfuhr, erwiderte der Beklagte unwillig: „Wat hat Hei denn hier to ſeggen? Wat is Hei denn? Punktum, ſtreu Sand upp, is Hei und wider niſcht."

Die treffende Antwort.

19. Ein ſehr kleiner Advocat erſchien als Zeuge vor einem engliſchen Gerichtshofe. Ein Rechtsgelehrter von rieſenhafter Größe fragte ihn, weß Standes er ſei, und als jener geantwortet hatte, hob er an: „Sie ein Rechtsgelehrter? Ei, ich könnte Sie ja in meine Taſche ſtecken!" — Das könnten Sie freilich, erwiderte der Andere, und wenn Sie es thun, werden Sie mehr von Rechtsgelehrſamkeit in der Taſche haben, als im Kopfe.

Der Jagdfreund und die beiden Gensd'armen.

20. In Frankreich darf bekanntlich Jedermann jagen, wo und wann er will, wenn er ſich einen Schein löſet; Gensd'armen achten aber ſtreng auf diejenigen, welche ohne einen ſolchen Schein dem Jagdvergnügen nachgehen. Zwei Gensd'armen ſtreiften letzthin in der Nähe von Valenciennes im Felde umher; endlich erblickten ſie einen Mann mit einer Flinte. Sogleich liefen ſie ſchnell auf denſelben zu; der Jäger ſchien zu fliehen. Nach einer Viertelſtunde waren ſie ſo nahe an ihn gekommen, daß ſie ihn zu ergreifen hoffen konnten; in dieſem Augenblicke kletterte aber der Mann ſchnell auf einen Baum. „Kommen ſie herunter!" riefen ihm die Gensd'armen zu, aber er antwortete nicht, ſie droheten, nicht von der Stelle zu weichen, bis er herunter komme; er aber zog ganz ruhig ein Frühſtück aus der Jagdtaſche und fing an zu eſſen. Das war den Gensd'armen zu arg, und einer verſuchte, auf den Baum zu klettern, was der Obenſitzende nicht hinderte. „Im Namen des Geſetzes, Ihren Jagdſchein," polterte der Gensd'arm, indem er den Jäger anfaßte. Dieſer reichte ruhig den Schein hin. „Er iſt ja in Ordnung." — „Freilich," antwortete der Jäger. „Warum liefen Sie ſo ſchnell davon?" — „Habe ich Ihnen geſagt, daß Sie mir folgen ſollen?" — „Warum kletterten Sie auf den Baum?" — „Ich pflege hier zu frühſtücken und habe Sie nicht aufgefordert, auch herauf zu kommen." — „Warum ſagten Sie aber dies Alles nicht vorher?" — „Ich pflege nicht eher zu antworten, bis man mich fragt."

---

21. König Robert Bruce, der Wiederherſteller der ſchottiſchen Monarchie, ſchlief einſt bei einer Recognoscirung des ihm gegenüberſtehenden feindlichen Heeres in einer Scheune, welche einem ihm zugethanen Landmanne gehörte. Als er früh das Haupt von ſeinem Strohlager erhob, bemerkte er eine Spinne, die an einem Balken der Decke hinanklimmte. Das Inſekt fiel herab, machte aber augenblicklich einen zweiten Verſuch, um hinauf zu kommen. Dies zog die Aufmerkſamkeit des Helden immer mehr auf ſich, der mit Bedauern zuſah, wie die Spinne auch das zweite Mal von derſelben Höhe herabfiel. Auch ein dritter Verſuch fruchtete nicht. So ſah der Monarch das Inſekt zwölf Mal vergebens daſſelbe wiederholen; aber die dreizehnte

Anſtrengung belohnte endlich der Erfolg. Die Spinne erklimmte die Spitze des Balkens und der König rief, von ſeinem Lager aufſpringend, aus: „Dieſes verachtete Inſekt hat mich ausdauern gelehrt, ich will ſeinem Beiſpiele folgen. Unterlag ich nicht auch zwölf Mal der Uebermacht meiner Feinde. Auf einem Gefechte vielleicht noch beruht die Unabhängigkeit des Vaterlandes.“ Und wenige Tage darauf ward dieſe Vorausſetzung durch den für Schottland glorreichen Ausgang der Schlacht von Bennokburn beſtätigt.

22. Ein Pommer, der in der Schlacht bei Leipzig beide Beine verloren, ſagte kaltblütig: „Das iſt wohl meine Schuld! ich habe oft dem lieben Gott Leib und Seele empfohlen, aber an die verdammten Beine hab' ich nie gedacht.“

Unerſchrockenheit.

23. Nach Erlaſſung des Dekrets, welches befahl, daß in den Seehäfen alle engliſchen Waaren und ſämmtliche Kolonialartikel, deren man habhaft werden könne, verbrannt werden ſollten, kam Napoleon auf einem Spazierritt, in der Umgegend von Fontainebleau, vor dem Pfarrhauſe eines kleinen Dorfes vorbei, wo er nicht nur ganz deutlich das laute Geräuſch einer gerade in Bewegung geſetzten Kaffeemühle hört, ſondern auch ſtarken Geruch von gebranntem Kaffee bemerkt. O! o! ruft Napoleon lachend aus, hier entdecke ich Einen, der im Begriff iſt, mein Dekret zu übertreten. Ich wette, es iſt der Pfarrer. Und von Neugierde getrieben, ſteigt er vom Pferde und tritt in den Pfarrhof. Es war wirklich der Pfarrer ſelbſt, der, ſobald er Napoleon erblickt, den er kannte, ſeine Mühle ſtehen läßt, ſich erhebt und den Kaiſer begrüßt. Was Teufel macht Ihr denn da, Herr Abt? fragte der Kaiſer lachend. — Wahrlich, Sire, antwortete der gute Pfarrer, ohne in Beſtürzung zu gerathen, Ew. Majeſtät ſieht es ja, ich mache es wie Sie, ich verbrenne die Kolonialwaare.

Der Fürſt und die Maske.

24. Eines Tages fragte Friedrich der Große bei der Mittagstafel den bekannten Freiherrn von Pölnitz, ob er des Abends auf die Redoute gehen würde, und als dieſer bejahete, ſetzte der König hinzu: „Das iſt mir lieb; ſo bin ich doch gewiß, Einen zu erkennen.“

Pölnitz. Das kommt noch darauf an, Ew. Majeſtät.

König. O gewiß! — Ihn will ich unter Tauſenden und unter jeder Geſtalt wieder erkennen.

Pölnitz. Ich unterſtehe mich nicht zu widerſprechen; aber die Zeit wird es lehren.

König. Gut. Ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich — wahrhaftig, 1000 Louisd'or ſchenke ich Ihm, wenn ich Ihn nicht erkennen werde.

Pölnitz. Ich danke Ew. Majeſtät im Voraus unterthänigſt. — Wahrlich, ich hatte nicht geglaubt, daß heute mein Glücksſtern regiert.

König. Triumphire er nicht zu früh, mein lieber Baron. Kurz, es bleibt dabei, ich halte Wort.

Nach aufgehobener Tafel und nachdem er ſeinen Plan völlig durchdacht, ſäumte Pölnitz nicht, ſich nach Hauſe zu begeben und ſogleich einen der vornehmſten und reichſten Juden Berlins zu ſich rufen zu laſſen. Er erzählte dieſem den Vorfall mit dem Könige und verſprach 1000 Thaler Belohnung, wenn er ihm zur Erreichung ſeines Zweckes die nöthige Hülfe leiſten würde. Dieſe aber beſtand darin, daß er ſogleich eine möglichſt große Menge Juwelen herbeiſchaffen ſollte, mittelſt welcher der Baron ſich Abends ſchmücken und ſo dem Könige ſich unkenntlich machen wollte; wohl berechnend, Friedrich werde bei dem Anblicke ſo vieler Juwelen eher an Dieſen oder Jenen, als an ſeinen (tief verſchuldeten) Kammerherrn denken.

Der Abend kam, die Redoute begann, und ſchon lange hatte der Fürſt ſeinen Kammerherrn vergebens geſucht, als nun der König plötzlich einen äußerſt prachtvoll gekleideten Armenier erblickte. Turban, Gürtel und Kleid ſtrotzten von ächten Juwelen. — Die Maske erregte allgemeines Aufſehen. Alles umringte ſie, Jeder ſuchte zu erforſchen, wer dahinter verborgen ſein möchte. Man betrachtete ſie von allen

Seiten, man redete ſie an, die Maſke war nicht ſtumm; aber Niemand konnte ſie erkennen. Beſonders war der König neugierig, zu erfahren, wer wohl in ſeinem Lande Beſitzer eines ſo beträchtlichen Schatzes an Edelſteinen und Perlen ſei? Er ſchickte deshalb Mehrere ab; Alle aber kamen mit der Nachricht zurück: es ſei ein Holländer, der große Beſitzungen in den Colonien habe und nach Berlin gekommen ſei, um dem Könige mehrere wichtige Projecte vorzulegen; falls dieſe angenommen würden, ſei er geſonnen, ſeine Beſitzungen zu verkaufen und ſich im Preußiſchen niederzulaſſen.

Lieblich tönte dieſe Nachricht in Friedrichs Ohren, und jetzt nun noch mehr neugierig zu erfahren, worin die Projecte eigentlich beſtänden, ſchickte er wieder einige Vertraute ab, danach zu forſchen. Vergeblich waren alle ihre Bemühungen; der Armenier erwiederte ihnen ſtolz: den Gegenſtand ſeiner Projecte könne und werde er nur dem Könige ſelbſt offenbaren.

Durch dieſes geheimnißvolle Weſen immer neugieriger gemacht, redete der König die Maſke ſelbſt an und bot ſeine ganze Ueberredungskraft auf, ihr den Mund zu öffnen; aber vergebens. Sobald das Geſpräch auf die angeblichen Projecte ſich hinlenkte, blieb der Holländer ſtets einſylbig und verſicherte beharrlich, deshalb könne und werde er nur dem Könige ſich ſelbſt entdecken.

Seiner Ungeduld nicht länger mehr Meiſter, nahm endlich Friedrich die Maſke ab und ſagte!

„Nun zum Henker, ich bin ja der König!"

„Und ich bin Pölnitz," erwiederte ſchnell der Holländer, indem er ebenfalls die Maſke abzog und ſich ehrfurchtsvoll verneigte. — Der König ſtutzte einen Augenblick, verzog dann den Mund zum Lächeln und wandte ſich kurz um.

Des andern Morgens ſchickte er ſeinem Kammerherrn die verſprochenen 1000 Louisd'or, und würde ihm gern mehr gegeben haben, hätte er den Verdruß nicht gehabt, überliſtet zu ſein.

Friedrich der Große und Dr. Gall.

25. Es war Hofball in Potsdam; der ganze preußiſche Hof hatte ſich hier verſammelt und paradirte vor Friedrich dem Großen.

Aber unter allen dieſen geſtickten Kragen und Epauletts zog ein einziger Mann des Königs Blicke auf ſich und feſſelte ſeine ganze Aufmerkſamkeit; es war ein ſchlanker Mann, mit orginellem Kopfe. Friedrich kannte ihn nicht und ließ den Palaſtmarſchall rufen.

„Herr Herzog, wer iſt jener Mann im ſchwarzen Fracke, welcher ſich in jener Fenſtervertiefung mit unſerem gelehrten Kanzler unterhält?“

„Es iſt ein berühmter Arzt, Sire, Dr. Gall.“

„Gall? — So will ich ſelbſt eine Probe machen, ob es keine Uebertreibung iſt, was man von ihm rühmt. Ueberbringen Sie ihm in meinem Namen die Einladung, morgen an unſerer Tafel zu ſpeiſen.“

Den folgenden Tag ſaß der Doktor, in Geſellſchaft von einem Dutzend mit Orden und Ehrenzeichen geſchmückten Perſonen, aber von verdächtigem Ausſehen, an des Königs glänzender Tafel.

„Doktor,“ begann Friedrich am Schluſſe des Mahles, „haben Sie die Güte und ſagen Sie mir die Neigungen aller dieſer Herren nach dem Syſteme Ihrer Schädellehre.“

Gall erhob ſich; denn die Bitte eines Königs iſt ihm Befehl, und fing an, ſeinen Nachbar, einen hochgewachſenen, ſonnverbrannten Krieger, den man als General titulirte, zu befühlen.

Der Doktor ſchien verlegen.

„Sprechen Sie offen,“ fügte der König hinzu.

„Se. Excellenz müſſen ein Jagdliebhaber und ein Freund von geräuſchvollen Vergnügungen ſein. Hauptſächlich müſſen Sie ein Schlachtfeld lieben. Ihre Neigungen zeigen ſich als ungemein kriegeriſch an. Das Temperament iſt ſehr ſanguiniſch.“

Der König lächelte.

Der Doktor befühlte einen Andern von der Geſellſchaft, einen jungen Menſchen mit lebhaftem Auge und von verwegenem Ausſehen.

„Mein Herr,“ fuhr Gall ein wenig außer Faſſung fort. „Sie müſſen ſich in gymnaſtiſchen Uebungen auszeichnen, Sie müſſen ein großer Schnellläufer ſein, überhaupt verrathen Sie in allen Uebungen des Körpers die größte Gewandtheit.“

„Genug, Herr Doktor,“ fiel der König ein, „ich ſehe, daß man die Trefflichkeit Ihres Syſtems nicht übertrieben hat, und will nun offen ſagen, was Sie aus Höflichkeit nur errathen ließen. Der Herr

General iſt ein zu den Ketten verurtheilter Mörder, und Ihr Nachbar zur Rechten iſt der erſte Gauner von ganz Preußen.“

Nach dieſer Erklärung ſchlug Friedrich dreimal auf den Tiſch, und auf dieſes Signal drangen von allen Seiten Garden in den Saal.

„Bringet dieſe Herren in ihre Kerker zurück!“

Dann, indem er ſich zu dem erſtaunten Doktor wandte, ſagte er:

„Es war eine Probe. Sie haben in Geſellſchaft der erſten Banditen meines Königreichs geſpeiſt. Durchſuchen Sie Ihre Taſchen!“

Gall gehorchte, man hatte ihm ſein Taſchentuch, ſeine Börſe und ſeine Tabatiere entwendet.

Den folgenden Tag erhielt er die Gegenſtände wieder zurück, und der König hatte eine mit Diamanten gezierte Tabatiere vom höchſten Werthe hinzugefügt.

Die neuen Stiefeln.

26. Friedrich II. war gewohnt, ſeine Stiefeln jederzeit einem ſeiner Kammerlakaien zum Austreten zu geben und legte die alten nicht eher ab, als bis ſie gänzlich unbrauchbar geworden waren.

Während des ſiebenjährigen Krieges ließ ſich einſt der König in Breslau ein Paar neue Stiefeln machen und übergab ſie dem gewöhnlichen Kammerlakaien, vergaß aber ſolche wieder zurück zu fordern. Da er nun aus Breslau aufbrach, forderte er die neuen Stiefeln. Der Kammerlakai hatte ſie bereits über zwei Monate getragen, ſo daß die Sohlen nicht allein abgetrennt, ſondern auch zerriſſen waren. Sie wurden alſo in dieſer Beſchaffenheit von dem Lakaien dem Könige gereicht. Da er ſie noch ſchlechter als die alten fand, ſo fragte er: „Sind das meine neuen Stiefeln?“

Lakai. Ja, Ihro Majeſtät!

König. Sie ſind ja zerriſſen! und Du ſollteſt ſie nur austreten.

Lakai. Das habe ich auch gethan, Ihro Majeſtät.

Der König erwiederte mit der größten Gelaſſenheit: „Das ſehe ich! gieb mir nur meine alten wieder her, und ſchaffe mir in 14 Tagen ein Paar andere; dieſe kannſt Du behalten, aber tritt mir die andern nicht wieder ſo aus, als dieſe, ſonſt mußt Du ſie bezahlen.

Entſchuldigung.

27. Ein Lieutenant bemerkte, daß ſein Kaffee ſeit mehreren Tagen ſo dick ſei; er rief deshalb ſeinen Burſchen ins Zimmer, und fragte ihn nach der Urſache dieſes Uebels. „Ja, ſehn Se, Herr Leitnant,“ ſagte dieſer, „der alte Trichter is entzwee jejangen, un nu hab' ick einen Strumpf jenommen, un da is et möglich.“

„J zum Donnerwetter!“ rief der Offizier, „Kerl, auf Ehre, ich glaube, Du biſt wahnſinnig!“

„J Jott bewahre!“ antwortete der Burſche mit Seelenruhe. „Jloben Se mir doch man, det ick weeß, was ick dhue! Ick weeß ja, det Sie ſich einrichten müſſen, un werde nich ſo reinraſen. Ick habe ja man en alten Strumpf jenommen!“

---

28. Die Familiengruft des Grafen von * iſt bei einem Dorfe, eine Meile von der Reſidenz entfernt.

Der Graf Karl Friedrich ließ kurz vor ſeinem Tode ſeinen alten Kammerdiener vor ſein Bett rufen und ſagte zu ihm: „Wenn ich todt bin, Wilhelm, ſo ſorge dafür, daß ich ordentlich friſirt werde und daß die Haarnadeln in den Locken feſt und gerade ſtecken, damit ſie durch das Rütteln beim Fahren nicht ausfallen oder mir den Kopf verletzen. In der Kirche laß den Sarg noch einmal öffnen, nimm mir den Hut ab und ſetze mir eine Mütze auf; denn das bin ich ſo gewohnt, wenn ich ins Quartier komme.“

---

29. Eine Dame war im Begriff, in einer Geſellſchaft den Gemeinſpruch anzuwenden: „Im Reiche der Blinden iſt der Einäugige — König.“ Die Haltung der ſie Umgebenden belehrte ſie, daß ein Einäugiger gegenwärtig ſei. — Kaum hatte ſie die Worte: Im Reiche der Blinden — ausgeſprochen, ſo hielt ſie inne und erröthete. Der artige und gebildete Einäugige zog ſie aus der Verlegenheit. „Warum halten Sie inne, Madame?“ rief er ſchnell aus. „Sie waren im Begriff, mich zum Könige zu erheben.“

30. Von den Bauchrednern werden manche beluſtigende Anekdoten erzählt. Hier nur einige.

Herr Comte aus Genf befand ſich eines Tages auf der Landſtraße zu Nevers mit einem Bauer, der auf einem Eſel ritt. Plötzlich ſchien der Eſel reden zu können und ſagte: Fort, fort, ich habe dich lange genug getragen! Sogleich ſpringt der Bauer herab, läuft davon und ſchreit, ſein Eſel ſei vom Teufel beſeſſen.

31. Als dieſer Bauchredner durch Rumily ging, war eben Jahrmarkt, wo er einer Bauerfrau begegnete, die ihr Schwein zu Markte brachte. — „Wie theuer wollt Ihr das Schwein verkaufen?“ fragte Comte. „Funfzig Francs,“ antwortete die Frau. „Spricht Euer Schwein?“ fragte Comte. „Ei, wer weiß, vielleicht lernt es noch einmal ſo gut plaudern, als Ihr,“ ſagte ſie. „Das wollen wir gleich ſehen,“ verſetzte er und faßte das Schwein bei den Ohren, welches nun ganz deutlich folgende Worte zu grunzen ſchien: „Das Weib lügt; ich bin nur zehn Livres zehn Sous werth.“ — Das Weib wäre beinahe vor Schrecken umgefallen; ſie, mit vielen Andern, glaubte, ihr Schwein ſei behext, und Niemand wollte es kaufen, trotz aller nachherigen Verſicherungen des Bauchredners, daß er und nicht das Schwein geredet habe.

32. Ein armes Mädchen paſſirte oft die Douanenlinie bei C., mit einem Kinde an der Bruſt. Endlich wurde es verrathen, daß dies Kind mit verbotenen, theuern Stoffen umwickelt war; die Douaniers paßten nun genug auf, aber das Mädchen kam nicht wieder. — Ein anderes Mädchen dagegen, die ihr Kind gern auf eine gute Art los ſein wollte, kam bald darauf mit demſelben an die Linie, that ſehr furchtſam und wurde angehalten. — Man nahm ihr das Kind, ſie ſelbſt aber entkam unter der Menge der herbeigeeilten Menſchen. — Begierig unterſuchten nun die Herren die Beute, fanden aber nichts, als einen recht geſunden, ſtarken Jungen, den ſie nunmehr erziehen laſſen mußten, und ihm zum Andenken den Namen Pierre Contrebande gaben.

33. Ein mit einem großen Ordensbande geſchmückter Herr bemerkte in einer Geſellſchaft eine eben nicht ſchöne Dame, welche einen koſtbaren Ring am Finger trug. Zu ſeinem Nachbar äußerte er ziemlich laut: „ich möchte lieber den Ring als die Hand.“ Die Dame, welche dies gehört hatte, erwiederte: „und ich lieber das Halsband, als den Eſel.“

Beſtrafter Hochmuth.

34. Ein Herzog kam an einem Sonntage nach Hamburg und wollte bei der Durchreiſe ſeinen Banquier ſprechen. Als jener vernahm, daß derſelbe in der Kirche ſei ging er auch dahin, ſeine Andacht zu verrichten. Kaum hatte er einen Stuhl in Beſitz genommen, ſo ſtellte ſich ein aufgeblaſener Handlungsdiener neben ihn, und ſah den Herzog in ſeinem Reiſehabite über die Achſeln. Bald darauf ließ ſich in der Ferne der Klingebeutel hören, und ohne ſeines Nachbarn zu achten, nahm der Herzog einen Thaler aus ſeinem Beutel und legte ihn vor ſich hin. Der Handlungsdiener bemerkte dieſe ihm unbegreifliche Freigebigkeit, und legte, es als eine Aufforderung anſehend, einen Dukaten vor ſich hin. Nun kannte der Herzog ſeinen Mann, und um den Spaß noch weiter zu treiben, legte er 2 Dukaten, jener 3, dieſer 4 vor ſich hin, und ſo ſteigerten ſie ſich bis auf 10 Dukaten. Der Klingebeutel kam, und wurde, wie es der Herzog vermuthete, zuerſt dem Handlungsdiener vorgehalten, welcher die 10 Dukaten mit affectirter Großmuth hineinwarf. Der Herzog lächelte, ſteckte das Gold wieder ein, und gab nur den Thaler hin.

Eine normanniſche Wette.

35. Ein Metzger in Cain hatte in der Nähe der Stadt ein Kalb gekauft. Eine halbe Flaſche Cider beſiegelte den Handel und der Metzger bemerkte unter andern ſcherzweiſe, er gedenke das Kalb bei hellem Tage in die Stadt zu ſchmuggeln, vor der Thorabgabe öffentlich vorüber zu gehen und doch nichts zu bezahlen. Der Verkäufer erklärte dies für unmöglich und es kam zur Wette, wobei der Fleiſcher ſich blos die Bedingung ausbat, daß der Verkäufer ihm auf eine halbe Stunde

ſeinen Hund leihe. Dieſen Hund ſteckte er in einen Sack, nahm denſelben auf die Achſel und ging ſo der Stadt zu. Als er das Tho erreichte, erklärte er, er habe nichts zu bezahlen, weil in dem Sac nichts als ein Hund ſei, den er eben gekauft habe und ſo trage, damit derſelbe den Weg zu ſeinem Herrn nicht wieder finden möchte Der Einnehmer wollte dies nicht glauben und verlangte den Hund zu ſehen. Der Metzer mußte deshalb den Sack öffnen; der Hund benutzte natürlich die Gelegenheit und lief davon. Der Metzger eilt ihm nach und fluchte dabei fürchterlich.

Nach einer Viertelſtunde erſchien er endlich wieder an dem Thore mit dem Sacke auf der Schulter: „Sie haben mir viel Noth gemacht,“ ſagte er zum Einnehmer, der ihn ohne weiteres gehen ließ. Der Metzger hatte diesmal das Kalb im Sacke.

Fürſt Pückler.

36. Fürſt Pückler erzählt, ihm habe ein angeſehener Eingeborner in der Wüſte Schendy folgende Hiſtorie als vollkommen authentiſch mitgetheilt: „Es iſt noch nicht lange her, daß ein Mann aus Berber ſich hier niederließ, den wir Alle gekannt haben. Eines Morgens führte er ein Pferd zum Tränken an den Nil, band den Strick, an dem er es hielt, um ſeinen Arm, und kniete, während das Thier ſeinen Durſt löſchte, zum Gebete nieder. In dem Augenblicke, wie er mit dem Geſichte auf dem Boden liegt, fegt ihn das Krokodil, nach der gewöhnlichen Art ſeines Angriffes, mit ſeinem Schweiſe in das Waſſer und verſchlingt ihn. Das Pferd entſetzt, wendet alle Kräfte an, um zu entfliehen, und da der im Bauche des Krokodils befindliche Arm ſeines Herrn, an welchem der Strick feſtgeknüpft war, dieſen nicht loslaſſen konnte, und der Strick auch nicht zerriß, ſo zerrte das entſetzte Pferd an demſelben das Krokodil nicht nur aus dem Fluſſe heraus, ſondern ſchleppte es auch über den Sand zwei Stunden weit, bis an die Thür ſeines eigenen Stalles fort, wo es denn bald von der herbeikommenden Familie getödtet, und der Verſchlungene im lebenden Zuſtande herausgezogen wurde.“ — Man ſieht, daß auch in Aegypten Münchhauſen kein Fremdling iſt, wenigſtens ſeinen Werken nach.

37. Ein Böhme, der einen böſen Fall gethan hatte, wurde vom Wundarzte gefragt: ob er ſich in der Gegend des Wirbelbeins verletzt habe?

„I nå,“ antwortete er, „bin i fallen uf Ring klaanes[*], wu is Haus meiniges.“

38. Eine böhmiſche Fräule, deren Roſenwangen ſchon ziemlich verbleicht waren, feierte ihren zwei und zwanzigſten Geburtstag. Eben ſaß ſie mit ihren Freundinnen und — Freunden beim Jauſen (einer tüchtigen Magenreſtauration zwei Stunden nach dem tüchtigen Mittagseſſen), als ſie in folgende Klage ausbrach:

„Jeſchus Maria! heut is Geburtstag meiniger und geſtern ſeinſe g'weſen 32 Jahre, daß is g'ſtorben Herr Vaterle ſeliges!“

39. Ein böhmiſcher Fleiſcher, ſeinen Landsleuten an gutem Appetit nicht nachſtehend, befand ſich eben in ſeiner Fleiſchhütte, als eine Magd kam, um Fleiſch zu holen. Da der erſtere verſicherte, daß nichts mehr vorhanden ſei, zeigte ſie auf einen Schinken hin, der noch an der Wand hing, worauf der Fleiſcher ganz verlegen ſagte:

„Ale (aber) Kocharſchka! bitt Ihne, ſchauns, werdens doch nit das Bißerl Schunken verlangen? is jo Nachtmahl meiniges!“

40. „Wer biſt Du denn, ſchöne Maske?“ fragte ein Chapeau d'honneur am verwichenen Faſching im Prager Redoutenſaale einen herrlich koſtumirten Afrikaner.

„Bitt Ihne,“ war die ſchnelle Antwort, „ſeinſe jo meiniges Kundmann, bin i Schneidermaſter Kurzſchek! weiſen's no nit?“

41. Einem Böhmen verordnete ein Arzt Bäder. Nachdem erſterer einige davon gebraucht, fragte ihn der Doctor:

---

[*] Kleiner Ring iſt in Böhmen, was der Ausländer „kleiner Markt oder Platz“ nennt.

„Nun, wie finden ſie die Bäder?“

„„Schauns, Pani Doctor!““ antwortete der böhmiſche Patient, „„bin i bißl haicklich; ſeinſe mer de Bäder zu naß.““

---

42. Einſt ſtand ein böhmiſches Regiment einem franzöſiſchen gegenüber, und nur ein Fluß trennte beide von einander. Da rief ein Franzos aus Kurzweil der böhmiſchen Schildwacht zu: „Filou, filou!“

Der Böhme meinte, der Franzoſe frage: wie viel Uhr, und antwortete demnach ganz ruhig:

„„Halber Vier!““

---

43. Zwei Prager Holzhauer geriethen in Streit und kamen bald in's Handgemenge. Da applicirte der eine dem andern einen ſo kräftigen Hieb auf den Kopf, daß der Getroffene niederſtürzte.

„Zatraceny!“ rief frohlockend der Sieger, „das war ane Watſchen aus'm ff! — Aber der rührt ſich nit; Jeſchus Maria! is e vielleicht tudt! he Pepitſchku! lebſt noch, biſte nit tudt?“

„„Ná,““ ſprach dieſer, i hob nur d'Sprache verloren!““

---

44. In einem Bürgerhauſe, in welchem Niemand eine fremde Sprache ſprach, ſuchte man für die beiden Kinder eine franzöſiſche Gouvernante, um die Kleinen franzöſiſch lehren zu laſſen. Ein Jahr verging und die Eltern bemerkten mit Vergnügen, daß die kleinen Affen ſchon in einer fremden Sprache ſich ausdrückten, die jene nicht verſtanden. Bei einer Geſellſchaft ſollten die Kinder nun glänzen, man rief ſie vor, ſie parlirten, und man bemerkte, daß ſie ſtatt Franzöſiſch — Böhmiſch gelernt hatten.

---

45. Einmal ging das Gerücht, Herr van Acken, der Inhaber einer Menagerie, ſei ein Opfer ſeiner Kühnheit geworden, und als er dem Löwen den Kopf in den Rachen ſteckte, ſei er umgekommen. Allein es war nur eine Lüge, und als nachher van Acken ſeine Menagerie in einer böhmiſchen Stadt zeigte, fragte ihn ein Böhme:

„Geſchi möve! ſein Sie Herr van Acken? ſelbiges, was hat abbeißen Löwen Kup ſeiniges?"

---

46. „Wo iſt mein Hund?" fragte ein Reiſender in einem böhmiſchen Gaſthofe, wo er abſtieg.

„„Unterthänigſt aufzuwarten,"" ſagte der Wirth, „„ſeinſe de Stiegen 'naufgeloffen, werdenſe wuhl gleich wieder 'runter kummen.""

---

47. Folgende beiden Grabſchriften ſind wirklich auf einem böhmiſchen Gottesacker zu leſen:

1.

Hier liegt Kutſcher von Graf Kolowrat,
Weil über ihn ging Wagenrad,
Weil ihn ein ſuliches Maler (ſolches Malheur) traf
Ließ ihn begraben Graf.

2.

Hier liegt armes Invalid tud
Weil hat geſſen zu viel Kummißbrud,
Willſt Du wiſſen, wer is geweſen?
Bei Fuhrweſen.

---

48. Eine Frau in einer Provinzialſtadt Böhmens wurde von ihrem Eheherrn recht arg geprügelt. Sie lief auf die Polizei und zeigte die blutunterlaufenen Striemen. Der Kommiſſär ließ den Mann holen und verwies ihm ſein Betragen. Unter Anderm ſagte er ihm auch: „Wenn Ihr Euer Weib denn gar nicht liebt, warum habt Ihr ſie denn geheirathet?"

„„Geſchi wande!"" erwiederte der Mann, „„als ich ſie hob heirathen, hot ſie habt hübſches G'friß*), un hob i ſe lieb habt zum Freſſen; hob i itzt Gall g'nug, doß hab ich ſie damals nit g'freſſen.""

---

*) Geſicht.

49. Eine Pragerin erhielt von ihrem Manne, der mit einer Herrſchaft auf der Reiſe war, folgenden Brief:

„Liebſte Weib!

Ich hab ſchun krigt Ontwort uf meine Brief, und hot mich meine Seel g'frept, wie hob ich leſen, daß biſt Du und alle mitenonder hübſch g'ſund, mir thut auch gor nix fehlen. Vorige Wuchen bin ich mit meiner Herrſchaft von der Raaß (Reiſe) zurück kumme. Mir worne in one Lond, wo is heiß wie Teufl, Du wirſt nit glauben, daß is mir Hut aaf Kop verbrennt bis af meine Federbuſch. Ober Weiberle, do hob i Sochen g'ſehn anzig ſeine Ort, was kannſt Du gor nit glauben. Amol ſeime (ſind wir) as one Stodt g'forn, dos wor anzig! Gleich wie mr ſeinſe kummen von unſere Stadt hot nit lang dauert, ſeimer af Kaiſerſtroßen kummen, der wor mit laute Guldblatten g'pflöſtert und die Brücken, wos ſeinſe af Schooße (Chauſſée) woren von Kriſtall und blau angeloſſen mit Bronz, und Alleebäumer worens von Ebenholz engliſch pulirt mit gute Staner beſetzt, ſtatt Blätter worn laut'r Guldplatteln, und ſtatt Zwetſchken und Kirſchen, gako ku prikla du u nás w Cechách (d. i. wie zum Beiſpiel bei uns in Böhmen), do worn lauter longlichte Perlen blau ongeſtrichen oder ſein, und rothe Korollen. Die Vogeln af die Bäumern hobenſe guldportirte Fliegeln und in Feuer verguldene Schwaſl. Dos is uf Ehr poßirlich. Die Stroßen hot uns führen in ane Schloß zu ane Graf, wos is er Stanbrüderle mit meine Gröſin. Der genze Schloß wor von Bernſtein goſſen, und inewendig mit rothem Saffian g'füttert, ale (aber) wos war ſpaßig und wos hob ich in meine Leben nit g'ſehen; in der Kuchel wor Herd mit lauter Briliianten b'ſetzt, und von den Briliantenfeuer hoben die Speiſen kocht.

In olle Flüß und Brunne flüßt lauter Guldwoſſer, wos müßt ihr in Prog klanes Glaßl theuer zohlen. Pferd ſeinſe mit damaszirten Hufeiſen und ſilbernen Nögeln b'ſchlogen, und G'ſchirr hoben ſe vun Pergament, in Orbaſchl (Ohrläppchen) trogens Oringl, ober dos g'fallt mir nit, weil warn Wolochen. Meine Gröſin, weil hot ſe mich immer noch ſu lieb, hot mir por ſchöne Sporn von chineſiſchen Pozucon kauft, ſo wos hoſt Du liebes Katerle noch nit g'ſehn. Die Schronken aaf Schooße ſind von Machoniholz unten und oben met Guld beſchlogen, ober die Einemer ſein mit höflich, und gleich hobens un frogt: hobens kon Knoſker? ober ich wor g'ſcheid.

Bei Kaufmon, den Du kennſt, wirſt Du a Faßl mit 3 braſilianiſchen marginirten Heuſchrecken von mir erhalten, do konnſt Du 2 Jahr en Leckerbiſchen tron hoben.

Dein
aufrichtiger Monn
Joſeph Wewerka.
Leibkutſcher.

50. Ein Böhme, der in einer deutſchen Stadt durch ſeine Unkunde der Landesſprache oft in Verlegenheit gerieth, rief aus:

„Wos ſeinſe de Deutſchen für dummi Volk! Satraceny! bin in Stodt uf 20 Jahr, un verſtehn ſe mir no nit!“

51. Es ſaßen nur zwei Gäſte in einem Schenkzimmer zu Prag und beklagten ſich bei dem Wirth, daß der Aufwärter ſo langſam ſei.

Da las der Wirth dem Aufwärter den Text und ſagte unter andern auch im Zorne:

„Sakramenska ſubi Kedl! ſchlampete Lump! nit amol könnts Ihr bedienen zwa ſo dumme Gäſt', wie ſoll's wer'n, wenn Zimmer meiniges ganz vull is?“

52. Ein Böhme rühmte ſich in einem Gaſthauſe gegen einen ältlichen Herrn, Latein zu verſtehen. Da fragte ihn denn dieſer lächelnd:

„Sagen Sie mir, lieber Freund: Quid est caput?“

Ohne ſich lange zu bedenken, antwortete der Böhme:

„„Kaput is e nit Frack!“ “

53. Mit dem Kopfe auf beiden Händen ruhend, lag ein böhmiſcher Rekrut feſt ſchlafend in der Wachſtube. Seine Kameraden, die ihn ſtets zum Beſten hatten, legten ihm ein Stückchen brennenden

Schwamm auf die Hand und eilten zur Wachſtube hinaus, um durchs Fenſter ſich an dem Schreck zu weiden, womit der Schlafende durch den Brand auf die Haut erwachen würde.

Mit den lächerlichſten Grimaſſen erhob ſich alsbald der Schläfer und als er den brennenden Schwamm auf der Hand ſchmerzlich gewahr wurde, rief er, unter Verzerrung aller Muskeln, drohend aus:

„Potschkete sakramentsky Daschkarschy,*) will ich Feuer hier liegen laſſen, bis e kummt, Panni Feldwebel; ſollſt ſehen, was werds kriegen!“

54. Eine alte, von Gewitterfurcht bis zur Lächerlichkeit eingenommene, böhmiſche Müllerin, rief dem kutſchirenden Müllerknappen zu:

„Ale Pepitſchku! nimmts Euch doch bißl mehr z'ſammen; ſeids jo nit blind un ſchauts doch, daß kummt e Wetter vun rechtes Seiten; fahrt's doch uf linkes.“

55. „Aber ſchaut's,“ ſagte ein nicht ungebildeter böhmiſcher Gaſtwirth zu ſeinem eben erſt angenommenen Kellner, als dieſer den Speiſezettel ſchreiben mußte, „wie ſchreibts ſo unorthogräphiſch!“

„„Na zatraceny!““ war die Antwort, „„ſchauens her, was is e das für a ſudi Feder! wie kann mer ſchreiben urthegraphiſch mit ſulchenes Ludern?““

56. Bei einer mimiſchen Darſtellung ſagte ein böhmiſcher Brauer zu ſeiner Frau:

„Is ſe das akkurat, wie e Oper:“

„„Wär's e Oper,““ meinte die Gnädige, „„hätt i no nit ſu viel Gall; ale is no viel ärger.“

57. Ein Prager Schneider hatte die Gewohnheit, an jedem Sonntagabend ſeine Lehrbuben mit einer ſogenannten lehrreichen und auf ſeine Einſichten gegründeten Unterhaltung zu beſchenken.

---

*) Partet verfluchte Spitzbuben.

Einſtmals ſagte er zu ihnen:

„Suliche Bagage, wie Ihr, kennt de Wunder der Natur nuch gar nit recht. Su ſelds ſu dalkicht, und denkt's: Jeſchus Maria! was is ſe de Sonne für großes Wunder! Ih a, anpumpſt! ſeid's g ſcheidt, de Sunne is e kan Wunder, ale der Mond. Wenn er nit ſcheinete, könnten wr nix ſehen bei Nacht. Na, d'Sunne ſcheint a, ale nur bei Tag; do brauchts mer nit, is e ſu ſchun helle genug.“

---

58. Ein böhmiſcher Bauerburſch brachte ein Kalb in die Stadt, welches ſich ſo ſehr ſträubte, daß er es mit beiden Händen feſthalten mußte.

Der Pfarrer des Dorfes, wo der Burſche zu Hauſe gehörte, begegnete ihm zu Pferde.

„Grobian!“ rief er, „ſiehſt Du nicht, wer Dir begegnet? Kannſt Du nicht die Mütze abnehmen?“

„„Na gleich, Herr Pfarrer!““ erwiederte der Burſche, „„ſteigens nur erſt 'runter un haltens mi das Kalb.““

---

59. Als ein Böhme die, vor mehrern Jahren in Prag zur Schau aufgeſtellten, künſtlichen anatomiſchen Präparate zu Geſichte bekam, wurde er von ſolchem Erſtaunen ergriffen, daß er — ein leidenſchaftlicher Dilettant in der Anatomie — vor Freuden ausrief:

„O ſakramente! ſeinſe gar ſchön, de Reparate, un fehlt er nix, als das Geſtank!“

---

60. Als in Prag der herrliche „Freiſchütz“ zum erſten Male gegeben wurde, und das Volk haufenweiſe in das Theater ſtrömte, watſchelte auch ein geiſtesarmer, aber fettreicher Fleiſchermeiſter in daſſelbe und betrachtete ſeinen geſperrten Sitz.

Kaum war der erſte Akt vollendet, als unſer Dicker ſchon in feſtem Schlafe begraben ſchnarchte. Sein Nachbar, der ſich über das Gefühlloſe in dieſem Fleiſchklumpen ärgerte, ſtieß ihn an und ſagte:

„Aber ich bitt' Sie, wie kann man bei ſolch' einem herrlichen Genuß ſchlafen?“

„„Na, zatracenÿ!““ grunzte der Schlächter, „„is e Schlof nit herrliches Genuß?“

---

61. „Rudere brav, Franzl!“ ermunterte ein böhmiſcher Schiffer ſeinen Sohn, mit welchem er an einem ſchwülen Sommertage die Moldau hinabfuhr. „Heut Abend, wenn kumm mi nach Haus, kriegen wir Knödel (Klöße), ſo Gott will.“

„„I ja,““ erwiederte traurig der Sohn, „„wenns Gott a tauſendmol un die Mutter will nit, bekumm mr doch kane.“

---

62. Ein böhmiſcher Bauer fuhr zu einem Thore der Hauptſtadt herein. Sein Wagen war mit vollen Säcken beladen.

„Was habts da?“ fragte der Accisbeamte. Geheimnißvoll näherte ſich der Landmann, und flüſterte ihm ins Ohr: „Is e Haber uf meiniges Wagen.“

Das kam dem Beamten verdächtig vor. „Wahrſcheinlich hat der Kerl verbotene Waaren auf ſeinem Wagen,“ ſagte er, „warum thut er ſonſt ſo geheimnißvoll?“

Er unterſuchte nun im Verein mit einem Collegen den Wagen und fand — nichts — als Haber.

„Na,“ ſprach der Aergerliche, „was ſolls alſo mit dem Geheimthun?“

„„Bitt ih Ihne,““ erwiederte der Bauer, „„meinige Pferde ſeinſe hungrig, habn ſe in ganzes Jahr nit Haber g'ſehn. Wenns nu merken, daß hab ih welchen, und ſe kriegen kanen, ſu gehnſe nit mehr vun der Stell.““

---

63. Ein junger, von unerſättlicher und dabei unnützer Leſewuth befallener Böhme, hatte die üble Gewohnheit, dieſelbe auch im Bett bei Licht zu befriedigen, worüber er denn gewöhnlich einſchlief. Sein Vater, ein vermögender Mann, hatte daher ein für allemal einem Burſchen im Hauſe den Befehl ertheilt, jeden Abend nachzuſehen, um

das Licht zu löſchen. Einſt lag nun der Alte im tiefſten Schlafe, als der Burſche ihn ſchreiend weckte:

„Gnädiger Herr! bitt i Ihnen, ale itzt ſagen's wos ſoll i itzt ſchaffen?“

„„Was giebt's?““

„Der junge Herr — —“

„„Nun? er iſt doch nicht zu Schaden gekommen?““

„I nä, ale hot e auslöſchen ſein Licht ſelber.“

64. Einem Bürger in Przemiſl war ſein liederlicher Bube entlaufen, und hatte ſich zu einer herumziehenden Komödiantenbande geſellt. Der Vater hörte lange nichts von ihm, endlich fand er ihn in einem nahegelegenen Städtchen wieder, wo die Komödianten eben ein Deklamatorium gaben. Der Sohn trat auf und fing an zu deklamiren: Auch ich war in Arkadien geboren. Da überlief den Vater die Galle, er ſtürzte vor und rief:

„Fudi Lump! is e nit wahr! is e geborn in Przemiſl.“

65. Ein böhmiſcher Schuhflicker, der nie einen Stock getragen hatte, kam eines Abends mit einem ſolchen nach Hauſe, und wurde von ſeiner Frau gefragt, warum er denn jetzt auf einmal einen Stock trüge?

„Weil is ſe ſu kalt,“ war die Antwort.

66. Am Faſtnachtsdienſtage kamen aus einer der Vorſtädte Prags ſpät am Abend ein Paar Leute, die ziemlich berauſcht ſchienen, durch das Thor getaumelt. Sie hatten ein verſchleiertes Frauenzimmer in der Mitte, das nur mühſam zu gehen ſchien und von den beiden faſt geſchleppt wurde.

Die Wache und die Acciſe-Beamten hatten ihre Freude über dieß komiſche Kleeblatt. Nachdem die drei Verlarvten eine Straße erreicht hatten, wo ſie von den Acciſe-Beamten nicht mehr geſehen werden konnten, ließen ſie das Frauenzimmer los, und — es ging auf allen

Bieren. Es war nämlich ein Kalb, das die beiden ſcheinbar Betrunkenen auf dieſe Weiſe eingeſchmuggelt hatten.

67. Als der in der Schlacht bei Kulm gefangene franzöſiſche General Kreuzer nach Prag gebracht wurde, bemerkte ein daſiger Jude:

„Wous nützt uns de Kreuzer? hättenſe lieber gefangen den Souverain!“

68. Ein Prager Fleiſchhacker ließ den Arzt plötzlich holen und darauf dringen, daß letzterer ſich beeile, indem er ſich ſehr übel befinde. Als nun der ſo dringend Herbeigerufene ins Zimmer trat, fand er den Patienten im Bett. Er fühlte ihm den Puls und fragte, wo es fehle?

„Is das fluchti ſakramenska Wirthſchaft!“ antwortete der Patient, „kann i nit ſchlafen ſchunt drei Nächte.“

„„Haben gewiß zu viel gegeſſen?““ forſchte der Arzt.

„Ale bitt' i Sie, eß i allweil ſudi ſtark; macht mer nix bei Schlof.“

„„Oder zu viel getrunken?““

„Nu ſchauen's, Panni Doktarſch! ſauf ich jedes Tag ſechs bis acht Maß Bier, ſchlof aber immer furt bei Nacht wie Ratz.

„„Nun, was haben Sie denn alſo?““

„Zatrazceno! hab i ſchreckliches Menge von Wanzen!““

69. Ein Herr hatte einen böhmiſchen Bedienten; einmal trug er ihm ein Geſchäft auf, welches er durchaus nicht auf ſich nehmen wollte. Da entſpann ſich zwiſchen beiden folgendes Geſpräch:

Herr. Alſo Du willſt nicht thun, was ich Dir befohlen habe?
Böhme. Nä!
Herr. Wenn ich Dir aber eine Ohrfeige gebe?
Böhme. Nä!
Herr. Wenn ich Dich aber morgen aus dem Dienſte jage?
Böhme. Nä, i thu's doch nit!

Herr. Aber ſage mir, Kerl, warum willſt Du es nicht thun?

Böhme. Will i Sprichwort ſchönes nit aus der Mode bringen: Is e dickkuppete Böhm!

---

70. Spät des Nachts ging ein Prager Galanthomme an einer Schildwacht vorüber und erſuchte dieſelbe, ihm zu ſagen, wie viel Uhr es ſei?

„Halber zwölf!“ antwortete die Wache.

Der Böhme dankte und ſetzte hinzu:

„„I wünſch' i wohl zu ruh'n!““

---

71. Auf einem öffentlichen Platze zu Prag ſtand unlängſt ein Pulverwagen, von einem Grenadier bewacht, als ein ſchweres Gewitter aufſtieg.

„Jeſus Maria!“ ſprach ein Bürger zu ſeinem Nachbar, „bin i in ſchreckliches Furcht, daß da e Blitz 'neinſchlägt.“

„„Na,““ verſetzte der Andere wichtig, „„ſein's nit ſu dalkigt, is e do nix zu fürchten, — 's ſteht ja e Schildwacht dabei.““

---

72. Bei einem Gaſtmahle begoß ein ungeſchickter Bedienter einer Dame das ganze prachtvolle Kleid mit der eben hereingebrachten Suppe.

„Machen ſich Ew. Gnaden nix d'raus,“ ſagte tröſtend der böhmiſche Diener, „is e in Kuchel noch ganzes Tüpperl voll Suppen.“

---

73. Auf einem bürgerlichen Pickenick zu Prag ſagte ein Stutzer zu einer hübſchen Brauerstochter:

„Erlaubens Fräulein, daß bin ich ſo frei, Sie auf nächſter Galley auszubitten?“

„„Dank ich Ihne,““ erwiederte das holde Kind, „„ale bin ich ſchon ankutſchirt;““ ſie wollte ſagen: engagirt.

74. Ein dummer böhmiſcher Bedienter hatte oft die Höflichkeitsformel: „Meine Wenigkeit“ ausſprechen hören. Als er einſtmals am Spieltiſch die Lichter putzte, und einer der Herren fragte: „Wer ſpielt denn aus?“ ſo rief er, erfreut etwas gelernt zu haben:

„Innige Wenigkeit, Ew. Gnaden!“

75. Eine böhmiſche Bauermagd hatte eine zinnerne Schüſſel über das Feuer geſtellt, um einen Fiſch warm zu machen; das Feuer hatte das Zinn aufgelöſt, und dieſes war hinter den Heerd hinabgeronnen. Als nun unſre Katſcho kam und wohl den Fiſch, aber nicht die Schüſſel ſah, rief ſie aus:

„Ale, is e das e dalketes Vieh, unſere Katz, hat ſe freſſen de Schüſſel, und läßt ſe Fiſch ſtehen.“

76. Gengens heut nit in Theoter, ſchöne Fräule?“ fragte ein böhmiſcher Handwerksburſch ſeine Amantin.

„„Nä,““ erwiederte dieſe, „„hab i leſen aaf Komödizettel daß ſpielt der Stuck aaf Dorf; ale bin ih ſu ſchrecklichs müde, daß kann ih nit gengen 'naus.““

77. Ein emporgekomm'ner Böhme, alſo reich, aber ohne Bildung, beſuchte das Ausland. Sein großes Vermögen machte ihn in bedeutenden Familien bekannt und er wurde öfters eingeladen. So kam u. a. auch eine Einladungskarte an ihn zum Souper.

„Na,“ rief er ärgerlich, „das is ſe fluchti G'ſchicht! waaß i nit, wenn is Eſſen? Mittag oder Abend?“

78. Ein Prager Bierbrauer traf in ſeinem Garten Schweine, welche Alles um und um wühlten.

„Satraczenty! welchem ſuti Kedl, welchem Schlingel g'hören d' Schweinze? rief er einem Bauerburſchen zu.

„„I ſeinſe ja die Innigen, Herr Maſter!““ war die Antwort.

79. In einer recht luſtigen Prager Abendgeſellſchaft ſaß ein Herr mit finſtrer Miene und niedergeſchlagenen Augen ganz ſtill und ſtumm.

„Na,“ fragte ihn ein heiteres Böhmermädchen, „was ſein ſe heut ſo ſchwarzgrauer Laune?“

„„Ich geb' meinen Gedanken Audienz!““ war die Antwort.

„Ei, wer wird ſich zerbrechen Kupp, mit ſolches Dalkerei!“ warf das fröhliche Mädchen, und Alles lachte aus vollem Halſe.

80. Auf einem der letzten Prager Faſchingsbälle, grade nach Beendigung eines Galops, ging ein Herr mit ſeiner bildſchönen Tänzerin in dem erleuchteten Saale langſam ſpaziren.

„O ſchöne Holde!“ lispelte er, ſchmachtend in ihr ſeelenvolles Auge blickend, „wie reizend ſind Sie, ſo ſieht nur die liebe Unſchuld ſelbſt aus!“

Ganz beſchämt ſchlug ſie die Augen nieder, und wisperte:

„„O gengen's, gengen's, plauſchen's mi nit ſo än!““

81 Ein böhmiſcher Fiaker ſaß mit ſeiner Geliebten in einem Wirthshauſe, wo er ſie unaufhörlich nöthigte, zu trinken. Da ſie aber ſchon genug hatte, rief ſie aus:

„Ich dank ich Ihne ſchönſtens, ale hab ich ſchon bis da — (fährt mit dem Finger über den Mund) hab ich Durſt keinen.“

„„Ei ſatraczenty!““ drängte der Liebhaber, dem Mädchen das Glas hinhaltend, „„Trinken's nur zu! wenn mr nur ſaufen wollt' wenn mr a Durſt hat, was wär's denn da für'n Unterſchied zwiſchen de Menſchen und den Viechern?““

82. In einem böhmiſchen Gaſthofe unterhielten ſich mehrere ſehr gut gekleidete Franzoſen mit einander. Als nun ein Böhme, der auch an ihrem Tiſche ſaß, ſich unaufgefordert in ihr Geſpräch miſchen wollte, rief ihm ärgerlich einer der Franzoſen zu:

„Laß Sie mick in Ruh, Monsieur! Sie nix verſteh von bon ton."

„„Was ſagen's?"" ſchrie zornig aufſpringend der Böhme, „„ſakramente! ich nix verſtehen, was is e Ponton? Sie nix verſtehen von Ponton; ale ich, bin ich geweſen Kapral bei löbliches Pontonier-Korps.""

83. Ein Prager Dilettant, deren Zahl überhaupt Legion, exercirte ſich täglich Abends auf dem Waldhorn, was den im Hauſe wohnenden Parteien nicht wenig Verdruß verurſachte. Endlich merkte er es, und wählte zu ſeinen Uebungen ein Zimmer, das rückwärts in den Garten ging.

„Wie machen's denn, daß mr von Innige Blaſerei nix mehr hört?" fragte ihn ein Nachbar.

„„Schauen's,"" verſetzte er, „„blaſ' ich jetzt hinten hinaus.""

84. Von dem Principal einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft, die in Strakonitz einige Vorſtellungen gab, erbat ſich ein Dilettant das langerſehnte Glück, in einem Ritterſtücke als Intrigant aufzutreten. Bei der Probe ſprach der Gaſt, den böhmiſch-deutſchen Accent abgerechnet, ſeine Rolle ziemlich geläufig, denn er hatte ſie vollkommen auswendig gelernt; aber Abends, während der Darſtellung blieb der arme Wicht in einer Scene, wo er die, ſeinen Liebesantrag verſchmähende Heldin mit gezücktem Schwerte bedrohen ſollte, plötzlich total ſtecken und es entſtand eine lange Pauſe. Der Souffleur beſtrebte ſich mit lauter Stimme, dem vor Angſt ganz Verwirrten aus der Verlegenheit zu helfen und rief einmal um das andere: „Ziehen Sie Ihr Schwert!" Endlich hört es der Dilettant, und ſich faſſend tritt er gravitätiſch der mit ihm agirenden Schauſpielerin näher und ſpricht gebieteriſch: „„Ziehen Sie Ihr Schwert!""

„Um Gotteswillen, Sie ſollen ziehen!“ flüſterte der über den Mißverſtand aufgebrachte Souffleur wieder.

„„Um Gotteswillen, Sie ſollen ziehen!““ wiederholt ganz ernſthaft der Acteur.

Ein allgemeines Gelächter entſteht und der Einbläſer ſchreit ergrimmt: „Nun ſo hol dich der Teufel, du böhmiſcher Talpatſch!“

Dieſer Zuruf bringt den durch das Lachen des Publikums ohnehin Decontenancirten gänzlich außer Faſſung und endlich in Wuth. Sich vergeſſend ſtürzt er vor, faßt den Souffleur beim Schopf und ihn tüchtig ſchüttelnd brüllt er:

„„Hollunk niederträchtige! warum Du mir machen konfus? Glaubſt Du, daß ich bin Deiniges Narr?““ und an das Publikum ſich wendend, fährt er gelaſſener fort:

„„Verzeihen's mir, bin i g'wiß beſte Menſch, ale wenn i kumm in Zorn, bin ich wie Viech.““

„Bravo! bravo!“ applaudirten einige Spaßvögel und der durch dieſen zweideutigen Beifall ſich geehrt fühlende verbeugte ſich tief mit dieſen Worten:

„„Inniges Zufriedenheit mit Talent meiniges wenige macht mich ſtulz.““

---

85. „Wie alt ſeid Ihr?“ fragte ein Officier einen böhmiſchen Rekruten.

„„Pane Officier““ antwortete der Befragte: „„bin ich alt zwanzig Jahr, ale bin ich g'weſen ganzes Jahr krank, ſonſt wär ich alt Ein und zwanzig.““

---

86. „Was leſen Sie denn da ſo eifrig, meine Schöne?“ fragte ein Stutzer ein böhmiſches Mädchen.

Sie. Leſ' ich da prächtige Hiſtorie von zwei Verliebte.

Er. Alſo einen Roman! Wer hat ihn denn geſchrieben?

Sie. Ale gehn Sie! wollen's mi ſoppen? Is e nit geſchrieben is e gedruckt.

---

87. „Nährt den Brand durch Schwefel und Pech!“ hatte
Held in einem Ritterſchauſpiele, auf einem Liebhabertheater in ein
böhmiſchen Städtchen, zu ſagen, und mit einer Stentorſtimme h
er an:

„Nährt den Brand mit Pefel und Schwech! — Nein,
Schwech und Pefel! — Sakramente, nix nutz! mit Wefel u
Schefel! — Jeſchiſch Maria! mit Schech und Schwech! Pef
Schwech! Schwech! Pefel! — Hul der Teufel ganzes Welt!“ u
wie ein Wahnſinniger ſtürzte er von der Bühne.

88. „Muß man auch ſeine Feinde lieben?“ fragte bei ei
Schulprüfung der Lehrer einen kleinen böhmiſchen Jungen.

„„Ja““ antwortete der Knabe.

„Recht, mein Sohn — aber führe mir ein Beiſpiel an.“

Der Junge ſchwieg verlegen und der Lehrer fuhr fort:

„Wenn Dir zum Exempel ein böſer Bube, dem Du nichts
Leide gethan, eine Ohrfeige gäbe, was würdeſt Du thun?“

„„Geb ich ihm zwei Watſchen zurück!““ war des Knab
ſchnelle Antwort.

89. Im Canalſchen Garten ging ein Prager Fiſchhänd
mit ſeiner reizenden Tochter ſpaziren. Ein Stutzer, die Vorüb
gehenden durch die Lorgnette muſternd, rief, als er die Schöne
blickte, in Extaſe überlaut:

„O ihr Götter! welch antiker Kopf!“ und der Fiſchhän
ler, dieſes auf ſich beziehend, entgegnete zornig:

„„Son Se ſelbſt dickkuppige Flegel.““

90. Im ſiebenjährigen Kriege forderte der Befehlshaber ein
preußiſchen Armeekorps den Kommandanten einer verſchanzten böhm
ſchen Stadt auf, ſich zu ergeben, mit der Drohung, daß wenn
zum Sturm käme, er das Kind im Mutterleibe nicht verſch
nen würde.

„Mangari ſollens ſtürmen;" antwortete der entſchloſſene Beſatzungskommandant „ich hob' kein Kind in Leib und Soldaten meinige g'wiß auch nit."

91. In einer Geſellſchaft ſprach man von verſchiedenen Entdeckungen und rühmte die betreffenden ausgezeichneten Männer. Dieſe Gelegenheit benutzte ein junger Menſch, ſeine Wißbegierde zu befriedigen und ſagte:

„Wollt' ich doch gern wiſſen, wer hat entdeckt ſchönes Prager Brucken?"

„„Ale, wie können's fragen ſo dumm?"" verſetzte ein alter Herr, „„is e g'weſen ganz natürlich eine unſ'rige Landsmann, g'ſcheidtes Böhm.""

92. Aus Przelautſch, dem berüchtigten Geburtsorte Hans Kachels, kam ein Jüngling, wahrſcheinlich von der Familie des benannten Theaterhelden abſtammend, nach Prag und bewarb ſich bei einem Fabrikanten um einen Dienſt. Dieſer ſtellte dem Aſpiranten unter Anderm die Frage:

„Wer ſind Ihre Aeltern?"

Schnell erfolgte die Antwort:

„„Aeltern meinige ſind Herr Vater und Frau Mutter.""

93. Bei der Darſtellung eines Spektakelſtückes war das Prager Theater geſtopft voll Menſchen. Ein ſehr korpulenter Herr, der ſeinen Augen den vollſten Genuß verſchaffen wollte, ſtand plötzlich von ſeinem Sperrſitze auf, und benahm dadurch der hinter ihm ſitzenden Dame alle Ausſicht auf die Bühne.

„Wollen Sie nicht gefällig ſich niederſetzen, mein Herr?" ſprach die Dame, ihm leiſe auf die Schulter klopfend. —

„„Dank ich Ihne,"" erwiederte er ſich umſehend, „„bin ich gar nicht müde.""

94. „Herr Wirth!“ verſchaffen ſie mir doch gleich einen Barbier,“ ſprach ein eben angekommener Gaſt, als derſelbe im böhmiſchen Städtchen B* beim goldnen Ochſen einkehrte.

„„Gleich, Euer Gnaden!““ erwiederte jener mit einem tiefen Bücklinge, entfernte ſich eiligſt und brachte ein Buch Papier nebſt Feder und Tinte. „„Wollen Ew. Gnaden vielleicht auch petſchiren?““ fragte der Geſchäftige freundlich.

„Was denn?“ forſchte der Fremde.

„„Hob ich glaubt, weil Ew. Gnaden haben's verlangt Papier.““ —

„Einen Barbier,“ verbeſſerte der Gaſt, mir den Bart zu ſcheeren.“ —

„„Ah, ja ſu!““ lächelte der Wirth, „„Ew. Gnaden ſein Sie g'wiß keine Deutſche; ale ich verſteh' Ihne gut: Sie wullen Si hoben an Bulwire.““

95. Als Webers herrlichſte Tondichtung „der Freiſchütz“ au der Prager Bühne mit außerordentlichem Beifall wiederholt zur Vorſtellung kam und der Jägerchor, ſo wie das melodiſche: „Schöner grüner Jungfernkranz“ bereits auf allen Straßen und in allen Bierſchenken und Schnapsknetpen unabläſſig wiederhallte, entſchloß ſich endlich auch ein wohlgenährter, dickleibiger Wurſtfabrikant, das Theater zu beſuchen, um ſich an der gerühmten Oper zu ergötzen. Es war Sonutag und das Haus, wie gewöhnlich, überfüllt. Schon am Eingange das ungeheure Gedränge gewahrend und für ſeinen feiſten Leichnam, der in eine unbehagliche Preſſe gerieth, beſorgt, ſchüttelte der böhmiſche Philiſter den dicken Kopf und ächzte ſchweißtriefend:

„Na, na, loſſen's mich aus, bedonk' ich mich für ſolches Legrazion! Wegen meinige Ohrwaſchel talkete ſoll Corpu ganze nicht leiden,“ und ſomit verließ er das Theater.

96. Ein Kutſcher einer reiſenden, böhmiſchen Herrſchaf trat, als dieſe bei Tiſche ſaß, in den Speiſeſaal, um ſich zu erkundigen, ob ſie zur Abfahrt bereit ſei, und meldete:

„Ew. Gnaden, Pferd meinige haben's ſchon freſſen; wann Sie haben's auch, kann me weiter fahren."

97. In einer Schenke ſtritten mehrere Gäſte über die Exiſtenz des Teufels, und da die meiſten der Meinung waren: es gäbe eigentlich keinen Teufel, ſo nahm endlich ein Böhme, der bisher ſtillſchweigend dem pro und contra Beweisverſuch zugehört hatte, das Wort:

„Sie erlauben's, meine Herrn! wenn's giebt kein Teufel, wer ſull denn einmal hulen meine ſchlimme Weib und unſrige ſpitzbubiſche Verwalter?

98. Ein böhmiſcher Stutzer, dem es nach vieler Mühe und unabläſſigen Bitten endlich gelang, das Herz ſeiner Schönen zu rühren und ihrer Gunſt ſich zu erfreuen, fragte in der traulichen Schäferſtunde die Geliebte:

„Ale ſag' mir, Marianka, aufrichtig, wie vielte bin ich ſchon von Deinige Amanten" —

„„Du biſt erſte Eſel, was fragt ſo dumm,"" erwiederte das Mädchen.

99. „Sie, ſan Sie ſo gut," redete ein vom Lande nach Prag gekommener Böhme an einem Sonntagmorgen Jemand an, der eben aus der Kirche kam, „wann is e hier die holber Neune Meß?"

„„Glaub ich um drei Viertel auf Elf"" war die Antwort.

100. Man ſprach in einer Geſellſchaft von dem glänzenden Karouſſel, welches der Prager hohe Adel veranſtaltet hatte, und Jemand ſagte unter Anderm: „der Fürſt S. habe einen Engländer, Baron von K. einen Neapolitaner und Graf von W. einen Ungar geritten, letzterer ſei aber plötzlich wild geworden und habe ſeinen Herrn unſanft abgeworfen.

„Des wor g'ſcheid von Ungar," fiel ein dem Geſpräch zuhörender Czeche aus der Provinz dem erſtaunten Erzähler in's Wort, „hätt' ich's auch ſu machen, wenn hätt auf mich reiten Herr Graf; Menſch is e keine Eſel oder Ux.“

---

101. Ein Wiener Schuſterjunge warf einer Hökerin einiges Obſt herab.

„Wart Hallunke!“ ſchrie ſie zornig, „ſollſt ani tüchtge Watſchen kriegen; komm nur her!“

„„Nä, nä!““ erwiederte der Junge, „„i komm nit, wenns mi a zwai verſprächet!““

---

102. Ein anderer Schuſterlehrbub erhob in der Nacht ein lautes Geſchrei. Der Altgeſelle, unſanft aus dem Schlafe geweckt, griff nach dem Knieriemen, um den Ruheſtörer gebührender Maßen zu züchtigen. Der Schuſterjunge erzählte: er ſei im Traume unter Räuber gefallen, die einen Kreis um ihn ſchloſſen, um ihn zu ermorden. Er ſei in dieſem Augenblicke erwacht, als der Räuber ihm den Dolch an die Bruſt ſetzte.

„Schaun's, Härr Altgeſell!“ fuhr er fort, „werden ſich halt die Spitzbuben wundern, wo i bin hinkommen, un werden immer noch ſtudieren, wo i ſo g'ſchwind verſchwunden bin.“ Dabei ſchlug er eine helle Lache auf.

„„Schau, ſchau! deeß is prächtig!““ rief der Altgeſell, „„daß de Spitzbuen anplauſcht ſind!““ und legte beruhigt den Knieriemen wieder bei Seite.

---

103. Drei Wiener Stutzer fuhren in einem zweiſitzigen Wagen in den Prater. Als einige Gaſſenjungen ſich hinten aufſtellen wollten, ſchrie der Fiaker:

„Gehts no nit? Ihr Schlingel! ſehts nit, daß ſchon drei eini ſitzen?“

104. Ein ſüßes Herrlein ging in Wien ſpazieren und ſchlug, was man ſagt, ſo recht burſchikos, mit der Reitgerte fortwährend an ſeine Lenden. Einige Schritte von ihm, ihm zur Seite, ging ein Schuſterjunge, und ſah mit recht ernſten, wehmüthigen Blicken dem Spiele mit der Gerte zu. Plötzlich aber hub er an, ſich an den Zierbengel wendend:

„Abers Ihr Gnaden! warum ſchlagens denn allweil das arme Vieh?“

105. Ein leichter Wiener begegnete ſeinem Freunde. Erſterer war ſichtbar ergriffen und traurig.

„Na, was iſt Ihnen?“ fragte der Freund.

„„Ach, ich hatte einen abſcheulichen Traum. Mir träumte — ich der Feind aller Spiele! — ich hätte auf dem Graben in Schweigerts Hauſe mit dem Marqueur Billard geſpielt und alle Partieen verloren, wofür ich dem Marqueur 50 Fl. ſchuldig geblieben.““

„Wenns weiter nichts iſt,“ ſagte der Freund; — da verhüllte ſich der Erſtere plötzlich das Geſicht.

„Was haben Sie?“ fragte der Freund wieder.

„„Sein Sie ſtill,““ antwortete jener, „„juſt geht der Marqueur vorüber, dem ich die 50 Fl. ſchuldig bin! Thun Sie nichts dergleichen, daß er mich nit ſieht, ſonſt muß ich zahlen.““

106. Ein junger Rechtsgelehrter in Wien trat einſt bei einem Balle einem Sekretär, der ſehr dünne Beine hatte, auf eines ſeiner Fußgeſtelle. Der Sekretär wurde wüthend, und fragte:

„Na, Sö! glaubens etwa, daß ich meine Beine geſtohlen hab?“

„„Gott bewahr'!““ war die Antwort, „„hätten's ſich doch g'wiß da a Paar beßre ausg'ſucht!““

107. Ein Fremder, der mit Extrapoſt fuhr, ſagte auf der letzten Poſtſtation vor Wien zu ſeinem Poſtillon:

„Die Gegend hier iſt doch recht romantiſch."

„„Verzeihen Er Gnaden, ſie iſt öſtreichiſch!"" antwortete, höflich den Hut abziehend, der Poſtillon.

---

108. Ein Schuldner begegnete auf der Wollzeile in Wien ſeinem Gläubiger.

„Ah, Sö, Freundchen!" ſagte er, „zum neuen Jahr komm i ohnedieß gratuliren, ward i da z'gleich bezahlen."

Der Gläubiger antwortete:

„„Bringens nur gefälligſt 's Geld, gratuliren werd i mir ſchon ſelbſt zur glücklichen Bezahlung.""

---

109. Ein Wiener Handwerksgeſell, der guten Verdienſt hatte, kam zu einem Maler, um ſich von ihm für ſeine Geliebte portraitiren zu laſſen.

„Wie wünſchen Sie es? in Oel oder in Miniatur?" fragte der Maler.

„„Nix da,"" ſagte der Geſelle, „„ſollns mi malen, daß mon mi um den Hals hängen kann.""

---

110. Eine empfindſame Frau, welche noch nicht ſo lange aus dem Auslande nach Wien gekommen war, ſah einſt ihrer Köchin zu, wie ſie Krebſe kochte, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie die Thiere ſo langſam koche und ſo lange quäle.

„Ach, Ew. Gnaden," erwiederte die Köchin, „das thut den Krebſen gar nix; das ſind d'Krebſe bei uns z'Wien ſchon g'wohnt."

---

111. Ein Schuſterjunge in Wien zerbrach beim Bierholen eine Flaſche; weinend, und die Scherben mit dem Fuße von ſich ſtoßend, rief er:

Lieber Gott, deeß wär geſcheh'n, wann i nur a ſchon d'Schläg hätt!"

112. „Schatzerl! Sö, habens a Loch im Strumpf!" rief ein Wiener Fiaker einem Mädchen zu, das an ihm vorüberging. Dieſe blickte ihre Strümpfe an, und da ſie bemerkte, daß der Mann die Wahrheit geſprochen habe, ſagte ſie ärgerlich:

„Na, hab i d'Strümpf heut neu ang'zogen, wie muß a Loch 'neinkommen ſein?"

„„Ei Schatzerl!"" erwiederte der Fiaker, „„wird Ihnen's halt a Floh 'neingebiſſen hab'n!""

113. Vor der Toilette ſtehend, ſagte eine eitle Wienerin zu ihrem Gänschen von Zofe:

„Schau mich mal an, Netti, wie ich g'wachſen bin; gar kein Eck, Alles rund und in einander verſchlungen!"

„„Ja, deeß is wahr!"" ſagte das Mädchen, „„ganz wie ani Bretzen.""

114. Mehrere Gäſte ließen ſich Stockfiſche bereiten und begehrten die Portionen bei dem Wirthe ſelbſt. Dieſer, um keinen der Gäſte zu vergeſſen, überzählte dieſelben noch einmal mit den Worten:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf Stockfiſche."

115. Ein ſehr Eilender rief nach Art der Fiaker einem vor ihm gehenden Schloſſerbuben zu: „ho ho!" damit er ausweiche.

Dieſer drehte ſich um und ſagte ganz lakoniſch: „Na, 's Roß ſeh'i, aber 'n Wagen nit!"

116. „'S iſt doch ani Freud," ſagte nach dem letzten Friedensſchluſſe eine Wienerin, „daß Italien wieder zu unſerm Lande g'hört! hat man doch jetzt nit mehr z'weit dahin."

117. Ein Wiener Schuſterjunge hörte aufmerkſam dem Streite zweier Fratſchlerinnen zu, die ſich mit den ärgſten Schimpfnamen belegten. Endlich trat er, ſeinen Topf mit Schuſterpapp (Schuſterkleiſter) vor ſich haltend und mit dem Pinſel darin rührend, auf die Weiber zu und rief, indem er der einen wie der andern mit dem fetten Pinſel und mit den Worten über den Mund fuhr: „Du haſt recht, und Du haſt recht.“

118. Zwei ſehr pflegmatiſche Wiener begegneten ſich in ihren Wagen ſelbſt kutſchirend in einer ſehr engen Gaſſe. Keiner von beiden wollte ausweichen. Endlich knüpfte der eine das Leitſeil an den Wagen, nahm die Zeitung aus dem Sacke und las darin. Der andere aber, dadurch gar nicht aus ſeinem Phlegma gebracht, rief ihm zu:

„Sö, wanns d'Zeitung geleſen, bitt i a drum!“

119. Mehrere Wiener Schuſterjungen kamen mit dem tollſten Gebrülle: „wir brauchen kaanen Kaiſer! wir brauchen kaanen Kaiſer!“ über einen öffentlichen Platz gerannt.

Natürlich verſicherten ſich ihrer ſogleich herbeiellende Polizeidiener und brachten ſie in Haft. Im Verhör antworteten ſie auf die Frage: „warum ſie jene verbrecheriſchen Worte gerufen hätten?“

„„Na Sö, hab'n wir nit recht? wir brauchen kaanen Kaiſer, weil wir ſchon aanen hab'n.““

120. Als eine Wiener Dame auf den Ball gehen wollte ſchickte ſie ihren Bedienten zum Schneider und empfahl ihm, im Fall es regnen ſollte, beim Rückweg einen Fiaker zu nehmen. Demungeachtet brachte er das Kleid ganz durchnäßt zurück.

„Aber ſchau, Sepperl! warum haſt Du nit gethan, wie ich Dir befohlen hab?“

„„Ew. Gnaden! is halt ſo g'ſchehen, wie's befohlen.““

„Hat's denn in den Wagen g'regnet?“

„„Na, weil's mir aber nit g'ziemt, drinn z'fahren; bin i hinten obi g'ſtanden.““

Klagelied eines Wieners in Lemberg an ſeine Frau Mutter in Wien.

121. Hier in dem vermaledeiten Lande
Wo man, zu der Menſchheit Schimpf und Schande
Selbſt in Polen ka Polakerl *) hat,
Wo kan Kaſperl unſer Zwerchfell ſchüttert,
Man nur Juden und Armener wittert,
Wird die größte Seele endlich matt.

Ach, Frau Mutter! ſchauen's wie ich waine,
Denn dergleichen Stadt ſah ich noch kaine,
So voll Koth und Miſt und Eis, als die;
Gaſſen thun's freilich hier a kehren,
Und das Eis vor'n Häuſern auch aufſcheeren
Gaſſen kehren's freilich — aber wie?

Könnte man doch nur nach Schönbrunn **) fahren
Wo wir noch zuletzt ſo luſtig waren!
Aber was das hier für Gärten ſind!
Kaum wird einem da was aufgeſchnitten
Um an Würſtl muß man noch ſchön bitten.
Ach, Frau Mutter! denken's an Ihr Kind!

Kaffeehäuſer — ja, es iſt nur Schade,
Daß man ſie nur Kaffeehäuſer nennt;
Hausbrot geben's her zum Tſchokolade,
Und der Kaffee iſt nur halb gebrennt,
Im Roſolis ***) ſchluckens Goldſaum †) hinter,
Küpfel ohne Weinberl, ohne Schmalz:
Das Gefrorne freſſens a im Winter,
Große Staine haben's ſtatt dem Salz.

---

*) Eine Poularde; auf öſterreich. Polakerl.
**) In einem Nebengebäude des kaiſerl. Luſtſchloſſes wohnt ein Traiteur, zu dem die Wiener häufig wallfahrten.
***) Liqueurs.
†) Schaum.

Beim Traiteur bekommt man nur fünf Speiſen,
Und die wollen alle nicht viel heißen.
Kraut iſt da; wo aber der Faſan?
Buttermerbe *), Händel **) und Kapäunel
Und a guetes Oeſterreicher Weinl
Trifft man in der Kaiſerſtadt nur an.

Sterben muß ich noch vor langer Weile;
Kein Bojazzo tanzt hier auf dem Seile,
Kani Reiterei ***), ka Krippelſpiel ****);
Jährlich ſteht nur aner auf der Bühne †);
Feuerwerke, oder Luftmaſchine,
Von derlei Spektakel wiſſens viel! —

D'Polen heißen's nur uns deutſche Micheln,
Haben krumme Säbeln wie die Sicheln,
Tanzen poliſch — das iſt zum Vergehn!
Will man nach den hübſchen Madeln ſchauen,
Machen's gleich Gefrißer ††), wollen hauen,
Un de Madeln thun ka Deutſch verſtehn.

Ach Frau Mutter! bitt um's Himmelswillen,
Schickens mir a Schachtel mit Marillen †††)!
Nit amol an Oebſtler habens hier.
Legens doch dazu a Kaiſerfleiſchel ††††)!
Unterdeſſen trink i mir a Räuſchel,
Nit in Wein, ach! nur in Meth und Bier.

---

*) Merbe für mürbe
**) Junge Hühner.
***) Engl. Kunſtreiter.
****) Ein wohlfeiles Poſſenſpiel in den Vorſtädten Wiens.
†) Pranger.
††) Geſichter.
†††) Aprikoſen.
††††) Das kurze Fleiſch an den Rippen eines Rindes geräuchert.

122. Zwei Dienſtmädchen wurden in Wien, als Velutti ſang, ins Theater geſchickt, Plätze für die italieniſche Oper aufzuheben. Wegen Unpäßlichkeit des Sängers wurde aber dieſen Abend ſtatt der italieniſchen eine deutſche Vorſtellung gegeben, welches die Herrſchaft beſtimmte, nicht ins Theater zu gehen, ſondern die Mädchen darin ſitzen zu laſſen. Als das Stück angefangen wurde, rief eine der andern erſtaunt zu:

„Aber ſchau Mannerl, wie iſt dees? i verſteh itzt af amal 's Wällſche; 's iſt, als ob i's g'lernt hätt!“

---

123. Ein etwas zu ſehr für ſich eingenommener Wiener Banquier, der es liebte, wenn man ihm in feierlicher ſchwarzer Kleidung ſeine Aufwartung machte, erhielt von einem Studenten einen Beſuch. Nachdem ihr Geſchäft abgemacht war, beſah der Banquier letzteren genau und ſagte:

„Schau, ſchau, habens da wohl weite Hoſen an?“

„„Ja!““ erwiederte der Student, „„'s ſind Pantalons.““

Banquier. Sie ſind wohl jetzt ſo mode?

Stud. Ja!

Banq. Aber zu honetten Leuten geht man halt wohl nit darin?

Stud. Nein! —

---

124. Ein Holländer ſagte zu einem Oeſtreicher:

„Du Batzenkopf! wat iſt das Beeſte am Weinſtock?“

Der Oeſtreicher antwortete ungeſäumt:

„„Deeß er nit frißt d' Weinberln, Du Stockfiſch!““

---

125. Ein franzöſiſcher Officier ſagte nach der Schlacht bei Marengo zu einem öſtreichiſchen:

„Vous vous battez pour l'argent, nous pour l'honneur!“

„„Jeder,““ antwortete der Oeſtreicher, ficht für das, was er halt am meiſten braucht.

126. Ein Fiaker in Wien ſtieg vom Wagen, bat ſeinen Herrn, das Lenkſeil zu nehmen und lief einige Schritte zurück, indem er auf dem Boden etwas ſuchte. Bald aber kam er mit traurigem Geſicht wieder zurück, ſetzte ſich auf den Bock und fuhr weiter.

„Was haſt denn, Fiaker?“ fragte der Herr. Der Gefragte ſchwieg.

„Haſt gewiß meinen Mantel, den ich Dir zum Aufheben gab, verloren? i wollt drauf wetten!“

„„Wettens Eur Gnaden!““ verſetzte der Fiaker, „„Sö gewinnen.““

---

127. Wenn in Wien ein Dach reparirt wird, ſo muß der Meiſter Ziegeldecker an dem Hauſe ein hölzernes Kreuz aufhängen laſſen als Warnungszeichen für die Vorübergehenden. Die meiſten Ziegeldecker laſſen auf dieſe Kreuze entweder ihre ganz ausgeſchriebenen Namen oder die Anfangsbuchſtaben derſelben ſetzen. Als nun einmal in einer Straße ein ſolches Kreuz, das mit den Buchſtaben O. S. A. bezeichnet war, hing, blieb ein vorübergehender Bauer vor dem Kreuze ſtehen und ſtudirte darüber, was denn die drei Buchſtaben wohl zu bedeuten hätten? In dem Augenblicke fiel ein Ziegel vom Dache herab, dicht neben ihm nieder. Er blickte hinauf und ſchalt darüber nicht wenig. Da rief eine Stimme von oben herab:

„Ochs, ſchau' auf!“ und der Bauer, nochmals die drei Buchſtaben betrachtend, ging mit den Worten fort:

„Schau, ſchau, iſt wahl, was d' Buchſtaben z' bedeuten hab'n.“

---

128. Ein franzöſiſcher Soldat, 4 Fuß hoch und ſchlecht gekleidet, neckte im Jahre 1809 mehrere Wiener Fratſchelweiber. Frau Schnips ſah ihn grollend an und kreiſchte:

„Schau mal, was fällt ihm ein? hat er nit mal ane quelle heure est-il?“

---

129. Ein Wiener Fiaker fuhr vorüber, hinten hatte ſich ein Knabe aufgeſtellt, und der Kutſcher hieb mit der Peitſche immer zurück, um ihn los zu werden. Endlich ſprang der Knabe herab und ſtatt ſeiner ein Schuſterbub hinauf. Der Kutſcher ſchlug wieder zurück, allein der Obenſtehende rief:

„Na ſeids doch g'ſcheidt, Fiaker, und hört's ma! auf z' ſchlagen, d' Andere is ſchon lange 'runterg'hoppt."

---

130. Das Wort Batzenlippel gebrauchte der gemeine Mann in Wien öfters, um einen dummen Menſchen damit anzuzeigen. Neulich nannte ein Wiener einen Italiener auch einen Batzenlippel.

„Was ſoins das?" fragte der Italiener.

„„Na,““ erwiederte jener, „„a Batzen is ani Münz, die vier Kreuzer gilt, und Lippel — — na dös haaßt Philipp.““

„Ah nuv verſteh ick" — verſetzte der Italiener, ick ſoins alſo un Philippo di quatro carantani."

---

131. Ein Laternenbube in Wien leuchtete einem Herrn nach Hauſe.

„Wer iſt denn Dein Vater?" fragte der Herr.

„„Mein Vada,““ antwortete der Laternenbube, „„iſt a Kegelbub."

---

132. Ein Wiener Schuſterbub ging, eine Elſter tragend, über die Straße.

Ein angeſehener Mann, welcher ſtammelte, fragte denſelben:

„He! Bu — Bu — Burſch, kann d' El—d' El — d' Elſter ſpre — ſprechen?"

„„Na ob?““ verſetzte der Junge, beſſer wie Sie; ſonſt möcht i ihr halt den Hals umdrehen."

---

133. Ein Wiener Schuſterjunge mußte im Wirthshauſe zwei gebratene Hühner holen. Als er ſie nach Hauſe trug, kam ihm der Geruch ſo angenehm in die Naſe, daß er nicht widerſtehen konnte, die Hühner aufzudecken, dann davon zu koſten und endlich ein ganzes Huhn davon zu verzehren. Das zweite trug er nach Hauſe, und ſtellte es auf den Ofen. Als bei Tiſche die Schüſſel aufgeſetzt wurde, verwunderte ſich die Meiſterin nicht wenig, nur ein Huhn zu finden, und fragte den Jungen, wo denn das andere ſei? Aengſtlich erwiederte dieſer: „Meiſterin, dös iſt ja dös andere.“

---

134. „Herr von Trimm! Herr von Trimm!“ rief ein Wiener Wirth in die Gaſtſtube hinein, „es brennt fürchterlich in Ihrem Logis!“

„„Gehn's, Gehn's, Sö G'ſpaſſiger, wem wollen's denn foppen, he?““ antwortete dieſer phlegmatiſch. „„ich hab' ja d'Zimmerſchlüſſel bei mir.““

---

135. Ein verabſchiedeter öſtreichiſcher Militär ließ ſich's bei einem Glaſe Wein in einem Lerchenfelder Wirthshauſe wohl ſein, und erzählte eben, wie er vor Belgrad am linken Flügel geſtanden. Da rief ihm einer der Gäſte, der ebenfalls Militair geweſen, zu:

„Erlaubens, Herr Camerad, Ihre Geſchichten ſeind Lügen; bei Belgrad war gar kaan linker Flügel!“

„„Erlaubens, Herr Camerad,““ verſetzte der Erzähler, „„wanns mer ſagen: meine Geſchichten ſeind Lügen, ſo ſag ih, Sö ſind a Schurk.““

„Erlaubens, Herr Camerad,“ rief der zweite, „wann's ſagen, i ſeind a Schurk, ſo ſchlog ih Ihne aans hinter d'Ohren.“

„„Erlaubens, Herr Camerad,““ war die Antwort, „„wann's mer aans hinter d'Ohren ſchlogen, ſo müſſen's ſich mit mer ſchießen und do ſeind Sö todt.““

„Erlaubens, Herr Cam — — “

„„Erlaubens, Herr Camerad, Sö ſeind nun ſtill, wie an todter Menſch, mit Ihne red' ich nix mehr.““ —

Der Streit war zu Ende, und die Erzählung begann: vom linken Flügel.

---

136. Ein Herr ging mit ſeiner Frau von Tivoli nach Hauſe, als einige ſchwere Regentropfen niederzufallen begannen.

„Mein Kind!“ ſagte die letztere, „was thun wir denn? 's wird tüchtig regnen, und mein ganzes G'wand wird hin!“

„„Weißt was, mein Schatz,““ erwiederte der Mann, „„ſtell Dich hier in Meidling ein wenig unter das Wirthsthor, ich werd gleich helfen.““

Er ging und — kam nach drei Stunden mit einem Regenſchirm.

„Wo warſt denn?“ fragte die Gnädige, weinend vor Zorn.

„„A dumme Frag!““ erwiederte der Gemahl, „„wo ſoll i g'weſen ſein! Im Geſellſchaftswagen bin ich in die Stadt g'fahren, dann in d'Jägerzeile gegangen, und ſiehſt, mein Engel, hier bring ich Dir ganz außer Athem — unſer altes Paraplui.““

---

137. Einſt hielt ein Reiſewagen an der Wiener Linie. Nachdem der Wachtkorporal den Namen des Paſſagiers aufgeſchrieben, wollte er auch den Namen des Bedienten wiſſen, und fragte daher:

„Wie heißt der hintere?“

„„Poder!““ ſagte der Reiſende, und der pfiffige Korporal ſchrieb es ſogleich auch unbedenklich in ſeine Schreibtafel.

---

138. Ein Herr kam ſpät in ſein Zimmer, und erſtaunte nicht wenig, ſeinen Bedienten mit einem Paar über die Augen hängenden Piſtolen am Fenſter ſitzen und unverwandt das Geſicht nach dem Himmel gekehrt zu ſehen.

„Na, Kerl! biſt toll? was treibſt für G'ſchichten da?“

„„Verzeihen's Ew. Gnaden,““ entſchuldigte ſich erſchrocken der Diener, „„ich hab' g'hört, döß mr nur mit bewaffneten Augen den neuen Komet am Himmel ſchauen könnt; na, da bin ich halt ſo dreiſt g'weſen, un hab Ew. Gnaden Piſtolen z' Hülfe genommen, um z' wiſſen, wie a Komet ausſchaut; 's war aber z' finſter dazu, ich denk', morgen fruh wird's beſſer gehn!""

---

139. „Was halten's vom Barbier?" fragte, Tags nach der Vorſtellung dieſer beliebten Oper Roſſini's, ein Wiener Jemanden, der vom Lande nach der Reſidenz gekommen und im Matſchakerhofe eingekehrt war. „„Gar nichts,"" erwiederte dieſer, „„ich barbier' mich ſelbſt."" „Da haben's recht!" verſetzte der Vorige.

---

140. „Hab' ich's nicht geſagt, Du wirſt noch einmal in's Zuchthaus kommen?" ſagte ein Polizeidiener zu einem Wiener Gauner, als er dieſen dahin in Gewahrſam brachte. „„Hören's auf,"" verſetzte der Maleſikant, „„ich wär' mein Lebtag nicht hergekommen, wenn Sö nicht die Gnad 'hätten, mich her zu führen.""

---

141. Als ein Schuſterjunge zur Beichte gehen ſollte, fragte ihn der Meiſter: „weißt Du denn auch, wie viel Sakramente es giebt?" — „„O ja!"" — „Nun ſo ſag' ſie 'mal her." — „„Der Maſter darf mir aber nix thue, wenn ich's ſag'.""

„Sei nit ſo talket, biſt ja ein Chriſt und ſollſt's wiſſen." — „„Freilich, der Maſter hat mir's ja ſchon oft g'nug vorgeſagt: Kreuzſakkerment! Sternſakkerment! Himmelſakkerment!"" —

„Wart Du Höllenſakkerment!" unterbrach der Meiſter den Lehrling und trieb ihn eilends in die Flucht.

---

142. „Frau G'vatt'rin!" ſprach eine arme Tagelöhnerin zu ihrer Nachbarin, „„wollen Sö nit ſo guet ſein und mir auf a Stund Ihre Safen (Seife) leih'n; Sö dürfen Ihne nit fürchten, das was dran g'ſchieht, i muß nur a Schaffl voll Wäſch auswaſchen, die ſchon ausſchaut, als ob's zum ſälchen im Rauchfang g'hangen wär'."

„„Na, in Gottsnam"" erwiederte die andere, „„aber ſei die

G'vatt'rin klueger (wirthlicher) als d' Frau Röhl drüben; der Perſon hab i letzthin a über'n Vierling Safen g'lieh'n, und ſtellen's Ihne die Schmutzigkeit vor, bis auf a klein's Bröckerl hat ſie's an ihre Fetzen verſchmiert.“ “

143. Bei einem öffentlichen Examen wurde ein Schüler gefragt: „Wer war Paulus?“ Als nun der Aufgerufene ſehr ängſtlich umherſah und um eine Antwort verlegen war, wollte ihm der Lehrer dreinhelfen und ſagte: „Nur nicht verzagt! — Alſo Paulus war ein A—A—po—.“ Schnell und freudig rief der Schüler: „„Ein Apotheker.“ “

Unmuthig darüber rief der Examinator einen andern Knaben vor und wollte wiſſen: was die Welt vor der Schöpfung geweſen? Als der Junge die Frage nicht zu beantworten wußte, ermuthigte ihn der Lehrer, ſprechend: „Beſinne Dich nur, ich hab' es Euch ja ſchon oft geſagt: die Welt war vor ihrem geordneten Zuſtande ein Cha— „Ein Kas!“ ſchrie der Junge, dem das Wort Chaos beiläufig einfiel.

Gaunerſtückchen,

zur Belehrung und Warnung.

Der kleine Reifentreiber.

144. Ein alter Buchhändler in Paris ging (im Jahre 1841) einſt ſpazieren und bemerkte, daß ein Knabe von zehn bis elf Jahren, der einen Reifen trieb, mehrmals dicht an ihm vorbei kam und ihm endlich geſchickt den Reifen zwiſchen die Beine trieb. Der alte Mann, der nur mit Mühe gehen konnte, ſtolperte und fiel, und der Knabe war der erſte, welcher ihm zu Hülfe eilte und ſich wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit entſchuldigte. „Verzeihen Sie meine Unvorſichtigkeit,“ ſagte er; „wenn es meine Mutter erführe, würde ſie mir nie wieder mein Spiel erlauben.“ Der alte Mann, dem man wieder aufhalf, hatte zum Glück keinen Schaden genommen und beruhigte den Knaben, der ſich alsbald entfernte. Nach einiger Zeit wollte er nach ſeiner Uhr ſehen, um ſich zu überzeugen, ob es Eſſens-Zeit ſei, aber die Uhr, die er funfzig Jahre getragen, war verſchwunden. Der gute Alte war beſtohlen worden, und, was noch ſchlimmer war, von einem Knaben, der, wie es ſcheint, in ſeinem Handwerke gar kein Neuling mehr war.

Der Uhrenkäufer.

Am Pfingſtmontage 1840 waren die Bewohner von Cernay Zeugen von einem Diebſtahl eigener Weiſe. Mitten unter den Scherzen und Tänzen des Feſtes findet ſich zu wiederholten Malen ein eleganter junger Mann bei einem Uhrmacher der Stadt ein, um Uhren und verſchiedene Goldſchmiedwaaren zu kaufen. Die Kaufmann zeigt ihm die neueſten und koſtbarſten Artikel. Nachdem er ſeine Auswahl getroffen, ſagt der Fremde: „Packen Sie mir dies Alles ſorgfältig in dieſe Schachtel: ich gehe für eine ferne Reiſe ab. Morgen früh wird der erſte Commis des Hauſes S. B. dieſe Schachtel abholen und Sie bezahlen.“ Der Uhrmacher, der noch nichts Schlimmes ahnte, legt, ſo gut er kann, das Geſchmeide in die ihm übergebene Schachtel, und der Fremde hat die Vorſicht, um jede Unterſchiebung zu verhüten, ſein Siegel auf die Schachtel zu drücken; ſodann ſchreibt er die Adreſſe des Handlungshauſes darauf, das dieſelbe den andern Tag zurückfordern ſollte. Von ſeinem Tagewerk entzückt, und um das Feſt zu benutzen, bietet der Verkäufer dieſem trefflichen Kunden eine halbe Taſſe an, die er annimmt. Allein während der Uhrmacher ſich zum Ausgehen rüſtet, ſtellt der Fremde ganz geſchickt eine andere Schachtel an die Stelle derjenigen, welche die Uhren und die Kleinodien enthielt, und unſere beiden Freunde verlaſſen ziemlich zufrieden mit einander das Magazin. Unterdeſſen rechnet der Uhrmacher unterwegs ſeinen ehrbaren Gewinnſt nach, denkt aber auch zugleich an alle Arten Prellerei, deren jeden Tag ſeine Collegen der Hauptſtadt die Opfer werden, und der Gedanke kommt ihm ein, daß vielleicht auch er zur Stunde mit irgend einem Induſtrieritter zu thun habe. Dieſer Gedanke verfolgt und beherrſcht ihn, und macht ſeinen Kaffe bitterer als Cichorie. Wie ſich nun aus der Verlegenheit ziehen? Bereits hatte der Fremde wiederholt die Abſicht geäußert, ſich zu entfernen, allein unſer Bijouteriehändler hatte ihn immer zurückgehalten, indem er bei ſich über die Mittel nachſann, um ſeine Zweifel aufzuhellen. Endlich ſchlägt es 8 Uhr, der Reiſende ſteht auf, er ſollte ſich noch am nämlichen Abende nach Mühlhauſen begeben. Bereits hat er den Fuß an die Thürſchwelle geſetzt, als plötzlich der Uhrmacher rief: „Mein Herr, ich war im Begriff eine große Dummheit zu begehen; erſt jetzt erinnere ich mich, daß eine der Uhren, die ich Ihnen verkauft habe, nicht geht, wir wollen dieſem Uebel abhelfen...“ Dieſe Bemerkung, welche ohne Zweifel mit einiger Verwirrung und Beſtürzung, die der Fremde wohl bemerkt, gemacht worden war, war hinreichend, um dieſem Letzteren die Partei anzugeben, die er zu ergreifen habe: er läuft pfeilſchnell und ſpornſtreichs davon. Bei dem Schrei: „ein Dieb! ein Dieb!“ ſtürzt die Menge ihm auf den Ferſen nach, und bald iſt er verhaftet. In die Conciergerie geführt, fand man einen Paß bei ihm, woraus man erſah, daß er nach Paris reiſen wollte. Die Schachtel wurde in der Straße aufgehoben; ſie enthielt einen Werth von mehr als fünfhundert Franks. Der geſchickte Dieb hatte ſich deren auf der Flucht entledigt. Als der Uhrmacher ſich von ſeinen Schrecken ein wenig erholt, öffnete er die Schachtel, welche der Fremde auf ſeinem Comptoir zurückgelaſſen hatte; ſie enthielt ein altes Stück Eiſen, umgeben von Erdäpfelſchnitten, die ſo geſchickt zugerichtet waren, daß bei deren Anblick der geſchickteſte Bereiter von eingemachten Früchten darüber eiferſüchtig geworden wäre.

Der Gehängte.

146. Im Jahre 1840 verlangte in einem Wirthshauſe des Cantons Zürich, Nachts nach 10 Uhr, ein etwas ſonderbar ausſehender Mann Nachtquartier, das ihm bewilligt wurde. Eine Stunde ſpäter wird der Wirth von zwei Männern aufgeweckt, welche darauf dringen in das Zimmer des Erſteren geführt zu werden, unter dem Vorgeben, derſelbe ſei wahnſinnig. Dahin gekommen, finden ſie den Gaſt hängend. Die Fremden jammern über das Unglück und wollen den Wirth noch verdächtigen. Dieſer fürchtet den ſchlimmen Eindruck, den die Sache beim Publikum machen dürfte; er bietet den Andern 90 Franks, wenn ſie die Sache geheim hielten. Der Vertrag wird gemacht und der Gehängte in einem Sacke forttransportirt. Auf der Straße leert man den Sack, der Todte läuft haſtig davon und theilt mit den Andern die 90 Franks. Er hatte ſich nämlich den Strick nicht um den Hals, ſondern um die Schultern gebunden.

Die alte Tante.

147. Eine bejahrte Dame, ganz ſchwarz gekleidet und mit ernſten, ehrwürdigen Zügen, trat vor einem Jahre in eine zu Conflans (bei Paris) befindliche, bedeutende Erziehungs-Anſtalt, welche unter den

Leitung der Dames du Sacré-Coeur ſteht. „Ich habe zwei Nichten von elf und dreizehn Jahren,“ ſagte die alte Dame, „welche ich Ihrer Sorge anzuvertrauen wünſche; denn nur hier können ſie eine Erziehung erhalten, welche frei iſt von den Thorheiten der jetzigen verderbten Welt. Zuvor wollte ich mich durch den Anblick Ihres ſegensreichen Wirkens erbauen und mich zugleich nach dem Penſionspreiſe, ſowie nach den mitzubringenden Gegenſtänden erkundigen.“ Die Vorſteherinnen, welche die Dame auf den erſten Anblick lieb gewonnen, und überdieß durch die bevorſtehende Ankunft zweier neuen Zöglinge erfreut waren, führten die Fremde im ganzen Hauſe umher und zeigten ihr die Lehrzimmer, die Schlafſäle, den Speiſeſaal, den Garten; ſetzten ihr Erfriſchungen vor, und wieſen ihr endlich das kleine beſcheidene Appartement, wo der Erzbiſchof von Paris in den ſtürmiſchen Tagen von 1830 und 1831 eine Zuflucht gefunden hatte. Beim Abſchiede fragte die alte Dame, bei welchem Kaufmanne die Einkäufe für die Anſtalt gemacht würden. Die ehrwürdigen Schweſtern gaben ihr die Adreſſe eines großen Magazins in Faubourg Saint-Antoine. Am folgenden Morgen begab ſich die Dame in das bezeichnete Magazin, wo ſie ſich für eine der Vorſteherinnen des Inſtitutes von Conflans ausgab. Sie wolle eine große Menge von Gegenſtänden kaufen, welche zur Erneuerung der Ausſteuer einiger Koſtfräulein dienen ſollten, denn der neuerwählte Erzbiſchof werde in einigen Tagen das Inſtitut mit ſeinem Beſuche beehren. Das Uebrige läßt ſich leicht errathen. Der Kaufmann, durch das ehrwürdige Aeußere der Dame getäuſcht, überlieferte ihr ohne Bedenken Seidenzeuge, Spitzen und andere Stoffe. — Die von der Polizei angeſtellten Nachforſchungen blieben fruchtlos.

Die Vogelflinte.

148. Ein Pariſer Kaufmann kehrte unlängſt während des Wettrennens im Champ de Mars von der Jagd zurück. Um dem Rennen beiwohnen zu können, ließ er ſeinen ſehr werthvollen Jagdhund, wofür ihm erſt kürzlich eine ſehr bedeutende Summe in Golde vergebens geboten worden war, bei einem der Thorhüter, dem er ſeine Karte gab, zurück. Zu ihm geſellte ſich nach einiger Zeit ein ſehr zierlich gekleide-

ter junger Mann, der ſeine elegante Jagdtaſche pries und ſich von waidmänniſchen Dingen mit ihm unterhielt. Im Laufe des Geſpräches kam die Rede auf den Jagdhund, den unſer Nimrod, den Rennbahnvorſchriften gemäß, draußen hatte zurücklaſſen müſſen, und der Fremde machte bei dieſem Anlaß viel Aufhebens von einer mit neuen Verbeſſerungen verſehenen prächtigen Vogelflinte, die er eben aus London erhalten habe. Auf den Wunſch des Andern, daß er ſie wohl in Augenſchein nehmen möchte, äußerte er ganz unbefangen, wenn er ihm ſeine Adreſſe geben wolle, ſei er erbötig, ihm die Büchſe zur Anſicht in's Haus zu ſchicken. Der Antrag ward mit Dank angenommen, und die Karte dem gefälligen Unbekannten verabfolgt, der ſich nach einiger Zeit höflichſt empfiehlt. Als unſer Jagddilittant nach dem Wettrennen ſeinen Hund abholen will, findet er zu ſeiner Beſtürzung, daß ihm der dienſtfertige Unbekannte mit Hülfe ſeiner Karte hierin ſchon zuvorgekommen war.

Der Wollhändler.

149. Ein Frachtfuhrmann, der in Breslau für einen niederrheiniſchen Fabrikanten einen Wagen (39 Ballen) Wolle geladen und mit demſelben gegen Weihnachten 1840 Frankfurt nach jener Richtung hin paſſirt hatte, trat in dem zwei Stunden von Frankfurt entfernten naſſauiſchen Städtchen Höchſt mittelſt des ihm anvertrauten Gutes in der Rolle eines Wollhändlers auf, zu welchem Zwecke ihm das nahe Frankfurt, wo der Umſatz in Wolle das ganze Jahr hindurch ſehr ſtark geht, die beſte Gelegenheit darbot. Er ſetzte in Höchſt die Wolle um, verkaufte dort ſeinen Wagen und ſeine Pferde, kleidete ſich nobler, nahm die Manieren eines Kaufmanns an und brachte vermittelſt eines Unterhändlers, die Wollwaaren, welche fremdes Eigenthum waren, an eine hieſige Speditionshandlung an den Mann. Letztere Handlung verkaufte die Waaren wieder. Der Käufer reiſte mit den Proben der Wolle nach dem Niederrhein und bot zufällig ſeine Waare auch dem Fabrikanten an, deſſen urſprüngliches Eigenthum die angebliche Wolle war. Hierdurch kam der Fabrikant der Sache auf die Spur, und die Entdeckung des Betruges ſtellte ſich bald heraus.

Der Diener des Fürſten.

150. Wenn in Petersburg ein kleiner Prinz in einer vornehm-
n Familie geboren wird, ſo zeigt man es dem Biſchofe an, der an
n zur Taufe angeſetzten Tage ſich mit ſeinem Vicar in den Palaſt
giebt, wo er erwartet wird. Die Taufhandlung wird verrichtet und
h der Ceremonie folgt ein glänzendes Feſtmahl; dann nimmt der
ſchof Abſchied. In dem Augenblicke, als der Prälat in den Wa-
ſteigt und ehe der Kutſchenſchlag zugemacht wird, übergibt ihm der
ushofmeiſter ein mit dem Wappen des Fürſten verſiegeltes Packet,
vie dem Vicar ein anderes dergleichen. Dieſe beiden Packete ent-
ten eine mehr oder minder bedeutende Anzahl von Banknoten als
atiſication für die beiden Geiſtlichen. Eines Tages nun fand eine
ufe bei dem Fürſten G. ſtatt; der Biſchof hatte ein verſiegeltes
cket erhalten und ſein Wagen entfernte ſich ſchnell, als der laute
f: „Halt, Kutſcher!“ ſich vernehmen ließ. Der Biſchof ſah aus
n Wagen heraus und ſah einen Diener in der Livree des Fürſten
eiligem Laufe nachkommen. „Was gibt es?“ — „Der Herr
rſt bittet tauſendmal um Entſchuldigung. Der Haushofmeiſter hat
geirrt und Ihnen das Packet übergeben, welches für Ihren Vicar
immt war. Hier iſt das, was der Fürſt für Sie ſelber beſtimmt
te.“ Dabei hielt er dem Biſchof ehrerbietig ein weit umfängliche-
Packet hin, das derſelbe mit dem vorher erhaltenen vertauſchte. Zu
uſe erbrach er das Siegel und fand darin — einige alte Zeitungen.

Das Geheimniß.

151. Am 28. Mai wurde in Paris vor dem Polizeigericht
Gauner neuer Art, nur weil das Verbrechen nicht vollſtändig zur
sführung gekommen war, freigeſprochen. Die Gaunerei beſtand
in, daß der Angeklagte ein Schreiben an die Frau eines reichen
tigen Banquiers gerichtet hatte, worin ihr angezeigt wurde, daß,
in ſie unter einer gewiſſen Adreſſe 1000 Franks abſende, ſie die
rſon kennen lernen ſolle, welcher ihr Gemahl heimlich ſeine Liebe
ere. Die eiferſüchtige Frau wäre beinahe in die Falle gegangen,

indeß kam in einer ſtürmiſchen Eheſtands-Scene die Sache an den Tag, und Mann und Frau beſchloſſen nun einen gemeinſchaftlichen Plan gegen den Gauner. Der Brief wurde abgeſendet, zugleich aber die Polizei unterrichtet, und der Betrüger in dem Augenblick, wo er das Schreiben empfangen wollte, verhaftet. Da indeß noch kein wirklicher Betrug verübt war, ſo hatte der Gauner hundert Entſchuldigungen und konnte nicht zur Beſtrafung gezogen werden.

Das Trinkgeld.

152. Vor einiger Zeit kam ein Mann, ſehr anſtändig gekleidet, mit großem Schnurr- und Backenbart, zu einem Pariſer Arzte. „Der Herr iſt zu Hauſe,“ beſcheidet ihn der Bediente im Vorzimmer, „aber ſein Zimmer iſt ganz voller Leute!“ — „Ich habe nicht Zeit, lange zu warten,“ antwortete der Unbekannte, „geben Sie mir nur ein Stück Papier, ich will ein paar Worte ſchreiben.“ Der Bediente öffnet einen Schreibtiſch, der im Vorzimmer ſteht und worin einige Fünffrankenſtücke liegen, gibt dem Kranken Schreibzeug und Papier und geht in ein anſtoßendes Zimmer, um dort ſeine Arbeit, in der er unterbrochen wurde, fortzuſetzen. Nach fünf Minuten ruft der Fremde den Bedienten noch einmal, läßt ſich eine Oblate von ihm geben, ſiegelt den Brief damit und beſiehlt, ihn ſobald als möglich dem Arzte zu übergeben, da er Dringendes enthalte. Dann drückt er dem Bedienten einen Fünffrankenthaler in die Hand und verläßt ruhig das Haus. Nach einer halben Stunde lieſ't der Arzt den Brief; er enthält wörtlich Folgendes: „Verehrter Herr! Dreimal hab' ich mich bei Ihnen in der Hoffnung eingeſtellt, ich würde Gelegenheit finden, Ihre Kaſſe um einige Tauſendfrankenbillets erleichtern zu können; aber Ihr Bedienter ſcheint wenig geneigt, mich Ihren Schatz inſpiciren laſſen zu wollen. Ich kam zu zwei Malen als Herr Encorbalon und gab mich für einen Ihrer Mitbrüder im Dienſte der Menſchheit aus, aber beide Male vergeblich; heute wagte ich als ſchnurrbärtiger Faſhionable einen dritten Verſuch; wieder war es mir unmöglich, in Ihr unglückliches Zimmer zu dringen. Nun verlangte ich Papier, Ihr Bedienter öffnet einen Schreibtiſch, ich ſah darin Fünffrankenſtücke liegen, und das reizte mich. Ich ſetzte mich alſo hin und ſchrieb, um allein zu bleiben. Ihr Bedienter putzte und

wuſch indeſſen im anſtoßenden Salon, und ich kehrte mittlerweile ſeinen Schreibtiſch aus; ich finde darin dreißig Franken, die ich, da mein Brief ohnehin lang genug iſt, in die Taſche ſteckte. Ehe ich aber auf und davon gehe, will ich noch Ihrem Bedienten in Anerkennung ſeines Dienſteifers und ſeiner Artigkeit fünf Franken ſchenken. Der arme Teufel denkt gewiß nicht, daß ich Ihn beſtehle, da er es mir unmöglich gemacht hat, ſeinen Herrn zu beſtehlen. Uebrigens iſt er ein braver Burſche; Sie können ſich freuen, einen ſolchen Bedienten zu haben. Empfangen Sie, verehrter Herr, die Verſicherung meiner vollkommenſten Hochachtung; Ambray Goulon." Der Schelm hatte wirklich dem Bedienten dreißig Franken geſtohlen und ihm fünf davon in Form eines Trinkgeldes zurückerſtattet.

Der Collectenſammler.

153. Die Gensd'armerie von Fleury-ſur-Andelle (Eure) verhaftete im Anfange des Jahres 1840 in Charleval ein Individuum, das ſich als Inhaber von Vollmachten von hohen Perſonen ausgab und die Manufacturen bereiſte, um, wie es ſagte, die Zahl und die Namen der verwundeten Arbeiter zu beſcheinigen und Unterſchriften zu ihren Gunſten zu erhalten. Ungeachtet einer ſo groben Liſt ließen ſich zwei ehrbare Fabrikherren durch das Geſchwätz dieſes Gauners täuſchen und trugen dazu bei, ihm eine Maſſe von Unterſtützungen zu verſchaffen, die er unter die Bedürftigſten vertheilen ſollte, und worunter er ſich, da er ſelbſt verwundet war, nothwendigerweiſe auch zählte. Die Summe, die er ſo eingeſammelt hatte, belief ſich auf mehrere tauſend Franken, und er war im Begriff, darüber zu verfügen, als der Brigadier der Gensd'armerie, Ozenne, ſo ſchöne Projecte vereitelte, indem er unſern Mann an den Staatsanwalt von Andelys ablieferte, der ihn in das Arreſthaus feſtſetzen ließ, bis die Vollmachten unterſucht ſein würden, die er bei ſich zu haben vorgab. Ein ziemlich ſpaßhafter Umſtand ging dieſer Verhaftnahme vorher. Der Brigadier, welcher das Individuum in dem Wirthshauſe zu finden glaubte, wo er wußte, daß es logire, begibt ſich an ſein Zimmer und klopft an, mit dem Befehl, zu öffnen. — „Ich öffne meine Thür nicht," antwortete eine Stimme. — „Wie!" ſagt der Brigadier erſtaunt; „im Namen des Geſetzes

fordere ich Sie auf, zu öffnen.“ — „Ich öffne meine Thür nicht,“ ſagt die nämliche Stimme mit Ruhe und einem gewiſſen ſcherzhaften Tone. — „Sie wollen demnach nicht gehorchen?“ ſagt der Brigadier wüthend; hierauf erfolgt eine neue Aufforderung, und immer die nämliche Antwort. Dann, um daß Gewalt dem Geſetz bliebe, wurde ein Schloſſer geholt und die Thür geöffnet. Aber zur großen Verwunderung der Behörde befand ſich Niemand im Zimmer. Der beſchämte Brigadier wollte ſich zurückziehen, als er hinter ſich von Neuem wiederholen hörte: „Ich öffne meine Thür nicht.“ Er dreht ſich um, und was ſieht er? einen prächtigen Papagei, der, ſich brüſtend, ihm abermals ſagt: „Ich öffne meine Thür nicht.“ Somit war Alles erklärt. Was den Mann betrifft, den man ſuchte, ſo war er vor dieſem Auftritt ausgezogen, und erſt ſpäter wurde er verhaftet.

Der Augenzuhalter.

154. Ein Tuchhändler ſtand erwartend vor ſeiner Marktbude, nachdem er die Waaren zum Verkaufe ausgelegt hatte. Plötzlich werden ſeine Augen von kräftigen Fingern bedeckt, und auf die Frage: „Wer iſt's?“ nennt der Kaufmann rathend der Reihe nach die Namen ſeiner Bekannten. Nach jedem Einzelnen ertönt ein luſtiges Lachen. Endlich tritt der hinter ihm ſtehende, gut gekleidete Mann hervor, ſcheint ſehr verlegen und bittet unter den artigſten Entſchuldigungen den Tuchhändler um Verzeihung, indem er ihn verkannt habe. Während dieſer Höflichkeiten rieb ſich der Entrüſtete die gedrückten Augen und rief dem Wegeilenden nach: „Das war ein dummer Spaß!“ Bald fielen ihm ganz die Schuppen von den Augen, denn er bemerkte zu ſeiner größten Beſtürzung, daß ihm mehrere Stücke ſeinen Tuches geſtohlen worden ſeien.

Der kleine Ballſpieler.

155. Balzac, der bekannte Pariſer Romantiker, trug vor einiger Zeit gewöhnlich einen Rohrſtock mit einem ungeheuren goldenen Knopfe. Er iſt corpulent und beſucht darum eifrig die Promenaden. Neulich kehrt er beim nahenden Zwielicht von einer ſolchen

eim. Auf einmal ſtößt ihm ein Knabe auf, der unter einer Linde, mſig hinaufſtarrend, ſteht und weint. Balzac hat ein weiches Herz; r fragt den Knaben nach ſeinem Kummer. „Ach — beginnt der Kleine — ſehen Sie nur, mein Herr, da hängt mein Ball an einem Faden feſt; wollen Sie nicht die Güte haben und ihn mir herunterſchlagen?“ — Balzac verſucht es, ſtreckt ſich auf den Zehen, hüpft, aber vergebens, der Ball hängt immer noch ein wenig zu hoch. Da klettert der Kleine flugs den Baum hinauf, und bittet droben um den Stab, ſeinen Ball loszuſchlagen. Balzac läßt ſich verleiten. — Kaum aber hat der Knabe den koſtbaren Stab in den Händen, als e damit höher und immer höher klettert, ihn zuletzt einem andern Helfer, der ſich von weitem naht, zuwirft, ſich an einem weit hinausgeſtreckten Äſte pfeilſchnell herabläßt und dem dicken Romantiker, der ihn zu fangen trachtet, pfeilſchnell entſchlüpft. — Balzac iſt um ſeinen Goldock gekommen.

Der Stubenmiether.

156. Im Spätſommer und Herbſt vorigen Jahres gingen bei der Polizei in Berlin mehrfache Anzeigen über einen Menſchen ein, welcher auf eigene Art ſein Weſen trieb. Er miethete ſich möblirte Zimmer zu ſechs und ſieben Thaler monatlich, bedingte ſich dabei Frühſtück und auch wohl noch Lieferung von Materialien, Brod, Butter, Zucker, Thee u. ſ. w., und entfernte ſich dann heimlich, bevor der Monat verfloſſen war. Er gab ſich für einen Forſtkandidaten aus und nannte ſich bald Ludwig Hugo von Fliße, bald von Dilitſch, bald endlich Emil Eduard von der Liße aus Gersdorf bei Görlitz. In den Meldezetteln, welche er ſelbſt ſchrieb, bemerkte er jedesmal, daß er bei ſeiner Verwandten, der verwittweten Generalin von N., gewohnt habe. So hatte er es mehrere Monate getrieben, als man ermittelte, daß der angebliche Forſtkandidat ein Tapeziergehülfe, Namens D., ſei, der längere Zeit ohne Beſchäftigung und Geldmittel, ſich auf dieſe Weiſe ein ganz angenehmes Unterkommen und theilweiſe Beköſtigung verſchaffte. Er wurde wegen Betruges durch Beilegung adeliger Namen mit einer dreimonatlichen Strafarbeit belegt.

Der Diamant.

157. In dem engliſchen Clubb in Moskau erſchien vor kurzer Zeit ein Italiener, an deſſen Fingern ein Ring mit einem Diamanten vom ſchönſten Waſſer und von ſeltener Größe funkelte. Ein vornehmer Ruſſe bemerkte ihn und bat um die Erlaubniß, ihn genauer betrachten zu dürfen. „Auch Sie laſſen ſich täuſchen?“ ſprach der Italiener; „was Sie für einen Diamanten halten, iſt nur eine, wenn auch ſehr gelungene, Nachahmung.“ — „Eine ſolche Nachahmung habe ich noch nie geſehen und ich möchte den Stein wohl meinem Juwelier zeigen, um ihm zu beweiſen, wie weit man es in der Kunſt gebracht hat.“ — Der Italiener vertraute dem Ruſſen den Ring ohne Umſtände an. Dieſer ging ſofort zu dem Juwelier und fragte denſelben, wie viel ein ſolcher Stein wohl werth ſei. Der Kaufmann entgegnete, nie einen ſo ſchönen Diamant geſehen zu haben. Der vornehme Ruſſe verſicherte ihm zwar, es ſei ein nachgemachter, aber der Juwelier blieb dabei, daß der Stein echt und wohl 100,000 Rubel werth ſei; 80,000 würde er ſelbſt ſogleich dafür zahlen. Der Ruſſe kehrte in den Klubb zurück, wo der Italiener ruhig ſpielte, den er ruhig fragte, ob er den Ring nicht verkaufe? Der Italiener verſicherte, kein Geld zu brauchen, und wiederholte, daß der Ring auch nichts werth ſei, daß er ihn nur als Andenken trage; der Ruſſe aber bot, um wo möglich einen großen Gewinn dabei zu machen, zehntauſend, dann zwanzig- und endlich dreißigtauſend Rubel. Der Italiener blieb unerbittlich. Der Ruſſe bot endlich funfzigtauſend Rubel, und nun ſagte der Italiener: „Da Sie denn durchaus darauf beſtehen, ſo ſei es; aber die Herren ſind alle Zeugen, daß man mich gewiſſermaßen nöthiget, einen unechten Stein für funfzigtauſend Rubel zu verkaufen.“ — „Geben Sie nur her,“ fiel der Ruſſe ein, der ſo ſchnell als möglich in den Beſitz des koſtbaren Ringes zu kommen wünſchte. Der Italiener zog denſelben vom Finger und übergab ihn dem Ruſſen, der ſogleich eine Anweiſung von funfzigtauſend Rubel auf ſeinen Bankier ausſtellte, welcher nach einer Stunde das Geld bezahlte. Am nächſten Morgen begab ſich der glückliche Käufer wieder zu dem Juwelier und zeigte ihm an, daß er ihm jenen koſtbaren Diamanten verkaufen wolle. „Dieſer da,“ entgegnete der Juwelier, „iſt unecht, wenn gleich ſehr

hön. Es iſt merkwürdig, wie ſehr er dem Solitär gleicht, den Sie
ir geſtern zeigten. Ein Anderer als Sie würde damit leicht betrogen
orden ſein.“ Der beſtürzte Ruſſe erzählte, wie die Sache gekommen;
r war durch einen ſchlauen Betrüger hintergangen worden. Während
es Handels hatte der Italiener gewandt den ächten Diamant entfernt
nd an deſſen Stelle einen ganz ähnlichen falſchen gebracht. Man
uchte ihn in der ganzen Stadt, erfuhr aber bald, daß er einige Stun-
en, nachdem er die funfzigtauſend Rubel erhalten, mit der Poſt ab-
ereiſet ſei.

Der ſchwarze Domino.

158. Ein nicht mehr junger Stutzer in Paris hatte ſich auf einem der letzten Maskenbälle in der großen Oper in Paris eingefunden. Nach einiger Zeit hing ſich eine Dame in ſchwarzem Domino zu ihn. Der Stutzer war bei ſich, nach dem Benehmen der Unbekannten, feſt überzeugt, daß er eine ſehr vornehme Dame vor ſich habe, und ſchlug, um ſeiner Sache ganz gewiß zu werden, der Schönen ein Souper in dem Café Anglais vor. — „Wofür halten Sie mich?“ antwortete die Dame im Tone beleidigten Stolzes. Er bot ſeine ganze Beredſamkeit und alle ſeine Anmuth auf, und die Dame erlaubte ihm denn endlich, ſie bis an ihren Palaſt zurück zu begleiten. „Ich muß Ihnen jedoch im Voraus ſagen,“ ſetzte ſie hinzu, „daß meine Wohnung ziemlich weit entfernt iſt.“ — „Deſto beſſer,“ antwortete der Stutzer, „ich genieße ja dann das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft um ſo länger.“ Man verließ den Saal und ſtieg die große Treppe hinunter. In der Vorhalle erſchien ein Lakai, dem die Dame befahl, ihren Wagen vorfahren zu laſſen. Stolz ſtieg der Stutzer nach der Dame ein, in welcher er wenigſtens eine Herzogin vermuthete, und der Wagen fuhr raſch ab. Unterwegs ſchilderte der Stutzer ſeine zärtlichen Gefühle in glühenden Worten und beſchwor ſeine Begleiterin, die Maske abzunehmen. „Geduld!“ antwortete ſie. Man fuhr etwa zwanzig Minuten; dann hielt der Wagen an. Der Schlag wurde geöffnet; der Stutzer ſprang heraus, zwei kräftige Lakaien empfingen ihn in ihren Armen und hielten ihn feſt, während der Kutſcher abſtieg und ihm gewandt ſeine goldene Kette, ſeine Uhr, ſeine Nadeln, ſeine Ringe, ſeine Börſe, ſeinen

Mantel und Frack abnahmen. Widerſtand war unmöglich; das Hülferufen nützte nichts, denn der Schauplatz war eine völlig öde Stelle, fern von allen Wohnungen. Als die Arbeit gethan war, ſtieg der Kutſcher wieder auf den Bock, die beiden Lakeien ſetzten ſich in den Wagen zu der Dame, und die Equipage entfernte ſich im Galopp. Unſer Stutzer ſtand lange unbeweglich da wie vom Blitze getroffen. Die empfindliche Kälte brachte ihn endlich wieder zu ſich. Nachdem er eine Zeitlang in Hemdärmeln auf's Geradewohl umher geirrt war, traf er endlich einen leeren Fiacre, der ihn nach Hauſe brachte.

Die beiden Apotheker.

159. Die Pferde der Dorfgemeinde zu Britz in der Mark ſind während des Sommers beſtändig auf der Weide. Zu ihrer Bewachung iſt der Pferdehirt W. beſtellt, welcher die Nacht in einer dazu beſonders erbauten Strohhütte zubringt. Am 31. Juli 1841 Abends 10 Uhr, kamen zwei Männer zu ihm, wünſchten ihm einen guten Abend und fragten ihn, ob er nicht einen Schnaps bei ſich habe, ſie ſeien durchgefroren. Sie hatten grüne Botaniſirtrommeln über der Schulter hängen, und W. hielt ſie daher für „Apotheker oder etwas Aehnliches." W. hatte keinen Schnaps bei ſich; die Unbekannten gaben daher Geld, um aus dem nahen Buſchkruge ſolchen herbeizuholen. Dies geſchah. Als das Viertelquart Kümmel, das W. gebracht, getrunken war, äußerten die beiden Männer Verlangen, noch mehr zu haben. W., welcher die Gelegenheit, der Flaſche koſtenfrei zuzuſprechen, tapfer benutzt hatte, ging noch einmal nach dem Buſchkruge, um noch ein Viertelquart herbeizuholen. Als er wiederkommt, ſind die beiden Männer nicht mehr da. Bei ſich denkend, daß ſie ſich wohl wieder einfinden werden, da ja die Nacht kalt und unfreundlich, auch bis Berlin noch ein weiter Weg ſei, legt er ſich in ſeiner Hütte nieder, thut noch manche Züge aus der Flaſche und ſchläft ein. Am andern Morgen früh wird er durch den Koſſäten A. aus Britz geweckt. Derſelbe hat ſeine Pferde auf der Wieſe nicht finden können. Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß drei Pferde fehlten, welche die beiden Unbekannten unzweifelhaft entwendet hatten. Ein Knecht aus Britz er-

zählte, daß er um 3 Uhr Nachts in der kölniſchen Heide (vor dem ſchleſiſchen Thore) zwei Reitern begegnet ſei, welche er in der Dunkelheit für Gensd'armen gehalten, und vor denen er ſich noch verſteckt habe, um keiner Anfrage ausgeſetzt zu ſein. Nicht bezweifelnd, daß dies die Diebe geweſen, ſchloß man daraus, daß ſie den Weg nach Berlin eingeſchlagen, verfolgte ſie eiligſt dorthin und ermittelte auch bald, daß die drei geſtohlenen Pferde bei einem dortigen Pferdehändler ſtanden. Den Thätern, allem Anſcheine nach den gebildeteren Claſſen angehörend, iſt man auf der Spur.

Der Briefausnehmer.

160. Die verwittwete Steueraufſeherin B. zu N. in Schleſien erhielt einen Brief mit dem Poſtzeichen „Berlin" und der Aufſchrift: Hierin fünfzig Thaler in Caſſen-Anweiſungen. Bei dem Briefe war außerdem ein Packet. Sie erwartete ſchon lange einen Geldbrief aus Berlin, und ihre Freude war nicht gering, als dieſer endlich kam. Er ſollte ihr eine Hülfe in der Noth ſein. Sie zahlte achtundzwanzig Silbergroſchen Porto und öffnete dann in Gegenwart mehrerer Perſonen — ſie hätte in ihrer Freude die Stadt zuſammenrufen mögen — den längſt erwarteten Brief. Wie groß war aber ihr Schreck, als ſie aus dem Briefcouvert, ſtatt der Caſſen-Anweiſungen, zuſammengelegte Papierſchnitzel hervorzog! Es wurden Verhandlungen darüber aufgenommen, und die Wittwe B. ſchrieb ſogleich an ihren Verwandten nach Berlin, von dem ſie die Geldſendung erwartet hatte. Dieſer, ein Kaufmann, hatte auch wirklich einen Brief mit funfzig Thaler Caſſen-Anweiſungen durch ſeinen Laufburſchen auf die Poſt geſchickt Wie derſelbe auf polizeiliche Befragung jetzt eingeſtand, hatte er den Brief unter Beihülfe eines andern Subjects geöffnet, das Geld herausgenommen, demnächſt ein anderes Couvert gemacht, und in dieſes die Papierſchnitzel hineingethan. Die jungen Verbrecher hatten die geſtohlenen fünfzig Thaler in kaum etwas länger als acht Tagen geradezu vergeudet. Der älteſte von ihnen führte die Caſſe und nun trieben ſie ſich täglich in Schenken und liederlichen Häuſern umher, bis das Geld verthan war.

Der Heiraths-Candidat.

161. Ein ehemaliger Conditorgehülfe in **Berlin**, ein ſch
mehrmals wegen Betrugs beſtrafter Menſch, machte ſeit einiger Z
ein Gewerbe daraus, leichtgläubige, heirathsluſtige **Frauen**, vorneh
lich Wittwen, auf die Weiſe um erhebliche Summen zu bringe
daß er ſie zu heirathen verſprach. Unter dieſer Vorſpiegelung wuſ
er ihnen Gelder, Kleidungsſtücke und Schmuckſachen abzunehme
Es war dies ſeit einigen Jahren faſt die einzige Quelle ſeiner Exiſten
Bei dem letzten Betruge dieſer Art, welcher ſeine Verhaftung vera
laßte, erſchwindelte er ſich nach und nach nicht nur einen Seehandlung
Prämienſchein über funfzig **Thaler**, ſondern auch Schmuckſachen
Werthe von beinahe hundert Thalern. Er war bei dieſer Betrüger
nicht ohne Helfershelfer geweſen.

Der Gimpelfänger.

162. Seit einiger Zeit treibt in Berlin eine Claſſe von ſchlech
ten Subjekten, die vom falſchen Spiele ein Gewerbe machen, ih
Unweſen in großem Umfange, und die jährliche Anzahl der auf dieſ
Weiſe „Gerupften“ iſt außerordentlich bedeutend. Die Betrüger ha
ben für ihre Zwecke in allen Stadtgegenden ihre gewiſſen Spelunke
— Bier- und Branntweinkeller, — wohin ſie ſolche Leute locken, de
ren Jugend oder Ausſehen die nöthige Portion Unerfahrenheit, un
deren Geldkatze gute Beute verſpricht. Zum Aufſuchen ſolcher Leut
wird einer von der Genoſſenſchaft ausgeſchickt, der ſeinen Kennerblic
hinlänglich bewährt hat und der den Gauner-Ehrentitel „Gimpelfänger“
führt. Die beſten Geſchäfte werden an den Eiſenbahnhöfen,
in den Gaſthöfen vierter Claſſe und unter den Linden in der Gegend
des Opernhauſes gemacht, wo ſich häufig die fremden Handwerksgeſellen
und Landleute einfinden, um hier den Hauptgebäuden Berlins nahe
zu ſein. Kürzlich ward ein Handwerksgeſelle aus Baiern in einem
ſolchen Keller berückt, wohin er von einem angeblichen Landsmanne, der
ſich ihm bereitwillig zum Führer durch die Straßen Berlins angeboten
hatte, gelockt worden war. Der gute Eichſtädter konnte, zumal da er

mit einigen Flaſchen Bier tractirt worden, die Aufforderung zu einem Spielchen nicht gut ablehnen: viel Gefahr war ohnehin nicht dabei, denn der Gegner wer (natürlich nur ſcheinbar) tüchtig angetrunken. Daß er nur ſeine Schellen, Schüppen u. ſ. w. kannte, hier aber mit franzöſiſchen Karten geſpielt wurde, hinderte nicht: der Landsmann war dafür mit gutem Rath bei der Hand. Der erſte Anfang ließ ſich indeß bereits ſo unglücklich an, daß unſer Freund, die Karten von ſich werfend, nichts mehr von der Sache wiſſen wollte; aber zu ſpät: das Geld war auf ein Schnupftuch aufgeſchüttet worden, der Gegner raffte beides zuſammen, eilte mit einer, für einen Betrunkenen ungewöhnlichen, Sicherheit zum Keller hinaus, die übrige Geſellſchaft, offenbar über das auffallende Benehmen empört, brach zu ſeiner Verfolgung auf, und der arme Eichſtädter hatte nicht einmal das Nachſehen, denn alle ſeine Freunde waren ſogleich um die Ecke verſchwunden. Die Polizei hatte indeß ſchärfere Augen, und zwei der Gauner wurden ermittelt.

Der Weinhändler.

163. In Paris ſchicken ſeit einiger Zeit angebliche Weinhändler an Leute, deren Adreſſen ſie auf irgend eine Weiſe ſich verſchafft haben, durch die Diligence oder durch einen Commiſſionär einen Korb mit 12 bis 15 Flaſchen Wein; der Abgeber verlangt einen Empfangſchein über die Ablieferung, und ein Domeſtik oder auch der Portier nehmen in der Regel keinen Anſtand, ſolchen auszuſtellen, da man kein Geld von ihnen verlangt. Zwei, auch drei Monate läßt Niemand etwas von ſich hören mit einer Geldforderung; aber wehe dem, der Flaſchen angegriffen hat; plötzlich erſcheint ein Individuum und droht mit gerichtlicher Verfolgung bei verweigerter Zahlung, und der Geprellte hat am Ende das Vergnügen, eine Bouteille Wein mit 5 Franken zu bezahlen, die kaum 1 Franken werth iſt.

Der Schloſſer.

164. Ein Pariſer Speiſewirth wollte ausgehen und 2000 Frcs. von einem Schuldner erheben, als dieſer ihm zuvorkam und das Geld brachte. Mit dem Vorhaben, noch ſonſt Jemand zu beſuchen, gab er das Geld ſeiner Frau und ſagte, ohne zu bedenken, daß in einem Gaſthauſe die Wände Ohren haben: „Trag' die 2000 Fr. ins Schlafzimmer; das Schloß iſt nicht feſt, ich will Dir einen Schloſſer ſchicken, der Dir ein neues anlegen ſoll. Ich hätte es längſt thun ſollen.“ Daß er es längſt hätte thun ſollen, lehrte der Erfolg. Denn der Schwätzer war noch nicht lange fort, als ſchon ein Schloſſer einrückte. Madame L. führte ihn in das Schlafzimmer, und da Alles ruhig blieb ſo behielt ſie den Schloſſer nicht ſchärfer im Auge. Als der Mann nach Hauſe kam, machte er ſich wieder Vorwürfe, daß er den Schloſſer vergeſſen habe. „Er war ja hier!“ — „Wo?“ — „Oben!“ — „Wie?“ — Der Schloſſer war fort, die 2000 Fr. gleichfalls, nur das alte, ſchadhafte Schloß war geblieben.

Verſteck geſtohlenen Gutes.

165. Ein Landedelman, Hr. v. M., befand ſich eines Sonntags in den elyſäiſchen Feldern in Paris, und ſah einer öffentlichen Beluſtigung in einem dichten Kreiſe von Menſchen zu. Plötzlich rief ein Herr, der nur zwei Schritte von ihm ſtand: „Man hat mich beſtohlen!“ und bezeichnete zwei junge Leute als die Thäter. Dieſe wurden ergriffen, unterſucht, doch man entdeckte nichts bei ihnen. Abends, als Hr. v. M. ſich entkleidete, fand er zu ſeinem Erſtaunen eine fremde Börſe in ſeiner Taſche, und darin 22 Goldſtücke, und zum Glück auch einen Brief, der die Adreſſe des Eigenthümers enthielt. — Froh, daß er dieſe Entdeckung ſelbſt gemacht habe, eilte Hr. v. M. am andern Morgen zu dem Beſtohlenen und ſtellte ihm ſeine Börſe zurück.

Der Pfandverſetzer.

166. Eine Art von Induſtrie iſt von einigen Individuen in Berlin betrieben worden. Ein Handelsmann daſelbſt hat nämlich ein Gewerbe daraus gemacht, halbleinene Waare für ganzleinene in einem dortigen Leihhauſe zu verpfänden. Er hat dies ſo angefangen.

Im Anfange brachte er mehrmals hintereinander mehrere Stücke echter Leinwand, verpfändete dieſe, löſte ſie bald wieder ein, und verpfändete wieder. Nachdem er auf dieſe Weiſe ſicher gemacht, brachte er Halbleinen, und zwar gleich in großer Quantität. Er hatte die Vorſicht gebraucht, die Waare ganz eben ſo zu verpacken, wie echte Leinwand in der Regel verpackt zu werden pflegt, und wie auch diejenige verpackt war, die er früher verſetzt hatte. Bei dem großen Andrange der Pfandbringer ging dies durch, ohne daß eine genaue Prüfung der Waare ſtattfand. Er erhielt einen Pfandſchein über verſetzte Leinwand, und natürlich auch einen dieſem Stoffe angemeſſenen Pfandſchilling. Auf dieſe Weiſe hat er in zwei Monaten vom November 1840 bis Januar 1841 mehr als 2000 Thaler an Pfandſchilling von dem Leihinſtitute gezogen. In den von den Leihinſtituten ausgeſtellten Pfandſcheinen wird bekanntlich auch der Werth des Pfandes angegeben, da bis zu $^2/_3$ von deſſen Höhe gewöhnlich geliehen wird. Dieſe Werthsangabe mußte dann begreiflich um ein Bedeutendes, meiſt um viel mehr als die Hälfte höher ausfallen, als der eigentliche Werth der ſchlechten Waare betrug. Nicht zufrieden nun mit dem widerrechtlichen Gewinne, den er auf die dargeſtellte Weiſe erlangte — der Pfandſchilling allein belief ſich in vielen Fällen um die Hälfte höher, als der wahre Werth des Pfandes — benutzte er auch die Pfandzettel noch zu weiteren Prellereien. Zur Unterbringung derſelben hatte er ſeine Gehülfen. Dieſe boten in kleinen Leinwandhandlungen oder in bürgerlichen Haushaltungen die Pfandzettel mit dem Bemerken zum Kauf aus, daß der Eigner wegen Geldnoth zum Veräußern gezwungen ſei. Die Pfandſcheine lauteten über verſetzte Leinwand. Waren nun z. B. 20 Thlr. darauf geliehen und der Werth des Pfandes war auf 30 Thaler angegeben, ſo trug Niemand Bedenken, einen ſolchen Schein für 4 oder 5 Thaler zu kaufen, da der Vortheil dabei auf der Hand zu liegen ſchien. Wurde die vermeintliche Leinwand aber eingelöſt, ſo fand es ſich, daß es nur ſchlechter baumwollener Stoff von geringem Werthe war. Die Betrugswaare hatte der erwähnte Handelsmann in mehreren Berliner Handlungen in bedeutenden Parthien neu gekauft, lediglich zu dem Zwecke, ſie ſofort nach dem Leihhauſe zum Verſatze zu tragen. Dieſe in der That neue Induſtrie iſt ſehr einträglich geweſen. Man kann ungefähr berechnen, daß der Handelsmann und ſeine Gehülfen während der gedachten beiden Monate ſich einen Gewinn von mindeſtens 120 Thalern gemacht haben. Die Criminal-Unterſuchung wegen Betruges iſt nicht ausgeblieben.

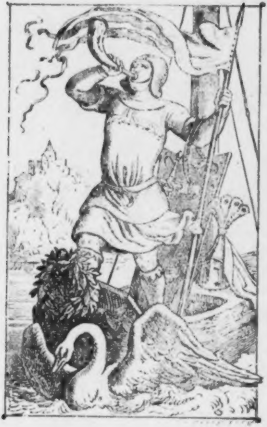
Der Schneider.

167. Kürzlich kam ein anſtändig gekleideter Mann zu einem bejahrten bedürftigen Herrn in Prag, und benachrichtigte ihn, er ſei ein Schneider und von der Frau Gräſin C... beauftragt, ihm eine neue Kleidung anzufertigen. Er erſuche alſo, das Maaß nehmen zu dürfen. Gerührt von der Wohlthätigkeit der Gräſin, willigt der alte Herr ein, zieht auf Verlangen des Schneiders ſeinen beſten Rock an und läßt ſich das Maaß nehmen. Der Schneider nimmt aber bloß zu Beinkleidern Maaß und meint, den neuen Rock werde er nach jenem machen, den der alte Herr anhabe, er wolle ihn daher mitnehmen und bei der Gelegenheit ihn, da er für einen ſo bejahrten Mann nicht warm genug ſei, mit einem wärmeren Stoffe füttern; in drei Tagen werde er ihn wiederbringen und die Koſten dafür mit auf das Conto der Gräſin ſchreiben. Der Schneider zeichnete ſich durch eine ſolche Beredſamkeit aus, daß weder der alte Herr noch deſſen Wirthſchafterin zur Beſinnung kamen. Ohne in ſeiner Suade ſich unterbrechen zu laſſen, packte er ſchnell den auszufütternden Rock ein, und verließ, dringende Geſchäfte vorgebend, eiligſt das Zimmer. Erſt nach Verlauf von einer Stunde erwachte der alte Herr aus ſeinem Freudentaumel, indem er ſich beſann, daß die Frau Gräſin C... nicht mehr am Leben ſei. Der Verdacht, der in ihm nun gegen den Schneider erwachte, wurde um ſo ſtärker, als er ſich zugleich erinnerte, daß der Schneider beim Anmeſſen der Beinkleider eine auffallende Ungeſchicklichkeit gezeigt habe. Bald ward ſein Verdacht zur Gewißheit, denn Rock und Schneider kamen niemals wieder.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Der

Schwanenritter.



Volksbücher. 36.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Wie König Oriant die ſchöne Beatrix fand und Hochzeit mit ihr hielt.

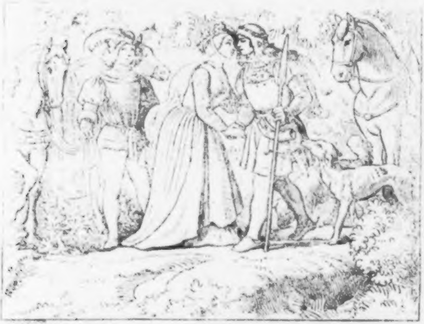
In alten Büchern findet man beſchrieben, wie vorzeiten in dem Lande Lillefort ein König regierte, welcher Pirion hieß und ein ſehr böſes Weib zur Frau hatte, mit Namen Matabruna; wir werden noch hören, wie viel Uebles dieſe anrichtete und wie ſie zur Strafe dafür endlich jämmerlich verbrannt wurde. Mit dieſem Weibe hatte Pirion einen Sohn, der hieß Herr Oriant und folgte ſeinem Vater in der Regierung. Eines Tages geſchah es, daß Herr Oriant mit all ſeinen Rittern und Herren ausritt, um ſich im Walde mit Jagen zu erluſtigen. Kaum war er aber in dem Walde, als ein mächtiger Hirſch vor ihm aufſprang und in das Dickicht flüchtete der König folgte ihm, ſo ſchnell ſein Pferd laufen mochte, und der Hirſch lief immer vor ihm her bis zu einem Bache, da ſprang er hinein, ſchwamm auf die andere Seite und war alſo vor dem Könige frei. Wie Herr Oriant ſah, daß er das Thier nicht mehr fangen konnte, wandte er ſein Roß, um zu ſeinen Herren zurückzureiten; da er aber großen Durſt hatte, ſtieg er an einer Quelle ab, welche er auf dem Wege fand, und ſaß unter einem Baume nieder, denn das lange Reiten hatte ihn ſehr ermüdet. Indem er nun ſo in dem Graſe ſaß, kam eine ſchöne Jungfrau dahergeritten mit vier andern Mägdlein, einem edeln Ritter und zwei Knechten; als dieſe Oriants Jagdhund erblickte, ſprach ſie zu dem Könige, den ſie nicht kannte: ,,Saget mir, Herr, wer euch Urlaub gegeben hat, auf meinem Gebiete zu jagen. Ich habe den Hirſch wohl geſehen, der ins Waſſer ſprang und alſo eurer Hand entkam, aber hättet ihr ihn auch gefangen, er wäre euch dennoch nicht geblieben; die Jagd ſollet ihr ſchwer büßen, ehe ihr von hinnen gehet.“ Solch kühne Rede gefiel Herrn Oriant wohl und er gedachte bei ſich ſelbſt, es wäre kein glücklicherer Menſch auf der Welt, als er, wenn er die ſtolze Magd zur Hausfrau haben könnte. Darum antwortete er auch gar ſänftlich: „Schöne Jungfrau, ich möchte um alle Schätze der Erde nicht etwas thun, welches euch mießfiele; aber in dieſem Lande mag ich wohl jagen, denn es iſt mein Eigen und mein Name iſt König Oriant.“ Als der edle Ritter Samari, welcher die Jungfrau geleitete, das hörte, ſprang er ſchnell von dem Pferde, fiel auf ſeine Kniee nieder und grüßte den König; dann ſprach er: „Herr König, ich bitte euch demüthig, daß ihr meiner edeln Herrin nicht übel nehmen wollet, was ſie zu euch geſprochen hat. Sie kannte euch nicht, als ſie euch anredete und will gerne alles beſſern und büßen, was ſie gegen euch verbrach.“ Da ſprach Herr Oriant: „Vergeben will ich euch gerne, ſchöne Jungfrau, aber büßen müſſet ihr doch. Wollet ihr mir folgen als meine Braut, dann laſſe ich euch zur Königin meines Landes Lillefort krönen und ſchwöre auch bei meiner Ritterſchaft, daß ich zeitlebens keiner andern Frau dienen will, denn euch.“ Dieſe Rede freute die ſchöne Beatrix übermaßen und ſie ſprach: „Wollet ihr das, dann ſchwöre ich euch, daß ich zeitlebens keinen andern Mann lieben und keinem andern gehorchen will, als euch.“ Da fiel ihr Herr Oriant um den Hals und beide küßten ſich herzlich und als das geſchehen war, bließ der König in ſein Horn und alle die Ritter und Herren kamen herbei und waren hoch erfreut; denn ſie hatten Herrn Oriant lange geſucht und ſchon gefürchtet, es möchte ihm irgend ein Uebles begegnet ſein. Noch mehr freuten ſie ſich aber, als ſie hörten, daß der König die ſchöne Jungfrau zu ſeiner Gemahlin erkoren habe. Nachdem alle Beatrix gegrüßt hatten, wandten ſie ihre Pferde und zogen fröhlich dem königlichen Palaſte zu. Da war nun großes Jauchzen und Jubel und es wurden viele Spiele und Tourniere gehalten und überall im Lande verkündigt, daß der König ſich eine Braut erwählet habe. Als Matabruna davon hörte, lief ſie alsbald zu Herrn Oriants Kammer um ihm mit harten Worten zu verweiſen, daß er Beatrix zu einer ehelichen Gemahlin nehmen wolle. Der

König ſah ſchon von Weitem, daß ſeine Mutter nicht wohl geſinnt war; darum ging er ihr freundlich lächelnd entgegen und ſprach: „Freuet euch, Mutter, denn ich habe die allerſchönſte und allerehrſamſte Frau gefunden, die auf Erden lebt.“ Darauf antwortete Matabruna: „Lieber Sohn, du machſt mir damit wenig Freude. Wie kannſt du dich alſo ſehr erniedrigen und ein ſo armes Mädchen nehmen, während du doch die allermächtigſte Prinzeſſin der Welt zur Frau haben könnteſt.“ Da ſprach Oriant: „Ich habe nie eine Frau gefunden, die mir beſſer gefallen hätte, als dieſe; darum bitte ich euch, liebe Mutter, daß ihr auch mit ihr zufrieden ſein wollet.“ Matabruna entgegnete: „Wenn du nicht anders willſt, dann muß ich deß wohl zufrieden ſein.“ Das ſprach ſie wohl mit dem Munde, aber es war gegen ihr Herz und ſie dachte ſogleich bei ſich auf Mittel, wie ſie des Königs Liebe von der ſchönen Beatrix abwenden könne.

Zweites Kapitel.

Wie Herr Oriani in den Krieg zog und was Matabruna für Ränke ſchmiedete.

Nachdem die Hochzeit geendet war und Herr Oriant mit Beatrix noch eine Zeitlang glücklich und zufrieden gelebt hatte, fühlte ſie ſich ſchwanger; worob keiner glücklicher war, als der König. Es geſchah aber, daß die Königin eines Morgens am Fenſter ſtand und zwei Kindlein, die eine Frau auf einmal geboren hatte, zur Taufe ſah tragen. Da rief ſie heimlich ihren Gemahl und ſprach zu ihm: „Wie iſt es möglich, daß eine Frau zwei Kinder gebären kann, ohne zwei Männer zu haben?“ Darauf antwortete Herr Oriant: „Das iſt leicht möglich; mit Gottes Gnade kann eine Frau ſieben Kinder auf einmal von ihrem Manne empfangen.“ Das wunderte die Königin ſehr, doch ſprach ſie weiter nichts darüber. Wie alles Glück auf dieſer Welt nur von kurzer Dauer iſt, ſo war es auch hier der Fall. Eines Tages nämlich meldete man dem Könige, daß der Feind an den Gränzen von Lillefort angekommen wäre und ſich bereite um ins Land zu fallen und dasſelbe einzunehmen. Das konnte Herrn Oriant aber wenig rühren, denn er hatte ſeine Beatrix ſo lieb, daß er bei ihr der ganzen Welt vergaß. Nach ſechs Monaten jedoch waren die Feinde ihm ſehr nahe gekommen und er mußte ſich ihnen entgegenſtellen, ſonſt hätten ſie ihn in ſeinem Pallaſte ſelbſt gefangen genommen. Er entbot alſo ſeine Ritter und Herren und dieſe kamen alsbald von allen Seiten, ſo daß er in kurzer Zeit ein mächtiges Heer zuſammen hatte. Ehe er mit demſelben abzog, ließ er Matabruna zu ſich rufen und ſprach zu ihr: ,,Meine liebe Mutter, ihr wiſſet, wie die Feinde mir ſo nahe ſind und ich darum gegen ſie ziehen muß. Da Beatrix nun geſegneten Leibes iſt, ſo bitte ich euch, daß ihr Acht auf ſie habet und ihr in Allem beiſtehet, als eurer Tochter. Widerführe ihr etwas Uebles, dann könnte ich euch nicht mehr lieben und ich würde es an euch rächen.'' Da ſprach Matabruna: ,,Du weißt, mein Sohn, daß alles, was dir gefällt, auch mir lieb iſt; darum ſei nur ganz ruhig und zufrieden, denn ich habe deine Frau gar lieb gewonnen und werde ihrer wohl pflegen.''



Oriant ſprach: „Dafür danke ich euch ſehr und ich befehle euch alles an, was hier in meinem Pallaſte iſt.“ Und damit nahm er Urlaub von Matabruna und ging zu Beatrix, mit welcher er noch ſehr lange redete; ſie wollten immer ſcheiden und konnten doch nicht Eins vom Andern kommen vor übergroßer Liebe, die ſie zu einander trugen. Als Herr Oriant ſich aber endlich auf ſein Pferd ſchwang, da fiel die Königin in Ohnmacht vor Leid, und ſie war ſo rührend anzuſehen in ihrem Jammer, daß all die Ritter und Herren mit ihr weinten. Matabruna weinte nicht; ſie freute ſich vielmehr von ganzem Herzen, denn nun hatte ſie um ſo beſſer Gelegenheit, der Königin Böſes zu thun. Kaum war Herr Oriant abgeritten und Beatrix in das Schloß zurückgekehrt, als das arge Weib eine Hebamme zu ſich entbieten ließ und zu dieſer ſprach: „Meine liebe Freundin, ich habe euch zu mir kommen laſſen, um mit euch über eine heimliche Sache zu reden. Bevor ich das aber thun kann müſſet ihr mir ſchwören und geloben, keinem Menſchen zeitlebens ein Wort davon zu ſagen. Wollet ihr das, dann gebe ich euch ſo reichen Lohn, daß ihr nie Gebrech haben ſollet und in Ueberfluß und Reichthum leben könnet.“ Als die Hebamme dieſe lockende Rede hörte, ſprach ſie hocherfreut: „Sicherlich, Frau Königin, ihr möget mir alle Dinge ſagen, die ihr wollt; ſo lange ich die Augen offen habe, ſoll kein Menſch etwas davon erfahren, das ſchwöre ich euch bei meiner Treue.“ Matabruna ſprach: „Ihr wiſſet wohl, daß mein Sohn Oriant Beatrix gegen meinen Willen zur Frau nahm; er hat ſie ſo lieb, daß er ohne ſie weder eſſen noch trinken will. Dadurch geſchieht dem Lande aber große Schande und Schimpf, denn keiner weiß, wo Beatrix her iſt, und ob ſie von edelm Geſchlechte ſtammet oder nicht. Darum wollte ich die Beiden gerne von einander abwendig machen und das wird nun leicht ſein, weil Beatrix ſchwanger iſt.“ Die Hebamme ſprach: „Dünket es euch wohl, dann will ich das Kind tödten, ſobald es das Tageslicht erblickt und dem König ſpäter ſagen, ſie habe es ſelbſt todt gemacht.“ Matabruna antwortete: „Nein, ich weiß ein anderes Mittel, welches viel ſchändlicher und ärgerlicher für den König iſt. Ich glaube ſicherlich, Beatrix wird mehr, denn eines Kindes geneſen und da habe ich denn ſo gedacht: ihr gebet zu ihr und bietet ihr eure Dienſte an und ſobald dann die Kinder geboren ſind, laſſe ich ebenſoviel junge Hunde kommen und wir ſagen, ſie habe dieſe Thiere zur Welt gebracht. Die Kinder gebe ich dann einem, der ſie wegtragen und tödten muß, ſo daß kein Hahn nach ihnen krähet.“ Da ſprach die Hebamme: „Ich will gerne alles thun, was euch beliebt, denn ich ſehe wohl, ihr ſeid verſtändiger und klüger als ich.“

Drittes Kapitel.

Wie die Königin ſechs Söhne und eine Tochter gebar, die alle ſilberne Kettchen am Halſe trugen, und was mit denſelben geſchehen.

Als nun die Zeit erfüllt und die bittere Stunde der Entbindung genaht war, da genaß die ſchöne Beatrix ſieben lieblicher Kinder; darunter waren ſechs Söhne und eine Tochter und alle hatten ein ſilbernes Kettchen um den Hals. Daraus hätte die falſche Matabruna wohl erſehen können, daß Beatrix aus edeln Geſchlechte ſtammte, aber ihr Herz war zu voller Bosheit, als daß ſie ihr abſcheuliches Vorhaben hätte aufgeben können. Sie ließ alſo in großer Eile ſieben junge Hunde holen und gab dieſe der gottloſen Hebamme, welche dafür die Kinder auslieferte, und alsdann laut aufſchrie: „Ach edle Königin, was für ein großes Unglück iſt das; da ſehet nur, ihr habet ſieben junge Hündlein geboren!“ Matabruna kam gleich zugelaufen und that ebenſo verwundert, wie die Hebamme; dann ſprach ſie: „Bringet die Thiere doch weg und begrabet ſie auf dem Felde und daß keiner etwas von dieſem Unglücke ſage; des Königes Ehre würde ganz und gar verloren ſein.“ Darauf wandte ſie ſich zu der armen Beatrix und fuhr dieſe an: „Da ſehet, ihr arge Frau, wie euer ſchändlicher Handel an den Tag kommt; die Hebamme hier hat ſieben junge Hunde empfangen, die ihr zur Welt gebracht habet. Nun geſtehet nur bald und ſchnell die Wahrheit, dann wollen wir die Sache geheim halten. Als die Königin das hörte, durchfuhr ein ſo bitteres Weh ihr Herz, daß ſie in Ohnmacht fiel. Wie ſie endlich wieder zu ſich kam, bat ſie unter Thränen, daß man ihr die Hündlein bringe, denn ſie konnte es nicht glauben. Da ging die Hebamme und holte die Thiere und brachte ſie der Königin, die nun anfing, noch jämmerlicher zu weinen und um Gnade zu bitten. Matabruna ſah das alles mit größter Freude an und das Herz hüpfte ihr im Leibe ob des Leidens der armen Beatrix und ſie ſprach: „Wollte man nach Recht und Geſetz mit euch handeln, ihr ſchändliches Weib, dann müßte man euch zu Pulver und Aſche verbrennen.“ Beatrix ſprach: „Ach liebe Frau Mutter, thuet mir doch nicht mehr Leid an, als ich ſchon habe. Wollte Gott meine Kinder in unvernünftige Thiere verwandeln, ſo wußte er auch, warum. Wir kennen ja ſeine Rathſchlüſſe nicht und müſſen uns in ſeinen heiligen Willen ergeben.“ Matabruna gab ihr keine Antwort mehr, ſondern ging weg aus der Kammer. Die Hebamme aber trat zu Beatrixens Bette und ſprach mit heuchleriſchem Gemüthe: „Betrübet euch doch nicht zu ſehr, Frau Königin, damit kein ärgeres Leid davon komme. Der König ſoll von dem Ganzen nichts wiſſen und wir werden die Sache ſchon ſo heimlich halten, daß ihm keine Schande daraus erwachſen ſoll.“ Nachdem Matabruna nun alles alſo klüglich eingerichtet hatte, rief ſie ihren Diener Markus und ſprach zu dem: „Mein guter Freund, ihr müſſet mir einen Dienſt erzeigen, aber ihr dürfet kein Wort davon ſprechen. Die Königin hat nämlich ſechs Söhne und eine Tochter geboren, die alle ſilberne Kettchen am Halſe tragen. Das iſt aber eine ſehr ſchlimme Vorbedeutung und nichts andres daraus zu erſehen, als daß ſie einſt ausbündige Diebe und Mörder und am Galgen ſterben würden. Das möchte ich aber um alles in der Welt nicht und habe darum beſchloſſen, die Kinder lieber in ihrer Jugend ſterben zu laſſen, als ſie in ihrem Alter in Schande gebracht zu ſehen. Nehmet alſo die ſieben Kinder, traget ſie in den Wald und tödtet ſie dort; die Königin wird nichts davon gewahr, denn ich habe ihr geſagt, es wären ſieben junge Hündlein, die ſie geboren hätte.“ Da ſprach Markus: „Ich werde eurem Befehle folgen und ihr von den Kindern weder Laſt noch Schande haben.“ Mit den Worten nahm er die Kinder unter ſeinen Mantel, ſetzte ſich zu Pferde und ritt aus der Stadt und in den Wald. Da ſtieg er ab und legte ſie alle nieder auf ſeinen Mantel. Wie er aber ſah, daß die armen Würmlein ſo ſchön waren, da wurde ihm das Herz weich, ſo daß er es nicht über ſich vermochte, ſie zu tödten. Er ließ ſie alſo ſtille da liegen und befahl ſie der Barmherzigkeit Gottes und nachdem er ſie noch, eines nach dem Andern umhalſt und herzlich geküßt hatte, ritt er mit naſſen Augen nach dem Schloſſe zurück. Da kam ihm Matabruna ſchon von Weitem entgegengelaufen und fragte ihn, ob er alles wohl ausgerichtet habe, wie ſie es befohlen. Das bejahte Markus und das böſe Weib lachte in ſich hinein und ſprach zu ſich ſelbſt: „Nun mag Oriant kommen, ich werde es ſchon ſo einrichten, daß er ſeine Frau tödten läßt und dann iſt das Herzleid gebrochen, welches er mir angethan hat, indem er ſie heirathete.“

Viertes Kapitel.

Was ſich mit den ſieben Kindern zugetragen hat.

Als die ſieben Kinder eine Zeitlang in dem Walde gelegen hatten und hungrig wurden, fingen ſie alle laut auf zu ſchreien und jämmerlich zu weinen. Da hörte ein alter Einſiedel, der im Walde wohnte und Helias hieß und der kam hinzugelaufen und war ſehr verwundert, als er die Kinder ſah. Da er ein ſehr mitleidiges Herz hatte, ſprangen ihm die hellen Thränen aus den Augen und er drückte und herzte die Kinder, eines nach dem andern, und wand ſie ſorglich in den Mantel und trug ſie mit ſich nach Hauſe. Da gab er ihnen zu eſſen und wärmte ſie nach Kräften und legte ſie auf ein weiches Lager, und das that den Kindern ſo wohl, daß ſie bald darauf einſchliefen. Als ſie aber wieder aufwachten und zu ſchreien begannen, da ſtieß es an die Thüre der Hütte und als der Einſiedel aufmachte, war eine weiße Geiß darvor; die drängte ſich alsbald hinein, ging zu den Kindern und hielt ihnen ihre Zitzen hin, ſo daß ſie ſaugen konnten, ſo viel ſie nur wollten. Da erſtaunte Helias, daß er von Gott beſtimmt wäre, die Kinder zu retten und zu erhalten und er fiel auf ſeine Kniee und dankte Gott aus ganzem Herzen dafür. Wie die Kinder nun alle geſogen hatten, ſtieß die Geiß mit ihren Hörnern gegen die Thüre, daß ſie aufſprang und ging in den Wald, um ſich Futter zu ſuchen. Jedesmal, wenn die Kinder aber ſchrieen, ſprang ſie zur Hütte und das dauerte ſo lange, bis ſie groß waren. Da machte Helias ihnen kleine Röckchen von Baumblättern und damit liefen ſie in den Wald und ſpielten mit der Geiß oder ſuchten ſich Früchte, die ſie zu ihrem Brode aßen. Das Brod kaufte der Einſiedel ihnen von den Almoſen, die er von guten Menſchen in der Gegend empfing; weil er nämlich ſehr fromm war, hatte Jedermann ihn gern und gab ihm etwas, ſo daß er nie Mangel litt.

Fünftes Kapitel.

Wie König Oriant zurückkehrte, und von dem unſchuldigen Leiden der ſchönen Beatrix.

Nachdem Herr Oriant nun alle ſeine Feinde beſiegt und in die Flucht geſchlagen hatte, bereitete er ſich zum Rückzuge nach Lillefort. Das Herz hüpfte ihm vor Freuden, wenn er an Beatrix gedachte und wie ſie ſo froh ſein und ihm vielleicht ein Söhnlein in die Arme legen würde. Matabruna hatte aber nicht ſobald vernommen, daß ihr Sohn zurückkehre, als ſie ſich ſchon auf den Weg machte, um ihre abſcheuliche Liſt noch weiter zu treiben. Sie eilte ihm entgegen, warf ſich unter vielen heuchleriſchen Thränen in ſeine Arme und rief: „Ach mein lieber Sohn, wie freue ich mich, daß du geſund und friſch mit deinen Soldaten zurückkommſt! Ich hätte es nicht lange mehr ohne dich aushalten können, ſo ſehr iſt mein Herz voll Kummer und Druck über den Unfall mit deiner Frau.“ Als Herr Oriant ſolche Worte hörte, erſchrak er höchlich und rief: „Ach Gott, was iſt denn vorgefallen? Iſt meine liebe Frau todt, oder was iſt es mit ihr?“ Matabruna ſprach: „Ja es wäre beſſer, ſie wäre geſtorben, denn es iſt ſo ſchändlich, daß ich es dir nicht erzählen mag und lieber habe, wenn ein Anderer dir es ſagt.“ Der König ſprach: „Nein, ſaget ihr es mir, das habe ich lieber, als wenn ein Anderer mir davon ſpricht.“ Matabruna antwortete: „Nun, wenn du es ſo willſt, dann thue ich es. Da ſtehet die Hebamme, welche der Königin in ihren Wehen beigeſtanden und von ihr ſieben junge Hunde empfangen hat. Ich habe die abſcheulichen Thiere wegwerfen laſſen, damit kein Menſch davon erführe. Das iſt aber eine zu große Schande für dich, mein lieber Sohn: du mußt die Königin darum ſtrafen und mit ihr nach Recht und Geſetz verfahren und ſie im Feuer verbrennen laſſen.“ Mit den Worten winkte Matabruna der Hebamme, daß ſie kommen ſollte, und dieſe beſtätigte alles, was das böſe Weib Oriant vorgelogen hatte. Da wurde des Königs Herz ſchwer vor Gram und er fragte mit gebrochener Stimme, wo ſeine Frau denn wäre? Matabruna entgegnete: „Sie ſitzt in ihrer Kammer, denn ſie wagt nicht, ſich vor der Welt noch ſehen zu laſſen.“ Da rief der König einen ſeiner Ritter zu ſich und ging auf deſſen Schulter geſtützt, in ſeine Kammer und jammerte in übergroßem Schmerze: „Ach Gott, womit habe ich denn ein ſo großes Unglück verdient! Ich meinte, die allerſchönſte und allerehrbarſte der Frauen zu beſitzen und werde alſo entehrt und verrathen. Zu böſer Stunde bin ich geboren. Wer kann mir nun noch rathen und helfen? Ich habe ſie ſo ſehr geliebt und mag ſie nicht mehr ſehen, ohne daß mir das Herz bricht.“ Der Ritter wollte den König tröſten, aber Oriant wollte von Nichts wiſſen und warf ſich auf ſein Bett, wo er bald vor Schwermuth und Mattigkeit in Schlaf ſank. Die ſchöne Beatrix war in einer andern Kammer und hörte nicht auf zu weinen. Nicht lange nach des Königs Ankunft kam ein Schildknecht, der ihr lange treulich gedient hatte, zu ihr und meldete ihr, daß Herr Oriant zurückgekehrt ſei. Da wäre Frau Beatrix vor Schrecken faſt in Ohnmacht gefallen und ſie fragte, ob man ihm nichts von ihr geſagt habe? Der Schildknecht antwortete: „Ja wohl, edle Frau Königin, Matabruna iſt ihm entgegengeeilt und hat ihm viel Böſes von euch gekündet.“ Das traf die ſchöne Beatrix ſo ſehr, daß ſie zu ſterben vermeinte, aber ihre große Frömmigkeit hielt ſie aufrecht und befahl all ihre Sachen in Gottes heiligen Willen.

Als der König wieder aufwachte, ließ er ſeinen ganzen Rath ſich verſammeln, ſowohl Geiſtliche als Weltliche, und ſprach: „Ich habe euch zu mir kommen laſſen um meiner Königin willen, der man Schuld giebt, daß ſie ſieben junger Hunde geneſen ſei.

Ich ſchäme mich, ſie länger als meine Frau zu erkennen und bitte euch darum, mir zu rathen, was ich thun ſoll.“ Da erhob ſich ein weiſer Mann, der mitgekommen war, das Wort zu führen, und der ſprach zu dem Könige: „Herr König, ich will euch offenherzig unſer aller Gutdünken ſagen und was wir meinen, daß ihr mit der Königin thun müſſet. Wir rathen euch, daß ihr ſie nicht tödten laſſet, ſondern ſie an einem wohlverwahrten Orte einſchließet, wo man ihr dienet, gleich es einer Königin geziemt. Das Gericht über ſie gebet Gott dem Herrn anheim, der wird früh oder ſpät die Wahrheit ſchon aufzudecken wiſſen. So nur könnet ihr euer Gewiſſen unbeſchweret erhalten.“ Dieſe Antwort tröſtete den König ſehr, denn er liebte Beatrix noch immer und faßte nun Hoffnung, es könne noch einmal an Tag kommen, daß ſie unſchuldig ſei. Während er aber ſolches in Gedanken erwog, ſtand ein falſcher Ritter auf und ſprach: „Herr König, das iſt ein ſchlechter Rath, den man euch eben gegeben. Was? Ihr wollet die Frau leben laſſen, die euch ſo große Schmach anthat. Setzet ihr ſie bloß gefangen, dann möget ihr nie wieder heirathen und ihr bleibet ohne Erben für das Reich. Darum halte ich es für das Beſte, daß ihr, ſo ſie ſchuldig iſt, und darüber kann doch keine Frage mehr ſein, ſie alsbald verbrennen laſſet.“ Da ſprach König Oriant: „Wäre ſie des Todes ſchuldig und erlitte ſie ihre Strafe, dann würde ich doch nie wieder heirathen, denn nach ihr kann ich kein Weib auf der Welt mehr lieb haben.“ So wurde alſo in dem Rathe beſchloſſen, daß Beatrix einſtweilen an einem geziemenden Orte verwahrt und daſelbſt von zwei edeln Rittern bedient werden ſolle, wie es ihrem Range gebühre. Die Ritter wurden auch alsbald abgeſandt, dieſen Beſchluß zu vollſtrecken. Obwohl Beatrix nun hörte, daß ſie nicht ſterben ſolle, blieb ſie doch untröſtlich und weinte ohne Aufhören; und das kann man wohl leicht begreifen, wenn man die große Liebe bedenkt, welche ſie zu Herrn Oriant trug, und den großen Schmerz, welchen ſie fühlen mußte darüber, daß ſie ſo ganz unſchuldig litt.

Sechſtes Kapitel.

Wie die ſieben Kinder von einem Jäger Matabruna's gefunden wurden.

Je größer die ſieben Kinder in dem Walde wurden, um ſo mehr Freude hatte der alte Einſiedel an ihnen. Beſonders aber gefiel ihm eines von ihnen, und dieß nannte er darum auch nach ſeinem Namen **Helias**. Es geſchah eines Tages, daß die Kinder alle nach ihrer Gewohnheit in den Wald gegangen waren, um zu ſpielen. Sie ſaßen juſt unter einem Baume und aßen wilde Aepfel zu ihrem Brode, als durch Schickung Gottes ein Jäger Matabruna's in die Gegend kam. Der ſtand anfangs verwundert, als er die Kinder mit den ſilbernen Kettchen am Halſe ſah; dann grüßte er ſie freundlich und wollte ſie fragen, wer ſie wären und wo ſie wohnten? Sie fürchteten ſich aber vor dem fremden Manne und liefen weg und der Jäger folgte ihnen, denn ſie gefielen ihm gar zu gut. Wie die Kinder nun ſo ängſtlich in die Hütte geſtürmt kamen, da meinte der Einſiedel, es wäre ihnen irgend ein Uebles begegnet und ging an die Thüre, um zu ſehen, was das denn ſei. Da trat ihm der Jäger entgegen, welcher **Savari** hieß, und der alte Helias erſchrak und ſprach: „Mein lieber Freund, ich bitte euch um Gottes willen, thuet dieſen Kindern doch kein Leides.“ Savari ſprach: „Daran habe ich gar nicht gedacht, aber ich wundere mich, daß die Kinder bei ihrer Armuth ſilberne Kettchen am Halſe tragen.“ Darauf entgegnete der alte Mann: „Wie ihr ſie hier ſehet, Freund, ſo habe ich ſie im Walde gefunden“ und er erzählte dem Jäger von der Geiß und alles Andere. Da ſprach Savari: „Freund, das wird Gott euch gewiß lohnen, was ihr an dieſen Würmchen gethan habet“ und nach den Worten nahm er Abſchied von dem alten Helias und ging nach Lillefort zurück. Als er daſelbſt angekommen war, eilte er in der Freude ſeines Herzens zu Matabruna und erzählte der, wie er ſieben Kinder gefunden habe, die jedes ein ſilbernes Kettchen am Halſe trugen. Als Matabruna das hörte, merkte ſie gleich, daß dieß die Kinder der ſchönen Beatrix waren, welche ſie längſt todt geglaubt hatte und ſie ſprach: „Mein herzlieber Freund, dieſe Nachricht iſt mir unangenehm, als etwas auf der Welt. Wollet ihr mir aber einen Gefallen thun, dann höret mich einmal an und folget mir in Allem, was ich euch ſage. Nehmet noch einige Geſellen zu euch und gehet in den Wald und tödtet daſelbſt die Kinder; zum Wahrzeichen aber, daß ihr das gethan, ſollet ihr mir die ſilbernen Kettchen bringen, die ſie am Halſe tragen. Wollet ihr das, dann werde ich es euch wohl lohnen; wollet ihr es aber nicht, dann laſſe ich euch auf der Stelle ums Leben bringen.“ Savari ſprach: „Ich will gerne thun, wie ihr es befehlet“ und er ging weg. Matabruna aber ließ den armen Markus vor ſich rufen, dem ſie einſt die Kinder gegeben hatte, um ſie zu tödten, und befahl in ihrer Wuth, daß man ihm ſeine beiden Augen ausſteche, welches auch alsbald geſchehen.

Siebentes Kapitel.

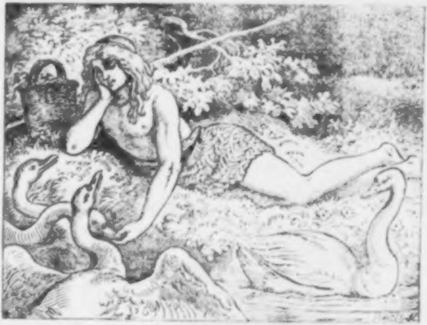
Wie ſechs von den Kindern in weiße Schwäne verwandelt wurden.

Savari nahm ſieben Geſellen zu ſich und machte ſich mit dieſen auf den Weg nach dem Walde, wo Helias mit den ſieben Kindern wohnte. Sie mußten aber durch ein Dorf und da ſahen ſie das Volk all zuſammenſtrömen und es war ein großer Lärm. Savari fragte einen der Bauern, was das bedeute, und der Bauer antwortete: „Es wird eine Frau verbrannt, weil ſie ihr Kind ermordet hat.“ Als Savari und die Andern das hörten, ſprachen ſie zueinander: „Verbrennet man dieſe Frau, weil ſie ein Kind tödtete, welche Strafe verdienten wir denn erſt, wenn wir dieſe ſieben Kinder tödten wollten?“ und ſie beſchloſſen den Kindern nichts zu Leide zu thun, und ihnen nur die ſilbernen Kettchen vom Halſe zu nehmen als Wahrzeichen für Matabruna. Nachdem ſie alsdann noch dem Verbrennen der Frau zugeſehen hatten, gingen ſie dem Walde und der Hütte zu, wo der alte Helias mit den ſieben Kindern wohnte. Sie fanden aber nur ſechs dort, denn der Mann hatte den jungen Helias mit ſich in das Dorf genommen, daß er ihm helfe das Brod tragen, welches der Alte dort empfing. Als die Kinder die fremden Männer ſahen, fingen ſie an, gar ängſtlich zu weinen und zu ſchreien, aber Savari ſprach: „Seit nicht bange, meine lieben Kinderchen, wir wollen euch nichts zu Leide thun;“ und damit begannen ſie alle, den Kindern die ſilbernen Kettchen vom Halſe zu nehmen. Kaum aber hatten ſie das gethan, da ſiehe, flogen die ſechs Kinder als ebenſoviel weiße Schwäne unter jammerndem Gerufe in die Luft und davon. Darob erſchrak Savari nebſt den ſieben Geſellen ſo ſehr, daß ſie in Ohnmacht fielen, und als ſie wieder aufwachten, bebten ſie noch vor Angſt und Savari ſprach: „Laſſet uns von hinnen eilen, wir haben ſchon zu lange hier verweilt. Da wir aber nur ſechs Ketten haben, ſo wollen wir Matabrunen dieſe bringen und ſagen, wir hätten die ſiebente im Walde verloren.“ Deß waren die Andern zufrieden und ſie gingen zurück zu Matabruna und brachten ihr die ſechs Kettchen. Als das böſe Weib aber hörte, daß ſie das ſiebente verloren hätten, wurde ſie wie toll, vor Wuth und war auch nicht eher zufrieden, als bis Savari ihr verſprach, daß er ihr ſo viel bezahlen wolle, als das ſiebente Kettchen werth geweſen wäre. Dann ließ Matabruna einen Goldſchmied zu ſich entbieten und befahl ihm, aus den Kettchen einen ſchönen Becher zu ſchmieden. Der Goldſchmied nahm die Kettchen mit ſich nach Hauſe und legte eine in den Tiegel, um zu probiren, ob es auch gutes Silber wäre. Während dieſe aber ſchmolz, wurde ſie ſo ſchwer, als die andern Kettchen alle zuſammen und der Goldſchmied rief ſeine Frau und ſprach: „Sieh doch, Frau, welch ein wunderlich Ding ſich mit dem Kettchen begeben hat. Es iſt mir unter dem Schmelzen ſo ſchwer geworden, daß ich zwei ſolcher Becher daraus machen kann, wie Matabruna deren eine begehrt. Nimm darum die andern fünf Kettchen und verwahre ſie wohl in deinem Koffer.“ Das that die Frau und der Goldſchmied machte zwei Becher aus dem Kettchen, davon behielt er einen und gab Matabruna den Andern und dieſe war noch erſtaunt, daß er aus dem wenigen Silber einen ſo ſchönen, großen Becher gemacht hätte.

Achtes Kapitel.

Wie der Einſiedel erfährt, wer die ſieben Kinder ſeien.

Als der Einſiedel mit dem jungen Helias nach Hauſe zurückkehrte und die Kinder nicht fand, da waren beide ſehr betrübt und ſie gingen alsbald in den Wald und riefen ſie aller Enden, aber ſie bekamen keine Antwort. Am andern Morgen zog Helias wieder aus, ſeine Geſchwiſter zu ſuchen. Nach langem Umirren kam er zu einem Weiher, wo er ſechs Schwäne fand. Dieſe Thiere gefielen ihm über die Maßen, ob er gleich nicht wußte, daß es ſeine Geſchwiſter waren, und er ging an das Ufer und lockte ihnen und ſie kamen freundlich zu ihm heran und ſtrichen ihre Hälſe an ihm, und als er ihnen Brod bot, was er gerade bei ſich trug, fraßen



ſie es aus ſeiner Hand. Von da ab ging Helias alle Tage zu dem Weiher und brachte ihnen Brod, ſagte es auch dem Einſiedel, der gleichfalls ſeine Freude daran hatte. So verſtrich eine geraume

Zeit und Helias wurde mit jedem Tage größer und ſchöner. E war dabei ſo kräftig und ſtark, daß er den wilden Thieren nachlief und ſie mit den Händen fing. Die arme Beatrix ſaß unterdeſſen in ihrem Kerker und trauerte noch immer und betete täglich zu dem lieben Gott, daß er doch ihren bittern Leiden ein Ende machen wolle. Zuletzt erhörte Gott ihr Flehen und er ſandte einen Engel zu dem Einſiedel, um dieſem die ganze Wahrheit zu offenbaren und ihm auch zu ſagen, daß die ſechs Schwäne Niemand anders wären, als die ſechs Geſchwiſter des jungen Helias, welchen der Jäger Savari ihre Kettchen abgenommen hatte. Als der alte Mann dieß erfuhr, fiel er auf ſeine Kniee nieder und dankte ſeinem himmliſchen Vater, daß er ihn zum Werkzeuge der Rettung der ſieben Königskinder erſehen habe; auch bat er dabei, daß es dem lieben Gott gefallen möge, die arme unſchuldige Königin bald von ihren ſchweren Leiden zu erlöſen und ihre Reinheit an das Licht der Sonn zu bringen. Dann rief er den jungen Helias zu ſich und ſprach zu ihm: „O mein liebes Kind, ich wußte nicht, daß du nebſt deinen armen Geſchwiſtern von ſo edelm Geſchlechte wareſt, als du e wirklich biſt. Du ſollſt nämlich wiſſen, daß ein Engel Gottes mi die Botſchaft brachte, daß du ein Sohn biſt des Königs Orian von Lillefort und der edeln Königin Beatrix, welche euch alle ſieben zu einer Stunde gebar und die nun unſchuldig in unſäglichen Jammer lebt.“ Und er erzählte ihm alles, wie es ſich zugetrage hatte und auch, daß die Königin in größter Gefahr ſei, ihr Lebe zu verlieren, wie man in dem folgenden Kapitel hören wird.

Neuntes Kapitel.

Wie Matabruna neue Ränke ſtiftete und Helias an den Hof des Königs ka

Matabruna war nämlich noch nicht damit zufrieden, daß ſ Beatrix im Gefängniß wußte, ſie wollte ſie todt ſehen, um g nichts mehr von ihr fürchten zu müſſen. Darum ſtiftete ſie eine falſchen Ritter an, welcher ausſagen mußte, er habe den Hun ſehr wohl gekannt, mit welchem die Königin Umgang gepfloge hätte. Als der König das hörte, entbrannte er im gewaltigen Zor und ſchwur bei ſeiner Krone, daß Beatrix ſterben ſolle, wenn kein Kämpfer für ſie auftrete; denn der Ritter hatte ſich erboten, die Wahrheit ſeiner Ausſage in ehrlichem Gotteskampfe zu bewähren und zu erhärten. Das alles wußte der Einſiedel durch den Engel und er ſagte es dem jungen Helias, der ſich alsbald bereit machte, nach Lillefort zu ziehen und ſeiner Mutter Schirm zu ſein. Er ging in ſeinem Blätterrocke, barfuß und barhaupt und trug nur einen Stock in ſeiner Hand; zuvor aber trug er dem Einſiedel noch auf, doch ja ſeiner lieben Geſchwiſter der Schwäne, nicht zu vergeſſen und nahm alsdann Abſchied von dem alten Manne, wobei beide viele Thränen vergoſſen. — Als nun der Tag gekommen war, wo König Oriant Gericht halten wollte über Beatrix, ließ er ſie aus ihrem Gefängniſſe holen, damit ſie ſich vor ihm und den andern Rittern und Herren verantworten und gegen die Anklagen des falſchen Zeugen vertheidigen könne. Als ſie in den Saal kam, fiel ſie vor dem Könige auf ihre Kniee nieder, grüßte ihn demüthiglich und bat ihn um Gnade, weil ſie an Allem unſchuldig wäre, was man ihr aufbürde. Ein Jeglicher hatte Mitleid mit ihr, als ſie ſo da lag, und am allermeiſten der König, dem es ſo ſehr zu Herzen ging, daß er anfangs nicht ſprechen konnte. Endlich aber ermannte er ſich und rief den falſchen Zeugen auf, damit er ſeine Klagen vorbrächte. Da ſprach derſelbe: „Ich habe den Hund gar wohl gekannt, mit welchem Frau Beatrix Umgang pflog und auch zu verſchiedenen Malen geſehen, wie ſie ihre abſcheulichen Lüſte ſtillte. Solches will ich gegen Jedermann in ehrlichem Gotteskampfe vertheidigen.“ Da ſprach der König: „Frau, ihr werdet hier ſchwerer Schuld angeklagt; was ſaget ihr dazu? Sprechet die Wahrheit und ſeid ihr nicht ſchuldig, dann ſuchet euch einen Kämpfer, der dieſes gegen den Ritter beweiſe. Könnet ihr aber keinen Kämpfer finden, dann ſchwöre ich euch, daß ihr eines ſchmählichen Todes ſterben ſollet.“ Beatrix fiel von Neuem vor dem Könige auf ihre Kniee und ſprach: „Ich weiß, daß ich Niemand finden werde, welcher für mich in den Kampf gehen und mein Recht bewähren will; aber ich ſchwöre euch und all den Herren, die hier verſammelt ſind, daß ich all deſſen unſchuldig bin, weſſen man mich anklagt. So wahr, wie Gott allmächtig iſt ſo wahr iſt es, daß ich nie an ſolches dachte. Ich vertraue aber Gott, daß er die Wahrheit werde an den Tag kommen laſſen und mich rächen.“ Während dieſes Alles in dem Saale des Königes geſchah, war der junge Helias in dem Pallaſte angekommen. Er fragte den Erſten, der ihm daſelbſt begegnete und wiſſen wollte, wohin er gehe, wo der falſche Ritter wäre, der die Königin beſchuldige. Der Mann ſprach: „Das bin ich“, denn er wollte ſeinen Spott mit Helias treiben. Da nahm Helias ſeinen Stock und ſchlug den Mann zu Boden. Nun kam ein anderer, der ein Diener des Königs war, der wollte Helias feſt nehmen, denn er hielt ihn für närriſch, aber Helias entzog ſich klüglich des Dieners Händen, indem er ſprach: „Laß mich gehen, denn ich werde nicht riſten noch raſten, bevor ich mich an dem falſchen Ritter gerochen habe, der meine Mutter ungerechter Weiſe beſchuldigt.“ Da trat ein Anderer zu ihm und ſprach: „Der Ritter iſt dort im Saale und hat eben ſeine Klagen vorgebracht,“ und dann lobte er Frau Beatrix, die eine ſo ſehr brave Königin ſei und nun mit Unrecht ſterben müſſe. Als Helias das hörte, umarmte er den Mann und der führte ihn in den Saal, wo manch bedrückt Herz für die arme Beatrix bebte. Aller Augen wandten ſich nach Helias, denn man hielt ihn für einen Wilden wegen ſeines Blätterrockes, und der König fragte, was das wäre? Als er Helias aber ſah, ſprach er: „Ei, das iſt ein Narr.“ Da ſprach ein Ritter: „Das glaube ich nicht, denn er ſpricht wohl weiſe Worte.“ Der König fragte Helias: „Was ſucheſt du hier?“ Helias antwortete: „Ich ſuche den falſchen Ritter Markus.“ Da wies man ihm den Ritter und Helias trat auf denſelben zu und ſprach: „Du abſcheulicher Verräther und treuloſer Ritter, ich fordere dich auf zum Kampfe;“ und damit ſchlug er Markus dermaßen mit der Fauſt, daß er zu Boden fiel. Sicherlich hätte er ihm den Hals abgeſchnitten, aber er hatte kein Meſſer und die andern Ritter ſprangen zu ſchnell zu, um Markus aus ſeinen Händen zu befreien; doch ſprachen ſie untereinander: „Der Schelm hat das verdient, weil er die gute Frau ſo ſchändlich beſchuldigt.“ Der König wandte ſich aber zu Helias und ſprach: „Wer machte dich ſo kühn, ſolches in meiner Gegenwart zu wagen?“ Da antwortete Helias: „Ich bin hieher gekommen, die Wahrheit aufzudecken und die Unſchuld der Königin zu beweiſen.“ Der König ſprach: „Thue das;“ und Helias lief auf Frau Beatrix zu, die er in dem Augenblicke erſt erblickte, umarmte und küßte ſie und rief: „O meine liebe Mutter! nun müſſet ihr euch nicht länger betrüben, denn ich will euch ſchirmen und für euch fechten.“ Der König erſtaunte höchlich, als er das ſah und hörte und noch mehr, als ſich Helias zu ihm wandte und ſprach: „Herr und König und Vater, mit Recht mag ich euch alſo nennen, denn ich bin wahrlich euer Sohn und alles, was Matabruna und die Hebamme euch von ſieben jungen Hündlein erzählt haben, iſt Falſchheit und Lüge, gleichwie auch das, was der treuloſe Ritter Markus der Königin aufbürdet.“ Und er erzählte dem Könige alles, was er von dem Einſiedel wußte und fuhr alsdann fort: „Ich bin hierher gekommen, um für meine Mutter zu ſtreiten gegen den falſchen Ritter. Behaltet mich darum nebſt ihm gefangen, bis ihr den Einſiedel habet kommen laſſen und die Wahrheit auch aus deſſen Munde höret.“ Da wußte Herr Oriant nicht mehr, was thun, und er ſprach zur Königin: „Frau, habet ihr das gehört? und was dünket euch davon?“ Sie ſprach: „Herr, ich weiß nicht, was ich darüber ſagen ſoll, denn in der Geburtsſtunde war ich zu voll ſchwerer Pein. Hat Matabruna Uebel an mir gehandelt, dann wird ſich das finden. Ich gebe mich in Gottes und dieſes Jünglinges Hände und bitte euch nur, ihm zu geben, weſſen er zum Kampfe bedarf.“

Zehntes Kapitel.

Wie Helias gegen den falſchen Ritter kämpfte.

Nach dieſen Worten befahl Herr Oriant, daß man die Königin noch beſſer bediene als zuvor und ihr eine ſchönere Kammer gebe. Er erzählte alles, was er gehört hatte von Helias, der alten Matabruna, die vor großem Schrecken darüber ganz blaß und bleich wurde. Doch meinte das arge Weib, ihre Schande durch neue Falſchheiten und Ränke zu bedecken und ſie brachte viel andere Klagen noch über die Königin vor. Der König achtete ihrer Worte aber nicht und verließ ſie; er gebot zur Stunde, daß man Markus, den falſchen Ritter ,gefangen nehmen ſolle. Dann ließ er für Helias, den er ungemein liebgewonnen hatte, eine ſchöne Rüſtung machen und der beſte Waffenſchmied von ganz Lillefort wurde dazu entboten. Als dieß alles geſchehen war, ſprach der König: „Die fröhliche Zeitung, welche ich heute auf ſo wunderbare Weiſe empfing, hat mein Herz wieder erfriſchet. Laſſet uns darum eine luſtige Jagd halten; dieſer habe ich lange nicht mehr gepfleget.“ Das ſagte er aber nur, um ſonder alles Aufſehen zu dem Einſiedel kommen zu können, von dem er die Wahrheit von Helias Ausſage gerne hören wollte. Bald fand er ihn in der Hütte im Walde und er fragte den alten Mann über Alles auf das Genaueſte aus und der Einſiedel beſtätigte ihm Alles, was Helias geſprochen und nannte ihm Jahr, Tag und Stunde, wo er die Kindlein gefunden hatte, welches genau mit der Entbindungszeit der Königin übereinkam. Da erfaßte Herr Oriant große Betrübniß, daß er ſeine Königin ſo lange hatte unſchuldig leiden laſſen, und er nahm mit gebrochenem Herzen Abſchied von dem guten Einſiedel. Als er wieder von der Jagd zurück kam, befahl er alsbald, daß Beatrix ſolle in Freiheit geſetzt werden und daß man Matabruna an ihrer ſtatt fangen und von vier Dienern bewahren laſſen ſolle. Dem falſchen Ritter Markus ließ er ſagen, er müſſe ſich alsbald bereit machen zum Kampfe gegen Helias; das war Markus gar nicht lieb, denn er fühlte wohl in ſeinem Herzen, daß er Unrecht habe und für eine falſche Sache ſtreite. Wenn er dann aber wieder an all das Geld und Gut gedachte, welches Matabruna ihm gelobet hatte, dann faßte er neuen Muth und er beſchloß, den Kampf kühn zu wagen. Als das Volk von all dieſem hörte, da fiel manch Einer auf ſeine Kniee und dankte Gott dafür, daß er alles ſo wunderbar gefügt hatte, denn Jeder ehrte und liebte die fromme Beatrix und haßte die böſe Matabruna. So kamen denn Markus und Helias auf den Kampfplatz, wo der König und Beatrix ſchon ſaßen und viele Ritter und Herren nebſt einer ungeheueren Menge Volkes verſammelt waren. Helias ritt mit einem frommen Muthe in die Schranken und das Herz ſprang ihm vor Freuden, daß er nun ſeiner lieben Mutter Unſchuld darthun könne. Markus aber hatte große Furcht und ſein Gewiſſen drückte ihn gar ſchwer. Nachdem ſie alsdann beide geſchworen hatten, daß ſie für eine gerechte und gute Sache kämpften, ſprach Helias: „O du falſcher Verräther, wie bin ich ſo froh, daß ich gegen dich ſtreiten und meine Mutter rächen mag, welche du ſo treulos beſchuldigeſt!“ Da ſprach Markus: „Komm nur und mach nicht ſo viele Worte; du wirſt es noch zu früh bereuen, dieſen Gang gemacht zu haben.“ Mit dieſen Worten ritten ſie Beide gegeneinander und Helias ſtieß den falſchen Ritter ſo ſehr mit der Lanze, daß derſelbe von dem Pferde und in den Sand ſtürzte und das Pferd ſelbſt ſtrauchelte. Da ſprach Markus: „Ach, Junge, willſt du ſolche Streiche machen, dann ſollſt du einmal die Macht meines Armes fühlen.“ Helias ſprach: „Deß bin ich gar zufrieden; komm nur heran, ich fürchte dich nicht.“ Als Helias nun ſeine Lanze ſinken ließ, meinte der verrätheriſche Markus, nun wäre es Zeit, den Jüngling zu faſſen, und ſchlug ihn mit dem Schwerdte zwiſchen eine Fuge des Harniſches, ſo daß das Blut herausquoll. Da überfiel das verſammelte Volk eine große Furcht und ſie baten Gott für Helias und Gott verließ ihn nicht. Als Helias ſich nämlich verwundet fühlte und das Blut quillen ſah, rief er: „Aha, du falſcher Verräther, meinſt du auch mich zu meucheln? Iſt es dir nicht genug geweſen, daß du meine Mutter verriethest? Das will ich dich ſchon lehren und allen zeigen, daß die Strafe dem Verrathe folgt.“ Da ließen ſie von neuem gegeneinander und Helias ſchlug Markus den Helm vom Haupte und traf ihn ſo hart mit ſeinem guten Schwerte, daß er kein Glied mehr rühren konnte; darnach hieb er ihm in einem zweiten Streich den rechten Arm ab, daß derſelbe mit dem Schwerdte auf den Boden fiel. Als Markus ſich nun ſo überwunden ſah, ſprach er: „O Jüngling, du haſt mich niedergefällt; ich gebe mich in deinen Willen über; ſage mir wer du biſt.“ Da ſprach Helias: „Ich bin der Sohn des Königs Oriant und der getreuen Königin Beatrix und hierhin gekommen, meine Mutter gegen dich und gegen all ihre andern Feinde zu ſchützen und zu ſchirmen.“ Markus ſprach: „O edler Jüngling, dann nimm mich als deinen Gefangenen und vergieb mir meine Miſſethat." Helias ſprach: „Du falſcher Ritter, ich muß das Ende deines Lebens ſehen, ehe ich dieſe Schranken verlaſſe." Als Markus das hörte, bat er: „Ich flehe dich, laß mich leben, bis ich die Verrätherei bekannt habe, welche Matabruna an deiner Mutter und deinen Geſchwiſtern ausgeübt. Ich will dir auch den Goldſchmied nennen, der den Becher geſchmiedet hat aus den Ketten, die deinen Brüdern und deiner Schweſter abgenommen worden ſind, als ſie ſich in Schwäne verwandelten." Da dünkte es Helias beſſer, ihn leben zu laſſen. Die Kampfrichter kamen und ſie wieſen, daß Helias den Streit ehrlich beſtanden habe und Sieger ſei und daß Markus ſich ihm als Gefangenen übergeben habe. Helias aber ſprach: „Laſſet alsbald den König meinen Vater und meine Mutter kommen nebſt all den Rittern und Herren, damit ſie hören, welche Ränke Matabruna und Markus geſchmiedet haben, um meine Mutter und mich nebſt meinen Geſchwiſtern zu verderben." Da kam der König und die Königin und all ihr Gefolge in die Schranken und Herr Oriant frug: „Nun Markus, biſt du überwunden und begehreſt du dich überzugeben in die Hand meines Sohnes Helias." Markus antwortete: „Ja, ich übergebe mich in Helias Hand; ich ſehe nun wohl, daß das Böſe nicht ungerochen bleibt und daß Niemand Gott widerſtehen kann. Schenket mir aber Gnade, ich will gerne alles offenbaren." Der König ſprach: „Sage die Wahrheit." Markus ſprach: „Was Helias geſagt, das iſt die Wahrheit. Frau Beatrix brachte nicht ſieben Hündlein, ſondern ſieben ſchöne Kinder zur Welt. Die ließ Matabruna durch ihren Diener in den Wald tragen, um ſie daſelbſt zu tödten. Das that der Diener aber nicht, ſondern er ließ ſie leben und ſpäter fand ſie der Jäger Savari, welcher ihnen ihre Kettchen abnahm, die ſie am Halſe trugen. Aus den Kettchen ließ Matabruna einen Becher machen. Was ich aber gegen die Königin ausgeſagt, das iſt nicht wahr, und Frau Beatrix hat nie daran gedacht, ſolche Schändlichkeit zu begehen." Als der König Markus ſo reden hörte, fiel er Beatrix um den Hals und küßte ſie unter vielen Thränen und ſprach: „O meine liebe Frau, ich habe groß

Unrecht an euch gethan; wollet mir es aber vergeben, dieweil ich es gegen meinen Willen thun mußte und es iſt mir aus ganzem Herzen leid.“ Beatrix ſprach: „Ich vergebe euch gerne, denn ich weiß, daß es euch leid iſt.“ Da gingen ſie zuſammen mit Helias nach dem Schloſſe des Königs und alles Volk benedeite Gott den Herrn ob des Sieges von Helias und daß der König und Frau Beatrix wieder in Liebe vereinigt waren. Markus wurde aber mit den Beinen an den Galgen gehangen und ſtarb ſo eines jämmerlichen Todes, wie er das auch verdient hatte.

Eilftes Kapitel.

Wie der Goldſchmied die fünf Kettchen und den Becher zurückgab und was ſich damit ferner zugetragen.

In dem Pallaſte war nun großer Jubel und Freude und Herr Oriant hielt offnen Hof mit Turnieren und ritterlichen Spielen, wobei Helias vielen Preis und reiche Ehre gewann. Dann aber ließ er den Goldſchmied Matabruna's zu ſich entbieten, um von dieſem die weitere Wahrheit zu hören. Der Goldſchmied kam alsbald und brachte die fünf ſilbernen Kettchen und den Becher, den er für ſich gemacht hatte, und gab das Alles dem Könige und ſprach: „Herr König, eure Mutter brachte mir ſechs ſilberne Kettchen, daß ich einen Pokal daraus machen ſoll. Im Schmelzen wurde eines der Kettchen aber ſo ſchwer, daß ich zwei ſolcher Becher daraus bekam; davon gab ich einen Matabruna und den andern bringe ich euch hier nebſt den fünf Kettchen. Ich weiß wohl, daß ich daran mißthan habe, aber ich bitte euch von Herzen, daß ihr mir das nicht anrechnen, ſondern vergeben wollet.“ Da ſprach Herr Oriant: „Ihr ſprechet und thuet nun als ein getreuer und braver Mann, darum iſt euch alles vergeben.“ Und nach dieſen Worten nahm er und Frau Beatrix die Kettchen und den Becher und küßten ſie und netzten ſie mit Thränen und klagten um ihre armen Kinder, daß dieſelben in Schwäne verwandelt wären. Als ſie noch ſo in Wehe verloren da ſaßen, trat der arme Markus in den Saal, welchem Matabruna die Augen hatte ausſtechen laſſen. Als der König den blinden Mann ſo taſten ſah, fragte er ihn, wodurch er denn blind geworden ſei, und Markus ſprach: „Matabruna hat mir die Augen ausſtechen laſſen, weil ich die ſieben Kindlein nicht getödtet habe." Da tröſtete Herr Oriant ihn und ließ ihm viel Geld und Gut geben, ſo daß er wohl leben konnte. Als Matabruna das Alles gewahr wurde, fürchtete ſie ihres Sohnes Rache und gab den Knechten, welche ſie bewahren mußten, ſo viel zu trinken, daß ſie in Schlaf fielen. Dann nahm ſie ihnen die Schlüſſel und flüchtete aus ihrem Gefängniß auf ein feſtes Schloß. Die Knechte mußten das theuer büßen, denn ſie wurden jämmerlich dafür gepeinigt und erlitten harte Strafen. — Helias hatte aber keine Ruhe in dem Pallaſte; er gedachte ſtets ſeiner armen Geſchwiſter und ſprach zu ſich ſelbſt: „Ich will nicht riſten noch raſten, bis ich ſie wieder in ihrer vorigen Geſtalt ſehe." Er bat alſo Herrn Oriant, daß er ihm die ſilbernen Kettchen gebe, und der König lobte die brüderliche Liebe Helias' und gab ihm die Kettchen. Als Helias aber juſt damit ausziehen wollte, ſeine Geſchwiſter zu ſuchen, da meldeten die Diener dem Könige, daß ſechs ſchöne weiße Schwäne ſich auf das Waſſer des Schloßgrabens niedergelaſſen hätten und da umherſchwämmen. Helias lief alsbald ſie zu ſehen und er erkannte zur Stunde, daß es ſeine Geſchwiſter waren und rief Vater und Mutter und ſprach: „Kommet und ſehet meine lieben Brüder und meine Schweſter; ſie wollen unſere Freude theilen." Da kam der König und Frau Beatrix und die Edlen nebſt vielem Volke, um die Schwäne zu ſehen. Helias ging aber an das Waſſer und die Schwäne machten große Flügelſchläge, als ſie ihn erblickten, und freuten ſich ſehr; und als er ihnen nahe war, da ſtrichen ſie ſich an ihm und er ſtrich ſie über das Gefieder. Nun zeigte Helias ihnen die Kettchen und da hatten ſie noch mehr Freude und ſtreckten ihre Hälſe aus und er hing fünfen, jedem ein Kettchen um den Hals und alsbald ſprangen die Schwäne in menſchlicher Geſtalt ans Ufer und umarmten ihren lieben Bruder. Auch der König und die Königin liefen nun herbei und herzten ihre Kinder und weinten reiche Freudenthränen. Als der ſechſte Schwan aber ſah, daß für ihn kein Kettchen mehr übrig war, da bog er traurig ſeinen langen Hals und wiſchte ſich mit dem Flügel die Thränen aus den Augen; er war ſo betrübt, daß er ſich die Federn ausriß. Helias weinte ſehr darob und auch Herr Oriant und Frau Beatrix, und all die Verſammelten klagten mit ihnen und Helias ſprach: „O mein lieber Bruder, betrübe dich nicht allzuſehr; du weißt ja nicht, warum Gott dieß über dich verhängt hat. Darum verliere dein Vertrauen nicht und hoffe; wie er uns andern ſo wunderbar geholfen hat, ſo wird er gewißlich dir auch helfen.“ Da beugte der Schwan ſeinen Hals von Neuem, als hätte er ſagen wollen: „Ja ich will zufrieden ſein“ und ſchwamm weg. Die fünf Kinder wurden aber zur Kirche geführt und getauft. Die Tochter empfing den Namen Roſa; die vier Brüder wurden nachmals mannliche Helden.

Zwölftes Kapitel.

Wie Helias König von Lilleſort wird und von Matabrunas jämmerlichem Ende.

Nachdem dieß Alles geſchehen war und Herr Oriant von Tag zu Tage mehr erkannte, wie ſehr Gott ſeinen Sohn Helias mit allen Gaben beſchenkt hatte, welche ein ehrlicher Ritter und guter Menſch nur immer haben kann, ließ er all ſeine Barone und Herren zuſammenkommen, und ſtellte Helias an ſeine rechte Seite und ſprach: „Mein lieber Sohn, es iſt uns allen klar und offenbar worden, daß Gott dich erwählet hat vor vielen durch deinen heldhaften Muth, wie durch die große Treue, die du bisher in allen Sachen bewieſen haſt. Darum will ich auch nicht länger König ſein über dieſes Land und dir mein ganzes Reich übergeben, daß du als ein guter Vater darüber herrſcheſt. Als ihren König ſollen meine Unterthanen dich hinführo erkennen und ehren und dir beiſtehen gegen deine Feinde; und zu einem Zeichen, daß ich das will, ſetze ich hiermit meine Krone auf dein Haupt in Gegenwart all dieſer edeln Ritter und Herren.“ Da ſprach Helias: „Mein lieber Vater, ich danke euch von ganzem Herzen, aber ich glaube meine junge Hand noch nicht ſtark genug, den mächtigen Zügel der Herrſchaft über dieſes Land zu führen; weil es aber Gott und euch alſo geliebet, will ich nichts dagegen ſprechen und den lieben Gott bitten, daß er mich kräftige und ſtärke in dem ſchweren Werke

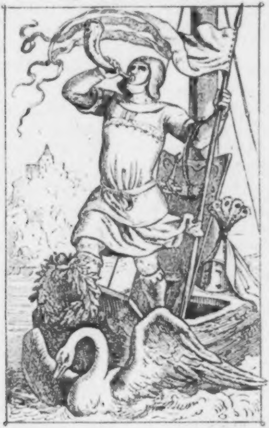
der Regierung.“ Oriant ſprach: „Deß wolle Gott walten,“ un
ging dann alſo fort: „Meine Mutter Matabruna überge
ich dir auch, daß du ſie richteſt und beſtrafeſt um der großen Miſſ
that willen, welche ſie an deiner Mutter verſchuldet. Sie iſt nu
entflohen auf ihr feſtes Schloß Mombrant; ich mag ab
nichts davon hören noch ſehen, was du mit ihr machen wirſt.
Helias ſprach: „O mein lieber Vater, ich ſchwöre euch, daß i
nicht eher ruhen werde, als bis ich ihr Schloß gewonnen un
Gericht über ſie gehalten habe, denn ſie hat viel an uns verſchu
det.“ — Als Helias nun gekrönt war und die Feſte und Spie
ein Ende hatten, nahm er dreitauſend Fußbogenſchützen und zwe
tauſend Lanzenmänner, nebſt fünfhundert Gräbern und hunde
ſeiner tapferſten Ritter zu ſich und zog gen Mombrant. Er trug
großen Drang in ſeiner Bruſt, Frau Beatrix an Matabrunen z
rächen, daß er ſonder fernere Belagerung alsbald ſtürmen ließ un
das Schloß gewann. Da rief er ſeinen Mannen zu: „Nun ſe
ein jeder wohl zu, daß uns das falſche Weib nicht entfliehe.“ Al
Matabruna das hörte, lief ſie auf die Spitze eines hohen Thur
mes, aber Helias hatte ſie ſchon geſehen, folgte ihr ſchnell un
nahm ſie gefangen. Er warf ſie mit ſtarker Hand zu Boden un
ſprach: „Du falſches Weib, wie durfteſt du meiner Mutter ſo vie
Schmach und Schande anthun und ihre armen Kinder alſo verra
then? Nun fällt die Rache auf dein Haupt. Von meinen Hände
ſtürbeſt du, gedächte ich nicht der Ehre des Blutes, dem ich ent
ſproſſen bin.“ Matabruna ſprach: „Ich flehe dich um nichts an
deres, als daß du mich zu meinem Sohne Herrn Oriant, brin
geſt.“ Helias ſprach: „Den ſollſt du nicht mehr ſehen, dieweil d
lebeſt“, und er gab ſie in die Hände ſeiner Diener und ließ einen
großen Scheiterhaufen machen, um ſie zu verbrennen. Wie ſie nun
am Pfahle ſtand und erkannte, daß ihr keine Hoffnung überblieb
da ſprach ſie zu Helias: „O mein Kind, ich bitte und flehe dich,
daß du mir vergeben wolleſt, was ich an euch mißthan habe. Ich
bekenne gerne, daß ich den Tod verdiene, denn ich habe ſchwer geſündigt vor Gott, ſterbe auch willig und vergebe dir meinen Tod.“
Helias ſprach: „Ich vergebe euch gerne; bittet, daß Gott euch auch

vergeben wolle.“ Nach den Worten wurde das Holz höher um ſie herumgelegt und angezündet und alſo ſtarb dieß böſe Weib.

Dreizehntes Kapitel.

Wie der Schwan, Helias Bruder, nach Lillefort kam und Helias mit ihm nach Nymwegen zog.

Als Helias nun eine Zeit lang ruhig über Lillefort geherrſcht hatte, ſah er eines Tages aus einem Fenſter des Schloſſes und erblickte den Schwan, ſeinen Bruder, der auf dem Waſſer ſchwamm und ein Schifflein hinter ſich bis ans Land zog, als habe er He-



lias bitten wollen, hinein zu ſteigen. Als Helias das ſah, ſprac er in ſich ſelbſt: ,,Das iſt ein Zeichen, welches Gott mir ſendet damit ich dem Schwane folge und vielleicht in einem fremden Land große Ehre gewinne.“ Da ließ er ſich ſeinen Harniſch bringen un ſeinen ſilbernen Schild und ging zu Herrn Oriant, um von dieſen Urlaub zu nehmen. Oriant ſprach: ,,Gehe in Gottes Namen mein herzallerliebſter Sohn; wir wollen den lieben Gott für dic bitten, daß, wie du mit Freuden wegreiſeſt, du auch mit Freude und Ehren wiederkehreſt.“ Während er alſo noch ſprach, ſchrie de Schwan drei oder vier Mal mit ganz ſeltſamer Stimme, ſo da alle verwundert darob waren. Da ging Helias, begleitet von den ganzen Hofe zum Waſſer, wo der Schwan mit dem Schifflein ſei wartete, und der Schwan ſpielte mit den Flügeln im Waſſer, al er ihn ſah und beugte und neigte das Haupt gegen ihn, gleichwi wenn er ihn hätte grüßen wollen. Der König und die Königin meinten, das Herz bräche ihnen, als ſie ihr liebes Kind in de Schwanengeſtalt ſahen, und ſie nahmen ſchnell von Helias Abſchied und gingen trübe nach dem Schloſſe zurück. Helias grüßt ſeine Freunde und Unterthanen zum letzten Male und ſtieg in Schifflein und der Schwan zog es fort, ſo daß ſie bald fern vo Lillefort waren. Schnell flog das Schifflein hin und fuhr von Fluſ zu Fluß, von Strom in Strom, bis es zu der Stelle kam, wohi Gottes Wille es beſchieden hatte. —

Zu dieſen Zeiten herrſchte Otto der Erſte, Kaiſer von Deutſchland, und unter ihm ſtand das ganze Ardennenland, Lüttich un Namur. Dieſer hielt juſt ſeinen Landtag zu Nimwegen, und alle die über ein Unrecht zu klagen hatten, kamen dahin und brachten ihre Worte an. Es geſchah aber, daß auch der Graf von Frankenburg vor den Kaiſer trat und die Herzogin von Billon anklagte, daß ſie ihren Gemahl vergiftet und während ſeiner dreijährigen Meerfahrt eine unrechte Tochter erzeugt habe, weßhalb das Lan von Billon rechtmäßiger Weiſe an ihn, den Bruder des Herzogs verfallen ſei. Als der Kaiſer ſolches hörte, ſprach er: ,,Frau, da iſt eine ſchwere Anklage und ihr verdient den Tod darum, könne ihr nicht Beweiſe geben, daß ihr deß unſchuldig ſeid.“ Der Gra ſprach: „Herr Kaiſer, zu einem Beweiſe der Wahrheit werfe ich hier meinen Handſchuh, jedem mich zu ſtellen, der darum mit mir kämpfen will, und alſo zu erhärten, daß ich Recht habe mit meiner Klage gegen ſie.“ Da ſprach der Kaiſer: „Frau, ihr höret wohl, was er gegen euch ſpricht. Seid ihr unſchuldig, dann ſuchet euch einen Ritter, der für euch kämpfe; ich gebe euch alle Zeit dazu.“ Die gute Frau ſah ſich nach allen Seiten um, aber da fand ſich Niemand, der es mit dem Herzoge von Frankenburg wagen wollte. Indem tönten laute Hornklänge vom Rheine her und als der Kaiſer das hörte, ſchaute er und alle Andern zum Fenſter und ſie ſahen den Schwan mit dem Schiffe gefahren kommen, in welchem Helias gewaffnet aufrecht ſtand. Der Kaiſer war ſehr verwundert darob und noch mehr, als er ſah, daß der Schwan mit dem Schifflein wieder zurückkehrte, als Helias demſelben entſtiegen war, und er ließ den Helden alsbald vor ſich kommen. Auch die Herzogin hatte das alles geſehen und ſie erzählte es ihrer Tochter und ſprach: „Dieſe Nacht träumte mir, daß ich mit dem Grafen dingte und ich ward verurtheilt, um verbrannt zu werden. Als ich ſchon in den Flammen ſtand, flog ein Schwan über meinem Haupte; der brachte Waſſer, das Feuer zu löſchen, und aus dem Waſſer kam ein Fiſch, vor welchem ſich alle ſo ſehr fürchteten, daß ſie bebten. Darum hoffe ich und vertraue, daß der Ritter, welchen der Schwan gebracht, uns vom Tode erlöſen wird.“ Als Helias in den Saal kam, grüßte er den Kaiſer höflich und der Kaiſer grüßte ihn wieder und frug ihn, woher er gekommen? Helias antwortete: „Ich bin ein armer Ritter, der durch Abenteuer hierhin kommt, euch zu dienen, ſo ihr meine geringen Dienſte nicht verſchmähen wollet.“ Der Kaiſer ſprach: „Abenteuer habet ihr hier gefunden. Hier ſtehet die Herzogin von Billon, auf welcher eine Anklage ruhet, die ſie des Todes ſchuldig macht und ihre Tochter erbelos, wenn ſie nicht einen Ritter finden, der ſie beſchirmt und für ſie kämpfen will. Das iſt ein werthes Abenteuer für euch und beſtehet ihr es, dann gebe ich euch der Herzogin Tochter zur Frau.“ Als Helias den Kaiſer alſo hatte reden hören, ſah er die Herzogin an und ſie däuchte ihm eine ehrbare Frau; als er aber die Tochter anſah, da entzückte ihn ihre wunderbare Schönheit dergeſtalt, daß er in Liebe zu ihr entbrannte Er bat den Kaiſer, daß er ihm erlauben möge, die Herzogin allei zu ſprechen, und das wurde ihm zugeſtanden. Da ſprach er zu de Herzogin: ,,Frau, ſaget mir nun die rechte Wahrheit, ob ih ſchuldig oder unſchuldig ſeid und iſt es, daß ihr unſchuldig ſeid ich werde euch ein getreuer Diener in allen Sachen ſein.'' Di Herzogin ſchwur ihm mit Thränen zu, daß ſie keine Schuld trüge, und Helias gelobte, ihr Kämpfer zu werden.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Helias mit dem Grafen von Frankenburg kämpft und die Tochter der Herzogin von Billen gewinnt.

Nach dieſem kam der edle Held zu dem Kaiſer und ſprach ,,Herr, laſſet nun den, der dieſe Frau anklagt, in die Schranke kommen, ich bin bereit, gegen ihn zu ſtechen.'' Da kam der Gra auf den Schwanritter zu und ſprach: ,,Freund, ihr ſeid ſehr tollkühn, für eine Sache ſtreiten zu wollen, die euch nichts angeht.' Helias antwortete: ,,Da iſt mein Handſchuh, den ich euch liefere um der Ehre Gottes, jener edeln Frau und meiner eigne Ehre willen.'' Da nahm der Graf den Handſchuh; als der Kaiſer das hörte, fragte er, wenn ſie kämpfen wollten und Helias ſprach: „Noch heute am Tage.'' Dieß mußte der Graf zufriede ſein und man bereitete alsbald die Schranken. Da kamen denn ſogleich die zwei Kämpfer geritten, Helias mit ſeinem ſilberne Schilde und der Graf gleichfalls wohl gewaffnet, und der Kaiſe ſchaute zu mit all ſeinen Herren, und auch die Herzogin nebſt ihrer Tochter und eine große Menge Volks. Die Herzogin bat abe im Herzen Gott den Herrn, daß er mit ihrem Streiter ſtreite wolle und dasſelbe that ihre Tochter. Da ritten die beiden Kämpfer mit ſo großer Gewalt auf einander, daß ihre Lanzen brachen dann fochten ſie mit den Schwerdtern und der edle Schwanritte drang ſo ſtark auf den Grafen ein, daß derſelbe ſich nicht meh ſeiner erwehren konnte und ſprach: „O edler Held, machet Fried mit mir, auf daß ich zu meinem Vorhaben gelange; ich will euc meine Tochter geben und das ganze Land von Ardennen, welches gar fruchtbar iſt.“ Helias antwortete: „Meinet ihr, daß ich Theil nehmen ſolle an eurem Verrath? Lieber ließ ich mir Glied vor Glied abhacken; darum ſprechet mir nicht mehr von ſolchen Dingen. Ich gebe euch keine Gnade, ſondern ſchwöre euch, daß ich heute die Herzogin und ihre Tochter an euch rächen will und ihre Tochter ſoll mein ehelich Gemahl werden. Verwehret alſo euren Leib.“ Da ſchlug der Graf Helias ſo ſehr auf den Arm, daß dem edeln Helden das Schwert entfiel. Schnell ſprang er aber vom Pferde, faßte den Grafen, warf ihn zur Erde, riß ihm den Schild weg und rang ihm das Schwert aus der Fauſt. Als der Graf ſich nun überwunden ſah, übergab er ſich in des Schwanritters Hand und ſprach: „O edler Held, ich bitte euch um der Liebe Gottes willen, laſſet mich leben und ich ſchenke euch mein ganzes Land.“ Helias antwortete: „Du falſcher Verräther ſollſt meinen Händen nicht lebend entkommen,“ und er erhob das Schwert und ſchlug dem Grafen das Haupt ab. Da fiel die Herzogin und ihre Tochter auf die Kniee und ſie dankten Gott, daß er ihrer gerechten Sache den Sieg verliehen hatte. Helias aber ging zum Kaiſer und grüßte ihn und der Kaiſer empfing ihn gar herrlich; dann ging er auch zu der Herzogin und deren Tochter und grüßte ſie auch und beide dankten ihm unter vielen Freudethränen. Da kam auch der Kaiſer zur Herzogin und ſprach zu ihr: „Frau, ich gebe euch euer Land wieder und ſetze euch von Neuem in eure Ehren und Rechte ein, denn ihr waret wahrhaftig ſonder Schuld.“ Die Herzogin antwortete: „Ich danke euch, Herr, um eurer Gnade und Güte willen; mein Land aber gebe ich unſerm Kämpfer und meine Tochter dazu.“ Das freute den Kaiſer und er rief laut: „Der Ritter mit dem Schwan iſt nun Herzog von Billon und Clariſſa, der Herzogin Tochter, ſoll ſein Gemahl werden, wie es ihm iſt gelobt worden.“ Am andern Tage ſchon wurde die Hochzeit gefeiert und die Feſte dauerten vierzehn ganze Tage. Als ſie geendet waren, nahm Helias Urlaub von dem Kaiſer und zog mit ſeiner Frau und der Herzogin von Billon. Unterwegs aber hatte er noch große Gefahr zu beſtehen, denn die Freunde und Magen des Gra-

ſen von Frankenburg wollten deſſen Tod rächen und fielen d
Schwanritter meuchlings an; doch wehrte er ſich ſo mannlich g
gen ſie, daß ſie alle flüchteten und er ungehindert ſeines Weg
weiter zog. In ihrem Lande Billon wurde Herr Helias mit ſein
Gemahlin und deren Mutter gar freundlich empfangen und er hi
einen Monat lang offnen Hof. Kurz darauf fühlte die junge He
zogin ſich geſegneten Leibes und nach neun Monaten gebar ſie e
ſchönes Töchterlein, welches in der Taufe den Namen Ida empfi
und ſpäter die Mutter berühmter Helden ward.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Helias Billon verläßt und nach Lillefort zurückkehrt.

Eines Tages fragte die Herzogin ihren Gemahl im Geſpräc
nach ſeinen Freunden und Magen und aus welchem Lande er g
kommen wäre. Helias antwortete ihr nichts darauf; er gebot ih
daß ſie dieſe Frage nicht mehr thun ſolle, anders müſſe er von i
ſcheiden. Da ſprach ſie nicht mehr davon und Beide lebten in Ru
und Frieden ſechs Jahre lang. Man weiß aber wohl, wie d
Frauen ſind; was man ihnen verbietet, das thun ſie zumeiſt u
ſind ſie einmal neugierig nach einer Sache, dann haben ſie kei
Ruhe mehr, Tag und Nacht, bis ſie darum wiſſen. Alſo ging
auch der jungen Herzogin. Sechs ganzer Jahre verſchloß ſie ih
Neugierde in ihrem Herzen, dann ließ ſie derſelben ihren Lauf u
brachte alſo großes Unglück über ſich und ihre Tochter und d
edlen Schwanenritter. Als ſie nämlich in einer Nacht bei ihre
Gemahl im Bette lag, ſprach ſie: „O mein Herr und Gema
ich möchte doch zu gerne wiſſen, von wannen ihr ſeid.“ Helias f
in große Trübheit ob dieſer Worte und er ſprach: „Frau, Fra
du weißt, daß du das nie wiſſen ſollſt. Morgen muß ich dieß La
verlaſſen.“ Da grämte ſich die Herzogin ſehr und ſie klagte la
und rief in ihrem Schmerze: „O ich armes Weib, ſo muß i
denn nun meinen Mann verlieren, weil ich zu viel ſprach!“ Al
dann ging ſie zu ihrer Tochter Bett und erzählte es dieſer unt
Strömen von Thränen und bat ſie, daß ſie den Vater flehen mög

doch zu bleiben: denn Herr Helias liebte Ida ſehr. Sogleich lief Ida zu ihrem Vater und ſprach: „O herzallerliebſter Vater, habet doch Mitleiden mit meiner Mutter und mir und verlaſſet uns nicht. Wer ſoll uns von nun an ſchirmen und ſchützen? Und muß ich denn ſchon in meinen jungen Jahren vaterlos ſein?“ Helias war tief gerührt bei dieſen Klagen, aber er faßte ſich doch und ſprach: „Meine liebe Tochter, betrübe dich darum nicht; denn ich werde für dich und deine Mutter Sorge tragen.“ Als die Herzogin und Ida das hörten und ſahen, daß all ihr Bitten vergebens war, thaten ſie nichts als weinen. Helias berief ſeine Herren zuſammen und gebot ihnen, daß ſie ſeine Frau und ſeine Tochter nach Nimwegen zum Kaiſer führen ſollten, bei dem wolle er Urlaub nehmen und ihm alles anbefehlen, indem er ſo bald nicht wieder zurückzukehren gedenke. Dann fuhr er alſo fort: „Und euch, meine lieben Freunde, bitte ich gleichfalls, daß ihr das Land von Billon in Treue helfet bewahren und meiner Frau und Tochter ſtets mit Rath und That zur Seite ſtehet.“ Unter dieſen Reden hörte man ſchon den Schwan ſchreien, als ob er Helias gerufen hätte, und er nahm freundlich Urlaub bei allen. Da floſſen reiche Thränen von aller Wangen, denn Helias war von allen geliebt, und all ſeine Unterthanen beklagten die Abreiſe ihres werthen Herrn; am meiſten weinten die Herzogin und ihre Tochter. Helias aber ſchritt dem Ufer zu und trat wieder in das Schifflein und der Schwan, ſein Bruder, ſchlug vor Freude mit den Flügeln und ſchwamm ſchnell fort und immer weiter bis gegen Nimwegen. Da war die Herzogin mit Ida, ihrer Tochter, ſchon angekommen und zum Kaiſer gegangen, dem ſie ihr Unglück klagte und ſprach: „O mein Kaiſer und Herr, wollet doch Mitleiden haben mit mir und meinem Kinde, denn helfet ihr uns nicht, dann verliere ich den, welchen ihr mir zu einem Gemahl und Herrn gabet.“ Der Kaiſer fragte: „Wie kommt das?“ und die Herzogin antwortete: „Er will wieder nach ſeinem Lande zurückkehren, von wo er gekommen iſt, als er mir zu Hülfe kam. Der Schwan erſchien mit dem Schiffe und Helias beſtieg dasſelbe wieder.“ Der Kaiſer ſprach: „Dann habet ihr ihn erzürnet.“ Die Herzogin antwortete: „Das habe ich und es ſei Gott geklagt,“ und ſie erzählte alles, wie es ſich zugetragen hatte. Während ſie alſo noch ſprachen, hörten ſie Helias Horn vom Rheine her tönen und der Kaiſer fragte verwundert: „Iſt das nicht des edlen Helden Horn?“ Die Herzogin entgegnete: „Das iſt ſein Horn, denn er kommt hierhin, um Urlaub von euch zu nehmen und nie wiederzukehren.“ Indem öffneten ſich die Thüren des Saales und Helias trat vor den Kaiſer und grüßte ihn demüthig und der Kaiſer empfing ihn mit großer Freundlichkeit. Da ſprach Helias! „Herr Kaiſer, von dem Herzogthume von Billon ſtehe ich ab, denn ich muß nun zurückkehren nach dem Lande, aus dem ich gekommen bin. Somit empfehle ich euch meine Tochter, auf daß ihr ſie anſehet als eure Tochter und ihr ein Vater ſeiet, auch ſie dereinſt verehlichet, wie es euch gutdünkt. Ihr Land, welches auch iſt meiner Frauen Land, nehmet gleich dieſer unter euren Schirm, denn ich werde ſobald nicht wiederkommen.“ Der Kaiſer antwortete: „Habet ihr denn vergeſſen, mein werther Ritter, daß ihr einen Eid vor mir ſchwuret, eurer Frau getreu zu bleiben und wollet ihr dieſen Eid ſo bald brechen? Bedenket es doch, o theurer Held, ihr handelt gegen Gott und gegen die Liebe, verlaſſet ihr euer Gemahl. Darum laſſet euch durch das Mitleid mit eurer Tochter Ida bewegen und bleibet bei ihr.“ Helias aber ſprach: „Herr es iſt nothwendig, daß ich wegziehe und rückkehre nach dem Lande, von wo ich einſt kam. Darum bitte ich euch, mir zu vergeben, was ich gegen euch verbrach; ich mag wahrlich nicht länger bleiben; ſehet, da ſchwimmt der Schwan und wartet mein mit dem Schifflein:“ und mit den Worten küßte er ſeine Frau und Tochter und ſie nahmen Abſchied von einander unter vielen Thränen. Dann wandte der Held ſich zu dem Kaiſer und nahm auch von dieſem Urlaub und befahl ihm nochmals Clariſſa und Ida und der Kaiſer gelobte ihm, Sorge für ſie zu tragen. Nun ſtieg Helias nieder zum Rheine und der Schwan freute ſich ſehr, als er ihn ſah; und als der Held in dem Schifflein war, zog er dasſelbe fort und fuhr damit gegen Lillefort.

Sechzehntes Kapitel.

Wie Helias nach Lillefort kam und der Schwan ſeine menſchliche Geſtalt wieder gewann.

Als Herr Oriant und Frau Beatrix nebſt ihren fünf Kindern eines Tages bei Tiſche ſaßen, da hörten ſie plötzlich helle Horntöne und Oriant ſprang von der Tafel auf und rief freudig: „Kinder, freuet euch, da kommt euer Bruder, mein lieber Sohn Helias zurück.“ Da liefen alle an die Fenſter und ſie ſahen das Schwanſchiff und Helias darin; ſie ſtiegen jubelnd nieder und empfingen ihn unter Umarmungen und Küſſen, und führten ihn alsdann zu Vater und Mutter, die ihn nicht minder herzlich aufnahmen. Da fragte Frau Beatrix: „Wo warſt du doch alſo lange, mein lieber Sohn; in acht Jahren haben wir dich nicht geſehen.“ Helias antwortete: „Mutter, dieß ſollet ihr zu einer andern Zeit wiſſen, ſo es Gott geliebt.“ Beatrix fragte weiter: „Wo blieb der Schwan, mein armer Sohn, der dich mit dem Schifflein von hinnen fuhr und wieder zurückbrachte?“ Helias ſprach: „Er blieb unten im Waſſer.“ Da ging Frau Beatrix alſo fort und ſprach: „Ich hatte dieſe Nacht einen Traum; darin däuchte mir, der Schwan kehrte wieder zu ſeiner menſchlichen Geſtalt, nachdem der Goldſchmied aus den beiden Bechern wieder eine Kette gemacht hatte.“ Alsbald befahl Helias, daß man den Goldſchmied zu ihm beſcheide und als derſelbe kam, gab er ihm die Becher und hieß ihn, eine Kette daraus machen. Als dieſe fertig war, ging Helias ans Waſſer und rief dem Schwan, ſeinem Bruder, und der folgte ihm freudig; wie er einſt Helias geführt hatte, ſo führte Helias nun ihn bis zu ihren lieben Eltern. Da hing der Held ihm die Schwankette um und alsbald ſtand ſtatt des Schwanes ein ſchöner Jüngling da, der aus tiefer Bruſt ſeufzte: „Das lohne euch Gott! Durch eure Gebete bin ich erlöſt.“ Da fielen ihm alle um den Hals und bewillkommten ihn fröhlich. Am andern Tage wurde er getauft und empfing den Namen Esmer. Der König hielt aber einen ganzen Monat offnen Hof zur Feier der freudigen Erlöſung ſeines letzten Sohnes.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie Helias ſich der Welt begab.

Als Helias nun noch eine Zeitlang in Frieden und Ruhe bei ſeinen Eltern zugebracht hatte, da verſammelte er eines Tages all ſeine Freunde und Magen und erzählte ihnen ſeine Abenteuer: wie er nach Nimwegen gekommen war und den Grafen von Frankenburg befochten hatte und von der alten Herzogin und Clariſſa und Ida. Dann ſprach er alſo: „Liebe Eltern und Geſchwiſter und ihr alle, meine lieben Freunde und Verwandten, die ihr hier zuſammen ſeid; ich nehme Urlaub von euch in dieſer Stunde, denn ich will die Welt verlaſſen und ſuchen, meine vielfältigen Sünden zu büßen, damit meine Seele nicht verloren gehe. Ich bitte euch aber, bevor ich von euch ſcheide, daß ihr des Landes allzeit treue Hüter ſeid und ſtets als ehrliche Ritter handelt.“ Da hätte wohl mancher den edeln Held bitten wollen, daß er doch bleibe, doch vermochte keiner es; der Entſchluß kam von Gott. Alle weinten aber um dieſen traurigen Abſchied, nur er ſelbſt nicht. Mit einem Stocke in der Hand ging er der Einſiedelei zu und wurde freudig allda empfangen von allen Mönchen; denn das Kloſter war eine Stiftung Oriants. Helias vermehrte die Zahl der Mönche noch bis zu dreißig und gab dem Kloſter große Freiheiten und Rechte; auch ſetzte er ein, daß ein Jeder da frei gehen und kommen mochte. Im Uebrigen diente er Gott dem Herrn Tag und Nacht und folgte in allem der Regel des Kloſters. Bei dem allem aber vergaß er doch nicht ſeiner Gemahlin Clariſſa und ſeiner Tochter Ida; und um ihr Andenken zu ehren, ließ er bei dem Kloſter ein Schloß bauen, das ganz und gar dem Schloſſe Billon in Ardennen glich, und er nannte es auch mit demſelben Namen, Billon.

Achtzehntes Kapitel.

Von Frau Ida, Helias Tochter, und deren Söhnen.

Als nun Ida, Helias Tochter, vierzehn Jahre zählte, da wollte Kaiſer Otto das Verſprechen erfüllen, welches er dem

Schwanritter gegeben hatte, und er vermählte ſie mit Euſtachius, welches ein Graf von Bonn war. In einer Nacht hatte Frau Ida einen Traum; darin däuchte ihr, als lägen drei Kinder an ihrer Bruſt, deren jedes eine goldene Krone auf dem Haupte trüge. Dem dritten zerbrach die Krone aber und dabei hörte ſie eine Stimme, welche ſprach: „Drei Söhne wirſt du gebären, die werden der Chriſtenheit viel Frommen bringen; nur mußt du ſie hüten, daß ſie keine andere Milch ſaugen, denn die Deine.“ Was Frau Ida alſo im Traume geſchaut hatte, das trug ſich ganz ſo zu. Sie gebar innerhalb drei Jahren drei ſchöne Söhne: davon hieß der Aelteſte Gottfried, der Zweite Baldevin und der Jüngſte Euſtachius nach dem Namen ihres Mannes; und ſie ſäugte ſie alle mit ihrer eigenen Milch und hütete ſie ſorgfältig, wie ihren Augapfel. Wenn aber einmal etwas im Buche des Schickſales geſchrieben iſt, dann mag man das nicht daraus wiſchen und was Gott der Herr den Menſchen zuſenden will, das läßt ſich nicht abwenden. So ging es auch mit Frau Ida. Es begab ſich nämlich, daß ſie auf einen Pfingſttag in der Meſſe war und da dieſe ein wenig lange dauerte, ſo begann das jüngſte Kind, Euſtachius, jämmerlich zu weinen. Das hörte eine andere Frau und die hatte Mitleid mit dem Würmchen und gab ihm ihre Bruſt, um es zu ſtillen. Indem endigte die Meſſe und Frau Ida eilte zurück nach Hauſe; da fand ſie denn ihr Söhnlein noch an der Frauen Bruſt liegen und ſie brach in lautes Wehklagen aus und rief: „O Frau, Frau, was habet ihr gethan! Nun wird mein Kind all ſeine Würdigkeit verlieren!“ Da ſprach die Frau: „Zürnet mir nicht darob, edle Frau Gräfin, denn ich meinte, wohl zu thun, weil das Kindlein alſo weinte.“ Die Gräfin wollte aber von Nichts hören, war betrübt und aß und trank den ganzen Tag nicht, grüßte auch keinen von allen, die ihr vorgeſtellt wurden um ihr ein fröhliches Pfingſtfeſt zu wünſchen.

Neunzehntes Kapitel.

Wie die Herzogin von Billon ihren Mann ſuchen läßt.

Die Herzogin von Billon konnte ſich aber immer noch nicht tröſten über die Abreiſe ihres lieben Mannes und häufig klagte ſie und weinte darum und Frau Ida that desgleichen. Sie hatten ſchon Pilger ausgeſandt in alle Länder, aber keiner von ihnen hatte den edeln Schwanritter finden können. Da ſandte ſie endlich einen ihrer Diener, Namens Puzius, nach Jeruſalem, ob Helias vielleicht den Weg dahin genommen habe. Als Puzius fünf Tage daſelbſt geweſen war, fand er einen, der ganz dieſelbe Kleidung trug, wie er, und er erkannte, daß dieſer ein Landsmann von ihm ſein müſſe und fragte: „Wo biſt du zu Hauſe, Geſell?" — „Ich bin von Billon", antwortete der Andere und Puzius ſprach froh: „Von da bin ich auch und biſt du deß zufrieden, wir wollen zuſammen nach Hauſe zurückkehren." Am andern Tage verließen beide die Stadt Jeruſalem und zogen nach Jaffa; da fanden ſie ein Schiff und fuhren auf demſelben nach Italien, wo ſie zuerſt nach Rom gingen. Auf der Weiterreiſe von Rom ſchickte es Gott, daß ſie ſich nach langer Wanderung eines Tages verirrten und zuletzt in eine Wildniß geriethen. Es war ſchon Abend geworden, ehe ſie daraus kamen und nun ſtanden ſie vor dem Schloſſe, welches Helias hatte bauen laſſen. „Sieh, hier ſind wir zu Hauſe", ſprach Puzius, „denn dieß iſt das Schloß Billon." Da gingen ſie in eine Herberge und fragten weiter und erfuhren, daß ſie ſich geirrt hatten. Puzius fragte verwundert: „Ei, in welchem Lande ſind wir denn hier?" Ein Diener des Schloſſes antwortete: ,,Ihr ſeid durch den Wald von Lillefort gekommen und nun am Schloſſe Billon.'' Puzius ſprach: ,,Wie kommt das denn, wir ſind aus dem Orte, den ihr da nennet, und ſind dennoch viele hundert Stunden noch von da entfernt?'' Der Diener antwortete: ,,Das will ich euch erklären. Herr Helias, der Schwanritter, hat dieß Schloß bauen und benennen laſſen zum Andenken an ſein Gemahl, die Herzogin von Billon'' und er erzählte die ganze Geſchichte des Helden, wie wir ſie ſchon aus dem Vorhergehenden kennen. Als Puzius das hörte, dankte er Gott in ſeinem Herzen und fragte weiter: „Wohnen Herr Oriant und Frau Beatrix, die ihr des Schwanritters Eltern nennet, in dieſem Schloſſe?“ Der Diener ſprach: „Ja, denn ſie lieben ihren Sohn Helias ſo ſehr, daß ſie Lillefort verließen, um bei ihm zu wohnen. Vor ſechs Tagen habe ich den edeln Helden noch geſehen in dem Kloſter, wo er in ſtrengen Bußübungen lebt.“ Da ging Puzius in ein Kämmerlein allein und fiel auf ſeine Kniee und dankte Gott von Neuem, daß er es ihm gegönnt habe, der Herzogin und Frau Ida eine ſo fröhliche Botſchaft bringen zu können. Am andern Morgen ging Puzius mit den andern zum Schloſſe, wo ihnen Herr Oriant und Frau Beatrix nebſt ihren zwei Kindern zufällig entgegen kamen. Esmer erkannte ſie alsbald an ihren Kleidern, ging auf ſie zu und fragte, woher ſie kämen? Puzius antwortete: Wir ſind von Billon und ſuchen ſeit lange ſchon einen Ritter, der von einem Schwane geleitet, Billon und die Herzogin, ſeine Gemahlin, verließ.“ Da lachte Esmer laut auf und ſprach: „Lieber Freund, der Ritter, das iſt mein Bruder;“ und er rief Herrn Oriant und Frau Beatrix und ſprach: „Da ſind zwei Männer, welche die Herzogin von Billon ausgeſandt hat, Helias zu ſuchen; die können uns von ihr und ihrer Tochter Zeitung geben, wie es mit ihnen ſteht.“ Nun erzählte Puzius, wie betrübt die Herzogin noch immer ſei und wie deren Tochter den Grafen Euſtachius von Bonn geheirathet habe, und als er auserzählt hatte, wurde er mit ſeinem Geſellen in das Schloß geführt und ihnen reichlich aufgetiſcht. Am andern Tage führte Esmer ſie in das Kloſter, wo Helias wohnte und ſie fanden den Helden auf ſeinen Knieen liegen im Gebete. Als er die Beiden ſah, fragte er, wer ſie wären und Esmer ſagte ihm Alles. Da erkannte Helias ſeinen alten Diener Puzius erſt wieder und er fiel ihm um den Hals und küßte ihn und fragte ihn ſelbſt nach Allem und Puzius erzählte, wie ſie ſo lange geſucht hätten und wie es mit der Herzogin und ihrer Tochter ginge. Da hatte Helias große Freude und ließ ihnen die koſtbarſten Speiſen vorſetzen. Als ſie nun gegeſſen hatten, ſprach Puzius: „Herr, nun habe ich hier keine

Ruhe mehr und ich kann auch nicht eher raſten, als bis ich zu Hauſe ſein werde. Gebet mir aber ein Wahrzeichen, woraus die Herzogin erkenne, daß ich euch gefunden habe.“ Da zog Helias ſeinen Ring vom Finger und gab dieſen Puzius nebſt vielen andern reichen Geſchenken und die beiden Diener nahmen weinend Abſchied von dem edeln Helden. Als ſie auf das Schloß zurückkamen, bewirthete Herr Oriant und Frau Beatrix ſie auch und gaben ihnen gleichfalls Geſchenke und Gaben für die Herzogin und ihre Tochter. Dann nahmen ſie Abſchied von allen und zogen eilends dem Schloſſe Billon zu.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie die Herzogin und Frau Ida Helias wiederfanden.

Eines Tages ſaß der Graf Euſtachius von Bonn mit ſeiner Frau Ida und der Herzogin von Billon an der Tafel, als plötzlich ein Diener in den Saal trat und ſprach: „Puzius kommt mit einem andern Geſellen und ſie führen ein ſchwerbeladenes Maulthier mit ſich.“ Da ſprang die Herzogin vom Tiſche auf und lief Puzius entgegen und rief freudig: „O mein werther Puzius, ſei mir willkommen, haſt du meinen Mann gefunden?“ Puzius ſprach: „Gelobt ſei Gott, ja, Frau Herzogin, und zu einem Wahrzeichen ſehet hier den Ring, den er euch ſendet!“ Da ſtürzten der Herzogin die hellen Freudenthränen aus den Augen und ſie küßte den Ring zu tauſendmalen und ſprach: „Ja, das iſt ein wahrhaftig Zeichen, daß du den edeln Helden gefunden haſt.“ Puzius fuhr aber fort: „Ich habe auch ein Maulthier mit mir gebracht, das iſt beladen mit vielen Geſchenken, welche er und ſeine Eltern euch und eurer Tochter ſenden, denn ihr ſollet wiſſen, er iſt der Sohn König Oriants von Lillefort und hat fünf edle Ritter zu Brü[illegible] und ein [illegible] verwundert und erfreut war; ſie hatte keine Raſt noch Ruhe mehr auf ihrem Schloſſe und Frau Ida eben ſo wenig. Darum bereiteten ſie ſich alsbald zur Reiſe, und nachdem ſie die drei Kinder der Sorge ihres Vaters, des Grafen Euſtachius, noch anbefohlen hatten, zogen ſie mit Puzinus ab. Tag und Nacht eilten ſie weiter, bis ſie nach Lillefort kamen und das andere Schloß Billon erreichten. Da hörten ſie, daß Helias krank zu Bette läge. Kaum hatte der Held ihre Ankunft vernommen, als er ſie zu ſich beſcheiden ließ. Was da aber für Jubel war und was da für Thränen floßen, davon will ich lieber ſchweigen, denn ſolches läßt ſich nicht wohl beſchreiben; doch wurde dieſe Freude getrübt dadurch, daß Helias ſo krank niederlag. Nicht lange darnach verſchlimmerte es ſich mit ihm und das ging fort, bis er eines Morgens in den Armen ſeiner geliebten Clariſſa den Geiſt aufgab. Die Herzogin war ſo ſehr davon betroffen, daß die große Betrübniß um den Helden ſie auch auf das Siechbett warf, auf dem ſie bald nachher gleichfalls entſchlief. Frau Ida trauerte tief um den Tod ihrer lieben Eltern, die ſich nur wiedergefunden hatten, um aufs Neue von einander zu ſcheiden, und von einander ſchieden, um ſich für ewig wieder zu einen. Nachdem ſie dieſelben feierlich hatte begraben laſſen, nahm ſie Urlaub von Herrn Oriant und Frau Beatrix nebſt deren Söhnen und Roſa, ihrer Tochter, und zog wieder heim in ihr Land, wo ſie ihre Söhne in aller Gottesfurcht und Tugend aufzog. Dieſe gewannen hernachmals den Ungläubigen das heilige Land ab und zwei von ihnen, nämlich Gottfried und Baldewin, wurden zu Jeruſalem als Könige gekrönt.

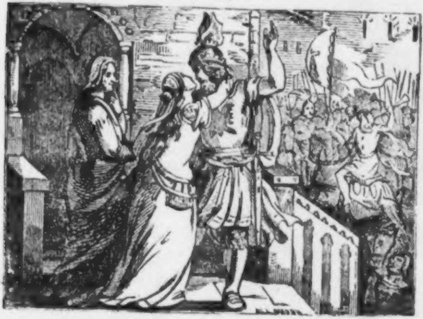
D. [illegible]
15 [illegible] 5/3 [illegible]

Geſchichte von der

geduldigen Helena,

Tochter des Kaiſers Antonius,

welche unzählige Drangſale und Widerwärtigkeiten ſowohl bei Hofe als in ihrer zweiundzwanzigjährigen Wanderſchaft mit höchſter Geduld und Stärke ertragen hat.



Nebſt der Geſchichte
von dem edlen Finkenritter

Polycarpus von Clarissa.

Von

O. L. B. Wolff.

Volksbücher. 37.

Leipzig, Verlag von O. Wigand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Erſtes Kapitel.

Helena wird geboren; **als** ſie aber zu Jahren kommt, **wird der** Vater **in ihre Schönheit** tödtlich verliebt und ſucht ſie mit Schmeichelei und Gewalt zum Heirathen zu zwingen.

Im Jahr 1253 war in Italien ein Patriarch, deſſen Schweſter verheirathet war an den Kaiſer von Konſtantinopel. Als dieſe guter Hoffnung war, ſandte der Kaiſer Antonius einen Brief an ſeinen Schwager, um ſich zu erkundigen, was für einen Namen man dem Kinde beilegen ſollte, wenn es glücklich zur Welt kommen würde? Der Patriarch gab zur Antwort, daß, wenn es ein Sohn ſein würde, man ihn Conſtans, wenn es aber eine Tochter wäre, ſie Helena nennen ſollte. Als nun die Zeit der Entbindung herankam, gebar ſie eine ſchöne Tochter, welcher man den Namen Helena beilegte. Das Kind wuchs heran unter der Sorgfalt einer hochverſtändigen Hofmeiſterin in aller Gottesfurcht und in allen ihrem Alter zukommenden Tugenden. Sie wurde mit zunehmenden Jahren dermaßen ſchön, daß ſie Allen, die ſie anſchauten, die Augen mit einem gleichſam ſüßen Gift bezauberte und beſtrickte.

Kaum hatte dieſe junge Prinzeſſin das fünfzehnte Jahr erreicht, ſo wurde die Mutter zu aller Unterthanen höchſtem Leidweſen durch einen frühzeitigen Tod der Welt entriſſen. Als nun der Kaiſer in den Wittwenſtand verſetzt war, ſchickte er durch alle Landſchaften ſeine Geſandten, welche ihm eine Gemahlin ausſuchen ſollten, deren Schönheit ſeiner Tochter gleichen müſſe; aber wie dieſe den Ruhm der Allerſchönſten hatte, ſo vermochte man auch ihres Gleichen nirgendwo zu finden. Deswegen, als er kein Mittel ſah, zu ſeinem Zwecke zu gelangen, wurde er von böſer Liebe gegen ſeine eigene Tochter entflammt; und dieſe Liebe gab er ihr auch mit höchſter Unverſchämtheit zu erkennen. Sie aber, welche niemals ſolche Gedanken von ihrem Vater gefaßt, fiel, durch die Anſprache ganz erſchreckt, vor ihm auf die Kniee und ſprach mit weinenden Augen alſo zu ihm: „Werthester Vater! ich bitte, laßt euch rathen und doch nicht ſo ganz und gar durch die blinde unbeſonnene Liebe einnehmen, daß ihr zu einem ſolchen Laſter ſchreiten wolltet, gegen welches die Natur ſelbſt einen Abſcheu hat; es ſind ja noch Frauen genug in der Welt, die ihr mit Ehren heirathen könnet, als daß ihr euch und eure eigene Tochter in ſolche Schande bringen wolltet.“ „Hiervon rede ich nicht,“ ſprach der Vater mit zornigem Geſicht, „ich will heirathen, die mir gefällt; in dieſem Stücke hat Keiner mir das Geringſte vorzuſchreiben.“ Helena aber gab ganz ſcherzhaft zur Antwort: „daß ſie lieber ſterben, als in eine ſolche Blutſchande einwilligen wolle.“

Um dieſelbe Zeit belagerten die Sarazenen die Stadt Neapel. Deswegen erſuchte der Patriarch durch einen Abgeordneten ſeinen Schwager um Hülfe. Der Kaiſer machte ſich auch mit ſeiner ganzen Macht dazu bereit und zog mit einer Armee von achtzigtauſend Mann nach Neapel. Der Patriarch kam mit der ganzen Geiſtlichkeit ihm vor die Pforte entgegen, um ihn zu bewillkommnen. Nachdem ſie ſich eine Zeitlang umarmt, fing der Kaiſer an den Patriarchen alſo anzureden: „Ehrwürdiger Vater! ich bin hieher gekommen, um euch eure Feinde vertreiben zu helfen und euch gegen den Untergang in drohender Gefahr zu beſchützen. Dieſes werde ich auch mit Gottes Hülfe ins Werk zu ſetzen ſuchen, mir nichts weiter vorbehaltend als eine geringe Bitte, welche ihr mir gewähren ſollet, ſobald der Krieg zu Ende ſein wird. Wofern ihr nun aber Solches abſchlagen werdet, ſo werde ich alsbald von hier abreiſen, ohne euch zu helfen.“ Der Patriarch bewilligte ihm ſeine Bitte, ohne zu denken, daß er etwas Unbilliges begehren werde. Der Kaiſer, hiedurch aufs Höchſte erfreut, zog ſogleich hinaus gegen die Sarazenen und ſchlug ſo fürchterlich auf die Ungläubigen, daß ſie in kurzer Zeit mit Verluſt vieler Tauſend Todter, aller Munition und alles Gepäckes den Streit aufgaben und nicht allein das Schlachtfeld, ſondern auch das ganze Land in größter Eile mit dem, was ihnen übrig geblieben, ſchändlich verließen.

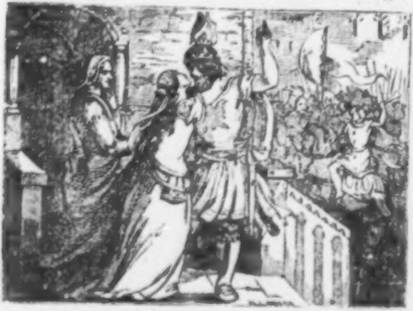
Als dieſes geſchehen war und man ſich vor keinem Feinde mehr zu fürchten hatte, zog Kaiſer Antonius mit großem Triumph und Frohlocken des glückwünſchenden Volkes in Neapel ein. Sogleich aber ließ er den Patriarchen zu ſich entbieten und ihm melden: „daß, wie er Willens ſei den Rückzug wieder anzutreten, ſo auch der Patriarch ihm zuvörderſt ſeine Bitte gewähren ſolle.“ „Bittet nur frei oder befehlet vielmehr,“ gab der Patriarch zur Antwort; „denn dem Beſchützer des Vaterlandes etwas abzuſchlagen, das wäre unbillig.“ „Wohlan!“ ſprach der Kaiſer, „ich begehre nichts weiter, als daß ihr mir erlaubet, meine Tochter Helena, eure Nichte, zur Gemahlin zu nehmen.“ Der Patriarch wurde hierüber aufs Höchſte beſtürzt und erwiderte: „Werther Schwager! bittet euch etwas Anderes aus; ihr ſeid ja ſelbſt ſo verſtändig, daß ihr wiſſet, daß ich nach meinem Amt und Gewiſſen eine Sache nicht zulaſſen kann, welche wider Gott und die Natur ſtreitet.“ Der Kaiſer aber beharrete feſt auf ſeiner Meinung und ſprach: „Ich begehre nichts Anderes. Ihr habt mir meine Bitte zugeſtanden; ſie muß auch erfüllt werden, es mag koſten, was es immer wolle. Ja, wofern ihr es nicht thun wollet, ſo ſchwöre ich Neapel nicht eher zu verlaſſen, als bis ich die Stadt geplündert, verbrannt und zum Steinhaufen gemacht habe.“

Da der Patriarch dieſes hörte, war er in tauſend Aengſten, nicht wiſſend, mit welchen Mitteln er ſeinem Schwager ſolche unzuläſſige Begierden aus dem Kopfe reden ſollte. Endlich brachte er es nach langem Zögern dahin, daß er ihm noch einen Monat Bedenkzeit vergönnte. So zog der Kaiſer ganz betrübt von Neapel wieder nach Konſtantinopel ab, in der Meinung, einen Monat Zeit noch zu erdulden. Aber unterwegs übermeiſterten ihn wieder ſeine böſen Lüſte. Er fing an zu überlegen, durch was für Mittel er zu ſeinem Vorhaben gelangen möchte, und fand endlich dieſes: Er ſchrieb ſelbſt Briefe und beſiegelte dieſelben auch, als wenn er ſie vom Patriarchen erhalten hätte.

Zweites Kapitel.

Wie der Kaiſer, nachdem er von Neapel zurückgekommen, ſeine Tochter zu betrügen ſuchte, als wenn er von dem Patriarchen Erlaubniß hätte, ſie zu heirathen.

Sobald der Kaiſer nach Konſtantinopel gekommen, kam ihm ſeine Tochter Helena entgegen und hieß ihn freundlich willkommen. Durch ihr Anſchauen aber gerieth das heimliche Feuer der Liebe in vollen Brand. Er nahm ſie bei der Hand, und nachdem er ſie umarmt, redete er ſie mit falſchem Herzen alſo an: „Liebe Tochter! ihr ſeid diejenige, welche mein Herz vor allen Jungfrauen der Welt geraubt. Ich werde euch heirathen; denn euer Oheim, der Patriarch, hat mir dieſes zugelaſſen.“ Zum Zeug-

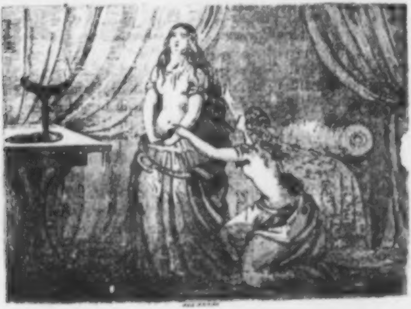


niß dafür zeigte er ihr die falſchen Briefe. Helena aber wollte dem keinen Glauben ſchenken, ſondern ſagte: „Der Patriarch kann nicht zulaſſen, was gegen das göttliche und natürliche Recht ſtreitet. Deswegen will ich euch nicht heirathen, wenn ihr mir auch ſchon Glied für Glied würdet von einanderreißen laſſen.“ Nachdem ſie lange mit einander Worte darüber gewechſelt hatten, ließ der Kaiſer ſeine Tochter ſchlafen gehen. Alsdann wollte er ſie des andern Tages gegen ihren Willen ſich antrauen laſſen.

Drittes Kapitel.

Helena geht ganz betrübt in ihr Zimmer und entflieht während der Nacht.

Als nun Helena ihres Vaters halsſtarrige Meinung eingeſehen, von der er keineswegs abzubringen war, ging ſie ganz betrübt in ihr Schlafzimmer, jämmerlich weinend und über ihres Vaters Unbeſonnenheit ſich beklagend. Da Clariſſa, ihre Hofmeiſterin, dies ſah, wollte ſie nach Möglichkeit ſie tröſten; ihr



Herz war aber ſo ſehr in Traurigkeit befangen, daß es keines Troſtes fähig war. Sie griff ganz verzweifelt nach einem Schwerte, welches in der Kammer hing, und ſprach zu Clariſſa mit zorniger Stimme alſo: ,,Clariſſa! nimm hin dies Schwert und tödte mich mit demſelben; denn lieber will ich durch einen ſchändlichen Tod meine Ehre retten, als durch ein ſolches Leben meine Ehre verlieren. Weigert ihr euch aber Solches zu thun, ſo werde ich euch ſelbſt dies kalte Eiſen durch euren Leib ſtoßen.'' ,,Ich bitte,'' erwiderte Clariſſa, ihr zu Fuße fallend, ,,laßt dieſen euren Zorn fahren; ich rathe euch, damit ihr Beides, euer Leben und eure Ehre erhaltet, gehet hin zum Seehafen, miethet ein Schiff, fahret damit in ein anderes Land und entfliehet ſo eurem Vater.''

Dieſer Rath gefiel Helena über die Maßen, und ohne lange zu verweilen, nahm ſie einen guten Mantel mit und gab Clariſſa ein Köfferchen mit Gold, welches ſie bis an den Seehafen trug, indem Alles im ganzen Hofe im erſten Schlafe lag. Hier weckten ſie einen Schiffsmann auf, zu welchem Helena ſprach: ,,Geſchwind ſteht auf und führet mich in ein anderes Land, wo ich gegen meines Vaters Verſuchungen ſicher bin.'' Der Schiffsmann weigerte ſich deſſen und ſagte: ,,er könne Solches nicht thun, ſonſt fiele er in ihres Vaters Ungnade; überdies dürfe er nie wieder in ſein Vaterland kommen.'' ,,Ei was,'' ſagte Helena, ,,es iſt überall gut Brod eſſen; ich werde euch ſo viel geben, daß ihr nicht nöthig habt, wieder zurückzukehren.'' Auf dieſe Bedingung hin nahm der Schiffsmann ſie auf. Nachdem ſie nun mit recht betrübtem Herzen von ihrer Hofmeiſterin Abſchied genommen, fuhren ſie in die See; Clariſſa aber ging zurück und legte ſich zu Bette. Des Morgens früh ſandte der Kaiſer einen Miniſter an Helena, um zu ſehen, ob ſie bereit wäre; denn er wartete ihrer, um ſie zu trauen. Der Miniſter klopfte an der Thüre, aber Niemand öffnete ſie, bis endlich Clariſſa erwachte und die Thür öffnete. Der Miniſter fragte ſie: ,,ob die Frau Königin bereit wäre; denn der König wartete ihrer?'' Clariſſa ließ ihn hinein und ging mit ihm zu Helena's Bette. Sie zog den Vorhang hinweg, gleich als wenn ſie nicht anders wüßte, als daß ſie da im Schlafe läge. Als ſie nun Helena nicht ſah, fing ſie an zu weinen und zu klagen und ſich übel zu ſtellen. Sobald der Miniſter dies bemerkte, berichtete er es ſogleich dem Kaiſer. Dieſer wurde, als er Solches vernahm, ganz entſetzt und ſtand da gleich einer unbeweglichen Säule. Kaum hatte er ſich ein wenig vom Schrecken erholt, ſo lief er ſogleich zu ihrem Zimmer und fragte Clariſſa mit Schwert und Feuer drohender Stimme: „wo ſeine Tochter wäre?“ Dieſe wendete vor, ſie wiſſe es nicht. Deswegen ließ der Kaiſer ſie gefangen ſetzen und drohete ihr: „wofern ſie nicht würde anzeigen, wo ſeine Tochter wäre, ſo wolle er ſie lebendig verbrennen laſſen.“ Durch dieſe Drohungen erſchreckt, fiel Clariſſa auf ihre Knie und bat um Gnade; ſie wolle die Wahrheit nicht verhehlen. „Geſtern Abend,“ ſagte ſie, „als wir ſchlafen gehen ſollten, wollte Helena ſich ſelbſt Gewalt anthun, was ich kaum verhindern konnte. Damit ich ſie zufrieden ſtellte, gab ich ihr den Rath: ſie ſolle mit einem Schiffe in ein anderes Land fahren, und dies hat ſie denn auch gethan.“ Als der Kaiſer Solches hörte, wurde er wie ein raſender Löwe, warf Scepter und Krone zu Boden, zerriß ſeine Kleider, raufte ſich die Haare aus und befahl Clariſſa ſogleich zu verbrennen, was auch alsbald ohne alle Barmherzigkeit geſchah. Dabei ſchwur er bei ſeiner Krone, daß er nicht eher ruhen werde, als bis er Helena gefunden habe. Hierauf ließ er alsbald ein Schiff bereit machen und begab ſich auf die See, um ſeine Tochter Helena zu ſuchen.

Viertes Kapitel.

Helena kommt an zu Schluys in Flandern; gleich darauf aber begiebt ſie ſich wieder in See, wird da von den Seeräubern gefangen und gelangt endlich, durch Schiffbruch nach England.

Die ſchöne Helena kam endlich nach langem Segeln mit dem Schiffe vor Schluys in Flandern an, wo ſie dem Schiffsmann Lebewohl ſagte, nachdem ſie ihn wohl bezahlt. Hierauf ging ſie nach einem Nonnenkloſter. Sobald Helena dieſes erreichte, fingen alle Glocken an zu läuten. Die Nonnen, darüber verwundert, liefen alle heraus, um zu ſehen, was da wäre, und als ſie Helena von der See her ankommen ſahen, gingen ſie ihr entgegen und empfingen ſie mit Freuden, ſo daß Helena ſich darüber verwunderte und ſich deſſen unwürdig ſchätzte. Die Nonnen begehrten von ihr, ſie ſolle bei ihnen bleiben, was ſie ihnen auch bewilligte. Sie ging mit ihnen ins Kloſter und blieb in demſelben ſo lange, bis ihr Vater, der Solches vernommen, einen Boten ins Kloſter ſandte, mit dem Befehle: „wofern ſie ihm ſeine Tochter nicht ſogleich überſenden würden, ſo wolle er ihr Kloſter bis in den Grund verbrennen. Als Helena hörte, daß das Kloſter um ihretwillen in Gefahr kommen ſolle, nahm ſie alsbald Abſchied von allen Nonnen, welche Helena von Herzen bedauerten und ſehr ungern von ſich ließen. Sie ging wieder nach der See, wo ſie zum Glück ein Schiff mit Kaufleuten antraf, die ſie erſuchte, ſie um Gotteswillen mitzunehmen. Die Kaufleute willigten auch ein, aber leider waren ſie noch keine Stunde vom Lande entfernt, als ihnen ein Raubſchiff entgegenkam, welches ihrem Schiffe ſo ſtark zuſetzte, daß ſie ſogleich überwunden und gefangen wurden. Die Kaufleute wurden ſämmtlich von den Räubern ins Waſſer geworfen; Helena allein ließen ſie am Leben. Dieſe nahm der Kapitain in ſein Schiff; er ſchloß ſie in die Arme, und obſchon ſich Helena dagegen meiſterhaft wehrte, ſo konnte es ihr doch nichts helfen.

Als ſie ſah, daß es nicht anders ſein konnte, fiel ſie vor dem Kapitain auf ihre Knie und begehrte, er ſolle ihr noch ſo viel Zeit vergönnen, daß ſie ein kleines Gebet ſprechen könnte, ehe ſie ihrer Jungfrauſchaft beraubt würde, was er ihr endlich geſtattete. Sie fiel alſo mit recht geängſtigtem Herzen auf ihre Knie und rief Gott mit rechter Andacht in ihrer Noth an, mit folgendem Gebet:

„O großer Gott, du weißt, daß ich, um der Blutſchande mit meinem Vater zu entgehen und meine Ehre zu bewahren, aus meinem Lande über die See geflohen bin; ich bitte dich durch dein bitteres Leiden, du wolleſt doch nicht zulaſſen, daß ich meine Keuſchheit, die ich durch die Flucht erhalten, unter dieſen Lotterbuben verliere, ſondern erlöſe mich von ihrer Hand und wende deine barmherzigen Augen auf mich und laß mich nicht zu Schanden werden.“

Gott erhörte auch ihr Gebet; denn alsbald entſtand ein furchtbares Ungewitter, wodurch das Schiff in Stücke zerſchmettert und Alle, die in demſelben waren, ins Waſſer geworfen wurden; Helena allein blieb auf einem Schiffbord ſitzen, auf welchem ſie zwei Tage und zwei Nächte herumgetrieben wurde, bis ſie in England ankam an einem Baumgarten, wo die Zweige von den Bäumen über das Waſſer hingen. Helena ergriff einen derſelben, womit ſie ſich ſelbſt ans Land zog, und ſetzte ſich dann in dem Garten nieder.

Fünftes Kapitel.

Der König von England findet Helena im Garten und verheirathet ſich hierauf mit ihr.

Kaum hatte Helena ein wenig und halb todt im Garten geſeſſen, ſo kam Heinrich, König von England, mit ſeinem Hofſtaat dort ſpazieren und fand die ſchöne Jungfrau da ſitzen. Er grüßte ſie freundlich und ſprach dann zu ihr alſo: „Jungfrau, wie kommt ihr hieher und wer hat eure Kleider ſo verdorben?“ Helena antwortete: „Fraget mich nicht viel, ſondern gebt mir ein wenig Brod, denn ich bin ganz matt,“ und gleich darauf fiel ſie in eine Ohnmacht. Der König nahm ihr Haupt in ſeinen Schooß und brachte ſie durch herzſtärkenden Balſam bald wieder zu ſich; dann wiederholte er ſeine Frage: „wodurch ihre Kleider ſo verunreiniget wären?“ Da erzählte ſie dem Könige ihren Unfall. Dieſer wurde dadurch ſo zum Mitleiden bewegt, daß er ſie alsbald in ſeinen Leibwagen bringen und nach London führen ließ; denn er merkte wohl aus ihren Kleidern, daß ſie von keinem geringen Geſchlechte wäre.

Als nun Helena eine Zeit lang an des Königs Hofe ſich aufgehalten und der König ihre Tugenden durch viele Proben erfahren hatte, ging er einſt mit ihr ſpazieren und fragte ſie unter Anderm: ,,aus welchem Vaterlande und Geſchlechte ſie wäre?'' Sie aber ſiel auf ihre Knie und redete ihn alſo an: ,,Eure Majeſtät zürne nicht, wenn ich euch mein Vaterland und Geſchlecht verhehle; denn ich bin gegen meines Vaters Willen aus meinem Lande geflohen, weil er mich gegen alles Recht zur Gemahlin nehmen wollte, und bin alſo durch Schiffbruch in euer Land gekommen.'' Der König muthmaßte doch aus ihrer Höflichkeit und Artigkeit im Weſen, daß ſie eine vornehme Tochter ſein müſſe; er nahm ſie von der Erde auf und ſagte: ,,Mich dünkt, Jungfrau, ihr wäret würdig, eine Königin zu werden; deswegen verſpreche ich euch zu heirathen und alſo zur Königin von England zu machen.'' Helena ſiel ihm wieder zu Füße und ſprach: ,,Eure Majeſtät würden eine That von großer Unverſtändigkeit begehen, wenn ſie, mit Verachtung ſo vieler Königs- und Fürſten-Töchter, Eine trauen wollten, die ſie nicht kennen, noch ihr Vaterland, noch ihr Geſchlecht, und die kein anderes Gut beſitzt, als die Kleider, womit ſie ſich bedeckt findet.'' Der König, durch ihre ſo große Demuth bis ins Herz getroffen, nahm ſie bei der Hand und ſagte: ,,Wertheſter Schatz! ich habe Gut genug für uns Beide.'' Hierauf ging der König nach Hofe zu ſeiner Mutter und befahl, daß ein Jeder dieſer Jungfrau alle königliche Ehre erweiſen ſollte, gleichwie ihm ſelbſt: ,,denn ich will ſie heirathen,'' ſagte er, ,,und zur Königin meines ganzen Reichs krönen.'' Die Herren bereiteten ſich alle nach des Königs Willen; die alte Königin aber, welche der Meinung war, daß ihr Sohn ſich ſo zu einer Dienſtmagd erniedrigte, wollte ihren Beifall nicht geben, ſondern nahm ihren Sohn auf die Seite und ſprach: ,,Wie, mein Sohn! ſeid ihr närriſch oder unſinnig, daß ihr eine Solche zur Gemahlin nehmen wollt, welche die ganze Welt durchlaufen, und von der ihr weder Vaterland noch Geſchlecht kennet, was ſie auch ſelbſt zu offenbaren ſich ſchämt? Daraus erhellet dann klar, daß es entweder ganz verwerflich ſein muß, oder anders, daß ſie ſich nicht wohl betragen hat. Bedenket euch darum zuvörderſt recht, ehe ihr eine ſolche Sache anfangt, die euch ſpäter zur ewigen Schande gereichen würde; und wofern ihr ſie traut, ſo ſchwöre ich euch, daß ich euch Beiden ein Spiel machen werde, deſſen ihr nicht lachen werdet.“ Daran hat ſie leider auch nicht gelogen; denn ſpäter hat ſie ſolche Verrätherei angeſponnen, daß ſie deswegen mit ſieben Männern verbrannt wurde. Der König aber kehrte ſich an ihre Drohungen nicht, ſondern ſprach: „Thut und fangt an, was euch immer die Falſchheit eingiebt; ich werde ſie dennoch nehmen; denn ihre Tugenden und eure Falſchheit ſind mir allzuwohl bekannt, und was ſie am Geſchlechte vielleicht niedriger ſein ſollte, das iſt ſie höher an Tugenden.“

Hiermit ſchied der König von ſeiner Mutter und befahl den Palaſt mit den beſten Tapeten zu zieren und Alles nach könig- icher Pracht zu bevorſtehender Hochzeit aufzuputzen. Des andern Tages heirathete der König Helena mit großer Feierlichkeit, wozu die Hochzeit zehn Tage lang mit ſolcher Herrlichkeit gehalten wurde, wie in England noch niemals geſehen worden iſt. Hierauf kehrte ein Jeder wieder nach Hauſe zurück und des Königs Mutter zog wieder nach Dover in ihren Palaſt, mit einem von Zorn und Falſchheit brennenden Herzen. Der König aber und die Königin blieben in London, wo ſie zwei Jahre lang in Freuden lebten. Mittlerweile ward Helena guter Hoffnung mit zwei Söhnen, welche ſpäter durch Verrätherei der Mutter des Königs viel Elend erduldet haben, wie weiter unten zu vernehmen iſt.

Sechstes Kapitel.

Helena kommt durch die alte Königin in großes Leid.

Inzwiſchen empfing der König Briefe, daß die Sarazenen n Sardinien eingefallen wären und Alles mit Feuer und Schwert verwüſteten. Deswegen wurde er von dem Könige dieſes Landes gebeten, ihm zu Hülfe zu kommen, wozu er ſich denn auch mit vielem Volke und einer großen Anzahl von Schiffen bereit machte.

Er ſetzte aber den Herzog von Glocester in ſeiner Abweſenheit al
Vicekönig ein und ließ auch drei goldene Petſchafte machen mi
einem Wappen; das eine davon behielt er für ſich, das ander
gab er ſeiner Gemahlin, das dritte dem genannten Herzog
Nachdem er nun dem Letztern ſein Land, ſeinen Hof und ſei
Gemahlin aufs Theuerſte anvertraut und von ſeinen Herren u
ſeiner Gemahlin Abſchied genommen hatte, begab er ſich mit ſe
nem Volke zu Schiffe.

Nach des Königs Abreiſe kam die alte Königin öfters na
Hofe, um Helena während ihrer Schwangerſchaft zu beſuche
Einmal fand ſie Helena in ihrem Zimmer ſchlafend; da nah
das alte boshafte Weib ganz ſanft Helena's Petſchaft aus ihr
Taſche, eilte nach Hauſe, ließ einen Goldſchmied rufen, welch
das Petſchaft ohne Jemandes Wiſſen nachſtechen mußte, und a
es fertig war, ſtach ſie ihm unvermuthet mit einem Meſſer d
Herz ab und warf ihn in einen tiefen Sumpf. Hierauf ſteckte
wieder heimlich Helena's Petſchaft dieſer in die Taſche.

Siebentes Kapitel.

Helena wird von zwei Söhnen entbunden; die alte Königin ſchreibt ihr
Sohne, daß es zwei Hunde wären.

Nachdem nun die Zeit der Natur erfüllet war, wurde Hele
von zwei ſchönen jungen Prinzen entbunden. Darüber erfre
ſich der ganze Hof außerordentlich und beſonders der Herzog v
Glocester, welcher auch ſogleich durch einen beſondern Geſandt
es ſeinem Herrn und König melden ließ. Die alte Königin ab
ließ den Geſandten zu Dover erwarten, denn durch dieſe Sta
mußte er reiſen. Sobald er dahin kam, wurde er zu der alt
Königin gebracht. Dieſe bewirthete ihn ſo herrlich, daß er von
vielem Trinken endlich trunken in Schlaf verſank. Sobald er eing
ſchlafen war, nahm ſie ihm den Brief aus ſeiner Taſche, welch
der Herzog an den König geſchrieben hatte, des Inhalts: „,d
Helena von zwei ſchönen jungen Prinzen entbunden word

wäre.“ Dieſen Brief verbrannte ſie und ſchrieb anſtatt deſſelben einen andern, nämlich: „daß Helena eine Misgeburt von zwei abſcheulichen Hunden zur Welt gebracht hätte,“ wobei ſie zugleich den König bat, daß er ſchreiben möge, ob man ſie tödten ſolle oder nicht. Dieſen Brief beſiegelte ſie mit dem nachgeſchnittenen Petſchaft und ſteckte denſelben wieder in die Taſche des Boten. Als er wieder erwachte, reiſte er ſeinen Weg fort, ohne zu wiſſen, welchen Schelmenſtreich ihm die Alte geſpielt hatte. Ueberdies ließ das alte Weib alle Wege genau bewahren und aufſehen, ob Jemand hin oder her ging, was ſie mit dem Vorgeben beſchönigte, daß ſie großes Verlangen habe, Nachricht von ihrem Sohne zu vernehmen.

Der Geſandte kam in kurzer Zeit zu dem Könige und überreichte ihm den Brief. Als der König dieſen falſchen Brief las, wurde er ganz roth in ſeinem Geſicht von Beſchämung und offenbarte Solches dem Patriarchen, Helena's Oheim, welcher damals im Lager war. Dieſer verwunderte ſich gleichfalls darüber und fragte den König, aus was für einem Lande und Geſchlechte ſie wäre? Da erzählte ihm der König, wie er ſeine Gemahlin in ſeinem Lande gefunden habe in einem Garten an der See; wie ſie ihrem Vater, der ſie habe mit Gewalt heirathen wollen, entflohen ſei und er ſie getraut habe gegen ſeiner Mutter Willen; aber er habe niemals erfahren können, aus was für einem Lande oder Geſchlechte ſie ſei. Als der Patriarch Solches hörte, erſchrak er und ſprach: „Nach euren Worten dünkt mir, daß ihr meine Nichte Helena, meiner Schweſter Tochter, zum Weibe genommen habt, welche ihr Land wegen ihres Vaters Anfechtungen verlaſſen hat, und von welcher Niemand weiß, wohin ſie gekommen iſt.“ Der König war hierüber zwar ein wenig erfreut, doch war er noch ganz beſtürzt wegen der böſen Nachricht, die ihm geſchrieben worden war. Der Patriarch ſuchte dem König zwar mit allerhand Tröſtungen wieder Muth zu machen und ſagte: „Solches kann vielleicht von einer falſchen treuloſen Hand geſchrieben worden ſein, um eure Hausfrau in Verdruß zu bringen; dies kann vielleicht eure eigene Mutter gethan haben, denn mir dünkt, daß es eine Frauenhand iſt, die dies geſchrieben hat.'' Der König aber wollte dieſes nicht glauben, und erwiderte: ,,Weil der Brief verſiegelt iſt mit dem meiner Hausfrau und dem Herzoge von mir hinterlaſſenen Petſchaft, deswegen kann es nicht anders ſein, als daß der Herzog oder meine Gemahlin denſelben geſchrieben haben muß.''

Achtes Kapitel.

Helena wird mit Unrecht zum Feuertode verurtheilt.

Der Patriarch widerlegte Solches und ſagte: ,,Vielleicht hat Jemand das Petſchaft nachſtechen laſſen; darum ſchreibet, daß man die Leibesfrüchte eurer Gemahlin aufbewahre bis zu eurer eigenen Rückkehr, und ich werde den Brief mit einem neuen Geſandten abſchicken, damit er nirgends aufgehalten werde.'' Der König folgte dem Rathe des Patriarchen. Als nun der Geſandte zu Dover ankam, wurde er von den Spionen der alten Königin angebracht, welche ihn in den Saal begleiteten und ſo herrlich bewirtheten, daß er endlich von Trunkenheit in Schlaf verſank. Sogleich ſtahl die alte Königin dem Boten des Königs Brief aus der Taſche, verbrannte denſelben und ließ durch ihren Geheimſchreiber (welchem ſie Vieles verſprach, nachdem aber der Brief geſchrieben, unvermuthet das Herz abſtach, und welchen ſie alsdann zu dem Goldſchmiede in den Sumpf warf) einen andern an den Vicekönig ſchreiben, des Inhaltes: ,,daß er Helena ohne zu zögern mit ihren zwei Kindern ohne Gnade verbrennen ſolle.'' Nachdem die falſche Megäre dieſen Brief mit dem falſchen Petſchaft geſchloſſen und dem Boten wieder heimlich in die Taſche geſteckt hatte, ging ſie wieder zu dem Geheimſchreiber und ließ noch acht derartige Briefe ſchreiben, den einen ſchärfer als den andern und den letzten mit der beigeſetzten Drohung an den Herzog: ,,daß, wofern er zögern würde, Helena mit ihren Baſtarden zu verbrennen, er ſelbſt zur Strafe würde gezogen werden.'' So ſchied der Bote, nachdem er erwacht, von dannen und überlieferte dem Herzoge den Brief. Als er denſelben geleſen, erſchrak er und fragte: ,,Wer hat euch den Brief gegeben?'' Der Bote antwortete: ,,König Heinrich.'' Der Herzog ſprach: ,,Ihr lüget; der König hat niemals die Gedanken gehabt, ſolche Sachen zu ſchreiben.'' Er ließ den Boten gefangen ſetzen, bis er die rechte Wahrheit erfahren würde. Nachdem die alte Königin, wie vorher geſagt worden iſt, noch acht Briefe von ihrem Secretär hatte ſchreiben laſſen und dieſelben wie die vorigen beſiegelt hatte, ſtach ſie dem Geheimſchreiber zum wohlverdienten Lohne das Meſſer ins Herz, damit ihre Gottloſigkeit verſchwiegen bleiben ſollte. Kurz darauf ließ ſie acht unbekannte Männer zu ſich kommen und verſprach jedem von ihnen zehn Mark Goldes, damit ein Jeder einen Brief an den Herzog trüge mit dem Vorgeben, daß ſie aus Sardinien vom König Heinrich kämen. Dies ſchwuren dieſe acht Männer auch zu thun. Sie ließ demnach alle Tage. Einen von ihnen mit einem Briefe an den Herzog gehen. Als dieſer ſo viele Briefe erhielt, wußte er nicht, was er anfangen ſollte; er ließ deshalb die alte Königin zu ſich entbieten. Als ſie kam, zeigte er ihr dieſe Briefe und ſagte: ,,Ich habe ſolche und dergleichen Briefe von eurem Herrn Sohn empfangen; ich darf ſolche der Wöchnerin nicht zeigen und weiß auch nicht, was ich anfangen ſoll; darum rathet ihr mir, was euch am beſten zu ſein dünkt.'' Das war recht Rath geſucht bei der Rentkammer des Satans. Da ſagte die alte Wettermacherin: ,,Warum wollt ihr ſie der Frau nicht zeigen? ſie muß es doch einmal wiſſen; ich werde ſie ihr ſchon zeigen.'' Sie ging alſo mit dem Herzoge zu Helena und übergab ihr die Briefe. Dieſe konnte, als ſie dieſelben geleſen hatte, Anfangs vor Schrecken nichts ſprechen, fing aber gleich darauf ein ſo erbarmenswürdiges Weſen an, daß Alle aus Mitleiden mit ihr zu weinen anfingen. ,,Ach leider!'' ſagte ſie, ,,woher mag das kommen, daß mein König, da er bei ſeiner Abreiſe mir ſolche Zeichen ſeiner treugemeinten Liebe hinterlaſſen hat, jetzt ſo ganz und gar umgewandelt iſt? Iſt es ihm denn nicht genug, daß er ſeine Liebe von mir abgewendet, ſo daß er mir Unſchuldigen auch nicht einmal das Leben gönnet?'' Helena würde mehr gejammert haben, aber die Alte tröſtete ſie mit einem rechten Judas-Herzen, ſo daß ſie ſich wieder ein wenig beruhigte.

Dieſes aber währte nicht lange; denn gleich darauf kam der dritte Brief, mit noch ſchärferem Befehle als die vorigen. Da ging die Alte zu Helena und ſprach: „Tochter, ſeid ruhig; ſo lange ich lebe, wird euch nichts Uebeles geſchehen, ſollte ich auch ſchon mein Leben für euch einſetzen.“ Darüber ward Helena noch ein wenig ruhig und wußte nicht, daß eben dieſe ihre Todtfeindin war. Des andern Tages früh und zu Mittage kamen wieder Briefe mit noch ſchärferem Befehle. Da ſagte der Herzog, darüber ganz entſetzt, zu der Alten: „Was ſollen wir anfangen in dieſer Sache?“ Das falſche Weib antwortete: „Die Briefe, welche mein Sohn ſendet, ſind je länger je ſchärfer; deswegen will ich mich aus dem Spiele halten, denn ich fürchte ſeinen Zorn.“

Des andern Tages kamen noch zwei Männer, jeder mit einem Briefe; ſofort noch andere, bis zu neun. Als der neunte gekommen war, als der ſtrengſte, ging die Alte fort und ſagte: „ſie wolle nicht länger ihres Sohnes Befehle widerſtehen.“ Darüber gerieth der Herzog in tauſend Aengſte; denn einerſeits fiel es ihm ſchwer, ſein Leben und Alles zu verlieren, wenn er dem Befehle des Königs nicht nachkam; andererſeits war es ihm hart, ſeine unſchuldige Königin mit ihren Söhnen verbrennen zu laſſen. Doch die Rathsherren des Herzogs ſagten: „Es iſt viel beſſer, daß eine Frau allein ſterbe, weil es des Königs Befehl iſt, als daß ihr und noch viele Andere mit deshalb umkommen.“

Neuntes Kapitel.

Helena wird die Hand abgeſchlagen, Maria aber, die Schweſter des Herzogs von Gloceſter, läßt ſich aus Liebe gegen Helena für ſie verbrennen.

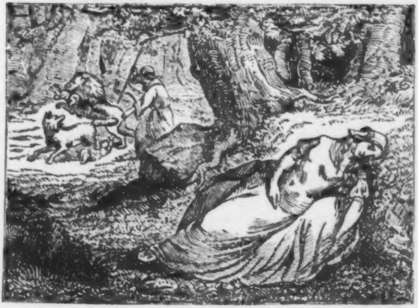
Als die Herren Solches zu dem Herzog geſagt hatten, ging er mit dem letzten Briefe zu Helena, las ihr denſelben mit weinenden Augen vor und ſprach: ,,Ich wünſchte, ich wäre niemals geboren worden, ſo wäre ich auch jetzt nicht gezwungen, dies ſtrenge Urtheil zu vollziehen.'' Helena aber antwortete: ,,Wenn mein Herr und König Solches von mir begehrt, ſo bin ich zufrieden und will gern ſterben; aber nichts betrübt mich mehr, als daß meine Kinder ſterben ſollen, welche doch Niemanden ein Leid gethan haben; ach, möchte mir doch die Gnade erzeigt werden, daß ich meinen Herrn vor meinem Ende noch einmal ſprechen könnte!'' ,,Dies kann nicht geſchehen,'' ſprach der Herzog; ,,denn ich muß meinem Herrn ein Zeichen der Wahrheit von euch geben, wenn er kommt, damit er nicht ſage, daß ich Jemand anders auf dem Platze verbrannt habe.'' ,,Nehmt hier,'' ſprach Helena, ,,meine Hand mit dem Ringe, welchen er mir aus Liebe gab, als er mich heirathete, damit er hierdurch gedenke der großen Strenge, welche er jetzt ausübt. Der Herzog rief einen ſeiner Knechte und befahl ihm, Helena's Hand abzuſchlagen. Dem gemeinen Volke zu London aber ward dieſes Alles zu Ohren gebracht. Sie fingen an ſich zu empören und wollten den Herzog todtſchlagen; denn ſie liebten Helena wegen ihrer Tugenden und Barmherzigkeit. Als der Herzog dies bemerkte, ließ er ſie wieder zurückführen und beſchloß ſie des andern Tages vor Sonnenaufgang verbrennen zu laſſen, ohne daß es Jemand gewahr würde. So blieb Helena mit ihren Kindern die ganze Nacht bei dem Herzoge, wo große Betrübniß war unter Allen, die da zugegen waren, beſonders aber bei Maria von Gloceſter, des Herzogs Schweſter, welche raſend zu werden meinte. Dieſe ſprach: ,,Wofern man unſere Königin umbringen läßt, ſo begehre ich auch nicht länger zu leben.'' Sie fiel auf ihre Kniee vor dem Herzoge und ſprach: ,,Herr Bruder, laß mich verbrennen und laß die Königin leben.'' Dies wollte der Herzog nicht zugeben. Sie aber ſprach: ,,Laß zwei Kinder machen von Tuch; dieſe will ich mitnehmen, wenn ich zum Scheiterhaufen geführt werde, damit alſo unſere unſchuldige Königin mit ihren Kindern errettet werde; denn es iſt beſſer, daß ich allein ſterbe, als daß unſer vier ſterben. So erwählet denn hiervon das Beſte! Als Helena dies hörte, wurde ſie noch

betrübter und fiel in Ohnmacht. Da rief Maria: „Herr Br
der, führt die Königin irgendwohin, wo ſie ſicher iſt vor d
Tode; denn ich will für ſie ſterben.“ „Schweſter!“ ſprach
Herzog, „weil ihr denn für ſie wollt in den Tod gehen, ſo we
ich eurem Rathe folgen.“ Er ließ ihr den Arm abhauen u
ſetzte ihn in ſein Schlafzimmer; Helena's Hand aber legten ſie
eine Schachtel und hingen dieſe einem ihrer Kinder an den Ha
ſetzten ſie ſämmtlich in ein Schiffchen mit drei Broden und etw
Wein und ließen ſie in Gottes Namen forttreiben. Hierauf wu
des Herzogs Schweſter vor Tage verbrannt, ſo daß Jederma
meinte, es wäre Helena geweſen.

Zehntes Kapitel.

Helena verliert im Walde ihre Kinder.

Helena wurde nun mit dem Schiffchen nach Britannien
trieben, wo ſie mit ihren Kindern an's Land trat in einem gro
Walde. Daſelbſt fing ſie erſt recht an, ihr Leiden zu beden
und ihr Unglück, beſonders aber Marien von Gloceſter zu bek
gen. „Ach!“ ſagte ſie, „du allertreueſte Jungfrau, Schwe
des Herzogs, warum haſt du mich mit deinem Tode erlöſet,
ich doch jetzt dem Tode vor den wilden Thieren nicht entflie
kann, oder wenn ich auch ſchon dem Tode entgehe: wer wird m
nen Kindern Nahrung geben? wer wird mir mein Brod gewinn
da ich nur einen Arm habe?“ Während des Weinens und K
gens verſank ſie endlich in Schlaf. Da kamen ein Wolf und
Löwe, nahmen die Kinder hinweg und trugen ſie in das Gebü
wo ſie lange mit einander ſtritten; denn ein jedes von ih
wollte ſie Beide allein haben. Dies ſah ein Waldbruder, w
cher in dem Gebüſche wohnte; er lief geſchwind hinzu, um
Kinder den Thieren zu entreißen. Der Wolf ließ das ſeine
gen, der Löwe aber trug das andere in ſeine Wohnung.
Eremit nahm das eine auf und trug es in ſeine Einſiedelei; d
auf ging er zu des Löwen Wohnung und wartete dort, bis



Löwe wieder hinaus auf ſeine Jagd ging. Alsdann ging der Eremit hinein und nahm das Kind heraus. Dieſes nannte er nun Lion, das andere aber Arm, wegen des Armes, welchen es bei ſich hatte. Beide hat er auferzogen ſechszehn Jahre lang. Als aber Helena wieder erwachte und ihre Kinder nicht fand, fing ſie ein ſo jämmerliches Geſchrei an, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. „Ach, ich Armſelige!“ rief ſie, „wo ſind meine Kinder? ach, warum haben mich die unvernünftigen Thiere nicht auch gefreſſen, da ſie mir mein beſtes Pfand und den Troſt in meinen Leiden geraubt haben? denn ich weiß wohl, daß ſie von keinem Menſchen weggenommen worden ſind.“ So ſtand ſie da wie ein Menſch, der lebt und nicht weiß, daß er lebt; ſie ſah hin und wieder, auf der einen Seite nichts als Bäume und Sträucher, auf der andern nichts als Waſſer und Luſt. Zuletzt wurde ſie von ferne ein Schiff mit Kaufleuten anſichtig, welchen ſie mit lauter Stimme zurief: ſie möchten ſie doch um Gotteswillen mitnehmen. Dieſe Kaufleute, aus Mitleiden getrieben, fuhren nach dem Lande zu, nahmen ſie auf und fragten ſie: „wie ſie in dieſe Wildniß gekommen und warum ſie ſo ſehr betrübt wäre?“ Da erzählte ſie ihnen ihren ganzen Lebenslauf und alle ihre Unglücksfälle, ſo daß ſie deswegen Alle mitleidig waren. Nach etlichen Tagen kamen ſie mit dem Schiffe zu Nantes in Britannien an, wo Helena, nachdem ſie von den Kaufleuten nach Abſtattung ihres Dankes Abſchied genommen hatte, in die Stadt ging. Daſelbſt bettelte ſie ſich um Gotteswillen Almoſen, bis ſie vor das Haus einer armen Frau kam, welche andere arme Frauen zur Herberge nahm für die Hälfte der gebettelten Almoſen. Hier wohnte Helena in höchſter Armuth und tiefſtem Elende ſechszehn Jahre lang; endlich aber zog ſie wieder von dannen, weil die Bewohner von Britannien meiſtentheils Ungläubige waren.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich auch Kaiſer Antonius von Konſtantinopel, Helena's Vater, wieder auf die Reiſe begeben, um ſeine Tochter zu ſuchen. Er war ſo lange hin und her über die See gefahren, bis er zuletzt vor Schluys in Flandern ankam, wo auch Helena zuerſt, als ſie von ihrem Vater floh, angekommen war. Als er hier gelandet war, ging er in das früher genannte Kloſter und fragte nach ſeiner Tochter Helena. Die Aebtiſſin entſchuldigte ſich und ſagte: „Sie hat ſich eine kurze Zeit hier aufgehalten; als ſie aber hörte, daß eure Majeſtät ſie weiter verfolgen ließen, fuhr ſie wieder zu Schiffe von hier ab; wohin ſie aber gegangen und wo ſie ſich jetzt aufhält, haben wir zur Zeit noch nicht erfahren.“ Als der Kaiſer dieſes hörte, wurde er betrübt, und um ſo mehr, weil er ſo viele Zeit vergeblich aufgewendet hatte, ſie aufzuſuchen. Er ſchwur deswegen, daß er niemals ruhen werde, es ſei denn, daß er ſeine Tochter gefunden habe, ſollte es auch am Ende der Welt ſein. Hierauf ging er wieder zu Schiffe von dannen.

Eilftes Kapitel.

König Heinrich kommt nach Hauſe und vernimmt Helena's Tod.

Als König Heinrich in Italien ſein Vorhaben vollbracht und den Ungläubigen den Rückweg gezeigt hatte, kam er nach Bolonien. Von hier aus ſandte er einen Boten an den Herzog von Gloceſter, um ihm ſeine baldige Rückkunſt zu melden, wie auch ſeinen Gruß an ſeine liebſte Helena zu bringen. Da ſprach der Herzog: „Hat der König ſie ſo lieb, warum hat er mir denn befohlen, ſie mit ihren zwei Kindern verbrennen zu laſſen?“ „Wie! eure Durchlaucht!“ ſprach der Bote; „haben Sie die ſchönſte, edelſte und vornehmſte Frau, welche der König mehr als Alles in der Welt liebt, verbrannt, ſo rathe ich Ihnen, daß Sie ſich aus dem Staube machen, ehe der König ſelbſt kommt, ſonſt werden Sie übel belohnt werden.“ Als der Herzog dies hörte, merkte er wohl, daß Helena verrathen war, und fing an bitterlich zu weinen und zu klagen.

Kurz darauf kam der König ſelbſt nach London, wo ihn der Herzog mit großen Ehren empfing. Sogleich fragte er: „wie es mit Helena und ſeiner Schweſter Maria ſtände?“ „Sehr wohl,“ erwiderte der Herzog. „Das ſei Gott gelobt,“ ſagte der König, „daß er mich ſo lange geſund erhalten hat, daß ich ſie noch einmal ſehen und ſprechen kann.“ Die alte Königin kam auch und hieß ihren Sohn willkommen, mit erheuchelter großer Betrübniß. Der König, darüber nicht wenig verwundert, ſprach: „Mutter, ſeid nicht betrübt.“ „Ach Sohn,“ erwiderte die Mutter, ich habe Urſache betrübt zu ſein; denn der Mörder Gloceſter hat diejenigen verbrannt, welche ich am meiſten in der Welt liebte, nämlich Helena und ihre zwei Kinder.“ Von dieſen Worten wurde der König wie raſend und befahl, daß man den Herzog auf der Stelle umbringen ſolle. Dieſer erſchrak hierüber und ſprach: „Dasjenige, was ich gethan habe, hat mir eure Majeſtät befohlen.“ „Das lügſt du, falſcher Verräther,“ erwiderte der König; „du ſchriebſt mir, daß ſie von zwei abſcheulichen Hunden entbunden worden wäre, was fälſchlich erlogen iſt; denn es waren zwei ſchöne Knaben.“ Als der Herzog von zwei Hunden hörte, merkte er gleich, daß es Verräther gethan hatten, und entſchuldigte ſich bei dem Könige. Aber die ränkevolle alte Königin ſprach zu ihrem Sohne: „Wenn ihr Helena ſo liebet, wie ihr ſagt, ſo ſolltet ihr wohl auf der Stelle an demjenigen Rache nehmen, welcher ſie ſo gegen alles Recht mit ihren unſchuldigen Kindern verbrannt hat.“ Da wurde der König noch mehr erbittert, zog ſein Schwert und ſchlug nach dem Herzoge, mit der Frage: „wie er habe ſo kühn ſein dürfen, Hand an ſeine Liebſte und an die zwei Söhne zu legen?“ Der Herzog antwortete: „Das hätte ich nicht gethan, wenn nicht eure Majeſtät ſelbſt mir Solches in neun Briefen, mit eurem eigenen Petſchaft verſiegelt, durch verſchiedene Boten ſcharf genug befohlen hätten, was ich als richtig darthun und beweiſen kann.“ „Wenn ihr dieſes,“ ſprach der König, „darthun und beweiſen könnet, ſo bin ich bereit, euch Alles zu verzeihen.“ Hierauf ging der König mit in den Palaſt. Dahin kam die alte boshafte Spinne ebenfalls und fragte ihren Sohn wiederum: „Warum er doch ſo lange zögere, den gottloſen Verräther und Mörder umzubringen?“

Mittlerweile kam ein fremder Bote zum König Heinrich und meldete, daß der Kaiſer Antonius von Konſtantinopel vor London ſei und begehre die Gnade, in des Königs Stadt eine kurze Zeit zu wohnen. Der König ritt ihm mit ſeinem ganzen Hofſtaate entgegen, und nachdem er ihn aufs Freundlichſte bewillkommnet hatte, fragte er ihn: „Warum er eine ſo weite und beſchwerliche Reiſe unternommen habe?“ „Ich ſuche meine Tochter,“ antwortete der Kaiſer, „die ſchöne Helena.“ Hierauf ſagte der König: „Ich bin auch betrübt wegen Einer, die ſich Helena nennt; dieſe hat der Herzog von Gloceſter mit zwei Söhnen verbrannt. Mit welchem Rechte er aber dies gethan hat, habe ich noch nicht erfahren.“ Als der Kaiſer Antonius dies hörte, verwandelte ſich ihm ſein ganzes Geblüte; er fragte ſogleich: „was für eine Frau und aus welchem Lande dieſelbe geweſen wäre?“ König Heinrich erwiderte: „Das weiß ich nicht; ich habe ſie an der See gefunden, und ihrer Ausſage nach war ſie aus ihrem Vaterlande entflohen, weil ihr Vater ſie habe heirathen wollen; ich aber habe ſie wegen ihrer ſchönen Tugenden gegen meiner Mutter Willen zur Gemahlin genommen.“ Als das der Kaiſer hörte, rief er mit lauter Stimme: „Ach meine liebe Tochter Helena! biſt du todt, ſo wird mir das auch mein Leben koſten.“ Bei dieſen Worten wurde König Heinrich ſo betrübt, daß man nicht wußte, wen man zuerſt tröſten ſollte. So ritten ſie denn mit großer Betrübniß nach London.

Zwölftes Kapitel.

Der König hält Rath, wofür der Herzog ſeine Entſchädigung thut.

Als die Könige zu London waren, wurde eine Rathsverſammlung gehalten, wo der Herzog von Gloceſter die neun Boten herbeibrachte, jeden mit ſeinem Briefe in der Hand, welchen er überreicht hatte; denn der Herzog hatte ſie Alle gefangen geſetzt, was eine ſehr große Vorſicht war. So ließ nun der König den Herzog alle Briefe leſen, und dieſer zeigte dem Könige auf jedem Briefe ſein Petſchaft. Der König, darüber ſehr verwundert, ließ jeden Boten beſonders ſchwören, von wem und von wannen ſie die Briefe gebracht hätten. Der Bote von Neapel ſchwur, daß ihm ſeinen Brief der neapolitaniſche Patriarch gegeben habe. „So hat mich denn,“ rief König Heinrich mit zorniger Stimme, „der Patriarch verrathen; das ſoll ihm vergolten werden.“ Hierauf ließ er die acht andern Boten ebenfalls ſchwören. Von ihnen ſchwuren ſieben falſch; der letzte aber ſagte: „Ich weiß nicht, was eure Majeſtät mit mir anfangen werden, ob ihr mich verbrennen oder hängen wollt; doch um meine Seele zu bewahren, will ich die Wahrheit ſagen.“ Als die alte Königin hörte, daß er die Wahrheit ſagen wollte, kam ſie zum König gelaufen und ſagte: „Sohn, mich wunderts ſehr, daß ihr noch ſo lange ögert, Recht auszuüben über dieſen Mörder, der eure Liebſten ſo gottloſer Weiſe ums Leben gebracht hat. Als der Herzog dieſes

hörte, ging er zu dem König und ſprach: „Als eure M
aus dem Lande reiſten, haben Sie mich als Vicekönig ein
dieſes bin ich noch, denn eure Majeſtät haben mir die Reg
noch nicht aus den Händen genommen; deswegen lege ich
an dieſe Frau als Einer, der Solches thun kann und der zu
noch Regent dieſes Landes iſt; ich werde ſie gefangen halte
ich weiß, wer dieſe Verrätherei angeſponnen hat.“ So
die Königin ungeachtet aller ihrer Gegenwehr gefangen g
men und in ein Zimmer eingeſchloſſen.

Nachdem dieſes vor ſich gegangen war, ſchwur der letz
den Boten: „daß die alte Königin ihm den Brief gegeben u
denſelben aus Dover gebracht habe, ohne zu wiſſen, daß
eine Verrätherei darin eingeſchloſſen wäre.“ Darum be
der Kaiſer Antonius, daß dieſem Boten und dem von Neap
Leben geſchenkt werden möchte, weil ſie die Wahrheit geſag
ten, die andern aber alle ſollten verbrannt werden, was ih
König auch bewilligte. Dann verlangte der Kaiſer vom
Heinrich noch die Erlaubniß, mit der alten Königin, des K
Mutter, zu ſprechen, was er ihm ebenfalls geſtattete. Al
Kaiſer zu ihr kam, ſprach er zu ihr: „Wiſſet, Fürſtin, daß
mein Land zurückreiſen will, und wenn es euch gefällt, ſo w
euch mitnehmen und euch zur Kaiſerin machen; denn ich
euch vor Allen; erklärt euch alſo, ob ihr mit mir reiſen
oder nicht.“ Das gefiel der Alten und ſie erwiderte
„Wenn eure Majeſtät mich ehelichen wollen, ſo verſprech
euch, daß ich meinen Sohn innerhalb eines Monats vom
und euch auf den Thron bringen werde; zur Beſtätigung
Verſprechens ſchenke ich euch dieſe goldene Taſche. Kaum
Kaiſer Antonius dieſelbe in den Händen, ſo erinnerte ſie ſic
darin befindlichen falſchen Petſchaftes und forderte dieſes
Kaiſer zurück. Dieſer aber ging zum Zimmer hinaus und
hinter ſich zu. Als er nun die Taſche öffnete, fand er das
Petſchaft darin, welches er dem König zeigte. Dieſer ver
derte ſich darüber und verlangte deswegen Helena's Petſ
welches ihm der Herzog gab. „Wie kann das ſein?“ ſprac

König, „ich habe nur drei Petſchafte machen laſſen und jetzt finde ich deren vier?“ „Gewiß,“ ſagte der Kaiſer, „eure Mutter muß falſch ſein; darum laßt ſie hieher kommen und fragt ſie, woher ſie das ihrige bekommen hat.“ Als ſie dahin kam, ſagte der König zu ſeiner Mutter, ſie ſolle ſich mit ihren falſchen Boten zum Tode bereiten. Als die Alte hörte, daß ſie ſterben ſollte, wurde ſie nicht anders als raſend; doch bekannte ſie zuletzt Alles: wie ſie das Petſchaft habe nachſtechen laſſen und den, der es geſtochen, ermordet habe; wie ſie die Briefe von ihrem Geheimſchreiber habe ſchreiben laſſen und ihn erſtochen habe ꝛc. Es wurde ihr nun das Urtheil vorgeleſen, daß ſie mit den ſieben Männern verbrannt werden ſollte. Als dieſe ihren verdienten Lohn empfangen hatten, ging der Herzog von Gloceſter zu den beiden Königen und ſagte: „daß Helena mit ihren zwei Kindern noch am Leben ſein könne, wo ſie aber wären, das wiſſe er nicht, denn er habe ſie mit einem Schiffe an die See geſetzt; und daß Maria, ſeine Schweſter, ſich ſelbſt freiwillig habe verbrennen laſſen, um Helena vom Tode zu erlöſen.“ Als die Könige dieſes hörten, ſchwuren ſie niemals von einander zu ſcheiden., als bis ſie Helena gefunden hätten. So ließ denn König Heinrich das Land in den Händen des Herzogs und begab ſich mit dem Kaiſer Antonius auf die Reiſe.

Dreizehntes Kapitel.

Helena's Kinder ſcheiden von dem Eremiten und kommen nach Baiern.

Zu einer Zeit, als die zwei Kinder ſechzehn Jahre bei jenem Eremiten gewohnt hatten, ging er mit ihnen einſtmals in dem Walde luſtwandelnd ſpazieren und ſprach zu ihnen: „Ihr Kinder, hier iſt der Platz, wo ich euch zum Erſtenmal gefunden und aus dem Rachen der wilden Thiere entriſſen habe.“ „Wie?“ ſagten die Kinder,“ ſo ſeid ihr denn unſer Vater nicht?“ „Nein,“ antwortete der Einſiedler, „denn es ſind jetzt ſechzehn Jahre, daß ich euch hier von den Thieren erlöſt habe, und von der Zeit an

habe ich euch auferzogen als meine Kinder, was ich auch
fernerhin thun will, wenn ihr bei mir bleiben wollt.“ Da
worteten ſie: „Wenn ihr unſer Vater nicht ſeid, ſo wollen
gehen von Land zu Land, ſo lange, bis wir unſern Vater g
den haben.“ Und ſo ſchieden ſie denn von dem Eremiten,
dem ſie ihm für alle von ihm genoſſenen Wohlthaten ihren
abgeſtattet hatten. Als ſie nun eine Zeitlang durch den
gegangen waren, kamen ſie an den Hafen der See, wo ſie
tugieſiſche Kaufleute fanden. Ein Kaufmann fragte ſie, wa
Leute ſie wären? Sie antworteten: „Wir wiſſen nicht, von
nen wir ſind, denn wir kennen weder Vater noch Mutter;
haben aber ſechzehn Jahre in dieſem Gebüſch gewohnt bei e
Einſiedler, Felix genannt.“ Der Kaufmann wurde ganz ei
nommen für ſie durch das höfliche und artige Weſen dieſer J
linge; er ließ ſie ſauber kleiden und gab ihnen nebſt dem, da
ſie mit in ſeinem Schiffe aufnahm, noch hinlängliches Reiſe
Nach drei Tagen kamen ſie zu Bauviers in Almadien an, wo
Herzogin wohnte, welche von dem Herzoge von Gloceſter
belagert ward. Die Herzogin empfing die beiden Jüngl
freundlich, nahm ſie an ihren Hof auf und ließ ihnen Eſſen
ſetzen. Lion aß Alles, was ihm vorgeſetzt wurde, worüber
Alle wunderten; Arm aber aß Nichts als Wurzeln und Krä
welche er mitgebracht hatte. Deswegen fragte die Prinz
Arm: „wovon er ſein Leben unterhielte?“ „Ich habe,“ e
derte Arm, „in ſechzehn Jahren nichts Anderes gegeſſen
Kräuter und Wurzeln, bei einem Eremiten, welcher uns a
zogen hat.“ Er erzählte ſo zugleich ſeinen ganzen Lebensl
weshalb die Herzogin großes Mitleiden mit ihnen hatte un
bei ſich behielt. Während der Belagerung aber wurde in
Stadt großer Mangel an Lebensmitteln. Als Lion dies me
theilte er die Speiſen unter die Armen aus, ohne daß die H
gin es wußte. Einſt hatte dieſe viele fremde Herren zu G
eingeladen; da vertheilte Lion alle Speiſen unter die Arn
Als dies einer von den Höflingen ſah, kam er zu der Herz
und ſprach: „Eure Durchlaucht werden heute mit Schan

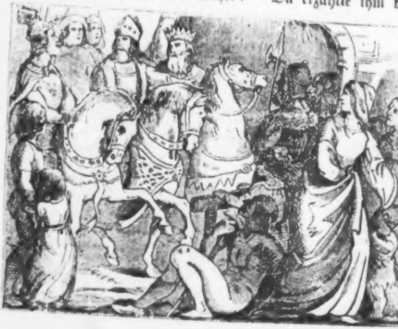
beſtehen müſſen, denn Lion hat alle Speiſen, womit heute die Herren bewirthet werden ſollten, den Armen ausgetheilt.“ Hierüber wurde die Herzogin erzürnt und ließ ſie beide zur Stadt hinausjagen. Kaum waren ſie aber vor dem Thore, da kam der Koch zu der Herzogin und ſagte, daß alle Töpfe, Haven und Schüſſeln wieder voll wären. Deswegen war ſie betrübt, daß ſie die Jünglinge vertrieben hatte. Sie kamen aber vor die Stadt in des Herzogs Lager, welcher ſie fragte: „woher ſie kämen?“ Lion antwortete: „Wir ſind der Stadt verwieſen, weil wir den Armen zu viel gegeben haben.“ Der Herzog ſah, daß Arm ein Käſtchen am Halſe hängen hatte, und fragte ihn: „was er darin hätte?“ Er ſagte: „es wäre eine Hand, er wiſſe aber nicht, wo er zu derſelben gekommen ſei.“ Der Herzog wurde ſogleich eingedenk der ſchönen Helena, welcher er die Hand hatte abſchlagen laſſen; er bat daher die Jünglinge, daß ſie bei ihm bleiben ſollten, was ſie auch thaten. Bald darauf kam der Friede zu Stande durch eine zwiſchen beiden Krieg führenden Parteien geſchloſſene Heirath. Der Herzog führte ſie nun mit nach England. Als die Herzogin eine Zeitlang in England geweſen war, warf ſie eine unkeuſche Liebe auf Lion, und als ſie dieſelbe dem Jünglinge einmal geoffenbart hatte, ſchämte ſich dieſer ſo ſehr, daß er des Nachts mit ſeinem Bruder von London nach Boulogne zog. Von da zogen ſie nach Tours und kamen dort an des Biſchofs Hof. Der Biſchof fragte ſie: „woher ſie wären?“ Da erzählten ſie ihm Alles, was ſich mit ihnen zugetragen hatte. Der Biſchof merkte aus ihren Worten wohl, daß ſie noch nicht getauft waren; er taufte ſie deshalb und nannte Arm Brictius und Lion Martin. Der Biſchof behielt ſie bei ſich und machte Martin zu ſeinem Hofmeiſter und Brictius zu ſeinem Pagen.

Als nun Helena ungefähr ſechszehn Jahre in großer Armuth zu Nantes in Britannien gewohnt hatte, reiſte ſie nach Tours, wo ſie alle Tage von ihrem Sohne Lion die Almoſen empfing. Sie kannten einander nicht, aber ſobald ſie ſich ſahen, verwandelte ſich ihnen ihr Geblüt in den Adern, ohne daß ſie die Urſache davon erfahren konnten.

Vierzehntes Kapitel.

Wie König Heinrich und Kaiſer Antonius nach Tours kommen,
Heinrich ſeine zwei Söhne findet.

Nach langem Hin- und Herſchweben kamen die bei
nige zu Tours an, um Helena zu ſuchen. Als ſie vo
kamen, ſchickten ſie einen Geſandten an den Biſchof, um
in der Stadt zu bitten, was der Biſchof ihnen bewillig
der Bedingung, daß ſie die Soldaten vor der Stadt ließe
ſetzte ſich nun der Biſchof mit ſeinen Herren zu Pferde
den Königen entgegen vor die Stadt, wo ſie einander gro
erwieſen. Unterwegs fing König Heinrich an dem Biſch
ſeine Unfälle zu erzählen: wie er ſeine Gemahlin und ſei
der verloren habe ꝛc. Inzwiſchen ſah aber der König je
Jünglinge vor dem Biſchofe herreiten und fragte ihn alſo,
das für Kinder wären und woher?“ Da erzählte ihm



ſchof, wie ſie zu ihm gekommen wären, und außerdem Alles, was er von ihnen wußte. Als ſie nun zum Palaſte kamen, ſtanden dort eine große Menge armer Leute, um ein Almoſen zu bitten. Unter ihnen war auch Helena, welche, da ſie ihren Vater und Ehegemahl erblickte — denn ihre Kinder kannte ſie nicht, — zu ſich ſelbſt ſprach: „Ach, ich Arme, ich kann wohl betrübt ſein, wenn ich dieſe zwei Könige anſehe, die mir nach dem Leben trachten, was ich doch niemals verdient habe.“ Aus Furcht aber erkannt zu werden, ging ſie heimlich hinweg. Als nun die Herren in dem Saale waren, ging Martin ſtillſchweigend in die Küche, nahm alle Speiſen, die er fand, und vertheilte ſie unter die Armen. Deshalb verklagten ihn Etliche vom Hofe, die dies ſahen, bei dem Biſchofe und ſagten: „Um eure biſchöfliche Gnaden vor allen anweſenden Herren zu beſchämen, hat Martin alle Speiſen dem an der Thüre ſtehenden Lumpengeſindel gegeben.“ Der Biſchof rief daher Martin zu ſich und ſprach: „Wie? muß man denn den Armen das Beſte geben, ehe die Herren davon bedient ſind?“ „Ja, gnädiger Herr!“ erwiderte Martin, „man muß erſt Gott dienen, ehe man Andern dient; und wenn eure Gnaden oder ein Anderer das Beſte davon genommen hat, ſo kann man daſſelbe den Armen nicht geben; dieſen muß man aber das Beſte geben, denn was den Armen gegeben wird, das wird Gott gegeben, und was Gott gegeben wird, das muß das Beſte ſein.“

Während Martin ſo da ſtand und mit dem Biſchofe redete, kam Einer aus der Kirche gelaufen und ſagte: „Gnädiger Herr! laßt den Prinzen ſich niederſetzen, denn die Küche iſt ſo voll von allerlei Speiſen, daß man nicht weiß, wo man ſie laſſen ſoll.“ Als der Biſchof Solches hörte, verwunderte er ſich noch mehr und ſprach: „Martin, ihr dient mir, aber es gebührt ſich, daß ich euch diente; thut, was euch immer gefällt, mein Hof ſteht zu eurem Willen offen.“ Die Herren ſaßen nun bei Tafel und wurden wohl bedient von Martin und Brictius. Dieſen Letztern ſah der König Heinrich ſtets mit ſcharfen Augen an und auch das Käſtchen betrachtete er, welches Brictius am Halſe hängen hatte;

endlich fragte der König, ,,was er in demſelben hätte?'' Bricti antwortete: ,,Zürnet nicht, denn ich ſage es Niemanden.'' D König aber und die anderen Herren ſchmeichelten ihm ſo lan bis er die Hand aus dem Käſtchen nahm und ſie dem Kön zeigte. Dieſer, ſogleich den Ring kennend, rief mit lau Stimme: ,,Ach leider! das iſt die Hand von meiner wertheſ Gemahlin Helena, welche ihr der Herzog von Gloceſter hat a ſchlagen laſſen.'' So lief nun der König voll Freuden zu d Jünglingen, ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ſie, indem er au rief: ,,Nun ſei Gott gedankt, daß ich endlich meine lieben Söh wieder gefunden habe, welche ich ſchon lange todt meinte.'' Au Martin und Brictius waren erfreuet, daß ſie ihren Vater gefu den hatten; aber es betrübte ſie zugleich ſehr, daß ſie nicht wu ten, wo ihre Mutter wäre. Kaiſer Antonius war ebenſa erfreut, daß er ſeiner Tochter Kinder gefunden hatte, aber do auch noch ebenſo betrübt um ihretwillen. Als die Mahlzeit vo über war, bat Brictius ſeinen Vater, er möge ihm doch offe baren, wie er zu der Hand gekommen ſei, und wem dieſel gehöre.

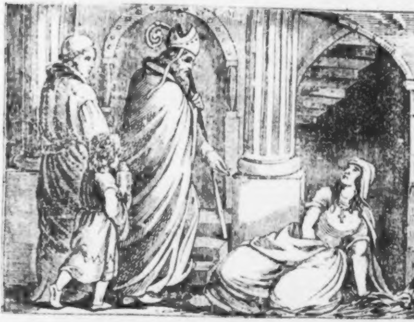
Da erklärte er ihm, daß es ſeiner Mutter Hand wäre, un erzählte ihm Alles, was ſich mit ſeiner Mutter zugetragen hätt Darüber waren beide Jünglinge ſehr betrübt und ſchwuren di an dem Herzoge von Gloceſter zu rächen; der König aber un die anderen Herren entſchuldigten den Herzog, daß er es oh ſeine Schuld gethan habe. Deswegen gaben ſie ſich auch zu frieden. Weil nun beide Könige ſich entſchloſſen hatten, lange zu reiſen, bis ſie Helena gefunden, ſo beſchloſſen ſie, beid Prinzen voraus nach England reiſen zu laſſen. Der Biſch aber bat die Könige, ſie möchten dieſelben bei ſich behalten Deſſenungeachtet begab ſich Brictius, mit einem Briefe von ſei nem Vater und mit guter Begleitung verſehen, auf den Weg nac England, gab aber bis zu ſeiner Rückkehr dem Biſchofe die Han ſeiner Mutter in Verwahrung. Zugleich nahm er die drei gol denen Petſchafte mit, nämlich das des Königs, das der Helen und das falſche Petſchaft der alten Königin, um ſie dem Herzog zu übergeben, damit er aus denſelben Gott zu Ehren und zum ſchuldigen Danke ein Kreuz machen ließe. Als Brictius in London zu dem Herzoge von Gloceſter kam, gab er ihm den Brief. Als dieſer ihn durchgeleſen hatte, war er vor Freuden erſchrocken und rief mit lauter Stimme: „Sehet hier, ihr Herren, den rechtmäßigen Sohn eures Herrn Königs Heinrich.“ Der Herzog fiel vor ihm auf ſeine Kniee und bat um Verzeihung deſſen, was er an ihm und ſeiner Mutter begangen hatte. Brictius verzieh ihm dies von Herzen und gab ihm zugleich die drei Petſchafte, die ihm ſein Vater gegeben hatte, um ein Kreuz daraus machen zu laſſen; dieſer ließ deswegen einen Goldſchmied rufen. Das Petſchaft der alten verbrannten Königin aber wollte nicht ſchmelzen und das Kreuz mußte daher aus den zweien gemacht werden. Als dies geſchehen war, reiſte Brictius wieder ab. Der Herzog hätte dieſe Abreiſe gern verhindert, aber er vermochte es nicht.

Fünfzehntes Kapitel.

Helena reiſt von Tours nach Neapel.

Als die ſchöne Helena eine Zeitlang zu Tours gewohnt hatte, hörte ſie, daß König Heinrich und Kaiſer Antonius von den Türken erſchlagen worden und daß ihre Leiber zu Neapel wären. Sogleich begab ſie ſich dahin. Als ſie nach etlichen Tagereiſen in Neapel ankam, ging ſie zu dem Patriarchen, welchen ſie in dem Baumgarten ſpazieren gehend fand. Sie fiel vor ihm auf ihre Kniee und bat um ein Almoſen. Der Patriarch ſah, daß ſie nur eine Hand hatte, rief ſie zu ſich und fragte ſie heimlich: „woher ſie käme und durch was für einen Unfall ſie ihre Hand verloren hätte?“ „Ehrwürdiger Vater,“ antwortete ſie, „ich bin von Tours und habe meine Hand unter den Räubern verloren, welche mir Gewalt anthun wollten; weil ich mich aber ſo ſtark zur Gegenwehr ſetzte, ſchlug Einer von ihnen mit

dem Schwerte mir die Hand ab; da rief ich, daß es die La
leute hörten, um mir zu Hülfe zu kommen, und die Räuber
flohen.“ Da fragte der Patriarch weiter, „ob ſie nichts h
ſprechen hören von Helena von Konſtantinopel, die auch nur
Hand hätte?“ „Ja, Herr,“ erwiderte ſie, „ſie hat zehn Ja
zu Tours in dem Hauſe meines Vaters gewohnt; dann zog
aber hinweg, weil ſie ihren Mann und Vater dort ſah, wel
ſie ſuchten, um ſie zu verbrennen.“ „Aus Liebe gegen me
Nichte,“ ſprach der Patriarch, „will ich euch in meinem Pal
unterhalten euer ganzes Leben lang.“ Sie aber bat um we
nichts, als daß ſie unter der Treppe des Palaſtes wohnen
die herabgefallenen Broſamen möge eſſen dürfen. „Tochter
ſprach der Patriarch, „euer Wunſch ſoll euch erfüllt werden



Helena nahm ein wenig Stroh und trug es unter die Treppe
So oft aber der Patriarch auf- und abging, ſetzte er ſich z
ihr hin, um über allerhand Sachen mit ihr zu ſprechen; den

er hielt ſie für eine ſehr andächtige und fromme Frau. — Ach leider! hätte er ſie gekannt, er würde ihr mehr Ehre erwieſen haben! —

Sechszehntes Kapitel.

Kaiſer Antonius und König Heinrich kommen nach Neapel.

Nachdem die beiden Könige Helena lange Zeit durch die Welt hin und her geſucht hatten, ſchrieb einſtmals der Patriarch an ſeinen Schwager, daß er eine Frau in ſeinem Palaſte habe, welche von Helena Kunde hätte. Die Herren wurden über dieſe Nachricht erfreut und begaben ſich zu Waſſer dahin; denn das Verlangen, dieſe Frau zu ſehen und von Helena Nachricht zu hören, ſpornte ſie unaufhörlich an. Sobald aber Helena vernahm, daß ihr Vater und ihr Gemahl auf Neapel zukämen, begab ſie ſich heimlich wieder von Neapel nach Tours. Ehe ſie aber aus Neapel entwich, ſchrieb ſie einen Brief folgenden Inhalts: „Ich, Helena, die ich ſieben Jahre lang unter der Treppe des Patriarchen, meines Oheims, gewohnt habe, begrüße und befehle mich dem Kaiſer Antonius von Konſtantinopel, meinem Vater, und dem König Heinrich, meinem Ehegemahl, welche mich ohne Urſache zu tödten ſuchen; aber wenn ihr auch ſchon die ganze Welt durchſuchet, ſo werdet ihr mich doch nicht finden.“ So ſchloß ſie den Brief, legte denſelben unter einen Stein in ihr Häuschen und ging davon. Kaum waren die Könige angelangt, ſo führte ſie der Patriarch zu Helena's Wohnung; Helena aber fanden ſie nicht. Der Patriarch, darüber aufs Höchſte verwundert, ließ einen ſeiner Diener hineingehen, um zu ſehen, ob ſie vielleicht in einer Ecke läge und ſchliefe. Er fand ſie nicht, ſtieß aber den Stein, unter welchem der Brief lag, auf die Seite, hob dieſen auf und überreichte ihn dem Patriarchen. Dieſer konnte denſelben nicht öffnen und überreichte ihn daher dem Kaiſer Antonius. Als deſſen Mühe auch vergebens war, gab er ihn ſofort dem König Heinrich, welcher ihn ohne Mühe öffnete und durchlas. Keiner war beſtürzter als der Patriarch, da er hörte, daß ſeine Nichte ſo lange bei ihm gewohnt habe, ohne daß er ſie gekannt habe.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie Helena zu Tours geſehen wird.

Nachdem die Könige höchſt betrübt von dem Patriarchen Abſchied genommen hatten, kehrten ſie wieder nach Frankreich zurück. Als ſie eine Zeit lang zu Tours geweſen waren, kam Helena einmal an einen ſchmalen Fluß, um Waſſer zu ſchöpfen. Ehe ſie aber Waſſer ſchöpfte, kam einer von des Königs Dienern, der die Pferde ins Waſſer ritt. Dieſer ſah jene Frau nach dem Waſſer gehen und bemerkte, daß ſie nur eine Hand hatte. Sogleich zweifelte er nicht, daß es Helena ſein möchte; er grüßte ſie und fragte ſie zugleich, wo ſie wohnte? „denn mich dünkt,“ ſagte er, „daß ich euch mehrmals geſehen habe.“ Als Helena dies hörte, ging ſie ſogleich hinweg, ohne irgend eine Antwort zu geben. Sobald aber der Diener dies ſah, merkte er, wo ſie hineinging, konnte es jedoch nicht genau ſehen; denn er war auf der andern Seite des Waſſers. Er ritt nun, ohne zu verweilen, zum König Heinrich und ſagte, „er glaube Helena geſehen zu haben.“ Der König, voller Freude, verſprach dem Diener hundert Pfund Sterling, wofern er ſie ihm herbeibringen könnte. Während nun der König voller Freude war, daß er ſeine Kinder gefunden und von ſeiner Gemahlin Nachricht empfangen hatte, ſchickte er inzwiſchen einen Geſandten nach England an den Herzog von Glocceſter, um ihn ſeiner Freude mit theilhaft zu machen. Der Geſandte aber, der ſich von dem rechten Wege verirrt, kam in den Wald, wo der Einſiedler Felix wohnte, welchen er nach dem rechten Wege fragte. Zugleich erzählte er dieſem, warum er nach Britannien reiſe, und daß der König ſeine zwei Söhne, Lion und Arm, zu Tours gefunden habe; ferner daß dieſe zwei Söhne geſagt hätten, ſie wären in einem Walde auferzogen worden von einem Eremiten, Felix genannt. Der Eremit war ſehr froh über dieſe Nachricht und begab ſich, ſobald er dem Geſandten den Weg gezeigt hatte, auf die Reiſe nach Tours. Kaum war er in die Stadt gekommen, ſo ging er in den Palaſt des Biſchofs und ſtieg die Treppe hinauf, um in den Saal zu kommen. Als der Pförtner dies ſah, fragte er ihn: „Wohin?“ Der Eremit antwortete: „er wolle zu den Herren in den Saal gehen.“ „Hierzu biſt du recht ſauber aufgeputzt,“ ſprach der Pförtner und ſchlug ihn mit einem Stocke bis aufs Blut. Alle Pagen und Diener umgaben den Eremiten, denn er hatte ein ganz abſcheuliches Anſehen und war mit Gras und Blättern bekleidet. Unterdeſſen kam Martin die Treppe hinauf in den Saal; er ſah die Verſammlung, die dort war, und ging hin, um zu ſehen, was da zu thun wäre. Sogleich erkannte er den Eremiten, ſchloß ihn in ſeine Arme, umhalſete ihn und ſprach: „Seid willkommen, mein lieber Vater!“ Der Eremit ſah auf und ſagte: „Wie ſteht's mit euch, mein lieber Sohn Lion, und mit eurem Bruder Arm?“ „Lieber Vater,“ antwortete Martin, „wir ſind jetzt getauft und mir iſt der Name Martin und meinem Bruder Arm der Name Brictius beigelegt worden.“ Als er dies geſagt hatte, leitete er ihn am Arme die Treppe hinauf und beſtrafte den Pförtner wegen ſeines harten Verfahrens. Sobald er in den Saal kam, ſagte er zu ſeinem Bruder: „Sehet hier den Eremiten, unſern Vater.“ Brictius, vor Freuden entzückt, lief zu ihm und küßte ihn viele Male.

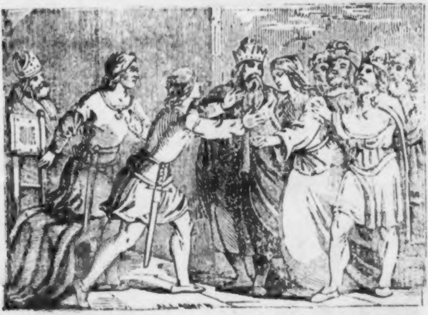
Hierauf gingen ſie alle drei zu dem Tiſch, an welchem die Könige ſaßen, und die beiden Jünglinge ſprachen zum König Heinrich, ihrem Vater: „Sehet, eure königliche Majeſtät, dieſer *Mann iſt derjenige, welcher uns den Klauen der wilden Thiere* entriſſen und ſechzehn Jahre auferzogen hat.“ Der König erzeugte dem Eremiten alle Ehre; er nahm ihn bei der Hand und ließ ihn neben ſich an die Tafel ſetzen. Der Eremit aber aß von keiner Speiſe, ſondern nur Wurzeln, die er mitgebracht hatte. Zugleich erzählte er dem Könige Alles, was er von ſeinen Kindern wußte. Als er etliche Tage dort geweſen war, begab er ſich wieder zurück nach ſeiner Eremitage; Martin und Brictius aber befahlen ſich in ſein Gebet.

Der Diener des Königs nun, getrieben durch die Begierde nach den verſprochenen hundert Pfund Sterling, ging in die Straße, in welche er Helena hatte eingehen ſehen und fragte überall, ob Niemand wiſſe, wo die Frau mit einer Hand wohne. Dieſes Haus wurde ihm gezeigt Er ging alsbald hinein und fragte die Wirthin nach Helena. Dieſe ſchwur hoch und theuer, daß ſie Helena nicht geſehen hätte. Der Diener aber wollte ſich mit leeren Worten nicht abſpeiſen laſſen, ſondern drohete der Wirthin mit Gefängniß und Tod, wofern ſie ihm die Frau nicht anzeigen würde; denn er war gar zu wohl unterrichtet, daß ſie hier ſich aufhielte. Die Wirthin, durch viele Drohungen in Schrecken geſetzt, zeigte dem Diener eine alte Kiſte, in welcher Helena ſich verborgen hatte. Als dieſe gewahr wurde, daß die Wirthin ſie verrathen, ſprang ſie alsbald zur Kiſte heraus, fiel vor dem Diener auf ihre Kniee und bat ihn um Gotteswillen, daß er ſie doch möge gehen laſſen; denn euch kann ja mein Tod nichts nutzen,'' ſagte ſie und ſtellte ſich ſo jämmerlich, daß der Diener ſich nicht enthalten konnte, mit ihr zu weinen. Er aber nahm ſie ganz freundlich von der Erde auf und ſprach zu ihr: „Gnädige Frau! ich bitte euch, ſpart die Zähren; ich ſchwöre euch bei Gott und ſeinen Heiligen, daß euch nichts Uebeles widerfahren wird, ſondern alle Ehre wird euch vielmehr erwieſen werden von allen Fürſten und Herren, die dort ſich befinden; deswegen gehet mit mir in den Palaſt des Biſchofs, wo der König, euer Gemahl, euer Vater und eure beiden Söhne ſind, welche alle großes Verlangen tragen, euch zu ſehen und euch mit Freuden zu empfangen.''

Achtzehntes Kapitel.

Wie Helena zu ihrem Gemahl und ihren Kindern gekommen iſt.

Obſchon der Diener Helena die Furcht noch nicht ganz benommen hatte, ſo überwand ſie doch die Liebe zu ihren Kindern, ſo daß ſie endlich ſich bequemte, mit ihm zu gehen. Sobald der König ſie ſah, wurde er vor Freuden ganz entzückt und rief mit heller Stimme: ,,Martin und Brictius, theuerſte Kinder, ſehet hier eure Mutter, meine Königin und des Kaiſers Antonius Tochter!'' So lief er ihr entgegen, reichte ihr die Hand dar und begrüßte ſie, weinend vor Freuden, daß er ſie wieder gefunden hatte. Auf gleiche Weiſe wurde ſie aufs Zärtlichſte empfangen von ihrem Vater und ihren Kindern; ſie ſämmtlich baten



Helena um Verzeihung um deswillen, was ſie an ihr begangen hatten, was ſie ihnen auch von Herzen gern verzieh. Hierauf ließ ſie der König wieder kleiden wie es einer Königin zukommt, und zehn Tage lang wurden vor Freuden Ritterſpiele gehalten. Alsdann zogen ſie ſämmtlich nach Neapel zu dem Patriarchen, Helena's Oheim. Dort wurden ſie herrlich empfangen und unter Anderm wurde auch durch das Gebet des Patriarchen, welcher ein ſehr frommer Mann war, Helena's Hand wieder angeſetzt und ſie genas ſo ſchön, als wäre ſie niemals verletzt geweſen. Als nun die Herren ſich eine Zeitlang zu Neapel aufgehalten hatten, zog Kaiſer Antonius, nachdem er vorher von Allen aufs Freundlichſte Abſchied genommen, wieder nach Konſtantinopel, wo er kurz darauf ſtarb. Ihm folgte auf dem Kaiſerthrone Brictius, ſein Enkel. Helena aber und König Heinrich blieben zu Neapel bis an ihr Ende, und Martin kehrte, nachdem ihm ſein Vater das Königreich übergeben hatte, nach England zurück, wo er gekrönt wurde und, gleich ſeinen Eltern, ein heiliges Leben führte bis an ſein Ende.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geſchichte
von dem
# edlen Finkenritter,
oder
von dem weiterfahrnen Ritter

Herrn Polycarpus von Clariſſa, genannt der Finkenritter, wie er dritthalbhundert Jahre vor ſeiner Geburt viele Länder durchwandert hat und zuletzt vor ſeiner Mutter todt liegend gefunden, aufgehoben und von Neuem geboren worden iſt.

Wie Polycarpus, genannt der Finkenritter, ſeine Reiſe angefangen und hierauf ſeine ritterlichen Thaten bewieſen hat.

Ich Herr Polycarpus von Clariſſa, genannt der Finkenritter, Landpfleger des großmächtigen Fürſten Moretaurum, im griechiſchen Cathannia gelegen, habe ungefähr dritthalbhundert Jahre vor meiner Geburt manches Königreich und viele Landſchaften weit und breit durchzogen und dieſelben beſehen.

Zu eben denſelben Zeiten, als der Greifen und Cathay zu Straßburg in der Ruprechts-Aue ſo gewaltig regierte und Herr Johann von Mannuella, Ritter aus England, die ganze Welt, ſo weit der Himmel blau umzogen iſt, beherrſchte; als der türkiſche Fürſt von Indien auf der Hallerwieſe zu Nürnberg, bei dem Kanetfegern, neben dem Rettenbrunnen zu Heidelberg, dem Hauſe des babyloniſchen Seifenſieders gegenüber, ein Probſt des Paradieſes war; damals fing ich ein großes köſtliches Mahl ſchöner Alkrebſe auf dem Kellermeer jenſeit des Rheinfeldes hinter dem Salzhauſe zu München, nicht weit von dem Palaſte Sanct-Patricius Schwitzkaſten in Hibernia, wo Judas ſeine Sünden mit dem geſtohlenen Schleier auf dem Meere büßte, das in Arabien liegt, wo die Schaafe auf den Bäumen wachſen, daher dieſe Wolle Baumwolle genannt wird, in der Gegend des Königreichs Armenien, wo die Papagreien und Pfirſiche dieſes Landes gute arabiſche Sprachen reden, auch Lautenſterne ſchneiden und Lieder dichten können.

Wie der edle Finkenritter Kaufmannſchaft treiben und mit diſtillirtem Vernunftwaſſer handeln wollte, deſſelben aber beraubt ward.

Die erſte Tagereiſe.

Daſelbſt wollte ich für's Erſte ein großer Kaufmann werden mit kleiner und geringer Kaufmannſchaft, auf die man nicht viel achtet. Ich kaufte deshalb etliche hundert Laſten diſtillirtes Vernunftwaſſer und wollte damit Gewinn machen, indem ich zu Schiffe auf trockenem Lande in die Herrſchaft Ciliſtria, bei Nemiſſicum, in dem Königreiche Natragenien, zu Schallaum fuhr, das an Gappatecien ſtößt. Dort wurde ich von den Meerkäulern auf den hölzernen Straßen, durch die von Beinheim und Augen-Biele gegriffen, gefangen genommen und meiner Waare ganz, und gar beraubt; ich kam alſo um mein Hab und Gut und war nun ein gar armer Sack.

Wie der edle Ritter etwas Anderes anfangen mußte und deßhalb ein Schütze wurde, um Heringe und Bratwürſte zu ſchießen, und was ihm dann weiter begegnet iſt.

Die zweite Tagereiſe.

Da gedachte ich nun meine Kräfte anders zu gebrauchen, und beſchloß der Ritterſchaft nachzutrachten, nämlich ſo, daß ich den Würſten und Heringen nachziehen wollte, ſo lange, bis ich einmal auf's Erdreich kommen würde, wie andere Menſchen. Ich nahm demnach den Weg auf die Achſel und den Spieß unter die Füße, gürtete meinen Rock an die Knie, ließ mir die Fäßlein auf den Nacken und den Küraß an die Seite machen, band meinen Degen an die Milz, ſetzte auf die Achſel meinen Filz und zog über das weite Feld; das war mir lieber als kein Zehrgeld. Und ſo kam ich zuerſt zu einem großen ſteinernen kleinen Brunnhäuslein. An demſelben Orte ging der Weg über die Weiden. Da trug das Obſt die Bäume, da brannte der Bach und die Bauern löſchten mit Stroh, Pulver und Pech; da war Käſe und Brod, das aß die Buben; da wurden die Hunde von den Haſen gefangen, die Schaafe hängten die Wölfe, die Hühner und Gänſe ſtellten den Füchſen und Mardern mit Fallen und Garnen nach, die Mäuſe lauerten auf die Katzen, fingen dieſelben und fraßen ſie: da war ein gutes Land.

Von ſeltſamen Geſchichten, die dem edlen Ritter zugeſtoßen ſind.

Die dritte Tagereiſe.

Als ich nun weiter zog, da begegneten mir zuerſt drei Geſellen; der eine von ihnen war nackend, der andere blind, der dritte ging auf einer Stelze. Der

Blinde erblickte einen Haſen, der auf der Stelze ging, holte ihn ein und der Nackende ſteckte ihn in ſeinen Buſen. Hierauf zeigte mir der Blinde den Haſen; ich kaufte ihm denſelben ab um zwei gute alte Knittelgroſchen. Da zog der Nackende den Beutel aus ſeinem Buſen, ſteckte das Geld in die Plunderhoſen hinein und gab es dem Blinden. Dieſer kaufte ein ſchweinenes Kalb und hölzerne Buttertiegel, nebſt einer glühenden heißen Laterne, mit welcher er ſeinen Genoſſen leuchtete und den Weg hinauszeigte, damit ſie deſto beſſer ſehen könnten. Der auf der Stelze eilte immer voran und beſtellte die Herberge; dabei ſtrauchelte er aber einmal und ſtieß ſich ziemlich derb an die Ferſe, ſo daß ihm davon der Kopf heftig blutete. Da zog ſich der Nackende aus, damit er ihm deſto beſſer nachfolgen könnte, lieh dem Verwundeten ſeinen Mantel, dem Blinden ſeinen Rock und zog in Hoſen und Pelz mit bloßen Haferkörnern einher. Als nun dieſe hinweg waren, da begegnete mir ein hübſcher, häßlicher, ſtarker, ſchwarzer, feiner, grauer, junger, blöder, alter, langſamer, hurtiger Mann; der tanzte an einer Krücke und hatte ein Bärtlein mit Schindeln gedeckt, ein Vaternübchen auf der Naſe, mit einem hölzernen gepflaſterten Erdreich, und ein Wärzlein an einem Ellenbogen. Zu dieſem ſagte ich: „Ich wünſche Euch einen guten Tag!" Er antwortete mir und ſprach: „Ja, ich kam geſtern Abends ſpät." Ich fragte ihn: „Wo gehet der Weg hinaus?" Er ſprach: „Ich nehme junge Spechte aus; es wollte ſich nicht eher ſchicken, denn ſie waren noch nicht alle flücke." Ich zehrte nun am obern Thore unten in der Stadt bei einem guten Geſellen und ſprach: „Lieber Freund, zeiget mir die rechte Straße." Da ſagte er: „Es kam einer etwa ſiebenthalben Pfennig; das machte, daß ich ſo ſpät hereingekommen bin." Ich dachte, er wollte mich necken, und zog deshalb weiter. Da verlor ich den Weg und ging nun die Straße nach einem lichten, großen, ungeheuren, kleinen, dichten Walde, in welchem kein Baum war. Daſelbſt fand ich einen ſchneeweißen Köhler, der brannte Tannzapfen, woraus Leberwürſte wurden. Dieſe wollte er an den ſauren Käſemarkt nach Oberbörlitz führen, wo man die Scheiden zu den Miſtgabeln macht. Auch hatte er grünes Tuch gefärbt mit weißem Kohlenſtaub; das wollte er auf die Schneidemühle bringen, um Breter daraus zu machen. Ich fragte ihn, ob ich hier auf dem rechten Wege hin und wieder ginge? Darauf antwortete er mir: „Ach, lieber Freund, ich behaue die Weiden." Ich fragte weiter, ob das die rechte Straße wäre, die mich alſo hin und her trüge? Er antwortete: „die rothen ſind wahrlich beſſer." Ich ſah, daß auch er in einem zu hohen Tone redete, und dachte bei mir, er ſähe nicht wohl mit den Ohren. So ging ich denn hinter mich, und ſtieß mich. Da kam ich zu einem zwillichenen Hauſe, in welchem Glöcklein hingen von Zerrentuch gegoſſen, die Knöpfel derſelben aber waren von Pelzärmeln. Auch befand ſich darin ein gedeckter Tiſch aus blechernen Kieſelſteinen gefertigt, und vor demſelben ſtand ein andächtiger Greis. Weiter hinein war das Behältniß von gebackenen Fladen gemauert. Als nun der Alte vor dem Tiſche etwas vor ſich hin murmelte, da dachte ich, er ſagte: „Fanget mir dieſen!" Ich lief deshalb vor Schrecken zum oberſten Fenſter, und kroch zur unterſten Thürſchwelle hinaus, und ſprang nun ſo ſchnell, um fortzukommen, daß ich verwundet wurde und mir das Gekröſe heraushing. Da lief ich eilends über einen trockenen Bach, wuſch das Gekröſe ſauber ab, ſteckte es wieder hinein und ſchüttelte etliche Klaftern Meerkatzenblut dazu. Dieſes that ich deshalb, damit ich wieder fröhlich und leichtſinnig wurde. Inzwiſchen ſah ich eine alte, krumme, junge und gerade Frau, die wuſch einen alten Sack. Ich ſprach zu ihr: „Ich wünſche Euch einen guten Tag.“ Sie erwiederte mir: „Es gehen ſieben Lampertiſche Kornmaaße hinein.“ Da dachte ich fürwahr, die Frau ſpottete mein.

Wie der edle Finkenritter abermals in großen Aengſten und Nöthen war, da er über das trockene Meer ſchiffen ſollte mit geringen Koſten.

Die vierte Tagereiſe.

So zog ich denn fort und kam an einen großmächtigen, erſchrecklichen, tiefen und ſchiffreichen Bach, in welchem kein Waſſer war. In demſelben gingen drei ſchwerbeladene Schiffe; das erſte davon hatte keinen Boden, das andere hatte keine Wände, das dritte war gar nicht vorhanden. Ich dachte darüber nach, wie ich es anfangen wollte, damit ich über das Waſſer käme, ich ſetzte mich endlich in das Schiff, welches nicht vorhanden war, und fuhr hinüber. Da fand ich einen großen, dicken, geſchmeidigen, kleinen Eichbaum, in welchen eine Biene geflogen war. Ich dachte, da würde ich Honig finden, und ſchlich deshalb zu demſelben Loche hinein in den Baum. Die Bienen erſchracken und flogen heraus; ſie hatten mir die Augen ganz zerſtochen, ſo daß mir mein Hintergeſicht ſo krumm geworden iſt, wie eine Sichel. Als ich nun wieder herauskriechen und den Bienen entlaufen wollte, war mir das Loch viel zu klein geworden und ich konnte nicht aus dem Baume herauskommen. Da ward ich zornig, lief alsbald nach Hauſe, hieb den Baum ab und ſchlich alſo durch die Wurzel heraus. In dieſem großen Zorne eilte ich langſam zu einer großen Dornhecke; dieſe wollte ich abhauen, um das Loch im Baume damit zu verrücken, damit die Bienen nicht wieder in demſelben niſten könnten; denn ich ward geſtochen, ſo daß mir das Hintertheil, wie ihr ſchon oben gehört habt, pfeyferte. Als ich aber die Axt nahm und mich zu der Sache anſchicken wollte, fiel ſie mir an der allerdichteſten Stelle in die Hecke hinein. Da ward ich noch zorniger, lief ganz langſam in meiner Mutter Küche über den Heerd und holte ein Feuer. — Ach Himmel! es wollte ſich gar kein Glück bei meiner Arbeit zeigen! — Ich zündete die Dornen an; da verbrannte mir die Axt und es blieb mir der Stiel. Als ich nun den Stiel feil herumtrug, da begegnete mir Einer, der kaufte mir ihn ab und gab mir neun Ellen warmes Waſſer dafür; daraus wollte ich mir einen Winterrock machen und denſelben mit gebratenen Eiszapfen und gedörrtem Schnee verbrennen und zu Pulver werden laſſen.

Wie dem edlen Ritter ſeine Kunſt ſo ganz und gar fehlt, daß er ſich ſelbſt den Kopf mit einer Senſe abhaut, und wie es ihm weiter ergangen iſt.

Die fünfte Tagereiſe.

Als ich nun mit meinem Tuche zu einem Winterrocke fortzog, da ſah ich vor mir einen ſchönen weißen, dürren, grünen, langen, kurzen, gewachſenen Raſen voll Gras. Das wäre für meiner Mutter Kuh ſehr gut geweſen; auch hätte ich es gern abgehauen, aber ich hatte leider keine Senſe. Da begegnete mir Einer, der trug Senſen feil. Zu dieſem ſagte ich: „Landsmann, um wie viel giebſt Du mir die Senſe?" Er antwortete: „Ich gebe Dir eine um einen Juhey, Jaho! mit lauter Stimme." Ich ſchrie den rechten Ju. Juhey, Jahe! ſo laut als ich nur ſchreien konnte, ſo daß Berg und Thal davon erſchallte, gleich als brüllten die Ameiſen. Da ging von Ungefähr ein Eſel hinter einer Hecke hin, um zu weiden, den ich nicht geſehen hatte. Er ſprang empor über den Graben, lief davon und ſchrie vor Schrecken: „Ja, ja, ja!" Ich entſetzte mich vor ihm und meinte nicht anders, als daß er aller Haſen Mutter wäre. Hierauf nahm ich von Jenem die Senſe, zog hin auf den Raſen und hieb dort herum. Da ſchlug ich mit der Senſe an einen Maulwurfshaufen und hieb bei demſelben Streiche mir ſelbſt den Kopf ab. Der Kopf lief den Raſen hinab, gleich als gälte es ihm ein gutes Gelag oder zwei Scheffel Bier. Ich lief ihm flugs nach, ſtieß mich aber in dieſer Eile an einen Aſt, ſo daß mir die Stirn blutete. Sobald ich nun den Kopf erwiſchte, ſetzte ich ihn behend wieder auf, da er noch warm war; doch drehte ich ihn um und ſetzte das Hintertheil zum vorderſten. Dies that ich deshalb, damit mich, wenn ich durch den Wald ging, die Reiſer nicht in die Augen ſchlugen, und damit ich auch zugleich hinten und vorn ſehen konnte. In ſolchen Umſtänden wollte ich ganz ſchnell nach Hauſe laufen, und lief dabei geſchwind wider einen Pfeil auf einen Heller. Da erhob ſich ein großer Wind, wehte mir den Kopf wieder herab und jagte ihn weit von mir hinaus. Ich gab aber wohl Acht und ſah, wo er lief, und eilte ihm ſchier eine Welſche Meile Wegs nach, bis ich ihn erhaſchte. Dann wiſchte und putzte ich ihn wieder ſehr ſauber ab und band ihn mit rothen Neſteln wieder auf; auch band ich ihn feſt zuſammen und verwahrte ihn ſehr wohl. So wuchs er mir denn bald wieder, und ich war ſtolz, daß ich wieder ſehen konnte.

Wie der edle Ritter heimziehen wollte und was für Wunder ihm auf dieſer Fahrt begegnet ſind hinſichtlich der Landſchaften, durch welche er ziehen mußte.

Die ſechſte Tagereiſe.

Hierauf wollte ich einmal nach Hauſe ziehen. Da kam ich auf dem Wege in ein Dorf, in welchem die Häuſer von Rindfleiſch gebaut, die Dächer mit Saumägen, Lungen und Lebern gedeckt, die Stuben mit Schweinebraten getäfeiſt und mit den Füßen und Köpfen eben ringsum behängt waren. Ebenſo waren alle Zäune um das Dorf herum mit lauter Brat- und Leberwürſten geflochten. Die Leute ſprangen hinter den Oefen und auf den Bänken umher; denn es war gerade zu der Zeit, wo man gern unter den Naſen ſchwitzen möchte und den Schnee von den Dächern kehrt. Die Bürger in jenem Dorfe hatten einen gemeinſamen Lautenſchläger, welcher alle acht Tage neun Dörfern auf einmal auf einer Humbelei zum Tanze pfiff. Dieſe Dörfer hießen alſo: Roßburg, Schafweiler, Geißbrunnen, Rindesheim, Meerenſtadt, Kalbesdorf, Sammwinkel, Schnetelbach und Hammelshauſen. Mit dieſem Lautenſchläger ging ich an einem Samſtage in ſein Haus. Daſelbſt fing er früh Morgens an bis zu Mittage an der Laute zu ziehen und anzurichten. Dann lief er mit den Füßen ſo geſchwind auf derſelben herunter, wie eine Katze auf einem Dache oder wie ein Eichhörnchen in einem Rade. Ich wollte ihm dabei helfen; da ich aber leider nicht zum hinaufkommen konnte, ſo ſtrauchelte ich und fiel durch den Lautenſtern wohl eine ganze Viertelſtunde tief in die Laute hinein, ehe ich auf den Boden kommen konnte. Der ehrliche, fromme Meiſter erſchrak darüber und holte ſtugs eine Leiter herbei, damit der Plunder nicht verderbt würde, die wohl ſechsundvierzig Sproſſen lang war. Auf dieſer ſtieg ich wieder aus der Laute heraus. Der Ton in der Laute aber lief nichts deſto weniger in aller Stärke, wie ein Käfer in einen Stiefel, dieſen Abend, die Nacht hindurch und den Morgen über alles Feld hin zu den neun Dörfern, bis zum Mittage des Sonntags, wo es dann in einem jeden Dorfe beſonders klang, ſo daß es eine Freude war, ihn zu hören. Da tanzten nun die Kinder, die Alten ſchwatzten und die Knaben und Töchter ſahen zu. Auch der Lautenſchläger ſelbſt ging alle acht Tage gemächlich in alle neun Dörfer, tanzte daſelbſt mit und ſah dabei auch zu, ſo daß es recht luſtig herging. Sobald es Abend ward, verlief ſich der Ton von ſelbſt wieder und zog gemächlich wieder heim in ſeine Laute.

Was der edle Ritter weiter geſehen hat; wie er ſich wehren mußte, um ſein Leben zu retten, und wie er deshalb zum Ritter geſchlagen ward.

Die ſiebente Tagereiſe.

Als ich nun weiter fortzog, kam ich nahe zu einem Tanze. Da bellten die Bauern und die Hunde liefen mit Spießen heraus; da grunzten die Hähne und die Säue krähten; da brüllten die Hühner und die Schafe ſtöberten. Mit dieſem grauſamen Leben kam ich in Angſt und Noth und zugleich in Leibes- und Lebensgefahr. Sie trieben mich bis an das rothe Meer, das da iſt in der Juppenhart an dem Finkenlager, zwiſchen Gemittingen und dem Schwatzerloche. Da wehrte ich mich aber ſo ritterlich mit den Ferſen, daß ich mit einer roſtrichen, dreieckichten Caſtanienpfanne zum Ritter geſchlagen und der ſtrenge Finkenritter genannt wurde.

achdem der edle Ritter alle ſeine Thaten und Reiſen voll-acht hatte, ſetzte er ſich in ein Nebelſchiff und fuhr darin wie-er nach Hauſe, über Stock und Stauden, wie tauſend Wetten.

Die achte Tagereiſe.

Nach allen dieſen ritterlichen Thaten ſetzte ich mich in ein Windſchiff und gelte über Stock und Stauden ungegeſſen und ungetrunken ſo lange fort, bis ich letzt heimkam. Ich fuhr faſt hoch über das Haus hinweg und unten zur euermauer hinein. Von Stund an ſchüttete mich das Windſchiff aus und ich l von oben an durch alle Bühnen, Kaſten, Boden, Stiegen, und Gemächer s in's Haus zu allerunterſt vor die Stubenthür hin ſo ſtark hernieder, daß wieder aufprallte. Bei dieſem Falle iſt mir die Leber und die Blaſe entzwei brochen, ſo daß mir das Hirn- und Herzblut in ſtarken Strömen durch die ofen geronnen iſt; denn ich war ſo ſchwach, daß meine Mutter deshalb her-lief. Dieſe erwiſchte mich bei dem Arme und trug mich hinter den Ofen in es Wärme; auch gab ſie mir alsbald friſch gebackenen Hozelfoth mit Milch-ſüße und dazu einen neuen gebratenen Speckkuchen, damit ich mich laben und ieder zu mir ſelbſt kommen konnte. Meine Mutter war dabei ſo ſehr erſchrocken, aß mein Vater Untermann die Hebamme und noch andere Frauen mehr her-eiholen mußte. So war denn faſt große Noth und Mühe, und dritthalb Tage rgingen, ehe ſie mich gebären konnte. Das that ſie. Als ihr wehe zu mir ard, hat ſie einen Speckkuchen gebacken, und hat ſo lange bei dem Ofen in er Hitze geſtanden, daß ihr das Gehirn zitterte. Deshalb geſchah ihr ſo wehe.

Wie der edle Ritter Polycarpus, genannt der Finkenritter, on Neuem geboren worden und auf die Erde gekommen iſt, und wie er ſich bei ſeiner Geburt verhalten hat.

Sobald ich nun auf's Erdreich kam und geboren ward, und auch meine Mutter des Unflaths entbunden und ledig war, wollte mich die Hebamme ſogleich aden. Das wollte ich nicht leiden; denn ich war ſo etwas nicht gewohnt; ſondern h ſprang von Stund' an aus dem Bande und verkroch mich in einen Winkel. Die Weiber liefen alle nach, zündeten Lichter an und ſuchten mich; ſie meinten, ich würde in ein Mäuſeloch gekrochen ſein. Endlich aber ward ich doch von ihnen wieder efunden; denn ich war in einer Spinnenwebe hängen geblieben. Da nahm mich die Hebamme wiederum und wollte mich in Windeln einwickeln und bin-en. Das mochte ich vollends gar nicht leiden, ſondern ich ſchlug ſie mit der Fauſt an den Hals, ſo daß ihr die Naſe überlief. Darauf ſprang ich ſtracks zu meiner Mutter unter den Vorhang, verbarg mich und fing an zu ſaugen. Da urften ſie mich nicht hinwegnehmen, denn ich würde ſonſt unbillig geſchrieen und geweint haben. Nun war ich mit den Weibern zufrieden und Jedermann ging nach Hauſe. Und ſo bin ich denn noch bis auf dieſen Tag meiner lieben Mutter Kind und Neſthecklein. Wenn nun meine Mutter noch einmal backen wird, ſo bin ich drei Speckkuchen alt. Wer alſo mein Alter wiſſen will, der fin-det es hier beſchrieben. Hiermit Adieu! ich fahre nun davon!

So habe ich alſo mit dieſen Gefährlichkeiten und geſtrengen Erfahrungen mein großes, herrliches Amt der Pflegerei in Monaten überkommen und meine Ritterſchaft auf dem Finkenlager, woſelbſt ich Niemanden verſchont und männlich geſtritten habe, erfochten und erworben.

Des edlen und geſtrengen Finkenritters Alter.

Wer wiſſen will, wie alt ich bin,
Leſ' dieſen Vers, ſo wird er's inn',
Wenn meine Mutter beſchickt ihre Sachen,
Daß ſie bald wieder Quark wird machen,
Alsdann ich werde mit Gewalt
Gleich eben drei Speckkuchen alt.
Vor Zeiten ich große Ritterſchaft pflag,
Dieſelbe gebrauchte ich all' mein Tag
Mit Mannheit auf dem Finkenheerd;
D'rum bin ich Lobes und Ehren werth.
Doch ſitzt meine Kindheit und mein Witz
Allzeit auf einer Nadelſpitz'.

Wie der edle Finkenritter turniert hat.

Wer nun Luſt zu turnieren hat,
Der komm' hierher auf dieſe Statt;
Da ſind die Roſſe und Männer zur Friſt,
Wie ſolches hier vor Augen iſt.
Weicht aus, daß Keiner getreten werde
Von meinem ſchnellen geſchwinden Pferde,
Weil ich jetzt will ſtechen und rennen
Und das Kleinod auch mitnehmen.
Und ſcherze wahrlich nicht, wenn ich komme;
D'rum hütet Euch vor mir all' zuſammen;
Denn ich wohl ihrer neun zugleich
Erlegt habe auf einen Streich.
Es könnte jetzt geſcheh'n auf dieſelbe Weiſ';
Ich habe wohl mehr gebadet ſo heiß.

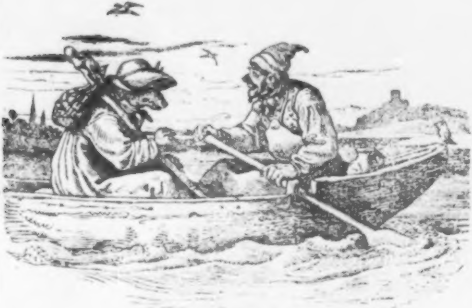
Wie der edle Ritter ein Fähndrich war.

Mein Fähnlein trag' ich unverzagt,
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible] Städte hab' ich an fremdem Ort,
Die führe ich auf der Poſt alle fort.

P. [illegible]
[illegible]

Der
deutſche Fabelſchatz.



Herausgegeben von

Otto Wigand.

Volksbücher. 38.

Leipzig, Verlag von O. Wigand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In Fabeln ſpricht das Meer, die Elemente hören,
Der harte Fels gebiert, die Thier' und Vögel lehren,
Es reden Baum und Stein, der Wurm, die Fliege ſpricht,
Und jedes Weſen giebt uns Lehr' und Unterricht:
Die Wahrheit wird zum Traum, man ſiehet Drachen fliegen,
Und ein ganz' Kranichheer mit den Pygmäen kriegen,
Hier gilt, was Menſchen Witz von einer andern Welt,
Nur jemals im Gehirn ſich möglich vorgeſtellt.
Glaubt nicht, als ob der Zweck nur die Vergnügung wäre,
Der Fabel-Zucker deckt oft eine bittre Lehre.
Der Leſer ſieht das Bild, er lacht des Fuchſes Liſt,
Merkt aber ſchamroth oft, daß er getroffen iſt.
Die Fabel, die nicht lehrt, kehrt ſich in leere Dünſte,
Und füllt das Haupt mit Rauch; das ſind der Perſer Künſte.
So träumt ein wilder Kopf, erhitzt vom Sonnenbrand,
Der, wo er nur hin ſah, Geſpenſt und Rieſen fand.
Aeſop, der häßlichſte von Xantus Sudelknechten,
Lehrt in zwei Stunden mehr, als ſie in tauſend Nächten,
Und Reinecke, der Fuchs, giebt, wie ein Morhof ſprach,
Dem göttlichen Homer an Weisheit wenig nach.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der Hamſter und die Ameiſe.

Ihr armſeligen Ameiſen, ſagte ein Hamſter. Verlohnt es ſich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein ſo weniges einzuſammeln? Wenn ihr meinen Vorrath ſehen ſolltet! — —

Höre, antwortete eine Ameiſe, wenn er größer iſt, als du ihn brauchſt, ſo iſt es ſchon recht, daß die Menſchen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen rauberiſchen Geiz mit dem Leben büßen laſſen!

Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roſſe floh ſtolz ein dreiſter Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roſſe zu: Schande! von einem Knaben ließ ich mich nicht regieren!

Aber ich; verſetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen.

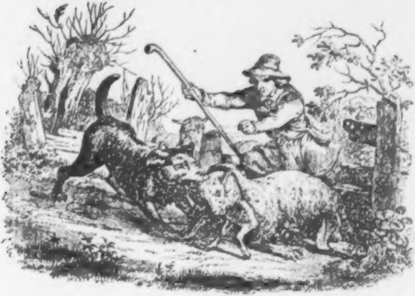
Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mäſtete ſich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verſchluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährſt dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke ſollten nicht außenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hätteſt fallen laſſen.

Das Lämmchen.



Ein Lämmchen ſieht einſt unter undern Sachen
Auch einen Wolfspelz, der an Schäfers Lager hängt.
Schnell ſchlüpfte es hinein und denkt:
Jetzt willſt die Schäfchen du zu fürchten machen!
Doch kaum tritt es als Wolf hervor,
So packt der Schäferhund das arme Ding am Ohr
Und hätt' es ohne Zweifel todt gebiſſen,
Wenn ihn der Hirt nicht ſchnell hinweggeriſſen!

⁂

Verſtellung, Kind, bringt niemals Freuden;
Sie mußt du, auch im Schmerz, ſtets meiden.

Der Löwe und der Haſe.

Ein Löwe würdigte einen drolligten Haſen ſeiner nähern Bekanntſchaft. Aber iſt es denn wahr, fragte ihn einſt der Haſe, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn ſo leicht verjagen kann?

Allerdings iſt es wahr, antwortete der Löwe; und es iſt eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewiſſe kleine Schwachheit an uns haben. So wirſt du zum Exempel von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entſetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Haſe. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Haſen uns ſo entſetzlich vor den Hunden fürchten.

Der Eſel und das Jagdpferd.

Ein Eſel vermaß ſich, mit einem Jagdpferd um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus und der Eſel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, ſagte der Eſel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der ſchmerzt mich noch.

Entſchuldigen Sie mich, ſagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt ſo gründlich und erbaulich nicht geweſen, als man ſie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heiſern Hals, und den ſchon ſeit acht Tagen

Der Löwe und der Tiger.

Der Löwe und der Haſe, beide ſchlafen mit offenen Augen. Und ſo ſchlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einſt vor dem Eingange ſeiner fürchterlichen Höhle.

Da ſprang ein Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. Der nichtsfürchtende Löwe! rief er. Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Haſe!

Wie der Haſe? brüllte der aufſpringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte ſich in ſeinem Blute, und der beruhigte Sieger legte ſich wieder, zu ſchlafen.

Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menſchen, ſo ſprach das Pferd und nahte ſich dem Throne des Zeus, man will, ich ſei eines der ſchönſten Geſchöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch verſchiedenes an mir zu beſſern ſein? —

Und was meinſt du denn, daß an dir zu beſſern ſei? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſein, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären: ein langer Schwanenhals würde mich nicht verſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal beſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel anerſchaffen ſein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, verſetzte Zeus: gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernſtem Geſichte, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband ſich organiſirter Stoff; und plötzlich ſtand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu.

Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine, ſprach Zeus; hier iſt ein langer Schwanenhals; hier iſt eine breitere Bruſt; hier iſt der anerſchaffene Sattel! Willſt du, Pferd, daß ich dich ſo umbilden ſoll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dieſesmal ſei belehrt, ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, ſo dauere du fort, neues Geſchöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu ſchaudern.

Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete ſich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornenſtrauch. Er ließ ſich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen ſchmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu ſchaden!

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe ſpielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, ſagte der Knabe, ich würde mich mit dir ſo gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen ſeid die boshafteſten, undankbarſten Geſchöpfe! Ich habe es wohl geleſen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und ſie in ſeinen erwärmenden Buſen ſteckte. Kaum fühlte ſich die Böſe wieder, als ſie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte ſterben.

Ich erſtaune, ſagte die Schlange. Wie parteiiſch eure Geſchichtſchreiber ſein müſſen! Die unſrigen erzählen dieſe Hiſtorie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange ſei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, ſo ſteckte er ſie zu ſich, ihr zu Hauſe die ſchöne Haut abzuſtreifen. War das recht?

Ach, ſchweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte ſich nicht zu entſchuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieſer Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören ſollteſt, ſo unterſuche ja alle Umſtände genau, bevor du einen Menſchen mit ſo einem abſcheulichen Schandflecke brandmarken läſſeſt. Wahre Wohlthäter haben ſelten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menſchheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Abſichten, die ſind es werth, mein Sohn, daß ſie Undank anſtatt Erkenntlichkeit einwuchern.

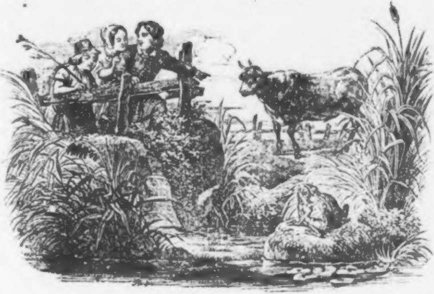
Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle geſehen haſt, ſagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wieſe zu nennen, wo er die ſchmackhafteſten Würmer und die fetteſten Fröſche geſchmauſet.

Sie ſind lange in Paris geweſen, mein Herr. Wo ſpeiſet man da am beſten? Was für Weine haben Sie da am meiſten nach Ihrem Geſchmacke gefunden?

Der aufgeblaſene Froſch.



Der Froſch begehrte größer zu ſein,
So groß, als jener Stier.
Da bläht er ſich auf und bildet ſich ein,
Er ſei ein ſo großes Thier.
Und als er ſo ſchnaufte und als er ſo blies,
Da ſchüttelten Alle den Kopf.
Er ließ nicht nach, er ſtreckt' ſich und blies, —
Da barſt der eitle Tropf.

Der Stier und der Hirſch.

Ein ſchwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirſch weideten auf einer Wieſe zuſammen.

Hirſch, ſagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen ſollte, ſo laß uns für einen Mann ſtehen; wir wollen ihn tapfer abweiſen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirſch; denn warum ſollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlaſſen, da ich ihm ſicherer entlaufen kann?

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grauſame Seuche ſeine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam ſeine Condolenz abzuſtatten.

Schäfer, ſprach er, iſt es wahr, daß dich ein ſo grauſames Unglück betroffen? Du biſt um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerſt mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meiſter Iſegrimm; verſetzte der Schäfer. Ich ſehe, du haſt ein ſehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, ſo oft er unter dem Unglücke ſeines Nächſten ſelbſt leidet.

Die Waſſerſchlange.

Zeus hatte nunmehr den Fröſchen einen andern König gegeben; anſtatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Waſſerſchlange.

Willſt du unſer König ſein, ſchrieen die Fröſche, warum verſchlingſt du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröſchen, den ſie ſchon mit den Augen verſchlang. — Nicht? ſagte die Waſſerſchlange. Deſto ſchlimmer! So muß ich dich verſchlingen, weil du nicht um mich gebeten haſt.

Die Eſel.

Die Eſel beklagten ſich bei dem Zeus, daß die Menſchen mit ihnen zu grauſam umgingen. Unſer ſtarker Rücken, ſagten ſie, trägt ihre Laſten, unter welchen ſie und jedes ſchwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen ſie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geſchwindigkeit nöthigen, die uns durch die Laſt unmöglich gemacht würde, wenn ſie uns auch die Natur nicht verſagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, ſo unbillig zu ſein, wenn ſich die Menſchen anders etwas Böſes verbieten laſſen. Wir wollen ihnen dienen, weil es ſcheint, daß du uns dazu erſchaffen haſt; allein geſchlagen wollen wir ohne Urſache nicht ſein.

Mein Geſchöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte iſt nicht ungerecht; aber ich ſehe keine Möglichkeit, die Menſchen zu überzeugen, daß eure natürliche Langſamkeit keine Faulheit ſei. Und ſo lange ſie dieſes nicht glauben, werdet ihr geſchlagen werden. — Doch ich ſinne euer Schickſal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit ſoll von nun an euer Theil ſein; eure Haut ſoll ſich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, ſchrien die Eſel, du biſt allezeit weiſe und gnädig! — Sie gingen erfreut von ſeinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ſich ein Fuchs herbeiſchlich, und ihm zurief: Sei mir geſegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen ſiehſt du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich anſehe? erwiderte der Fuchs. Biſt du nicht der rüſtige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf dieſe Eiche herab kömmt, mich Armen zu ſpeiſen? Warum verſtellſt du dich? Sehe ich denn nicht in der ſiegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu ſchicken noch fortfährt?

Der Rabe erſtaunte, und freute ſich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus dieſem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm alſo ſeinen Raub herabfallen und flog ſtolz davon.

Der Fuchs fing das Fleiſch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte ſich die Freude in ein ſchmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

* * *

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

Der Wolf auf dem Todtbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, ſagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm welches ſich von der Heerde verirret hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewunderswürdigſten Gleichgültigkeit an, ob ich ſchon keine ſchützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umſtände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine ſo jämmerlich würgteſt, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

Der Adler und der Fuchs.

Sei auf deinen Flug nicht ſo ſtolz! ſagte der Fuchs zu dem Adler. Du ſteigſt doch nur deswegen ſo hoch in die Luft, um dich deſto weiter nach einem Aaſe umſehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefſinnige Weltweiſe geworden ſind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, ſondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

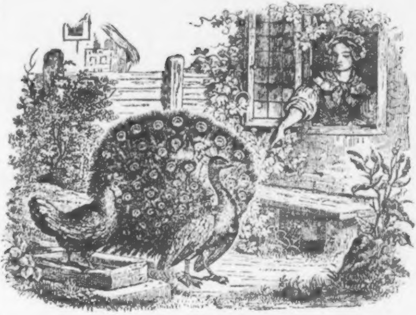
Der Eſel und der Wolf.

Ein Eſel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, ſagte der zitternde Eſel; ich bin ein armes, krankes Thier; ſieh' nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerſt mich; verſetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewiſſen verbunden, dich von dieſen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort geſagt, ſo ward der Eſel zerriſſen.

Pfau und Henne.



Stolz ſprach der Pfau zu einer Henne:
„Ich bin das nützlichſte und ſchönſte aller Thiere, die ich kenne;
Du aber, armes Ding, erhältſt umſonſt dein Brot.“ —
„„Still!““ rief die Hausfrau, „„das hat keine Noth!
Hühnchen kommt mir gar nicht theuer,
Für mein Futter gibt ſie Eier;
Ein Pfau hingegen, denk’ er d’ran,
Iſt nur ein feiner Bettelmann!““

* * *

Da hat der Prahler ſich beſchämt davon gemacht,
Und Alles hat ihn tüchtig ausgelacht.

Die Geſchichte des alten Wolfs.

In ſieben Fabeln.

1.

Der böſe Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte ſich alſo auf, und kam zu dem Schäfer, deſſen Horden ſeiner Höhle die nächſten waren.

Schäfer, ſprach er, du nennſt mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur ſatt, und du ſollſt mit mir recht wohl zufrieden ſein. Denn ich bin wirklich das zahmſte, ſanftmüthigſte Thier, wenn ich ſatt bin.

Wenn du ſatt biſt? Das kann wohl ſein, verſetzte der Schäfer. Aber wenn biſt du denn ſatt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

2.

Der abgewieſene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war ſeine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willſt du mir überhaupt jedes Jahr ſechs Schafe geben, ſo bin ich zufrieden. Du kannſt alsdann ſicher ſchlafen und die Hunde ohne Bedenken abſchaffen.

Sechs Schafe? ſprach der Schäfer. Das iſt ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es biſt, ſo will ich mich mit fünfen begnügen, ſagte der Wolf.

„Du ſcherzeſt; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahr dem Pan.“

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer ſchüttelte ſpöttiſch den Kopf.

„Drei? — Zwei?“ — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Beſcheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachſamkeit ſichern kann.

3.

Aller guten Dinge ſind drei, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, ſprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grauſamſte, gewiſſenloſeſte Thier verſchrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweiſen, wie Unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, ſo ſoll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unſicher macht als ich, frei und unbeſchädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachſt, Schäfer? Worüber lachſt du denn?

O über nichts! Aber wie alt biſt du, guter Freund? ſprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebſten Lämmer zu würgen.“

Erzürne dich nicht, alter Iſegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorſchlage einige Jahre zu ſpät kommſt. Deine ausgebiſſenen Zähne verrathen dich. Du ſpielſt den Uneigennützigen, bloß um dich deſto gemächlicher, mit deſto weniger Gefahr nähren zu können.

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte ſich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Dieſem war eben ſein treuer Hund geſtorben, und der Wolf machte ſich den Umſtand zu Nutze.

Schäfer, ſprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und ſo, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausſöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten haſt! Wenn du mich aber anſtatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſcheel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

„Was meine ich denn ſonſt? Freilich.“

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, ſage mir doch, wer ſollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſein, das halten wir Menſchen — —

Ich höre ſchon, ſagte der Wolf, du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

5.

Wäre ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf. Aber ich muß mich leider in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennſt du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deinesgleichen wenigſten kenne ich, verſetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweiſle ich ſehr. Ich bin ein ſo ſonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundſchaft wohl werth bin.“

Und wie ſonderbar biſt du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und freſſen, und wenn es mir das Leben koſten ſollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Iſt das nicht löblich? Erlaube mir alſo immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —“

Spare der Worte! ſagte der Schäfer. Du müßteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſein ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und geſunde für krank anſehen. Mache auf meine Freundſchaft alſo keine Rechnung und geh!

6.

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem ſechſten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? ſagte der Schäfer. Laß ſehen! Er iſt ſchön; die Hunde müſſen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun ſo höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es ſo lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.“

Ei, ſieh doch! ſagte der Schäfer. Kömmſt du auch hinter die Schliche der alten Geizhalſe? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende ſiebenmal mehr koſten, als er werth wäre. Iſt es dir aber ein Ernſt, mir ein Geſchenk zu machen, ſo gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

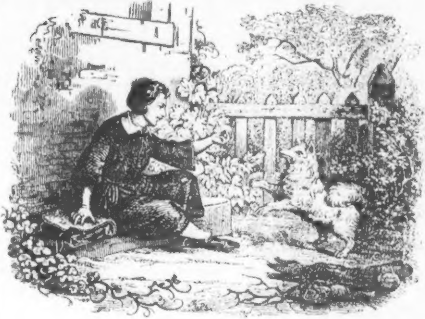
7.

O die Unbarmherzigen! ſchrie der Wolf, und gerieth in die äußerſte Wuth. So will ich auch als ihr Feind ſterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn ſie wollen es nicht beſſer!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erſchlagen.

Da ſprach der Weiſeſte von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerſte brachten und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch war, benahmen?

Gehorſam.



Mein Hündchen iſt ein gutes Thier,
Sobald ich rufe, folgt es mir;
Doch kommt es nicht, wenn ich's ihm ſage,
So iſt es werth, daß ich es ſchlage.

Beſtraft mich meine Mutter nun,
Will ich nicht ihren Willen thun,
Darf ich es dann ſo übel nehmen?
Mich würde ja mein Hund beſchämen!

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, ſein Elend zu mindern.

Zeus ſchien willig, und ſprach zu dem Schafe: Ich ſehe wohl, mein frommes Geſchöpf, ich habe dich allzu wehrlos erſchaffen. Nun wähle, wie ich dieſem Fehler am beſten abhelfen ſoll. Soll ich deinen Mund mit ſchrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüſten? —

O nein, ſagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, ſoll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! verſetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja ſo ſehr gehaſſet. —

Nun was ſoll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht ſo ſtößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, ſprach Zeus, mußt du ſelbſt ſchaden können, wenn ſich andere dir zu ſchaden hüten ſollen.

Müßt ich das! ſeufzte das Schaf. O ſo laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, ſchaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Luſt, ſchaden zu wollen; und es iſt beſſer, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus ſegnete das fromme Schaf, und vergaß von Stund' an, zu klagen.

Das Geſchenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten ſeines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich ſchenke dieſem meinem Lieblinge ſagte die eine, den ſcharfſichtigen Blick des Adlers, dem in ſeinem weiten Reiche auch die kleinſte Mücke nicht entgeht.

Das Geſchenk iſt ſchön, unterbrach ſie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einſichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler beſitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinſten Mücken zu bemerken; er beſitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und dieſe nehme der Prinz von mir zum Geſchenk!

Ich danke Dir, Schweſter, für dieſe weiſe Einſchränkung, verſetzte die erſte Feye. Es iſt wahr; viele würden weit größere Könige geweſen ſein, wenn ſie ſich weniger mit ihrem durchdringenden Verſtande bis zu den kleinſten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

Der junge Kater.

Der Ausbund eines ſchönen Katers,
Den Muth und Alter mündig ſprach,
Bekam die Würde ſeines Vaters,
Und ſtellte Mäuſ' und Ratten nach.
Er folgte der gemeinen Weiſe;
Des Räubers Sohn wird gern ein Dieb,
Das Wölfchen fühlt des Wolfes Trieb,
Ein junger Kater wünſcht ſich Mäuſe.

Es that der junge Herr ſo keck,
Als wie ein and'rer Scanderbeg,
Sein Hirn war voller Mäuſ' und Ratten,
Die ſeine Klauen noch nicht hatten.
Wer ihn geſehen haben mag,
Der hätte wirklich ſollen ſchwören,
Dies ſei der Mäuſe jüngſter Tag,
Die ſich auf Deutſchlands Boden nähren.

Die dunkle Nacht bezog das Land,
Der Thau wuſch die beſtaubten Fluren,
Als unſer Held noch keine Spuren
Des längſtgeſuchten Wildprets fand,
Das Warten löſchte ſacht und ſachte
Des Katers erſtes Feuer aus,
Er ſah und hörte keine Maus,
Ein Ding, das ihn verdrießlich machte.

Er ſaß und putzte ſich das Kinn,
Da ſchlich ein Wieſel bei ihm hin,
Was ſuchſt du? ſprach der Kater leiſe;
Ich ſuche, war die Antwort, Mäuſe.
O weh! ſoll ich mein Bischen Brodt,
Fing Murner heimlich an zu heulen,
Mit einem ſchlimmen Wieſel theilen,
So leid' ich endlich ſelber Noth.

Auf beſſ're Kundſchaft ſich zu legen,
Kroch er bis auf das Scheuerndach,
Da flog ihm Jungfer Eul' entgegen,
Schatz! frägt er, bis du auch noch wach?
Ja! ſprach das ſchleirichte Geſichte,
Ich warte hier auf ein Gerichte,
Auf einen guten Abendſchmaus,
Auf was denn, Kind? auf eine Maus.

Die Antwort ärgerte den Kater,
Er ſteigt herab, ſieht auf den Miſt,
Da iſt ein Igel, der was frißt,
Viel Glück zur Mahlzeit, alter Vater!
Was ſchmeckt dir denn allhier ſo gut?
Ein Mäuschen, ſprach er, iſt mein Eſſen,
Ei, daß du müßteſt Kohlen freſſen,
Gedachte jener voller Wuth.

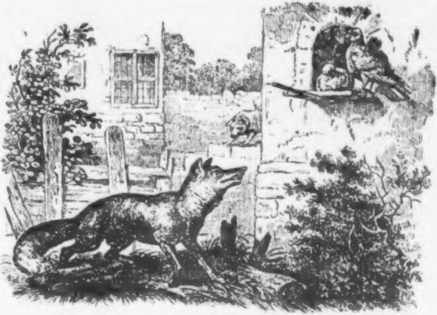
Hier, ſeufzt' er, iſt nichts mehr zu naſchen,
Fort, auf das Feld! vielleicht kann ich
Noch eine dicke Feldmaus haſchen;
Mit dieſer Hoffnung ſtärkt' er ſich.
Er kam auf's Feld, und traf im Gehen
Den Fuchs voll Zorn und Rachgier an,
Aus Neugier blieb der Kater ſtehen,
Und ſprach: Wer hat dir was gethan?

O! ließ der Fuchs ſich fluchend hören,
Ich wußt' ein volles Mäuſeloch,
Und dachte dieſen Abend noch
Es mit Vergnügen auszuſtören.
Doch, als ich in dem Walde bin,
So geht der Schelm, der Sperber hin,
Und leert, ſo geht's mir, das Geniſte,
Daß er davon zerberſten mußte!

Sobald der Kater mit Verdruß
Des Fuchſes letzte Worte hörte,
So wandt' er traurig Kopf und Fuß,
Damit er ſtracks nach Hauſe kehrte.
Ach! ſprach er, wenn ſo viele ſind.!
Die nach dem Mäuſefleiſche ſtreben,
Was hoff' ich noch, ich armes Kind,
Von dieſem Handwerk auch zu leben?

Indem er alſo bei ſich dachte,
So fing er eine Maus im Geh'n,
Die ihn auf die Gedanken brachte,
Den Mäuſen dennoch nachzuſteh'n.
Er that in kurzem Heldenthaten,
Die Praxis macht' ihn dick und fett,
Es ging ihm, unter uns geredt,
Als wie den jungen Advocaten.

Fuchs und Täubchen.



Fuchs.

Vogel mit dem ſchönen Häubchen,
Komm' herab und küſſe mich, geſchwind;
Denn ich liebe dich, mein Täubchen,
Wie mein allerbeſtes Kind.

Täubchen.

Danke ſchönſtens, ſchlauer Ritter;
Schön iſt's hier in meinem Haus;
Deine Küſſe ſchmecken bitter,
Theile ſie an And're aus.
Doch will ich dir, dort von des Hauſes Stufen,
Deinen Vetter Packan rufen.
Da kommt er ſchon! Ich kenne ſein Gebell —

⁂

Bei dieſem Wort entfernt Herr Reinecke ſich ſchnell!

Der Löwe und der Wolf.

Am Fuß der wüſten Parther-Felder
Schlug König Löw' und Meiſter Bär
Den Richtſtuhl auf: das Volk der Wälder
Stund nach der Ordnung um ſie her.

Die Kuh erſchien zuerſt und klagte
Der Thiere ſtrengem Oberhaupt,
Ihr Kind, das Kalb, hab, eh' es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe ſah umher, zu hören,
Wem ſonſt davon was wiſſend ſei.
Ich, ſprach der Wolf, kann heilig ſchwören,
Herr König, ich war nicht dabei.

Und wer verklagt dich? ſprach der König;
Verläumder: fiel ihm jener ein,
Ich bin jetzt krank, und eſſe wenig,
Und kann es nicht geweſen ſein.

Schweig! rief der Löwe, das Gewiſſen,
Läßt einen Buben nirgends ruh'n,
Du haſt der Kuh ihr Kalb zerriſſen,
Der Bär ſoll dir desgleichen thun.

So ſtarb der Wolf, und wie man ſaget,
Verrieth ſein Bauch, was er gethan,
Wer ſich entſchuldigt, eh' man klaget,
Der giebt ſich ſelbſt zum Thäter an

Die zwei alten Weiber.

Die Uhr that in der Nacht eilf Schläge,
Da ging ein altes Weib in einem hohlen Wege,
Ein and'res altes Weib kam in dem Weg' heran,
Die Thoren ſahen ſich für zwei Geſpenſter an,
Und ſtanden ſtarre da, als ob ſie Säulen wären,
Sie ſtanden bis der Morgen kam,
Da jede brummend Abſchied nahm.

* * *

Wir hindern in der Welt einander mit Chimären.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menſchen ſchliefen feſte,
Selbſt der Hausprophete ſchwieg,
Als ein Schwarm geſchwänzter Gäſte
Von den nächſten Dächern ſtieg.

In dem Vorſaal eines Reichen
Stimmten ſie ihr Liedchen an,
So ein Lied, daß Stein' erweichen,
Menſchen raſend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich ſchön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten ſich, ihm beizuſtehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Ziſchen, heulen, ſprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieſer ſpringt mit einem Prügel
In dem finſtern Saal herum,
Schlägt um ſich, zerſtößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um.

Stolpert uber ein'ge Späne,
Sturzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
Blinder Eifer ſchadet nur.

Die Fröſche und der Storch.

Das Froſchgeſchlecht beſchloß ein großes Feſt zu feiern,
Und unter ſich zugleich ihr Bündniß zu erneuern,
Es ſchlief die ſämmtliche Natur,
Als der erwachte Schwarm aus den Moräſten fuhr.

Das war ein Blöken und ein Quaken,
Ein ſolcher Lärmen, ein Geſchrei,
So grob, ſo klar, ſo mancherlei,
Daß Berg und Thal davor erſchraken.

Ganz oben auf dem Sumpf ſaß ein entſetzlich Thier,
Das ſchrie ſo ſtark, als ihrer vier,
Und orgelte recht mit der Kehle,
Sein Bauch ward groß und klein, als wie ein Blaſebalg,
Bisweilen ſtellte ſich der abgefeimte Schalk,
Als ob ihm Geiſt und Athem fehle.

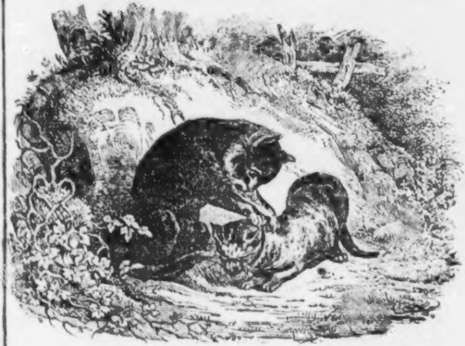
Durch dieſes Lärmen ward der Fröſche Prätendent,
Der ihnen wenig Gutes gönnt,
Der Storch aus ſeinem Schlaf erwecket
Davon er gleich den Grund entdecket.

So! ſprach er, kann man denn nicht eine Stunde ruh'n?
Unfehlbar giebt's dort was zu thun,
(Die Störche ſchlafen angezogen)
Er ließ ſein warmes Federneſt,
Und kam unangemeld't zum Feſt,
Als wie ein Pfeil herzu geflogen,
Und ehe ſich's ein Froſch verſah,
So war der Prätendente da,
Und ließ ihr Fleiſch ſich trefflich ſchmecken.

* * *

D'rum merke, daß du bei der Luſt
Nicht allzu ſicher jauchzen mußt,
Du möchteſt deinen Feind erwecken.

Der junge Kater und ſein Vater.



Es war einmal ein Kater,
Der knurrte täglich ſehr.
Da ſprach zu ihm ſein Vater:
„Komm, Söhnchen, einmal her.“ —
Und als das Söhnchen zu ihm kam,
Der Vater einen Maulkorb nahm,
Und ſteckt' ihm Naſ' und Maul hinein,
Damit er lerne freundlich ſein
Und knurre künftig nicht ſo ſehr.
Da ging er ſehr betrübt umher
Und knurrte ferner gar nicht mehr. —

* * *

Ein Jeder merke ſich die Lehr';
Sonſt kommt des Katers Väterchen
Und thut ihm, wie dem Käterchen.

Der Löwe und der Ziegenbock.

Der Löwe war nicht aufgeräumt,
Und hatt' ihm nicht vom Alp geträumt,
So war ihm ſonſt was widerfahren,
Der Fuchs und Bär verkrochen ſich,
Weil ſie dabei gemeiniglich
Des Lebens nicht geſichert waren.

Es hörte damals ganz allein
Der Geisbock, ohne ſich zu ſcheu'n,
Den Löwen poltern, ſchmälen, wettern,
Da war kein Fluch er mußte dran,
Da ſollte ſtracks vor ſeinem Zahn
Der Wald und alle Thiere zittern.

Nachdem er ſich recht ſatt geflucht,
So wandt' er ſeine Donnerſtimme
Zum Bock, und fragt' im hellen Grimme,
Weswegen er ihn jetzt beſucht?

Der arme Geisbock war zur Stunde
Mit keiner guten Antwort da,
Sie hatte Noth und Recht zum Grunde;
Doch da hieraus der Wüthrich ſah,
Daß dieſes nichts verfangen wollte,
So ſprang er jählings auf ihn zu,
Und ſchrie, als ob er berſten ſollte,

Du Böſewicht, du Bube du!
Wie haſt du dir das Herz genommen,
Mit einem Bart zu uns zu kommen,
Da du ſchon längſt berichtet biſt,
Daß uns ein Bart zuwider iſt?
O himmelſchreiendes Verbrechen!
So große Bosheit muß ich rächen,
Was! einen Bart? das iſt zu viel.
Der Tod des Bocks beſchloß das Spiel.

⁂

Des Narren Zorn entbrennt noch mehr
Wenn er nichts hat, ihn anzublaſen,
Und bloß darüber raſet er,
Daß er nicht Urſach hat, zu raſen.

Die Weſpe und der Knabe.

Eine kühne Weſpe ſtach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, eh' er es dachte,
Hänschen, das erbärmlich ſchrie,
War ſo glücklich, daß es ſie
Auf der Flucht noch feſte machte.

Gnade! rief die Thäterin,
Weil ich gar nicht ſtrafbar bin,
Willſt du Blutſchuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geſchenkt,
Und ich muß gezwungen ſchaden.

Mußt du! fragt der kleine Mann
Ja, da ich's nicht ändern kann,
Eben d'rum, verſetzt der Knabe,
Weil dir das unmöglich fällt,
Schaff' ich dich auch aus der Welt,
Daß man Friede vor dir habe.

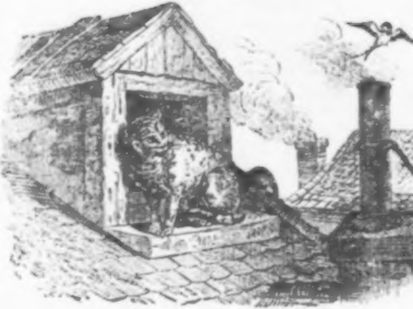
Das Kameel.

Es ließ ſich ein Kameel, das mit gebognem Knie
Vor ſeinem Meiſter lag, mit Waaren ſtark belaſten,
Man brachte Sack und Pack, und manchen ſchweren Kaſten,
Dies alles litt das gute Vieh.
Es ſeufzte nicht einmal, bis es bei ſich verſpürte,
Daß es die volle Ladung führte.
Da ſtand es wieder auf; allein des Meiſters Hand
Zwang es, ſich abermals zu bücken,
Der auf das arme Thier noch viele Laſten band,
Er band, und ſieh! es warf die ganze Fracht vom Rücken.

⁂

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt,
Daß ihr auf einmal nicht ſie allzu ſtark beſchwert,
Es geht der Jugend wie den Alten,
Wer alles faſſen ſoll, wird endlich nichts behalten.

Katze und Schwalbe.



Kätzchen ſchlich auf einem Dach
Einer kleinen Schwalbe nach:
Vöglein ſchmeckt zum Frühſtücksſchmaus
Beſſer, als die graue Maus.

Doch als Kätzchen näher kam,
Schnell die Schwalbe Abſchied nahm;
Schwang ſich in der Lüfte Raum
Hoch hinauf, man ſah ſie kaum.

Und rief nun zum Dach hernieder:
„Kätzchen, morgen, komm' ich wieder!
Schaff' bis dahin Flügel dir,
Daß du dann kannſt folgen mir!

Kätzchen denkt: Könnt' ich nur fliegen,
Wollte, Schwälbchen, bald dich kriegen!
Iſt dann in den Hof gegangen,
Um ſich eine Maus zu fangen.

Das Pferd und der Eſel.

Ein ſattes Pferd ging von der Krippe,
Und ſiel vor Wolluſt auf die Streu,
Ein dürrer Eſel ſtand dabei,
Kein Eſel, ſondern ein Gerippe.
Den redete der Hengſt mit dieſen Worten an:
Wie geht es, guter Greis! du ſcheinſt mir ziemlich hager,
Biſt du nicht recht geſund? macht dich der Gram ſo mager?

Ach! ſprach das Müllerthier, das hat es nicht gethan,
Der Hunger und das viele Tragen,
Des Treibers Fluchen, Stoßen, Schlagen,
Mit einem Wort, mein Freund, die Noth iſt Schuld daran
O käme nur der Tod, das Ende meiner Plagen
Ob es dir ſchon ſo elend geht,
Erwiderte der Gaul, ſo ſollſt du doch nicht klagen,
Ein Weiſer trägt die Noth, die nicht zu ändern ſteht,
Du leideſt nicht allein, und kurz, was willſt du machen?
Das Schickſal thut, was ihm gefällt,
Dem wird das Leben ſüß, und dem wird es vergällt,
Das Weinen nützt oft mehr, als Lachen.

Da ſprach das graue Thier: dein Bauch iſt voll und ſatt,
Und deine Weisheit ſtammt aus dem gefüllten Magen.

* * *

Der hat gut predigen, und von Verleugnung ſagen,
Der ſelber keine Sorgen hat.

Der Bock und der Bär.

Ein junger Bock, ſchnell als ein Reh,
Verließ aus Lüſternheit die Heerde,
Und ſtieg mit witziger Geberde
In den Gebirgen in die Höh'.

Hier fand ſich eine tiefe Höhle,
In dieſe wagte ſich der Thor,
Und plötzlich fuhr ein Bär hervor,
O wie erſchrack des Geisbocks Seele,

Was thuſt du hier? ſo ſprach der Bär,
Ich lief, verſetzt der Bock, voll Schrecken,
Mich vor dem Löwen zu verſtecken,
Und ſeht, da kommt er ſelber her.

Der Bär erſchrack, und lief zurücke,
So ſchüchtern iſt ein Böſewicht!
Der Geisbock lief mit gleichem Glücke
Ins Thal. Nothlügen ſchadet nicht.

Der Krebs und die Schlange.

Von einem Fluſſe zu dem andern
Begann ein alter Krebs zu wandern.
„Ich weiß den Weg, ich führe dich dahin!“
Rief eine Schlange, ſeine Nachbarin,
Und wand ſich, gleich des Baches grauſen Wellen,
In ſtätem Zickzack vor ihm her.
„Beliebe,“ ſprach er ſanft, „dies Schweifen einzuſtellen!
Es macht die Reiſe lang und ſchwer.“ —
Darob erboſte ſich die giftige Megäre,
Und ſchoß nach ihm mit zornigem Geſchrei;
Er aber ſetzte ſich zur Wehre,
Und ſchnitt mit ſeiner großen Schere
Den Lebensfaden ihr entzwei.
D'rauf ging er feſt und ſo gerade weiter,
Wie aus dem Fabelchen die Lehre ſich ergiebt:
Man folge keinem Bärenhäuter,
Der krumme Schlangenwege liebt.

Der Adler und die Schnecke.

Adler.

Wie fand ich dich, du träges Thier,
Auf dieſem Eichenwipfel hier?
Wie kamſt du her? — So rede doch!

Schnecke.

Je nun, ich kroch.

Sein hohes Ehrenamt gewann
Nicht anders mancher Schneckenmann.

Die Katze in der Speiſekammer.

Frau Magdalis, ein leck'res Weibchen,
Und unvorſichtig obendrein,
Briet ſich zum Abendbrot ein Täubchen,
Setzt' es in einen off'nen Schrein,
Und ſchloß beim unverwahrten Schatze
Die heimlich nachgeſchlich'ne Katze
Im Raum der Speiſekammer ein.

Die Faslerin kam erſt nach Stunden
Von nachbarlichen Plauderkunden
Mit gutem Appetit zurück.
Sie pflegte nicht den Mund zu ſchonen,
Und wollt' ihm nun ſein Tagwerk lohnen;
Doch dies verbot ein Mißgeſchick.
Sie fand ihn nicht, den Lieblingsbraten,
Und rief mit ſtarrem Kummerblick:
„O weh! wo iſt er hingerathen!
Gebrat'ne Tauben flogen ja
Bis jetzt nur in Utopia!"

Nicht ſcheu, gleich ungeladnen Gäſten,
Nein, mit ganz unerſchrocknem Sinn,
Saß unterm Schrein die Näſcherin,
Umgeben von des Schmauſes Reſten,
Und ſchaute ruhig vor ſich hin.
„Ha, Diebin, treibſt du hier dein Weſen?
Du ſollſt mir büßen für den Schmaus!"
Rief Magdalis, nahm einen Beſen
Und holte grimmig damit aus.

„Halt!" ſprach die Katze ſehr entſchloſſen:
„Wie komm' ich denn zu Schimpf und Schlag?
Ich leug'ne nicht, ich hab's genoſſen
Das Täubchen, das ſo frei hier lag.
Dabei geduldet mußt' ich glauben,
Es ſei beſtimmt für meinen Zahn.
Man ſtellt doch bei gebrat'nen Tauben
Die Katze nicht zum Wächter an!" —

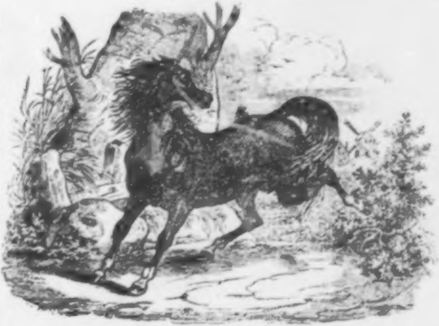
Sorgloſe Mutter ſchöner Töchter,
Sei künftig ſtrenger auf der Huth!
Denn mancher Hausfreund iſt ein Wächter,
Der wie die Katze denkt und thut

Die Lehre der Mutter.

Ein junges Mäuslein ging auf Reiſen,
Kam bald zurück ins Mutterhaus,
Und ſprach: „Du mußt mich unterweiſen;
Denn mein Verſtand reicht noch nicht aus.
Ich ſehe mancherlei Geſtalten
Vor meinem Blick vorüberziehn,
Und weiß mich dann nicht zuverhalten;
Soll ich mich nahen oder fliehn?
So hatt' ich heut' in einer Scheuer,
Worein ich ſtill geſchlichen war,
Ein wunderbares Abenteuer
Voll Schreck und grauſender Gefahr.
Ein Ungethüm von rauhen Sitten,
Und feuerroth um's Haupt vor Zorn,
Kam frech und ſtolz herein geſchritten,
An beiden Füßen einen Sporn.
Es rauſchte furchtbar mit den Schwingen,
Und öffnete den Hals dabei,
Als wollt' es mich im Nu verſchlingen,
Doch that's nur einen lauten Schrei. —
Dagegen ſah ich in der Ferne
Ein Weſen, ganz der Anmuth Bild.
Die Augen funkelten wie Sterne,
Und waren dennoch fromm und mild.
Sanft, wie auf Roſen kam's gegangen,
Und leckte ſich fein ſäuberlich
Das Bärtchen und die weißen Wangen,
Die es mit zarten Pfötchen ſtrich.
Voll Lieb' und Luſt, die mich durchglühten,
Hätt' ich's um Freundſchaft gern erſucht;
Allein des Flügelſchlägers Wüthen
Erſchreckten mich zu ſchneller Flucht." —

Das dank' ihm ewig!" ſprach die Mutter.
„Denn dich bezauberte, mein Kind,
Die ſchlaue Katze, deren Futter
Wir armen Mäuſe täglich ſind.
Doch ſtört, trotz ſeiner Flügelſchläge,
Der Hahn nie unſre Sicherheit.
Geh nur den Schleichern aus dem Wege,
Die Polterer thun dir kein Leid."

Der Hengſt und die Weſpe.



Eine Weſpe ſtach
Einen Hengſt. Er ſchlug danach;
Doch die kleine Weſpe ſprach:
„Liebes Pferdchen, nur gemach!
Denn ich ſitz' am ſichern Orte.
Glaube mir, du triffſt mich nicht!“
Nunmehr gibt er gute Worte,
Und die kleine Weſpe ſpricht:
„Sanftmuth findet ſtets Gehör,
Sieh', nun ſtech' ich dich nicht mehr.“

Der Igel und der Dachs.

Von ſeiner Lagerſtatt vertrieben,
Durchzog ein Igel Feld und Wald
Nach einem neuen Aufenthalt,
Doch nirgends zeigte man Belieben,

Die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu üben.
Er kam zuletzt an eines Dachſes Bau,
Und bat ihn drinnen aufzunehmen.
„Ich hoffe, Nachbar,“ ſprach er ſchlau,
„Du wirſt das Volk umher beſchämen,
Das mir, dem eine wilde Jagd
Mein Kämmerlein bis in den Grund zerſtörte,
Hartherzig Dach und Fach verſagt.
Ein Felſenſinn, der mich empörte!
Braucht' ich etwa viel Raum, dann wär's ein andrer Fall;
Allein ſieh her, ich will mich beſcheiden,
Daß ich kaum größer bin als eines Kindes Ball,
Und ſo kannſt Du mich wohl in einem Winkel leiden.“
Er zog jetzt ſeine Stacheln ein,
Und kugelte ſich möglichſt klein.
Der Dachs, ein guter Tropf, ſah dieſem Gaukelſpiele
Mit weiten Augen zu, und ſagte: „Komm herein!
Ich habe zwar kein großes Haus, wie Viele,
Jedoch auch nicht ihr Herz von Stein.“

Der Fremdling war zwei volle Stunden
Ein ſtiller, angenehmer Gaſt.
Er lag, als wär' er feſtgebunden,
Und fiel dem Wirthe nicht zur Laſt.
Doch nun begann der todte Knäul zu leben;
Er ſtreckte ſich und ſeine Stacheln aus,
Verließ den Platz, den man ihm eingegeben,
Und ſtreifte frech durchs ganze Haus.
Das mußte wohl den braven Dachs verdrießen;
Er liebte, wie bekannt, ein Schläfchen ungemein,
Und konnte deſſen nicht genießen;
D'rum bat er ſanft kein Störenfried zu ſein.
Beleidigt aber drang mit ſeinen ſcharfen Spießen
Der böſe Schalk gewaltig auf ihn ein,
Verfolgte raſch von Schritt zu Schritte
Den unbehülflichen Patron,
Trieb ihn verwundet aus der Hütte,
Und nahm allein Beſitz davon.

„O, welche ſchändliche Belohnung,
Des guten Werk's das ich gethan!“
Sprach zu ſich ſelbſt der Dachs, und ſah die werthe Wohnung
Schwermüthig mit dem Rücken an.

„Was fehlt dir, Freund? Haſt du nicht ausgeſchlafen?“
Fragt' ihn ein Fuchs, als beide ſich
Bald d'rauf im freien Felde trafen.
Der Dachs erzählte weinerlich,
Wie es dem tückiſchen Geſellen
Gelungen war, ihn um ſein Haus zu prellen.
„Der Schurke!“ rief der Fuchs: „Er war zuvor bei mir,
Und flehte kriechend um Quartier;
Ich aber ſchloß vor ihm bedächtig meinen Zwinger,
Denn er iſt mir als Heuchler ſchon bekannt.
Mich warnte vor dem Unheilsbringer
Ein Sprüchwort, das ich oft auf Menſchenzungen fand.
Es lautet, wenn ich's recht verſtand:
Gibt man den Schelmen einen Finger,
So nehmen ſie die ganze Hand.“

Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld,
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einſt früh in Geſchäften aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in großer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
Der Weizen iſt reif, die Mahd muß geſchehn,
Geh', bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn.

O, ſagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ſind die Nachbarn zu Dienſten bereit.
D'rauf flog ſie des folgenden Tages aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach Mutter, wir ſchweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann!
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen die treuloſen Nachbarn im Stich!
Geh' rings nun zu unſern Verwandten und ſprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth ſehn,
So helfet ihm morgen ſein Weizenfeld mähn'

O, ſagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs iſt die Sippſchaft zur Hülfe bereit.
D'rauf flog ſie des folgenden Tages aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in höchſter Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen auch unſre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf Dich und auf mich.
Wir wollen, wenn morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüſten, den Weizen zu mäh'n.

Ja, ſagte die Wachtel, nun iſt's an der Zeit!
Macht ſchnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand. —

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geſchwind,
Und über die Stoppeln ging Tag's drauf der Wind.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

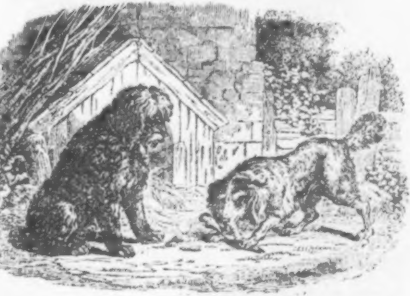
Ein Wagen Heu, den Beltens Hand
Zu hoch gebäumt und ſchlecht beſpannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bei dieſem ſchweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
Sprang d'rauf herab, und ſprach mit Lachen:
Ich will's dem Viehe leichter machen.

D'rauf ward der Wagen fortgerückt.
Ei, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirſt an mich gedenken!
Fahr' fort! den Dank will ich dir ſchenken.

Der arme und der reiche Hund.



Philar, ein armer Hund, fand einen fetten Knochen;
Doch da er niemals Fleiſch gerochen,
Wußt' er damit nicht umzugehn.
Schnell läuft er mit dem ſchönen Funde
Zum reichen Caro, Nachbars Hunde,
Von dieſem Rath ſich zu erflehn.

Freund Caro, ſpricht er, da Ihr wißt,
Wie manch' ſolch' ſchöne Knochen ißt,
So bitt' ich Euch, mir dies zu ſagen. —
Der Freund läßt ſich nicht zweimal fragen.
Schnell ſprach er: Sieh', ſeit ein'gen Wochen
Macht man das ſo — und fraß den Knochen!

* * *

Wer den Armen betrügen kann,
Der iſt fürwahr kein braver Mann.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern ſah,
So hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte d'rauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgeſtanden,
Was er geſeh'n, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an ſeiner Kette,
Auf polniſch ſchön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
Und gleich verſuchten es die Brüder;
Allein, anſtatt wie er zu geh'n,
So konnten ſie kaum aufrecht ſteh'n,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſeh'n;
Doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willſt klüger ſein als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sei nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt;
Doch je geſchickter du vor vielen Andern biſt,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend ſeh'n zu laſſen.
Wahr iſt's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Der Blinde und der Lahme.

Von ohngefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft ſchon freudenvoll,
Daß ihn der and're leiten ſoll.

Dir, ſpricht der Lahme, beizuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheint's, daß Du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.

Entſchließe Dich, mich fortzutragen,
So will ich Dir die Stege ſagen:
So wird Dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge Deines ſein.

Der Lahme hängt mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Verein't wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln Keinem möglich war.

* * *

Du haſt das nicht, was And're haben,
Und Andern mangeln Deine Gaben;
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte,
So würd' er nur für ſich allein,
Und nicht für mich bekümmert ſein.

Beſchwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den ſie Dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein,
Wir dürfen nur geſellig ſein.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag?
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit' ich aus.
Was Keines weiß heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft' ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht' ich mir etwas von deiner Kunſt zu hören.

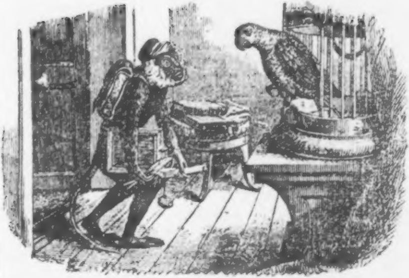
So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein ſeid'nes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert und dann
ſpricht;
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.
D'rauf fängt ſie ernſthaft an, und ſpricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben!
Allein, Herr Fuchs, Sie irren ſich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweiſ' es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt ſich, wenn er geht,
Und er bewegt ſich nicht, ſo lang er ſtille ſteht;
Doch merken Sie, was ich jetzt ſagen werde,
Denn dieſes iſt es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, ſo geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie ſehen, wenn Ihr Fuß ſich reget,
Daß auch Ihr Schwanz ſich mit beweget;
Jetzt iſt Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und ſo geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reiſen.
Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das ſei Ihr fünfter Fuß;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweiſen.

* * *

Ja, dieſes hat uns noch gefehlt;
Wie freu' ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geiſter giebt, die alles demonſtriren!
Mir hat's der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder Sie verſtehn, ſprach dieſes ſchlaue Vieh,
Um deſto mehr beweiſen Sie.

Der Affe.



Ein Affe ſah oft einen fleiß'gen Knaben
Des Morgens in die Schule gehn.
Da Affen ſehr viel Neugier haben,
So wollte Matz ſich auch einmal als Schüler ſehn.
Er ſchnallt das Ränzchen auf, nimmt Tafel, Federn, Blei,
Und tritt den Gang zur Schule an.
Sein Weg führt ihn bei einem Papagei vorbei,
Und dieſer kennt zufällig unſern Mann.
„Herr Nachbar,“ ſchrei't er, „gib dir keine Müh';
Ein Affe iſt ein gar zu dummes Vieh.
Willſt du den Menſchen ähnlich ſein auf Erden,
So mußt ein Papagei du werden!“

⁂

Bedenke, was du ſprichſt, mein Papchen, wie bekannt
Beſitzen Menſchen auch — Verſtand!

Der Prozeß.

Ja, ja Prozeſſe müſſen ſein,
Geſetzt, ſie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Beſtimmet und entſchieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
D'rum, Bruder, recht' und ſtreite nur.
Du ſiehſt, man will Dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, ſetz' alles auf
Und laß dem Handel ſeinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was ſprecht Ihr, Nachbar? Dieſer Rain,
Der ſollte, mein't Ihr, Euer ſein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter, nicht, Ihr irr't:
„Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder ſagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit —“

Gevatter, Ihr ſeid nicht geſcheit!
Verſteht Ihr mich, ich will's Euch lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher ſanfte ruh'n;
Das Recht, das ſoll den Ausſpruch thun.
So ſaget Kunz, ſchlägt in die Hand,
Und druckt den ſpitzen Hut die Quere.
„Ja, eh' ich dieſen Rain entbehre,
„So meid' ich lieber Gut und Land.“
Der Zorn bringt ihn zu ſchnellen Schritten,
Er eilet zu der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, ſein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, ſprecht Ihr, kann das möglich ſein?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt Ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' Euch, ſtellt das Reden ein,
Sonſt werd' ich, dieſen Schimpf zu rächen,
Gleich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.

Ich ſag' es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der imſame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen —
Der, denkt nur, ſpricht, der ſchmale Rain,
Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein den will ich ſeh'n, der mich darum betrüget
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Hafer noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dien't mir wider ihn, und helf't die Sach' entſcheiden.
Kein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dien't freudiger als ich,
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euern Reden zeigt es ſich.
Genug, verklagt den Ungeſtümen!
Ich will mich zwar nicht ſelber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Juriſt:
Doch dieſes könnt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß, ſeit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden iſt?
Ich will Euch Eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! Ihr ſollt ſie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort; Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich Euch verſprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch' Ries Papier wird vollgeſchrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eil't, die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müſſen ſchwören,
Und, dieſe ſchwören insgeſammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich ſchlecht.
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertrau'n gered't, ich dächte,
Du hätteſt nicht das größte Recht.

Manch' widrig Urtheil kömmt; doch laß es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:

„Laßt dem Prozeſſe ſeinen Lauf,
„Ich ſchwör' Euch, endlich durchzudringen;
„Doch —"

Herr, ich hör' es ſchon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch' Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum ſo lange Zeit?
Dieß, Leſer, kann ich Dir nicht ſagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

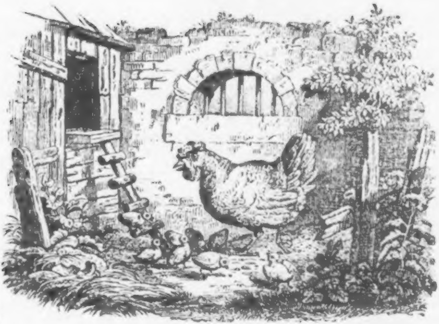
Ein letztes Urtheil kömmt. O ſeht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thut's, daß Haus und Hof verſtritten,
Und Haus und Hof ſchon angeſchlagen ſind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit auf's Höchſte treiben;
Ihr ſeht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frei im Gemach, ihr Lied oft ſang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang;
Mit deſto ſtärk'rer Stimme ſang:
Saß jetzt dem Spiegel gegenüber
Und ſang, und ſah ihr eig'nes Bild,
Und floß, mit Eiferſucht erfüllt,
Von ſchmetternden Geſängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eig'nen Wiederſchein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöh'te ſie die Stimme;
Allein umſonſt war Kunſt und Müh,
Stets ſang der Wiederhall, wie ſie.
Sie ſchoß darauf mit ehrſuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und ſtarb, ſich ſelbſt zu ſehr gewogen,
Faſt ſo, Ruhmſüchtiger, wie du;
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Mutterliebe.



„Küchlein, Küchlein! köſtlich Futter
Hab' gefunden ich für euch!“
So erſchallt der Ruf der Mutter.
„Küchlein kommt herbei ſogleich!“

Wie das kleine Völkchen rennet,
Wenn der Mutter Ruf ertönt!
Wie es ihre Stimme kennet,
Wie ihr Locken es verſteht!
Jedes will etwas bekommen,
Sei's ein Körnlein, ſei's ein Wurm,
Hat's ein And'res ſchon genommen,
Gibt's oft einen kleinen Sturm.
Mutter läßt ſich's nicht verdrießen,
Pickt und ſcharrt und ruft auf's neu;
Will kein Körnchen ſelbſt genießen
Bis ihr Kleinſtes ſatt auch ſei.

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu ſtehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Dieſen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbſt des Nachbar Gaſtwirth's Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor ausgeſtanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erſeufzt er, bitt're Stunde!
O! wer hätte das gemeint!

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſt's nicht wahr, ich ſterbe ſchon!
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davon gekommen.
Sterb' ich Aermſter ſo geſchwind:
O! ſo kannſt du ſicher ſeien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle ſind.

Wie zufrieden ſchlief ich ein!
Sollt' ich nur ſo manches Bein,
Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genießen.

Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.

Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbei;
Eines wirſt du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab' ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir kein's davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bei ſchwachem Muthe,
Nach dem Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: laß mir alles liegen!
Sterb' ich, ſo ſollſt du es kriegen,
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt' ich nur ſo glücklich ſein,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Daß ich — doch ich mag's nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd' ich wiederum geſund,
Will ich dir bei meinem Leben
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt — Hier ſtarb der Hund.

* * *

Der Geizhalz bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tauſend wirft er mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.
O ſchwere Laſt der Eitelkeit!
Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
Sucht man ſich Güter zu erwerben;
Verdien't ein ſolches Glück wohl Neid?

Der grüne Eſel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen,
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!

Meran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuzieh'n;
Er zieht, und Jung und Alt erſcheinen.
Welch' Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün, der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſ'rer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſeh'n,
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel geh'n.

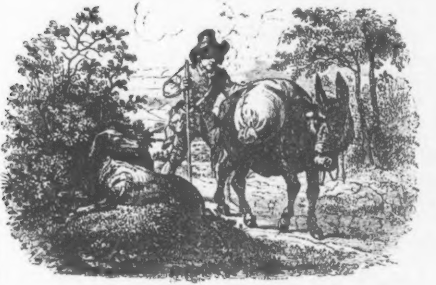
Man lief die beiden erſten Tage
Dem Eſel mit Bewund'rung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem ſchwarzen Schaf;
Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo geräth das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen;
So war es um den Werth des armen Thier's geſcheh'n,
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſeh'n.
Und ſo bewundernswerth er Anfangs allen ſchien:
So dacht' jetzt doch kein Menſch mit einer Sylb' an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſein,
Es ſei nur neu, ſo nimmt's den Pöbel ein:
Er ſieh't, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
D'rauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn ſie verſteh't die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der Eſel und der Hund.



Ein Eſel trabte ſeinen Schritt,
Ein leichter Windhund trabte mit;
Sie hatten einen Weg zu reiſen.
„Pfui,“ ſpricht der Hund, „du träges Thier,
Man kommt ja nicht vom Fleck mit dir!“
Er jagt voraus. In weiten Kreiſen
Kehrt er zurück zum Eſel hin,
Und ſchießt dann fort gleich einem Pfeile
Und macht ſich drei aus einer Meile.
Sie gehen weit, Berg auf, Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triſten,
Der Eſel immer ſeinen Trab,
Das Windſpiel immer in den Lüften.
Doch dieſes ſpringt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Es lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, der Träge
Kam an, wohin ſein Dienſt ihn rief.
Wer war es, der geſchwinder lief?

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künſte,
Warf vom durchſichtigen Geſpinnſte
Die Spinne manchen finſtern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück:
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der jetzt, von ſeinem Werth erhitzet,
In Werken ſeiner eig'nen Hand
Bis an den Bart vergraben ſitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen ſchießt.

Der Seidenwurm, den erſt vor wenig Tagen
Der Herr zur Luſt mit ſich in's Haus getragen,
Sieht dieſer Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was web'ſt denn du?
Unwiſſender, läßt ſich die Spinn' erbittert hören,
Du kannſt mich noch durch ſolche Fragen ſtören?
Ich webe für die Ewigkeit.

Doch kaum ertheilte ſie den trotzenden Beſcheid,
So reißt die Magd, mit Borſten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänken
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

* * *

Die Kunſt ſei noch ſo groß, die dein Verſtand beſitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn ſie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als and'rer Müßiggang.

Der Affe.

Ein Affe ſah ein Paar geſchickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn,
Und ſah' auf jeden Platz, den ſie dem Steine gaben,
Mit einer Achtſamkeit, die ſtolz zu ſagen ſchien,
Als könnt' er ſelbſt die Dame ziehn.

Er legte bald ſein Mißvergnügen,
Bald ſeinen Beifall an den Tag;
Er ſchüttelte den Kopf jetzt bei des einen Zügen
Und billigte darauf des andern ſeinen Schlag.

Der eine, der gern ſiegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geſchickt zu zieh'n;
Der Affe ſtieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen ſollte.
Doch welchen Stein ſoll ich denn ziehn,
Wenn du's ſo gut verſtehſt? ſprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder dieſen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er ſich fragen ſah,
Und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

* * *

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden:
So frage ſie um Rath. Sind ſie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da:
So kannſt du mathematiſch ſchließen,
Daß ſie nicht das Geringſte wiſſen.

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn;
Und jedes folgt, ſobald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie ſieh't den Teich, den ſie noch nicht geſehen;
Sie läuft hinein, ſie badet ſich.
Wie, kleines Thier! Du ſchwimmſt? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?

Die Henne läuft mit ſtruppigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrei'n;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt ſie das Waſſer ſcheu'n.
Doch nichts erſchreckt den Muth der Ente;
Sie ſchwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum ſie denn ſo ängſtlich ſchreit!

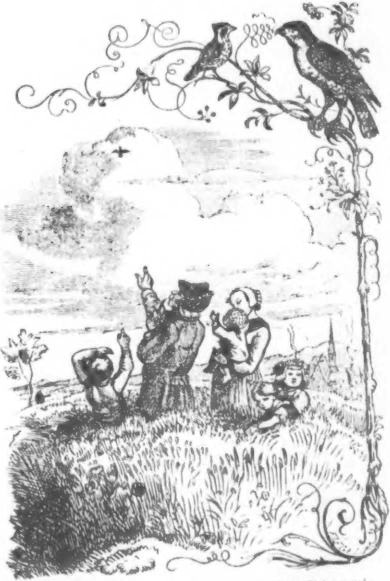
* * *

Was dir Entſetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Luſt zu Felde liegen,
Und dich erſchreckt der bloße Name, Held.
Der ſchwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterſt ſchon auf angebund'nen Fähren,
Und ſiehſt den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für deſſen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr beſtimmt,
Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Der Habicht und die Lerche.

Nach einer guten Mahlzeit, und daher voll friedlicher Geſinnung, erblickte der Habicht eine Lerche, die eben aus ihrem Neſte kam, das ſie in einem Saatfelde ſich gebaut. „Aber, ſage mir, Freundin, wie kannſt du ſo unvorſichtig ſein, deine Wohnung ohne Weiter's auf der bloßen Erde anzulegen? Kennſt du nicht den Menſchen, den Tyrannen der ganzen Thierwelt? Ich horſte auf den höchſten Bäumen der dichteſten Wälder; und ſelbſt dort bin ich vor ſeinen Verfolgungen nicht ſicher. Wie groß müſſen die Gefahren für dich in ſeiner Nähe ſein!“

„„Meine Lage iſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie dir erſcheint,““ erwiderte die Lerche. Wahrſcheinlich hat der Menſch Grund, dich zu verfolgen; ich biete ihm keine Veranlaſſung dazu. Was ich bedarf, reicht er mir gern, ich ſinge mein Lied, und er freut ſich deß. Stundenlang hört er mir zu. Vertrauen erweckt Vertrauen. Ich hab' ein gutes Gewiſſen, und daher nicht nöthig, vor ihm mich ſonderlich



zu verbergen."" Der Habicht flog, von dieſer Rede wenig erbaut, in ſein Dickicht. Die Lerche aber ſang eins jener herrlichen Melodien, über welche ſich Götter und Menſchen freuen.

Der Bauer und ſein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einſt mit auf Reiſen nahm,
Und der, Trotz ſeinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreiſt zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reiſe,
Mit ſeinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log' auf die unverſchämt'ſte Weiſe.
Zu ſeinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverſchämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben, oder nicht;
So ſag' ich's Euch und Jedem in's Geſicht,
Daß ich einſt einen Hund bei — Haag geſehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd.

Das, ſprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort laßt Wunderdinge ſehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde geh'n:
So wirſt Du eine Brücke ſeh'n,
(Wir müſſen ſelbſt darüber geh'n,)
Die hat Dir manchen ſchon betrogen;
(Denn überhaupt ſoll's dort nicht gar zu richtig ſein.)
Auf dieſer Brücke liegt ein Stein,
An den ſtößt man, wenn man denſelben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht ſogleich das Bein.

Der Bub' erſchrack, ſobald er dies vernommen.
Ach! ſprach er, lauft doch nicht ſo ſehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß ſagt' ich, daß er geweſen wär'?
Wie Euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erſt ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beſchwören,
Daß er ſo groß als mancher Ochſe war.

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen ſchlug das Herz. Wie konnt' es anders ſein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke,

Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer, als ein Kalb.

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird Dir's geh'n!
Der Vater geh't voran; doch Fritz hält ihn geſchwind.
Ach Vater! ſpricht er, ſeid kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund geſehen;
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur ſo groß, wie alle Hunde ſind.

* * *

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen ſich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und ſuch' ihn zu beſchämen:
So machſt du dich um ihn, und um die Welt verdient.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die ſchwere Bürde
Des ſtolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugeritt'nen Pferde hielt;
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünſchte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter ſchmückt.

Wie ſelten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das ſie zu wünſchen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünſchte Zierde,
Wird dieſem Füllen aufgelegt.
Man führt es ſtreichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen ſoll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und ſtolz gefällt ſich's ſelber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaſſ'nen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhalt'nes Glück bekannt.

Ach! ſprach es zu dem nächſten Gaule,
Mich lobten alle, die mich ſah'n;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die ſchwarzen Mähnen ſtolz hinan.

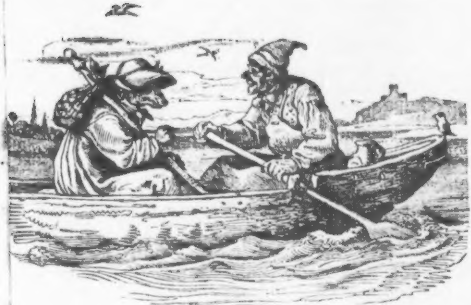
Allein wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück
Und ſchwitzend ſprach es: Welche Plage
Iſt nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er iſt zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.

Was wünſcht man ſich bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu ſpät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen!
Und, ſeiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach ſtolzen Ehrenzeichen,
Und deſto tief'rer Sklaverei.

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach zu einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war,
Was ſpricht man, fing er an zu ſchreien,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeien?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„Auch dieſe lobt man hier und dort."
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
„Was, rief er, ſpricht man denn von mir?"
Das, ſprach der Staar, das weiß ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele red't von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.

Der Wolf und der Schiffer.



„Meine Sünden zu bereuen,
Mein Leben zu erneuen,
B[illegible] auf der Wallfahrt ich zum nahen Dom;
Fahre Schiffer mich über den Strom,“
Sprach der Wolf.
„Zwar hab' ich heut'
Zur Zahlung keinen Deut;
Aber drei Sprüche will ich dir geben,
Dich reichlich ſegnend im Leben.
Der erſte: Kannſt Du Gutes je thu'n,
Laß Deine Hand nicht ruh'n.
Frag' nicht: Was hab' ich davon?
Die Zukunft trägt den Lohn.“
Auf dem Waſſer ſprach der Wicht:

„Zweitens, was ein Lügner verſpricht,
Das glaube nicht."
Als er auf's Land die Füße ſetzte,
Sprach er das letzte:
„Wer Gutes thut dem Wicht,
Der rechne auf Dank nicht."

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,
Sah einſt, mit Neid und Unverſtande,
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.
O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O! daß wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen ſteinern Haus,
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und verſchließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönn'ſt mir dieſes Glück,
In deinem Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That ſieht's jetzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen,
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchließt ihr Schloß feſt zu.
Mach' auf, ſchreit er, denn ich erſticke.
Bald, ſpricht ſie, will ich dich befrei'n;
Sieh' erſt der Mißgunſt Thorheit ein,
Und lerne, hier mit deinem Glücke,
Wenn dir's gefällt, zufrieden ſein.

Die Bienen.

In einem Bienenſtock entſpann ſich einſt ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.

O! rief die ſtachlichte Partei,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer beſſer oder ſchlechter ſei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und ſtets mit Kunſt beſchäftigt ſind,
Daß unſer Roſt von Honig rinnt;
Wer ſieh't es nicht, daß wir die Beſſern ſind?
Was braucht man alſo noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig ſein,
Wofern wir nicht das Waſſer künſtlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies ſchadet unſerm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geſchickt gehalten.
So niedrig unſre Pflicht euch ſcheint,
So ſoll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich verein't
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen d'rauf kein Waſſer mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Flieh'n, oder in der Brut verſchmachten.
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiſer rief darauf den Reſt der Unterthanen,
Um ſie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterſchied in eurer Pflicht
Erzeugt, ſprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treu'ſten dienen,
Dies ſind allein die beſſern Bienen.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einſt die Bären,
Sie möchten gnädigſt ſich bemüh'n,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Wald's zu übertreffen ſchien;
Die Kunſt, in der ſie noch ſo unerfahren wären,
Die jungen groß und ſtark zu ziehn.

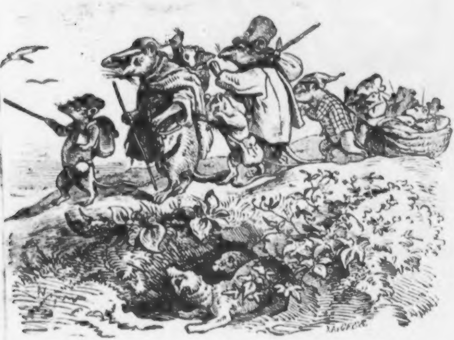
Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag' es voller Zittern,
Wächſt unſ're Jugend blos darum ſo ſiech heran,
Weil wir ſie gar zu wenig füttern.
Vielleicht iſt auch der Mangel der Geduld,
Sie ſanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unſ're Milch an ihren Fiebern ſchuld.
Vielleicht ſchwächt auch das Obſt den Magen.
Vielleicht iſt ſelbſt die Luft, die unſ're Kinder trifft,
(Wer kann ſie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren erſten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift,
Vielleicht iſt, ohne daß wir's denken,
Auch die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſich ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt ein's von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang' und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.

Du, ſprach die Bärin, kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo geſtraft mit kranken Kindern ſeid?
Nicht liegt's an Luft und Milch, und nicht an Obſt und Magen,
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſ're jungen Hauſen;
Wir nehmen ſie, ſobald ſie laufen,
Mit uns, in Hitz' und Froſt, durch Fluren und durch Wald,
So werden ſie geſund und alt.

⁂

Was macht viel Kinder ſiech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, ſoll dein Kind geſund in Städten blühen,
So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Die Lemminge auf Reiſen.



Die Lemminge, ein Volk der Berge,
Bekamen Luſt zu wandern,
Und einer ſprach zum andern:
„Laßt uns die Herberge,
Die alte, die hungervolle fliehen,
Laßt thalwärts uns in beſſ're Lande ziehen!
Hier quält uns Noth
Um's tägliche Brot;
Es mehret ſich das Heer
Der Unſern täglich mehr;
Und ſeht auf die Berge — dahinter
Ermannt ſich ſchon ein harter Winter.“
Die Berge fliehen,
In die Eb'ne ziehen,
Beſchloß das Volk der Mäuſe.
Es ſammelt ſich der Zug zur Reiſe,

In gerader Bahn
Ging es voran.
Aber für ihre großen Schaaren
Fanden ſich der Feinde viel;
Für Hunde, Hermeline, Bären waren
Sie ſtets des Magens Ziel.
Auf den Bergen Noth,
Auf der Reiſe Gefahr und Tod.
Nur Wen'ge kamen an's Ziel,
Und fanden ein ſich'res Aſyl.
Aber lange gefiel's ihnen nicht;
Nach den Bergen, wo ſie geboren,
War gerichtet ihr Blick,
Dahin wollten ſie zurück.
Und, ob auch Alle gingen verloren,
Sie ſchloſſen ſich zum Rückzug dicht.
Sie zu begleiten
Folgte als Treiber
Das Heer der Räuber,
Durchaus nicht von weiten.
Tauſende mußten in Flüſſen
Ihr Leben wieder miſſen.
Nur Wenige kamen im Vaterhaus an
Und ſagten am Ende der Lebensbahn:
Daheim iſt's ſchön,
Wir wollen nicht mehr in die Fremde gehn.
Freilich, ſolchen Mäuſen
Geht es ſo auf ihren Reiſen.

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komiſches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen;
So gab ſein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu beſeh'n.
In Wahrheit, ſprach er, ich bin ſchön!
So viel ich mir geſchmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht beſſer ſteh'n.
Komm, rief er, kleiner Stallknabe!
Wir müſſen uns zugleich im Spiegel ſeh'n.

Er kam. Der Aff erſchrack, verzerrte das Geſicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närriſch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfui, hub der Aff erbittert an,
Pfui, Spiegel, wie du lügſt! Was hab' ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an,
Und zeigt jetzt keinen Affen weiter.
Das dacht' ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magiſter zu erzählen;
Und dieſem konnt' es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt), ſie zu beſeelen.
Nun, ſprach er, ſehen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der ſich vor ihrem Lichte ſcheut
Verhüll't ſie d'rauf in Dunkelheit,
Und ſchmeichelt ſich, ſie ſei nicht helle.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall ſang einſt ihr göttliches Gedicht,
Zu ſeh'n, ob es die Menſchen fühlten,
Die Knaben, die im Thale ſpielten,
Die ſpielten fort und hörten nicht.
Indem ließ ſich der Kukuk luſtig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das ſchöne Kukuk zehnmal nach.
Hörſt du? ſprach er zu Philomelen,
Den Herren fall' ich recht in's Ohr.
Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,
Sie zieh'n mein Lied dem deinen vor.

D'rauf kam Damöt mit ſeiner Schöne.
Der Kukuk ſchrie ſein Lied; ſie gingen ſtolz vorbei.

Nun ſang die Meiſterin der zauberiſchen Töne
Vor dem Damöt und ſeiner Schöne,
In einer ſanften Melodei:
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt ſteht ſtill und Phillis ſetzt ſich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt verliebte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen ſingt.
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.

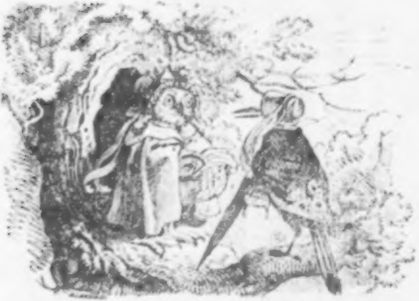
Das Kutſchpferd.

Ein Kutſchpferd ſah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, ſprach es, und fing an, die Schenkel ſchön zu heben,
Wenn kannſt du dir ein ſolches Anſehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen.
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdeſt du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

* * *

Die ihr die Niedern ſo verachtet
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß ſelbſt der Stolz, mit dem ihr ſie betrachtet,
Daß euer Vorzug ſelbſt, aus dem ihr ſie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet iſt.
Iſt der, der ſich und euch durch ſeine Händ' ernährt,
Nichts beſſer's, als Verachtung werth?
Geſetzt, du hätteſt beſſ're Sitten;
So iſt der Vorzug doch nicht dein.
Denn ſtammteſt du aus ihren Hütten,
So hätteſt du auch ihre Sitten;
Und was du biſt, und mehr, das würden ſie auch ſein,
Wenn ſie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt ſehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Elſter und die Eule.



Eine Elſter, die den Tag über ſich noch nicht völlig ausgeſprochen hatte, ſehnte ſich nach Geſellſchaft. Sie beſchloß einer in ihrer Nähe wohnenden Sperlingseule einen Abendbeſuch zu machen, da ihre andern Freundinnen und Bekannten nicht zu Hauſe waren. Ehe ſie jedoch die Wohnung der Eule erreichen konnte, kam dieſelbe ſchon heraus.

„Wohin, wohin,
Frau Nachbarin!“

redete die Elſter ſie an. „Wie geht's? Ich habe dich den ganzen Tag nicht geſehen. Was haſt du getrieben!“

„„Ich habe geſchlafen,““ antwortete die Eule. „„und bin eben im Begriff auszugehen und meine Geſchäfte zu beſorgen. Es thut mir daher ſehr leid, daß ich deinen Beſuch und deine geiſtreiche Unterhaltung heut' Abend entbehren muß.““

„Ich unterhalte mich zwar gern,“ erwiderte die Elſter, „allein den Umgang mit Perſonen, welche am Tage ſchlafen und des Nachts ihre Geſchäfte beſorgen, weiß ich ſehr gut zu entbehren.“ Damit empfahl ſie ſich der Eule

Das Glück des Eſels.

Ein Eſel zog in kurzem Trab
Mit faulem Dünger durch die Straßen;
Der Dunſt, den dieſer von ſich gab,
War eine Peſt für alle Naſen.

Die ekle Fracht ward kaum erblickt,
So trat ein jeder auf die Seite.
„Ei, ei! ſprach Langohr hoch entzückt,
„Wie ehren mich die guten Leute!“

Er trug an einem andern Tag
Den Raub von zwanzig Blumenbeeten,
Der bunt in einem Körbchen lag,
Die ſüßen Balſam von ſich wehten.

Er ward umringt. Der Naſen Schmaus
Hat Alt und jung herzugetrieben,
„Ha!“ rief das Thier mit Thränen aus,
„Wie mich die guten Leute lieben!“

Beglückte Dummheit! ſollte ſie
Nicht ſelbſt der Weiſen Neid erregen!
Was auch geſchieht, weiß ihr Genie
Zu ihrem Vortheil auszulegen.

Der Strauß.

Einſt hielt der Adler großen Rath,
Da zeigte ſich der Strauß im Kreis der Mandarinen.
„Ich bin, ſprach er, „der Vögel Goliath,
Und wohl der Ehre werth, dem Vaterland zu dienen.
D'rum dächt' ich, Sir, du nähmſt mich gleich dem Schwan,
Dem Kauz, dem Raben und dem Hahn,
Zu deinem Staatsminiſter an.“
Der Adler fragte die Magnaten
Um ihren Rath. Zuerſt nahm Junker Staar,
Als des erhab'nen Potentaten
Beſtallter Hofnarr und Canzlar,
Das Wort und ſprach: „Du darfſt ihm keck das Amt vertrauen,
Er kann gut ſchlucken und verdauen.“

Der Löwe und der Fuchs.

Verfolgt von einer Hundeſchaar,
Entfloh ein Fuchs in das Kaſtell des Leuen,
Ein heiliges Aſyl, das Hund und Jäger ſcheuen.
Doch hier erwartet ihn noch größere Gefahr.
Mit wildem Blick und hochgeſträubter Mähne,
Springt der Monarch aus ſeinem Neſt hervor,
Und grinſend faſſen ſeine Zähne
Den armen Schächer bei dem Ohr.
Der Fuchs erſeufzt, und eine ſchwere Thräne
Entſtürzet ſeinem Aug'. — „Was weineſt du?" —
„Um meinen Vater, Sir; Gott tröſte ſeine Seele!"
Verſetzt der Schalk. „Einſt hielt er Mittagsruh,
Als ein gehetzter Haſ' in ſeiner Höhle
Um Schirm ihn bat. Er fährt entrüſtet auf
Und tödtet ihn. Sein letzter Odem flehte
Zum Gaſtbeſchützer Zeus. Kaum ſchloß die Abendröthe
Des blutbefleckten Tages Lauf,
So war mein Vater ſchon geſtorben."
Ein tiefer Seufzer ſchloß den tragiſchen Roman.
„Geh deiner Wege," ſprach der Großſultan,
„Dein Schwank hat mir den Appetit verdorben."

Das Schwein.

Ein Affe kam in's Reich der Thiere,
Aus Joſeph's Reich zurück. „Was neues, Freund aus Wien?
So frug im Klubb der Eſel und der Stiere
Ein feiſtes Schwein den Paladin. —
„Mein Tagebuch," ſprach er, „liegt fertig für die Preſſe;
Indeſſen hört, was ich geſehn:
Ich ſah, wie Hand in Hand die Welſchen in die Meſſe,
Die Sachſen in die Predigt gehn,
Und wie bei einem Glas mit Of'ner Weine
Ein Jud' in froher Harmonie
Mit Chriſten Schinken aß." — „Ha," riefen Groß und Kleine,
„Es iſt ein herrlich Ding um die Philoſophie!"
„Mag ſein, verſetzt die Sau, der Herz und Knie
Beim Worte Schinken ſank, „nur nicht für fette Schweine."

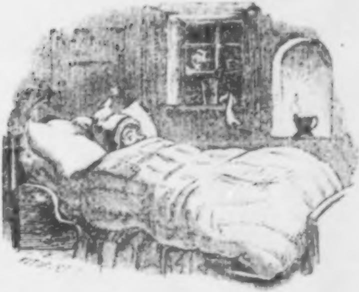
Der Goldfiſch und die Nachtigall.

Ein Goldfiſch, deſſen glaſ'ner Kerker
Dem Bauer einer Nachtigall
Zur Seite hing in Phaner's Erker,
Erhob bei ihrer Hymnen Schall
Den Kopf aus ſeiner naſſen Sphäre.
„Freund," rief die Nachbarin ihm zu,
„Du ſingſt nicht; warum biſt denn du
Hier eingeſperrt?" — „Zu dieſer Ehre
Verhalf mir meines Rockes Pracht,"
Sprach er; „Du kennſt die Zaubermacht
Des Goldes auf des Menſchen Seele."
„Ja ſo," verſetzte Philomele;
„Allein iſt denn dein Rock von Gold?" —
„Nicht doch! ſonſt war ich längſt geſchunden." —
„Was hat man denn damit gewollt?" —
„Man hat ihn ſchön und rar gefunden,
Weil er dem Geld an Farbe gleicht;
Wär' er, wie deiner, braun vielleicht
Würd' ich mich noch im Ganges wiegen."
„Ach!" fiel die Sängerin ihm ein,
„Warum hab' ich nicht ſtets geſchwiegen?
So könnt' ich noch im Freien fliegen."
Ja wohl; um nicht verfolgt zu ſein,
Muß man in dunkler Stille leben,
Und ſich durch kein Verdienſt erheben.

Der Fuchs und der Bär.

Ein Fuchs verirrte ſich in eines Bären Höhle.
„Verwegner Dieb! was thuſt du hier?"
Rief der Patron ergrimmt, und nahm ihn bei der Kehle.
„Ei, Herr," entgegnet er, ich bin der Hofcourier.
Geſandt, dir den Beſuch des Löwen anzuſagen.
Doch halte mich nicht länger auf,
Ich muß mit unverweiltem Lauf
Zum Wolf die gleiche Kunde tragen."
Der Schalk entwiſcht und flieht, indeß der Bär
Auf ſeinen hohen Gaſt ein Compliment ſtudiret.
Ein großer Name thut oft mehr,
Als ſelbſt der Größe, der ihn führet.

Das Käuzchen.



„Komm mit, komm mit!
Hat geſtern an meinem Fenſter
Zur Stunde der Geſpenſter
Das Käuzchen geſchrieen,"
Sprach Hans, der ſterbenskranke.
Er hört' es und ſprach: „„Kiwit, Kiwit,
Rief ich; und keiner unſ'rer Akademien
Liegt darin der obige Gedanke.
Deine Ueberſetzung
Iſt eine Verletzung
Der Sache.
In unſerer Sprache
Iſt das ein freundlicher Gruß,
Den man mit Getreuheit
Nach der Tageszeit
In's Deutſche überſetzen muß.
Der geſunde Blick
Der Grammatik
Findet keine Hirngeſpinſter.
Es war um zwölf und ſehr finſter;

Mein ſcharfes Geſicht
Sah in Deiner Stube Licht,
Ich kam und wünſchte: Gute Nacht,
Da ich Dich, obgleich erwacht,
Nach kurzem Schlummer beſſer fand.
Ihr Menſchen ſprecht ſo viel von Verſtand;
So ſage mir doch gleich,
Was ſoll er Euch,
Wenn Ihr Eure Seelen
Zu jeder Zeit
Durch Albernheit
Wollt' quälen.
Kliat, klivit
Heißt nicht: Komm mit!
Glaube meinem Mund,
Du wirſt wieder geſund.““

Der Käfer.

Ein Käfer, den der Lenz zur Welt gebar,
Ward ihrer ſatt, eh' noch von ſeiner Krone
Der Ceres Haupt entblößet war.
Er kroch in eine wurmigte Melone,
Und lebte hier wie Paul der Eremit,
Vier Monden lang ſo tief verborgen,
Daß auch kein Sonnenſtrahl in ſeine Zelle glitt.
An einem trüben Wintermorgen,
Da ſeinen Leichnam ſchon des Alters Roſt zerfraß,
Verließ er ſein Quartier, um friſche Luft zu ſchöpfen.
Ein Flor von blankem Eis lag auf dem fahlen Gras;
Die Berge zeigten ſich mit weißen Köpfen,
Und kein Concert belebte mehr die Flur.
Der Siedler ſtaunt und ſchweigt, und als er ſich beſinnet,
Ruft er: „mich wundert nicht, daß meine Kraft zerrinnet;
Ich theile blos das Schickſal der Natur.
Sie iſt dem Ende nah, ich will mit ihr zerſtäuben;
Wie ſchlimm wär ich daran, müßt ich ſo ganz allein
Im öden Weltſchutt übrig bleiben.“
Nun zog er in ſein morſches Neſt ſich ein,
Und ſtarb am dritten Tag. Allein der Lenz kam wieder,
Sein Finger ſchmückte Feld und Hain,
Und auch des Käfers Grab. — Wie mancher unſrer Brüder
Wähnt ſtolz, daß auch mit ihm die Welt vergeht.
Er ſtirbt, und ſiehe da, die Welt beſteht.

Der Fuchs, der Panther und der Dachs.

Einſt traf auf ſeinem Heldengange
Der Fuchs von ungefähr den Panther an.
Er ſtutzte; doch ein Fuchs beſinnet ſich nicht lange;
Er trat gebückt zum fleckigen Kumpan.
„Ergeb'ner Knecht, wie leben Ihro Gnaden?“
Sprach er: „warum ſo ganz allein!
Sie ſcheinen mir in Gram verſenkt zu ſein.“ —
„Ja wohl! allein du kannſt mich meines Grams entladen,“
Verſetzt das Pantherthier: „ein königlicher Fraß,
Ein Dachs, den ich gehetzt, entrann in dieſe Höhle.
Verſchaffſt du mir das Rabenaas,
So — du verſtehſt mich, Freund!“ —
„Bei meiner armen Seele,“
Erwiderte der Fuchs, „ich bin Ihr Mann!
Sie ſollen ſehn, was unſer einer kann.“
Er ſchweigt und kriegt auf ſeinem Bauche
Zum Siedler in ſein Loch. „Der König ſendet mich,“
Sprach er im Schranzenton zum armen Gauche,
„Und läßt nebſt ſeinem Gruße dich
Aus angeſtammter Huld zur Mittagstafel bitten;
Er feiert heut ſein Namensfeſt.“
'Wer ſchmaust nicht gern am Hof? Der Dachs verläßt ſein Neſt
Und folgt dem Kammerherrn mit unbeſorgten Schritten.
Doch als er kaum den freien Grund betritt,
Bricht ihm der Panther das Genicke.
„Was ſagſt du,“ fragt der Fuchs mit einem ſchlauen Blicke,
Der ſeinen Sieg und ſeinen Appetit
Dem hohen Freund empfiehlt, „zu dieſem Meiſterſtücke?“
Der Panther merkte nicht auf ihn
Und ſtellte grinſend ſich zu ſeinem Raube.
Die Wuth, der Neid, die ſeinem Aug' entſprühn,
Erinnerten den Fuchs an jene herbe Traube
Und riethen ihm mit guter Art zu fliehn.
Er trat zurück. „Du gehſt?“ rief der Magnat. — „Mein Magen
Kann fette Speiſen nicht vertragen,“
Erwidert ihm der Schelm und kroch
In das, vom Dachs verlaſſ'ne Loch.
„Der Blitz erſchlage mich,“ rief er mit voller Kehle
Aus dieſem ſichern Zufluchtsort,
„Wenn ich noch mehr für andre ſtehle!“
Er hielt als Ehrenmann ſein Wort.

Das Chamäleon und die Vögel.

„Die ſchwarze Farbe lebe hoch!“
So rief ein Rabe jüngſt am Spiegel einer Quelle,
Als ein Chamäleon vorüber kroch,
Das, wie wir wiſſen, ſeinem Felle
Nicht jede Farbe giebt. Der Rabe krähte noch,
So war das Thier ſchon ſchwarz. Ein Schwan im nahen Teiche
Gab ſeinem weißen Wammus den Preis,
Und das Chamäleon war weiß.
„Weiß iſt die ſchönſte Tracht!“ ſo rief aus dem Geſträuche
Ein Zeiſig, und das Thier war grün.
„Roth,“ ſchrie ein Cardinal vom Wipfel einer Eiche,
„Roth iſt der Farben Königin,“
Und das Chamäleon erſchien im Scharlachkleide;
Als aus dem duftenden Geſtäude
Der Meiſe Stimm' erſchall; „Wen reizt nicht der Lazur,
Der meinen Scheitel ſchmückt!“ In gleichem Augenblicke
Verſetzt ein Goldfaſan: „Wer prangt in der Natur,
Wie ich, im reinſten Guldenſtücke!“
Nun färbt ſich das Chamäleon
Mit blauen und hierauf mit ſafrangelben Tinten.
Allein was war des Augendieners Lohn?
Zuerſt verlachten blos die Klügern ſeine Finten,
Bald aber ward ihm ſelbſt der dumme Gimpel feind.
Wer jedes Freund ſein will, iſt niemand's Freund.

Das Hermelin und der Jäger.

Ein Jäger fing ein Hermelin,
Das Krieg und Hunger zwang auf deutſchen Grund zu fliehn
„Verräther, willſt du mir das Leben nehmen?“ —
„Ach nein, ich will dir blos die Haut vom Leibe ziehn,
Des Fürſten Mantel zu verbrämen.
Den hohen Vorzug haſt nur du.“ —
„O, ſchönen Dank, den will ich mir verbitten.
Warum nimmt er nicht deine Haut dazu?“
„Ei, die verhandelt er den Britten.“

Der Affe am Hof.

Ein Affe machte ſo viel Streiche,
So manche feine Schelmerei,
Daß in dem ganzen Königreiche
Sein Ruhm erſcholl und ſelbſt der Leu
Ein Freund der Künſte, zween Emiren
Befahl, ihn auf die Burg zu führen.

Der Großherr wollte faſt zerplatzen,
Als unſer Gaukler vor ihn trat;
Durch tauſend Schwänke, tauſend Fratzen,
Erhielt er gleich den Rang als Rath;
Und bald hernach durch Brief und Siegel
Den Titel: Ritter Eulenſpiegel.

Im Anfang trafen ſeine Poſſen
Den Schöps, den Eſel und das Rind,
Ein Kleeblatt, dem des Spötters Gloſſen
Von Alters her gewidmet ſind.
Allein, ſie ſchwiegen oder machten
Gar Chorus mit, wenn andre lachten.

Der Beifall, der ihn warnen ſollte,
Des Königs Gunſt, berauſchten ihn,
Indem er mehr noch glänzen wollte
Vergaß ſich unſer Harlekin,
Und übte ſeine Neckereien
Am Tieger, Wolf und andern Beven.

Nach einer Zeit von ſieben Tagen
War Meiſter Affe ſo beherzt,
Sich an den Leuen ſelbſt zu wagen,
Und nun war ſeine Gunſt verſcherzt.
Die Majeſtät, anſtatt zu lachen,
Befahl, ihm den Proceß zu machen.

Bei Niedern, die dem Spotte weichen,
Iſt er verblümte Tyrannei;
Bei denen, die an Stand ſich gleichen,
Iſt er ein Quell der Zänkerei;
Bei Großen iſt er ein Verbrechen,
Das ſie mit ihren Blitzen rächen

Der Gebrauch der Freiheit.

Aus eines Junkers Burg entflohen einſt vier Sklaven,
Ein Hund, ein Murmelthier, ein Kater und ein Staar.
„Triumph, nun ſind wir frei!“ rief die entzückte Schaar:
„Allein, was thun wir jetzt?“ — „Ich will ein Jährchen ſchlafen,“
Verſetzt das Murmelthier. „Und ich,“ ſprach Meiſter Staar,
„Ich will um's liebe Brod auf unſern Junker fluchen.“ —
„Das brauch ich nicht, rief Mauz; ich werde ſtracks Corſar.“
„Und ich, beſchloß der Hund, will einen Herrn mir ſuchen.“

Dies, lieber alter Freund, war ſtets der Freiheit Loos.
Der Sklave brauchet ſie zur Dienſtmagd ſeiner Lüſte,
Indeß der edle Menſch ſelbſt auf Marocco's Küſte
Sie nicht verlieren kann, noch in der Alpen Schooß
Sie erſt zu ſuchen braucht; ſie wohnt in ſeinem Buſen
Und ihre Wächter ſind die Weisheit und die Muſen.

Der Ochs, das Pferd und der Eſel.

Ein Ochs, ein Eſel und ein Pferd
Geriethen einſt in Streit, und zwar des Ranges wegen.
Ein Eſel? ſaget ihr, o, das iſt lachenswerth;
Der ſollte ſeinen Stolz bei Seite legen,
Er ziemt ihm nicht. Ei! Freunde, ſaget mir,
Wem ziemet wohl der Stolz? Und im gemeinen Leben
Sucht gleichwohl manches Adamskind
Dreiſt über die ſich zu erheben,
Die an Verdienſt ihm überlegen ſind.
In einem derben Baß, doch fern von Prahlerkünſten,
Sprach Junker Stier zuerſt von ſeiner Löwenkraft
Und von dem Nutzen, den er ſchafft;
Der Hengſt von ſeinem Muth, von ſeinen Ritterdienſten,
Von ſeiner Beine Schnelligkeit.
Herr Langohr pries mit viel Beſcheidenheit
Sein ſtoiſches Gemüth und ſeine Brauchbarkeit.
„Laßt uns,“ verſetzt das Pferd, den Fall durch Menſchen ſchlichten;
Dort kommen eben drei; man muß von unſerm Streit
Und unſern Gründen ſie ſummariſch unterrichten;
Und ſtimmten ihrer zween im Urtheil überein,
So ſoll der Zwiſt entſchieden ſein.“
Die Männer nahten ſich; dem Stier ward vorgeſchlagen,
Als Referent die Sache vorzutragen.

Er that's, indem er ſich von dem Triumvirat
Mit Anſtand einen Spruch erbat.
Der erſte Richter war ein Roßkamm. „Kurz zu ſagen",
Rief er, „dem Pferd gebührt der erſte Rang im Staat." —
Der zweite war ein Müller. „Darf ich fragen,
Warum dem Eſel nicht? Der iſt kein Biedermann,"
Sprach er, der ihm den Preis verweigern kann." —
„Ei! ei! was denket ihr? ſeid ihr bei Sinnen?"
Verſetzt der dritte, der ein Bauer war;
„Der Stier, das iſt doch ſonnenklar,
Der Stier muß den Proceß gewinnen." —
Hier ſott das Blut dem ſtolzen Gaul;
Mit gelbem Schaume vor dem Maul
Fuhr er den Richter an: „Je, daß euch doch die Krätze!
Der Eigennutz ſchrieb die Geſetze,
Wonach ihr euer Urtheil fällt."
„Ei" ſprach der Roßkamm, „Freund, das iſt der Lauf der Welt "

Der Löwe, der Fuchs und der Eſel.

Den Fuchs und Eſel nahm der Leu
Mit auf die Jagd. Nach kurzem Streite
Erlag ein Hirſch. „Du," ſprach der Dey
Zum Langohr, theile nun die Beute
Gar weislich machte der Geſell
Drei gleiche Theile, Flugs entbrannte
Des Leuen Grimm; er riß das Fell
Ihm von dem Nacken und ernannte
Den Fuchs zum Theilungskommiſſar.
Der Schalk vereinigt alle Stücke,
Und bietet ſie dem Leuen dar.
„Wer," ſprach der Dey mit loſem Blicke,
„Hat ſo zu theilen dich gelehrt?"
Das Aug' dem Eſel zugekehrt,
Den er noch triefend von dem Blute
Des rohen Schädels vor ſich ſah,
Sprach Reinhard: „Ei, Herr König, da,
Der Doctor mit dem rothen Hute."

Das Schaf und der Hund.

Das fromme Schaf, der treue Hund
Beklagten einſt als alte Freunde
Ihr Loos. „Nein auf dem Erdenrund,"
Sprach Greif, hat niemand ärg're Feinde,

Erduldet Niemand größ're Noth,
Als wir. Wie ſauer iſt mein Brod!
Ich wache vor des Menſchen Hütte;
Als Knecht begleit' ich ſeine Schritte,
Und ſchütz' ihn, wenn Gefahr ihm droht.
Was iſt mein Dienſtlohn? Prügel, Tritte,
Und wenn ich alt re, gar der Tod." —
„Freund!" rief das Schaf, „nütz' ich ihm minder!
Düng' ich nicht beſſer, als die Rinder
Sein Feld? tränkt ihn nicht meine Milch?
Und trüg' er ohne mich nicht Zwilch?
Zum Danke frißt er meine Kinder,
Und wenn er eines übrig läßt,
So frißt ſein Bruder Wolf den Reſt.
Dies iſt mein Schickſal." — „Von uns beiden
Iſt freilich keiner zu beneiden;
Doch läßt ſich's auch auf Dornen ruhn,"
Verſetzte Greif, „und Unrecht leiden,
Iſt beſſer doch, als Unrecht thun."

Die Kanarienvögel und die Finken.

Ein Vogelfreund, der Kanarien hegte,
Trieb einſt das Spiel, daß er der Sie
Ein Finkenei zum Brüten unterlegte.
Die Liſt gelang; mit frommer Müh
Heckt ſie es aus. Die jungen Brüder,
Die den Betrug nicht ahnten, ſahn
Den Fremdling als ein Glied der kleinen Sippſchaft an
Der Eltern wärmendes Gefieder
Schützt ſeinen nackten Leib vor Froſt;
Sie azen ihn mit gleicher Koſt
Und würzen ſeinen Schlaf durch leiſe Wiegenlieder.
Die kleine Brut wuchs auf und unſer Finkchen auch.
Ein goldnes Federkleid deckt ihre zarten Glieder;
Nur er war braun geſcheckt am Rücken, Hals und Bauch.
„Je nun, ſo denket er, „die Sonne wird mich bleichen,"
Und hält ſich doch für ihres gleichen.
Die Brüder glaubten's auch und lobten ſelbſt ſein Kleid;
Wir finden alles ſchön an denen, die wir lieben.
Des Fremdlings Glück erregte Neid.
Einſt redete, von ſein'm Zorn getrieben,
Ein alter Fink ihn an: „Kind, es iſt hohe Zeit,
Von deinem falſchen Wahn dich zu belehren:
Die Götzen deiner Zärtlichkeit

Sind deine Eltern nicht; das kann ich ſchwören,
Du ſtammſt aus einem Finkenei.
Betrachte dich nur ſelbſt, wie ſehr verſchieden
Biſt du an Farb' und Wuchs von andern Kanariden!
Nein, dieſe trugen nichts zu deinem Daſein bei.“ —
„Als daß ſie mich ernährten und erzogen,“
Fiel ihm gerührt der kleine Vetter ein.
„Du meinſt, ich irrte mich? o wahrlich nein!
Mein Herz hat ſich an ihnen nicht betrogen;
Es ſah mit Recht die, ſo ihm Gut's gethan,
Für ſeine wahren Eltern an.“

Der Kater, der Hund und das Eichhorn.

Vereinigt durch den Trieb zu naſchen,
Schloß jüngſt ein Kater und ein Hund
Mit einem Eichhorn einen Bund,
Um einen Braten wegzuhaſchen.
Es war ein zahmer Goldfaſan,
Den eines Burgherrn Sohn verpflegte,
Der täglich ihren Neid erregte,
Und fett war, wie ein Ortolan.
„Wie greifen wir das Wagſtück an,“
Sprach Murner, „liebe Spiesgeſellen?
Ich denke, Mätzchen muß mit mir
Sich unten an das Fenſter ſtellen,
Und du, Freund Hektor, jagſt das Thier
Mit Weidmannskunſt in unſ're Schlingen;
Mit ſeinen abgeſtumpften Schwingen
Kann es der Falle nicht entfliehn.
Dann wollen wir im Küchengarten
Mit unſrer Beute dich erwarten.“—
Der Rath war ſchlau, man billigt ihn
Und jeder ſtellt ſich auf die Lauer.
Freund Hektor ſchleicht dem Junker nach
Und ſchmiegt ſich hinter das Gebauer.
Kaum räumt der Knabe das Gemach,
So geht er dem Faſan zu Leibe.
Er flattert auf, ergreift die Flucht,
Und ſprenget eine Fenſterſcheibe,
Wodurch er ſeine Freiheit ſucht.
Er fand den Tod. Die zween Corſaren,
Die unten auf dem Anſtand waren,
Erhaſchten ihn, und ſäumten nicht,

Den fetten Braten aufzufreſſen,
Und Hektor? Nun, der arme Wicht
Ward in der Eile leicht vergeſſen
Er ſah mit traurigem Geſicht
Dem Schmaus durchs Fenſter zu; ſein Heulen
Entflammt des Junkers Zorn; er ſtürzt
Mit ſeinem Stock heraus und würzt
Dem Waidmann durch ein Dutzend Beulen
Das perſpectiviſche Banket.
Wenn Schelmen ſich zum Raub vereinen,
So prellt der große Schelm den kleinen
So war's ſeitdem der Weltbau ſteht.

Die Wünſche des Eſels.

„Weg mit dem Lenz und ſeinen Gaben!
Was bringt er mir für Vortheil ein,
Als täglich in die Stadt zu traben
Und Florens Botenknecht zu ſein?
Laß, Zevs, die Roſen und die Nelken
Und die Narziſſen doch verwelken
Und ſend' uns bald zu meinem Glück
Des Sommers goldne Zeit zurück!“
So rief an jedem Frühlingsmorgen
Ein Eſel, der mit einer Fahrt
Von Blumen abgefertigt ward,
Die Stadt mit Sträußern zu verſorgen.
Der Sommer kam, nun ward das Thier
Mit Schoten, Kirſchen, Zuckerrüben
Und Artiſchocken ausgetrieben.
„O,“ ſeufzte Grauchen, „wehe mir!
Vor Hitze muß ich bald verſchmachten,
Und dennoch legt man größ're Frachten
In meinen Kober, als vorhin.
„Ach, wär's doch Herbſt!“ — Der Herbſt erſchien,
Und Grauchen wird mit Aepfeln, Nüſſen,
Kartoffeln, Quitten ſo bepackt,
Daß ihm der dürre Rückgrat knackt.
Von Gram und Aerger hingeriſſen,
Rief nun das Thier: „Beim Element!
Ich glaube, Zevs hat mich zum Narren.“
Doch die Geduld, ſein Erbtalent,
Behielt den Sieg. „Ich will noch harren,“
Sprach er, „bald iſt der Winter da;
Dann giebt es Ferien; ei ja!

Ei ja! wenns nur ſchon Winter wäre!“
Er kömmt; ſchon deckt die Hemiſphäre
Sein Schwanenrock und Langohr muß
In den erwünſchten Ruhetagen,
Bei Sturm und Froſt, mit ſchwachem Fuß,
Bald Holz, bald Miſt, bald Steine tragen.
Nun übernahm ihn der Verdruß;
Er ſtarb, doch ohne Wunſch und Klagen.
Recht ſo. Was half ſein Weh und Ach?
Das Leben iſt ein Tauſch von Plagen,
Und ſelten kömmt was beſſers nach.
Doch wird es nur ein Eſel wagen,
Dies Sprüchwort immer laut zu ſagen.

Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt ſich ein Paar Hunde;
Es war ein Pudel und ſein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache ſtehn,
Den Schubkarr'n ziehn, in's Waſſer gehn,
Und alles dieſes aus dem Grunde.
Der ſchlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unſers Hunds geweſen,
Und dieſer lernte ſo geſchwind,
Als mancher Knabe kaum das Leſen.
Einſt fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte doch viel leichter ſein,
Den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr Schnurr war ſonſt ein gutes Vieh,
Doch ſeine Herrſchaft zog ihn nie
Zu ſolchen hochſtudirten Sachen;
Er konnte blos das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
Und ſtellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf ſeine Vorderfüße nieder.
Man rufet den Profeſſor Fritz,
Auch der erſchöpfet ſeinen Witz;
Umſonſt, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
„Vielleicht,“ ſprach Fritze, „hilft der Stock.“
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
Noch bleibt er ſteifer als ein Bock,

Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt ihr?“ ſprach der arme Tropf,
„Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doctor ſchlagen;
Geht, werdet durch mein Beiſpiel klug,
Ihr Kinder, lernet itzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.“

Der Leopard und das Eichhorn.

Ein Eichhorn, das auf ſeiner Fahrt
Von Baum auf Baum zephyriſch hüpfte,
Verlor den Kopf, ſein Fuß entſchlüpfte,
Es fiel auf einen Leopard,
Der in dem Schatten einer Eiche
Der Ruhe pflegte. Der Gigant
Fuhr brüllend auf, bereits halb Leiche
Vor Schrecken, fiel der Arreſtant
Auf ſeine Kniee, bat um Gnade
Und machte ſich gar winzig klein
Vor ſeiner Hoheit. „Arme Made!“
Rief dieſer, den die Todespein
Des Zwergs zur Huld bewog, „dein Leben
Iſt mein; ich ſchenke dir's allein
Zuvor mußt du Beſcheid mir geben,
Warum du ſtets ſo fröhlich biſt,
Indeß mich, Prinzen vom Geblüte,
Der Ueberdruß und Mißmuth frißt?“ —
„Herr!“ ſprach das Eichhorn, „deine Güte
Macht Wahrheit mir zur Pflicht; doch hier
Spricht ſich's nicht gut; ich quetſchte mir
Bei meinem ſchweren Fall die Lunge;
Laß mich in's Freie.“ — „Nun, es ſei,“
Verſetzt der Prinz, und gab es frei.
Das Eichhorn maß mit einem Sprunge
Den Baum, und ſprach vom höchſten Aſt:
„Du wollteſt mein Geheimniß wiſſen;
Hier iſt's: ein Gut, das du nicht haſt,
Das deines Gleichen ſtets vermiſſen,
Erhält mein Herz beim heiterm Muth.“ —
„So nenne mir dies edle Gut.“ —
„Es heißt: ein ruhiges Gewiſſen.“

Der Hund und der Eſel.

Der bied're Hund verließ die Burg der wilden Leuen;
Er traf auf einer grünen Bahn
Den ſanften Junker Langohr an.
„Woher?“ — „Ich floh den Hof.“ — „Warum?“ — „Die Plackereien
Des Sultans kränkten mich.“ — „Das brave Thier!
Wohlan, ich mache dich zu meinem Leiblakeien.
Bleib hier, ich bin nicht grauſam, wie der Schach.“ —
„Nein,“ ſprach der Hund mit ernſten Mienen,
„Verbrechen iſt's, dem Wüthrich dienen;
Dem Dummkopf dienen, wäre Schmach.“

Der Wallfiſch und der Löwe.

Zween Herrſcher, der vom feſten Lande
Und der vom Ocean, geriethen einſt in Streit.
Warum? Der Löwe ging mit ſeiner Herrlichkeit
Luſtwandelnd an des Meeres Rande,
Indeß der Wallfiſch einen Solotanz
Auf ſeiner Fläche hielt. Er peitſchte mit dem Schwanz
Die grüne Fluth, und ſpritzte bis zum Strande
Den Zwillingsſtrom, der ſeiner Naſ' entquoll.
Der feuchte Staub erreicht des ſtolzen Leuen
Geweihtes Haupt. Dergleichen Neckereien
Verzeihet kein Monarch. Er wurde toll,
Er hob den ſtarren Schweif, er ſträubte ſeine Mähne,
Er blöckte die gewetzten Zähne,
Und rief den Seetyrann mit gräßlichem Gebrüll
Zum Zweikampf auf. Der Wallfiſch rennt entrüſtet
Auf ſeinen Gegner los, der ſich zum Kriege rüſtet.
Allein, indem er ſich ihm nähern will,
Prallt er vom klippigten Geſtade
Ins Meer zurück. Des Löwen Muth,
Der ihm entgegenſchießt, zäumt die gethürmte Fluth.
Er ſchnaubt und ſchäumt und bleibt gebannt am Ufer ſtehen.
Kurz, beiden Kämpfern läßt die gütige Natur
Nichts als die Macht, ſich tobend anzuſehen.
Sie ſahen bald ſich ſatt. Der Leviathan fuhr
Hinab in ſeine feuchten Staaten,
Schach Löwe trollte ſich in ſeinen Hain.
O Himmel, möchte doch auch unſern Potentaten,
Ein ſolches Ziel geſtecket ſein!

Der Fuchs und der Bär.

Ein ſchlauer Fuchs fing ſich in einer Falle
Und ächzte jämmerlich. Ein weiſer Bär
Kam an den Ort, gelockt vom dumpfen Schalle
Der ekeln Elegie. „Der Himmel führt dich her,"
Rief Reinhard aus, vom Tode mich zu retten.
„Ein Druck von deiner Fauſt zerſprenget meine Ketten."
„Wie fiel'ſt du denn in Sklaverei?"
Verſetzt der Samojed; „ihr Herren Hühnerdiebe
Seid ſonſt verſchmitzt genug." — „Ei nun, aus Bruderliebe,"
Sprach Meiſter Fuchs. „Auf meiner Streiferei
Sah ich ein fettes Aas in dieſer Falle liegen.
Ha, dacht ich bei mir ſelbſt, ein unerfahrnes Thier
Kann dieſer Köder leicht betrügen;
Auf, Reinhard, nimm ihn weg! der Fuß entwiſchte mir,
Die Falle ſchnappte zu, und ach! ich war gefangen.
Zieht deine Großmuth mich nicht aus dem ehr'nen Netz,
So wird mein Henker bald mit meinem Felle prangen." —
„Beim Zeus! das ſoll er nicht!" erwidert Petz
Und bricht den Kerker auf. „Gottlob, es giebt noch Bären.
Getroſt, ich werde dich mit Haut und Haar verzehren."

Der junge Wolf.

Ein junger Wolf, ja wohl war er noch jung,
Doch überklug in ſeiner Einbildung,
Sprach zu ſich ſelbſt: „Die Schafe fliehn uns Wölfe;
Wenn du ſie haſchen willſt, ſo mache dich zum Schaf."
Geſagt, gethan. Er fraß das erſte, das er traf,
Und hüllte ſich in ſeine Schelfe.
So zog er durch den Wald. Sein eigener Papa
Ward ihn gewahr. Durch ſein Gewand getäuſchet,
Sprang er herbei, und eh' er ſich's verſah,
Biß er den Kopf ihm ab. Er war ſchon halb zerfleiſchet,
Als er die Liſt entdeckt." „Was ungerath'ner Sohn,"
Rief er, „Du wollteſt mich belügen?
Doch du verdieneſt deinen Lohn:
Der Menſch nur hat das Recht im Schafspelz zu betrügen."

Der Gimpel und der Kukuk.

Ein Gimpel trat mit Angſtgeſchrei
Vor den Chroniden Tief beweget
Sprach er: „Der Kukuk hat ſein Ei
Mit Einbruch in mein Neſt geleget.“

Der Gott empfing ihn voller Huld,
Und ſetzte ſtracks den Schelm zur Rede;
Allein er ſprach: „Ich bin nicht Schuld
An dieſer unbefugten Fehde.“

„Du ſelbſt Herr Zeus, verliehſt mir nur
Die Kraft zu legen, nicht zu brüten.
Wer kann die Triebe der Natur,
Die mich beherrſchen, mir verbieten.“

„Der Blitz“, rief ihm der Gimpel zu,
„Erſchlage dich mit deinen Trieben
Und deinem Ei! was mußteſt du
Gerade mir es unterſchieben?“ —

„Gut“ ſprach der Schalk, „wer mir ſo trotzt
Begeht ein Majeſtätsverbrechen.
Und Zeus, der ſelber gern ſchmarotzt,
Wird den verwegnen Frevel rächen.“

Chronion lächelt: „Kinderei!“
Ruft er nach reiflichem Erwägen:
„Dir, Kukuk, ſteht es ferner frei,
Dein Ei, wohin du willſt, zu legen.“

Der Gimpel murrte. „Dummer Wicht,“
Sprach Zeus, „wie darfſt du dich beſchweren!
Du weißt es, hundert wiſſen's nicht,
Daß ſie ein Kukukskind ernähren.“

Der weiße Elephant.

In Siam ehret man den weißen Elephanten;
Er wird auf Gold bedient und wohnt in einem Schloß.
Der fromme Pöbel küßt die Fährte des Giganten,
Mit Weihrauch fröhnet ihm ein bunter Pfaffentroß:

Oft ſieht man Heere gar im Krieg ihr Blut verſpritzen,
Um dieſes Kleinod zu beſitzen.

Ein ſolcher weißer Elephant —
Er hatte, wie man ſagt, für ihre zween Verſtand —
Bat ſeinen Wärter einſt, ihm anzuzeigen,
Warum vor ihm ſich alle Kniee beugen.
„Ich weiß,“ ſprach er „doch wahrlich nicht wofür?
Ich bin ja nur ein bloßes Thier.“

„Ei,“ war die Antwort des erſtaunten Heiden,
„Erlauchter Fürſt, ſie ſind auch zu beſcheiden,
Ihr treuer Knecht kennt Ihren hohen Stand;
Er weiß, daß nach dem Tod der Menſchen große Seelen,
Die man als Helden pries, ſich das Gewand
Des weißen Elephanten wählen.“

„Wer? ich ein Menſch?“ Verſetzt das biedre Thier,
„Und wegen dieſes Wahns hält man mich hier gefangen?
Freund, laß mich in den Wald, man treibt ſein Spiel mit mir
Und hat euch alle hintergangen.
Urtheile ſelbſt: der Elephant kennt nur
Den Stolz des Edelmuths, verachtet ſchwache Feinde,
Iſt mäßig im Genuß der Güter der Natur,
In ſeiner Liebe keuſch und ſtirbt für ſeine Freunde.
Nun ſage mir, wie iſt's in aller Welt
Nur möglich, daß man uns für Menſchen hält?“

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Der Märkiſche Eulenſpiegel.

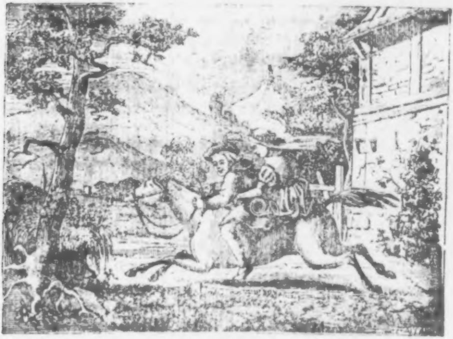
das iſt:

Seltſame und kurzweilige Geſchichten

von

Hans Clauert

in Trebbin.



Von

O. L. B. Wolff.

Volksbücher. 39.

Leipzig, Verlag von O. Wigand.

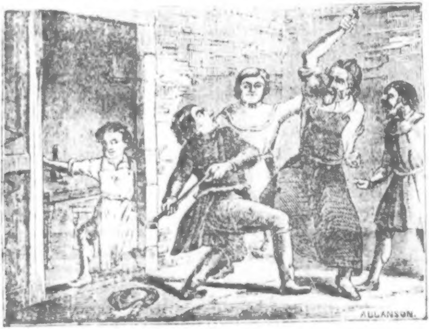
Staatsbibliothek
München

Hans Clauert,

Schloſſer aus Trebbin.

Wie Hans Clauert zum Handwerke gebracht ward und ſeinen Meiſter mit einem Bauern zuſammenbrachte.

Vor nunmehr vielen Jahren wohnte ein Bürger zu Trebbin in der Mark Brandenburg, der hieß Peter Clauert, und zeugte mit ſeinem ehelichen Weibe einen Sohn, mit Namen Hans. Dieſer war von Natur ein ſo merkwürdiger Menſch, daß ſeines Gleichen kaum Einer wieder nach ihm kommen wird. Nach zurückgelegten Knabenalter brachte ihn ſein Vater nach Zerbſt und ließ ihn das Schloſſerhandwerk erlernen. Als er nun in der Lehre war und ſein Lehrmeiſter einmal gute Freunde bei ſich hatte, denen Hans Clauert Wein und Bier einſchenkte, da begab ſich's, daß von Ungefähr ein ſtarker vierſchrötiger Bauernknecht vor das Haus kam und heftig an die Thür klopfte. Um ihm aufzumachen, lief Hans Clauert eilends hinaus und fragte: „was des Bauern Begehren ſei?“ Dieſer gab ihm zur Antwort: „Ich wollte gern ein Schloß kaufen.“ Darauf ſagte Hans Clauert: „Ich habe keine Macht dazu, dieſelben zu verkaufen; ich will aber meinen Meiſter herausrufen, der wird euch den Kauf bald ſagen. Damit ihr aber deſto beſſer zum Handel kommen könnet, ſo mögt ihr wiſſen, daß mein Meiſter ſehr ſchwer hört; deshalb muß Einer gar laut rufen, wenn er etwas verſtehen ſoll.“ Der Bauer glaubte auch, daß dieſes ſich alſo verhalte. Hans Clauert merkte, [illegible] Vorhaben einen glücklichen Fortgang haben werde. Darum berichtete er in gleicher Weiſe auch ſeinem Meiſter, „es wünſche Einer ein Schloß zu kaufen, derſelbe ſei aber faſt taub,“ was denn ſein Meiſter auch glaubte. Indem nun dieſer zur Stubenthüre hinausging, ſchrie ihm der Bauer entgegen, ſo laut er nur immer konnte: „Einen guten Tag, Meiſter! einen guten Tag!“ Da fing Hans Clauert in der Stube vor dem Tiſche an zu lachen, und ſagte zu den Gäſten: „Ich habe ſie Beide zuſammengebracht; ſie mögen ſehen, wie ſie wieder auseinander kommen.“ Dies verſtanden aber die Gäſte nicht, ſondern wunderten ſich über das große Geſchrei und glaubten nicht anders, als daß die Leute beide unſinnig geworden wären; denn der Meiſter ſchrie noch viel heftiger als der Bauer, und das Geſchrei über den Kauf wurde ſo lange getrieben, bis endlich Jeder von ihnen mit ruhigen Worten zu ſich ſelbſt ſagte: „Hat mich denn der Teufel mit ſolchem Narren betrogen?“ So kamen ſie von dem Narrenſchel-



ten endlich gar zum Raufen und Schlagen, und richteten einander mit dem Hammer gar häßlich zu, bis zuletzt die Nachbarn von der Gaſſe und des Kleinſchmieds Gäſte aus der Stube kamen und Frieden ſtifteten. Später lachten die Nachbarn und Gäſte gewaltig darüber, als ſie den Grund des Lärmes erfuhren und Hans Clauerts wunderlichen Kopf dabei kennen lernten.

Wie es Clauerten ergangen iſt, als er von ſeinem Meiſter fortgewandert war.

Als Clauert das Schloſſerhandwerk fertig verſtand und alſo bei ſeinem Meiſter ausgelernt hatte, wo er noch viele ſeltſame Schwänke trieb, begab er ſich auf die Wanderſchaft, konnte aber immer keine Arbeit bekommen. Da er nun ſein Geld verzehrt hatte, gerieth er eines Abends in ein Dorf, wo gerade eine Hochzeit war. Zu dieſer war auch der Schmied dieſes Ortes mit ſeiner Frau und ſeiner Tochter eingeladen. Clauert bat den Schmied um Herberge; dieſer aber gab ihm zur Antwort: „Die Kleinſchmiede erweiſen doch den Grobſchmieden wenig Gutes; deshalb darfſt du dich bei mir keiner Herberge getröſten, ſondern magſt in's Wirthshaus gehen.“ Dem armen Geſellen wollte es ſchwer werden, aus leerem Beutel Geld zu bezahlen. Deshalb ging er hin und legte ſich unter einen Schoppen vor des Schmiedes Thüre, in der Meinung, wenn der Schmied nach Hauſe kommen würde, ſo wollte er ihn überreden, daß er ihn zur Herberge aufnehmen möchte. Hier war Hans Clauerten mehr Glück beſchieden als Recht. Als er nämlich in der Kälte verborgen da lag vor der Thüre des Schmiedes, kam die Tochter deſſelben vom Tanze nach Hauſe, um das Vieh zu beſchicken. Dieſe ließ die Hausthür offen ſtehen, und während ſie nun ihren Schmuck in der Kammer ablegte, ſchlich Clauert unterdeſſen behend in die Stube und ſtieg auf die Hünden über dem großen Kachelofen, um daſelbſt die Nacht hindurch in der Wärme zu ſchlafen. In jenem Dorfe nämlich hat jeder Bauer über ſeinem Kachelofen eine geflochtene Hürde, worauf ſie während der Winterszeit die Käſe zu trocknen pflegen. Hier lag nun Clauert in größter Furcht und Angſt und das Mädchen ging wieder zum Abendtanze. Als nun der Schmied und ſeine Frau von der Hochzeit nach Hauſe gekommen und längſt zu Bette gegangen waren, brachte des Schmiedes Tochter den Sohn des Schulzen in dem Dorfe mit ſich, ſetzte ſich mit ihm hinter den Tiſch, trug Eſſen und Trinken auf, und ſcherzte freundlich mit ihm, bis ſie der junge Schulze fragte: „ob ſie ihm nicht einen Kuß geben wolle?“ Das gute Mädchen weigerte ſich Anfangs, entſchloß ſich aber endlich, ihm ſeine Bitte zu gewähren. Um dies Alles mit anzuſehen, rückte Hans Clauert etwas weiter vor. Da wurde auf einmal der untere Theil ſchwerer als der obere und er fiel ſammt den Hürden vom Ofen herab. Darüber erſchraken Beide gar heftig, liefen davon und ließen Eſſen und Trinken ſammt dem Lichte auf dem Tiſche ſtehen. Clauert, darüber hoch erfreut für ſeinen hungrigen Magen, ſteckte das Brod und die andern Speiſen in ſeine Taſche, fand außerdem noch fünf Groſchen Geld auf dem Tiſche liegen, die er ebenfalls mit ſich nahm, und trollte ſo zum Hauſe hinaus. Den übrigen Theil der Nacht verkroch er ſich vor dem Dorfe in einen Heuſchober, in welchem er ganz ſanft ſchlief bis an den lichten Morgen. Denn er befürchtete, wenn der Schmied erwachen und ihn ergreifen würde, ſo möchte er ihm den großen Hammer zu koſten geben, deſſen die Kleinſchmiede gar wenig gewohnt ſind.

Wie Hans Clauert nach Ungarn zog, dort aber keine Arbeit fand und eines Grafen Büchſenmeiſter ward; wie er ferner daſelbſt ſtarb und wieder lebendig wurde.

Mit ſolchen Lebensmitteln und den obenerwähnten fünf Groſchen zog Hans Clauert hin und her auf ſeinem Handwerke, um Arbeit zu ſuchen. So kam er bis in's Land Ungarn, und weil er ein guter Büchſenmeiſter war, ſo wurde er als ſolcher daſelbſt von einem jungen Grafen auf- und angenommen. Dieſem diente er denn auch eine Zeitlang und vertrieb ihm mit lächerlichen und kurzweiligen Scherzen die Zeit. Deshalb wurde er ſehr lieb gehalten und erhielt neben ſeiner Beſoldung noch manches ſchöne Trinkgeld. Davon bewahrte er jedoch ſehr wenig auf, weil ihn loſe Geſellen, mit denen er ſich gern einließ, gewöhnlich um daſſelbe brachten. Es iſt aber im Lande Ungarn der Gebrauch, daß die Edelleute, welche unter den Grafen ſtehen, dieſen auch dienen müſſen und daß dieſelben, ſo oft ſie zu Hauſe geweſen ſind und wieder nach Hofe kommen, den Herren oder ihren Frauen ein Geſchenk mitbringen, ſollten es auch nur einige Kapaunen ſein, deren ſie beſonders viele haben. Oben erwähnter Graf hatte noch ſeine Mutter, welche die Herrſchaft führte. Dieſe ſprach einſtmals ſcherzweiſe zu Clauerten: „Hans, du ſiehſt, daß unſere andern Hofdiener uns fortwährend Geſchenke bringen, und du haſt uns bisher noch Nichts gebracht; hätteſt du dies gethan, ſo würden wir uns gegen dich auch gnädiger zu erzeigen wiſſen.“ Da erwiderte Clauert: „Gnädige Frau, ſo mir das Glück etwas beſcheeren wird, ſo will ich eure Gnaden auch nicht vergeſſen,“ und dachte ſofort auf Mittel und Wege, wie er der Gräfin ein Geſchenk bringen könnte, damit er auch vielleicht mit Gnaden überhäuft werden möchte, wie die andern Hofdiener. Gewöhnlich aber pflegen jene Grafen ihre Diener, die in ihrem Lande bei ihnen zu bleiben Luſt haben, mit etlichen Unterthanen zu begaben. Clauert ging nun eines Abends hin in den Meierhof der Gräfin, der nicht weit von jenem Schloſſe liegt, und ſagte zu der Meierin, die Gräfin hätte befohlen, ſie ſolle alle Gänſe und Kapaunen abſchlachten und abbrühen, welche er des andern Tages früh nach Hofe bringen ſollte. Es iſt nämlich in jenem Lande Sitte, daß man die Gänſe ſowohl als die Hühner brühet und die Federn wegſchüttet. Da die Meierin wußte, daß Clauert bei dem Grafen ein angenehmer Diener war, ſo ſchenkte ſie ihm leicht Glauben; ſie würgte die Gänſe und Kapaunen ab und reinigte ſie von den Federn, wie er befohlen hatte. Als es nun Tag werden wollte, hing Clauert die vierundfünfzig Kapaunen und die ſechsunddreißig Gänſe an zwei Stangen, ließ ſie von vier Bauern vor ſich hertragen, ging dann zu der Gräfin und ſprach: „Gnädige Frau, ob ich gleich bisher nicht viel gehabt e, was ich euer Gnaden hätte ſchenken können, ſo habe i doch jezt die hier gegenwärtigen Kapaunen und Gänſe herbeizu ſchaffen vermocht, die ich euer Gnaden verehren will.“ Di Gräfin dankte ihm herzlich dafür und verſprach es mit Gnade zu erkennen und zu vergelten.

Ehe es aber Abend ward, kam die Meierin und fragte di alte Gräfin, warum ſie denn den Meierhof ſo wüſte gemacht un alle Gänſe und Kapaunen habe ſchlachten laſſen, da ſie doch ſolch bei ihren Unterthanen wohl hätte bekommen können? Darübe erſchrak die Gräfin und fragte, aus welcher Urſache ſie dies ge than hätte? Die Meierin berichtete Clauerts Befehl, welchem ſi hätte nachkommen müſſen. Deswegen ward die Gräfin Clauerten ſo feind, daß ſie ihn nicht wieder vor ihr Angeſicht wollt kommen laſſen. Darüber ward Keiner ſo betrübt als der jung Graf, da er nun ſeinen liebſten Diener nicht mehr vor ſeine Mutter bringen durfte. Da gab ihm Clauert den Rath, er ſolle einen Sarg machen laſſen. In dieſen legte ſich Clauert, als ob er todt wäre und der Graf befahl ihn dann mit Fackeln in die Kirche zu tragen und ließ zum Leichenzuge läuten. Als die Mutter fragte: „wer geſtorben ſei?“ erwiderte der Graf: „Mein lieber Clauert iſt todt.“ Die Gräfin wollte ihn zum letzten Male noch ſehen und ging deshalb mit ihrem Sohne, dem Grafen, in die Kirche hinab. Als ſie zum Sarge kamen, in welchem Clauert lag und zugedeckt war, ſagte der Graf zu ſeiner Mutter: „Ach liebe Frau Mutter! ich bitte euch um des Himmelswillen, wollet doch dieſem armen Clauert ſeine Miſſethat, ſofern er euch etwa beleidigt hat, hier in dieſer Welt verzeihen!“ Die Gräfin glaubte, er wäre todt und ſagte: „Ob er gleich heftig wider uns geſündigt hat, ſo verzeihen wir ihm doch hiermit ſein Vergehen.“

Als nun Clauert dieſe tröſtlichen Worte hörte, ſprang er aus dem Sarge heraus, fiel vor der Gräfin nieder, und dankte ihr auf's Unterthänigſte für die ihm erwieſene Gnade. Da erſchrak die Gräfin und hätte gern mit ihrem Sohne und mit Clauerten gezürnt; aber ſie meinte, es möchte für ſie nicht rühmlich ſein, ihr Wort zu brechen. So blieb Clauert an dieſem Hofe, bis Peſth und Ofen von den Türken belagert und jener Graf gefangen ward, wo dann Hans Clauert keinen Herrn mehr hatte und deshalb ſeinem Handwerke nachziehen mußte.

Wie Clauert Arbeit ſucht, aber keine findet und deshalb ſich zu den Spitzbuben geſellt.

So mußte nun Clauert kläglich von ſeinem Herrn Abſchied nehmen und wußte für die Zukunft nichts weiter anzufangen, als ſeinem Handwerke nachzuziehen. Dieſes wollte ihm jedoch durchaus keinen Gewinn bringen und der Bauch wollte gleichwohl geſättigt ſein. Deshalb begab ſich Clauert zu einer Rotte, die man Spitzbuben nennt, und erlernte von denſelben ihre Kunſt ſo fertig, daß er mit Recht ein Meiſter derſelben hätte genannt werden können. Er behalf ſich auch eine Zeitlang damit, bis endlich ein ſolcher Handel im ganzen Römiſchen Reiche bei ſchwerer Strafe verboten wurde. Da erdachte ſich Clauert einen neuen Fund; er hing eine Trompete um ſeinen Hals und gab ſich für einen Trompeter aus, der kürzlich aus Ungarn gekommen wäre. Dies that er, damit er um ſo leichter in den vornehmſten Wirthshäuſern zur Herberge aufgenommen werden und ſeine Nahrung daſelbſt bei den ſtattlichen Gäſten finden möchte. Zu jener Zeit nämlich waren eben die Städte Peſth und Ofen in Ungarn von den Türken geſtürmt und eingenommen worden, wie in der vorigen Geſchichte ſchon erzählt worden iſt.

Wie Clauert Sturm bläſt, als Peſth and Ofen geſtürmt ward.

So zog nun Hans Clauert mit der Trompete herum. Die Kriegsleute aus Ungarn aber brachten immer wenig Geld mit ſich, und deshalb konnte Clauert auch nicht viel von ihnen bekommen. Da kam er endlich in eine Stadt, in welcher zwei Wirthshäuſer waren; er fragte, welches das beſte von dieſen zweien ſei. In dieſes ging er dann und bat um Herberge. Die Wirthin entſchuldigte ſich damit, daß ſie in Abweſenheit ihres Mannes Ni-

manden beherbergen dürfe, und je heftiger er um Herberge na
ſuchte, deſto mehr und ungeſtümer verweigerte ſie ihm dieſelbe,
daß er zuletzt davon zu gehen Willens war. Gleichwohl a
dachte er bei ſich ſelbſt, daß, wenn er in einer ſchlechten Herbe
einkehren ſollte, wohin nur ſchlechte Leute kämen, die wenig G
hätten, ſein Beutel ihm wohl ebenſo leer bleiben würde, als
vorher geweſen. Während er nun ſo zur Stubenthüre hina
trat, ſah er dieſer gegenüber im Hauſe ein kleines Stübchen
wenig offen ſtehen, in welchem ein wohlbereitetes Bette ſta
In dieſes Stübchen verkroch er ſich unter das Bette und wart
daſelbſt in der Meinung, daß vielleicht etliche Gäſte in d
Wirthshaus kommen möchten, zu denen er ſich heimlicher W
geſellen und von welchen er dann ſeine freie Zehrung erhal
könnte. Ehe aber die Gäſte kamen, ward Clauerten unter d
Bette die Zeit ſehr lang. Da kam unvermuthet die Wirthin
das Stübchen und führte ihren guten Freund mit ſich hinein. Die
legte ſeinen braunen Mantel ab und die Wirthin trug ihm das be
Eſſen und Trinken auf; dann ſetzte ſie ſich zu ihm an den Tiſch n
der und ſcherzte freundlich mit ihm, und Beide aßen und trank
und koſten nach Genügen mit einander. Da fing zuletzt der g
Freund an von der neuen Zeitung aus Ungarn zu reden und
erzählen, wie der Türke Peſth und Ofen geſtürmt und eingeno
men hätte. Die Wirthin, die noch nichts von der Beſtürmu
einer Stadt gehört hatte, fragte ihren Freund: wie das wohl z
ginge, wenn eine Stadt geſtürmt und erobert würde. Als die
es ihr erklären wollte und ſie dabei zärtlich umfaßte, fing Clau
mit Ungeſtüm an unter dem Bette hervor Sturm zu blaſen.
dachten Beide nicht anders, als daß der lebendige Teufel vorha
den wäre, ſie liefen vor Schrecken davon, vergaßen dabei E
und Trinken und ließen die noch übrigen Speiſen und Geträ
ſtehen, und der gute Freund vergaß ſelbſt ſeinen Mantel mitz
nehmen. Clauert konnte es ſich nicht beſſer wünſchen, als
ihm begegnete; er ſetzte ſich hin, aß was ihm ſchmeckte u
ſchenkte ein und trank aus bis an den lichten Morgen. Do hi
er dann des guten Freundes braunen Mantel um, band in de

ſelben einen Aermel zu und ſteckte die zwei beſten ſilbernen Becher hinein; dann warf er die Trompete über den Mantel und ging damit in das andere Wirthshaus, welches in jener Stadt war. Dort legte er ſich auf eine Bank, bis der Wirth aufſtand, welchen er ſodann um Herberge bat. Dieſer nahm ihn auf, obgleich ſowohl der Wirth ſelbſt als auch andere Leute nicht anders glaubten, als daß er ein Narr wäre.

Als nun Clauert bei dem Mittagsmahle Wein forderte, wollte ihm der Wirth keinen reichen laſſen, außer wenn er ihn vorher bezahlt hätte. Da aber Clauert kein Geld hatte, ſo ſuchte er den einen von den zwei Bechern hervor und wünſchte einiges Geld auf denſelben zu haben. Der Wirth erkannte ſogleich an dem Merkzeichen dieſes Bechers, daß derſelbe ſeiner Nachbarin gehörte; er ſchickte deshalb heimlich zu der Wirthin, wo Clauert jene Becher bekommen hätte, und ließ ſie fragen, ob ſie nicht etliche Becher verloren hätte; ihm ſei nämlich einer derſelben in die Hände gekommen. Die Wirthin lief ganz unbeſonnen dahin und warf Clauerten vor, daß er ihr den Becher geſtohlen habe. Darauf erwiderte Clauert: „Ich habe Niemandem etwas geſtohlen, ſondern ich habe die Becher bekommen, als man Peſth und Ofen ſtürmte, denn ich habe daſelbſt zum Sturme geblaſen;“ er bat auch die Wirthin, „ſie möchte ihn mit ſolchen Worten fernerhin verſchont laſſen,“ und ſagte, „wofern ihr die Becher beliebten, ſo könnten ſie ihr um eine billige Bezahlung wohl abgelaſſen werden.“ Die Wirthin wußte ſich ſchuldig, da ſie wider ihre Ehre gehandelt hatte; deshalb winkte ſie Clauerten, er möchte zu ihr hinaus kommen. Clauert verſtand wohl, wie dieſe Kreide ſchrieb, und ging zu der Frau hinaus; er empfing von derſelben fünfzig Thaler und ſtellte ihr dagegen die beiden Becher zurück. Deshalb war er nun auch viel fröhlicher als zuvor, und ſprang und tanzte mit dem braunen Mantel und der Trompete, welche er über denſelben gehängt hatte, auf der Gaſſe herum, um zu verſuchen, ob auch Jemand dieſen Rock kennen würde. Da ward jenem guten Manne, welchem der Mantel gehörte, ſehr bange; er begab ſich deshalb heimlich zu Clauerten, ſchenkte ihm dreißig Thaler für den Mantel und bat ihn inſtändig, er möge nur um Gotteswillen Niemandem etwas davon ſagen. Clauert verſprach es wohl zu thun, wer es aber halten würde, dafür ließ er den guten Freund ſorgen; daher weiß auch Niemand etwas davon zu ſagen, als Kinder und alte Leute.

Wie Clauert heimzieht und ſich verheirathet

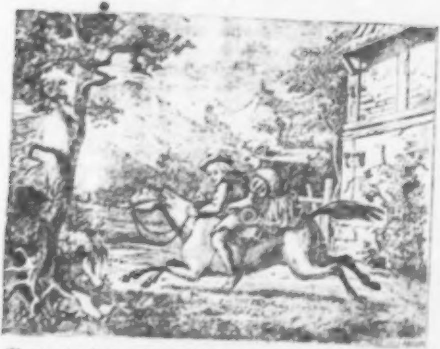
Da nun Hans Clauerten ſeine Beute wohl gerathen war, ſo daß er ſich in ganz kurzer Zeit und mit gutem Gewiſſen achtzig Thaler verdient hatte, da gedachte er ſeinem Vater einen frommen Sohn nach Hauſe zu bringen. Er verſchickte deshalb ſeine Trompete und kehrte nach Trebbin zurück. Sein Vater war darüber auf's Höchſte erfreut, daß er einen ſolchen Beutel voll Geld mit nach Hauſe brachte, und überredete ſeinen Sohn in den Eheſtand zu treten, in der tröſtlichen Hoffnung, Hans werde die alte Haut abgezogen haben und ſein Geld gut anzulegen wiſſen. Dies that Clauert auch auf's Beſte, wie aus den nachfolgenden Geſchichten zu erſehen iſt.

Wie Clauert mit der Braut von Trebbin nach Treuen-Brietzen fuhr und auf dem Wege ſeine Hofleute zählte.

Kurze Zeit darauf begab ſich's, daß Balter Luſſe aus Treuen-Brietzen Margaretha, die Tochter des Bürgermeiſters Peter Müller zu Trebbin, heirathete. Als nun der Tag herankam, wo man die Braut von Trebbin nach Treuen-Brietzen führen ſollte, wie es in jenem Lande Sitte iſt, ward unter Andern auch Clauert zur Hochzeit eingeladen und machte dabei einen Reiter. Nach ſeiner Gewohnheit hing er ein großes Jägerhorn auf den Rücken, um vielleicht ein Lachen damit erregen zu können. Dies kam ihm denn auch auf der Fahrt ſehr zu Statten. Denn als die Leute von Treuen-Brietzen der Braut entgegengeritten kamen und einen gelehrten Mann bei ſich hatten, der ſich, um die Braut aufzunehmen, auf eine herrliche Rede vorbereitet hatte, war dieſem doch, gegenüber dem fremden Volke, der Muth ſo ſehr entfallen, daß er nichts Ordentliches hervorzubringen im Stande war. Clauert bemerkte bald, daß der Mann erſchrocken war; deshalb ſagte er zu ihm: „Mein guter Freund! haltet ein wenig inne mit der Rede, ich muß herumblaſen und meine Hofleute zählen, damit ich nicht etwa einen derſelben verloren habe.“ Sogleich fing er an auf ſeinem Horne zu blaſen und ſprengte drei bis viermal um die Wagen herum, fortwährend blaſend, bis er glaubte, der Redner werde ſich erholt und ſeine Rede wieder gefaßt haben. Da hörte er auf zu blaſen und ſagte: „Lieber Freund, meine Ritter ſind noch alle da; habt ihr nun etwas zu reden, ſo mögt ihr es vorbringen.“ Unterdeſſen hatte der Redner ſich beſonnen, hielt darauf eine ſchöne Rede und empfing die Braut ſammt ihren Freunden und Verwandten. So zogen ſie zuſammen nach Treuen-Brietzen, wo die Hochzeit in Freuden begonnen und Clauerts Hornblaſen von allen Gäſten gewaltig belacht ward.

Weil nun zu Treuen-Brietzen die Sitte war, daß, wenn einer von den Rathsfreunden oder Kindern derſelben Hochzeit hielten, ſie am dritten Tage der Hochzeit hinaus in ihre Meierei ritten, wo ſie friſche Milch oder ſonſt eine Mahlzeit beſtellen ließen, und jede Mannsperſon dabei eine Frau oder Jungfrau hinter ſich auf ſein Pferd nahm; ſo hatte Clauert auch eine vornehme Jungfrau hinter ſich aufgeſetzt. Als ſie nun wieder in die Stadt zurückritten, geſchah es, daß Clauert ſeinem Pferde die Sporen gab und in vollem Galopp in die Stadt hineinſprengte. Da fing die Jungfrau an zu ſchreien: „Ach Clauert, Clauert! reitet langſam oder ich werde vom Pferde fallen.“ Clauert aber antwortete ihr: „O liebe Jungfrau, ich kann das Pferd nicht halten, greift ſchnell herum und haltet euch am Sattelknopf an!“

Die Jungfrau hatte in ihrer Angſt vergeſſen, daß Clauert keinen Sattel auf dem Pferde hatte, und griff deshalb eilends mit beiden Händen nach dem Sattelknopf. Als ſie bemerkte, daß der Sattel ganz fehlte, ſchrie ſie immer heftiger, ſie werde fallen



Glauert aber ſagte zu ihr, ſie ſolle ihn nur feſt umklammern, ſo werde ſie nicht fallen. Dies that denn die Jungfrau, und ſo ſprengte Glauert mit den andern Herren und ſeinen Mitgeſellen fort, bis ſie vor dem Hauſe ankamen, in welchem die Hochzeit gefeiert wurde. Da hielt er an und zeigte den Gäſten, wie die Jungfrau ihn zärtlich umarmt hätte, damit ſie nicht vom Pferde gefallen wäre. Da ſchämte ſich die Jungfrau ſo ſehr, daß ſie eilends nach Hauſe lief und nicht wieder zur Hochzeit kam. Hatten nun die Hochzeitsgäſte Glauerts Hornblaſen zuvor hinlänglich belacht, ſo war dieſes Reiten Jedem noch viel lächerlicher. Es ward alſo die Hochzeit in aller Fröhlichkeit vollendet und jene Leute hätten Glauerten ſpäter wohl oftmals gern wieder bei ſich gehabt, wenn ſie guter Dinge waren.

ſeine Nahrung zu erwerben anfing und wie ihm der Markt übel gerieth.

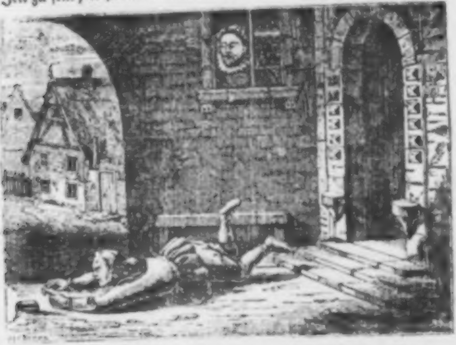
Als Clauert von jener Hochzeit nach Hauſe gekommen war, da verdroß es ihn den Hammer zu heben und auch das Feilen mochte er nicht mehr hören. Da gedachte er ein Kaufmann zu werden; er zog alſo hin in's Land Mecklenburg, kaufte daſelbſt zweihundert Ziegen und Böcke, trieb dieſelben am Tage des Laurentius nach Jüterbock auf den Markt und verkaufte ſie ſo, daß er den Winter hindurch ſeine Nahrung wohl hätte davon haben können. Mit dieſem Gelde aber dachte er noch mehr zu erwerben, zumal da er in der Spitzbüberei ſehr wohl erfahren war Deshalb ſetzte er ſich mit etlichen Spitzbuben vor dem Stadtkeller zu Jüterbock nieder, um zu ſpielen, und ſpielte ſo lange, bis die Andern über ihn Meiſter wurden und ihm ſein ganzes Geld, welches er ſich durch ſeinen Handel erworben, abgewonnen hatten. Da wußte Hans Clauert nicht mehr, was er anfangen ſollte; er nahm die Karten, mit welchen ſie geſpielt hatten, und ſteckte ſie in ſeinen Kober. So ging er denn nach Hauſe gen Trebbin; dort hing er den Kober, in welchem die Karten waren, in ſeinem Hauſe an die Wand, ging dann in die Stube, ſetzte ſich an den Tiſch und ſah, die Hand an den Kopf gelehnt, gar traurig aus. Seine Frau Margaretha war ſolche Traurigkeit bei ihm gar nicht gewohnt und fragte ihn deshalb: „Lieber Hans, warum ſeid ihr doch ſo traurig? das pflegt ihr ja ſonſt gar nicht zu thun; was gilt's, ihr habt das Vieh nicht gut verkauft oder gar verborgt?“ Hierauf erwiderte Hans Clauert: „Ja freilich, liebe Gretha, ich hab' es ganz ungewiſſen Leuten verborgt; gehe nur einmal hinaus, in dem Kober an der Wand wirſt du die Handſchrift wohl finden.“ Margaretha wollte die Handſchrift aufheben, fand aber in dem Kober nichts weiter als Kartenblätter. Darüber erſchrak ſie und rief ihm zu: „O Hans, ich dürfte wetten, ihr habt das Geld verſpielt!“ Clauert erwiderte: „Aus der Schuldverſicherung kannſt du wohl erachten, wer meine Schuldleute ſind.“ Da fing ſie an, Ach und Weh' zu ſchreien, daß ſie einen ſolchen Mann bekommen hätte, der ihr Alles durchbrächte. Mit ſolchem Geſchrei lief ſie zu dem Rathhauſe, wo die Rathsherren eben verſammelt waren, und klagte dort über ihren Mann, daß er nur darauf bedacht wäre, Alles durchzubringen und ihr in keiner Sache folgen wollte; daneben erzählte ſie auch, was er kürzlich erſt in Jüterbock begangen hätte. Die Rathsherren ließen Clauerten auf das Rathhaus fordern, gaben ihm einen derben Verweis und geboten ihm, daß er ſeinem Weibe auch bisweilen folgen ſolle, wenn ſie ihm zu etwas Gutem rathen würde. Clauert verſprach es zu thun und ging wieder nach Hauſe; da erwiſchte er zufällig einen ſtarken Prügel, mit welchem er nun ſeinem Weibe zu folgen gedachte. Als dieſe Solches merkte, wartete ſie nicht erſt auf ihn, ſondern lief zum Hauſe hinaus. Da ging Clauert wieder zu den Rathsherren und bat ſie, wenn er ſeinem Weibe folgen ſolle, ſo möchten ſie ihr doch gebieten, daß ſie ſeiner auch harren möchte; denn ſie ſei gar zu ſchnell auf den Füßen und er ſei von ſeiner weiten Reiſe gar zu müde geworden, ſo daß es ihm unmöglich wäre, ſo ſchnell zu laufen; deshalb möchte er ihr auch nicht folgen. Die Rathsherren mußten darüber lachen und Clauerten bei ſeiner alten Gewohnheit beharren laſſen.

Wie Clauert bei dem Kurfürſten zu Brandenburg von ſeinem Weibe verklagt ward und wie er den Kurfürſtlichen Befehl in die Spree warf.

Hans Clauerts Weib predigte ihm täglich ſo viel von dem verſpielten Gelde vor, daß er ihr oftmals mit einem Prügel zu folgen veranlaßt ward. Dieſes gedachte ſie beſſer zu machen und verklagte deshalb ihren Mann bei ihrem Landesherrn, dem Kurfürſten von Brandenburg. Dieſer hatte bis dahin viel von Clauerten gehört; deshalb war ihm eine ſolche Klage ſehr angenehm. Er ließ alſo Clauerten auf einen gewiſſen Tag vor ſich beſcheiden und dieſer erſchien auch als ein gehorſamer Unterthan an dem beſtimmten Tage. Nachdem Clauert über die Sache verhört worden war, erhielt er vom Kurfürſten einen Befehl an Euſtachius von Schlieben, der damals Hauptmann auf Zoſſen und Zoſſen war, deſſen Inhalt war: „der Herr von Schlieben ſolle Hans Clauerten wegen des verſpielten Geldes bis auf des Kurfürſten Ankunft gefangen ſetzen laſſen.“ Der Kurfürſt nämlich war Willens, wenige Tage darauf zu Trebbin ein Nachtlager zu halten. Daneben befahl der Kurfürſt noch, daß Clauert den Brief ja ſo ſchnell als möglich dem Herrn von Schlieben überbringen ſolle. Clauert merkte aus einigen Umſtänden wohl, daß der Befehl für ihn nicht gut ausfallen werde; deshalb erbrach er den Brief und gab einem Knaben drei Pfennige, um ihm denſelben vorzuleſen. Als er den Inhalt deſſelben vernommen hatte, warf er den Brief in die Spree und ließ ihn ſchwimmen; er ſelbſt aber ging in den Bernauiſchen Keller und verharrte daſelbſt noch drei Tage. Am fünften Tage darauf kam der Kurfürſt nach Trebbin; ſogleich fragte er den Euſtachius von Schlieben, wie es um Clauerten ſtände; ob er ihn noch gefangen halte oder wieder frei gelaſſen habe? Der Herr von Schlieben gab dem Kurfürſten zur Antwort, daß ihm über Clauerts Gefängniß gar nichts bewußt wäre. Der Kurfürſt fragte weiter, ob ihm Clauert nicht einen Befehl überbracht hätte? und davon wußte der Herr von Schlieben noch viel weniger etwas. Da ließ der Kurfürſt Clauerten ſogleich vor ſich fordern, ſtellte ſich ſehr zornig gegen ihn und fragte ihn: „Wo haſt du den Brief gelaſſen, den wir dir übergeben haben?“ Clauert antwortete: „Ho ho, gnädigſter Herr! iſt dieſer Brief noch nicht hier?“ Der Kurfürſt ſagte: „Wie ſollte er hier ſein, wenn du ihn nicht überbracht haſt?“ und fragte Clauerten noch einmal: „wo er den Brief gelaſſen hätte?“ Da erwiderte Clauert: „Gnädigſter Kurfürſt und Herr! Eure Gnaden haben mir befohlen, daß ich den Brief ja ſo ſchnell als möglich hierher nach Trebbin überbringen ſollte. Nun hatte ich zu Berlin noch Vieles auszurichten, ſo daß ich in zwei Tagen noch nicht von dort hinwegkommen konnte. Deshalb warf ich denſelben auf die Spree, damit er vorausſchwimmen und deſto eher ankommen möchte, und es wundert mich nicht wenig, daß er, gegen meine Erwartung, ſo lange ausgeblieben iſt.“ Der erlauchte Kurfürſt vermochte, ob er ſchon gegen Clauerten Ernſt zu uchen Willens war, doch vor Lachen nichts Ernſtliches vornehmen, und ließ alſo Clauerten mit ſeinen Sachen hingehen. Von dem Tage an ward aber Clauert bei jenem Fürſten ſo bekannt und angenehm, daß er zu ihm kommen konnte, wenn es wollte.

Wie Clauert für ſeine Frau Wein holte.

Kurze Zeit darauf geſchah es, daß der Kurfürſt zu Trebbin ein Nachtlager hielt. Dabei gedachte ſich Hans Clauert einen guten Trank zu holen, welchen er auch durch folgende Liſt bekam. Als er ſah, daß der Kurfürſt an einem bequemen Orte ſtand, wo er ihn anſprechen konnte, ſuchte er hineinzukommen und meldete demſelben, daß er ein armes krankes Weib zu Hauſe hätte, die er mit einem Trunk guten Weines wieder aufzubringen hoffe (während er ſie doch lieber mit einem Löffel voll Waſſers erſäuft hätte); weil er aber aus gänzlicher Mittelloſigkeit nicht im Stande ſei, den Wein zu bezahlen und noch viel weniger an dieſem Orte Geld zu bekommen wüßte, ſo bäte er unterthänigſt, der Herr möge doch ein Werk der Barmherzigkeit thun und ſeiner armen kranken Frau mit einem Trunk guten Weines gnädigſt zu Hülfe kommen. Hierauf gab der Kurfürſt, weil ihm Hans Clauert unbekannt war, ſogleich den Befehl, daß man ihm eine Kanne Rheiniſchen Wein geben ſolle. Als Clauert den Wein hatte, vergaß er ſeines Weibes, ja er konnte nicht einmal das Thor vom Schloſſe herab finden, ſondern gerieth an die Küchenthür, wo er zum guten Trunke auch noch einen guten Biſſen ſuchte. Dies gefiel den Köchen ſehr wohl; ſie brachten das beſte Eſſen herbei, das ſie hatten, genoſſen aber dagegen auch von dem guten Weine. So tranken ſie mit einander, bis der Boden in der Kanne zu ſehen war. Da ſagte einer von den Köchen: „Hätten wir von dieſem Weine noch eine Kanne, wir möchten ſehen, wie es Clauerten vergolten würde." Clauert tröſtete ſie und ſprach: „Trinket dieſen aus; ich weiß, daß der Herr mir noch eine Kanne Wein giebt." Darauf nahm er die Kanne und füllte ſie in der Küche mit Waſſer. Da er nun bemerkte, daß der Kurfürſt zum Fenſter herabſah, ging er ſeines Wegs dahin und ſtellte ſich, als ob er nicht gut ſehen könnte. Jetzt ſchien es ihm aber die rechte Zeit zu ſein; er fiel mit der Kanne nieder, beklagte ſich ſehr darüber



und ſtellte ſich, als ob er nicht wieder aufſtehen könnte. Als der Kurfürſt dies ſah, ſprach er: „Ach, der arme Mann wird ſich mit dem Geſichte nicht gut behelfen können; wie geht's ihm doch ſo übel? Wir haben befohlen, ihm eine Kanne Wein zu geben, um ſein krankes Weib damit zu laben; nun iſt er ſo ſchlimm gefallen, daß er nicht wieder aufſtehen kann, und hat dazu auch den ganzen Wein verſchüttet.“ Zugleich befahl er auch, man ſolle ihm die Kanne alsbald wieder mit Wein füllen. Clauert, darüber auf's Höchſte erfreut, dankte dem Kurfürſten für dieſe ihm erwieſene hohe Gnade, dachte aber ſogleich wieder an den vorigen Ort, wo man gute Biſſen ſpeiſte; er ging alſo in die Küche zurück, a Wein mit den Köchen wieder aus, und ließ ſeine Frau att des Weines Waſſer trinken.

Wie Clauert nach dem Vogel ſchoß.

Der Markgraf Joachim, der Zweite dieſes Namens, Kurfürſt von Brandenburg, pflegte oftmals mit den Bürgern zu Berlin und Köln nach dem Vogel zu ſchießen. Dabei ſpannte Hans Clauert dem Kurfürſten gewöhnlich ſeinen Bogen und trieb mancherlei Kurzweil unter der Vogelſtange; denn nach der Zeit, wo Clauert jenen Brief weggeworfen, hatte ihn der Kurfürſt ſehr gern bei ſich. So hielten ſie denn einſtmals in Berlin ein Vogelſchießen. Da kam Clauert etwas ſpät an, ſo daß der Vogel beinahe zum Abſchuſſe daſtand. Der Kurfürſt wußte wohl, daß Clauert eine ganz beſondere Kunſt im Schießen ſich angeeignet hatte; er gab deshalb Clauerten ſeinen Bogen und befahl ihm, anſtatt ſeiner zu ſchießen. Wiewohl nun Clauert nicht ſo einfältig war, als er ſich ſtellte, ſo nahm er doch den Bogen und zielte auf den Riegel, der unten durch die Stange ging. Der Kurfürſt und die übrigen Schützen ſahen ihm eine Weile zu und lachten über ſein ſonderbares Vorhaben, bis ihn der Kurfürſt endlich fragte: „Hans, was machſt du? auf dieſe Weiſe wirſt du den Vogel nimmermehr herabſchießen.“ Clauert erwiderte: „Ach ja, gnädigſter Herr, ich glaube, wenn ich den Riegel, der die Stange hält, entzwei ſchießen werde, ſo ſoll der Vogel wohl herabkommen.“ Dies mußte ihm zwar ein Jeder als wahr zugeben, dennoch aber meinten die Schützen, er ſei ein Narr. So ſchoß Clauert das erſte Mal weit unter dem Vogel hin, und als er deshalb von dem Kurfürſten geſtraft ward, ſagte er: „Ach, gnädigſter Kurfürſt und Herr, wie ſoll denn ein Narr gut ſchießen können!“ Der Kurfürſt mochte wohl bei ſich denken, daß es ihm dabei kein Ernſt geweſen ſei. Deshalb befahl er auch zum zweiten Male, als die Reihe an ihn kam, daß Clauert für ihn ſchießen möchte. Da ſtellte er ſich noch viel einfältiger als vorher; er wackelte mit dem Bogen hin und her und fragte fortwährend den

Kurfürſten, ob er nun losſchießen ſolle, bis ihm endlich der Naheit genug zu ſein ſchien. Da ſchoß er ſogleich den Vogel herunter. Als der Vogel herabfiel, fragte er dennoch, ob er ihn denn auch getroffen hätte? So fröhlich nun der Kurfürſt darüber war, ſo traurig und unwillig waren die übrigen Schützen, nur durften ſie ſich's nicht merken laſſen, daß ein ſolcher Narr über die Klugen Meiſter geworden war.

Wie Clauert ein altes Weib verſuchte, ob ſie auch fluchen könnte.

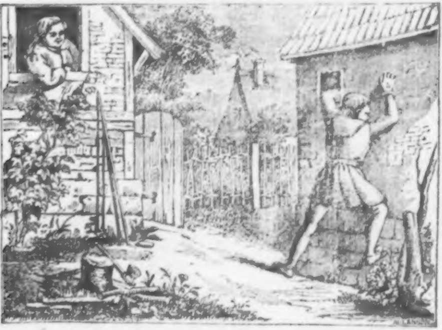
Als Clauert einmal zu Sebekow entlaufen war, kam er noch an demſelben Tage vor ein anderes Dorf in dem Lande Mecklenburg. Da ſaß ein altes Weib in einem Garten und raufte das Unkraut aus. Clauert grüßte das Weib ganz freundlich und ſie erwiderte den Gruß noch viel freundlicher.

Weil nun Clauert ſehr wohl wußte, daß ſowohl Manns- als Weibsperſonen in jenem Lande heftig ſchelten und fluchen, ſo fragte er die alte Mutter: „ob ſie auch fluchen könnte?“ „O nein, mein lieber Sohn,“ erwiderte ſie, „wo ſollte ich denn das Fluchen gelernt haben? das ſei ferne von mir; ich bin keinem Menſchen ſo gram, als dem, der immer flucht.“ Clauert ſagte heimlich zu ſeinem Reiſegefährten: „Das will ich bald verſuchen, ob es wahr iſt.“ Darauf ſprach er weiter zu dem alten Weibe: „Habe ich doch vielen Leuten gehört, liebe Mutter, daß ihr eine Zauberin und eine loſe ausgefeimte alte Dirne ſeid?“ Da fing das alte Weib an zu ſchelten und zu fluchen, ſo ſehr, daß Niemand ſein Lebenlang es ärger gehört haben kann; ſie hieß ihn einen Schelm und einen Dieb und wünſchte ihm mehr als zwanzig Tonnen voll Teufel in den Leib, und ſolcher fürchterlicher Flüche ſtieß ſie noch unzählige aus, die wir hier nicht alle aufzählen können. Clauert lachte nur darüber und ſagte zu ihr: „Sehet, ſehet nun, liebe Mutter, habe ich euch nicht gefragt, ob ihr auch fluchen könntet? worauf ihr mir zur Antwort gegeben habt, daß euch das Fluchen gar nicht bekannt wäre; wo habt ihr's denn jetzt ſo ſchnell gelernt? Hätte ich das gewußt, ſo hätte ich lieber geſchwiegen.“

Das Weib erwiderte: „Hui, du magſt den Teufel darnach fragen und mich nicht.“ Und je mehr Clauert das Weib zu verſöhnen ſuchte, deſto ärger und heftiger ſchalt und verwünſchte ſie ihn, ſo daß er ſich zuletzt nichts mehr wünſchte, als ſo weit wie möglich hinweg zu ſein.

Wie Clauerts Hühner Eier legen ohne Schaalen.

Zu Trebbin wohnte ein Gaſtgeber, mit Namen Valentin Schneider, deſſen Stallung an Clauerts Hof ſtieß. In dieſem Stalle hing an einem Wandloche ein Hühnerneſt, in welches Clauert aus ſeinem Hofe durch die Wand greifen konnte, und aus welchem er auch gewöhnlich die Eier nahm. Als Valentin Schneider dies merkte, nahm er die guten Eier aus dem Neſte heraus und legte daſſelbe bis oben an voll weiche Eier. Nun hatte Clauert einen Stiefſohn, Gregor Michel genannt, der wußte jenen Ort auch, wo man die Eier fand, und ging deshalb eines Morgens hin, die Eier auszunehmen und das Frühmahl anzurichten. Als er aber zu dem Loche hineingriff, bekam er von jenen weichen Eiern die Hand ſo voll, daß er ſchnell wieder zurückfuhr und eilends davon lief. Gregor Michel glaubte, ſein Stiefvater hätte ihm dieſen Poſſen geſpielt, ſchwieg jedoch ſtille und dachte es bald zu erfahren; er wuſch ſich ſchnell die Hände wieder rein und ſtellte ſich dann, als wäre er krank. Da nun Clauert dieſen ſeinen Sohn ſehr lieb hatte und ſah, daß derſelbe ſo traurig war, fragte er ihn, „was ihm denn fehle?“ Dieſer antwortete dem Vater: „er möchte gern einmal friſche Eier eſſen, wüßte ſie aber nicht zu bekommen.“ Da ſagte Clauert: „Gieb dich nur zufrieden, da ſoll bald Rath geſchafft werden,“ und lief alsbald nach alter Gewohnheit auf den Hof, um Eier zu holen. Sein Sohn Gregor lief aber unterdeſſen auf den Boden im Hauſe, um von dort aus zu ſehen, ob Clauert auch in das Neſt hinein greifen würde, woraus er ſchließen könnte, ob ſein Vater oder ein Anderer ihm jene Schalkheit erzeigt hätte. Clauert war von Perſon nicht groß. Deshalb konnte er auch das Neſ nicht ſo gut erreichen als ſein Sohn, der ein langer Menſch iſt, ſondern mußte ſich an der Wand feſthalten. Da er die Eier in etlichen Tagen nicht geholt hatte, ſo meinte er einen guten Griff zu thun und langte deshalb mit Freuden hinein bis an die Aermel.



Da war ihm die ganze Fauſt von jenen weichen Eiern geſalbt. Er erſchrak darüber, äußerte jedoch ſeinen Unwillen nicht, ſondern ſchwieg ſtille. Daraus konnte Gregor Michel abnehmen, daß ſein Vater ebenſo wie er betrogen war, und dies mit anzuſehen machte ihm ſo viel Freude, daß er vor Lachen auf den Boden niederfiel und ſich kaum wieder ein wenig erholen konnte. Da kam Clauert in's Haus gelaufen, rief ſeine Frau und ſprach zu ihr: „Du wirſt wohl unſern Hühnern viel Brod zu freſſen geben?“ „Traun nein,“ erwiderte die Alte, „ich gebe ihnen kein Brod.“ „Wie kommt's denn,“ ſagte Clauert weiter, „daß ſie ſolche Windeier ohne Schalen legen?“ und zeigte ihr dabei ſeine Fauſt. Da ſie heftig an zu ſchelten, daß er ſich ſo beſchmutzt hatte. Doch zeigte er ihr fortwährend die Fauſt und ſagte: „Sind das die Eier?“ Darüber mußte Gregor Michel noch viel heftiger lachen und ſchrie zum Vater herab, er ſolle ſtille ſchweigen, ſonſt müſſe er ſich todt lachen. Clauert folgte ihm, damit nur ſein Sohn am Leben bliebe.

Wie Clauert wollte ein Schwein ſchlachten laſſen und noch keins hatte.

In der Mark Brandenburg iſt es gebräuchlich, daß Jedermann zu Faſtnacht gern ein Schwein ſchlachtet und gute Kuchen bäckt. Dieſe Gewohnheit wollte Clauert auch feſt halten, damit er nicht für den Geringſten angeſehen würde. Er ſchickte deshalb zu ſeinem Nachbar, Peter Walter, er ſolle am folgenden Tage zu ihm kommen und ihm ein Schwein ſchlachten. Dieſer glaubte, daß es ſich wirklich ſo verhalte; er nahm daher des andern Morgens ſein Werkzeug und ging hin zu Clauerten. Als er in die Stube trat, fragte er: „ob das Waſſer heiß wäre, das Schwein zu brühen?“ „Ja, lieber Nachbar,“ erwiderte Clauert, „das Waſſer iſt heiß genug, aber das Schwein iſt noch nicht vorhanden; ſetzt euch nur einſtweilen nieder, und wartet ein wenig, ich will einen von meinen Nachbarn bitten, daß er mir ein fettes Schwein leihen möge.“ Darüber wurde der Fleiſcher zornig, fluchte und geberdete ſich gar übel, daß er ihn als einen alten Mann ſo zum Narren gehabt hätte. Clauert verſprach und gab ihm auch eine Zeche Bier, ſo daß er nun mit ihm zufrieden war. Dann ging er hin zum Waſſermüller und ſagte zu ihm, daß er eine Bitte an ihn habe, die er ihm jedoch zuvor gewähren möchte, ehe er ſie vorbringen könnte. Der Müller wollte ſie ihm nicht zuſagen, außer wenn er ſie vernommen hätte, und wollte wenigſtens wiſſen, ob ſie ihm zu erfüllen möglich, aber auch nicht ſchädlich wäre. Clauert ſagte, der Müller hätte es, was er wünſchte, und könne es auch thun, wenn er nur wollte, und erzählte ihm ſodann den ganzen Handel: wie er den Fleiſcher beſtellt, wie es ihm aber nachher an einem Schweine gemangelt hätte; darüber ſei der Fleiſcher zornig geworden, und er ſelbſt werde zu Faſtnacht weder Braten noch Kuchen eſſen können, wenn ihm der Müller nicht ein fettes Schwein leihen wolle. Der Müller entſchuldigte ſich und ſagte, daß bei ihm zwar etliche fette Schweine vorhanden wären, daß aber dieſelben dem Herrn Hauptmann Euſtachius von Schlieben gehörten; dieſen möge er anſprechen; vielleicht könne ihm daſelbſt ſeine Bitte erfüllt werden. Da erwiderte Clauert: „Wenn die Mäuſe mit den Katzen freſſen wollen, ſo müſſen ſie einer ſcharfen Tiſchzucht gewärtig ſein; dieſes müßte ich für mich auch befürchten, wofern ich den Hauptmann darum anſprechen würde; deshalb will ich doch lieber meine Faſtnacht bei andern Leuten halten.“

Wie Clauert drei Schreiber auf die Schweinsjagd führte.

Euſtachius von Schlieben, Hauptmann auf Trebbin und Zoſſen, hatte Clauerten ſtets bei ſich, beſonders wenn er zu Trebbin war; denn dieſer vertrieb ihm immer mit kurzweiligen Poſſen die Zeit. Weil nun für Clauerten Niemand zu klug war, daß er ihm nicht hätte als Narr dienen müſſen, ſo legte ihm Euſtachius von Schlieben alle möglichen Poſſen vor, die er ausführen mußte. So ſagte er auch unter Anderm einmal zu Clauerten: „Lieber Hans, kannſt du auch meine Schreiber veriren?“ „Ja, Herr Hauptmann,“ antwortete Clauert, „das will ich wohl thun, wenn ihr mich nur in Schutz nehmen wollt.“ Dies verſprach ihm der Herr von Schlieben. Nun war damals eine ſo ſtrenge Kälte, daß alle Gewäſſer mit Eis bedeckt waren, und in einer Nacht fiel der Schnee faſt Kniees tief. Da kam Clauert des Morgens früh in das Schloß zu Trebbin, nachdem er ſich gewaltig im Schnee gewälzt hatte, und ſagte, „er wiſſe ganz nahe ein ausgezeichnet ſchönes Schwein; er würde es auch gewiß gefangen haben, wenn er nur zwei Gehülfen bei ſich gehabt hätte; denn er hätte ſich dreimal mit dem Schweine im Schnee überworfen.“ Der Hauptmann befahl die Netze aufzuladen und ließ ſeinen Dienern melden: „wer Luſt hätte mit auf die Schweinsjagd zu ziehen, der ſolle ſich nur bald fertig machen. Die beiden Amtsſchreiber von Trebbin und Zoſſen ſowohl als auch des Hauptmanns Geheimſchreiber waren überaus froh, daß ſie einmal die Erlaubniß hatten, auf die Jagd zu ziehen. Sie gedachten dabei eine ritterliche That auszuführen und forſchten daher auf's Sorgſamſte, an welchem Orte das Schwein zu finden wäre. Clauert ſagte, dahin wollte er ſie bald bringen. Zwei von ihnen machten ſich zu Fuße auf; der Amtsſchreiber von Zoſſen aber, Antonius Schaff genannt, konnte nicht zu Fuße gehen. Dieſer ſetzte ſich daher auf einen Bauernwagen, der die Netze führte, und nahm dazu noch einen Fuchspelz um. So gingen und fuhren ſie mit einander über den Galgenberg, wo Clauert die Netze aufzuziehen befahl und jeden Schreiber für ſich beſonders an einem Punkte vor den Netzen in den Sträuchern aufſtellte, um daſelbſt auf das Schwein zu warten; denn dort ſollte es herkommen. Zu Antonius Schaff aber ſagte er: „Lieber Herr Amtsſchreiber, ihr werdet euch in dem Buſche nicht gut mit dem Pelze behelfen können; gebt mir ihn her, ich will euch denſelben tragen; und wartet ihr an dieſem Platze, denn das Schwein liegt nicht weit von hier; ich will mit den Bauern von der Chriſtindorfiſchen Furth her jagen." Den Bauern aber befahl Clauert, ſie ſollten nur weidlich ſchreien und hetzen, wenn ſie auch nichts ſehen noch ſpüren würden, und ging dann mit dem Pelze nach Trebbin zurück. Die Bauern, die wohl wußten, daß niemals ein Schwein dorthin gekommen war und daß auch keins daſelbſt zu finden ſein würde, thaten, wie ihnen Clauert befohlen hatte; ſie durchliefen das Gebüſch in die Quere und in die Länge, ſchrieen und hetzten und kamen in mehr als drei Stunden nicht zu dem beſtimmten Orte. So ließen ſie denn die Schreiber mit ihren Schweinsſpießen warten, bis dieſelben vor Kälte faſt halb erſtarrt waren. Da wurden ſie endlich der Bauern anſichtig und fragten nach Clauerten. Die Bauern aber ſagten zu ihnen, Clauert ſei gleich im Anfange wieder nach Trebbin zurückgegangen.

Die Schreiber konnten vor Kälte kaum noch ſtehen, und beſonders Antonius Schaff, der nicht einmal gehen konnte, ſondern wieder fahren mußte. Sie wagten ſich alle drei vor Schaam nicht zu ihrem Hauptmann und hätten gern an Clauerten Rache genommen, wenn ſie ihn an einem paſſenden Orte hätten bekommen können. Clauert aber hatte es längſt vorher dem Herrn von Schlieben berichtet, wie die Sache angeſtellt und ausgerichtet worden wäre; deshalb fragte der Herr von Schlieben fortwährend: „Wo ſind denn meine Schweinsſtecher?“ Die Schreiber aber hätten darüber vor Wuth zerberſten mögen.

Clauerten aber, der hinter dem Kachelofen ſtand, nahm der Hauptmann von Schlieben in Schutz und ſagte dagegen zu ſeinen Schreibern: „O ihr Thoren! ich hätte geglaubt, ihr wäret klug genug; wiſſet ihr denn nicht, daß Clauert ein Schalk iſt, und glaubt doch ſeinen Worten? und ihr laßt euch auch noch dazu die Pelze ausziehen, während ihr doch ſeine Büberei oft genug geſehen und erfahren habt? Wohlan, ihr ſollt mit Clauerten nicht zürnen, ſondern ihm dies verzeihen, denn ich habe es ihm befohlen.“ Hierauf gab er den Schreibern und Clauerten bei ihrer Verſöhnung ſo viel Wein, als ſie nur trinken wollten, damit dieſer Handel beigelegt werden möchte. Als nun der Hauptmann und ſeine Schreiber mit einander fröhlich waren und der Hauptmann ſo eben in ſeinem Becher Rheinwein hatte, ſagte er: „Ey Clauert, weil du meine Schreiber ſo ſchön angeführt haſt, ſo ſollſt du auch aus meinem Becher trinken.“ Clauerten ſchmeckte der Wein ſehr wohl; da er aber den Becher auf einen Trunk nicht leeren konnte, ſagte er: „Ei pfui dich, es ſind doch Hopfenkörner darin! der Wein muß wahrlich bis auf die Hefen abgezapft ſein!“ Der Hauptmann erwiderte ihm: „Du Schelm! du mußt die Peſtilenz gehabt haben! wenn haſt du denn erfahren, daß man Hopfen in den Wein thut?“ So vergaßen ſie alſo des Abends in aller Fröhlichkeit den Schimpf, welcher den Schreibern von Clauerten war angethan worden.

Wie Clauert ein Wahrſager und ein Arzt ward

Im Lande Mecklenburg hatte Clauert ſtets ſeinen Handel gehabt, beſonders in der letzten Zeit, wo er ſich durch den Viehhandel ſeine Nahrung verſchaffte. Da kam er einſtmals in ein Dorf, mit Namen Euchſtädt, wo er von einigen Bauern dieſes Dorfes erfuhr, daß der Gaſtwirth daſelbſt vor etlichen Wochen von ſeiner Frau fortgelaufen wäre und daß die Frau nun an irgend einem Orte Rath ſuchte, wie ſie wieder zu ihrem Manne kommen möchte. Da es nun ziemlich um die Zeit war, wo die Ernte begann, ſo wußte Clauert wohl, daß, wenn es ein redlicher Mann wäre, der ſich zu nähren gedächte, er ſich gegen die Zeit der Ernte hin gewiß wieder finden werde. Deshalb ſagte er zu der Wirthin, ſobald er in's Haus trat: „O liebe Frau Wirthin, ich merke wohl, daß ihr hart bekümmert ſeid um euren Mann, der euch fortgelaufen iſt — als ob er's aus eigener Kunſt der Frau anſehen könnte —; wofern ihr mir aber ein Geſchenk geben wollt, ſo wüßte ich ſicherlich euren Mann innerhalb drei Wochen wieder nach Hauſe zu bringen." Die Wirthin freute ſich über die Rede und erwiderte ihm: „Ach guter Freund, wenn ihr das thun könnt, ſollt ihr ein ſchönes Trinkgeld davontragen." Clauert ſagte weiter zu ihr: „Das weiß ich gewiß und wahrhaftig, daß er wohl kommen muß." Die Wirthin brachte ihm Bier, ſo viel er nur trinken wollte, mit der Verſicherung: wofern ihr Mann innerhalb jener Zeit kommen würde, ſo ſollte es ihm reichlich vergolten werden. Als nun Clauert von dort hinweg gezogen war, kam er in ein anderes Dorf, Künſberg genannt. Da hatte er einige Wurzeln bei ſich, die er unter die Biergäſte austheilte, wobei er ſagte, daß ſie gegen viele Krankheiten nützlich zu gebrauchen wären. Unterdeſſen kam eine junge Bauerfrau hinein, um Bier zu holen. Dieſelbe war zwei ganze Jahre hindurch krank und ſiech geweſen und hatte dabei auch ihre Farbe ganz verloren. Da hatte ſie von dieſem neuen Meiſter gehört, daß er vielen Kranken zu helfen wiſſe; doch wagte ſie nicht, denſelben in eigener Perſon anzuſprechen, ſondern beredete die Wirthin dazu. Dieſe fragte daher Clauerten, ob er die hier gegenwärtige Frau von ihrer Krankheit befreien könnte; es ſolle ihm ein ſchönes Trinkgeld dafür werden. Clauert ſah, daß es ein junges Weib war, und ſagte: „Dieſer Frau wäre wohl etwas beizubringen und von ihrer Krankheit zu helfen, wenn ich meine Kunſt an ihr verſuchen ſollte.“ Doch ſagte er dieſes Alles ſpottweiſe. Die Wirthin aber fing auf jene Worte noch heftiger an zu bitten, er möchte doch dieſer Frau helfen. Da ging Clauert in des Gaſtwirths Hof, raufte einige Wurzeln aus und brach das Kraut davon ab. Dieſe Wurzeln gab er dann dem Weibe und ſagte: „ſie ſolle dieſelben in altem Bier ſieden und Maienbutter daran thun, ſodann ſolle ſie des Morgens und des Abends davon trinken, ſo werde ſie bald geſund werden,“ obgleich er weder Krankheit noch Wurzeln kannte.

Als nun Clauert von dort hinweggezogen war und in einigen umliegenden Ländern Vieh kaufte, da bereitete unterdeſſen das Weib die Arznei nach Clauerts Verordnung und wurde davon geſund. Dadurch ward Clauert bei den Mecklenburgiſchen Bauern ſehr berühmt und erwarb ſich damit ſeine freie Zehrung bei ihnen. Als nämlich Clauert nach etlichen Tagen mit dem gekauften Vieh zurücktrieb und wieder in jenes Dorf kam, wo er die Frau geſund gemacht hatte, da kamen bei ſeiner Ankunft alle Bauern zuſammen, brachten allerlei Speiſe mit ſich und leiſteten ihm Geſellſchaft; außerdem aber gab ihm auch jene Frau daſelbſt noch einige Tage freie Zehrung.

Nicht weniger Ehre widerfuhr Clauerten in dem andern Dorfe, da jener Gaſtwirth unterdeſſen wieder nach Hauſe gekommen war. Clauert erfuhr es vor dem Dorfe von den Dienſtleuten eines Bauern, an welchem Tage der Wirth nach Hauſe gekommen war. Deshalb trat er um ſo kühner zum Hauſe hinein, grüßte die Wirthin und ſagte zu ihr: „Was gilt's, ich weiß, an welchem Tage Euer Mann wieder gekommen iſt?“ Die Wirthin empfing ihn ganz freundlich, drückte ihm die Hände und ſagte ihm herzlichen Dank für die ihr von ihm erwieſene Wohlthat; auch bat ſie ihn, er möge doch ja einige Tage bei ihr verweilen, für ſeine und ſeines Viehes Nahrung wolle ſie ſchon ſorgen. Außerdem ſteckte ſie ihm auch noch mehr Geld zu, als er zu verzehren im Stande war. Von dem Allen wußte aber der Wirth nichts, ſondern glaubte, Clauert wäre aus ſeinem eigenen Beutel ſo koſtfrei. Eines Tages nun, da faſt alle Bauern des Dorfes beiſammen waren und Clauerten für einen Propheten hielten, wie er bald wohl bemerkte, ſagte Clauert: „Lieben Leute, ich wollte augenblicklich meine Kunſt ſehen laſſen und alle Zauberinnen auf die Kirchſpitze bringen, ſo daß ſie Jedermann erkennen könnte.“ Darüber erſchraken Etliche gewaltig, die ſich ſchuldig wußten, gaben Clauerten heimlich Geſchenke und baten ihn, er möge Solches unterlaſſen, damit nicht manche unſchuldige Frau mit in's Spiel kommen möchte. Seit dieſer Zeit aber fürchteten ſich jene Frauen alle ſehr vor ihm. So konnte Clauert ſein Vieh bis etwa auf den Zoll, den er geben mußte, ohne Unkoſten herausbringen, während Andere vielleicht mehr verzehren müſſen, als ſie verdienen können.

Wie Clauert drei Studenten nach Berlin führte.

Einſtmals kamen drei Studenten nach Trebbin und kehrten in dem Wirthshauſe bei Peter Müller'n ein. Dieſe wünſchten einen Fuhrmann bis nach Berlin — wie denn überhaupt dieſe Burſche nicht gern weit zu Fuße gehen. Peter Müller ſagte zu ihnen, daß er für ſolche Leute einen ganz bequemen Fuhrmann wiſſe, der ſie auch ganz ſanft fahren werde. Er ſchickte ſomit zu Clauerten, der auch alsbald gelaufen kam. Die Studenten tranken ihm volle und halbe Krüge zu, in der Meinung, je mehr ſie ihm zu trinken gäben, deſto geringern Lohn werde er von ihnen fordern. Clauert trank, bis er genug hatte, wünſchte alsdann den Studenten eine gute Nacht und verſprach ſie des Morgens nach Berlin zu fahren, wofür ſie ihm vorläufig einen halben Thaler gaben. Clauert richtete einen Wagen zu und kam des andern Tages mit einem lahmen und magern Pferde vor das Gaſthaus gezogen; er ging hinein und fragte die Studenten, ob ſie ſich aufſetzen wollten? Dieſe hatten ſich zur Fahrt bereit gemacht und meinten, ſie würden in kurzer Zeit nach Berlin kommen. Da ſagte Clauert zu ihnen: „Lieben Freunde, ich will euch gern fahren, aber das muß ich mir vorbehalten, daß ihr die erge hinauf gehen, von den Bergen hinab laufen und ieg gleich und eben iſt, nebenher ſpatzieren wollt; ſonſt mö nicht im Stande ſein, mit meinem Pferde dahin zu kommen. ie Studenten wurden unwillig, da ſie ſahen, daß ſie betrogen aren, und verlangten, Clauert ſolle die Zeche bezahlen und nen ihr Geld wieder zurückgeben. Clauert erwiderte: „Ich abe euch nicht gebeten, daß ihr mir ſolltet zu trinken geben; ußerdem hat mein Pferd dieſe Nacht hindurch jenen halben Tha- r am Hafer verzehrt, während es doch vielleicht ſein Lebenlang inen Hafer zu koſten bekommen hatte; wollt ihr nun nicht fah- n, ſo mögt ihr zu Fuße laufen; ſonſt hätte ich euch übrigens cht gern gefahren, wenn es euch nur gefällig geweſen wäre.“ ie Studenten wagten vor Scham nicht länger zu verweilen; ſie zahlten den Wirth und ritten auf ihren Mutter-Füllen nach erlin.

Wie Clauert den Bauern von Spernberg Wein holte.

Einſtmals geſchah es, daß ein Zimmermann, Heinrich Mi- erhorch, aus Spernberg gebürtig, ſich nach Trebbin begab, und ls er ſpäter daſelbſt Hochzeit hielt, hatte er die Bauern von pernberg faſt alle dazu eingeladen. Als dieſe des andern Tages eim Frühmahl den neuen Wein gekoſtet — es war nämlich erade um Martini — und dieſer ihnen ſehr gut gemundet hatte, achten ſie acht Märkiſche Groſchen zuſammen, um Wein dafür holen. Nun aber war Clauert auch bei ihnen. Dieſer hatte ämlich die Bauern an demſelben Tage auf ſieben Schüſſeln zu aſte geladen, nämlich auf drei leere und auf vier andere, in elchen nichts war. Die Bauern waren auch ſchon dort geweſen d hatten in den ſieben Schüſſeln nichts gefunden. Darauf war lauert mit denſelben wieder zur Hochzeit gegangen und erbot ſich gt, den Bauern für ihr zuſammengebrachtes Geld Wein zu len. Die albernen Leute glaubten es ihm auch, während ſie ch erſt kurz vorher ſeine Abenteuer erfahren hatten, indem ſie i ihm zu Gaſte geweſen waren und aus leeren Schüſſeln hatten ſen ſollen. Als Clauert das Geld bekommen hatte, nahm er zwei große zinnerne Kannen und füllte ſie mit Waſſer. Dara verabredete er ſich mit einem bekannten Freunde, daß er ihn wenn er zur Thüre hinein gehen würde, ein Bein ſtellen ſoll damit er Urſache hätte, zu fallen; alsdann wollten ſie Beide da Geld vertrinken. So geſchah es denn auch. Clauert fiel m den beiden Kannen in die Stube hinein und goß das Waſſer ſ rein heraus, daß nicht ein Tröpfchen in den Kannen blieb; do wiſchte er ſchnell wieder auf und fiel dem Andern in die Haare ſie warfen einander nieder und ſtellten ſich, als ob es Ernſt wär Da liefen die Bauern alle herbei, brachten ſie wieder auseinand und baten, ſie möchten nur Ruhe halten, das Geld wollten ſ gern vergeſſen. Jene Beiden gingen im Zorne hinweg, jedo nicht weiter als bis an das nächſte Haus, wo der Weinkra ausgeſteckt war; dort vertranken ſie die acht Groſchen. Wollt nun die Bauern den Wein koſten, ſo mußten ſie wieder in Beutel greifen und anderes Geld zuſammenbringen.

Wie Clauert aus Mißverſtand der Worte ſich mit einer Magd heftig ſchalt.

In Berlin wohnte ein Bürger, mit Namen Jakob Schulze der auch zugleich ein Apotheker war. Mit dieſem war Claue ſehr gut bekannt und ſein vertrauter Freund; deshalb pflegte auch gewöhnlich ſeine Herberge bei ihm zu haben, wenn er Berlin war. Als er nun einſtmals bei ihm einkehrte und Bei in Jakob Schulzens Wohnung zechen wollten, ließen ſie Bier a dem Stadtkeller holen. Die Magd blieb mit dem Biere ziemli lange aus, und weil Clauert bemerkt hatte, daß dieſelbe übrigen eine ſcharfe Hechel war, ſo ſagte er, bevor ſie wieder kam, Schulzen: „Lieber Jakob, wenn du mir erlauben willſt, ſo wi ich mich mit deiner Magd ein Paar Stunden zanken; du darf dich aber gar nicht darum bekümmern.“ Jakob Schulze, de Clauerts Weiſe wohl kannte, erwiderte ihm: „Das kann i ſchon geſchehen laſſen.“ Als nun die Magd mit dem Biere kam ſagte Clauert: „Siehe, lieber Jakob, hier gehet die Magd w eine Jungfrau in Haaren und zu Rüſtorf ſtillt eine Frau ih

Kind.“ — Dieſes Dorf lag nämlich ganz nahe an der Sta- Berlin. — Die Magd ſagte: „Das lügſt du von mir, wie ein alter einäugiger Schelm und Böſewicht.“ Clauert antwortete: „Du magſt ſagen, was du willſt, es bleibt dennoch wahr, daß du hier als eine Jungfrau gehſt; und ſiehe, lieber Jakob, zu Rüſtorf ſtillt eine Frau ihr Kind.“ Hatte die Magd zuvor heftig geſcholten, ſo machte ſie es jetzt noch zehnmal ärger, und dies währte länger als eine halbe Stunde. Da wollte ſie endlich zum Bürgermeiſter laufen und ihn verklagen, daß er beweiſen ſolle, wo und mit wem ſie ein Kind gehabt hätte und welche Frau daſſelbe ſtillte. Clauert erwiderte darauf: „Davon weiß ich nichts, daß du ein Kind haben ſollſt, aber das weiß ich ſicher, daß eine Frau zu Rüſtorf ihr eigenes Kind ſtillt und daß du in deinen Haaren gehſt wie eine Jungfrau, wofür ich dich auch gehalten habe und noch halte, da ich dir nichts Böſes nachzuſagen weiß.“ Die Magd konnte vor Zorn Clauerten noch nicht recht verſtehen und drohte daher fortwährend, ihn zu verklagen. Da ſagte ihr endlich Jakob Schulze, was Clauert eigentlich meine, ſo daß ſie ſich nun zufrieden gehen mußte, ſonſt würde der Zank ſicherlich nach Clauerts Worten zwei Stunden gewährt und vielleicht dann noch kein Ende genommen haben.

Wie Clauert der Vogelſteller des Hauptmanns Euſtachius von Schlieben auf Zoſſen war und dieſen zu Gaſte lud.

Euſtachius von Schlieben hatte Clauerten als ſeinen kurzweiligen Rath ſehr gern bei ſich; deshalb nahm er ihn zu ſeinem Vogelſteller an, was Clauert auch ſehr gut verſtand. Einſtmals bat er ſeinen Herrn auf dem Vogelheerd zu Gaſte, jedoch ſo, daß der Hauptmann Eſſen und Trinken mitbringen ſollte. Der Herr von Schlieben erbot ſich, es zu thun und ſchickte am folgenden Tage ganz früh zu ſieden und zu braten hinaus, dazu auch ſeinen Koch, der die Mahlzeit bereiten mußte. Mittlerweile kam der Hauptmann ſelbſt mit ſeiner Mutter Catharina und Hans von Rieſen hinaus. Clauert hatte ihnen den Tiſch bereitet und trug Eſſen und Trinken auf. Als ſie ſich aber zu Tiſche ſetzen wollten, uert das Seil, mit welchem man die Vogelnetze vollzieht, unter Euſtachius von Schlieben, nach der Angabe ſeiner atter Catharina. Als ſie nun mitten in der Mahlzeit waren, am Clauert gelaufen und rief: „Ach lauft, Junker, lauft, die Vögel ſind auf dem Heerde, ich muß rücken,“ während doch kein einziger Vogel vorhanden war, da den ganzen Tag Rauch und Feuer daſelbſt geweſen war. Euſtachius von Schlieben, der nicht gut zu Fuße war, ſagte: „Du Schelm, du mußt die Peſtilenz gehabt haben, ſoll ich denn jetzt laufen, da ich ſchon ſeit etlichen Jahren nicht gut habe gehen können?“ und ward ganz zornig auf ſeinen Vogelſteller. Clauert gedachte ſeinen Herrn zu verſöhnen und ſagte, ſie ſollten ein wenig ſtille ſein, die Vögel kämen häufig geflogen; ſo ſolle denn die Mutter Catharina die Vögel berücken, wenn er es nicht vermöchte; denn er wiſſe wohl, daß dieſe es längſt gewünſcht hätte. Er richtete nun das Bret, auf welchem man in der Vogelhütte ſitzt, alſo zu, daß es hinter ſich hinabfallen mußte, und ſagte dann zu der Hausfrau: „Nun, Mutter Catharina, jetzt ſollt ihr Vögel fangen.“ Dieſe glaubte, die Sache verhalte ſich ſo, ſetzte ſich nach Clauerts Verordnung auf das Bret und zog mit aller Gewalt. Als nun die Leine nachgab, fiel ſie mit dem Brete rücklings in die Hütte, ſo daß der Kopf unten und die Füße oben waren. Euſtachius von Schlieben und Hans von Rieſen mußten vor Lachen davon laufen, bis ſie ſich wieder aufgerichtet hatte. So mußten ſie Eins über das Andere lachen, was ihnen doch bei Clauerten nichts Seltenes war.

Wie Clauerts Pferde gefüttert worden und wie ſie geſprungen ſind.

Einſtmals, als Clauert in Jüterbock zu Markte war und ſeine Pferde bei ſich hatte, ritt er dieſelben zu Waſſer. Als ſie aber nicht ſaufen wollten, ſagte er zu ihnen: „Freſſen wollt ihr wohl, aber ſaufen mögt ihr nicht!“ während er ſie doch daſelbſt noch in keinen Stall gebracht und ihnen auch weder Heu noch Hafer gegeben hatte. Des andern Tages begegnete ihm daſelbſt ein guter Freund auf dem Markte, der es mit angeſehen hatte, wie Clauert am vorigen Tage ſeinen Pferden hatte zu ſaufen und nichts zu freſſen geben wollen. Deshalb fragte er ihn: „Clauert, was machen denn eure Pferde?“ Clauert erwiderte: „Meine Pferde liegen im Stalle und ſpringen wie die Böcke; ich habe ſie heute noch nicht geſehen.“ Daraus kann man wohl abnehmen, wie ſorgfältig ſeine Pferde abgewartet, gefüttert und getränkt worden ſind.

Wie Clauert Herr und Narr im Hauſe ward.

Wenn Hans Clauert gefragt ward, wer zu Trebbin ein böſes Weib hätte, ſo pflegte er zu ſagen: „er wiſſe ſonſt Keinen, als nur einen Einzigen, der daſelbſt Bürger geworden wäre, und der ein ſehr böſes Weib hätte; derſelbe hieße Jedermann und unter dieſen Orden rechne er auch ſich ſelbſt mit, da er ein gar herbes Kraut im Hauſe hätte.“ Weil aber Clauert ſehr kurzweilig und ſcherzhaft war, wie auch aus ſeinen Geſchichten wohl zu ſehen iſt, ſo hatte ihn ein Jeder gern bei ſich, ungeachtet ſie für ihn ſtets bezahlen mußten.

Einſtmals nun waren die Rathsherren verſammelt und hatten Clauerten auch bei ſich. Dieſer war ſeit einigen Tagen nicht viel in ſeinem Hauſe geweſen, weshalb ſeine Frau ſich bewogen fühlte, ihn zu ſuchen. Sie fand ihn endlich und deckte ihn mit häßlichen Schimpfreden zu. Clauert aber ſaß vor dem Tiſche und that, als hätte er es nicht gehört; er trank herum und machte ſich luſtig. Die Rathsherren riefen die Frau herbei und boten ihr zu trinken an. Darüber ward ſie noch grimmiger, ſchalt noch viel heftiger als zuvor und ging mit vielem Brummen davon. Als ſie nun hinweggegangen war, ſprach Einer nach dem Andern zu Clauerten: „Hans, ihr mögt nun wohl nach Hauſe gehen und euch baden laſſen, denn die Lauge iſt gut gewärmt.“ Clauert erwiderte: „Wie ſo? warum ſollte ich denn nicht nach Hauſe gehen?“ Die Herren ſagten zu ihm: „Habt ihr nicht gehört, wie euer Weib euch die Lection geleſen hat? Geht nur nach Hauſe, ſie wird euch willkommen heißen.“ Clauert antwortete: „Meine Frau ſollte mir ein böſes Wort geben? das kann ich nicht glauben; meine Frau ſoll heute noch mit mir tanzen!“ Darüber mußte ein Jeder lachen und ſie wetteten mit ihm um eine Tonne Bier, wofern ſie ungebeten und ohne Nachricht, daß er gewettet hätte, mit ihm tanzen würde. Clauert ſagte: „Das ſollt ihr bald erfahren, und damit ihr ganz ſicher wißt, daß es wahr ſei, ſo ſendet aus eurer Mitte zwei Männer mit mir, die es mit anſehen und mit anhören können, ob ſie nicht ungebeten mit mir tanzen wird.“ Die Rathsherren ſchickten zwei Männer mit ihm. Dieſen befahl Clauert in ſeinem Hauſe vor der Stubenthüre zu warten und durch ein kleines Fenſterchen, welches aus dem Hauſe in die Stube ging, hineinzuſchauen, wo ſie Alles genau ſehen und hören konnten, was ſie in der Stube begannen.

Als nun Clauert in die Stube kam, ſaß ſeine Frau am Kachelofen und ſpann. Clauert ſagte zu ihr kein Wort, ſondern ſtützte beide Hände in die Seiten, tanzte in der Stube auf und nieder, hin und her, und ſang ſich ſelbſt ein Tanzliedchen dazu mit folgenden Worten: „Und bin ich denn nicht Herr im Haus? und bin ich denn nicht Herr im Haus?“ Dieſe Worte wiederholte er in Einem fort. Darüber ward das Weib ſo grimmig, daß ſie vor Zorn hätte zerberſten mögen. Endlich konnte ſie es nicht länger mehr aushalten; da nahm ſie im Zorne ihren Rocken und warf ihn hinter den Ofen; dann ſetzte ſie auch beide Hände in die Seiten, tanzte hinter ihrem Manne her, und wenn Clauert ſeinen Tanz ſang: „Und bin ich denn nicht Herr im Haus ꝛc.“, ſo ſang ſie jedesmal dagegen: „Und biſt du denn nicht Narr im Haus? ꝛc.“ Dieſen Tanz trieben ſie ſo lange, bis die zwei Rathsherren im Hauſe mit heller Stimme anfingen zu lachen.

Als Clauert dies hörte, ging er ſtillſchweigend wieder aus der Stube hinaus und mit den zwei Abgeſandten zu der Verſammlung der Rathsherren zurück, und ließ ſeine Frau zu Hauſe ſingen und tanzen, ſo viel ſie wollte. Jene zwei Männer aber, die mit dort geweſen waren, erzählten den Rathsherren, wie Clauert es gemacht, damit ſeine Frau ungebeten getanzt und auch dazu geſungen hätte. Da wurden ſie vor Lachen alle erſchüttert und gaben Clauerten die Tonne Bier gern gewonnen, welche ſie auch am folgenden Tage in aller Fröhlichkeit mit einander austranken.

Wie Clauerts Knecht die fallende Sucht ankam.

In allen Dörfern, die um Trebbin herum liegen, war Clauert ſehr gut bekannt; daher verſchlief er auch ihre Gaſtereien und Kirchweihfeſte nicht, wofern er nur friſch und geſund war. So war er denn auch einmal zum Schulzen nach Tremsdorf zum Kirchweihfeſte gefahren und hatte dahin auch ſeine Margaretha mit ſich genommen. Dieſe trieb ihn des andern Tages fortwährend an, er ſolle mit ihr nach Hauſe fahren; ſie ließ auch die Pferde anſpannen und ſetzte ſich auf den Wagen, wo ſie dann auf ihren Mann wartete. Clauert aber war nicht gewohnt, das Kirchweihfeſt ſo ſchnell wieder zu verlaſſen und ſo bald nach Hauſe zu fahren, ſondern pflegte oft volle acht Tage dabei zu verharren. Deshalb ſann er auf Mittel und Wege, wie er eine Urſache bekommen könnte, daſelbſt zu bleiben. Seine Frau ſchickte den Knecht zu ihm hinein, der ſeinen Herrn herausholen ſollte; der Knecht aber war ſchon ziemlich betrunken. Als nun der Schulze noch eine ziemliche Kanne Wein hineinbrachte, in welche wenigſtens drei Nöſel gingen, ſagte Clauert zum Schulzen: „Was gilt's, mein Knecht ſoll dieſe drei Nöſel Wein auf einen Zug austrinken?" Da ſetzte Clauert ſowohl als auch der Schulze, Jeder einen Thaler dagegen. Der Knecht wollte ſeinen Herrn nicht verſpielen laſſen und ſoff den Wein in einem Trunke aus. Darauf ſagte Clauert: „Lieber Schulze, bringet die Kanne noch einmal voll Wein, ich will wetten, mein Knecht ſäuft dieſelbe noch einmal aus!" und ſetzte dabei jene zwei Thaler auf den Tiſch. Der Knecht gedachte ſeinen Herrn reich zu machen, nahm die Kanne voll Wein und ſoff dieſelbe zum zweiten Male in einem Zuge aus. Da vermochte er aber die Kanne kaum auf den Tiſch zu ſetzen; er fiel vor Trunkenheit hinterrücks in die Stube, als ob man ihn darniedergeſchlagen hätte, blieb liegen und regte ſich nicht.

Clauert ging zu ſeiner Frau hinaus, ſtellte ſich, als ob er erſchrocken wäre, und ſagte: „Ach liebe Margaretha, ſteige von dem Wagen herab und komme eilends herein, denn uns iſt ein großes Unglück begegnet. Die Frau erſchrak und folgte ihm nach bis in des Schulzen Haus, wo ſie ihren Knecht vor dem Tiſche liegend fand. Clauert ſagte zu ihr: „Siehe, liebe Margaretha, es iſt nur gut, daß wir noch ſo lange hier geblieben ſind, was hätten wir ſonſt auf dem Wege mit unſerm Knechte anfangen wollen, wenn er da die fallende Sucht bekommen hätte? er würde uns ſicherlich alle Beide um das Leben gebracht haben, ja, wo nicht auf eine andere Weiſe, ſo wären wir doch ertrunken.“ „Ei,“ ſagte die Alte, „habe ich doch ſolches nie an unſerm Knechte geſehen oder bemerkt, und er iſt doch ſo lange Zeit bei uns geweſen.“ Clauert aber ſagte: „Es iſt doch gut, daß wir hier verharrt haben; ich will um dieſes Unglücks willen auch in drei Tagen noch nicht von hier hinweggehen.

Wie Clauert mit purpurianiſchem Tuche einen guten Markt hielt.

Wenn Clauert vielleicht an einem bekannten Orte war, ſo verſammelten ſich daſelbſt Viele um ihn, um der Urſache willen, daß ſie viele kurzweilige Dinge von ihm hörten. Beſonders aber war die Karte nicht weit von ihnen, weil ſie wußten; daß Clauert dieſelbe ſehr lieb hatte. So kam er denn auch einmal nach Teltow zu einem guten Freunde, wohin ſich ſogleich Etliche verfügten, welche Alle gute Zechbrüder von ihm waren. Als dieſe vernahmen, daß Clauert Geld bei ſich hatte, ließen ſie alsbald eine Karte holen, ſetzten ſich mit Clauerten zuſammen und gewannen ihm ſein Geld ſo ganz und gar ab, daß er keinen Pfennig mehr hatte. Da ſetzte er vier Ellen purpurianiſches Tuch zu, in der Hoffnung, daß er von ſeinem Gelde etwas wieder bekommen möchte. Aber ſein Unglück war ſo groß, daß er dieſe vier Ellen Tuch auch noch verlor. Da ging er des Abends vor die Thür hinaus, ſah ſich weit um und ſprach: „Bin ich doch ſo alt geworden und habe nicht gewußt, daß die Leute hier zu Teltow das purpurianiſche Tuch ſo gut kennen und daß daſſelbe hier ſo gut abgeht; ich habe eben nicht mehr als die ſchlechten vier Ellen bei mir gehabt und hätte doch ſchon vor langer Zeit mit ſolchem Tuche viel Geld erwerben können, wenn ich gewußt hätte, daß es hier ſo gut wäre verkauft worden; wohlan, ſie ſollen mir es ein andermal theuer genug bezahlen!“ So ging er traurig hin, legte ſich auf eine Bank und gedachte zu ſchlafen; aber das purpurianiſche Tuch machte ihm ſo viel ſchwere Gedanken, daß er vor Kummer nicht einſchlafen konnte. Nun war in demſelben Gaſthauſe noch ein Anderer, der am Tage wohl geſehen hatte, daß Clauert einen Beutel voll Geld gehabt; er wußte jedoch nicht, daß er es verſpielt hatte. Dieſer meinte, Clauert wäre eingeſchlafen, und gedachte daher eine gute Beute davonzutragen; er ſchlich deshalb heimlich hinzu und griff Clauerten in den Beutel. Clauert ſchwieg dazu Anfangs ſtille, ungeachtet er es wohl hörte und fühlte; endlich jedoch fing er an und ſagte: „Suche du nur, nein lieber Sohn, ſuche, ob du etwas finden kannſt; ich habe die ganze Nacht geſucht und doch keinen Heller mehr finden können.“ Da ließ der Dieb ſeinen Mantel und ſeinen Hut liegen und lief avon, ſo daß Clauert doch wenigſtens noch eine Zeche davon ezahlen konnte, während er ſonſt vielleicht gar ſeinen eigenen Nantel hätte im Stiche laſſen müſſen.

Wie Clauert ſeine Sachen mit ſieben Ehebrechern bezeugen ſollte.

Nach Weſtendorf, welches eine Meile Wegs von Jüterbock
tfernt liegt, kam Clauert einmal in großem Regen gewandert.
afelbſt ſaßen im Gaſthof zum Kruge ein ganzer Tiſch voll Gäſte.
s dieſe die Mahlzeit angefangen hatten, trat Clauert in die
tube hinein und grüßte die Gäſte mit ſeltſamen und lächerlichen
orten. Unter Anderm ſagte er auch: „Wofern ich mit euch
en ſollte, ſo wäre es eine gute Manier.“ Unterdeſſen kam ein
iegsmann hinein und empfing Clauerten, den er ſehr gut
nte. Die andern Gäſte fragten den Wirth, was das für ein
enteurer wäre. Der Wirth nannte ihnen ſeinen Namen und

, daß er Hans Clauert heiße. Unter Andern ſaß nun Einer mit zu Tiſche, der aus einem Dorfe nicht weit von dort gebürtig war; dieſer fragte ihn: „Potztauſend, ſeid ihr der Clauert? Von euch habe ich viel gehört, aber ich habe euch mein Lebenlang nicht geſehen noch gekannt; kommt doch näher zu uns heran und ſagt uns, was euch in ſolchem ſchlechten Wetter herausgejagt hat?" Auch bat er zugleich, Clauert möge ſich zu ihnen niederſetzen. Clauert merkte wohl, daß er hier einen ſolchen Mann gefunden hätte, der die Zehrung für ihn auslegen könnte; deshalb gedachte er für's Erſte Bekanntſchaft mit ihm zu machen. Weil er nun die Andern, die mit am Tiſche ſaßen, wohl kannte, wer ſie waren, ſo ſprach er: „Ach nein, mein lieber Herr, niederſetzen darf ich mich nicht; denn ich bin reiſefertig und habe eine ſchwere Sache zu verrichten, um deretwillen ich auch das ſchlechte Wetter nicht ſcheuen darf." Je mehr er ihn aber nöthigte, ſich niederzuſetzen, deſto mehr weigerte ſich Clauert, bis er endlich ſagte: „Wenn ich aber wüßte, daß ihr euch ſämmtlich meiner Sache annehmen und mir aus meiner Noth helfen wolltet, ſo könnte ich wohl dieſen Tag bei euch verweilen."

Jener bat, er möge ſeine Sache vorbringen, wofern ſie ihm zu dienen wüßten, ſo ſolle er ſie gewiß bereitwillig finden. Darauf ſagte Clauert: „Ach liebe Herren und gute Freunde, ich bin ſo hart von meiner Frau verklagt worden, daß ich nicht mehr in unſerm Lande bleiben darf, und ob ich ſchon unſchuldig bin, ſo iſt mir doch auferlegt worden, binnen drei Tagen zu erſcheinen und meine Unſchuld mit ſieben Ehebrechern zu bezeugen; in dieſer Sache werden wir doch Etliche von Euch, wie ich nach eurem Anerbieten hoffe, dienlich ſein können." Die Leute wurden alleſammt ſchamroth und wußten nicht, was ſie antworten ſollten; ſie fingen an., ſich zu entſchuldigen und ſagten, daß ihr Zeugniß Clauerten keinen Nutzen bringen würde, weil ſie keine Ehebrecher wären, und das Gericht würde ihnen daher auch gar nicht geſtatten, in dieſer Sache für ihn zu zeugen. Clauert kratzte ſich hinter den Ohren und rief mit lauter Stimme: „Ich bin nun dreier Herren Länder durchlaufen und habe ſolche Zeugen geſucht; aber

Keiner will ſich meiner erbarmen, ob ſie es gleich ſehr w. könnten; auch hier will ſich Niemand dazu verſtehen und [illegible] armer Mann muß nun ſo elend verjagt ſein." Dann zeigte er an den Tiſch auf zwei unter Denen, die dort ſaßen, welche er ſehr genau kannte, und ſprach weiter: „Und beſonders ihr Beide könntet mir in dieſer Sache wohl dienen und mich aus der Noth erretten, wenn ihr nur wolltet; ſie thun aber, als ob ſie es nicht hörten, wenn ich ſie darum anſpreche." Der Fremde merkte wohl, daß Ehebrecher unter den Gäſten waren, wollte ſie jedoch nicht weiter beſchweren laſſen; er zog deshalb Clauerten zu ſich an den Tiſch, hieß ihn eſſen und trinken, indem er ſagte, er wolle es gern für ihn bezahlen, und fing an von andern Sachen zu reden. Clauert gab ihm auf Alles hinreichende Antwort und trieb ſo viel Poſſen, daß ſie Alle an dieſem Tage von dort abzureiſen vergaßen.

Wie Clauert einen Schneider betrogen.

Zu Prenzlau wohnte ein Schneider, der von ſich die hohe Meinung hatte, daß Niemand ſo klug wäre, als er. Dieſer hatte beſonders auch Gemeinſchaft mit Clauerten, wenn er daſelbſt war, und hatte ihn bisweilen mit Worten zum Beſten. Da gedachte ihm Clauert einmal einen Beutepfennig zu verehren, daß er ſeiner wohl dabei gedenken möchte. Er ging eines Tages hin zu jenem Schneider und fragte ihn: „Ob er ihm auch aus drei alten Röcken ein Faſtnachtskleid machen könnte?" Der Schneider glaubte, Clauert werde ein ſolches Kleid zu ſeinen Abenteuern gebrauchen wollen, und ſagte: „Ja, wenn du mir die drei Säcke bringſt, will ich dir wohl eins daraus machen." Clauert vergaß ſein Vorhaben nicht; er ging hin in's Spital zu den alten Begynen und ſagte zu denſelben, daß ein adeliger Herr ein ganz ſchwarzes Tuch verordnet hätte, um drei von ihnen und beſonders die drei älteſten, die unter ihnen wären, damit zu bekleiden und ihnen Mäntel und Röcke daraus machen zu laſſen. Die Begynen freuten ſich; ſie zankten ſich jedoch erſt eine gute Weile mit einander, welche drei von ihnen gekleidet werden ſollten. Clauert [illegible] „Ihr lieben Mütterchen, es bedarf keines Zankes, ſon- [illegible] welche die drei Aelteſten ſind, die mögen mir nachfolgen; [illegible] will ſie hin zu dem Schneider führen, der die Kleider machen ſoll; denn die Aelteſten können ſich doch am Wenigſten erwerben." Die Begynen waren ſo alt und wohlbetagt, daß ſie kaum gehen konnten; dennoch folgten ſie Clauerten in dem tiefen Kothe nach bis zu des Schneiders Haus. Da führte ſie Clauert hinein und hieß ſie hinter der Hausthüre ſich niederſetzen; er ſelbſt ging in die Stube zu dem Schneider, der eben auf der Werkſtatt ſaß und arbeitete, und ſagte zu ihm: „Willſt du mir denn das Faſtnachtskleid noch machen, wie du mir verſprochen haſt?" Der Schneider antwortete: „Ich habe dir's doch geſagt, du ſollteſt erſt die Säcke herbringen; dann will ich dir es machen" Clauert ſprach: „Ich habe dieſelben hinter der Thür im Hauſe niedergelegt, da wirſt du ſie ſchon finden." Der Schneider hatte gerade nothwendige Arbeit; deshalb betrachtete er die Säcke nicht gleich und dachte, dieſelben würden doch nicht ſo ganz ſchlecht ſein, daß er aus dreien derſelben nicht ein ſolches Kleid machen könnte. Darauf ging Clauert in ſeine Herberge zurück. Zu den alten Weibern aber ſagte er, als er fortging: „Ihr müßt hier ein wenig warten, bis der Meiſter fertig ſein wird, dann will er euch das Maß nehmen." Dieſe warteten gern noch ſo lange, zumal da ſie vom Gehen müde waren. Als nun der Schneider über eine gute Weile aus ſeiner Stube ging, fand er die alten Begynen hinter der Hausthür ſitzen; da erſchrak er und fragte ſie: „Was ihr Begehren ſei?" Die Weiber antworteten ihm: „Wir warten hier, daß ihr uns die Röcke und Mäntel abmeſſen ſollt, die uns der Edelmann bei euch beſtellt und zu denen er euch das Tuch überliefert hat." Der Schneider entſchuldigte ſich, daß er kein Tuch empfangen hätte und noch viel weniger von ihren Röcken etwas wüßte. Die Weiber ſagten: „Ihr habt es empfangen; wir ſind ja von dem Manne, der neuerlich bei euch in der Stube geweſen iſt, deshalb hereingeführt worden, daß ihr uns kleiden ſollt." „O lieben Mütterchen," erwiderte der Schneider, „dieſer Mann iſt ein arger

Schalk; Ihr ſeid von ihm betrogen worden.“ Er gab von Weibern jeder drei Pfennige, damit er ihrer nur los würde, und ſchickte alsbald zu Clauerten in ſeine Herberge, und ließ ihm ſagen, Clauert ſolle zu ihm kommen, er wolle ihm das Maß zum Kleide nehmen. Clauert aber antwortete: „O nein! zu ſolchen Kleidern braucht man kein Maß; es kommt nicht ſo viel darauf an, wenn es auch nicht ſo ganz paſſend gemacht wird.“

Wie Clauert einen Kannengießer betrog.

Zu Spandau wohnte ein Kannengießer, der viel von Clauerten gehört und ihn doch noch nie geſehen hatte, und der deshalb gegen viele Leute ſich oft hatte verlauten laſſen, daß er doch gern Clauerts Bekanntſchaft machen möchte. Als nun Clauert einſtmals dorthin gekommen war und jenen ganzen Tag lang, welchen er ſich dort aufhielt, viel lächerliches Zeug ausgeführt hatte, machte ihn zuletzt der Wirth mit dem Wunſche des Kannengießers bekannt, daß ihn nämlich derſelbe auch gern kennen möchte. Darauf ſagte Clauert: Gebt euch nur zufrieden, Herr Wirth, bis Morgen ſoll er mich ſchon kennen.“ Er vergaß es auch nicht, ſondern ſchickte des andern Morgens früh, ehe es noch recht Tag war, zu jenem Kannengießer hin und ließ ihm ſagen: „es wäre ein Mann in dem Gaſthauſe, der käme von Hamburg und hätte eine Partie gutes Zinn mit ſich gebracht, welches er gern wolle vergießen laſſen; doch wünſche er es vorher zu wägen; deshalb ließ er den Kannengießer zugleich bitten, er ſolle ſein Gewicht mit ſich bringen, wenn er ihm die Arbeit zu machen gedächte. Der Kannengießer ließ ſich nicht erſt lange bitten, ſondern folgte dem Mädchen alsbald nach. Nun hatte Clauert unterdeſſen in der Küche neben dem Feuerheerd ein reines Plätzchen gekehrt und einen ziemlich großen Haufen gelbes Zinn darauf gelegt. Als der Kannengießer kam, fragte ihn Clauert im Finſtern: „Seid ihr der Meiſter?“ Dieſer antwortete: „Ja.“ Clauert fragte weiter: „Habt ihr auch euer Gewicht mitgebracht?“ „Ja freilich,“ erwiderte der Kannengießer. Da nahm Clauert cht in die Hand und ſagte zu ihm: „Ich hätte gern zu nem Goldſchmied geſchickt, aber dieſe haben keine ſo großen Gewichte; wohlan denn, Meiſter, kommt her und wiegt mir dieſen, wie viel Pfund mag er denn wohl haben?“ Damit zeigte er ihm jenen Haufen Zinn und leuchtete dazu mit dem Lichte. "Ei ſo wiege ihn doch der Teufel,“ antwortete der Kannengießer, „und ich nicht.“ Dabei dachte er jedoch an Clauerten, ſah ihn ganz ſtarr an und fragte: „Biſt du nicht Clauert?“ Dieſer gab ihm zur Antwort: „Ja, geſtern Abends war ich's noch. Da ſagte der Kannengießer: „Du alter einäugiger Schelm und Böſewicht, habe ich in den Tagen meines Lebens doch ſo viel von dir gehört, und muß in meinem Alter noch von dir betrogen werden.“ Clauert erwiderte: „Guter Freund, erzürnt euch nicht; habt ihr mich doch wollen kennen lernen; dieſes iſt in keinem Argen geſchehen; kommt herein, wir wollen das Frühſtück mit einander verzehren und weitere Bekanntſchaft machen.“ Solches hörte der Wirth, kam ebenfalls heraus und verſöhnte ſie Beide mit einander. Clauert bezahlte Eſſen und Trinken für den Kannengießer und Beide blieben hierauf gute und vertraute Freunde.

Wie Clauert einem Juden alte Märker verwechſelte.

Als die Juden in der Mark Brandenburg waren, fragten ſie ſtets nach alter Münze, und überall, wo ſie dieſelbe zu bekommen wußten, hielten ſie einen Wechſel.

Dieſes wußte Clauert ſehr wohl; er ging deshalb einſtmals zu einem Juden und fragte ihn, „ob er nicht alte Märker einwechſelte?“ Der Jude fragte erſt, „wie viel derſelben wären?“ Clauert antwortete: „Ungefähr ein Paar Tauſend und zwar die Allerälteſten, die gegenwärtig vielleicht mögen gefunden werden.“ Da nun den Juden keine Münze ſo lieb war, als die Märkiſchen Groſchen, ſo trug derſelbe zu eſſen und zu trinken auf und machte Clauerten gehörig ſatt, bis er nicht mehr trinken konnte. Dann ſagte Clauert zu dem Juden: „Kommt nun mit mir, ich will euch an den Ort führen, wo die Märker zu finden ſind.“ Der Jude glaubte einen herrlichen Gewinn zu erlangen und folgte Cla. voller Freude nach. Clauert führte ihn auf den Kirchhof zu dem Beinhaus hin und ſagte zu ihm: „Siehe da, Jude, hier liegen die älteſten Märker, die in jetziger Zeit zu finden ſind; darunter magſt du dir die beſten ausleſen und ſo viel als dir gefallen werden; denn noch ältere weiß ich dir nicht aufzuzeigen.“ Obgleich der Jude unwillig war, ſo mußte er doch die Zeche und die Mahlzeit, welche er Clauerten gegeben hatte, verſchmerzen; Clauert dagegen ſpottete ſeiner noch dazu und ging lachend von ihm hinweg.

Wie Clauert an ſeiner Stelle den Kerkermeiſter gefangen legte.

Nach dem großen Brandſchaden zu Trebbin, welchen dieſe Stadt im Jahr fünfundſechzig erlitten hatte, ward den Bürgern daſelbſt von ihrem Landesfürſten und Herrn, dem Kurfürſten von Brandenburg, erlaubt, auf den Zoſſen’ſchen Haiden einige Schock Stämme Bauholz abzuhauen, weil zum Wiederaufbauen der Stadt auf den Trebbiniſchen Heiden nicht genug Holz zu finden war. Als nun ein Jeder ſeine ihm angewieſene Anzahl Stämme gefällt hatte, waren Viele unter ihnen, welche aus Armuth das Holz von der Haide nicht nach Hauſe ſchaffen konnten, ſo daß alſo vieles daſelbſt in Fäulniß überging. Darüber ward Euſtachius von Schlieben, der Hauptmann auf Zoſſen, auf’s Höchſte erzürnt und ſchwur hoch und theuer, „den Erſten, der wieder von Trebbin käme und ihn um Holz anſprechen würde, wolle er in’s Gefängniß werfen laſſen.“ Dieſes wurde den Rathsherren zu Trebbin gemeldet und dieſe befürchteten, der Hauptmann werde das, was er geſchworen hatte, auch ſicherlich halten. Deshalb wußten ſie nicht, wen ſie an den Hauptmann abſenden ſollten, der bei ihm in Gunſt ſtände; denn die Stadt war noch nicht wieder aufgebaut. Endlich fiel das Loos auf Clauerten, der bei dem Hauptmann ſehr beliebt und angenehm war. Dieſem verſprachen ſie wohl doppelte Belohnung und dazu ſeine freie Zehrung und ſchickten ihn dann ab, um dem Hauptmanne einen Brief nach Zoſſen zu überbringen. Clauert te nicht, daß die Sache ſo ſehr gefährlich ſein würde; er ließ ſich das Botenlohn gefallen und nahm den Brief an. Als er nun nach Zoſſen gekommen war und das Schreiben überreicht hatte, ſagte der Hauptmann zu ihm: „Du loſer Schelm, mußt du denn gerade der Erſte ſein, der zu mir kommt, um Holz nachzuſuchen? nun wohlan, ich habe es einmal geſchworen und muß alſo meinen Schwur halten!“ Er ließ ſogleich den Wächter rufen und ſagte zu ihm: „Komme her und führe mir dieſen Menſchen in den Thurm hinaus!“ ungeachtet Clauert ſonſt bei dem Hauptmanne in großer Gunſt ſtand. — Auf dem Schloſſe zu Zoſſen nämlich wurden ſtets zwei Wächter gehalten, die des Tages zugleich das Waſſer in die Küche tragen und dann die Gefangenen beaufſichtigen mußten. — Der Wächter that, wie ihm der Hauptmann befohlen hatte, und führte Clauerten zu dem Thurme hinaus. Dieſer war ſehr hoch und war damals auswendig mit zwei Leitern verſehen, auf welchen man hinaufſteigen mußte, ſo daß es alſo auch ziemlich gefährlich war, hinaufzuſteigen. Clauert ſtellte ſich als ein gehorſamer Unterthan und ging mit bis zu den beiden Leitern. Dort angekommen, ſagte er zu dem Wächter: „Lieber Peter, ſteige du voran, ich will dir nachfolgen, und zeige mir nur wenigſtens, wo ich zum Thurme hineingehen ſoll, damit ich nicht hinabfalle; denn ich kann mich nicht gut mit dem Geſichte behelfen, und wie ich gehört habe, ſoll oben im Thurme ein Loch ſein, wo man die Uebelthäter hindurch läßt,“ während er doch die Verhältniſſe beſſer kannte, als man es ihm hätte ſagen können.

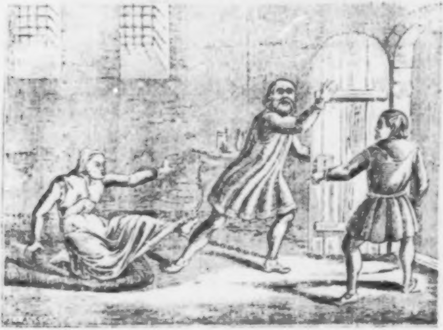
Der Wächter glaubte ſeinen ſchalkhaften Worten und ſtieg vor ihm hinauf, bis er in die Thür kam. Da ſagte er zu Clauerten: „Hans, hierher, folge mir hierher, wo ich gehen werde!“ Unterdeſſen ergriff Clauert die Thür und ſchlug ſie hinter dem Wächter zu; er achtete nicht auf ſein Schreien und Rufen, ſtieg wieder zur Leiter hinab und ließ ſeinen Kerkermeiſter gefangen ſitzen.

Da es nun um die Zeit war, daß man zu Abend eſſen wollte, ſo ſetzte ſich Clauert zu des Hauptmanns Dienern, ſchwieg ſtill und gedachte die Mahlzeit zu genießen. Die Dienſtleute aber konnten das Lachen nicht verhalten. Deshalb ward die Hausfrau veranlaßt, nachzuſehen, was da geſchehen wäre. Als dieſe Clauerten ſitzen ſah, ſprach ſie zu dem Hauptmanne: „Junker, habt ihr denn Clauerten nicht laſſen gefangen legen?“ Er antwortete: „Ja; ich bin neugierig, was der Schalk denken wird.“ Die Frau ſagte: „Sitzt doch Clauert bei unſern Dienſtleuten an dem Tiſche.“ Da drehte ſich der Hauptmann mit ſeinem Stuhle, in welchem er vor dem Tiſche ſaß, herum und ſagte zu Clauerten: „Siehe da, Clauert, was machſt du denn hier? habe ich dich nicht laſſen in den Thurm ſtecken?“ Clauert antwortete ihm: „Ach ja, Herr Hauptmann, aber ich habe einen Andern an meine Stelle gebracht, der ſo lange für mich gefangen ſitzen will, bis ich gegeſſen habe; denn die Abendmahlzeit war bereitet und ich habe den ganzen Tag hindurch nicht viel gegeſſen; deshalb mußte ich auf Mittel und Wege denken, wie ich zur Mahlzeit gelangen könnte. Der Herr von Schlieben ſagte: „Ich dürfte wetten, du haſt den Wächter eingeſperrt?“ Clauert antwortete: „Ja, Herr Hauptmann, ich habe ſonſt keinen Nähern finden können, der mir dieſe Gefälligkeit hätte erweiſen wollen.“ Da ſprach der Hauptmann zu ſeiner Mutter Catharina: „Das kann nicht ungeſtraft bleiben; ich will ihn dir übergeben.“ Die Hausfrau forderte Clauerten an ihren Tiſch und ließ eine kupferne Kanne voll Wein herauf bringen, welche Clauert zur Strafe austrinken ſollte. Da ſagte Clauert: „Ach, gnädige Frau! ſolche Strafe wollte ich alle Tage leiden.“ Der Wächter aber mußte an Clauerts Statt zwei Tage und zwei Nächte im Thurme gefangen liegen.

Wie Clauert früher ſchon einen Andern an ſeiner Stelle gefangen ſetzte.

Auf dieſelbe Weiſe hatte es Clauert zuvor auch zu Trebbin getrieben. Als er nämlich einmal wegen einiger Verbrechen neben einem Weibe, die Reiderin genannt, zu Trebbin in Feſſeln gelegt worden war und Beide nun in dem Rathhauſe gefangen n, kam der Stadtdiener des Abends zu ihnen, brachte Holz und Kohlen und machte ihnen ein Feuer, damit ſie ſich wärmen könnten. Eine ſolche Wohlthat gedachte Clauert zu vergelten; er gab Geld her und ließ den Stadtdiener ſogleich Bier holen. Clauert ſtellte ſich, als ob er ſelbſt am eifrigſten tränke, nahm jedoch kaum das Bier in den Mund und richtete ſeine Abſicht dahin, daß der Stadtdiener betrunken werden ſollte und er ſelbſt nüchtern bliebe.

Als nun der Stadtdiener von dem Rauſche überfallen wurde, legte er ſich neben Clauerten nieder und ſchlief ganz feſt ein. Clauert nun hatte Achtung darauf gegeben, wo der Stadtdiener die Schlüſſel zu den Feſſeln gelaſſen hatte, und wußte daher dieſelben leicht zu finden. So machte er ſich los von ſeinen Banden und ſchloß den Stadtdiener zu dem Weibe hinein. Dann ließ er ſie beide liegen und ſchlafen, nahm die Schlüſſel mit ſich und ging nach Hauſe. Er kam nicht eher wieder, als

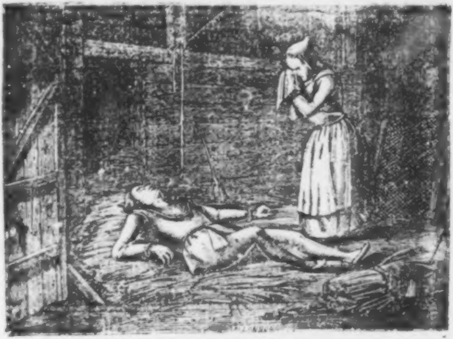


bis der Tag anbrechen wollte. Da er ſie Beide noch ſchlafen fand, weckte er den Stadtdiener auf und ſagte zu ihm: „Stehe auf, du ſollſt eilends zum Bürgermeiſter kommen!“ Der Stadtdiener wollte eilends davonlaufen; aber als er ſich aufmachte, ſchleppte er das Weib mit ſich fort. Da fing dieſe an zu ſchreien: „Ach Clauert! Clauert! haltet ſtill! oder ihr werdet mir den Schenkel ausreißen!“ Clauert antwortete: „Welcher Teufel thut dir denn etwas? ich ſtehe ja hier ganz ſtille.“ Da begann der Stadtdiener erſt zu bemerken, daß er gefangen war; er bat deshalb, Clauert möge ihm dieſen Spott doch ja nicht widerfahren laſſen, ſondern ſich ſelbſt wieder einſchließen.“ Clauert aber antwortete ihm: „Da wäre ich ja närriſcher als alle Narren, wenn ich dies thäte. Nein, mein Freund, gedulde dich nur eine Weile und verſuche es auch einmal, was es für eine ſchöne Kurzweil iſt, wenn man gefangen liegt.“ Hierauf ging Clauert hin zum Bürgermeiſter, brachte ihm die Schlüſſel und erzählte ihm, wie er aus dem Gefängniſſe wäre befreit worden. Dafür mußte der Stadtdiener zur Warnung drei Tage lang in den Feſſeln Gehorſam leiſten.

Wie Hans Clauert ſein Ende genommen.

Das nächſte Jahr nach dem großen Brande folgte das Sterben zu Trebbin und in den umliegenden Dörfern. Deswegen begab ſich Clauert aus der Stadt und hielt ſich eine gute Zeit in den Wäldern der Herren von Thümen auf. Hier fing er Fiſche und Vögel, wovon er und ſeine Genoſſen, die mit ihm ausgezogen waren, ſich ſättigten. Da ließen ihnen endlich auch die Herren von Thümen ſagen, wofern ſie ſich nicht ſogleich hinwegbegeben würden, ſo werde man ſie mit Gewalt forttreiben. Als Clauert die Nachricht erhalten hatte, daß ſie des folgenden Tages kommen würden, um ſie zu vertreiben, nahm er ein Stück Holz und bedeckte es mit einem weißen Tuche, als ob es ein Menſch wäre. Da nun die Dienſtleute der Herren von Thümen dies ſahen, glaubten ſie, es wäre Einer von jener Rotte geſtorben;

ſie ließen deßhalb Clauerten und ſeine Geſellſchaft bleiben und ritten davon. Da ſie nun in dem Gebüſche lagen, ſagte Clauert ſtets zu ſeinen Kameraden: „Ach, wie wird der Tod Clauerten in der Stadt ſuchen, aber daſelbſt nicht finden!“ Endlich jedoch vermochte er ſich vor Kälte nicht länger mehr zu verbergen. Da begab er ſich hinweg auf den Thürdamm, wo ihn der Tod fand. Als nun Clauert zu merken begann, daß der Tod bei ihm anklopfen wolle, machte er ſich näher an die Stadt und legte ſich in eine Scheune vor dem Thore. Bevor er ſich aber ganz zum Sterben hingab, ſagte er: „Heho! nur ſachte, Tod, ſachte, du wirſt mich doch wohl noch einwürgen?“ Nun ward er immer ſchwächer. Da kam zufällig einer von ſeinen guten Freunden vor die Scheune geritten, in welcher er lag; dieſer fragte Clauerten, „wie es ihm erginge?“ Clauert antwortete: „Hey! der Tod will mich haben! doch iſt hier gut ſterben, denn man wird nicht daran verhindert, aus dem Grunde, weil wenig Leute zu Einem

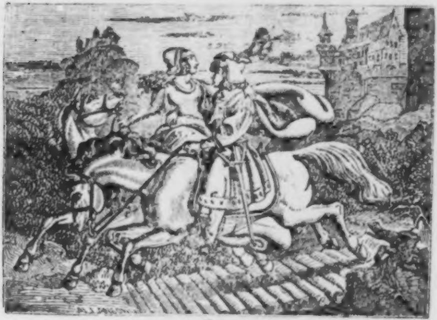


kommen.“ Er konnte alſo auch bei ſeinem Tode ſeine Schelmerei noch nicht laſſen. Zu ſeiner Frau aber ſprach er noch kurz vor einem Ende: „Ach, liebe Gretha, ich merke wohl, daß ich nun dem Tode nicht mehr entlaufen kann; deshalb will ich dich nur noch um Eines bitten, was du mir gewähren mögeſt.“ Sie ragte ihn, was es ſein ſolle? Da ſprach er weiter: „Du weißt wohl, daß ich den Bauern mein Leben lang wenig Gutes erwieſen abe; jetzt nun werden alle Bauern, die in den umliegenden Dörfern liegen, auf den Kirchhof hier vor dem Thore begraben; eshalb bitte ich dich, du wolleſt ſo wohl an mir handeln und mich ja nicht auf dieſen Kirchhof unter den Bauern begraben aſſen; denn wir würden uns heftig mit einander raufen und hlagen, wobei ich meine grauen Haare verlieren möchte.“ Nachdem ihm ſeine Frau dieſe Bitte zugeſagt hatte, machte er n aller Kürze ſein Teſtament, nach welchem Euſtachius von Schlieben das Vogelnetz, der Schmied den Ambos, der Teufel ber die Karten und Würfel erben ſollte, und verſchied ſogleich arauf. So war alſo das Ende dem Leben gleich. Seine Margarethe ließ ihn nach ihrem Verſprechen in die Stadt tragen nd daſelbſt liegt er denn auch auf dem Kirchhofe unter den Bürgern begraben.

Druck von Otto Wigand in L[illegible]ig.

Der weiſe Ritter.

Merkwürdige und anmuthige Geſchichte
des
Herzogs Herpin von Bourges
und ſeines in der Gefangenſchaft gebornen
Sohnes Löwe,
welcher ſpäter durch Gottes Rathſchluß König von Sicilien
wurde.



Von
O. L. B. Wolff.

Volksbücher. 11, 12 u. 13.

Leipzig, Verlag von O. Wigand.

[illegible]

Geſchichte
von
Herzog Herpin.

Wie König Karl von Frankreich einen großen Hof hält und Herzog Herpin vom Herzoge Clarien von Andernach heimlich verrathen wird.

An einem Pfingſttage hielt König Karl von Frankreich einen offenen Hof mit allen ſeinen Lehnsleuten; der war groß und herrlich in der Stadt Paris. Daſelbſt befand ſich auch Ottger von Dänemark und neben ihm Herzog Nymo, Herzog Diederich von Orslingen und Otto der Gütige. Ebenſo waren daſelbſt anweſend Händel von Laugers und die zwölf Räthe von Frankreich, nebſt anderen tapfern Rittern. Mitten unter dieſen edlen Fürſten und Herren wandelte aber auch ein Geſchlecht, deſſen Glieder große Verräther waren; dieſe hießen mit Namen Hottger und Ganelon, nebſt Clarien ihrem Vetter, welche Alle drei ihr Leben lang nichts Gutes geſtiftet hatten. So ward nun der Hof prachtvoll gehalten und einem Jeden nach ſeinem Stande wohl gedient und aufgewartet. Der König betrachtete ſeine Ritterſchaft und hatte an derſelben einen gnädigen Wohlgefallen; er dankte Gott von Herzen, daß er ihm eine ſo anſehnliche Ritterſchaft unterthänig gemacht hatte, und dachte freudig bei ſich ſelbſt: „Nun ſollen die Heiden wenig Friede vor mir haben, da ein ſo bedeutendes Volk unter meiner Herrſchaft lebt; ich hoffe, ſie ſollen mir Alle gehorſam ſein.“ Während nun der König mit ſolchen Gedanken beſchäftigt war, kam Clarien, jener falſche Schalk, der ein Verräther des Grafen Ganelon war, und ſagte zu dem Könige: „Gnädigſter Herr, ihr habt eure Ritter, die eurem Königreiche das Leben verdanken, noch nicht alle bei euch; es fehlt noch ein Lecker, der niemals gegen eure Majeſtät gut geſinnt geweſen iſt und der euch auch keine Hülfe leiſten will; denn als eure Majeſtät jüngſt mit Ottgar von Ronan Krieg führte, war er ebenfalls nicht zugegen.“ „Wer iſt dieſer?“ fragte der König, worauf Clarien ihm zur Antwort gab: „Gnädigſter Herr, es iſt der Herzog Herpin von Bourges, der ein rechtes Schalksherz hat und den König nicht mehr achtet als einen Knaben; ich hörte vor Kurzem einmal in ſeinem Hauſe zu Bourges von ihm ſagen, er frage ſo wenig nach eurer Majeſtät, daß ihm euer Befehl vorkomme, als wenn ihm ein Knabe etwas gebiete; ihr laßt ihn von ſeinem Lande allzu lange Gebrauch machen; wollt ihr meinem treuen Rathe folgen, ſo ſoll er hinfort nicht mehr eines Sporens Werth in ſeinem Lande zu beherrſchen haben.“ „Verhält ſich das alſo,“ ſprach der König, „wohlan! ſo ſoll er alsbald aus ſeinem Herzogthume vertrieben werden, und euch werde ich es Dank wiſſen, daß ihr mir Solches angedeutet habt.“ Als nun Clarien dieſe Falſchheit aus ſeinem lügenhaften Munde ausgeſchüttet hatte, geſchah es noch in eben derſelben Stunde, daß der Herzog Herpin nebſt ſeiner Gemahlin, welche aus dem vornehmſten Geſchlechte in Frankreich entſproſſen und damals gerade guter Hoffnung war, in Paris angekommen waren, um ſich des Königs Herrlichkeit zu beſchauen. Während der Herzog vor dem Palaſte von ſeinem Roſſe ſtieg, kam ihm Einer von der Leibwache entgegen und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Edler Herzog, eilet alsbald wieder zurück, ihr ſeid von dem Könige auf's Heftigſte bedroht; denn Clarien von Andernach hat euch bei dem Könige hart angeklagt. Hierauf erwiderte der Herzog mit wenigen Worten: „Ich hoffe, Seine Majeſtät der König wird nicht feindlich gegen mich geſinnt ſein; hat Clarien mich ſo bei ihm verlogen, ſo ſoll das ihm ſein Leben koſten, und ſollte man mich auch an den Galgen hängen!“ und ging alsdann mit zornigem Gemüthe nach dem Palaſte zu.

Wie Herzog Herpin dem Herzoge Clarien von Andernach ſein Haupt zerſpaltet, deshalb von den Franzoſen gefangen genommen und in einen Thurm geworfen wird.

Der Herzog eilte mit großer Ungeduld nach dem Palaſte. Als die Ritterſchaft ihn erblickte, freuten ſie ſich ſehr; viele vornehme Herren gingen ihm entgegen und empfingen ihn auf's Freundlichſte. Herzog Herpin war auf's Höchſte erzürnt, grüßte jedoch den König mit gebührender Ehrerbietung und ſprach dann zu ihm: „Gnädigſter König und Herr, ich habe in Erfahrung gebracht, daß Clarien mich bei eurer Majeſtät fälſchlich verlogen hat; darum muß er jetzt gleich vor euren und der ganzen Ritterſchaft Augen unter meinen Händen ſterben.“ Bei dieſen Worten zog er ſein Schwert aus der Scheide, trat vor Clarien hin und ſprach zu ihm mit lauter Stimme: „Du Dieb und falſcher Verräther, du haſt mich bei dem Könige verleumdet; dafür ſollſt du jetzt deinen Lohn empfangen, und es werden alle deine Freunde, ja der König ſelbſt nicht im Stande ſein, dir zu helfen.“ Damit hieb er auf Clarien los und zerſpaltete ihm ſein Haupt. Da ſprangen Clariens Freunde insgeſammt auf, ſchlugen Alle auf Herpin und gedachten ihn zu tödten. Aber Ottger von Dänemark, Herzog Nymo von Bayern, Herzog Millo von England und die zwölf Räthe aus Frankreich nebſt der Ritterſchaft kamen ſämmtlich dem Herzoge Herpin zu Hülfe. Es entſtand ein großer Lärm und weder goldenes noch ſilbernes Trinkgeſchirr blieb unverſehrt; alle Kleinodien wurden verdorben; der Eine hieb furchtbar auf den Andern ein; Niemand ward verſchont, und ſelbſt um des Königs Haupt ſauſten die Spieße und Schwerter. Da rief der König mit voller Stimme: „Ergreift mir dieſen Böſewicht, der es gewagt hat, vor meinen Augen mir meinen oberſten Kämmerer zu ermorden; er muß ſterben; die ganze Welt vermag nicht, ihn vom Tode zu erretten!“ Die Franzoſen ergriffen den Herzog Herpin unter heftigem Wüthen und legten ihn gefangen in einen Thurm; denn des Königs Befehl mußten ſie vollziehen. Dann trat der König mitten unter die Streitenden und ſprach: „Ich gebiete euch bei Leibes- und Lebensſtrafe, daß Keiner mehr ſich an dem Andern vergreifen möge; denn des Schadens iſt bereits genug angerichtet.“ So wurde dieſer Aufruhr nach vielem Blutvergießen beigelegt. Hierauf berief der König ſeine Fürſten zu ſich und ſprach zu ihnen: „Bei meinen königlichen Ehren! Herzog Herpin hat meinen Hof geſchändet und den tapfern Clarien, Einen der Theuerſten, die mir zur Seite ſtanden, vor meinen Augen ermordet; darum ſchwöre ich bei meinem Scepter und bei meiner Krone, ich will weder Fleiſch eſſen noch Wein trinken, bis ich an dem Herzoge Herpin werde Rache genommen haben; denn er muß vor Jedermanns Augen zu Mondſaca am Galgen hängen und ſein Fleiſch den Raben zur Speiſe geopfert werden!“ „Herr,“ ſprach Ganelon, der um ſeinen Vetter Clarien ſehr betrübt war, zu dem Könige, „haltet ihr euren Eid nicht, ſo ſeid ihr nicht würdig, den königlichen Thron zu beſitzen.“ „Nein,“ antwortete der König, „das ſoll nicht geſchehen.“ Dann rief er Ottger von Dänemark zu ſich und ſprach zu ihm: „Berufet vier Haufen bewaffneter Leute, führet den Herzog Herpin zum Gericht und vollziehet an ihm das von mir über ihn geſprochene Urtheil; ſehet aber wohl zu, daß er euch nicht heimlich entgeht, ſonſt werde ich ihn von euch zurückfordern.“ „Gnädiger Herr,“ erwiderte Ottger, „ihr habt gerade dem rechten Mann den Befehl ertheilt, Solches zu vollziehen; Herzog Herpin iſt mir theuer und meine Freundſchaft wird ihm nicht mangeln; ich kenne auch keinen Fürſten bis an das todte Meer und jenſeit des Meeres, der den Herzog beleidigt hätte; wofern aber Einer derſelben dies thun würde, ſo ſoll er von dieſer meiner Hand ſeinen Lohn empfangen.“ „Bei Gott,“ ſprach der König, „ich habe ihm den Tod geſchworen und werde meinen Eid nicht brechen.

Wie Herzog Herpins Gemahlin vor dem Könige einen Fußfall thut und ſie Beide aus Frankreich vertrieben und ihrer Herrſchaft beraubt werden.

Die zwölf Räthe von Frankreich traten vor den König und brachten Herzog Herpins Gemahlin mit ſich. Als dieſe vor den König kam, ſank ſie in Ohnmacht nieder zu ſeinen Füßen und that ſo kläglich, daß ſich auch ein ſteinernes Herz hätte müſſen zum Erbarmen bewegen laſſen. Als ſie nun wieder zu ſich kam, ſprach ſie zum Könige: „Gnädigſter König, gebietet, daß man mich zugleich mit meinem Gemahle tödten ſolle, denn ich wünſche keinen Tag ohne ihn zu leben.“ Da ſagte Nymo zu dem Könige: „Es iſt ein unüberlegtes Werk, daß ihr den Herzog Herpin im Angeſichte aller Fürſten wollet hinrichten laſſen. Herr, bedenket euch wohl, er iſt meiner Schweſter Sohn; er iſt in Frankreich geboren und einer von den trefflichſten Rittern; es geziemt ſich nicht einen ſo tapfern Mann ohne Urtheil und Recht zu tödten; und ich ſage es eurer Majeſtät unter die Augen: wofern dieſes geſchieht, ſo will ich mit meinen Freunden zuſammentreten und euch aus dem Königreiche vertreiben; auch werde ich morgen nicht in dem Palaſte erſcheinen, wofern ihr den guten Herzog wie einen Räuber hängen laßt.“ „Bei Gott,“ erwiderte der König, „ich müßte wenig Macht haben, wenn ich um eines Menſchen willen ſo viel erdulden ſollte, und ich wäre nicht werth, daß ich die Krone von Frankreich trüge, wofern ich mich nicht an dieſem falſchen Mörder rächen ſollte.“ Nymo aber ſprach: „Gnädigſter Herr, ſo nehmet ihm doch nicht das Leben, ſondern vertreibt ihn lieber aus dem Lande, ſo daß er nimmer wieder zurückkehren darf.“ Da ſprach die Herzogin: „Gnädiger Herr, ich bitte euch von Herzen, wollet doch dem Fürſten Nymo folgen und meinem Gemahle das Leben ſchenken; ich will euch ſchwören, daß wir ſo weit von Frankreich hinwegziehen wollen, daß ihr nichts von uns erfahren ſollt; auch wollen wir uns an einen ſolchen Ort begeben, wo wir nur das Leben erhalten können, und wollen Gott für euch und euer Geſchlecht bitten.“ Als dies der König hörte, ward ſein Herz gerührt, und er ſprach zu ihr: „Edle Frau, in eurem Herzen iſt viele und große Treue gepflanzt; ſo mögt ihr Beide denn auch ſolcher Treue genießen, ſo, daß auf euer Gelübde ihr und euer Gemahl aus meinem Königreiche auf ewig verwieſen und aller eurer Lande und Herrſchaften verluſtig ſein ſollt.“ Als die Herzogin dies vernahm, fiel ſie nieder und küßte dem Könige die Füße. Dieſer aber ſprach zu ihr: „Gehe hinweg; werde ich euch aber fernerhin noch in meinem Königreiche ſehen, ſo ſollt ihr Beide dem Tode geweiht ſein.“ Darauf ging die Herzogin eilends hinweg und auch der Herzog ward alsbald aus ſeinem Gefängniſſe entlaſſen und von ſeinen Freunden umgeben. Dann kamen die zwölf Räthe zu ihm und ſagten, ſie hätten mit dem Könige verhandelt und es dahin gebracht, daß er zwar aus dem Gefängniſſe entlaſſen, aber auf ewig aus dem Lande verbannt werden ſollte; dieſes hätte auch ſeine Gemahlin bei dem Könige ſelbſt eingewilligt. Als der Herzog dieſes hörte, brach er in Thränen aus, küßte ſeine Freunde und ſprach: „O wehe über den traurigen Augenblick des Scheidens! So ſollen wir alſo unſer Geſchlecht und Land verlaſſen, da doch meine Gemahlin ſchweres Fußes gehet? Nun, Gott möge ſie vor Unfall behüten! Schenkt uns dann der himmliſche Vater einen Sohn, ſo will ich ihn ſpäter zu euch ſenden und euch bitten, daß ihr ihm wollet beiſtehen.“ Otger fragte: „Theurer Freund, woran ſollen wir ihn erkennen?“ worauf der Herzog antwortete: „Sein Kennzeichen ſoll dieſes ſein: In meinem gewölbten Saale zu Bourges hängt ein Horn; dieſes kann kein anderer Menſch blaſen, als Derjenige, welcher ein natürlicher Erbe zu Bourges in Berry iſt; daran mögt ihr alſo erkennen, daß derſelbe mein Sohn und der rechte Erbe zu meinen Gütern ſei.“ Als dies die Räthe hörten, wunderten ſie ſich und dachten auch ſtets an dieſe Worte, bis Löwe in das Land kam, wie weiter unten berichtet werden ſoll.

Wie Herzog Herpin und ſeine Gemahlin von ihren Freunden Abſchied nehmen und König Karl Herpins Land in Beſitz nimmt.

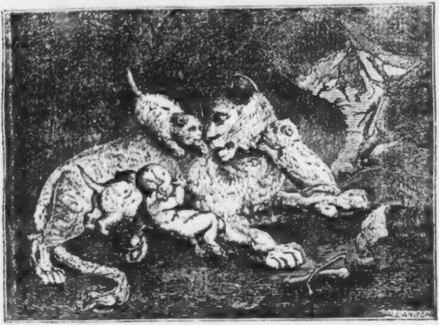
Hier empfand nun der fromme Herzog Herpin große Betrübniß, daß er auf eine ſo jämmerliche Weiſe mit ſeiner theuerſten Gemahlin von ſeinen Freunden ſcheiden mußte. Herzog Rymo, ihr Vetter, ſah Beide, nachdem er Abſchied von ihnen genommen hatte, niemals wieder. Alle Fürſten und Herren ritten nun wieder vom Hofe hinweg, ein Jeder nach ſeinem Lande; ſie Alle waren ſehr betrübt um dieſes redlichen Herzogs willen, der ſo unſchuldig aus ſeinem Herzogthume entweichen und ſein Vaterland verlaſſen mußte. Herzog Herpin aber ritt zur Nachtzeit den geradeſten und ſicherſten Weg durch das Land Berry; er ließ ſeinem Amtmann zu Bourges ſeinen gnädigſten Gruß entbieten und zugleich andeuten, daß er hinfort ſein Antlitz nicht mehr ſehen werde; denn König Karl hätte ihm den Aufenthalt in ſeinem Lande unterſagt und ihm verboten, daſſelbe fernerhin noch zu beherrſchen. Als ſeine Unterthanen dieſes hörten, wurden ſie ſehr betrübt, wußten aber nicht, warum ihrem Herzoge dieſes Unglück widerfahren wäre. Der König nahm nun das Land des Herzogs mit Gewalt in Beſitz und entzog ihm alle Mittel des Wohlſtandes, indem er die Unterthanen mit neuen Abgaben auf's Schwerſte bedrückte, bis endlich die Zeit herankam, wo Löwe, Herzog Herpins Sohn, ſeines Vaters Beſitzthum wieder einnahm, wie ſpäter erzählt werden ſoll.

Wie Herzog Herpin in einem Walde von Räubern angefallen und ſein Volk erſchlagen, und wie die Herzogin von einem Sohne entbunden wird.

Der fromme Herzog ritt in großer Betrübniß fort und dachte ſtets an Bourges und an ſeine guten Freunde, und es iſt gewiß zu keiner Zeit ein Menſch in größerer Betrübniß geſehen worden, als er war. In ſolchem Elende kamen ſie in der Nähe von Florenz in einen großen Wald, in welchem ſich viele Mörder aufhielten. Dieſe begegneten dem Herzoge Herpin und ſeinem Gefolge. Obgleich ſich der Herzog mit ſeinen Leuten wacker vertheidigte, ſo ging es ihnen doch nach dem alten Sprichworte, welches ſagt, daß viele Hunde eines Haſen Tod ſind. Sie wurden von den Räubern übermannt und die Diener ſämmtlich erſchlagen; der Herzog und ſeine Gemahlin aber mußten, um ihr Leben zu retten, die Flucht ergreifen, all' ihre Habe den Räubern und den wilden Thieren das Fleiſch ihrer Diener zur Speiſe laſſen. Die Herzogin weinte und ſprach: „Ach lieber Gott, ſind wir nicht gequälte Leute? So gehet es aber, wenn ein Menſch einmal in Unglück gerathen iſt, ſo trifft ihn dann ein Unfall über den Andern.“ Auch der Herzog war nicht wenig betrübt; ſeine Gemahlin jedoch bezwang ſich ſelbſt, tröſtete ihren Herrn und ſagte zu ihm: „Lieber Herr, laſſet ab von euren Klagen; das Leben iſt ja mehr werth als die Speiſe und der Leib mehr als die Kleidung; darum laßt uns Gott danken, daß wir nur unſer Leben gerettet haben; Nahrung und Kleider wird Gott uns auch ſchenken; Armuth ſucht Liſt, und Keiner iſt ſo krank, daß er nicht gern dem Tode entrinnt; wer aber weit ſpringen will, der muß einen Anlauf nehmen; der König ſchwur euch den Tod nur deswegen, damit er Clarien's Verwandte befriedigte. Wollte Gott, ich wäre erſt meiner Bürde entbunden, dann wollte ich ſchon ſo viel verdienen, daß ich mein Kind ernähren könnte; denn wir müſſen arbeiten, damit wir uns des Hungers erwehren. Daß wir auf eine ſo elende Weiſe um unſer Land und unſre Leute gekommen ſind, das iſt Gottes Verhängniß geweſen; der wird uns aber auch zu ſeiner Zeit gewiß wieder Hülfe und Errettung ſenden.“ Als der Herzog dies hörte, wunderte er ſich über die verſtändige Rede ſeiner Gemahlin, und gewann dieſelbe in dieſem Elende noch viel mehr lieb, als er ſie vorher gehabt hatte. So gingen ſie Beide in jenen großen Wald hinein durch Dornen und Sträucher, ſo daß ihnen weder Kleider noch Schuhe ganz blieben. Da ſagte der Herzog zu ſeiner Gemahlin: „Theuerſte, glaubt mir, ich wollte lieber, daß mir der König das Leben genommen hätte, als daß ich euch in ſo großem Elende begleiten muß; das Herz im Leibe möchte mir vor Traurigkeit zerſpringen.“ Bei dieſen Worten fing die Herzogin an bitterlich zu weinen. In ſolcher Traurigkeit nun fühlte ſie bald, daß ihre Zeit erfüllt war, und fing plötzlich an laut aufzuſchreien. Der Herzog fragte ſie, was ihr denn fehle?“ Ach,“ antwortete ſie, „mir wird ſehr wehe und ich glaube, daß die Zeit meiner Entbindung nahe iſt.“ „Theuerſte,“ ſprach der Herzog, „das bringt mir großes Leid, denn es iſt hier keine Frau, die euch zu Hülfe kommen könnte.“ „Herr,“ antwortete ſie, ich bitte euch um Gottes Willen, gehet hinaus vor den Wald und ſehet, ob ihr vielleicht ein frommes Weib finden könnt; ach, Lieber, eilet aber, ich will unterdeſſen meine Schmerzen geduldig ertragen.“ Der Herzog ſäumte nicht, ihre Bitte zu erfüllen, war aber noch nicht weit gegangen, als ihr Gott ein Söhnchen ſchenkte, welches auf ſeiner rechten Schulter ein rothes Kreuz hatte. Als die Mutter dies ſahe, küßte ſie das Knäbchen, riß dann ein Stück aus ihrem ſeidenen Kleide, und wickelte das Kind hinein. Der Herzog ging vor dem Walde hin und her, konnte aber keine Frau finden. Darüber ward er ſehr betrübt und rief aus: „Ach, himmliſcher Vater, ich bitte dich, du wolleſt meiner Gemahlin beiſtehen, denn menſchliche Hülfe iſt hier nicht zu finden.“ Als die Herzogin ſah, daß ihr Herr nicht wiederkam, ſprach ſie zu dem Kinde: „Du biſt wahrhaftig der rechte Erbe von Bourges, und biſt doch leider ganz und gar enterbt; Gott wolle dich vor Unglück behüten, damit du deines Vaters Schmach einſt rächen mögeſt.“

Wie drei Räuber die Herzogin mit Gewalt hinwegführen und das Kind unter einem Baume liegen laſſen; wie der Herzog ſich verirrt hat und zu einem Einſiedler kommt.

Während nun die arme Frau in ſolchem Elende dalag, kamen drei Räuber zu ihr, welche, durch ihre Schönheit verblendet, unter einander alſo ſprachen: „Dieſe Frau müſſen wir mit uns nehmen, wir werden dieſelbe theuer genug verkaufen können.“ So nahmen ſie die Herzogin zu ſich und ſetzten ſie auf ein Pferd. Sie brach in heftiges Jammern aus und ſagte: „Liebe Herren, erbarmet euch über mich und laßt mich doch ein wenig ruhen, denn ich bin ſo eben erſt mit dieſem Kinde geneſen.“ Die Räuber erwiderten ihr: „Schweige ſtill, es iſt hier nicht Zeit zu ruhen; mache dich auf und mit uns fort, wir wollen dich zu anderen Frauen führen, wo du noch genug ruhen kannſt.“ Die Herzogin aber ſchrie noch viel jämmerlicher und ſprach: „Ach, ihr lieben Herren, ſchonet doch meiner! Soll und muß ich aber mit, ſo laſſet mich nur dieſes kleine Knäbchen mit mir nehmen, damit es nicht umkomme. Die Räuber ſagten: „Was ſollen wir mit dem Kinde? laß es liegen, denn ſolche Kinder thun weiter nichts, als daß ſie ſchreien und weinen.“ Darüber erſchrak die Herzogin außerordentlich und fiel in eine Ohnmacht; es konnte ihr aber Alles nichts helfen; jene unbarmherzigen Menſchen waren ihr zu mächtig; ſie konnte ſich ihrer nicht erwehren, und all' ihr Wehklagen war vergeblich. Was für ein Herzeleid ihr dies bereitet habe, kann man ſich leicht vorſtellen. Die Räuber fühlten kein Erbarmen, ſondern führten die Mutter hinweg, und dieſe mußte mit Schmerzen ſehen, in welchem Elende ihr kleines Söhnchen liegen blieb. Wie aber Romulus und Remus in ihrer Kindheit von einer Wölfin aufgenommen, geſäugt und ernährt wurden, ſo kam auch hier durch eine göttliche Fügung eine Löwin, welche damals gerade Junge hatte, und fand dieſes Kindlein unter den Eichen liegend, leckte und ſtreichelte es, nahm es dann in ihren Rachen, und trug es ohne alle Verletzung in die Höhle zu



ihren Jungen. Dort ſäugte ſie es und behielt es einige Tage bei ſich. Jetzt aber wollen wir das Kind in der Höhle liegen laſſen und ſehen, wie es dem frommen Herzoge unterdeſſen ergangen iſt. Dieſer durchlief den ganzen Wald nach allen Seiten hin, um eine Frau zu ſuchen, die ſeiner Gemahlin in ihren Kindesnöthen

beiſtehen möchte; er verirrte ſich jedoch und kam nach langem
Umherirren endlich wieder an den Ort, wo er ſeine Gemahlin
gelaſſen hatte. Hier fand er aber weder Mutter noch Kind,
ſondern nur einige Zeichen, daß ſie daſelbſt geweſen waren.
Darüber gerieth er in große Angſt und ſprach bei ſich ſelbſt: „Ich
armer Menſch, jetzt habe ich weder Land noch Leute, weder
Silber noch Gold, und dazu habe ich auch noch meine Gemahlin
verloren, die mir theurer war, als alles Andere; ſie hat meinet-
wegen alle Herrlichkeit verlaſſen und iſt mit mir in dieſes Elend
gezogen; o wehe über den bejammernswerthen Augenblick des
Scheidens!“ Hiermit fiel er vor großer Herzensangſt zur Erde
nieder und lag wohl zwei Stunden lang in ſolcher Ohnmacht.
Während dieſer Zeit überraſchte ihn die Nacht; er konnte des-
wegen nirgends hingehen und mußte alſo an dieſem Orte bleiben,
bis ihn der Hunger zwang, aufzuſtehen und einige Wurzeln zur
Speiſe zu ſuchen. Um Mitternacht entſtand ein großes Unge-
witter mit heftigem Donnern und Blitzen. Der gute Herzog wußte
icht, wohin er fliehen ſollte; er ſtieg deshalb auf einen Baum
nd ſah von da aus viele abſcheuliche Thiere, als Löwen, Tiger,
Wölfe und dergleichen, zu ſeinem größten Schrecken häufig hin
nd herlaufen. Da dachte er mit großen Schmerzen an ſeine
ebe Gemahlin und deren Kindlein und ſprach bei ſich ſelbſt:
Wehe mir, ich glaube, ſie werden Beide von dieſen herumlau-
nden, grauſamen Thieren verſchlungen worden ſein. Ach, das
barme Gott! ich bin an ihrem Tode ſchuldig; wie will ich vor
r, o Gott, beſtehen!“ Er ſeufzte laut auf, weinte und ſprach:
Ach Gott, ſei ihren Seelen gnädig!“ Mit ſolchen betrübniß-
ollen Worten verbrachte der Herzog die ganze Nacht, und kein
chlaf kam in ſeine Augen. Sobald nun die prachtvolle Mor-
enröthe mit ihren lieblichen Wangen den Erdkreis anlachte und
ne wilden Thiere in ihren Höhlen ſich ſchlafen gelegt hatten,
ieg er mit traurigem Herzen wieder von dem Baume herab und
ng den ganzen Tag auf Irrwegen herum. Da begegnete ihm
n Einſiedler, welchen er fragte, ob er nicht eine Frau mit einem
einen Kinde geſehen hätte. Der Einſiedler konnte aus ſeinen

Geberden ſehr leicht auf das Anliegen ſeines Herzens ſchließen, und ſagte deshalb zu ihm: „Mein Freund, ich merke, daß ihr ein großes Anliegen auf eurem Herzen traget; was euch aber auch widerfahren ſein mag, ſeid ihr unverſehrt durch den Wald gekommen, ſo fallet auf eure Kniee und danket Gott dafür.“ „Ja,“ antwortete der Herzog mit weinenden Augen, „ich will mein Leiden Gott anheimſtellen,“ und nachdem er den alten Bruder gegrüßt hatte, zeigte ihm dieſer den nächſten Weg nach Florenz.

Wie ein Ritter, während er in dem Walde jagd, das Kind bei einer Löwin findet und es mit ſich nimmt.

Nun wollen wir den Herzog in dieſem ſeinem Elende hinziehen laſſen und unſere Betrachtung darauf richten, wie es dem Kinde in der Löwengrube ergangen iſt, in welcher es Gott vier Tage lang wunderbar erhalten hat. Auf einem Schloſſe nahe an dieſem Walde und auch nicht weit von Florenz gelegen wohnte ein Ritter; dieſer zog mit ſeinem Gefolge in jenen Wald auf die Jagd. Als ſie vieles Wildpret erlegt hatten, kam der Ritter zu einer Löwengrube; hier fand er das Kind vor der Höhle liegen und ſah, wie es die alte Löwin, indem ſie es mit ihrer Zunge leckte, gleichſam freundlich küßte. Als ſie den Ritter gewahr wurde, ſprang ſie grimmig auf ihn zu und gedachte ihn zu zerfleiſchen. Da kamen ihm aber ſeine Hunde zu Hülfe und griffen die Löwin an, ſo daß ſie ſich wieder zur Höhle zurückziehen mußte. Inzwiſchen kamen auch die übrigen Herren und Diener des Ritters herbei und ſahen das Kind liegen. Dieſe wunderten ſich darüber außerordentlich. Sie überfielen ſogleich die Löwin mit Manneskraft, um ihr das Kind zu entreißen. Die Löwin brüllte furchtbar und wollte es nicht gern von ſich laſſen. Da ſie aber von dem kräftigen Angriffe ſo vieler Männer ſich überwunden ſah, lief ſie in den hinterſten Winkel ihrer Höhle und ließ das Kind ungefähr in der Mitte derſelben liegen. Hierauf ward den Jagdknechten ſogleich Befehl ertheilt, das Kind aus der Höhe herauszuholen. Dieſe ſäumten auch nicht, ſondern drangen hinein, und holten es hervor, und ſo ſehr auch die Löwin brüllte und ihre ſcharfen weißen Zähne ſehen ließ, ſo achteten dieſe muthigen Leute ſolches doch nicht, ſondern nahmen das Kind weg und brachten es zu ihrem Herrn, der es auf ſeine Arme nahm und küßte. Die erzürnte Löwin ſprang aus ihrer Höhle hervor und war in ihrer Wuth ſo eifrig, daß ihr vor Zorn das Haar gleich dem Rachen ſchäumte. Dies gab gerade einen ſolchen Anblick wie damals, als Herkules den dreiköpfigen Cerberus an den Ohren aus der Unterwelt hervorzog. Die Löwin ſtellte ſich grimmig und brüllte in ihrer Wuth ſo gewaltig, als wenn der Donner krachte. Jene Ritter aber, die kühnes Herzens und wohl bewaffnet waren, lachten über dieſe Poſſen und ließen die unverzagten Hunde mit der Löwin tapfer fechten. Unterdeſſen betrachteten ſie das Kind genau und ſagten dann unter einander: „Dieſes Kind iſt wahrlich nicht von geringem Geſchlechte; Gott weiß aber, wie es hierher gekommen ſein mag; es iſt entweder geſtohlen worden oder es hat irgend Jemand eine Veranlaſſung dazu gegeben, daß es an dieſen Ort gekommen iſt.“ Hierauf ritten ſie hinweg und hielten unterwegs mancherlei Geſpräche mit einander über dieſes Kind, bis ſie endlich zu einem Schloſſe kamen, welches Mondlin hieß. Der Ritter, welcher in demſelben wohnte und Badewin hieß, hatte weder Frau noch Kinder, denn ſeine Frau war geſtorben. Die Löwin hatte nun ihren Zorn abgelegt und folgte dem Kinde ſanftmüthig nach bis in jene Burg; ſie lebte aber nicht lange mehr, ſondern ſtarb vor allzu großer Betrübniß um ihres vermeintlichen Kindes willen. Als ſie nun auf dem Schloſſe des Ritters Badewin erſchienen, betrachteten ſie das Kind und fanden, daß es ein rothes Kreuz auf ſeiner Schulter hatte. Daraus muthmaßten ſie, Gott werde mit demſelben noch ein ganz beſonderes Werk im Sinne haben und es zu einem großen Herrn machen. Inzwiſchen war Badewin auf's Eifrigſte um das Kind bemüht, verſchaffte demſelben eine Amme und beſchleunigte es, daß es getauft und Löwe genannt wurde. Dabei lebten ſie einige Tage in Freuden; das Kind aber ward gepflegt, ſo daß es auch nicht den geringſten Mangel litt. Nun wollen wir das Kind bei dem Ritter Badewin verſorgen laſſen und unterdeſſen von der frommen Herzogin

ſprechen, welche während dieſer Zeit bei jenen drei Räuber
Walde gewohnt und dabei viel Jammer und Noth erduldet,
dennoch ihre Ehre bewahrt hatte. Sie wurde ſtets von g
Angſt ergriffen, wenn ſie an ihr liebes Kind dachte, welche
im Walde hatte müſſen liegen laſſen. Auch dachte ſie oft
weinenden Augen an ihren lieben Gemahl und ſprach bei
ſelbſt: „O du allmächtiger und gütiger Gott, beweiſe deine
und Barmherzigkeit an mir, dem armen verlaſſenen Weibe, d
ich aus den Händen dieſer drei Böſewichter, die ſich mit Fre
unterſtehen, mir meine Ehre zu rauben, errettet werden m
Himmliſcher Vater, behüte auch mein liebes Kind, welches i
Elend habe verlaſſen müſſen.“

Wie die Räuber wegen der Herzogin ſich veruneinigen und einander t ſchlagen.

Der Oberſte unter jenen Räubern hieß Samſon; dieſer
zu ſeinen beiden Kameraden: „Ihr Herren, ich habe großes
langen, mit dieſem Weibe meinen Willen zu büßen.“ „
alſo,“ antwortete ihm der Andere: „ich habe ſie zuerſt gefun
darum iſt ſie mein und ich will ſie auch für mich behalten,
beſtes Kleid aber will ich dir geben.“ Als der Oberſte d
hörte, war er ganz entrüſtet und ſchalt jenen auf's Heſti
Clarien aber vergaß ſeiner auch nicht; er zog ſein Schwert
und hieb auf den Oberſten ein, daß er todt zur Erde niede
Als der Dritte dieſes ſah, ſprach er: „Holla, da wir Beide
allein ſind, ſo müſſen wir um dieſes Weib wacker mit eina
fechten.“ Hiermit hieben und ſtachen ſie auf einander los,
ſie Beide todt zur Erde niederfielen. Als die Herzogin dies
fiel ſie auf ihre Kniee und dankte Gott, daß er ſie vor d
Böſewichtern bewahrt hatte und daß ſie ungeſchändet aus i
Händen entkommen war.

Wie die Herzogin dem Einen von den Räubern die Kleider auszieht, die übrigen wegwirft und die Kleider des Räubers anzieht.

Als ſich nun jene Räuber unter einander getödtet hatten und die Herzogin allein war, da überlegte ſie, wie ſie es wohl anfangen wollte, damit ſie aus dieſem Walde käme. Sie befürchtete aber, in ihren Frauenkleidern werde ſie nicht ungeſchändet hinauskommen. Deswegen zog ſie die Kleider eines Räubers an, gürtete ſich das ſchönſte Schwert an die Seite und ging ſo durch den Wald hin. Sie betete inbrünſtig zu Gott, daß er doch ihr Kindlein ſammt ihrem Gemahle gnädig behüten wolle; denn dies war ihre größte Sorge. So ging ſie bekümmert fort, bis ſie in ein Dorf kam. Daſelbſt ging ſie in das Gaſthaus, in welchem einige Bauern ſaßen. Dieſe fragten die Herzogin, wo ſie denn herkomme? Die Herzogin antwortete mit männlicher Stimme: ſie käme aus dieſem ſchauerlichen Walde, in welchem ſie wohl drei Tage und drei Nächte gelegen hätte; denn ſie ſuche ihren Bruder, welcher ein kleines Kind bei ſich gehabt hätte, und ſie wiſſe nicht, ob ihn vielleicht gar die wilden Thiere ſammt dem Kinde würden gefreſſen haben. Der Wirth ſprach zu ihr: „Lieber Freund, vor etlichen Tagen war ein Mann hier, ſehr gut gekleidet; der fragte uns, ob wir nicht eine Frau mit einem kleinen Kinde geſehen hätten? denn er hätte ſie verloren; und darüber war er ſehr betrübt.“ Da fragte ſie den Wirth, ob er ihm nicht vielleicht geſagt hätte, wo er hingehen wolle? Der Wirth antwortete: „Er ließ ſich verlauten, daß er nach Jeruſalem zum heiligen Grabe ziehen wolle; ob er aber dahin gezogen iſt, das kann ich leider nicht wiſſen; ich habe ihn auch nicht weiter fragen mögen, weil ich bemerkte, daß er um ſeiner Frau und ſeines Kindes willen ſehr betrübt war.“ Als die Herzogin dieſe Nachricht von ihrem Gemahle vernahm, dachte ſie bei ſich ſelbſt: „Nun will ich den nächſten Weg nach dem Seehafen einſchlagen und dort zuſehen, ob ich vielleicht ein Schiff antreffen kann, welches nach Jeruſalem fahren will.“

Wie die Herzogin zu Schiffe nach Jeruſalem fahren will, aber von einem Sturme nach Toledo in Spanien verſchlagen wird, wo ſie ſich an des Königs Hofe als einen Küchenjungen verdingt.

Die fromme Herzogin reiſte fort, bis ſie an den Seehafen kam. Als ſie daſelbſt ganz ermüdet angelangt war, fand ſie gerade ein großes Schiff ſegelfertig am Strande liegen. Sie trat in ihren Mannskleidern in daſſelbe ein und fragte den Schiffspatron, wohin er fahren wolle? Dieſer antwortete ihr mit kurzen Worten, daß er nach Jeruſalem zum heiligen Grabe zu ſegeln Willens ſei, und fragte ſie, in der Meinung, daß ſie ein Mann ſei, ob ſie mit ihm fahren wolle? „Ja,“ antwortete ſie, kam mit dem Schiffspatron um den Preis überein und gab ihm Geld auf die Hand. Dieſen Tag nun blieben ſie noch daſelbſt, damit ſich ein Jeder mit Proviant verſorgen könnte; des andern Morgens früh aber zogen ſie die Segel auf und fuhren hinweg. Einige Tage hatten ſie gutes Wetter; bald aber erhob ſich ein großer Sturmwind, mit Donner und Blitz begleitet, und ein heftiger Platzregen ſtrömte herab, ſo daß Alle meinten, es werde Schiff und Leben zugleich untergehen, und dieſer traurige Zuſtand wurde noch ſchlimmer dadurch, daß ſie endlich nicht mehr wußten, in welcher Gegend ſie ſchifften. Indeſſen vergaßen die Pilger, ſowie auch die fromme Herzogin, nicht, mit gebeugten Knieen Gott anzurufen, daß er ſie aus dieſer Noth erretten möge. Als ſie nun einige Tage und Nächte in ſolchem Jammer auf dem Meere herumgeſchwebt hatten, ohne daß ſie Tag und Nacht zu unterſcheiden wußten, konnte der Schiffer ſich immer noch nicht erklären, in welcher Gegend ſie ſich befänden; jedoch ermunterte er ſie zur Ausdauer, faßte ſelbſt Muth, und ſprach zu allen Pilgern, die ſich auf dem Schiffe befanden: „Ihr lieben Herren, wir wollen den nächſten Weg nach dem Lande zu fahren, damit wir nur wenigſtens vernehmen können, wo wir uns befinden.“ In dieſen Vorſchlag willigten ſie Alle ein und kamen ſo an ein Ufer; ſie ſtiegen an das Land und fragten, wie das Land und die Hauptſtadt deſſelben heiße? Sie erhielten zur Antwort, ſie befänden ſich in Spanien und die Hauptſtadt heiße Toledo. Da ließ die Herzogin von ihrem Vorhaben ab, nahm von dem Schiffer Abſchied und ſtieg aus dem Schiffe. Dann reiſ'te ſie ſogleich nach Toledo zu, um ſich dieſe Stadt anzuſehen; ſie ging in derſelben in ihren männlichen Kleidern umher, bis ſie endlich vor des Königs Schloß kam. Hier fragte ſie nach dem Küchenmeiſter und ward alsbald zu demſelben gebracht. Der Küchenmeiſter nahm ſie als ſeinen Küchenjungen an. In dieſem Dienſte war ſie ſehr fleißig und gewiſſenhaft bei ihren Verrichtungen und machte ſich deshalb ſehr beliebt. Wenn ſie aber zu Bette ging, brach ſie jedesmal in heftige Thränen aus. An dem ſpaniſchen Hofe nun war damals ein ſchönes Frauenzimmer und der König hatte überdies noch eine wunderſchöne Tochter, welche Florie hieß. Dieſe fragte oftmals ihre Dienſtleute, woher denn der wackere Junge gekommen wäre? Aber Niemand konnte ihr Beſcheid geben. Die königliche Jungfrau gewann den vermeintlichen Küchenjungen ſehr lieb, ließ ihn deshalb einmal zu ſich rufen und fragte ihn, woher und welches Glaubens er wäre? Die edle Herzogin erſchien gehorſam vor ihr in ihren männlichen Kleidern und ſprach zu ihr: „Allertugendhafteſte Jungfrau, meine Schuldigkeit erfordert es, daß ich euer Gnaden berichte, wie ich in dieſes Land gekommen bin: Frankreich iſt mein Vaterland und ich war Willens, nach Jeruſalem zu ſegeln, um das heilige Grab zu ſehen; wir ſind aber durch den Sturm des Meeres verſchlagen worden und auf dieſe Weiſe hier an's Land gekommen; da bin ich nun aus dem Schiffe fort gegangen und habe die anderen Pilger fahren laſſen. Ich kam alsdann in die Hauptſtadt dieſes Landes und begab mich auf euer Schloß, wo mich der Küchenmeiſter aufgenommen hat, um in der Küche zu dienen, und dieſen Dienſt will ich denn auch hinfort gewiſſenhaft verrichten.“

Wie der Herzog Herpin vor einer Abtei um Almoſen bittet, von dem Abte erkannt und in's Kloſter aufgenommen wird.

Der gute Herzog Herpin hatte nur noch wenig Geld zu ſeiner Nahrung bei ſich, als er von Florenz hinwegzog. Deshalb ging er nach einer Abtei hin und bat den Pförtner um ein Stück Brod. Dieſer aber ſagte zu ihm: „Mein Freund, ich habe keinen Befehl, allen Bettlern etwas zu geben; wartet jedoch ein wenig, ich will es meinem Herrn ſagen.“ Der Abt kam vor das Kloſter heraus, erkannte den Herzog ſogleich und ſprach zu ihm: „Edler Herr, welcher Unfall führt euch in dieſes Land? das muß wahrhaftig wunderbar zugegangen ſein.“ Darauf führte er den Herzog in's Kloſter und erwies ihm alle Ehre; er erquickte ihn mit guter Speiſe und einem ſtärkenden Tranke, ſo daß er wieder Kräfte bekam. Als nun der Herzog ſich ein wenig erholt hatte, bat ihn der Abt, er möge ihm doch ſeinen Unfall und die Urſache mittheilen, warum er dorthin gekommen wäre. Der Herzog ſprach zu ihm: „Heiliger Vater, mein bisher erlittenes Unglück zu erzählen bin ich eben ſo bereitwillig als verpflichtet; ich befürchte aber, es möchte euch zu lange dauern und verdrießlich anzuhören ſein.“ Dabei liefen dem Herzoge die Thränen von den Wangen, und obgleich der mitleidige Abt mit ihm weinen mußte, ſo unterließ derſelbe doch nicht, ihn zur Erzählung ſeines Geſchickes aufzumuntern. Hierauf fing der Herzog an, dem Abte den ganzen Verlauf ſeines Schickſals zu erzählen: zuerſt wie er bei dem Könige verleumdet worden und dadurch um ſein Land und ſeine Leute gekommen wäre; ſodann wie er von den Räubern angefallen worden ſei, welche alle ſeine Diener erſchlagen und ihm das Seinige geraubt hätten; ferner wie ſeine Gemahlin ihrer Entbindung nahe geweſen und er deshalb ausgegangen ſei, um eine Frau zu ſuchen, die ihr hätte beiſtehen können; er hätte aber keine gefunden, und als er wieder an den Ort zurückgekommen wäre, wo er ſie verlaſſen hätte, wäre ſie ſammt ihrem Kinde hinweg geweſen, und er ſei der feſten Ueberzeugung, daß ſie entweder von Räubern ergriffen und fortgeführt oder ſammt ihrem Kinde von wilden Thieren gefreſſen worden wäre. „Ach Gott,“ ſprach dann der Herzog weiter, „ich bin der allerunglücklichſte Menſch, der jemals auf dem Erdboden gelebt hat; denn ich habe keinen Heller mehr, um mir Nahrung verſchaffen zu können; was ſoll ich da anfangen!“ Da ſprach der Abt zu ihm: „Edler Herr, verzaget nicht! habe ich einen Heller, ſo ſoll er halb euer ſein; alle meine Habe ſtehet in eurer Gewalt, mögt ihr nun wieder fortziehen oder bei mir bleiben wollen, da ihr eure Gemahlin verloren habt.“ „Heiliger Vater,“ erwiderte der Herzog, „ich danke euch von Herzen für euer Anerbieten und will euch meinen Vorſatz nicht verbergen; ich bin nämlich Willens in eine Wüſte zu ziehen und ein Einſiedler zu werden.“ „Herr,“ ſagte der Abt, „dazu wolle euch Gott beiſtehen; wollt ihr aber bei mir bleiben, ſo ſtehet es euch frei und ihr ſollt hier ein beſſeres Leben haben als die andern Brüder.“ „Nein,“ erwiderte der Herzog, „ich will bei meinem Vorſatze bleiben.“ Als der Abt einen ſolchen Ernſt bemerkte, ward er in ſeinem Herzen gerührt und ſprach: „Edler Herzog, weil ihr ſo feſt auf Gott vertrauet, ſo will ich euch Geſellſchaft leiſten, ſo lange ich lebe.“ Hierauf nahm der Abt von ſeinen Brüdern Abſchied, und Beide zogen mit einander fort, ohne daß ſie einen Heller Geld oder ſonſt etwas mit ſich nahmen; wenn ſie auf ihrer Reiſe etwas bedurften, ſo baten ſie um Almoſen. So gelangten ſie denn anderthalb Meilen jenſeit der Stadt Rom in einen Wald, wo ſie ein kleines Hüttchen bauten und ein ſtrenges Leben führten; Wurzeln und Kräuter waren dabei ihre Speiſe. Der Herzog betete unabläſſig für ſeine Gemahlin und ſein Kind, wofern dieſelben noch am Leben ſein ſollten; ſollten ſie aber bereits todt ſein, ſo betete er zu Gott, daß er ihnen gnädig ſein wolle. Nun aber wollen wir hier von dieſen zwei heiligen Männern uns hinwegwenden und erſt von dem Kinde Löwen ſprechen, wie dasſelbe erzogen worden iſt.

Wie das Kind Löwe zu Mondlin auferzogen und in allen Künſten und ritterlichen Tugenden unterrichtet worden iſt.

Der Herzog Herpin und ſeine Gemahlin hatten Beide um ihren Sohn große Sorge, denn ſie wußten nicht, daß es ihm ſo wohl ging. Der Ritter Badewin hatte dieſen Knaben ſehr lieb, zumal da derſelbe ſich in allen Künſten auf's Eifrigſte übte; er lernte Springen, Ringen, Fechten und was ſonſt noch zum Turnier gehörte, und daneben auch drei Sprachen, die Lateiniſche,

Italieniſche und Franzöſiſche. Daran hatte Badewin einen große
Wohlgefallen und Löwe hatte dadurch ſein Herz ſo ſehr eingenom
men, daß er von ihm Alles verlangen konnte, was er nur begehrt
Er lebte daher in großer Pracht, hatte fortwährend zwanzig Pfer
im Stalle ſtehen und hielt dazu eine gebührende Anzahl Diener
welche alle wohl gekleidet waren; denn ſo lange Badewin Ge
hatte, mußte Alles auf's Herrlichſte eingerichtet ſein; kein Turni
konnte ohne ihn gehalten werden; er achtete ſich ſtets den größt
Herren gleich und lobte und liebte dieſelben, wenn ſie ſich i
Turnier ritterlich gehalten hatten. Deswegen wurde er auch v
ihnen wieder geliebt. Nachdem nun dieſe Pracht einige Jah
hindurch gewährt und Badewin anſtatt ſeines Reichthums ein
leeren Beutel bekommen hatte, da begannen die Tuch- und Se
denhändler, Schuhmacher, Schneider, Sattler, Schmiede, Ro
täuſcher und Gaſtwirthe aus ihrem Schlummer zu erwachen u
dem Badewin die weißen Tauben mit ſchwarzen Strichen (Re
nungen) über den Hals zu ſchicken. Dies reizte ihn zu groß
Ungeduld und wollte ihn des Nachts nicht einmal ſchlafen laſſe
Deswegen ſeufzte er und ſprach: „Ach, zur unglücklichen Stun
habe ich Löwen im Walde gefunden; jetzt muß ich nun all' d
Meinige um des Findlings willen verkaufen.“ Während er
wehklagte, und Städte, Dörfer und was er ſonſt beſaß, verſetzt
um nur die Gläubiger abzufertigen, da kamen wohl dreißig Me
ſchen auf einmal angezogen, welche Geld forderten für Gege
ſtände, die ſie Löwen geborgt hatten. Zu dieſen ſprach der Alt
„Liebe Herren, ich kann euch diesmal nicht befriedigen, denn a
„das Meinige iſt ſchon theuer genug verpfändet und meine Ve
wandten ſind des Leihens an mich auch bereits müde geworden
habt nur Geduld und borget dem Burſchen hinfort nichts meh
ſonſt kann ich euch nicht für die Bezahlung Bürge ſein; denn
hat mich ſchon zum armen Manne gemacht.“ Die Gläubig
trugen Mitleiden mit Badewin und ſchonten ſeines Alters;
gingen hinweg und beſchloſſen Löwen zu ergreifen und in d
Schuldthurm werfen zu laſſen. Löwe aber merkte dieſen Strei
welchem ſie ihm ſpielen wollten; er entließ daher alle ſeine Die

bis auf vier, die ihm ſehr lieb waren, und machte ſich mit dieſen vier Dienern des Nachts aus dem Staube. Dieſe hatte er ſo gewöhnt, daß ſie mit Allem für lieb nehmen mußten; denn wenn er etwas hatte, ſo theilte er mit ihnen, hatte er aber nichts, ſo ſchmelzten ſie den Hunger und aßen die Greven. Dabei war jedoch Löwe jederzeit fröhlich und wohlgemuth; er ließ ſeinen Vater Badewin für die Bezahlung ſorgen und ſagte: „Will mein Vater die Schulden nicht bezahlen, ſo mag er es unterlaſſen; wer weiß, wo mein Glück noch blüht; zu Hauſe habe ich doch wenig Freude; daher iſt mein ſehnlichſter Wunſch, daß irgendwo ein Ritterſpiel veranſtaltet werden möchte; dieſem wollte ich dann beiwohnen; hätte ich kein Geld, ſo wollte ich entweder zum Turnier oder an einen fürſtlichen Hof oder auch zum Kriege mich und meine Diener verdingen und darauf Geld aufnehmen; dann wollte ich mit allem Eifer darnach ſtreben, daß ich Ruhm einerntete; denn ich muß darauf ſehen, daß mein Vater das Land, welches er verpfändet hat, wieder einlöſen kann, ſonſt möchte er gar noch darüber abſterben.“

Wie Löwe zu einem Turnier zieht und den größten Ruhm davon trägt.

Um eben dieſelbe Zeit nun ward ein Ritterſpiel zu Preſſe veranſtaltet. Dorthin begab ſich denn auch Löwe mit ſeinen vier armſeligen Dienern. Als er aber daſelbſt anlangte, hatte das Turnier ſchon begonnen, was ihn nicht wenig verdroß; doch ſäumte er nicht, ſondern rüſtete ſich alsbald und ritt auf den Platz. Die andern Ritter wunderten ſich über ſeinen Muth und wagten nicht, ſich ihm entgegenzuſtellen; doch mußten Etliche von ihnen, die nicht gerennt hatten, auf ſeine Forderung hervorreiten und ihr Glück mit ihm verſuchen. Sie verſpotteten ihn zwar wegen ſeines geringen Aufzugs; doch tummelte er ſein Roß ſo zierlich, daß auch alle Zuſchauer ihn bewunderten. So rennten einmal drei Ritter zugleich auf ihn los; er aber ſchwang ſich mit ſeinem Speere ſo ſchnell und gewandt herum, daß kein Einziger unter ihnen weder ihn noch ſein Pferd treffen, noch ihn aus dem Sattel heben konnte. Die zwei kühnſten von ihnen hob er aus dem Sattel und ließ ihre Roſſe zur Beute durch ſeine Diener an die Siegesfahne bringen; der Dritte aber entfloh und wollte nicht warten, bis Löwe ſeiner Meiſter würde. Dadurch geſchah es, daß Löwen der allerhöchſte Preis und die Gaben, um welche ſie den Wettkampf angeſtellt hatten, zuertheilt wurden. Löwe freute ſich darüber von ganzem Herzen und ritt mit ſeinen Dienern wieder nach Hauſe. Als er vom Pferde abgeſtiegen war, ging er ſogleich zu ſeinem Vater Badewin. Dieſer aber ſagte zu Löwen: „Lieber Sohn, ich will dir nun vorherſagen, daß du hinfort keinen Preis mehr erwerben wirſt; denn ich habe alle meine Städte und Dörfer um deinetwillen verſetzen müſſen und bin dadurch in die größte Armuth gerathen." „Wie ſo, Vater?" erwiderte Löwe; „ich hoffe bei der Ritterſchaft noch mehr Ehre einzulegen, denn ich werde je länger je ſtärker; Gott möge den ſtrafen, der mir mein Glück mißgönnt! Ueberdies wiſſet, lieber Vater, daß ich hier zu Mondlin ein Ritterſpiel habe ausrufen laſſen, welches künftigen Montag beginnen und zehn Tage lang währen ſoll; dazu habe ich durch den Herold zugleich bekannt machen laſſen, daß ich hier zu Mondlin, ſo lange das Turnier dauert, freies Futter für die Pferde der Ritter herbeiſchaffen will, und ich bin überzeugt, daß unſer Hof gehörig voll werden wird." Als der alte Badewin dieſen Vorſchlag hörte, gerieth er ganz außer ſich und ſagte zu Löwen: „Mein Sohn, das kann ich nicht geſtatten; du haſt bereits ſo viel Schulden aufgehäuft, daß ich mit meinem Lande und meinen Leuten, ja ſelbſt mit der Verpfändung meines eigenen Schloſſes deine Gläubiger nicht um die Hälfte bezahlen kann; halte endlich ein; denn wenn du kein Geld mehr haſt, das du aufwenden kannſt, ſo werden deine Mitſchlemmer wenig mit dir ſchmauſen können und du dann ihre Gunſt bald verloren haben; du mußt nun eine Zeitlang zu Fuße reiten, und da du keinem Diener mehr den Lohn bezahlen kannſt, ſo mögen dir anſtatt derſelben ein Paar Stäuber folgen und anſtatt der Turnierlanze magſt du eine Hirtenkeule in die Hand nehmen." Dieſe Worte nahm Löwe ſehr übel auf und erwiderte ſeinem Vater mit zornigem Gemüthe: „Vater, laſſet ſolche Reden nur bei Seite liegen; denn ob ihr ſchon euren Reichthum vor mir verberget, ſo kann und will ich doch nichts ſparen; die Jugend muß luſtig ſein und die Alten müſſen ſorgen; wenn ich nur erſt eine Frau habe, dann werde ich noch früh genug erfahren, was Sorgen ſind; darum laſſet mich nur meiner Jugend zur rechten Zeit genießen; es iſt ja eure Schuldigkeit, meine Ehre zu befördern, und ich verſichere euch: wofern dies keinen Fortgang nehmen ſollte, ſo will ich lieber ſterben als noch länger leben; denn es würde dann nicht nur mein ganzer Ruhm, welchen ich mir auf den früheren Ritterſpielen erworben habe, verloren gehen, ſondern ich würde dadurch auch in große Schande gebracht werden, und ſo groß als jetzt mein Ruhm iſt, ſo groß würde dann auch meine Schande werden, denn die Fama hat meinen guten Ruf nicht allein durch die Lombardei, ſondern durch ganz Italien und Frankreich allen Menſchen kund gethan; ſollte nun dieſes mein Lob erſterben, ſo muß es eure Schuld ſein.“ Da ſprach Badewin: „Lieber Sohn, ich kann dir nicht helfen, denn ich ſelbſt habe nicht mehr ſo viel in meinem Vermögen, daß ich ein Pferd bezahlen kann, und muß deshalb zu Fuße gehen, während ich doch ein alter Mann bin; du biſt noch viel jünger als ich, daher gehe du auch zu Fuße.“ Löwe ward darüber ſehr ungeduldig und erwiderte: „Vater, ihr habt ein ſchlimmes Jahr mit eurem Geize; ihr wollt nur mit den alten Schimmelpfennigen nicht heraus; das iſt einmal die Art der alten Leute, daß ſie das Geld immer im Kaſten zurückhalten wollen; man muß mit friſchem Herzen ſpendiren, dadurch kann man ſich die Leute in der Freundſchaft erhalten.“ „Du böſer Burſche,“ ſagte Badewin, „haſt du auch noch loſe Worte? wenn du Geld haſt, ſo magſt du das Turnier anſtellen, wo nicht, ſo mag die Schande dein ſein.“ Als nun Löwe merkte, daß ſein Vater Ernſt machte, berief er ſeine noch übrigen Diener zu ſich und ſprach zu ihnen: „Ihr ſehet, daß mein Vater ſich ſo arm ſtellt, als hätte er keinen Heller im Beſitze; darum folget jetzt meinem Rathe: es nehme ein Jeder ſein Pferd, reite hinweg und verſuche ſein Heil.“ So zogen ſeine Diener von ihm hinweg, er ſelbſt aber ging ganz betrübt in ſeine Kammer und war oft Willens, bei Nachtzeit heimlich davonzureiten.

Wie der König von Sicilien ein Turnier ausrufen läßt und Löwe deshalb mit Badewin ſpricht.

Um eben dieſelbe Zeit ſandte der König von Sicilien ſeine Herolde durch viele Königreiche und Länder und ließ ein Turnier ausrufen. Dabei ließ der König zugleich andeuten, daß derjenige, welcher ſich bei dem Turniere als der Tapferſte bewähren würde, ſeine Tochter zur Gemahlin und nach ſeinem Tode das ganze Königreich erhalten ſollte. Dies erfuhr denn auch Löwe und ſagte daher: „Ich will auf das Turnier ziehen, es koſte auch, was es wolle; ich habe nun ſchon über ein Jahr lang ſo armſelig gelebt, und habe ich gleich kein Geld, ſo habe ich doch einen friſchen Muth. Die Leute ſagen zwar, ich ſei mild; aber daß es Gott erbarme! ein milder Mann und ein leerer Beutel wollen nicht gut zuſammen paſſen; doch will ich mich tapfer halten Gott wird helfen, daß ich der beſte Mann ſei und die Jungfrau mein werde. Aber ich armer Teufel, wie kann ich mich dem unterſtehen, turnieren zu wollen, da ich doch weder Diener, noch Pferd, noch Harniſch, noch Kleider habe? ſie alle ſind verkauf und das dafür gelöſte Geld iſt verzehrt, und dazu habe ich mi auch noch meinen Vater zum Feinde gemacht; das hätte ich nich thun ſollen. Habe ich jedoch einmal wieder eine gute Rüſtun bekommen, ſo hoffe ich vor allen meinen Freunden noch Ruhm einzuernten; wäre nur erſt die Zeit herangekommen, damit ich di Jungfrau ſehen könnte!“ Darauf betrachtete er ſich oben un unten, hinten und vorn, und ſprach bei ſich ſelbſt: „O du Narr hier einen Löwenmuth, aber Pfauenfüße; meine Kleider, die früher von Sammet, Seide und Scharlach und mit Gold und Silber verbremt waren, haben ſich jetzt in grobes Tuch und Leinwan verwandelt; früher aß ich nur feine Leckerbiſſen, jetzt iſt mein Speiſe grobes Roggenbrod und eine Schüſſel voll Buttermilch und mein Trank iſt Waſſer oder, wenn es hoch kommt, Nächſte hier. Wer iſt die ſchöne Jungfrau und welches iſt das Königreich, wornach ich ſtrebe? Iſt es nicht das Königreich Sicilien und deſſen großen Königs Tochter? O thörichte Jugend, die mich zu ſolchen Gedanken hinreißt! Wenn das mein Vater oder andere Leute hörten, ſie würden meiner gewaltig ſpotten und mein Vater würde dabei der Erſte ſein. Wem darf ich denn dieſe meine Thorheit offenbaren? Keinem Menſchen! Doch ich will allen Fleiß aufwenden, damit ich dennoch dahin komme, wohin ich ſtrebe; und hilft mir dann Gott, daß ich zu meinem Ziele gelange, ſo wird es mir vielleicht mit meiner Thorheit gelingen, daß ich die ſchönſte Jungfrau, die mir ſo tief im Herzen ruht und die ich doch noch nie geſehen habe, mir erwerben kann. Ach, wie wird mir die Zeit ſo lang! ach, daß doch der Tag nur erſt da wäre! aber es ſind noch vier Monate bis dahin! womit werde ich dieſe Zeit zu Ende bringen! Doch ich habe noch ein friſches Herz, und das rothe Kreuz, welches ich auf meiner Schulter trage, es wird nicht vergebens eingeprägt ſein, ich hoffe, es deutet mir an, daß ich ein Königreich regieren werde; o möchte es nur dieſes ſchöne Sicilien ſein. Nun wohlan! Gott hat ja oftmals armen Leuten zu großen Reichthümern verholfen, er wird auch meiner nicht vergeſſen!" Mit dieſem Vorſatze begab er ſich zu ſeinem Vater Badewin, demüthigte ſich vor ihm und ſprach: „Vater, womit ich euch erzürnt habe, das verzeihet mir; ich kann es euch aber nicht verbergen, daß ich ein großes Verlangen habe, dem Turniere beizuwohnen, welches der großmächtigſte König hat ausrufen laſſen, zumal da er zugleich hat andeuten laſſen, daß derjenige, welcher ſich auf demſelben als der Tapferſte bewähren würde, ſeine Tochter zur Gemahlin und nach ſeinem Tode das Königreich bekommen ſollte. Was meinet ihr denn, lieber Vater? Wenn ich dahin käme, ſo wollte ich mich wohl unterſtehen, den Preis, nämlich die Jungfrau und das Königreich, zu gewinnen, und auf dieſe Weiſe könntet auch ihr euer Land wieder bekommen." Badewin aber war über alle Maßen erzürnt und ſprach deshalb zu Löwen: „Ich kann und will dir nicht helfen; laß dein Turnieren bei Seite und hilf mir lieber den Acker bauen, und wenn alsdann die Früchte reif geworden ſind, ſo turniere mit dem Flegel!“ Dieſe Worte bereiteten Löwen große Betrübniß; er ging deshalb ganz allein in ſein Zimmer und weinte bitterlich; doch tröſtete er ſich noch mit der Hoffnung, daß er dennoch zu dem Turniere kommen könnte.

Wie der Marſchall von Florenz nach Mondlin kömmt und Löwen bittet, mit auf das ſicilianiſche Turnier zu ziehen, was er aber nicht thun will.

Mittlerweile kam der Marſchall von Florenz nach Mondlin zu dem alten Ritter Badewin und ſagte zu ihm: „Mein lieber Herr Badewin, wollt ihr nicht mit mir nach Sicilien auf das Turnier ziehen und als ein alter Ritter die königliche Prinzeſſin und das Königreich gewinnen?“ Wohl, mein Herr,“ antwortete Badewin; ich danke euch freundlich für dieſen Scherz; ich habe zwar mein Lebenlang manchen Ritterzug mitgemacht, aber jetzt fehlen mir die Kräfte und überdies hat mein Sohn mir alle meine Habe verturniert, ſo daß ich faſt zum Bettler geworden bin; wenn ich aber Mittel hätte, um meinen Sohn ausſtaffiren zu können, ſo ſollte er dem Herrn dienen; denn er hat große Luſt, dahin zu ziehen.“ Der Marſchall ſagte: „Um dieſen iſt mir es am meiſten zu thun, denn ich weiß, daß er ein tapferer Ritter iſt; ich will ihn wohl ausrüſten und ihm auch Geld genug zu ſeiner Zehrung geben; überdies ſoll Alles, was wir gewinnen, ihm gehören; nur die Jungfrau will ich für mich behalten; euch aber will ich zwei ſchöne Pferde ſchenken und alle eure Schulden bezahlen.“ Badewin freute ſich hierüber von ganzem Herzen und ſagte: „Mein Herr, habt großen Dank, denn dies wird meinem Sohne nicht übel gefallen, und ich verſichere euch hiermit, daß er gewiß mit euch ziehen ſoll.“ Der Marſchall ſagte: „Herr, ich möchte gern ſein Wort ſelbſt hören, ob er es auch thun will.“ Badewin erwiderte: „Herr, er verſagt es euch nicht, denn er hat weder Pferd noch Harniſch, und hat doch Luſt, dahin zu ziehen; er wird dieſe gute Gelegenheit nicht verſäumen; doch ſollt ihr ihn auch ſogleich ſelbſt hören.“ Während ſie ſo mit einander redeten, kam Löwe eben auf das Schloß gegangen und trug einen Sperber in ſeiner Hand, mit welchem er auf dem Felde ſeine Kurzweil getrieben hatte. Er ging gerade auf ſein Zimmer zu. Als aber Badewin ſeiner gewahr wurde, rief er ihn zu ſich. Löwe kam auch alsbald zu ihm, — wie es überhaupt allen Kindern geziemt, ihren Eltern gehorſam zu ſein. Badewin ſprach zu ihm: „Höre, mein Sohn, du haſt doch mehr Luſt zu turnieren als zu ackern und zu pflügen, und ganz beſonders wollteſt du, wie du mich ſchon längſt gebeten haſt, gern auf dem ſicilianiſchen Turniere erſcheinen und doch haſt du einen überaus großen Mangel an Mitteln zu dieſem Unternehmen. Willſt du nun auf dieſes Ritterſpiel mitziehen, ſo iſt hier Rath für dich; denn ſiehe, der Marſchall von Florenz iſt Willens, auf das Turnier zu reiten, um den Preis, nämlich die Jungfrau ſammt dem Königreiche ſich zu erwerben; doch will er dieſes ohne deine Hülfe nicht wagen. Biſt du nun ein ſo tapferer Ritter, ſo wage du es und hilf ihm, ſo wird er uns dann wieder helfen; denn er hat geſagt, wofern er die Jungfrau gewänne, ſo wollte er alle meine Schulden bezahlen und mein Land mir befreien; überdies wollte er mir ein Paar Pferde ſchenken und dich an ſeiner Stelle zu einem Marſchall von Florenz machen. Willſt du nun in dieſen Vorſchlag einwilligen, ſo thue es bald, damit ich endlich meiner Schulden entledigt werde." Löwe antwortete ihm: „Herr Vater, ich muß mich über eure Rede hinſichtlich des Marſchalls wundern; ſollte ich denn ſeinetwegen Leib und Leben wagen, und er dafür der beſten Beute, nämlich der ſchönſten Jungfrau theilhaft werden? Nein, keineswegs. Er mag auf ſeine und ich will auf meine eigene Gefahr dahin ziehen; es ſind nur noch acht Wochen bis zu jenem beſtimmten Tage; ich wollte, daß heute der letzte Tag wäre. So weit jedoch will ich nach eurem Willen und dem Marſchall zu Gefallen handeln: wenn er mit Pferd, Harniſch und Allem, was dazu gehört, außerdem mit Geld und freier Zehrung mich verſehen will, ſo will ich allen Gewinn mit ihm theilen; habe ich jedoch das Glück, daß ich die Jungfrau gewinne, ſo will ich dieſe für mich allein behalten; gewinnt er ſie aber, ſo mag er ſie ebenfalls für ſich allein behalten; wer ſie alſo bekommt, dem ſoll ſie gehören. Darnach wiſſet euch zu richten." Dieſe Worte brachte Badewin dem Marſchall vor. Dieſer ärgerte ſich aber über einen ſolchen Vorſchlag und ritt davon. Als nun der Marſchall fort war, ſagte Badewin zu Löwen: Lieber Sohn, du hätteſt mir folgen ſollen; der Schaden wird dich am meiſten treffen." Nun aber wollen wir uns auf eine Zeitlang von Löwen hinwegwenden und weiter von ſeiner Mutter, der Herzogin, ſprechen, wie es ihr ſo wunderbar mit einem Rieſen ergangen iſt.

Wie der König von Marſilien die Stadt Toledo belagert und einen Rieſen bei ſich hat, der des Königs Tochter haben oder mit zehn Männern allein fechten will.

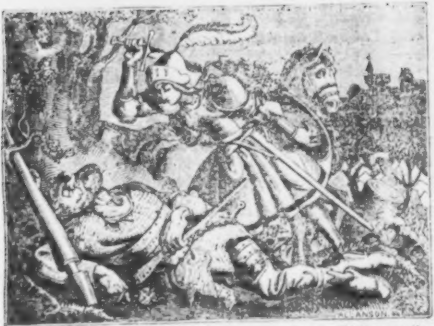
Bis jetzt haben wir vernommen, was dem Ritter Löwe widerfahren iſt, nun aber wollen wir hören, wie es der Herzogin zu Toledo und dem Herzoge in ſeinem Einſiedlerleben ergangen iſt. — Der König von Marſilien belagerte die Stadt Toledo mit einer großen Heeresmacht, ſo daß Niemand heraus noch hinein kommen konnte. Er ließ mehrere Male Sturm laufen, konnte aber wenig gewinnen, denn er fand jedesmal ſtarken Widerſtand. Dieſer König hatte aber einen Rieſen bei ſich, mit Namen Luciam; der war fünfzehn Schuhe lang und hatte ein ſo furchtbares Anſehen, daß Jedermann vor ihm zurückſchauderte; denn er war häßlicher anzuſehen als die Cyclopen, welche die Schmiedeknechte des Vulcanus waren und ſowohl das Fleiſch der Menſchen als der wilden Thiere ungekocht aßen, wenn ſie es nur zwiſchen zwei Steinen ein wenig mürbe geklopft hatten. Der Rieſe hatte eine große Steinaxt, die ſo hart und ſcharf war, daß er mit derſelben, auch wenn ſich Jemand noch ſo gut bewaffnet und gerüſtet hatte, doch durch den Harniſch hindurch hieb und ihm das Haupt zerſpaltete, ſo daß es über beide Schultern herabging. Dieſer tollkühne Bube trat oftmals vor die Pforten von Toledo und ließ den König herausfordern. Wenn nun der König kam, ſo ſagte der Rieſe zu ihm: „Ich fordere von dir, daß du mir deine Tochter gebeſt; thuſt du das nicht, ſo verſichere ich dir, daß du mit dem Könige von Marſilien nimmermehr einig werden wirſt."

Der König gab ihm jedesmal zur Antwort: „Luciam, meine Tochter bekommſt du nicht; packe dich fort oder ich laſſe dich erſchießen.“ Der verwegene Burſche ſagte: „Ich achte deines Schießens nicht; biſt du ein redlicher König, ſo komme zu mir heraus zum Streite oder ſchicke mir zehn deiner tapferſten Männer und laß dieſe mit mir ſtreiten. Giebſt du mir aber deine Tochter, ſo wollen wir unſere Waffen von dir hinwegwenden und dir zum Nutzen ganz Frankreich erobern.“ Der König antwortete: „Warte noch, ich will mich dieſe Nacht darüber bedenken.“ So ging der Rieſe fort, ſtellte ſich auf einen Hügel und wartete daſelbſt, ob vielleicht Jemand kommen würde, um mit ihm zu ſtreiten. Da er aber Niemanden ſah, ward er zornig und ging in ſein Lager zurück. Inzwiſchen berief der König alle ſeine Edlen zuſammen, ſtellte ihnen die Sache vor und ſprach: „Ihr lieben Herren und Ritter, wie hart wir von dem Könige von Marſilien belagert ſind, iſt euch Allen wohl bekannt: doch nach dieſem frage ich nichts; der Rieſe aber, welchen er bei ſich hat, der thut mir zu großes Unrecht; denn er begehrt meine Tochter Florie. Nun wiſſet ihr Herren wohl, daß ich keinen andern Erben habe, als ſie, und das ganze Königreich beruht alſo auf ihr allein. Jetzt bin ich vor dem Thore geweſen; da verlangte denn der große Roland von mir, ich ſolle ihm meine Tochter geben, ſo wolle er mir dafür ganz Frankreich gewinnen helfen. Da ich ihm dieſes verweigerte, ſo forderte er von mir, ich ſolle mit ihm kämpfen oder zehn der beſten Ritter hinausſenden, mit welchen er allein ringen wollte. Ich zweifele nicht an eurer Tapferkeit, denn ihr pflegt ja, wenn wir große Gaſtmähler halten, euch hoch zu rühmen, wie ihr mir getreu ſein und euer Leben für mich aufopfern wollet. So beweiſet denn jetzt eure Tapferkeit und wählt zehn Ritter aus eurer Mitte, die meine Ehre retten und meine Tochter von dieſem Ungeheuer befreien mögen; es ſoll einem Jeden ſeine Tapferkeit wohl belohnt werden und ihrer zehn werden ja ſehr leicht einen Einzigen erlegen können.“ Als die Ritter dieſe Worte des Königs gehört hatten, war ihnen der tapfere Muth, welchen ſie vorher beim Eſſen und Trinken gezeigt hatten, gänzlich entfallen und Keiner von ihnen gab dem Könige eine Antwort. Darüber ward er ſehr betrübt, ging von ihnen hinweg und ſagte: „Iſt das nicht eine Schande für mich, daß ich unter allen meinen Großſprechern keinen Einzigen habe, der mit dem Rieſen kämpfen will? Ich werde ihm wohl endlich meine Tochter geben müſſen.“ Florie war ebenfalls nicht wenig betrübt und befürchtete, ſie möchte dem Rieſen zu Theil werden. Sie wurde jedoch auf wunderbare Weiſe aus ſeiner Hand errettet, wie wir bald hören werden.

Wie die Herzogin durch eine Stimme im Schlafe ermahnt wird, daß ſie mit dem Rieſen kämpfen ſoll, und wie ſie ihn dann umbringt.

Der Rieſe hielt nicht eher Ruhe, als bis er um ſein Leben gekommen war. Die Herzogin hatte ihre Arbeit in der Küche verrichtet und war nun ſchlafen gegangen. Da hörte ſie um Mitternacht eine Stimme, welche zu ihr ſprach: „Erſchrecke nicht; ich will dir nur ſagen, daß dein Gemahl, wie auch dein Sohn, der ſchön und ſtark geworden iſt, beide noch leben; du wirſt ſie auch vor deinem Ende noch ſehen und deines Gemahls wieder theilhaftig werden. Darum höre, was ich dir ſage: Du ſollſt dich wie ein Ritter waffnen und mit dem Rieſen kämpfen; zu dieſem Streite wird Gott dir Hülfe ſenden, ſo daß du ihn erlegen wirſt, ohne irgend einen Schaden an deinem Leibe zu nehmen. Weiter aber befehle ich dir noch, daß du fortan geduldig bleiben und in Keuſchheit leben mögeſt, dann wird Gott ſtets bei dir ſein und dir in allen Gefahren zur Seite ſtehen.“ Da erwachte die Herzogin plötzlich aus dem Schlafe; ſie freute ſich von ganzem Herzen, daß ihr Herr und ihr Sohn noch am Leben wären, und ſprach bei ſich ſelbſt: „Nun will ich muthig mit dem Rieſen den Kampf wagen!“ Sie ging alsbald zu dem Küchenmeiſter und ſagte: „Herr, zürnet nicht gegen mich; ſtehet auf, denn ich habe euch etwas höchſt Nothwendiges mitzutheilen; doch bitte ich, ihr wollet es mir nicht übel nehmen.“ Der Küchenmeiſter antwortete: „Gehe, du Bärenhäuter, und lege dich wieder zu Bette; was habe ich denn mit deiner Thorheit zu ſchaffen?“ Obgleich nun die Herzogin eine ſo ſchlimme Antwort erhielt, ſo wollte ſie

doch dem göttlichen Befehle gehorchen; ſie ging deshalb vom
Schloſſe hinab in die Stadt; dort ſah ſie ein Haus offen ſtehen
(in welchem der Scharfrichter wohnte); ſie ging in daſſelbe hinein
und bat den Herrn deſſelben, er möge ſie doch mit Schwert und
Waffen verſehen. Der Scharfrichter kannte ſie und wußte, daß
ſie in der Küche des Königs aufwartete, und da ſie ihm verſprach,
ſie wolle ihm künftig ſeine Speiſen herunterbringen, ſo legte er
hr einen guten Harniſch an und gab ihr ſein beſtes Henkerſchwert
n die Hand (mit welchem er manchen Kopf abgeſchlagen und nie
inen Hieb verfehlt hatte). So ging ſie denn durch ein kleines
Pförtchen, welches nur von einem Manne verwahrt wurde, der
aber gerade ſchlief, zur Stadt hinaus. Unterdeſſen brach die
chöne Morgenröthe hervor und bezeugte mit ihrem lachenden
Munde und mit ihren röthlichen Wangen, daß heute den Bewoh-
nern von Toledo die Sonne ihres Heiles herrlich ſcheinen und ſie
on der ſchweren Belagerung des marſilianiſchen Königs befreit
werden würden. Als die Herzogin ungefähr eine halbe Stunde
weit gegangen war, fand ſie unweit des Lagers jenen Rieſen unter
iner Linde im tiefen Schlafe liegen; ſein Pferd ſtand neben ihm
ngebunden, und den Speer hatte er neben ſich an den Baum
gelehnt. Die Herzogin, welche auf die ihr zu Theil gewordene
göttliche Zuſage ihr ganzes Vertrauen ſetzte, ging muthig auf ihn
u, zückte ihr Schwert und hieb bei dem erſten Streiche dem Rie-
en den Hals beinahe bis zur Hälfte durch; dann lief ſie ein
wenig zurück, ſchwang ſich auf des Rieſen Pferd und ergriff ſeinen
Speer. Unterdeſſen erhob ſich der Rieſe, ſchrie fürchterlich und
agte: „Du kleiner untüchtiger Menſch, unterſteheſt du dich, mich
u tödten? Warte, ich will es kurz mit dir machen!“ Er lief nach
einem Speere, aber ſie hatte ihn ſchon weggenommen; er ſprang
hr nach und wollte ſie vom Pferde herabreißen, aber ſie ent-
chlüpfte ihm. Da wollte er einen Baum aus der Erde reißen;
während er aber damit beſchäftigt war, legte ſie den Speer ein
nd rennte ihm denſelben durch den Leib, ſo daß er endlich durch
inen ſtarken Blutverluſt ohnmächtig ward und mit großem Ge-
hrei zur Erde niederſank. So lag er nun da und ſcharrte mit



den Händen in der Erde, als ob er toll wäre. Es konnte ihm aber Alles nichts helfen; die Herzogin ſtieg eilends vom Pferde, riß ihm den Kopf ab und ſchnitt ihm die Zunge aus dem Halſe; dieſe verſteckte ſie unter ihrem Harniſch, ließ das Pferd nach dem Lager hinlaufen und eilte wieder in die Stadt zurück. Dort angekommen, warf ſie ihre Waffen von ſich, kam jedoch nicht wieder in das Haus, wo ſie ſich gerüſtet hatte, ſondern eilte nach der Küche, um ihre Arbeit zu verrichten, damit der Küchenmeiſter, wenn er aufſtände, ſie nicht zu beſtrafen hätte. Zuerſt aber wendete ſie ſich zu Gott und dankte ihm von Herzen, daß er ihr ſeinen Beiſtand verliehen hätte, um dieſes Werk auszuführen. Nach Verlauf einer Stunde gelangte das Geſchrei in die Stadt, daß der Rieſe erſchlagen worden wäre. Der König freute ſich darüber außerordentlich; aber Niemand wußte, wer dieſe That vollbracht hatte.

Wie der König zu Toledo bekannt machen läßt, daß er demjenigen, welcher den Rieſen erſchlagen hätte, vierzehn Schlöſſer und vier tauſend Mark Goldes geben wollte.

In ſeiner Freude über die Ermordung des Rieſen ließ der König durch ſeinen Herold durch die ganze Stadt hin ausrufen, daß derjenige, welcher den Rieſen erſchlagen hätte, ſich anzeigen und die verſprochenen Geſchenke, nämlich vierzehn Schlöſſer und viertauſend Mark Goldes als eine jährliche Rente zum Lohne für ſeine Tapferkeit in Empfang nehmen ſollte. Die Herzogin lief in der Küche herum, verrichtete ihre Arbeit und ſah, wie die Ritter zuſammenliefen und unter einander ſagten: „Warum mag ſich denn der nicht anzeigen, welcher eine ſo tapfere That vollbracht und den Rieſen erlegt hat?“ Die Herzogin war unterdeſſen mit mancherlei Gedanken beſchäftigt und wußte nicht, ob ſie es ſagen dürfe oder nicht; ſie dachte auch wohl bei ſich ſelbſt: „Ach wäre doch nur mein Gemahl oder mein Sohn hier zugegen, damit ihnen der Ruhm zu Theil würde und ſie das Geſchenk meinetwegen empfingen; doch ich will noch zuſehen, welchen Ausgang die Sache nehmen wird.“

Wie ein Ritter ſich anzeigt, daß er den Rieſen erſchlagen hätte, und deswegen vom Könige reich beſchenkt wird.

Sobald nun am folgenden Tage der ſchöne Morgen anbrach, rhob ſich ein Ritter aus Toledo und ritt im Felde hin und her pazieren. Da kam er zufällig an den Ort, wo jener erſchlagene Rieſe noch in ſeinem Blute lag; die Marſilianer aber wußten noch nicht, daß er erſchlagen worden war. Alsbald ergriff der Ritter ſeinen Degen und beſtrich ihn mit Blut, das von dem Rieſen in Menge auf der Erde lag; dazu ſteckte er das von der Herzogin abgeſchlagene Haupt des Rieſen auf ſeinen Degen, ielt es in die Höhe als ein Siegeszeichen, trug es ſo durch die ganze Stadt, ſtellte es dem Könige mit gebührender Ehrerbietung or und ſprach hochmüthig: „Gnädigſter König und Herr, der Rieſe, welcher eurer königlichen Majeſtät Hohn geſprochen, eure königliche Tochter begehrt und die ganze Ritterſchaft zu Toledo verachtet hat, iſt durch dieſe meine Hand erlegt und durch mein ſiegreiches Schwert getödtet worden, und damit eure königliche Majeſtät keinen Zweifel daran haben mögen, ſo bringe ich das Haupt deſſelben als ein Wahrzeichen — (der Narr wußte aber nicht, daß die Zunge aus dem Haupte geſchnitten war) — und da ich mein Leben ſo kühn gewagt habe, ſo bitte ich die Geſchenke, welche eure Majeſtät demjenigen verſprochen haben, der den Rieſen erſchlagen würde, mir zu geben. Der König neigte ſein Scepter als ein Zeichen der Gnade gegen dieſen Ritter und ſprach: „Edler Held, weil du deine Tapferkeit ſo herrlich bewieſen und den ungeheuren Rieſen ſo ritterlich erlegt haſt, ſo will ich dich fortan mehr ehren als die andern Ritter, und was ich durch den Herold habe ausrufen laſſen, das ſoll dir unverzüglich gegeben werden.“ Der Ritter fiel vor dem Könige nieder, küßte ſeine Füße und dankte ihm für dieſe große Gnade; überdies verpflichtete er ſich noch, daß er die ganze Zeit ſeines Lebens getreu in den Dienſten ſeiner königlichen Majeſtät verharren wolle. Nun erſchallte es durch die ganze Stadt, daß derjenige, welcher den Rieſen getödtet, ſich gefunden hätte, vom Könige hoch geehrt und durch die empfangenen Geſchenke zu einem reichen Manne gemacht worden wäre. Da kam dieſes Geſchrei auch der Herzogin zu Ohren, die noch in der Geſtalt des Küchenjungen war. Dieſe ärgerte ſich nicht wenig darüber und ſagte bei ſich ſelbſt: „Ei, das will mir nicht wohl gefallen, daß für meine Arbeit ein Anderer den Lohn empfängt; das muß anders werden; was gilt's, ich will es dahin bringen, wofern mir Gott beiſtehen wird, daß ſeine Schande größer werden ſoll, als jetzt ſeine Ehre iſt!“ Unterdeſſen gab der König Befehl, daß man zum Spott der Marſilianer das Rieſenhaupt über der Pforte Marſilien aufſtecken ſolle, damit die Heiden ſehen könnten, was ihrem Rieſen widerfahren wäre, und daraus ſchließen möchten, daß auch ſie ſich keines Beſſern von den Männern zu Toledo zu getröſten hätten. Wie nun die Marſilianer über den Tod ihres Rieſen ſehr betrübt waren, ſo ſchwuren ſie auch bei ihrem Gotte Mahomet, daß ſie eine ſolche That nicht ungerächt laſſen wollten.

Wie die Herzogin in Gegenwart des Königs die Behauptung des Ritters, daß er den Rieſen erſchlagen habe, widerlegt und deshalb dem Ritter einen Kampf anbietet.

Die Herzogin legte ihre beſten Kleider und eine ritterliche Rüſtung an, trat ſo vor den König, grüßte denſelben demüthig und ſprach zu ihm: „Gnädigſter König und Herr, dieſer Mann hat den Rieſen nicht erſchlagen, ob er ſich gleich deſſen rühmt und dafür von eurer Majeſtät beſchenkt worden iſt; nicht er, ſondern ich habe denſelben erlegt, und er [illegible] mir die Ehre ſammt der Gabe entwendet.“ Der König ſprach: „Ueberlege wohl, was du redeſt, damit du nicht Schande davon trägſt.“ „Herr König,“ antwortete die Herzogin, „daß meine Hand den Rieſen getödtet hat, iſt gewiß, und geſtern früh, als dieſer Mann zu dem Rieſen gekommen iſt, hat er ſchon todt und ſein Haupt von dem Rumpfe abgeſchieden da gelegen; hier iſt die Zunge, die ich aus ſeinem Munde geſchnitten habe, zum beſten Wahrzeichen. Wird aber Jemand dieſer meiner Behauptung widerſprechen, ſo erbiete ich mich, mit ihm zu kämpfen; denn man lege nur die Zunge in den Hals und ſehe zu, ob ſie nicht hinein paßt.“ Als der König dieſe Worte vernahm, wunderte er ſich nicht wenig darüber und ſagte zu dem Ritter: „Ihr mögt euch dagegen verantworten.“ Die Andern beſahen unterdeſſen das Haupt des Rieſen und fanden, daß keine Zunge in demſelben war; ſie ſtießen die Zunge hinein und bemerkten, daß ſie dazu paßte. Der Ritter, ſchon halb verzagt, ſagte: „Gnädigſter Herr, er verleumdet mich; denn dieſe meine Hand hat den Rieſen erlegt, und Jener hat mir, während ich durch den ſchweren Kampf mit dem Rieſen ganz ermüdet, unterwegs im Schatten ein wenig ruhte und dabei eingeſchlummert war, die Zunge geſtohlen, indem er dadurch eure Majeſtät zu betrügen und mich um Ehre und Gut zu bringen gedenkt.“ „Traun,“ ſagte der König, „weil er ſpricht, er wolle es mit ritterlicher That beweiſen und mit euch um Leib und Leben kämpfen, ſo kann ich ſeinem Wunſche nicht hinderlich ſein; ſo lange ihr aber den Kampf verweigert, ſo lange ſeid ihr auch meiner Gaben nicht würdig; denn hättet ihr den Rieſen erlegt, ſo würdet ihr euch auch vor dieſem kleinen Menſchen nicht fürchten.“ „Gnädiger Herr,“ ſagte der Ritter, „als ich ihn überwand, ſchlief er.“ „So höre ich wohl,“ antwortete der König, „du willſt nur mit ſchlafenden Leuten fechten.“ Die Herzogin aber ſagte: „Gnädigſter Herr, er ſoll und muß mit mir kämpfen, und hier iſt mein Pfand.“ Bei dieſen Worten warf ſie einen Handſchuh hin und ſagte zu dem Ritter: „Heut über acht Tage ſei fertig und komme auf den Turnierplatz; dort wollen wir unſer Heil mit einander verſuchen.“ Darauf ging ſie hinweg. Dem Ritter war der Muth entfallen; doch tröſtete er noch ſein verzagtes Herz und ſprach bei ſich ſelbſt: „Was ſoll ich thun? ich habe dem jungen Lecker den Kampf zugeſagt, ich muß alſo auch mein Wort halten; ach, daß er doch während dieſer Zeit ſtürbe, ſo könnte ich mit Ehren davon kommen!“ Unterdeſſen fiel die Herzogin in ihrer Kammer nieder, erhob ihre Hände und ihre Stimme, betete und ſprach: „Herr, barmherziger Vater, erweiſe deine Gnade auch fernerhin noch an mir und ſei mächtig in mir als in einem ſchwachen Werkzeuge; ich bin ein Weib und ſoll Ritterſchaft üben; das wird mir ſehr ſchwer ankommen; daß ich aber den Rieſen getödtet habe, das iſt durch deine Hand und nicht mit meiner Kraft geſchehen. Darum bitte ich dich in tiefſter Demuth, du wolleſt mir in dem bevorſtehenden Kampfe nochmals beiſtehen und mir den Sieg verleihen.“ Nachdem ſie ſo ihr Gebet verrichtet hatte, ſtand ſie wieder auf und dachte bei ſich ſelbſt: „O du edler Herzog Herpin, wäreſt du jetzt bei mir und ſtändeſt an meiner Stelle! Dir geziemt es beſſer, eine ſolche That auszuführen; deine tapfere Fauſt würde ihm die Lanze im Herzen herumdrehen und ihm alſo mit ſeinem Tode beweiſen, daß er gelogen habe. Doch ich muß nun an's Werk, da hilft kein Zagen mehr, und ſollte ich auch in tauſend Stücken zerhauen werden.“ Bald darauf ſchickte die edle Florie ihren Kammerdiener zu der Herzogin in die Küche. Als er ſie daſelbſt nicht fand, ging er vor ihre Kammer und befahl ihr zu der Jungfrau zu kommen. Sie leiſtete dem Befehle Gehorſam und erſchien. Als ſie nun zu der Jungfrau hineinkam, ſprach dieſe zu der Herzogin: „Ei, mein junger Burſche, es iſt Schade um dich, wegen deines wackeren Geſichts, deiner zarten Glieder und deiner ſchönen Eigenſchaften, daß du dich noch länger in der Küche herumtreiben und beſudeln ſollſt. Darum ermanne dich und faſſe einen unverzagten Muth; dein Gegner iſt ſchon halb todt vor Furcht; halte dich nur tapfer, denn ſiehe, wirſt du dieſen Menſchen überwinden, ſo zweifle ich nicht daran, daß ich und du wohl noch ein Ehebündniß mit einander ſchließen werden. Auch mein Vater hat ſich dieſes ſchon gegen mich verlauten laſſen, denn er hat einen gnädigen Gefallen an dir.“ Hiermit überreichte die Jungfrau der Herzogin eine ganze Hand voll Ducaten mit dem Befehle, ſie ſolle ſich damit, wie einem Ritter gebührt, ausſtaffiren und ſchmücken. Der edlen Herzogin gefiel dieſe anſehnliche Gabe außerordentlich; ſie ſtattete der Jungfrau ganz höflich ihren Dank ab, kleidete ſich nach deren Befehle ſehr prächtig und kam fortan nicht mehr in die Küche, ſondern rüſtete ſich täglich, damit ſie zu der beſtimmten Zeit zum Kampfe bereit wäre.

Wie die Herzogin den Ritter überwindet, der Ritter gehängt, die Herzogin aber von dem Könige reich begabt und zu ſeinem Marſchall erwählt wird.

Die Morgenröthe brach mit blitzenden Augen herein und brachte die Botſchaft, daß ihr Pflegevater Apollo bald kommen und die Welt mit dem Glanze ſeines vergötterten Angeſichts hoch erfreuen werde. Auch die Venus hatte ſo eben, da es an einem Freitage war, mit dem Mars einen Bund geſchloſſen und erlangte bei demſelben ſo viel, daß er der Venus ſeine Gunſt verleihen und dem ſchon halb verzagten Ritter das Herz bekümmern und muthlos machen mußte, obgleich er es ſich nicht merken ließ. Als nun der Tag ſeinen Anfang genommen hatte, wurde zu dem bevorſtehenden Turnier durch Blaſen das Zeichen gegeben. Darauf begab ſich ein Jeder auf die außerhalb der Schranken errichteten Bühnen; der König aber und Florie nebſt ihren Kammerdienern ſtellten ſich auf ihr dazu erbautes Zimmer, um dieſe Kurzweil mit anzuſehen. Nachdem ſich nun eine ziemlich große Anzahl von Menſchen verſammelt hatte, ritt die Herzogin mit großer Beſcheidenheit durch die Pforte mitten auf den Platz, grüßte den König und die königliche Prinzeſſin ſammt den übrigen Herren und Frauen auf's Freundlichſte und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter König, gnädigſter Herr, wie auch gnädigſtes Fräulein, und ihr anderen Herren, Fräulein und Frauen, die ihr euch verſammelt habt, um dieſes Schauſpiel mit anzuſehen. Dies iſt der Platz, auf welchem ich meine Ehre vertheidigen oder mein Leben mit Schanden verlieren muß; doch habe ich eine gerechte Sache, denn ich bin derjenige, welcher in Wahrheit den Rieſen erſchlagen hat, und dieſes erkühne ich mich mit dieſem in meinen Händen gehaltenen Speere und dem an meine Seite gegürteten Schwerte männlich zu beweiſen; darum wendet eure Augen auf nichts Anderes als auf mich und meinen Feind, wenn er kommen wird; ich will euch und ihn nicht lange aufhalten; wir wollen bald mit einander fertig werden.“ Durch dieſe Rede geriethen viele der Anweſenden in Beſtürzung, Florie aber ward von hoher Freude erfüllt und hoffte, der Sieg werde nach ihrem Wunſche ausfallen. Dies geſchah auch; denn kaum hatte die Herzogin ihre Rede vollendet, ſo kam jener vorher ſchon verzagte, jetzt aber durch ein geborgtes Herz von Neuem aufgemunterte Ritter von einem anſehnlichen Gefolge begleitet, in vollem Galop herangeritten. Er wollte nicht einmal die Zeit erwarten, bis ihm die Pforte geöffnet würde, ſondern ſprengte mit ſeinem Pferde um die ringsum gemachten Schranken und ritt Spornſtreichs auf die Herzogin zu, indem er ſie auf dieſe Weiſe unvermuthet aus dem Sattel zu heben gedachte. Die Herzogin aber ſtellte ſich ihm mit ihrer Lanze entgegen und ſagte: „Holla, nicht vor der Zeit!“ und trieb ihn ſo wieder zurück. Nun ergriffen ſie Beide ihre Speere und liefen ſo grimmig auf einander los, daß die Spitzen ihrer Speere wohl zwanzig Ellen hoch in die Luft ſprangen. Darauf verſetzten ſie ſich gegenſeitig mit den Stangen luſtige Schläge, bis ſie Beide davon ermüdet waren; da griffen ſie endlich zu ihren Schwertern und tummelten ſich auch mit dieſen wacker herum. Bei dieſem letzten Kampfe brachte die Herzogin dem Ritter einen ſolchen Streich bei, daß er von ſeinem Roſſe herabfiel. Als er nun unbewaffnet und

wehrlos dalag auf der Erde, ſagte die Herzogin zu ihm: „Du
loſer Bube, ſage und bekenne jetzt vor dem Könige und vor allen
Leuten, ob du der Mann ſeiſt, welcher den Rieſen erſchlagen hat;
wofern du dies aber nicht thun wirſt, ſo mußt du jetzt von mei-
nen Händen ſterben.“ Der Ritter wollte die Wahrheit noch
nicht bekennen, ſondern drohte vielmehr, er wolle für dieſe That
noch mehr Rache nehmen. Als er ſich aber ganz und gar über-
wunden ſah, da nahm er zu der Bitte ſeine Zuflucht und ſagte:
„Schone meiner und laß mir hinſichtlich des Rieſen die Ehre,
aß ich ihn erſchlagen habe, ich will dir dafür von meinen Gütern
o viel überlaſſen, daß du dein Lebenlang die Fülle haben ſollſt.“
Die Herzogin erwiderte: „Ich frage nichts nach deinen Gütern,
ondern fordere hiermit nur das öffentliche Bekenntniß von dir,
aß du ein lügenhafter Menſch ſeiſt und den Rieſen nicht erſchla-
en habeſt; wofern du dieſes Bekenntniß verweigerſt, ſo ſteht dein
eben jetzt in meiner Hand und du mußt vor meinen Augen ſter-
en.“ Er wollte ſich aber durchaus nicht dazu verſtehen, ſondern
hat im heftigſten Zorne einen gewaltigen Streich nach der Herzo-
in, welchen ſie ihm jedoch dergeſtalt wiedererſtattete, daß er ſeine
anze Naſe und ein Auge dabei verlor. Als der König dieſes ſah,
ef er hinzu, brachte ſie Beide auseinander und ſagte zu der Her-
ogin: „Halte ein, es gereicht dem Ueberwinder ſchon hinlänglich
ur Ehre, wenn er ſeinen Feind erlegt hat; das Uebrige kommt
ir zu, ich will darüber richten.“ Hierauf fragte er den Ritter,
b er den Rieſen erſchlagen habe oder nicht? Dieſer gab ihm zur
ntwort: „Ach nein, gnädigſter Herr, ich habe ihn nicht ſelbſt
ſchlagen, ſondern ich fand ihn todt auf der Erde liegen; da
achte ich an die großen Geſchenke, welche eure Majeſtät dem-
nigen verſprochen hatten, der den Rieſen erſchlagen und ſein
aupt bringen würde; deswegen brachte ich eurer Majeſtät des
ieſen Haupt mit dem Vorgeben, daß ich denſelben getödtet hätte;
dieſem Vergehen haben mich nur der Ehrgeiz und die Geld-
gierde verleitet; ſolcher Muth, der dazu gehört, einen Rieſen
erlegen, wohnt leider nicht in mir, wie denn auch der Augen-
hein beweiſt, daß ich ſelbſt dieſen jungen Mann für meinen

Ueberwinder anerkennen muß. An mir bewährt ſich recht eigentlich jenes alte Sprichwort:

Es iſt ein feiges Herz gleich einem bleiern Schwert,
Das in dem Kampfe ſtets dem Feind den Rücken kehrt. '

„So höre ich wohl, ſagte der König, „du biſt ein Held für die Todten und nicht für die Lebendigen. Nein, ſolche Ritter können mir nicht dienen; wegen deines lügenhaften Mundes aber ſollſt du bald deinen gebührenden Lohn empfangen.“ Darauf befahl der König, man ſolle den Ritter an den Galgen hängen. Nachdem dieſes geſchehen war, begab ſich der König mit ſeiner Tochter Florie wieder in den königlichen Palaſt, wo das Geld, welches vorher jenem Ritter gegeben worden war, der Herzogin überliefert wurde. Hierauf machte ſie der König zu ſeinem Reichsmarſchall und ſagte zu ihr: „Mein lieber Freund, durch deinen Beiſtand hoffe ich nun, da der Rieſe todt iſt, dem Könige von Marſilien hinlänglichen Widerſtand leiſten zu können. Wenn derſelbe alsdann von unſerer Stadt entfernt ſein wird, ſo will ich dir auch noch die jenem Ritter verſprochenen vierzehn Schlöſſer übergeben, und du kannſt es vielleicht durch deine Tapferkeit noch dahin bringen, daß ich dir meine ſchöne Tochter Florie zur Gemahlin und nach meinem Tode das ganze Königreich verehre. Die Herzogin ſagte dem Könige und der Jungfrau für die großen Geſchenke und für die dargebotene hohe Gnade ihren unterthänigſten Dank und genoß ſeit dieſer Zeit anſtatt des ſchmuzigen Winkels in der Küche die Herrlichkeiten eines prachtvollen Palaſtes und anſtatt des Lagers von Stroh die Reize eines mit goldenen Gardinen umzogenen Bettes. Hierauf überſendete ſie dem Scharfrichter, der ſie zur Erlegung des Rieſen ausgerüſtet und bewaffnet hatte, ein anſehnliches Geſchenk von allerhand Münzen und ſeiner Frau ein Paar mit Gold beſetzte Pantoffeln, wodurch dieſen Zunge und Mund zu hinlänglicher Schweigſamkeit in Zaum gebracht wurden.

Wie der König von Marſilien die Ermordung ſeines Rieſen rächen und die Stadt beſtürmen will, die Herzogin aber mit dreitauſend Mann einen Ausfall unternimmt und eine große Anzahl von des Königs Leuten erſchlägt.

Die Herzogin erhielt nun von dem Könige und der Jungfrau Florie die Erlaubniß, ſich auf einige Zeit von ihnen zu trennen. Während ſie ſich aber in ihrem Gemach befand und Gott dem Herrn für dieſe große Gnade und den ihr verliehenen Beiſtand von Herzen dankte, verbreitete ſich in der Stadt das Gerücht, daß der Feind anrücke und die Stadt ſtürmen wolle. Da gerieth die ganze Stadt in Beſtürzung und ein Jeder bewaffnete ſich, ſo gut er konnte, um dieſem Angriffe zu widerſtehen. Auch die Herzogin machte ſich eiligſt mit ihrem Gewehr bereit, ſchwang ſich auf ihr Roß und ritt, begleitet von vielen anderen Rittern und Reitern, in größter Wuth hinaus vor die Stadt, um dem Feinde zu begegnen. Sie trafen auch dermaßen auf den Feind, daß der König von Marſilien von Toledo zurückweichen und die Belagerung aufgeben mußte; denn es ward ein fürchterliches Blutvergießen angerichtet, ſo daß der König den Reſt ſeiner Mannſchaft, welchen er noch gerettet hatte, mit leichter Mühe zählen konnte. In dieſem Gefechte bewährte ſich die Herzogin abermals als die Tapferſte und erhielt vor allen Rittern, die mit ihr aus Toledo ausgezogen waren, den Preis, da ſie die Meiſten von den Feinden erſchlagen hatte. Die Marſilianer wären auch vielleicht ganz aufgerieben worden, hätte nicht der König von Toledo, in der Meinung, daß er den Sieg ſchon gewonnen hätte, durch ein Horn — damals nämlich kannte man noch keine Trompete — das Zeichen geben laſſen, daß ſeine Kriegsleute nur vom Kampfe ablaſſen und als tapfere Ueberwinder im Triumph nach Toledo zurückkehren ſollten. Dies war jedoch noch ein wenig zu früh; denn indem ſie zurückzogen, wendete ſich der König von Marſilien und warf ſich mit den Seinigen auf den Nachtrab, ſo daß die Männer von Toledo noch viele von ihren Kriegsleuten im Felde laſſen mußten. Doch konnte der Marſilianer die Belagerung nicht fortſetzen, ſondern brach auf und zog mit dem Reſte ſeines Heeres in ſein Königreich zurück.

Wie Florie, die Tochter des Königs von Toledo, die Herzogin lieb gewann, in der Meinung, daß ſie eine Mannsperſon wäre.

Als man nun in der Stadt merkte, daß der König von Marſilien von Toledo ſeinen Abzug genommen hatte, wurden die Einwohner hoch erfreut. Ein Jeder aber lobte die Herzogin, weil ſie über alle Maßen tapfer gefochten hatte. Die ſchöne Florie nun begab ſich, nur begleitet von ihrer Kammerfrau, welche ein altes ſchelmiſches Weib war und derartige Dinge, nach welchen die königliche Tochter ein Verlangen trug, gut auszurichten verſtand, — in ihr prachtvolles Zimmer, welches inwendig ringsum mit grünen Teppichen von Sammt überzogen war. Es waren auch hin und wieder einige Diamanten mit eingeſetzt; dieſe waren aber durch das Feuer und den Rauch, welches ihr durch Mund und Augen aus dem verliebten Herzen ſtrömte, dermaßen verdunkelt, daß man kaum noch unterſcheiden konnte, ob es Diamanten oder Kieſelſteine wären. In ſolche verliebte Gedanken verſunken ging ſie in dem Zimmer einige Male auf und nieder, ſchlug die Hände in einander, ſtieß tiefe Seufzer aus und ſprach zu ihrem Abgotte, der neben ihrem Bette in Marmor abgebildet ſtand: „O Machon, wie bin ich doch gegen dieſen jungen fremden Ritter ſo überaus ſehr in Liebe entbrannt! ſeine Tapferkeit, ſeine ſchöne Geſtalt und ſeine außerordentlich höflichen Reden haben mir mein junges Herz dermaßen eingenommen, daß ich ihn bei mir haben und ſeiner Liebe genießen, oder mir ſelbſt mein Leben abkürzen möchte.“ Hiermit ſank ſie nieder in eine Ohnmacht, worüber jene alte Vettel, das Kammerweib, nicht wenig erſchrak; doch durfte ſie kein Geräuſch machen, damit der König es nicht etwa erfahren möchte; auch hatte ſie keine Mittel bei der Hand, durch welche ſie Florien wieder hätte erquicken können. Deshalb nahm ſie ihr mit Thränen wohl benetztes Schnupftuch und beſtrich ihr mit demſelben die Pulsadern. Darauf begann Florie wieder zu ſprechen und ſagte: „Ach, ich Arme, ich bin eines Königs Tochter; alle Fürſten und Herren des Reichs bedienen mich, alle Unterthanen meines Vaters harren auf meine Gnade; aber die allerärmſte Bauernmagd iſt glücklicher als ich; denn wenn ſie auch zuweilen einen falſchen Weg geht, ſo hat doch ſolches keine beſondere Bedeutung. Ich dagegen bin eines Königs Tochter und ſcheue doch Diejenigen, welche ſich vor mir fürchten müſſen.“ Die Alte ſagte: „Liebe Jungfrau, ich kenne eure Krankheit wohl;“ worauf Florie zur Antwort gab: „Das iſt leicht zu errathen.“ Bei dieſen Worten glitt ſie vom Stuhle herab und ergriff beim Sinken einen der Arme ihres Stuhls, auf deſſen einer Seite die Venus mit ihrem Sohne Cupido, auf der andern aber die flüchtige Fortuna aus Elfenbein gefertigt ſtanden. Zugleich riß ſie ihre Bruſt auf, warf ihre Kleider ab und ſagte: „Siehe, liebe alte Mutter, dieſe alabaſterweißen Brüſtchen und Alles, was ſonſt noch an mir iſt, Alles, wornach ſo mancher tapfere Ritter ſchon getrachtet hat, iſt jetzt einem ehemaligen ſchmutzigen Küchenbuben zum Genuß überlaſſen und doch kann ich ſeiner dazu nicht habhaft werden.“ Indeß faßte ſie wieder Muth, richtete ſich auf und ſprach weiter: „Iſt er ſo kühn geweſen, daß er den Rieſen erlegt hat, ſo wird er ja wohl noch viel kühner ſein, wenn es gilt, ein Weib zu überwinden; beſitzt er aber dieſe Kühnheit nicht, ſo will ich es bei meinem Vater dahin bringen, daß er wieder in die Küche wandern und die Braten wenden muß. Könnte mir jedoch durch ein günſtiges Geſchick ſeine Gegenwart zu Theil werden, ſo wollte ich ihm mit recht freundlichen Worten entgegen kommen; vielleicht wird er nicht ſo ganz dumm ſein, daß er nicht aus meinen Augen, Geberden und Worten verſtehen könnte, welchen Wunſch ich von ihm erfüllt haben möchte. Er ſelbſt darf keine ungebührliche Bitte an mich ſtellen, aus Furcht vor meinem Vater, und einer königlichen Jungfrau hingegen geziemt es durchaus nicht, daß ſie ihre hohe Ehre einer geringen Mannsperſon freiwillig Preis gebe; es iſt alſo ſchon hinreichend, daß man einen ſolchen Mann durch die blitzenden Strahlen der Augen vorher zu feſſeln ſucht und ſich alsdann bereitwillig von ihm überwinden läßt. Nun aber, mein liebes altes Mütterchen, pflegen ja die Frauen dasjenige, was ſie in ihrer Jugend gelernt und ſelbſt an ſich erfahren haben, im Alter erſt für das Leben anzuwenden und meines Gleichen mit

Rath beizuſtehen, und ich bin überzeugt, daß du früher wohl auch zuweilen von ſolcher Krankheit befallen worden biſt; haſt du nun dabei etwas gelernt, ſo hilf mir.“ Die Alte erwiderte: „Tugendhafte Jungfrau, euch zu helfen, habe ich kein Mittel, denn eure Krankheit führt nicht zum Tode, ſondern zum Leben, und ich bin feſt überzeugt, daß in allen Apothekerbüchſen für euch kein Mittel zu finden ſein wird; der neue Marſchall eures Vaters möchte einzig und allein im Stande ſein, eure Krankheit zu heilen; dieſen will ich euch herbeirufen, ſo daß ihr mit ihm allein ſprechen könnt; ſolche Karten habe ich ſchon öfters geſpielt.“

Wie des Königs Tochter die Herzogin in ihr Zimmer kommen läßt und ihr daſelbſt ihre Liebe zu erkennen giebt.

So lief denn die Alte auf der Jungfrau Befehl zu der Herzogin, um ihr anzudeuten, daß es jetzt Zeit wäre, mit des Königs Tochter nach ihrem Belieben zu ſpielen, wobei ſie ein gutes Botenlohn zu verdienen gedachte. Ein ſolches empfing ſie auch ſchon vor der Zeit, indem ſie bei ihrer großen Eilfertigkeit auf dem Schloßhofe niederfiel, ſo daß die Hofleute hinlänglichen Stoff zum Lachen erhielten und ſie ſelbſt eine blutige Naſe davon trug. Nichts deſto weniger ſtand ſie wieder auf und verrichtete ihr Geſchäft. Nachdem die Herzogin jene Botſchaft von Florien vernommen hatte, zögerte ſie nicht lange; ſie kleidete ſich an und ging nach Floriens Zimmer. Eine Dienerin der königlichen Jungfrau, welche ſie das Verlangen nannte, wartete vor der Thüre, und nachdem ſie dieſelbe geöffnet hatte, mußte ſie ſich entfernen. So blieb Niemand im Zimmer außer der Hoffnung nebſt der Herzogin. Als dieſe Letztere ſah, daß die Jungfrau bei ihrem Eintritte ſich augenblicklich verwandelte, merkte ſie wohl, von welcher Beſchaffenheit ihre Krankheit ſein möchte, dachte aber in ihrem Herzen: „Liebe Freundin, du irrſt dich gewaltig; dein Wahn hat dich betrogen; für deine Abſicht haſt du den rechten Mann nicht getroffen; durch mich kann dir nicht geholfen werden, denn es heißt:

Es kann das eine Weib das andere wohl lieben,
Doch iſt ihr Beider Wille durch keines zu verüben.“

Die königliche Jungfrau faßte die Herzogin mit großer Ehrerbietung an der Hand, führte ſie an ihr Bette und bat ſie inſtändig, ſich neben ihr niederzuſetzen. Während ſie ſo neben einander ſaßen, ſprach Florie zu der Herzogin: „Tapferer Ritter, eure Kühnheit, Ehrbarkeit und Tugend haben wir an unſerem Hofe hinlänglich erfahren; deswegen habe ich ſolche Liebe zu euch getragen, daß ich euch habe an dieſen Platz kommen laſſen, welche Ehre mein Lebenlang noch keiner Mannsperſon widerfahren iſt. Laßt deshalb dieſe günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber gehen; wir ſind hier Beide allein, Niemand iſt zugegen, außer meiner Dienerin, der Hoffnung; dieſe aber muß ſchon ſtill ſchweigen, denn nach vollbrachtem Werke will ich ſie ſo abfertigen, daß die Zufriedenheit an ihre Stelle tritt. Nehmt alſo hin die Palme des Sieges über Die, welche ſich ſelbſt gefangen giebt. Als ihr den Rieſen erſchlugt, mußtet ihr ſelbſt euer Leben in Gefahr ſetzen; hier aber ſollt ihr mit der größten Freudigkeit den Kampf gewinnen; denn ſo viel ich von meinem Vater vernommen habe, ſo werden wir doch noch Eheleute. Darum laßt uns jetzt Hochzeit machen; die Verlobung wird alsdann folgen.“ Ueber dieſe allzu leichtſinnigen Worte der Jungfrau erſchrak die Herzogin nicht wenig, wie es denn überhaupt den Weibsperſonen, und beſonders den Jungfrauen, zur Leichtfertigkeit angerechnet wird, wenn ſie nur durch den Ausdruck ihrer Augen ihres Herzens Gedanken zu erkennen geben; noch viel ſchimpflicher aber iſt es für ſie, wenn ſie dieſelben ſogar mit Worten ausſprechen. Deshalb gab die Herzogin Florien zur Antwort: „Allerſchönſte Jungfrau, euer unbilliges Verlangen, welches aller Ehrbarkeit zuwider iſt, hättet ihr mir nicht eröffnen ſollen; denn einer Jungfrau ziemt es nicht, einer Mannsperſon ſo etwas anzumuthen, da dieſelben nach ſolchen Dingen ohnedies begierig genug trachten; ein ſolches Begehren ſteht nicht einmal Privatperſonen wohl an, noch viel weniger aber euch, als eines Königs Tochter. Ueberdies bin ich von niedrigem Herkommen und ihr, glaube ich, könnt wohl noch einen Gatten eures Gleichen bekommen. Indeß halte ich dafür, daß dieſe Forderung an mich nur euer höflicher Scherz iſt und daß ihr mich zu verſuchen gedenkt; ja ich möchte faſt muthmaßen, daß ihr im Einverſtändniß mit eures Vaters Rittern mir die empfangene Gnade und Ehre mißgönnt und daß ihr mich durch dieſes Mittel bei eurem Vater in Ungnade zu bringen und dadurch vom Hofe und aus dem Reiche zu entfernen denkt; denn es liegt ein wahres Wort in jenem Spruche:

Der Schlangen Liſtigkeit,
Simſons Starkheit,
Salomonis Weisheit
Ueberſteigt nicht der Weiber Liſtigkeit.

Wollte ich eurem Verlangen Folge leiſten, ſo würde ich die allergrößte Unbilligkeit begehen, die jemals auf der Welt geſchehen iſt; denn euer Vater hat mich mit Ehren überhäuft, und ich ſollte zum Danke für dieſe Wohlthat euch, ſeine Tochter, ſchänden? Das wäre ein Laſter, welches bei Gott und aller Welt nicht würde vergeſſen werden. Bedenket, allerſchönſte Jungfrau, für's Erſte verliert ihr dadurch den jungfräulichen Ehrenkranz, dann eures Vaters, des Königs, Gunſt, und das ganze Land wird voll ſein der ſchimpflichen Nachrede; Jedermann wird über euch lachen; die Ritter, die euch mit gebührendem Gehorſam dienen, werden zwar mit tiefer Ehrerbietung vor euch den Hut vom Haupte nehmen, in ihren Herzen aber ſpotten, die Köpfe zuſammenſtecken und ſagen: „„Siehe, dieſe konnte die Zeit nicht erwarten; deshalb hat ſie mit dem Marſchall, der ehemals unſers Königs Küchenjunge und Tellerlecker war, Unzucht getrieben."" Bedenket, welche Ehre das für euch ſein würde! Ihr ſeid in dem ganzen Königreiche eures Vaters ein Spiegel aller Jungfrauen; in euch ſollen ſich dieſelben abſpiegeln, in eure Fußſtapfen ſollen ſie treten und ihr wollt eine ſolche Thorheit begehen? O, beſinnet euch doch, allerſchönſte Jungfrau, und denket an das Sprüchwort:

Leicht geherzt,
Bald verſcherzt.

Mir wäre es ein Geringes, euren Wunſch zu erfüllen, aber eure Ehre und mein Leben hängt davon ab; ſchonet eurer ſelbſt; ich hätte hinreichende Gelegenheit zu ſolchen Werken, aber ich ſtimme in die Worte des Dichters ein:

Wer will von Laſtern ſein befreit,
Der meide die Gelegenheit.

Aller dieſer Warnungen ungeachtet beharrte Florie doch in ihrem Vorhaben; ſie wollte durchaus haben, daß die Herzogin in ihr Verlangen einwilligen ſollte, und ſagte deshalb zu ihr: „Joſeph hatte nur die Ehre, daß er bei Potiphar's Weibe ſchlafen ſollte; euch ſoll noch größere Ehre zu Theil werden, denn ihr ſollt bei eines Königs Tochter ſchlafen; wollt ihr dieſes aber nicht thun, ſo ſoll es euch noch übler ergehen, als Jenem, denn ihr ſollt alsdann nicht nur ſieben Jahre, ſondern euer Leben lang gefangen ſitzen. Wollt ihr jedoch meinen Wunſch erfüllen, ſo ſcheuet euch nur vor meinem Vater nicht; mit dieſem will ich ſchon fertig werden. Jch muß ja Tag und Nacht um ihn ſein und Alles, was er ißt und trinkt, muß durch meine Hand bereitet werden. Sollte ſein Zorn vielleicht darüber ausbrechen, ſo will ich ihm in Süppchen kochen, durch welches er eine lange Ruhe genießen oll. Alsdann bin ich ja die einzige Erbin von meines Vaters Königreich; wer will mir denn daſſelbe nehmen? Brüder und Verwandte habe ich nicht, außer einem Einzigen, dem Könige on Cypern, meiner verſtorbenen Mutter Bruder. Dieſer aber at ſelbſt ſchon lange den Wunſch gehegt, daß mein Vater geſtor-en und durch den alten Charon über den Stygiſchen Fluß in es Pluto ewige Feſtung möchte hinabgeführt worden ſein. Mit ülfe dieſes meines Vetters will ich ihn ſchon aus dem Wege umen. Darum, lieber Freund, verſäumet die Gelegenheit icht; es iſt um einen Augenblick zu thun, ſo habt ihr reich und n großes Königreich gewonnen; laßt ihr aber dieſen günſtigen ugenblick unbenutzt vorübergehen, ſo ſeid ihr übler daran, als r vielleicht jemals geweſen ſein möget; denn es heißt in jenem kannten Verſe:

Wer will ſein reich und wohl befreit,
Der ſuch' dazu Gelegenheit.

Ich meine, ihr habt Gelegenheit genug, ohne daß ihr ſie gerade zu ſuchen braucht; werdet ihr dieſelbe verſäumen, ſo wird es euch bald gereuen.“ Die Herzogin aber ſagte: „Florie, was denkt ihr? ſollte ich dazu Veranlaſſung geben, daß euer Vater, der mir ſo große Gnade und Ehre erwieſen hat, auf eine ſo leichtfertige Weiſe aus dem Wege geräumt werde, und dieſes einzig und allein um eurer Begierde willen? Nein, das thue ich durchaus nicht; ich will zehnmal lieber dieſes Königreich meiden, als in ſolche Sünde willigen. Wollt ihr euren Vater ermorden? bedenkt doch, liebe Florie, daß ein Gott im Himmel iſt, der Alles ſieht, hört und richtet. Ja, wäre ich gleich eben ſo heidniſch als ihr, ſo würde mich doch nach einer ſolchen That eure Ritterſchaft nicht leben laſſen. Suchet darum Hülfe bei einem Andern und nicht bei mir.“ So entfernte ſie ſich mit zornigem Gemüthe von Florien und ging wieder in ihr Zimmer. Florie ſah der Herzogin betrübt nach und wünſchte im erſten Augenblicke, daß ſie zu dem Gott der Unterwelt in die ewige Finſterniß hinabfahren möchte; ſie ſuchte auch einen alten Groſchen hervor, welchen ſie dem Charon zum Fährgeld geben, und ein Meſſer, mit welchem ſie ſich erſtechen wollte; denn ſie befürchtete, die Herzogin möchte ihr Verlangen dem Könige offenbaren. Indeß bedachte ſie ſich, legte das Meſſer und den Groſchen zurück, bis auf weiteren Beſcheid, und ſagte bei ſich: „Ich will noch einmal hinſenden, vielleicht hat er ſich anders beſonnen.“

Wie Florie abermals zur Herzogin ſandte und ſie zur Ehe begehrte, die Herzogin aber ſich in ihrer Geſtalt als Weib zu erkennen gab, worauf Florie ſie köſtlich kleidet und es ihrem Vater offenbart.

Der warme Tag neigte ſich zu Ende, und ein Jeder ſehnte ſich, die angenehme Ruhe der finſtern Nacht zu genießen. Da dachte Florie: der tapfere Ritter möchte vielleicht gegen die Nacht hin anders geſinnt worden ſein, als er es am Tage war, weil überhaupt der Venus im Finſtern am Meiſten geopfert wird. Sie ſchickte deshalb abermals zur Herzogin und ließ ſie zu ſich rufen. Dieſe erſchien auch ſogleich vor Florien. Kaum aber

ar ſie zur Thüre hineingetreten, ſo ſagte Florie zu ihr: „Herr
arſchall, ich ſchwöre bei meinem Gotte Mahon, daß eure Liebe
hr theuer zu erwerben iſt; ihr könnt gewiſſermaßen in einem
ugenblicke mich zu einer Frau, zur Königin, und euch zum Kö-
ig machen, und doch wollt ihr es nicht thun. O Thorheit!“
arauf warf ſie ihre Kleider ab und ſagte: „O wie Mancher
öchte wohl ein halbes Königreich darum geben, damit er nur
nmal die unmittelbare Nähe einer ſo ſchönen königlichen Tochter
enießen könnte! Schauet mich nur recht an! noch bin ich von
inem Manne berührt; brecht deshalb mit Luſt und Liebe die
ſte Blume meiner jungfräulichen Keuſchheit! ich hoffe, es wird
ch nicht gereuen. Doch wie ſeid ihr ſo zaghaft bei einem Weibe?
enn ſonſt ein Mann im Felde verzagt iſt, ſo pflegt er doch bei
ner Frau beherzt zu ſein, und beſonders bei einer Jungfrau.
enket nicht, daß ich davon ſterben werde; davor iſt mir nicht
nge.“ Die Herzogin ward beſtürzt über dieſe unverſchämte
ede der Jungfrau und ſagte: „Florie, was denkt ihr? Schämt
ch vor der Luſt, die euch umgiebt, wenn ihr euch vor Gott nicht
ämen wollt. Wenn ihr den jungfräulichen Ehrenkranz einmal
rloren habt, ſo könnt ihr ihn in Ewigkeit nicht wieder gewin-
n.“ Florie ſagte: „Was fragt ihr darnach? gehört er doch
r zu; ich will ihn nicht länger tragen, denn er fällt mir zu
wer.“ „Ja,“ erwiderte die Herzogin, „ich muß mich vor
rem Vater ſcheuen, der mir alle Ehre erwieſen hat; ich könnte
ch wohl euren Wunſch erfüllen und hinwegziehen; denn die
nze Welt ſteht mir offen; euch aber wäre es eine ewige
chande.“ Florie ſprach: „Was frage ich nach dem Alten?
enn der bei einem Weibe liegen will, ſo wird er mich auch nicht
t darum fragen. Laßt ihr nur die Gefahr über meinem Haupte
weben; ich will die Nachtheile davon empfinden. Ihr ſeid
ch gar zu verzagten Herzens; ihr ſolltet mir jetzt die allergrößte
ewalt anthun; ich werde ſie gern erdulden und nicht um Hülfe
reien.“ Die Herzogin ſah wohl, daß ſie ſich der Anforderun-
Floriens nicht erwehren konnte; ſie verhehlte deshalb auch die
ahrheit nicht länger und ſagte: „Jungfrau, vergeblich hofft ihr

auf meine Liebe; ich kann euch nicht helfen, denn ich bin ſelbſt eine Weibsperſon.“ Florie wollte jedoch ſolches nicht glauben, bis ſie es mit eigenen Augen ſah, und brachte deshalb die Herzogin dahin, daß ſie ihre Kleider ablegen mußte. Da bereute es Florie, daß ſie ihren Wunſch ſo deutlich und nachdrücklich gegen ſie ausgeſprochen hatte. Doch ſchickte ſie ſogleich fort und ließ einige von ihren beſten Kleidern herbei holen. Dieſe mußte die Herzogin anlegen und ſich neben Florien niederſetzen. Hierauf mußte ſie ihr den ganzen Verlauf ihrer Schickſale erzählen, wie es ihr früher ergangen und wie ſie an dieſen Ort gekommen wäre. Florie hörte dies mit der größten Verwunderung an, ſandte auch ſogleich zu ihrem Vater und ließ demſelben alle Umſtände andeuten und ihm zugleich bitten, er möge kommen und jetzt den Rieſenritter in weiblicher Kleidung betrachten.

Wie der König von Toledo die Herzogin lieb gewann und des Nachts zu ihr kommen wollte, ſie aber im Schlafe durch eine Stimme gewarnt wurde und deshalb heimlich entfloh.

Der König ging in das Zimmer zu ſeiner Tochter und zu der Herzogin und ſah die Herzogin ſehr freundlich an, denn ihm dünkte, er hatte ſein Leben lang noch kein ſo ſchönes Weib geſehen. Deshalb ſagte er zu ihr: „Allerſchönſte Frau, ich habe euch das Marſchallsamt anvertraut; es ſoll euch auch nicht wieder genommen werden, und wenn ihr wollt, ſo will ich euch heirathen und zu einer Königin machen.“ Die Herzogin dankte dem Könige unterthänigſt, mit dem Verſprechen, daß ſie gar nicht Urſache hatte, die königliche Gnade und das hohe Anerbieten aus der Acht zu laſſen, ſondern daß ſie in daſſelbe einwilligen wolle, wenn ihr einige Tage Zeit verſtattet würden, um ſich zu erholen und zu bedenken. Dies bewilligte ihr der König. Die Herzogin aber war von anderen Gedanken erfüllt, denn ſie wollte ihrem Herrn nicht untreu werden. Unterdeſſen ward das Zeichen zur Tafel gegeben. Da führte der König die Herzogin an der rechten und Florie an der linken Hand zur Tafel, und ſo lange die Mahlzeit dauerte, ſprach der König von nichts Anderem als von

sangelegenheiten. Die Herzogin ſtieß zuweilen einen tiefen
ſzer aus, weshalb der König meinte, daß ſie gegen ihn in
entbrannt wäre; ſie aber dachte dabei nur an ihren lieben
ahl und Sohn, welche ſie Beide in der Wüſte verloren hatte.
beendigter Mahlzeit ging die Herzogin mit des Königs
ter wieder in ihr Zimmer und Beide legten ſich ſchlafen.
Herzogin ſchlief unter dem Gebete ein; kaum aber war ſie
ſchlummert, ſo vernahm ſie eine Stimme, welche zu ihr
h: „Edle Herzogin, ermuntere dich, ſtehe auf und entferne
von dieſem Hofe; willige nicht in des Königs Begehren,
Gott hat dein Gebet erhöret; lege aber andere Kleider an
halte dich dann in der Stadt auf; du wirſt auch deinen Ge-
und deinen Sohn hier zu ſehen bekommen!“ Hiermit ver-
nd die Stimme wieder. Hierauf erwachte die Herzogin,
in aller Stille aus dem Bette, zog ihre alten Kleider wieder
und ſchlich in der Nacht heimlich durch einen Schlupfwinkel
eg. Die Nacht hindurch verbarg ſie ſich in einem großen
en Dünger, wobei ſie ſich ziemlich ſehr beſudelte. Darauf
ſie eine lange Zeit unbekannter Weiſe in der Stadt herum,
ſen bettelnd.

önig ſchleicht des Nachts heimlich in das Schlafgemach der Herzogin; ſie aber nicht findet, wird er zornig auf ſeine Tochter und läßt ſie in's Gefängniß werfen.

er König hatte ſich zwar entſchloſſen, nicht wieder zu hei-
; gleichwie aber ein blinder betrunkener Bettler, wenn er
hört, gern tanzt, und ſollte er auch über Stühle und Bänke
gfallen, ſo ging es auch dieſem Könige. Derſelbe ward
die holdſeligen Reden und durch die Schönheit der Herzogin
flammt, daß er vor dem Altare der Venus gern mit ihr ohne
leute getanzt hätte. Mit ſolchen Gedanken ging er des
ens früh nach Floriens Schlafgemach, in der Meinung, er
die Herzogin daſelbſt finden, mit welcher er dann ſeine un-
n Begierden ſtillen wollte. Er war auch der feſten Zuver-
aß es die Herzogin ſei, welche ſich in dem Gemach befinde,

ergriff aber in dieſem Wahne ſeine eigene Tochter, an welcher e
ſich, wenn ſie nicht darüber erwacht wäre und laut geſchrieen
hätte, gröblich vergangen haben würde. So glühend nun auc
ſeine Liebe war, ſo erſchrak er doch nicht wenig, als er merkte,
daß er ſeine Tochter auf eine ſo unhöfliche Weiſe berührt hatte
doch fragte er dieſelbe ſogleich, wo die Herzogin wäre? Florie
von Angſt und Schrecken erfüllt, antwortete: „Sie hat ſich geſtern
Abends zu mir in's Bette gelegt; ich weiß wahrhaftig nicht, wo
hin ſie gekommen iſt; ſuchet in dem andern Bette, vielleicht
ſie ſich dort hinein gelegt.“ Der König ſuchte, fand aber
Herzogin nicht. Darüber heftig erzürnt, ſprach er zu ſeiner Toch
ter: „Mache dich augenblicklich aus dem Bette und ſchaffe mi
das Weib, oder ich will dich an den Haaren herausſchleppen.
Florie ſprang in größter Angſt aus dem Bette, warf nur ihre
Schlafmantel um ſich und ſuchte die Herzogin, welche aber nic
zu finden war. Da ward der König zornig über ſeine Tocht
und ſprach zu ihr: „Vielleicht haſt du ſie durch dein altes Kam
merweib aus dem Wege ſchaffen laſſen, weil du befürchteteſt, i
möchte einen Erben mit ihr zeugen. Bekenne deine That oder d
mußt vor meinen Augen ſterben!“ Die von Angſt erfüllte Flor
fiel vor ihrem Vater nieder und ſchwur bei ihrem Abgott, daß i
durchaus nicht wiſſe, wo die Herzogin wäre, noch ſie aus de
Wege geräumt hätte; ſie ſagte auch, ſie wolle lieber ſterben, a
bei dem Könige in ſolchem Verdachte leben. Der König woll
dieſer Ausſage keinen Glauben beimeſſen und ließ deshalb ſei
Tochter in's Gefängniß werfen. Daſelbſt erhob Florie ein jäm
merliches Wehklagen und betete zu ihrem Abgott, er möge do
ihre Unſchuld an den Tag bringen.

Wie ein Zauberer, Gombaur mit Namen, dem Könige ſeiner Tochter Unſch entdeckt und ſie aus dem Gefängniſſe entlaſſen wird.

Der König hielt an ſeinem Hofe einen vornehmen und b
rühmten Schwarzkünſtler, Gombaur mit Namen. Als die
hörte, daß des Königs Tochter in das Gefängniß geworfen wo
den ſei, ſetzte er ſich in ſein Cabinet, ſchrieb viele Charaktere v

ſich hin und berief dann ſeinen Geiſt. Dieſer erſchien auch ſogleich und offenbarte ihm, wie die Sache in Wahrheit ſich verhalte. Darauf begab ſich der Schwarzkünſtler zum Könige und erzählte ihm auf's Umſtändlichſte, wie die Sache ſich zugetragen hätte und daß ſeine Tochter unſchuldig wäre. Auch offenbarte Gombaur dem Könige, daß die Herzogin eine Chriſtin wäre und an ihre Abgötter nicht glaube; ſie hätte einen Herzog zum Ehemann, von welchem ſie einen ritterlichen Sohn empfangen hätte; dieſe würden Beide, ohne daß der Eine von dem Andern etwas wiſſe, nach Toledo kommen, und der Sohn der Herzogin werde ihn noch tödten. Deswegen bat er den König, er möge gnädigſt geruhen, daß ſeine Tochter aus dem Gefängniſſe entlaſſen würde. Dieſes geſchah denn auch auf die Bitte dieſes Schwarzkünſtlers, worüber Florie ſich außerordentlich freute. Als nun dieſelbe wieder vor den König kam und mit ihm ausgeſöhnt ward, fragte ſie der König, ob ſie denn gar nichts davon wiſſe, wo die Herzogin geblieben ſei? „Vater“ erwiderte Florie, „ich kann und mag euch nicht verbergen, daß ich dieſe Frau, als ſie in Mannskleidern ging, ſo lieb gehabt habe, als wenn ſie mein Bräutigam geweſen wäre, weil ſie den Rieſen erſchlagen hatte, den andern Ritter im Turnier erlegte und gegen die Marſilianer ſich ſo ritterlich hielt; ja, um die Wahrheit zu bekennen, ich habe wider jungfräuliche Billigkeit und Ehre ihr angetragen und ſie gebeten, ſie ſolle ſich mit mir vermählen. Da ich dieſe Forderung ohne Unterlaß an ſie ſtellte, ſo offenbarte ſie mir, daß ſie ein Weib wäre. So war denn alle meine Hoffnung in den Brunnen gefallen.“ Der König lachte über dieſe Poſſen und ſagte: „Laß ſie laufen, ſie wird ſchon wieder kommen.“ — Nun mag die Herzogin eine Zeitlang umher betteln gehen. Unterdeſſen wollen wir vernehmen, wie es dem Herzoge und dem Abte in ihrer Clauſe im Walde ergangen iſt.

Wie der Herzog und der Abt in ihrer Clauſe von etlichen Heiden überfall
wurden und vier derſelben erſchlagen, der Abt aber ebenfalls erſchlagen
wurde.

In dem Walde, wo Herzog Herpin und der Abt ihre Ei
ſiedelei hatten, waren eine Anzahl Heiden ausgeritten, um d
Freiheit zu genießen. Vier von ihnen kamen zu der Clauſe unſe
beiden Brüder und warfen ihnen den Altar nieder. Als der Herz
das hörte, lief er ſchnell hervor und ſprach zu ihnen, in der M
nung, daß ſie Chriſten wären: „Ihr Herren thut große Sünd
haltet ein; wir ſind zwei arme Einſiedler und haben uns
Welt entzogen, damit wir Gott deſto andächtiger dienen können
Einer von den Heiden, der des Herzogs Sprache verſtand, ern
derte ihm: „Du handelſt thöricht in deinem Glauben; glaube
unſern Gott Machon und ziehe mit uns, wo nicht, ſo mußt
augenblicklich ſterben.“ Unterdeſſen trat auch der Abt herv
und Beide ſtellten ſich nun zur Gegenwehr. Sie hatten wel
Schwert, noch Spieß, noch Lanze, ſondern nur abgeſchälte Kn
tel, die am Feuer hart gebrannt waren. Mit dieſen aber ſchlug
ſie dermaßen um ſich, daß von ihren Schlägen einem der Fei
das Gehirn über das Geſicht herabſtrömte und er todt niederſan
Einer von den drei noch Uebrigen jedoch verſetzte dem Abte ein
ſolchen Streich, daß ſein Kopf mitten entzwei ſprang und j
der beiden Hälften auf die Schultern herabhing. Als der H
zog dies ſah, ward er erſt recht ergrimmt; er beförderte ſogle
noch einen von den Heiden in die Unterwelt; darauf ſchlug
einen Dritten derſelben mit ſeinem Prügel ſo gewaltig, daß
ſammt ſeinem Pferde zur Erde niederfiel; er erhob ſich jedoch w
der und ſetzte dem Herzoge ſehr hart zu; dieſer aber gab ihm ei
Schlag an das Schienbein, daß es in Stücken zerſprang; dar
verſetzte er ihm den letzten Streich an das linke Ohr, ſo daß d
Heiden das Gehirn zum Kopfe heraus drang. Als der Le
dieſes ſah, wollte er ſein Heil auf der Flucht ſuchen, ſtürzte a
mit dem Pferde. Da gab ihm der Herzog die letzte Oelung
einem ſo kräftigen Schlage, daß er vergaß, aus dem Sattel
ſteigen. Als nun der Herzog mit den Heiden fertig war, verd

es ihn, allein im Walde zu bleiben; er nahm deshalb von den Erſchlagenen die beſten Kleider und Waffen, dazu das Geld und das beſte Pferd, und ritt damit nach Rom zu, um dem Papſte gegen den König von Palermo zu dienen.

Wie Herzog Herpin zu Rom ankommt, in des Papſtes Dienſte tritt und den König von Palermo im Treffen erlegt.

Sobald der Herzog zu Rom ankam, ließ er ſich die erbeuteten Kleider umändern, ſo daß ſie für ihn paſſend wurden, und rüſtete ſich zu einem wackern Krieger aus. Darauf meldete er ſich bei dem römiſchen Hauptmann, Godefer mit Namen, und erzählte demſelben, wie es ihm ergangen wäre. Godefer und der Marſchall nahmen ihn in ihre Dienſte, berichteten es aber zuvor an den Papſt. Dieſer war ſehr erfreut darüber und ließ den Herzog, nachdem er den Segen über ihn geſprochen hatte, herrlich bewirthen. Kurze Zeit darauf zog Godefer mit dreißig tauſend Mann zu Felde und überfiel den König von Palermo. Dieſer konnte bei dem plötzlichen Ueberfall ſein Heer nicht ſchnell genug in Schlachtordnung ſtellen; jedoch vertheidigten ſich ſeine Leute ſo gut ſie konnten, und ein gräßliches Blutvergießen ward angerichtet. In dieſem Gefechte nun geriethen Godefer und der Herzog auf den König Daco, der dem Könige von Palermo zu Hülfe gekommen war, und erſchlugen ihn. Als der König von Palermo dies ſah, ſprengte er auf den Herzog los und verſetzte ihm einen derben Streich über die Haube. Der Herzog aber wandte ſich um und ſagte: „Du gottloſer Heide, deine Leute haben meinen Bruder, den Abt im Walde erſchlagen, das will ich an dir rächen.“ Bei dieſen Worten ſprengte er gewaltig auf den König zu und Beide fochten beinahe eine ganze Stunde mit einander, bis endlich der Herzog ſeinen Vortheil wahrnahm und den König aus dem Sattel hob. Als er nun auf der Erde lag, durchbohrte ihn der Herzog mit ſeinem Degen. Als die römiſchen Kriegsvölker dieſes ſahen, wunderten ſie ſich über des Herzogs große Tapferkeit, rühmten ihn und ſagten Einer zu dem Andern: „Dieſer wäre es wahrhaftig werth, daß er unſer Hauptmann und

Führer würde, denn er hat ſich viel tapferer gehalten als unſer Hauptmann Godefer. Als nun Godefer dieſe Rede erfuhr, entſpann ſich augenblicklich der heftigſte Groll in ihm gegen den Herzog Herpin. Nach erlangtem Siege, wobei die meiſten Feinde erſchlagen worden waren, plünderten die Römer des Feindes Lager und brachten eine reiche Beute davon an Gold, Silber und allerhand Kleinodien, in ſolcher Menge, daß ſelbſt der ärmſte Kriegsknecht ſich dem vornehmſten Ritter gleich kleiden konnte und noch eine große Summe Geldes übrig behielt. Darauf ritten Godefer und der Herzog als triumphirende Sieger wieder nach Rom zurück und wurden von dem Papſte ſelbſt und von anderen römiſchen Bürgern auf's Herrlichſte empfangen. Da kam alsbald das Gerücht vor den Papſt, daß Herzog Herpin im Kampfe das Beſte gethan und den König von Palermo mit eigener Hand getödtet, und daß man, wenn er nicht geweſen wäre, auf Seiten der Römer die Schlacht verloren hätte. Der Papſt wunderte ſich darüber, berief den Herzog allein zu ſich und fragte ihn nach allen ſeinen Verhältniſſen. Da erzählte ihm denn der Herzog Alles genau, wie es ihm ſeither ergangen, wie er in Folge falſcher Anklagen aus ſeinem Herzogthume vertrieben worden wäre; wie er darauf im Walde ſeine Gemahlin mit einem Kinde verloren und wie er ſeitdem ein Einſiedlerleben geführt hätte, bis er endlich nach Rom gekommen wäre. Der Papſt trug großes Mitleiden mit ihm und ſagte: „Lieber Sohn, bleibt hier in meinem Lande, ihr ſollt euer Leben lang mit Allem, was ihr bedürft, reichlich verſorgt werden." Da verdroß es Godefern ſehr, daß der Herzog ſo geprieſen und ihm vorgezogen ward, und dachte deshalb auf allerlei Ränke, wie er den Herzog auf die Seite ſchaffen und dadurch der ihm drohenden Gefahr vorbeugen wollte. „Denn," ſagte er bei ſich ſelbſt, „ich möchte ſeinetwegen um alle Achtung und Ehre kommen." Da erfand er endlich den Anſchlag, daß er den Herzog an die Heiden verkaufen wollte. Um dieſes aber deſto leichter in's Werk ſetzen zu können, bat er den Herzog, er möge in Geſellſchaft noch einiger andern Herren, die Godefers Freunde waren, mit ihm nach ſeiner Stadt

Brandito reiten. Der Herzog befürchtete nichts Uebeles und ritt daher mit, bis ſie an den Ort kamen, wo ihn Godefer verrathen wollte.

Wie Godefer den Herzog Herpin an die Heiden verkauft und dann zu Rom vorgiebt, er ſei unterwegs geſtorben, und wie Herpin gefangen nach Cypern geführt wird.

Godefer und ſeine Genoſſen begaben ſich in Begleitung des Herzogs an das Geſtade des Meeres, wo Godefer mit den Heiden ſchon Abrede genommen hatte, daß ſie denjenigen, auf welchen er zielen würde, gefangen nehmen ſollten. Die Heiden, welche alſo die Loſung kannten, fuhren, ſobald ihnen Godefer das Zeichen gegeben hatte, grimmig auf den Herzog los, banden ihm Hände und Füße und ſchleppten ihn in ihr Schiff. Je mehr derſelbe klagte, deſto härter ſchlugen die Heiden auf ihn ein. Auch der Verräther Godefer hatte kein Erbarmen, ſondern ging mit ſeinen Genoſſen fort, ließ den Herzog gefangen liegen und beſchleunigte ſeine Reiſe nach Rom. Dort angekommen, ſagte er zum Papſte, der Herzog wäre plötzlich krank geworden, geſtorben und zu Brandito begraben worden. Auch jene heidniſchen Kaufleute zögerten nicht lange, zogen die Segel auf und fuhren nach Cypern. Sobald ſie dort an's Ufer getreten waren, führten ſie den frommen Herzog zu dem Könige von Cypern und ſchenkten ihn demſelben. Der König nahm ihn auch willig an und ließ ihn in einen Thurm zu den übrigen gefangenen Chriſten werfen, deren er wohl dreitauſend hatte. Er ließ dieſelben mit Eſſen und Trinken verpflegen, denn er gedachte einen Krieg gegen die Chriſten zu führen, und wofern ihm dabei einige von den Seinigen würden gefangen werden, ſo dachte er ſie durch die gefangenen Chriſten wieder auszulöſen. Endlich aber faßte er einen andern Entſchluß und vertheilte alle ſeine gefangenen Chriſten unter ſeine guten Freunde, damit ſie dieſelben in ihren Schauſpielen von wilden Thieren zerreißen ließen. Er ſchickte alſo einen Theil derſelben dem Könige von Damascus, einen Theil dem jungen Könige Daco, deſſen Vater vor Rom erſchlagen ward, und der alle die ihm Ueberſendeten, ſiebenhundert an der Zahl, aufhängen ließ; etliche ſchickte er an ſeines Bruders Sohn, und den vierten Theil derſelben überſendete er dem Könige von Toledo. Unter dieſen Letzteren befand ſich auch der Herzog Herpin.

Wie der König von Cypern den Herzog Herpin nebſt anderen gefangenen Chriſten dem Könige von Toledo ſchenkte.

Als nun die Geſandten des Königs mit den gefangenen Chriſten zu Toledo ankamen, erlangten ſie ſogleich Zutritt bei dem Könige. Nach erwieſener Ehrerbietung hieß ſie der König willkommen und fragte ſie, wie ſich ihr König befinde? „Ganz wohl,“ antworteten ſie, und zur Bezeugung ſeiner ſchwägerlichen Zuneigung überſendet er euch eine Anzahl Chriſten, als einen Siegespfennig, mit der Bitte, daß ihr dieſelben annehmen und euch an ihnen mit Hängen und Würgen erluſtigen möget.“ Dem Könige war dieſes ſehr angenehm und er ſagte: „Bei meinem Gott Machon, ehe es noch Abend wird, ſoll kein Einziger mehr leben.“ Sogleich befahl er einen Haufen Henkersknechte herbeizurufen, welche dieſe Kurzweil ausführen ſollten. Florien, die neben dem Könige ſaß, jammerte es, daß ſo viele hundert Seelen unſchuldiger Weiſe ſollten hingerichtet werden, und ſie ſagte deshalb zum Könige: „Vater, eilet nicht; ihr werdet dieſer Leute noch anders bedürfen, ſo daß ſie euch beſſer dienen können; denn ehe ihr euch deſſen verſieht, wird der König von Marſilien euch wieder überfallen. Nun wiſſet ihr doch, daß die Chriſten tapfere Leute ſind; denn jene Frau, welche hier in unſerer Küche vierzehn Jahre lang als Küchenjunge diente, welche darauf den Rieſen erlegte, den Ritter im Turnier beſiegte und den Marſilianer aus dem Lande verjagte und welche ihr deshalb zum Marſchall machtet, und da ihr erfuhret, daß ſie ein Weib wäre, ſelbſt heirathen wolltet, dieſe war auch eine Chriſtin. Können nun die Weiber der Chriſten ſchon ſolche Heldenthaten ausführen, wie viel größere werden nicht die Männer thun können? Laßt ihr ſie tödten, ſo wird es euch gereuen; wollt ihr ſie aber durchaus hinrichten laſſen, ſo will ich für ſie Alle ſterben.“ Hierauf ließ der König

einen Zorn ſinken und befahl, man ſolle die Gefangenen bis auf
eiteren Beſcheid in einen Thurm legen und ihnen hinlänglich zu
ſſen und zu trinken geben. So nahete denn die Zeit heran, in
elcher Herzog Herpin mit ſeiner Gemahlin wieder ſprechen ſollte.
Dieſes wollen wir aber einſtweilen bei Seite ſetzen und wollen
uvörderſt vernehmen, wie es Löwen, ihrem Sohne, bisher er-
angen iſt.

ie Löwe erfuhr, daß Badewin nicht ſein rechter Vater ſei, wie er aber dennoch von demſelben zu dem Turniere nach Sicilien ausgerüſtet wurde.

Löwe und ſein vermeintlicher Vater führten ein ſehr armſeli-
es Leben. Unterdeſſen nahte die Zeit zu dem in Sicilien aus-
erufenen Turnier heran, wohin allein Löwens Gedanken gerichtet
aren, indem er ſtets nur darauf ſann, wie er die ſchöne Jung-
au gewinnen möchte. Es war aber für ihn weder Pferd noch
arniſch, noch Lanze vorhanden, und er ward deshalb ſehr be-
übt, da er ſah, daß ſo viele Ritter zu dem Turniere ritten.
it ſolchem traurigen Gemüthe ging er zu Badewin, fiel vor ihm
eder und bat ihn um Gottes willen, er möge ihm nur noch dies
ne Mal helfen. „Vater,“ ſagte er, „thut Barmherzigkeit an mir;
it Gottes Hülfe hoffe ich den Preis zu gewinnen und die könig-
che Tochter zu erhalten; dann will ich euch wieder reichlich
gaben; das rothe Kreuz, welches ich an meinem Leibe trage,
rleiht mir die zuverſichtliche Hoffnung, daß ich den Preis gewin-
en werde.“ Badewin ſah Löwen mit weinenden Augen an und
rach zu ihm: „Mein Sohn, ich bin nicht dein Vater, wiewohl
dich nicht anders auferzogen habe, als meinen Sohn.“ Bei
ſen Worten zog er die Windeln hervor, in welche Löwe war
wickelt geweſen, als er ihn gefunden hatte, und ſprach dann
eiter: „Siehe, in dieſen Windeln fand ich dich im Walde bei
ner Löwin in ihrer Höhle. Es koſtete mir viele Arbeit, ehe ich
ch derſelben entreißen konnte; du aber haſt mir dieſe Wohlthat
gelohnt, daß ich durch dein Turnieren und Fechten zum armen
anne geworden bin.“ Ueber dieſe Worte ward Löwe ſehr
ſtürzt, fragte aber ſogleich den Badewin, ob er denn nicht wiſſe,

von was für Eltern er entſproſſen wäre? Badewin gab ihm zur Antwort: „Daß du von vornehmen Eltern entſproſſen biſt, iſt an dieſer Decke wohl zu ſehen, allein woher du ſtammſt, das weiß ich nicht; ich halte dafür, daß du deinen Eltern geſtohlen und hingelegt worden biſt, damit dich die wilden Thiere freſſen ſollten. Habe deshalb nur guten Muth; der Gott, der dich von der Löwin errettet hat, der wird dir auch jenen Preis zu Theil werden laſſen; bete nur fleißig. Siehe, da habe ich noch vierundzwanzig Franken; dieſe will ich mit dir theilen. Rüſte dich damit aus, ſo gut du kannſt, und gewinnſt du alsdann den Preis, ſo denke an mich.“ Niemand war fröhlicher als Löwe, daß er auf das Turnier ziehen konnte. Er rüſtete ſich mit jenen zwölf Franken ſo gut er konnte und ſagte zu Badewin: „Nun will ich nicht eher ruhen, als bis ich weiß, wer meine Eltern ſind; vor allen Dingen aber hebt die Windeln auf, denn es könnte leicht geſchehen, daß ſie noch einmal aufgewieſen werden müßten.“ Als Badewin dieſes hörte, verhalf er Löwen zur Rüſtung und ſchenkte ihm noch zehn Franken, ſo daß er ſelbſt nur zwei behielt. Löwe dankte dem Badewin und ritt mit zu dem Turniere, in der Hoffnung, den Preis, nämlich die Königstochter Florentina, zu erwerben.

Wie Löwe von Badewin Abſchied nimmt und nach Sicilien auf das Turnier zieht.

Als nun Löwe von Badewin Abſchied genommen hatte, ritt er fort, indem er kein Uebel vermuthete. Der Marſchall von Florenz aber hatte ihm mit ſeinen Dienern den Weg verhauen. Dieſe ſollten Löwen auflauern und gefangen nehmen; denn der Marſchall war zornig, daß ihm Löwe im Turnier nicht hatte dienen wollen, und dachte bei ſich ſelbſt: „Wenn ich ihn gefangen halte und er will mir dann nicht zu meinem Nutzen dienen, ſo kann er mir doch auch keinen Schaden thun.“ Als nun Löwe, beſchäftigt mit dem Gedanken, wie er ſeine Eltern auskundſchaften möchte, ſeines Weges fort ritt, da überfiel ihn plötzlich der Marſchall wohl mit vierzig Reitern und nahm ihn gefangen.

Wie Löwe gefangen genommen, nach Florenz gebracht und in einen Thurm geworfen wird.

Als nun die Reiter Löwen umringt hatten, ſtürzten ſie ſich gewaltig auf ihn los, riſſen ihn vom Pferde herab und hieben wacker auf ihn ein. Dann verbanden ſie ihm die Augen, damit er nicht ſehen könnte, wohin er käme, und feſſelten ihm die Hände mit Stricken. So führten ſie ihn in die Burg zu Florenz und warfen ihn in einen Thurm. Dabei ſpotteten ſie ſeiner und ſagten: „Ei, wie ſchön wird er die königliche Jungfrau gewinnen, wenn er hier im Kerker ſitzt; ja, wenn unſer Marſchall dieſelbe wird gewonnen haben, ſo ſoll ſie dieſen ihren armſeligen Buhlen wohl noch zu ſehen bekommen.“ So verlachten und verſpotteten ſie ihn. Dieſer Schimpf that Löwen ſehr wehe; er ſeufzte deswegen und bat Gott, er möge ihn aus dieſer Noth erretten. Der Marſchall ritt nun voller Freude zu dem Turnier und gedachte den Preis zu erwerben, weil er denjenigen, vor welchem er ſich gefürchtet hatte, gefangen hielt. Er befahl daher einem ſeiner Diener, mit Namen Dirck, bei Leibes- und Lebensſtrafe, Löwen ja nicht aus dem Gefängniſſe zu entlaſſen. So fröhlich aber jetzt der Marſchall über Löwens Gefangenſchaft war, ſo ſehr ward es ihm ſpäter Leid.

Wie Löwe ſeinen Wächter überredet, daß er ihm aus dem Gefängniſſe entläßt, wie ſie dann Beide dem Marſchall großes Gut nehmen und nach Sicilien zu dem Turnier ziehen.

Als nun Löwe bemerkte, daß der Marſchall mit ſeinen Dienern auf das Turnier gezogen und Niemand mehr im Schloſſe wäre, als der Hüter und die Frauenzimmer, erſand er folgende Liſt: er wollte nämlich, wenn der Hüter ihm zu eſſen bringen würde, denſelben durch Verſprechungen bereden, daß er ihn frei laſſen möchte. Denn durch große Verheißungen werden die meiſten Menſchen betrogen. Zu Mittage brachte ihm der Diener das Eſſen. Dabei ſpottete er Löwens und ſagte: „Da, nimm hin und iß, das ſchickt dir Florentina; du mußt aber damit fürlieb nehmen, bis ſie dir ſelbſt etwas Beſſeres auftragen wird.“ Dies verdroß zwar Löwen nicht wenig, daß er von einem Häſcherknecht ſo verſpottet wurde; doch ließ er ſich nichts merken, ſondern ſagte: „Mein Freund, wenn du mir folgen wollteſt, ſo dürfteſt du bei ſolcher Bärenhäuterei nicht mehr lange bleiben; es könnte aus dir wohl noch ein rechtſchaffener Mann werden.“ Da ſprach Dirck: „Wie wollteſt du das wohl zu Stande bringen?“ Löwe erwiderte: „Laß mich frei, ſo wollen wir des Marſchalls beſte Kleinodien nehmen und uns damit brav ausrüſten; dann wollen wir zuſammen nach Sicilien auf das Turnier reiten, denn ich weiß gewiß, daß ich den Preis und die königliche Jungfrau Florentina erhalte; alsdann ſollſt du mein oberſter Kämmerer werden. Ich meine, dies wäre für dich beſſer, als daß du fortwährend, wie gegenwärtig ein Steckenknecht ſein mußt. Wenn dein Herr nicht befürchtete, daß ich anſtatt ſeiner den Preis gewänne, ſo würde er mich nicht unſchuldiger Weiſe haben gefangen ſetzen laſſen.“ Da begann dem Dirck der Muth zu wachſen; er war bereitwillig, ließ Löwen frei und ſagte: „Wofern ſich die Weiber werden unnütz machen, ſo wollen wir ſie alle erſchlagen.“ So gingen ſie denn in die Burg. Als des Marſchalls Gemahlin dieſes ſah, ſchrie ſie gewaltig, rief andere Weiber herbei und fluchte und ſchalt auf Dircken gar übel. Dieſer aber verſetzte der einen von den Frauen eine Ohrfeige, daß ſie zur Erde fiel, und drohte denſelben, wofern ſie einen Laut von ſich geben würden, ſo müßten ſie alle des Todes ſterben. Dabei zog er ſein Schwert aus der Scheide und ſtach die eine durch und durch. Als die übrigen dies ſahen, erſchraken ſie und ſchwiegen ſtille. Hierauf wurden ſie von Dircken in eine finſtere Kammer geſperrt. Als ſich nun Löwe und Dirck allein im Schloſſe befanden, gingen ſie im ganzen Hauſe herum zu allen Kiſten und Käſten; doch nahmen ſie weiter nichts, als was ihnen zu ihrem Zwecke dienen konnte, nämlich Silber, Gold und allerhand koſtbare Kleinodien. Endlich kamen ſie auch in das Schreibeſtübchen des Marſchalls. Daſelbſt fanden ſie vor Allem eine Kiſte voll Ungariſcher Ducaten. Da ſagte Dirck zu Löwen: „Das iſt gutes Gold; mit dieſem beſudeln wir unſere Finger nicht.“ Sie nahmen alſo ein Jeder einen tüchtigen Reiſeſack voll, ſattelten alsdann zwei Pferde und banden die zwei Säcke voll Ducaten hinten darauf. Hierauf ſagte Dirck zu Löwen: „Bei dieſer Arbeit iſt wohl auch ein Trunk verdient worden.“ Er lief alſo in den Keller und zapfte eine gute Kanne Wein ab. So tranken ſie denn einander luſtig zu, ſo daß ſie ſich eher die Augen als den Mund wiſchten. Hierauf ließ Dirck die Weiber wieder frei, damit ſie in jenem finſtern Loche nicht verhungerten, ſetzten ſich dann Beide auf die Pferde und ritten hinweg.

Wie Löwe und Dirck in einem Walde von vierzehn Räubern überfallen werden, welche Dircken ermorden, wie aber Löwe denſelben entflieht und einen Mann antrifft, Gerna genannt, der Löwens Eltern zwölf Jahre lang geſucht, aber nicht gefunden hat, und der Löwen von dem Horne zu Bourges Nachricht giebt.

Als nun Löwe und Dirck voller Freuden dahin ritten, kamen ſie in einen Wald, wo ſie von vierzehn Räubern unverſehens überfallen wurden. Sie ſchlugen ſich wacker mit denſelben herum, bis endlich Dirck durchbohrt ward und vom Pferde fiel. Da nahmen etliche von den Räubern ſein Pferd, ſammt dem wohlgeſpickten Reiſeſack, liefen hinweg und ließen die übrigen mit Löwen ſtreiten. Dieſer erlegte vier von den Räubern und nöthigte die übrigen zur Flucht. Da ſich nun Löwe allein befand, ward er ſehr traurig um ſeinen lieben Dirck und ſprach bei ſich ſelbſt: „Ich bin doch in einer recht unglücklichen Stunde geboren, doch, es wird auch einmal beſſer werden.“ So ritt er, tief in Gedanken verſunken, durch den Wald, nach der ſchönen Florentina zu. Da begegnete ihm ein junger Mann, welcher ſehr mager und deſſen Pferd nicht fett war; dieſer grüßte Löwen, welcher ihm ſeinen Gruß entgegnete und ihn fragte, woher er denn käme? Der junge Mann antwortete: „Ich komme aus Sicilien, wo es ſo voll fremder Ritter iſt, daß kaum noch einer beherbergt werden kann. Die königliche Prinzeſſin iſt ſchon nach Mondliſan gereiſt, wo das Turnier gehalten werden ſoll.“ Löwe fragte ihn, wo er zu Hauſe wäre? Er antwortete: „in Frankreich,“ und berichtete dabei zugleich, was ſich dort zugetragen hätte. „Zu Bourges in Frankreich,“ ſagte er, „wohnte ein Herzog, Namens Hervin; dieſer iſt meines Vaters Bruder. Derſelbe wurde durch mancherlei Hofränke bei dem Könige Karl verleumdet, ſo daß er ſammt ſeiner hochſchwangern Gemahlin des Landes verwieſen und in's Elend verjagt worden iſt.“ Als Löwe dieſes hörte, gerieth ſein ganzes Blut in Wallung und ſein Herz ſagte ihm deutlich, daß er das Kind dieſer beiden Unglücklichen ſein müſſe. „Nun wiſſen wir zwar nicht,“ ſprach jener Jüngling weiter, „wohin Jedes von ihnen gekommen ſein mag; doch hat der genannte Herzog zu Bourges ein Horn hinterlaſſen, welches Niemand blaſen kann, als er ſelbſt oder derjenige von ſeinen Sprößlingen, welcher ehelich geboren worden iſt. Nun hat der Herzog vor ſeinem Abzuge dem Aelteſten ſeiner Herrſchaft ſchriftlich oder mündlich den Auftrag hinterlaſſen, daß, wenn Einer kommen würde, der jenes Horn blaſen könnte, man dieſen für ſeinen Sohn und für den rechtmäßigen Erben ſeines Herzogthums halten und anerkennen ſollte. Mein Herz ſagt es mir deutlich, daß ihr dieſer Mann ſein müßt. Es wäre alſo um einen Verſuch zu thun; denn man weiß doch nicht, wo der Herzog Herpin und ſeine Gemahlin geblieben ſind.“ Löwe ſagte: „Dies kann wohl der Fall ſein, denn ich bin von einem Ritter, Namens Badewin, im Walde bei einer Löwin gefunden worden. Dieſer Ritter hat mich auferzogen und ich habe nicht anders geglaubt, als daß er mein Vater wäre, bis er ſelbſt es mir mitgetheilt hat; er weiß aber nicht zu ſagen, wie ich dahin gekommen ſein mag; vor vierzehn Tagen zeigte er mir Windeln, in welchen er mich gefunden hat; dieſe wird er aufheben, bis ich wieder von dem Turnier zurückkomme. Bleibe bei mir, theurer Jüngling, und reite mit mir auf das Turnier; denn ich hoffe den Preis zu gewinnen. Nach beendigtem Turnier will ich dann mit dir nach Bourges reiten und mein Heil an jenem Horne verſuchen.“ Der junge Mann ließ es ſich gefallen und ritt mit Löwen wieder nach Montliſan zurück. Unterwegs führten ſie mancherlei Geſpräche und Löwe ſagte unter Anderm, er lebe der gewiſſen Hoffnung, daß er einſt ſeine Eltern noch antreffen werde.

Wie Löwe zu Mondliſan einreitet und keine Herberge bekommen kann, ſpäter aber, als er einen verſtorbenen Ritter aus dem Rauche erlöſt, von einem Wirthe bereitwillig aufgenommen wird.

Mit großer Freude ritt Löwe in die Stadt Mondliſan hinein und wunderte ſich nicht wenig über die große Pracht und Herrlichkeit, welche daſelbſt zu ſehen war. An allen Fenſtern ſtanden die allerſchönſten Frauen und Jungfrauen, auf's Köſtlichſte angekleidet, um dieſem Ritterſpiele zuzuſehen, und wohin man ſich nur wendete, da wimmelte es von Volk, ſo daß man kaum hindurch gehen konnte. Dazu war ein ſolches Geräuſch von Trompeten, Heerpauken, Pfeifen und Trommeln, daß die Luft davon erzitterte und man ſeinen eigenen Laut nicht hörte. Löwe dankte Gott, daß er dem Gefängniſſe des Marſchalls entkommen war, und wünſchte nichts ſehnlicher, als daß er den Marſchall im Turniere antreffen möchte; denn er wollte eine Lanze mit ihm brechen. Alsbald aber ſagte er zu ſeinem jungen Begleiter, deſſen Name Gerna war: „Komm, laß uns die beſte Herberge ſuchen, die hier zu finden iſt." „Herr," antwortete Gerna, „die Gaſthäuſer ſind alle voll; ich weiß nicht, wo wir dieſe Nacht bleiben werden." Unterdeſſen kamen ſie vor einen prächtigen Gaſthof, zum hungrigen Wolf genannt. Der Wirth trat hervor; Löwe und Gerna grüßten ihn und baten um Herberge. Der Wirth fing an, Löwen zu verlachen, und ſagte: „Mein Herr, euer Pferd kann nicht zu meiner Thüre herein kommen, ſie iſt zu klein dazu; ſuchet nur anderswo eine Herberge, ich habe keinen Raum für euch; ihr werdet vielleicht noch etliche Rüſtwagen mit Küraſſen und anderer Rüſtung bekommen, wofern ſie nicht auf der aus Stroh erbauten Brücke untergegangen ſind. Doch mich dünkt, ihr habt euer ganzes Vermögen bei euch; das verzehrt ihr wohl noch heute? was habt ihr denn morgen? ihr werdet mit eurer Gegenwart dem Turniere ein ſchönes Anſehen geben, und wenn ihr dann die ſchöne Florentina gewinnt und mein Herr und König werdet, ſo gedenkt auch meiner im Beſten, daß ich euer Diener werde." Löwe ſagte: „Lieber Freund, ſpottet meiner nicht; ihr ſollt ehrlich bezahlt werden." Der Wirth aber ſprach: „Ziehet hin, ich laſſe mich nicht betrügen. Da iſt vor nunmehr zehn Jahren auch ein kahler Schuft bei mir geſtorben; dieſen habe ich ſeitdem im Rauche hängen gehabt; ich meine, er wird genug geräuchert ſein. Kehrt deshalb um, oder ihr kommt neben ihm zu hängen." Löwe fragte, wie viel er denn ſchuldig wäre? Der Wirth antwortete: „Hundert Pfund Münze." „Oho, nicht mehr," ſagte Löwe, „die will ich euch ſofort für ihn bezahlen, damit er nur chriſtlich in die Erde begraben wird." Als der Wirth dieſes hörte, war er zufrieden und hieß Löwen und Gerna auf's Freundlichſte willkommen; dann bat er ſie, ſogleich vom Pferde abzuſteigen und rief und ſchrie: „Knecht, Jungens, wo ſeid ihr Bärenhäuter? ſeht ihr denn nicht, daß fremde Herren kommen? Da, ſattelt die Pferde ab; reitet ſie zur Tränke und füttert ſie gut!" Dann ſprach er weiter zu Löwen: „Wollen ſich eure Gnaden nicht auf die Stube begeben und ſich niederſetzen? ich weiß, daß Sie vom Reiten müde geworden ſind. Beliebet vielleicht den Herren zu frühſtücken? ich habe Lamereten, Reh- und Haſenbraten, auch allerlei Geflügel, und Alles, was zur kalten Küche gehört, fertig ſtehen. Ei, wollen doch eure Gnaden ſich niederſetzen! Da ſagte Löwe zu Gerna: „Was dünket dich um dieſen Wirth? Sollte der wohl nicht lieber zehn Groſchen mehr anſchreiben, als einen Heller zu Gottes Ehre geben?" Darauf bezahlte er dem Wirth jene hundert Pfund Münze und ließ einen Mönch holen, welchem er Geld gab und befahl, den Ritter aus dem Rauche herabzunehmen und ehrlich zu begraben. Als der Wirth bemerkte, daß Löwe ſo viel Geld hatte, kam er zu ihm und bat ihn um Verzeihung, zugleich mit dem Anerbieten, daß er ihm ſein beſtes Zimmer zur Wohnung überlaſſen wolle. Dies nahm Löwe auch an und ging mit Gerna hinein. Nachdem ſie ſich anders angekleidet hatten, gingen ſie in der Stadt umher, um ſich die anweſende Ritterſchaft zu beſehen.

Wie Löwe auf dem Spaziergange dem Marſchall von Florenz begegnet, welchen Löwe ſogleich zu Boden rennt, worauf er einen offenen Hof ausrufen läßt.

Während nun Löwe mit Gerna umher ſpazierte, begegnete ihm der Marſchall von Florenz, welcher ihn gefangen gehalten hatte. Als Löwe ihn gewahr wurde, lief er auf ihn zu und ſtieß ihn in die Seite, ſo daß er gewaltig ſchrie und ſogleich zur Erde fiel. Der Marſchall, welchen dies nicht wenig verdroß, ſah ſich um und ſagte: „Du verwegener Bube, hat dich der Teufel dennoch hierher geführt? Ich glaubte, ich hätte dich an Händen und Füßen binden und im Thurme hart genug verwahren laſſen.“ Löwe aber war nicht langſam; er zog eilends ſeinen Degen heraus und ſtieß nach dem Marſchall, der ihm jedoch entſchlüpfte und ſich unter das Volk verbarg. Der Marſchall wünſchte jetzt nichts mehr, als daß er zu Hauſe geblieben wäre, denn er hegte nicht geringe Furcht, daß er von Löwen mit Schimpf bedeckt werden möchte; doch wollte er auch ſeinetwegen das Turnier nicht aufgeben. Löwe hingegen machte ſich mit allen fremden Rittern bekannt und lud ſie zur Mahlzeit ein. Unter ihnen war auch der Herzog von Venedig, der Löwen verſprach, er wolle bei ihm erſcheinen. Auch ließ Löwe durch die ganze Stadt hin durch den Herold ausrufen, daß alle Herren und Ritter des Abends in dem Gaſthofe zum hungrigen Wolf erſcheinen und daſelbſt von ihm frei bewirthet werden ſollten. Unterdeſſen begab ſich Löwe in ſeine Wohnung und befahl dem Wirthe und der Wirthin, ſie ſollten ſich bereit machen; er werde des Abends offenen Hof halten und alle Herren, Ritter und Knechte bewirthen. Der Wirth war hiermit ſehr wohl zufrieden und dachte bei ſich: „das wird Gelegenheit geben, ein X für ein U zu ſchreiben.“ Er war ſehr geſchäftig und richtete ein herrliches Mahl zu; denn er hatte Luſt, Löwens Ducaten, welche ſämmtlich mit einem geharniſchten Manne geprägt waren, durch Kreide und Kerbhölzer zu überwinden und an ſich zu bringen.

Wie Löwe einen offenen Hof hält, wobei der Herzog von Venedig nebſt andern Rittern erſcheint, der Marſchall von Florenz aber ausbleibt.

Es war Alles auf's Köſtlichſte zugerichtet, wie ſich's gebührt, um Fürſten, Herren und Ritter zu bewirthen. Da es ſich aber ein wenig verzog, ehe die Gäſte erſchienen, rief der Wirth ſeine Frau, kratzte ſich hinter den Ohren, ſtampfte mit den Füßen und ſchrie aus vollem Halſe: „O, ich armer Mann, da habe ich nun mein ganzes Vermögen in die Mahlzeit geſteckt und bin noch nicht einmal damit ausgekommen, ich habe dazu noch leihen und borgen müſſen. Wenn nun die Gäſte nicht kommen, ſo entläuft mir dieſer kahle Schuft und nimmt ſein Geld mit ſich fort; dann muß ich armer Mann auf und davon laufen oder mich ſelbſt erhängen.“ Seine Frau, welche junge Ritter ſehr lieb hatte, zumal wenn ſie wacker ſpendirten, ſagte zu ihm: „Seht doch, wie der alte Narr herum geht und grunzt; du alter Schelm, halte dein Maul; dieſer Mann iſt viel zu redlich, als daß er uns betrügen ſollte; ich habe ſein rechtſchaffenes und gutes Gemüth längſt bemerkt, und wenn er kein Geld hätte, ſo würde er eine ſolche Mahlzeit nicht anrichten laſſen. Ich weiß es, er hat noch einen großen ledernen Beutel voll Ducaten; dieſe wird er heute noch nicht alle ausgeben, und ſo hoffe ich auch noch etwas davon zu bekommen.“ Während nun der Wirth und ſein Weib ſich ſo mit einander zankten, brach der Abend herein und die Fürſten, Herren und Ritter nebſt ihren Dienern ſtellten ſich allmählich ein. Nachdem mit zehn Trompeten zur Tafel geblaſen worden war, ſetzten ſie ſich zu Tiſche und machten ſich dann bei den herrlichſten Tractamenten ziemlich luſtig. Nach beendigter Mahlzeit ging erſt das Trinken recht an und dieſes währte die ganze Nacht hindurch. Auch der Wirth nahm dabei manchen Trunk zu ſich, weil er frei zechen konnte, ſo viel er wollte, und weil er überdies wußte, daß ſeine Frau noch außer der Bezahlung ſeiner Auslagen eine gute Spende davontragen würde. So vergaß er denn gänzlich ſeine vorher gehegte Beſorgniß. Der Marſchall von Florenz erſchien nicht bei dieſem Gaſtmahle, was ihm auch nicht zu rathen geweſen wäre; denn er hätte, da die Ritter für Löwen Partei nahmen, ſicherlich das Gelag mit ſeinem Leben bezahlen müſſen. Als ſie ſich nun hinlänglich vergnügt hatten und der Tag bereits zu grauen anfing, begab ſich ein Jeder wieder nach ſeiner Wohnung und rüſtete ſich zum Turniere.

Wie ſich die zum Turniere erſchienenen Ritter rüſten, an Florentina's Zelt vorüber reiten, Löwe einen Kranz empfängt und abermals einen offenen Hof hält.

Bei Tages Anbruch ſollten ſich die Herren und alle Ritter in ihrer Rüſtung der königlichen Jungfrau vorſtellen, um von ihr betrachtet zu werden. Deswegen rüſtete ſich ein Jeder, ſo gut er konnte, damit er der ſchönen Florentina gefallen und ihre Gunſt erlangen möchte. Mitten in dem freien Felde, nahe bei den für das Turnier gezogenen Schranken, war ein hohes Gerüſt erbaut und auf demſelben ein prachtvolles Zelt aufgerichtet, welches mit den allerkoſtbarſten perſiſchen Teppichen umhangen war. In dieſem Zelte ſaß die ſchöne Florentina, auf einem erhabenen Seſſel, umgeben von zwölf fürſtlichen Jungfrauen. Ihre goldflammenden Haare, welche auf beiden Schultern herabhingen, ſtrahlten mit eben dem Glanze, als wenn die Sonne die Welt mit einem fröhlichen Anblick beſchauet; ihre Augen, die ganz cirkelrund waren, viel weißes und wenig Schwarzes enthielten — was einem Frauenzimmer eine ganz beſondere Zierde verleiht — braunen wie zwei Feuerflammen; ihr Angeſicht leuchtete wie der Mond; und gleichwie die Krämer bei ſchönem Wetter ihre beſten Waaren uslegen, um anzuzeigen, daß ſie gern Kaufer haben möchten, und die Chirurgen im Maimonat die rothen Aderlaßbinden aus den Fenſtern hängen, ſo hatte Florentina ihre Bruſtlätzchen offnen ſſen, ſo daß man ihren zarten Hals und die zwei marmorweißen Brüſtchen zwar nicht ganz entblößt, aber doch durch einen darüber hinweggezogenen weißen ſeidenen Flor hinlänglich beſchauen konnte. Man ſah nichts weiter an ihr entblößt, als die Hände is an die Ellenbogen, weil ſie kurze und weite Aermel trug. Dieſe waren ebenfalls ſo ſchön, daß man ſie nur mit Bewunderung

Wie Löwe ſeinem Wirthe den empfangenen Roſenkranz zeigt und abermals einen offenen Hof ausrufen läßt.

Nachdem das Geſpräch beendigt war und Löwe von der Jungfrau höflich Abſchied genommen hatte, ritt er wieder nach ſeiner Herberge. Sobald er dort vom Pferde abgeſtiegen war, ging er zu dem Wirthe in die Stube. Als dieſer den Kranz auf Löwens Haupte ſah, ward er ganz beſtürzt und ſagte: „Wie? ſo prächtig kommt ihr zurück, mein Herr?“ Löwe gab ihm mit lächelndem Munde zur Antwort: „Was dünkt euch, Herr Wirth, von wem mir dieſer Kranz verehrt worden ſei?“ Der Wirth ſprach: „Von ſchlechter Hand kommt er nicht; es wird ihn euch vielleicht des Königs Tochter ſelbſt geſchenkt haben; denn von den andern Jungfrauen iſt keine ſo vermögend, daß ſie einen ſolchen Kranz könnte fertigen laſſen; denn der kann nicht auf Tauſende, ſondern auf Millionen geſchätzt werden.“ Löwe ſagte: „Das kann wohl der Fall ſein. Richtet nur auf's Neue wieder brav zu; ich werde heute den Herzog von Venedig und einige andere Ritter nochmals zu Gaſte haben. Morgen wollen wir alsdann die Rechnung vornehmen und ſehen, welcher von uns Beiden dem Andern etwas ſchuldig iſt; denn diejenige, von welcher ich dieſen Kranz empfangen habe, ſoll euch die Zeche wohl für mich bezahlen.“ Ueber dieſer verwegenen Rede Löwens entſetzte ſich der Wirth und wünſchte, er möchte Löwen lieber ſein Lebenlang nicht geſehen haben; doch dachte er bei ſich, weil er ſchon ſo viel gewagt hätte, ſo wolle er auch dieſes noch daran ſetzen, es möchte ſonſt das Erſtere vielleicht gar verloren gehen. Er richtete deshalb auf ein herrliches Gaſtmahl zu. Löwe ließ ſeinen Wirth ſorgen; er ſpazierte zu dem Herzoge von Venedig und lud denſelben zur Abendmahlzeit ein. Daſſelbe that er auch bei dem Herzoge von Tarent und von Calabrien, ſowie bei mehreren andern vornehmen Rittern und Herren, welche es ihm ſämmtlich zuſagten und auch erſchienen. So wurde denn ein überaus herrliches Gaſtmahl gehalten; die Knechte ſowohl als die Herren tranken nach Leibeskräften, und wer am längſten aushalten konnte, de war der beſte Mann. Beſonders war Einer unter den Knechten des Venetianers, mit Namen Hans Immerdurſtig; dieſer konnte ein Stübchen Bier in einem Zuge vertilgen; deshalb ward er auch am meiſten gerühmt und mit Eppichkränzen reich geſchmückt. Alle Spielleute zu Mondliſan mußten dabei blaſen, daß ihnen die Augen anſchwollen. Ueberhaupt ging es hier ſo luſtig her, daß es kaum zu beſchreiben ſein dürfte, und ein Jeder wunderte ſich nur darüber, woher Löwe ſolchen Reichthum hätte.

Wie Florentina Löwen durch ihr Kammermädchen ſuchen läßt, welche ſeinen Wirth antrifft, der ſich über Löwens Schulden beſchwert.

Noch denſelben Abend befahl Florentina einer ihrer Kammermädchen, ſie ſolle ſich als Mann verkleiden und Löwen ſuchen. Dieſe vollzog denn auch ſogleich der Jungfrau Befehl. Nachdem ſie Löwen in allen geringeren Gaſthäuſern geſucht hatte — denn ſie vermuthete ihn ſonſt nirgends und glaubte nicht, daß er im Gaſthofe zum hungrigen Wolf wohnen würde — traf ſie in ſpäter Nacht zufällig einen von des Venetianers Dienern an, welchen ſie nach Löwen fragte. Dieſer führte ſie ſogleich in die Straße, wo jener Gaſthof ſtand, und zeigte ihr das Haus. Als ſie an die Thür klopfte, erſchrak der Wirth; denn er meinte, es würde ein Gläubiger ſein, der ihn mahnen wollte. Deshalb rief er zum Fenſter hinaus und ſprach: „Es iſt jetzt Nacht, ich mache nicht auf.“ Das Mädchen erwiderte: „Macht nur auf, ich will kein Geld von euch haben. Ihr habt einen fremden Herrn in eurem Hauſe, mit dem will ich ſprechen.“ Da lief der Wirth hinaus, öffnete die Thür und fragte, was ſie denn bei ihm wollte? Sie antwortete: „Ich wollte ihn fragen, ob er nicht einen Diener brauchte?“ „O mein Freund,“ ſprach der Wirth, „da kommt ihr nicht an den rechten Mann; ich habe allerdings einen Mann in meinem Hauſe, der auch mit turnieren will; er giebt ſich zwar für einen großen und vornehmen Herrn aus, ich ſehe ihn aber nur für einen kahlen Schuft an; denn er hat weiter nichts zum Beſten, als ein zerriſſenes Kleid, einen verroſteten Küraß, einen geflickten Sattel und ein altes einäugiges hinkendes

Pferd, welches mir all' mein Futter verzehrt. Soll er nun für euch ein Pferd halten, ſo muß er ſelbſt zu Fuße gehen. Dennoch hält er faſt alle Tage Gaſtereien; er ſchmauſt, frißt und ſäuft, und das Alles muß ich ihm vorſchießen. Man kann leicht erachten, daß dies nicht Alles mein Eigenthum iſt; ich muß von Fleiſchern und Fiſchern, von Bäckern und Brauern borgen. Es graut mir nur vor dem morgenden Tage, wenn ſie mir ſo viele Rechnungen werden zuſchicken, unter welchen allen geſchrieben ſteht: der Ehrbare Lehnert Armuth ſoll ꝛc. Mir wird angſt und bange, wenn ich nur daran denke; denn ich muß am Ende mit Sack und Pack zum Thore hinaus laufen. Bekommt er aber nur einmal Geld, dann wird er mir's auch rechtſchaffen bezahlen, wofern ich anders noch ein X für ein U ſchreiben kann." Das Mädchen ſagte: „Gebt euch nur zufrieden, er wird euch ſchon bezahlen; helft nur, daß ich zu ihm komme." Als der Wirth dieſe Rede hörte, ward es ihm leichter um's Herz; er lief ſogleich hin, weckte Löwen auf und brachte ihn zu dem Kammermädchen. Dieſe winkte Löwen, führte ihn auf die Seite und ſprach dann zu ihm: „Wohlgeborner Herr, meine Jungfrau, die Tochter des Königs von Sicilien und die Erben des ſicilianiſchen Königreichs, entbietet euch ihre Gnade, Gunſt und ehrengebührende Liebe, zugleich mit dem Verlangen, ihr möchtet geruhen, mit mir zu gehen; denn die königliche Jungfrau hat ſich damals, als ſie euch jenen bekannten Roſenkranz hat überreichen laſſen, an eurem ſchönen Angeſichte nicht hinlänglich ergötzen können. Damit ihr aber ſicher ſeid, daß kein Betrug dabei ſtattfindet, ſo wiſſet, daß ich keine Mannsperſon, ſondern ein Frauenzimmer, und zwar meiner gnädigen Jungfrau Kammermädchen bin, die euch jenen Roſenkranz aufgeſetzt hat." Durch dieſe Rede ward Löwe nicht wenig ermuntert und ſprach bei ſich ſelbſt folgende Reime:

„Gleichwie die reifen Aepfel fallen
Und achten weder Zweig noch Stamm,
So ſucht die Jungfrau auch vor Allem
Mit achtzehn Jahr'n den Bräutigam.
Drum muß ich mich nur füglich ſchicken
Und dieſe Frucht bei Zeiten pflücken."

So ging nun Löwe mit dem Kammermädchen fort, bis ſie auf das königliche Schloß kamen. Daſelbſt wurden auf der Jungfrau Befehl die Pforten alle nach einander geöffnet, bis ſie in Florentina's Zimmer kamen. Dieſe war über Löwens Ankunft außerordentlich erfreut; ſie ließ ihm ſogleich einen vergoldeten Stuhl darbieten, die Stiefeln ausziehen, ein Paar goldene Pantoffeln bringen und ein ſammtenes Kiſſen unter die Füße legen. Als das Kammermädchen ſah, daß die Jungfrau dem Ritter ſo große Ehrerbietung erwies, wurde ſie ungeduldig und erzählte Alles, was ſie von Löwen gehört hatte, wie er dadurch, daß er ſo große Gaſtmähler gehalten, ſo viele Schulden gemacht hätte. Florentina aber ſagte zu ihr: „Schweige ſtill; er hat es recht gemacht; ich wünſchte, er wäre noch mehr ſchuldig; ich will ſchon für ihn bezahlen; was geht es dich an? Jener kahle Wirth ſoll ſchon ſein Geld bekommen. Jetzt aber entferne dich aus dem Zimmer, denn ich habe ein Wort mit ihm allein zu reden; und komme nicht eher wieder, als bis ich dich rufe. Sollte vielleicht Jemand mich ſprechen wollen, ſo ſage nur, ich ſchliefe.“ So blieben Florentina und Löwe allein im Zimmer; man hat aber nicht eigentlich erfahren können, ob ſie mit einander zu Bette gegangen ſind, oder ob ſie nur auf den Stühlen geruht haben; doch wird der folgende Abſchnitt ein Weniges darüber melden.

Wie Löwe die Nacht hindurch bei Florentina blieb, die ihn des Morgens aufweckte und ermahnte, er ſolle ſich tapfer halten, damit er ſie, als den Preis des Turniers, erwerben möchte.

Löwe und Florentina hatten die Zeit ihres Zuſammenſeins nter allerhand ſcherzhaften Geſprächen verlebt und dabei vielleicht uch der Venus das Abend-, Nacht- und Morgenopfer mit geeugtem Knie und ſchuldiger Ehrerbietung dargebracht. Da eckte die königliche Jungfrau den in Schlaf verſunkenen Löwe uf und deutete ihm an, daß der Tag nunmehr anbreche und ein eder ſich zum bevorſtehenden Turnier bereit mache. Sie hätte, gte ſie zu ihm, ſeine Mannheit nun hinlänglich erkannt, und eifele deshalb nicht, daß er auch im Turnier ſich tapfer halten werde. Wenn er aber vielleicht befürchte, daß ſeine Rüſtung nicht gut genug ſein möchte, ſo wolle ſie ihm Alles verſchaffen, was er brauche, ſo daß er auf's Beſte gerüſtet ſein ſollte. „Eure Lanze jedoch,“ ſagte ſie, „iſt gut, mit dieſer könnt ihr wohl beſtehen.“ Löwe dankte ihr für die ihm erwieſene Ehre und verlangte die ihm dargebotene Rüſtung nicht, ſondern ſagte, er getraue ſich dem auf's Beſte bewaffneten Ritter als ein Mann entgegen zu treten. Sie ſagte, daß ſie daran gar nicht zweifele; doch möge er ihr ein Zeichen geben, an welchem ſie ihn im Turnier erkennen könnte. Er erwiderte ihr: „An dem Roſenkranze ſollt ihr mich erkennen, welchen eure Liebden mir geſchenkt haben.“ Damit war ſie zufrieden. Hierauf legte ſie ſich wieder nieder, um noch auszuruhen. Unterdeſſen fiel ihr ein, daß Löwe ſeinem Wirthe ſo viel ſchuldig wäre; deswegen befahl ſie ihrem Kammermädchen, ſie ſolle einen Diener herbeirufen und dem Wirthe andeuten laſſen, er möge Löwen nur getroſt borgen, ſie wolle Alles für ihn bezahlen. Der Diener lief, ſo ſchnell er konnte, und pochte bei dem Wirthe ganz ungeſtüm an die Thür. Der Wirth hatte unterdeſſen Löwens wegen mit ſeiner Frau ein jämmerliches Leben geführt, dieſelbe grauſam geprügelt und ſchon einen Strick bereit gelegt, an welchen er ſich ſelbſt hängen wollte, weil er meinte, Löwe würde nun gar entlaufen ſein und ihm weiter nichts als ſeinen hinkenden Schimmel zur Bezahlung hinterlaſſen haben. Da ward er durch das Anpochen des Dieners abermals ſehr beſtürzt, denn er meinte, es würde wieder ein Gläubiger kommen, der ihn mahnen wollte; doch dachte er, es könnte auch vielleicht Löwe ſelbſt ſein. Er ſprang daher aus dem Bette und öffnete die Thür. Da er Löwen nicht draußen ſah, ward er noch zorniger und hätte den Diener beinahe zwiſchen die Thür eingeklemmt. Dieſer gerieth darüber in Zorn und ſagte zu dem Wirthe: „Du Bärenhäuter, wenn ich nicht von meiner gnädigen Jungfrau ausgeſandt wäre, ich würde dir den Hals brechen.“ Als der Wirth die Jungfrau Florentina nennen hörte, erſchrak er, machte die Thür ſogleich wieder auf, hieß den Diener freundlich willkommen und bat um Verzeihung. Der

Diener ſagte: „Meine gnädige Jungfrau läßt euch ihre Gnade und Gunſt entbieten und gnädigſt zu wiſſen thun, daß ihr dem Ritter, der bei euch wohnt, nur getroſt herbeiſchaffen ſollt, was er begehrt; mit der Bezahlung aber ſollt ihr auf die königliche Jungfrau ſehen.“ Der Wirth war über dieſe Botſchaft auf's Höchſte erfreut, ließ der Jungfrau durch den Diener ſeinen unterthänigen Dank abſtatten und ihr ſagen, daß er ihrem gnädigen Befehle gern Gehorſam leiſten wolle. Hierauf lief er wieder zu ſeiner Frau in's Bette, herzte und küßte ſie, und erhielt von derſelben, weil er knieend vor ihr beichtete, auch gern und willig Abſolution. Als nun Löwe in der Jungfrau Armen wieder ein wenig eingeſchlummert war und die ſchöne Morgenröthe den lieben Tag ankündigte, auch ſchon zu dem Turnier geblaſen worden war; weckte ihn Florentina auf und deutete ihm an, daß es nunmehr hohe Zeit wäre. Als er erwachte und ſah, daß es ſchon heller Tag war, erſchrak er, dankte ſogleich der Jungfrau für die ihm erwieſene Liebe und Ehre und nahm höflichen Abſchied von ihr. Hierauf entfernte er ſich heimlich durch einen verborgenen Gang, ſo daß ihn Niemand gewahr wurde, und eilte nach ſeiner Wohnung zu. Als er, dort angekommen, fand, daß ſein Diener Gerna ihm ſeinen alten Schimmel ſchon geſtriegelt und geſattelt hatte, rüſtete auch er ſich, ſo gut er es vermochte. Der Wirth begegnete ihm mit großer Ehrerbietung und zwar mit noch viel größerer als zuvor, und ſagte zu ihm: „Edler Herr, mir iſt wahrlich ſehr bange um euch geweſen, denn ich befürchtete, ihr möchtet entlaufen ſein und mir euren Knecht mit dem alten Schimmel zum Unterpfande gelaſſen haben.“ Da lachte Löwe und ſagte: „Herr Wirth, ihr ſeid ein rechter Haſe; doch ich kann euch nicht darum verdenken; denn wenn ein Wirth nicht haſelirt und dazu eine ſchöne Frau und wackere Dienſtmädchen hat, ſo hat er wenig Gäſte. Ich habe hier einen Freund gefunden, der wohl Alles für mich bezahlen wird.“ Hierauf ſetzte er ſich zu Pferde und tummelte ſich, ſo gut er konnte. Gerna folgte ihm mit ſeinem ſchnaubenden Rappen und ſo ritten Beide nach dem Turnierplatze hin. Als ſie dort ankamen, lachte ein Jeder über Löwens armſeligen Aufzug; ſelbſt Florentina hätte ſich beinahe geſchämt, und wenn er nicht jenen Roſenkranz auf ſeinem Haupte getragen hätte, ſo hätte kein Ritter es unternommen, mit ihm die Lanze oder den Degen zu wechſeln.

Wie die Ritterſchaft ſich verſammelt und Löwen ein weißer Ritter zu Hülfe kommt.

Nachdem nun der König und die Ritterſchaft das Frühſtück genommen und die ſchöne Florentina, um derentwillen dieſes Ritterſpiel angeſtellt worden war, nach genoſſenen Liebesfreuden wieder ein wenig geruht hatte, ließ der König abermals durch Blaſen ein Zeichen geben, daß es nunmehr Zeit wäre, das Turnier zu beginnen. Bald darauf erſchien ein Jeder in ſeiner beſten Rüſtung vor dem Zelte der Jungfrau und ſtellte ſeine Perſon vor, ſo gut er konnte. Florentina ſaß zwiſchen ihren zwölf Jungfrauen, wie ein Diamant in einem goldenen Ringe. Vor ihr, auf einem aus Elfenbein künſtlich gefertigtem Tiſche, welcher mit einer blauen ſammtenen Decke belegt war, ſtand ihres Vaters königliche Krone, neben welcher zur rechten Hand das Scepter, zur Linken aber der Reichsapfel lag, um dadurch anzuzeigen, daß derjenige, welcher den Preis gewänne, die Prinzeſſin ſammt dem ganzen Königreich haben ſollte, damit ſich ein Jeder möglichſt tapfer halten und das Turnier um ſo luſtiger anzuſehen ſein möchte. In einer geringen Entfernung hinter Florentina ſaß ihr Vater, der König, und neben ihm zur Linken der Herzog von Tarent, welche Beide ebenfalls dem Turnier zuſchauten und als Schiedsrichter dem Ueberwinder den Siegespreis zuſprechen ſollten. Die Trompeter und Heerpauker, die Pfeifer, Trommelſchläger und Schalmeienbläſer machten einen ſolchen Lärm, daß man die Ohren hätte verſtopfen mögen. Nachdem nun ſämmtliche Ritter vor dem Zelte der Jungfrau mit gebührender Ehrerbietung ſich dargeſtellt hatten, ritt eine jede Schaar an den ihr angewieſenen Platz. Löwe und ſein Diener Gerna thaten daſſelbe. Sie waren Beide allein und die ſchlechteſten unter der ganzen Ritterſchaft, ſo daß ſie auch von Jedermann verſpottet wurden.

Die Ritter, welche bei dieſem Turniere um der ſchönen Florentina willen gegen einander die bitterſten Feinde, Löwens wegen aber die beſten Freunde wurden, um denſelben nur von dem Platze und aus ihren Augen zu entfernen, ſpotteten ſein und ſeines Dieners immer mehr und mehr. „O,“ ſagten ſie, „dieſer wird heute uns Allen überlegen ſein; ſeht nur, ſein Küraß iſt herrlich poliert und glänzt wie ein Ziegelſtein, ſein Helm blitzt wie ein Karfunkel vor dem Rauchloche, ſein Panzer dient wahrſcheinlich zu Haſengarn, und ſeine Lanze ſieht aus, als wäre ſie mit den alten Römern vor Kathago geweſen. Ei! wie wird es ſein hinkender Schimmel zu Stande bringen, daß er unſere heutigen Klepper zur Fahne führt! wie lieblich wird es dann hergehen, wenn er den Preis erhalten und die ſchöne Florentina herzen wird.“ Mit ſolchem Geſpötte vertrieben ſie ſich die Zeit, bis der König durch den Herold das Zeichen geben ließ, daß das Turnier beginnen ſollte. Löwe aber erwiderte den Rittern: „Liebe Herren, ſpottet meiner nicht allzu ſehr; der Allerkühnſte verſuche es mit mir, ich will ihm ſo entgegen treten, daß er bekennen ſoll, er habe mit einem Manne gefochten.“ Florentine dagegen hatte ganz andere Gedanken als die Ritter; ſie ſeufzte und ſagte: „Ach, du edler Löwe! Deine Tapferkeit iſt wohl eines Königs Tochter werth; aber du biſt gar zu übel beritten und zu ſchlecht ausgerüſtet; dazu beſteht dein ganzer Aufzug in zwei Perſonen! O wehe mir, daß ich dich ſo geliebt und dich die Blumen meiner jungfräulichen Reinheit habe brechen laſſen; deine Rüſtung wird es nicht auszurichten vermögen, daß du mich heute erbeuteſt, es ſei denn, daß es dir von Gott beſcheert iſt. Während nun die Ritter und die königliche Jungfrau mit ſolchen Gedanken beſchäftigt waren, kam plötzlich ein weißer Ritter in die Schranken geritten. Niemand wußte, von wannen er kam und wer er war. Sein Roß war ſchneeweiß und hatte ſilberne Hufeiſen, die mit goldenen Nägeln an die Füße geheftet waren; der Zaum war von veilchenblauem Sammet, das Gebiß und die Stangen aber von klarem Golde; auf dem Stirnblatte ſaß ein grüner Saphir, eines Thalers groß, in Gold eingefaßt, und überdies war der Zaum auf das Seltſamſte mit Diamanten beſetzt; auch der Sattel war mit veilchenblauem Sammet überzogen und reichlich mit Perlen beſetzt; der Sattelknopf aber war aus einem hellglänzenden Jaspis auf's Künſtlichſte bereitet; die Lanze blitzte, zumal da gerade ſehr ſchönes Wetter war, als wenn Vulcanus ſelbſt mit allen ſeinen Schmiedeknechten in dem Berge Aetna daran gearbeitet und ihre Kunſt bewieſen hätten. Küraß und Helm führte er nicht; anſtatt des letzteren hatte er ſein Haupt mit goldflammenden Haaren vnd einem goldenen Lorbeerkranze geſchmückt, um dadurch anzuzeigen, daß er wohl wiſſe, er werde ſiegen und den Preis davon tragen; über ſeinen Leib aber hatte er ein ſchneeweißes Hemd gezogen, welches um den Hals und um die Hände herum mit Gold geſtickt, unten aber ringsum mit einer zwei Hände breiten goldenen Schnur verbrämt war. Nachdem nun dieſer weiße Ritter ſich vor der königlichen Jungfrau dargeſtellt und mitten auf dem Platze ſich wacker getummelt hatte, ritt er in vollem Sprunge auf Löwen zu. Dieſer war Anfangs ſehr darüber entſetzt und meinte, der Ritter werde ihn ſofort aus dem Sattel heben und mit Schande bedecken. Dieſer aber ſprach zu Löwen: „Fürchte dich nicht vor mir! willſt du, ſo wollen wir Kameraden werden und die Beute, die wir erſiegen, mit einander theilen; denn ich ſehe wohl, dein Aufzug iſt ſchlecht, und ich bin ganz allein, außer Gott, der bei mir iſt; getrennt alſo werden wir Beide nicht viel ausrichten.“ Löwen gefiel dieſer Vorſchlag wohl, nur daß er den Preis mit dem Ritter theilen ſollte, machte ihm Sorge; denn es war ihm mehr um die ſchöne Florentina als um das Königreich zu thun und er fürchtete, wenn ſie Beide den Preis gewännen, ſo würde er ſich auf's Neue mit ſeinem Genoſſen ſchlagen müſſen; überdies wußte er wohl, daß Glück und Frauenliebe ein ganz unbeſtändiges Ding ſei, wie es denn auch in jenem Verſe heißt:

Glück und Frauenlieb' ſind Ballen,
Welche leicht herunter wallen,
Wer ihnen traut, der haſcht nach Wind,
Schatten iſt es, was er find't.

 ſich Löwe jedoch der Beſtändigkeit Florentina's einiger-
ßen verſichert hatte, ſo faßte er ſeinen Entſchluß und ſagte zu
 Ritter: „Kamerad, ich will deinem Vorſchlage folgen, jedoch
 mit der Bedingung, daß, woſern wir den Sieg davon tragen,
 Florentina für mich allein behalte; den übrigen Preis nebſt
 Königreiche will ich mit dir theilen." Dieſes ließ ſich der
ße Ritter gefallen, und ſo ſchloſſen ſie Beide, unter gegen-
iger Zuſicherung ihrer Treue durch Handſchlag, ihr Bündniß.
llte man jedoch fragen, wer jener weiße Ritter geweſen ſei, ſo
g man wiſſen, daß er derſelbe war, welchen Löwens Wirth
halb, weil er nicht hatte bezahlen können, in den Rauch gehängt,
 welchen alsdann Löwe dadurch, daß er für ihn bezahlte, aus
 Fegfeuer des Rauchs erlöſt und hatte begraben laſſen. Da-
 nun derſelbe Löwen ſeinen ihm ſchuldigen Dank abſtatten
nte, erhielt er von Gott die Erlaubniß, aus dem Himmel
nieder zu fahren und Löwen in dieſem Turniere beizuſtehen.

e das Turnier begonnen wird, Löwe dabei durch die Hülfe des weißen Ritters
ele Helden aus dem Sattel hebt und Florentina ihm beſtändig nachſchaut.

Ungefähr zu Mittage begann das Turnier. Es war mit Luſt
zuſchauen, wie die Ritter ſo behend auf einander losſprengten,
 daß der Eine hier, der Andere dort vom Pferde fiel. Der Sohn
 Kaiſers war der Erſte, der einen Andern aus dem Sattel
 und deſſen Roß zur Fahne führte. Als Florentina dieſes ſah,
rde ſie betrübt; denn ob derſelbe gleich ein Herr vom höchſten
ande war, ſo wollte ſie doch lieber Löwen haben. Löwen
droß es, daß des Kaiſers Sohn den erſten Preis erhielt; er
te deshalb die Lanze an, gab ſeinem Pferde die Sporen, ritt
 des Kaiſers Sohn zu und traf denſelben dergeſtalt, daß er
ßte den Sattel räumen und ſein Pferd zur Fahne führen laſſen.
orentina war hierüber hoch erfreut. Nachdem aber Löwe das
erd zur Fahne geführt und Jedermann es geſehen hatte, ſetzte
 ſich auf daſſelbe und ſchickte ſeinen alten Schimmel in die
erberge. Als der Wirth denſelben kommen ſah, ſtellte er ſich
ermals, als wollte er raſend werden; denn er meinte, Löwe

wäre von demſelben herabgeſetzt worden und heimlich davon gelaufen. Gerna aber, der das Pferd brachte, ſagte ſcherzweiſe zum Wirth: „Ei zum Teufel! wollt ihr denn toll werden? Mein Herr hat ſchon ein beſſeres Roß gewonnen; dieſes verehrt er euch.“ Hierauf ritt er wieder zum Turnier. Mittlerweile hatte Löwe abermals einige Ritter herabgeſetzt, deren Pferde Gerna ebenfalls zur Fahne führen mußte. Hierüber wurde die ganze Ritterſchaft gegen Löwen auf's Heftigſte erbittert, und beſonders auch der Herzog von Venedig, der doch früher Löwens guter Freund war und manchen Leckerbiſſen bei ihm genoſſen hatte. Er ſetzte tapfer auf Löwen los, welcher ſich aber dergeſtalt vertheidigte, daß der gute Herzog mußte den Sattel räumen und ſein Roß zur Fahne führen laſſen. Dieſer Tapferkeit Löwens ungeachtet ſprengten zwei königliche Prinzen, von welchen der Eine aus Ungarn, der Andere aus Hermin war, mit ihrer ganzen Dienerſchaft auf denſelben los, ſo daß er mitten unter ſie gerieth. Ehe ſie ſich aber deſſen verſahen, nahm Löwe unter jeden Arm Einen von ihnen, hob ſie aus dem Sattel und warf ſie zur Erde. Darauf nahm der weiße Ritter ihre beiden Pferde und führte ſie zur Fahne. Als dies die andern Ritter ſahen, wurden ſie auf Löwen und ſeine Kameraden immer heftiger erbittert; ſie ſtürzten jetzt mit vereinter Macht auf ihn los, ſo daß ein heftiges Gefecht ſich entſpann. Doch wurden ſie dergeſtalt von Löwen empfangen, daß die meiſten zu Fuße gehen und ihre Pferde zur Fahne führen laſſen mußten. Ebenſo erging es auch dem Sohne des Königs von Tarſus, der ſich ganz beſonders gern an Löwen rächen wollte. Als Florentina Löwens Tapferkeit wahrnahm, war ſie auf's Höchſte erfreut und ſagte zu ihren Jungfrauen: „Iſt nicht der Ritter mit dem Roſenkranze bisher noch der Tapferſte geweſen?“ Die Jungfrauen mußten ihr dieſes mit „Ja“ beantworten, zumal da dieſelben wohl wußten, daß Florentina auf Löwen eine ganz beſondere Abſicht hatte. Der edle Ritter Löwe hatte nun bereits mehr als zehn Pferde zur Fahne geführt, und Jedermann begann deshalb zu murmeln, daß dieſem der Preis zuertheilt werden würde. Als dieſes der Herzog von Senis hörte, ward er ſehr ergrimmt und ſagte zu ſeinen Leuten: „Auf! noch einmal hinan! ich will lieber mein Leben, als den Kampfpreis und Florentina verlieren!“ So ſprengte er mit noch neun Mann auf Löwen los, der nur mit noch zwei Mann auf ihn wartete. Es entſtand ein hartes Gefecht; doch hielten Löwe und ſeine beiden Genoſſen ſich ſo tapfer, daß der Herzog nebſt vier von ſeinen Knechten die Sattel räumen und ihre Pferde zur Fahne führen laſſen mußten. Als der König von Sicilien dieſes ſah, fragte er ſeine Ritter, wer denn der mit dem Roſenkranze wäre? Sie alle antworteten ihm, ſie wüßten es nicht. „Ich ſehe wohl,“ ſprach der König weiter, „er kann von keinem ſchlechten Herkommen ſein; doch ſei er auch, wer er wolle, wofern er ſo fortfährt und den Preis gewinnt, ſo ſoll er ihm auch nicht entzogen werden.“ Unterdeſſen ritt Löwe von Ungefähr vor das Zelt der Jungfrau und tummelte daſelbſt ſein Roß, welches er dem Sohne des Kaiſers abgenommen hatte. Da nun Florentina ihm einen freundlichen Blick zuſendete, ward er noch muthiger als vorher. Mittlerweile waren die beiden Herzöge von Venedig und Calabria an einander gerathen. Sie ſchlugen ſich wacker mit einander herum, und es fehlte nicht viel, ſo hätte der Herzog von Venedig den Sattel räumen müſſen. Da kam ihm Löwe zu Hülfe und ſtieß den Herzog von Calabria dergeſtalt vom Pferde, daß er rücklings zur Erde fiel. Darauf nahm Löwe das Pferd und überreichte es dem Herzoge von Venedig, damit er es zur Fahne führen ſollte. Dieſer wollte es jedoch nicht thun, ſondern ſagte: „Dieſe Ehre gebührt nicht mir, ſondern euch, weil ihr den Sattel frei gemacht habt.“ Darauf führte Löwe auch dieſes Pferd zur Fahne. Dieſer Schimpf ging dem Herzoge von Calabria ſehr zu Herzen, und er ſprach daher bei ſich ſelbſt: „Pfui, dieſer verwegene Bube hat mich heute doch zu ſehr gequält; er bringt mich um alle Ehre und Achtung, ſo daß ich vor Florentina, die ich ſo herzlich geliebt habe, nicht einmal meine Augen aufſchlagen darf.“ Als die Diener des Herzogs ihres Herrn Unmuth bemerkten, fragten ſie ihn, ob ſie hinreiten und Löwen tödten ſollten? Der Herzog antwortete: „Ja, eilet nur hin und thut es!“

Wie die Diener des Herzogs von Calabria Löwen überfallen, ihn aber nicht zur Erde bringen können, und wie Löwe dem Marſchall von Florenz begegnet.

Die Knechte des Herzogs von Calabria eilten demnach auf Befehl ihres Herrn hin und umzingelten Löwen, ſo daß er weder vorwärts noch zurück kommen konnte, und ſchlugen grauſam auf ihn los. Löwe vergaß zwar auch nicht, die Hiebe zu erwidern; ſie drangen aber ſo hart auf ihn ein, daß ſeine Füße aus dem Steigbügel kamen. Doch hielt er ſich ſo feſt, daß ſie ihn nicht aus dem Sattel zu bringen vermochten, es ſei denn, daß das Pferd mit ihm gefallen wäre. Als Florentina Löwen in ſolcher Bedrängniß ſah, ward ſie ſehr betrübt; doch durfte ſie ſich's vor ihrem Vater nicht merken laſſen, daß ſie ihn ſo lieb hätte. Sie ſtieß tiefe Seufzer aus und rief in ihrem Herzen zu Gott, daß er ihm neue Kräfte verleihen und ihm den weißen Ritter zu Hülfe ſenden wolle. Da nun die Calabrier immer heftiger auf ihn ſchlugen, ſo daß er ſich beinahe in der äußerſten Noth befand, ſagte er: „O du allerſchönſte Florentina, zu tauſend guter Nacht! bald iſt es um meine Ehre und um deine Liebe geſchehen, die du zu mir trägſt; bald wirſt du ſelbſt denjenigen verſpotten helfen, welchen du früher vor allen Andern geliebt, gelobt und geprieſen haſt. Während er ſo ſeufzte, ward er des Ringes an ſeinem Finger gewahr, welchen ihm die ſchöne Florentina ſelbſt in der vorhergegangenen Nacht angeſteckt hatte. Da faßte er neuen Muth; er ſchwang ſich auf ſein Roß und kam mit den Füßen wieder in die Steigbügel; dann ſprengte er grimmig auf den Herzog von Calabria zu und ſtieß ihn abermals von ſeiner Mähre herunter, ſo daß er mit großer Schande zur Erde fallen mußte. Löwe nahm deſſen Pferd und führte es ebenfalls zur Fahne. Dieſes alſo war ſchon das dritte Roß, welches Löwe dem Herzoge von Calabria abgenommen und zur Fahne geführt hatte. Wer war jetzt fröhlicher als die ſchöne Florentina, da ſie ſah, daß Löwe aus dieſer Noth befreit und dem Herzoge von Calabria nochmals überlegen geweſen war. „O!“ dachte ſie, „möchte

ch mein Vater jetzt das Zeichen geben laſſen, daß es nunmehr
nreichend ſei, und möchte er Löwen den Preis zuerkennen!
! wie herzlich wollte ich ihn in meine Arme ſchließen und ihm
les zulaſſen, was zu unſerm beiderſeitigen Vergnügen dienen
nnte! ich wollte meinen Vater nicht erſt lange darum fragen;
nn man thut ja ſo Manches, warum man Vater und Mutter
cht erſt fragt; ſie haben dieſe Freuden ſchon genoſſen; wir ſollen
erſt genießen; wenn wir einmal ſo alt geworden ſind, wie
ein Vater jetzt iſt, dann müſſen wir es auch wohl bleiben laſſen.
ur Nonne bin ich nun einmal nicht geſchaffen, und ich halte
für, daß Löwen das Mönchsleben im Kloſter auch nicht gefallen
ürde; denn dazu hat er ein viel zu tapferes Gemüth.“ Wäh-
nd Florentina in ſolchen glühenden Liebesgedanken herum-
wärmte, kam Löwe wieder von der Fahne zurück, wohin er
s Roß des Herzogs von Calabria gebracht hatte. Da begeg-
te ihm der Marſchall von Florenz, der eben im Begriff war,
Pferd zur Fahne zu führen, welches er dem Herzoge von
nedig abgenommen hatte. Als Löwe ihn bemerkte, ward er
ſeinem Herzen ſehr froh; er rief dem Marſchall ſogleich zu und
gte: „Komm her, ich will dir bezahlen, was ich in deinem
auſe ehedem verzehrt habe! Gieb mir das Pferd, welches du
hrſt, oder ich nehme dir es mit Gewalt und das deinige auch
zu, auf welchem du reiteſt.“ Als der Marſchall Löwen ſah,
chrak er; denn er fürchtete ſich vor ihm mehr, als vor jedem
dern, weil er meinte, Löwe würde nunmehr wohl die alte
charte wieder auswetzen wollen. Deshalb ergriff er die Flucht
d ſuchte ſein Heil bei dem Herzoge von Calabria. Löwe aber
b ſeinem Pferde die Sporen und eilte bis an den Ort, wo der
rzog von Calabria hielt. Dies war jedoch ziemlich thöricht
handelt, da Löwe wohl wußte, in welcher Noth er bereits mit
em Herzoge geweſen war, und er konnte ſich leicht denken, daß
ſelbe ſtets nur auf ihn lauerte. Da entſpann ſich denn aber-
ls ein heftiger Kampf; denn der Herzog von Calabria und
Marſchall von Florenz fielen mit allen ihren Leuten über
wen her, wie die Fliegen über ein Aas, und ſchlugen wacker

auf ihn los. Der Calabrier rief ihm in heftigem Zorne zu: „Halt, Bube, halt! du haſt mir heute den allergrößten Schimpf und Hohn angethan; jetzt ſollſt du dafür durch meine Hände ſterben! denn die ſchöne Florentina, die du mir abgenommen haſt, ſoll dir doch nicht zu Theil werden!“ Da ſagte Löwe: „Halt! gilt's denn zu tödten? das kann ich auch! ich meinte aber, daß es nur ein Ritterſpiel ſein ſollte.“ Dabei that er einen gewaltigen Streich nach dem Herzoge, traf aber nicht ihn ſelbſt, ſondern nur ſeinen Diener, ſo daß derſelbe todt vom Pferde fiel; doch that dem Herzoge der Tod dieſes Dieners von Herzen leid. Nicht beſſer ging es einem von des Marſchalls Knechten. Da nämlich der Marſchall wacker auf Löwen zuſchlug, ſo kam einer ſeiner Knechte herbei und wollte Löwen von der Seite her aus dem Sattel heben. Dies bekam ihm aber nicht gut; denn Löwe brachte ihm alsbald einen ſolchen Streich bei, daß Mann und Pferd zugleich zu Boden ſtürzten und die Hälſe brachen. Indeß wurden ſie Alle zu ſehr auf Löwen erbittert und hätten ihm endlich doch wohl noch den Todesſtreich gegeben, wenn ihm nicht der weiße Ritter zu Hülfe gekommen wäre. Denn es ging ihm nach jenem bekannten Sprüchwort: viele Hunde ſind der Haſen Tod.

Wie der weiße Ritter Löwen zu Hülfe kommt und die Herolde ihm den Preis ankündigen.

Als nun Löwe, umringt und hart bedrängt von den Knechten des Herzogs und des Marſchalls, in größter Angſt war, kam der weiße Ritter nebſt Gerna ihm abermals zu Hülfe. Als Löwe dies ſah, faßte er neuen Muth. Sie ſchlugen alle drei tapfer um ſich, ſo daß von ihren Gegnern der Eine hier, der Andere dort die Erde ſuchte; ja, ſie jagten ihnen eine ſolche Furcht ein, daß man nicht einmal ſehen konnte, wohin ſie flohen. Löwe wurde alſo auch diesmal am Leben erhalten, was den Herzog von Calabria ſehr verdroß. Deshalb ſprach derſelbe zu ſeinen Leuten: „So wahr als ich ein ehrlicher Herzog von Calabria bin, ich will mein Haupt nicht ſanft legen, bevor ich mich an dieſem tollkühnen Buben gerächt habe. Ich möchte nur gern wiſſen, welches Herkommens er iſt und wie er heißt.“ „Gnädiger Herr,“ erwiderte ihm der Marſchall von Florenz, „er heißt Löwe und iſt von Jugend auf ein loſer Bube geweſen. Er iſt ein Findelkind und kein Menſch weiß ſein Herkommen. Ein alter Ritter, mit Namen Badewin, hat ihn in einem Walde, als er auf der Jagd war, einer Löwin aus dem Rachen geriſſen; deshalb hat er ihn Löwe genannt und hat ihn dann auferzogen. Ich meine aber, er hat dieſe Wohlthat dem alten Badewin hinlänglich belohnt; denn er hat ihn zum armen Manne gemacht und ihm all' das Seine mit Freſſen und Saufen durchgebracht. Wenn ſein vermeintlicher Vater Badewin glaubte, Löwe werde ſeine Dienſtleute zur Arbeit antreiben, ſo hatte dieſer unterdeſſen etliche hundert Jungens zuſammengerufen, welche er im Steinwerfen und Bogenſchießen unterwies. Als er dann größer ward, durfte er allen Rittern einen Kampf anbieten, ſo daß ich ſelbſt mich ſeiner kaum erwehren konnte. Ich kann aber in aller Welt nicht begreifen, wie nur ſein Vater noch ſo viel zuſammengeſpart hat, daß er ihn zu dieſem Turnier mit ſeiner einäugigen Schindmähre hat ausrüſten können. Ich dachte ihm vorzubeugen und lauerte ihm deshalb auf dem Wege auf, nahm ihn auch gefangen und ließ ihn in einen Thurm werfen. Da hat er aber durch ſein ſchmuziges Maul den Wächter überredet, daß er ihn frei gelaſſen hat. Ja, der Bube hat mir ſogar durch Hülfe dieſes Wächters all' meinen Vorrath entwendet, und jetzt droht er auch noch, mich ſelbſt zu tödten. Das iſt der Lohn für mein Geld!“ Da ſagte der Herzog: „Wahrhaftig, ich ſchenke ihm dieſes nicht; iſt es nicht hier, ſo wird es an einem andern Orte ſein, wo ich ihm vergelten kann. Ich habe es ihm gleich angeſehen, daß nicht viel Gutes an ihm ſei; denn er iſt gar zu verwegen; und doch hat er dabei ungemeines Glück.“ Der Marſchall, welcher ſich ſehr vor Löwen fürchtete, bat den Herzog, daß er ihn in ſeinen Schutz nehmen möchte, was denn auch geſchah. So ritten ſie wieder nach dem Turnierplatze zu, wo die Ritter einander luſtig in den Haaren lagen und mancher unter ihnen, der es vielleicht nicht gebracht hatte, vom Pferde geſetzt wurde. Die Herolde ermahnten die Ritterſchaft, daß ein Jeder ſein Beſtes thum ſolle. „Denn,“ ſagten ſie, „eine ſchöne Dame und ein Königreich iſt nicht ſo leicht zu erwerben; mit Stechen und Stoßen aber kann dies Alles erlangt werden.“ Hierdurch wurden die Ritter erſt recht angefeuert, ſo daß ein Jeder ſein Möglichſtes that. Löwe feierte dabei auch nicht, und Alles, was er gewann, das führten der weiße Ritter und Gerna zur Fahne. Dadurch wurden die Andern alle zaghaft. Als die Herolde, deren gegen zwanzig zur Aufſicht angeſtellt waren, dieſes ſahen, riefen ſie aus vollem Halſe: „Der Ritter mit dem Roſenkranze hat allein den Preis gewonnen!“ Das als Zuſchauer verſammelte Volk ſtimmte dieſer Verkündigung bei, ſchrie eben ſo laut als die Herolde, und rief Löwen zu: „Es lebe der König Löwe! Es lebe der König Löwe!“ Dieſes verdroß die andern Ritter nicht wenig und ſie beſchloſſen deshalb einmüthig, Löwen mit geſammter Macht zu überfallen und ihm alſo den Preis nicht zukommen zu laſſen, ſollte denſelben auch Keiner von ihnen erhalten und die Jungfrau ihr Lebenlang keinen Mann bekommen. Löwe war ſogleich entſchloſſen, den Kampf mit den Rittern aufzunehmen und lieber zu ſterben, als den gewonnenen Preis und die ſchöne Florentina wieder zu verlieren. Die Herolde jedoch wollten den neuen Streit nicht geſtatten und ſagten, der Abend breche mit Macht herein; wem ihr gnädigſter Herr und König den Preis einmal zuerkannt hätte, der ſolle ihn auch behalten. Darauf fielen ſie Löwen, als ihrem zukünftigen Könige, zu Fuße und baten ihn, er möge ſeine Gnade über ſie obwalten laſſen. Löwe ſagte, ſie ſollten nur getroſt ſein und ſich nicht fürchten, und verehrte zugleich einem Jeden unter ihnen eines der Pferde, die er im Turnier erbeutet hatte. Die Herolde nahmen dieſelben mit gebührender Ehrerbietung an und ſtatteten Löwen dafür ihren ſchuldigen Dank ab.

Wie der Fürſt von Tarent noch nicht nachgeben ſondern erſt mit Löwen ſein Heil noch einmal verſuchen will und dabei überwunden wird, und wie Florentina Löwen einen Eimer voll Geld in ſeine Wohnung ſendet.

Inzwiſchen kam der Herzog Richard von Venedig mit einer zahlreichen Begleitung und ritt dem Kaiſer entgegen. Er ſchlug denſelben alsbald von ſeinem Pferde und führte dieſes zur Fahne. Da begegnete ihm der Fürſt von Tarent und nahm ihm des Kaiſers Pferd wieder ab, ehe er es zur Fahne bringen konnte. Dieſe That verlieh jenem Fürſten einen großen Ruhm, der aber leider nicht lange währte; denn er ward ihm bald wieder von Löwen entriſſen, der, obwohl auch der Sohn des Königs von Hermin und der Herzog von Senis ſich ſehr tapfer hielten, doch alle Ritter in jedem Stücke an Stärke und Geſchicklichkeit weit übertraf. Darum eilten ihm auch die Herolde ſtets nach und riefen ihm unaufhörlich das Lebehoch zu. Dieſes verdroß den Fürſten von Tarent überaus ſehr; er fragte deshalb, wer denn dieſer Löwe und jener weiße Ritter wären? und entſchloß ſich, ſein Heil mit Löwen zu verſuchen. Er ritt auf denſelben zu, faßte ihn am Helme und wollte ihn vom Pferde herabreißen; es kamen ihm auch ſogleich noch fünf andere Ritter zu Hülfe, welche Löwen ſein Pferd unter dem Leibe hinwegzogen. Dieſer aber, der ſich wohl zu halten und zu wenden wußte, berührte mit keinem Fuße die Erde, ſondern ſchwang ſich ſofort hinter dem Fürſten von Tarent auf deſſen Pferd. Unterdeſſen kam auch der weiße Ritter herbei und ſtürzte den Tarentiner von ſeiner Mähre herab. Da ſprang Löwe in deſſen Sattel, und ſo wurde jene Ehre des Fürſten von Tarent in Schande verwandelt. Die Herolde riefen und ſchrieen Löwen nach und ſagten: „Das iſt die wahre Blume aller Ritter; der iſt wahrhaftig werth, daß ihm des Königs Tochter ſammt dem ganzen Königreiche zu Theil wird.“ Mit ſolchem Geſchrei liefen ſie vor das Zelt der Jungfrau und brachten ihr die fröhliche Botſchaft, daß Löwe der allerkühnſte Ritter wäre. Florentina fertigte dieſelben mit der Zuſicherung ihrer Gnade ab und rief ihrem Kammermädchen Marie, ſie ſolle ſofort einem Diener, Namens Samſon, den Befehl ertheilen, daß er den Eimer, welchen ſie mit

Ungariſchen Ducaten gefüllt und hinter ihr Bette geſtellt hätte, in Löwens Wohnung bringen ſolle, damit er nun als König auch königlich leben und vergnügt ſein könnte. Der Diener leiſtete dem Befehle der Jungfrau ſofort Gehorſam und übergab jenes Geld dem Wirthe, mit dem Auftrage, er möge nur gehörig einkaufen und Löwen ſammt den andern Herren, die [illegible] etwa zu ſich würde eingeladen haben, königlich tractiren. Der Wirth, darüber auf's Höchſte erfreut, verſprach dem Befehle zu gehorchen und befahl auch ſeiner Frau, Alles zu thun, was Löwe nur immer von ihr begehren werde. Unterdeſſen wollte, ungeachtet der Abend bereits hereinbrach, doch ein Jeder noch ſein Heil verſuchen und es ward noch wacker gekämpft. Da gerieth Löwe zuletzt mit dem Sohne des Königs von Hermin und mit Hermin ſelbſt zuſammen, gerade vor dem Zelte der königlichen Jungfrau. Jene Beiden mühten ſich eine gute Weile ab, bis die Nacht ſie überraſchte und Keiner mehr den Andern ſehen konnte. Da hob Löwe den jungen Prinzen doch noch aus dem Sattel, führte aber deſſen Pferd nicht zur Fahne, ſondern ſchenkte es der Jungfrau Florentina, als ein wahrhaftes Zeichen ſeines ritterlich erfochtenen Sieges. Florentina dankte ihm für dieſe Ehrenbezeigung und ſetzte ihm dafür mit eigener Hand einen vergoldeten Lorbeerkranz auf's Haupt. Hierauf ward mit der Trompete das Zeichen gegeben, daß das Turnier beendigt und Löwe der Ueberwinder ſei. Alsdann begab ſich ein Jeder nach ſeiner Wohnung; Löwe aber ließ abermals durch die ganze Stadt hin einen offenen Hof ausrufen und bat Jedermann zu Gaſte, wer nur immer kommen wollte. Darüber wunderten ſich Alle und meinten, er werde vielleicht auf den Buſch geſchlagen und dadurch etliche reiche Kaufleute ausgeplündert haben. Dem ſei nun wie ihm wolle, die ſchöne Florentina wurde doch mit der guten Hoffnung erfreut, daß ſie dem allertapferſten Ritter als Gemahlin zu Theil werden ſollte. Aber leider kam ſie, ehe ſie Löwen noch zum Gemahl erhielt, in ſolche Noth, Jammer und Elend, wie vielleicht niemals eine Jungfrau geweſen ſein mag. Doch ſoll dieſes erſt ſpäter weiter erzählt werden.

Wie Löwe nach beendigtem Turnier des Abends ein großes Gaſtmahl anſtellt.

Wie oben ſchon erwähnt worden iſt, ſo ließ Löwe des Abends nach beendigtem Turniere abermals einen offenen Hof ausrufen und lud alle anweſende Fürſten und Ritter mit ihren Knechten zur Tafel. Da erſchienen denn unter Anderen der Sohn des Kaiſers von Conſtantinopel, der Herzog von Venedig, und außerdem noch vier vornehme Herzöge nebſt ihren Rittern und ihren Knechten. Dieſe Alle wurden auf's Herrlichſte bewirthet und das Gaſtmahl währte die ganze Nacht hindurch. Während dieſer Zeit wurde von nichts Anderem geſprochen, als daß man Verlangen trage, zu wiſſen, wem denn der König den Preis zuerkennen werde. Sie riethen aber faſt einſtimmig auf Löwen. „Denn," ſagten ſie, „er iſt tüchtig genug, um ein Königreich zu regieren und die ſchöne Florentina zur Gemahlin zu haben; auch iſt er ein friſcher Bruder; wenn er nur etwas hat, ſo weiß er es auch wohl durchzubringen; ſie würden zuſammen ein herrliches Paar geben." Löwe aber ließ ſich durch ſolche Reden nicht irre machen, ſondern ſtellte ſich gegen Jedermann freundlich. Der Herzog von Calabria, der Fürſt von Tarent, der Marſchall von Florenz, nebſt einigen andern Fürſten und Rittern, welche Löwens bitterſte Feinde waren, erſchienen nicht bei dieſem Gaſtmahle, ſondern berathſchlagten unterdeſſen mit einander, was ſie machen wollten, damit Löwe die ſchöne Florentina und das Königreich nicht erlangte. „Denn," ſagten ſie, „es wäre Jammer und Schade, wenn ein ſolcher Kerl, von dem man nicht einmal weiß, von wem und von wannen er ſtammt, den Kampfpreis und die damit verbundene ſchöne Beute davon tragen ſollte. Indeß iſt auch ſchwer zu glauben, daß eine ſo ſchöne königliche Dame einem ſo ſchlechten Lumpenhund ihren alabaſternen Leib und ihr Königreich unterwerfen werde." Nach mancherlei Berathungen ſagte der Herzog von Calabria: „Ich will meine Bemühungen dahin richten, daß ich ihn in meine Gewalt bekomme, und habe ich ihn dann einmal, ſo will ich ſchon auf die rechte Weiſe mit ihm verfahren; ich will ihn nicht, wie ihr, Herr Marſchall, gethon habt, erſt lange in's Gefängniß legen, ſondern will ihn ſofort an den höchſten Baum, der in meinem Land iſt, aufhängen laſſen.“ Dieſer Anſchlag gefiel ihnen Allen ſehr wohl; ſie tranken alsdann Alle durcheinander auf Brüderſchaft und verſchworen ſich, daß derjenige, welcher ihn zuerſt in ſeine Gewalt bekommen könnte, ihn entweder auf der Stelle tödten oder dem Herzoge von Calabria in die Hände liefern ſollte. Nach Abſchluß dieſes Bündniſſes ſchmauſten ſie ebenfalls luſtig die ganze Nacht hindurch, und ließen es dabei an Nichts gebrechen, was nur irgend zur Fröhlichkeit dienen konnte. Löwe dagegen war auch mit ſeinen Gäſten luſtig und gutes Muthes, und verehrte einem Jeden derſelben ein koſtbares Kleinod, welches ſie denn auch mit großem Danke annahmen. Florentina war ebenfalls fröhlich mit ihren zwölf Jungfrauen, welche ſie, nachdem ſie das Nachtmahl zu ſich genommen hatte, ſämmtlich in ihr Zimmer berief, um von ihnen zu vernehmen, wem ſie den Preis zuerkennen würden. Die Jungfrauen waren in ihrem Urtheile billig; wie verſchieden aber ihre Meinung geweſen ſei, ſoll erſt ſpäter berichtet werden.

Wie der König Löwen den Preis zuerkennt, was Florentina demſelben wiſſen läßt.

Florentina ließ nun die Jungfrauen auf eine kurze Zeit allein im Zimmer und ging zu ihrem Vater, dem Könige. Dieſen redete ſie mit folgender Bitte an: „Mein allerliebſter Vater, wenn es möglich iſt und ich ſo viel Gnade bei euch habe, ſo ſagt mir doch, welcher unter den Rittern heute wohl den Preis gewonnen habe. Doch bitte ich, ſehet dabei nicht auf hohen Stand, große Pracht und vornehmes Herkommen, ſondern urtheilet gerecht und billig, ohne Anſehen der Perſon; es ſoll mir Alles wohl gefallen, weil es euer Wille alſo geweſen iſt, daß ich meine Liebe demjenigen ſchenken ſollte, welchen ihr für den Allertapferſten erkennen würdet. Der König erwiderte ihr: „Liebe Tochter, weil du dich ſo gehorſam beweiſeſt und dich meinem Willen nochmals unterwirfſt, ſo will ich dir auch die Wahrheit nicht bergen.

Derjenige, welcher jenen weißen Ritter zum Gehülfen hatte, iſt der Allertapferſte geweſen; dieſem erkenne ich alſo auch den Preis zu. Er mag von ſo geringem Herkommen ſein, als er wolle, ſo iſt er doch deiner Liebe würdig und Mannes genug, um dieſes Königreich zu regieren und vor den Heiden zu beſchützen.“ Dieſe Worte hallten in dem Herzen Florentina's gar lieblich wieder; ſie nahm deshalb innigſt erfreut von ihrem Vater Abſchied und eilte wieder in ihr Zimmer zu den andern Jungfrauen. Zuvor aber befahl ſie einem Diener, er ſolle eiligſt in Löwens Wohnung laufen und demſelben ankündigen, daß ihr Vater ihm den Preis bereits zuerkannt hätte. Der Diener ſäumte nicht, den Befehl der königlichen Jungfrau auszurichten; er lief ſo ſchnell er nur konnte, und brachte Löwen dieſe fröhliche Botſchaft. Dieſer war darüber auf's Höchſte erfreut und verehrte deshalb dem Diener ein ſtattliches Roß und hundert Kronen als Trinkgeld. Hierauf ritt derſelbe wieder nach Hauſe und rühmte Löwen ungemein gegen die Jungfrau, daß er ein ſo gütiger Herr wäre.

Wie die zwölf Jungfrauen in ihrem Urtheile ſehr von einander abweichen, der König ſelbſt aber ihren Streit entſcheidet und den Ausſchlag giebt.

Als nun Florentina wieder in dem Zimmer erſchien, ward ſie von den zwölf Jungfrauen mit großer Ehrerbietung empfangen, und nachdem ſie ſich niedergeſetzt hatte, ſagte ſie: „Liebe Jungfrauen, ich ermahne euch bei eurer Ehre, urtheilet recht und ſagt mir die Wahrheit, ohne Anſehen der Perſon, des Standes oder Herkommens, welcher von den Rittern an dem heutigen Tage der allerkühnſte geweſen ſei und den Preis mit Ehren und mit Recht verdient habe?“ Maria, als die Aelteſte unter den Jungfrauen, antwortete: „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo iſt es derjenige geweſen, welcher den Roſenkranz über dem Helme führte; denn es war kein Einziger unter dem ganzen Haufen, von dem er nicht wenigſtens ein Pferd erbeutet und öffentlich zur Fahne geführt hätte.“ Dieſer widerſprach ſofort eine andere Jungfrau in ihrem Urtheile und ſagte: „Nicht alſo; der ſcheint ein kahler Schuft zu ſein und Niemand weiß, woher er iſt. Nach meiner Anſicht hat der Sohn des Kaiſers von Conſtantinopel ſich viel tapferer gehalten als Jener, und dieſer möchte alſo auch den Preis verdient haben." Ueber dieſe Rede ward Florentina ſehr ungeduldig und erwiderte deshalb der Jungfrau: „Wer weiß, ob euch noch ein ſolcher kahler Schuft, wie ihr den Ritter nennt, in Ehren beſcheert iſt; man muß Niemanden verachten. Es ſei jener Ritter, wer er wolle, ſo iſt er doch tapfer und tugendreich, und iſt er auch nicht eines Königs oder Fürſten Sohn, iſt aber mir beſcheert, nun ſo will ich einen König aus ihm machen, trotz Allen, denen dies Leid iſt." Als dieſe Jungfrau nun beſchwichtigt war, fing eine andere an zu reden, mit Namen Weckholderin, aus Calabria gebürtig; dieſe ſagte: „Es hat weder jener Ritter mit dem Roſenkranze, noch des Kaiſers Sohn, ſondern mein Vetter, der Herzog von Calabria, den Preis verdient; dieſer iſt jederzeit der Tapferſte im Turnier geweſen." Ueber dieſe Rede begann Maria ganz höhniſch zu lachen, und ſprach: „O Gott, hinweg mit dieſem! es iſt kein Einziger unter allen Rittern geweſen, der mehr Schimpf davon getragen und mehr Pferde verloren hätte, als gerade der Herzog von Calabria. Der Ritter mit dem Roſenkranze hat ihm ja allein vier Pferde abgenommen und ihn ſelbſt zu Boden geworfen; wo denkt ihr denn hin?" Ueber dieſe Worte ward die Weckholderin ganz entrüſtet, und wenn es ihr nur irgend vor Florentina erlaubt geweſen wäre, ſie wäre Marien gewaltig in die Haare gefahren. Hierauf ſprach die Weckholderin zu Florentina: „Was dünket euch, gnädigſte Jungfrau? habe ich nicht gut gerathen? Mein Vetter hat ein großes und ſchönes Land viele reiche Unterthanen." Florentina aber erwiderte ihr gar nichts darauf. Der Weckholderin folgte eine andere Jungfrau, um ihr Urtheil auszuſprechen, welche Gratiana hieß; dieſe ſagte: „Von euch dreien hat noch keine Einzige den Rechten getroffen; wenn ich aber die Wahrheit ſagen ſoll, ſo hat der Fürſt von Tarent den Preis verdient; denn tummelte er ſich nicht ſo luſtig mit ſeinem Pferde herum, daß Jedermann ſich über ihn verwundern mußte?" „Freilich tummelte er gar luſtig vom Pferde herunter," erwiderte Maria, „ſo daß Jedermann ſich über ſeine

Unbeholfenheit verwundern mußte; denn wenn man meinte, er ſäße auf dem Pferde, ſo lag er ſchon wieder auf Gottes Erdboden und ſein Pferd ward zur Fahne geführt, ſo daß ſelbſt die Kinder ein Lied auf ihn machten und ſangen:

„Der Fürſt von Tarent iſt zu Boden gerannt;
Nun hat er nicht Degen noch Spieß in der Hand.“

Hierüber ward Gratiana ſehr erbittert und ſagte zu Marien: „Es pflegt Weiber zu geben, die nannte man ſonſt Kupplerinnen; jetzt aber haben dieſelben einen andern Namen bekommen und heißen Freimacherinnen; vielleicht ſeid ihr auch Eine aus dieſer Geſellſchaft. Er wird euch auch ſchon ein ſchönes Trinkgeld zugeſagt haben, damit ihr ihm ſein Vorhaben ſollt zu Stande bringen helfen. Er iſt zwar kühn genug, aber was ſollte denn unſere ſchöne Florentina mit einem ſo ſchlecht gekleideten Kerl anfangen?“ Florentina war über dieſe Worte auf's Höchſte erbittert; ſie ſah Gratiana mit verdrehten Augen an und äußerte auf ihrem Angeſichte einen ſolchen Zorn, wie man ihn vorher niemals an ihr geſehen hatte; doch ſagte ſie kein Wort. Als Maria ihren Unmuth bemerkte, ſagte ſie zu den anderen Jungfrauen: „Ei, liebe Kinder, laßt uns doch nicht länger mit unnöthigem Gezänke und Gerede unter einander die Zeit verſchwenden; gehet doch eine Jede von euch in euer Gewiſſen und ſaget eure wahre Meinung rund heraus!“ Da gaben ſie Alle einmüthig zur Antwort: „Wir wiſſen wohl, daß jener Ritter mit dem Roſenkranze den Preis verdient hat; aber was hilft es! er iſt ein armer Teufel; was ſollte denn unſere gnädigſte Jungfrau mit ihm anfangen? Wie wollte der ein ſolches Königreich regieren können? und was würden die Unterthanen von einem ſolchen Könige halten? Nein, es kann durchaus nicht zugelaſſen werden, daß Florentina dieſen heirathe!“ Hierauf erwiderte Maria: „O, ihr habt ſehr falſche Herzen in euren Leibern; ihr werdet aber durch eure Läſterungen ihm den Preis und die ſchöne Florentina wahrlich nicht entwenden können.“ Da ſagte Florentina: „Du haſt recht geredet, Maria, dabei ſoll es auch verbleiben; doch damit wir aus der Sache herauskommen, ſo laßt uns zu meinem Vater gehen und hören, was dieſer dazu ſagen wird. Iſt ſein Sinn wie der eure, dann will ich mir's gern gefallen laſſen, einen von den andern Rittern zum Gemahl zu nehmen. Dieſen Vorſchlag billigten die Jungfrauen und gingen alſo mit einander zu dem Zimmer des Königs, welchen ſie noch im Bette fanden.

Wie der König in Gegenwart der zwölf Jungfrauen dem Ritter Löwe nochmals den Preis zuertheilt, was dann zwiſchen dem Herzoge von Calabria, dem Fürſten von Tarent und dem Marſchall von Florenz ein Bündniß wider Löwen und Florentina veranlaßt.

Die Gedanken des Königs waren vorzüglich darauf gerichtet, daß er Verlangen trug zu wiſſen, auf welche Weiſe denn die vorwitzigen Jungfrauen das Urtheil fällen würden. Da trat die ſchöne Florentina nebſt ihren zwölf Jungfrauen mit tiefer Ehrerbietung zu ihrem Vater vor das Bette und ſprach zu ihm: „Lieber Vater, wir können in unſerm Urtheile durchaus nicht übereinkommen; deswegen bitte ich euch, daß ihr, als ein hochverſtändiger König und tapferer Ritter, ohne alle Leidenſchaft, Gunſt oder Liebe, ohne hohes oder geringes Anſehen, das Urtheil fällen möget.“ Der König beſann ſich ein wenig und ſprach dann mit erhabener Stimme: „Derjenige, welcher den Roſenkranz auf dem Helme trug und den weiſen Ritter zum Begleiter hatte, der hat den Preis verdient; ſollte er auch nicht den Werth von drei Hellern in ſeinem ganzen Vermögen haben, ſo iſt er doch wegen ſeiner Tapferkeit und Tugend würdig, ein Königreich zu regieren. Dies iſt mein Urtheil.“ Ueber dieſen Ausſpruch war Florentina auf's Höchſte erfreut, dankte ihrem Vater und bat ihn, er möge erlauben, daß man Löwen ſofort holen laſſe, damit er ſelbſt ihm die Krone auf ſein Haupt ſetzen könnte. Der König billigte dieſes und ließ alsbald die Gemeine zuſammen berufen, damit Jedermann es ſehen möchte, daß Löwe hinfort ihr König ſein ſollte. Als die Weckholderin dieſes hörte, ließ ſie die Nachricht davon ſogleich an ihren Vetter, den Herzog von Calabria gelangen, und dieſer verkündigte es ſofort weiter dem Fürſten von Tarent, welcher die Hochzeit mit bewaffneter Hand verhindern wollte. Da ſagte aber der Herzog von Calabria: „Herr, eilet nur nicht allzuſehr; morgen wird er Beilager halten wollen; da will ich denn ſehen, ob ich es durch Liſt dahin bringen kann, daß Florentina ihm geſtohlen und mir überliefert werde. Dann will ich ſie in mein Land führen und mit ihr der Liebe pflegen, trotz Allen, denen es Leid iſt.“ Als der Marſchall von Florenz dieſes hörte, verpflichtete auch er ſich durch einen Eid, dem Herzoge von Calabria beizuſtehen.

Wie der Herzog von Calabrien und die Weckholderin durch Briefwechſel berathſchlagen, daß der Herzog Florentina entführen ſolle.

Da nun der Herzog von Calabria ſah, daß er ſo viel Beiſtand hatte, ward er ſehr fröhlich und ſchrieb ſeiner Tante, der Weckhol- erin, ein Briefchen folgenden Inhalts: „Liebe Tante, erweiſt mir die Freundſchaft und ſucht es dahin zu bringen, daß mir die ſchöne Florentina in die Hände geliefert werde, es ſei bei Tage oder bei Nacht; es ſoll euch mit Gnaden reichlich belohnt werden. Ich rwarte ſchleunigen Beſcheid.“ Nachdem dieſer Brief geſchloſſen und verſiegelt war, ward er einem geheimen Boten übergeben, welcher denſelben der Weckholderin eiligſt überbrachte. Als dieſe en Brief eröffnet und geleſen hatte, ruhte ſie nicht eher, als bis ie dieſe Verrätherei in's Werk geſetzt hatte. Sie ſetzte ſich flugs nieder und ſchrieb an den Herzog folgende Antwort: „Lieber Vetter! Morgen früh, einige Stunden vor Tagesanbruch, erſcheint mit euren Leuten hinter Florentina's Garten unter den Maulbeeräumen; ihr ſelbſt aber könnt euch ein wenig hinter dem vor em Garten befindlichen Portal unter dem Granatbaume verborgen halten. Ich will Florentina früh aufwecken, damit ſie in den Garten gehe und ſich, ihrer Gewohnheit nach, in demſelben bade und ſalbe. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo will ich ſie ſpazieren ühren und ihr dabei ihren Liebſten, den Ritter Löwe, ſo hoch anpreiſen, daß ſie nicht anders glauben ſoll, als daß es mein voller Ernſt ſei. Durch ein ſolches Geſpräch wird ſie vor Liebe in eine roße Unbedachtſamkeit gerathen. Wenn ſie nun ſo recht in ihre iebesſchwärmerei verſunken iſt, ſo will ich ſie bis an die Pforte des Gartens führen. Alsdann verſcherzt aber euer Glück nicht, ſondern ergreift ſie ſogleich am Arme und führet ſie hinweg. Wird ſie dann um Hülfe ſchreien, ſo will ich ſchon weit genug von ihr entflohen ſein und Lärmen im Schloſſe machen. Ehe jedoch unſere Leute auf die Beine kommen, könnt ihr euch längſt gefaßt gemacht haben und auch ſchon weit fort ſein. Verſäumt aber nur dieſen Augenblick nicht: ihr werdet ſie ohne Zweifel in eure Hände bekommen. Auch werdet ihr durch eine ſolche That Preis und Ruhm erlangen und überdies an der ſchönen Florentina euer Vergnügen finden.“ Ueber dieſen Brief war der Herzog nicht wenig erfreut; er ſetzte ſich ſogleich mit ſeinen Leuten in Bereitſchaft, und ſein verrätheriſcher Anſchlag ging ihm auch glücklich von Statten, wie ſpäter erzählt werden ſoll.

Wie der König von Sicilien und ſeine Tochter nebſt deren Jungfrauen dem Ritter Löwe den Preis geben und dieſer im Angeſicht des ganzen Volkes gekrönt wird.

Sobald nun der König aufgeſtanden und auf's Prachtvollſte angekleidet war, ließ er durch einen Herold ausrufen, daß ein Jeder von der Ritterſchaft ſich in Mondliſan einfinden und daſelbſt vernehmen ſolle, wem der König den Preis ertheilen und wen er alſo für ſeinen Schwiegerſohn erklären werde. Damit nun an Pracht und Herrlichkeit nichts fehlte, ließ der König alle Gaſſen der Stadt mit rothem Tuche, den Markt zu Mondliſan aber, wo die Krönung geſchehen ſollte, mit rothem Sammet überziehen. In der Mitte des Marktes lag ein blaues ſammetnes Kiſſen, mit Gold, Perlen und Diamanten reich beſetzt; mitten auf das Kiſſen war das Reichswappen mit großer Kunſt und in daſſelbe ein überaus koſtbarer Diamant eingewirkt, welcher auf zweimal hunderttauſend Ducaten geſchätzt wurde. Auf dieſem Kiſſen ſtand die königliche Krone, und neben ihr lagen auf der einen Seite der Reichsapfel und der Schlüſſel, auf der andern aber das Scepter und das Schwert. Nachdem nun dieſes Alles auf's Herrlichſte hergerichtet war, kam die ſchöne Florentina auf einem Maulthiere im Querſattel daher geritten. Ihr zur Rechten ritt ihr Vater, der alte König, zur Linken aber ihr Vetter, der König von Cypern. Die Haare der königlichen Jungfrau, welche mit ihrer Farbe ſelbſt das Gold beſchämten, waren nicht geflochten, ſondern aufgelöſt und ſchön gekämmt, und hingen auf dem Rücken und auf den beiden Seiten faſt bis zur Erde herab; dabei waren dieſelben ſo dicht gewachſen, daß man an der Jungfrau nichts weiter ſehen konnte, als das Angeſicht und den vorderen Theil des Leibes. Ueber dieſen Haaren trug ſie eine kleine Krone, in welcher mehr Diamanten, Saphiren und Türkiſen als Perlen ſich befanden. Ihren Leib hatte ſie mit blauem Atlas bekleidet, und auch dieſes Kleid war mit Gold, Perlen und Edelſteinen reich beſetzt. Ihr Angeſicht war weißer als der Schnee und ihre Wangen beſchämten die ſchönſten Roſenblätter; ihre Augenbraunen waren nicht ſo goldfarbig als die Hauptthaare, ſondern ein wenig brauner und lagen ſo zart, als wenn es ſeidene Fäden wären. Ihre Augen flammten gleich einem Karfunkel und waren heller als die Adleraugen; ihr Hals und ihr Brüſtchen waren nur mit einem dünnen weißen Flor überzogen, ſo daß man ganz genau ſehen konnte, wie die Wärzchen auf den Brüſtchen gleich zwei rothen Korallen ſaßen. Ueberhaupt blitzte ſie ſo ſehr durch ihre überaus große Schönheit, daß man, wenn es auch in der Nacht geweſen wäre und weder Mond noch Sterne geſchienen hätten, doch den Glanz und die Strahlen ringsumher hätte ſehen können, welche ſie von ſich aus verbreitete. Hieraus kann man leicht abnehmen, wie gern wohl ein Jeder bei einem ſo ſchönen Frauenzimmer einmal der Liebe gepflogen hätte, und es wundert mich ſehr, daß der Gott Jupiter ſich nicht in einen Schwan, oder in einen goldenen Regen, oder auch in einen Stier verwandelt und dieſe ſchöne Jungfrau gleich der Europa über das Meer hinweg entführt hat; doch iſt es vielleicht möglich, daß er damals gerade mit der Venus in keinem guten Verhältniſſe geſtanden oder das unvermögende Alter ihn davon abgehalten habe. Während nun ein Jeder die ſchöne Florentina mit Verwunderung anſchaute, hatte der König unterdeſſen befehlen laſſen, daß alle Herren und Ritter, welche auf dem Turniere zugegen geweſen waren, ſich in Ordnung neben einander ſtellen und einen geſchloſſenen Kreis bilden ſollten. Als dieſes geſchehen war, trat der König ſelbſt mitten in den Kreis und durchſchaute denſelben wohl drei bis vier Mal, um den Ritter mit dem Roſenkranze herauszufinden. Löwe aber hatte ſich an den äußerſten Punkt geſtellt und den Roſenkranz nicht aufgeſetzt; denn er dachte bei ſich: „Ich bekomme doch einmal den Preis nicht; hat mir Florentina etwas verehrt, ſo will ich dieſes auf gute Rechnung hinnehmen.“ Inzwiſchen ward die Jungfrau Maria Löwen gewahr, und da ſie ſah, daß er den Kranz nicht aufgeſetzt hatte, lief ſie zu ihm und ſagte: „Herr, wo habt ihr den Roſenkranz? Wollt ihr denn den Preis, den euch der König gegeben hat, verſcherzen? Iſt euch nicht mehr an einer ſo ſchönen Dame und einem ſo großen Königreiche gelegen? Fahret nur hin, es finden ſich ja noch Mehrere hier?“ Löwe erſchrak hierüber, beſann ſich jedoch ſchnell und ſetzte den Kranz über ſeinen Helm. Als nun der König den Kreis noch einmal durchſchaute, ward er den Roſenkranz gewahr. Sogleich trat er in ſeinem Talar oder königlichen Mantel zu Löwen hin und ſagte: „Tritt hervor, du edler Held, und laß dich öffentlich ſchauen; denn deine Tapferkeit hat alle deine Widerſacher beſchämt; du haſt den Preis gewonnen und ſollſt ihn auch haben, wäreſt du auch eines Hirten Sohn; denn es heißt in dem bekannten Verſe:

Tugend zieret einen Mann,
Tugend zeigt den Adel an.

Deswegen tritt hervor! ich will dich nicht allein in den Adelſtand erheben, ſondern auch zum Könige über alle meine Länder und Königreiche machen, damit du dieſelben nach meinem Tode beherrſcheſt und regiereſt.“ Hierauf trat Löwe in Begleitung des weißen Ritters und des Herzogs von Venedig in die Mitte des Kreiſes und kniete auf Befehl des Königs auf ein dazu beſonders hingelegtes Kiſſen nieder. Da überreichte der König dem Ritter Löwe Schwert, Scepter, Reichsapfel und Schlüſſel, ein jedes derſelben mit beſonderen Worten begleitend, damit er wiſſen ſollte, was für eine Bedeutung es hätte. Hierauf ſetzte er ſelbſt ihm die königliche Krone auf's Haupt und wünſchte ihm Glück und Heil

vohl zum Königreiche als zu ſeiner Tochter. Dabei wurde ſo
waltig geblaſen, getrommelt und gepaukt, und von dem gemei-
n Volke ein ſolches Geſchrei erhoben, daß ſelbſt der Himmel
von erbebte, gleich als wollte derſelbe herunter fallen. Der
lückwunſch: „Es lebe der König Löwe!" hatte weder Maaß
ch Ziel. Sobald nun die Krönungsceremonien verrichtet wa-
n, wurde der edle Löwe von Mondliſan von der ganzen Ritter-
aft, nicht reitend oder fahrend, ſondern zu ſeiner ganz beſondern
hre zu Fuße gehend, bis in den königlichen Palaſt begleitet, wo
nn die Ritter höflichſt Abſchied nahmen. Gegen den Abend hin
er wurden dieſelben durch den Hofmarſchall im Namen des
önigs zu Florentina's und Löwens Hochzeitsmahl eingeladen,
obei ſie auch ſämmtlich ſich einſtellten. Nur der Herzog von
alabria, ſowie der Fürſt von Tarent und der Marſchall von
lorenz erſchienen nicht. Denn ſie warteten der ſchönen Floren-
na auf und zwar in dem Dienſte, daß ſie der Herzog von Cala-
ia ergreifen ſollte. Dieſes wurde denn auch am folgenden
Lorgen durch die Weckholderin in's Werk geſetzt. Nachdem ſich
öwe und Florentina des Abends ein wenig am Schachſpiel er-
ötzt hatten, begab ſich ein Jedes von ihnen in ſein Zimmer und
achte die ganze Nacht mit nichts als mit ſehnſuchtsvollen Ge-
anken zu. Indeß ſahen ſie einander nicht eher wieder, als bis
beiderſeits viel Unglück, Jammer, Elend, Noth und Herzeleid
erſtanden hatten.

ie der weiße Ritter ſich Löwen offenbart und von ihm Abſchied nimmt, und wie Löwe ſich gegen ſeinen Wirth und ſeinen Pflegevater Badewin bewieſen hat.

Löwe und der weiße Ritter begaben ſich wieder nach Mondli-
n in ihre Herberge. Da ſagte der weiße Ritter zu Löwen:
Herr, ihr habt euch zwar in dem Turniere tapfer gehalten; aber
itte ich euch nicht Hülfe geleiſtet, ſo würdet ihr mit eurem Die-
er Gerna wenig Nutzbares ausgerichtet haben. Durch meine
ülfe habt ihr alſo den Preis und die ſchöne Florentina erhalten;
nkt aber nur nicht etwa, daß ich es euch allein laſſen werde.

Ueberdies wiſſet ihr auch wohl, wie wir beim Beginn des Turnieres, wo ihr mit eurer alten einäugigen und hinkenden Ackermähre ganz allein daſtandet, mit einander übereingekommen ſind. Deswegen erwählt euch nun Eins von den Zweien: wollt ihr die ſchöne Florentina haben, ſo laßt mir das Königreich; wollt ihr aber das Königreich haben, ſo laßt mir die ſchöne Florentina. Entſchließt euch aber nur bald und wo möglich jetzt gleich, oder wir wollen Beide mit einander ſtreiten und ſehen, wer von uns Beides zugleich, die Jungfrau ſowohl als auch das Königreich, haben ſoll.“ Ueber dieſe Rede des weißen Ritters erſchrak Löwe nicht wenig; er entſchloß ſich jedoch ſchnell und ſagte: „Herr, ehe ich mit euch fechten will, wer von uns Beides zugleich haben ſoll, will ich lieber nach dem unter uns geſchloſſenen Vertrage mit euch handeln und will euch demgemäß das Königreich abtreten, die ſchöne Florentina aber für mich behalten; denn ich bin noch jung genug und kann mit Gottes Hülfe mir wohl noch ein anderes Königreich erwerben, und wer weiß, ob ich nicht ſelbſt aus königlichem Geſchlechte entſproſſen bin. Dieſe Hoffnung trügt mich nicht, denn die Tugend vereinigt ſich jederzeit mit einem rechtſchaffenen Geſchlechte.“ Deswegen überreichte er dem weißen Ritter einen aus Ebenholz kunſtreich gefertigten Regierungsſtab und ſagte zu ihm: „Hier habt ihr das Königreich Sicilien; ich verlange nicht das allergeringſte Dorf in demſelben zu haben.“ Da ſagte der weiße Ritter zu Löwen: „Herr, in dieſer Stunde ſeid ihr zu mild geweſen; denn ihr verſchenkt ein Königreich, welches ſo groß iſt, daß ihr, wenn ihr gleich auf dem Berge Atlas ſtändet, der dem Himmel zur Stütze dient, doch daſſelbe nicht überſchauen könntet, und nehmt dafür dreihundert und fünfundſechzig kleine Beinchen, welche mit Sehnen, Adern und Fleiſch, und mit einer ſchönen Haut bewachſen ſind, und eine Hand voll fleiſchlicher Lüſte, welche man mit zwei Fingern bedecken kann. O Thorheit! hättet ihr das Königreich erwählt, ſo wäre euch die ſchöne Florentina ohnedies noch zu Theil geworden; nun aber habt ihr Beides verloren: denn ſie wird vom Königreich nicht weichen, und ſollte ſie dies auch thun, wenn wollt ihr ſie denn königlich unterhalten? Kennt ihr denn nicht jene Reime:

Ein ſchönes Weib und wack'res Pferd
Sind rühmens- und auch lebenswerth;
Doch wer ſie will erhalten
Nach ihrem Staat und hohen Muth,
Dem wird fürwahr ſein Geld und Gut
Nicht ſchimmeln noch veralten.

Bei einem leeren Beutel wenigſtens lebt ſich's nicht ſonderlich wohl." Löwe erwiderte ihm: „Das kommt auf meine Rechnung und Gefahr. Ich will ſie haben und ſollte ich auch nicht einen Fuß breit Landes mit ihr erheirathen. Denn es heißt auch in einem andern Reime:

Wo treue Lieb' regiert, da iſt ein guter Sund;
Wo treue Lieb' regiert, da iſt gut Ankergrund.
Die Hoffnung trüget nicht; komm ich zu ihr allein,
So wird ihr zarter Leib mein Schiff und Hafen ſein.

Da nun der weiße Ritter bemerkte, daß in Löwens Herzen ſolche Treue und Beſtändigkeit gegen Florentina wohnte, ſagte er zu ihm: „Löwe, fürchte dich nur nicht vor mir; ich will ſie dir nicht nehmen, und das Königreich begehre ich noch viel weniger; denn ich habe ein anderes Königreich, das droben iſt im Himmel. Damit ich dir aber rechten Beſcheid gebe, wer ich bin, ſo wiſſe, daß ich jener Ritter bin, welchen du in dem Gaſthofe zum hungrigen Wolf dem Leibe nach aus dem Schornſtein, der Seele nach aber durch Almoſen und Seelenmeſſen aus dem Fegfeuer errettet haſt. Darum bin ich wieder dankbar gegen dich geweſen; denn es war die höchſte Zeit für mich; nach drei Tagen nämlich wäre der Schornſtein eingefallen, da würde ich dann ganz zu Trümmern geſchmettert worden ſein. Auch mit meiner Seele im Fegfeuer ſtand es nicht ſonderlich gut, denn ob ich gleich daſelbſt im oberſten Gemache ſaß, ſo war doch der Boden unter mir nur von Tannenbretern, und auf dieſe Weiſe würde ich bald zur Hölle hinabgeſunken ſein. So entkam ich noch glücklich durch deine Hülfe. Indeß glaube ich, daß der Papſt Sixtus, nebſt allen anderen

Päpſten, die ſämmtlich darin bleiben mußten, ſchwerlich davon gekommen ſein wird, es ſei denn, daß Alexanders Baſtard die Stripſen gezogen und Seelenmeſſen für ſie habe leſen laſſen. Doch hätte dies bald geſchehen müſſen; denn der unterſte Boden war ſchon zum größten Theile durchgebrannt, und wir mußten uns an den Wänden feſthalten, um nicht hinabzufallen. Dieſe waren aber ſo glatt, daß wir nur mit den Nägeln an den Fingern dieſelben anfaſſen und ſo uns retten konnten. Wäre ich noch drei Tage d'rin geblieben, ſo wäre das ganze Gerüſt zuſammengefallen. Da du mir nun eine ſolche Wohlthat erwieſen hatteſt, daß ich ſo glücklich aus der Gefahr entkommen war, ſo bat ich Gott, er möge mir erlauben, auf die Erde herabzufahren und dir beizuſtehen. Dieſe Erlaubniß ward mir ertheilt, aber nicht länger als auf drei Tage; nun aber bin ich ſchon über vierzehn Tage lang bei dir geweſen, und es wird mir deshalb viele Mühe machen, wieder in den Himmel zu kommen; beſonders werde ich mit dem wunderlichen Sankt Peter meine Noth bekommen, ehe er mir die Thür öffnen wird." Da ſagte Löwe zu ihm: „Gebt ihm ein paar Ducaten, ſo wird er wohl zufrieden ſein." „Nein," erwiderte der weiße Ritter, „dort geht es nicht auf dieſe Weiſe her, daß man den Richter und den Beichtvater beſtechen kann, wie es hier auf Erden bisweilen geſchieht. Wenn dort ſo etwas geſchähe, ſo müßten Beichtvater und Beichtkind, Richter und Kläger, alle in einem Augenblicke zugleich aus dem ſchönſten Himmel in den tiefſten Abgrund der Hölle hinabfahren." „O weh'!" ſagte Löwe, „geht's denn da ſo ſtreng her?" Der weiße Ritter erwiderte: „Das wirſt du Alles noch genau erfahren, wenn du ſelbſt hinkömmſt." Darauf nahm er von Löwen Abſchied, gelobte demſelben noch, er wolle ihm in allen Nöthen und Gefahren treulich zur Seite ſtehen und helfen, und verſchwand vor ſeinen Augen. Als Löwe nun den weißen Ritter nicht mehr bei ſich ſah, ward er überaus ſehr betrübt, daß er die Gegenwart ſeines treuen Genoſſen nunmehr entbehren mußte. Nachdem er ſich hierauf ein wenig erholt hatte, ritt er wieder nach dem königlichen Pallaſte, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen und auf's Herrlichſte bedient wurde. Da erinnerte er ſich aber der vielfältigen Wohlthaten, welche ihm ſein Pflegevater Badewin erwieſen hatte; deswegen ſetzte er ſich ſogleich hin und ſchrieb ein Briefchen an denſelben, ungefähr folgenden Inhalts:

„Herzliebſter Herr Vater!

Durch die Fügung des Allerhöchſten iſt mir mein Vorhaben gelungen; ich habe den Preis und dazu die allerſchönſte Florentina erhalten. Schon bin ich öffentlich zum Könige von Sicilien erklärt worden, und auch die Krönung iſt bereits geſchehen, ſo ſo daß es jetzt an Nichts mehr fehlt, als an dem ehelichen Beilager. Dieſes melde ich euch in der Abſicht, daß ihr hierher kommen und mit euren eigenen Augen die Wahrheit mit dieſer meiner guten Nachricht vereinigt ſehen möget. Sollte daher mein Briefchen an euch gelangen, ſo erſuche ich euch auf's Freundlichſte, daß ihr ſo eilig als ihr könnet, hier zu Mondliſan bei mir erſcheinen wollet. Laßt Alles zu Hauſe ſtehen und liegen und ſäumet nicht; eilet nur und kommt; hier iſt Ehre, Geld und Gut die Fülle. Ich erwarte in kürzeſter Zeit eure Gegenwart und verbleibe mit freundlichem Gruße

euer getreuer Sohn

Löwe."

Sobald nun der Bote mit dieſem Briefe abgefertigt war, ſandte er auch einen Diener zu ſeinem Wirthe und ließ denſelben nebſt ſeiner Frau an den Hof fordern. Als ſie erſchienen, belohnte er den Wirth mit einem hohen Amte und deſſen Frau ſetzte er tauſend Kronen jährliche Einkünfte aus, zum Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit, weil ſie ihm ſo viel Gutes erwieſen hatte. Als dieſe wieder entlaſſen waren, legte ſich Löwe ein wenig zur Ruhe. Kaum aber hatte er die Augen geſchloſſen, ſo träumte ihm, es käme ein großer Greif geflogen, welcher ihm die Zähne aus dem Munde und die Augen aus dem Kopfe reißen und endlich ſogar tödten wollte; doch käme ihm eine weiße Taube zu Hülfe, welche ihn von der Gewalt des ungeheuren Greifen befreite. Ueber dieſen Traum erſchrak Löwe dermaßen, daß er erwachte. Da vermuthete er ſogleich, daß ihm zuerſt in Beziehung auf den Greifen etwas

Böſes, dann aber in Beziehung auf die weiße Taube wieder etwas Gutes bevorſtehen werde. Davon ſoll nun der folgende Abſchnitt den Anfang machen.

Wie der Herzog von Calabria durch die Verrätherei der Weckholderin Florentina entführt, der König von Sicilien und Löwe demſelben nacheilen, aber nichts ausrichten.

Florentina hatte ſich ein wenig zur Ruhe begeben. Die treuloſe Weckholderin aber konnte nicht ruhen, als bis ſie ihren unternommenen leichtfertigen Streich ausgeführt hatte. Sobald des Mondes Licht gegen den herannahenden Morgen hin zu verſchwinden anfing, begab ſie ſich vor Florentina's Bett und ſagte zu ihr mit leiſen Worten, es wäre nun Zeit mit ihr in den Garten zu gehen und ſich daſelbſt zu ſchmücken. Florentina, die nichts Arges vermuthete, war ſogleich bereit, ihr zu folgen, und ging mit ihr in den Garten hinab, gleich einem Lämmchen, das zur Schlachtbank geführt wird. Die ſchalkhafte Weckholderin meinte nun, der Herzog von Calabria werde mit ſeinen Leuten ſchon vorhanden ſein, und lief deswegen mit Florentina's Erlaubniß an einen erhabenen Ort vor dem Garten. Da ſie den Herzog gewahr wurde, befahl ſie dem Pförtner, die Brücke und die Schlagbäume zu eröffnen, mit dem Vorgeben, daß Florentina ſich nach Montliſan begeben werde, um daſelbſt einige Geſchäfte zu beſorgen. Hierauf überredete ſie Florentina, mit ihr vor die Pforte des königlichen Gartens zu gehen. Sobald nun der Herzog von Calabria Florentina erblickte, ſprang er vom Pferde und begab ſich zu ihr. Er grüßte ſie freundlich und wollte ſie küſſen. Sie aber verweigerte ihm den Kuß und ſagte zu der Weckholderin: „Du loſe Dirne, wie haſt du mich betrogen!“ Zu dem Herzoge aber ſagte ſie: „So lange ich lebe, werde ich euch nicht lieb gewinnen; denn die Liebe läßt ſich nicht mit Gewalt erzwingen, noch mit Gelde erkaufen, ſondern ſie muß freiwillig in dem Herzen entſtehen. Darum entfernt euch augenblicklich von hier, oder ich werde ein ſolches Geſchrei erheben, daß es mein Vater, mein liebſter Löwe und alle im Pallaſte befindlichen Leute hören können. Ich ſage es euch noch einmal, packet euch eiligſt von mir, oder es wird nicht gut ablaufen.“ Aber ehe ſie ſich deſſen verſah, winkte der Herzog ſeinen Leuten. Dieſe ergriffen Florentina und hielten ihr den Mund zu, ſo daß ſie nicht ſchreien konnte. Hierauf führten ſie dieſelbe über die Brücke und ſetzten ſie auf ein Pferd, welches ſie beſonders dazu vorbereitet hatten. Der arme Pförtner mußte durch das Schwert des Herzogs von Calabria ſterben. So ritten ſie denn eiligſt mit ihr hinweg. Als die Wächter auf dem Thurme es gewahr wurden, blieſen ſie Sturm, worüber der ganze Hof in Aufruhr gerieth. Da wurde dem Könige und Löwen gemeldet, daß der Herzog von Calabria die ſchöne Florentina entführt habe. Dieſe Nachricht lehrte den alten König, der wohl ſeit zehn Jahren kein Pferd beſtiegen hatte, auf's Neue reiten; ſein alter Küraß mußte wieder hervor; ſein Kammerdiener, welcher ihm zureden und rathen wollte, daß er doch ſeine eigene Perſon ſchonen und die Anderen hinreiten laſſen ſollte, bekam für dieſen Rath eine brave Ohrfeige. Inzwiſchen ſäumte auch der tapfere Löwe nicht. Als derſelbe von Mondliſan aus nach dem Schloſſe zu reiten wollte, begegnete ihm der weiße Ritter wieder; Löwe grüßte ihn und hieß ihn freundlich willkommen. „Ja,“ ſagte der weiße Ritter zu ihm, „du magſt mich wohl willkommen heißen; denn deine ſchöne Florentina, welche du erſt durch meine Hülfe erlangt haſt, haſt du dir wieder rauben und entführen laſſen. Pfui, ſchäme dich! pflegt man denn einen ſo theuren Schatz, der ſich ſelbſt mit der ganzen Welt nicht vergleichen läßt, nicht beſſer in Acht zu nehmen? du wußteſt ja, daß ſie dein war; Krone und Scepter waren dir auch überliefert; ja zwiſchen dir und ihr fehlte nichts mehr, als daß ihr zu dem heiligen Bande der Ehe geweiht wurdet. Vor Gott waret ihr auch bereits Eheleute; und wo dies der Fall iſt, da hatteſt du auch bereits alle Pflichten eines rechtſchaffenen Ehemannes und mußteſt zum Schutze deines ehelichen Gemahls allezeit bereit ſein. War dir auch noch der Zutritt zu ihrem Gemache verwehrt, ſo mußteſt du doch vor der Thüre deſſelben Wache halten, alsdann hätte kein Feind und Neider dir deinen theuerſten Schatz entwenden können.“ Löwe erſchrak über dieſe ſtrenge Rede des weißen Ritters und antwortete ihm: „Nein Herr, mir ziemte auch dies nicht, daß ich vor der Thüre einer unbeſcholtenen Jungfrau Wache gehalten hätte.“ Aber der weiße Ritter ſagte ihm dagegen: „Wer wollte dir das wehren. Wahrlich, nicht was die Menſchen ſchicklich und ziemlich nennen, nicht darauf kommt es an, ſondern das mußt du thun in allen Fällen, was du vor Gott und deinem Gewiſſen als Recht und Pflicht erkennſt. Frauen aber vor den Nachſtellungen der Laſterhaften zu ſchützen, iſt ſchon die Pflicht eines jeden ehrlichen Ritters, wie viel mehr war es deine Pflicht, die von Gott dir rechtmäßig verlobte Gemahlin zu behüten und vor der Liſt derer zu behüten, die ihrer Tugend nachzuſtellen und dich um dein ſchönſtes wohlerworbenes Eigenthum zu betrügen, lüſtern waren.“ Unter ſolchen Geſprächen eilten ſie nach dem Schloſſe zu. Als ſie dort ankamen, ſahen ſie, daß die Bürgerſchaft unter Waffen und der König in eigener Perſon mit ausgeritten war. Als Löwe dieſes erfuhr, gaben er und der weiße Ritter ſammt ihren Leuten den Pferden die Sporen und eilten dem Könige nach; denn Löwe fürchtete, es möchte dem König, weil er ein alter ſchwacher Mann war, irgend ein Unfall begegnen. Da ſie den König unterwegs antrafen, war Löwe auf's Höchſte erfreut; ſie ritten nun, ſo ſchnell als ſie konnten, dem Herzoge von Calabria nach und fanden ihn in einem Walde wohl verſchanzt. Obgleich ſie ihm daſelbſt hart zuſetzten und ihn ſogar zwangen, ſeinen Poſten zu verlaſſen, ſo konnten ſie nichts weiter gegen ihn ausrichten; denn er ſelbſt entrann ihnen und Florentina hatte er bereits durch ſeinen Bruder an einen ſichern Ort bringen laſſen. So mußten ſie unverrichteter Sache wieder abziehen.

Wie der König und ſeine Leute auf Löwens Rath wieder umkehren, dem Herzoge von Calabria ein Treffen liefern und viele von deſſen Leuten erſchlagen.

Löwe ritt mit dem weißen Ritter voran, und Beide hatten ſich mit ſtarken Lanzen wohl verſehen. Sie ſprengten mit ſolcher Wuth auf die Calabrier an, daß gleich beim erſten Angriff zwei derſelben zu Boden ſtürzten und ihren Geiſt aufgaben. Ueberhaupt verfuhren ſie ſo grauſam mit den Calabriern, daß ſie, als der König mit ſeinen Truppen anlangte, ſchon über vierzig Mann erſchlagen hatten. Der Herzog von Calabria und der Fürſt von Tarent thaten ihrerſeits auch ihr Möglichſtes. Sobald aber Löwe ſich zeigte, wichen ſie jedesmal zurück; denn da galt es ſtets einen harten Kampf. Mitten in der Hitze des Streites traf Löwe auf Einen, mit Namen Friedrich, welchen er ebenfalls durchrennen wollte. Als dieſer aber bemerkte, daß Löwe Ernſt machte, bat er um Schonung. Löwe verſprach ihm dieſelbe, unter der Bedingung, daß er angeben ſollte, wohin Florentina gebracht worden wäre. Um ſein Leben zu retten, welches, wenn es auch noch ſo viele Mühſale mit ſich bringt, doch jedem Menſchen angenehm iſt, ſagte Friedrich, daß ſie nach Riga geführt worden ſei. Obgleich Löwen dieſe Nachricht ſehr betrübte, ſo ſchenkte er doch dieſem Manne das Leben, befahl ihm aber, ſich zu Pferde zu ſetzen und mit ihm wider die Calabrier zu ſtreiten. Dieſes that er denn auch und hielt ſich ſehr tapfer. So hieben die Sicilianer durch den Heldenmuth Löwens, als ihres Anführers, und durch die Gegenwart des Königs angefeuert, die Calabrier nieder bis auf etwa vierzig Mann, während ihrer im Anfange des Treffens gegen vierhundert waren. Dieſer kleine Ueberreſt rettete mit dem Herzoge ſelbſt und dem Fürſten von Tarent ſein Leben durch die Flucht, auf welcher ſie bis nach Montroſe, als ihrer Feſtung, gelangten. Obgleich ihnen Löwe bis dahin gewaltig nachſetzte, ſo konnte er ſie doch nicht ereilen; denn als er dort anlangte, hatten ſie bereits die Schloßpforte hinter ſich verſperren laſſen. Indeß hätten Löwe und ſeine Leute dieſelbe wohl noch eröffnet und wären den Calabriern gefolgt, wenn nicht über ſechzig Schützen ſie davon zurückgehalten hätten.

Wie Löwe das Schloß Montroſe belagert und ſtürmt, aber nicht erobern kann, und wie Florentina nach Riga kommt und Löwen durch einen Pilger ihren Zuſtand ſchriftlich entdeckt.

Dieſes Entkommen der Calabrier brachte Löwen in große Erbitterung. Er verſtärkte daher ſeine Macht mit vielem Volke und belagerte das Schloß zu Montroſe. Es wurde mit Ernſ angegriffen und gewaltig auf daſſelbe eingeſtürmt. Aber obgleich Löwe aus Sicilien täglich große Verſtärkung durch gute Rüſtung und viele Mannſchaft erhielt, auch die Wallgraben theils mi Erde, theils mit Menſchen ausfüllte, ſo hielten ſich doch die au dem Schloſſe befindlichen Calabrier, und beſonders die Schützen, durch Steinwerfen und andere Gegenwehr ſo tapfer, daß derſelbe mit großem Verluſte die Belagerung wieder aufgeben mußte. Während dieſer Belagerung hatte der Baſtard von Calabria ſeiner Schweſter Clariſſa melden laſſen, daß er die ſchöne Florentina mitbrachte. Dieſe freute ſich hierüber ſehr und meinte, ihr Bruder würde den Preis gewonnen haben; ſie eilte ihm deshalb entgegen, um Florentina zu ſehen und zu bewillkommnen. Als nun Clariſſa die königliche Jungfrau auf einem ſchönen ausgeſchmückten Zelter daher ziehen ſah, ſagte ſie: „Das wird die Jungfrau ſein, welche mein Bruder im Turnier erworben hat.“ „Ja wohl,“ antwortete ihr dieſe, „ich bin zwar Florentina, die Tochter des Königs von Sicilien; aber euer Bruder hat mich nicht als ein ehrlicher Ritter gewonnen, ſondern er hat mich als ein unſchuldiges Lämmchen durch die Verrätherei eurer Tante, der falſchen Weckholderin, geſtohlen und mit Gewalt aus meinem Vaterlande entführt. Ihr könnt aber verſichert ſein, daß mein Vater und mein theuerſter Löwe ihr Haupt nicht eher zur Ruhe legen werden, als bis ſie mich gefunden und wieder befreit haben werden.“ Clariſſa indeß ſprach ihr mit den freundlichſten Worten zu, hal ihr vom Pferde herab und führte ſie in einen prachtvollen Pallaſt. Hierauf ſagte ſie zu ihr: „Allerſchönſte Florentina, es wird euch nicht gereuen, wenn ihr meinen Bruder heirathen werdet; denn dadurch werdet ihr nicht allein nach eures Vaters Tode eine Königin von Sicilien, ſondern auch eine großmächtige Herzogin von Calabria, dieſem ſchönen Lande hier.“ Florentina ward erbittert über dieſe Worte und ſagte zu der Weckholderin, welche ſie bei ihrem Umherblicken eben gewahr wurde: „O, du falſche Verrätherin, kannſt du noch wagen, mir vor die Augen zu kommen? Warte nur, deine Untreue ſoll dir hinlänglich belohnt werden; du ſollſt es nicht umſonſt gethan haben, daß du mich dem alleredelſten und allertapferſten Ritter, der wegen ſeines hohen Verſtandes und ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften würdig iſt, mehr als ein Königreich zu regieren, haſt entführen laſſen!“ Als Clariſſa hörte, daß Florentina Löwen ſo hoch rühmte, ſagte ſie: „Ach, daß mir doch die Ehre zu Theil werden möchte, den tapferen Helden Löwe dieſe Nacht bei mir in meinem Zimmer und in meinen Armen zu haben! Ich wollte ihm dergeſtalt die Zeit vertreiben, daß er gewiß mit mir zufrieden ſein und nicht wünſchen ſollte, von mir zu ſcheiden; denn ihr könnt ihn jetzt doch einmal nicht bekömmen.“ Florentina gab ihr wieder eine höhniſche Antwort und ſagte: „Jetzt zwar kann ich ihn wohl nicht bekommen, aber ſo Gott will, für die Zukunft. Und ehe ich ihn verlaſſen und euren Bruder, den falſchen Schelm, lieben und heirathen würde, wollte ich mir lieber bei erſter Gelegenheit mein junges Leben verkürzen.“ Während die beiden Jungfrauen ſo mit einander redeten, kam ein Bote mit Briefen von dem Herzoge an Clariſſa, welcher ihr zugleich mündlich berichtete, daß ihr Bruder ſich in großer Bedrängniß befinde; denn Löwe und der weiße Ritter hielten ihn in Montroſe belagert, und wenn ſie ihm nicht bald Hülfstruppen zuſenden würde, ſo müßte er ſich gefangen geben. Als Florentina dieſes hörte, freute ſie ſich im Grunde ihres Herzens; ſie verlangte ſogleich zu eſſen und hielt eine gute Mahlzeit, beſſer als ſie es gewöhnlich zu thun pflegte. Clariſſa aber ward darüber ſehr entrüſtet und ſagte: „An euch kann wahrhaftig nicht viel Gutes ſein, da ihr euch über meines Bruders Unglück ſo ſehr freuen könnt.“ Florentina antwortete ihr:

„Soll ich denn nicht fröhlich ſein, wenn ich höre, daß es meinem allerliebſten Löwen ſo wohl geht? Ach, daß ſie doch euren Bruder, den Böſewicht, ſchon gefangen hätten und hinwegführten, wie wollte ich da meine Freude an ihm haben und ihn redlich verhöhnen und verſpotten!“ Da ſagte Clariſſa: „Das ſoll euch nicht gelingen!“ Sie ließ ſogleich ihr ganzes Land aufbieten, daß ſie unter dem Befehle des Baſtards von Calabria ihrem Bruder, dem Herzoge, zu Hülfe kommen ſollten. Unterdeſſen hielt Clariſſa die ſchöne Florentina ſehr werth, in der Meinung, ſie werde dieſelbe noch von ihrem Vorſatze abbringen. Es war aber Alles vergebens. Da nun Florentina fleißig betete, ſo erhörte Gott ihr Gebet und fügte es ſo, daß ſich Jemand für einen Pilger ausgab und an den Hof kam, um Almoſen zu betteln. Als er von Clariſſa ein Almoſen erhalten hatte und ſich wieder entfernen wollte, rief Florentina ihn zurück, verehrte ihm einen Gulden und brachte ihn dahin, daß er einen Brief an Löwen ins Lager vor Montroſe überbringen wollte. Hierauf ſetzte ſich Florentina in ihr Zimmer und ſchrieb an Löwen ein Briefchen folgendes Inhalts:

„Mein allerliebſter Löwe!

Wiſſet, daß ich jetzt gefangen in Riga eingebracht bin, aber ungeſchloſſen auf freiem Fuße einhergehen kann. Ich bitte deswegen, daß ihr allen Fleiß aufwenden möget, um den Herzog von Calabria in eure Gewalt zu bekommen und mich ſo bald als möglich mit eurer Gegenwart zu erfreuen. Gott befohlen! Grüßet meinen lieben Vater und den weißen Ritter auf's Freundlichſte von mir.“

Der Bote erhielt von Florentina zehn Thaler Belohnung, damit er den Brief nur ſicher überbringen möchte. Da eilte derſelbe, ſo ſchnell als er konnte, und kam ſchon am dritten Tage vor Montroſe an. Die vor der Stadt ausgeſtellten Wächter meinten, er würde ein Kundſchafter ſein und durchſuchten ihn. Da er aber jene zehn Thaler ſchon zu Riga vertrunken und verſpielt hatte, ſo fanden ſie nichts bei ihm. Darüber wurden ſie zornig, zerriſſen ihm ſeinen Pilgermantel, ſo daß er in Stücken

m ihn hing, und führten ihn dann zu Löwen, wohin er den
Wächtern gern folgte. Sobald er nun Löwens anſichtig wurde,
eigte er ihm den Brief. Als Löwe denſelben ſah, befahl er dem
Pilger, mit dem Briefe vor ihn zu kommen. Löwe erkannte ſo-
gleich an dem Petſchafte, daß er von ſeiner theuerſten Florentina
war. Nachdem er nun denſelben geöffnet und geleſen hatte, rief
r den weißen Ritter zu ſich, zeigte ihm das Schreiben und ſagte:
Guter Freund, nun weiß ich, wo meine ſchöne Florentina iſt.
ch will eiligſt zu ihr ziehen, es widerfahre mir, was da wolle.
Damit man mich nicht erkenne, will ich Pilgrimskleider anziehen.
ch muß ſie ſehen, und da ſie meinetwegen ſo viel erduldet und
rtragen hat, ſo kann ich ihretwegen wohl noch viel mehr erdul-
en und ertragen.“ Obgleich ihm nun der weiße Ritter wegen
er bevorſtehenden großen Gefahr treulich widerrieth, ſo ließ er
ch doch nicht von ſeinem Unternehmen abbringen, ſondern ſagte
u dem Pilger, der ihm den Brief überbracht hatte: „Lieber
reund, gieb mir deinen Mantel, ich will dir den meinigen dafür
eben.“ Der Pilger antwortete ihm: „Nein, mein lieber Herr,
as geht nicht an; denn in dieſem zerlumpten Mantel beſteht
eine ganze Nahrung; in demſelben muß ich mir mein Brod er-
erben, indem ich den Leuten weiß mache, ich wäre bei dem hei-
gen Grabe geweſen, was mir beſonders viel Nutzen bringt,
enn ich zu den alten Weibern komme; denn dieſen lüge ich die
aut ſo voll, daß ſie darüber in Thränen ausbrechen; dafür ge-
en ſie mir dann Geld, Eſſen und Trinken.“ Löwe lachte über
eſe Poſſen und ſagte zu dem Pilger, er ſolle ihm nur den Man-
l überlaſſen und ihm zugleich die Kunſt zu betteln lehren: er
olle ihm dafür dreißig Gulden ſchenken. Da willigte der Pil-
r endlich ein, nahm das Geld, legte ihm den Mantel ſammt
m Stabe und dem Hute hin und lehrte ihm zugleich die Bettler-
nſt. Löwe legte die alten Kleider an, ging zu dem Könige
einrich von Sicilien, nahm Abſchied von ihm und machte ſich
nn auf den Weg nach Riga zu. Seinem Diener Gerna aber
fahl er, er ſollte jenen Pilger mit beiden Füßen in den Stock
gen und bis auf ſeine Wiederkunft darin liegen laſſen, doch ſolle

er denſelben unterdeſſen **wohl** ſpeiſen und **gut abwarten**; ſonſt möchte er ihm **vielleicht nacheilen** und ihn **verrathen.**

Wie Löwe in Pilgrimskleidern zu dem Könige von Sicilien kommt und um Almoſen bittet, von denſelben nicht erkannt wird und hierauf nach Riga geht.

In jenen Pilgrimskleidern nun ging Löwe vor des Königs Zelt. Als der König hineintrat, fiel der vermeintliche Pilger vor ihn zur Erde auf ſeine Kniee und bat, er möge ihm ein Almoſen reichen um Gottes willen. Der König glaubte nicht anders, als daß es ein wahrer Pilger wäre, ging zu ihm hin und ſchenkte ihm einen Gulden. Sobald aber Löwe denſelben in Empfang genommen hatte, fing er an zu lachen. Der König, darüber ſehr aufgebracht, befahl, man ſolle den verwegenen Buben auf eine gebührende Weiſe belohnen. Da ſagten es der weiße Ritter und Gerna dem Könige, daß es Löwe wäre, der ſich ſo verſtellt hätte, indem er Willens wäre, nach Riga zu der ſchönen Florentina zu reiſen. Als der König dieſes vernahm, ging er zu Löwen, küßte ihn und ſprach zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich will Tag und Nacht zu Gott beten, daß ihr fröhlich wiederkommen möget; wollt ihr aber hier bleiben, ſo ſehe ich es noch lieber, denn ihr habt einen gefährlichen Weg vor euch.“ Löwe erwiderte ihm: „Ich möchte nicht des großen Alexanders Güter beſitzen, wenn ich dadurch von dieſem meinem Unternehmen abgehalten werden ſollte. Ich bitte euch aber, Herr König, und euch alle, ihr tapferen Ritter, daß ihr von der Belagerung von Montroſe nicht ablaſſen möget, bis ihr es erobert und den leichtfertigen Herzog gefangen genommen habt.“ Dies zu thun gelobten ſie ihm mit Hand und Mund. Hierauf bat er den weißen Ritter noch ganz beſonders, daß er bei Gott und allen Heiligen eine Fürbitte für ihn einlegen möge. Der weiße Ritter antwortete ihm und ſprach: „Das habt ihr allerdings von Nöthen, aber ihr werdet in Erfahrung bringen, was ich euch vorhergeſagt habe.“ Hierauf ertheilten ſie Alle Löwen ihren Segen und er trat ſeinen Weg an nach Riga zu. Sobald er daſelbſt angekommen war, begab er ſich in das Gaſthaus, in welchem man die reiſenden Pilger zu beherbergen pflegt, und blieb über Nacht daſelbſt. Des Morgens früh nun ging er vor die Burg, klopfte an und bat den Pförtner, er möge ihn einlaſſen. Dieſer wollte es aber nicht thun, ſondern fing an, ihn zu ſchelten und ſagte: „Bleibe draußen, du böſer Bube, ich glaube gar nicht, daß du ein rechter Pilger biſt. Du überredeſt zwar die Leute, du ſeiſt bei dem heiligen Grabe geweſen, doch iſt dies Alles erlogen; wir kennen dich ſchon, denn du kommſt gar zu oft hierher. Schickſt du dich nicht bei Zeiten dazu an, daß du hinweg kommſt, ſo mache dich nur auf eine gute Tracht Schläge gefaßt.“ Da ſagte Löwe: „Laß mich nur hinein! was ich auf dem Schloſſe bekomme, davon will ich dir die Hälfte geben.“ Dieſes Anerbieten gefiel dem Pförtner wohl und er ließ ihn hinein. Als Löwe in den Pallaſt eintrat, begegnete ihm ſogleich Florentina; indeß durfte er ſie nicht anreden. Er ſetzte ſich deshalb an ein Fenſter, von welchem aus er in einen Krautgarten ſehen konnte, und ſtellte ſich, als wäre er ſehr müde. Als aber Florentina ihn gewahr wurde, meinte ſie, es wäre jener Pilger, welchem ſie den Brief an Löwen übergeben hätte; ſie eilte deshalb zu ihm, um ihn anzureden.

Wie Löwe zu Florentina kommt, dieſe, ſowie auch die Weckholderin, ihn erkennt, wie ſolches Clariſſen geſagt, Löwe deshalb gefangen geſetzt und Florentina frei gelaſſen wird.

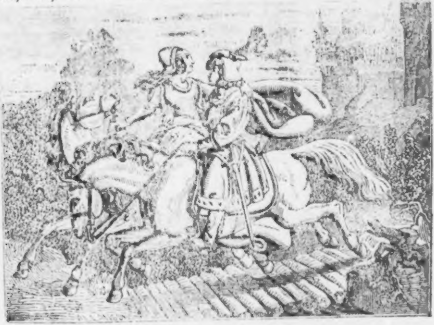
Florentina trat zu Löwen hin und ſagte: „Lieber Bruder, da habt ihr ein Almoſen!“ Löwe nahm es an, dankte ihr und ſagte: „Ach, ſchönſte Jungfrau, wäre ich mit euch allein, ſo hätte ich euch viele Geheimniſſe anzuvertrauen.“ Als Florentina dieſes hörte, ſah ſie ihn ſcharf an. Da erkannte ſie ihn und ſprach: „Ach, allerliebſter Löwe, nun ſehe ich erſt recht, daß ihr mich lieb habt.“ „Ach, allerliebſte Jungfrau,“ erwiderte ihr Löwe, „wollte Gott, daß ich euch draußen, außerhalb dieſer Mauern, hätte; da wollte ich mich glücklich ſchätzen. Nun, ich will mein Mögliches thun, um euch von hier hinweg zu bringen, denn ohne euch kann ich nicht leben.“ Bei dieſen gegenſeitigen Geſprächen verweilten Löwe und Florentina ſo lange, daß es endlich Clariſſen verdächtig vorkam und ſie deshalb zur Weckholderin ſagte: „Ich möchte nur gern wiſſen, was denn Florentina mit dieſem Pilger ſo lange zu reden hätte. Wir dürfen das nicht geſtatten, denn es könnte vielleicht gar ein Kundſchafter ſein.“ Da erwiderte ihr die Weckholderin: „Ich will hingehen und ſehen, ob ich ihn vielleicht kenne.“ So ging ſie denn hin und ſah nach. Als ſie ſich ihm näherte, erkannte ſie ihn an ſeinen Reden und Geberden und ſagte: „Ja, ihr mögt immerhin Pilgrimskleider anziehen! Wenn man es nur nicht wüßte, daß ihr der Ritter Löwe ſeid! Mich dünkt aber, ihr werdet hier ein wenig verharren müſſen.“ Hierauf ging ſie ſofort zu Clariſſa und ſagte ihr, daß es Löwe wäre. Clariſſa war über dieſe Nachricht hoch erfreut. Sie berathſchlagten nun ſogleich, wie ſie Löwen einfangen wollten, ſo daß es Florentina nicht bemerken ſollte. Die Weckholderin, welche aller Schalkheit voll war, ſagte: „Wenn er im Begriff ſein wird, wieder hinaus zu gehen, ſo will ich ihn zurück rufen. Hierauf wollen wir ihn mit uns in ein Zimmer führen und die Thür hinter uns zuſchließen. Da ſoll er ſich uns ſchon zu erkennen geben. Unterdeſſen redeten Löwe und Florentina noch lange mit einander, wobei Löwe unter anderm ſagte: „Wenn ich nur meinen Küraß bei mir hätte, ſo wollte ich wohl ſehen, daß ich euch von hier hinweg bringen wollte.“ „Nein, Schatz,“ erwiderte ihm Florentina, „das thut nicht; denn die Völker, welche dem Herzoge von Calabria nach Montroſe zu ſeiner Entſetzung zugeführt werden ſollen, ſind ſchon ganz nahe herangezogen und ſollen morgen gemuſtert werden. Deswegen würde dieſes Unternehmen keinen günſtigen Erfolg haben können. Ich will mir aber in dieſer Nacht einen andern Rath ausdenken, und wenn ihr dann morgen früh wieder hierher kommt, ſo ſollt ihr von mir Beſcheid erhalten.“ Löwe ſagte: „Allerſchönſte Jungfrau, erdenket etwas Gutes, dann will ich euch meinerſeits auch eröffnen, was mir unterdeſſen beigefallen iſt.“ Hierauf nahm er Abſchied von ihr, ging wieder zu dem Pförtner und ſagte: „Da habe ich zwanzig Schillinge erbettelt; hier haſt du zehn davon; laß mich nur ein anderes Mal wieder herein.“ Der Pförtner lachte vor Freude, dankte ihm und verſprach ihn ein andermal gern wieder einzulaſſen. „Aber,“ ſagte er, „Anderen ſoll der Eintritt nicht wieder geſtattet werden, es ſei denn, daß ſie thun, wie du gethan haſt.“ „Das iſt recht, ſagte Löwe, „denn es iſt einmal ſo der Gebrauch, daß man von den Armen nimmt und den Reichen giebt.“ Hierauf wollte er zur Pforte hinaustreten. Clariſſa aber und die Weckholderin hatten ihn ſtets beobachtet und ließen ihn jetzt durch das Kammermädchen zurückrufen. Löwe wendete um und ging zu ihnen. Sobald er vor ihnen erſchien, ſagte Clariſſa zu ihm: „Lieber Bruder, ich habe einen Vetter jenſeit des Meeres, der pilgert auch; kennt ihr ihn nicht vielleicht?“ Löwe antwortete: „Nein, denn ich weiß ja nicht, wie er heißt.“ Als aber Löwe die Weckholderin erblickte, bemächtigte ſich ſeiner ein gewaltiger Schrecken und er ſprach bei ſich ſelbſt: „Ich habe wohl thöricht gehandelt, daß ich mich bei Florentina ſo lange aufgehalten habe; nun werde ich vielleicht mein Lebenlang weder Florentina, noch ihren Vater, noch den weißen Ritter wieder zu ſehen bekommen.“ Inzwiſchen machten die beiden Jungfrauen die Kammerthür hinter ſich zu und Clariſſa ſagte: „Löwe, es hilft euch kein Verſtellen; man kennt euch wohl!“ Löwe antwortete: „Ihr ſeht unrecht; ich bin ja ſchon viele Jahre lang ein Pilger geweſen.“ „Traun!“ ſagte die Weckholderin, „ihr ſeid der rechte Pilger; ihr ſeid der Ritter Löwe, der zu Mondliſan im Turniere ſich als den Tapferſten bewährt hat; ihr habt dadurch Florentina verdient; ich habe ja Alles mit angeſehen, denn ich bin die Weckholderin, nämlich diejenige, durch deren Hülfe Florentina euch entführt worden iſt. Auch ihr ſelbſt ſeid nunmehr hier in unſerer Gewalt.“ Als Löwe dieſes hörte, ward er tief betrübt und ſprach bei ſich: „Ach Gott, hilf mir, denn es iſt jetzt hohe Zeit!“ Obwohl nun Clariſſa ſah, daß Löwe ſo betrübt war, ſo kehrte ſie ſich doch nicht daran, ſondern ſagte: „Ihr müßt euch baden und die Haare kämmen, dann ſoll euch die Weckholterin ſchon kennen.“ „Liebe Jungfrauen,“

erwiderte Löwe, „ich bitte euch um Gottes willen, laßt doch mi
armen Bettler zufrieden; ich bin ſchon in meinem ſiebenten Jah
ein Pilger und bereits einmal bei dem heiligen Grabe geweſen.
„Ja,“ ſagte die Weckholderin, „ihr ſeid ſchon überall umher be
teln geweſen, auch zu Mondliſan auf dem Turniere.“ Als Löw
dieſes hörte, ward er zornig, und hätte den beiden Jungfraue
wohl gern etwas abgegeben, wenn er ſich nicht geſchämt hätte
ſeine Hand an Weibsperſonen zu legen. Deswegen bekannte e
ſich offen und ſagte zu Clariſſa: „Schöne Jungfrau, ich bin Löw
von Mondliſan und bin deswegen in Pilgrimskleidern hierhe
gekommen, um meine theuerſte Florentina, welche mir euer Bru
der auf eine ſo ſchändliche Weiſe entführt hat, aus eurer Gewal
zu befreien; wollt ihr mich nun hier gefangen halten, ſo erweiſe
mir dieſe Gnade und ſetzet Florentina neben mich in's Gefäng
niß.“ „Nein,“ ſagte Clariſſa, das wird wohl nicht geſchehen
ſuchet euch nur eine andere Geliebte; dieſe will ich für meine
Bruder, den Herzog von Calabria, aufbewahren.“ Hierau
ward alsbald ein Bad hergerichtet, in welches Löwe ſich mutter
nackt ſetzen und worin er vor ihren Augen ſich baden mußte
Da nun Clariſſa ſah, daß er ſo ſchön wurde, dachte ſie in ihrem
Herzen: „Wer hat jemals wohl einen ſchönern Menſchen geſehen?
Florentina hat wahrlich nicht unrecht, daß ſie ihre Liebe
auf eine ſo ſchöne Perſon gewendet hat; aber man darf ihr das
nur nicht weiß machen.“ Löwens einziger Wunſch war ſtets:
„Ach! hätte ich doch meine Florentina bei mir!“ Er bat deshalb
Clariſſa, ſie möchte doch geſtatten, daß er ſich nur einmal mit ihr
beſprechen könnte. Clariſſa aber gab ihm zur Antwort, er ſolle
nur an eine andere Geliebte denken; denn Florentina ſei ſchon
hinweg und auf immer für ihn verloren. Als er dieſes hörte,
ward er tief betrübt und wollte weder eſſen noch trinken. Da rief
Clariſſa die Weckholderin zu ſich und ſagte: „Was ſoll ich doch
mit Löwen anfangen?“ Dieſe antwortete: „Laßt ihn gebunden
nach Montroſe führen und eurem Bruder überliefern; der wird
ſchon Kurzweil mit ihm zu treiben wiſſen.“ Mittlerweile befand
ſich Florentina mit ihrem Kammermädchen Maria in einem ande-

ren Zimmer und ſagte zu derſelben: „Es iſt jetzt für uns nicht die Zeit, länger hier zu verweilen; willſt du, ſo wollen wir uns in Mannskleider einhüllen und ſehen, daß wir hinaus kommen. Wenn wir nur in's freie Feld kommen können, dann wird uns Gott ſchon weiter forthelfen.“ So zogen ſie denn Beide Mannskleider an und gingen nach der Pforte des Schloſſes zu. Da der Pförtner glücklicher Weiſe gerade nicht da war, ſo liefen ſie hinaus und gingen ſo durch die Stadt hin nach Sicilien zu. Nun wollen wir Florentina und Maria wandern laſſen und erſt von Clariſſa und Löwen ein wenig ſprechen.

Wie Clariſſa Löwen lieb gewinnt, die Weckholderin es bemerkt und Löwe und Clariſſa heimlich mit einander davon reiten.

Als Clariſſa Löwen gebadet hatte, gab ſie ihm Ritterskleider anzuziehen. Da ſie nun ſah, daß er ein ſo wackerer Mann war, ward ſie in Liebe gegen ihn entzündet und befahl deshalb der Weckholderin, ſich nach Florentina umzuſehen, damit ſie mit Löwen allein ſein könnte. Die Weckholderin ging zwar hinaus; ſie merkte aber wohl, was Clariſſa im Sinne hatte, und ſagte deshalb zu den anderen Jungfrauen: „Laßt uns hier ein wenig verweilen, damit wir hören, was ſie mit einander vornehmen werden. Sucht ſie vielleicht Freundſchaft mit ihm anzuknüpfen, ſo will ich es ſofort meinen beiden Vettern melden laſſen.“ So blieben denn die Jungfrauen vor der Thüre ſtehen und horchten. Als nun Clariſſa meinte, daß ſie mit Löwen allein wäre, ſagte ſie zu ihm: „Edler Ritter, ſuchet meine Liebe und Freundſchaft, denn ich bin eines Herzogs Tochter und glaube daher wohl würdig zu ſein, daß ich eure Gemahlin werde. Wollt ihr aber nicht in meinen Vorſchlag einwilligen, ſo wiſſet, daß ihr jetzt in meiner Gewalt ſteht, da ich Macht habe, euch am Leben zu laſſen oder zu tödten.“ „Schönſte Jungfrau,“ erwiderte Löwe, „Ihr ſeid aller Ehren werth; aber euer Bruder hat nicht wohl an mir gehandelt, weil er mir diejenige, welche ich mit tapferer Hand gewonnen, entführt hat. Da ich nun euer Gefangener bin, ſo bin ich auch verbunden, euch Gehorſam zu leiſten.“ Clariſſa nahm dieſen guten Willen mit Dank an. „Sehet,“ ſprach ſie zu ihm, „ſehet mich an, bin ich nicht werth eurer Liebe? Iſt nicht die Farbe meines Leibes weißer als Lilien? Mein Herz iſt noch für keinen Mann auf Erden in Liebe entbrannt; aber eure ritterliche Tugend und die Schönheit eures Leibes haben mich beſiegt, daß ich thun muß, was ihr wollet.“ Da Löwe dieſe Rede der ſchönen Jungfrau hörte und ihre Schönheit betrachtete, ließ auch er ſich bethören, alſo daß er that, wozu ihm ſeine Sinne lockten, was er aber vor ſeinem Gewiſſen nimmer zu verantworten vermochte. Die Frucht dieſer Stunde war ein junges Söhnchen, welcher, als e das Licht der Welt erblickte, Gerd genannt wurde, und als er heranwuchs, ein tapferer Ritter und endlich noch Herzog von Calabri geworden iſt, wie ſpäter erzählt werden ſoll. Die Weckholderin hörte draußen vor der Thüre Alles und konnte auch durch eine klein an der Thür befindliche Oeffnung, durch welche der Riemen de Schloſſes gezogen war, Alles ſehen, was in dem Zimmer verging Sie ward deswegen ſehr zornig und lief eiligſt nach Florentina's Kammer. Da ſie jedoch Niemanden darin fand, ſo ſuchte ſie di ganze Burg aus und fragte Jedermann, ob ſie nicht zwei Jungfrauen geſehen hätten? Aber von Allen, und ſelbſt auch von de Pförtner, erhielt ſie zur Antwort, ſie hätten keine geſehen. Darüber ward ſie ſehr betrübt; ſie lief wüthend vor Clariſſa's Kammer, ſtieß und pochte an die Thür, als wäre ſie raſend geworden und ſprach in ihrem Zorn und Eifer zu ihr: „Das iſt herrlich unterdeſſen ſind Florentina und Maria entlaufen. Geht nu eiligſt hin und ſchafft ſie wieder zur Stelle, ſonſt werdet ihr b eurem Bruder übel ankommen.“ Als Clariſſa dieſes hört ſprang ſie eilends auf und ſchloß Löwen in die Kammer ein denn ſie befürchtete, er möchte es eben ſo machen, wie Florentin und derſelben nachfolgen; da er ihr aber ſo wohl gefallen hatt ſo wollte ſie ihn doch nicht gern wieder von ſich laſſen. Hiera lief ſie wie eine Raſende auf dem Schloſſe herum, ſuchte Floren tina in allen Winkeln, und fragte alle Dienſtleute, ob ſie Niemanden geſehen hätte? Die Antwort war aber jederzeit: „Nein!" Da ward ſie noch wüthender, lief wieder zu Löwen in die Kammer und ſagte: „Edler Ritter, während wir mit einander der Liebe gepflogen haben, iſt die ſchöne Florentina ſammt ihrem Kammermädchen Maria fortgelaufen!" Löwe lachte über dieſen Spaß und dankte Gott, daß dieſelben ſo gut davon gekommen wären. Clariſſa dagegen war äußerſt erzürnt, ſeufzte und ſprach: „Ach Gott! wenn mein Bruder dieſes erfährt, ſo läßt er mich lebendig verbrennen; und wahrhaftig, ich habe es auch verdient; denn ich habe bei ſeinem bitterſten Feinde Liebe und Freundſchaft geſucht und darüber die ſchöne Florentina, auf welche er ſein ganzes Herz und all' ſeine Sinne gerichtet hatte, davon laufen laſſen." Sie fiel deshalb in großer Bangigkeit zur Erde nieder; indeß richtete ſie Löwe wieder auf und ſagte zu ihr: „Edle Jungfrau, gebt euch nur zufrieden; denn ich liebe euch von ganzem Herzen und will euch auch bis an mein Ende lieben und nimmermehr von euch



laſſen. Gebt nur einen guten Rath, wie wir etwa von hier hinwegkommen mögen; ich will dann mit euch ziehen, bis wir einen Ort gefunden haben, wo wir ſicher leben können.“ Dieſer Vorſchlag gefiel Clariſſen ſehr wohl und ſie erwiderte ihm deshalb: „Wollt ihr mir hold und getreu ſein, ſo laßt uns jetzt auf und davon reiten!“ Löwe, welcher die günſtige Gelegenheit, wieder aus ſeiner Gefangenſchaft zu entkommen, nicht gern verſäumen wollte, legte einen Harniſch an, verſah ſich mit guten Waffen und ſattelte dann zwei Pferde. Unterdeſſen verſorgte ſich Clariſſa mit Gold und Silber, mit baarem Gelde und allerhand Kleinodien, ſo daß beinahe der ganze Schatz ihres Bruders erſchöpft wurde. Nachdem ſie nun dieſes Alles wohl verwahrt und ſich auch auf etliche Tage mit Lebensmitteln verſehen hatten, ſetzten ſie ſich zu Pferde und ritten eiligſt hinweg. Als ſie das freie Feld erreicht hatten, waren ſie froh. Nachdem ſie dann ungefähr noch ſieben Meilen weit geritten waren, kamen ſie an einen großen Wald; ſie ritten die ganze Nacht hindurch, bis der Tag anbrach, in demſelben umher; da wurden ſie endlich einer Burg gewahr, auf welche ſie ſogleich zu ritten, um daſelbſt Herberge zu ſuchen.

Wie Löwe und Clariſſa in einer Burg beherbergt werden, in welcher nichts als Räuber wohnen, von denen Löwe fünf erſchlägt, drei aber Clariſſa wegführen.

Löwe ritt mit Clariſſa bis an den Graben jener Burg. Da rief ihnen Einer von der Burg zu: „Gott behüte euch Beide!“ „Lieber Herr, erwiderte Löwe, „ich bitte euch inſtändig, daß ihr mich und die Frau, welche bei mir iſt, in eure Wohnung aufnehmen möget. Was wir verzehren werden, das will ich euch dankbar bezahlen.“ Der Mann auf der Burg ſagte: „Ja, Herr, warum nicht? Reitet nur dreiſt herauf, ihr ſollt hier wohl bewirthet werden.“ Er rief auch ſogleich einen Knecht herbei, welcher die Pforte der Burg aufſchließen, die Brücke nieder und die beiden Reiſenden hinauf laſſen mußte. Der Knecht hielt ihnen die Pferde, ſo daß ſie abſteigen konnten, ſattelte dieſelben ab und fütterte ſie gut; dann trug er ihnen auch ihr Gepäck in’s Haus.

öwe, welcher Clariſſa die Treppe hinauf führte, ſah ſich allent-
alben um und wurde dabei gewahr, daß die Rüſtkammer voll
arniſche hing, die mit Blut beſudelt waren. „Helfe Gott,“
achte Löwe, „in was für eine Herberge bin ich gekommen! das
ird wohl ein Räuberneſt ſein!“ Hierauf ſagte der Wirth zu
hm: „Mein Herr, legt euren Küraß ab, denn es ziemt ſich nicht
ür einen Gaſt, daß er gewappnet Mahlzeit halte.“ Löwe aber
ab ihm zur Antwort: „Ich trage meinen Harniſch jederzeit am
eibe, denn ich weiß nicht, ob ich bei Freunden oder Feinden bin;
arum muß ich mich wohl vorſehen, und ich kann euch nicht ver-
ehlen, daß mich dünkt, ich ſei in ein Mörderhaus gerathen.“
Herr,“ ſagte Caudas — ſo hieß nämlich der Wirth, — „ich
ill euch gütig in Empfang nehmen, denn ihr müßt ſofort durch
ein Schwert ſterben, und ich gedenke noch heute bei eurem Weibe
u liegen.“ „Traun!“ erwiderte Löwe, „das ſollte mir leid
hun; kann ich es aber noch ändern, ſo geſchieht es nicht.“ Bei
ieſen Worten zog er ſein Schwert aus der Scheide und verſetzte
em Caudas einen ſo gewaltigen Streich, daß er ihm den Kopf
altete. Hierauf hieb er einem Andern einen Arm ab; die
lebrigen ſprangen unterdeſſen hinten und vorn um ihn herum;
r aber wehrte ſich ritterlich. Als Clariſſa ſah, daß er ſchon
bermannt war, fing ſie an zu ſchreien. Alsbald liefen drei von
en Räubern auf ſie zu, ergriffen ſie, ſetzten ſie auf ein Pferd und
ogen mit ihr hinweg, tief in den Wald hinein. Löwe aber ver-
heidigte ſich ſo wacker, daß er fünf der Räuber erſchlug und die
brigen dergeſtalt verwundete, daß ſie vor ihm auf die Mauern
er Burg laufen, und da er ſie auch dort hart verfolgte, in den
Wallgraben hinabſpringen mußten. So blieb er denn allein in
er Burg. Da ſuchte er alle Winkel durch, ob ſich Clariſſa viel-
eicht irgend wohin verkrochen hätte; da er ſie aber nicht fand, ward
r traurig und beweinte ſie. Endlich jedoch beruhigte er ſich wie-
er ein wenig, und da er müde, hungrig und durſtig war, ſo
ing er in die Küche und hielt eine gute Mahlzeit. Nachdem er
ich ſatt gegeſſen und getrunken hatte, legte er ſich nieder, um ein
enig auszuruhen. Unterdeſſen ritten jene drei Räuber mit

Clariſſen weit hinweg, welche Gott aus Herzensgrunde anrief, daß er ihr doch Hülfe ſenden möge; denn ſie hatte große Furcht vor den Räubern.

Wie ein Ritter Clariſſen erlöſt, mit ſich auf ſein Schloß Montrige führt und ſie zur Ehe nimmt.

Während nun Clariſſa ſo klagte, ritt von ungefähr ein Ritter durch den Wald. Als dieſer das Geſchrei hörte, ſagte er zu ſeinen Kameraden: „Laßt uns dieſem Weibe zu Hülfe eilen!“ Da gaben ſie ihren Pferden die Sporen und ſprengten auf die Räuber zu. Als nun der Ritter dieſelben ſah, rief er: „Ihr Schelme, laßt dieſes Weib in Ruhe!“ Da die Räuber ſahen, daß ihre Gegner ſtärker waren als ſie, ergriffen ſie die Flucht; der Ritter und ſeine Genoſſen ſetzten ihnen eiligſt nach und ſchlugen einen von ihnen todt, die beiden andern aber entkamen. Dann kehrte der Ritter zurück zu Clariſſa und fragte dieſelbe, wer ſie wäre? Sie antwortete ſehr höflich und ſagte: „Mein Herr, ich bin eines Kaufmanns Frau; die Räuber haben meinen Mann erwürgt und gedachten nun mit mir ihren Muthwillen zu treiben; aber Gott zuerſt und dann ihr habt mich aus ihren Händen errettet.“ Der Ritter ſprach zu ihr: „Junge Frau, ihr ſeid mit großer Schönheit begabt; wollt ihr mir folgen, ſo will ich euch mit mir auf mein Schloß nehmen, welches in Calabria liegt.“ Clariſſa war zwar ſehr betrübt um Löwen, denn ſie meinte, er würde von den Räubern erſchlagen worden ſein; doch ließ ſie ſich den Vorſchlag des Ritters wohl gefallen und ritt mit ihm nach Montrige zu. Sobald ſie daſelbſt angekommen waren, ließ ſich der Ritter Clariſſa zum Weibe geben und hielt Hochzeit mit ihr. Löwe nun blieb die Nacht hindurch in jenem Raubſchloſſe, des Morgens aber ſetzte er ſich auf ſein Pferd und ritt mit betrübtem Herzen wieder von der Burg hinweg.

ie der weiße Ritter zu Löwen kommt und ihn hart anredet, weil er Gott durch den Ehebruch, welchen er mit Clariſſen begangen, ſehr erzürnt hätte.

Kaum war Löwe aus der Burg herausgeritten, ſo begegnete
m der weiße Ritter. Sobald Löwe ihn gewahr wurde, ſprang
vom Pferde, fiel vor ihm auf ſeine Kniee und ſprach: „Lieber
enoſſe, ich habe ſehr übel daran gethan, daß ich eurem Rathe
cht gefolgt habe.“ Der weiße Ritter gab ihm darauf zur Ant-
ort: „Ihr habt allerdings Urſache, euch zu betrüben, denn ich
uß von euch ſcheiden und kann euch hinfort nicht mehr zu Hülfe
mmen; denn ihr habt Gott auf's Heftigſte erzürnt; davor habe
euch gewarnt, daß ihr nicht ſündigen ſolltet. Wahrlich, ich
ge euch, es hat noch nie ein Mann ſo viel gelitten, als ihr für
ſe Sünde noch werdet leiden müſſen, bis ihr dieſelbe gebüßet
bt.“ Da ſprach Löwe ganz betrübt: „Ach, wehe mir armen
enſchen! ich habe gefochten, damit ich Vater und Mutter ſuchen
ollte: habe ich denn daran ſo hart geſündiget? Das weiß ich
ht; doch bitte ich euch, ſagt es mir, womit ich Gott ſo ſehr
ürnt habe, damit ich mich ein anderes Mal davor hüten möge;
un verliere ich euch um meiner Sünde willen, ſo häuft ſich
es Unglück auf mich.“ Der weiße Ritter ſagte: „Ihr wiſſet
wohl, daß ich euch zu Mondliſan warnte. Damals hattet ihr
ch kein Weib und waret noch ledig. Da verlieh euch Gott die
erſchönſte Jungfrau, deren Gleichen man nicht mehr in der
elt finden möchte, ſo daß ſie ihr ganzes Vertrauen auf euch
te, und ihr desgleichen das eurige wieder auf ſie. Auch hatte
ſelbe in der That keinen Menſchen lieber als euch und hat euch
keiner Noth verlaſſen. Obgleich ihr nun die Freuden der Ehe
h nicht genoſſen hattet und noch nicht getrauet waret, ſo hattet
doch ſchon eure Herzen in wahrer ehelicher Liebe verbunden
d es war deshalb von euch Eines dem Andern eben ſo große
eue ſchuldig, als hätte euch der Prieſter geweiht. Man ſagt
wöhnlich: Ein gutes Herz bringt gute Werke. Wie durftet
denn ſo kühn ſein, euch mit einem andern Frauenzimmer in
beshändel einzulaſſen? Ihr habt gegen die Allergetreueſte eure

Treue verfälſcht und gebrochen; der Ehebruch aber iſt eine große Sünde; deswegen iſt Gott heftig über euch erzürnt. Darum muß ich jezt von euch ſcheiden, und ertheile euch nur noch den guten Rath: hütet euch fernerhin vor Sünden!“ Hierauf verſchwand der weiße Ritter vor Löwens Augen. Löwe verſank in tiefe Betrübniß, daß ſein Freund von ihm geſchieden war; er betete deshalb zu Gott mit weinenden Augen und ſprach: „Allmächtiger, allbarmherziger Gott! vergieb mir meine Sünde!“ In ſolche Andacht verſunken, ritt er dann ſeines Weges fort.

Wie Florentina und Maria Löwens und Clariſſa's Liebeshändel erfahren und ſich in ein Kloſter begeben.

Florentina und Maria gingen lange mit einander fort und trugen um Löwen großes Herzeleid, bis endlich Florentina ganz ermüdet war. Da ſetzte ſie ſich auf einer ſchönen Wieſe nieder, um ein wenig auszuruhen, und ſprach mit weinenden Augen zu Marien: „Ach, meine allergetreueſte Spielgenoſſin, mein Elend iſt doch zu groß! Wo ſoll ich mich nur vor meinen Schmerzen hinwenden: Kein Menſch auf Gottes Erdboden hat ſolche Betrübniß wie ich. Ach, du mein vertrauter und allertheuerſter Ritter Löwe, wie bin ich doch um deinetwillen in ſolches Herzeleid gerathen! Wüßte ich nur ein Kloſter in der Nähe, ſo wollten wir uns in demſelben eine Zeitlang aufhalten, bis ich erfahren hätte, welchen Ausgang nur die Sache mit meinem Liebſten und mit Clariſſa genommen, oder ob ſie vielleicht gar noch ein Ehebündniß mit einander geſchloſſen hätten!“ Während ſie Beide ſo mit einander redeten, kam ein Ritter ſpornſtreichs daher geritten, der gar zornig ausſah und zu den beiden in Mannskleider eingehüllten Jungfrauen alſo ſprach: „Ihr Herren, habt ihr nicht einen Ritter geſehen, der eine ſchöne Jungfrau mit ſich führte?“ Maria antwortete: „Nein, wir haben ſchon ſeit zwei Tagen keinen Menſchen geſehen. Beliebt es dem Herrn, ſo ſage er uns doch, wer denn die Jungfrau ſei, die euch entführt worden iſt?“ Der Ritter ſagte: „Sie iſt die Schweſter des Herzogs von Calabria; dieſe hat ein Ritter mit ſich weggeführt, welcher Löwe von Mondliſan heißt, und von welchem man ſagt, daß er Florentina, die Tochter des Königs von Sicilien habe. Wahrhaftig, der iſt ein falſcher Bube und wird noch manche Jungfrau um ihre Ehre betrügen! Er kam in Pilgrimskleidern nach Riga, um Florentina zu ſehen, die ſich daſelbſt befand. Da erkannte ihn die Weckholderin, führte ihn in eine Kammer und badete ihn. Hierauf legte ihm Clariſſa ſtatt des alten Pilgermantels einen ſchönen Rock an. Da war dieſelbe wegen ſeiner Schönheit in Liebe gegen ihn entbrannt, und Beide kamen ſo weit mit einander überein, daß ſie auch gegenſeitig die Freuden ihrer Liebe genoſſen. Sobald aber Florentina dieſes merkte, lief ſie mit ihrem Kammermädchen Maria auf und davon. Da nun Clariſſa erfuhr, daß Florentina entlaufen wäre, hatte auch ſie aus Furcht vor ihrem Bruder nicht Zeit, länger zu bleiben. Sie ſchloß deshalb mit Löwen ein Bündniß, und ſo ſind ſie denn heimlich mit einander davon geritten. In Sicilien jedoch iſt ihnen der Paß verlegt; da können ſie nicht hinkommen. Dieſes Alles habe ich euch deshalb erzählt, damit ihr, wenn ihr etwa von dem Ritter Löwe, oder von Florentina, oder von Clariſſa etwas hören ſolltet, ſolches ſofort in der Stadt Riga anzeiget; es wird euch eine große Belohnung dafür zu Theil werden.“ Hierauf ritt er wieder fort. Ueber dieſe harten Worte des Ritters waren Florentina und Maria ſehr erſchrocken. Da ſagte Florentina zu Marien: „Liebe, laßt uns eilen, daß wir in ein Kloſter kommen, wir möchten ſonſt noch erkundſchaftet werden! Wir wollen dann der Aebtiſſin unſere ganze Lage vorſtellen, damit wir eine Zeitlang mit Frieden im Kloſter bleiben können.“ So gingen ſie denn zuſammen fort in großer Beängſtigung, bis ſie vor ein Kloſter kamen. Sie fanden die Aebtiſſin auf dem Spaziergange; da trat Maria zu ihr hin und ſprach: „Frau Aebtiſſin, ich bitte euch auf's Freundlichſte, nehmt uns Beide zu euch auf in euer Kloſter; wir ſind keine Mannsperſonen, ſondern zwei Jungfrauen. Dieſe hier iſt eines Grafen Tochter und iſt aus ihrem Lande verjagt. Ein Ritter nämlich hatte ſie in einen Thurm eingeſchloſſen und wollte ſie zur Ehe haben, was ſie ihm nicht gewähren wollte. Da ſind wir denn entlaufen, haben uns aber in Mannskleider verhüllt, damit uns Niemand kennen ſollte, und ſind auch auf dieſe Weiſe bis hierher glücklich entkommen. Nun aber iſt meine Jungfrau von großer Kraftloſigkeit befallen worden, ſo daß ich ſie für jetzt nicht weiter bringen kann. In ſolchen Bedrängniſſen nun, in welchen wir uns jetzt befinden, iſt uns gewiß Hülfe und Erbarmung von Nöthen." Als die Aebtiſſin dieſes vernommen hatte, ſagte ſie zu Marien: „In Wahrheit, euer Unfall thut mir leid; doch habt ihr nichts Böſes zu beſorgen, ſo lange ihr hier im Kloſter ſeid, daß ihr etwa ſolltet verrathen werden; überdies ſteht euch auch all' mein Hab und Gut zu Gebote." Hierauf wurden ihnen alsbald Nonnenkappen gebracht, welche ſie anlegten ſtatt ihrer bisher getragenen Mannskleider, die ſie im Kloſter liegen ließen. Florentina war von dem langen Umherziehen ſo ſchwach geworden, daß ſie ſich des Abends ſchlafen legte, ohne vorher gegeſſen und getrunken zu haben, und ihr zarter Körper war ſo zerrüttet, daß ſie beinahe vierzehn Tage lang im Krankenbette liegen blieb. Da ſagte Maria zu ihr: „Liebe Jungfrau, ſchicket doch Boten aus und laßt es eurem Vater melden, daß ihr hier im Kloſter ſeid!" „Nein," erwiderte ſie, „ich will zuvor wiſſen, ob Löwe und Clariſſa Eheleute geworden ſind. Sollte dieſes geſchehen ſein, ſo will ich nicht wieder heimkehren in meine Herrſchaft, ſondern ich will hier eine Nonne bleiben und allezeit für Löwen bitten, daß ihm Gott ſeine Sünde vergeben möge. Ich habe einmal ein Gelübde gethan, daß ich mir keinen Mann nehmen wolle, er ſei denn eine Blume der Ritterſchaft; könnte ich nun Löwen nicht bekommen und ich wollte mir einen Andern zum Gemahl nehmen, ſo hätte ich meine Treue gebrochen. Darum will ich in dieſem Kloſter bleiben, bis ich die rechte Wahrheit erfahren habe, wie es um Löwens und Clariſſa's Verhältniß ſtehe."

Wie der König von Sicilien das Schloß Montroſe, in welchem der Herzog von Calabria ſich befindet, ſtürmt, daſſelbe jedoch nicht erobern kann.

Der König von Sicilien hatte bereits eine lange Zeit vor dem ſtarken Schloſſe Montroſe gelegen und war jetzt ſehr betrübt

arüber, daß Löwe und der weiße Ritter nicht wieder kamen.
a ſagte er bei ſich ſelbſt: „Was ſoll ich thun? Ich habe meine
ochter verloren, und Löwe läßt mich auch in der Noth ſtecken!
o muß ich nun in meinen alten Tagen noch Krieg führen und
u Felde ziehen! Es dürfte mir leicht ankommen, daß ich wieder
urückkehre in mein Land.“ Herzog Riemann erwiderte ihm:
Herr König, wollt ihr mir folgen, ſo wollen wir nicht von hier
bziehen, es ſei denn, daß wir das Schloß erobert und den Her-
og gefangen genommen haben. Ich weiß es, wir werden bald
packer ſtreiten müſſen; denn der Baſtard von Calabria wird in-
erhalb vier Tagen mit Hülfstruppen hier eintreffen. Darum
ßt uns vorher noch einen Sturm verſuchen.“ Hierauf ordnete
er König ſein Volk zur Beſtürmung des Schloſſes. Seine Leute
ahmen auch mit großer Wuth einen Anlauf und ſtürmten mit
eſchwindigkeit und mit Ernſt. Sie konnten jedoch nichts aus-
chten, ſondern mußten mit großem Verluſte wieder abziehen.
er Herzog von Calabria, der Fürſt von Tarent und der Mar-
hall von Florenz ſtanden auf den Mauern und verhöhnten den
önig von Sicilien. Sie riefen ihm zu, er ſolle nur immerhin
erlangen tragen; ſie hätten ſeine Tochter Florentina wohl auf-
hoben. Indeß wußten dieſelben nicht, daß ſie ſchon längſt
ntkommen und im Kloſter war.

ie der Baſtard von Calabria ſeinem Bruder zu Hülfe kommt und ihm ſchriftlich Nachricht ertheilt über Löwen, Florentina und Clariſſa.

Als nun zwei Tage vorüber waren, nach jener Beſtürmung,
m der Baſtard von Calabria ſeinem Bruder, dem Herzoge, mit
reißigtauſend Mann zu Hülfe und ſchlug ſein Lager auf der an-
ern Seite des Schloſſes auf, dem Könige von Sicilien gegenüber.
ls der König dieſes ſah, verſchanzte er ſich mit ſeinem Volke
eſſer als zuvor. Der Baſtard ſchrieb alsbald an ſeinen Bruder
nd berichtete ihm, daß Florentina mit Maria entlaufen wäre,
nd daß Löwe ihre Schweſter Clariſſa entführt hätte. Er gab
n Brief einem Boten, welcher vor das Schloß ging und mel-
te, daß er einen Brief an den Herzog hätte. Der Pförtner

zeigte dieſes dem Herzoge an, welcher hierauf nebſt dem Fürſte von Tarent und dem Marſchall von Florenz ſogleich aufſtan und in deren Begleitung vor die Pforte des Schloſſes ging. D Herzog nahm den Brief von dem Boten mit Freuden in Empfang, eröffnete ihn ſogleich und las ihn. Er war ungefäh folgenden Inhalts:

„Wiſſe, lieber Bruder, daß der Ritter Löwe in Pilgrimskleidern zu Riga geweſen und bei dieſer Gelegenheit mit Florentina zu ſprechen gekommen iſt. Die Weckholderin hat ihn erkannt und ſolches unſerer Schweſter Clariſſa kund gethan. Dieſe hat ihn dann gebadet und in Ritterstracht köſtlich gekleidet. Dadurch hat ſie ihn ſo lieb gewonnen, daß ſie ſogar Unzucht mit ihm getrieben hat. Während ſie nun Beide mit einander gebuhlt haben, iſt Florentina unterdeſſen, da keine Aufſicht über ſie geführt worden iſt, mit ihrem Kammermädchen Maria entlaufen. Als Clariſſa dieſes erfahren hat, iſt auch ſie mit Löwen davon gegangen, und ich weiß nicht, wohin das Eine oder das Andere von ihnen gekommen iſt. Daneben wiſſe auch, daß ich mit dreißigtauſend Mann hier angelangt bin, um dir beizuſtehen; wenn du nun willſt, ſo mache morgen mit deinem Volke aus dem Schloſſe einen Ausfall; ich will dir dabei treulich zu Hülfe kommen.“

Als der Herzog dieſen Brief geleſen hatte, fluchte er über ſich ſelbſt und ſagte: „Der Teufel muß Löwen beſeſſen haben! Bekomme ich ihn aber nur in meine Gewalt, ſo ſoll er mir's theuer genug bezahlen!“

Wie der König von Sicilien und der Herzog von Calabria eine Schlacht liefern, Löwe dazu kommt und den Baſtard erſchlägt, und wie der König das Feld behauptet.

Der Herzog konnte es nicht vergeſſen, daß ihm Löwe mi ſeiner Schweſter Clariſſa einen ſolchen Streich geſpielt hatte. Darum befahl er dem Boten, er ſolle ſeinem Bruder, dem Baſtard, ſagen, daß er früh, ſobald der Tag graue, mit ſeinem Volke gerüſtet ſein ſollte, damit ſie dem Könige Heinrich ein gutes

Treffen liefern könnten; er wolle ihm dabei mit ſeiner Mann-
ſchaft wacker zu Hülfe kommen. Der Bote ging fort, von Furcht
erfüllt, bis er wieder ins Lager kam, wo er dann dem Baſtard
ſeines Bruders Antwort mittheilte und ſagte: „Herr, euer Bru-
der iſt gar zornig auf Löwen und verlangt, daß ihr früh, ſobald
ter Tag grauet mit eurem Volke gerüſtet ſein und euch in Schlacht-
ordnung ſtellen ſollt; denn er wollte ſich, ſagte er, den morgen-
ten Tag noch mit dem Könige von Sicilien ſchlagen.“ Der
Baſtard ließ ſeinen Leuten heimlich den Befehl ertheilen, daß ſie
ich rüſten ſollten. Dieſe machten aber einen großen Tumult und
lärmen, ſo daß der König merkte, es werde ein Blutvergießen
elten. Deswegen gab er Befehl an ſeine Hauptleute, daß ſeine
Soldaten ſich ebenfalls unter Waffen ſtellen und zu einer Schlacht-
rdnung ſich bereit halten ſollten. Sobald nun das Tageslicht
reinzubrechen begann, ſtanden beide Kriegsheere in vollen
chlachtreihen einander gegenüber. Der König ſtellte in einem
raben, nicht weit von dem Schloſſe entfernt, eine verborgene
Sache auf, mit dem Befehle, daß ſie, wenn die auf dem Schloſſe
findlichen Calabrier einen Ausfall wagen würden, denſelben
h widerſetzen ſollten, ſo daß die beiden Calabriſchen Heere nicht
ſammen kommen könnten. Dieſe Wachpoſten wurden jedoch,
il ſie zu ſchwach waren, ſämmtlich erſchlagen. So ward nun
beiden Heeren Sturm geblaſen. Da rennten ſie mit ſolcher
uth auf einander los, als wollten ſie einander verſchlin-
, und die Spieße und Schwerter wurden dergeſtalt ge-
hſelt, das in kurzer Zeit das ganze Schlachtfeld mit Blut
rzogen war, ſo daß man bis über die Schuhe herauf im
ute waden mußte. Der Todten lagen auf beiden Seiten
viele, daß ſelbſt die Lebendigen nur mit Mühe an einander
men konnten. Da hätte man das jämmerliche Geſchrei hö-
ſollen, welches die Zertretenen und Zerdrückten erhoben! Ob-
h Anfangs der Verluſt auf beiden Seiten faſt gleich war,
von beiden Theilen eine zahlloſe Menge niederſanken, ſo ſtand
Volk des Königs Heinrich, ermuthigt durch die Ermahnun-
ſeiner Hauptleute, ſo feſt wie Felſen; ſeine Soldaten ließen

ſich lieber todt ſchlagen, als daß ſie von ihrem Platze gewichen wären, und traten mehr vorwärts als zurück; und da ſie endlich ihren Vortheil erſahen, drangen ſie ſo gewaltig auf die Calabrier ein, daß deren rechter Flügel ganz zerſprengt wurde; doch brachte es den Sicilianern wenig Nutzen, denn es blieben von ihnen eine zahlreiche Menge auf dem Platze. Unterdeſſen ritt Löwe tief betrübt, weil er ſeinen Genoſſen, den weißen Ritter, verloren hatte, nach dem ſicilianiſchen Lager zu. Als er in die Nähe deſſelben kam, begegnete ihm ein Ritter, welcher ihm ſagte, daß der König von Sicilien und der Baſtard von Calabria mit einander kämpften; er ſolle nur möglichſt eilen und dem Könige zu Hülfe kommen, ſonſt werde derſelbe den Kürzeren ziehen müſſen. Löwe bedachte ſich nicht erſt lange, ſondern ſagte ſogleich zu dem Ritter: „Du mußt wieder mit mir zurückreiten und dieſe weißen Kleider hier anziehen; halte dich nur tapfer; wir wollen heute noch Ehre einlegen!“ Der Ritter that, wie ihm Löwe befohlen hatte, und ſo kamen ſie Beide gerade noch zur rechten Zeit in die Schlacht; denn die Sicilianer hatten ſich bereits gewendet, um die Flucht zu ergreifen. Als nun aber Löwe und der vermeintliche weiße Ritter herankamen, und Löwe ihnen muthig zurief, ſie ſollten nur tapfer fechten, da kehrten ſie wieder um und ſchlugen wacker auf die Calabrier los. Als der Baſtard Löwen bemerkte, ſprengte er auf ihn zu und gedachte ihn zu erſchlagen; Löwe jedoch ward eher zum Kampfe fertig und zerſpaltete ihm den Kopf, ſo daß er todt zur Erde fiel. Da der Fürſt von Tarent und der Marſchall von Florenz dieſes ſahen, bemächtigte ſich ihrer ein großer Schrecken, und ſie ſagten zu dem Herzoge von Calabria: „Da hat der Teufel Löwen mit dem weißen Ritter ſchon wieder hergeführt! darum laßt uns nur hier nicht länger verweilen; denn kommen wir ihm zu Geſichte, ſo müſſen wir Alle unter ſeinen Händen ſterben.“ Hierauf ſprengten ſie alle Drei von ihrem Volke hinweg und ließen daſſelbe im Stiche. So wurden denn die Calabrier faſt alle erſchlagen und der kleine Reſt, welcher mit dem Leben davon kam, zum größten Theile gefangen genommen.

Wie der Herzog von Calabria wieder nach Riga kommt und die Weckholderin verbrennen laſſen will, ſie aber endlich begnadigt und des Landes verweiſen läßt.

Da der Herzog von Calabria ſah, daß ſein Volk ſo jämmer-ich erſchlagen, und daß ſein Bruder, der Baſtard von Calabria, benfalls ein Raub des Todes geworden war, ritt er auf dem nächſten Wege nach Riga zu. Als er daſelbſt an die Burg her-nkam, ging ihm die Weckholderin entgegen, fing an zu weinen und ſagte: „Edler Herr, mit eurer Schweſter iſt es euch ſehr übel ergangen; denn ſie hat euch verrathen; ſie hatte nämlich Löwen gefangen genommen und hat ihm auch ſelbſt wieder fortgeholfen; und nicht blos dieſes hat ſie euch angethan, ſondern während ſie in ihrer Kammer mit ihm zu ſchaffen hatte, entlief uch Florentina.“ Der Herzog aber gab ihr zur Antwort: „Weckholderin, ihr habt der ſchönen Florentina fortgeholfen, und überhaupt ſeid ihr allein die Urheberin alles dieſes Unglückes.“ Da fing die Weckholderin an jämmerlich zu weinen, verfluchte ſich elbſt und betheuerte bei Gott und allen Heiligen, daß ſie niemals o etwas zu thun im Sinne gehabt hätte. Indeß wollte ihr der Herzog keinen Glauben ſchenken und befahl deshalb, man ſolle ie verbrennen. Sie war auch ſchon ganz zum Feuertode vorbe-eitet; man hatte ihr die Kleider herabgezogen bis auf das bloße Hemd und war ſchon im Begriff, ſie ins Feuer zu werfen; da iel ſie dem Herzoge nochmals zu Füßen und flehte nur um ihr Leben. Unterdeſſen kamen auch der Fürſt von Tarent und der Marſchall von Florenz. Dieſe baten den Herzog ebenfalls, er möge ſie doch nicht tödten, ſondern nur des Landes verweiſen aſſen. Da gewährte ihnen endlich der Herzog ihre Bitte, und o mußte denn die Weckholderin vor allen Herren des Landes be-chwören, daß ſie das Land Calabria niemals wieder betreten wolle. Hierauf nahm ſie ihre Kleinodien, ein Kammermädchen und einen Jungen zu ſich und reiſte nach Polen hin. — Inzwi-chen hatte Florentina von einem Boten vernommen, daß Löwe wieder bei ihrem Vater, der ihn zu Montroſe gekrönt hätte, und daß Clariſſa nicht bei ihm wäre. Auf dieſe Nachricht ſchickte ſie Löwen einen Brief und beſtimmte ihm eine gewiſſe Zeit, bis zu welcher er kommen und ſie aus dem Kloſter abholen ſollte. Der Bote eilte, ſo ſehr er konnte, zu Löwen hin und übergab ihm den Brief. Löwe war darüber auf's Höchſte erfreut und meldete es ſogleich dem Könige und dem Herzoge von Venedig; ſeiner ſchönen Florentina aber ließ er ſofort wieder Antwort ertheilen und ihr den Tag ankündigen, an welchem er kommen und ſie abholen wollte.

Wie die Weckholderin in das Kloſter kommt, in welchem Florentina ſich aufhält, dieſe erkennt und es dem Herzoge von Calabria melden läßt, der mit einer großen Mannſchaft dahin zieht.

Die Weckholderin ritt mit betrübtem Herzen fort, bis ſie vor das Kloſter kam, in welchem Florentina ſich aufhielt. Dieſes wußte jedoch die Weckholderin nicht, ſondern ſie nahm nur ihre Zuflucht zu der Aebtiſſin dieſes Kloſters, weil dieſelbe ihre vertraute Freundin war. Als ſie nun in's Kloſter eintrat, ward ſie von der Aebtiſſin freundlich empfangen, indem dieſelbe zu ihr ſagte: „Liebſte Freundin, wo kommt ihr denn her? Euch hätte ich an dieſem einſamen Orte niemals vermuthet. Vor etlichen Tagen habe ich auch zwei ſchöne Jungfrauen bekommen; dieſen müßt ihr nun Geſellſchaft leiſten.“ Hierauf führte ſie die Weckholderin in den Garten, in welchem Florentina und Maria ſpazieren gingen. Als die Weckholderin dieſe Beiden ſah, freute ſie ſich aus Herzensgrunde: Florentina hingegen erſchrak bei ihrem Anblicke ſo ſehr, daß ſie in eine Ohnmacht fiel. Als ſie ſich ein wenig erholt hatte, ſagte ſie zu Marien: „Ach, wir ſind verrathen! hätten wir uns nur eher hinweg begeben! Sie wird gewiß unſerthalben aus dem Lande verwieſen worden ſeyn.“ Die Weckholderin ließ ſich jedoch nichts merken, daß ſie dieſelben kannte, und ſagte zu der Aebtiſſin: „Ich muß ein wenig bei Seite gehen und meinen Jungen nach Riga abfertigen, um meine Vettern zu benachrichtigen, daß ich hier im Kloſter ſey. So ging ſie denn hin und ſchrieb dem Herzoge von Calabria, daß er unverzüglich kommen ſollte, denn Florentina und Maria wären im Kloſter bei ihrer Freundin. Sobald der Junge den Brief empfangen hatte, ſäumte er nicht auf dem Wege, ſondern lief eiligſt nach Riga und übergab dem Herzoge den Brief eigenhändig. Als dieſer denſelben geleſen hatte, befahl er ſofort ſeinen Dienern, daß ſie ſich rüſten ſollten; er ſelbſt ſetzte ſich ſchnell zu Pferde und ritt mit dem Fürſten von Tarent und dem Marſchall von Florenz auf das Kloſter zu. Als ſie ſich nun der Pforte des Kloſters näherten, ſtand die Aebtiſſin vor der Thür. Dieſe erkannte den Herzog ſogleich und empfing ihn auf's Freundlichſte. Der Herzog fragte ſie, ob ſie ihn nicht mit ſeinen Leuten beherbergen wollte? Sie antwortete ihm: „Ja, mein Herr!“ So führten ſie denn ihre Pferde in die Ställe, ſattelten ſie ab und fütterten ſie. Florentina hörte den Lärmen, welchen die Pferde veranlaßten, und fragte einen von den hineinkommenden Dienern, wer denn ſein Herr wäre? Er antwortete: „Es iſt der Herzog von Calabria.“ Als Florentina dieſes hörte, erſchrak ſie gewaltig und ſprach bei ſich ſelbſt: „Das hat ihm der Teufel eingegeben! Davor iſt mir ſchon längſt bange geweſen.“ Sobald der Herzog vom Pferde abgeſtiegen war, ging ihm die Weckholderin entgegen und empfing ihn mit gebeugten Knieen. Der Herzog fragte ſie, wo Florentina wäre? Sie antwortete ihm: „Herr Vetter, folget mir nur nach; ich will euch ihre Kammer zeigen, in welcher ſie ruht; denn ſie liegt noch im Bette.“ Der Herzog klopfte an die Thür, welche Maria ſofort eröffnete. Da ſprang er vor Freuden mit beiden Füßen zugleich hinein; er fand Florentina allerdings noch im Bette, aber ſie ſtellte ſich krank. Der Herzog grüßte ſie ganz freundlich, wandte ſich dann aber ſogleich zu Marien und ſagte: „Jungfrau, ihr habt übel gehandelt, daß ihr mir meine Liebſte entführt habt; hätte ich euch zu Riga, ſo würde ich euch ohne Weiteres verbrennen laſſen.“ Maria antwortete ihm ſehr höhniſch und ſprach: „Herr, ſchonet meiner!“ Hierauf näherte er ſich Florentina's Bette; dieſe aber ſtellte ſich immer kränker. Da ſie jedoch ſah, daß er ſich immer näher heran machte, ſtellte ſie ſich ganz freundlich gegen ihn, und damit ſie ihm die Narrenkappe deſto beſſer über die Ohren ziehen könnte, hieß ſie ihn willkommen und nöthigte ihn, ſich neben ihrem Bette niederzuſetzen und auszuruhen, was er denn auch ſehr gern that. Der Stuhl, auf welchen ſie ihn ſich niederſetzen hieß, war inwendig mit kräftigem Balſam gut angefüllt, ſo daß er einen ſtarken Geruch von ſich gab. Der Herzog freute ſich außerordentlich über dieſe Ehrenbezeigungen und bat Florentina, ſie möge ſich ein wenig aufrichten. Dieſe aber antwortete: „Ach nein, es iſt mir unmöglich mich zu erheben; ſeitdem ich aus eurem Schloſſe fortgegangen bin, habe ich wenig geſunde Stunden genoſſen; ich hätte mir nicht gedacht, daß Löwe ſo ſchlecht an mir handeln würde. Da nun alle ſeine Treue, die ich in ihm gefunden zu haben glaubte, auf einmal verſchwunden iſt, ſo mag er heirathen, wen und wo er will, und ich will es auch ſo machen.“ „Jungfrau,“ ſagte der Herzog, „ſtimmen bei euch Herz und Mund überein, ſo reicht mir eure Hand zum Zeugniß dafür.“ „Ja,“ erwiederte ſie, „aber ihr müßt euch noch ein paar Tage hier aufhalten; unterdeſſen hoffe ich wieder zu geneſen. Doch laſſet etwa übermorgen zu Mittage etwas Gutes zu eſſen bereiten und kommt dann mit den anderen Herren zu mir in dieſe meine Kammer zu Gaſte.“ Der Herzog verſprach ihr ſolches zu thun und nahm mit Freuden von ihr Abſchied. Hierauf ging er zu dem Fürſten von Tarent und dem Marſchall von Florenz und erzählte ihnen, daß er ſo freundlich von ihr bewillkommnet worden wäre, und was ſie ihm hinſichtlich der Zubereitung einer herrlichen Mahlzeit aufgetragen hätte. Deswegen entſchloſſen ſie ſich alle drei für dieſen Zweck mit ihren Dienern und Hunden auf die Haſenjagd zu ziehen. Maria, welche ſich auf ein höfliches Praktikchen wohl verſtand, ſandte heimlich einen Boten an Löwen und ließ ihn davon in Kenntniß ſetzen, daß der Herzog von Calabria mit dem Fürſten von Tarent und dem Marſchall von Florenz bei ihnen im Kloſter wäre. Dieſe würden etwa übermorgen zu Mittage in Florentina's Zimmer mit ihr ſpeiſen; da ſollte er dann kommen und dieſelben in ihrer beſten Fröhlichkeit überfallen. Als Löwe dieſes erfuhr, theilte er es ſofort dem König mit. Hierauf legten er und ſeine Leute mit des Königs Bewilligung ihre Rüſtungen an, ſetzten ſich zu Pferde und ritten ſpornſtreichs vor das Kloſter, wo ſie ſich in einem nahe bei demſelben befindlichen Walde bis zu der beſtimmten Stunde verborgen hielten.

Wie Löwe in's Kloſter kommt, den Herzog von Calabria erſchlagen und Florentina wegnehmen will, wie aber er und ſein Diener Gerna von dem Herzoge gefangen genommen werden.

Als nun die Mittagsſtunde herankam, vergaß der Herzog von Calabria nicht, Florentina's Begehren zu erfüllen, ſondern hatte eine herrliche Mahlzeit anrichten laſſen und befahl nun alle Speiſen in Florentina's Zimmer zu tragen, welches auf's Köſtlichſte ausgeſchmückt war. Sie hatten aber kaum eine halbe Stunde zuſammen geſpeiſt, als Löwe und Gerna nach dem Kloſter herangeritten kamen und bei ihrem Eintritte gar luſtig unter den Dienſtleuten des Herzogs hauſten. Als der Herzog das Geſchrei ſeiner Leute hörte, erſchrak er und ſagte zu Florentina: „Du falſches Weib, wenn ich dich jetzt erwürgte, geſchähe dir da nicht recht? Haſt du mich auf ein ſolches Mahl zu Gaſte geladen?“ In dieſem Augenblicke trat Löwe in das Zimmer und ſagte: „Hier finde ich die rechten Gäſte, welche ich ſchon längſt geſucht habe, alle bei einander!“ Sofort ſtieß er einen Ritter in die Rippen, ſo daß ſein Blut in die Schüſſel ſprützte, die auf dem Tiſche ſtand. Während ſich nun die Anderen zur Gegenwehr ſtellten, ſprang der Herzog mittlerweile aus dem Zimmer hinaus, rüſtete ſich, ſo gut er es in dieſer Eile vermochte, und kam dann mit einer großen Schaar von Dienern wieder an Löwen und Gerna heran. Dieſe waren von ihrer Reiſe und bisheriger Anſtrengung ſo ermüdet, daß ſie endlich nicht mehr im Stande waren, ſich zu vertheidigen und mußten ſich deshalb gefangen geben. Da war Niemand in größerer Angſt und Bekümmerniß als Florentina; denn die Gefangenen wurden ſchlecht behandelt und nur mit Waſſer und Brod geſpeiſt. Hierauf befahl der Herzog ſeinen noch übrigen Leuten, ſie ſollten ſich zu Pferde ſetzen um wieder nach Riga zurückzureiten; die Gefangenen aber mußten neben den Pferden herlaufen. Der Fürſt von Tarent und der Marſchall von Florenz verhöhnten und verſpotteten Löwen und Gerna nicht wenig und ſagten zu ihnen, ſie ſollten ſich nur kein Verlangen noch Sehnſucht ankommen laſſen; denn zu Riga würden ſie ſchon ihren verdienten Lohn empfangen.

Wie der Herzog von Calabria mit den Gefangenen nach Riga zieht und der weiße Ritter Löwen und Florentina befreit, der Marſchall von Florenz aber von Löwen erſtochen wird.

Der Herzog von Calabria und der Fürſt von Tarent kamen nach kurzer Berathſchlagung auf mancherlei Gedanken, wie ſie Löwen und Gerna durch einen empfindlichen Tod auf die Seite ſchaffen wollten, wenn ſie nach Riga kämen. Doch ward ihr Rathſchlag gar bald zu Waſſer. Jetzt geſchah ein großes Wunderzeichen durch den weißen Ritter, welcher ohne Zweifel von Gott dazu geſandt worden war. Der Herzog nämlich bemerkte, daß eine große Menge Kriegsvolk gegen ihn heranzog. Da ſagte er zu dem Fürſten von Tarent: „Ich meinte, ihr hättet den weißen Ritter vor Montroſe getödtet, da kommt er ja wieder mit ſeiner Genoſſenſchaft heran! Ich ſehe es wohl, mein Bleiben iſt nicht mehr hier!“ Hierauf ließ er Löwen, Gerna, Florentina und Maria mitten im Felde ſtehen und ergriff mit ſeinen Dienern die Flucht in den Wald hinein. Der Marſchall von Florenz aber blieb allein von denſelben zurück, weil er mit ſeinem Pferde ſtürzte. Löwe, der feſt gebunden war, wurde nun von Florentina ſeiner Feſſeln entledigt. Sobald dieß geſchehen war, lief er in größter Wuth auf den Marſchall los, welcher noch auf der Erde lag und durchbohrte ihn mit ſeinem Degen. So empfing alſo dieſer ſeinen wohlverdienten Lohn. Hierauf kam der weiße Ritter wieder zu Löwen und Florentina; da ſagte Löwe zu ihm: „O du getreuer Gefährte, wie ſoll ich doch eine ſolche Wohlthat, wie du ſie an mir bewieſen haſt, vergelten?“ Der weiße Ritter nahm Löwen an der Hand, führte ihn zu Florentina und ſprach zu ihnen: „Reitet miteinander nach Mendlian: Gott verleihe euch ſeinen Schutz! denn ich muß nun von euch ſcheiden.“ Hierauf verſchwand er ſofort vor ihren Augen.

Wie Löwe und Florentina in Mondliſan einziehen und herrlich empfangen werden; ferner wie Florentina mit Löwen vermählt und ihre Hochzeit mit einem prachtvollen Turnier gefeiert wird.

Für Löwen war es keine ſonderliche Freude, daß der weiße Ritter ſo ſchnell von ihm Abſchied genommen hatte; denn er hätte gern noch viel mit ihm geſprochen. Doch mußte er es geſchehen laſſen. Hierauf ging er zu Florentina und ſagte: „Gott ſey gelobet, daß wir wieder bei einander ſind! Nun wollen wir nach Mondliſan ziehen.“ Sie gingen nun mit einander wieder in's Kloſter zurück und nahmen von der Aebtiſſin Abſchied; dann ſetzten ſie ſich auf die Pferde und ritten nach Mondliſan zu. Wie hoch der König über dieſe ihre Ankunft erfreut geweſen ſey, das kann man wohl leicht ermeſſen. Er ſchrieb ſofort an ſeine ganze Ritterſchaft und an alle Herren ſeines Landes und ſtellte eine Hochzeit an, die einen ganzen Monat lang währte. Da ſah man bei dem dazu gehaltenen Turniere im Stechen und Hauen manchen Speer zerbrechen. Die Herren und Ritter gaben nun Löwen den Rath, er ſolle den Herzog von Calabria in ſeinem Lande mit Heeresmacht überziehen und Rache an ihm nehmen; ſie wollten ihm dabei mit Gut und Blut beiſtehen. Löwe dankte ihnen für ihr gütiges Anerbieten und verhieß es ihnen mit königlichen Gnaden und Wohlthaten wieder zu belohnen, welches Verſprechen er denn auch ſpäter erfüllte. Alsdann ſchickte er eine Botſchaft an ſeinen Pflegevater Badewin und ließ ihn zu ſich einladen; dieſer kam denn auch alsbald und war über Löwens Wohlergehen auf's Höchſte erfreut. Bald darauf berief Löwe ſeine ganze Ritterſchaft zu ſich und befahl ihnen, ſie ſollten ſich zum Aufbruch rüſten. Bevor er aber auszog, ſagte er zu Badewin: „Vater, ich muß in das Land des Herzogs von Calabria ziehen und daſſelbe bekriegen; darum vertraue ich euch unterdeſſen das Königreich Sicilien an und mache euch zu einem Marſchall; auch ſollt ihr euch ganz beſonders meine Gemahlin zu vorzüglicher Sorgfalt mit Ernſt empfohlen ſeyn laſſen.“ Badewin antwortete: „Lieber Sohn, ich will eurem Befehle Gehorſam leiſten; hegt an meiner Treue keinen Zweifel; zieht hin, Gott wird euch nicht verlaſſen!“ Hierauf ging Löwe zu Florentina und nahm Abſchied von ihr; dieſe weinte bitterlich und ſagte, er ſolle ſich ja verſehen und ſich beſonders vor Verrätherei in Acht nehmen; denn dieſe wäre unter den Sicilianern ſehr gewöhnlich.

Wie Löwe und der König von Sicilien nach Calabria ziehen und das Land ſehr verderben, wie darüber der Herzog von Calabria in Schrecken geſetzt wird, ſich nach Rom an den Papſt wendet und denſelben bittet, er möge zwiſchen Löwen und ihm Frieden ſtiften.

Löwe und der alte König von Sicilien zogen nun mit ihrer Ritterſchaft nebſt dem Herzoge von Venedig von Mondliſan aus. In Calabria angekommen, verwüſteten und verheerten ſie Alles, was ihnen in den Weg kam. Als der Herzog dieſes erfuhr, gerieth er in Schrecken und wußte nicht, was er anfangen ſollte; denn er war viel zu ſchwach, als daß er den Sicilianern hätte Widerſtand leiſten können. Als nun der Fürſt von Tarent bemerkte, daß der Herzog ſo gewaltig erſchrocken, wollte er ihm Muth einſprechen und ſagte: „Wollt ihr mir folgen, ſo laßt uns unſere Ritterſchaft aufbieten. Wenn dann die Sicilianer vor die Stadt kommen, ſo will ich ihnen entgegen ziehen, und treffe ich da Löwen an, ſo will ich ihn dergeſtalt willkommen heißen, daß er ohne Kopf nach Hauſe zurückkehren ſoll.“ „Nein,“ erwiderte der Herzog, „das unterſtehe ich mich nicht, denn er iſt ein verwegener Bube. Ich weiß aber einen beſſern Rath. Godefer nämlich, der Hauptmann von Rom, iſt mein vertrauter Freund; dieſen will ich bereden, daß er den Papſt dahin zu bringen ſuche, daß er ſich meiner annehme und zwiſchen Löwen und mir einen Frieden vermittele; denn ich weiß wohl, daß Löwe mir mein Land, welches er erobert hat, nicht wieder giebt, es ſey denn, daß der Papſt mir dazu ſeine Hand reiche. Darum macht euch nur dazu bereit, daß wir uns morgen auf den Weg nach Rom begeben können.“ Während dieſer Zeit nun hatte Löwe das ganze Herzogthum bereits in ſeine Gewalt bekommen, bis auf die einzige Stadt Riga, welche die Reſidenz des Herzogs war. Aber auch dieſe belagerte und beſtürmte Löwe gewaltig. Diejenigen jedoch, welche in der Stadt waren, hielten ſich ſo tapfer, daß er beinahe vier volle Monate damit zubrachte, ehe er ſie erobern konnte. Löwe meinte anfangs, der Herzog und der Fürſt von Tarent würden noch in der Feſtung ſein; als er aber erfuhr, daß ſie nach Rom gezogen wären, dachte er ſogleich bei ſich, daß ſie den Papſt erſuchen würden, daß er Schiedsrichter zwiſchen ihnen ſein möge. Sobald nun der Herzog und der Fürſt von Tarent zu Rom angekommen waren, gingen ſie des andern Tages ſogleich zu dem Papſte. Da fiel Godefer vor demſelben auf ſeine Kniee und ſprach: „Allerheiligſter Vater, hier ſteht mein Vetter, der Herzog von Calabria; dieſer iſt wegen eines Königs Tochter, Florentina genannt, bei dem Könige von Sicilien in Ungnade gefallen. Der König hat jene ſeine Tochter einem Ritter zur Ehe gegeben, und dieſer liegt jetzt mit ſeiner Mannſchaft in dem Herzogthume Calabria und verheert und verwüſtet das ganze Land. Darum bitte ich euch, allerheiligſter Vater, in tiefſter Demuth, ihr wollet den König und Löwen durch ein Schreiben beſcheiden, daß ſie zu euch kommen ſollen, um einen Vergleich zu treffen, damit meines lieben Vetters Land nicht ganz und gar zu Grunde gerichtet werde.“ Der Papſt erwiderte auf dieſe Rede: „Liebe Herren, geht nur getroſt nach Hauſe; ich will dem Könige und Löwen ſchreiben, daß ſie zu mir kommen und ſich mit euch vergleichen ſollen.“

Wie der Papſt zwiſchen dem Könige und Löwen einerſeits und dem Herzoge von Calabria andererſeits Frieden ſtiftet.

Der Papſt ſäumte nicht erſt lange, ſondern ſandte ſofort einen der vornehmſten Kardinäle nach Riga; denn Löwe hatte die Stadt bereits mit ſtürmender Hand eingenommen. Als nun der Kardinal vor Riga ankam, ward er durch den Thorhüter zu Löwen geführt. Dieſer empfing ihn auf's Herrlichſte, und der Kardinal brachte hierauf ſeine Botſchaft ſofort auf's Zierlichſte vor. Der König und Löwe waren bereit, dem Befehle des Papſtes zu gehorchen, und es zogen deshalb ſogleich am folgenden Tage der König, Löwe und der Herzog von Venedig, nebſt vielen anderen Herren, mit dem Kardinal nach Rom zu. Als ſie daſelbſt angekommen waren, meldete ein Kardinal dem Papſte, daß der König und Löwe ſich eingeſtellt hätten. Da ließ derſelbe beide Parteien vor ſich kommen. Löwe brachte nun ſeine Klage vor dem Papſte alſo an: „Heiligſter Vater, der Herzog von Calabria hat mir durch große und ſchändliche Liſt meine Gemahlin entführt und mir auch ſonſt noch viel Herzeleid verurſacht; deshalb bin ich, vermöge des gegenſeitigen Rechtes aller Völker, nothgedrungen dazu veranlaßt worden, für meinen Schaden an ihm Rache zu nehmen und ihn von Land und Leuten zu vertreiben.“ Darauf fing der Herzog von Calabria mit betrübtem Herzen und wehmuthsvoller Stimme an zu reden und ſprach: „Allerheiligſter Vater, die von Löwen wider mich vorgebrachte Klage kann ich nicht in Abrede ſtellen; denn ich habe mich auf grobe Weiſe an ihm und den Seinigen vergriffen, und es ſind daher die von ihm gegen mich unternommenen Rachethaten nicht unbillig. Doch bitte ich um Gnade und bin erbötig, ihm alle Unkoſten, welche ihm die Ausrüſtung ſeines Kriegsheeres verurſacht hat, wieder zu erſtatten, meinen Schaden aber, welchen ich durch dieſen Kriegszug erlitten habe, will ich allein auf mich nehmen. Ueberdies will ich ihm auch alljährlich noch einen beſtimmten Tribut entrichten und ihm, wo es nöthig ſein ſollte, wider ſeine Feinde mit gebührenden Ritterzügen als ein Lehnsmann dienen.“ Nachdem der Papſt ihr beiderſeitiges Vorbringen vernommen und wohl eingeſehen hatte, ſagte er zu Beiden: „Liebe Söhne, vereinigt euch mit einander, damit Land und Leute nicht ganz dem Verderben Preis gegeben werden. Ihr, Löwe, gebt dem Herzoge ſein Land zurück und führt eure Kriegsvölker wieder nach Hauſe; der Herzog von Calabria dagegen ſoll euch halten, was er euch hier in meiner Gegenwart verſprochen hat: thut er dies nicht, ſo will ich ihn ſelbſt mit Krieg überziehen und ihn für immer von Land und Leuten verjagen.“ Der König und Löwe durften ſich dem päpſtlichen Ausſpruche nicht widerſetzen und nahmen daher dieſen Vorſchlag zur Güte an, doch nur unter der Bedingung, daß der Herzog auch gewiß ſeinem Verſprechen gemäß leben und handeln ſollte. Deshalb mußte derſelbe es noch mit einem Eide bekräftigen, daß er es halten wolle. Als ſie nun vom Papſte

bſchied genommen hatten und im Begriff waren, fortzugehen,
f derſelbe Löwen wieder zurück und fragte ihn, aus was für
nem Geſchlechte er entſproſſen wäre? Löwe gab ihm zur Ant-
ort, ſein Vater habe Herzog Herpin geheißen, er könne aber
cht erfahren, wohin derſelbe gekommen ſein möchte. „Ei,“
gte der Papſt, „iſt Herzog Herpin euer Vater geweſen? Dieſen
be ich ehemals wohl gekannt, denn er hat mir eine lange Reihe
n Jahren in meinem Kriege wider die Heiden auf's Treulichſte
igeſtanden. Einſtmals wollte er nach Sankt Nicolaus-Pforten
ten; da iſt er unterwegs geſtorben.“ Als Löwe dieſes hörte,
gte er: „Nun will ich auch dahin reiten und ſehen, wo er be-
aben liegt, damit ich ihm noch einige Dutzend Seelenmeſſen
nn leſen laſſen.“ Der Papſt ſagte: „Mein Hauptmann Go-
ſer weiß es; mit dieſem will ich ſprechen und ihm ſagen, daß
mit euch reiten ſolle.“ Hierauf ſandte er ſofort zu Godefer.
ieſer erſchien auch ſogleich, und nachdem ihn der Papſt an den
rzog Herpin, welcher Löwens Vater wäre, und an die Reiſe
ch der Pforte des heiligen Nicolaus erinnert hatte, willigte er
deſſen Vorſchlag ein und erbot ſich, Löwen gute Geſellſchaft zu
ſten. Da ging Löwe zum König Heinrich und ſprach: „Vater,
bt ihr nun unter Gottes Geleite wieder nach Hauſe und laßt
ch meine Gemahlin empfohlen ſein! ich aber will nach der
forte des heiligen Nicolaus reiten und ſehen, wo mein Vater,
r Herzog Herpin, begraben liegt.“ So ſchieden ſie denn jetzt
n einander.

ie Godefer und ſeine Freunde zu Löwens Zimmer kommen und ihn ermorden wollen, der weiße Ritter aber ihn im Schlafe warnt und beſchirmt.

Löwe und Gerna mußten etliche Tage in Godefers Hauſe
weilen und meinten daſelbſt vollkommen ſicher zu ſein. Gode-
aber trug im Geheimen bitteren Groll wider Löwen. Eines
bends waren ſie unter einander fröhlich geweſen. Als nun
we und Gerna zu Bette gegangen waren, ließ Godefer ſeine
eunde zu ſich kommen und ſprach zu ihnen: „Liebe Freunde,
habe einen fremden Herrn in meinem Hauſe, den ſollt ihr mir

helfen umbringen.“ Die Freunde waren dazu bereitwillig, denn ſie gedachten dadurch eine gute Beute zu erlangen und wollten dann dieſelbe unter ſich theilen. „Verharret aber ungefähr noch ein paar Stunden,“ ſagte Godefer weiter, „bis Löwe und Gerna im erſten Schlafe liegen werden.“ Der weiße Ritter indeß, welcher Löwen ſo oft beigeſtanden und ihn aus mancher Noth errettet hatte, da er ein Geiſt war, auch dieſem Rathſchluſſe unſichtbarer Weiſe beigewohnt, trat deshalb zu Löwen vor's Bett und ſagte: „Löwe, wache alsbald auf, denn dein Wirth Godefer, der deinen Vater Herpin an die Heiden verkauft und vorgegeben hat, er ſei geſtorben, will dich umbringen, damit ſeine ſchändliche That nicht offenbar werde. Darum ſtehe auf, rüſte dich und halte dich tapfer! ſie werden dir nichts anhaben können!“ Da ſprang Löwe eiligſt aus dem Bette und ſagte zu dem weißen Ritter: „Theurer Freund, Gott belohne es dir! denn du haſt mich oft aus den Händen meiner Feinde errettet!“ Während Löwe noch redete, kam Godefer mit ſeinen Genoſſen und rief: „Auf, du verwegener Hund! dieſe Nacht mußt du ſterben!“ Da hieb der weiße Ritter vier von Godefers Begleitern in einem Augenblicke darnieder. Als dieſes die Andern ſahen, wichen ſie zurück und ſagten zu Godefer: „Dieſer Bube iſt kein Menſch, ſondern der leibhaftige Teufel; denn es darf ihm Keiner nahen, ſo liegt er ſchon todt auf der Erde.“ Darüber ergriff den Godefer ein gewaltiger Schrecken, nicht, daß er ſeiner Freunde Tod beklagt hätte, ſondern weil er befürchtete, es möchte ihm dieſe That, wenn es der Papſt erfahren würde, übel vergolten werden. Hierauf half der weiße Ritter Löwen und Gerna aus dieſem Räuberhauſe hinweg, ſo daß ſie wieder zu ihren Genoſſen kamen. Dieſen erzählten ſie dann Alles, was ihnen widerfahren wäre, und Löwe ſchwur hoch und theuer, er wolle, ſobald nur der Tag anbrechen würde, den Godefer vor den Papſt belangen; denn es ſchmerzte ihn überaus ſehr, daß derſelbe ſeinen Vater an die Heiden verkauft hatte.

Wie Godefer ſeine Verrätherei vor dem Papſte mit einer Lüge bedecken will und Löwe ihn deshalb zum Zweikampf herausfordert.

Godefer war in tauſend Aengſten und wußte nicht, wie er dieſes Bubenſtück am Beſten bemänteln ſollte. Er fing deswegen an in ſeinem Hauſe gewaltig zu ſchreien. Als nun dieſes die Nachbarn hörten, ſtanden ſie, vom Schlafe erwacht, auf und liefen herbei, um zu ſehen, was da geſchehen wäre. Als ſie in's Haus eintraten und die todten Körper liegen ſahen, wunderten ſie ſich und fragten Godefern, wie das zugegangen wäre, daß da Leichname lägen? Dieſer antwortete, er hätte einen fremden Herrn im Hauſe und hätte deshalb geſtern ſeine Freunde zu ſich eingeladen, um mit ihnen ein Gaſtmahl zu halten. Als ſie nun, nach beendigtem Gaſtmahle, in ihrer ſicherſten Ruhe gelegen hätten, wären eine große Schaar Banditen gekommen, hätten ſein Haus geſtürmt und eröffnet und dieſe Männer, deren Leichname ſie da liegen ſähen, jämmerlich erſchlagen. Seine Freunde und ſein Gaſt nebſt deſſen Diener wären entflohen; doch wiſſe er weder, wohin dieſe zuſammen ihre Zuflucht genommen hätten, noch wohin jene Banditen entkommen wären. Er wolle aber, ſobald der Tag anbrechen würde, ſolches dem Papſte melden, damit derſelbe Kundſchafter ausſenden und ſo viele er von den Banditen in ſeine Gewalt bekommen könnte, hängen laſſen ſollte. Sobald nun der Tag graute, ging Godefer zum Papſte und klagte demſelben ſeine Noth. Während aber der Papſt noch damit beſchäftigt war, Befehle zu ertheilen, daß man den Thätern nachſpüren ſollte, traten Löwe und Gerna ebenfalls in das Audienzzimmer. Sobald Löwe Godefern erblickte, ſagte er zu ihm: „Du meineidiger Hund, biſt du denn ein Räuber und dein Haus eine Mördergrube? Das haſt du wenigſtens an mir und meinem Diener dieſe Nacht bewieſen; auch meinem Herrn Vater haſt du ſchon an die Heiden verkauft und vorgegeben, er ſei geſtorben. Deswegen biete ich dir einen Kampf an, in welchem ich um Leib und Leben mit dir fechten will; denn du biſt ein Böſewicht und verdienſt nicht länger zu leben." Godefer antwortete ihm: „Wofür du mich hältſt, dafür halte ich dich wieder, und da du mich zum Kampfe herausforderſt, ſo ſei dir derſelbe gewährt; denn deine Haut iſt eben ſo weich als die meine.“ So gingen ſie denn Beide von dem Angeſichte des Papſtes hinweg und rüſteten ſich zum Streite.

Wie Löwe mit Godefer kämpft und ihn erlegt, hierauf nach Sicilien zieht und Florentina um die Erlaubniß bittet, ſeine Eltern ſuchen zu dürfen.

Die Bürgerſchaft und das gemeine Volk in Rom hatten erfahren, daß Löwe und Godefer mit einander kämpfen würden. Deshalb verſammelten ſie ſich in großer Menge auf dem gewöhnlichen Reitplatze, um dieſen Kampf mit anzuſehen. Da war kein Degen ſo ſpitzig, keine Lanze ſo ſtark, kein Schwert ſo ſcharf, daß es Godefer nicht gern in Löwens Leibe gewetzt hätte. Aber Löwe, welcher Godefers Zorn ſo viel achtete, als wenn ein Elephant von einer Mücke angefeindet wird, rennte getroſt auf ihn los und ſtieß ihm gleich beim erſten Anlaufe das eine Auge aus dem Kopfe, ſo daß es vor ihm auf die Erde fiel. Darüber erſchrak Godefer; denn das Blut rann ihm am ganzen Angeſichte herab und verdeckte ihm auch das andere Auge, ſo daß er nicht mehr ſehen konnte. Als Löwe dieſes bemerkte, verſetzte er ihm noch einen Streich und hieb ihm damit den Kopf herunter. Der Papſt und die anderen anweſenden Herren wunderten ſich über Löwens Stärke. Hierauf ritten Löwe und Gerna nach ihrer Wohnung und frühſtückten; dann gingen ſie zum Papſte, dankten ihm für die ihnen erwieſene Ehre, nahmen Abſchied von ihm und ritten wieder nach Sicilien zurück. Florentina, welche ſchon lange guter Hoffnung war, empfing Löwen auf's Freundlichſte; er aber ſagte zu ihr: „Meine allerliebſte Gemahlin, nur noch einen Monat will ich bei euch verweilen, um Alles in Ordnung zu bringen; dann aber will ich eine Zeitlang von euch ziehen und meinen Vater und meine Mutter ſuchen; denn ich weiß, daß ſie noch am Leben ſind.“ Als aber der König erfuhr, daß Löwe hinwegziehen wollte, ward er unwillig und ſagte: „Warum wollt ihr denn eine unnöthige Reiſe unternehmen? Denket doch, wenn eure

Gemahlin das erfährt, wie wird ſie ſich übel ſtellen und ſich grämen! ja, ſie wird vor Kummer entweder ſterben, oder wenigſtens zu frühzeitig im Kindbette liegen müſſen.“ Löwe aber ſagte zu ihm: „Vater, da ich vernommen habe, daß mein leiblicher Vater, der Herzog Herpin, noch am Leben iſt, ſo möchte ich die größten Güter nicht annehmen und dafür das Unternehmen aufgeben, ihn zu ſuchen.“ Während dieſer Unterredung kam auch Florentina herbei, ſah Löwen an, weinte bitterlich und ſprach: „Ach, mein allerliebſter Löwe, wollt ihr jetzt gerade von mir ziehen, da unſer Reich in Ruhe und Frieden ſteht? Jetzt ſollten wir erſt Freude und Vergnügen genießen, und ſtatt deſſen beginnt gerade die wahre Traurigkeit, die bei mir zu allererſt den Anfang macht.“ Löwe aber erwiderte ihr: „Laßt euch das nicht grämen! was ich einmal gelobt habe, das muß ich halten.“ „Bei meiner Treue!“ ſagte Florentina, „ich wollte lieber ſterben, als daß ich den Augenblick erleben ſoll, wo ihr von mir ſcheidet. Ueberdies befinde ich mich in geſegneten Umſtänden, und ihr wollt mich in meinen Nöthen verlaſſen?“ Hierauf ging ſie mit weinenden Augen von ihm weg. Löwe und Gerna aber nahmen, trotz aller Bitten, von dem Könige, von dem Herzoge von Venedig, von Badewin und Florentina Abſchied und ritten fort durch die Stadt Mondliſan. Dieſe Stadt wurde ſpäter von Grund aus zerſtört, nach beendigtem Kriege jedoch wieder aufgebaut und Dokur genannt, wie ſie noch bis auf den heutigen Tag heißt.

Wie Florentina von zwei Söhnen entbunden wird, beide taufen und den einen Herpin, den andern Wilhelm nennen läßt, und was der Herzog von Calabria wiederum anſtiftet.

Florentina konnte weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe finden; denn ihre Gedanken waren ſtets auf ihren lieben Ehegemahl, auf Löwen, gerichtet. In dieſer ihrer Traurigkeit beſchenkte ſie Gott mit zwei Söhnchen. Sie ließ dieſelben taufen, und den einen Herpin, den andern aber Wilhelm nennen. In Folge dieſer Entbindung verfiel ſie in eine ſchwere Krankheit; da jedoch Maria ſie auf's Beſte verpflegte, ſo genas ſie in kurzer Zeit wieder. Zu ebenderſelben Zeit nun hielt ſich zu Mondliſan ein gottloſer Bube auf, der ſeine eigentliche Heimath zu Riga hatte. Als derſelbe ſah, daß dieſer beiden neugebornen Thronerben halber zu Mondliſan eine außerordentliche Freude herrſchte, machte er ſich eilends auf, um nach Riga zu ziehen und dieſe Nachricht dem Herzoge von Calabria zu überbringen. Dort angekommen, begab er ſich ſofort zu dem Herzoge und erzählte ihm, daß Löwe über's Meer nach Cypern gefahren und Willens wäre, nicht eher wieder nach Sicilien zurückzukehren, als bis er ſeinen Vater und ſeine Mutter gefunden hätte. Als der Herzog dieſen Bericht vernommen hatte, ging er ſogleich zu der Weckholderin und ſagte zu ihr: „Was werdet ihr mir jetzt für einen Rath geben? Löwe iſt nämlich über See gefahren und Florentina unterdeſſen mit zwei Söhnen geneſen. Wenn wir nun Mittel und Wege fänden, wie wir dieſelben könnten auf die Seite ſchaffen laſſen.“ „Oho,“ erwiderte die Weckholderin, „dazu weiß ich einen guten Rath. Ich will eine alte Frau herbeiſchaffen; die ſoll Pilgrimskleider anziehen, dann nach Mondliſan gehen und vorgeben, ſie ſey jenſeit des Meeres herüber gekommen und habe Löwen geſprochen. Auf ſolche Weiſe wird ſie ſchon Gelegenheit bekommen mit Florentina ſprechen zu dürfen; da mag ſie dann wohl zuſehen, daß ſie, wenn nicht beide zugleich, doch wenigſtens eines von den Kindern hinweg bringt.“ Dieſer Vorſchlag gefiel dem Herzoge ſehr wohl; er befahl deshalb, es ſolle dies ſofort in's Werk geſetzt werden. Die Weckholderin bekam zu ihrem Zwecke ein altes Weib; dieſer legte ſie Pilgrimskleider an und unterrichtete ſie ganz genau, wie ſie ſich verhalten ſollte. Die alte Bettel ſagte: „Ach, liebe Jungfrau, auf einen ſolchen Handel verſtehe ich mich wohl; ich habe dergleichen Streiche mehr ausgeführt. Ich bin ein altes Weib, welchem einſtmals nicht einmal der Teufel ſelbſt zu trauen und zu nahe zu kommen wagte, ſondern er reichte mir die rothen Pantoffeln, welche er mir zu geben verſprochen hatte, auf einer Stange zu. Bin ich alſo klüger als der Teufel, ſo will ich dieſe Botſchaft auch wohl ausrichten.“ Die Weckholderin gab ihr ungefähr zwanzig Gulden, welche ſie mit ſich nahm. So ging ſie denn nach Mondliſan, eilte daſelbſt nach em königlichen Schloſſe zu und begehrte mit Florentina ſelbſt zu prechen. „Denn,“ ſagte ſie, „wenn ſie vernehmen wird, was ich ür eine Botſchaft bringe, ſo wird ſie mich gern hören; ich bin nämlich in Cypern geweſen und habe daſelbſt ihren Herrn geſprochen, von welchem ich ihr gute Nachricht mitbringe.“

Wie ein altes Weib auf der Weckholderin Anſtiften der Florentina ihr Söhnchen Herpin ſtiehlt, welches von dem Diener des Herzogs von Calabria in einen Wald gelegt, daſelbſt aber von einem Hirten gefunden und auferzogen wird.

Die falſche Pilgerin kam zu Marien und erzählte ihr, in welcher Abſicht ſie nach Mondliſan gekommen wäre. Als Maria dieſes vernommen hatte, ging ſie ſofort mit dem alten Weibe zu Florentina und ſagte: „Gnädige Frau, hier bringe ich eine Pilgerin, die euch von eurem Herrn gute Nachricht bringen wird.“ Florentina hieß dieſelbe willkommen und fragte ſie, woher ſie wäre? Die alte Vettel ſagte: „Gnädige Frau, ich komme aus fernem Lande über's Meer herüber gefahren, und als ich da aus Cypern abſegeln wollte, begegnete mir euer Herr, der mich fragte, wohin ich reiſen wollte? Ich ſagte ihm, ich wäre bei dem heiligen Grabe geweſen und gedächte nun wieder nach Sicilien zurückzureiſen. Da ſchenkte er mir zehn Gulden zu meiner Zehrung und ſagte: „„Dieſes nehmt um meinetwillen an und unterlaßt es nicht den Auftrag zu erfüllen, welchen ich euch ertheilen will: beſuchet meine Gemahlin Florentina und grüßt ſie freundlich von mir!““ Dieſen Gruß überbringe ich euch alſo hiermit und vollziehe gehorſamſt eures Herrn Auftrag.“ Florentina ſtattete ihr für dieſe Botſchaft ihren Dank ab und ſagte, daß ſie nun doch ruhig ſchlafen könnte; zugleich bat ſie das alte Weib, daß ſie ihr Lebenlang bei ihr am Hofe bleiben möchte. Dieſe verſprach es zu thun; ſie bezeugte große Freude über die beiden hübſchen Kinder und ſtellte ſich außerordentlich freundlich gegen ſie, gleich als wenn ſie dieſelben ſehr lieb hätte. Als es nun Nacht ward, nahm ſie ihre Gedanken zuſammen, und da ſie merkte, daß Alle im Schloſſe ſchliefen, nahm ſie das eine Kind, den kleinen Herpin, aus der Wiege heraus, ließ es zum Fenſter hinab und ſprang ihm dann nach. Sie lief die

Nacht hindurch noch einen weiten Weg mit dem Kinde, warf aber ihre Pilgrimskleider ab, damit ſie nicht erkannt werden möchte. So ging ſie raſtlos auf Riga zu und ruhte nicht eher, als bis ſie das Kind dem Herzoge überliefert hatte. Florentina lag unterdeſſen in einem tiefen Traume, und als ſie erwachte, griff ſie ſogleich nach ihren Kindern. Da ſie nur eines derſelben fand, fing ſie an zu rufen und zu ſchreien, und ſagte: „Ach Gott! helft mir! das alte Pilgerweib hat mir ein Kind geſtohlen und iſt mit demſelben davon gelaufen!“ Als die Dienſtleute dieſes hörten, kamen ſie alle herbeigelaufen und fanden, daß das eine Kind hinweg war. Obwohl nun Florentina alle Landſtraßen, Wege und Stege durchſuchen ließ, ſo war doch die alte Vettel nirgends mehr zu finden. Das alte Weib aber überantwortete das Kind, ſobald ſie zu Riga angekommen war, der betrügeriſchen Weckholderin. Dieſe rief dann den Herzog eilends herbei, der ſich auch ſogleich einſtellte. Da ſagte die alte Wettermacherin zu ihm: „Herr, hier bringe ich den einen Sohn von Löwen; den andern habe ich getödtet, weil ich ſie nicht beide tragen konnte.“ Der Herzog nahm das Kindlein auf ſeine Arme, als wenn er ihm gütlich thun wollte, und ſagte zu der Weckholderin: „Ich will das Kind mit in mein Zimmer nehmen und mir mit ihm die Zeit ein wenig verkürzen.“ Sobald er es hineingetragen hatte, rief er einen ſeiner Diener zu ſich und befahl ihm, er ſolle das Kind wegnehmen und es entweder erwürgen oder erhängen oder ertränken, das wäre ihm gleichviel; wenn es nur ums Leben käme. Der Diener, welcher ein beſſeres Gewiſſen hatte, als ſein Herr, konnte es nicht über ſein Herz bringen, ſo unbarmherzig mit einem ſo unſchuldigen Kindlein zu verfahren; er nahm es deshalb unter ſeinen Mantel und trug es in einen Wald; dort legte er es unter einen ſtarken Oelbaum nieder und ging davon. Als er wieder zu ſeinem Herrn kam, ſtellte er ſich ſehr blutgierig und ſagte: „Hat mein gnädiger Herr der Kinder nicht noch mehrere? Es hat mir ſo wohl gefallen, daß ich, wenn ich ihrer noch hundert gehabt hätte, ſie alle, und ein jedes auf eine beſondere Art hätte umbringen wollen.“ „Recht ſo!“ ſagte der Herzog, „du ſollſt auch für den mir erwieſenen Dienſt wohl be-

ohnt werden.“ Nachdem das Kind die ganze Nacht hindurch unter
em Oelbaume gelegen hatte, trieb des Morgens früh ein Kuh-
irte an jenem Orte vorüber. Als dieſer das Kind ſchreien hörte,
ing er hinzu und fand es. Da ſah er es lächelnd an und ſagte:
O, du liebes Kind, ich wollte dich gern zu mir nehmen, in meine
Wohnung bringen und auch auferziehen, aber ich darf dieſes nicht
hun um meines böſen Weibes willen; dieſe würde mich und dich
um Hauſe hinaus jagen; denn ſie würde meinen, ich ſey ſelbſt
ein Vater, zumal da ſie mir ohne dies nicht viel Gutes zutraut,
nd weil ſie ſelbſt keine Kinder hat, noch obendrein glaubt, daß
h all' meine Kräfte bei Andern verſcherze. Doch,“ ſagte er weiter,
ich will es verſuchen.“ So hob er denn das Kind auf, trug es
u ſeiner Käthe und ſagte: „Ey, mein liebes Weib, ſieh, was ich
ir für ein ſchönes Kind bringe! ich habe es im Walde unter ei-
em Oelbaume gefunden.“ Die Frau betrachtete es und ſchüttelte
nit dem Kopfe; indeß da es ſo ſchön war, ſo erbarmte ſie ſich doch
einer. Sie ſetzte es auf ihren Schooß, gab ihm zu eſſen und zu
rinken und pflegte ſeiner, ſo gut ſie es vermochte.

Wie der Herzog von Calabria das Königreich Sicilien mit Krieg überzieht, en König ſelbſt erſchlägt und das Land verwüſtet, Florentina aber mit Badewin entkommt.

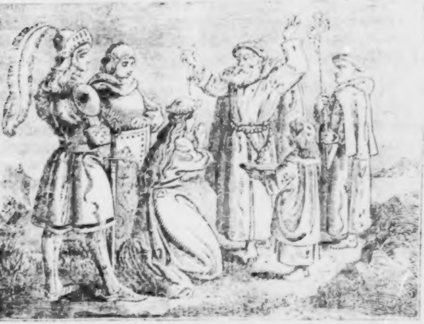
Als nun der Herzog von Calabria das Kind entfernt, und,
einer Meinung nach, hatte umbringen laſſen, da dachte er bei ſich
elbſt: „Nun kannſt du doch die Treue, die du Löwen verſprochen
haſt, nicht halten.“ Er ließ deshalb ſeine ganze Heeresmacht in
einem Herzogthume aufbieten, muſterte ſie und fand dieſelbe un-
gefähr fünfzig tauſend Mann ſtark. Mit dieſen fiel er, noch unter-
tützt von dem Fürſten von Tarent, in Sicilien ein. Sie erſchlugen,
verwüſteten und verheerten, vernichteten und verdarben Alles, was
ihnen vor den Weg kam. Die ſchöne Stadt Bonavent verbrannten
ſie, und was ſonſt an Schlöſſern, Feſtungen und Päſſen ſich nicht
freiwillig ergeben wollte, das ward geſchleift. Als der König von
Sicilien dieſes erfuhr, rüſtete er ſeine beſte Mannſchaft aus, zog
mit derſelben dem Herzoge entgegen und traf auf ihn nahe bei ei-

nem Fluſſe. Daſelbſt wurde Anfangs von den beiderſeitigen Vertruppen manches Scharmützel gehalten, bei welchem viele Ritter und Herren in's Gras beißen mußten, bis endlich die beiden Hauptarmeen ſelbſt an einander ſtießen. Da mußte auch der König ſein Leben aufgeben und ſein Heer mit großem Verluſte das Feld verlaſſen. Nach gewonnenem Siege rückte der Herzog von Calabria weiter vor und belagerte die Hauptſtadt Mondliſan. Ehe dieſe Belagerung begonnen wurde, ſagte der Burggraf Dietrich, welcher wohl den Erfolg vorausſehen mochte, zu der Königin Florentina: „Gnädigſte Frau, es ſcheint mir das Beſte zu ſeyn, daß wir ein Schiff ausrüſten laſſen, in welchem ihr zur Nachtzeit abſegeln und nach Affeler unter die Heiden, wo aber auch viele Chriſten wohnen, fahren könnt, und daß ihr daſelbſt eine Zeitlang bleibt; denn dieſer Krieg iſt eurethalben angefangen worden, und ſo lange der Herzog weiß, daß ihr noch hier ſeid, wird er nicht ablaſſen, bis er euch erbeutet hat, ſollte es ihm auch ſein Leben koſten; wenn er aber bemerket, daß ihr hinweg ſeid, ſo wird er abziehen und uns das Land räumen müſſen." Florentina, welche in großen Sorgen lebte, ließ ſich dieſen Rath gefallen und befahl ſogleich, daß ein Schiff ausgerüſtet und mit allem Nöthigen verſehen werden ſollte; denn um Mitternach wollte ſie von dannen fahren. Sobald die Schiffsleute dieſen Befehl erhielten, handelten ſie denſelben gemäß. Sie rüſteten das Schiff aus und verſahen es mit Lebensmitteln, dergeſtalt, daß ſie, wenn Gott nur gutes Wetter und günſtigen Wind verleihen würde, in kurzer Zeit nach Affeler gelangen könnten. Um Mitternacht ward der Königin Florentina angemeldet, ob es ihr gelegen wäre abzuſegeln; denn das Schiff ſtände bereit; überdies wäre der Calabrier beſchäftigt den Seehafen zu beſetzen, ſo daß Niemand würde aus- noch einfahren können. Da beeilte ſie ſich, nahm den alten Ritter Badewin mit vier Dienern, außerdem ihr Kammermädchen Maria und ihr kleines Söhnchen Wilhelm mit ſich und nahm mit weinenden Augen von Dietrich Abſchied. Hierauf ſetzte ſie ſich zu Schiffe und fuhr fort, bis ſie nach Verlauf von acht Tagen in Affeler anlangte. Dies war eine Stadt, in welcher viele Chriſten wohnten, und obgleich die Heiden in derſelben die Herrſchaft führten, ſo wurden doch die Chriſten an dieſem Orte ſehr werth gehalten. Nachdem ſie nun daſelbſt angelandet waren, ſtieg Florentina mit ihren Leuten an's Ufer und ließ alle ihre Kleinodien, nebſt den Lebensmitteln und den übrigen Sachen, welche ſie bei ſich hatten, ſich nachbringen. Dann kehrte ſie bei einem reichen Manne ein, der zwar ſeiner Geburt nach ein Heide, im Herzen jedoch ein frommer Chriſt war, wie er denn ſpäter auch den chriſtlichen Glauben annahm und ſich taufen ließ. Dieſer Mann hieß Iſara, und bei ihm hatte Florentina ſammt hren Dienſtleuten einen ſicheren Zufluchtsort; denn an dieſem Orte konnte ihr der Herzog von Calabria keine Gefahr bringen. Da nun der Herzog meinte, er hätte mit dem Beginn der Belagerung die Stadt Mondliſan ſammt dem Schloſſe auch ſchon erobert, ließ er, aber leider noch ein wenig zu früh, einen Trompeter nach dem Schloſſe zu reiten und den Burggrafen Dietrich fragen, ob er die Königin Florentina ausliefern wolle? Würde er es thun, o wollte er ihn nicht allein Burggraf bleiben laſſen, ſondern ihn auch noch überdies zu ſeinem Reichsmarſchall ernennen. Würde r es aber nicht thun, ſo wollte er Mondliſan ſammt dem Schloſſe inäſchern und zerſtören und überdies ihn, wenn er ihn in ſeine Gewalt bekäme, an einen drei Bäume hohen Galgen hängen laſſen. Der Burggraf Dietrich gab dem Trompeter zur Antwort: „Gehet in und ſaget Eurem Herrn, daß er, weil er ſo gern hängen will, ur für Holz zum Galgen nicht ſorgen ſoll; laßt ihn nur kommen; h will ihm zu Ehren einen Galgen aufrichten laſſen, der wohl echs Bäume hoch ſeyn ſoll; hat er nun Luſt, daran zu hängen, o mag er kommen. Sollte er auch dieſen Ort erobern, was aber nnerhalb zehn Jahren nicht geſchehen wird, ſo wird er doch Flo- entina hier nicht finden; denn ſie iſt bereits mit ihrem Söhnchen u Waſſer in das Land der Heiden gefahren. Ueberdies wird ihm eine Treuloſigkeit, die er an meinem gnädigen Herrn bewieſen at, noch reichlich belohnt werden. Sagt ihm auch, daß ihr aus meinem Munde vernommen hättet, — ich will es verantworten, aß er ein meineidiger Schelm ſey.“ Der Trompeter nahm Ab- hied von dem Burggrafen, ging zu ſeinem Herrn, dem Herzoge von Calabria, zurück und hinterbrachte ihm Alles, was ihm der Burggraf geſagt hatte, auch daß Florentina mit ihrem Sohne hinweggefahren wäre. Als der Herzog dieſes hörte, ward er ſehr unwillig und ſagte: „Hat Florentina noch einen Sohn am Leben? ſo bin ich von dem alten Weibe und der Weckholderin ſchändlich betrogen worden; denn ſie haben mir geſagt, das andere Kind wäre umgebracht worden. Nun dürfte wohl noch in Erfüllung gehen, was der Schwarzkünſtler mir geweiſſagt hat: ich würde von dem einen Sohne Löwens ermordet werden!“ Er ließ deswegen den Befehl ertheilen und zugleich durch die Trompeter das Zeichen geben, daß man die ſchöne Stadt Mondliſan an allen Enden anzünden ſollte. Dies geſchah denn auch, und ſo wurde die herrliche Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt. Nachdem dies geſchehen war, zog er wieder zurück nach Calabria und ließ das Königreich Sicilien verwüſtet und verheert hinter ſich liegen. — Löwe war unterdeſſen viele Länder und Königreiche durchzogen, konnte aber nirgends ſeinen Vater noch ſeine Mutter finden. Auch wußte er nicht, daß ſein Königreich Sicilien in einen ſo traurigen Zuſtand verſetzt, und daß ſeine Gemahlin Florentina aus demſelben geflüchtet wäre.

Wie Löwe auf der Inſel Rada einen Rieſen erſchlägt, des Königs Tochter erlöst, dieſelbe taufen läßt und mit Gerna vermählt, wie er hierauf nach Cypern und von da weiter nach Toledo in Spanien ſegelt.

Löwens Ritter und Diener, welche ihn begleitet hatten, waren faſt alle geſtorben, bis auf Gerna. Da begab es ſich von ungefähr, daß er auf die Inſel Rada kam. Daſelbſt war ein großer Rieſe, der hatte den König Burgam, welcher dieſe Inſel beherrſchte, erſchlagen und ihm ſeine Tochter entführt. Löwe und Gerna gingen in die Burg und fanden daſelbſt den Rieſen, als er eben die Jungfrau nothzüchtigen wollte. Da ſprang Löwe zu dem Rieſen hin und ſagte: „Was willſt du Ungeheuer machen?“ Sofort zog er ſeinen Degen und ſtieß ihn dem Rieſen durch die Ribben, ſo daß er zur Erde fiel und brüllte wie ein Stier. Hierauf gab ihm Löwe noch einige Streiche, ſo daß er

ndlich ſeinen Geiſt aufgeben mußte. Da fiel die Jungfrau auf
re Kniee und dankte Löwen, daß er ſie aus der Hand dieſes
ngeheuers erlöſt hätte. Dieſer fragte ſie, wer ihr Vater wäre?
ie antwortete ihm: „König Burgam war mein Vater; dieſer
ieſe hat ihn aber erſchlagen, damit er um ſo eher ſeinen Willen
füllt ſehen und ſeine Bosheit an mir ausüben konnte. Ich bin
ne Heidin, doch wollte ich mich gern taufen laſſen, wenn ich
ur bei Chriſten wäre.“ Löwe fragte ſie, wie ſie hieße? Sie
gte: „Margelli.“ Da ſchickte Löwe den Gerna nach den Ga-
eren und ließ die Kaufleute, welche in der Geſellſchaft waren,
erbeirufen. Unter dieſen war ein Prieſter, welcher dann die
ungfrau taufte. Als ſie nun getauft war, ſagte Löwe zu ihr:
Margelli, weil ihr nun getauft ſeid, ſo will ich euch auch ſofort
einen Diener Gerna zum Gemahl geben, wofern es euch nicht
wider iſt, und wird mir Gott helfen, ſo daß ich wieder in mein
and zurückkomme, ſo will ich ihm eine der beſten Grafſchaften



als Leben ſchenken.“ Margelli war mit dieſem Vorſchlage zufrieden, und ſo blieben ſie denn noch einen Monat in Rada un hielten eine fröhliche Hochzeit. Hierauf ſegelten ſie nach Cypern Als ſie daſelbſt an's Land kamen, ſchickte der König von Cyper aus der Burg einen Boten zu dem Schiffe und ließ fragen, we ſie wären? Da ſagte Löwe zu dem Diener: „Wartet nur ei wenig, ich will mit euch zu dem Könige gehen.“ Dieſes that e denn auch. Als nun Löwe vor den König kam, bezeigte er demſelben die gebührende Ehrerbietung und ſagte zu ihm: „Gnädige Herr und König, ich habe erfahren, daß eure Majeſtät erlich Chriſten in der Gefangenſchaft gehabt und ſpäter verſchickt haben Ich möchte alſo gern wiſſen, wohin doch dieſelben geſandt worden wären?“ Der König antwortete ihm: „Lieber Genoſſe, da will ich dir wohl ſagen; aber warum fragſt du denn darnach? „Gnädiger Herr,“ erwiderte Löwe, „eure Majeſtät haben vorden große Feindſchaft wider die Chriſten bewieſen; da nun aber dieſelbe beigelegt iſt, ſo darf ich wohl Gnade bei euch zu finde hoffen. Ich habe nämlich erfahren, daß mein Vater unter jene Gefangenen geweſen iſt. Derſelbe heißt Herpin und iſt ein langer und ſtarker Mann. Er iſt von einem römiſchen Hauptmanne Godefer genannt, mit Liſt verkauft worden; dieſen aber habe ic zum Lohne dafür mit meiner eigenen Hand im Kampfe umgebracht.“ Der König antwortete: „Dieſen Herpin habe ich nach Toledo in Spanien geſendet, an meinen Vetter, der daſelbſt König iſt; ich will mich jezt eben auch dahin begeben und bin dazu ſchon reiſefertig. Es wird nämlich daſelbſt ein großes Stechen gehalten werden um die Tochter meines Vetters, die ſchöne Florie wer dabei nun das Beſte thun wird, der gewinnt ſie und da ganze Königreich mit ihr.“ Als Löwe dieſe Worte des König vernommen hatte, verließ er die Kaufleute, und ſegelte mit demſelben nach Toledo. Unterwegs führten ſie nun manches ſchön Geſpräch mit einander; doch wurden ſie durch die Angriffe de Seeräuber oft in demſelben geſtört. Dabei hielt ſich aber Löwe ſtets ſo tapfer, daß der König ſowohl als die anderen Herren, welche mit im Schiffe waren, ſich ſehr über ihn wunderten.

Wie zu Toledo ein Turnier gehalten wird, in welchem Löwe den Preis gewinnt, wie derſelbe alsdann ſeinen Vater und ſeine Mutter antrifft und ſie frei macht.

Als Löwe mit dem Könige von Cypern zu Toledo ankam, war das Turnier bereits begonnen. Der König von Cypern nun zog zu ſeinem Vetter auf das Schloß, Löwe dagegen begab ſich in ein Gaſthaus und bat den König, er möge ſeinem Vetter nicht melden, daß er da ſei. Löwe und Gerna rüſteten ſich ſofort und ritten ebenfalls zum Turniere. Es war auch daſelbſt ein Zauberer, mit Namen Gombar; der hielt ſich ſo tapfer, daß ſich kein Ritter mehr an ihn wagte. Da ritt Löwe in die Schranken und winkte dem Gombar, der auch bereitwillig ſeinem Winke folgte. Sie ließen die Pferde mit verhängten Zügeln zuſammen rennen, dergeſtalt, daß ihre beiden Lanzen in die Luft flogen; hierauf nahmen ſie andere, welche ebenfalls in Stücke zerſprangen. Der König wunderte ſich über ihre Tapferkeit und befahl, man ſolle ihnen die allerſtärkſten Lanzen bringen. So rannten ſie denn zum dritten Male zuſammen; da ſtieß Löwe ſeinen Gegner ſammt ſeinem Pferde zu Boden, ſo daß er ein Bein zerbrach und zu ſchreien anfing: „Hat dich der Teufel zuletzt noch hierher geführt? warum biſt du denn nicht eher gekommen?“ Der König von Cypern ſprach zu ſeinem Vetter: „Herr, wie gefällt euch dieſer Ritter? Ihr habt ſeinen Vater lange Zeit gefangen gehabt; darum iſt er mit mir hierher gekommen, um denſelben zu erlöſen. Ich bitte euch deswegen, daß ihr ihn los geben möget.“ Der König von Toledo antwortete: „Vetter, habe ich ſeinen Vater gefangen? wie heißt er denn?“ Der König von Cypern erwiderte: „Herpin.“ Da ſchickte der König von Toledo alsbald hin, ließ Löwen zu ſich rufen und fragte ihn: „Junger Ritter, woher biſt du? deine Mannheit gefällt mir wohl; du haſt meine Tochter Florie gewonnen, du ſollſt ſie auch haben.“ Löwe fiel vor dem Könige auf ſeine Knie und ſagte: „Gnädigſter König und Herr, eure Tochter Florie verachte ich zwar nicht, doch möchte ich euch um eine andere Gabe bitten, welche eure Majeſtät mir wohl geben können. Es haben nämlich eure Majeſtät Einen unter den Gefangenen, mit Namen Herzog Herpin; daß ihr mir dieſen geben wollet, darum bitte ich euch, denn er iſt mein Vater. Ich ſelbſt kenne ihn nicht. Er iſt von einem römiſchen Hauptmanne, Namens Godefer, verrathen und verkauft werden." Herzog Herpin ſtand daneben und hörte Löwens Rede mit an. Da gab er ihm einen Wink und ſagte zu ihm: „Ach, mein lieber Sohn, bitte den König für mich, daß er mich los laſſe; dann wirſt du auch deine Mutter bald ſehen. Dieſe iſt nämlich jene Frau dort, welche in den Kleidern einer Thörin neben Florien ſteht." Hierauf ſagte der König zu Löwen: „Junger Ritter, nimm deinen Vater und deine Mutter, ich will dir auch noch hinlängliches Geld und Gut dazu geben; laß jedoch deine Eltern, weil ſie ſchon alte Leute ſind, hier bei mir bleiben, damit ſie den noch übrigen kurzen Reſt ihres Lebens in Ruhe zubringen mögen."

Wie Löwe ſeinen Vater und ſeine Mutter frei macht, Gembar den Herzog Herpin und den König von Tolede ermordet, die Herzogin vor Traurigkeit ſtirbt und Florie mit Gerna hinweg zieht.

Löwe dankte dem Könige von Herzen für die ihm erwieſene Wohlthat; dann nahm er ſeinen Vater und führte ihn mit ſich in das Gaſthaus, in welchem Gerna ſich befand. Auch Florie ſäumte nicht, ſondern gab der Herzogin ſofort die Erlaubniß, von ihr zu ſcheiden, und dazu noch vieles Geld und große Güter, und ließ ſie dann zu ihrem Sohne in das Gaſthaus führen. Welche Freude jetzt dieſe Leute beſeelt habe, iſt nicht mit der Feder zu beſchreiben und ebenſowenig mit Menſchenzungen auszuſprechen; denn der Vater hatte dieſen ſeinen Sohn, Löwen, ſein Lebenlang noch nicht geſehen, die Mutter hatte ihn zwar geſehen, aber noch niemals das Glück genoſſen, ihn an ihr Mutterherz zu drücken und zu küſſen; denn kaum hatte ihr Söhnchen das Licht der Welt erblickt, ſo ward ſie ſchon in Abweſenheit ihres Gemahls durch die Räuber gewaltſam von demſelben hinweggeführt. Daß auch Löwe auf's Höchſte erfreut war, iſt nicht zu verwundern; denn er ſah jetzt ſeine Eltern, welche er zuvor noch nie geſehen hatte.

In ſolcher Freude verlebten ſie ungefähr vier Monate mit einander
und hielten dabei mancherlei Geſpräche von ihrem allerſeitigen
Zuſtande, und wie es ihnen Allen bisher ergangen war. Da
agte endlich Löwe zu ſeinen Eltern: „Es iſt nun Zeit, daß ich
hinziehe und mein väterliches Erbtheil, das Herzogthum Bourges,
n Beſitz nehme; denn dem Könige Karl will ich es nicht laſſen;
r hat es lange genug genoſſen.“ Die Herzogin ſagte: „Lieber
Sohn, ziehe hin; doch bitte ich dich, daß du wieder zu uns hier-
her kommen mögeſt; denn wir haben dem Könige verſprochen,
aß wir nicht von hier ſcheiden wollen.“ „Liebe Mutter,“ erwi-
erte Löwe, „ich komme wieder und will auch unterdeſſen Gerna
und ſeine Gemahlin bei euch laſſen.“ Da küßten der Herzog und
ie Herzogin Löwen mit weinenden Augen und die Herzogin ſagte
noch zu ihm: „Lieber Sohn, zu Bourges in meiner Kammer
hängt ein Horn, welches Niemand blaſen kann als derjenige,
welcher ein rechter Erbe des Landes iſt; frage deswegen, wenn
u nach Bourges kommſt, nach einem Manne, mit Namen Her-
mann; dieſen grüße von mir und bitte ihn, daß er dir zu jenem
Horne verhelfen möge.“ Hierauf ſchied Löwe mit Betrübniß von
einen Eltern und ſah dieſelben von nun an nicht wieder. —
Den Gombar verdroß es ſehr, daß er auf dem Turniere den
Preis und den Ruhm des Sieges nicht erhalten hatte, da ihm
öwe denſelben entriſſen, und verſchwor ſich deshalb, daß er, weil
r an Löwen keine Rache nehmen konnte, dafür deſſen Vater, den
Herzog Herpin, umbringen wollte. Dies geſchah denn auch.
Einſtmals nämlich ging der Herzog ſpazieren; da begegnete ihm
Gombar, grüßte ihn und ſtellte ſich, als wenn er weiter gehen
wollte; plötzlich aber wandte er ſich um und durchbohrte den
Herzog vom Rücken her, ſo daß er todt zur Erde fiel. Hierauf
ilte der Mörder ſogleich nach der Stadt und that, als wüßte er
ar nichts davon. Dieſes kam bald vor die Ohren des Königs
nd unter dem Volke ging das Gemurmel, daß Gombar der
häter wäre. Da ſchickte der König ſofort hin und ließ den
Schwarzkünſtler vor ſich fordern, welcher denn auch ungeſäumt
rſchien. Der König fragte ihn, warum er den getreuen Herzog

erſtochen hätte? Der Schwarzkünſtler entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, daß er nichts darum wiſſe; deſſenungeachtet aber ließ ihn der König in's Gefängniß werfen und feſt bewahren. Da der Mörder jedoch ein Schwarzkünſtler war, ſo zauberte er ſich wieder los. Er kam hierauf in des Königs Schlafgemach, trat vor das Bett hin und hieb dem Könige den Kopf ab. Dann half er ſich durch ſeine Zauberkunſt zur Stadt hinaus. Als nun die Hüter des Gefängniſſes aus ihrem Schlafe, in welchen ſie verſunken waren, erwachten und den Gombar nicht mehr fanden, liefen ſie eiligſt hin, um ſolches dem Könige anzumelden. Da ſie aber in deſſen Zimmer traten, fanden ſie den König ohne Haupt in ſeinem Blute liegen. Sie meldeten dieſes ſogleich ſeiner Tochter Florie, welche darüber in den größten Schrecken gerieth und bitterlich zu weinen anfing. Unterdeſſen kam auch Gerna herbeigeeilt und verkündigte, daß auch die Herzogin vor Schrecken über den plötzlichen Tod ihres Gemahls todt in ſeinen Armen liegen geblieben wäre. Da ſagte Florie zu Gerna: „Nun will auch ich nicht länger hier bleiben, ſondern mit euch in das Land der Chriſten ziehen und mich taufen laſſen.“ So zogen ſie denn mit einander von Toledo hinweg, und ſo oft ſie auf ihrer Reiſe in eine ſchöne Stadt kamen, hielten ſie ſich eine Zeitlang daſelbſt ruhig auf und erholten ſich wieder. — Nun aber wollen wir weiter von Löwen ſprechen.

Wie Löwe nach Paris in Frankreich an den Hof des Königs kommt und dieſen in Traurigkeit findet, weil ihm Gombar ſeine Gemahlin entführt hat.

Nachdem Löwe eine lange Zeit hindurch gereiſt war, kam er endlich in Frankreich an; da ritt er denn auf dem nächſten Wege nach Paris zu. Sobald er in dieſe Stadt kam, kehrte er einem Wirthshauſe ein; er befahl dem Hausknechte ſein Pferd abzuſatteln, in den Stall zu führen und zu füttern; er ſelbſt aber ging eilends nach des Königs Pallaſt. Als er dorthin kam, fand er die Ritterſchaft ſehr traurig, und da er nach der Urſache ihrer Betrübniß fragte, ward ihm geſagt, es wäre ihrem Könige eine ſchöne Frau von Troja her zugeſendet worden; dieſe wäre die

chter des Königs Gißling geweſen, und ihr König hätte
ſelbe wegen ihrer überaus großen Schönheit ſehr lieb gehabt;
wäre einſtmals ein fremder Zauberer dahin gekommen, der ſich
ombar hätte nennen laſſen; dieſer hätte dem Könige ſeine ſchöne
au geſtohlen und hinweggeführt. Löwe dachte bei ſich: „Das
rd ſicherlich derjenige ſein, welchen ich zu Toledo vom Pferde
rabgeſtoßen habe, ſo daß er ein Bein zerbrach.“ Doch wußte
noch nicht, daß eben dieſer Gombar auch ſeinen Vater, den
erzog Herpin, und den König von Toledo auf eine ſo leichtfer-
ge Weiſe ermordet hatte; ſonſt hätte er gewiß genauere Nach-
nge nach demſelben gethan und ihm nachgeſetzt. Löwe ging
swegen mit Unmuth wieder in ſeine Wohnung und ſprach bei
h ſelbſt: „Diesmal werde ich beim Könige wenig ausrichten;
ch was ihm widerfahren iſt, das hat er an meinem Vater wohl
rdient.“ Als er nun in ſeine Wohnung kam, fand er daſelbſt
nen neuen Reiter; dieſen nahm er in ſeine Dienſte und rüſtete
n brav aus; ſich ſelbſt legte er ebenfalls auf's Neue die Rüſtung
und verſah ſich und ſeinen Knecht mit Küraß, Degen und
nze auf's Allerbeſte. Nachdem ſie gegeſſen und getrunken hat-
n, ritten ſie noch an demſelben Abend aus Paris hinweg nach
ourges zu. Als ſie nahe an dieſe Stadt kamen, fragte er ſeinen
necht, ob er nicht wüßte, wer jetzt die Verwaltung der Stadt
nd der Landſchaft inne hätte? Der Diener ſagte: „Mein Herr,
r Mann, welcher ſie zu verwalten hat, heißt Forcker; dieſer iſt
n verwegener Bube und thut den armen Unterthanen viel Herze-
id an. Als Herzog Herpin die Stadt und das Land noch im
eſitz hatte, da ging es doch weit beſſer zu.“ Sobald nun Löwe
nd ſein Diener an dem Thore angelangt waren, gaben ſie den
ferden die Sporen und ſprengten im vollen Galopp durch die
tadt hin in ein Wirthshaus. Der Wirth erſchrak dieſer muth-
illigen Gäſte halber nicht wenig, empfing ſie jedoch ſehr freund-
ch und bewirthete ſie auf's Beſte. Löwe fragte ſofort den Wirth:
Wer iſt jetzt euer Herr? will derſelbe die Regierung nicht bald
iederlegen und ſie ſeinem rechtmäßigen Herrn übergeben?“ Der
Wirth gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, ich darf nichts dazu

ſagen; man möchte mir ſonſt Naſe und Ohren abſchneiden." „Das dank ihm der Teufel," ſagte Löwe, „ich werde mich wohl noch unterſtehen, ihm und ſeinem ganzen Anhange nicht allein Naſen und Ohren abſchneiden, ſondern auch ſogar die Köpfe herunter hauen zu laſſen, wiewohl es mir jetzt Niemand anſehen wird."

Wie Löwe und ſein Diener den Statthalter von Bourges ſammt etlichen von deſſen Dienern, die Löwen gefangen nehmen wollen, erſchlagen.

Forcker, der Statthalter von Bourges, erfuhr, daß zwei Reiter ſo verwegen durch die Stadt geritten und in Clemens Hauſe zur Herberge wären. Deswegen nahm er etliche ſeiner Diener zu ſich, ging mit denſelben in jenes Gaſthaus und ſagte zu dem Wirthe mit gar trotzigen Worten: „Clemens, wo haſt du deine unnützen Gäſte? ich will ihnen den Muthwillen austreiben!" Der Wirth antwortete: „Herr, ſie ſitzen oben im Zimmer, eſſen und trinken und ſind guter Dinge." Da ging Forcker mit ſeinen Dienſtleuten hinauf in die Stube und ſagte zu Löwen: „Du verwegener Bube, warum ſitzeſt du mit deinem Diener gewappnet an der Tafel? Ihr ſeid ſicherlich Räuber! Gieb dich gefangen, das gebiete ich dir im Namen des Königs Karl!" Löwe antwortete: „Das thue ich nicht, weder um deinet- noch um deines Königs Karls willen, und ich rathe dir: mache, daß du mit deinen Dienſtleuten hinweg kommſt, und laſſet uns in Frieden unſere Mahlzeit halten!" Da ſprach Forcker zu ſeinen Dienern: „Ergreift den Böſewicht! er muß ſolchen Muthwillen mit dem Halſe büßen!" Löwe jedoch ſprang eiligſt hinter dem Tiſche hervor, zog ſein Schwert aus der Scheide und ſagte: „Solchen Handel hätte ich ſchon lang gern zu Bourges angefangen." Dann ſchloß er die Thür zu und ſchlug wacker unter Forckers Diener hinein, die ſämmtlich ohne Harniſch waren. Unterdeſſen hatte auch ſein Diener Forckern das Haupt bis auf die Schultern herab geſpalten. Auf dieſe Weiſe wurden ſie Alle erſchlagen, ſo daß auch kein Einziger entkam. Das Geſchrei von dieſer That verbreitete ſich alsbald unter die Bürger. Dieſe rüſteten ſich ſofort und kamen mit bewaffneter Hand vor das Wirthshaus. Unter Andern kam auch Hermann mit ſeinen vierzehn Söhnen dorthin; er trat zu Löwen in das Zimmer und redete ihn alſo an: „Freund, warum macht ihr uns denn einen ſolchen Aufruhr in der Stadt und ſchlaget ſogar unſern Statthalter todt? Solch ein Muthwille iſt ſeit meinem Gedenken noch nicht geſchehen.“ Löwe antwortete ihm: „Mein Freund, warum ich ſolches gethan habe, das will ich euch nicht verhehlen; und wäre es noch nicht geſchehen, ſo ſollte es noch geſchehen. Warum ſoll ich denn einen Fremden in dem Meinigen herrſchen laſſen? Dieſe Stadt und dieſes Herzogthum iſt nicht König Karls, ſondern mein Erbe und Eigenthum.“ Da ſprach der Stadtſchulze: „Wie ſollte das zugehen?“ Löwe erwiderte ihm: „Freund, ihr ſeid doch ziemlich alt und habt ohne Zweifel den Herzog Herpin wohl gekannt, welchem dieſe Stadt und dieſes Land zugehört; dieſer iſt noch am Leben und iſt mein leiblicher Vater.“ Da Hermann Löwen alſo reden hörte, wunderte er ſich und ſagte: „Es iſt hier ein Horn vorhanden; wofern ihr daſſelbe blaſen könnt, ſo ſeid ihr der rechtmäßige Erbe zu dieſem Herzogthume; darum gehet jetzt mit in mein Haus, damit ihr nicht etwa von dem gemeinen Pöbel überfallen werdet, bis ihr das Horn geblaſen habt.“

Wie Löwe zu Bourges das Horn bläſt, ſo daß Alle es hören, ihn deshalb für den rechtmäßigen Erben und für ihren Herrn anerkennen und ihm huldigen.

Als nun Hermann das gemeine Volk beſänftigt hatte, ſtellten ſie ſich zufrieden bis zum andern Morgen, wo dann Löwe das Horn blaſen ſollte. Des Morgens früh aber verſammelten ſie ſich vor dem Hauſe des Stadtſchulzen, in welchem Löwe die Nacht hindurch geblieben war. Etwa um acht Uhr ging Hermann mit Löwen und ſeinen Söhnen, in Begleitung der ganzen Volksmenge, auf die Burg. Da ſagte Löwe unter Anderm zu Hermann: „Wollte Gott, daß es mein Vater und meine Mutter zu Toledo in Spanien wüßten, daß ich bei euch wäre! ſie würden ſich außerordentlich darüber freuen.“ Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie in den Pallaſt. Da ward Löwen das Horn überreicht, der es denn mit Freuden ergriff. Hierauf ſtellte er ſich an ein Fenſter, ſo daß ihn Jedermann ſehen konnte, nnd blies das Horn ſo hell, daß es über die ganze Stadt hin erſchallte und ein Jeder ſich darüber verwunderte. Hermann war darüber auf's Höchſte erfreut und ſprach zu der ganzen verſammelten Gemeine: „Ehrſame Bürger, gute Freunde! hier ſteht der rechtmäßige Erbe dieſes Landes; denſelben hört ihr das Horn blaſen; er iſt der Sohn des Herzogs Hervin, unſers wahren Erbherrn, welcher ſammt ſeiner Gemahlin noch am Leben iſt. Darum achte ich für billig, daß wir ihm Treue ſchwören, als unſerm rechten Erbherrn: denn wir haben hinlängliches Zeugniß von ihm.“ Die Gemeine war dazu bereitwillig, und ſo gelobten ſie Löwen feierlich, daß ſie ihm getreu ſein und Leib und Leben für ihn einſetzen wollten. Dagegen verlieh ihnen auch Löwe alle alten Gerechtſame wieder, welche ſie bei ſeines Vaters Regierung gehabt hatten. Es fanden ſich jedoch noch Etliche in der Stadt, welche Forckens Partie hielten und große Schatzung auf die Leute gelegt hatten. Dieſen Allen ließ Löwe die Naſe und die rechte Hand abſchneiden und ſagte zu ihnen: „Gehet nun hin zum König Karl von Frankreich und ſaget ihm, daß der rechtmäßige Erbherr dieſes Landes gekommen ſei und euch nach eurem Verdienſt belohnt habe.“ Sie begegneten dem Könige unterwegs, als er eben im Begriff war, mit vielem Kriegsvolke dem Zauberer Gombar nachzueilen. Da fielen ſie vor ihm nieder und ſagten: „Gnädigſter Herr, wir ſind nicht im Stande, die Schmach, welche uns zu Bourges in Berry von einem jungen Ritter widerfahren iſt, mit Worten auszuſprechen. Derſelbe hat den Statthalter Forcker erſchlagen und ſagt, er ſei der rechtmäßige Erbe des Landes; auch haben wir ihn in der That das Horn blaſen hören.“ Der König gerieth darüber in Zorn und ſagte zu Otger von Dänemark, der bei ihm war: „Dieſen Buben will ich zu Bourges aufſuchen und ihn aufhängen laſſen.“ Otger aber dachte ſogleich an die Herzogin, daß dieſelbe zu der Zeit, als ſie von dort geſchieden, guter Hoffnung geweſen war, und ſagte deshalb zu Emrich: „Was gilt's,

ird Herzog Herpins, unſers guten Freundes, Sohn ſein!“
em Könige dagegen ſagte er: „Herr, laßt euren Zorn fah-
denn wie mich dünkt, ſo wird jener Ritter etwas mehr Recht
n Lande haben als ihr; thut ihr ihm an ſeinem Leben etwas
ide, ſo habt ihr neue Feindſchaft.“ Der König indeß wollte
icht bereden laſſen, ſondern zog mit ſeiner ganzen Heeres-
t auf Bourges zu. Löwe hatte hiervon gute Kundſchaft
ten und ermahnte deswegen ſeine Bürger, daß ſie mit ihm
ehen möchten. Sie folgten ihm und verſteckten ſich in einem
n Walde; hier nun gaben ſie Acht, wenn des Königs Kriegs-
ankommen würde, damit ſie daſſelbe unvermuthet überfallen
ten.

Löwe den König Karl unvermuthet überfällt und ihm viele Kriegsleute erſchlägt.

Der König zog ganz ſicher fort, ohne einen Ueberfall zu ver-
hen; überdies war auch ſein Volk nicht ſonderlich gut bewaff-
Als ſie nun an dem Walde, in welchem ſich Löwe mit
m Volke verborgen hielt, vorüber und bereits ein wenig über
elben hinaus waren, fiel Löwe mit ſeinen Leuten in voller
th auf die Hintertruppen des Königs; ſie ſchlugen, hieben
ſtachen ohne alles Erbarmen auf die Franzoſen los, gleich
wenn der Wolf unter die Schafe geräth. Der König erſchrak
wußte nicht, was für ein Geſchrei ſich auf einmal unter ſei-
Volke erhob. Er wandte ſich um und ſah, wie ein ſo ge-
tiges Heer auf ſie gefallen war. Da ſagte er zu Rymen:
olches Unglück hätte ich mir heute nicht vermuthet; ich weiß
t, wie ich mein armes ungewappnetes Volk ſchnell genug in
dnung bringen ſoll. Nun, es mag ſich ein Jeder wehren, ſo
er kann; wer das nicht thun will, der mag das Haſenpanier
ſtecken.“ Ottger ritt zum Könige und ſagte: „Gnädiger Herr,
habe mein Lebenlang gehört, daß man einen kleinen Feind
ht verachten ſoll; wahrlich, mich jammert des armen Volkes.
habe ſchon viele männliche Thaten von dieſem jungen Ritter
hmen hören; er heißt Löwe und iſt der Sohn des Herzogs

Hervins; eben derſelbe hat auch die ſchöne Florentina, die Tochter des Königs von Sicilien im Turniere gewonnen und hat ſie nun zur Gemahlin.“ Unterdeſſen brachten die Männer von Bourges den Franzoſen großen Schaden bei, ſo daß der König ſelbſt mit ſeinen Herren, die er bei ſich hatte, die Flucht ergreifen mußte; ſie wußten aber beinahe nicht, wo ſie hinaus kommen ſollten; denn Löwe hatte das ganze Feld ſo beſetzt, daß ſie ihm faſt an keiner Stelle entkommen konnten. Doch waren König Karl, Ottger, Herzog Rymon und Gandebüff aus Friesland mit noch etlichen Rittern entflohen und hatten ſich in einen kleinen dichten Wald verborgen. Daſelbſt hielten ſie nun Rath, wie doch der König mit Löwen zu einem Vergleiche gelangen möchte. Da redete König Karl die Herren mit weinenden Augen an und ſagte: „Iſt denn nicht Einer unter euch, der zu Löwen reiten und ihn in meinen Namen bitten will, daß er einen Vertrag mit mir ſchließen möge? Ich wollte ihm nicht allein ſein Herzogthum Berry laſſen, ſondern auch noch mehr dazu geben, wofern er es verlangen würde.“ Ottger ſagte: „Gnädiger Herr, das will ich wohl thun, und ich hoffe es bei Löwen wohl dahin zu bringen, daß wir bald mit einander einig werden; denn er iſt ſo gar tyranniſch nicht; nur läßt ſich ein Jeder das Seinige nicht gern nehmen, wenn er weiß, daß er ein Recht dazu hat.

Wie Löwe mit dem Könige Karl ſich vergleicht und ſein Herzogthum wieder bekommt, und wie er von Gerna ſowohl ſeines Vaters und ſeiner Mutter, als auch ſeines Schwiegervaters, des Königs von Sicilien Tod erfährt.

Löwe war mit ſeinem Volke ſchon wieder nach Bourges zurück gezogen und es waren ſeine Leute wegen des erlangten Sieges und der gewonnenen Beute ſehr fröhlich, als Ottger zu ihm ritt. Als derſelbe vor das Thor kam, wurde er nicht in die Stadt hinein gelaſſen, bis Herrmann, der Stadtſchulze, es geſtattete. Sobald er nun hinein gekommen war, ritt er ſofort nach dem Schloſſe; daſelbſt ging er zu Löwen in den Saal und ſprach: „Herr, Gott grüße Euch!“ Löwe erwiderte: „Ich bedarf eures Grußes nicht; ihr ſeid Leute, die einem wider Gottes Ehre und wider alle Billig-

das Seinige abnehmen helfen. Ihr wollt zwar Freunde
aber man bemerket wenig Freundſchaft an euch.“ Otger
: „Herr Vetter, zürnet nicht; denn ich bin ſtets und allent-
auf eurer Seite geweſen; daher kommt es auch, daß ich
enig Dank bei dem Könige verdient habe. Jetzt aber bringe
h gute Nachricht von demſelben. Er will euch Alles, was
n zuwider gethan habt, verzeihen und will euch all' euer
zurückerſtatten, ja ſogar noch mehr dazu geben. Er war
ich gar nicht Willens euch mit Krieg zu überfallen, ſondern
lte nach Troja ziehen, um ſeiner Gemahlin willen, welche
er Zauberer Gombar entführt hat.“ Da erwiderte Löwe:
er, verhält ſich dieſes alſo, ſo will ich ſelbſt zum Könige Karl
hen.“ Er ermahnte deswegen auch etliche Herren von Bour-
aß ſie mit ihm zum Könige hinreiten ſollten. Als der König
n ſah, ging er ihm entgegen und ſprach: „Edler Ritter, aller
und Neid unter uns Beiden ſoll aufgehoben ſeyn; ihr ſollt
er Land wieder haben, und wofern es euch nicht zuwider iſt,
llen wir mit einander nach Bourges reiten und daſelbſt das
dſchaftsbündniß abſchließen.“ Dieſes geſchah denn auch.
dem ſie nun etliche Tage in Freuden hingebracht hatten, trat
a zum Saale hinein und ſprach: „Gott ſegne euch alle, ihr
n, er ſegne euch euer Eſſen und Trinken.“ Löwe ſah den
a an und fragte ihn: „Mein Freund, wie gehet es doch
m Vater und meiner Mutter?“ Gerna gab ihm zur Antwort:
r, ſie ſind ſchon lange todt. Gombar hat euren Vater erſto-
deswegen, weil ihr ihm im Turniere ein Bein zerſchlagen
und eure Mutter iſt dieſem ihrem Gemahl aus Herzeleid
nachgefolgt. Als der König von Toledo dieſes erfuhr, ließ
n Gombar gefangen legen; er zauberte ſich aber bei nächt-
Weile aus dem Thurme heraus, ging ſofort in das Schlaf-
ch des Königs und hieb demſelben den Kopf ab. Seitdem
Niemand erfahren können, wohin der Schwarzkünſtler gekom-
ſey. Vor wenigen Tagen jedoch habe ich vernommen, daß
derſelbe dem Könige von Frankreich ſeine Gemahlin entführt
daß ein Zauberer den anderen überwunden habe. Derſelbe

habe mit der ſchönen Honora nicht weiter kommen können als bis in die Nähe von Florenz. Dieſes ſoll ein anderer Schwarzkünſtler, Beſem genannt, mit ſeiner Kunſt zu Stande gebracht haben. Eines aber, Herr, muß ich euch noch erzählen: Sobald ihr von Mondliſan hinweg gezogen ſeid, iſt der Herzog von Calabria in Sicilien eingefallen; derſelbe hat euren Schwiegervater erſchlagen, das Königreich in Beſitz genommen und das ſchöne Mondliſan niedergebrannt; das Schloß jedoch hat er nicht erobern können, weil Dietrich es ſo wohl verſehen und vertheidigt hat. Florentina iſt mit dem einen ihrer Söhne, Namens Wilhelm, über das Meer hinweg gezogen; den andern Sohn aber, Namens Herpin, hat ein altes Weib, welche ſich auf das Anſtiften der Weckholderin fälſchlich für eine Pilgersfrau ausgegeben hat, ihr geſtohlen. Und all' dieſes Unglück, Herr, habt ihr doch ſelbſt durch eure lange Abweſenheit verurſacht." Da fing Löwe bitterlich an zu weinen und ſagte: „Ach, ich unglücklicher Menſch! Nun will ich doch mein Haupt nicht zur Ruhe legen, bis ich an meinen Feinden Rache genommen habe." Hierauf brachten Löwe und der König von Frankreich ſofort ein großes Kriegsheer zuſammen und zogen mit demſelben vor die Burg, auf welche Gombar mit der Honora feſt gezaubert war. Dieſelbe Burg hielten auch bereits der König Gißling, welcher ein Heide und der Vater der Honora war, auf der einen Seite hart belagert.

Wie der König Karl die Burg, auf welcher Gombar mit der Honora ſich befindet, belagert, und wie der Zauberer von Löwen erſtochen wird.

König Karl lagerte ſich nun mit ſeiner Armee auf der einen Seite der Burg und machte ſich dabei wegen ſeiner Gemahlin mancherlei ſeltſame Gedanken. Er hielt mit den Heiden viele Scharmützel und vernichtete denſelben eine große Menge Kriegsleute. Der Zauberer ritt oftmals aus der Burg heraus vor das Lager der Franzoſen und verhöhnte dieſelben. Konnte er dabei irgend Jemanden ertappen, ſo mußte derſelbe ſeiner Gewalt unterliegen; denn Gombar verließ ſich ganz auf ſeine Zauberei. Da ging Beſem, der ebenfalls ein Zauberer war, zu Löwen und ſagte:

Ritter, ihr ſeid ganz beſonders von Gott mit vortrefflichen
den begabt, ihr ſeid auch ein ſtarker Mann und wohl ge-
den Gembar zu erlegen. Darum rüſtet euch; morgen gegen
will ich mit meiner Kunſt es dahin bringen, daß der Zau-
ieder aus der Burg kommen und vor dem Lager euch ver-
ſoll.“ Lowe erwiderte dem Beſem: „Wollte nur Gott,
mir in die Hände geriethe, er ſollte nimmermehr wieder in
urg kommen.“ Am folgenden Tage nun brachte es Beſem
ſeine Kunſt dahin, daß Gombar mit der Honora in großen
gerieth, und daß dieſe zu ihm ſagte: „Du ehrloſer Böſewicht,
ches Unglück bringſt du mich und auch manchen ehrlichen
, der jetzt meinetwegen ſein Leben verlieren muß; ich wollte,
t gehängt wäreſt! Dies verdroß den Gombar gewaltig;
ug ſie deshalb auf den Mund und ſagte zu ihr: „Du leicht-
Dirne! ich will dich bald einmal hinausſchleppen und vor
Karls Augen aufhängen.“ Er faßte ſie grimmig an, band
it Händen und Füßen an eine Säule und ließ ſie ſtehen.
rüſtete er ſich und ritt zur Burg hinaus, nach dem franzö-
Lager zu. Löwe vermuthete, daß er kommen würde, und
te ihm deswegen in einem kleinen Buſche verborgen auf. Als
der Zauberer ein wenig über den Buſch hinausgeritten war,
Löwe ſchnell hinter ihm her, ſchrie laut auf und ſprach:
lt, du Böſewicht! wir müſſen erſt ein Wort mit einander
, ehe du weiter gehen kannſt.“ Gombar gerieth in Zorn,
te ſich eiligſt mit ſeinem Pferde um und ſagte zu Löwen:
o, du biſt es noch nicht, der mich umbringen ſoll! Ich will
it dir eben ſo kurz abmachen, als ich es mit deinem Vater
cht habe.“ Da ward Löwe erſt recht ergrimmt, ſchlug wacker
ihn los und traf ihn dergeſtalt, daß er ihm das eine Ohr
mt dem Backen herabhieb. Gombar erſchrak zwar hierüber,
rte ſich aber dennoch, ſo gut er es vermochte. Indeß verwundete
Löwe dermaßen im Angeſichte, daß er nicht mehr ſehen konnte.
rief er alle Geiſter der Hölle zu Hülfe, aber Keiner erſchien.
König Karl dieſes ſah, rief er Löwen zu, er ſolle den Zau-
r fragen, wo Honora wäre. Löwe that es, aber Gombar

wollte es nicht bekennen. Da ſtieß ihm Löwe ſeinen Degen in den Leib bis an den Griff, ſo daß er todt zur Erde fiel. Hierauf ſagte Löwe zu dem Könige: „Herr, laßt uns in die Burg hineinreiten, ehe es die Heiden gewahr werden und uns den Paß verrammeln; wir werden daſelbſt die Honora ſchon finden.“ So ritten ſie denn auf die Burg zu. Als ſie hinein kamen, beteten ſie erſt und befahlen ſich Gott. Hierauf ſtiegen ſie eine hohe Treppe hinauf. Da fanden ſie Honora gebunden an einer Säule ſtehen; ſie weinte bitterlich und rief Gott um Hülfe an. Als der König ſie gewahr wurde, lief er vor Freuden zu ihr hin und umarmte ſie; ſie ſelbſt konnte vor Freuden kein Wort ſprechen und fiel in eine Ohnmacht. Löwe war ſchnell bei der Hand und ſchnitt die Stricke entzwei, mit welchen ſie gebunden war; denn kein Menſch war im Stande dieſelben aufzulöſen. Nachdem ſich nun Honora wieder ein wenig erholt hatte, nahmen ſie dieſelbe mit ſich und ritten zuſammen in das Lager zurück. Als König Gißling erfuhr, daß Gombar erſchlagen und ſeine Tochter Honora wieder beim Könige Karl im Lager wäre, ſchwur er bei ſeinem Gotte Machon, daß er, ſobald der Tag anbrechen würde, den Franzoſen eine Schlacht liefern wollte.

Wie die Franzoſen mit König Gißling eine Schlacht liefern und die Heiden geſchlagen werden, und wie Löwe zu dem Herzoge von Venedig zieht, der ihm viel Kriegsvolk giebt, um ſein Königreich Sicilien wieder in Beſitz zu nehmen.

Am andern Tage ſtellten ſich beide Heere in Schlachtordnung einander gegenüber und trafen dergeſtalt zuſammen, daß Mancher in's Gras beißen mußte, der noch eine Zeitlang hätte leben können. König Karl und Löwe hatten zu ihrem Vortheile den beſten Platz eingenommen; ſie hatten ſich nämlich ſo geſtellt, daß der Wind den Heiden allen Staub in die Augen führte, wodurch denn dieſelben in große Unordnung geriethen. Als die Franzoſen dieſes bemerkten, drangen ſie gewaltig auf die Heiden ein und ſchlugen und ſtachen ſo grauſam in die Schlachthaufen derſelben, daß nur Wenige übrig blieben, welche Nachricht geben konnten, wie es ihnen ergangen war; der König Gißling ſelbſt wurde von einem Franzoſen zu Boden gerannt. Als die Seinigen dieſes erfuhren, efen die, welche noch am Leben waren, davon und ließen gegen chzigtauſend Todte auf der Wahlſtatt liegen; doch hatten auch ie Franzoſen keine Seide dabei geſponnen, indem ſie ebenfalls egen zehntauſend Mann verloren hatten. Als nun die Schlacht eendigt war, zog König Karl wieder nach Paris; Löwe aber ing nach Bourges zurück und lebte daſelbſt etliche Monate mit Hermann, dem Stadtſchultzen, in Herrlichkeit und Freuden. Hie- auf zog er zu dem Herzoge von Venedig, welcher ihn denn überaus errlich empfing und bewirthete. Löwe klagte demſelben ſein ganzes Unglück und Alles, was ihm bisher widerfahren wäre. Darüber empfand der Herzog großes Mitleiden und übergab ihm dreißigtauſend wohlgerüſtete Kriegsleute. Mit dieſen zog Löwe nach Sicilien, um daſſelbe wieder in Beſitz zu nehmen. Als er nicht mehr weit von Mondliſan entfernt war, ſandte er einen Boten an den Burggrafen Dietrich, der die Burg noch jederzeit vor der Beſtürmung und Eroberung geſchützt hatte und nur auf ſeines Herrn Ankunft wartete. Nun hatte der Herzog von Calabria ſeinen Diener Heinrich, welcher Florentina's Söhnchen in den Wald getragen hatte, die Stadt Mondliſan als Belohnung verehrt; dieſer aber hielt mit Dietrichen gute Freundſchaft. Als der von Löwen abgeſandte Bote ankam, ſaßen jene Beiden eben über der Mahlzeit. Der Bote ſagte: „Herr Burggraf, richtet wacker zu, denn mein Herr König Löwe iſt nahe und hat achtzigtauſend Mann Kriegsvolk bei ſich, mit welchen er ſein Königreich wieder in Beſitz nehmen will.“ Dietrich und Heinrich freuten ſich über dieſe Nachricht und ließen mit aller Macht zurichten, um denſelben herrlich empfangen zu können. Auch das gemeine Volk im ganzen Königreiche war nicht minder erfreut, daß ihr Herr wieder in's Land gekommen war, und es baute nun Mancher ein ſchönes Haus, der ſich zuvor mit einer ſchlechten Hütte hatte behelfen müſſen. Uebrigens aber ſah Löwe allenthalben großen Jammer und Elend im ganzen Königreiche, weil eine große Menge Städte und Schlöſſer zerſtört waren. Deswegen ſchwur er bei ſeiner königlichen Krone, daß er das Herzogthum Calabria wiederum ebenſo verheeren und, wenn er den Herzog in ſeine Gewalt bekäme, demſelben den allerſchmerzhafteſten

Tod anthun wolle, welchen er ſich nur erdenken könnte. Als nun Löwe zu Montliſan einritt und die ſchöne Stadt noch zum Theil in Aſche liegen ſah, liefen ihm die Thränen aus den Augen, wiewohl es ſchon wieder über die Hälfte aufgebaut war. Dietrich und Heinrich ſtanden vor der Burg und nahmen ihren Herrn unterthänigſt in Empfang. Alsdann ſagte Löwe zu Dietrichen: „Lieber Freund, Sicilien hat ſich in meiner Abweſenheit ſehr verändert; ich habe unterdeſſen Weib und Kinder, Land und Leute verloren. Das Land habe ich zwar wieder im Beſitz, aber meine Gemahlin und meine Kinder noch nicht. Doch vertraue ich auf Gott, er werde mir, da er mich aus ſo vielem Unglücke errettet hat, auch dieſen Schmerz lindern und mir beiſtehen, daß ich meine Florentina und meine Kinder vor meinem Ende wieder ſehen kann.“ Hierauf gingen ſie in die Burg und waren fröhlich und guter Dinge, und auch das Kriegsvolk hatte an Eſſen und Trinken keinen Mangel.

Wie Löwe in das Herzogthum Calabria einfällt und ſich vor Riga lagert.

Nachdem ſie etliche Tage fröhlich geweſen waren, ertheilte Löwe den Befehl, daß das Kriegsvolk ſich rüſten ſolle; er wolle den Herzog von Calabria und den Fürſten von Tarent mit Krieg überziehen. Hierauf nahm er gegen zehntauſend der am beſten gerüſteten Männer zu ſich und marſchirte Tag und Nacht, bis er vor Riga anlangte; denn er befürchtete, daß, wenn der Herzog ſeine Ankunft merken würde, derſelbe die Flucht ergreifen möchte. Deswegen umzingelte er ſofort den Herzog und den Fürſten von Tarent in der Stadt Riga, ſo daß ſie nicht hinauskommen konnten. Löwe ſelbſt ließ ſein Zelt nahe bei der Stadt aufſchlagen und ſtellte gute Wachpoſten aus, bis das ganze Kriegsheer nachkam. Da ließ er erſt ein ordentliches Feldlager rings um die Stadt herum aufſchlagen. Inzwiſchen war dem Herzoge und dem Fürſten von Tarent in der Stadt ſehr bange, denn ſie konnten nicht entfliehen, und ob ſie gleich oftmals einen Ausfall verſuchten und mit ihrem Feinde mehrere Scharmützel hielten, ſo wurden ſie doch jederzeit mit großem Verluſte wieder in die Stadt zurückgetrieben; überdies war auch nur noch wenig Vorrath an Eſſen und Trinken in der Stadt vorhanden. Clariſſa, die Schweſter des Herzogs, bei welcher Löwe ehemals, als er Florentina zu Riga in Pilgrimskleidern beſuchte, Beilager gehalten hatte, hatte bei jenem Ritter, der ſie aus den Händen der Räuber errettet, einen Sohn geboren und denſelben Gerd nennen laſſen; dieſer war unterdeſſen herangewachſen. Zu ihm ſagte Clariſſa: „Lieber Sohn Gerdi, mein Gemahl iſt nicht Dein Vater, ſondern der König Löwe, welcher jetzt mit einem Kriegsheere in unſerm Lande zu Felde liegt. Darum reite du zu ihm hin, und wenn du zu ihm kommſt, ſo nenne ihn nur dreiſt Vater. Fragt er dich dann, warum du ihn Vater nenneſt? ſo gieb ihm zur Antwort, daß diejenige deine Mutter ſei, bei welcher er einſt als ein Pilger Beilager gehalten hätte.“ So ritt denn dieſer Gerd mit etlichen Pferden in's königliche Lager vor Riga, um nunmehr bei ſeinem Vater Dienſte zu ſuchen.

Wie Florentina's Sohn, welcher ihr geſtohlen worden war, bei dem Hirten, der ihn gefunden hatte, auferzogen und Oelbaum genannt wurde, und wie derſelbe das Vieh verkauft, um ſich dafür Harniſche und Pferde zu verſchaffen, und auf ein Turnier nach Spanien zieht.

Nun wollen wir Löwen eine Zeitlang im Lager vor Riga ruhen laſſen und erſt von ſeinem Sohne reden, welchen Heinrich umgebracht haben ſollte, welchen aber derſelbe unter einen Oelbaum gelegt hatte, wo ihn ein Hirte fand, der ihn nach Hauſe brachte, Oelbaum nennen ließ und als ſeinen eigenen Sohn auferzog. Oelbaum wußte nicht anders, als daß der Hirte ſein leiblicher Vater wäre. Als er nun erwachſen war und etliche Jahre hindurch in großer Armuth das Vieh gehütet hatte, trug es ſich zu, daß einige Male Ritter durch den Wald zogen. Oelbaum fand an denſelben großen Gefallen und die ſchönen Pferde jener Ritter ſagten ihm beſſer zu als das Vieh, bei welchem er Tag und Nacht im Walde liegen mußte. Er dachte deswegen bei ſich, daß er den erſten Beſten, welcher würde geritten kommen, fragen wollte, wohin die Reiſe gehen ſollte? Noch in derſelben Stunde kam ein Reiter daher getrabt, welcher für ſeine Junker die Herberge beſtellen ſollte. Dieſer war ſehr müde, ſtieg deswegen vom Pferde herab, band daſſelbe an einen Baum und legte ſich zu dem Hirten in's Gras nieder, um ein wenig auszuruhen. Da ſagte Oelbaum zu ihm: „Freund, ſagt mir doch, wohin ziehen denn immer ſo viele Ritter? Das Reiten durch dieſen Wald hat nun ſchon etliche Tage gedauert.“ Der Diener antwortete ihm: „Es ſoll ein Turnier in Spanien gehalten werden; wer daſelbſt das Beſte thun wird, der ſoll des Königs Tochter und das ganze Königreich gewinnen. Das wäre wohl ein Glück für mich oder für einen armen Hirten: ich befürchte aber, wir werden uns Beide die Köpfe nicht darüber zerbrechen.“ Da ſagte Oelbaum: „Fürwahr, mein Herz lebt ſich davor im Leibe herum! Hätte ich nur Pferd und Harniſch und etwas Geld zu verſehen, ſo wollte ich mit euch ziehen: mein Vieh möchte nach Hauſe gehen oder nicht.“ Der Diener erwiderte ihm: „Willſt du mir folgen, ſo will ich dir wohl einen guten Rath geben, ſo daß du alle Rüſtung und was du ſonſt noch bedarfſt, bekommen ſollſt.“ Oelbaum antwortete: „Ja, ich will euch folgen.“ Da ſagte der Diener zu ihm: „Treibe das Vieh zuſammen in die nächſte Stadt und verkaufe es ganz billig, ſo bekommſt du Geld. Wir kommen doch heute ziemlich früh hinein und du haſt alſo noch Zeit genug, um dich zu rüſten. Morgen ziehen wir dann weiter fort, ſo daß wir vierzehn Tage lang weder Tag noch Nacht ruhig liegen werden: wer will uns denn da nachjagen?“ Oelbaum ſprach: „Wahrlich, Bruder, dein Rath gefällt mir nicht übel; ich will demſelben folgen.“ So trieben ſie alſo das Vieh in die Stadt; es waren gegen zweihundert Stück, meiſtens ſchöne Ochſen. Vor dem Thore ſtand gerade ein reicher Viehhändler; dieſer betrachtete das Vieh und fragte, ob es zu verkaufen wäre? Oelbaum ſagte: „Ja!“ So wurden ſie über den Kauf einig, ſo daß der Käufer ihm vierhundert Kronen dafür gab. Von dieſem Gelde kaufte ſich nun Oelbaum zunächſt ein ſchönes Pferd für funfzig Kronen, dazu dann einen feinen geätzten Küraß und Alles, was er ſonſt noch zu dem Turniere nöthig hatte. Des Abends kamen die Junker des Dieners auch an; mit dieſen machte ſich Oelbaum lsbald bekannt, ritt dann mit denſelben nach Spanien und ver-eilte daſelbſt, bis das Turnier begann. Eli aber, der Hirte nd Oelbaums vermeintlicher Vater, war ſehr bekümmert um as Vieh und ſagte oftmals bei ſich ſelbſt: „O hätte ich dich doch n den Baum gehängt, unter welchem ich dich liegen fand! Wahrhaftig, du bringſt mich in unermeßlichen Schaden!" In-eß hielt er ſo lange Nachfrage nach dem Vieh, bis er erfuhr, wohin daſſelbe gekommen war. Da mußte es der Viehhändler ohne irgend eine Wiedervergeltung zurückgeben und ſein Geld verlieren.

Wie Oelbaum auf dem Turnier in Spanien das Tüchtigſte leiſtet, des Königs Tochter gewinnt und erfährt, wer ſein Vater und ſeine Mutter wären.

Das Turnier ward mit großer Ernſthaftigkeit und Strenge begonnen, und mancher tapfere Ritter mußte zu früh vom Pferde abſteigen und ſein Leben verlieren. Den jungen Oelbaum hatte jener Edelmann, mit welchem er nach Spanien geritten war, erſt unterrichtet, wie er ſich beim Fechten verhalten müßte. Deswegen verzog er bis auf die letzten zwei Tage, ehe er ſich in den Schranken erblicken ließ. Dann aber tummelte er ſich dergeſtalt, daß er alle vom Pferde herabſtieß, die ihm vor den Weg kamen, ſo daß ſich endlich gar Niemand mehr an ihn wagte. Der König Anſis wunderte ſich darüber außerordentlich und ſagte zu ſeiner Tochter: „Dieſer wird dir wohl zu Theil werden, denn er iſt ein tapferer Ritter und wohl werth, daß er ein Königreich regiere." Gallina antwortete ihm mit jungfräulicher Züchtigkeit: „Lieber Herr Vater, hier iſt auch kein Ritter, der mir beſſer gefällt als er." Somit ließ der König den Oelbaum zu ſich rufen und gab ihm ſeine Tochter im Angeſicht der ganzen Ritterſchaft zur Gemahlin. Oelbaum konnte es nicht begreifen, wie es käme, daß ihm ſtets das Glück ſo lächelte, und dachte daher oft bei ſich ſelbſt: „Ich werde es, ſo Gott will, ſicherlich noch einmal erfahren, ob Eli mein rechter Vater ſei oder nicht." Es ward nun die Hochzeit gehalten und dabei mancherlei Kurzweil mit Pferderennen, Springen und Turnieren um Kränze und andere Kleinodien getrieben. Einſtmals lag Oelbaum noch ſchlafen neben Gallina; da kam ein weißer Ritter zu ihm und ſprach: „Oelbaum, der Hirt Eli iſt nicht dein rechter Vater; er hat dich nur unter einem Oelbaume gefunden, wohin dich der Diener des Herzogs von Calabria gelegt hatte. Dieſer Herzog nämlich hat dich deiner Frau Mutter ſtehlen laſſen. Deine Mutter aber iſt Florentina, die Tochter des Königs Heinrich von Sicilien. Dieſe lebt jetzt mit deinem Bruder zu Aſſeler in großer Armuth und dient daſelbſt bei einem Gaſtgeber als Küchenmädchen. Dein Vater iſt der König Löwe, der eine lange Zeit hindurch in fremden Landen umhergezogen iſt, um ſeinen Vater, den Herzog Hervin zu ſuchen, welchen er denn auch zu Toledo in Spanien wiedergefunden hat. Gegenwärtig liegt er, dein Vater, vor der Stadt Riga im Herzogthume Calabria zu Felde. Darum ziehe zunächſt nach Aſſeler zu deiner Mutter und erlöſe ſie aus ihrer Armuth.“ Nach dieſen Worten verſchwand der weiße Ritter wieder. Oelbaum weckte ſofort ſeine Gemahlin Gallina auf und erzählte ihr Alles, was ihm begegnet war, worüber ſich dieſelbe ſehr verwunderte. Des Morgens ging er auch zum König Anſis, erzählte ihm ebenfalls Alles, was ihm begegnet wäre, und bat ihn um Erlaubniß, auf einige Zeit von ihm ſcheiden zu dürfen. Der König Anſis wunderte ſich über dieſen Vorfall; er ließ deshalb ſogleich ein herrliches Gaſtmahl anrichten und lud viele vornehme Herren dazu ein. Gallina aber war ſehr betrübt, daß ihr Herr von ihr hinweg reiſen wollte, weinte auch oftmals und ſagte: „Ach, liebſter Herr, warum wollt ihr denn von mir reiſen?“ Oelbaum antwortete ihr: „Allerliebſte Gemahlin, traget nur keine Sorge um mich; ich werde, ſo Gott will, eher wieder bei euch ſein, als ihr es vermuthet.“ So nahm er denn Abſchied von ihr und fuhr nach Aſſeler. Daſelbſt zog er bei demſelben Wirthe zur Herberge, bei welchem ſeine Mutter diente und als Magd in der Küche umher gehen mußte; ſein Bruder Wilhelm aber führte ebendaſelbſt das Korn von dem Felde nach Hauſe. Da führte Oelbaum einſtmals ſeine Mutter auf die Seite und ſprach zu ihr: „Frau, ſagt mir doch: von wannen ſeid ihr? denn ich ſehe wohl, daß ihr der Armuth nicht recht gewohnt ſeid; mich dünket, ihr ſeid von hohem Stamme und mögt wohl gar meine Mutter ſein. Iſt euch nicht einſt ein Sohn von einer falſchen Pilgerin geſtohlen worden? Wo iſt denn mein Bruder? Laßt ihn zu mir herkommen; wir wollen zu unſerm Vater, dem König Löwe, reiten, welcher jetzt mit vielem Kriegsvolke vor Riga zu Felde liegt.“ Florentina fiel dem Oelbaum um den Hals, küßte ihn mit weinenden Augen und ſprach zu ihm: „Lieber Sohn, Alles, was ihr mir geſagt habt, das iſt wahr. Gott ſei Lob und Dank, daß ihr noch am Leben ſeid!“ Unterdeſſen kam Wilhelm mit den Hausknechten gefahren; da rief ihn Florentina herbei und ſagte zu ihm: „Wilhelm, dein Bruder iſt wieder gefunden worden, ſiehe, dieſer Herr hier iſt es.“ Wilhelm ſtand in Bauernkleidern und wußte vor Ueberraſchung nicht, was er antworten ſollte; Oelbaum aber ließ ihm alsbald andere Kleider bringen, und ließ außerdem auch Florentina und Maria köſtlich kleiden. Sie blieben nun noch etliche Tage zu Affeler; dann aber ſetzten ſie ſich zu Schiffe und fuhren wieder nach Mondliſan, wo ſie denn von dem Burggrafen Dietrich auf’s Herrlichſte empfangen wurden. Dieſer ließ es ſofort Löwen anmelden, daß Florentina mit ihren beiden Söhnen zu Mondliſan angekommen, und daß dieſelben Willens wären, in kurzer Zeit bei ihm vor Riga zu ſein. König Löwe war über dieſe Botſchaft auf’s Höchſte erfreut und wartete täglich mit Verlangen auf ihre Ankunft. Nachdem nun Florentina mit ihren Söhnen zu Mondliſan etliche Tage zugebracht und ſich wieder erholt hatte, ritten ſie zuſammen durch das Königreich [illegible] bis an die Grenze des Herzogthums Calabria. [illegible] ihnen Löwe tauſend Reiter entgegen, welche ſie bis in das Lager vor Riga geleiten ſollten; denn er hatte kein Zutrauen mehr zu dem Lande, in welchem ihm ſo viele Treuloſigkeit begegnet war. Als ſie ungefähr noch zwei Meilen Wegs von dem Lager entfernt waren, ritt ihnen Löwe mit einigen vornehmen Herren entgegen. Als aber Oelbaum und Wilhelm ihren Vater kommen ſahen, ſtiegen ſie von ihren Pferden und liefen eiligſt auf ihn zu; ſie fielen vor ihm niede und baten ihren Vater um Gnade, wobei ſie ſämmtlich zu weinen anfingen. Löwe ſagte zu ſeinen Söhnen: „Ihr ſeid mir von Herzen willkommen; unſer Unglück hat ſich nun doch einigermaßen vermindert. Nun wollen wir uns erſt einige gute Tage machen und dann die Belagerung fortſetzen. Warum habt ihr euch nicht ſchon längſt bei mir finden laſſen?“ Oelbaum erwiderte ihm: „Gnädigſter Herr Vater, unſere Erſcheinung vor euer Gnaden iſt durch ſonderbares Glück geſchehen; denn ich habe nie gewußt, aus was für einem Geſchlechte ich entſproſſen wäre, und bin lange Zeit hindurch bei einem Hirten geweſen, der mich im Walde gefunden und auferzogen hat. Ich habe ihm jedoch dieſe ſeine Wohlthat nicht ſonderlich gut vergolten; denn ich habe ihm all' ſein Vieh verkauft und habe mir für das gelöſte Geld ein Pferd verſchafft; mit dieſem bin ich auf ein Turnier nach Spanien gezogen und habe daſelbſt die Tochter des Königs Anſis gewonnen. Da hat mir alsdann ein weißer Ritter im Traume geoffenbart, wer mein Vater und meine Mutter wären und wo ich ſie finden würde. Dieſes iſt denn Alles in Erfüllung gegangen. Deswegen bitte ich euch, daß ihr mich mit meinem Bruder, ſammt unſerer Mutter, zu Gnaden annehmen möget.“ Löwe that dieſes bereitwillig und ſo ritten ſie zuſammen in das Lager vor Riga. Von nun an griff der König dieſe Stadt je länger deſto härter an.

Wie König Löwe Riga durch Sturm erobert, den Herzog von Calabria und den Fürſten von Tarent gefangen nimmt und ſie hängen läßt.

Endlich beſchloß der König Löwe mit ſeinen Söhnen, daß ſie, ſobald der Tag anbräche, die Stadt Riga ſtürmen wollten. Der König befahl deswegen, man ſolle genaue Acht haben, daß ihnen der Herzog nicht etwa entſchlüpfte; denn es war dieſe Nacht ſehr finſter, ſo daß Keiner den Andern ſehen konnte. Da gab Löwe Befehl, daß Jedermann ſich rüſten und mit dem anbrechenden Tage zum Stürmen bereit ſein ſollte. Dieſes geſchah, und ſo wurde die Stadt angegriffen, da ein Jeder noch im ſicherſten Schlafe lag. Nachdem nun die Sicilianer ohne beſonderen

Widerſtand die Mauern erſtiegen hatten, erbrachen ſie die Thore mit Gewalt, damit das übrige Kriegsvolk ebenfalls in die Stadt kommen konnte. Da wurde alle Mannſchaft todt geſchlagen; nur die Weiber und Kinder ließen ſie am Leben. Löwe ſelbſt aber eilte ſofort mit ſeinen beiden Söhnen nach der Burg; er fand dieſelbe offen und ſagte daher zu einem Kammerjungen, welcher ihm daſelbſt begegnete: „Höre Sohn, zeige mir doch, wo ſchläft dein Herzog und der Fürſt von Tarent?“ Da der Junge ſah, wie von den Dienern des Herzogs immer einer nach dem andern umgebracht wurde, ſchrie er und ſprach: „Ach Herr, ſchonet meines Lebens; ich will euch in meines Herrn Zimmer führen, in welchem er und der Fürſt von Tarent noch ſchlafen; denn ſie haben geſtern Abends ein großes Gaſtmahl gehalten und ſind daher ſpät erſt zu Bette gegangen.“ Hierauf gingen ſie nach dem Zimmer, welches der Junge ſofort öffnete. Da erwachte der Herzog durch das Gepolter, welches entſtand, rief dem Jüngen zu und ſprach: „Du Bärenhäuter, was machſt du denn für einen Lärmen?“ Unterdeſſen ſprang Löwe in das Zimmer hinein und ſprach zu dem Herzoge: „Ich will dir einen guten Morgen wünſchen, ſo daß dir die rothe Würze an den Ohren herablaufen ſoll!“ Sogleich ſchlug er auf den Herzog los, ſo daß derſelbe aus dem Bette ſtürzte; den Fürſten von Tarent warf er mitten in das Zimmer, und wenn Oelbaum nicht geweſen wäre, ſo hätte er ihn ohne Weiteres um's Leben gebracht; dieſer jedoch bat ſeinen Vater, er möge ſie, Andern zum Abſcheu und zur Warnung, öffentlich beſtrafen laſſen. Hierauf ließ ſie der König Beide an einen im Saale befindlichen Ständer binden und einen Waffenſtillſtand durch die Stadt hin ausblaſen. Indeß das Morden und Plündern unter den gemeinen Soldaten wollte nicht leicht aufhören; denn je mehr die Sicilianer umbrachten, deſto mehr ſchaarten ſich die Calabrier zuſammen und wehrten ſich, ſo lange ſie nur noch auf einem Beine ſtehen konnten. Löwe ſchickte nun ſeinen Sohn Wilhelm in's Lager und ließ auch Florentina auf's Schloß holen; dann ließ er ein herrliches Gaſtmahl anrichten. Als es Mittag war, ſetzten ſie ſich in dem großen Saale zu Tiſche und aßen und tranken zur Genüge. Der Herzog von Calabria und der Fürſt von Tarent mußten unterdeſſen angebunden da ſtehen und den Sicilianern zuſehen, wie ſie luſtig und guter Dinge waren; dabei wurde denſelben auch nicht das allergeringſte Broſämchen dargeboten. Unterdeſſen hatte Löwe einen hohen Galgen vor der Burg aufrichten laſſen, und nachdem ſie nun des Vergnügens genug genoſſen hatten, ließ Löwe den Scharfrichter herbeirufen und befahl demſelben, er ſolle den Herzog und den Fürſten an jenen neuerrichteten Galgen hängen. Als der Herzog dieſes hörte, fiel er vor Löwen auf die Kniee und flehte um ſein Leben; es half ihm aber nichts: ſie mußten Beide hangen.

Wie Löwe das Herzogthum Calabria dem Baſtard-Sohne der Clariſſa verleiht und denſelben mit Marien vermählt.

Nachdem nun die beiden Fürſten aufgehängt waren, machten ſich die Sicilianer in der Stadt Riga noch fröhlich und vergnügt. Da gab ſich auch der Baſtard Löwen zu erkennen, daß er ſein und der Clariſſa Sohn wäre. Löwe nahm denſelben bereitwillig als ſeinen Sohn an. Da bat Maria ihre Herrin Florentina, ſie möge ſich doch für ſie bemühen, daß ſie den Baſtard zum Gemahl bekommen könnte. Deswegen ging Florentina zu ihrem Herrn und ſagte: „Lieber Herr, ich habe eine Bitte an euch, und ich hoffe, ihr werdet mir dieſelbe nicht verſagen, weil ſie ohne den geringſten Nachtheil für euch erfüllt werden kann. Löwe erwiderte ihr: „Sagt mir's nur; wenn es mit einer Aufopferung der Hälfte aller meiner Länder geſchehen kann, ſo ſoll es euch gewährt werden.“ Da ſagte Florentina: „Ich habe Marien, meine getreue Jungfrau, noch bei mir; dieſe begehrt euren Baſtard-Sohn zur Ehe. Könnt ihr dies zu Stande bringen, ſo bitte ich euch, unterlaſſet es nicht, daß ſie mögen zuſammen kommen.“ Der König Löwe ſchickte ſofort hin, ließ den Baſtard zu ſich rufen und ſtellte ihm die Sache vor; er gab ihm auch ſogleich das Herzogthum Calabria zum Brautſchatz. Der Baſtard war darüber höchſt erfreut und dankte dem Könige für dieſe Ehre. So wurde denn eine ſtattliche Hochzeit angeſtellt, zu welcher mancher Fürſt und Herr eingeladen ward und auch erſchien. Nachdem die Hochzeit beendigt war, ließ ſich der Baſtard von ſeinen Landſaſſen huldigen; Löwe dagegen zog nach Venedig und ſtellte dem Herzoge mit Dankbarkeit ſein Volk zurück. Dieſer fragte Löwen, wie es mit dem falſchen und treuloſen Herzoge und Fürſten noch abgelaufen wäre? ob ſie ihren verdienten Lohn empfangen hätten? Löwe antwortete ihm: „Der Krieg mit denſelben hat mich mehr als ein Königreich gekoſtet; aber ſie ſollen mich hinfort um nichts mehr bringen, denn ich habe ſie Beide hängen laſſen. Nun will ich wieder in mein Königreich ziehen, denn ich weiß, Gott Lob, nun keinen Feind mehr, der mir zuwider wäre. Ueberdies habe ich auch meine Söhne und meine Gemahlin wieder bei mir. Deswegen danke ich euch für eure Treue und Wohlthaten, die ihr mir bezeigt habt, und wofern ihr meiner einmal bedürft, ſo will ich euch nicht allein mit denſelben Mitteln, ſondern auch mit meinem Blute dienen und beiſtehen, wo ich nur immer kann.“ So nahm Löwe von dem Herzoge Richard von Venedig Abſchied und ritt mit ſeiner Gemahlin Florentina und mit ſeinen beiden Söhnen nach Mondliſan zurück, wo ſie dann eine Zeit lang blieben.

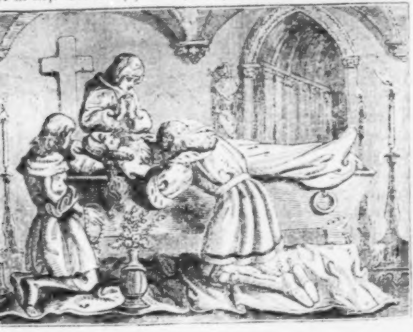
Wie Löwens Sohn Wilhelm mit einer ſchönen getauften heidniſchen Jungfrau vermählt wird, und wie Oelbaum den Hirten Eli zu ſich kommen läßt und denſelben reichlich beſchenkt.

Nachdem ſie einige Monate lang zu Mondliſan bei einander geweſen waren, begab es ſich, daß etliche Schiffe durch Meeresſturm daſelbſt an's Land verſchlagen wurden. Dieſe hatten eine ſchöne Jungfrau bei ſich, welche ſie einigen Heiden auf der See geraubt und dazu beredet hatten, daß ſie ſich taufen ließ. Da ward dem Könige Löwe kund gethan, daß dieſe Jungfrau in einem Schiffe wäre. Er ſchickte deswegen ſeinen Sohn Wilhelm mit etlichen vornehmen Herren dahin, um die Jungfrau zu holen. Dieſe mußten ſie jedoch mit Gewalt nehmen, weil die andern Herren, welche im Schiffe waren, ſie nicht gern von ſich laſſen wollten; denn ſie hatten dieſelbe durch Kampf erobert und gewonnen. Als nun die Jungfrau vor den König Löwe kam, wußte ſie ſich überaus tugendhaft zu benehmen. Löwe fragte ſie, aus was für einem Geſchlechte ſie entſproſſen wäre? worauf ſie ihm zur Antwort gab: „Synagon iſt mein Vater und ich heiße mit Namen Gratia. Mein Vater hatte mich mit dem Könige von Affeler verlobt und ich war deshalb auf dem Wege dahin zu ziehen. Da haben jene Herren mich den Heiden entriſſen.“ Der König Löwe ſagte zu ihr: „Gratia, ich habe hier einen Sohn, den will ich euch zum Gemahl geben. Er iſt aus königlichem Geblüte entſproſſen und ich will ihm mein Herzogthum Berry überlaſſen; denn mein Sohn Oelbaum hat ohnedies ſchon Beſitzungen genug; dieſer hat nämlich die Tochter des Königs Anſis zur Gemahlin und wird einſt König von Spanien. Vielleicht überläßt er nach meinem Tode ſeinem Bruder auch das Königreich Sicilien, und ſo werdet ihr dann noch eine Königin.“ Gratia erwiderte ihm: „Fürwahr, Herr, ich habe keine Urſache, dieſes euer Anerbieten abzulehnen, weil ihr mich arme gefangene Jungfrau ſo hoch begnaden wollt; denn von meinem Vater habe ich doch nichts zu erwarten, ja, wenn er mich in ſeine Gewalt bekäme, ſo müßte ich ohne alle Gnade und Barmherzigkeit ſterben; denn er iſt ein ſtrenger und zorniger Mann, und wider die Chriſten iſt er ein Tyrann; ich aber habe die Chriſten von Jugend auf lieb gehabt und deshalb manchem wider meines Vaters Wiſſen und Willen davon geholfen.“ Hierauf ſtellte Löwe ſeinem Sohne Wilhelm die Sache vor, in Gegenwart der Jungfrau. Wilhelm war damit wohl zufrieden und ſagte ſeinem Vater dafür herzlichen Dank. Somit wurde abermals eine herrliche Hochzeit angeſtellt, welche einen ganzen Monat währte, und bei welcher viele königliche und fürſtliche Perſonen zugegen waren. Als die Hochzeitstage zu Ende waren, ritten Wilhelm und Oelbaum zuſammen in das Herzogthum Berry, wo ſie herrlich empfangen wurden. Oelbaum ſchickte nun ſofort einen Boten zu Eli, jenem Hirten, welcher ihn auferzogen hatte, ließ denſelben zu ſich kommen und ſchenkte ihm große Güter. Eli dankte ihm dafür von Herzen und bat um Verzeihung, daß er ihn bisweilen ſo hart

lagen hätte. Da ſagte Oelbaum: „Ihr habt mich immer
zu wenig geſchlagen; wäret ihr mir bisweilen härter auf den
gerathen, ſo würde ich vielleicht nicht mit dem Vieh davon
ſen ſein; doch iſt dieſes, Gott Lob, mein und euer Glück
ſen.“ Wilhelm machte den Hirten zum Marſchall in dem
ogthume, um daſſelbe in ſeiner Abweſenheit zu regieren.

Florentina ſtirbt und Löwe in ein Kloſter geht, Oelbaum ſeinem Bruder
lhelm das Königreich Sicilien übergiebt und wieder nach Spanien zieht.

Während nun der König Löwe ſein Leben noch lange Zeit in
den mit. ſeiner Gemahlin Florentina zu genießen gedachte,
er ſeine beiden Söhne wohl verſorgt hatte, kam Gott, wel-
allein der Menſchen geheimen Willen bricht und ihre An-
ige zu nichte macht, und ſuchte Florentina mit einer ſchweren
nkheit heim, durch welche ſie innerhalb acht Tagen ihr müh-
ges Leben mit einem gottſeligen Ende beſchloß. Darüber ſank
e in tiefe Betrübniß; er ließ deshalb ſeine beiden Söhne vor



ſich kommen und übergab ihnen die Herrſchaft. Dabei legte er ihnen zugleich an's Herz, ſie ſollten die Länder in Frieden und Einigkeit unter ſich theilen und Einer dem Andern brüderliche Liebe und treue Dienſte erweiſen, was ſie ihm auch zu thun gelobten. Hierauf ließ er ſeine Gemahlin herrlich zur Erde beſtatten. Weil ihm nun das Leben ohne ſeine treue Florentina nicht mehr gefiel, ſo zog er ſich von der Welt zurück und begab ſich in ein reiches Kloſter, welches er ſelbſt geſtiftet hatte. In demſelben lebte er mit bekümmerten Herzen noch zwei Jahre; dann verſchied auch er in chriſtlicher Frömmigkeit. Oelbaum, welcher ein großes Königreich in Spanien hatte, übergab, weil er immer vor den Heiden beſorgt ſein mußte, die ſein Land umgaben, ſeinem Bruder Wilhelm das Königreich Sicilien, nebſt dem Herzogthume Berry und zog wieder nach Spanien zu ſeiner Gemahlin Gallina. Er zeugte mit derſelben viele Erben, welche auch nach ihrer Eltern Tode das Land in gutem Frieden erhielten. Auch Wilhelm und Gratia waren mit Nachkommen reich geſegnet, als ſie nach einem frommen und durch viele ihren Mitchriſten erzeigte Wohlthaten geweihten Leben aus dieſer Welt abgerufen wurden.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Otto Wigand, Verlagsbuchhändler in Leipzig, ſind erſchienen
len Buchhandlungen zu haben:

Hausſchatz deutſcher Proſa.

rie des deutſchen proſaiſchen Styls,

verbunden

mit einer vollſtändigen Auswahl

von

uſterſtücken jeder Gattung der Schreibart,

aus den Werken

der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller

in chronologiſcher Ordnung.

Ein Buch für Schule und Haus.

Von

Dr. O. L. B. Wolff,

Dritte Auflage.

gr. 8. 1847. 71 Bog. broſch. 2 Thlr.

Die deutſchen
Dichter der Gegenwart.
Supplementband

zum

Poetiſchen Hausſchatze des deutſchen Volkes.

Von

O. L. B. Wolff,
Profeſſor in Jena.

gr. 8. 1847. broſch. 20 Ngr.

Poetischer Hausschatz

des

Auslandes.

Ueberſetzungen in den Versmaaßen der Originale

vom

Dr. O. L. B. Wolff.

8. 1848. 28 Bogen. 1 Thlr. 25 Ngr.

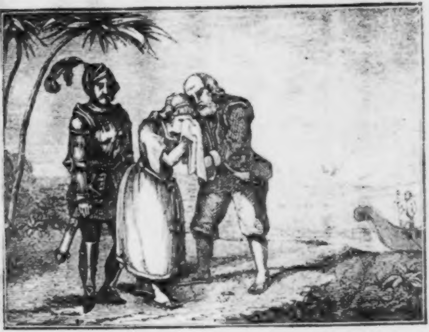
[illegible]

[illegible] 44

Anmuthige Geſchichte

von

Prinz Gerbino und Prinzeſſin Roſina.



Von

O. L. B. Wolff.

Volksbücher. Nr. 44.

Leipzig, Verlag von O. Wigand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Geſchichte

von dem

Prinzen Gerbino und der Prinzeſſin Roſina.

Von Gerbino's und Roſina's Abſtammung.

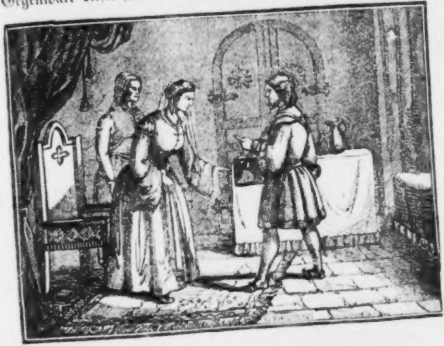
Wilhelm der Zweite, König von Sicilien, hatte einen Enkel, Namens Gerbino, welchem er, da ſein Vater, des Königs Sohn, frühzeitig geſtorben war, die ſorgfältigſte Erziehung geben ließ. Es gab keine Wiſſenſchaft, noch Kunſt, in der Gerbino nicht unterrichtet worden wäre, wofern dieſelbe nur dazu dienen konnte, einer fürſtlichen Perſon die gehörige Bildung zu verſchaffen und dieſelbe verehrungswürdig zu machen. Er wurde in den fremden Sprachen ebenſo wie in den Waffen, im Reiten und Tanzen geübt, und ſein leichtfaſſender Verſtand vereint mit der Luſt, die ihn ſtets antrieb, ſich in den Beſitz aller ritterlichen Vorzüge zu ſetzen, brachten ihn in kurzer Zeit zu einer ſolchen Tüchtigkeit, daß man Wenige ſeines Gleichen finden mochte. Hielt ſein Herr Großvater ein Turnier, ſo erhielt Gerbino jedes Mal von der ſchönſten Prinzeſſin den Dank oder Preis; wurde ein Gaſtmahl angeſtellt, ſo wußte er ſich gegen das andere Geſchlecht jederzeit ſo artig zu benehmen und den fürſtlichen Perſonen und anderen vornehmen Herren, welche dabei zugegen waren, ſo viel Verbindliches zu ſagen, daß er ſich die allgemeine Liebe und Hochachtung derſelben erworben hatte. Gegen die Unterthanen ſeines Großvaters betrug er ſich ſo herablaſſend und gnädig und ſprach mit ihnen ſo leutſelig und menſchenfreundlich, daß ſie, ſobald ſie ihn nur erblickten, alle ihre Sorgen vergaßen und in laute Glückwünſche für ihn ausbrachen. So hatte er ſich durch ſeine guten Sitten und ſeinen tapfern Muth nicht nur in Palermo, der Hauptſtadt Siciliens, alle Einwohner zu Freunden gemacht, ſondern ſein Ruhm erſcholl auch durch das ganze Königreich Sicilien und ſogar in auswärtige Länder. Ueberall ſprach man von ihm als von dem tapferſten Prinzen; man erzählte von ihm viele Heldenthaten und rühmte zugleich ſeine fürſtliche Milde. So konnte es denn nicht anders kommen, als daß er auch auf manche auswärtige Prinzeſſin denſelben Eindruck machen mußte, welchen er auf die ſchönen Töchter Siciliens gemacht hatte.

Zu derſelben Zeit lebte ein König in Tunis, Namens Raſimor, der eine Tochter hatte, die eine der ſchönſten Jungfrauen zu nennen war, welche die Natur jemals gebildet hat; dieſelbe beſaß neben ihrer unausſprechlichen Schönheit auch die edelſten Eigenſchaften des Herzens, und nach dem Zeugniß aller derer, die ſie geſehen hatten, war ſie ein Muſter von Schönheit und feinen Sitten. Auch bis zu den Ohren dieſer königlichen Jungfrau war der Ruf der bewundernswürdigen Tapferkeit und Stärke des Prinzen Gerbino gelangt. Wenn ihre Geſellſchafterinnen bisweilen das Geſpräch auf Ritter und tapfere Helden leiteten, ſo war das Herz der Jungfrau jederzeit von Freude erfüllt, ſobald nur Jemand anfing, die Thaten Gerbino's zu rühmen; begierig faßte ſie alle Nachrichten auf, die ſie von ihm vernehmen konnte, und Manches ließ ſie ſich zwei-, ja dreimal nach einander erzählen und hörte es mit immer neuem Eifer an. Wenn ſie ſich vorſtellte, wie ſchön er wäre, und dann ſich träumte, welch ein Glück es für ſie ſein müßte, wenn ſie einmal ſeine Gegenwart genießen könnte, ſo wurde ſie gegen alle anderen Vergnügungen gleichgültig. Ihre Liebe zu ihm ſteigerte ſich nach und nach auf's Höchſte und ſie beſchäftigte ſich mit nichts ſo gern als mit ſeinem Andenken.

Wie Prinz Gerbino nach Tunis reiſt und ſein Freund Callido durch eine Liſt bei der Prinzeſſin Zutritt erlangt.

Der Ruf der Schönheit und Vollkommenheit dieſer königlichen Jungfrau war nach Sicilien eben ſo wie in andere Länder gekommen. Der Prinz Gerbino hörte nichts lieber, als wenn man von ihr ſprach, und an dem Gedanken ſie einmal ſehen zu wollen, fand er ſo viel Vergnügen, daß er den Entſchluß faßte, in Kurzem eine Reiſe nach Tunis zu machen. Er wirkte ſich bei ſeinem Großvater, der ihn außerordentlich liebte und ihm deshalb nicht leicht eine Bitte abſchlagen konnte, die Erlaubniß zu ſeiner Reiſe aus. Nachdem er dieſelbe erhalten hatte, machte er alle dazu nöthigen Anſtalten; er ließ ein Schiff ausrüſten, erwählte ſich unter ſeinen Freunden einige zu ſeinen Vertrauten und begab ſich dann mit dieſen bei günſtiger Witterung unter Segel. Der Wind war ihm ſo günſtig, daß er in kurzer Zeit das Ziel ſeiner Wünſche erreichte. Ehe er jedoch landete und ſeinen Einzug in Tunis hielt, ſprach er zu ſeinen Vertrauten noch folgende Worte: „Meine Freunde! Ihr wißt, warum ich dieſe Reiſe unternommen habe, und ein Jeder von Euch, der mir meine Abſicht ſorgfältig ausführen hilft, hat ganz beſondere Anſpüche auf meine Gnade zu machen, ſowie hingegen derjenige, welcher mir hinderlich ſein wollte, den Tod von dieſer meiner Hand empfangen würde.“ Als er ſeine Rede geendigt hatte, verſicherten ihm Alle einſtimmig, daß ſie Leib und Leben und Alles, was ſie beſäßen, für ihren Herrn aufopfern wollten, und daß es ihr einziger und ſehnlichſter Wunſch ſei, ſie möchten ihm nur ihren Dienſteifer ſo bald als möglich bezeigen können. Hierauf landeten ſie und hielten ihren

Einzug in Tunis. Sie wählten ſich eine Wohnung nicht allzu weit von dem königlichen Schloſſe entfernt und hielten ſich ſehr eingezogen, weil Prinz Gerbino ſeine Ankunft nicht wollte allgemein bekannt werden laſſen. Einige Tage lang brachte er in tiefem Nachdenken zu, wie er es wohl anfangen möchte, daß er zu ſeiner geliebten Roſina — ſo hieß nämlich jene ſchöne Prinzeſſin — kommen könnte; tauſend Anſchläge bewegten ſich in ſeinem Kopfe hin und her, aber keiner derſelben ſchien ihm paſſend genug zu ſein. Nun hatte er unter ſeinen vertrauten Freunden einen äußerſt ſchlauen und verſchmitzten Mann, der ſchon ſo manches Abenteuer in der Welt hatte beſtehen helfen; dieſer kam eines Morgens im Gerbino's Zimmer, als derſelbe eben mit ſeiner Angelenheit eifrig beſchäftigt noch auf dem Bette lag, und entdeckte dem Prinzen einen Anſchlag, welchen er auszuführen Willens wäre, wenn er die Erlaubniß ſeines gnädigen Herrn dazu erlangen könnte. Er erzählte dem Gerbino, wie er geſonnen wäre als ein Galanteriehändler verkleidet ſich in die königliche Burg zu begeben, und wenn er die Prinzeſſin allein antreffen würde, ihr zu entdecken, daß Gerbino, der Prinz von Sicilien, in Liebe gegen ſie entbrannt wäre und ſich gegenwärtig in Tunis befände, um von ihr ſein Glück oder Unglück zu erwarten. Wer war mehr erfreut über einen ſolchen Anſchlag als Gerbino! Er drückte ſeinem Vertrauten herzlich die Hand und verſicherte ihm, er werde ſeiner niemals in ſeinem Leben vergeſſen. Nun wurden ſogleich Juwelen herbeigeſchafft, und zwar ſo koſtbar als man ſie nur bekommen konnte; mit dieſen ſollte alsdann der angebliche Galanterienhändler der ſchönen Prinzeſſin im Namen ſeines Prinzen ein Geſchenk machen, wenn er ſo glücklich ſein würde, allein mit ihr zu ſprechen. Der Prinz brachte nun dieſen ganzen Tag in der Geſellſchaft ſeiner Freunde zu und war äußerſt vergnügt, weil er ſich von dem Anſchlage ſeines vertrauten Freundes Calido — ſo hieß dieſer nämlich — einen glücklichen Erfolg verſprach. Die Ausführung des Rathſchlages ſelbſt wurde bis auf den Morgen des andern Tages verſchoben, weil der Prinz in Erfahrung gebracht hatte, daß die Prinzeſſin des Morgens früh meiſtentheils allein ſei und Niemanden bei ſich habe als eine ſehr getreue Kammerfrau. Indeß wurde dem Prinzen die Zeit außerordentlich lang, ehe der Morgen des folgenden Tages erſchien; er konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge ſchließen; denn bald dachte er: „Wie wird es denn werden, wenn ſie deine Liebe etwa verſchmähen ſollte! bald quälte ihn der Gedanke, daß ſein Freund doch unendlich viel Schwierigkeiten haben würde, um ſeinen Vorſatz in's Werk zu ſetzen. So erſchien denn endlich der erſehnte Morgen, der für ihn entweder Glück oder Unglück bringen ſollte. Callido hatte ſich verkleidet, ſeine Juwelen zu ſich genommen und begab ſich nun auf den Weg nach der Burg zu. In ſeiner Galanteriehändlers-Tracht ließ man ihn ohne weitere Nachfrage paſſiren und ſo kam er glücklich bis an das Zimmer der Prinzeſſin. Es wurde ihm geöffnet, und als er hineintrat, fand er Niemanden weiter darin als die Prinzeſſin mit ihrer Kammerfrau. Er fragte, ob er in Gegenwart dieſer Frau der Prinzeſſin einige wichtige Nachrichten



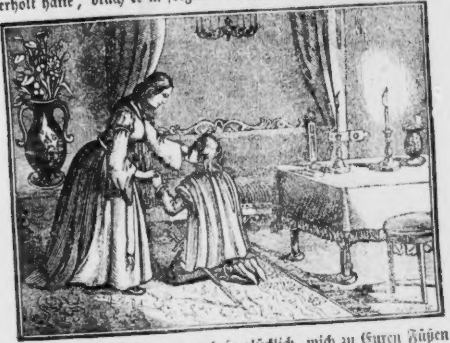
mittheilen dürfte oder ob ſie dieſelben im Geheimen zu erfahren verlangte. Die Prinzeſſin, die durchaus keine Geheimniſſe vor ihrer Kammerfrau hatte, befahl ihm im Beiſein derſelben ſeine Worte vorzubringen. Hierauf eröffnete er ihr Gerbino's heftige Leidenſchaft und entdeckte ihr, daß derſelbe ſich ihretwegen in Tunis aufhalte und daß er mit unausſprechlicher Begierde eine angenehme Antwort auf ſeine Erklärung erwarte; er überſchicke ihr, ſagte er weiter, zum Beweis ſeiner großen Liebe und Zuneigung hiermit ein Geſchenk von Juwelen, welches ſie anzunehmen kein Bedenken tragen möge.

Roſina, vor Freunden ganz entzückt, daß einer ihrer geheimſten Wünſche nun ſeiner Erfüllung nahe war, empfing ſowohl den Ueberbringer des Geſchenkes als auch das Geſchenk ſelbſt mit einer angenehmen lächelnden Miene und gab ihm Folgendes zur Antwort: „Sagt Eurem Herrn, mein Freund, daß die jungfräuliche Scham mir verböte, ihm mein ganzes Herz ohne Weiteres zu eröffnen; indeß hätte kein Ritter in ganz Tunis ſich mehr Hoffnung auf meine Zuneigung zu machen als Gerbino, deſſen Ruhm mich ſchon längſt für ihn eingenommen hätte. Zur Beſtätigung deſſen aber, was ich Euch geſagt habe," ſetzte ſie noch hinzu, „nehmt Eurem Herrn dieſes Gegengeſchenk mit." Callido nahm, höchſt erfreut, daß ſeine Liſt einen ſo guten Erfolg gehabt hatte, das ihm dargebotene Geſchenk an, welches aus koſtbaren Edelſteinen und Juwelen beſtand, und eilte ohne Verzug zurück zu ſeinem Herrn, deſſen Erwartung ſo hoch geſpannt war, daß er, ſobald nur Callido die Thür öffnete, mit offenen Armen ihm entgegen ſprang und wohl Tauſenderlei auf einmal fragte und wiſſen wollte. Als er nun erfuhr, wie viel Hoffnung er habe, ſich der Gegenliebe der ſchönen Prinzeſſin zu getröſten, und zum Beweis dafür das koſtbare Geſchenk empfing, ward er ſo vergnügt, daß er alle ſeine guten Freunde zuſammen kommen ließ und ein Gaſtmahl anſtellte, wo man bei einem vollen Becher Wein bis tief in die Nacht hinein heiter und fröhlich war.

Von nun an mußte Callido fortwährend in der Maske eines Galanteriehändlers Briefe beſtellen und zurückbringen und er wußte dabei ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, daß kein Menſch auf den Verdacht kam, daß der vermeintliche Galanteriehändler ein vornehmer Herr und Ritter aus Sicilien wäre.

Wie Gerbino bei einem Gewitter ſich in Roſina's Zimmer begiebt, aber in Folge eines entſtandenen Lärmes durch das Fenſter entfliehen muß.

Unſere beiden Liebenden ſagten ſich in ihren Briefen ſo viel Schönes und Angenehmes, daß in Beiden der heftigſte Wunſch entſtand, ſich nun auch einmal zu ſehen und zu ſprechen. Gerbino hätte dieſes auf die leichteſte Art bewerkſtelligen können, wenn er ſich als einen Enkel des Königs Wilhelm von Sicilien bei dem Könige Raſimor angemeldet hätte, allein es ſchien ſeinen Abſichten entgegen zu ſein, öffentlich bekannt zu werden, und da er glaubte, er werde in ſeiner Liebe größere Fortſchritte machen, wenn er unbekannter Weiſe ſich in Tunis aufhielte, ſo ſuchte er andere Mittel ausfindig zu machen, um ſeinen geliebten Gegenſtand zu ſehen. Dazu konnte ihm nun Niemand beſſer verhelfen, als Roſina ſelbſt, und ſie hatte denn auch, da Gerbino ſie ſchon in vielen ſeiner Briefe um dieſe Gefälligkeit gebeten hatte, endlich den Entſchluß gefaßt, bei dem erſten Gewitter, welches ſich aufthürmen würde, ihrem geliebten Gerbino eine geheime Zuſammenkunft zu bewilligen. Man wird ſich vielleicht wundern, daß ich ſage, bei einem Gewitter wollte ſie dieſe Zuſammenkunft veranſtalten; man wird dieſes faſt nicht glauben wollen, wenn man ſich an den gewöhnlichen ſo furchtſamen Charakter der Frauen erinnert. Allein Roſina machte in dieſer Beziehung die Ausnahme und es fehlte ihr weiter nichts als unſer Geſchlecht, um ganz und gar ein Mann zu ſein. Die Zeit eines Gewitters wählte ſie beſonders deswegen zu ihrer Zuſammenkunft, weil ihr Vater, der König, ſo wie auch alle übrigen Einwohner der Stadt Tunis ſich außerordentlich vor dem Krachen des Donners fürchteten; denn als Heiden ſtanden ſie in dem Wahne, daß die zornigen Götter dadurch einmal ihre Wuth gegen das menſchliche Geſchlecht ausüben wollten; deshalb verſteckten ſie ſich zu einer ſolchen Zeit in die verborgenſten Winkel ihrer Wohnungen, wo ſie ſicher zu ſein glaubten, indem ſie meinten, die Götter würden ſie daſelbſt nicht finden. Es dauerte wohl einen ganzen Monat, ehe ſich eine Gewitterwolke am Himmel erblicken ließ. Endlich erſchien dieſer längſt erwünſchte Tag, oder vielmehr die erſehnte Nacht, in welcher ſich ein fürchterliches Gewitter über der Stadt aufthürmte, das ſich ſchon von Ferne durch die brüllendſten Donnerſchläge anmeldete. Die Gewitterwolken zogen ſich immer mehr und mehr über Tunis zuſammen, und ſo erſchien denn endlich der glückliche Augenblick, in welchem Roſina durch einen getreuen Diener ihrem geliebten Gerbino ſagen ließ, er möchte ſich, wenn das Gewitter eben am fürchterlichſten tobte, an die Thür des königlichen Gartens verfügen. Kaum hatte Gerbino dieſe längſt gewünſchte Nachricht vernommen, als er, nachdem er einen Mantel um ſich geworfen, einen runden Hut aufgeſetzt und ſein Schwert an die Seite gegürtet hatte, ſich an den beſtimmten Ort begab. Bei ſeiner Ankunft erblickte er den treuen Bedienten der Prinzeſſin, der ihm die fröhliche Botſchaft gebracht und nun an der Thüre auf ihn gewartet hatte. Dieſer führte den Prinzen durch den Garten hin, zu etlichen Thüren hinein, einige Treppen auf und ab, und brachte ihn ſo bis an das Zimmer der Prinzeſſin, ohne auch nur von irgend einem Menſchen geſehen zu werden. O wie pochte jetzt Gerbino's Herz, da er nun endlich nach ſo langem Sehnen diejenige ſehen ſollte, die ſich, auch ohne ihn jemals geſehen zu haben, zur Meiſterin ſeines Herzens gemacht hatte! Taumelnd ergriff er den Drücker, um die Thür zu öffnen, und ach! wie erſtaunte er nicht, als er in ein Zimmer eintrat, von mehr denn ſechs Wachskerzen erleuchtet, in deren hellem Scheine ſeine himmliſche Roſina im fürſtlichen Schmucke auf einem purpurrothen Sopha ſaß! Sobald dieſe den Geliebten ihres Herzens erblickte, erhob ſie ſich majeſtätiſch, ging mit einem gleichſam überirdiſchen Lächeln auf ihn zu und hieß ihn auf's Freundlichſte willkommen ſein. Der Ritter, von dem Zauber ihrer Schönheit ganz betäubt, ſtürzte ſich ihr zu Füßen und hielt ſprachlos ihre Hand in der ſeinigen; er küßte ſie und war ſo ergriffen, daß eine geraume Zeit verſtrich, ehe er ein Wort zu ſprechen vermochte. Endlich aber, nachdem er ſich ein wenig erholt hatte, brach er in folgende Worte aus: „O meine himm-



liſche Roſina, bin ich doch noch ſo glücklich, mich zu Euren Füßen liegen zu ſehen!“ „O mein Prinz,“ erhielt er von ihr zur Antwort, „ſtehet auf; denn ich werde ſchamroth, wenn ich einen ſo ruhmvollen und tapfern Ritter zu meinen Füßen ſehen ſoll!“ Bei dieſen Worten griff ſie ihm liebreich unter die Arme, hob ihn auf und führte ihn an's Sopha hin, wo ſie ſich dann beide niederſetzten und ungeachtet der entſetzlichſten Donnerſchläge und der fürchterlichſten Blitze, die ganz Tunis zu verheeren drohten, die zärtlichſten Unterredungen hielten. Sie ſagten ſich tauſendmal, wie ſehnſuchtsvoll ſie den glücklichen Augenblick herbeigewünſcht hätten, in welchem ſie ſich ſehen und ſprechen könnten; oft ſahen ſie einander lange Zeit an, ohne ein Wort zu ſprechen, oft fingen ſie Beide zugleich an zu reden. Gerbino fand ſeine Roſina tauſendmal ſchöner, als er ſich dieſelbe vorgeſtellt hatte, und die Prinzeſſin ihrerſeits konnte die Vollkommenheiten des Prinzen nicht genug bewundern. Gerbino ſeufzte tief aus ſeiner Bruſt, heftete ſtarr ſeine Augen auf Roſinen und drückte ihre Hand an ſeinen Buſen. Die Prinzeſſin, zu ſehr gerührt von der Zärtlichkeit des Ritters und von ihrer Liebe zu ihm, rückte näher an ihn an: ihr Geſicht glühte, ihre Augen funkelten, und um dieſes dem Ritter zu verbergen, legte ſie ihr ſchönes Haupt auf ſeine Schultern und erwiderte zärtlich ſeinen Händedruck. Der Prinz konnte dieſe Vertraulichkeit nicht ohne die innigſte Rührung wahrnehmen; er ſchlang ſeine Arme um den zarten Leib der ſchönen Prinzeſſin, drückte ſie ſanft an ſeine Bruſt und gab ihr den erſten feurigſten Kuß. Beide ſchwebten jetzt in einem himmliſchen Entzücken; ſie hielten ſich feſt umſchlungen an ihren Buſen, hauchten einander die zärtlichſten Gefühle ein und ſanken ſo im ſüßen Taumel auf's Sopha nieder. Da entſtand plötzlich ein entſetzlicher Lärm in der königlichen Burg; man ſchrie und fragte: „Wo? wo?“ Das Getöſe zog ſich immer näher heran und war bereits nicht mehr weit entfernt von dem Zimmer der Prinzeſſin. Unſere Liebenden geriethen jetzt in die größte Angſt; denn beide glaubten, ſie wären verrathen und meinten, man frage, wo ſie wären? Gerbino, der ſchon lange die Gefahren verachten gelernt hatte, entſchloß ſich, eher das Aeußerſte zu wagen, als ſich in einer ſolchen Lage gefangen nehmen zu laſſen. Er lief eiligſt an's Fenſter und riß es auf; das Meer brauſte gewaltig, der Donner brüllte fürchterlich; und doch war Gerbino kühn genug, alles Widerſtandes ungeachtet, mit welchem die Prinzeſſin ſich ſeinem Unternehmen entgegenſetzte, in die Fluthen hinabzuſpringen. Es geſchah ſo eben ein furchtbar leuchtender Blitz, der die ſchwarze Nacht auf einen Augenblick in Tag verwandelte und die jungfräuliche Prinzeſſin ſehen ließ, wie ihr Geliebter in die Fluthen begraben wurde.

In dem königlichen Pallaſte nun war eine Menge Volks zuſammengelaufen, um der Feuersbrunſt zu ſteuern, die ein ſchrecklicher Blitz verurſacht hatte. Da man jedoch in Tunis ſchon ſeit langer Zeit gute Feueranſtalten eingeführt hatte, ſo koſtete es wenig Mühe, um dieſelbe zu dämpfen. Der Lärm und das

Getümmel von Menſchen hatte ſich nun von der Wohnung der
Prinzeſſin wieder entfernt und von ihrer Kammerfrau, die ihrer
Herrin eben hatte zu Hülfe eilen wollen, erfuhr ſie ſogleich, was
die wahre Urſache dieſes Lärmes geweſen wäre. Es war als ob
ihr eine Centnerlaſt vom Herzen weggenommen würde, da ſie ver-
nahm, daß dieſes Zuſammenlaufen der Menſchenmenge nicht in
Abſicht auf Gerbino verurſacht worden war. Allein ſo ruhig ſie
nun auch in dieſer Beziehung hätte ſein können, ſo vergoß ſie doch
Ströme von Thränen, ſobald ſie an das traurige Schickſal ihres
geliebten Gerbino dachte. Auch ihre Kammerfrau, die ſich ſofort
nach der Urſache ihres Kummers erkundigte, wurde durch die
Nachricht, daß Gerbino ſich in die Fluthen geſtürzt habe, ſo
gewaltig ergriffen, daß es ihr unmöglich war, die Prinzeſſin zu
tröſten; vielmehr brach ſie in ein lautes Wehklagen aus und ver-
größerte dadurch nur noch den Jammer und die Unruhe der
Prinzeſſin, die beinahe ſchon für gewiß annahm, daß Gerbino
in den ſtürmiſchen Meereswogen ſeinen Untergang gefunden haben
müſſe.

In der That war auch das Schickſal Gerbino's ein ſehr trau-
riges; denn ſobald er in das Meer hinabgeſprungen war, ver-
ſchlang ihn eine mächtige Welle und entzog ihn auf einige Augen-
blicke den Augen der Welt. Allein da er von Jugend auf ſich
ſehr im Schwimmen geübt hatte, ſo widerſtand er lange dem
Tode, den er unfehlbar in den Fluthen gefunden haben würde,
hätte ſich ihm nicht ſchleunigſt Rettung dargeboten; denn ſchon
fingen ſeine Kräfte an, matt zu werden, ſchon wollte ihm der
Athem vergehen, als er plötzlich von den Wellen an's Ufer
geſchleudert wurde. Der Wind kam nämlich aus Norden und
trieb zu ſeinem Glücke die Wellen alle auf Tunis zu; ſonſt hätte
er zuverläſſig ſein Grab in ihnen gefunden. Er lag nun ziemlich
entkräftet am Ufer und erſt nach einer langen Zeit konnte er ſich ſo
weit erholen, daß er im Stande war, ſich nach Hauſe zu begeben.
Dort kam er gegen Morgen an. Seine Freunde entſetzten ſich
nicht wenig über ſein trauriges Schickſal und wünſchten von Her-
zen, daß es nur nicht von ſchlimmen Folgen für ihn ſein möchte.

Allein ungeachtet der Wünſche ſeiner Freunde verfiel er in ein heftiges Fieber, von welchem er jedoch nach Verlauf einiger Wochen wieder geneſen war; denn ſeine Natur war ſo ſtark und ſein Körper ſo abgehärtet, daß keine Krankheit bei ihm von langer Dauer ſein konnte.

Sobald er zu Hauſe angekommen war, hatte er ſeiner geliebten Roſina ſogleich Nachricht von ſich geben laſſen. Dieſe hatte kaum jemals einen ſo glücklichen Tag erlebt, als derjenige war, an welchem ihr Prinz aus den Fluthen war errettet worden. Da ſie nun aber durch ihren treuen Diener auch erfuhr, daß Gerbino an einer gefährlichen Krankheit darnieder liege, ſo war dennoch ihre Betrübniß nicht geringer als vorher; denn ſie mußte jetzt immer noch einen unglücklichen Ausgang ſeines Schickſals befürchten.

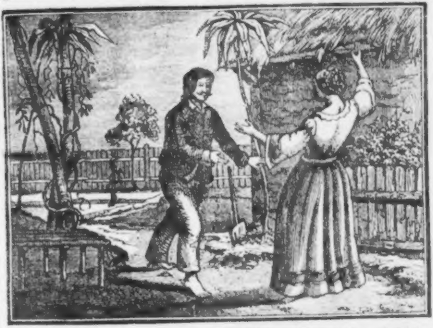
Wie Gerbino als Ruderer verkleidet die Prinzeſſin auf einer Spazierfahrt zur See begleitet, und wie Beide von Seeräubern gefangen nach Baſtia geführt werden.

Kurz darauf, als der Prinz wieder völlig hergeſtellt und die Prinzeſſin ſchon lange mit dem Gedanken umgegangen war, wie ſie wohl wieder einmal die Gegenwart ihres Geliebten würde genießen können, ohne verrathen zu werden, ereignete ſich für unſere beiden Liebenden ein trauriger Umſtand. Es erſchien das Geburtsfeſt des Königs Raſimor, und um daſſelbe recht feierlich zu begehen, hatte man verſchiedene Fürſten und Herren nach Tunis eingeladen. Man vergnügte ſich dabei an Tanz und Spiel, an Schmauſen und an Turnieren, und jeder dieſer feſtlichen Tage war einem Jeden der Anweſenden ein großer Freudentag; nur für Roſina waren ſie Tage der Traurigkeit und Betrübniß. Denn da ſie die ganze Zeit des Feſtes ohne die Gegenwart ihres geliebten Prinzen zubringen mußte, ſo fand ſie wenig Geſchmack an allen den Luſtbarkeiten, die man ihrem Vater zu Ehren anſtellte.

An einem dieſer Tage war es nun, als Roſina ihren Vater um die Gnade bat, eine kleine Spazierfahrt auf der See anſtellen dürfen. Ihr Vater, der zu dieſer Zeit ihr nicht leicht etwas zuſchlagen gewohnt war, ertheilte ihr, wiewohl nicht ganz rn, die Erlaubniß. Dieſe Art des Vergnügens wählte aber die rinzeſſin beſonders deswegen, weil ihr die Luſtbarkeiten am ofe durch die allzu lange Dauer zum Ekel geworden waren, nd zugleich auch zu dem Zwecke, um einmal die friſche Luft einuathmen, was ſie bei der ſtrengen Aufſicht, die ihr Vater über ie führte, ſelten thun durfte.

Gerbino, der durch ſeine Freunde von dieſer Spazierfahrt der königlichen Jungfrau unterrichtet worden war, benutzte dieſe Gelegenheit, um ſeine ſchöne Prinzeſſin wieder einmal zu ſehen. Er kleidete ſich deshalb als Ruderknecht an, und machte ſich durch kleine Geſchenke die Ruderknechte zu Freunden; auf dieſe Weiſe gelang es ihm, mit auf der Ruderbank zu ſitzen und die Gondel ſeiner ſchönen Prinzeſſin forttreiben zu helfen. Der Prinz war auf's Höchſte vergnügt, daß er ſeiner Geliebten ſo nahe war; er konnte ſich gar nicht ſatt an ihr ſehen. Der Anzug der Jungfrau war heute ſo geſchmackvoll, daß er in Verbindung mit ihrer Schönheit den Gerbino beinahe zu der Thorheit verleitet hätte, ſeine Ruderbank zu verlaſſen und ſich der Prinzeſſin zu Füßen zu werfen. Roſina dagegen war traurig; ihre ſonſtige Heiterkeit hatte ſie verlaſſen, und davon war nichts Anderes die Urſache, als weil ſie ihren theuerſten Gerbino nicht in ihrer Nähe zu haben glaubte. Gerbino, der ſich ihr gern entdeckt hätte, wenn er ſich nicht vor ſeinen übrigen Begleitern geſcheut hätte, es zu thun, ſuchte wenigſtens durch ſeine Blicke ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken; indeß weiß ich nicht, wie es kam, daß ſie dies nicht gewahr wurde.

Es war an dieſem Tage vorzüglich ſchönes Wetter, und ſie hatten ſich ſchon ziemlich weit in das mittelländiſche Meer hinein begeben, als ſie von Ferne ein Schiff auf ſich zuſegeln ſahen. O Gott, hätten ſie gewußt, was für ein Unglück ihnen jetzt drohte, ſie hätten ſich gewiß pfeilſchnell zurückgezogen. Nun aber vermutheten ſie nichts Schlimmes und ſetzten deshalb ihre Fahrt unbeſorgt fort. Das Schiff kam an die Gondel heran. In ihm waren Korſikaner, die auf dem mittelländiſchen Meere auf Streifereien ausgegangen waren. Sie ließen ſogleich durch einen Herold fragen, wer ſich auf der Gondel befände, und da ſie erfuhren, daß es die tunetaniſche Prinzeſſin wäre, ſo nahmen ſie dieſelbe nebſt allen ihren Leuten gefangen. Die Korſikaner waren geſchworene Feinde des Königs von Tunis und durch eine ſolche That glaubten ſie denſelben nicht wenig zu kränken; auch hatten ſie die ſichere Hoffnung, daß ſie für die königliche Jungfrau ein anſehnliches Löſegeld erhalten würden. So nahmen ſie denn dieſelbe in ihr Schiff; die Gondel aber durchbohrten ſie und ſenkten ſie in den Grund. Der Kummer unſerer Prinzeſſin war unbeſchreiblich. Um ſie nur einigermaßen demſelben zu entreißen, wollte jetzt Gerbino ſich ihr entdecken; indeß befürchtete er, es möchte dies noch viel ſchädlicher für ſie ſein, und unterließ es daher. In einigen Tagen langten ſie bei günſtigem Winde auf Korſika an. Die Gefangenen wurden insgeſammt nach Baſtia, in die Hauptſtadt des Landes gebracht. Die Ruderknechte wurden ſämmtlich als Sklaven verkauft, wobei Gerbino das traurige und doch glückliche Schickſal hatte, als ein ſchöner und ſtarker Mann in das Haus des Gouverneurs verkauft zu werden. Die Prinzeſſin war in daſſelbe Haus gebracht worden. Ihre Wehmuth war bis auf's Aeußerſte geſtiegen. Um ſich von ihrem Kummer bisweilen ein wenig erholen zu können, hatte man ihr erlaubt, in den Garten des Gouverneurs, der mit hohen Mauern eingeſchloſſen war, ſpazieren zu gehen. Dieſer Erlaubniß bediente ſie ſich ſehr oft, um ſich zu zerſtreuen, oder vielmehr um daſelbſt ungeſtört ihren geliebten Gerbino zu beklagen, der nach ihrer Meinung jetzt nicht wiſſen würde, wo ſie ſich befände. Dem Prinzen war das Geſchäft übertragen worden, dem Gärtner mit an der Hand zu ſein, und ſo konnte es nicht anders kommen, als daß er ſeine theuerſte Prinzeſſin oft ſehen mußte. Schon oft hatte er es ſich vorgenommen, ſich ihr zu entdecken, allein der Gärtner war ihm ſtets im Wege geweſen. Einſtmals aber, als der Gärtner zufällig abgerufen wurde und daher Gerbino allein im Garten war, trug es ſich zu, daß Roſina eben zu dieſer Zeit in demſelben ſpa zieren ging. Gerbino ſah ſich vorſichtig um, und da er Niemanden erblickte, der ihn beobachten konnte, eilte er im Fluge hin zu Roſinen, ſtürzte ſich zu ihren Füßen und hielt ſprachlos ihre Kniee umfaßt. So ſehr Anfangs die Prinzeſſin durch die raſche That in Schrecken geſetzt wurde, ſo groß war dann ihre Freude, als ſie ſah, daß dieſer kühne Mann ihr angebeteter Gerbino wäre. Ihre Verwunderung darüber war auf's Höchſte geſtiegen; ſie fragte tauſend und aber tauſendmal, wie es möglich ſein könnte, daß er ſich hier befände und wollte ihren Augen gar nicht trauen. Gerbino erzählte ihr nun mit kurzen Worten, wie er ihr ſtets zur Seite geweſen und auch zu gutem Glücke in dieſes Haus gekommen



wäre. Ihre Freude war unausſprechlich. Unter vielen zärtlichen Geſprächen war endlich die ſchöne Zeit ihrer Einſamkeit verfloſſen und zum Glück ſah noch Gerbino zur rechten Zeit den Gärtner in den Garten eintreten, daß er ſich unbemerkt an ſeine Arbiet zurückbegeben konnte.

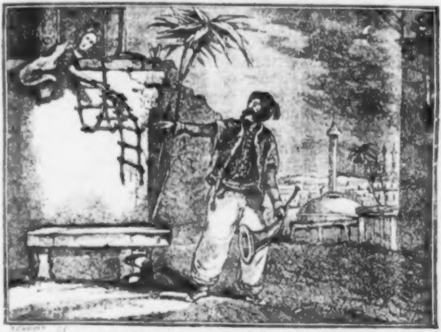
Wer war jetzt froher als Roſina, daß ſie ihren Geliebten ſo nahe bei ſich wußte! Sie begab ſich nun wieder auf ihr Zimmer und dankte dem Himmel für dieſe glückliche Fügung. Ihre Schönheit hatte zwar durch den großen Kummer bisher nicht wenig gelitten, allein nun fing ſie an, wieder ſo vollkommen zu werden, daß Jedermann, der ſie ſah, dadurch gleichſam wie bezaubert wurde.

Wie Roſina aus der Gefangenſchaft befreit wird, und wie Gerbino des Nachts wieder zu ihr kommt.

Unſere Liebenden hatten nun mehrmals Gelegenheit, ſich im Garten des Gouverneurs zu ſprechen, und wenn da ihre zärtlichen Geſpräche ſich geendigt hatten, dann fiel die Unterredung gewöhnlich darauf, wie ſie wohl ihre Befreinng bewerkſtelligen könnten. Sie hatten ſich lange Zeit hindurch mit dieſen Gedanken die Köpfe zerbrochen und hatten doch keine recht paſſenden Mittel ausfindig machen können, als plötzlich die Prinzeſſin die Nachricht erhielt, es warte ein von ihrem Vater abgeſandtes Schiff im Hafen, um ſie abzuholen. Der König hatte ein anſehnliches Löſegeld für ſeine Prinzeſſin Tochter bezahlt und die Korſikaner fanden daher nun keinen Grund mehr, ſie länger bei ſich zu behalten. So angenehm auch dieſe Nachricht für die Jungfrau war, ſo wenig freute ſie ſich doch darüber, wenn der Gedanke ſich in ihrem Herzen regte, daß wahrſcheinlich ihr geliebter Prinz zurückbleiben müſſe. Sie ſuchte alle möglichen Mittel hervor, um den Gouverneur dahin zu bringen, daß er ihr dieſen Sklaven zur Bedienung mitgeben ſollte; allein ihre Bitten und Vorſtellungen waren alle fruchtlos; ſie mußte ihre Reiſe allein antreten und zu ihrer größten Betrübniß den Gerbino ohne Hülfe zurücklaſſen. Sie kam bei gutem Winde in kurzer Zeit in Tunis an. So ungehalten nun auch ihr Vater über ihre lange Entfernung ſein wollte, ſo wenig konnte er es; denn die Freude über die Rückkehr ſeiner Tochter war bei ihm ſo groß, daß er alles Andere vergaß. Er ließ ſofort ein großes Gaſtmahl anſtellen, zu welchem ſich viele Fürſten und Herren verſammelten.

Es verſtrich nun eine lange Zeit, die für Roſina voller Qual und Sorgen war. Sie wußte nicht wie es ihrem Prinzen noch ergehen werde, und der Gedanke, daß er unglücklich ſein könnte, verſetzte ſie oft in die größte Traurigkeit. Als ſie wohl nach Verlauf eines ganzen Jahres einſtmals in ihres Vaters Luſtgarten ſaß und, um ſich zu zerſtreuen, Blumenſträußer band, kam ihr treuer Bedienter eiligſt herbeigelaufen und brachte ihr die erfreuliche Nachricht, daß Prinz Gerbino wieder in Tunis angelangt ſei und nichts ſehnlicher wünſche, als ſeine ſchöne Roſina je eher je lieber zu ſprechen. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie groß jetzt die Freude der Prinzeſſin geweſen ſein mag. Es war ihr als wenn ſie von Neuem geboren worden wäre. Alles was ſie nur bisher angeſehen hatte, war ihr zum Verdruß geweſen, und Alles was ſie jetzt anſah, machte ihr das größte Vergnügen. Sie ließ dem Gerbino zurückſagen, daß ſie nichts ſehnlicher wünſche, als, ſobald es nur möglich ſein würde, ſeine theure Gegenwart zu genießen. Aber wie ſollte ſie es anſtellen, um ihn ſprechen zu können? hätten ſie wieder auf ein Donnerwetter lauern wollen, ſo hätten ſie lange warten müſſen; denn es war ietzt ſchon nahe am Herbſte. Eben ſo wenig konnten ſie ihre Zuſammenkunſt bei Tage anſtellen, indem ſie da befürchten mußten, verrathen zu werden. Die Prinzeſſin hatte viele Feinde an dem Hofe ihres Vaters; denn durch ihre außerordentliche Schönheit verleitet, hatte mancher Höfling es gewagt, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, hatte aber meiſtentheils abſchlägliche Antwort gefunden. Deshalb würden ſie gewiß ein ſcharfes Auge auf Roſina gehabt haben, wenn ſie nur die geringſte Spur gemerkt hätten, daß ſie ein Liebesverſtändniß habe, und dann würde auch ihr Vater nicht lange der Sache unkundig geweſen ſein. Dieſes konnte der Prinz von Sicilien um ſo weniger wünſchen, da er ſich ſchon ſo lange in Tunis aufhielt, ohne ſich nur ein einziges Mal dem Könige vorgeſtellt zu haben.

Eines Abends nun ſchickte die Prinzeſſin ihren treuen Bedienten zu Gerbino und ließ ihm ſagen, er möchte des Nachts um zwölf Uhr vor ihren Fenſtern ſpazieren gehen. Der Prinz verklei-



dete ſich daher als ein Nachtwächter und begab ſich zur beſtimmten Stunde an den genannten Ort. Die Nacht war ſtill und kein Menſch ließ ſich ſehen. Es ſchlug eben zwölf Uhr; da öffnete ſich ein Fenſter, eine Strickleiter ließ ſich herunter, und Gerbino voller Begierde, ſeine Geliebte zu ſehen, ſtieg eiligſt hinauf. Man kann ſich vorſtellen, wie groß die Freude unſerer Liebenden geweſen ſein muß, da ſie ſich nach ſo langer Trennung endlich wiederfanden. Sie hielten einander feſt umſchlungen und ſagten ſich tauſendmal, wie glücklich ſie wären, daß ſie ihre beiderſeitige Gegenwart wieder genießen könnten. Die Nacht floß unter den vertraulichſten Geſprächen für unſere Liebenden pfeilſchnell dahin. Sie hatten einander Vieles zu erzählen von ihren bisherigen Schickſalen. Unter Anderm war die Prinzeſſin neugierig zu erfahren, wie doch Gerbino von Baſtia entkommen wäre. Der Prinz erzählte ihr hierauf, wie der Gärtner des Gouverneurs ein geborner Sicilianer und ein Mann von ſehr edler Denkungsart wäre, ſo daß er ihn, ſo lange er Sklave geweſen wäre, auch nicht im Mindeſten grauſam oder unmenſchlich behandelt hätte. Dadurch hätte er ein ſo großes Zutrauen zu dieſem Manne gefaßt, daß er ſich ihm endlich entdeckt hätte. Der Gärtner ſei bei der Nachricht von ihm in Erſtaunen gerathen und habe ſich auf ſeine Bitten ſogleich bereitwillig finden laſſen, ihn aus der Gefangenſchaft zu befreien. Dieſes wäre jedoch nicht anders möglich geweſen, als daß der Gärtner ſelbſt mit entflohen wäre; denn dieſer Mann hätte befürchten müſſen, daß eine zu grauſame Strafe über ihn verhängt werden würde, wenn der Gouverneur erführe, daß er den Prinzen haben entkommen laſſen. Der Gärtner hätte alſo ſeine beſten Habſeligkeiten verkauft und wäre mit ihm davon gezogen. Nun wäre kurz darauf ein ſicilianiſches Schiff im Hafen erſchienen, welches, nachdem es ſeine Kaufmannsgüter ausgeladen hätte, nach Sicilien zurückzuſegeln Willens geweſen wäre. Auf dieſes hätten ſie ſich begeben und wären auf dieſe Weiſe glücklich an der Küſte von Sicilien angekommen. Anfangs hätte er großes Verlangen gehabt, erſt ſeinen Großvater einmal zu beſuchen; allein die Liebe zu ſeiner Prinzeſſin wäre zu heftig geweſen, als daß er nicht mit dem erſten beſten Schiffe ſeine Abreiſe wieder nach Tunis hätte nehmen ſollen. Dem Gärtner habe er eine anſehnliche Summe Geldes in Wechſeln gegeben und ihn an einen ſeiner beſten Freunde in Palermo empfohlen, der gewiß auf's Beſte für ihn ſorgen werde.

Unter ſolchen Geſprächen war es ſchon beinahe Morgen geworden und Gerbino ſah ſich daher genöthigt, ſich in ſeine Wohnung zurückzubegeben. — Da nun unſern beiden Liebenden dieſer Anſchlag mit der Strickleiter ſo gut gelungen war, ſo hatten ſie kein Bedenken getragen, ſich derſelben öfterer zu bedienen. Allein es mochte ihnen doch nicht immer das Glück ſo günſtig geweſen ſein, daß ſie unbelauſcht geblieben wären, oder die Sache mochte vielleicht auch einen andern Grund haben: kurz und gut, der König Kaſimor erfuhr, daß Prinz Gerbino aus Sicilien ſich in Tunis aufhalte und ein Auge auf ſeine Tochter habe. Dieſes war gar nicht ſo wie der König es wünſchte; denn er hatte ſchon vor einem

Jahre ſeine Tochter dem Könige Haſchan Perez von Granada verſprochen. Dieſer Prinz nämlich war bei dem Geburtsfeſte des Königs von Tunis zugegen geweſen und hatte ſich bei dieſer Gelegenheit ſterblich in deſſen Prinzeſſin Tochter verliebt. Der König von Tunis konnte keinen beſſeren Schwiegerſohn finden als ihn; denn Haſchan Perez war ein mächtiger Fürſt und konnte dem Könige beſonders gegen die Korſikaner und Sardinianer, die als ſeine Feinde ihm viel zu ſchaffen machten, kräftige Hülfe leiſten.

Wie Roſina mit Haſchan Perez vermählt, aber von Gerbino entführt wird.

Zum größten Schrecken unſerer Liebenden ſollte nun die Heirath vollzogen werden und Roſina zur See nach Granada gehen. Beide waren bei dieſer Nachricht wie vom Blitz gerührt. Roſina weinte über den Verluſt ihres Prinzen; lange ſchon hatte ſie ihn nicht geſehen, nicht geſprochen: dies vermehrte noch ihre Leiden, Gerbino ſchwur bei Himmel und Hölle, daß er ſeine Roſina nur mit Verluſt ſeines Lebens hergeben werde, und machte deshalb den gefährlichen Anſchlag, ſie zu entführen. Er ging mit allen ſeinen Freunden zu Rathe, feuerte dieſelben an ihm Beiſtand zu leiſten, flößte ihnen Muth ein und brachte es auch bei ihnen dahin, daß ſie ſeinen Vorſchlag genehmigten. Unglücklicher Weiſe aber hatte Raſimor von dem Vorhaben des Prinzen Erkundigung eingezogen, und da er nun auf die Stärke und Macht deſſelben eiferſüchtig und ſchon deswegen ihm nicht im Mindeſten gewogen war, ſo ſuchte er aus allen Kräften ſein Unternehmen zu vereiteln. Er ſchickte deshalb eine Geſandtſchaft an den König Wilhelm nach Sicilien und verlangte Gewährleiſtung für alle Unternehmungen, die ſein Enkel in Abſicht auf ſeine Tochter ausführen würde, und zugleich Entſchädigung für jedes Hinderniß, welches der Prinz der Heirath ſeiner Tochter etwa entgegenſetzen würde. Der König Wilhelm war ſchon ein hochbejahrter Mann und wußte von der Leidenſchaft ſeines Enkels kein Wort; auch konnte er gar nicht begreifen, warum denn Raſimor dieſe Gewährleiſtung verlangte; deshalb geſtand er ſie ohne Weiteres zu und ſchickte dem Könige als ein Unterpfand, daß er ſein Wort halten werde, ſeinen Handſchuh nach Tunis. Kaum hatte Raſimor denſelben erhalten, ſo ließ er in dem Hafen von Karthago ein prächtiges Schiff ausrüſten, beſorgte auch ſofort alle zur Reiſe nöthigen Dinge und ſetzte das ganze Schiff in vollkommen ſegelfertigen Stand. Nun erwartete er nichts weiter als die paſſende und günſtige Zeit, um ſeine Tochter in ihre zukünftige Herrſchaft abſegeln zu laſſen.

Die Prinzeſſin beobachtete heimlich alle dieſe Zubereitungen. Es war ihr jetzt nichts ungelegener, als daß der Prinz eines wichtigen Geſchäftes halber nach Palermo gereiſt war. Sie ſchickte daher Einen von ihrem Gefolge an ihn ab und ließ ihm wiſſen, welches der Tag ihrer Abreiſe ſein würde, und wer und wie Viele ſie begleiteten; zugleich ließ ſie auch von ihm den zärtlichſten Abſchied nehmen, gleich als wenn ſie vermuthet hätte, ſie werde ihn niemals wiederſehen. War aber der Prinz ſchon vorher in Flammen geſetzt, ſo wurde er es jetzt noch viel mehr, da ſeine ſchöne Roſina ſo zärtlichen Abſchied von ihm nehmen ließ. Nun konnte er es nicht länger ertragen. Er entbrannte in ſeinem Grimme auf Haſchan Perez und ſchwur, ſeine Geliebte aus deſſen Händen zu reißen, es koſte auch, was es wolle. Nur lag es ihm noch ſchwer auf dem Herzen, daß der König, ſein Großvater, dem Könige von Tunis ein Unterpfand gegeben hatte. Allein ſeine Leidenſchaft machte ihn blind gegen Alles; ſie überwand ihn gänzlich und er machte ernſthafte Anſtalten zu dem Raube der Prinzeſſin. Er wirkte ſich deshalb bei ſeinem Großvater die Erlaubniß aus, nach Meſſina reiſen zu dürfen. Sobald er dort angekommen war, ließ er zwei Fahrzeuge bauen; dieſe bewaffnete er mit tapfern Soldaten, ſtach dann in See und ſegelte auf Sardinien zu, in der Meinung, daß ſeine Gebieterin dort vorbeifahren müſſe. Dieſe ſeine Meinung blieb auch nicht lange unbeſtätigt. Kaum einige Tage nach ſeiner Ankunft in der Gegend von Sardinien ſah er in einiger Entfernung von ſich ein Schiff auf dem Wege nach Spanien hinſegeln. Ueberzeugt, daß dieſes Fahrzeug ſeine Roſina trüge, entbrannte er immer mehr in ſeiner Liebe für ſie und in ſeiner Wuth gegen Haſchan Perez. Er ließ geradesweges auf das Schiff losſegeln und redete dann ſeine Soldaten alſo an: „Brave Männer und Freunde! wenn Ihr Männer ſeid und jemals in Eurem Leben gefühlt habt, was Liebe iſt, ſo fechtet jetzt für einen unglücklichen Prinzen, dem man ſeine Geliebte entreißen will. Ohne Liebe, das wißt Ihr wohl, kann kein Mann brav und würdig ſein; Ihr aber ſeid wackere und beherzte Männer, wie ich wohl weiß; Ihr müßt alſo in Eurem Leben geliebt haben oder noch lieben; darum mache ich mir die gegründetſte Hoffnung auf Euren treuen Beiſtand. Der Gegenſtand meiner Liebe befindet ſich in jenem Schiffe, das Ihr dort vor Euch ſeht. Daſſelbe führt noch außerdem unermeßliche Reichthümer mit ſich, die Euch insgeſammt zu Theil werden ſollen, wenn Ihr Muth habt und als tapfere Männer ſtreitet. Ich verlange weiter nichts als ein Frauenzimmer, welcher zu Liebe ich ſelbſt mit fechten will; alles Uebrige ſteht alsdann in Eurer Macht. Auf alſo und laßt uns das Schiff angreifen! Sehet, die göttliche Vorſehung ſelbſt begünſtigt unſer Unternehmen und hemmt durch eine Windſtille das Schiff in ſeinem Laufe.“ Alle dieſe Worte ſprach Gerbino in einem ſo rührenden und doch zugleich erhabenen Tone, daß die Meſſinianer wie junge Löwen von Begierde entbrannten nach ihrem Raube. Die Meſſinianer ſind ohnedies ſchon von Natur ſehr zum Raube geneigt; deshalb hätte Gerbino, um ſie für eine derartige Sache zu gewinnen, nicht einmal ſo viele Worte zu machen nöthig gehabt. Dreimal ſchrieen ſie hoch auf, und als der Prinz ſeine Rede geendet hatte, ſtießen ſie in ihre Trompeten und machten ſich augenblicklich zum Angriffe bereit. Mit aller Kraft ruderten ſie fort und erreichten das Schiff. Die Mannſchaft auf demſelben beobachtete in einiger Entfernung jene zwei Fahrzeuge; ſie ſahen dieſelben ſtürmiſch auf ſich losrudern, und da ſie bei der Windſtille nicht weiter kommen konnten, ſo ſtiegen ſie auf das Verdeck und bereiteten ſich zur Vertheidigung vor. Gerbino ließ die Führer des Schiffes ſogleich an Bord kommen, um ihnen ſeinen Willen bekannt zu machen. Allein die Saracenen waren ſchon vor ihrer Abreiſe von einem Ueberfalle benachichtigt worden und ſagten daher, daß, wenn ſie einen Angriff vagen würden, ſie das Verſprechen verletzten, welches der König Wilhelm gegeben hätte. Bei dieſen Worten zeigten ſie des Königs Handſchuh vor und ſprachen hierauf mit trotziger Stimme, ie würden das Schiff ſo lange vertheidigen als es irgend möglich väre, und nicht das Geringſte übergeben, was am Bord wäre, s ſei denn, daß ſie Alle im Treffen unterliegen müßten; indeß vürden ſie bis auf den letzten Hauch für ihren König fechten. Gerbino beſtieg nun das Hintertheil des Schiffes, und da er jetzt auch von ſeiner Schönen einen Blick erhielt, die ihm wie ein Engel Muth zulächelte, ſo gab er in demſelben Augenblicke zur Antwort, er würde von ſeinem Vorhaben durchaus nicht abſtehen, vofern ſie ihm nicht das auf dem Schiffe befindliche Frauenzimmer überließen, ſei es auch, daß der Handſchuh ſeines Großvaters da wäre; wollten ſie dieſelbe nicht übergeben, ſo ſollten ſie ſich zum Treffen bereit halten. In dieſem Augenblicke ſchoſſen ſie gegenſeitig ihre Pfeile ab, griffen dann einander mit Steinen an und fochten lange mit großem Verluſte auf beiden Seiten. Schon varen viele Todte in's Meer geſtürzt worden, und noch immer fochten beide Theile mit Löwenmuth. Schrecklich aber iſt es zu ſagen, vas jetzt Gerbino that. Er hatte einen Reisbündel aus Sardinien mitgenommen; dieſen zündete er an und fuhr mit ſeinem Fahrzeuge längs dem Schiffe hin. Die Saracenen bemerkten es, und da ſie nun ihren Tod vor Augen ſahen, ſo wollten ſie doch nicht ganz ohne Rache im Feuer oder in den Fluthen des Meeres umkommen. Sie ſchleppten mit weinenden Augen und klopfendem Herzen die Prinzeſſin auf's Verdeck und ſtellten ſie auf den Gipfel des Schiffes; dann riefen ſie Gerbino und ſagten: „Siehe, Du Räuber! das iſt Dein Werk!“ Bei dieſen Worten ſchleuderten ſie die königliche Jungfrau in das Meer. Gerbino, wie ein Tiger ergrimmt, warf ſofort den Feuerbündel in das Schiff, ermunterte ſeine Soldaten, nur ſtandhaft zu kämpfen und ſprang in das Meer, um ſeiner ſchönen Roſina zu Hülfe zu eilen. Das Schiff gerieth in Brand; die meiſten Saracenen kamen in den Flammen um; die Meſſinianer, ergrimmt, daß ihre Hoffnung, Reichthümer zu erbeuten, verſchwunden war, metzelten noch alle Uebrigen nieder und ſuchten dann ihren Prinzen.

Roſina war, ſobald ſie in die See geworfen worden, ſchon faſt vom Tode ergriffen; der Schreck hatte ſie betäubt. Indeß erhielten ſie ihre Kleider lange über dem Waſſer und durch die Macht der Fluthen wurde ſie weit aus dem Gefechte hinweggetragen. Sie kam wieder zu ſich, war aber der Verzweiflung nahe, da ſie Niemanden zu ihrer Rettung herbeieilen ſah. Tauſendmal wünſchte ſie in den Fluthen umzukommen, wenn Gerbino nicht geſiegt hätte; und wenn das Letztere der Fall ſein ſollte, ſo wünſchte ſie noch gerettet zu werden. Ein ſicilianiſches Schiff, welches Oel und Wein nach Sardinien gefahren hatte, ſegelte eben vorüber, als ſie auf den Wellen herumſchwamm. Die Seeleute waren noch glücklich genug, ſie zu retten; wären ſie aber nur einige Augenblicke ſpäter herbeigekommen, ſo würde ſie ein Raub des grauſamen Meeres geworden ſein. Das Schiff landete an dem Vorgebirge zum heiligen Kreuz. Roſina dankte ihren Rettern von ganzem Herzen und ſtieg an's Ufer. Da ſie ſich aber nicht wollte zu erkennen geben, ſo ſuchte ſie einen einſamen Aufenthaltsort. Auf dem Vorgebirge nun traf ſie alsbald einen Hirten an, der ſeine Heerde weidete; zu dieſem ging ſie hin und fand in ihm einen ſehr guten und edlen Mann. Auf ihre Bitten nahm der Hirte ſie in ſein Haus auf, wo ſie alle weiblichen Geſchäfte mit verrichten half.

Gerbino, der ſeiner Roſina zu Hülſe eilen wollte, ſchwamm auf dem Meere hin und her, ohne auch nur eine Spur von ihr zu bemerken. Schon waren alle ſeine Kräfte entſchwunden und er hätte den entſetzlichſten Tod ſterben müſſen, wenn nicht noch zu rechter Zeit ſeine Meſſinianer herbeigerudert wären und ihn vom Untergange errettet hätten. Er weinte die bitterſten Thränen über den Verluſt ſeiner geliebten Prinzeſſin; denn er glaubte ganz ſicher, ſie wäre in den Wellen umgekommen. Er belohnte nun ſeine treuen Meſſinianer auf das Beſte und ließ ſich noch von ihnen nach Sicilien bringen, wo er von ihnen Abſchied nahm. In tieſer Traurigkeit und Betrübniß begab er ſich hierauf zu ſeinem Großvater, und verlebte daſelbſt einige Zeit in der Einſamkeit.

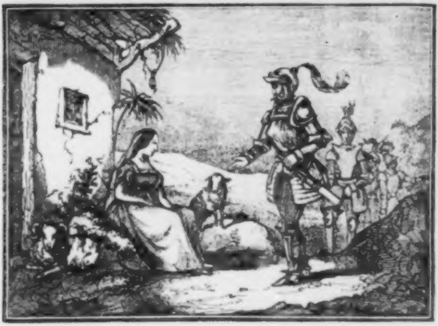
Wie Haſchan Perez und Raſimor den König von Sicilien mit Krieg überziehen und den Gerbino in einem Treffen ſchlagen.

Es währte kaum einen Monat, als Geſandte von Tunis in ſchwarzen Kleidern vor dem Könige von Sicilien erſchienen. Sie beklagten ſich gegen ihn im Namen des Königs Raſimor über den Bruch ſeines Verſprechens und erzählten den Tod ihrer geliebten Prinzeſſin. Wilhelm wurde durch dieſe Nachricht in die äußerſte Traurigkeit verſetzt. Was ſollte er thun? Sollte er den Gerbino, ſeinen einzigen Erben, am Leben ſtrafen? Das konnte er nicht. Der König von Tunis verlangte zwar den Tod des Prinzen, und Wilhelm gab den Geſandten einſtweilen den Beſcheid, daß er ſeinen Enkel ſchon zu ihres Königs Befriedigung ſtrafen wolle. Dieſe Strafe wurde aber von einer Zeit zur andern verſchoben, und da nun der Tyrann Raſimor nimmer etwas von einer ſolchen Strafe hörte, ſo entſchloß er ſich endlich, den Gerbino ſelbſt zu ſtrafen. Er ließ daher dem Könige Wilhelm den Krieg ankündigen. Dieſes war es eben, was Gerbino ſich gewünſcht hatte. Raſimor und Haſchan Perez, welcher Letztere untröſtlich war über den Verluſt ſeiner Braut, ließen ſofort einige Kriegsſchiffe ausrüſten und ſtachen in See. Dieſes that Gerbino auch zu ebenderſelben Zeit. Wilhelm blieb ſeines hohen Alters wegen zu Hauſe. Es war zu Anfange des Frühlings, als beide Flotten ſich auf die See begaben. Haſchan war mit der ſeinigen dem Gerbino weit überlegen. Sie ſegelten lange umher, ehe ſie ein Treffen lieferten, in der Hoffnung, wichtige Vortheile zu erlangen. Endlich aber, da beide Theile ſehr gut auf ihrer Hut waren und deshalb einander nichts Beträchtliches abgewinnen konnten, fanden ſie doch für rathſam, ſobald ſie wieder einmal an einander ſtoßen würden, ſich ernſthaft anzugreifen. Eines Morgens nun, als die Sonne aufging, ſahen beide Flotten einander ſo nahe, daß ſie die Gelegenheit, ein Treffen zu liefern, nicht aus den Händen laſſen wollten. Sie ſegelten alſo auf einander los, griffen einander mit den Pfeilen an, erſtiegen die Schiffe, und ſo entſtand ein entſetzliches Blutbad. Da Raſimor und Haſchan eine weit ſtärkere Macht um ſich hatten, als Gerbino, ſo mußte dieſer bei aller ſeiner Tapferkeit unterliegen. Ein Glück war es noch für ihn, daß ſeine Feinde ihren Sieg nicht ganz benutzten und ihn entfliehen ließen. Gerbino zog ſich an die ſicilianiſche Küſte zurück, und beſſerte zwar ſeine Schiffe aus, war aber doch ſchon Willens, ſeinen Feinden Genugthuung zu verſchaffen durch einen erniedrigenden Frieden, den er hätte ſchließen müſſen. Denn er glaubte, ſeine Roſina lebe nicht mehr, und für wen ſollte er da noch ſtreiten? für ſich? ihm war das Leben nichts mehr werth ſeit der Zeit, wo er ſich für überzeugt hielt, Roſina ſei nicht mehr am Leben. Nur ſchien ihm dieſer Umſtand noch etwas werth zu ſein, daß er ſeinem Großvater zu Gefallen alle ſeine Kräfte aufbieten müßte, um für ihn ſein Leben zu erhalten. In dieſer Abſicht ließ er ſeine Schiffe ausbeſſern, verſtärkte ſeine Mannſchaft, verſah ſie mit allen Kriegsbedürfniſſen und nahm ſich nun vor, ſeinen Gegnern noch ein Treffen zu liefern, welches die Sache entweder für ihn oder für ſeine Feinde entſcheiden müßte.

Raſimor nnd Haſchan, ſtolz auf ihren Sieg, ließen in Tunis und Granada die herrlichſten Feierlichkeiten und Feſte anſtellen und trotzten ſo ſehr auf ihre Macht, daß ſie den Gerbino kaum würdigten, einen Feind zu nennen. Auch ſie hatten ihr Schiffszeug in beſſeren Stand geſetzt und begaben ſich nun wieder zur See, um ihrem Gegner vollends den Garaus zu ſpielen. — Gerbino hatte das Unglück, lange Zeit auf der See hin und her geworfen zu werden; es war gleichſam, als hätten ſich alle Elemente gegen ihn verſchworen. Er war kaum im Stande, ſeine Flotte zuſammen zu halten. Es entſtanden gewaltige Stürme und Gerbino wurde wider ſeinen Willen und ungeachtet der beſten Gegenanſtalten auf das Vorgebirge zum heiligen Kreuz verſchlagen. Gut war es nur, daß es ſeinen Feinden nicht beſſer erging, ſonſt würde unſer guter Prinz übel angekommen ſein. Doch wurden die beiden Gegner ſo weit von einander getrennt, daß Raſimor und Haſchan bis an die ſpaniſche Küſte hin getrieben wurden und daß alſo beide Flotten einander nicht das Mindeſte beibringen konnten.

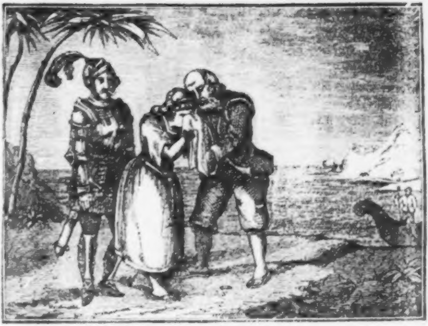
Wie Gerbino und Reſina ſich wieder finden.

Gerbino's Flotte hatte einige Lecke bekommen und litt außerdem ſtarken Mangel an Waſſer. Der Prinz ſah ſich daher genöthigt, auf dem Vorgebirge zu landen. Sie ſtiegen alſo an's Ufer und begaben ſich ziemlich tief in's Land hinein, ehe ſie eine Quelle antreffen konnten. Gerbino nahm einige ſeiner vertrauteſten Freunde, die ſeine Admirale waren, zu ſich und ging ringsumher, um das Vorgebirge von allen Seiten zu beſchauen. Gegen Abend kamen ſie in ein ſchönes blühendes Thal; hier wurden ſie ein kleines Häuschen gewahr, vor welchem auf einer grünen Raſenbank ein Mädchen ſaß, welches auf die Heerde Acht gab, die um ſie her weidete. Sie gingen darauf zu und wurden von dem Mädchen auf's Freundlichſte empfangen. Die Jung-



frau wunderte ſich, da einige von den Männern fragten, ob ſie dieſe Nacht hier eine Herberge bekommen könnten. Während ſie nun einige Einwendungen machte, daß ihr alter Vater noch nicht nach Hauſe wäre und daß ſie ohne dieſen die Bitte der Männer nicht gewähren könnte, kam dieſer ſelbſt an. Seine Miene war heiter wie die Flur, die er bewohnte, und aus ſeinen Augen blickte ſchon die Güte ſeines Herzens. Er war höchſt erfreut über die Ankunft dieſer Herren und lud ſie ohne Weiteres ein, dieſen Abend bei ihm zu ſpeiſen und die Nacht bei ihm zu bleiben. Unſern Kriegern war nichts erwünſchter als dieſer Antrag. Sie hatten lange die Ungemächlichkeiten der See erfahren und ſehnten ſich nun einmal, auf dem feſten Lande ausruhen zu können. Der alte Schäfer, der ſich eifrig bemühte, unſern Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, ſchaffte Alles herbei, was er nur in ſeiner Wirſchaft hatte, um ein gutes Abendeſſen zu bereiten. Er ſchlachtete ein Lamm und ein Kalb und briet es; dann holte er dazu aus einem Gärtchen, das er ſich neben ſeinem Häuschen angelegt hatte, Gemüſe und ſetzte es an's Feuer. Ueberdies hatte er auch gute Butter und Käſe und einen vortrefflichen Trunk des reinſten Quellwaſſers.

Die Sonne war ſchon untergegangen und das Abendroth verzog ſich immer mehr und mehr, als der gute Hirte ſeine Gäſte bat, ſie möchten doch ihre Harniſche und Rüſtungen von ſich legen und ſich's bequem machen. Er befahl ſeinem Mädchen nunmehr ihren Schleier, den ſie bei Tage gewöhnlich trug, abzulegen und den Gäſten die Harniſche aufzulöſen, indem ſie bei dem vornehmſten den Anfang machen ſollte. Das gute Mädchen gehorchte ihrem redlichen Pflegevater und ging zunächſt hin zu Gerbino, um ihm ſeinen Helm abzunehmen. Aber Gott! wie erſchrak ſie, als ſie in dieſem Ritter ihren geliebten Gerbino erkannte! Sie ſank in Ohnmacht und Niemand wußte, was ihr widerfahren ſein möchte, bis endlich Gerbino ihr zu Hülfe eilte und ihr in's Geſicht ſchaute. Wie wahnſinnig ſtürzte er ſich über ſie her und netzte ihre Wangen mit ſeinen Thränen. Die ganze Geſellſchaft war in Erſtaunen gerathen wegen des ſonderbaren Zufalls und die Meiſten konnten ſich dieſes Räthſel nicht erklären. Nach einem langen Stillſchweigen nahm endlich der Prinz das Wort und ſprach: „Gott! wie glücklich bin ich! Seht, meine Freunde! das iſt Roſina, meine Geliebte! Das Schickſal hat ſie vom Tode errettet, damit ſie mir noch zu Theil werden ſoll. Nun ſie noch lebt, verwünſche ich jeden Gedanken des Todes, der mir noch vor Kurzem ſo angenehm war. Nun müſſe Verderben über unſere Feinde kommen, und das Glück müſſe unſere Unternehmung begünſtigen!“ Eine allgemeine Freude hatte die ganze Geſellſchaft durchdrungen; der alte Hirte ſtand da und hielt ſein Mützchen tief in der Hand; denn er konnte nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß ſeine Gäſte ſo vornehme Herren und ſein Mädchen eine Prinzeſſin ſei. — Das Abendeſſen wurde nun aufgetragen und noch nie hatten unſere Helden ſo vergnügt Mahlzeit gehalten als dieſen Abend. Ein Jeder fing an ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen, und ob ſie gleich keinen Wein hatten, ſo waren ſie doch ſo aufgeheitert, als wenn ſie in der Champagne wären. Der Abend war verfloſſen und man legte ſich ſchlafen. Nur der Prinz und ſeine Geliebte blieben noch und brachten ſchlaflos die ganze Nacht mit Erzählen und Plaudern zu. Am folgenden Tage empfahlen ſich die Ritter ihrem Wirthe und da es ſehr ſchönes Wetter war, ſo hatten ſie ſich vorgenommen, ihren Feind aufzuſuchen und ihm ein Treffen zu liefern. Gerbino wollte ſeine geliebte Roſina bis nach dem Ausgange der Schlacht bei ihrem Pflegevater laſſen; allein ſie bat ſo lange, bis der Prinz ihr nachgeben und ſie mit ſich nehmen mußte. Der alte Hirte wollte ſich faſt die Augen aus dem Kopfe weinen, daß er ſeine theure Pflegetochter verlieren ſollte; allein er mußte der Nothwendigkeit nachgeben und ſich in ſein Schickſal fügen. Er wünſchte ihnen tauſendfachen Segen auf den Weg und begleitete ſie noch bis an den Strand des Meeres, wo er dann zärtlich von ihnen Abſchied nahm.



Wie die Tunetaner und Sicilianer ſich abermals ein Treffen liefern, in welchem Gerbino ſiegt und Haſchan Perez ſeinen Untergang findet.

Der Sturm auf dem Meere hatte ſich gelegt und beide Flotten bereiteten ſich nun wieder vor, einander bei dem erſten Anblicke anzugreifen. Der Flotte von Tunis war das Unglück widerfahren, daß den Raſimor eine ſehr gefährliche Krankheit befallen hatte. Er war ſchon ein hochbejahrter Mann und hatte den Sturm nicht vertragen können. Er ließ ſich daher nach Tunis zurückbringen und übergab das oberſte Commando dem Haſchan Perez.

Gerbino hatte, ſeitdem er ſeine Roſina wieder beſaß, nicht nur ſeine völlige Lebhaftigkeit wieder erlangt, ſondern es wogte auch ein ſolcher Groll auf Haſchan in ſeinem Herzen wegen des Verluſtes der letzten Schlacht und ſeine Scham darüber in Rückſicht der Prinzeſſin war ſo groß, daß das Blut in ſeinen Adern gleichſam kochte und er zehnfache Rache ſchwur. Allen ſeinen Soldaten gab er ſeit der Wiedererlangung ſeiner Geliebten doppelte Löhnung, ließ Alles in den beſten Stand ſetzen und ſuchte nun ſeine Feinde auf. — Es währte nicht eben lange, als ſie von Ungefähr in der Gegend von Sardinien einander zu Geſicht bekamen. Wie ein Raſender ließ Gerbino auf ſeine Feinde losſegeln und ſchwur vor allen ſeinen Soldaten Haſchan's Untergang und Verderben. — Haſchan hatte ſich einen ſo muthigen Angriff gar nicht vermuthet; vielmehr hatte er geglaubt, er werde den Gerbino mit geringer Mannſchaft vollends zu Grunde richten. Allein er täuſchte ſich ſtark. Es entſtand ein ſo gewaltiger Pfeilregen von Seiten Gerbino's, daß Haſchan's Leute ſich in's Innerſte des Schiffes zurückziehen mußten. Sie wagten zwar mehrmals Ausfälle, konnten aber gegen die Wuth ihrer Feinde nichts ausrichten. Gerbino ließ Haſchan's Schiffe beſteigen und nun begann ein entſetzliches Blutbad. Auf beiden Seiten fielen eine große Menge; indeß mußte Gerbino den Sieg behaupten; denn ein Blick von ſeiner Roſina gab ihm, wenn er ermattete, jederzeit neues Leben und neue Stärke. Haſchan ſah nun bereits ſeinen Untergang vor Augen; ehe er ſich aber von einem ſo aufgebrachten Feinde wollte gefangen nehmen laſſen, ſprang er lieber in die Fluthen. Ein feindlicher Soldat war ſo grauſam und ſchoß ihm während des Hineinſpringens noch einen Pfeil in den Rücken, ſo daß er die Spur, wo er ſchwamm, mit Blut bezeichnete. Dies war das Ende des Nebenbuhlers von Gerbino. Nach ſeinem Tode war der Sieg völlig entſchieden. Gerbino machte Alles, was auf den Schiffen noch am Leben war, zu Gefangenen und ſchickte aus Rache gegen den König von Tunis ein leichtes Fahrzeug ab, um demſelben den Ausgang des Krieges anzumelden. Raſimor wurde durch die traurige Nachricht in ſolches Schrecken verſetzt, daß ihn auf der Stelle der Schlag rührte. Roſina verlor freilich dadurch ihren Vater; allein ihr Geliebter, für den ſie allein zu leben wünſchte, war ihr Alles, und ſo beruhigte ſie ſich dann auch nach einigen betrübten Tagen, die ſie dem Andenken ihres Vaters widmete, in den Armen Gerbino's völlig wieder. — Der Sieg über die feindliche Armee wurde ſofort nach Sicilien berichtet und der alte König Wilhelm hatte eine herzliche Freude über das Glück ſeines Enkels. Doch vergönnte ihm der Himmel nicht, denſelben noch einmal zu umarmen. Er ſtarb noch vor ſeiner Ankunft.

Gerbino hielt nun etliche Tage darauf ſeinen Einzug in Palermo, wo ihn das Volk einmüthig als ſeinen König ausrief. Das Volk war ſo ſehr eingenommen von ſeiner Tapferkeit und von ſeinem Verſtande, daß es ſich von ihm die glücklichſte Regierung verſprach und die größte Hoffnung faßte, daß es nun einmal ſeine Feinde, die Korſikaner, werde demüthigen können. — Nach der Krönung des Prinzen und ſeiner Huldigung wurde auch die Vermählung vollzogen. Ganz Palermo bezeugte ſeine außerordentliche Freude darüber und Alle erſtaunten über die Schönheit und Güte ihrer neuen Königin. Tag und Nacht währten die Freudensbezeugungen aller Art, mit denen man die Vermählung des neuen Königs beehrte. Gerbino führte eine lange und weiſe Regierung und lebte mit ſeiner theuerſten Gemahlin in der glücklichſten Ehe bis in's ſpäteſte Alter.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

P.o.germ.
1528 e/45

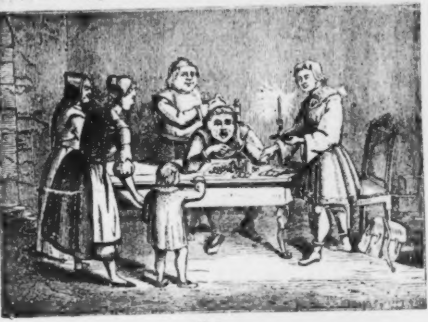
P. o. germ.
1528 c (45
Volksbücher

Der
lustige Kirmessbruder,

welcher durch liſtige Ränke auf den Kirmeſſen die Bauern und
andere Perſonen unterhalten und vergnügt gemacht hat.

Der luſtige Cavalier
Monſieur Hans Guck in die Welt

mit ſeinen wohlgemeinten und fleißig geſammelten Scherzreden.



Von
O. L. B. Wolff.

Volksbücher. Nr. 45.

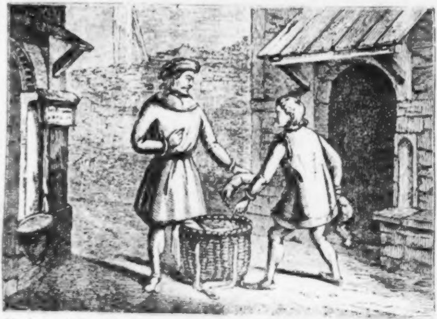
Leipzig, Verlag von O. Wigand.

Der luſtige Kirmeßbruder.

Vorläufige Nachricht von dem Herkommen und der Lebensart des luſtigen Kirmeßbruders.

Mein eigentlicher Name war Hans Schneemann; der Beiname der luſtige Kirmeßbruder wurde mir deswegen gegeben, weil ich mich vornehmlich bei den Kirchmeſſen durch luſtige Streiche bekannt gemacht hatte. Meine Eltern habe ich nicht gekannt und auch niemals etwas von ihnen erfahren können; ich bin nur damit zufrieden geweſen, daß ſie mich zur Welt gebracht haben. Vermuthlich iſt mein Vater in dem heißen Frühlinge um ſein Leben gekommen und meine Mutter mag ſich nach ſeinem Abſterben zu Tode gehärmt haben. Was meine Kindheit anbetrifft, ſo habe ich dieſelbe zugebracht, ohne etwas zu lernen; denn ich ſah gar nicht ein, warum ich mir den Kopf zerbrechen und das Leben ſauer machen ſollte. Die Schule beſuchte ich nur, weil ich von unſerm Herrn Pfarrer dazu gezwungen wurde, und weil ich den Schulkindern manchmal ihre Butterfladen ganz ſäuberlich ſtahl und mich damit auf eine ehrliche Art zu nähren ſuchte. Der Herr Schulmeiſter war mir günſtig, weil er mich ſehr gut brauchen konnte; denn ich half ihm mit aller Treue ſein Amt verwalten, indem ich in der Kirche die Bälge trat und ihm dadurch Wind machte. Auch trug ich demſelben bei dem Gregoriusfeſte ziemlich viel ein; denn wenn die andern Kinder auf dem Dorfe herumgingen und ſangen, und die Landleute aus ihren Häuſern herausliefen, um dieſelben zu hören und ihnen zuzuſehen, ſo that ich unterdeſſen mit meiner Stimme Wunder, indem ich in die Häuſer ſchlich, aus der Feuermauer die Würſte herunter ſang und andere eßbare Sachen in Bewegung ſetzte, die mir dann folgten, und mit denen wir nach geendigtem Gregorius auf der Schule uns laben und nach ausgeſtandenen Strapazen uns luſtig machen konnten. Als ich größer wurde, ſuchte ich mich ſtets zu erhalten, ohne zu arbeiten, weil ich wohl wußte, daß man von der Arbeit nicht nur nicht ſatt, ſondern dabei ſogar hungrig und müde wird. An Gelde fehlte es mir niemals, denn ich wußte es ſchon zu bekommen. In der Schenke war ich jederzeit zechfrei, weil der Wirth durch mich Gäſte erhielt, die meine poſſierlichen Streiche zu ſehen begehrten, und die mir auch noch Geld dafür gaben. Außerdem ging ich bisweilen in den Wald, ſuchte Vogelneſter und fing Vögel, mit welchen ich mich dann nach der Stadt begab, um ſie zu verkaufen. Auch ſuchte ich zu meinem Vergnügen Kräuter, Holzäpfel, Brombeere und Nüſſe, die ich ebenfalls zum Verkauf in die Stadt trug. Dabei fiel mir manchmal im Vorübergehen aus verſchiedenen Gärten ſchönes Obſt in meinen Korb, das ich wohl zu verſilbern wußte. Zu dem Korbe bin ich auf eine curioſe Art gekommen; weder Suſe noch Micke haben mir denſelben gegeben, ſondern die Wirthin. Es ſtand derſelbe nämlich mit einem Kinde, welches darin lag, an der Schenke. Beides nun ſchenkte mir die Wirthin. Bei dem Kinde lagen fünf Thaler, die ich zu mir nahm, und die mir ganz wohl bekamen. Den Korb nun eignete ich mir zu, das Kind aber ſetzte ich dem Richter in den Garten, weil derſelbe kein Kind hatte und doch gern eines haben wollte; ich glaubte ihm alſo einen außerordentlichen Gefallen damit zu erweiſen. Dieſer Korb hat mir viel eingetragen und manchen Spaß machen helfen. Wenn ich ihn mit Obſt angefüllt hatte, ſo mußte ich manchmal auch noch für andere Leute Schinken, Würſte, Buttertöpfe und dergleichen mit einpacken, um dieſelben accisfrei in die Stadt zu bringen, wofür ich jederzeit ein ſchönes Trinkgeld bekam. Den Korb trug ich ſelten ſelbſt, ſondern ſetzte ihn gewöhnlich auf einen Wagen, der nach der Stadt fuhr. Dies ließ man mir gern zu, weil ich durch meine kurzweiligen Scherze den Fuhrleuten die Zeit vertrieb. Indeß hatte doch der Viſitator einmal gemerkt, daß ich heimlich etwas in die Stadt brächte. Er durchſuchte daher meinen Korb und fand einen Buttertopf, welchen er mir ſofort wegnahm. Dieſen mußte ich nun wieder auf andre Weiſe zu betrügen ſuchen, wenn ich anders bei Nahrung bleiben wollte. Ich ließ mir daher einen Buttertopf geben, füllte denſelben mit Kuhmiſt und ſchmierte ihn oben mit Butter zu. Als ich nun wiederum in die Stadt wanderte, kam der Viſitator, dem die vorige Butter gut geſchmeckt haben mochte, durchſuchte meinen Korb und nahm mir dieſen Topf ebenfalls. Anſtatt aber mich über den Verluſt deſſelben zu betrüben, freute ich mich und ſagte zu ihm, daß er es ſich gut ſchmecken und wohl bekommen laſſen möge. Ich wartete nun in einiger Entfernung, um zu ſehen, was der Viſitator mit dem Topfe anfangen werde. Er nahm ſofort eine Semmel und ſchmierte ſie mit Butter. Hierauf gab er den Topf einem andern Viſitator, der daſſelbe that. Dieſer kam jedoch ein wenig zu tief und ſtach jene Butter aus dem hinterſten Butterfaſſe der Kuh aus. Da fing er an, entſetzlich zu fluchen und zu ſpeien; ich aber machte mich aus dem Staube. Ein anderes Mal fuhr ich mit einem Fleiſcherwagen in die Stadt. Der Fleiſcher hatte mir ſchon lange vorher ein Stückchen Darm geben müſſen, welchen ich mit Schweinekoth ſtopfte und räucherte, ſo daß er einer delicaten Wurſt ähnlich ſah. Dieſe Wurſt verbarg ich nun, wie gewöhnlich. Der Viſitator ſuchte und fand dieſelbe; da ſprach er hoch erfreut: „Dieſe ſoll mir meine Mutter mit Sauerkraut kochen und zurichten.“ Ich wünſchte ihm dazu einen guten Appetit, ging aber von nun an nicht wieder zu dieſem

Thore hinein in die Stadt. Später einmal fand ich einen Igel; dieſen band ich in mein Schnupftuch und trug ihn unter dem



Rocke nach der Stadt, nahm aber meinen Weg durch ein anderes Thor. Als ich nun dort an die Acciſe kam, fuhr der Viſitator mit beiden Händen begierig auf das Schnupftuch los. Der Igel bezahlte ihn reichlich für ſeine Mühe, ſo daß ihm die Hände bluteten und er mich wohl mit einer guten Tracht Prügel beladen haben würde, wenn ich ihm nicht entwiſcht wäre. Nun dachte ich darauf zuletzt noch einen Viſitator anzuführen. Zu dieſem Zwecke ſteckte ich eine todte Katze in einen Kober und legte auf dieſelbe einen Zettel, auf welchem geſchrieben ſtand: „Ich bin eine Kieze-und kein Kater; ich wollte lieber ein Schelm ſein als ein Viſitator." Ganz oben darauf legte ich einige Feigenblätter. Auch dieſer Kober wurde mir genommen, und der Viſitator ſagte dabei, daß er ſich an dieſem Haſen eine rechte Güte thun wollte, worauf ich ihm zur Antwort gab, daß dieſes Gericht für ihn beſtimmt geweſen wäre. Um dieſer Streiche willen nun nannte man mich den luſtigen Hans, und ſpäter, da ich dergleichen auf den Kirmeſſen ſpielte, den luſtigen Kirmeßbruder.

Erſte Kirmeß.

Wie der luſtige Kirmeßbruder ſeltſame Dinge unternimmt und mit einer artigen Erzählung beſchließt.

Einſtmals war ich in dem Dorfe Freudenfeld bei einem Fleiſcher zur Kirmſe. Verſchiedene Mannsperſonen und Frauenzimmer aus der Stadt kamen dahin, und außerdem waren auch nicht wenig Landleute da. Nachdem wir gegeſſen hatten, ſpielten wir insgeſammt den Kirmeßbauer. Am Abende aber ſagte der Hauswirth zu mir, daß ich etwas zum Zeitvertreib anſtellen ſollte, wobei er zugleich den Stadtleuten einen Vorſchmack von meiner Lebensart gab. Ich hatte mich ſchon auf einige Späßchen vorbereitet, und verſprach demnach, daß ich Raben machen wollte, die ſich in der Stube ſollten ſehen laſſen, ohne die Anweſenden zu beſchädigen, und daß ſie auch Hühner ſollten zu Geſichte bekommen, auf welchen weiße Hähne ſitzen und welche in der Stube herumlaufen würden. Nun aber mußten mir die Gäſte erſt verſprechen, daß ſie einige an ſich unſchuldige Dinge mir nachmachen wollten. Dieſes wurde mir denn zugeſagt. Ich bat demnach die Frauenzimmer, daß ſie in eine Reihe treten, ſich aber nicht umſehen ſollten, weil ich hinter ihnen verſchiedene Charaktere machen müßte. Dieſes geſchah. Nun hatte ich einen Hahn von Tuche ausgeſchnitten, welchen ich mit Puder beſtäubte. Wenn ich dieſe Figur auf den Rock einer Frau warf, ſo hatte ſie alsbald einen weißen Hahn auf demſelben ſitzen. Als ich damit fertig war, ließ ich die Frauen ſtill ſtehen und ging zu den Mannsperſonen. Einem jeden von dieſen gab ich ein Pfennigpfeifchen, die ich den Tag vorher in der Stadt gekauft und mit Kienruß angefüllt hatte. Dabei ſagte ich, ſobald ich mit meiner Schalmei das Signal gegeben haben würde, ſo ſollten ſie alle pfeifen; alsdann würden ſich in kurzer Zeit eben ſo viele Raben ſehen laſſen, als Pfeifen in der Stube wären. Vorher aber hatte ich zwei Bauerjungen den Befehl gegeben, daß ſie, ſobald ich blaſen würde, die Lichter auslöſchen ſollten. Ich blies nun, und die Lichter wurden ſofort ausgelöſcht. Indeß ſchalt ich auf die Jungen, damit meine Abſicht nicht ſogleich deutlich würde, und ermunterte die Leute, nur immer fortzupfeifen, mit der Verſicherung, daß es gleich wieder helle in der Stube werden ſollte. Auf mein Rufen brachte auch die Magd ſogleich wieder Licht in die Stube; aber voller Schrecken lief ſie fort, da ſie lauter ſchwarze Geſichter erblickte, die von dem Ruße, der in den Pfeifen geweſen und durch das Blaſen in die Geſichter gekommen, entſtanden waren. Ein Jeder wies auf den Andern mit Fingern und ſagte: „Ey, der ſieht ſchwarz!“ Die Weibsperſonen hatten über dieſe Raben ganz beſonders ihre Freude; als ſie ſich aber umdrehten, da ſchrieen die Männer: „Wir ſehen weiße Hähne, die auf den Hühnern ſitzen!“ Dieſes mußten denn auch die Weiber zugeſtehen, als ſie ſich ſelbſt genau anſahen, und es entſtand hierüber ein lautes Gelächter. Ich trat alsdann auf und bat um Verzeihung, indem ich zugleich ſagte, daß ich mein Verſprechen erfüllt und Raben gemacht, und daß ſie auch Hähne mit Hühnern geſehen hätten. Man dankte mir für meinen Scherz und bat mich, daß ich doch zur Kurzweil noch etwas erzählen möchte. Ich fing hierauf, weil doch hübſche Leute aus der Stadt zugegen waren, folgende Erzählung an, die ich ehemals bei den Schulmeiſter in einem Buche geleſen und mir gemerkt hatte:

Hans führt einmal, es ſei, warum es ſei,
Sein ſchönes Weib beim Edelhof vorbei.
Der Junker ward ſogleich von ſolcher eingenommen;
„Wo haſt Du, Hans, dies ſchöne Weib bekommen?
Hans, iſt's nicht wahr, ich küſſe ſie? . . .“
Hans zieht den Hut: „Sie geben ſich viel Müh;
Sie wollen mich dadurch doch nur ſo hoch beehren . . .“
„Wie? wollteſt Du mir das bei Deiner Frau verwehren?
Von meiner ſollſt Du einſt den Kuß zurückbegehren . . .“
Hans glaubt das nicht; doch um nicht grob zu ſein,

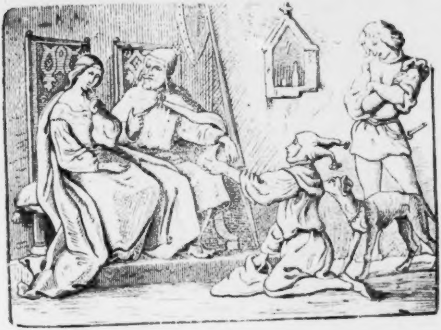
Und weil's ſein Junker war, ging er den Vorſchlag ein.
Der Junker legt, den Kuß recht anzubringen,
Das Weibchen an die Wand. Das Weibchen ſchämte ſich.
Als eine Woche d'rauf verſtrich,
Vermählte ſich der Herr, und lies vor allen Dingen,
Des Wortes eingedenk, ſchnell Hanſen vor ſich bringen.
Hans küßt' die gnädige Frau, und lies ſich gar nicht zwingen.
„Je, Herr, ſe, daß Dich doch . . .
Da Sie mein Weib geküßt, daß Sie nicht weiter gingen.“

Nach dieſer Erzählung, mit welcher die Geſellſchaft zufrieden zu ſein ſchien, ſpielten wir ein Pfänderſpiel und begaben uns hierauf in die Schenke, wo der noch übrige Reſt der Zeit mit Tanzen und Spielen recht vergnügt zugebracht wurde.

Zweite Kirmeß.

Wie der luſtige Kirmeßbruder mit Krebſen und mit dem Knechte des Hofmeiſters ſeine Kurzweil hat, und wie er ein hübſches Mädchen verheirathen will.

Die folgende Woche nahmen mich der Richter und der Schöppe mit nach Schönbart, welches Dorf nicht weit von Freudenfeld liegt, auf die Kirmeß. Der Kirmeßvater, bei dem wir einkehrten, hatte eben gekrebſet und wollte nebſt andern guten Gerichten auch die Krebſe ſeinen Kirmeßgäſten vorſetzen laſſen; denn er hatte außer vielen Landleuten auch hübſche Stadtleute bei ſich, die bei ſolchen Gelegenheiten die Dörfer gern beſuchen und mit Vergnügen den unſchuldigen ländlichen Ergötzlichkeiten beiwohnen. Kaum war ich die Krebſe gewahr geworden, ſo ſagte ich zu dem Kirmeßvater insgeheim, daß ich mit den Krebſen einen Spaß machen wollte, was er denn auch zufrieden war. Ich ging daher in die Küche, that die Krebſe in eine Schüſſel, goß Brandwein auf ſie und brannte denſelben an; dadurch wurden die Krebſe roth und lagen wie todt da. Hierauf ließ ich Peterſilie darüber ſtreuen und ſie ſo auf den Tiſch tragen. Als nun die Krebſe herumgelegt wurden, erholten ſie ſich wieder und fingen an, auf den Tellern herumzulaufen. Dadurch wurden die Gäſte in nicht geringe Verwunderung verſetzt und brachen in ein lautes Gelächter aus. Hierauf wurden die Krebſe ordentlich geſotten und verzehrt. Nach Tiſche wurde mit der Karte geſpielt und heitere Unterredungen gehalten. Der Schirrmeiſter nun, der ein ganz guter Knecht, aber ziemlich einfältig war, hatte ſich auf die Scheuntenne ſchlafen gelegt. Als ich dieſes bemerkte, nahm ich Kienruß und Baumöl und machte ihm das ganze Geſicht ſchwarz. Hierauf mußte ihn der Bauer rufen und ihm Geld geben, damit er auf die Pfarrei gehen ſollte, um eine Karte zu kaufen. Der Knecht, der halb ſchlaftrunken war und ſich nicht ſogleich beſinnen konnte, ging getroſt nach der Pfarrwohnung. Als er die Thür geöffnet hatte und die Dienſtleute ihn anſichtig wurden, lief Alles vor ihm eiligſt davon, gleichſam als ob er der Kobold wäre. Selbſt die Frau Magiſterin verkroch ſich voller Schrecken in den Keller. Hans ging nichts deſto weniger ganz getroſt auf die Stube des Herrn Magiſters los. Dieſer fragte ihn voll Erſtaunen: „Je Hans, was macht Ihr denn?" „Ich befinde mich ganz wohl, Herr Magiſter," war ſeine Antwort, „und ich wollte mir für das Geld —" welches er dem Pfarrer unterdeſſen in die Hände gedrückt hatte — „eine Karte ausbitten." Da fuhr ihn der Herr Magiſter gewaltig an, ſchärfte ihm das Gewiſſen und zeigte ihm ſeine ſchwarze und abſcheuliche Geſtalt. Hans war darüber erſchrocken und bat den Pfarrer um Verzeihung. Darauf kam er ſo grimmig wie ein Bär wieder auf das Bauerngut gelaufen und that erſchrecklich böſe. Nun mußte ich nothwendiger Weiſe darauf ſinnen, wie ich wohl Hanſen wieder beſänftigen und befriedigen möchte, und dieſes geſchah denn folgendermaßen. Schulzens Suschen war ihm immer ſehr ſpröde begegnet, und er hatte daher ſchon längſt gewünſcht, daß ſie für ihre Sprödigkeit dermaleinſt angeführt und bezahlt werden möchte. Ich machte mir dieſe Gelegenheit zu Nutzen und ſtellte nun die Sache ſo an, daß Suschen einmal ein vornehmes Frauenzimmer vorſtellen ſollte; ich dagegen wollte unterdeſſen mich als ihren Vater darſtellen, und dann ſollten die jungen Burſche kommen und um ſie als Braut werben. Der Gedanke, auf eine Zeitlang ein vornehmes Frauenzimmer vorzuſtellen, ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, und der Name einer Braut machte ſie vor Liebe ganz entzückt. Suschen mußte ſich alſo auf einen Stuhl ſetzen und ich deckte ſie mit einem Tuche ſauber zu, mit dem Vorgeben, daß man Schönheiten und Koſtbarkeiten nicht allen Leuten ſogleich zeigen, ſondern dieſelben ſorgfältig verwahren müßte. Dieſes Alles ließ ſich Suschen gern gefallen. Nun gab ich den anweſenden Mannsperſonen Befehl, daß ſie bei mir als Vater um Suschen anhalten und ſie zur Braut begehren ſollten. Dieſen Mannsperſonen aber hatte ich verſchiedene Rollen zuertheilt und aus dem Einen einen Kaufmann, aus dem Andern einen Doctor, ferner einen Advocaten, einen Künſtler, einen Bürger, einen Bauer und endlich einen Bettelmann gemacht, ſo daß alſo jeder Gaſt eine ſolche Perſon vorſtellen mußte. Ich ſetzte mich auf einen Stuhl neben meine Tochter als ein vornehmer Herr, und ließ dann jeden von den Freiwer-



dern vor mich treten und ihn ſeinen Antrag vorbringen. Sie Alle bekamen kurzweg abſchlägliche Antwort, bis auf den Bettelmann. Als auch dieſer endlich erſchien und ſeine Worte anbrachte, glaubte er wirklich der Bräutigam meiner Tochter zu werden, weil er wußte, daß alle Anderen deswegen abſchlägliche Antwort erhalten hatten, weil ich Suschen in keinen ſo hohen Stand verheirathen wollte. Allein nachdem ich ihn ausgeforſcht und erfahren hatte, daß er ein Bettelmann wäre, ſagte ich, meine Tochter hätte bisher ſehr viele Freier gehabt, doch wäre Keiner ſo glücklich geworden ſie zu ſehen; ihm aber wollte ich ſie zeigen. Bei dieſen Worten hob ich das über ſie gedeckte Tuch auf. Suschen, von der ich ſagte, daß ſie ſchön wäre, war ſtolz auf dieſen Lobſpruch und brüſtete ſich deshalb ſehr. Der vorgegebene Bettelmann hingegen ſtand gleichſam beſtürzt da und verſtummte. Nun fuhr ich in meiner Rede fort, indem ich unvermerkt eine Gelte mit reinem Brunnenwaſſer ergriff, welche ich in dieſer Abſicht heimlich hatte neben mich hinſtellen laſſen, und ſagte: „Ehe ich mein Kind einem Bettelmann geben will, ſo will ich es lieber erſäufen.“ Bei dieſen Worten goß ich Suschen das ganze Waſſer über den Kopf. Suschen ſchnappte bei dieſer Gelegenheit, wie ein Vogel nach der Luft, und ſprang unter heftigem Murren vom Stuhle auf. Ihr Vater jedoch und die übrige Geſellſchaft ſuchten ſie durch Zureden zu beſänftigen, ſo daß ſie dieſen Spaß nicht übel nahm, zumal da des Richters Sohn, der ihr Liebling war, ihr die naßgewordene Bruſt abtrocknete und ſie ganz liebreich in die Backen kniep.

Dritte Kirmeß.

Wie der luſtige Kirmeßbruder ein ganzes Dorf zu Narren machte und ſich dabei viel Geld erwarb

Wegen meines luſtigen Weſens ward ich von etlichen Landleuten erſucht, der Kirmeß in Poſſendorf beizuwohnen. Anfangs wollte ich mich nicht dazu verſtehen, da man mich aber allzudringend bat, ſo verſprach ich, gewiß nachzukommen. Dabei gab ich zugleich die Verſicherung, daß ich das ganze Dorf zu Narren machen wollte, indem ich mir nur ſo viel vorbehielt, daß ſie nichts davon ſagen ſollten, damit mir mein Vorhaben nicht mißlingen möchte. So machten ſich denn meine guten Freunde auf den Weg; ich aber traf mittlerweile die gehörigen Anſtalten zur Ausführung meines Unternehmens, und zwar richtete ich meine Sachen ſo ein, daß ich kurz nach der Ankunft meiner Freunde daſelbſt eintreffen möchte. Nun packte ich vor allen Dingen meine gewöhnlichen Kleider zuſammen und kleidete mich wie ein Herr aus der Stadt an; ich ſetzte eine Perücke auf, hing einen Degen an die Seite und nahm einen Stock in die Hand. Alle dieſe Sachen hatte ich mir geborgt. Meine gewöhnlichen Kleider ließ ich von einer Frau nach Poſſendorf tragen. Außerdem nahm ich noch aus der Stadt ein paar luſtige Reiſegefährten und einen Jungen mit, der uns einige Geräthſchaften tragen mußte. Ich bat dieſelben, ſie ſollten nur alles mitmachen, was ich ihnen angeben würde, und verſprach ſie dafür herrlich zu tractiren. So gingen wir denn mit einander nach Poſſendorf und begaben uns daſelbſt nach der Schenke, wo wir uns für Komödianten ausgaben. Der Schenkwirth, der ſich vermittelſt unſerer Gegenwart auf eine gute Einnahme Rechnung machte, fragte uns ſofort, ob wir vielleicht bei ihm Komödie ſpielen wollten? Anfangs gaben wir zu erkennen, daß wir keine beſondere Luſt dazu hätten; da uns jedoch der Wirth auf's Inſtändigſte bat und uns zugleich die Verſicherung gab, daß wir einen bedeutenden Gewinn machen würden, ſo ließen wir uns dazu bereden. Unterdeſſen theilte es nun der Wirth einem Jeden mit, der in die Schenke kam, daß heute Komödie geſpielt werden würde, ſo daß alſo die Sache bald allgemein bekannt wurde. Ich mußte ſodann einen Zettel ſchreiben, auf welchem angekündigt wurde, was für ein Stück aufgeführt werden ſollte. Ich machte alſo bekannt, daß wir zuerſt „die befehlgeſchlagene Hoffnung“ vorſtellen und zum Nachſpiel „die betrogene Neugierde“ zeigen wollten, wobei wir uns auch noch anheiſchig machten, daß zum Beſchluß alle Komödianten durch's

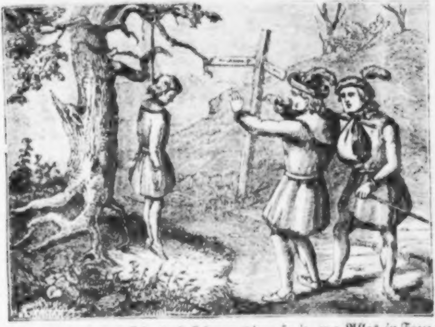
Glas gehen würden, ohne daſſelbe zu zerbrechen. Dieſer Zettel wurde an der Thüre der Schenke angeſchlagen, mit der Beſtimmung, daß um ſechs Uhr die Komödie angehen ſollte, und die Bauern laſen denſelben mit großer Verwunderung. Wir hatten uns unterdeſſen zu Tiſche geſetzt und ſchmauſten auf's Herrlichſte; denn der Wirth trug alles auf, was er nur in Bereitſchaft hatte, und was wir verlangten. Nach Beendigung der Mahlzeit beſchäftigten wir uns mit der Aufbauung des Theaters, wozu uns die Wirthin Tiſch- und Bettücher gab, und wir brachten dabei unſere Bühne ſo an, daß zwei Seitenfenſter im Zimmer völlig verbaut wurden. Als unſer Theater fertig war, kamen die Bauern mit ihren Weibern und Kindern nach der Schenke, und ſelbſt die Kinder des Pfarrers und der Schulmeiſter mit ſeiner Ehegemahlin blieben nicht weg. Ich ſetzte mich einſtweilen vor das Theater und nahm das Geld ein. Es war eine anſehnliche Summe, die ich zuſammenbrachte, und ſogar meine Bekannten gaben mir dazu ihr Scherflein und ſagten unter einander, da ſie mich nicht erkannten in meiner neuen Kleidung: „Es iſt nur Schade, daß der luſtige Kirmeßbruder noch nicht da iſt; der würde gewiß ſein Räupchen mit ſpielen.“ Die Bauern insgeſammt ſtritten bei dieſer Gelegenheit hauptſächlich darüber, wie es wohl möglich ſein könnte, daß wir durch ein Glas gehen würden. Einer fiel auf den Gedanken, daß wir es mit Bildern thun würden; ein Anderer meinte, wir würden an die Pfoſten der Thür das Wort „Glas“ ſchreiben und alſo durch dieſe gehen. Es entſtand hierüber ein heftiger Streit, welchen endlich der Herr Schulmeiſter als ein Gelehrter entſcheiden ſollte. Dieſer that nun den entſcheidenden Ausſpruch, daß wir in Perſon durch ein ordentliches Glas gehen würden; dieſes wäre jedoch nicht anders möglich als durch magiſche Künſte, vermöge welcher wir das Glas dergeſtalt vergrößern und öffnen würden, daß Perſonen füglich hindurchgehen könnten. Nunmehr nahte die Zeit heran, daß wir unſere Stücke aufführen ſollten. Die Muſicanten mußten alſo auf mein Geheiß ſpielen; die Bauern ſetzten ſich mit ihren Weibern in Ordnung und ſchauten mit der größten Aufmerkſamkeit nach dem Theater hin. Ich aber hielt es für rathſam, mich unterdeſſen mit meinen Kameraden nach dem Fenſter umzuſehen und uns durch daſſelbe aus dem Staube zu machen. Meine Kameraden ſchickte ich, nachdem ich ihnen etwas Geld gegeben hatte, gerades Weges nach der Stadt. Ich ſelbſt aber legte hierauf meine ordentlichen Kleider an und begab mich nach der Schenke. Hier traf ich meine Bekannten an, die mir den ganzen Verlauf der Sache erzählten und den ſehnlichen Wunſch ausſprachen, daß ich nur da geweſen ſein möchte. Die übrigen Bauersleute aber, die ſich ebenfalls betrogen ſahen, ließen ſich den Zettel, auf welchem die Komödie angekündigt worden war, von dem Schulmeiſter erklären. Dieſer trat auf und ſprach: „Der Zettel ſagt es ganz deutlich, daß die Komödianten mit Euch Komödie geſpielt haben; denn verſteht mich nur recht, ſo werdet Ihr bald hinter die Wahrheit kommen. Die Komödianten haben zuerſt wollen „„die fehlgeſchlagene Hoffnung““ vorſtellen; Ihr habt doch wohl gehofft eine Komödie zu ſehen, Ihr habt aber keine geſehen? Iſt Euch nicht Eure Hoffnung fehlgeſchlagen? Sie haben ferner zum Nachſpiel zeigen wollen „„die betrogene Neugierde““: und wie denn? ſeid Ihr nicht aus Neugierde hierher gekommen? Seid Ihr nicht noch überdies ſchändlich um Euer Geld betrogen worden? Endlich zum Beſchluß haben die Komödianten „„durch's Glas gehen wollen, ohne daſſelbe zu zerbrechen““: und ſeht Ihr hier nicht das offenſtehende Fenſter? haben ſie nicht ihr Verſprechen ehrlich erfüllt?“ Die Bauern bewunderten die große Weisheit ihres Herrn Schulmeiſters, die er in der Auflöſung dieſes großen Räthſels bewies; doch konnte ſich der Richter nicht enthalten zum Schulmeiſter zu ſagen: „Hätte er uns das nicht vorher ſagen können?“ Es würde noch ein Zank daraus entſtanden ſein, wenn nicht der Schulmeiſter dem Richter ganz gelaſſen erwidert hätte: „Herr Richter, wenn ſeid Ihr denn nebſt Euren Kameraden am klügſten? Nicht wahr dann, wenn Ihr aus dem Gemeindehauſe und aus der Gerichtsſtube geht?“ Der Schulmeiſter würde ſeine Rede noch weiter fortgeſetzt haben, wäre er nicht durch ein entſtandenes Lärmen daran verhindert worden; denn nach der vorangegangenen Komödie erhob ſich jetzt ein Trauerſpiel. Der Wirth nämlich zankte und ſchlug ſich mit ſeiner Frau, weil ſie ſich von den Komödianten die Zeche nicht hatte bezahlen laſſen. Einige Bauern kratzten ſich unwillig hinter den Ohren, daß ſie für ihr Geld nichts geſehen hatten; Andere zankten ſich mit ihren Weibern, daß ſie von denſelben zu einer ſolchen Ausgabe wären verführt worden; noch Andere ergriffen die Bankbeine, und es entſtand ein ſolches Handgemenge, daß der Richter ſein obrigkeitliches Amt geltend machen und Friede gebieten mußte. Hierauf wurde die ganze Nacht hindurch geſchwärmt, und ich erzählte es meinen Geſellſchaftern, daß ich der Hauptkomödiant geweſen wäre; doch verbot ich ihnen, es weiter bekannt zu machen. Ich für meine Perſon hielt es übrigens nicht für rathſam mich länger daſelbſt aufzuhalten oder ſonſt noch einen Spaß zu machen; denn ich befürchtete, ich möchte als der Urheber jenes Scherzes entdeckt und gehörig dafür belohnt werden.

Vierte Kirmeß.

Wie der luſtige Kirmeßbruder, außer andern Streichen, auch zwei Bürgern mit Liſt ihren Kirmeßkuchen und andere Speiſen abnimmt.

Von Poſſendorf ging ich nach Verbisfeld und beſuchte daſelbſt den Müller. Bei demſelben traf ich auch zwei Bürger an, die ſich ganz weidlich zu nähren ſuchten. Es waren ein paar gemüthliche Männer, die bei der Müllerin in großer Gunſt ſtanden und ihr manchen Liebesdienſt erwieſen, ohne daß ſie dafür von ihrem Manne eine Vergeltung forderten. Der Müller erwies ihnen und mir zugleich große Höflichkeit, und wir machten uns recht vergnügt; denn er hatte eine ziemliche Anzahl Gäſte bei ſich, ſowohl aus ſeinem Orte als aus andern Dörfern. Nach der Mahlzeit wurden verſchiedene Spiele vorgenommen; doch gefiel den beiden Bürgern und der Müllerin das Spiel „Alles in ein Loch“ allem Anſcheine nach am meiſten. Zuletzt trug die Geſellſchaft Verlangen, ein Spiel zu verſuchen, bei welchem man einige Bewegung hätte und ſich recht ſatt lachen könnte. Ich als der luſtige Kirmeßbruder ſollte Vorſchläge thun, was wir zu dieſem Zwecke ſpielen wollten; ich rieth daher den Balſamſulphurskaſten zu tragen. Dieſes Spiel wurde von mir folgendermaßen veranſtaltet. Der Müller mußte den Balſamſulphurskaſten vorſtellen; ich nahm ihn auf meinen Rücken und ließ ihn mit Händen und Füßen feſt an mich anbinden, damit er ſich ſo wenig als möglich bewegen konnte. Den Umſtehenden aber hatte ich heimlich kleine Stöckchen gegeben, mit welchen ſie nach einiger Zeit auf den Müller losprügeln ſollten. Ich bot nun meinen Balſamſulphuris aus; alle Perſonen griffen, eine nach der andern, nach ihm, um den Balſam zu probiren. Da aber der Müller getragen wurde und dabei ſein Leib ein wenig in's Gedränge kam, ſo wurde allem Anſcheine nach plötzlich aus dem Waſſermüller ein Windmüller. Die Bürger, welche den üblen Geruch, den die Windmühle verbreitete, ſogleich empfanden, gaben vor, daß dieſer Balſam verdorben ſein müſſe, weil er einen ſolchen Geſtank von ſich gäbe. Es währte nicht lange, ſo kam man mit den Stöckchen und prügelte auf den Müller als den Sulphurskaſten los. Der Müller, dem dieſe Schläge nicht recht ſchmecken wollten, machte ſtarke Bewegungen, um ſich von ſeinen Banden zu befreien. Da er dies aber nicht vermochte und immer ärger geprügelt wurde, ſo parfümirte er die Luft in der Stube dermaßen, daß die Bürger ihre Schnupftabacksdoſen nicht mehr einſtecken durften. Dabei führte er bisweilen eine ſo grobe und donnernde Sprache, daß die Thür davon hätte aufſpringen mögen. Endlich ließ ich die Bänder aufmachen und ſetzte den Müller in Freiheit. Dieſer mußte nicht nur die Schläge geduldig ertragen, ſondern wurde auch obendrein noch recht ausgelacht. Um ihn jedoch nicht mißvergnügt zu machen und auf der andern Seite auch bei ihm eine Freude zu erwecken, entſchloß ich mich dem Hegereiter, der auch als Gaſt zugegen war, und der unſern guten Müller am meiſten geprügelt hatte, einen Betrug zu ſpielen. In dieſer Abſicht ließ ich alle Anweſenden in einen Kreis treten, nahm dann ein Tiſchtuch und bedeckte mich mit demſelben, nachdem ich zuvor mit dem Hegereiter dergeſtalt niedergekniet war, daß wir einander die Geſichter zuwendeten. Nun hatte ich dem einen Bürger einen hölzernen Teller gegeben, mit dem Auftrage, daß man ihn weiter geben und daß man uns wechſelsweiſe mit demſelben auf die Köpfe ſchlagen ſollte. Wer denjenigen errathen würde, welcher ihm einen Stoß gegeben hatte, der ſollte alsdann unter dem Tuche hervorkommen dürfen, und an ſeiner Stelle ſollte derjenige hinunter kriechen müſſen, welcher errathen worden wäre. Hierzu ward eine Aufſeherin angeſtellt, welche es genau ausſagen ſollte, wenn der Eine oder der Andere recht gerathen hätte. Nachdem ich nun mit dem Hegereiter unter das Tuch gekrochen war, griff ich unvermerkt mit meiner Hand unten hindurch und gab ein Zeichen, daß man mir den Teller in die Hand geben ſollte, was denn auch geſchah. Hierauf gab ich mir ſelbſt einige Schläge und nannte dabei einen der Umſtehenden mit Namen, jedoch natürlicherweiſe ſo, daß ich nicht recht gerathen hatte; dagegen zählte ich dem Hegereiter jederzeit ſtärkere und mehrere Stöße zu, und ob er gleich dabei verſchiedene Namen nannte, ſo konnte er doch niemals den rechten Mann treffen. Indeß ſchien er darin eine gewiſſe Liſt zu begehen, daß er ſich tiefer als ich unter dem Tuche bückte, in der Hoffnung, er würde auf dieſe Weiſe nicht ſo oft getroffen werden. Allein ob er ſchon bis an meinen großen Hoſenknopf niederkroch, ſo verfehlte ich doch niemals ſein Haupt. Da er jedoch alles Rathes ungeachtet den eigentlichen Thäter doch nicht errathen konnte, ſo ward er endlich ungeduldig und vermuthete, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen; er ſprang deshalb unter dem Tuche hervor und wollte ſehen, ob die Leute noch alle in ihrer Ordnung da ſtänden. Aber wie erſtaunte er, da er meine mit dem Teller in die Höhe gehobene Hand erblickte! Er rief voller Verwunderung aus: „Da hätte ich mir können den Kopf braun und blau ſchlagen laſſen, ohne daß ich auf den Schalk gefallen wäre.“ Der Abend ward hierauf noch mit dem Spiele „das Blättchen der Liebe“ beſchloſſen, um ſich wegen der empfangenen Schläge und Stöße einigermaßen wieder zu erholen. Zu guter Letzt brachte unſer Herr

Wirth ſeine Aquavitflaſche, um ſeinen Gäſten noch einen Schlaftrunk zu geben. Hierauf ſollten ſich die beiden Bürger in zwei für ſie eingerichtete Betten legen, während die übrigen Bauern theils nach Hauſe gehen, theils auf einer Streue die Nacht zubringen mußten. Ich aber konnte mich nicht eher zur Ruhe begeben, als bis ich den Bürgern noch einen Rang abgelaufen hatte; denn ſie wollten in ihrer ſpießbürgerlichen Manier mich auch gern zum Beſten haben. Ich ſchlich daher ganz leiſe in die Oberſtube, wo die beiden für ſie beſtimmten Betten ſtanden. Daſelbſt gerieth ich der Müllerin über ihr Eierfaß und legte einem jeden der Bürger unter das Bettuch an verſchiedenen Stellen Eier hin, dergeſtalt, daß ein jeder in ſeinem Bette deren ſechs hatte. Als ſie ſich nun niederlegten, zerdrückten ſie die Eier und färbten die Betten und ihre Hemden auf eine vortreffliche Art, ſo daß ſie ſich des Morgens ſchämten herunterzugehen und das über ſie erhobene Gelächter der Geſellſchaft mit anzuhören. Nach dieſem Vorfalle verweilten ſie noch etliche Tage zu Berbisfeld, um die Schönheiten des Landes noch ein wenig zu genießen. Bei ihrem Abſchiede gab der Müller einem jeden derſelben eine ziemliche Partie Kuchen und Obſt, dazu etliche Würſte und geräuchertes Fleiſch für die lieben jungen Weiber mit; denn es iſt Sitte, daß die Kirmeßgäſte bei ihrer Heimreiſe ſich wie die Grauſchimmel bepacken müſſen. Dieſer Kirmeßkuchen erweckte in mir großen Appetit, und aus Liebe zu den Bürgern wünſchte ich ſie von dieſer Laſt zu befreien, welche ſie ſich, aus Vorſorge, ſie möchten die Speiſen gar nicht bekommen, nicht hatten wollen von Jemanden anders in die Stadt tragen laſſen, obſchon ſich der Müller dazu erboten hatte, dieſelben mit ſeiner Magd hineinzuſchicken. Bei uns Bauern giebt es nämlich ein Sprichwort, welches ſagt: „Selbſt iſt der Mann!“ und ein anderes lautet: „Was nach kommt, das freſſen die Hunde!“ Um nun dieſes Kuchens theilhaft zu werden, lief ich durch einen Schleifweg an die Straße, auf welcher die Bürger vorüberwandern mußten. Daſelbſt ſtieg ich auf einen Baum, befeſtigte einen Strick um meinen Hals und that nun, als ob ich mich erhängt hätte. Dabei hatte ich mich aber, was wohl zu bemerken iſt, ganz anders angezogen, ſo daß ich ihnen unkenntlich war. Sobald nun die Bürger an den Baum kamen, ſtutzten ſie und verwunderten ſich, daß ſich zur Kirmeßzeit, wo Alles in Freuden lebte, einer gehängt hatte. Nach langem Stillſtehen und Verwundern entſchloſſen ſie ſich endlich wieder, ihre Reiſe weiter fortzuſetzen. Während ſie langſam einherzogen, ſtieg ich von meinem Baume herab, und wählte einen andern Schleifweg, der mich ebenfalls an einem Orte auf die Straße führte, wo ſie vorübergehen mußten. Daſelbſt ſtieg ich wieder auf einen Baum und machte es ebenſo, wie ich vorher gethan hatte. Da ſie nun hier wiederum einen Erhängten anſichtig wurden, geriethen ſie in eine noch weit größere Verwunderung, als da ſie den Erſten fanden. Es erhob ſich endlich über dieſe Sache zwiſchen ihnen ein Wortwechſel, indem der eine behauptete, es wäre derſelbe, den ſie an jener Stelle erhängt geſehen hätten; nur konnte er nicht begreifen, wie es damit zuging, daß ich zweimal erſchien; dagegen meinte



der Andere, es müßten ſich zwei verſchiedene an einem Tage gehängt haben. Der Streit ward immer heftiger, ohne daß Jemand zugegen war oder herbeikam, der ihn entſcheiden und beilegen konnte. Es blieb ihnen alſo, um ſich zu verſtändigen, weiter nichts übrig, als daß ſie wieder umkehren und den vorigen Baum mit dem Gehängten noch einmal beſehen mußten. Die beiden Bürger, in deren Oberſtübchen es vielleicht auch nicht eben ganz richtig ausſehen mochte, weil ihnen der Müller bei ihrem Abſchiede wacker zugetrunken hatte, ſtellten mit einander eine Wette an um einen Gulden und beſchloſſen dann wieder zurückzukehren. Da ihnen jedoch ihre Bündel mit dem Kuchen auf der Reiſe einige Beſchwerlichkeiten machten und ſie alſo dieſelben nicht immer mit hin und her tragen wollten, ſo hatte der eine Bürger den glücklichen und von mir vorausgeſehenen Einfall, daß ſie die Bündel in einiger Entfernung in das Gebüſch tragen, mit Laube zudecken und dann bei ihrer Rückkehr von da wieder abholen und zu ſich nehmen wollten. Der Vorſchlag ward angenommen; die Bürger verſteckten ihren Kuchen und liefen zurück. Sobald ſie ſich entfernt hatten, ſtieg ich vom Baume herab, eignete mir mit dem größten Rechte die Bündel zu und freute mich wie ein König, daß ich mir bis zur nächſten bevorſtehenden Kirmeſſe davon gute Tage machen konnte. Uebrigens war ich unbeſorgt darum, wie ſie ſich geberden würden, wenn ſie wieder an die Stelle kämen und ihren Schatz nicht fänden, deſſen Laſt ſie bis hierher ſo ſchwer auf dem Rücken gedrückt hatte. Auch war ich vorſichtig genug, daß ich nicht erſt abwartete, ob und wie ſie mir für dieſe außerordentliche Gefälligkeit, daß ich ſie von einer ſo beſchwerlichen Bürde befreit hatte, danken würden. Die Klugheit gebot mir zunächſt, daß ich nicht wieder in das Dorf zurückkehrte, weil ich doch nicht wiſſen konnte, ob nicht vielleicht die Sache bekannt geworden wäre. Ueberdies war ich nicht eben neugierig zu erfahren, ob ſie ſich deshalb von Neuem an den Müller gewendet, demſelben ihr Leiden geklagt und eine andere milde Beiſteuer an Kuchen von ihm verlangt hätten. Vielmehr war ich vollkommen damit zufrieden, daß die Bürger ihren Kuchen eingebüßt und dabei einen ſchändlichen Selbſtbetrug an ſich begangen hatten.

Fünfte Kirmeß.

Wie der luſtige Kirmeßbruder mit einem Dichter bekannt wird und Verſe machen lernt.

In Hammeldorf ward ich von ungefähr mit einem reichen Pachter bekannt, und dieſer lud mich dann zu ſeiner Kirmeſſe ein. Wie ich nun überhaupt nicht gern eine Gelegenheit verſäumte, wo es etwas zu eſſen und zu trinken ſetzte, ſintemal der Menſch von dieſen Dingen lebt, ſo ging ich denn auch zu dieſem Pachter. Er hatte viele Gäſte aus der Stadt eingeladen, unter welchen ſich auch ein Dichter befand, der ſehr aufgeheitert war und auf alle möglichen Dinge ſofort Verſe machen konnte. Da die Geſellſchaft durch ſeine ſehr luſtigen Reime ſehr aufgeräumt wurde, ſo wünſchte ich auch dieſe Kunſt zu verſtehen und hörte ihm deswegen mit großer Aufmerkſamkeit zu. Vor allen Dingen nun machte er Verſe auf die Speiſen und Getränke, welche aufgetragen wurden. Das erſte war der Aquavit, mit welchem ihn der Pachter bewillkommte. Der Dichter trank davon ein Glas unter folgenden Worten:

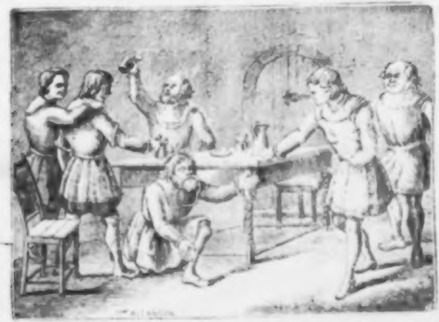
Ihr Herren, trinket Brandtewein,
So werdet Ihr recht luſtig ſein;
Er wird Euch Euren Magen wärmen,
Ihr könnt darnach wie Bienen ſchwärmen.

Hierauf nahm er das Meſſer, ſchnitt Kirmeßkuchen und ſprach, indem er ihn den Anweſenden überreichte, folgende Verſe:

Der Kuchen wird Euch wohl behagen,
Steckt ihn in's Maul, nehmt ihn in Magen;
Doch eßt Euch davon nicht ganz ſatt,
Weil der Wirth noch andre Gerichte hat.

Da er eine durſtige Leber hatte, ſo griff er nach dem Bierkruge und ſagte:

O du liebes Krüglein Bier,
Fleißig hab' ich dich getrunken,
Und wer dächt' es denn von dir,
Daß in dir manch Haus verſunken?



Jetzt kam ihn auch der Appetit an, der Wirthin und dem übrigen Weibsvolke Küſſe zu geben. Er fing alſo bei der Wirthin an und begleitete ſeinen Kuß mit folgenden Verſen:

Ich geb' Dir einen Kuß in Ehren,
Das wird mir Dein Mann nicht verwehren;
Jedoch Krimaſſen wird er machen,
Wenn ich des Nachts Dich wollt bewachen.

Zu Schulzens Suschen ſprach er, indem er ſie herzte:

Hier haſt Du einen Kuß, der dringt Dir bis ins Leben;
Du kannſt, wenn er nicht ſchmeckt, mir ſolchen wieder geben.

Nun kam auch die Frau Schulmeiſterin an die Reihe und der Dichter wendete ſich zu ihr mit folgenden Worten:

Solch ein hübſch Weibchen möcht' ich lehren
Und ſie in ihrer Ruhe ſtören;
Räumt' ſie mir nur ihr Bettchen ein,
So möcht' ich wohl Schulmeiſter ſein.

Jungfer Lottchen, die aus der Stadt war, bekam von ihm einen Kuß mit folgendem Reime:

Ein Herz, das treu und zärtlich liebt,
Das feuerreiche Küſſe giebt,
Wird wohl mein Lottchen nicht verachten,
Sie läßt es wohl nicht ganz verſchmachten.

Der Frau Heberin, die ſchon das Mäulchen nach dem Dichter ſpitzte, lieferte er folgenden Abdruck:

Wahre Liebe drücket ſich
Zärtlich aus in Worten;
So kommt man recht wunderlich
In den Eh'ſtandsorten.

Mittlerweile ward der Tiſch in Bereitſchaft geſetzt, und unſer Dichter machte nun auf jedes Gericht Verſe. Die Suppe, welche zuerſt aufgetragen wurde, begrüßte er mit folgenden Worten:

Komm, du gute Löffelkoſt,
Du kannſt uns curiren;
Du vertreibſt des Magens Roſt,
Wenn wir ihn einſchmieren.

Hierauf ward ein Gericht Rindfleiſch mit Roſinen aufgetragen, die er folgendermaßen beſang:

Ich ſehe jedesmal mit freudenreichen Mienen
Nach wohlgemachtem Fleiſch, viel lieber nach Roſinen;
Denn dieſe ſchmecken gut, ſie haben Saft und Kern;
Ich eſſe dieſe Koſt bei Tag und Nacht ſehr gern.

Nun folgten Fiſche, bei welchen er ſich alſo ausdrückte:

Wer will bei hübſchen Weibern fiſchen,
Der laſſe ſich nur nicht erwiſchen;
Denn um die Angel und den Wurm
Erhebt ſich oft ein großer Sturm.

Nach den Fiſchen kamen Gänſe und Schweinebraten, auf welche er folgende Verſe machte:

Es ſind die Gäſte eingeladen
Zur Kirmeßgans und Schweinebraten;
Drum ſoll ſie uns nebſt Brandewein
Ein Labſal und Erfriſchung ſein.

Zuletzt erſchien noch Butter und Käſe nebſt Kuchen auf dem Tiſche, und hier ſchloß nun der Dichter ſeine Rede mit folgenden Verſen:

Ein Stückchen Käſ' und Brod mit Butter
Iſt meiſtentheils das letzte Futter;
Es macht, daß ſich der Magen ſchließt.
Wie kommt es, daß bei dieſen Gaben
Die Weiber offne Magen haben,
Da ihr Mund auch die Koſt genießt?

Bei dem Kuchen hingegen ſagte er, als derſelbe ausgetheilt wurde:

Laßt uns bei dieſem guten Kuchen
Ein Stückchen zum Beſchluß verſuchen;
Er ſieht ſehr gut und ſchmecket ſchön,
Er wird ganz ſanft in den Magen gehn.

Mit dieſem Dichter machte ich mich nun bekannt und wollte auch Verſe machen lernen. Da brachte er mir zuerſt die Kunſt bei, wie ich die Sylben abzählen und hernach reimen müßte. Um daher ſogleich einen Verſuch zu machen, nahm ich das Bierglas zur Hand und ſprach:

Das Trinken näßt und ſtillt den Durſt;
Die Mädchen eſſen gerne Wurſt.

Der Dichter lobte mich, daß ich ſeine Lehre ſo ſchnell aufgefaßt hatte, und fuhr fort auf einen Böttcher zu dichten, der bei der Kirmeſſe zugegen war:

Mein Böttcher, binde Du Dein Faß,
Doch mach' auch Deine Gurgel naß;
Fang' Deine Arbeit freudig an
Und laß im Faß ein Loch zum Hahn.

Nun ſollte ich ein Gedicht auf die Liebe machen, welches folgendermaßen ausfiel:

Die Liebe ſieht, und iſt doch blind;
Dorindchen kriegt aus Lieb' ein Kind;
Die Liebe pflegt man mit den Schönen,
Sie lehret uns die Männer krönen;
Aus Liebe ſchlägt die Frau den Mann;
Aus Liebe faßt Hans Greten an;
Aus Liebe geht die Braut zu Bette;
Aus Liebe küßt man um die Wette;
Aus Liebe wächſt mir oft der Muth;
Aus Lieb' iſt Grete Töffeln gut;
Aus Liebe bin ich in der Welt:
Dem Junker koſtet ſie viel Geld;
Aus Liebe laß ich mich bereden,
Zu helfen aus den Liebesnöthen.

„Genug!“ rief der Dichter, „Du haſt deine Sachen gut gemacht und haſt ein Meiſterſtück der Dichtkunſt geliefert. Du mußt nur ſo fortfahren, dann wirſt Du ein ſehr beliebter Dichter werden. Jetzt aber mache mir doch ein paar Verſe auf die Karte.“ „Ja, Herr,“ erwiederte ich, und fing alſo an zu dichten:

Was wollt Ihr Herren länger warten?
Kommt her und ſpielet mit der Karten!
Gebt mir die Wenzel und ein Daus,
So ſtech' ich bald den Richter aus;
Mit Hannchen ſoll er nicht ſcharmiren,
Gewiß, er ſoll ſie bald verlieren.

Bei dieſer Gelegenheit wurde der Kaffee aufgetragen; die Bürger waren ſo höflich und baten mich mit zu trinken. Da fing ich aus Dankbarkeit an auf den Kaffee ein Gedicht folgendes Inhaltes zu machen:

Gerößter Bohnen ſchwarzer Saft,
Wenn ich es recht bedenke,
Giebt unſern Gliedern neue Kraft
Und ſtärket die Gelenke.
Die junge Frau verliert den Schmerz,
Der ihr Haupt eingenommen;
Ja Hannchen kriegt ein leichtes Herz

Das zuvor war bekommen.
Wenn unſer Pfarrer concipirt,
So muß er Kaffee trinken,
Hat er im Tempel perorirt,
So wird, nach meinem Dünken,
Zur Stärkung ihm Kaffee gebracht,
Der macht ihn alsbald heiter:
Er trinkt und raucht, er ſchwatzt und lacht,
Und iſt ein guter Deuter.

„Halt, Burſche," fiel mir einer von den Bürgern in's Wort, „mache gleich ein paar Verſe auf meine Pfeife." „Ey, nicht doch," ſprach ſeine Frau, „wer wollte die garſtige Pfeife beſingen!" Ich aber ſagte:

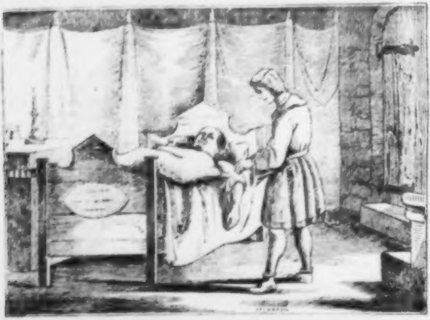
Die Pfeife will ich gern beſingen;
Es wird mir dabei wohl gelingen,
Weil jede Frau die Pfeife liebt,
Und es oft zu verſtehen giebt.

„Ey," fing die Frau an, „an der Pfeife 'ſt uns wohl viel gelegen!" „Mehr als zu viel," erwiderte ich. — Es würde hierüber noch eine lange Streitigkeit entſtanden ſein, wenn nicht der Herr Pfarrer durch ſeine Ankunft uns in unſerer Andacht geſtört hätte. Da ich nun vermuthete, daß meine Dichtkunſt hier nicht mehr möchte gebraucht werden können, ſo nahm ich Abſchied. Indeß verwunderte ich mich nicht wenig, daß mir die Verſe wie ſchimmlichtes Brod aus dem Munde gegangen waren, da ich doch niemals dergleichen hatte machen lernen, und ich mußte daher natürlicherweiſe auf den Gedanken gerathen, daß die Dichter begeiſtert werden müßten.

Sechſte Kirmeß.

Wie ſich der luſtige Kirmeßbruder für einen Doctor ausgiebt und viel Abgang findet.

Einſtmals war ich in der Stadt geweſen und hatte daſelbſt auf der Straße ein Päckchen gefunden, in welchem vier Pulver waren. Auf den beiden erſten derſelben ſtand geſchrieben: „Laxierpulver, wovon das eine Abends und das andere früh einzunehmen iſt;“ auf den beiden übrigen ſtand: „Brechpulver, alle zwei Stunden eines zu gebrauchen und warmes Waſſer darnach getrunken.“ Dieſe Pulver brachten mich auf den Einfall, bei der nächſten Kirmeſſe als ein Doctor zu erſcheinen. Ich machte mich alſo darauf gefaßt und reiſte nach Heilfeld. Vorher aber hatte ich allerhand Pulver, Tropfen und Pillen zubereitet. Das Pulver machte ich aus Aſche und Kreide, desgleichen auch aus Ziegelmehl, und ſo bekam ich denn zweierlei Arten deſſelben, graues und rothes, wovon ich jedes in beſondere Papiere einpackte. Die Tropfen verfertigte ich aus Brandwein, Waſſer und ausgedrücktem Wermuthſaft; zu einigen derſelben nahm ich auch etwas Pflaumenmuß, welches ich mit Waſſer übergoß, damit es flüſſig wurde. Die Pillen wurden mir am leichteſten zu bereiten; denn ich nahm Schaflorbeeren und that ſie in einen Topf; hierauf legte ich noch einige Blättchen Silber hinein, ſchüttelte es um und verſilberte auf dieſe Weiſe die Pillen. Nachdem ich nun einen ziemlichen Vorrath von Arzneien bereitet hatte, begab ich mich mit meinem Ranzen, nebſt zwei luſtigen Reiſegefährten, geradesweges nach Heilfeld in die Schenke und packte daſelbſt meinen Kram ein wenig aus. Als der Wirth meine Sachen ſah, kam er zu mir und ſprach: „Er iſt wohl gar ein Doctor?“ „Ja, mein Freund,“ antwortete ich. Da ſprach er weiter: „Wenn die Sache ſo iſt, ſo kann er hier bleiben; Er wird alle ſeiner Arzneien los.“ „Gut!“ erwiderte ich und ließ mir ſchon im Voraus gut zu eſſen und zu trinken auftragen, um den Wirth in Nahrung zu ſetzen und dann von meinem Gewinnſte zu bezahlen. Es wurde in dem Dorfe bald bekannt, daß ein Doctor angekommen wäre, und man nannte mich nur ſchlechtweg den Ranzendoctor. Jung und Alt verſammelte ſich nun in der Schenke, und ich fing alsbald an meine Arzneien anzupreiſen. Von meinem grauen Pulver gab ich vor, daß es bei Kindern wider die Würmer gut ſei, und daß es auch Männern und Weibern, wenn ſie es einnehmen, den Wurm aus dem Kopfe ganz ſicher vertreibe. Ferner rühmte ich von demſelben, daß es gut ſei wider die Verſtopfung der Leber, wider Leibesſchmerz, Seitenweh, Engbrüſtigkeit, kurzen Athem und wider die Unreinigkeit der Haut. Mein rothes Pulver, ſagte ich, vertriebe das Fieber, wäre gut wider das Soodbrennen, heilte den Durchfall, beſeitigte die Krätze und die Geſchwulſt des Leibes, nur aber die Geſchwulſten bei Weibern und Jungfrauen nicht, die von den Stacheln der Bienen entſtanden wären. Meine Tropfen rieth ich an wider den Magenkrampf, Rückenreißen, Herzklopfen, Kopfſchmerzen, rothe Ruhr und andere Bauchflüſſe. Meine Pillen hingegen gab ich für ein vortreffliches Laxiermittel aus. Mit ungemeiner Aufmerkſamkeit hörten mir die Anweſenden zu, und ich hatte einen ziemlich ſtarken Abgang, zumal da ich von ſolchen herrlichen Arzneimitteln insgeſammt jedes Päckchen nur um zwei Groſchen verkaufte. Mit den Pillen ereignete ſich unter Anderm ein ganz beſonderer Zufall. Während ich nämlich dieſelben vorzeigte uud den Anweſenden anpries, hörte der Hofknecht Hans mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit meinen Worten zu. Dabei hatte derſelbe eine ganz bequeme Stellung angenommen, indem er ſich mit beiden Händen, die ſein ſchweres Houpt hielten, auf den Tiſch gelegt und das Maul ſo weit als möglich aufgeſperrt hatte, um die Sache recht einzunehmen. Sobald ich das bemerkte, beſann ich mich darauf, daß ich in meinem Ranzen einen vortrefflichen Pferdeapfel hätte, aus welchem ich eine niederſchlagende Arznei hatte machen wollen. Während ich nun die Pillen vorzeigte und Hans ſo genau zuſah, und mir zuhörte, warf ich jenen Apfel nach ſeinem Munde und traf auch denſelben genau, ſo daß er ſogleich hineinflog. Hans, der ſich einbildete, es wäre eine verſilberte Pille, und glaubte, daß mir dieſelbe von Ungefähr aus der Hand gefahren wäre, zerbiß ſie geſchwind in etliche Stücke und verſchluckte ſie begierig. Hierauf entfernte er ſich alsbald, da er wohl denken mochte, daß ich, wenn ich es gewahr würde, von ihm eine Bezahlung dafür verlangen möchte. Nachdem ich nun meine Rede geendigt und dabei viele Packete verkauft hatte, ſetzte ich mich wieder an meinen Tiſch und lies mich herrlich bewirthen. Gegen den Abend hin wurde ich zu einer Frau geruſen, der ich das Waſſer beſehen und aus demſelben wahrſagen mußte. Ich prophezeihte ihr einen baldigen Tod, weil ſie viele Unreinigkeiten im Leibe hätte. Doch ſagte ich ihr auch, ſie könne noch geneſen, wenn jener Unrath durch ein Brechmittel aus dem Leibe entfernt würde. Ich gab ihr deshalb die Brechpulver, mit der Verordnung, daß ſie dieſelben früh einnehmen und warmes Waſſer darauf trinken ſollte. Die Patientin befolgte meinen Rath; da ſie ſich jedoch einbildete, daß ſie dabei nicht herumgehen dürfte, ſondern im Bette liegen müßte, ſo that ſie das Letztere und deckte ſich gut zu. Inzwiſchen that das Brechmittel ſeine Wirkung, die ſich ſowohl von oben her äußerte, ſo daß der ganze Ueberzug, ehe die Frau das Bette verlaſſen konnte, vollgeſpieen wurde, als auch nach unten dergeſtalt ſich zeigte, daß das ganze



Bette ausſah, als wenn es mit gelbem Lack überzogen wäre. Die Patientin befand ſich darauf ganz wohl und hatte mich allen ihren Bekannten auf's Beſte empfohlen. Ich mußte deshalb dieſen ganzen Tag mit meiner Waare mich wieder in der Schenke ausſtellen, und hatte noch weit ſtärkeren Abgang als vorher. Unter Andern verlangte mich auch eine Frau zu ſprechen, die mich um ein Mittel zum Schwitzen bat. Es befand ſich nun zwar unter meinen Arzneien nichts, das ſich nach meiner Einſicht zum Schwitzen geeignet hätte; indeß beſann ich mich ſehr bald und gab ihr die beiden Laxierpulver, nachdem ich dieſelben vorher in andere Papiere gethan und darauf geſchrieben hatte: „Schwitzpulver;“ denn ich dachte, wenn es nur auswendig darauf ſtände, was es ſein ſollte, ſo wäre es ſchon genug und würde ſeine Wirkung nicht verfehlen. Hierbei verordnete ich, daß die Patientin Thee darnach trinken, ſich dann in's Bette legen und warm zudecken ſollte. Nachdem ſie nun eine kurze Zeit gelegen hatte, fing die Purganz an zu wirken und die Patientin mußte daher, weil die Büchſe losgehen wollte, über Hals und Kopf aus dem Bette eilen. Indeß begegnete ihr dabei doch der widerwärtige Zufall, daß ſie unterwegs ſchon abladen mußte, etwa wie der Drache, wenn man unter die Wagenachſe kriecht und ihn zur Entledigung von ſeiner Bürde nöthigt. An ebendemſelben Tage beſuchte ich alle meine Patienten, nicht ſowohl aus Pflicht, ſondern vielmehr, da es Kirmeß war, um gelegentlich bei denſelben zu ſchmauſen. Als ich nun auch zu meiner Schwitzerin kam, erzählte ſie mir mit wehmüthiger Stimme, was ihr widerfahren wäre. Ich griff ihr mit einer geheimnißvollen Miene an den Puls, ſuchte ſie dann zu beruhigen und ſagte, daß ſie das nächſte Mal ſchwitzen würde, gegenwärtig aber hätte die Arznei nicht anders wirken können; doch ſei daran nicht dieſe ſelbſt, ſondern ihr Körper Schuld, denn es wären dabei viele Unreinigkeiten im Magen angetroffen worden, die meine Arznei durchaus nicht leiden könnte. Nachmittags verkaufte ich noch den ganzen Ueberreſt von meinen Arzneien; indeß wußte ich mir ſofort wieder andere zu verſchaffen. Auf einem Spaziergange nämlich hatte ich hinter dem Dorfe einen todten Hund gefunden; dieſen ſchnitt ich auf, nahm von ihm das Fett, zertheilte daſſelbe in kleine Stückchen und gab es für Gemſenfett aus, mit dem Vorgeben, daß ich daſſelbe aus Steiermark und Tyrol bekommen hätte. Die Tugenden dieſes Gemſenfettes ſollten nach meinen Angaben hauptſächlich darin beſtehen, daß es, wenn man mit demſelben den Rücken beſtriche, wider das Reißen gut wäre, und wenn es hinter die Ohren geſchmiert würde, das Sauſen und Brauſen derſelben wegnähme. Auch dieſe Arznei fand nach meinen Anpreiſungen viele Liebhaber und häufigen Abgang. Da wurde ich unter Andern auch noch zuletzt zu einer Hofmeiſterin gerufen, die ſehr oft mit Mutterbeſchwerden geplagt war. Ich ſetzte derſelben ein Klyſtier. Da ich jedoch vermuthen konnte, daß mir hier meine Mühe nicht zum Beſten belohnt werden möchte, zumal da ich wußte, daß der Hofmeiſter ein ſehr grober und handfeſter Mann war, und da überdies nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur Undank der Welt Lohn iſt, ſo verließ ich dieſe Patientin und zugleich das Dorf ſo bald als möglich.

Siebente Kirmeß.

Wie der luſtige Kirmeßbruder verſchiedene Wetten anſtellt und dieſelben gewinnt.

Je mehr Kirmeſſen von mir beſucht wurden, deſto bekannter ward ich, und dieſes war denn auch die Urſache, weshalb ich an verſchiedene Orte eingeladen wurde, um mit meinen kurzweiligen Scherzen den Gäſten die Zeit zu vertreiben. In dieſer Abſicht nahm man mich einſtmals auch mit nach Wetzelfeld, zu einem ſehr reichen Bauer, der uns auf's herrlichſte bewirthete. Bei dieſer Kirmeſſe nun ſuchte man ſich vornehmlich mit angeſtellten Wetten zu beluſtigen. Da wettete ich denn zuerſt um einen halben Gulden, indem ich behauptete, daß David Springer, wenn er unter den Tiſch kriechen würde, nicht drei ganz gelinde Schläge, die ich mit der Hand auf den Tiſch thun wollte, aushalten könnte. David Springer, der ſich viel zutraute, machte ſich anheiſchig, die Wette ganz ſicher zu gewinnen, und begab ſich deshalb unter den Tiſch. Ich ſchlug einmal ganz gemächlich oben darauf. Da ſagte er: „O, wenn die Schläge nicht ſtärker kommen, ſo wollte ich wohl deren zwanzig aushalten und eine Menge Wette gewinnen.“ Ich ſchlug zum zweiten Male auf den Tiſch und nahm ſofort den halben Gulden zu mir. Nun erwartete David Springer voller Ungeduld den dritten Schlag, der aber nicht nachfolgte. Da rief er endlich: „Nun, wenn kommt denn der Dritte?“ Ich antwortete ihm, das wüßte ich noch nicht, ob er heute oder morgen nachfolgen würde; denn wenn er es nicht ſollte aushalten können, ſo müßte ich ihn natürlicherweiſe erſt lange unter dem Tiſche verzappeln laſſen. Es ſah ſich alſo David Springer genöthigt, nachdem er lange genug unter dem Tiſche geſteckt hatte, wieder hervor zu kommen und ſeinen halben Gulden im Stiche zu laſſen. Kurz darauf ſtellte ich mit Jonas Simpeln eine Wette an, indem ich behaupte, daß ich, wenn er auf einen Stuhl treten würde, ihn ſogleich wieder herunter ſingen wollte. Jonas Simpel ging die Wette mit mir ein, indem er feſt glaubte, er werde ſich gewiß ſo lange auf dem Stuhle halten können, bis ich des Singens würde überdrüßig geworden ſein. Allein er ſah ſich bald in ſeiner Meinung betrogen; denn ſobald er auf den Stuhl getreten war, fing ich an zu ſingen:

„Will der Herr nicht herunter gehen,
So bleibt ein Narre oben ſtehen.“

Wollte er nun die Ehre haben ein Herr zu ſein, und ſich nicht den Namen eines Narren beilegen laſſen, ſo mußte er ſich wohl bequemen vom Stuhle herunter zu ſpringen, was denn auch mit außerordentlicher Geſchwindigkeit geſchah. Nun ging ich eine dritte Wette ein mit Peter Marculphen, indem ich behauptete, daß er nicht ſollte in die Feuermauer in der Küche dreimal „komm Hans Peter mit der Naſe“ rufen können. Marculph, der dieſes für eine Kleinigkeit hielt, ging in die Küche und rief dreimal aus vollem Halſe: „Komm Hans Peter mit der Naſe.“ Nachdem dieſes geſchehen war, kam er voller Freuden in die Stube gelaufen, in der Hoffnung, die Wette nunmehr gewonnen zu haben.

Er fragte uns, ob wir ihn dreimal hätten ſchreien hören, und zwar that er dieſes deswegen, damit wir es bekräftigen und dann keine Entſchuldigung gegen ihn vorbringen. möchten. Wir verſicherten ihm, daß wir ſein dreimaliges Rufen ſehr wohl gehört hätten. Da ſagte er: „Nun gut! die Wette iſt gewonnen, das Geld her!“ Ich weigerte mich ihm das Geld zu geben, weil ich ihm verſicherte, er hätte die Wette nicht gewonnen, ſondern er wäre vielmehr verbunden mir das Geld zu geben, da ich dieſelbe gewonnen hätte. Da ward er erſtaunend hitzig, aufgebracht und wüthend, fing an ſich mit mir zu ſtreiten und packte mich ſogar bei dem Leibe, ſo daß es ganz gewiß zum Handgemenge gekommen ſein würde, wenn ſich nicht der Richter dazwiſchen gelegt und die Sache zu entſcheiden verſprochen hätte. Das Endurtheil beruhte zuletzt darauf, daß ich ſagen mußte, wie ich mich eigentlich bei der Anſtellung der Wette ausgedrückt hätte. Ich gab zur Antwort, daß es Marculphen unmöglich ſein müſſe, in der Küche in die Feuermauer dreimal „komm Hans Peter,“ mit der Naſe zu rufen. „Gut,“ ſprach der Richter, ,,nun ſehe ich es ein, daß du recht und Marculph unrecht hat. Marculph beantworte mir jetzt meine Fragen, die ich an Dich ſtellen werde, ſo wird Dich Deine Beantwortung ſonder Zweifel ſelbſt verurtheilen. Für's Erſte: Biſt Du in der Küche geweſen?“ Marculph antworte: „Ja.“ Der Richter fragte weiter: „Haſt Du in der Küche dreimal in der Feuermauer gerufen?“ Mareulph: „Ja.“ Der Richter: „Was für Worte haſt Du da hinein gerufen?“ Marculph: „Komm Hans Peter mit der Naſe.“ Der Richter: „Womit haſt Du die Worte ausgeſprochen?“ Marculph: „Mit dem Munde und aus vollen Leibeskräften.“ „Ja Du einfältiger Menſch!“ ſprach hierauf der Richter, „Du haſt ja dieſe Worte ſollen mit der Naſe rufen! kannſt Du denn dieſes?“ Marculph antwortete: „Nein!“ Der Richter: „Folglich hat der luſtige Kirmeßbruder recht, denn der hat es alſo verſtanden. Nicht wahr?“ fragte er mich dann. Ich antwortete: Ja.“ Da ſprach der Richter: „Nun, Marculph, Du haſt die Wette verloren; gieb dem Kirmeßbruder das Geld, mir aber vier Groſchen Gerichtsgebühren.“ So half denn alles Einreden nichts; Marculph mußte bezahlen und wurde noch überdies dafür herzlich ausgelacht. Da wir nun einmal in das Wetten hinein gerathen waren, daſſelbe mir auch ziemlich viel eintrug und die Geſellſchaft dadurch etwas zu lachen bekam, ſo wurde ich ermuntert immer wieder neue Wetten anzuſtellen. Zuvörderſt verurſachte mir die Karte, welche auf dem Tiſche lag, wiederum einen Gewinn. Ich ſtellte nämlich mit Theodor Hempel eine Wette an, indem ich behauptete, daß er mir ein Blatt, welches er ſich in den Sinn genommen hätte, nicht dreimal hinter einander würde nennen können, wenn ich etwas dazwiſchen redete, wobei ich auch noch die Erinnerung machte, daß er ſich nicht daran kehren ſollte, was ich reden würde, ſondern daß er nur jederzeit ſein Blatt nennen ſollte. So ſetzten wir denn Jeder einen halben Gulden und legten das Geld auf den Tiſch. Nun wählte ſich Hempel das grüne Taus. Da fragte ich zuerſt: „Was guckt zu Deinem Fenſter heraus?“ Er antwortete: „Das grüne Taus.“ Ich fragte weiter: „Was ſtärket am beſten das Geſicht?“ Er antwortete: „Das grüne Taus.“ Hierauf ſagte ich zum dritten Male: „Nun ſiehſt Du, mein lieber Hempel, nun iſt das Geld ſchon mein;“ wobei ich das Geld einſtrich und in meine Taſche ſteckte. Da wurde Hempel hitzig und ſagte: „Was ſoll denn das bedeuten?“ Das geht nicht an; Du mußt mich weiter fragen! Warum nimmſt Du denn das Geld weg?“ Ich antwortete: „Mein lieber Hempel, hätteſt Du anſtatt dieſer vielen Worte, die Du da hergeplaudert haſt, bloß geſagt: „„Das grüne Taus,““ ſo würde das Geld Dein ſein; da Du aber dieſes nicht gethan haſt, ſo laß Dich's nicht befremden, wenn ich mir daſſelbe zueigne.“ Hempel kratzte ſich hinter den Ohren und ging hinweg, voll Verwunderung über ſeine Thorheit. Hierauf wurde von den Anweſenden mit der Karte geſpielt, und ſpäter Abendbrod gegeſſen, wobei denn auch verſchiedene Späßchen gemacht wurden. An dieſem Abende aber fand ich meinen Mann, der mich, nachdem ich Andere ſo oft angeführt hatte, auch einmal anführte. George Dietrich nämlich, der ein ſehr kurzweiliger Mann war, kam zu unſerm Wirth. Ich ward ermuntert, mein Kunſtſtückchen mit der Karte auch an dieſem Manne zu verſuchen. Anfangs weigerte er ſich, unter dem Vorwande, daß er kein ſonderlicher Liebhaber vom Kartenſpiele wäre; da ich ihm jedoch erklärte, daß es eigentlich nicht verdiene ein Spiel genannt zu werden, und daß es nur der Kurioſität wegen geſchehe, ſo ließ er ſich endlich dazu bereden. Nun unterrichtete ich ihn vor allen Dingen, wie er es dabei machen müßte, und nachdem er Alles wohl vernommen zu haben ſchien, ſetzten er und ich ein Jeder vier Groſchen aus. Da nun Alles ſeine Richtigkeit und er ſich den rothen König zu ſeinem Blatte auserleſen hatte, ſo richtete ich meine Fragen an ihn und zwar als die erſte: „Wer regiert die meiſten Unterthanen?“ Er antwortete: „Der rothe König.“ Ich fragte weiter: „Wer findet ſich ſowohl bei den Vornehmſten als bei den Geringſten ohne Unterſchied ein?“ Er gab zur Antwort: „Der rothe König.“ Endlich ſagte ich, indem ich nach dem Gelde griff: „Nun iſt das Geld mein!“ Allein Dietrich ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern erwiderte: „Der rothe König.“ So mußte ich denn voller Verdruß, da ich die Wette verloren hatte, das Geld wieder hinlegen. Doch kam ich auf die überaus wahrſcheinliche Vermuthung, daß Dietrich mit Fleiß von Andern möchte angeſtellt worden ſein, und daß man ihm Alles genau geſagt hatte, wie die Sache zuginge, um ſich über mich luſtig zu machen. Dies flößte mir denn die Klugheitsregel ein, künftighin einen Spaß nur einmal zu machen, weil man ſonſt leicht in eine ähnliche Gefahr gerathen kann. Frühmorgens machte ich mich wieder auf den Weg, einestheils um auszuruhen, anderntheils aber auch, um mich auf die letzte Kirmeſſe gefaßt zu machen.

Achte Kirmeß.

Wie der luſtige Kirmeßbruder mit den herrſchaftlichen Leuten nebſt dem Hofmeiſter und Kammermädchen in Geſellſchaft kommt und eine gute Rolle ſpielt.

In Oſteriz war es Sitte, daß die Herrſchaft ihren Dienſtleuten die Kirmeß bei dem Hofmeiſter auf dem andern Gute ausrichtete, und dabei mußte denn auch der Hofmeiſter jederzeit mit dem Kammermädchen zugegen ſein, damit es deſto ordentlicher zugehen und aller Unfug verhütet werden möchte. Dieſer Kirmeſſe wohnte ich ebenfalls bei und genoß daſelbſt manche Luſt. Der Hofmeiſter und das Kammermädchen waren außerordentlich aufgeheitert und es ging nirgends toller zu als hier. Von dem klugen Hofmeiſter habe ich dabei ſehr viele Kunſt- und Handgriffe gelernt, die mir das Ding ſehr begreiflich machen, woher es wohl kommen möchte, daß die Junker ſo ſchön und ſo artig mit den Frauenzimmern thun könnten und bei denſelben ſo wohlgelitten wären. Der Herr Hofmeiſter war nach meinem Gutachten in dieſer Sache ein Meiſter und das Kammermädchen, wie es ſchien, war mit ſeinem Betragen im höchſten Grade zufrieden. So lebten wir den wirklich herrlich recht vergnügt und herrlich, zumal da ſich das Kammermädchen auf dieſe Kirmeß recht gefaßt gemacht hatte. Es wurde zuvörderſt eine delicate Chocolade getrunken, die, wie ich vermuthete, wohl recht verliebt machen mochte; denn ich empfand nach dem Genuſſe derſelben recht angenehme Beängſtigungen. Auch durfte ich das Kammermädchen einmal koſten, die mir ganz kirre zu ſein dünkte. Bei Tiſche hatten wir viele Flaſchen Wein zu trinken, die das Kammermädchen zu Gefangenen gemacht hatte, und die bei dieſer Gelegenheit ihres Arreſts entlaſſen worden waren. Kurz wir konnten hier einmal unſer Kälbchen recht auslaſſen. Nach der Mahlzeit wurde das bekannte Spiel „wie gefällt Dir Dein Nachbar" geſpielt. Dem Hofmeiſter gefiel dabei gewöhnlich ſeine Nachbarin, die Kammerjungfer und der Kammerjungfer der Hofmeiſter, und es geſchah alſo ſelten, daß ein anderer Nachbar erwählt wurde. Freilich wir Bauerburſche können es nicht ſo manierlich machen, wie ein ſolcher Herr, der weiche Fäuſte hat; denn unſere Hände ſind gemeiniglich hart und wir ſind daher das derbe Zugreiſen gewohnt. Hierauf wurde „die Muſterung“ geſpielt, wobei der regierende Herr einen Jeden fragte, wie alt er wäre, wie lange er gedient hätte? und ob er Alles richtig bekäme? Der Hofmeiſter ſagte vorher Jedem insgeheim, wie er antworten ſollte. Als er zu mir kam, ſprach er: „Wenn Du gefragt wirſt, wie alt Du biſt, ſo ſage: vierundzwanzig Jahre; fragt der Herr weiter: wie lange haſt Du gedient? ſo antworte: ſechs Monate; alsdann hat es ſeine Richtigkeit. Dieſes Alles merkte ich mir genau. Nun ſtellte das Kammermädchen den regierenden Herrn vor, und ſie hatte auch in der That gelernt ſich eine ſolche Miene und ein ſolches Anſehen zu geben, daß man daraus mehr als zu deutlich abnehmen konnte, ſie werde dermaleinſt in ihrem Hauſe die Oberherrſchaft gut verwalten. Sie fragte einen Jeden unter uns der Reihe nach und kam endlich auch zu mir. Als ſie mich nun fragte, wie alt ich wäre? antwortete ich: „Sechs Monate.“ Dann fragte ſie weiter: „Wie lange haſt Du Deinem Herrn gedient?“ Ich gab zur Antwort: „Vierundzwanzig Jahre.“ „Kerl!“ ſprach ſie, „Du biſt ein Narr!“ Ich wußte nicht gleich, was ich hierauf ſagen ſollte; endlich aber erinnerte ich mich an die letzten Worte des Hofmeiſters und ſprach ihm dieſelben nach, indem ich ſagte: „Es hat ſeine Richtigkeit.“ Hierüber entſtand ein nicht geringes Gelächter. Bei dieſer Gelegenheit gab ich auf das verſchiedene Spiel der Liebe ganz beſonders Achtung und ich mußte mich über den Herrn Hofmeiſter und das Kammermädchen verwundern, welche hier weit vertrauter mit einander umgingen, als ſie ſonſt auf dem Edelhofe zu thun gewohnt waren. Nach einiger Zeit verfiel man auch auf das Kartenſpiel, wobei nun freilich viele poſſierliche Streiche vorkamen; doch der allerſcherzhafteſte darunter war folgender. Ich bat den Herrn Hofmeiſter heimlich, daß er mir ſeine Schnupftabacksdoſe einmal erlauben möchte, ich wollte einen Spaß mit derſelben machen; nur ſollte er hernach keine Priſe davon ſchnupfen. Der Herr Hofmeiſter erlaubte mir dieſes. Nun hatte ich von jener Zeit, wo ich mich für einen Doctor ausgegeben hatte, noch ein wenig klar geſtoßenes Euphorbium übrig behalten, welches ich zu meinem Glücke in meinem Rocke ſtecken hatte. Dieſes Euphorbium miſchte ich unter den Schnupfſtaback und gab dann die Doſe dem Herrn Hofmeiſter wieder. Die Bauern und Knechte, ſammt den Weibern, die alle von der Güte ſeines Tabacks überzeugt waren und denſelben ſchon vorher oftmals gekoſtet hatten, baten ſich fortwährend Prieſen aus. Der Herr Hofmeiſter war ſo höflich und gab ſeinen Schnupfſtaback völlig Preis, indem er die Doſe auf den Tiſch ſetzte. Um aber allen Schein zu vermeiden, thaten auch er und die Kammerjungfer, als ob ſie bisweilen eine Priſe nähmen. Mittlerweile bekam die Doſe ſehr vielen Zuſpruch; doch wurden die Liebhaber führ ihre Bemühung ſehr gut bezahlt; denn diejenigen, welche am meiſten davon geſchnupft hatten, empfanden bald ein Jucken an den Naſen, und dieſe liefen ihnen auf wie die Kaulpatzen. Es war eine himmliſche Luſt, die großnäſigen Weiber und Männer zu erblicken, die ſich unaufhörlich die Naſen rieben, und zuſehen, wie dieſelben immer größer wurden, je mehr die armen Leute rieben. Niemand fiel auf den Gedanken, daß die Urſache davon dem Schnupfſtabacke zuzuſchreiben wäre, da doch die Kammerjungfer, der Hofmeiſter und ich auch davon geſchnupft hatten und unſere Naſen nicht aufſchwollen. Man war daher durchgängig der Meinung, daß diejenigen, welche ſolche aufgequollene Riecher bekommen hätten, etwas Giftiges angegriffen und ſich dann mit dieſen vergifteten Fingern die Naſen berührt haben müßten. Es würde hieraus vielleicht gar noch ein Naſenprozeß entſtanden ſein, wenn man nicht den Vorſchlag gethan hätte, daß man ſich nur recht reiben ſollte, weil es ſchon von ſich ſelbſt wieder vergehen würde. Endlich ſetzten ſich die großen Naſen wieder und ich freute mich, daß ich hierdurch einen ſolchen Scherz angerichtet hatte. Ehe nun die Zeit zum Ausbruche herankam, gingen wir noch in den Garten, wo ſich Teiche mit Kähnen befanden. In dieſe ſetzten wir uns und hatten ſo, indem wir auf den Teichen herumfuhren, einen ſchönen Zeitvertreib. Dabei führten wir vornehmlich noch den Richter an, der ſich in einem andern Kahne befand, der aber, als er ſah, daß es auf dem Kahne, in welchem der Hofmeiſter, die Kammerjungfer und ich uns befanden, ſehr luſtig herging, auch dabei zu ſein wünſchte. In dieſer Abſicht kam er mit ſeinem Kahne an den unſrigen herangefahren, um zu uns herüber zu ſteigen. Da er jedoch im Steigen begriffen war, ſtieß ich unvermerkt mit dem Ruder ab, und der gute Richter fiel in's Waſſer wie ein Hecht, der ſich von der Angel losgeriſſen hat. Nun mußte er ſich alle Mühe geben, um unſern Kahn zu erwiſchen; dabei hätte aber nicht viel gefehlt, ſo würde er denſelben, da er ein ſchwerfälliger Mann war, umgeriſſen haben. Indeß kam er noch glücklich in denſelben, nur daß er wie eine gebadete Maus war und ſich deshalb ſpäter anders umkleiden mußte. Nach dieſem Vergnügen gingen wir wieder in die Schenke, wo nunmehr Anſtalt zum Tanzen getroffen wurde. Da begab ich mich vorher zu dem Schirrmeiſter, ließ mir Pferdeſtaub geben und ſtreute denſelben auf den Fußboden. Durch das Tanzen ſtieg nun der Staub in die Höhe und legte ſich den Frauenzimmern an die Leiber, wo er ein Jucken und Freſſen verurſachte, gerade als ob ſie Flöhe hätten. Es war eine Luſt zu ſehen, wie ſie ſich immer auf den Winkel begaben, um ſich zu rütteln und den Luſtſpringern, die nach ihrer Einbildung Wohnung bei ihnen gemacht hatten, das Fleiſch aus den Zähnen zu rücken. Deſſenungeachtet dauerte das Tanzen die ganze Nacht hindurch und wir genoſſen dabei noch manches Vergnügen. Frühmorgens trennte ſich die ganze Geſellſchaft, und da dieſes die letzte Kirmeß war, ſo nahm auch ich, als der luſtige Kirmeßbruder, bis zum nächſten Jahre von den Kirmeßgeſellſchaften Abſchied.

Des Cavaliers

Monſieur Hans Guck in die Welt

zuſammengetragene

luſtige Scherzreden.

Als einſtmals der tapfere, und dabei gute, redliche und treuherzige Cavalier Monſieur Hans Guck in die Welt als Planet zu regieren kam, entſchloß er ſich mit Freuden, ſeiner Nachwelt zu hinterlaſſen, was er auf ſeiner unternommenen Luſtreiſe an zeitverkürzenden Scherzreden aufgeflickt, eingeſammelt und mit nach Hauſe gebracht hat, in der Hoffnung, daß viele Leute, wie er, ein wackeres Vergnügen daran finden und ſich fleißig darin üben würden.

Zeitverkürzende Scherzreden.

Alte Weiber und abgeſetzte Beamte haben über allzugroßen Zulauf der Leute nicht zu klagen.

Es meint Mancher, er ſei ein Adler, und iſt nur eine Mücke.

Anſchläge, die nicht fortgeſetzt werden, ſind ſo viel nütze, als ein Wagen ohne Räder.

Aerzte und Juriſten haben den beſten Nutzen von anderer Leute Schaden.

Du biſt ſo angenehm, wie eine Sau im Judenhauſe, wie ein Floh im Ohre, wie ein Stein im Schuh, wie der Rauch im Auge, wie der Hund in der Küche.

Ein Aufſchneider verſprach, einem Löwen die Zunge aus dem Halſe zu reißen; als er es aber in's Werk ſetzen ſollte, ſagte er, man müſſe dem Löwen erſt die Zähne ausbrechen.

Wer nicht gern arbeitet, kann bald Feierabend machen.

Es ſchlägt nicht leicht ein Bettler ein Almoſen, noch der Krämer einen Käufer, noch der Hund eine Bratwurſt, noch ein Liebhaber die Buhlſchaft, noch ein Durſtiger den Trank ab.

Wenn ein ſechzigjähriger Mann eine junge Dirne heirathet, ſo ladet er den Tod zu Gaſte.

Die Apotheker ſind die größten Wucherer; denn ſie geben eine Purgation für einen Gulden und nehmen die Wirkung nicht für einen Pfennig wieder an.

Einſt ſah Einer die Apoſtel abgemalt und las unter dem Einen: „Jacobus Major.“ Da ſagte er: „Habe ich doch noch niemals gewußt, daß ein Apoſtel Obriſtwachtmeiſter geweſen iſt.

Kaiſer Julianus ſagte: „Selig ſind die Armen!“ und nahm deshalb ſeinen Unterthanen all das Ihrige.

Ein Alter, der eine ſchöne Frau hatte, fragte Einen, wo die Haut am dickſten wäre? Dieſer antwortete: „An der Stirne, denn ſonſt wären Euch die Hörner ſchon lange hindurchgewachſen.“

Einer ſagte zu einem großen Manne, er habe ſein Lebtage noch keinen größern Narren geſehen. Dieſer antwortete: „So mußt Du Dein Lebtage noch in keinen Spiegel geſehen haben.“

Den Aerzten iſt erlaubt zu lügen; denn wenn ſie auch ſchon den Tod bei den Kranken merken, ſo geben ſie doch noch den Troſt, es habe keine Noth.

Eine vermeintliche Jungfrau fragte einen Junggeſellen, wie viel er Thaler habe? Er antwortete: „Sehr wenige, aber doch mehr als Ihr Tugenden habt.“

Brüder haben wohl ein Geblüt, aber ſelten ein Gemüth.

Des Bettlers Geld iſt ſo beſtändig, wie das Waſſer im Siebe.

Wer am Tage eine Lampe brennt, der muß des Nachts im Finſtern ſitzen; wer in der Jugend viel reitet, der muß im Alter zu Fuße gehen.

Weil nichts Beſtändiges in der Welt iſt, ſo muß mein Unglück vergehen.

Betrug und Weiberſchminke halten nicht lange Beſtand.

Ein Bauer, der eine Rechtsſache verloren hatte und auch die Unkoſten noch bezahlen ſollte, ſagte: „Das dachte ich ſchon; denn wo das Geſpenſt iſt, da iſt der Teufel nicht weit entfernt."

Derjenige, welcher einen mit Dinte und Papier bezahlen will, iſt gleich demjenigen, welcher den Barbier mit abgeſchnittenen Haaren bezahlen will.

Als einſt ein reicher Bauer zum Edelmanne gemacht wurde und vor Freuden einen großen in die Hoſen gehen ließ, ſagte er: Bei der Ankunft des Edelmannes nimmt der Bauer einen wunderlichen Abſchied."

Als einer den Klingelbeutel herumtrug und ihm das Glöckchen herabfiel, ging er dennoch weiter und pfiff jederzeit ein Stückchen dazu.

Ein Oberſter ſagte, er hätte ſeinen Bauern auf die Beine geholfen. — Er hatte ihnen nämlich die Pferde genommen.

Als ein Baum wenig Aepfel trug und ein Bauer hinaufſtieg, um dieſelben abzuſchütteln, ſagte er im Zorne: „Willſt du keine Aepfel tragen, ſo trage Schelme und Diebe!"

Als etliche Bauern einen Eid ablegen ſollten, hob einer von ihnen ſeine beiden Hände auf, und als er gefragt wurde, warum er dies thue? antwortete er: „Mein Nachbar iſt krank, deshalb ſoll ich für ihn gleich mit ſchwören."

Ein Rothbart wurde von einem Schwarzbarte gefragt, was Judes für einen Bart gehabt habe? Er antwortete, als er Chriſti Jünger geweſen ſei, habe er einen rothen Bart gehabt, als er aber zum Schelm und Verräther geworden ſei, habe er einen ſchwarzen gehabt.

Eine Frau ging eine Wette ein, daß ſie einen Bart ſieb
Schuhe lang hätte. Sie gewann auch die Wette; denn ihr Mar
hieß Joachim Bart.

Ein Herr nannte ſeinen Diener einen Schalksknecht. D
Diener erwiderte: „Das iſt wahr; denn mein Herr iſt d
Schalk, und ich bin ſein Knecht.“

Wo die Bosheit Gaſt iſt, da iſt der Teufel Wirth.

Einer, der ein blindes Pferd hatte, rühmte daſſelbe ſeh
denn es könne bei der Nacht eben ſo gut ſehen, als bei Tage.

Als einſt ein Bauer Contribution in das Amt tragen ſollt
begegnete ihm ein Reiter und nahm ihm das Geld ab. Da ſag
der Bauer, der Reiter möge ihm doch ein Loch durch ſeinen R
und eines durch ſeinen Hut ſchießen, damit er beweiſen könnt
daß ihm ſein Geld mit Gewalt abgenommen worden wäre. A
der Reiter dies gethan hatte, ergriff der Bauer des Pferd, w
den Reiter herunter und reichte ihm etliche Streiche; dann nah
er ihm das Geld wieder, ritt mit dem Pferde davon und ließ d
Reiter liegen.

Wenn ein Dieb allezeit an das Hängen dächte, ſo würde
das Stehlen wohl bleiben laſſen.

Als ein Dieb einen Raben aß, ſagte er: „Es iſt beſſer
freſſe dich, als daß du mich friſſeſt.“

Drei Dinge laſſen ſich nicht gut halten: ein Vogel in
Hand eines Kindes, eine junge Dirne von einem alten Man
und ein Glas Wein von einem durſtigen Geſellen.

Ein Wirth hatte einen Gaſt, der einen ſilbernen Löffel ei
ſteckte. Als der Wirth dieſes gewahr wurde, ſteckte er auch ein
ein, und als nun nach den Löffeln gefragt wurde, ſagte der Wirt
„Es iſt Neckerei mit dieſen Löffeln; hier iſt der meinige, der H
gebe nur den ſeinigen auch wieder her!“

Als ein Dieb zum Galgen geführt wurde, bat er, man mö
ihm eine Ader öffnen; denn er habe gehört, das erſtemal Ad
laſſen helfe für den Tod.

Die Fr — ſind wie die Filzläuſe; dieſe haben ebenfalls ſe
Füße, und wo ſie ſich einniſten, da beißen ſie hart.

Ein Eſel oder Flegel mit ſchönen Kleidern iſt gleich einer garſtigen Wand mit goldenen Buchſtaben.

Es iſt alles Eilen umſonſt, wenn man nicht auf dem rechten Wege iſt.

Ehre, Geiz, Sorgen und Bekümmerniß, Wein und Liebe ſind des Menſchen Lebensdiebe.

Die Reichen eſſen, wenn ſie wollen, die Armen, wenn ſie Etwas haben.

Als einſt ein Eſeltreiber zum Tode geführt und hingerichtet werden ſollte, fragte er, warum er ſterben ſollte? Man gab ihm zur Antwort, weil das Orakel befohlen hätte, daß der Erſte, welcher dem Alexander begegnen würde, geopfert werden ſollte. Da ſagte er: „Ich bin nicht der Erſte geweſen, ſondern mein Eſel iſt vor mir gegangen.“ So wurde der Eſeltreiber verſchont und der Eſel geopfert.

Ein Ritter ſagte einſt, der Ehrgeiz verderbe die Hofleute, der Wein die Deutſchen, das Spielen die Spanier, das Buhlen die Welſchen, und die Unbeſtändigkeit die Franzoſen.

Als ein Eſeltreiber gefragt wurde, warum ſein Eſel ſo ſchreie? ſagte er: „Er freut ſich, daß er Euch als ſeinen Freund angetroffen hat.“

Ein Dichter, der bei einer Fürſtin in großen Gnaden ſtand, neckte dieſelbe, daß ſie keinen Leibeserben hätte. Da ſagte ſie zu ihm, wofern er dieſe Reden noch weiter treiben würde, ſo wollte ſie ihn in ein Gefängniß ſtecken laſſen. Er erwiderte: „Gnädige Frau, wenn ſie dadurch einen jungen Landesfürſten bekommen könnten, ſo wollte ich eine ganze Nacht darin ſtecken.“

Vier neue Erfindungen rühmt die Welt: 1) Schneiden ohne Meſſer; 2) Braten ohne Feuer; 3) Waſchen ohne Laugen; 4) durch die Finger ſehen, anſtatt durch die Brillen.

Ein einfältiger Kaufmann litt Schiffbruch mit einem Schiffe voll Feigen. Als er nun an's Land kam und das Waſſer wieder ruhig wurde, ſprach er, indem er am Ufer ſaß und das Meer bedächtig anſah: „Nein, ich traue dir nicht; du möchteſt gern wieder Feigen eſſen.

Ehre, Glaube und die Augen leiden keinen Scherz.

Im Laufen ſoll man ſchnell, im Kaufen bedächtig, und im Rathen langſam ſein.

Als ein Faſtnachtsnarr in eines Doctors Haus gehen wollte, ſchrie der Doctor zum Fenſter heraus: „Man läßt keinen Narren herein!“ Da ſagte der Verkappte: „Wo biſt Du denn hineingekommen?“

Faul ſein und viel ſchlafen bringt Reichthum zur Armuth.

Das Fleiſch kauft man nach Pfunden, die Weiber aber nach der Hand.

Man muß den Feind auf die Füße ſchlagen, ſo kann er nicht entlaufen.

Man fürchtet den Henker, aber das Gewiſſen nicht.

Freunde, Wein und Gläſer ſind eine vergängliche Geſellſchaft.

Weil an großer Herren Höfen ſo viele Füchſe gegeſſen werden, ſo darf man ſich wegen der Menge der Fuchsſchwenzer nicht verwundern.

Freunde, die nicht helfen, und Feinde die nicht ſchaden, ſtehen in gleichem Range.

Jemand ſchrie des Nachts in einem harten Winter vor großer Kälte: „Feuer! Feuer!“ Als die Leute auf den Straßen zuſammenliefen und fragten, wo denn Feuer wäre? antwortete er: „Darnach frage ich eben auch, weil mich ſehr friert.“

Wer heut zu Tage will in der Welt fortkommen, der muß vier R. haben oder muß können: Reden, Rechnen, Rathen und Reiten.

Erfahrenheit und Glück ſind nicht erblich und können auch durch keine Geduld zu Stande gebracht werden.

Wenn ſich die Fürſten und Herren an einen Fuß ſtoßen, ſo müſſen die Unterthanen hinken.

Ein Fauler läßt ſich nicht gern anſpannen, bohrt nicht gern dicke Breter und ſucht einen Herrn der in der Woche ſieben Feiertage giebt.

Ein Feind iſt ſchon zu viel, und hundert Freunde ſind noch nicht genug.

Freude und Leid ſind ſo nahe Nachbarn als Glück und Unglück. Wenn das Glück im Hauſe iſt, wartet das Unglück ſchon vor der Thüre.

Freudenſtunden ſind kurz; deshalb muß man ſie genießen, wenn man ſie hat.

Das ſind die gewiſſeſten und beſten Freunde, welche man bei ſich im Sacke trägt.

Drei Geſellen handelten um einen Fiſch uud ließen denſelben in drei Theile zerſchneiden und zurichten. Nun ſollte aber Keiner ein Stück nehmen, wenn er nicht einen paſſenden Spruch dabei ſagen könnte. Da ſprach der Erſte: „Was dem Haupt gebührt, gehört nicht für andere Glieder,“ und nahm ſomit das Haupt. Der Andre ſagte: „Die Tugend ſteht in der Mitte,“ und nahm das Mittelſtück. Der Dritte ſprach: „Ende gut, Alles gut,“ und nahm den Schwanz. Als der Fiſchhändler ſah, daß für ihn nichts übrig blieb, nahm er die Schüſſel, goß den Geſellen die heiße Brühe über die Köpfe und lief davon.

Als ein Knecht mit dem Eſſen zur Thüre hinein fiel, ſprach ſein Herr: „Das kann ich auch.“ „Ja,“ erwiederte der Knecht, „wenn Ihr's erſt von mir geſehen habt.“

Es ſagte Jemand, das Gut müſſe zwei Schelme haben, den einen, der es gewinnen, und einen zweiten, der es verthue. Da erwiderte ihm ein anderer: „So bin ich ein doppelter Schelm, denn was ich gewinne, das verthue ich ſelbſt.“

Ein Gaſt ſollte fünf Tauben zu gleichen Theilen austheilen. Da gab er dem Wirth und deſſen Frau eine, deſſen beiden Söhnen eine, den beiden Töchtern eine, und er ſelbſt nahm zwei davon und ſagte: „So ſind nun überall drei.“

Großer Herren Geſchäfte und Dienſte ſind wie die Schifffahrten, bei welchen man entweder köſtliche Güter nach Hauſe bringt oder durch Sturm zwiſchen den Wellen und Klippen untergeht.

Als einer einen ſtreichen ließ, ſagte er: „Einen ungebetenen Gaſt, der einem Ungelegenheit im Hauſe macht, mag man wohl zur hintern Thür hinausſtoßen.“

Wer allzu großen Gewinn ſucht, verliert endlich das Kapital.

Das Geheimniß iſt ein Gefangener. Sobald du es aber offenbarſt, mußt du dich vor ihm fürchten und ſelbſt ſein Gefangener ſein.

Die Gewohnheit macht Alles leicht.

Eines Geizhalzes und eines fetten Schweines kann man nach ihrem Tode am beſten genießen.

Wer Geld ausleiht, verliert Freunde, denn fordert er es wieder, ſo hat er Feinde.

Eine Glocke, eine Nuß, ein Eſel und ein fauler Knecht thun nichts als daß ſie ſchlagen.

Wer Gunſt haben will, der muß immer „Ja“ ſagen, Gaſterei halten und Geſchenke geben.

Ein glühend Eiſen und die Jungfrauſchaft ſind ſchwer zu halten; deshalb läßt man ſie leicht fallen.

Wer mit Gedanken handelt, der büßt wenig ein.

Die Erben der Geizigen können Todte auferwecken, nämlich die alten vergrabenen Reichsthaler.

Gold und Silber auf den Hoſen und keines im Beutel iſt eine armſelige Hoffarth.

Wo die Gewalt zum Herrn wird, da muß die Gerechtigkeit Knecht ſein.

Gold und treue Freunde hält man hoch und werth, weil ſie ſchwer zu finden ſind.

Wo kein Gewinn iſt, da will die heutige Freundſchaft nicht gelten.

Eine kleine Gnade in Händen iſt beſſer als eine große in Hoffnung.

Geheimniſſe gehören nur für ſtillſchweigende Leute.

Wo man nach Gunſt urtheilt, da wird eher ein Eſel als ein verſtändiger Mann befördert.

Der Geizige iſt wie ein Pferd, das den Wein fährt und doch Waſſer ſäuft.

Wer ſich auf Gunſt verläßt, der ſchöpft Waſſer mit dem Siebe.

Silber und Gold ſchickt ſich zu allen Dingen.

Ein Soldat fragte einen Fuhrmann, warum der Galgen ſo leer wäre? Dieſer antwortete: „Die Diebe ſind alle in den Krieg gezogen.“

Als Jemand ſeinem Freunde ein Geheimniß anvertraute und ihn bat, er ſolle es verſchweigen, antwortete ihm dieſer: „Wie kannſt Du mich denn um etwas bitten, was Du ſelbſt nicht zu thun im Stande biſt?“

Einer nannte den Andern die Copie eines groben Geſellen. „Ja,“ erwiderte ihm dieſer, „aber Du biſt das Original.“

Das Glück hat Weiberart: es liebt die Jugend, haßt alle Beſtändigkeit und ſucht ſtets andere Buhlen.

Viel Fleiß und wenig Gewiſſen macht den Beutel voll.

Als ein Geiziger einen Verſchwender fragte: „Wann willſt Du aufhören Deine Güter zu verpraſſen?“ antwortete dieſer: „Wenn Du anfangen wirſt freigebig zu ſein, und aufhörſt, fremde Güter an dich zu ziehen.“

Ein Reicher ohne Freigebigkeit iſt wie ein Baum ohne Frucht; ein Armer ohne Geduld, wie eine Lampe ohne Oel; ein Jüngling ohne Zucht, wie ein Haus ohne Dach; ein Weib ohne Scham, wie eine Speiſe ohne Salz; ein Fürſt ohne Gerechtigkeit, wie ein Fluß ohne Waſſer; ein Gelehrter ohne gute Werke, wie eine Wolke ohne Regen.

Als ein Penal ein Kleid hatte machen laſſen und das Macherlohn nicht bezahlen konnte, ſollte er eine Handſchrift ausſtellen. Er ſchrieb demnach: „Ich Jobſt Schütze bekenne, daß das Kleid mein iſt, welches Meiſter Eberhard gemacht hat. Was das Macherlohn anlangt, ſo hat es gute Wege; das wird ſich ſchon ſchicken.“

Als ein Alter geneckt wurde, daß er ein ſo junges Mädchen geheiratbet hätte, ſagte er: „Zu jungem Fleiſche möchte man leicht ein wenig dürres Holz haben.“

Reiter, Säufer und Jäger ſind die angenehmſten Hofleute.

Hunger und Liebe bringen überall durch.

Hunger und Durſt ſind die ſchärfſten Mahner.

Die Hoffnung iſt ein langes Seil, an welchem ſich Viele zu todte ziehen.

Mit Hunden fängt man Haſen, mit Lobreden die Narren, mit Gelde die Frauen.

Beim Heirathen ſoll man mehr die Ohren als die Augen zu Rathe ziehen und gebrauchen.

Ein Herr ohne Land iſt wie ein großer Titel ohne Buch.

Als ein Herr einen Hirſch erlegte und denſelben durch den Leib geſchoſſen hatte, ſagte ſein Narr: „Der iſt nicht recht getroffen; Sie hätten ihn in den Hintern ſchießen ſollen, ſo wäre die Haut ganz geblieben.“

Als ein junger Burſche bei ſeiner Hochzeit von vielen Frauenzimmern beſchenkt wurde, fragte ſeine Braut, wer dieſe wären? Da er antwortete, es wären diejenigen, mit welchen er es vor dem gehalten hätte, ſagte ſie: „Wenn die Geſellen, mit denen ich dergleichen gethan habe, hier wären, ſo würden deren noch viel mehr ſein.“

Als ein Schiff voll gemeiner Dirnen von Venedig nach Ferrara fuhr und daſelbſt anlangte, ſagte ein ferrariſches Weib zu dem Schiffer: „Du Narr, meinſt Du, daß es hier an ſolchen Dirnen mangelt? Es giebt deren bei uns mehr als zu Venedig ehrliche Frauen.“

Einem Lügner kann man Heimlichkeiten anvertrauen; denn wenn er auch Alles offenbart, ſo glaubt es ihm doch kein Menſch.

Ein hoffärtiger Eſel verkaufte ſein Haus und ließ ſich dafür ein Kleid machen. Als er nun in demſelben einherſtolzierte und ſehr ſchwitzte, ſagte Einer: „Das iſt kein Wunder, denn er trägt ein ganzes Haus auf dem Leibe.“

Als es Einem nicht nach ſeiner Einbildung erging, ſagte er, ſeine Hoffnung hätte eine Mißgeburt geboren.

Es iſt beſſer bei einer Jungfrau wachen als ſchlafen.

Jungfrauen ſoll man nach Tugenden und nicht nach Gut heirathen.

Die Juriſten purgiren den Beutel, die Aerzte den Leib, die Prediger das Gewiſſen.

Eine ſchöne Jungfrau trägt ihr Heirathsgut mit ſich im Angeſichte.

Eine häßliche Jungfrau und ein garſtiges Weib iſt gleich dem Hauſtocke eines Metzgers; obgleich derſelbe Tag und Nacht vor der Thüre ſteht, ſo wird er doch nicht geſtohlen.

Drei Dinge ſoll die Jugend haben: Witz im Verſtande, Verſchwiegenheit in der Zunge, Schamhaftigkeit im Angeſichte.

Junge Leute ſollen bei den Alten die Ohren gebrauchen und nicht das Maul.

Langſam zum Beutel, hurtig zum Hut, das hilft manchem jungen Blut.

Eine Jungfrau, ſagte ein Freier, müſſe drei V. haben: Verſtand, Vermögen, Verſchwiegenheit oder Vollkommenheit. Ihr entgegnete ein Jüngling, einer Jungfrau müßten drei V. mangeln: Vernaſcht, Veraltet und Verſchwenderiſch.

Die Jugend iſt gleich dem Moſte oder dem neuen Weine, der nicht gegohren hat.

Jemand fragte eine Jungfrau, wie viel Sterne am Himmel wären? Sie erwiderte, er möge erſt ſagen, wie viel Narren in der Welt wären?

Die Juſtiz iſt Gottes Tochter; aber ſie wird von falſchen Richtern ſo gehandhabt, daß ſie allen gemeinen Dirnen gleich iſt.

Ein Koch fragte ſeinen Herrn, der eben Grillen im Kopfe hatte, was er zu Abend eſſen wollte? Der Herr ſagte: „Einen Dreck will ich eſſen!“ „Wohlan!“ erwiederte der Koch, „ſoll er geſotten oder gebraten ſein?“

Ein großer langer Hauptmann fragte einen Bürger, wie es käme, daß er ihm gegenüber ſo klein wäre? Der Bürger antwortete ihm: „Weil ich nur einen Vater gehabt habe.“

Ein Keſſelflicker, der ſich recht voll geſoffen hatte, ging aus der Stadt und blieb unter dem Galgen liegen. In derſelben Nacht ritten etliche Reiter an dem Galgen vorüber und ſchrieen dem Diebe zu, der am Galgen hing: „Willſt Du mit, ſo komm!“ Der Keſſelflicker erwachte darüber und antwortete: „Ja, ich will mit!“ ſtand ſomit auf und folgte ihnen nach. Als die Reiter das Klappern der Keſſel hörten, meinten ſie es ſei der Dieb mit der Kette, und ritten deshalb vor Furcht der eine hier, der andere dort hinaus.

Wenn ein König oder Fürſt ſeinen Unterthanen einen Apfel nimmt, ſo nehmen ſeine Diener den ganzen Baum.

Wenn ein König oder Fürſt fünf Eier nimmt, ſo freſſen die Soldaten tauſend Hühner.

Es geſchieht oftmals, daß der Kranke den Geſunden hilft zu Grabe tragen.

Wenn die Katzen Flügel hätten, ſo müßten alle Sperlinge ſterben.

Wer vom Schneider Zwirn, vom Schmied Kohlen, und vom Bäcker Korn kauft, der geht mit ſeiner Kaufmannſchaft verloren.

Wen Krieg, Hunger und Peſt nicht fromm macht, der muß endlich in der Hölle zum Teufel in die Schule gehen.

Wenn die Kinder Brod eſſen, ſo bekommen ſie rothe Wangen; wenn die Väter Wein trinken, ſo bekommen ſie rothe Naſen.

Damit die Kranken nicht über die Aerzte klagen können, ſo laſſen dieſe ihnen den Mund mit Erde füllen.

Die Grundfeſten des Kriegs ſind Geld, Proviant und Soldaten

Der Krieg iſt wie ein goldenes Netz; wer damit fiſcht, der hat mehr Schaden als Nutzen.

Ein Kranker wurde gefragt, warum er keine ärztliche Hülfe gebrauchte? Er antwortete, er hätte keine Luſt zu ſterben.

Als einem Kranken, der Kopfwehe hatte, ein Cliſtier gegeben werden ſollte, ſagte er: „Der Doctor iſt ein Narr; er ſoll mir am Kopfe helfen, und purgiert mich hinten.“ Er nahm ſomit das Cliſtier und ſoff es aus.

Kaiſer Auguſtus bot demjenigen, welcher ihm den Seeräuber Krakotes überliefern würde, fünfundzwanzig tauſend Kronen. Als Krakotes dies erfuhr, kam er ſelbſt vor den Kaiſer und forderte das Geld. Der Kaiſer ließ es ihm auszahlen und nahm ihn überdies in ſeine Freundſchaft auf.

Jemend kaufte ſich ein Pferd für vierundzwanzig Thaler unter der Bedingung, daß er vierzehn Thaler ſogleich bezahlen, zehn Thaler aber ſchuldig bleiben wollte, worüber er eine ſchriftliche Verſicherung ausſtellte. Als nun der Verkäufer die andern zehn Thaler forderte, antwortete der Käufer: „Ich bin Dir nichts zu geben ſchuldig, denn die Verſchreibung lautet, daß ich Dir zehn Thaler ſchuldig bleiben will.

Ein Jude wollte dem Könige Alphonſus das Bildniß Johannis des Täufers für funfzig Ducaten verkaufen. Da erwiederte Alphonſus: „Du magſt wohl ein rechter Geizhals ſein, da Du von mir für das Bildniß des Dieners funfzig Ducaten verlangſt, während doch Deine Vorfahren den Meiſter und Herrn für dreißig Silberlinge verkauft haben.“

Wer ſich zum Lügen gewöhnt, den glaubt man auch nicht in der Noth.

Wenn die Menſchen ſo fliegen könnten, wie ſie lügen können, ſo würde man weder Wagen noch Schiff bedürfen.

Ein Lügner giebt einen ſchlechten Propheten ab, denn er kann nicht wahrſagen.

Jemand ſagte, es gäbe ein Land, in welchem eine ſolche Kälte herrſche, daß Einem das Wort, ſobald es nur aus dem Munde gefloſſen wäre, ſo hart gefriere, daß man es nicht eher hören könnte, als bis es im Sommer wieder aufthaue.

Die Lügen ſind wie Schneeballen: je weiter man dieſelben wälzt, deſto größer werden ſie, und endlich zergehen ſie doch wie Waſſer.

Was Lob heißt auf Latein, iſt der Bettler und Soldaten Pein.

Gezwungene Liebe und gefärbte Schönheit halten keinen Beſtand.

Liebe, Rauch und Huſten brechen aus und laſſen ſich nicht im Buſen verbergen.

Wider die Liebe giebt es kein beſſeres Mittel als Hunger und Arbeit.

Laſt, Luſt und Leid freſſen uns die Lebenszeit.

Liſt und Lügen können manche Heirath fügen.

Die Frau eines Doctors wünſchte, daß ſie ein Buch wäre, denn alsdann würde ſie ihr Herr mehr lieben, als er es jetzt thue. „Ja," erwiderte der Doctor, „da müßte es aber ein Kalender ſein, denn da hätte ich alle Jahre einen neuen."

Was iſt für den Menſchen am ſchwerſten zu ertragen? — Sich beſchimpfen, ſtrafen, meiſtern und tadeln zu laſſen. —

Als Einer gefragt wurde, wie er lebe? antwortete er, „wie die Fürſten und großen Herren; denn er trinke, ſei luſtig und Jedermann ſchuldig.

Einer ſpottete des Andern und ſagte: „Er iſt ſo klug und kunſtreich, daß er den Mücken zur Ader laſſen kann.''

Einer, der zum Galgen geführt wurde, bat den Henker, er möge ihn doch nicht durch dieſe Straße führen, denn es wohne in derſelben ein Kaufmann, welchem er noch Geld ſchuldig ſei; er möchte ſonſt von demſelben gemahnt werden.

Muſik, Liebe und Wein ſind Verderber der Jugend.

Ein hungriger Magen kann nicht viel Antwort geben.

Mangel verurſacht Sparſamkeit; deshalb halten Manche Hochzeit und Kindtaufe zuſammen.

Wo die Müller und die Bäcker vor Hunger ſterben, da muß große Theuerung ſein.

In der Mühle iſt das Beſte, daß die Säcke nicht reden können.

Einer, der eine Maulſchelle bekam, wurde gefragt, warum er nicht wieder geſchlagen hätte? Er antwortete: „Ich dachte: unſer ſind nur zwei, die Reihe kommt doch gleich wieder an mich."

Die Aerzte ſind rechte Künſtler; ſie helfen Manchen in den Himmel, der gern noch länger auf Erden leben wollte.

Ein Arzt rühmte ſich, daß kein Patient über ihn klage. Da ſagte ein Anderer, er ſtopfe ihnen das Maul mit Erde; daher müßten ſie wohl ſchweigen.

Müller und Bäcker ſind die nothwendigſten Diebe; denn ohne ſie könnte man kein Brod haben.

Als ein Müller gefragt wurde, warum man die Müller nicht ſofort wie andere Diebe aufhinge? antwortete er: „Weil alle Müller Diebe ſind, ſo möchte das ganze Handwerk, welches man doch nicht gut entbehren kann, zu Grunde gehen."

Ein Biſchof ſagte, der Menſch hätte in dieſem Leben weiter nichts als den Leib und ein wenig Gut, würde aber durch ungeſchickte Aerzte und leichtfertige Advocaten um Beides gebracht.

Wenn der Neid und die Mißgunſt ein Fieber wäre, ſo wäre ſchon längſt die ganze Welt davon geſtorben.

Einer fragte ſeinen Vater, wo die Fliegen gern ſäßen? der Vater antwortete: „Auf den böſen Buben.“ Da ſagte der Sohn: „Vater, eure Mütze ſitzt ganz voll!“

Es hatte Jemand eine große Naſe und keinen Bart; da ſagte ein Anderer, der Bart könnte nicht wachſen, weil er allezeit im Schatten der großen Naſe ſtände; im Uebrigen hätte er Saft genug.

An einem Orte hatte ein Mann zwanzig Frauen, und eine Frau einundzwanzig Männer ehelich gehabt, und dieſe Beiden haben einander noch geheirathet. Der Mann hat endlich die Frau überlebt und iſt derſelben mit einem Palmzweig in der Hand und einem Kranz auf dem Kopfe zum Begräbniß gefolgt.

Nothwendigkeit iſt der ſechſte Sinn.

Ein Narr klagte ſeinem Fürſten, daß ihn Einer umbringen wolle. Der Fürſt ſagte: „Wofern er das thut, ſo will ich ihn hängen laſſen.“ Da erwiederte der Narr: „Laß ihn lieber jetzt hängen, ſo kann er mich hernach nicht umbringen.“

Einer ſagte zu dem Andern: „Wenn Du einem Haſen ſo ähnlich wäreſt als einem Narren, ſo hätten Dich die Hunde längſt gefreſſen.

Neue Schuhe und neue Beamte liegen und drücken härter an als die alten.

Als Einer, der das Podagra hatte, einen Dieb zum Galgen führen ſah, ſagte er: „Ich wollte, ich hätte Deine Füße.“ Der Dieb antwortete: „Ich wollte, ich hätte Deinen Hals, dann würde ich mich vor dem Stricke nicht fürchten.“

Einer wurde gefragt, wie er wohl nach ſeinem Tode einen unſterblichen Namen erlangen möchte? Er antwortete, wenn er viele Schulden hinterließe.

Die Politiſchen ſind gegen Jedermann freundlich, mit Worten willig und thätig, und meinen es doch mit Keinem treulich.

Ein Penal wurde gefragt, wie viel es Elemente gäbe? Er antwortete, vier, und dieſe heißen: Feuer, Waſſer, Luft, das vierte aber könnte er ſich nicht denken. Da ſagte ihm Einer in's Ohr: „Worauf Du ſtehſt,“ und er ſprach ſofort: „Und die Schuhe.“

Pythagoras ſagte, das Gold werde durch's Feuer, die Weiber durch's Gold, und die Männer durch den Wein geprüft.

Wer glücklich reiſen will, der ſoll vier Seckel tragen; den erſten mit Geduld gefüllt, den andern mit Geld, den dritten mit Geſundheit, und den vierten mit einem redlichen Reiſegefährten.

Ein Rathsherr ſagte: „Wir ſitzen da und rathen, es wäre aber beſſer, wir wüßten es.“

Wo der Rauch aufgeht, da iſt das Feuer nicht weit.

Manche verſuchen ſich in der Welt und reiſen, wie des Müllers Karren, der alle Nächte wieder nach Hauſe kommt.

Als ein Magiſter von einem Bauer aus Schimpf gefragt wurde, wo der Eſel geredet hätte? antwortete er: „Jetzt eben that er das Maul zu.“

Diejenigen, welche Rechtshändel führen, ſind gleich den Spielern, welche ſo lange zu gewinnen hoffen, bis ſie Alles verloren haben.

Ein Reiſender muß nicht alles beurtheilen, was er ſieht, nicht alles glauben, was er hört, nicht alles thun, was er kann, nicht alles ſagen, was er weiß, und nicht alles verzehren, was er hat.

Drei Dinge machen reich: Gewinn ohne Unkoſten, Zuſagen und nicht halten, Borgen und nicht bezahlen.

Einer, der beinahe ertrunken wäre, ſchwur, er wollte nimmer wieder in's Waſſer kommen, er hätte denn zuvor ſchwimmen gelernt.

Ein Einfältiger ſah ſich in einem Spiegel und fing an zu ſchreien, man ſolle ihm doch wieder aus dem Dinge heraushelfen.

Als Einer Sperlinge auf einem Baume ſitzen ſah, breitete er ſeinen Mantel unter und ſchüttelte den Baum, damit ſie in den Mantel herunter fallen ſollten.

Als ein Penal einen Schwaben ſah, ſagte er, er hätte ſein

Lebtage noch kein Thier geſehen, daß einen Menſchen ſo ähnlich ſei, als ein Schwabe.

Ein Bachus, der den heimlichen Ort nicht finden konnte, hoſierte Einem des Nachts in die Stiefeln und ſagte: ,,Die Mäuſe werden es gethan haben.''

Wer keine Sorgen hat, der iſt der Erſte auf Erden.

Es iſt beſſer keine Schuhe, als keine Füße haben.

Verſoffene Leute haben ein kurzes Gedächtniß; denn wenn ſie gleich eben erſt getrunken haben, ſo wollen ſie doch alsbald wieder trinken.

Es ſpielen ſich eher zehn Leute arm, als Einer reich.

Jemand ſagte von einem ſtolzen Sattler: ,,Iſt der Mann ſchon ſo ſtolz weil er kann Sattel machen; was würde er erſt thun, wenn er könnte Pferde machen!''

Ein rechtſchaffener Soldat fragt nicht, wie ſtark der Feind, ſondern wo er anzutreffen iſt.

Als einem Schwaben Sallat vorgeſetzt wurde, fragte er den Wirth, wozu derſelbe gut wäre? Der Wirth antwortete: ,,Er macht Luſt zum Eſſen.'' Da ſagte der Schwabe: ,,So gebt mir denſelben, wenn ich ſatt bin; jetzt habe ich Luſt genug dazu.''

Soldaten, Waſſer und Feuer, machen, wo ſie überhand nehmen, bald leeren Platz.

Als ein Potentat lauter Speiſen begehrte, die kein Blut hätten, und der Koch ſich beſchwerte, woher er immer ſolche nehmen ſollte, da ſagte Einer zu ihm, er ſollte N.N. des Richters Degen mit dazu nehmen, der hätte niemals Blut geſehen.

Ein einfältiger Schwabe brachte einem Schneider ein Schaffell, aus welchem er ihm ein paar hirſchledene Hoſen machen ſollte.

Einer ritt auf einem Eſel und hatte gar keinen Sattel unter ſich. Da fragte er einen Andern, ob er auch ſehen könnte, wo ſein Sattel wäre? Dieſer antwortete: ,,Zwiſchen zwei Eſeln.''

Als Jemand an einer Tafel viel trinken mußte, und ihn das Waſſer drängte, ſagte er: ,,Feuersnoth iſt eine große Noth, aber Waſſersnoth iſt noch größer.''

Als eine Jungfrau wegen ihrer Schönheit in großem Ruhme ſtand und ſich deswegen überhob, ſagte Einer zu ihr: „Die ſchönſten Mücken und Raupen haben das meiſte Gift bei ſich.“

Du biſt ſeltſamer, als ein weißer Floh, oder als eine Feſtnacht ohne Narren, oder als ein Schneider, der alle Flecken wiedergiebt, oder als ein Faßbinder, der ſich nicht auf die Finger klopft.

Wenn Mancher das Maul einmal in den Schwung bringt, ſo hört es eine ganze Stunde lang nicht auf zu läuten, gerade wie bei den Weibern; wenn dieſe von einer Scheide anfangen zu reden, ſo dauert es eine ganze Stunde, ehe ſie zum Meſſer ſelbſt kommen.

Eine jede Nation hat ihre beſondere Weiſe, die Sorgen zu vertragen; der Deutſche verſäuft ſie, der Franzoſe verſingt ſie, der Spanier verweint ſie, der Italiener verſchläft ſie.

Einer hat den Schulzen zu Gaſte; der Bräutigam der Köchin aber hatte die zwei gebratenen Hühner aufgegeſſen. Als nun der Schulze kam, ſprach die Köchin zu ihm: „O Lieber, geht nicht hinein, mein Herr will Euch, wenn Ihr ſatt ſeid, beide Ohren abſchneiden.“ Da ging der Schulze wieder hinweg und die Köchin ſagte zu ihrem Herrn, der Schulze hätte die beiden Hühner genommen und wäre davon gegangen. Der Herr lief ihm nach und rief: „Nur eines!“ Da glaubte der Schulze, er meine die Ohren, und erwiederte: „Nein, ich behalte ſie lieber alle beide!“ und lief davon.

Als ein Trunkener in den Koth fiel, ſagte er: „Nun muß ich den Witz, welchen ich im Trunke verloren habe, hier im Drecke wieder ſuchen, und kann ihn doch nicht finden.“

Als vom Tabak geſprochen und geſagt wurde, daß er das Gehirn ſtumpf mache, erwiderte Einer: „Den ſollten die jetzigen Politiker ſtets gebrauchen, damit ihre Beſchlüſſe nicht ſo ſpitzig würden.“

Ein Deutſcher darf nicht in’s Waſſer ſpringen, denn er kann wohl in einem Glas Bier oder Wein ertrinken.

Jemand beſchimpfte einen Andern und ſagte: „Er iſt mit Tugenden begabt, wie der Krebs mit Baumwolle.“

Jemand wollte einem Bürgermeiſter ganz höflich zutrinken und ſagte: „Mein Herr, ich bringe Euch einen ehrenfeſten und hochweiſen Trunk.“

Bei den Türken müſſen die Geſandten aller Potentaten ihr Geſchäft ſtehend verrichten, außer dem des römiſchen Kaiſers. Als nun einſtmals dem Geſandten des römiſchen Kaiſers kein Stuhl dargeboten wurde, nahm er ſeinen Mantel, wickelte ihn zuſammen und ſetzte ſich darauf. Nachdem er ſein Geſchäft verrichtet hatte, ſtand er auf und ließ den Mantel liegen. Man erinnerte ihn, er ſolle den Mantel mitnehmen; er aber antwortete, ſein Herr achte ſolcher geringer Stühle nicht.

Als Einer gefragt wurde, welches der fröhlichſte Ton wäre? antwortete er, ſeines Fürſten Freßglocke; denn wenn dieſe geläutet würde, wäre Jedermann fröhlich und eilte dahin.

Zum Verkehren iſt nichts beſſer als das Vergeſſen.

Ein unruhiges Gemüth und ein Mühlſtein werden ſtets herumgetrieben.

Als Einer gefragt wurde, was er unter dem Mantel träge? antwortete er: „Darum habe ich es eben zugedeckt, damit Du es nicht wiſſen ſollſt.“

Vier Dinge werden zu ſpät bereut: 1) wenn eine Sache nicht recht angefangen wird; 2) wenn man eines guten Freundes Rath verachtet; 3) wenn man in eine Sache ſich miſcht, die Einen nichts angeht; 4) wenn man mehr verzehrt, als das Einkommen bringt.

Es iſt kein größerer Verdruß in der Welt, als in allen Dingen kein Vergnügen zu haben.

Als Einer zur Treppe herunter geworfen wurde, ſagte er: „Es iſt eben darum geſchehen, weil ich ohne dies herunter gehen wollte.“

Welche Dinge ſind nicht aufzuhalten? — Das gemeine Volk, das Waſſer und das Feuer.

Weil die Weiber doppelte Blaſebälge haben, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie ſo hell ſingen können.

Schöne Weiber füllen die Augen, ſchwächen aber den Beutel und Magen.

Weiber ſollen mehr ſchweigen als reden.

Für ein Weib giebt es nichts Schwereres als Stillſchweigen.

Mancher meint er habe ein ſchönes Weib gefiſcht und bekommt doch gedroſchenes Stroh.

Ein reiches Weib iſt leicht zu ernähren, ein ſchönes leicht zu lieben, ein verſtändiges leicht zu regieren.

Hiermit thut Monſieur Guckes ſeine Rede beſchließen,
Und läßt alle guten Freunde insgeſammt herzlich grüßen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

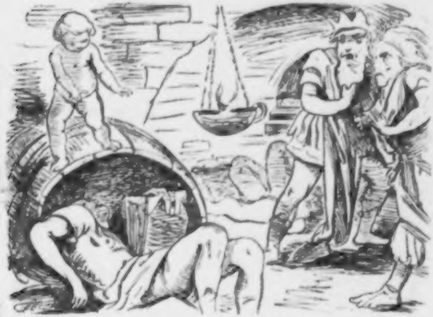
Die

wunderbare und merkwürdige Geſchichte

vom Zauberer

Virgilius,

ſeinem Leben, ſeinen Thaten und ſeinem Ende.



Von

O. L. B. Wolff.

Volksbücher. Nr. 46.

Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Von der Stadt Rom und von Romulus und Remus.

Die Thaten des Zauberers Virgilius, welche er vollbracht in der Stadt Rom und an anderen Orten, ſind ſo merkwürdig, daß ſie wohl verdienen, aufgeſchrieben und der Nachwelt überliefert zu werden. — Zu allen Zeiten war Rom groß durch Namen und Ruhm, und die, ſo da wohnten, genoſſen großer Verehrung zu ihrer Zeit. Aber der Kaiſer von Rom, Romulus, erſchlug ſeinen eigenen Bruder Remus aus Haß und Neid, ungeachtet Remus die Stadt Rom und alles Gebiet, das zu ihr gehörte, dem Romulus abgetreten hatte. Remus nahm jedoch den ganzen Schatz mit ſich nach dem Lande Campania und dort an einem Fluſſe, genannt Welin, baute er eine koſtbare und reiche, feſte Stadt mit ſchönen, hohen Mauern, welche drinnen und draußen ausgeſchmückt war mit herrlichen, in Stein gehauenen Bildern, und aller Koth in der Stadt wurde in die Erde geleitet durch den Fluß Welin, der vorbeifloß. Dieſe

Stadt war zu jener Zeit eine der ſchönſten, und er nannte ſie Remus nach ſeinem eigenen Namen Remus. Als nun Romulus erzählen hörte von ſeinem Bruder und von deſſen Stadt, wurde er ſehr zornig; denn die Mauern waren dort ſo hoch, daß ein Mann, der im Graben ſtand, mit einem Bogen den Pfeil nicht hinüberſchießen konnte. Die Mauern von Rom aber waren ſo niedrig, daß ein Mann leicht hinüber ſpringen konnte und hatten auch keine Gräben. — Es traf ſich nun eines Tages, daß Remus kam und ſeinen Bruder Romulus in Rom beſuchte. Er hatte nach ſeinem Stande und Range ein großes Gefolge bei ſich und ſeine Gemahlin daheim in Campanien gelaſſen, wo ſie ſo eben eines Söhnleins geneſen war, das wie ſein Vater Remus geheißen wurde. — Als er nun vor Rom anlangte und die Mauern ſah, ſagte er zu dreien Malen, daß ſie ſo niedrig ſeien und ſagte noch dazu, er wolle mit einem Anlauf hinüber ſpringen; gleich darauf nahm er auch einen Anlauf und ſprang richtig hinüber. Da nun ſein Bruder Romulus dies vernommen hatte, wie Remus Solches gethan, ſagte er, das ſei eine ſchlechte That und er ſolle dafür büßen und ſeinen Kopf verlieren. Kaum war er daher mit ihm zuſammengetroffen, ſo packte er ihn mit eigenen Händen und ſchlug ihm das Haupt ab. Bald nachher aber brachte er ein großes Heer auf und zog damit nach Campanien und berannte daſelbſt die Stadt des Remus. Er eroberte ſie und machte die Palläſte, Thürme und Häuſer dem Erdboden gleich. Aber ſeine Schweſter, die Frau des Remus, konnte er nicht finden, denn ſie war durch eine Fallthür und einen unterirdiſchen Gang aus der Stadt zu ihren Verwandten geflohn, denn ſie war eine der vornehmſten Frauen auf Erden. Nachdem nun Romulus das Land und die Stadt des Remus zerſtört hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er mit großem Jubel empfangen ward.

Wie der junge Remus ſeinen Vater rächt und ſelbſt Kaiſer wird.

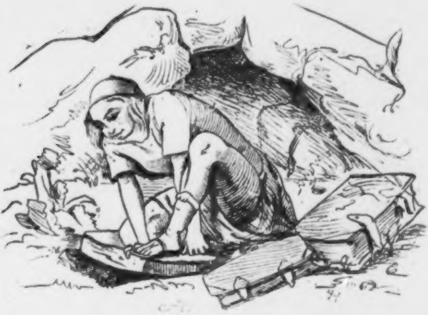
Die Gattin des Remus wurde ſehr betrübt und trauerte ſchwer, als ſie die Kunde erhielt von dem Tode ihres Gemahls, ſowie auch von der Zerſtörung und Verheerung des Landes und der Stadt durch ſeinen Bruder. Nach ſeinem Abzuge ließ ſie dieſelbe Stadt ſchöner und herrlicher wieder aufbauen, mit weit höheren und ſtärkeren Mauern als zuvor und ſtattete ſolche reichlich durch ihre Macht und ihre Schätze aus, aber ſo machtvoll war ſie nicht mehr, wie ſie bei des Remus Lebzeiten geweſen. Auch erzog dieſe edle Frau ihr Söhnlein wohl und im Laufe der Jahre wurde daſſelbe kräftig und ſtark genug, eine Rüſtung zu tragen. Dann ſagte ſeine Mutter zu ihm: „Mein lieber Sohn, willſt du deinen Vater rächen, den dein Oheim erſchlug?“ Und der Sohn antwortete ihr: „Binnen drei Monden.“ Fortan bat er nun ſeine Verwandten, ihre Mannen zu rüſten, und als Solches geſchehn war, brachen ſie auf. Er zog mit einem großen Heere nach Rom und in dieſe

Stadt ein, und als er drinnen war, ließ er ausrufen, daß keinem Bürger ein Leid geſchehen ſolle. Darauf begab er ſich nach dem kaiſerlichen Pallaſte. Als nun der Kaiſer erfuhr, daß er gekommen ſei, berief er ſeine Räthe, um mit ihnen Rath zu pflegen, aber die Senatoren meinten, es gebe kein anderes Mittel als den Tod; denn — ſagten ſie — weil Ihr ſeinen Vater erſchlagen habt, ſo wird er wiederum Euch erſchlagen. — Kaum hatten ſie dies geſprochen, ſo trat Remus ein, und als er ſeinen Oheim Romulus auf dem kaiſerlichen Throne ſitzen ſah, ergriff ihn der Zorn. Er zog das Schwert, packte Romlus bei den Haaren und hieb ihm den Kopf ab. Als dies geſchehn war, fragte er die Großen und Senatoren von Rom, ob ſie deswegen Krieg mit ihm führen wollten. Dieſe aber antworteten ſämmtlich „Nein," gaben ihm das Reich und krönten ihn als rechtmäßigen Herrn. Als er nun Kaiſer geworden, ſandte er zu ſeiner Mutter und dieſe kam zu ihm. Jetzt ward Rom mit ſtarken Mauern und tiefen Gräben verſehn und ward berühmt, und es ließen ſich dort verſchiedene Völkerſchaften nieder, welche große Palläſte und andere ſchöne Gebäude aufführten. Remus war ein Mann, ſtark an Leibeskraft, reich an Gut, weiſe im Rath und hatte viele Lande und Herrſchaften unter ſich. Bei ihm war ein Ritter, der lange ſeiner Frau Mutter gedient hatte, ein kühner Mann, tapfer in der Schlacht. Dieſer nahm ſich ein Weib aus der Stadt Rom und heirathete dasſelbe, eines Senators Tochter von vornehmem Geſchlecht. Remus herrſchte aber nicht lange mehr, ſondern ſtarb und ſein Sohn ward Kaiſer und folgte ihm auf den Thron. Der Ritter aus Campanien aber, der des

Senators Tochter heimgeführt hatte, lehnte ſich wider den jungen Kaiſer auf und kriegte wider ihn und fügte ihm großen Schaden zu. Dieſem Ritter gebar ſein Weib einen Sohn unter großen Schmerzen und Nöthen, der Knabe aber wurde Virgilius geheißen.

Wie Virgilius in die Schule ging.

Als Virgilius geboren wurde, zitterte und bebte die Stadt Rom. Es war ein kluges und liſtiges Kind, das deswegen ſchon früh in die Schule geſchickt wurde. Kurz nachher ſtarb ſein Vater, und ſeine Mutter wollte nicht wieder heirathen, weil ſie ihren Gatten zu innig geliebt hatte. Ihre Verwandten wollten ſie aber um ihre Erbſchaft bringen und um ihre Beſitzungen in Rom und außerhalb, und um eins der ſtärkſten und ſchönſten Schlöſſer in der Stadt und deren Umkreiſe. Sie klagte das dem Kaiſer, der ein naher Verwandter ihres verſtorbenen Mannes war, allein der Kaiſer war ein zorniger Mann und wollte Nichts von ihren Klagen hören; auch liebten ihn weder die Edeln, noch die Gemeinen. Bald nachher ſtarb indeſſen auch er und ſein Sohn und Erbe Perſides wurde Kaiſer nach ſeines Vaters Tode und herrſchte über alle Lande nach ſeinem Wohlgefallen ſo ſtreng und hart, daß alles Volk ihm gram ward und ſich vor ihm fürchtete. Virgilius war während dieſer Zeit auf der Schule zu Toledo, wo er fleißig ſtudirte, denn er hatte einen gar guten Kopf. Eines Tages erhielten die Schüler Erlaubniß auf das Feld zu gehen und dort zu ſpielen nach Feiertags Weiſe; mit ihnen war auch Virgilius der auf den Hügeln in der Nachbarſchaft umherſtreifte. Da gewahrte er plötzlich eine große Höhle ſeitwärts in einem Hügel, er ging hinein, und immer weiter, ſo daß er das Tageslicht nicht mehr ſehen konnte; nun ging er noch tiefer hinein, da wurde es plötzlich wieder hell; er ging immer weiter und eine Weile nachher vernahm er eine Stimme, die ihn rief: Virgilius! Virgilius! Er ſah ſich um, wurde aber Niemanden gewahr. Da ſprach er und fragte: Wer ruft mich? Darauf hörte er die Stimme wieder, ſah aber Nichts. Sie ſagte zu ihm: Siehſt Du nicht eine kleine Steinplatte neben Dir mit einer Schrift darauf? — Ja, — ſagte Virgilius — die ſehe ich ganz wohl. — Die Stimme ſprach wieder: Hebe ſie auf und laß mich heraus. Nun erwiderte Virgilius der Stimme, die unter der Platte hervor zu ihm ſprach: Wer biſt Du denn, der Du ſo zu mir redeſt? Die Stimme entgegnete: Ich bin ein Teufel aus dem Leibe eines gewiſſen Menſchen beſchworen und hierher verbannt bis zum jüngſten Tage, wenn mich nicht eines Menſchen Hand erlöſt. Darum bitte ich Dich, Virgilius, befreie mich und ich werde Dir viele Zauberbücher zeigen und Dir ſagen, wie Du leichtlich dazu kommen könneſt, und ſie verſtehn und das darin Enthaltene in Ausübung bringen, ſo daß Dich Keiner in Zauberkunſt übertreffen ſoll, und obendrein werde ich Dich ſo unterweiſen, daß Du Alles erhalten könneſt, was Du wünſcheſt. Ich meine doch, das ſei keine geringe Gabe für einen kleinen Dienſt, denn Du wirſt auch durch mich die Macht bekommen, Deine Freunde zu unterſtützen und Deinen Feinden zu ſchaden. Dieſes große Verſprechen verlockte den Virgilius; er ſagte zu dem böſen Feinde, er ſolle ihm die Bücher ſehen laſſen, ſo daß er ſie nach ſeinem Willen bekommen und benutzen könne, das that der Teufel und nun lüftete Virgilius die Steinplatte ein wenig und durch die kleine Oeffnung ſchlüpfte der ſchlimme Geiſt wie ein Aal, und ſtand plötzlich vor Virgilius wie ein großer Mann. Darüber erſtaunte und verwunderte ſich dieſer ſehr, wie ein ſo großer Mann aus einer ſo kleinen Höhlung heraus kommen könne und ſagte zu



ihm: Könnteſt Du auch wieder durch die Oeffnung hinein? — Ja wohl, ſagte der Teufel. — Ich wette das Beſte, was ich habe, Du kannſt es nicht. — Angenommen! ſagte der Teufel und ſchlüpfte wieder hinein. Als er aber drinnen war, machte Virgilius die Steinplatte wieder feſt zu, und ſo war der Teufel betrogen und konnte nicht heraus. Mit furchtbarer Stimme rief er jetzt dem Virgilius zu: Was haſt du gethan! — Aber Virgilius ließ ſich Nichts anfechten ſondern antwortete: Verweile drinnen bis zu dem Dir beſtimmten Tage der Erlöſung. — Und der Teufel mußte drinnen bleiben. Virgilius aber wurde von Stund an ſehr gelehrt und erfahren in der ſchwarzen Kunſt.

Wie Virgilius von Toledo fort und nach Rom zog.

Die Mutter des Virgilius war mittlerweile alt geworden und hatte ihr Gehör verloren. Sie rief daher einen ihrer Diener zu ſich und ſagte zu ihm: Du mußt nach Toledo und Virgilius, meinem Sohne, ſagen, daß er komme und ſeine Erbſchaft in und außerhalb Rom antrete und die Schule aufgebe, denn von Rechtswegen ſollte er einer der Erſten in Rom ſein. — Der Diener reiſte nun ſogleich ab und ging nach Toledo, wo Virgilius war. Als er dort ankam, fand er ihn, wie er die größten Herrn jenes Landes und anderer Länder auch lehrte und unterwies, denn er war ein kluger und weiſer Jüngling und weit erfahrener in der ſchwarzen Kunſt, als ſonſt irgend Jemand auf Erden. Der Diener begrüßte Virgilius und meldete ihm, washalb ſeine, des Virgilius, Mutter ihn geſandt, und als dieſer nun vernahm, wie die Sachen ſtanden daheim, war er ſehr betrübt, nicht um des Geldes und Gutes, ſondern um ſeiner Mutter willen, denn an zeitlichen Gütern fehlte es ihm nicht. Er belohnte den Boten und ſandte ſeiner Mutter drei mit Geld beladene Saumthiere und vielen koſtbaren Schmuck, und ſandte ihr auch ein weißes Roß. Damit nahm der Diener Abſchied von ihm und zog wieder gen Rom. Virgilius aber verweilte noch in Toledo und überlegte wie er am Beſten ſeine Schätze gen Rom ſenden und dann nachfolgen könne. Als er nun dieſes angeordnet und in das Werk geſetzt hatte, nahm er ſeinen Abſchied, reiſte von Toledo nach Rom und hatte viele von ſeinen Schülern in ſeinem Gefolge. Als er nach Rom gekommen war, begrüßte er ſeine Mutter, und ſie ihn, denn ſie freute ſich über ſeine Ankunft um ſo mehr, als ſie ihn ſeit zwölf Jahren nicht mit leiblichen Augen geſchaut hatte.

Wie Virgilius zu Rom bei dem Kaiſer Klage erhob.

Als Virgilius in Rom eintraf, empfingen ihn ſeine armen Verwandten mit großer Verehrung, aber ſeine reichen Verwandten thaten das nicht, ſondern weigerten ſich, ihm ſeine

Ländereien, ſo ſie ſich angemaßt, wieder herauszugeben; deshalb war er ihnen auch nicht willkommen, ſondern ſie zürnten über ſeine Ankunft, und wollten mit ihm weder eſſen noch trinken. darüber ergrimmte Virgilius ſehr und ſchenkte ſeinen armen Verwandten, ſo ſeiner Mutter Nichts vorenthalten, Ländereien, Pferde, Rüſtungen, Gold und Silber und andere Dinge. Seinen Nachbarn aber dankte er auf das Beſte für die Freundlichkeit, die ſie ſeiner Mutter während ſeiner Abweſenheit erzeigt. Darauf blieb er ſo lange ruhig bei ſeiner Mutter, bis er vernahm, daß der Kaiſer eine neue Abgabe oder Steuer auferlegte. Alle Herrn, ſo Ländereien von dem Kaiſer hatten, begaben ſich nun zu demſelben, und Solches that auch Virgilius mit ſeinem ganzen Gefolge von Verwandten und Freunden. Als er nun zu ihm kam, begrüßte er ihn und wies ihm nach, was ſein Erbe ſei an Gebäuden und Ländereien, und wer diejenigen wären, die es ihm vorenthielten, worauf er bat, daß es ihm möge wiedergegeben werden. Der Kaiſer antwortete, er wolle es in Erwägung ziehn und überlegte es alsbald im Rathe mit denen, die dem Virgilius abhold waren. Dieſe gaben ihm zur Antwort: Die Ländereien ſind wohl vertheilt unter diejenigen, welche ſie zur Zeit inne haben; denn ſie können Euch wohl unterſtützen, wenn Ihr deſſen bedürftig ſeid; was braucht Ihr Euch um die Erbſchaft eines Schulmeiſters zu kümmern; ſagt ihm, er ſolle wohl Acht auf ſeine Schule geben, denn er habe kein Recht auf Land hier in oder um die Stadt Rom, jedenfalls aber müſſe er ſich noch vier oder fünf Jahre gedulden, bis unterſucht und ermittelt worden, wer der rechtmäßige Erbe ſei. — Dieſe Antwort ward dem

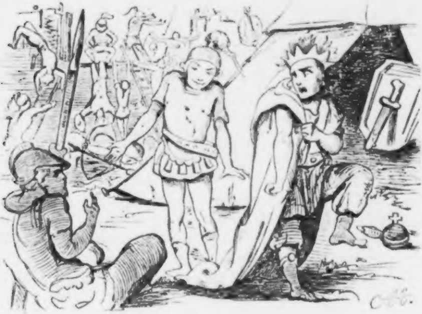
Virgilius wieder kund gethan und erregte gar großen Zorn in ihm; er ſchwur, daß er ſich rächen würde. Als er nun nach ſeinem Hauſe zurückgekehrt war, ließ er alle ſeine armen Verwandten und Freunde holen, brachte ſie in den Palläſten und Häuſern, ſo er in Rom beſaß, unter, verſorgte ſie mit Speiſen und Getränk und bat ſie, luſtig zu leben bis zum Julimonat, wo Korn und Früchte reif ſind. Da es nun reif war, ließ er durch Zauberkunſt alles Getreide und alle Früchte, ſo auf den Feldern wuchſen, die ſeine Feinde ihm vorenthielten, einernten und leſen und in ſeine Häuſer und Scheuern ſchaffen, ſo daß jene Nichts davon bekamen, um die Ernte und Obſtleſe kamen und weiter Nichts davon hatten, als das leere Nachſehn. Sie brachten daher ein großes Heer auf, ſo groß daß der Kaiſer, als es verſammelt war, vor Furcht aus Rom entfloh, denn es waren zwölf Senatoren, denen Alles gehorchte, und Virgilius wäre mit Recht Einer dieſer Zwölf geweſen, hätte man ihn und ſeine Mutter nicht um ihr Erbe betrogen. Sie hatten es darauf abgeſehn, Virgilius in ſeinem Pallaſte zu überfallen und zu tödten, aber er befeſtigte durch ſchwarze Kunſt ſein ganzes Beſitzthum dermaßen, daß keine lebende Creatur wider ſeinen Willen und Erlaubniß hinein konnte.

Wie der Kaiſer von Rom den Virgilius in ſeiner Burg belagert.

Als nun das Heer vor des Virgilius Burg gezogen war, ſchloß er ſie vermittelſt ſeiner Kunſt dergeſtalt durch Luft ein, daß Keiner ſich bewegen und weder vor, noch rückwärts konnte, ſondern Jeder bleiben mußte, wo er war. Darüber verwunderten ſie ſich nicht gering, und Virgilius ſagte nun zu ihnen: Ihr kommt, mich um das Meinige zu bringen, aber das werdet Ihr nicht. Wiſſet, daß Ihr keinen Nutzen haben und Nichts ernten werdet, ſo lange ich lebe. Saget dem Kaiſer, ich wolle vier bis fünf Jahre warten, bis er zur Einſicht gekommen. Vor den Gerichten will ich nicht klagen, wohl aber werde ich, was mein iſt, nehmen, wo ich es finde. Saget dem Kaiſer ferner, ob er mich bekriege oder nicht, das ſei mir ganz einerlei, denn anhaben könne er mir doch Nichts. — Darauf ließ er ſie ſtehen und wandte ſich um und beſchenkte vor ihren ſehenden Augen alle ſeine armen Verwandten überreich. Seine Feinde aber wußten nicht, was ſie thun ſollten; ſie kehrten daher nach Hauſe zurück und begaben ſich zu dem Kaiſer, bei dem ſie ihn verklagten und meldeten wie Virgilius geſagt habe, er kümmere ſich weder um den Kaiſer, noch um Alles, was der Kaiſer gegen ihn unternähme. Als der Kaiſer dieſes hörte, ergrimmte er heftig und ſchwur in ſeinem Zorn, er wolle alles Eigenthum des Virgilius verbrennen und in Feuer und Rauch aufgehen laſſen und ihm ſelbſt das Haupt abſchlagen. Auch zögerte der Kaiſer nicht lange, ſondern befahl allen ſeinen Herrn und Vaſallen ihre ſämmtlichen Reiſigen aufzubieten und ſich an einem beſtimmten Tage mit denſelben einzuſtellen. Als nun dieſer Tag gekommen war und Alle ſich eingefunden hatten, wie es der Kaiſer befohlen, zogen ſie nach dem Pallaſte des Virgilius der rund herum mit Mauern wohl verwahrt und durch Luft befeſtigt war. Da nun der Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere vor dem Palaſte anlangte, war es plötzlich wie gefeſſelt und konnte Keiner weder vor- noch rückwärts. Solches hatte Virgilius, der aus ſeiner Burg gekommen war, durch ſeine Zauberkunſt bewirkt und hatte noch obendrein gemacht und angeſtellt, daß der Kaiſer glaubte, er ſei rings herum vom einem großen Waſſer eingeſchloſſen und weder wagte er, ſich vorwärts zu begeben, noch zurück. So ſpielte Virgilius dem Kaiſer und deſſen ganzem Heere mit. Alsdann aber ging er ſelbſt zu dieſem und ſagte ihm: Herr Kaiſer, mit Eurer ganzen Macht habt Ihr doch nicht die Gewalt, mir irgend ein Leid anzuthun und meinem Eigenthum auch nicht, recht wäre es aber, daß Ihr mich zu Einem Eurer vornehmſten Großen machtet, und mich als Eueren nächſten Verwandten anerkenntet; denn in Zeiten der Noth könnte ich Euch mehr nützen, als alle Euere anderen Herrn. — Darauf antwortete der Kaiſer dem Virgilius: Du Betrüger, wenn ich Dich einmal in die Hände bekomme, ſo ſoll es Dir ſchlecht ergehen und Du ſollſt ſchon Deinen Lohn bekommen, wie Du ihn verdienſt. — Hierauf entgegnete Virgilius und ſagte: Herr Kaiſer, ich fürchte Euch nicht: glaubt mir, ich werde Euch noch ſo zahm machen, daß Ihr froh ſein werdet, mich als Euern Blutsverwandten anzuerkennen, Ihr wolltet mich um mein Erbe betrügen, das ſoll Euch nicht gelingen. — Nun ließ Virgilius viele leckere Speiſen zurichten auf dem Platze zwiſchen ſeinem Hauſe und dem feindlichen Heer, ſo daß der Kaiſer und ſein Kriegsvolk es wohl ſehn konnten; ſie bekamen aber Nichts davon, als den Rauch in die Augen und den Geruch in die Naſe, denn ſie konnten ſich nicht rühren, ſondern waren von Luft eingeſchloſſen, und glaubten, es ſei ein großes Waſſer. So trieb es Virgilius mit dem Kaiſer und deſſen Heer, und war Niemand da, der ein Mittel, um ihnen zu helfen, wußte zu finden.

Wie ein anderer Zauberer dem Kaiſer zu Hülfe kam, aber doch Nichts über den Virgilius vermochte.

Als der Kaiſer und ſein Heer ſich in ſo ſchlechter Lage vor des Virgilius Schloß befanden, kam ein Mann, der ſehr erfahren in der ſchwarzen Kunſt ſein wollte und ſagte, daß er im Stande ſei, den Virgilius und deſſen Leute ſämmtlich in tiefen Schlaf zu verſenken. Dies führte er auch aus, doch ſo, daß Virgilius ſelbſt nur mit Mühe den Schlaf von ſich abwehrte. Darüber wurde derſelbe ſehr traurig und wußte nicht, was zu beginnen, denn des Kaiſers Kriegsknechte waren dadurch befreit worden und begannen ſein Schloß zu beſtürmen. Virgilius ſchlug nun ſein geheimſtes und ſchwierigſtes Zauberbuch auf und erholte ſich in demſelben Rathes; da fand er denn ein Mittel, durch welches er die Seinigen vom Schlaf erlöſte und den Kaiſer von Neuem zum Stillſtehn zwang, ſo daß weder dieſer, noch ſeine Kriegsknechte, noch der Zauberer ſelbſt ſich rühren oder bewegen konnten, als ob ſie todt ſeien. Die, ſo ſich auf den Sturmleitern befanden, ſtanden da mit einem Fuß auf der Leiter und mit dem andern auf der Mauer, und mußten unbeweglich ſo bleiben nach des Virgilius Wohlgefallen. Darüber ward der Kaiſer gar heftig ergrimmt und zornig und fragte ſeinen Zauberer, wie lange das dauern ſolle. Dieſer gab ihm aber keine Antwort, ſondern ſprach mit Virgilius und ſagte, er wolle ſchon ſeine Kunſt an ihm beweiſen. Virgilius antwortete ihm, er möge nur thun, was irgend in ſeinen Kräften ſtehe; er, Virgilius, halte weder ihn, noch

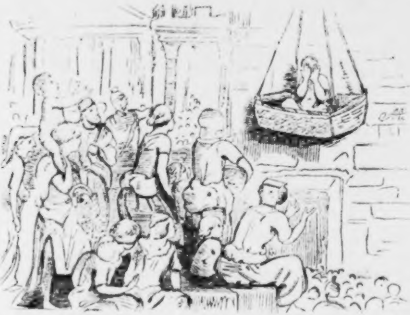


Alles, was er zu leiſten vermöge, eines Strohhalms werth. — So hielt denn Virgilius den Kaiſer und deſſen ſämmtliches Kriegsvolk einen ganzen Tag lang in der Luſt gefangen, bei Nacht aber kam er zu dem Kaiſer und ſagte: Es iſt eine Schande, daß ein ſo vornehmer Fürſt den Weg verſperrt und etwas unternimmt, das er nicht ausführen kann. — Da antwortete ihm der Kaiſer: So Ihr dies Mal mir helſt aus dieſer Gefahr, will ich Euch alle Euere Ländereien und Eigenthum herausgeben und Alles ſoll geſchehn, wie Ihr es verlangt. — Virgilius aber entgegnete: Herr Kaiſer, ich will Euch aus dieſer Gefahr befreien, wenn Ihr mir Euere Gnade angedeihen laſſet. — Ja, verſetzte der Kaiſer, ich ſchwöre bei meiner Krone, ich erkenne Euch als meinen Verwandten an und wünſche mit Euch in Freundſchaft zu leben. — Nun entfernte Virgilius die Befeſtigung und empfing den Kaiſer und deſſen Heer in ſeiner Burg, wo Goldes und Silbers die Fülle war und bewirthete ſie reichlich, je nach ihrem Range mit den leckerſten Speiſen und Getränken, ſo ſie nie vorher in ihrem Leben weder geſehn, noch gekoſtet. So prachtvoll, wie der Kaiſer jetzt bedient ward, war er es nie vorher geweſen und wurde es nie wieder. Virgilius aber beſchenkte Jeden, je nach ſeinem Stande, mit vielen koſtbaren und ſeltenen Gaben.

Wie der Kaiſer dem Virgilius ſein Erbe und Gut wieder und außerdem noch viele andere Dinge gab und was ſonſt noch geſchah.

Darauf nahmen ſie Abſchied von Virgilius und kehrten heim und als ſie heimgekehrt waren, gab der Kaiſer Virgilius all ſein Land wieder, ſo er verlangte und machte ihn zum vornehmſten Herrn in ſeinem Rathe. Nach dieſem geſchah es, daß ſich Virgilius in eine ſchöne Dame verliebte, die ſchönſte in ganz Rom. Virgilius brachte es durch ſeine Zauberkunſt dahin, daß ſie von ſeiner Neigung vollkommen unterrichtet wurde, ſie aber dachte in ihrem Sinn wie ſie ihn hintergehn und betrügen wolle. Sie ſagte zu ihm, wenn er um Mitternacht zu der Schloßmauer käme, würde ſie einen Korb an ſtarken Stricken herablaſſen und ihn in demſelben zu ihrem Fenſter heraufziehn um mit ihm der Minne zu pflegen. Darüber freute ſich Virgilius ſehr und antwortete ihr, es ſolle geſchehn. Nun wurde ein Tag beſtimmt, an welchem Virgilius nach einem Thurme kommen ſollte, der auf dem Marktplatze in Rom ſtand; es war der höchſte Thurm in der ganzen Stadt. An dem feſtgeſetzten Tage kam Virgilius dort hin; die Dame harrte auch ſeiner und als ſie ihn erblickte, ließ ſie den Korb vom Fenſter hinab. Virgilius ſtieg in denſelben; ſie zog ihn hinauf bis zur halben Höhe, dort aber machte ſie den Strick feſt und ließ ihn hängen, worauf ſie zu ihm ſagte: Ihr ſeid angeführt und ich laſſe Euch dort hängen bis Morgen früh, denn es iſt Markttag und alles Volk ſoll Euch ſehen und ſich verwundern und Eure Unredlichkeit inne werden, mit der

Ihr mich habt zu böſen Dingen verlocken wollen. — Bei dieſen Worten warf ſie das Fenſter wieder zu und ließ ihn hängen bis daß es Tag wurde, ſo daß alle Leute in Rom es erfuhren und auch der Kaiſer ſich ſeiner ſchämte. — Dieſer ſandte zu der Dame und bat, ſie möge den Virgilius wieder hinunter laſſen, was auch geſchah. Als er nun wieder frei war, ſchämte und ärgerte ſich Virgilius ſehr, und ſchwur in Bälde ſeine Rache dafür an ihr zu nehmen. Damit ſo ging er nach ſeinem Garten, welcher der ſchönſte in ganz Rom war, nahm ſeine Bücher zur Hand und löſchte durch ſeine Kunſt und Zauberei alles Feuer aus, ſo in Rom war und es konnte Keiner von außerhalb Feuer nach der Stadt bringen. Und währte Solches einen ganzen Tag und eine



ganze Nacht, und hatte Niemand Feuer außer ihm und wollte es auch Keinem glücken in ganz Rom, Holz oder ſonſt Brennbares zum Brennen zu bringen. Der Kaiſer und alle ſeine Barone und das geſammte Volk zu Rom erſchracken und erſtaunten darob ſehr und wunderten ſich, daß in der ganzen Stadt kein Feuer brennen wollte, und dachten ſich, daß kein Anderer, als Virgilius es ausgelöſcht haben könne. Der Kaiſer ſchickte daher Herrn aus ſeinem Rathe zu ihm und ließ ihn bitten, er möge wieder Feuer ſchaffen. — Solches will ich zwar thun, entgegnete Virgilius — aber Ihr müßt mitten auf dem Marktplatze ein hohes Gerüſte aufbauen laſſen und müßt dieſelbe Dame darauf hinſetzen, die mich geſtern in dem Korbe hat ſitzen laſſen. Ferner müſſet Ihr Ausrufer in der ganzen Stadt umher ſenden, welche ausrufen und verkündigen, daß Jeder, ſo da Feuer haben wolle, ſich auf den Markt begeben, auf das Gerüſte ſteigen, und es ſich aus dem Schooße der Dame holen müſſe, ſonſt bekomme er keins. Wiſſet auch, daß Einer dem Andern kein Feuer geben kann und auch keins verkaufen und daß Ihr das thun müßt, ſo Ihr Feuer haben wollt. — Als das Volk nun Solches vernahm, ſtrömte es herbei nach dem Markte und der Kaiſer und ſeine Räthe ſahen wohl ein, wie es kein anderes Mittel gäbe, als daß ſie dem Virgilius zu Willen ſein müßten. Sie ließen daher in Eile ein großes Gerüſte bauen auf dem Markte, holten die Edelfrau mit Gewalt aus ihrer Wohnung und ſetzten ſie auf dem Gerüſte hin. So wie nun Einer mit ſeiner Fackel, oder einem Licht oder einem Strohbündel ihren Schooß berührte, ſo brannte ſolche Fackel, Licht und Stroh ſogleich und Reich und Arm kamen nun herbeigerannt um ſich mit Feuer zu verſorgen. Drei Tage mußte die Dame alſo da ſitzen, ſonſt drohte Virgilius das Feuer wieder auszulöſchen. Als aber der vierte Tag anbrach, durfte ſie wieder zu Hauſe gehen, was ſie denn auch mit großer Beſchämung that, wohl wiſſend, daß es ihr nicht würde ſo ſchlimm ergangen ſein, wenn ſie dem Virgilius nicht vorher einen ſolchen Poſſen geſpielt hätte.

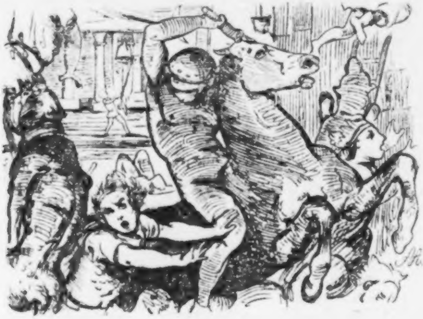
Eine kurze Weile darauf vermählte ſich Virgilius und als dies vorbei war, baute er einen wunderbaren Pallaſt mit vier Ecken und als das geſchehen, legte er den Kaiſer in eine der vier Ecken und der Kaiſer hörte und vernahm deutlich was die Leute in dem ganzen Stadtviertel auf das dieſe Ecke hinausging, ſagten oder thaten. Und auf gleiche Weiſe brachte er ihn auch nach den anderen drei Ecken und hier hörte und vernahm er eben ſo deutlich, was die Leute in den drei anderen Stadtvierteln von Rom ſagten oder thaten, mochten ſie noch ſo geheim, wie ſie wollten, mit einander verhandeln; wer in einer der Ecken des Pallaſtes ſaß, dem blieb auch nicht das Leiſeſte verborgen.

Wie Virgilius Salvatio Romae machte.

Der Kaiſer fragte den Virgilius wie er Rom glücklich machen und veranſtalten könne, daß viele Lande ihm unterwürfig ſeien und er augenblicklich es wiſſe, wenn eins dieſer Lande ſich gegen daſſelbe zu empören gedenke. Virgilius ber entgegnete dem Kaiſer: Binnen kurzem will ich Solches n das Werk ſetzen. Und er erbaute auf dem Capitolium, llwo das Rathhaus zu Rom, einen Tempel und ſchmückte hn mit Statuen und ausgehauenen Bildwerken von Stein nd ſtellte dort alle Götzenbilder auf, ſo in Rom verehrt urden, jeder Götze aber hatte ein Glöckchen in der Hand nd in die Mitte Aller ſtellte er die oberſte Gottheit, ſo ſie zu Rom anbeteten. Dieſes aber nannte er Salvatio Romä, was o viel ſagen will wie die Rettung oder das Heil von Rom. Wenn es nun ſich zutrug, daß irgend ein Volk die Abſicht hegte, Rom mit Krieg zu überziehn, ſo drehten die andern Götzen dem oberſten Götzen den Rücken zu, und der Götze jenes Volkes läutete ſo lange mit ſeinem Glöckchen, bis die Rathsherrn es vernahmen und ſich alsbald dahin begaben und nachſahen, welches Land ſich rüſtete, ſo daß ſie dieſem zuvorkommen, es durch ein Heer überfallen laſſen und wieder unterjochen konnten. Die Kunde davon kam auch denen von Karthago zu Ohren und waren ſehr betrübt darüber, weil ſie ſchon ſo viel von den Römern zu erleiden gehabt und ſie hielten daher einen heimlichen Rath, wie ſie ſothanes Zauberwerk zerſtören möchten, wobei ſie auf folgendes Mittel verfielen. Sie ſandten drei Männer aus nach Rom und gaben ihnen großen Reichthum an Gold und Silber mit. Dieſe drei Männer nun machten ſich auf den Weg und als ſie zu Rom angelangt waren, gaben ſie ſich für Wahrſager und Traumdeuter aus. Eines Tages aber begaben ſich dieſelben drei nach einem Hügel innerhalb der Stadt und vergruben dort einen Topf mit Gelde tief in die Erde, und als das geſchehen war und ſie die Grube wieder ausgefüllt hatten, gingen ſie nach der Tiberbrücke und ließen an einer gewiſſen Stelle ein Faß mit goldenen Federn in den Fluß fallen. Darauf machten ſich die drei Männer zu den Senatoren von Rom und ſagten zu denſelben: Ehrwürdige Herrn, uns hat dieſe Nacht geträumt, daß in dem Fuße des Hügels ein großer Topf mit Geld vergraben ſei; wollt Ihr uns geſtatten, ſo wollen wir die Koſten der Nachſuchung tragen. — Die Senatoren erlaubten es und ſie nahmen Arbeiter an und gruben das Geld aus der Erde. Als ſie Solches gethan, machten ſie ſich zum zweiten Male auf, traten vor die Senatoren und ſprachen: Ehrwürdige Herrn, uns hat auch geträumt, daß an einer gewiſſen Stelle im Tiberfluſſe ein Faß mit goldenen Federn liege; wollt Ihr es uns geſtatten, ſo wollen wir es ſuchen. Die Rathsherrn von Rom, welche nicht an Betrug dachten, erlaubten es ihnen und ſagten, ſie möchten ihr Beſtes thun. Darüber wurden die Wahrſager ſehr froh, mietheten Kähne und Menſchen und begaben ſich an den Ort, wo es war, hier ſuchten ſie Alles durch, bis ſie zuletzt das Faß mit den goldenen Federn fanden. Sie thaten, als ob ihnen das große Freude mache und verehrten den Senatoren zum Danke köſtliche Geſchenke. Um nun ihren Zweck zu erreichen, erſchienen ſie bald nachher zum dritten Male vor dem verſammelten Senate und ſprachen: Ehrwürdige Herrn, uns hat geträumt, daß im Grunde des Capitolium, da, wo das Salvatio Romae ſteht, zwölf Fäſſer mit Gold liegen und es möge Euch gefallen, uns die Nachſuchung zu erlauben, es ſoll Euch zu größeſtem Vortheil gereichen. Die habſüchtigen Rathsherrn gewährten es ihnen, weil ſich ſchon zweimal als wahr erwieſen, was ſie geſagt. Deß wurden ſie ſehr froh, nahmen Arbeiter an und begannen unter der Grundlage von Salvatio Romae zu graben. Als ſie nun glaubten, ſie hätten genug gegraben, machten ſie ſich aus Rom fort und am nächſten Tage ſtürzte das Gebäude mit dem ganzen Werke des Virgilius zuſammen. — Nun erfuhren die Senatoren, daß ſie hintergangen worden und hatte Rom fortan nicht ſolches Glück mehr, wie es in früheren Tagen genoſſen.

Wie der Kaiſer Virgilius um Rath fragte, auf welche Weiſe er die Straßen von den Uebelthätern und Nachtſchwärmern reinigen ſolle.

Viele Klagen waren zu des Kaiſers Ohren gekommen über Diebe und Mörder, welche zur Nachtzeit die Straßen zu Rom ſehr unſicher machten und er erbat ſich dieſerhalb den guten Rath des Virgilius und fragte ihn, was er thun ſolle, um ſolchem Unweſen zu ſteuern. Da antwortete Virgilius dem Kaiſer: Ihr müßt ein Pferd von Erz machen aſſen mit einem ehernen Reiter auf dem Rücken, der in der Hand eine eiſerne Keule hält. Dies Pferd laßt ihr vor dem Rathhauſe aufſtellen und laſſet ausrufen, daß in Zukunft Abends um zehn Uhr mit einer Glocke werde geläutet, wer ber dann noch auf der Straße ſei, würde todt geſchlagen werden. Als nun dieſes verkündet worden, kehrten ſich die Miſſethäter und Nachtſchwärmer gar nicht daran, ſondern meinten, vor wie nach, ſich zur Nachtzeit in den Straßen umhertreiben und ihre böſen Werke verrichten zu wollen. Kaum hatte jedoch die Glocke zum erſten Mal das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, da ſprengte der eherne Mann auf dem ehernen Roſſe durch alle Straßen von Rom und ließ keine unbeſucht, wen er aber antraf, Mann wie Weib, den ſchlug er auf der Stelle mit ſeiner eiſernen Keule todt, ſo daß er an jenem Abende mehr denn zweihundert Menſchen tödtete. Als die Diebe und Nachtſchwärmer das erfuhren, dachten ſie darüber nach, wie ſie ſich davor ſchützen ſollten und kamen auf den Gedanken, Leitern mit eiſernen Haken mit ſich zu nehmen. Wenn nun der eherne Reiter kam, ſo hängten ſie die Leitern an die Häuſer und ſtiegen hinauf, ſo



daß ſie über ihm waren und er unter ihnen durchreiten mußte und ſie nicht erreichen konnte. Dadurch aber wurde das Unweſen in den Straßen noch ſchlimmer als zuvor und es kamen wiederum viele Klagen an den Kaiſer, der von Neuem den **Virgilius** um Rath fragte. Virgilius ſagte: Ihr müßt eherne **Hunde** machen laſſen, Herr Kaiſer, und ſie zu beiden Seiten **des Pferdes** aufſtellen und wenn das geſchehen iſt, laſſet ausrufen, Niemand ſolle, ſo ihm ſein Leben lieb ſei, ſein Haus verlaſſen, ſobald um zehn Uhr Abends die Glocke das Zeichen gegeben. Dies geſchah, aber auch daran kehrten ſich die **Diebe** und Nachtſchwärmer nicht, ſondern trieben ſich vor wie nach in den Straßen herum. Als ſie nun den ehernen Reiter kommen hörten, hängten ſie die Leitern an und kletterten auf die Häuſer hinauf, allein die Hunde ſprangen ihnen nach, packten ſie und riſſen ſie in Stücke. Von dieſer Zeit an herrſchte nächtliche Ruhe und Sicherheit in Rom.

Wie Virgilius eine immer brennende Lampe machte.

Zum **Beſten** des gemeinen Weſens baute Virgilius auf einem großen und mächtigen Pfeiler von Marmor eine Brücke die bis an den Pallaſt reichte; dieſer Pallaſt und der Pfeiler ſtanden mitten in Rom und auf dieſen Pfeiler ſetzte er eine Lampe von Glas, die immer brannte ohne auszugehn und Niemand war, ſo ſie auszulöſchen vermochte. Dieſe Lampe erleuchtete ganz Rom, von einem Ende zum andern dermaßen, daß es auch in dem kleinſten Winkelgäßchen ſo hell war, als ob dort zwei ſchöne Fackeln brannten. Auf den Giebel des Pallaſtes aber ſtellte er eine Figur von Metall, ſo wie ein Bogenſchütze ausſah, dieſe Figur hielt einen geſpannten Bogen mit einem Pfeile darauf, beſtändig ſo auf die Lampe gerichtet, als wolle ſie dieſelbe durch einen Schuß auslöſchen, allein die Lampe brannte beſtändig und verſah ganz Rom zur Nachtzeit mit dem nöthigen Lichte. Eines Tages indeſſen gingen mehrere Töchter von römiſchen Bürgern in den Pallaſt, um ſich dort mit Spielen zu ergötzen. Sie ſahen den metallenen Schützen und eine von ihnen fragte ihn aus Spaß, warum er denn nicht ſchieße und als er ihr natürlich keine Antwort gab, faßte ſie den Bogen an, da flog aber der Pfeil fort und zertrümmerte die Lampe, die Virgilius gemacht hatte. Das Mädchen verlor faſt den Verſtand vor Schreck und Furcht und ſo ging es auch ihren Geſpielen; denn als der Pfeil die Lampe traf, gab es ein entſetzliches Getöſe und ſie ſahen wie der metallene Bogenſchütze raſch davon lief. Er kam aber nicht wieder und ward auch nirgends mehr geſehn; die Lampe hatte jedoch bis zu der unvorſichtigen Berührung durch die Bürgerstochter mehr denn dreihundert Jahre noch nach des Virgilius Tode gebrannt und ganz Rom zur Nachtzeit auf das Hellſte erleuchtet.

Wie Virgilius einen Obſtgarten mit einer ſchönen und herrlichen Quelle anlegte.

Große Wunder verrichtete Virgilius zu ſeiner Zeit, denn nachdem er den Pallaſt erbaut, legte er einen herrlichen Obſtgarten mit allen Arten von Fruchtbäumen und prächtigen Blumen an und täglich ſah man dort neue reife Früchte an den Bäumen hängen und neue ſchöne Blumen blühen. In der Mitte aber ſprudelte eine ſchöne Quelle, die reinſte und ſchönſte, welche Menſchenaugen je erſchaut. Auch ſangen dort die verſchiedenartigſten Vögel, denn alle Vögel konnten wohl hinein, aber keiner wieder heraus, denn die Lüfte hielten ſie wie in einem Netz gefangen. Ferner gab es in dieſem Obſtgarten alle Arten zahmer Thiere, ſo dem Menſchen von Nutzen ſind. Aus der Quelle floß ein Bächlein unter den Bäumen hin, in welchem alle Arten von Fiſchen, die man ſich nur denken konnte, ſpielten. Es war ein gar ſchönes, heiteres und luſtiges Leben in dem Garten, aber Virgilius machte noch herrlichere Dinge. Er legte in dieſem Garten durch ſeine Kunſt ein prachtvolles Gewölbe an, in welchem er ſeine unermeßlichen Reichthümer und Schätze aufbewahrte und ſtellte zwei Männer aus Erz davor als Wächter hin. Dieſe hatten jeder einen Hammer in der Hand und mußten mit demſelben fortwährend einer um den Andern auf einen Ambos ſchlagen, ſo daß Jeder, der ſich in den Garten ſtehlen wollte, vor Schrecken niederfiel, wenn er es hörte.

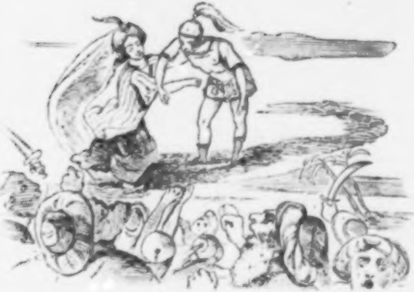
Wie Virgilius eine Bildſäule für ſeine Gattin machte.

Hoch in der Luft machte Virgilius eine Bildſäule, die nicht herabfiel, und die Leute zu Rom konnten nirgends weder Fenſter noch Thür öffnen, ſie mußten ſie ſehn. Dieſe Bildſäule aber hatte die Eigenſchaft, daß jedem Weibe, ſo ſie geſehen, alle böſen Gedanken vergingen. Das verdroß aber die Weiber zu Rom ſehr, und ſie klagten es der Gattin des Virgilius und baten ſie, die Bildſäule zu zerſtören. Des Virgilius Gemahlin wartete nun ihre Zeit ab, ging auf die Luftbrücke und warf die Bildſäule hinunter. Von nun an hatten die Weiber nach Herzensluſt wieder böſe Gedanken. Als nun Virgilius kam und das Bild hinabgeworfen ſah, zürnte er ſehr und ſagte, es ſolle ihnen Nichts helfen, und ſchwur, er werde es ſchon erfahren, wer das gethan. Dann ſtellte er die Bildſäule wieder hoch in der Luft auf und fragte ſeine Eheliebſte, ob ſie dieſelbe hinunter geworfen habe. Sie antwortete: Nein. — Bald darauf kamen die Weiber von Neuem zu des Virgilius Gattin und ſprachen, es ſei jetzt noch ſchlimmer als zuvor und ſie bäten ſie, das Bild abermals hinunter zu werfen. — Virgilius verſteckte ſich nun heimlich in einem Winkel und wartete dort auf ſeine Gattin, denn er hatte geſehen und gehört, wie die Weiber ſich bei ihr beklagten. Bald darauf kam auch des Virgilius Eheliebſte und warf das Bildwerk hinunter. Darüber wurde Virgilius ſehr zornig und wollte ſie packen und dem Bilde nachwerfen, aber er beſann ſich eines Anderen und ſprach: Möge Dich der Teufel befriedigen, denn ich hatte die beſte Abſicht; aber ich werde mich nicht mehr drein miſchen und den Weibern ihren Willen laſſen. Seit dieſer Zeit aber begann Virgilius ſeine Gattin zu haſſen.

Wie Virgilius ſeine Kurzweil hatte mit des Sultans Tochter.

Virgilius hatte ſo oft die Schönheit von des Sultans Töchterlein rühmen hören, daß er ſich zuletzt in ſie verliebte ohne ſie je geſehen zu haben. Vermittelſt ſeiner Kunſt ſchlug er eine Brücke in die Luft, und ging auf derſelben zu ihr. Als er mit ihr geſprochen und ihr ſeine Geſinnung zu erkennen gegeben, willigte ſie ein, die Seinige zu werden, obwohl ſie ihn früher nie mit Augen geſchaut. Einſtmals ſagte ſie zu ihm, ſie wolle mit ihm in ſein Land ziehen, er möge ihr aber kund thun, wer er ſei und wo er zu Hauſe gehöre. Da antwortete Virgilius ihr: „Du ſollſt mit mir über viele Länder ziehn und ſie nicht betreten.“ Darauf führte er ſie auf der Luftbrücke nach Rom, und als er mit ihr in ſeinem Pallaſte angekommen war, fragte er ſie, ob ſie unterweges Jemanden geſehen habe. „Niemanden als Dich allein“ — entgegnete ſie. Nun zeigte er ihr ſeinen Pallaſt und den Obſtgarten, und die ehernen Männer, welche auf ſeinen Befehl eine Zeitlang inne hielten und nicht mit den Hämmern auf den Amboß ſchlugen. Er zeigte ihr auch alle ſeine Schätze und Reichthümer und bot ihr dieſelben zum Eigenthum an. Sie wollte aber Nichts annehmen, ſondern ſagte, ſie habe ſchon genug von ihrem Vater. Virgilius behielt ſie nun ſo lange bei ſich im Garten, wie es ihm gefiel. — Der Sultan jedoch, als er ſeine Tochter vermißte, ward voll Kummer, da er ſich gar nicht denken konnte, was aus ihr geworden, und ließ ſie überall ſuchen, aber Niemand wußte ſie zu finden. — Als nun des Sultans Töchterlein eine geraume Zeit bei Virgilius in deſſen Obſtgarten verweilt, wünſchte es wieder in ſeines Vaters Lande zu ziehn. Virgilius faßte die Jungfrau, nahm ſie in die Arme, warf ſie auf die Luftbrücke, brachte ſie ſelbſt nach ihres Vaters Pallaſt, legte ſie dort auf ihr Bettlein hin, empfahl ſie den Göttern und begab ſich nach Rom zurück. Als nun der Tag anbrach, ſtand der Sultan auf und war tief betrübt über der Tochter Verluſt; da kam aber einer ſeiner Kämmerlinge, und meldete ihm, ſie ſei wieder da und liege ſchlafend in ihrem Bettlein. Der Sultan eilte nun augenblicklich zu ihr und fragte ſie, wo ſie geweſen und wie ſie wieder zurückgekommen ſei. — Vater — antwortete ſie — es war ein Zauberer da aus fremden Landen, der brachte mich durch die Luft nach ſeinem Pallaſte und Garten, aber ich habe außer ihm allein weder Mann noch Weib geſprochen und ich weiß nicht, in welchem Lande es war. Der Sultan erwiderte ihr und ſprach: ſie ſolle ihm irgend eine Frucht aus jenem Lande mitbringen und ſie antwortete, das wolle ſie thun. — Nach einer Weile kam Virgilius abermals nach Babylon und nahm die Sultanstochter mit ſich fort in ſein Land und behielt ſie dort ſo lange bei ſich, wie es ihm gefiel. Als ſie nun wieder von ihm ſchied, nahm ſie Wallnüſſe und andere Früchte mit, die ſie ihrem Vater zeigte, ſo wie ſie wieder daheim war. — Aha! ſagte der Sultan;

es iſt nach der fränkiſchen Seite hin, wohin er Dich ſo oft geführt hat. Wenn er wieder ſich einſtellt um Dich mit zu nehmen, ſo gieb ihm dieſen Trunk, den ich Dir hier reiche, aber koſte Du ſelbſt nicht davon; denn ſobald er davon genoſſen hat, wird er in tiefen Schlaf ſinken; dann ſendeſt Du zu mir und läſſeſt mich holen und wir werden ihn fangen und ſehen, wer es iſt. Die Jungfrau that, wie ihr befohlen worden. Als Virgilius ſich wiederum einſtellte, reichte ſie ihm zu trinken von dem Tranke, den ihr Vater ihr gegeben und ſobald er getrunken, verſank er in tiefen Schlaf und wurde gefangen genommen und vor den Sultan gebracht, in Gegenwart von des Sultans Tochter und den Großen des Hofes. Der Sultan zeigte ihn ſeinen Rittern und ſagte, das ſei der Mann, der ſeine Tochter geſtohlen habe und als Virgilius darüber erwachte, ſprach er zu dieſem: Für das, was Du gethan, wirſt Du den Tod erleiden. — Virgilius aber antwortete dem Sultan: Ich wollte, ich hätte ſie nie geſehn, und laßt Ihr mich frei, ſo gelobe ich, nie wieder zu kommen. Nein — entgegnete der Sultan — für Deine Miſſethat mußt Du eines ſchmählichen Todes ſterben. — Da aber rief des Sultans Töchterlein: — So Ihr ihn tödtet, ſterbe ich mit ihm. — Das iſt auch mein Wille — entgegnete der Sultan. — Du ſollſt mit ihm verbrannt werden; — Worauf Virgilius erwiderte: Solches werdet Ihr nicht thun und wenn Ihr noch ſo große Macht und Gewalt hättet. — Vermöge ſeiner Zauberkunſt brachte Virgilius nun zu wege, daß der Sultan und ſeine Höflinge glaubten, der große Fluß von Babylon komme über ſie und während ſie ſchwammen und patſchten



und wateten wie die Enten, nahm er die Prinzeſſin und ſchwang ſich mit ihr auf die Luftbrücke. Als er das gethan, löſte er den Sultan und deſſen Ritter von dem Zauber und dieſe ſahen nun, wie Virgilius die Jungfrau über die Luftbrücke führte, ſie verwunderten und betrübten ſich ſehr darüber und wußten nicht, was ſie thun ſollten, denn ſie konnten es nicht ändern. Auf ſothane Weiſe brachte Virgilius die Jungfrau über die See nach Rom. Er war äußerſt verliebt in ſie und überlegte bei ſich, wie er ſich mit ihr vermählen könne. Und es kam ihm in den Sinn, durch ſeine Kunſt mitten im Meer einen Zauberthurm zu ſchaffen, mit reichen Landen, ſo dazu gehören ſollten. Solches thad er denn auch, und nannte das Land Neapel. — Der Grund davon beſtand aus Eiern und in dieſer Stadt Neapel errichtete er einen viereckigen Thurm, auf deſſen Spitze er einen Apfel auf einer eiſernen Stange aufhing; Niemand konnte den Apfel wegnehmen, ohne die Stange zu zerbrechen; das Eiſen ſteckte er in eine Flaſche, auf dieſe Flaſche legte er ein Ei und hängte den Apfel an einer Kette daran und ſo hängt derſelbe noch da. Wenn das Ei ſich bewegte, ſo ſollte die Stadt Neapel erbeben und zerbrach es, ſollte ſie untergehn. In dieſer Stadt aber bewahrte er einen Theil von ſeinen Schätzen auf, und auch ſeine Geliebte, die ſchöne Sultanstochter, der er für ſie und ihre Kinder die Stadt Neapel und alle dazu gehörigen Lande ſchenkte. Nach einer kurzen Weile aber vermählte er ſie mit einem Herrn aus Spanien. — Nicht lange nachher geſchah es, daß der Kaiſer große Luſt bekam, die Stadt Neapel zu beſitzen, denn dieſelbe hatte den Ruf, die ſchönſte auf Erden zu ſein.

Wie der Kaiſer die Stadt Neapel belagerte und dieſelbe von Virgilius befeſtigt ward.

Der Kaiſer ſandte heimlich Briefe zu allen ſeinen Vaſallen und befahl ihnen, ſobald wie möglich ein Heer aufzubringen und nach Rom zu kommen, um von dort auszuziehn und die Stadt Neapel zu belagern. Dieſes thaten ſie, brachten ein großes Heer zuſammen, zerſtörten Alles auf dem Wege und belagerten Neapel. Der ſpaniſche Ritter aber, der ſich mit der Tochter des Sultans vermählt hatte, vertheidigte die Stadt ſehr tapfer gegen den Kaiſer und deſſen Heer und ſandte mittler Weile einen Boten zu Virgilius, um ihn von Allem, was ſich zugetragen, Kenntniß zu geben. Darüber ergrimmte Virgilius ſehr und ließ ihm wieder ſagen, er ſolle ſich nur tapfer behaupten, denn er würde ihm mit ſeiner ganzen Kunſt und Zauberkraft Beiſtand leiſten. Als der ausgeſendete Bote dem Spanier dieſe Antwort zurückbrachte, war derſelbe ſehr beruhigt. Virgilius aber trocknete alle Quellen im kaiſerlichen Lager aus, ſo daß es dem Kaiſer und ſeinem Heer gänzlich an Trinkwaſſer fehlte, während die zu Neapel deſſen im Ueberfluſſe hatten. Mittlerweile brachte aber auch Virgilius ein Heer auf und zog dem Kaiſer entgegen; der Kaiſer aber hatte durch den Waſſermangel ſchon großen Verluſt an Menſchen und Pferden erlitten und war in großer Schaam und Schmach wieder aufgebrochen und auf dem Rückwege nach Rom begriffen. Unterweges ſtieß er auf Virgilius, der mit großer Heeresmacht nach Neapel zog. Als nun Virgilius des Kaiſers gewahr wurde, begrüßte er denſelben mit folgenden Worten: O edler Kaiſer, wie glücklich iſt das für Euch, der Ihr ein ſo edler Fürſt ſeid, daß Ihr die Belagerung von Neapel aufgebt und ſo gut, wie geſchlagen heimkehrt, ohne doch den mindeſten Schaden angerichtet zu haben. — Ueber dieſen Spott des Virgilius ergrimmte der Kaiſer ſehr: Virgilius zog dagegen nach Neapel und ließ die Herrn und Bürger daſelbſt einen Eid ſchwören, daß ſie keinen Römer fortan in ihrer Stadt dulden wollten. Darauf begab er ſich nach Rom zurück, holte ſeine Bücher und andern beweglichen Güter und brachte ſie nach Neapel; ſeinen Pallaſt zu Rom räumte er ſeinen Freunden ein und die Schätze, die er in dem Gewölbe aufbewahrte, ließ er auch allda. In Neapel angekommen, gründete er daſelbſt eine Schule, der er reiche Ländereien ſchenkte, ſo daß jeder Schüler, welcher dieſelbe beſuchte, von dem Ertrage dieſer Ländereien in der Stadt leben konnte; wer aber die Schule aufgab, verlor ſein Einkommen. Es zogen Viele aus Toledo nach dieſer Schule. — Nachdem er nun die Stadt auf dieſe Weiſe mit Schülern wohl verſehen hatte, machte er ein warmes Bad, ſo daß, wer wollte, ſich baden konnte. Dieſes Bad, das beſte von allen Bädern, iſt noch da. Dann machte er eine Brücke, die ſchönſte, die man je geſehn und es kamen Schiffe und Leute aus allen Landen mit den reichſten und ſeltenſten Waaren dahin. Und zu jenen Zeiten war die Stadt Neapel die herrlichſte und edelſte von der Welt. Auf der oben erwähnten Schule hielt Virgilius Vorleſungen über die große Kunſt und Wiſſenſchaft der Zauberei; von Allen, die vor oder nach ihm lebten, war er der Gelehrteſte und Geſchickteſte in dieſer Kunſt. — Bald nachher ſtarb ſein ehelich Gemahl, das ihm nie Kinder geboren hatte. Vor allen Menſchen liebte Virgilius die Studenten und ſchenkte ihnen viel Geld, ſich Bücher zu kaufen und leitete ſie auf die edelſte Weiſe, was er auch am Beſten konnte, denn er war einer der größten Menſchen auf Erden und war der vornehmſte Mann geweſen in ganz Rom.

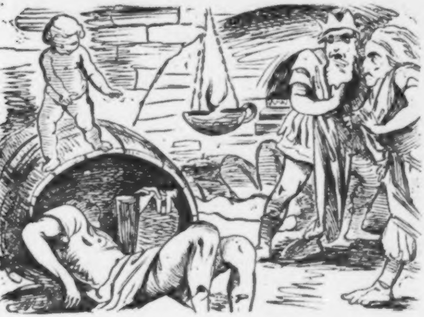
Wie Virgilius zu Rom eine eherne Schlange machte.

Darauf machte Virgilius zu Rom eine Schlange von Erz durch ſeine Zauberkunſt, daß, wer ihr die Hand in den Rachen legte, ſchwören mußte, ſeine Sache ſei gerecht und wahr; wenn nun ſeine Sache falſch und lügenhaft war, ſo konnte er die Hand nicht wieder herausziehn, im gegentheiligen Falle aber zog er ſie ohne Mühe und Schaden heraus. Nun geſchah es, daß ein Ritter aus der Lombardei ſein Weib in Verdacht hatte mit einem ſeiner Mannen, den ſie ſehr werth hielt, die Dame vertheidigte ſich aber ſehr weiſe und edel und willigte ein mit nach Rom zu der Schlange zu ziehn und dort einen Eid zu ſchwören, daß ſie unſchuldig ſei. — Der Ritter machte ſich mit ihr und dem Dienſtmann auf den Weg: unterweges ſagte ſie aber zu dem Letzteren, wenn ſie nach Rom kämen, ſolle er ein Narrengewand anziehn und ſich ſo verkleiden, daß man ihn nicht kenne. — Solches that er und als der Tag gekommen, wo ſie zur Schlange ging, war der Dienſtmann gegenwärtig. Virgilius aber ſah vermittelſt ſeiner Zauberkunſt ihre Falſchheit durch und ſagte zu ihr: Nimm Deinen Eid zurück und ſchwöre nicht! Aber ſie hörte nicht auf ihn, ſondern ſteckte ihre Hand der Schlange in den Mund. Als ſie dies gethan, ſchwur ſie vor ihrem Gatten, ſie habe mit dem Dienſtmanne nicht mehr zu thun gehabt, als mit jenem Narren, der dort ſtehe. Und weil ſie die Wahrheit ſagte, zog ſie die Hand wieder unverletzt und unbeſchädigt aus dem Rachen der Schlange heraus. Dem zu folge reiſte der Ritter wieder mit ihr fort und ſchenkte ihr von Neuem ſein ganzes Vertrauen. Virgilius aber, den es ſehr erzürnte und verdroß, daß das falſche Weib durch ſeine Liſt ſo ungeſtraft davon gekommen, zerſtörte aus Aerger die Schlange und ſagte zu den Umſtehenden, Weiberliſt gehe über alle Zauberei.

Wie Virgilius ſtarb.

Alſo wie Virgilius in ſeinem Leben viele wunderbare und künſtliche Dinge bereits vollbracht, ſo verſprach er dem Kaiſer noch viel größere und wunderbarere Dinge zu vollbringen, falls er ſo glücklich ſei, am Leben zu bleiben. — So wollte er unter Anderem machen, daß die Fruchtbäume und das Getreide drei Mal im Jahr trügen, daß jeder Baum zu gleicher Zeit reife Früchte und Blüthen haben ſollte, daß die Schiffe ebenſowohl und leicht und jederzeit gegen den Strom wie mit dem Strom ſollten ſegeln können, daß man einen Pfennig eben ſo leicht verdienen, wie ausgeben könnte, daß die Frauen ohne Schmerzen ſollten ihre Kinder zur Welt bringen können und was dergleichen außerordentliche und zauberhafte Sachen mehr waren, die es zu weit führen würde, hier einzeln aufzuzählen. — Das

Erſte, was er nun zauberte, war eine große Burg, die nur einen Eingang hatte, ſo daß Niemand hineinkommen konnte als durch dies einzige Thor und ſonſt auf keine erdenkliche Weiſe. Um die Burg herum aber ließ er ein großes Waſſer fließen, über welches ebenfalls Niemand hinüber konnte. Dieſe Burg ſtand außerhalb Rom und den Eingang ſicherten vier und zwanzig eiſerne Keulen: zu jeder Seite aber ſtanden zwölf Mann, die unaufhörlich einer nach dem Anderen mit den Keulen auf den Boden ſchlugen, ſo daß Jeder, der unter ſie gerieth, todt geſchlagen wurde. Wollte aber Virgilius hinein, ſo waren im Augenblick alle vier und zwanzig Keulen in Ruhe, jedoch nur vor ihm, vor Niemandem ſonſt. In dieſer Burg nun legte er heimlich einen großen Theil ſeiner Schätze nieder, und als das geſchehn war, ſann er darüber nach, wie er ſich ſelbſt wieder jung machen ſolle, denn er wollte noch lange Jahre leben um alle die verſprochenen Wunder auszuführen und zu erfüllen — So ging er denn einſtmals zum Kaiſer und bat ihn um Urlaub auf drei Wochen. Der Kaiſer aber, der den Virgilius immer bei ſich zu haben wünſchte, wollte ihm keinen Urlaub zugeſtehen. Da begab ſich Virgilius nach ſeiner Burg und nahm denjenigen von ſeinen Dienern mit ſich, in den er das meiſte Vertrauen ſetzte. Als ſie nun außerhalb Roms vor der Burg ankamen, hieß Virgilius den Diener zuerſt hineingehn. Dieſer, der die Keulen fortwährend niederſchlagen ſah, weigerte ſich und ſprach: Ginge ich hinein, ſo würden ſie mich tödten. — Nun zeigte ihm ſein Herr und Meiſter, wie es damit beſchaffen ſei und wie man es machen müſſe, daß die Keulen ruheten. Dann gingen ſie beide hinein und als ſie drinnen waren, drehte Virgilius die Schrauben wieder, ſo die Keulen in Bewegung ſetzten und dieſe ſchlugen von Neuem friſch darauf los. Alsbald ſagte Virgilius zu dem Diener: Du biſt mein liebſter und beſter Freund und der, dem ich unter allen Menſchen am Meiſten traue. — Nach dieſen Worten führte er ihn in ein unterirdiſches Gewölbe, wo er eine Zauberlampe aufgehängt hatte, die Tag und Nacht brannte und ſprach zu ihm: Siehſt Du das Faß, das dort ſteht? Da hinein mußt Du mich thun; Du mußt mich erſt erſchlagen und in kleine Stücke zerhacken, meinen Kopf aber in vier Stücke und ihn zu unterſt im Faſſe einſalzen, und dann die anderen Stücke darauf legen, und mein Herz in die Mitte. — Dann ſetzeſt Du das Faß unter die Lampe, daß ſie neun Tage lang in daſſelbe tropfe und lecke, und neun Tage lang, täglich ein Mal, füllſt Du die Lampe auf, was Du ja nicht unterlaſſen mußt. Wenn Alles dies geſchehn iſt, ſo werde ich erneut und wieder jung gemacht ſein und noch ange, lange Jahre leben. — Als nun der Diener ſeinen Herrn ſo reden hörte, ward er ſehr beſtürzt und ſagte: Das hue ich nun und nimmermehr: wie würde ich denn in meinem ganzen Leben Hand an Euch legen wollen und Euch erſchlagen. — Virgilius antwortete: Du mußt es aber jetzt thun und es ſoll Dein Schade nicht ſein. — Er edete ihm nun ſo lange zu, bis der Diener einwilligte, ihn rſchlug, in Stücke hackte, den Kopf in vier Stücke, wie er hm befohlen hatte, das Herz in die Mitte legte, Alles wohl einſalzte und in das Faß packte und die Lampe nun gerade über demſelben aufhängte, daß ſie ſtets hinein tropfen konnte. Als er dies gethan, ging er aus der Burg, drehte die Schrauben, daß die ehernen Männer mit den Keulen wieder in Einem fort auf die eiſernen Amboße ſchlugen, und kehrte denn jeden Tag wieder und füllte die Lampe auf, wie Virgilius ihm befohlen. — Nach ſieben Tagen aber, da Virgilius noch immer nicht zurückgekehrt, vermißte der Kaiſer denſelben ſehr und wunderte ſich über ſeine Abweſenheit. Deßhalb ließ er den Diener rufen, von welchem er wußte, daß Virgilius ihn allen Anderen vorziehe, und fragte ihn, wo ſein Herr ſei. Der Diener antwortete: Gnädigſter Kaiſer, gefalle es Euerer Majeſtät, ich weiß nicht, wo er iſt; vor ſieben Tagen habe ich ihn zuletzt geſehn. Da ging er fort, allein ich kann nicht ſagen, wohin, denn er nahm mich nicht mit ſich. — Ob dieſer Antwort ergrimmte der Kaiſer ſehr und ſprach: Das lügſt Du, falſcher Dieb der Du biſt; ſage mir auf der Stelle, wo er ſich befindet, oder ich laſſe Dich hinrichten. — Davon erſchrack der Diener gar ſehr und erwiderte: Gnädigſter Herr und Kaiſer, vor ſieben Tagen ging ich mit ihm aus der Stadt nach der Burg, dort begab er ſich hinein und da verließ ich ihn, denn er hieß mich draußen bleiben. — Der Kaiſer ſprach: Gehe mit mir nach der Burg. — Solches geſchah, als ſie aber daſelbſt anlangten, und hinein wollten, konnten ſie nicht, denn die ehernen Männer mit den Keulen ließen es nicht zu. — Der Kaiſer befahl nun dem Diener: Bringe die Keulen zur Ruh, daß wir hinein können, Der Diener verſetzte: Ich weiß nicht, wie ich das machen ſoll. — So mußt Du ſterben! rief der Kaiſer. In ſeiner Todesangſt ſtellte Jener nun die Schrauben und die Männer ließen ihre Keulen ruhen. Jetzt begab ſich der Kaiſer in die urg mit ſeinem ganzen Gefolge und ſie durchſuchten alle inkel und ſuchten ſo lange, bis ſie zuletzt in das unterdiſche Gewölbe kamen, wo ſie die Lampe über dem Faſſe ingen ſahen, in welchem der todte Virgilius lag. — Der aiſer fragte den Diener, wie er habe ſo frech ſein können, en Virgilius zu erſchlagen. Dieſer aber erwiderte Nichts, ndern blieb ſtumm. In der Wuth des Zorns zog nun der aiſer ſein Schwert und tödtete den Diener. — Als dies geſchehen war, erblickten aber plötzlich der Kaiſer und ſein Gefolge ein nacktes Kind, das drei Mal um das Faß herum ief mit den Worten: Verflucht ſei der Tag, wo Ihr je hieher amt. — Darauf verſchwand es und ward nimmer mehr



geſehn, und ſo blieb Virgilius todt im Faſſe. — Darüber hatte der Kaiſer fortan große Trauer und gleiche Trauer hatten auch des Virgilius Geſchlecht, und alle Studenten, ſo in der Stadt Neapel wohnten und die Stadt Neapel ſelbſt, deren Gründer er geweſen. Der Kaiſer wollte ſich der Schätze und Reichthümer des Virgilius bemächtigen, aber Niemand hatte den Muth, ſie aus dem unterirdiſchen Gewölbe zu nehmen aus Furcht vor den ehernen Männern mit den eiſernen Keulen. So blieben denn die Schätze dort für ewige Zeiten. Einen ſo großen Zauberer, wie Virgilius, hat es aber auf Erden ſeitdem nie wieder gegeben.

Bayeriſche Staatsbibliothek

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig, ſind erſchienen
d in allen Buchhandlungen zu haben:

Hausſchatz deutſcher Proſa.

Theorie

des deutſchen proſaiſchen Styls,

verbunden

mit einer vollſtändigen Auswahl

von

Muſterſtücken jeder Gattung der Schreibart,

aus den Werken der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller

in chronologiſcher Ordnung.

Ein Buch für Schule und Haus.

Von **Dr. O. L. B. Wolff.**

gr. 8. 1848. 71 Bog. broſch. 2 Thlr.

Hausſchatz der Volkspoeſie.

Sammlung der vorzüglichſten und eigenthümlichſten
Volkslieder
aller Länder und Zeiten
in metriſchen deutſchen Ueberſetzungen.
Beſorgt und herausgegeben
von
Dr. O. L. B. Wolff.

gr. 8. 1846. broſch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Poetiſcher Hausſchatz

des

Auslandes.

Ueberſetzungen in den Versmaaßen der Originale
von
Dr. O. L. B. Wolff.

8. 1848. 28 Bogen. 1 Thlr. 25 Ngr.

Poetischer Hausschatz

des deutſchen Volkes.

Vollſtändigſte Sammlung deutſcher Gedichte,

nach den Gattungen geordnet,

begleitet von einer Einleitung,

die Geſetze der Dichtkunſt im Allgemeinen,

ſowie der einzelnen Abtheilungen insbeſondere

enthaltend,

und

biographiſchen Angaben über die Dichter,

aus deren Werken Poeſieen gewählt wurden.

Ein Buch für Schule und Haus.

Von

Dr. O. L. B. Wolff.

Zehnte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

gr. 8. 1847. 76 Bogen. broſch. 2 Thlr.

Die

politiſche Literatur

der Deutſchen

im achtzehnten Jahrhundert.

Herausgegeben

von

Martin von Geismar.

I. Politiſche Aufklärer aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution. gr. 8. 1847. 20 Ngr.

II. Politiſche Märtyrer aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution. — Nachtſeiten des deutſchen Staatslebens. gr. 8. 1847. 1 Thlr.

III. und IV. Deutſche Zuſtände in den 70. und 80. Jahren und der Feldzug in die Champagne, nach den Schilderungen eines sujet perdu. — Erfahrungen und Bemerkungen eines preuß. Emiſſärs in der franzöſiſchen Republik während der Jahre 1793—1795. gr. 8. 1847. 1 Thlr.

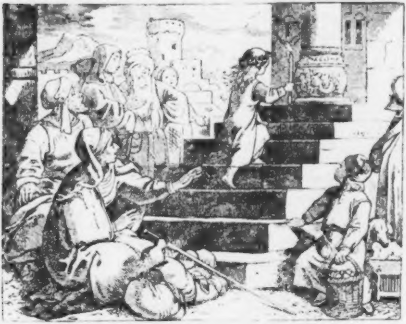
P. O. [illegible]
[illegible] c/4

P. o. germ.
1
Bayeriſche Staatsbibliothek München
Volksbücher

Joachim und Anna,

das ſind:

die wahrhaften ſchönen und frommen Geſchichten von der Geburt der heiligen Jungfrau Maria, ſowie von dem heiligen Greiſe Joſeph dem Zimmermann von Nazareth, und endlich von der Kindheit unſeres Herrn und Heilandes.



Aus dem Arabiſchen neu verdeutſcht
von

O. L. B. Wolff.

Volksbücher. Nr. 47.

Leipzig, Verlag von Otto Wigand m. b. H.

Die ſchöne, wahrhafte und fromme Geſchichte

von

der Geburt der heiligen Jungfrau Maria.

Das 1. Kapitel.

Wer der Vater und die Mutter der heiligen Jungfrau Maria geweſen iſt.

Die glückſelige und ruhmvolle immerwährende Jungfrau Maria war entſproſſen aus dem königlichen Stamme und der Familie David's, geboren in der Stadt Nazareth und erzogen in Jeruſalem in dem Tempel des Herrn. Ihr Vater hieß Joachim, ihre Mutter aber Anna. Ihr väterliches Haus ſtammte aus Galiläa und zwar aus der Stadt Nazareth; ihr mütterliches Geſchlecht hingegen war aus Bethlehem. Das Leben ihrer Eltern war einfach und rechtſchaffen bei Gott dem Herrn, und bei den Menſchen untadelhaft und fromm. Denn den ganzen Beſtand ihres Vermögens theilten ſie in dreifache Theile. Den einen Theil davon wendeten ſie an für den Tempel und für die Diener des Tempels; den andern Theil gaben ſie den Fremdlingen und

Armen; und den dritten Theil bewahrten ſie auf für den Gebrauch ihrer Familie und für ſich. Auf dieſe Weiſe führten dieſelben, Gott dem Herrn lieb und werth, und den Menſchen fromm und rechtſchaffen, ungefähr zwanzig Jahre lang eine unbefleckte und züchtige häusliche Ehe, ohne daß ſie dabei Kinder erzeugten. Sie gelobten jedoch, wenn ihnen Gott einen Sprößling ſchenken würde, ſo wollten ſie denſelben dem Dienſte des Herrn zu eigen geben, weswegen ſie denn auch an jedem einzelnen Feſte, ſo viele deren das Jahr hindurch gefeiert wurden, den Tempel des Herrn zu beſuchen pflegten.

Das 2. Kapitel.

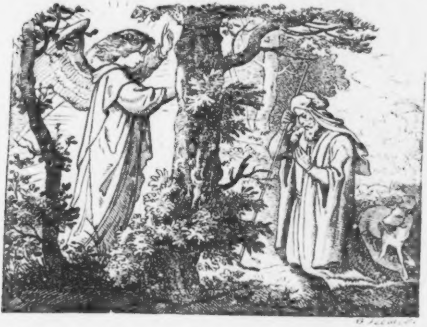
Wie Joachim von der Anna ſich entfernt.

Es begab ſich aber, daß das Feſt der Kirchweihe zu Jeruſalem herannahte, weswegen denn, mit einigen ſeiner Stammgenoſſen, auch Joachim hinaufzog gen Jeruſalem. Zu derſelbigen Zeit aber war Iſaſchar daſelbſt Hoherprieſter. Und als nun derſelbe unter ſeinen anderen Mitbürgern auch den Joachim mit ſeiner Opfergabe ſtehen ſah, achtete er deſſen gering und verſchmähte ſeine Gaben. Er fragte ihn, wie er ſich denn herausnehmen könnte, als ein Unfruchtbarer ſich unter die Fruchtbaren zu ſtellen, und ſagte, daß die Gaben deſſen keinesweges als Gottes würdig betrachtet werden könnten, den Gott ſelbſt eines Nachkömmlings für unwürdig erklärt hätte, da die Schrift ſage, ein Jeder ſei verflucht, der nicht einen männlichen Nachkommen gezeugt hätte in Israel. Er ſagte alſo, Joachim müſſe ſich zuvor durch die Zeugung eines Nachkömmlings von dieſem Fluche reinigen, und ſo erſt werde er mit ſeinen Opfergaben im Angeſichte des Herrn kommen. Durch den Vorwurf dieſes Schimpfes mit großer Scham übergoſſen, ging Joachim zu den Hirten, welche bei dem Vieh waren, auf ſeinen Weideplätzen hinweg. Denn er wollte auch nicht wieder nach Hauſe zurückkehren, damit er nicht etwa von ſeinen Stammgenoſſen, welche zugleich zugegen waren und dieſes von dem Prieſter gehört hatten, mit ebendenſelben Schimpfworten gebrandmarkt werden möchte.

Das 3. Kapitel.

Wie der Engel des Herrn dem Joachim erſcheint und ihm die Empfängniß ſeines Weibes verkündigt.

Als er nun aber eine Zeitlang daſelbſt war, da trat eines Tages, da er allein war, ein Engel des Herrn zu ihm mit einem unermeßlichen Lichtglanze. Und als Joachim bei dem Anblicke deſſelben beunruhigt wurde, milderte der Engel, der ihm erſchienen war, ſeine Furcht, indem er zu ihm ſprach: „Fürchte Dich nicht, Joachim! und beunruhige Dich nicht bei meinem Anblicke; denn



ich bin ein Engel des Herrn und von demſelben zu Dir geſandt, um Dir zu verkündigen, daß Deine Bitten und Gebete erhört worden, und Deine Almoſen emporgeſtiegen ſind vor ſein Angeſicht. Er ſchaute nämlich herab und ſah Deine Scham und hörte den Vorwurf der Unfruchtbarkeit, der Dir nicht einmal mit Recht gemacht worden iſt. Denn Gott iſt zwar ein Rächer der Sünde, aber nicht der Natur, und darum, wenn er Jemandes Leib verſchließt, ſo thut er es zu dem Zwecke, damit er ihn auf deſto wunderbarere Weiſe von Neuem wieder öffnen, und dadurch erkannt werden möge, daß das, was geboren wird, nicht ein Erzeugniß der Wolluſt, ſondern des göttlichen Geſchenkes iſt. Denn die erſte Mutter Eures Geſchlechtes, die Sara, war ſie nicht bis zu ihrem achtzigſten Jahre unfruchtbar? Und dennoch gebar ſie in der letzten Zeit ihres Greiſenalters den Iſaak, welchem der Segen aller Geſchlechter verheißen war. Auch Rahel, die doch dem Herrn ſo ſehr angenehm und von dem heiligen Jakob ſo ſehr geliebt war, ſie war lange Zeit unfruchtbar, und dennoch gebar ſie den Joſeph, der nicht allein der Herr Aegyptens, ſondern auch der Befreier ſo vieler Geſchlechter war, die durch Hunger untergehen ſollten. Welcher unter den Richtern war tapferer als Samſon, oder heiliger als Samuel? Und dennoch haben ſie Beide unfruchtbare Mütter gehabt. Wenn alſo der Grund, der in meinen Worten liegt, Dich nicht überzeugt, ſo glaube der Sache und ſo vielen Beiſpielen, die ich Dir beigebracht habe, daß lange aufgeſchobene Empfängniſſe und unfruchtbare Geburten deſto bewunderungswürdiger zu ſein pflegen. Daher wird denn Anna, Dein Weib, Dir eine Tochter gebären, und Du wirſt ihren Namen Maria nennen. Dieſelbe wird, wie Ihr gelobet habt, von ihrer Kindheit an dem Herrn geheiligt ſein, und wird mit dem heiligen Geiſte erfüllt werden noch von Mutterleibe an. Alles Unreine wird ſie weder eſſen noch trinken, und ihr Aufenthalt und Umgang wird nicht draußen unter den gemeinen Volkshaufen ſein, ſondern im Tempel des Herrn, damit etwas Arges von ihr nicht einmal geargwöhnt, viel weniger geſagt werden könne. Daher wird ſie bei vorrückendem Alter, ſowie ſie ſelbſt auf eine wunderbare Weiſe von einer Unfruchtbaren geboren werden wird, alſo auf eine ganz unvergleichbare Weiſe als Jungfrau den Sohn des Allerhöchſten zur Welt bringen, welcher Jeſus genannt werden, und gemäß der Wortbedeutung ſeines Namens der Heiland aller Völker ſein wird. Und dieſes wird Dir zum Zeichen ſein für das, was ich Dir verkündige: Wenn Du an die goldene Pforte in Jeruſalem gekommen ſein wirſt, ſo wirſt Du daſelbſt der Anna, Deinem Weibe begegnen, welche, über die Verzögerung Deiner Rückkehr in dieſem Augenblicke bekümmert, alsdann bei Deinem Anblicke wird fröhlich ſein.“ Nach dieſen Worten ging der Engel von ihm hinweg.

Das 4. Kapitel.

Wie der Engel des Herrn der Anna erſcheint und ihre Empfängniß verkündigt.

Darauf erſchien der Engel des Herrn der Anna, Joachim's Weibe, und ſprach zu ihr: „Fürchte Dich nicht, Anna! und meine auch nicht, daß das ein Geſpenſt ſei, was Du ſiehſt. Denn ich bin jener Engel, welcher Eure Gebete und Almoſen im Angeſichte Gottes vorgebracht hat und jetzt zu Euch geſendet worden iſt, um Euch zu verkündigen, daß Euch eine Tochter ſoll geboren werden, welche Maria genannt und vor allen Weibern geſegnet ſein wird. Dieſelbe wird, gleich von ihrer Geburt an voll von der Gnade des Herrn, die drei Jahre bis zu ihrer Entwöhnung in dem väterlichen Hauſe bleiben; darnach aber wird ſie, dem Dienſte des Herrn zu eigen gegeben, bis zu den einſichtsvollen Jahren von dem Tempel nicht hinweggehen, und daſelbſt wird ſie, um es kurz zu ſagen, mit Faſten und Beten Tag und Nacht dem Herrn dienen und von allem Unreinen ſich enthalten, auch niemals einen Mann kennen lernen, ſondern ſie allein wird ohne Beiſpiel, ohne Makel, ohne Verderbtheit und Verführung und ohne männliche Vermiſchung als Jungfrau einen Sohn gebären, ſie als Magd wird den Herrn erzeugen und den, der da ſein wird durch ſeine Gnade, ſeinen Namen und ſein Werk der Heiland der Welt. Deshalb ſtehe auf und ſteige hinauf gen Jeruſalem, und wenn Du wirſt gekommen ſein an die Pforte, die da heißt die goldene, darum, weil ſie vergoldet iſt, wirſt du daſelbſt zum Zeichen Deinem Manne begegnen, um deſſen unverletzten und ſicheren Zuſtandes willen Du jetzt bekümmert biſt. Und wenn nun dieſes ſolchergeſtalt wird eingetroffen ſein, ſo wiſſe, daß Alles, was ich Dir verkündige, ſonder Zweifel wird erfüllt werden müſſen.“

Das 5. Kapitel.

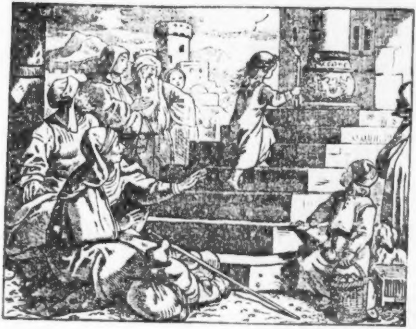
Wie Joachim wieder zu Anna kommt, und wie Maria geboren wird.

Alſo machten ſie ſich denn Beide auf, der Vorſchrift des Engels gemäß, ein Jedes von dem Orte, an welchem ſie ſich eben befanden, und zogen hinauf gen Jeruſalem, und als ſie an den Ort gekommen waren, der ihnen durch die Weiſſagung des Engels bezeichnet worden war, begegneten ſie ſich daſelbſt einander. Und erfreut über ihr beiderſeitiges Geſicht und ſorglos durch die Gewißheit des verheißenen Sprößlings, ſtatteten ſie nun dem Herrn, der die Niedrigen erhöht, ihren ſchuldigen Dank ab. Nachdem ſie ſolchergeſtalt den Herrn angebetet hatten, kehrten ſie nach Hauſe zurück und erwarteten in Gewißheit und Fröhlichkeit die Erfüllung der göttlichen Verheißung. Es empfing alſo Anna und ſie gebar eine Tochter, und gemäß dem Auftrage des Engels nannten die Eltern ihren Namen Maria.

Das 6. Kapitel.

Wie die heilige Jungfrau Maria in den Tempel des Herrn gebracht wird.

Und als nun der Kreislauf von drei Jahren vollendet und die Zeit der Entwöhnung erfüllet war, führten ſie die Jungfrau mit Opfergaben zu dem Tempel des Herrn. Es waren aber um den Tempel herum, gemäß den funfzehn Stufen-Pſalmen funfzehn Stufen zum Hinaufſteigen. Denn weil der Tempel auf einem Berge erbaut war, ſo konnte man zu dem Brandopfer-Altare, welcher ſich außerhalb des Tempels befand, nur durch Stufen gelangen. Auf eine derſelben ſtellten alſo die Eltern die



glückſelige Jungfrau Maria hin, die noch ein kleines Mädchen war. Und während ſie ſelbſt nun die Kleider, welche ſie auf der Reiſe gehabt hatten, auszogen, und ſich nach der Sitte mit feineren und saubereren Kleidungsſtücken verſahen und ſchmückten, ſtieg die Jungfrau des Herrn ohne die Hand eines Menſchen, der ſie geführt und unterſtützend emporgehoben hätte, alle Stufen einzeln hinauf und zwar ſolchergeſtalt, daß man hätte meinen ſollen, es fehle ihr wenigſtens in dieſem Punkte Nichts zu dem vollſtändigen Alter. Schon in dem Kindesalter ſeiner Jungfrau nämlich wollte der Herr etwas Großes wirken, und wie groß ſie in Zukunft werden ſollte, das wollte er durch das Anzeichen dieſes Wunders vorher kund geben. Nachdem alſo die Eltern nach der Gewohnheit des Geſetzes ihr Opfer feierlich vollbracht und ihr Gelübde vollzogen hatten, entließen ſie die Jungfrau unterhalb der Schranken des Tempels bei anderen Jungfrauen, damit ſie ebendaſelbſt erzogen werden ſollte, ſie ſelbſt aber kehrten nach Hauſe zurück.

Das 7. Kapitel.

Wie die heilige Maria dem Herrn ihre Jungfrauſchaft gelobet hat.

Die Jungfrau des Herrn aber nahm mit dem Fortſchreiten des Alters auch mit den Tugenden zu, und nach dem Pſalmiſten konnte man von ihr ſagen: Ihr Vater und ihre Mutter hatte ſie verlaſſen, aber der Herr nahm ſie auf. Denn täglich wurde ſie von den Engeln heimgeſucht, täglich genoß ſie einer göttlichen Erſcheinung, welche ſie vor allem Böſen behütete und beſchirmte, und mit allem Guten gar überflüſſig begabte. Und ſo gelangte ſie denn bis zum vierzehnten Jahre ihres Alters, dergeſtalt, daß nicht allein die Böſen nichts Tadelnswürdiges über ſie erdichten konnten, ſondern auch alle Guten, welche ſie kannten, ihr Leben und ihren Wandel für bewunderungswürdig achteten. Da ließ der Hoheprieſter öffentlich verkündigen, daß die Jungfrauen, welche in dem Tempel öffentlich erzogen und herangebildet würden und dieſe Zeit des Alters erfüllt hätten, nach Hauſe zurückkehren, und gemäß der Sitte ihres Volkes und der Reiſe ihres Alters ſich um die Heirath bemühen ſollten. Während dieſem Befehle die Anderen willig und geneigt Gehorſam geleiſtet hatten, antwortete allein Maria, die Jungfrau des Herrn, daß ſie ſolches nicht thun könnte, und ſprach: ſie für ihre Perſon hätten nicht nur ihre Eltern dem Dienſte des Herrn zu eigen gegeben, ſondern ſie hätte auch überdies ſelbſt noch dem Herrn Jungfrauſchaft gelobt, welche ſie niemals verletzen wollte dadurch, daß ſie einen Mann anſähe nach der Sitte der Vermiſchung. Der Hoheprieſter aber, der in eine Verlegenheit des Herzens verſetzt war, da er weder meinte, daß das Gelübde gegen die Schrift gebrochen werden dürfe, die da ſagt: „Gelobet und haltet,“ noch auch wagte, eine dem Volke ungewohnte Sitte einzuführen, er befahl, daß auf das Feſt, welches bevorſtand, alle die Vornehmſten aus Jeruſalem und den benachbarten Orten zugegen ſein ſollten, damit er durch ihren Rathſchluß wiſſen konnte, was in Bezug auf eine ſo zweifelhafte und bedenkliche Sache zu thun ſein möchte. Als dieſes geſchah, da fanden es Alle insgemein für gut, daß Gott der Herr über dieſe Sache um Rath befragt werden müſſe. Und da ſie nun ſämmtlich im Gebete lagen, trat der Hoheprieſter hinzu, um Gott zu befragen nach der Sitte. Und ohne Verzug, da ſie Alle zuhörten, geſchah eine Stimme von dem Orakel und von dem Orte des Sühnopfers her, nach der Weiſſagung des Jeſaias, man müſſe nachforſchen, wem jene Jungfrau anvertraut und verlobt werden ſollte. Denn es iſt deutlich und ausgemacht, daß Jeſaias ſagt: „Und es wird ausgehen ein Zweig vom Stamme Iſai, und eine Blüthe aus ſeiner Wurzel wird hervorbrechen; und es wird ruhen auf ihr der Geiſt des Herrn, ein Geiſt der Weisheit und der Einſicht, ein Geiſt des Rathes und der Kraft, ein Geiſt der Erkenntniß und der Frömmigkeit, und es wird ihn erfüllen der Geiſt der Furcht des Herrn.“ Nach dieſer prophetiſchen Weiſſagung alſo ließ der Hoheprieſter das Gebot ausgehen, daß alle Männer aus dem Hauſe und der Familie

David's, die heirathsfähig und noch nicht verehelicht wären, ihre Zweige herbeibringen ſollten zu dem Altare, und weſſen Zweig dann nach der Herbeibringung eine Blüthe würde hervorſprießen laſſen, und auf deren Spitze dann der Geiſt des Herrn in der Geſtalt einer Taube ſich niederlaſſen würde, der wäre es eben, dem die Jungfrau anvertraut und verlobt werden ſollte.

Das 8. Kapitel.

Wie die heilige Jungfrau Maria dem Joſeph anvertraut und verlobt wird.

Es war aber unter Anderen auch Joſeph gegenwärtig, ein hochbetagter Mann aus dem Hauſe und der Familie David's; und während ſie nun insgeſammt ihre Zweige der Reihe nach überbrachten, zog er allein den ſeinigen heimlich darunter hinweg. Als in Folge deſſen keine Uebereinſtimmung mit der göttlichen Stimme zum Vorſchein gekommen war, meinte der Hoheprieſter, Gott den Herrn noch einmal um Rath befragen zu müſſen, und dieſer antwortete denn, daß Jener allein unter denen, welche bezeichnet und verordnet waren, ſeinen Zweig nicht herbeigebracht hätte, dem die Jungfrau anvertraut und verlobt werden ſollte. Und ſo wurde denn Joſeph verrathen. Denn als er ſeinen Zweig herbeigebracht, und auf deſſen Spitze eine Taube, die vom Himmel herabkam, ſich niedergelaſſen hatte, da wurde es Allen mit völliger Gewißheit offenbar, daß ihm die Jungfrau würde verlobt werden müſſen. Nachdem alſo das Recht der Heirath der Sitte nach feierlich vollzogen worden war, ging Joſeph ſelbſt zurück in die Stadt Bethlehem, um ſein Haus einzurichten und in Ordnung zu bringen, und die zur Hochzeit nöthigen Dinge zu beſorgen. Maria aber, die Jungfrau des Herrn, kehrte mit ſieben anderen Jungfrauen, die ihre Altersgenoſſen und Milchſchweſtern waren, und die ſie von dem Prieſter empfangen hatte, in das Haus ihrer Eltern nach Galiläa zurück.

Das 9. Kapitel.

Wie der Engel Gabriel der heiligen Jungfrau Maria erſcheint und ihr die Empfängniß und Geburt eines Sohnes verkündigt.

In dieſen Tagen nun, nämlich in der erſten Zeit ihrer Ankunft in Galiläa, wurde der Engel Gabriel von Gott dem Herrn zu ihr geſendet, damit er ihr die vom Herrn ihr zu Theil gewordene Schwangerſchaft erzählen, und ihr ſowohl die Art und Weiſe als die Ordnung der Empfängniß auseinander ſetzen ſollte. Und als derſelbe zu ihr hineintrat, erfüllte er das ganze Gemach, in dem ſie war und wohnte, mit einem gewaltigen Lichtglanze, ſie ſelbſt aber begrüßte er mit großen Freuden und vielen Glückwünſchen, und ſprach zu ihr: „Gegrüßeſt ſeiſt Du, Maria, holdſelige Jungfrau des Herrn, Du Jungfrau voller Gnade; der Herr iſt mit Dir, Du Geſegnete vor allen Weibern, Geſegnete vor allen Menſchen, die bis auf dieſen Tag geboren worden ſind!“ Die Jungfrau aber, welche die Mienen und Geberden der Engel bereits wohl kannte und des himmliſchen Lichtes nicht ungewohnt war, wurde weder durch die Engelserſcheinung erſchreckt, noch auch durch die Größe des Lichtglanzes in Beſtürzung gebracht, ſondern allein bei der Rede des Engels beunruhigt, und ſie fing an zu bedenken, von welcher Art doch jener ſo ungewöhnliche Gruß ſein könnte, oder was er anzeigte, oder welchen Zweck er haben würde. Dieſen Gedanken trat der Engel, dem es vom göttlichen Geiſte eingegeben wurde, entgegen, und ſprach: „Fürchte Dich nicht, Maria! gleichſam als ob ich durch dieſen Gruß Etwas vorwendete, was Deiner Keuſchheit zuwider wäre. Denn Du haſt Gnade gefunden bei dem Herrn, weil Du die Keuſchheit erwählet haſt. Und darum wirſt Du als Jungfrau ohne Sünde empfangen und einen Sohn gebären. Derſelbe wird groß ſein, weil er herrſchen wird von einem Meere bis zum andern, und von dem Waſſer an bis zu den Grenzen des Erdkreiſes. Und er wird heißen ein Sohn des Allerhöchſten, weil er, der auf Erden in Niedrigkeit geboren wird, in Erhabenheit regieret im Himmel. Und Gott der Herr wird ihm geben den Thron David's, ſeines Vaters, und er wird König ſein im Hauſe Jakob's immer und ewiglich, und ſeiner Herrſchaft wird kein Ende ſein. Denn er iſt ein König der Könige, und ein Herr der Herrſcher, und ſein Thron währet bis in die Zeit der Zeiten.“ Gegen dieſe Worte des Engels war die Jungfrau nicht ungläubig; jedoch wollte ſie die Art und Weiſe der Sache wiſſen, und entgegnete ihm deshalb: „Wie kann denn das geſchehen? Denn wenn ich ſelbſt nach meinem Gelübde niemals einen Mann anſehe, wie kann ich denn ohne das Zeugungsmittel des männlichen Samens gebären?“ Darauf ſprach der Engel zu ihr: „Glaube nicht, Maria, daß Du nach menſchlicher Sitte empfangeſt. Denn ohne männliche Vermiſchung, als Jungfrau wirſt Du empfangen, als Jungfrau wirſt Du gebären, als Jungfrau wirſt Du ſäugen. Denn der heilige Geiſt wird über Dich kommen, und die Mannheit des Allerhöchſten wird Dich umſchatten gegen alle Gluthen der Wolluſt. Und darum wird das, was aus Dir wird geboren werden, allein heilig ſein, weil das allein, was ohne Sünde empfangen und geboren iſt, ein Sohn Gottes heißen wird.“ Da breitete Maria ihre Hände aus und hob ihre Augen gen Himmel empor, und ſprach: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn — denn ich bin nicht werth, daß ich eine Herrin heiße — es geſchehe mir, wie Du mir geſagt haſt.“ — (Es würde vielleicht zu lang und Manchen widerlich ſein, wenn wir dieſem Werkchen Alles einfügen wollten, was wir leſen, daß der Geburt vom Herrn theils vorhergegangen, theils unmittelbar nachgefolgt ſei. Deshalb wollen wir dieſes weglaſſen, was in dem Evangelium ausführlicher geſchrieben ſteht, und daran gehen, dasjenige zu erzählen, was man weniger beſchrieben findet.)

Das 10. Kapitel.

Wie Joſeph die heilige Jungfrau Maria als ſein Weib zu ſich nimmt, und wie unſer Herr Jeſus Chriſtus geboren wird.

Joſeph kam alſo von Judäa nach Galiläa und dachte darauf, die ihm verlobte Jungfrau zum Weibe heimzuführen; denn es waren bereits drei Monate verfloſſen, und der vierte ſtand bevor, ſeit der Zeit, wo ſie ihm verlobt worden war. Da unterdeſſen der Leib der ſchwangeren Jungfrau allmälig an Stärke zugenommen hatte, ſo fing ſie an, ſich als eine Schwangere kund zu geben, und dieſes konnte denn auch dem Joſeph nicht verborgen bleiben. Denn da er nach der Sitte eines Bräutigams mit mehr Freiheit zu der Jungfrau hineinging und vertraulicher mit ihr redete, entdeckte er, daß ſie ſchwanger war. Es fing daher in ſeinem Herzen an zu wallen und zu wogen, weil er nicht wußte, was er doch hauptſächlich und vor allen Dingen thun ſollte. Denn dem Geſpötte der Leute wollte er ſie nicht ausſetzen, weil er zu gerecht war; und durch den Verdacht der Hurerei wollte er ſie auch nicht übel berüchtigen, weil er zu fromm war. Daher gedachte er ohne ihr Wiſſen die Ehe aufzulöſen und ſie heimlich zu verlaſſen. Während er aber darüber nachdachte, ſiehe, da erſchien ihm ein Engel des Herrn im Schlafe, der ſprach zu ihm: „Joſeph, Du Sohn David's, fürchte Dich nicht, das heißt, hege nicht den Argwohn der Hurerei gegen die Jungfrau, noch denke etwas Arges von ihr, und fürchte Dich auch nicht, ſie als Dein Weib zu Dir zu nehmen. Denn was in ihr geboren iſt, und jetzt Dein Herz ängſtiget, das iſt nicht das Werk eines Menſchen, ſondern des heiligen Geiſtes. Denn ſie wird unter Allen allein als Jungfrau den Sohn Gottes gebären, und deſſen Namen ſollſt Du Jeſus heißen, das iſt: Erlöſer; denn er wird ſein Volk erlöſen und ſelig machen von ihren Sünden.“ Alſo that Joſeph, wie ihm der Engel befohlen hatte, und nahm die Jungfrau als ſein Weib zu ſich; jedoch erkannte er ſie nicht, ſondern pflegte und überwachte ſie in aller Keuſchheit. Und ſchon ſtand der neunte Monat nach der Empfängniß bevor, als Joſeph ſein Weib nebſt Anderem, was nothwendig war, zu ſich nahm und ſich aufmachte nach der Stadt Bethlehem, woher er ſelbſt war. Es begab ſich aber, als ſie daſelbſt waren, da wurden die Tage erfüllt, daß ſie gebären ſollte, und ſie gebar ihren erſtgebornen Sohn, wie die heiligen Evangeliſten gelehrt und erzählt haben, unſern Herrn Jeſum Chriſtum, der mit dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiſte lebet und als Gott regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die ſchöne, wahrhafte und fromme Geſchichte

von

dem heiligen Greiſe Joſeph,

dem Zimmermann von Nazareth.

Aus dem Arabiſchen neu verdeutſcht.

Sein ganzes Leben betrug hundert und eilf Jahre, und ſein Abſchied von dieſer Welt begab ſich am ſechs und zwanzigſten Tage des Monats Abib, der da entſpricht dem Monat Ab (unſerm Monat Auguſt). Sein Gebet bewahre uns. Amen. Und zwar iſt es unſer Herr Jeſus Chriſtus ſelbſt geweſen, der dieſe Geſchichte erzählt hat ſeinen heiligen Jüngern auf dem Oelberge, ſowie auch Joſeph's ganzes Leiden und die Vollendung ſeiner Tage. Die heiligen Apoſtel aber haben dieſe Unterredung aufbewahrt, und niedergezeichnet hinterlaſſen in der Bücherſammlung zu Jeruſalem. Ihr Gebet bewahre uns. Amen.

Das 1. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus ſeinen Jüngern auf dem Oelberge die Lehre des Evangeliums anvertraut.

Es begab ſich eines Tages, als unſer Heiland, Lehrer, Gott und Herr, Jeſus Chriſtus, zugleich mit ſeinen Jüngern auf dem Oelberge ſaß, und ſie Alle daſelbſt verſammelt waren, daß er zu ihnen ſprach: „O, meine Brüder und Freunde, Söhne des Vaters, der Euch auserwählt hat unter allen Menſchen! Ihr wißt, daß ich Euch öfters erzählt habe, daß ich müſſe gekreuziget werden und ſterben zum Heile Adam's und ſeiner Nachkommenſchaft, und daß ich auferſtehen werde von den Todten. Ich will Euch aber anvertrauen die Lehre des heiligen Evangeliums, das Euch zuvor verkündigt worden iſt, auf daß Ihr es predigen mögt durch die ganze Welt hin. Und ich will Euch ausrüſten mit Kraft von der Höhe, und will Euch erfüllen mit dem heiligen Geiſte. Ihr werdet aber verkündigen allen Völkern Buſe und Vergebung der Sünden. Denn ein einziger Becher Waſſers, wenn ihn ein Menſch gefunden haben wird in der künftigen Zeit, iſt vortrefflicher und größer, als alle Reichthümer dieſer ganzen Welt. Und ein Platz, ſo viel ein einziger Fuß einnehmen kann, in meines Vaters Hauſe, iſt größer und ausgezeichneter, als alle Macht der Erde. Ja eine einzige Stunde in dem fröhlichen Wohnſitze der Frommen iſt glücklicher und koſtbarer, als tauſend Jahre unter den Sündern. Denn ihr Weinen und Trauern wird nicht nachlaſſen, und ihre Thränen werden nicht aufhören, und ſie werden für ſich keinen Troſt noch Ruhe finden jemals zu einer Zeit. Und nun, o, meine ehrenwerthen Glieder, gehet hin, prediget allen Völkern, verkündiget und ſprecht zu ihnen: Wahrlich, der Heiland forſchet fleißig nach der ſchuldigen Erbſchaft, und er iſt der Verwalter der Gerechtigkeit. Und die Engel werden niederſchlagen ihre Feinde, und werden für ſie kämpfen an dem Tage der Noth. Und Gott wird prüfen ein jegliches Wort, das die Menſchen albern und unnütz ſprechen, und ſie werden darüber

Rechenſchaft geben. Denn gleichwie Niemand wird vom Tode ausgeſchloſſen werden, alſo werden auch die Werke eines Jeglichen offenbar werden am Tage des Gerichts, ſie ſeien gleich gut oder böſe. Verkündiget auch dieſes Wort, das ich heute zu Euch geſprochen habe: Ein Starker rühme ſich nicht ſeiner Stärke, und ein Reicher rühme ſich nicht ſeines Reichthums, ſondern wer ſich rühmen will, der rühme ſich im Herrn.

Das 2. Kapitel.

Joſeph's Abſtammung, Beſchäftigung und erſte Ehe.

Es war ein Mann, mit Namen Joſeph, entſproſſen aus dem Bethlehemitiſchen Geſchlechte, aus der Stadt Juda und dem Stamme des Königs David. Eben dieſer Mann, mit Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit wohl ausgerüſtet, wurde zum Prieſter gemacht in dem Tempel des Herrn. Er verſtand außerdem noch das Zimmerhandwerk, und nahm ſich, nach der Sitte aller Menſchen, ein Weib. Er zeugte ſich auch Söhne und Töchter, nämlich vier Söhne und zwei Töchter. Und folgendes ſind ihre Namen: Judas, Juſtus, Jakobus und Simon. Die Namen der beiden Töchter aber waren: Aſſia und Lydia. Endlich ging das Weib Joſeph's, des gerechten Mannes, mit Tode ab, nachdem ſie ſich des göttlichen Ruhmes befleißiget hatte in allen ihren Werken, Joſeph hingegen, jener gerechte Mann, mein Vater dem Fleiſche nach, und der Verlobte der Maria, meiner Mutter, ging ſammt ſeinen Söhnen auf ſein Handwerk, indem er ſich beſchäftigte mit der Zimmermannskunſt.

Das 3. Kapitel.

Wie Maria im Tempel erzogen wird.

Als aber der gerechte Joſeph Wittwer geworden war, hatte Maria, meine geſegnete, heilige und reine Mutter, bereits zwölf

Jahre zurückgelegt. Nämlich als ſie drei Jahre alt war, brachten ſie ihre Eltern im Tempel dar, und ſie blieb in dem Tempel des Herrn neun Jahre. Wie nun die Prieſter ſahen, daß die heilige und gottesfürchtige Jungfrau heranwuchs, beſprachen ſie ſich unter einander, und ſagten: „Laßt uns einen gerechten und frommen Mann ſuchen, dem wir die Maria anvertrauen bis zur Zeit der Heirath, damit ihr nicht, wenn ſie im Tempel bleibt, widerfahre, was den Weibern zu widerfahren pflegt, und wir in dieſer Hinſicht ſündigen, und Gott uns zürne."

Das 4. Kapitel.

Wie der gerechte Joſeph die heilige Jungfrau Maria in ſein Haus aufnimmt.

Daher ſchickten ſie alsbald Boten aus, und riefen zwölf Greiſe zuſammen aus dem Stamme Juda. Und ſie ſchrieben die Namen der zwölf Stämme Israels auf. Es fiel aber das Loos auf den frommen Greis, den gerechten Joſeph. Da antworteten die Prieſter, und ſprachen zu meiner geſegneten Mutter: „Gehe hin mit dem Joſeph, und bleibe bei ihm bis zur Zeit der Heirath." Es nahm alſo der gerechte Joſeph meine Mutter an, und führte ſie hin in ſein Haus. Und es fand Maria Jakobus den Jüngeren in dem Hauſe ſeines Vaters mit zermalmtem Herzen und traurig wegen des Verluſtes ſeiner Mutter, und ſie erzog ihn. Daher iſt Maria genannt worden die Mutter des Jakobus. Darnach ließ Joſeph dieſelbe in ſeinem Hauſe zurück, und ging hin zu der Werkſtatt, wo die Zimmermannskunſt getrieben wurde. Nachdem aber die heilige Jungfrau in deſſen Hauſe zwei Tage zugebracht hatte, ward ihr Alter genau vierzehn Jahre, zugleich mit Einſchluß der Zeit, zu welcher Joſeph dieſelbe aufnahm.

Das 5. Kapitel.

Wie der gerechte Joſeph von ſeinem Handwerke zurückkommt und die Jungfrau Maria ſchwanger findet.

Ich habe aber meine Mutter geliebt mit einer ganz eigenthümlichen Willensneigung, zum Wohlgefallen meines Vaters und nach dem Rathſchluſſe des heiligen Geiſtes. Und ich bin Fleiſch geworden von ihr, durch ein Geheimniß, welches die Faſſungskraft der menſchlichen Vernunft überſchreitet. Aber nachdem von der Empfängniß an drei Monate verfloſſen waren, kehrte der gerechte Mann Joſeph zurück von dem Orte, wo er ſein Handwerk getrieben hatte. Und ſowie er bemerkte, daß die Jungfrau, meine Mutter, ſchwanger war, ward er im Herzen beunruhigt, und gedachte ſie insgeheim zu entlaſſen. Auch war er vor Furcht, Traurigkeit und Herzensangſt an jenem Tage nicht im Stande, weder zu eſſen noch zu trinken.

Das 6. Kapitel.

Wie der Engel Gabriel dem Joſeph im Traume erſcheint.

Um die Mitte des Tages aber erſchien ihm der Fürſt der Engel, der heilige Gabriel, im Traume, verſehen mit einem Auftrage meines Vaters. Und er ſprach zu ihm: „Joſeph, Du Sohn David's, fürchte Dich nicht, Maria, Deine Verlobte, zu Dir zu nehmen. Denn ſie hat empfangen von dem heiligen Geiſte, und wird einen Sohn gebären, deſſen Namen ſoll Jeſus heißen. Dieſer iſt es, der alle Völker regieren wird mit einem eiſernen Scepter.“ Nachdem der Engel dies geſprochen hatte, entfernte er ſich von ihm. Joſeph aber ſtand auf von ſeinem Schlafe und that, wie ihm der Engel des Herrn geſagt hatte. Und Maria blieb bei ihm.

Das 7. Kapitel.

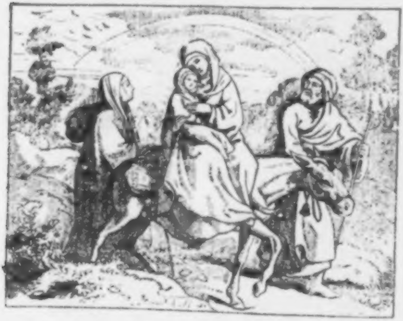
Wie Joſeph mit Maria gen Bethlehem geht zur Schatzung, und wie Jeſus geboren wird.

Nachdem dann einige Zeit verfloſſen war, ging ein Gebot aus von dem Kaiſer und Könige Auguſtus, daß der ganze bewohnbare Erdkreis geſchätzet werden ſollte, ein Jeglicher in ſeiner Stadt. Da machte ſich auch der gerechte und greiſe Joſeph auf, und nahm die Jungfrau Maria mit ſich. Und ſie kamen gen Bethlehem, weil ihre Geburt nahe bevorſtand. Es ſchrieb aber Joſeph ſeinen Namen in das Verzeichniß ein. Denn Joſeph, deſſen Verlobte Maria war, ein Sohn David's, war aus dem Stamme Juda. Und zwar gebar mich Maria, meine Mutter, zu Bethlehem, in einer Höhle, ganz nahe bei dem Grabe der Rahel, der Gemahlin des Stammvaters Jakob, die da war die Mutter Joſeph's und Benjamin's.

Das 8. Kapitel.

Wie Joſeph mit Maria und Jeſu nach Aegypten zieht.

Aber der Satan ging hin, und hinterbrachte dieſes Herodes dem Großen, dem Vater des Archelaus. Und eben dieſer Herodes war es, der dem Johannes, meinem Freunde und Verwandten, den Kopf abhauen ließ. Daher forſchte er fleißig nach mir, indem er meinte, mein Reich würde von dieſer Welt ſein. Aber Joſeph, jener fromme Greis, wurde durch einen Traum an dieſen Umſtand erinnert. Deswegen machte er ſich auf, und nahm Maria,



meine Mutter zu ſich, und ich lag in ihrem Schooße. Auch bot ſich Salome ihnen als Begleiterin auf dem Wege dar. Er reiſte alſo von ſeiner Heimath hinweg, und entfernte ſich nach Aegypten. Und er blieb daſelbſt ein volles Jahr, bis daß der Neid des Herodes vorüber war.

Das 9. Kapitel.

Wie Joſeph mit Maria und Jeſu aus Aegypten nach Nazareth zurückkehrt.

Es ſtarb aber Herodes durch eine ſehr garſtige Todesart, und büßte dadurch die Strafe für das vergoſſene Blut jener

Knaben, die er unbilliger Weiſe aus dem Wege räumen ließ, da doch keine Sünde an ihnen war. Und nachdem nun jenem gottloſen und verruchten Tyrannen Herodes das Lebenslicht verloſchen war, kehrten die Eltern mit Jeſu in das Land Israel zurück. Und ſie wohnten in einer Stadt Galiläa's, die da heißt Nazareth. Joſeph aber nahm die Profeſſion des Zimmerhandwerkes wieder vor, und erwarb ſich ſeinen Lebensunterhalt durch ſeiner Hände Werk und Arbeit. Denn niemals ſuchte er durch fremder Leute Arbeit und Anſtrengung ſeinen Unterhalt umſonſt zu gewinnen, wie einſt das Geſetz Moſis vorgeſchrieben hatte.

Das 10. Kapitel.

Joſeph's Zuſtand im Greiſenalter.

Endlich mit zunehmenden Jahren wurde er ein wohlbetagter Greis. Jedoch litt er an keiner Körperſchwäche, noch ward ſein Geſicht ſchwach, und auch kein Zahn aus ſeinem Munde ging verloren. Auch hinſichtlich ſeines Verſtandes ward er in ſeiner ganzen Alterszeit niemals albern oder kindiſch. Sondern einem Knaben ähnlich, bewies er ſtets in ſeinen Geſchäften jugendliche Friſche und Munterkeit. Und ſeine Glieder blieben unverſehrt, und frei von allem Schmerze. Sein ganzes Leben aber beſtand aus hundert und eilf Jahren, denn ſein Greiſenalter ward gar weit in die Länge gezogen.

Das 11. Kapitel.

Wie Joſeph's ältere Kinder heirathen, und wie Jeſus ſich gegen ſeine Eltern beträgt.

Juſtus aber und Simeon, die älteren Söhne Joſeph's, nahmen ſich Weiber, und gingen hinweg in ihre eigenen Familien.

Auf gleiche Weiſe heiratheten die beiden Töchter, und entfernten ſich in ihre eigenen Häuſer. Aber im Hauſe Joſeph's blieben zurück Juda und Jakobus der Jüngere, ſowie auch meine Mutter, die Jungfrau. Ueberdies bin auch ich ſammt Jenen ebendaſelbſt geblieben, nicht anders, als wenn ich einer von ſeinen Söhnen geweſen wäre. Ich habe aber mein ganzes Alter hingebracht ohne Schuld. Die Maria nannte ich meine Mutter, und den Joſeph meinen Vater, und ich war ihnen gehorſam in Allem, was ſie ſagten. Auch habe ich ihnen niemals widerſtrebt, ſondern habe ihnen allezeit gewillfahrt, wie es die übrigen Menſchen zu thun pflegen, welche die Erde hervorbringt. So habe ich ſie auch an keinem Tage zum Zorne gereizt, noch ihnen irgend ein hartes Wort oder Antwort entgegengeſetzt. Im Gegentheil, ich bin ihnen mit großer Liebe gefolgt, und habe ſie gehalten wie meinen Augapfel.

Das 12. Kapitel.

Wie ein Engel des Herrn dem Joſeph die Nähe ſeines Todes verkündiget, und wie Joſeph gen Jeruſalem in den Tempel geht.

Nach dieſem begab es ſich, daß der Tod jenes frommen Greiſes, Joſeph's, herannahte, nach der Sitte der übrigen Menſchen, die dieſer Erde ihren Urſprung verdanken. Und als ſein Leib ſich zum Untergange neigte, da zeigte ihm ein Engel des Herrn an, daß ſeine Todesſtunde nun bevorſtehe. Daher befiel ihn große Furcht und eine gewaltige Verwirrung ſeiner Seele. Er machte ſich aber auf, und ging hin gen Jeruſalem. Und als er eingetreten war in den Tempel des Herrn, ergoß er ſich daſelbſt vor dem Heiligthume in Gebeten und ſprach:

Das 13. Kapitel.

Joſeph's Gebet in dem Tempel des Herrn.

„O Gott, der du der Urheber alles Troſtes biſt, der Gott aller Barmherzigkeit, und der Herr des ganzen Menſchengeſchlechtes, Gott — ſage ich — meiner Seele, meines Geiſtes und meines Leibes. Ich verehre dich in Demuth, o mein Herr und mein Gott. Wenn meine Tage ſchon vollendet ſind, und die Zeit da iſt, daß ich abſcheiden muß von dieſer Welt, ſo ſende mir doch — ich bitte dich — den großen Michael, den Fürſten deiner heiligen Engel. Und er möge bei mir bleiben, auf daß meine arme Seele aus dieſem jammervollen Leibe abſcheide zu dieſer Zeit ohne Beſchwerde, ohne Schrecken und ohne Ungeduld. Denn eine gewaltige Furcht und eine heftige Traurigkeit bemächtigt ſich aller Leiber an ihrem Todestage, ſei es ein Mann, oder ein Weib, ein reißendes, oder ein wildes Thier, auch Alles, was auf dem Erdboden kriecht, oder in der Luft fliegt. Mit einem Worte, alle Geſchöpfe, die unter dem Himmel ſind, und denen ein lebendiger Odem innewohnt, werden von Schauder ergriffen, und von großer Furcht und gewaltiger Mattigkeit, wenn ihre Seelen von den Leibern ſcheiden. Jetzt alſo, o mein Herr und mein Gott, möge dein heiliger Engel mit ſeinem Beiſtande meiner Seele und meinem Leibe nahe ſein, bis daß ſie ſich von einander getrennt haben. Und es möge nicht von mir abgewendet ſein das Antlitz des Engels, der mir zur Obſicht gleich von dem Tage meiner Bildung an bezeichnet war; ſondern er möge ſich mir erweiſen als Reiſegefährten, bis daß er mich zu dir geführt haben wird. Sein Antlitz möge mir anmuthig und heiter ſein, und er möge mich in Frieden geleiten. Geſtatte aber nicht, daß die böſen Geiſter, fürchterlich vom Anblick, zu mir treten auf dem Wege, den ich gehen ſoll, bis ich glücklich zu dir gelange. Laß auch nicht zu, daß die Pförtner meine Seele verhindern am Eingange in das Paradies; noch mögeſt du mich, bei der Aufdeckung meiner Vergehen, dem Schimpfe ausſetzen vor deinem ſchrecklichen Richterſtuhle. Auch mögen die

Löwen nicht auf mich ſtürzen, noch die Fluthen des Feuermeeres — denn dieſes muß jede Seele durchwandern — meine Seele eher verſenken, als bis ich den Ruhm deiner Göttlichkeit angeſchaut haben werde. O Gott, du gerechteſter Richter, der du in Gerechtigkeit und Billigkeit die Sterblichen richten, und einem Jeglichen vergelten willſt nach ſeinen Werken; o mein Herr und mein Gott, ich bitte dich, ſtehe mir doch bei mit deiner Barmherzigkeit, und erleuchte meinen Weg, daß ich zu dir gelange. Denn du biſt die Quelle, die da überfließt von allen Gütern, und der Ruhm in Ewigkeit. Amen.“

Das 14. Kapitel.

Joſeph's ganzes Lebensalter.

Darnach begab es ſich, als er in ſein Haus in der Stadt Nazareth zurückgekehrt war, daß er von einer Krankheit befallen, und an das Bette gefeſſelt wurde. Und dies war jene Zeit, wo er der Natur ſeine Schuld abgetragen hat, ſowie es beſtimmt iſt allen Menſchen. Er ward ſchwer geplagt durch dieſe Krankheit, und er war vom Anfange ſeiner Geburt an noch niemals ſo krank geweſen wie in der Gegenwart. Und folgendermaßen hat es wenigſtens dem Herrn Chriſtus gefallen, die Verhältniſſe des gerechten Joſeph in einer gewiſſen Ordnung darzulegen. Vierzig Jahre lebte er, bevor er eine Ehe einging. Darnach blieb ſein Weib unter ſeinem Schutze neun und vierzig Jahre, nach deren Verlauf ſie geſtorben iſt. Ein Jahr nach deren Tode aber ward dem Joſeph meine reine und heilige Mutter, Maria, von den Prieſtern anvertraut, damit er dieſelbe beſchirmen möchte bis zur Zeit ihrer Heirath. Zwei Jahre verbrachte ſie in ſeinem Hauſe, in denen nichts Bemerkenswerthes vorfiel. Aber im dritten Jahre ihres Aufenthaltes beim Joſeph, im funfzehnten Jahre ihres

Alters, gebar ſie mich auf Erden durch ein Geheimniß, welches keine Kreatur durchdringen noch faſſen kann, außer ich und mein Vater, und der heilige Geiſt, der mit mir ein und daſſelbe Weſen hat.

Das 15. Kapitel.

Joſeph's Krankheitszuſtand.

Und ſo umfaßte denn das ganze Lebensalter meines Vaters, jenes gerechten Greiſes, hundert und eilf Jahre, da es mein himmliſcher Vater alſo verordnet hatte. Und der Tag, an welchem ſeine Seele den Leib verlaſſen hat, war der ſechs und zwanzigſte des Monats Abib. Denn ſchon fing das ausgeſuchte Gold an, den Glanz zu verlieren, und das Silber begann durch den Gebrauch abgerieben zu werden, ſeine Einſicht verſtehe ich darunter und ſeine Wiſſenſchaft. Auch Speiſe und Trank verſchmähte er, und er ließ nach in der Kunde der Zimmermannskunſt, und nahm auf ſelbige gar keine Rückſicht mehr. Da begab es ſich denn am frühen Morgen des ſechs und zwanzigſten Tages des Monats Abib, daß die Seele des gerechten greiſen Joſeph, während er in ſeinem Bette darnieder lag, unruhig wurde. Darum öffnete er ſeinen Mund, ſchöpfte tiefen Athem, und ſchlug ſeine Hände gegen einander zuſammen. Und mit lauter Stimme rief er aus und ſprach auf folgende Weiſe:

Das 16. Kapitel.

Joſeph's Weheruf in ſeiner Todesſtunde.

„Wehe über den Tag, an dem ich bin zur Welt geboren worden! Wehe über den Leib, der mich getragen hat! Wehe über die Eingeweide, die mich haben zukommen laſſen! Wehe über die Brüſte, die mich geſäuget haben! Wehe über die Füße, auf denen ich ſitzend geruht habe! Wehe über die Hände, die mich geleitet haben, bis daß ich herangewachſen war! Denn ich bin aus ſündlichem Samen gezeuget, und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen. Wehe über meine Zunge und meine Lippen, die da vorgebracht und geredet haben Eitelkeit, Mißgunſt, Lüge, Unwiſſenheit, Verhöhnung, Erdichtung, Verſchlagenheit und Verſpottung! Wehe über meine Augen, die Aergerniß geſehen haben! Wehe über meine Ohren, die ſich ergötzt haben an den Reden der Verleumder! Wehe über meine Hände, die an ſich geriſſen haben, was mir nicht mit Recht gehörte! Wehe über meinen Bauch und Magen, die nach verbotenen Speiſen begehrt haben! Wehe über meine Kehle, die, dem Feuer gleich, Alles verſchlungen hat, was ſie fand! Wehe über meine Füße, die oftmals auf Wegen gegangen ſind, die Gott nicht wohlgefielen! Wehe über meinen Leib und wehe über meine traurige Seele, die bereits von Gott, ihrem Schöpfer, abgewendet war! Was ſoll ich thun, wenn ich an jenen Ort kommen werde, wo ich mich ſtellen muß vor dem gerechteſten Richter, und er mich überführen und tadeln wird um der Werke willen, die ich in meiner Jugend aufgehäuft habe? Wehe jedem Menſchen, der in ſeinen Sünden ſtirbt! Wahrlich, eben jene erſchreckliche Stunde, die meinem Vater Jakob begegnet iſt, als ſeine Seele aus dem Leibe entfloh, ſiehe! ſie ſteht mir jetzt bevor! O, wie elend bin ich heute und des Bejammerns würdig! Aber Gott allein iſt der Lenker meiner Seele und meines Leibes, er wird auch nach Belieben mit ihnen handeln.“

Das 17. Kapitel.

Wie Joſeph den Herrn Jeſus um Verſöhnung bittet, wegen der Beleidigung, die er ſeiner Mutter Maria angethan hat.

Dies ſind die Worte, die Joſeph, jener gerechte Greis, geſprochen hat. Als ich aber bei ihm eingetreten war, fand ich ſeine

Seele heftig bewegt; denn er war in große Angſt verſetzt. Un ich ſprach zu ihm: „Gegrüßet ſeiſt Du, mein Vater Joſeph Du gerechter Mann; wie befindeſt Du Dich?“ Er aber antwortete mir: „Sei vielmals gegrüßt, o mein geliebtes Söhnlein Todesſchmerz und Todesfurcht haben mich bereits umgeben; abe ſobald als ich Deine Stimme gehört habe, iſt meine Seele wiede ruhig geworden. O, Jeſus von Nazareth! Jeſus, mein Erretter Jeſus, Du Befreier meiner Seele! Jeſus, mein Beſchützer Jeſus, o du ſüßer Name in meinem Munde, du ſüßeſter Nam aller lebendigen Weſen! Auge, das du ſiehſt, und Ohr, das d höreſt, erhöre mich! Ich, Dein Knecht, verehre Dich heute i tiefſter Demuth, und gieße vor Dir meine Thränen aus. Du biſ durchaus mein Gott, Du biſt mein Herr, wie mir der Engel ga oft verkündigt hat, vornehmlich aber an jenem Tage, wo mei Herz ſtürmte in verkehrten Gedanken um der reinen und geſegnete Maria willen, die da ſchwanger war, und die ich heimlich z verlaſſen gedachte. Während ich aber darüber nachdachte, ſiehe da erſchienen mir im Schlafe die Engel des Herrn durch ein wunderbares Geheimniß, die ſprachen zu mir: O Joſeph, Du Soh David's, fürchte Dich nicht, Maria, Deine Verlobte, zu Dir [illegible] nehmen, und betrübe Dich nicht, noch rede auch unanſtändig Worte über ihre Empfängniß; denn ſie iſt ſchwanger von de heiligen Geiſte, und wird einen Sohn gebären, deſſen Name ſol Jeſus heißen, denn er wird ſein Volk ſelig machen von ihre Sünden. Doch mögeſt Du mir deswegen nicht übel wollen, o Herr; denn ich wußte nicht das Geheimniß Deiner Geburt. Ich erinnere mich auch noch, mein Herr, jenes Tages, als jene Knabe durch den Biß der Schlange getödtet wurde. Es wollten Dich aber ſeine Angehörigen dem Herodes überliefern, indem ſi ſagten, Du hätteſt ihn umgebracht. Aber Du haſt ihn wieder auferweckt von den Todten, und ihn den Seinigen wiedergegeben. Da bin ich hinzugetreten, habe Deine Hand ergriffen und geſagt: Mein Sohn, ſieh' Dich vor. Aber Du haſt mir geantwortet: Biſt Du denn nicht mein Vater nach dem Fleiſche? ich will Dich lehren, wer ich bin. Jetzt alſo, o mein Herr und mein Gott, zürne mir nicht, noch verdamme mich um jener Stunde willen.

Ich bin Dein Knecht und der Sohn Deiner Magd. Du aber biſt mein Herr, mein Gott und mein Heiland, wahrhaftig der Sohn Gottes.

Das 18. Kapitel.

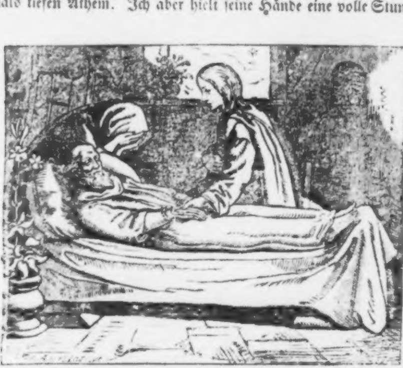
Jeſu Geſpräch mit ſeiner Mutter Maria über den Tod.

Nachdem mein Vater Joſeph dieſe Worte geſprochen hatte, konnte er nicht mehr weinen. Und ich ſah, daß der Tod bereits über ihn herrſchte. Es ſtand aber meine Mutter auf, die unverletzte Jungfrau, die trat zu mir und ſprach: „O, mein geliebter Sohn, jetzt eben ſtirbt dieſer fromme Greis, Joſeph.“ Und ich antwortete ihr: „O, meine allerliebſte Mutter, wahrlich auf allen Geſchöpfen, die in dieſer Welt erzeugt werden, liegt dieſelbe Nothwendigkeit zu ſterben, denn der Tod behauptet ſein Recht über das ganze Menſchengeſchlecht. Auch Dir, o meine jungfräuliche Mutter, ſteht daſſelbe Lebensende, wie den übrigen Sterblichen, zu erwarten. Jedoch iſt Dein Tod, ſowie auch der Tod dieſes frommen Greiſes, nicht ein Tod, ſondern ein Leben, das da währet in Ewigkeit. Ja, auch ich muß ſterben, was den Leib anlangt, den ich von Dir empfangen habe. Aber ſtehe auf, o meine verehrungswürdige Mutter, gehe hin und tritt ein zu Joſeph, dem geſegneten Greiſe, damit Du ſiehſt, was ſich ereignet, wenn ſeine Seele emporſteigt aus dem Leibe.“

Das 19. Kapitel.

Wie Joſeph, dem Tode nahe, dem Herrn Jeſus ein Zeichen giebt, bei ihm zu bleiben.

Es ging alſo Maria, meine reine Mutter, hin und trat ein zu dem Orte, wo Joſeph war. Und ich ſetzte mich zu ſeinen Füßen, und blickte ihn an. Die Zeichen des Todes aber erſchienen bereits auf ſeinem Angeſichte. Jener geſegnete Greis hingegen erhob ſein Haupt, und ſchaute mit unverwandten Augen auf mein Antlitz. Jedoch hatte er nicht mehr die Kraft, mich anzureden, um des Todesſchmerzes willen, der ihn umringt hielt; indeß holte er oftmals tiefen Athem. Ich aber hielt ſeine Hände eine volle Stunde lang. Und er wendete ſein Angeſicht auf mich, und gab mir ein Zeichen, daß ich ihn nicht verlaſſen ſollte. Nachdem ich darauf meine Hand auf ſeine Bruſt gelegt hatte, bemerkte ich, daß ſeine Seele, bereits dem Halſe nahe, ſich zum Abſchiede bereitete von ihrem bisherigen Wohnplatze.



Das 20. Kapitel.

Wie am Sterbebette des frommen Joſeph ſich alle ſeine Kinder verſammeln.

Als aber meine jungfräuliche Mutter erblickte, daß ich ſeinen Leib berührte, berührte auch ſie ſeine Füße. Und da ſie dieſelben bereits erſtorben und der Wärme beraubt fand, ſprach ſie zu mir: „O, mein geliebter Sohn, wahrlich, ſeine Füße fangen bereits an, zu erkalten, und ſie ahmen die Kälte des Schnees nach.“ Daher rief ſie ſeine Söhne und Töchter zuſammen, und ſprach zu ihnen: „Kommet her, ſo viele Ihr deren ſeid, und tretet zu Eurem Vater, denn er hat nun gewißlich ſein Lebensende erreicht.“ Da antwortete Aſſia, die Tochter Joſeph's und ſprach: „Wehe mir, o meine Brüder, wahrlich das iſt dieſelbe tödtliche Krankheit, wie die meiner geliebten Mutter war.“ Sie ſeufzte aber und weinte, und zugleich mit ihr klagten und jammerten alle übrigen Kinder Joſeph's. Auch ich und meine Mutter Maria flehten und weinten mit ihnen.

Das 21. Kapitel.

Wie der Tod mit ſeinen Begleitern ſich dem frommen Joſeph naht, und wie der Herr Jeſus dieſelben zurücktreibt.

Als ich aber meine Augen nach der Mittagsgegend hinwendete, da ſah ich den Tod bereits herankommen, und mit ihm die ganze Hölle, begleitet von ihrem Heere und ihren Trabanten. Und ihre Kleider, Blicke und Münder ſtrömten Feuer aus. Wie mein Vater Joſeph dieſe gerade auf ſich zukommen ſah, gingen ſeine Augen in Thränen über. Und in demſelbigen Augenblicke ſeufzte er auf eine wunderbare Weiſe. Als ich daher die Heftigkeit ſeiner Athemzüge ſah, trieb ich den Tod zurück, und den ganzen Schwarm ſeiner Diener, der ihn begleitete. Und ich rief meinen guten Vater an, und ſprach:

Das 22. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus zu Gott betet für den frommen Joſeph.

„O, Vater aller Sanftmuth, Auge, das du ſiehſt, un Ohr, das du höreſt! Erhöre mein demüthiges Gebet und mein Bitten für den greiſen Joſeph. Und ſende den Michael, den Fürſ deiner Engel, und den Gabriel, den Herold und Diener de Lichtes, und das ganze Licht deiner Engel. Und ihre ganze Reih möge ziehen mit der Seele meines Vaters Joſeph, bis daß ſie dieſelbe zu dir geführt haben; dies iſt die Stunde, in der mein Vate der Barmherzigkeit bedarf." Ich ſage Euch aber, daß alle Heiligen, ja alle Menſchen, ſo viele deren in der Welt geboren werden ſie ſeien gerecht, oder böſe, nothwendig den Tod ſchmecken müſſen

Das 23. Kapitel.

Wie der fromme Joſeph verſcheidet.

Da kamen denn Michael und Gabriel zu der Seele meine Vaters Joſeph. Und ſie nahmen dieſelbe auf, und hüllten ſie ei in eine leuchtende Hülle. Und er gab ſeinen Geiſt auf in di Hände meines guten Vaters, und derſelbige verlieh ihm Frieden Aber es wußte noch keines von ſeinen Kindern, daß er entſchlafe war. Die Engel aber bewahrten ſeine Seele vor den Geiſtern de Finſterniß, die auf dem Wege waren. Und ſie lobten Gott, bi daß ſie dieſelbe hingeführt hatten zu dem Wohnſitze der Frommen

Das 24. Kapitel.

Wie des frommen Joſeph's Kinder ihres Vaters Tod beklagen.

Sein Leib aber lag ausgeſtreckt und blutlos da. Deshalb legte ich meine Hand auf ſeine Augen, und drückte dieſelben zu, und ſchloß ihm ſeinen Mund, und ſprach zu der Jungfrau Maria: „O, meine Mutter, wo iſt doch ſeine Kunſt, die er die ganze Zeit hindurch, ſo lange er in dieſer Welt gelebt, getrieben hat? Siehe, ſie iſt nun untergegangen, und iſt geworden, als wenn ſie niemals da geweſen wäre.“ Als ſeine Kinder mich dieſes mit meiner Mutter, der reinen Jungfrau, ſprechen hörten, erkannten ſie, daß er bereits verſchieden ſei, und fingen nun an, mit untermiſchten Thränen zu klagen. Ich aber ſprach zu ihnen: „Wahrlich, der Tod Eures Vaters iſt nicht ein Tod, ſondern ein ewiges Leben. Denn befreit von den Mühſeligkeiten und Leiden dieſer Zeit, iſt er übergegangen zu einer beſtändigen und ewig währenden Ruhe.“ Als ſie dieſes hörten, zerriſſen ſie ihre Kleider und weinten.

Das 25. Kapitel.

Wie die Bewohner von Nazareth zu dem Leichname des frommen Joſeph herbeikommen.

Und als nun die Einwohner der Stadt Nazareth und des ganzen Landes Galiläa ihre Trauer erfuhren, ſtrömten ſie zu ihnen zuſammen. Und ſie weinten von der dritten Stunde des Tages an bis zur neunten. In der neunten Stunde aber gingen ſie Alle zuſammen hin zu Joſeph's Schlafgemach. Und ſie hoben ſeinen Leib auf, nachdem ſie ihn mit erhabenen Salben balſamirt hatten. Ich aber betete zu meinem Vater mit dem Gebete der Himmliſchen. Das iſt nämlich eben jenes, welches ich mit meiner eigenen Hand aufgeſchrieben habe, ehe ich noch getragen wurde in dem Leibe der Jungfrau Maria, meiner Mutter. Sobald ich aber daſſelbe vollendet, und Amen geſagt hatte, trat eine große Menge Engel hinzu. Und zweien von ihnen gab ich den Auftrag, daß ſie ein leuchtendes Gewand ausbreiten, und den Leib des geſegneten Greiſes Joſeph einwickeln ſollten.

Das 26. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus das Andenken des frommen Joſeph geweihet wiſſen will.

Darauf redete ich den Joſeph an und ſprach: „Nicht wird der Todesgeruch noch Moder über Dich herrſchen, noch wird jemals ein Wurm aus Deinem Leibe hervorgehen. Es wird nicht zerbrochen werden von ihm auch nur ein einziges Glied, noch wird ein Haar auf Deinem Haupte verändert werden; und nicht das Geringſte von Deinem Leibe wird verloren gehen, o mein Vater Joſeph, ſondern er wird bleiben unverſehrt und unverdorben bis zu dem tauſendjährigen Gaſtmahle. Und welcher von den Sterblichen die Darbringung eines Opfers beſorgen wird an Deinem Gedächtnißtage, den will ich ſegnen, und will es ihm vergelten in der Verſammlung der Jungfrauen. Und welcher den Elenden, Armen, Wittwen und Waiſen von ſeiner Hände Arbeit Speiſe geben wird an dem Tage, an welchem Dein Andenken gefeiert wird, und zwar in Deinem Namen, dem wird es an Gütern nicht mangeln alle Tage ſeines Lebens. Wer auch nur einen Becher Waſſers oder Weines zu trinken darreichen wird einer Wittwe oder einem Waiſen in Deinem Namen, den will ich Dir geben, daß Du mit ihm eingeheſt zu dem tauſendjährigen Gaſtmahle. Und jeder Menſch, der für die Darbringung eines Opfers ſorgen wird an Deinem Erinnerungstage, den will ich ſegnen, und will ihm Vergeltung gewähren in der Gemeine der Jungfrauen. Ich will ihm, ſage ich, für das Eine dreißig-, ſechzig-

und hundertfältig wiedergeben. Und wer die Geſchichte Deines Lebens beſchreiben wird, ſowie Deiner Arbeit, Deines Leidens und Abſchiedes von dieſer Welt, dazu auch dieſe Rede, die ich mit meinem eignen Munde vorgetragen habe, den will ich Deinem Schutze anvertrauen, ſo lange er in dieſem Leben weilen und wandeln wird. Wenn aber alsdann ſeine Seele von dem Leibe ſcheiden wird, und er nun dieſe Welt verlaſſen muß, ſo will ich ſein Schuldbuch verbrennen, und will ihn mit keiner Strafe peinigen am Tage des Gerichts. Sondern er ſoll überſetzen über das Feuermeer, und ohne Beſchwerde und Schmerz daſſelbe durchſchreiten. Das iſt es, was jedem dürftigen Menſchen obliegt, der Nichts von dem leiſten kann, was ich ſo eben erwähnt habe: er ſoll unfehlbar, wenn ihm ein Sohn geboren wird, ſeinen Namen Joſeph nennen. So wird dann nicht Statt finden in jenem Hauſe irgend ein Mangel, noch ein plötzlicher Tod ewiglich.“

Das 27. Kapitel.

Wie die Vornehmſten der Stadt den frommen Joſeph zu dem Grabe ſeiner Väter tragen.

Darnach verſammelten ſich die Vornehmſten der Stadt an dem Orte, wo der Leib des geſegneten Greiſes Joſeph hingelegt war. Und ſie brachten Todtengewänder mit ſich, und wollten ihn in dieſelben einhüllen nach der Gewohnheit, mit welcher die Juden ihre Leichname beizuſetzen pflegen. Aber ſie fanden ihn ſein leinenes Kleid haltend, gleichſam als wäre es feſt angebunden; denn es hing ſo feſt an ſeinem Leibe, daß, als ſie es ihm auszuziehen wünſchten, es erfunden wurde wie Eiſen, unbeweglich und unauflöslich. Auch konnten ſie an jenem Gewande keine Enden finden, ein Umſtand, der ihnen die größte Verwunderung einflößte. Endlich trugen ſie ihn heraus an den Ort, wo eine Höhle gelegen war, und ſie öffneten die Thür, damit ſie ſeinen Leib begraben möchten unter den Leibern ſeiner Väter. Da kam mir jener Tag in die Seele, an welchem er mit mir nach Aegypten zog, und jene ſo große Beſchwerde, die er um meinetwillen ertragen hatte. Deshalb habe ich ſeinen Tod lange Zeit beweint, und indem ich mich über ſeinen Leib beugte, ſagte ich:

Das 28. Kapitel.

Chriſti Rede über den Tod bei dem Leichname des frommen Joſeph.

„O Tod, der du alle Wiſſenſchaft verſchwinden läſſeſt, und ſo viele Thränen und Seufzer hervorrufſt, gewißlich iſt es Gott ſelbſt, mein Vater, der dir ſolche Macht zugeſtanden hat. Denn um der Uebertretung Adam's und ſeines Weibes, der Eva willen gehen alle Menſchen unter, und es verſchont der Tod auch nicht einen Einzigen. Niemandem jedoch begegnet Etwas oder wird Etwas angethan ohne den Auftrag meines Vaters. Allerdings hat es Menſchen gegeben, die ihr Leben hingezogen haben bis zu neunhundert Jahren; dennoch ſind ſie geſtorben. Ja, mögen Manche von ihnen auch noch länger gelebt haben, nichtsdeſtoweniger haben ſie zuletzt demſelben Schickſale unterlegen, und Keiner von ihnen hat jemals geſagt: Ich habe den Tod nicht geſchmeckt. Denn der Herr fügt niemals dieſelbige Strafe zu, außer einmal, wenn es meinem Vater gefallen hat, ſie einem Menſchen aufzulegen. Und in demſelbigen Augenblicke, wo der Tod hervortritt und den Auftrag vom Himmel zu ſich herabſteigen ſieht, ſpricht er: Ich will hervorgehen gegen jenen Menſchen, und will eine gewaltige Bewegung hervorbringen. Dann geſchieht ohne Verzug ein Angriff auf die Seele, und es herrſcht der Tod über ſie, der nach ſeiner Willkür mit ihr handelt. Denn um deß willen, daß Adam nicht gethan hat den Willen meines Vaters, ſondern deſſen Auftrag überſchritten hat, iſt mein Vater gegen ihn zum Zorn gereizt worden, und hat ihn dem Tode zugeſprochen, und auf dieſe Weiſe iſt der Tod in die Welt gekommen. Wenn nun Adam den Befehl meines Vaters beobachtet hätte, ſo wäre der Tod ihm niemals widerfahren. Meinſt Du etwa nicht, daß ich meinen guten Vater bitten könnte, er möge mir einen feurigen Wagen ſenden, der den Leib meines Vaters Joſeph aufnehme, und ihn hinüber trage an den Ort der Ruhe, damit er wohne bei den Geiſtigen? Aber um der Uebertretung Adam's willen iſt jene Mühſeligkeit und Heftigkeit des Todes herabgeſtiegen auf das ganze Menſchengeſchlecht. Und das iſt die Urſache, warum ich ſterben muß dem Fleiſche nach, freilich für mein Werk oder für die Menſchen, die ich geſchaffen habe, damit ſie Gnade erlangen."

Das 29. Kapitel.

Wie der fromme Joſeph zur Erde beſtattet wird.

Nachdem ich dieſes geſprochen hatte, umfaßte ich den Leib meines Vaters Joſeph, und weinte über demſelben. Die Uebrigen aber öffneten die Thür des Grabes, und legten ſeinen Leib in demſelben bei neben dem Leibe ſeines Vaters Jakob. Zu der Zeit aber, wo er entſchlief, hatte er gerade hundert und eilf Jahre zurückgelegt. Es hat ihm niemals ein Zahn in ſeinem Munde wehe gethan, noch war die Schärfe ſeiner Augen ſtumpf geworden; auch war ſeine Geſtalt nicht gekrümmt, und ſeine Kräfte hatten nicht abgenommen. Sondern er arbeitete auf dem Zimmerhandwerke bis zum letzten Tage ſeines Lebens. Und dieſer Tag war der ſechs und zwanzigſte des Monats Abib.

Das 30. Kapitel.

Wie die Apoſtel ſich wundern, daß der fromme Joſeph geſtorben, und n
gleich Henoch und Elias, unſterblich iſt.

Wir Apoſtel aber, als wir dieſes von unſerm Heiland hört
ſtanden fröhlich auf, neigten unſern Leib und bezeigten ihm un
Ehrerbietung und ſprachen: „O, unſer Heiland, verleihe
Deine Gnade; jetzt haben wir Worte des Lebens gehört.
wundern uns jedoch, o unſer Heiland, über das Schickſal
Henoch und Elias, daß dieſelben doch unfehlbar keinem T
unterworfen geweſen ſind. Denn ſie bewohnen den Sitz der
rechten bis auf den gegenwärtigen Tag, und ihre Leiber haben
Verweſung nicht geſehen. Aber jener Greis Joſeph, der Zimm
mann, war doch Dein Vater dem Fleiſche nach. Du haſt
aber befohlen, daß wir ſollen hingehen durch die ganze Welt,
das heilige Evangelium predigen; und haſt geſagt: Verkünd
ihnen auch den Tod meines Vaters Joſeph, und feiert ihm ei
feſtlichen und heiligen Tag durch eine alljährliche Feierlich
Wer aber Etwas vermindern ſollte an dieſer Rede, oder ihr Et
hinzufügen wird, der ſündiget. Wir wundern uns wahrhaf
daß Joſeph von jenem Tage an, wo Du geboren worden biſ
Bethlehem, Dich ſeinen Sohn genannt hat dem Fleiſche na
Warum haſt Du ihn alſo, gleichwie Henoch und Elias ſi
nicht unſterblich gemacht? Und doch ſagſt Du, er ſei ger
geweſen und auserwählt.“

Das 31. Kapitel.

Wie Chriſtus ſeinen Jüngern auseinanderſetzt, daß Henoch und Elias wi
in die Welt kommen und ſterben müſſen.

Es antwortete aber unſer Heiland und ſprach: „
Weiſſagung meines Vaters iſt nun vollendet, die geſchehen iſt i

Adam wegen ſeines Ungehorſams. Und Alles wird nach dem Wink und Willen meines Vaters angeordnet und verfügt. Denn wenn ein Menſch den Auftrag meines Vaters unterläßt, und nach den Werken des Teufels trachtet, indem er Sünde begeht, ſo wird ſein Lebensalter in die Länge gezogen. Zu dem Zwecke nämlich wird er am Leben erhalten, damit er vielleicht Buße thue, und erwäge, daß er müſſe überliefert werden in die Hände des Todes. Wenn nun Jemand eifrig ſein ſollte in guten Werken, ſo wird auch ihm die Lebenszeit verlängert, damit, wenn der Ruf ſeines hohen Alters ſich verbreitet, die rechtſchaffenen Menſchen ihm nachahmen. Wo Ihr aber einen Menſchen ſehet, deſſen Herr ſchnell iſt zum Zorn, ſo werden allerdings ſeine Tage abgekürzt; denn dieſe ſind es, die in der Blüthe ihres Alters dahingerafft werden. Und ſo muß denn alle Weiſſagung, die mein Vater den Menſchenkindern zuvor verkündiget hat, in einer jeglichen Sache erfüllt werden. Was aber den Henoch und Elias anbelangt, wie ſie bis auf dieſen Tag lebendig beſtehen, indem ſie dieſelben Leiber behalten, mit denen ſie geboren worden ſind, und was meinen Vater Joſeph betrifft, welchem nicht gleicherweiſe, wie Jenen, das Verharren in ſeinem Leibe zu Theil geworden iſt: ſo wird ein Menſch, wenn er auch viele Jahrtauſende in der Welt gelebt haben ſollte, dennoch einmal gezwungen, das Leben mit dem Tode zu vertauſchen. Und ich ſage Euch, o meine Brüder, daß ſelbſt Henoch und Elias gegen das Ende der Zeiten hin wieder in die Welt zurückkehren, und ſterben müſſen, unfehlbar an dem Tage der Bewegung, des Schreckens, der Angſt und der Trübſal. Denn der Antichriſt wird vier Leiber tödten, und ihr Blut ausgießen nach Art des Waſſers um des Schimpfes willen, welchem ſie ihn ausſetzen wollen, und der Schande halber, mit welcher ſie ihn, nach der Offenbarung ſeiner Gottloſigkeit, bei ihrem Leben brandmarken werden."

Das 32. Kapitel.

Schluß.

Und wir ſprachen: „O, unſer Herr, unſer Gott und Hei
land! Wer ſind denn jene Vier, von denen Du geſagt haſt, da
ſie der Antichriſt werde aus dem Wege räumen um ihres Vor
wurfs willen?“ Da antwortete der Heiland: „Jene ſind
Henoch, Elias, Schila und Tabitha.“ Als wir dieſe Rede vo
unſerm Heiland hörten, waren wir vergnügt und fröhlich, un
brachten allen Ruhm und alle Dankſagung dar unſerm Herrn
Gott und Heiland, Jeſu Chriſto. Dieſer iſt es, dem da gebüh
Ruhm, Ehre, Würde, Herrlichkeit, Macht und Lob, ſowie au
mit ihm dem gütigen Vater, und dem heiligen Geiſte, der d
lebendig macht, von nun an und zu aller Zeit, bis in Ewigkei
Amen.

Die ſchöne, wahrhafte und fromme Geſchichte

von der

Kindheit unſeres Herrn und Heilandes Jeſus Chriſtus.

Aus dem Arabiſchen neu verdeutſcht.

Das I. Kapitel.

Wie Chriſtus noch in der Wiege zu ſeiner Mutter ſpricht.

Wir finden in dem Buche Joſeph's des Hohenprieſters, der da lebte zur Zeit Chriſti (und zwar ſagen Einige, daß es Caiaphas geweſen ſei; der hat geſagt:) Jeſus habe geſprochen, und zwar da er noch in der Wiege lag, und zu ſeiner Mutter Maria geſagt: „Ich, den Du geboren haſt, bin Jeſus, der Sohn Gottes, das Wort, wie Dir der Engel Gabriel verkündigt hat, und es hat mich mein Vater geſandt zum Heile der Welt.“

Das 2. Kapitel.

Wie Joſeph und Maria zu der Höhle kommen, und wie Joſeph eine Wehmutter herbeiruft.

Im Jahre dreihundert und neun aber nach der Zeitrechnung Alexander's ließ Auguſtus ein Gebot ausgehen, daß ein Jeglicher in ſeinem Vaterlande eingeſchrieben und geſchätzt werden ſollte. Da machte ſich auch Joſeph auf, und nahm zu ſich Maria, ſeine Verlobte, und ging hinauf gen Jeruſalem, und kam gen Bethlehem, auf daß er mit ſeiner Familie in ſeiner Vaterſtadt geſchätzt werden möchte. Und als ſie bis zu einer Höhle gekommen waren, da bekannte Maria dem Joſeph, daß ihr die Zeit bevorſtehe, wo ſie gebären ſollte, und daß ſie nicht könnte bis in die Stadt gehen; ſondern ſie ſprach zu ihm: „Laß uns hineintreten in dieſe Höhle.“ Die Sonne aber eilte jählings zum Untergange. Jedoch ging Joſeph eilends hinweg, um ihr ein Weib herbeizuholen, welche ihr bei der Geburt beiſtehen möchte. Als er nun damit beſchäftigt war, erblickte er ein altes hebräiſches Weib, aus Jeruſalem gebürtig, und ſprach zu ihr: „Höre, Du Geſegnete, komme hierher, und gehe hinein in jene Höhle, in welcher Du ein Weib finden wirſt, nahe der Geburt.“

Das 3. Kapitel.

Wie das Weib in die Höhle kommt, und wie ſie ihre Hände auf das Kind legt und geſund wird.

Als nun die Sonne bereits untergegangen war, gelangte das alte Weib, und mit ihr Joſeph, zu der Höhle, und ſie gingen Beide in dieſelbe hinein. Und ſiehe! ſie war erfüllt mit Lichtern, die der Lampen und Fackeln Glanz weit übertrafen, und ſtärker waren als das Sonnenlicht. Ein Kind, in Windeln gewickelt, ſaugte an der Bruſt der Frau Maria, ſeiner Mutter, und war in einer Krippe niedergelegt. Da ſie nun Beide jenes Licht bewunderten, fragte das alte Weib die Frau Maria: „Biſt Du die Mutter dieſes Sprößlings?“ Und da die Frau Maria es bejahte, ſprach das Weib: „Wahrlich, Du biſt nicht ähnlich den Töchtern der Eva.“ Da ſprach die Gebieterin Maria: „Gleichwie unter den Knaben keiner vorkommt, der meinem Sohne ähnlich wäre, alſo hat auch ſeine Mutter unter den Weibern keine, die ihr gleich iſt.“ Das alte Weib aber antwortete und ſprach: Meine Gebieterin, ich bin gekommen, um mir einen ewig währenden Lohn zu erwerben.“ Darauf ſprach unſere Gebieterin, die Frau Maria, zu ihr: „Lege Deine Hände auf das Kind.“ Als dieſes das alte Weib gethan hatte, wurde ſie von Stund' an rein. Und ſo ging ſie denn wieder hinaus und ſprach: „Von dieſer Zeit an werde ich die Magd und Dienerin dieſes Kindes ſein, alle Tage meines Lebens.“

Das 4. Kapitel.

Wie die Hirten zu der Wiege des neugebornen Kindes kommen.

Darnach als die Hirten herbeigekommen waren, die ein Feuer anzündeten und ſehr fröhlich waren, da erſchienen ihnen die himmliſchen Heerſchaaren, die lobten und prieſen Gott den Allerhöchſten; und während nun die Hirten daſſelbe thaten, ſchien jene Höhle in dieſem Augenblicke einem heiligen Tempel ganz gleich zu ſein, dieweil der Mund der Himmliſchen gleichwie der Irdiſchen Gott verehrten und verherrlichten um der Geburt des Herrn Chriſti willen. Als aber jenes alte hebräiſche Weib dieſe augenſcheinlichen Wunder ſah, dankte ſie Gott und ſprach: „Ich danke dir, o Gott, du Gott Israels, darum daß meine Augen geſehen haben die Geburt des Heilandes der Welt.“

Das 5. Kapitel.

Wie Chriſtus in der Höhle beſchnitten und dann im Tempel dargeſtellt w

Und als die Zeit der Beſchneidung gekommen war, náml
der achte Tag, an welchem, wie das Geſetz befiehlt, das Kn
lein beſchnitten werden ſollte, da beſchnitten ſie ihn in der Höh
und es nahm jenes betagte hebräiſche Weib dieſes Häutl
(Andere aber ſagen, ſie habe ein abgeſchnittenes Stückchen v
der Nabelſchnur genommen), und bewahrte es auf in einem B
ſambüchschen mit altem Nardenöl. Sie hatte aber einen So
der war ein Salbenhändler; demſelben übergab ſie das Büchsl
und ſprach zu ihm: „Hüte Dich, dieſes Balſambüchschen
der Nardenſalbe zu verkaufen, und wenn Dir auch dreihund
Denare dafür geboten würden.“ Und dieſes iſt jenes Balſa
büchschen, welches Maria, die Sünderin, ſich angeeignet, u
auf das Haupt und die Füße unſers Herrn Jeſu Chriſti aus
goſſen hat, worauf ſie dieſelben mit ihrem Haupthaare abgerieb
und getrocknet hat. Darauf nachdem ein Zeitraum von zehn Tag
verfloſſen war, brachten die Eltern ihr Knäblein gen Jeruſale
und ſtellten es am vierzigſten Tage nach der Geburt in dem Te
pel dar vor dem Angeſichte des Herrn, und brachten Opfergab
für ihn dar, wie es in dem Geſetz des Moſes vorgeſchrieben
nämlich: „Allerlei Männlein, das zum erſten die Mutter bric
ſoll dem Herrn geheiliget heißen.“

Das 6. Kapitel.

Der Lobgeſang des Simeon.

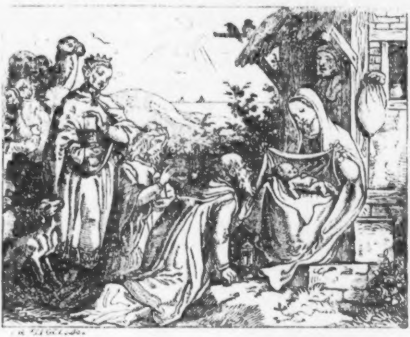
Und Simeon, ein hochbetagter Greis, ſah ihn, gleich ei
Lichtſäule glänzend, als ihn die Herrin Maria, die Jungfra
ſeine Mutter, auf ihren Armen trug, und er empfand große Freu
über ihn; und die Engel des Herrn umgaben ihn wie ein Kre
die beteten ihn an, und ſtanden um ihn, wie Trabanten um ein
König. Da trat Simeon eilends zu der Frau Maria, und ſtre

ſeine Hände gegen ſie aus, und ſprach zum Herrn Chriſtus: „Nun, o mein Herr, läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du geſagt haſt; denn meine Augen haben deine Barmherzigkeit geſehen, welche du bereitet haſt zum Heile aller Völker; zum Lichte für alle Heiden, und zum Ruhme für dein Volk Israel.“ Auch Hanna, die Prophetin, war damals zugegen; die trat auch hinzu, und dankte Gott, und pries die Herrin Maria glücklich.

Das 7. Kapitel.

Wie die Weiſen aus dem Morgenlande in Folge der Weiſſagung des Zoroaſter gen Jeruſalem kommen.

Und es begab ſich, als der Herr Jeſus geboren war zu Bethlehem, einer Stadt in Judäa, zur Zeit des Königs Herodes, ſiehe! da kamen die Weiſen aus dem Morgenlande gen Jeruſalem,



wie Zoradaſcht es vorher geſagt hatte; und ſie hatten Geſchenke mit ſich, Gold, Weihrauch und Myrrhen; und ſie beteten ihn an, und brachten ihm ihre Geſchenke dar. Da nahm die Herrin Maria eine von jenen Windeln, in welche das Kind eingewickelt war, und übergab ihnen dieſelbe anſtatt des Segens, und die Weiſen nahmen ſie als das herrlichſte Geſchenk von ihr an. Und zu derſelbigen Stunde erſchien ihnen ein Engel in der Geſtalt jenes Sternes, welcher vorher ihr Führer auf dem Wege geweſen war; und ſie folgten der Leitung dieſes Lichtes, und gingen hinweg, und zogen dahin, bis ſie in ihr Vaterland zurückkamen.

Das 8. Kapitel.

Wie die Weiſen die Windeln ins Feuer werfen und unverletzt wieder herausziehen.

Und es verſammelten ſich ihre Könige und Fürſten, die fragten ſie: was ſie denn geſehen oder gehandelt hätten? wie ſie hingegangen und zurückgekommen wären? was ſie denn auf dem Wege für Begleiter gehabt hätten? Die Weiſen aber brachten ihnen jene Windel hervor, welche die Frau Maria ihnen übergeben hatte. Deswegen feierten ſie denn ein Feſt, und zündeten nach ihrer Sitte ein Feuer an, und beteten es an, und warfen jene Windel hinein, und das Feuer ergriff dieſelbe, und nahm ſie in ſich auf. Nachdem aber das Feuer ausgelöſcht war, zogen ſie die Windel unverletzt heraus, als wenn das Feuer ſie gar nicht berührt hätte. Da fingen ſie an, dieſelbe zu küſſen, und auf ihre Häupter und Augen zu legen und ſprachen: „Das iſt fürwahr die unzweifelhafte Wahrheit! Wahrlich, das iſt ein erhabener Gegenſtand, weil das Feuer ſie nicht hat verbrennen noch verderben können.“ Deshalb nahmen ſie die Windel, und legten ſie mit großer Verehrung in ihren heiligen Schatzkammern nieder.

Das 9. Kapitel.

Wie Herodes dem Herrn Chriſtus nachſtellt.

Als aber Herodes ſah, daß die Weiſen zögerten, und nicht zu ihm zurückkehrten, rief er die Prieſter und Schriftgelehrten zu ſich, und ſprach zu ihnen: „Belehret mich, wo Chriſtus ſoll geboren werden.“ Und da ſie antworteten: „Zu Bethlehem, im jüdiſchen Lande,“ gedachte er in ſeinem Herzen, den Herrn Jeſus Chriſtus ermorden zu laſſen. Da erſchien der Engel des Herrn dem Joſeph im Schlafe, und ſprach zu ihm: „Stehe auf, und nimm das Knäblein und ſeine Mutter zu Dir, und ziehe hinweg nach Aegyptenland.“ Er ſtand daher auf, als der Hahn krähte, und machte ſich hinweg.

Das 10. Kapitel.

Wie Joſeph, Maria und Chriſtus in eine große Stadt Aegyptens kommen, und wie das berühmte Götzenbild daſelbſt zuſammenſtürzt.

Und als er nun bei ſich überlegte, wie ſeine Reiſe beſchaffen ſein ſollte, überraſchte ihn die Morgenröthe, und die Ermüdung von der Reiſe hatte den Gürtel des Reitſattels zerſprengt. Da näherte er ſich bereits einer großen Stadt, in welcher ein Götzenbild war, dem die übrigen Götzenbilder und Gottheiten Aegyptens Geſchenke und Gelübde darbrachten. Und es war bei ſelbigem Götzenbilde ein Prieſter, der ihm diente, und welcher, ſo oft der Satan aus dem Götzenbilde ſprach, den Einwohnern von Aegypten und deſſen Landesſtrichen die Worte deſſelben berichtete. Dieſer Prieſter hatte einen dreijährigen Sohn, der war von einer großen Menge von Teufeln beſeſſen, und redete und ſchwatzt ſehr viel, und wenn ihn die Teufel ergriffen, zerriß er ſein Kleider und lief nackend umher, und verfolgte die Menſchen mi Steinen. In der Nachbarſchaft des Götzenbildes aber war da Krankenhaus jener Stadt. Und als nun Joſeph und die Fra Maria in die Stadt eingegangen, und in jenem Krankenhauſ eingekehrt waren, wurden die Bürger der Stadt ſehr beſtürzt und es verſammelten ſich alle Fürſten und Prieſter der Götzenbilder bei dem beſagten Götzenbilde, und fragten es: „Was i das doch für eine Beſtürzung und Bangigkeit, welche unſer Gegend befallen hat?“ Und es antwortete ihnen das Götzenbild „Es iſt der unbekannte Gott hierher gelangt, der da iſt in Wahrheit Gott, und es iſt Keiner außer ihm der göttlichen Verehrun würdig, weil er in Wahrheit iſt der Sohn Gottes; bei ſeiner Gerüchte iſt dieſe Gegend erzittert, und bei ſeiner Ankunft iſt ſi bewegt und erſchüttert worden, und auch wir fürchten uns ſeh vor der Größe ſeines Reiches.“ Und zu derſelbigen Stunde ſtürzt dieſes Götzenbild zuſammen, und bei ſeinem Einſturze liefen außer den Anderen, alle Einwohner von Aegyptenland zuſammen

Das 11. Kapitel.

Wie der beſeſſene Sohn des Prieſters durch eine Windel des Herrn Chriſtu
geſund gemacht wird.

Der Sohn des Prieſters aber, als ihn ſeine gewöhnlic Krankheit befiel, ging in das Krankenhaus hinein, und fand d ſelbſt den Joſeph und die Frau Maria, welche die Anderen, d ſämmtlich geflohen waren, verlaſſen hatte. Und weil die Herr und Gebieterin Maria die Windeln des Herrn Chriſtus gewaſch und dieſelben auf einer Stange aufgehängt hatte, zog jener b ſeſſene Knabe eine dieſer Windeln herab, und legte dieſelbe auf ſein Haupt, und augenblicklich fingen die Teufel an, aus ſeinem Munde herauszufahren, und in der Geſtalt von Raben und Schlangen davonzufliegen. Da wurde der Knabe von Stund' an auf den Befehl und durch die Macht des Herrn Chriſtus geſund, und er fing an, dem Herrn, der ihn geſund gemacht hatte, Loblieder zu ſingen und Dank zu ſagen. Als nun der Vater ſeinen Sohn wieder mit der ehemaligen Geſundheit hergeſtellt ſah, ſprach er zu ihm: „Mein Sohn, was iſt Dir widerfahren? und auf welche Weiſe biſt Du geſund geworden?" Der Sohn antwortete ihm: „Als mich die Teufel plagten und jagten, bin ich in das Krankenhaus gegangen, und habe daſelbſt eine Frau von wohlanſtändigem Angeſichte mit einem Knaben gefunden, deſſen neugewaſchene Windeln das Weib auf einer Stange aufgehängt hatte; indem ich nun eine derſelben herabriß und auf mein Haupt legte, da verließen mich die Teufel und flohen." Da war der Vater vor Freuden außer ſich, und ſprach: „Mein Sohn, es iſt möglich, daß dieſer Knabe der Sohn des lebendigen Gottes iſt, der da Himmel und Erde geſchaffen hat; denn ſobald er zu uns herübergekommen iſt, iſt das Götzenbild zerbrochen, und alle Gottheiten ſind gefallen, und von einer höheren Macht niedergeriſſen worden."

Das 12. Kapitel.

Wie Joſeph und Maria ſich vor den Aegyptiern fürchten.

Hier iſt erfüllt worden, was geweiſſagt iſt durch den Propheten, der da ſpricht: „Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen." Den Joſeph aber und die Maria, als ſie hörten, daß jenes Götzenbild zuſammengeſtürzt und zu Grunde gegangen wäre, befiel ein Schrecken und Zittern, alſo daß ſie ſprachen:

„Als wir im Lande Israel waren, da wollte Herodes Jeſum umbringen, und er hat deswegen alle Kinder in Bethlehem und in der Nachbarſchaft tödten laſſen; und es iſt kein Zweifel, daß die Aegyptier, wenn ſie hören werden, daß dieſes Götzenbild zerbrochen und zuſammengeſtürzt iſt, uns mit Feuer verbrennen werden.“

Das 13. Kapitel.

Wie die Räuber bei der Ankunft des Herrn Chriſtus von gewaltigem Schrecke ergriffen werden und fliehen.

Deswegen gingen ſie von hier hinweg und kamen nun z den Schlupfwinkeln von Räubern, welche vorübergehende Wanderer ſo eben erſt des Gepäckes und der Kleider beraubt hatte und die Wanderer ſelbſt gebunden hinwegführten. Es hörte aber jene Räuber ein gewaltiges Geräuſch, von der Art, wie da Geräuſch eines Königs zu ſein pflegt, der mit einem große Kriegsheere von Fußvolk und Reiterei unter der Trompeten un Pauken Schall aus ſeiner Stadt hinauszieht. Dadurch i Schrecken geſetzt, ließen ſie alle ihre Beute liegen und flohe eilends davon. Da ſtanden denn die Gefangenen auf, und löſte einander ihre Bande und Feſſeln, nahmen dann ihr Gepäck wiede zu ſich und zogen ihres Weges fort. Als ſie aber den Joſeph un die Maria herbeikommen ſahen, fragten ſie dieſelben: „Wo i denn jener König, von deſſen Ankunft die Räuber das Geräuſc gehört und uns haben gehen laſſen, ſo daß wir erlöſt und gerettet worden ſind?“ Joſeph antwortete ihnen: „Er wird hinte uns kommen.“

Das 14. Kapitel.

Wie der Herr Chriſtus ein beſeſſenes Weib geſund macht.

Darnach kamen ſie in eine andere Stadt, wo ein beſeſſenes Weib war, auf welche, als ſie einſtmals des Nachts ausgegangen war, um Waſſer zu holen, der verfluchte und aufrühreriſche Satan ſich niedergelaſſen hatte. Dieſelbe konnte weder Kleider an ſich leiden, noch in einem Hauſe bleiben, und ſo oft man ſie mit Ketten oder Riemen feſſelte, zerriß ſie dieſelben, und floh nackend an wüſte und einſame Orte, und ſtellte ſich an die Scheidewege und Begräbnißſtätten, und verfolgte die Menſchen mit Steinen, ſo daß ſie ihren Angehörigen zum großen Schaden und Unglücke war. Als nun die Frau Maria dieſelbe erblickte, hatte ſie Mitleiden mit ihr; und alsbald verließ ſie der Satan, und zog in der Geſtalt eines Jünglings fliehend von ihr hinweg, indem er ſprach: „Wehe mir vor Dir, Maria, und vor Deinem Sohne!“ Alſo wurde jenes Weib von ſeiner Qual geheilt, und als ſie nun wieder zu Verſtande kam, ward ſie um ihrer Blöße willen ſchamroth und ging hin zu den Ihrigen, den Anblick der Menſchen fliehend; und nachdem ſie ihre Kleider angezogen hatte, ſetzte ſie ihrem Vater und ihren Anverwandten die Art und Weiſe ihres Zuſtandes auseinander. Da nahmen dieſelben, weil ſie zu den beſten Bürgern der Stadt gehörten, die Herrin Maria und den Joſeph mit großer Verehrung in ihre Herberge auf.

Das 15. Kapitel.

Wie der ſtummen Braut die Sprache wieder hergeſtellt wird.

Beim Anbruch des nächſten Tages zogen ſie, mit Reiſegeld und Zehrung wohl verſehen, von denſelben hinweg, und kamen gegen Abend deſſelbigen Tages hinab in eine andere Stadt, in welcher eben eine Hochzeit gefeiert wurde; aber durch die Ränke und Liſten des verfluchten Satans, und durch die Bemühung der Giftmiſcher und Zauberer war die Braut ſtumm geworden, alſo daß ſie den Mund nicht mehr aufthun konnte. Als nun die Gebieterin und Herrin Maria, ihren Sohn, den Herrn Chriſtus, auf den Armen tragend, in die Stadt hineintrat, und jene ſtumme Braut ſie erblickt hatte, ſtreckte dieſelbe ihre Hände aus gegen den Herrn Chriſtus, und zog denſelben zu ſich hin, und nahm ihn auf ihre Arme, und ſich an ihm hängend, drückte ſie ihm zahlreiche Küſſe auf das Mäulchen, wobei ſie ihn oftmals ſchüttelte und tändelte und an ihren Leib drückte. Da wurde augenblicklich der Knoten ihrer Zunge gelöſt, und ihre Ohren wurden geöffnet; und ſie fing an, Gott dem Herrn Loblieder und Dankhymnen zu ſingen, darum daß er ihr die Geſundheit wieder hergeſtellt hatte. Darum erhob ſich ſelbige Nacht große Freude und Fröhlichkeit unter den Bürgern jener Stadt dergeſtalt, daß ſie meinten, Gott und ſeine heiligen Engel wären zu ihnen herabgeſtiegen.

Das 16. Kapitel.

Wie ein vornehmes Weib von dem Satan befreit wird.

Sie hielten ſich nun drei Tage lang daſelbſt auf, und wurden in großer Verehrung gehalten und mit großer Pracht und Herrlichkeit aufgenommen. Darauf ſchieden ſie, mit einem Reiſegelde verſehen, von denſelben hinweg, und kamen hinab in eine andere Stadt, in welcher ſie zu übernachten wünſchten, weil dieſelbe durch eine zahlreiche Gegenwart von Menſchen in großer Blüthe ſtand. Es war aber in ſelbiger Stadt ein vornehmes Weib; und als dieſelbe einſtmals zu dem Fluſſe hinabgeſtiegen war, um ſich zu baden, ſiehe! da war der verwünſchte Satan in der Geſtalt einer Schlange auf ſie geſprungen, und hatte ihren Leib umſchlungen; und nun breitete er ſich alle Nächte über ihr aus. Als nun ſelbiges Weib die Gebieterin und Herrin Maria erblickte, und den Herrn Chriſtus als Kind an ihrem Buſen, bat ſie die Herrin und Gebieterin Maria, daß ſie ihr doch ſelbiges Kind übergeben möge, um es zu tragen und abzuküſſen. Maria verwilligte es, und der Knabe war kaum zu dem Weibe hingebracht, da entwich der Satan von ihr, und verließ ſie fliehend, und ſeit dieſem Tage hat ihn das Weib niemals wieder geſehen. Darum lobten und prieſen alle Nachbarn Gott den Allerhöchſten, und jenes Weib beſchenkte die Eltern des Kindes mit großer Güte und Freigebigkeit.

Das 17. Kapitel.

Wie ein ausſätziges Mägdlein geſund gemacht wird.

Am folgenden Tage nahm daſſelbige Weib wohlriechendes Waſſer, um den Herrn Jeſus damit zu waſchen; und als ſie denſelben gewaſchen hatte, bewahrte ſie jenes Waſſer bei ſich auf. Und es war daſelbſt ein Mägdlein, deren Leib war durch den Ausſatz weiß geworden; als nun dieſelbe mit dieſem Waſſer begoſſen und gewaſchen wurde, war ſie von Stund' an von ihrem Ausſatze gereinigt. Darum ſprach das Volk: „Es iſt kein Zweifel, daß Joſeph und Maria und jener Knabe Götter ſind; denn Sterbliche ſcheinen ſie nicht zu ſein." Als ſie ſich aber zur Abreiſe bereiteten, trat jenes Mägdlein zu ihnen, welche der Ausſatz zuvor angegriffen hatte, und bat ſie, ſie möchten ſie als Begleiterin auf dem Wege zu ſich nehmen.

Das 18. Kapitel.

Wie der ausſätzige Sohn eines Fürſten auf dieſelbe Weiſe geheilt wird.

Sie verwilligten es, und das Mägdlein ging mit ihnen, bis ſie in eine Stadt kamen, in welcher ſich die Burg eines großen Fürſten befand, deſſen Haus nicht weit von der Herberge war. Hier kehrten ſie ein, und als das Mägdlein beim Weggehen zu dem Weibe des Fürſten hineingegangen war, und dieſelbe traurig und jammernd fand, erkundigte ſie ſich nach der Urſache ihres Weinens und Klagens. „Wundere Dich nicht," ſprach dieſelbe, „über mein Schluchzen und Weinen; denn ich bin mit einem großen Unglücke belaſtet, welches ich keinem Menſchen zu erzähle wagen möchte." „Nun aber würde vielleicht," entgegnete d Mägdlein, „wenn Du mir Dein geheimes Uebel anvertra wollteſt, bei mir ein Mittel dagegen zu finden ſein." „Du w alſo," antwortete das Weib des Fürſten, „dieſes Geheimniß bergen und es keinem unter den Sterblichen erzählen. J dieſem Fürſten vermählt, der da gleich einem Könige zu be hat über viele Länder; lange Zeit habe ich dergeſtalt mit lebt, daß er keinen Sprößling von mir bekommen hat. Da habe ich endlich von ihm empfangen, aber, ach wehe! einen ausſätzigen Sohn habe ich ihm geboren; und als mein Gemahl denſelben erblickte, erkannte er ihn nicht für den ſeinigen an, und ſprach zu mir: „Bringe Du entweder denſelben um, oder übergieb ihn irgend einer Amme, damit er an einem ſolchen Orte erzogen werde, von wo kein Gerücht über ihn gehört werden kann. Und nun nimm Deine Sachen für Dich, ich werde Dich niemals wieder ſehen." „Und ſo habe ich mich denn allmälig verzehrt, meinen Gram und meine elende Lage bejammernd. Ach, mein Sohn! ach mein Gemahl!" „Habe ich Dir es nicht geſagt?" ſprach das Mägdlein; „ich habe eine Arzenei für Deine Krankheit gefunden, die ich Dir heilig angelobe. Denn ich bin auch ausſätzig geweſen, aber ein Gott hat mich gereiniget, der da iſt Jeſus, der Sohn der Gebieterin Maria.“ Als aber das Weib fragte, wo denn dieſer Gott wäre, deſſen ſie da erwähnte, ſprach das Mägdlein: „Er weilet bei Dir in demſelbigen Hauſe.“ „Aber wie iſt denn das möglich?“ ſprach das Weib; „wo iſt er denn?“ „Siehe da,“ entgegnete das Mägdlein, „den Joſeph und die Maria; das Kind aber, welches mit ihnen iſt, wird Jeſus genannt, und derſelbige iſt es, der meine Krankheit und Qual geheilet hat.“ „Aber auf welche Weiſe,“ ſprach das Weib, „biſt Du denn gereinigt worden von Deinem Ausſatz? willſt Du mir ſolches nicht anzeigen?“ „Warum denn nicht?“ ſprach das Mägdlein; „ich habe das Waſſer, mit welchem ſein Leib gewaſchen worden war, von ſeiner Mutter empfangen, und habe es auf mich ausgegoſſen, und es iſt mein Ausſatz verſchwunden.“ Da ſtand das Weib des Fürſten auf und nahm die Leute in ihre Herberge auf, und bereitete dem Joſeph ein glänzendes Gaſtmahl in einer großen Verſammlung von Männern. Am folgenden Tage aber nahm ſie wohlriechendes Waſſer, und wuſch damit den Herrn Jeſus ab; und ihren Sohn, welchen ſie mit ſich herzugenommen hatte, übergoß ſie alsdann mit demſelbigen Waſſer, und augenblicklich wurde ihr Sohn gereiniget von ſeinem Ausſatze. Darum ſang ſie Gott dem Herrn Dankhymnen und Loblieder, und ſprach: „Selig iſt die Mutter, die Dich geboren hat, o Jeſus! So machſt Du denn wirklich die Menſchen, die mit Dir einer und derſelben Natur theilhaftig ſind, mit dem Waſſer rein, mit welchem Dein Leib übergoſſen worden iſt?“ Außerdem brachte ſie der Herrin und Gebieterin Maria noch mächtige Geſchenke dar, und entließ ſie mit außerordentlicher Ehre.

Das 19. Kapitel.

Wie ein neuvermählter Mann von der Zauberei befreit wird.

Darauf kamen ſie in eine andere Stadt, und begehrten in derſelbigen zu übernachten. Sie kehrten deshalb bei einem Manne ein, der ſich durch eine erſt jüngſt vollzogene Ehe verbunden hatte, der aber, weil er von Zauberei berührt war, ſeines Weibes nicht genießen konnte; und da ſie nun ſelbige Nacht bei ihm übernachteten, ſo wurde ſeine Feſſel gelöſt. Aber als ſie ſich bei Sonnenaufgang zur Reiſe gürten wollten, hielt ſie der Bräutigam zurück, und bereitete ihnen ein großes Gaſtmahl zu.

Das 20. Kapitel.

Wie Joſeph und Maria in eine Stadt kommen, wo ein Jüngling durch Zauberei in ein Maulthier verwandelt worden war.

Am folgenden Tage nun reiſten ſie ab, und als ſie ſich einer neuen Stadt näherten, erblickten ſie drei Weiber, die mit großem Seufzen und Weinen von einem Grabe herkamen. Als nun die Frau Maria dieſelbigen erblickte, ſprach ſie zu dem Mägdlein, welche ſie begleitete: „Frage doch dieſe Weiber, welches ihre Lage ſei, und was für ein Unglück ihnen begegnet wäre.“ Und als ſie von dem Mägdlein gefragt wurden, antworteten ſie Nichts, ſondern fragten hinwiederum: „Von wannen kommt Ihr? und wohin wollt Ihr? Denn ſchon iſt der Tag vergangen, und die Nacht iſt hereingebrochen.“ „Wir ſind Wanderer,“ ſprach das Mägdlein, „und ſuchen eine Herberge, in der wir übernachten können.“ Da ſprachen die Weiber: „Gehet mit uns, und übernachtet bei uns.“ Sie folgten alſo denſelbigen, und wurden n ein Haus hineingeführt, das da neu, geſchmückt und mit mannichfaltigem Hausrath ausgeſtattet war. Es war aber Winterszeit; und als das Mägdlein in das Gemach jener Weiber hineingegangen war, fand ſie dieſelben wiederum weinend und jammernd. Neben ihnen ſtand ein Maulthier, mit einer ſeidenen Decke bedeckt; demſelben waren Seſamkörner vorgeworfen, und die Weiber gaben ihm Küſſe, und reichten ihm Futter dar. Als aber das Mägdlein zu ihnen ſprach: „O, meine Herrinnen, wie ſchön iſt doch dieſes Maulthier!“ antworteten die Weiber weinend, und ſprachen: „Dieſes Maulthier, das Du da ſiehſt, war unſer Bruder, von derſelben Mutter geboren, wie wir. Als nämlich unſer Vater dem Geſchicke ſeine Schuld entrichtet und uns große Schätze hinterlaſſen hatte, und wir nur dieſen einzigen Bruder hatten, ſo ſuchten wir für ihn eine bequeme und paſſende Ehe, und freuten uns darauf, ihm nach der Sitte der Menſchen die Hochzeit zu bereiten. Aber die Weiber, durch die Raſerei der Eiferſucht gereizt, haben ihn ohne unſer Wiſſen bezaubert, und ſo ſahen wir in einer Nacht, kurz vor dem Aufgange der Morgenröthe, als die Thüren unſeres Hauſes wohl verſchloſſen waren, daß dieſer unſer Bruder ein Maulthier geworden war, wie Du ihn heute noch ſiehſt. Wir aber, traurig, wie Du ſiehſt, weil wir keinen Vater hatten, damit wir uns tröſten könnten, haben keinen Weiſen, keinen Zauberer, keinen Beſchwörer in der Welt vorübergehen laſſen, daß wir ihn nicht herbeigerufen hätten; aber es hat uns Alles ganz und gar Nichts geholfen. So oft daher unſere Bruſt vom Grame überwältiget wird, ſtehen wir auf, und gehen mit dieſer unſerer Mutter hin zu dem Grabe unſers Vaters, und nachdem wir daſelbſt uns ſatt geweint haben, kehren wir wieder zurück.

Das 21. Kapitel.

Wie dem in ein Maulthier verwandelten Jünglinge die menſchliche Geſtalt wiederhergeſtellt wird.

Als dies jenes Mägdlein hörte, ſprach ſie zu den Weibern: „Faſſet wieder Muth, und laßt das Weinen; denn es iſt eine Arzenei für Euer Uebel in der Nähe, ja, ſie iſt bei Euch, und mitten in Eurem Hauſe: denn auch ich bin ausſätzig geweſen; aber wie ich ſelbiges Weib geſehen habe, und mit ihr dieſes kleine Knäblein, deſſen Namen iſt Jeſus, da habe ich mit dem Waſſer, mit welchem ihn ſeine Mutter abgewaſchen hatte, meinen Leib übergoſſen, und ich bin rein geworden. Ich weiß aber, daß derſelbige auch Euer Uebel heilen kann. Darum ſtehet auf, gehet hin zu meiner Gebieterin Maria, führet ſie in Euer Kämmerlein, und enthüllet ihr Euer Geheimniß, und bittet ſie dann demüthiglich, daß ſie ſich Eurer erbarme. Nachdem die Weiber des Mägdleins Rede vernommen hatten, gingen ſie eilends hin zu der Gebieterin und Herrin Maria, und führten ſie zu ſich hinein, ſetzten ſich vor ihr nieder und weinten und ſprachen: „O, unſere Gebieterin, Frau Maria, erbarme Dich Deiner Mägde; denn wir haben keinen Aelteſten mehr, und keinen Fürſten unſerer Familie, auch keinen Vater oder Bruder, der vor uns ein- und ausgehe: ſondern dieſes Maulthier, das Du da ſiehſt, war unſer Bruder; denſelbigen haben die Weiber, durch Bezauberung in einen ſolchen Zuſtand gebracht, in welchem Du ihn ſiehſt. Darum bitten wir Dich, daß Du Dich unſer erbarmeſt.“ Da ward die Frau Maria von Schmerz ergriffen über das Loos der Weiber, und ſie hob den Herrn Jeſus empor, und ſetzte ihn auf den Rücken des Maulthiers: und ſie weinte ſelbſt eben ſo ſehr, wie jene Weiber, und ſprach: „Jeſus Chriſtus! Höre, mein Sohn! mache dieſes Maulthier geſund durch Deine außerordentliche Macht, und mache ihn zu einem Menſchen, mit Vernunft begabt, wie er vorher geweſen iſt.“ Kaum war die Stimme aus-

gangen aus dem Munde der Gebieterin und Herrin Maria,
das Maulthier plötzlich umgewandelt wurde, und in die
nſchliche Geſtalt überging, und als ein Mann hervortrat,
gendlich und rein von allem Makel. Da betete er und ſeine
utter und Schweſtern die Gebieterin und Herrin Maria an,
d hoben den Knaben über ihre Häupter empor und küßten ihn,
d ſprachen: „Selig iſt Deine Mutter, o Jeſus, o Heiland der
elt! Selig ſind die Augen, die das Glück Deines Anblickes
nießen!“

Das 22. Kapitel.

ie dieſem Jünglinge das Mägdlein, die Begleiterin der Maria, zur Ehe gegeben wird.

Es ſprachen ferner die beiden Schweſtern zu ihrer Mutter:
Was unſern Bruder anlangt, ſo iſt derſelbe durch die Hülfe des
herrn Jeſus Chriſtus, und durch den Segen jenes Mägdleins,
elche uns die Anzeige gemacht hat von der Maria und ihrem
Sohne, in ſeine vorige Geſtalt wieder eingeſetzt worden. Jetzt
lſo kommt es uns zu, da unſer Bruder ehelos iſt, daß wir ihm
ieſes Mägdlein, die Magd jener Leute, zur Ehe geben.“ Als
ie darum die Herrin Maria gebeten, und dieſelbige es ihnen ver-
villigt hatte, bereiteten ſie dieſem Mägdlein eine glänzende Hoch-
eit; und da nun ihre Traurigkeit in Freude, und ihr Heulen in
Lachen verwandelt worden war, fingen ſie an, ſich zu freuen,
und fröhlich zu ſein, und zu tanzen und zu ſingen, und um des
Uebermaßes der Freude willen waren ſie geſchmückt mit den glän-
zendſten Kleidern und Kleinodien. Darnach gedachten ſie Gottes,
und lobten und prieſen ihn, und ſprachen: „O Jeſus, Du
Sohn David’s, der Du die Traurigkeit in Freude, und das
Heulen in Lachen verkehreſt!“ Und es blieben daſelbſt Joſeph

und Maria zehn Tage. Darnach zogen ſie weiter, und wurden von dieſen Leuten bei ihrer Abreiſe mit großen Ehren überhäuft. Dieſelbigen aber, als ſie ihnen Lebewohl geſagt hatten, und von dem Abſchiednehmen wieder zurückgekehrt waren, weinten ſie, und vor Allen das Mägdlein.

Das 23. Kapitel.

Wie Chriſtus den Straßenräubern Titus und Dumachus vorherſagt, daß ſie nach dreißig Jahren mit ihm werden gekreuzigt werden.

Als ſie nun von hier weggegangen und in die Wüſte gekommen waren, und hörten, daß dieſelbe durch Räuberbanden unſicher ſei, bereiteten ſich Joſeph und die Herrin Maria, dieſe Gegend des Nachts zu durchziehen. Aber ſiehe! während derſelben erblickten ſie zwei Straßenräuber, die am Wege ſchliefen, und bei ihnen noch eine Menge Räuber, welche deren Genoſſen waren, und gleicherweiſe ſchnarchten. Und zwar waren jene beiden Räuber, auf welche ſie ſtießen, Titus und Dumachus; und es ſprach Titus zum Dumachus: „Ich bitte Dich, laß dieſe Leute frei hinziehen, damit nicht unſere Genoſſen ſie wahrnehmen.“ Da aber Dumachus ſich deſſen weigerte, ſprach Titus wiederum: „Nimm Dir von mir vierzig Drachmen, und behalte dieſen meinen Gürtel zum Pfande.“ Und ſchneller, als er dieſes geſprochen hatte, reichte er ihm den Gürtel hin, damit er nicht muckſen und ſchwatzen ſollte. Und als die Herrin und Gebieterin Maria ſah, daß dieſer Räuber ſich wohlthätig gegen ſie erwies, ſprach ſie zu ihm: „Gott der Herr wird Dich mit ſeiner Rechten erhalten, und Dir Vergebung der Sünden ertheilen.“ Und der Herr Jeſus antwortete und ſprach zu ſeiner Mutter: „Nach dreißig Jahren werden mich die Juden zu Jeruſalem kreuzigen, und dieſe beiden Räuber werden zugleich mit mir an das Kreuz erhoben werden,

zu meiner Rechten, und Dumachus zu meiner Linken; und
ieſem Tage an wird er mir vorangehen in das Paradies."
als er dieſes geſagt hatte, ſprach ſeine Mutter zu ihm:
möge Gott von Dir abwenden, mein Sohn!" Darauf
n ſie von dort hinweg nach der Stadt der Götzenbilder, und
em ſie ſich derſelben genähert hatten, wurde ſie in Sand-
verwandelt.

Das 24. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus in Matarea eine Quelle hervorruft.

Von hier zogen ſie weiter nach der Stadt der Maulbeer-
ne, welche heut zu Tage Matarea heißt; und es brachte der
Jeſus in Matarea eine Quelle hervor, in welcher die Frau
ria ſein Unterkleid wuſch. Aus dem Schweiße aber, welcher
dem Herrn Jeſus daſelbſt gefloſſen iſt, iſt der Balſam in jener
end hervorgekommen.

Das 25. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus mit ſeinen Eltern gen Memphis zieht.

Von dannen ſtiegen ſie hinab gen Memphis, und nachdem
den Pharao geſehen hatten, hielten ſie ſich noch drei Jahre
g in Aegypten auf, und es that der Herr Jeſus in Aegypten-
d ſehr viele Wunder, welche weder in dem Evangelium der
dheit, noch in dem vollſtändigen Evangelium aufgezeichnet
unden werden.

Das 26. Kapitel.

Wie Joſeph und Maria mit dem Herrn Jeſus wieder nach Judäa zurückkehren.

Als aber die drei Jahre vollendet waren, ging Joſeph wieder aus Aegypten hinweg und kehrte zurück, und als ſie Judäa erreicht hatten, fürchtete ſich Joſeph hineinzugehen; denn da er hörte, daß Herodes geſtorben, und Archelaus, ſein Sohn, an ſeiner Stelle nachgefolgt ſei, hatte er Furcht. Dennoch ging er hin nach Judäa, da ihm ein Engel des Herrn erſchienen war, und zu ihm geſprochen hatte: „O Joſeph, gehe hin in die Stadt Nazareth, und bleibe daſelbſt. (Es iſt fürwahr wunderbar, daß der Herr ſo herumgetragen und geführt werde durch alle Gegenden der Gegenden.)“

Das 27. Kapitel.

Wie zu Bethlehem ein Knabe, der dem Tode ſchon nahe war, geſund gemacht wird.

Als ſie darnach eingegangen waren in die Stadt Bethlehem, ſahen ſie daſelbſt ſehr viele ſchwierige Krankheiten, welche die Augen der Kinder angriffen, ſo daß die meiſten daran ſtarben. Es war ein Weib daſelbſt zugegen, die hatte einen kranken Sohn, welchen ſie, dem Tode bereits nahe, zu der Gebieterin und Frau Maria führte, und dieſe erblickte das Weib, als ſie eben den Herrn Jeſus Chriſtus badete. Es ſprach aber ſelbiges Weib zu ihr: „O meine Frau Maria, blicke auf dieſen meinen Sohn, der mit grauſamen Qualen gepeinigt wird.“ Und als die Frau Maria ſie angehört hatte, ſprach ſie zu ihr: „Nimm ein wenig von dieſem Waſſer, mit welchem ich meinen Sohn abgewaſchen abe, und beſprenge Deinen Sohn damit.“ Es nahm alſo das Beib ein wenig von jenem Waſſer, wie ihr die Frau Maria beſoh-en hatte, und übergoß damit ihren Sohn. Da fiel derſelbe, durch ie heftige Aufregung ermüdet, in einen tiefen Schlaf, und als er in wenig geſchlafen hatte, wachte er darnach geheilt und geſund pieder auf. Die Mutter war über dieſen Erfolg ſehr erfreut, nd ging wiederum zur Frau Maria; und es ſprach zu ihr die rau Maria: „Danke Gott dem Herrn, der dieſen Deinen Sohn eſund gemacht hat.“

Das 33. Kapitel.

Wie ein anderer Knabe auf dieſe Weiſe geheilet wird.

Es war ebendaſelbſt ein anderes Weib, die Nachbarin von Jener, deren Sohn ſo eben war geſund gemacht worden. Der Sohn von dieſer, da er an derſelbigen Krankheit litt, und ſeine Augen ſchon beinahe geſchloſſen waren, heulte Tag und Nacht gar jämmerlich. Zu dieſem Weibe ſprach die Mutter des geheilten Kindes: „Warum trägſt Du denn Deinen Sohn nicht hin zur Frau Maria, ſowie ich meinen Sohn zu ihr hingetragen habe, da er ſchon im Todeskampfe lag? und dieſer iſt geſund worden durch jenes Waſſer, mit welchem der Leib Jeſu, ihres Sohnes, abgewaſchen worden war.“ Als jenes Weib dieſes von ihrer Nachbarin gehört hatte, ging auch ſie hin, und nahm daſſelbige Waſſer, und wuſch ihren Sohn damit ab, und augenblicklich kehrten deſſen Leib und Augen zu der früheren Geſundheit zurück. Auch dieſer befahl die Frau Maria, als ſie ihren Sohn zu ihr hingebracht, und ihr deſſen Unfall eröffnet hatte, Gott dem Herrn für die wiederlangte Geſundheit ihres Sohnes Dank zu ſagen, und Niemandem zu erzählen, was ſich zugetragen hatte.

Das 29. Kapitel.

Wie der Knabe Kaljuſus durch eine Windel des Herrn Jeſus geſund gemach
und aus vielen Gefahren errettet wird.

Es waren in derſelbigen Stadt noch zwei Frauen, die Wei
ber eines einzigen Mannes, von denen eine Jede einen kranke
Sohn hatte. Die Eine von ihnen hieß Maria, und ihr Soh
hatte den Namen Kaljuſus. Dieſelbige machte ſich auf, un
nahm ihren Sohn zu ſich, und ging hin zu der Gebieterin Fra
Maria, der Mutter Jeſu, und brachte ihr ein ſehr ſchönes Hand
tuch dar, und ſprach zu ihr: ,,O, meine Frau Maria, nimm
dieſes Handtuch von mir an, und gib mir dafür ein einziges Win
delchen." Maria that ſolches, und die Mutter des Kaljuſus gin
hin, und machte daraus ein Hemd, und zog es ihrem Sohne an
Auf ſolche Weiſe wurde ſeine Krankheit geheilet, aber der Soh
ihrer Nebenbuhlerin ſtarb. Deswegen entſtand unter ihnen ein
Zwietracht und da ſie abwechſelnd eine Woche um die andere d
häuslichen Geſchäfte übernahmen, und jetzt eben die Geſchäfts
zeit der Maria, der Mutter des Kaljuſus da war, machte die
den Ofen heiß, um Brod zu backen, und ging hinaus, um Meh
zu holen, während ſie ihren Sohn Kaljuſus beim Ofen zurüc
gelaſſen hatte. Als ihre Nebenbuhlerin dieſen allein erblickte —
der Ofen aber glühte von dem angezündeten Feuer — ergriff ſie den
ſelben und warf ihn in den Ofen, und zog ſich heimlich von danne
hinweg. Als nun Maria zurückkehrte, und ſah, daß ihr Sohn Ka
juſus, mitten in dem Ofen liegend, lachte, und der Ofen wieder ka
geworden war, gerade als wenn gar kein Feuer in denſelben gewo
fen worden wäre, da erkannte ſie, daß ihre Nebenbuhlerin ihr
Sohn in das Feuer geſendet hatte. Sie zog ihn deshalb herau
und brachte ihn hin zu der Gebieterin Frau Maria, und erzähl
derſelbigen ſeinen Unfall. Da ſprach dieſe zu ihr: „Schwei
ſtill; denn ich bin beſorgt um Dich, wenn Du dieſes bekan
machen wollteſt." Später ging ihre Nebenbuhlerin einmal
den Brunnen, um Waſſer zu ſchöpfen, und da ſie den Kaljuſ

erblickte, der neben dem Brunnen ſpielte, und ſah, daß kein Menſch zugegen war, ergriff ſie denſelben und ſtürzte ihn in den Brunnen hinab. Und als nun Leute herbeigekommen waren, um aus dem Brunnen Waſſer zu holen, ſahen ſie jenen Knaben auf der Oberfläche des Waſſers ſitzend, und zogen ihn vermittelſt hinabgelaſſener Seile wieder heraus. Und es hatte ſie große Bewunderung ergriffen über dieſen Knaben, alſo daß ſie Gott prieſen. Als aber ſeine Mutter herzukam, hob ſie ihren Sohn auf und trug ihn hin zu der Gebieterin Frau Maria, indem ſie weinte und ſprach: „O, meine Gebieterin, ſiehe nur, was meine Nebenbuhlerin meinem Sohne gethan, und wie ſie ihn in jenen Brunnen hinabgeſtürzt hat; und es iſt mir kein Zweifel, daß ſie es ihm einmal zu ſeinem Untergange thun werde.“ Da ſprach zu ihr die Frau Maria: „Gott wird das Unrecht, das Dir geſchehen iſt, rächen.“ Nach dem Verlauf von wenigen Tagen, als die Nebenbuhlerin an den Brunnen gegangen war, um Waſſer zu ſchöpfen, wurden ihre Füße in das Seil verwickelt, alſo daß ſie kopfüber in den Brunnen hinabfiel; und die, welche herbeigelaufen waren, um ihr Hülfe zu bringen, fanden ihren Kopf zermalmt und ihre Gebeine zerſchmettert. So kam ſie um durch ein unglückliches Geſchick, und es war an ihr erfüllt, was da geſagt iſt von dem Schriftſteller: „Sie haben einen Brunnen gegraben, und haben die Erde hoch aufgeworfen; aber ſie ſind in die Grube gefallen, welche ſie bereitet hatten.“

Das 30. Kapitel.

Wie ein todtkranker Knabe geſund wird, dadurch, daß er mit dem Herrn Jeſus in ein und daſſelbe Bette gelegt wird.

Ein anderes Weib daſelbſt hatte Zwillingsſöhne, die waren durch eine Krankheit auf gleiche Weiſe geſchwächt, und als der eine von ihnen geſtorben war, befand ſich der andere auch ſchon in der Nähe des Todes. Da nahm ihn ſeine Mutter auf die Arme, und trug ihn zu der Gebieterin Frau Maria, wo ſie einen Strom von Thränen vergoß, und ſprach: „O, meine Gebieterin, bringe mir Hülfe und ſtehe mir bei; denn ich habe zwei Söhne gehabt, von denen ich den einen ſo eben erſt begraben habe, den andern aber bereits in die Nähe des Todes verſetzt ſehe. Siehe nur, wie ich Gnade bei Gott ſuche, und denſelben demüthig bitte.“ Und nun fing ſie an, zu ſprechen: „O Herr, Du biſt ſanftmüthig und barmherzig und fromm! Du haſt mir zwei Söhne gegeben, und da Du nun den einen derſelben wieder zu Dir genommen haſt, ſo laß mir wenigſtens dieſen einen.“ Als nun die Frau Maria die Gluth ihrer Thränen erblickte, hatte ſie Mitleiden mit ihr, und ſprach: „Höre Du, lege Deinen Sohn in das Bette meines Sohnes, und bedecke ihn mit deſſen Kleidern.“ Und als ſie ihn in das Bett gelegt hatte, in welchem Chriſtus lag — ſo eben aber wurden ſeine Augen zu der ewigen Nacht geſchloſſen — und ſobald der Geruch der Kleider des Herrn Jeſu Chriſti dieſen Knaben berührte, da öffneten ſich ſeine Augen, und mit lauter Stimme zu ſeiner Mutter ſchreiend, forderte er Brod, und als er ſolches empfangen hatte, ſaugte er daran. Da ſprach ſeine Mutter: ,,O, Frau Maria, nun habe ich erkannt, daß eine Kraft Gottes in Dir wohne, dergeſtalt daß Dein Sohn die Knaben geſund macht, die doch derſelben Natur theilhaftig ſind, wie er, ſobald ſie ſeine Kleider berührt haben.'' Dieſer Knabe, der auf ſolche Weiſe geſund geworden war, iſt derjenige, welcher im Evangelium Bartholomäus genannt wird.

Das 31. Kapitel.

Wie ein ausſätziges Weib gereiniget wird vermittelſt des Waſſers, in welchem der Herr Chriſtus gebadet worden war.

Es war ferner daſelbſt ein ausſätziges Weib, die ging hin zu der Gebieterin Frau Maria, der Mutter Jeſu, und ſprach: „Meine Gebieterin, hilf mir.“ Es antwortete aber die Frau Maria: „Um was für eine Hülfe bitteſt Du denn? etwa um Geld, oder um Silber, oder darum, daß Dein Leib von dem Ausſatze gereiniget werde?“ „Wer aber,“ fragte jenes Weib, „könnte mir dieſes geben?“ Da ſprach zu ihr die Frau Maria: „Warte ein wenig, bis ich meinen Sohn Jeſus gebadet und ins Bette gelegt habe.“ Es wartete das Weib, wie ihr befohlen war; und als nun Maria Jeſum ins Bette gelegt hatte, reichte ſie das Waſſer, mit welchem ſie ſeinen Leib abgewaſchen hatte, dem Weibe dar, und ſprach: „Nimm ein wenig von dieſem Waſſer, und gieße es auf Deinen Leib.“ Als ſie dies gethan hatte, ward ſie von Stund' an gereinigt, und pries Gott, und ſagte ihm herzlichen Dank.

Das 32. Kapitel.

Wie die Tochter eines Fürſten, um des Verdachts des Ausſatzes willen von ihrem Manne entlaſſen, auf dieſelbe Weiſe geheilet, und wiederum mit ihrem Manne verbunden wird.

Nachdem ſie nun drei Tage lang bei ihr geblieben war, ging ſie hinweg, und als ſie in eine Stadt kam, ſah ſie daſelbſt einen fürſtlichen Mann, der die Tochter eines andern Fürſten zum Weibe genommen hatte; aber als er das Weib geſehen hatte, erblickte er zwiſchen ihren Augen die Zeichen des Ausſatzes, gleich einem Sterne; und deswegen war denn die Ehe für aufgelöſt und ungültig erklärt worden. Als nun jenes Weib dieſe Frauen in einem ſolchen Zuſtande erblickte, indem ſie ſehr traurig waren und mit vielem Weinen ihr Angeſicht benetzten, fragte ſie dieſelben nach der Urſache ihrer Thränen. Aber Jene ſprachen: „Forſche nicht nach unſerm Zuſtande; denn wir können unſer Uebel keinem Menſchen erzählen, noch es irgend einem Fremden offenbaren. Das Weib beſtand jedoch darauf, und bat, ſie möchten ihr doch ſolches anvertrauen; denn ſie könnte ihnen vielleicht ein Mittel dagegen anweiſen. Als ſie ihr nun das Mägdlein zeigten, ſowie auch die Zeichen des Ausſatzes, welche zwiſchen ihren Augen zum Vorſchein kamen, ſprach das Weib: „Auch ich, die Ihr hier ſehet, habe an derſelbigen Krankheit gelitten, und bin einiger Geſchäfte wegen gen Bethlehem gereiſt. Als ich daſelbſt in eine Höhle hineingegangen war, ſah ich ein Weib, mit Namen Maria, die hatte einen Sohn, der Jeſus hieß. Dieſes Weib ſchmerzte es, als ſie mich ausſätzig ſah, und ſie reichte mir deshalb das Waſſer dar, mit welchem ſie den Leib ihres Sohnes gewaſchen hatte. Mit demſelben habe ich meinen Leib übergoſſen, und bin rein geworden.“ Da ſprachen jene Frauen zu ihr: „Willſt Du Dich vielleicht, o Herrin, aufmachen, und mit uns reiſen, und uns die Gebieterin Frau Maria zeigen?“ Als das Weib es bejahte, machten ſie ſich auf, und kamen hin zu der Gebieterin Frau Maria, indem ſie glänzende Geſchenke mit ſich brachten. Und als ſie eingetreten waren, und ihr jene Geſchenke dargebracht hatten, zeigten ſie ihr jenes ausſätzige Mägdlein, welches ſie herbeigeführt hatten. Da ſprach nun die Frau Maria: „Die Barmherzigkeit des Herrn Jeſu Chriſti möge über Euch wohnen.“ Und ſie reichte ihnen ein wenig von dem Waſſer dar, mit welchem ſie den Leib Jeſu Chriſti abgewaſchen hatte, und befahl ihnen, das unglückliche Mägdlein damit zu waſchen. Als ſie dieſes gethan hatten, ward ſie von Stund' an geſund, und ſie ſelbſt ſowohl als Alle, die dabei ſtanden, lobten und prieſen Gott. Und als ſie nun fröhlich in ihre Stadt zurückgekommen waren, ſangen ſie dem Herrn deswegen Loblieder. Als aber der Fürſt hörte, daß ſein Weib geſund geworden wäre, nahm er ſie wieder in ſein Haus auf, und feierte eine zweite Hochzeit, und ſagte Gott dem Herrn Dank für die wiedererlangte Geſundheit ſeines Weibes.

Das 33. Kapitel.

Wie ein Mägdlein, die mit Geſpenſtern vom Satan beunruhigt wurde, vermittelſt deſſelben Waſſers befreit wird.

Auch war daſelbſt ein Mägdlein, die wurde vom Satan niedergeſchlagen; denn dieſer Verfluchte erſchien ihr einmal über das andere Mal in der Geſtalt eines ungeheuern Drachen und war begierig, ſie zu verſchlingen; er hatte auch ſchon ihr ganzes Blut ausgeſogen, ſo daß ſie einem Leichnam ähnlich zurückblieb. Sie ſelbſt nun, ſo oft der Drache zu ihr herbeikam, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und ſchrie laut auf und ſprach: „Wehe, wehe mir! daß Niemand da iſt, der mich befreien könnte von dieſem böſen Drachen.“ Ihr Vater und ihre Mutter aber, ſowie Alle, die um ſie herum waren, oder ſie ſahen, wurden betrübt über ſie und weinten, und Alle, die zugegen waren, weinten und wehklagten, inſonderheit wenn ſie ſelbſt ſo kläglich ſchrie und ſprach: „O, meine Brüder und Freunde, gibt es denn Niemanden, der mich von dieſem Menſchenmörder befreien könnte?“ Als aber die Tochter des Fürſten, welche von ihrem Ausſatze rein geworden war, die Stimme dieſes Mägdleins hörte, ſtieg ſie hinauf auf das Dach ihres Schloſſes, und ſah dieſelbe, die Hände über dem Haupte zuſammengefaltet, zahlloſe Seufzer ausſtoßen und Ströme von Thränen vergießen, und auch die ganze Verſammlung der Umſtehenden ebenſo jammern und klagen. Sie fragte deshalb den Mann jener Beſeſſenen, ob denn die Mutter ſeines Weibes noch lebte? Und als derſelbe geſagt hatte, daß ihre beiden Eltern noch lebten, ſprac ſie zu ihm: „Schicke ihre Mutter zu mir.“ Wie ſie ſah, daſ dieſelbe gekommen war, ſprach ſie zu ihr: „Iſt denn dieſe Beſeſſene da Deine Tochter?“ „Ja,“ ſprach die Mutter traurig un weinend, „von mir, o Gebieterin, geboren.“ Da antwortete di Tochter des Fürſten: „Halte mein Geheimniß verborgen; den ich will Dir bekennen, daß ich ausſätzig geweſen bin; aber es ha mich die Frau Maria, die Mutter Jeſu Chriſti, gereiniget. Wen Du nun darnach verlangſt, daß Deine Tochter in ihrer frühere Geſundheit wieder hergeſtellt werde, ſo führe ſie hin gen Bethlehem, und forſche nach Maria, der Mutter Jeſu, und vertrau darauf, daß Deine Tochter wird geſund gemacht werden; den ich glaube, daß Du, wenn Deine Tochter geſund geworden iſt fröhlich wieder zurückkehren wirſt.“ Da machte ſich die Mutte gleich nach dem letzten Theile dieſer Rede auf, und reiſte mit ihre Tochter an den bezeichneten Ort, ging dann zu der Gebieteri Frau Maria, und offenbarte ihr den Zuſtand ihrer Tochter. Al die Frau Maria ihre Rede gehört hatte, brachte ſie ihr ein weni von jenem Waſſer dar, mit welchem ſie den Leib ihres Sohne Jeſus abgewaſchen hatte, und befahl ihr, daſſelbe auf den Le ihrer Tochter auszugießen. Sie gab ihr auch noch ein Windelchen aus den alten Läppchen des Herrn Jeſus, und ſprach z ihr: „Nimm dieſes Windelchen und zeige es Deinem Feinde, oft Du ihn ſehen wirſt.“ Darauf entließ ſie die Weiber i Frieden.

Das 31. Kapitel.

Wie daſſelbe Mägdlein vermittelſt einer Windel des Herrn Chriſtus von de
Satan befreit wird.

Als ſie nun von ihr hinweggegangen und in ihre Stadt zurückgekehrt waren, und jetzt die Zeit wiederkam, wo jener Sata das Mägdlein zu erſchüttern pflegte, da erſchien ihr dieſer Verfluchte zu derſelbigen Stunde unter der Geſtalt eines ungeheuern Drachen, und als ihn das Mägdlein ſah, erſchrak ſie ſehr. Da ſprach ihre Mutter zu ihr: „Wirf die Furcht von Dir, o Tochter, und laß ihn, bis er näher zu Dir herangekommen ſein wird; alsdann halte ihm das Windelchen entgegen, welches uns die Frau Maria gegeben hat, und wir wollen ſehen, was geſchehen wird. Als nun jener Satan herankam, der da einen erſchrecklichen Drachen vorſtellte, ſchauderte der Leib des Mägdleins vor Furcht; aber ſobald ſie jenes Windelchen oben auf ihr Haupt gelegt und um ihre Augen gewickelt hatte, und es ihm alſo zeigte, gingen aus dem Windelchen Flammen und glühende Feuerfunken aus, und wurden hingeſprengt auf den Drachen. Und ach! welch ein großes Wunder, das ſich ereignete, ſobald der Drache das Windelchen des Herrn Jeſus anblickte! denn es ging Feuer von demſelben aus, und wurde hingeſprengt auf des Drachen Haupt und Augen, ſo daß er mit lauter Stimme ſchrie: „Was habe ich mit Dir zu ſchaffen, o Jeſus, Du Sohn der Maria? Wohin ſoll ich doch vor Dir fliehen? Und gewaltig erſchrocken wich er zurück und verließ von Stund' an das Mägdlein, und erſchien ihr nachher niemals wieder. Auf ſolche Weiſe ließ er nach, dieſem Mägdlein zu ſchaffen zu machen; und dieſe ſang Gott dem Herrn Dankhymnen und Loblieder, und mit ihr Alle, die bei dieſem Wunder gegenwärtig geweſen waren.

Das 35. Kapitel.

Wie Judas Iſchariot, noch ein Knabe und vom Satan beſeſſen, die re[illegible] Seite des Herrn Chriſtus verwundet und vom böſen Geiſte befreit wird.

Ebendaſelbſt lebte noch ein anderes Weib, deren Sohn wurde vom Satan geplagt. Dieſer, mit Namen Judas, ſo oft jener Satan ihn ergriff, fiel Jedermann, der gegenwärtig war, mit den Zähnen an, und wenn er Niemanden in ſeiner Nähe fand, verletzte er ſeine eigenen Hände und anderen Glieder durch Beißen. Als nun die Mutter dieſes unglücklichen Knaben das Gerücht von der Frau Maria und ihrem Sohne Jeſus hörte, machte ſie ſich ſchleunigſt auf, hob ihren Sohn Judas auf di Arme, und trug ihn hin zur Frau Maria. Inzwiſchen hatten Jakobus und Joſes den gefälligen Herrn Jeſus, der noch ein Kind war, hinweggeführt, um mit anderen Kindern zu ſpielen; und als ſie zum Hauſe hinausgekommen waren, hatten ſie ſich niedergeſetzt, und mit ihnen der Herr Jeſus. Es lief aber de beſeſſene Judas hinzu, und ſetzte ſich Jeſu zur Rechten, und al ihn nun nach ſeiner Gewohnheit der Satan in Aufregung brachte, fiel er den Herrn Jeſus mit den Zähnen an, und weil er ihn nicht beikommen konnte, ſo durchbiß er ihm ſeine rechte Seite, ſ daß Jeſus kläglich ſchrie und weinte. Und zu derſelbigen Stund fuhr der Satan fliehend aus jenem Knaben heraus, einem tollen Hunde ähnlich. Dieſer Knabe aber, welcher Jeſum verwundete und aus welchem der Satan unter der Geſtalt eines Hunde herausfuhr, war Judas Iſchariot, der Jeſum den Juden verrathen hat; und eben jene Seite deſſelben, in welche ihn Juda gebiſſen hatte, durchſtachen die Juden mit dem Speere.

Das 36. Kapitel.

Wie der Herr Chriſtus, ſieben Jahre alt, Figuren, die er aus Lehm gebilde hat, Leben zuertheilt.

Als aber der Herr Jeſus das ſiebente Jahr von ſeine Geburt an vollendet hatte, befand er ſich eines Tages bei andere Knaben, die ſeine Kameraden und mit ihm gleichen Alters waren Da ſpielten ſie zuſammen und bildeten aus Lehm mannichfaltig

Formen, als Eſel, Rinder, Vögel und Anderes dergleichen mehr; und ein Jeglicher von ihnen fing an, ſein Werk zu rühmen und es über die Gebilde der Anderen zu erheben. Da ſprach der Herr Jeſus zu den Knaben: „Ich will jenen Figuren, die ich gemacht habe, befehlen, daß ſie einhergehen.“ Als aber die Knaben ihn fragten, ob er vielleicht gar der Sohn des Schöpfers wäre? befahl der Herr Jeſus ſeinen Lehmgebilden, ſie ſollten einhergehen; und zu derſelbigen Stunde ſprangen ſie in die Höhe, und als er ihnen befahl, wieder zurückzukehren, da kehrten ſie auch wieder zurück. Er hatte aber auch Figuren von Vögeln und Sperlingen gemacht, und als er nun denſelben befahl, zu fliegen, da flogen, und als er ihnen zu ſtehen befahl, da blieben ſie wieder ſtehen; und wenn er ihnen dann Speiſe und Trank darreichte, ſo aßen und tranken ſie auch. Als darnach die Knaben hinweggegangen waren, und ſolches ihren Eltern erzählt hatten, ſprachen die Väter der Knaben zu ihren Söhnen: „Hütet Euch in Zukunft, o Söhne, vor ſeinem Umgange, weil er ein Zauberer iſt, fliehet ihn und meidet ſeine Geſellſchaft; und ſpielet auch von dieſem Augenblicke an niemals wieder mit ihm zuſammen.“

Das 37. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus in die Werkſtatt eines Färbers geht und verſchiedene Tücher in einen und denſelben Färbekeſſel wirft, aber mit den verſchiedenſten Farben gefärbt wieder herauszieht.

Als eines Tages der Herr Jeſus ebenfalls mit Knaben ſpielte und herumlief, ging er zufällig an der Werkſtatt eines Färbers vorüber, deſſen Namen war Salem; und es befanden ſich in ſeiner Werkſtatt ſehr viele Tücher von Bürgern jener Stadt, welche er zurecht machte, um ſie in mannichfaltige Farben einzutauchen. Als aber der Herr Jeſus in die Werkſtatt des Färbers

hineingegangen war, hob er dieſe Tücher insgeſammt in die Hö
und warf ſie in einen Färbekeſſel. Als nun Salem zurückkeh
und die Tücher verdorben ſah, fing er an, mit gewaltiger Stim
zu ſchreien, und auf den Herrn Jeſus zu ſchelten, indem er ſprac
„Was haſt Du mir gethan, o Sohn der Maria? Du haſt m
ſowohl, als meinen Mitbürgern Unrecht angethan; denn
Jeglicher verlangt eine für ihn paſſende Farbe, Du aber biſt he
beigekommen und haſt Alles verdorben.“ Da antwortete d
Herr Jeſus: „Von welchem Tuche Du auch die Farbe verände
haben willſt, die will ich Dir umändern.“ Und alsbald fing
an, die Tücher aus dem Keſſel hervorzuziehen, und ein jegliche
davon war in diejenige Farbe eingetaucht, welche der Färbe
verlangte, bis er ſie alle herausgezogen hatte. Als die Jude
dieſe Zeichen und Wunder ſahen, prieſen ſie Gott.

Das 38. Kapitel.

Wie Joſeph, wenn er das Zimmerhandwerk ausübt, den Herrn Jeſus mi
ſich herumführt, und wie er von demſelben auf wunderbare Weiſe unterſtützt
wird.

Joſeph aber ging durch die ganze Stadt umher und führte den Herrn Jeſus mit ſich, da die Leute ihn wegen ſeines Handwerkes zu ſich kommen ließen, damit er ihnen Thüren, oder Melkgelten, oder Siebe, oder Käſten verfertigte; und der Herr war bei ihm, wohin er auch immer reiſen mochte. So oft nun Joſeph irgend Etwas an ſeinem Werke länger oder kürzer, weiter oder enger machen mußte, da ſtreckte der Herr Jeſus ſeine Hand gegen daſſelbe aus, und alsbald ging die Sache von Statten, wie Joſeph es wollte, alſo daß er kein einziges Werk mit ſeiner Hand zu vollenden brauchte, weil er überdies in der Zimmermannskunſt nicht ſonderlich erfahren und geſchickt war.

Das 39. Kapitel.

Wie Joſeph dem Könige von Jeruſalem einen Thron zimmert, und wie derſelbe von dem Herrn Jeſus in das richtige Maaß gebracht wird.

Eines Tages aber ließ ihn der König von Jeruſalem zu ſich kommen, und ſprach zu ihm: „Ich will, Joſeph, daß Du mir einen Thron baueſt, nach dem Maaße jenes Platzes, auf welchem ich gewöhnlich zu ſitzen pflege.“ Es gehorchte Joſeph, und er legte alsbald Hand an das Werk und blieb zwei Jahre lang in dem königlichen Palaſte, bis daß er das Kunſtwerk jenes Thrones zu Stande gebracht hatte. Als er nun daſſelbe an ſeinen Platz ſtellte, da bemerkte er, daß auf jeder Seite an dem vorausbeſtimmten Maaße zwei Spannen fehlten. Als der König dieſes geſehen hatte, zürnte er dem Joſeph gewaltig, und Joſeph, den Zorn des Königs fürchtend, legte ſich ungegeſſen ſchlafen, ohne daß er auch nur das Geringſte genoſſen hätte. Als ihn darauf der Herr Jeſus fragte, warum er ſich denn fürchtete? ſprach Joſeph: „Weil ich das Werk, an welchem ich zwei volle Jahre gearbeitet, verdorben habe.“ Da ſprach der Herr Jeſus zu ihm: „Laß die Furcht, und verliere den Muth nicht; Du wirſt die eine Seite von jenem Throne ergreifen, und ich die andere, damit wir ihn in das richtige Maaß bringen.“ Und als Joſeph gethan, wie der Herr Jeſus geſagt hatte, und nun ein Jeder von ihnen auf ſeiner Seite mit aller Kraft zog, da gehorchte der Thron, und er ward in das gehörige Maaß jenes Platzes gebracht. Als die, welche dabei ſtanden, dieſes Wunder ſahen, erſtaunten ſie, und prieſen Gott. Es war aber dieſer Thron aus jenem Holze gezimmert, welches zur Zeit des Salomo, des Sohnes Davids vorhanden geweſen war, nämlich aus ſolchem Holze, welches mit mannichfaltigen Formen und Figuren gezeichnet und geziert war.

Das 40. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus Knaben, die mit ihm ſpielen, in Böcke verwandelt, und ſie auch wieder in die menſchliche Geſtalt zurückverſetzt.

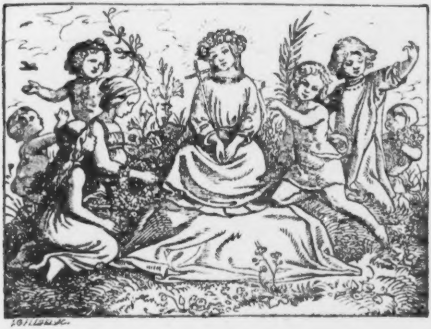
An einem andern Tage, als der Herr Jeſus auf die Straße hinausgegangen war, und dort Knaben erblickt hatte, welche zuſammengekommen waren, um zu ſpielen, miſchte er ſich ebenfalls unter ihre Schaar. Als dieſe bei ſeinem Anblicke ſich verſteckten und ihn dadurch verurſachten, ſie aufzuſuchen, kam der Herr Jeſus zu der Thüre eines Hauſes, und da Weiber daſelbſt ſtanden, fragte er ſie, wohin denn jene Knaben gegangen wären? Und da ſie ihm antworteten, es wäre Niemand daſelbſt, ſprach der Herr Jeſus wiederum zu ihnen: „Wer ſind denn dieſe dort, die Ihr in dem Ofen ſehet?“ Als ſie antworteten, es wären dreijährige Böcklein, da ſchrie der Herr Jeſus mit lauter Stimme, und ſprach: „Kommt hier heraus, o Ihr Böcklein, zu Eurem Hirten.“ Und flugs kamen die Knaben heraus, Böcken ähnlich, und ſprangen um ihn herum. Als dies jene Weiber erblickten, wurden ſie ſehr beſtürzt, und es bemachtigte ſich ihrer Furcht und Schrecken. Deswegen beteten ſie den Herrn Jeſus an und baten ihn inſtändigſt, und ſprachen: „O, unſer Herr Jeſus, Sohn der Maria, Du biſt in Wahrheit jener gute Hirte Israels! erbarme Dich Deiner Mägde, die vor Dir ſtehen, und die nicht im Mindeſten zweifeln, daß Du gekommen biſt, um ſelig zu machen, nicht aber zu verderben.“ Darauf, als der Herr Jeſus geantwortet hatte, die Söhne Israels wären unter den Heiden, wie die Aethiopier, ſprachen die Weiber: „Du, Herr, kennſt Alles, und Nichts iſt Dir verborgen; jetzt aber bitten wir Dich, und erſuchen Dich um Deiner Frömmigkeit willen, daß Du jene Knaben, Deine Knechte, in ihren früheren Zuſtand wieder einſetzen mögeſt.“ Da ſprach der Herr Jeſus: „Seid da, o

Ihr Knaben, auf daß wir hingehen und ſpielen.“ Und von Stund' an, während dieſe Frauen noch dabei ſtanden, wurden die Böcklein verwandelt, und kehrten in die Geſtalt der Knaben zurück.

Das 41. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus von ſeinen Spielkameraden zum König erwählt wird.

Im Monat Adar aber verſammelte Jeſus die Knaben, und ſtellte dieſelben in Ordnung gleichſam wie ein König; denn ſie hatten ihre Kleider auf die Erde ausgebreitet, damit er ſich auf dieſelben niederſetzen ſollte, und hatten aus Blumen eine Krone



oder Kranz zuſammengeflochten und ſie ihm auf ſein Haupt geſetzt, und ſtellten ſich dann, wie Trabanten, die bei einem Könige ſtehen, zur Rechten und zur Linken vor ihn hin. Wenn aber Jemand auf ſelbigem Wege vorüberging, ſo zogen ihn die Knaben mit Gewalt von ſeinem Wege hinweg, und ſprachen: „Komme hierher, und bete den König an, damit Deine Reiſe Dir glücklich von Statten gehe.“

Das 42. Kapitel.

Wie Simon von Kana als Knabe von einer Schlange gebiſſen wird, und wie der Herr Jeſus die Schlange das ganz Gift wieder von ihm herausſaugen läßt.

Unterdeſſen, während dieſes geſchah, kamen Männer herbei, welche einen Knaben in einer Sänfte trugen. Dieſer Knabe nämlich war mit ſeinen Altersgenoſſen auf den Berg hinweggegangen, um Holz zu holen; als er aber daſelbſt ein Rebhühnerneſt gefunden, und ſeine Hand ausgeſtreckt hatte, um Eier von da herauszunehmen, ſtach ihn eine bösartige giftige Schlange, die unvermerkt mitten aus dem Neſte hervorkroch, alſo daß er ſeine Kameraden um Hülfe anflehte. Als dieſelben ſchleunigſt herbeigekommen waren, fanden ſie ihn auf der Erde liegend, einem Todten gleich; darauf waren ſeine Angehörigen gekommen, die hatten ihn aufgehoben und wollten ihn in die Stadt tragen. Nachdem ſie aber an jenen Ort gekommen waren, an welchem der Herr Jeſus nach der Sitte eines Königs reſidirte, und die andern Knaben wie Miniſter und Diener um ihn herumſtanden, da traten die Knaben eilends hervor und ſtellten ſich demjenigen in den Weg, der von der Schlange gebiſſen worden war, und ſprachen zu deſſen Angehörigen: ,,Kommt herzu und begrüßet den König.'' Aber da ſie wegen der Traurigkeit, in der ſie ſich befanden, nicht hinzugehen wollten, zogen die Knaben ſie wider ihren Willen mit Gewalt hinzu. Und als ſie nun zu dem Herrn Jeſus gekommen waren, fragte er ſie, warum ſie denn dieſen Knaben trügen? Und da Jene antworteten, weil ihn eine Schlange gebiſſen hätte, ſprach der Herr Jeſus zu den Knaben: „Gehet mit uns, auf daß wir jene Schlange tödten.“ Als aber die Eltern des Knaben baten, man möchte ſie gehen laſſen, weil ihr Sohn bereits in dem Todeskampfe läge, da antworteten die Knaben, und ſprachen: „Habt Ihr denn nicht gehört, was der König geſagt hat? „„Wir wollen hingehen und die Schlange tödten?““ Und Ihr wollt ihm keinen Gehorſam leiſten?“ Und obgleich ſolchermaßen die Eltern nicht wollten, trugen ſie doch die Sänfte wieder rückwärts. Und als ſie nun zu jenem Neſte gekommen waren, ſprach der Herr Jeſus zu den Knaben: „Iſt dieſes hier der Schlupfwinkel der Schlange?“ Und da jene es bejahten, rief der Herr Jeſus die Schlange, und ſie trat augenblicklich hervor, und unterwarf ſich ihm. Der Herr Jeſus ſprach zu ihr: „Gehe hin, und ſauge alles Gift wieder heraus, welches du dieſem Knaben mitgetheilt haſt.“ Da kroch denn die Schlange hin zu dem Knaben, und nahm ihm ihr ganzes Gift wieder ab; und dann verfluchte ſie der Herr Jeſus, ſo daß ſie augenblicklich zerberſten und ſterben mußte; und den Knaben berührte er mit ſeiner Hand, damit er ihn wieder in ſeine frühere Geſundheit einſetzte. Und als er anfing zu weinen, ſprach der Herr Jeſus zu ihm: „Halte zurück das Weinen, denn bald wirſt Du mein Schüler ſein.“ Und dieſer iſt Simon Cananites, deſſen im Evangelium Erwähnung geſchieht.

Das 43. Kapitel.

Wie Jakobus von einer Otter gebiſſen, und durch den Athem des Herrn Jeſus, ſeines Bruders, wieder geſund gemacht wird.

An einem andern Tage hatte Joſeph ſeinen Sohn Jakobus in den Wald geſchickt, um Holz zu holen, und der Herr Jeſus hatte ſich ihm als Begleiter beigeſellt; und als ſie nun an einen

Ort gekommen waren, an welchem Holz war, und Jakobus angefangen hatte, ſelbiges zuſammenzuleſen, ſiehe, da biß ihn eine bösartige giftige Otter, ſo daß er anfing, zu weinen und zu ſchreien. Als ihn nun der Herr Jeſus in dieſem Zuſtande ſah, ging er zu ihm hin, und blies die Stelle, an welcher ihn die Otter gebiſſen hatte, an, ſo daß er von Stund' an geſund wurde.

Das 44. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus den Knaben Zeinunus, der von dem Dache herabgefallen und geſtorben war, wieder zum Leben bringt.

Eines Tages ferner, als der Herr Jeſus ſich unter den Knaben befand, die auf einem Dache ſpielten, fiel einer von den Knaben von der Höhe des Hauſes herab und verſchied alsbald. Während nun aber die anderen Knaben davon flohen, blieb der Herr Jeſus allein auf dem Dache zurück; und als die Angehörigen jenes Knaben herzugekommen waren, ſprachen ſie zu dem Herrn Jeſus: „Du haſt unſern Sohn von dem Dache hinabgeſtürzt.“ Da dieſer es aber läugnete, ſchrieen ſie mit lauter Stimme und ſprachen: „Unſer Sohn iſt todt, und dieſer iſt es, der ihn umgebracht hat.“ Da ſprach der Herr Jeſus zu ihnen: „Beſchuldiget mich nicht einer That, deren Ihr mich keineswegs werdet überführen können; ſondern wohlan, wir wollen den Knaben ſelbſt fragen, der mag die Wahrheit an das Licht bringen.“ Darauf ſtieg der Herr Jeſus hinab und ſtellte ſich hin oberhalb des Kopfes des Todten, und ſprach mit lauter Stimme: „Zeinunus, Zeinunus! wer hat Dich von dem Dache herabgeſtürzt?“ Da antwortete der Todte, und ſprach: „Nicht Du haſt mich herabgeworfen, ſondern der und der hat mich von demſelben herabgeſtürzt.“ Und da der Herr Jeſus denen, die dabei ſtanden, befohlen hatte, daß ſie auf deſſen Worte aufmerken ſollten, lobten und prieſen Alle, die zugegen waren, Gott den Herrn für dieſes Wunder.

Das 45. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus, da er den Waſſerkrug zerbrochen hatte, ſeiner Mutter Waſſer in dem Schnupftuche bringt.

Einſtmals hatte die Gebieterin Frau Maria dem Herrn Jeſus befohlen, hinzugehen und ihr Waſſer aus dem Brunnen herzutragen. Als er nun hingegangen war, um Waſſer zu holen, zerbrach der Waſſerkrug, als er, bereits angefüllt, wieder aus dem Brunnen heraufgezogen werden ſollte. Da ſpannte aber der Herr Jeſus ſein Schnupftuch aus, und brachte das darin geſammelte Waſſer zu ſeiner Mutter hin; dieſe war erſtaunt über eine ſo wunderbare Sache, jedoch verbarg und bewahrte ſie Alles, was ſie geſehen hatte, in ihrem Herzen.

Das 46. Kapitel.

Wie der Sohn des Juden Hananus dahinſchwindet, als er den Teich und die Sperlinge zerſtören wollte, welche der Herr Jeſus am Sabbathe gemacht hatte.

Wiederum an einem andern Tage befand ſich der Herr Jeſus an einem Waſſerbache bei den Knaben, und ſie hatten vermittelſt kleiner Gräben Waſſer aus jenem Bache herausgeleitet, und bauten ſich kleine Fiſchteiche; und zwar hatte der Herr Jeſus ſich auch zwölf Sperlinge gemacht, und hatte dieſelben um ſeinen Teich herum, auf jeder Seite je drei, der Reihe nach aufgeſtellt.

Es war aber gerade der Tag des Sabbaths; und als der Sohn des Hananus, eines Juden, herzukam, und dieſelben erblickte, während ſie ſolche Dinge trieben, ſprach er zu ihnen: „So? bildet Ihr denn am Sabbathtage Figuren aus Lehm?“ Und er lief eilends hinzu und zerſtörte ihre Teiche. Als aber der Herr Jeſus über den Sperlingen, die er gebildet hatte, ſeine Hände zuſammenſchlug und alſo klatſchte, flogen dieſelben pipend und zwitſchernd fort. Und als darnach der Sohn des Hananus auch zu dem Teiche Jeſu hinzutrat, um denſelben zu zerſtören, verſchwand deſſen Waſſer, und es ſprach der Herr Jeſus zu ihm: „Gleichwie jenes Waſſer verſchwunden iſt, alſo wird auch Dein Leben verſchwinden.“ Und von Stund' an ſchwand jener Knabe vertrocknend dahin.

Das 47. Kapitel.

Wie ein Knabe, der den Herrn Jeſus umgeſtoßen hat, alsbald zuſammenſtürzt und verſcheidet.

Zu einer andern Zeit, als der Herr Jeſus einmal Abends mit Joſeph nach Hauſe zurückkehrte, begegnete er einem Knaben, der in raſchem Laufe in Bewegung geſetzt an ihn ſtieß, ſo daß er fiel. Da ſprach der Herr Jeſus zu ihm: „Gleichwie Du mich umgeſtoßen haſt, alſo wirſt Du fallen, und nicht wieder aufſtehen.“ Und zu derſelbigen Stunde ſtürzte der Knabe zuſammen und verſchied.

Das 43. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus zu dem Schulmeiſter Zachäus geführt, und für gelehrter befunden wird, als dieſer.

Es war ferner zu Jeruſalem ein Mann, mit Namen Zachäus, der unterrichtete die Jugend. Derſelbe ſprach zu Joſeph: „Warum, o Joſeph ſchickſt Du Jeſum nicht zu mir, damit er die Buchſtaben lerne?“ Joſeph verwilligte ihm ſolches, und berichtete es an die Frau Maria. Und ſo führten ſie ihn denn hin zu dem Lehrer; und dieſer, ſobald er Jeſum erblickt hatte, ſchrieb ihm das Alphabet (oder ABC) auf, und befahl ihm, er ſollte „Aleph (oder „A“) ſagen. Und als er „Aleph“ (oder „A“) geſagt hatte, befahl ihm der Lehrer, das Beth (oder B) auszuſprechen. Da ſprach der Herr Jeſus zu ihm: „Sage mir erſt die Bedeutung des Buchſtabens Aleph (oder A), und dann werde ich das Beth (oder B) ausſprechen.“ Als nun der Schulmeiſter ihm etliche Schläge beibrachte, ſetzte ihm der Herr Jeſus die Bedeutungen der Buchſtaben Aleph (A) und Beth (B) auseinander; desgleichen fing er an, ihm zu erzählen und deutlich zu machen, welche Figuren der Buchſtaben gerade, welche ſchräg, und welche verdoppelt wären; welche mit Punkten oder Vokalen verſehen wären, und welche derſelben entbehrten; warum ein Buchſtabe dem ander vorherginge; und noch ſehr vieles Andere der Art, welches Alles der Schulmeiſter ſelbſt weder jemals gehört, noch in irgend einem Buche geleſen hatte. Darauf ſprach der Herr Jeſus noch weiter zu dem Schulmeiſter: „Merke auf, daß ich Dir es ſage.“ Und dann fing er an, klar und deutlich herzuſagen: „Aleph (A) Beth (B), Gimel (G), Daleth (D); und ſofort bis zum Ende des Alphabetes. Der Schulmeiſter verwunderte ſich darüber und ſprach: „Ich glaube, daß dieſer Knabe ſchon vor Noah geboren war.“ Darauf wendete er ſich zu Joſeph, und ſprach: „Du haſt einen Knaben zu mir hergeführt, um ihn zu unterrichten, der doch gelehrter iſt, als alle Schulmeiſter.“ Und zu der Frau Maria ſprach er: „Dieſem Deinem Sohne iſt keine Gelehrſamkeit von nöthen.“

Das 29. Kapitel.

Wie ein anderer Schulmeiſter, der den Herrn Jeſus ſchlägt, alsbald ſtirbt

Darnach führten ſie ihn hin zu einem andern Schulmeiſter, der gelehrter war, als der vorige. Und als dieſer den Herrn Jeſus erblickte, ſprach er zu ihm: „Sage Aleph (A)! Und als er geſagt hatte: „Aleph,“ befahl ihm der Schulmeiſter, das Beth (B) auszuſprechen. Da antwortete ihm der Herr Jeſus, und ſprach: „Sage mir erſt die Bedeutung des Buchſtaben Aleph (A), und dann werde ich das Beth (B) ausſprechen.“ Als nun dieſer Schulmeiſter ſeine Hand aufhob und den Herrn Jeſus ſchlug, vertrocknete alsbald ſeine Hand, und er ſtarb. Da ſprach Joſeph zu der Frau Maria: „Von dieſer Zeit an wollen wir ihn nicht mehr aus dem Hauſe gehen laſſen; denn ein Jeglicher, der ihm widerſtrebt, wird mit dem Tode beſtraft.

Das 30. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus, zwölf Jahre alt, im Tempel mit den Schriftgelehrten ſtreitet, und wie er ihnen eine Frage über den Meſſias vorlegt

Und da er zwölf Jahre alt geworden war, führten ihn ſeine Eltern gen Jeruſalem auf das Feſt; nachdem das Feſt beendigt war, kehrten ſie ſelbſt zwar nach Hauſe zurück, aber der Herr

ſus blieb in dem Tempel zurück unter den Lehrern und Aelte-
n und Schriftgelehrten aus den Kindern Israels. Dieſelben
gte er verſchiedentlich über die Wiſſenſchaften, und antwortete
nen hinwiderum auch auf ihre Fragen. Denn er ſprach zu
nen: „Der Meſſias, weſſen Sohn iſt er?“ Sie antworteten:
Der Sohn David's.“ Darauf ſprach er: „Warum nennt David
n nun im Geiſte ſeinen Herrn? wenn er ſpricht: „Der Herr hat ge-
gt zu meinem Herrn: ſetze Dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege
ine Feinde unter die Fußſtapfen deiner Füße.“ Darauf fragte
n ein Oberſter der Lehrer: „Haſt Du die Schrift geleſen?“
nd der Herr Jeſus ſprach: „Die Schrift ſowohl, als auch
as, was in der Schrift enthalten iſt.“ Und er legte ihnen die
chrift aus, und das Geſetz, und die Vorſchriften, und die Ver-
rdnungen, und die Geheimniſſe, die da enthalten ſind in den
Büchern der Propheten, Dinge, welche die Einſicht keiner Krea-
ur erfaßt und begriffen hatte. Da ſprach jener Lehrer: „Ich
abe bis daher eine ſolche Wiſſenſchaft weder geſehen, noch ge-
ört; wer meinſt Du wohl, daß dieſer Knabe ſein wird?“

Das 51. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus dem Aſtronomen auf ſeine Fragen antwortet.

Da nun ebendaſelbſt ein Philoſoph oder Weltweiſer zugegen
var, ein in der Sternkunde erfahrener Mann, und den Herrn
Jeſus fragte, ob er ſich der Sternkunde befleißiget und Aſtronomie
ſtudirt hätte? antwortete ihm der Herr Jeſus, und ſetzte ihm die
Zahl der Himmelsſphären und Himmelskörper auseinander, ſo-
vie auch deren natürliche Beſchaffenheiten und Verrichtungen,
ihre Entgegenſetzung, den gedritten, gevierten und geſechſten
Schein, ferner derſelbigen Fortſchreiten und Rückläufigkeit, ſowie

endlich ihre Berechnung und Vorherbeſtimmung, und vieles Andere der Art, was die Vernunft keines Menſchen jemals durchforſcht hat.

Das 52. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus dem Arzneikundigen und Naturforſcher auf ſeine Fragen antwortet.

Es war auch unter jenen Lehrern ein Philoſoph zugegen, ein in der Arzneikunde und Naturwiſſenſchaft ſehr erfahrener Mann. Als nun derſelbige den Herrn Jeſus fragte, ob er Medicin ſtudirt hätte? antwortete er ihm und ſetzte ihm auseinander die Gegenſtände der Phyſik und Metaphyſik, der Hyperphyſik und Hypophyſik, dazu auch die Eigenſchaften des Körpers und die Feuchtigkeiten, und die Wirkungen derſelben; desgleichen die Zahl der Glieder und Knochen, der Blutadern, Pulsadern und Nerven; auch die Temperamente, das warme und trockene, kalte und feuchte, und was aus dieſen hervorginge; welches die Einwirkung der Seele auf den Leib wäre, und auf deſſen Empfindungen und Eigenſchaften; die Vermögen zu ſprechen, zu zürnen, und zu begehren; ſowie endlich die Vereinigung und Zerſtreuung, und vieles Andere der Art, was die Einſicht keiner Kreatur jemals durchdrungen hat. Da ſtand jener Philoſoph auf, und betete den Herrn Jeſus an, und ſprach: „O Herr, von dieſer Zeit an will ich Dein Schüler und Knecht ſein.“

Das 53. Kapitel.

ie die Frau Maria den Herrn Jeſus in dem Tempel findet, mitten unter den Lehrern ſitzend.

Während ſie dieſes und Anderes der Art unter einander rachen, war die Gebieterin Frau Maria herbeigekommen, nach- em ſie, den Herrn Jeſus ſuchend, drei Tage lang mit Joſeph mhergegangen war. Als ſie ihn nun unter den Lehrern ſitzen ah, und wahrnahm, wie er dieſelben abwechſelnd fragte und ant- ortete, ſprach ſie zu ihm: „Mein Sohn, warum haſt Du uns lſo gethan? ſiehe, ich und Dein Vater haben Dich mit großer nſtrengung geſucht.“ Er hingegen ſprach zu ihr: „Warum chtet Ihr mich? wußtet Ihr denn nicht, daß es mir gezieme, nich in dem Hauſe meines Vaters aufzuhalten?“ Aber ſie ver- anden dieſe Worte nicht, welche er mit ihnen ſprach. Da frag- en jene Lehrer die Maria, ob denn dieſer ihr Sohn wäre? Und a ſie es bejahte, ſprachen ſie: „O, wie glücklich biſt Du, Maria, ie Du einen ſolchen Sohn geboren haſt!“ Der Herr Jeſus aber ehrte mit ſeinen Eltern wieder nach Nazareth zurück, und war hnen in allen Dingen gehorſam. Und ſeine Mutter bewahrte lle jene Worte in ihrem Herzen. Der Herr Jeſus aber ahm zu an Geſtalt, und Weisheit, und Gnade bei Gott und en Menſchen.

Das 54. Kapitel.

as der Herr Jeſus von ſeinem zwölften bis zum dreißigſten Jahre gethan hat.

Und von dieſem Tage an begann er, ſeine Wunder, Geheim- ſſe und Künſte zu verbergen, und ſeinen ganzen Fleiß auf das

Geſetz zu verwenden, bis er das dreißigſte Jahr erfüllte, wo ihn dann ſein Vater öffentlich am Jordan für ſeinen Sohn erklärte, indem er folgende Stimme vom Himmel herabſandte: „Das iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ durch die Gegenwart des heiligen Geiſtes in der Geſtalt einer weißen Taube.

Das 55. Kapitel.

Schluß und Wunſch des Verfaſſers.

Dieſer iſt es, den wir demüthig anbeten, weil er uns das Weſen und Leben gegeben, und uns aus den Leibern unſerer Mütter hervorgeführt hat; der unſertwillen den menſchlichen Leib angenommen, und uns erkauft hat, auf daß er uns mit ewiger Barmherzigkeit umfaſſen, und uns ſeine Gnade erweiſen möchte aus freigebigem, wohlthätigem, edlem und wohlwollendem Herzen. Ihm ſei Ehre und Preis und Macht und Herrſchaft, von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

So iſt nun das Evangelium der Kindheit, unter dem Beiſtande Gottes des Allerhöchſten, vollkommen zu Ende, nach demjenigen, was wir in dem Originale vorgefunden haben.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig,
erſchienen:

Deutſche Volksbücher.

Nr. 1. Geſchichte von Griſeldis und dem Markgrafen Walther. Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe. 72 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 2. Alte und neue Lieder in Leid und Luſt. 96 Seiten mit 12 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 3. Geſchichte von der edlen und ſchönen Meluſina, welche ein Meerwunder und des Königs Helmas Tochter war. 72 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 4. Der Schildbürger wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten. 96 Seiten mit 6 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 5. Geſchichte von der ſchönen Magelone und dem Ritter Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln. 72 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 6. Geſchichte vom Kaiſer Octavianus, welcher ſein Ehgemahl und ſeine zwei Söhne in das Elend geſchickt und endlich wiedergefunden hat. 108 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 7. Geſchichte von den ſieben Schwaben. Nebſt einigen ſchwäbiſchen Volksliedern. 60 Seiten mit 9 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 8. Geſchichte von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa. 60 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 9. 10. Geſchichte von den vier Heymonskindern. Nebſt der Geſchichte von dem gehörnten Siegfried. 192 Seiten mit 10 Holzſchnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 11. Geſchichte von den drei Schweſtern. Geſchichte von den drei Rolandsknappen. Schneeweißchen. Bruder Luſtig. 84 Seiten mit 5 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 12. Der wiedererſtandene Eulenſpiegel. 108 Seiten mit 6 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 13. 14. Triſtan und Iſalde. 180 Seiten mit 13 Holzſchnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 15. 16. 17. Reineke der Fuchs. 362 Seiten mit 12 Holzſchnitten. Preis 7½ Ngr.

Nr. 18. Wigolais vom Rade. 72 Seiten mit 7 Holz-
nitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 19. 20. Deutſche Lieder zu Schutz und Trutz.
6 Seiten mit 8 Holzſchnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 21. Hirlanda. 48 Seiten mit 9 Holzſchnitten.
reis 2½ Ngr.

Nr. 22. Geſchichte von Fortunat, ſeinem Glücksſeckel und
Wünſchhütlein. 96 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 23. Geſchichte von Fortunats Söhnen und was ſich
eiter mit dem Glücksſeckel und mit dem Wünſchhütlein zugetragen
at. 60 Seiten mit 6 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 24. Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen
Zauberers und Schwarzkünſtlers Dr. Johann Fauſt. 84 Seiten
it 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 25. Das unſchätzbare Schloß in der afrikaniſchen
Höhle Xa Xa. 60 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 26. Robert der Teufel. 60 Seiten mit 8 Holz-
chnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 27. Schnurren. 84 Seiten mit Vignetten. Preis
2½ Ngr.

Nr. 28. 29. Sprichwörter und Spruchreden der Deutſchen. 132 Seiten mit 35 Holzſchnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 30. 31. Die Geſchichte von den ſieben weiſen Meiſtern. 120 Seiten mit 10 Holzſchnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 32. Der arme Heinrich. 60 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 33. Geſchichte vom König Eginhard in Böhmen oder die Rieſengeſchichte. 72 Seiten mit 6 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 34. Herzog Ernſt. 54 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 35. Senfkörner. Anekdoten und Erzählungen zur Aufheiterung in betrübter Zeit. 72 Seiten. Vignetten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 36. Der Schwanenritter. 44 Seiten mit 4 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 37. Geſchichte von der geduldigen Helena, Tochter des Kaiſers Antonius, welche unzählige Drangſale und Widerwärtigkeiten ſowohl bei Hofe als in ihrer zweiundzwanzigjährigen Wanderſchaft mit höchſter Geduld und Stärke ertragen hat. Nebſt der Geſchichte von dem edlen Finkenritter Polycarpus von Clariſſa. 48 Seiten mit 6 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 38. Der deutſche Fabelſchatz. 84 Seiten mit 18 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 39. Der märkiſche Eulenſpiegel, das iſt: Seltſame und kurzweilige Geſchichten von Hans Clauert in Trebbin. 52 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 40. Der wegen ſeiner kurzweiligen Poſſen merkwürdige Rübezahl, oder der ſchalkhafte Berggeiſt. 67 Seiten mit 9 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 41. 42. 43. Der weiſe Ritter. Merkwürdige und anmuthige Geſchichte des Herzogs **Herpin von Bourges**, und ſeines in der Gefangenſchaft gebornen Sohnes **Löwe**, welcher ſpäter durch Gottes Rathſchluß König von Sicilien wurde. 190 Seiten mit 7 Holzſchnitten. Preis 7½ Ngr.

Nr. 44. Anmuthige Geſchichte von Prinz Gerbino und Prinzeſſin Roſina. 34 Seiten mit 6 Bildern. Preis 2½ Ngr.

Nr. 45. Der luſtige Kirmeßbruder, welcher durch liſtige Ränke auf den Kirmeſſen die Bauern und andere Perſonen unterhalten und vergnügt gemacht hat. Der luſtige Cavalier Monſieur Hans Guck in die Welt, mit ſeinen wohlgemeinten und fleißig geſammelten Scherzreden. 60 Seiten mit 6 Bildern. Preis 2½ Ngr.

Nr. 46. Die wunderbare und merkwürdige Geſchichte vom Zauberer Virgilius, ſeinem Leben, ſeinen Thaten und ſeinem Ende. 48 Seiten mit 6 Holzſchnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 47. 48. Joachim und Anna, das ſind die wahrhaften, ſchönen und frommen Geſchichten von der Geburt der heiligen Jungfrau Maria, ſowie von dem heiligen Greiſe Joſeph dem Zimmermann von Nazareth, und endlich von der Kindheit unſers Herrn und Heilandes. Aus dem Arabiſchen neu verdeutſcht. Herausgegeben von O. L. B. Wolff. Mit 6 Holzſchnitten vom Prof. Richter in Dresden. Preis 5 Ngr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

L. Metzger
[illegible]
[illegible]

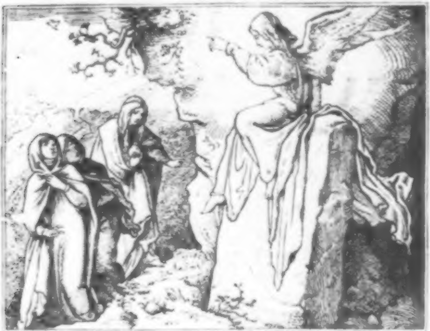
o. Jes...
1528 S (48
Volksbücher

Höchſt wichtige und erbauliche Geſchichte

von dem Leben

Jeſu Chriſti,

welches Nicodemus, ein Rabbiner und Oberſter der Juden, beſchrieben hat, wie er ſolches ſelbſt geſehen und erfahren, weil er des Herrn Jeſu Chriſti heimlicher Jünger und Nachfolger geweſen iſt.



Von

O. L. B. Wolff.

Volksbücher. Nr. 48.

Leipzig, Verlag von Otto Wigand m. b. H.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Geſchichte

von

Jeſu Chriſti

unſers Herrn Leiden, Sterben, Auferſtehung
und Himmelfahrt.

Vorrede.

Ich, Emaus, der Hebräer, der ich war ein Lehrer des Geſetzes unter den Hebräern, forſchend in der heiligen Schrift, die Göttlichkeit des Geſetzes und der Schriften unſers Herrn Jeſu Chriſti im Glauben annehmend, gewürdigt der heiligen Taufe, und durchforſchend, was geſchehen iſt zu jener Zeit, und was die Juden gethan haben unter dem Landpfleger Pontius Pilatus, ich habe gefunden, daß dieſes geſchehen und in Hebräiſcher Sprache niedergeſchrieben iſt von Nicodemus, was ich in die

Griechiſche Sprache überſetzt und zur Kenntniß aller Verehrer des Namens unſers Herrn Jeſu Chriſti gebracht habe, unter der Regierung des Kaiſers Flavius Theodoſius, im achtzehnten Jahre, und unter dem Kaiſer Valentinianus Auguſtus. Euch Alle aber, die ihr es leſ't und übertragt in anderen Griechiſchen oder Lateiniſchen Büchern, bitte ich, daß ihr es für würdig halten möget, für mich armen Sünder ein Gebet einzulegen, daß Gott mir gnädig ſein und mir alle Sünden vergeben möge, in denen ich geſündiget habe. Friede ſei mit denen, die es leſen, Heil denen, die es hören! —

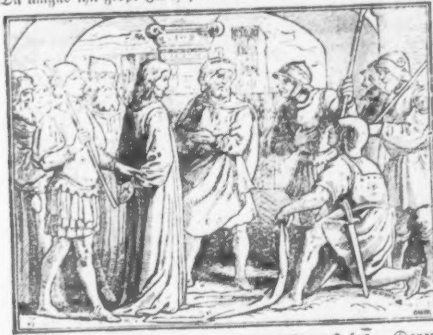
Es begab ſich bei der Regierung des Römiſchen Kaiſers Tiberius im neunzehnten Jahre, und bei der Herrſchaft des Herodes, des Sohnes des großen Herodias, des Galiläiſchen Landpflegers oder Gubernanten, im neunzehnten Jahre, am fünfundzwanzigſten Tage des Monats März, unter dem Bürgermeiſteramt des Ruſinus und Rubellio, im vierten Jahre der zweihundert und zweiten Olympiade, auch unter dem Fürſtenthum der Jüdiſchen Prieſter Joſeph, Hannas und Caiphas, daß Jeſus Chriſtus, als er nach empfangener Taufe in das vierte Jahr durch das ganze Jüdiſche Land hin gelehret und geprediget, auch viele Zeichen und Wunder gethan hatte, endlich von den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten aus Neid bei dem Landpfleger Pontius Pilatus fälſchlich verklaget, hernach verurtheilt, gegeißelt, begraben und wiedererſtanden und gen Himmel gefahren iſt. Dieſe Geſchichte und Wunder des Sohnes Gottes habe ich, Nicodemus, mit gutem Wiſſen, nebſt manchen Reden, die von den Jüdiſchen Prieſtern und anderen Juden geführt worden ſind, in Hebräiſcher Sprache ſelbſt beſchrieben.

Das 1. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus Chriſtus vor Pilatus von den Juden fälſchlich angeklagt worden iſt, und wie der Bote ſein leinenes Tuch aufgebreitet hat, daß er vor Pilatus kommen ſollte, um ſich zu verantworten.

Hannas und Caiphas und Summas, Dathan, Gamaliel, Judas, Levi, Naphthalim, Alexander und Syrus, auch andere Juden und Aelteſten der Juden kamen vor den Richter Pontius Pilatus und übergaben ihm unſern Herrn Jeſum Chriſtum. Da befahl Pilatus, ihn aufzubinden, und ſandte ihn wieder zu Caiphas. Denn des Pilatus Haus war nahe dem Hauſe des Caiphas. Die Juden aber kamen wieder zu Pilatus, da er mit ſeinen Kriegsknechten vor der Thüre des Richthauſes ſaß, und klagten über Jeſum mit vielen Klagen, und ſagten: „Dieſen Zauberer kennen wir, daß er iſt Joſeph's des Zimmermanns und Maria's Sohn; auch alle ſeine Brüder kennen wir wohl; und jetzund ſaget er, er ſei Gottes Sohn und Jüdiſcher König; aber nicht dieſes allein, ſondern auch unſern Feiertag, den Sabbath, verletzet er, und der Väter Geſetz will er zu nichte machen und zerſtören.“ Da fragte Pilatus die Juden und ſprach: „Wie will er denn Euer Geſetz zu nichte machen und zerſtören?“ Die Juden antworteten ihm: „Wir haben im Geſetz ein Gebot, daß man am Sabbath keine einzige Arbeit thun noch Jemanden heilen ſolle; dieſer aber hat Lahme und Taube, Höckerigte und Krüppel und Gichtbrüchige, Blinde und Ausſätzige und mit dem Teufel Beſeſſene, mit ſeiner Zauberei am Sabbath geſund gemacht und dadurch Uebels gethan.“ Pilatus ſprach zu ihnen: „Thut er darum Uebels?“ Die Juden antworteten ihm: „Er iſt ein Gottesläſterer, und durch den Oberſten der Teufel, Beelzebub, treibt er die Teufel aus, und alle Dinge ſind ihm unterthan.“ Pilatus entgegnete ihnen: „Wie ich von Euch höre, daß er die Teufel austreibet, ſo liegt das nicht in der Gewalt des unſaubern Geiſtes, ſondern in der Macht Gottes. Darum iſt er kein Zauberer; und daß er Kranke geſund macht, ſo iſt er ein vollkommener

Arzt.“ Da ſprachen die Juden zu Pilatus: „Wir bitten Deine Majeſtät, daß Du ihm befehlen mögeſt, vor Dich zu kommen und vor Deinem Richterſtuhle oder Throne zu ſtehen, und ſich verhören zu laſſen.“ Pilatus antwortete ihnen: „Saget mir doch, wie kann ich, da ich nur ein Richter bin, Euren König verhören?“ Die Juden ſprachen wiederum zu ihm: „Wir ſagen nicht, daß er der Juden König ſei, ſondern nur, daß er ſich ſelbſt nennet der Juden König und Sohn Gottes.“ Da rief Pilatus ſeinen Boten und Andere, die vor ihm ſtanden, und gebot ihnen und ſprach: „Mit allem Frieden und Schonung führet mir Jeſum hierher.“ Und ſie gingen ganz ehrbar hin, und traten zu dem Herrn Jeſu. Als aber der Bote ihn anſah, erkannte er ihn. Da umgab ihn große Furcht, und er fiel nieder auf ſeine Kniee;



die Anderen aber neigten ſich gegen den Herrn Jeſus. Darauf nahm der Bote das leinene Tuch oder Plohn, das er in ſeinen Händen zu tragen pflegte, und breitete es vor ihm hin auf die Erde und ſprach zu Jeſu: „Lieber Herr, gehe dieſen Gang mit uns und tritt ein, denn der Richter rufet Dich zur Verantwortung.“ Als aber die Juden ſahen, was der Bote gethan hatte, wurden ſie ſehr zornig auf ihn, und ſchrieen und ſprachen zu Pilatus: „Warum haſt Du ihn nicht heißen durch den Herold kommen, ſondern durch den Boten? Denn als ihn der Bote anſah, ſiel er nieder auf ſeine Kniee, und neigte ſich gegen ihn, und das leinene Tuch oder Plohn, das er in ſeinen Händen hielt, breitete er auf die Erde hin, und machte, daß er wie ein König einherging, indem er zu ihm ſprach: Lieber Herr, gehe dieſen Gang mit uns.“ Da rief Pilatus den Boten und ſprach zu ihm: „Warum haſt Du das gethan? und warum haſt Du Dein leinenes Tuch auf die Erde gebreitet und Jeſum auf demſelben einhergehen laſſen?“ Der Bote antwortete ihm und ſprach: „Herr Richter, als Du mich von Jeruſalem nach Cäſarea zum Alexander ſandteſt, da ſah ich Jeſum auf einer Eſelin reiten, und die Kinder der Juden brachten Zweige von den Oelbäumen, und ſtreueten ſie auf den Weg und riefen: Hoſianna in der Höhe! gelobet ſei, der da kommt. Etliche aber hielten die Zweige in ihren Händen, und breiteten ihre Kleider auf den Weg und ſprachen: Du Sohn David's, gebenedeiet ſeiſt Du, der Du gekommen biſt im Namen des Herrn! mache uns ſelig, Du König in Jsrael, der Du biſt in der Höhe!“ Da ſprachen die Juden wider den Boten: „Freilich, der Juden Kinder haben auf Jüdiſch gerufen; woher verſtandeſt Du aber die Rede ihrer Sprache, da Du doch ein Grieche biſt, und die Jüdiſche Sprache Dir unbekannt iſt?“ Der Bote antwortete ihnen: „Ich fragte Einen der Juden und ſagte: Was heißt das, was die Jüdiſchen Kinder auf Jüdiſch rufen? und derſelbige verdolmetſchte es mir.“ Da fragte Pilatus die Juden: ,,Wie haben ſie auf Jüdiſch gerufen?'' Die Juden antworteten ihm: ,,Hoſianna!'' Da ſprach Pilatus wiederum zu ihnen: ,,Hoſianna — wie wird das ausgelegt?'' Die Juden ſprachen zu ihm: ,,Mache uns ſelig, o Herr, der Du biſt in der Höhe.'' Pilatus ſprach zu ihnen: ,,Ihr bezeuget ja ſelbſt die Worte, die von Euren Kindern geſprochen worden ſind; was hat denn alſo der Bote geſündiget?'' Da ſchwiegen die Juden ſtille. Darnach ſprach Pilatus, der Richter, zu ſeinem Boten: ,,Gehe hinaus und bringe mir Jeſum

herein, auf welche Weiſe Du immer willſt.“ Als aber der Bot
hinauskam, that er ganz nach der vorigen Weiſe, und ſprach z
Jeſu: „Herr, gehe hinein, denn der Richter ruft Dich.“ D
ging Jeſus alsbald hinein in das Haus, in welchem über ſeine
Tod gerathſchlagt wurde, und der Bote ging mit ihm.

Das 2. Kapitel.

Wie ſich die Fahnen des Landpflegers Pilatus vor unſerm Herrn Jeſu Chriſ
geneigt haben.

Als nun Jeſus einging, und, dem Gebrauche nach, an d
Stätte und dem gewöhnlichen Orte von den Fahnenträgern d
Fahnen in ihren Händen gehalten wurden, da haben ſich die Gipf
oder Häupter der Fahnen von ſich ſelbſt geneigt vor dem Herr
Jeſu und ihn verehrt. Da aber die Juden das Zeichen und Wu
der der Fahnen ſahen, wie ſich ihre Gipfel geneigt und Jeſu
verehrt hatten, erzürnten ſie über die Maßen, und ſchrieen g
waltig wider die Fahnenträger. Da ſprach Pilatus zu den Hohe
prieſtern, Aelteſten und Schriftgelehrten der Juden: „Habt J
denn nicht geſehen, wie ſich die Spitzen und Gipfel der Fahn
von ſich ſelbſt gegen Jeſum geneigt haben und vor ihm niederg
fallen ſind? Und Ihr ſchreit auf die Fahnenträger, als ob ſ
dieſelben geneigt hätten?“ Die Juden aber ſprachen zu Pilatu
„Fürwahr, wir haben mit unſeren Augen geſehen, wie die Fahne
träger dieſelben gegen Jeſum geneigt und ihn angebetet haben.
Da berief Pilatus der Richter die Fahnenträger, und ſprach
ihnen: „Warum habt Ihr das gethan?“ Sie antworteten u
ſprachen zu Pilatus: „Fürwahr, wir ſind heidniſche Männe
und keine Diener des Tempels Gottes, wie können wir uns de
gegen ihn neigen? Wir haben die Fahnen gehalten, und
haben ſich ihre Spitzen von ſich ſelbſt geneigt und ihn angebetet.
Darnach ſprach Pilatus zu den Fürſten der Jüdiſchen Prieſter u
zu den Fürſten der Synagoge und der Diener des Tempels Gotte

auch zu den Aelteſten des Volkes der Juden: „Erwählet und leſet unter Euch ſelbſt aus gewaltige und ſtarke Männer, daß ſie die Fahnen halten, ſo werden wir ſehen, ob ſie ſich von ſelbſt gegen ihn neigen.“ Darauf nahmen die Fürſten der Jüdiſchen Prieſter und der Pfleger des Tempels und die Aelteſten des Jüdiſchen Volkes die gewaltigſten und ſtärkſten Männer unter der ganzen Jüdiſchen Gemeine zu ſich, hundert und ſechs an der Zahl, auf daß ſie, je ſechs auf einmal, die Fahnen feſt halten und vor dem Stuhl und Antlitz des Richters ſtehen ſollten. Und alsbald gebot Pilatus der Richter ſeinem Boten und ſprach: „Bringe Jeſum her aus dem Richthauſe, und führe ihn wiederum herein, auf welche Weiſe Du immer willſt, wie Du vorhin gethan haſt.“ Da führte der Bote alsbald Jeſum heraus aus dem Richthauſe. Inzwiſchen aber rief Pilatus diejenigen zu ſich, welche zuvor die Fahnen gehalten hatten, dazu auch die Oberſten der Juden, und ſprach zu den Fahnenträgern: „Ich beſchwöre Euch bei des Kaiſers Heil und Geſundheit, ſaget mir, haben die Fahnen ſich von ſich ſelbſt geneiget, als Jeſus eingegangen iſt, oder iſt es durch die Bewegung Eurer Hände geſchehen? Denn wofern ſich die Fahnen von ſich ſelbſt nicht neigen werden, wenn er jetzt hereintreten wird, ſo will ich befehlen, Euch Allen die Häupter abzuſchlagen.“ Die Fahnenträger antworteten: „Herr, es geſchehe alſo, wie Du geſaget haſt.“ Und Pilatus befahl zum andern Male, Jeſum in das Richthaus zu führen. Und der Bote that ganz nach der vorigen Art und Weiſe, und bat Jeſum inſtändig, daß er eingehen möge. Da ging derſelbige wiederum über des Boten leinenes Tuch oder Plohn, und trat ein in das Richthaus. Als aber Jeſus einging, neigten ſich alsbald die Fahnen von ſich ſelber und verehrten Jeſum.

Das 3. Kapitel.

Wie des Pilatus Weib zu ihrem Manne ſendet und ihn bittet, den Herrn Jeſus nicht zu verurtheilen; auch wie zwölf Männer für Jeſum zeugen.

Als nun Pilatus, ſowie auch Alle, die zugegen waren, ſahen, daß ſich die Fahnen neigten, wurden ſie von großem Schrecken befallen, und fingen an, ſich unter einander darüber zu verwundern und ſprachen: ,,Wahrlich, dieſer Mann iſt von großer Majeſtät.'' Da bedachte ſich Pilatus, und wollte von ſeinem Stuhle aufſtehen, und aus dem Hauſe gehen. Als er aber aufſtand, da ſandte ſein Weib zu ihm, mit Namen Procula, und ließ ihm ſagen: ,,Mache Dir mit dieſem frommen und gerechten Menſchen Nichts zu ſchaffen. Denn ich habe dieſe Nacht ſeinetwegen durch Geſichte viel erlitten.'' Da rief Pilatus die Juden zu ſich und ſprach zu ihnen: ,,Wiſſet Ihr nicht, daß mein Weib eine Liebhaberin Gottes iſt, und in der Judenſchaft mit Euch viel kann?'' Die Juden antworteten: ,,Das wiſſen wir wohl.'' Pilatus ſprach zu ihnen: ,,Wiſſet, daß dieſes mein Weib Procula zu mir geſandt, und mir hat ſagen laſſen: Mache Dir mit dieſem frommen und gerechten Menſchen Nichts zu ſchaffen. Denn ich habe dieſe Nacht durch Geſichte ſeinetwegen viel erlitten.'' Die Juden aber antworteten und ſprachen zu Pilatus: ,,Haben wir Dir nicht geſagt, daß er ein Zauberer iſt, und daß ihm durch Beelzebub, den Oberſten der Teufel, Alles unterthan iſt? Siehe, er hat Deinem Weibe einen betrüglichen Traum verurſacht und zuwege gebracht.'' Da rief Pilatus Jeſum zu ſich und ſprach zu ihm: ,,Hörſt Du nicht, was dieſe wider Dich zeugen? Wie kommt es, daß Du ihnen Nichts antworteſt?'' Jeſus aber antwortete: ,,Wenn ſie nicht Macht hätten zu reden, ſo würden ſie nicht reden. Ein jeder Menſch hat Macht über ſeinen Mund, Gutes und Böſes zu reden. Sie ſelbſt mögen zuſehen, was ſie reden.'' Da antworteten die Aelteſten aus dem Volke der Juden und ſprachen zu Jeſu: ,,Was wir geſehen haben, das reden wir. Was haben wir aber geſehen? Erſtlich, daß Du in Hurerei und unehelich geboren worden biſt; zum Andern, daß wegen Deiner Geburt zu Bethlehem die Knäblein ſind ermordet worden; zum Dritten, daß Dein Vater Joſeph und Deine Mutter Maria mit Dir nach Aegyptenland geflohen ſind, darum, daß ſie kein Vertrauen und keine Hoffnung zu dem Volke hatten." Etliche aber aus den Juden, die da ſtanden, antworteten und ſprachen: „Wir ſagen Dir, daß er nicht unehelich und in Hurerei iſt geboren worden. Denn wir wiſſen, daß Joſeph die Maria geheirathet hat und mit ihr iſt getrauet worden, und daß er alſo nicht in Hurerei gezeugt iſt." Da ſprach Pilatus zu den Fürſten der Jüdiſchen Prieſter, die da geſagt hatten, er wäre in Hurerei geboren: „Dieſe Eure Rede iſt nicht wahr, ſondern ungerecht, daß er ſei unehelich geboren. Denn die Trauung iſt ohne Hurerei geſchehen, wie auch dieſe Eure Volksgenoſſen ſelbſt ſagen." Darauf antworteten Hannas und Caiphas und ſprachen zu Pilatus: „Die ganze Jüdiſche Gemeine ruft und ſagt, daß er iſt ein Zauberer und in Hurerei geboren; und Du glaubſt es nicht? Dieſe Leute aber ſind Neugläubige und ſeine Jünger." Da rief Pilatus zu ſich den Hannas und Caiphas und ſprach zu ihnen: „Was ſind denn das: Neugläubige?" Sie antworteten und ſprachen zu Pilatus: „Neugläubige oder Proſelyten ſind geborene Kinder der Heiden, die nun erſt zu Juden geworden ſind." Da antworteten die, welche geſagt hatten, daß er nicht ſei in Hurerei geboren worden, nämlich Lazarus, Aſterius, Antonius, Jakobus, Eſaias und Amnes, Samuel und Iſaak, Phinees und Criſpus, Agrippas und Judas, und ſprachen zu Hannas und Caiphas: „Wir ſind nicht von Heidniſcher Geburt, auch nicht Neugläubige, ſondern Söhne von Juden, und wir ſagen die Wahrheit. Denn wir ſind bei der Trauung Joſeph's und Maria's zugegen geweſen." Pilatus redete dieſen zwölf Männern zu, die da bezeugt hatten, daß er nicht ſei in Unzucht geboren worden, und ſprach zu ihnen: „Ich beſchwöre Euch bei des Kaiſers Heil und Geſundheit, daß Ihr mir die Wahrheit ſaget. Iſt es denn alſo, daß er nicht in Unzucht geboren worden? und iſt das Alles wahr, was Ihr bezeuget?" Sie antworteten und ſprachen zu Pilatus: „Wir haben ein

Geſetz, in welchem uns verboten iſt, überhaupt zu ſchwören, weil es Sünde iſt. Wenigſtens ſollen wir bei keines Andern Namen ſchwören, als allein im Namen des einigen Gottes Israel's. Denn unrecht ſchwören bei dem Namen unſers Gottes, welcher unſere Väter aus Aegypten geführt hat, das iſt Sünde. Aber doch ſchwören wir bei des Kaiſers Heil und Geſundheit, daß, wenn es nicht alſo iſt, wie wir geſagt haben, wir des Todes ſchuldig ſein wollen.“ Da ſprach Pilatus zu Hannas und Caiphas: „Antwortet Ihr Nichts auf dieſe Worte?“ Hannas und Caiphas aber ſprachen zu Pilatus: „Dieſe zwölf ſind nur hergekommen, und zeugen wider ſich ſelbſt, und doch glaubſt Du ihnen, daß er nicht in Unzucht geboren worden ſei. Wir aber ſchreien mit der ganzen Volksmenge und ſagen, daß er in Unzucht geboren worden und ein Zauberer iſt, und obſchon er von ſich ſelbſt ſaget, er ſei der Sohn Gottes und König der Juden, ſo glauben wir ihm doch nicht.“ Als das Pilatus hörte, wandte er ſich wieder zu dem Volke um, und hieß alle Anweſenden hinausgehen, ausgenommen die zwölf Männer, welche geſagt hatten, daß er nicht in Unzucht geboren worden ſei; und auch Jeſum hieß er abtreten. Darauf ſprach Pilatus zu den zwölf Männern: „Aus welcher Urſache wollen denn die Juden Jeſum tödten und ausrotten?“ Sie antworteten und ſprachen zu Pilatus: „Sie haben Haß und Neid gegen ihn, daß er am Sabbath Kranke geſund macht.“ Da ſprach Pilatus wiederum zu ihnen: „So wollen ſie ihn alſo wegen guter Werke tödten und ausrotten?“ Sie antworteten ihm: „Ja, Herr, ſo iſt es.“

Das 4. Kapitel.

Wie die Juden Fleiß angewendet haben, den Herrn Jeſum Chriſtum zu tödten, und wie Pilatus Mittel und Wege geſucht hat, ihm zu helfen und ihn loszulaſſen.

Nun ward Pilatus mit Zorn erfüllt und ging hinaus aus dem Richthauſe, und ſprach zu ihnen: „Ich habe Sonne und

Mond zum Zeugen, und die Stimme der ganzen Welt, daß ich keine Urſache noch Schuld an dieſem Menſchen finde, die des Todes würdig wäre.“ Die Juden antworteten und ſprachen zu dem Richter: „Wenn dieſer Menſch nicht wäre ein Gottesläſterer und Uebelthäter, ſo hätten wir ihn Dir nicht übergeben.“ Da ſprach Pilatus zu ihnen: „Nehmt Ihr ihn hin, und richtet ihn nach Eurem Geſetz.“ Die Juden aber ſprachen wiederum zu Pilatus: „Uns gebühret es nicht, einen zu tödten und auszurotten.“ Pilatus hingegen ſprach zu den Juden: „Zu Euch hat Gott geſagt: du ſollſt nicht tödten; aber mir gebühret es auch nicht, Einen auszurotten und zu tödten ohne alles Recht.“ Und als er dieſes geſagt hatte, ging Pilatus wieder hinein in das Richthaus, und rief Jeſum allein zu ſich, und ſprach zu ihm: „Biſt Du der König der Juden?“ Und Jeſus antwortete und ſprach zu Pilatus: „Redeſt Du das von Dir ſelbſt, oder haben es Dir Andere von mir geſagt?“ Pilatus antwortete und ſprach zu Jeſu: „Bin ich denn ein Jude? Dein Volk und die Hohenprieſter haben Dich mir übergeben. Was haſt Du gethan?“ Jeſus antwortete und ſprach: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt; denn wenn mein Reich von dieſer Welt wäre, ſo würden meine Diener mich retten, daß ich den Juden nicht übergeben würde. Nun aber iſt mein Reich wahrlich nicht von hier.“ Und Pilatus ſprach zu ihm: „So biſt Du alſo ein König?“ Jeſus antwortete ihm: „Du ſagſt es, daß ich ein König bin.“ Und wiederum ſprach Jeſus zu Pilatus: „Ich bin darum geboren worden, und bin darum in die Welt gekommen, daß ich Zeugniß gebe von der Wahrheit;' und Jeder, der aus der Wahrheit iſt, höret meine Stimme.“ Pilatus ſprach zu ihm: „Was iſt Wahrheit?“ Jeſus antwortete und ſprach zu Pilatus: „Die Wahrheit iſt vom Himmel.“ Pilatus ſprach zu ihm: „Auf Erden iſt alſo keine Wahrheit.“ Jeſus antwortete ihm: „Gib Acht, wie diejenigen, welche Wahrheit reden auf Erden, gerichtet und verurtheilt werden von denen, die Macht haben auf Erden.“

Da ließ Pilatus Jeſum im Richthauſe zurück, und ging hinaus zu den Juden, und ſprach zu ihnen: „Ich finde ganz und gar keine Schuld an ihm.“ Die Juden antworteten ihm und ſprachen: ,,Dieſer Menſch hat geſagt: Ich kann den Tempel zerbrechen, und in dreien Tage ihn wieder aufrichten.'' Pilatus ſprach zu ihnen: ,,Welchen Tempel?'' Die Juden antworteten ihm und ſprachen: ,,Unſern Tempel, den Salomon in ſechs und vierzig Jahren hat aufbauen laſſen. Dieſer aber hat geſagt, daß er ihn mit ſeiner Macht zerbrechen, und in dreien Tagen ihn wieder aufbauen will.'' Pilatus ſprach wiederum zu ihnen: ,,Ich bin unſchuldig an dem Blute dieſes Gerechten, Ihr werdet es ſehen.'' Die Juden ſprachen: ,,Sein Blut komme auf uns und auf unſere Kinder.'' Da rief Pilatus die Aelteſten und Prieſter und Leviten zu ſich, und ſprach heimlich zu ihnen: ,,Thut nicht alſo; denn ich habe Nichts an ihm befunden, was des Todes würdig wäre. Denn Eure Anklage gegen ihn geht nur darauf, daß er Kranke geſund macht, und den Sabbath entheiliget.'' Die Aelteſten des Volks, und die Prieſter und Leviten ſprachen zu Pilatus: ,,Wenn Jemand den Kaiſer ſchmähet, iſt er da des Todes würdig, oder nicht? Pilatus ſprach: ,,Da iſt er des Todes würdig.'' Die Juden ſprachen zu Pilatus: ,,Wenn Jemand auch nur des Kaiſers ſchmähet, ſo iſt er des Todes würdig; dieſer aber hat den lebendigen Gott geläſtert; denn er hat ſich Gott gleich gemacht, und iſt ein Gottesläſterer.'' Da gebot Pilatus allen Juden, die vor dem Richthauſe verſammelt waren, daß ſie ein wenig auf die Seite treten ſollten, ausgenommen die Hohenprieſter und Aelteſten des Volks. Darnach rief er Jeſum allein zu ſich, und ſprach zu ihm: ,,Was ſoll ich Dir thun?'' Jeſus antwortete und ſprach zu Pilatus: ,,Wie es Dir gegeben iſt.'' Pilatus ſprach wiederum zu ihm: ,,Wie iſt es mir gegeben?'' Jeſus antwortete ihm und ſprach: ,,Moſes und alle Propheten haben vorher geprediget von meinem Leiden, Tod und Auferſtehung.'' Als ſolches die Hohenprieſter und Aelteſten des Volks hörten, ſprachen ſie zu Pilatus: ,,Was brauchſt du mehr zu hören als dieſe Läſterung?'' Pilatus ſprach zu den Juden: ,,Wenn dieſes Wort eine Läſterung iſt, ſo nehmet Ihr ihn hin um der Läſterung willen, und führet ihn in Eure Schule oder Synagoge, und richtet ihn nach Eurem Geſetz.'' Die Juden antworteten und ſprachen zu Pilatus: ,,Unſer Geſetz hält für Recht, wenn ein Menſch wider den andern ſündiget, ſo iſt er würdig, vierzig Streiche zu bekommen weniger einen. Wer aber Gott läſtert, der ſoll geſteiniget werden.'' Pilatus ſprach zu ihnen: ,,Wenn dieſe Rede eine Läſterung wider Gott iſt, ſo nehmet Ihr ihn hin, und richtet ihn nach Eurem Geſetz, wie ich Euch zuvor geſagt habe.'' Die Hohenprieſter, Aelteſten und Schriftgelehrten antworteten und ſprachen zu Pilatus: ,,Wir wollen, daß er gekreuziget werde.'' Pilatus ſprach zu ihnen: ,,Es iſt nicht recht noch billig, daß ein guter und gerechter Menſch gekreuziget werden und ſterben ſoll.''

Das 5. Kapitel.

Wie etliche Leute die Wunder des Herrn Jeſu Chriſti, die er an ihnen erwieſen hat, bekennen, und ſeine Gütigkeit hoch loben.

Als nun Pilatus aufblickte, und das ganze Jüdiſche Volk um ſich ſtehen ſah, da bemerkte er auch, daß viele der Juden weinten, und ſprach deshalb zu ihnen: ,,Es begehrt nicht die ganze Menge der Gemeine ſeinen Tod, und ſie wollen auch nicht, daß er ſterben ſoll.'' Die Hohenprieſter aber und die Aelteſten der Juden ſprachen zu Pilatus: ,,Wir haben uns darum verſammelt, und ſind darum hergekommen, daß er ſterben ſoll.'' Pilatus ſprach zu ihnen: ,,Was hat er denn gethan, daß er ſterben ſoll? Er hat geſagt, er ſei Gottes Sohn und der Juden König, wollt Ihr ihn denn darum kreuzigen?'' Da antwortete die ganze Gemeine der Juden und ſprach zu Pilatus: ,,Freilich darum, daß r geſagt hat, er ſei Gottes Sohn und König.''

Nach vielem Streite endlich, den Pilatus mit den Juden atte, trat ein Mann aus den Juden hervor, mit Namen Nico- emus, der ſtand vor dem Richter Pilatus und ſprach zu ihm: ,Ich bitte Dich, barmherziger Richter, erlaube mir, nur einige Worte zu reden und vor Dir zu ſprechen.'' Pilatus ſprach zu ihm: ,Sprich, was Dir immer beliebt.'' Da ſprach Nicodemus alſo: ,Ich habe geſagt zu den Aelteſten der Juden, zu den Hohenprie- ern und Schriftgelehrten, Prieſtern und Leviten, und zu der anzen Gemeine der Juden in der Schule oder Synagoge: Was ſtreitet Ihr und was habt Ihr mit dieſem Menſchen zu ſchaffen? Denn dieſer Menſch thut viele löbliche Zeichen und Wunder, welche niemals ein Menſch gethan hat, noch jemals einer thun wird. Laſſet ihn los und ledig, und erhebet Euch nicht wider ihn, noch weniger thut ihm etwas Uebeles. Wenn dieſe Zeichen, die er thut, von Gott ſind, ſo werden ſie geſchehen, und wir wollen und können es nicht wehren; ſind ſie aber nicht von Gott, ſondern von Menſchen, ſo werden ſie vergehen. Auch Moſes, der von Gott nach Aegypten geſendet war, that allda viele Zeichen und Wunder, welche Gott ihm zu thun gebot, vor dem Aegyptiſchen Könige Pharao und ſeinen Dienern, und vor allerlei Aerzten und Zauberern, die daſelbſt waren bei dem Könige Pharao. Jamnes und Mambres, die allda Aerzte waren, thaten auch die Zeichen, die Moſes gethan hatte, und zwar nicht wenige, und die Aegypter hielten ſie, den Jamnes und Mambres, darum für Götter. Weil nun aber die Zeichen, die ſie thaten, nicht von Gott waren, ſo ſind ſie untergegangen, ſowie auch die, welche ihnen geglaubt haben. Darum ſage ich nochmals: laſſet dieſen Menſchen los und ledig; denn er iſt des Todes nicht würdig, daß er alſo ſterben ſollte.“ Die Juden aber ſprachen zu Nicodemus: „So ſehen wir denn, daß Du auch ſeiner Jünger einer biſt, weil Du für ihn bitteſt.“ Nicodemus antwortete ihnen und ſprach: „Iſt denn nicht auch der Richter ſein Jünger geworden, welcher ebenfalls für ihn bittet? Hat nicht der Kaiſer ihn auf die Herrſchaft und Einnahmen beſtätigt, daß er Richter ſein ſoll über dieſe Stadt?“ Da wurden die Juden entrüſtet; ſie murrten und knirſchten aus Bosheit mit den Zähnen wider Nicodemus, wegen dieſer Worte. Pilatus aber ſprach zu ihnen: „Was knirſchet Ihr mit den Zähnen wider Nicodemus? Er ſaget ja doch die Wahrheit.“ Die Juden antworteten und ſprachen zu ihm: „Dieſe ſeine Wahrheit nimm Du an, und habe Theil an ihm.“ Nicodemus ſprach zu ihnen: „Wahrlich, wahrlich, es geſchehe alſo, wie Ihr geſaget habt.“

Da trat ein Anderer aus den Juden hinzu, der that eine Bitte an Pilatus den Richter und ſprach: „Vergönne mir nur ein einziges Wort vor Dir zu reden.“ Pilatus der Richter

ntwortete ihm und ſprach: „Sprich, was Du immer willſt.“
a ſprach der Jude: „Ich habe acht und dreißig Jahre im Bette
rnieder gelegen, und war von ſchwerer Krankheit geplagt, und
glich in Todesgefahr. Da kam Jeſus, und war von vielen
enſchen umgeben. Dieſe alle, die von unterſchiedlichen Krank-
eiten befallen, darunter auch ſolche, die vom Teufel beſeſſen
aren, wurden von ihm gar bald geſund gemacht. Da erbarm-
n ſich meiner etliche gläubige Jünglinge; die haben mich auf
m Bette zu ihm getragen, und vor ihn hingeſtellt. Und als
n Jeſus mich ſah, erbarmte er ſich über mich und ſprach zu
ir: Stehe auf, und nimm Dein Bette, und gehe heim. Und
sbald wurde ich geſund, und nahm mein Bette, und wandelte
im.“ Die Juden aber ſprachen zu Pilatus: „Frage ihn, was
für ein Tag geweſen, an welchem er geſund geworden iſt.“
ilatus fragte den Mann nach dem Tage ſeiner Heilung, und
eſer antwortete ihm: „Es war am Sabbath, da ich geſund
urde.“ Da ſprachen die Juden zu Pilatus: „Haben wir
ir nicht alſo geſagt, daß er Kranke geſund macht, und die Teu-
l austreibet am Sabbath, da man keine Arbeit thun ſoll?“

Hierauf trat wieder ein anderer Jude hervor, und ſprach:
Ich war blind geboren, und hörte zwar die Stimmen, ſah
er keines Menſchen Antlitz. Und als nun Jeſus einſtmals auf
m Wege vorüberging, wo ich ſaß, rief ich mit lauter Stimme:
rbarme Dich über mich, Du Sohn David's! Und er erbarmte
h über mich, und legte ſeine Hände auf meine Augen, und in
mſelbigen Augenblicke bin ich ſehend geworden.“ Und wieder-
n ein anderer Jude trat vor Pilatus und vor das ganze
üdiſche Volk, und ſprach: „Ich war lahm, und meine Sehn-
l waren zerbrochen; und Jeſus brachte mich wieder zurecht und
achte mich geſund mit einem einzigen Worte.“ Und abermals
at ein Anderer hervor, und ſprach: „Ich war ausſätzig, und
hat mich rein gemacht mit einem Worte.“

Da kam auch ein Weib mit Namen Veronica, die ſchrie
ut und ſprach: „Ich habe zwölf Jahre lang den Blutgang
habt, und als ich ſeines Kleides Saum anrührte, da ſtand als-
ld der Fluß des Blutes, und ich wurde geſund zu derſelbigen

Stunde.'' Da ſprachen die Juden zu Pilatus: ,,Wir haben ein Geſetz, in welchem uns geboten iſt, daß wir ein Weib zum Zeugniß nicht annehmen ſollen.''

Darnach riefen auch noch viele Andere aus den Juden, Männer ſowohl als Weiber, und ſprachen: ,,Dieſer Menſch iſt ein Prophet, und alle Teufel ſind ihm unterthan und gehorſam.'' Da ſprach Pilatus zu denen, welche geſagt hatten, daß ihm alle Teufel gehorſam wären: ,,Warum ſind denn die Teufel nicht auch Euren Lehrern gehorſam?'' Sie antworteten und ſprachen zu Pilatus: ,,Das wiſſen wir nicht.'' Andere aber ſprachen wiederum zu Pilatus: ,,Er hat den Lazarus von den Todten auferwecket, nachdem er ſchon vier Tage in dem Grabe gelegen hatte.''

Das 6. Kapitel.

Wie Pilatus ſich bemüht, daß er den Herrn Jeſum Chriſtum loslaſſen möchte, und wie die Juden begierig ſind, daß ſie ihn aus Gnade kreuzigen ſollen.

Als Pilatus der Richter dieſes hörte, erſchrak er ſehr, und ſprach zu der ganzen Gemeine der Juden: ,,Was wird es Euch helfen, wenn Ihr unſchuldiges Blut vergießen wollt?'' Und er rief zu ſich den Nicodemus und die zwölf Männer, die da geſagt hatten, daß Jeſus nicht in Unzucht geboren worden ſei, und ſprach zu ihnen: ,,Was ſoll ich thun? Es entſpinnt ſich Aufruhr und Zwietracht im Volke.'' Sie antworteten ihm: ,,Wir wiſſen es nicht; da mögen ſie ſelbſt zuſehen.'' Da berief Pilatus abermals die ganze Gemeine der Juden zu ſich, und ſprach zu ihnen. ,,Ihr wiſſet, daß es bei Euch eine Gewohnheit iſt, daß wir Euch auf das Feſt der ſüßen Brode, das iſt Oſtern, einen Gefangenen loslaſſen und geben. Nun habe ich einen ſehr großen Aufrührer und Mörder im Kerker, mit Namen Barrabbas, und dieſen hier, der vor Eurem Angeſichte ſteht, Jeſum, an dem ich aber keine Schuld finde. Darum mögt Ihr mir jetzt ſagen: welchen wollt ihr, daß ich Euch loslaſſe?'' Da ſchrieen die Juden und ſprachen: ,,Laß uns den Barrabbas los!'' Pilatus aber ſprach zu ihnen: „Was ſoll ich denn mit Jeſu machen, der da heißt Chriſtus?“ Sie antworteten alleſammt und ſprachen: „Er ſoll gekreuziget werden.“ Und abermals ſprachen die Juden zu Pilatus: „Wenn Du dieſen wirſt loslaſſen, ſo biſt Du ſicherlich nicht des Kaiſers Freund. Denn er hat ſich ſelbſt Gottes Sohn genannt und der Juden König. Du willſt alſo wohl, daß dieſer König ſei, und nicht der Kaiſer.“ Da wurde Pilatus zornig und voller Wuth, und ſprach zu den Juden: „Das Jüdiſche Volk iſt allezeit aufrühreriſch und halsſtarrig geweſen, und die ihnen nichts als Gutes gethan haben, denen haben ſie ſich widerſetzt.“ Die Juden antworteten ihm und ſprachen: „Wer iſt denn der, der uns Gutes gethan, und dem wir uns widerſetzt haben?“ Pilatus ſprach zu ihnen: „Euer Gott iſt es, der Euch, wie ich höre, aus ſchwerer Dienſtbarkeit errettet und geführt hat aus dem Lande Aegypten, und der Euch über das Meer geleitet, wie über trockene Erde, und Euch geſpeiſet in der Wüſte mit Himmelsbrod und Wachteln vierzig Jahre lang, und Euch Waſſer gebracht aus harten Felſen, und Euch getränket, und Euch das Geſetz gegeben hat. Und über alle dieſe Sachen habt Ihr Euern Gott erzürnt, und habt Euch ihm widerſetzt, und befohlen, Euch ein aufgeblaſenes Kalb zu gießen, für einen Gott. Und alſo habt Ihr Euern Gott geläſtert, und ihn zum Zorn beweget, ſo daß er wollte alle Eure Geſchlechter zu nichte machen. Da hat aber Moſes für Euch gebeten, daß Ihr alſo nicht dem Tode verfallen ſeid. Und jetzt ſaget Ihr von mir, daß ich den Kaiſer haſſe.“ Als nun Pilatus dieſes ausgeredet hatte, ſtand er von dem Stuhle auf, und wollte aus dem Richthauſe gehen. Da ſchrieen ie Juden und ſprachen: „Wir wiſſen, daß wir den Kaiſer zum önig haben, und nicht Jeſum den Nazarener; obwohl die Wei- en aus dem Morgenlande ihm Geſchenke gebracht und geopfert ie einem Könige, und geſagt haben, daß der König der Juden eboren worden ſei. Denn als der König Herodes von den Weiſen örte, daß der König der Juden geboren ſei, und auch von den chriftgelehrten berichtet wurde, daß er zu Bethlehem ſollte eboren werden, ſuchte er ihn zu tödten und auszurotten. Als ber Joſeph, ſein Vater, dieſes erfuhr, nahm er ihn und ſeine

Mutter zu ſich und floh nach Aegypten. Darnach ließ der König Herodes alle Jüdiſchen Knaben ermorden, die in Bethlehem geboren waren und in allen angränzenden Gebieten, die da waren zwei Jahre alt und darunter.“ Als Pilatus dieſe Reden von den Juden hörte, erſchrak er ſehr; und er machte ein Stillſchweigen im Volke, und rief mit lauter Stimme, und ſprach: „So iſt das alſo der, welchen Herodes ſuchte umzubringen?“ Die Juden antworteten und ſprachen zu ihm: „Freilich, der iſt es!“ Da nahm Pilatus Waſſer, und wuſch ſeine Hände vor Jedermanns Augen und ſprach: „Ich bin unſchuldig an dem Blute dieſes Gerechten. Sehet Ihr zu.“ Die Juden aber riefen abermals alleſammt, und ſprachen: „Sein Blut komme auf uns und auf unſere Kinder!“

Das 7. Kapitel.

Wie Pilatus den Herrn Jeſum Chriſtum zum Tode verurtheilt, und wie di
Juden auf ihn geläſtert haben, und was dann weiter allda geſchehen iſt.

Da befahl Pilatus, Jeſum vor den Richterſtuhl zu bringen, wo er ſaß, und ſprach dann mit folgenden Worten den Urtheilsſpruch über ihn aus: „Dein Volk hat wider Dich gezeuget, un Dich überführt, und geſagt, Du ſeiſt ein König. Darum befehl ich, daß Du zuvörderſt gegeißelt werdeſt, nach dem Geſetz un der Vorſchrift der früheren römiſchen Fürſten.“ Und er befah ſeinen Kriegsknechten, daß ſie Jeſum ſollten ausziehen und a die Säule binden, welche in dem Hauſe war, und ihn geißeln Darnach gebot er ihnen, daß ſie ihn ſollten an einem Kreuze i die Luft aufrichten, an dem Orte, der da heißt Golgatha ode Calvalarie, das iſt: Schädelſtätte, und zwei Räuber und Uebelthäter mit ihm, deren Namen dieſe waren: Jeſmas und Dißmas.

Und alsbald führten ſie Jeſum hinaus aus dem Richthauſe und die zwei leichtfertigen Räuber zugleich mit ihm; und Jeſu trug ſein Kreuz, ſowie auch die beiden Uebelthäter die ihrigen

Und als ſie zu der Richtſtätte kamen, zogen die Kriegsknechte Jeſu ſeine Kleider aus, und umgürteten ihn mit einer Leinwand, und ſetzten ihm eine Dornenkrone auf ſein Haupt, und kreuzigten ihn, und die zwei Räuber hingen ſie zugleich mit ihm auf, den Jeßmas zu ſeiner Rechten, und den Dißmas zu ſeiner Linken. Da ſpielten und losten die Kriegsknechte um ſeine Kleider und um den Rock, welcher nicht geſchnitten noch genäht, ſondern gewirket war. Und da nun Jeſus an dem Kreuze hing, ſprach er: „Vater, vergib ihnen; denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Das Volk aber ſtand unter dem Kreuze, und ſah auf Jeſum, und verſpottete ihn. Und die Hohenprieſter und Schriftgelehrten und Aelteſten des Volks verhöhnten ihn, und ſprachen ſelbſt unter einander: „Er hat Andere geſund gemacht, und ſich ſelbſt kann er nicht geſund machen. Wenn er Gottes Sohn iſt, ſo mag er jetzund herabſteigen von dem Kreuze, und dann wollen wir an ihn glauben.“ Auch die Kriegsknechte traten hinzu, und läſterten ihn. Und als dieſelben hinzukamen, reichten ſie ihm Eſſig dar mit Galle vermiſcht, daß er trinken ſollte, und ſprachen zu ihm: „Wenn Du Chriſtus biſt, der König der Juden, ſo mache Dich ſelbſt los.“ Und Einer aus den Kriegsknechten, mit Namen Inaſtus, füllte einen Schwamm mit Eſſig, und ſteckte ihn auf ein Rohr, und gab ihn Jeſu zu trinken, und ſprach: „Biſt Du der König der Juden, ſo mache Dich ſelber los.“ Der Richter Pilatus aber gebot, eine Ueberſchrift für ihn zu machen, und die Urſache ſeiner Verurtheilung mit Jüdiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen Worten darauf zu ſchreiben, nämlich nach dem, was die Juden geſagt hatten: „Dieſer iſt Jeſus von Nazareth, der König der Juden.“ Auch Einer von den Räubern, der zu ſeiner Linken am Kreuze hing, mit Namen Dißmas, ſprach zu Jeſu: „Biſt Du Chriſtus, ſo erlöſe Dich ſelber und uns.“ Jeßmas aber ſtrafte ihn, indem er ihm antwortete und ſprach: „Fürchteſt auch Du Gott nicht, und biſt doch in gleicher Verdammniß? Denn führwahr, wir leiden um unſerer Miſſethat willen billige und gerechte Strafe; dieſer aber hat nichts Uebeles gethan.“ Und nachdem Jeßmas dieſes alſo geredet, und ſeinen Mitgeſellen geſtraft hatte, wandte er ſein Angeſicht zu Jeſu und ſprach: „Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommſt.“ Jeſus aber antwortete und ſprach zu ihm: „Wahrlich, ich ſage Dir: heute noch wirſt Du mit mir im Paradieſe ſein.“

Es war aber ungefähr um die ſechſte Stunde des Tages, und Finſterniß war verbreitet über das ganze Erdreich bis um die neunte Stunde. Als aber die Sonne ſich verfinſterte, ſiehe, da riß der Vorhang im Tempel mittenentzwei, von oben an bis unten. Und um die neunte Stunde rief Jeſus mit heller Stimme aus, und ſprach: „Hely, Hely, lama zabathani“, welches verdolmetſchet iſt: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen?“ Und bald darnach ſprach Jeſus: „Wiala hohe criole;“ das wird verdolmetſchet: „Herr Gott, Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt.“ Und als er dieſes geſagt hatte, ließ er ſeine Seele von ſich ſcheiden. Hierauf kam Einer von den Kriegsknechten mi Namen Longinus, der nahm einen Speer, und ſtach Jeſum in ſeine Seite, und alsbald floß Blut und Waſſer daraus. Ein Hauptmann aber, welcher zugegen war, und auf der andern Seite des Kreuzes ſtand, als er die Zeichen und Wunder ſah welche ſich begeben hatten, lobte und pries Gott, und ſprach „Wahrlich, dieſer Menſch iſt gerecht und Gottes Sohn geweſen.“ Und alles Volk, Männer ſowohl als Weiber, die allda herum geſtanden, und geſehen hatten, was geſchehen war, ſchlugen a ihre Bruſt, und kehrten beſtürzt wieder zurück in ihre Häuſe Der Hauptmann aber ſagte dem Richter Pilatus Alles, was ſi begeben hatte. Und als nun der Richter Pilatus und ſein Weib de Hauptmann angehört hatten, betrübten ſie ſich über die Maßen und aßen und tranken nicht denſelbigen ganzen Tag. Desgleich thaten auch viele andere Weiber, die Jeſu mit mancherlei Güter Handreichung gethan hatten. Darnach berief Pilatus d Hohenprieſter und Aelteſten der Juden zu ſich, und ſprach ihnen: „Habt ihr die Zeichen geſehen, welche ſich begeben h ben?“ Die Juden antworteten dem Richter, und ſprache „Eine Finſterniß der Sonne iſt geſchehen ganz nach der Gewoh heit, und ein Erdbeben iſt erfolgt, wobei der Vorhang im Te pel zerriß.“ Es ſtanden aber von Ferne alle Bekannten Jeſ desgleichen auch viele Weiber, die mit Jeſu aus Galiläa ge gen waren, die ſahen alle dieſe Sachen. Ueber die Reden derſelben betrübte ſich Pilatus noch mehr, und es reuete ihn ſehr, daß er Jeſum zum Tode verurtheilt, und ihn hatte kreuzigen laſſen.

Das 8. Kapitel.

Von des Herrn Jeſu Chriſti Begräbniß, weswegen die Juden dem Joſeph und Nicodemus gedroht, ſowie auch den Joſeph in einen finſtern Kerker geſetzt haben.

Siehe, da war ein Mann, mit Namen Joſeph, welcher war Einer aus dem Rath der Zehen, ein guter und gerechter Mann, der nicht eingewilligt hatte in den Rath und Willen, noch zu den Anklagen der Juden. Er war von Arimathia, einer Stadt der Juden, und wartete auch auf das Reich Gottes. Derſelbige trat zu Pilatus, und bat ſich den Leib Jeſu aus. Und er nahm ihn herab vom Kreuze, und wickelte ihn in ein reines leinenes Gewand, und legte ihn in ein neues Grab, in welchem noch nie Einer gelegen hatte.

Als aber die Juden vernahmen, daß Joſeph ſich den Leib Jeſu ausgebeten hatte, ſuchten ſie ihn, ſowie auch die andern zwölf Männer, welche geſagt hatten, daß Jeſus nicht in Unzucht wäre geboren worden, dazu auch den Nicodemus, und noch viele Andere mehr, die vor Pilatus geſtanden, und Jeſu guten Werke angezeigt und geoffenbart hatten, auf jede Weiſe umzubringen. Sie Alle aber hatten ſich verborgen, und Nicodemus offenbarte ſich ihnen zuerſt einzig und allein, und zeigte ſich ihnen; denn er war ein Oberſter der Juden. Und Nicodemus ſprach zu den Juden: „Wie ſeid Ihr denn eingegangen in die Jüdiſche Schule und Synagoge?" Die Juden antworteten ihm: „Und wie biſt Du denn eingegangen in die Synagoge, der Du es mit Jeſu dem Nazarener gehalten haſt? Seine Vergeltung und ſein Theil werde Dir mit ihm, wenn nicht in dieſer Welt, doch in der künftigen Ewigkeit." Nicodemus antwortete ihnen und ſprach: „Amen, Amen, Amen!" Das heißt: „Es geſchehe alſo!

Es geſchehe alſo! Es geſchehe alſo!“ Darnach zeigte ſich ihnen auch Joſeph, und ſprach zu ihnen: „Saget mir, warum habt Ihr Euch doch über mich erzürnt, daß ich mir bei Pilatus den Leib Jeſu ausgebeten habe? Sehet, ich habe ihn in mein neues Grab gelegt, und habe ihn eingewickelt in eine reine Leinwand, und habe auch vor des Grabes Thür einen großen Stein gewälzt. Warum habt Ihr nicht recht gehandelt gegen den Gerechten, und habt Euch nicht beſſer darauf bedacht, daß Ihr ihn nicht gekreuziget, noch ſeine Seite mit einem Speer durchſtochen hättet!“ Als das die Hohenprieſter und Schriftgelehrten und Aelteſten des Volkes hörten, erzürnten ſie ſich ſehr, nahmen den Joſeph gefangen, und befahlen, ihn zu verwahren, denn des folgenden Tages war Sabbath; und ſprachen zu ihm: „Wiſſe, daß wir zu dieſer Stunde Nichts gegen Dich thun können; denn der Sabbath tritt herein. Wir wiſſen aber, daß Du keines Begräbniſſes würdig ſein ſollſt, ſondern wir wollen Dein Fleiſch den Vögeln des Himmels und den wilden Thieren der Erde zur Speiſe geben.“ Joſeph antwortete ihnen und ſprach: „Dieſe Eure Rede iſt gleich der Rede des ſtolzen Goliath, jenes Rieſen, welcher ſchmähte und ſchändete und läſterte den lebendigen Gott, und ſchalt wider den heiligen Samuel und Propheten David. Denn Gott hat geſagt durch die Propheten: Mir gebühret die Rache; ich will vergelten. Und nun hat der ehrliche Richter Pilatus ſeine Hände gewaſchen vor der Sonne und vor Euch, und hat geſagt: Ich bin rein von dem Blute dieſes Gerechten; ſehet Ihr zu. Und Ihr habt ihm geantwortet und geſagt: „Sein Blut komme auf uns und auf unſere Kinder.“ Nun fürchte ich mich ſchon, daß nicht etwa der Zorn Gottes über Euch und über Eure Kinder kommen möge, ſowie Ihr es begehret habt.“ Als aber die Juden dieſe Worte hörten, ergrimmten ſie über die Maßen in ihren Herzen, ſie ergriffen den Joſeph, und nahmen ihn feſt, und warfen ihn in einen Kerker, in welchem gar kein Fenſter war. Die Thür des Kerkers aber zeichneten und verſiegelten ſie am Schloſſe, und Hannas und Caiphas drückten ihre Siegel darauf, und ſtellten auch etliche Wächter vor die Thür, und gingen davon. Als nun der Sabbath vorüber war, verſammelten ſich die Hohenprieſter und Schriftgelehrten, und die Aelteſten des Volks und Geſetzlehrer und Leviten, und gingen in die Synagoge oder Schule, und berathſchlagten, was für einen Tod ſie dem Joſeph anthun wollten.

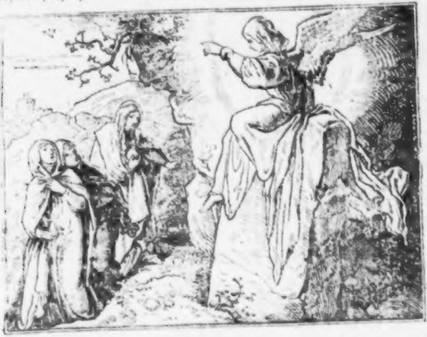
Das 9. Kapitel.

Von der wunderbaren Erlöſung und Ausführung Joſeph's aus dem Kerker, ſowie auch von des Herrn Jeſu Chriſti Auferſtehung.

Als ſie ſich nun verſammelt hatten, und Alle bei einander ſaßen, da befahlen die Hohenprieſter, Hannas und Caiphas, den Joſeph mit großer Schmach und Schande vor ſich zu führen. Als ſie aber das Siegel und Schloß an der Thüre des Kerkers geöffnet hatten, fanden ſie den Joſeph nicht. Sobald die ganze Jüdiſche Gemeine ſolches hörte, verwunderten ſie ſich, und wurden ſehr beſtürzt; denn ſie hatten das Schloß verſiegelt gefunden, aber den Joſeph nicht in dem Kerker angetroffen. Und weil nun Hannas und Caiphas zu dieſem Kerker die Schlüſſel hatten, ſo durfte man in der Gemeine nicht weiter davon reden, ſondern ſie gingen ſtillſchweigend hinweg. Auch wagten ſie nicht mehr, ihre Hände an diejenigen zu legen, welche vor Pilatus für Jeſum geſprochen und ihn vertheidiget hatten.

Während ſie aber noch bei einander ſaßen in der Synagoge, und ſich verwunderten über das, was ſich mit Joſeph zugetragen hatte, ſiehe, da kamen etliche von den Kriegsknechten in die Stadt, welche das Grab Jeſu bewacht hatten, damit ſeine Jünger nicht etwa kommen und ihn ſtehlen möchten. Dieſelbigen gingen in die Synagoge, und verkündigten den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten und den Aelteſten des Volks und Leviten Alles, was ſich begeben hatte, und ſprachen zu ihnen: „Als wir das Grab Jeſu bewachten, ſiehe, da überfiel uns ein großes Zittern, und es geſchah eine gewaltige Bewegung der Erde, und wir ſahen, wie ein

Engel Gottes vom Himmel herabſtieg, welcher den Stein von des Grabes Thür hinwegwälzte, und ſich auf denſelben ſetzte. Sein Antlitz aber war ſo hell wie der Blitz, und ſeine Kleider waren weißer als der Schnee. Wir aber waren, aus Furcht vor ihm, wie Todte. Und wir hörten den Engel reden mit den Weibern, welche gekommen waren zu dem Grabe Jeſu; und er ſprach zu ihnen: „„Fürchtet Euch nicht; denn ich weiß gewiß, daß Ihr Jeſum ſuchet, der da gekreuziget worden iſt. Er iſt nicht hier;



denn er iſt auferſtanden, wie er zuvor geſaget hat. Kommet un
ſehet die Stätte, wo der Herr hingelegt war; und gehet eilend
hin, und ſaget es ſeinen Jüngern und dem Petrus, daß er auf
erſtanden iſt von den Todten; und ſiehe, er iſt vor Euch hinge
gangen nach Galiläa, da werdet Ihr ihn ſehen, wie er Euc
zuvor geſaget hat.““ Da beriefen die Juden alle Kriegsknechte
welche das Grab Jeſu bewacht hatten, zu ſich und ſprachen z
ihnen: „Welche Weiber ſind es denn geweſen, zu denen d

Engel geſprochen hat? und warum habt Ihr ſie nicht gehaſcht und zu uns gebracht?“ Die Kriegsknechte antworteten den Juden und ſprachen: „Wir kannten die Weiber nicht, und wiſſen nicht, wer ſie geweſen ſind; denn wir waren vor Schrecken des Engels gleichſam wie Todte geworden, und hatten keine Hoffnung, daß wir das Tageslicht wieder ſehen würden. Wie hätten wir denn die Weiber haſchen können?“ Die Juden ſprachen wiederum zu ihnen: „So wahr als Gott der Herr lebt, wir glauben Euch nicht!“ Die Kriegsknechte antworteten und ſprachen zu den Juden: „Ihr habt ſo große Zeichen und Wunder geſehen, die jener Menſch gethan hat, und doch habt Ihr ihm nicht geglaubt. Wie iſt es da ein Wunder, daß Ihr uns auch nicht glauben wollt? Ihr habt wohl mit Recht geſagt und geſchworen: ſo wahr Gott der Herr lebt, wir glauben Euch nicht! Denn Gott der Herr, welchen Ihr gekreuziget habt, lebt wahrhaftig.“ Und weiter ſprachen die Wächter des Grabes zu den Juden: „Wir haben gehört, daß Ihr den Joſeph, der ſich Jeſu Leib ausgebeten und begraben hat, gefangen und in einen Kerker geſetzt habt, in welchem gar kein Fenſter iſt; und daß Ihr auch das Schloß gezeichnet, und mit Eurem Petſchaft verſiegelt habt, daß Ihr aber, als Ihr des andern Tages des Kerkers Thür geöffnet, den Joſeph nicht gefunden habt. Darum gebt Ihr uns erſt den Joſeph, welchen Ihr in den Kerker geſetzt und verwahrt habt, dann wollen wir Euch Jeſum geben, den wir im Grabe gehütet haben.“ Da ſprachen die Juden zu den Kriegsknechten: „Den Joſeph wollen wir Euch geben, gebt Ihr uns nur auch Jeſum wieder.“ Die Kriegsknechte antworteten: „Gebt Ihr uns nur erſt den Joſeph, und dann geben wir Euch gleicherweiſe Jeſum.“ Die Juden ſprachen: „Joſeph iſt in ſeine Vaterſtadt, nach Arimathia, gegangen.“ Die Kriegsknechte antworteten und ſprachen zu den Juden: „Wenn Joſeph nach Arimathia gegangen iſt, ſo iſt Jeſus nach Galiläa gegangen; denn alſo haben wir von dem Engel gehört, der den Stein von des Grabes Thür wegwälzte, und zu den Weibern ſagte: Er iſt vor Euch hingegangen nach Galiläa.“ Als die Juden dieſe Worte hörten, fürchteten ſie ſich ſehr, und ſprachen ſelbſt unter einander: „Laſſet keineswegs dieſe Reden lautbar werden und offenbar machen. Denn wahrlich, wenn man ſolche Worte hören wird, ſo werden Alle an ihn glauben.“ Darum faßten ſie einen Rathſchluß, und legten eine ziemliche Summe Geldes zuſammen, und gaben es den Kriegsknechten, und ſprachen zu ihnen: „Saget zu den Leuten: Weil wir geſchlafen haben, ſo ſind die Jünger Jeſu in der Nacht gekommen, und haben uns ſeinen Leib geſtohlen.“ Das gefiel den Kriegsknechten wohl, und ſie ließen ſich bereden, alſo zu thun. Darnach ſprachen die Juden weiter zu ihnen: „Wenn aber dem Richter Pilatus dieſes zu Ohren kommen ſollte, ſo wollen wir ihm ſchon für Euch genugthun und ihn zufrieden ſtellen, auf daß Ihr ſicher ſein ſollt.“ Da nahmen die Kriegsknechte das Geld an, und wollten auch alſo ſagen, wie ſie von den Juden belehrt worden waren; aber ſie konnten es nicht. Denn wenn ſie ſagen wollten: „Seine Jünger ſind in der Nacht gekommen, als wir ſchliefen, und haben uns ſeinen Leib geſtohlen;“ ſo ſagten ſie alſo: „Jeſus iſt wahrhaftig auferſtanden von den Todten; und wir haben einen Engel vom Himmel herabſteigen ſehen, der wälzte den Stein hinweg von des Grabes Thür, und ſetzte ſich darauf.“ Und dieſe ihre Rede ward ruchbar bei den Juden und bei aller Welt bis auf den heutigen Tag.

Das 10. Kapitel.

Wie drei Zeugen bekennen, daß der Herr Jeſus Chriſtus zu ſeinem Vater in den Himmel aufgeſtiegen iſt.

Ein Prieſter aber, mit Namen Phinees, und Addas, ein Geſetzlehrer, und ein Levit, mit Namen Aggäus, dieſe drei kamen von Galiläa nach Jeruſalem, und ſprachen zu den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten und Aelteſten des Volks, ſowie auch zu Allen, die in der Schule verſammelt waren: „Wir haben Jeſum geſehen, den Ihr gekreuziget habt, wie er mit ſeinen eilf Jüngern redete, und mitten unter ihnen auf dem Oelberge ſaß, und zwar ſprach er alſo zu ſeinen Jüngern: „Gehet hin in alle Welt, und rediget das Evangelium allen Kreaturen, und taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Wer a glaubet und ſich taufen läßt, der wird ſelig werden; wer aber nicht recht glaubt, der wird verdammt. Und dieſes werden die Zeichen ſein bei denen, welche glauben: In meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, mit fremden Zungen reden, und in ihren Händen Schlangen halten; und wenn ſie etwas Tödtliches ſſen oder trinken werden, ſo wird es ihnen nichts ſchaden; auf ie Kranken werden ſie die Hände legen, und ſie werden geſund werden.“ Und während Jeſus noch alſo mit ſeinen Jüngern edete, ſahen wir, wie er aufgehoben wurde gen Himmel. Als dieſes die Hohenprieſter und Schriftgelehrten, die Aelteſten des Volks und die Leviten hörten, ſprachen ſie zu jenen drei Männern: „Gebet dem Gott Israel's die Ehre, und gebet ihm das Bekenntniß, ob Ihr das auch wahrhaftig gehört und geſehen habt, was Ihr uns da erzählet.“ Die Männer, die ſolches erzählt hatten, antworteten ihnen und ſprachen: „So wahr als Gott lebt, der Herr unſerer Väter, der Gott Abraham's, und der Gott Iſaak's, und der Gott Jakob's! wir haben Jeſum gehört, da er redete mit ſeinen Jüngern auf dem Oelberge, und haben ihn geſehen, da er aufgehoben wurde gen Himmel; und wie wir es geſehen und gehört haben, alſo haben wir Euch die Wahrheit geſagt. Darum, wenn wir die Worte verſchwiegen, die wir von Jeſu gehört haben, und wenn wir nicht offenbarten, daß wir ihn haben aufſteigen ſehen gen Himmel, ſo thäten wir Sünde.“ Da ſprachen die Juden zu den drei Männern: „Seid Ihr darum hergekommen, daß Ihr uns dieſes verkündiget? oder ſeid Ihr darum gekommen, daß Ihr Gott die Ehre gebet?“ Die drei Männer aber ſprachen zu ihnen: „Wir ſind hergekommen, um Gott die Ehre zu geben.“ Da ſprachen die Hohenprieſter und Schriftgelehrten und Aelteſten des Volks zu den drei Männern: „Was? ſeid Ihr darum gekommen, daß Ihr Gott die Ehre gebet von dieſem Betrug, welchen Ihr hier vor allem Volke geredet habt?“ Phinees aber und Addas, der Geſetzlehrer, und Aggäus, der Levit, antworteten und ſprachen zu den Hohenprieſtern und zu den Prieſtern und Leviten: „Iſt das Sünde, daß wir dieſe Worte, die wir gehört, und die

Dinge, die wir mit unſeren Augen geſehen haben, Allen offenbaren? Siehe, wir ſtehen hier vor Euch; was Euern Augen am Füglichſten und Beſten zu ſein dünket, das thut uns an.“ Da ſtanden die Hohenprieſter alſobald auf, hielten das Buch des Geſetzes Gottes in ihren Händen, und beſchworen die drei Männer, und ſprachen: „Damit Ihr Niemandem anders die Worte mittheilet und die Dinge berichtet, die Ihr uns geſaget habt von Jeſu von Nazareth, ſondern damit Ihr ſie bei Euch bleiben laſſet, und davon ſtillſchweiget, ſo wollen wir Euch eine Wohlthat erzeigen.“ Darnach gaben ſie ihnen zu eſſen und zu trinken, und ſchenkten ihnen auch eine große Summe Geldes, und damit führten ſie dieſelben zur Stadt hinaus, und befahlen ihnen, in ihr Vaterland zurückzugehen; ſie ſandten auch mit ihnen drei Männer, die ſie in ihr Land begleiten ſollten, auf daß ſie ja nicht in Jeruſalem blieben; und dieſe begleiteten denn jene Männer bis nach Galiläa, und ließen ſie dann ziehen. Nachdem aber jene Männer hinweggezogen waren, verſammelten ſich alle Hohenprieſter und Synagogenvorſteher und Schriftgelehrten und Aelteſten des Volks in der Synagoge, und verſchloſſen die Thüre und machten ein großes Heulen und Weinen. Sie ſelbſt aber unter einander ſchalten, und ſprachen: „Welch ein Zeichen iſt das, das uns begegnet iſt? Warum iſt ſolch ein Wunder geſchehen in Israel?“ Hannas aber und Caiphas tröſteten ſie, und ſprachen: „Warum iſt Euer Herz ſo ſehr betrübt? Sollen wir etwa den Kriegsknechten glauben, die das Grab Jeſu bewachten, da ſie uns geſagt haben, daß ein Engel Gottes vom Himmel herabgeſtiegen ſei, und den Stein von der Thüre des Grabes hinweggewälzt habe? Vielleicht haben ſeine Jünger ihnen große Summen Geldes gegeben, und den Leib Jeſu hinweggetragen. Und dieſelbigen Jünger haben dann die Wächter des Grabes beredet, daß ſie alſo zeugen ſollen vor dem Volke, und ſagen, ein Engel des Herrn ſei herabgeſtiegen, und habe den Stein von der Thüre des Grabes hinweggewälzt. Darum wiſſet, daß wir keinem Fremden und Heiden ein Wort glauben ſollen. Oder wie? Haben die Kriegsknechte nicht auch von uns Geld angenommen, daß ſie ſagen wollten, wie wir ſie belehrt hatten? Von ſeinen Jüngern aber haben ſie jedenfalls mehr Geld empfangen, als von uns, und darum halten ſie ihnen Glauben, und nicht uns, und zeugen alſo vor den Leuten, wie die Jünger es ihnen gelehrt haben.“

Das 11. Kapitel.

Wie Nicodemus den Juden gerathen hat, daß ſie den Herrn Jeſum Chriſtum auf den Bergen ſuchen ſollten, und wie Joſeph in Arimathia gefunden, und von den Juden in den Rath geſchickt worden iſt.

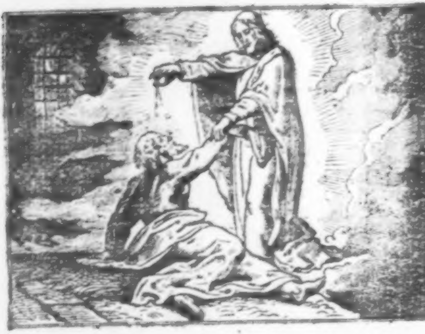
Nicodemus aber ſtand auf, ging hin und ſtellte ſich vor die Juden, die im Hohen Rathe ſaßen, und ſprach zu ihnen: „Ihr Kinder Israel's, Ihr redet freilich recht daran. Ihr, ein Volk des Herrn, kennet wohl jene drei Männer, die da gekommen ſind aus Galiläa, und Ihr wiſſet auch, daß dieſelbigen gottesfürchtige Männer ſind, und Vermögen beſitzen im Ueberfluß, auch die Habſucht haſſen, und friedliebenden Herzens ſind. Dieſelbigen haben im Namen des Herrn, des Gottes Israel's, auf das Geſetz Gottes geſchworen und geſagt: „Wir haben Jeſum geſehen auf dem Oelberge, ſammt ſeinen zwölf Jüngern, und haben gehört, was er allda ſeinen Jüngern gelehrt und mit ihnen geredet hat, und haben auch geſehen, wie er aufgehoben wurde gen Himmel. Und Niemand hat ſie gefragt, auf welche Art und Weiſe er iſt emporgehoben worden. Die heilige Schrift aber lehrt uns, und das bedenket wohl, Ihr Söhne Israels, daß auch der heilige Prophet Elias in das Paradies aufgenommen worden iſt auf einem feurigen Wagen. Und Eliſa rief mit lauter Stimme, und warf ſeinen Mantel auf den Jordan, und ging hinüber, und kam nach Jericho. Daſelbſt kamen ihm die Söhne der Propheten entgegen, und ſprachen zu ihm: Wo iſt Dein Vater Elias? Und er antwortete ihnen: Er iſt aufgenommen worden in das Paradies. Da ſprachen die Kinder der Propheten zu Eliſa: Hat ihn nicht vielleicht ein Geiſt ergriffen, und ihn niedergeſetzt auf einen der Israelitiſchen Berge? Darum wollen wir etliche Männer unter uns auswählen, und unſere Kinder mit uns nehmen, und mit ihnen an den Bergen Israel's herumgehen, und ihn ſuchen; vielleicht werden wir ihn finden. Und ſie baten den Eliſa, daß er mit ihnen ging. Da wandelten ſie denn drei Tage lang, und fanden ihn nicht, und erkannten daraus, daß er gewißlich in das Paradies aufgenommen worden ſei. Und nun höret mich, Ihr Kinder Israel's, kommt und gehorchet mir: auch wir wollen Männer ausſenden auf alle Berge Israel's, um Jeſum zu ſuchen, ob ihn etwa ein Geiſt ergriffen, und auf einen Berg geſetzet hat. Vielleicht werden wir ihn finden, und dann wollen wir Buße thun.'' Dieſer Rath des Nicodemus gefiel allem Volke wohl. Sie ſandten deshalb ihre Boten aus auf die Berge, daß ſie Jeſum ſuchen ſollten. Und ſie ſuchten, aber ſie fanden ihn nicht. Jedoch fanden ſie den Joſeph in ſeiner Vaterſtadt Arimathia; aber Keiner durfte ihn angreifen, noch gefangen nehmen. Als nun die Männer zurückkamen, ſprachen ſie zu den Aelteſten des Volks, Prieſtern und Leviten: ,,Wir ſind auf allen Bergen Israel's herumgegangen, und haben Jeſum nicht gefunden; aber den Joſeph haben wir gefunden in ſeiner Vaterſtadt Arimathia.'' Als die Hohenprieſter und Schriftgelehrten, und das ganze Volk dieſes vernahmen, erfreuten ſie ſich ſehr, und lobten den Herrn, den Gott Israels, darum, daß man den Joſeph gefunden, den ſie in den Kerker geſperrt und allda nicht wiedergefunden hatten. Da verſammelten ſich die Hohenprieſter und Leviten, und berathſchlagten, und ſprachen: ,,Wie und auf welche Weiſe können wir wohl den Joſeph zu uns bringen, und mit ihm reden?'' Und ſie nahmen Pergament und Dinte, und ſchrieben dem Joſeph einen Brief, welcher alſo lautete: ,,Friede ſei mit Dir, Vater Joſeph, und mit Allen, die mit Dir ſind! Wir wiſſen, daß wir geſündiget haben wider Gott und wider Dich. Du aber haſt den Gott Israel's gebeten, daß er Dich erretten möge aus unſeren Händen. Und er hat Dich errettet. Denn als wir die Thür des Kerkers öffneten, fanden wir Dich nicht. Darum bitten wir Dich, Du mögeſt Dir belieben laſſen, zu Deinen Söhnen und zu Deinen Vätern zu kommen. Denn wir ſind ſehr betrübt, und wundern uns über alle Maßen über Deinen Ausgang aus dem Kerker. Und wahrlich, wir erkennen, daß wir einen boshaftigen und ſchändlichen Anſchlag wider Dich erdacht haben. Aber der Herr hat unſern Rath zu nichte gemacht; der Herr hat Dich aufgenommen; der Herr ſelbſt hat Dich erlöſt von unſerm böswilligen Anſchlage. Darum, Friede ſei mit Dir, Vater Joſeph, der Du ehrwürdig biſt vor unſerm ganzen Volke!“ Darnach erkieſten ſie aus dem ganzen Volke Israel ſieben Männer, von denen ſie wußten, daß ſie den Joſeph lieb hatten, und daß auch Joſeph ſelbſt ſie hinwiederum ſehr liebte. Zu dieſen ſprachen die Hohenprieſter und die Geſetzlehrer und Leviten: „Wenn Ihr zu Joſeph kommt, ſo grüßet ihn in Frieden von uns, und gebet ihm dieſen Brief. Und wenn er die Botſchaft annimmt und unſern Brief lieſ't, ſo wird er ohne Zweifel mit Euch gehen, und zu uns herkommen. Wenn er aber die Botſchaft nicht annimmt und unſern Brief nicht lieſ't, ſo werdet Ihr leichtlich merken, daß er auf uns zornig iſt. Grüßet ihn alſo und bringet ihn zu uns her.“ Darnach wünſchten ſie ihnen Glück zu ihrer Reiſe und ſegneten ſie, und ſandten ſie alſo fort. Als nun die Männer in Arimathia zu Joſeph kamen, fielen ſie vor ihm nieder auf die Erde, und grüßten ihn in Frieden, und ſprachen zu ihm: „Friede ſei mit Dir, Vater Joſeph, und mit allen den Deinen!“ Joſeph antwortete ihnen: „Friede ſei auch mit Euch, und mit dem ganzen Volke Israel!“ Hierauf übergaben ſie ihm den Brief der Botſchaft. Joſeph nahm denſelben an, und nachdem er ihn geleſen hatte, lobte er Gott und ſprach: „Gebenedeiet ſeiſt du, Herr, der Gott Israel's, der du mich aus den Händen meiner Feinde errettet, und erlöſet haſt das Volk Israel, daß ſie mein unſchuldiges Blut nicht vergeblich auf Erden vergoſſen haben. Gebenedeiet ſeiſt du, Gott, der du mich beſchirmet haſt unter dem Schatten deiner Flügel. Und gebenedeiet ſei dein heiliger Name, Herr Gott Israel's, daß du deinen Engel geſandt, der mich bedecket hat mit ſeinen Flügeln!“ Und Joſeph küßte die Männer, nahm ſie in ſein Haus auf, ſetzte ihnen einen Tiſch vor, und gab ihnen zu eſſen und zu trinken. Als ſie aber gegeſſen und getrunken hatten, legten ſie ſich ſchlafen, und blieben allda über Nacht.

Das 12. Kapitel.

Wie Joſeph nach Jeruſalem geritten iſt zu den Juden, und wie ſie ihn empfangen haben, auch wie er ihnen angezeigt hat, daß er durch wunderbare göttliche Macht aus dem Kerker errettet worden iſt.

Als nun die ſieben Männer des Morgens früh aufſtanden, beteten ſie. Joſeph aber ſattelte ſeine Eſelin, und ritt mit den Männern, und ſo kamen ſie denn in die heilige Stadt Jeruſalem. Und da die Juden erfuhren, daß Joſeph geritten kam, lief ihm das ganze Volk entgegen auf den Weg, und ſchrieen und ſprachen zu ihm: „Der Friede Gottes, Vater Joſeph, ſei in Deiner Ankunft!“ Und Joſeph grüßte das ganze Volk, und ſprach zu ihnen: „Der Friede Gottes ſei mit dem ganzen Volke Israel!“ Die Hohenprieſter aber und Schriftgelehrten und Aelteſten des Volks küßten ihn. Das ganze Volk aber betete mit Joſeph, und ſie entſetzten ſich bei ſeinem Anſchauen. Darnach nahm ihn Nicodemus auf in ſein Haus, und bereitete ein großes Gaſtmahl; dabei lud er auch den Hannas und Caiphas, ſowie die Aelteſten des Volks und die Prieſter und Leviten in ſein Haus ein. Und ſie aßen und tranken mit Joſeph. Nachdem ſie nun Gott gedankt hatten, kehrte ein Jeder in ſein Haus zurück; Joſeph aber blieb in dem Hauſe des Nicodemus. Am andern Tage aber, der da war der Tag nach dem Rüſttage, verſammelten ſich die Hohenprieſter und Aelteſten des Volks und die Leviten in dem Hauſe des Nicodemus. Und Nicodemus ging ihnen entgegen, empfing ſie, und ſprach zu ihnen: „Friede ſei mit Euch!“ Die Hohenprieſter, Prieſter und Leviten antworteten ihm und ſprachen: „Friede ſei auch mit Dir und mit Joſeph, ſowie mit Joſeph's ganzem Hauſe.“ Darnach führte ſie Nicodemus in ſeinen Garten. Und allda ſetzte ſich der ganze Rath, und Joſeph ſetzte ſi mitten hinein zwiſchen Hannas und Caiphas. Aber Keiner vo ihnen wagte ein Wort mit ihm zu reden. Da ſprach Joſeph z ihnen: „Warum habt Ihr mich denn hierher berufen aus mein Vaterſtadt Arimathia?“ Da winkten die Juden dem Nicod mus, daß er mit Joſeph reden ſollte. Und Nicodemus öffnete ſeinen Mund und ſprach zu Joſeph: „Vater Joſeph, Du weißt, daß die ehrwürdigen Geſetzlehrer und die Prieſter und Leviten begehren, ein Wort von Dir zu vernehmen.“ Joſeph ſprach zu ihm: „Was für eine Rede wünſchen ſie denn zu hören? Laß ſie mich fragen.“ Da nahmen Hannas und Caiphas und die Prieſter das Buch des Geſetzes Gottes, ließen den Joſeph darauf ſchwören, und ſprachen: „Gib dem Herrn, dem Gott Israel's, die Ehre, und gib ihm das Bekenntniß. Gleichwie Achar beſchworen worden iſt, von dem Propheten kein Wort zu verbergen, alſo ſollſt auch Du kein einziges Wort vor uns verbergen, ſondern ſollſt uns alle Dinge offenbaren, um die wir Dich fragen werden.“ Joſeph antwortete ihnen und ſprach: „So wahr als Gott der Herr lebet, ich will Euch Alles ſagen, und will kein Wort vor Euch verhehlen noch verhalten.“ Da ſprachen ſie zu ihm: „Wir haben uns ſehr erzürnt und betrübt über Dich, daß Du Dir bei Pilatus den Leib Jeſu ausgebeten, und ihn in reine Leinwand eingewickelt, und in Dein neues Grabmal geleget haſt. Darum haben wir Dich auch in den Kerker geſperrt, in welchem gar kein Fenſter war, und haben ein Schloß davor gelegt und es verſiegelt, und haben auch die Thür des Kerkers mit Wächtern beſetzt und verwahrt. Und als wir des andern Tages, der da war ein Tag der Sabbather, die Thür des Kerkers geöffnet, in welchem Du eingeſchloſſen warſt, haben wir Dich nicht gefunden. Darüber haben wir uns ſehr verwundert, auch über die Maßen betrübt. Und großes Entſetzen und Furcht hat das ganze Volk des Herrn umgeben bis auf den geſtrigen Tag, wo wir Dich wieder empfangen haben. Deswegen haben wir Dich hierher berufen, daß Du uns wolleſt ſagen, wie ſich das begeben hat. Darum verkündige uns jetzt alle Dinge, damit wir Gott dem Herrn die Ehre geben.“ Als Joſeph dieſes hörte, ſprach er zu ihnen: „Am Rüſttage um die zehnte Stunde habt Ihr mich in den Kerker eingeſperrt, und ich blieb alſo am Sabbath den ganzen Tag hindurch in demſelben ſitzen. Hernach als es um Mitternacht war, ſtand ich da und betete zu Gott. Da wurde der Kerker emporgehoben gleichwie aus ſeinen vier Angeln oder Eckſteinen,

und ich ſah in der Nacht ein Licht in meinen Augen, gleichwi
einen feurigen Blitz. Ich war voller Furcht und Schrecken, un
fiel nieder auf die Erde. Da erfaßte mich Jemand bei der Hand
und heb mich auf von dem Orte, wo ich niedergefallen war; un
er begoß mich mit einer wäſſerigen Feuchtigkeit, gleichwie mi
Thau, von meinem Haupte an bis zu den Füßen; und ein ga
lieblicher Geruch, Myrrhen gleich, ging in meine Naſenlöcher
Und als ich mein Antlitz abwiſchte, küßte er mich und ſprach z
mir: Fürchte Dich nicht, Joſeph, ſondern öffne Deine Augen



und ſiehe, wer ich bin, der mit Dir ſpricht. Und als ich emp
ſchaute, ſiehe, da erblickte ich Jeſum. Da befiel mich ein Z
tern, und ich vermeinte, es wäre ein Geſpenſt. Ich ſprach Z
berformeln; und er ſprach zugleich mit mir. Nun wiſſet
aber wohl, daß Geſpenſter, wenn ſie Einem begegnen, und
Zauberformeln hören, alsbald fliehen. Und da ich ſah, daß
mit mir redete, ſprach ich zu ihm: Rabbuni Elias! das hei

Mein Meiſter Elias! biſt Du es? Er aber antwortete mir und ſprach: Ich bin nicht Elias. Da ſprach ich weiter zu ihm: Wer biſt Du denn, Herr? Und er antwortete mir und ſprach: Ich bin Jeſus von Nazareth, deſſen Leib Du dir von Pilatus ausgebeten; und Du haſt mich eingewickelt in reine Leinwand, und haſt ein Schweißtuch auf mein Haupt gedeckt, und mich gelegt in Dein neues Grabmal, und haſt einen großen Stein vor des Grabes Thür gewälzt. Nachdem er alſo mit mir geredet hatte, ſprach ich zu ihm: Herr, zeige mir das Grab, wo ich Dich hingelegt habe. Er nahm mich bei der Hand, führte mich aus dem Kerker, und brachte mich an den Ort, wo ich ihn hingelegt hatte; er zeigte mir auch die Leinwand, in welche ich ihn eingewickelt, und den Schleier, mit welchem ich ſein Antlitz verhüllt hatte. Da erkannte ich gewiß, daß es Jeſus war, und ich fiel vor ihm nieder auf meine Kniee, und ſprach zu ihm: Gebenedeiet ſeiſt Du, der Du gekommen biſt im Namen des Herrn! Jeſus aber hielt mich bei der Hand, führte mich nach Arimathia, und ſtellte mich mitten in mein Haus hinein bei verſchloſſenen Thüren, und brachte mich hin zu meinem Bette, und ſprach zu mir: Friede ſei mit Dir! Darnach küßte er mich, und ermahnte mich und ſprach: Bis auf den vierzigſten Tag ſollſt Du nicht aus Deinem Hauſe gehen; denn ſiehe, ich gehe nun hin nach Galiläa zu meinen Jüngern."

Als nun die Hohenprieſter und Schriftgelehrten, auch die Alteſten des Volks, Prieſter und Leviten dieſe Worte von Joſeph hörten, erſchraken ſie ſehr, und ſtanden da gleichwie Todte; darnach fielen ſie zur Erde nieder auf ihr Antlitz, und aßen und tranken nicht bis auf die neunte Stunde. Nicodemus aber und Joſeph ermahnten den Hannas und Caiphas, ſowie auch die Prieſter und Leviten, und ſprachen zu ihnen: „Stehet auf, und ſtellt Euch auf Eure Füße, und nehmt Speiſe zu Euch und ſtärket Euern Leib und Eure Seele; denn morgen iſt der Sabbath des Herrn." Da ſtanden ſie auf, beteten zu Gott, und aßen und tranken; darnach gingen ſie hin ein Jeglicher in ſein Haus. Am andern Tage aber, der da war der Sabbath, verſammelten ſich die Hohenprieſter und Aelteſten des Volks und die Prieſter

und Leviten abermals in der Schule, und ſtritten unter einande
und ſprachen: „Was iſt das für ein Zorn Gottes, der über un
gekommen iſt? und welch ein Wunder iſt das, das geſchehen iſ
in Israel? Denn wir haben doch des Jeſu Vater und Mutte
wohlgekannt.“

Das 13. Kapitel.

Wie ein Geſetzlehrer, ſowie auch drei Andere anzeigen, daß der Herr Jeſu
Chriſtus lebe, und daß er in den Himmel geſtiegen ſei, wie er zuvor geſag
hatte.

Da trat ein Lehrer auf, mit Namen Levi, im Geſetz wohl
erfahren, der ſprach alſo zu ihnen: „Ich habe den Vater un
die Mutter Jeſu gar wohl gekannt, daß ſie aus dem Geſchlecht
David's geweſen ſind; ich weiß aber auch, daß ſie gottesfürchti
waren, und im Gebet begierig, und daß ſie die Opfer und Zehen
ten gaben dreimal des Jahres. Und als Jeſus vierzig Tage al
war, ſind ſein Vater und ſeine Mutter hergekommen in dieſe
Tempel, und haben Gott dem Herrn Opfer und Brandopfer fü
ihn gegeben. Da hob ihn der große Prieſter und Geſetzlehrer Simeo
auf, nahm ihn auf ſeine Arme, und ſprach: Herr, nun läſſeſt D
Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du geſagt haſt. Den
meine Augen haben Deinen Heiland geſehen, welchen Du berei
tet haſt im Angeſichte aller Völker, ein Licht, zu erleuchten d
Heiden, und ein Ruhm Deines Volkes Israel's. Und Simeo
ſegnete ſie, und ſprach zu Maria, der Mutter Jeſu: Ich verkün
dige Dir von dieſem Kinde: ſiehe, dieſer wird geſetzt zum Fa
und zur Auferſtehung Vieler in Israel, und zu einem Ze
chen, dem Viele widerſprechen und widerſtehen werden. Un
es wird das Schwert der Trübſal durch Deine Seele drin
gen, auf daß enthüllt und offenbar werden die Gedanke
aus Vieler Herzen.“ Die Hohenprieſter ſprachen zu de
Geſetzlehrer Levi: „Wie weißt Du das, oder wenn ha

Du es gehört?“ Levi antwortete ihnen und ſprach: „Wiſſet Ihr nicht, daß ich bei ihm das Geſetz gelernt habe?“ Da ſprach der Hohe Rath zu ihm: „Wir wollen Deinen Vater ſehen.“ Da ſchickte Levi nach ſeinem Vater; und als die Hohenprieſter denſelben ſahen, fragten ſie ihn: „Iſt dem alſo, wie wir gehört haben von Deinem Sohne Levi?“ Der Vater antwortete ihnen und ſprach: „Warum glaubtet Ihr denn meinem Sohne nicht? Es iſt alſo, daß der große und gerechte Simeon ſelbſt ihm das Geſetz gelehret hat.“ Der Hohe Rath ſprach zu ihm: „Iſt denn dieſes Wort wahr, welches Du geſprochen haſt?“ Er aber antwortete ihnen und ſprach: „Freilich, es iſt wahr.“ Da ſprachen die Hohenprieſter und Schriftgelehrten, und die Prieſter und Leviten unter einander: „Laſſet uns hingehen und ſchicken zu den drei Männern, welche aus Galiläa kamen und erzählten, daß ſie Jeſum geſehen hätten in Galiläa, und gehört, wie er auf dem Oelberge mit ſeinen Jüngern redete; auch zu uns ſagten, daß ſie ihn hätten ſehen gen Himmel aufſteigen.“ Dieſe Rede gefiel Allen wohl, und ſie entſandten jene drei Männer, die bereits mit ihnen nach Galiläa gegangen waren, und ſprachen zu ihnen: „Gehet hin und ſaget dem Rabbi Addas, und dem Rabbi Phinees, und dem Rabbi Aggäus: Friede ſei mit Euch und mit allen den Eurigen! Dies gebietet Euch das Volk des Herrn, das da ſaget: Es hat ſich ſchon viel Streit in unſerm Rathe begeben, und darum haben wir dieſe Männer entſandt, daß ſie Euch berufen ſollen in die heilige Stadt Jeruſalem. Da gingen die Männer hin nach Galiläa, und fanden jene drei Männer, wie ſie daſaßen und ſtudirten in dem Geſetze. Und ſie grüßten dieſelben in Frieden. Die Männer in Galiläa aber ſprachen zu denen, die zu ihnen gekommen waren: „Friede ſei mit Euch und mit dem ganzen Volke Israel!“ Dieſe ſprachen abermals: „Friede ſei mit Euch!“ Darauf ſprachen die Männer in Galiläa zu den Boten: „Warum ſeid Ihr zu uns gekommen?“ Die Abgeſandten antworteten ihnen und ſprachen: „Es rufet Euch der Hohe Rath des Volkes Gottes in die heilige Stadt Jeruſalem.“ Als nun die Männer hörten, daß ſie in dem Rathe geſucht wurden, beteten ſie zu Gott, und ſetzten ſich nieder mit den Männern, die da gekommen waren und aßen und tranken. Darnach machten ſie ſich auf und zogen in Frieden hin gen Jeruſalem. Am andern Tage früh aber verſammelte ſich der Hohe Rath in der Schule. Da fragten die Hohenprieſter und Schriftgelehrten die Männer aus Galiläa und ſprachen: „Saget uns frei und offen: habt Ihr Jeſum ſitzen ſehen auf dem Oelberge, und gehört, wie er ſeine zwölf Jünger lehrte? und habt Ihr ihn auch ſehen aufſteigen gen Himmel?" Die Männer antworteten ihnen einhellig und ſprachen: „So wahr der Gott Israel's im Himmel lebet, wir haben Jeſum mit ſeinen Jüngern reden hören auf dem Oelberge und haben ihn augenſcheinlich aufſteigen ſehen gen Himmel, wie wir auch bereit geſagt haben." Da ſprach der Rabbi Ananias: „Scheidet ſi von einander, und laßt uns ſehen, ob ihre Rede einſtimmig iſt." Und Hannas und Caiphas ſchieden ſie von einander. Darnac beriefen ſie zuerſt den Rabbi Addas, und ſprachen zu ihm: „Wi haſt Du Jeſum ſehen gen Himmel emporſteigen?" Addas antwortete ihnen und ſprach: „Er ſaß noch auf dem Oelberge und lehrt ſeinen Jüngern; ſiehe, da ſahen wir, wie eine Wolke ihn umſchattete, ſowie auch ſeine Jünger; und alsbald wurde die Wolk aufgehoben gen Himmel und Jeſus mit ihr. Da fielen ſeine Jünger zur Erde nieder auf ihr Antlitz und beteten zu Gott." Hierauf beriefen ſie den Prieſter Phinees, und fragten ihn und ſprachen „Wie haſt Du Jeſum gen Himmel emporſteigen ſehen?" Un Phinees antwortete ganz auf dieſelbe Weiſe, wie Addas. Endlich fragten ſie auch den Aggäus, und er antwortete ihnen ebenſ wie die beiden Vorhergehenden. Als nun die Männer einmüthig d Wahrheit bekannt hatten, daß ſie Jeſum hätten mit ſeinen Jüngern reden und gen Himmel aufſteigen ſehen, da ſprachen Hanna und Caiphas und der ganze Hohe Rath: „Das Geſetz Moſi ſowie auch das unſrige, lehrt uns und ſagt: daß auf dem Mun zweier oder dreier Zeugen alle Sache beſtehen ſoll." Da ſagte Abunden der Geſetzlehrer: „Was ſollen wir dazu ſagen Im Geſetz und in der Schöpfungsgeſchichte ſtehet geſchrieben daß der geſegnete Henoch mit Gott gewandelt und Gott woh gefallen hat, und daß er mit dem Worte Gottes verſetzt un gebracht worden iſt in das Paradies." Und Jairus der Geſe lehrer ſprach: „Wir haben von des heiligen Moſes Tode gehört, aber ſein Grab wiſſen wir nicht. Denn es ſteht gewiß geſchrieben in dem Geſetze des Herrn: Moſes iſt geſtorben durch das Wort des Herrn, und kein Menſch weiß ſein Grab bis auf den heutigen Tag. Auch den Propheten Elias hat der Tod nicht heimgeſucht.“ Der Rabbi Levi ſprach ebenfalls: „Das hat mein Lehrer Rabbi Simeon geſagt, als er Jeſum ſah, und ich ſage es auch: Siehe, dieſer iſt geſetzt zu einem Fall und Auferſtehen Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, ihm wird widerſprechen und ſich widerſetzen das Volk Israel.“ Und der Rabbi Jeſaias ſprach: „Es ſteht geſchrieben in dem Geſetz: „Siehe, ich will meinen Engel ſenden, welcher vor Dir hergehen ſoll, auf daß er Dich behüte auf jedem guten Wege; denn mein Name iſt gebracht worden.“ Da ſprachen Hannas und Caiphas: „Ihr habt wohl recht geſagt, was Moſes in dem Geſetz geſchrieben hat, daß Henoch den Tod nicht geſehen hat, und daß auch Elias nicht geſtorben iſt; denn dieſer iſt auf einem feurigen Wagen in das Paradies aufgenommen worden. Jeſus aber iſt dem Pilatus übergeben worden, und wir haben geſehen, wie er Ruthenſtreiche bekommen hat und angeſpien worden iſt; und wiſſen auch, daß die Kriegsknechte ihm ein Dornenkrone aufgeſetzt, und daß ſie ihn gegeißelt haben; und von Pilatus iſt er zum Tode verurtheilt worden. Und auf Golgatha iſt er an das Holz gekreuzigt worden, und zwei Räuber mit ihm. Wir haben auch geſehen, daß ſie ihm haben Eſſig zu trinken gegeben, mit Galle und Yſop vermiſcht, und daß er geſtorben iſt, und daß Longinus der Kriegsknecht ſeine Seite mit einem Speer durchſtochen hat. Wir wiſſen endlich, daß Joſeph, unſer ehrwürdiger Vater, ſich ſeinen Leib von Pilatus ausgebeten, und ihn in ſein neues Grab begraben hat, und daß er, wie er zuvor gewiß bezeuget hat, wieder auferſtanden iſt von den Todten, und wie die drei Geſetzlehrer ſagen, haben ſie ihn ſehen aufſteigen gen Himmel.“ Hierauf ſprach Levi wiederum zu der ganzen Schaar der Juden: „Es ſind dieſe Sachen alle von Chriſto bezeuget; das kann Euch alſo kein Wunder ſein.“ Da ſprachen die Rabbinen Addas, Phinees und Aggäus, welche aus Galiläa gekommen waren, und bezeugt, daß ſie Jeſum hatten in den Himmel emporſteigen ſehen, und ſagten zu der ganzen Gemeine vor den Aelteſten des Volks, Geſetzlehrern, und vor denen, die in den Rath gefordert waren: „Als wir vom Jordan nach Galiläa gingen, da haben wir vielem Volk begegnet, welche in weiße Tücher eingehüllt und ſchon vorlängſt geſtorben waren. Unter denſelbigen ſahen wir auch den Karinus und Lenzius mit ihnen gehen. Wir küßten dieſe; denn ſie waren unſere guten Freunde, als ſie noch auf dieſer Welt im Leben waren; und wir fragten ſie und ſprachen: Saget uns, o lieben Brüder: wer ſind denn dieſe, mit denen Ihr da gehet? Oder aber, wie wandelt Ihr denn leibhaftig, da Ihr doch ſchon längſt geſtorben ſeid? Sie antworteten uns und ſprachen: Wir ſind mit dem Herrn Jeſu Chriſto auferſtanden: er hat uns von den Todten auferwecket. Und wiſſet, daß die Pforten der finſtern Hölle ganz zerſtöret ſind, und die Seelen der Heiligen ſind uyd verbleiben mit Chriſto Jeſu im Paradies; und es iſt von ihm, der uns vom Tode auferwecket hat, geboten worden, daß wir bis zu der beſtimmten Zeit wandeln ſollen an dem Ufer des Jordans, und auf den Bergen, doch aber ſo, daß wir uns nicht allem Volke offenbaren, noch mit ihnen reden ſollen, ſondern einzig und allein mit denen, di unſerm Herrn Jeſu Chriſto gefällig ſein werden. Denn es iſt uns nicht möglich, Euch Etwas zu offenbaren, noch mit Euch zu reden, außer mit Bewilligung des heiligen Geiſtes.“ Dieſe hörte die ganze Gemeine, und ſie betrachteten unter einander i dem Rathe, ob das wahr ſein möchte, was die Galiläiſche Männer bekannt hatten; denn ſie waren voller Furcht und Schrekken. Hannas und Caiphas aber ſprachen zu dem ganzen Rathe „Laßt uns jetzt in dieſen Dingen die gewiſſe Wahrheit erfahren was dieſe Männer ausgeſagt und bekannt haben, daß Lenziu und Karinus wieder lebendig ſein ſollen. Denn wenn wir dieſelbigen ſehen, und mit ihnen reden könnten, ſo würden ſie un auch von dieſen Sachen Bericht abſtatten, uns deſſen gew machen. Wenn aber dem nicht alſo wäre, ſo wiſſet, daß All das Lügen ſind, was wir über Jeſum gehört haben.“ Dieſ Rath des Hannas und Caiphas gefiel Allen wohl. Sie erwäh ten deshalb weiſe, verſtändige und gottesfürchtige Männer, fün ehn an der Zahl, die bei den Begräbniſſen des Lenzius und Karinus zugegen geweſen waren, und baten ſie, daß ſie zu ihren Gräbern hingehen und ſie beſehen möchten, um zu erforſchen, ob es wahr ſei, was die drei Männer aus Galiläa, Addas, Phinees nd Aggäus, von ihnen geſagt hatten. Und ſo gingen denn ieſe hin, und als ſie heim kamen, fanden ſie des Lenzius und Karinus Gräber offen, ſowie auch viele andere; aber ſie ſahen arin kein einziges Zeichen der Gebeine. Und als ſie wieder urückkamen, ſagten ſie den Hohenprieſtern und Aelteſten des Volks Alles, was ſie geſehen hatten. Da umgab große Furcht nd Schrecken die ganze Schule der Juden, und ſprachen unter inander: „Was ſollen wir thun?“ Hannas und Caiphas ber antworteten und ſprachen: „Wir wollen an den Jordan chicken gottesfürchtige Männer, die ſollen an die Auferſtandenen itten und begehren, daß es ihnen belieben wolle, zu uns zu ommen.“ Da gingen die Boten in der Gegend des Jorans und auf den Bergen umher, und fanden Niemanden. Als e aber mit großem Trauern zurückkehrten, und an den Oelberg amen, ſiehe, da offenbarte ſich ihnen eine große Menge Volks, m Anſehen nach bei zwölftauſend Menſchen, welche mit Chriſto uferſtanden waren von dem Tode. Und die Boten kannten ihrer iele, konnten aber vor der engliſchen Klarheit und dem gewaltien Glanze nicht mit ihnen reden, ſondern ſtanden von ferne, auten auf ſie, und hörten ſie ſingen, indem ſie ſprachen: „Vom ode iſt erſtanden Gottes Sohn; laßt uns Alle ihn loben und nbeten und uns freuen; denn er regieret in Ewigkeit!“ Da hrten die Boten zurück gen Jeruſalem, gingen zu den Hohenrieſtern, Schriftgelehrten und Aelteſten des Volks, und zeigten nen an Alles, was ſie auf dem Wege geſehen und gehöret hatn. Hannas und Caiphas aber ſagten weiter zu den Boten, daß e den Karinus und Lenzius in Arimathia in ihren Häuſern chen ſollten. Da gingen ſie nach Arimathia, und fanden den arinus und Lenzius in ihren Häuſern, indem ſie zu Gott beten. Und die Boten fielen vor ihnen nieder auf die Erde, und rachen zu ihnen mit großem Schrecken: „Die ganze Gemeine er Juden hat gehört, daß Ihr von den Todten auferſtanden ſeid;

und ſie haben uns ausgeſandt, um Euch zu bitten, daß Ihr
ihnen kommen wollet, auf daß Ihr ihnen anzeiget alle majeſtä
ſchen Thaten und Wunder Gottes, welche ſich bei Euch zu unſ
Zeiten begeben haben.“ Da machten ſich Lenzius und Karin
auf, und gingen mit den Boten in die heilige Stadt Jeruſale
und als ſie in die Schule der Juden kamen, ſetzten ſie ſich nied

Das 14. Kapitel.

Wie Joſeph den Juden anmeldet von Karinus und Lenzius, daß ſie gefun
und nach Jeruſalem gebracht worden wären.

Joſeph aber ſtand auf, und ſprach zu Hannas und C
phas: „Ihr wundert Euch wohl mit Recht darüber, daß
gehöret habt, Jeſus ſei von den Todten auferſtanden, und
den Himmel emporgeſtiegen. Fürwahr, es gebührt ſich n
mehr zu verwundern, daß er nicht allein ſelbſt vom Tode erſt
den iſt, ſondern auch noch viele Andere mit ſich aus ihren G
bern auferwecket hat, welche geſehen worden ſind von Vielen in
ruſalem. Darum höret mich jetzund: Wir Alle kennen den
ſegneten Simeon, den großen Prieſter, welcher das Kind Je
im Tempel auf ſeine Hände genommen hat. Derſelbige hatte z
Söhne, die waren Zwillingsbrüder, und wie wir Alle wiſſ
ſind dieſelben verſtorben. Denn wir waren zugegen, als ſie e
ſchliefen, und haben ſie vor kurzer Zeit erſt ſelbſt begraben.
rum gehet jetzt hin, und beſchauet ihre Gräber, ſo werdet
finden, daß ſie offen und leer ſind. Denn ſie ſind auferſtand
und leben, und weilen in ihrer Vaterſtadt Arimathia im G
vor Gott. Und ſie werden gewiß gehöret, wenn ſie ſingen; a
ſie reden mit Niemanden, ſondern ſind ſtillſchweigend gleich
Todte.“ Da ſandten ſie Männer hin, und ſie fanden ihr G
ber geöffnet und leer. Hierauf ſprach Joſeph weiter zu den
den: „Kommt, laſſet uns hingehen zu ihnen nach Arimath

da werden wir ſie finden, und wir wollen ſie herführen zu uns in aller Ehrbarkeit und Mäßigung, und wollen ſie beſchwören; vielleicht werden ſie mit uns reden von dem Geheimniſſe ihrer Auferweckung von den Todten.“ Als ſie dieſes hörten, erfreuten ſie ſich Alle über die Maßen; und es machten ſich auf die Hohenprieſter Hannas und Caiphas, und Joſeph und Nicodemus und Gamaliel, ſowie auch viele Andere mit ihnen, und gingen hin, und fanden ſie nicht in ihren Gräbern; darnach aber wandelten ſie in die Stadt Arimathia, da fanden ſie dieſelben wie Joſeph geſagt hatte, mit gebeugten Knieen im Gebete vor Gott liegend. Und ſie küßten dieſelben in aller Ehrbarkeit und in der Furcht des Herrn, und führten ſie mit ſich in die heilige Stadt Jeruſalem, und brachten ſie in ihre Schule. Darnach verſchloſſen Hannas und Caiphas die Thüren, und brachten die Bücher Moſis — das iſt, das Geſetz des Herrn — und legten es auf ihre Hände, worauf die Hohenprieſter zu ihnen ſprachen: „Wir wollen, daß Ihr ſchwöret bei dem Gott Adonai, das iſt, bei dem Gott Abraham’s, Israel’s und Jakob’s, dem Gott Israel’s, der da geredet hat zu unſern Vätern durch das Geſetz und die Propheten. Wenn Ihr an Jeſum glaubet, der Euch auferwecket hat von den Todten, ſo beſchwören wir Euch, daß Ihr uns die Wahrheit ſaget, auf welche Weiſe Ihr von den Todten auferſtanden ſeid, und was das für wunderbare Sachen ſind, die ſich zugetragen haben zu dieſen unſern Zeiten. Denn vor Furcht und Schrecken ſind faſt verwelket alle unſere Gebeine, weil wir durch mancherlei Reden irre gemacht und darüber beſtürzt geworden ſind.“

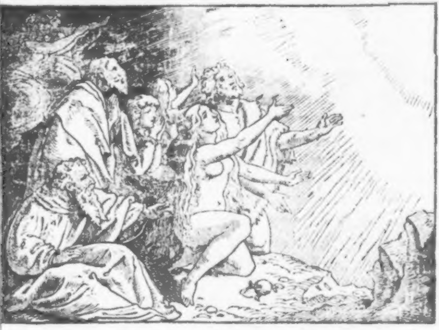
Das 15. Kapitel.

Wie zwei vom Tode Auferweckte zeugen von der Auferſtehung des Herrn Jeſu Chriſti, und von dem Troſte der Heiligen.

Als Karinus und Lenzius dieſe Beſchwörung hörten, erzitterten ſie an ihrem Leibe, und waren betrübten Herzens und ſeufzten. Dabei blickten ſie gen Himmel empor, und machten mit ihren Fingern das Zeichen des heiligen Kreuzes auf ihre Zungen. Und alsbald redeten ſie Beide und ſprachen: „Gebet uns Pergament, Feder und Dinte, ſo wollen wir ſchreiben, was wir geſehen und gehört haben.“ Das haben ſie aber deswegen gethan, weil ihnen der heilige Geiſt nicht Macht gab, zu reden. Als ihnen nun die Juden das Pergament gegeben hatten, theilten ſie ein Stück von dem andern. Darnach gingen ſie und bezeichneten ſich mit dem heiligen Kreuze an der Stirn, und nachdem ſie ſich niedergeſetzt hatten, fingen ſie an, ein Jeder für ſich beſonders, zu ſchreiben; zuvor aber ſprachen ſie alſo: „Herr Gott Jeſus Chriſtus, der Du von den Todten auferſtanden biſt und lebeſt in Ewigkeit! vergönne uns, zu reden geheime Dinge, durch Dein geheiligtes Kreuz. Denn wir ſind öffentlich beſchworen worden, und Du haſt Deinen Knechten geboten, Niemandem Etwas zu ſagen von den Geheimniſſen Deiner göttlichen Majeſtät.“ Nachdem ſie Alles aufgeſchrieben und den Brief vollendet hatten, ſtanden ſie auf, und Karinus gab das, was er geſchrieben hatte, in die Hände des Hannas, Caiphas und Gamaliel, Lenzius aber gab ſeine Schrift in die Hände des Nicodemus und Joſeph. Darnach grüßten ſie alle Anweſenden, und veränderten ſich alsbald in ein überaus helles Licht, und es hat ſie ſpäter Niemand mehr geſehen. Ihre Schriften aber wurden ganz gleichlautend befunden, alſo daß Keiner mehr noch weniger geſchrieben hatte, als der Andere. Als nun Hannas und Nicodemus die Briefe geöffnet hatten, fingen ſie an, dieſelben heimlich zu leſen; aber die ganze Menge des Volks ſchrie, daß die Schriften ſollten öffentlich vorgeleſen werden. Da fürchtete ſich Hannas und Nicodemus vor dem Volke, und gaben deshalb die Briefe den Rabbinen Addas und Phinees zu leſen, welchen alsdann auch die ganze Menge der Juden befahl, die Briefe vorzuleſen. Auf dem einen derſelben war nun die Ueberſchrift: „Ich Karinus; und auf dem andern: „Ich Lenzius;“ und darin wurden einerlei Buchſtaben gefunden. Die Briefe ſelbſt aber lauteten folgendermaßen:

„Herr Jeſus Chriſtus, der Du biſt die Auferſtehung der Todten und das Leben der Welt! verleihe uns Gnade durch Dein heiliges Kreuz, damit wir auslegen mögen die Geheimniſſe Deiner

Auferſtehung, und die Wunder Deiner göttlichen Majeſtät, welche Du gethan haſt in der Hölle. Wir waren in der Hölle mit allen unſern Vätern, die von Ewigkeit her entſchlafen ſind; in der Tiefe lagen wir in der Finſterniß des Todes. In der Stunde der Mitternacht aber ging uns plötzlich in jenen dunkeln Räumen ein Licht auf, gleich dem goldenen Glanze der Sonne, und ein purpurnes königliches Licht glänzte über uns, und wir waren erleuchtet und ſahen einander. Da wurde alsbald die Hölle erſchüttert, und die Pforten des Todes öffneten ſich, und es erſchienen die Geſchlechter aller Völker. Und Adam, der Vater des ganzen Menſchengeſchlechts, vereinigte ſich mit allen heiligen Erzvätern und Propheten, und ſie freuten ſich zuſammen, und ſprachen unter einander mit großen Freuden: dieſes helle Licht iſt ausgegangen von dem großen Urlichte; es iſt der Vermehrer des ewigen Lichtes, welches uns verheißen hat, uns zu ſenden ſeine gleich ewige Klarheit. Und der Prophet Jeſaias, der allda zu-



gegen war, rief aus und ſprach: Dieſes Licht iſt von dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiſte; es iſt die Klarheit des Vaters, der Sohn Gottes, von dem ich Euch zuvor geweiſſagt habe, als ich noch in leiblicher Geſtalt auf Erden lebte, indem ich ſagte: Das Land Zabulon, und das Land Nephthalim, am Wege des Meeres, jenſeit des Jordans, und das heidniſche Galiläa; das Volk, das in Finſterniß ſaß, hat ein großes Licht geſehen, und die da verharrten in dem Vaterlande des ſterblichen Schattens, denen iſt ein helles Licht aufgegangen. Und jetzt iſt auch uns gekommen das Licht und hat uns erleuchtet, die wir ſaßen in der Finſterniß und im Schatten des Todes. Und da wir Alle uns alſo freuten in dem Lichte, welches über uns leuchtete, da kam plötzlich unter uns unſer Vater Simeon, der freute ſich mit uns und ſprach zu Allen: „Lobet und preiſet Gott, unſern Herrn Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes; denn ich habe ihn, als er noch ein kleines Knäblein war, in dem Tempel auf meine Hände genommen, und getrieben vom heiligen Geiſte, ſprach ich zu ihm dieſes mein Bekenntniß: Herr, nun läſſeſt Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du geſagt haſt; denn meine Augen haben Dein Heil geſehen, welches Du bereitet haſt vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis Deines Volkes Israel. Als dies die ganze Schaar der Heiligen hörte, freuten ſie ſich von Stund an noch mehr. Darnach trat Einer in die Mitte, gleich einem Pilgrim aus der Wüſte; der wurde von den Erzvätern und von allen Andern gefragt: Wer biſt Du? Er aber antwortete ihnen und ſprach: Ich bin Johannes der Täufer, eine Stimme und ein Prophet des Allerhöchſten, auch der Vorgänger des Allerheiligſten und das Ende der Propheten. Ich bin vorhergegangen vor dem Antlitz ſeiner Zukunft, um zu bereiten die Wege des Sohnes Gottes in der Wüſte, und habe dem Volke gegeben die Erkenntniß des Heiles und habe ihm geprediget Buße zur Vergebung der Sünden. Un Jeſus, der Sohn Gottes, kam zu mir, und als ich ihn von fern ſah, da zeigte ich Jeſum dem ganzen Jüdiſchen Volke mit dem Finger, und getrieben von dem heiligen Geiſte, ſprach ich ihnen: Siehe, das iſt Gottes Lamm! ſiehe, das iſt der, welch hinwegnimmt die Sünden der Welt! Und mit meiner Hand habe ich ihn getauft im Jordanfluſſe, und ich ſah den heiligen Geiſt auf ihn herabſteigen, in der Geſtalt einer Taube, und ich hörte die Stimme Gottes des Vaters vom Himmel, der ſprach alſo: Dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den höret! Und darum hat er mich auch vor ſich her zu Euch entſandt, damit ich Euch verkündigen ſoll, wie ſchon nahe iſt die Zeit, in welcher der eingeborene Sohn Gottes aus der Höhe herabſteigen wird zu uns, die wir ſitzen in der Finſterniß und im Schatten des Todes, auf daß ein Jeder, der an ihn glaubt, erlöſet, wer aber nicht glaubt, verdammt werde. Darum ſage ich zu Euch Allen, ſowie ihr ihn ſehet, daß ihr Alle vor ihm niederfallet und ihn anbetet; denn jetzt allein iſt zu Euch gekommen die Zeit der Buße, um deß willen, daß ihr oben auf der nichtigen und eitlen Welt angebetet habt die Götzenbilder, und um der Sünde willen, die ihr dort begangen; zu einer andern Zeit aber kann dieſes unmöglich geſchehen.

Als nun Johannes die Geiſter in der Hölle alſo lehrte, und der Erſterſchaffene, der Urvater Adam, hörte, daß Chriſtus im Jordan getauft worden ſei, rief er zu ſich Seth, ſeinen Sohn, und ſprach zu ihm: Mein Sohn, ich will, daß Du ſageſt allen Deinen Söhnen, den Erzvätern des Menſchengeſchlechts und den Propheten, alle jene Sachen, welche Du gehört haſt von dem Erzengel Michael, als ich Dich ſandte zu den Pforten des Paradieſes, daß Du den Herrn bitten ſollteſt, er wolle mir ſeinen Engel nden, daß er mir Oel gebe von dem Baume der Barmherzigkeit, amit Du meinen Leib ſalbeſt, da ich krank darniederlag und hon dem Tode nahe war. Da trat Seth zu den heiligen Erzätern und Propheten, und ſprach: Ihr Propheten und Erzväter, öret mir zu! Ich, Seth, als ich geſendet von meinem todtkran-
em Vater Adam, dem Erſterſchaffenen, zu Gott betete an des Paradieſes Pforten, und weinte, daß er mir ſeinen Engel ſenden wolle, der mir den Weg zeige zu dem Baume der Barmherzigkeit — das iſt das Erbarmen des Oelbaums — auf daß ich Oel erlangen und ſalben könnte meinen Vater, und er wieder aufſtehe on ſeiner Krankheit, ſiehe, da trat zu mir der Erzengel Michael,

und ſprach: Ich bin zu Dir geſandt von dem Herrn, ich bin geſetzt über den menſchlichen Leib. Und Dir, Seth, ſage ich, laß ab von Deinem Weinen und Bitten um das Oel vom Baume der Barmherzigkeit, um Deinen Vater Adam zur Linderung des Schmerzes ſeines Leibes damit zu ſalben. Denn fürwahr, ſolches iſt jetzund nicht zu finden, und Du wirſt es auf keine Weiſe erlangen können, bis der jüngſte Tag und die letzten Zeiten hereinbrechen, und bis ſie geendet haben werden fünftauſend und fünfhundert Jahre von der Erſchaffung der Welt an. Da wird dann kommen auf Erden Chriſtus, der allerliebſte Sohn Gottes, um die Menſchen zu erlöſen, und er wird heißen aufſtehen den Leib Adam's, und wird auferwecken die Leiber der Todten, und wird geſund machen allerlei Kranke, und berufen alle Heiden zu ſeinem Glauben. Und wenn er kommt, wird er im Jordan getauft werden. Wenn er aber wird ausgeſtiegen ſein aus dem Waſſer des Jordans, da wird er Alle, die an ihn glauben, und auf ihn hoffen, mit dem Oele ſeiner Barmherzigkeit ſalben; und dieſes Oel der Barmherzigkeit wird ſein das Oel der andern Kreaturen, die da ſollen geboren werden aus dem Waſſer und heiligen Geiſt zum ewigen Leben, Amen. Und da wird dann der allerliebſte Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus herabſteigen auf Erden und hervortreten, und unſern Vater Adam einführen in das Paradies, aus welchem er verſtoßen worden iſt, und ihn einleiten zu dem Baume der Barmherzigkeit. Als aber alle Erzväter und Propheten dieſes Alles von Seth hörten, frohlockten ſie in großen Freuden.“

Das 16. Kapitel.

Vom Neide des Satans und von ſeinem Geſpräche mit dem Teufel und der Hölle über den Herrn Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes.

„Als ſich nun alle die Heiligen alſo freuten, ſiehe, da kam der Satan, der Fürſt und Heerführer des Todes, der Erbe der

Finſterniß, und ſprach zu der Hölle: Du Allverſchlingende und Unerſättliche, höre meine Worte! Es war ein Mann aus dem Geſchlechte der Juden mit Namen Jeſus; er ſelbſt rühmte ſich, er ſei Gottes Sohn, aber er iſt nur ein Menſch. Denſelbigen haben die Juden durch unſere Mitwirkung gekreuziget. Und nun, Hölle, da er geſtorben iſt, ſchicke dich an und halte dich bereit, daß wir ihn hier in Banden legen. Denn ich weiß, daß er nur ein Menſch iſt, der den Tod fürchtet; denn ich habe ihn ſagen hören: Betrübt iſt meine Seele bis in den Tod. Der hat mir viele Widerwärtigkeit gemacht und mir viel Uebels gethan mit ſeiner Gottesläſterung ſo lange er oben auf der Welt unter den Sterblichen wandelte. Denn wo er nur immer meine Knechte fand, da verfolgte er ſie und wie viele Menſchen ich auch blind, lahm, höckericht, ausſätzig, ſtumm, beſeſſen machte, oder ſonſt mit iner Krankheit quälte, die machte er alle mit einem einzigen Worte geſund. Auch viele Todte, die uns bereits anheim gefallen waren, hat er ohne alle Frage und Bitte um unſere Bewilligung zu ſich geriſſen und wieder lebendig gemacht. Kurz, n allen Dingen hat er ſich mir widerſetzt. Da antwortete die Hölle, und ſprach zu dem Satan, ihrem Fürſten: Wer iſt denn ieſer ſo Mächtige, da er doch ein Menſch iſt und ſich vor dem Tode fürchtet? Denn alle Mächtigen und Ehrwürdigen der Erde werden durch meine Großmächtigkeit unterjocht und gefangen rhalten, nachdem Du ſie durch Deine große Macht und Gewalt nterthänig gemacht und zu mir hergeführt haſt. Darum; wenn u ſo mächtig biſt, wie mächtig muß dann erſt jener Menſch, r Jeſus, ſein, der, obgleich er den Tod fürchtet, ſich dennoch ſeiner Macht widerſetzet? Und wenn er ſo mächtig iſt, daß er urch ein einziges Wort ſolche Thaten vollbringt, wie Du geſagt haſt, ie wirſt Du ihm denn widerſtehen können? Wahrlich, ich ſage ir, Herr Satan, wenn er ſchon in ſeiner Menſchheit ſo mäch- iſt — und das haben wir bei ſeinen Lebzeiten genugſam erfah- n, da er uns oftmals durch ſein mächtiges Wort aus den eſſenen Menſchen ausgetrieben hat — ſo iſt er gewiß allmächtig ſeiner Gottheit, und ſeineer Macht wird Niemand widerſtehen nen. Wenn Du aber ſagſt, Du habeſt gehört, daß er ſich vor dem Tode fürchte, ſo hat er das nur im Scherz und zum Spott für uns geſagt; denn er trachtet darnach, daß er mit ſeiner mächtigen Hand Dich haſche und gefangen nehme. Und wehe dann, wehe Dir und uns in alle Ewigkeit! Der Satan, der Fürſt der Hölle, antwortete und ſprach: Du allverſchlingende und unerſättliche Hölle! Was zweifelſt du und fürchteſt dich ſo ſehr, dieſen Jeſum aufzunehmen, der da iſt dein und mein Widerſacher? Ich habe mich nicht vor ihm gefürchtet, ſondern habe ihn verſucht, und habe mein altes Jüdiſches Volk wider ihn empört und gegen ihn zum Eifer und Zorn gereizt; ich habe zuwege gebracht, daß ſeine Jünger ihn verrathen, und daß die Juden ihn gekreuziget haben. Ich habe die Lanze geſchärft, mit der Longinus ſeine Seite durchſtochen hat; ich habe Galle und Eſſig vermiſcht, um ihn damit zu tränken. Ich habe auch das Holz zugerichtet, um ihn daran zu kreuzigen, und habe die Nägel bereitet, um ihn anzuheften. Und jetzt ſteht ſein Tod ganz nahe bevor, daß ich ihn herführe zu dir, daß er unterthänig ſei dir und mir. Darum ſchicke dich an, daß du ihn feſt bewahreſt in deiner Gewalt. Die Hölle antwortete ihrem Fürſten, dem Satan, wiederum und ſprach: Erbe der Finſterniß, Sohn des Verderbens, Teufel! So eben haſt Du mir geſagt, daß er es ſei, der durch ſein mächtiges Wort herausgezogen und auferwecket habe unſere Todten, die Du bereitet hatteſt für unſere Wohnung. Nun gibt es Viele, auch unter denen, die ich hier feſthalte, die, während ſie noch auf Erden lebten, Seelen von mir hinweggenommen haben, aber nicht aus ihrer eigenen Macht, wie dieſer gethan hat, ſondern ihr Gott, der Allmächtige, hat ſie auf flehentliches Bitten von mir losgeriſſen. Wenn nun aber Jeſus durch ſein Wort Andere aus ihren Gräbern befreiet hat, wie und durch welche Macht wird er ſelbſt können von uns gefeſſelt werden? Und wer iſt dieſer Jeſus? Ich hatte vor kurzer Zeit einen Todten verſchlungen, mit Namen Lazarus; vier Tage ſchon hatte derſelbe im Grabe gelegen, und war in Verweſung übergegangen; ſiehe, da kam Einer von den Lebendigen, der hat ihn durch ein einziges mächtiges Wort wieder aus meinen Eingeweiden herausgeriſſen und dem Leben zurückgegeben. Ich glaube ſicher, daß das derſelbe eſus geweſen iſt, von dem Du ſprichſt. Satan, der Fürſt des odes, antwortete und ſprach: Das iſt der Jeſus geweſen. a ſprach die Hölle zu dem Satan: Wenn wir nun denſelben ier aufnehmen, ſo fürchte ich ſehr, wir möchten auch mit den ebrigen, die wir noch haben, in Gefahr kommen. Denn ſiehe, h bemerke, daß Alle, die ich von Ewigkeit her verſchlungen habe, n Erſchütterung gerathen, und ich empfinde einen gewaltigen Schmerz in meinem Leibe. Und der mir zuvor entriſſene Lazarus cheint mir nicht das günſtigſte Zeichen zu ſein; denn nicht wie in Todter, ſondern wie ein Adler ſchwang er ſich empor, und prang mit aller Geſchwindigkeit von uns hinaus, und auch die rde, in welcher des Lazarus ſterblicher Leib lag, gab ihn alsbald uf des Jeſu Rufen lebendig wieder. Darum beſchwöre ich Dich ei Deiner und meiner Macht, daß Du den Herrn Jeſum nicht ierher führen wolleſt, damit nicht etwa, während wir ihn zu aſchen ſuchen, wir von ihm ertappt werden. Denn wahrlich, ich ittere vor ſeinen Geboten, und mein ganzes gottloſes Reich rbebt mit mir. Und ich weiß gewiß, daß der Menſch, der dieſe Dinge hat thun können, ein ſtarker Gott iſt in ſeinen Geboten, ächtig in der Menſchheit, und der Seligmacher des menſchlichen eſchlechtes. Und wenn Du ihn wirſt zu mir herführen, ſo wird r Alle, welche hier bei uns eingeſchloſſen ſind in greulichem efängniſſe und verſtrickt in den unauflösbaren Banden der Sünde, ſobald ſie an ihn glauben, losmachen und durch ſeine öttlichkeit hinführen zum Leben in Ewigkeit. Darum beſchwöre ch Dich bei der Finſterniß, in der wir wohnen, führe ihn nicht u uns.“

Das 17. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus Chriſtus die Hölle beſucht, und was dieſelbe zu ihm
geſprochen hat; auch von dem Zeugniſſe der heiligen Propheten.

„Als nun der Fürſt Satan und die Hölle, das iſt di
Menge der hölliſchen Geiſter, dieſe Dinge mit einander gerede
hatten, da geſchah eine große Stimme, gleichwie ein Donner,
und ein Geſchrei der Geiſter erhob ſich, und ſprach: Oeffnet eur
Thore, ihr Fürſten, und erhebet euch, ihr ewigen Thore, daſ
eingehe der König der Ehren. Da ſprachen der Satan und di
Hölle: Wer iſt der König der Ehren? Die Stimme antwortet
ihnen: Der Herr, ſtark und mächtig im Streit. Als aber di
Hölle dieſes hörte, ſprach ſie zu ihrem Fürſten, dem Satan
Gehe von mir, und tritt hinaus von meinen Stühlen, wenn D
ein mächtiger Kämpfer biſt, ſo ſtreite mit dem König der Ehren
Aber was haſt Du mit ihm zu thun? Und die Hölle warf de
Satan hinaus von ihren Stühlen. Darnach ſprach die Hölle z
ihren gottloſen Amtleuten: Verwahret gut und ſtark die eherne
Thore, die grauſamen, und verleget ſie mit den eiſernen Riegeln
und haltet feſt meine Schlöſſer, gebt Acht, und widerſetzt eu
Alle tapfer, damit wir nicht gefangen werden, da wir ſie in un
ſern Banden halten. Denn wenn er eintritt hier, und uns bindet
dann wehe uns! Als dieſes die Erzväter und die ganze Meng
der Heiligen hörten, wurden ſie zornig und ſprachen mit ſchelten
der Stimme zu der Hölle: Du allverſchlingende und unerſät
liche garſtige Hölle! thue auf deine Thore, daß einziehe der Kö
nig der Ehren. Und David, der göttliche Prophet, rief mit gro
ßer Freude, und ſprach: Weißt du nicht, du blinde Hölle, da
ich, als ich noch auf Erden lebte, es geweiſſagt und verkündig
habe: Erhebet eure Thore, ihr Fürſten? und geſagt: Dank
mit einander dem Herrn und ſeiner Barmherzigkeit, und verkün
diget ſeine Wunder den Menſchenkindern! Denn er hat zerſchme

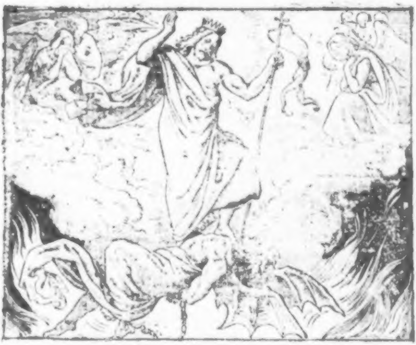
tert die ehernen Thore, und die eiſernen Riegel zerbrochen. Er hat ſie aufgenommen von dem Wege ihrer Uebertretung. Elias ſprach: Habe ich nicht auch prophezeihet und geſagt: Wir wollen unſers Herrn erwarten, und unſer Gott wird uns ſelig machen. Wir haben uns an ihn gehalten, und wollen uns freuen in ſeiner Zukunft. Und Jeſaias, der Prophet, ſprach ebenfalls zu allen Heiligen: Als ich auf Erden lebte, prophezeihte ich, des heiligen Geiſtes voll, und ſprach: Es werden wieder leben die Todten, und auferſtehen werden, die in den Gräbern liegen, und die auf Erden ſind, werden jauchzen; denn der Thau, der da ausgeht von dem Herrn, iſt ihnen Geſundheit. Und wiederum ſprach Hoſeas, der Prophet: Ich habe geweiſſagt und geſprochen: Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg? Als aber alle Heiligen und Erzväter dieſe Worte von dem göttlichen Propheten Hoſeas hörten, ſprachen ſie zu der Hölle: Du ſtinkende Hölle, thue auf deine Thore! Du biſt nun überwunden, und wirſt ſchwach und ohnmächtig ſein. Darnach geſchah abermals eine große Stimme, gleichwie ein Donner, die ſprach: Erhebet eure Thore, ihr Fürſten, und erhebet euch, ihr hölliſchen Thore, daß einziehe der König der Ehren! Als der Satan, der Fürſt des Todes, und die Hölle zum zweiten Male dieſe Stimme zu ihnen rufen hörten, erſchraken ſie, und wußten nicht, was ſie antworten ſollten; endlich aber ſprachen ſie: Wer iſt denn dieſer König der Ehren? Ihnen wurde wiederum durch eine wunderbare Stimme geantwortet, gleichwie die Stimme iſt der Engel des Herrn, dieſelbige ſprach: Der Herr der Tugend iſt der König der Ehre. Darnach ſprach der heilige David nochmals zu der Hölle: Ich kenne jene Worte der Stimme; denn ich habe dieſelben ſchon zuvor geweiſſaget durch den heiligen Geiſt, da ich noch lebte. Und was ich dir damals geſagt habe, das ſage ich dir jetzt wiederum, du grimmige Hölle! Der Herr, ſtark und mächtig, der Herr, mächtig im Streit, das iſt der König der Ehren. Und er, der Herr, hat herabgeſchaut vom Himmel auf die Erde, daß er hörte das Seufzen der Gefangenen, und daß er erlöſte die Kinder des Todes. Und jetzt nun, du unfläthige und ſtinkende Hölle, öffne deine Thore, daß einziehe der König der Ehren. Als David dieſes geſagt hatte, hörte man abermals eine Stimme der Engel, die ſprach: Der Herr, ſtark und mächtig, der Herr, mächtig im Streit, das iſt der König der Ehren. Bei dieſen Worten erzitterte die Hölle; und alsbald wurden zerſchmettert die ehernen Thore des Todes, und die eiſernen Riegel und Schlöſſer wurden zerbrochen und fielen herab. Die Hölle war eröffnet, und der Satan ſtand mitten inne und wurde verſpottet und verſchmäht. Da trat ein der König der Ehren, der Herr der Majeſtät, in der Geſtalt eines Menſchen; es war der Herr Jeſus Chriſtus. Er erleuchtete die ewige Finſterniß, und zerriß die eiſernen Ketten und unauflösbaren Bande, und erlöſt wurden alle Todten, und wir mit ihnen. Und die Hülfe der unüberwindlichen Tugend ſuchte uns heim, die wir ſaßen in der tiefen Finſterniß der Vergehungen und im Schatten des Sündentodes.''

,,Als dieſes der Fürſt Satan und die Hölle und ihre ruchloſen Beamten ſammt den grauſamen Dienern ſahen, erſchraken ſie ſehr, und befürchteten, ſie möchten gar um ihr Königreich kommen. Und als ſie einen ſo hellen Lichtglanz und ſo große Klarheit in ihren Wohnungen erblickten, und den Herrn Jeſum Chriſtum plötzlich auf ihren Stühlen ſahen, da ſchrien ſie mit heller Stimme, und ſprachen: Wir ſind von Dir überwunden; wehe uns. Aber wer biſt Du, der Du gekommen biſt vom Herrn zu unſerer Schmach und Schande? Wer biſt Du, der Du ſo große Macht und Gewalt haſt? Wer biſt Du, der Du hierher kommſt ohne Sünde, mit deutlichem Kennzeichen der Majeſtät, und mit Wuth verdammeſt unſere Macht? Wer biſt Du, der Du klein erſcheinſt, und Großes vermagſt? Wer biſt Du, niedrig und hoch, Knecht und Herr, Kriegsknecht und König, unüberwindlicher Streiter in Knechtsgeſtalt, und König der Ehren todt und lebendig, den das Kreuz getragen hat unb getödtet? der Du haſt todt im Grabe gelegen, und biſt lebendig zu uns heruntergeſtiegen? Bei Deinem Tode iſt die ganze Erde erbebt, und alle Geſtirne ſind bewegt worden. Du biſt frei geworden, und haſt nun auch Freiheit gemacht unter den Todten; unſere Völker aber betrübeſt und beunruhigeſt Du. Wer biſt Du, der Du die, welche in der Erbſünde verſtrickt und gefeſſelt liegen, aus dem Gefängniſſe erlöſeſt, und ſie wieder zu der vorigen Freiheit bringſt? Wer biſt Du, der Du die, welche in der Finſterniß der Sünde geblendet waren, mit einem göttlichen und hellglänzenden Licht übergießeſt. Deſſelbengleichen waren auch alle Legionen der Teufel vor Furcht erſtarrt, und ſchrien mit einhelliger Stimme und ſprachen: Von wannen biſt Du, Jeſus, ſo ſtarker Menſch und glänzender Held in großer Herrlichkeit, ſo vortrefflich und ohne Tadel, und rein von Sünden? Denn jene irdiſche Welt, die uns bis auf dieſen Tag beſtändig unterthan geweſen iſt, und die uns ſtets Tribut gezahlet hat zu unſerm Gebrauch, ſie hat uns niemals einen ſolchen todten Menſchen überſendet, ſie hat niemals ſolche Geſchenke geweiht dem Fürſten der Hölle. Wer biſt Du alſo, der Du ſo ohne Scheu und Furcht eingetreten biſt in unſer Vaterland, und der Du nicht allein unſere Straſen nicht fürchteſt, ſondern überdies noch wagſt, unſere Gefangenen aus ihren Banden und ihrer Haft hinwegzunehmen? Du biſt wahrſcheinlich gener Jeſus, von welchem unſer Fürſt und Oberſtatthalter Satan ſagte, daß Du durch Dein Kreuz und Deinen Tod die ganze Welt ererben und alle Macht der Erde empfangen ſollteſt.“

Das 18. Kapitel.

Wie der Satan gefangen und gebunden worden iſt.

„Als nun der Seligmacher, der König der Ehren, mit ſeiner Macht und Herrlichkeit den Tod niedergetreten hatte, bemächtigte er ſich alsbald des Satans, des Fürſten der Hölle. Denſelbigen übergab er den Engeln, und ſprach: Bindet ihn mit eiſernen Ketten an Händen, Füßen, Hals und Mund. Da nahmen die Engel eine große Kette, und legten ſie dem Satan an ſeinen Hals und banden ihm ſeine Hände auf dem Rücken kreuzweiſe über einander. Darnach warf ihn der Herr Jeſus Chriſtus in die Hölle, und trat ihm mit ſeinem heiligen Fuße auf den Hals, und ſprach zu ihm: Du haſt viel Uebels gethan ohne Aufhören, und haſt die Leute vom guten Wege abgeführt. Darum übergebe ich Dich heute dem ewigen Feuer. Und er berief die ganze hölliſche Menge, und ſprach zu ihnen: Nehmet hin dieſen Leichtfertigen, und haltet ihn in guter Hut bis zu meiner zweiten Wiederkunft, wo ich euch dann gebieten werde, ihn wieder loszulaſſen. Den Adam aber zog der Herr Jeſus Chriſtus heran zu ſeiner Klarheit.“



„Da nahm die Hölle den Satan, ihren Fürſten auf, und ſprach zu ihm mit gewaltigen Scheltworten: O Du verdammter Beelzebub, Du Erbe des hölliſchen Feuers und der Züchtigung, Du Fürſt des Verderbens und Heerführer der Vertreibung, Du Zerſtörer Deines Reichs, Du Verhöhnung der Engel Gottes, Du Feind der Heiligen, Du Verachtung aller Gerechten! wozu haſt Du das thun wollen? Um welcher Nothwendigkeit willen haſt Du kreuzigen laſſen den König der Ehren, durch deſſen Tod Du uns ſo große Beute und vielen Nutzen verheißen haſt? Du warſt ein Thor und wußteſt nicht, was Du thateſt. Denn ſchaue nur umher, ſo wirſt Du es ſehen: ſchon vertreibt dieſer Jeſus mit dem Glanze ſeiner Göttlichkeit alle Finſterniſſe des Todes, und die feſten Grundpfeiler des Kerkers hat er zerbrochen, und ausgeworfen die Gefangenen, und die Gefeſſelten hat er losgemacht. Und ſiehe, Alle die, welche unter unſern Foltern zu ſeufzen pflegten, verhöhnen und mißhandeln uns, und durch ihre Bitten werden erſtürmt unſere Herrſchaften und unſere Königreiche werden überwunden; ausgekriegt haben unſere unbarmherzigen Amtleute, und keine menſchliche Kreatur fürchtet und verehrt uns mehr. Ueberdies drohen uns auch gewaltig diejenigen, welche uns niemals übermüthig geweſen ſind im Tode, und es freuen ſich die, welche im Gefängniſſe niemals fröhlich ſein konnten. O Fürſt Satanas, Du Vater aller Böſen, Gottloſen und Abtrünnigen, wozu haſt Du das thun wollen? Auf Dein Anſtiften ſind erlöſet worden Alle die, welche vom Anfang der Welt an bis auf den heutigen Tag an ihrer Seligkeit und am Leben verzweifelt waren. Nun wird kein Brüllen mehr bei uns gehört, wie ſonſt, und kein Seufzen durchtönt mehr unſere Räume, noch wird auf Jemandes Antlitz mehr eine Spur der Zähren erfunden. O Fürſt Satan, Du leichtfertiger Verwahrer der hölliſchen Schlöſſer und Schlüſſel, alle jene Reichthümer, welche Du gewonnen hatteſt durch das Holz der Erkenntniß und durch den Verluſt des Paradieſes, haſt Du nunmehr verloren durch das Holz des Kreuzes. Alle Deine Luſt und Freude iſt nun verſchwunden und in Traurigkeit verwandelt worden. Während Du den König der Ehren, Jeſum Chriſtum, tödten wollteſt, haſt Du Dich ſelbſt getödtet. Nun ſollſt Du erfahren, wie große ewige Qualen und unendliche Strafen Du leiden mußt in dieſem meinem ewigen Gefängniß, in deſſen ſichere Verwahrung ich Dich überkommen habe. O Fürſt Satanas, Du Oberſter der Teufel, Du Anfang und Vermehrer des Todes, Du Urſprung aller Hoffart, Du Wurzel der Sünde, Du Endzweck alles Böſen!

was haſt Du denn Uebels an Jeſu erfunden, daß Du ſeinen Untergang bereiteſt haſt? Du hätteſt doch wahrlich Dich erſt befragen ſollen über ſein Verbrechen und ſeine Uebelthaten. Und da Du keine Schuld an ihm erfunden haſt, warum haſt Du es denn gewagt, ihn ohne Grund und mit Unrecht zu kreuzigen? Warum haſt Du den Unſchuldigen und Gerechten herabgeführt in unſer Vaterland? Denn durch ihn haſt Du auch die Schuldigen, Gottloſen und Ungerechten der ganzen Welt verloren, alle Sünder und Unbarmherzige getröſtet, und biſt beraubt worden Aller, die geſterben ſind von Ewigkeit her.“

Das 19. Kapitel.

Wie der Herr Jeſus Chriſtus die Heiligen, die vom Tode erſtanden ſind erfreuet hat.

„Als nun die Hölle dieſe Worte zu ihrem Fürſten Satana geredet hatte, da verſenkte ſie ihn nach Gottes Gebot alſobal in ihre Tiefe, und der König der Ehren ſprach zu der Hölle Der Satan, der Fürſt des Todes, wird ſein in Deiner Mach von Ewigkeit zu Ewigkeit, anſtatt Adam's und ſeiner Söhne meiner Gerechten. Und der Herr Jeſus ſtreckte ſeine rechte Han aus, und ergriff und erweckte zuerſt den Urvater Adam. Darnach wendete er ſich zu den übrigen Heiligen, und ſprach Kommt her zu mir, alle meine Heiligen, die ihr mein Bild un Gleichniß habt. Ihr Alle, die ihr durch das Holz und den Teufe und den Tod verdammt waret, ſehet nun durch das Holz meine Kreuzes den Teufel verdammt und den Tod; denn ſiehe, euc Alle will ich wieder auferwecken. Da wurden alsbald alle Heiligen vereinigt unter der Hand des Herrn. Und ſie beteten mit einander, und riefen mit einhelliger Stimme und ſprachen: D Seligmacher der Welt, Du haſt uns heimgeſucht, wie Du un vorlängſt verheißen haſt durch das Geſetz und die Propheten; D biſt zu uns gekommen, auf daß Du durch Deine göttliche Majeſtät uns ausführeſt aus dem Tode und aus des Teufels Macht. Darnach grüßte der Seligmacher den Adam, nahm ihn bei ſeiner Rechten, und ſprach zu ihm: Friede ſei mit Dir, Vater Adam, und mit allen Deinen Söhnen, meinen Gerechten! Adam aber, voller Herzensfreude, fiel alsbald nieder zu des Herrn Jeſu Füßen, umfaßte ſeine Kniee, küßte ſeine Hände mit weinenden Augen, und ſprach mit lauter Stimme: Siehe da, die Hände, welche mich geſchaffen haben! Und er bezeugte vor Allen, und ſprach zu dem Seligmacher: Du Seligmacher der Welt biſt gekommen, daß Du Deine Auserwählten erkaufeſt, und einſetzeſt in Dein ewiges Königreich. Auch ſein Weib Eva fiel nieder zu des Herrn Jeſu Füßen, und fing an vor allen Heiligen ſeine Hände zu küſſen, und ſprach: Siehe da, die Hände, welche mich erſchaffen haben! Da erhob der Seligmacher ſeine Hände, und machte ein Zeichen über Adam und alle ſeine Heiligen. Darnach hielt er den Adam bei der Hand, und ſprach zu ihm: Friede ſei mit Dir und mit allen meinen Heiligen und Gerechten. Adam aber fing an, mit großer Gottesfurcht zu dem Herrn Jeſu Chriſto zu reden, und ſprach: Herr Gott, ich danke Dir um Deiner großen Barmherzigkeit willen. Ich will Dich erheben, Herr; denn Du haſt mich aufgenommen, und nicht zugelaſſen, daß meine Feinde über mich frohlocken. Herr Gott, ich habe zu Dir gerufen, und Du haſt mich erhöret. Mein Gott, Du haſt meine Seele aus der Hölle geführet, und erlöſeſt mich von denen, die in den Abgrund ſteigen. Singet dem Herrn, alle ſeine Heiligen, und danket ihm in ſeinem Heiligthum. Denn der Zorn iſt in ſeiner Ergrimmung, und das Leben in ſeinem Willen. Auch alle Heiligen Gottes und Propheten nahten ſich auf den Knieen zu den Füßen des Herrn Jeſu, und ſprachen einhellig und mit lauter Stimme: Du biſt gekommen, Erkaufer der Welt; wie Du zuvor geſaget haſt durch das Geſetz und Deine Propheten, ſo haſt Du es nun durch die That erfüllt. Du haſt uns lebendig erkauft durch Dein heiliges Kreuz, und durch den Kreuzestod biſt Du zu uns herabgeſtiegen, auf daß Du uns entriſſeſt aus der Hölle und uns erlöſteſt von dem ewigen Tode durch Deine göttliche Maje-

ſtät. Herr, wie Du geſetzt haſt den Namen Deines Ruhmes i
Himmel, und aufgerichtet zum Namen der Erlöſung Dein Kreu
auf Erden, ſo ſetze, Herr, das Zeichen Deines Kreuzes zum Na
men Deines Sieges in der Hölle, auf daß der Tod nicht meh
herrſche. Und als ſie dieſes geſprochen hatten, ſtreckte der He
Jeſus ſeine Hand aus, ſegnete den Adam, und machte über ſei
nem Haupte das Zeichen des heiligen Kreuzes. Daſſelbe that e
auch mit allen Erzvätern, Propheten und Märtyrern. Darnac
nahm er den Adam bei ſeiner Rechten, und ſtieg herauf aus de
Hölle; und alle Heiligen folgten ihm nach.“

Das 20. Kapitel.

Wie die heiligen Erzväter und Propheten der Ankunft des Herrn Jeſu Chri
ſich erfreuet haben.

„Da rief der heilige David mit ſtarker Stimme, und ſprach
Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er hat große Wunde
gethan. Seine rechte Hand hat uns ſelig gemacht, und ſei
heiliger Arm hat uns erlöſet. Der Herr hat kund gethan ſei
Heil, vor dem Angeſichte der Heiden hat er geoffenbaret ſeine Gerech
tigkeit. Er gedachte an die Barmherzigkeit und an die Wahrhei
ſeiner Verheißung, die er gegeben dem Hauſe Israel. Und di
ganze Menge der Heiligen antworteten und ſprachen: Lob,
Preis und Ehre ſei unſerm Seligmacher, welcher zu uns gekom
men iſt, und hat uns ausgeführet aus der Finſterniß der Höll
und dem Schatten des Todes. Er iſt der Ruhm für alle ſein
Heiligen. Amen, Halleluja! Darnach rief Habakuk, der Pro
phet, und ſprach: Du biſt ausgegangen zum Heile Deines
Volkes, um zu erlöſen Deine Auserwählten. Und es antworte
ten alle Heiligen, und ſprachen: Gelobet ſei, der da kommt im
Namen des Herrn; Gott der Herr iſt auch uns erſchienen.

Amen, Halleluja. Deſſelbengleichen rief darauf der Prophet Micha aus, und ſprach: Wo iſt ein ſolcher Gott, wie Du biſt, Herr, der die Sünde vergibt, und erläſſet die Miſſethat den Uebrigen ſeines Erbtheils? Und nun, Herr, hältſt Du zurück Deinen Zorn zum Zeugniß; denn Du biſt reich an Barmherzigkeit. Du haſt Dich zu uns gewendet, und erbarmſt Dich über das ganze Menſchengeſchlecht. Du haſt unſere Miſſethat vertilget, und alle unſere Sünden verſenket in die Tiefe des Meeres. Du haſt dem Jakob die Treue, und dem Abraham die Gnade gehalten, wie Du unſern Vätern geſchworen haſt in den früheren Tagen. Und alle Heiligen antworteten und ſprachen: Das iſt unſer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, und er wird uns regieren in alle Ewigkeit. Amen, Halleluja. Darnach trat Abraham hervor und ſprach: Das iſt der Tag des Herrn, des Meſſias, auf welchen ich mich in meinem zeitlichen Leben ſo ſehr gefreuet, und den ich auch im Glauben geſehen habe. Nun aber ſehe ich mit erleuchteten Augen den Herrn, der da iſt der verheißene Same, in welchem alle Geſchlechter auf Erden geſegnet werden. Iſaak aber ſprach folgende Worte: Auf Gottes Befehl wollte mich mein Vater Abraham opfern, und ich mußte das Holz zum Opfer ſelbſt auf meinem Rücken an die Opferſtätte tragen. Als wir aber dahin kamen, und mein Vater mich ſchlachten wollte, da rief der Engel des Herrn vom Himmel, und gebot ihm, daß er meiner verſchonen ſollte. Denn Gott wollte dadurch nur meines Vaters Glauben erproben. Und derſelbe große Gott hat ſeines eingebornen Sohnes nicht verſchonet, ſondern ihn für uns Alle in den Tod gegeben, und dieſer hat ſein Kreuz ſelbſt zur Schädelſtätte tragen müſſen; nun aber hat er Tod und Hölle überwunden, und triumphiret in Ewigkeit. Jakob endlich ſprach alſo: Nun iſt gekommen der Held, welchem alle Völker anhangen werden. Er hat ſein Kleid in Blut gewaſchen am Tage ſeines Leidens; aber er hat über ſeine Feinde obgeſieget, und ſie unter ſeine Füße getreten. Er iſt das Heil, auf welches ich mit großem Verlangen gewartet habe; denn er hat uns eine ewige Erlöſung erworben. Dafür ſei ihm Lob, Preis und Dank in Ewigkeit. Da riefen alle Heiligen: Gebenedeiet ſei, der da kommt im Namen des Herrn! Gott der Du uns erleuchteſt! Amen, Halleluja! Auf dieſe Weiſe brachten alle Propheten ihre vorausverkündigten Lobpreiſungen dar, und alle Heiligen riefen: Amen Halleluja! und folgten dem Herrn Jeſus Chriſtus nach.“

Das 21. Kapitel.

Wie der heilige Erzengel Michael die Heiligen in das Paradies einführt, und wie ſie den Henoch und Elias, ſowie auch den mit dem Herrn Chriſtus gekreuzigten Uebelthäter daſelbſt finden.

„Der Herr Jeſus aber nahm den Urvater Adam bei der Hand und übergab ihn dem Erzengel Michael. Und alle Heiligen folgten dem Erzengel Michael nach, und derſelbige führte ſie alle ein in die ruhmvolle Gnade des Paradieſes. Und als ſie eingingen zu der Thür des Paradieſes, da begegneten ihnen zwei hochbetagte Männer. Die heiligen Väter fragten dieſelben und ſprachen: Wer ſeid Ihr, die Ihr den Tod nicht geſehen habt und nicht mit uns geweſen ſeid in der Hölle, ſondern mit Leib und Seele in dem Paradieſe wohnet? Da antwortete der Eine von ihnen und ſprach: Ich bin Henoch; ich war Gott wohlgefällig, und bin durch des Herrn Wort hierher verſetzt worden. Dieſer aber, der bei mir iſt, iſt Elias der Thesbit, der auf einem feurigen Wagen hierher iſt aufgenommen worden. Hier haben wir den Tod nicht geſchmeckt bis auf dieſen Tag, ſondern wir ſollen leben bis zur Erfüllung der Zeiten und aufbewahrt werden auf die Ankunft des Widerchriſts. Dann aber ſollen wir von Gott entſendet werden, damit wir ihm widerſtehen, und durch göttliche Zeichen und Wunder mit ihm ſtreiten, und von ihm getödtet werden zu Jeruſalem; nach drei Tagen und einem halben aber ſollen wir wiederum auferſtehen und auf den Wolken emporgehoben werden, um dem Herrn entgegenzukommen.“

„Als nun Henoch und Elias dieſe Worte zu den Heiligen ge-
det hatten, ſiehe, da kam ein anderer niedriger und elender Menſch
erbei, der trug das Zeichen des heiligen Kreuzes auf ſeinen
Schultern. Als alle heiligen Väter denſelben ſahen, ſprachen
e zu ihm: Wer biſt Du, der Du das Anſehen eines Räubers
aſt? Und was iſt das für ein Kreuz, das Du auf Deinen
Schultern trägſt? Der Mann antwortete ihnen und ſprach:
Wie ihr mit Recht geſagt habt, ſo bin ich ein Räuber geweſen
nd ein Dieb, und habe alles Böſe gethan auf Erden. Darum
aben mich die Juden dem Kreuzestode überliefert zugleich mit
nſerm Herrn Jeſu Chriſto, und als ich die Wunder der Krea-
uren ſah, die da geſchahen, als Jeſus am Kreuze hing, da habe
ch an ihn geglaubt, daß er ſei der Schöpfer aller Dinge und der
llmächtige König, und habe zu ihm gebetet und geſprochen: Herr,
gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommſt! Und alsbald
ahm er meine Bitte auf und ſprach zu mir: Wahrlich, ich
age Dir, heut noch wirſt Du mit mir im Paradieſe ſein. Und
r gab mir dieſes Zeichen des Kreuzes, und ſprach zu mir:
Nimm dieſes Kreuz, und wandele in das Paradies; und wenn
Dir der Erzengel Michael, der Hüter des Paradieſes, den Ein-
ritt nicht geſtatten will, ſo zeige ihm das Kreuzeszeichen, und
prich zu ihm: Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, der jetzund
gekreuziget worden iſt, hat mich hiehergeſendet. Darum führe
mich ein zu dem Thore Edens. Dieſes that ich, und ſagte zu dem
Erzengel Michael, dem Hüter des Paradieſes, alle dieſe Worte.
Als dieſer ſolches von mir gehört hatte, und das Zeichen des
Kreuzes ſah, da öffnete er alsbald die Pforten, und führte mich
ein, und ſetzte mich zur Rechten des Paradieſes, indem er zu mir
prach: Siehe, warte hier ein wenig; denn es wird kommen der
Urvater des ganzen menſchlichen Geſchlechtes, Adam, ſammt
llen ſeinen Söhnen, den Heiligen und Gerechten des Herrn, des
gekreuzigten Chriſtus, auf daß auch ſie hier eingehen. Und da
ch Euch jetzt kommen ſah, da bin ich Euch entgegengegangen.
Als ſie alle dieſe Worte des Räubers hörten, da riefen alle heili-
gen Erzväter einhellig mit lauter Stimme: Groß iſt der Herr
nd groß iſt ſeine Macht! Gebenedeiet ſeiſt Du, allmächtiger

Herr, Du Vater der ewigen Güter und Vater der Barmherzigkeit, der Du ſolche Gnade verliehen haſt Deinen Sündern, und ſie eingeführt haſt in die Freuden des Paradieſes und auf Deinen grünen Auen ſie weideſt; denn dieſes iſt das geiſtige Leben, das gewiſſeſte. Amen. Amen.“

Das 22. Kapitel.

Wie Karinus und Lenzius ihr Zeugniß vor dem Jüdiſchen Volke bekräfti
haben.

„Das ſind die göttlichen und heiligen Geheimniſſe der Majeſtät des großen Gottes, welche wir beiden Brüder, Karinus und Lenzius, geſehen und gehört, und welche wir auch aufgeſchrieben haben, wie uns der heilige Erzengel Michael geboten hat. Nu aber iſt uns nicht mehr verſtattet, die übrigen Geheimniſſe Gotte zu erzählen: denn der heilige Erzengel Michael, der uns al Zeugen ausgeſendet hat, ſprach zu uns: Ihr werdet mit Eure Brüdern hingehen gen Jeruſalem, und werdet daſelbſt anhalte im Gebete, und preiſen die Auferſtehung unſers Herrn Jeſ Chriſti, und ihn loben, daß er Euch mit ſich auferweck hat von den Todten. Ihr werdet aber mit Niemande reden, ſondern ſtillſchweigend daſitzen, gleichwie Stumme bis daß die Stunde kommen wird, in welcher Gott de Herr ſelbſt Euch vergönnen wird, die göttlichen Geheimniſ ſeiner göttlichen Majeſtät auszuſprechen. Auch gebot uns d heilige Erzengel Michael, daß wir wandeln ſollten jenſeit de Jordans an einem lieblichen und grünen Orte, wo ihrer Vie geweſen, die mit uns auferſtanden ſind von den Todten zu Zeugniſſe der Auferſtehung unſers Herrn Jeſu Chriſti. Aber nu drei Tage lang iſt uns verſtattet worden, die wir auferſtand ſind von den Todten, zu feiern in Jeruſalem das Paſcha de Herrn, das heilige Oſterfeſt, mit unſern Eltern und Freunde ie da leben, um zu preiſen die Kreuzigung unſers Herrn Jeſu Chriſti, und zu bezeugen ſeine Auferſtehung. Und wir ſind geauft worden in dem heiligen Fluſſe des Jordans, und empfingen in Jeglicher ein überaus helles Kleid, weiß wie der Schnee. Und als wir nach drei Tagen das heilige Oſterfeſt feierten, da wurden alle unſere Brüder, die mit uns auferſtanden waren, von den Wolken aufgenommen, und hinter den Jordan geführt, und es hat ſie hernach Niemand mehr geſehen. Und auch wir können nun nicht mehr hier bleiben, ſondern müſſen von hinnen ſcheiden. Dies ſind alle die Sachen, welche Gott der Herr uns erlaubt hat Euch aufzuſchreiben und zu berichten. Lobet und preiſet ihn, und thut Buße, daß er ſich über Euch erbarme. Die Liebe Gottes des Vaters und die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti ſei und bleibe mit Euch Allen. Amen.“ — Als nun die ganze Verſammlung der Juden alle dieſe bewundernswürdigen Worte des Karinus hörten, da ſprachen ſie unter einander: „Wahrlich alle dieſe Dinge ſind alſo von dem Herrn geſchehen. Gebenedeiet ſei der Herr von nun an bis in Ewigkeit. Amen.“ Und etliche unter ihnen weinten und ſprachen: „Wehe uns, daß wir das unſchuldige Blut vergoſſen haben!“ Etliche der Juden aber glaubten dennoch dieſen Worten nicht, ſondern ſprachen unter einander: „Der Herr unſer Gott weiß am Beſten, ob es wahr iſt.“ Und ſie gingen Alle mit groſser Betrübniß und mit Furcht und Zittern von dannen, und ſchlugen an ihre Bruſt und begaben ſich ein Jeglicher in ſeine Wohnung. Alle dieſe Sachen und Thaten, was die Juden in ihren Schulen geredet, haben Joſeph und Nicodemus alsbald dem Richter Pilatus verkündiget; und Pilatus hat Alles, was von den Juden über Jeſum gethan und geſprochen worden iſt, genau aufſchreiben laſſen, und alle Worte niedergelegt in den öffentlichen Bücherbehältniſſen ſeines Palaſtes.

Das 23. Kapitel.

Wie die Juden vor dem Richter Pilatus nachweiſen, daß der Herr Jeſus Chriſtus zu der Zeit auf Erden erſchienen iſt, in welcher er von Gott verheißen war.

Darnach ging Pilatus in den Tempel der Juden und verſammelte alle Hohenprieſter und Hauptleute des Tempels und Geſetzlehrer. Mit denſelbigen ging er ein in das Heilige des Tempels, und befahl, daß alle Thüren verſchloſſen wurden, und ſprach zu ihnen: „Wir wiſſen durch Hörenſagen, daß Ihr eine große Bücherſammlung in dieſem Tempel habet. Darum bitte ich Euch, daß dieſelbe vor uns dargeſtellt werde.“ Und als nun dieſe große Bücherſammlung, mit Gold und koſtbaren Edelſteinen geſchmückt, von vier Dienern herbeigebracht worden war, ſprach Pilatus zu allen Anweſenden: „Ich beſchwöre Euch bei Eurem Gott und Vater, der gemacht und geboten hat, daß dieſer Tempel erbaut werde, verſchweiget mir die Wahrheit nicht. Ihr kennet und wißt Alles, was in dieſer Bücherſammlung geſchrieben ſteht; aber jetzund ſaget mir, ob Ihr in den Schriften gefunden habt, daß jener Jeſus, welchen Ihr gekreuziget habt, der Sohn Gottes ſei, der da kommen ſollte zum Heil des menſchlichen Geſchlechtes, und offenbaret mir, in wie vielen Jahren er hätte kommen ſollen. Solcherweiſe beſchworen, geboten Hannas und Caiphas, daß alle Anderen, die bei ihnen waren, ſich aus dem Heiligthume entfernen möchten; ſie ſelbſt aber verſchloſſen alle Pforten des Tempels und des Heiligthums, und ſprachen zu Pilatus: „Wir ſind von Dir, o Richter, beſchworen worden bei der Erbauung dieſes Tempels, daß wir Dir ſollen offenbar machen die Wahrheit und den Grund der Sache. Nachdem wir Jeſum gekreuziget hatten, ohne daß wir wußten, daß er der Sohn Gottes ſei, ſondern indem wir vermeinten, daß er vermittelſt einer gewiſſen Zauberformel Zeichen und Wunder thue, haben wir bei dieſem Tempel eine große Synagoge und Verſammlung gehalten.

Und als wir nun unter einander die Zeichen und Wunder verglichen, welche Jeſus gethan hatte, da fanden wir viele Zeugen aus unſerem Volke, die da ſagten, daß ſie ihn nach ſeinem Leiden und Sterben wiederum lebendig geſehen hätten, und namentlich ſahen wir zwei Zeugen, deren Leiber Jeſus von den Todten auferwecket hat. Dieſelbigen haben uns viele Wunder verkündiget, welche Jeſus unter den Todten gethan hat, und welche wir niedergeſchrieben in unſeren Händen haben. Nun iſt es aber unſere Gewohnheit, daß wir alle Jahre vor unſerer Synagoge dieſe heilige Bücherſammlung öffnen und nach dem Zeugniſſe Gottes forſchen. Und da haben wir denn gefunden, daß in dem erſten Buche von den ſiebzig Dolmetſchern, wo der Erzengel Michael geſetzt iſt zum dritten Sohne Adam's, des erſten Menſchen, von fünftauſend und fünfhundert Jahren geſprochen wird, in welchen der allerliebſte Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus, vom Himmel kommen ſollte. Dabei haben wir auch noch in Betrachtung gezogen, daß derſelbige vielleicht der Gott Israel's iſt, welcher zu Moſes geſagt hat: Mache Dir eine Lade des Bundes; drithalb Ellen ſoll deren Länge ſein, anderthalb Ellen ihre Höhe, und anderthalb Ellen ihre Breite. Unter dieſen ſechsthalb Ellen bei der Fertigung der Lade des alten Bundes haben wir verſtanden und erkannt, daß in ſechsthalbtauſend Jahren Jeſus Chriſtus kommen ſollte in der Lade des Leibes, und ſolcherweiſe bezeugen alſo unſere Schriften, daß dieſer eben ſei der Sohn Gottes und der Herr und König Israel's. Weil nun nach ſeinem Leiden und Sterben wir Hohenprieſter uns verwunderten über die Zeichen und Wunder, die um ſeinetwillen geſchahen, und deshalb dieſe Bücherſammlung geöffnet haben, und erforſcht alle Geſchlechter bis auf das Geſchlecht Joſeph's und Maria's, der Mutter Jeſu, auch berechnet, daß dieſelben aus dem Samen David's ſeien, da haben wir gefunden, daß von der Zeit an, wo Gott der Herr den Himmel geſchaffen hat und die Erde und den erſten Menſchen Adam, bis auf die Sündfluth ſind zweitauſend zweihundert und zwölf Jahre, und von der Sündfluth an bis auf Abraham neunhundert und zwölf Jahre, und von Abraham bis auf Moſes vierhundert und dreißig Jahre, und von Moſes bis auf den König David fünfhundert und zehn Jahre, und von David bis auf die Babyloniſche Gefangenſchaft fünfhundert Jahre, und von der Babyloniſchen Gefangenſchaft bis auf die Menſchwerdung Chriſti vierhundert Jahre. Das macht zuſammen ſechsthalbtauſend Jahre. Und ſo leuchtet es denn ein und iſt offenbar, daß Jeſus, den wir gekreuziget haben, Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes iſt, der wahre und allmächtige Gott. Amen.“ —

Ueber alle dieſe Ereigniſſe, welche mit unſerm Herrn Jeſus Chriſtus vorgegangen waren, ſchrieb ſpäter Pontius Pilatus, der Römiſche Landpfleger in Judäa, etliche Briefe nach der Stadt Rom, an den Kaiſer Tiberius Claudius Nero, welche folgendermaßen lauteten.

Das erſte Schreiben.

Pontius Pilatus, der Richter des Jüdiſchen Volkes, entbietet dem Kaiſer Tiberius ſeinen Gruß und ſiegende Freude!

Es hat ſich neulich zugetragen, und ich habe es auch ſelbſt in der Wahrheit alſo erforſcht und erfahren, daß die Juden aus lauter Neid und Haß ſich ſelbſt und ihre Nachkommen verflucht haben, daß ſie mit erſchrecklichem Urtheil und greulicher Verdammniß ſollen geſtraft werden. Denn nachdem ihre Väter eine Verheißung gehabt, daß ihnen ihr Gott ſeinen Heiligen vom Himmel auf die Welt ſenden wollte, der ihr König ſein und mit Recht alſo genannt werden ſollte, ſo hat Gott denſelben, ſeiner Verheißung und Zuſage nach, unter uns geſandt, und ihn aus einer Jungfrau laſſen geboren werden. Da ich nun Landpfleger in

Judäa geworden war, und die Juden vernommen und gehört hatten, daß dieſer Heilige Gottes aus einer Jungfrau geboren worden ſei, auch ſahen, daß er die Blinden ſehend, die Ausſätzigen rein, die Gichtbrüchigen geſund gemacht, die Teufel von den Menſchen ausgetrieben und ſelbſt die Todten auferwecket habe. auch den Winden geboten, mit trockenen Füßen über die Wellen des Meeres gewandelt, und viele andere Mirakel und Wunderzeichen gethan habe, und da Viele aus dem Jüdiſchen Volke an ihn glaubten, und ihn für den Sohn Gottes hielten: da ſind die Vornehmſten und Aelteſten in der Prieſterſchaft, ſowie die Phariſäer und Schriftgelehrten der Juden aus lauter Neid und Haß auf ihn erbittert worden, ſind wider ihn aufgetreten, haben ihn endlich gefangen genommen, und mir, als dem Landpfleger, ihn überantwortet, und haben alſo mit einander der Eine dies, der Andere jenes wider ihn erdacht und mir vorgelogen, er ſei ein Zauberer, und handele auch ſonſt wider ihre Verordnungen, Einrichtungen und Geſetze. Ich aber habe ihren Worten geglaubt, daß dem alſo ſei; ich habe nach ihrem Willen ihn geißeln laſſen und ihn endlich ihrer Willkür wieder überantwortet. Sie aber haben ihn an ein Holz gekreuziget, und als er todt war, auch begraben; und des Grabes Thür haben ſie verſiegelt, und mit meinen Kriegsknechten aufs Beſte verwahrt und bewachen laſſen; alsdann ſind ſie davon gegangen. Er aber iſt am dritten Tage wieder aus dem Grabe auferſtanden. Darüber iſt der Juden Bosheit dermaßen entzündet worden und entflammt, daß ſie meinen Kriegsknechten vieles Geld gegeben, und ſie gebeten haben, ſie ſollten doch ſagen, es ſeien bei der Nacht, als ſie geſchlafen hätten, ſeine Jünger gekommen, und hätten ihn geſtohlen. Nachdem aber meine Kriegsknechte das Geld angenommen, haben ſie doch die Wahrheit nicht verſchweigen noch verhehlen können, was da geſchehen war, ſondern haben Zeugniß gegeben, daß er ſei aus dem Grabe wieder auferſtanden, und haben auch bekannt und geſagt, daß ſie von den Juden Geld empfangen hätten, mit der Bitte, das Gegentheil zu ſagen. Darum habe ich Deiner Majeſtät geſchrieben, und zeige Dir, als dem Könige, ſolches an, damit, wenn ich um deß willen vor Dir verklagt werden ſollte, Du die Wahrheit von mir erlernt habeſt, und Niemand mich mit Lügen überführen möge; und damit Du nicht meinſt, ich glaubte den Lügen der Juden, ſo thue ich Alles dasjenige, was mit dieſem Jeſu in meinem Richthauſe wahrhaftig geſchehen und verhandelt worden iſt, Deiner Majeſtät durch dieſen gegenwärtigen Brief in aller Unterthänigkeit zu wiſſen. Lebe wohl! —

Das andere Schreiben.

Pontius Pilatus, der Landpfleger in Judäa, wünſcht dem Kaiſer Tiberius Glück und ſiegende Freude!

Jeſus Chriſtus, von dem ich Dich in meinem letzten Schreiben genugſam unterrichtet habe, hat nun nach des Volkes Begehren und Willen, wiewohl ich es nicht gern geſehen und mich darob hart entſetzt und gefürchtet habe, ſeine bitterliche und greuliche Strafe empfangen und erlitten. Solch einen frommen, ehrbaren und ernſthaften Mann hat wahrlich noch keine Zeit jemals gehabt, und wird ihn auch keine haben. Aber ganz wunderbar hat ſich ſein Volk bei mir wider ihn bemüht, und einhelliglich haben alle Schriftgelehrten, Oberſten und Aelteſten des Volks angehe[illegible]n, dieſen Boten der Wahrheit zu kreuzigen, ſo ſehr auch ihre Propheten — wir nennen dieſe Leute Sibyllen — ſie dawider gewarnt und davon abgerathen haben, und ſo große übernatürliche Zeichen auch erſchienen ſind, während er da hing am Kreuze, die nach dem Urtheile der Philoſophen und Weltweiſen der ganzen Welt einen greulichen Fall androhen. Trotz aller dieſer Dinge, ſage ich, haben ſie doch nicht nachgelaſſen von ihrem ſchandvollen Unternehmen, ſo daß ich mich nicht genugſam darüber verwundern kann. Seine Jünger ſind kräftig in Werken und Thaten, und befleißigen ſich eines ehrbaren und züchtigen Wandels, ihrem

rn und Meiſter ganz gemäß, den ſie auch gar nicht verleug-
, in deſſen Namen ſie vielmehr überaus thätig und Vielen
hätig ſind. Wenn ich nicht hätte befürchten müſſen, es
hte ſich in dem in Hitze aufwallenden Volke eine Empörung
ben, ſo lebte uns vielleicht dieſer Mann noch heutiges Tages,
wohl ich mehr durch die Treue und den Glauben, die ich Dei-
Würde zu leiſten mich für verpflichtet erkenne, dazu gezwun-
, als durch meinen eigenen Willen bewogen worden bin, mich
t mit Gewalt und nach Kräften zu widerſetzen, damit das
t dieſes gerechten, von aller ihm auferlegten Anklage reinen
unſchuldigen Menſchen erhalten, und nicht ſo jämmerlich
auft worden wäre, wie es geſchehen iſt durch die Bosheit des
lkes, jedoch, wie die Schrift es deutet, zu ihrem eigenen Ver-
en und Untergange. Lebe wohl! Gegeben zu Jeruſalem
27. April. —

Geſchichte

von

Wolluſin,

einem Römiſchen Fürſt und Biſchof, welcher von dem Kaiſer Tiberius als Geſandter nach Jeruſalem geſchickt worden iſt.

Das 1. Kapitel.

Wie der Kaiſer Tiberius den Biſchof Wolluſin gen Jeruſalem nach dem Herrn Jeſu Chriſto geſandt hat.

Es hat zwar der Kaiſer Tiberius aus den Briefen des Pontius Pilatus die Kreuzigung und Auferſtehung des Herrn Jeſu Chriſti erfahren, er hat ſich jedoch dieſelbe wenig zu Herzen genommen. Und als es hernach in allen Landen und Städten erſchollen und ruchbar geworden war, daß Jeſus Chriſtus von den Todten auferſtanden, und öffentlich vor allen ſeinen Jüngern in den Himmel emporgeſtiegen ſei, und nach funfzig Tagen ihnen den heiligen Geiſt geſendet hätte, auch daß die Apoſtel mit

ei Zungen geredet, und daß ſie in alle Welt ausgeſandt wor-
ien, auf daß ſie predigen und taufen ſollten alle Völker,
e an Jeſum Chriſtum glauben würden, ſowie von vielen
en Zeichen mehr, die Jeſus gethan hatte, inſonderheit daß,
r vom Tode auferſtanden, Viele gläubig geworden wären,
r ſei der Sohn des lebendigen Gottes und der wahre Gott;
ollte der Kaiſer Tiberius ſolches immer noch nicht glauben,
denn, daß Pontius Pilatus einen Brief nach Rom ſchickte
hn über die Wahrheit aller dieſer Geſchichten verſicherte.
hernach aber begab es ſich, daß der Kaiſer Tiberius ſehr krank
, alſo daß ihm beinahe alles Eingeweide ausgefaulet war.
a man nun in keinem Lande einen ſolchen Arzt finden konnte,
n Stande geweſen wäre, dem Kaiſer in dieſer Krankheit
fen, ſo befahl der Kaiſer Tiberius, den edlen Wolluſin her-
ufen, der da war ein Fürſt der heidniſchen Prieſter zu Rom.
un Wolluſin zu dem Kaiſer kam, ſprach derſelbe zu ihm:
gebiete Dir bei der Macht meiner Götter, nimm an meine
aft, und gehe hin, und ſuche einen Menſchen, welcher mich
machen kann. Denn ich empfinde deutlich, daß in gar
Zeit alle meine Eingeweide vollends ausfaulen werden.
irſt Du einen ſolchen Arzt finden, der mich geſund machen
ſo ſollſt Du Alles erhalten, und es ſoll Dir Alles gegeben
, was Du nur immer von mir begehren wirſt. Deswegen
das Jeruſalemitiſche Land, denn man hat mir von einem
hen, der daſelbſt ſich befindet, und deſſen Namen Jeſus
erzählet und geſagt, daß er Todte auferwecke, den Blinden
ſicht wieder gebe, Ausſätzige geſund mache, und viele
Wunder mehr nur mit einem einzigen Worte thue. Suche
en auf, und bringe ihn zu mir, auf daß er mich geſund
" Da ging Welluſin hinweg in ſein Haus, und beſchickte
; darnach nahm er mit ſich fünfhundert Kriegsknechte,
ein Schiff, und fuhr nach Jeruſalem; dahin kamen ſie
ſt nach einem Jahre und drei Monaten; denn da ihnen der
uf dem Meere nicht günſtig war, ſo mußten ſie ſo lange

Das 2. Kapitel.

Wie der Römiſche Fürſt Wolluſin in Jeruſalem aufgenommen worden iſt.

Als nun Wolluſin mit ſeinen Kriegsknechten zu Jeruſalem einging, da betrübten ſich alle Hohenprieſter und Aelteſten des Jüdiſchen Volks. Sie gingen deshalb zu dem Landpfleger Pilatus, zeigten es ihm an, und ſprachen: „Es ſind aus dem Römiſchen Lande kaiſerliche Geſandte angekommen.“ Da ging Pilatus alsbald mit ſeinen Kriegsknechten zu Wolluſin in die Herberge, neigte ſich gegen denſelben, und ſprach zu ihm: „Lieber Herr, wenn Ihr uns Eure Ankunft hättet vorher zu wiſſen gethan, ſo würden wir Euch entgegengezogen ſein und Euch Ehre angethan haben.“ Wolluſin antwortete dem Pilatus, und ſprach: „Wir ſind von unſerm allergnädigſten Kaiſer hierher geſandt worden, und zwar nicht darum, daß wir Dich des Amtes entſetzen, noch weniger, daß wir Eurer betrübten Stadt Etwas zu Leide thun ſollen, auch nicht einer Verehrung oder Gabe willen; ſondern darum tragen wir Sorge, ob wir in dieſem Lande einen Arzt finden möchten, welcher unſern allerheiligſten Kaiſer heilen und geſund machen könnte. Denn derſelbe hat eine Krankheit am heimlichen Orte ſeines Leibes, und es iſt ihm beinahe alles Eingeweide ausgefault, und kein Arzt noch Schwarzkünſtler vermag ihm zu helfen. Dieſes iſt alſo unſere Sorge, und darum ſind wir von unſerm allergnädigſten Kaiſer hierher geſandt worden. Es iſt auch ſchon lange Zeit her, daß wir von Rom ausgefahren ſind; denn die Winde auf dem Merre waren uns hinderlich. Hier nun wollten wir gerne ſehen und erfragen einen Mann, mit Namen Jeſus; denn die Leute haben dem Kaiſer für gewiß geſagt, daß dieſer Jeſus ohne alle Arzenei die Kranken geſund machet, und die Todten auferwecket mit einem einzigen Worte.“ Als Pilatus dieſe Worte von Wolluſin hörte, erſchrak er über die Maßen. Nun war eben ein Menſch zugegen, mit Namen Thomas, deſſen Heiligkeit einſtmals vor dem Kaiſer war angezeigt worden, der ſprach: „Ich ſage, daß Jeſus Gottes

Sohn ſei und wahrer Gott; auch alle Teufel haben bekannt, daß er es ſei; und ſeine Jünger ſind auch allhier, die werden die Wahrheit von ihm ſagen.“ Da trat Einer aus den Kriegsknechten des Pilatus hervor, mit Namen Panuncion, der ſprach: „Vielleicht begehrt der Herr jenen weiſen und vorſichtigen Juden zu ſehen, welchen Du, Pilatus, befohlen haſt zu kreuzigen.“ Pilatus aber ſchämte ſich ſehr wegen der Rede des Kriegsknechtes, und konnte Nichts dawider antworten.

Das 3. Kapitel.

Wie Wolluſin den Pilatus beſtraft, und wie er Joſeph's Zeugniß annimmt, welcher ihm die Kreuzigung des Herrn Jeſu Chriſti anzeiget.

Da wandte ſich Wolluſin zu Pilatus, und ſprach zu ihm: „O Pilatus, wie haſt Du denn einen ſolchen Menſchen, von dem die Leute reden und zeugen, daß er heilig geweſen ſei und der wahre Sohn des lebendigen Gottes, dürfen zum Tode verurtheilen und kreuzigen laſſen, ohne des Kaiſers Bewilligung?“ Pilatus antwortete ihm und ſprach: „Ich konnte nicht widerſtehen dem Geſchrei der Juden.“ Da ſprach der Kriegsknecht, welcher ſchon vorhin über Jeſum geſprochen hatte, alſo zu Wolluſin: „Lieber Herr, Deine Majeſtät erſchrecke und betrübe ſich nicht! Wir haben dieſen Jeſum geſehen, da er von den Todten wieder auferſtanden war. Auch viele Andere haben ihn wieder lebendig geſehen nach ſeinem Tode, wie denn namentlich Joſeph, der ihn begraben hat in ſein neues Grab, ſolches bezeuget.“ Als Wolluſin dieſes hörte, befahl er, daß man den Joſeph alsbald mit großer Ehre zu ihm bringen ſollte; und als nun derſelbe gebracht wurde, ſprach Wolluſin zu ihm: „Du allein biſt, wie man mich berichtet hat, vor allen Anderen ehrlich, weiſe und vorſichtig erfunden worden in dieſer Stadt. Darum ſage uns die

Wahrheit von Jeſu, jenem gerechten Manne, welchen auch die Teufel Gott heißen. Iſt er wahrer Gott geweſen oder nur ein Prophet? Und iſt es auch wahr, daß er vom Tode wieder auferſtanden iſt? Denn von Dir einzig und allein wollen wir alle Gewißheit erfahren, und wir wollen Dein Zeugniß annehmen.'' Joſeph antwortete ihm und ſprach: ,,Fürwahr, ich bin deſſen gewiß, daß mein Herr Jeſus Chriſtus, den ich in mein neues Grab gelegt hatte, wieder auferſtanden iſt von den Todten. Und ich habe ihn geſehen, und habe mit ihm geredet; und er hat auch nach ſeiner Auferſtehung von dem Tode ſeine Jünger gelehret und ihnen geſaget, was ſie thun ſollten.

Das 4. Kapitel.

Wie Wolluſin ſich um noch mehr Zeugniß befragt, und wie er befehlen hat, den Pilatus in einen ſehr finſtern Kerker zu ſetzen.

Da ſandte Wolluſin Boten aus in alle Jeruſalemitiſchen Grenzländer, daß ſie ſuchen ſollten, ob ſie einen von ſeinen Jüngern finden möchten, damit er von demſelben noch beſſer berichtet würde über Jeſum. Da ſie aber Keinen fanden, kamen zu Wolluſin eilf Männer, nämlich Lucas, Iſaak, Matthäus, und Andere mit ihnen, die ſprachen alſo zu ihm: ,,Wir haben Jeſum geſehen, wie er aufgeſtiegen iſt gen Himmel.'' Da befahl Wolluſin bei großer Strafe, man ſolle den Pilatus in den Kerker ſetzen. Und nachdem dann Wolluſin noch viele Zeugniſſe über Jeſum gehört hatte, von Männern wie von Weibern, ſprach er alſo: ,,Iſt Jeſus Gott und Menſch geweſen, und hat ſolche Wunder gethan, ſo könnte er jetzund auch unſern Herrn Kaiſer geſund machen, und ihm von dieſer ſeiner Krankheit helfen.'' Darauf befahl Wolluſin ſeiner Ritterſchaft, daß ſie auch des Pilatus Geſinde in den Kerker einſperren ſollten. Den Pilatus aber gebot mit Ketten zu binden und vor ihn zu führen; und als nun der- lbe zu ihm kam, ſprach Wolluſin zu ihm: „Du Feind aller ahrheit, warum haſt Du von Jeſu, da er noch lebte und Wun- r that, unſerm Herrn Kaiſer Nichts berichtet, da ihn doch die anze Menge des Volkes lobt, daß er iſt ein gerechter Mann ewesen? Und warum haſt Du ihn den Juden zu kreuzigen über- aſſen?“ Pilatus antwortete ihm und ſprach: „Wahrlich, ich bin n der Vergießung ſeines Blutes ſo weit nicht ſchuldig noch nrein; ſondern ſo viel ich immer vermocht, habe ich dahin gewir- kt, daß er nicht gekreuziget werde. Die Hohenprieſter aber und abbinen und Geſetzlehrer hatten großen Haß wider ihn, und emühten ſich darum, daß er ſollte umgebracht werden; ſie ſchrien uch mit heller Stimme, und ſagten: Läſſeſt Du dieſen los, ſo irſt Du des Kaiſers Freund nicht ſein. Und dazu rief auch noch ie ganze Menge des gemeinen Volkes, daß er ſollte gekreuziget erden.“ Hierauf ſprach Wolluſin zu Pilatus: „Wie kannſt Du vorwenden, Du habeſt keine Schuld? Du hätteſt ihn wohl können von den Unbarmherzigen erlöſen; das haſt Du aber nicht gethan, ſondern im Gegentheil, Du haſt ihn in ihren Willen hinausgegeben, daß er ſollte gekreuziget werden. Wie haſt Du denn Deine Macht an ihm erweiſen können, da Du ihn unſchuldig befunden, und den Haß des Jüdiſchen Volkes wider ihn erkannt hatteſt? Warum haſt Du ſolches nicht dem Kaiſer verkündiget?“ Da ſtand ein Jünger Jeſu auf, mit Namen Simeon, der trat hin vor Wolluſin und vor das ganze Volk, und ſprach: „O Pilatus haſt Du nicht befohlen, Jeſum zu geißeln und mit Ruthen zu hauen? Haſt Du nicht zu ihm geſagt: „„Ich habe Macht, Dich zu kreuzigen, und habe auch Macht, Dich loszugeben?““ Und dennoch ſageſt Du, Du ſeiſt unſchuldig?“ Pilatus antwortete ihm und ſprach: „Ich fürchtete mich vor der Mißgunſt und hinterliſtigen Nachſtellung der Juden, und darum habe ich ihn in ihren Willen hinausgegeben. Damit ich aber meine Unſchuld beweiſen möchte, habe ich vor allem Volke meine Hände gewaſchen und geſagt: Ich bin unſchuldig an dem Blute dieſes Gerechten; ſehet ihr zu! Darauf ſchrien alle Juden und ſprachen: Sein Blut komme auf uns und auf unſere Kinder!“

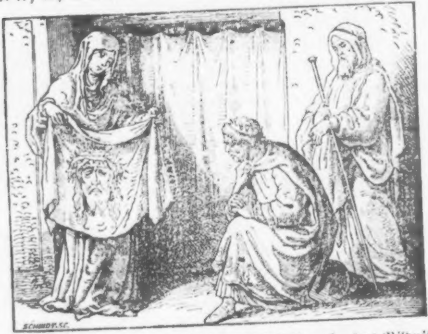
Als Wolluſin dieſes hörte, fing er mit großem Ernſt an zu weinen, und ſprach: „O, Du unbarmherziger Pilatus, Du hätteſt dieſen gerechten Menſchen nicht ſollen hinrichten laſſen.“ Darnach befahl Wolluſin, den Pilatus wiederum in Haft zu ſetzen, und fing dann an, mit großer Begierde nachzufragen, ob er denn nicht durch irgend ein Gleichniß Jeſum erkennen könnte. Da kam ein Kriegsknecht zu Wolluſin, mit Namen Agnonicus, der ſprach: „Vor Zeiten, als Jeſus noch auf Erden lebte, hat er ein Weib, welches zwölf Jahre lang an der rothen Blutkrankheit gelitten hatte, geſund gemacht. Dieſes Weib heißt Veronica, und gar viele Leute erzählen von ihr folgende Geſchichte: Als Jeſus zu dem Richthauſe ging und blutigen Schweiß ſchwitzte, da reichte ihm dieſes Weib ein weißes leinenes Tuch dar, und als Jeſus ſich mit demſelben abgewiſcht hatte, blieb alsbald die Geſtalt ſeines Antlitzes darauf. Darnach gab er dem Weibe das leinene Tuch wieder, und gebot ihr, daß ſie daſſelbe mit Sorgfalt aufheben und verwahren ſollte. Und ſo ſagt man denn aus, daß ſelbiges Weib auf dem leinenen Tuche ſein Bild und Gleichniß noch habe, wie er geweſen iſt, da er noch auf Erden lebte.“ Darnach kam auch ein Jüngling zu Wolluſin, mit Namen Marcus, der ſprach zu ihm: „Es ſind nunmehr drei Jahre her, ſeitdem Jeſus jenes Weib vom Blutfluſſe hat geſund gemacht, und zum Dank für ſeine Gnade behält ſie dieſes leinene Tuch ſorgfältig in Verwahrung.“ Da ſprach Wolluſin zu dem Jünglinge: „Wie heißt dieſes Weib?“ Der Jüngling antwortete ihm und ſprach: „Veronica iſt ihr Name, und ſie wohnet zu Tyrus.“ Da gebot Wolluſin, daß dieſes Weib zu ihm gebracht werden ſollte; und als ſie nun kam, ſprach Wolluſin zu ihr: „Deine Güte, Gnade und Vorſicht iſt mir verkündiget worden; darum erſuche ich Dich, gehorche mir und erhöre meine Bitte, und zeige mir das Bildniß des Mannes Jeſu, Deines großen Gottes, der Deinem Leibe die Geſundheit wiedergegeben hat.“ Das Weib antwortete und ſagte, daß ſie ſelbige Sache, um welche ſie befragt würde, gar nicht hätte, und daß ſie von keinem Bildniſſe Jeſu Etwas wüßte. Da ward Wolluſin auf ſie zornig, und fing an, das Weib zu bedrohen, und zu nöthigen, daß ſie ihm die Wahrheit ſagen ſollte.

Und als nun ſolchermaßen das gottesfürchtige Weib dazu gezwungen wurde, da ſagte ſie dem Wolluſin von dem Bildniſſe ihres Seligmachers Jeſu Chriſti. Da ſandte Wolluſin viele ſeiner Kriegsknechte mit ihr; und ſie gingen hin, und ſanden das Bildniß verwahret in ihrem Hauſe, und zwar in ihrem Bette unter dem Kopfkiſſen. Denn allda hatte ſie das Bildniß aufgehoben, um ſich deſſelben zu bedienen, wenn ſie pflegte zu Gott zu beten. Alſo brachte das Weib das Bildniß unſers Herrn Jeſu Chriſti vor den Römiſchen Fürſt Wolluſin. Als dieſer des Bildes anſichtig wurde, erzitterte er alsbald am ganzen Leibe und entſetzte ſich ſehr; er fiel auf ſeine Kniee nieder, betete und ſprach: Gebenedeiet ſind die, welche Dich, Herr Jeſus Chriſtus, lebendig geſehen, und an Dich geglaubet haben.'' Darnach ſprach Wolluſin zu dem Jeruſalemitiſchen Volke: ,,Wahrlich, Ihr werdet böſe Vergeltung empfangen von unſerm Herrn Kaiſer, darum, daß Ihr den Heilbringer und Seligmacher der ganzen Welt zum Tode verurtheilet und gekreuziget habt; denn er hat durch ſeine göttliche Macht die Kranken geſund gemacht und die Todten auferwecket. Wehe Dir, o Du boshaftiges und mörderiſches Volk!''

Das 5. Kapitel.

Wie Wolluſin die Veronica mit dem Bildniſſe unſers Herrn Jeſu Chriſti mit ſich nimmt, und den Pilatus gefangen mit ſich führt, und ſo wieder nach Rom zurückkommt; auch von des Kaiſers Tiberius Geneſung, Bekehrung und Tode.

Nachdem nun Wolluſin viele Kriegsknechte verſammelt hatte, nahm er den Pilatus und die Veronica ſammt dem Bildniſſe Gottes mit ſich, und trat wieder in das Schiff, und als er nach Verlauf von neun Monaten nach Rom kam, wurde ſeine Ankunft gleich in derſelbigen Stunde dem Kaiſer angemeldet, und Wolluſin erſchien ungeſäumt vor dem Kaiſer Tiberius. Er neigte ſich ehrerbietig gegen denſelben, und erzählte ihm dann alle Sachen von Jeſu, die ſich zu Jeruſalem mit ihm begeben hatten; er ſagte ihm auch, daß er vor Sturm und Wind erſt ſehr ſpät nach Jeruſalem hätte kommen können. Der Kaiſer Tiberius ſprach zu ihm: „Warum haſt Du den Pilatus nicht ausgerottet und vertilget?“ Wolluſin antwortete ihm und ſprach: „Ich fürchtete mich vor Eurer Ungnade und Eurem Zorne; ich habe ihn aber gefänglich mitgebracht.“ Da ergrimmte der Kaiſer Tiberius auf den Pilatus, und er ließ ein Urtheil über ihn ergehen, daß er Nichts zu eſſen bekommen ſollte, was im Waſſer gekocht, oder im Feuer gebraten worden wäre, und befahl, daß man ihn alsbald in eine öde und wüſte Stadt führen ſollte, mit Namen Amerika. Allda wurde Pilatus in den Kerker geſetzt, und verblieb darin bis in das erſte Jahr der Regierung des Kaiſers Cajus, welcher nach Tiberius zum Römiſchen Kaiſer gemacht wurde. Dieſer Cajus aber that dem Pilatus große Plage und Drangſal an, ſo daß er aus Schwermuth und Herzensangſt ſich ſelbſt im Gefängniſſe umbrachte. Darnach trat Wolluſin zu dem Kaiſer Tiberius, und ſprach zu ihm: „Lieber Herr, wiſſe, daß Jeſus ein Weib geſund gemacht hat, die zum Dank für ſolche Gnade ſein Bildniß mit großer Sorgfalt aufhebet und verwahret. Dieſes Weib, lieber Herr, habe ich zu Eurer Geſundheit mit hierher gebracht; denn ſie verließ alsbald alle ihre Habe, und ging nach dem Bildniſſe ihres Herrn Gottes, indem ſie ſprach: Ich verlaſſe nicht die Hoffnung meiner Erlöſung, und wohin irgend dieſe Hoffnung meiner Erlöſung wallen wird, da will ich auch mit ihr wallen; denn ſie iſt meiner Seelen Hab' und Gut.“ Als Tiberius dieſe Worte hörte, befahl er, man ſollte das Weib mit dem Bildniſſe Jeſu zu ihm bringen. Und als ſie nun gebracht wurde, ſprach der Kaiſer mit großer Ehrerbietung zu ihr: „Biſt Du Diejenige, die da würdig war, des großen Mannes Jeſu Kleides Saum anzurühren, und hat er Dir Deine Geſundheit wiedergegeben, wie uns von Dir geſagt worden iſt?“ Das Weib bekannte Alles, und zeigte dem Kaiſer das Bildniß des Sohnes Gottes. Und als nun Tiberius das Bild unſers Herrn Jeſu Chriſti anſah, da entſetzte er ſich ganz, fiel auf die Erde nieder, und neigte ſich vor dem Bildniſſe, und ſprach mit weinenden Augen: „Ich glaube an Dich, Herr Jeſus Chriſtus, wie mir verkündiget worden iſt, daß Du mit einem Worte geſund macheſt alle Gebrechen der Menſchen; ich glaube auch, daß das Bildniß Deiner Perſon mich geſund machen kann.“ Und als er dieſes geſagt hatte, wurde er alsbald geſund von ſeiner Krankheit. Da er nun durch das Anſchauen dieſes Bildes Gottes geſund geworden war, gebot er, daß man die Veronica — welche zuvor Baſiliſſa geheißen



hatte — reichlich beſchenken ſollte, und befahl auch, das Bildniß Gottes mit Gold und koſtbaren Edelſteinen zu zieren und ſorgfältig zu verwahren. Darnach ſprach Tiberius zu Wolluſin: „Was für ein Glaube iſt Gottes Glaube?“ Wolluſin antwortete ihm und ſprach: „Gottes Glaube iſt, wie ich berichtet worden bin, ein ſolcher Glaube, daß ein Jeder, der ſich will taufen laſſen, glauben ſoll, daß Jeſus Chriſtus iſt Gottes Sohn. Wenn er dieſen Glauben hat, ſo ſoll er ſich zu dreien Malen in das Waſſer niedertauchen und verſenken, und alſo wird er getauft.

Da befahl der Kaiſer Tiberius der Veronica, vor ihn zu kommen; denn er wollte von ihr erlernen, wie er die heilige Taufe empfangen ſollte. Als ſie nun vor ihm erſchien, ſprach er: „Wehe mir, daß ich nicht verdient habe, Jeſum Chriſtum mit dieſem meinem Leibe lebendig zu ſehen!“ Sie fanden alsbald einen Chriſten, von dem der Kaiſer Tiberius den Glauben lernen konnte, und nach drei Monaten wurde er ſammt dem Wolluſin getauft im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und er wurde nun vollkommen geſund von ſeiner Krankheit. Als aber der Kaiſer getauft worden war, hob er alsbald ſeine Hände auf gen Himmel, und ſprach: „Ich danke Dir für Deine Gnade, Herr Jeſus Chriſtus, Du Seligmacher der ganzen Welt, und lobe Dich als meinen höchſten Schöpfer und Seligmacher, daß Du mich, Deinen unwürdigen Diener, nicht ausgeſchieden haſt von Deiner heiligen Gnade, ſondern haſt mir das Bildniß Deines heiligen Antlitzes zeigen und weiſen laſſen, und mich auch geſund gemacht von ſchwerer Krankheit. Darum bekenne ich, daß Du biſt der König aller Ewigkeit, und der Seligmacher aller Welt; denn Du haſt mein Herz erneuet. Sei gebenedeiet in Ewigkeit. Amen.“ Darnach ſprach der Kaiſer Tiberius zu ſeinen Räthen, und zu den Aelteſten und Richtern des Römiſchen Volkes: Wäre es auch wohl recht und gut, daß der Herr Jeſus Chriſtus in aller Welt unſer beſtändiger wahrer Gott genannt und dafür gehalten würde?“ Die Römiſchen Richter und Aelteſten aber verwarfen des Kaiſers Rede. Denn die Römer hatten ein altes Recht, daß man einen Jeglichen, der zu Rom für einen Gott ſollte gehalten werden, zuvor bei dem Römiſchen Richter anmelden ſollte. Weil aber von Jeſu in Rom vorher Nichts vernommen noch gehört worden war, ſo haben ſie darum des Kaiſers Rede und Vorſchlag verworfen. Und ſo neigten ſich denn blos der Kaiſer Tiberius und diejenigen, mit denen er getauft worden war, gegen den Herrn Chriſtus und beteten ihn an. Darnach regierte der Kaiſer Tiberius noch ein Jahr und fünf Monate, und entſchlief dann im Herrn Jeſu Chriſto.

Das 6. Kapitel.

Von dem Begräbniſſe des Pontius Pilatus.

Es iſt ſchon oben gemeldet worden, wie Pilatus in Verzweiflung gerathen iſt, und ſich ſelbſt im Gefängniſſe umgebracht hat. Nun folget noch die Erzählung, wo ſein Leib hingekommen, und wie er begraben worden iſt. — Als der Kaiſer Cajus die Kunde erhielt, daß Pilatus ſich im Gefängniſſe entleibt hatte, befahl er, deſſen Leichnam in einen Sack zu ſtecken, denſelben mit Steinen zu beſchweren, und in den Fluß Tiberis zu verſenken. Der Sack aber hatte nicht unten auf dem Grunde bleiben wollen, ſondern war oben auf dem Waſſer geſchwommen, und deshalb hatten die böſen Geiſter den todten Leib oftmals in die Luft geführt. Jacobus von Voregne ſchreibet, die Teufel hätten an demſelbigen Ort ſolch ein erſchreckliches Ungewitter mit Donnerſchlägen und Blitzen angeregt, und es wäre daraus eine ſo große Waſſerfluth erfolget, daß die Leute, welche daſelbſt gewohnt, eine Ruhe noch Frieden gehabt hätten, und darüber in großen Schaden gerathen wären. Dadurch wären denn die Römer bewogen worden, den Leichnam des Pilatus, als eine Wohnung der Teufel, mit dem Sacke aus der Tiber herauszunehmen, und denſelben nach Frankreich bringen und bei der Stadt Vienna in den Fluß Rhodanus verſenken zu laſſen. Es bezeugen auch die Geſchichtſchreiber, daß viele Schiffe, wenn ſie an den Ort gekommen, wo des Pilatus Leib hineingeworfen worden iſt, ſogleich untergegangen ſind. Als aber die Leute, welche in derſelbigen Gegend wohnen, ſolches mit großem und augenſcheinlichem Schaden erfahren, haben ſie den Leichnam des Pilatus in die Schweiz, und zwar in das Bisthum Luſanna, gefahren, und ihn daſelbſt in die Erde begraben laſſen. Da haben denn die böſen Geiſter abermals, wie zuvor in der Tiber, einen großen Rumor und vieles Ungewitter erregt, und es haben ſich daſelbſt allezeit allerlei Geſpenſter und Teufelsweſen ſehen und hören laſſen. Als aber die Leute, welche an demſelbigen Orte wohnhaftig waren, vor Furcht und Angſt nirgends bleiben konnten, und immer in Gefahr ihres Leibes und Lebens ſchweben mußten, da haben ſie jenen Rock mit dem verfluchten Leibe des Pilatus auf einen ſehr hohen Berg, der zwiſchen den beiden Städten Luzern und Unterwalden gelegen iſt, bringen, und ihn in einen ſehr großen und tiefen Teich, der oben auf dem Berge iſt, mit großen Steinen beſchwert, in den Grund verſenken laſſen. Da treibet denn der Teufel noch alljährlich an dem ſtillen Freitage ſein Geſpenſt und ſein Weſen, gerade als wenn Pilatus auf der Oberfläche dieſes Teiches auf einem Richterſtuhle ſäße, und darnach ſchrecklich unter das Waſſer ſänke. Und Johannes Stumſius in ſeiner Schweizeriſchen Geſchichte ſchreibet, daß die Einwohner von Luzern allezeit Tag und Nacht etliche Wächter bei ſelbigem Teiche halten müſſen, damit nicht etwa von Jemandem Etwas in den Teich geworfen werde. Denn wenn nur ein kleines Steinchen, oder auch nur ein Stücklein Holzes in den Teich hinabgeworfen wird, ſo erhebt ſich eine gewaltige Ergießung des Waſſers, nicht anders als wie ein Wolkenbruch, wodurch den Leuten, welche nicht weit von der Stadt Luzern und ſelbigem Teiche wohnen, ein großer und unwiderbringlicher Schaden zugefügt wird. Es werden auch diejenigen, welche Etwas in den Teich hineinwerfen, am Leben geſtraft, und daher iſt bei den Römern das Sprüchwort entſtanden: Praestare quam manes Pilati irritare — das wird verdolmetſchet: Es iſt beſſer als den Geiſt des Pilatus zu beſchwören.

n Schreiben des Lentulus, des Römiſchen Landpflegers zu Jeruſalem, an den Kaiſer Tiberius von des Herrn Jeſu Chriſti Perſon und Gewalt.

Lentulus, der Römer Landpfleger in Judäa, entbietet dem
aiſer Tiberius Glück und Heil!

Es iſt in dieſen Tagen erſchienen, und zwar auch noch vor-
anden, ein Menſch von großer und vortrefflicher Kraft und Tu-
end, mit Namen Jeſus Chriſtus. Denſelbigen nennen die Hei-
en einen Propheten der Wahrheit, ſeine Jünger aber ſagen von
hm, er ſei Gottes Sohn. Eben dieſer Chriſtus erwecket die
Todten, und heilet alle Schwachheit und Krankheit. Er iſt ein
Menſch von mittelmäßiger und ſcheinbarer Länge, und hat
in gar liebliches und holdſeliges Angeſicht. Wer ihn anſieht,
er muß ihn lieb gewinnen, und eine Ehrfurcht und Scheu
vor ihm haben, als vor einer ehrbaren Perſon. Er hat ein
Haupthaar von der Farbe einer wohlzeitigen Haſelnuß.
Daſſelbige iſt ihm oben glatt bis auf die Ohren, von den
Ohren herab aber iſt es ein wenig kraus und etwas lichter
als oben, und alſo hängt es ihm bis auf die Achſeln
herunter. Das Haar ſcheitelte er mitten am Haupte, nach der
Gewohnheit der Nazarener. Er hat eine glatte, ebene und ſchöne,
lichte Stirn, und ein Angeſicht, das weder Runzeln noch Makel
hat, daſſelbe iſt mit ziemlicher Röthe dergeſtalt unterſprengt und
unterlaufen, daß es ihm recht wohl anſteht. Die Naſe und der
Mund ſind dermaßen geſtaltet, daß man ſie nicht im Mindeſten
tadeln kann. Der Bart iſt an Farbe dem Haupthaare gleich,
aber nicht allzu lang, und in der Mitte in zwei Spitzen von
einander getheilet. Sein Geſicht iſt aufrichtig und ehrbar, wie
das eines ziemlich betagten Mannes; er hat große winzernde und
helle klare Augen. Im Strafen und Züchtigen iſt er erſchreck-
lich, in Vermahnung und Warnung freundlich; er iſt zwar fröh-
lich, jedoch hält er ſich ſo, wie es einem ehrbaren und tapferen
Manne zuſteht. Niemand hat ihn jemals lachen ſehen, weinen

aber hat man ihn oft geſehen. Er iſt von einer ziemlichen und ſchönen geraden Länge, und hat Hände und Arme über die Maßen ſchön, ſo daß ſie Einer gerne ſehen ſollte. Im Reden iſt er ernſthaft und mäßig, und macht wenig Worte. Mit einem Worte er iſt wohlgeſtaltet und ausgezeichnet unter den Menſchenkindern.

Dieſes Schreiben hat man in den Jahrbüchern der Römer gefunden, in denen man aufzuſchreiben pflegte, was in der Herrſchaft und den Gebieten derſelben von Jahr zu Jahr ſich Wichtiges zugetragen hat.

Ein Schreiben des Abgarus, des Königs von Meſopotamien, an den Herrn Jeſum Chriſtum, ſowie deſſen darauf erfolgte tröſtliche Antwort.

Euſebius von Cäſarea ſchreibt im funfzehnten Kapitel des erſten Buches ſeiner Kirchengeſchichte, daß Abgarus, der König in Meſopotamien, als er in einer langwierigen Krankheit gelegen, den Herrn Jeſum Chriſtum für den Sohn Gottes erkannt und geprieſen, und daher eine Bitte an ihn habe wollen gelangen laſſen. Darauf habe denn der Herr Jeſus ihm wieder ein gar tröſtliches Brieflein zur Antwort geſchrieben, und ihn dadurch in ſeinem Glauben und ſeiner Hoffnung geſtärkt. Nachdem aber der Herr Jeſus durch eine fröhliche Auferſtehung ſich über Alles ſieghaftiglich erzeiget, und ſich auf den Thron ſeiner göttlichen Majeſtät und Herrlichkeit geſetzt, hat Thomas, der Apoſtel, den Judas Taddäus, einen von den ſiebenzig Jüngern, zu dem König Abgarus geſandt, und derſelbige hat den König, der wahrhaftiglich an Chriſtum glaubte, durch die Kraft des Herrn Jeſu vollkommen geheilet. Das Schreiben des Königs Abgarus an den Herrn Jeſum Chriſtum lautet nun folgendermaßen:

„Abgarus, der König in Meſopotamien, ein Sohn des
hanja, entbietet dem frommen Heiland Jeſu Chriſto, der zu
ruſalem erſchienen iſt, ſeinen Gruß!

Ich habe gehört von Dir und von Deinen wunderbaren Heilun-
n, welche Du auch ohne alle Arznei und Kräuter verrichteſt.
nſonderheit aber habe ich vernommen, daß Du ſolches Alles
r Dich ſelbſt thuſt, und daß Du mit einem einzigen Worte oft
acheſt, daß die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, die Ausſätzi-
en rein werden, und daß Du auch die unſaubern Geiſter und
eufel austreibeſt, ſowie diejenigen heileſt und geſund machſt, die
it langwierigen Krankheiten ſind geplagt geweſen, ja daß Du
ogar die Todten auferweckeſt. Und nachdem ich ſolches von
Dir gehört, habe ich alsbald in meinem Herzen daraus geſchloſ-
en, daß Eins von dieſen Zweien gewiß ſein müſſe; entweder Du
biſt Gott ſelbſt, oder Du biſt ſonſt ein Weſen, das vom Himmel
gekommen iſt, daß Du ſolcheſt thuſt. Deshalb ſchreibe ich Dir,
und bitte Dich, Du wolleſt Dich der Mühe nicht verdrießen laſ-
en, zu mir zu kommen, und meine Krankheit, die ich ſchon lange
Zeit an mir gehabt habe, zu heilen. Ich habe auch erfahren,
daß die Juden wider Dich murren und Dir nach Deinem Leben
trachten; ſo habe ich denn hier eine Stadt, die, wiewohl ſie klein,
dennoch ein ehrlicher und feiner Ort iſt, und für uns Beide, für
mich und Dich, füglich groß genug ſein wird.“

Auf dieſen Brief hat der Herr Chriſtus durch Ananias,
einen Boten, dem Könige Abgarus alſo geantwortet:

„Selig biſt Du, der Du an mich geglaubet, während Du
mich ſelbſt noch nicht geſehen haſt. Denn es ſteht von mir ge-
ſchrieben: Die mich ſehen, werden nicht an mich glauben, und
die mich nicht ſehen, die werden an mich glauben und alſo leben.
Was aber das anlangt, daß Du mir geſchrieben haſt, ich ſolle zu
Dir kommen, ſo wiſſe, daß ich Alles dasjenige, um deſſentwillen
ich gſendet bin, ausführen und erfüllen muß; und wenn ich es
erfüllt ehabe, dann muß ich wiederum aufgenommen werden zu
dem, von welchem ich ausgeſendet bin. Wenn ich aber werde

aufgenommen werden, will ich Dir einen von meinen Jüngern ſenden, auf daß ich Deine Krankheit heile, und Dir und denen, die mit Dir ſind, das Leben gebe.“

Ein Bericht von der Flucht Joſeph's und Maria's mit dem Kindlein Jeſu nach Aegypten.

Es ſteht geſchrieben in dem Evangelium des heiligen Matthäus im andern Kapitel: Der Engel des Herrn offenbarte ſich Joſeph im Traume, und ſprach zu ihm: Stehe auf, nimm das Kindlein und ſeine Mutter, und fliehe nach Aegyptenland, und bleibe allda, bis ich Dir ſage, daß Du ſollſt wiederkommen. Denn es iſt vorhanden, daß Herodes ſucht das Kindlein umzubringen. Da ſtand Joſeph auf, nahm das Kindlein und ſeine Mutter, und ging nach Aegyptenland. Und als er nun durch den Wald ging, in welchem ein überaus großer Räuber war, mit Namen Catus, der bereits viele Leute beraubet und geplündert hatte, da kam dieſer Räuber mit ſeinen Gehülfen hervor.

Dieſelbigen fingen den Joſeph und die Maria mit dem Kinde, und führten ſie an einen verborgenen Ort, wo ſich des Räubers Weib aufhielt. Dieſem Weibe aber geboten ſie, daß ſie die Gefangenen ſorgfältig bewachen ſollte, damit ſie, wenn die Nacht käme, dieſelben berauben könnten, und unterdeſſen die anderen Reiſenden nicht verſäumten. Des Räubers Weib machte inzwiſchen ihrem Söhnlein ein Bad, nach dem Gebrauche, wie man die Kinder in Multern abzuwaſchen pflegt. Es war aber des Räubers Kind blind geboren, auch höckerig und muthwillig, und hatte krumme Füße. Als nun des Räubers Weib ihr Kind in die Multer gelegt hatte, ſprach ſie zu der gebenedeieten Jungfrau und Mutter Maria: „Wickele Deinen Sohn aus den Windeln, mit denen er umbunden iſt, auf daß er ſich mit meinem Sohne waſche.“ Die Jungfrau Maria antwortete ihr und ſprach: „Wir ſind Juden, und haben nicht im Brauche, unſere Kinder zu waſchen, wir haben auch keine Gemeinſchaft mit den Heiden, weder im Eſſen noch im Baden.“ Da ſagte des Räubers Weib zu der Jungfrau Maria: „Willſt Du es darum nicht thun? Vielleicht ſiehſt Du, daß mein Kind ſo muthwillig und vorwitzig iſt, und willſt deswegen Dein Kind nicht mit meinem Kinde waſchen.“ Als die Jungfrau Maria dieſe Worte hörte, fürchtete ſie ſich vor dem Weibe; ſie band deshalb ihr Kind auf, und legte es zu des Räubers Kinde in die Multer, und alsbald thaten ſich deſſen Augen auf, und ſeine Füße ſtreckten ſich aus, ſo daß es ganz geſund wurde. Als nun das Weib ihr Kind geſund ſah, blickte ſie auf die gebenedeiete Jungfrau Maria, und ſprach zu ihr: „Wahrlich, Dein Sohn iſt Gott.“ Und ſie ging alsbald zu ihrem Manne, und offenbarte ihm dieſe Dinge, welcher Geſtalt ihr Sohn war geſund geworden. Dieſer kam denn eilends herbei und befand es alſo, wie ihm das Weib geſagt hatte. Da fiel er nieder auf ſeine Kniee, betete zu Jeſu, der in ſeiner Mutter Schooß lag, führte ſie hernach aus dem Walde, und begleitete ſie ganz ehrbar bis nach Aegypten. Das Waſſer aber, in welchem der Herr Jeſus war abgewaſchen worden, verwandelte ſich alsbald, gerade als wäre es eine wohlriechende Salbe aus theurem und koſtbarem Balſam. Da bedachte ſich des Räubers Weib ganz weislich, goß das Waſſer in einen Krug, bedeckte es mit großer Sorgfalt, und vergrub es in die Erde. Ehe aber die Jungfrau Maria und Joſeph hinweggingen, fingen der Räuber und ſein Weib an zu fragen: wie ihr Sohn hieße? Die Jungfrau Maria antwortete und ſprach: „Meines Sohnes Name iſt Jeſus.“ Des Räubers Weib ſprach wiederum zu ihr: „Und meines Sohnes Name iſt Jeßmas, ein Name, der hergenommen iſt von Jeſu. Darum wird Jeßmas ausgelegt, als der ſich geſellet zu Jeſu. Und alſo iſt ihm dieſer Name ſchon in der That eingetroffen, weil er ſich im Bade zu Jeſu geſellet hat.“ Als nun Jeßmas zu einem Manne ward, da wurde er ſeinem Vater gleich. Denn gleichwie der Vater ein Räuber war, alſo wurde es auch der Sohn. Als aber der Vater alt wurde, und nicht mehr rauben konnte, und deshalb anfing, zu verarmen, da erinnerte ſich ſein Weib des Waſſers, welches ſie einſtmals aufgehoben und vergraben hatte. Sie ging hin, grub den Krug wieder aus, und deckte es auf, und ſiehe, da war aus dem Waſſer eine überaus wohlriechende theure Salbe geworden. Darnach nahm ſie ein Gefäß, füllte es mit der Salbe, und ſprach zu ihrem Manne: „Gehe hin nach Jeruſalem, und verkaufe dieſe Salbe. Die Leute kennen Dich nicht mehr, weil Du nun alt biſt.“ Der Mann gehorchte dem Gebote ſeines Weibes; er nahm das Gefäß, ging nach Jeruſalem, und lief auf dem Markte herum, die Salbe zu verkaufen. Da begegnete ihm der Bruder der heiligen Maria Magdalena, der fragte ihn und ſprach: „Was verkaufeſt Du?“ Der Räuber antwortete ihm und ſprach: „Ich verkaufe eine koſtbare Salbe.“ Der Bruder der Maria Magdalena beſah und beroch die Salbe, und gab ihm dreihundert Silberpfennige für dieſelbe. Und als der Räuber das Geld genommen hatte, kehrte er zurück zu ſeinem Weibe, und ſagte ihr, wie er die Salbe ſo wohl verkauft hätte. Da füllte ſie abermals das andere Gefäß, und ſandte ihn wiederum aus. Als nun der Räuber hinging, um die Salbe zu verkaufen, begegnete ihm Nicodemus, der bei der Nacht zu Jeſu gekommen war, der kaufte das andere Gefäß. Das Weib füllte abermals das dritte Gefäß mit Salbe, und dieſe kaufte Joſeph, der den Herrn Jeſus begraben hat. Das erſte Gefäß goß die heilige Maria Magdalena dem Herrn Jeſu auf ſein Haupt, und ſalbte ſeine Füße damit im Hauſe Simonis des Ausſätzigen. Das andere und dritte Gefäß aber nahmen Joſeph und Nicodemus, als ſie den Herrn Jeſus begruben, und goſſen die Salbe auf ſeinen Leib. Die Salbe aber war aus dem Waſſer geworden, in welchem der Herr Jeſus mit des Räubers Sohne gewaſchen worden war. Jeßmas aber, als er, wie oben gemeldet worden iſt, ein Räuber war, wurde in dem vier und dreißigſten Jahre ſeines Alters mit ſeinem Geſellen, der Dißmas hieß, erhaſchet, und alſo wurden Beide mit dem Herrn Jeſu gekreuziget, Dißmas zu ſeiner Linken, und Jeßmas zu ſeiner

Rechten, und es war nothwendig, daß der, welcher im Bade mit Jeſu abgewaſchen worden war, auch mit ihm ſtürbe. Zu demſelbigen ſprach Jeſus am Kreuze: „Wahrlich, ich ſage Dir, heute noch wirſt Du mit mir im Paradieſe ſein.“ Darum wird Jeßmas ausgelegt als Vereinigung; denn er war vereinigt mit Gott im Bade und am Kreuze, ſowie auch im Paradieſe. Dißmas aber wird ausgelegt als Zertheilung, darum, daß ihn Gott von ſeiner Gnade verworfen hat, und er in die Hölle gekommen iſt, mit Pilatus und Caiphas und anderen ſeiner Geſellen. Damit aber auch wir nicht nach ihnen dahin gelangen, ſo wolle uns Gott behüten, der gebenedeiet iſt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei **Otto Wigand** in Leipzig ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das goldene Buch

oder

der ökonomiſche Hausſchatz.

Ein Magazin

für die geſammte Haus- und Landwirthſchaft, für Künſte und Gewerbe, Erfindungen, Verbeſſerungen, Erfahrungen und Thatſachen.

In Verbindung mit mehreren Mitgliedern deutſcher Kunſt- und Gewerbevereine

herausgegeben von

Heinrich Bauer.

—12. Heft. gr. 8. 1848. elegant broſch. Preis à Heft 5 Ngr.

Das

Buch für meine Kinder.

Von

Otto Wigand.

Mit vielen Holzſchnitten.

Zweite Auflage. Carton. 1 Thlr.

Volksromane.

Herausgegeben

vom

Prof. O. L. B. Wolff.

I.

Der abenteuerliche Simplicius Simpliciſſimus.

Das iſt:

Ausführliche, unerdichtete und ſehr merkwürdige Lebensbeſchreibung

eines einfältigen, wunderlichen und ſeltſamen Menſchen, Melchior Sternfels von Fuchsheim, wie er ſeine Jugend im Speſſart verlebt, dann im dreißigjährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schickſale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgeſtanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genoſſen.

6 Theile.

8. 1848. broſch. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Kinderſpiegel.

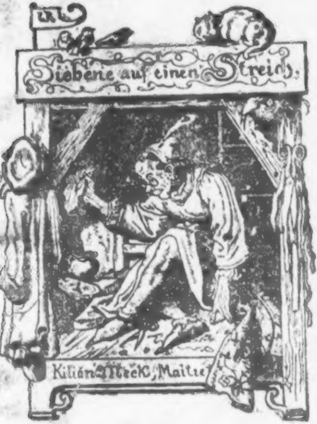
Von

Friedrich Gerſtäcker.

Mit Bildern. 25 Ngr.

(51)

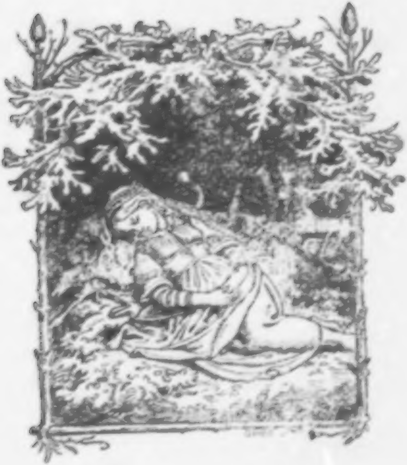
olksmärchen.


Siebene auf einen Streich.
Kilian Meck, Maitre

Volksbücher Nr. 51.

Leipzig:
Verlag von Otto Wigand.

[illegible]



Brüderchen und Schweſterchen.

Brüderchen nahm ſein Schweſterchen an der Hand, und ſprach „ſeit die Mutter todt iſt, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter ſchlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, ſtößt ſie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkruſten, die übrig bleiben, ſind unſere Speiſe, und dem Hündlein unter dem Tiſch geht's beſſer: dem wirft ſie doch manchmal was Gutes zu. Daß Gott erbarm, wenn das unſere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wieſen, Felder und Steine, und wenn es regnete, ſprach das Schweſterchen „Gott und unſre Herzen, die weinen zuſammen!“ Abends kamen ſie in einen großen Wald, und waren ſo müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß ſie ſich in einen hohlen Baum ſetzten und einſchliefen.

Am andern Morgen, als ſie aufwachten, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel, und ſchien heiß in den Baum hinein. Da ſprach das Brüderchen „Schweſterchen, mich dürſtet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging und tränk einmal; ich mein, ich hört eins rauſchen.“ Brüderchen ſtand auf, nahm Schweſterchen an der Hand, und ſie wollten das Brünnlein ſuchen. Die böſe Stiefmutter aber war eine Hexe, und hatte wohl geſehen, wie die beiden fortgegangen waren, war ihnen nachgeſchlichen, heimlich, wie die Hexen ſchleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünſcht. Als ſie nun ein Brünnlein fanden, das ſo glitzerig über die Steine ſprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schweſterchen hörte, wie es im Rauſchen ſprach „wer aus mir trinkt, wird ein Tiger; wer aus mir trinkt, wird ein Tiger.“ Da rief das Schweſterchen „ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, ſonſt wirſt du ein wildes Thier, und zerreißeſt mich.“ Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich ſo großen Durſt hatte, und ſprach „ich will warten bis zur nächſten Quelle.“ Als ſie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schweſterchen, wie auch dieſes ſprach „wer aus mir trinkt, wird ein Wolf; wer aus mir trinkt, wird ein Wolf.“ Da rief das Schweſterchen „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, ſonſt wirſt du ein Wolf, und friſſeſt mich.“ Das Brüderchen trank nicht, und ſprach „ich will warten, bis wir zur nächſten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magſt ſagen, was du willſt: mein Durſt iſt gar zu groß.“ Und als ſie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schweſterlein, wie es im Rauſchen ſprach „wer aus mir trinkt, wird ein Reh; wer aus mir trinkt, wird ein Reh.“ Das Schweſterchen ſprach ,,ach Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, ſonſt wirſt du ein Reh, und läufſt mir fort.'' Aber das Brüderchen hatte ſich gleich beim Brünnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Waſſer getrunken, und wie die erſten Tropfen auf ſeine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schweſterchen über das arme verwünſchte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch, und ſaß ſo traurig neben ihm. Da ſprach das Mädchen endlich ,,ſei ſtill, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlaſſen.'' Dann band es ſein goldenes Strumpfband ab, und that es dem Rehchen um den Hals, und rupfte Binſen, und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Thierchen, und führte es weiter, und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als ſie lang lang gegangen waren, kamen ſie endlich in ein kleines Haus, und das Mädchen ſchaute hinein, und weil es leer war, dachte es ,,hier können wir bleiben und wohnen.'' Da ſuchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus, und ſammelte ſich Wurzeln, Beeren und Nüſſe, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, und war vergnügt, und ſpielte vor ihm herum. Abends wenn Schweſterchen müde war und ſein Gebet geſagt hatte, legte es ſeinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war ſein Kiſſen, darauf es ſanft einſchlief. Und hätte das Brüderchen nur ſeine menſchliche Geſtalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben geweſen.

Das dauerte nun eine Zeitlang, daß ſie ſo allein in der Wildniß waren, da trug es ſich zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da ſchallte darin das Hörnerblaſen, Hundegebell und das luſtige Geſchrei der Jäger, und das Rehlein hörte es, und wäre gar zu gerne dabei geweſen. ,,Ach,'' ſprach es zum Schweſterlein, ,,laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten,'' und bat ſo lange, bis es einwilligte. ,,Aber,'' ſprach es zu ihm, ,,komm mir ja Abends wieder, vor den wilden Jägern ſchließ ich mein Thürlein; und damit ich dich kenne, ſo klopf und ſprich: mein Schweſterlein, laß mich herein: und wenn du nicht ſo ſprichſt, ſo ſchließ ich mein Thürlein nicht auf.“ Nun ſprang das Rehchen hinaus, und war ihm ſo wohl, und war ſo luſtig in freier Luft. Der König und ſeine Jäger ſahen das ſchöne Thier, und ſetzten ihm nach, aber ſie konnten es nicht einholen, und wenn ſie meinten, ſie hätten es gewiß, da ſprang es über das Gebüſch weg, und war verſchwunden. Wie's dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und ſprach „mein Schweſterlein, laß mich herein.“ Da ward ihm die kleine Thüre aufgethan, es ſprang hinein und ruhte ſich die ganze Nacht auf ſeinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hüfthorn hörte und das ho, ho! der Jäger, da hatte es keine Ruhe, und ſprach „Schweſterchen, mach mir auf, ich muß hinaus.“ Das Schweſterchen öffnete ihm die Thüre und ſprach „aber zu Abend mußt du wieder da ſein, und dein Sprüchlein ſagen.“ Als der König und ſeine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder ſahen, jagten ſie ihm alle nach, aber es war ihnen zu ſchnell und behend. Das währte den ganzen Tag; endlich aber hatten es die Jäger Abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, ſo daß es hinken mußte, und langſam fortlief. Da ſchlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen, und hörte, wie es rief „mein Schweſterlein, laß mich herein,“ und ſah, daß die Thüre ihm aufgethan und alsbald wieder zugeſchloſſen wurde. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er geſehen und gehört hatte. Da ſprach der König „morgen ſoll noch einmal gejagt werden.“

Das Schweſterchen aber war recht erſchrocken, als das Rehkälbchen verwundet herein kam; es wuſch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf, und ſprach „geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß u wieder heil wirſt.“ Die Wunde war aber ſo gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon ſpürte; und als es die Jagdluſt wieder draußen hörte, ſprach es „ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei ſein; ſo bald ſoll mich auch keiner kriegen.“ Das Schweſterchen weinte, und ſprach „nun werden ſie dich tödten, ich laß dich nicht hinaus.“ „So ſterb ich dir hier vor Betrübniß, wenn du mich abhältſt,“ antwortete es, „wenn ich das Hüfthorn höre, ſo mein ich, ich müßt aus den Schuhen ſpringen!“ Da konnte das Schweſterchen nicht anders, und ſchloß ihm mit ſchwerem Herzen die Thüre auf, und das Rehchen ſprang geſund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, ſprach er zu ſeinen Jägern „nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zu Leide thut.“ Wie die Sonne untergegangen war, da ſprach der König zum Jäger „nun komm und zeige mir das Waldhäuschen.“ Und als er vor dem Thürlein war, klopfte er an, und rief „lieb Schweſterlein, laß mich herein.“ Da ging die Thür auf, und der König trat hinein, und da ſtand ein Mädchen, das war ſo ſchön, wie er noch keins geſehen hatte. Das Mädchen aber war erſchrocken, daß nicht ſein Rehlein ſondern ein König mit goldener Krone hereingekommen war. Aber der König ſah es freundlich an, reichte ihm die Hand, und ſprach „willſt du mit mir gehen auf mein Schloß, und meine liebe Frau werden?“ „Ach ja,“ antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht.“ Sprach der König „es ſoll bei dir bleiben, ſo lange du lebſt, und ſoll ihm an nichts fehlen.“ Indem kam es herein geſprungen, da band es das Schweſterchen wieder an das Binſenſeil, nahm es ſelbſt in die Hand, und ging mit ihm zum Waldhäuschen hinaus.

Der König führte das ſchöne Mädchen in ſein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten ſie lange Zeit vergnügt zuſammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt, und ſprang in dem Schloßgarten herum. Die böſe Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hinein gegangen waren, die meinte nicht anders, als Schweſterchen wäre von den wilden Thieren im Walde zerriſſen worden, und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern todt geſchoſſen. Als ſie nun hörte, daß ſie ſo glücklich waren, und es ihnen ſo wohl ging, da wurden Neid und Mißgunſt in ihrem Herzen rege, und zwickten und nagten daran, und ſie hatte keinen andern Gedanken, als wie ſie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht, und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und ſprach „eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt.“ „Sei nur ſtill,“ ſagte die Alte und ſprach ſie zufrieden, „wenn's Zeit iſt, will ich ſchon bei der Hand ſein.“ Als nun die Zeit heran gerückt war, und die Königin ein ſchönes Knäbchen zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, da nahm die alte Hexe die Geſtalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag, und ſprach zu der Kranken „kommt, das Bad iſt fertig, das ſoll euch wohlthun und ſtärken; geſchwind, eh es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand, und ſie trugen die ſchwache Königin in die Badſtube, legten ſie hinein, gingen ſchnell fort und ſchloſſen die Thüre ab. In der Badſtube aber hatten ſie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die ſchöne junge Königin bald erſticken mußte.

Als das geſchehen war, nahm die Alte ihre Tochter, und ſetzte ihr eine Haube auf, und legte ſie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Geſtalt und das Anſehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte ſie ihr nicht wieder geben. Damit aber der König es nicht merken ſollte, mußte ſie ſich auf die Seite legen, wo ſie kein Auge hatte. Am Abend, als der König heim kam, und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er ſich herzlich, und wollte ans Bett zu ſeiner lieben Frau gehen, und wollte ſehen, was ſie machte. Da rief die Alte geſchwind „bei Leibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht ſehen, und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück, und wußte nicht, daß eine falſche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles ſchlief, da ſah die Kinderfrau, die in der Kinderſtube neben der Wiege ſaß und allein noch wachte, wie die Thüre aufging und die rechte Königin herein trat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm, und gab ihm zu trinken. Dann ſchüttelte ſie ihm ſein Kißchen, und legte es wieder hinein, und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und ſtreichelte ihm über den Rücken. Darauf ging ſie ganz ſtillſchweigend wieder zur Thüre hinaus, und die Kammerfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre; aber ſie antworteten „nein, wir haben niemand geſehen.“ So kam ſie viele Nächte, und ſprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau ſah ſie immer; aber ſie getraute ſich nicht, jemand etwas davon zu ſagen.

Als nun ſo eine Zeit verfloſſen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und ſprach

„was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr.“

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als ſie wieder verſchwunden war, ging ſie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König „Ach Gott, was iſt das! ich will in der nächſten Nacht bei dem Kinde wachen.“ Abends ging er auch in die Kinderſtube, aber um Mitternacht erſchien die Königin wieder und ſprach

„was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr.“

Und pflegte dann des Kindes, wie ſie gewöhnlich that, eh ſie verſchwand. Der König getraute ſich nicht ſie anzureden; aber die folgende Nacht wachte er wieder, da ſprach ſie abermals

„was macht mein Kind? was macht mein Reh?
„Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr.“

Da konnte ſich der König nicht zurückhalten, ſprang zu ihr, und ſprach „du kannſt niemand anders ſein, als meine liebe Frau.“ Da antwortete ſie „ja, ich bin deine liebe Frau,“ und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war friſch, roth und geſund. Darauf erzählte ſie dem König den Frevel, den die böſe Hexe und ihre Tochter an ihr begangen hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und ſie wurden verurtheilt; die Tochter ward in Wald geführt, wo ſie die wilden Thiere zerriſſen, wie ſie ſie erblickten; die Hexe aber ward ins Feuer gelegt, und mußte jammervoll verbrennen. Und wie ſie davon verzehrt war, verwandelte ſich auch das Rehkälbchen, und erhielt ſeine menſchliche Geſtalt wieder; und Schweſterchen und Brüderchen lebten glücklich zuſammen bis an ihr Ende.

Rothkäppchen.

Es war einmal eine kleine ſüße Dirne, die hatte jedermann lieb, der ſie nur anſah, am allerliebſten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was ſie alles dem Kinde geben ſollte. Einmal ſchenkte ſie ihm ein Käppchen von rothem Sammet und weil ihm das ſo wohl ſtand, und es nichts andres mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da ſagte einmal ſeine Mutter zu ihm „komm, Rothkäppchen, da haſt du ein Stück Kuchen und eine Flaſche Wein, die bring der Großmutter hinaus: weil ſie krank und ſchwach iſt, wird ſie ſich daran laben: ſei aber hübſch artig und grüß ſie von mir, geh auch ordentlich, und lauf nicht vom Weg ab, ſonſt fällſt du, und zerbrichſt das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts.“

Rothkäppchen ſagte „ich will ſchon alles gut ausrichten,“ und gab der Mutter die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rothkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böſes Thier war, und fürchtete ſich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen,“ ſprach er. „Schönen Dank, Wolf.“ „Wo hinaus ſo früh, Rothkäppchen?“ „Zur Großmutter.“ „Was trägſt du unter der Schürze?“ „Kuchen und Wein für die kranke und ſchwache Großmutter; geſtern haben wir gebacken, da ſoll ſie ſich etwas zu gut thun und ſich ſtärken.“ „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?“ „Noch eine Viertelſtunde im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da ſteht ihr Haus, unten ſind die Nußhecken, das wirſt du ja wiſſen“ ſagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei ſich „das junge Mädchen, das iſt ein guter Biſſen für dich: wie fängſt du's an, daß du den kriegſt.“ Da ging er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann ſprach er „Rothkäppchen, ſieh einmal die ſchönen Blumen, die im Walde ſtehen, warum guckſt du nicht um dich? ich glaube, du hörſt gar nicht darauf, wie die Vöglein ſo lieblich ſingen? du gehſt ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingſt, und iſt ſo luſtig haußen in dem Wald.“

Rothkäppchen ſchlug die Augen auf, und als es ſah, wie die Sonne durch die Bäume hin und her ſprang, und alles voll ſchöner Blumen ſtand, dachte es, „wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb ſein; es iſt ja noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme,“ und ſprang in den Wald und ſuchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus ſtände eine noch ſchönere, und lief darnach, und lief immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber ging gradeswegs nach dem Hauſe der Großmutter, und klopfte an die Thüre. „Wer iſt draußen?“ „Rothkäppchen, das bringt dir Kuchen und Wein, mach auf.“ „Drück nur auf die Klinke,“ rief die Großmutter, „ich bin zu ſchwach, und kann nicht aufſtehen.“ Der Wolf drückte auf die Klinke, trat hinein, und ging, ohne ein Wort zu ſprechen, geradezu an das Bett der Großmutter, und verſchluckte ſie. Dann nahm er ihre Kleider, that ſie an, ſetzte ſich ihre Haube auf, legte ſich in ihr Bett, und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herumgelaufen nach Blumen, und als es ſo viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte ſich auf den Weg zu ihr. Es wunderte ſich, daß die Thüre aufſtand, und wie es in die Stube kam, ſah's ſo ſeltſam darin aus, daß es dachte „ei du mein Gott, wie ängſtlich wird mir's heut zu Muth, und bin ſonſt ſo gerne bei der Großmutter!“ Darauf ging es zum Bett, und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter, und hatte die Haube tief ins Geſicht geſetzt, und ſah ſo wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was haſt du für große Ohren!“ „Daß ich beſſer hören kann.“ „Ei, Großmutter, was haſt du für große Augen!“ „Daß ich dich beſſer ſehen kann.“ „Ei, Großmutter, was haſt du für große Hände!“ „Daß ich dich beſſer packen kann.“ „Aber, Großmutter, was haſt du für ein entſetzlich großes Maul!“ „Daß ich dich beſſer freſſen kann.“ Und wie der Wolf das geſagt hatte, ſprang er aus dem Bette auf das arme Rothkäppchen, und verſchlang es.

Wie der Wolf den fetten Biſſen im Leibe hatte, legte er ſich wieder ins Bett, ſchlief ein, und fing an überlaut zu ſchnarchen. Der Jäger ging eben vorbei, und dachte bei ſich „wie kann die alte Frau ſo ſchnarchen, du mußt einmal nachſehn, ob ihr etwas fehlt.“ Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bett kam, ſo lag der Wolf darin, den er lange geſucht hatte. Nun wollte er ſeine Büchſe anlegen, da fiel ihm ein „vielleicht hat er die Großmutter gefreſſen, und ich kann ſie noch retten,“ und ſchoß nicht, ſondern nahm eine Scheere, und ſchnitt dem ſchlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da ſah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geſchnitten, da ſprang das Mädchen heraus, und rief „ach wie war ich erſchrocken, was war's ſo dunkel in dem Wolf ſeinem Leib!“ Und dann kam die alte Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen aber holte große ſchwere Steine, damit füllten ſie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortſpringen, aber die Steine waren ſo ſchwer, daß er gleich niederſank und ſich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei ſich „du willſt dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.“

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Rothkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugeſprochen, und es vom Wege habe ableiten wollen. Rothkäppchen aber hütete ſich, und ging gerade fort ſeines Weges, und ſagte der Großmutter, daß es dem Wolf begegnet wäre, der ihm guten Tag gewünſcht, aber ſo bös aus den Augen geguckt habe: „wenn's nicht auf offner Straße geweſen wäre, er hätte mich gefreſſen.“ „Komm,“ ſagte die Großmutter, „wir wollen die Thüre verſchließen, daß er nicht herein kann.“ Bald darnach klopfte der Wolf an, und rief „mach auf, Großmutter, ich bin das Rothkäppchen, ich bringe dir Gebackenes.“ Sie ſchwiegen aber ſtill, und machten die Thüre nicht auf, da ging der Böſe etlichemal um das Haus, und ſprang endlich aufs Dach, und wollte warten, bis Rothkäppchen Abends nach Hauſe ginge, dann wollte er ihm nachſchleichen, und wollt's in der Dunkelheit freſſen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun ſtand vor dem Haus ein großer Steintrog; da ſprach ſie zu dem Kind „nimm den Eimer, Rothkäppchen, geſtern hab ich Würſte gekocht, da trag das

Waſſer, worin ſie gekocht ſind, in den Trog." Rothkäppchen trug ſo lange, bis der große große Trog ganz voll war. Da ſtieg der Geruch von den Würſten dem Wolf in die Naſe, er ſchnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals ſo lang, daß er ſich nicht mehr halten konnte, und anfing zu rutſchen: ſo rutſchte er vom Dach herab, und gerade in den großen Trog hinein, und ertrank. Rothkäppchen aber ging fröhlich nach Haus, und that ihm niemand etwas zu Leid.

Die Bremer Stadtmuſikanten.

Es hatte ein Mann einen Eſel, der ihm ſchon lange Jahre treu gedient hatte, deſſen Kräfte aber nun zu Ende gingen, ſo daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt ihn der Herr aus dem Futter ſchaffen, aber der Eſel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte ſich auf den Weg nach Bremen, „dort," dachte er, „kannſt du ja Stadtmuſikant werden." Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der ſich müde gelaufen. „Nun was jappſt du ſo?" ſprach der Eſel. „Ach," ſagte der Hund, „weil ich alt bin, und jeden Tag ſchwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todtſchlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit ſoll ich nun mein Brot verdienen?" „Weißt du was," ſprach der Eſel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmuſikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Muſik annehmen." Der Hund war's zufrieden, und ſie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, ſo ſaß da eine Katze an dem Weg, und machte ein Geſicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was iſt dir denn in die Quere gekommen?" ſprach der Eſel. „Wer kann da luſtig ſein, wenns einan den Kragen geht," antwortete die Katze, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne ſtumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen ſitze und ſpinne, als nach den Mäuſen herum jage, hat mich meine Frau erſäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun iſt guter Rath theuer: wo ſoll ich hin?" „Geh mit uns nach Bremen, du verſtehſt dich doch auf die Nachtmuſik, da kannſt du ein Stadtmuſikant werden." Die Katze war's zufrieden, und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da ſaß auf dem Thor der Haushahn, und ſchrie aus Leibeskräften. „Du ſchreiſt einem durch Mark und Bein," ſprach der Eſel, „was haſt du vor?" „Da hab ich gut Wetter prophezeiht," ſprach der Hahn, „weil unſerer lieben Frauen Tag iſt, wo ſie dem Chriſtkindlein die Tücher gewaſchen hat, und ſie trocknen will: aber weil morgen zum Sonntag Gäſte kommen, ſo hat die Hausfrau doch kein Erbarmen, und hat der Köchin geſagt, ſie wollte mich morgen in der Suppe eſſen, und da ſoll ich heut Abend mir den Kopf abſchneiden laſſen. Nun ſchrei ich aus vollem Hals, ſo lang ich noch kann." „Ei was, du Rothkopf," ſagte der Eſel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas beſſeres als den Tod findeſt du überall; du haſt eine gute Stimme, und wenn wir zuſammen muſiziren, ſo muß es eine Art haben." Der Hahn ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und ſie gingen alle viere zuſammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen, und kamen Abends in einen Wald, wo ſie übernachten wollten. Der Eſel und der Hund legten ſich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten ſich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am ſicherſten für ihn war. Ehe er einſchlief, ſah er ſich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er ſähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief ſeinen Geſellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus ſein, denn es ſcheine ein Licht. Sprach der Eſel „ſo müſſen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier iſt die Herberge ſchlecht;" und der Hund ſagte „ja ein paar Knochen und etwas Fleiſch daran thäten mir auch gut." Nun machten ſie ſich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und ſahen es bald heller ſchimmern, und es ward immer größer, bis ſie vor ein hellerleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Eſel, als der größte, machte ſich ans Fenſter, und ſchaute hinein. „Was ſiehſt du, Grauſchimmel?" fragte der Hahn. „Was ich ſehe?" antwortete der Eſel, „einen gedeckten Tiſch mit ſchönem Eſſen und Trinken, und Räuber ſitzen daran, und laſſen's ſich wohl ſein." „Das wäre was für uns" ſprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" ſagte der Eſel. Da rathſchlagten die Thiere, wie ſie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden ſie ein Mittel. Der Eſel mußte ſich mit den Vorderfüßen auf das Fenſter ſtellen, der Hund auf des Eſels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf, und ſetzte ſich der Katze auf den Kopf. Wie das geſchehen war, fingen ſie insgeſammt auf ein Zeichen an ihre Muſik zu machen: der Eſel ſchrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krähte; dann ſtürzten ſie durch das Fenſter in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entſetzlichen Geſchrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Geſpenſt käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun ſetzten ſich die vier Geſellen an den Tiſch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn ſie vier Wochen hungern ſollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löſchten ſie das Licht aus, und ſuchten ſich eine Schlafſtätte, jeder nach ſeiner Natur und Bequemlichkeit. Der Eſel legte ſich auf den Miſt, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Heerd an die warme Aſche, und der Hahn ſetzte ſich auf den Hahnenbalken; und weil ſie müde waren von ihrem langen Weg, ſchliefen ſie auch bald ein. Als

Mitternacht vorbei war, und die Räuber ſahen, daß kein Licht mehr im Haus war, auch alles ruhig ſchien, ſprach der Hauptmann „wir hätten uns doch nicht ſollen ins Bockshorn jagen laſſen," und hieß einen hingehen und das Haus unterſuchen. Der Abgeſchickte fand alles ſtill, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden, und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen anſah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen ſollte. Aber die Katze verſtand keinen Spaß, ſprang ihm in das Geſicht, ſpie und kratzte. Da erſchrack er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, ſprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miſte vorbeirannte, gab ihm der Eſel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab „kikeriki!" Da lief der Räuber was er konnte zu ſeinem Hauptmann zurück, und ſprach „ach, in dem Hauſe ſitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht, und mit hren langen Fingern mir das Geſicht zerkratzt: und vor der Thüre ſteht ein Mann mit einem Meſſer, der hat mich ins Bein geſtochen: und auf dem Hof liegt ein ſchwarzes Ungethüm, das at mit einer Holzkeule auf mich losgeſchlagen: und oben auf dem Dache, da ſitzt der Richter, der rief „bringt mir den Schelm her." Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten ſich die äuber nicht weiter in das Haus, den Bremer Muſikanten gefiel's ber ſo wohl darin, daß ſie nicht wieder heraus wollten. Und der as zuletzt erzählt hat, dem iſt der Mund noch warm.

Die drei Männlein im Walde.

Es war ein Mann, dem ſtarb ſeine Frau, und eine Frau, der arb ihr Mann; und der Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren mit einander bekannt, und gingen zuſammen ſpazieren, und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da ſprach ſie zu des Mannes Tochter „hör, ſag deinem Vater, ich wollt ihn heirathen, dann ſollſt du jeden Morgen dich in Milch waſchen und Wein trinken, meine Tochter aber ſoll ſich in Waſſer waſchen und Waſſer trinken.“ Das Mädchen ging nach Haus, und erzählte ſeinem Vater, was die Frau geſprochen hatte. Der Mann ſprach „was ſoll ich thun? das Heirathen iſt eine Freude und iſt auch eine Qual.“ Endlich, weil er keinen Entſchluß faſſen konnte, zog er ſeinen Stiefel aus, und ſagte, „nimm dieſen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel, und gieß dann Waſſer hinein. Hält er das Waſſer, ſo will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, ſo will ich nicht.“ Das Mädchen that, wie ihm geheißen war: aber das Waſſer zog das Loch zuſammen, und der Stiefel ward voll bis obenhin. Nun verkündigte es ſeinem Vater, wie's ausgefallen war; er ſtieg ſelbſt hinauf, und als er ſah, daß es ſeine Richtigkeit hatte, ging er zu der Wittwe und freite ſie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen ſich aufmachten, da ſtand vor des Mannes Tochter Milch zum Waſchen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber ſtand Waſſer zum Waſchen und Waſſer zum Trinken. Am zweiten Morgen ſtand Waſſer zum Waſchen und Waſſer zum Trinken ſo gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen ſtand Waſſer zum Waſchen und Waſſer zum Trinken vo des Mannes Tochter, und Milch zum Waſchen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blieb's. Die Frau war ihrer neuen Tochter ſpinnefeind, und wußte nicht, wie ſie es ihr vo einem Tag zum andern ſchlimmer machen ſollte. Auch war ſie neidiſch weil ihre Stieftochter ſchön und lieblich, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich war.

Einmal im Winter, als es ſteinhart gefroren hatte, und Berg und Thal vollgeſchneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief dann das Mädchen, und ſprach „da zieh das Kleid an, und geh in den Wald, und hol mir ein Körbchen voll Erdbeeren, ich habe Luſt danach.“ „Du lieber Gott,“ ſagte das Mädchen, „im Winter wachſen ja keine Erdbeeren, die Erde iſt gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Wie ſoll ich in dem Papierkleide gehen? es iſt draußen ſo kalt, daß einem der Athem gefriert, da weht ja der Wind hindurch, und die Dornen reißen mirs vom Leib.“ „Willſt du mir noch widerſprechen?“ ſagte die Stiefmutter, „mach, daß du fortkommſt, und laß dich nicht eher wieder ſehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren haſt.“ Da gab ſie ihm noch ein Stückchen hartes Brot, und ſprach „davon kannſt du für den Tag eſſen,“ und dachte „draußen wirds erfrieren und verhungern, und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen.“ Nun war das Mädchen gehorſam, that das Papierkleid an, und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite, und war kein grünes Hälmchen zu merken. Als es in den Wald kam, ſah es ein kleines Häuschen, daraus guckten drei kleine Haulemännerchen, denen wünſchte es die Tageszeit, und klopfte an der Thüre. Sie riefen herein, und es ging in die Stube, und ſetzte ſich auf die Bank am Ofen, da wollte es ſich wärmen und ſein Frühſtück eſſen. Die Haulemännerchen ſprachen „gieb uns auch etwas davon.“ „Gerne“ ſprach es, theilte ſein Stückchen Brot entzwei, und gab ihnen die Hälfte. Sie fragten „was willſt du zur Winterzeit in deinem dünnen Kleidchen hier im Wald?“ „Ach,“ antwortete es, „ich ſoll ein Körbchen voll Erdbeeren ſuchen, und darf nicht eher nach Hauſe kommen, als bis ich es mitbringe.“ Als es nun ſein Brot gegeſſen, gaben ſie ihm einen Beſen, und ſprachen „damit kehre an der Hinterthüre den Schnee weg.“ Wie es aber draußen war, ſprachen die drei Männerchen unter einander „was ſollen wir ihm ſchenken, weil es ſo artig und gut iſt, und ſein Brot mit uns getheilt hat?“ Da ſagte der erſte „ich ſchenk ihm, daß es jeden Tag ſchöner wird.“ Der zweite ſprach „ich ſchenk ihm, daß die Goldſtücke ihm aus dem Munde fallen, ſo oft es ein Wort ſpricht.“ Der dritte ſprach „ich ſchenk ihm, daß ein König kommt, und es zu ſeiner Gemahlin macht.“

Das Mädchen aber kehrte mit dem Beſen der Haulemännerchen den Schnee hinter dem kleinen Hauſe weg, und fand darunter alles roth von ſchönen reifen Erdbeeren. Da raffte es in ſeiner Freude ſein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, nahm Abſchied von ihnen, und lief nach Haus, und wollte es der Stiefmutter bringen. Und wie es eintrat und „guten Abend“ ſagte, fiel ihm ſchon ein Goldſtück aus dem Mund. Darauf erzählte es, was ihm im Wald begegnet war, aber bei jedem Worte, das es ſprach, fielen ihm die Goldſtücke aus dem Mund, ſo daß bald die ganze Stube damit bedeckt wurde. „Nun ſehe einer den Uebermuth,“ ſagte die Stiefſchweſter, „das Geld ſo hinzuwerfen,“ aber heimlich war ſie neidiſch darüber, und lag der Mutter beſtändig an, daß ſie es auch in den Wald ſchicken möchte. Die Mutter aber wollte nicht, und ſprach „nein, mein liebes Töchterchen, es iſt zu kalt, du könnteſt mir erfrieren.“ Weil es ſie aber plagte, und ihr keine Ruhe ließ, gab ſie endlich nach, nähte ihm aber vorher einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade nach dem kleinen Häuschen. Die drei kleinen Haulemänner guckten wieder, aber es grüßte ſie nicht, ging geradezu in die Stube hinein, ſetzte ſich an den Ofen, und fing an ſein Butterbrot und ſeinen Kuchen zu eſſen. „Gieb uns doch davon!“ riefen die Kleinen, aber es antwortete „es ſchickt mir ſelber nicht, wie kann ich andern noch davon abgeben?“ Als es nun fertig war mit dem Eſſen, ſprachen ſie „da haſt du einen Beſen, kehr uns vor der Hinterthür rein.“ „Ei, kehrt euch ſelber,“ antwortete es, „ich bin eure Magd nicht.“ Wie es ſah, daß ſie ihm nichts ſchenken wollten, ging es zur Thüre hinaus. Da ſprachen die kleinen Männer untereinander „was ſollen wir ihm ſchenken, weil es ſo unartig iſt, und ein böſes neidiſches Herz hat, das niemand etwas gönnt?“ Der erſte ſprach „ich ſchenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird.“ Der zweite ſprach „ich ſchenk ihm, daß ihm bei jedem Wort, das es ſpricht, eine Kröte aus dem Mund ſpringt.“ Der dritte ſprach „ich ſchenk ihm, daß es eines unglücklichen Todes ſtirbt.“ Das Mädchen ſuchte draußen nach Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und wie es den Mund aufthat, und ſeiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da ſprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, ſo daß alle einen Abſcheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte ſich die Stiefmutter noch viel mehr, und dachte nur darauf, wie ſie der Tochter des Mannes alles Herzeleid anthun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward. Endlich nahm ſie einen Keſſel, ſetzte ihn zum Feuer, und ſott Garn darin. Als es geſotten war, gab ſie es dem armen Mädchen und eine Axt dazu, damit ſollte es auf den gefrornen Fluß gehen, ein Eisloch hauen, und das Garn ſchlittern. Nun war es gehorſam, ging hin, und haute ein Loch, und als es mitten im Hauen war, kam in prächtiger Wagen hergefahren, worin der König ſaß. Er hielt till, und fragte „mein Kind, wer biſt du, und was machſt du da?“ ,Ich bin ein armes Mädchen, und ſchlittere Garn.“ Da fühlte er König Mitleiden, und als er ſah, wie es ſo gar ſchön war, prach er „willſt du mit mir fahren?“ „Ach ja, von Herzen ern,“ antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schweſter aus den Augen kommen ſollte.

Alſo ſtieg es in den Wagen, und fuhr mit dem König fort, und als ſie auf ſein Schloß gekommen waren, ward die Hochzei mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geſchenkt hatten. Ueber ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, und als die Stiefmutter von dem großen Glücke gehört hatte, ſo kam ſie mit ihrer Tochter gegangen, und that, al wollte ſie einen Beſuch machen. Als aber der König einmal hinaus gegangen und ſonſt niemand zugegen war, packte das böſ Weib die Königin am Kopf, und ihre Tochter an den Füßen, hobe ſie aus dem Bett, und warfen ſie zum Fenſter hinaus in den vorbei fließenden Strom. Dann nahm ſie ihre häßliche Tochter, legt ſie ins Bett, und deckte ſie zu bis über den Kopf. Als der Köni wieder zurück kam, und mit ſeiner Frau ſprechen wollte, rief di Alte „ſtill, ſtill! jetzt geht das nicht, ſie liegt in großem Schweiß ihr müßt ſie heute ruhen laſſen.“ Der König dachte nichts Böſe dabei, und kam erſt den andern Morgen wieder, und wie er mi ſeiner Frau ſprach, und ſie ihm antworten mußte, ſprang bei jede Wort eine Kröte hervor, während ſonſt ein Goldſtück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte ſprach das hätte ſie von dem großen Schweiß gekriegt, und würde ſic ſchon wieder verlieren.

In der Nacht aber ſah der Küchenjunge, wie eine Ente durc die Goſſe geſchwommen kam, die ſprach

„König, was machſt du?
ſchläfſt du, oder wachſt du?“

Und als er keine Antwort gab, ſprach ſie

„was machen meine Gäſte?“

Da antwortete der Küchenjunge

„ſie ſchlafen feſte.“

Fragte ſie weiter

„was macht mein Kindelein?“

Antwortete er

„es ſchläft in der Wiege fein.“

Da ging ſie in der Königin Geſtalt hinauf, gab ihm zu trinken, ſchüttelte ihm ſein Bettchen, deckte es zu, und ſchwamm als Ente wieder durch die Goſſe fort. So kam ſie zwei Nächte, in der dritten ſprach ſie zu dem Küchenjungen ,,geh und ſage dem König, daß er ſein Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal über mir ſchwingt.'' Da lief der Küchenjunge, und ſagte es dem König, der kam mit ſeinem Schwert, und ſchwang es dreimal über dem Geiſt; und beim drittenmal ſtand ſeine Gemahlin vor ihm, friſch, lebendig und geſund, wie ſie vorher geweſen war.

Nun war der König in großer Freude, und hielt die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden ſollte. Und als es getauft war, ſprach er ,,was gehört einem Menſchen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Waſſer wirft?'' ,,Nichts beſſeres,'' antwortete die Alte, ,,als daß er in ein Faß geſteckt wird, das mit Nägeln ausgeſchlagen iſt, und den Berg hinab ins Waſſer gerollt.'' Da ließ der König ein ſolches Faß holen, und die Alte mit ihrer Tochter hineinſtecken, dann ward der Boden zugehämmert, und das Faß bergab gekollert, bis es in den Fluß rollte.

Hänſel und Grethel.

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker, der hatte nichts zu beißen und zu brechen, und kaum das tägliche Brot für ſeine Frau und ſeine zwei Kinder, Hänſel und Grethel. Endlich kam die Zeit, da konnte er auch das nicht mehr ſchaffen, und wußte keine Hülfe mehr für ſeine Noth. Wie er ſich nun Abends vor Sorge im Bett herumwälzte, ſprach ſeine Frau zu ihm ,,hör, Mann, nimm die beiden Kinder, gieb jedem noch ein Stückchen Brot, dann führe ſie hinaus in den Wald, mitten inne, wo er am dickſten iſt, da mach ihnen ein Feuer an, und dann geh weg, und laß ſie dort allein: wir können ſie nicht länger ernähren.“ „Nein, Frau,“ ſagte der Mann, „wie ſoll ich es übers Herz bringen, meine eigenen lieben Kinder den wilden Thieren im Wald zu überliefern, die würden ſie bald zerriſſen haben.“ „Wenn du das nicht thuſt,“ ſprach die Frau, „ſo müſſen wir alle miteinander Hungers ſterben,“ und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte.

Die zwei Kinder waren auch noch vor Hunger wach geweſen, und hatten mit angehört, was die Mutter zum Vater geſagt hatte. Grethel dachte „nun iſt es um mich geſchehen,“ und fing erbärmlich an zu weinen, Hänſel aber ſprach „ſei ſtill, Grethel, und gräme dich nicht, ich will uns ſchon helfen.“ Damit ſtieg er auf, zog ſein Röcklein an, machte die Unterthüre auf, und ſchlich hinaus. Da ſchien der Mond hell, und die weißen Kieſelſteine glänzten wie lauter Batzen. Hänſel bückte ſich, und ſteckte ſo viel in ſein Rocktäſchlein, als nur hinein wollten, dann ging er zurück ins Haus. „Tröſte dich, Grethel, und ſchlaf nur ruhig,“ ſprach er, legte ſich wieder ins Bett und ſchlief ein.

Morgens früh, ehe die Sonne noch aufgegangen war, kam die Mutter und weckte die beiden Kinder „ſteht auf, wir wollen in den Wald gehen. Da hat jedes von euch ein Stücklein Brot, aber haltets zu Rath, und hebts euch für den Mittag auf.“ Grethel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänſel die Steine in der Taſche hatte, dann machten ſie ſich auf den Weg zum Wald hinein. Wie ſie ein Weilchen gegangen waren, ſtand Hänſel ſtill, und guckte nach dem Haus zurück, bald darauf wieder und immer wieder. Der Vater ſprach „Hänſel, was guckſt du da und bleibſt zurück, hab Acht und heb deine Beine auf.“ „Ach, Vater, ich ſeh nach meinem weißen Kätzchen, das ſitzt oben auf dem Dach und will mir Ade ſagen.“ Die Mutter ſprach „Narr, das iſt dein Kätzchen nicht, das iſt die Morgenſonne, die auf den Schornſtein ſcheint.“ Hänſel aber hatte nicht nach dem Kätzchen geſehen, ſondern immer einen von den blanken Kieſelſteinen aus ſeiner Taſche auf den Weg geworfen.

Wie ſie mitten in den Wald gekommen waren, ſprach der Vater ,,nun ſammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, daß wir nicht frieren.'' Hänſel und Grethel trugen Reiſig zuſammen, einen kleinen Berg hoch. Da ſteckten ſie es an, und wie die Flamme recht groß brannte, ſagte die Mutter ,,nun legt euch ans Feuer und ſchlaft, wir wollen in dem Wald das Holz fällen: wartet, bis wir wieder kommen, und euch abholen.''

Hänſel und Grethel ſaßen an dem Feuer bis zu Mittag, da aß jedes ſein Stücklein Brot; ſie glaubten, der Vater wäre noch im Wald, weil ſie die Schläge einer Axt hörten, aber das war ein Aſt, den er an einen Baum gebunden hatte, und den der Wind hin und her ſchlug. Nun warteten ſie bis zum Abend, aber Vater und Mutter blieben aus, und niemand wollte kommen und ſie abholen. Wie es nun finſtere Nacht wurde, fing Grethel an zu weinen, Hänſel aber ſprach ,,wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen iſt.'' Und als der Mond aufgegangen war, faßte er Grethel bei der Hand, da lagen die Kieſelſteine und ſchimmerten wie neugeſchlagene Batzen, und zeigten ihnen den Weg. Da gingen ſie die ganze Nacht durch, und wie es Morgen war, kamen ſie wieder bei ihres Vaters Haus an. Der Vater freute ſich, als er ſeine Kinder wieder ſah, denn es war ihm zu Herzen gegangen, wie er ſie ſo allein gelaſſen hatte; die Mutter ſtellte ſich auch, als wenn ſie ſich freute, heimlich aber war ſie bös.

Nicht lange darnach war wieder kein Brot im Hauſe, und Hänſel und Grethel hörten, wie Abends die Mutter zum Vater ſagte ,,einmal haben die Kinder den Weg zurückgefunden, und da habe ichs gut ſein laſſen: aber jetzt iſt wieder nichts als nur noch ein halber Laib Brot im Haus, du mußt ſie morgen tiefer in den Wald führen, daß ſie den Weg nicht zurück finden, es iſt ſonſt keine Hülfe mehr für uns.'' Dem Mann fiels ſchwer aufs Herz, und er dachte „es wäre doch beſſer, wenn du den letzten Biſſen mit deinen Kindern theilteſt;“ weil er aber einmal eingewilligt hatte, ſo durfte er nicht nein ſagen. Als die Kinder das Geſpräch gehört hatten, ſtand Hänſel auf, und wollte wieder Kieſelſteine aufleſen, wie er aber an die Thüre kam, da hatte ſie die Mutter zugeſchloſſen. Doch tröſtete er die Grethel, und ſprach „ſchlaf nur, Grethel, der liebe Gott wird uns ſchon helfen.“

Morgens früh erhielten ſie ihr Stücklein Brot, noch kleiner als das vorigemal. Auf dem Wege bröckelte es Hänſel in der Taſche, ſtand oft ſtill, und warf ein Bröcklein an die Erde. „Was bleibſt du immer ſtehen, Hänſel, und guckſt dich um?“ ſagte der Vater, „geh deiner Wege.“ „Ich ſehe nach meinem Täubchen, das ſitzt auf dem Dach und will mir Ade ſagen.“ „Du Narr,“ ſagte die Mutter, „das iſt dein Täubchen nicht, das iſt die Morgenſonne, die auf den Schornſtein oben ſcheint.“ Hänſel aber zerbröckelte all ſein Brot, und warf die Bröcklein auf den Weg.

Die Mutter führte ſie noch tiefer in den Wald hinein, wo ſie ihr Lebtag nicht geweſen waren, da ſollten ſie wieder bei einem großen Feuer ſitzen und ſchlafen, und Abends wollten die Eltern kommen und ſie abholen. Zu Mittag theilte Grethel ihr Brot mit Hänſel, weil der ſeins all auf den Weg geſtreut hatte, aber der Mittag verging, und der Abend verging, und niemand kam zu den armen Kindern. Hänſel tröſtete die Grethel und ſagte „wart, wenn der Mond aufgeht, dann ſeh ich die Bröcklein Brot, die ich ausgeſtreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus.“ Der Mond ging auf, wie aber Hänſel nach den Bröcklein ſah, da waren ſie weg: die viel tauſend Vöglein in dem Wald, die hatten ſie gefunden und aufgepickt. Hänſel meinte doch den Weg nach Haus zu finden, und zog die Grethel mit ſich: aber ſie verirrten ſich bald in der großen Wildniß, und gingen die Nacht und den ganzen Tag, da ſchliefen ſie vor Müdigkeit ein. Dann gingen ſie noch einen Tag, aber ſie kamen nicht aus dem Wald heraus, und waren ſo hungrig, denn ſie hatten nichts zu eſſen, als ein paar kleine Beeren, die auf der Erde ſtanden.

Als ſie am dritten Tag wieder bis zu Mittag gegangen waren, da kamen ſie an ein Häuslein, das war ganz aus Brot gebaut, und war mit Kuchen gedeckt, und die Fenſter waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns niederſetzen, und uns ſatt eſſen,“ ſagte Hänſel, „ich will vom Dach eſſen, iß du vom Fenſter, Grethel, das iſt fein ſüß für dich.“ Wie nun Grethel an dem Zucker knuperte, rief drinnen eine feine Stimme

„knuper, knuper, kneischen,
wer knupert an meinem Häuschen?“

Die Kinder antworteten

„der Wind, der Wind,
das himmliſche Kind.“

Und aßen weiter. Grethel brach ſich eine ganze runde Fenſterſcheibe heraus, und Hänſel riß ſich ein großes Stück Kuchen vom Dach ab. Da ging die Thüre auf, und eine ſteinalte Frau kam heraus geſchlichen. Hänſel und Grethel erſchracken ſo gewaltig, daß ſie fallen ließen, was ſie in Händen hatten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopf und ſagte „ei, ihr lieben Kinder, wo ſeid ihr denn hergelaufen, kommt herein mit mir, ihr ſollts gut haben,“ faßte beide an der Hand, und führte ſie in ihr Häuschen. Da ward gutes Eſſen aufgetragen, Milch und Pfannkuchen mit Zucker, Aepfel und Nüſſe, und dann wurden zwei ſchöne Bettlein bereitet: da legten ſich Hänſel und Grethel hinein, und meinten, ſie wären im Himmel.

Die Alte aber war eine böſe Hexe, die lauerte den Kindern auf, und hatte bloß um ſie zu locken ihr Brothäuslein gebaut, und wenn eins in ihre Gewalt kam, da machte ſie es todt, kochte es und aß es, und das war ihr ein Feſttag. Da war ſie nun recht froh, wie Hänſel und Grethel ihr zugelaufen kamen. Früh, ehe ſie noch erwacht waren, ſtand ſie ſchon auf, ging an ihr Bettlein, und wie ſie die zwei ſo lieblich ruhen ſah, freute ſie ſich, und murmelte „das wird ein guter Biſſen für mich ſein.“ Darauf packte ſie Hänſel, und ſteckte ihn in einen kleinen Stall; wie er nun aufwachte, war er von einem Gitter umſchloſſen, wie man junge Hühnlein einſperrt, und konnte nur ein paar Schritte gehen. Dann aber rüttelte ſie die Grethel aus dem Schlaf, und rief „ſteh auf, du Faullenzerin, hol Waſſer, und geh in die Küche, und koch was gutes zu eſſen, dort ſteckt dein Bruder in einem Stall, den will ich erſt fett machen, und wenn er fett iſt, dann will ich ihn eſſen; jetzt ſollſt du ihn füttern.“ Grethel erſchrack und weinte, mußte aber thun, was die böſe Hexe verlangte. Da ward nun alle Tage dem Hänſel das beſte Eſſen gekocht, daß er fett werden ſollte: Grethel aber bekam nichts, als die Krebsſchalen. Alle Tage kam die Alte und ſagte „Hänſel, ſtreck deine Finger heraus, daß ich fühle, ob du bald fett genug biſt.“ Hänſel ſtreckte ihr aber immer ſtatt des Fingers ein Knöchlein heraus: da verwunderte ſie ſich, daß er ſo mager blieb, und gar nicht zunehmen wollte.

Nach vier Wochen ſagte ſie eines Abends zu Grethel „ſei flink, geh und trag Waſſer herbei, dein Brüderchen mag nun fett ſein oder nicht, morgen will ich es ſchlachten und ſieden; ich will derweile den Teig anmachen, daß wir auch dazu backen können.“ Da ging Grethel mit traurigem Herzen, und trug das Waſſer, worin Hänſel ſollte geſotten werden. Früh Morgens mußte Grethel aufſtehen, Feuer anzünden, und den Keſſel mit Waſſer aufhängen. „Gieb nun Acht,“ ſagte die Hexe, „ich will Feuer in den Backofen machen, und das Brot hineinſchieben.“ Grethel ſtand in der Küche, und weinte blutige Thränen, und dachte „hätten uns lieber die wilden Thiere im Walde gefreſſen, ſo wären wir zuſammen geſtorben, und müßten nun nicht das Herzeleid tragen: und ich müßte nicht ſelber das Waſſer heiß machen zu dem Tode meines lieben Bruders; barmherziger Gott, hilf uns armen Kindern aus der Noth.“

Da rief die Alte „Grethel, komm her zu dem Backofen.“ Wie Grethel kam, ſagte ſie „guck hinein, ob das Brot ſchon hübſch braun und gar iſt, meine Augen ſind ſchwach, ich kann nicht ſo weit ſehen, und wenn du auch nicht kannſt, ſo ſetz dich auf das Brett, ſo will ich dich hineinſchieben, da kannſt du darin herumgehen und nachſehen.“ Sobald aber Grethel darin war, wollte ſie zumachen, und Grethel ſollte in dem heißen Ofen backen, und dann wollte ſie es auch aufeſſen. Gott gab es aber dem Mädchen in den Sinn, daß es ſprach „ich weiß nicht, wie ich das anfangen ſoll, zeige mir's erſt, und ſetz dich auf, ich will dich hineinſchieben.“ Da ſetzte ſich die Alte auf das Brett, und weil ſie leicht war, ſchob Grethel ſie hinein, ſo weit der Stiel an dem Brett reichte, und dann machte es geſchwind die Thüre zu, und ſteckte den eiſernen Riegel vor. Nun fing die Alte an in dem heißen Backofen zu ſchreien und zu jammern; Grethel aber lief fort, und die gottloſe Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Da lief Grethel zum Hänſel, machte ihm ſein Thürchen auf, und rief „ſpring heraus, Hänſel, wir ſind erlöſt.“ Da ſprang Hänſel heraus, wie ein eingeſperrtes Vöglein aus dem Käfig ſpringt, wenn ihm das Thürchen geöffnet wird. Und ſie weinten vor Freude, und küßten einander herzlich. Das ganze Häuschen aber war voll von Edelſteinen und Perlen, damit füllten ſie ihre Taſchen, gingen fort, und ſuchten den Weg nach Haus. Sie kamen aber vor ein großes Waſſer, und konnten nicht hinüber. Da ſah das Schweſterchen ein weißes Entchen hin und her ſchwimmen, dem rief es „ach, liebes Entchen, nimm uns auf deinen Rücken.“ Als das Entchen das hörte, kam es geſchwommen, und trug Grethel hinüber, und dann holte es auch Hänſel. Darnach fanden ſie bald ihre Heimath. Der Vater freute ſich herzlich, als er ſie wieder ſah, denn er hatte keinen vergnügten Tag gehabt, ſeit ſeine Kinder fort waren. Die Mutter aber war geſtorben. Nun brachten die Kinder Reichthümer genug mit, und ſie brauchten für Eſſen und Trinken nicht mehr zu ſorgen.

Der undankbare Sohn.

Es ſaß einmal ein Mann mit ſeiner Frau vor der Hausthür, und hatten ein gebraten Huhn vor ſich ſtehen, und wollten das zuſammen verzehren. Da ſah der Mann, wie ſein alter Vater daher kam, geſchwind nahm er das Huhn, und verſteckte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, that einen Trunk, und ging fort. Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tiſch tragen, aber als er danach griff, war es eine große Kröte geworden, die ſprang ihm ins Angeſicht, und ſaß da, und ging nicht wieder weg; und wenn ſie jemand wegthun wollte, ſah ſie ihn giftig an, als wollte ſie ihm ins Angeſicht ſpringen, ſo daß ſich keiner ſie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, ſonſt fraß ſie ihm aus ſeinem Angeſicht, und alſo ging er ohne Ruhe in der Welt hin und her.

Die drei Faulen.

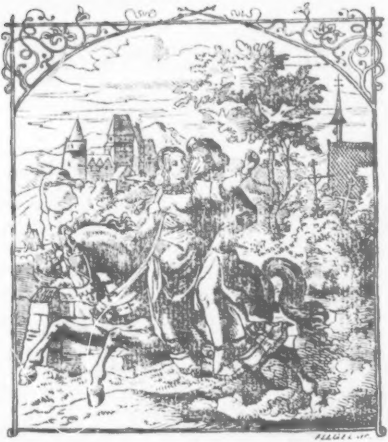
Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach ſeinem Tode beſtimmen ſollte. Als die Zeit kam, daß er ſterben wollte, rief er ſie vor ſich, und ſprach „liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch ſagen: welcher von euch der Faulſte iſt, der ſoll nach mir König werden.“ Da ſprach der älteſte „Vater, ſo gehört das Reich mir, denn ich bin ſo faul, wenn ich liege und will ſchlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, ſo mag ich ſie nicht zuthun, damit ich einſchlafe.“ Der zweite ſprach „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin ſo faul, wenn ich beim Feuer ſitze mich zu wärmen, ſo ließ ich mir eher die Ferſe verbrennen, eh ich die Beine zurückzöge." Der dritte ſprach „Vater, das Reich iſt mein, denn ich bin ſo faul, ſollt ich aufgehenkt werden, und hätte den Strick ſchon um den Hals, und einer gäbe mir ein ſcharf Meſſer in die Hand, damit ich den Strick zerſchneiden dürfte, ſo ließ ich mich eher henken, ehe ich meine Hände aufhübe zum Strick." Wie der Vater das hörte, ſprach er „du ſollſt der König ſein."

Das Dietmarſiſche Lügenmärchen.

Ich will euch etwas erzählen. Ich ſah zwei gebratene Hühner fliegen, flogen ſchnell und hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, die Rücken nach der Hölle, und ein Amboß und ein Mühlſtein die ſchwammen über den Rhein, fein langſam und leiſe, und ein Froſch ſaß und fraß eine Pflugſchaar zu Pfingſten auf dem Eis, da waren drei Kerls, wollten einen Haſen fangen, gingen auf Krücken und Stelzen, der eine war taub, der zweite blind, der dritte ſtumm, und der vierte konnte keinen Fuß rühren. Wollt ihr wiſſen, wie das geſchah? Der Blinde der ſah zuerſt den Haſen über Feld traben, der Stumme der rief dem Lahmen zu, und der Lahme faßte ihn beim Kragen. Etliche die wollten zu Land ſegeln, und ſpannten die Segel im Wind, und ſchifften über große Aecker hin, da ſegelten ſie über einen hohen Berg, da mußten ſie elendiglich erſaufen. Ein Krebs jagte einen Haſen in die Flucht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hinaufgeſtiegen. In dem Land ſind die Fliegen ſo groß als hier zu Land die Ziegen.

Der Fuchs und die Gänſe.

Der Fuchs kam einmal auf eine Wieſe, wo eine Heerde ſchöner fetter Gänſe ſaß, da lachte er und ſprach ,,ich komme ja wie gerufen, ihr ſitzt hübſch beiſammen, ſo kann ich eine nach der andern auffreſſen.'' Die Gänſe gackerten vor Schrecken, ſprangen auf, fingen an zu jammern und kläglich um ihr Leben zu bitten. Der Fuchs aber wollte auf nichts hören, und ſprach ,,da iſt keine Gnade, ihr müßt ſterben.'' Endlich nahm ſich eine das Herz, und ſagte ,,ſollen wir armen Gänſe doch einmal unſer jung friſch Leben laſſen, ſo erzeige uns die einzige Gnade, und erlaub uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unſern Sünden ſterben: hernach wollen wir uns auch in eine Reihe ſtellen, damit du dir immer die fetteſte ausſuchen kannſt.'' ,,Ja,'' ſagte der Fuchs, ,,das iſt billig und iſt eine fromme Bitte: betet, ich will ſo lange warten.'' Alſo fing die erſte ein recht langes Gebet an, immer ,,ga! ga!'' und weil ſie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite nicht, bis die Reihe an ſie kam, ſondern fing auch an ,,ga! ga!'' Die dritte und vierte folgte ihr, und bald gackerten ſie alle zuſammen. (Und wenn ſie ausgebetet haben, ſoll das Märchen weiter erzählt werden, ſie beten aber alleweile noch immer fort.)



Aſchenputtel.

Einem reichen Manne dem wurde ſeine Frau krank, und als ſie fühlte, daß ihr Ende heran kam, rief ſie ihr einziges Töchterlein zu ſich ans Bett, und ſprach „liebes Kind, bleib fromm und gut, ſo wird dir der liebe Gott immer beiſtehen, und ich will vom Himmel auf dich herab blicken, und will um dich ſein.“ Darauf that ſie die Augen zu, und verſchied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte, und blieb fromm und gut. Der Schnee aber deckte ein weißes Tüchlein auf das

Grab, und als die Sonne es wieder herab gezogen hatte, nahm ſich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die ſchön und weiß von Angeſicht waren, aber garſtig und ſchwarz von Herzen. Da ging eine ſchlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Was ſoll das Geſchöpf in den Stuben,“ ſprachen ſie, „wer Brot eſſen will, muß es verdienen: hinaus mit der Küchenmagd.“ Sie nahmen ihm ſeine ſchönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an, lachten es dann aus und führten es in die Küche. Da mußte es ſo ſchwere Arbeit thun, früh vor Tag aufſtehen, Waſſer tragen, Feuer anmachen, kochen und waſchen. Obendrein thaten ihm die Schweſtern alles erſinnliche Herzeleid an, verſpotteten es, und ſchütteten ihm die Erbſen und Linſen in die Aſche, ſo daß es ſitzen und ſie wieder ausleſen mußte. Abends, wenn es ſich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, ſondern mußte ſich neben den Heerd in die Aſche legen. Und weil es darum immer ſtaubig und ſchmutzig ausſah, nannten ſie es Aſchenputtel.

Es trug ſich zu, daß der Vater einmal in die Meſſe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen ſollte? „Schöne Kleider,“ ſagte die eine, „Perlen und Edelſteine,“ die zweite. „Nun, Aſchenputtel,“ ſprach er, „was willſt du haben?“ „Vater, das erſte Reis, das euch auf eurem Heimwege an den Hut ſtößt, das brecht für mich ab.“ Er kaufte nun für die beiden Stiefſchweſtern ſchöne Kleider, Perlen und Edelſteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Buſch ritt, ſtreifte ihn ein Haſelreis, und ſtieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab, und nahm es mit. Als er nach Hauſe kam, gab er den Stieftöchtern, was ſie ſich gewünſcht hatten, und dem Aſchenputtel gab er das Reis von dem Haſelbuſch. Aſchenputtel dankte ihm, ging zu ſeiner Mutter Grab, und pflanzte das Reis darauf, und weinte ſo ſehr, daß es von ſeinen Thränen begoſſen ward. Es wuchs aber und ward ein ſchöner Baum. Aſchen-

uttel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und
llemal kam ein Vöglein auf den Baum, und das Vöglein gab
im, was es ſich wünſchte.

Es begab ſich aber, daß der König ein Feſt anſtellte, das
rei Tage dauern ſollte, damit ſich ſein Sohn eine Braut ausſu-
hen möchte. Die zwei Stiefſchweſtern waren auch dazu einge-
aden, riefen Aſchenputtel und ſprachen „kämm uns die Haare,
bürſte uns die Schuhe und ſchnalle uns die Schnallen, wir tanzen
uf des Königs Feſt.“ Das that Aſchenputtel und weinte, weil
es auch gern zum Tanz mitgegangen wär, und bat die Stiefmut-
ter gar ſehr, ſie möchte es ihm erlauben. „Du Aſchenputtel,“
ſprach ſie, „haſt nichts am Leib, und haſt keine Kleider, und kannſt
nicht tanzen, und willſt zur Hochzeit!“ Als es noch weiter bat,
ſprach ſie endlich „da hab ich dir eine Schüſſel Linſen in die Aſche
geſchüttet, und wenn du die Linſen in zwei Stunden wieder aus-
geleſen haſt, ſo ſollſt du mitgehen.“ Das Mädchen ging vor
die Hinterthüre nach dem Garten zu, und rief „ihr zahmen Täub-
chen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel,
kommt und helft mir leſen,

die guten ins Töpfchen,
die ſchlechten ins Kröpfchen.“

Da kamen zum Küchenfenſter zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen, und endlich ſchwirrten und ſchwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein, und ließen ſich um die Aſche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen, und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und laſen alle guten Körnlein in die Schüſſel. Wie eine Stunde herum war, waren ſie ſchon fertig, und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüſſel der Stiefmutter, und freute ſich, und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber ſie ſprach „nein du Aſchenputtel, du haſt keine Kleider und kannſt nicht tanzen, du ſollſt nicht mitgehen.“ Als es nun weinte, ſprach ſie „wenn du mir zwei Schüſſeln voll Linſen in einer Stunde aus der Aſche rein leſen kannſt, ſo ſollſt du mitgehen,“ und dachte dabei „das kann e nimmermehr.“ Nun ſchüttete ſie zwei Schüſſeln Linſen in die Aſche; aber das Mädchen ging vor die Hinterthüre nach dem Garten zu, und rief „ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir leſen,

die guten ins Töpfchen,
die ſchlechten ins Kröpfchen.“

Da kamen zum Küchenfenſter zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen, und ſchwirrten und ſchwärmte alle Vögel unter dem Himmel herein, und ließen ſich um die Aſch nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen, und finge an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik pik, pik, und laſen alle guten Körner in die Schüſſeln. Und e eine halbe Stunde herum war, waren ſie ſchon fertig, und floge alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen der Stiefmutte die Schüſſeln, und freute ſich, und glaubte, nun dürfte es mit au die Hochzeit gehen. Aber ſie ſprach „es hilft dir alles nichts: d kommſt nicht mit, denn du haſt keine Kleider und kannſt nicht tanzen, und wir müßten uns nur ſchämen.“ Darauf ging ſie mi ihren zwei Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aſchenputtel z ſeiner Mutter Grab unter den Haſelbaum, und rief

„Bäumchen rüttel dich und ſchüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Da warf ihm der Vogel ein golden und ſilbern Kleid herunter, und mit Seide und Silber ausgeſtickte Pantoffeln. Da zo es das Kleid an, und ging zur Hochzeit. Seine Schweſtern ab und die Stiefmutter kannten es nicht, und meinten, es müßte ei fremde Königstochter ſein, ſo ſchön ſah es in den reichen Kleider aus. An Aſchenputtel dachten ſie gar nicht, und glaubten, es läge daheim im Schmutz. Der Königsſohn kam ihm entgegen und nahm es bei der Hand, und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit ſonſt niemand tanzen, alſo daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, ſprach er „das iſt meine Tänzerin.“

Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königsſohn aber ſprach „ich gehe mit und begleite dich,“ denn er wollte ſehen, wem das ſchöne Mädchen angehörte. Sie entwiſchte ihm aber, und ſprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königsſohn, bis der Vater kam, und ſagte ihm, das fremde Mädchen wär in das Taubenhaus geſprungen. Da dachte er „ſollte es Aſchenputtel ſein,“ und ſie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei ſchlagen konnte: aber es war niemand darin. Und als ſie ins Haus kamen, lag Aſchenputtel in ſeinen ſchmutzigen Kleidern in der Aſche, und ein trübes Oellämpchen brannte im Schornſtein; denn Aſchenputtel war geſchwind durch das Taubenhaus geſprungen und zu dem Haſelbäumchen gegangen, da hatte es die ſchönen Kleider abgethan und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte ſie wieder weggenommen, und dann hatte es ſich in ſeinem grauen Kittelchen in die Küche zur Aſche geſetzt.

Am andern Tag, als das Feſt von neuem anhub, und die Eltern und Stiefſchweſtern wieder fort waren, ging Aſchenputtel zu dem Haſelbaum und ſprach

„Bäumchen rüttel dich und ſchüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Da warf der Vogel ein noch viel ſtolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Und als es mit dieſem Kleide auf der Hochzeit erſchien, erſtaunte jedermann über ſeine Schönheit: der Königsſohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand, und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, ſprach er „das iſt meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königsſohn ging mit, und wollte ſehen, in welches Haus es ginge: aber es ſprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin ſtand ein ſchöner großer Birnbaum voll herrlichem Obſt, auf den ſtieg es gar behend, und der Königsſohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und ſprach zu ihm „das fremde Mädchen iſt mir entwiſcht, und ich glaube, es iſt auf den Birnbaum geſprungen.“ Der Vater dachte „ſollte es Aſchenputtel ſein,“ und ließ ſich die Axt holen, und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als ſie in die Küche kamen, lag Aſchenputtel da in der Aſche, wie gewöhnlich, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgeſprungen, hatte dem Vogel auf dem Haſelbäumchen die ſchönen Kleider wieder gebracht, und ſein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schweſtern fort waren, ging Aſchenputtel wieder zu ſeiner Mutter Grab, und ſprach zu dem Bäumchen

„Bäumchen, rüttel dich und ſchüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war ſo prächtig, wi
es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden.
Als es zu der Hochzeit kam, wußten ſie alle nicht, was ſie vor Verwunderung ſagen ſollten, der Königsſohn tanzte ganz allein mi
ihm, und wenn es einer aufforderte, ſprach er „das iſt mein
Tänzerin.“

Als es nun Abend war, wollte Aſchenputtel fort, und de
Königsſohn wollte es begleiten, aber es entſprang ihm. Doch verlor es ſeinen linken ganz goldenen Pantoffel, denn der Königsſoh
hatte Pech auf die Treppe ſtreichen laſſen, und daran blieb er hängen. Nun nahm er den Schuh, und ging am andern Tag dam
zu dem Mann, und ſagte, die ſollte ſeine Gemahlin werden,

eren Fuß dieſer goldene Schuh paßte. Da freuten ſich die beiden Schweſtern, weil ſie ſchöne Füße hatten. Die Aelteſte ging mit em Schuh in die Kammer, und wollte ihn anprobiren, und die Mutter ſtand dabei. Aber ſie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Meſſer, und ſprach „hau die Zehe ab, wenn du Königin biſt, ſo brauchſt du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß hinein, und ging zum Königsſohn. Der nahm ſie als ſeine Braut aufs Pferd, und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da ſaßen ie zwei Täubchen auf dem Haſelbäumchen und riefen

„rucke di guck, rucke di guck,
Blut iſt im Schuck (Schuh),
der Schuck iſt zu klein,
die rechte Braut ſitzt noch daheim.“

Da blickte er auf ihren Fuß, und ſah, wie das Blut herausquoll. Er wendete ſein Pferd um, brachte die falſche Braut wieder nach Haus, und ſagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schweſter ſollte den Schuh anziehen. Da ging dieſe in die Kammer, und kam mit den Zehen in die Schuh, aber hinten die Ferſe war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Meſſer, und ſprach „hau ein Stück von der Ferſe ab, wenn du Königin biſt, brauchſt du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferſe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, und ging heraus zum Königsſohn. Der nahm ſie als ſeine Braut aufs Pferd, und ritt mit ihr fort. Als ſie an dem Haſelbäumchen vorbei kamen, ſaßen die zwei Täubchen darauf und riefen

„rucke di guck, rucke di guck,
Blut iſt im Schuck,
der Schuck iſt zu klein,
die rechte Braut ſitzt noch daheim.“

Er blickte nieder auf ihren Fuß, und ſah, wie das Blut aus dem

Schuh quoll, und an den weißen Strümpfen ganz roth heraufgeſtiegen war. Da wendete er ſein Pferd, und brachte die falſche Braut wieder zurück. „Das iſt auch nicht die rechte,“ ſprach er, „habt ihr keine andere Tochter?“ „Nein,“ ſagte der Mann, „nur von meiner verſtorbenen Frau iſt noch ein kleines garſtiges Aſchenputtel da, das kann aber nicht die Braut ſein.“ Der Königsſohn ſprach „er ſollt es heraufſchicken,“ die Mutter aber antwortete „ach nein, das iſt viel zu ſchmutzig, das darf ſich nicht ſehen laſſen.“ Er wollte es aber durchaus haben, und Aſchenputtel mußte gerufen werden. Da wuſch es ſich erſt Hände und Angeſicht rein, ging dann hin und neigte ſich vor dem Königsſohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Nun ſtreifte es den ſchweren Schuh vom linken Fuß ab, ſetzte dieſen auf den goldenen Pantoffel, und drückte ein wenig, ſo ſtand es darin, als wär er ihm angegoſſen. Und als es ſich aufbückte, erkannte er es im Angeſich und ſprach „das iſt die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und di beiden Schweſtern erſchracken, und wurden bleich vor Aerger, e aber nahm Aſchenputtel aufs Pferd, und ritt mit ihm fort. Al ſie an dem Haſelbäumchen vorbei kamen, riefen die zwei weiße Täubchen

„rucke di guck, rucke di guck,
kein Blut im Schuck,
der Schuck iſt nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim.“

Und als ſie das gerufen hatten, kamen ſie beide herab geflogen und ſetzten ſich dem Aſchenputtel auf die Schultern, eine rechts, d andere links, und blieben da ſitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königsſohn ſollte gehalten werde kamen die falſchen Schweſtern, wollten ſich einſchmeicheln, u Theil an ſeinem Glücke nehmen. Als die Brautleute nun z Kirche gingen, war die älteſte zur rechten, die jüngſte zur link Seite, da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus; h nach als ſie heraus gingen, war die älteſte zur linken, und die jüngſte zur rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus: und waren ſie alſo für ihre Bosheit und Falſchheit mit Blindheit auf ihr Lebtag geſtraft.

Des Schneiders Daumerling Wanderſchaft.

Ein Schneider hatte einen Sohn, der war klein gerathen und nicht größer als ein Daumen, darum hieß er der Daumerling. Er hatte aber Courage im Leibe, und ſagte zu ſeinem Vater „Vater, ich ſoll und muß in die Welt hinaus.“ „Recht, mein Sohn,“ ſprach der Alte, nahm eine Stopfnadel, und machte am Licht einen Knoten von Siegellack daran, „da haſt du auch einen Degen mit auf den Weg.“ Nun wollt das Schneiderlein noch einmal miteſſen, ging in die Küche, um zu ſehen, was die Frau Mutter zu guter Letzt gekocht hätte. Es war aber eben angerichtet, und die Schüſſel ſtand auf dem Herd. Da ſprach es „nun, was giebts heute zu eſſen?“ „Sieh ſelbſt zu,“ ſagte die Mutter. Da ſprang Daumerling auf den Herd, und guckte in die Schüſſel: weil er aber den Hals zu weit hineinſtreckte, faßte ihn der Dampf von der Speiſe, trieb ihn zum Schornſtein hinaus, und führte ihn eine Weile in der Luft herum, bis er endlich wieder auf die Erde herab ſank. So kam das Schneiderlein in die Welt hinein, zog umher, und ging bei einem Meiſter in die Arbeit; da war ihm aber das Eſſen nicht gut genug. „Frau Meiſterin, wenn ſie uns kein beſſer Eſſen giebt,“ ſagte der Daumerling, „ſo gehe ich fort, und ſchreibe morgen früh mit Kreide an ihre Hausthüre, Kartoffel zu viel, Fleiſch zu wenig, Adies, Herr Kartoffelkönig.“ „Was willſt du wohl, Grashüpfer?“ ſagte die Meiſterin, ward bös, ergriff einen Lappen, und wollte los ſchlagen: mein Schneiderlein aber kroch behende unter den Fingerhut, guckte unten hervor, und ſtreckte der

Frau Meiſterin die Zunge heraus. Sie hob ſchnell den Fingerhut auf, und wollte ihn packen, aber der Daumerling hüpfte in den Lappen, und wie die Meiſterin den Lappen auseinander warf und ihn ſuchte, machte er ſich in den Tiſchritz. „He, he, Frau Meiſterin,“ rief er, und ſtreckte den Kopf in die Höhe, und wenn ſie zuſchlagen wollte, ſprang er in die Schublade hinunter. Endlich aber erwiſchte ſie ihn doch, und jagte ihn zum Haus hinaus.

Das Schneiderlein wanderte und kam in einen großen Wald, da begegnete ihm ein Haufen Räuber, die hatten vor des Königs Schatz zu beſtehlen. Als ſie das Schneiderlein ſahen, dachten ſie „ſo ein Inſtrument kann uns viel nützen.“ „Heda,“ rief einer, „du Rieſe Goliath, willſt du mit zur Schatzkammer gehen? du kannſt dich hineinſchleichen und das Geld herauswerfen.“ Der Daumerling beſann ſich, endlich ſagte er ja, und ging mit zu den Schatzkammer. Da beſah er die Thüre oben und unten, ob kein Ritz darin wäre. Glücklicherweiſe fand er einen, und wollte gleich einſteigen, aber die eine Schildwache ſprach zur andern „was kriecht da für eine garſtige Spinne? die will ich todt treten.“ „Ei, laß das arme Thier gehen,“ ſagte die andere, „es hat dir ja nichts gethan.“ Nun kam der Daumerling durch den Ritz glücklich in die Schatzkammer, machte das Fenſter, unter welchem die Räuber ſtanden, auf, und warf ihnen einen Thaler nach dem andern hinaus. Als das Schneiderlein in der beſten Arbeit war, hörte er den König kommen, der ſeine Schatzkammer beſehen wollte, und mußte ſich einſtweilen verkriechen. Der König merkte, daß viele harte Thaler fehlten, konnte aber nicht begreifen, wer ſie ſollte geſtohlen haben, da die Schlöſſer in gutem Stand waren, und alles wohl verwahrt ſchien. Da ging er wieder fort, und ſprach zu den zwei Wachen „habt Acht, es iſt einer hinter dem Geld.“ Als de Daumerling nun ſeine Arbeit von Neuem anfing, hörten ſie das Geld drinnen ſich regen und klingen klipp, klapp, klipp, klapp ſprangen geſchwind hinein, und wollten den Dieb greifen. Abe das Schneiderlein, das ſie kommen hörte, war noch geſchwinder, ſprang in eine Ecke, und deckte einen Thaler über ſich, ſo daß nichts von ihm zu ſehen war, neckte die Wachen, und rief „hier bin ich.“ Die Wachen liefen dahin, wie ſie aber ankamen, war es ſchon in eine andere Ecke unter einen Thaler gehüpft, und rief „he, hier bin ich.“ Die Wachen ſprangen eilends herbei, Daumerling war aber längſt in einer dritten Ecke, und trieb ſie ſo lange in der Schatzkammer herum, bis ſie müde waren, und davon gingen. Nun warf es die Thaler nach und nach alle hinaus, und den letzten ſchnellte es mit aller Macht, hüpfte dann ſelber noch behendiglich darauf, und flog damit durchs Fenſter hinab. Die Räuber machten ihm große Lobſprüche, „du biſt ein gewaltiger Held,“ ſagten ſie, „willſt du unſer Hauptmann werden?“ Daumerling bedankte ſich aber, und ſagte, er wollte erſt die Welt ſehen. Sie theilten nun die Beute, das Schneiderlein aber verlangte nur einen Kreuzer, weil es nicht mehr tragen konnte.

Darauf ſchnallte es ſeinen Degen wieder um den Leib, ſagte den Räubern guten Tag, und nahm den Weg zwiſchen die Beine. Bei etlichen Meiſtern ging es zwar in Arbeit, endlich aber, weils mit dem Handwerk nicht recht fort wollte, verdingte es ſich als Hausknecht in einem Gaſthof. Die Mägde aber konnten es nicht eiden, denn ohne geſehen zu werden ſah es alles, was ſie heimlich haten, und gab bei der Herrſchaft an, was ſie ſich von den Tellern weggenommen und aus dem Keller für ſich mitgebracht hatten. Da ſprachen ſie „wart, wir wollen dirs eintränken,“ und verabedeten untereinander ihm einen Schabernack anzuthun. Als die ine Magd nun im Garten mähte, und den Daumerling da herumpringen, und an den Kräutern hinauf- und hinabkriechen ſah, ähte ſie ihn mit dem Gras ſchnell zuſammen, band alles in ein roßes Tuch, und warf es heimlich den Kühen vor. Nun war ine große ſchwarze darunter, die verſchluckte ihn mit, ohne ihm eh zu thun. Unten gefiels ihm aber ſchlecht, denn es war ganz

finſter, und brannte da kein Licht. Als die Kuh gemelkt wur
da rief er

„ſtrip, ſtrap, ſtroll,
iſt der Eimer bald voll?“

Doch bei dem Geräuſch des Melkens wurde er nicht verſtand
Hernach trat der Hausherr in den Stall, und ſprach „morgen
die Kuh da geſchlachtet werden.“ Da ward dem Daumerli
angſt, daß er laut rief „laßt mich erſt heraus, ich ſitze ja drin
Der Herr hörte ihn wohl, wußte aber nicht, wo die Stimme h
kam, und ſprach „wo biſt du?“ „In der ſchwarzen,“ antw
tete er, aber der Herr verſtand nicht, was das heißen ſollte, u
ging fort.

Am andern Morgen wurde die Kuh geſchlachtet; glücklich
weiſe traf bei dem Zerhauen und Zerlegen den Daumerling k
Hieb, aber er gerieth unter das Wurſtfleiſch. Wie nun der M
ger herbeitrat und ſeine Arbeit anfing, ſchrie er aus Leibeskräf
„hackt nicht zu tief, hackt nicht zu tief, ich ſtecke ja drunter.“
dem Lärmen der Hackmeſſer hörte das kein Menſch. Nun ha
der arme Daumerling ſeine Noth, aber die Noth macht Beine, u
da ſprang er ſo behend zwiſchen den Hackmeſſern durch, daß
keins anrührte, und er mit heiler Haut davon kam. Aber e
ſpringen konnte er auch nicht: es war keine andere Auskunft,
mußte ſich mit den Speckbrocken in eine Blutwurſt hinunter ſtop
laſſen. Da war das Quartier etwas enge, und dazu ward
noch in den Schornſtein zum Räuchern aufgehängt, wo ihm Z
und Weile gewaltig lang wurde. Endlich im Winter wurde
herunter geholt, weil die Wurſt einem Gaſt ſollte vorgeſetzt werd
Als nun die Frau Wirthin die Wurſt in Scheiben ſchnitt, nah
er ſich in Acht, daß er den Kopf nicht zu weit vorſtreckte, dam
ihm etwa der Hals nicht mit abgeſchnitten würde: endlich erſah
ſeinen Vortheil, machte ſich Luft, und ſprang heraus.

In dem Hauſe aber, wo es ihm ſo übel ergangen wa wollte das Schneiderlein nicht länger mehr bleiben, ſondern begab ſich gleich wieder auf die Wanderung. Doch, als es durch ein Feld ging, kam es einem Fuchs in den Weg, der ſchnappte es in Gedanken auf. „Ei, Herr Fuchs," riefs Schneiderlein, „ich bins ja, der in eurem Hals ſteckt, laßt mich wieder frei." „Du haſt Recht," antwortete der Fuchs, „an dir hab ich doch ſo viel als nichts; verſprichſt du mir die Hühner in deines Vaters Hof, ſo will ich dich loslaſſen." „Von Herzen gern," antwortete der Daumerling, „die Hühner ſollſt du alle haben, das gelobe ich dir." Da ließ ihn der Fuchs wieder los, und trug ihn ſelber heim. Als der Vater ſein Söhnlein wieder ſah, gab er dem Fuchs gerne die Hühner. „Dafür bring ich dir auch ein ſchön Stück Geld mit," ſprach der Daumerling zu ſeinem Vater, und reichte ihm den Kreuzer, den er auf ſeiner Wanderſchaft erworben hatte.

„Warum hat aber der Fuchs die armen Piephühner zu freſſen kriegt?" „Ei, du Narr, deinem Vater wird ja wohl ſein Kind lieber ſein als die Hühner auf dem Hof."

Die ſechs Schwäne.

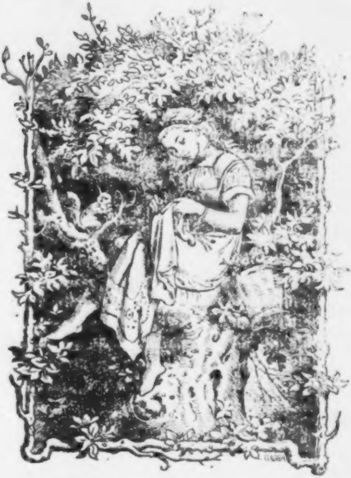
Es jagte einmal ein König in einem großen Wald, und jagte einem Wild ſo eifrig nach, daß ihm niemand von ſeinen Leuten folgen konnte. Und als es Abend ward, und er ſtill hielt, und um ſich blickte, ſo ſah er, daß er ſich verirrt hatte. Er ſuchte einen Ausgang, konnte aber keinen finden. Endlich ſah er eine alte Frau mit wackelndem Kopfe, die auf ihn zu kam; das war aber eine Hexe. Der König redete ſie an und ſprach „liebe Frau, könnt ihr mir nicht den Weg durch den Wald zeigen?" „O ja, Herr König," antwortete ſie, „das kann ich wohl, aber es iſt eine Bedingung dabei, wenn ihr die nicht erfüllt, ſo kommt ihr nimmermehr aus dem Wald, und müßt darin Hungers ſterben.“ „Was iſt das für eine Bedingung?“ fragte der König. „Ich habe eine Tochter,“ ſagte die Alte, „die ſo ſchön iſt, wie ihr eine auf der Welt finden könnt, und die wohl verdient eure Gemahlin zu werden, wollt ihr die heirathen und zur Frau Königin machen, ſo zeige ich euch den Weg aus dem Walde.“ Der König ſagte in der Angſt ſeines Herzens ja, und die Alte führte ihn zu ihrem Häuschen, wo ihre Tochter beim Feuer ſaß. Sie empfing den König, als wenn ſie ihn erwartet hätte, und er ſah wohl, daß ſie ſehr ſchön war, aber ſie gefiel ihm doch nicht, und er konnte ſie ohne heimliches Grauſen nicht anſehen. Nachdem er das Mädchen zu ſich aufs Pferd gehoben hatte, zeigte ihm die Alte den Weg, und der König gelangte wieder in ſein königliches Schloß, wo die Hochzeit gefeiert wurde.

Der König war ſchon einmal verheirathet geweſen, und hatte von ſeiner erſten Gemahlin ſieben Kinder, ſechs Knaben und ein Mädchen, die er über alles auf der Welt liebte. Weil er nun fürchtete, die Stiefmutter möchte ſie nicht gut behandeln und ihnen gar ein Leid anthun, ſo brachte er ſie in ein einſames Schloß, das mitten in einem Walde ſtand. Es lag ſo verborgen, und der Weg war ſo ſchwer zu finden, daß er ihn ſelbſt nicht gefunden hätte, wenn ihm nicht eine weiſe Frau ein Knauel Garn von wunderbarer Eigenſchaft geſchenkt hätte; wenn er das vor ſich hinwarf, ſo wickelte es ſich von ſelbſt los, und zeigte ihm den Weg. Der König ging oft hinaus zu ſeinen lieben Kindern, daß der Königin endlich ſeine Abweſenheit auffiel; ſie ward neugierig, und wollte wiſſen, was er ſo oft allein in dem Walde zu ſchaffen habe. Sie gab ſeinen Dienern viel Geld, und die verriethen ihr das Geheimniß, und ſagten ihr auch von dem Knauel, das allein den Weg zeigen könne. Nun hatte ſie keine Ruhe, bis ſie entdeckte, wo der König das Knauel aufbewahrte, und als ſie das herausgebracht hatte, ſo machte ſie kleine Hemdchen, und da ſie von ihrer

Mutter die Hexenkünſte gelernt hatte, ſo nähte ſie einen Zauber hinein. Und als der König einmal auf die Jagd geritten war, nahm ſie die Hemdchen, und ging in den Wald, und das Knauel zeigte ihr den Weg. Die Kinder, die aus der Ferne jemand kommen ſahen, meinten, ihr lieber Vater käme zu ihnen, und ſprangen ihm voll Freude entgegen. Da warf ſie über ein jedes eins von den Hemdchen, und wie das ihren Leib berührt hatte, verwandelten ſie ſich in Schwäne, und flogen davon über den Wald hinweg. Die Königin ging ganz vergnügt nach Haus, und glaubte ihre Stiefkinder los zu ſein, aber das Mädchen war nicht mitgelaufen, und ſie wußte nichts von ihm. Andern Tags kam der König, und wollte ſeine Kinder beſuchen, er fand aber niemand als das Mädchen. ,,Wo ſind deine Brüder?'' fragte der König. ,,Ach, lieber Vater,'' antwortete es, ,,die ſind fort, und haben mich allein zurückgelaſſen,'' und erzählte ihm, daß es aus ſeinem Fenſterlein mit angeſehen habe, wie ſeine Brüder als Schwäne über den Wald weg geflogen wären, und zeigte ihm die Federn, die ſie in dem Hof hatten fallen laſſen, und die es aufgeleſen hatte. Der König trauerte, aber er dachte nicht, daß die Königin die böſe That vollbracht hätte, und weil er fürchtete, das Mädchen würde ihm auch geraubt, ſo wollte er es mit fortnehmen. Aber es hatte Angſt vor der Stiefmutter, und bat den König, daß es nur noch dieſe Nacht im Waldſchloß bleiben dürfte.

Das arme Mädchen dachte aber ,,meines Bleibens iſt nicht länger hier, ich will gehen und meine Brüder ſuchen.'' Und als die Nacht kam, entfloh es und ging geradezu in den Wald hinein. Es ging die ganze Nacht durch und auch den andern Tag in einem fort, bis es vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Da ſah es eine Wildhütte, ſtieg hinauf, und fand eine Stube mit ſechs kleinen Betten, aber es getraute ſich nicht in eins zu legen, ſondern kroch unter eins, legte ſich auf den harten Boden, und wollte die Nacht da zubringen. Als aber die Sonne bald untergehen wollte, hörte es ein Rauſchen, und ſah, daß ſechs Schwäne zum Fenſter herein geflogen kamen. Sie ſetzten ſich auf den Boden, und blieſen einander an, und blieſen ſich alle Federn ab, und ihre Schwanenhaut ſtreifte ſich ab wie ein Hemd. Da ſah ſie das Mädchen an, und erkannte ihre Brüder, freute ſich, und kroch unter dem Bett hervor. Die Brüder waren nicht weniger erfreut, als ſie ihr Schweſterchen erblickten, aber ihre Freude war von kurzer Dauer. „Hier kann deines Bleibens nicht ſein,“ ſprachen ſie zu ihm, „das iſt eine Herberge für Räuber, wenn die heim kommen, und finden dich, ſo ermorden ſie dich.“ „Könnt ihr mich denn nicht beſchützen?“ fragte das Schweſterchen. „Nein,“ antworteten ſie, „denn wir können nur eine Viertelſtunde lang jeden Abend unſere Schwanenhaut ablegen, und haben in dieſer Zeit unſere menſchliche Geſtalt, aber dann werden wir wieder in Schwäne verwandelt.“ Das Schweſterchen weinte, und ſagte „könnt ihr denn nicht erlöſt werden?“ „Ach nein,“ antworteten ſie, „die Bedingungen ſind zu ſchwer. Du darfſt ſechs Jahre nicht ſprechen und nicht lachen, und mußt in der Zeit ſechs Hemdchen für uns aus Sternblumen zuſammennähen. Kommt ein einziges Wort aus deinem Munde, ſo iſt alle Arbeit verloren.“ Und als die Brüder das geſprochen hatten, war die Viertelſtunde herum, und ſie flogen als Schwäne wieder zum Fenſter hinaus.

Das Mädchen aber dachte in ſeinem Herzen, es wollte ſeine Brüder erlöſen, und wenn es auch ſein Leben koſte. Am andern Morgen ging es aus, ſammelte Sternblumen, und fing an zu nähen. Reden konnte es mit niemand, und zum Lachen hatte es keine Luſt; es ſaß da und ſah nur auf ſeine Arbeit. Als es ſchon lange Zeit da zugebracht hatte, geſchah es, daß der König des Landes in dem Walde jagte, und ſeine Jäger zu dem Baum kamen, auf welchem das Mädchen ſaß. Sie riefen es an und ſagten „wer biſt du?“ Es gab aber keine Antwort. „Komm herab zu uns,“ ſagten ſie, „wir wollen dir nichts zu Leid thun.“ Es ſchüttelte bloß mit dem Kopf. Als ſie es weiter mit Fragen bedrängten, ſo warf es ihnen ſeine goldene Halskette herab, und dachte ſie damit zufrieden zu ſtellen. Sie ließen aber nicht ab, da warf es ihnen ſeinen Gürtel herab, und als auch dies nicht half,



ſeine Strumpfbänder, und nach und nach alles, was es an hatte und entbehren konnte, ſo daß es nichts mehr als ſein Hemdlein behielt. Die Jäger ließen ſich aber damit nicht abweiſen, ſtiegen auf den Baum, hoben das Mädchen herab, und führten es vor den König. Der König fragte „wer biſt du? was machſt du auf dem Baum?“ Aber es antwortete nicht. Er fragte es in allen Sprachen, die er wußte, aber es blieb ſtumm wie ein Fiſch. Weil es aber ſo ſchön war, ſo ward des Königs Herz gerührt, und er faßte eine große Liebe zu ihm. Er that ihm ſeinen Mantel um, nahm es vor ſich aufs Pferd, und brachte es in ſein Schloß. Da ließ er ihm reiche Kleider anthun, und es ſtrahlte in ſeiner Schönheit wie der helle Tag, aber es war kein Wort aus ihm herauszubringen. Er ſetzte es bei Tiſch an ſeine Seite, und ſeine beſcheidenen Mienen und Sittſamkeit gefielen ihm ſo ſehr, daß er ſprach „dieſe begehre ich zu heirathen und keine andere auf der Welt,“ und nach einigen Tagen vermählte er ſich mit ihr.

Der König aber hatte eine böſe Mutter, die war unzufrieden mit dieſer Heirath und ſprach ſchlecht von der jungen Königin. „Wer weiß, wo die Dirne her iſt,“ ſagte ſie, „die nicht reden kann: ſie iſt eines Königs nicht würdig.“ Ueber ein Jahr, als die Königin das erſte Kind zur Welt brachte, nahm es ihr die Alte weg, und beſtrich ihr im Schlafe den Mund mit Blut. Dann ging ſie zum König, und klagte ſie an, ſie ſei eine Menſchenfreſſerin. Der König wollte es nicht glauben, und litt nicht, daß man ihr ein Leid anthat. Sie ſaß aber beſtändig, und nähte an den Hemden, und achtete auf nichts anderes. Das nächſtemal, als ſie wieder einen ſchönen Knaben gebar, übte die falſche Schwiegermutter denſelben Betrug aus, aber der König konnte ſich nicht entſchließen, ihren Reden Glauben beizumeſſen und ſprach „ſie iſt zu fromm und gut, als daß ſie ſo etwas thun könnte, wäre ſie nicht ſtumm, und könnte ſie ſich vertheidigen, ſo würde ihre Unſchuld an den Tag kommen.“ Als aber das drittemal die Alte das neugeborne Kind raubte und die Königin anklagte, die kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbrachte, ſo konnte der König nicht anders, er mußte ſie dem Gericht übergeben, und das verurtheilte ſie, den Tod durchs Feuer zu erleiden.

Als der Tag heran kam, wo das Urtheil ſollte vollzogen werden, da war zugleich der letzte Tag von den ſechs Jahren herum, in welchen ſie nicht ſprechen und nicht lachen durfte, und ſie hatte ihre lieben Brüder aus der Macht des Zaubers befreit. Die ſechs Hemden waren fertig geworden, nur daß an dem letzten der linke Aermel noch fehlte. Als ſie nun zum Scheiterhauſen geführt wurde, legte ſie die Hemden auf ihren Arm, und als ſie oben ſtand, und das Feuer eben ſollte angezündet werden, ſo ſchaute ſie ſich um, da kamen ſechs Schwäne durch die Luft daher gezogen. Da ſah ſie, daß ihre Erlöſung nahte, und ihr Herz regte ſich in Freude. Die Schwäne rauſchten zu ihr her, und ſenkten ſich herab, ſo daß ſie ihnen die Hemden überwerfen konnte, und wie ſie davon berührt wurden, fielen die Schwanenhäute ab, und ihre Brüder ſtanden leibhaftig vor ihr, und waren friſch und ſchön; nur dem jüngſten fehlte der linke Arm, und er hatte dafür einen Schwanenflügel am Rücken. Sie herzten und küßten ſich, und die Königin ging zu dem Könige, der ganz beſtürzt war, und fing an zu reden, und ſagte „liebſter Gemahl, nun darf ich ſprechen und dir offenbaren, daß ich unſchuldig bin und fälſchlich angeklagt;“ und erzählte ihm von dem Betrug der Alten, die ihre drei Kinder weggenommen und verborgen hätte. Da wurden ſie zu großer Freude des Königs herbeigeholt, die böſe Schwiegermutter aber wurde zur Strafe auf den Scheiterhauſen gebunden und zu Aſche verbrannt. Der König aber und die Königin mit ihren ſechs Brüdern lebten lange Jahre in Glück und Frieden.

Das tapfere Schneiderlein.

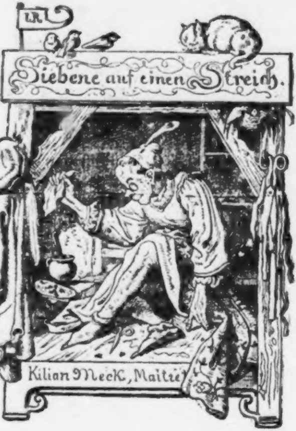
An einem Sommermorgen ſaß ein Schneiderlein auf ſeinem Tiſch am Fenſter, war guter Dinge und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau die Straße herab und rief „gut Mus feil! gut Mus feil!" Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren, es ſteckte ſein zartes Haupt zum Fenſter hinaus, und rief „hier herauf, liebe Frau, hier wird ſie ihre Waare los." Die Frau ſtieg drei Treppen mit ihrem ſchweren Korbe zu dem Schneider herauf und mußte die Töpfe ſämmtlich vor ihm auspacken. Er beſah ſie alle, hob ſie in die Höhe, hielt die Naſe daran, und ſagte endlich „das Mus ſcheint mir gut, wieg ſie mir doch vier Loth ab, liebe Frau, wenn's auch ein Viertelpfund iſt, es kommt mir nicht darauf an." Die Frau, welche gehofft hatte, einen guten Abſatz zu finden, gab ihm, was er verlangte, ging aber ganz ärgerlich und brummig fort. „Nun das Mus ſoll mir Gott geſegnen," rief das Schneiderlein, „und ſoll mir Kraft und Stärke geben," holte das Brot aus dem Schrank, ſchnitt ſich ein Stück über den ganzen Laib und ſtrich das Mus darüber. „Das wird nicht bitter ſchmecken," ſprach er, „aber erſt will ich den Wams fertig machen, eh ich anbeiße." Er legte das Brot neben ſich, nähte weiter, und machte vor Freude immer größere Stiche. Indeß ſtieg der Geruch von dem ſüßen Mus hinauf an die Wand, wo die Fliegen in großer Menge ſaßen, ſo daß ſie herangelockt wurden, und ſich ſchaarenweis darauf niederließen. „Ei, wer hat euch eingeladen?" ſprach das Schneiderlein, und jagte die ungebetenen Gäſte fort. Die Fliegen aber, die kein Deutſch verſtanden, ließen ſich nicht abweiſen, ſondern kamen in immer größerer Geſellſchaft wieder. Da lief dem Schneiderlein endlich, wie man ſagt, die Laus über die Leber, es langte aus ſeiner Hölle nach einem Tuchlappen, und „wart, ich will es euch geben!" ſchlug es unbarmherzig drauf. Als es abzog und zählte, ſo lagen nicht weniger als ſieben vor ihm todt, und ſtreckten die Beine. „Biſt du ſo ein Kerl," ſprach er, und mußte ſelbſt ſeine Tapferkeit bewundern, „das ſoll die ganze Stadt erfahren." Und in der Haſt ſchnitt ſich das Schneiderlein einen Gürtel, nähte ihn, und ſtickte mit großen Buchſtaben darauf „ſiebene auf einen Streich!" „Ei was Stadt!“ ſprach er weiter, „die ganze Welt ſoll es erfahren!“ und ſein Herz wackelte ihm vor Freude wie ein Lämmerſchwänzchen.

Der Schneider band ſich den Gürtel um den Leib, und wollte in die Welt hinaus, weil er meinte, die Werkſtätte ſei zu klein für ſeine Tapferkeit. Eh er abzog, ſuchte er im Haus herum, ob nichts da wäre, was er mitnehmen könnte, er fand nichts als einen alten Käs, den er einſteckte. Vor dem Thore bemerkte er einen Vogel, der ſich im Geſträuch gefangen hatte, der mußte zu dem Käſe in die Taſche. Nun nahm er den Weg tapfer zwiſchen die Beine, und weil er leicht und behend war, fühlte er keine Müdigkeit. Der Weg führte ihn auf einen Berg, und als er den höchſten Gipfel erreicht hatte, ſo ſaß da ein gewaltiger Rieſe und ſchaute ſich ganz gemächlich um. Das Schneiderlein ging beherzt auf ihn zu, redete ihn an, und ſprach „guten Tag, Kamerad, gelt, du ſitzeſt da, und beſiehſt dir die weitläuftige Welt? ich bin eben auf dem Wege dahin, und will mich verſuchen. Haſt du Luſt mit zu gehen?“ Der Rieſe ſah den Schneider verächtlich an, und ſprach „du miſerabler Kerl!“ „Das wäre!“ antwortete das Schneiderlein, knöpfte den Rock auf, und zeigte dem Rieſen den Gürtel, „da kannſt du leſen, was ich für ein Mann bin.“ Der Rieſe las „ſiebene auf einen Streich,“ meinte, das wären Menſchen geweſen, die der Schneider erſchlagen hätte, und kriegte ein wenig Reſpekt vor dem kleinen Kerl. Doch wollte er ihn erſt prüfen, nahm einen Stein in die Hand, und drückte ihn zuſammen, daß das Waſſer heraustropfte. „Das mach mir nach,“ ſprach der Rieſe, „wenn du Stärke haſt.“ „Iſt weiter nichts!“ ſagte das Schneiderlein, „das iſt bei unſer einem Spielwerk,“ griff in die Taſche, holte den weichen Käs und drückte ihn, daß der Saft heraus lief. „Gelt,“ ſprach er, „das war ein wenig beſſer?“ Der Rieſe wußte nicht, was er ſagen ſollte, und konnte es von dem Männlein nicht glauben. Da hob der Rieſe einen Stein auf und warf ihn ſo hoch, daß man ihn mit Augen kaum noch ſehen konnte: „nun, du Erpelmännchen, das thu mir nach." „Gut geworfen," ſagte der Schneider, „aber der Stein hat doch wieder zur Erde herab fallen müſſen, ich will dir einen werfen, der ſoll gar nicht wieder kommen," griff in die Taſche, nahm den Vogel, und warf ihn in die Luft. Der Vogel, froh über ſeine Freiheit, ſtieg auf, flog fort, und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das Stückchen, Kamerad?" fragte der Schneider. „Werfen kannſt du wohl," ſagte der Rieſe, „aber nun wollen wir ſehen, ob du im Stande biſt, etwas Ordentliches zu tragen." Er führte das Schneiderlein zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und ſagte „wenn du ſtark genug biſt, ſo hilf mir den Baum aus dem Wald heraus tragen." „Gerne," antwortete der kleine Mann, „nimm du nur den Stamm auf deine Schulter, ich will die Aeſte mit dem Gezweige aufheben und tragen, das iſt doch das ſchwerſte." Der Rieſe nahm den Stamm auf die Schulter, der Schneider aber ſetzte ſich auf einen Aſt, und der Rieſe, der ſich nicht umſehen konnte, mußte den ganzen Baum und das Schneiderlein noch obendrein forttragen. Es war da hinten ganz luſtig und guter Dinge, pfiff das Liedchen „es ritten drei Schneider zum Thor hinaus," und that, als wäre das Baumtragen ein Kinderſpiel. Der Rieſe, nachdem er ein Stück Wegs die ſchwere Laſt fortgeſchleppt hatte, konnte nicht weiter, und rief „hör, ich muß den Baum fallen laſſen." Der Schneider ſprang behendiglich herab, faßte den Baum mit beiden Armen, als wenn er ihn getragen hätte, und ſprach zum Rieſen „du biſt ein ſo großer Kerl, und kannſt den Baum nicht einmal tragen."

Sie gingen zuſammen weiter, und als ſie an einem Kirſchbaum vorbei kamen, faßte der Rieſe die Krone des Baums, wo die zeitigſten Früchte hingen, bog ſie herab, gab ſie dem Schneider in die Hand, und hieß ihn eſſen. Das Schneiderlein aber war viel zu ſchwach, um den Baum zu halten, und als der Rieſe los ließ, fuhr der Baum in die Höhe, und der Schneider ward mit in die Luft geſchnellt. „Was iſt das?“ ſprach der Rieſe, „haſt du nicht Kraft die ſchwache Gerte zu halten?“ „An der Kraft fehlt es nicht,“ antwortete das Schneiderlein, „meinſt du, das wäre etwas für einen, der ſiebene mit einem Streich getroffen hat? Ich bin über den Baum geſprungen, weil die Jäger da unten in das Gebüſch ſchießen. Spring nach, wenn du's vermagſt.“ Der Rieſe machte den Verſuch, konnte aber nicht über den Baum kommen, ſondern blieb in den Aeſten hängen, alſo daß das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt.

Der Rieſe ſprach „wenn du ein ſo tapferer Kerl biſt, ſo komm mit in unſere Höhle, und übernachte bei uns.“ Das Schneiderlein war bereit, und folgte ihm. Als ſie in der Höhle anlangten, ſaßen da noch andere Rieſen beim Feuer, und jeder hatte ein gebratenes Schaf in der Hand, und aß davon. Das Schneiderlein ſah ſich um, und dachte „es iſt doch hier viel weitläuftiger, als in meiner Werkſtatt.“ Der Rieſe wies ihm ein Bett an und ſagte, er ſolle ſich hinein legen und ausſchlafen. Dem Schneiderlein war aber das Bett zu groß, er legte ſich nicht hinein, ſondern kroch in eine Ecke. Als es Mitternacht war, und der Rieſe meinte, das Schneiderlein läge in tiefem Schlafe, ſo ſtand er auf, nahm ſeine große Eiſenſtange und ſchlug das Bett mit einem Schlage durch, und meinte, er hätte dem Grashüpfer den Garaus gemacht. Mit dem früheſten Morgen gingen die Rieſen in den Wald, und hatten das Schneiderlein ganz vergeſſen, da kam es auf einmal ganz luſtig und kecklich daher geſchritten. Die Rieſen erſchracken, fürchteten, es ſchlüge ſie alle todt, und liefen in einer Haſt fort.

Das Schneiderlein zog weiter, immer ſeiner ſpitzen Naſe nach. Nachdem es lange gewandert war, kam es in den Hof eines königlichen Palaſtes, und da es müde war, ſo legte es ſich ins Gras, und ſchlief ein. Während es da lag, kamen die Leute, betrachteten es von allen Seiten, und laſen auf dem Gürtel „ſiebene a einen Streich!“ „Ach,“ ſprachen ſie, „was will der gro Kriegsheld hier mitten im Frieden? Das muß ein mächtiger H ſein.“ Sie gingen und meldeten es dem König und meint



wenn Krieg ausbrechen ſollte, wäre das ein wichtiger und nüt licher Mann, den man um keinen Preis fortlaſſen dürfte. De König gefiel der Rath, und er ſchickte einen von ſeinen Hofleute an das Schneiderlein ab, der ſollte ihm, wenn es aufgewac wäre, Kriegsdienſte anbieten. Der Abgeſandte blieb bei dem Schläfer ſtehen, wartete, bis er ſeine Glieder ſtreckte und die Augen aufmachte, und brachte dann ſeinen Antrag vor. „Eben deshalb bin ich hierher gekommen," antwortete er, „und bin bereit, in des Königs Dienſte zu treten." Alſo ward er ehrenvoll empfangen, und ihm eine beſondere Wohnung angewieſen.

Die Kriegsleute aber waren dem Schneiderlein aufgeſeſſen, und wünſchten, es wäre tauſend Meilen weit weg. „Was ſoll daraus werden?" ſprachen ſie untereinander, „wenn wir Zank mit ihm kriegen, und er haut zu, ſo fallen auf jeden Streich ſiebene. Da kann unſer einer nicht beſtehen. Alſo faßten ſie einen Entſchluß, begaben ſich alleſammt zum König, und baten um ihren Abſchied. „Wir ſind nicht gemacht," ſprachen ſie, „neben einem ſo ſtarken Mann auszuhalten, der ſiebene auf einen Streich ſchlägt." Der König war traurig, daß er um des Einen willen alle ſeine treuen Diener verlieren ſollte, wünſchte, daß ſeine Augen ihn nie geſehen hätten, und wäre ihn gerne wieder los geweſen. Aber er getraute ſich nicht ihm den Abſchied zu geben, weil er fürchtete, er möchte ihn ſammt ſeinem Volke todt ſchlagen, und ſich auf den königlichen Thron ſetzen. Er ſann lange hin und her, endlich fand er einen Rath. Er ſchickte zu dem Schneiderlein und ließ ihm ſagen, weil er ein ſo großer Kriegsheld wäre, ſo wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde ſeines Landes hauſten zwei Rieſen, die mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen großen Schaden ſtifteten: niemand dürfte ſich ihnen nahen, ohne ſich in Lebensgefahr zu ſetzen. Wenn er dieſe beiden Rieſen überwände und tödtete, ſo wollte er ihm ſeine einzige Tochter zur Gemahlin geben und das halbe Königreich zur Eheſteuer; auch ſollten hundert Reiter mit ziehen und ihm Beiſtand leiſten. „Das wäre ſo etwas für einen Mann, wie du biſt," dachte das Schneiderlein, „die ſchöne Königstochter und ein halbes Königreich wird einem nicht alle Tage angeboten." „O ja," gab er zur Antwort, „die Rieſen will ich ſchon bändigen, und habe di hundert Reiter dabei nicht nöthig: wer ſiebene auf einen Streich trifft, braucht ſich vor zweien nicht zu fürchten.“

Das Schneiderlein zog aus und die hundert Reiter folgten ihm. Als er zu dem Rande des Waldes kam, ſprach er zu ſeinen Begleitern „bleibt hier nur halten, ich will ſchon allein mit de Rieſen fertig werden.“ Dann ſprang er in den Wald hinein und ſchaute ſich rechts und links um. Ueber ein Weilchen erblickt er beide Rieſen, ſie lagen unter einem Baume und ſchliefen un ſchnarchten dabei, daß ſich die Aeſte auf und nieder bogen. Da Schneiderlein, nicht faul, las beide Taſchen voll Steine, und ſtie damit auf den Baum. Als es in der Mitte war, rutſchte es au einen Aſt, bis es gerade über die Schläfer zu ſitzen kam, und lie dem einen Rieſen einen Stein nach dem andern auf die Bruſt fal len, bis er endlich aufwachte, ganz ärgerlich ſeinen Geſellen anſti und ſprach „ei, was ſchlägſt du mich?“ „Du träumſt,“ ſagt der andere, „ich ſchlage dich nicht.“ Sie legten ſich wieder zum Schlaf, da warf der Schneider auf den zweiten einen Stein herab. „Was ſoll das ſein?“ rief er, „warum wirfſt du mich?“ „Ich werfe dich nicht, du mußt träumen,“ antwortete der erſte. Sie zankten ſich eine Weile herum, doch weil ſie müde waren, ließen ſie's gut ſein, und die Augen fielen ihnen wieder zu. Da Schneiderlein fing von neuem an, und warf den dickſten Stein dem erſten Rieſen mit aller Gewalt auf die Bruſt. „Das iſt mi zu arg!“ ſchrie er, ſprang wie ein Unſinniger auf und fiel übe ſeinen Geſellen her; dieſer zahlte ihm mit gleicher Münze, und ſi geriethen in ſolche Wuth, daß ſie Bäume ausriſſen und auf einan der losſchlugen, und ließen nicht eher ab, als bis ſie beide todt au der Erde lagen. Nun ſprang das Schneiderlein herab. „Ei Glück nur,“ ſprach es, „daß ſie den Baum, auf dem ich ſaß nicht ausgeriſſen haben, ſonſt hätt ich wie ein Eichhörnchen au einen andern ſpringen müſſen, doch unſer einer iſt flüchtig!“ E zog ſein Schwert und verſetzte jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Bruſt, dann ging es hinaus zu den Reitern, und ſprach „ich habe beiden den Garaus gemacht, hart iſt es hergegangen, und ſie haben in der Noth Bäume ausgeriſſen und ſich gewehrt, aber es hilft alles nicht, wenn einer kommt wie ich, der ſiebene auf einen Streich ſchlägt.“ „Seid ihr denn nicht verwundet?“ fragten die Reiter. „Das hat gute Wege,“ antwortete der Schneider, „kein Haar haben ſie mir gekrümmt.“ Die Reiter wollten ihm keinen Glauben beimeſſen, und ritten in den Wald hinein, da fanden ſie die Rieſen in ihrem Blute ſchwimmend, und rings herum lagen die ausgeriſſenen Bäume.

Das Schneiderlein verlangte von dem König die verſprochene Belohnung, dieſen aber reute ſein Verſprechen, und er ſann aufs neue, wie er ſich den Helden vom Halſe ſchaffen könnte. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältſt,“ ſprach er zu ihm, „mußt du noch eine Heldenthat vollbringen. In dem Walde lauft ein Einhorn, das gr[illegible]en Schaden anrichtet, das mußt du erſt einfangen.“ „Vor ei[illegible] Einhorne fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Rieſen: ſiebene auf einen Streich, das iſt meine Sache.“ Er nahm ſich einen Strick und eine Axt mit, und ging hinaus in den Wald, und hieß abermals die, welche ihm zugeordnet waren, außen warten. Er brauchte nicht lange zu ſuchen, das Einhorn kam bald daher geſprungen und geradezu auf den Schneider los, als wollte es ihn ohne Umſtände aufſpießen. „Sachte, ſachte,“ ſprach er, „ſo geſchwind geht das nicht,“ blieb ſtehen und wartete, bis das Thier ganz nahe war, dann ſprang er behendiglich hinter den Baum, und das Einhorn rannte mit aller Kraft gegen den Baum, und ſpießte ſein Horn ſo feſt in den Stamm, daß es nicht Kraft genug hatte, es wieder heraus zu ziehen, und gefangen war. „Jetzt hab' ich das Vöglein,“ ſagte der Schneider, kam hinter dem Baum hervor, legte dem Einhorn den Strick um den Hals, hieb mit der Axt das Horn aus dem Baum und führte es vor den König.

Der König aber wollte ihm den verheißenen Lohn noch nicht gewähren, ſondern verlangte von dem Schneiderlein, es müßte ihm vor der Hochzeit erſt ein Wildſchwein fangen, das in dem Wald großen Schaden that; die Jäger ſollten ihm Beiſtand leiſten. „Gerne," ſprach der Schneider, „das iſt ein Kinderſpiel." Die Jäger nahm er nicht mit in den Wald, und ſie waren's wohl zufrieden, denn das Wildſchwein hatte ſie ſchon mehrmals ſo empfangen, daß ſie keine Luſt hatten ihm nachzuſtellen. Das Schwein, als es den Schneider erblickte, lief mit ſchäumendem Munde und wetzenden Zähnen auf ihn zu und wollte ihn zur Erde werfen, der flüchtige Held aber ſprang in eine Kapelle, die in der Nähe war, und auch gleich oben zum Fenſter in einem Satz wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm hergelaufen, er aber ſprang außen herum, und ſchlug die Thüre hinter ihm zu; da war das wüthende Thier gefangen, das viel zu plump war, um zu dem Fenſter hinauf zu ſpringen. Das Schneiderlein rief die Jäger herbei, die mußten den Gefangenen mit eigenen Augen ſehen; der Held aber begab ſich zu dem Könige, der nun, er mochte wollen oder nicht, ſein Verſprechen halten und ihm ſeine Tochter und das halbe Königreich übergeben mußte. Hätte er gewußt, daß kein Kriegsheld ſondern ein Schneiderlein vor ihm ſtand, es wäre ihm noch mehr zu Herzen gegangen. Die Hochzeit wurde alſo mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten, und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einiger Zeit hörte die junge Königin in der Nacht, wie ihr Gemahl im Traume ſprach „Junge, mach mir den Wams, und flick mir die Hoſen, oder ich will dir die Elle über die Ohren ſchlagen." Da merkte ſie, in welcher Gaſſe der junge Herr geboren war, klagte am andern Morgen ihrem Vater ihr Leid und bat, er möchte ihr von dem Manne helfen, der nichts anders als ein

ſchneider wäre. Der König ſprach ihr Troſt zu und ſagte ,,laß
der nächſten Nacht deine Schlafkammer offen, meine Diener
llen außen ſtehen und, wenn er eingeſchlafen iſt, hineingehen,
n binden und auf ein Schiff tragen, das ihn fortführt.'' Die
rau war damit zufrieden, des Königs Waffenträger aber, der
les mit angehört hatte, war dem jungen Herrn gewogen und
nterbrachte ihm den ganzen Anſchlag. ,,Dem Ding will ich
nen Riegel vorſchieben,'' ſagte das Schneiderlein. Abends
gte es ſich zu gewöhnlicher Zeit mit ſeiner Frau zu Bett; als ſie
aubte, er ſei eingeſchlafen, ſtand ſie auf, öffnete die Thüre, und
gte ſich wieder. Das Schneiderlein, das ſich nur ſtellte, als ob
ſchlief, fing an mit heller Stimme zu rufen ,,Junge, mach mir
n Wams, und flick mir die Hoſen, oder ich will dir die Elle über
e Ohren ſchlagen! ich habe ſiebene mit einem Streich getroffen,
vei Rieſen getödtet, ein Einhorn fortgeführt, und ein Wildſchwein
fangen, und ſollte mich vor denen fürchten, die draußen vor der
ammer ſtehen!'' Als dieſe den Schneider alſo ſprechen hörten,
erkam ſie eine große Furcht, ſie liefen, als wenn das wilde Heer
nter ihnen wäre und keiner wollte ſich mehr an ihn wagen. Alſo
ar und blieb das Schneiderlein ſein Lebtag ein König.

Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die ſprachen
den Tag ,,ach, wenn wir doch ein Kind hätten!'' und kriegten
mer keins. Da trug ſich zu, als die Königin einmal im Bade
ß, daß ein Froſch aus dem Waſſer ans Land kroch, und zu ihr
rach ,,dein Wunſch wird erfüllt werden, und du wirſt eine Toch-
r zur Welt bringen.'' Was der Froſch vorausgeſagt hatte, das
ſchah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war ſo ſchön,
ß der König ſich vor Freude nicht zu laſſen wußte, und ein gro-

ſes Feſt anſtellte. Er ladete nicht bloß ſeine Verwandte, Freunde und Bekannte, ſondern auch die weiſen Frauen dazu ein, damit ſie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in ſeinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen ſie eſſen ſollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen, und als das Feſt vorbei war, beſchenkten ſie das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und ſo mit allem, was Herrliches auf der Welt iſt. Als elfe ihre Wünſche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war, und ſich dafür rächen wollte. Sie rief „die Königstochter ſoll ſich in ihrem funfzehnten Jahre an einer Spindel ſtechen, und todt hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunſch übrig hatte: zwar konnte ſie den böſen Ausſpruch nicht aufheben, aber ſie konnte ihn doch mildern, und ſprach „es ſoll aber kein Tod ſein, ſondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der ſein liebes Kind vor dem Unglück gerne bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche ſollten abgeſchafft werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weiſen Frauen ſämmtlich erfüllt, denn es war ſo ſchön, ſittſam, freundlich und verſtändig, daß es jedermann, der es anſah, lieb haben mußte. Es geſchah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren, und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, beſah Stuben und Kammern, wie es Luſt hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es ſtieg eine enge Treppe hinauf, und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß ſteckte ein verroſteter Schlüſſel, und als es umdrehte, ſprang die Thüre auf, und ſaß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau, und ſpann emſig ihren Flachs. „Ei, du altes Mütterchen,“ ſprach die Königstochter, „was machſt du da?“ „Ich ſpinne,“ ſagte die Alte, und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding ſo luſtig herumſpringt!“ ſprach das Mädchen, nahm die Spindel, und wollte auch ſpinnen. Kaum hatte ſie aber die Spindel angerührt, ſo ging der Zauberſpruch in Erfüllung, und ſie ſtach ſich damit.

In dem Augenblicke aber, wo ſie den Stich empfand, fiel ſie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurück gekommen waren, fingen an mit dem ganzen Hofſtaat einzuſchlafen. Da ſchliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward ſtill und ſchlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas verſehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und ſchlief, und alles, was lebendigen Odem hatte, ward ſtill und ſchlief.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachſen, die jedes Jahr höher ward, und endlich das ganze Schloß umzog, und drüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, ſelbſt nicht die Fahnen auf den Dächern, zu ſehen war. Es ging aber die Sage in dem Land von dem ſchönen ſchlafenden Dornröschen, denn ſo wurde die Königstochter genannt, alſo daß von Zeit zu Zeit Königsſöhne kamen, und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Aeſte hielten ſich, als hätten ſie Hände, zuſammen, und die Jünglinge blieben in den Dornen hängen, und ſtarben jämmerlich. Nach langen langen Jahren kam wieder ein Königsſohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke, es ſollte ein Schloß dahinter ſtehen, in welchem eine wunderſchöne Königstochter, Dornröschen genannt, ſchliefe, und mit ihr ſchliefe der ganze Hofſtaat. Er erzählte auch, daß er von ſeinem Großvater gehört, wie viele Königsſöhne ſchon verſucht hätten durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben, und eines traurigen To-

des geſtorben wären. Da ſprach der Jüngling ,,das ſoll
nicht abſchrecken, ich will hindurch, und das ſchöne Dornrö
ſehen.'' Der Alte mochte ihm abrathen, wie er wollte, er h
gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tag, wo der Königs
kam, die hundert Jahre verfloſſen. Und als er ſich der Dor
hecke näherte, waren es lauter große ſchöne Blumen, die th
ſich von ſelbſt auseinander, daß er unbeſchädigt hindurch gi
und hinter ihm thaten ſie ſich wieder als eine Hecke zuſammen.
kam ins Schloß, da lagen im Hof die Pferde und ſcheckigen J
hunde und ſchliefen, auf dem Dache ſaßen die Tauben, und ha
das Köpfchen unter den Flügel geſteckt. Und als er ins H
kam, ſchliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der K
hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und
Magd ſaß vor dem ſchwarzen Huhn, das ſollte gerupft wer
Da ging er weiter, und ſah im Saale den ganzen Hofſtaat li
und ſchlafen, und oben bei dem Throne lag der König und
Königin. Da ging er noch weiter, und alles war ſo ſtill,
einer ſeinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu
Thurm, und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in wel
Dornröschen ſchlief. Da lag es und war ſo ſchön, daß e
Augen nicht abwenden konnte, und er bückte ſich, und gab
einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, ſchlug D
röschen die Augen auf, erwachte, und blickte ihn ganz freun
an. Da gingen ſie zuſammen herab, und der König erwachte
die Königin, und der ganze Hofſtaat, und ſahen einander mit
ßen Augen an. Und die Pferde im Hof ſtanden auf und rütte
ſich; die Jagdhunde ſprangen und wedelten; die Tauben auf
Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, ſahen umher,
flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter;
Feuer in der Küche erhob ſich, flackerte, und kochte das Eſſen;
der Braten brutzelte fort; und der Koch gab dem Jungen eine

feige, daß er ſchrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königsſohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und ſie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurſt.

Es waren einmal ein Mäuschen, ein Vögelchen und eine Bratwurſt in Geſellſchaft gerathen, hatten einen Haushalt geführt, lange wohl und köſtlich im Frieden gelebt, und trefflich an Gütern zugenommen. Des Vögelchens Arbeit war, daß es täglich in den Wald fliegen und Holz beibringen mußte. Die Maus ſollte Waſſer tragen, Feuer anmachen und den Tiſch decken, die Bratwurſt aber ſollte kochen.

Wem zu wohl iſt, den gelüſtet immer nach neuen Dingen! Alſo eines Tages ſtieß dem Vöglein unterwegs ein anderer Vogel auf, dem es ſeine treffliche Gelegenheit erzählte und rühmte. Derſelbe andere Vogel ſchalt es aber einen armen Tropfen, der große Arbeit, die beiden zu Haus aber gute Tage hätten. Denn, wenn die Maus ihr Feuer angemacht und Waſſer getragen hatte, ſo begab ſie ſich in ihr Kämmerlein zur Ruhe, bis man ſie heiße den Tiſch decken. Das Würſtlein blieb beim Hafen, ſahe zu, daß die Speiſe wohl kochte, und wann es bald Eſſenszeit war, ſchlingte es ſich ein mal viere durch den Brei oder das Gemüs, ſo war es geſchmalzen, geſalzen und bereitet: kam dann das Vöglein heim, und legte ſeine Bürde ab, ſo ſaßen ſie zu Tiſch, und nach gehabtem Mahl ſchliefen ſie ſich die Haut voll bis den andern Morgen, und das war ein herrlich Leben.

Das Vöglein anderes Tages wollte aus Anſtiftung nicht mehr ins Holz, ſprechend, es wäre lang genug Knecht geweſt, und hätte gleichſam ihr Narr ſein müſſen, ſie ſollten einmal umwechſeln, und es auf eine andere Weiſe auch verſuchen. Und wie wohl die Maus heftig dafür bat, auch die Bratwurſt, ſo war der Vogel doch Meiſter, es mußte gewagt ſein, ſpieleten derowegen, und kam das Loos auf die Bratwurſt, die mußte Holz tragen, die Maus ward Koch, und der Vogel ſollte Waſſer holen.

Was geſchicht? das Bratwürſtchen zog fort gen Holz, das Vöglein machte Feuer an, die Maus ſtellte den Topf zu, und erwarteten allein, bis Bratwürſtchen heim käme, und Holz für den andern Tag brächte. Es blieb aber das Würſtlein ſo lang unterwegs, daß ihnen beiden nichts guts vorkam, und das Vöglein ein Stück Luft hinaus entgegen flog. Unfern aber findet es einen Hund am Weg, der das arme Bratwürſtlein als freie Beute angetroffen, angepackt und niedergemacht. Das Vöglein beſchwerte ſich auch deſſen als eines offenbaren Raubes ſehr gegen den Hund, aber es half kein Wort, denn, ſprach der Hund, er hätte falſche Briefe bei der Bratwurſt gefunden, deswegen wäre ſie ihm des Lebens verfallen geweſen.

Das Vöglein, traurig, nahm das Holz auf ſich, flog heim, und erzählete, was es geſehen und gehöret. Sie waren ſehr betrübt, verglichen ſich aber das beſte zu thun, und beiſammen zu bleiben. Derowegen ſo deckte das Vöglein den Tiſch, und die Maus rüſtete das Eſſen, und wollte anrichten, und in den Hafen, wie zuvor das Würſtlein, durch das Gemüs ſchlingen und ſchlupfen, daſſelbe zu ſchmelzen: aber ehe ſie in die Mitte kam, ward ſi angehalten, und mußte Haut und Haar und dabei das Leben laſſen.

Als das Vöglein kam, und wollte das Eſſen auftragen, d war kein Koch vorhanden. Das Vöglein warf beſtürzt das Hol hin und her, rufte und ſuchte, konnte aber ſeinen Koch nicht meh finden. Aus Unachtſamkeit kam das Feuer in das Holz, alſo da eine Brunſt entſtunde; das Vöglein eilte Waſſer zu langen, d entfiel ihm der Eimer in den Brunnen, und es mit hinab, daß e ſich nicht mehr erholen konnte, und da erſaufen mußte.

Der Regenbogen.

Das Gewitter war vorübergezogen. Gegen Morgen breitete ſich eine große dunkle Wetterwand aus, und gegen Abend blickte die Abendſonne durch zerriſſene Wolken auf die erfriſchte Erde. Die Kinder liefen wieder hinunter in den Garten, aus dem ſie der Regen vertrieben hatte.

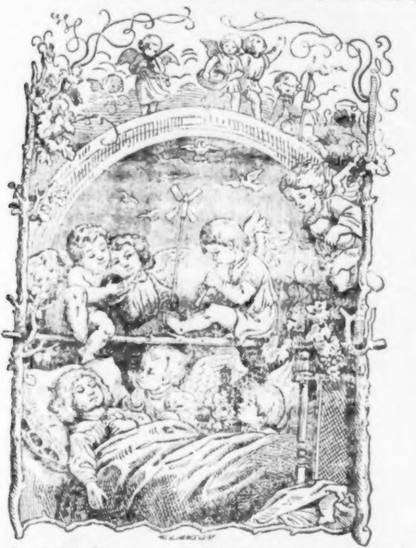
Ach, wie war es da ſchön und herrlich! Die Blätter zitterten und glänzten vor Luſt, und die Blüthen erhoben ihre Köpfchen und dufteten, und jede Blume hatte ein helles Tröpfchen in ihrem Kelche, und man wußte nicht recht, ob es ein Regentropfen war, oder eine Freudenthräne. Und das Gras funkelte, und die Bäume und Büſche blitzten, als ſie die Sonne beſchien, gleich als ob ſie mit Diamanten und Perlen behängt wären, und mit glänzendem Schmuck. Die Käfer und Bienen und Schmetterlinge, die ſich unter die Blätter und in die Blüthen verborgen hatten, krochen wieder hervor und ſahen ſich um, ob das Gewitter vorüber ſei, und flogen dann ſummend und ſingend davon, und die Mücken tanzten im Sonnenſchein. Das war herrlich!

Die Kinder jubelten laut und liefen durch den Garten hinaus aufs Feld. Da ſtanden ſie plötzlich ſtill und verſtummten vor all der Pracht und Herrlichkeit, die ſie ſahen. Ein großer ſchöner Regenbogen hatte ſich weit weit über den Himmel geſpannt und glänzte in den prächtigſten Farben, violett und blau und grün und gelb und roth, und er ſah aus, wie ein großes Thor mit bunten Lämpchen behängt und beleuchtet.

Stumm betrachteten die Kinder lange Zeit das herrliche Schauſpiel und bemerkten es nicht, daß ſie von dem noch ſanft herabrieſelnden Regen naß wurden; doch endlich fanden ſie die Sprache wieder.

„Wer hat denn aber das ſchöne Thor gebaut?“ frug der kleine Karl den etwas ältern Heinrich.

Und geheimnißvoll antwortete der ältere Knabe „das weiß ich wohl! Mir hat es die alte Lieſe geſagt. Den ſchönen Bogen hat unſer Herrgott gebaut, und er iſt eine Brücke, auf welcher die Engel aus dem Himmel auf die Erde herabſteigen zu den guten und frommen Kindern, um mit ihnen zu ſpielen. Und das iſt gewiß wahr, denn die alte Lieſe lügt niemals!"



„Und haben denn die Engel auch mit dir geſpielt?“ fragte Karl weiter.

„Ach nein!“ antwortete kleinlaut Heinrich, „ich bin ja nicht immer gut geweſen!“

Als es Nacht geworden war und der kleine Karl in ſeinem Bettchen lag, da konnte er gar nicht einſchlafen, denn er dachte immer an die bunte Brücke und an die Engel, und wünſchte, daß ſie zu ihm kommen und mit ihm ſpielen möchten. Und wenn er die Augen ſchloß, da ſah er die glänzende Brücke mit den herrlichen Farben; aber die Engel konnte er nicht ſehen, obwohl er ſich recht nach ihnen umſah.

Erſt ſpät kam der Schlaf über ihn, und mit ihm der Traum. Er träumte: die Brücke ſtand prachtvoll aufgebaut, wie er ſie wachend geſehen hatte, und liebliche kleine Engel mit goldnen Flügeln ſtiegen und ſchwebten auf ihr auf und ab. Sie kamen zu ihm heran und küßten ihn und brachten ihm ſchöne Blumen und ſangen ihm ſchöne Lieder vor und ſpielten mit ihm. Da klopfte ſein kleines Herz ſtärker und ſeine Wangen rötheten ſich höher vor innerer Freude und Seligkeit.

Als die Mutter am Morgen aufgeſtanden war, trat ſie an das Bettchen ihres Lieblings und betrachtete das holde Kind, das im Schlafe ſelig lächelte, mit heiliger Mutterliebe und drückte einen leiſen Kuß auf ſeine rothen Lippen.

Der Knabe ſchlug einen Augenblick die hellen Augen auf und blickte die Mutter freudeſtrahlend an und ſchlang ſeine kleinen Arme um ihren Rücken. „Da hab ich dich endlich, du ſchöner Engel! und du ſollſt nun immer bei mir bleiben! Ich will auch immer gut und fromm ſein, damit du nicht wieder von mir fliegſt!“

So ſprach das Kind halb im Traume, und ſchloß ſogleich die ſchönen Augen wieder. Und es glänzten zwei heilige Freudenthränen in den Augen der ſeligen Mutter, und ſie richtete ihren Blick empor nach dem Himmel, und ihr Blick war ein Dankgebet.

Das Märchen vom wahren Lügner.

Der wahre Lügner iſt ſo lügenhaft beſchaffen, daß er allezeit lügt, und daß es ihm nur im Lügen wohl iſt. Er lügt Nach's und lügt am Tage; er lügt, was er nur lügen kann, er lügt ſeinen Vater an, wie ſeine Mutter, er lügt ſeiner Schweſter vor und noch beſſer ſeinem Bruder. Stets und immerdar ſteht ſein Maul nach Lügen, er lügt hier und lügt dort, er lügt heimlich und öffentlich, er lügt Jahr aus und lügt Jahr ein. Ihr könnt den wahren Lügner lügen hören, daß eine Treppe hinauf in den Himmel führe, und daß ein Mücklein einen Bach piſſe, der vier Mühlräder treibe. Der wahre Lügner wird des Lügens nimmer ſatt. Er lügt euch, daß eine Ameiſe das Meer austrinke, und daß er mit ſeinem Hauch einen Bären über den Haufen blaſe. Ach, je mehr er lügt, je wohler wird ihm zu Muthe. Da lügt er, daß die Berge fliegen, ſchneller wie die Falken; er walkt und filzt alles zu einem Lügenſack zuſammen. Er lügt, daß die Milz einer Milbe größer als die eines Haſen ſei; er lügt, daß er mit einer Maus einen Wallfiſch fange, den er auf ſeinen Tiſch legt, und ihn drei Weglängen lang lügt.

Der Lügenmeiſter lügt drauf und drein; er lügt, daß er vierzig Maurer in einer Nußſchaale eingeſchloſſen mitten auf das Meer führte, und daß er die hieß mauern zwei Thürme auf ein Lindenblatt und bat ſie mit allem Fleiß, ja dazu rothe Marmorſteine zu nehmen, ſonſt könne er daheim Verdruß haben. Der wahre Lügner macht euch aus Eis ein gut brennend Feuer; er lügt, daß dies Eis praſſelt und kracht und brennt wie dürres Holz.

Derſelbe Lügenbeutel lügt: er ſähe auf den Wolken einen Schlitten fahren, ſo ſchnell, als flöge er; er lügt, daß ein Eſel den Schlitten ziehe, und auf dem Schlitten reiten ſieben Frauen in vollem Putze, die tragen alle Kronen; und neben ihnen laufen zwölf junge Pagen, die blaſen Poſaunen, die man weit hin hallen hört. Am Schlitten hängen genug goldene Schellen, die machen hellen Klang. Hinterdrein reiten tauſend Ritter auf eben ſo vielen Saumroſſen. Der Lügner ſorgt dafür, daß die Ritter hinter dem Schlitten her auf den Wolken reiten und nicht herunter fallen, und damit über das Meer ziehen. Der wahre Lügner lügt, er habe auf einer Wieſe geſehen, wie einen halben Tag lang ein Zwerg und ein Rieſe mit einander gefochten haben; da nahm der Zwerg einen Sack, ſtieß den Rieſen hinein, lief mit ihm dahin, ſieben lange Weglängen, und band den Sack an einen Baumaſt, wohl tauſend Klafter hoch; dann ging der Zwerg ſeiner Wege und ließ den Rieſen baumeln. Und ſo lügt der Lügner fort ohne Aufhören, und erzählt euch ferner: Ehe ich auf Erden geboren war und aus meiner Mutter Schooße kam, da hörte ich, wie ein Eſel und eine Kuh auf einander ſtichelten. Einem alten Schüſſelkorb waren Weib und Kinder geſtorben, der klagte ſich, ein Heuhaufe, der brachte ihm Geld und Kornzinſen. Der Schüſſelkorb wollte ins Kindbett kommen, da wurde in aller Eile das Töpfenbret zu Gevatter gebeten, und da gebar er einen Stall voll guter fetter Schafe. Da freuten ſich eine leere Taſche, ein Bettelſack, ein Bierkrug und eine Ofengabel in der Aſche, die kamen alle zuſammen mit ihren Geſpielen gelaufen. Dieſe waren ein Dreifuß und ein Roſt, ein Keſſelring, eine Hechel, eine Armbruſt und eine Krambude. Mit ihnen lief auch noch ein Sauerkrautfaß neben bei, und ein Spatz, der vor Schreck einen jungen Hund heckte, wie er ein Storchenneſt ſah, das in einer Mönchskutte auch mit herzu ſprang. Sie alle befragten ſich bei einem alten Karren um Rath, wie ſie allezeit in Freuden verharren ſollten? Eine Kunkel und eine Haspel wurden da Gevatter, und alle ſaßen um das Feuer. Zu dieſer Geſellſchaft kam eine leere Scheuer zu Gaſte, und dieſe zu bewirthen, molk ein Kübel an einem dürren Lattenzaun.

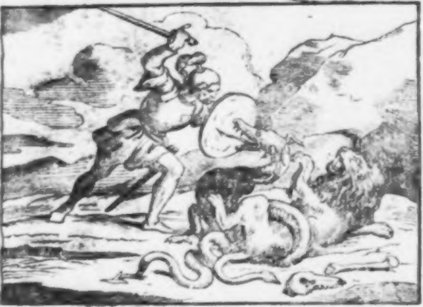
Ich ſtand nicht weit davon, da ſah ich, wie ein lahmer Mann drei Haſen nachlief, und ſie alle drei ſing; aber da kam ein ganz nackender Mann, der nahm dem Lahmen die Haſen, und ſteckte ſie behende in ſeinen Buſen. Das ſah ein blinder Stummer, der ſagte es allen Leuten. Und ein Igel ſtach einen Bären, und eine Katze fing Mäuſe in einem Bach, und ein Kuchen ſchlug den Koch um die Ohren. Darob freuten ſich Töpfe, Keſſel und Pfannen; vor Freuden tanzte eine alte Futterbank; eine Kuh ging auf einem Seil über den Graben, ein Eſel ſprang vor Freuden deckenhoch; dort tanzte ein großer Rappe einher, und ein Kalb blies die Rohrflöte. Man ſollte nicht meinen, daß ein Mann das geſehen und gehört hätte! So lügt der Lügner, daß ſich die Balken biegen und manche alte Wand wackelt. Er lügt das Blaue vom Himmel und das Schwarze von der Erde, er lügt wie gedruckt. Zeitungen ſind auch gedruckt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Volksbücher.

52.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



1. Heinrich der Löwe. (Mit 3 Holzſchnitten.)
2. Ahasverus.
3. Flos und Blancflos. (Mit 3 Holzſchnitten.)
4. Peter Dimringer von Stauſenberg in der Ortenau.
5. Bruder Rauſch.

Leipzig, bei Otto Wigand.

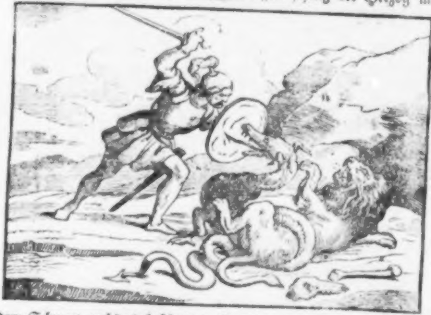
Heinrich der Löwe.

Auf ſeinem fürſtlichen Schloß zu Braunſchweig lebte Herzog Heinrich, der tapfere Held, mit ſeiner edlen Gemahlin ſo glückſelig, daß ihm nach ſeiner Unterthanen Meinung nichts mehr zu wünſchen übrig ſchien. Doch den hochgebornen Herrn dürſtete nach Abenteuern und Ruhm, und das trieb ihn mächtig hinaus in die Ferne. Eines Tages verſammelte er um ſich die mannlichſten ſeiner Ritter und Grafen, die nicht minder nach Preis und Ehre gelüſtete. Zu langer Fahrt gerüſtet, trat er vor ſein Ehgemahl hin, um Abſchied zu nehmen, brach ſeinen Goldring entzwei, gab die eine Hälfte der weinenden Frauen und ſprach zu ihr: „Wenn ich binnen ſieben Jahren nicht wieder zurück bin, ſo nimm einen Andern zum Ehgemahl. Gott der Herr im Himmel und ſeine Heiligen wollen dich behüten!“ Alſo zog er mit ſeiner auserleſenen Schaar von dannen. Nachdem ſie etliche Tage geritten, kamen ſie an ein großes Waſſer, wo eben ein geräumig Schiff zur Abfahrt bereit lag. Da beſannen ſich die Herren nicht lange, ließen ihre Roſſe ſtehn und ſtiegen zu Schiffe. Schon fuhren ſie manchen Tag und manche Nacht auf dem weiten Meer, erblickten aber noch keinen Streifen Landes. Wiederholte Stürme zerbrachen ihre Segel, alſo daß ſie des Schiffes nicht mehr Meiſter blieben. Dabei ging die Speiſe nach und nach zu Ende, und der

bittere Hunger kam über die edlen Helden. Vergeblich ho
Herzog ſeine Hände empor und rief die Barmherzigkeit Gotte
Von Stunde zu Stunde wuchs die Noth, immer lauter fl
die Gefährten einander ihr Elend und rangen ſich die H
wund. Endlich ſprach der Herzog: „Hier hilft ja doch kein
gen und Seufzen. Mache ſich jeder ein Loos, geſchrieben mit
eignen Blut. Das Loosziehen ſoll entſcheiden, welcher von
den Andern ſoll zur Speiſe dienen. Ich nehme mich ſelber
aus.“ Deſſen weigerte ſich Keiner, und ſie warfen die Loo
einen Hut. Und ſiehe, einer der kühnſten Helden zog ſein
Loos heraus, erſchrack aber darüber nicht, ſondern ſprach mit
lichen Worten: „Thut mit mir nach Gefallen. Gern geb
euch mein Fleiſch zur Speiſe. Behüte Gott nur unſern f
men Herrn, daß das Loos uns Alle nach und nach treffe
aber verſchont bleibe.“ Der treue Held ward nun geſchlac
in Stücke zerhauen und zur Speiſe bereitet. Von Hunger be
tiget, verſchlangen die Gefährten ſein Fleiſch mit Begier.
an dieſem Opfer war's nicht genug. Bald mußte das blu
Loos wieder geworfen werden, und immer wieder; aber Ke
gab unwillig ſein Leben hin, vielmehr mit Freuden, da
ihnen wenigſtens die Gnade that, ihren lieben Herrn mit
Todesloos zu verſchonen. Zuletzt ſtand der fromme Herzog
einem einzigen Knecht allein. Nun wollten ſie nicht mehr looſ
zumal Jeder des Andern einziger Troſt war. Hätten Treu'
Heldenmuth nur dem Hunger gebieten können! Aber der zw
den edlen Herrn nach langem Widerſtande, daß er zu dem Kn
ſagen mußte: „Es iſt jetzt mein Wille, daß wir Beide looſ
Auf wen das Loos fällt, der ſoll dem Andern ſein Fleiſch geb
und wenn ich's ſelber wäre.“ Da betheuerte der Knecht
lauter Stimme: „Das werd' ich meinem Herrn nie thun, n

lieber ſelber ſterben.“ Dennoch warfen ſie das Loos, und es fiel auf den Herzog, welcher dem Knecht alsbald befahl, er ſolle ihn tödten. Vergeblich! der Knecht wollte nicht dran, ſo heftig der theure Herr in ihn drang. „Sollt’ ich mein Leben friſten mit dem Fleiſch meines hochgebornen Herrn, es müßte mich immer reuen.“ Bei dieſem Spruche blieb der Treue. Endlich, da der Herzog nicht nachließ, kam dem Knecht ein anderer Rath. „Ich will Euch,“ ſprach er, „in Ochſenhäute nähen, und erwarten, was kommen mag. Vielleicht lacht Euch noch das Glück, dieweil Ihr jung und ſtark ſeid.“ Solches ließ der Herzog ſich gefallen, und als er ſammt ſeinem Schwerte in den ledernen Sack eingenähet war, rief der Knecht mit lauter Stimme Gottes Barmherzigkeit an. Die zögerte auch nicht länger; denn alsbald kam der ungeheure Vogel Greif geflogen, ſchoß herab, packte den Herzog mit ſeinen Klauen und trug ihn zu ſeinen Jungen ins Neſt. Während dieſer Luftfahrt zagte der kühne Held nicht im Geringſten, ſondern betete ſtill: „Gott lenk’ es mir zum Beſten!“ So geſchah es auch. Der Greif flog bald wieder von dannen, noch mehr Beute zu holen. Wie der Herzog das merkte, dankte er Gott und ſchnitt ſich mit ſeinem Schwerte aus der Ochſenhaut. Nun athmete er wieder freudig auf und jubelte, daß er ſich auf feſtes Land gerettet ſah. Das wollten die jungen Greife nicht verſtehen und rückten mit böſem Gekreiſch ſammt und ſonders auf den Herzog los. Der aber rief in ſeinem Herzen zu Gott, dem Allmächtigen, ſchwang ſein Schwert und hieb die ſchlimme Brut wacker zuſammen, alſo daß Köpfe und Klauen und Flügel bei jedem Streich abflogen. Nachdem er ſie alle todtgeſchlagen, nahm er eine ihrer Klauen mit ſich, die noch heute in dem Thurm zu Braunſchweig zu ſehen iſt, und ſtieg vom Baume, darauf das Neſt lag, herab. Noch voll von Verwunderung über die rieſen-

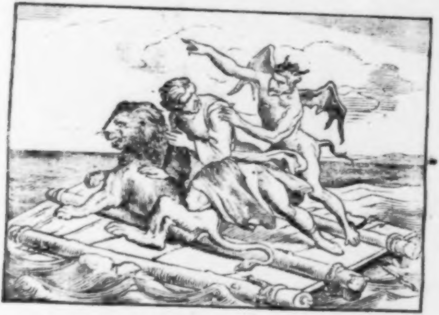
haſten Ungethüme, ſah er ſich im Walde um und erblickte
neues Abenteuer. In Todesnoth rang ein königlicher Leu
einem ſcheußlichen Lindwurm. Da ſprach der kühne Herzog
ſich ſelber: „Fürwahr, der Leu iſt in aller Welt als ein treu
Thier bekannt. Dem will ich helfen gegen das unholde Gewür
und ſollt' es mir das Leben koſten, hoff' aber mit Hülfe Gotte
des Hehren, dem Lindwurm wohl obzuſiegen.“ In ſolch
Gedanken ſprang er mit geſchwungenem Schwert auf den Lin
wurm zu. Der fauchte ihn grimmig mit offnem Rachen a
Darob lachte der kühne Mann und rief dem Löwen ermunter
zu, worauf derſelbe mit friſchem Muth ſeine Klauen und Zäh
gegen den Wurm brauchte. Unterdeſſen ſchlug der Herzog m



dem Schwert auf das beſchuppte Unthier, daß Funken ſprangen,
und daſſelbe in ſeinem Blut zu brüllen anfing vor Schmerz und
Grimm. Endlich glückte es dem ritterlichen Herrn, mit einem

Hiebe des Lindwurms Haupt abzuſchlagen, daß er alsbald verendete. Da erhob der Leu ein freudig Gebrüll, und als der Herzog ſich müde auf ſeinen Schild niederlegte, ſtreckte ſich der Leu traulich neben ihn hin. Von nun an blieb der Löwe bei ihm, jagte ihm Wildpret, und ernährte alſo ſeinen Erretter in dem weiten, einſamen Wald. Gleichwohl war's dem Herrn nicht ganz geheuer in des Löwen Geſellſchaft. Darum ſuchte er ſich von ihm loszumachen. Nun floß in dieſem Walde ein großes, breites Waſſer. Auf dieſem zu entrinnen, baute ſich der Herzog ein Floß aus Aeſten und Reiſig, und eines Tages, während der Leu auf Wildpret aus war, ſetzte ſich der kühne Mann darauf und fuhr davon. Eben kam der Löwe an das Ufer, nachdem er ſeinen Herrn lange geſucht, und wie er ihn fern im Waſſer erſah, ſprang er in die Fluth und ſchwamm zu dem Floß, welches er auch bald erklettert hatte. Wieder vereint ſchwammen die Beiden Tage und Nächte, wie ſie der Wind hintrieb. Dem Löwen immer noch mißtrauend, ſchlief der Herr wenig, die Sorgen plagten ihn Tag und Nacht. Auch der Hunger ſtellte ſich wieder ein, da ſchon lange kein Land mehr zu ſehen, geſchweige zu betreten geweſen war. Trotzdem that der Leu ſeinem Herrn nichts zu Leide; er lag friedlich neben ihm und ſah ihn traurig an. Oft rang der Herr die Hände und klagte Gott ſein Leid und flehte: „Hilf uns doch ans Land, uns Armen, daß wir nicht elendiglich verhungern müſſen!“ Einſt hatte er auch in ſchlafloſer Nacht alſo gebetet; da beſchloß Gott der Herr in ſeiner wunderbarlichen Weisheit, den frommen Fürſten gar durch den böſen Feind zu prüfen. Plötzlich ſtand der Satan vor ihm und hohnlachte: „Vernimm neue Zeitung, wahre, nicht erlogne! Du treibſt hülflos auf Waſſerfluthen, dem ſichern Tod entgegen, indeſſen ein Fürſt aus fremdem Land, geſtern um die Mittagsſtunde in Braunſchweig eingezogen, dein Weib und Land gewinnt. Morgen iſt Beilager, das weiß alle Welt.“ —

Der Herzog glaubte dem Böſen und antwortete traurig: „Wohl mag meine Reiſe ſchon länger denn ſieben Jahre dauern; drum wird man mich für todt ſchätzen. Ich ergebe mich in Gottes Willen; er thue mit mir, wie ihm gefällt.“



„Ha, hör' du, laß dir ſagen, du redeſt wahrhaftig noch gar viel von Gott, der dich doch nicht aus dem Waſſer errettet. Ich bin's; ich will dich noch heute zu deiner Gemahlin und deinen vielen Freunden führen, ſo du mein ſein willſt.“

Dergleichen redete der Satan noch viel; doch der Herzog wollte nicht: „Bräch' ich die Treue Gott, dem Ewigen und Guten, ich müßte, und hieß' ich tauſendmal der hochgeborne Herzog von Braunſchweig, doch ewiglich verloren ſein.“

Hierauf machte ihm der Teufel einen andern Vorſchlag:
„Ich will dich vor die Stadt Braunſchweig auf den Girsberg
hintragen und daſelbſt ohne Schaden niederlegen. Du warteſt
dort, bis ich auch den Löwen bringe, was in Bälde geſchehen ſoll. Finde ich dich dann ſchlafend, ſo ſollſt du mein Eigen
ſein. Nun beſinne dich nicht lang!“ —

Aber der Herzog, des Teufels Gelüſt und Liſt wohl kennend,
beſann ſich reiflich, bis er, von großer Liebe zu ſeinem fürſtlichen
Ehgemahl bewogen, ſeine Einwilligung gab. Zudem betete er
nbrünſtig, Gott, der Treue und Gute, wolle ihn erretten, er wolle
hn fahren laſſen in ſeinem Geleit und ohne Schaden heim gelangen laſſen, noch bevor die Hochzeit beginne. Auch nahm er ſich
eſt vor, auf dem Berge gar treulich zu beten, daß ihn der Schlaf
nicht übermanne, bevor der böſe Feind mit dem Löwen zurück ſei.

Seinen Pact zu erfüllen, ergriff jetzt der Teufel den edlen
Herrn, führte ihn durch die Lüfte und legte ihn ſäuberlich auf den
Girsberg hin: „Halt die Augen offen, bis ich wieder da bin!“
ief der Böſe ſpottend und hob ſich alsbald wieder in die Luft, den
öwen auch abzuholen. Der Herzog fühlte ſich todmüde, und
as war nach ſo viel ſchlafloſen Nächten, nach ſo bitterm Hunger
nd Kummer, und nach dem ſcharfen Luftritt kein Wunder.
O lieber Gott,“ ſeufzte er, „erhalte mich wach, ſonſt ſchlummere
h ein zu ewigem Wehe!“ Half leider nichts; der Schlummer
berkam ihn mehr und mehr. Da lag er mit geſchloſſenen Augen.
Nicht lange, ſo ſchwebte der Satan mit dem Löwen einher und freute
h ſchon über den ſchlummernden Herrn. Doch nun erblickte der
öwe den Herzog ebenfalls, hielt ihn, weil er ihn regungslos da-
egen ſah, für todt, und begann laut und jämmerlich zu brüllen.
on dem wohlbekannten Ton erweckt, ſprang der Herzog erſchrocken
f, worüber der Teufel ſo ergrimmte, daß er den Löwen

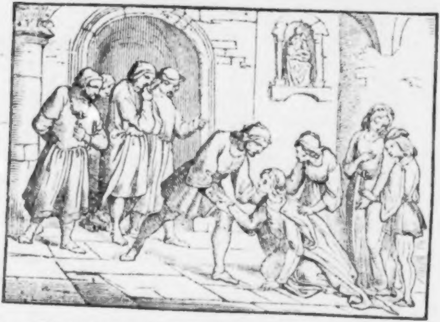
recht mit Teufelsgewalt neben ſeinen Herrn hinwarf. Dem Löwen krachten die Rippen. Das war aber auch Alles, was der Teufel von ſeiner Mühe hatte. Abermal ſah er mit Verdruß, daß er mit all ſeiner Liſt und Gewalt nur Gott dem Herrn gedient hatte, von dem alles Heil kommt. Der Herzog aber dankte Gott auf den Knieen für die gnädiglich abgewendete Gefahr. Darum half ihm Gott in ſeiner großen Huld auch fürderhin. —

Den Löwen zur Seite, ging der Herr in ſeine Stadt Braunſchweig hinein und wandte ſich der fürſtlichen Burg zu, von wannen er ein groß und feſtlich Getöne vernahm. „Was mag wohl das ſein?“ ſprach er bei ſich ſelbet, und wollte eben, ſich zu erkundigen, in das Schloß eintreten, als die Trabanten und Soldaten mit lautem Geſchrei herzuſprangen und ihm den Eintritt verwehrten. Darob verwunderte ſich der Herzog billig und fragte: „Was iſt das für eine neue Mär? Iſt ein fremder Herr hier eingezogen, daß da droben alſo gepfiffen und jubiliret wird? Deſſen berichtet mich, ihr Leute.“ Sie verſetzten: „Der Herr iſt uns gar nicht fremde. Heute noch ſoll er ſammt der edlen Frauen das Land Braunſchweig kriegen, nachdem die hochgeborne Wittib ſieben Jahr um den verlorenen Herrn getrauert.“ Daran erkannte der Herzog, daß ihn der Teufel recht berichtet, und eilte ſich nun um ſo mehr, ans Ziel zu kommen. Freundlich redete er die Wache an, und ließ nicht ab mit demüthigen Bitten, bis ſie verſprachen, ihm einen Becher Wein zu verſchaffen. Hierauf wandte er ſich an Einen unter ihnen, der ihm beſonders gefiel: „Du ſcheinſt mir ein wackerer Mann. Bitte doch die Fürſtin um einen Becher von ihrem eignen Wein für mich, mein mattes Herz zu erlaben. Es ſoll dich wahrlich nicht gereuen.“ Der Knecht ſah den Fremdling und ſeinen Löwen mit bedeutſamen Blicken an, und lief dann gar ſchnell zur Fürſtin, die ſeltſame

Mär zu melden. Die lachte des kühnen Begehrens, goß aber
och einen Becher voll von ihrem köſtlichen Wein und befahl:
Heiß ihn das austrinken. Ein Abenteurer mag er wohl ſein.
Wie kam er nur mit ſeinem Löwen in dies Haus!“ Der Diener
rachte den Becher und fragte den Unbekannten: „Mich wundert,
er du ſein magſt, daß du zu trinken begehrſt von dieſem edlen
Wein, den die Herzogin allein trinkt.“ Der Herzog aber, nach-
m er den Becher geleert, warf ſeinen halben Goldring, darauf
in Name mit Helm und Schild geſchnitten war, in das
eſchirr, und bat gar beweglich, Solches der Fürſtin zu über-
ichen. Der Diener nahm's mit ſtiller Verwunderung und
acht's der Herzogin. Die fragte er: „Ach hochgeborne Fürſtin,
ruhet doch dieſen Goldring anzuſchauen. Habt Ihr ihn wohl
rloren?“ Die Herzogin nahm den Goldring und betrachtete ihn
nau. Je mehr ſie ihn aber beſchaute, deſto bleicher ward ihr
ngeſicht. „Das iſt mein Ehgemahl, der Herzog von Braun-
weig,“ dachte ſie, ſtand eilig auf und lief in ihre Kammer.
ach einer Weile rief ſie ihren Kammerjunker und ſprach: „Habt
r da draußen vor dem Schloſſe den Fremdling mit ſeinem Löwen
ch geſehen?“ „Ach, gnädige Frau,“ antwortete dieſer, „gar
hl hab' ich ihn geſehen und betrachtet. Der Löwe geht mit
n in aller Treue, und er ſelber ſcheint ein feiner Mann, den die
ute all mit Verwunderung anſchauen.“ Jetzt trat die edle
au auf die Zinne und ſah hinunter, erblickte auch wirklich den
emden ſammt ſeinem Löwen. Wiederum beſchaute ſie den
pfangenen Ring und ſprach: „Das iſt von meinem lieben
rrn. Walte Gott, daß ſich mein Herzenswunſch erfülle!“
nger ſäumen wollte ſie nicht mehr, ſondern befahl: „Laßt ihn
rauf kommen, daß ich ihn ſelbſt um den Ring befrage, woher
hm geworden; denn wiſſet, die andere Hälfte des Ringes gab

mir mein lieber Herr bei ſeinem Abſchied, als er ſprach: Sollt' ich binnen ſieben Jahren nicht zurück ſein, ſo nimm einen andern Gemahl."

Vor allen begierig, dies Geheimniß zu erforſchen, wurden die Räthe der Herzogin. Sie liefen und fragten den Fremdling, woher er den Ring bekommen. Der lachte und ſprach: „Das will ich euch wohl vertrauen. Von Niemand hab' ich ihn erhalten, ſondern ſelber genommen vor mehr denn ſieben Jahren." Darüber ſchauten ſie ihn an, als gedächte er ihrer zu ſpotten; doch ſchien ihnen der Mann zu ernſt dazu. Zur Fürſtin gingen ſie denn und meldeten getreulich, was der Mann mit dem Löwen geantwortet. Deſſen noch mehr verwundert, lief die edle Frau durch den Saal dem nahenden Fremdling entgegen und rief: „Gott, mein Gott! meinem allerliebſten Herrn iſt der Ring geweſen. Sollt' er noch am Leben, ſollt' er zurückgekehrt ſein!" Der Fremdling ſtand vor ihr, und wie ſie ihn näher anſchaute, fiel ſie vor Freuden zur Erde. Der Herzog thät ſie ſorglich aufrichten, indeſſen all die Herren ausriefen: „Herr Gott im Himmelreich, was ſoll da noch werden?" Die Fürſtin aber bot dem theuren Herrn ihre weiße Hand, nannte ſeinen Namen und ſprach: „Bekennet Euch nur als unſern lieben Herrn. Wir alle preiſen Gott, daß er Euch wohlbehalten wieder zur Heimath geſendet." Der edle Herzog ſprach: „Einſtmals war ich freilich ein Herr, das ſag' ich ohne Scherz; jetzt geſchieht mir wenig Ehre mehr; doch das ſei Gott anheimgeſtellt. Anders war es wohl, als ich vor ſieben Jahren ohne Sorgen von Braunſchweig auszog." Dieſe Worte bewegten die Herren und Knechte. Sie erhuben einmüthig ihre Stimme: „Seid Ihr denn unſer alter, lieber Landesherr, ſo ſeid uns im Namen Gottes willkommen!" Hierauf ward ihm fürſtliche Ehre geboten, die Fürſtin aber dankte Gott auf den Knieen, daß er ihren milden, frommen Herrn aus der Noth errettet. Ein köſtlich Mahl war bald gerüſtet. Allda ſaß der Herzog ſeiner Gemahlin fröhlich zur Seiten, hielt trefflicher Mahl, als auf dem elenden Floß, und ließ auch ſeinen treuen Löwen den Hunger ſtillen.



Die Mär vernahm der Bräutigam der Herzogin, und ing gar ſehr an zu trauern: „Wie hochgeboren ich bin, jetzt hab' ch meinen Korb, und kann heimziehen als ein Junggeſelle.“ Hätte nicht der Landesherr ſelber ihm die Braut weggenommen, r würde nicht von ihr gelaſſen haben. Wie er nun den Herren m Hofe ſein Mißgeſchick klagte, hielten ſie zuſammen Rath, in elcher Art man den hochedlen Freier tröſten möchte. Der Herzog ſelber kam und bat ſeine Getreuen, ihm zu rathen, wie er en hohen Gaſt ſolle zufrieden ſtellen. Die Herren dankten ihm und riethen: „Wir wollen ihm ein hochgeboren Fräulein aus Franken geben, das weilet allhier am Hofe, und iſt ſo ſchmuck und ſchön, als nur Eine im ganzen Land.“ Der Herzog lachte gar fröhlich; denn das dünkte ihm gut, und ſo gingen die Herrn zu dem beklagenswerthen Freier und trugen ihm das Fräulein an.

„Euer Gnaden,“ ſprachen ſie, „haben wohl vernommen, wie unſer lieber Herr, den wir ſo lang betrauert, nach ſchweren Mühſalen und Nöthen durch Gottes Hülfe wieder zurückgekehret iſt. Da es denn Gott alſo gefüget, daß Ihr dadurch der Herzogin Hand verloren, ſo bitten wir Euch, Ihr wollet nicht verſchmähen das holdſelige und fürſtliche Fräulein, das Euch zum Troſt ſoll anerboten ſein.“

Solches vernahm der Fürſt nicht ungern und ſprach ſittiglich: „Lieben Herren und Räthe! ich bitt' euch nur um dies, daß ihr den gnädigen Herrn und ſein Gemahl um ihre Einwilligung bittet. Sagen ſie mir's zu, ſo werbet mir die edle Braut, und verſagt dieſe mir nicht die weiße Hand vor Gott, ſo führ' ich ſie binnen kurzen Tagen als mein trautes Ehgemahl in mein heimathlich Schloß.“

Alsbald eilten die Räthe zu dem edlen Fräulein, welches ſie gar ſchön willkommen hieß und, als es ihr Anliegen vernommen, zuerſt ſich erröthend zierete und wehrte, endlich aber gar fröhlich zu lachen anfing. „Fraget, ihr edlen Herren, den Herzog und ſein Ehgemahl. Was ihnen gefällt, ſoll auch mir gefallen.“ Die Herren antworteten: „Die Einwilligung iſt ſchon da. Darum wollet uns ein kurzes Jawort geben für den hochgebornen Fürſten, deſſen Hand ſelbſt die gnädige Herzogin nicht verſchmähet hätte, ſo ihr Ehgemahl nicht wiedergekommen wäre.“ „Geſchehe denn Gottes Willen!“ rief da die edle Maid. „Soll ich einmal zur Ehe ſchreiten, ſo ergeb' ich mich darein.“

ie Räthe aber verſicherten ſie der hohen Ehre, welche der Herzog r damit anzuthun gedächte, und brachten im Stillen dem jungen errn ihr Jawort: „Gott geb' Euch Glück dazu, hochedler Herr. r Bett ſollt Ihr beſteigen und mit ihr Beilager halten in Freud' d Ehren.“

Deſſen ward der junge Fürſt gar fröhlich, dankte den äthen aufs Beſte und rief: „Nun wendet ſich's zum Guten. zt mag ich mit Ehren heimziehen. Walt Gott, daß bald ochzeit ſei mit meiner holden Braut!“ —

. Das verhießen ihm die Herren, gingen eilig hin zu dem äulein und führten ſie zu ihm. Er empfing die theure Fürſtin r liebreich, ſagte ihr viel Dank und ſchloß ſie in ſeine Arme. icht lange, ſo fuhr das edelſchöne Paar auf einem goldenen agen zur Kirche unter ſolchem Pfeifen- und Trompetenſchall, ß man ſchier ſein eigen Wort nicht hörte.

Da wurden ſie in Gegenwart einer großen Verſammlung ch chriſtlichem Brauch getraut, und als ſie nach Hauſe kamen, ar ſchon Alles zur Hochzeit bereit bis auf das Brautbett; denn s war ja für die Herzogin ſchon zugerüſtet geweſen, und kam zt der neuen Braut zu Gute. Hei wie am ſelbigen Tage zu hren der Hochzeit ein luſtig Rennen und Turnieren anhub! a ward manch ein Speer zerbrochen, und manch ein kühner itter aus dem Sattel gehoben, ſo eifrig befliſſen ſich die hochgernen Herrn. Als nun die Hochzeit zu Ende war, und Jeder h von dem gnädigen Herzog beurlaubt hatte, empfingen Braut d Bräutigam großes Gut, und mit einem zahlreichen fröhlichen eleite edler Herrn zog das glückliche Paar von dannen in ſein gen Land. —

Nach dieſen wanderbarlichen Begebenheiten regierte der erzog Heinrich noch lange Jahre Land und Leute gar tugendlich und wehrte jeglichem Unrecht mit weiſem, frommem Sinn, that auch den Armen ſo viel Gutes, daß ihn Jedermann mußte liebgewinnen. Darum bewahrte Gott ihn und ſein fürſtlich Ehgemahl fortan vor allem Unglück. Nicht böſe Krankheit, nur Schwäche des Alters warf ihn zuletzt aufs Lager. Da ſprach er: „Sollt' ich nicht wieder aufkommen, ſo befehl' ich Gott meine Sach', Chriſto ergeb' ich meine Seele; der wolle ihrer warten, weil alles Heil von ihm kommt.“ Die Herzogin neigte ſich weinend auf ihn nieder, er aber fuhr fort: „Für mich iſt hier keines Bleibens mehr. Schütz' Euch der Himmel, meine Fromme und Vielgetreue, und bewahre in ſeinen Gnaden meine Leut' und mein Land.“ Das war ſein letztes Wort. Er reichte Jedem die Hand und gab ſeinen Geiſt auf. Stattlich ward er, das Schwert zur Seiten, begraben auf der Burg zu Braunſchweig. Es weinten ſeine Getreuen; der Löwe aber legte ſich auf ſein Grab und wich nicht von dannen, bis er auch ſtarb. Des Löwen Treue zu ehren, ward dem königlichen Thier ebenfalls ein ſtattlich Grab bereitet, und ſein Bild auf einer Säule zum Denkmal dargeſtellt, welches noch jetzt zu ſehen iſt in der guten Stadt Braunſchweig. Nicht minder zeuget von der Wahrheit dieſer Geſchichten die Greifenklaue, heutzutage noch aufgehangen zu Braunſchweig in dem Schloßthurm.

Ahasverus,

der ewige Jude.

Die Geſchichte vom ewigen Juden iſt wegen ihres tiefen Sinnes und erbaulichen Inhalts ſchon von vielen berühmten Dichtern benutzt und theilweiſe auch entſtellt worden, anderſeits aber ſo tief in's Volk gedrungen, daß es gewiß Mancher gern leſen wird, wenn wir die urſprüngliche Geſchichte, wie ſie in der älteſten hierüber bekannten Schrift dargeſtellt iſt, hier mittheilen. —

Unterm 5. Juni 1564 und der Ortsangabe Schleswig berichtet ein Ungenannter Folgendes: „Paulus von Eitzen, Doctor der heiligen Schrift und Biſchof zu Schleswig, zu dieſem Amte erwählt von Herzog Adolf von Holſtein, ein ebenſo hochangeſehener und glaubwürdiger, als durch ſeine herausgegebenen Schriften berühmter Mann, hat mir und andern Studirenden etliche Mal erzählt: Als er noch zu Wittenberg ſtudirte, ſei er einmal im Winter des Jahres 1542 zu ſeinen Eltern nach Hamburg gereiſt, und habe den erſten Sonntag nach ſeiner Ankunft in der Kirche während der Predigt einen Mann von auffallendem Aeußern geſehen, welcher baarfuß der Kanzel gegenüberſtand.

Derſelbe war hochgewachſen, trug langes, über die Schultern herabwallendes Haar und hatte ungeachtet des damals ſo ſtrengen Winters keine andern Kleider an, als ein Paar Hoſen, die an den Füßen durch waren, einen bis an die Kniee reichenden Rock und darüber einen Mantel, der bis zu den Füßen herabhing. Seines Alters ſchien er ungefähr fünfzig Jahre zu zählen. Dieſer Mann hörte der Predigt mit ſolcher Andacht zu, daß an ihm keine Bewegung zu bemerken war, außer wann der Name Chriſti genannt wurde, wobei er ſich jedes Mal neigte, an ſeine Bruſt ſchlug und tief aufſeufzte. Da ſich nun der junge von Eitzen ſeiner großen Geſtalt, ſeiner Kleidung und Geberden halber ſehr über ihn verwunderte, forſchte er ihm ſorgfältig nach und vernahm, derſelbe habe ſich ſchon etliche Wochen dieſes Winters hier aufgehalten und angegeben, er ſei ein in Jeruſalem geborner Jude, Namens Ahasverus, ſeines Handwerks ein Schuhmacher. Bei der Kreuzigung Chriſti ſei er perſönlich zugegen geweſen, ſeither am Leben geblieben und durch viele Länder gereiſt. Zur Beſtätigung dieſer Ausſage habe er Manches gar genau berichten können, was weder in den Evangelien noch in den Werken anderer Geſchichtſchreiber zu finden ſei, betreffend die Umſtände, von denen das Leiden und die Kreuzigung Chriſti begleitet geweſen, ebenſo betreffend die Ereigniſſe, welche ſich die erſten Jahrhunderte nach Chriſti Kreuzigung im Morgenlande zugetragen, endlich betreffend die Apoſtel, wo jeder von ihnen gelebt, gelehrt und gelitten habe.

Auf ſolchen Bericht hin ſuchte Paulus von Eitzen eifrig Gelegenheit, mit dem Ahasverus ſelber zu reden, wozu er auch wirklich gelangte. Da erzählte ihm denn Ahasverus, er habe zur Zeit Chriſti in Jeruſalem gewohnt, und ſei dem Herrn feind geweſen, weil er denſelben für einen Ketzer und Verführer gehalten, indem er's eben als treuer Anhänger der Hohenprieſter und Schriftgelehrten, die ihn alſo über Jeſum berichtet, nicht beſſer gewußt habe. Deßwegen habe er allezeit ſein Möglichſtes dazu beigetragen, daß dieſer Verführer vertilgt werde, und endlich geholfen, ihn gefangen zu nehmen, vor die Hohenprieſter und den Pilatus zu führen, anzuklagen, über ihn das „Kreuzige!“ zu ſchreien und ſeine Verurtheilung zu erzwingen. Nachdem nun das Todesurtheil geſprochen geweſen, ſei er alsbald in ſein Haus geeilt, an welchem Chriſtus auf ſeinem Todespfad habe vorübergehen müſſen, und habe es ſeinem Hausgeſinde angezeigt, damit ſie auch zuſchauen möchten. Sein kleines Kind habe er ſelbſt auf den Arm genommen, um ihm den vorüberwandelnden Jeſus zu zeigen. Als nun Chriſtus unter der Laſt des Kreuzes herzugeführt worden, habe er ſich ein wenig an ſein Haus angelehnt; da ſei er, Ahasverus, um ſeinen Eifer abermals an den Tag zu legen, auf ihn zugelaufen und habe ihm unter Scheltworten zugerufen: Packe dich von dannen und gehe, wo du hingehörſt! Chriſtus aber habe ihn ſtark in's Auge gefaßt und Folgendes entgegnet: „Ich will ſtehen und ruhen, du aber ſollſt gehen!“ —

Sogleich habe er ſein Kind niedergeſetzt und ſei, da er im Hauſe nicht bleiben können, dem Zuge nachgefolgt bis nach Golgatha, woſelbſt er die Kreuzigung Chriſti mit angeſehen. Nach Vollendung all dieſer Dinge habe er aber nicht mehr in die Stadt Jeruſalem zurückkehren können, ſein Weib und ſeine Kinder nimmer geſehen, ſondern fortan ruhelos in fremden Landen umherirren müſſen. Zwar ſei er nach einigen hundert Jahren wieder nach Paläſtina zurückgekommen, habe jedoch eine ſolche Verwüſtung angetroffen, daß er die Stätte, wo Jeruſalem geſtanden, kaum mehr erkannt habe. Im Uebrigen wiſſe er nicht, warum ihn Gott ſo lang in dieſem elenden Leben herumführe; vielleicht wolle er ihn bis zum jüngſten Tage als einen lebendigen Zeugen der Leiden Chriſti aufbewahren, zur Ueberführung der Ungläubigen und Gottloſen. Seinerſeits ſehne er ſich inbrünſtig, von Gott aus dieſem Jammerthal erlöſt und zur Ruhe eingeführt zu werden. —

Nach dieſem hat Paulus von Eitzen dem Rector der Schulen zu Hamburg, einem ſonderlich in den alten Geſchichten wohlbewanderten Gelehrten, bei einer Unterredung über die nach Chriſti Kreuzigung in den Morgenländern ſtattgehabten Ereigniſſe das Bekenntniß des Ahasverus mitgetheilt, deſſen ſich der gelehrte Herr gar ſehr verwunderte.

Weiter berichtet er von dem ewigen Juden, derſelbe habe ein ſtilles und eingezogenes Leben geführt und nie geredet, als wenn man ihn fragte. Wenn man ihn eingeladen, ſei er gekommen, dann aber im Eſſen und Trinken überaus mäßig geweſen. An Geldgeſchenken habe er nie über zwei Schillinge angenommen und das Empfangene ſofort unter die Armen vertheilt mit den Worten: „Ich bedarf deſſen nicht, Gott wird ſchon für mich ſorgen.“ —

Solange er in Hamburg weilte, hat man ihn nie lachen ſehen. Er redete die Sprache jedes Landes, welches er betrat, z. B. damals das ſächſiſche Deutſch ſo gewandt, wie ein geborner Sachſe, was bei einem gebornen Hebräer nicht wenig heißen will. Zu jener Zeit ſind auch viele Neugierige aus verſchiedenen Ländern, bisweilen aus weiter Ferne, nach Hamburg gekommen, ihn zu ſehen und zu hören. Da wurde denn gar verſchieden geurtheilt. Die Meiſten glaubten, er habe einen fliegenden Geiſt bei ſich, der ihm ſolche Geheimniſſe verkündige. Von Eitzen ſelbſt aber war nicht dieſer Meinung, zumal Ahasverus Gottes Wort eben ſo gerne gehört, als darüber geredet, allezeit den Namen Gottes mit andächtigem Seufzen ausgeſprochen und kein Fluchen geduldet habe. Wenn er nämlich irgend einen bei Gottes Blut und Wunden fluchen gehört, ſei ihm darüber ein heftiges Zittern angekommen, und er habe dem Flucher mit furchtbarem Ernſte gedroht: „Du elender Menſch, elendes Geſchöpf, daß du Gottes Namen und Marter alſo ſchändeſt! Hätteſt du, wie ich, geſehen und gehört, wie ſchwer dem Herrn Jeſus ſeine Wunden und Qualen dein- und meinetwillen geworden ſind, lieber ließeſt du dir ein Leid anthun, als daß du ſeinen Namen dermaßen mißbrauchteſt!“ —

Was ihm nun Paulus von Eitzen noch viel weitläufiger, als hier geſchrieben ſteht, über den ewigen Juden erzählt, hat der Verfaſſer auch von etlichen Schleswiger Bürgern, die Ahasverus ebenfalls geſehen, beſtätigen hören.“

Die urſprüngliche Schrift enthält noch folgende ſpätere Zuſätze: „Dieſer Jude ſoll ſo dicke Fußſohlen haben, daß das Maaß derſelben zwei Querfinger dick gefunden worden, auch ſeien dieſelben von ſeinem langen Wandeln und Reiſen hart, wie Horn.

Secretarius Chriſtoph Ehringer und M. Jakobus, Geſandte des Herzogs Adolf von Holſtein an den König von Spanien, berichteten bei ihrer Rückkehr nach Schleswig 1575, ſie haben den ewigen Juden in oben beſchriebener Geſtalt und Kleidung in Madrid geſehen, wo er geläufig ſpaniſch geredet. —

Im Jahre 1599 während des Chriſtmonats will man ihn auch in Danzig geſehen haben.“

Flos und Blanceflos.

Um das Jahr 624 nach Chriſti Geburt regierte in Spanien ein ungläubiger König, Namens Fenis, deſſen Gemahlin ebenfalls eine Dienerin Mahomed's war. Einſt machte Fenis einen Kriegszug über das Meer nach chriſtlichem Gebiet, wo er binnen drei Tagen die Küſte in einer Breite von dreißig Meilen gänzlich verheerte, Burgen, Klöſter, Städte eroberte und nach vollendeter Plünderung verbrannte. Den Raub hieß er auf ſeine Flotte ſchleppen und beorderte, damit noch nicht zufrieden, vierzig Mann, den chriſtlichen Pilgern aufzulauern, um des Raubes noch mehr zu gewinnen. Es dauerte nicht lange, ſo zog eine Schaar Pilger, matt und müde, von einem Berge herab, und der Angriff geſchah. Die Pilger erkauften ihr Leben gerne mit allem Gut, welches ſie bei ſich hatten; nur ein Graf aus Frankreich, der mit ſeiner ſchwangern Tochter zur Erfüllung ihres Gelübdes für den im Kampfe gefallenen Ehgemahl nach San Jago de Compoſtella wallfahrtete, wehrte ſich tapfer gegen die Heiden, bis er von der Ueberzahl erſchlagen ward. Seine Tochter führte man als Gefangene vor den König. Hierauf ſegelte dieſer mit günſtigem Winde heim nach Spanien und vertheilte daſelbſt den Raub unter ſeine Krieger. Die ſchwangere Chriſtin ſchenkte er ſeiner Gemahlin, die ſich ſchon längſt eine Chriſtenſklavin gewünſcht hatte. Die Königin erlaubte ihr, bei ihrem chriſtlichen Glauben zu verharren, und gewann dadurch an ihr eine eben ſo treue, als nützliche Dienerin, von welcher ſie unter Anderm die franzöſiſche Sprache erlernte. Auch den übrigen Hofleuten wußte ſich die gefangene Chriſtin angenehm und werth zu machen. Die Königin aber merkte bald, in welchem Zuſtand ſich ihre neue Dienerin befinde, und fragte ſie nach der Zeit, wann ihre Schwangerſchaft begonnen habe. Da zeigte es ſich denn, daß die Königin ſelbſt um die gleiche Zeit guter Hoffnung geworden war, weshalb beide Frauen auch auf dieſelbe Zeit ihrer Niederkunft entgegenſahen. Nach Erfüllung der beſtimmten Tage gebar die Königin einen bildſchönen Knaben, dem die heidniſchen Prieſter den Namen Flos (Blume) ertheilten, weil ſeine Geburt in die Blüthezeit fiel. An demſelben Tage (es war Palmſonntag) gebar die Chriſtenſklavin ein wunderliebliches Mädchen, welchem ſie die Taufe ſelbſt ertheilte und dabei den Namen Blancflos (Weißblume) gab. Der König Fenis, über die Geburt eines Sohnes hoch erfreut, veranſtaltete glänzende Feſtlichkeiten und übergab den Flos der Chriſtenfrau zur Pflege; dagegen mußte ihn eine der heidniſchen Frauen ſäugen. — Da nun die Chriſtenfrau des Königs Sohn ſammt ihrem eignen Töchterlein zu erziehen hatte, wurden ihr bald alle Beide gleich lieb, und das ſtete Beiſammenleben flößte beiden Kindern gegenſeitig eine ſo unauslöſchliche Zuneigung zu einander ein, daß ſchon vor dem fünften Altersjahr keines mehr ohne das andere ſein konnte. Im ſiebenten Altersjahr galten ſie Beide ſchon für das ſchönſte Kinderpärchen weit und breit. — Nun kam aber auch die Zeit, daß Flos in die Schule geſchickt werden ſollte. Doch als ſein königlicher Vater ihm ſolches kund that mit den Worten: „Ich will dich jetzt dem weiſen Meiſter Gaivon übergeben, bei dem ſollſt du fleißig lernen," da begann Flos laut zu weinen und rief: „O Vater, ich kann nichts lernen und auf keine Lehre merken, wenn Blancflos nicht mit mir zur Schule gehen darf." Der König gewährte ſeine Bitte, und die beiden Kinder freuten ſich ſehr, mitſammen lernen zu dürfen. Sie lernten auch ſo eifrig und halfen dabei einander ſo getreulich nach, daß ſie Beide im Leſen, Schreiben und Lateinſprechen große Fertigkeit erlangten, und nun fingen ſie, auf daß ihre Mitſchüler nichts merkten, einander lateiniſche Liebesbriefe zu ſchreiben an. Doch der König erkannte wohl die mit den Jahren wachſende Liebe der Beiden und gerieth darüber in große Sorgen. Alſo gedachte er ſie von einander zu trennen, erklärte auch der Königin, er müſſe Blancflos tödten laſſen, wenn es nicht gelinge, den Flos von ihr abzubringen; denn ſonſt werde Flos niemals, wie ihm zieme, ſeine Liebe einer Königstochter zuwenden. Die Königin jedoch erwiderte, wenn Blancflos umgebracht werde, ſo würde ſich Flos gewiß ein Leid anthun. Darum ward ein anderer Weg eingeſchlagen. Der Meiſter Gaidon mußte unter dem Vorwand plötzlicher Krankheit ſeinen Unterricht einſtellen. Dann eröffnete der König ſeinem Sohne, er müſſe nun nach Montorio in die Schule gehen. Daſelbſt nämlich befanden ſich viele ſchöne Kinder von edler Abkunft, weßhalb der König hoffte, Flos werde unter dieſen ſeine Liebe zu Blancflos vergeſſen. Als nun Flos abreiſen ſollte, war ſein erſtes Wort, ob Blancflos mitreiſen dürfe. Das ward ihm abgeſchlagen, weil Blancflos zur Verpflegung ihrer Mutter, die ſich ebenfalls krank ſtellen mußte, verpflichtet ſei. Flos geberdete ſich hierüber gar jämmerlich und betheuerte, ohne Blancflos könne er nicht leben noch athmen. Erſt als man verſprach, ihm Blancflos binnen vierzehn Tagen nachzuſenden, ergab er ſich und nahm unter heißen Thränen, Küſſen und Umarmungen in Gegenwart der königlichen Eltern von ſeiner Blancflos Abſchied. —

Von ſeinem Vater reich ausgeſtattet, reiſte Flos nach Montorio, und ward daſelbſt von dem Herzog Joras, deſſen Gemahlin Sante und Beider Tochter Sibylla ehrenvoll aufgenommen. Obwohl ſich aber in der dortigen Schule, in welche Sibylla ihn begleitete, viel ſchöne und vornehme Mägdelein befanden, kam ihm doch ſeine Blancflos nicht aus dem Sinn; er konnte, bis die vierzehn Tage verfloſſen waren, nicht aufhören, nach ihr zu ſeufzen. Als aber vollends die vierzehn Tage um waren, ohne daß Blancflos kam, fing er an zu fürchten, ſie ſei geſtorben und verfiel aus Herzensjammer in ſchwere Krankheit. Dies meldete ſein Diener dem König, welcher nun ſofort mit der Königin zu Rathe ging. „Jetzt," begann er, „weiß ich nicht mehr, was ich mit unſerm Sohn anfangen ſoll. Ohne Zweifel hat ihm Blancflos dieſe Liebe durch Zauberei angethan. Darum ſoll ſie auf der Stelle getödtet werden, damit er ſie vergeſſen kann." Die Königin aber widerſprach: „Ich kann nicht glauben, daß Blancflos Zauberei an unſerm Sohn geübt habe. Sie ſelber liebt ihn ſo übermäßig, daß ſie ſeit ſeiner Abreiſe nach Montorio keinen frohen Augenblick mehr gehabt, auch Speiſe und Trank verſchmähet hat. Zudem wäre es ebenſo frevelhaft, als ſchändlich, ſolch ein Kind ohne Urtheil und Recht umzubringen. Beſſer iſt's, man verkaufe Blancflos in ein fernes Land, daß man hier nichts mehr von ihr vernimmt." Der König willigte ein, und ließ zwei reiche Kaufleute kommen, welchen er auftrug, nach Nicäa in Kleinaſien zu fahren und Blancflos daſelbſt zu verkaufen. Da nahmen die Kaufleute das Mädchen in Empfang und führten es mit ſich nach einem fernen Hafen, wo ſie es an zwei Kaufleute aus fernem Land um hohen Preis verkauften. Um

der Schönheit und Klugheit dieſes Mädchens willen gaben
Fremdlinge für daſſelbe ſechzig Pfund Gold, hundert Pf
Silber, hundert Laken Zindal, hundert rothe Mäntel, hun
gute Pferde und dreihundert Vögel, nämlich Falken, Habi
und Sperber, dazu den unſchätzbaren Becher, welchen e
Aeneas nach Troja's Zerſtörung nach Italien gebracht und ein
Bruder ſeiner geliebten Lavinia geſchenkt hatte. Auf die
Becher, von Vulcanus ſelbſt gefertiget, war abgebildet der R
der Helena, die Verfolgung des fliehenden Paris durch Menelau
den erzürnten Gatten, die Belagerung Troja's durch die Griec
unter König Agamemnon. Auf dem Deckel des Bechers ſta
ein Vogel, ſo künſtlich gefertigt, daß er zu leben ſchien;
Vogel aber hielt in ſeinen Klauen einen großen Karfunkel, deſ
Schein die dunkelſte Nacht erleuchtete. —

Die fremden Kaufleute nun ſegelten gen Babylon, u
ſtellten Blancflos dem Admiral daſelbſt vor, welchem ſie ſo auß
maaßen gefiel, daß er ſie den Verkäufern vierzehn Mal mit G
aufwog. Aus der Pracht ihres Gewandes, ſo wie aus der edl
Geſtaltung ihrer Glieder erkannte der Admiral, daß ſeine ne
Sklavin von nicht gemeiner Herkunft ſei, beſchloß daher, ſei
bisherige Lebensweiſe aufzugeben und Blancflos durch Heira
zu ſeiner rechtmäßigen Königin zu erheben. Er befahl, ſie a
ſeinen Frauenthurm zu bringen, wo fünfundzwanzig Sklavinn
ſie bedienen und mit Allem bekannt machen ſollten, was ein
Königin ziemt. Aber die neue Herrlichkeit vermochte Blancfl
nicht zu tröſten. Als ſie allein war, brach ſie in laute Klag
aus: „Ach mein herzlieber Flos, wer hat uns ſo grauſa
getrennt! Ohne dich kann ich nimmer froh werden; denn eh
wird man mich tödten, als daß ich dein vergeſſe. Armer Flo
nun trauerſt du wohl auch um mich nicht minder, als ich u

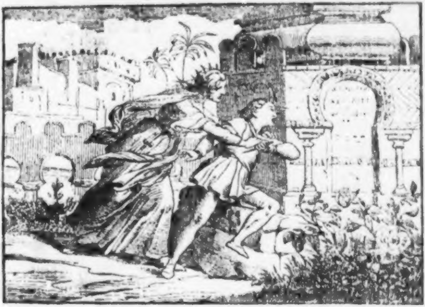
deinen Verluſt, und Beide finden wir keine Hoffnung, keinen Troſt!“ —

Was nun aber die Kaufleute anbetrifft, welche Blancflos verkauft hatten, ſo gingen dieſelben nach geſchloſſenem Handel alsbald zum König Fenis und übergaben ihm die erlöſten Schätze. Der König freute ſich derſelben ſehr, ſeine Gemahlin aber fand, nun ſei erſt guter Rath theuer, was mit ihrem Flos anzufangen ſei, damit ihn das Herzeleid nicht tödte. Alſo ließ der König ein prächtiges Grab machen von Elfenbein, Marmor und Kryſtall; darauf legte man einen herrlichen Sarg, auf deſſen Deckel zwei Kinder ſtanden, das Eine dem Flos, das Andere der Blancflos ähnlich gebildet. Jedes der Kinder trug eine Krone, und in derjenigen des Flos leuchtete ein köſtlicher Karfunkel. Daneben waren lange Pfeifen angebracht, welche den Wind auffingen, ſodaß, wenn Wind zog, die Kinder einander umarmten, und wenn Windſtille war, die Kinder auch ſtille ſtanden und einander Blumen entgegenſtreckten. Außerdem war das Grab geziert mit den mannigfaltigſten Edelſteinen, mit Saphiren, Amethyſten, Diamanten, Hyazinthen, Jaspiſſen und andern mehr. Auf dem Grabe aber ſtand in goldenen Lettern geſchrieben: „In dieſem Grabe ruht Blancflos, die den Jüngling Flos geliebet mit treuem Herzen.“ Ueberdies befahl der König Allen, die um die Sache wußten, ſeinem Sohne zu beſtätigen, daß Blancflos geſtorben ſei. Hierauf ſandte er dem Flos die Erlaubniß, heimzukehren. Dieſer kehrte auch alsbald freudig zurück und begrüßte Vater und Mutter herzlich; dann aber fragte er ſeiner Blancflos nach. Da begegneten ſeiner Frage lauter traurige Mienen und Alles ſchwieg ſtille. Erſchrocken eilte er zur Mutter ſeiner Geliebten und fragte jämmerlich, wo ſeine Blancflos ſei. Zuerſt antwortete dieſelbe, ſie wiſſe es nicht; doch als Flos ſie mit Ernſt aufforderte, ihm die Wahrheit herauszuſagen, klagte die arme Mutter: „Blancflos liegt im Grabe.“ Das war dem guten Flos ein Donnerſchlag; er fiel ohnmächtig nieder. Auf das Schreckensgeſchrei der Frau eilten der König und die Königin herbei und ſahen zu ihrem großen Entſetzen den einzigen Sohn ohne ein Zeichen des Lebens daliegen. Zwar kam er nach etlichen Stunden wieder zu ſich ſelber, blieb aber ſo verſtört in ſeinem Gemüthe, daß ihn weder Bitten noch Drohungen andern Sinnes machen konnten. Endlich brachte er's über ſich, das Grab ſeiner Geliebten zu ſehen. Seine Mutter nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu demſelben hin. Als er die Aufſchrift geleſen, verdoppelte ſich ſein Schmerz, und er fiel vor dem Grabe drei Mal in Ohnmacht. Nachdem er ſich wieder ſo weit erholt hatte, um ſeinem Schmerz Worte zu geben, kniete er auf dem Grabe nieder und klagte: „O Blancflos, warum mußteſt du von mir ſcheiden! Auf Einen Tag geboren und mit einander aufgewachſen, warum hätte nicht auch ein Tag uns dahinraffen ſollen? Grauſamer Tod, der mir meines Lebens Freude geraubt, was ſäumeſt du, auch mich zu treffen? Und ſpotteſt du meines Kummers, wohlan, ſo gehe ich freiwillig hinüber in die Blumenauen, wo meiner Blancflos Seele Blüthen lieſt.“ —

Mit dieſen Worten erhob ſich Flos, nahm einen goldenen Griffel, das einzige Andenken, welches er von ſeiner Freundin beſaß und immer bei ſich trug, und wollte mit demſelben ſein Herz durchbohren. Seine Mutter aber entwand ihm den Griffel und ſprach: „Willſt du dich auf ewig von deiner Blancflos ſcheiden? Meinſt du, als Selbſtmörder zu ihr in's Paradies zu kommen? Nimmermehr! In ewige Pein würdeſt du dich ſtürzen, wie Pyramus und Thisbe, die daſſelbe thaten und nun ewig vergeblich ſeufzen nach der Liebe Glück. Faſſe Muth, lieber

Sohn! Noch gibt es Mittel, deine Blancflos wieder in's Leben zu rufen.“ —

Dann ging die Königin zu ihrem Gemahl, erzählte ihm die Verzweiflung des Flos und wie er ſich habe umbringen wollen, wodurch ſie ihr einziges Kind verloren hätten, und bat den König, ſich ſeines Sohnes zu erbarmen. Fenis gab nach und erlaubte, ſeinem Sohne zu ſagen, Blancflos ſei noch am Leben. Nun nahm die Königin den Flos bei Seite und ſagte ihm: „Sei wohl zu Muth! dein Lieb liegt nicht im Grabe!“ und zur Beſtätigung deſſen ließ ſie den leeren Sarg vor ſeinen Augen öffnen. „Wir hofften,“ fuhr ſie fort, „du würdeſt dein Herz einer Königstochter ſchenken und der Blancflos entſagen, die nur das Kind einer Gefangenen und dazu Chriſtin iſt. Dein Vater hätte Blancflos tödten laſſen, wenn ich nicht dazwiſchengetreten



wäre. Nun aber hat er ſie durch zwei Kaufleute in fernes Land verkaufen laſſen." Der Anblick des leeren Sarges und die Rede ſeiner Mutter richteten den Flos wieder auf. Er faßte Hoffnung, und von Stund' an war all ſein Sinnen darauf gerichtet, die theure Blanceflos wieder zu gewinnen. —

Unverweilt ging Flos zum Könige hinein und bat: „Lieber Vater, gebet mir Urlaub, meine Blanceflos zu ſuchen; denn ich finde ohne ſie keinen Frieden und keine Freude mehr!" Als der König Solches vernahm, verwünſchte er in ſeinem Herzen den Tag, an welchem er Blanceflos verkauft hatte, und würde ſie gerne mit allen erlöſten Schätzen und noch mehrern dazu zurückgekauft haben, wenn's nur möglich geweſen wäre. Traurig ſprach er zu ſeinem Sohne: „Lieber Flos, bleibe bei uns; du ſollſt eine ſchöne Königstochter zum Weibe bekommen, welche beſſer für die Krone taugt." Flos aber blieb unerſchütterlich. „Lieber Vater," entgegnete er, „ich vermag auf der Welt kein anderes Weib zu lieben, als Blanceflos; darum laßt mich ziehen." Nun willigte der König ein, und verhieß ihn mit Allem auszurüſten, was er zur Reiſe bedürfe, worauf Flos ſeinem Vater eröffnete, er gedenke als Kaufmann zu reiſen; darum möge man ihm zwölf Maulthiere mitgeben, von denen drei mit Thierhäuten, drei mit gemünztem Gelde, zwei mit Kleidern von Sammt, Seide und Scharlach, die übrigen vier mit grau und weißem Buntwerk ſollten beladen ſein. Außer dieſem erbat ſich Flos zwölf Maulthiertreiber, zwölf Schildknappen zu ſeinem Schutze, Einen von ſeines Vaters Truchſeſſen und einen recht klugen Kämmerling; auch ſollen ihm die beiden Kaufleute, welche Blanceflos verkauft hätten, mitgegeben werden, damit er ſein Lieb deſto eher finde. Habe er, verſprach Flos, günſtigen Erfolg, ſo werde er Botſchaft ſenden und mit Freuden wieder heimkehren. Unter Thränen gewährte

önig Fenis ſeinem Sohne all dieſe Wünſche und ſchenkte ihm
ızu noch einen reichgeſchmückten Zelter. Flos ſchnallte ſich
oldene Sporen an und beſtieg dieſen Zelter. Dann trat ſeine
Mutter herzu und gab ihm einen Goldring mit einem zauber-
räftigen Edelſtein, der, allezeit am Finger getragen, ihn feſt-
nachen werde gegen Feuer, Waſſer, Raubthiere, Menſchen und
Waffen, auch Jedermann nöthige, zu erfüllen, was er von ihm
itten werde. Mit großem Dank empfing Flos dieſen Ring und
ſteckte ihn an den Finger. Hierauf beurlaubte ſich Flos bei
Vater und Mutter, deren Jedes ihn unter vielen Thränen drei
Mal küßte, erfüllet von der bangen Ahnung, ihn auf dieſer Welt
nimmer wiederzuſehen. Flos aber, im Herzen gelobend, entweder ſeine Blancflos wiederzubringen, oder fortan einſam zu
leben und nie mehr zurückzukehren, zog mit ſeinem Gefolge nach
dem Hafen, wo die Kaufleute Blancflos verkauft hatten. —
Daſelbſt nahm er Herberge bei einem reichen Mann, wo er
ſammt ſeinen Gefährten trefflich bewirthet wurde. Deſſen ungeachtet genoß er ſo wenig und zeigte ſo große und beſtändige
Traurigkeit, daß es ſeiner Wirthin auffiel. Einſt während der
Mahlzeit ſprach die Wirthin leiſe zu ihrem Manne: „Sehet doch,
mein Herr, wie traurig ſich dieſer Jüngling geberdet, wie oft er
ſeufzt und immer in Gedanken verſunken iſt. Er und ſeine
Genoſſen ſind gewiß keine Kaufleute, ſondern ſuchen etwas ganz
Beſonderes.“ Hierauf redete ſie den Flos an: „Junger Herr,
wie kommt es, daß Ihr vor Betrübniß nicht eſſen möget? Solltet
Ihr jene Jungfrau kennen, die kürzlich ebenfalls hier war, jene
Blancflos, die Euch in Allem glich und auch immer ſeufzte und
weinte? Um Ihres Geliebten willen, den ſie Flos nannte, ward
ſie hier verhandelt an Kaufleute, welche die ſchöne Maid nach
Babylon zu bringen beſchloſſen.“ —

Dieſe Rede machte auf Flos einen ſo gewaltigen Eindruck, daß er anfangs gar keine Antwort fand und mit ſeinem Meſſer, welches er eben in der zuckenden Hand hielt, unverſehens einen Becher Wein umſtürzte. Endlich faßte er ſich, nahm einen ſchönen Goldbecher und ſprach zu der Wirthin: „Nehmt dieſes Zeichen meines Dankes dafür, daß Ihr mir die erſte Nachricht von meiner Blancflos gegeben; denn ich wußte nicht, in welcher Richtung ich ihr nachziehen ſollte. Jetzt aber fahre ich gleich nach Babylon.“

Die Wirthin dankte für das reiche Geſchenk, und ſogleich miethete Flos ein Schiff und fuhr mit ſeinem Gefolge über das Waſſer, bis ſie gen Bagdad kamen. Daſelbſt nahmen ſie Herberge in einem vornehmen Hauſe, wo ihnen beſtens aufgewartet wurde. Auch hier fiel dem Wirthe die ſtille Betrübniß des Flos während des Mahles auf. „Herr,“ fragte der Wirth, „behagt Euch die Aufwartung nicht, daß Ihr ſo wenig genießet?“ Aber Flos gab keine Antwort. Da ſuchte der redſelige Gaſtgeber ihn durch eine Erzählung zu zerſtreuen. „Denket Euch, Junker,“ hub er an, „vor Kurzem haben Kaufleute, aus Spanien angelangt, mit einer holdſeligen, Euch ganz ähnlichen Jungfrau bei mir übernachtet. Die hieß Blancflos und mochte auch vor lauter Seufzen weder eſſen noch trinken.“ Flos horchte hoch auf: „Und weiter, weiter, wohin zogen ſie mit der Jungfrau?“ Der Wirth antwortete: „Nach Babylon, wie ich vernommen.“ Dafür ſchenkte ihm Flos einen Scharlachmantel nebſt einem zierlichen Becher und ſprach: „Dies Geſchenk habt Ihr meiner Blancflos zu verdanken, die ich finden oder ſterben muß.“ Der erfreute Wirth wünſchte ihm Gottes Segen zu ſeinem Unternehmen, begleitete am nächſten Morgen ihn und ſein Gefolge vor die Stadt und zeigte den rechten Weg nach Babylon. —

Nicht lange, ſo kamen ſie zu dem Fluß Fire, an deſſen anderm Ufer die Stadt Montfelis lag. Leider aber war keine Brücke zu finden; nur eine Fähre führte über den breiten Strom, und die mußte man herbeirufen mit einem großen Horn, welches an einem nahen Cypreſſenbaume hing. Flos ſtieß in das Horn, daß es über den Strom hin ſchallte, und alsbald kamen die Schiffleute und luden ſein Gefolge nebſt den Gütern in ihre Fähren. Ihr Meiſter aber ſetzte den Flos in einem beſondern Nachen über. Während der Fahrt bemerkte der Schiffsmeiſter, wie Flos in düſterm Sinnen ſtand, und fragte: „Junger Herr, wohin reiſet Ihr, und was ſucht Ihr bei uns zu Lande?“ Flos antwortete: „Wir ſind Kaufleute und reiſen gen Babylon. Da es aber zu ſpät iſt, um heute noch weiter zu reiſen, ſo bitt' ich Euch, nennt mir eine gute Herberge.“ Der Meiſter ſprach: „Gute Herberge kann ich Euch wohl weiſen. Weßhalb ich Euch aber anfragte, will ich nicht verhehlen. Da iſt unlängſt eine liebliche Jungfrau, die Euch ſehr ähnlich ſah und Blancflos hieß, übergefahren worden. In meinem Hauſe, wo man mit ihr herbergte, vertraute ſie mir, ſie ſei die Geliebte eines Heiden und um ſeinetwillen in die Ferne verkauft worden.“ Da fragte Flos angelegentlich: „Wohin hat man dieſe Jungfrau geführt?“ worauf der Meiſter berichtete, ſie ſei dem Admiral von Babylon verkauft worden, welcher ſie vor all ſeinen Frauen in höchſten Ehren halte. Kaum konnte Flos ſeine Freude über dieſe ſichere Kunde verbergen; doch gab er ſich dies Mal nicht zu erkennen, damit man ihn nicht, dem Admiral zu Gefallen, umbringe. Er nahm bei dem Schiffsmeiſter ſammt ſeinen Gefährten Herberge für die Nacht. Aber am folgenden Morgen, bevor er abreiſte, fragte er den Meiſter, ob er ihm nicht einen guten Freund in Babylon wüßte, bei welchem er Herberge, auch Hülfe mit Rath und That finden möchte. „Freilich,“ verſicherte der Wirth; „wenn Ihr zu dem Strome kommt, der herwärts von Babylon liegt, ſo wird Euch auf der Brücke daſelbſt ein Zöllner begegnen, der mein vertrauter Freund iſt und Euch ſein in der Stadt liegendes Haus zur Herberge anweiſen kann. Nehmt dieſen Ring und übergebt ihm denſelben; ſo wird er ſich Euer um meinetwillen treulich annehmen.“ Dankbar verabſchiedete ſich Flos von dem Schiffsmeiſter und zog ſeines Weges. Gegen Abend kam er an die Brücke, übergab dem Zöllner den Ring und bat ihn um Herberge, welche ihm alsbald in deſſen Haus angewieſen ward. — Am nächſten Morgen ging Flos in der Stadt umher. Da erkannte er bald die Macht des Admirals und die gewaltige Größe und Feſtigkeit Babylons, und nun wurde er ganz verzagt und machte ſich Vorwürfe: „Wohl bin ich jetzt, wo Blanceflos iſt; aber wer könnte den Admiral zu ihrer Herausgabe zwingen, da er ſie um keine Schätze der Welt verkaufen wird? Wer hilft mir? Wem kann ich mich anvertrauen? Und erfährt gar der Admiral, warum ich hier bin, ſo iſt's um mich geſchehen. Daß ich doch meinem Vater gefolgt und ein ander Lieb geſucht hätte!“

In ſolche Gedanken vertieft, traf ihn ſein Hauswirth und fragte nach der Urſache ſeines Unmuthes. Aber Flos gab vor, er fürchte, in dieſer Stadt keine Geſchäfte machen zu können. „Ei,“ ſagte der Wirth, „wir wollen mitſammen Mahlzeit halten und hernach rathſchlagen, was zu thun ſei.“

Bei der Mahlzeit nun ward dem Flos der prächtige Becher, um welchen Blanceflos verkauft worden, vorgeſetzt. Bei ſeinem Anblick erneute ſich die alte Sehnſucht, und er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten. Wie dies Licoris, des Wirthes Frau, bemerkte, ſprach ſie zu ihrem Gatten: „Herr, laßt uns die Tafel aufheben; dieſer Fremdling bedarf mehr unſeres Troſtes, als der

Speiſe." Alſo that Daries, der Wirth, und begann nach aufgehobener Mahlzeit: „Lieber Junker, offenbart mir ohne Sorge, was Euch beſchwert. Ich will Euch rathen und helfen nach beſten Kräften." Die Wirthin aber ſagte zu ihrem Manne: „Herr, wie ich aus ſeiner Geſtalt und ſeinem Benehmen erſehe, kümmert er ſich wohl um jene Blancflos dort auf dem Jungfrauenthurm. Die herbergte vierzehn Tage lang bei uns und erzählte unter vielen Seufzern, wie ſie verkauft worden um ihres Geliebten willen. Der Admiral hat ſie den Kaufleuten, welche ſie an einem ſpaniſchen Hofe erkauft, vierzehnfach mit Gold aufgewogen. Ich glaube faſt, dieſer ſchöne Junker ſei ihr Bruder, oder gar ihr Geliebter ſelbſt." Da blickte Flos freudig auf und rief: „Ich bin ihr Geliebter, nicht ihr Bruder;" dann aber, ſeine Uebereilung bemerkend, verbeſſerte er ſich: „Nein doch, ihr Bruder, wollte ich ſagen; denn wir haben Beide Eine Mutter." Da lächelte Daries: „Ei, ei, junger Herr, Ihr widerſprecht Euch ja in Einem Athemzug. Beſſer wär's, mir die Wahrheit zu geſtehen. Seid Ihr gekommen, um Blancflos wiederzugewinnen, ſo habt Ihr eine Thorheit begangen; denn erführe es der Admiral, ſo wäret Ihr des Todes." Flos ſeufzte tief: „So will ich Euch denn die Wahrheit ſagen. Ich bin des Königs Fenis von Spanien einziger Sohn. Blancflos, meine Geliebte, ward mir entwendet, und ich finde keine Raſt noch Ruhe mehr, bis ich ſie wieder habe. Wollt Ihr mir dazu verhelfen, ſo gebe ich Euch ſo viele Schätze, als Ihr verlangt. Doch binnen einem Monat muß ich ſie haben; ſonſt tödtet mich die Sehnſucht." Daries ſprach: „Lieber Herr, wir müßten es ſchmerzlich beklagen, wenn Ihr Euer junges Leben verlöret um einer Jungfrau willen. Doch einen Rath, ſie wiederzuerlangen, weiß ich nicht; denn die ganze Welt möchte ſie dem Admiral nicht abtrotzen; er iſt allzu mächtig. Hundert und fünfzig Könige ſind ihm unterthan. Babylon ſelbſt iſt zwanzig Meilen lang und breit, mit ſiebenzig Fuß hohen, unzerſtörbaren Mauern umgeben. In die Mauer ſind drei und dreißig ſtählerne Pforten eingelaſſen. Sie iſt geſchützt durch ſiebenhundert der höchſten Thürme, welche von ſiebenhundert der mächtigſten Herrn, die keinem Könige etwas nachgeben, bewacht werden. Mitten in der Stadt aber ſteht ein prächtiges Schloß mit vier Wohnungen. In der vierten wohnt Blancflos mit vier andern Jungfrauen. Ihre Kammer hat Thüren von Eibenholz, welches nimmer verbrennt noch fault, und Fenſter von duftendem Myrrhenholz. Die Thüren ſind mit Goldlaſur und ſchönen Figuren verziert. Weil nun in jenem Thurme bloß Jungfrauen wohnen, ſo wird er der Jungfrauenthurm genannt. Mitten in demſelben ſteht eine kryſtallene Säule, aus welcher ein Brunnen entſpringt, deſſen Waſſer künſtlich in alle Kammern geleitet wird und von dort wieder in die Säule zurückfließt. Aus dem Saal, wo dieſe Säule ſteht, führt eine Treppe zu des Admirals Kammer, wo ihn vierzehn Tage lang beim Aufſtehen und Niederliegen eine der Jungfrauen bedienen muß. Der Wächter des Thurmes aber iſt ſo grimmiger Art, daß er Jeden tödten läßt, der ſich ohne guten Ausweis dem Thurme naht. Er hat unter ſeinem Befehl ſechszehn ebenſo wilde Trabanten, welche den Thurm Tag und Nacht mit offnen Augen bewachen. —

Dabei hat der Admiral eine grauſame Gewohnheit. Er freit jedes Jahr ein anderes Weib. Zu Ende des Jahres verſammelt er um ſich alle Könige, Fürſten und Herren ſeines Reiches und läßt vor ihren Augen ſeine bisherige Gemahlin durch einen Ritter enthaupten, damit ſie nach ihm Niemand mehr freie. Hernach läßt er die Jungfrauen vom Thurme in einen

Baumgarten herunterführen. Die nahen mit Furcht und Zittern, weil keine gern die königliche Ehre mit einem frühen Tod erkauft. Der Baumgarten aber iſt umſchloſſen mit Mauern von Gold und Laſur. Edle Bäume aller Art tragen daſelbſt das ganze Jahr hindurch eine Fülle des herrlichſten Obſtes. Gewürzſträucher und zahlloſe Blumen erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen, Schaaren von Vögeln entzücken das Ohr mit ihrem Geſang. Mitten im Garten ſteht ein Brunnen mit kryſtallhellem Waſſer, überſchattet von einem Baum, der immerdar blüht und zugleich die mannigfaltigſten Früchte reift. Neben dieſen Baum ſetzt ſich der Admiral mit den Herren, und jetzt muß eine Jungfrau nach der andern über den Brunnen gehen. Schreitet Eine hinüber, die noch von keinem Manne berührt iſt, ſo bleibt das Waſſer völlig klar, während es roth und trübe wird, ſobald eine hinübergeht, die ihr Magdthum verloren hat. Eine Solche wird alsbald hingerichtet. —

Iſt dieſe wunderbare Prüfung der Jungfrauen vorüber, ſo ſtellen ſich die rein Erfundenen unter den blühenden Baum, der eine ſeiner rothen Blüthen gerade auf diejenige fallen läßt, welche der Admiral in ſeinem Herzen am meiſten liebt. Dieſe erhebt er für dies Jahr zur Königin und läßt ſie nach Verfluß des Jahres hinrichten. —

Wohlan denn, junger Herr, wo wäre der Weiſe zu finden, der hier Rath wüßte? Noch vor Ablauf des Monats wird der Admiral ſeine Hochzeit feiern und, wie Ihr ſchon wiſſet, liebt er Blanceflos am meiſten von all ſeinen Jungfrauen. Es iſt in ganz Babylon bekannt, daß er dieſe am liebſten zum Weibe nehmen wird, wie ſie denn ſammt ihrer Freundin Clariſſa ihm alle Morgen und Abend aufwarten muß.“ —

Darob entſetzte ſich Flos und ſprach: „Ach! lieber Herr, wißt Ihr denn wirklich gar keinen Ausweg? Wo nicht, ſo will ich ſie im Baumgarten öffentlich anreden, damit man die Laſt dieſes Lebens von mir nehme. Bald wird ſie mir im Tode folgen, und wir finden einander, um nie mehr getrennt noch betrübt zu werden, unter den Blüthen des Paradieſes.“ —

„Lieber Junker,“ ſprach jetzt der Wirth, „weil Ihr ſelbſt Euer Leben dran ſetzen wollt, ſo kann ich Euch doch nicht ohne Rath laſſen, obſchon derſelbe auch mir an's Leben gehen könnte. Wißt Ihr was: Geht morgen Nachmittags in Euern köſtlichſten Gewändern nach dem Jungfrauenthurm und ſtellt Euch an, als wolltet Ihr ihn meſſen nach ſeiner Höhe, Breite und Dicke. Dann wird der Thurmwart Euch barſch anfahren und fragen, was Ihr da zu ſchaffen habet. Ihr aber antwortet ihm höflich, Ihr wollet nur den Thurm meſſen, weil Ihr nach Euerer Heimkehr auch einen ſolchen zu bauen gedenket. Deß wird er ſich wundern, Euch näher in's Auge faſſen und nach Eurer Herkunft fragen. Euer köſtlich Gewand wird ihn blenden, Euer Reichthum ſeine Habgier erwecken, und nun fragt er, ob Ihr auch Schach ſpielet. Bejahet Ihr dies, ſo heißt er Euch eintreten und bittet, ihm mit Schachſpielen die Zeit vertreiben zu helfen. Er ſpielt aber gerne hoch; darum müßt Ihr um wenigſtens hundert Biſanten mit ihm ſpielen. Bemühet Euch recht, zu gewinnen, und gebt ihm dann nicht nur ſein Geld zurück, ſondern Euern eignen Einſatz dazu. Des andern Tages geht wieder hin und ſetzet zweihundert Biſanten, am dritten Tage vierhundert; immer jedoch erſtattet ihm das Verlorne zurück und legt Euern Einſatz dazu; ſo macht Ihr ihn kirre. Ferner ſollt Ihr einmal Euern herrlichen Becher mitnehmen und ihn ſehen laſſen, aber nicht darum ſpielen. Der Thurmwart wird Euch Summen Goldes dafür bieten; doch Ihr verkauft das Prachtſtück nicht. Endlich wenn Ihr ſehet, daß ihn die Begierde völlig verblendet hat, macht Ihr ihm den Becher zum Geſchenk. Das wird ihn ſo überwältigen, daß er Euch Treue ſchwört und gelobt, Euch zu leiſten, was Ihr immer wünſchen möget." —

Flos dankte ſeinem Wirth für dieſen trefflichen Rath und ſäumte nicht, ihn zu befolgen. Nicht lange hatte er ſich mit dem Meſſen des Thurmes beſchäftigt, als der Thurmwart ihn anfuhr: „Was haſt du da zu ſchaffen? Biſt du nicht ein Kundſchafter, der meines Herrn Thurm ausſpähen ſoll?" Flos entgegnete freundlich: „Beruhiget Euch, Herr! ich nehme mir den Thurm nur zum Muſter für den, welchen ich nach meiner Heimkehr bauen will, mein Gold darin zu verwahren. Wollt Ihr mir nicht helfen, den Thurm auch von innen zu beſehen, da doch nur Gold darin iſt, und ich deſſen mehr beſitze, als Ihr und Euer Herr zuſammen?" —

Dadurch kam der Thurmwart auf andere Gedanken, meinte aus dem Reichthum des Unbekannten ſchließen zu dürfen, daß derſelbe kein Späher ſei, und hielt ſich nur noch für verpflichtet, ihn durch mancherlei Fragen zu erforſchen. Zuletzt ſetzte er alles Mißtrauen bei Seite und bat den Flos einzutreten und Schach mit ihm zu ſpielen. Auf die Frage, wie hoch ſie ſpielen wollten, antwortete Flos gleich: „Um hundert Biſanten."

Nun ward ein Schachſpiel aus Ebenholz und Elfenbein gebracht, und der Kampf begann. Flos aber kehrte den Stein des Ringes, welchen ihm ſeine Mutter gegeben, ſo, daß derſelbe dem Thurmwart in die Augen fiel. Da konnte der Habgierige nicht anders, als immer nach dem Stein hinſchielen, wodurch er zerſtreut ward und das Spiel zu ſeinem großen Aerger verlor. Flos aber gab ihm das verlorene Geld wieder und dazu ſeinen eignen Einſatz, worüber der Thurmwart in freudiges Staunen gerieth und den Flos bat, doch ja am nächſten Tage wiederzukommen. Alſo that Flos und ſetzte dann zweihundert Biſanten gegen zweihundert des Thurmwarts. Abermals bewährte der Edelſtein ſeine Kraft, ſodaß Flos Gelegenheit erhielt, dem Thurmwart ſeinen Verluſt ſammt dem eignen Einſatz zu ſchenken. Nun ward der Thurmwart erſt recht entzückt und bot dem Flos bereits alle möglichen Freundſchaftsdienſte an. Am dritten Tage ſpielten ſie um vierhundert Biſanten, welche Flos wieder gewann. Ueber dieſen großen Verluſt ward der Thurmwart ſehr beſtürzt; als ihm aber Flos Alles zurückgab und ſeine Biſanten noch dazulegte, lud er den Flos ſogleich zur Mahlzeit in ſeinem Hauſe ein. Flos erſchien, brachte ſeinen herrlichen Becher mit und trank beim Mahle immer daraus. Dem Thurmwart gingen faſt die Augen über; er betrachtete den Becher mit Verwunderung und bat zuletzt, Flos möge um denſelben ſpielen, er wolle tauſend Mark Goldes dagegenſetzen. Flos ſprach: „Lieber Herr, ich darf dieſen Becher weder verkaufen, noch verſpielen. So Ihr mir aber ſchwöret, mir aus beſten Kräften zu helfen, wenn ich Euer bedarf, ſo ſei Euch der Becher geſchenkt.“ Jetzt war der Thurmwart überwunden. Er ſchwur, dem Flos in allen Dingen treu zu dienen als ſein eigner Mann. Da gab ihm Flos den Becher. Kaum hatte ihn der Thurmwart empfangen, ſo erzählte ihm Flos ſein Schickſal und erklärte, er müſſe die ſchöne Blancflos oben im Thurme ſehen, oder vor Sehnſucht ſterben. Der Thurmwart aber bereute ſeinen Schwur, als er Solches hörte. Deſſenungeachtet ſprach er: „Ob ich ſchon mein Leben auf's Spiel ſetze, ich muß meinen Eid halten. Wartet in Euerer Herberge nur drei Tage. Dann kommt der erſte Mai, an welchem ich Euerer Blancflos alle Blumen, die aufzutreiben ſind, zuſenden werde. Unter den Blumen im Korbe laſſ' ich Euch zu Blancflos hinauſtragen, und Ihr mögt dann bei ihr bleiben, ſo lang es Euch gefällt.“ Mit frohem Herzen eilte Flos in ſeine Herberge und harrte daſelbſt, während der Thurmwart einen großen, zierlichen Korb verfertigen und Blumen in Fülle zuſammenleſen ließ. —

Am erſten Mai, den Flos inbrünſtiger erſehnet hatte, als je zuvor einen Maitag, ging er, in rothen Purpur gekleidet, damit ihn kein Auge von den Roſen im Korb unterſcheiden könne, zu dem Thurmwart. Der ſetzte ihm erſt noch einen roſenrothen Hut auf, hieß ihm in dem Korb liegen und deckte ihn mit Blumen über und über. Hierauf rief er zwei ſtarke Knechte und befahl: „Tragt dieſe Blumen zu Blancflos hinauf, mit Vermelden, ich ſende ſie ihr. Hernach kehrt wieder zu mir zurück.“ Die Knechte trugen den Korb hinauf, fanden aber auf dem Wege, das ſeien verwunderlich ſchwere Blumen und erleichterten ſich ein wenig mit Fluchen. Unglücklicherweiſe verwechſelten ſie die Thüren, kamen daher vor Clariſſens Gemach, und riefen: „Jungfrau Blancflos! da ſchickt Euch der Thurmwart Blumen!“ —

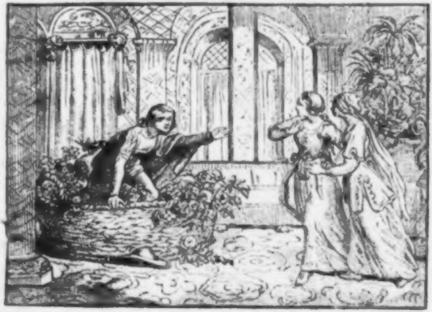
Zwar hörte Clariſſa den Namen Blancflos wohl; dennoch nahm ſie die Blumen in Empfang und ließ dem Thurmwart Dank ſagen. Als ſie nun allein war, nahm ſie eine Blume aus dem Korb und beſchaute dieſelbe mit Wohlgefallen. Flos aber, der Blancflos vor ſich zu haben meinte, ſprang haſtig hervor, ſodaß Clariſſa vor Schrecken einen lauten Schrei ausſtieß. Das hörten die übrigen Jungfrauen und eilten aus ihren Gemächern, zu ſehen, was es gäbe. Sobald Flos Schritte vernahm, legte er ſich wieder in den Korb und bedeckte ſich mit Blumen. Indeſſen erinnerte ſich Clariſſa, was ihre Freundin Blancflos von ihrem Geliebten erzählt hatte, wie er ihr ſo ähnlich ſehe, und begann den Zuſammenhang zu ahnen. Darum lachte ſie, als die Jung-

frauen hereinkamen, und gab vor, es ſei ihr plötzlich eine
niſſe in's Geſicht geflogen, um derentwillen ſie ſo ſchreckhaf
geſchrieen. Dadurch beruhigt, entfernten ſich die Jungf
wieder, während Flos in Todesängſten unter den Roſen
Clariſſa aber, eines allemanniſchen Herzogs Tochter, wa
vertrauteſte Freundin der ſchönen Blanceflos. Beide wo
in nebeneinanderliegenden Kammern und, zum gemeinſ
Dienſte des Admirals beſtimmt, klagten ſie einander oft ih
und ſuchten ſich zu tröſten. Alſo ſchloß Clariſſa ihre nac
Gang führende Thür, damit Niemand den Jüngling en
ging durch die andere Thür in die Kammer der Blanceflos
ſprach: „Komm doch, liebe Freundin, ich will dir Bl
zeigen, ſo ſchön, wie du ſolche lange nicht mehr geſehen h
Blanceflos aber ſeufzte: „Gute Clariſſa, was ſollen mir Blu
ſo lang ich von meinem Geliebten getrennt bin, und beſon
da ich weiß, daß mich der Admiral noch in dieſem Monat
will? O, bevor das geſchieht, und ich meinem Flos u
werde, will ich dem Admiral ſchon einen Grund geben, mi
tödten.“ —

Da beſchwor Clariſſa die Trauernde: „Ich bitte
meine Blumen zu beſehen, ſo lieb dir dein Flos iſt.“ Jetzt
Blanceflos der Clariſſa in ihr Gemach, und kaum ſtand ſi
dem Korbe, ſo ſprang Flos, der Alles mit angehört, au
Blumen und erkannte ſeine Blanceflos, wie ſie ihn. K
Wortes mächtig, ſtanden Beide eine Zeit lang da; endlich
ſie einander in die Arme und küßten ſich inniglich, bis Bla
Worte fand und rief: „Clariſſa, das iſt mein theurer Flos,
Leben, meine Seele!“ —

Nachdem die erſte Aufwallung des Entzückens ſich g
baten Beide die gute Clariſſa, ſie möge doch ihre Liebe

ſchweigen und nicht trennen. Clariſſa beruhigte ſie: „Ich will euch helfen, ſo viel ich vermag und euch Treue halten. Das Eſſen, welches für Blancflos und mich gebracht wird, mag auch ein Drittes noch ſättigen.“ Damit ſchieden Flos und Blancflos von Clariſſa und gingen in der Blancflos eigne Kammer, wo ſie ſich auf das goldgeſtickte Bett hinſetzten und einander ihre Abenteuer erzählten. Flos ſprach: „O Theure, wie unſäglich hab' ich um dich gelitten! bald wär' ich geſtorben.“ Und Blancflos klagte: „Ach! ſeit du gen Montorio gefahren, hatt' ich keine heitere Stunde mehr.“ Hierauf herzten und küßten ſie einander auf's Neue, und Flos zeigte der Geliebten den Ring ſeiner Mutter und erklärte ihr deſſen Zauberkraft. —



Eine Zeit lang konnten die zwei Liebenden, Dank der treuen Fürſorge Clariſſens, ungeſtört beiſammenleben, ohne daß Eine der übrigen Jungfrauen etwas merkte. Doch ihr Glück blie leider nicht beſtändig. Eines Morgens erwachte Clariſſa ſpäter als gewöhnlich und eilte ſofort in Blancflos Kammer, ſie zum Dienſte des Admirals zu rufen. Blancflos ſagte: „Geh nu voran, ich folge alsbald nach.“ Aber ſie vergaß ſich und ſchlie wieder ein. Indeſſen lief Clariſſa mit ihrem Becken zum Brunnen, füllte es und lief damit ſchnell in die Kammer des Admirals, wo ſie Blancflos bereits zu finden hoffte. Aber Blancflos wa nicht da. Verwundert fragte der Admiral, wo Blancflos ſich ſäume, beruhigte ſich jedoch, als Clariſſa ſprach: „Herr, ſie ha die ganze Nacht im Pſalter geleſen und für Euch zu Gott gebetet. Da hat ſie am Morgen der Schlaf überwältigt und ſie konnte noch nicht erwachen.“ Ja der Admiral lobte ſo eifriges Beten für ihn und fand Blancflos nur deſto würdiger, ſein Weib zu werden. —

Am andern Morgen erwachte Clariſſa wieder etwas zu ſpät und eilte, Blancflos zu wecken. Blancflos wollte ſogleich aufſtehen, da drückte ſie Flos feſt an ſeine Bruſt und ſie ſchlief in ſeinen Armen wieder ein. Unterdeſſen hatte Clariſſa im goldenen Becken Waſſer geholt und kam nochmals an der Kammer vorbei, Blancflos zu rufen. Da aber Blancflos ſo feſt ſchlief, daß ſie keine Antwort gab, hoffte Clariſſa, ſie ſei ſchon beim Admiral, klopfte daher nicht wieder, ſondern ging ihrem Dienſte nach. Welch ein Schrecken, als ſie Blancflos vor dem Bette des Admirals wieder nicht ſah, und dieſer unwillig nach ihr fragte! „Gnädiger Herr,“ ſprach Clariſſa, „ich klopfte an ihrer Kammer und ſie verſprach, noch vor mir bei Euch zu ſein.“ Der Admiral ward unruhig, rief ſeinen Kämmerling und ſandte ihn, nach Blancflos zu ſehen. Der Kämmerling trat vor das prachtvolle Bett, darauf Flos und Blancflos beiſammenlagen, und weil

Flos keine Spur von Bart oder Flaum im Geſicht zeigte, auch ſchöner war, als alle übrigen Jungfrauen im Thurme, ſo hielt ihn der Kämmerling für Clariſſa, lief und meldete dem Admiral, Blancflos und Clariſſa ſchlummern ſo wunderlieblich nebeneinander, daß er's nicht habe über's Herz bringen können, ſie zu wecken. „Ihr lügt!“ ſchrie der Admiral den Kämmerling an; „Clariſſa ſteht hier. Mein Schwert her! ich will ſehen, was das für eine Jungfrau iſt.“ —

Er trat mit dem Kämmerling in Blancflos' Gemach und hieß die Vorhänge wegziehen, ſodaß das helle Tageslicht auf ihr Bette fiel. Nun gerieth aber der Admiral, wie er ſo mit ſeinem Schwert vor dem Bette ſtand, ſelbſt in Zweifel, ob Flos eine Jungfrau oder ein Jüngling ſei; ſo reizend war ſein Angeſicht. Der Kämmerling mußte dem Flos die Bruſt enthüllen, bevor man erkennen konnte, welches Geſchlechtes er ſei. Als aber der Admiral ihn für einen Jüngling erkannte, ward er ſprachlos vor Zorn und hob ſein Schwert, die Beiden zu tödten. Eben wollte er zuſchlagen, da erwachten Beide, ſprangen aus dem Bette und ſahen den ergrimmten Herrn mit gezücktem Schwerte vor ſich ſtehen. An ihrer Rettung verzweifelnd, blickten ſie einander an und weinten kläglich. „Elender!“ donnerte der Admiral, „wer biſt du, daß du in meinen Thurm zu dringen und mir ſolche Schmach zu bieten wagſt?“

„Gnade, hoher Herr!“ jammerte Flos; „dieſe hier hat mich treu geliebt von Jugend auf, und ich kann ohne ſie nicht leben. Nie haben zwei Sterbliche einander ſo ohne Wanken geliebet, wie wir Beide.“

Der Kämmerling ward gerührt und flehete den Admiral an, die Beiden jetzt noch leben zu laſſen und das Urtheil über ſie den Fürſten ſeines Reiches anheimzuſtellen. Der Admiral erhörte ihn, ließ aber Beide mit Stricken feſtbinden, damit ſie ihm nicht entweichen könnten. Dann ließ er ſeine Fürſten und Herren zum Blutgericht verſammeln. —

Die Verſammlung ward um ſo größer und glänzender, da der Tag nahe war, an welchem ſich der Admiral wieder zu verheirathen gedachte. Die Herren kamen zuſammen in des Admirals großem Saale, der eine Meile lang und breit, und deſſen Decke von lauter Kryſtallpfeilern getragen war. Priamus von Troja hatte keinen Saal, der ſich mit dieſem meſſen durfte. —

Als Alle beiſammen waren, beſtieg der Admiral ſeinen Thron, gebot Stillſchweigen und hub an: „Ihr Herren, vernehmt meine Anklage und fället ein gerechtes Urtheil. Jene Blancflos, die ich vor vier Monaten vierzehnfach mit Gold aufgewogen, hatte ich zu meiner lebenslänglichen Gemahlin auserſehen; ja, damit mich ihrer Schönheit Anblick alle Tage erfreue, mußte ſie mir jeden Morgen mein Waſſer bringen in einem Goldbecken. Und nun habe ich ſie mit einem Jüngling im Bette getroffen. Wären ſie nicht plötzlich aufgeſprungen, ich hätte ſofort mit meinem Schwerte den Schimpf an ihnen gerochen. So aber habe ich das Urtheil euch überlaſſen. Erwäget und ſprechet, ihr Großen meines Reichs.“ —

Alle die Anweſenden fanden die Angeklagten des Todes ſchuldig, nur betreffend die Todesart waren ſie nicht einig. Dieſe riefen, man ſolle ſie hängen; Andere, man ſolle ſie erdroſſeln. Ein Dritter wollte ſie von Pferden zerreißen, ein Vierter verbrennen laſſen. Kurz, es wurden alle erdenklichen Todesarten vorgeſchlagen. Endlich erhob ſich König Aliers und ſprach: „Iſt es nicht eine Schande, daß hier an des Admirals Hofe Alle durcheinander reden und kein gemeinſames Urtheil zu Stande bringen? Beſtellt doch Einen, der im Namen Aller das Urtheil ſpreche, oder noch beſſer: Höret zuvor auch die Verantwortung dieſer Kinder." —

„Nein," entgegnete Baiſier von Arabien, „es bedarf keiner Verantwortung, weil ſie auf der That ergriffen wurden, als ſie unſerm Herrn Schmach anthaten."

Dennoch befahl der Admiral, die Angeklagten vorzuführen. Als ſie vor ihren Richtern ſtanden, blickte Eins das Andere mit Thränen des Mitleids an. Flos aber ſprach: „Herr Admiral, ich habe mein Leben verwirkt und will gerne den Tod leiden; der Blancflos aber ſchenket das Leben, denn ſie iſt unſchuldig, weil ich ohne ihr Wiſſen in den Thurm gekommen bin." Da entgegnete Blancflos: „Hoher Herr, die Schuld iſt mein; die Liebe zu mir hat ihn in den Thurm gelockt. Ich hätte, als die Tochter ſeiner Magd, ſeine Liebe nicht erwidern ſollen, weil er eines Königs Sohn iſt." „Nimmermehr!" rief Flos, „tödtet mich und laßt Blancflos leben!" —

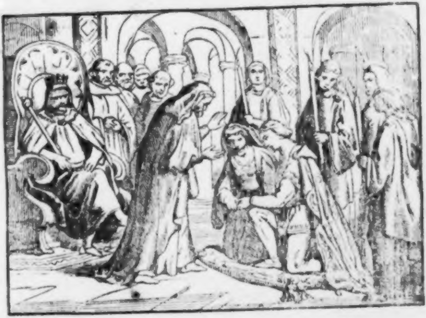
„Ihr ſollt Beide ſterben," wüthete der Admiral, „und zwar von meiner eigenen Hand." Sprach's, nahm ein blankes Schwert und ſchritt auf ſie zu. Aber Blancflos ſprang ihm entgegen und bot ihren ſchneeweißen Nacken dar. Doch Flos ſprang ihr nach, riß ſie zurück und rief: „Es wäre mir ewig Schande, ließe ich dich, ein Weib, vor mir ſterben, der ich ein Mann bin." Damit bot er ſeinen Hals dem Schwerte; aber Blancflos zog ihn zurück und drängte ſich wieder zwiſchen ihn und den Admiral. In ſolchem Wettſtreit der Liebe ließen ſie nicht nach, bis die Herren alle vor Mitleid weinten, und der Admiral, ſelbſt erſchüttert, das Schwert fallen ließ. Hierauf erhob ein Herzog ſeine Stimme und ſprach: „Wäre es nicht beſſer und unſeres Herrn würdiger, wenn er dieſen Kindern das Leben ließe? Was könnte ihr Tod ihm frommen? Dies hingegen möchte nützlicher ſein, die Beiden ledig zu laſſen unter der Bedingung, daß Flos angebe, wer ihm auf des Admirals, unſers Herrn, Thurm geholfen, damit man die Treuloſen kennen lerne und ſich künftig vor ihnen zu wahren wiſſe.“ —

Damit ſtimmten alle die Herren überein und der Admiral fragte den Flos, ob er die Bedingung eingehen wolle. Flos ſprach: „Ich darf es nur ſagen, wenn Ihr denen, die mir auf den Thurm geholfen, Verzeihung gewährt.“ Das wollte der Admiral nicht, ſondern drohte, die Treuloſen müſſen den Tod erleiden. Da trat ein Biſchof hervor, fiel dem Admiral zu Füßen und ſprach: „Herr, laſſet Euere Großmuth auch denen zu gute kommen, die dieſen Kindern aus Erbarmen geholfen haben. Alle die übrigen Herren bitten dafür mit mir. Laßt lieber den Flos ſeine verwunderliche Geſchichte erzählen. Das wäre uns Allen angenehmer, als das Blut dieſer unvergleichlich ſchönen Kinder fließen zu ſehen.“ Als der Biſchof geendigt hatte, riefen die Fürſten und Herren wie aus Einem Munde: „Herr, vergebt ihnen die Miſſethat! weiſet die Fürbitte Euerer Getreuen nicht zurück!“ —

Jetzt konnte der Admiral nicht mehr widerſtehen. Er vergab den zwei Liebenden ſammt ihren Helfern und hieß den Flos ſeine Schickſale erzählen. Das that Flos in Gegenwart der ganzen Verſammlung und verſchwieg nichts von Allem, was ihm begegnet war, von ſeiner Geburt an bis zu der Schreckensſtunde im Jungfrauenthurme. Da wurden alle Zuhörer im Innerſten bewegt und bewunderten die Macht der Liebe. —

Nachdem Flos mit ſeiner Erzählung zu Ende gekommen, fiel er dem Admiral zu Füßen und flehete beweglich, er möge ihm doch ſeine Blancflos wiedergeben, um die er ſo Unſägliches gelitten und ohne welche er nicht leben könne. Der Admiral nahm ihn gütig bei der Hand, küßte ihn und hieß ihn, da er ein Königsſohn ſei, vor Aller Augen an ſeiner Seite Platz nehmen. Dann nahm er auch Blancflos bei der Hand und ſprach: „Mein Lieber, nehmt hier dieſe Jungfrau, ſie iſt Euer, und Beide ſeid ihr nun frei.“ Voll inbrünſtigen Dankes fielen ihm Flos und Blancflos zu Füßen; doch der Admiral hob ſie auf und küßte ſie. Dann ſchlug er nach der Sitte ſeines Landes den Flos zum Ritter. —

Einige Tage nachher ward ein prächtiges Feſt gehalten. Der Admiral, nun mit dem Glück beſtändiger Liebe bekannt und deſſen gewiß, daß eine treue Freundin auch eine treue Gattin ſein werde, führte Clariſſa mit großem Pomp zur Kirche, ließ ſich mit ihr trauen, ihr die Krone aufſetzen und gelobte, ſie bis zu ſeinem Tode als ſeine Gemahlin zu lieben und zu ehren. Darnach



wurden auch Flos und Blancflos mit einander getraut.
Hochzeitmahle ſaßen der Admiral und ſeine Königin Clariſſ
einem hohen Throne, neben ihnen Flos und Blancflos, hi
die Großen des Reiches nach Rang und Würden. Nach
Mahle war großes Turnier, auch Wettkampf im Ringen
Springen, in Geſang und Saitenſpiel. In ſolcher Herrli
währte die Hochzeit manchen Tag. —

Doch das Feſt war noch nicht zu Ende, als Geſandt
Spanien anlangten mit der Botſchaft, beide Eltern des Flos
geſtorben, und alles Volk wünſche ihn mit Sehnſucht zu
Flos ward darüber ſehr traurig und bat den Admiral um Erl
niß, heimzuziehen. Der aber hatte ihn ſo lieb gewonnen, d
ihn zu bleiben bat mit dem Verſprechen, ihm noch mehr
und Leute zu geben, als er daheim habe. Da indeſſen Flos
ſeiner Bitte nicht abließ, beſchenkte ihn der Admiral mit den
lichſten Gaben und viel Gold und Silber, und ſegnete ihn
Abſchied. Mit großem Gefolge fuhren Flos und Blancflos
Spanien, wo ſie ohne Unfall anlangten und vom ganzen
freudig begrüßt wurden. Sobald Flos gekrönt war, nah
ſeiner Gemahlin zu Liebe den chriſtlichen Glauben an und be
auch ſein Volk, ſich taufen zu laſſen. Nach einigen Jahren
Flos von ſeinem Oheim, der kinderlos geſtorben war, auch
Königreich Ungarn. —

In ungetrübtem Glücke lebten Flos und Blancflos
ſammen, bis Beide hundert Jahre alt waren. Sie hin
ließen eine Tochter, Namens Bertha, die ſpäter, als Gema
Pipin's, Mutter Karl's des Großen ward, deſſen Ruhm die
erfüllet. —

Peter Dimringer von Staufenberg in der Ortenau.

In den alten Liedern wird viel geſungen und gerühmt von dem auserkornen Ritter Herrn Peter Dimringer, der geboren war auf Staufenberg in der Ortenau. Gezieret mit allen Tugenden, welche einem Chriſtenmann und Helden wohl anſtehen, blieb er zu ſeiner Zeit Wenigen unbekannt. Die Armen prieſen ſeine Mildthätigkeit, die Fremden ſeine Gaſtlichkeit, die Pfaffen ſeine Frömmigkeit, mit welcher er Gott und Marien, der Himmelskönigin, zu dienen ſich befliß. Kein Tag ging vorüber, ohne daß er ſich mit Gebet in die Huld der hehren Gottesmutter empfahl, weßhalb ihm auch immer Sieg und Ehre zu Theil ward im blutigen Streit wie beim fröhlichen Turnier. Den Frauen war er ſo hold, daß ihn ein lieblich Angeſicht im heftigſten Zorn zu beſänftigen vermochte. Um Frauendienſt zog er durch alle Lande, hub manchen reiſigen Mann aus dem Sattel, oder ſtieß Roß und Ritter mitſammen über den Haufen, trug ſogar hie und da einen Ritter am Lanzenſchafte vor die Frauen hin, wodurch ſich dieſelben abſonderlich geehrt fühlten. Ob ſolch ritterlichem Walten erſcholl ſein Ruhm in Schwaben, Baiern und Ungarn; in Frankreich und Engelland, wie in Italien hörte man die minniglichen Frauen ſein Lob auskünden. Auch die Heidenſchaft ließ er ſeines Armes Stärke empfinden. Da mußte ſo mancher Tapfere vor ihm in Noth und Tod ſinken, daß die Heiden ſeiner Bewunderung kein Ende finden mochten. Sie erhoben ſeinen Helden-

muth, nicht minder ſeine ritterliche Geſtalt, und manches
taufte Weib neidete ſeine Mutter um die Ehre, ihn gebo
haben, ſowie denn in Tagen des Friedens die ſchönen H
fräulein ſeine Beſcheidenheit und Milde rühmten. Wo
immer kam, nirgends erſchien er anders, denn reich und
angethan, recht als ein leuchtend Heldenbild. Kein edle
vertreib blieb ihm unbekannt. Im Schachzabel und im S
ſpiel war er Meiſter. Birſchen, Beizen und Jagen verſt
aus dem Grunde. Im Leſen und Schreiben that er's gel
Pfaffen zuvor. Daß ich's kurz melde: dem Herrn Pet
Staufenberg fehlte nichts zu einem vollkommenen Ritter,
Tugenden und Künſte bereiteten ihm ein gar herrlich Leben.
höret aber, wie dies Alles zuletzt ein traurig Ende nahm

Einſt ſaß er nach langer Fahrt bei ſeinen Freunden a
Veſte Staufenberg. Es war eben Pfingſtmorgen, un
Glocken tönten vielſtimmig aus dem Thale herauf. Da
er zum liebſten ſeiner Knechte: „Geh, rüſte mein Pferd, u
auch eines. Wir wollen gen Nußbach reiten, die Me
hören, daß Gott ein Theil meiner Sünden vergeſſe. Hab'
wieder lange Zeit Leib und Leben feil getragen um ſchöne F
und weltlichen Ruhm.“ Alsbald that der Jüngling, wi
befohlen war. Der edle Herr zierte ſich zum Kirchgang u
auf, ließ aber den Knecht voranreiten, um zuvor nach
Gewohnheit ein ſtill Gebet für ſich zu thun. Der Jünglin
den Burgweg hinab; da ſah er auf einem Steine vor
Gebüſch ein wunderbarlich Frauenbild ſitzen, das war ſo
alle Maaßen ſchön, daß kaum ein irdiſch Weib jema
beſchaffen war. Sie ſchien aus dem Paradies herabgeſt
die Erde zu erfüllen mit ihrem Himmelsglanz.

Von roſenheller Palmatſeide war ihr Gewand, durc
mit goldenen Bildern und Buchſtaben und überſäet mit bli
Edelſteinen, deren wunderthätige Kraft gegen jeglich Siec
ſich hernach oft ſoll bewährt haben. Das köſtlichſte Geſch
aber trug die engelgleiche Maid auf dem Herzen. Es w
Karfunkel in Gold gefaßt, und von andern Steinen um
wie die Sonne von einem Sternenkranz. Der glänzte ſe

daß es den Knappen deuchte, dieſer Stein möchte die dunkelſte Nacht in Tag verwandeln, und kein Kaiſer wäre reich genug, ihn zu erwerben. —

Die zauberhafte Geſtalt nickte dem Knappen freundlich zu und ihr ſüßer Blick bereitete ihm ein Herzweh, davon er lange nicht genas. Wie gern hätt' er ſtill gehalten, aber ſchon hörte er ſeinen Herrn nahen, und mußte nun mit ſittigem Gruß vorüberreiten. Bald kam auch der Ritter herangetrabt, und als er die Schöne ſo einſam auf dem Steine ſitzen ſah, ward er mit hoher Luſt erfüllet. „Grüß Gott Euch, holde Frau!“ begann er züchtiglich. „Seid froh begrüßt, Ihr Allerſchönſte, die jemals Seele und Leib gewann. Viel tauſend Mal ſeid mir willkommen!“ —

Die edle Geſtalt erhob ſich und ſprach freudenvoll: „Danke dir, lieber Freund, der hehre Gott, deinen freundlichen Gruß!“ Und dabei ſetzte ſie mit einem unausſprechlichen Blicke ſein Herz in Flammen. Herr Peter ſprang vom Roſſe, bot ihr die Hand, hob ſie, ohne daß ſie ſich ſträubte, von dem Steine, und ſetzte ſich mit ihr in's weiche, grüne Gras. Dann hub er wieder an: „Thut mir, hochgeboren Fräulein, die Gnade, mir eine Frage zu erlauben.“ Sie gewährte es ihm gerne, und er fuhr fort: „Verzeihet, Holdſelige und Reine: warum weilt Ihr hier ſo ganz allein, ohne ritterlichen Schutz?“ Sie lächelte dem Ritter zu: „Das mag dich wohl Wunder nehmen, theurer Held; doch ich ſchäme mich nicht, zu bekennen, daß ich auf dich, als meinen Freund, hier wartete. Ich ſage dir bei meiner Treu, daß du mir von je am Herzen lageſt. Seit du zuerſt ein Pferd beſtiegeſt, hab' ich dich unſichtbar mit meinem Schutz umgeben auf allen Wegen und Stegen, im blutigen Streit, wie beim luſtigen Turnier. Ich pflegte dein auf der Fahrt zum heiligen Grabe, auf all deinen Zügen von Ungarn bis nach Engelland, von den Reußen bis zu den Lombarden, und ſchuf, daß dir Alles gelang. Wohin dein Herz begehrte, zog ich mit, und doch wußteſt du nichts von mir bis jetzt, da ich dir erſcheine.“ —

„Wohl mir,“ rief da der Herr von Staufenberg, „wohl mir, daß ich den Tag erlebte, der dich wunderholdes Weib mir erſcheinen ließ! Nie konnte mir Lieberes geſchehen. Möcht' ic nur in deiner Gnade ſtehen bis an mein ſelig Ende!“ — Wie derum lächelte ihr rother Mund: „Das mag wohl ſein, mei lieber Freund; folgſt du nur den Lehren, die ich dir geben will, ſ ſollſt du mich bei dir ſehen, ſo oft du allein biſt und dein He meiner begehrt. Doch dies künd' ich dir an: Willſt du meine Leibes genießen, ſo mußt du ohne Eheweib bleiben bis zum Tode. Dann aber ſollſt du auch in ſtets ungetrübtem Glück leben und Alles haben, was dein Herz begehrt. Minnen darf du freilich, nur nicht zur Ehe nehmen; denn thuſt du dies, ſ erſtirbt dein ſtolzer Leib am dritten Tag darnach, und Nieman kann es wenden. Das bedenke wohl!“ —

„Iſt das dein Ernſt?“ rief der Ritter hocherfreut.

„Ja,“ ſprach das reizende Weſen, „Gott ſei mein Bürge und er begnade mich nimmermehr, ſo ich dir nicht Wort un Treue halte!“ —

„Wer wollte Gott, den ewig Treuen, nicht zum Bürgen annehmen!“ ſprach der edle Held. „Er laſſe uns Beide ſeine Gnade genießen! Meine Herrin, ich bin entſchloſſen, ich geb Euch Leib und Leben zu eigen, ſo lang mich Gott erhält.“

Jetzt umfing die Wunderbare den theuren Mann mit ihren weißen Armen. Er aber zog ſie an ſein Herz und küßte ihren ſüßen Mund, der die reiche Gabe reich erwiderte. Solch Liebesglück kam über die Beiden, wie wohl auf Erden keinem Paar j vergönnt geweſen. Doch als nun der von Liebe berauſchte Held auf der grünen Haide bei ſeiner Holden zu liegen verlangte, wehrte ſie ab: „Das verhüte Jeſus Chriſt! Kein Sterblicher ſoll hier unſere erſte Hochzeit ſehen. Herzliebſter, laß uns jetzt von dannen ziehen. In deiner Burg werd' ich dir zu Willen ſein unweigerlich.“ Er faßte ſich ſchnell und ſprach: „Ich dank' Euch, liebe Herrin; Euer Wunſch iſt mir Befehl!“ „Daraus,“ verſicherte ſie, „wird dir immer Heil entſprießen; gereuen ſoll's dich zu keiner Zeit!“ — Hierauf ermahnte ſie ihn: „Nun zu Pferd, werther Held, und ſcheide von mir. Du biſt auf einem Gottesgange, und Sünde war es, dich länger aufzuhalten. Nimm zum Pfande des Wiederſehens dieſen Ring mit dem unſchätzbaren delſtein!“ Er nahm den Ring mit Freuden und fragte: „O Vielliebe, ſo ungern ich von dir ſcheide, ſo gewiß ſag' mir an, ann ich dich wiederſehen ſoll.“ „Sobald du,“ antwortete ſie, die Meſſe gehört haſt, reite heim und warte meiner allein in einer Kammer. Deines Herzens Wunſch zieht mich alsbald zu ir. Dann gewähr' ich dir Alles.“ Da ſtand er auf aus dem eblümten Graſe, hob die Traute ſanft empor und nachdem er e minniglich geküßt, fragte er: „Saget, werthe Herrin, weſſen Schutz ich Euch indeſſen anvertrauen ſoll?“ Sie ſprach: „Habe ein Sorgen um mich. Freier, als der Vogel in der Luft, bin ich lsbald, wo ich will. Dieſe Gabe hat mir Gott verliehen.“ Da rief der Ritter ſeinem vertrauten Hengſt mit dem bekannten Namen „Geſelle,“ worauf das edle Roß alsbald herbeikam. Der wohlgeſtalte Degen ſtieg auf, nahm Urlaub nach höfiſcher Sitte und ritt in Eile ſeinem Knappen nach. —

Bald war die halbe Meile bis zum Dorfe zurückgelegt, und ben trugen ſie unter vollem Glockenſchalle das Kreuz herum, wie das Brauch iſt vor dem Beginn der Meſſe. Der Ritter trat vor den Altar, das heilige Amt begann, er ließ ſich auf ein Knie nieder und befahl in frommem Gebete Leib und Seele und Ehr' und Gute der Himmelskönigin Maria. Endlich ſchloß der Prieſter die Meſſe: Ite, missa est! und gab den Segen. Da ſtund der edle Degen fröhlich auf und ritt voller Erwartung ſeiner Veſte zu. Dort kaum angelangt, trat er ganz allein in ſein Gemach und wünſchte die Schöne zu ſich. Der Wunſch war nicht völlig ausgeſprochen, ſo ſtand ſie vor ihm in all ihrem Liebreiz. Nicht viel Worte erlaubte ihnen da ihr Herz. Sie feierten ihre erſte Hochzeit gar wonniglich. Darnach ſprach das liebliche Weſen: „Ach, lieber Freund, ſiehe, dies Glück blühet uns bis zum jüngſten Tag, ſo du dich nicht abwenden läſſeſt von deinem Wort.“ Er dankte mit hoher Luſt und bekräftigte abermal ſein Wort, daß er ihr wolle zu eigen ſein mit Seele und Leib. Daraufhin verhieß ſie ihm des köſtlichen Gutes, ſo viel ſein Herz begehre, beſchenkte ihn auch zur Stelle mit wundervielen Schätzen, alſo daß er ſeinen Freunden und Geſellen noch mehr als zuvor ſeines Gemüthes Mildigkeit kundthun mochte. —

Mit reichem Gut ausgeſtattet, umgeben von glänzend Gefolge, zog darauf Herr Peter wieder nach Abenteuern in frem Lande. Wohin er kam, ward er von Grafen und Rittern m hohen Ehren empfangen, die Frauen aber rühmten ſeine fürſtli Freigebigkeit. Wenn er dann in Einſamkeit nach ſeiner Traut verlangte, ſo war ſie zur Stunde bei ihm und überſchüttete i mit tauſend Freuden ihrer treuen Liebe. —

Mit Ruhm und Preis kehrte Herr Peter Dimringer v ſeiner weiten Fahrt zurück und lud ſeine Brüder und Freunde Gaſt. Die ehrten ihn hoch, betrübten ſich aber, daß er nie dara denke, ſeinen edlen Stamm fortzupflanzen, und hielten mitſamme Rath, welchergeſtalt ſie ihn bewegen könnten, ein ehelich Wei zu nehmen. Dazu bot ſich bald Gelegenheit. Eines Abend nachdem ſie ſich in ſeiner Veſte mit Tanz und Saitenſpiel erſät tiget, nahmen ſie ihn allein und beſtürmten ſein Herz mit alle möglichen Gründen, indem ſie ihm vorſtellten, wie manche Fürſt in deutſchen Landen ihm ſeine Tochter gern gäbe, wie hoh Ehren er durch ſolche Heirath erlangen möchte für ſich und ſein Anverwandten, wie traurig es für ihn wäre, ohne Leibeserbe das Zeitliche zu ſegnen. Solcher Rede erſchrack Herr Peter ga ſehr und wies die Freunde ab mit allerlei Ausflüchten, deren vornehmſter war, daß er, nach natürlichem Hang wenig zur Ehe tauglich, gern frei und ledig bleiben möchte. Auf dieſes ließen ihn zwar die Freunde eine Weile ruhig; doch nicht lange ging es, ſo traten ſie vor ihn mit einem weiſen Manne, welcher mit beredtem Mund ihre Bitte erneuerte. Der ſuchte ihn alſo zu fangen, daß er bat, Ritter Peter möchte ſeinen Freunden eine Bitte gewähren, ohne zuvor zu wiſſen, was für eine. Doch der kluge und ehrenfeſte Degen merkte die Liſt und ſprach: „Gebietet, was ihr wollt, ſo bin ich euch zu Willen; nur dies Eine verlanget nicht, daß ich ein ehelich Weib nehme. Lieber ließ ich meinen Leib in Stücke zerhauen. Bei meinem Rittereid, aus meiner Ehe wird nichts. Schweigt mir davon, wenn ihr mich nicht von euch vertreiben wollt.“ Da ſprach der weiſe Alte beſcheiden: „Schafft Euch die Rede, die ich aus treuem Sinn gethan um Euerer eignen Ehre willen, ſo groß Ungemach, wohl, ſo laſſen wir ab und wollen Euch nicht fürder beſchweren.“ —

Unterdeſſen war die Nacht hereingebrochen. Herr Peter beurlaubte ſich von ſeinen Gäſten, hieß den Knappen ihm in ſeine Kammer leuchten und ging betrübt von ihnen hinweg. Nachdem er auch den Knappen verabſchiedet, rief er im Herzen ſeiner Herrin, und im ſelben Augenblicke lag ſie in ſeinen Armen. „Ach!“ klagte ſie, „daß du dich um meinetwillen alſo betrüben mußt. Hätt' ich dich doch ſtets gemieden, ſo wäreſt du nicht immer in Gefahr, zu frühe deinen blühenden Leib zu verlieren.“ Er tröſtete ſie: „Dazu wird man mich nie bereden, daß ich ein Weib zur Ehe nehme. Treue will ich dir halten bis in den Tod.“ Da rieth ſie ihm: „Siehe, man wird noch viel in dich bringen. Wohl, ſo vertraue deinen Brüdern und Freunden, wie dir bereits ein ehelich Gemahl verbunden ſei, und wie wir es mitſammen halten überall. Nur zur Ehe bereden laß dich nicht, oder wahrlich, es koſtet dein theures Leben.“ Unter ſolchen Reden war die Nacht vergangen, und als nun der Tag anbrach, nahm die Holde zärtlichen Abſchied. Der Ritter aber erhob ſich vom Lager und rief Gott an aus Herzensgrund, wie er jeden Morgen zu thun pflegte. —

Um dieſelbe Zeit begab es ſich, daß der Fürſt, welcher römiſcher König werden ſollte, gen Frankfurt kam. Ihm zu Ehren ritten in großer Pracht viel Fürſten und Grafen, Pfaffen und Laien nach derſelbigen Stadt. Dahin zu reiten, rüſtete auch der Herr von Staufenberg wohl dreißig edle Geſellen aus mit köſtlichen Roſſen, Harniſchen und Gewändern. Seine Brüder zwar ſtellten ihm die unmäßigen Koſten ſolcher Hofreiſe vor; er aber ſprach: „So viel Gutes wir aufwenden mögen, Gott und ſeine liebe Mutter werden mir noch viel mehr beſcheeren.“ Weil er's nun nicht anders wollte, ritten auch die Brüder mit ihm. Mit herrlichem Prangen, von Hohen und Niedern hoch geehrt, zog der edle Degen ein in die Königsſtadt, und um ihn entſtand ſo großer Zuſammenlauf, daß der König ſelber fragte, wer dieſer gewaltige Ritter ſei. „Das iſt,“ berichtete des Königs Zwerg, „der hochgeborne Herr Peter Dimringer. Der fährt ſo fürſtlich einher. Gott ſegne ſein mildes Herz! Er hat ſchon Vie begabet, und wird auch in dieſen Tagen mancher Mutter Kin erfreuen.“ —

Der König empfing den Ritter ſo herrlich, daß er ihm entgegenging und ihm ſammt ſeinen Freunden dankte für die Ehr welche ſie ihm durch ihren Aufzug erwieſen. Da neigte er ſi vor dem König ſammt ſeinen Freunden. Mit Luſt ritten ſie hie auf zum Turnier. Da ward Mancher auf die Bruſt geſtoßen daß er zur Erde flog und ihm das helle Blut aus dem Mund drang. Das Beſte aber ward gethan, als Herr Peter in di Schranken ritt. So Viele mit ihm zuſammenrannten, legte e in den Sand. Die ihm auswichen, forderte er nicht auf, un was blutjunge Kämpen waren, ſchonte er gar edelmüthig, ſoda ihn auch um deßwillen die milden Frauen prieſen. Am Schluſſ des Turniers trug er vor Allen den Preis davon, und das neidet ihm Keiner um ſeiner edeln Sitte willen. Den hochgebornen Sieger ließ der König vor ſich beſcheiden, und ſprach zu ihm „Euch iſt ein Tag des Glücks aufgegangen, daß Ihr hierhe gekommen ſeid.“ Beſcheiden entgegnete der Ritter: „Verzeihet gnädiger König, ich und meine lieben Freunde ſind nur Euch zu Ehren hergekommen, zu zeigen, wie ſehr das Reich ſolch eines Herrn bedurfte.“ Das gefiel dem König, und er ſprach: „Ich will Euch einen Beweis meiner Gnade geben. Da hab' ich eine ſchöne Muhme bei mir, die iſt erſt achtzehn Jahre alt. Ihr ſind Vater und Mutter geſtorben, daher ich volle Gewalt über ſie beſitze. Euch geb' ich ſie zur Ehe, und ihre Mitgift ſei das ganze Kärnthnerland!“ Ein großer Schrecken überfiel ob dieſer unverlangten Gnade den edlen Degen. Er ward todtenblaß, das Wort erſtarb ihm im Munde. Deſſen verwunderten ſich die Fürſten, welche den König umgaben, und machten ihm Vorſtellungen über ſein Benehmen. Der König ſelber ward unwillig, legte aber ſein Schweigen zum Beſſern aus, und fuhr fort: „Du glaubſt wohl, werther Ritter, ich ſpotte dein? Nein, bei meiner Treu', du ſollſt mein Mühmchen haben, deſſen ſich kein Herzog ſchämen dürfte.“ Herr Peter war mittlerweile zu ſich ſelber gekommen, und ſagte: „Verzeihet, königlicher Herr, mir ziemet nicht, eine ſo hochgeborne Maid heimzuführen. Gebt ihr einen Mann, der ihr ebenbürtiger iſt, als ich!“ —

„Und gäb' ich meiner Muhme,“ fiel der König ein, „den niederſten Knecht, ſie würd' ihm ein gehorſam Eheweib ſein um meinetwillen.“ Der Ritter ſuchte ſich fürder zu wehren, doch die Fürſten ſchwuren ihm, er müſſe nicht bei Sinnen ſein, und die Biſchöfe fragten ihn: „Ob er denn ſchon verehelicht ſei?“ Jetzt bekannte der treue Held frei und offen, welch ein Ehgemahl ihm zu Theil geworden, wie er mit ihr lebe in hohem Glück, und was er ihr geſchworen, vergaß auch nicht zu melden, daß, wenn er ein ehelich Weib nehme, ſein Leib binnen drei Tagen ohne Rettung erſterben müſſe. „So zeigt mir doch Eure ſchöne Herrin!“ rief ein Biſchof. Herr Peter verſetzte: „Sie läßt ſich vor Niemand ſehen, als nur vor mir allein.“ „Dann iſt ſie,“ meinten die Herren insgeſammt, „kein menſchlich Weſen, und Ihr bringt Leib und Seele in Gefahr.“ Nun eiferte ein alter Kapellan: „Wie, Ihr ſeid ein Chriſt, und ſchämt Euch nicht, den leibhaftigen Teufel zum Weibe zu haben? Der Teufel hat ſich in ein ſchön Weib verwandelt, Euch zu verführen, daß Ihr alle reine Frauenliebe verſchwöret. Das beraubt Euch alles Ruhmes und ſtürzt Euere Seele in's Verderben.“ Mit ſolchen Worten gewannen die Pfaffen den Sieg über des Ritters Gemüth, und er ergab ſich in des Königs Willen. Der ſchenkte ihm viel köſtliche Schätze, in der Meinung, es ſei nun Alles gut. Dann gewährte er Herrn Peter auch den Wunſch, es möchte ihm die fürſtliche Braut auf ſein Schloß in der Ortenau geſendet, und dort die Hochzeit gefeiert werden. Zeit und Stunde derſelben ward feſt beſtimmt. —

Mit vielen Sorgen im Herzen ritt Herr Peter nach Hauſe ſammt ſeiner Schaar. In einſamer Nacht wünſchte er ſeine Traute zu ſich und ſofort lag ſie wehklagend an ſeiner Bruſt: „Ach, herzlieber Mann, nun thuſt du dennoch, was ich dir ſtets verboten. Wehe dir und mir!“ Er ſuchte ſich zu verſtellen und fragte: „Herrin, was meinet Ihr?“ Sie ſeufzte: „Daß du ein ander Weib zur Ehe nimmſt, und dann, wenn der Ehebund geſchloſſen iſt, nur noch bis zum dritten Tage leben kannſt. Vernimm denn, was da geſchehen wird. Wenn deine Hochzeit beginnt, ſo laß ich vor Allen, die zur Tafel ſitzen, meinen Fuß erſcheinen. Das ſei dir das Zeichen, daß du Eile haſt, dem Prieſter zu beichten und das heilige Oel zu empfangen. Got erbarme ſich deiner Seele!“ Da gedachte der Ritter des Verdachtes, welchen die Pfaffen in ihm erweckt, ſie möchte ihn um ſein Seelenheil betrügen und mit falſchen Schreckbildern ängſten; gab daher der Holden kein Gehör mehr, ſondern nahm Abſchie von ihr. Sie entſchwand und ließ bittern Harm in ſeiner Seel zurück. —

Der Hochzeittag brach an. Mit glänzendem Gefolge erſchien die fürſtliche Braut auf Burg Staufenberg; nah und fern ſtrömten edle Ritter und Fräulein herbei, Herrn Peter Dimringe zu ehren. Im weiten Ritterſaale ſaßen ſie fröhlich beiſammen, aßen und tranken, ſcherzten und lachten, und Herr Peter ſchien neben ſeiner ſchönen Braut aller Sorgen vergeſſen zu haben. Da plötzlich that es einen Krach in der Decke des Saales, Aller Augen wandten ſich empor und ſahen nun mit Entſetzen den ſchönſten nackten Frauenfuß, weiß und glänzend wie Elfenbein, langſam durch die Decke dringen bis an das Knie, dann wieder langſam ſich zurückziehen und verſchwinden. Laut aufſchrie der Bräutigam: „Wehe mir, das iſt mein Tod!“ und indem er ſich verzweiflungsvoll das Haar zerraufte, rief er ſeinen Freunden zu: „Ihr habt mich und euch zu Grunde gerichtet; nur bis zum dritten Tag hab' ich noch zu leben.“ Blaß vor Entſetzen, rannte Alles auf die Bühne über'm Saal, zu ſuchen, wo die Decke zerriſſen ſei, und wer ſolches gethan. Doch ſie fanden keine Spur eines Menſchen, auch auf der Bühne nicht den geringſten Riß, ſtimmten alſo überein, das müſſe der Teufel gethan haben. Vorbei war's nun mit dem Pfeifen, Tanzen und Singen, Ritter und Frauen weinten ſehr um den Jammer des Bräutigams, und dieſer ſandte eilig nach einem Prieſter. Dann ſprach er zu der traurigen Braut: „Ach trautes Fräulein, erbarm' ſich Gott, daß unſer Bund, noch kaum geſchloſſen, ſchon ſoll zerriſſen ſein!“ Das Fräulein ſprach mit herzlicher Liebe: „Fahre wohl, mein theurer Herr! Gott und ſeine hehre Mutter mögen deiner walten!“ Er ſeufzte und bat: „Ach meine edle Herrin, heißet all die Ritter und Frauen, welche mit Euch zur Hochzeit gekommen ſind, mein Begräbniß mitfeiern, wenn ich geſtorben bin.“ Das gelobte die Jungfrau unter Thränen, und mit ihr all die edeln Gäſte. Noch einmal verlangte Herr Peter dringend nach dem Prieſter, der ihm den heiligen Leib reichen ſollte und befahl: „Bereitet mir mein Sterbelager in der Brautkammer; der Tod beginnt mit mir zu ringen.“ Der Hochzeitſaal ſtand öde und leer, in der Kammer aber ſtand die betrübte Braut ſammt allen Gäſten betend um das Lager des theuren Helden, während er dem Prieſter reumüthig beichtete und das hochgelobte Sacrament empfing. Alſo getröſtet, bat der Ritter: „Bereitet mir ein Grab und thut mir all mein Gottesrecht!“ Wieder erhob ſich lautes Weinen unter Allen, die da ſtanden; er aber fuhr fort: „Mein Leben ſchwindet. Ich bitt' euch, lieben Brüder, gebt der zarten Maid Alles zurück, was ihr gebührt.“ „Nein, lieber Mann,“ ſprach das edle Fräulein, „Alles, was ich hergebracht, gönn' ich deinen Brüdern und Freunden.“ Hierauf bot ſie ihm ihre weiße Hand und gelobte: „In's fremde Land bin ich dir gefolgt, und werd' ich ſetzt Wittwe, bevor ich Weib geworden, ſo ſoll auch keines andern Mannes Hand mich je berühren. Daran erkenne meine Treu'!“ —

„Morgen,“ ſtöhnte er, „morgen bin ich todt!“ Noch einmal gelobte die Braut: „Und haſt du alſo dein Leben um meinetwillen gelaſſen, ſo begeb' ich mich der Welt und will mich in einem Kloſter bergen, daß keines Mannes Auge mich fürder ſchauen ſoll. Dort will ich Gott und ſeine milde Mutter allezeit bitten um Gnade für deine Seele.“ Dafür dankte ihr der theure Ritter, rief ſeine beiden Brüder, ergriff ihre Hände und ſprach: „Laſſet euch dies treue Herz inniglich anbefohlen ſein; ſeid ihre Brüder und Beſchirmer!“ Die beiden edlen Herren ſchwuren ihm feierlich, nach ſeinen Worten zu thun. Hierauf ward er mit ſeiner Braut und den Brüdern allein gelaſſen, und die harreten treulich bei ihm aus bis zum folgenden Tage. Als er nun ſeine Stunde gekommen ſah, nahm er von all den Seinen Abſchied, dann flehete er: „Maria, reine Königin, laß dir meine Seele empfohlen ſein!“ Da kam der Tod und brach ſein jam-

mernd Herz, worüber die Seinen ihre Hände rangen vo
und Leid. Nachdem Herr Peter mit hohen Ehren
worden, fuhr ſeine treue Braut in ihr eigen Land un
daſelbſt den Nonnenſchleier. In allen Landen war große
um den frühen Tod des wackern Helden. „Kein beſſerer
ſprach Jedermann, „hat je das Roß beſtiegen, kein
Herz je unter dem Harniſch geſchlagen. Gott ſend' ih
Gnade!“ —

Bruder Rauſch.

Wer iſt wohl, der nicht hätt' geleſen
Von Bruder Rauſchens tollem Weſen?
Und wer des Leſens gar unkundig iſt,
Verſpürte ſelbſt wohl ſeine Teufelsliſt. —

Im Kloſter Eßrom bei Helſingör auf Seeland hauſten einſt gar fromme Mönche vom Orden des heiligen Bernhardus. Die hielten ſtreng an ihrer Regel, faſteten ſich faſt mager, lobeten Gott den Herrn Tag und Nacht, und hielten ſich fern von aller weltlichen Hoffart. Das ſah der Teufel Rauſch, als er eines Tages in der Gegend ſchweifte, und ärgerte ſich darob dermaßen, daß er beſchloß, dem frommen Weſen wo möglich ein Ende zu machen. Alſo nahm er die Geſtalt eines jungen Mannes an, trat vor das Kloſter und begehrte Einlaß. Der Abt kam vor die Pforte, empfing ihn wohl und fragte: „Woher, junger Geſell? Was iſt dein Begehr? Haſt du Botſchaft auszurichten, ſo ſprich unverholen.“ Da antwortete Rauſch demüthiglich: „Herr, ich bin ein armer Küchenknecht; auf meine Verſchwiegenheit könnt Ihr zählen in allen Dingen; und wollt Ihr mich anſtellen, ſo will ich Euch treulich dienen.“ Der Burſche gefiel dem frommen Abt, und erhielt darum guten Beſcheid: „Du kommſt gerade recht, weil uns ein Küchenjunge fehlt. Willſt du dem Koch gehorſamen Dienſt thun, ſo mag dir wohl in Kurzem noch beſſere Anſtellung werden.“ Dafür bedankte ſich Rauſch ehrerbietig, eilte alsbald zum Meiſter Koch und empfahl ſich fleißig in ſeine Gunſt. Von da an hatte das Kloſter den Teufel zum Küchenjungen, und der ſäumte nicht lang, ſeine Schalkheit zu erweiſen. —

Nach fünf Tagen traf der Abt ſeinen neuen Küchenjungen, wie

er eben behaglich in der Aſche lag, und hub an: „Sag mir, ju
Geſell, welches iſt dein Name?“ Er ſprach: „Ich heiße Rauſch
bin gar fern von hier zu Haus.“ Der Abt fuhr fort: „Ra
gib mir Bericht, verſtehſt du auch Hunde zu koppeln?“ Ra
lächelte: „Warum nicht? Noch Beſſeres als dies verſteh' ich
dem Grunde: Männer und Weiber zu koppeln, darinnen bin
Meiſter. Wenn's ſein müßte, führt' ich Euch das ſchönſte Weib
Mägdelein des Nachts in Euere Zelle, und des Morgens wieder
aus, — kein Mäuschen im Kloſter ſollt' es merken.“ Dem
fing es an warm zu werden; er ſah ſich fürſichtig um, ob kein
ſcher in der Nähe ſei, und flüſterte dann: „Rauſchchen, l
Knecht, iſt's möglich, kannſt du mir ein Weib kuppeln?“ „G
unbeſchrieen, ganz meiſterlich,“ nickte dieſer; „nennt mir nur
Fräuleins Namen, und es ſoll bald genug Euer ſein.“ „So hö
ſprach der Abt: „Im nahen Dorf, dort an jener Ecke wohnt
hübſches Fräulein. Dem ſollſt du melden, daß ich dich zu ihr ſe
Stillet ſie mein Gelüſte, dann ſollſt du guten Lohn empfange
Da verſprach Rauſch. „Den Abend noch ſoll die Frau Euch
Gebote ſtehen.“ Hierauf machte ſich Rauſch wieder an ſe
Küchendienſt, wuſch die Schüſſeln und that mehr dergleichen,
ihm der Koch befohlen hatte, wobei er über weitere Teufel
nachſann. Des Abends ging er in's Dorf zu obbemeldetem Fräul
welches ihn beſtens empfing. Rauſch ſprach: „Seid gegrüßt, hol
der Frauen. Mein Herr ſendet mich, Euch zu ſagen, daß er
Liebe zu Euch den bittern Tod leiden müſſe, ſo Ihr Euch ſe
Liebespein nicht erbarmet.“ „Ei behüte!“ rief das guther
Fräulein; „meinethalben zu ſterben das wär' doch Jammerſchade
ſolchen milden Herrn. Ich will ihm alle Freundſchaft gerne leiſte
„So kommt,“ ſprach Rauſch, „kommt mit mir in's Kloſter zu mei
Herrn Abt.“ Alſo bracht' er das Fräulein unbeſchrieen in
Abtes Zelle, wo ſie viellieblich empfangen ward. Des Mor
aber bei Tagesanbruch praktizirte Rauſch das Weiblein wieder
Haus, ohne daß der Ehemann das Geringſte merken mochte. D
hatten die Mönche was gewittert. Es ging im Kloſter das Geri
Rauſch ſei ein ſo verſchmitzter Junge, daß er Gelegenheit finde, ei
Jeden, den das Cölibat allzuſehr drücke — nun ja, man bra

das Kind nicht immer bei ſeinem Namen zu nennen. Item, die Mönche hielten bei ihrem Küchenjungen an, bis Alle ſammt und ſonders verſehen waren, wie der Herr Abt, und man von Kloſter Eßrom ſagen konnte, der Teufel habe wenigſtens dort das Cölibat geholt. Freilich, wenn die Mönche gewußt hätten, daß ihre armen Seelen gefährdet ſeien, ſie hätten den verführeriſchen Höllenfuchs nicht ſo lieb gehabt. Kyrie eleiſon! —

Aber mitten in den Liebesfrühling des frommen Kloſters fiel eine ſchauerliche Geſchichte. Eines Abends ſpät hatte Rauſch ſich verſäumt und traf den Meiſter Koch vor dem Herd in ſehr übler Laune. „Wo haſt du," ſchnarchte ihn dieſer an, „wo haſt du dich umgetrieben, ſtatt die Schüſſeln zu waſchen?" Und ehe Rauſch antworten konnte, erwiſchte der Koch einen Feuerbrand und ſchlug nach ihm. Da höhnte Rauſch: „Wart', du unberathener Geſelle! Will dir zeigen, was dein Uebermuth einbringt!" Mit dieſen Worten packte er den Meiſter und warf ihn in den großen Waſſerkeſſel, der eben über'm Feuer hing, ſodaß der Unglückliche ganz verbrühet ward und eines grauſamen Todes ſtarb. Dann lief Rauſch eilig in's Dorf und holte dem Abt ſeine Buhlſchaft in die Zelle. Mittlerweile kamen die Mönche zur Küche; da war Alles ſtill und leer, — kein Vater Koch zu finden. Sie ſchauten ſich um, riefen und ſuchten, als auf einmal ihre Blicke in den Keſſel fielen und den geſottenen Koch darin erblickten. Nun erhob ſich ein groß Miſerere und jämmerlich Spektakel. Rauſch lief herzu, als wüßte er nicht was geſchehen ſei, und geberdete ſich vor dem Leichnam ganz wie ein verzweifelnder Küchenjunge, welcher den Meiſter mehr geliebet hat, als ſich ſelbſt. Am andern Morgen erfuhr auch der Abt die grauſe Mär (des Abends hatte er bekanntlich keine Muße gehabt, ſich um den Lärm zu bekümmern); er nahm ſich jedoch den traurigen Todesfall nicht ſehr zu Herzen, ſondern freute ſich faſt, jetzt den lieben Rauſch zum Meiſter Koch machen zu können, was denn auch unter großem Beifall der Mönche geſchah.

Nun höret, wie der Teufel ſeines Amtes waltete!

Er würzte ihnen die Speiſen mit großem Fleiß, wußte Wildpret und zahmes Vieh und Geflügel in Fülle herbeizuſchaffen, und am Freitag fehlten Speck und Würſte und Braten nie auf der Kloſtertafel, am Freitag, ſage ich. Deß freuten ſi Mönche und fanden, es wäre Schade, wenn der alte Bruder noch lebte; Rauſch ſei des Dienſtes weit beſſer kundig. Sie w immer feiſter, und demzufolge immer üppiger; ja es ſchien, als ten ſie lieber feiſt in die Hölle, als mager in den Himmel ko Endlich hielten ſie gar Capitel und beſchloſſen, Rauſchen in Orden aufzunehmen. Sie ließen ihn vorbeſcheiden, und er ſ ſich nicht lange, ſondern kam eilig und fragte den Abt ehrerb „Was begehret Ihr von mir, lieber Herr?“ Der Abt ſprach: wünſchen, daß du unſer gehorſamer Ordensbruder werdeſt. auch das Latein nicht geläufig, wir wollen ſchon für dich Meſſ und Horam ſingen, wenn du nur in der Küche walteſt. Dieſ ſei dir geboten für deinen treuen Dienſt.“ Rauſch willigte ein den Schafspelz über den Höllenhund und hieß von nun an B Rauſch, Frater Rauschius, unter welchem frommen Titel er Jahre im Kloſter blieb. —

Es war aber Bruder Rauſchen nicht genug, daß er die fro Mönche um alle Obſervanz gebracht; er dachte ihnen auch Wunden und Beulen zu. Schnitzte da vor dem Kloſterpfört ſeinen Mußeſtunden viel derbe Knittel aus Eichenholz, band an einen Strick und hängte ſie nach und nach in ſeiner Zelle Wand. Dieſes abſonderlichen Treibens verwunderten ſich die M kamen und fragten ihn: „Bruder Rauſch, was habt Ihr im daß Ihr hier ſolche Knittel ſchnitzet?“ „Ei,“ lachte er, „im K ſoll Niemand müßig gehen. Zu des Kloſters Frommen ferti dieſe Knittel, damit wir nicht ohne Wehr ſeien, wenn etwa kommen. Wer dann von mir Waffen begehrt, dem will ich dienen.“ — Nun kamen freilich keine Diebe; ſtatt deſſen ei ein Streit unter den Mönchen ſelbſt um eine Dirne. De gewann einen Chor der Mönche für ſich, der Prior den a Als nun die Gemüther ſich immer mehr erhitzeten, kam der mit ſeinem Chor vor Rauſchens Zelle und begehrte für Jeden Knittel, weil der Abt mit ſeiner Partei ihnen grimmiglich Bruder Rauſch that nach ihrem Begehr; er gab Jedem einen feſten Knittel, wofür ſie ſich beſtens bedankten. Kaum war fort, ſo kam auch der Abt mit ſeinem Chor, ſich in Bruder Rau

Rüſtkammer zu wappnen. Er that ihnen die gleiche Freundſchaft und behielt nur noch einen einzigen Knittel übrig; den dachte er ſelber zu brauchen. —

Mitternacht kam, es läutete zur Mette, die beiden Chöre ſammelten ſich, der unter dem Abt, jener unter dem Prior, und ſie zogen durch die Kloſtergänge, das Meßbuch unter'm linken Arm, den Knittel in der Rechten, zur Kirche. In der Kirche begegneten die Chöre einander, und wie der Abt den Prior erſah, hieb er mit dem Knittel auf ihn ein. Dieſer, nicht faul, zog auch vom Leder, und bald ward die Schlacht allgemein, ſodaß die Kirche widerhallte von Hieben und von Gebrüll. Wie ſie nun am beſten dran waren, löſchte Bruder Rauſch die Kerzen. Da erhob ſich das Getümmel mit verdoppelter Gewalt; es fiel Schlag um Schlag auf Feind und Freund in dieſer ägyptiſchen Finſterniß, und jetzt warf Bruder Rauſch vollends eine ſchwere Kirchenbank mitten in den kämpfenden Knäuel, welches von großer Wirkung war, indem der Eine den Arm brach, der Andere die Hand, ein Dritter etliche Zähne im Fallen einbüßte, während Mehrere nur die Weichheit ihres Fettpolſters vor Brüchen bewahrte. Mit lautem Mordiogeſchrei ſtürzte ſich dann Rauſch ſelber unter den Haufen und hieb mit ſeinem Knittel meiſterlich ein, bis Keiner mehr ohne Löcher oder Beulen war. noch den Kampf fortſetzen mochte. Als es endlich ruhig ward, ſtellte ſich Bruder Rauſch plötzlich mit einem Licht vor die Streiter und las ihnen den Text: „Pfui der Schande! Habt ihr denn alle Ehr' und Reputation vergeſſen? Was wird das Volk im Lande ſagen, wenn ihr euch alſo die Glatzen feget! Geht aus einander und haltet fortan Frieden und Freundſchaft, Amen!" „Gott im Himmel," winſelten die Zerſchlagenen, „wo iſt nur die ſchwere Kirchenbank hergekommen, welche uns ſo übel mitgeſpielt hat?" — „Frieden, Frieden!" gebot Bruder Rauſch abermal. „Gehe Jeder in ſeine Zelle und ſchlafe aus!" Am Morgen brachten ſie ihm Alle die Knittel wieder, wobei er ihnen den Troſt gab: „Lieben Brüder! Ich will euch die Knittel behalten. Und ſobald ihr wieder Luſt dazu habet, ſo kommt nur ungeſcheut zu mir." Nach dieſem ward im Kloſter drei Wochen lang kein Paternoſter, keine Meſſe mehr geleſen, und keine Vesper geſungen, ſintemalen die guten Väter

beſorgten, das einfältige Volk möchte die Beulen- und Schr
ſchrift auf ihren Glatzen beſſer zu leſen verſtehen, als ſie ſel
Latein der Kirchenväter. —

Bruder Rauſch aber konnte der Schalkheit nicht lange
gehen. Er hatte ſich eines Tages außerhalb des Kloſte
ſeiner Art erluſtiget, darüber jedoch rein vergeſſen, für de
ſeiner geiſtlichen Brüder zu ſorgen. Erſt beim Anbruch de
kam ihm ſeine Amtspflicht in den Sinn. In wahrhaft te
Verlegenheit eilte er zurück in's Kloſter, als er zu ſeinem
nahe am Saum des Waldes, der gleich hinter dem Kloſter la
feiſte Kuh weiden ſah. Dieſer riß er ohne langes Beſinn
Hinterviertel aus und trug's in die Kloſterküche, wo er's k
und trefflich zubereitete. Ehe die Zeit zum Nachteſſen kan
der Braten fertig. Die Mönche ſchmauſten davon gemüthlich
ahnend, daß ſie Geſtohlenes ſpeiſeten; hätten ſie's aber auch g
ſo würde ihnen der Braten nicht minder geſchmeckt haben,
weilen ihr Bauch längſt ſchwerer geworden war, als ihr Gewiſ
Während nun die geiſtlichen Herren aßen und tranken, gi
Bauer, dem die Kuh gehörte, ein Unterthan des Kloſters, –
auf die Weide, nach ſeinem Thier zu ſehen. Doch da wa
Kuh zu finden, er mochte ſuchen, ſo viel er wollte. Endli
einer Ecke des Waldes, erblickte er drei Kuhbeine, die ſich jä
lich gen Himmel ſtreckten. Da ſtand er nun vor ſeinem
Vieh und ſchrie grimmig: „Welcher Teufel hat mir die Ku
maßen geſchändet? Das hat kein Wolf gethan.“ Mittl
brach die Nacht herein, und weil der Bauer beſorgte, er möch
bis zum Morgen nicht wieder nach Hauſe gelangen, beſchloß
einem hohlen Baum, der in der Nähe ſtand, zu übernachten.
leicht,“ brummte er, „wird der Schelm auch die drei übrigen
wollen. Da kann ich ihm auf den Dienſt warten.“ St
Diebes aber kam, als die Finſterniß ſich völlig über den Tann
gelagert hatte, noch viel ſchlimmeres Geſindel, Niemand
als der Höllenfürſt Lucifer mit ſeiner Schaar. Die flatterten
und ſetzten ſich auf die Krone des Baumes, in deſſen hohlem S
ſich [illegible] Bauer barg. Jetzt erhob der Höllenfürſt ſeine gr
Stimme und rief: „Beelzebock, was haſt du geſchafft?

kreiſchte: „Herr, heut morgen früh erſchlug ein Bruder ſeinen Bruder, das hab' ich zuwege gebracht.“ „Haſt wohl gethan,“ lachte Lucifer, „ſollſt großen Lohn dafür haben.“ Hierauf rief er dem Teufel Ipokras. Der pipſte laut: „Ich hab' Fürſten und Herrn in die Ohren geblaſen, hab' ſie wegen eines Dings, wegen eines kleinen, hintereinander gehetzt, daß ſie zu Narren wurden. Heut zogen ſie in den Streit. Morgen fließt Blut, viel Blut, und manche Seele wird unſer. Juchhei!“ Brüllte Lucifer: „Haſt Recht gethan, gar Recht, biſt mir ein treuer Diener. Lob dir!“ Der ſchrumpflige Teufel Nürfel will jetzt auch nicht der Letzte ſein und krächzet: „Ich fahr' in die Würfel, ich mach' aus dem Quarter ein Daus, da brennt Mord und Todtſchlag auf, und haben ſie's Geld verloren, ſo juck' ich ihnen in's Fingerlein und mach' ſie ſtehlen. Auch hab' ich einen Mann und ſein Weib in Zank gebracht und hab' dem Weib das Meſſer in die Hand gehert, und es ſtach, und da lag der Mann und war todt.“ Lucifer grunzte vor Behagen. Da keifte der Teufel Taubennöſt: „Ich hab' doch das Beſte geſchafft. Zwei alte, böſe Weiber, hui! wie ich die gegeneinander gehetzt. Sie ſagten ſich Schimpf und Schande, tiſchten einander all ihre heimlichen Laſter und Frevel auf, fegten einander mit ihren Zungen, als hätten ſie Kothbeſen im zahnloſen Maul. Zuletzt gab's Feuer: ſie packten einander an den Kehlen, würgten, kratzten, ließen wieder los und ſchlugen, ha ha ha! ſchlugen ſich die ſchönen Braunaugen blau und die rothen Naſen grün.“ Die Teufel brachen alle in wieherndes, gröhlendes Gelächter aus. Endlich rief Lucifer: „Wo iſt Rauſch? Sagt an, warum kommt Rauſch nicht zu Hofe?“ Das vernahm Rauſch in ſeiner Zelle und kam eiligſt hergeflogen. „König Lucifer,“ ſchrie er, „horcht, was ich Euch von treuem Dienſt zu berichten habe. Ich führe Euch all mein' Brüder zu, ſo viel ihrer dort unten im Kloſter ſind; und bevor ich ſie bringe, ſollen ſie ſich gegenſeitig erwürgen und todtſchlagen; denn allezeit folgen ſie meinem Rath, und iſt Keiner dawider. Unſer ſind ſie!“ Alſo berichtet, jubelten die Teufel ſammt und ſonders laut auf, lärmten und kreiſchten und gackerten, bis auf einmal der ganze Schwarm wie Windsbraut von dannen ſtob. Als es Tag geworden, ſchaute ſich der Bauer in der Gegend um, und ſah das Kloſter in der Nähe liegen.

Unverweilt begab er ſich dahin, trat vor den Abt und ſprach: „Vernehmet, Herr Abt, welch ein grauſiges Wunder ich Euch zu berichten habe, Euch und Euern Brüdern zu Nutz und Frommen. Ihr habt hier im Kloſter einen Teufel zum Knecht, der euch Allen Tod und Verderben dräuet. Ihr ſeid verloren, ſo ihr ihm fürder folget.“ Hierauf erzählte der Bauer haarklein Alles, was er auf dem Baume mitangehört. Darob entſetzte ſich der Abt höchlich, ging in ſeine Zelle, bat Gott den Herrn mit zerknirſchtem Sinn um Gnade und legte ſich, den Himmel wieder zu gewinnen, die ſchwerſte Buße auf. Dann berief er ſämmtliche Brüder in den Capitelſaal, und nachdem er die ſchauerliche Mär des Bauern erzählt, auch vor allen ſeine Sünden reumüthig gebeichtet, mahnte er ſie unter vielen Seufzern zur Umkehr von ihrem Laſterpfade. Die Brüder, ſammt und ſonders grauſam erſchrocken, knieeten nieder und thaten Buße. Als nun der Abt Alle ſo einig ſah, ließ er zur Meſſe läuten; den Bruder Rauſch aber entbot er zu ſich, und hieß ihn an ſeiner Seite zur Kirche gehen. Dort angelangt, befahl er ihm mit Ernſt: „Hier bleibſt du ſtehen, und entfernſt dich nicht von der Stelle.“ Da ward das Evangelium geleſen, und ſtach dem Bruder Rauſch ſchon übel in die Ohren. Wie nun vollends das Sacrament emporgehoben ward, ſchrie er zitternd und bebend: „Herr Abt, laßt mich von dannen, es geht mir an's Leben, ich kann hier nicht länger ſtehen.“ Sprach's und wollte ſich davonmachen; doch der Abt griff ihn bei der Kappe und rief: „Meiſter Rauſch, das ſoll dir nichts helfen. Ich beſchwöre dich bei Gott dem Herrn, du ſolleſt hier in Pferdsgeſtalt bei der Pforte ſtehen, damit Gottes Kraft an dir kund werde!“ Da ſchrie Rauſch laut auf und ward alsbald zu einem kohlſchwarzen Roß, welches ſchäumte und hinten und vorn wild ausſchlug. Zuletzt ſah der Teufel, daß all ſein Toben nichts helfe, und bat daher den Abt: „Laßt mich von hinnen! Ich ſchädige Euch nie mehr, will auch aus dem Land weichen fern über Meer, und nimmer wiederkommen.“ Da ſprach der Abt: „So fahr' hin in die Weite, und thu' uns keinen Schaden mehr!“ —

Nach dieſen Abenteuern im Kloſter fuhr Rauſch gen Engelland. Dort nahm er Wohnung in einem Menſchen, in keinem Geringern als in des Königs holdſeliger Tochter, welcher er lange Zeit viel

Unruhe und Pein bereitete. Seiner lieben Tochter von der teufliſchen Beſeſſenheit zu helfen, ſandte der König Boten an die Teufelsbeſchwörer in allen Landen, inſonderheit verſchrieb er ſich die hochberühmten Meiſter der Stadt Paris; doch ihrer Keinem verlieh Gott die Gnade, dieſen Teufel austreiben zu können. Mit den allerſtärkſten Beſchwörungen brachte man den Teufel zuletzt nur ſo weit, daß er aus dem wonniglichen Munde der Königstochter herausſchrie: „Ich heiß' Bruder Rauſch, und aus dieſem hübſchen Faß bringt mich Niemand, als der Abt, dem ich Gehorſam gelobt, der Abt in Eſrom auf Seeland, mein Gebieter und Herr.“ Alsbald ſandte der König einen Boten über Meer, und ließ den ehrwürdigen Herrn zu ſich bitten. Der Bote hielt ſo fleißig an, daß der Abt ſich unverweilt aufmachte, mit ihm gen Engelland zu fahren. Der mächtige König bewillkommte ihn mit großen Ehren und führte ihm die ſchöne Jungfrau, welche vom Teufel ſo heftig geplaget war, vor Augen. Anfangs hielt ſich der Teufel in ihr mäuschenſtill, als wäre er gar nicht da. Doch der Abt, welcher ſeine Schalkheit kannte, rief laut: „Bruder Rauſch, ich befehle dir kraft des Gehorſams, daß du kund thueſt, wo du jetzt biſt!“ Da hub der Teufel an zu wehklagen: „Ach, ſeid Ihr da, Herr Abt? Das ſchafft mir groß Ungemach. Jetzt kann ich nicht länger kurzweilen in meinem lieben, hübſchen, jungen Faß!“ Der Abt fuhr fort: „Ja, du ſollſt von dieſer Jungfrauen ausfahren, und zur Stunde in Pferdsgeſtalt vor mich treten, wie einſt vor Jahr und Tag im Kloſter.“ Jetzt fuhr der Teufel aus mit Geheul und ſtand im Augenblick als unbändiger Rappe vor dem Abt, welcher ihn vor der erſchrockenen Menge mit einer großen Kette feſſelte. Der König ſprach voll Staunens: „Mein Herr Abt, was ſeid Ihr für ein kühner Gottesmann, daß Ihr alſo dürfet den Teufel feſſeln! Das iſt fürwahr ein Wunderwerk.“ Der Abt aber begehrte nichts zum Lohne, als eine Laſt des Bleis, welches er vor dem Schloſſe liegen geſehen, um ſein Kloſter damit zu decken. „Nehmt,“ ſprach der König, „nehmt gleich Alles, ſo ihr's heimbringen könnt.“ Es lagen aber des Bleies daſelbſt viel hundert Laſten. Der Abt, nicht verlegen, befahl ſogleich dem Bruder Rauſch, ſämmtliches Blei über die See nach Kloſter Eſrom zu ſchaffen. Rauſch gehorchte und trug auf einmal die ganze Maſſe hinüber. Unterdeſſen ward die Königstafel gedeckt; der König hieß den Abt neben ſich ſitzen, und ſie ſchmauſeten zum erſten Mal ſeit langer Zeit wieder kummer- und ſorgenfrei. Als man noch beim Eſſen ſaß, kam Bruder Rauſch ſchon wieder zurück und ſprach: „Mein Herr Abt, Euer Wille iſt vollführt. Sagt an, was Ihr weiter verlanget; es ſoll geſchehen, und müßt' ich dies ganze Schloß auf Seeland hinübertragen.“ Das ſollſt du ſtehen laſſen,“ verſetzte der Abt. „An dem Blei haben wir Lohnes genug. Dagegen ſollſt du mich jetzt fein ſäuberlich heim in mein Kloſter tragen und daſelbſt ungekränkt niederſetzen.“ Hierauf dankte der Abt dem König für ſeine Gabe und ertheilte ihm ſeinen Segen. Der Teufel nahm ihn bei der Hand und führte ihn leicht wie eine Feder über's Meer zu ſeinem Kloſter, vor deſſen Pforte er ihn wohlbehalten niederſetzte. Der Abt ſah das Blei vor dem Kloſter liegen, wußte aber dem Teufel wenig Dank für den erzwungenen Dienſt; denn als dieſer ihn fragte: „Herr Abt, mein Gebieter, wo ſoll ich künftig wohnen?“ befahl ihm der Abt: „In jenem nahen Berge dort ſollſt du von nun an hauſen bis zum jüngſten Tag, ſollſt auch nimmer wieder herauskommen, ein Menſchenkind zu ſchädigen.“ So ungern er gehorchte, Teufel Rauſch mußte alſogleich in den Berg fahren, woſelbſt er Langeweile hat bis zum jüngſten Gericht. Leider aber muß er irgend einmal junge Räuſche gezeuget haben, ihm ähnlich an arger Schalkheit, nur daß dieſe in einem Menſchen nicht länger weilen können, als bis derſelbige ausgeſchlafen oder einen Häring gegeſſen hat. —

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

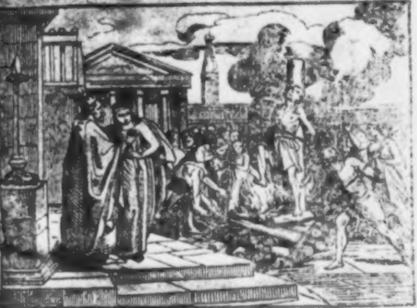
9

35 [illegible]

Volksbücher.

53.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München



1. König Apollonius. (Mit 3 Illuſtrationen.)
2. Die Zwergenburg.
3. Deutſches Räthſelbuch.

Leipzig, bei Otto Wigand.

König Apollonius von Tyrus.

Antiochus Seleukus der Jüngere, welcher das mächtige Reich Syrien von ſeiner Hauptſtadt Antiochia aus regierte, war einer der gewaltigſten Könige ſeiner Zeit; doch ihn befleckte ein Laſter, deſſen Namen man kaum ausſprechen darf. Er hatte nämlich nach dem Tode ſeiner Gemahlin eine unnatürliche Liebe gefaßt zu ſeiner eignen Tochter, um deren Hand wegen ihrer bezaubernden Schönheit ſchon mancher königliche Freier die reichſte Morgengabe geboten. Lange kämpfte ſein Gewiſſen gegen die ſträfliche Begier; doch es unterlag, und eines Tages zwang er die unglückliche Tochter mit roher Gewaltthat zur Befriedigung ſeiner Lüſte. Darüber gerieth die Tochter in ſolche Verzweiflung, daß alle kindliche Liebe aus ihrem Herzen entwich, und ſie ſich ſelbſt das Leben zu nehmen trachtete, was ihre treue Amme nur mit größter Sorgfalt verhindern konnte. Um ſeinen ſchändlichen Umgang fortſetzen und zugleich verbergen zu können, heuchelte der König vor ſeinen Hofleuten väterliche Zärtlichkeit gegen die Tochter, die zahlreichen Freier aber ſuchte er durch grauſame Liſt abzuſchrecken. Er ließ nämlich öffentlich auskünden, auch mit großen Buchſtaben an die Thore von Antiochia ſchreiben, wer ſeine Tochter zur Ehe begehre, müſſe, ſeine Befähigung zum künftigen Regenten Syriens zu beweiſen, ein von ihm vorgelegtes Räthſel löſen. Finde er aber die Löſung nicht, ſo müſſe ſein Haupt unter dem Schwerte fallen.

Schon viele edle Freier waren das Opfer dieſer Liſt geworden, ſelbſt dann, wenn Einer das Räthſel gelöſt hatte, und manch ein fürſtlich Haupt dräuete bleich und blutig von Antiochias Zinnen herab, als Apollonius, der jugendliche, durch ſeine Weisheit berühmte König von Tyrus und Sidon, nichts ahnend von der Treuloſigkeit des Antiochus, als Freier vor ſeinem Throne erſchien. Antiochus ſuchte ihn mit liſtigen Worten abzuſchrecken, bevor er ihm das Räthſel vorlegte. Da jedoch Apollonius auf ſeine Werbung beſtand, rief der König mit zorniger Stimme: „Nun ſo löſe denn, ſo lieb dir dein Haupt iſt!“ und ſtellte ihm das Räthſel, welches alſo lautete:

„Vom Fleiſch der Mutter ſpeiſ' ich mich,
Mir ſelber Mutter ſicherlich;
Mein Vater iſt zugleich mein Sohn,
Und buhlt um meinen Minnelohn.
Ich bin ihm Mutter, Tochter, Weib;
Doch wie er koſt meinen Leib,
Noch ſtellt ſich nicht der Bruder ein,
Der Sohn mir würd' und Enkel ſein.“

Nach reiflichem Beſinnen ertheilte Apollonius die Antwort: „Haſt du, mächtiger König, mir das Räthſel ſelber geſtellt, ſo zürne auch nicht über die Löſung. Mutter, Tochter und Weib zugleich, Vater und Sohn in Einer Perſon, Bruder, Sohn und Enkel in Einem Weſen vereinigt, das ſind die unverkennbaren Zeichen einer Todſünde, deren Urheber zu verſchweigen, Schonung und Klugheit zugleich gebieten.“ Der König erblaßte; doch bald faßte er ſich wieder und rief ingrimmig: „Weit gefehlt! Dein Haupt iſt mir verfallen. Doch will ich dir,“ fuhr er gelinder fort, „drei

Tage Bedenkzeit geſtatten, oder auch, daß du heimzieheſt und dich dort beſſer beſinneſt. Verfehlſt du aber nochmals die Löſung, ſo mußt du ohne Gnade ſterben.“ Erſchrocken beſtieg hierauf Apollonius ſein Schiff und ſegelte heim nach Tyrus. Mittlerweile redete Antiochus mit Taliarchus, ſeinem Vertrauten, bekannte ihm, daß Apollonius das Räthſel richtig gelöſet, und befahl ihm, mit einem wohlbemannten Schiffe dem jungen Fürſten nachzueilen und denſelben mit Gewalt oder Liſt zu ermorden, damit ſein Mund die Schandthat nicht aufdecke. Sofort rüſtete Taliarchus ein Schiff und ſegelte eilig in der Richtung gen Tyrus. Doch Apollonius erreichte ſeine Stadt zu rechter Zeit, und begann alsbald in ſeinen Büchern nachzuforſchen, ob er ſich denn wirklich geirrt habe, konnte aber keine beſſere Auslegung finden. Da erkannte er die Wortbrüchigkeit des Antiochus, fing an, für ſein Leben zu fürchten, weil er hinter das ſchreckliche Geheimniß gekommen, und entſchloß ſich zur Flucht. In aller Stille ließ er ſeine Schiffe mit ſeinen köſtlichſten Schätzen nebſt hunderttauſend Maltern Korn beladen und fuhr zur Nachtzeit ohne Vorwiſſen ſeiner Unterthanen, nur von ſeinen Vertrauteſten begleitet, auf und davon. Am Morgen, als die Tyrier ihren geliebten König begrüßen wollten und ihn nirgends fanden, erhob ſich lauter Jammer durch die ganze Stadt. Die Bürger wurden ſo traurig, daß ſie verordneten, Jeder müſſe ſich den Bart wachſen laſſen, auch dürfen keine Schauſpiele mehr gegeben werden, die Bäder, Schenken und Tabernen ſollen geſchloſſen ſein. So fand Taliarchus, der Sendling des Antiochus, die Stadt Tyrus bei ſeiner Ankunft, und fragte verwundert einen Jüngling, was dieſe traurige Stille zu bedeuten habe. Der meldete ihm das Verſchwinden des allverehrten Apollonius, worüber Taliarchus gar froh ward, auf der Stelle nach Antiochia zurückfuhr und dem König berichtete, wie Apollonius aus Furcht vor ihm geflohen und ſpurlos verſchwunden ſei. „Verſchwunden, aber nicht entronnen!“ knirſchte Antiochus, und befahl, öffentlich zu verkünden, wer den Apollonius von Tyrus, welcher wegen Beleidigung des Königs des Todes ſchuldig ſei, ihm lebendig überliefere, ſolle fünfzig Pfund Gold erhalten, hundert Pfund aber derjenige, welcher ſein Haupt bringe. Dies Verſprechen reizte Viele, welche dem Apollonius ſonſt nie übel gewollt, ihm nach dem Leben zu trachten. Antiochus ſelbſt ließ mächtige Flotten auslaufen, den königlichen Flüchtling zu verfolgen und aufzuſpüren. Man ſuchte ihn überall, nur da nicht, wo er gerade war.

Bis nämlich die Schiffe des Antiochus auslaufen konnten, war Apollonius bereits in Tharſus angelangt. Während er nun daſelbſt am Ufer luſtwandelte, begegnete ihm ſein alter Landsmann Elinatus, der ſo eben auch von Tyrus her angekommen war, und grüßte ihn ehrerbietig. Apollonius jedoch, durch das Unglück noch nicht völlig gedemüthigt, verſchmähte ſeinen Gruß.

Da zürnte der Greis und ſprach: „Nimm meinen Gruß an, König Apollonius, und erwiedere ihn. Wüßteſt du, was der weiß, deſſen Alter und Armuth du verachteſt, du würdeſt deine Freunde höher ſchätzen.“ Apollonius erſchrack: „Nun ſo ſage mir, was dir bewußt iſt!“ Elinatus antwortete: „Es iſt ein Preis auf dein Haupt geſetzt, und zwar von König Antiochus, dieweil du um ſeine Tochter gefreit.“ Darauf fragte Apollonius, wie hoch ſich dieſer Preis belaufe, und Elinatus gab ihm genaue Auskunft, mit der dringenden Warnung, auf ſeiner Hut zu ſein. Dann wollte er Abſchied nehmen; doch Apollonius ließ ihn nicht von ſich, ſondern bat ihn, entweder die hundert Pfund, welche auf ſeinen Kopf geſetzt ſeien, für ſeine treue Warnung anzunehmen, oder ihm das Haupt abzuſchlagen und den Antiochus damit zu erfreuen. „Davor,“ rief der Alte, „behüten mich die Götter! Ich laſſe mir weder ein Menſchenleben, noch meine Treue zahlen. Aus Freundſchaft warnte ich dich, und ſomit — lebe wohl!“ —

Kummervoll wandelte Apollonius weiter dem Geſtade entlang, als er einen ihm bekannten Tharſier, Namens Stranguilio, auf ſich zuſchreiten ſah. Sie grüßten einander, und der Tharſier konnte ſich nicht enthalten, nach der Urſache des Kummers zu forſchen, welchen er an dem Könige wahrnahm. Apollonius erzählte ihm, wie er nun geächtet ſei, und fragte, ob ihm die Stadt Tharſus nicht Zuflucht gewähren würde. „Ach!“ ſeufzte Stranguilio, „wohl gerne; doch unſere arme Stadt leidet gegenwärtig unter ſo furchtbarer Theurung und Hungersnoth, daß ſie dich nicht aufnehmen könnte, wie es ſich einem Könige gegenüber ziemt.“

„Wohlan,“ rief Apollonius, „ſo danket den Göttern, die mich zu euch geführet! Nehmet ihr mich in euren Schutz, ſo geb' ich den Bürgern um ein Geringes die hunderttauſend Malter Korn.“ Da fiel ihm Stranguilio zu Füßen und betheuerte ihm, um dieſer Wohlthat willen werden alle Tharſier das Leben für ihn laſſen. So faßte denn Apollonius Muth, beſtieg die Rednerbühne auf offnem Markt und ſprach zu der verſammelten Menge: „Höret, ihr Tharſier, was ich euch anerbiete! Ich, König Apollonius von Tyrus, dem der Syrerkönig Antiochus zu Land und Meere nachſtellt, gebe euch, ſofern ihr meinen Aufenthalt verhehlet und mich in euren Schutz nehmet, hunderttauſend Malter Korn, das Malter um acht Schilling.“ Mit großem Dank verſprach die Verſammlung ihm den ſicherſten Schutz, worauf er ohne Säumen einem Jeden zumeſſen ließ, ſo viel er bedurfte. Die Bürger aber zahlten den geringen Kaufpreis mit Vergnügen. Nachdem Alles verkauft war, gereute es den Apollonius, den Bürgern das Geld abgenommen zu haben. Darum ließ er das Volk nochmals verſammeln und gab einem Jeden ſein Geld zurück. Nun ward der Jubel noch größer, alle Gemüther neigten ſich ihm zu, und bald errichteten ſie ihm auf dem Markte eine Bildſäule, die ſeine edle Handlung darſtellte, mit der Inſchrift: „Die Stadt Tharſus dem König Apollonius von Tyrus zum ewigen Gedächtniß ſeiner Milde, die ſie vom grimmigen Tod erlöſte.“ —

Das war freilich nicht die Art, wie Apollonius verborgen bleiben konnte. Deßwegen rieth ihm Stranguilio nach einiger Zeit, er möge, um allfällige Späher zu täuſchen, ſich eine Weile wegbegeben, und ſpäter, wenn er die Späher anderswohin geleitet zu haben hoffe, wieder zurückkehren. Dieſer Rath leuchtete dem Apollonius ein, und er ſegelte, nachdem ihm die ganze Einwohnerſchaft bis zu ſeinen Schiffen das ehrenvollſte Geleite gegeben, gen Pentapolis, wo er in ſtiller Verborgenheit zu leben gedachte.

Anfangs hatte er günſtigen Wind; doch am vierten Tage erhob ſich plötzlich ein ungeheurer Sturm, in welchem alle ſeine Schiffe ſammt der ganzen Mannſchaft und all den herrlichen Schätzen zu Grunde gingen. Mit Mühe und Noth rettete ſich Apollonius ſelbſt, indem er ein Brett ergriff und ſich daran feſthielt, bis ihn eine Woge nackt und arm ans Ufer warf. —

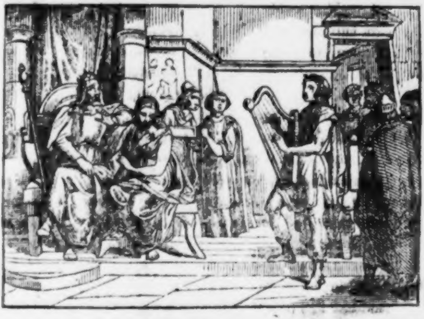
Da ſtand er, ſein Mißgeſchick bejammernd, die Treuloſigkeit des Meeres verwünſchend, bis er einen jungen Fiſcher, dürftig gekleidet, auf ſich zuſchreiten ſah. Dem warf er ſich zu Füßen, nannte ihm ſeinen königlichen Namen und flehte um Barmherzigkeit. Den Fiſcher rührte der Anblick ſeiner edlen Geſtalt und ſein flehentliches Bitten.

Er zerſchnitt den eignen geringen Rock in zwei Hälften, bedeckte mit der einen den Entblößten, und nahm ihn in ſeine Hütte, wo er den Hunger des Unglücklichen ſtillte, ſo gut es ſeine Armuth vermochte. Hierauf gab er ihm alles Geld, was er hatte und rieth ihm, nach dem nahen Pentapolis zu gehen, wo fürſtlicher Reichthum ſei.

„Findeſt du,“ ſchloß der Fiſcher, „dort keine Hülfe, ſo kehre zu mir zurück und theile meine Armuth mit mir. Steigſt du aber wieder zur ehemaligen Würde empor, ſo vergiß nicht des Armen, der ſich dein erbarmte.“ Solches gelobte Apollonius mit hohem Schwur, ließ ſich dann den Weg zeigen und wanderte nach Pentapolis. —

In der Stadt angelangt, überlegte Apollonius, wohin er ſich zuerſt wenden wolle; da ſah er einen Knaben, welcher mit einem Becken in der Hand von Haus zu Haus lief, an jede Thür pochte und mit einem guten Spruche Jedermann ins Bad einlud. Da fiel dem Apollonius ein, er könnte in Badſtuben wohl am leichteſten Bekanntſchaft machen.

Er trat daher in ein Bad, wuſch ſich und ſchaute um, wem er am erfolgreichſten dienen könnte. Da ertönte ſo eben der Ruf: Der König kommt zum Bade, und Apollonius trat hervor, ihn zu ſehen. Wirklich ſtieg der König, Namens Archiſtrates, begleitet von zahlreicher Dienerſchaft, in das Bad, wo er anfing, ſich mit Ballſpiel zu beluſtigen. Apollonius, ſeiner Gewandtheit in dieſem Spiele eingedenk, benutzte einen Augenblick, wo der Ball des Königs gar weit fliegen wollte, lief demſelben nach und ſchlug ihn dem Könige ſo geſchickt wieder zu, daß der gutmüthige Herrſcher ihm alsbald ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und ihn in Gegenwart ſeiner Diener lobte. Als Apollonius dies vernahm, folgte er dem König in die Badſtube und bot ihm ſeine Dienſte an, was Archiſtrates gern gewährte. Nun wuſch er den König, ſalbte ihn mit duftenden Oelen, wärmte ihn auf weichen Kiſſen, half ihm beim Ankleiden und trat dann beſcheiden zur Seite. Auf dem Heimwege pries der König die wohlthuenden Dienſte des Fremden und hieß ihn um ſeines feinen Betragens willen zu Tiſche laden. Dem Diener aber, der ihn einlud, antwortete Apollonius, er tauge in ſeinem ärmlichen Gewand nicht zum königlichen Mahl; ein anderes aber beſitze er nicht, weil das Meer all ſein Gut verſchlungen habe. Der Diener berichtete dies dem Könige, und dieſer ließ den Fremdling alsbald mit ſchönen Gewändern bekleiden und alſo zur Tafel führen. Apollonius trat mit edlem Anſtand vor den König hin, ward von ihm ehrenvoll empfangen und erhielt den Sitz ihm gegenüber. Nun ward auf die von Gold- und Silbergeſchirr funkelnde Tafel ein köſtlich Mahl aufgetragen und von den edelſten Weinen eingeſchenkt. Dazu erſcholl eine treffliche Muſik, ſo daß all das Hofgeſinde ſich des vielfachen Genuſſes mit lautem Jubel erfreute. Nur Apollonius blickte immer trüber in das fröhliche Gelag. Je mehr er all die Herrlichkeiten betrachtete, deſto ſchmerzlicher ward ihm die Erinnerung an ſeine eignen Schätze, welche ihm das Meer geraubt. Einer von den Gäſten bemerkte ſeinen Trübſinn und fragte: „Warum ſtarreſt du dieſe Gold- und Silberſchätze ſo traurig an? Du wirſt doch nicht etwa unſern König darum beneiden?" Dieſe Rede vernahm der gütige Archiſtrates und ſprach: „Er beneidet mich nicht, vielmehr gedenkt er ſeiner verlornen Schätze." Dann wandte er ſich dem Apollonius zu, hieß ihn getroſt ſein und auf die Hülfe der Götter vertrauen. Indeſſen trat die ſchöne Tochter des Königs, Lucina, in den Saal, begrüßte freundlich ihren Vater und deſſen nächſte Freunde, und fragte: „Wer iſt der traurige Jüngling dort deinem Sitze gegenüber?" Der König erzählte ihr von ihm, ſo viel er wußte, und ermunterte ſie, den Jüngling ſelber zu fragen, wenn ſie Weiteres zu erfahren begehre. Da ſprach die Königstochter freundlich zu Apollonius: „Edler Jüngling, dein ganzes Weſen zeugt von hoher Abkunft. Nenne mir doch, ſo du es nicht ungern thuſt, deinen Namen, und erzähle mir dein Schickſal.“ Der Fremdling antwortete: „Meinen Namen verlor ich im Meer, meinen Stand ließ ich in Tyrus zurück.“ Die Jungfrau bat ihn: „Rede deutlicher, und ſei meines Mitleids gewiß.“ Er ſprach: „Nun wohl! ich bin von hohem Geſchlechte in Tyrus, und ward durch die Verfolgung des Königs Antiochus genöthigt, meine Heimath zu verlaſſen mit großem Gut, welches eine Beute des Meeres geworden.“ Indem Apollonius alſo ſprach, traten ihm Thränen in die Augen. Als der König Solches ſah, bat er die Tochter, nicht durch fernere Fragen die alten Schmerzen in der Bruſt des Jünglings zu erneuen, ſondern ihn durch Gutthat zu tröſten, worauf die gutherzige Jungfrau dem Apollonius Muth zuſprach, ihm einen Dienſt am Hofe und großen Reichthum verhieß. Dafür dankte ihr der Jüngling mit herzlichen Worten. Um endlich alles Betrübende zu beſeitigen, gebot der König ſeiner Tochter, die Gäſte mit Geſang und Harfenſpiel zu erheitern. Lucina gehorchte und erntete von allen Seiten Lob und Preis. Einzig Apollonius ließ kein Lob vernehmen. Deſſen ärgerte ſich der König und hielt ihm ſeine Unhöflichkeit vor. „Hoher Beherrſcher,“ erwiederte der Getadelte, „zürne nicht, wenn ich aufrichtig rede. Deine Tochter hat in der Kunſt einen guten Anfang, aber noch nicht die Meiſterſchaft. Willſt du dich davon überzeugen, ſo laß mir die Harfe reichen.“ Der König, ſchnell beſänftigt, ließ ihm die Harfe geben und ſein Haupt mit einem Kranze zieren. Apollonius ſtand auf, wie verwandelt, es leuchtete ſein Angeſicht, und nun begann er die Saiten zu ſchlagen und zu ſingen mit einem ſolchen Wohllaut, daß der König und ſein Geſinde ihn prieſen als den größten Sangesmeiſter, den ſie jemals gehört. Lucina ſelbſt, frei von allem Neide, war am meiſten entzückt, und als er ihr die Harfe zurückgab, rief ſie ihm zu: „Nicht Apollonius, Apollo ſollteſt du heißen! denn du gleicheſt dem Gotte, dem die Harfe geweiht iſt.“ Dann bat ſie ihren Vater um einen ſeiner Kunſt würdigen Lohn, und ſchenkte ihm mit deſſen Bewilligung zweihundert Mark



Gold, vierhundert Pfund Silber, zwanzig Knechte, zehn Mägde und vom reichſten Gewand. —

Die Güte der Königstochter preiſend verabſchiedete ſich jetzt das Hofgeſinde von dem Könige. Apollonius wollte ebenfalls ſcheiden und dankte dem König ſammt ſeiner Tochter mit gerührtem Herzen. Doch Lucina, die ihn bereits liebgewonnen, bat ihren Vater um einen ſichern Aufenthalt für den Fremdling, damit er nicht etwa der empfangenen Geſchenke beraubt werde. Da befahl der König, ihm ein Gemach in ſeinem eignen Palaſt einzuräumen, auf daß er daſelbſt die Nacht zubringe. —

Die ganze Nacht ſann Lucina darüber nach, wie ſie doch den geliebten Fremdling in der Nähe behalten könnte. Am folgenden

Morgen bat ſie ihren Vater, er möge ihr doch den Apollonius zum Lehrmeiſter in der Muſik geben, ſonſt könne ſie nimmer ruhig ſchlafen. Der König willigte mit Vergnügen ein, und Apollonius ertheilte ſeinen Unterricht mit ſolchem Eifer, daß die reizende Schülerin binnen Kurzem ihm ſelbſt beinahe gleichkam. Leider aber ſchien die Muſik keinen heilſamen Einfluß auf ihren zarten Leib zu üben. Lucina ward krank und drohte hinzuſchwinden, wie ein Schatten. Die Aerzte fühlten den Puls, forſchten, fragten und brachten nicht heraus, was das wohl für eine Krankheit ſei. Endlich fragte der betrübte Vater die Kranke ſelbſt, ob ſie keine Ahnung habe, woher ihr Uebel rühren möchte. „Ach, lieber Vater,“ ſeufzte ſie, „was mir fehlt, weiß ich ſelber nicht. Weil aber dein Kummer mich betrübt, ſo will ich darüber nachſinnen, wie ich dir die Urſache meiner Krankheit entdecken möge.“ Auf dieſes hin ließ der König ſeine Tochter allein. —

Es kamen aber zu derſelben Zeit drei der vornehmſten Jünglinge, den König zu erinnern, daß er verſprochen habe, Einem von ihnen ſeine Tochter zu geben. Der König entgegnete: „Ihr kommt leider zu ungünſtiger Stunde; denn meine Tochter iſt gerade jetzt gefährlich krank. Doch damit ihr das nicht für eine bloße Ausflucht haltet, ſo ſchreibe Jeder ſeinen Namen nebſt der Morgengabe, welche er verſpricht, auf einen Zettel, und dann mag Lucina ſelber wählen, welcher ihr am beſten gefalle.“ Alſo thaten die Drei, und gaben dem König die Zettel, welcher dieſelben verſiegelte und durch Apollonius ſeiner Tochter ſandte. Dieſe hatte kaum die Zettel geleſen, als ſie dieſelben hinter ſich warf und den Apollonius fragte: „Was ſagſt du dazu, daß man mich einem Andern zur Ehe geben will?“ Er antwortete demüthig: „Was dir zu Heil und Ehre gereicht, gefällt mir immer.“ Obgleich die Königstochter gern eine kühnere Antwort gehört hätte, ſchickte ſie ihrem Vater dennoch durch Apollonius einen Brief, in welchem geſchrieben ſtand, ſie wolle Niemanden als den Schiffbrüchigen zu ihrem Gemahl haben. Der König merkte zuerſt nicht, wer unter dem Schiffbrüchigen zu verſtehen ſei, und fragte daher die drei Freier, ob Einer von ihnen Schiffbruch gelitten habe. Das wollte Einer vorgeben, ward aber durch die Andern gleich der Lüge überwieſen.

Nun gab der König dem Apollonius den Brief zu leſen mit der Frage, ob etwa er den Schiffbrüchigen kenne. Doch dieſer, nun von Lucina's Liebe überzeugt, hatte keinen Beſcheid, als nur ein ſchamhaftes Erröthen. Da merkte der König, woran er ſei, und verabſchiedete die drei Freier mit dem Verſprechen, ſobald die gelegene Zeit komme, werde er ſie wieder rufen laſſen. —

Nach ſolcher Abfertigung der drei Brautwerber eilte der König in die Kammer ſeiner Tochter und fragte väterlich: „Liebes Kind, ſage mir jetzt ſelbſt, wen du zu deinem Gemahl erkoren haſt?" Sie fiel ihm unter Thränen zu Füßen und bekannte, daß Apollonius, der Schiffbrüchige, ihr Erwählter ſei, und wenn ihr dieſer verſagt werde, ſo müßte ſie ſterben. Das ging dem Vater zu Herzen, und er verſprach ihr den geliebten Meiſter, verhieß auch, in möglichſter Eile die Hochzeit anzuordnen. Jetzt war das recht Heilmittel für Lucina's Krankheit gefunden. Sie küßte den gütigen Vater und genas zur ſelbigen Stunde. Gleich den folgenden Ta verſammelte der König die Vornehmſten ſeines Reiches, kündigt ihnen die Verlobung an mit der Bitte um ihre Zuſtimmung, un als ſie Alle mit Freuden zugeſtimmt, ſetzte er den Hochzeittag feſ und lud die ganze Verſammlung zu dem Feſte ein. In königliche Herrlichkeit und Pracht ward die Hochzeit gefeiert etliche Tage lang Dann erhob der König den Apollonius um ſeiner Weisheit wille zum Mitregenten. —

Etliche Monate hernach, als Lucina bereits eine ſüße Hoffnung unter dem Herzen trug, luſtwandelte Archiſtrates mit dem jungen Paar dem Ufer entlang. Da begegneten ſie einem tyriſchen Schiffspatron, den Apollonius ſofort als Landsmann begrüßte, worauf derſelbe ihn fragte, ob er nicht etwa den König Apollonius kenne. Apollonius ſprach: „Ich kenne ihn ſo gut, wie mich ſelber." Da bat ihn der Seemann: „Wohlan, wenn du den Apollonius wieder ſiehſt, ſo melde ihm, daß der Blitz des höchſten Gottes den Frevler Antiochus ſammt deſſen Tochter erſchlagen, das Reich Antiochia aber ihn, den Apollonius, auch zu ſeinem Beherrſcher gewählt habe." Archiſtrates, der dieſe Botſchaft mit anhörte, ſprach voller Verwunderung: „Wo mag ſich doch dieſer Mann verborgen halten, welcher der mächtigſte aller Beherrſcher werden ſoll?" Apollonius antwortete hocherfreut: „Jetzt, lieber Schwäher, iſt die Stunde gekommen, wo ich meinen wahren Stand entdecken darf. Wiſſe, daß ich, den du aus dem Abgrund des Unglücks zu ſo hohen Ehren erhoben, jener Apollonius ſelber bin." Lächelnd wandte ſich Archiſtrates zu ſeiner Tochter: „Freue dich des Mannes, durch welchen du zu der mächtigſten Königin wirſt!" Lucina aber weinte, aus Beſorgniß, ihr Gemahl müſſe ſie jetzt, nahe der Geburtsſtunde, in Pentapolis zurücklaſſen, und bat, ihn in ſein Reich begleiten zu dürfen. Ihre Bitte ward gewährt, und ohne Zaudern eine Flotte gerüſtet, welche, mit Schätzen und Kleinodien beladen, das neue Königspaar würdig nach Antiochien führen ſollte.

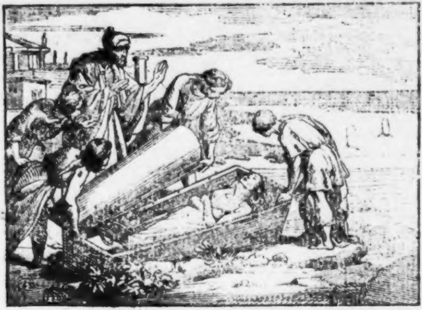
Wegen Lucina's Schwangerſchaft wurden auch Hebammen und Wärterinnen, unter ihnen Likorides, Lucina's erfahrene Amme, mitgenommen. Freundlich von Archiſtrates verabſchiedet, fuhren ſie von dannen.

Nach einigen Tagen aber ward das Meer durch heftige Winde beunruhigt. Davon gerieth die Königin in Wehen und gebar ein lieblich Mägdelein, jedoch unter ſolchen Nöthen, daß ſie zuletzt leblos auf ihr Lager niederſank. Apollonius hörte das Wehgeſchrei der Wärterinnen, eilte herzu, und als er ſeine theure Gemahlin ohne Lebenszeichen daliegen ſah, zerraufte er ſich das Haar und jammerte laut. Dem Schiffspatron, welcher ihm zu bedenken gab, das Schiff dulde keinen Leichnam in ſeinen Räumen, ſonſt müſſe es untergehen, rief er zürnend zu: „Nein, dieſen theuren Leib, der mir Alles erſetzte, was mir das Meer geraubt, werf' ich nimmer in die treuloſe Fluth.“

Als aber der Schiffspatron nochmals vorſtellte, wenn die Leiche den Wellen nicht übergeben werde, ſo ſeien Alle des Todes, gebot Apollonius, einen waſſerdichten Sarg zu verfertigen, damit der Leichnam ans Land geworfen werde und dort ein königliches Begräbniß erlange. Zu dieſem Ende ward nebſt dem königlich geſchmückten Leichnam ein großer Schatz an Gold und Silber in den Sarg gelegt, außerdem eine Bleitafel, darauf geſchrieben ſtand, dies ſei der Leichnam einer Königin; wer den Sarg gefunden, ſolle ſie mit königlichen Ehren beſtatten und hiefür zehn Pfund des Goldes zum Lohne nehmen, das Uebrige aber dem Gotte Zeus und dem Leichnam zu Ehren verbrauchen. Wer anders thue, auf dem ruhe der Fluch, früh zu ſterben und ſelbſt kein ehrlich Begräbniß zu finden. Unter bitterm Leid ward der Sarg ins Meer verſenkt, wo er drei Tage herumtrieb, am vierten aber an die Küſte von Epheſus geworfen wurde. —

Zur ſelben Stunde traf es ſich, daß der Arzt Cerimon mit ſeinen Schülern am Geſtade auf und nieder ging. Er erblickte den Sarg im ſeichten Küſtengewäſſer und ließ ihn durch ſeine Diener ins Trockene bringen. Hier öffneten ſie den Sarg und ſtanden wie geblendet vor der Schönheit des königlichen Leichnams.

Trauernd um das frühe Hinwelken ſo vollkommener Reize, bückte ſich endlich Cerimon auf den Leichnam nieder, und fand nun die Bleitafel ſammt den Schätzen. Sogleich entſchloß er ſich, zu thun, was die Schrift befahl, gebot, den Leichnam in ſein Haus zu tragen



und ein königliches Begräbniß zu veranſtalten. Der Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche verbrannt werden ſollte, war bereits aufgeſchichtet, als der geſchickteſte Schüler Cerimons dazu kam und vom Meiſter gebeten ward, den Leichnam mit den duftigſten Oelen zu ſalben, damit derſelbe beim Verbrennen Wohlgeruch verbreite. Der Jüngling entkleidete den Leichnam und begann ihn einzuſalben. Als er aber der Herzgegend nahete, ſchien ihm die Lebenswärme noch nicht völlig erloſchen. Darüber erfreut, ſtellte er alsbald einige Verſuche an, um zu erkennen, ob wirklich noch Leben in dem holden Gebilde ſei, und bald überzeugte er ſich, daß hier nur ein Starrkrampf obwalte.

Nun rief er den Meiſter herbei, meldete ihm ſeine Entdeckung, und Beide wandten alle ihnen bekannten Wiederbelebungsmittel an, bis Lucina die Augen aufſchlug. Erſchrocken über den Anblick des Jünglings, der ihre entblößte Bruſt ſalbte, holte ſie tief Athem und ſprach: „Weiche von mir, Jüngling, und berühre mich nicht alſo; denn ich bin eine Königin. Doch deine Hülfe ſoll nicht unbelohnt bleiben.“ Der Meiſter tröſtete ſie und verſprach, ſie zu halten wie ſeine eigne Tochter. Lucina aber ſprach: „Ich begehre nur, daß ich nicht wieder von einem Mann berührt werde.“ Um dieſes Wunſches willen wies ſie Cerimon an, im Tempel der Keuſchheitsgöttin Diana als Prieſterin zu leben. Gerne befolgte ſie dieſen Rath und ward in kurzer Zeit ſowohl durch Weisheit als durch Tugend eine der berühmteſten Prieſterinnen Diana's. —

Indeſſen war der verwittwete Apollonius in den Hafen von Tharſus eingelaufen und ging unverweilt zu ſeinem Freunde Stranguilio, dem er all ſeine bisherigen Schickſale erzählte und ſchließlich bat, er und ſein Weib Dionyſiades möchten das auf dem Meer geborene Töchterlein, weil es die Beſchwerden der weitern Reiſe noch nicht ertragen könnte, vorläufig an Kindesſtatt aufnehmen, mit dem Vorgeben, es ſei die Schweſter ihrer leiblichen Tochter Philomancia. Stranguilio und ſein Weib bezeugten ihm große Theilnahme, und nahmen das Kind auf, welches nach der Stadt Tharſus den Namen Tharſia empfing. Apollonius gab ihnen dafür große Reichthümer und ließ die Amme Likorides als Wärterin des Kindes zurück. Nach dieſem fuhr er weiter gen Tyrus, wo ihn die Bürger alle mit Frohlocken empfingen. Doch nicht lange weilte er daſelbſt, ſondern vergrößerte ſeine Flotte und fuhr gen Antiochia, wo er mit Glanz und Pracht auf den Thron erhoben ward, und fortan weiſe und ruhmvoll regierte. —

Zu Tharſus aber ward des Apollonius Töchterlein trefflich erzogen. Vom fünften Jahre an ward es in den freien Künſten unterrichtet und übertraf in Kurzem alle ſeine Mitſchüler bei Weitem. Es war zwölf Jahre alt, als die treue Amme Likorides ihr Ende herannahen fühlte und ihm eröffnete, wer ſein Vater und ſein Großvater ſeien und wie es ſeine Mutter auf dem Meer verloren habe. Dann ſprach ſie: „Wenn deine Pflegeeltern jemals gegen dich freveln ſollten, ſo eile auf den Markt zur Denkſäule deines Vaters und rufe: Ich bin die Tochter deſſen, der Tharſus von Hungersnoth errettet hat, und ſogleich werden die Bürger dich unter ihren Schutz nehmen.“ Das waren Likorides' letzte Worte. Sie verſchied in Tharſia's Armen, und dieſe ließ ſie höchſt ehrenvoll beſtatten, beſuchte hernach ihr Grab jeden Tag und gedachte oft mit Sehnſucht ihrer wahren Eltern. —

Schon erblühten Tharſia's jungfräuliche Reize, als ſie eines Tages mit Dionyſiades und deren Tochter Philomancia über den Marktplatz ging. Bei ihrem Anblick prieſen die Bürger ihre Schönheit und ſpotteten über Philomancia's Häßlichkeit. Dionyſiades, welche dies Alles hörte, faßte von Stund' an tödtlichen Haß gegen Tharſia, und ſann nur darauf, wie ſie Tharſia bei Seite ſchaffen und ihre köſtlichen Gewänder der Philomancia zuwenden könnte. Dazu ſuchte ſie mit allerlei Gründen auch ihren Ehemann, Stranguilio, zu bereden; doch dieſer machte ihr die bitterſten Vorwürfe über ihre Treuloſigkeit. Gleichwohl ließ Dionyſiades nicht ab, ſondern berief einen ihrer Sklaven, den Theophilus, und verſprach ihm die Freiheit und großes Gut, wenn er Tharſien beim Tempel Neptuns am Seeſtrande, wo das Grab ihrer Wärterin lag, auflauere, ſie ermorde und ihren Leib den Wellen übergebe. Nur nach langem Widerſtande und traurigen Herzens übernahm Theophilus den ſchändlichen Auftrag, und ging, einen Dolch in ſeinem Kleide, nach dem Tempel Neptuns. Nicht lange, ſo ſah er die Jungfrau, eine Opferſchaale in der Hand, dem Grabe ihrer Wärterin zuſchreiten. Er barg ſich hinter einer Säule und lauerte, bis ſie betend auf der Gruft niederſank. Im ſelben Augenblicke ſtürzte er hervor, ergriff ihr langes ſeidenes Haupthaar und ſenkte den Dolch gegen ihre Bruſt. „O Theophilus,“ klagte Tharſia, „was habe ich verfehlt, daß du mein junges Leben auslöſchen willſt?“ Er ſprach: „Du haſt nichts verfehlt; nur deines Vaters Schätze bringen dir den Tod.“ Da flehte ſie: „Muß ich denn ſterben, ſo laß mich doch zuvor noch die Götter anrufen, daß ſie mich aufnehmen in die Gefilde der Seligen!“ Theophilus ließ es zu und bezeugte ihr ſelbſt ſein Leid, daß er ſie tödten müſſe. Doch die Götter hatten es anders beſchloſſen. Während Tharſia betete, ſchlichen ſich Seeräuber herbei, ſahen den Mann mit gezücktem Dolche neben der knieenden Jungfrau und ſchrieen: „Fort, Mörder! das iſt unſere Beute!“ Theophilus, im Herzen froh, entwich ſchleunigſt und meldete ſeiner Herrin, er habe Tharſia ermordet und ins Meer geworfen. Wie aber Strangullio dies hörte, gerieth er in Verzweiflung, ſchalt ſein Weib eine Wölfin, ein Ungeheuer, und legte Trauerkleider an. Auch Dionyſiades und ihre Tochter nahmen Trauergewand, vergoſſen Krokodilsthränen um Tharſia und erzählten den Bürgern, ſie, die Tochter ihres Wohlthäters Apollonius, ſei an plötzlicher Krankheit geſtorben. Da erhub ſich laute Klage unter allem Volk, und man errichtete Tharſien neben der Bildſäule ihres Vaters ein Denkmal aus Erz mit einer rühmlichen Inſchrift. —

Während Tharſus von ſolcher Trauer erfüllet war, fuhren die Seeräuber mit ihrer ſchönen Beute gen Mitylene, wo der König Athanagoras herrſchte. Daſelbſt boten ſie die Jungfrau auf öffentlichem Markte als Sklavin feil. Von ihrer Schönheit bezaubert, bot der König ſelbſt immer höhere Summen auf ſie, ließ aber, da ihn der reichſte Kuppler der Stadt ſtets überbot, zuletzt ab in dem Gedanken, er werde ja doch der Erſte ſein, welcher im Hauſe des Kupplers ſich ihrer Reize erfreuen könne. — —

Der Kuppler nun führte Tharſia in ein hübſches Gemach, wo er ihr erklärte, zu welchem Dienſte ſie beſtimmt ſei. Umſonſt wimmerte die tödtlich erſchrockene Jungfrau zu ſeinen Füßen um Erbarmen. Der herzloſe Hund hatte nur die Eine Antwort: „Bei Kupplern und Henkern hilft weder Bitten noch Weinen.“ —

Tharſia ward nun auf Befehl ihres Herrn mit zierlichen Kleidern angethan. Hierauf ließ derſelbe über der Thür ſeines Frauenhauſes einen Zettel anheften des Inhaltes, wer dieſer Jungfrau zuerſt genießen wolle, habe einen Goldgulden zu bezahlen, der Zweite einen halben, die Uebrigen je einen Gulden Silbergeld. Der König war der Erſte, welcher kam; doch obſchon er mit verhülltem Haupte zu Tharſien eintrat, erkannte ſie ihn gleich wieder, fiel wehklagend zu ſeinen Füßen nieder, erzählte ihm all ihr Unglück und beſchwor ihn bei den Göttern, wie bei ſeiner königlichen Ehre, ihr, der Königstochter, nicht auch noch das letzte Gut, die Keuſchheit, zu rauben. Der König fühlte ſich tief erſchüttert, bedachte, daß Solches auch ſeiner eignen Tochter geſchehen könnte, und ſprach: „Nimm dieſe zwanzig Goldgulden und rede mit jedem Folgenden, wie mit mir, ſo wird dir kein Leid geſchehen.“ Mit dieſen Worten ſchied er von ihr, die ihm inbrünſtig Dank ſagte. Da er aber vor der Thür einen ſeiner Diener traf, der auch zu ihr wollte, wartete er, um ſie nöthigenfalls zu ſchützen. Der Jüngling ging hinein, und die Thüre ward verſchloſſen.

Nachdem er von ihr erfahren, daß der König zwanzig Goldgulden bezahlt und ſie dennoch unberührt gelaſſen habe, gab er ihr das Doppelte und bat ſie, ihn zu erfreuen. Sie nahm da Geld, warf ſich aber alsbald zu ſeinen Füßen, erzählte auch ih ihre Herkunft und ihre Schickſale, und flehete ſo beweglich u Schonung, daß der Jüngling ſie aufſtehen hieß, und mit de Worten: „Auch ich bin ein Menſch, jeglichem Wechſel des Geſchickes ausgeſetzt,“ von ihr Abſchied nahm. Der König un ſein Diener warteten nun mitſammen vor der Thür, ohne de Folgenden zu erzählen, wie es ihnen ergangen ſei. Zu ihre Troſte kamen aber auch alle Uebrigen mit Thränen in den Auge wieder aus Tharſiens Gemache heraus.

Des Abends gab ſie dem Frauenwirth das Geld, welche daſſelbe vergnügt einſtrich. Am folgenden Morgen jedoch, al er vernahm, daß Tharſia immer noch Jungfrau ſei, gebot er ingrimmig einem ſeiner Knechte, ihr Magdthum mit Gewalt zu rauben. Der Knecht trat zu ihr ein und machte ſie mit de Befehl ihres Herrn bekannt. Da umfaßte ſie ſeine Kniee, ba ihn, nicht grauſamer zu ſein, als alle die Männer, welche vorhe zu ihr gekommen, ſtellte ihm auch den Frevel vor, ſie, eine unglückliche Königstochter, zu gewältigen. Mitleidsvoll antwortete de Knecht: „Wie gern wollte ich deiner ſchonen, wenn unſer Her nur nicht dadurch Schaden litte, zumal er dich ſo theuer erkauf hat. Doch will ich dir helfen, ſo du ſeiner Geldgier auf ander Art zu dienen weißt.“ Hieraus ſchöpfte Tharſia Hoffnung un verſicherte, wie ſie Meiſterin der Harfe, dazu in ſinnreiche Räthſeln und im Erzählen wohl bewandert ſei. Durch Ausübung dieſer Künſte auf offenem Markt gedenke ſie weit mehr Gel zu verdienen, als durch Preisgebung ihrer Ehre. Das war de Knecht zufrieden, verſchaffte ihr eine Harfe und geleitete ſie au den Markt, wo bei ihrem Anblick ſich alsbald eine Menge Volkes verſammelte: Tharſia ſchlug die Saiten, daß ſtaunendes Entzücken alles Volk ergriff. Sie ſang gereimte Räthſel und forderte zu deren Löſung auf. Sie ließ ſich Fragen ſtellen und ſang zum Saitenſpiel die Antworten darauf. Sie erzählte Märchen, deren lieblich verſchlungener und gelöſter Zauber alle Gemüther hinriß. Schließlich verband ſie Tanz mit Geſang und erntete Gold und Kleinodien in Menge unter dem lauten Beifall des Volkes. Des war der Kuppler hoch zufrieden, weil mit Ausnahme des Ruhmes Alles in ſeine Taſche floß. —

Ueber dieſen Schickſalen Tharſiens waren vierzehn Jahre hingegangen, als Apollonius ſich entſchloß, ſeine Tochter in Tharſus abzuholen. Stranguilio, der ſeine Ankunft vernommen, erneuerte ſeine Vorwürfe gegen die ſchändliche Dionyſiades; dieſe aber ſchalt ſeine Furcht und überredete ihn, dem König in Trauerkleidern, unter Thränen und Seufzen entgegenzugehen. Apollonius entſetzte ſich vor dem Anblick ihrer Trauer und fragte: „Um der Götter willen, was ſoll dieſer Empfang bedeuten?“ Dionyſiades ſprach: „O ich Unglückliche, daß ich dir Solches verkünden muß: Deine Tharſia iſt an ſchneller Krankheit geſtorben!“ Apollonius ſtarrte ſie an, wie von ſtummem Wahnſinn bewältiget. Endlich ſtieß er zürnend hervor: „Elende! ihr habt euch meiner Tochter wenig angenommen. Wo ſind ihre Kleider, wo ihre Schätze?“ Dionyſiades ſprach: „Sie ſind nur noch zum Theil vorhanden; doch zum Zeugniß meiner Wahrhaftigkeit komm und ſieh das Denkmal, welches die dankbaren Bürger dieſer Stadt deiner Tochter errichtet haben.“ Er ſtürzte auf den Marktplatz, und als er die Inſchrift auf dem Denkmal Tharſiens geleſen, fluchte er ſeinen Augen, daß ſie vor dem Grabe ſeines einzigen Kindes keine lindernde Thräne hätten, und rannte verzweifelnd auf ſein Schiff.

Mit Mühe konnten ihn dort ſeine Diener hindern, ſich ins

Meer zu ſtürzen, worauf er bei allen Göttern ſchwur, nicht e ſeinen Bart zu ſcheeren noch ſein Kleid zu wechſeln, bis ſie i ſeine Tochter aus dem Grabe zurückgegeben hätten. Dann le er ſich auf den Boden des unterſten Schiffsrandes und gebot Todesſtrafe, daß ihn Niemand ſtöre mit Ausnahme des Schiff patrons, wenn derſelbe ihn zu berathen habe. —

Nicht lange waren die Schiffe gefahren in der Richtung g Antiochia, als ein wüthender Sturm ſie weit von ihrem Ziel a brachte und zur Landung in einem weit entlegenen Hafen nöthigt Nach Ausbeſſerung ihrer Schiffe lief auch die zweite Fahrt nic glücklicher ab, und auf der dritten Fahrt wurden ſie von d Windsbraut an die Küſte von Mitylene geworfen.

Als ſie eben in den Hafen einliefen, vernahmen die Schiffs leute aus der Stadt lautes Jubelgeſchrei; denn es ward de Neptun ein Feſt gefeiert. Da ging der Schiffspatron zu Apollonius in den Raum hinunter und gab ihm Bericht über das Fe woran die Schiffsleute ſo gerne Theil nehmen würden. „Da! rief Apollonius ingrimmig, „nimm dieſe zwanzig Goldgulden, da ſie ſich des Feſtes freuen; doch ſage ihnen, wer mich zur Freud berufen wolle, dem werde das Schienbein zerſchlagen.“ —

Indeſſen kam der König Athanagoras mit ſeinem Gefolge i den Hafen, die mächtige Flotte zu beſchauen und bewunderte lau die Pracht des königlichen Schiffes. Darüber erfreut, luden ih die Schiffsleute ein, den ſtolzen Bau auch von innen zu beſehen Er trat ein und beſchaute Alles mit Vergnügen, ſchenkte de Mannſchaft ebenfalls zwanzig Goldgulden und fragte dann nac dem Herrn dieſer Flotte. Der Schiffspatron nannte ihm de Namen des Apollonius, erzählte auch ſein jammervolles Geſchic und ſeinen tödtlichen Kummer darüber. Athanagoras wollt nun den König heraufrufen laſſen; doch Keiner mochte ſein

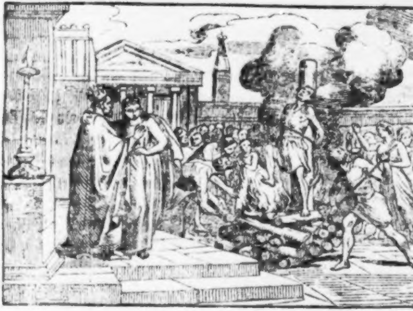
Schienbeine daran wagen, weßhalb er ſelbſt zu ihm hinunterging. „Sei gegrüßt, Apollonius!" rief er ihm zu. Zürnend hob der unglückliche Vater ſein bärtiges, bleiches Antlitz empor, den Verwegenen zu beſtrafen. Doch als er einen Mann in königlichem Schmuck erblickte, bezwang er ſeinen Grimm und blieb ſtille.

Athanagoras nannte ſich als den Beherrſcher von Mitylene, verſicherte ihn ſeiner Theilnahme, wies tröſtend hin auf die Hülfe der Götter. Auf alles Dies bat Apollonius nur, ihn ungeſtört ſeinem Schmerz überlaſſen zu wollen, bis der Tod ihn befreie. Da nahm Athanagoras Abſchied, erzählte der Mannſchaft, wie vergeblich ſeine Bemühungen geblieben, und wandelte ſinnend ſeinem Palaſte zu. Auf dem Wege dahin kam ihm ein glücklicher Gedanke. Er ſandte zu dem Kuppler, ließ Tharſien zu ſich rufen und trug ihr auf, den fremden König mit ihrem Saitenſpiel zu tröſten; dann wolle er ihr die Freiheit erkaufen. Tharſia ging getroſt zu dem Kummervollen, begrüßte ihn und ſprach: „Wie ſchwer dein Unglück ſei, hier ſteht eine unbefleckte Jungfrau, die ſchon in zarter Jugend über viele Schickſalsſtürme den Sieg errungen. Darum ſei getroſt, und öffne dein Herz der heilſamen Macht des Geſanges." Ehe Apollonius widerſprechen konnte, begann ſie ihr Harfenſpiel, und als er kaum die erſten Klänge vernommen, war ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt; er lauſchte begierig dem Liede, in welchem ſie, ohne Namen zu nennen, ihr eignes Schickſal beſang. Apollonius lobte ſie unter Seufzern und verſprach ihr, wenn er in ſein Königreich zurückkehre, ſie loszukaufen aus dem Haus der Schande.

Damit reichte er Tharſien großen Lohn und hieß ſie gehen. Tharſia aber wies das Gold zurück und ſprach: „Nicht um Lohn, aus Mitleid ſuchte ich dich zu tröſten. Gelingt mir nun dieſes nicht, ſo will ich gehen, doch nicht, bevor du eines meiner Räthſel gelöſet haſt.“ Der König, um nur ihrer los zu werden, ließ ſich das gefallen. Sie ſetzte ſich neben ihn und trug ihr Räthſel in ſchönen Verſen vor. Der König wußte es alsbald zu löſen, aber er konnte nicht anders, als ihre Kunſt und Weisheit bei ſolcher Jugend höchlich beloben. „Doch jetzt,“ ſchloß er, „laß mich allein.“ Aber ſchon begann ſie ein zweites Räthſel, welchem der König ebenſo aufmerkſam zuhörte. Er löſte es wieder und ſprach: „O, wäre ich nicht krank vor Kummer, ich wollte dir ſelber Räthſel ſtellen, deren Löſung du kaum fändeſt!“ Da begann ſie das dritte Räthſel, deſſen Gegenſtand der Ball war. „Höre auf, meine alten Erinnerungen wach zu rufen,“ klagte Apollonius. „Das Ballſpiel mit meinem Schwäher war für mich zu verhängnißvoll!“

Noch etliche Räthſel löſte Apollonius, und begann ein wenig ſeines Kummers zu vergeſſen. Da gedachte Tharſia, ſeine Trauer völlig zu beſiegen, ſetzte ſich auf ſeinen Schoß, küßte ſeine Lippen und redete ihm zärtlich zu: „Kehre wieder zum holden Lichte; vergrabe deine hohe Weisheit nicht in menſchenſcheue Einſamkeit! Es liegt in der Götter Hand, dir die Verlornen, Gattin und Tochter, wieder zu ſchenken.“ Hierauf umſchlang ſie ſeinen Leib und wollte ihn mit ſich fortführen. Da flammte ſein kaum geſtillter Grimm gewaltig empor, und er ſchleuderte ſie von ſich, daß ſie rücklings mit dem Haupt an einen Pfoſten fiel. Ihre Stirne blutete heftig, und ſie ergoß ſich in die herzzerreißende Wehklage: „O ihr Götter, wie unerbittlich verfolgt ihr mich ſeit der Stunde meiner Geburt. Auf ſturmempörten Wellen ließet ihr mich geboren werden und raubtet dadurch meiner armen Mutter das Leben, deren Sarg den Fluthen übergeben ward. Mein Vater übergab mich der Pflege falſcher Freunde, die ihren Knecht zu meiner Ermordung beſtellten, und Niemand anders durfte mein Leben retten, als jene Seeräuber, die mich hierher in die Schande verkauften. Keine Waffe ließet ihr mir, meiner Entehrung zu widerſtehen, als blutige Thränen, einen Kuppler bereichert ihr mit meinen edlen Künſten, und jetzt mißhandelt mich dieſer Greis, den ich hervorziehen wollte aus Trauernächten, bis aufs Blut. O mein Vater Apollonius, gedenkſt du deines Kindes nimmer! Unglückliche Tharſia, wäreſt du nie geboren!“ —

Mit wachſendem Staunen und Hoffen hatte Apollonius dieſe Klagen angehört. Endlich ſchrie er auf vor Freuden, ſchloß die wiedergefundene Tochter unter tauſend Küſſen in ſeine Arme und dankte allen Göttern. Bald erholte ſich Tharſia und küßte nun ebenfalls den weinenden Vater mit kindlicher Liebe. „Nun will ich wieder leben, leben für dich, du mein Einziges. Auf ihr Diener, herbei ihr Krieger alleſammt! Meine Tochter iſt wiedergefunden!“ Auf dieſen Jubelruf ſtürmte Alles hinunter in den Schiffsraum, unter der Schaar auch König Athanagoras, welcher auf das Schiff zurückgekehrt war, um auf Tharſiens Erfolge zu warten. Nicht ohne Thränen der Rührung wurden ſie Zeuge des unverhofften Wiederſehens, und nachdem Apollonius das dunkle Trauerkleid mit feſtlichem Schmuck vertauſcht, riefen Alle einmüthig: „Siehe da Vater und Tochter! Beider Züge können einander nicht verläugnen.“ Nochmals umarmte Tharſia ihren Vater, dankte den Göttern und erzählte ihm genauer, welche Kämpfe ſie im Hauſe des Kupplers zur Wahrung ihrer Ehre habe beſtehen müſſen. Athanagoras aber, der beſorgte, die ſchöne Tharſia werde nun auf immer von Mitylene ſcheiden, bat den Apollonius fußfällig um ihre Hand, indem er ſich auf ſeine Ebenbürtigkeit und darauf berief, daß nur er die Ehre Tharſiens bewahrt und ihr zum fröhlichen Wiederſehen verholfen habe. Aus Dankbarkeit willigte Apollonius ein, jedoch unter der Bedingung, daß er ihm Recht verſchaffe gegen den verruchten Kuppler. Dem Athanagoras f dieſe Forderung ganz erwünſcht. Er verſammelte ſchleunigſt ſe Bürger und hub an: „Schaffet dem König Apollonius Recht ge den Kuppler, der ſeine königliche Tochter der öffentlichen Schä dung preisgeben wollte, woran ihn nur ihre hohe Tugend u Kunſt gehindert hat. Der erzürnte Vater fordert Rache Geleit einer mächtigen Flotte. Schützet den Schuldigen nicht euerm eignen Verderben!“ Da lief alles Volk mit Weib u Kind zu dem Hafen, flehte den Apollonius um Barmherzigk und überlieferte den Kuppler ſeinen Händen. Apollonius forde ſie auf, über den Schändlichen Urtheil zu ſprechen, und einſtimm verdammten ſie denſelben zum Feuertode, welcher ihm auch z



Stelle angethan ward. Tharſia aber ließ den Knecht rufen, d ſie hätte ſchänden ſollen, und ſchenkte ihm um ſeiner Barmherzi keit willen die Freiheit ſammt zweihundert Goldgulden. Ebenſo befreite ſie alle Dirnen des Frauenwirthes und gab ihnen reiche Geſchenke. Dem Volke ſagte Apollonius Dank für ſein Urtheil und ließ fünfzig Pfund Goldes unter daſſelbe vertheilen. Nach etlichen Tagen hielten Athanagoras und Tharſia mit einander Hochzeit in Gegenwart vieler Könige und Fürſten mit verſchwenderiſcher Pracht. Darüber frohlockte ganz Mitylene und die Bürger errichteten dem Apollonius nebſt ſeiner Tochter ein Denkmal, „zum ewigen Gedächtniß ihres reinen Lebens,“ wie die Inſchrift lautete. —

Doch nicht länger wollte Apollonius zaudern, an Stranguilio und ſeinem Weibe Rache zu nehmen. In Begleitung des Athanagoras und ſeiner jungen Gemahlin brach er gen Tharſus auf. Auf der Fahrt erſchien ihm im Traume eine himmliſche Geſtalt, welche gebot, zum Danke gegen die Götter für das Wiederfinden ſeiner Tochter ſolle er mit ihr und ſeinem Eidam den Tempel der Diana zu Ephesus beſuchen, daſelbſt ein Opfer bringen und ſeine Schickſale mit lauter Stimme erzählen. Erſt hernach dürfe er Rache nehmen.

Alſo that Apollonius. Die oberſte Prieſterin im Tempel der Diana, als ſie die Ankunft eines mächtigen Königs vernahm, warf ſich in ihre prachtvollſten Purpurgewande und nahte ſich, an Schönheit das Geleite ihrer Jungfrauen weit überſtrahlend, dem Altar, wo Apollonius und die Seinen knieend ihr Opfer darbrachten. Da begann Apollonius mit lauter Stimme ſeine Schickſale zu erzählen und endete mit inbrünſtigem Dank gegen die Götter; aber wie entſetzte er ſich, als plötzlich die keuſche Oberprieſterin Dianas an ſeinem Herzen lag und ihn unter Thränen küßte. Er wollte ſich losreißen, doch die Prieſterin rief: „Theurer, Vielgeliebter, erkenne doch dein Weib Lucina, deine

Schülerin in der göttlichen Kunſt, die Todtgeglaubte, vom
Erſtandene!“ Jetzt erkannte ſie Apollonius wieder und preß
keines Wortes mächtig, an ſein Herz. „Wo iſt meine Tocht
rief Lucina, und Apollonius deutete auf Tharſia.

Lucina begrüßte die herrliche Tochter mit mütterlicher Z
lichkeit und Tharſia erwiederte ihre Küſſe mit kindlicher L
Dies wunderbar ſelige Wiederfinden ward bald durch ganz E
ſus bekannt, und die Freude ward um ſo größer, da es der Gö
Diana zur höhern Verherrlichung zu gereichen ſchien. —

Nun aber zögerte auch die Rache nicht länger mehr. Apo
nius ſegelte mit einem ſtarken Heere nach Tharſus, ließ Str
guilio und ſein Weib feſtnehmen und auf den Marktplatz füh
wo die Häupter und Bürger der Stadt verſammelt wa
Würdevoll trat Apollonius auf und ſprach: „Ihr Bürger
Tharſus, hab' ich euch je beleidigt?“ „Niemals!“ riefen ſie
müthig; „du biſt unſer Freund und Wohlthäter.“ „So kl
ich euch,“ fuhr Apollonius fort, „daß dieſe eure Mitbü
mir meine Tochter Tharſia, die ich ihnen anvertraut, nicht wie
geben wollen.“ Da ſprach die freche Dionyſiades: „Du h
ja, hoher Herr, das Grab deiner Tochter ſelbſt geſehen und ke
deſſen Inſchrift.“ „Die Abſicht der Bürger,“ verſetzte Apol
nius, „bei Errichtung dieſes Grabmals war löblich, aber
hat mit deinem Frevel nichts zu ſchaffen.“ Mit dieſen Wor
rief er Tharſien herbei und ſtellte ſie dem Volke vor mit
Worten: „Hier grüßt euch Tharſia, meine vom Tod erſtand
Tochter.“ Dionyſiades glaubte in die Erde verſinken zu müſſ
während tauſendſtimmiges Jubelgeſchrei ertönte.

Tharſia ließ nun den Theophilus, welcher den Dolch geg
ſie gezückt, vorführen, und verſprach ihm das Leben zu ſchenk
wenn er bekenne, wer ihn zum Mord gedungen habe. Der Kne

ſprach: „Das iſt Dionyſiades, meine Gebieterin.“ Kaum hörten das die Bürger, ſo ergriffen ſie das verworfene Weib, ſchleppten ſie vors Thor und warfen ſie mit Steinen todt. Strangulio ward freigeſprochen, und dem Knecht ſchenkte Tharſia die Freiheit, weil er ihr einſt Zeit zum Gebete gelaſſen. Für dies gerechte Gericht begabte Apollonius die Stadt mit großer Freigebigkeit und weilte drei Monate in ihren Mauern. —

Des Apollonius nächſter Beſuch galt ſeinem alten, liebenswürdigen Schwäher Archiſtrates, welcher ſich der Tochter und Enkelin unbeſchreiblich freute. Ein volles Jahr lebten ſie bei ihm unter lauter Feſtlichkeiten; dann aber ſtarb er in ihren Armen, nachdem er den Apollonius zum Erben ſeines Reiches eingeſetzt. Noch eine Weile blieb Apollonius in Pentapolis und ſuchte oft am Meeresſtrande den Fiſcher, welcher einſt ſeine Armuth mit ihm getheilt.

Eines Tages traf er ihn, ließ ihn alsbald ergreifen und vor ſeinen Thron führen. Der gute Mann war ſehr erſchrocken, obgleich er ſich keines Frevels entſinnen mochte. Apollonius aber wies freundlich auf ihn und verkündigte: „Sehet meinen Beſchützer, der mich nach dem Schiffbruche geſpeiſet und gekleidet hat!“ Dem Fiſcher aber eröffnete er: „Ich bin Apollonius von Tyrus, deſſen du dich ſo brüderlich angenommen. Fortan bleibſt du an meinem Hofe.“ Mit dieſen Worten reichte er ihm zweihundert Goldſtücke. Ebenſo dankbar bewies er ſich gegen Elinatus, weil dieſer ihn vor Antiochus gewarnt. Dem wackern Greiſe ward ein reiches Fürſtenthum zu Theil. In ſeinem Alter übergab Apollonius Antiochia und Tyrus dem Sohne, welchen ihm Lucina bald nach der fröhlichen Wiedervereinigung geboren, Pentapolis und Tharſus hingegen ſeinem Schwiegerſohn Athanagoras. Vier und ſiebenzig Jahre lebte er mit ſeiner Gemahlin in ungetrübtem Glücke.

Seine Schickſale ließ er in zwei Büchern beſchreiben, von denen das eine im Tempel zu Epheſus, das andere in ſeiner Schatzkammer verwahrt wurde. —

Die Zwergenburg.

Vor vielen, vielen hundert Jahren lebte im ſchönen Böhmerlande ein Ritter, der hieß Ritter Kurt von Bärwald, denn die Burg Bärwald war ſein Stammſitz.

Die Burg war groß und feſt gebaut und war ehemals auch ſchön geweſen; nun aber war ſie alt worden und finſter, die ſchönen Tapeten in den Gemächern waren verblichen und abgeſchabt; ebenſo die Polſter von den Steinſitzen der Fenſterhöhlen; und durch die Fenſter ſelbſt ſauſ'ten alle vier Winde durch alle vier Jahreszeiten ununterbrochen fort, dieweil an ſämmtlichen Fenſtern eine gute Anzahl Glasſcheiben fehlten.

Mit dem Geräthe in der Burg ſah es nicht beſſer aus! Ein großer Steintiſch und ein paar ungeſchlachte Seſſel von ſchwerem Eichenholz im Credenzſaal, ſo wie ein hartes Lager im Cloſet des Ritters — das war Alles, was an Möbeln vorhanden. In Küch' und Keller aber war Nichts vorhanden, und der Ritter, weil er ja nicht ohne Eſſen leben konnte, mußte tagtäglich hinaus in den Forſt, um ein Stück Wildpret zu erjagen, und wenn ihm dies nicht gelang, ſo mußt' er im Sommer mit einem Gericht Waldbeeren vorlieb nehmen, und im Winter konnt' er faſten trotz einem Heiligen im Kalender, denn er war zu adelig geſinnt, um, wie viele andere arme Ritter, auf den reichen Burgen herumzulungern.

Dennoch aber war er nicht ſtolz und hochmüthig, im Gegentheil, er war freundlich und milde gegen Jedermann ohne Unterſchied, wenn er nur wußte, daß derſelbe ehrlich; und hatt' er ſelbſt Etwas, ſo theilt' er es redlich mit dem erſten beſten Hülfsbedürftigen, der ihm aufſtieß; und dem müden Wanderer, der in ſeine Burg einkehrte, trat er oft ſein eignes Lager ab, und ſchlief ſelbſt auf dem harten Boden, ohne ſich deſſen jemals zu rühmen.

Die Armen aber rühmten es weit und breit, und wünſchten oft, daß der gute Kurt von Bärwald doch nur ſo reich ſein möchte, wie dieſer oder jener Ritter, der in Saus und Braus lebte, Tag und Nacht bankettirte und Schalksnarren wohlhielt, während er den Hülfloſen unbarmherzig von ſeiner Thüre treiben ließ.

Nur ein Armer hatte nimmer dieſen Wunſch gehabt, und das war der arme Kurt ſelbſt. Wohl hätt' er freudig alles Gute genoſſen, wenn er's gehabt, aber weil er's nicht hatte, ſo war er zufrieden mit dem, was ihm Gott beſcheert, genoß es fröhlich und guter Dinge, und hielt nur immer auf ein gutes Schwert, ein blankes Schild und ein reines Herz.

Da begab es ſich einſtmals, daß der reiche Ritter Hans von Geiersberg ein großes Turnier veranſtaltete, und dazu alle Ritter zehn Stunden im Umkreiſe einlud. Auch unſern Kurt ging er nicht vorüber, denn derſelbe war weit und breit als ein rüſtiger Kämpe bekannt, und da er jung und ſchön war, hatten beſonders die Frauen und Jungfrauen ihn gern, denn er diente ihnen auf dem Kampfplatz und im Tanzſaal, wie es ſich für einen adeligen Jungherrn ziemte. Kurt nahm die Einladung freundlich an, und befahl ſeinem erſten und einzigen Leibknappen, dem alten Conrad: „Zäume unſere Rappen und rüſte mich, es geht nach Geiersberg;" und der alte Knappe, der da wußte, daß bei ſolchen Gelegenheiten immer Etwas für ſeinen Magen abfiel, ſäumte nicht lange, ſondern that, wie ihm ſein Herr befohlen, und bald darauf trabten Beide der Geiersburg zu.

Auf der Hälfte des Weges lag ein großer Wald, wo ſie hindurch mußten. Es ging von dem Walde allerlei Gerede im Volke, daß es daſelbſt nicht geheuer ſei, und daß außer dem wilden Jäger noch viel andere Unholde darin ihr Weſen trieben, und dem Wanderer große Gefahr drohe, der bei Nacht den Wald durchſtriche, weshalb denn auch kein Menſchenkind es gewagt hätte, bei Nacht durch den Wald zu gehen, und ſelbſt bei Tage betrat ihn Jeder nur mit Grauſen. Ritter Kurt empfand von Furcht und Grauſen nichts, denn außerdem, daß ſeinen Muth ſelbſt die Hölle nicht erſchüttert haben würde, ſo hatte er im ſchlimmſten Falle ſein gutes Gewiſſen, und war jeden Augenblick bereit, dem Tode den Handſchlag zu geben.

Nicht ſo wohl war es dem alten Knappen Conrad, als ſie den Eingang des Waldes erreichten. Der Alte war zwar eine grundehrliche Haut, hatte aber doch hie und da vom geraden Wege einen kleinen Abſtecher gemacht, und wußte ſich nicht ganz frei von Sünde, deshalb lief es ihm ein bischen kalt über den Rücken, als das ſchauerliche Waldesdunkel ihn umfing, er ſchaute oft ſeufzend nach dem lichten Eingang zurück, und als dieſer immer mehr und mehr verſchwand, drückte er bald das rechte, bald das linke, bald alle beide Augen zu, um nur nichts zu ſehen, wenn ja etwas Gräuliches ſich zeigen ſollte.

Der Wald zog ſich mehrere Stunden weit hin, und wollte noch immer nicht enden. Je weiter ſie kamen, um deſto ſchwächer wurde die Spur des Weges, und endlich verloren ſie ſelbige ganz, und mußten die Sonne als Führer benutzen, welche gerade die Mittagshöhe erreicht hatte. —

Sie ritten immer fort und fort, mühſam ging der Weg über Baumwurzeln und bemoſtes Geſtein, durch Moorgrund und Geſträuch, die Sonne rückte weiter und weiter, begann zu ſinken und ſchon warfen die Baumſtämme Rieſenſchatten. Aber ſo ſehr auch der Ritter und ſein Knappe drauf losritten, immer noch wollte der Wald kein Ende nehmen.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ murmelte Conrad beklommen, und blickte ſcheu um ſich. Der Ritter aber meinte: „Wir müſſen uns verirrt haben! Halte dich nur wacker dazu, Alter! irgend wohin müſſen wir doch gerathen.“

„Freilich!“ ſtöhnte der Knappe. — „Irgend wohin — aber wohin? zum Meiſter Lucifer und ſeiner Großmutter! Traun, es wäre klüger geweſen, wir hätten einen drei Stunden langen Umweg gemacht, als mitten durch dieſen —“

— „Wald zu reiten!“ wollte er ſagen, aber er konnte nicht ausreden, denn unfern von ihnen erhob ſich ein lautes Hülfegeſchrei und ein dumpfes Brummen tönte dazwiſchen. „Halt! was iſt das!“ rief der Ritter, riß das Schwert aus der Scheide und ſpornte ſeinen Rappen nach der Stelle hin, von woher das Geſchrei tönte, dieſer aber bäumte ſich und wollte nicht vom Fleck, und der Knappe flehte: „Bleibt da, Herr Ritter! ums Himmelswillen bleibt da! Hexerei, Unholde! Ihr rennt in Euer Verderben, wenn Ihr einen Schritt vorwärts dringt!“

„Lehre du mich Ritterpflicht!“ ſprach Kurt unmuthig, ſprang vom Rappen und drang muthig durchs Geſtrüpp.

Er gelangte auf einen freien Platz, und hier ſchaute er den verwunderlichſten Zweikampf, welcher wohl je ſtattgefunden hat. Auf einem gewaltigen rothen Kickeriki-Hahn ritt nämlich ein kaum zwei Schuh hohes Wichtelmännlein, mit einer vollſtändigen Rüſtung angethan, aber auf dem Kopfe ſtatt der Sturmhaube einen Trichter geſtülpt. Mit beiden Händlein hielt er mühſam eine Lanze, ſo ſiebenmal länger war denn er ſelber, und ſtach damit wüthig auf einen grimmigen Bären los, der ſich beſtrebte ihn mit ſeinen Tatzen zu treffen, wo er ihm dann ſicherlich den Garaus mit einem Schlage gemacht haben würde. Es ſchien auch nahe daran, denn das Turnierpferd des Männleins (der rothe Hahn) war vom langen Kampfe müd' und matt worden und konnte nicht mehr auffliegen, wasmaßen denn der Kleine, indem er ſich mannhaft wehrte, ſo kläglich um Hülfe ſchrie.

Kurt beſann ſich nicht lange, er ſtürzte auf den Bären zu und ſtieß ihm ohne Umſtände das Schwert bis an den Griff in den gräulichen Rachen, ſo daß das Ungethüm augenblicklich todt zu Boden ſtürzte.

Als das Wichtelmännlein ſolches gewahrte, ſprang es vom Hahne herab, lief auf den Ritter zu, zappelte an ihm hinauf, bis es ſeinen Hals erreichte und ihn feierlich umarmend ſprach es: „Habt Dank, edler Ritter, für Eure Hülfe! traun, es war Hülfe in der Noth, und wenn Ihr einmal eines Armes braucht, ſo ſtehet Euch der meinige jederzeit zu Dienſten.“

Der Ritter mußte lächeln, als das Männlein ſo bramarbaſirte, und verſetzte: „Daß Ihr Muth habt, mein Ritterlein, hab' ich geſchaut mit eignen Augen, und würd' es bezeugen gegen Männiglich, ſo es Noth thäte; — aber mich will bedünken, daß Eure Kraft einem ſo ungleichen Kampfe nicht gewachſen iſt; deshalb möcht' ich Euch wohl den Rath geben, ins Künftige nicht mit einem ſo ungeſchlachten Geſellen, wie jener Bär dort war, anzubinden.“

„Ihr redet ſehr weiſe,“ ſprach das Männlein; „aber der Meiſter Bär und nicht ich hatte den Streit angefangen: er wollte mich freſſen und meinen Hahnen dazu, das konnte ich doch nicht ſo hingehen laſſen."

„Freilich nicht!" lachte der Ritter, „aber warum begebt Ihr Euch in dieſen Wald? Leute Eures Schlags, hab' ich immer gehört, wohnen in Felsſpalten und hauſen unter der Erde."

„Nur die Berg-Männlein," verſetzte der Kleine, „nur die Berg-Männlein hanthieren unter der Erde. Ich gehöre zu den Tannenhäuſern, deren Heimath dieſer Wald iſt, und ſo möget Ihr ermeſſen, daß wir mit den Bären oft anbinden müſſen. Sind unſerer Mehrere, ſo geht's ſchon, denn die Bären ſind dumm und plump, und wir ſind gut gerüſtet und beritten."

„Das ſeh' ich!" ſprach Kurt, „und dank' Euch für die Mär; aber könntet Ihr mir nicht den Weg aus dem Walde zeigen?"

„Herzlich gerne, — aber für heute iſt's ſchon zu ſpät! Kommt mit mir und übernachtet in meiner Burg. Ihr ſollt mir ein lieber Gaſt ſein, und ich hab' noch dies und das mit Euch zu koſen."

Ein Anderer an Kurts Stelle hätte hier vielleicht eine Geiſtertücke vermuthet, und Anſtand genommen, dem Wichtelmännlein ſo auf Treu und Glauben zu folgen, aber Kurt war gut, und gute Menſchen haſſen den Argwohn, er willigte daher ſogleich ein, dem Kleinen in ſeine Burg zu folgen.

Der Kleine war darüber ſehr erfreut, ſchwang ſich auf ſeinen Hahn, welcher freudig krähte und ritt neben dem Ritter her, welcher wieder ins Gebüſch lenkte, wo ſein Knappe mit den Roſſen zagend wartete.

Er riß die Augen gewaltig auf, als er das kleine Männlein auf dem verwunderlichen Rappen gewahrte und hatte nicht übel Luſt davon zu laufen; doch ſchämte er ſich vor ſeinem Herrn, und als der Zwerg ihm gar freundlich zuredete: „Fürchte dich nicht, getreuer Knappe meines edlen Retters! wir wollen gute Freundſchaft machen!“ — da kam ihm der Muth etwas wieder, er half ſeinem Herrn aufs Roß, ſchwang ſich ſelbſt auf das ſeinige, und trabte geduldig hinterher, nur dann und wann verſtohlen ein Kreuz ſchlagend.

Nicht allzulange waren ſie ſo durch den Wald geritten, als ſie eine ſteile Felswand[illegible]blickten, welche hoch über die höchſten Eichen hervorragte; noch wenige Minuten, ſo war das Ende des Waldes erreicht, und ſie befanden ſich am Eingange eines Thalgrundes der Felswand gegenüber. Das Wichtelmännchen ritt gerade drauf los, ſtieß in ſein Jagdhörnchen, wozu der Hahn was Weniges krähte, und alsbald antwortete von der Felsſpitze ein anderes Wichtelmännchen helltrompetend.

Nun that ſich mitten im Felſen ein Thor auf, und heraus zogen zwölf Zwerge mit Fähnlein und blanken Schwertern, und hießen die Ankömmlinge im Namen des Burgherrn freundlich willkommen.

Der Führer unſers Ritters beantwortete den Willkommen in einer zierlichen Rede, welche über dreiviertel Stunden währte, und worinnen er ſehr ausführlich ſeine Gefahr und Rettung erzählte, und dabei nicht vergaß, ein Bischen zu lügen, wie es einem tapfern Helden ziemt und gebührt.

Als er geendet, erhuben all' die kleinen Zwerglein ein großes Freudengeſchrei: „Heil! Heil dem edlen Kämpen, dem Retter unſeres Bruders!“ Darnach nahmen ſie den Retter und den Geretteten in ihre Mitte, vergaßen auch den Knappen nicht, und führten ſie durch das Felſenthor in ihre Burg.

Dieſe Burg war von den kunſtreichen Zwergen auf gar verwunderliche Weiſe aus Erzſchlacken und Topfſcherben aufgebaut —

die Thürme und Mauern waren von durchbrochener Arbeit, und mit bunten Schneckenhäuſern waren allerlei ſeltſame Menſchen- und Thierfiguren daran angebracht. Statt der Schornſteine befanden ſich auf dem Dache drei kleine thönerne Mohren mit langen Türkenpfeifen, woraus der Küchenrauch herausquoll, ſo daß es anzuſehen war, als ob die drolligen Kerlchen tapfer ſchmauchten. Im Innern war die Burg mit köſtlichen Teppichen aus der Türkei verziert, und die Sitze mit weichen Polſtern belegt. Die Fenſter waren bunt bemalt, ſo daß man, wenn die Sonne ſchien, faſt nicht wußte, welches die eigentliche Farbe der Zimmer und Säle ſei. Uebrigens war die Burg mit Allem verſehen, was zu einer Burg gehörte und nicht gehörte, und nur ein Burgverließ war nicht vorhanden, und daraus merkten der Ritter und ſein Knappe, daß ſie ſich nicht unter Menſchen befanden.

Im Prunkſaal angelangt, der (beſonders für Zwerglein) von anſehnlicher Größe war, trat ihnen der Burgherr entgegen und reichte ihnen die Rechte zum freundlichen Gruß. Der Burgherr war etwas Weniges größer denn die übrigen Zwerge, und hatte einen langen weißen Bart und eine goldne Krone auf dem Haupte, ſo daß man wohl ſah, wie er eigentlich der König der Zwerge ſei, und nur aus Beſcheidenheit ſich den Burgherrn nennen ließ. Die Könige bei den Menſchen machen es anders, ſie ſchreiben ſich: „Wir von Gottes Gnaden, König von N. N.“ — (Das ſind ſie!) „Herzog zu N. N.“ — (Das ſind ſie nicht!) „Gefürſteter Graf zu N. N.“ — (Das ſind ſie auch nicht!) „Herr der Lande N. N. — N. N. und N. N.“ (Was ſie alles nicht ſind und wovon ihnen kein Steinchen gehört.)

Der Zwergenkönig, der ſchon Alles wußte, ohne daß man's ihm zu ſagen brauchte, denn er war ein großer Magicus! — hielt den guten Kurt ſo wacker, wie er's nur immer verdiente und ließ ihn nicht fort, ehedenn 3 Tage, 3 Stunden, 3 Minuten und 3 Secunden wohlgezählt verfloſſen waren. Vieles hatte er während der Zeit mit ihm gekoſ't, und manches dunkle Räthſel ſeines Lebens ihm gelöſ't, viel gute Lehren ihm gegeben, und den Sinn zum Guten, den frohen Lebensmuth und das feſte Gottvertrauen in drohender Gefahr ihm gekräftigt.

Als es nun endlich zum Scheiden kam, reichte ihm der König eigenhändig den Valettrunk und ſprach: „Ziehe hin, lieber Kurt! und halte dich wacker. Ich könnte dir von meinen Wundergaben eine oder die andre mit auf den Weg geben, doch Gott im Herzen und Jugendkraft im Arm, bedarfſt du deren nicht! meine Freundſchaft aber haſt du, und ſie wird dir bleiben, und ſollteſt du jemals in Gefahr gerathen, böſen Menſchen zu unterliegen, ſo ſind ich und meine treuen Zwerge dir nah und werden zu rechter Zeit dir zu Hülfe eilen. Und ſomit leb' wohl!“

Er winkte, drei Zwerglein brachten eine Leiter von ſchwarzem Ebenholz mit goldnen Sproſſen getragen und hielten ſelbige vor dem Ritter aufrecht ſtehend hin; der König ſtieg gerührt hinauf, bis er dem Ritter bis an die Bruſt reichte, umarmte ihn feierlich, gab ihm ſeinen Segen, ſtieg wieder hinab, und begab ſich in ſein Cloſet, die Zwerglein mit der Leiter folgten ihm, die übrigen Zwerge aber führten den Ritter aus der Burg, wo ſein und ſeines Knappen Roſſe geſattelt und gezäumt ſtanden. Der kleine Hahnenritter hielt daneben, um ihn bis zum Ausgange des Waldes zu geleiten. Kurt und Conrad ſchwangen ſich in die Sättel, und davon trabten alle drei, während der Thurmzwerg aus Leibeskräften trompetete.

Bald war der Ausgang des Waldes erreicht, der Hahnenritter bedankte ſich nochmals für die Rettung von dem grauſamen

Bären, wiederholte, was der König verſprochen hatte, und kehrte dann unter lautem Lebewohlrufen langſam in den Wald zurück. Kurt und ſein Knappe eilten aber jeʒt der Geiersburg zu, deren Thürme ſie ſchon deutlich gewahrten, und nicht lange währte es, ſo hielten ſie vor der Zugbrücke, die alsbald niedergelaſſen wurde, wo ſie dann von dem Turnierherold in den Schloßhof, und von da Kurt in den Bankeſaal geführt wurden.

Auf der Geiersburg ging es, wie ich ſchon erzählt habe, in der Regel luſtig und guter Dinge her, heut' aber war vollends Herr Freu dich des Lebens eingezogen. Die Becher klangen ununterbrochen, die Spielleute fiedelten und blieſen das Horn, und Ritter und Knappen lachten und lärmten, daß man kein vernünftiges Wort heraushören konnte.

Knapp Konrad befand ſich in dieſem Getümmel, wie der Fiſch im Waſſer, obſchon er eitel Wein trank, und ſelbſt Kurt fand eine Freude an dem luſtigen Treiben und gedachte nicht, wie es daheim auf ſeiner Burg dagegen ausſähe.

Den andern Tag begann das Turnieren, und des Burgherrn liebliche Tochter Ida theilte den Dank aus. Viel waren der tapfern Ritter, und es war wohl eine Luſt mit anzuſehen, wie gewandt ſie die wilden Roſſe tummelten und keck und kräftig Schwert und Lanze führten, aber keiner von Allen that es doch unſerm Kurt gleich, und nach dreien Tagen hatte er über Alle den Sieg und den beſten Dank von Fräulein Ida davongetragen. Darüber ward er von allen Damen geprieſen, und ſelbſt die beſiegten Ritter gönnten ihm den Preis, denn er war und blieb immer beſcheiden und freundlich gegen Alle, und war bekannt als ein Ehrenmann in Ernſt und Schimpf.

Zwei Ritter nur mißgönnten ihm den Dank, und das waren gerade die Abkömmlinge jener böſen Raubgrafen, welche Kurts

fahren befehdet, ihnen eine Veſte nach der andern geraubt und
ich ſeine Stammburg halb zerſtört hatten. Beide Wolfsburger
ſo hießen ſie — waren arge Neidharde, und da ſie zu feig
en, um ehrlich gegen Kurt aufzutreten, ſo beſchloſſen ſie mit
nder, heimliche Rache an ihm zu üben.

Sie beriethen ſich mit einander, wie ſie ihren Plan am
en ausführen möchten, und Hans, der Aeltere, ſprach: „Am
en iſt es wohl, wir lagern uns mit unſern Knappen im Walde
ſchlagen ihn, wenn er heimkehrt, kurz und gut todt.“

„Nein!“ verſetzte Peter, der jüngere Bruder: „Nein!
wär' eine zu ſchnelle Rache, er muß ſich erſt tüchtig ärgern,
er ſtirbt. Beſſer iſt es, wir ſagen hier, daß wir ſchnell nach
uſe müßten — ziehen aber geraden Wegs nach Kurts Burg
—“

— „Und zerſtören ſie!“ fiel Hans freudig ein. „Trefflich,
rlich, Bruder!“

„Bruder, du biſt ein Eſel!“ ſprach Peter, „wie könnt'
ſo etwas Dummes wollen? Glaubſt du denn, daß Kurt
ſo gewaltig viel aus dem alten Eulenneſt Bärwald macht?
Nicht doch! Die Hütten ſeiner Handvoll Unterthanen wollen
r anzünden, ihre paar Küh' und Kälber davontreiben oder nieder-
chen. Wenn er dann zurückkommt und das nackte Lumpenge-
del ihm entgegenjammert, hollah! das wird ihm ans Herz
hen, weil er ihnen weder helfen, noch ſie rächen kann, denn die
acht drauf überfallen wir ihn und ſeinen Knappen und führen
ide mit uns auf die Wolfsburg, da mögen die Vögel in den
ernen Käfichen des Verließes ſo lange ſingen, bis wir's für gut
den, ihnen in der Stille die Hälſe zuzuſchnüren.“

„Du haſt Recht, Brüderchen!“ rief Hans, „ich war ein
mmer Kerl, daß mir dieſe herrliche Rache nicht ſelber beifiel.

Aber hier meine Hand! ich will dir helfen aus allen Kräften un du ſollſt deine Freude an mir haben."

So beredeten ſich die böſen Menſchen, um den braven Ku ins Unglück zu ſtürzen, aber das Sprichwort ſagt: „Wer Ander eine Grube gräbt, fällt oft ſelbſt hinein." Wir wollen einma ſehen, ob es hier zutraf.

Hans und **Peter** ſagten am Abend zu dem Burgherrn: „Wir müſſen morgen früh aufbrechen, um heimzukehren au Wolfsburg, denn es iſt ein reitender Bote kommen und hat un wichtige Mär überbracht."

Ritter **Hans** von Geiersburg aber ſprach: „Gehet mit Gott!" und freute ſich insgeheim, daß die Neidharde gingen, denn er hatte gar wohl die falſchen Blicke bemerkt, womit ſie den Ritter Kurt betrachteten, und auch von den andern Rittern ſo Manches über die Wolfsburger erfahren, was ihnen nicht eben große Ehre brachte. Alſo verließen die Wolfsburger die Geiersburg mit ihren Knappen, als eben der neue Morgen graute, und zogen hin nach **Kurts** Stammburg, um ihren böſen Anſchlag auszuführen.

Kurt ahnte von dem Allen nichts, hatte er ſie doch trotz dem, daß ihre Voreltern ihm Alles geraubt, ehrlich begrüßt und keinen Groll gegen ſie gehegt. Er lebte daher, ſo lange das Feſt auf der Geiersburg währte, luſtig und guter Dinge, und als es zu Ende war, zog er ebenſo wieder heim, ſeiner ärmlichen Behauſung zu.

Aber welch' Entſetzen ergriff ihn, als er bei ſeiner Burg anlangte und rings herum die zerſtörten Hütten gewahrte, als die armen Bauern mit Weib und Kind ihm entgegenjammerten und von dem räuberiſchen Ueberfall der böſen Buben erzählten!

Bald aber verwandelte ſich ſein Entſetzen in Wuth. „Ich will euch rächen!" rief er, „und ſollt' es das Heil meiner Seele koſten! Hätten die Elenden meine Burg vollends zerſtört — es würde mir weh gethan haben, denn ich bin drin geboren, dennoch hätt' ich ihnen verzeihen können; aber euch, ihr Armen, das Wenige zu nehmen, eure Hütten niederzubrennen, aus Bosheit gegen mich, — das iſt zu viel, um es ertragen zu können.“

Um ihre Noth, ſo viel er konnte, zu lindern, lud er Alle ein, in ſeine Burg zu kommen, ſchickte ſeinen Knappen mit den gewonnenen Preiſen in die nächſte Stadt zu einem Goldſchmied, ſelbige dort zu verhandeln, und für einen Theil des daraus gelöſten Geldes Lebensmittel einzukaufen; was übrig blieb, vertheilte er ſogleich unter die Armen und verſprach ihnen Rath zu ſchaffen, ihre Hütten wieder aufzubauen.

Da er wohl vorausſah, daß die Wolfsburger es auf ihn ſelbſt münzen würden, ſo öffnete er ſeine alte Rüſtkammer, vertheilte die wenigen darin noch vorhandenen Waffen an die kräftigſten Männer, ließ dann das Burgthor, als es Abend wurde, mit Balken und Steinen, ſo gut es ging, verwahren, und erwartete ſo ruhig, was kommen würde.

Die böſen Wolfsburger hatten darauf nicht gerechnet, wie denn die boshaften Menſchen meiſtentheils eine tüchtige Portion Dummheit haben. Sie hatten geglaubt, Kurt werde ganz in Verzweiflung nichts thun, als klagen und jammern, und von den armen Bauern glaubten ſie vollends nicht, daß ſie ihr Leben für ihren Herrn wagen würden, denn ſie ſelbſt (die Wolfsburger) waren von ihren Bauern gehaßt und gefürchtet. Sie ſtutzten daher nicht wenig, als ſie vor der Burg um Mitternacht wieder anlangten und ſie wohl befeſtigt und bewehrt fanden. Feige, wie ſie waren, wagten ſie jetzt keinen Angriff, obwohl ſie an Zahl und Streitkräften dem Häuflein in der Burg wohl dreimal überlegen waren.

„Am Ende" — brummte Hans — „am Ende wär' es doch beſſer geweſen, wenn wir den Kurt gleich im Walde todtgemacht hätten, — nun ſitzt er ſicher in ſeiner Burg, und wenn er uns beim Reichsgerichte anklagt, daß wir ihn ohne Aufſagung überfallen haben, ſo kann es uns arg ergehen. Das haſt du nun von deiner Klugheit, du überſtudirter Peter!"

Peter, obgleich er dem Hans Recht geben mußte, wollte doch ſeine Klugheit nicht angefochten wiſſen, er vertheidigte ſie aus Leibeskräften. Darüber geriethen die ſaubern Brüder in Streit, und prügelten endlich im Angeſicht ihrer Knechte einander wacker ab.

Als endlich Beide genugſam blaue Flecke und Kopfbeulen hatten, hielten ſie inne und brachen grollend nach der Wolfsburg auf.

Noch graute der Morgen nicht, als ſie ſelbige erreichten. Sie gaben das Zeichen zum Herablaſſen der Zugbrücke, aber die Zugbrücke blieb aufgezogen, und kein Thurmwart verkündete den Burgleuten ihre Ankunft.

„Der Hund iſt wieder eingeſchlafen!" brummten beide Brüder, und ließen die Signale drei-, viermal wiederholen. Aber Alles blieb ſtill in der Burg, und verwundert ſchauten Ritter und Knappen einander an und fragten: „Was iſt das?"

Da wurden plötzlich alle Fenſter der Burg hell und immer heller, noch einige Secunden und die wüthendſten Flammen praſſelten daraus hervor.

Todesſchrecken erfaßte die Außenſteher und in der Burg tönte jetzt das Geſchrei des Geſindes und der Knappen. Jetzt fiel die Zugbrücke und mit brennenden Kleidern ſtürzten die Bewohner durchs Burgthor hinüber und warfen ſich den draußen Stehenden entgegen. Dieſe wollten zurückweichen, als ſie ſich aber wandten, gewahrten ſie mit Grauſen ein ganzes Heer von Zwergen, mit Armbrüſten, langen Piken und Schwertern bewaffnet. Alle ritten ſtatt der Pferde rothe Hähne, welche mit ihrem Krähen einen gewaltigen Lärm machten — raſch, wie der Sturmwind brauſte das Zwergenheer heran und ſandte eine Wolke von Pfeilen, Bolzen und Wurfſpießen voraus, ſo daß in einem Nu ein Drittheil der Knappen und des Burggeſindes ſich blutend im Staube wälzte. Der Reſt zerſtob nach allen vier Winden und nur die beiden Brüder, Hans und Peter, wurden von den Zwergen gefangen.

Am andern Morgen war von der gewaltigen Wolfsburg nichts mehr übrig, als der hohe Wartthurm, umgeben von rauchenden Trümmern. Oben auf dem Thurme aber war ein gewaltiger Galgen errichtet, und daran hingen die Brüder Hans und Peter; Jedem war eine Erztafel auf die Bruſt befeſtigt, worauf die Zwerge den ganzen Hergang der Sache eingegraben hatten, und von den übergebliebenen Knappen, ſo wie von Kurt und den Seinigen wurde Alles beſtätigt. Das Mirakel ward im ganzen Lande ruchbar, und als der König es hörte, ſprach er: „Die böſen Wolfsburger haben ihren gerechten Lohn erhalten; nun iſt es billig, daß auch der edle Kurt den ſeinigen erhält, er iſt der rechtmäßige Erbe der Wolfsburger, und wir wollen ihn als ſolchen erkannt wiſſen von Männiglich.“

Alſo bekam Kurt nicht nur ſeine ihm geraubten Güter zurück, ſondern auch noch einmal ſo viel hinzu. Nach Jahresfriſt führte er die ſchöne Ida von Geiersburg auf ſeine herrlich wieder aufgebaute Stammburg, und machte ſie zu ſeiner Hausfrau. That ſeinen Unterthanen Gutes, gedachte der Zwerge mit Dankbarkeit, und lebte glücklich und zufrieden bis an ſein ſpätes ſeliges Ende.

Deutſches Räthſelbuch.

1) Wenn man in eine Apotheke geht, was riecht am erſten?

2) Wie tief iſt das Meer?

3) Welcher Handwerker ſtiehlt am meiſten?

4) Was für Haare hat das ſchönſte Frauenzimmer?

5) Wann hat das ſchönſte Frauenzimmer auf der Welt gelebt?

6) Was iſt über Gottes Wort?

7) Welcher Steine ſind im Rhein am meiſten?

8) Wann gehen die menſchlichen Tage zu Ende?

9) Welches iſt das getreuſte Thier?

10) Fünf Gäſten wurden fünf Eier aufgetragen, Jeder ſollte ein Ei haben und doch noch eins in der Schüſſel bleiben. Wie machten ſie das?

11) Welches iſt das ſtärkſte Getränke?

12) Warum niſten die Störche nicht auf Mühlen?

13) Wie oft haſt du deinen Bart geſchoren?

14) Welches Thier ſieht dem Wolf am ähnlichſten?

15) Welche Leute thun Nichts als hauen und ſtechen und werden doch nicht geſtraft?

16) Mit welchem Auge ſieht man nicht?

17) Wenn zwei Störche in einem Neſte beiſammen klappern, welches iſt von beiden die Störchin?

18) Weiß werf ich es auf das Dach und gelb kommt es wieder herunter.

19) Rund ſchmeiß ich es auf das Dach und lang kommt es wieder herunter.

20) Was iſt das Beſte am Salat?

21) Vier Brüder laufen den ganzen Tag und keiner kann den andern einholen.

22) Warum läuft der Haſe vor dem weißen Hunde ſchneller als vor dem ſchwarzen?

23) Der Blinde ſah einen Haſen, der Lahme griff ihn und der Nackte ſteckte ihn in die Taſche. Was iſt das?

24) Was iſt das Beſte am Floh?

25) Wer lebt vom Wind?

26) Wie weit läuft der Hirſch in den Wald?

27) Auf welche Seite fällt der Fuchs, wenn er geſchoſſen wird?

28) Wer baut Brücken ohne Holz?

29) Wie viel Flöhe gehen in einen Scheffel?

30) Wo kommen alle Säcke zuſammen?

31) Warum hat Adam in den Apfel gebiſſen?

32) Es niſtet auf dem Dache, hat lange rothe Beine, weiße Flügel, gelben Schnabel und legt Eier.

33) Wann iſt am beſten eſſen?

34) In welcher Gegend iſt's am ungeſundeſten?

35) Welchen Heiligen hält man für den leichteſten?

36) Warum ſchabt man den Käſe?

37) Wer iſt geſtorben und nicht geboren?

38) Wer iſt geboren und nicht geſtorben?

39) Wer iſt geboren, hat geboren, iſt nicht geſtorben und lebt doch nicht mehr?

40) Wer iſt geboren vor ſeinen Eltern?

41) Wer hat den Wolf über den Berg getragen?

42) Warum ſieht ſich der Haſe um, wenn die Hunde ihn jagen?

43) Warum läuft der Haſe über den Berg?

44) Was geht die Treppe hinauf und tappt nicht?

45) In welchem Monat eſſen die Reutlinger am wenigſten?

46) Wer hat ſo geſchrieen, daß die ganze Welt es hörte?

47) Um und um rauh, mitten geht Waſſer draus.

48) Der Vater war kaum zur Welt gekommen, ſo ſaß der Sohn ſchon auf dem Dache.

49) Welcher Menſch hat ein ganz Viertel der Welt getödtet?

50) Wenn Einer alles Glück der Welt, Gnade Gottes und ſelbſt die ewige Seligkeit hätte, was wäre doch noch beſſer?

51) Was geht über ein gutes Gewiſſen und einen geſunden Leib?

52) Vier Katzen für einen Batzen: wie kommt eine?

53) Was geht rund ums Haus und ſagt immer jirk ſark?

54) Welche Fiſche haben die Augen am nächſten beiſammen?

55) Welches iſt der längſte Fiſch?

56) Welches iſt der höflichſte Fiſch?

57) Welches iſt der ſchwerſte Stab?

58) Wie kannſt du machen, daß dich im Winter die Hand nicht friert?

59) Welches Thier hat das ſüßeſte Fleiſch?

60) Wer kann hundert Mann auf Einem Wagen in die Stadt fahren?

61) Was geht richtiger als die Uhr?

62) Wer kommt zuerſt in die Kirche?

63) Wer kommt zum Erſten in die Kirche?

64) Worum hat Judas einen rothen Bart gehabt?

65) Ein Eſel um fünf Gulden, wie kommt der Schwanz?

66) Wann thun dem Haſen die Zähne weh?

67) Was machen die zwölf Apoſtel im Himmel?

68) Was macht Gott im Himmel?

69) Wie viel wiegt der Mond?

70) Was macht das Buch, wenn es auf dem Tiſche ſteht?

71) Wann iſt der Schüler über ſeinem Meiſter?

72) Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht?

73) Wann iſt der Narr am klügſten?

74) Es wird kleiner, wenn man dazuthut; es wird größer, wenn man davonthut.

75) Was brennt beſſer, als zwei Lichter?

76) Welche Lichter brennen länger, die von Wachs oder Unſchlitt, die gezogenen oder die gegoſſenen?

77) Wo hat der Großvater den erſten Löffel genommen?

78) Wo hat er aber den erſten Löffel hingethan?

79) Warum bäckt der Dorfbäcker ein Zweigroſchenbrot größer als der Stadtbäcker?

80) Welche Speiſe kann man nicht eſſen?

81) Warum freſſen die weißen Schafe mehr als die ſchwarzen?

82) Es brennt Tag und Nacht und verbrennt doch nicht.

83) Welche Pferde ſind roſenfarben?

84) Welchen Leuten kommen die meiſten Diebe unter die Hände?

85) Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen dem, der anklopft, und dem, der aufmacht?

86) Welche Leute nehmen Einem Alles vom Munde weg?

87) Was iſt das Beſte am Kalbskopf?

88) Was iſt ſchön in der Ferne, aber häßlich in der Nähe?

89) Warum hängt der Dieb?

90) Wie ſchreibt man dürres Gras mit drei Buchſtaben?

91) Welche Leiber haben keinen Magen?

92) Wie kann man aus Einem Sacke voll Korn zwei ſolche Säcke zugleich voll machen?

93) Warum haben die Müller weiße Hüte?

94) Wie kann man Waſſer in einem Siebe tragen?

95) Was geht übers Waſſer und wird nicht naß?

96) Welchem Knecht gibt man keinen Lohn?

97) Wo ſitzt der Hahn am ſeſteſten?

98) Je mehr es hat, je weniger es wiegt.

99) Welcher Buchſtabe iſt der mittelſte im A B C?

100) Was iſt ſchwerer, ein Pfund Federn oder ein Pfund Blei?

101) Ich habe einen Mund und keinen Kopf, Arme und keine Hände, ich laufe und habe keine Füße.

102) Wo iſt König David geboren?

103) Wie hieß König Davids Läufer?

104) Hat man ihn, ſo iſt er beſchwerlich, hat man ihn nicht, ſo iſt man auch nicht zufrieden.

105) Eines Vaters Kind, einer Mutter Kind und doch keines Menſchen Sohn.

106) Welche Kinder haben ihren Vater taufen ſehen?

107) Wer iſt der erſte Apotheker geweſen?

108) Welcher von beiden bricht eher ein Bein, der von einem Tiſche fällt, oder der von einem Kirchthurm fällt?

109) Wie viel ſind Apoſtel geweſen?

110) Ihrer Dreie ſpielten die ganze Nacht und wie ſie aufhörten, hatte ein Jeder gewonnen.

111) Wie viel Buchſtaben ſind in der Bibel?

112) Ich bin ein armer Bauer, ich habe niemals Sünde gethan und bin doch gehängt worden.

113) Wann war der Tag am längſten?

114) Womit fängt der Tag an und endet die Nacht?

115) Wie viel Nägel braucht ein gut beſchlagenes Pferd?

116) Wann war den Füchſen am bängſten?

117) Welcher Ring iſt nicht rund?

118) Wo war die Welt am engſten?

119) Welche Biere ſchäumen am meiſten?

120) Wie viel Eier konnte der Rieſe Goliath nüchtern eſſen?

121) Was iſt fertig und wird doch täglich gemacht?

122) Welche Schuhe zerreißen nie an den Füßen?

123) Wie ſchreibt man Tauſend ohne Nullen und doch mit Ziffern?

124) Wie ſchreibt man eilftauſend eilfhundert und eilf mit Zahlen?

125) Wann hat man ſechs Beine und geht doch nur auf vieren?

126) Das Erſte iſt das Inwendige vom Auswendigen, das Zweite iſt ein Fiſch, das Ganze iſt das Auswendige vom Inwendigen.

127) Welches iſt das ſeichteſte und breiteſte Waſſer?

128) Warum hat Paulus an die Korinther geſchrieben?

129) Was habe ich vor Augen?

130) Wenn neun Sperlinge auf einem Baume ſitzen und man ſchießt drei herunter, wie viele bleiben auf dem Baume?

131) Wo ſind drei Brüder in der größten Eintracht verbunden?

132) Ohne Füße brauche ich vier Füße, um zwei Füße zu tragen.

133) Es hat keinen Körper und iſt doch ſichtbar.

134) Ich werde geſtern ſein, bin morgen da geweſen.

135) Was war eher, der Bart oder der Menſch?

136) Wohin ging Jakob, als er zwölf Jahre alt war?

137) Welcher Name kommt viermal im Kalender vor?

138) Welches Thier wird ſchöner im Tode?

139) Welches Pferd ſieht hinten ſo gut als vornen?

140) Warum kann ein Pferd kein Schneider werden?

141) Welches Thier hat die Knochen auswendig und das Fleiſch inwendig?

142) Wann ſind kleine Fiſche am beſten zu eſſen?

143) Wann fangen die jungen Enten zu ſchwimmen an?

144) Neulich ſtarb ein Mann, welcher hundert Jahr alt ward und ſeinen Geburtstag doch nur fünfundzwanzig mal erlebt hatte. Wie ging das zu?

145) Ein Frauenzimmer hatte viel Umgang mit einem jungen Menſchen. Man nahm ihr dies übel, ſie aber ſagte: Mein Umgang mit ihm braucht keinen Verdacht zu erregen, denn ſeine Mutter war meiner Mutter einzige Tochter. Wer war der junge Menſch?

146) Welche Leute dürfen von Amtswegen keine Frau öffentlich nennen?

147) Wie viel Erbſen gehen in einen Topf?

148) Wenn Jemand zum Thor hinausgeht, was ſteht ihm an der rechten Hand?

149) Wo wird Heu gemäht?

150) Welcher Buchſtabe iſt der ſtärkſte im A B C, der ſogar Roß und Wagen aufhalten kann?

151) Wer zieht ſein Geſchäft in die Länge und wird doch fertig?

152) Was ſteht zwiſchen Berg und Thal?

153) Welches Eiſen wird von Blech gemacht?

154) Wer iſt hochgeboren?

155) Wie ſchreibt man eine lebendige Mausfalle mit fünf Buchſtaben?

156) Es ſteht was im Holze und redet immer und kein Menſch gibt ihm Antwort.

157) Welches ſind die fröhlichſten Leute?

158) Was iſt für eine Aehnlichkeit zwiſchen einem Prieſter und einer Pomeranze?

159) Wenn's ins Waſſer geht, läßt's den Bauch zu Hauſe.

160) Was iſt bei der Mahlzeit das Unentbehrlichſte?

161) Welche Bärte wachſen nicht?

162) Wer wünſcht einäugig zu ſein?

163) Welches ſind die ſchlechteſten Schützen auf der Welt?

164) Welche Zeit benützt ſogar der Faule?

165) Unter meiner Verwahrung ſind Schätze und Geheimniſſe, und doch überwältigt mich jedes Kind.

166) Lebendigen Thieren thu' ich Nichts, aber todten verſetz' ich tauſend Wunden. Doch bin ich barmherzig genug, ſie mit Fleiſch wieder zuzufüllen.

167) Was ſieht einem Fuder Heu am ähnlichſten?

168) Was geht rund ums Haus und ſchaut in alle Löcher?

169) Was iſt ſchwärzer als der Rabe?

170) Was kann man um aller Welt Reichthum nicht erkaufen?

171) Wer iſt der beſte Sänger?

172) Es iſt was im Holze, das beſcheint nicht Sonne noch Mond.

173) In welche Fäſſer kann man keinen Wein füllen?

174) Wo ſchmeckt der Wein am beſten?

175) Wann kommen Berg und Thal zuſammen?

176) Was findet ein Narr gewiß?

177) Wer gräbt Andern Gruben und fällt zuletzt ſelbſt hinein?

178) Welches iſt die ſchlechteſte Waare?

179) Was geht roth ins Waſſer und kommt ſchwarz heraus?

180) Was geht ſchwarz ins Feuer und kommt roth heraus?
Was geht gelb ins Feuer und kommt roth heraus?
Was geht blaß ins Feuer und kommt roth heraus?

181) Ein Müller ging in ſeine Mühle, welche vier Winkel hatte. In jedem Winkel ſah er drei Säcke ſtehen; auf jedem

Sacke ſaßen drei alte Katzen und jede alte hatte drei junge bei ſich. Wie viel Füße waren in der Mühle?

182) Ein Huhn kann eher einen Scheffel Hafer freſſen, als ein Pferd. Glaubſt du das?

183) Mein Huhn legt in einem Tage mehr denn zwölf Eier. Glaubſt du das?

184) Ich habe mehr Geld in meinem Beutel, als der reichſte Kaufmann in Hamburg. Glaubſt du das?

185) Wer hat die meiſten Kinder im Dorfe?

186) Wenn ein Hund zugleich zwei Haſen hetzt und erwiſcht einen, was iſt das?

187) Was iſt ſchwerer als die Erde?

188) Welcher Dr . . . iſt ein Landſchade?

189) Welches ſind die freieſten Leute?

190) Ein Baum hat zwölf Aeſte und jeder Aſt hat vier Neſter, in jedem Neſt ſind ſieben Junge. Was iſt das?

191) Warum haben die Weiber keine Bärte?

192) Welche Zeit iſt am beſten zu lachen?

193) Wann iſt die Kuh am dickſten?

194) Was iſt älter als ſeine Mutter?

195) Was iſt das Hellſte und Klarſte in der Kirche?

196) Was fällt ins Waſſer und plumpt nicht?

197) Was geht quer auf dem Kopfe in die Kirche?

198) Wer hat ſo viel Augen als Tag im Jahre?

199) Was geht um das Holz und kann nicht hineinkommen?

200) Was ſchlägt Tag und Nacht und haut keinen Span ab?

201) Was ſteht im Holz und geht auf?

202) Was wäſcht Tag und Nacht und wird immer ſchwärzer?

203) In welchen Kleidern geht die Sonne unter?

204) Wie liegt die Katze auf der Mauer?

205) Welches iſt das älteſte Königreich?

206) Das Erſte iſt ein Hund, das Zweite iſt ein Junge und das Ganze iſt ſchlimmer als ein Hundejunge.

207) Wenn's an der Wand hängt, iſt's traurig; wenn's herunter kommt, wird's luſtig.

208) Was liegt im Holz wie ein abgezogenes Pferd?

209) Wer liegt im Holz und hat eine weiße Haube auf?

210) Es laufen vier Jungfern einander immer nach un
können ſich doch nie kriegen.

211) Was iſt am meiſten in der Kirche?

212) Ein eiſern Pferd mit einem flächſernen Schwanz. Wa
ſt das?

213) Was für ein Baum hat keine Zweige und keine Blätter

214) Was läuft rund ums Haus und ſchleppt all ihr Ein
geweide hinter ſich?

215) Was fährt rund ums Haus und hat nur eine Spur

216) Wie hoch iſt der Himmel?

217) Welches Evangelium hat einen Knoten?

218) Welches Evangelium hat ein Loch?

219) Wann ſitzt die Krähe auf dem Stumpf?

220) Was iſt Ein Thun (einerlei)?

221) Was war größer als der Heiland?

222) Was nimmt der Prieſter bei euch, wenn er tauft?

223) Was können hundert Pferde nicht aus dem Kelle
iehen?

224) Vier Brüder gingen zu Waſſer und der am längſte
war, kriegte den Kopf zuerſt naß.

225) Was kommt lang aufs Haus und fällt kurz herab?

226) Wie macht man es, wenn man keine Fliegen habe
will?

227) Was muß man thun, um keine Flöhe zu kriegen?

228) Es hat vierundzwanzig Füße und geht doch auf den
Rücken heim.

229) Wann läuft der Haſe über die meiſten Löcher?

230) Was kriegt man in Hamburg für eine Fuhr Miſt
wenn das Pfund Butter acht Schilling koſtet?

231) Was wünſchen die Studenten zu Heidelberg? Di
Antwort liegt im Namen der Stadt.

232) Wo hat die Welt ein Ende und der Tod einen Anfang

233) Ein reicher Mann hatte eine Tochter, Namens Eliſa
eth. Ein junger Mann, der ſein reichliches Auskommen hatte,
ot ihr ſeine Hand; er war aber dem Vater nicht reich genu

und erhielt einen Korb. Bald darauf verlor der reiche Mann ſein Vermögen und ließ nun dem abgewieſenen Freier die Hand ſeiner Tochter anbieten. Aber dieſer erwiederte, er wolle ihm auf dieſen Antrag mit zwei Worten antworten, und dieſe Worte lägen in dem Namen ſeiner Tochter. Welche Worte waren das?

234) Ich habe Waſſer und bin nicht naß,
Ich habe Feuer und bin nicht heiß,
Ich hang am Kreuz und bin nicht todt,
Ich gelte Tonnen Goldes und wiege kein Loth.

235) Es liegen vier Brüder wohl in dem Bett,
Und keiner davon liegt in der Mitt'.

236) Hier und da und allerwegen
Kannſt du mich beim Pfund mal wägen,
So will ich dir Lübeck und Hamburg geben.

237) Fünf Brüder in einer Nacht geboren,
Bärtig zwei und zwei beſchoren.
Einer iſt von gleicher Art
Und hat doch nur einen halben Bart.

238) In Holland regier' ich,
In Niederland reſidir' ich,
Ich hab' einen Rock von ſeidnen Fellen,
In meinem Kaſtell iſt's allzeit Nacht:
Rathe einmal, was iſt das?

239) Ule, Ule,
Er ſaß bei mir auf dem Stuhle,
Er winkte mir, ich wehrte mich,
Er winkte mir ſo ſüße,
Daß ich vergaß die Augen und die Füße.

240) Als ich jung war,
Konnt' ich blaue Kronen tragen;
Als ich alt ward,
Rupften ſie mich
Und ſchlugen ſie mich,
Doch tragen die Menſchen mich gerne.

241) Hinten Fleiſch und vorne Fleiſch,
Und in der Mitte Holz.

242) Die Lange hanget,
Die Härige belanget
Die Härige wött,
Daß ſie die lange in ihr hätt'.
243) Zwiſchen zwei Schinken
Stehen vier Finken,
Je ſtrammer ſie ſtehen,
Je lieber die Dirnen dran gehen.
244) Es ſitzen zweiunddreißig Geſellchen
In einem kleinen Ställchen,
Sind luſtig und munter,
Gehen auf und unter,
Und ein roth Möbberchen (Mädchen) dabei,
So ſitzen ſie ſchön in der Reih.
245) Grün war ich in meinen jungen Tagen,
Dann ward ich von Fürſten und Grafen getragen;
Bin ich endlich gar Nichts mehr werth,
So werd' ich vielleicht noch ſehr gelehrt.
246) Es ging ein Ritter über'n Rhein,
Er brachte ſeinem Fräulein Wein,
Er hatte weder Glas noch Faß:
Seg, worin denn trug er das?
247) Es geht ein Ding zum Thore hinaus,
Reckt die Hörner hinten hinaus.
248) Du ſuchſt das Licht und ſcheuſt das Licht,
Ich raub' es dir und raub' es nicht.
249) Gott ſieht es nie, der Kaiſer ſelten,
Doch alle Tage Bauer Velten.
250) Iſt das nicht ein ſeltſam Ding,
Daß ein Lamm im Holze ſing'?
251) Es rüttelt ſich und ſchüttelt ſich
Und macht ein Häuflein unter ſich.
252) Es rüttelt ſich und ſchüttelt ſich
Und macht ein Häuflein vor ſich.
253) Das Feuer löſcht ſonſt Waſſerfluth,
Mich ſetzt das Waſſer erſt in Gluth.

254) Was will ein Jeder werden,
Was will doch Keiner ſein?
255) Ich weiß ein kleines weißes Haus,
Hat Nichts von Fenſtern, Thüren, Thoren,
Und will der kleine Wirth heraus,
So muß er erſt die Wand durchbohren.
256) Es geht über die Brücken,
Hat ein Bett auf dem Rücken.
257) Wenn man es thut, ſo iſt es gethan;
Thut man es nicht, ſo geſchieht es doch.
258) Glänzend bin ich, ſchön und rein;
Aber ſchmutzig hinterdrein.
259) Stumpfſchwanz lief den Berg hinauf,
War rauh und hat kein Haar auf.
260) Die Sonne kocht's, die Hand bricht's,
Der Fuß tritt's, der Mund genießt's.
261) Ich kam vor ein Wirthshaus,
Da blökte ein todtes Schaf hinaus.
262) Es geht und geht ſchon immer fort
Und kommt doch keinen Schritt vom Ort.
263) Was iſt das für ein armer Tropf,
Der die Stiege 'nauf muß auf dem Kopf?
264) Fünf Höhlen in einem Loch,
Rathe, was iſt das doch?
265) Es ſaß eine Jungfrau auf dem Baum,
Hatt' ein rothes Röcklein an,
Im Herzen war ein Stein:
Rath', was mag das ſein?
266) Oben ſpitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.
267) Schlechtrer als ich,
Durchſchneide die Luft
Und entled'ge den Träger des Kalbfells.
268) Es trippelt Etwas ums Haus herum,
Macht bitſchi batſchi, bitſchi batſchi.
Was iſt das?

269) Ein weißes Feld iſt ſchwarz beſät,
Mancher Mann vorüber geht,
Der nicht weiß, was auf ihm ſteht.
270) Ich bin am dunkelſten, wenn es am hellſten i
Am wärmſten, wenn es am kälteſten iſt,
Am kälteſten, wenn es am wärmſten iſt.
271) Zwei Köpfe, zwei Arme,
Sechs Füße, zehn Zehen:
Wie ſoll ich das verſtehen?
272) Es ſitzt ein roth Männchen vor der Thür
Und ruft: Wehrt mir die Hahnen!
Die Hunde thun mir Nichts.
273) Das beſte Fett verkocht man nicht,
Den beſten Vogel brät man nicht,
Das beſte Holz verbaut man nicht
274) Es kommt vom Leben,
Hat kein Leben
Und muß doch Leben tragen.
275) Es kommt vom Leben,
Hat kein Leben
Und kann doch Jedem Antwort geben.
276) Der Eine hat's,
Der Andere hat's gehabt,
Der Dritte hätt' es gern.
277) Wer es macht, der braucht es nicht,
Wer es kauft, der will es nicht,
Wer es braucht, der weiß es nicht.
278) Ein kleines Stühlchen,
Ein fett Pfühlchen,
Ein langer Darm.
279) Eines faulen Vaters Kind
Und doch ſchneller wie der Wind.
280) Kommt ein Tonn von Engelland
Ohne Boden, ohne Band,
Iſt zweierlei Bier darin.
281) Rapunzelchen auf der Bank,

Rapunzelchen unter der Bank,
Es iſt kein Mann im ganzen Land,
Der Rapunzelchen fangen kann.
282) Rapunzelchen auf der Bank,
Rapunzelchen unter der Bank,
Es iſt kein Doktor in Engelland,
Der Rapunzelchen curiren kann.
283) Es iſt ein Wort, das hat ein L,
Wer es ſieht, begehrt es ſchnell;
Wenn das L geſtrichen iſt,
Nichts beſſer im Himmel und auf Erden iſt.
284) Es ſind zwei und ſind nicht zwei,
Dieweil es eins geworden,
Und wenn ſie ſich entzwein,
Heißt man's den ſchlimmen Orden.
285) Kraft und Leben
Wird vom Himmel mir gegeben.
Gehſt du nur recht um mit mir,
Kraft und Leben geb' ich dir.
286) Mein Geſicht
Iſt geſchmückt mit fremdem Licht;
Schmückt mich nicht das fremde Licht,
Siehſt du nicht mein Angeſicht.
287) Am hellſten Tag erſchein' ich dir,
Du ſiehſt mich nicht,
In tiefſter Nacht erſchein' ich dir
Und bin dir licht.
288) Hinter unſerm Hauſe
Hängt 'ne Pirlipauſe;
Wenn die liebe Sonne ſcheint,
Dann die Pirlipauſe weint.
289) Ein Gaſt kommt ungeladen an,
Setzt am Tiſch ſich oben an.
Die Augen hab' er zugethan,
Der dieſen Gaſt will ſchauen an.
290) Gelehrte Finger, guter Wind,

Sind Dinge, die mir nöthig ſind.
Dann ſpitz den Mund und nimm mich vor,
Und ſpitz ein Anderer das Ohr.
291) Zwei Fenſter ſind es, die man trägt,
Ein jedes ſich von ſelbſt bewegt;
Man guckt durch ſie nicht in das Haus,
Doch guckt man deſto mehr hinaus.
292) Am Tage hab' ich Nichts zu thun,
Man läßt mich in dem Winkel ruhn;
Kaum aber bricht die Nacht herein,
So ſchluck' ich Feu'r und Flammen ein.
293) Das Erſte frißt,
Das Zweite ißt,
Das Dritte wird gefreſſen,
Das Ganze wird gegeſſen.
294) Zwei Löcher hab' ich,
Zwei Finger brauch' ich:
So mach' ich Langes und Großes klein
Und trenne, was nicht beiſammen ſoll ſein.
295) Man kocht's nicht,
Man kaut's nicht,
Man ſchlingt's nicht,
Und ſchmeckt doch Vielen gut.
296) Wind und Waſſer geben
Mir allein das Leben;
Speiſe nehm' ich nie zu mir,
Deine zubereit' ich dir.
297) Zwei Väter und zwei Söhne
Schoſſen drei Haſen ſchöne,
Ein jeder hat einen ganzen
Getragen in ſeinem Ranzen.
298) Es flog ein Vogel federlos
Auf einen Baum blattlos;
Da kam die Frau mundlos
Und aß den Vogel federlos.
299) Es iſt ein ſtarkes Waſſerſchloß,

Das ein hölzerner Schlüſſel erſchloß,
Der Jäger ward gefangen,
Das Wild iſt hindurch gegangen.

300) Zweibein ſaß auf Dreibein und aß Ein Bein.
Da nahm Vierbein Zweibein Ein Bein.
Da nahm Zweibein Dreibein und ſchmiß Vierbein,
Daß Vierbein Ein Bein fallen ließ.

301) Der König von Egypten,
Der hatt' ein Ding, das wippte.
Er konnt' es nicht verkaufen,
Er mußt' es ſelber brauchen.

302) Vier Könige herrſchen zugleich
Und meiſt iſt doch ruhig ihr Reich:
Sie ſchlafen, doch wenn ſie ſich rühren,
Geſchieht es bloß, um Krieg zu führen.

303) Es ging ein Männchen über die Brücke,
Es hatt' ein Körbchen auf dem Rücken;
Hatte drinne Sich ſich,
Hatte drinne Stich ſtich,
Hatte drinne Weißgewaſchen
Ohne Seif' und ohne Waſſer.

Auflöſung der Räthſel.

1) Die Naſe.
2) Einen Steinwurf.
3) Die Löffelmacher und Pfannenſchmiede, die machen viel Stiele.
4) Ihre eigenen.
5) Zwiſchen ihrem Geburts- und Sterbetage.
6) Der Deckel der Bibel.
7) Der naſſen.
8) Am 22. Juli, denn am 23. fangen die Hundstage an.
9) Die Laus, denn ſie läßt ſich mit uns henken.
10) Der Letzte nahm das Ei mitſammt der Schüſſel.

11) Das Waſſer, es trägt Schiffe und treibt Mühlen.
12) Sie fürchten, der Müller ſtehle ihnen die Eier.
13) Einmal; hernach waren's nur Stümpfe.
14) Die Wölfin.
15) Bildhauer und Kupferſtecher.
16) Mit dem Hühnerauge.
17) Welcher das letzte Wort hat.
18) Ein Ei.
19) Ein Knäuel Garn.
20) Daß er ſich nicht biegen läßt, ſonſt könnte man ihn nic
ins Maul ſchieben.
21) Die Räder am Wagen.
22) Weil er meint, der weiße habe die Jacke ausgezoge
um ſchneller nachzukommen.
23) Eine Lüge.
24) Daß er nicht beſchlagen iſt.
25) Der Windmüller.
26) Nur bis in die Mitte, dann läuft er wieder heraus.
27) Auf die rauhe.
28) Der Winter.
29) Keiner, ſie ſpringen davon.
30) Bei der Naht.
31) Weil er kein Meſſer hatte, ihn zu ſchneiden.
32) Der Storch. Nein, die Störchin.
33) Wenn man etwas zu eſſen hat.
34) Zwiſchen Zug und Schwyz.
35) St. Quinten, weil ihrer drei auf ein Loth gehen.
36) Weil er keine Federn hat, ſonſt würde man ihn rupfe
37) Adam und Eva.
38) Henoch und du ſelber.
39) Loth's Frau.
40) Adams Kinder.
41) Die Wölfin.
42) Weil er hinten keine Augen hat.
43) Weil unten kein Loch durchgeht.
44) Der Rauch.

45) Im Februar.
46) Der Eſel in der Arche.
47) Das Auge.
48) Feuer und Rauch.
49) Kain.
50) Wenn wir ſie Alle hätten.
51) Ueber ein gutes Gewiſſen geht Nichts, aber über einen geſunden Leib geht die Haut.
52) Auf vier Füßen.
53) Die Schiebkarren.
54) Die kleinſten.
55) Der Stockfiſch, der Kopf iſt in Holland und der Leib hier.
56) Der Bückling.
57) Der Bettelſtab.
58) Ich mache eine Fauſt aus der Hand.
59) Der Floh; man leckt die Finger, ſchon eh man ihn hat.
60) Der öfter fährt.
61) Die Laus, die geht aufs Haar.
62) Der Schlüſſelbart.
63) Der Andere.
64) Um das Kinn.
65) Hinten nach.
66) Wenn die Hunde ihn beißen.
67) Ein Dutzend.
68) Was hoch iſt, erniedert er, und was nieder iſt, erhöht er.
69) Ein Pfund, denn er hat vier Viertel.
70) Einen Schatten.
71) Wenn er ein Stockwerk höher wohnt.
72) Weil er's auswendig weiß.
73) Wenn er ſchweigt.
74) Ein Loch.
75) Drei.
76) Sie brennen alle nicht länger, ſonder kürzer.
77) Beim Stiel.
78) In die Suppe.

79) Weil er mehr Teig dazu nimmt.
80) Die Glockenſpeiſe.
81) Weil es mehr weiße gibt.
82) Die Brennneſſel.
83) Der Schimmel, denn es gibt auch weiße Roſen.
84) Den Barbieren.
85) Die Thüre.
86) Die Barbiere.
87) Das Kalb.
88) Die Schminke.
89) Weil der Strick zu kurz iſt, ſonſt könnte er ſpaziere gehen.
90) Heu.
91) Die Schnürleiber.
92) Man muß zwei Säcke übereinander ziehen und de innerſten anfüllen.
93) Um ſie aufzuſetzen.
94) Wenn man es gefrieren läßt.
95) Die Sonne.
96) Dem Stiefelknecht.
97) Am Bratſpieß.
98) Käs mit Löchern.
99) Der Buchſtabe B.
100) Sie ſind beide gleich ſchwer.
101) Der Fluß.
102) Zu Leiden; denn er ſagt: Zu Leiden bin ich gebore
103) Schmerz; denn er ſagt: Schmerz iſt immer vor mi
104) Der Hunger.
105) Eine Tochter.
106) Des Predigers Kinder.
107) Der Geißbock im Paradieſe, der hat Pillen gedreht.
108) Der vom Tiſche fällt, denn er kommt eher zur Er
109) Nur Einer, Judas; die Andern ſind Apoſtel gebliebe
110) Muſikanten, die zum Tanz aufſpielten.
111) Fünf.
112) Der Vogelbauer.

113) Zu Joſua's Zeiten, der die Sonne ſtill ſtehen hieß.
114) Mit T.
115) Keine.
116) Zu Simſons Zeit, als ihnen die Schwänze brannten.
117) Der Häring.
118) In der Arche.
119) Die Barbiere.
120) Nur eins.
121) Das Bett.
122) Die Handſchuhe.
123) 999 + $^{9}/_{9}$.
124) 12, 111.
125) Wenn man zu Pferde ſitzt.
126) Futteral.
127) Der Thau.
128) Weil er nicht in Korinth war.
129) Was ich anſehe.
130) Keiner.
131) Am Dreifuß.
132) Die Sänfte.
133) Der Schatten.
134) Der heutige Tag.
135) Der Bart, denn der Geißbock iſt vor dem Menſchen erſchaffen.
136) Ins dreizehnte.
137) Quatember.
138) Der Krebs.
139) Das blinde.
140) Weil es Futter frißt.
141) Der Krebs.
142) Wenn man die großen nicht haben kann.
143) Wenn ſie keinen Grund mehr haben.
144) Er war in einem Schaltjahre am Schalttage geboren.
145) Ihr Sohn.
146) Die Nachtwächter, denn ſie rufen nun: Hört ihr Herrn ꝛc.!

147) Keine, ſie müſſen hineingethan werden.
148) Fünf Finger.
149) Nirgends, man mäht Gras.
150) Der Buchſtabe **O**.
151) Der Seiler.
152) Das Wörtlein **und**.
153) Das Reibeiſen.
154) Der Storch.
155) Katze.
156) Der Prediger auf der Kanzel.
157) Mönche und Nonnen, denn ſie ſingen Tag und Nacht.
158) Aus beiden kann ein Biſchof gemacht werden.
159) Das Kiſſen.
160) Der Mund.
161) Die an den Schlüſſeln.
162) Der Blinde.
163) Die A- B- C-Schützen.
164) Die Mahlzeit.
165) Das Siegel.
166) Die Spicknadel.
167) Ein Fuder Grummet.
168) Sonne und Mond.
169) Seine Federn.
170) Die verlorene Zeit.
171) Der Vogel, der Alles vom Blatt ſingt.
172) Das Mark im Baume.
173) In die vollen.
174) Auf der Zunge.
175) Wenn ein Buckliger in den Graben fällt.
176) Seines Gleichen.
177) Der Todtengräber.
178) Die Mädchen, denn wenn man ſie loswerden will, muß man noch Geld dazu geben.
179) Die Kohle.
180) Das Eiſen, das Holz, der Soldat.
181) Zwei, denn die Katzen haben Pfoten.

182) Freilich, denn die Hühner freſſen keine Pferde.

183) Freilich, ein Huhn legt zuweilen ein Ei, aber zwölf Eier legen Nichts.

184) Freilich, der Hamburger Kaufmann hat in deinem Beutel Nichts.

185) Der Schulmeiſter.

186) Ein Wunder.

187) Der Menſchen Bosheit.

188) Den die Kuh ins Waſſer fallen läßt, denn ſonſt würde er das Land beſſern.

189) Die Aerzte und die Henker; denn wenn die Einen tödten, ſo werden ſie nicht geſtraft, ſondern ihnen noch Lohn dazu gegeben.

190) Das Jahr.

191) Weil ſie nicht ſo lange ſchweigen könnten, bis ſie raſirt wären.

192) Die Regenzeit, da giot es viel Pfützen und Lachen.

193) Wenn ſie den Schwanz leckt.

194) Der Eſſig.

195) Das Tröpfchen an des alten Weibes Naſe.

196) Die Feder.

197) Die Haarnadel.

198) Der am zweiten Januar geboren wird.

199) Die Rinde.

200) Die Uhr.

201) Der Teig.

202) Das Waſſerrad.

203) In Weſten.

204) Hart.

205) Das im Bienenſtock.

206) Spitzbube.

207) Die Geige.

208) Teig.

209) Bier.

210) Windmühlenflügel.

211) Haar auf dem Kopfe.

212) Nähnadel mit Faden.
213) Der Maſtbaum.
214) Die Henne mit den Küchlein.
215) Der Schiebkarren.
216) Eine Tagereiſe, denn wir haben einen Himmelfahrtstag.
217) Das, wo ſteht: Ihr werdet finden eine Eſelin angebunden.
218) Das von Petri Fiſchzug, als das Netz riß.
219) Wenn der Baum ab iſt.
220) Die Zahl 69; man kann ſie auf den Kopf ſtellen und ſie bleibt doch dieſelbe.
221) Das Loch im Himmel, durch welches er fuhr.
222) Bei uns nimmt er Waſſer.
223) Ein Knäuel Garn.
224) Die vier Zitzen der Kuh.
225) Eine Thonpfeife.
226) Man greift langſam darnach.
227) Wenn man einen Floh ſieht, ſpitzt man zwei Finger, ſpitzt ſcharf, fährt ſchnell herab und trifft genau daneben; auf ſolche Weiſe kriegt man nie einen.
228) Die Egge.
229) Wenn er über die Stoppeln läuft.
230) Pferde kriegt man davor.
231) Geld herbei.
232) Beim Buchſtaben T.
233) Behalte ſie.
234) Der Diamant.
235) Vier Ecken des Kiſſens.
236) Der Rauch.
237) Der Kelch der Heckenroſe.
238) Der Maulwurf.
239) Der Schlaf.
240) Der Flachs.
241) Der Pflug zwiſchen Pflüger und Zugvieh.
242) Wurſt und Katze.
243) Kuheuter.

244) Die Zähne und die Zunge.
245) Flachs, Leinwand, Lumpen, Papier.
246) In einer Weintraube.
247) Der Pflug.
248) Der Lichtſchirm.
249) Seines Gleichen.
250) Die Saite.
251) Das Sieb.
252) Die Häckſelbank.
253) Der Kalk.
254) Alt.
255) Ei mit Küchlein.
256) Die Gans.
257) Das Händetrocknen.
258) Der Schnee.
259) Das Schaf.
260) Der Wein.
261) Die Geige.
262) Die Uhr.
263) Der Schuhnagel.
264) Der Handſchuh.
265) Die Kirſche.
266) Der Zuckerhut.
267) d. h. Johann, komm und zieh mir die Stiefeln aus.
268) Der Regen.
269) Schrift.
270) Der Keller.
271) Der Reiter zu Pferde.
272) Der Regenwurm.
273) Miſt, Biene, Weinſtock.
274) Der Schuh.
275) Die Schreibfeder.
276) Geld.
277) Der Sarg.
278) Eine Lampe.
279) Das Irrlicht.

280) Ein E.
281) Das Licht.
282) Ein Ei.
283) Gold, Gott.
284) Der Eheſtand.
285) Der Weinſtock.
286) Der Mond.
287) Der Stern.
288) Ein Eiszapfen.
289) Der Schlaf.
290) Die Flöte.
291) Die Augen.
292) Die Lichtſcheere.
293) Sauerkraut.
294) Die Scheere.
295) Der Schnupftabak.
296) Die Mühle.
297) Es waren Großvater, Vater und Enkel.
298) Schnee und Sonne.
299) Das rothe Meer.
300) Menſch, Dreiſtuhl, Knochen, Hund.
301) Die Zunge.
302) Die Kartenkönige.
303) Sich ſich: Spiegel. Stich ſtich: Nadeln. Weiſe
gewaſchen: Eier.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayeriſche Staatsbibliothek